Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Eilfter Jahrgang.

1.1
1838

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1838.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Alphabetisches

Inhalts-Verzeichniss.

Jahrgang 1838.

A.

Aal, elektrischer – in England: 1092; Experimente an demselben: 1260.

Abdel-Kader, Reise nach dem Lager –'s: 1033, 1037, 1042, 1046, 1050, 1054; Siehe auch: Barbaresken-Staaten.

Abergavenny, das Fest zu –: 1223.

Abruzzen, Ausflüge in den –: Der Volturno; römische Ueberreste; Piedimonte; der See Matise; Capua; Teano; San Germano: 125, 130, 135; Sperlonga; Aquino; Isola; Sora; der See Fucino; Avezzano; Celano, Aquila: 137, 142, 146, 150, 154, 156, 160, 162, 166; Cicolano; die Heerden in den Abruzzen; Popoli; Pescara; Teramo; der Gran Sasso; Chieti; Solmona; Palena; die Stadt Samnium; Isernia; das alte Venafrum: 173, 178, 182, 186, 190, 194, 197.

Abydos, die Tafel von – nach England gebracht: 256.

Abyssinien, Bemerkungen über die physische Gestaltung von –: 239, 243, 247; über einige neuere Reisen in –: 1353. Plan zu einer neuen Reise: 1444.

Aden, die Uebergabe von – an die Engländer: 823. Besetzung von –: 1427.

Aegypten, Einrichtung von Mädchenschulen: 96; Errichtung einer Specialschule zu Uebersetzungen aus dem Französischen in's Arabische: 216. Industrielle Corporationen: 481, 486. Manufacturen und Industrie-Etablissements: 599, 603. Geschichte und Organisation des Heeres: 645, 650, 651, 658, 662. Schilderung eines ägyptischen Linienschiffs: 1212. Die Schule von Bulak: 1228. Officielle Angabe über die Armee und Marine: ibid. Angebliche Auffindung von Gold-Minen in Ober-Aegypten: 1232.

Afrika, Edrisi's Geographie von –: 41. Temperatur im nördlichen –: 256. Römische Straßen: 303. Merkwürdiger Menschenschlag: 411. Höhen-Bestimmungen zwischen Bona und Constantine: 480. Ueber die Colonisation der Römer: 569.

Agassiz, über die wandernden Blöcke. S. geol. Not.

Albanien, Veränderungen im Zustande von –: 1077, 1082, 1086.

Albino, ein malayischer –: 799.

Alexander, Ankunft des Reisenden – in London: 52. S. auch Chronik der Reisen.

Alexandria, Plan der Rheden und Häfen von –: 724. Streifereien durch die Ruinen und Katakomben –'s: 1180.

Algier, die Franzosen und die Juden in –: 25. Zustände von –: die Hadschuten, 49, 51, 57, 62. Skizzen aus –'s Umgebung: die Ebene von Metitschad 81, 86, 90. Militär-Colonie u Miserghin: 171; die Frauen der Eingebornen: 1269. Krankheiten in der Metitschad: 1301.

Ameisenbaum, der – in Guiana: 491.

Amerika, über die Temperatur der Ost- und Westküste des nördlichen –: 183. Versunkene Stadt im südlichen –: 203. Entdeckung des nördlichen vor Columbus: 911. – Steigen der Gewässer in den Seen des nördlichen: 1148. Ueber die Racen im südlichen: 1380.

Ampsanctus, der Teich: 389.

Anstalten, Straf- und Besserungs- – in der Schweiz und in Frankreich: 513, 518.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde: Verachtung der Araber im Orient: 21. Ueber einige neuere Christenverfolgungen: 377. Ueber die nordwestliche Durchfahrt und die Reise der HH. Dease und Simpson: 597. Die Jusufzeis: 621. Die Handelssprache von Turkestan: 665. Die nächsten Folgen der englischen Emancipations-Acte: 857. Der Tschadsee und der Tschaddasluß: 913, 918. Zusammenhang zwischen dem Dsangbo und dem Irawaddi oder Bramaputra: 961. Ueber den Namen „Russen": 1169. Etwas über die Numiden: 1181. Ueber den Namen Walachen: 1193. Die ausgewanderten Boers: 1257. Bemerkungen über Assam: 1271. Etwas über die Geschichte des Bramanismus in Indien: 1345.

Arabien, Auszug aus einem Briefe von Fresnel über –: 781, 786. S. auch Chronik der Reisen.

Archäologie, Vorträge über christliche – in Frankreich: 889.

Archipel, Plan zu einer Untersuchung des indischen: 1279.

Assam, Güte des Thees aus –: 844. Erzeugnisse von: 1253. Klima von –: 1259. Seidenzucht: 1271. – Siehe auch Aphorismen.

Digitized by Google

Athen, Berichtigung in der Topographie des alten –: 1317.
Aubert, Nachricht von der Reise des Dr. – nach Abyssinien: 659.
Austernfischerei, über die – in Frankreich: 1437.
Australien, beabsichtigte Niederlassung auf der Nordküste von –: 24. Dampfschifffahrtsverbindung zwischen England u. – über Panama: ibid. Neue Colonien: 71. Anzahl der Einwohner von Vandiemensland: 548, 1224. Ueber die Verbrecher in –: 1260. Ueber die Zahl der Verbrechen: 1297. Schwierigkeiten im Anbau: 1505. Die Geschwornen in: 1529.

B.

Baalbek, die Ruinen von –: 180.
Babylon, etwas über die Ruinen von –: 441.
Bär, ein weißer zu St. Omer: 519.
Bagdad: 967, 972.
Baktrien, über die Alterthümer von –: 101, 105, 110, 114, 118.
Balakhissar, der Markt von –: 1187.
Ballon, Aufsteigen des – 's Nassau: 1080.
Banianen, die – zu Zanzibar: 625.
Bankas, die – in Indien: 1338.
Bankok, die Stadt –: 559.
Barbaresken-Staaten, die –: Abdel-Kaders Plane: 133, 137. Verhältnisse in Tunis: 141; in Marokko: 177; in Tripoli: 221; Stellung der Franzosen in Algier: 453, 458, 462, 465. Religiöse Verhältnisse: 537. Achmed-Bey: 641, 646.
Baum, der tönende –: 1260.
Begräbnißort, merkwürdiger –: 564.
Beirut: 709.
Beleuchtung, neue – vermittelst atmosphärischer Luft: 1156.
Ben-Duran, der algierische Jude: 1039, 1045, 1047.
Berenice, die Ruinen von – 169.
Bertholletia excelsa: 919.
Bhutan, der Handel von –: 395. Schilderung der Einwohner: 1256.
Bialystok, statistische Angaben über die Provinz –: 983.
Birma, über den bevorstehenden Krieg zwischen England u. –: 1145. Ueber den Charakter der Birmanen: 1413.
Blende, die – im Schlosse von Budetin: 1225.
Blumen, über die Wichtigkeit des Handels mit – in Paris. S. Paris.
Bombay: 593; nähere Schilderung der Stadt und Umgegend: 907, 912, 916, 920, 923, 928.
Boré, beabsichtigte Reise des Orientalisten – nach dem Orient: 495.
Boulogne, steigender Flor des Hafens von –: 600.
Brasilien, das Theater in Rio Janeiro: 243. Brasilianische Zustände: 1) Literarische Statistik: 245, 250; 2) die Kirche: 253; 3) Freimaurerei und geheime Gesellschaften: 261; 4) die Armee: 269, 274; 5) die Feudal-Institutionen: 277; 6) die Marine: 289, 291, 298; 7) die Sklaven: 309, 314; 8) die Jesuiten: 317, 322, 326; 9) die Fremden in Brasilien: 333, 338; 10) öffentliche Arbeiten und Unternehmungen: 345; 11) die Gesetzgebung: 365, 369; 12) die Geistlichkeit: 397, 401, 406; der König der Schwarzen: 605; Sklavenhandel in Rio: 904; Größe der Sklaveneinfuhr überhaupt: 1092.
Braut, die griechische –: 1069, 1074.
Buddhiste, Reise eines chinesischen – n am Ende des 4ten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung: 475.
Budschak, oder das südliche Bessarabien: 841.
Bulard, Dr. – und die Pest: 1301.
Bulgarin, Sommerausflug – 's nach Finnland und Schweden: 1) Finnische Industrie im Vergleich mit der liefländischen; die Dampfboote, Storfürsten und Fürst Menschikow; Fahrt nach Helsingfors; Bemerkungen über die Gesellschaft; freundlicher Empfang in Helsingfors; Spaziergang durch die Stadt; Seebäder: 1093, 1097, 1102, 1106; 2) die Schären, geschichtliche Erinnerungen; neue Gesellschaft auf dem Dampfboote: 1141, 1145, 1150.
Burnes, Nachrichten von — 52. Ertheilung der Ritterwürde an — 1004; — schenkt seine Münzen der asiatischen Gesellschaft. 1140.

C.

Cairo, Anblick von — 1255.
Calcutta, projectirte Gasbeleuchtung in — 1214.
Callier, Tod — 's 632.
Campagna di Roma, die Bewohner der — 57.
Campeche-Holz, chemische Ausziehung des Farbestoffs im — 1212.
Canada, Bevölkerung von – 87; Ueber Kriegführung in — 185. Das obere — (Schilderung aus dem Briefe eines dort angesiedelten Officiers.) 407, 411, 416. Zustand der Gesellschaft in –: 1445.
Candahar, angebliches Bündniß der Engländer mit: – 601.
Canis judatus, über den – Südamerika's: 1096.
Canton, chinesisch-englische Sprache zu – 783; das Hospital für chinesische Kranke in –: 844; Begräbniß eines Hong Kaufmanns: 856.
Cap, die Auswanderung der Gränzcolonisten ins Innere: 109; nähere Nachricht über die Niedermetzlung eines Theils derselben 844; Niederlage der Zulas durch die Ausgewanderten: 1092; Nachricht von diesen Letztern: 1216. s. auch Aphorismen.
Carignan, Plan des Prinzen von Savoie – zu einer Reise um die Welt: 1512.
Carolina, Rückblicke auf den Anbau – 's; 589.
Carthago, neue Entdeckungen bei den Nachgrabungen in –: 640.
Castelnau, Nachricht von dem Reisenden –: 1512.
Cement, neu erfundenes feuerfestes –: 1268.
Ceuta, Schilderung von –: 189.
Chalki, 1) Reise nach –; Anerbieten einer Lehrerstelle: 1261, 1267. 2) Aufenthalt daselbst; Rückkehr nach Konstantinopel: 1385, 1390, 1393, 1398, 1402.
Charkow, die Grabhügel und Erdaufwürfe im russischen Gouvernement –; S. Rußland.
Chartres, die Statuen an der Kathedrale von –: 1363.
Cherbourg, Wirkungen des Vorgebirgs von – auf das benachbarte Meer: 1460.
Chesney, Ertheilung der geographischen Denkmünze an Oberst –: 644.
China, Notizen über –: 161; Stockstreiche in –: 179; Zustand des Christenthums: 323; Buchdruckerkunst in – und ihre Verbreitung nach Europa: 369, 375, 377, 382, 386, 390, 393, 398; Versuch den Opium-Handel zu unterdrücken –: 392; Hundefleisch auf den Märkten von –: 564; Fortschritte der Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse: 604; Charakteristik des Kaisers –: 1127; Zustand des öffentlichen Unterrichts und der Nationalcultur –: 1151, 1155, 1160, 1165; etwas über die chinesische Mauer: 1275; Alterthum der chinesischen Geschichte: 1397.
Chronik der Reisen. Halls Reise auf die Hochgipfel des kultoanischen Andenzugs. Vorwort. 1) Allgemeine Ansicht über Streichungs Verhältnisse des elben: 5, 7; 2) Besteigung des Pichincha: 11, 15; zweite Besteigung: 20; 3) Reise zu den Obsidianfelsen von Quisca: 32, 36; 4) Besteigung des Antisana: 48, 51; 5) Besteigung des Cotopari: 55; 6) Reise ins Pannosthal: 59, 61; 7) Chimborazo-Erstei gung: 67; 8) Reise nach Payta: 72; Pouj oulats wissenschaftliche Reise in den Orient: 27. Ueber die neueren Fahrten nach Nowaja Semlja: 91, 95, 99, 103, 107, 111, 116, 120. Besteigung des Berges Demawend: 121. Mac Leod's Reise in die Provinzen jen eits des Ganges: 131. Nachricht von der Expedition zur Erforschung der Westküste Australiens unter Commando der Lieutenants Gre y und Lu ington: 139. Nähere Nachrichten von der Reise – 1457, 1460; Reise des Dorpater Professor zur Untersuchung des Ackerbaues in Rußland: 151, 155, 160, 163, 167, 171, 175, 179, 183, 187, 192, 195. (Einige Berichtigungen s. p. 1460.) Capitän Al r andere Reise zu den Damaras: 255. Ausflug nach Neu Orl ans und in das Innere des Staates Louisiana wäre nd des Jahres 185 : 327, 332, 335. Parrots Reise nach dem Nordcap im Jahre 185 : 364. Nachricht über die Insel Lancerote: 419. Reise des Astronomen Fedorow in Sibirien: 479. Nachricht von Dr. Löwe: 507. Ueber die syrisch n und cilicischen Thore. Von Ainsworth: 516, 519. Douglas' Reise am

Digitized by Google

Oregon oder Columbiafluß in Nord-Californien und auf den Sandwich-Inseln. Einleitung: 524. Erste Reise am Columbia: 527, 532, 536, 540. Sommerausflug in die Columbia-Gegenden: 544, 547. Ausflug nach Nordcalifornien oder in die Gegenden des Umptqua oder Arguilarflusses zur Aufsuchung der Rinsenfichte: 551, 556. Reise von Vancouverfort durch das Felsengebirg nach der Hudsonsbay: 559, 564. Auszug aus einem Schreiben des Reisenden Boué über die nördliche europäische Türkei: 595, 600. Reise in Arabien von Lieutenant Wellsted: 601, 611, 616, 619, 623, 628. Douglas' zweite Reise am Columbia und am Rio-Colorado: 672, 676, 679, 684. Reise nach der Sandwichinsel Owaihi und Besteigung der dortigen Hochvulcane Mauna-Roa und Mauna-Koa: 687, 692, 695, 699. Schomburgs Reise ins Innere von Brittisch Guiana: 715, 1076. Auszug einer Reise nach Banjermassing von Capitäne Desperour: 719, 725. Mühlenpfordts Reise in Merico: Rückkehr von der Hauptstadt nach Oajaca: 727, 731, 735, 740, 741, 748, 752. Untersuchung des Sacramentoflusses in Californien durch Capitän Belcher: 760, 764. Reise von Berlin nach Christiania über Greifswalde, Ystad, Jönköping und Fredrikshall: 767, 771, 776, 780, 783, 788, 791 796, 799, 805. Nachricht von der französischen Entdeckungs-Reise unter Dumont d'Urville: 839. Oberstlieutenant Shiel's Reise von Tebris durch Kurdistan über Wan, Bitlis, Se'ert u. Erbil nach Suleimanyeh im August 1836: 851, 855, 859, 863. Tagebuch eines Ausflugs von Adelaide an den Murrayfluß und den Alexandrina-See im December 1837: 875, 880. Reise der Artemise: 927. Hamiltons Reise in Kleinasien 931, 936. Besuch der Mischmi-Berge in Assam von Dr. Griffith: 939, 945, 947, 952, 956, 959. Pevssonnels u. Desfontaine's Reisen in der Regentschaft Algier und in Tunis: 963, 967. Reise in die Vereinigten Staaten von Nordamerika, von Laurent. 1) Hinreise: 975, 979, 985, 988, 991; 2) Aufenthalt im fernen Westen: 996, 1000, 1003; 3) die Wilden an der Gränze: 1007, 1011, 1016; 4) Winter und Abreise: 1019, 1023, 1027, 1031, 1035. Reise in die westlichen Departements von Frankreich. 1) Das Sarthe-Departement: 1135, 1139, 1143, 1147; 2) die Priorei Solesmes: 1407, 1412, 1415, 1419, 1423; 3) das Departement Ile und Vilaine: 1435, 1439, 1443, 1447, 1451; Reise nach Groß-Tibet: 1165. Ausflug von Temeswar über die Karpathen nach Siebenbürgen: 1219, 1223, 1228, 1231. Marcucci's Reise von Maracaibo nach dem Chimborazo zur Aufsuchung der Kutschundschullji-Pflanze: 1259. Reise des Capitäns Russell nach den Marquesas- und Sandwich-Inseln, nach Otabeiti und Pitcairn: 1263. Reise der Astrolabe und Zélée: 1267, 1271, 1276, 1279, 1283. Schreiben H. Roberts, Mitglieds der wissenschaftlichen Expedition nach Spitzbergen: 1295. Ausflug nach St. Helena: 1311, 1316, 1319. Untersuchung der Ruinen von Assos: 1335. Nestor Lhôte in Theben: 1400, 1404; Dr. Helfers Reise nach der Tenasserimküste: 1432.

Cigarren-Fabriken, die – in Sevilla und Malaga: 1345.

Constantine, Skizzen aus der Provinz –: 1) Hammam Meskutin oder die verfluchten Quellen: 237, 242, 246; 2) der See Fezzara: 301, 306, 310; Anblick der Ebenen von –: 872; genaue Erforschung der Provinz – durch Hrn. Berbrugger: 1100; über einige neu besetzte Punkte, 1) Stora: 1309, 2) Milah: 1321.

Constantinopel, Bauten in –: 1213; projectirter Bau einer Hängebrücke: 1408.

Cordilleren, einige Nachrichten über die – in Peru: 1283.

Corfu, ein Tag auf –: 869, 874; Zerstörung der Olivenernte: 1311.

Couramé, eine südamerikanische Erzählung: 829, 834, 858.

Creolin, die schöne –: 1109, 1113, 1118, 1122.

Crösus, der – von Botany Bay: 1155.

Cuba, Bemerkungen über –: 129.

Cutsch, die Häuptlinge von –: 1375.

D.

Dalmatien, Boden und Vegetation in –: 385.

Dampfboot, eiserne – e: 891. Ueber die häufigen Unfälle auf den amerikanischen – en: 979. Ungeheures eisernes –: 1332.

Dampferzeugung, neue Art von –: 159.

Dampforgel, eine – 900.

Dampfschifffahrt, die – nach Amerika: 135; die – nach Indien: 1185, 1190, 1195, 1198. Compagnie zu einer – 's-Verbindung auf der Westküste von Südamerika: 1501. Zahlreiche Unfälle: 1505. Verbesserungen: 1525.

Davidson, Nachrichten über die Papiere des Reisenden –: 295.

Demerary, Arbeitsscheu der Neger in –: 1490.

Denkmäler, die auf der Königsstraße zwischen Indien und Persien: 341, 346, 350.

Druck, neuer – mit verschiedenen Farben: 1425.

E.

Eisenbahn, Aufstellung nächtlicher Wachen bei den –en in England: 1568.

Eisendrathbahn, Instandsetzung einer –: 1220.

Eisenproduction, 117.

Eisgang, Mittel gegen den –: 163.

England, über das gemeinsame Einstellen der Arbeiten in den Fabriken: 9. Handwerksschulen: 17. Vertheilung der Medaillen der königl. Gesellschaft: 23. Gold- und Silberausfuhr: 68. Bemerkungen über die englische Armee: 1) die Stärke der Regimenter: 85; über das Vorrücken der Unterofficiere zu Officieren: 93. Sonderbares Arbeitssystem im Norden: 191. Musikalische Anstalten: 229. Stellung –s in Nordamerika und in Asien: 361, 366. Wahrscheinlicher Blumenhandel aus Amerika nach –: 652. Topographisch-biographische und literarisch-artistische Skizzen aus Nord-England und Schottland: 1) Newcastle under Tyne: 1149, 1154; 2) Nostell-Priory: 1165; 3) Temple Newsome, Landsitz in Yorkshire: 1201. Zahl der Schiffe in den englischen Colonien: 1212. Einübung der englischen Officiere in der Leitung der Dampfboote: 1240. Ueber den Personentransport in E.: 1317, 1322, 1326. Fortschritte der Dampfschifffahrt: 1328. Geheime Organisation der Ackerbau-Bevölkerung: 1341. Briefpostreform: 1369, 1371. Weiberverkauf: 1400. Etwas über Provincialgeist unter den Truppen: 1405.

Erdeessen, über das –: 293.

Erscheinung, merkwürdige – im indischen Meere: 35; elektrische –: 1012, 1221, 1316.

Esthland, die Bevölkerung von –: 1176.

Euphrat, Nivellirung zwischen dem Mittelmeer und dem –: 575.

Explosion, weitreichende Wirkung einer Pulver – im Boden: 1292.

F.

Färberpflanze, neue – in den russischen Steppen: 765.

Fanatiker, außerordentliche Secte von –n: 981; merkwürdiges Beispiel von Ausdauer eines –'s: 1372.

Feuersbrünste, Sicherung von Papieren bei –: 227; die – in London. – S. London.

Fichten, etwas über Tannen u. –: 1101.

Fieberrinde, etwas über die Gewinnung der – in Peru: 1025.

Filtrirapparat, großer –: 684.

Finnen über die finnischen Völkerschaften in Rußland: 1277, 1281, 1286, 1290, 1293, 1298, 1302, 1305, 1310, 1314.

Fischer, die neapolitanischen –: 33.

Fischereien, die – in dem nördlichen Eismeere: 1) geschichtliche Erinnerungen: 1337, 1312; 2) Insel Jan Mayen und die früher bei derselben getriebene Fischerei: 1346; 3) Spitzbergen; das umliegende Eis; Witterung: 1350; 4) die Fischereien im Eis. Südeisjahre: 1357, 1363; 5) die Wallfischgeschlechter: 1366, 1370; 6) frühere Wallroßjagd und jetziger Fang der Seerobben: 1373; 7) Erzählung einiger Begebenheiten aus der Eisfischerei: 1378; 8) die Gesetze wegen der Fischerei bei Spitzbergen. Einige vorgekommene Streitfragen: 1382, 1386.

Fischfang, der – bei Neufundland: 529. Der – der Kosaken des Urals: 1527.

Fluth, Bemerkungen über die –: 119. Be-

Digitized by Google

rechnung der Höhen der – in Frankreich: 1148.
Fortaventura, ein Ausflug auf der Insel – von Berthelot: 413.
Frankreich, Auffindung von Kunstwerken aus der griechischen Zeit: 88. Marine-Bibliotheken: 107. Rechtspflege: Kindermord: 127; Meuchelmord, vorbereitet durch Vergiftung: 136, 140, 143, 147; Ferrand und Mariette; das ertränkte Kind: 831. Wilde Enten im Dep. der Landes ans Ufer geworfen: 201. Wissenschaftliche Nachrichten aus Paris: 213. Schiffsjungeninstitut in Bordeaux: 215. Anlegung einer großen Marinebibliothek: 216; Société œnophile: 389. Statistische Notizen über die französisch-westindischen Colonien: 449. Das Loos der unbemittelten Blinden: 519. Statistik des Runkelrübenzuckers: 583. Neueste französische Literatur; der Fall eines Engels, von Lamartine: 669. Villemain, über die Entwicklung der französischen Literatur: 825. Histoire Parlementaire, Bd. 37 und 38: 853. Weibliche Erziehung: 681. Findelhäuser: 741. Betrachtungen über die französische Literatur: 777. Zustand der Geistlichkeit: 793. Die Seehäfen: Cherbourg: 808, 812, 816; Brest: 836, 839, 844; L'Orient: 847. Neuere Geschichtsstudien: 845. Provincial-Bibliotheken: 868. Neue chinesische Lettern: ibid. Theologische Studien: 881, 886. Frauenvereine für Gefängnisse: 893. Zahl der französischen Kriegsschiffe: 916. Ein Wort in religiöser Beziehung: 941. Die Journale und Revuen der Franzosen: 1065, 1070. Die wissenschaftlichen Lehrbücher der Franzosen: 1129. Zunahme der Seidenzucht: 1152. Weinbau und Weinertrag im Dep. der Gironde: 1161. Bemerkungen über das französische Rechtsverfahren: 1173. Entdeckung von Porcellanerde: 1268. Bevölkerung: 1340. Handel im J. 1837: 1391.
Frauen, über die Stellung der – in den nordamerikanischen Sklavenstaaten: 1.
Füred, der Badeort – in Ungarn: 937.

G.

Gälisch, Anstellung eines Professors des –en in Dublin: 1128.
Gasquelle, Entdeckung einer – in Wales: 160.
Guri Gau, der – 187. Jagd des –: 629.
Gebirn, Bemerkung über das menschliche –: 351.
Getreideart, neue –: 1056.
Gewehr, neues –: 1348.
Geyer, leben heerdenweise: 844.
Gift, Untersuchungen über die Zerstörung durch – im menschlichen Körper: 1332.
Giganteja, die –: 865.
Glocken, spanische – in Amerika: 443.
Goa, Schilderung von –: 1351, 1355, 1359, 1364, 1367.
Goldküste, die englischen Niederlassungen an der –: 1079, 1083, 1088.
Grabdenkmal, Modell eines parsischen –: 1427.
Grenoble, alter Plan der Stadt –: 644.
Griechenland, Reise-Skizzen in den griechischen Inseln Siphnos, Seriphos, Pholegandros, Jos und Amorgos: 61, 66, 70, 74. Briefe aus –: I. 925, 930. II. 933. III. 945, 950. IV, V, VI. 969. VII. 977.
Grozea, der Räuber –: 1171, 1175, 1179.
Guacharo, Nachrichten über den –: 1264.
Guatimala, Empörung der Indianer in –: 632.

H.

Häringsfang, über den – bei Kertsch: 1099.
Hagel, furchtbarer – bei Orenburg: 1192.
Handwerkerschulen, die – in England. S. England.
Heiderabad, Schilderung von –: 1235, 1239, 1244, 1247, 1251.
Helfer, Nachricht von Dr. –: 791. S. auch Chronik der Reisen.
Henrick, der Jäger –: 1377.
Heudelot, Nachricht von dem Reisenden –: 207.
Heuschrecken, Kampf mit den –: 247.
Hexenproceß, die Acten eines –: 299.
Hinterindien, Ausbreitung des englischen Einflusses in der Halbinsel –: 1001, 1006, 1010, 1014, 1018, 1021.
Hippo und seine Umgebungen: 1029.
Höhlen, Entdeckung großer im Departement de l'Ardèche: 1176. Die Abaligether – in Ungarn: 1205. Nähere Untersuchung der – im Dep. de l'Ardèche: 1372.
Holzpappendeckel, Erfindung von undurchdringlichem –: 636.
Huantaraya, die Minen von –: 319.
Hunde, wilde – in Cuba: 796.

J.

Jaguar, die Jagd der – in Paraguay: 729.
Jamaica, steigende Wichtigkeit der farbigen Bevölkerung auf –: 1284.
Japan, fehlgeschlagene Verbindung mit –: 364.
Ibrahim-Pascha, ein Besuch bei – und Emir Beschir: 343.
Jesuiten, Vertreibung der – aus Macao: 143.
Iliyats oder die wandernden Stämme Persiens, S. Persien.
Imatra, der Wasserfall von –: 987.
Indien, – Verhältniß der englischen Herrschaft zu den Subsidiär-Staaten: das Land des Nizam: 75, 79, 85, 88. Neueste Thronveränderung in Audh: 155; Antibramanismus in –: 159; Fortschritte der Gesellschaft: 165, 170, 174; Wissenschaftliche Nachrichten: 181; Finanzen der ostindischen Compagnie: 241; Englische Sinecuren: 267; Animosität zwischen Hindus und Muhammedanern: 373; die Armee von Audh mit englischen Officieren versehen: 384; Ausschließung der Europäer von den Rautschs: 408; Anwendung der Elephanten zur Fortschaffung der Kanonen und Munition ibid.; Cultur des Kautschuk: 496; Hungersnoth: 625; Ausfuhr von Eingebornen: 628; Abschaffung der Pilgertaxen: 631; Verbesserung der Schafracen in Dekkan: 688; die Kangjars: 692; die Engländer in J., 1) Muhammedanisch-indische Periode: 725, 730, 734; 2) Europäisch-indische Periode: 745, 750, 753, 759, 762, 766, 769, 774; 3) englisch-indische Periode: 789, 794, 797, 802, 806, 809; Petition in Calcutta um Errichtung von Sanskrit-Schulen: 832; Kohlenlager: 843; Hungersnoth und Krankheiten: 855; litterarische Nachrichten: 897; Wirkungen eines Sturms: 1011; große Ausbreitung der Wasserscheu in Gwalior: 1020; Bildnißwechsel zwischen dem König von Nepal und dem Generalgouverneur: 1052; Sonderbare Schau pie er-Truppe von Indien nach England gesendet: 1228; Versendung der Postfelleisen von Bombay nach London: 1280; Spitzbuben-Regimenter: 1335. Gutes Fortkommen der Thee- und andern Nutzpflanzen: 1428.
Johnson-Bill –: 1089.
Irland, statistische Karte von –: 320; Wanderungen durch –: 849, 853, 858, 862, 867, 870.
Italien, die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der italienischen Litteratur: 1095, 1099.
Juan, ein amerikanischer Don –: 375.
Juden, die – in Marokko: 1285.

K.

Kaafiord, die Kupferbergwerke zu –: 1449.
Kabiren, über die Mysterien der –: 175.
Kaffeebaum, Pflanzung und Pflege des –'s in der Umgegend der Havana: 19, 23, 27; der – in Afrika: 115.
Kaisercanal, der – in Aragonien: 1251.
Kalifornien, Skizzen aus –: 1153, 1158.
Kara-Ali, der Räuber bei Kasan: 347, 351, 355, 360.
Karte, eine alte –: 28.
Karpathen, Berichtigung über die Hochseen auf den –: 321.
Kastanien, Pfropfung von – reisern auf Eichen: 328; ungeheurer – baum: 1088.
Keeling-Inseln, über die Vegetation der –: 480.
Keil-Inschriften, etwas über die – Persiens: 480; französische Versuche zur Entzifferung der –: 657.
Kharrak, die Insel –: 1140.
Khiva, Sendung einer russischen Gesandtschaft nach –: 52.
Kindermord, der – in Cutsch: 1393.
Klee, außerordentliche Art Luzerner –: 1080.

Digitized by Google

Klima, Schilderung des –'s in brittisch Guiana und Westindien. 1) Guiana: 1043; 2) Trinidad: 1047; 3) Tabago: 1055; 4) Grenada: 1059; 5) St. Vincent; 6) Barbados: 1065; 7) St. Lucia: 1085; 8) Dominica: 1112; 9) Antigua. 10) Montserrat: 1115; 11) St. Kitts. 12) Nevis. 13) Tortola: 1123; 14) Jamaica: 1132. Das – von Assam 1259.

Korallenfischerei, die – bei La Calle: 1013.

Korkholzstaub, Anwendung von – zur Füllung von Matrazen: 1052.

Kosaken, die – vom schwarzen Meere: 637.

Kraft, neue bewegende –: 1419.

Kraut, chinesisches –: 739.

Krim, Skizzen aus der –: 205, 210, 215, 218, 222, 225, 230, 235.

Kuli, Unbotmäßigkeit der – auf Mauritius: 1132.

Kupfermine, über den Ursprung und Fortgang der – in Conwallis: 1441.

Kurdistan, wissenschaftliche Expedition nach –: 640, 735.

Kurland, Ueberreste alter Völkerstämme in –: 755.

L.

Lappland, wissenschaftliche Excursion nach – und Spitzbergen: 765.

Lebensdauer, lange – einer Frau in Frankreich: 1176.

Legonidec, Tod –'s: 1443.

Leon, der Modellist – in Malaga: 1348.

Liberia, Nachricht von – 1203.

Lithographie, Anwendung der – zur Herausgabe persischer Schriften: 532.

Liverpool, Wachsthum von –: 1087.

Lösegeld, das –. Eine spanische Criminalgeschichte: 1215.

Löwe, Kauf eines amerikanischen –: 716.

London, Zahl der Diebe und Bettler in –: 160; Verderben des Wassers durch die Gaseinrichtungen: 451; Ankündigungsarten: 511; Statistik der Verbrechen: 772; die Pennyschauspiele: 811; Eröffnung von Lesecabinetten für fremde Journale: 926; über den Ausbruch der Feuersbrünste: 1119; allgemeine Schilderung der Stadt: 1217, 1222, 1226, 1230, 1234, 1238, 1242, 1245, 1250; Reitunterricht der HH. Aldermen und Gemeinderathe: 1312; Plan zu einer neuen Börse: 1316.

M.

Maclura Aurantiaca, Fortkommen der – in Frankreich: 1252.

Madagascar, Bürgerkrieg auf –: 844; Bewohner von –: 1565.

Mafra, das Kloster – in Portugal (S. dieses).

Mahagony-Holz, über die Gewinnung des – in Honduras 1215.

Malabar, Sklaverei auf der Küste von –: 1027.

Malaria, über – namentlich in Westindien: 265, 270.

Malta, Ansicht von –: 63. Auswanderung von Malteern nach Guiana: 1112; die Kirche St. Johann zu –: 1424.

Mammuth-Knochen, die – im Samojedenlande: 565.

Mandingo, Lebensschicksale eines –: 1097.

Mandschu, der Name –: 667.

Maremmen, Herbstausflüge in die toscanischen – Erster Artikel: 953, 958, 962, 966; zweiter Art.: 1025, 1030, 1034.

Marie, eine Erzählung aus den Pyrenaen: 1257.

Marmor, der numidische –: 225.

Marryatt, Reise des Romandichters – nach den Felsengebirgen: 1244; Ueberdachung mit Schiefern in den Vereinigten Staaten: 1248.

Marseille, steigender Flor von –: 699.

Martineau, Miß –'s Werke über Nord-Amerika: 941, 946.

Maschine, neue – zum Fortbewegen der Schiffe in Corfu erfunden: 1168.

Maulmein, Handel zwischen – und der chinesischen Granze: 827.

Maulwurf, das Leichenbegängniß eines –'s: 1370.

Medicin, über das Alter der – bei den Hindus: 353.

Meer, über das Sinken des Wassers im schwarzen –: 105; über die relative Höhe des schwarzen und kaspischen –: 121; Nachricht über die Verbindung zwischen dem stillen un atlantischen –: 204; über die Ufer des weißen –es: 501; Herstellung der Nomenklatur auf den Karten des rothen –es: 675.

Meerfahrt, auf der Ostküste von Afrika: 837, 842, 846.

Mendoza, etwas über –: 649.

Mesched, die Stadt –: 1145.

Mexico, Trachten in –: 29; Skizzen aus –: 1) allgemeine Ansicht der Stadt –: 75, 78, 82; 2) die Kirchen: 89, 94; 3) Märkte, Spaziergänge, Wasserleitungen: 98, 102; über einige Alterthümer in der Universität zu –: 753; die Bergschule: 761; Ausflüge von – nach Tepeyacac und dem Peñon de los Baños: 797; Kunst in –: 815; Quecksilber: 1003; die Todtenhöhle im nördlichen –: 1168; über einige Krankheiten in –: 1179.

Moldau, Fortschritte des Volksunterrichtes in der –: 1125.

Molière und da Théâtre français: 1221.

Montevideo, Emporblühen von –: 409.

Morena, die –: 7.

Münz-Abbildungen, neue –: 140.

Munipur, die Bewohner von –: 1159; das Land –: 307.

Murray, Entdeckung der Mündung des – in die See: 690.

Murillo, Errichtung eines Denkmals für –: 1004.

Muschelthiere, Krankheit unter den –: 51.

N.

National-Reichthum, der – in der Türkei und Persien: 905.

Naturalien-Sammlung, Ankauf einer –: in Brüssel: 1376.

Nazareth, Nachricht über das Kloster von –: 1424.

Neapel, ein Beitrag zur natürlichen Beschreibung des Königreichs –; 1) allgemeine Uebersicht: 249, 254; 2) das Flußgebiet des Volturno: 249, 253, 257, 262, 266; 3) das Flußgebiet des Liris oder Garigliano: 297, 302; 4) das Becken des Lago-Fucino: 305; 5) das Flußgebiet der Pescara in Beziehung auf die drei Abruzzen: 313, 318; 6) das Flußgebiet in der Provinz Capitanata: 325, 330; 7) das Flußgebiet des Sele: 337; 8) das Flußgebiet der Provinz Basilicata gegen das joni che Meer hin: 342; 9) die Provinz Terra d'Otranto: 349; 10) das Flußgebiet der Provinz Terra di Bari: 354; 11) das Flußgebiet des Crati, Neto und Corace: 357; 12) die Südspitze des Königreichs von Lamato und Corace an: 358.

Necessidades, der Palast von – (S. Portugal).

Neger-Emancipation, die – 1r Artikel 603, 610, 614, 618; 2r Artikel: 677, 682, 686, 690, 694, 697.

Neualbion, die Indianer auf der Küste von –: 929, 934.

Neubraunschweig, die Jagd in –: 1) niedere Jagd: 989; 2) Hochwild: 997.

Neuguinea, die hollandische Niederlassung auf –: 1051, 1055, 1059, 1065, 1068.

Neuseeland, über die Veränderung in der Bevölkerung von –: 1100. Bilder aus –: 1) Entdeckungsreisen: 1161, 1166, 1169, 1174; 2) das Land und seine Erzeugnisse: 1177, 1182. Ueber die durch das Bremer Schiff Virginia nach Europa gekommenen Neuseeländer: 1539, 1543 1547.

Nicaragua, Nachricht von der Verbindung zwischen dem atlantischen Ocean und dem stillen Meere durch den See von –: 204.

Nicobar, die Inseln – von den Dänen aufgegeben: 841.

Niedersteigen, merkwürdiges – eines Aëronauten: 1175.

Nil, Unternehmung zur Entdeckung des obern Laufs des weißen –: 679.

Nishny-Nowgorod oder Nishegorod: 819, 825, 828. Waaren auf dem dießjährigen Markte: 1220.

Nizam, die Regierung des – von Heiderabad: 37.

Notizen, archäologische –: irische Alterthümer: 83, 936. Merkwürdiges Grabmal in Athen: 88. In Carthago aufgefundenes Mosaik: 99. Auffindung eines Präfericiulums: 132. Merkwürdige Ausgrabungen in der Nähe von Corneto: 144. Münzenfund in Narbonne: 256. Nachgrabungen bei Valenciennes: 391. Seltes-

Digitized by Google

ner Münzfund: 567. Antiquitätenfund in Dublin: 707. Auffindung alter Steinsärge in Frankreich: 724. Altes Schwert: 752. Jahresrechnung der Aegyptier: 868. Das Grab des Ungarkönigs Aba: 943. Das Grab von Richard Löwenherz: 959. Lage der Stadt Gennabum: 1000. Brief Raoul-Rochette's über athenische Alterthümer: 1067, 1071. Punische Alterthümer in Carthago: 1092. Merkwürdiges Steingrab im Dep. Nièvre: 1148. Griechische Basreliefs nach Frankreich geschickt: 1172. Neu entdeckter Mosaikboden in Frankreich: 1195. Altes Grab bei Rive de Gier: 1212. Grabstätte der Agnes Sorel: 1280. Basreliefs an der Kirche Notre Dame: 1292. Alterthümer in Rom: 1319. Neue Entdeckung in den Pyramiden: 1383. Bild Montezuma's nach England gebracht: 1392. Druidische Ueberreste: 1420. Vorrömische Ueberreste in Frankreich: 1444.

Notizen, geologische: Paillette über die geolog. Verhältnisse der westlichen Bretagne: 4. Fragen von Agassiz über die wandernden Blöcke, ibid., 113. Ueber die Spuren der Erhebung des Bodens auf Guernesey und Jütland: 8. Ueber die antediluvianische Vegetation nach Brongniart: 45. Bemerkungen über den Zustand des westlichen Indiens: 148. Neue Untersuchung der Fossilienlager zu Sanson: ibid. Erdbeben in verschiedenen Ländern: 195. Ueber den großen Basaltdistrict in Indien: 200. Ueber die Aenderung der geschichteten Felsarten durch vulcanisches Feuer: ibid. Die Verzweigungen des Erdbebens in Siebenbürgen: 210. Rhinocerosknochen im Alluvium der Seine: ibid. Bohrversuch in der Nähe von Calcutta: 264. Erdstöße in Spoleto: 268, 504. Silbermine am Flusse bei Maulmein: ibid. Nachrichten über das Erdbeben in Mexico: 272. Erdbeben im südwestlichen Frankreich: 296. 368. Ausbruch eines unterseeischen Vulcanes im Archipel der Lucayen: 316. Gebirgsformation in der Umgegend von Teheran: 321. Erdbeben in Australien: 340. Fossiles Mehl: 387. Ueber die Knochenbreccie an der afrikanischen Küste: 436. Ueber den Regar oder den schwarzen Baumwollenboden in Indien: 464. Erdbeben in Chili: 467. Zusammenstürzen eines Felsens: 471. Vulcan unter der Meeresfläche: 487. Auffindung eines ungeheuren Zahnes im nördlichen Frankreich: 500. Ein Mammuthskelett aus der Insel Podreseſt: 596. Erscheinung einer neuen Insel an der Küste von Australien: 604. Ueber die fossilen Lithophagen im Jurakalk im D. Calvados: 630. Erdstöße zu Genua: 704. Fossile Knochen eines unbekannten Wiederkäuers: 721. Das neueste Erdbeben in Chili: 731. Aufgefundenes Mastodonskelett in Frankreich: 748. Merkwürdige Erscheinung bei den Sandwichinseln: 915. Geologie der Bermuden: 972. Obsidianformation in Mexico: 991. Erdstoß in Schottland: 1012. Erdbeben in Fiume: 1056. Auffindung einer fossilen Eiche: 1092. Merkwürdige Knochenhöhle: 1100. Erdstöße in der Nähe von Orford: 1168. Versteinertes Kamel: 1208. Riesenhafte Wirbelknochen: 1216. Erdstoß bei Aoesnes: 1280. Reiche Schwefelminen im Kirchenstaat: 1296. Knochenhöhle bei Fouvent: 1320. Verkauf von fossilen Knochen aus dem Himalaya: ibid. Steigen der Gewässer vor dem Erdstoß in Pesaro: 1368. Korallenbank außerhalb des Wassers: 1356. Fossiler Palmbaum bei Charleroy: 1380. Erdbeben in Constantine: 1429.

Notizen, litterarische –: Forschungen über das Christenthum in Indien: 56. Der alte Gebrauch des Pulvers im Orient: ibid. Alte irische Abschrift der Evangelien: 111. Merkwürdige Manuscripte im Archiv von Dijon: 128. Zeitschriften in Dänemark: ibid. Ueber russische Romane: ibid. Uebersetzung der chinesischen Abhandlung über die Seidenzucht ins Arabische: 224. Ein merkwürdiger persischer Katalog: 236. Historische Arbeiten in Italien: 311. Sammlung slawischer Chroniken: 315. Thomsons Preisschrift über den Einfluß des Klima's auf die Gesundheit: 320. Preisaufgabe der Lyoner Akademie der Wissenschaften über die Geschichte der Seide: 328. Bücher in serbischer Sprache: 361. Archäologische Kunstforschungen in Frankreich: ibid. Zeitschrift in kaffrischer Sprache: ibid. Ein merkwürdiges Batta-Manuscript: 371. Etwas über die eugubischen Inschriften: 437. Sendung Dulauriels nach England zum Studium der ägyptischen Alterthümer und koptischen Manuscripte: 480. Merkwürdiger Evangelien-Codex.: 504 Ein Manuscript über die Geschichte Dünkirchens: 552. Nachgelassene Werke des Orientalisten Salvolini: ibid. Ein interessantes Manuscript über die ältere Geschichte Frankreichs: 601. Herausgabe des Werks von Ibn-Khalikan: 608. Fortschritte der Histoire Parlementaire, von Buchez und Roux: ibid. Officielle Statistik von Frankreich: ibid. Großes altes Bibelmanuscript: 720. Koptische Manuscripte: 880, 1347. Herausgabe des Buchs Henoch: 884. Sammlung der Architektur-Denkmäler in Frankreich: 928. Sammlung spanischer Theaterstücke: ibid. Merkwürdige neue Theaterstücke in Madrid: ibid. Grammatik der nubischen Sprache: ibid. Ueber die Herkunft der alten Belgen: 940. Forschungen über die mericanischen Hieroglyphen: ibid. Englisch-persische Karte von Indien: ibid. Periodisches Blatt in Maulmein: 944. Gemälde Rußlands: 952. Die Bibliothek Doria Pamfili: 955. Karte nach den Religionen und Sprachen: 980. Erscheinung einer Zeitung in Pondichery: 1048. Uebersetzung der Strategie des Erzherzogs Karl ins Türkische: 1060. Briefwechsel zwischen Heinrich IV und seiner Schwester: 1076. Tod des Geschichtforschers Goethals: 1084. Die orientalischen Manuscripte des Herzogs von Nemours der Bibliothek geschenkt: 1084. Forschungen in der Berner Bibliothek: 1112. Bücher für Blinde aus Nordamerika nach Frankreich geschickt: 1148. Neuere böhmische Dichter: 1160. Ankauf einer Journal-Sammlung durch das brittische Museum: 1172. Vorjährige Litteratur im Königreiche Polen: 1176. Periodische Schriften in böhmischer Sprache: 1180. Bereicherung der Bibliothek von Bordeaux: 1208. Geschichtliche Entdeckung in den Inschriften Indiens.: 1236. Litterarischer Fund über die gnostische Philosophie: 1291. Herausgabe wallisischer Sagen in England: 1308. Altes chinesisches Reisewerk über Indien: 1432. Die lettische Litteraturgesellschaft: 1439. Grammatik der neuseeländischen Sprache: 1448.

Nowaja-Semlja, physische Ansicht des Landes von –: 609.

O.

Oasen, artesische Brunnen in den –: 1395.

Objectiv-Gläser, große –: 140.

Odessa, Bau einer Treppe vom Hafen nach der Stadt: 216. Pest in –. S. Pest.

Oel, über das Einreiben mit – in heißen Klimaten: 1045.

Opium, zum Zähmen der Schlangen angewendet: 816. Etwas über den Handel mit – nach China: 1125. Gebrauch des –'s in Europa: 1392.

Orenburg, artesischer Brunnen in –: 1057.

Orus, Entdeckung der Quelle des –: 1220. Nähere Angabe: 1428.

P.

Padua, Skizzen aus –: 865.

Palmyra, allgemeine Ansicht der Ruinen von –: 701.

Pampas, etwas über die –: 635.

Panama und das stille Meer: 401; Anlegung eines Canals durch den Isthmus von –: 619; Schilderung der Stadt –: 635.

Paraguay, Vegetations-Verhältnisse in –: 393; Einsammeln des Paraguay-Thee's: 1113; die Jesuiten in –: 1323.

Parana-Strom, der –: 1107.

Paris, Statistik der Spielhäuser: 257; Blumencultur: 381; Privatsammlungen: die Sammlung des Hrn. Dusommerare: 475, 478; Café de l'Olympe: 475; Bilder aus –: 1) eine Osterfeier im Conservatorium: 509; 2) die Pensionate in –: 553, 558; 3) die Gossen: 561; 4) Uebersicht der neuesten Leistungen der Franzosen auf dem Gebiete der Geschichte, der Alterthumskunde und Philologie: 577, 582; 5) Generalsitzung der fünf Academien: 585; 6) Quacksalber und Wunderärzte: 801; 7) die Jouquinisten: 861; 8) die kleinen Journale: 901; 9) öffentliche Plätze in Paris

Digitized by Google

und ihre Denkmäler: Platz Louis XV. oder Revolutionsplatz: 921, 926; Administration der Stadt 813, 818; orientalische Litteratur in –: 821; der artesische Brunnen bei Grenelle 925, 1076; deutsche Kunst in –: 965, 970; Beispiel aus dem Pariser Leben: 1168; Fleischverbrauch: 1172; Wohlfeile Mahlzeiten: 1264; Skizzen aus dem Schuldgefängniß: 1331; Zahl der Grabdenkmäler auf den verschiedenen Kirchhöfen: 1408.
Patriarch, der – von Santa Fé: 1133.
Payta, Schilderung von –: 417.
Pech, Anwendung von – bei der Dampfschifffahrt: 1232.
Pelzhandel, der – der brittisch-amerikanischen Colonien: 885, 887, 891, 895, 900, 903.
Perlenfischerei, über die im persischen Meerbusen: 97; die – bei Ceylon: 689.
Perm, Mineralreichthum des Gouvernements –: 1324.
Persien, das Apothekerwesen in –: 419; die persischen Prinzen in London (eine Episode aus der neuesten persischen Thronveränderung): 209; die Iljats oder wandernden Stämme: 219, 224, 228, 232, 236; Versuch einer Allianz zwischen – und Cabul: 384; die letzte Thronveränderung: 541, 546; Sommerausflug von Teheran nach dem Assassinen-Felsen und Masanderan: 1121, 1126, 1130, 1134, 1138.
Pest, Bemerkungen über die – in der Türkei und in die serbischen Quarantainen: 199, 205, 207, 211, 215. Etwas über die –: 217; die sibirische –: 285; Dr. Goße in Griechenland und die orientalische –: 685; die – in Odessa: 973, 978, 982, 986, 989, 994, 998, 1002. S. auch Inland.
Pesth, Nachtrag zu den Ansichten von –: 613; Zweiter Nachtrag; Märkte und Pflastertreter: 1401.
Petersburg, Vergnügungsorte in –: 1176; Zahl der Equipagen: 1211.
Phosphoresciren, das – des Meeres im Canal: 1128.
Plattensee, der –: 117, 122.
Pompeji, Schilderung von –: 69.
Portales, Diego, 463, 467, 471, 475.
Portugal, Tabaksverpachtung in –: 281; Lebensbilder aus –; häusliches Leben: 421, 425, 430, 434, 438, 442, 446, 450, 454, 457; erster Ausflug nach Setubal: 489, 491, 494, 502, 506; zweiter Ausflug nach Setubal: 521, 526, 530, 533, 538; Aufenthalt in Setubal: 557, 562, 565, 570, 574; Ausflug nach Comporta: 581, 586, 589, 595, 598, 601; eine Wasserreise nach der Villa d'Alcacer do Sal: 617, 622, 625, 630, 634, 637, 642; ferner Aufenthalt in Setubal: 661, 666, 670, 675; Rückkehr nach Lissabon: 693, 698, 701, 709; das Kloster Mafra: 461; der Palast von Necessidades: 469; Bevölkerung des Landes: 1103, 1107, 1112, 1115, 1120, 1124, 1128; Posteinrichtung: 1207, 1211.
Preisaufgaben der französischen Akademie für das Jahr 1838: 1088.
Pumpmaschine, neue –: 716.
Pyrenäen, Skizzen aus den –: Einleitung: 1265; Pau: 1270, 1274, 1278; Ausflüge aus Pau: 1) Morlaas: 1281; 2) Lescar: 1289, 1294; 3) Betharan, Lourdes: 1313, 1318; 4) das Ossauerthal; die Väder: 1315, 1329, 1333; 5) der Ossauer-Pic: 1197, 1202, 1206, 1210, 1213; 6) die Thäler von Azun und Argelès: 1249, 1254; 7) Oloron: das Thal von Aspe: 1349, 1354, 1358; 8) Orthez: 1361.

Q.

Quäker, Abnahme der – in England: 1236.
Quellen, die heißen bei Maulmein: 725.
Quiloa, an der Ostküste von Afrika: 1339.

R.

Ratten, angebliche Vertilgung der –: 1384.
Raubmord, der – in Wolhynien: 1379, 1385.
Rauch, Apparat zur Verzehrung des –: 1180.
Räuber, die – in Macedonien: 1417.
Reliefgraviren, das – in Metall: 103.
Reliefkarte, große – von Frankreich: 1453, 1459.
Rhabarbar-Pflanze, Anpflanzung der – in der Nähe von London 1092.
Robilkund, Nachrichten über –: 1031.
Rom, Sismondi's Bemerkungen über die Campagna von –: 459.
Rückblicke: 1405, 1409, 1413, 1417, 1422, 1425, 1430, 1434, 1437, 1442, 1445, 1449. 1454, 1457.
Rußland, Schilderung von –: (nach Löwe Weimars): 5, 10, 14, 18, 22, 26, 30, 34, 38, 42, 46, 50, 53; der Ackerbau in –: 65; Neigung der Russen zum Handel: 79; Colonisirung der Kabarda durch Kosaken: 211; die russischen Provinzen jenseits des Kaukasus: Einleitung: 251, 255; 1) die Provinz Schirwan: 260, 263, 268, 272, 275, 279, 283, 288, 292, 295, 299, 303, 307, 312, 315, 319, 324; 2) das Khanat Talysch: 423, 427, 431, 435, 439, 443, 447, 451, 455; 3) die Provinz Karabag: 563, 567, 571, 575, 579, 583, 588, 591; 4) die Provinz Scheki: 636, 639, 643, 647, 651, 655, 659, 663, 667; die Grabhügel und Erdaufwürfe im G. Charkow: 329, 334; der Schatz im Kreml: 379; alte Befestigung an der Wodjana: 403; Kurgane am Choper: 416; do. an der Studenka: 427; Gold- und Platina-Ertrag der uralischen Bergwerke: 431; Befestigung am Flusse Usman: 435; die Unterrichtsanstalt auf dem Bergwerke Werch-Iset in Sibirien: 445; über die alte russische Geschichte: 573, 578; Ausflug in die Bergwerke Werchnelwinsk, Werchnetagilsk, Newiansk und Neshewsk: 713, 718, 722; über die Salzseen in dem G. Astrakhan und der kaukasischen Provinz: 769; bibliographische Notizen: 816; Nachrichten über die Anstalten für Wissenschaft, Kunst und öffentlichen Unterricht in Petersburg; 1) die kaiserliche Akademie der Wissenschaften: 873, 878, 882; 2) die Eremitage: 885, 890, 894; 3) die kaiserliche Bibliothek: 898, 902; 4) die kaiserliche Akademie der schönen Künste: 906; 5) die kaiserlich russische Akademie; 6) die medicinisch-chirurgische Akademie; 7) die kaiserliche Universität in St. Petersburg; 8) das Institut für junge Fräulein im Smolna-Kloster: 910; 9) das Institut des Ordens der heiligen Katharina; 10) die Handelsschule; 11) das Taubstummen-Institut; 12) das orientalische Institut; 13) das technologische J.; 14) die Schule für Kauffahrteischifffahrt; 15) das Forst-J.; 16) die Petersschule: 914; Bemerkungen über das Unterrichtswesen überhaupt: 917, 922. Die fremden Colonien: 951. Statistische Nachrichten über Kiachta und Troizkosawsk: 1091; Zahl der Katholiken: 1176. Nachricht über die Heilquellen Rußlands: 1183, 1187. Actiengesellschaften: 1244; Grabhügel im Süden: 1555. Thätigkeit der Gesellschaft für Seidenzucht: 1429.

S.

Sajjed-Said, Fürst von Maskat: 533.
Salamander, etwas über den –: 787.
Salmen, über die – in Schottland: 1137; Verminderung der – an der Ostküste Englands: 1256.
Salona, Ruinen von –: 13.
Sandwich-Inseln, Mißhandlung katholischer Missionäre auf den –: 456; Thätigkeit der protestantischen Missionäre: 884; Verbannungsdecret gegen die katholischen M.: 1136.
Santa Fé, über ein Gastmahl zu –: 1417.
Santiago, einige Tage zu –: 721.
Santorini, etwas über die Insel –: 771.
Saragossa, Beschreibung der Stadt – 1241.
Schiffbau, außerordentlich schneller –: 1100.
Schiffbruch, der – des Dampfschiffs Wilhelm I auf dem Korallenriffe Lucipara im indischen Archipel im Frühjahr 1837; 483, 487, 491, 495, 499, 501, 504, 511.
Schildkröteneier, das Einsammeln der – in Brasilien: 195.
Schimper, Nachricht von dem Reisenden –: 279.
Schlamm, ungeheure Masse von – im Wasser des Bristoler-Canals: 1372.
Schlangen, von dem Einfluß der Musik auf –: 615.
Schnitter, der – eine neuerfundene Maschine: 776.
Schreibtisch, neue Art großer –: 1100.
Schwanenfluß, die Niederlassung am –: 775.
Schweden, öffentliche Arbeiten in –: 655; Steigen der Bevölkerung 1176.

Digitized by Google

Seribanium, merkwürdiges altes –: 580.
Seesängethier, unbekanntes –: 647.
Seeschlange, giftige –: 632.
Seine, die Mündung der –: 705, 709, 714.
Senegal, Besuch bei den Negern am –: 1388, 1391, 1395.
Sevilla, die Kathedrale von –: 157.
Sibirien, über den gefrornen Boden in –: 331.
Siebenbürgen, Statistisches aus –: 77. Gemälde von –: 1) Physiognomie des Landes: 497; 2) die Einwohner: 505, 510, 514; 3) öffentliche Sicherheit und Bequemlichkeit: 517; 4) das Volksleben: 522.
Silber, Gewinn an – aus dem Blei in England: 1136
Sind, Beschreibung von –: 367, 371, 375, 379, 383, 387, 391, 395, 399, 403.
Singphos, die –: 1333.
Sklavenschiff, Gräuel auf einem –: 1092.
Skorpion, Mittel gegen den Stich der –: 560.
Socotra, die Gebirge der Insel: 993.
Sodaquelle, natürliche –: 895.
Solfatara, über die Benützung der – auf Guadeloupe: 1218.
Spanien, das Museum in Madrid und die Malerei in –: 493. Die Carlistische Expedition des vorigen Jahrs: 1) vom Auszug der Expedition bis zur Schlacht von Huesca: 545, 550, 554; 2) von der Schlacht bei Huesca bis vor der Schlacht gegen Cuerens: 733, 738, 742, 746; 3) die Schlacht gegen Cuerens und ihre Folgen: 1085, 1090. Etwas über die spanische Armee: 1186. Die spanischen Cortes und ihre hervorstechenden Redner: 1191, 1195, 1200, 1203.
Spargel, neue Art –: 636.
Sternfall, der – in den Novembernächten: 1348, 1352.
Stockholm, Leben in –: 1009.
Stora, etwas über die Stadt –: 673.
Stroh, Unverbrennbarmachung des –'es: 720.
Strumpfwirkerei, Geschichte der – und Bobbinnetmanufactur in England: 257.
Stürme, etwas über die Theorie der –: 1157, 1162.
Sudan, neue Karte des –'s: 1432.
Südpol, über die neuen Expeditionen nach dem –: 1096.
Südsee, Nachricht von der angeblichen Entdeckung eines großen Continents in der –: 1168.
Sund, Zahl der in diesem Jahre durch den – gegangenen Schiffe: 1240.
Syrakus, Steinbrüche in –: 1245.

T.

Tanger, Aufenthalt in – und Tetuan: 273, 278, 282, 286, 290.
Tannen, etwas über die –. S. Fichten.
Tarai, der –: 711, 716.
Tartan, herrschende Mode in Schottland – zu tragen: 1252.
Tataren, die – im südlichen Rußland: 145.
Telegraph, Vorschlag eines Systems von Tag- und Nacht –en auf den Eisenbahnen: 1120.
Tenasserim, Nachricht über die Producte der Küste von –: 1433.
Texas, Mangel an Frauen in –: 1156. Verbindung mit Kalifornien: 1409.
Thags, die –: 465, 470, 474, 477; die – im südlichen Mahrattalande: 639.
Theater, Erbauung eines – von Eisenblech: 743.
Theebau, über das Klima für den –: 485.
Tibet, über einige Eigenthümlichkeiten der Sprache und Schrift von –: 429.
Tinevelly, die deutsche Mission in –: 1023.
Torf, Apparat zur Solidificirung des –s: 536.
Trapezunt, der Handel von –: 60.
Trigardon, Stadt im Peloponnes: 1341.
Tschuktschen, der Handel der – nach Nordwest-Amerika: 285.
Türkschi-Bilmeß, der Zug des –: 405, 409, 414, 418, 422.
Tunis, Nachrichten aus –: 779.
Tunnel, der – unter der Themse: 611, 1320.
Turnier, Anstalt zu einem prächtigen in Schottland: 1088.

U.

Ungarn, Briefe aus –: I. Silein: 737; II. Kremnitz: 749; III. Schemnitz: 757; IV. Waitzen: 765; V. von der Theiß: 773, 778, 782; VI. Mezö-Hegyes: 785; VII. Poros-Sebes: 805, 810, 814; VIII. Arad: 949; IX. Gyöngyös: 957. Zerstückelung des Grundeigenthums: 1456. Geschmack an Tabakspfeifen: 1459.
Urquhart, Reisen von –: 1) in Albanien: 1017, 1022, 1026; 2) in Thessalien: 1053, 1058, 1061.

V.

Vandiemensland, Aus- und Einfuhr in –: 24.
Vanille, Anbau der – in Lüttich: 500, 1132.
Vattermare, der Plan des Herrn –: 627.
Vegetation, über die antediluvianische –. S. geologische Notizen.
Vendres, Port –: 201.
Veracruz, Lage von –: 877.
Vereinigte Staaten, Flucht der Sklaven nach Obercanada: 291. Ertrag der Gold- und Silberminen: 535, 1247. Seidenzucht und Runkelrübenbau: 1076. Marine: 1092. Goldmünzen: 1256. Entfernung der Tschirokesen aus Georgia und Nordcarolina: 1268. Die Methodisten: 1) Der Gang nach dem Camp-Meeting. Gespräch mit dem Prediger: 1288, 1291; 2) der Morgen: 1299; 3) der Abend: 1304; 4) die Heimkehr: 1307. Thätigkeit der Mäßigkeits-Gesellschaften: 1352. Buchhandel: 1359. Sklavenverschwörung in Kentucky: 1415.
Vesuv, Erinnerungen vom –: 39, 44.
Vignemale, die Höhe des –: 1367.
Viscachas, aus Südamerika an das Museum nach Straßburg geschickt: 1364.

W.

Wagenräder, neue Art von – zu Eisenbahnen: 1212.
Wasser, Verderben des – durch die Gaseinrichtungen. S. London.
Wasserscheu, Mittel gegen die –: 1108.
Washington, die Correspondenz –'s: 1239.
Weizen, chinesischer –: 947.
Westindien, statistische Notizen über die französischen Colonien. S. Frankreich. Die Frauen in –: 547. Sterblichkeit unter den englischen Truppen: 909, 1144. Sterblichkeit unter den schwarzen Truppen: 985. Charakterisirung der Pflanzer: 1389. Ertrag einer Pflanzung: 1403.
Wetter, Beobachtungen über das – im verflossenen Monat Januar: 1432.
Wisperer, der – oder Ohrenrauner: 1117.
Wrangel, Nachrichten über die russischen Besitzungen in Nordamerika: 817, 822, 826, 830, 833. Weitere Mittheilungen: 1) der Wallfischfang: 1057; 2) das Wallroß: 1073; 3) der Seebär: 1075, 1078; 4) die Seeotter: 1081.
Wurmkrankheit, sonderbare – in Bombay: 604.
Wurzelgewächs, Lebensdauer der –e: 356.

X.

Xeres, der Weinhandel in –: 1381.

Y.

Yogi, über eine Secte der – in Cutsch: 231.
Yuruks, die osmanischen –: 1209, 1214.

Z.

Zend, etwas über die Sprachen – und Pehlwi: 225.
Zigeuner, die – in der Moldau und Walachei: 525.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Eilfter Jahrgang.

1838.

Januar.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1838.

☞ Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Charten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. Mit den Blättern zur Kunde der Litteratur des Auslands, wovon wöchentlich 2 bis 3 Nro. erscheinen, 20 fl. oder 11 Rthlr. 8 gr. — Sämmtliche respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

v. Hailbronner's Reise-Cartons.

In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

aus der

Reisemappe eines deutschen Touristen.

Gesammelt und herausgegeben

von **Carl v. Hailbronner.**

DREI BÄNDE.

gr. 8. in Umschlag broch. Preis 6 fl. 36 kr. oder 4 Rthlr 4 gr.

Auf wenigen Blättern findet sich hier Vieles zusammengedrängt, was man in voluminösen Reisebeschreibungen vergeblich suchen würde. Der Verfasser, ein passionirter Reisefreund, führt im ersten Bande den Leser in die Schweiz, nach Genf, Paris, Portsmouth, London, England, Irland, Schottland, Holland und nicht auf dem nächsten Wege nach Hamburg. Allerdings Vielen durch persönlichen Besuch, und noch Mehreren aus einer Menge von Büchern bekannte Gegenden. Allein hier verbreitet eine geistreiche Subjectivität über die aus der Ferne wunderbar vor die Einbildungskraft des Lesers gezauberte Außenwelt eine eigenthümliche Färbung. Der gewandte Reisende erscheint stets und überall als fein gebildeter, unterhaltender und geistreicher Gesellschafter, während er, beinahe sich selbst unbewußt, zugleich gründlich erfahrener, belehrender Führer ist. Was er mit schneller und scharfer Beobachtungsgabe unbefangen aufgefaßt hat, findet der Leser in eben so klarer als conciser Darstellung unumwunden wiedergegeben. Zwar sind die Schilderungen schon nach dem Titel des Buches Fragmente, allein der Herausgeber hat sie in so zweckmäßige Ordnung gebracht, daß der Leser mit einiger Phantasie die Uebergänge ohne Mühe sich selbst bilden kann. Und wir wissen nicht, ob nicht gerade Cartons für den Kenner ein ganz besonderes Interesse haben, das ein vollständig componirtes und im Einzelnen ausgeführtes Tableau niemals gewährt. Ueberall sind die charakteristischen Merkmale von Land und Volk, von Natur und Menschenschöpfung in kräftigen Zügen und bestimmten Umrissen ausgehoben, und bei jedem Bilde steht die Staffage in ansprechender Harmonie mit dem Hauptwerke. Der einfache, edle, in ungekünstelter Eleganz und angeborner Kraft dahinfließende Styl des Verfassers ist der höheren Lesewelt aus interessanten Beiträgen für die Allgemeine Zeitung schon länger bekannt.

Dieß Alles, verbunden mit dem Reize der Neuheit und Ueberraschung, indem der Verfasser die skizzirten Reisen erst seit kurzem vollendet und in seiner Darstellung nur das bis jetzt Unbekannte aufgenommen hat, macht das Werk, welches sich beim ersten Anblick durch eine seinem gediegenen Inhalt entsprechende Ausstattung empfiehlt, nicht nur zu einem nützlichen Wegweiser für den Reiseliebhaber, sondern auch in ausgedehnterem Kreise zu einem höchst unterhaltenden Lesebuche für jeden Gebildeten.

Der Inhalt des 2ten und 3ten Bandes ist folgender:

Inhalt des zweiten Bandes: Copenhagen. — Schweden. — Der Trollhätta- und Götharcanal. — Stockholm. — Dalecarlien. — Die schwedische Armee. — Reise von Stockholm nach Berlin. — Berlin. — Dresden. — Prag. — München. — Rippoldsau. — Nürnberg. — Wien. — Die österreichische Armee. —

Inhalt des dritten Bandes: Die Bora. — Venedig. — Mailand. — Florenz. — Genua. — Turin und die Seen. — Rom. — Der Carneval in Rom. — Die römische Charwoche. — Die Römerin. — Neapel. — Sicilien. — Der Vesuv.

Stuttgart und Tübingen, Oct. 1837. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Paley's natürliche Theologie,

mit Bemerkungen und Zusätzen

von **Lord Brougham und Sir Charles Bell.**

In deutscher Bearbeitung herausgegeben

von **Dr. H. Hauff.**

Mit 25 Holzschnitten.

gr. 8. in Umschlag brochirt. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

William Paley's **natürliche Theologie** ist ein in England sehr berühmtes und hochgeschätztes Werk, das seit dreißig Jahren in den verschiedensten Kreisen vielfachen Nutzen gestiftet hat; es ist das unerreichte Muster zahlreicher ähnlicher Abhandlungen. Im vorigen Jahr erschien eine neue Auflage des Buchs mit reichhaltigen Bemerkungen und Zusätzen vom Lord-Canzler Brougham und dem in anderer Sphäre nicht minder berühmten Physiologen und Chirurgen Karl Bell; dieß veranlaßte die deutsche Bearbeitung. — Es wird nicht leicht ein Buch geben, das geeigneter wäre, einerseits eine religiöse Ueberzeugung zu begründen, andrerseits die Lust zum Studium der Naturgeschichte zu wecken und zu beleben. Namentlich der reifern Jugend, welche sich bereits mit den allgemeinsten Verhältnissen des Thierreichs bekannt gemacht hat, ist das Buch als Anregung und Einleitung zu tieferem Eindringen zu empfehlen. Die Hoffnung, dem allgemein erwachten Triebe zu Naturstudien durch dieses Buch gesunde Nahrung zu geben, hat auch vorzüglich zur deutschen Bearbeitung veranlaßt, bei welcher die eigenthümliche Form des Originals möglichst erhalten worden ist. — Durch Bells einen Anhang bildende, höchst geistreiche Skizzen von mehreren Einzelnheiten der organischen Bildung hat das Werk sehr an Werth gewonnen und ist nicht blos dem Lernenden interessant geworden.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Von der Unterzeichneten wird demnächst versandt werden:

Reden und Vorträge

über

Gegenstände aus dem Gebiete der Naturforschung

von

Karl Fr. Ph. v. Martius.

8. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Inhalt: Reden zu Linné's Gedächtniß. — Ueber den philosophischen Gedanken in Linné's Werken. — Aus Linné's Rede vor dem Könige von Schweden. — Die Stufenalter des Menschenlebens. — Vom magischen Einflusse der Natur auf den Menschen. — Die Leiden und Freuden des Naturforschers. — Linné'sche Lieder und Litanei. — Vier Vorträge über die Metamorphose der Pflanzen. — Die Seele der Pflanzen. — Die Unsterblichkeit der Pflanze. — Die Anforderung der Zeit an den Naturforscher.

Der Hr. Verfasser behandelt hier mehrere Gegenstände von hohem allgemeinem Interesse. Seiner Darstellung liegt überall eine begeistigende Ansicht von der Natur zum Grunde, und er sucht die Beziehungen zwischen der physischen und moralischen Welt hervorzuheben.

Der Erlös des Werkchens ist für die Unterstützung von Waisen an der Cholera Verstorbener bestimmt.

Stuttgart u. Tübingen, Nov. 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Sternbergs Palmyra.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Palmyra

oder

Tagebuch eines Papagai's.

Von

Frhrn. A. v. Sternberg.

Velinp. in Umschlag brosch. Preis 3 fl. od. 1 Rthlr. 20 gr.

Schon lange hat das Publicum die Eigenthümlichkeit des Schriftstellers, dessen neuestes Werk wir hier anzeigen, erkannt und liebgewonnen. Mit vorzüglichem Glück weiß er das Mährchenhafte, das Phantastische als Spiegel der wirklichen Welt zu gebrauchen. So knüpft sich im vorliegenden Roman an die Erlebnisse eines weltweisen Vogels eine Menge der lebendigsten menschlichen Situationen, und aus einem freien Phantasiespiele entwickelt sich das schalkhafte humoristische Bild der socialen und litterarischen Verhältnisse der neuesten Zeit.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Betrachtungen

über das

Gebet des Herrn.

8. broch. Preis 45 kr. oder 12 gr.

Die Absicht des Verfassers war, die Einwirkung der Glaubensformen auf das äußere Leben, die Verhältnisse der Regierungsformen zur Menschheit, und die Stellung der verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft zu einander in versöhnendem Sinne zu besprechen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehende Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen Oktober 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexiko. 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow, jun., ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1831.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis P. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexikanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniss.

Größere Aufsätze.

Die Stellung der Frauen in den nordamerikanischen Sklavenstaaten. No. 1. — Rußland. Von Löwe Weimars. No. 2—14. — Morena. No. 2. — Ueber das gemeinsame Einstellen der Arbeit in den Fabrikstädten Englands. No. 3. — Ruinen von Salona. No. 4. — Handwerkerschulen in England. No. 5. — Pflanzung und Pflege des Kaffee's in der Umgegend von Havana. No. 5—7. — Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde: die Verachtung der Araber im Orient. No. 6. — Die Franzosen und die Juden in Nordafrika. No. 7. — Trachten in Mexico. No. 8. — Die neapolitanischen Fischer. (Mit einer Abbildung.) No. 9. — Die Regierung des Nizam von Heiderabad. No. 10. — Erinnerungen vom Vesuv. No. 10. 11. — Geographie Afrika's von Edrisi. No. 11. — Ueber die antediluvianische Vegetation. (Nach Brogniart.) No. 12. — Algierer Zustände. 2) Die Habschuten. No. 15—16. — Die Bewohner der Campagna di Roma. (Mit einer Abbildung.) No. 15. — Reiseskizzen von den griechischen Inseln: Seriphos, Siphnos, Pholegandros, Jos und Amorgos. No. 16—19. — Der Ackerbau in Rußland. No. 17. — Pompeji. No. 18. — Skizzen aus Mexico: 1) Allgemeine Ansicht der Stadt. No. 19—21. 2) Die Kirchen. No. 23. 24. 3) Märkte, Spaziergänge, Wasserleitungen. No. 25. 26. — Verhältniß der englischen Herrschaft in Indien zu den Subsidiärstaaten: das Land des Nizam. No. 19—22. — Statistisches aus Siebenbürgen. No. 20. — Skizzen aus Algiers Umgebung: 6) die Ebene Metidschah. No. 21—25. — Bemerkungen über die englische Armee: die Stärke der Regimenter. No. 22; über das Vorrücken der Unterofficiere zu Officieren. No. 24. — Etwas über die Perlenfischerei im persischen Meerbusen. No. 25. — Ueber baktrische Alterthümer. No. 26—30. — Ueber das Sinken des Wassers im schwarzen Meere. No. 27. — Die Auswanderung der Gränzcolonisten in Südafrika. No. 28. — Agassiz über die wandernden Felsblöcke. No. 29. — Das Apothekerwesen in Persien. No. 30. — Der Plattenfer. No. 30. 31. — Ueber die relative Höhe des schwarzen und kaspischen Meeres. No. 31.

Chronik der Reisen.

Hall's Reisen auf die Hochgipfel des quitoanischen Andenzuges. 1) Allgemeine Ansicht über die Erreichungsverhältnisse desselben. No. 1. 2. 2) Besteigung des Pichincha. No. 3—5. 3) Reise zu den Obsidianfelsen von Quisca. No. 8. 9. 4) Besteigung des Antisana No. 12. 13. 5) Besteigung des Cotopaxi. No. 14. 6) Reise im Pannosthal. No. 15. 16. 7) Chimborassoersteigung. No. 18. 8) Reise nach Payta. No. 19. — Poujoulats wissenschaftliche Reise in den Orient. No. 7. — Ueber die neuern Fahrten nach Nowaja Semlja. (Aus dem Bericht des russischen Akademikers Bär an die Akademie.) No. 25—30. — Besteigung des Demawend von Hrn. Taylor Thompson. No. 31.

Kleinere Mittheilungen.

Geologische Notizen: Paillette über die geologischen Verhältnisse der westlichen Bretagne. No. 1. Fragen über die wandernden Blöcke. ibid. Ueber die Spuren der Erhebung des Bodens auf Guernesey. No. 2. — Vertheilung der Medaillen der königlichen Gesellschaft in England. No. 6. — Aus- und Einfuhr in Vandiemensland. ibid. — Niederlassung auf der Nordküste von Australien. ibid. — Dampfschifffahrtsverbindung zwischen England und Amerika. ibid. — Merkwürdige alte Karte. No. 7. — Merkwürdige Erscheinung im indischen Meere. No. 9. — Literarische Notizen: Uebersetzung des Homer ins Bengalische. No. 10. Forschungen über das Christenthum in Indien. No. 14. Ueber den Gebrauch des Pulvers in Indien. ibid. Alte irische Abschrift der Evangelien. No. 28. — Krankheiten unter Muschelthieren. No. 13. — Nachrichten von Burnes. ibid. — Ankunft Cap. Alexanders in London. ibid. — Sendung einer russischen Gesandtschaft nach Khiwa. ibid. — Der Handel von Trapezunt. No. 15. — Ansicht von Malta. No. 16. — Gold- und Silberausfuhr aus England. No. 17. — Neue Colonie in Australien. No. 18. — Neigung der Russen zum Handel. No. 20. — Irische Alterthümer. No. 21. — Bevölkerung von Canada. No. 22. — Auffindung von Kunstwerken aus der griechischen Zeit in Frankreich. ibid. — Merkwürdiges Grabmal in Athen. ibid. — Errichtung von Mädchenschulen in Aegypten. No. 24. — Mosaik in Carthago aufgefunden. No. 25. — Reliefgraviren in Metall. No. 26. — Marine-Bibliotheken in Frankreich. No. 27. — Der Kaffeebaum in Afrika. No. 29.

☞ Die verehrlichen Buchhandlungen, welche die in ihrem resp. Verlag erscheinenden Schriften, sofern diese in den Bereich der „Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands" gehören: als Uebersetzungen neuer poetischer, philosophischer und religiöser Werke aus fremden Sprachen in diesen Blättern angezeigt und beurtheilt wünschen, werden gebeten, die Einsendung durch Buchhändler-Gelegenheit an Dr. G. Pfizer in Stuttgart zu machen.

Digitized by Google

Nr. 1.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Januar 1838.

Das Verhältniss der Frauen in den Sklavenstaaten Nordamerika's.

Die Stellung der Frauen in der Gesellschaft umfaßt die wichtigsten Fragen über den Zustand der Gesellschaft selbst. Bei Völkern in ganz rohem Zustand ist die Frau nur die Sklavin des Mannes, welcher das rohe Recht des Stärkern in Anwendung bringt; und nur wenn allmählich die Gesellschaft vorwärts schreitet, wird die Frau zur Gefährtin des Mannes. In den niedrigsten Ständen Mitteleuropa's, d. h. bei denen, welche von dem täglichen Erwerb ihrer Hände leben, geht gewöhnlich die Frau, so weit es die Aufsicht über ihre Kinder nur immer gestattet, ihrem eigenen Geschäft nach, so gut, wie der Mann dem seinigen, denn beide müssen fast in gleichem Grade zu ihrem Lebensunterhalt beitragen. Dann kommt die Classe derer, wo, wie z. B. bei den Handwerkern, die Frau den Mann nach Kräften in seinem eigenen Geschäft unterstützt; hierauf die, wo die Frau nur als Ordnerin und Erhalterin seines Hauses auftritt; endlich die höhern und reichern Stände, wo die Frauen hauptsächlich nur der Gesellschaft leben, und in ihrem geselligen Kreise so frei sich bewegen wie der Mann. Dieß ist im Allgemeinen auch die herrschende Ansicht über die Stellung der Frauen in den nördlichen Theilen der Union, welche in dieser Hinsicht mit uns auf gleiche Stufe gestellt sind. Anders aber verhält es sich im Süden, wo die Sklaverei herrschend ist. Hier gibt es, auf dem Lande namentlich — und die Städte haben hier weder die Größe noch die Bedeutung wie im Norden — fast nur weiße Frauen der höhern Classe, denn eine niedere arbeitende Classe der Weißen existirt kaum. Die Amerikaner rühmen sich, daß die Frauen in keinem Lande so achtungsvoll, so ritterlich (chivalrous) behandelt werden, wie in den Vereinigten Staaten; der Ehemann würde es für eine Schande halten, daß seine Frau arbeitet, und er müht sich ab, um sie nur mit hinreichendem Geld versehen zu können; wo die Frauen öffentlich erscheinen, werden sie mit aller Rücksicht behandelt, Niemand wagt in einer Postkutsche einen der bessern Plätze zu behalten, wenn noch eine Dame erscheint, obwohl es trotz aller dieser Artigkeiten in der Natur der Dinge liegt, daß in einem Lande, wo ein solcher „Geschäftshunger" herrscht, wie in Nordamerika, die Frauen auf irgend einer Seite vernachlässigt werden müssen.

Diese Schilderung gilt zum Theil schon von den nördlichen Staaten, in den südlichen aber ist das Benehmen gegen die Frauen äußerlich noch viel unterwürfiger, und die Ritterlichkeit wird noch viel weiter getrieben. Aber welcher Art die Stellung der Frauen hier seyn muß, ergibt sich aus der bis zum Uebermaß gehenden Ausschweifung der Männer mit ihren Sklavinnen, mögen diese nun verheurathet seyn oder nicht; sind sie verheurathet, so schickt man eben den Mann an die Arbeit, während der Herr die Sklavin besucht, und hinsichtlich der Unverheuratheten gilt es schon in Virginien, und vielmehr noch in den Carolinas und Georgien, fast als Regel, daß die Mädchen mit 15 Jahren Mütter werden. Es verstößt nicht gegen die öffentliche Meinung, daß ein Plantagenbesitzer seine weiblichen Sklaven als sein Harem betrachtet, und noch empörender ist die fast zur Nothwendigkeit gewordene Sitte, die eigenen Kinder zu verkaufen, denn nach dem Gesetz sind die Kinder Sklaven, sobald die Mutter Sklavin ist, und hinsichtlich der Freilassung sind dem Herrn die Hände so gebunden, daß es zum mindesten ungemein schwer ist, sie frei zu geben. Dieß barbarische Gesetz hat seinen Grund in der Furcht, denn bei den fast allgemein herrschenden Verbindungen der Herren mit ihren Sklavinnen würde das Land, wenn die Kinder ohne weiteres frei gelassen werden dürften, sich bald mit einer so zahlreichen freien Mulattenclasse füllen, daß die Herrschaft der Weißen gefährdet wäre. Als einmal in Virginien eine Zeit lang das Gesetz gegen die Emancipation suspendirt war, wurden in neun Jahren 10,000 Sklaven emancipirt, und weil dadurch das ganze System in Gefahr gerieth, wurden die Gesetze gegen die Emancipation wieder verschärft. Freilich bleibt immer noch die Frage übrig, ob die Sache durch dieß gewaltsame Zurückhalten der Mulatten in der Sklaverei besser wird, da ihre Zahl sich nothwendig immer fort vermehren muß.

Die Ausschweifungen, denen sich die weißen Herren mit ihren Sklavinnen hingeben, ist eine Quelle von Erniedrigung für die weißen Frauen, nicht als ob diese selbst dadurch ausschweifend würden — denn dazu haben sie eigentlich gar keine Gelegenheit, da die weißen Männer ihre Gelüste allzu leicht an

Digitized by Google

Sklavinnen befriedigen können — ſondern indem ſie ſelbſt in ihrer eigenen Achtung ſinken, da ſie nicht die Freundinnen und Gefährtinnen des Mannes ſind, ſondern recht eigentlich nur zur Staffage des Hauſes dienen, und als ſolche mit hohlen, nicht gefühlten Achtungsbezeugungen umgeben werden. Nicht ohne Grund äußerte ſich darüber die Gattin eines Pflanzers in der Bitterkeit ihres Herzens geradezu: „eine Pflanzersfrau iſt nur die erſte Sklavin des Harems ihres Mannes!“ Die Ausſchweifung mit den Sklavinnen benimmt natürlich auch der Mehrzahl der Männer den Sinn für die edleren Tugenden des weiblichen Geſchlechtes. Eine nächſte Folge davon iſt die, das Band der Ehe lockerer zu machen, und eine gänzliche Unabhängigkeit des beiderſeitigen Vermögens iſt dadurch auch ſchon völlig zur Sitte geworden, die von dem poſitiven Geſetze beſtätigt wird; die Frau verwaltet oder verkauft ihre Ländereien nach Gutdünken, und der Mann miſcht ſich in der Regel weder in das Eine noch in das Andere. Man ſcheint ſogar eine Art von Point d'Honneur darein zu ſetzen, daß ein Mann das Vermögen ſeiner Frau nicht ſelbſt in Verwaltung nehme. Faßt man dieſe beiden Punkte, die herrſchende Ausſchweifung der Männer und die Nichtgemeinſchaft der Güter, zuſammen, ſo findet man leicht, wie locker das Band der Ehe, wenigſtens nach unſern Begriffen, ſeyn muß.

Die Folgen dieſes Zuſtandes treten um ſo greller hervor, je roher die größere Maſſe der Grundeigenthümer in den ſüdlichen Staaten iſt, bei welcher ſich ariſtokratiſcher Dünkel — indem ſie eine unterwürfige farbige Bevölkerung vor ſich zittern ſehen — mit demokratiſchem Trotz vereinigt. Hier wirkt die Abſchaffung des Erſtgeburtsrechts, welches unter Jefferſon aufgehoben wurde, entſchieden nachtheilig. Die Unabhängigkeit und der Reichthum der großen Gutsbeſitzer begünſtigten die geiſtige Entwicklung, weckten höhere Geſinnungen und Gefühle, und vielleicht iſt es dieſem Umſtande zuzuſchreiben, daß von den ſüdlichen Staaten die meiſten ausgezeichneten Staatsmänner der Union ausgingen. Durch die Aufhebung des Erſtgeburtsrechts vermindert ſich aber die Zahl der großen Grundbeſitzer, und vermehrt ſich die der kleinern und mittleren mit reißender Schnelligkeit; die Mittel der Einzelnen, ſich Bildung und Kenntniſſe zu verſchaffen und zu pflegen, nehmen ab, und die Maſſe muß roher werden, während ſie dennoch ihre ariſtokratiſche Stellung durch den Sklavenbeſitz behauptet. Bei dieſem Geſellſchaftszuſtande wirkt die europäiſche Bildung wie ein Fluch, indem ſie einen Zwieſpalt in das Leben bringt. Würde die Geſellſchaft ihrer natürlichen Rohheit überlaſſen, ſo würden auch die Frauen roher ſeyn, und das Unglück ihrer Lage weniger empfinden, ſo aber beſitzen ſehr häufig die Frauen eine Erziehung und Bildung, gleich den entſprechenden Claſſen der nördlichen Staaten und Europa's, eine Bildung, welche ſie die wenn auch übertünchte Rohheit der Männer um ſo tiefer empfinden läßt.

Wir wollen hier eine Stelle aus Harriet Martineau's „Society in America“ anführen, da die Verfaſſerin als eine Frau die Sinnesart der Frauen wohl am beſten zu beurtheilen verſteht: „Die Herabwürdigung der Frauen im Süden entſpringt nicht aus ihrem eigenen Benehmen, ſondern aus der Herabwürdigung ihrer ganzen Umgebung. Wo die weißen Männer Geheimniſſe haben, die ihre Frauen von allen zuletzt kennen, wo die wichtigen Lebensverhältniſſe dem einen Geſchlecht von einer ganz verſchiedenen Seite als dem andern erſcheinen ſollen, da iſt es mit allem Vertrauen und herzlicher Zuſammenſtimmung zu Ende, und ſtatt die vertraute Freundin des Mannes zu ſeyn, bleibt ihr keine andere Stelle übrig, als die Honneurs des Hauſes zu machen und die Wirthſchaftsgeſchäfte zu führen. Ich ſpreche hier nicht von dem, was ich als ein nothwendiges Ergebniß vorausſetze, ſondern davon, was ich wirklich geſehen habe. Ich habe mit tiefem Kummer die zuvorkommende Höflichkeit und die dem liebenden Herzen ſo ungenügende Galanterie bemerkt, womit die Frauen des Südens von ihren Ehemännern behandelt werden; ich habe geſehen, wie man ſich vor dem Gedanken entſetzt, daß eine Frau arbeiten ſoll, den Eifer, um ihr genügendes Auskommen ohne Arbeit zu verſchaffen, — die tiefſte Beleidigung, die man einer verſtändigen und gewiſſenhaften Frau bieten kann; ich kenne den Ton der Unterhaltung, den man gegen Frauen annimmt, ein Ton, wie man ihn dem Inhalt und der Form nach an keinen Mann richten würde; ich vernahm das Prahlen von der ritterlichen Hochachtung, womit die Frauen in dieſem „Paradieſe der Weiber“ behandelt würden, und ich ſah den Kummer des gekränkten Stolzes, ſo wie den Streit bitterer Gefühle, womit die Frauen, welche die Hohlheit des Syſtems nur allzu wohl erkannten, dieſen Prahlereien zuhörten. Bei allem dem merkten aber die Männer gar nicht, daß ſie die Frauen nicht aufs beſte behandelten, und ſie werden auch dafür blind bleiben, ſo lange ihre Ausſchweifungen mit der niedrigſten Claſſe des weiblichen Geſchlechts ſie unfähig macht, den Werth der beſſern gehörig zu ſchätzen. Ich hörte einen Vater mehrerer ſehr gebildeten Töchter mit einem Ton der Stimme, den ich nie vergeſſen werde, erklären, man könnte Mädchen eben ſo gut auf die Straße hinausjagen, als ſie einem ſolchen Leben überliefern, wie es auch ſeinen Töchtern bevorſtehe.“

Der eben erwähnte Umſtand, daß das Erſtgeburtsrecht aufgehoben, muß die Sache namentlich auch darum verſchlimmern, weil weiße Frauen, welche nach der ſo eben mitgetheilten Schilderung offenbar nur ein Luxusartikel in einem Hauſe ſind, für viele bald ein allzutheurer Luxusartikel ſeyn werden, und daß mehr und mehr die kleinern Güterbeſitzer ſtatt weiße Frauen zu heurathen, ſich allmählich damit begnügen werden, mit einer oder mehrerer ihrer Sklavinnen zu leben, und dieſe Sklavinnen, die Favoritinnen der Weißen, müſſen nothwendig im Range ſteigen, wenn keine Herrin, d. h. keine weiße Gattin da iſt. Daraus erklärt ſich wohl der Ausdruck eines denkenden Amerikaners aus den ſüdlichen Staaten: „society is here always advancing towards orientalism.“ Wenn einmal der Weiße mit einigen ſeiner Sklavinnen lebt, und die mit ihnen erzeugten Kinder auch wieder geſetzlich ſeine Sklaven ſind, in was unterſcheidet er ſich von einem Neger in Afrika, der ſich eine Anzahl Weiber kauft, um von dem Ertrage ihrer Arbeit zu leben, und eben ſo ſeine Töchter wieder verkauft, wie er ſeine Weiber gekauft hat. Das Bild iſt graß, aber iſt dieß nicht der Zuſtand auf den die große Maſſe der weißen Landbauer in den ſüdlichen Staaten hinauskommen muß? Und wie wird es denn um die Rein-

Digitized by Google

heit des weißen Bluts stehen, um die Ausschließung aller derer von der Gesellschaft, die auch nur im entferntesten Negerblut in den Adern haben, wenn nach einer nicht sehr fernen Zeit dieß mit neun Zehntheilen der Bevölkerung der Fall ist? Jetzt hat ein junger Mann, auch in den Städten des Südens, gewöhnlich eine Quadronin zur Maitresse, ehe er heurathet; oft dauert die Verbindung das ganze Leben lang, gewöhnlich aber heurathen die jungen Leute, wenn sie zu mehr Vermögen gelangen, eine Weiße, viele bloß der Etikette wegen, um eine Frau in die Gesellschaft einführen zu können, denn bei gar manchen wird die Maitresse neben der Frau fort unterhalten. Nimmt man dazu, daß die weißen Damen in jenem südlichen ihrer Constitution nicht sehr entsprechenden Klima häufig bleich und unschön, während die Quadroninen lebhaft, wohlgebildet und liebenswürdig sind, so ist mit Wahrscheinlichkeit vorauszusehen, daß mehr und mehr die Verbindungen mit Quadroninen sich verlängern, und die Männer immer später und seltener eine regelmäßige Heurath mit einer Weißen eingehen werden; wird dann der unnatürliche Zustand, daß die Töchter dieser Quadroninen auch wieder nur zu Maitressen von Weißen erzogen und die Söhne zum Theil auf dem Sklavenmarkt verkauft werden, in die Länge sich halten? Die südlichen Pflanzer werfen den Bewohnern der nördlichen Staaten vor, daß sie darauf ausgehen, eine Vermischung (amalgamation) der beiden Racen herbeizuführen, ein Gedanke, gegen den sich der Stolz der Weißen empört. Wer aber trägt wohl mehr als die Bewohner der südlichen Staaten selbst zu dieser Amalgamation bei, welche mit Riesenschritten vorwärts schreitet. Man hat schon viel gesprochen über die Sklaverei in den Vereinigten Staaten und ihren möglichen Ausgang, die tristigsten Stimmen aber vereinigen sich dahin, daß sie nicht mit einem Aufstand der Schwarzen gegen ihre Herren endigen würde. Wir wollen dieß zugeben, schon aus dem Grunde, weil jetzt noch selbst in den südlichen Staaten die weiße Bevölkerung stärker ist, als die farbige, und partielle Aufstände nichts entscheiden können, aber einen fast noch furchtbareren Ausgang sagt Harriet Martineau voraus: „ich bin überzeugt, daß die zügellose Ausschweifung der Sklavenbesitzer die nächste und hauptsächlichste Ursache ist, weßhalb sich der Süden und Südwesten in einem Zustande befindet, daß nichts Anderes zu erwarten ist, als daß die Gesellschaft sich in ihre Elemente auflöst, wenn die Sklaverei nicht bei Zeiten aufhört. Diese Auflösung der Gesellschaft wird nicht durch einen Negeraufstand erfolgen, sondern durch die natürliche Wirkung des Lasters." Wenn die Ehe mehr und mehr untergraben wird, dann ist an einen Gesellschaftszustand, wie ihn unsere angewöhnten Begriffe fordern, nicht mehr zu denken, und man nähert sich dem „Orientalism," d. h. einem Zustande, wo nur die Männer einander gegenüber stehen, und die Frauen in der Gesellschaft nicht gelten. Neben der schwarzen Sklavin, die sich ihrem Herrn preisgibt, stand früher die weiße Gebieterin in hohem Ansehen, jetzt ist aber ein zahlreiches Geschlecht von Mulattinnen und Quadroninnen herangewachsen, die den weißen Frauen in Schönheit wenig nachstehen, und sie häufig übertreffen, während ihre Haut nur höchst unbedeutend gefärbt ist, und diese scheinen mehr und mehr den Sieg über die weißen Frauen davon zu tragen. Daß sie aber nicht die hohe Stellung der letztern einnehmen werden, versteht sich wohl von selbst.

Chronik der Reisen.

Halls Reisen auf die Hochgipfel des Quitoanischen Andenzuges.

Vorwort.

Nachstehende zum erstenmal in deutscher Zunge erscheinende Reiseschilderungen wurden im Frühjahr 1834 in der naturgeschichtlichen Section des brittischen Vereins zur Förderung der Wissenschaft bei seiner damaligen Zusammenkunft zu Edinburg vorgelesen, und ein Theil derselben ist bald darauf im Druck erschienen.*) Ihr Verfasser, ein Engländer, machte die von ihm geschilderten Andenreisen als Begleiter des französischen Physikers Boussingault. Während jedoch die von diesem letztern im Februarhefte der Annales de Chimie et de Physique vom Jahr 1835 mitgetheilte Beschreibung seiner Chimborassobesteigung (als Bruchstück seiner Reise auf die Hochvulcane des Aequators), über welcher, ihrer strengen Wissenschaftlichkeit unbeschadet, der Zauber der Poesie ausgegossen ist, allgemein bekannt und weitverbreitet worden ist, sind die Schilderungen seines unglücklichen Reisegefährten, dem er am Schlusse jener Mittheilung einige Worte der Anerkennung und des Angedenkens geweiht hat, unbekannt und unbeachtet geblieben!

Hall, welcher 1817 „Travels in Canada and the United States," und im darauf folgenden Jahre „Travels in France" herausgegeben hatte, begab sich 1820 aus seinem Vaterlande nach dem mittäglichen Amerika, wo wir ihn um 1831, zur Zeit, wo Boussingault nach Quito kam, als Obrist in Kriegsdiensten des kurz vorher aus den Trümmern der Bolivar'schen Schöpfung Columbia nebst Neugranada und Venezuela entstandenen Freistaates vom Ecuador finden. Bei einem im Februar 1834 zu Quito ausgebrochenem Aufstande kam er ums Leben. Ueber die Regierung dieses Staates fällte er in einem Schreiben vom März 1833 das schmeichelhafte Urtheil: „sie sey die niederträchtigste und verabscheuteste, die sich unter den doch so schlechten südamerikanischen Regierungen nur immer ausfindig machen lassen könne." In seinem letzten nach England gelangten Schreiben aus Quito vom August 1833 sagt er: „daß seine Begeisterung für den hochherrlichen Chimborasso ihm auch Theilnahme an den Geschicken der Bevölkerung des Landes eingeflößt habe, aus welchem dieser erhabene Bergkoloß emporsteigt." Daß er mit Humboldt in Verbindung stand, ersieht man aus einem andern Schreiben, worin er von einer Pflanzensendung spricht, die er an ihn abgehen lassen wolle.

Die erste Kunde von seinem unglücklichen Ende erhielt in England der durch seine wichtigen Anden-Messungen und Forschungen berühmt gewordene Pentland, und sie wurde später durch ein Schreiben W. Turners, damaligen brittischen bevollmächtigten Ministers zu Bogota, so wie durch andere Meldungen bestätigt.

Ungemein rührend lautet die Klage seiner zu Addlestone bei Chertsey, in der Grafschaft Surrey, wohnenden Wittwe: „daß die

*) Leider jedoch ohne die Zeichnungen, worauf Hall zu wiederholtenmalen verweist, und die verheißene Nachlieferung derselben ist unseres Wissens nicht erfolgt. M.

Digitized by Google

lange vierzehnjährige Trennung, deren trübe Tage aber stets durch den „goldenen Hoffnungsschein“ endlichen Wiedersehens erhellt worden wären, nun mit unwiederbringlichem Verluste geendet habe.“ Man gedenkt hiebei unwillkürlich an das ähnliche Schicksal der armen Bonpland.

Wir können uns nicht enthalten, schließlich noch die oben erwähnten Worte Boussingaults hinzuzufügen: „Mein Freund, Obrist Hall, welcher mich bereits auf meinen Besteigungen des Antisana und des Cotopaxi begleitet hatte, ließ sich herbei, sich auch meiner Reise auf den Chimborasso anzuschließen, um die zahlreichen Daten, die er über das Hochland von Quito schon gesammelt, noch zu vermehren, und um seine Forschungen über die Pflanzengeographie fortzusetzen. Im Angesichte des Chimborasso war es, wo ich am 25 December 1835 von ihm schied. Seine vertraute Bekanntschaft mit allen Oertlichkeiten und Verhältnissen war mir während meines Aufenthalts zu Quito vom größten Nutzen, und ich hatte an ihm einen trefflichen und unermüdlichen Reisegefährten gefunden. Wir hatten außerdem geraume Zeit zusammen der Sache der südamerikanischen Unabhängigkeit gedient. Unser Abschied von einander war rührend. Irgend etwas schien uns zu sagen, daß wir uns nicht mehr wiedersehen würden. Dieses düstere Vorgefühl war, ach! nur zu wahr! Einige Monde darauf wurde mein unglücklicher Freund in einer Straße von Quito ermordet.“

J. M. Malven.

1) Allgemeine Bemerkungen über die Streichungsverhältnisse und den Charakter des Quitoanischen Andenzuges.

Anfangs Julius 1831 kam Boussingault nach Quito, um die anziehendsten Punkte des Landes, vornehmlich in Bezug auf ihre vulcanische und cryptognostische Beschaffenheit zu untersuchen. Ich ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, neue Ausflüge zu unternehmen, oder schon früher gemachte in Gesellschaft eines solchen Forschers zu wiederholen. Doch ehe ich die ausführliche Schilderung unserer verschiedenen Alpenreisen beginne, will ich eine gedrängte Uebersicht und Skizze der Hochgebirgsregion, über die sie sich erstreckten, vorausschicken. Wenn man einen Blick auf die Brue'sche Karte von Columbia wirft, so gewahrt man, daß derjenige Strich der gewaltigen Gebirgskette, die man die „Quitoanischen Anden“ nennen mag, und die von dem unter der Linie gelegenen Cayambé bis zu dem unter 1° 27′ 18″ S. B. liegenden Chimborasso reicht, aus zwei einander parallel hinstreichenden Zügen besteht, die durch eine Hochebene verbunden sind, auf welcher die Stadt Quito mit den zu ihr gehörigen Ortschaften steht. Zwei einander kreuzende Sierras, wovon die eine in der gedachten Karte nicht angegebene, zwischen dem Cayambé und dem Mohanda, etwas südlich von (dem wegen der Schönheit seiner weiblichen Bevölkerung gepriesenen) Otavalo, und die andere unter dem Namen Llopesto bekannte, zwischen den Nevados des Cotopaxi und Illiniſſa streicht, theilen sie hydrographisch in zwei Becken, wovon das nördliche seine Gewässer in den Guallabamba ergießt, der sie dem Esmeraldas zuführt, während die des südlichen Beckens den Flüssen von Achambo zuströmen, und durch das Bannos-Thal dem Pastaca und dem Marannon zugeführt werden.

Aus der östlichen der beiden vorerwähnten Sierren thürmen sich die riesigen Schneehäupter und Hochcrane des Cayambé, Imbabura, Antisana, Sinchulagua, Cotopaxi, Rumiñnavi, Tunguragua und Capac-Urcu, welcher von den Spaniern den Namen El Altar erhalten hatte. *) Die westliche wird von den nicht minder gewaltigen Hochgegeln des Pichincha, Atacasso, Corasson, Illiniſſa, Carguiraſſo und Chimboraſſo überragt. Die Wirkung, welche diese, größtentheils in ewigen Schneeschleiern schimmernden Riesenpyramiden auf den allgemeinen Charakter der Landschaft ausüben, ist die einer unnennbaren Größe und Erhabenheit, die öfter an Melancholie streift. Die kleinlichen Pflanzenformen der angebauten Ebene bieten keine Mittelgründe dar, welche den rauhen Ernst der Scenerie zu mildern geeignet wären. Düstere Vorzüge begegnen allenthalben dem Blick und begränzen nach allen Richtungen den Gesichtskreis. Die fast unablässig sie umschwebenden Gewölke erhöhen noch das Schauerliche ihres Tones und Anstriches, zaubern jedoch häufig ungemein überraschende Erscheinungen und phantastische Gestalten vor. Ich habe zuweilen von Quito aus am Cayambé vier verschiedene Schichten oder Gürtel wahrgenommen. Sein Fuß war von den Nebeln umschleiert, die aus dem dazwischen liegenden Guallabamba-Thal aufsteigen; seine Mittelregion hell und unumwölkt, zeigte das ihr eigenthümliche Gestein; die Grundfläche des eigentlichen Pics umgab ein Wolkengürtel; den Hochgipfel endlich überwölbte der Dom ewigen Schnees, der in den Scheidestrahlen der untergehenden Sonne golden erglänzte.

(Fortsetzung folgt.)

Geologische Notizen.

Ein ausgezeichnet genaues und ausführliches Memoire ist der französischen Akademie der Wissenschaften durch Hrn. Paillette über die Geologie des westlichen Theils der Provinz Bretagne zugesendet worden. Hr. Paillette, der bei den Bergwerken von Poullaouen und Huelgoat angestellt war, hat die Hülfsmittel, welche seine amtliche Stellung ihn bot, benützt, um eine höchst genaue, mineralische Topographie von mehreren Kantonen von sehr verwickelter Bodenstructur zu liefern, die der Wissenschaft sehr förderlich seyn wird. Dem Memoire sind vier herrliche geologische Karten beigelegt. Einer der von Hrn. Paillette aufgestellten Schlüsse ist, daß alle Felsen vulcanischen Ursprungs die Ablagerungen mannichfach in Folge von Umständen modificirt haben, welche unbekannt sind. Die durch den Granit erzeugten Modificationen haben ein krystallinisches Aussehen, die Eigenthümlichkeiten des Talk und die Formation der Granaten und Staurodriten; die von Porphyr veranlaßten sind im Ganzen einfach: Härte, Klang und Einsprengungen von Feldspath. Hr. Paillette hat dem Memoire die Darstellung einer Reihe von Versuchen beigefügt, um die Einwirkung elektro-chemischer Phänomene auf die tägliche Formation von Mineralien in den verschiedenen Erzadern von Bretagne zu beweisen, und die Akademie hat ihn ersucht, seine Experiments fortzusetzen, in der Ueberzeugung, daß sie zu guten Resultaten führen werden.

•

Hr. Agassiz bezeichnet die Lösung folgender Fragen als höchst wichtig: Ob gegen die Pole hin, und allenthalben, wo es wandelnde Steinblöcke gibt, die Oberfläche des Bodens geglättet sey, wie die des Jura? Ob die wandernden Blöcke, welche eine Strecke weit von der Gebirgskette, von der sie herrühren, fortgeschoben worden, allenthalben eckig seyen, gleich denen des Jura? und endlich: Ob sie beständig auf einem Bette von abgerundeten Kieseln aufliegen, die um so kleiner sind, je näher sie sich den geglätteten Flächen befinden?

*) Möchte hier nicht ein Irrthum obwalten? Der sogenannte Altar ist ja eben der die Linie schneidende Cayambé.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 2.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Januar 1838.

Rußland.

(Von L. A. Lorne Weimars.)

Der Verfasser wurde, wie allgemein behauptet wird, im Sommer 1836 von der französischen Regierung mittelst sehr eindringlicher Gründe veranlaßt, eine politische Reise nach Rußland zu unternehmen, weil ein klein-großer Mann, von den Pfeilen seines Witzes in einem Artikel der Revue des deux Mondes schwer getroffen, den gewandten und geistreichen Biographen zum Freunde haben wollte. Der neue Apostel des Bürgerkönigthums wurde in Rußland mit zuvorkommender Artigkeit empfangen, was er sogleich durch einige Feuilletons im Journal des Débats dankbar und lobend anerkannte, wie er aber auch seinen Committenten zu genügen und goldne Meinungen zu verdienen sich bestrebt hat, zeigt folgender Aufsatz.

* * *

Die gegenwärtige Lage Frankreichs in Bezug auf Rußland ist nicht neu, sondern schreibt sich schon von fast 50 Jahren her, und nach mannichfachen Wandlungen ist sie jetzt fast wieder dieselbe wie damals. Als die Revolution von 1789 ausbrach, nahmen die verschiedenen Staaten Europa's mehr oder minder an diesem Ereigniß Theil, je nach dem Grade ihrer Cultur und nach der Stärke und Art der Wünsche, welche in Folge ihrer innern Organisation und des Wohlstands oder des Elends in den Völkern aufstiegen. Zwei Völker aber, deren geographische Lage den großen Mächten, welche später die Coalition bildeten, gegründete Unruhe erwecken mußte, nahmen besondern Antheil an dieser Revolution, die Schweiz nämlich, welche an Savoyen und Italien stößt, und wo sich namentlich in Genf ein Herd der revolutionären Grundsätze bildete, und zweitens das nördliche Deutschland, wo die seit der Reformation begründete Denkfreiheit die Entwicklung der politischen Reformen begünstigte. Die Regierungen von Oesterreich, Preußen, den Rheinstaaten und Oberitalien dachten alsbald daran, sich vor den drohenden Gefahren zu schützen. Im englischen Parlament erhob sich eine erhaltende Partei gegen die Grundsätze, zu deren Bekämpfung jene Regierungen sich rüsteten, und schloß sich an diese eben an, um die Streitigkeiten Rußlands und der Pforte auszugleichen und im Schoß eines allgemeinen Friedens eine große Allianz zur Erhaltung des monarchischen Princips zu bilden, das in Frankreich unterging.

Katharina II schloß sich offen und kraftvoll diesem Gedanken an einen Widerstand gegen die französische Revolution an, verabschiedete den Gesandten der constitutionellen französischen Regierung, schickte einen bevollmächtigten Minister an die ausgewanderten Prinzen des bourbonischen Hauses, und unterstützte sie durch einen Amsterdamer Bankier, Hrn. Hope, mit drei Millionen Rubel, zu einer Zeit, wo noch keine Macht in Europa die französische Revolution und die daraus hervorgegangene Regierung offen anzugreifen wagte. Im folgenden Jahre that die Kaiserin noch mehr: sie schloß sich an Oesterreich an, welches Frankreich den Krieg erklärte, und verpflichtete sich, 25,000 russische Soldaten zu liefern, welche durch Schlesien nach dem Rhein marschiren sollten. Nach dem Tode Ludwigs XVI brach die Kaiserin auch die letzten Verbindungen mit Frankreich ab, hob den Handelsvertrag zwischen beiden Ländern auf, verbot den Franzosen, ihr Reich ohne einen Paß der ausgewanderten Prinzen zu betreten, befahl eine Aushebung von 40,000 Mann, und rüstete 10 Linienschiffe und mehrere Fregatten aus, um die englische Flotte gegen Frankreich zu unterstützen. Man weiß, wie der Graf von Artois in Petersburg aufgenommen wurde, welche Subsidien er dort fand, und mit welchem Edelmuth die Kaiserin zu den Kosten der Condé'schen Armee beitrug. Am Ende des Jahrs 1795 wurde eine Trippelallianz zwischen Oesterreich, Rußland und England abgeschlossen, wobei die Kaiserin sehr lästige Verpflichtungen übernahm, und sich thätig rüstete sie zu erfüllen, als der Tod sie dahin raffte.

So sehr sie auch gegen die französische Revolution eingenommen, und so entschlossen sie war, zu ihrer Bekämpfung jedes Opfer zu bringen, that die Kaiserin Katharina doch nicht Alles, was sie gern gethan hätte, um sie zu vernichten. Als sie an den Grafen Ostermann eine eigenhändige Depesche abschickte, um sich bei der spanischen Regierung über den Frieden zu beklagen, den Spanien zu Basel mit dem Nationalconvent abgeschlossen hatte, antwortete dieses (im März 1797) durch den Friedensfürsten mit vollem Recht: die Kaiserin habe an dem Kriege der Mächte

Digitized by Google

keinen wahrhaft thätigen Antheil genommen. Damals war nämlich aus nicht minder gewichtigen Ursachen, wie jetzt, der Krieg der Entwicklung von Rußlands Wohlfahrt nachtheilig, was der großen Katharina nicht entgehen konnte. Rußland hatte 18 Jahre lang große und furchtbare Kriege geführt, und seine Eroberungen deckten nicht die unermeßlichen Kosten und die durch die Stockung seiner Industrie verursachten Verluste. In keinem Lande Europa's hat der durch den Krieg herbeigeführte Menschenverlust so unglückliche Folgen, wie in Rußland. Damals besaß Rußland nach den Statistikern jener Zeit verhältnißmäßig nur ein Fünftel der Bevölkerung Oesterreichs, ein Viertel der von Preußen und ein Siebentel der von England.

Die Hauptzwecke, die ein russischer Herrscher im Auge haben muß, sind: Vermehrung der Bevölkerung, Ausdehnung der Industrie, des Handels und des Ackerbaues; diese vertragen sich nicht mit dem Kriege, und es werden noch mehrere Regierungen vorübergehen, ehe Rußland sich den Luxus eines Kriegs gegen Frankreich gestatten kann, es müßte denn seine politische Existenz auf dem Spiele stehen. Die Kaiserin Katharina konnte wohl durch ihre Waffen das russische Reich um 30,000 □Werste vergrößern, worunter fruchtbare Provinzen, wie die Krim, begriffen waren; aber Rußland hatte vor Allem eine stärkere Bevölkerung nöthig, und die Kaiserin rief zu dem Ende von allen Seiten Colonisten herbei. Die Einkünfte des Reichs waren allerdings unter ihrer Regierung von 30 auf 60 Millionen gestiegen, aber die Ausgaben überstiegen immer noch die Einnahmen, und hätte sie länger gelebt, so wäre sie genöthigt gewesen, mit der französischen Revolution einen Frieden zu schließen, selbst wenn diese geblieben wäre, was sie im Jahre 1795 war, und wenn die große Katharina die Energie behalten hätte, womit sie deren Anfänge bekämpfte. Die Gründe, welche die Kaiserin in ihren kriegerischen Entwürfen aufgehalten hatten, steigern sich noch mit jedem Tage, und davon ist nicht einmal der Hauptgrund, nämlich Mangel an Bevölkerung, auszunehmen, wie ich später auseinander setzen werde.

Paul I begann mit einem neuen Handelsvertrage mit England, nahm Ludwig XVIII zu Mietau auf, machte neue Aushebungen, rüstete Flotten aus, schloß im Jahre 1798 ein Schutz- und Trutzbündniß mit Oesterreich ab, und schickte zwei Armeecorps unter Suwarow nach Italien. Damals sah man das seltsame Schauspiel einer türkischen und einer russischen Flotte, welche vereint mit einander die französischen Besatzungen aus den Inseln des Archipels verjagten. Was Paul I in Bezug auf Frankreich that, läßt sich kurz zusammenfassen. Niemals ward eine größere Energie entwickelt; die Expedition Suwarows kann als die heftigste Demonstration betrachtet werden, welche gegen die französische Revolution versucht wurde. Die Eroberung Italiens schien gesichert, und man konnte sich auch mit der von Frankreich schmeicheln, aber dieser große und kühne Versuch hatte keinen andern Erfolg, als Paul I zu einer Allianz mit Bonaparte zurückzuführen, und er hätte diese noch auf sicherere Grundlagen gebaut, hätte nicht auch ihn jetzt der Tod hinweggerafft, der jedoch die spätere Abschließung einer Allianz nicht hinderte, denn die Interessen Rußlands gestatten keinen systematischen Krieg gegen Frankreich, und alle russischen Herrscher müssen sich dem Gesetze der Nothwendigkeit fügen, das sie, was auch ihr persönlicher Charakter seyn mag, immer wieder auf ein friedliches System zurückführt.

Die Regierung des Kaisers Alexander zeigt diese Nothwendigkeit auf eine nicht minder auffallende Weise. Der Kaiser Alexander begann damit, sich England zu nähern, indem er dem Prinzregenten durch einen eigenhändigen Brief seine Thronbesteigung anzeigte. Das auf die englischen Schiffe gelegte Embargo wurde aufgehoben, und (am 17 Julius 1801) ein Schiffahrtsvertrag mit England abgeschlossen. Mit Spanien wurde am 4 October der Friede formell unterzeichnet, und am 8 der mit dem ersten Consul. Am 7 März des folgenden Jahres gab der Friede von Amiens Hoffnung auf einen allgemeinen Frieden. Der Kaiser Alexander gab sich damals ohne Rückhalt seinen edelmüthigen Gefühlen hin, und schaffte das Verbot ab, das auf den Schriften in fremden Sprachen lastete, so wie die Ukase, welche die Censur für die in Rußland herausgegebenen Schriften verordnete. Alle seine Verordnungen waren in demselben Geiste, wie diese beiden Maaßregeln, abgefaßt. Man kennt die Reihenfolge von Ansichten und Ereignissen, welche den Kaiser Alexander allmählich zu denjenigen Gesinnungen führten, welche das Ende seiner Regierung bezeichneten: er war in jeder Beziehung zu weit vor Rußland voraus, das er erst in den Gefahren des Jahres 1812 kennen lernte. Man kann sagen, daß im Jahr 1812 auch Rußland erst seinen Kaiser kennen lernte, denn er zeigte sich, von guten Rathgebern begleitet, in dem kritischen Augenblicke ganz als Russe. Seine Gegenwart zu Moskau, seine öffentlichen Reden, seine wahrhaft nationale Frömmigkeit näherten ihn dem Volke, und veranlaßten den großen Aufschwung, dessen Wirkungen sich noch heutigen Tages fuhlbar machen. Aber bis zum Jahr 1812 betrachtete man den Kaiser Alexander selbst zu Petersburg als einen Anhänger Frankreichs und Englands, der von einer mit den Interessen der Aristokratie unverträglichen und für die untern Classen unverständlichen Constitution träume. Die Verschwörer, welche im Anfang der Regierung des Kaisers Nikolaus theils zu Petersburg hingerichtet, theils auf Lebenszeit nach Sibirien verbannt wurden, hatten keine andere Schuld, als die, die ersten Ideen des Kaisers Alexander ergriffen zu haben. Man bemitleidete in Rußland ihre Jugend, aber ihre Plane fanden nichts als die Gleichgültigkeit, die sich immer an unreife Ideen knupft. Was zum Wohle Rußlands von der Regierung des Kaisers Alexander bleibt, und was auch Europa, das nicht minder seinen Antheil daran hat, nicht vergessen wird, das sind die schönen und nutzlichen Anstalten, die seine rege Menschenliebe entwarf und ausfuhrte, denn dieses Gefuhl beseelte ihn bei allen seinen Handlungen und dictirte seine Ukasen zu Gunsten des Volks. Der Kaiser Nikolaus, ein menschlicher und guter Furst, aber mehr Staatsmann, wie sein Bruder, erläßt ähnliche Ukasen, denen aber der politische Gedanke zum Grunde liegt, eine burgerliche Classe zu erschaffen.

Der Kaiser Alexander war es, der, verwundert über die Milde des Feudalregime's in Esthland, im J. 1801 zu Gunsten der Burger und Bauern die schöne Ukase erließ, welche sie der Willkur des Adels entzog. Nach dieser Ukase hat der Leibeigene gleich dem

Digitized by Google

Freien ein Anrecht auf die Früchte ſeiner Arbeit; der Adel darf ſeine Leibeigenen nicht vereinzelt und ohne das Land, das ſie nährt, verkaufen, er darf ſie nicht ſelbſt körperlich abſtrafen, noch ſie nach ſeinem Gutdunken verheurathen. Dieſe denkwürdige Ukaſe, auf die eine große Anzahl anderer theils von Kaiſer Alexander, theils von Kaiſer Nikolaus folgte, iſt nichts Geringeres, als der erſte Artikel eines Freibriefs für die Gemeinden in Rußland, welcher, ehe 20 Jahre vergehen, vervollſtändigt ſeyn wird. Hierauf wurden eigene Gemeindegerichte eingeſetzt, worin nach freier Wahl Leibeigene ſitzen, über Streitigkeiten unter andern Leibeigenen entſcheiden und die Art und Größe der Strafen beſtimmen. Dieſe Inſtitutionen waren ſchon alt, aber außer Gebrauch gekommen; gegenwärtig ſind ſie in voller Kraft, und wenn man ins Innere eines ruſſiſchen Dorfes dringt, iſt man ganz erſtaunt, ein Municipalſyſtem in einer Ausdehnung begründet zu ſehen, wie man es in Frankreich, wo die Krone kein hinreichend ſtarkes Gegengewicht hat, nicht einführen könnte.

Bis zur Regierung des Kaiſers Alexander waren von der Krone Ländereien mit den dazu gehörigen Bauern auf ewige Zeiten verliehen worden; unter ſeiner Regierung und ſeitdem wurden Ländereien nur für eine gewiſſe Anzahl Jahre verwilligt, und ein ruſſiſcher Adeliger, der eines Tags ein Landgut als Erbdotation verlangte, erhielt auf Befehl des Kaiſers ſchriftlich nachſtehende Antwort: „Die meiſten ruſſiſchen Bauern ſind Sklaven. Der Kaiſer hat nicht nöthig, ſich darüber zu erklären, wie ſchimpflich und unglücklich eine ſolche Lage iſt, genug, Se. kaiſerl. Majeſtät hat geſchworen, die Zahl dieſer Unglücklichen nicht zu vermehren, und es ſich deßhalb zum Grundſatz gemacht, keinen Bauern mehr an irgend Jemand zum vollen Eigenthum zu übergeben.“

Bei dieſen Geſinnungen mußte der Kaiſer Alexander ſeine Blicke auf den ſeit Peter I begonnenen und trotz des Eifers Katharina's und der wiederholten Befehle ihres Nachfolgers unvollendet gebliebenen Geſetzcodex richten. Die Aufgabe war groß, denn Rußland beſteht aus vielen verſchiedenen Nationen, wovon jede ihre Rechte hat, und ſchon unter Katharina betrug die Zahl der vorhandenen Ukaſen über 70,000. Der Fürſt Lapuchin und Hr. v. Nowoſilzow, gegenwärtig Präſident des Miniſterraths, wurden an die Spitze einer Commiſſion geſtellt, welche die Rechtsgrundſätze, die allgemeinen und beſonderen Geſetze, und das Gerichtsverfahren feſtſetzen und reguliren ſollten. Eine Summe von 100,000 Rubel jährlich wurde für dieſe Arbeit beſtimmt, welche unter der gegenwärtigen Regierung endlich gewiſſermaßen beendigt wurde. Die Geſetze Rußlands wurden unter der Leitung des Hrn. Speranſky in zwei Sammlungen, einer ſyſtematiſchen und einer chronologiſchen, zuſammengeſtellt. Letztere, welche 45 enggedruckte Bände bildet, iſt von ungemeinem Intereſſe für das Ausland. Die Reihe der Ukaſen während der 10jährigen Regierung des Kaiſer Nikolaus zeigt klarer als alle Auseinanderſetzungen die Tendenz ſeiner Regierung. *)

(Fortſetzung folgt.)

*) Die legislativen Beſtimmungen des Kaiſers Nikolaus umfaſſen bis zum 1 Januar 1832, zu welcher Zeit die letzte Geſetzcommiſſion ihre geſammten Arbeiten bekannt machte, 3845 Manifeſte und Ukaſen, 207 Statuten, 12 Verträge und 9 Diplome.

Morena.

In einigen Gegenden des Trentſchiner Comitats, namentlich in und um Ketnicz, pflegt die Jugend alljährlich ein Feſt aufzuführen, deſſen Urſprung aus ſehr frühen Zeiten ſich datiren muß. Jünglinge und Mädchen verſammeln ſich nämlich am Palmſonntag Vormittag außerhalb des Orts, und pflegen hier ein Stück Holz mit weiblichen Kleidern zu behängen, ſo daß es die Geſtalt eines alten, höckerigen Weibes hat. Unter großem Zulauf und mit Geſang wird dieſe Puppe, auf einer Stange hoch in den Lüften ſchwebend, zum nächſten Bache getragen. Hier wird die Puppe unter Lachen und Schätern wieder gänzlich entkleidet, das Holz ins Waſſer geworfen, und Alles kehrt wieder unter Geſang und Jubel ins Dorf zurück, wo von Seite des Ortsvorſtandes ein Mittagsmahl bereitet und die Jugend bewirthet wird. Dieſes Puppenſpiel nennt man Morena, gleichſam Peſtweib, womit alle Jahre das Spiel wiederholt wird, weil das Volk wähnt, dadurch die Peſt und alle anſteckenden Krankheiten, wie auch die Viehſeuche, das Jahr hindurch abzuhalten. Die alten Weiber hüten ſich ſehr, am Tage dieſes Feſtes das Haus zu verlaſſen, um nicht dem Hohne der muthwilligen Jugend ausgeſetzt zu ſeyn.

Ob nun dieſes Feſt wirklich aus jener Zeit ſich herſchreibt, wo die Peſt in Ungarn eindrang, oder ob eine andere Veranlaſſung hiebei zu Grunde liege, darüber konnte ich, ungeachtet meines eifrigen Strebens, keine genügende Auskunft erhalten. Sehr wahrſcheinlich iſt jedoch, daß die Peſt, welche bekanntlich durch einen Weiberrock nach Ungarn gebracht wurde, und von 1441 an mehrmal im 16ten und 17ten Jahrhundert entſetzlich wüthete, Veranlaſſung zu demſelben gegeben haben mochte.

Auf gleiche Weiſe wird auch ein Feſt in Venedig gefeiert, wobei jedoch die Puppe zerſägt und verbrannt wird. Man nennt es ſogar o bracier la vecchia (das Zerſägen oder Verbrennen der Alten), und wird gewöhnlich am Donnerſtag nach der dritten Faſtenwoche begangen.

Chronik der Reiſen.

Halls Reiſen auf die Hochgipfel des Quitoaniſchen Andenzuges.

(Fortſetzung.)

Die oryktognoſtiſchen Verhältniſſe dieſer Region ſind eben ſo einförmig, als überhaupt ihr ganzer landſchaftlicher Charakter. Boussingault fand auf dem ganzen Strich zwiſchen Quito und dem Chimborazo zu ſeinem Unmuthe kaum irgend etwas Anderes als Trachyte. Die wenigen Ausnahmen werden ſpäter angedeutet werden. In einer ſeit langer Zeit bevölkerten und angebauten Gegend iſt der urſprüngliche und einheimiſche Charakter des Pflanzenwuchſes ſchwer zu beſtimmen. Dem Reiſenden fällt in dieſer Region der Mangel an Baumwuchs auf, ein im mittägigen Amerika ungewöhnlicher Uebelſtand. — Doch rührt derſelbe wohl davon her, daß — wie leider in ſo vielen Ländern beider Halbkugeln — die urſprünglichen Wälder ausgerodet worden ſind. Die einzigen Waldbäume, welche in den bewohnten Gegenden hie und da vorkommen, ſind der Capuli, der Arayan, eine zierliche Weidenart (etwa die Salix

Humboldtiana?) und eine auf den Sandebenen um Ambato vorkommende Baumart, welche die Ureingebornen Quipua nennen, und welche die einzige ureinheimische Baumart des Landes zu seyn scheint. Die zierlichen Aeste und Wipfel der Humboldtsweide verleihen den vielen Städten und Landhäusern, in deren Umgebung sie häufig, wie die lombardische Pappel in Europa, ganze Baumgänge oder Alameden bildet, ein freundliches Ansehen, doch nimmt sie sich allerwärts fremdartig und nicht hin gehörig aus. In Ansehung der Sträucher und kleinern Pflanzenflora waltet zwischen den beiden Becken, worein, wie schon erwähnt, hydrographisch die Hochebene von Quito zerfällt, ein deutlicher Unterschied ob. Im ganzen nördlichen Becken bestehen die Hecken außer andern Gewächsen aus zwei Mimosenarten, welche an geschützten Stellen vorkommen, und die einzigen sind, die auf einer Höhe von mehr als 8000 Fuß über der Meeresfläche angetroffen werden. (?) Von der Flora der kleinen Gewächse tragen verschiedene Calceolarien, Oenotheren und zahlreiche Syngenesien dazu bei, der Landschaft jenes immergrüne Ansehen zu verleihen, wodurch die Spanier veranlaßt werden, Quito den Beinamen der „siempre verde" zu ertheilen. In den Thalschluchten wachsen mannichfaltige Lilienarten; die Thäler und Flußgestade sind außer dem Sedum Quitense mit verschiedenartigen Farrnkräutern und Moosen überzogen, worunter eine kleine, weißblumige Orchideenart vorkommt Das südliche Becken bietet, mit Ausnahme des schmalen Baños: (Baños) Thales auffallend abweichende Charakterzüge dar.

Wenn man den Paramo von Tiopullo hinter sich hat, betritt man eine Gegend, deren Boden von den vulcanischen Ausbrüchen der Nevados des Cotopari. Tunguragua und Carguirazo zeugt. Sand- und Bimssteinflächen dehnen sich zwischen Callo und Riobamba aus. Die Hecken bestehen fast ausschließlich aus Agaven, deren hohe Blumenstängel zu Sparrwerk verwendet werden. Der cylinderförmige, cochenillehegende Cactus ist allerwärts vorhanden. Die Landschaft beut nicht mehr den Charakter der immergrünen, sondern vielmehr das fahle Colorit eines immerwährenden Herbstes dar. Die natürliche Dürre des Bodens wird durch den Regenmangel noch vermehrt. Während im Becken von Quito die Bevölkerung neun Wintermonate d. h. Regenmonate, rechnet, kann die von Ambato und Riobamba mit gleicher Zuverlässigkeit auch eben so viele Sommermonate zählen. Die allen hochgelegenen Tropen- und Aequatorialgegenden eigenthümliche Gleichförmigkeit der Jahrestemperatur, die von derjenigen der europäischen Jahreszeiten so bedeutend abweicht, ist wohl hauptsächlich Ursache, daß die Gewächse der Andenwelt viel schwieriger in Europa einheimisch zu machen sind, und viel leichter ausarten, als die der Schweizer- oder andern Hochgebirge der gemäßigten oder kalten Erdgürtel, wenn sie in heiße Klimate versetzt werden. Dieß rührt daher, weil auf den europäischen Alpen doch immer ein Wechsel von Sommer und Winter erwaltet, der von diesen Jahreszeiten der Tieflande nur hinsichtlich der Länge und Stärke verschieden ist, wogegen die Gewächse der Anden das ganze Jahr hindurch selten einer Abweichung von 1° F ausgesetzt sind. Sie erlangen dadurch, gleich der Thier- und Menschenwelt eine Beschaffenheit, welche zur Ertragung starker Temperaturwechsel schlecht geeignet ist. Ich bin nie im Stande gewesen, selbst zu Quito, die Gewächse der Paramos aufzuziehen oder doch fortzubringen. Die Samen keimen entweder gar nicht, oder die Pflanzen gehen zu Grunde, ehe sie Wurzel fassen, oder sie behalten im glücklichsten Falle stets ein kränkelndes Aussehen und sterben bald ab.

Eine andere Eigenthümlichkeit hoher Tropenregionen, die brennende Hitze der Sonnenstrahlen, welche gegen die Kälte der unbeschienenen Stellen einen grellen Abstand bildet, waltet zu Quito im vollsten Umfange. Ein Thermometer, welches auf eine von der Sonne beschienene Grasfläche gelegt wurde, stieg auf 120° F. Aus diesem Grunde scheint die Hitze zu Quito drückender als zu Guayaquil, da in ersterer Stadt zwischen den beiden Seiten einer Straße oder einer Mauer häufig ein Unterschied von mehr als 60° F. stattfindet. Diese Ungleichheiten bilden einen auffallenden Abstich gegen die erwähnte Gleichförmigkeit der Jahres- oder Durchschnittstemperatur, und machen die Eigenthümlichkeiten und Verhältnisse der Anden-Vegetation noch verwickelter.

In das nun folgende Detail über die auf der Hochebene von Quito gezogenen Feld- und Baumfrüchte dem Verfasser zu folgen, verbietet uns sowohl der allzu specielle Gegenstand, als der Raum und Zweck dieser Blätter; wir wollen daher nur noch die Angabe, daß Roggen und Hafer dort noch unbekannt sind, und nachstehend den Schluß seiner Bemerkungen hersetzen: „Die mit dem Beinamen der „immergrünen" verknüpfte Vorstellung eines ewigen Frühlings schmeichelt wohl der Einbildung, die Wirklichkeit wird aber in den Anden durch den Mangel jener glühenden Formen und Farben, welche die Natur über die tropischen Himmelsstriche ausgegossen hat, theuer erkauft, und die von dem Reisenden kaum wahrgenommene Monotonie der Erde und des Himmels würde der minder glückliche dort seßhafte Europäer gegen das wechselnde Interesse europäischer Jahreszeiten gern vertauschen!"

(Fortsetzung folgt.)

Geologische Notiz.

In der Sitzung der geologischen Gesellschaft vom 10 November v. J. wurde ein Schreiben des Hrn. W. C. Trevelyan an Hrn. Buckland vorgelesen, worin der erstere einige Anzeichen von Landerhebung schildert, welche er im Jahr 1835 bei einem Besuch auf den Canal-Inseln, namentlich auf Guernesey, machte, wo er am Ufer, nahe an der Stelle, wo der Weg nach dem Felsen oder Inselchen Lihou hinabgeht, Stellen zu sehen sind, an denen über der jetzigen Fluthmark der Granitfelsen augenscheinliche Merkmale trägt, daß er durch die Wellen abgerundet worden, ehe ein Kieslager darauf abgesetzt wurde, das ihn jetzt bedeckt, und die Unebenheiten der Oberfläche ausfüllt. Der Kiesschutt besteht aus Bruchstücken benachbarter Felsen, doch auch aus Feuersteinen (chalk flints), ist durch eisenschüssigen, eckigen Sand fest mit einander verbunden, und erstreckt sich bis acht Fuß über die jetzige Fluthmark. Auf der Nordwestseite der Insel befindet sich ähnlicher Kiesschutt, der auf der Oberfläche eines syenitischen Felsens aufliegt, welcher augenscheinliche Zeichen trägt, daß er durch unterirdische Kraft aus seiner Lage gerückt wurde. Der Kiesschutt hat sich in die Spalten dieses Felsens eingedrängt, so wie unter einige Massen, welche noch in Verbindung mit ihrem ursprünglichen Felsenbette zu stehen scheinen. Der Verfasser machte sodann auf einen Umstand aufmerksam, den er als einen Beweis von Erhebung des Landes an der Küste von Jütland (in der Nähe von Fredericshaven) betrachtet. In dem benachbarten Lande befinden sich eine Menge Grabhügel, nur ein niedrig gelegener, ausgedehnter Strich an der See hat keine. Er glaubt deßhalb, dieser Strich müsse erst seit der Zeit erhoben worden seyn, wo diese Sitte außer Gebrauch kam, was seiner Ansicht nach zwischen dem achten und neunten Jahrhundert statt fand.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 3.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Januar 1838.

Ueber das gemeinsame Einstellen der Arbeit in den Fabriken Englands.

Seit dem Jahre 1834 hört man kaum mehr etwas von diesen Arbeitseinstellungen, turn-outs, strikes, wie sie gewöhnlich genannt werden; indeß weiß man nur allzu gut, daß das Feuer nur unter der Asche schlummert, und die statistische Gesellschaft in London ist emsig beschäftigt, Materialien über die früheren Arbeitseinstellungen zu sammeln, und die Ausdehnung, welche diese Maaßregeln zuweilen haben, und den Grad der Kräfte, welche von den Arbeitern dabei in Bewegung gesetzt werden, kennen zu lernen. Eine der merkwürdigsten Krisen dieser Art trat am Ende des Jahrs 1833 in der Stadt Derby ein, und dauerte bis zum November des folgenden Jahrs, während welcher Zeit mehr als zwei Drittheile der Baumwollenarbeiter die Werkstätten verließen; ihre Zahl betrug gegen 2000 Menschen, und das Geld, welches sie von außen her erhielten, um sie in ihren Unternehmungen zu unterstützen, stieg auf fast 5000 Pf. Sterl.; während dieß zu Derby sich ereignete, traten in andern Städten ähnliche Arbeitseinstellungen von 21 Gewerken ein, von welchen einige 18,000 Pf. St. an Subscriptionsbeiträgen kosteten. Rechnet man diese 21 Arbeitseinstellungen, nebst der von Derby, also 22 zusammen, jede nur 5000 Pf. Sterl., welches eher viel zu wenig, als zu viel ist, da die große Arbeitseinstellung der Schneider in London in dieselbe Zeit fällt, so ergibt sich an Subscriptionsbeiträgen, um diese „Strikes" zu unterstützen, eine Summe von nicht weniger als 110,000 Pf., oder 1,300,000 fl., eine Summe, welche man vermuthlich ohne alles Bedenken auf anderthalb Millionen setzen kann, ein Beweis, daß die Gewerbvereine über sehr bedeutende Summen verfügen, welche sie meist durch wöchentliche Beiträge von Einem Penny von jedem Arbeiter zusammenbrachten.

Alle diese Arbeitseinstellungen endeten, wie man sich leicht vorstellen kann, mit großem beiderseitigem Verlust, aber wesentlich zum Nachtheil der Arbeiter, welche eine entschiedene Niederlage erlitten, da den Arbeitsherren weit mehr Mittel, die Krise zu überdauern, zu Gebot standen, als den Arbeitern selbst. Indeß scheinen die letztern noch keineswegs zu der Erkenntniß gekommen zu seyn, daß keine menschliche Kraft das allgemeine ökonomische Gesetz, daß der Stand des Marktes den Preis der Waare bestimmt, auf die Dauer ändern kann. Ist der Begehr nach Arbeit groß, so steigt der Arbeitspreis, sey es nun, daß man den Arbeitern wirklich mehr bezahlt, oder daß man ihnen mehr Freistunden läßt, oder auch diese Freistunden theurer bezahlt; ist wenig Begehr nach Arbeit vorhanden, so muß der Preis derselben fallen, oder man strengt die bessern Arbeiter mehr an, und entläßt die schlechtern. Hieraus ergibt sich ganz einfach, warum die „Strikes" in Nordamerika, z. B. in New-York, wo sie sehr häufig sind, in der Regel gelingen, während sie in England eben so gewöhnlich verunglücken. In Nordamerika braucht man gewöhnlich mehr Arbeiter, als man erhalten kann; in England aber ist es der umgekehrte Fall.

So unfehlbar dieses Gesetz ist, dessen Richtigkeit sich durch alle Täuschungen hindurch immer Bahn machen wird, so muß der Zustand Englands doch noch manche Erschütterungen hervorrufen, in welchem, man scheinbar gegen dieses Gesetz, in der That aber gegen den jetzigen socialen Zustand Englands ankämpft. Wie weitgreifende Verbindungen gehören dazu, bis Arbeitervereine über so bedeutende Summen verfügen können, wie oben angegeben wurden, und diese Verbindungen haben auch wirklich eine ganz unglaubliche Ausdehnung. Indeß haben die Gewerbvereine erkannt, und durch ihre eigenen ungestempelten Zeitungen, z. B. den Pioneer, auch ganz offen erklären lassen, daß einzelne Arbeitseinstellungen eine Thorheit seyen, und den Arbeitern nur Schaden bringen können. Was sie bei ihrer fortdauernden kraftvollen Organisation und ihrer gegenwärtigen Stille im Schilde führen, ist freilich nicht leicht zu sagen, daß aber unter ihnen Theorien mancherlei Art gähren, Theorien, welche den ausschweifendsten Ausgeburten der ersten französischen Revolution nichts nachgeben, dieß kann man täglich in ihren eigenen Journalen, z. B. the poor Man's Guardian u. s. w. deutlich lesen. Nirgends ist aber die Tendenz der Gewerbsvereine klarer ausgesprochen, als in dem schon erwähnten Blatte: the Pioneer, wo in der Nummer vom 13 Nov. 1837 ohne Umschweife gesagt wird: „das Privateigenthum in einem weiten Umfang anzugreifen, ist der Zweck und die eventuelle Tendenz

Digitized by Google

der Gewerbvereine; dieß iſt eine ſociale Revolution, aber ſie iſt unerläßlich, möglich, und ſchnell auszuführen. Der Wechſel des Eigenthums oder der Angriff darauf, läßt ſich freilich nicht ohne Unordnungen und Unruhen bewirken, aber der gegenwärtige Zuſtand der Geſellſchaft iſt unhaltbar.“ Man kann mit dem Verfaſſer ungleicher Meinung ſeyn über die Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit dieſes Zuſtandes, daß aber der Zuſtand an einem großen Gebrechen leidet, iſt unzweifelhaft, und daß das Umſichgreifen ſolcher Anſichten die Annäherung einer Kriſe verkündet, dürfte eben ſo wenig zu bezweifeln ſeyn. Noch immer iſt es in der Hauptſache wahr, was man vor 20 Jahren ſchon von England ſagte: „es leben acht Millionen von der Hand in den Mund, drei Millionen haben ihr gemächliches Auskommen und eine halbe Million hat Alles.“ Der letzte Grund dieſer Erſcheinung iſt augenſcheinlich kein anderer, als die Art der Beſteuerung, durch welche bei weitem die größte Maſſe der Abgaben auf die Conſumtion, alſo auf die niedrigſten Claſſen fällt, ein Schickſal, das alle Staaten trifft, welche die politiſche Gewalt vorzugsweiſe in die Hände der Reichen legt.

Rußland.

(Fortſetzung.)

Die Regierung des Kaiſers Alexander war auch dem Ackerbau günſtig. Engliſche Landwirthe wurden nach St. Petersburg berufen, um daſelbſt ein Ackerbau-Inſtitut zu gründen, und einige Adelige thaten nach dem Beiſpiel des Kaiſers im innern Rußland daſſelbe. Der Kaiſer begründete unter ſeiner Regierung faſt alle vorhandenen mediciniſchen Schulen, ſtiftete Univerſitäten, Gymnaſien, Militär- und Specialſchulen; er ließ die Juden an den Wohlthaten des öffentlichen Unterrichts Theil nehmen, er ſprach Leibeigene frei, und gab dem ruſſiſchen Adel einen ganz neuen Aufſchwung, indem er ihn durch ſein Beiſpiel zur Begründung nützlicher Anſtalten bewog. Man macht ſich keinen Begriff von den ungeheuern Summen, welche für die Univerſitäten, die Spitäler und Schulen aufgewendet wurden. Der Fürſt Jltſchinski allein gab 600,000 Rubel zu einer Schule für Taubſtumme her, und der Graf Besborodsko ſicherte einem Gymnaſium in Kleinrußland, außer einem Capital von 200,000 Rubel, noch 15,000 Rubel jährlicher Renten. Selbſt in den entfernteſten Provinzen, in den am mindeſten vorgeſchrittenen Gouvernements, wurden von dem Adel Gymnaſien und Schulen begründet: ſo zu Wologda, Irkutsk, Jeniſeisk und ſelbſt zu Tiflis. Man macht ſich keinen Begriff von dem Eifer, womit der ruſſiſche Adel und die Kaufleute den leidenden Claſſen zu Hülfe kommen, und zu ihrer moraliſchen Beſſerung beitragen. Seit der Regierung des Kaiſers Alexander, wo die Kaufmannſchaft von Gſchatsk im Gouvernement Smolensk 100,000 Rubel zur Errichtung einer Handelsſchule hergab, iſt man in dieſen Bemühungen nicht läſſig geworden: zu Riga bot der Kaufmann Fiſcher zur Errichtung einer Schule 40,000 Rubel und ſein eigenes Haus an; der Kaufmann Paſchkis 10,000 Rubel für ein Waiſenhaus; der Major Ehljuſtin und der Major Berthykow verwendeten ihre Ländereien und ihr Vermögen zu menſchenfreundlichen Anſtalten; andere gründeten Forſtſchulen, Spitäler Seeſchulen u. dgl. *)

Der Kaiſer Nikolaus fand demnach bei ſeiner Thronbeſteigung Jedermann auf materielle Verbeſſerungen bedacht; er erkannte, daß der Patriotismus des Adels, ermuntert durch die Auszeichnungen, welche der Kaiſer Alexander an alle diejenigen verſchwendete, welche die Wohlfahrt der Nation zu erhöhen bemüht waren, Großes erzeugen könne, und während ihn eine ähnliche Liebe für ſein Land auf dieſelbe Bahn leitete, erkannte er mit ſeinem gewöhnlichen Scharfſinn, welche Vortheile aus dieſer Lage zu ziehen ſeyen.

Folgt man den Ereigniſſen dieſer drei Regierungen, und beobachtet man den Charakter der jetzigen, ſo kann man nicht umhin, über das fortdauernde Glück Rußlands, und über die Art zu erſtaunen, wie der Charakter ſeiner Beherrſcher ſich den Bedürfniſſen der Zeit, in denen ſie lebten, anſchmiegte. Katharina II hatte die ruſſiſche Ariſtokratie verfeinert, aber in den letzten Jahren ihrer Regierung trat eine Erſchlaffung ein, und die Verdorbenheit ihres Hofs hatte in dem Adel die Achtung und die Furcht vor der kaiſerlichen Gewalt, deren Einheit ſo nothwendig war, weſentlich vermindert. Hierauf kam Paul I, bei dem die Feſtigkeit und die Kraft vielleicht bis zum Uebermaß getrieben wurden, aber damals war ſelbſt das Uebermaß der Herrſchergewalt nicht zu viel. Man muß den ruſſiſchen Adel ſelbſt noch in unſerer Zeit in ſeinem eigenen Lande geſehen haben, um zu wiſſen, daß Kaiſer Paul I nicht als ein unſinniger Deſpot handelte, ſondern als ein Fürſt, der die Gefahren ſeiner Stellung kannte, wenn er zu einem Naryſchkin, der ein ſeinem Rang gebührendes Vorrecht in Anſpruch nahm, die Worte ſprach: „Wiſſen Sie, mein Herr, daß es in Rußland keine Grands Seigneurs gibt, als die, mit denen ich ſpreche, und auch dieſe ſind es nur ſo lang, als ich mit ihnen ſprechen will.“ Dieſe Herrſchaft der rohen Gewalt war allerdings kurz, und endete gewaltſam, aber ſie war nothwendig und wirkſam. Die vier Jahre der Herrſchaft Pauls I waren für Rußland nicht verloren, im Gegentheil, es befand ſich wohl dabei, und ein Fremder wäre gewiß erſtaunt, wenn man ihm ſagte, daß der Kaiſer Paul in der Nation einige gute Erinnerungen hinterlaſſen hat, welche die ganze Regierung des Kaiſers Alexander nicht verlöſchen konnte.

Der Kaiſer Alexander kam ſeinerſeits ganz recht, er hatte liberale Ideen, zu einer Zeit, wo dieſe noch einigen Credit bei den Regierungen hatten. Dieſe Ideen brachten ihn Europa näher, und gaben ihm Einfluß auf daſſelbe, während ſie zu gleicher Zeit in Rußland, namentlich zu St. Petersburg, die frivole Tendenz der Civiliſation des 18ten Jahrhunderts verdrängten, die dem ruſſiſchen Adel durch die franzöſiſchen Hofleute der Kaiſerin Katharina eingeimpft worden war. Ueberdieß hatte der Kaiſer Alexander etwas Verſöhnendes in ſeinem Benehmen, ſein liebenswürdiger Charakter trug oft den Sieg davon, und er verſtand es, nöthigenfalls ſeine gerechteſten Anſprüche zu opfern, ohne etwas von ſeiner Würde zu verlieren. Alle dieſe

*) S. den Rechenſchaftsbericht für die Jahre 1803 und 4 von dem Miniſter des Innern Kotſchubey.

Digitized by Google

so [illegible], eines großen Herrschers so würdigen Eigenschaften zum Mittelpunkt und Schlußstein der heiligen [illegible] russische Regierung, welche sich, Dank der Kaiserin Katharina, auf ein gelehriges Volk, und Dank Paul I auf einen unterwürfigen Adel stützte, übte damals ein wahres Uebergewicht in Europa aus, in Folge der innern Sicherheit, die es genoß, und doch versplitterte sich eben diese Nationaleinheit des russischen Volks, die seine einzige Stärke ausmacht, von neuem, als der Kaiser Nikolaus den Thron bestieg.

Man muß sich in die Lage zurück versetzen, in der sich Europa und Rußland befanden, als der Großfürst Nikolaus seinem Bruder, dem Kaiser Alexander, auf den Thron folgte. Griechenland hatte seine Revolution vollendet; ganz neuerlich noch hatte es gezeigt, daß es der türkischen Flotte, die damals noch bestand, einen wirksamen Widerstand zu leisten vermöchte; aber das Land war getheilt, und die Augen des neuen Herrschers mußten sich zugleich auf Griechenland und die Türkei richten, zwei Mächte, von denen die eine zu erstehen, die andere unterzugehen schien, und auf deren Schicksal Einfluß auszuüben, für Rußland von so großer Wichtigkeit war. Lord Castlereagh war durch Hrn. Canning ersetzt worden, Ludwig XVIII war ein Jahr zuvor gestorben, und die Drohungen, welche Hr. Canning im offenen Parlamente gegen die französische Regierung aussprach, mußten diese dem russischen Cabinet näher bringen und eine innigere Allianz zwischen beiden Mächten begünstigen. Auf der andern Seite hatten zehn Friedensjahre eine große materielle Wohlfahrt in Europa geschaffen, die Straßen, die Verbindungsmittel hatten sich auf eine unerhörte Weise vermehrt, und die Dampfschifffahrt den Verkehr unter den entlegensten Staaten erleichtert. Ein Blick auf Europa und auf sein Reich entschied über den Plan innerer und äußerer Politik des Kaisers Nikolaus. Die ersten Tage seiner Herrschaft belehrten ihn, welche Gefahr es für ihn habe, wenn er den Ansichten des Kaisers Alexander folgen wollte, Ansichten, die sich übrigens seit 1812 schon sehr modificirt hatten. Er folgte also ohne Rückhalt seinen eigenen, und zeigte sich von seiner Thronbesteigung an ganz als Russe, indem er die politischen Ideen des Occidents verwarf, wie Peter bei seinen Reformen Alles verworfen hatte, was aus dem Orient nach Rußland gekommen war. Dieser erste Schritt war entscheidend, und fast alle Cabinette Europa's geriethen darüber in Bewegung, obwohl sie die Absichten des Kaisers Nikolaus nur unvollkommen noch begriffen. Rußland von den Ideen Frankreichs, Englands und des nördlichen Deutschlands trennen, die Entwicklung seiner Nationalität begünstigen, und ihm eine Industrie erschaffen, die es von fremden Industrien unabhängig machen könnte, das waren die Grundzüge dieses Plans, der sich in wenigen Jahren verwirklichte. Zugleich gab der Kaiser die von ihm anfänglich geäußerte Idee auf, das von Peter dem Großen gegründete System von Rangclassen zu zerstören, und gab demselben im Gegentheil eine sehr große Ausdehnung in einem Zwecke, den ich alsbald andeuten werde.

Die Aufgabe, welche sich Kaiser Nikolaus gesetzt, war nicht leicht: es handelte sich darum, gewissermaßen das alte nationalrussische System wieder herzustellen, jedoch ohne die Macht der Aristokratie, welche die alten Herrscher eingeengt hatte, und zu diesem Endzweck behielt der Kaiser das von Peter I aufgebrachte System der Classeneintheilung der Gesellschaft bei. Während man aufhören mußte, mit Hülfe der fremden Ideen zu regieren, eben so wie es nöthig war, sich von der Hülfe der europäischen Industrie und Wissenschaft zu befreien, so konnte man doch auch nicht zu diesem Endzweck gelangen, als indem man den Verkehr mit Europa vervielfältigte, um sich seine Verfahrungsweisen anzueignen. Um nur zwei Beispiele anzuführen: während die Regierung des Kaisers Nikolaus dem Eintritt französischer Lehrer und Hofmeister in Rußland, die sonst in ungemeiner Zahl nach Petersburg und Moskau geströmt waren, tausenderlei Hindernisse entgegensetzte, begünstigte sie aus allen Kräften das Hereinkommen von französischen Contremaitres und Chefs d'Ateliers; während der Kaiser Nikolaus einen Ukas bekannt machte, um dem russischen Adel bei Strafe der Confiscation seiner Güter zu verbieten, sich über fünf Jahre aus dem Lande zu entfernen, während er ihm Päße nach England und namentlich nach Frankreich verweigerte, überschwemmte er diese beiden Länder zugleich mit Handelsagenten, mit Officieren des Geniecorps und mit Zöglingen der Akademien, um die Verfahrungsarten in der Fabrication und den Gang der Industrie zu studiren. Ein noch merkwürdigerer Umstand ist, daß zwar die Adeligen ihre erwachsenen männlichen Kinder nicht auf die Reise mitnehmen dürfen, die Söhne von Kaufleuten aber, selbst diejenigen, die nicht frei sind, nach Gefallen in fremden Ländern herumreisen dürfen. Die fremden Ideen aber, wie man in Rußland sagt, bringen viel schneller Frucht in dem Kopf eines Kaufmannssohns als in dem eines jungen Adeligen, der allenthalben nur die Aristokratie besucht, und sich gegen den Einfluß des Liberalismus durch die Rücksicht auf sein eigenes Interesse und durch seine angebornen Ideen verwahrt.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Halls Reisen auf die Hochgipfel des Quitoanischen Andenzuges.

(Fortsetzung.)

2. Besteigung des Pichincha.

Am 16 Julius unternahm ich mit Boussingault einen Ausflug nach dem Hochvulcan Pichincha. Die Stadt Quito liegt auf der Grundfläche desselben, und diesem Umstande wohl muß das gute Geschick beigemessen werden, daß sie bis jetzt von Erdbeben verschont geblieben ist. Dort wird es zwar allgemein dem Schutz eines wundertätigen Madonnenbildes zugeschrieben, welches bei jeder eintretenden Gefahr eines Ausbruches, oder vielmehr, wenn selbe schon vorüber ist, sogleich ausgesetzt wird; die Nachhaltigkeit des Felsengrundes aber, auf welchem die Hauptstadt steht, im Vergleich zu dem Sandgrunde, worauf Ambato, Riobamba u. a. m. liegen, mag aber wohl dem Wunder bedeutend unter die Arme greifen.

Die von den Ureingebornen „Guaicus" genannten Schluchten, *),

*) Ueber diese Bergspalten vergleiche man Humboldt „Ueber die Vulcane von Quito" in Poggendorfs Annalen der Physik, 1837.

Digitized by Google

von denen die Seiten der Gebirge durchfurcht sind, erstrecken sich bis in die Stadt, und mehrere Gebäude, worunter der Dom, sind auf Bögen, die über dieselben gewölbt sind, erbaut. Die Straße nach dem Pichincha führt über einen dieser Bögen. Die durchwegs tiefen Schluchten können, wie ihre lothrechten Wände bezeugen, nicht allmählich durch herabstürzendes Gewässer ausgehöhlt worden seyn; wir müssen sie daher wohl als Risse betrachten, die in einer grauen, überlieferungslosen Zeit durch vulcanische Kräfte bewirkt worden sind. Der Weg führte anfangs durch Maiereigebäude, wo nicht nur Gerste, sondern auch Mais und Kartoffeln auf einer Höhe von nahe 12,000 Fuß über der Meeresfläche gezogen werden. Die Maierei gehört zum Kloster Recoletos de la Merced, welches am Rande einer solchen gähnenden Schlucht liegt. Die Durchschnittsgränze der Cerealien- und andern Cultur mag in den Anden allerwärts zwischen 11,000 und 12,000 Fuß angenommen werden. So liegt die Maierei Liéco, die zum Antisana gehört, und beträchtliche Gerstenernten gewinnt, nach Boussingaults barometrischen Messungen 11,440 Fuß hoch. Eben so die am Fuße des Chimborasso gelegene Maierei. Die ungefähr 45° F. betragende mittlere Temperatur dieser Höhen würde ohne die Gluth der lothrechten Sonnenstrahlen, welche den Mangel einer stätigen Sommerhitze ersetzt, zur Reifung dieser Feldfrüchte unzulänglich seyn.

Als wir diese Culturzone hinter uns hatten, betraten wir die malerische Niederwald- und Seealpen-Region, die sich von ungefähr 10,000 bis 13,000 Fuß erstreckt. Dieser Mittelgürtel, der in allen Quitoanischen Anden gleichförmig ist, hegt eine Flora, zu welcher unter andern ein niedriger, buschiger Baum gehört, der bei den Ureingebornen seiner Blättergestalt wegen den Namen Pumamaqui oder (Anden-) Löwen-Tatze führt. Zwei Andromeden und die prachtvolle dreiblätterige Fuchsie beblümen die Säume einer schattigen Thalschlucht, durch welche sich der Pfad dicht zu einem herrlichen Wasserfall hinschlingt, der, von Quito aus gesehen, einem flatternden Silberfahnbande gleicht. Diese ganze Region wird von Colibris durchschwärmt. Nah am Wasserfall liegt eine Maierei, bei welcher die Quellen, Las Llayas de San Francisco genannt, aus Trachytfelsen hervorrieseln, und in ein Becken fallen, worüber das Wappen des geistlichen Seraphinenordens, zwei in einander gelegte Hände, angebracht ist. Dieses Quellwasser, welches sich stets unvermischt mit dem vom Paramo herabkommenden geschmolzenen Schnee erhält, wird mittelst einer Wasserleitung*) durch den vom Wasserfalle gebildeten Strom nach dem in der Stadt gelegenen Kloster geführt, und ist in Quito seiner ausnehmenden Reinheit wegen sehr geschätzt. Dieses Quellbecken fand ich einst mit Blumenkränzen geschmückt, welche Eingeborne aus Pietät da aufgehängt hatten. Die Aussicht von der Umgebung des Wasserfalles auf die unterliegende Gegend ist überaus prachtvoll. Aus dem dicht darunter hingegossenen Quito tönt der durch die Ferne melodisch gedämpfte Hall der zahllosen Kirchenglocken herauf. Sein Panecillo, ein zuckerhutförmiger Berg, scheint ein Gartenbühl. Der Blick schweift über den Chasqui, einen Gebirgskamm, hin, der die Stadt von der Ostseite verdeckt, und das reich angebaute Chillothal beherrscht, aus dessen Mitte der vereinzelte Pitoberg aufragt. Der Gesichtskreis wird durch den östlichen Zug der Quitoanischen Anden begränzt, an dessen Nordende der schneeschimmernde Cayambé emporsteigt, und den Strich des Aequators andeutet. Gerade gegenüber ergänzt der Antisana, etwas südlicher der Sinchulagua, und der herrliche Vulcanstempel des Cotopaxi bildet das Ostende der Liopullo-Alpen, und verknüpft sie mit dem westlichen Zuge des Illiniſſa, Corason, Atacazo und Pichincha. So überschaut man feiernd einen hehren Hochalpenkreis, der wahrscheinlich — an hocherhabenem Eindruck — in der gesammten Gebirgewelt des Erdkreises seines Gleichen nicht hat. *)

Gleich nach diesem anziehenden Strich betraten wir eine jener öden Wüsteneien, (?) die im ganzen Gebirgslande die Paramos oder Pajonales **) heißen. Die so eben geschilderte Aussicht wird hier durch die Krümmungen des Gebirgspfades verdeckt, und das Auge ruht auf einer eintönigen, von hohen Gräsern bedeckten Fläche, deren mattes Colorit mit der fast immer wolkengrauen Himmelsveste in traurigem Einklange steht. In dieser 13,000 bis 14,000 Fuß hohen Region liegen die Viehzüchtereien oder Hatos der Anden, wo meist mehrere tausend Stück in einem beinahe wilden Zustande auf Strecken umherschweifen, die jede einzeln den Umfang einer englischen Grafschaft haben.

Doch davon ausführlicher in der Schilderung unseres Ausflugs nach den Antisana. Der Brauch, den Graswuchs der Paramos in Brand zu stecken, um dadurch eine vermeintliche Befruchtung der Weidegründe zu erzielen, hat wahrscheinlich zur Verminderung ihrer Flora beigetragen. Unter den Gräsern dieser Zone blüht die Sedifolia Gentiana, deren Kelch sich bei der leisesten Berührung sinnpflanzenartig zusammenzieht und schließt. — Wenige wilde Thiere hausen auf diesen Hochsteppen, darunter eine röthliche Fuchsart, welche die Eingebornen Wolf nennen. Kaninchen sind in Menge vorhanden, weichen aber in Farbe wie in Lebensweise von den europäischen bedeutend ab. So wohnen sie z. B. nicht in unterirdischen Bauen, sondern unter Felsen und Gebüschen. Diese Kaninchenart der Pajonales ist gewissermaßen ein Wanderthier — gleich dem norwegischen Lemming — erscheint zu Zeiten in großer Menge, und verschwindet wieder plötzlich auf mehrere Monate. Eine zierliche gefleckte Rebhuhnart — Tinamu? — besucht häufig das lange Gras, und den Condor sieht man über die öden Thäler beutespähend dahin segeln. Er kommt oft so tief herab, daß er den Reisenden durch das Rauschen seiner dunkeln breiten Fittige stutzen macht, und er scheint dessen Wanderung lauernd zu folgen, in der Hoffnung, daß irgend ein plötzlicher Schneesturm ihn erstarrt dahinstrecken, und er ihm zur Beute anheimfallen lassen wird. ***) Ein solcher Unfall ist auch da oben nichts Unwahrscheinliches, und die Ueberlieferung davon, wenn ich so sagen darf, scheint der Condor zu kennen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ungefähr wie dasjenige der Corcovado-Quellen bei Rio de Janeiro.

*) Im Original wird hier, wie noch an mehreren anderen Stellen, im Verfolg dieser Schilderungen auf Kupfertafeln verwiesen, die von dem Herausgeber, einem berühmten englischen Botaniker, zwar versprochen, aber unseres Wissens nicht erschienen sind. M.

**) Nach Humboldt „Grasebenen," auch „Alpengräserregionen." Man sehe die aus seinen Tagebüchern mitgetheilte hochwichtige Beschreibung seiner Chimborasso-Besteigung in Schumachers Jahrbuch für 1837, und daraus (mit unverzeihlicher Nachlässigkeit abgedruckt, denn es fehlt eine ganze Stelle, nämlich der Anfang der eigentlichen Beschreibung) in Bergbaus Annalen, November- und Decemberheft für 1836. M.

***) Wir bitten, hiemit die Abhandlung: „Das Neueste über den Condor, nach d'Orbigny," im Bildermagazin für höhere Erdkunde 1835 Nr. 9, vergleichen zu wollen. M.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 1** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Das neuere französische Drama. Erster Artikel. Victor Hugo. — Die Raubbrüder. Nach Puschkin.**

Zu den Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 4 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 4.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Januar 1838.

Ruinen von Salona.

Wenn man von der Seestadt Spalato auf der ostwärts nach Sign (27/8 Miglien) führenden Straße reist, so gelangt man außerhalb Tramontana zu dem Dorfe Salona, das an sich höchst armselig, aber deßhalb merkwürdig ist, weil nicht weit davon die uralte Stadt Salona erbaut war, die aber nur mehr in wenigen Trümmern über die Erde sich erhebt. Mehr als das Räumliche sind es daher die großen historischen Erinnerungen, welche die Seele beschäftigen und bedrängen bei Anschauung ihrer Trümmer. Das alte Salona, dessen Gründung in die Dämmerungszeit der Geschichte zurückgeht, lag an der Ausmündung des Flüßchens gleiches Namens, wo es einen Raum von mehrern Stunden Umfang einnahm. Eine nicht unwichtige Rolle spielte Salona während des Bürgerkriegs zwischen Cäsar und Pompejus, wobei sich seine tapfern Bewohner öffentlich für die Partei des Erstern erklärten. Pompejus, dem viel daran lag, dieselben für sich zu gewinnen, schickte nun seinen Feldherrn Octavius dahin, um die Stadt, wenn nicht anders, mit Waffengewalt zu bezwingen; allein dieser mußte wegen des tapfern Widerstandes, womit sich die Einwohner ihm entgegenstellten, von der Belagerung abstehen, und kehrte hierauf unverrichteter Sache zu Pompejus zurück. Nach Dio Cassius waren es hauptsächlich die salonitanischen Frauen, welche die Stadt retteten und den Octavius zur Rückkehr nöthigten. Diese verkleideten sich nämlich als Furien, drangen in der Stille der Nacht mit Fackeln in der Hand in das feindliche Lager, und steckten das Belagerungsgeräthe in Brand. Die Soldaten des Octavius geriethen dadurch in Unordnung und Schrecken, so daß es den Belagerten leicht wurde, sie in die Flucht zu jagen. Beiläufig um das Jahr 535 wurde Salona neuerdings von den Gothen bedroht, denen es auch nach längerer Belagerung gelang, sie zu erobern und zu zerstören. Doch erholte sie sich, wie Procop (C. 8.) meldet, schnell wieder und stieg verjüngt aus ihrer Asche wieder empor. Nicht so scheint es jedoch mit dem Muth ihrer Bewohner ergangen zu seyn, denn rasch wie die neue Stadt emporstieg, in demselben Maaße scheint der Muth der Salonitaner abgenommen zu haben; denn als es 106 Jahre später den Avaren gelungen war, als Römer verkleidet, die unfern gelegene Feste Andretium (nunmehr Clissa), den Schlüssel zu Salona, zu überrumpeln, da ergriff panischer Schrecken die sonst so tapfern Salonitaner, und Alles, was fliehen konnte, floh, bevor noch der Feind der Stadt sich genähert hatte, auf die benachbarten Inseln. Die Avaren hatten nun gewonnen Spiel, raubten und mordeten die wenigen Zurückgebliebenen und steckten die Stadt an mehrern Enden in Brand. Seit jener Zeit (641) erstand auch Salona aus seinen Trümmern nicht wieder. Heutzutage ragt nur ein Theil der Stadtmauer noch hie und da hervor, doch kann man aus deren zusammenhängenden Conturen ziemlich genau ihren ehemaligen Umfang wahrnehmen. Außer dieser sind auch noch Bruchstücke des Ovals von dem Amphitheater, welches nahe am westlichen Ende der Stadt lag, und endlich vieles Mauerwerk, Marmorsäulen u. dgl. m. vorhanden, woraus man auf die ehemalige Größe der Stadt und ihrer Paläste schließen kann. Ueberreste von zertrümmerten Säulen, Thor- und Fenstersteine liegen noch allenthalben zerstreut umher. Figuren und Denksteine sieht man in vielen Häusern, oder vielmehr Hütten des heutigen Salona eingemauert, mit deren ärmlicher Bauart diese Ueberreste des Alterthums einen seltsamen Contrast bilden. Als Kaiser Franz im Jahre 1818 diese classische Gegend besuchte, verordnete er alljährlich eine gewisse Summe auf Nachgrabungen zu verwenden, welche auch mehrere Jahre mit Eifer fortgesetzt wurden, jetzt aber nur noch lau betrieben werden. Die ausgegrabenen Gegenstände von Werth werden in Spalato aufbewahrt, wo sie bereits zwei große Gemächer anfüllen, und bestehen in Statuen, Büsten, Grab- und Denksteinen, Urnen, Trinkgefäßen, Thränenfläschchen, Grablämpchen, Fingerringen, Carneolen, Münzen und verschiedenartigem anderm Geräthe, das jedoch keinen besondern antiquarischen Werth hat. Mehrere dieser salonitanischen Steingebilde zieren auch den vor der Domkirche in Spalato befindlichen Glockenthurm, und sind wenigstens vor dem Untergang durch die muthwilligen Morlaken gesichert, welche manches antiquarische Cabinetsstück schon vernichtet haben. Der vielen hier aufgefundenen Gegenstände ungeachtet konnte man doch bis jetzt noch keine Aufklärung über die Geschichte dieser Stadt im Zusammenhang er-

Digitized by Google

halten, da sämmtliche Inschriften sich bloß auf einzelne Familien beziehen. Das Flüßchen, von dessen Mündung angefangen sich die Stadt beinahe bis zum Golf von Salona hinstreckt, entspringt eine Stunde nordwärts von dem heutigen Salona, am Fuße des Mosorgebirges, aus einer Felsschlucht, fließt sanft murmelnd zwischen Rebenhügeln und blumigen, mit schlanken Pappeln besetzten Wiesen hin, und ergießt sich dann ins Meer. Unweit des Ursprungs desselben entdeckt man deutlich die Ueberreste von zwei gemauerten Canälen, dies- und jenseits des Flusses, in welchem das Trinkwasser nach der Stadt Salona und in den Palast Diocletians geleitet wurde. Diocletian hatte nämlich nach seiner Abdankung als römischer Kaiser Salona zu seinem Lieblingsaufenthalt gewählt, und hier den größern Theil der schönern Jahrszeit zugebracht. Wohl mag aber damals diese Gegend schöner ausgestattet, und die Berge, an welchen jetzt zur Sommerszeit die Hitze über alle Maßen drückend, mit Wald und Gebüsch bekleidet gewesen seyn. Eine zweite Wasserleitung war in einer eine Miglie von der Capelle St. Doimo entfernten Thalschlucht. Sie besteht aus acht aus Quadersteinen aufgeführten Bogen, von den Einwohnern Ponte secco genannt, über welche das Wasser in bleiernen Röhren geführt wurde, deren jede beinahe zwei Fuß Länge und fünf Zoll Durchmesser hat. Da aber das Niveau des Ursprungs tiefer liegt, so mußte das Wasser offenbar durch ein Schöpfwerk gehoben, und in die Canäle ausgegossen worden seyn, wie man auch wirklich Spuren eines solchen Pumpwerks in ausgemeißelten Stellen, an den bei der Quelle liegenden Felsen wahrnehmen kann. Drei Miglien von Salona liegt die Veste Clissa auf dem gleichnamigen Berge, über den der Fahrweg in steilen Krümmungen bis Sion führt. Clissa ist das Andetrium oder Mandetrium der Alten, welchen erstern Namen es von dem griechischen Worte κλείω (schließen) zu führen scheint, indem diese Veste das Defilé schließt, welches hier durch das Cabaner- und Mosorgebirge gebildet wird. Bemerkenswerth sind die bei dieser Veste befindlichen Ueberreste eines römischen Standlagers und die auf ihren Zinnen sich darbietende entzückende Aussicht auf die Halbinsel Spalato und auf den endlosen Spiegel des adriatischen Meeres.

Rußland.

(Fortsetzung.)

Einige Worte über die Classen und die gesellschaftliche Organisation des russischen Reiches, welche sehr wenig bekannt ist, können einen Begriff von dem Terrain geben, auf welchem die Regierung des Kaisers Nikolaus operirt.

Unter Peter I theilte sich der Adel in zwei große Classen: die Knäs und Dworjäne, die Fürsten und die Vasallen. Die Fürsten lebten auf ihren Landgütern; Peter I nöthigte sie an seinen Hof zu kommen, gestattete ihnen nur selten den Aufenthalt auf ihren Gütern und entzog ihnen das Vorrecht, die ausschließlichen Räthe und die Großbeamten der Krone zu seyn. Diese Aristokratie bestand hauptsächlich nur aus 30 oder 40 Familien, worunter nachstehende die merkwürdigsten sind: Narpschkin, Galyzin, Kurakin, Scheremetow, Repnin, Dolgoruki, Rumänzow, Trubezkoi, Wiasemskoi, Lubanow, Schtscherbatow, und die Fürsten tatarischen Ursprungs, die Jussupow, Urrussow, Meschtscherski u. s. w. Zu gleicher Zeit mit der Vernichtung dieser Aristokratie, welcher er nur einige unbedeutende Hofbegünstigungen ließ, schuf er eine andere, eine allmächtige Aristokratie, welche aber dennoch nicht gefährlich seyn kann, die Aristokratie des Dienstes. Es wurde festgesetzt, daß der Civil- oder Militärdienst zum Adel führen könne, nämlich zu dem Adel, der zum Eintritt in die Staatsstellen berechtigt ist; so ist ein russischer Fürst nur durch die Geburt adelig, so lange er nicht durch den Dienst den Rang und die Classe erreicht hat, welche den Adel und gewisse Vorrechte verleihen. Man muß z. B. Majorsrang haben, um das Recht zu besitzen, auf der Reise im Innern des Reichs vier Postpferde vor seinen Wagen zu hängen. Ein Fürst, der nur Lieutenant ist, kann in der Regel bei den kaiserlichen Posten die vier Pferde nicht erhalten, die ein zum Major gewordener Bauernsohn zu verlangen das Recht hat. Am 24 Januar 1722 erließ Peter der Große das Decret, welches den Rang der Classen vorschreibt. Diese Classen sind folgende:

1) Generalfeldmarschall, Großadmiral, Kanzler des Reichs, Oberkammerherr;
2) Obergeneral, Admiral, wirklicher geheimer Rath, und Staatsminister;
3) Generallieutenant, Vicadmiral, geheimer Rath;
4) Generalmajor, Contreadmiral, Kammerherr, wirklicher Staatsrath;
5) Brigadier, Capitäncommodore, Staatsrath;
6) Oberst, Collegienrath;
7) Oberstlieutenant, Hof- oder Justizrath, Schiffscapitän;
8) Major, Collegienassessor;
9) Capitän, Titularrath;
10) Capitän zweiten Ranges;
11) Kanzleisecretär;
12) Lieutenant;
13) Secondelieutenant;
14) Fähndrich.

Die vier ersten Classen geben den Titel Excellenz, die acht ersten den erblichen, die sechs letzten aber nur den persönlichen Adel. Die Rechte dieses Adels bestehen in der Befreiung von allen persönlichen und Eigenthumsabgaben (indem die Regierung die Besteuerung der auf den Gütern angesiedelten Bauern sich vorbehält), in der Befreiung von gezwungenem Militärdienst und Körperstrafen. Peter III bewilligte während seiner kurzen Regierung dem russischen Dienstadel alle Rechte, welche der deutsche Adel in Livland besitzt. Die Kaiserin Katharina endlich setzte durch ein Decret vom 24 April 1785 die Rechte des Adels fest, und Kaiser Alexander erklärte dasselbe wenige Tage nach seiner Thronbesteigung zum Reichsgrundgesetz.

Der russische Adel besteht demnach aus den Titularien der acht ersten Classen, dem einzigen Adel, der ein Recht zu den Staatsstellen gibt, dem Geburtsadel, welcher ein Recht gib

Digitized by Google

auf die Stellen von Hofcavalier und Kammerherr *) und aus dem fremden in den russischen Dienst aufgenommenen Adel.[1]) Zu den Vorrechten des Adels gehört außer dem Rechte, Güter mit Bauern zu besitzen, auch das, Leibeigene ohne Güter zu haben, ihnen die Freiheit zu erkaufen, den Namen des Landguts dem Familiennamen beizufügen, und auf den Gütern Alles zu besitzen, was über und unter der Erde, in der Luft und im Wasser ist. Der Adel hat auch noch das ausschließliche Recht auf gewisse bürgerliche Stellen und Würden in den Gouvernements von Rußland, selbst zu einigen dieser Stellen zu wählen und für andere Candidaten vorzuschlagen. Dieses wichtige Vorrecht wurde erneuert und ausgedehnt in Anbetracht der von dem russischen Adel in dem letzten Kriege gegen Polen geleisteten Dienste; so sagt die Ukase vom 18 December 1831, derzufolge der Adel nicht nur wie ehemals zu einigen Stellen in den Provincialtribunalen, sondern auch die Präsidenten und die Adelsmarschälle in den Gouvernements wählen darf. Ich will hier zwei Ukasen des Kaisers Nikolaus anführen, welche ein Licht auf die innere Richtung seiner Regierung werfen. Durch eine dieser Ukasen verbietet der Kaiser den großen Grundbesitzern, ihre Bauern fictiv zu vertheilen, wie sie es vorher thaten, um die Zahl der Stimmen, worüber sie in den Adelswahlen verfügten, zu vermehren; durch die zweite ist es im Gegentheil den kleinen Eigenthümern gestattet, ihre Bauern zusammenzuzählen, um die Zahl 100 zu erhalten, was eine Stimme bei den Wahlen gibt, und dieses Stimmrecht auf Einen von ihnen zu übertragen. Diese beiden Ukasen sind direct gegen den großen Grundbesitz gerichtet. Der polnische Adel, namentlich der vom zweiten Rang, welcher aus mehr als 100,000 Personen bestand, wurde abgeschafft in Folge des Antheils, den er an der polnischen Revolution genommen und auf diejenigen reducirt, welche wirklich adelige Güter besitzen, und nicht sehr zahlreich sind. Die andern traten in die Classe der Freigutsbesitzer, Odnodworzy, und der Bürger zurück, können zwar ihren Wohnsitz ändern, sind aber von nun an dem Militärdienst unterworfen.[2]) Diese furchtbare und plötzliche Veränderung der persönlichen Stellung erklärt die Unmöglichkeit, worin sich die meisten polnischen Auswanderer befinden, in ihr Vaterland zurückzukehren, selbst wenn man ihnen diese Rückkehr gestattete.

Der solchergestalt im europäischen Rußland gebildete Adel besteht aus ungefähr 900,000 Personen, in 200 bis 220,000 Familien, also aus dem 61sten Theil der Bevölkerung. Der deutsche Adel in russischen Provinzen an der Ostsee ist minder zahlreich: er besteht aus etwa 13,000 Personen, was einen Adeligen auf 125 Einwohner gibt. Im asiatischen Rußland, namentlich in den kaukasischen Provinzen und in den Gouvernements Astrachan und Kasan beläuft sich die Zahl der Adeligen auf 200,000 Personen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieses Recht wurde ihm aber durch ein Decret vom Junius 1856 entzogen, und nur die Mitglieder der sechs ersten Classen zur Uebernahme dieser Stellen für fähig erklärt.

[1]) Die Darstellung ist nicht ganz richtig, es besteht der Geburtsadel neben dem Dienstadel, keiner von beiden besitzt ein ausschließliches Recht auf höhere Stellen, nur müssen die niedern Stellen oder Range den höhern vorangegangen seyn. Der angesessene Adel hat aber allein das Wahlrecht zu den Provincialämtern und Justizstellen, und bildet eine verwaltende Corporation.

[2]) Diese Schlächzy behaupteten zum Adel zu gehören, diejenigen von ihnen, die ihren Adel nicht documentiren konnten, sind in die Classe der Gemein-Freien versetzt, und als solche der Conscription unterworfen; daß übrigens dieser nicht ansässige niedere Adel die Quelle vielen Unheils in Polen war, ist bekannt.

Chronik der Reisen.

Halls Reisen auf die Hochgipfel des Quitoanischen Andenzuges.

(Fortsetzung.)

2) Besteigung des Pichincha.

Es entstehen auf den Paramos häufig gewaltige Schneestürme so urplötzlich, daß die Hirten mitsammt ihren Heerden, die sie zu retten bemüht sind, von den Schneewehen begraben werden, oder der Gewalt des Eiswindes unterliegend, wo nicht todt, so doch erstarrt zu Boden sinken. Solche Erstarrte heißen Emparamados, was ein sehr bezeichnender Ausdruck für diesen Zustand ist. *) Zur Zeit, wo dergleichen Stürme toben, sagen die Eingebornen: „El Paramo esta bravo!“ d. h.: der Paramo ist zornig; und da einige dieser Hochsteppen stürmischer als die anderen sind, so führen sie den Beinamen „muy bravos,“ d. h. grimmige. Dazu gehören der Paramo von Assuay, zwischen Quito und Cuenca, der mit derselben Vorsicht, womit man eine stürmische Meerenge — oder einen norwegischen Fiord — beschifft, durchwandert werden muß. Der Pichincha dagegen steht im Rufe „muy manso,“ sehr sanft oder zahm, zu seyn, obschon wir gerade auf ihm, eben als wir auf eine derjenigen seiner Felsenzinnen anlangten, die zum Unterschiede von dem Krater dieses Vulcans, der in der Quichuasprache „Rucu-Pichincha,“ oder Alt-Pichincha“ heißt, den Namen „Guagua-Pichincha“ oder „Jung-Pichincha“ führt, von einem unbändigen Schlossensturm überfallen wurden. Der Kamm des Gebirgstockes besteht aus einer unregelmäßigen Trachytfelsenlinie, welche beinahe, von Morgen gen Abend streichend, mit der erwähnten — thurm- oder warteartigen — Felsenzinne beginnt, und am Krater ausläuft. Die Zwischenstrecke beträgt gegen eine Legua, welche durch die Windungen der Linie etwa verdoppelt wird. Die Gestalt der Hochsteppe, die sich von dieser Mittelerhebung an ausdehnt, ist handförmig, oder gleicht derjenigen eines unregelmäßigen Sternes, die Zwischenräume innerhalb der Finger oder Strahlen werden durch Schluchten, die von den herabstürzenden Gewässern ausgehöhlt wurden, gebildet. **)

Diese merkwürdige Paramogestaltung kommt in den Anden allerwärts vor, wo sie nicht durch neuere vulcanische Ausbrüche zerstört worden ist. ***) Dicht beim Guagua-Pichincha oder jungen Pichincha liegen die Trümmer eines altperuanischen Tambos, Namens Pera-

*) Als der eigentliche Gegensatz des bekannten, durch den Glutwind der afrikanischen Sandwüsten hervorgebrachten Zustandes. M.

**) Diese Vermuthung steht mit der Eingangs dieser Schilderung aufgestellten im schroffen Widerspruch. Diese Schluchten oder Bergspalten sind ja eben die Grapos, die sich bis in die Stadt Quito hinab erstrecken, und, wie Humboldt sagt, allesammt rechtwinkelig dem Gebirgskamm zulaufen. So wie denn auch der südwestliche der Südsee zugewandte Abfturz in parallele, dem Kamm senkrecht zulaufende Spalten getheilt ist. M.

***) Diese merkwürdige Angabe wird auch von Boussingault bestätigt: „Die zahlreichen und tiefen Risse (sagt er in dem öfter angeführten Fragment aus seiner Reise auf die Vulcane des Aequators), welche die

Digitized by Google

Pichincha, oder eigentlich bloß die Grundveſten davon. Da es von Belang iſt, in früher Morgenſtunde auf dem Pichincha anzulangen, ſo beſchloſſen wir, nach erreichter Höhe von 14,000 bis 15,000 Fuß, die Nacht ſo nahe als möglich am Hochgrat zuzubringen, und wanderten daher etwa eine Legua weit nach der Weſtſeite des Kammes bis zu einer Schlucht, an deren einer Seite ein überhangendes Felsſtück eine Machal oder grottenartige Niſche bildet. Der Thermometer fiel während der Nacht, die übrigens behaglich zugebracht wurde, auf 52° F. Dieſe ganze Region, bis zur Sohle des Kraters hinan, iſt mit einer reichen Alpenflora überzogen, worunter wir außer andern eine niedliche Calceolaria und eine kleine Andromeda pflückten, die aus dem Geſtein ſprießt.

Der Verfaſſer theilt hier einige die Verbreitung der Pflanzen auf den Anden betreffende Angaben mit, die wir nicht füglich übergehen können. Auf den Gebirgen, ſagt er, die nach dem Hochlande von Quito hin abdachen, reicht die Zone der arboreſcirenden Gewächſe überall bis 13,000 Fuß hinan, und der Tunguaragua iſt ſogar bis zu einer Höhe, die nach Boussingaults barometriſchen Meſſungen 13,517 Fuß beträgt, mit Buſchwaldung bedeckt. Jene ſteilen Fluhen, die von den Marañon-Ebenen und weſtlich von den am Geſtade der Südſee gelegenen Waldungen an aufſteigen, ſind nicht nur mit Geſträuchen, ſondern ſogar mit ganzen Wäldern bis nahe an 14,000 Fuß hinauf beſtanden. Der auf beiliegender Tafel abgebildete Baum*) kommt auf der Weſtſeite des Pichincha und auf dem Chimboraſſo in der Nähe des Arenals auf gleicher Höhe vor, und bildet in erſterer Gegend weitläufige Waldungen. Auf die Mittelzone der Buſchwaldung folgt diejenige der Gräſer (die Paramos oder Pajonal-Region), und auf dieſe die Zone der Alpenflora, die bis zur ewigen Schneegränze hinanreicht. Profeſſor Jameſon zu Quito und ich, wir haben uns auf unſern Andenwanderungen öfter an den reichen Blumenraſen geweidet, der ganz oben an den äußerſten Gränzen des Pflanzenlebens ausgegoſſen lag, und aus Gentianen, Drabas, Lupinen, Alchemillas, Culcitias u. m. a. beſtand. Auf dem Chimboraſſo habe ich über 17,000 Fuß hoch verſchiedene Phanerogamen in Blüthe gefunden, und Exemplare davon nach England geſandt.

Bei hellem Sonnenſchein (fährt der Verf. nach dieſer botaniſch-geographiſchen Ausſchweifung in der Schilderung ſeiner Pichinchareiſe weiter fort) ſtiegen wir bis zum Beginn des Felſenkamms hinan, der zu unſerer Rechten eine ſchrankenloſe Ausſicht über die Wälder von Esmeraldas **) gewährte, die ſich bis zum Geſtade des ſtillen Oceans hin erſtrecken. Bei heiterm Wetter ſoll man denſelben von da aus wahrnehmen, gemeiniglich aber umſchleiern die aus jener Wälderwelt aufſteigenden Nebeldünſte den Geſichtskreis. Die Entfernung beträgt in gerader Richtung gegen 80 (engl.) Meilen.***) Bald ragte der eigentliche Vulcan mit ſeinem düſtern Felſenwall, *) gegen welchen ſich die rings um ihn her gelegenen weißlichen Sanddünen um ſo heller abhoben, dicht vor uns empor.

Am öſtlichen Ende iſt in dem Felſenwall eine weite Spalte, welche den Zugang zum Krater noch leichter macht, als ſonſt der Fall wäre. Der Hauptweg iſt jedoch zu ſteil, um ſelbſt zu Maulthier zurückgelegt werden zu können; wir ſtiegen daher ab, und brachten auf der nicht mehr als 500 Fuß langen Strecke bis zum Kraterrande, wobei wir knietief durch loſen Sand waten mußten, eine halbe Stunde zu. Einige Minuten nach unſerer Ankunft oben wälzten ſich ſchon Gewölke in dichter Nähe die Schlucht hinan. Zwei Rauchſäulen, die an der Halde eines Felſens hinaufwirbelten, der mit einer Schwefelkruſte überzogen ſchien, waren aber deutlich ſichtbar; die zu Quito bezweifelte fortwährende Thätigkeit des Vulcans war durch dieſe Thatſache erwieſen. Die Kraterform des Pichincha weicht von der Vorſtellung, die man ſich gewöhnlich von einer ſolchen macht, ſehr ab, denn dieſer iſt eigentlich eine ungeheure Kluft, die nach den Waldungen von Mindo, alſo in einer der Stadt Quito entgegengeſetzten Richtung, hinabſtreifend, ſich wahrſcheinlich zu einem anſehnlichen Thal erweitert.

Die gelegentlichen Ausbrüche können Quito daher auch ſchon aus dieſem Grunde nicht leicht gefährlich werden. Der Berg (oder wohl richtiger der Gebirgsſtock) wird jedoch oft von Erſchütterungen heimgeſucht, und neuerlich noch wurde die nach Mindo führende Straße, die längs dem Ufer eines vom Pichincha herabkommenden Fluſſes hinläuft, der mit der Kraterkluft in Verbindung zu ſtehen ſcheint, durch einen Schlammauswurf verwüſtet. Die Farbe des in ſpitzigen Zinnen und Nadeln aufſchießenden Geſteines, welches von dem allgemeinen Charakter der Trachytgebilde ſo ſtark abweicht, ſchillert zwiſchen dunkelroth (nelkenbraun?) und aſchblau. Die Wälder, welche jetzt die Süd- und Weſthalden des Gebirgsſtocks beſchatten, wurzeln in zerſetztem Bimsſtein. Die ganze Hochebene von Quito beut dasſelbe Ausſehen dar, obſchon in einem minder auffallenden Grade, was eine Folge der durch den Anbau bewirkten Veränderungen und Ummiſchungen des Erdreichs iſt.

Hier mag die Bemerkung ſtehen, daß der Schlamm, welcher von den Feuerbergen der Anden ausgeworfen wird, viel leichter zu Fruchterde umgewandelt wird, als die verhärteten Laven der ſüditalieniſchen Vulcane. Dieſer Umſtand tritt in der Umgebung des Cotopaxi und des Carguiraſo, deren Ausbrüche in neuerer Zeit vorfielen, auffallend hervor. Der Pichincha verdient den Namen „der Alte" (Rucu), den er in der Quichuaſprache führt, ſehr wohl. Seine dermaligen Bedrängen ſind die kraftloſen Anſtrengungen des Alters! Es müſſen viele Jahrhunderte ſeit dem Zeitraum verſtrichen ſeyn, wo er in all ſeiner furchtbaren, Alles darniederwerfenden Macht tobte, denn weder in den Sagen der Ur-Eingebornen, die doch der Ausbrüche des Cotopaxi und des Herab- oder Einſturzes der Kuppel des ungeheuern Capac-Urcu gedenken, noch in den neuern Berichten der Spanier kommt eine Erwähnung irgend eines Unheils vor, das er angerichtet. Die Tiefe der Kraterſchlucht vom Rand, auf dem wir ſtanden, bis zu dem Schwefelqualm unten, ſchätzten wir auf 1,500 Fuß an. Es entſtand natürlicherweiſe der Wunſch in uns, hinabzuſteigen, wozu auch in der Folge der Verſuch wirklich ausgeführt wurde.

(Fortſetzung folgt.)

Trachyt-Plateaux durchſetzen, von denen die Hochgipfel der Anden ſich erheben, ſcheinen alleſammt von Einem Mittelpunkt auszugehen. Man könnte ſie füglich mit jenen Kerben eines ſternartig geſplitterten Kryſtallglaſes vergleichen."

*) Dieſe Kupfertafel iſt gleich den andern, wie bereits erwähnt, von dem Herausgeber nicht mitgetheilt worden. M.

**) Der undurchdringliche, menſchenleere Urwald Las Montes genannt.

***) Nach der Südſee hin genießt man von dem Gipfel des Pics de los Ladrillos (einer von den vier Kuppen des Pichincha) einen der wundervollſten Anblicke, die ſich mir auf allen meinen Gebirgsreiſen dargeboten haben: Die dem Auge nächſte Fluth (dieſes Oceans) liegt in einer Entfernung von 80 Bogenminuten oder 22 geogr. M. Der Halbmeſſer mit der Refraction, wie ſie unter dem Aequator gewöhnlich, beträgt 2° 25′; es bleibt alſo kein Zweifel, daß man von dem Kamm des Pichincha weit (vierzehn geogr. Meilen) in die Südſee hineinſehen kann!" Humboldt, Pichincha-Beſteigung, (Poggendorf Annalen Febr. 1837).

*) „Der Krater des Pichincha iſt von drei Felſen caſtellartig umſchloſſen." S. Humboldt.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 5.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Januar 1838.

Handwerker-Schulen in England.

(Aus der Revue Britannique. October 1837.)

England verdankt John Anderson die erste dieser Anstalten; sie schreibt sich vom Jahr 1797 her. Dieser hochherzige Gelehrte, welcher Professor der Naturgeschichte an der Universität Glasgow war, begriff zuerst, daß eine Verbesserung der Kenntnisse des Volkes auch eine Verbesserung seiner Lage nach sich ziehen würde. Er machte bei seinem Tode ein beträchtliches Vermächtniß zur Gründung eines öffentlichen Cursus für Naturgeschichte und Chemie; allein die Vorurtheile übten noch ihre Herrschaft, die Neuerung schien wider die Sitten der damaligen Zeit zu verstoßen; auch die arbeitende Classe wagte es trotz der Wichtigkeit dieser Anstalt für sie nicht, sich in derselben zu zeigen. Die Versuche Lancasters und Bells waren nicht glücklicher; als jedoch im Frieden mit Ruhe und Sicherheit auch wieder der Ueberfluß sein Füllhorn in Städten und Landschaften ausgeschüttet hatte, machte der Geist der Civilisation seinen wohlthätigen Einfluß auf das Volk geltend. Noch waren Vorurtheile zu bekämpfen, und zahlreiche Schwierigkeiten zu überwinden; alle diese Hindernisse schwanden aber vor einem festen und ausdauernden Willen, und die Verbreitung der Kenntnisse begann ihre Gränzen zu erweitern. London steht natürlicherweise an der Spitze; alle Quartiere dieser ungeheuren Metropole: Holborn, Clerkenwell, Westminster, Finsbury, Southwark, Lambeth, Kentish-town, selbst Spitalfield mit seiner zerlumpten Bevölkerung, haben jedes eine Anstalt zum Unterricht des Volkes. Die Leitung dieser Institute ist ausgezeichneten Professoren anvertraut; die Unterrichtsgegenstände sind im Allgemeinen Mechanik, Mathematik, Chemie und Physik: lauter Dinge, die zur Entwicklung des Verstandes der Arbeiter und zur Vermehrung ihrer Wohlfahrt beitragen; in einigen haben auch die Dichtkunst und die schönen Wissenschaften zahlreiche Zuhörer. Das Institut von Spitalfield versammelt sich alle Montage; man liest eine Rede über irgend einen gegebenen Gegenstand, und endigt die Sitzung mit einer allgemeinen Erörterung. Die Association von Holborn beschäftigt sich, unabhängig von der Unterweisung ihrer Mitglieder, mit der Einsammlung aller Nachweisungen, die auf ihren Arbeitslohn, ihre Gewohnheiten und auf ihren Charakter Bezug haben. Die Bibliothek dieser Anstalt besteht aus vortrefflichen Werken, die zahlreiche Leser haben. Die Association hält ihre besondern Sitzungen Donnerstags, und so oft sie wichtige Fragen, deren Lösung vortheilhafte Resultate für die arbeitende Classe haben kann, in Anregung zu bringen beabsichtigt, beruft sie eine Generalversammlung, worin die Anwesenden, wer sie auch seyn mögen, an der Erörterung Theil nehmen können.

Hinsichtlich der Zahl seiner Mitglieder und des Charakters der Professoren, ist jedoch ohne Widerspruch das mechanische Institut von London die wichtigste aller dieser Anstalten. Die Professoren sind die HH. Birkbeck, Ourday Sheridan, Knowley, Hamming, Haydon: dieses Institut zählt beinahe 1100 zahlende Mitglieder. Lehrgegenstände bilden: die Litteratur, die Dichtkunst, die höhere Mathematik, die Chemie und das Linearzeichnen; ein Curs für literarische Composition ward kürzlich eröffnet; jeder Anwesende verfaßt auf einem fliegenden Blatte über einen gegebenen Gegenstand einen Aufsatz und händigt dann seine Arbeit dem Professor ein, der daraus eine für die Mitglieder der Gesellschaft bestimmte Sammlung veranstaltet; endlich besitzt diese Anstalt ein Theater und ein Museum. Das Theater ist Montags und das Museum Dienstags, Mittwochs und Freitags geöffnet.

Wenn wir jetzt unsern Blick von London ab auf die Provinzen wenden, so finden wir hier, neben einigen seltenen Ausnahmen, die Volksinstitute in einer nicht minder erfreulichen Lage. In Liverpool hatte das mechanische Institut bei seiner Gründung mit zahllosen Schwierigkeiten zu kämpfen: die Summe der Ausgaben war ungeheuer; dennoch zählt dieses Institut jetzt, trotz der kurzen Zeit seit seiner Gründung, mehr als 1200 Mitglieder, und seine jährlichen Einkünfte belaufen sich auf 750 Pf. Sterling. Das mechanische Institut von Birmingham schreibt sich aus derselben Zeit her; es zählt jedoch nur 500 Mitglieder — eine Zahl, deren Unbedeutenheit, in Hinsicht auf die Bevölkerung der Stadt, dem Charakter der arbeitenden Classe keine Ehre machen würde, wüßte man nicht, daß man einzig den Beiträgen dieser Classe die Errichtung dieses Instituts zu verdanken hat. Die kleine Stadt Bath hatte mit der-

Digitized by Google

ſelben Gleichgültigkeit von Seite der vermöglichern Claſſen zu kämpfen. Bath erhielt zu einer Zeit, wo ſich das ganze Königreich mit Schulen bedeckte, — Bath, der Sammelplatz der eleganten Welt, erhielt keine Aufmunterung von den Reichen, und vielleicht ſähe ſich ſeine arbeitende Bevölkerung noch jetzt in einen Zuſtand des Helotismus verſetzt, hätten nicht zwei einſichtsvolle Arbeiter den Plan gefaßt, ein Volksinſtitut zu errichten. Die Hülfsquellen dieſer Arbeiter beſtanden, außer in dem Wunſche, der ſie beſeelte, ihren Mitbrüdern nützlich zu ſeyn, in ſo viel als Nichts. Dennoch hatte das Inſtitut durch ihre Thätigkeit und ihre ausdauernden Bemühungen innerhalb weniger Jahre, neben einer Bibliothek von mehr als 1500 Bänden, ein Muſeum für Alterthümer, ein naturhiſtoriſches Cabinet und mathematiſche Inſtrumente. Jetzt zählt es mehr als 300 Mitglieder, die alle vier Monate eine halbe Krone bezahlen; der Eintrittspreis als Mitglied iſt eine halbe Krone; Frauen und Kinder aber, die am Inſtitut Theil nehmen wollen, zahlen nur einen Schilling ſechs Pence.

In Hull, in Lincoln, derſelbe Erfolg. In Hull koſtete das Gebäude, das als Verſammlungsort dient, mehr als 2000 Pf.; dieſe ganze Summe iſt bereits faſt vollſtändig bezahlt; eine Bibliothek von 1700 Bänden, ein kleines naturhiſtoriſches Muſeum, eine Antikenſammlung — dieß ſind die Reichthümer dieſer Anſtalt. Die Errichtung des Inſtituts in Lincoln geſchah 1822; das Reglement beruht auf umfaſſenden Grundlagen: wie zu Bath haben Frauen und Kinder, mittelſt eines minder ſtarken Beitrags, als der der Männer, Zutritt zu der Geſellſchaft; die Sorge für die Bibliothek iſt einer Frau anvertraut, die mit Vertheilung der Bücher beauftragt iſt — eine glückliche Neuerung, die, indem ſie dem ſchönen Geſchlecht eine Art Garantie bietet, nicht nur zur Vermehrung des Perſonals der Verſammlungen beitrug, ſondern ihnen auch den Stempel größerer Artigkeit und Urbanität aufdrückte. Die Geſellſchaft beſchäftigt ſich weder mit Politik noch mit Religion; alle Erörterungen drehen ſich um Fragen, deren Wichtigkeit die phyſiſche und moraliſche Wohlfahrt der Mitglieder der Aſſociation zu vermehren im Stande iſt. Algebra, Arithmetik, Architektur, Botanik, Geographie, Lateiniſch, Franzöſiſch, Beredſamkeit, Schreiben, Linearzeichnen, Muſik, dieß ſind die Erholungen und Arbeiten der Geſellſchaft.

Vergeſſen wir jedoch bei dieſer flüchtigen Aufzählung das gebildete Schottland nicht. Schottland iſt die Wiege dieſer wohlthätigen Anſtalten. Die Volksinſtitute in Edinburg und Glasgow nehmen den erſten Rang ein. Dieſe beiden Städte, die lange vor Mancheſter, Liverpool und allen großen Städten des ſüdlichen Englands Anſtalten dieſer Art hatten, bewahren ihren Vorrang. Keine Stadt hat beſuchtere Curſe, und nirgends macht ſich ihr Einfluß auf das Volk in glücklicherer Weiſe fühlbar. Leith, Aberdeen, Leeds folgen in der Reihe nach Edinburg und Glasgow. Leeds beſitzt zwei Inſtitute: das eine, das ſogenannte mechaniſche, enthält eine Bibliothek von mehr als 2000 Bänden; das zweite, ausſchließlich dem Studium der ſchönen Wiſſenſchaften gewidmet, zählt mehr als 900 unterſchriebene Mitglieder. Das mechaniſche Inſtitut dieſer Stadt lieferte der Induſtrie ausgezeichnete Männer. Man führt mehrere Arbeiter an, die beim erſten Beſuche der Curſe dieſes Inſtituts noch nie Unterricht genoſſen hatten, und die jetzt für die geſchickteſten und verſtändigſten Arbeiter des Landes gelten.

Viele wurden durch dieſe Anſtalten von der Trunkſucht geheilt, und ihr Nutzen für die Geſellſchaft, als einer der ſchönſten Eroberungen unſers Jahrhunderts, läßt ſich nicht in Abrede ſtellen; dennoch aber haben auch ſie ihre Fehler: es mangelt ihnen im Allgemeinen an Syſtem; der Arbeiter wird zu ſpät aufgenommen; man fange ſeine Erziehung frühzeitig an, man ſetze ſie mit Ausdauer bis zu einer gewiſſen Vollſtändigkeit fort; man mache dieſe Anſtalten für alle Claſſen zugänglich, dann wird der Handwerker aufgeklärter werden, ſich nicht mehr wider ſeinen Herrn verbünden, und man wird nicht mehr von jenen traurigen Aſſociationen ſprechen hören, die den ganzen Handel des Landes in Gefahr ſetzen.

Rußland.

(Fortſetzung.)

Die Bürgerſchaft beſteht bereits, ihre Conſtitution iſt in dem Decret der Kaiſerin Katharina vom Jahre 1785 enthalten, und ſie zerfällt in ſechs Claſſen. In der erſten ſind diejenigen, welche ein gewiſſes Capital aufweiſen können. Dieſe ſelbſt zerfallen wieder in Gilden; wer 50,000 Rubel nachweiſen kann, gehört zur erſten Gilde, wer 20,000 Rubel hat, zur zweiten, und wer 8000 Rubel hat, zur dritten Gilde. Der Finanzminiſter Graf Cancrin hat kürzlich durch einen Zuſatzartikel zu dieſen Ukaſen einen dritten Stand erſt recht erſchaffen, indem er die Claſſe der Patentirten einführte. Früher trat ein Kaufmann der erſten Gilde, welche den Adel verleiht, ſobald er ſein Patent nicht mehr zahlen konnte, in die zweite oder dritte Gilde, je nach der Verminderung ſeines Capitals; jetzt iſt es hinreichend, das Patent der erſten Claſſe überhaupt bezahlt zu haben, um die einmal erworbenen Rechte zu behalten. Wenn ein Kaufmann in die untern Claſſen zurücktrat, konnte er zum Kriegsdienſt ausgehoben und körperlichen Strafen unterworfen werden.

Es gibt noch acht Claſſen von Bürgern; Künſtler und Gelehrte, welche Examenzeugniſſe liefern können, gehören in die fünfte. Die Bürger der Gilden ſind von der Kopfſteuer und der Aushebung frei, ſie können Käufe und Lieferungsverträge mit der Regierung abſchließen, und mit Ausnahme des Branntweins und des Salzes alle Producte verkaufen. Die erſte Gilde zerfällt noch in zwei Claſſen. Die Kaufleute der erſten Claſſe können den Großhandel im Innern des Reichs treiben, dürfen im Innern der Städte mit vier Pferden fahren, einen Degen tragen und bei Hof erſcheinen; die andern Mitglieder der erſten Gilde haben nur das Vorrecht des Großhandels, können Schiffe beſitzen, und ſind, das Verbrechen des Hochverraths ausgenommen, von Körperſtrafen frei.

Eine Ukaſe der Kaiſerin Katharina verbot, einem Leibeigenen mehr als 5 Rubel Silber zu leihen. Der Graf Scheremetjew

Digitized by Google

hat jetzt auf seinen Ländereien Leibeigene, die über 300,000 R. im Vermögen haben. Einige kaufen sich los. Vor einiger Zeit ließ sich ein Kaufmann bei einem Minister ankündigen, der gerade einen französischen Reisenden bei sich empfangen hatte. Der Kaufmann trug das Bildniß des Kaisers an einem großen Ehrenband am Halse und den St. Wladimirorden. „Ich habe nichts von Ihnen zu erbitten, sagte der Kaufmann; ich bin N. N. Ihr Leibeigner, der vor 9 Jahren sich freigekauft hat. Ich habe Handel getrieben, und da ich nach Petersburg gekommen bin, um einen mir gehörigen Mehltransport zu verkaufen, so wollte ich nicht abreisen, ohne mich Ihnen vorzustellen." — „Schön," sagte der Minister, „wie viel kann Ihr Transport werth seyn?" — „250 bis 300,000 Rubel ungefähr." Viele freigelassene und nicht freigelassene Leibeigene befinden sich in diesem Falle, einige derselben, vielleicht der größte Theil, wollen die Freiheit nicht, aus einer Berechnung, die mit dem Zustande der Sklaverei selbst zusammenhängt, denn sie verlieren durch die Freilassung den Schutz, den ihnen ihr Herr gewährt, und der bei dem gegenwärtigen Zustande Rußlands oft noch sehr nothwendig ist. Die, welche das Land bauen, müßten den Boden verlassen, in dessen Besitze sie jetzt sind. Als Lord Durham den Botschafterposten in St. Petersburg übernahm, ging er bekanntlich über Konstantinopel und durchreiste ganz Rußland. Während eines Aufenthaltes bei dem Grafen Guriew war er Zeuge, wie dessen Leibeigene die Freiheit ablehnten. Der Graf hatte die Absicht, seine Güter an freie Leute zu verpachten, um regelmäßiger bezahlt zu werden. Er bot seinen Bauern an, ihnen ihre Freiheit zu verkaufen, dann wollte er sie ihnen schenken, aber alle seine Vorschläge wurden abgelehnt; die Leibeigenen verlangten, daß man ihnen mit der Freiheit zugleich Ländereien gebe, denn sie sind gewohnt, das Land, welches sie seit mehrern Generationen bauen, als ihr Eigenthum zu betrachten. Dieß ist eines der großen Hindernisse, welche sich der Freilassung entgegensetzen, und doch muß diese Freilassung eintreten, ehe sich die Ideen von Unabhängigkeit unter den Leibeigenen verbreiten, denn dann würden die Gutsherren zugleich mit der Herrschaft über ihre Leibeigenen ihre Güter verlieren. Die liberalen Ideen gewinnen in Rußland Boden durch die Furcht selbst, denn man gibt die Bauern frei, damit sie sich nicht der Landgüter bemächtigen, und man erhebt sie in den Bürgerstand, um die Macht der großen Güterbesitzer zu vermindern.

Gegenwärtig zerfallen die Bauern (mushiks) in drei Hauptclassen: die freien Bauern, die Kronbauern und die Leibeigenen. Die freien Bauern wurden durch eine Ukase vom 20 Febr. 1803 zu einer besondern Classe erhoben. Die Adeligen hatten freilich schon seit dem Manifest der Kaiserin Katharina vom 17 Mai 1775 das Recht, ihren Leibeigenen die Freiheit zu geben, aber ein Freigelassener konnte nur in den Staatsdienst treten oder Kaufmann werden; der Kaiser Alexander gestattete ihnen, Güter, jedoch ohne erbliche Bauern, zu kaufen, und sie mit allen Vorrechten freier Leute zu bebauen. *)

In Esthland und Liefland ward die Leibeigenschaft durch Ukase vom 6 Junius 1816 und 6 Januar 1820 völlig aufgehoben.

Die fremden Colonisten, welche sich auf Ländereien von Privateigenthümern niedergelassen haben, genießen wie die von der Krone berufenen Colonisten, Freiheit ihrer Religion, Befreiung vom Militär- und Civildienst, und dürfen 20 Jahre lang keine Abgaben an die Krone zahlen. Die Verträge zwischen den Grundeigenthümern und den Colonisten sind nur auf 20 Jahre gültig, und müssen von dem Minister des Innern, dem Obervormund aller Colonisten, bestätigt werden. Die Bauern, welche Tribut zahlen, sind die Tataren und nomadischen Völker Sibiriens, welche alle Rechte russischer Unterthanen genießen, selbst wenn sie sich nicht zum Christenthum bekennen; wenn sie sich aber bekehren, müssen sie dem griechischen Ritus folgen. Sie bezahlen in Silber oder in Pelzwerk; ihre Streitigkeiten werden von ihren selbstgewählten Aeltesten geschlichtet.

(Fortsetzung folgt)

*) In Curland ebenfalls; dem Gesetze nach sind die Kronbauern alle persönlich frei, die Odnodworzi aber kleine freie Eigenthümer: sie zahlen ungefähr 3 Rubel 80 Cop. Banco jährlich von jedem männlichen Kopfe, außer dem Pachtzins von dem Boden den sie benützen, und gewisse locale Abgaben, und sind keinen Frohnden, außer für Erhaltung der Wege, unterworfen.

Pflanzung und Pflege des Kaffebaumes in der Umgegend von Havana.

(Aus dem Echo du monde savant.)

Don Mateo Barbara, Agronom und Eigenthümer in der Havana, machte einige Notizen über die Pflanzung und die Pflege des Kaffebaumes in dieser Colonie bekannt; sie wurden kürzlich von dem Baron Jucherau de St. Denis, Secretär der Akademie der Agricolsindustrie, aus dem Spanischen mit nützlichen Bemerkungen begleitet, übersetzt.

„Die von mir gemachten Erfahrungen — sagt Don Mateo — in Betreff der Cultur des Kaffee, wurden auf der Kaffeepflanzung von Palafos gesammelt, deren röthlicher Boden viel Eisen enthält, das sich in Körnerform zeigt. Diese Eisenschichte hat eine bedeutende Tiefe, und läßt sich während der Regenzeit leicht bearbeiten. Zur Besäung der Kaffeepflanzungen bedient man sich großer, aus den Ernten der besten Ländereien erlesener und enthülseter Bohnen. Man pflanzt die Kaffeebohnen auf einem mit Hochbäumen besetzten Boden, damit die jungen Schößlinge durch den Schatten dieser großen Gewächse gegen die brennenden Sonnenstrahlen und die verheerenden Wirkungen der tropischen Winde Schutz genießen, und dennoch die Circulation der Luft nicht gehemmt ist. Die Kaffeebohnen werden drei oder vier Zoll tief in Linien gepflanzt, die zehn Zoll weit von einander entfernt sind. Man legt zwei Bohnen in jedes Loch, trägt Sorge, die Felder vor der Ansaat umzugraben, die Schollen tüchtig zu zerschlagen und zu pulverisiren, und wählt den Anfang der Regenzeit, um die Bohnen zu stecken. Auf der Insel Cuba dauert die Regenzeit gewöhnlich vom 1 Mai bis 1 Julius. Der Kaffebaum ruht vierzig Tage, ehe er seine Keimung vollendet, und seine Schößlinge außerhalb der Erde zeigt. Begänne die Trockniß vor Erscheinung der Pflanze über dem Boden, so wäre die Ansaat fast umsonst, und die Ernte verloren.

Digitized by Google

Verſetzung der jungen Reiſer. Man verſetzt die jungen Reiſer in den Monaten Junius, Auguſt und September; reißt ſie mit etwas Erde heraus, und ſetzt ſie zwei oder drei Fuß weit von einander, eine Operation, die gleich nach dem Regen, und ehe noch der Boden ganz trocken geworden, vorgenommen wird; überhaupt nimmt man Pflanzungen dieſer Art nur nach einem ſtarken Regen vor, und unterbricht ſie während der Trockniß. Iſt die Witterung ſehr trocken und die Hitze ſtark, ſo bedeckt man die jungen Reiſer mit Stroh oder Guineagras oder auch mit jungen Baumzweigen. Auch bedient man ſich zu Verpflanzungen dieſer Art der Schößlinge, oder vielmehr der jungen Reiſer, die am Fuß oder in der Nähe der Kaffeebäume wild wachſen; denn welche Sorgfalt man auch auf die Einerntung dieſer Früchte wendet, immer finden ſich einige Bohnen, die dem Auge der mit dieſer Arbeit beauftragten Perſonen entgehen; dieſe keimen und geben während der Regenzeit einer Menge Pflanzen das Daſeyn. Solche Pflanzungen paſſen insbeſondere auf gebirgigem und holzbewachſenem Boden. Man reißt aus dieſem Neuboden alle ſchwächern Bäume ſammt den Wurzeln heraus, und läßt nur diejenigen ſtehen, die durch ihre Dicke und Höhe geeignet ſind, den Kaffeebäumen den benöthigten Schatten zu gewähren. Den des Schattens wegen ſtehen gelaſſenen Bäumen nimmt man alle oberflächlichen oder horizontalen Wurzeln, und umgibt ihren Strunk mit einer Erdmauer, um ihnen Kraft zu geben, und ſie gegen die Wirkung der Winde zu ſchützen. Mangelt es dem Boden an wildgewachſenen, ſchützenden Bäumen, ſo pflanzt man an deren Stelle Platanen oder Palma-Chriſti, deren Wachsthum in dieſen Klimaten außerordentlich ſchnell iſt.

Blüthezeit. War die Trockniß nicht ſehr ſtark, ſo äußert die Vegetation ihre Thätigkeit im Monat Januar; die alten und neuen Kaffeereiſer beginnen zu blühen; die Blüthen ſind, je nach der Regenmenge, mehr oder minder zahlreich, und kommen fortdauernd hervor bis in den Monat April. Waren die Regen aber ſpärlich, ſo tritt die Blüthezeit ſpäter und weniger reichlich ein; mit Anfang des Monats Mai hat ſie ihr völliges Ende erreicht. Die Trockniß äußert auf dieſe Pflanze eine andere ſchädliche Wirkung, die Blüthen erſcheinen, allein bald trocknet eine große Menge derſelben aus, und fällt, wenn die Feuchtigkeit des Bodens und der Atmoſphäre dem Strauch nicht hinlängliche Nahrung liefert, ab. Das Erträgniß der jungen Reiſer iſt im erſten Jahr unbedeutend; erſt im dritten iſt die Befruchtung von Belang. Es iſt gut, wenn man dieſe Bäume ſo beſchneidet, daß man ihnen alle ſchwächeren Aeſtchen nimmt, und ihnen nur die ſtarken Zweige läßt, die am Hauptſtamme ſind. Dieſe Grundſätze werden von den Kaffeebauern auf der Inſel Cuba nicht ſehr befolgt. Sie hängen an blinder Routine, und behaupten, man müſſe dieſe Gewächſe der freien Wirkung der Natur überlaſſen, die ihnen nur diejenige Anzahl Früchte gebe, die ſie tragen können. Allein dieſer Irrthum iſt in Anſehung des Kaffeebaums von ſchlimmern Folgen, als bei jeder andern Pflanze. Die Erfahrung lehrt, daß die Früchte der äußerſten Zweigenden und beſonders die der jungen Aeſtchen, ehe ſie zur Reife gelangen, allgemein vertrocknen, und den Boden bedecken. Daraus geht hervor, daß das Feld ausgeſaugt und manchmal durch unzeitige Erzeugniſſe zu Grunde gerichtet iſt, und daß die Ernte des folgenden Jahres faſt gar keinen Ertrag gewährt. Viele Zweige ſterben durch dieſe übertriebene nutzloſe Befruchtung ab. Man darf den großen Grundſatz des Gartenbaues nie aus den Augen verlieren, daß man beim Kaffeebaum, wie bei den meiſten Fruchtbäumen, um dem Stamm und den Hauptzweigen mehr Kraft zu geben, die Vervielfachung der kleinen Aeſtchen nicht aufkommen laſſen darf.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Halls Reiſen auf die Hochgipfel des Quitoaniſchen Andenzuges.

(Fortſetzung.)

Zweiter Beſuch des Pichincha.

Ende Julius 1832 — alſo lange nach der Abreiſe Bouſſingaults von Quito — trat ich mit Jameſon und einem Dr. Torey aus den nordamerikaniſchen Freiſtaaten, eine abermalige Reiſe auf den Pichincha in der vorerwähnten Abſicht an.

Die Nacht wurde in der den Leſern ſchon bekannten Grotte zugebracht, und am folgenden Morgen die Wanderung zum Kraterrand angetreten, um wo möglich in die Schlucht hinabzuſteigen. Dieſe Hinabſteigung fanden wir, ungefähr 500 Fuß tief hinab, alſo etwa das Drittel der Schluchttiefe, leichter, als wir vermuthet hatten; da aber hatte unſer weiteres Hinabdringen durch einen ſenkrechten Abſturz, der unter uns gähnte, ein für allemal ein Ende! Wir hatten nach unſerer Rückkehr etwa eine halbe Stunde auf dem Hochkamm zugebracht, als die Ausſicht durch Nebelgewölke verſchleiert wurde. Das Zuſammentreffen der warmen Luftſtrömung aus der Kraterſchlucht mit dem kalten Luftſtrom oben bewirkt, wie es am Kraterrand erfolgt, einen Niederſchlag der Feuchtigkeit in der Form von wolkenartigen Weben, die uns umwallten, und deren Beobachtung ſehr ergötzlich war. Dieſer ſtete Hader der Temperatur iſt es, der die vulcaniſche Schlucht von oben hinab beinahe immer unſichtbar macht. Von allen den Wanderungen, die ich bis dahin auf den Pichincha unternommen hatte, war dieſe die einzige, wo ich eine Anſicht derſelben erhaſcht hatte.

Bouſſingaults barometriſchen Meſſungen zufolge beträgt die Höhe des Pichincha 15,676 Fuß.*) Durch Berechnung mittelſt des Siedepunkts hatte ich bei einer frühern Beſteigung die Höhe auf 15,704 Fuß geſchätzt. Obgleich Schnee auf den Pichincha fällt, ſo bleibt er doch nie lange auf ihm liegen. Was unter dieſem Namen davon nach Quito gebracht wird, iſt kein Schnee, ſondern Schloſſenmaſſen, die in den Felſenklüften zuſammengefroren ſind. Die Schneegränze unter dem Aequator wird von Humboldt zu 15,756, von Bonguer zu 15,608, und von Leslie zu 15,207 Fuß angenommen; der Pichincha erreicht mithin kaum dieſe Gränze, überdieß trägt wohl die aus der Kraterſchlucht ununterbrochen heraufkommende warme Luftſtrömung zur Erhöhung der auf dem Gebirgskamm herrſchenden Temperatur bei. — Auf dem Cayambé, wo ein ſtufenweiſer Abfall eine breite Schneehalde darbietet, beginnt die niedrigſte Schneegränze bereits mit 14,217, auf dem Cotopaxi mit 15,646, auf dem Antiſana mit 15,858, und auf dem Chimboraſſo erſt mit 16,000 Fuß.**) Gemeiniglich ſteigt überall in den Cordilleren der Schnee zur Sommerszeit, d. i. in der trockenen Jahreszeit, die vom Junius bis zum Octobermonat dauert, tiefer herab, als in der entgegengeſetzten. Unſere Beſteigungen des Cotopaxi und Chimboraſſo fanden nun aber im November und December, alſo nach Eintritt des Winters, oder der naſſen Jahreszeit, und die des Cayambé im October, am Ende des Sommers, ſtatt.

(Fortſetzung folgt.)

*) Nach Humboldt „über die Vulcane von Quito" (Febr. 1837) beträgt ſie kaum 15,000 Fuß. M.

**) Dieſer Behauptung, welcher zufolge zwiſchen zwei Nevados der Quito-Anden ein Höhenunterſchied der Schneegränze von 1,748 Fuß ſtattfande, ſteht der Ausſpruch Humboldts entgegen, „daß in der Provinz Quito die Höhenunterſchiede der Schneegränze auf den verſchiedenen Nevados nur um 38 Toiſen — 238 Fuß — ſchwanke." M.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 6.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Januar 1838.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Ueber die Verachtung der Araber im Orient.

Es ist gewiß eine seltsame Erscheinung, daß Perser und Türken das Volk, aus dessen Schooße der Prophet ihres Glaubens hervorgegangen ist, mit einer hochmüthigen Verachtung betrachten und behandeln; um so seltsamer, als sie vor Muhammed selbst und dessen ersten Nachfolgern eine abgöttische Verehrung hegen, und recht gut wissen, daß diese alle aus dem reinsten arabischen Blute entsprossen sind. Es läßt sich dieser offenbar erst in den letzten Jahrhunderten herrschend gewordene Hochmuth nur aus zwei Dingen erklären: aus dem Stolz auf den Besitz der Macht und dem Hochmuth einer feineren Bildung. Zum ersten und letztenmal unter der ersten Hälfte der Abbassiden-Herrscher besaßen die Araber Macht und Bildung, aber die lange Periode der Kraftlosigkeit des Khalifats unter der zweiten Hälfte der Khalifen aus dem Stamme Abbas, während welcher Periode die Macht und Bildung Vorderasiens auf persische Fürsten überging, mochte wohl zuerst das Vorurtheil erzeugen, ein Vorurtheil, welches die vorübergehende Macht der fatimidischen Sultane nicht zu überwinden vermochte. Als vollends der Einbruch Hulagu's dem Khalifat gänzlich ein Ende machte, schwand arabische Cultur und arabische Wissenschaft mehr und mehr dahin. Arabisch war und blieb die Sprache der Theologie, aber von dem Sinken und dem Sturze des Khalifats an datirt sich die Herrschaft des Persischen als Sprache der Gebildeten in ganz Vorderasien, und bald auch in Indien. Indeß sank auch die Herrschaft des Persischen durch das Eindringen türkischer Stämme bald wieder, namentlich vollends durch das Umsichgreifen der osmanischen Türken, deren Gewalt nur auf dem Vorherrschen ihres eigenen Stammes mitten unter feindlichen oder wenigstens fremden Bevölkerungen beruht. Die stolzen osmanischen Herrscher nahmen nicht, wie frühere Fürsten aus turkomanischem Stamm, das Persische als Staatssprache an, und von derselben Zeit an datirt sich auch die gänzliche Erniedrigung des arabischen Stammes. An den türkischen Sultan ging die altarabische Würde eines Beherrschers der Gläubigen über, und zu Konstantinopel saß der Scheich el Islam (Vorstand des Islam), welcher von Rechtswegen seinen Sitz hätte zu Mekka haben sollen, und die arabische Nation sank, so weit sie irgend den Türken zugänglich wurde, zu gänzlicher Knechtschaft herab; eben damit sank auch vollends die arabische Cultur, und Araber oder Beduine ward gleich bedeutend mit einem rohen, uncultivirten Menschen.

Der Araber vergab den türkischen Hochmuth mit bitterem Haß, und dieser Haß flüchtete sich in die Wüste, wo die Türken ihn nicht mehr verfolgen konnten. Wer in Syrien, in Mesopotamien oder in Aegypten mit der türkischen Herrschaft zerfiel, der flüchtete sich in die Wüste, und war gewiß, bei den Arabern Freunde und eine Zuflucht zu finden. Mit Abdel Wahabs Sohne brach der Tag der Rache für die Araber an; überblickt man kurz die Geschichte der Wahabiten, so kann man wohl sagen, ihr hauptsächliches Streben sey gegen die Pforte gerichtet, denn auch in Mehemed Ali sehen sie nur den Türken, den Feind ihres Glaubens und Namens, welcher ihnen freilich in den Jahren 1815 und 1818 schwere Niederlagen beibrachte. Aber die den Wahabis noch nicht einverleibten Araber der syrischen Wüste folgen in zahlreichen Schaaren den Fahnen Mehemed Ali's und noch mehr denen seines Sohnes Ibrahim, und die ganze Geschichte des syrischen Kriegs bis nach der Schlacht von Koniah beweist, daß sie sich mit Tapferkeit und persönlichem Haß gegen die Türken schlugen. Die Verachtung, womit man sie behandelte trägt jetzt ihre Früchte.

In Nordafrika nimmt der Haß der Türken und Araber die Form eines Castengeistes an. Die wenigen Türken, welche noch in Algier, Oran u. dgl. sind, betrachten schon die Kuluglis, welche doch Türkenblut in den Adern haben, als untergeordnete Wesen, und die Kuluglis selbst sehen hochmüthig auf die Araber herab. Alle haben ihre besondere Kaffeehäuser, und die dortigen Europäer, welche ohne Unterschied mit allen diesen verschiedenen Classen und selbst mit den Juden verkehren, ernten davon keinen Dank, sondern ziehen sich nur die Mißachtung aller zu, wie in Indien derjenige, welcher sich mit allen Casten abgibt, zu der letzten gerechnet wird, weil er auch mit dieser verkehrt. Dieses Vorurtheil der Türken wird sich in arabischen Städten, nament-

Digitized by Google

lich in Syrien und Nordafrika, noch länger erhalten, ſelbſt wenn auch das türkiſche Reich bald in Trümmer zerfallen ſollte.

Rußland.

(Fortſetzung.)

Die erſte Claſſe der Kronvaſallen iſt die der Odnodworzy; ſie iſt ſehr zahlreich, und beſteht aus den Abkömmlingen alter Soldaten, denen man zur Belohnung ihrer Dienſte Ländereien angewieſen hatte. Es befinden ſich darunter auch einige adelige Geſchlechter, deren Ländereien durch die Theilung unter zahlreichen Kindern zerſtückelt wurden, was eine Ukaſe Peter des Großen veranlaßte, worin es heißt, daß er Majorate begründe, damit nicht die Adeligen in die Claſſe der Odnodworzy treten möchten. Dieſe Vaſallen zahlen gewiſſe Abgaben, wie die Kronbauern, liefern Rekruten, aber wählen ſie ſelbſt unter ſich, nach einer von ihnen ſelbſt feſtgeſtellten Ordnung. Die Soldaten aus dieſer Claſſe müſſen nach 15 Jahren entlaſſen werden, wenn ſie ſich keine ſchwere Strafe zugezogen hatten; diejenigen, welche durch die Strapazen oder durch Wunden arbeitsunfähig wurden, müſſen von Abgaben befreit werden. Sie haben das Recht, ihre Streitigkeiten unter einander durch ſelbſtgewählte Staroſten (Aelteſte) entſcheiden zu laſſen, und Landgüter ohne Leibeigene zu beſitzen. Obwohl ihnen das Recht genommen wurde, Bauern zu kaufen und zu verkaufen, ſo können ſie doch diejenigen behalten, die ſie hatten, und ihnen nach Gefallen die Freiheit ſchenken. Ihre Güter können nicht confiscirt werden, ſelbſt nicht wegen Verbrechen, und müſſen an ihre Erben übergehen, ein Recht, welches ſeitdem auch den Bürgern bewilligt wurde. Uebrigens ſind ſie Landbauern, und den Geſetzen über die Bauern unterworfen. Es iſt ihnen auch geſtattet, wieder den Adel anzunehmen, aber ſie werden nicht aus dem Kopfſteuerregiſter geſtrichen, als bis ihre Adelstitel von den Deputirten des Kreiſes und dem Wappenamte des Reichs als gültig anerkannt wurden. Die Kinder der Militärcolonien, welche ſich in den Gouvernements Orenburg, Simbirsk, Kaſan und Tobolsk in großer Anzahl finden, ſind der Militärgerichtsbarkeit unterworfen, frei von Abgaben, aber gezwungen, Soldaten zu werden, mit Ausnahme eines einzigen Sohns von vieren, wenn ich nicht irre, den der Vater wählen und bei ſich behalten kann. Sobald ſie das dienſtfähige Alter erreichen, werden ſie in die Regimenter eingereiht. Der Sohn, der in dem väterlichen Hauſe bleibt, hat das Recht, in der Colonie zu leben, und kann ſeinerſeits wieder einen ſeiner Söhne auswählen, um ihn dem Ackerbau zu widmen.

Die Kronbauern beſitzen und benützen die Ländereien, auf denen ſie leben, ſo zu ſagen als Eigenthum, können aber dieſelben, die auf den Kopf wenigſtens 15 Deſſätinen betragen müſſen, nicht verkaufen; ſie ſtehen unter Aufſicht der Gemeindebehörde, und zahlen einen Obrok oder Abgabe in Silber; manchmal treten perſönliche Frohnen an die Stelle derſelben. Der Obrok iſt, je nach der Art der Ländereien, verſchieden: in einigen Gouvernements beträgt er 3 Papierrubel von einem männlichen Kopfe, in andern $2^1/_2$. Die Bauern ernennen einen unter ſich gewählten Aſſeſſor, der mit dem von dem Adel gewählten Aſſeſſor über alle Geldſachen und andere ſich erhebende Streitigkeiten verhandelt. Ihre Streitigkeiten untereinander werden durch ſelbſt gewählte Staroſten entſchieden. Die, welche wegen Verbrechen erſten Grads von einem Tribunal verurtheilt und nach Sibirien geſchickt wurden, ſind bürgerlich todt; die andern erhalten einen beſondern Diſtrict zum Aufenthaltsort, und ſind gleich den andern Kronbauern den Abgaben unterworfen.

Die Leibeigenen erſter Claſſe ſind diejenigen, welche der kaiſerlichen Familie angehören; mehrere von Leibeigenen bewohnte Güter bilden zuſammen ein Amt, das gewöhnlich aus 300 Köpfen beſteht, und von einem alle drei Jahre gewählten Deputirten, einem Kämmerer, einem Schreiber und einem Amtmann verwaltet wird, der die Streitigkeiten ſchlichtet und die Vormundſchaft über Wittwen und Waiſen führt. Die Bauern können unter einander die ihnen angewieſenen Ländereien nicht vertauſchen, ohne die Zuſtimmung ihrer gewählten Behörden, welche nöthigenfalls an den Miniſter des kaiſerlichen Hauſes referiren. In jedem Kirchſpiel müſſen die Prieſter für die Kinder von 5 bis 10 Jahren Schule halten, und der Vater desjenigen Kindes, das ſich durch ſeine Fähigkeit auszeichnet, hat ein Recht auf die Verminderung der Abgaben. Die Leibeigenen erhalten drei Deſſätinen Land für jede Art Anbau im Sommer, Herbſt und Winter, und außerdem noch einen Garten; alle zehn Jahre wird das Land eines jeden geſchätzt, und man beſtimmt ſeine Abgabe, die von dem Commiſſär der Krone und den Abgeordneten der Leibeigenen berathen wird. Wenn ein Bauer ſeine Abgabe nicht zahlt, ſo wird er dem Gericht überliefert, aber die Gemeinde iſt ſolidariſch für ihn verpflichtet, und zahlt für ihn.

Die Leibeigenen des Adels ſind gehalten, ihren Herren zu gehorchen; wenn ſie aber ein Verbrechen begehen, können ſie keinen Befehl des Herrn für ſich anführen, und werden beſtraft. Sie können am Sonntag zu keiner Arbeit gezwungen werden, und dürfen die Hälfte der Woche für ſich arbeiten. Der Herr hat das Recht, körperliche Strafen zu verfügen, bei grauſamen Strafen aber muß der Gouverneur der Provinz gegen ihn einſchreiten, wenn er nicht ſelbſt ſeiner Abſetzung gewärtig ſeyn will. Die Bauern müſſen im Fall einer Hungersnoth von ihrem Herrn ernährt werden, und dieſer iſt auch verpflichtet, ihnen das nöthige Korn zu liefern, um die nächſte Ernte abwarten zu können.

Der Verkauf von Leibeigenen ohne Land darf bei Strafe der Confiscation dieſer Leibeigenen weder öffentlich auf dem Markte noch überhaupt in Handelsſtädten ſtatt finden; es iſt verboten, den Leibeigenen mehr als die oben beſtimmte Arbeit aufzulegen, um die Schulden des Herrn bezahlen zu können. Die Freigelaſſenen können nicht wieder bei einem andern Herrn Leibeigene werden, und haben das Recht, für 10 Rubel Silber ihre Frauen aus der Leibeigenſchaft loszukaufen. Die Leibeigenen können Handel treiben, ſelbſt in den entlegenſten Provinzen und außerhalb des Reichs, wenn ſie mit einem Paſſe ihres Herrn verſehen ſind; ſie können Poſtmeiſter werden, wenn ihr Herr Caution für ſie leiſtet. Im Allgemeinen regiert ſich eine ruſſi

Digitized by Google

sche Gemeinde selbst, nimmt durch ihre eigenen Abgeordneten die Zählung der Leibeigenen vor, die sich auf dem Gute des Herrn befinden, theilt unter sich die Ländereien auf drei Jahre, bestimmt gemeinsam mit dem Delegirten des Herrn über das, was von jedem Kopfe zu zahlen ist, zahlt den Obrok in Masse, steht für die Säumigen gut, hat ihre Reservecasse, und genießt im Umkreise ihres Wohnsitzes alle Freiheit, die ein solcher Zustand der Dinge verträgt. Alles dieß bedarf einer reiflichen Ueberlegung, wenn man erwägt, daß die Zahl dieser Leibeigenen sechs Siebentel der Bevölkerung ausmacht. *)

Diesen kleinen demokratischen über ganz Rußland verbreiteten Republiken gegenüber stehen in minder großer Zahl die aristokratischen Republiken, welche sich gleichfalls durch gewählte Beamte regieren. Alle drei Jahre hat der Adel jedes Gouvernements das Recht sich zu versammeln, und versammelt sich auch wirklich, um die Beamten zu erwählen, zu deren Ernennung er berechtigt ist, und die Vorstellungen und Reclamationen des von der Krone ernannten Gouverneurs zu vernehmen. Dieser darf solche nur schriftlich zu seiner Kenntniß bringen, und hat in keiner Art das Recht, der Versammlung des Adels beizuwohnen, oder ihre Berathungen zu stören, während der Adel berechtigt ist, sie zu gleicher Zeit direct an den Minister des Innern gelangen zu lassen, oder sogar Abgeordnete an den Senat oder an den Kaiser zu senden. Diese Versammlungen finden in einem Gebäude statt, das in jeder Gouvernementsstadt besonders zu diesem Zwecke bestimmt ist. Der Adel des Gouvernements besiegelt seine Acten mit einem eigenen Siegel, und hat seine eigenen Archive. Präsidenten dieser Versammlungen sind die Marschälle des Adels im Gouvernement, die alle drei Jahre von dem Gouverneur der Provinz aus zwei Candidaten gewählt werden, die von dem Adel unter den Marschällen des Adels der verschiedenen Kreise ernannt worden sind. Der Adel ernennt die adeligen Räthe der Tribunale, die Richter und Beisitzer des Gewissensgerichts, und die abgeordneten Richter und Assessoren der Kreistribunale.

Um in der Versammlung des Adels zu stimmen, muß man Güter in dem Gouvernement besitzen, oder zu den höhern Rangclassen gehören, man muß 25 Jahre alt, nicht vom Militärdienst ausgeschlossen gewesen, und wenn man wegen eines infamirenden Verbrechens bestraft wurde, durch höhern richterlichen Spruch von dem Verbrechen freigesprochen worden seyn. Um die Aemter des Adels in Folge einer Wahl zu verwalten, muß man im Civil- oder Militärdienst gewesen seyn, 25 Jahre haben und 400 Rubel Einkommen aus seinen Gütern beziehen. In Bezug auf Weißrußland wurde entschieden, daß auch die Adeligen, die keinen Rang in den verschiedenen Classen haben, gewählt werden können, wenn sie einen Orden erhalten haben. Da nun die Orden in Rußland so zahlreich sind, so ist die Bedingung der Wahl kaum eine solche zu nennen. Der Grund dieser Maßregel liegt in der Abneigung des weißrussischen Adels von dem russischen Dienste. Diese Provinzen sind eifrig katholisch geblieben, trotz aller Bemühungen der Regierung kann man es nicht dahin bringen, die russische Sprache einzuführen, und es ist um so schwieriger, den daselbst herrschenden polnischen Nationalgeist zu vernichten, als die Bewohner dieser Provinzen den russischen Gesetzen unterworfen blieben, und sich bei dem polnischen Aufstand nicht compromittirten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Doch wohl nur die Hälfte, da die Kronsbauern allein 8 Mill. männliche Köpfe betragen.

Vertheilung der Medaillen der königlichen Gesellschaft in England.

Die königliche Gesellschaft in England ertheilt jährlich zwei goldene Medaillen, von denen die eine dießmal einem Hrn. Whewell ertheilt wurde, wegen einer Reihe von Nachforschungen über die Fluth. Vor drei Jahren schon erhielt ein Hr. Luddock diese Medaille für ähnliche Bemühungen. Die englische Regierung hat diese Forschungen auf alle mögliche Weise unterstützt, und im Monat Junius 1834, so wie in demselben Monat 1835 gleichzeitige Beobachtungen auf mehr als 300 Stationen des Küstenwachdienstes in Großbritannien und Irland, so wie auch an fast hundert Stationen in Amerika, Spanien, Portugal, Frankreich, Belgien, Holland, Dänemark und Norwegen anstellen lassen. — Die zweite für das Jahr 1837 bestimmte Medaille wurde nicht zuerkannt, indem, wie es scheint, kein Memoire über den verlangten Gegenstand eingesendet wurde; es sollten nämlich „Beiträge zu einem Systeme geologischer Chronologie, gegründet auf eine Untersuchung der fossilen Ueberreste und der dahin einschlagenden Erscheinungen" geliefert werden. Warum die englischen Geologen hierauf nicht eingingen, läßt sich ohne Mühe errathen.

Pflanzung und Pflege des Kaffeebaumes in der Umgegend von Havana.

(Fortsetzung.)

Ernte. Die Einerntung der Früchte des Kaffeebaumes muß stattfinden, wenn die Hülle der Bohnen eine der Kirsche ähnliche Farbe erlangt hat. Diese Reifezeit tritt gewöhnlich gegen die Mitte Septembers ein, und dauert bis in die Mitte Octobers. In dieser Zeit macht man nach einander vier oder fünf Ernten, bei welchen man nur die sehr roth gefärbten Früchte von dem Baume nehmen, und diejenigen, die noch grün sind und später als die andern reifen, hängen lassen muß. Man läßt sie hierauf auf Leinwand und dann in Fässern ohne Deckel trocknen. Die Ernte wird nach der Fässerzahl berechnet, deren jedes gewöhnlich 25 bis 30 Pfund getrocknetem und enthülsetem Kaffee enthält. Es sind dieß diejenigen Fässer, die man mit Weizenmehl von Europa aus nach den Antillen verschickt. In jeder Fruchthülse findet man zwei Samen, die den Kaffee bilden, der bei uns im Gebrauch ist. Unabhängig von dieser äußern Hülle sind die Samen noch mit einem leichten Blatt umgeben, das man Pflanzenpergament nennt. Man löst die Kaffeesamen aus ihren beiden Hüllen mittelst einer eigenen Maschine, die aus zwei, oben gefurchten, Cylindern besteht, zwischen denen die Samen, nachdem sie

Digitized by Google

von ihrer doppelten Decke befreit ſind, hindurchgehen. Man braucht zur Umdrehung dieſer Maſchine ein Pferd, und zur Ueberwachung und Leitung derſelben fünf Männer. Hierauf taucht man die Kaffeeſamen in mit Waſſer gefüllte Gefäße, um ihre Enthülſung vollſtändig zu machen, und ſie von allen fremdartigen Stoffen zu befreien; iſt die Operation des Waſchens vorüber, ſo entleert man dieſes Waſſer mittelſt eines unten am Gefäße angebrachten Loches, wobei man aber darauf zu achten hat, daß es nicht auf beſäete oder mit Hauspflanzen bedeckte Ländereien fließt, weil dieſe Gewächſe ſonſt vertrocknen und in kurzer Zeit zu Grunde gehen würden. Hat der Kaffee dieſe Operation durchgemacht, ſo wird er, wie wir oben zeigten, getrocknet, und dann zubereitet und in Fäſſer verpackt.

Beſchneiden der Kaffeebäume. Das Beſchneiden iſt eine wichtige Operation, wovon die Reichlichkeit und Schönheit der Früchte abhängt. Von dem Augenblick an, wo man dem Wachsthum einer Pflanze in die Höhe Einhalt thut, entwickeln und verbreiten ſich natürlicherweiſe ihre Seitenzweige, indem ſie nach allen Seiten Aeſtchen zweiter und dritter Größe treiben. Alle dieſe Zweige und Aeſtchen bedecken ſich, wenn das Wetter günſtig iſt, mit einer beträchtlichen Menge Früchte; allein eben dieſe Ueberreichlichkeit bewirkt oft die Vertrocknung ihres Nahrungsſaftes. Das Abſchneiden aller überflüſſigen Aeſtchen, beſonders aber derer, die ſehr wenig Lebenskraft haben, und ſchon in der erſten Epoche der Trockenheit zum Tode beſtimmt ſcheinen, iſt daher unumgänglich nothwendig. Sind die Zweige und Aeſtchen in Folge des Beſchneidens hinreichend von einander entfernt, ſo daß die Luft leicht circuliren kann, ſo iſt die runde Form die paſſendſte. Befolgt man alljährlich die nützliche Regel, den Kaffeebäumen ihre ſchlechten Zweige und Aeſtchen zu nehmen, ſchneidet man die alten Stauden ab, um ſie durch andere neue zu erſetzen, ſo wird man ziemlich regelmäßig gute Ernten machen. Das Beſchneiden ſoll vor dem Monat Januar erfolgen, weil auf der Inſel Cuba die Vegetation um dieſe Zeit ihre gewöhnliche Thätigkeit wieder beginnt. Ein Kaffeebaum kann eine Lebensdauer von dreißig Jahren haben. Unter dieſen Stauden findet man einige, die, nachdem ſie ſich während des Frühlings mit Blättern und Früchten bedeckt, in den Monaten Junius und Julius plötzlich in ihren productiven Aeſtchen austrocknen. Die Bewohner von Cuba geben ihnen den Namen Macho; ihr inneres Mark zeigt, ſtatt der weißen, eine gelbliche Farbe, mit einer, je nach der Ausgeſprochenheit der Krankheit, mehr oder minder ſtarken Färbung. Man ſucht die Urſache dieſes Uebels gewöhnlich darin, daß die Herzwurzel dieſer Pflanzen keine ſenkrechte Richtung im Boden genommen habe. Eine aufmerkſame Unterſuchung der Wurzeln dieſer verkümmerten Bäume zeigte jedoch, daß die Urſache dieſer Krankheit nicht in der verfehlten ſenkrechten Richtung der Hauptwurzel, ſondern in dem Vorhandenſeyn und der gefräßigen Thätigkeit mehrerer weißen Inſecten liege. Einige Pflanzer von Cuba neigen ſich zu der Anſicht, man müſſe die Krankheit dieſer Bäume dem Dünger zuſchreiben, den man auf den Boden ſtreut. Wäre dieß jedoch die Urſache des Uebels, ſo würde es vorzugsweiſe die jungen Pflanzen — denn man düngt den Boden nur zur Zeit der Pflanzung — nicht aber ſchon alte Bäume treffen, weil dann der zerſetzte Dung keine Theile mehr hat, die ſchädlich werden könnten, und ſich ganz in Düngererde verwandelt hat. Wie reichlich auch immer die Bewäſſerung ſeyn mag, ſie ſchadet dem Kaffeebaume nie; denn läßt man auch ein wenig Waſſer in den Furchen um jede Staude herum, ſo bringt die Hitze es bald zur Verdünſtung.

Düngung. Die röthlichen in eine gewiſſe Tiefe reichenden Erden können ihre Productionskraft zehn Jahre lang behalten, ohne daß man nöthig hat zu Dünger zu greifen. Doch muß dieſes Mittel, den Boden zu verbeſſern, von Zeit zu Zeit angewendet werden, wenn man regelmäßig reichliche Ernten bekommen will. Statt eines gut zubereiteten und vollſtändig zerſetzten Düngers, begnügt man ſich oft damit, um jeden Kaffeebaum herum einen Haufen Mais- oder Hirſeſtängel mit ihren noch grünen Blättern zu legen. Die ſchnelle Vertrocknung dieſer Stängel bewirkt ihre Einverleibung mit dem Boden und die Verbeſſerung deſſelben durch ihre Zerſetzung. Jätungen mit dem Spaten oder auch mit der Pferdehaue, wenn die Pflanzungsart der Kaffeebäume die Anwendung der Letztern geſtattet, wären von großem Nutzen für das Wachsthum und die Befruchtung dieſer Stauden.

(Schluß folgt.)

Vermiſchte Nachrichten.

Sir John Barrow hat in der Verſammlung der geographiſchen Geſellſchaft angekündigt, daß die engliſche Regierung beſchloſſen habe, eine kleine Niederlaſſung an der Nordküſte von Auſtralien zu gründen, um die raſch ſich vermehrende engliſche Schifffahrt durch die Torresſtraße zu ſchützen, und die engliſchen Unterthanen in den Stand zu ſetzen, an dem gewinnreichen Handel Theil zu nehmen, welchen die die Trepangfiſcherei treibenden Bughis aus den Arru-Inſeln, Celebes u. ſ. w., ſo wie überhaupt im indiſchen Archipel, treiben.

In einer der neueren Sitzungen der geographiſchen Geſellſchaft in London kündigte ein Hr. Wheelwright an, es ſey kein Zweifel mehr, daß in kurzem Dampfboote über das atlantiſche Meer nach Panama und von da nach Sydney in Auſtralien gehen würden, ohne einen anderen Aufenthalt, als den bei Taheiti, um Kohlen an dieſem ziemlich in der Mitte zwiſchen beiden gelegenen Punkte einzunehmen. Die Entfernung betrage 11,000 (engl.) Meilen, und werde ungefähr in 60 Tagen, die Hälfte der bisher nöthigen Zeit, zurückgelegt werden; er ſelbſt ſey beſchäftigt, die Dampfſchifffahrtsverbindung längs dem Weſtufer Südamerika's von Valparaiſo nach Lima und Panama zu befördern, und hoffe die Sache bald in Stand zu ſetzen.

Der Handel von Vandiemensland iſt in raſchem Fortſchritt begriffen, die Einfuhr nimmt ab, während die Ausfuhr an Werth zunimmt. Während des Jahres 1856 liefen 292 Schiffe ein, mit 58,142 Tonnen — 58 Schiffe und 2509 Tonnen mehr als im Jahr 1855; der auslaufenden Schiffe waren 277 mit 52,780 Tonnen, 52 Schiffe mehr, aber 780 Tonnen weniger als im Jahr 1855. Die Einfuhr fiel im Jahr 1856 auf 558,240 Pfund, 25,406 Pfund weniger als im Jahr 1855, während die Ausfuhr auf 420,125 Pfund ſtieg, was eine Vermehrung von 99,444 Pfund über das Jahr 1855 war. (Hobart Town Courier.)

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 2** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Das neuere franzöſiſche Drama.** (Fortſetzung.) — **Die Raubbrüder.** (Schluß.)

In das Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 7.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Januar 1838.

Die Franzosen und die Juden in Nordafrika.

Die europäische humane Bildung, welche, wenn nicht gerade ein Vorurtheil der Farbe ins Spiel kommt, alle Stämme und Religionen mit gleicher Rücksicht behandelt, scheint den Franzosen in Nordafrika einen fatalen Streich gespielt zu haben: die allgemeinen Begriffe von Menschenrecht verführen uns nur allzu oft, die herrschenden Meinungen anderer Völker, wenn sie dagegen verstoßen, als leicht zu beseitigende Thorheiten und Irrthümer zu betrachten, deren Macht und Einfluß wir dann viel zu gering anschlagen. Als die Franzosen Algier eroberten und ihre Herrschaft allmählich auszubreiten versuchten, boten sich ihnen die Juden als scheinbar sehr nützliche und über ihre Befreiung von dem schweren, auf ihnen lastenden Joche sehr erfreute Bundesgenossen und Unterhändler dar. Es ist mehr als zweifelhaft, ob sie wirklich nützlich, und kaum gewiß, ob sie über ihre Befreiung sonderlich erfreut sind. Allerdings lastete eine furchtbare Tyrannei auf ihnen, und die ganze muhammedanische Bevölkerung ließ sie, weit mehr als je einen Christen, ihre Verachtung fühlen. Man wird es von Seite der Franzosen gar nicht einmal sehr verdienstlich, sondern vielmehr ganz natürlich finden, daß sie nach der Eroberung die Juden auf gleichem Fuße mit den andern Einwohnern behandelten, ja wahrscheinlich noch besser, weil sie bei den Juden Dank gesäet zu haben glaubten, und man gegen diejenigen freundlicher gesinnt ist, denen man eine Wohlthat erzeigt zu haben glaubt, als gegen diejenigen, welche man verletzt zu haben gewiß ist. Aber was war die Folge? Ein Schreiben aus Oran im Journal des Debats vom 17 Nov. v. J. sagt: „die Geschichte aller Völker bietet uns Beispiele von gewaltthätigen Reactionen, die um so grausamer waren, je mehr die Völker durch Sklaverei herabgewürdigt waren. Die Juden hatten weder den Muth, noch die Kraft, gegen die Araber dieselben Grausamkeiten zu begehen, wie die Schwarzen von St. Domingo gegen ihre weißen Herren, aber schlau und hinterlistig, wie sie waren, ließen sie keine Gelegenheit entschlüpfen, die Moslems zu plagen und zu demüthigen.“ Nichts mußte leichter für sie seyn, als sich der Franzosen zu bedienen, um ihre alten Dränger zu kränken, und mit einer gesetzlichen Autorität bewaffnet, die Moslems fühlen zu lassen, daß sie nicht mehr die Herren des Landes seyen. Darum sagten auch die Araber, in ihrer poetischen Art sich auszudrücken, die Franzosen hätten die Juden „auf den Thron erhoben.“

Doch wäre die Sache dabei stehen geblieben, so wäre das Uebel, so sehr es auch dazu beitrug, die Moslems den Franzosen zu entfremden, nur vorübergehend gewesen. Aber die Juden mischten sich als Dolmetscher und Unterhändler in Alles, und jener oben erwähnte Brief sagt gerade zu: „Seit unserer Ankunft in Afrika hatten wir immer Juden zu Rathgebern und Agenten. Die ganze Geschichte unserer Occupation läßt sich in den Namen Bacry, Busnac, Durand, Amar und Lasry zusammenfassen, welche in den Augen der Araber eine viel wichtigere Rolle spielten, als die auf einander folgenden Gouverneure, welche nur ihre Namen zu Intriguen hergaben, deren Geheimniß sie nicht kannten. Amar war es, der den Doppelvertrag machte, welcher den Namen des Generals Desmichels trägt. Lasry gab den Rath zur Contribution von Tlemecen, und brachte sie auch zum Theil in Ausführung, Durand arbeitete ein halbes Jahr an dem Tractat von der Tafna, und wenn derselbe ohne seine directe Dazwischenkunft unterzeichnet wurde, so geschah dieß bloß, weil er die Zeit mit einer Intrigue bei dem General Brossard verlor, während General Bugeaud handelte; und unter denjenigen, welche mit Achmed Bey unterhandelten, als man mit diesem einen Frieden abzuschließen versuchte, figurirte wieder Busnac. Sie kennen besser als irgend jemand die Gründe, weßhalb wir in Afrika so wenig Fortschritte gemacht haben, denn so oft man sie als Agenten brauchte, um Eine Angelegenheit in Ordnung zu bringen, verwirrten sie dafür zehn, um ihre Dienste stets unentbehrlich zu machen.“

Wäre dieser letzte Grund der einzige, so dürften sich die Franzosen noch glücklich schätzen, aber es ist mehr als bloß wahrscheinlich, daß sie auch schon diplomatisch daran gearbeitet hatten, die Aufgabe von Algier herbeizuführen, wie der Verfasser der Lebensbeschreibung von Achmed Bey *) fast zur Evidenz dargethan hat. Der Grund läßt sich allenfalls erklären.

*) S. Ausland, Jahrgang 1837 Nr. 281 ff.

Digitized by Google

Es strömen mehr und mehr Europäer nach Algier mit großen Capitalien und einem ausgedehnten Credit; diese sind natürlich furchtbare Concurrenten der Juden im Handel, und werden den letztern am Ende nur den Kleinhandel im Innern lassen. Die christlichen Arbeiter, welche sich nach und nach in den größern Städten niederlassen, arbeiten besser und vielleicht auch wohlfeiler als die Juden, und diese sehen sich deßhalb wie im Großhandel so auch in den Gewerben bedroht. Während des Kriegs im Innern trieben die Juden allein den Handel mit der Küste und den Franzosen, man brauchte sie als Vermittler; mit der Herstellung und Befestigung des Friedens aber wird diese Stellung unnütz, und ein directer Verkehr muß sich nach und nach zwischen den Europäern und den Landeseingebornen feststellen. Der Verfasser des oben erwähnten Briefs im Journal des Debats sagt hierüber gar nicht unrichtig: „das Geld, das unsere Kaufleute ihnen streitig machen, hat für sie mehr Werth, als die bürgerliche Freiheit, die wir ihnen bringen wollten.“ Sie würden die üble Behandlung der Moslems gern wieder verschmerzen, wenn sie nur noch so leicht, wie früher, bei den reichen, unwissenden Türken Geld verdienen könnten. Die Franzosen müssen übrigens sich von diesen Helfershelfern und Zwischenträgern mehr und mehr losmachen, wenn die Verhältnisse mit den Landeseingebornen friedlich bleiben sollen. An Anlaß zu Unfrieden fehlt es ohnehin nicht, und sie brauchen nicht auch noch durch habsüchtige Handelsleute neue Streitigkeiten anregen zu lassen.

Rußland.

(Fortsetzung.)

Eine Versammlung des Adels kann nicht als Gesammtheit vor die Tribunale geladen werden, man kann sie nur in ihren Commissarien verfolgen; ihre Glieder können nicht in Masse wegen ihrer Handlungen in der Versammlung verfolgt werden; nur wenn sie sich ungesetzlicher Weise organisirt, wird sie mit einer Geldstrafe von 200 Rubeln belegt, und wenn sie ungesetzliche Beschlüsse faßt, kann sie cassirt werden.

Ein Adeliger — und man darf hiebei nicht vergessen, daß der Adel auch durch den Civil- oder Militärdienst selbst in den untersten Rangstufen erworben wird — kann seinen Adel nie verlieren, als in Folge von Hochverrath, Mord, Raub, Diebstahl, Fälschung oder wegen Verbrechen die mit entehrenden Strafen belegt werden. Hierüber darf nur durch Urtheilsspruch eines Tribunals entschieden werden, von dem man an den Senat und von da an den Kaiser appelliren kann. Ein Adeliger kann nur von einem aus Seinesgleichen zusammengesetzten Tribunal gerichtet werden. Da der Adel persönliche Freiheit genießt, so hat ein Adeliger auch das Recht, in den Dienst einer fremden Macht zu treten; sobald aber der Staat seine Dienste erfordert, muß er dieser Aufforderung Folge leisten. Uebrigens müssen Gutsbesitzer alle fünf Jahre sich in Rußland stellen. Ein Adeliger kann den Civil- und Militärdienst verlassen, wenn es ihm gefällt. Der Adel jedes Gouvernements hat das Recht, Candidaten für alle Civilstellen vorzuschlagen; zu diesem Ende werden die Adeligen, welche dienstfähig sind und einen Rang haben, alle drei Jahre von den höhern Beamten eingeladen, die Anzeige zu machen, ob sie angestellt werden wollen, und in welchem Gouvernement. In der Versammlung des Adels, die bald darauf stattfindet, wird durch Ballotage hierüber entschieden, und die Namen derjenigen, welche am meisten Stimmen vereinen, werden von den Civilbehörden nach St. Petersburg an die Regierung geschickt. Hier wird bei jeder Vacatur dem Senat und dem Kaiser die Liste der Candidaten vorgelegt, zugleich mit der Angabe ihrer Titten, ihrer Anciennetät im Dienste und der Zahl der Stimmen, die sie in der Versammlung erhalten haben. Niemand kann unter seinem Range angestellt werden, und die Adeligen ohne Classenrang erhalten einfache Commisstellen in den verschiedenen Ministerien.

Die Städtebewohner, welche das Bürgerrecht besitzen, versammeln sich gleichfalls auf Befehl des Generalgouverneurs alle drei Jahre, um den Bürgermeister und die Gemeinderäthe zu wählen und der Regierung Vorstellungen zu machen. Um Wähler oder wählbar zu seyn, muß man 25 Jahre haben und 50 Rubel Steuer zahlen. Die andern Bürger können der Versammlung beiwohnen, haben aber kein Stimmrecht. Ein Bürger kann nur von den Civiltribunalen gerichtet und seiner Freiheit und seiner Güter nur durch Urtheilsspruch wegen der im Gesetze vorgesehenen Verbrechen beraubt werden. In den Gouvernementsstädten wählen sie alle drei Jahre die Richter der Civiltribunale, welche von dem Civilgouverneur bestätigt werden müssen, und alle Jahre die Vorsteher und Beistände der Friedensgerichte. Jede Bürgerschaft besitzt das Recht, dem Civilgouverneur Vorstellungen zu machen, hat ihr eigenes Siegel, ihre Archive und ein besonderes Haus für ihre Versammlungen. In Finnland und in den Ostseeprovinzen sind alle diese Rechte noch viel ausgedehnter.

Ich weiß nicht, wie diese innere Organisation Rußlands den Reisenden und Schriftstellern entgehen konnte, denn sie ist von hoher Wichtigkeit, und erklärt mehr als alle politischen Räsonnements den Widerstand des Volks im Jahr 1812 und die darauf erfolgten Ereigniſſe. Durch eine natürliche Folge dieser Organisation haben alle Bemühungen der russischen Regierung zur Schwächung der hohen Aristokratie das Resultat, den Einfluß der mittlern Classe zu vermehren, oder richtiger gesagt, eine Mittelclasse aus dem Schooß dieser Masse von Leibeigenen und Sklaven jeder Art, die man nicht minder fürchtet, hervorgehen zu lassen.

Demnach ist die Politik des Kaisers Nikolaus dieselbe, wie die aller Kaiser seit Peter I, man will den hohen Adel in den Dienst ziehen, ihn fern von seinen Gütern halten, ihm neben den Ehrenstellen kostspielige Aemter verleihen, um seine Reichthümer zu vermindern und ihm die Mittel zu liefern, seinen durch die Ausgaben im Militärdienst und den Luxus, welchen die Hofstellen erfordern, begonnenen Ruin zu vollenden, indem man ihm Capitalien auf seine Güter leiht, wovon nothwendig auf diese Weise ein großer Theil an die Krone fallen muß. Die ersten Resultate dieser Maßregel waren auch wirklich so

Digitized by Google

wie man ſie erwartete. Unter der Kaiſerin Katharina, unter den Kaiſern Paul und Alexander beeilten ſich die ruſſiſchen Fürſten und Adeligen ihre Güter zu verlaſſen, und in St. Petersburg ihr Vermögen zu verſchwenden. Der unter den Ruſſen überhaupt herrſchende Geiſt der Verſchwendung unterſtützte nur allzu gut die Politik der Regierung; man baute einen prachtvollen Palaſt, um ein Feſt zu geben, man verſchwendete zehn Jahre von ſeinem Einkommen in Uniformen und Schlachtpferden, um die Gunſt Kaiſer Pauls zu gewinnen, man verpfändete ſeine Güter, um zu St. Petersburg eine Cadettenſchule oder eine philanthropiſche Anſtalt zu gründen, und dem Kaiſer Alexander zu gefallen; ebenſo folgte man in den erſten Jahren der Regierung des Kaiſers Nikolaus allen Launen des Herrſchers, ohne die Summen zu beachten, die es koſtete. Einige dieſer Höflinge ſtellten durch die Gunſt des Hofes ſelbſt ihr Vermögen wieder her, die bei weitem größte Anzahl aber ruinirte ſich.

Seit etlichen Jahren verließen einige dieſer ruinirten Adeligen den Dienſt, indem ſie ihre bisherige Lebensweiſe nicht fortſetzen konnten, und zogen ſich auf ihre Güter zurück, um zu ſparen, und ſie allmählich wieder aus den Händen der Regierung loszukaufen. Dieß geſchah im Anfang der Verwaltung des Finanzminiſters Grafen v. Cancrin, der ſich bemühte, in Rußland den Geſchmack für induſtrielle Unternehmungen zu verbreiten. Bisher hatte der Adel ſich begnügt, von dem Ertrage der Arbeit ſeiner Bauern zu leben, einige aber, die gut berathen waren, und ſich durch die ausnehmend niedern Kornpreiſe warnen ließen, verſuchten Fabriken zu gründen, welche ſchnell große Reſultate lieferten; auf dieſe Weiſe ſtellten ſie in wenigen Jahren ihr im Staatsdienſt vermindertes Vermögen wieder her, und kauften ihre Güter los. Von dieſem Augenblick an ward es gewiſſermaßen zur Mode, Induſtrie-Etabliſſements zu beſitzen; die im Dienſt gebliebenen Adeligen wollten gleichfalls dergleichen gründen, und beauftragten ihre Intendanten damit, erlitten aber auf dieſe Weiſe bedeutende Verluſte, was ſie bewog, diejenigen Adeligen nachzuahmen, welche auf ihren Gütern wohnten und ihre Etabliſſements ſelbſt beaufſichtigten. So ſind jetzt Moskau und alle Gouvernements jenſeits dieſer Stadt voll Manufacturen und Werkſtätten, die eine ungeheure Zahl von Arbeitern beſchäftigen. Tücher, Baumwollen-, Seiden- und Wollenzeuge, Porzellan, Glas, kurz alle Verbrauchsgegenſtände werden gegenwärtig zu Moskau und in den genannten Gouvernements fabricirt, und zwar zu ſo niedern Preiſen, daß die Verbote, welche Graf Cancrin ſeit ſieben Jahren gegen die engliſchen Waaren in Kraft geſetzt hatte, vor kurzem als unnöthig aufgehoben wurden. Zu St. Petersburg hat man dieſe neuerliche Aufhebung der Einfuhrverbote als eine von Lord Durham bewirkte Conceſſion betrachtet, und man bemüht ſich ohne Zweifel, ſie in London unter dieſem Geſichtspunkte darzuſtellen; die Wahrheit iſt aber, daß die ruſſiſche Induſtrie ſich ſtark genug glaubt, dieſes neue Syſtem zu wagen, und die Einfuhr engliſcher Producte gegen einen beſtimmten Zoll zuzulaſſen, ohne die Concurrenz zu fürchten.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Poujoulats wiſſenſchaftliche Reiſe in den Orient.

(Aus der Revue du XIX Siècle.)

Die Journale machten verſchiedene von Poujoulats Bruder, der ſich gegenwärtig im Orient befindet, aus Athen, Smyrna und Konſtantinopel geſchriebene Briefe bekannt. In ſeinem letzten Schreiben aus Konſtantinopel meldete der junge Reiſende, er ſey im Begriff, ſich nach Bagdad auf den Weg zu machen; er ſollte einen indiſchen Kaufmann, naturaliſirten Engländer, der ſich in die Khatiſenſtadt begab, zum Führer erhalten. Zwei Schreiben des jungen Reiſenden, das eine aus Aintab vom 17 September, das andere aus Aleppo vom 5 October, die über Alexandria eintrafen, ſetzen ſeine Freunde in Stand, ſeiner kühnen Reiſe zu folgen. Der Treuloſigkeit des indiſchen Kaufmanns wegen konnte Poujoulat nicht bis Bagdad gehen; allein er machte, von ſeiner Wißbegierde und ſeinem Durſte nach Belehrung getrieben, intereſſante Ausflüge in wenig bekannte Gegenden, und in einige andere, wohin noch kein Europäer gedrungen war. Nach ſeiner Abreiſe von Konſtantinopel begab er ſich anfangs nach Ancyra, dem jetzigen Angora; von Angora ging er nach Jusgaz, von Jusgaz nach Cäſarea (Kaiſarieh), von Kaiſarieh nach Sivas, dem alten Sebaſte; von Sivas nach Malatia, dem alten Melitene. Letztere Reiſe hat ein höheres Intereſſe für die Geographie, da hierüber noch keine Nachweiſung vorhanden iſt. Von Malatia ging der muthige Reiſende nach Orfa, dem alten Edeſſa, der Hauptſtadt von Meſopotamien; von Orfa nach Samoſata (jetzt Schempſat in Syrien, und ehemalige Hauptſtadt von Komagene); von Samoſata nach Jl-Bir, von Jl-Bir nach Turbeſſel.

Poujoulat kam dreimal über den Euphrat. Vor ſeinem Eintritt in die der ägyptiſchen Herrſchaft unterworfenen Länder mußte er ſich mitten auf der Ebene von Turbeſſel, und ohne einen andern Schutz als ein zerfetztes Zelt, einer ſiebentägigen Quarantäne unterziehen. Von Turbeſſel ſchlug er den Weg nach Aintab ein, und von hier begab er ſich nach Aleppo. In Aintab verweilte er vierzehn Tage, um ſeinen Reiſegefährten in Kleinaſien, Bontey, der von den ausgeſtandenen Strapazen krank geworden, wieder zu Kräften kommen zu laſſen. Am 6 October reiſte er von Aleppo ab, um über Hama und Homs die Ruinen von Palmyra zu beſuchen; von Homs mußte er den Weg nach Damascus einſchlagen, und Syrien durchwandern. Der junge Reiſende erduldete harte Strapazen und Elend aller Art auf ſeinen großen Ausflügen durch Bithynien, Galatien, Cappadocien und Meſopotamien; allein dieſer ausharrende Eifer und dieſe Unerſchrockenheit werden der Erdkunde zum Nutzen gereichen.

Pflanzung und Pflege des Kaffeebaumes in der Umgegend von Havana.

(Schluß.)

Dieſen Bemerkungen über die praktiſche Cultur des Kaffeebaumes, die wir Hrn. Barbara verdanken, der auf der Inſel Cuba mit Recht für einen der beſten Agronomen gilt, glauben wir einige Details über dieſe Pflanze und ihre Producte, ſowie über den Gebrauch dieſer letztern beifügen zu müſſen, die geeignet ſind, die Aufmerkſamkeit des Leſers in Anſpruch zu nehmen.

Digitized by Google

Der Kaffeebaum (Coffea arabica) ist eine stets grüne, 12 bis 15 Fuß hohe Staude. Seine Blätter stehen einander gegenüber, sie sind oval, lanzenförmig und spitzig; er zeigt in den Monaten Julius und August denen des Jasmins ähnliche, weiße, angenehm riechende Blüthen. Ihre rothen Beeren enthalten zwei Samenkörner, welche reifen, und auf die oben von Hrn. Barbara angegebene Weise getrocknet und zubereitet werden. Diese Früchte kommen selbst in den Pariser Treibhäusern zur Reife. Diese Staude wächst wild im glücklichen Arabien; sie ward zuerst im Jahr 1690 von den Holländern nach Batavia verpflanzt. Unser Pariser botanischer Garten erhielt ungefähr zu derselben Zeit einige Reiser. Unsere Colonien in den Antillen verdanken die Erwerbung dieser nützlichen Pflanze Hrn. Desclieux, der, nachdem er aus den Pariser Treibhäusern zwei Kaffeebaumreiser an sich gebracht, den Muth besaß, während eines augenblicklichen Wassermangels auf der Ueberfahrt seine Portion Wasser zu opfern, um diese jungen Stauden, womit er unsere Colonialbesitzungen bereichern wollte, zu erhalten. Der Kaffee des glücklichen Arabiens ist unter allen der beste. Man nennt ihn nach dem Namen des arabischen Hafens, von wo aus die bedeutendsten Versendungen dieses Products nach den andern Welttheilen gemacht werden, Mokakaffee. Der Kaffee der Insel Bourbon, der seiner Form und seinem Wohlgeruche nach große Verwandtschaft mit dem Moka-Kaffee hat, ist der beste nach dem aus der ursprünglichen Heimath dieser Pflanze. Erst im Jahr 1752 fingen die englischen Colonisten von Jamaica an, den Kaffeebaum anzubauen; in den französischen Antillen dagegen war dieser Culturzweig durch die Sorgfalt des Hrn. Desclieux schon seit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts bekannt. Die Insel Cuba beschäftigte sich mit der Cultur des Kaffeebaumes im Großen, so wie mit der des Zuckerrohrs, erst seit den Unglücksfällen von St. Domingo und seit der blutigen Katastrophe, welche viele französische Colonisten nöthigte, sich mit ihren Capitalien und ihrer Betriebsamkeit nach der Havana überzusiedeln. Ein Kaffeebaum mittlerer Größe trägt gewöhnlich ein Pfund Kaffee. Ein großer Kaffeebaum in voller Kraft liefert drei bis vier Pfund Kaffee. Man schätzt das Erträgniß der Kaffeebäume aller Welttheile auf 200 Millionen Pfund. Bei dieser ungeheuren Masse tritt Arabien mit nur 16 Millionen auf. Großbritannien erhält jährlich 40 Millionen Pfund Kaffee. Zwanzig Millionen Pfund werden im Lande verraucht, der Rest wird ausgeführt. Die Einfuhr des Kaffee's beläuft sich in Frankreich, nach einem mittleren Jahresdurchschnitt, auf 45 Millionen Pfund; davon liefern ihm die Vereinigten Staaten beinahe 15 Mill. Pfund, die Insel Haïti ungefähr 7 Millionen, die Insel Cuba 5 Millionen, Brasilien 2 Millionen, die französischen Colonien, mit Inbegriff der Insel Bourbon, 6 Millionen. Der Rest kommt ihm indirect über die Hansestädte, Belgien, Holland und verschiedene andere Länder zu. Die neuen Republiken spanischen Ursprungs in der neuen Welt treten, wegen ihres anarchischen Zustandes, bei diesen Versendungen nur mit der armseligen Quantität von 500,000 Pfund auf. Frankreich führt von den 45 Millionen Pfund, die es erhält, nur 15 Millionen aus; seine Consumtion beträgt sonach 30 Millionen, 50 Proc. mehr als die der britischen Inseln.

Die Vortrefflichkeit des Kaffee's hängt größtentheils von der Art und Weise ab, wie man die Bohnen röstet; werden sie zu stark geröstet, so verlieren sie ihren Wohlgeschmack und Wohlgeruch, sie bekommen den bittern Geschmack, den alle carbonisirten Stoffe besitzen. Seit einiger Zeit läßt man sie an warmer Luft dörren, wodurch sich ihr Wohlgeruch und Geschmack besser erhalten soll. Die meisten Gastwirthe und Köchinnen kochen ihren Kaffee eine Zeit lang, um, wie sie sagen, alle Kraft herauszuziehen; allein das Sieden des Kaffee's zerstört sein aromatisches Oel und seinen Wohlgeruch. Die Asiaten zerstoßen ihren Kaffee in einem Mörser, statt ihn zu mahlen, wie es in Europa geschieht. Diese Methode bewahrt sein Aroma. Sie trinken das Mark zugleich mit der Flüssigkeit, und nehmen selten Zucker dazu; sie machen ihren Kaffee gewöhnlich mit einem halben Litre Wasser auf anderthalb Unzen Pulver. Unter den europäischen Nationen machen die Franzosen den besten Kaffee, der der Holländer und Deutschen ist schwarz und stark, der der Engländer schwach und wenig gefärbt. Letztere gebrauchen zur Bereitung dieses Getränks um die Hälfte weniger Pulver als die Holländer. Mittelst einer neuern Methode bereitet man vorzüglichen Kaffee, indem man gemahlenen oder vielmehr gestoßenen Kaffee, im Verhältniß von drittehalb Unzen auf ein Litre Wasser, in einer mit weiter Mündung versehenen Flasche einweichen läßt; nach Verschließung der Flasche muß die Einweichung (infusion) zwölf Stunden dauern. Hierauf stellt man die Flasche in eine mit Wasser gefüllte Casserole, und lüftet den Pfropf ein wenig. Ist das Wasser in der Casserole in Siedezustand versetzt, so bildet und vervollkommnet sich der Kaffee in der Flasche mittelst des siedenden Wassers. Klärt man ihn, so erhält man ein vollkommenes Getränk mit allen dieser aromatischen Frucht auszeichnenden Eigenschaften. Das auf diese Weise zubereitete Getränk läßt sich ohne Schwächung lange Zeit in einem gut verschlossenen Gefäß aufbewahren.

In medicinischer Hinsicht ist der Kaffee ein mächtiges Reizmittel; er verschafft große Linderung bei Engbrüstigkeit; er ist ein wirksames Stärkungsmittel in den durch Arbeit oder Abmattung, oder in Folge von Krankheiten erzeugten Schwächen; er stärkt die Gehirnthätigkeit gegen die Dünste von alkoholartigen Flüssigkeiten. Die Teriaki von Konstantinopel und andern levantischen Seehäfen, die im Uebermaß Opium genießen, sind wegen der äußersten Erschlaffung ihres Nervensystems, ohne Nachwehen davon zu verspüren, im Stande, bis zu fünfzig Tassen Kaffee täglich zu trinken.

Alte Karte.

Hr. Tastu, der die baleariſchen Inſeln zu literariſchen Zwecken beſuchte, fand während ſeines Aufenthalts zu Majorca in der Bibliothek des Grafen von Montenegro eine merkwürdige Karte; ſie iſt auf Pelin, ſehr groß, vortrefflich ausgeführt und im Jahr 1429 von Gabriel de Valſeguu entworfen. Nach einer beigefügten Note gehörte ſie dem Amerigo Veſpucci, welcher ſie für 120 Ducaten erkauft hatte. Die Karte kam nach Florenz, wo ſie Cardinal d'Eſpuig, der Oheim des Grafen von Montenegro, kaufte. Sie iſt nicht nur intereſſant, weil ſie Zeugniß gibt von der Ausdehnung und der Genauigkeit der geographiſchen Kenntniſſe jener Zeit, ſondern ſie wirft auch ein Licht auf einige beſtrittene Punkte in der Geſchichte der Schifffahrt. Sie liefert, eben ſo wie der werthvolle catalaniſche Atlas von 1375 den Beweis, daß die Erfindung flacher nautiſcher Karten nicht dem Prinzen Heinrich von Portugal gebührt, wie viele Schriftſteller behaupten, ſondern daß ſie viel älter iſt. Auf einem der Ränder befindet ſich eine arabiſche Inſchrift

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Ankündigung einer Viertel-Jahrsschrift.)

Digitized by Google

Nr. 8.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Januar 1838.

Trachten in Mejico.

(Aus Mühlenfords Reisen.)

Eine auffallende Revolution haben die Kleidertrachten der Mejicaner erlitten; sie sind jetzt durchgängig im Schnitte der neuen Pariser oder Londoner Mode. Die vielen Fremden, welche seit 1824 Mejico zuströmten, die europäischen, besonders französischen, Schneider und Putzmacherinnen, welche sich hier niederließen, haben diese Revolution bewirkt. Statt des ehemals allgemein, ja fast ausschließlich, üblichen Schwarz sieht man die Damen jetzt überall in helle, bunte Farben gekleidet. Nur zur Messe gehen sie, der alten spanischen Sitte getreu, beständig schwarz, das Haupt bedeckt mit der reizenden spanischen Mantilla; den Fächer, Gebetbuch und Taschentuch in der Hand, spaziert die Dame, von einer oder mehreren Dienerinnen begleitet, in langsamem stolz-graciösem Schritte zur Kirche, mit einer Grandezza, wie man sie nur in Spanien noch sieht. Gewiß nicht mit Unrecht hat man behauptet, daß unter den Frauen aller Nationen des Erdbodens nur die Spanierinnen und spanischen Creolinnen zu geben verstehen. Hüte tragen die Damen nicht, wenigstens nur im Theater und beim Reiten.

Mehr der alten Sitte treu, tragen sich die Frauen der niedern Stände, wenn gleich auch bei ihnen die einfachen dunkeln Farben den hellen und bunten Platz gemacht haben. Ihre Tracht ist ein weiter Rock mit hohen Frisuren und Stickereien um den untern Theil, eine Art Mieder ohne Aermel, aus dessen Armöffnungen die schön genäheten und fein gefältelten Aermel eines mehr oder minder feinen Hemdes hervorsehen, und über den Kopf ein schleierförmig herabwallendes Tuch von durchsichtigem weißem Zeuge. Dieß ist der Putzanzug, zu dem noch seidene Schuhe kommen, in welchen die Füße meistens strumpflos stecken. Beim gewöhnlichen Anzuge fehlt das Mieder gemeinlich ganz, und nur das vorn und hinten fein in Falten gelegte Hemd bedeckt den Obertheil des Körpers, während der Kopf statt des feinen weißen Schleiertuches mit einem blau oder roth und weiß gewürfelten Shwal von Baumwolle, im Lande selbst gewebt, überhangen ist. Das lange, glänzend-schwarze Haar ist ganz dicht und glatt an den Kopf gekämmt, vorn gerade gescheitelt, und, in lange Flechten gewunken, kreuzweise über den Rücken gelegt, und um den Gürtel befestigt, der mittelst einer Art Schärpe oder Binde fest eingeschnürt.

Auch die Kleidung der Männer dieses Standes (Trigenios, Quarterones, Mertices, Mulatos, Zambos ꝛc.) hat noch viel von ihrer alten Eigenthümlichkeit. Den Fuß bekleiden Schnürstiefeln von schwarzem, gelbem oder rothem, oft Wildleder. Ein eng um die Hüften schließendes Beinkleid, daselbst mit einer Schärpe, häufig von rother Seide mit Goldfranzen, welche hinten zugebunden wird, befestigt, von Manchester, Tuch oder leichtem Zeug, oder reich gestickt, oft mit Gold- oder Silbertressen und Schnüren besetzt, bedeckt den untern Theil des Körpers. Es ist bis zum Knie offen, und mit silbernen Knöpfen besetzt, die häufig auch bis oben hinaufgehen. Oft ist dieß Beinkleid kurz, reicht nur bis etwas unter die Mitte der Wade hinab, und endet in zwei bis auf den Fuß reichenden Spitzen. Unter ihm blickt ein äußerst weißes, oft künstlich in Falten gelegtes, Unterbeinkleid hervor. Den obern Theil des Körpers bedeckt entweder bloß das weiße, oft hübsch und künstlich gefaltete, oft an der Brust gestickte und daselbst offene Hemd mit hohem Kragen, oder man trägt über diesem noch eine Art kurzer Jacke aus Kattun. Den Kopf bedeckt der Charro, ein Filzhut mit breiter Krempe, schwarz, braun, silberfarben oder weiß, mit einer schmalen Silber- oder Goldtresse (oder dicken Schnüren mit Franzen) umschlungen, die Krempe mit einer dergleichen eingefaßt.

Am getreuesten ihrer alten Sitte sind in Hinsicht ihrer Kleidertracht die Indier geblieben. Wie in den Zeiten des Cortez tragen sie noch jetzt kurze, baumwollene, um den Gürtel gebundene Beinkleider, und über ihnen den Rock oder das Hemd ohne Aermel — das Ichcapilli — aus blau und weiß gestreiftem Wollenzeuge, zuweilen auch nur dieses allein, während die Beine nackt bleiben. An den Füßen tragen sie zuweilen Sandalen aus Leder oder Geflecht aus den Fasern der Agave americana oder der Aloë ixtli; den Kopf bedeckt, statt des ehemaligen Federschmuckes, ein breitgeraudeter Stroh- oder Filzhut. Hemden sieht man bei den aztekischen Männer selten oder nie.

Die Kleidung der aztekischen Frauen besteht in einem Hemde und einem wollenen Rocke. Häufig tragen auch sie den Ichcapilli.

Digitized by Google

Rußland.

(Fortsetzung.)

Ein merkwürdiger Umstand ist dabei, daß die Verpfändung der Ländereien, welche seit der Kaiserin Katharina angewandt wurde, um den Adel zu ruiniren [5]), und ihn unter den Einfluß der Krone zu bringen, diesesmal dazu diente, ihnen ihr Vermögen und die ganze Unabhängigkeit, deren sie fähig sind, zurückzugeben. In der That haben die Industrie-Etablissements seit zehn Jahren einen so großen Ertrag abgeworfen, daß die Adeligen, denen es an Capitalien zur ersten Begründung von Fabriken fehlte, ihre Ländereien zu 6 Proc. verpfändeten, indem das entlehnte Capital durch den Betrieb irgend eines Industriezweigs 16 — 18 Procent eintrug. Diese Vortheile werden sich vermindern, aber der Weg ist einmal eingeschlagen, die Leibeigenen an Fabrikarbeit, der Adel an den Aufenthalt auf seinen Gütern und an Handelsideen gewöhnt, welche einen Geist von Unabhängigkeit einflößen; die Nothwendigkeit, ihre Producte abzusetzen, nöthigte sie, namentlich zu Moskau, mit den Kaufleuten zu verkehren und mit ihnen auf einem gewissen Fuß von Gleichheit zu leben. Auf der andern Seite geben sich die Leibeigenen mehr als jemals mit dem Handel ab. Die Zahl der Kaufleute hat sich seit zehn Jahren beinahe verdoppelt, und Adel und Leibeigene sind sich somit auf dem Terrain des Handels entgegengekommen, was in wenigen Jahren große Veränderungen in Rußland nach sich ziehen muß. Zu St. Petersburg zählte man im Jahr 1832 unter 45 Einwohnern Einen, der sich mit Industrie beschäftigte, zu Moskau Einen unter 51; seit dieser Zeit hat sich die Zahl der Industriellen in Moskau vervierfacht. Die nachfolgenden Zahlen beweisen hinreichend, wie groß diese Vermehrung war. In dem J. 1831 bis 1833 stieg die Zahl der Kaufleute erster Gilde von 615 auf 690, zweiter Gilde von 1191 auf 1517, dritter Gilde von 18,952 auf 20,099, die Zahl der Bauern, welche Erlaubniß hatten Handel zu treiben, von 1601 auf 1992, die der Commis von 7139 auf 7970. Unter den Adeligen, welche zu Moskau Kaufleute und Fabricanten geworden sind, und sich ausschließlich mit ihrem Gewerbe beschäftigen, zählt man die größten Namen Rußlands. Der Fürst Nikolaus Trubezkoi fabricirt feine Tücher, der Fürst Meschtschersky raffinirt Zucker, der Fürst Nikolaus Soltikow fabricirt gleichfalls Tücher, der General Orlow Krystalle und Glas u. s. w. Alle diese Adeligen sind jung oder in der Kraft der Jahre, sie haben alle den Dienst verlassen, und nur Ehrenämter wie die von Hofcavalieren und Kammerherren beibehalten.

Moskau, dieser alte Mittelpunkt der moskowitischen Aristokratie, ist jetzt eine Manufacturstadt wie Lyon, aber der Geist der Opposition gegen den Hof- und Staatsdienst hat darum nicht abgenommen, im Gegentheil, er ist stärker geworden, und muß noch mit jedem Tage zunehmen, aber er wird sich noch modificiren, und der Geist aristokratischer Coterie wird sich in ein Bewußtseyn der positiven Interessen und in Verachtung der Gunstbezeugungen der Gewalt umwandeln. Moskau ist darum nicht minder eine treue Stadt, dem Kaiser ergeben, und die Aufnahme, die er jedes Jahr dort findet, beweist dieß hinreichend; aber diese Ergebenheit hängt mit dem besondern Charakter des Kaisers Nikolaus zusammen, und ist eine Folge des russischen Geistes, den er zeigt, und des Eifers, mit dem er die Fortschritte der Industrie begünstigt. Von dem Augenblick an, wo ein Beherrscher Rußlands einen Angriffskrieg begänne, welcher ungerecht oder dem Handel nachtheilig wäre, von dem Tage an, wo er über die möglichen Folgen einer Ausdehnung der Industrie sich unruhig zeigen würde, würde Moskau, von seinen neuen Interessen beherrscht, der Regierung ernste Hindernisse entgegensetzen. So ist Moskau als industrielle Hauptstadt Rußlands die beste aller Garantien gegen die Eroberungsprojecte Rußlands in Bezug auf Europa, wenn es je deren hegte.

Man kann den öffentlichen Geist Moskau's und der Handelsstädte Rußlands aus der nachfolgenden Thatsache beurtheilen. Die Liebe zu dem Souverän und der Beifall, den man im Allgemeinen seinen Ansichten zollt, sind stark genug, daß man ihm nöthigenfalls freiwillige Geschenke votirt, wie im Junius des Jahrs 1836 die Kaufleute zu Nischnei-Nowgorod thaten, welche zu den Kais an der Wolga, wozu der Kaiser auf seiner Reise den Plan entworfen hatte, anderthalb Millionen Rubel votirten. Aber der Kaiser, der auf diese Weise mehrere Millionen fände, könnte in Rußland kein Anlehen zu Stande bringen. Mitten unter der großen financiellen Wohlfahrt des Reichs fehlt es der Regierung an Credit, denn der Handelsgeist der Russen erkennt recht wohl, daß die Willkür und der Credit nicht neben einander bestehen können. Wenn man also Europa durch die Waffen und den Krieg beherrschen wollte, müßte man in eine Beschränkung der Gewalt willigen, die trotz aller oben beschriebenen Institutionen noch absolut genug ist, um ganz willkürliche Handlungen begehen zu können. Als der Kaiser die ungeheuren Kosten des Lagers von Kalisch bestreiten wollte, wandte er sich, wie man mir erzählte, an den Finanzminister, welcher genöthigt war, die in der Douane von St. Petersburg lagernden Waaren mit einer außerordentlichen Steuer von 12½ Procent zu belasten. [6])

Wirft man einen Blick auf die innere Organisation Rußlands, so fällt die Schwierigkeit in die Augen, neue Auflagen von Grund und Boden zu erheben, ohne die Vorrechte des Adels und eines großen Theils der Bürgerschaft zu vernichten. Die stets wiederkehrenden Bedürfnisse der Regierung, welche allein für die vom Kaiser Nikolaus erschaffene Marine ungeheure Summen bedarf, können nur auf Kosten des Handels gedeckt werden. Um aber den Handel zu unterstützen, und ihm

[5]) Diese ganze Darstellung ist verfehlt, und die tiefe Absicht der russischen Regierung nichts weniger als erwiesen. Wie kann man wohl glauben, daß die Banken den Ruin des Adels bezwecken sollten, da sie ihm ja durch die jährliche Tilgung von 1 Procent die Mittel geben, die Schuld zu vermindern. Auch ist der Zinsfuß zu 5 Procent niedriger als der gesetzmäßige, und bei weitem unter dem hergebrachten, der in Rußland wie in jedem neuen Lande sich nach der Leichtigkeit richtete, mit der man das Capital vortheilhaft verwenden kann.

[6]) Hier ist der Verfasser falsch berichtet. Die Zollerhöhung fand nach dem polnischen Kriege 1831 statt, lange vor Kalisch.

Digitized by Google

die Mittel zu geben, ſich zu bereichern, muß man einen öffentlichen Credit erſchaffen, und ihm Abſatzwege eröffnen, und dieſe beiden Dinge ſind nur möglich durch eine Beſchränkung der oberſten Gewalt, und durch eine Erweiterung des Verkehrs Rußlands mit Europa, d. h. indem man einen Weg einſchlägt, der dem von dem Kaiſer Nikolaus bisher verfolgten diametral entgegengeſetzt iſt. Man kann ohne Anmaßung behaupten, daß der gegenwärtige Souverän Rußlands oder ſein Nachfolger unfehlbar dieſer doppelten Nothwendigkeit gehorchen werden.

Ich habe während meines Aufenthalts in Rußland oft jene, über menſchliche Kräfte hinausgehende, Macht bewundert, welche dieſes Land zu einer geſelligen Freiheit führt, trotz der Wege, die man einſchlägt, um es zu verhindern. Zu den rieſenhafteſten Anſtalten Rußlands gehören die Findelhäuſer. Zu Moskau namentlich dienen ſie zugleich als Leihhäuſer; denn vermittelſt dieſer Anſtalten leiht die Krone auf die Güter des Adels. Das mit dem Findelhauſe verbundene Leihhaus deckt reichlich durch ſeinen Gewinn die ungeheuren Koſten der Findelhäuſer, welche Tauſende von Kindern enthalten. Ich habe ſchon erwähnt, wie dieſe Anlehen einer großen Anzahl grundbeſitzender Adeligen die Mittel lieferten, irgend eine Induſtrie zu betreiben, die ſie nach und nach von St. Petersburg entfernt, und zum Rücktritt aus dem Staatsdienſte veranlaßt. Aber die von der Regierung begründeten und ſo reich dotirten Findelhäuſer dienen nicht bloß dazu, den Einfluß der Krone auf die Ariſtokratie und zugleich den ariſtokratiſchen Geiſt zu brechen, ſondern ſie tragen auch zur Bildung einer Bürgerclaſſe bei. Schon ſeit langer Zeit ſcheute ſich die ruſſiſche Regierung nicht, die Erzeugung natürlicher Kinder zu begünſtigen, um die Bevölkerung zu vermehren. [1]) Dieß war der Grundgedanke bei der Bildung dieſer Anſtalten, in denen die Kinder, je nach ihren Fähigkeiten vertheilt, alle Profeſſionen ergreifen, alle Studien betreiben können, und aus denen ſie in die Akademien und in das Geniecorps überzutreten das Recht haben. Man zählt gegenwärtig mehrere Generale, hochgeſtellte Verwaltungsbeamte u. dgl., die aus den Findelhäuſern hervorgingen. Der berühmteſte Aſtronom Rußlands gehört dieſer Claſſe an, aus der man, wie bemerkt wurde, Geſinnungen in die Geſellſchaft mitbringt, die ſich nie verlöſchen. In dieſer Claſſe und in der reicher Kaufmannsſöhne findet man in Rußland die liberalſten Ideen, die jedoch allerdings häufig mit einer lebhaften Dankbarkeit für den Kaiſer, und namentlich für die verſtorbene Kaiſerin Maria, die ſo viel für die Findelhäuſer that, verbunden ſind.

Einige Worte über die öffentliche Erziehung. Der öffentliche Unterricht, der wahre Unterricht begann, was auch die Ruſſen ſagen mögen, wie alles Andere, mit Peter dem Großen. Die erſten Lehrmeiſter der Nation waren in der That die Barbiere, die auf Befehl Peter des Erſten den Ruſſen den Bart abnahmen. Dieß war der erſte Schritt. Aber der Wille Peters des Großen, der in einem Augenblick Städte, Flotten und Armeen ſchuf, konnte nicht auch plötzlich eine öffentliche Erziehung ſchaffen, und Petersburg war bereits gegründet, als die Aufklärung und die Civiliſation, welche aus dieſem Haufen von Gebäuden und Häuſern eine einflußreiche Stadt in Europa und die Hauptſtadt eines ungeheuren Reichs machen ſollten, noch gar nicht vorhanden waren. Der Kaiſer gründete, wie bekannt, allenthalben Normalſchulen, in denen von Fremden die Lehrer unterrichtet wurden, welche ihrerſeits andere unterrichten ſollten. Eine Marineſchule und eine Ingenieurſchule wurden zu Petersburg errichtet, und Marine- und Schifffahrtsſchulen zu Pſkow, Nowgorod, Jaroslaw, Moskau und Wologda. Andere Schulen wurden in allen Klöſtern gegründet, und alle Adeligen und Beamten erhielten Befehl, ihre Kinder dahin zu ſchicken. Ein Jahr ſpäter wurde dieſer Befehl auf alle andern Claſſen ausgedehnt. Im letzten Jahre ſeiner Regierung endlich entwarf Peter der Große den Plan zur Akademie der Wiſſenſchaften, deren Eröffnung jedoch erſt nach ſeinem Tode ſtattfand.

Der Weg war nun eröffnet. Schon die Kaiſerin Anna verbot, Soldaten und Unterofficiere, die nicht leſen könnten, avanciren zu laſſen; ſie ſchuf das erſte Cadettencorps zu Petersburg, gründete Schulen zu Aſtrachan für die Kalmücken, zu Kaſan für die Tataren, und befahl zuerſt, daß das Miniſterium jährlich einen Rechenſchaftsbericht über den Stand des öffentlichen Unterrichts abfaſſen ſolle. Als die Kaiſerin Eliſabeth den Thron beſtieg, ſetzte ſie Geldſtrafen für die Familienväter feſt, welche ihren Kindern keine angemeſſene Erziehung geben würden, und während ihrer ganzen Regierung, unter der auch die Univerſität Moskau gegründet wurde, verfuhr ſie in demſelben Geiſte. Peter III beſchäftigte ſich während ſeiner kurzen Regierung mit der Erziehung der Söhne des Adels; diejenigen, deren Eltern Landgüter mit weniger als 1000 Bauern beſaßen, wurden in die Cadettencorps aufgenommen. Die Kaiſerin Katharina faßte den öffentlichen Unterricht mit dem ihr eigenen großartigen Geiſte auf. Ihr erſter Schritt war die Begründung des Findelhauſes. *) Ein Jahr ſpäter wurden Penſionate für Kinder aller Stände errichtet, Elementarſchulen in allen Städten begründet, und eine große Anzahl ausgezeichneter Männer war ſtets mit Erweiterung und Verbeſſerung des öffentlichen Unterrichts beſchäftigt. Unter der Regierung der Kaiſerin Katharina ſah man zum erſtenmal ein Beiſpiel jener Freigebigkeit, das ſich ſpäter unter dem Adel und den Kaufleuten Rußlands, und namentlich in der Familie, die ich nennen werde, ſo oft erneute. Procop Demidow widmete ein Capital von 5200 Rubel dem Unterhalt von 100 Schülern der Handelsſchule. Der Kaiſer Paul beſchäftigte ſich namentlich mit der Erziehung der Kinder und Waiſen von Militärs: man gründete zu Petersburg eine Anſtalt für alle Soldaten- und Unterofficiersſöhne dieſer und der benachbarten Garniſonen. Die Eltern, welche ihre Kinder bei ſich behalten wollten, mußten ihnen eine ganz ähnliche Erziehung geben, wie diejenige, welche ſie in den Schulen erhalten hätten.

(Fortſetzung folgt.)

[1]) Abermals eine Beſchuldigung der widerſinnigſten Unſittlichkeit gegen die Regierung; wie überall ſind in Rußland dieſe Anſtalten aus philanthropiſchen Motiven entſtanden, und die austretenden Findelkinder gehören doch meiſt der niedrigen Claſſe an.

*) Ukaſe vom 1 September 1765.

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Halls Reisen auf die Hochgipfel des Quitoanischen Andenzuges.

(Fortsetzung.)

3) Reise zu den Obsidianfelsen von Quisca.*)

Da Boussingault von dem Vorhandenseyn einer Obsidianmasse in der Nähe der Maierei von Sisidamba, im östlichen Cordillerenzuge (der Quitoer-Anden), Kunde erhalten hatte, so unternahmen wir am 27 Julius 1831 einen Ausflug dahin, um sie zu untersuchen.

Auf dem Wege dahin kommt man durch das Dorf Guapulo, welches an einer vom Machangara bewässerten Schlucht auf einer Halde liegt. Die zierliche Kirche desselben ist ihrer Bauart, ihres Heiligenschreins aus Korallen und ihres wunderthätigen Madonnenbildes halber weit und breit berühmt.**)

Die Hütten der aus Ureingebornen bestehenden Bevölkerung sind von dem dichten Pflanzen- und Baumwuchs so umwoben, daß sie in der Landschaft kaum sichtbar sind, und so die Kirche in stiller Abgeschiedenheit und einsamer Schöne dasteht. Die Fülle des Mimosenwuchses längs beiden Seiten des Pfades, der gegen 1468 Fuß tief von Quito hinabläuft, deutet die Annäherung eines milderen Klima's an. Wenn man aus der Schlucht kommt, durch welche der Machangara dem Gualladamba zufließt, sieht man sich in Cambaya, einem von Ureingebornen bewohnten Dorf, in dessen Gärten schon Zuckerrohr gebaut wird, welches aber auf dieser 8000 Fuß gelegenen Höhe drei Jahre zur Reife braucht. Auch Orangen, Citronen, kleine Aguacates, Granadillas, dann eine Mimosenart, mit köstlich duftenden gelben Blüthen, sind vorhanden. Jenseits Cambaya kommt man über eine im Lande sogenannte Socadon-Brücke,***) deren Anlegungsweise wir bei diesem Anlasse angeben wollen: Es wird an der einen Uferseite eines Flusses eine Landzunge aufgesucht, die schmal genug ist, ohne große Schwierigkeit durchstochen zu werden. Ohne alle Anwendung von maurer- oder zimmermännischer Arbeit wird nun (das Wie gibt der Vers. nicht an) ein Bogen oder Gewölbe (also eine Art von Tunnel) durchgebrochen, und eine Strecke des Flußbettes so ausgetieft, daß das Gewässer nach dem Tunnel hingeleitet wird, und fortan durchströmt. Die Landzunge bildet solchergestalt eine Brücke über diese unterirdische Flußbettstrecke. Der Reisende ist daher öfter befremdet, wie er über den Fluß gekommen, ohne eine Brücke oder Fähre gesehen zu haben; denn auf den ersten Anblick hält man eine Socadon für ein Werk der Natur, und nur das alte Strombette zeugt vom Gegentheil.

Die Schlucht von Sichi, durch die wir hierauf kamen, ist eine jener furchtbaren Bergspalten, welche im ganzen Hochlande von Quito so häufig sind. Sie erstreckt sich von der Grundfläche der östlichen Cordilleren bis zum Bette des Gualladamba hin, und mag wohl über tausend Fuß tief seyn. Ihre allenthalben lothrecht abstürzenden Wände zeigen, daß sie urplötzlich durch einen vulcanischen Vorgang entstanden ist. Längs des Flusses, von dem sie durchströmt wird, windet sich ein schmaler Pfad hin. Eine Legua vom Ausgange der Schlucht entfernt liegt die Maierei von Sisidamba.

Die Creolen hegen wenig Geschmack am Landleben, und scheinen diese Sinnesweise von ihren spanischen Altvordern überkommen zu haben. Im ganzen Gebiete von Quito — und wir dehnen diese Bemerkung auch auf die Striche von Cuenca und Guayaquil aus — gibt es nicht mehr als etwa ein halbes Dutzend Landsitze, welche irgend eine Rücksicht auf Anstand oder Wohnlichkeit verrathen. Uebrigens sind alle wie nach einem und demselben Plane angelegt, und weichen nur etwa in der Größe von einander ab. Ihr Baustyl ist der klösterliche. Ein großer, viereckiger Hofraum, von Corridoren umgeben und auf der einen Seite eine Capelle mit einem steinernen Kreuz, Düstere, unbehagliche Gemächer ohne Glasscheiben, und kaum eine Thüre, welche leidlich schließt; dafür aber ein Ueberfluß an offenen Gängen und Stehdichums, als wie wenn es auf dem Hochlande der Quitoanischen Anden an frischer Luft gebräche. Einige Rosensträucher hier und da deuten das Vorhandenseyn eines sogenannten Gartens an, worin jedoch wenig mehr als Alfalfa oder Raden zum Viehfutter gebaut wird, denn von allen Künsten ist die Gartenkunst die allerunbekannteste in dieser Region des mittäglichen Amerika's.

Sisimba gehört einem der reichsten Einwohner von Quito, Namens Valdivieso. Die Maierei liegt dicht an der Grundfläche der östlichen Cordillere (oder der Cordillere des Antisana und Cotopaxi) und hinter ihr erheben sich die Paramos, welche die Triften und Sennalpenebenen der Maierei ausmachen. Das auf diesem Hochgelände gezogene Vieh kommt später auf die Auen oder „Potreros," von wo es auf den Markt nach Quito gebracht wird.

Die Ureingebornen — Indianer — welche im buchstäblichen Sinne des Wortes die Leibeigenen der Landeigenthümer, eine Zubehör der Maiereien ausmachen, wohnen in Hütten. Auf manchen Gütern, besonders denjenigen, wo keine Viehzucht getrieben wird, beläuft sich ihre Zahl öfter auf mehrere Hundert, welche zur Verfertigung eines groben Zeuges, genannt „Bayeta," verwendet werden. Wenige von diesen Ureingebornen sprechen oder verstehen spanisch, dagegen wird die Quichuasprache, oder das Altperuanische*) gemeiniglich von allen kreolischen Landeigenthümern und ihren Aufsehern wie Verwaltern gesprochen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Bei Humboldt „Quinche." „Die obsidianreiche Hochebene von Quinche" (Poggendorf Annalen, Febr. 1837) M.

**) Anziehend dürfte es für den Leser seyn, hiermit nachstehende Schlußstelle der oft angeführten Humboldt'schen Abhandlung „Ueber die Vulcane K.," zugleich die Schilderung seiner ersten Pichincha-Besteigung enthaltend, zu vergleichen. „Die Boca de Nayon, ein natürliches Thor in der kleinen Hügelkette, welche die Grasebene von Innaquito oder Annaquito begränzt, führt in einen kleinen Kessel, dessen Boden 340 F. tiefer, als diese Ebene liegt. Ein Dorf, Guapulo genannt, dessen schöne Kirche mit dorischen Säulen geziert ist, liegt an dem engen Becken. Das Ganze gleicht einer offenen Hangkluft, und man kann sich kaum der Besorgniß erwehren, daß in einem Lande, das so großen Umwälzungen der Erdoberfläche noch immer ausgesetzt ist, die Bergkluft sich einmal schließen, und Dorf sammt Kirche mit dem wunderthätigsten aller Heiligen, bilder von Quito spurlos in Schutt vergraben werde."

***) Der Vers. hält diese Brückenart für europäisch-spanischen Ursprungs, weil die Incas sich nur der Hängebrücken aus geflochtenen Zweigen oder grobe Zeuge bedient hätten, fügt jedoch hinzu, seines Wissens gäbe es in Europa kein Muster einer solchen Socadon. Nun drängt sich aber die Frage auf, wenn sie spanischen Ursprungs, wie kommt es denn, daß man in der Halbinsel keine dergleichen antrifft? M.

*) Hiermit ist wohl das Quiteno, oder die im Gebiet von Quito übliche Mundart der Quichua gemeint. Sie soll dem Cuzcano oder Alt-Hochquichua am fernsten stehen, und unter allen fünf Mundarten dieser Sprache die ausgearterste seyn. M.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Nr. 9.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Januar 1838.

Die neapolitanischen Fischer.

(Mit einer Abbildung.)

Der Golf von Neapel, das Paradies schwärmerischer Reisender, ist der Tummelplatz und die Werkstätte der Lazzaronis und das Feld, das sie nach allen Richtungen bearbeiten und so lange ausbeuten, als ihnen Santa Lucia die Augen vor der Schärfe des Salzwassers schützt, um was sie auch jährlich in einem eigenen Kirchenfeste gebeten wird.

Im frühesten Morgenrothe durchziehen, wie schwimmende Vögel, die bunten Barken die glänzende Fläche nach jenen Plätzen, aus deren Tiefe die lüsternen Taucher sich muthig und unermüdet heraufholen, was ihnen den Unterhalt des Tages verschaffen soll; ein Körbchen Austern, eine seltene Muschel oder irgend eines von den Myriaden Wundern des Meeres, manchmal auch eine von den häutigen Polypen, welche sich mit ihren Armen an den Fuß des Tauchers anklammern, und bis zur Größe einer Melone hohl aufblähen, bis derselbe durch einen Biß ihre Luftdichte zerstört und sich so von ihr befreit — sind oft Alles, was er frühzeitig nach der Stadt und dort lautschreiend zu Markte bringt.

Eben so frühzeitig schwanken auch schon die Hunderte von schwer beladenen Barken mit Früchten und Fischen aller Art aus den benachbarten Städten zur Landung, während sich schon der Molo von Seite der Städter bevölkert und an vielerlei Punkten die Oefen knistern, und sich zum Maccaroni- und Tritturamahle der Taucher rüsten.

Kaum hat sich aber der erste Strahl der Sonne über den feurigen Wasserspiegel erhoben, und die Wolkensäule auf Vater Vesuv vergoldet, so hat sich auch schon nahe bei St. Lucia eine Heerde von schaukelnden Nachen mit lautem Geschnatter um ein schwimmendes Dörfchen versammelt, zappelnd vor Ungeduld und Begier nach der gewohnten Ladung Aqua Solfurea, einem leichten, aber sehr gesuchten Mineralwasser, welches an dieser Stelle mitten aus dem Meere lustig emporsprudelt.

Jetzt ist aber auch schon der ganze Golf in Bewegung; im Hafen wird's lebendig, durchdringend pfeifen die Signale auf den großen Masten, die Trommel des Castell dell' Ovo wirbelt durch das schallende Ave des unmetrischen Glockengehämmers der nähern und fernern Kirchthürmchen, und dumpf schlagen die Kanonen von St. Elmo und schwer auf die Meeresfläche nieder ihre Grüße an die feierlich heranziehenden Schiffe, von denen aus dem schnell auffahrenden weißen Rauchknäuel langsam der schwächere Donner ihrer Geschütze auf der Meeresfläche einherrollt.

So bewegt der Golf am Morgen ist, so schwer seufzet er unter der Last des Tages und seiner kochenden Hitze, vor der sich flüchtet, wer nur immer kann. Nur selten sticht eine grellfarbige Gondel mit neugierigen Reisenden in dieser Zeit vom Ufer und schaukelt hin, unter Sonnenschirmen vergraben, mit dem offenen Guide in den Händen und Lunetten auf den Nasen nach den nahen Inseln, während der braune Barcarole mit seiner rothphrygischen Mütze und nackten Armen emsig das Segel zu drehen sucht, um sein Ruder zu schonen.

Der Abend erst wieder erneuet das Fest: wenn nur noch der Gipfel des Vesuvs im Purpur glänzt, und, von Anacapri aus gesehen, St. Elmo's Flagge in der Ferne die Schattenmassen krönt, die sich von Pozzuoli bis Resina immer dichter niedersenken und aus dem Knäuel der weißen Mauern und Kuppeln die tausend rothen Aeuglein blinken, die geschäftig durch einander laufen, bis der Mond sein grämlich Silber auf alle Wellenspitzen streut, und sein flimmerndes Gefolge die bleichen Mauern unter dunkeln Cypressen kalt erleuchtet. Lustig steigen dort und da Raketen zwischen den dunklen Cypressen der nahen Gärten hoch in die Lüfte, und zierlich schimmern die farbigen Lampen, wie leuchtende Tulpen, von der Villa-Reale herüber durch das lange Schattenfeld, welches die dunkle Felseninsel ihnen entgegen breitet. Bald fängt auch dieses an sich zu regen. Drei Flammen in gleichmäßiger Entfernung ziehen auf dem schwarz glänzenden Spiegel feierlich an der Schattenseite den felsigen Ufern Capri's entlang, und stellen sich in dieser Nähe im Dreieck zu einander fest. Es sind die Barken der Fischer, welche zu gewissen Zeiten hier durch den vorgehaltenen Schimmer ihrer Pechpfannen eine eigene Gattung Fische auf die Oberfläche locken und auf eine eigenthümliche Weise mit der Harpune fangen. Die Barken, an deren Vordertheile, nach Art einiger Schiff

Digitized by Google

des Alterthums, zwei große roth eingezeichnete Augen eingegraben sind, bilden aus einiger Ferne mit ihren kühn über die Brüstung hinausragenden und von den hochbrennenden Fackeln scharf erleuchteten Fischern gleichsam ein großes, mit feurigen Augen im Dunkeln leuchtendes Raubthier, welches von Zeit zu Zeit mit dem scharfen Dreizack seiner gelenkigen Zunge seine Beute unversehens packt und laut plätschernd aus den Wellen zieht.

Wenn hoch der Mond am Himmel steht, und der Fang ergiebig war, nähern sich die feurigen Schwimmer und ziehen laut singend an den hohl wiederhallenden Felsenriffen vorüber zu ihren Hütten, aus denen sie bald wieder die ersten Strahlen der Morgenröthe zu neuer Arbeit rufen.

Rußland.

(Fortsetzung.)

Ich habe bereits bemerkt, welche Fortschritte die Civilisation unter der Regierung Kaiser Alexanders machte. Während 25 Jahren war seine Aufmerksamkeit stets auf die öffentliche Erziehung gerichtet. Der Kaiser erließ, nachdem er mehrere Universitäten gegründet oder umgeschaffen hatte, ein allgemeines Reglement für den öffentlichen Unterricht, welches die glücklichsten Resultate für das Reich hatte. Nach diesem Reglement muß der Hauptort jedes Gouvernements ein Gymnasium von vier Classen, jede zu einem Jahre, haben. Es soll darin gelehrt werden: 1) Reine und angewandte Mathematik und Experimentalphysik; 2) Geographie, Statistik und Geschichte; 3) Philosophie und Staatswirthschaftslehre; 4) Naturgeschichte, Technologie und Handelswissenschaften; 5) Latein; 6) Deutsch; 7) Französisch und 8) Russisch. Der Unterricht war unentgeltlich, und man wurde aufgenommen, wenn man bewies, daß man in einer Districtsschule die nöthigen Vorbereitungskenntnisse erworben hatte.

Die Districtsschulen waren in zwei Classen getheilt; man unterrichtete darin in der Religion und heiligen Geschichte, in den Pflichten des Menschen und Bürgers, in der russischen Grammatik, in der Schön- und Rechtschreibekunst, der allgemeinen Geographie und den Grundsätzen der mathematischen Geographie, in der Geschichte und den Anfangsgründen der Physik, der Naturgeschichte und Technologie. Bei jeder Pfarrkirche in Städten und auf dem Lande wurde eine Kirchspielschule errichtet, worin man im Lesen, Schreiben, Rechnen, der Religion und Sittenlehre Unterricht ertheilt. Die ehrenvollen Auszeichnungen, welche im Jahre 1804 für den Lehrstand und die aus den Schulen hervorgegangenen Zöglinge festgesetzt worden, waren in folgender Weise geregelt: Jeder Rector einer Universität hatte den Rang der fünften Classe, jeder ordentliche Professor den der siebenten, die Doctoren den achten, die Magister der freien Künste den neunten, die Candidaten den zwölften, und die Studenten, welche ihre Classen absolvirt hatten, gehörten von nun an zur vierzehnten Classe. Den Rang als Collegienassessor und Staatsrath konnte man nur in Folge eines vor einer russischen Universität bestandenen Examens erhalten, und um den Angestellten die Mittel zur Erlangung der erforderlichen Kenntnisse zu erleichtern, wurden durch Ukase vom 6 August 1809 während des Sommers zwei öffentliche Curse zu St. Petersburg eröffnet. Zu gleicher Zeit erhoben sich auf allen Punkten Rußlands zahlreiche Specialschulen, unter andern die Schule der Wegeverbindungen, welche unter der Leitung französischer, aus der polytechnischen Schule hervorgegangenen und von Napoleon dem Kaiser Alexander zugeschickter Ingenieure stand, die Lootsen- und Schiffbauschulen, so wie die Handelsschulen zu Odessa und Taganrog, welche man den Bemühungen des Herzogs von Richelieu verdankt, die Forst- und Ackerbauschulen u. s. w.

Diese Fortschritte sind groß. Unter der Regierung des Kaisers Nikolaus, der auf Alles aufmerksam ist, und sich vorgenommen hat, die Wohlfahrt der Mittelclasse in physischer und geistiger Beziehung zu begründen, waren diese Fortschritte ungeheuer und so rasch, daß die russische Regierung bei ihrem jetzigen System das Bedürfniß fühlt, die Bewegung zu mäßigen. Dieser Gedanke scheint mir wenigstens in einer Ukase des Kaisers Nikolaus angedeutet, welche im Mai 1837 erschien. Durch diese Ukase wurde in der ganzen Ausdehnung des Reichs den Directoren der Gymnasien verboten, zu den Wohlthaten des dem Adel und den Bürgern gestatteten Unterrichts auch die Söhne nicht freigelassener Leibeigenen zuzulassen. Hier beginnt augenscheinlich eine neue Aera in der Geschichte der russischen Civilisation.

Gleich im Anfang seiner Regierung stellte der Kaiser an die Spitze des Departements des öffentlichen Unterrichts einen Mann von ausgezeichnetem Verdienst und Gelehrsamkeit, einen der Männer, wie sie Rußland schon oft genug hervorgebracht hat, um die Aufmerksamkeit der civilisirten Welt zu verdienen. Hr. v. Uwarow war, obwohl noch sehr jung, bereits Präsident der Akademie der Wissenschaften, und hatte das Vertrauen des Kaisers Alexander verdient. Er hat sich ohne Rückhalt dem russischen System des Kaisers gewidmet, und während er mit der einen Hand die Wohlthaten des Unterrichts in Fülle über Rußland verbreitet, sucht er doch mit der andern die Keime zurückzuhalten, und ihnen eine für die Politik der russischen Regierung nützliche Wendung zu geben. Ich habe bereits die Grundsätze dieser Politik auseinandergesetzt; diese Grundsätze sind allerdings gut, weil sie zeitgemäß sind, und der russischen Nation die größere Stärke verliehen haben, die sie gegenwärtig in Folge ihrer Centralisation besitzt, aber diese Stärke selbst und dieser Wohlstand, die durch Aufklärung, Wissenschaft und Unterricht erworben worden, werden in wenigen Jahren ganz andere Resultate hervorrufen, als man davon zu erwarten scheint. Nachstehende Zahlen sprechen deutlich dafür, was in geistiger Beziehung die Zukunft Rußlands seyn wird. Im Jahre 1804 zählte man in Rußland 499 vom Ministerium des öffentlichen Unterrichts abhängige Schulen, mit 33,481 Schülern; im Jahr 1824 war die Zahl der Schulen auf 1411, die Zahl der Schüler auf 69,629 gestiegen. Im Jahr 1804 waren in 15 Militärschulen 29,000 Schüler; im Jahr 1824 war die Zahl der

Digitized by Google

Militärschulen, worin die Adeligen erzogen werden, die jetzt größtentheils auf ihren Landgütern wohnen und sich der Industrie widmen, wobei ihnen die in den Schulen der Regierung erworbenen mathematischen und physikalischen Kenntnisse sehr zu statten kommen, auf 117 mit 102,295 Schülern gestiegen. Ebenso hatte sich die Zahl der geistlichen Schulen in demselben Zeitraum von 100 auf 544, und von 15,000 auf 50,000 die Zahl der darin befindlichen Candidaten gehoben. Die Zahl der Schüler in den Specialschulen stieg von 1804 bis 1821 von 31,775 auf 41,300; dieser Fortschritt ist minder groß, ist aber seitdem rascher geworden, und die Zahl dieser Schulen beträgt jetzt 307. Die Gesammtzahl der Schulen, welche jetzt im J. 1837 von dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts abhängen, beträgt 1681. Nach der schönen Arbeit des Hrn. v. Krusenstern, aus der diese Angaben entlehnt sind, und den Berechnungen des Hrn. Glagoliew in dem Journal des Ministeriums des Innern ist die Zahl der Schüler in sämmtlichen Schulen des Reichs folgende:

	Gesammtzahl der Schüler.	Freischüler.	Ausgaben der Regierung.
In den Schulen des Ministeriums des Unterrichts	85,707	25,000	7,450,000 —
In den Militärschulen	179,981	179,500	8,687,184 —
In den geistlichen Schulen	67,024	25,915	30,000,000 —
In den Specialschulen u. dgl.	127,864	252,311	28,734,141 R.

Diesen Angaben zufolge ist die Schülerzahl seit dem J. 1824 um 197,353 gestiegen, im Vergleich mit dem J. 1804 aber um 351,318, d. h. die Zahl der Schüler ist jetzt 3½mal größer als vor 30 Jahren. Die Zahl der jungen Leute, welche zu den höhern Studien übergehen, kann ungefähr auf die nachfolgende Weise bestimmt werden:

In den Schulen des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts befinden sich etwa	10,000	Schüler.
in den Militärschulen	10,000	—
in den geistlichen Schulen	14,590	—
in den verschiedenen Specialschulen ungefähr	9500	—
Gesammtzahl	44,090	—

Somit betreiben 44,090 junge Leute höhere Studien, und 415,186 begnügen sich mit der Erwerbung der gewöhnlichen und praktischen Kenntnisse oder genießen nur den Elementarunterricht. Man würde indeß sich sehr irren, wenn man die Zahl 460,000 als den Maßstab für den Zustand des öffentlichen Unterrichts in Rußland annehmen wollte. Um sich einen richtigen Begriff davon zu machen, muß man der Zahl der Schüler in den öffentlichen Schulen auch noch diejenigen Kinder hinzufügen, welche ihre ganze Erziehung in der Wohnung der Eltern erhalten.

Die Zahl der Individuen beiderlei Geschlechts, welche dem geistlichen Stande angehören, kann auf 480,000 geschätzt werden. Allerdings gibt Hr. Ciabłowski in seiner Statistik nur 210,000 an, wahrscheinlich rechnet er hier aber nur die wirklich im Dienst begriffenen Mitglieder der Geistlichkeit, denn nach den Angaben desselben Verfassers finden sich in Rußland 27,081 Kirchen des orthodoxen griechischen Ritus, und nach den Vorschriften sollten denselben 119,106 Priester und Diener beigegeben seyn, während die wirkliche Zahl nur 95,740, und mit Hinzurechnung der Frauen ungefähr 200,000 beträgt. Da sie 16,000 männliche Kinder von 10 bis 20 Jahren haben, welche die geistlichen Schulen besuchen, so kann man annehmen, daß auch eine gleiche Anzahl Töchter desselben Alters vorhanden ist. Die jüngern Kinder sind einer größern Sterblichkeit ausgesetzt, indeß kann man ihre Anzahl immerhin auf 60,000 Knaben und eben so viel Mädchen rechnen. Da alle Kinder vom geistlichen Stande irgend eine Erziehung erhalten, so kann man annehmen, daß von denen unter zehn Jahren ein Drittheil Unterricht im elterlichen Hause erhält. Daraus geht hervor, daß die Gesammtzahl der dem geistlichen Stande zugehörigen Kinder, welche die Wohlthat des Unterrichts genießen, 120,000 beträgt. Vergleicht man diese Anzahl mit der der gesammten Geistlichkeit, so hat man ein Verhältniß der Lernenden zur Gesammtzahl wie 1 zu 4. Dieses nicht nur in Rußland, sondern vielleicht in der ganzen Welt einzige Verhältniß erklärt sich erstens aus der Nothwendigkeit, worin sich alle zum geistlichen Stande gehörigen Personen befinden, wenigstens einen gewissen Grad von Unterricht zu erhalten, zweitens aus der Dauer dieser Studien, welche bei der Geistlichkeit größer ist als in irgend einer andern Classe, drittens weil in Rußland die Ehe für die Weltgeistlichkeit unerläßlich ist, und weil sich alle diejenigen, die sich diesem Stande widmen, unmittelbar nach Vollendung ihrer Studien verheurathen.

Wir kommen jetzt zu dem Adel, welcher 225,000 Individuen zählt. In dieser Classe, als der höchsten in der gesellschaftlichen Hierarchie, erhalten alle Kinder ohne Unterschied eine mehr oder minder sorgfältige Erziehung. Nimmt man das Verhältniß von 1 zu 5 an, wie in den Vereinigten Staaten, wo alle Kinder die Schulen besuchen, so erhalten wir eine Gesammtzahl von 45,000.

(Fortsetzung folgt.)

Seltsame Erscheinung im indischen Meere.

In der Sitzung der königlich asiatischen Gesellschaft vom 2 Dec. v. J. las ein Hr. Newmeham den Brief eines Seeofficiers vor, welcher sich am Bord der Sloop Clive im J. 1832 auf einer Fahrt von Bombay nach dem persischen Golf befand und Zeuge eines Phänomens war, das Alle an Bord mit Erstaunen und zum Theil mit Furcht betrachteten. Im Monat August um 8 Uhr Abends, während das Schiff bei hoher See schnell dahin fuhr, sahen sie sich mit einemmal von einem völlig milchweißen Wasser umgeben. Die Farbe nahe am Schiff war glanzlos, sie schien sich aber gegen den Zenith zu erheben, und wurde glänzender und funkelnder, so daß die Sterne sich verdunkelten, die vorher ganz sichtbar waren. Die See wurde ganz glatt, und das Schiff blieb liegen, wie in einer Windstille; auch konnte man nicht bemerken, daß das Schiff das Wasser durchschneide. Als man in einem Kübel Wasser heraufholte, unterschied es sich nicht vom gewöhnlichen Seewasser; wenn man es in Bewegung brachte, wurde es phosphorescirend, doch nicht mehr als gewöhnlich. Das Schiff segelte etwa 15 Meilen weit durch das weiße Meer, das eben so plötzlich wieder aufhörte, als es begonnen hatte. Die jedesmalige Aenderung ging so schnell vor sich,

Digitized by Google

wie das Leuchten des Blitzes. — Oberst Briggs, der bei Vorlesung dieses Briefes anwesend war, bemerkte, er habe im J. 1820 an Bord des Venares ein ähnliches Phänomen beobachtet, und gehört, daß es oft in jenen Breiten gesehen werde.

Chronik der Reisen.

Halls Reisen auf die Hochgipfel des Quitoanischen Andenzuges.

3) Reise zu den Obsidianfelsen von Quisca.

(Schluß.)

Obrist Hall entwirft nun eine herzzerreißende Schilderung des fluchwürdigen Systems, welches gegen die unglücklichen Ureingebornen, „die doch die Hauptmasse der Bevölkerung des Freistaates Ecuador ausmacht, dort befolgt wird," und die in Sklavenländern, z. B. in den südlichen Staaten der nordamerikanischen Union u. a. gegen die Negersklaven ausgeübte Tyrannei bei weitem übertreffen soll. Der Verfasser beruft sich auf das unverwerfliche Zeugniß der beiden Ulloas, die in ihren von Dr. Barry 1826 herausgegebenen Memorias segretas diesen Gegenstand erschöpft hätten, und fügt hinzu, der von ihnen in ihren geheimen Berichten an den spanischen Hof geschilderte furchtbare Zustand der indianischen Bevölkerung sey auch nach den stattgefundenen Umwälzungen in dieser Region des mittägigen Amerika's, d. h. im Ecuador, derselbe geblieben. Die Authentie und Wichtigkeit der Ulloa'schen Berichterstattung könne nur von denen, welche im Lande ansäßig, oder sich längere Zeit allda aufgehalten haben, im vollen Umfange gewürdigt werden, und er müsse zu seinem Leidwesen den Ausspruch thun, daß sie, insoweit sie sich auf den Zustand und die unmenschliche Bedrückung der ureingebornen Bevölkerung bezieht, noch bis auf den heutigen Tag als die unverwerflichste Autorität gelten dürfe. Die einzige Milderung von Belang, welche eingetreten, bestünde darin, daß die Indianer nicht mehr von den Corregidoren gezwungen werden können, ihnen Brillen oder Seidenstrümpfe und dergleichen abzukaufen, wozu sie vormals, wenn die Corregidoren sich solcher, den armen Indianern durchaus unnützen Sachen, mit Gewinnst entledigen wollten, mit Gewalt angehalten wurden.

Die Angaben der Ulloa's erstrecken sich auf das ganze Ländergebiet, aus welchen das Reich der Yncas bestand. Seine (Halls) Bemerkungen aber bezögen sich, wie er ausdrücklich hinzufügen müsse, bloß auf die eingeborne Bevölkerung des Freistaates Ecuador, die sich auf mehr als dreimalhunderttausend Seelen belaufe, denn in den beiden andern Staaten der columbischen Union — Venezuela und Neu-Granada — sey ihre Zahl bei weitem geringer, und ihr Rechtszustand von demjenigen der creolischen Bevölkerung wenig verschieden.

Der Verfasser entwirft nun eine ausführliche Schilderung des Zustandes der indianischen Bevölkerung des Staats Ecuador, welche, mit Ausnahme etwa eines Zehntels des aus freien Arbeitern in den Städten und einigen wenigen kleinen Grundeigenthümern besteht, leibeigen ist, die Verfertigung des bereits erwähnten Wollenzeuges als die ihr obliegende Sklavenarbeit verrichten muß, und den Namen Conciertos oder Ganpanes führt. Leider verbietet uns der Raum, die nun folgende Auseinandersetzung aufzunehmen, wovon wir nur den Schluß mittheilen können: Das von dem ersten columbischen Congreß zu Cuenca 1821 erlassene Gesetz zu Gunsten der eingebornen Bevölkerung, welches ihre völlige Emancipation aussprach, ist im Süden jener Republik, oder mit andern Worten im jetzigen Freistaat Ecuador, stets ein todter Buchstabe geblieben. Doch die strafende Vergeltung ist auch nicht ausgeblieben. Die herabgewürdigte, in den Staub getretene eingeborne Bevölkerung, die, wie bereits erwähnt, da die Hauptmasse ausmacht, vermag keine dauerhafte Grundveste eines gesellschaftlichen Gebäudes abzugeben, und so hat sich dieser Freistaat bis jetzt als der unfähigste unter allen süd- und nordamerikanischen Staaten zur Aufstellung einer geordneten Regierung, dagegen aber als das ohnmächtigste und leichteste Opfer der Anarchie erwiesen.

Nachdem wir (fährt der Verfasser in seiner Reisebeschilderung nun fort) eine zweistündige Wegstrecke hinter Sisidamba, wo sogleich die Paramos beginnen, zurückgelegt hatten, stießen wir auf die erste beträchtliche Obsidianmasse, welche etwas über die Oberfläche des Bodens emporragte; doch konnten wir nicht ermitteln, ob es ein vereinzelter Block oder der hervorspringende Theil eines ganzen, weiter sich erstreckenden Gesteins sey. Unter einem heftigen Schneesturm gelangten wir endlich zur Höhle von Quisca, unserm ersehnten Reiseziele, welche auf einer Höhe von 14,000 bis 15,000 Fuß liegen mag. Sie wird durch einen ungefähr 40 Fuß hohen und 50 Klafter lang streichenden Obsidianfelsen gebildet, welcher von hellkaffeebrauner Farbe, reich geadert, und von herrlicher Transparenz ist. Unten wird er von einer kleinen Perlsteinader durchzogen. Sein ganzes Aussehen berechtigt uns, ihn von bedeutender Mächtigkeit über das Trachytgestein anzunehmen. Boussingault hielt es für wahrscheinlich, daß der Felsen zum Theil von den Indianern ausgehöhlt worden sey, weil sie das Gestein, woraus sie ihre Waffen und Geräthe verfertigen, ehemals aus ihm zu brechen pflegten. Der Thermometer stand hier Vormittags auf 58°; wir verweilten daher nur so lange, als Boussingault zur Sammlung von Gesteinsproben bedurfte.

Auf dem Rückwege besuchten wir die Maierei von Opamburu, welche durch den Umstand, daß sie das Südende der Basis bildete, die von den französischen Gradmessern auf der benachbarten Ebene aufgenommen wurde, bemerkenswerth ist. Im Hofraume des verfallenen Maireigebäudes fanden wir den Stein, worauf sie einen kurzen Indegriff der in ihren Schriften beschriebenen Operationen eingegraben hatten. Die von ihnen an beiden Enden der Basis errichteten Denkpyramiden sind aber vandalischerweise längst zerstört, und nur die wagerechte Fläche, die sich von Opamburu bis zu den Schluchten des Guallabamba hin ausdehnt, deutet allein noch den Schauplatz ihrer so weltberühmt gewordenen Gradmessung an.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schwresbury Chronicle erzählt Folgendes: In der Bleimine bei Blaenwant, in der Nähe von Mold in Flintshire, mußten kürzlich die Arbeiter auf der einen Seite flüchten, indem ein mächtiger Wasserstrom plötzlich über sie hereinbrach. Nach drei Tagen verschwand das Wasser völlig, und als man sich der Stelle vorsichtig näherte, fand man eine Oeffnung von 4 Zoll Durchmesser, durch die das Wasser abgeflossen war. Da man einen Ton hörte, wie von einer mächtigen Wasserströmung, erweiterte man die Oeffnung, so daß man hindurch konnte, und fand hier das Bett eines unterirdischen Flusses, der wahrscheinlich den etwa 12 engl. Meilen entfernten berühmten St. Winifreds-Brunnen hauptsächlich versorgt. Da der Fluß gerade seicht war, so erforschte man ihn etwa 80 Schritte weit, und fand bei dieser Gelegenheit rechts und links mehrere große Höhlen, wo von den Seiten und der Decke zahlreiche schöne Stalaktiten herabhingen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

(Beilage. Lithographie; die neapolitanischen Fischer.)

Digitized by Google

Nr. 10.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Januar 1838.

Die Regierung des Nizam von Heiderabad.

(Aus dem Asiatic Journal, Dec. 1837.)

Der Nizam wurde in einem Zenanah (Harem) geboren und erzogen; von Jugend auf brachte er seine Zeit in sinnlichen Ausschweifungen und Nichtsthun hin, und ist seit geraumer Zeit schon in körperliche und geistige Unfähigkeit versunken. Der eigentliche Premierminister, Tschandu Lal, ist ein Mann von großem Talent, unermüdlich in Geschäften und den Engländern günstig gesinnt, da er von diesen zu seiner jetzigen Stellung erhoben wurde, aber er ist habgierig, tyrannisch und grausam, und sein Regierungssystem ist von der niederträchtigsten Art. Bestechung und Erpressung sind die Hauptzüge seiner Verwaltung, und unter ihm steht ein Heer untergeordneter Agenten, die bekanntermaßen sämmtlich bestechlich sind.

Diese Schilderung des Fürsten und seiner Minister ist nicht Uebertreibung, sondern die reine Wahrheit, und man wird deßhalb nicht erstaunt seyn, daß die Wirksamkeit dieser Regierungsmaschine der Zusammensetzung ihrer Theile entspricht. Das Land ist in Districte (Talukah) getheilt, von denen jeder unter einem Talukdar steht, welcher mit der Regierung über eine jährlich zu bezahlende Summe übereinkommt. Dieser Beamte erkauft seine Anstellung um eine große Summe, welche Nasserana genannt wird, und überdieß muß er noch den Minister und dessen Diener abwärts mit großen Geschenken für sich gewinnen. Schon daß er diese Summen aufwenden muß, ist ein Uebel; daß er aber dieselben nicht selbst besitzt, ist ein zweites. Um die vorläufigen Forderungen, die man an ihn macht, befriedigen zu können, muß er sich an einen Gelddarleiher wenden, der von nun an sich mit ihm in den Gewinn theilt, den er aus seiner Stellung zieht, und somit hat das Volk zwei Tyrannen statt eines einzigen. Zudem ist dieser Stellenverkauf auch noch eine Versuchung für eine habgierige Regierung, einen Talukdar um der Geschenke willen zu entlassen, die man von seinem Nachfolger in Anspruch nimmt, während der augenblickliche Inhaber, der keine Sicherheit für seine Stellung hat, als das nichtige Versprechen einer Regierung ohne Treu und Glauben, schon sein Amt mit dem Entschlusse antritt, sich bezahlt zu machen und möglichst schnell Geld zusammenzuraffen. Sein erster und einziger Zweck ist also, aus den unglücklichen Reiots (Bauern) so viel als immer möglich herauszupressen; er plündert, raubt und preßt, bis die Talukah nichts mehr abwirft, und nun kommt der Tag der Vergeltung; das Volk wandert aus, das Land bleibt unbebaut, und die Steuern werden nicht mehr bezahlt; der Minister erhebt sich nun voll tugendhaften Unwillens, fordert den Talukdar vor sich, und wirft ihm seine Verbrechen vor. Den Zweck dieses Verfahrens kennt Jedermann ganz genau; hat der Verbrecher Geld, um seine Verzeihung und eine andere Talukah zu erkaufen, so kann er ziemlich sicher seyn, das Eine wie das Andere zu bekommen; hat er sich aber des Verbrechens der Armuth schuldig gemacht, dann erhält er die Strafe seiner Missethaten. Der Talukdar plündert das Volk, der Minister preßt den Talukdar unter dem Vorwand ihn zur Rechenschaft zu ziehen, aber der Reiot erhält in keinem Falle Abhülfe.

Die Folge dieses Systems, das jetzt schon seit vielen Jahren fortgesetzt worden, ist, daß die Reiots in einem hoffnungslosen Zustande von Armuth gehalten werden. So einfach ihre Lebensweise ist, so haben sie doch nicht die Mittel sich zu nähren und zu kleiden. Sie sind fast ohne Ausnahme den Samen schuldig, den sie säen, die Ochsen, mit denen sie pflügen, und jeden Mundvoll Nahrung, den sie genießen. Für das Geld, welches sie auf diese Weise entlehnen, zahlen sie nicht nur wucherische Zinsen, sondern sie geben auch noch Bedingungen ein, die alle ihre Habe, selbst die folgende Ernte, in die Gewalt des Darleihers stellen, so daß er dieselbe zu einem beliebigen Preise an sich bringen kann. Da nun der Darleiher eine unumschränkte Macht über das ganze Besitzthum des Reiots ausübt, so fordert er, je nach Umständen, einen Theil oder das Ganze seines Guthabens ein, und läßt dem Reiote nichts als das nackte Leben; zugleich weiß er es so einzurichten, daß er stets steigende Forderungen an ihn zu machen hat, und ihn nie aus der Abhängigkeit entschlüpfen läßt. Der Talukdar und der Geldverleiher sind mit einander verbunden und theilen die Beute. Das Elend, unter dem diese Bevölkerung seufzt, würde seine Heilung in sich selbst finden, und durch Aufstände sich

Digitized by Google

Luft machen; aber engliſche Bajonnette ſtehen da, um jeden Verſuch der Art niederzuſchlagen, weil die engliſche Regierung den Nizam nicht bloß gegen äußere Angriffe, ſondern auch gegen inneren Aufſtand zu ſchützen verſprach.

Rußland.

(Fortſetzung.)

Die Claſſe der Civil- und Militärbeamten, ſowohl in activem Dienſt als penſionirt, beſteht nach Ciabłowski aus 750,000 Individuen; rechnet man unter ihnen das Verhältniß der Lernenden zur Geſammtzahl, wie 1 zu 7, ſo erhält man 107,000 Kinder, welche Unterricht erhalten.

Die Zahl der Kaufleute kann auf 200,000 geſchätzt werden. In dieſer Claſſe, wo die Aufklärung in den letzten Jahren ſo raſche Fortſchritte gemacht hat, erhalten alle Knaben und die Mehrzahl der Mädchen eine mehr oder minder ſorgfältige Erziehung; man kann annehmen, daß 27,000 Individuen beider Geſchlechter einen gewiſſen Unterricht erhalten.

Die Kleinbürger, die Handwerker und andere Bewohner der Städte und Flecken, mit Ausnahme der Geiſtlichkeit, des Adels und der Kaufleute, muß man auf 5 Millionen anſchlagen. Angenommen, daß von vier Familien oder zwanzig Individuen dieſer Claſſe nur ein Einziger etwas lerne, ſo betrüge die Zahl der Kinder, welche Unterricht erhalten 250,000. Man darf auch die zahlreiche Claſſe der Diener nicht aus den Augen verlieren, welche bei einer Million Adeliger und Beamten wohl auf 3 Millionen angeſchlagen werden kann. Von ihnen bildet ſich eine große Zahl von Jugend an für den Stand von Intendanten, Schreibern oder Kammerdienern aus, einige werden auch Künſtler oder Angeſtellte niedern Grades, und einige Vornehme haben in ihren Häuſern Schulen organiſirt, um die Kinder ihrer Diener darin unterrichten zu laſſen. Wir werden alſo wohl keine ſonderlichen Fehler begehen, wenn wir annehmen, daß von 15 Individuen dieſer Claſſe wenigſtens Eines etwas lernt, was eine Geſammtzahl von 200,000 Kindern gibt, die Unterricht erhalten.

Die Armee beſteht mit Einſchluß der Frauen und Kinder aus 1,200,000 Individuen, und wir haben oben geſehen, daß die Zahl der Soldatenſöhne, die ſämmtlich die Schule beſuchen müſſen, 169,000 beträgt.

Es iſt jetzt noch die Claſſe der Bauern übrig, die zahlreichſte von allen, die aber hinſichtlich des Grades von Unterricht, den ſie erhält, eine ſo große Verſchiedenheit darbietet, daß man hier keine gleichförmigen Grundſätze aufſtellen kann. Die Zahl der Bauern muß ungefähr 1,200,000 Seelen betragen, während aber in gewiſſen Gegenden, wie in Weißrußland, in Volhynien und Podolien, kaum einer von 500 leſen kann, iſt dieß Verhältniß viel ſtärker in den mittlern Provinzen, in der Nähe der großen Städte, in den Gouvernements, wo die Bevölkerung ſich vorzugsweiſe mit Handel und Induſtrie beſchäftigt, in den deutſchen Colonien, in den Oſtſeeprovinzen und auf den Landgütern, welche die Apanage bilden, ſo wie auf denen einiger großen Güterbeſitzer. Nimmt man ein mittleres Verhältniß von 1 zu 300 an, ſo erhält man in der Claſſe der Bauern eine Zahl von 140,000 Kindern, welche einen Elementarunterricht genießen. Die Geſammtzahl der jungen Leute, welche irgend einen Unterricht erhalten, möchte ſich alſo folgendermaßen ſtellen:

Von der Geiſtlichkeit	120,000
Vom Adel	45,000
Kinder von Civil- und Militärbeamten	107,000
Kinder von Kaufleuten	27,000
Kinder von Kleinbürgern	250,000
Kinder der dienenden Claſſe	200,000
Kantoniſten	169,000
Kinder von Bauern	140,000
Geſammtzahl	1,058,000

Zieht man von dieſer Zahl die der Schüler in den öffentlichen Schulen jeder Art ab, ſo würde ſich ergeben, daß 597,424 Kinder Unterricht im elterlichen Hauſe erhalten. Da hier nur von dem ruſſiſchen Europa die Rede iſt, und dieſer Theil des Reichs 48 Millionen Seelen zählt, ſo geht daraus hervor, daß das Verhältniß der jungen Leute, die einen mehr oder minder guten Unterricht erhalten, zur Geſammtbevölkerung ſich wie 1 zu 48 verhält, ein Verhältniß, das in Frankreich nicht in allen Departements herrſcht *), und da es ſich noch mit jedem Jahre vermehrt, ſo kann es nach einigen Jahren ſich nicht mit gewiſſen Inſtitutionen Rußlands vertragen, oder wird wenigſtens ein Hinderniß für jedes Syſtem, das nur die perſönlichen Abſichten eines Herrſchers und nicht die Intereſſen der Nation im Auge hat. Alle dieſe Thatſachen beweiſen, auf welche Hinderniſſe ſchon der Natur der Dinge nach die ruſſiſche Regierung ſtoßen müßte, wenn ſie einen Angriffskrieg unternehmen wollte, und wie ſehr die auswärtige Politik des Kaiſers von den neuen Intereſſen der ruſſiſchen Nation beherrſcht ſeyn muß.

Ich habe im Anfang die Bemerkung gemacht, daß der Mangel an Bevölkerung jetzt in Rußland noch fühlbarer ſey, als unter der Kaiſerin Katharina. Die Bevölkerung hat ſich allerdings vermehrt, ſeit aber der Kaiſer eine Marine geſchaffen und die Militärlinien ausgedehnt hat, iſt das Bedürfniß an Menſchen geſtiegen, und man mußte ſogar einen großen Theil der Truppen aus Polen zurückziehen, um auf allen Punkten des Reichs Truppen in gehöriger Anzahl zu vertheilen. Allerdings würde ein Krieg der Nationalintereſſen der ruſſiſchen Re-

*) Ein kürzlich von dem Kriegsminiſter bekannt gemachtes Document beweiſt, daß von 326,998 jungen Leuten, die auf der letzten Conſcriptionsliſte eingetragen waren, 155,959 leſen und ſchreiben, 784 nur leſen, 149,195 aber weder leſen noch ſchreiben konnten; von den übrigen 9488 fehlten die Angaben. Ungefähr daſſelbe Verhältniß ergab ſich von den 80,000 durch das Loos gezogenen Conſcribirten, denn von dieſen konnten 40,186 leſen und ſchreiben, 34,569 aber konnten weder das eine noch das andere. Dieſes Actenſtück beweiſt, daß faſt die Hälfte der franzöſiſchen Bevölkerung im Alter von 20 Jahren noch ohne allen Unterricht iſt.

Digitized by Google

gierung gestatten, ihre Militärcolonien und ihre Provinzen von Truppen zu entblößen, aber die unbesonnene Entwicklung seiner Streitkräfte in einem bloßen Kriege des Ehrgeizes würde ihr große Verlegenheiten bereiten, namentlich, wenn wie im türkischen und polnischen Krieg, der erste Feldzug sich unter ungünstigen Auspicien eröffnete.

Es gibt also zwei Arten, die Lage Rußlands und den Gebrauch, den es von seinen Hülfsmitteln machen kann, zu betrachten. Hätte der Kaiser die Absicht, sein Reich immerfort auszudehnen, Persien zu erobern, sich der europäischen Türkei zu bemächtigen, seine politischen Ansichten dem Westen einzuimpfen und Alles durch die Waffen zu beherrschen, so hätte er von allen Herrschern von Europa am wenigsten die Gewalt, seine Plane zu verwirklichen. Alles wäre ihm hinderlich, und statt der wenigen Ehrgeizigen, die er in seiner Armee und seiner Flotte für sich gewänne, würde er im Schooße seines Reiches selbst Widerstand jeder Art hervorrufen, einen Widerstand von Menschen und Dingen, den er unmöglich überwinden könnte. Wegen eines solchen Zwecks darf man also die Möglichkeit eines Kriegs mit Rußland weder fürchten, noch in Aussicht nehmen. Handelte es sich jedoch um die Vertheidigung seines bedrohten Gebiets, so würde Alles den Kaiser unterstützen, eben so wie bei einem See- oder Landkrieg zur Vertheidigung der Handelsinteressen Rußlands. Ich spreche hier nicht von Polen, wo es sich um eine Lebensfrage für das russische Reich und die Ehre des russischen Namens und die Würde dieser Nation handelte; aber die Frage des Orients darf man nur aus dem Gesichtspunkt des materiellen Interesses beurtheilen, und eben so auch fast alle Fragen, die sich für lange Zeit noch zwischen Rußland und dem übrigen Europa, namentlich zwischen Rußland und Frankreich, zwischen Rußland und England erheben können. Bereits wird die Allianz Preußens und Rußlands, welche auf Familienbande und eine genaue Gleichförmigkeit der politischen Ansichten gegründet ist, durch die Macht der Handelsinteressen lockerer. Rußland führte Korn über Danzig und Thorn aus, und Preußen, dessen Ackerbau stieg, verschloß Rußland diese Ausgänge. Preußen seinerseits unterhielt einen freien Handel mit China über Kiachta, und Rußland gewährte ihm wie dem übrigen Deutschland die Durchfuhr. Rußland, dessen Industrie stieg, hat Comptoirs zu Kiachta angelegt, und seine Kaufleute holen selbst den Thee auf chinesischem Gebiete, darum hat es die Straße nach den chinesischen Gränzen für Preußen gesperrt. Zahlreiche Schwierigkeiten sind aus dieser Lage der Dinge hervorgegangen, und ein preußischer Staatsrath, Hr. v. Westphal, der nach Petersburg geschickt wurde, um einen Handelstractat abzuschließen, gerieth bald in solche Mißverständnisse mit dem Finanzminister, daß dieser für nöthig erachtete, den preußischen Minister zu St. Petersburg, Hrn. v. Liebermann, einen Mann von sehr versöhnlichem Charakter, zu den Conferenzen beizuziehen. Aber auch dieser gerieth bald in so lebhafte Discussionen, daß man die Unterhandlungen abbrechen mußte, und man nicht weiß, was daraus werden soll. Der alte Handelsvertrag zwischen Preußen und Rußland war vom 27 Febr. 1825, und für neun Jahre abgeschlossen; am 11 März 1834 wurde er auf ein Jahr, und dann wieder auf ein Jahr verlängert. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Rußland verfertigt jetzt selbst die Tücher welche früher den Chinesen als Tauschmittel gegen ihren Thee von russischen Kaufleuten gebracht wurden; daß diese aber sich in Kiachta nur seit dem Aufhören des preußischen Transithandels niedergelassen, ist unrichtig. So ist es auch nicht bekannt, daß in den preußischen Häfen die russischen und polnischen Producte nicht zur Einfuhr zugelassen worden wären. Zwischen beiden Ländern gibt es keine widerstreitenden Interessen in Bezug auf wichtige Handelsfragen, daher der Handel nach wie vor dem Tractat fortbesteht.

Erinnerungen vom Vesuv.

(Aus dem Messager des Chambres.)

Gegen Ende verflossenen Monats November riefen mich Geschäfte nach Frankreich zurück, und so nahm ich denn den Vorschlag einiger Künstler an, dem Vesuv jenen pflichtschuldigen Besuch abzustatten, dessen kein Reisender, der nicht Gefahr laufen will, für einen Wechselagenten oder einen holländischen Schöffen gehalten zu werden, sich entschlagen kann. Ein Novembermorgen — einer jener ruhigen und heiteren, im Glanze jenes fröhlichen, in unserm nebeligen Westen uns bekannten Lichtes funkelnden Morgen — ward zu diesem Ausfluge bestimmt. Nicht eitle Neugierde — eine mächtigere Triebfeder zog uns hin zu der Oeffe des nimmer rastenden Vulcans: seit einigen Tagen schon erschütterte ein dumpfes Brummen seine Eingeweide, und alle Symptome eines nahen Ausbruches gaben sich zu unserer großen Zufriedenheit kund. Ich weiß nicht, wie Lord Byron in einem Anfalle von Dandyism den Vesuv, den er überdieß nie gesehen hatte, einen elenden Hügel nennen konnte; hat seine beißende Ironie je fehl getroffen, so ist es in diesem Falle. Von allen europäischen Vulcanen ist der Vesuv der imposanteste; sein weithinreichender Schatten, womit er die Landschaft bedeckt, gleicht von fern einem schwarzen, ungeheuren Grabestuche, das ein riesenhafter Dämon über die Bevölkerungen ausbreitet, die da schlafen unter seiner Lavadecke; ja, man könnte sagen, der Engel des Bösen beuge sich mit einer Hölle unter seinen Füßen über das Eden, das grünend, fruchtbar, reich und volkerfüllt in der lachenden Schönheit des neapolitanischen Himmels vor seinen Blicken sich entfaltet.

Ein Marsch von einer Stunde längs der Küste führte uns nach Resina, wo es uns nach vielem Hin- und Herreden gelang, uns die zur Reise nöthigen Pferde zu verschaffen. Dreißig oder vierzig Diener des Vulcans boten uns ihre ziemlich unnützen Dienste an; nachdem wir uns eines guten Führers, der erforderlichen Instrumente und des gefälligen Cicerone versichert, machten wir uns auf den Weg. Der Himmel zeigte jene warme, Neapel eigenthümliche, azurne Durchsichtigkeit. Nach einem halbstündigen Marsch auf einem rauhen und mit zerspaltenen Laven und Aschen gepflasterten Wege erreichten wir eine mit Schlacken und Laven bedeckte Hochebene, wo die Führer einen Augenblick ausruhten. In der Ferne bildete Neapel und seine wundervolle, mit Schiffen angefüllte Bucht einen malerischen Hintergrund. Näher und unter uns schienen die Villa's, die Paläste, die Klöster im Schatten ihrer Citronenbäume und Lorbeerrosen den Aus-

Digitized by Google

brüchen des Vulcans gerade in den Weg geſtellt, ſorglos ſchlafend wie ein Lazzaroni auf der Schwelle irgend eines Palaſtes. In einiger Entfernung wechſelt die Landſchaft abermals. Die entzückende, trockene und reine Luft des Berges macht ſich fühlbar; ihr Einfluß gleicht einigermaßen dem von Gay Luſſac entdeckten gas hilarians.

Rechts, auf der Seite des Berges, breitet ſich der Piano di Ginestro aus, eine große und öde Ebene, wo des Winters Zähchen wieder Strauch noch Gras berührt — eine Lava-Oede ohne Leben, deren ſchwarze, holperige und hellklingende Wellen, nachdem ſie ein Feuermeer geweſen, alle die Undulationen eines ungeheuren Gletſchers zeigen. Erhebt ſich der Blick nach den Seiten des Berges, ſo ſieht man plötzlich zwei ſchwarze Geſpenſter auftauchen, eine Rauchſäule auf dem Haupte, gleich einem Federbuſch.

Wir waren ungefähr zwei Stunden gegangen, als wir zur Eremitage kamen. In Italien haben alle Berge ihre Eremitage; die des Veſuvs liegt auf einer Felſenklippe, die von der Lava bis auf den Grund hinab entblößt und gegen jeden Ausbruch geſchützt iſt, und da ſie überdieß unter dem Schutze des heiligen Januarius ſteht, dem ſie geweiht, ſo hat der Vulcan nichts mit ihr zu ſchaffen. Von der Schwelle der Eremitage aus genießt das Auge eine bewundernswerthe Ausſicht, und entdeckt die Hälfte des Campo felice, deſſen Flüſſe, Villen und Berge wie durch die kleine Oeffnung eines Fernglaſes ſich dem Auge darſtellen. Unter andern Annehmlichkeiten beſitzt die Eremitage auch einen jovialen Bruder Mönch, der — nebenbei geſagt — ganz und gar kein Mönch, übrigens ein guter Geſellſchafter iſt, der mit Ketzern und Rechtgläubigen ſeinen Lacryma Chriſti trinkt, die Piaſter nicht haßt, und mit ganz charmanter Courtoiſie von ſeinem hölliſchen Gotte ſpricht.

Wie vielen andern Mächten, die ſich mit fremdem Ruhme ſchmückten, und einen fügneriſchen Namen aneigneten, geſtand man auch dem Veſuv die verhängnißvolle Ehre zu, der Zerſtörer der campaniſchen Städte zu ſeyn; gebe man dem Veſuv, was ihm gebührt; dem Somma gehört jener Ruhm, den ihm ein undankbarer Sohn entriß. Zur Zeit des großen Ausbruchs im Jahr 79 nach Chriſti Geburt entſprang der Veſuv aus den Rippen des Alt-Somma. Der Veſuv iſt ein Vulcan, der, wie Jupiter, erſt dann emporkam, als er ſeinen Vater entthront und deſſen alten Ruhm ſich angeeignet hatte. Jetzt hat der Somma, einem entthronten Monarchen ähnlich, ſeinen Lava-Mantel und ſeine Flammen- und Rauchescrone ſeinem hölliſchen Nachkömmling abzutreten. Gefaßt und ſtumm, wie ein beſiegter Titan, harrt er beſſerer Tage, und wer weiß, ob er ſich nicht wieder ſeiner alten Flammengewalt bemächtigt.

Kommen wir jedoch auf unſere Beſteigung zurück. Die Eremitage liegt ungefähr halbwegs auf dem Berge, der weiter hinauf ſchwerer zu erklettern iſt. Etwa eine halbe Stunde lang halten die Undulationen von geldſchter Lava, und die Riſſe, die ſich darin bilden, den nicht gefahrloſen Marſch auf. Die Vegetation verſchwindet; keine Spur eines Weges zeigt ſich in dieſem beweglichen Boden, wo, was heute noch ein Thal, morgen ein Hügel ſeyn kann. Der Instinct unſerer Pferde, welche die Führer unſerer Führer zu ſeyn ſchienen, und die Rauchſäule, die ſich unter dem Winde wie eine ungeheure ſchwarze Schlange drugte, waren unſer Nordgeſtirn. Ich entfernte mich einen Augenblick von der Karawane, ſtieg vom Pferde, und ſetzte mich an einen Ort, von wo aus mein Auge kein lebendes Weſen erſpähen konnte. Alles um mich her war tiefe Stille — die Schläge meines Herzens die einzigen Lebenszeichen in dieſer ſchauerlichen Aſchenöde; nur zu Häupten bot der Berg, ſchwarz, brennend und ſtumm, einen ſonderbaren Anblick — um mich kein lebendes Weſen: Alles öde und düſter, als wäre die Natur wieder in das Chaos verſunken — eine träge, lebloſe, öde und wilde Maſſe — eine Welt ohne Gott!

Steigt man weiter hinauf, ſo entdeckt man linker Hand einen düſtern Abgrund, den unſere Führer Atrio di Cavallo nannten. Dieſe Oeffnung, die nichts Anderes als der Krater des alten Vulcans iſt, theilt die Gipfel des Somma und des Veſuv. Dennoch iſt es, da jeder neue Ausbruch die Kluft, die zwiſchen den beiden Feueröffnen beſteht, zu füllen ſucht, wahrſcheinlich, daß es bald nur noch eine einzige geben wird, wofern nicht eines Tages durch eine ſchreckliche Convulſion die Seiten der beiden Vulcane verſinken, und nur noch einen gräßlichen Abgrund übrig laſſen!

Der gefährlichſte Theil dieſer romantiſchen Wanderung iſt die Beſteigung des letzten Kegels, oder des Kamins, wie es gemeiner Weiſe die Neapolitaner nennen. Wir brauchten mehr als eine Stunde, während welcher jeder von uns all ſeine gymnaſtiſche und Steigekunſt aufbot, um den Rand des Kraters, von dem wir noch etwa hundert Schritte getrennt waren, zu erreichen. Es erfordert einigen Muth an dieſer Stelle, um den zerriſſenen und hellklingenden Lavaboden, der bei jedem Schritte zu ſinken droht, und aus dem ein unerträglicher Rauch und Qualm emporſteigt, zu überſchreiten.

Aehnlich Dante's Hölle, iſt der Krater des Veſuvs aus zwei concentriſchen Kreiſen gebildet, die ihm einige Aehnlichkeit mit dem umgekehrten babyloniſchen Thurm oder einem umfangreichen, zu den Kämpfen der Titanen gegen die antediluvianiſchen Ungeheuer beſtimmten Amphitheater geben. Dennoch wäre es etwas Unnützes, eine genaue Beſchreibung des Kraters zu geben, da ihn ein Ausbruch bis auf den Grund umſtürzt. Als ich ihn ſah, glich er, wie geſagt, einem düſtern und ſonderbaren Circus, deſſen Kampfplatz oder Mittelpunkt Flammen ſpie. Bei großen Ausbrüchen wird die Geſtalt des Kraters gewöhnlich ganz verändert, und Tauſende von Menſchen wären, Jahrhunderte lang arbeitend, nicht im Stande, das abzutragen, was dieſer Feuerriefe in einigen Stunden umſtürzt.

(Schluß folgt.)

Ein indiſches Blatt: Sumbal. Probakhar vom 5 April v. J., zeigt an, daß man ihm eine bengaliſche Ueberſetzung des erſten Buches der Ilias eingeſendet habe, und daß dieſelbe ſehr gelungen ſey.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 3** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Das ehrene Zeitalter. Von Lord Byron. — Das neuere franzöſiſche Drama. (Fortſetzung.)

Da das Morgenblatt dieſen dem Auslande beigegebenen Literaturblättern, von welchen wöchentlich 2—3 Blätter erſcheinen, keine Beilagen mitgetheilt werden; ſo beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 11.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Januar 1838.

Die Geographie Afrika's von Edrisi. *)

Der berühmte arabische Geograph, Abu Abdullah Mohammed Ben Mohammed El-Edrisi wurde zu Ceuta im J. 1099 unserer Zeitrechnung geboren; er stammt aus der fürstlichen Familie Edris, welche im J. 919 von Mahadi Abdallah, dem Fatimiten, entthront wurde, studirte zu Cordova, und lebte später am Hofe Rogers, Königs von Sicilien, für den er einen Erdglobus aus Silber bearbeitete, und ein geographisches Werk zur Erklärung desselben im J. 1157 verfaßte: dieß ist so ziemlich Alles, was man von ihm weiß. Lange kannte man seinen Namen nicht, und ein in lateinischer Sprache zu Paris im J. 1619 erschienener und von zwei Maroniten verfaßter Auszug nannte ihn Geographus Nubiensis, weil er über Afrika namentlich in seinem Werke ins Detail eingeht. Hr. Jaubert, der bekannte französische Gelehrte und Dragoman der französischen Regierung, der schon Napoleon nach Aegypten begleitet hatte, fand in der königlichen Bibliothek zu Paris ein ziemlich unleserlich geschriebenes arabisches Manuscript auf, und entdeckte endlich, daß dieß eine vollständige Abschrift des großen Geographen sey, von dem ein schlechter Auszug im Jahre 1592 zu Rom arabisch und, wie erwähnt, im J. 1619 zu Paris lateinisch erschienen war. Er äußert sich hierüber folgendermaßen:

„Ich wußte wohl, daß in der Bodlejanischen Bibliothek zu Orford sich zwei Manuscripte vorfinden, von denen Greaves das eine aus Aegypten, Pococke das andere aus Syrien mitgebracht hatten, und die aller Wahrscheinlichkeit nach das vollständige Werk des Geographen Edrisi enthalten; aber ich konnte nicht begreifen, wie ein Werk von solcher Wichtigkeit bisher den Forschungen der Orientalisten entgangen seyn sollte. Hätte ich mich daraaf beschränkt, aus diesem Werke die Stellen auszuziehen, welche namentlich über die mich interessirenden Länder Licht verbreiteten, und nur meine Kräfte zu Rathe gezogen, so hätte ich nicht daran gedacht, das Ganze zu übersehen, namentlich da geschickte Commentatoren, unter denen der gelehrte Hartman *) den ersten Rang einnimmt, den früher erschienenen Auszug möglichst benützt hatten. Je weiter ich indeß las, desto mehr wurde ich überzeugt, daß die von dem Abbreviator ausgelassenen Stellen im Allgemeinen am meisten Licht über den Zustand der geographischen Kenntnisse im Mittelalter, über die natürlichen Erzeugnisse und die Denkmäler der beschriebenen Länder, über die Sitten, Gewohnheiten und die Industrie der Einwohner verbreiten konnten. Uebrigens setzte mich die Einfachheit des Styls, der Zutrauen erweckende Ton und der kritische Geist, der im Ganzen herrscht, in Verwunderung, und ich konnte auf jeder Seite bemerken, daß der Verfasser mit Gewissenhaftigkeit zu Werke ging, und nichts niederschrieb, als was er für wahr hielt. Ich befragte mehrere Personen, ob man nur einen Auszug oder das Ganze übersetzen sollte; man bemerkte mir aber, so sorgfältig man auch immer die Auszüge machen möchte, so würden die Leser doch immer fürchten, man möchte ihnen irgend etwas Merkwürdiges vorenthalten haben. Diese letztere Rücksicht bestimmte namentlich die geographische Gesellschaft, deren Arbeiten nicht bloß die Erwerbung neuer Kenntnisse über den Zustand des Erdballs, sondern auch Forschungen über die allgemeine Geschichte der Wissenschaft umfassen, wie dieß namentlich ihr Herausgabe des Marco Polo beweist."

Hr. Jaubert wurde in Folge dessen von der Centralcommission der geographischen Gesellschaft eingeladen, eine französische Uebersetzung des arabischen Textes zu unternehmen, und zwar in der Art, daß nichts Wesentliches darin ausgelassen werde. Er hatte schon das erste Klima vollendet,**) als er von der französischen Regierung im Jahr 1839 mit einer Sendung nach Konstantinopel beauftragt wurde. Diese Reise unterbrach die literarischen Arbeiten Hrn. Jauberts zwei Jahre lang. Bei seiner Rückkehr im Jahre 1831 hatte die königliche Bibliothek ein neues Manuscript Edrisi's angekauft; er machte sich mit neuem Eifer an die Arbeit, und vollendete den ersten Band, der die drei ersten Klimate umfaßt und die Hälfte des Werks ausmacht. Edrisi beginnt seine Erdbeschreibung am Aequator,

*) Auszug aus einem E—s (Eyriès) unterschriebenen Artikel in den Nouvelles Annales des Voyages. Oct. und Nov. 1837.

*) Sein Buch ist unter dem Namen Edrisii Africa erschienen.

**) Die arabischen Geographen theilen die Erde in 7 Klimate ab.

Digitized by Google

und geht von Weſten nach Oſten und von Süden nach Norden. Im dritten Klima, das aus 10 Abtheilungen beſteht, ſind Algier, Homs in Syrien, Yezd in Perſien, Herat in Khoraſſan, Balkh und Kaſan in Turkeſtan, und verſchiedene Städte öſtlich von dieſem Lande, die nördlichſten Punkte, die er behandelt.

Rußland.

(Fortſetzung.)

Man darf ſich nicht auf das Zeugniß der Ruſſen berufen, weder wenn ſie ſich über alle andern Nationen ſtellen, noch wenn ſie ihren eigenen Werth herabſetzen; unter dieſen beiden Arten ſich dem Urtheil Anderer bloßzuſtellen, verbergen ſich immer politiſche Abſichten. So ſetzen ausgezeichnete Leute, deren Meinung Gewicht in ſolchen Dingen hat, vor einigen Fremden gleichſam bedauernd den Werth der ruſſiſchen Marine herunter, während ſie vor andern die Vortrefflichkeit und Solidität der Schiffe, die Raſchheit der Manöuvres, die Kenntniß der Officiere, und die Brauchbarkeit der Matroſen rühmen. Das Wahre an der Sache iſt, daß die ruſſiſche Marine in ihrem jetzigen Zuſtande noch nicht furchtbar iſt, wenn es ſich nicht gerade um eine Landung oder einen coup de main handelt; da ſie während acht Monaten bei Kronſtadt überwintert, und als Schauplatz für ihre Manöuvres nur zwei geſchloſſene Meere, wie das baltiſche und das ſchwarze Meer, benützen kann, ſo ſind ihre Fortſchritte äußerſt langſam, und die jetzige Generation ſeiner Matroſen wird alt und dienſtunfähig ſeyn, ehe ſie die Erfahrung eines 20jährigen engliſchen oder franzöſiſchen Matroſen erworben hat. Hier aber darf die Verachtung, mit der Engländer und Franzoſen die Uebertreibung anhören, womit man die gegenwärtige ruſſiſche Marine rühmt, innehalten; das Material dieſer Marine iſt nach dem Ausſpruch der beſten fremden Seeleute vortrefflich, vervollkommnet ſich mit jedem Tage, und wenn eine Allianz den Ruſſen geſtatten ſollte, von einer ſeefahrenden Nation Officiere und Matroſen zu entlehnen, ſo würden ſich für die ruſſiſche Marine große Chancen des Erfolgs eröffnen. Ein engliſcher Marineofficier, mit dem ich eine ruſſiſche Fregatte auf der Werfte beſuchte, verſicherte mich, daß er ſie vortrefflich erbaut finde, und er von Herzen wünſche, daß ein Seekrieg ihm eines Tages geſtatten möge, ſie wegzunehmen.

Dieſer Officier hat ſeitdem in England intereſſante Documente über die ruſſiſche Marine bekannt gemacht. Er kam im Sommer 1836 nach Petersburg, und wurde von dem Kaiſer mit dem vollendeten Wohlwollen und der Urbanität aufgenommen, die allen Fremden bei dieſem Monarchen zu Theil wird. Ich werde deßhalb ſeine Worte anführen, mache jedoch zum voraus darauf aufmerkſam, daß ein allerdings lobenswerthes Gefühl von Patriotismus, wie mir ſcheint, die Beſorgniß des Capitäns Crawfurd über die Fortſchritte der ruſſiſchen Marine geſteigert hat. Was Hrn. Crawfurd vor Allem in Rußland beſonders auffiel, iſt die Zuvorkommenheit, womit der Kaiſer fremden Officieren ſeine Flotte zeigt, und ihnen alle Mittel an die Hand gibt, ſie zu unterſuchen. Eben ſo bemerkte er die unermeßliche Thätigkeit und die praktiſchen Kenntniſſe des Kaiſers in allem, was die Manöuvres und die innern Einrichtungen einer Flotte betrifft. Ein würtembergiſcher General, der Graf von Bismark, der im Sommer 1835 nach Petersburg kam, und welcher ſeine Bemerkungen über die ruſſiſche Armee herausgab, nachdem er den Manöuvres von Zarskoje-Selo beigewohnt, eben ſo wie Crawfurd ſeine Bemerkungen über die ruſſiſche Flotte herausgab, nachdem er die Manöuvres von Kronſtadt geſehen hatte, ſpricht mit demſelben Enthuſiasmus von den Fähigkeiten und den militäriſchen Kenntniſſen des Kaiſers, von der Beſtimmtheit, womit er die Truppen commandirt, ſo daß er die Signale zu den Bewegungen der Cavallerie durch ſeine Trompeter angeben läßt, nicht bloß, indem er das Commandowort ausſpricht, ſondern auch, indem er die für die verſchiedenen Gangarten gewöhnlichen Melodien bezeichnet. Natürlich muß Heer und Flotte den Einfluß eines ſolchen Oberhaupts empfinden.

In dem Jahre 1836 beſtand die zu Kronſtadt ankernde ruſſiſche Flotte aus 27 Linienſchiffen, ohne die Fregatten und geringern Fahrzeuge zu rechnen. Ich ſelbſt zählte 3 Dreidecker von 110 Kanonen, 6 Zweidecker von 84, und 18 von 74 Kanonen, ferner ein raſirtes Linienſchiff von 56 Kanonen, eine Fregatte von 52 und 17 Fregatten von 44 Kanonen, endlich 3 ſchwere Corvetten und eine ziemlich große Anzahl leichter Schiffe. Hr. Crawfurd, der dieſe Flotte mit mir beſuchte, verſicherte mich, und wiederholte es in ſeinen herausgegebenen Bemerkungen, daß die Ueberlegenheit dieſer Fahrzeuge über die ruſſiſchen Linienſchiffe, welche er einige Jahre früher im Mittelmeere geſehen hatte, ihm ſehr ernſtliche Gedanken über die raſchen Fortſchritte der Ruſſen in dieſer kurzen Zeit erweckt habe.

Der Officier, welcher im Jahre 1836 die Manöuvres commandirte, iſt ein Engländer, der ſich in ſeiner Jugend durch einige kühne Unternehmungen während des Kriegs gegen Schweden auszeichnete. Man findet mehrere Engländer in der ruſſiſchen Marine, ſie ſind aber meiſt ſchon bei Jahren. „Seltſame Ideen," ſagt Hr. Crawfurd, „ſtiegen in mir auf, als ich, Engländer und engliſcher Officier, mich auf dem Meere befand mit 27 ruſſiſchen Linienſchiffen, welche Lebensmittel für vier Monate und 30,000 Mann an Bord hatten, die vielleicht noch beſſere Soldaten als Matroſen waren. Ich dachte daran, daß wir zur Vertheidigung der Küſten und Häfen unſeres Landes, zum Schutze unſerer Kauffahrer in der Oſtſee, der Nordſee und dem Canal nicht mehr als 7 Linienſchiffe in Bereitſchaft hatten, und dieſe, wie ich glaube, nicht einmal hinreichend bemannt. Ich geſtehe, daß ſich trotz meines Zutrauens auf den Geiſt und die höhere Thätigkeit meiner Landsleute mich der Furcht nicht erwehren konnte, die Herrſchaft der Meere möchte ihnen in kurzer Zeit entſchlüpfen. Am Tage nach unſerer Abfahrt erhob ſich gegen Mittag ein leichter Oſtwind, der den Schiffen geſtattete, Beiſegel aufzuſetzen. In der Nacht ſprang der Wind gegen Weſten um, wir hatten Windſtöße, und man gab das Signal, die Anker auszuwerfen. Am folgenden Morgen ſetzten wir unſere Fahrt fort, und da das Wetter ziemlich ſchön war, fuhr unſere Corvette mitten unter einige Linienſchiffe hinein, von denen ich mehrere beſtieg. Nachmittags kamen wir an be-

Digitized by Google

ſtimmten Sammelplatz an, die Flotte formirte ſich drei Linien hoch, und in drei Abtheilungen, der rothen, weißen und blauen, von denen jede von ihrem Admiral befehligt war. Am folgenden Tage war das Wetter kalt und unangenehm, und die Schiffe rafften ihre Bramſegel ein; Nachmittags ſtieß der Kaiſer zu der Flotte, nachdem er die Nacht bei ſchlechtem Wetter auf dem Meere zugebracht hatte. Am folgenden Morgen, d. h. am vierten Tage nach unſerer Abfahrt, gab man, als das Wetter ſich immer noch nicht beſſern zu wollen ſchien, das Zeichen zur Rückkehr nach Kronſtadt. Einige Minuten nach Mittag, als das Wetter erträglicher wurde, konnte man noch einige Manöuvres machen. Die Flotte war in zwei Linien formirt, und die zweite, die gegen den Wind ſtand, erhielt Befehl, einen Flügel der erſten zu umgehen und anzugreifen, ſo daß die Angriffsdiviſion die Schiffe zur Hälfte über und zur Hälfte unter dem Winde hatte. Die Spitze der angegriffenen Colonne mußte umlenken und ihrer Arrieregarde zu Hülfe kommen. Ich will nicht behaupten, daß dieſes Manöuvre ſehr gut ausgeführt wurde: einige Schiffe ſetzten in ihrer Eilfertigkeit zu viel Segel auf, keines drängte den Feind in gehöriger Nähe, und das Feuer war zu langſam. Allerdings war von dem ſchlechten Wetter der vorigen Tage her das Meer noch ſehr unruhig, ich glaube aber, daß der Kaiſer ſelbſt über die Art, wie die Manöuvres ausgeführt wurden, ſehr unzufrieden war.

Das Schießen nach der Scheibe ſoll in der ruſſiſchen Marine mit großer Genauigkeit geſchehen; ich hatte aber keine Gelegenheit, mich ſelbſt davon zu überzeugen. An Bord unſerer Corvette verrichteten die Matroſen ihren Dienſt mit eben ſolcher Regelmäßigkeit, Stille und Schnelligkeit, als ich es je auf einem unſerer Schiffe ſah. Nach dem Manöuvre ſegelten wir nach Kronſtadt, wo wir noch denſelben Abend ankamen. Der Kaiſer beſichtigte trotz der Beſchwerden, die er während drei oder vier Tagen fortdauernd ſchlechten Wetters ausgeſtanden hatte, ſogleich die Befeſtigungen des Platzes, und lud Lord Durham ein, ihn zu begleiten.

Um mich als Seemann, ſetzt Hr. Crawfurd hinzu, in meiner Anſicht von der Ueberlegenheit der engliſchen Seeleute über alle andern Nationen zu beſtärken, kam ich auf den Gedanken, die Corvette, auf die man mich eingeladen, ſey unter allen andern ausgewählt worden, weil ſie in jeder Beziehung am beſten gehalten ſey. Der Capitän und der größte Theil ſeiner Mannſchaft befanden ſich ſchon ſeit langer Zeit mit einander auf demſelben Schiffe, und kannten ſich gegenſeitig; er war nachſichtig, außer im Punkte der Disciplin, worin er ſich unbeugſam zeigte. Ich habe nie willigere, thätigere und gehorſamere Leute geſehen. Wären alle Fahrzeuge ſo gut gehalten, wie dieſes, ſo hätten wir in einem Kriege mit Rußland ein tüchtiges Stück Arbeit. Ich gebe zu, daß dieß nicht der Fall iſt; wenn ich aber den jetzigen Zuſtand dieſer Schiffe mit dem vergleiche, wie er vor wenigen Jahren war, und mich dabei auf der andern Seite erinnere, wie wenig wir ſeit derſelben Zeit gethan haben, ſo glaube ich, daß ſie allzu viel Wege über uns gewonnen haben, als daß wir das Recht hätten, ſie zu verachten. Als ſie in Verbindung mit unſerer Flotte im Mittelmeere waren, beobachteten die ruſſiſchen Offiziere unſere Manöuvres mit großer Sorgfalt, und es iſt wahrhaft zum Erſtaunen, welchen Nutzen ſie daraus gezogen. Die Abtheilungen der Schiffe ſind ganz nach engliſcher Weiſe. Uebrigens hat die perſönliche Thätigkeit des Kaiſers bei den Officieren und der Mannſchaft einen esprit de corps erzeugt, einen Wunſch, zu lernen und Alles aufs beſte zu machen, die bald tüchtige Seeleute aus ihnen bilden würden, wenn ſie längere Zeit in der See blieben. Die Matroſen ſcheinen ſtark, thätig und kühn. Ihre Officiere lehren ſie, nüchtern, gehorſam und voll guten Willens zu ſeyn, und was man auch über ihre Stiefel und ihre militäriſche Ausrüſtung ſagen mag, obgleich ſie gezwungen ſind, neun Monate des Jahres am Lande zu bleiben, und von drei Jahren eines ganz am Lande zubringen, ſo verrichten ſie doch ihre Matroſendienſte recht gut. Die Löwin brauchte nicht mehr als 15 Minuten, um ihr großes Bramſegel zu ändern, und die Operation wurde gut ausgeführt. Ich kann zwar nicht ſagen, daß die andern Schiffe ihre Sachen eben ſo gut gemacht hätten, dieß Beiſpiel aber beweiſt, daß ſie es hätten machen können.

Die ruſſiſchen Schiffe ſind kurz und ein wenig ſchwer, gewiß ſchwerfällige Segler, namentlich die Dreidecker. Die Linienſchiffe führen in der untern Batterie 4 furchtbare Kanonen, welche Bomben von 40 Pfund in horizontaler Richtung ſchleudern. Es läßt ſich nicht berechnen, welche Verwüſtung das Springen eines ſolchen Wurfgeſchoſſes im Innern eines Schiffs veranlaſſen würde. Ein neues Schiff von 84 Kanonen führt eine große Kanone dieſer Art, welche Bomben von 150 Pfund ſchleudert. Dieſe Kanone wiegt 6 Tonnen 192 Pfund engliſches Gewicht; man braucht zu ihrer Ladung 16 Pfund Pulver, 16 Mann, um ſie zu handhaben, und ſechs Minuten zu jedem Schuß. Das Getöſe bei der Exploſion dieſer Maſchine ſoll furchtbar ſeyn.

Es gibt zwei Werften zu Petersburg und eine zu Okhta etwas höher hinauf an der Newa. Zu Petersburg iſt ein Dreidecker und ein Schiff von 84 Kanonen im Bau; der erſte ſoll 130 Kanonen führen, und im Jahr 1838 vom Stapel gelaſſen werden. Zu Okhta baut man einen 84er, nach einem beſondern von dem Director Juman gegebenen Plane; die Admiralität beſitzt auch Plane von faſt allen unſern geſchicktern Schiffsbaumeiſtern, den Marine-Inſpector ausgenommen.

Rußland hat auch auf dem ſchwarzen Meere eine Eſcadre von 18 Linienſchiffen, die von einem in unſerm Dienſte gebildeten Officier, dem Admiral Lazarew befehligt iſt; er ſoll ſeine Eſcadre in der beſten Ordnung halten. Doch abgeſehen von der Flotte im ſchwarzen Meer glaube ich die Bemerkung machen zu können, daß 26 Linienſchiffe mit einer verhältnißmäßigen Anzahl Fregatten und leichterer Fahrzeuge, eine Beſatzung von 30,000 Mann und mit Lebensmitteln für vier Monate eine hinreichend impoſante und kriegsbereite Macht bilden, daß ich als Engländer wohl die Aufmerkſamkeit meiner Landsleute auf dieſen Punkt und auf die Unmacht, in der wir unſre Marine laſſen, lenken darf."

Ich will noch einige Worte über das Material der ruſſiſchen Marine dem Zeugniß des Hrn. Crawfurd zufügen. Man hat

Digitized by Google

behauptet, die ruſſiſchen Schiffe dauerten nicht länger als 7 Jahre, und ich habe dieſe Behauptung ſelbſt aus dem Munde des franzöſiſchen Botſchafters zu St. Petersburg gehört. Dieſe Meinung iſt augenſcheinlich unrichtig; denn man kann unmöglich vergeſſen, daß der Hafen von Riga Rußland gehört, und weiß, wie der Handel mit Schiffbauholz zu Riga betrieben wird, das einen großen Theil der europäiſchen Werften damit verſieht. Früher kam dieß Holz aus den litthauiſchen Wäldern, da aber dieſe durch ſchlecht regulirte Schläge ſeit mehr als zwanzig Jahren bedeutend vermindert ſind, ſo beutete man zu dem Ende die Wälder des Gouvernements Minsk aus, und ſeit zehn Jahren kommt das Rigaer Bauholz aus den Gouvernements Tſchernigow und Kiew den Dnepr und die Berezyna herauf, von wo es nach der Düna gebracht wird. Dieſes Holz geht auch auf dem Dnepr nach Cherſon und koſtet hier ſehr wenig Transport, da man es der Strömung der Flüſſe überläßt. Die ruſſiſche Regierung hat neuerlich einen mit dem Holzhandel von Riga ſehr vertrauten Mann und litthauiſche Arbeiter nach Cherſon geſendet, um den Holzhandel auf denſelben Fuß zu ſetzen, wie in jener Stadt. Dieſe geſchwornen Holzhändler von Riga ſind berühmt und bilden eine Corporation, die für die gute Qualität der Waare ſteht; einer davon begibt ſich ſtets an den Ort, wo das Holz geſchlagen wird, wählt es ſelbſt aus, worauf es in Riga noch einmal beſichtigt und mit dem Stempel der Compagnie bezeichnet wird. Die Beſtellungen geſchehen von allen Häfen Europa's aus zu Riga mit einem blinden Vertrauen, und da die Auswahl des Holzes für die ruſſiſche Regierung in den Kron- und Privatwäldern von Agenten dieſer Compagnie beaufſichtigt wird, ſo darf man wohl glauben, daß ſie nicht das ſchlechteſte Holz, was nur 7 Jahre dauern würde, für die ruſſiſche Marine aufbehalten werden.

(Fortſetzung folgt.)

Erinnerungen vom Veſuv.

(Schluß.)

Das Hinabſteigen von dem Gipfel in das Innere des Kraters iſt mit einiger Gefahr verbunden; man muß ſich anklammern, glitſchen, auf horizontalen Aſchen- und Lavenſchichten, die manchmal unter den Fußtapfen brechen, hinabſteigen. Brennende Aushöhlungen, aus denen eine erſtickende, ſchwefelichte Luft emporſteigt, ſcheinen ihren Feuerrachen zu öffnen, um einen zu verſchlingen. Die Füße brennen; ein Stock, einige Zoll tief in den Boden geſteckt, verkohlt darin. Stößt man mit dem Fuß auf den Boden, ſo ertönt von Höhle zu Höhle ein tiefes Geheul, und verliert ſich in den unbekannten Eingeweiden dieſer Feuerwelt, ja, man könnte ſagen, unterirdiſche Donner rollten unter hallenden und entfernten Gewölben dahin. Einige Zoll erkälteter Aſche und Laven bilden den Boden, der einen von dem Abgrunde trennt.

Als wir die letzten Stufen des Kraters erreicht hatten, ſetzten wir uns ſchweigend auf eine Aſchenmaſſe nieder, und betrachteten das ſchreckenerregende Schauſpiel, das ſich mit all ſeinen glänzenden Schaudern uns darbot. Einige Schritte von uns öffnete ſich der Mund des ungeheuren Schlundes, aus dem gewaltige Flammenzungen reckten, welche Felſen und Schlacken zu belecken ſchienen; dichte, von den Flammen getriebene Rauchwolken flogen mit entſetzlichem Pfeifen, gleich wüthenden Wogen eines Feuermeeres, auf — das einzige Geräuſch, das ſich hören ließ; jeder von uns war verſtummt vor Bewunderung und Schrecken. Die durch das Feuer zuſammengedrehten Schlacken dreiteten ſich zu unſern Füßen aus, wie häßliche Alraunwurzeln; hie und da ſchien efflorescirender Schwefel eine Art Vegetation nachzubilden; aber Alles, Formen, Farben und Töne, ſchien der Erde fremd, von der wir durch eine Mauer geſpaltener und verglaſeter Felſen, die ſonderbarſten und häßlichſten Geſtalten nachäffend, getrennt waren.

Indeſſen bietet der Veſuv, wie uns die Führer ſagten, nicht immer dieſes erhabene Schauſpiel dar; gewöhnlich bildet ein trauriger Aſchenmantel ſeine Bekleidung, außen und innen, wo die Waſſer des Meeres mit den Flammen kämpfen; am Fuße des Berges befinden ſich die bekannten, durch Spartacus' Vertheidigung in dem Sklavenkriege berühmten Höhlen.

Plötzlich erhebt ſich unſer Cicerone, nähert ſich dem Rande des Abgrundes, und gibt uns ein Zeichen, den Ort, wo wir ſaßen, zu verlaſſen: ohne eigentlich zu wiſſen warum, eilten wir, ſeinem Befehle zu gehorchen; es war gut für uns, denn in demſelben Augenblick änderte ſich der Wind, und bedeckte mit einer Aſchen- und Rauchwolke den Platz, den wir ſo eben verlaſſen hatten. Dennoch geſchah dieſer ſchnelle Rückzug nicht, ohne daß einige unter uns auf der Flucht vor dem Aſchenregen wirklich Gefahr liefen. Durch die Lavalöcher waren einige zu Fall gekommen; ſie ſtießen einen Hülferuf aus, da ſie, geblendet und betäubt durch den Rauch, ſich rettungslos verloren glaubten; an die Stelle des Erhabenen war nun das Lächerliche getreten, die Hölle hatte ſich zur Farce verdreht. Da der Wind in allen Richtungen der Windroſe wehte, ſo blieb uns nichts Anderes übrig, als uns ſo lange mit dem Geſicht auf die Erde zu legen, bis wir, eine augenblickliche Ruhe benützend, in aller Eile den Krater verließen. Als wir am obern Rande des Schlundes ankamen, löste einer der Führer mit großen Anſtrengungen eine Maſſe Erde und Felsſtücke ab, die in den Krater ſtürzten: eine augenblickliche Stille trat ein, furchtbare Detonationen folgten, die in dem Maaße wieder abnahmen, als das Felsſtück in den Eingeweiden des Berges verſank; es war, als brülle ein im Verſchlingen ſeiner Beute geſtörter Löwe — auch die Beherzteſten unter uns zitterten. In den Zeiten der Unwiſſenheit mußte die Fabel des unter dem Vulcan begrabenen Titanen allgemein von denjenigen für wahr gehalten und geglaubt werden, welche Neugierde oder Zufall zu Zeugen dieſes unterirdiſchen Getöſes gemacht hatte. Ich fragte einen der Führer, ob es wahr, daß hier il signor Diavolo ſeine Wohnung aufgeſchlagen; er antwortete mir mit ernſter und zitternder Miene: Sicuro, Signor! Gewiß, mein Herr!

Ehe wir den Veſuv verließen, warfen wir noch einen letzten Blick auf das impoſante Schauſpiel, das ſich vor uns aufthat: unter uns entfaltete die herrliche neapolitaniſche Landſchaft ihre üppigen Schönheiten; vom Cap Miſenum bis zu den vom tyrrheniſchen Meere beſpülten phlegräiſchen Feldern ſchweifte das Auge bis zu den Bergen, die, den Rand des gaetaniſchen Meeres bildend, bis zum Vorgebirge Circe ſich erſtreckten; von hier erblickt es in weitem Halbkreiſe die Apenninen, die ſich bis zu dem Golf hin, der ehedem das ſalerniſche Meer mit dem Meerbuſen von Neapel verband, ausdehnen. Weiterhin taucht die verführeriſche Küſte von Sorrent, de Engelsberg, die Orangenwälder, und als Krone dieſes herrlichen Gemäldes, Neapel auf, das wollüſtige Neapel, die glänzende Stadt, die Metropole eines verödeten, aber immer verführeriſchen Eden's.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 12.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Januar 1838.

Ueber die antediluvianische Vegetation. *)

Indem die Geologie die Schichten, welche die Erdrinde bilden, ihre Uebereinanderlagerung, ihre Art und die Trümmer von Vegetablien und von Thieren, welche sie in sich schließen, untersuchte, ist sie dahin gelangt, uns die Geschichte der Erde während langer Zeiträume, die ihrem jetzigen Zustande vorangingen, zu enthüllen; sie lehrt uns die Wesen kennen, welche nach einander ihre Oberfläche bewohnten, die Revolutionen, welche ihre Vernichtung herbeiführten und den Steinschichten, die deren Trümmer aufbewahren, ihre Entstehung gaben, so wie die Veränderungen, welche die Oberfläche in Folge dieser Revolutionen erfahren hat. Die Botanik hat zwar lange Zeit den Geologen weniger Beweisgründe dargeboten, sie kann jedoch auf den Zustand der Erdoberfläche in den fernsten Zeiten mehr Licht werfen, denn zu der Zeit, wo das Leben sich auf unserer Erdkugel zu zeigen begann, und die Thiere nur klein waren und bloß im Wasser sich zeigten, deckte eine mächtige Vegetation Alles, was nicht vom Meere bedeckt war. Zudem hat jede Periode ihre eigene, mehr oder minder mannichfache Vegetation, die fast immer von der vorhergehenden und nachfolgenden ganz verschieden war. Von allen diesen Vegetationen verdient die meiste Aufmerksamkeit diejenige, welche zuerst die Oberfläche der Erde deckte, und deren über einander gehäufte Trümmer die oft so mächtigen Kohlenlager bildeten, welche jetzt eine der Hauptquellen des Nationalreichthums geworden sind.

Daß dieß der Ursprung dieser Schichten war, sieht man leicht an den Pflanzentrümmern, an den Abdrücken von Stämmen, Blättern und selbst von Früchten, welche in diesem Gestein so zahlreich sind, und aus denen man auch noch die Art der Vegetation bestimmen kann. Unter diesen Abdrücken sind die zahlreichsten die Blätter von Farrenkräutern, welche untergegangenen Arten angehören, aber weit mehr den Farrenkräutern der jetzigen Tropenländer gleichen. Eben so gleichen andere Stämme der Größe nach unsern größten Waldbäumen, während sie ihrer ganzen Structur nach den Binsen- oder Rohrpflanzen angehörten, die jetzt bei uns kaum noch einige Fuß hoch werden.

Die Wälder dieser Epoche, aus so einfach organisirten Pflanzen bestehend, mußten eine ermüdende Einförmigkeit darbieten, während die jetzigen Wälder durch die Mannichfaltigkeit ihrer Formen und Farben das Auge erfreuen. Die steifen Blätter dieser Vegetabilien, der Mangel an fleischigen Früchten und mehlhaltenden Körnern mußte sie zur Nahrung der Thiere wenig geeignet machen; aber damals gab es noch keine Landthiere, nur das Meer enthielt zahlreiche Bewohner, und die Vegetation jener Zeit scheint in der allgemeinen Oekonomie der Natur zu einer andern Rolle berufen gewesen zu seyn. Man kann nicht zweifeln, daß die ungeheure Masse im Schooße der Erde angehäuften Kohlenstoffs, der aus der Zerstörung der vorhandenen Pflanzen entstand, aus der Kohlensäure der Atmosphäre geschöpft war, indem dieß die einzige Form ist, unter welcher der nicht aus der Zerstörung vorher vorhandener organischer Wesen hervorgegangene Kohlenstoff von einer Pflanze absorbirt werden kann. Nun ist aber ein sehr geringes Maaß von Kohlensäure in der Atmosphäre dem Daseyn von Thieren, namentlich so vollkommener Thiere, wie Säugethiere und Vögel, hinderlich, der Vegetation aber förderlich, und diese Vegetation bereitete, indem sie die Luft von der übermäßigen Kohlensäure reinigte, die Atmosphäre für das Leben der höhern Thiere vor.

Während die Kohlenlager für eine Verschiedenheit in der Atmosphäre zeugen, weisen die Pflanzen durch ihre Größe auf ein wärmeres, und zugleich feuchteres und gleichförmigeres Klima hin. Feuchter und gleichförmiger als gewöhnlich ist aber das Klima auf kleinen, von großen Continenten entfernten Inseln. Geringe Wechsel der Temperatur und andauernde Feuchtigkeit entwickeln und vermannichfaltigen die specifischen Formen der Farrenkräuter und der analogen Pflanzen, während sie auf die Phanerogamen gerade den entgegengesetzten Einfluß ausüben. Während auf den großen Continenten die Kryptogamen, wie Farrenkräuter, Kolbenmoose, Schachtelhalme u. dgl. kaum den fünfzigsten Theil der gesammten Vegetabilien bilden, machen dieselben Pflanzen auf den kleinen Inseln der Aequinoctialgegenden ungefähr die Hälfte, oft zwei Drittheile der gesammten

*) Aus einer von Adolph Brongniart in der Akademie der Wissenschaften am 11 Sept. 1837 vorgelesenen Rede.

Digitized by Google

Pflanzenwelt aus. Die Archipele zwiſchen den Tropen, wie z. B. die Antillen, ſind diejenigen Punkte des Erdbodens, welche jetzt eine der primitiven Vegetation am meiſten analoge Pflanzenwelt darbieten. Das Studium der in den Kohlenlagern befindlichen Vegetabilien muß auf den Gedanken führen, daß in jener fernen Epoche die Erdoberfläche in den Ländern, wo ſich die mächtigen foſſilen Kohlenlager finden, z. B. in Europa und Nordamerika, dieſelben klimatiſchen Verhältniſſe, wie jetzt die Archipele der Tropengegenden, und wahrſcheinlich auch eine ähnliche geographiſche Geſtaltung darbieten mußten. Erwägt man die Zahl und Dicke der Schichten in den meiſten Kohlenformationen, unterſucht man die Aenderungen, welche in den ſpecifiſchen Formen der Vegetabilien, aus denen ſie entſtanden, eingetreten ſind, ſo muß man anerkennen, daß dieſe große primitive Vegetation lange Zeit mit ihren dicken Wäldern alle aus dem Waſſer hervorſtehenden Theile des Erdballs bedecken mußte, denn ſie zeigt ſich in denſelben Charakteren in Europa und Amerika, und das tropiſche Aſien, ſo wie Neuholland ſcheinen die allgemeine Gleichförmigkeit im Bau der Vegetabilien getheilt zu haben.

Dieſe erſte vegetabiliſche Schöpfung mußte indeß einer andern Platz machen. Welche Urſachen auch die Vernichtung der mächtigen primitiven Vegetation herbeigeführt haben mögen, die Vegetation ſcheint in der folgenden Periode, welche die Kohlenformation von der der tertiären Schichten trennt, nicht denſelben Grad von Entwicklung erreicht zu haben. Dieſe Periode, welche ſich durch zahlreiche Erdrevolutionen auszeichnete, und während welcher im Meere die rieſenhaften Reptilien erſchienen, iſt in der Geſchichte der Pflanzenwelt durch das Vorneigen zweier Familien merkwürdig, die heutzutage bei der unermeßlichen Mannichfaltigkeit der Vegetabilien ſich faſt verloren haben, damals aber durch Zahl und Größe ſich auszeichneten: dieß ſind die Zapfenträger, wovon die Fichte, die Tanne, der Eibenbaum, die Cypreſſe bekannte Beiſpiele liefern, und die Cycadeen, ganz exotiſche Gewächſe, die mit den Blättern des Palmbaums die weſentliche Structur der Zapfenträger verbinden. Dieſe beiden Familien bilden die Mittelkette zwiſchen den Vascular-Kryptogamen der Kohlenperiode und den phanerogamen Dikotyledonen, welche die Mehrzahl der Pflanzen in der Tertiärperiode ausmachen. Während dieſer ereigneten ſich in der organiſchen Welt größere Veränderungen als jemals ſeit der Zerſtörung der primitiven Vegetation: im Thierreich die Erſchaffung der Säugethiere, im Pflanzenreich die Erſchaffung der Dikotyledonen. Dieſe Claſſe, von der in den letzten Zeiten der zweiten Periode kaum einige Anzeichen ſich ergaben, tritt in der dritten überwiegend und in unſern Tagen herrſchend auf, theils durch die Zahl und Mannichfaltigkeit der Arten, theils durch die Größe der Individuen. Man darf indeß nicht glauben, daß dieſelben Vegetationsformen ſich ſeit der Periode vor Erſcheinung des Menſchen bis auf unſere Tage gleichmäßig fortſetzten, vielmehr bemerkt man weſentliche Verſchiedenheiten, und das Vorhandenſeyn von Palmen, ganz verſchieden von denen, die jetzt am Ufer des Mittelmeers wachſen, in den nördlichſten Tertiärſchichten Frankreichs ſcheint anzuzeigen, daß Mitteleuropa damals eine höhere Temperatur hatte, als jetzt, was ganz mit dem Umſtand übereinſtimmt, daß in denſelben Ländern Elephanten, Rhinoceroſſe und Flußpferde ſich fanden.

Rußland.

(Fortſetzung.)

Betrachtet man die orientaliſche Frage unter dem einzig wahren Geſichtspunkt, dem der neuen Intereſſen Rußlands, ſo wird ſie ſehr einfach, obwohl darum die Schwierigkeiten noch nicht gelöst ſind. Ich werde dieſe Frage nur von dem ruſſiſchen Standpunkte aus beurtheilen. Fürs erſte iſt die Eroberung Konſtantinopels keine populäre Idee in Rußland, wie man behaupten wollte. Die Armee erinnert ſich der furchtbaren Krankheiten, von denen ſie im türkiſchen Feldzug heimgeſucht wurde, und in den verſchiedenen Gouvernements, die ich durchreiste, ſelbſt in denen, die ihre Ackerbauproducte nach dem ſchwarzen Meere abſetzen, fand ich keine Spur dieſes Gedankens. Zu St. Petersburg wird die Frage von allen Staatsmännern auf gleiche Weiſe beurtheilt, denn man erkennt, daß ein ruſſiſcher Herrſcher ſich nicht zu Konſtantinopel feſtſetzen könnte, ohne auf den letzten Reſt des Uebergewichts zu verzichten, welches Rußland noch von St. Petersburg, dieſem von Peter dem Großen nicht ohne triftige Gründe nach der Oſtſee eröffneten Fenſter, über Europa ausübt. Rußland hat bereits zwei Hauptſtädte, St. Petersburg und Moskau; wenn es ſich auch zu Konſtantinopel feſtſetzte, würde es deren drei haben, und dieſes letztere hätte ſo viel Vortheile über die beiden andern voraus, daß der Sitz des Reichs in wenigen Jahren dahin verlegt wäre, und Rußland die Einheit verlöre, der es mehr als je bedarf. Kaiſer Nikolaus, der vor keiner Maaßregel zurückſchrickt, wenn es ſich darum handelt, die Kräfte dieſes ungeheuren Reichs mehr zu centraliſiren, fühlt dieß ſehr wohl. Sich zu Konſtantinopel feſtſetzen, hieße auf einen Zweck losgehen, welcher dem des jetzigen Kaiſers diametral entgegengeſetzt wäre; man würde der Idee untreu, in Folge deren man Polen ſeine Nationalität nahm, die polniſchen Officiere und Soldaten nach dem Kaukaſus deportirte, auf die Gefahr hin, die von dorther drohenden Feinde zu verſtärken, in Folge deren die Regierung des Kaiſers den deutſchen Provinzen die ruſſiſche Sprache [*]) aufzwingt, und daſelbſt trotz der Unzufriedenheit, die dieſe Maaßregeln in jenen koſtbaren und treuen Provinzen erwecken, den Proſelytismus der griechiſchen Kirche befördert, — kurz, man kann verſichert ſeyn, daß Rußland ohne eine große Nothwendigkeit ſeine Gränzen nicht ſo weit ausdehnen wird.

Die Frage iſt ganz commerciell. Das ruſſiſche Reich hat nicht auf den Ehrgeiz verzichtet, das größte Reich der Welt zu werden, aber es will dieſe Suprematie durch die Entwicklung ſeiner Handelsmaxime, nicht durch die Eroberungen ſeiner Flotten, durch die Ausdehnung ſeines auswärtigen Handels, nicht durch die ſeiner Gränzen: es will die Welt mit ſeinen Waaren

[*]) Die ruſſiſche Sprache iſt den baltiſchen Provinzen nicht aufgedrungen, man hat in ihrem Intereſſe ihnen die Mittel geben wollen, dieſe Sprache zu erlernen. Toleranz iſt eine Grundmaxime der ruſſiſchen Regierung ſeit Peter I geweſen.

Digitized by Google

überschwemmen, nicht mit seinen Armeen, und während man sich gegen einen befürchteten Einbruch der russischen Soldaten in wehrhaften Stand setzt, rüstet sich Rußland, um über England und Frankreich herzufallen, und sie zur See und zu Land in Europa und dem Orient mit seinen Seidenstoffen und Baumwollenzeugen und mit den so mannichfachen Producten seiner verschiedenen Klimate zu bekämpfen. Die Waffen haben genug für Rußland in dem Orient gethan, und England könnte ihm durch einen Krieg nur noch Konstantinopel streitig machen, dessen sich der Kaiser nur nothgedrungen bemächtigen würde. Was kann Rußland noch verlangen? und welche Eingriffe bleiben ihm noch übrig? England duldete, daß Rußland sich an den Quellen der Donau festsetzte, daß es seit dem Vertrag von Bucharest das schwarze Meer seinen südlichen Provinzen eröffnete, daß es seit dem Vertrag von Kainardschi das Meer von Asow beherrschte, sich durch die Ukase von 1785 der Krim bemächtigte, längs der Küste von Tscherkessien bis an den Kaukasus sich ausdehnte, und daß es endlich die Südküste des schwarzen Meers erreichte durch den Vertrag, der ihm im J. 1802 Mingrelien überlieferte, es hat ruhig zugesehen zu Allem bis zu den großen Gebietsabtretungen der Jahre 1829 und 33, die ihm gestatteten, das Fort St. Nikolas an dem Ufer zu bauen, welches die Bai von Trapezunt einschließt. England hat geduldet, daß Rußland bis zum Ararat vordrang, den ihm der Vertrag von Turkomantschai im J. 1828 eröffnete; England sah die Verträge von Unkiar-Skelessi und Adrianopel unterzeichnen, und begnügte sich mit Protestationen; jetzt steht Rußland mitten unter den Bevölkerungen von Anatolien, Persien, Georgien und dem Kaukasus, und trennt sie von einander; es besitzt fast den ganzen Isthmus zwischen dem schwarzen und kaspischen Meer, bewacht sorgsam die eiserne Pforte und Wladikaukas, die zwei einzigen Pässe über den Kaukasus; seine Flagge weht seit dem Jahre 1829 an beiden Enden der schon halb bezwungenen Küste von Abasien, wo 13,000 Mann regelmäßiger Truppen sieben verschiedene Punkte besitzen; er hat also nur noch diese lange Reihe von Eroberungen zu benützen, sie zu organisiren, unter sich und mit dem übrigen Reiche durch den Handel zu verbinden, und seine Bemühungen in der definitiven Besetzung der ganzen tscherkessischen Küste und des Westabhangs des Kaukasus zu concentriren, dann kann es mit allen Küsten des schwarzen und kaspischen Meeres Handel treiben, und die Producte seiner Industrie mit überwiegenden Vortheilen nach allen Theilen des Orients absetzen.

Der große Streit über die Schifffahrt auf dem schwarzen Meere zwischen Rußland und England wird lebhafter werden, in dem Maaße, als die industriellen Hülfsmittel Rußlands sich entwickeln. Das Gebiet, welches Rußland jenseits des Kaukasus erworben oder erobert hat, ist 500 Werste breit und 1000 Werste lang, liegt unter dem günstigsten Himmel, hat zum Theil eine arbeitsame Bevölkerung, und ist zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere gelegen, von denen das eine eine bequeme Straße eröffnet, um die Producte der südlichen Provinzen nach den Häfen Mingreliens, nach der Türkei und nach allen Theilen Europa's zu versenden, während auf dem andern die innern Provinzen des Reichs über Astrachan versorgt und mit den transkaukasischen Producten überschwemmt werden können. Diese Producte sind außerordentlich mannichfach und von sehr guter Qualität; ihre bloße Aufzählung kann dem Handelsstande aller Länder zu denken geben. Diese Länder liefern alle Arten von Korn, Mais, Reis u. s. w., Baumwolle, Wein, Tabak, Bauholz, Hanf, Oel und Farbengewächse, Gewürze, die gewöhnlichsten Droguerien, Seide, Wachs, Honig, Vieh, Pferde, Ziegen mit seidenartigem Vließ, Pelzwerk, Alaun, Salz, natürliches Glauberſalz, Naphtha und Metalle. Da die russische Regierung aus den Berichten der Missionäre ersehen hat, daß die langhaarige Baumwolle in den chinesischen Provinzen bis zum 41sten Grad nördlicher Breite, wo die Flüsse während des Winters gefrieren, sich naturalisirt hat und mit Erfolg angebaut wurde, glaubte sie mit Recht, daß es auch jenseits des Kaukasus gelingen würde, zwischen dem 39° und 41° in einem gegen die Nordwinde durch hohe Bergketten geschützten Lande, in dessen Thälern man den Winter nicht kennt. Daher sah auch Rußland, welches im J. 1825 für rohe und verarbeitete Baumwolle 46,609,307 Rubel an das Ausland zahlte, diese Summe jährlich sich vermindern, so daß es vielleicht in sechs Jahren Baumwolle aus seinen kaukasischen Provinzen ausführen kann. Den Weinbau hat die russische Regierung dermaßen begünstigt, daß der kaukasische Wein, der von Baku über Astrachan nach Moskau geschickt wird, im ganzen nördlichen Rußland abgesetzt wird, wo vor einigen Jahren fast nur französische Weine verkauft wurden. Weinbergbesitzer von Bordeaux haben in den beiden Schamakhis zum Weinbau taugliche Ländereien angekauft, und hoffen daselbst Sorten zu bekommen, die den französischen Producten wenig nachgeben werden. Wie wird es dann seyn, wenn Rußland den Zweck aller seiner Anstrengungen erreicht, und die 30 Meilen abasischer Küste erobert haben wird, die ihm noch fehlen, um den ganzen Isthmus zwischen beiden Meeren zu besitzen? Wenn es ungehindert eine Handelsstraße anlegen kann zwischen den Häfen auf dem Westabhang des Kaukasus am schwarzen Meere und denen auf der andern Seite der Berge am kaspischen Meer? Die Weine und übrigen kaukasischen Landesproducte, so wie die russischen, werden dann zu Odessa zusammenströmen. Der Krapp, der nirgends so schön und in solcher Menge wächst, wie in den Gebirgen von Urditsch, der Saffran, den man in so großen Massen zu Derbent und Baku baut, die Seide, die jetzt in den kaukasischen Provinzen acclimatisirt ist, wo ein einziger französischer Fabricant 30,000 Pud liefert, und deren Behandlung man durch die Agenten gelernt hat, die sie nach Piemont und Südfrankreich schickten, und woraus man jetzt zu Moskau die nämlichen Stoffe, wie zu Lyon, webt; endlich die Baumwolle, deren Anbau sich jeden Tag verbessert, alles dieß würde dazu beitragen, die russische Industrie frei zu machen, indem man die zahlreichen Fabriken von Moskau damit versorgt, von wo die wohlfeil erzeugten Producte zum Theil zurückkehren werden nach der Küste von Mingrelien, und sich in der Türkei, in Griechenland, und, wie die Russen hoffen und laut sagen, in Italien und im südlichen Europa verbreiten sollen, wo ihr niederer Preis die Concurrenz der eng-

Digitized by Google

lischen und französischen Fabricate aushalten kann. Ich habe alle diese russischen Erzeugnisse vor Augen gehabt, und muß sagen, daß sie eine ernstliche Aufmerksamkeit verdienen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Halls Reisen auf die Hochgipfel des Quitoanischen Andenzuges.

(Fortsetzung.)

4) Besteigung des Antisana.

Am 8 August 1831 unternahm ich mit Boussingault in Begleitung Don J. Valdivieso's (nachmaligen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten des Ecuadore) einen Ausflug nach dem Antisana. Dieser Berg ist bekanntlich einer von den Colossalpiks der östlichen Cordillere, und von Quito in gerader Richtung 50 (engl.) Meilen entfernt. Der Weg dahin führt durch die obere oder mittägliche Partie des Gillothales, und dann nahe vor dem Südende des vereinzelten Pitschügels vorbei, an dessen Fuße die Heilquellen von San Pedro oder Alangesin liegen, deren Temperatur 101°F. ist. Obgleich gar keine Anstalten zur Aufnahme u. s. w. von Badegästen daselbst vorhanden sind, werden sie ihrer angeblichen Heilkraft wegen, die nach Boussingaults chemischer Analyse keine andere, als die eines anderen mineralgehaltlosen heißen Wassers ist, von Leidenden besucht. Die eigentliche San Pedro-Quelle liegt inmitten des gleichnamigen Dorfes, dessen aus Eingebornen bestehende Bevölkerung durch irgend einen glücklichen Zufall im ursprünglichen Besitze des Bodens geblieben ist, und durch ihre Betriebsamkeit wie die verhältnißmäßige Wohlhabenheit, die eine Folge davon, sich von der Masse der übrigen Urbevölkerung vortheilhaft unterscheidet. Mit den von ihr verfertigten groben Zeugen (Bayetas) treibt sie Handel nach den Gränzlandschaften Pastos und Barbacoas.

Der felsengipfelige Gebirgszug von Pasuchoa theilt den oberen Endpunkt des Gillothales in zwei Becken, wovon das westliche nach den Höhen von Tiopullo hin aufsteigt, wogegen das östliche sich nach den Grundflächen des Sinchelagua und Rumiñava hin abdacht. Der anziehendste Gegenstand auf diesem letztern Pik, welchen ich mit Professor W. Jameson besuchte, ist, im Vorbeigehen erwähnt, der Wasserfall des Piti, der sich in eine ungefähr 150 Fuß tiefe Waldschlucht hinabstürzt. Der ganze Landstrich rings umher ist mit Holzung bedeckt, die sich hie und da bis zur Hochwaldung erhebt. Wir stießen auf verschiedene Bäume und Strauchgewächse, die uns zuvor noch nie vorgekommen waren; unter ersteren vorzüglich auf den im Lande sogenannten Olivo, der, wegen seiner angeblichen Aehnlichkeit mit dem Oelbaum so heißt. Die über alle benachbarten Berggipfel gelagerten Wolken fallen häufig in heftigen Platzregen, begleitet von Blitzen, hernieder. Letztere folgen so rasch auf einander, daß einer von uns einst deren 65 in fünf Minuten zählte. Diese Blitzregen, wie man sie nennen möchte, erstrecken sich über das Thal hin öfter bis nach Quito, weil es, wie bekannt, am Fuße des Pichincha liegt. Merkwürdigerweise herrscht hingegen in dem etwas weiter nördlich gelegenen Dorfe Pomasgue eine solche Trockenheit der Atmosphäre, daß es den Beinamen „Pisiro"*) erhalten hat.

*) Dieses ist übrigens kein spanisches Wort; es dürfte also hier ein Druckfehler obwalten.

Die Nacht brachten wir in der am Rande einer Thalschlucht gelegenen Meierei Pinantura zu, welche das Hauptgebäude des Landguts Antisana bildet, und nach Boussingaults barometrischen Messungen 10,577 Fuß hoch liegt. Am folgenden Morgen machten wir uns in Begleitung des Eigenthümers, Don J. Valdivieso, auf den Weg nach dem Antisana. Pinantura liegt gleich dem ebenfalls diesem reichen und mächtigen Quitoaner gehörigen) Sisidamba am Fuße der Paramos. Der Antisana gehört in den Bereich der Gränzen des nach ihm genannten Landgutes, die bis zu den Napo-Wäldern hinanreichen, und eigentlich als unbestimmt angesehen werden dürfen, weil sie am Ostabhange der Cordillere in eine gänzlich unbewohnte Region hinstreifen. Der Weg durch diese merkwürdige Besitzung beträgt eine tüchtige Tagereise.

Es war windstill, was ein günstiger und seltener Umstand, da der Wind auf diesen Höhen das gefahrdrohendste Hinderniß für den Reisenden ist. Es ist ein bemerkenswerther Umstand, daß auf der Cordillere (der östlichen?) der Wind nicht in den obersten Höhenregionen, sondern vielmehr in den mittleren am ungestümsten herrscht. Längs des Randes einer tiefen Thalschlucht hinansteigend gelangten wir zur Meierei Lieco, welche auf einer Höhe von 11,410 Fuß rings von Gersten- und Kartoffelfeldern umgeben ist. Jenseits derselben betraten wir die Paramos, und erreichten gegen Abend die nach dem Antisana genannte Meierei, welche 15,450 Fuß hoch liegt, und von Humboldt vor den Pentland'schen Entdeckungen mit Recht für den höchsten bewohnten Punkt des Erdkreises angesehen wurde. Ihre Bevölkerung besteht für gewöhnlich bloß aus einem indianischen Hirten, oder Sennen; zur Zeit des Rodeo oder der Zusammentrift der weit und breit zerstreuten Heerden, welche nur Einmal im Monat geschieht, wird sie auch vom Eigenthümer oder dessen Oberaufseher bewohnt. Bei diesen Gelegenheiten ist die gesammte Dienerschaar der Besitzung zu Pferde, und bildet um die Triften und Matten einen Kreis, der sich immer enger und enger zusammenzieht, und solchergestalt die Heerden nach dem Mittelpunkt hintreibt, wo sie dann in Hürden gezählt und bezeichnet werden. Dieses Geschäft läuft nicht immer gefahrlos ab, denn die Thiere, vorzüglich die Stiere, werden häufig ergrimmt, brechen dann wuthend durch den Ring, werfen Alles, was ihnen in den Weg tritt, vor sich nieder, und können dann nur durch den Laso, diese so oft beschriebene südamerikanische Urwaffe, welche auch diese Cordillera-Alpen-Sennen mit ungemeiner Gewandtheit zu handhaben wissen, gebändigt werden.

Die Stiere vom Antisana sind wegen ihrer Wildheit berüchtigt. Diese scheint von dem größeren oder kleineren Umfange der Triften, auf denen sie umherschweifen, und also mehr oder weniger an den Anblick wie an die Herrschaft des Menschen gewöhnt sind, bedingt zu werden. Trotz der Rodeos entweicht jedoch alljährlich eine beträchtliche Menge nach den Einöden der Paramos, oder verbirgt sich in den tieferen Waldungen. Dergleichen Thiere heißen dann Alzadores, d. h. Abtrünnige (Renegaten), ein Schimpfname, der im Unabhängigkeitskriege von den Spaniern den Patrioten beigelegt wurde.

Es ist merkwürdig, daß von den beiden großen Hornvieh-Zuchtgegenden des mittäglichen Amerika's die eine auf den fast in wagerechter Linie mit dem Meeresspiegel gelegenen brennenden Ebenen, die andere dagegen in der Nähe der ewigen Schneegränze der Cordilleren liegt! In beiden werden auch Maulthiere und Pferde gezogen; der in den Hochlanden gezogene Pferdeschlag steht jedoch dem der Tieflande, zwar nicht an Stärke, aber an Körpergröße und Gestalt nach. Die besten Pferde auf Quito sind diejenigen, welche als Füllen von den Triften Guayaquils gebracht, und dann in den Gebirgen großgezogen worden sind.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 13.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Januar 1838.

Algierer Zustände.

2. Die Hadschuten.

In meinem frühern Beitrage habe ich den Zustand der französischen Armee in Afrika besprochen; in diesem will ich nun eine Schilderung von deren Gegnern versuchen. Wenn in der Umgebung Algiers heutiges Tages ein Mord oder Ueberfall geschieht, so spricht man nicht mehr von den Arabern überhaupt oder den Kabylen, als den Thätern, denn alle arabischen Stämme bis auf zehn Stunden Entfernung von der Stadt sind unterworfen, und die Kabylen sind zu weit entfernt, und leben auch ziemlich ruhig auf ihren Bergen, so lange man nicht zu ihnen kommt. Die Sündenböcke von jedem Verbrechen, jeder Raub- und Mordthat, auch wenn sie von Europäern begangen ist, von jeder Feindseligkeit sind bei Algier die Hadschuten, dieser berüchtigte Stamm der Ebene Metitschad, welcher dort den ächten, stolzen, kühnen und grausamen Charakter des nomadisirenden arabischen Räubers repräsentirt. Der Name „Hadschut" ist der Schrecken des friedlichen arabischen Hirten, wie des europäischen Pflanzers. Jene kühnen Horden schonen bei ihren Streifzügen das Eigenthum ihrer Glaubensbrüder so wenig, als das der Christen, aber sie schneiden doch lieber den letztern die Kehle ab, weil sie da mit der Beute auch noch den himmlischen Lohn zu verdienen glauben.

Die Wohnsitze der Hadschuten sind die weiten Steppen jenseits der Chiffa und des Massafran.*) Das Territorium ihrer unbestrittenen Herrschaft beginnt von dem linken Ufer dieser Flüsse. In seinem Centrum liegen der See Alula und das Kubbar-rumiah oder Grabmal der Christin. Im Norden endigt ihr Gebiet mit dem Meere, im Süden und Westen mit dem Atlasgebirge. Dort wohnt ein Menschenschlag andern Ursprungs, wild und kriegerisch wie die Hadschuten, aber weniger unternehmend, weniger streitlustig als sie. Die Kabylen haben nur sehr wenig Pferde, sind keine gewandten Reiter und nur im Gebirge furchtbar. Dort schießen sie auf jeden Fremden, Franzosen oder Araber, ohne Unterschied, der bewaffnet ihren Wohnungen zu nahen wagt. Die Hadschuten, sonst von den Kabylen mit Kugeln begrüßt, finden gleichwohl ein Asyl auf deren Bergen, sobald sie von den französischen Truppen verfolgt werden. Ist die Religion im Spiele, so steigen die Kabylen von ihren Felsen zur Hülfe jener arabischen Räuber und beide, die sich sonst von Herzen hassen, fechten vereinigt wider den vermeinten Glaubensfeind. Wüßten diese armen verblendeten, von ihren Priestern zum Narren gehaltenen Völker, wie wenig directe Gefahr ihre religiösen Ueberzeugungen von Seiten der Franzosen bedrohte, sie würden minder bereitwillig dem Rufe ihrer Marabuts zum Tode für den Glauben folgen. Die Kabylen beherrscht bei ihren Kämpfen wider die französischen Heere kein anderes Motiv, als der religiöse Fanatismus, während die Hadschuten dabei zugleich durch ihre wohlberechneten Raubzüge ihren materiellen Vortheil finden und dem Frieden folglich noch weit mehr abhold sind.

Die Hadschuten sind arabischen Ursprungs. Ihre heutigen Sitten, Sprache und Geist sind ihren kriegerischen Ahnen aus Osten treu geblieben. Sie lieben im Gegensatze zu den übrigen Stämmen der Ebene Metitschad, den Wechsel ihrer Wohnplätze und die Nomadengewohnheiten, bewegen sich jedoch in einem gewissen Bezirke, wo die Natur ihnen so viele Vertheidigungsmittel und Schlupfwinkel gegeben hat. El-Hadschut ist ihr arabischer Stammname, sonst ohne besondere Bedeutung. Ihr kriegerischer Ruf, ihr Ansehen und ihre Furchtbarkeit unter den übrigen Stämmen scheint aber schon aus sehr alten Zeiten zu stammen. Bei allen ritterlichen Mährchen der Araber dieses Landes spielt ein Hadschute die Hauptrolle; in keinem andern Stamme leben so viele Sagen und Erzählungen von den Thaten der Großväter, endlich hat kein anderer Stamm noch heutigen Tages so viele Poeten aufzuweisen, als die Hadschuten.*) Der

*) Die Chiffa entspringt im Atlasgebirge unweit Medeah. Nach ihrer Vereinigung mit dem Uad-Sidi-el-Kebir und einigen andern Gebirgsbächen erhält sie den Namen Massafran.

*) Mehrere Poesien dieses Stammes wurden von den angestellten Dolmetschern in französische Sprache übersetzt, darunter ein ziemlich interessantes Klagegedicht über den Fall Algiers; eben so satyrische Spottlieder gegen die Franzosen, den Aga-Obrist Marey und die Beni-Khalil, welche sie Butter- und Käsekrämer nennen.

Digitized by Google

Uthan oder das Stammgebiet, welches sie bewohnen, hieß zu den Zeiten des Dey's El-Sabet. Sie bezahlten daher ihren Tribut mit den Waffen, das heißt, sie waren unter den Reitern des Aga eingeschrieben und als solche verpflichtet, jedem Ruf ins Feld pünktliche Folge zu leisten, sonst aber blieben sie von jeder Geldabgabe befreit. War irgend eine Expedition gegen einen rebellischen Stamm zu unternehmen, so eilte der Aga mit einigen Türken nach der Ebene, versammelte seine arabischen Reiter, namentlich die trefflich berittenen Hadschuten, und überfiel mit diesem Kriegshaufen die Duars derjenigen Stämme, welche den Tribut zu bezahlen sich weigerten, oder dem Dey sonst Ursache zur Unzufriedenheit gegeben hatten. Nie griffen die andern Araberstämme, deren Gebiet der Aga durchzog, für ihre bedrohten Brüder zu den Waffen. Die gegenseitige Eifersucht der Scheikhs und Caids sah mit Freude die Demüthigung des Nachbarstammes, und die Türken hatten ein leichtes Spiel, während bei den heutigen Expeditionen der Franzosen in das Innere Alles flüchtet und zu den Waffen greift. Uebrigens waren auch zu den Zeiten der Türken die Hadschuten als Diebe längst schon berüchtigt. Ihre Streitigkeiten mit dem benachbarten Uthan der Beni-Khalil sind alten Datums. Der Aga, welcher sonst den Hadschuten Vieles übersah, war auf die Klagen der übrigen Araber der Metitschad doch manchmal genöthigt, die Chiffa mit seinen Türken zu überschreiten, um durch Gefangennahme einiger Weiber und Kinder die Hadschuten zur Zurückgabe ihres Raubes zu zwingen. Bei solchen Gelegenheiten wurden dann Flintenschüsse häufig gewechselt. Ein europäischer Consul, welcher Algier seit 20 Jahren bewohnt, versicherte mir, daß seit seiner Anwesenheit fast jedes Jahr eine kleine Expedition nach dem Gebiete der Hadschuten abging. Aber gewöhnlich endigte diese mit einem friedlichen Vergleiche, da der Aga ein Interesse hatte, jenen kriegerischen Stamm möglichst zu schonen.

(Fortsetzung folgt.)

Rußland.

(Fortsetzung.)

Aber diese großen Plane können sich nicht verwirklichen, diese große Handelsbewegung Rußlands kann nicht ernstlich beginnen, so lange es nicht im ruhigen Besitz des ganzen Isthmus zwischen dem schwarzen und kaspischen Meer ist, wo das Land der Tscherkessen noch Widerstand leistet. Hat Rußland sich hier festgesetzt, so bedarf es Konstantinopels nicht mehr, wo eine große Handelstoleranz herrscht; es wird sich ungeheure Absatzwege nach allen Märkten des Orients eröffnen, und sein Einfluß bei der Pforte wird das Uebrige thun. England befindet sich der russischen Regierung gegenüber in der seltsamen Lage diese zur Eroberung von Konstantinopels zu treiben, wenn es seine Versuche zu Gunsten der Tscherkessen mit Erfolg erneuert, und die Russen an der definitiven Besitznahme dieser Küste hindert; läßt England aber die Russen sich definitiv daselbst festsetzen, so dürfte es auch um einen großen Theil seines Handels im Orient geschehen seyn.

Was Indien betrifft, so hat die englische Regierung nie ernstlich daran gedacht, daß Rußland von dieser Seite her gefährlich werden könnte. Als man im englischen Parlamente von einem Einfall Rußlands in Indien sprach, hatte das englische Cabinet eben große Geldbewilligungen nöthig, um die Fehler des vorhergehenden Cabinets und die Nachlässigkeit der Admiralität, welche die Marine verfallen ließ, wieder gut zu machen; seit fünfzehn Jahren erwartete man den Augenblick zu diesem Behufe neue Credite vom Parlamente zu begehren, und man mußte sie jetzt um jeden Preis erhalten. Damals sprach die ministerielle Presse laut von den Gefahren, welche Indien von Rußland aus bedrohten. Man erhielt die nöthigen Fonds zur Vermehrung und Wiederherstellung der Flotte, und nun war nicht mehr von Indien die Rede. Ich habe russische Officiere gesprochen, welche vor einigen Jahren die Länder zwischen den russisch-asiatischen Provinzen und Indien durchreisten; sie sind noch erschrocken über die Schwierigkeiten dieser Reise. In Rußland scheint unter den Staatsmännern der Wunsch zu herrschen, daß die Engländer in Indien Fortschritte machen und bis Kabul vordringen möchten, wo die Russen ihnen die Hand reichen könnten; dieß würde Rußland den Transithandel geben, den die in diesem Theile Indiens sich aufhaltenden Engländer unternehmen müßten, da dieß der mindest gefährliche und der regelmäßigste Handel ist. Ich gebe diese Ansichten einiger ausgezeichneten Männer Rußlands, ohne ihre Richtigkeit zu versichern, oder für ihre Aufrichtigkeit zu stehen. Mag nun Rußland nach Indien vordringen und Konstantinopel in Besitz nehmen wollen oder nicht, gewiß ist, daß es sich thätig damit beschäftigt, im Orient sich furchtbar zu machen, und daselbst einen Krieg mit Vortheil führen zu können, wenn dieser Krieg nothwendig werden sollte. Man hat in den neusten Zeiten viel von der Thätigkeit gesprochen, welche zu Sebastopol und andern russischen Häfen des schwarzen Meeres herrscht. Diese Thätigkeit ist dem russischen Kaiser eigenthümlich: es ist die ungeheure Bewegung, welche Peter der Große einem Reich aufdrückte, das immer noch in seiner Organisation begriffen ist; diese Bewegung, diese Thätigkeit geben Stärke, und es ist gut, den Wirkungen in allen ihren Entwicklungen zu folgen.

Es werden gegenwärtig große Anstalten zu Kertsch getroffen, einem Hafen, der am Eingange des Meeres von Asow liegt und die Meerenge beherrscht. Im J. 1774 wurde Kertsch von der Pforte an Rußland abgetreten; durch einen Ukas vom 21 April 1835 sind alle nach dem Meere von Asow bestimmten Schiffe gehalten, zu Kertsch Quarantäne zu machen. Mit jedem Jahre gewinnt der Handel dieser Stadt nach der asiatischen Küste eine größere Ausdehnung, und hat bereits der Stadt eine gewisse Wichtigkeit gegeben. Der Hafen von Kertsch ist durch seine Lage gegen alle Winde geschützt, und die Stärke der Wogen ist gebrochen durch die fortdauernde Strömung in der Meerenge. Im J. 1835 begann die Schifffahrt am 1 Januar und endete im December, dauerte also drei Monate länger, als zu Taganrog. Bis zum zweiten Kriege mit der Türkei wurde zu Kertsch

Digitized by Google

ein Tauschhandel mit den Tscherkessen und Abasen getrieben, von denen man Wachs, Honig und Pelzwerk erhielt, und denen man Salz lieferte, was sich nicht auf dieser Seite des Kaukasus findet. Vor anderthalb Jahren entdeckte man in der Umgegend von Kertsch reiche Erze, ein um so wichtigerer Umstand, als im letzten Kriege mit der Türkei die Schwierigkeiten, die sich im Augenblicke der Uebersteigung des Balkans erhoben, durch Mangel an Kugeln noch vermehrt waren. Ein edler, junger Mann, Hr. v. Demidow, bot dem Staate für eine halbe Million Rubel Kugeln aus seinen Schmelzwerken im Ural an, aber der Weg war weit, und die Herbeischaffung dieser Hülfe verzögerte sich um einige Monate. Seit dieser Zeit suchte die russische Regierung für den Fall eines neuen Kriegs im Orient sich die nöthigen Hülfsmittel in seinen südlichen Provinzen zu versichern. Man ließ sie näher erforschen, und die zu Kertsch gemachten Entdeckungen wurden bald nutzbar gemacht. Ein russischer Genieofficier wurde nach Paris geschickt, um Hrn. Anatole von Demidow die nöthigen Nachweisungen zu geben. Das Vermögen der Familie Demidow schreibt sich von einer ähnlichen Concession her, welche in früherer Zeit dem Urgroßvater des Hrn. von Demidow im nördlichen Rußland gegeben worden war. Die Hoffnung, seinem Lande nützlich zu seyn, mehr noch, als die Aussicht auf Reichthümer, bewog ihn, sich, obgleich krank, selbst nach Kertsch zu begeben, und die Ausbeutung der dortigen Metalladern in einem ungeheuren Maßstabe zu beginnen. Die nöthigen Maschinen wurden im Mai dieses Jahrs in Havre eingeschifft, Hr. v. Demidow folgte ihnen selbst, und in zwei Jahren besitzt Rußland gewiß Gießereien und Arsenale in geringer Entfernung von Konstantinopel. Ich führe diesen Umstand an, um zu beweisen, daß man den Friedensgarantien, welche die commercielle Entwicklung Rußlands gibt, nicht allzu sehr trauen darf.

Die Thatsache ist allerdings bezeichnend, aber nicht beunruhigend; sie beweist nur, daß Rußland sich in Stand setzt, einem Angriff gegen seine neue Marine und seinen Handel zu begegnen, und daß es die Regeln der Vorsicht nicht vergißt, welche ihm, wie ich bewiesen zu haben glaube, seine gegenwärtige Lage und seine ersten Schritte auf der Bahn der Handelswohlfahrt und des öffentlichen Credits vorschreiben. Alles scheint darauf hinzuwirken, und die russische Regierung in diesem Kreise festzuhalten, und die Combinationen seiner Politik ganz anders wohin als auf unbeschränkte Vergrößerungen zu richten. In Polen selbst, diesem Herd von Unruhen, der Rußland mit England und Frankreich entzweien zu müssen schien, bereitet sich eine ganz neue Ordnung der Dinge vor; seit der letzten Revolution Polens war das Land durch die Gendarmerie regiert, und überall herrschte der Schrecken; gegenwärtig sind die Verhaftungen seltener geworden, und man regiert so gesetzlich wie möglich. Dauern diese Gesinnungen fort, so werden sie in kurzer Zeit vermittelst der schönen, von dem Fürsten Lubezki zu Warschau gegründeten Anstalt diesem unglücklichen Lande ein neues Ansehen geben; ich spreche hier von der polnischen Bank.

Napoleon hatte den polnischen Bauern die Freiheit gegeben; in diesem Zustande trafen die großen polnischen Güterbesitzer, denen es unter der Bedingung, auf ihren Gütern zu leben, gestattet wurde, nach dem Aufstand von 1831 in Polen zu bleiben, den Bauernstand. Der Ackerbau ist jetzt ihre hauptsächlichste, ja fast einzige Beschäftigung, aber die Handarbeit, die sie zahlen, und zwar ziemlich theuer zahlen müssen, hat sie genöthigt, ein Mittel zur Verminderung dieser Kosten zu suchen, und ihre Ländereien möglichst wohlfeil anzubauen. In dieser Absicht gründete der Fürst Lubezki mit Zustimmung der russischen Regierung die polnische Bank, welche allen Grundeigenthümern zu Hülfe kommt, die ihre Ländereien verbessern wollen; sie leiht ihm Capitalien auf 12 Jahre zu einem halben Procent monatlich, und gestattet ihnen, ihre Schuld ganz nach Gefallen abzutragen. Die Bank liefert auch noch Maschinen für industrielle Unternehmungen und Ackerbauinstrumente nach den besten Mustern; sie läßt dergleichen aus fremden Ländern kommen, auch selbst bauen, und geht in alle Einzelnheiten des Landbaus ein. Es gibt wenige Grundeigenthümer, die nicht gegenwärtig in Verbindung mit der Bank stehen, deren Directoren zu den vornehmsten Familien Polens gehören, die ihre Verbindungen mit jedem Tage ausdehnt, und die Absicht ihrer Stiftung, den Adel in Verbesserung seiner Landgüter zu unterstützen, und ihn zu deren eigener Bewirthschaftung zu bewegen, mit Eifer verfolgt. Welchen seltsamen Contrast bietet hier die russische Regierung, deren Politik in Rußland dahin geht, die adeligen Güterbesitzer zu ruiniren, und sie von ihren Gütern fern zu halten!

(Schluß folgt.)

Krankheiten unter Muschelthieren.

Eines der merkwürdigsten Phänomene des Jahres 1836 war eine epidemische Krankheit unter den Mollusken oder Muschelfischen des Muskingum (Ohio). Sie begann im April, dauerte bis in den Junius, und zerstörte Millionen dieses ruhigen Völkchens, das die Betten der Flüsse bewohnt. Wenn das Thier starb, öffneten sich die Schaalen der Muschel, und wenn die Fäulniß begonnen hatte, gab die Anhängungskraft der Muskeln nach, der fleischige Theil stieg an die Oberfläche des Wassers empor, und die Muschel sank zu Boden. Da diese todten Körper den Fluß hinab strömten, wurden die Spitzen der Inseln, die Massen fest stehenden Treibholzes und an manchen Stellen auch die Ufer davon bedeckt, und in der Nähe die Luft von den faulen Ausdünstungen verpestet. Die Ursache dieser Krankheit unter den Muschelthieren ist eben so unbekannt, als die der asiatischen Cholera unter den Menschen. (American Journal of Science.)

Chronik der Reisen.

Halls Reisen auf die Hochgipfel des Quitoanischen Andenzuges.

4) Besteigung des Antisana.

(Schluß.)

Mit Hülfe unserer Bettdecken und Schaffelle verbrachten wir eine leidliche Nacht, und hatten, mit Ausnahme Boussingaults, welcher

Digitized by Google

mehrmals aufstand, um die stündlichen Aenderungen des Barometerstandes zu beobachten, nicht viel von Kälte auszustehen. Am folgenden Morgen ritten wir mehrere Leguas weit durch dick und dünn, um eine angebliche Silbermine zu untersuchen, die an der Ostseite des Berges in einer Thalschlucht vorhanden seyn sollte; das vermeintliche Silbererz erwies sich jedoch als bloßer Schwefelkies. Nach diesem Abstecher unternahmen wir um 6 ernstlich die Besteigung des Antisanagipfels. Wir langten zeitlich am Fuße des eigentlichen Nevado an, welcher von dem Tafelende steil emporsteigt. Das Nordende des Schneegipfels wölbt sich zu einem Dome, wogegen das mittägliche in scharfen, zackigen Zinnen aufragt. Der Zwischenraum gleicht in seiner Gestaltung einigermaßen einem Sattelsitze. Da der Abfall hier minder abschüssig zu seyn schien, so beschlossen wir die Besteigung in dieser Gegend zu versuchen. Die Oberfläche des Schnee's war hart gefroren, und die erste Strecke des Glacis dermaßen jäh und schlüpferig, daß mit Boussingaults mineralischem Hammer Stufen ausgehauen werden mußten. Nachdem wir einige hundert Fuß hoch auf diese Weise hinangeklimmt waren, begann der Abhang sich etwas zu verflachen, und lief endlich in eine Pläne aus, welche, wie schon erwähnt, die Einsattelung zwischen dem Doppelgipfel bildet. Hier trennten wir uns, denn Boussingault wählte sich den dom- oder glockenartigen Gipfel zum Besteigungsversuch, wogegen ich mit dem zinnenartigen anzubinden beschlossen hatte. Bald überzeugte ich mich jedoch von der Unausführbarkeit des Beginnens, und schlug nun die von meinem Reisegefährten gewählte Richtung ein. Dieser war mittlerweile bis auf ungefähr 200 Fuß von der Kuppe des Doms emporgeklimmt, als eine lothrechte Eiswand seinem ferneren Emporbringen sich entgegenstellte. Der Barometer zeigte da 17,655 Fuß Höhe. Der Thermometerstand auf dem erstiegenen Punkt war 29° F., brach aber die Sonne dann und wann durch den Wolkenschleier, und beschien das weite Schneegefilde, so entstanden ein Glanz und zugleich eine Hitze, die unerträglich waren. Die Himmelsveste war zum Theil umwölkt, zum Theil aber wogten die Gewölke unter uns, und wie so die Landschaft tief unten in duftiger Bläue verschwimmend durch den Nebelflor glimmte, gemahnte sie mich an die Schattenwelt, wie sie in Byrons Caïn geschildert wird.

Die Flora des Antisana ist von derjenigen der anderen Cordilleren wenig verschieden. Unter den mannichfaltigen Gentianenarten behaimt eine der lieblichsten mit reicher Scharlachdolde *) die grünen Gestade der Bäche. Dieselbe Art kommt auch auf dem Chimborasso vor; doch habe ich sie nur auf diesen beiden Nevados angetroffen. Die Silva Pichinchensis, die aber mit Unrecht diesen Beinamen führt, da ihr Vorkommen nicht bloß auf dem Pichincha beschränkt ist, wächst auch auf dem Antisana, in der Nähe der Gipfelhöhen, im Sande; und dicht an der Schneegränze ist mir dieselbe Zwerg-Andromeda vorgekommen, die ich auf dem Pichincha ebenfalls gefunden; wie denn überhaupt die Flor beider Nevados — obgleich sie zwei verschiedenen Andenzügen angehören — sich vor allen andern gleicht. Die Trockenheit der Atmosphäre auf den obern Höhen des Antisana, wo ein Leslie'scher Hygrometer 55° 51′ = 69° 7′ Saussure zeigte, wird durch die um die Gipfelhöhen der Anden gelagerten Wolken vermindert.

Beide Reisenden wurden nach ihrer Herabkunft zur Nachtzeit von einer heftigen Augenentzündung befallen, und gewahrten, daß sie durch den blendenden Schneeglanz, wovor sie sich unvorsichtigerweise nicht geschützt hatten, beinahe erblindet waren, und dieser Zustand hielt eine ganze Woche nach ihrer Wiederankunft zu Quito an.

(Fortsetzung folgt.)

*) Doch wohl die von Humboldt in der Beschreibung seiner Chimborasso-Besteigung (Schumacher Jahrbuch für 1837) angeführte G. cernua? M

Nachricht von Reisen.

Der Bombay Courier vom 9 August enthält die neuesten Nachrichten von Capitän Burnes in Oberindien. Er hat die Breite und Länge in der Art, wie sie in den Karten angegeben sind, auf seiner Reise sehr unrichtig gefunden. Da er dem Kriegsschauplatz zwischen den Sikhs und Afghanen nahe war, so bemühte er sich aus allen Kräften, einen Frieden zwischen Randschit Singh und dem Beherrscher von Cabul, Dost Muhammed, zu Stande zu bringen; aber beide Theile waren sehr erbittert gegen einander, in Folge eines blutigen Angriffs gegen Randschit Singhs Truppen zu Peschawer. Von der Schifffahrt auf dem Indus spricht Capitän Burnes auf eine sehr günstige Weise, nur setzt die Lage der Eingebornen an den Ufern dem Handel große Hindernisse entgegen. Capitän Burnes hatte die Salzkette in der Nähe des Indus in einem Schiffe von achtzig Tonnen fast ohne Hinderniß erreicht; der einzige Theil des Flusses, der eine regelmäßige Ueberschwemmung hat, ist oberhalb Tschittar, wo starke Südwinde vorherrschen, in einem Grade, daß die Reise von Tschittar bis Dera Ismael Khan in 17 Tagen erreicht wurde.

*

Capitän Alexander, dessen wir im vorigen Jahre so oft gedacht haben, ist jetzt wieder vom Cap in London angekommen, und hat eine reiche Sammlung naturhistorischer Gegenstände, die er auf seiner Reise gegen Norden gesammelt hat, mitgebracht.

*

Mit nächstem soll eine neue russische Gesandtschaft nach Khiwa und Bukhara gehen, und von Ingenieuren begleitet werden, welche das Land zwischen dem caspischen Meere und dem Oxus aufnehmen sollen, mit besonderer Bezugnahme auf die viel bestrittene Frage, ob ein ehematiger Arm dieses Stromes sich in das caspische Meer ausmündete. Der Hauptzweck dieser Gesandtschaft soll seyn, über die Loslassung der zahlreichen Russen zu unterhandeln, die von den Tataren geraubt, und als Sklaven in Khiwa und Bukhara verkauft wurden.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 4** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Percy Bysshe Shelley.** Zweiter Artikel. — **Das neuere französische Drama.** (Fortsetzung.)

Das Blumenwerk dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingesehen werden; es beträgt für den Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 14.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Januar 1838.

Rußland.

(Schluß.)

Fassen wir diese Ansichten über Rußland und seine gegenwärtige Tendenz zusammen, so ergibt sich Folgendes: „Der Kaiser Nikolaus hatte vielleicht im Anfang der Juliusrevolution dieselben Wünsche, wie einst die Kaiserin Katharina, als die Revolution von 1789 ausbrach. Er hat Rußland nicht offen den Franzosen verschlossen, wie die Kaiserin that, aber er hat den Verbindungen zwischen Rußland und Frankreich alle möglichen Hindernisse entgegengesetzt; er hat unsern Schiffen seine Häfen nicht verschlossen, er hat die Handelsverträge nicht zerrissen, aber er war sehr versucht, es zu thun, und hätte es vielleicht auch ohne die Vorstellungen seines alten und vorsichtigen Finanzministers gethan. Was war die Folge dieser Gesinnungen? Wie seine Vorgänger beruhigte sich der Kaiser in Folge aller der Rücksichten, die ich im Eingang bezeichnete, und die sich gegenwärtig mächtiger als je erheben. Der Charakter des gegenwärtigen Kaisers ist ganz dazu gemacht, die Wichtigkeit dieser Rücksichten mehr als irgend Jemand zu fühlen. Der Kaiser hat wahrhaft chevalereske Ideen, religiöse Ansichten, die ihm stets gegenwärtig sind, Nationalgefühle, die fast ins Uebermaaß gehen, aber ihn beherrscht ein lebendiger und durchdringender Geschäftsgeist, die Erkenntniß, am rechten Punkte inne zu halten, seinen Geist durch die Größe der Macht, über die er verfügt, nicht umnebeln zu lassen, kein Hinderniß, wie klein es auch seyn mag, sich zu verbergen und mit überlegenem Geiste die Umstände zu beurtheilen, wo Nachsicht mehr fruchtet, als Gewalt, und diesem richtigen Tacte alle seine Leidenschaften, seinen ganzen lebhaften Soldatenmuth und seinen Fürstenstolz zu unterwerfen. Dürfte ich eine Vergleichung machen, so würde ich sagen, der Kaiser habe einige Eigenschaften mit einem Souverän gemein, den ich hier nicht nennen will, und diese Eigenschaften seyen gerade am meisten geeignet, ihm einen richtigen Begriff von der Lage Rußlands und der Wichtigkeit der friedlichen Rolle zu geben, die er durch seine wahren Interessen und seinen wohlverstandenen Ruhm auf der politischen Bühne zu spielen berufen ist. In den Unterhaltungen, die der Kaiser den Fremden gewährt, findet man ihn immer stolz auf seine absolute Gewalt, stolz auf die Militärmacht, über die er verfügt, noch mehr aber stolz auf die Fortschritte, welche die Industrie unter seiner Regierung gemacht hat, und die er zu steigern fortwährend bemüht ist. Was die persönlichen Gesinnungen des Kaisers in Bezug auf Frankreich und dessen König betrifft, so sind sie wandelbar, je nach augenblicklichen oft sehr unbedeutenden Ereignissen, und da der Kaiser vor Allem die Wohlfahrt seines Reiches will, so kann man zum voraus versichert seyn, daß seine Gesinnungen, welcher Art sie auch seyn mögen, durch die Interessen Rußlands werden beherrscht werden. Man muß hoffen, daß diese wohlverstandenen Interessen den Sieg davon tragen, und daß der Kaiser aller Reußen nicht die Rolle eines großen Souveräns niederlegen wird, um sich zum einfachen Mitglied der Coterien des Faubourg St. Germain zu machen. Die Thatsachen haben so viel Einfluß über seinen Geist als Kaiser, daß dem Menschen wenig zu thun übrig bleibt. Somit kann man auch nicht sagen, welcher von seinen Ministern am meisten Einfluß habe, wenn überhaupt in Rußland ein Minister Einfluß hat. Der Finanzminister Graf v. Cancrin genießt seit zehn Jahren einen großen Credit bei dem Kaiser; seine alte deutsche Freimüthigkeit macht seine Stärke am Hof aus, sollte er aber einmal in Ungnade fallen, so würde diese die gleiche Quelle haben.

So ausschließlich russisch der Kaiser auch ist, so setzt er doch sein Vertrauen auf drei Deutsche, den Grafen v. Nesselrode, den Grafen v. Cancrin und den Grafen v. Benkendorf, den Gefährten des Kaisers auf allen seinen Reisen und seinen Generaladjutanten, der mit der Polizei des Reichs und der Sorge für seine persönliche Sicherheit beauftragt ist; aber der Wille des Kaisers ist so kräftig, daß kein Kampf mehr zwischen den moskowitischen und deutschen Interessen stattfindet. Alles ist jetzt russisch um ihn; die letzten Spuren der Ideen des Kaisers Alexander sind verwischt, und nur der Graf Cancrin wagt vielleicht die Behauptung, die Civilisation und die Wohlfahrt Rußlands würde sich in größerm Maaße nur dann entwickeln, wenn der Kaiser Nikolaus für die Kaufleute das thue, was Peter der Große für den Adel that, und sie zwänge, ihre Bärte zu schnei-

Digitized by Google

den und europäiſche Sitten anzunehmen. Aber nicht alle Miniſter des Kaiſers ſind ſo aufrichtig, und man darf auf die Abneigung einiger Beamten des ruſſiſchen Reichs gegen die franzöſiſche Regierung nicht zu viel Gewicht legen; dieſe Geſinnung wird bei der Herrſchaft, die der Kaiſer über die Ideen ſeiner Umgebung ausübt, verſchwinden, ſobald die kaiſerlichen Antipathien ſich ſchwächen, und dieſe Antipathien werden ſich bei einem Geiſte, wo der Eindruck der Ereigniſſe ſtärker iſt, als alles Andere, durch die Antipathien Anderer nicht ſteigern.

Das Benehmen des Kaiſers wird von dem Grade ſeines Zutrauens auf die Stabilität der franzöſiſchen Regierung abhängen. Dieß beſchäftigt den Kaiſer unaufhörlich, und ſeine Geſinnungen in Bezug auf Frankreich, ja ſeine Anſichten über deſſen Regierung wechſeln je nach den Chancen von Dauer, welche die Ereigniſſe darbieten. Frankreich braucht alſo hinſichtlich Rußlands nur in ſeinen kritiſchen Augenblicken unruhig zu ſeyn. Wenn die franzöſiſche Regierung nach und nach ihre inneren Verlegenheiten überwindet, ſo wird auch die ruſſiſche ihr allmählich näher rücken, trotz des Widerſtrebens der Principien und alles deſſen, was ſich der Einigung beider Cabinette entgegenſetzt. Bis dahin wird freilich Frankreich ſeine wachſame Stellung Rußland gegenüber nicht aufgeben, und namentlich darüber wachen, daß Rußland nicht ſeine Gegner auf indirectem Wege unterſtütze. Die Zeit wird kommen, wo die Art dieſer Verhältniſſe ſich von ſelbſt ändern wird, dieſe Zeit, welche ſchon vor faſt vierzig Jahren ein Mann vorausſah, der gute Lehren hinterlaſſen hat, Hr. Hauterive,*) welcher dieſe jetzt ſehr nahe Zeit folgendermaßen ſchilderte: „Wenn Rußland genügend überzeugt ſeyn wird, daß die wahren Quellen ſeiner Wohlfahrt und ſeiner Macht in ſeinem eigenen Schooße liegen; wenn es ſelbſt Theil nehmen wird an der Ausfuhr ſeines Ueberfluſſes und der Einfuhr der ihm nöthigen Gegenſtände; wenn es gegen die Staaten Europa's die Schuld ſeiner Civiliſation abtragen, und, nachdem es ihre Künſte nachgeahmt, ihnen das Beiſpiel ſeiner Weisheit, ſeiner Mäßigung und Gerechtigkeitsliebe geben wird; wenn es, ſtatt die benachbarten ſchwachen Staaten zu ſchrecken, Frankreich nachahmt, welches in gleichem Falle ſie ſchützt und unterſtützt; wenn es die Nothwendigkeit fühlen wird, das öffentliche Recht in Europa nicht auf zerſtreute Trümmer, nicht auf bedauerliche Rückblicke und Hypotheſen, ſondern auf Thatſachen, auf die wirklichen Kräfte der Staaten, wie ſie eben beſtehen, zu gründen — dann wird das ruſſiſche Reich Frankreich nicht mehr mit feindlichen Augen anſehen, es wird das Gleichgewicht des Nordens erhalten, während Frankreich daſſelbe im Süden gewährleiſtet, und ihre Uebereinſtimmung wird das politiſche Gleichgewicht der Welt ſichern."

Bis dieſe auf die beſten und verſtändigſten politiſchen Combinationen gegründeten Vorausſagungen ſich erfüllen, iſt es für die franzöſiſche Regierung hinreichend, ſtark zu ſeyn, d. h. ſeine Macht im Innern zu gründen und ſorgſam die ſeit der Julusrevolution erworbenen Alliirten zu bewahren, um von der ruſſiſchen Regierung geachtet zu werden, und für die Zukunft engere Verbindungen vorzubereiten. Dieß iſt der Grundgedanke unſerer Politik in Beziehung auf dieſe Macht, und unſere diplomatiſchen Unterhandlungen mit St. Petersburg müſſen namentlich zu London vorgenommen werden. Uebrigens wird es hinreichend ſeyn, in Rußland mit Würde aufzutreten, alle, ſelbſt die kleinſten Angelegenheiten, wodurch der franzöſiſche Name compromittirt werden könnte, zu vermeiden — denn ich wiederhole es, der Kaiſer merkt in dieſer Beziehung auf kleine wie auf große Dinge — und mit Ernſt und Geſchicklichkeit die Männer zu wählen, welche die Regierung ſelbſt in den untergeordnetſten diplomatiſchen Stellen nach St. Petersburg ſchickt. Solche Vorſichtsmaaßregeln ſind allerdings klein, aber große Gedanken werden nur vollkommen ausgeführt durch das kleinſte Detail, — dieß iſt eine Wahrheit, die man nirgends beſſer erkennt, als in Rußland.

*) De l'Etat de la France à la fin de l'an VIII. Paris 1800.

Algierer Zuſtände.

2. Die Hadſchuten.

(Fortſetzung.)

Seit der Einnahme Algiers durch die Franzoſen haben die Hadſchuten den Siegern gegenüber ſtets eine energiſch feindſelige Haltung behauptet, und nur ein einzigesmal unter der Verwaltung des Generals Voirol ſtellte ein förmlicher Friede mit ihnen auf eine kurze Zeit die Ruhe in der Ebene Metitſchad her. Sonſt waren bei jeder Unternehmung die Hadſchuten an der Spitze der Eingebornen. Ihre flüchtige Reiterei wechſelte mit den franzöſiſchen Tirailleurs immer die erſten Schüſſe, und ihre Scheihs führten bei den Berathungen der Stammhäuptlinge das erſte Wort. Als Marſchall Bourmont den erſten Ausflug nach Belida unternahm, begleiteten ihn bei dem Rückmarſche die Hadſchuten immer tirailliend faſt bis an die Mauern Algiers. Clauzeln begegneten während ſeiner Expedition nach Medeah die Reiterhaufen jenes Stammes, bei Buffarik gelagert. Ihr Bey kam nach dem Zelte des franzöſiſchen Oberbefehlshabers und erklärte ihm mit ſtolzer Haltung, ſeine Abſicht ſey, ſich dem Weitermarſche des franzöſiſchen Heeres zu widerſetzen. Tags darauf nahmen die Prahlereien dieſes Häuptlings ein jämmerliches Ende. Clauzel überſchritt die Kette des Atlas und kam nach Medeahs Einnahme ſiegreich wieder zurück; aber ein Detaſchement von 60 Kanonieren, welche man unklugerweiſe ohne Cavalleriebedeckung nach der Ferme modele abſchickte, wurde von den Hadſchuten bis auf den letzten Mann zuſammen gehauen. Unter der Verwaltung der Generale Berthezène und Rovigo dauerte das Blutvergießen fort. Bei der Flucht des erſtern von dem Engpaſſe Teniah verloren einige hundert Nachzügler das Leben. Der Herzog von Rovigo verſuchte vergebens durch furchtbare Beiſpiele der grauſamſten Strenge den feindlichen Stämmen zu imponiren. Nach der Niedermetzlung des Stammes El-Offiah wurde zu Sukali eine große Araberverſammlung gehalten, ein Kampf auf Tod und Leben beſchloſſen, und von den Marabuts der Dſchad oder heilige Krieg gepredigt. Bei Buffarik gänzlich geſchlagen, verloren die meiſten Araber

Digitized by Google

einen Augenblick allen Muth. Der Kabylenhäuptling Ben-Zanum zog sich in seine Berge zurück und schwur, nimmermehr für die Araber sich zu schlagen. Die Uthans der Beni-Mussa, Beni-Chalil und der Khaschnas unterwarfen sich, wie auch die unglücklichen Bewohner der Städte Belida und Coleah. Die Hadschuten waren von den Stämmen der Ebene Metitschad die einzigen, die nichts von Frieden wissen wollten. Das Schreckenssystem des Herzogs von Rovigo, die Hinrichtungen der Scheiths Mesaud und El-Aribi erbitterte sie, statt sie zu ängstigen, und die gräulichsten Repressalien wurden von ihnen an den unglücklichen Europäern verübt, welche einzeln auf den Vorposten in ihre Hände fielen. Dieser einzige Stamm, der wenig mehr als 400 Reiter in das Feld zu stellen vermag, verbreitete den französischen Heeren gegenüber einen solchen Schrecken unter den andern friedlichen Araberstämmen, daß diese bald schwankend wurden, ob es nicht vortheilhafter für sie sey, sich, statt des Bündnisses mit den Franzosen, unter die Protection der Hadschuten zu stellen, deren Ueberfälle sie mehr fürchteten, als die Drohungen des Gouverneurs in Algier. Der Uthan Beni-Khalil, der wichtigste der Umgegend, wurde zuerst erschüttert. Dieser Uthan besteht aus verschiedenen Stämmen, die häufig in Uneinigkeit leben, dabei auch ziemlich feiger und verrätherischer Natur sind. Der von dem Gouverneur nach dem Treffen von Buffarik ernannte Kaid dieses Uthan war Buzeid-Ben-Chaus, ein Häuptling von eiserner Energie und der edelherzigsten Treue gegen die Franzosen. Trotz des wankelmüthigen und rebellischen Geistes seiner Stämme wußte derselbe den Hadschuten gegenüber eine energische Haltung anzunehmen. Dieser tapfere Kaid wurde am 9 September 1833 auf dem Markte von Buffarik, den er wie gewöhnlich präsidirte, von den Hadschuten ermordet. Diese blutige That geschah in Gegenwart einiger tausend Araber der Ebene Metitschad. Bis zum letzten Augenblicke hatte Buzeid gegen jene Mörder die Energie und beleidigte Würde eines Häuptlings behauptet, und wäre er nur von einigen entschlossenen Arabern vertheidigt worden, so hätte er wahrscheinlich über die Verschwörer triumphirt. Aber die Araber seines Uthan, sey es aus Furcht vor den Hadschuten oder aus fanatischem Haß gegen die Franzosen und gegen Buzeid, welcher deren Interessen vertheidigte, ließen ihren Kaid feige im Stiche. An dem nämlichen Tage, als dieses Verbrechen geschah, machte General Voirol mit den Mitgliedern der nach Algier gesandten Commission der Pariser Kammern eine militärische Promenade nach Belida. Der Leichnam Buzeids wurde nackt, ein Schmaus der Aasgeyer und Schakals, von den Franzosen bei Buffarik gefunden. Man ließ denselben unbegraben liegen; der Tod dieses energischen Partisans der französischen Sache blieb ungerächt, und eine kleine Pension, die der General Voirol später für die ausgeplünderte Familie Buzeids verlangte, wurde von dem Kriegsminister abgeschlagen. So lohnte Frankreich einen seiner treuesten und loyalsten Diener.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Halls Reisen auf die Hochgipfel des Quitoanischen Andenzuges.

(Fortsetzung.)

5) Besteigung des Cotopaxi.

Am 22 Nov. 1831 unternahm ich mit Boussingault die letzte und längste Andenreise, welche am 16 December mit der Besteigung des Chimborasso endete. Die erste Tagereise führte über die Ebene von Turubamba (d. h. auf Quichua: „Schlammebene") und durch den Paramo von Tiopullo, dessen Nordabhang mit einer aus vierertei Arten bestehenden reichen Genzianenflora geblümt ist. Die zwölf Leguas von Quito entfernte Malerei Callo ist wegen der Ueberreste eines Incagebäudes berühmt. Das ganze Gelände ringsumher gehörte einst dem Augustinerorden, aus dessen Händen es in den letztern Jahren in den Besitz des mehrerwähnten Valdivieso gekommen ist, *) der nun die Steine dieses so merkwürdigen Denkmals zur Erbauung eines neuen Gehöftes verwenden läßt, so daß es, mit Ausnahme dieser alten Baustoffe, bald ganz verschwunden seyn wird.

Der Verfasser bemerkt ausdrücklich, daß dieses Denkmal sowohl von den französischen Gradmessern, als von Humboldt beschrieben worden sey, entwirft aber dennoch eine Schilderung davon, die wir daher füglich übergehen dürfen. Die Erhaltung des Denkmals (fügt er hinzu), welches den Erdbeben Trotz geboten, die doch die von den Spaniern in seiner Nähe aufgeführten steifesten Bauten in den Staub gestürzt, wäre um so wichtiger, und ein Act der unabweislichsten Pietät gewesen, als dergleichen aus der vorhispanischen Zeit herstammende Bauten auf der Hochebene von Quito äußerst selten sind, und das einzige bedeutende Gebäude dieser Art, die Veste oder Burg von Cañar, im Departement von Assuay, ist. In der Stadt Quito selbst ist keine Spur mehr von dem Sonnentempel vorhanden, der auf dem Panecillo (auf Quichua: „Javiral") stand; eben so wenig von der Mondesburg, die auf der gegenüber gelegenen Anhöhe San Juan prangte. **) Die Habsucht der spanischen Eroberer, die bei ihrem Spähen nach versteckten Schätzen keinen Stein auf dem andern ließ, hat Hand in Hand mit der Sitte, die Steine zur Aufführung der neuen Stadt zu verwenden, jede Spur von der alten Capitale Atahualpa's von der Erde vertilgt. Die einzigen Ueberbleibsel, die ich von ihr noch aufzufinden vermochte, bestehen in zwei steinernen Hautreliefs Sculpturen von Sonne und Mond. Einer von den beiden Steinen bildet eines der Portale des St. Katharinenklosters zu Quito, der andere einen Theil der Schwelle eines Innenthores desselben Gebäudes. Die Form der Steine, der Sculpturstyl, und die Beschaffenheit (d. h. doch wohl das ganze Costume) der Figuren, lassen keinem Zweifel Raum, daß beide ächte Ueberbleibsel des peruanischen Alterthumes sind! — Es wäre zu wunschen, daß sie aus ihrer jetzigen, sehr leicht

*) Dieser reiche Patricier, zu dessen weitläufigen Besitzungen auch, wie wir oben gesehen haben, einer der gewaltigsten Nevados und Vulcane der Anden, nämlich der Antisana, gehört, erinnert an den Marquis v. Navi zu Potosi, über dessen einst fast fabelhaften Reichthum Ed. Temple so Anziehendes berichtet. M.

**) Die Aehnlichkeit der Lage beider altperuanischer Denkmale mit derjenigen der Alhambra und des Generalife zu Granada, die ebenfalls auf zwei durch eine Hainschlucht getrennte Anhöhen einander gegenüber lagen, ist bemerkenswert M.

Digitized by Google

der Verfehrung ausgefetzten Lage, an einen ihrer hohen mythifchen und gefchichtlichen Bedeutfamkeit würdigen Ort, z. B. in ein Mufeum, gebracht würden.

Am 25 machten wir uns von Callo auf, um die Befteigung des vier Leguas davon entfernten Cotopaxi zu verfuchen. Es gefchieht felten, daß der Reifende die dazwifchen liegende, mit ungeheuren Felsblöcken befäete Ebene durchzieht, ohne von einem Unwetter überfallen zu werden, das von dem einen oder dem andern ihrer furchtbaren Nachbaren, dem Cotopaxi oder dem Illiniffa, gebraut wird, die gleich rieſigen Phantomen wechfelweife, die hohen Brauen in Finfterniffe gehüllt, auf einander entgegengefetzten Seiten des Horizontes donnern.

In der gleich jenfeits der Ebene beginnenden Schlucht, die zum Schneefaum hinanführt, wachfen einige wenige Gefträuche; die Stelle der Paionales oder Hochſteppen der anderen Nevados nimmt hier jedoch eine mit eifenfarbenem, vulcanifchem Sande bedeckte Fläche ein, worauf kein Grashalm zu fehen ift. Die Schneegränze fanden wir hier auf 15,646 Fuß. Der Krater ift von einem finftern Felfenwall umgeben, gegen welchen die blendende Weiße der unter ihm ruhenden Schneegefilde feltfam abfticht. Als wir mit unfäglicher Mühe die Höhe von 18,585 Fuß *) erreicht hatten, und alfo nach Bouffingaults Annahme noch gegen 500 Fuß von der Kuppe entfernt waren, fanden wir den Schnee, der bis jetzt hart gefroren gewefen war, fo lofe rings um den Krater aufgefchichtet, und fo weich, daß wir Gefahr liefen, in denfelben zu verfinken, und das höhere Hinaufklimmen alfo durchaus unausführbar war. Die Schwefelausdünftungen des Kraters waren ſtark fühlbar. Von der (übrigens in den Anden ſprüchwörtlich gewordenen) Jähe und Steilheit diefes Hochkegels mag ein kleiner Unfall, der uns begegnete, einen Begriff geben: Als wir uns einmal niederfetzten, um auszuruhen, legten wir unſere Alpenſtöcke neben uns. Kaum waren ſie aber aus den Händen, als beide gleich abgefchnellten Pfeilen den Abgrund hinunterfchoſſen, und unwiderbringlich verloren waren. Auf dem höchſten Punkte, wohin wir, wie gefagt, gelangten, zeigte der Thermometer um zwei Uhr Nachmittags 54° F.

Der Cotopaxi hat dem ihn umgebenden Landſtriche nicht nur das Gepräge oftmaliger und weitverbreiter Verheerungen unvertilgbar aufgedrückt, ſondern auch, wie man füglich ſagen darf, deſſen politiſches Geſchick beſtimmt. Denn als Quisquis, Atahualpa's geſchickteſter und bewährteſter Feldherr, dem ſpaniſchen Heerführer Benalcaza im Jahr 1533 die Herrſchaft über Quito mit den Waffen entreißen wollte, ereignete ſich ein entſetzlicher Ausbruch des Cotopaxi, den deſſen abergläubiſches Heer als ein Zeichen des unwiderruflich beſchloſſenen Sturzes der Yncaherrſchaft deutete. Auf gleiche Weiſe brachte ein Erdbeben zu Caraccas durch abergläubiſch-zaghafte Deutung der Sache der Unabhängigkeit von Venezuela Verderben.

Aus dem Oſtende des Kraters ſieht man häufig eine dünne Dampfſäule emporſteigen, und es iſt, nach unſerm Ermeſſen, kein Grund zur Vermuthung vorhanden, daß der Cotopaxi ſich gleich dem Pichincha in der Periode der Abnahme und des Verfalles befinde.

*

Ueber die Ortſchaften Balacunga und Ambato, wovon die eine in der Landſchaft Pichincha, und die andere in der vom Chimboraſſo liegt, theilt Oberſt Hall folgende Angaben mit: Alle Gebäude des durch vier Erdbeben und zwei Ausbrüche des Cotopaxi faſt ganz zerſtörten Balacunga ſind aus Bimsſteinen aufgeführt, welche durch die Verbindung mit Mörtel eine ſolche zuſammenhaltende Feſtigkeit und Härte erlangen, daß ſie eine einzige Felſenmaſſe aufzumachen ſcheinen. Jedes Haus, groß oder klein, ſieht daher aus, als wie wenn es aus Einem Blocke beſtünde, und ſelbſt die Trümmer gleichen mehr den durch Pulvergewalt geſprengten Bruchſtücken eines Steinbruchs, als durch Erderſchütterungen zerriſſenen und niedergeworfenen Bauten. Durch die Nähe des Cotopaxi iſt es eiſigen Winden ausgeſetzt, und überhaupt trägt Himmel wie Erde dort einen ungemein düſtern und ſchauerlichen Anſtrich. — Ambato liegt in einem Winkel, der zum Theil durch die Windungen eines vom Nevado des Carguirazo herabkommenden Fluſſes gebildet wird. Seiner gegen die kalten Bergwinde geſchützten Lage wegen gleicht der Ort einem natürlichen Treibhauſe, welches nicht nur die europäiſchen Baumfrüchte, worunter vorzüglich die Pfirſiche weit und breit berühmt ſind,*) ſondern auch Zuckerrohr hervorbringt, welches in den am Fluſſe gelegenen Vegas gezogen wird. Dieſe Stadt hat unter allen zwiſchen Quito und Guayaquil gelegenen Ortſchaften das heiterſte und freundlichſte Ausſehen. Der Himmel iſt — im entſchiedenen Gegenſatze zu dem von Balacunga — faſt immer unbewölkt, die Temperatur milde und angenehm, die reizenden Gehölze mit Roſengebüſchen untermengt.

Durch europäiſche Pflanzencultur und Gartenkunſt würde die Gegend um Ambato bald zur Heſperidenlandſchaft umgewandelt, und die Blumen, Baum- und Feldfrüchte der verſchiedenſten Himmelsſtriche dort einheimiſch werden. Die Tunas werden hauptſächlich der Cochenille wegen gebaut, von welchen zur Färbung der mehrerwähnten Ponchos ein ſtarker Gebrauch gemacht wird. Die Trockenheit des Erdreichs und die Milde des Klima's könnten aufs vortheilhafteſte zur ſchwunghaften Betreibung dieſes Cultur- und Induſtriezweiges benützt werden.

Ambato iſt zweier Handels- und Ausfuhrwaaren wegen in Ruf, unter welchen durchaus ein Zuſammenhang obwaltet, nämlich wegen ſeines Gebäckes, beſonders Brodes, und ſeiner Stiefel. Erſteres hat ſicherlich im ganzen mittäglichen Amerika nicht ſeines Gleichen, und ich habe zu Ambato verfertigte Stiefel geſehen, deren der erſte Londoner Chauſſureküniſtler ſich nicht zu ſchämen brauchte.

(Fortſetzung folgt.)

Vermiſchte Nachrichten.

Der engliſche Biſchof zu Calcutta ſoll emſig damit beſchäftigt ſeyn, Materialien für die frühere Geſchichte des Chriſtenthums zu ſammeln, und er habe bereits mehrere wichtige Documente über die Alterthümer der armeniſchen und neſtorianiſchen Kirche zuſammengebracht. Eine Nachricht über die neſtorianiſchen Chriſten in Kurdiſtan, von einem derſelben abgefaßt, wurde in der aſiatiſchen Geſellſchaft von Bengalen vorgeleſen.

*

Hr. Wilkinſon las in den letzten Sitzungen der aſiatiſchen Geſellſchaft im vorigen Jahr ein Memoire über das Schießpulver vor, deſſen Fabrication in Indien in eine ſehr alte Zeit hinaufreicht.

*) Soll wohl heißen 17,366 Fuß, denn die Höhe des Cotopaxi beträgt nach Humboldt nur 17,712 Fuß. M.

*) In ſeinen flüchtigen botaniſch-geographiſchen Bemerkungen über das Hochland von Quito, die wir aus bereits erwähnten Gründen übergangen haben, äußert der Verfaſſer: „Die ſo im Rufe ſtehenden Pfirſiche von Ambato gemahnen den europäiſchen Reiſenden weniger an ihre Aehnlichkeit, als an ihre Unähnlichkeit mit dieſer köſtlichen Frucht.“

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1.)

Digitized by Google

№ 1.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

KARTE VOM KAUKASUS.

In der Litterar.-artist. Anstalt in München ist so eben erschienen, und auf Bestellung durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Uebersichts-Karte
der russischen Provinzen,
nördlich und südlich
vom Kaukasus
namentlich der Provinz Tscherkessien;
nach den neuesten Hülfsmitteln entworfen.

colorirt. Preis 36 kr.

Der Länderbezirk, welchen diese Karte umfaßt, hat in neuerer Zeit durch seine politische Bedeutsamkeit die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich gezogen, diese Karte ist daher ganz dazu geeignet, einem aufmerksamen Beobachter der Zeitgeschichte als Hülfsmittel zu dienen. Sie umfaßt die sämmtlichen Länder der östlichen Küste des schwarzen und der westlichen Küste des caspischen Meeres. Besonders interessant macht die Karte der darauf befindliche Schauplatz der anhaltenden Kriege mit den Tscherkessen, so wie die Reise-Route Sr. Maj. des Kaisers von Rußland.

Neues Abonnement
auf die achte Originalauflage
des
Conversations-Lexikons
in zwölf Bänden.
Durch alle Buchhandlungen in einzelnen Bänden zu 1 Thlr. 8 gr. zu beziehen.

Ungeachtet der allgemein als äußerst billig anerkannten Preise des Conversations-Lexikons wird doch Manchem eine monatliche Empfangnahme der einzelnen Bände, zu dem Preise von 1 Thlr. 8 gr., 2 Thlr. und 3 Thlr., für die Ausgabe auf Druck-, Schreib- und Velinpapier, willkommen seyn, wodurch der Betrag auf ein ganzes Jahr sich vertheilt. Sollte Jemand noch längere oder kürzere Termine der Ausgabe wünschen, so ist jede Buchhandlung in den Stand gesetzt, auch diese zu gewähren, und es kann zu jeder Zeit dieses Abonnement begonnen werden. Jedenfalls kann ich mit Bestimmtheit die regelmäßige Ablieferung der Bände versprechen, da das ganze Werk fertig ist und fortwährend vollständige Exemplare zu dem Subscriptionspreise von 16 Thlrn. auf Druckpapier, 24 Thlrn. auf Schreibpapier und 36 Thlrn. auf Velinpapier zu erhalten sind.

Die allgemeine Anerkennung, welche auch dieser achten verbesserten, vermehrten und bis auf die neueste Zeit fortgeführten Originalauflage des Conversations-Lexikons zu Theil geworden ist, überhebt mich aller Anpreisungen, aller Hervorhebung vor ähnlichen Erscheinungen und zahllosen Nachahmungen.

Leipzig, im December 1837.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Bericht vom Jahre 1837 an die Mitglieder der deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von den Geschäftsführern der Gesellschaft Aemilius Ludwig Richter und Karl August Espe. gr. 8. geh. 10 gr.

Die Berichte der Jahre 1835 und 1836 sind zu gleichen Preisen zu beziehen.

Leipzig, im October 1837.

F. A. Brockhaus.

In unterzeichnetem Verlage sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Antike Bildwerke,

zum erstenmale bekannt gemacht

von

Eduard Gerhard.

Erste Centurie, fünftes Heft, und zweite Centurie, erstes Heft, oder Tafel Nr. 81 — 120. gr. Folio.

Preis 10 fl. oder 6 Rthlr. 8 gr.

Den Freunden der Kunst und des Alterthums ist das vorliegende Werk, seinen erschienenen Abtheilungen nach, seit längerer Zeit bekannt. Es umfaßt die von dem Herausgeber an verschiedenen Orten Italiens veranstalteten Abbildungen von etwa sechshundert bisher unbekannten antiken Kunstdenkmälern, und übertrifft, bei kunstgerechter Größe und Ausführung, alle ähnlichen Unternehmungen an Reichthum des Inhalts und Wohlfeilheit des Preises.

Nachdem die früher erschienenen vier Hefte dieses Werks eine mannigfaltige Bilderschau an Götter- und Heroendarstellungen, religiösem Ceremoniell und altclassischem Alltagsleben zusammengestellt hatten, ist die mythologische Reihe in den vorliegenden beiden Heften neu aufgenommen worden. Auf vierzig Tafeln sind über anderthalbhundert antike, bisher unbekannte, großentheils sehr figurenreiche Denkmäler hier abgebildet, deren größere Anzahl den besten Kunstepochen des Alterthums angehört. Die nöthigste erklärende Auskunft ist, nach früher beobachteter Weise, einstweilen auf den Umschlägen gegeben worden.

Stuttgart und Tübingen, December 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei uns ist erschienen und bereits an die Sortiments-Buchhandlungen versandt:

Sämmtliche Dichtungen

von

J. G. v. Weſſenberg.

3tes Bändchen.

Subscriptionspreis brosch. 12 gr. oder 45 kr.

Den Subscriptionspreis für

alle 3 Bändchen zusammengenommen 2 Rthlr. 12 gr. oder 3 fl. 45 kr.

lassen wir, da nun das Werkchen vollendet ist, noch auf unbestimmte Zeit fortbestehen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

L. T. Freiherrn v. Spittlers sämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Karl Wächter.

12, 13 und 14ter Band.

Preis 8 fl. 15 kr. oder 4 Rthlr. 18 gr.

Mit dieser fünften Lieferung haben wir dem Publicum die Beendigung dieses Unternehmens anzuzeigen. Wir halten es daher für angemessen, eine Uebersicht des Inhalts der bisher erschienenen Bände zu wiederholen.

Der **erste** Band enthält: Geschichte des kanonischen Rechts, mit einer früher ungedruckten Fortsetzung, welche dieselbe bis auf Gratian herabführt. Der **zweite** Band: Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche. **Dritter** und **vierter** Band: Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten, mit einigen handschriftlich hinterlassenen Zusätzen des Verfassers. **Fünfter** Band: Geschichte der dänischen Revolution von 1660 und Geschichte Würtembergs. **Sechster** und **siebenter** Band: Geschichte Hannovers, mit vielen Zusätzen des Verfassers vermehrte und verbesserte Ausgabe. **Achter, neunter** und **zehnter** Band: vermischte Schriften über Theologie, Kirchengeschichte und Kirchenrecht, von deren reichem Inhalt wir außer den Vorlesungen über Papstthum und über die Mönchsorden hier nur die bisher ungedruckten Vorlesungen über die Geschichte des Kirchenrechts hervorheben. **Eilfter** Band: der vermischten Schriften über deutsche Geschichte, Statistik und öffentliches Recht 1ster Theil, welcher u. a. den Grundriß der Geschichte des Privatlebens der deutschen Fürsten, mit aus den Papieren des Verf. gezogenen Zusätzen und eine Anzahl von Aufsätzen zur Geschichte der Misheirathen deutscher Fürsten enthält, darunter ein bisher noch nicht gedruckter, die übrigen vom Verf. selbst umgearbeitet.

Hieran reiht sich nun die vorliegende letzte Lieferung, deren **zwölfter** und **dreizehnter** Band den 2ten und 3ten Theil der Deutschland betreffenden Schriften, zugleich aber auch eine selbstständige Abtheilung bilden, unter dem Titel: vermischte Schriften über würtembergische Geschichte, Statistik und öffentliches Recht. Außer den bisher bekannten, jedoch zerstreuten, Abhandlungen, z. B. dem hist. Commentar über den Tübinger Vertrag, den Untersuchungen über das Unheilbarkeits-Gesetz, der Nebeninstruction für einen Landtags-Deputirten, der Geschichte des engern landschaftlichen Ausschusses, auch einer Anzahl Recensionen, enthalten diese Bände folgende, im Nachlasse des Verf. vorgefundene Aufsätze, die hier zum erstenmal erscheinen: I. Historische Beiträge zur rechtlichen Untersuchung über das würtemb. Privilegium de non appellando. II. Geschichte des Verhältnisses Eberhard Ludwigs und Wilhelminens v. Grävenitz (bis zur Erhebung der Letzteren zur Gräfin von Würben). III. Zur Geschichte der Misheirathen im würtemb. Fürstenhause. 1. Prinz Friedrich Ludwig und Ursula Katharina v. Buckom. 2. Herzog Ludwig Eugen und Sophie Albertine Gräfin v. Bernhingen. IV. Zur Geschichte des Erbvergleichs. V. Geschichte des würtemb. Geheimenraths-Collegiums. VI. Zwei schriftliche Abstimmungen Spittler's im Geheimen Rathe. Insbesondere die Geh. Raths-Geschichte (eilf geh. acta Bogen), eine Frucht vieljähriger archivalischer Forschungen und die letzte Arbeit Spittler's, dürfte das Interesse nicht nur der Kenner der vaterländischen Geschichte, sondern auch der Lesewelt überhaupt lebhaft anregen, namentlich durch geistvolle Charakterschilderungen der Regenten und ihrer nächsten Umgebungen, der Chefs der Verwaltung, so wie der Führer der Parteien am Hofe und im Land, z. B. eines Rüble, Bilfinger, Rieger, Montmartin, J. J. Moser u. s. w., welche in die Geschichte jenes höchsten Landes-Collegiums (die bis gegen den Schluß der Regierungsperiode Herzog Karls fortgeführt ist) verflochten sind, und wodurch dieser, dem Anschein nach, trockene Stoff, eine sehr anziehende Seite gewonnen hat; wie denn überhaupt für die Geschichte der öffentlichen Verhältnisse Würtembergs, insbesondere seiner Verwaltung, nicht leicht ein interessanterer und belehrenderer Beitrag in neuerer Zeit erschienen seyn möchte.

Der **vierzehnte** Band enthält die vermischten Schriften über europäische Staatengeschichte, worunter eine Auswahl von Recensionen, z. B. über Schiller's Abfall der Niederlande, Joh. v. Müller's Schweizergeschichte, über Brandes und Rehberg's Untersuchungen über die franz. Revolution u. s. w.; den **fünfzehnten** Band bilden die (früher ausgegebenen) gleichfalls bisher ungedruckten **Vorlesungen über Politik.**

Jede, zugleich mit selbstständigem Titel versehene, Abtheilung, namentlich die vermischten Schriften 1) über Theologie, Kirchenrecht und Kirchengeschichte, 3 Bände, 2) über deutsche Geschichte, Statistik und öffentliches Recht, 5 Bände, 3) über würtemb. Geschichte, Statistik und öffentliches Recht, 2 Bände, 4) über europäische Staatengeschichte, 1 Band, 5) die Vorlesungen über Politik, 1 Band, werden von den Sortimentsbuchhandlungen **auch abgesondert** abgegeben werden.

Stuttgart und Tübingen, im Octbr. 1837. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Digitized by Google

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu erhalten:

Altdeutsche Blätter von *Moriz Haupt* und *Heinrich Hoffmann*. Zweiten Bandes erstes Heft. gr. 8. 16 gr.

Der erste Band dieser für altdeutsche Sprache und Litteratur wichtigen Sammlung erschien 1835—36 in 4 Heften und kostet 2 Thlr. 4 Gr.

Leipzig, im October 1837.

F. A. Brockhaus.

Lieder eines Buchdruckers, von demselben gedichtet, gesetzt und gedruckt.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lieder

von

Niclas Müller.

Eingeleitet von

Professor Gustav Schwab.

8. broch. Velinpapier 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

Das Publicum erhält hier die Lieder eines jungen Dichters, der, von der Natur ausgestattet und erzogen, ihr auch die Kunst verdankt, die sich in seinen seelenvollen und eigenthümlichen Poesien überraschend offenbart. Er hat erst mit dem zehnten Jahr eine Dorfschule besucht und mit dem vierzehnten sie verlassen, um ein Gewerbe zu erlernen und zu treiben. Nie hat er Latein, noch durch Unterricht sonst etwas über das Gewöhnlichste hinaus gelernt. Der Frömmigkeit strenger Eltern, dem eigenen Gemüthe, sparsamer Bekanntschaft mit guten Büchern und dem deutschen Wanderleben verdankt er seine ganze Bildung, deren Früchte er in dieser Liedersammlung veröffentlicht. Sie ist sein dreifaches Eigenthum, das Product seiner Kunst und seines Gewerbes: er hat diese Lieder gedichtet, gesetzt und gedruckt. Unsere Officin hat sich beeifert, diesen Gedichten eine besonders schöne Ausstattung zu geben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Cetaceen

zoologisch-anatomisch dargestellt

von

Wilhelm Rapp,

Professor der Anatomie in Tübingen.

Mit Abbildungen.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 2 Rthlr.

Inhalt.

Vorrede. Geschichtliches. I. Zoologischer Theil. Pflanzenfressende Cetaceen: Manatus. Halicore (Dugong). Stellerus. Aechte Cetaceen: Delphinus. Monodon (Narwall). Physeter. Balaenoptera. Balaena. II. Anatomischer Theil. Von den Knochen. Von den Muskeln. Auge. Gehörorgan. Nasenhöhle. Allgemeine Bedeckungen. Nervensystem. Verdauungswerkzeuge. Athmungswerkzeug. Harnwerkzeuge. Gefäßsystem: Herz, Schlagadern, Blutadern, lymphatische Gefäße. Werkzeuge der Fortpflanzung: männliche Fortpflanzungswerkzeuge, weibliche Fortpflanzungswerkzeuge, Milchdrüse. Erklärungen der Abbildungen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In Verlage der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Leben der ausgezeichnetsten

Maler, Bildhauer und Baumeister

vom Cimabue bis zum Jahr 1567, beschrieben

von **Giorgio Vasari,** Maler und Baumeister.

Aus dem Italienischen.

Mit einer Bearbeitung sämmtlicher Anmerkungen der frühern Herausgeber, so wie mit eigenen Berichtigungen und Nachweisungen begleitet

von **Ludwig Schorn.**

Zweiter Band, enthaltend der Original-Ausgabe zweiten Theil. **Erste Abtheilung mit 22 lithographirten Bildnissen.**

gr. 8. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gr.

Seitdem in Deutschland ein erneutes, man darf wohl sagen, leidenschaftliches Interesse für die bildende Kunst und ihre Geschichte erwacht ist, hat man vielfältig das Bedürfniß gefühlt und den Wunsch ausgesprochen, die Lebensbeschreibungen der Künstler, durch deren Aufzeichnung der aretinische Maler Vasari noch unter dem Schutze des glorreichen Hauses Medici den Grund zu der gesammten neuern Kunstgeschichte gelegt hat, ins Deutsche übersetzt und nach dem Stande unserer jetzigen Kenntnisse berichtigt und vervollständigt zu sehen. Aber theils die Schwierigkeiten der Uebertragung eines so sachreichen, eigenthümlichen und anmuthigen Schriftstellers, theils die mühevolle Arbeit, welche mit der Aufhellung mancher Irrthümer und mit der Beibringung dessen, was spätere Schriftsteller hinzugefügt haben, verbunden ist, liess bisher ein Unternehmen dieser Art nicht zur Ausführung kommen. Um so mehr dürfen wir uns Glück wünschen, dem deutschen Publicum in der obigen Uebersetzung das Werk eines mit dem Genius der italienischen, wie mit dem der deutschen Sprache gleich vertrauten Geistes vorlegen zu können, welcher Ton und Inhalt des Originals mit eben so viel Treue als Leichtigkeit wiedergibt. Der Herausgeber, dessen nun achtzehnjährige Leitung des Kunstblattes so viel für die Würdigung unserer lebenden Künstler gewirkt, welcher die von Vasari geschilderten Kunstwerke größtentheils aus eigner Ansicht und Untersuchung kennt und in den speciellsten Theilen der gesammten Kunstgeschichte einheimisch ist, hat diese Uebersetzung mit allen wünschenswerthen Nachträgen und Berichtigungen ausgestattet, so daß, wer nun in Italien eine neue Ausgabe des Vasari veranstalten will, die deutsche Uebersetzung wird zu Hülfe nehmen müssen. Außerdem wird dieses Werk durch die umfassenden Register, welche im letzten Bande folgen sollen, und durch das geringere Volumen, für den Gebrauch im Studirzimmer und auf Reisen weit zweckmäßiger seyn, als die neueren, bändereichen und nicht mit Registern versehenen italienischen Ausgaben.

Die zweite Abtheilung ist unter der Presse und wird möglichst bald nachfolgen.

Das ganze Werk ist mit den sorgfältig gearbeiteten Cowien sämmtlicher, in den Original-Ausgaben enthaltenen Bildnisse begleitet und verschönert.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

RHETORES GRAECI

EX

CODICIBUS FLORENTINIS MEDIOLANENSIBUS MONACENSIBUS NEAPOLITANIS PARISIENSIBUS ROMANIS VENETIS TAURINENSIBUS ET VINDOBONENSIBUS

EMENDATIORES ET AUCTIORES EDIDIT

SUIS ALIORUMQUE ANNOTATIONIBUS INSTRUXIT INDICES LOCUPLETISSIMOS ADJECIT

CHRISTIANUS WALZ,

PROFESSOR TUBINGENSIS.

8 *maj. IX volumes.*

Preis für alle 9 Bände:

auf Schreibpapier 85 fl. 51 kr. oder 50 Rthlr. 16 gr., auf Druckpapier 65 fl. oder 38 Rthlr. 12 gr.

Hiemit zeigen wir die Vollendung einer Sammlung an, die für eine bisher schwer zugängliche und darum unbekannte Seite der griechischen Literatur ein reichhaltiges Repertorium ist. Nachdem der Leser in Band I und II die Vorpforten der Rhetorik, die Progymnasmata, durchlaufen hat, wird er mit Band III in das hochverehrte Heiligthum, die Rhetorik des Hermogenes, eingeführt, deren verschiedene von Commentatoren und Epitomatoren gefertigte Bearbeitungen in Band IV—VII gegeben sind. Die an die Lehre von dem στάσεις sich anschließenden διαιρέσεις στάσεων von Sopater samt einer vollständigen Sammlung der Schriftsteller über die Tropen und Figuren findet sich in Band VIII. Demetrius, Menander, Alexander, Aristides, Aspines und die bisher in Aldines verbreitete Rhetorik des Longinus schließen die Sammlung, die nun im Ganzen achtzig, theils größere, theils kleinere Schriftsteller enthält, und durch einen Wort- und Sach-Index die allseitige Benützung erleichtert.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Digitized by Google

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

HARTIG'S

forstliches und forstnaturwissenschaftliches

Conversations-Lexikon

in zweiter revidirter Auflage mit dem Bildniß des Verfassers.

gr. 8. broch. Preis 8 fl. 45 kr. od. 5 Rthlr.

Dieses forstliche und forstnaturwissenschaftliche Conversations-Lexikon ist dazu bestimmt, den Forstleuten, Waldbesitzern und allen Geschäftsmännern, die mit dem Forstwesen in einige Berührung kommen, und die sich viele Forstbücher nicht anschaffen können oder wollen, oder die keine Zeit haben, sie zu lesen, eine Schrift in die Hand zu geben, worin sie über jeden Gegenstand des Forstwesens und der dazu gehörigen Naturwissenschaften genügende Belehrung finden können. Zum bequemen Nachschlagen ist die alphabetische Ordnung gewählt und das Inhaltsverzeichniß unter verschiedene Hauptrubriken gebracht worden, wodurch das Aufsuchen und Nachschlagen noch mehr erleichtert ist. — Um aber die Hauptrubriken oder die Hauptabtheilungen nicht zu sehr zu vervielfältigen, sind nur folgende gemacht worden:

1) Atmosphärologie. 2) Bodenkunde. 3) Botanik. 4) Chemie und Physik. 5) Entomologie. 6) Besondere Naturgeschichte der Holzpflanzen. 7) Holzzucht und Waldbau. 8) Forstschutz und Forstpolizei. 9) Forstbenutzung und Forsttechnologie. 10) Forsttaxation und Betriebseinrichtung. 11) Forstdirection, und 12) Insgemein.

Je nachdem ein Gegenstand von mehr oder weniger Wichtigkeit ist, ist er weitläufiger oder kürzer abgehandelt. Doch wird man auch bei den kurz abgefertigten Artikeln immer die nöthigste Belehrung finden. Wo aber eine Sache, wegen der engen Gränzen dieses Buches, nicht vollständig genug abgehandelt werden konnte, da sind die Schriften angezeigt, in welchen man genügende Belehrung finden kann. Nur dadurch ist es gelungen, dem Buche einen mäßigen Umfang zu geben und dessen Ankauf für Jeden nach Möglichkeit zu erleichtern. — Von der Reichhaltigkeit dieses Lexikons wird man überzeugt werden, wenn man sich die Mühe geben will, das Inhaltsverzeichniß zu lesen. Dadurch wird man auch auf so viele Gegenstände aufmerksam werden, die man sonst in diesem Buche gar nicht gesucht haben würde.

Stuttgart und Tübingen, 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Thiersch, über die neuesten Angriffe auf die deutschen Universitäten.

In der Unterzeichneten hat so eben die Presse verlassen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Ueber die neuesten Angriffe

auf die

deutschen Universitäten,

von **Dr. Friedrich Thiersch.**

Den Manen

Gerlach Adolphs Freiherrn von Münchhausen,

des Stifters und Pflegers der Universität

Georgia Augusta zu Göttingen,

gewidmet zu ihrer ersten Säcularfeier am 17 September 1837.

gr. 8. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

Zugleich als vierte Beilage zum dritten Bande des Werkes über die gelehrten Schulen.

Inhalt: Die Vorgänger des Hrn. Diesterweg und er selbst. Die Anklage der Universitäten. Falsche Richtung der Anklage. Der Ankläger selbst. Die Studirenden. Die Reform der Universitäten nach Hrn. Diesterweg. Belang und Absicht der falschen Anklage. Die Universitäten und die Confessionen nach dem Anonymus der Wiener Jahrbücher. Ein deutsches Staatsministerium begutachtet die Umwandlung der Universitäten in Specialschulen. Beweggründe der genannten Staatsmänner, vergenommen aus den angeblichen Wünschen der Zeit und den Bedürfnissen der Gegenwart. Beruf der Staatsmänner zu ihrem Geschäft und ihre Meinung von demselben. Weitere Begründung der Vorkehrungen der Staatsmänner durch die Lage der Anstalten, streitige Ansichten der Gegenwart und ihre Forderungen an Erziehung und Unterricht. Mißverhältniß, in welchem allgemeine und specielle Bildung durch diesen Widerstreit gerathen sind, vorzüglich in den allgemeinen und in den speciellen Facultäten. Historische Begründung der Ansicht und des Plans der Verfasser. Die philosophische Begründung der vorgeschlagenen Ordnung. Menschliche Natur, Lage und Behandlung der Jugend. Ob es unmöglich ist, die allgemeinen oder freien Studien zu beleben, ohne die Facultäten zu trennen. Weitere Entwicklung des Vorschlags der Verfasser. Specielle Vorschläge für die philosophische Facultät. Ihre Ausstattung. Ueberweisung an die Gemeinden u. s. w. Doctrinelle Vorkehrungen für die Schöpfung der neuen Universität. Lehrer und Schüler derselben. Die Akademie nach der Universität. Schluß.

Stuttgart und Tübingen, September 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Französischer Zoll-Tarif.

Nach den ältern Zollverordnungen und den während der Republik, dem Kaiserreiche, der Restauration und der jetzigen Regierung erschienenen Gesetzen, mit Inbegriff des jüngsten von 1836 bearbeitet und in alphabetische Ordnung gebracht

von

L. E. F. Steinheil.

gr. 8. in Umschlag broschirt. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

In obigem Tarife sind alle Waaren, die bei der Ein- und Ausfuhr an den französischen Gränzen vorkommen können, in alphabetischer Ordnung aufgestellt, und hat der Hr. Verf. selbst die Mühe sich nicht verdrießen lassen, sie unter den verschiedenen Benennungen, unter denen sie in diesen oder jenen Gegenden mehr bekannt sind, einzureihen, ohne, wie dieß in den meisten Werken dieser Art der Fall ist, von einer Benennung auf die andere hinzuweisen, wodurch der Suchende viele Zeit und oft selbst die Geduld verliert, besonders wenn die Gesetze so dunkel sind, daß nur der Geübtere sie durch vorhergegangene erklären, und die zu verzollende Waare unter ihre eigentliche Rubrik bringen kann.

Auch der Ungeübteste wird den Zollsatz jeder vorkommenden Waare in eben so kurzer Zeit und mit gleicher Leichtigkeit als ein Wort in einem Lexikon finden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Nr. 15.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Januar 1838.

Die Bewohner der Campagna di Roma.

(Mit einer Abbildung.)

Die großartigste Ruine Italiens, das erhabenste Mausoleum untergegangener Weltherrschaft und Größe, ist unstreitig die Campagna di Roma. Eine wohl 20 Stunden lange und breite nur wenig bewegte Ebene, deren vulcanische Bestandtheile jede Spur von Cultur, ja selbst der niedrigsten Vegetation verschmähen, deren schwefelreiche Quellen und riesenhafte Sümpfe selbst die Atmosphäre auf eine Weise verpesten, daß Thiere und Menschen nur mit Gefahr sich ihr nähern, hält die stolze Roma wie eine Sphinx bis hart an ihre Mauern hin von allen Seiten bewacht, und ruft ihr unaufhörlich streng: sic transit gloria mundi! zu. Und gerade dieser verhängnißvolle Strich Landes, das alte Latium, ist der eigentliche classische Boden Italiens, jede Spanne reich an den großartigsten Begebenheiten menschlicher Schicksale. In der Zeit des höchsten Flores der alten Weltstadt Rom ein blühender Garten, noch unter seinen Kaisern der Sitz ihrer prachtvollen Villen und Monumente, war eben diese Campagna durch Jahrhunderte hindurch die Wahlstatt des blutigen Hasses ihrer zahllosen Feinde, Zeuge des wüthenden Kampfes der Barbaren gegen die Weltherrschaft und namenloser Schrecken unseliger Bürgerkriege, wie des Zorns der Elemente, womit die öfters ausgetretene Tiber zerstörte, was etwa allen jenen Katastrophen hatte Trotz bieten können.

Solche Erinnerungen beleben diese großartige landschaftliche Ruine freilich auch all zu ernst, und daher mag wohl auch der Anblick derselben den Beschauer ohne Reflexion, der nur Orangenwälder und Amoretten in Italien erwartet, in die unangenehme Lage getäuschter Hoffnung versetzen. Der Unmuth solcher modernen Reisenden müßte sich aber noch bedeutend steigern, wenn er die oft aus weiter Ferne sichtbaren dünnen Rauchsäulen näher verfolgen würde, welche oft mitten aus flachem Boden, mitten aus einer niedern, dunkeln Pyramide, oder an den Ueberresten eines Monumentes aufsteigen, und in langen dünnen Streifen auf dem nackten Boden fortschleichen. Er würde nicht selten in geräumigen unterirdischen Höhlen oder in kegelförmigen Hütten aus Schilfrohr und Cypressenlaub ganze Familien versammelt finden, welche ein ganz zufriedenes Nomadenleben in patriarchalischer Weise führen.

Es ziehen nämlich zur Herbstzeit Heerden von Rindern und Schafen in die Campagna, deren Hirten in den eben bezeichneten Hütten, Casalis, wohnen. Meistens Calabresen, abgehärtet im Sonnenbrande und Ungemache des Nomadenlebens, in Schaf- und Ziegenfelle gekleidet, von Jugend auf geübte und oft unglaublich verwegene Reiter, die ihre Heerden zu Pferde mit einer leichten Lanze zusammenhalten und bewachen, kommen sie regelmäßig zum Weihnachtfeste nach Rom und singen vor de geschmückten Madonnenbildern geistliche Lieder.

Die Campagnabewohner stehen in Rom, wie die Lazzaronis in Neapel, in dem Rufe der Armuth und Ehrlichkeit, und die Einfachheit ihrer Lebensweise, welche mehr oder weniger dem ganzen Süden eigen ist, läßt sie wenig entbehren, und sie zählen bis in ihr meistens hohes Alter zu den zufriedensten Menschen. Die beiliegende Abbildung bietet eine nach dem Leben gezeichnete Skizze dar.

Algierer Zustände.

2. Die Hadschuten.

(Fortsetzung.)

Acht Monate nach diesem Vorfalle wurde endlich eine ernste Expedition gegen die Hadschuten unternommen. Die Araber der Uthans Beni-Khalil und Beni-Mussa waren der unaufhörlichen Einfälle und Räubereien jenes Stammes müde und zeigten sich bereit, mit den Franzosen zu marschiren. Am 18 Mai 1834 überschritt der General Bro mit 2000 Franzosen und 600 arabischen Verbündeten die Furt des Massafran bei Motta-Gera und fiel in das Gebiet der Hadschuten ein. Letztere hatten sich bei Annäherung der Franzosen mit ihren Familien und ihren Heerden in den Wald Koraza geflüchtet. Dieses dichte Gebölze wurde in seiner ganzen Länge und Breite von den französischen Truppen durchstöbert und durchsucht. Die arabischen Bundesgenossen drangen in die dichtesten Gebüsche, und fanden zu ihrer Freude all die Stücke ihrer Heerden wieder, die ihnen seit

Digitized by Google

Jahren von ihren diebischen Nachbarn entwendet wurden. Sie machten eine so beträchtliche Beute, daß sie für alle ihre Verluste mehr als entschädigt waren. Die Hadschuten sandten Tags darauf einen Unterhändler an den General Bro, versprachen ihre Unterwerfung und erkannten den von den Franzosen ernannten Kuider-ben-Rebeha, einen einflußreichen Mann ihres Stammes, als Kaid an. Der damalige Interimsgouverneur, General Voirol, ein milder, besonnener Mann, welcher aber keine außerordentliche Energie besaß, gab damals den seit Jahren gefangen gehaltenen Marabut Sidi-Mohammed frei. Dieser betagte Greis war im Lande geliebt und geehrt, seine Wiedererscheinung erregte eine unbeschreibliche Freude, und seit diesem Zeitpunkte herrschte bis zur Regierung des Generals Drouet d'Erlon der tiefste Friede. Sidi-Mohammed war dem General Voirol persönlich sehr ergeben, und drohte, die Hadschuten zu verfluchen, wenn sie zuerst den Frieden brächen. Das Wort eines so gefeierten Marabut war hinreichend, eine Zeit lang die Raublust jener habgierigen Araber zu ersticken, so große Mühe es ihnen auch kostete, ihren alten Diebsgewohnheiten zu entsagen. Der Friede wurde zwischen den Hadschuten und Beni-Khalil zu Belida mit all den diesen Völkern eigenthümlichen Cerimonien gefeiert. Vor den Mauern Neu-Belida's rauchten die hölzernen Kuskususchüsseln, Lämmer wurden geschlachtet, Tänze ausgeführt und Freudenschüsse in die Luft gefeuert. Man glaubte damals, diese seit langen Jahren feindseligen Nachbarstämme hätten allen Groll auf ewige Zeiten abgeschworen. Kuider-Ben-Rebeha kam jeden Montag mit vielen Hadschuten auf den Markt der Beni-Khalil nach Buffarik und hatte dort freundliche Unterredung mit den Officieren des Bureau arabe, welche sich häufig auf diesem Markte einfanden. General Voirol lud auch den Hadschutenhäuptling zu einem Besuche nach Algier ein. Letzterer folgte der Anerbietung jedoch nur unter der Bedingung, daß ein französischer Officier inzwischen bei den Hadschuten als Geisel seiner Sicherheit bliebe, denn seit der gesetzlosen Hinrichtung des Kaid Mesaud durch den Herzog von Rovigo waren die arabischen Großen äußerst mißtrauisch geworden. Kuider-ben-Rebeha erschien im Hause des Obergenerals und wohnte dort den Bällen und Abendgesellschaften bei. Die höchst imposante Figur jenes Barbarenhäuptlings, seine stolze gebietende Haltung, seine ausgezeichneten Manieren erregten zu Algier damals allgemeine Bewunderung.

Dieser ruhige Zustand des Landes, der so schöne Hoffnungen erweckte, dieses gute Einverständniß mit den Hadschuten dauerte leider kaum ein halbes Jahr. Der General Voirol wurde auf seinem Posten durch den Grafen Drouet d'Erlon ersetzt, und wie immer änderte sich bei diesem Wechsel der Gouverneurs auch das Personal der Verwaltung und die den Eingebornen gegenüber befolgte Politik. Das Bureau arabe, welches die innern Angelegenheiten des Landes mit solcher Thätigkeit und Umsicht leitete, wurde aufgelöst, und statt dessen ein Aga der Ebene in der Person des bekannten Obrist Marey ernannt. Es ist immer ein unverzeihlicher Fehler einer Regierung, die mindeste Aenderung ihres Systems in Zeiten vorzunehmen, wo das Bedürfniß dieser Aenderung weder verlangt noch gefühlt wird. Der General Voirol war nie populärer, nie mehr geliebt zu Algier als zur Zeit seiner Abberufung. Seine Abreise war triumphirend, während sein Nachfolger, der alte General d'Erlon, nach dem Bluthade an der Malta unter den Schmähungen und Verwünschungen der Armee und der Colonisten das Land verließ. Die Araber, die sich nun einmal gewöhnt hatten, mit den Officieren des Bureau arabe, Pelissier, Allegre, Berge ꝛc., welche die Landessprache verstanden, in ihren Angelegenheiten zu verkehren, sahen die Theaterfigur ihres neuen Aga, der im Pascha-Habit von ihnen die orientalische Huldigung forderte, mit Unzufriedenheit und lautem Mißmuthe. Die Hadschuten, als die dreisten Wortführer der übrigen Stämme, erlaubten sich dem Aga gegenüber höhnische Reden und wollten seine Autorität kaum anerkennen. Dieselben waren auch mit ihrem Kaid, Kuider-ben-Rebeha, seit einiger Zeit unzufrieden, weil derselbe, damals in eine hübsche junge Araberin heftig verliebt, die Angelegenheiten des Uthan vernachlässigte. Um dieselbe Zeit geschah ein Viehraub im Sahel, und die Hadschuten wurden wie immer als die Thäter beschuldigt. Statt diese Sache friedlich auf dem Wege der Untersuchung und Unterhandlung zu schlichten, ließ Obrist Marey die auf dem Markte von Buffarik anwesenden Hadschuten, welche an dem Vorfalle durchaus schuldlos waren und durch den Friedensvertrag sich geschützt glaubten, verhaften und nach Algier als Gefangene führen. Eine Expedition ging bald darauf über die Chiffa, blieb aber ohne Resultat. Die Hadschuten waren verschwunden, als die französische Colonne auf ihren Wohnplätzen ankam und erschienen wieder, sobald letztere den Rückzug begann. Die Arrieregarde ward von flüchtigen Reitern umschwärmt, welche immer tiraillirend die Franzosen bis zurück an die Chiffa begleiteten. Seit dieser Zeit dauerte der Krieg mit den Hadschuten ununterbrochen bis zum Junius 1837 fort, in welchem Monate der zweite Tractat mit Abd-el-Kader geschlossen wurde. Die Hadschuten, welche die Herrschaft des Emirs anerkannt haben, stellten auf sein Gebot die Feindseligkeiten ein. Es scheint ihnen aber doch zu schwer, ihrem Handwerke ganz zu entsagen, denn einzelne Räubereien fielen erst noch im September vor, und wir zweifeln, ob dieser Waffenstillstand von längerer Dauer als der frühere seyn werde.

Der europäische Leser hat vielleicht Mühe zu begreifen, wie es möglich ist, daß ein einziger Stamm, der kaum 500 Reiter zählt, den französischen Heeren Trotz bieten und der Schrecken mehrerer tausend Colonisten seyn könne. Die Hadschuten verdanken die Ungestraftheit ihrer Raubzüge hauptsächlich der natürlichen Lage ihres Gebietes. Sie bewohnen ein Terrain, dessen östliche Gränze eine Menge von Sümpfen deckt. Die trockenen Zugänge von dieser Seite sind schmal und stets von einigen Späherposten der Hadschuten bewacht, so daß ihre Dörfer immer durch Lärmsignale einige Stunden vor der Ankunft der Franzosen gewarnt sind. Von Norden ist ihnen wegen des steilen Meerufers nicht beizukommen. Im Süden liegen die Gebirge, für sie eine Festung und Wall, und im Westen, der einzigen verwundbaren Seite ihres Gebietes, gibt es keine französischen Lager. Wundern muß man sich freilich, daß die Franzosen nach einem siebenjährigen erfolglosen Kampfe noch immer nicht zu

Digitized by Google

der Besetzung von Scherschell sich entschließen konnten. Dieser kleine Seehafen, die alte Julia Caesarea, ist nordwestlich vom Hadschutenlande gelegen. Von dort aus könnte man die feindlichen Duars auf zwei Seiten bedrohen und die Bewohner von ihrer Zufluchtsstätte, den Bergen, abschneiden. Der Marschall Clauzel verlangte mehrmals von dem Kriegsminister die Autorisation, in die Citadelle dieser maurischen Stadt ein Bataillon legen zu dürfen, was aber immer verweigert wurde, mit der Antwort, der Marschall solle sich in den Schranken des von der Kammer bewilligten Budgets halten und die Occupation eher einschränken. Man fand in Paris die Kosten von einigen hundert tausend Franken für den Frieden der Colonie zu theuer. So lange aber Scherschell den Hadschuten zugänglich und ein Verkaufmarkt ihres Raubes ist, helfen alle Lager und Blockhäuser in der Nähe Algiers wenig: bei ihrer vollkommenen Kenntniß des Landes und all seiner Schlupfwinkel ist es ihnen leicht, sich von den französischen Posten unbemerkt in das Gebiet der andern Stämme oder der europäischen Colonisten zu schleichen und dort die kühnsten Ueberfälle auszuführen. Ehe die Lärmsignale sich verbreiten, sind die Hadschuten mit ihrer Beute auf dem Rückwege, wechseln mit den Soldaten der Blockhäuser einige Schüsse, und haben, wenn die verfolgenden Spahis ihnen auf dem Nacken sind, gewöhnlich die Hälfte des Raubes in Sicherheit, die andere Hälfte lassen sie unterwegs im Stiche, um die Eile der Verfolger zu hemmen.

Die Hadschuten sind alle vortreffliche Reiter und besitzen die besten Pferde des Landes. Es ist eine wahre Freude, diese malerisch wilden Gestalten in ihren fliegenden weißen Gewändern, auf feurigen silbergrauen Schimmeln, deren Mähne die Erde berührt, wie der Sturmwind in das Treffen fliegen zu sehen. Wenn die Hadschuten von der Infanterie der Kabylen sich unterstützt wissen, so sind sie in hohem Grade tollkühn und nähern sich den Chasseurs und Spahis oft zum Kampfe mit der blanken Waffe. Ihre Manövres bestehen übrigens in immerwährendem kämpfendem Rückzuge, so lange die Franzosen vorrücken. Durch diese Fechtart gelingt es ihnen oft, die hitzigsten der Verfolger in Hinterhalte zu locken, wo dann schnell über diese eine zehnfach größere Zahl von Feinden herfällt und sie überwältigt, ehe die Ihrigen zur Unterstützung ankommen. So wurde der kühne Lieutenant Guillard im November 1836 mit 27 Spahis ermordet. Als Obrist Marey zehn Minuten später mit seinen Truppen den Platz erreichte, waren schon die meisten Leichname ohne Köpfe und ihre Mörder im Dickicht verschwunden. Die Hadschuten, als der reichste Stamm der Ebene, sind sämmtlich auf das beste bewaffnet. Sie tragen lange Flinten, welche die französischen Infanteriemusketen mit angebeftetem Bajonnette noch um einige Zoll überragen, folglich sehr weit reichen. Diese Flinten sind größtentheils von den Kabylen der Provinz Constantine fabricirt, und verbreiten sich im Lande entweder durch den Handel oder durch den Raub. Die Läufe sind von trefflichem Stahl, mit großem Fleiße gearbeitet und an den hölzernen Schaft gewöhnlich durch silberne Bänder befestigt. Häufig sieht man auch allerlei Zierrathen in den Stahl gearbeitet; der Kolben und Schaft sind in der Regel mit Silber beschlagen. Das Flintenschloß ist von einer merkwürdigen Form und außerordentlicher Größe. Percussionsschlösser sind im Lande noch völlig unbekannt. Außerdem tragen die meisten Hadschuten zwei oder vier Pistolen und treffliche Yatagane oder kurze Säbel am Ende etwas gekrümmt und gewichtig, ohne Spitze. Auch diese Waffe ist die Arbeit der Kabylen. Die schönsten Yatagane, die den Damascenerklingen an Güte gleichen, kommen aus dem Gebiete der Chiffa. Die Araber verstehen sich auf keine Art von Industrie, und sie könnten ohne jene Atlasbewohner nicht einmal Krieg führen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Halls Reisen auf die Hochgipfel des Quitoanischen Andenzuges.

(Fortsetzung.)

6) Reise ins Baños-Thal.

Bei der Ankunft auf dem Gebirgskamm, welcher das Banos-thal beherrscht, gibt sich ein auffallender Wechsel des Himmelsstriches und der Landschaft kund. Das Thal wird von dem Achambo durchströmt, der am Fuße des Chimborasso entspringt, und aus einem von Fuchsien, Lobelien, Andromeden und mannichfaltigen andern Gebüsche durchleuchtetem Gehölze hervortretend, ins Thal hinabkommt. Dasselbe liegt gegen 1000 Fuß tief unter dem Gebirgskamm, dem gegenüber der Tunguragua-Vulcan majestätisch emporragt. Das Klima dieses Thales ist nicht nur tropischer, als die benachbarten Gegenden, sondern seine Jahreszeiten bilden einen förmlichen Gegensatz zu deren des Tafellandes. Wenn auf letzterem Sommer ist, herrscht im Thale die Regenzeit, und umgekehrt.

Einer der Zwecke unseres Ausfluges in das Thal war die Aufsuchung einer Stelle, welche, wie es hieß, mephitische Dünste aushaucht, und in der Nähe einer Pflanzung, Namens Tunguravilla, liegen sollte. Bei der Ankunft dort wußte der Eigenthümer uns keine Auskunft darüber zu ertheilen, obschon die Stelle, wie wir alsbald fanden, kaum 100 Klafter weit davon entfernt liegt. Es ist eine kleine Kluft mitten in einem Gebüsche, ringsum welcher mehrere erstickte Vögel lagen. Die Ausdünstung dieser Erdspalte, welche in ihrer giftigen Eigenschaft derjenigen der bekannten Hundsgrotte gleicht, ist stark genug, kleine Thiere, die in den Bereich ihres Einflusses kommen, zu tödten.

Von da stiegen wir tiefer zur Sohle des Thales hinunter, bis wir ans Gestade des „chimborassogeborenen" Achambo gelangten. Seine wildromantische, schaurige Schönheit wird mir stets vorschweben! Er kommt aus dem Bezirk von Alauli herab, und fluthet, nachdem er die andern Gewässer des Chimborasso aufgenommen, als ein breiter Strom reißend dahin, bis er am Fuße des Tunguragua in eine enge Schlucht stürzt, deren Trachytwände lothrecht aufstarren. Brüllend und zischend tobt er, da und dort glänzende Fälle und Höhen und drüben schäumende Wirbel bildend, deren weiße Kämme gegen die finsterdräuenden Felswände seltsam abstechen, durch die mehr als drei Leguas lange Schlucht dahin, stürzt dann den Felsgrat Agajan hinab, worauf er, frei geworden, der Waldung von Canelos zu-

Digitized by Google

eilt. Bei der schwanken, unterm Fußtritt bebenden, Brücke von Cosua, die ungefähr 100 Fuß vom Stromsturz von Agoyan über den unten tobenden Achambo führt, zeigte der Barometer eine Höhe von 6,906 Fuß. Eine Legua davon beginnt der Fuß des Tunguragua, da wo die vereinbaren Flüsse Latacunga und Ambato in den Achambo fallen. Ungefähr eine englische Meile weit umher ist der Boden mit ungeheuren Felsenblöcken besäet, welche angeblich den Hochgipfel des Tunguragua gebildet haben, der bei dem Ausbruche von 1773 in die Luft gesprengt, und in die nun weit umher zerstreuten Trümmer zerschmettert wurde. Jenseits dieses Passes erweitert sich das Thal, und Zuckerrohrpflanzungen verkünden die Nähe von Bannos, welcher Ort mitten in einem Haine von Guaven, Bananen und Orangenbäumen liegt, und ein Füllhorn des Ueberflusses zu seyn scheint. Doch der Schein trügt! Die Bevölkerung von Bannos, das noch dazu ein Badeort, lebt in tiefem Elend, und die Badegäste müssen den Mundbedarf für die ganze Zeit ihrer Cur mit sich dahin bringen, denn die Einwohner, deren Kost hauptsächlich in Mais und wildwachsenden Kürbissen besteht, hätten ihnen nichts zu bieten.

Von Bannos aus wurde der gegen 150 Fuß hohe Wasserfall von Aguajan besucht, der von dem, dem Achambo zueilenden Ulva in einer wildzerrissenen finstern Schlucht, wohinab ein äußerst mißlicher Pfad führt, gebildet wird. Dieser merkwürdige Querspalt der Quito-Anden liegt zwischen dem Llanganati und Tunguragua. An dem Llanganati knüpft sich im Lande die Sage, daß auf ihm oder in seiner Nähe die Indianer die Schätze, die sie zur Auslösung Atahualpas herbeiführten, auf die Kunde von seiner Ermordung vergraben oder weggeworfen haben sollen. Zur Auffindung dieser Schätze ließ neulich der Pfarrer des Ortes Pillaro Arbeiten unternehmen, um einen Theil der Straße, die zur Zeit der Yncas über den jetzt zur pfadlosen Wildniß gewordenen Berg führte, und wovon noch Spuren vorhanden sind, wiederherzustellen. Auf jeden Fall dürfte dadurch der Zugang zu den Wäldern von Canelos erleichtert werden, zu denen man bis jetzt nur auf dem Achambo gelangen konnte. (?)

Die weitere Reise ging nun nach Riobamba, von wo aus die Besteigung des durch Humboldt weltberühmt gewordenen Chimborasso unternommen werden sollte. Auf dem Wege dahin wurde ein Abstecher nach dem Tunguragua gemacht, um, wenn es thunlich, seine Kuppe zu erreichen. Die seinen Fuß beschattenden Gehölze, die „Waldung vom Tunguragua" genannt, sind in Folge ihrer Abgelegenheit und der spärlichen Bevölkerung des Thales bis jetzt noch von keiner Axt berührt worden, und so bildet dieser Cordillerenurwald eine um so undurchdringlichere, den Aufgang zum Nevado höchst erschwerende Wildniß, als die darüber emporsteigenden Grasebenen (Pajonales) noch nie (wie doch die meisten andern Haideflächen der Nevados) zu Viehtriften und Sennmatten benützt worden, daher auch gänzlich pfadlos sind. Nachdem wir uns eine geraume Zeit durch den dichten Pflanzenwuchs und wirres Gestrüppe hindurch gearbeitet hatten, gelangten wir zu einer Mark unserer Reise, deren wir uns da nicht im geringsten versehen hatten. Vermöge unserer vielfältigen Hochgebirgswanderungen waren wir bis dahin gewohnt gewesen, Schnee oder Schneelinie, und Hochgipfel oder Bergkuppe als sinnverwandte Worte zu betrachten; wie befremdet waren wir daher, uns gleich beim Heraustritt aus der Waldregion am Schneesaum zu sehen. In der That schimmerte eine lange, schmale Schneeschlucht „La quebrada de Granolinagua" genannt, dicht vor uns, während der Barometer nicht mehr als 11,122 Fuß Höhe (der Thermometer 46° F.) zeigte, die Schneelinie folglich noch mehrere 1000 Fuß höher liegen mußte.

Wir konnten diesen Umstand keiner andern Ursache, als einer Lawine (?) beimessen, die durch irgend eine vulcanische Erschütterung des Schneepits entstanden und herabgekommen war. Doch dieser Hypothese ungeachtet, erschien uns das Liegenbleiben derselben in so weiter Entfernung von der Schneelinie und in der Umgebung einer an die Schneenähe keineswegs gewohnten Flora ungemein räthselhaft. Als wir ans obere Ende der Schlucht, die auf 13,817 Fuß liegt, hinangestiegen waren, gewahrten wir, daß das weitere Vordringen auf diesem Wege unmöglich sey; denn senkrechte Felsengründe spotteten unserer Anstrengungen, sie zu erklimmen. Wir waren nun überzeugt, daß der Tunguraguareise, wenn sie nicht erfolglos wie die unsere bleiben solle, viel mehr als Ein Tag gewidmet werden müßte.

Die schon erwähnte Urwaldung, durch welche wir auch auf dem Rückwege kamen, war von bedeutendem botanischem Interesse, und vorzüglich ein reicher Orchideenflor vorhanden. Unter der Bevölkerung in der Umgebung des Schneepits herrscht die Meinung, daß derselbe höher als der Chimborasso seyn würde, wenn er sich von einer gleich hochgelegenen Grundfläche emporthürmte. Denn der Tunguragua ist in der That der einzige unter den Schneepits des Quitoanischen Alpenlandes, dessen Fuß in einem Tropenklima steht, während sein Gipfel über die Schneelinie hinausragt. Seine Höhe über der Sohle des Bannosthales, da wo der erwähnte Steg von Cosua über den Achambo führt, beträgt 9842 Fuß, wogegen der Chimborasso nur 8414 Fuß, und der Cotopaxi 8768 Fuß über ihre Grundflächen aufsteigen. (?) Der Fuß des Tunguraguakegels scheint kleiner als diejenigen aller andern Nevados der Quitoanden; seine Form ist daher schärfer, und seine Abfälle, wenigstens in der Nähe der Kuppe, sind schroffer. Der zuweilen mit Schnee angefüllte Krater ist vom Bannosthal und den benachbarten Gegenden aus deutlich wahrnehmbar.

(Schluß folgt.)

Der Handel von Trapezunt.

Die Ruhe, welche Persien seit der Thronbesteigung des gegenwärtigen Souveräns, Mehemed Schah, genießt, übte einen heilsamen Einfluß auf den ganzen Handel Trapezunts. Dieser auf der Südostküste des schwarzen Meeres liegende Seeplatz dient einem großen Theile der für einen bedeutenden Theil der persischen Gränzen bestimmten Waaren als Transitoplatz. Im Laufe des Jahres 1854 liefen in den Hafen von Trapezunt 122 Schiffe, darunter 22 europäische und 100 türkische, ein. Im Jahr 1855 zählte man deren 168, worunter sich 54 europäische und 114 türkische befanden. Der Werth der im Jahr 1854 eingeführten Waaren belief sich auf 6,154,000 fl.; im Jahr 1855 hatte er sich bis auf 14,987,000 fl. gehoben. Die Ausfuhren erreichten im Jahr 1854 die Summe von 5,758,000 fl., und im Jahr 1856 von 15,664,000 fl. Diese so beträchtliche Zunahme rührt von der größeren Ausdehnung des persischen Transitohandels her. Der gewöhnliche Handel Trapezunts machte gleichfalls Fortschritte; denn der Ertrag der von Konstantinopel oder London bezogenen und in dem Paschalik verbrauchten Artikel belief sich auf 968,850 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Das Innere einer Hütte der Campagna di Roma.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Nr. 16.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Januar 1838.

Reiseskizzen von den griechischen Inseln.

Seriphos. — Siphnos. — Pholegandros. — Jos. — Amorgos.

Wir segelten am 20 August kurz vor Tagesanbruch aus dem Hafen Naussa auf der Südostseite von Kythnos ab. Der Wind war mehr als frisch, ein heftiger Boreas, wie er in dieser Jahreszeit im Aegäischen Meere zu herrschen pflegt; und nur mit einem kleinen Segel an der Spitze des Mastes glitt unser Schiffchen schnell über die Wellenberge dahin, an den wüsten Klippen Piperi und Seriphopula (ἡ Σεριφοπούλα) vorüber. Auf der letztern, sagten uns die Mönche im Kloster des Taxiarchen auf Seriphos, die im Winter ihr Vieh hier weiden, finden sich die Ruinen eines hellenischen Thurms und eine Cisterne, aber keine Spuren anderer Gebäude. Nach einer Fahrt von drei Stunden umschifften wir das südöstliche Vorgebirge von Seriphos, und kreuzten nur mit Mühe gegen den Wind in den Hafen hinein.

Am Hafen stehen nur einige Magazine und ein Paar Capellen, die Stadt aber liegt eine starke halbe Stunde von dort auf der Spitze eines schroffen Granitfelsens. Der Weg führt anfangs, am innersten Winkel des Hafens, über eine kleine halb versumpfte Wiese, die einzige Fläche dieser Art, welche das felsige Eiland darbietet. Hier war also das classische Vaterland jener im Alterthum berühmten Frösche, von denen man glaubte, daß sie, gegen die Art ihrer vorlauten Geschlechtsverwandten, ein ewiges Schweigen beobachteten.*) Auch für uns blieben sie stumm. Jenseits dieser Wiese klimmt der Pfad jene Granitklippe hinan, wo in einer Höhe von etwa 800 Fuß über dem Meere die elenden Häuser der Stadt wie Schwalbennester an dem spitzigen, mit einer Art von festem Schloß gekrönten Gipfel des Felsens kleben. Die meisten Gassen, wenn man ihnen diesen Namen gönnen will, sind so eng, daß ein beladenes Saumthier nicht durchkommen kann, und so steil, als wären sie für Gemsen oder Ziegen angelegt. Aber den Platz dieser edleren Thiere nimmt ein schmutziges Geschlecht zahlloser Schweine ein, die mit erstaunlichem Geschick die Felsen auf- und abspringen, und mit einem wenig ekeln Geschmacke die Reinlichkeitspolizei handhaben, indem sie Alles, was auf die Straßen geworfen wird, in wenig Augenblicken verschlingen. Die Schicklichkeit erlaubt nicht dieß Bild weiter auszuführen; aber bei uns stand der Entschluß bald fest, auf Seriphos kein Schweinefleisch zu kosten.

Diese Stadt, in der wir bald ein erträgliches Unterkommen fanden, ist, wenn man einige zerstreute Häuser ausnimmt, der einzige bewohnte Ort auf Seriphos, und zählt gegenwärtig über 2000 Einwohner.*) Sie liegt auf der Stelle der alten Stadt, die sich zwar noch weiter den Berg hinabzog, von der aber nur unbedeutende Ueberreste, zerstreute Quadern und Säulentrümmer, und einige sehr beschädigte Torsos von Statuen, von schlechter Arbeit, zu sehen sind. Das Hauptproduct der Insel ist Wein, gegen 7000 Barils; der größere Theil der Trauben wird jedoch, da die meisten Weinfelder sehr hoch auf dem Rücken der Berge liegen, wo sie erst spät zur Reife kommen, frisch nach Syros und vorzüglich nach Athen ausgeführt. Dagegen bedarf man einer Einfuhr von Gerste (denn Weizenbrod ist hier ein Luxus), in guten Jahren bis zu 4000, in schlechten bis zu 10,000 Kilos; also für 10- bis 25,000 Drachmen.

Am folgenden Morgen brachen wir zeitig auf und ritten auf einem entsetzlichen Pfade, den man nur auf dem Rücken eines griechischen Maulthiers zu betreten wagen darf, in westlicher Richtung von dem Abhange des höchsten Berges der Insel hin. In einer halben Stunde war sein flacher, gegen Südwesten sich senkender Rücken erreicht, wo an einer Stelle inmitten der Weinberge große Massen von Magneteisenstein zu Tage ausgehen. An der Oberfläche zeigt er wenig Anziehungskraft; wenn man aber ein Stück zerschlägt, hängen sich die kleinern Splitter sogleich an die größern Massen an, und in größerer Tiefe wird seine Anziehungskraft auch größer.

Von hier ritten wir auf das südwestliche, ziemlich weit in die See vortretende Vorgebirge der Insel, von den Einwohnern das untere Vorgebirge (τὸ κάτω ἀκρωτήριον) genannt. Es hat

*) Plinius N. G. 9, 58. Suidas u. d. W. Βάτραχος ἐκ Σερίφου.

*) Der Graf Pasch vom Krienen, descrizione del Arcipelago, p. 103, gibt 1772 nur 900 Seelen an. Aber die Bevölkerung sämmtlicher Inseln ist im Zunehmen.

Digitized by Google

auf seiner Ostseite einen guten Hafen, mit der italienischen Benennung Porto Catena, weil nach einer nicht unwahrscheinlichen Tradition sein Eingang im Alterthum mit Ketten gesperrt werden konnte. Hier suchen bei stürmischem Wetter kleinere Schiffe mitunter eine Zuflucht. Nordwestlich über dem Hafen liegt, auf dem hohen Rücken des Vorgebirges, der sogenannte weiße Thurm (ὁ λαμπρόπυργος) die Ruine eines hellenischen, etwa dreißig Fuß im Durchmesser haltenden runden Wartthurms aus Quadern von weißem Marmor. Zehn Minuten südlich von dem Thurme tritt der Eisenstein wieder in großen Massen zu Tage aus, und hier sind eine Menge alter Stollen in oder vielmehr durch den Berg getrieben. Da wir uns mit Kerzen versehen hatten, stiegen wir in einen derselben hinunter, und kamen ohne Mühe oder Gefahr durch eine andere Oeffnung, etwa zweihundert Schritte von der ersten, wieder heraus. Doch blieb es uns zweifelhaft, ob die Alten hier eigentlich auf Eisen, und nicht vielmehr auf eine den Eisenstein durchziehende Kupferader gebaut hätten, da sie das sehr reichhaltige Eisenerz ja nur an der Oberfläche hätten wegnehmen können, und dazu keiner Stollen bedurften. Wenigstens fanden wir auf einem westlicheren Arme des Vorgebirges, wo ebenfalls viele alte Gruben sind, Spuren von Kupfererz, und auch die Schlacken haben sämmtlich einen grünlichen Anflug. Diese letzteren liegen in großen Massen auf einem andern Vorgebirge, westlich von dem weißen Thurme, das daher der Schlackenberg (σκωρίαις) genannt wird. Es ist einleuchtend, daß alles Erz aus dem Bergwerksdistricte auf diesen Punkt zusammengebracht wurde, um hier verschmolzen zu werden. Da man nun einen Grund hierfür suchen muß, so sind die Seriphier auf die Erklärung verfallen: die Alten hätten dieß gethan, um den auf dem Schlackenberge fast unablässig wehenden Nordwind zum Treiben von Mühlen zu benützen, in denen sie das Erz zermalmten, ehe es in die Oefen kam. Diese Vermuthung ist vielleicht nicht so ungereimt, als sie auf den ersten Blick scheinen möchte. Wasserkräfte standen auf der dürren Insel nicht zur Verfügung; der Nordwind aber ist im ägäischen Meere nicht nur im Allgemeinen der herrschende, sondern es gibt Punkte, die ihn nach ihrer örtlichen Lage fast das ganze Jahr haben. So haben wir auf Siphnos vor der Stadt Windmühlen gesehen, die gegen Norden angelegt sind, und gar nicht gedreht werden können, weil man findet, daß eine solche Vorkehrung wegen der wenigen Tage, wo der Boreas ausbleibt, der Kosten nicht werth ist. Von dem Schlackenberge kehrten wir, auf einer ziemlich reichen Bleiader fortreitend, an dem Magnetfelsen vorüber, nach der Stadt zurück. Am folgenden Tage machten wir noch einen Ausflug nach dem Kloster des Tartarchen oder des Erzengels, auf der Nordspitze der Insel, in dessen Nähe gleichfalls einige alte Stollen sind, die aber an Interesse denen am untern Vorgebirge nicht gleichkommen.

Von diesen einst blühenden Bergwerken auf Seriphos findet sich auch nicht die leiseste Erwähnung in den Alten, während sie das Anekdötchen von den stummen Fröschen uns wetteifernd aufbewahrt haben. Nur zu oft ist dieß der Gang der Geschichte. Ueberhaupt ist Seriphos von den alten Schriftstellern mit stiefmütterlicher Unbilligkeit behandelt worden; es wird fast nur zum Spott und Hohn erwähnt. Die Mythologie hat zuerst den Ton angeschlagen, durch die Dichtung, daß Perseus die Bewohner der Insel durch Vorzeigung des Hauptes der Meduſa in Steine verwandelt habe, was die Komiker spottend so auslegten, als habe er die ganze Insel versteinert. *) In derselben Weise fuhren die Späteren fort. Nur der wahrheitsliebende Herodot weiß zu rühmen, daß die Seriphier mit wenigen andern Insulanern allein den Barbaren sich nicht unterwarfen, sondern bei Salamis für die Freiheit mitzukämpfen wagten. **) Aber alle andern, von Platon und Aristophanes bis zu Cicero und Plutarch herunter, wissen nur von der Armuth und Noth der Insel und von der Verachtung, mit der man ihren Einwohnern begegnete, zu erzählen; ***) und die letzte Erwähnung von Seriphos in der alten Geschichte geschieht nur, um es als einen der traurigsten Verbannungsorte unter den römischen Kaisern zu bezeichnen.****) Vielleicht läßt sich aus dieser Verschollenheit des Ländchens und aus dem Schweigen der Schriftsteller über seinen Metallreichthum der Schluß ziehen, daß seine eigentliche Blüthenzeit und die Periode der Ergiebigkeit seiner Bergwerke noch vor die Perserkriege fällt, etwa gleichzeitig mit der Blüthe von Siphnos, und daß Seriphos in der geschichtlichen Zeit wirklich schon ein erschöpftes und nur auf den Ertrag seiner ärmlichen Aecker angewiesenes Ländchen war.

Da auch wir alles Interessante, was Seriphos uns darbieten konnte, in drei Tagen vollkommen erschöpft hatten, so segelten wir am 23 August nach Siphnos ab, und erreichten, weil der hohe Wellenschlag uns an dem schlechten Ankerplatze unterhalb der Stadt, auf der Ostseite der Insel, nicht zu landen gestattete, erst gegen Abend den geräumigen und sichern Hafen Pharos von der Südseite. Er führt seinen Namen von der Ruine eines antiken runden Wartthurms, an der innersten Einbiegung des Hafens, den die örtliche Tradition für einen Leuchtthurm ausgibt, obgleich für einen solchen kein unpassenderer Platz gefunden werden könnte. Wir fanden glücklicher Weise sogleich Saumthiere, und erreichten noch vor Einbruch der Nacht das Dorf Stavri, eine Stunde vom Hafen, auf dem hohen Rücken der Insel.

(Fortsetzung folgt.)

Algierer Zustände.

2. Die Hadschuten.

(Schluß.)

Man sollte glauben, daß die Hadschuten bei ihrer kühnen Abenteuerlust, bei ihren ewigen Kämpfen, doch nach und nach aufgerieben werden oder an Zahl abnehmen müßten. Dieses ist jedoch keineswegs der Fall. Ihr Stamm nimmt im Gegentheile

*) Apollod. 2, 4, 5. — Strabon 10, S. 391 Tchn. — Ovid. Metamorph. 5, 242.

**) Herodot 8, 46, 48.

***) Aristoph. Acharn. 542. Platon, vom Staate, 1, S. 329. Cicero über die Götter 1, 31; vom Alter, 5. Plutarch, vom Exil, 7.

****) Tacit. Annal. 2, 85. 4, 21. Juvenal, Sat. 1, 73.

Digitized by Google

täglich an Individuen zu, eben so ihr physisches Wohlseyn. Als eine förmliche Räuberrepublik bieten die Hadschuten nämlich allen Verbrechern des Landes auf ihrem Gebiete eine Freistätte. Der wegen irgend einer Missethat aus seinem Stamme gestoßene, von den Seinigen verfluchte Araber flieht über die Chiffa, verlangt von einem Scheikh der Hadschuten die Gastfreundschaft und erhält von diesem eine Waffe, ein Pferd und ein Weib, im Falle der Flüchtling nicht selbst deren mitbringt. Dieser Schuld entledigt er sich bei dem ersten Raubzuge, der gewöhnlich dem Stamme gilt, welcher ihn verstoßen hat. Dort nimmt er Rache an denen, welche ihn beleidigten, erkämpft sein Eigenthum wieder, plündert das der Seinigen und zieht dann zufrieden nach seiner neuen Heimath, dem Hadschutenlande. Ein Vorfall dieser Art, der interessant wegen seiner tragischen Nebenumstände war, ereignete sich vor wenigen Monaten im Duar Ben-Chaua auf dem Sahel.

Dort wohnte ein begüterter alter Araber; er hatte eine schöne Tochter, in welche zwei junge Männer seines Duar heftig verliebt waren. Der Vater gab dem reichern Freier den Vorzug. Der Andere verließ den Stamm voll Entrüstung und mit dem Schwure, sich zu rächen. Am vergangenen 14 Mai wurde die Hochzeit gefeiert. Nachdem die ganze Duarbevölkerung wie gewöhnlich lange geschmaust, gejubelt und musicirt hatte, zogen sich gegen Abend die nächsten Verwandten in das Zelt des Bräutigams zurück, um dort am Kaffeekessel in traulichem Gespräche den Tag zu beschließen und das junge Paar noch einmal zu umarmen. Zu dieser nächtlichen Stunde störte ein wilder Allarmruf den Mährchen erzählenden Vater und unter der Zeltthüre vor der bleichen Hochzeitversammlung erschien der verschmähte Freier, der die Flinte anschlagend den Bräutigam an der Seite seiner Geliebten niederschoß. Die Gäste fuhren auf, um an dem Verwegenen Rache zu nehmen, aber das Kriegsgeschrei von hundert Hadschuten verkündete diesen unglücklichen Arabern, mit wem sie es zu thun hatten. Der Widerstand war unnütz, Alles suchte vor dem gefürchteten Todfeinde zu fliehen. Jener junge Araber war grausam genug auch den Vater der Braut noch vor deren Augen zu erwürgen. Dann nahm er diese in seine Arme, setzte sie mit Gewalt auf sein Pferd und entführte sie nach den Wohnsitzen seiner neuen Gefährten, welche fast mit dem ganzen Eigenthum des Duar Ben-Chaua die Gränze wieder erreichten. Das Arabermädchen führt jenseits dieses Flusses mit dem Mörder ihres Vaters vielleicht eine glückliche Ehe. Solche Beispiele sind nicht selten unter diesem wilden Volke. Ich kam wenige Tage nach diesem Vorfalle mit einer Jagdgesellschaft nach dem Duar Ben-Chaua und hörte aus dem Munde der übriggebliebenen Bewohner diese tragische Geschichte. Der Held derselben, jener junge Verbrecher, hatte uns früher bei dem Eberjagen häufig als Treiber und Führer begleitet.

Auch einzelne französische Deserteurs haben jenseits der Chiffa Asyl und gute Aufnahme gefunden, namentlich, wenn sie der arabischen Sprache mächtig waren. Moncel, ein berüchtigter Deserteur, gelangte durch seinen verwegenen Unternehmungsgeist bei den Hadschuten zu einem gewissen Ansehn und wurde sogar Scheikh von einem ihrer Duars. Derselbe hatte die Grausamkeit, bei der Ermordung jenes Pikets Spahis auf den Leichnam seines frühern Lieutenants Goert mit der Spitze seines Dolches zu schreiben: „Moncel 1836." Seitdem führte dieser Deserteur die raubgierigen Vagabunden jenes Stammes häufig bei ihren Ueberfällen an, und entkam immer glücklich allen Gefahren, bis er endlich im September 1837 auf dem Markte der Beni-Mussa von einem französischen Officier ergriffen, und nach Algier gebracht wurde. Sein Proceß und die von ihm selbst geschriebene Vertheidigung sind höchst interessante Actenstücke. Er wurde durch kriegsrichterlichen Spruch verurtheilt und im October hingerichtet.

Vor den übrigen Arabern der Umgegend Algiers zeichnen sich die Hadschuten durch einen noch höhern, kräftigern Körperbau und durch eine gewisse majestätisch kühne Haltung aus, welche aus dem Bewußtseyn ihres freien unabhängigen Lebens, ihrer körperlichen Stärke und ihres kriegerischen Rufes entspringt. Es sind fast sämmtlich sehr schöne Männer, das heißt sie sind schön als Wilde, lauter ächte Ideale von Räuberhelden. Ihr Körperbau ist musculös, ihre Figur gigantisch, die Haut von der Sonne verbrannt, das Auge feurig, ein langer dichter schwarzer Bart und Schnurrbart vollendet ihre imposante wilde Schönheit. Der Unterschied der Barbaren dieses Landes vor den thierisch rohen Wilden Südafrika's und anderer Länder ist, daß in ihrem Benehmen doch sehr häufig etwas Feines, Zartes durchschimmert; man bemerkt unter ihnen bald, daß man Kinder des Orients und Nachkommen eines einst großen, berühmten Volkes vor sich hat. Hier nur ein Beispiel. Als Kuider-Ben-Rebeha, der frühere Kaid der Hadschuten, einst bei dem General Voirol zur Tafel eingeladen war, stellte man ihn der Gemahlin des Generals, einer liebenswürdigen jungen Dame, vor. Der Kaid war nur einen Augenblick verlegen, er begriff den Unterschied des Verhältnisses der christlichen Frauen zu ihrer Familie im Vergleiche mit den Araberinnen und bot sogleich der Hausfrau, mit Artigkeit sie zur Tafel führend, den Arm. Während des Essens fragte ihn der General, wie viel Frauen er habe? Kuider erwiederte, er habe deren vier, wenn ihm aber je das Glück zu Theil werden sollte, eine so vollkommene zu finden, wie Madame Voirol, so würde er nie mehr als eine behalten. Dieses Compliment aus dem Munde eines Barbarenhäuptlings war gewiß zart und schön. Die Personen, welche im Familienkreise des Generals Damrémont Zutritt hatten, könnten viele ähnliche erzählen. Dieser den Eingebornen sehr geneigte Gouverneur und seine Gemahlin fanden ein Gefallen, die arabischen Großen häufig zur Tafel und zu den Bällen einzuladen. Letztere fühlten sich gar bald in Damrémonts Palaste heimisch, und fanden ihrerseits ein großes Vergnügen, den Champagner zu kosten, und die hübschen jungen Damen Europa's beim Walzertanze zu bewundern. Der Geschmack an den Sitten der Civilisation beginnt unter den Eingebornen tiefere Wurzeln zu fassen, als sie es sich selbst gestehen, wenn auch mehr als ein Jahrhundert nothwendig ist, diese Völker wirklich zu civilisiren.

Digitized by Google

Ansicht von Malta.

(Aus dem Echo du Monde savant.)

Malta scheint nur ein ungeheurer dürrer Felsen; der Reisende, welcher an der Insel vorüberfährt, ohne auf ihr zu landen, hat Mühe zu glauben, daß hier 100,000 Menschen ihren Unterhalt finden. Sobald man aber den Fuß ans Land gesetzt hat, so findet man sich angenehm überrascht, die ganze Insel in cultivirte Terrassen abgetheilt zu sehen; die von Entfernung zu Entfernung aufgeführten Mauern halten die Erde zurück, und hindern, daß der Regen sie nicht fortschwemme. Der ausdauernde Fleiß der Malteser ist bewundernswerth; überall, wo es möglich war, eine Handvoll Erde hinzubringen, ist der Felsen mit einer Sorgfalt angebaut, als wäre er ein Garten. Prächtige Städte und reiche Dörfer stehen auf dem nackten Felsboden, und sind unter einander durch bequeme Straßen verbunden; daneben wachsen Früchte aller Art, die köstliche Orange und die glänzende Japonica in Fülle; Blumen bieten sich in unzählbarer Mannichfaltigkeit dar, und endlich erzeugt auch die Insel Klee, Baumwolle und Getreide für fast ein Drittheil ihres Bedarfs. Auch ist Malta nicht ganz ohne Manufacturen. Die Ausfuhr betrug im vorigen Jahr 339,612 Fr. Die Wohlfahrt der Insel ist wieder im Steigen, und sie wird wohl der Mittelpunkt der Dampfschifffahrt werden, welche in wenigen Jahren das Mittelmeer nach allen Richtungen durchfurchen, Frankreich und Italien mit den Küsten Aegyptens, der Türkei und Griechenlands verbinden, und ihre Verzweigung bis an die Donau und nach Trapezunt ausdehnen wird.

Chronik der Reisen.

Halls Reisen auf die Hochgipfel des Quitoanischen Andenzuges.

3) Reise ins Baños-Thal.

(Schluß.)

Bei der Ankunft in Neu-Riobamba fragt sich der Reisende mit Erstaunen, wie man (nach der bekanntlich 1797 stattgefundenen Zerstörung des alten Riobamba) zur Anlegung einer Ortschaft eine von allem Pflanzenwuchs entblößte Ebene wählen mochte, die ihr Wasser, das überdieß fast untrinkbar ist, erst durch einen Canal mehrere Leguas weither erhält? Der damalige Corregidor zwang jedoch, wie es heißt, theils aus Laune, theils aus Eigennutz, die Bevölkerung der durch das furchtbare Naturereigniß verwüsteten Stadt sich in dieser unwirthlichen Gegend anzusiedeln. Zum Glück kommt der bereits erwähnte Capulibaum auch im dürrsten Erdreich fort, und so erfüllen nun die seitdem um Riobamba angepflanzten Capuligehölze die wohlthätige Doppelbestimmung, der Ortschaft zum Theil Schutz vor den von den Schneepiks herabwehenden schneidenden Winden zu gewähren, und eine Schranke gegen den Flugsand zu bilden, der sonst längst schon die Ortschaft halb verschüttet haben würde. Und auch der Feldbau, der dem Menschen selbst unter den ungünstigsten Umständen als ein unzertrennlicher Begleiter folgt, hat den widerspenstigen Boden in so weit bezwungen, daß er Mais und Wicken hervorbringt. Andererseits muß man aber gestehen, daß keine Ortschaft auf dem ganzen Erdkreise ein so unnennbar hehres Alpenpanoram, als Neu-Riobamba vorzüglich von dem großen Marktplatze aus darbeut.

Es dürfte dem Leser anziehend seyn, mit der nun folgenden Schilderung Halls diejenige seines Reisegefährten Boussingault zu vergleichen, der, wie Humboldt sagt, „zuerst chemische Apparate auf und in die Krater der Hochvulcane getragen hat.“ Wir stellen daher beide einander gegenüber:

Boussingault.

Riobamba beut vielleicht das wundersamste Dioram des Erdkreises dar: Aus meinem Wohnhause konnte ich den Capac-Urcu, den Tunguragua, Cebillé, Carguirazo, und endlich gen Mitternacht den Chimborasso aufnehmen; außerdem noch mehrere andere berühmte Pits der Paramos. Dieses gewaltige Schneeamphitheater, welches von allen Seiten den Gesichtskreis von Riobamba umsäumt, gewährt einen unerschöpflichen Stoff zu den mannichfaltigsten Wahrnehmungen. Es ist so anziehend, die Erscheinung dieser Firner in verschiedenen Tageszeiten zu beobachten, ihre scheinbare Höhe durch die atmosphärischen Strahlenbrechungen von einem Augenblick zum andern wechseln zu sehen. Mit welcher Theilnahme sieht man nicht alle die großen und erhabenen Phänomene der Witterungswelt in einem so kurzen Zeitraum an sich vorübergehen u. s. w.

Hall.

Gen Norden streckt die Kuppel des Chimborasso empor, welcher hier in unbeschreiblicher Großartigkeit erscheint; noch etwas nördlicher starren die zackigen Gipfel des Carguirazo, und aus dem entgegengesetzten östlichen Andenzuge, dem Chimborasso gegenüber, streckt der Capac-Urcu seine beiden gewaltigen Hörner in die Lüfte. Seinen spanischen Namen „der Altar“ verdankt er dieser Gestaltung seiner Doppelzinne. Der Quichua-Sage zufolge war diese einst von einer Kuppel, höher als die des Chimborasso, überwölbt. Weiterhin taucht die materische Firste des Tunguragua aus der Tiefe des Bannosthales auf. Meistens ist sie von Gewölken halb umflort, deren tausendfältig wechselnde Formen ihre Wirkung erhöhen; denn bald glänzt der Krater im hellen Sonnenscheine, bald flimmert er nur durch den Dunstschleier.

Ein Besuch der Trümmer des alten Riobamba zeigte mir, daß sie seit dem Jahr 1825, wo ich sie zum erstenmale gesehen, eine gewaltige Veränderung erlitten hatten. Damals waren noch beträchtliche Massen vorhanden, jetzt aber, nach einem Verfluß von nur sechs Jahren, lagen nur noch wenige Bruchstücke hier und da zerstreut, ohne Spur irgend einer architektonischen Form. Zerbrochene Standbilder, die Ueberbleibsel stattlicher Dome, zieren nun die Kirchlein zweier Dörfer, welche am Saum der Ebene liegen, worauf Riobamba thronte. Sie wurde bekanntlich größtentheils von einem Berge verschüttet, dessen Gipfel auf sie herunterstürzte. Ein Landmann, der eben in dem Augenblicke, wo dieser Gipfelsturz geschah, unfern davon pflügte, und sammt seinem Gespanne von dieser Erdlawine (oder „Gipfelschurre“) unversehrt weit hinweggetragen wurde, war kürzlich noch am Leben.

Von dieser düsteren Trümmerstätte wandten wir uns nach dem unweit davon gelegenen Colto-See, welcher von Gehöften und Triften umgeben ist. Das Wassergeflügel auf den schilfigen Werdern dieses stillen Gewässers, das an seinen Gestaden harmlos grasende Vieh, eine kleine Capelle mit weißem Glockenthurme, bildeten den lieblichen Vordergrund eines Gemäldes, dessen eigentlichen Zauberreiz jedoch der hehre Dom des Chimborasso ausmachte, der in unnennbarer Majestät erglänzte. Wir schauten sehnsüchtig zu ihm empor, und der erhabene Anblick bestärkte uns in dem Vorsatze, wo möglich zu ihm hinanzudringen. (Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Ankündigung von Europa, Chronik der gebildeten Welt.)

Digitized by Google

Nr. 17.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Januar 1838.

Der Ackerbau in Rußland.

(Aus der Revue Britannique, November 1837.)

Das russische Reich ist von allen Ländern Europa's gewiß dasjenige, in wechem der Ackerbau am entschiedensten vorherrscht; unter 50 Millionen Menschen beschäftigen sich wenigstens 47 *) mit dem Feldbau. Eine dicke, aus verfaulten Vegetabilien gebildete Erdschichte bedeckt den ganzen südlichen Theil dieses ungeheuren Landes, und ist eine Hauptquelle seines Reichthums. Diese Schichte, deren Dicke von einem bis anderthalb Meter wechselt, ist allenthalben so fruchtbar, daß es nirgends nothwendig ist, die Erde mit Dünger zu bedecken, um ihr Kraft zu geben; sie beginnt im Norden Wolhyniens, durchsetzt den Dnepr bei Kiew, geht dann nach Orel hinauf, von da gegen Kaluga südlich von Rásan, geht zwischen Nischney Nowgorod und Kasan über die Wolga, und endigt südlich von Wiátka nahe bei Perm am Fuße der Uralkette; sie verlängert sich auch auf der einen Seite gegen das schwarze Meer, erstreckt sich von Perm nach Orenburg, von da gegen das kaspische Meer hin, umfaßt so das ganze Gebiet zwischen Orenburg und Saratow, senkt sich endlich bei Zarizún und Kisljár am Terek, und bildet an dem Orte, wo sie aufhört, einen ungeheuren, ehemals vom Meere eingenommenen Halbkreis. Diese ganze Region bietet eine Oberfläche von mehr als 65,000 □ Lieues: der Roggen trägt hier 20 und 30fach, Gerste und Hafer 5 — 15fach, der Weizen 5 — 20fach. Diese Gegend befriedigt die Bedürfnisse des ganzen Reichs, und stellt das Gleichgewicht zwischen Verbrauch und Erzeugung in dem Lande vom 40 bis 60° n. B. her, indem sie jedes Jahr durch das baltische und schwarze Meer für mehr als eine Million Producte versendet.

Die fruchtbarsten Provinzen Rußlands sind die von Kasan, Nischney Nowgorod, Pensa, Tambow und Kursk; die Gouvernements Petersburg, Archangel, Wologda und Perm sind die einzigen, deren Verbrauch größer ist, als ihre Production: Perm wegen der zahlreichen Bergwerke, Petersburg wegen seiner großen Bevölkerung, Archangel und Wologda wegen der Strenge ihres Klima's. Ueberall wird der Roggen und die Gerste vorzugsweise gebaut, und der jährliche Ertrag kann auf 24 Mill. Pfd. Sterling geschätzt werden. Doch wird noch mehr Weizen als Gerste und Roggen gebaut, und dieser bildet den Hauptreichthum Rußlands. Ein Jahr ins andere werden im europäischen Rußland 50 Mill. Tschetwerts ausgesäet, welche im Durchschnitt 167 bis 200 Mill. Tschetwerts ertragen. Den schönsten Roggen erhält man im Süden, wo der Ackerbau mehr und mehr die alten Vorurtheile abstreift, und die rohen, im Innern des Reichs gewöhnlichen Werkzeuge durch einen Pflug und eine Egge von leichterer und bequemerer Form ersetzt. Der Hanf und Lein kommen nach der Gerste und dem Roggen. Der Hanf findet sich im Ueberfluß in der Umgegend von Nowgorod, Twer und Riga, und wächst von selbst an den Ufern der Wolga, des Terek und im Ural. Der Flachs ist überall von vortrefflicher Qualität, und in größter Menge gewinnt man ihn in den mittlern, so wie in den Ostseeprovinzen Rußlands, der geschätzteste aber ist der von den Ufern der Kama. Die Ausfuhr dieser beiden Artikel betrug in den letzten Jahren 2 Mill. Pfd. Sterling. Tabak und Hopfen werden an mehrern Orten gebaut, namentlich in der Ukráne, so wie in den südlicher gelegenen Prozinzen. Der Hopfen, der großentheils zur Ausfuhr bestimmt ist, wächset auch wild, und gibt dem cultivirten nichts nach. Der Anbau des Weinstocks bietet weniger Vortheile dar, und hat bis jetzt nur sehr mittelmäßige Producte geliefert; die Trauben von Astrachan genießen einigen Ruf wegen des Geschmacks und der Größe ihrer Beeren, aber die Weine, die man davon erhält, so wie die der Krim und vom Kaukasus, sind nur trinkbar, wenn man sie mit fremden Weinen oder mit Branntwein vermischt; indessen hat die Regierung alles Mögliche gethan, um Verbesserungen in diesem wichtigen Zweige einzuführen; sie ließ aus allen weinbautreibenden Ländern Europa's tüchtige Leute kommen, der Anbau dehnt sich fortwährend aus, und sicherlich werden die Weine von Südrußland bald einen Grad von Vollkommenheit erhalten, daß sie mit den Weinen von Portugal, Frankreich und Spanien die Concurrenz aushalten können.

Indeß beschränken sich die Hülfsquellen des russischen Be-

*) Diese Angabe ist gewiß zu stark.

Digitized by Google

denn nicht bloß auf den Anbau der Cerealien und des Weinstocks; neben diesen besteht eine viel beträchtlichere und einträglichere Industrie, die Viehzucht. Auf den ungeheuren Steppen, die herrliche Weidgründe darbieten, zieht man zahlreiche prächtige Heerden; diese Steppen, welche zwei Oasen bilden, die eine in Kleinrußland, die andere in dem Land der Kosaken, beginnen 25 Lieues südlich von Kiew und Paulowsk an den Ufern des Don, erstrecken sich von da gegen Taralo an der Wolga bis an die Thore von Orenburg, und umfassen so die niedern Gegenden um das kaspische Meer. Dieser ganze Strich, namentlich aber die höher gelegenen Theile, liefern den Rindvieh eine reichliche Nahrung, während die niedrigern sandigern Strecken für die Zucht von kleinerem Vieh und Kamelen bestimmt sind.

Die Nahrung des russischen Bauern ist wie die des Handwerkers sehr einfach, aber sehr nährend; das Brod ist schwarz, grob, unansehnlich, hat aber einen säuerlichen Geschmack, der es angenehm macht; sein außerordentlich niederer Preis macht, daß es Jedermann kaufen kann. Krautköpfe bilden nebst dem Brod das Hauptnahrungsmittel des Bauern; diese werden vorzüglich gut gezogen, sind ausnehmend wohlfeil, und man macht daraus eine Suppe, in die man an den Festtagen zuweilen ein Stück Speck, gewöhnlich aber eine Art Mücken wirft, welche sich in den Wäldern Rußlands in großer Anzahl finden, und die man den Winter hindurch trocken erhält. Hiezu kommen noch Zwiebel, Knoblauch, in Salz eingemachte kleine Gurken, und mehrere aromatische Kräuter, wie Fenchel und Thymian. Als Getränk genießt der russische Bauer, wenn es ihm an Branntwein fehlt, Thee oder auch Kroll *) welches einen säuerlichen, gar nicht unangenehmen Geschmack hat. In den südlichen Gegenden trinkt man den Wein des Landes. Der donische Kosak will kein anderes Getränk als seinen Wino Maroska, ein Getränk aus dem Saft von Trauben, Johannisbeeren und Himbeeren mit einer gehörigen Menge von Branntwein vermischt.

*) Das Wort ist wohl falsch geschrieben, denn kein russisches Lexikon gibt es.

Reiseskizzen von den griechischen Inseln.

Seriphos. — Siphnos. — Pholegandros. — Jos. — Amorgos.

(Fortsetzung.)

Auch wenn wir nicht von Seriphos gekommen wären, würde Siphnos uns durch seine schöne Natur und seinen fleißigen Anbau freundlich angesprochen haben. Ein ansehnlicher Bergrücken, auf dessen gegen dreitausend Fuß hoher Spitze das Kloster des Propheten Elias liegt, durchzieht die Insel von Südost nach Nordwest; auf der Hochebene zwischen diesem Berge und dem steilen östlichen Ufer der Insel, wohl tausend Fuß über dem Meere, liegen nahe bei einander fünf wohlgebaute reinliche Dörfer, deren Mitte aber Stavri einnimmt. Sie sind mit Getreidefeldern, Gärten, Weinbergen und stattlichen Olivenpflanzungen umgeben, und von einem arbeitsamen und friedlichen Völkchen von vier- bis fünftausend Seelen bewohnt; wozu noch die später zu erwähnende Stadt mit etwa tausend Bewohnern kommt. Trotz dem, im Vergleich mit dem übrigen Griechenland, sehr sorgfältigen Anbau kann das Ländchen eine so starke Bevölkerung nicht ernähren; daher sind beständig manche Hunderte von Siphniern, größtentheils Männer, aber auch Weiber und Mädchen, in der Fremde zerstreut. Theils gehen sie als Dienstboten nach Athen, Smyrna und Konstantinopel; und in den beiden letztern Städten sind die Köche von Siphnos berühmt und geschätzt, vorzüglich aber treiben die Männer das Töpferhandwerk, zerstreuen sich im Frühling über ganz Griechenland und die Küsten von Macedonien, Thracien und Kleinasien, und fabriciren, wo sie Bestellungen, guten Thon und hinreichendes Brennmaterial finden, die für den Haushalt nöthigen Küchengeschirre, und die großen zweihenkeligen Wasserkrüge (στάμνους oder σταμνία), in denen man das Wasser von den Brunnen und Fontänen holt. Wir selbst trafen in Silaka auf Kythnos eine solche wandernde Töpfergesellschaft, die sich in einer der dortigen Höhlen etablirt hatte, und Töpfe aller Art für die Kythnier verfertigte. Allein auch die auf der Insel Zurückbleibenden müssen durch Industrie dem Ertrag ihrer Landwirthschaft zu Hülfe kommen, um sich und die Ihrigen ernähren zu können. Auch hier wird vor Allem wieder die Töpferei geübt, die vielleicht deßhalb auf Siphnos so einheimisch ist, weil ein hier überall auf den Feldern sich findendes Metall *) das beste Material zum Verglasen der Kochtöpfe abgibt. Nicht weniger bedeutend ist die Industrie der Weiber, die in ihrer weißen immer sauber gehaltenen Kleidung von eigenthümlichem Zuschnitt, mit einem hohen wulstartigen Kopfputze auf dem Haupte sich gar artig ausnehmen, wenn sie mit Spindel und Rocken in der Hand in kleinen Gruppen unter den Rebenlauben vor ihren Häusern oder gegen Abend auf den flachen Dächern (δώματα) sitzen. Sie weben größtentheils aus eingeführter Baumwolle, da die auf der Insel erzeugte nicht ausreicht, verschiedene Arten grober vorzüglich Hand- und Tischtücher, die in die übrigen Theile des Reiches ausgeführt werden, und wegen ihrer Dauerhaftigkeit sehr gesucht sind.

Das angenehme Schauspiel, in Griechenland wenigstens einige Anfänge von Gewerbfleiß zu sehen, wird durch den schönen Scenengrund gehoben, auf dem es sich bewegt. Aus den Dörfern, vorzüglich aus dem am höchsten gelegenen Herampela, übersieht man einen bedeutenden Theil der Insel, und darüber hinaus das Meer und in einem weiten Halbkreise die ostwärts gelegenen Cykladen, von Gyaros und Tenos bis Pholegandros und Kimolos. Dabei erfreut sich Siphnos eines vortrefflicher, gesunden Klima's; auch in der größten Hitze, wie eben in den Tagen unsrer Anwesenheit, weht in den Dörfern immer ein frisches kühlendes Lüftchen, und das Wasser ist, aus den Brunnen und Quellen im Thonschiefergestein, gesund und frisch. Daher

*) Es ist ein schweres bleiähnliches Metall, mit einem alten Worte noch jetzt ἀλάργυρος oder mit einer Vorschlagsylbe ἀλλάργυρος genannt. Vergl. Athenaus 10. S. 451. Auch Tournefort erwähnt desselben, Ep. 1, S. 267. der D. Ueb.

Digitized by Google

sind Personen, welche ein Alter von neunzig Jahren und darüber erreichen, hier nicht selten. Mit Einem Worte: wer etwa die heißen Sommermonate in ländlicher Abgeschiedenheit auf einer der Inseln des ägäischen Meeres zuzubringen geneigt ist, kann dafür keinen geeigneteren Aufenthalt finden, als Herampel oder Stavri auf Siphnos.

Nachdem wir uns am folgenden Tage von unsern Seriphischen Bergwanderungen etwas ausgeruht, gingen wir Nachmittags zu Fuß nach dem Kloster 'Stin Wrysin (τὸ μοναστήρι 'στὴν βρύσιν), das südlich von Stavri am Wege nach Pharos liegt, und von einem reichen und nie versiegenden Quell seinen Namen hat. Es liegt sehr malerisch in einer tiefen Schlucht, umgeben von üppigen Gärten, in denen Oelbäume, Cypressen, Palmen, Feigen- und andere Obstbäume mit dichten Weinlauben in freudigem Wachsthum wetteifern. Auch Orangen und Limonen fehlen nicht. Nur haben die Mönche seit einigen Jahren die sorgsame Pflege dieser Gärten vernachlässigt. Die so eilige Aufhebung der meisten andern Klöster hat auch sie für ihr ferneres Fortbestehen fürchten gemacht, und sie wollen, sagen sie, nicht pflanzen und säen, damit der Staat nachher ernte und sie beerbe.

Am 25 August machten wir mit dem trefflichen Demarchen von Siphnos, der früher Lehrer des Altgriechischen war, dann unter Capodistrias eine Zeitlang das Portefeuille des Unterrichts hatte, und jetzt nur den Angelegenheiten seines kleinen Völkchens lebt, einen Ritt nach den alten Bergwerken. Unser Weg (fast zwei Stunden) führte größtentheils auf dem hohen östlichen Uferrande der Insel hin, dann, auf steilen Pfaden, hinunter auf ein flaches Vorgebirge an der Nordostseite, wo eine kleine Capelle des heil. Sostis liegt. Hier sind, kaum fünfzig bis hundert Schritt vom Wasser, die Eingänge der alten Stollen, so daß die Erzählung der alten Schriftsteller, der einst reiche Bergbau der Siphnier sey, als sie dem pythischen Apollon den schuldigen Zehnten vorenthielten, auf den gerechten Zorn des Gottes durch eine Meeresfluth zu Grunde gerichtet worden, die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat. *) Vor den Oeffnungen der Gruben liegen ansehnliche Haufen von reichem Eisenerz und wildem Gestein; wir fanden aber auch hier Spuren von Kupfer, und an den ausgeschmolzenen Schlacken, wie auf Seriphos, einen grünlichen Anflug. Wahrscheinlich wurde also auf Kupfer gebaut, und mit diesem Metall zusammen fand sich das Gold, dessen Ergiebigkeit die Alten rühmen. Wir drangen in eine der Stollen etliche hundert Schritte weit ein. Sein Inneres war, wie bei dem auf Seriphos, vollkommen trocken, ich möchte sagen, reinlich; die Schläge der alten Pickelärte an dem harten Marmorkalk, aus welchem hier das Gestein besteht, schimmerten noch so glänzend weiß, als wären sie erst gestern eingehauen worden. Der Stollen theilt sich in viele Arme, und steigt bald auf, bald ab; wenn irgendwo das Gewölbe so breit wird, daß man seiner natürlichen Festigkeit nicht trauen zu dürfen glaubte, so hat man Tragepfeiler (μεσοχωνεῖς?) stehen lassen. Daß aber nicht eigentlich auf Eisen gebaut wurde, sondern daß der Erzgang, den man herausbrach, zwischen der Eisenader und dem Marmorkalk lag, sieht man deutlich in den Stollen; sonst hätte man wohl nicht so viel Eisenerz sitzen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Herodot. 3, 57 58. Pausan. 10, 11, 2. Suidas u. d. W. Σίφνιοι.

Chronik der Reisen.

Halls Reisen auf die Hochgipfel des Quitoanischen Andenzuges.

(Fortsetzung.)

7) Besteigung des Chimboraſſo.

Am 14 Dec. 1831 erhoben wir uns zur letzten und schwierigsten Hochgebirgsreise. In der sogenannten Chimboraſſo-Maierei, welche die letzte von den in einem engen Hochthale gelegenen Sennhütten, wurde auf einer Höhe von 12,540 Fuß die Nacht zugebracht. Die Entfernung von da bis zum Pik ist eine über die Paramos aufsteigende Wegstrecke von nicht weniger als zwölf englischen Meilen, obgleich sie nur etwa drei zu seyn scheint. Um Mittag langten wir an der Gisladelleschlucht an, wo die Schneelinie begann.

Nach zweistündigem Steigen, wobei wir in dem durchwegs tiefern Schnee oft bald versanken, mußte das Weiterdringen von dieser Seite als durchaus unausführbar aufgegeben werden. Die Nacht vom 15 auf den 16 wurde abermals in der den Namen des herrlichen Schneepiks führenden Sennhütte zugebracht, und in der folgenden Tagesfrühe der Weg nach dem „Arenal" oder der Sandwüste eingeschlagen, über welche die Heerstraße nach Guayaquil führt, um die Besteigung von dieser Seite zu versuchen. Die Schneegränze wurde bereits gegen die elfte Vormittagsstunde erreicht, und die Schneefläche so hart gefroren und schlüpferig gefunden, daß mit dem mineralogischen Hammer Fußtritte eingehauen werden mußten. In anderer Hinsicht aber war der Aufweg viel leichter, als der zum Cotopaxi, und zwar, weil es nicht, wie dort, die Erklimmung eines Kegels galt, dessen gleichmäßige Steilheit sprüchwörtlich geworden ist, sondern eines langgestreckten, allmählich lehnenartig aufsteigenden Grates, wovon überdieß viele Strecken gänzlich schneelos waren. Diesem letztern Umstande war auch wohl die merkwürdige Erscheinung beizumessen, daß der Pflanzenwuchs auf diesem Riesenpik bis zu einer Höhe hinangeklimmt war, auf welcher wir kein Pflanzenleben mehr anzutreffen wähnten.

Auf beinahe 18,000 Fuß wuchs in Felsenritzen die Draba aretoides, ein ungefähr drei Zoll hohes syngenesisches Gewächs mit mehr haarigen als wolligen Blättern, ferner ein anderes syngenesisches Pflänzchen, wahrscheinlich von derselben Familie, aber mit kleinerem Blüthenbüschel, und noch höher oben ein Moos, das wohl die äußerste Höhengränze des Erdkreises, an welcher noch Pflanzenleben bestehen kann, erreicht haben mag. Proben von allen diesen Gewächsen sind an Humboldt und an Hooker nach Glasgow gesendet worden. Um die erste Nachmittagsstunde hatten wir eine Höhe von 18,595 Fuß erreicht; *) hier schien ein steilaufragender Fels allem

*) Boussingault gibt die Meereshöhe dieser Stelle zu 5650 Metres = 17,971 Wiener Fuß an, und die der andern, ungefähr eine Stunde später erreichten, wo die Besteigung ihr unüberschreitbares Ziel fand, zu 6004 M

höhern Hinaufdringen ein Ziel zu ſetzen. Leichte Treibwolken eilten am Berge vorüber; der Thermometer zeigte 40° F., der Sauſſure'ſche Hygrometer 61° 50'. Nach langwierigem Umherſpähen gelang es endlich, den Felſen zu umgehen, *) und den Aufweg fortzuſetzen. Gegen zwei Uhr ſtießen wir auf eine ähnliche Felſenwand. **) Der Barometer zeigte da eine Meereshöhe von 18,998 Fuß.

Die Sonne war hervorgekommen, und wir hatten mehr von Hitze als von Kälte auszuſtehen. Der Schnee, wovon wir, um den peinigenden Fieberdurſt zu lindern, zu uns nahmen, gewährte eine ſehr angenehme und ſtärkende Erfriſchung. Hätten wir über dieſen Steilabſturz hinwegkommen können, ſo wäre, wie ich nicht zweifele, die Erſtimmung der Kuppel noch an dieſem Tage unſchwierig geweſen. (?) Ja, auch die Umgehung dieſes Felſens, wie des erſten, hätte vielleicht bewerkſtelligt werden können, (?) wenn irgend in der Nähe übernachtet, und der Verſuch am folgenden Tage erneuert wurde. Doch daran war bei der drohenden Gefahr eines plötzlichen Schneeſturmes bei nächtlicher Weile, und dem gänzlichen Mangel an den zur Uebernachtung auf einer ſo ungeheuren Höhe erforderlichen Gegenſtänden durchaus nicht zu denken.

Keiner von den Ureingebornen oder ſogenannten Indianern kann dahin vermocht werden, über die Schneelinie hinauszugehen, d. h. jenſeits der Gegend, von wo ſie Schnee zum Verkauf im Tiefſtande zu holen pflegen. Ueberhaupt hegen ſie eine abergläubiſche Scheu vor den Hochgebirgen — die man nach Analogie des Ausdrucks Geſpenſterfurcht, Gebirgsfurcht nennen könnte ***) — und bei dem geringſten ihnen neuen Anblick auf jenen Höhen überfällt ſie eine unüberwindliche Zaghaftigkeit.

Es gereichte uns zum Troſte, daß die Stelle, welche die Gränzmark unſerer Chimboraſſobeſteigung war, den großartigſten und wunderſamſten Charakter trug. †) An dem ungefähr 60 Fuß hohen, jäh aufſteigenden Felsriff hingen zwei zu Eis erſtarrte Waſſerfälle, die man auf den erſten Blick für rieſige Stalaktiten hätte halten mögen, zu welcher Täuſchung auch das von oben herabträufelnde Waſſer beitrug. Die ſcharfen Umriſſe aber, welche herabſtürzende Waſſerſäulen andeuteten, ferner der zu Eis gewordene Schaum und Giſcht, welche unten am Fuß auf dem hartgefrornen Schnee ſichtbar waren, zwangen uns jedoch zur Annahme, daß zwei Cascaden durch irgend eine plötzliche Metamorphoſe in Eisſäulen verwandelt worden waren!

Auf der entgegengeſetzten Seite der Schlucht — d. h. doch wohl derjenigen, wo die Wanderer ſich befanden — hatte ſich der Schnee auf phantaſtiſche Weiſe zu gezeltartigen Draperien geſtaltet, deren Feſtons eine bläuliche Färbung hatten. Auch das Felsgeſtein trug ſeltſam-mannichfaltige und wechſelnde Farbentöne, welche von Hell-Umber oder Bergbraun, durch verſchiedene Tinten von Braun und Roth in Grau, Purpur und Gelb übergingen, Farbenſchiller, die, wenn die Sonne ſchien, der Scene einen Glanz ertheilten, deſſen man ſich auf ſo ſchwindelnder Höhe, wo die Formen und Combinationen der Natur gewöhnlich dürftig und eintönig ſind, nicht im geringſten verſehen haben würde.

Einer im ganzen Lande herrſchenden althergebrachten Meinung zufolge, ſoll der Chimboraſſo niemals ein Vulcan geweſen ſeyn; wir haben jedoch die unzweideutigſten Beweiſe vom Gegentheile gefunden, welche anzeigen, daß in grauer Zeit ſeine Halden durch vulcaniſche Ausbrüche geſpalten worden ſind. Auf dem Herabwege wurden wir von einem Schloſſenſturm überfallen, und hatten da Gelegenheit, eine Gefahr noch anderer Art wahrzunehmen, welcher man vorzüglich auf dem Chimboraſſo ausgeſetzt iſt. Der Wind reißt nämlich häufig von den Felſen blätterartige Stücke (lamellar fragments) los, und ſchleudert ſie faſt mit der Gewalt und Geſchwindigkeit von abgefeuerten Geſchützkugeln durch die Lüfte. Es ſind alſo nicht Felsgeſteinſchnuren, ſondern Felsgeſteinwürfe.

Wir kehrten nach Riobamba, nicht unzufrieden mit dem Ergebniß einer Chimboraſſoreiſe, zurück, die ſeit jener des großen Humboldt nicht wieder ausgeführt worden war. Denn obſchon unſer gewaltiges Vorhaben, den noch von keinem Tritt eines Sterblichen berührten jungfräulichen Schneedom ſelber zu betreten, mißlungen war, ſo boten doch die Gewächſe, auf Höhen gepflückt, die weit jenſeits der äußerſten Pflanzenwuchsgränze zu liegen geſchienen hatten — ſo gewährten ferner die dort eigenhändig geſammelten Geſteinsproben — dann die unauslöſchliche Erinnerung an das von uns allein wahrgenommene unbeſchreibliche Schauſpiel der zu Eis erſtarrten Waſſerfälle, ſo wie an andere erhabene Erſcheinungen, ein Gefühl der innigſten Freude.

(Schluß folgt.)

Im letzten Jahre wurden aus England ausgeführt: an Gold 187,941 Unzen, zu einem Werth von 751,788 Pfd. Sterl.; an Silber 4,000,106 Unzen, zu einem Werth von 975,070 Pfd. Sterl.

---

* 18,996 W. Fuß an. Nun klingt es höchſt unwahrſcheinlich, daß bei den von Bouſſingault geſchilderten Schwierigkeiten, womit die Reiſenden auf dem Wege von jener erſten Stelle bis zur zweiten und letzten zu kämpfen hatten, in dem Zeitraum einer Stunde, wovon überdieß ein bedeutender Theil auf die gefährliche Umgehung oder Umkletterung der erſten Trachytwand verwendet werden mußte, die beträchtliche Höhenſtrecke von 1,025 Fuß zurückgelegt werden konnte. Die Höhenangaben Hall's, denen zufolge die Entfernung beider Punkte von einander nur 405 Fuß betrüge, dürften daher wohl die richtigeren ſeyn. M.

*) Dieſe höchſt ſchwierige und gefährliche Umgehung wird von Bouſſingault umſtändlich geſchildert.

**) Bouſſingault nennt ſie ein „Trachyt-Prisma.“ Seine Beſchreibung dieſer Stelle, der höchſten, die bis jetzt auf dem Chimboraſſo erreicht worden, lautet wie folgt: „Wir ſtanden am Fuß eines Trachyt-Prisma's, deſſen mit einer Schneekuppel überwölbte obere Baſis den Gipfel des Chimboraſſo bildet. Die Felſenkante, worauf wir uns befanden, war rings von Abgründen umgeben u. ſ. w.

***) Eine ähnliche Hochgebirgsfurcht hegen, wie der verſtorbene engliſche Reiſende Dr. Douglas berichtet, auch die Indianerſtämme am Columbia-Fluſſe. M.

†) Das iſt jene „Eishölle,“ welche, wie Bouſſingault berichtet, von Hall gezeichnet worden iſt.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 5** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Lyriſche Gedichte.** Von Thomas Moore. — **Percy Byſſhe Shelley.** (Fortſetzung.) — **Das neuere franzöſiſche Drama.** (Schluß.)

In das Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 1 fl., halbjährlich 2 fl. und wöchentlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 3 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 18.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Januar 1838.

Pompeji.

(Nach einer Schilderung Lord Krisonns.)

Welche Beschreibungen man auch von Pompeji gegeben hat, wie poetisch man auch das Unglück jener Stadt schilderte, kein Reichthum der Sprache wird je hinreichen, diese traurige Oede von Ruinen und Laven, diese Leiche einer todten Stadt zu malen, welche die Neugierde der Menschen nach einem Schlummer so vieler Jahrhunderte wieder ans Tageslicht zog. Das erste, was dem Reisenden bei dem Anblick Pompeji's auffällt, das ist die Kleinheit der Häuser im Vergleich mit unsern neuern Wohnungen. Wenn man aber erwägt, daß die Griechen stets die Schönheit in der Eleganz und der Harmonie suchten, und größtentheils unter freiem Himmel lebten, die Pracht aber und die großartigen Verhältnisse für die öffentlichen Denkmäler sparten, so wird man sich nicht mehr über die Kleinheit der Häuser verwundern, die ganz den griechischen Geist und den Ernst der republicanischen Bevölkerungen Großgriechenlands athmeten. Die letzte Wohnung, die man aufgrub, und die eine nähere Betrachtung verdient, ist die Casa die Fauna, deren Parquet aus einem der reichsten und glänzendsten Mosaiks besteht, die man kennt; es stellt einen Kampf zwischen Persern und Griechen dar, worin einige ohne sonderlichen Grund die Schlacht bei Arbela zwischen Darius und Alexander sehen wollten. In dem Atrium, einem großen, mit prächtigen Säulen verzierten Saale, sehen wir eine Sphinx auf ihrem Sockel von weißem Marmor, die eben aus den Händen des Künstlers hervorzugehen schien, so zart, rein und frisch war das Ganze.

Pompeji erinnert, wenn auch in kleinern Verhältnissen, an Rom, dem es an prachtvollen Denkmälern fast gleichkommt. Durchläuft man diese verödeten Straßen, wo man bei jedem Schritt auf Tempel, Theater, Portiken, Stadien, Paläste und Triumphbögen stößt; betrachtet man diese unermeßliche Wasserleitung, welche das Wasser aus den Quellen des Sarno herbeiführten, diese grandiosen Cirken, diese mit Statuen geschmückten Plätze, diese Altäre, wo das Feuer des Vulcans die Opferer und die Opfer in denselben Feuermantel einhüllte; bewundert man diese eleganten Paläste der Patricier, mit ihren weißen Säulenhallen und ihren innern Höfen, wo ein Strom von aromatisch-duftendem Wasser in ein Bassin von Porphyr oder pariſchem Marmor fiel, sieht man diese stummen Wohnungen, deren Reichthümer der Tod verschont zu haben scheint, diese Götterbilder auf ihren Piedestalen neben den Büsten der Vorväter, diese reichen Fresken, die gestern erst fertig geworden zu seyn schienen, so frisch und lebendig sind ihre Farben; staunt man über diese Wunder der Skulptur, diese eleganten Möbel, diese Dreifüße, diese Bettstellen, die wir durchaus nur copirt haben, betrachtet man alles dieses, so kann man fragen, ob Rom einen sonderlichen Vorzug hat vor dieser Stadt, die todt und doch so schön ist, daß man schwören sollte, sie schlafe, und erwarte nur die goldenen Strahlen ihres schönen Himmels, um zu erwachen.

Wozu aber den Anblick und die Physiognomie Pompeji's schildern! was weder die Feder noch der Griffel wieder geben können, ist die tiefe, feierliche, eisige Grabesstille mitten unter diesen Wohnungen, wo Alles zu leben scheint, dieser düstere rauchende Vesuv, der sich trotzig über dem Horizont der unglücklichen Stadt erhebt, und sie noch einmal in sein Lavagrab schleudern zu wollen scheint, — und doch bildet dieß den Hauptcharakter von Pompeji.

Unter den neuerdings aufgegrabenen Gebäuden fand man die Trümmer eines Isistempels, wo ein seltsamer, geheimer Dienst gefeiert wurde, den man unter Todesstrafe nicht enthüllen durfte. Jetzt durchläuft man ohne Gefahr die geheimsten Stellen des Tempels der furchtbaren Göttin. Man fand daselbst die Werkzeuge, vermittelst deren die mit einigen physikalischen Kenntnissen ausgerüsteten Priester die unwissenden und abergläubischen Massen jener Zeit beherrschten. Neben den Statuen der Isis und des Anubis fand man die des Bacchus, der Venus und des Priap, deren Mysterien mit denen der Isis im Zusammenhang zu stehen scheinen, was einigermaßen den Schleier erklärt, unter welchem man gewöhnlich diese Göttin darstellt. Die große Menge von Skeletten, die man in diesem Tempel fand, scheint anzuzeigen, daß der Aschenregen die Diener der Göttin mitten in einem großen Feste überraschte; bei einem der Skelette fand man ein Kästchen mit Gold, das der Träger aus dem Unglücksorte retten zu wollen schien.

Digitized by Google

In dieser Stadt der Todten trägt Alles einen seltsamen Anstrich; bei jedem Schritte stößt man auf Kaufbuden, die der Kaufmann kaum vor einer Stunde verlassen zu haben scheint. Hier stellen Oelhändler ihre zierlichen Amphoren aus, dort erkennt man die Bontiken der Weinverkaufer, der Schlächter u. dgl. an den auf der Oberschwelle angezeichneten Schildern; in einer dieser letztern Wohnungen fand man noch gläserne Gefäße mit Pflaumen, Feigen und Trauben. Ein Apotheker hat eine Schlange, die in einen Apfel beißt, zum Schild; weiterhin findet man einen Weinwirth und eine Menge von Thermopolen, welche die Stelle unserer Kaffeehäuser vertreten zu haben scheinen, und wo man Erfrischungen aller Art verkaufte. Mehrere dieser Wohnungen waren mit Skeletten bedeckt, was beweist, daß diese Häuser oft sehr besucht waren.

Es scheint, daß der Katastrophe, welche Pompeji begrub, furchtbare Anzeichen vorangingen, die aber von der weichlichen, sorglosen Stadt, die in Vergnügungen versunken und von den Dünsten ihres herrlichen Falerners eingenommen war, nicht beachtet wurden. Sechzehn Jahre vor dem Ausbruch, der unter Nero statt fand, zerstörten furchtbare Erdstöße eine Menge Tempel und verschlangen mehrere Dörfer. Aber Pompeji hatte keine Zeit an den Vulcan zu denken, es horchte, wie Neapel, auf die harmonischen Töne von Nero's Flöte, bis endlich der Vulcan dessen frivole Bewunderer, zwei Städte und eine Menge Dörfer verschlang.

Reiseskizzen von den griechischen Inseln.

Seriphos. — Siphnos. — Pholegandros. — Jos. — Amorgos.

(Fortsetzung.)

Von den Gruben zurückgekehrt, besuchten wir Nachmittags noch die Stadt, welche Kastron oder Seraglio genannt wird. Sie liegt, wie schon erwähnt, an der Ostseite und auf der Stelle der alten Stadt, aber im Vergleich mit den Dörfern in einer sehr unvortheilhaften Lage, die nur ihrer Festigkeit wegen von den Alten zum Wohnsitz gewählt werden konnte. Denn das steile Vorgebirge wird auf der Nord- und Ostseite vom Meere bespült, und ist nur von Westen her über einen schmalen Isthmus zugänglich. Die alte Stadt nahm indeß den ganzen südlichen Abhang ein, bis an das unten sich hinziehende Flußbett: das neuere Städtchen beschränkt sich auf den Rücken des Berges. Von jenen sind noch einige Ueberreste der Mauern erhalten, die aus Quadern von einem grünlichen, stark verwitterten Glimmerschiefer bestehen. Auch von dem einst großen Marmorreichthum *) sieht man noch Spuren, indem viele alte Marmortrümmer in den Häusern und Kirchen verbaut sind; aber bei der leidigen Sitte der Insulaner, ihre Gebäude wenigstens einmal im Jahre weiß zu übertünchen, sind die etwa vorhandenen Inschriften und Sculpturen unter einer dicken Kalkkruste verborgen. In mehrern Kirchen sahen wir übel zugerichtete Bruchstücke braggirter Statuen, und in einem Magazin am Hafen zeigte man uns einen hübschen Torso eines nackten Jünglings. Weiter hinauf im Flußbette steht ein verstümmelter, schon von Tournefort erwähnter Sarkophag mit Fruchtgehängen; hier hat man kürzlich auch Fragmente einer Statue und Bruchstücke eines kleinen Gebäudes von dorischer Ordnung ausgegraben. Mit diesen hellenischen Ueberresten contrastirt seltsam eine Inschrift in gothischen Lettern in der Stadt, am Thorpfeiler des eigentlichen Schlosses: der Name eines Herrn von Coronia, der im vierzehnten Jahrhundert Beherrscher von Siphnos war, mit der Jahreszahl 1369.

Wir kehrten aus dem beengten und deßhalb immer mehr verödenden Kastron gerne wieder in unser freundliches Dorf zurück. Der interessanteste Ausflug, den wir an einem der folgenden Tage unternahmen, war nach einer Nymphengrotte, an der Nordwestseite der Insel, dem Hafen von Seriphos gegenüber. Der Weg dahin führt das romantisch wilde Flußthal hinunter, welches unterhalb Stavri anfängt, und auf der Ostseite der oben erwähnten Bergkette parallel mit derselben fortlaufend, an dem angegebenen Punkte sich ausmündet. *) Obgleich im hohen Sommer hatte der Fluß, da sein Bette zum größern Theile aus wasserhaltigem Schiefergestein besteht, an vielen Stellen Wasser, und im Winter zur Zeit der Regengüsse muß er einen artigen Strom bilden. Die gewaltig zerklüfteten hohen Wände seines Bettes sind, wo nur sich ein urbares Plätzchen findet, mit üppiger Vegetation bekleidet, und unser Pfad schlängelte sich durch dichtes blühendes Oleandergebüsch. **) Die Höhle selbst endlich, die links am Ausgange des Flußthals am Fuße eines Kalkberges liegt, und jetzt Kamará heißt, ist ohne sonderliches Interesse, und nur eine Inschrift am Felsen bezeugt, daß sie einst ein Heiligthum der Nymphen war.

Auf dem Rückwege besuchten wir das aufgehobene Nonnenkloster zu St. Johann dem Theologen, gewöhnlich aber Mungos (ὁ Μουγγός) genannt, oder, wie die Siphnier es witzelnd deuten, das Kloster du bon goût. Es war, so weit die Nachrichten über dasselbe zurück reichen, über ganz Griechenland als ein Ort von schlechten Sitten verrufen, der Grund davon lag aber darin, daß man aus Konstantinopel und Smyrna, wenn ein Mädchen von guter Familie einen Fehltritt begangen hatte, sie hieher zu senden pflegte. Jetzt stehen die Höfe und Zellen des weitläufigen Gebäudes schon seit vier Jahren leer; Unkraut und Gras fängt an darin zu wuchern, und bald wird das Kloster eine Ruine seyn.

Mit einem günstigen Winde verließen wir den Hafen Pharos am 27 August Abends, um nach Pholegandros zu steuern. Aber durch eine lächerliche Unaufmerksamkeit der Schiffer verloren sie während der Nacht den Cours, und am folgenden Morgen befanden wir uns unter der Küste von Antiparos. Glücklicher

*) Herodot a. a. O.

*) Auf der französischen Karte von Siphnos, welche die große Karte vom Peloponnes begleitet, aber nur eine flüchtige Aufnahme à coup d'oeuil ist, mündet sich dieser Fluß irriger Weise auf der Ostseite der Insel.

**) Ροδοδάφνη, oder πικροδάφνη, auf der Inseln gewöhnlich γριλλάδα (das ist γριλλός) genannt.

Digitized by Google

Weise hielt der Wind noch an, die Segel wurden anders gerichtet, und wir landeten am Vormittage auf der Nordseite von Pholegandros. Mit Mühe klommen wir die steile Küste hinan, während das Schiff nach dem eigentlichen Hafen an dem Ostende des Eilandes segelte. Auch auf dieser Insel, „der eisernen Pholegandros," wie sie Aratos nennt, fanden wir unsere allerdings bescheidenen Erwartungen angenehm übertroffen. Die ganze Westhälfte (die sogenannte Λευκὴ Μεριά) besteht aus stark verwittertem Thon und Glimmerschiefer, und ist fruchtbar und wohl angebaut. Sie schneidet sich scharf von der breiteren, aus dürren Kalk- und Marmorfelsen bestehenden Osthälfte ab, und da auf dieser die alte Stadt nebst dem eine Stunde entfernten Hafen lag, flüchtige Besucher also nur die Schattenseite der Insel sahen, so mögen hieraus die so ungünstigen Urtheile der Alten entstanden seyn. Auch Tournefort kam nicht über die Kalkfelsen hinaus.

Die heutige Stadt liegt am Fuße des spitzigen Piks auf der Nordseite der Insel, auf welchem die alte Pholegandros stand. Sie zählt gegen anderthalb tausend Einwohner, die von dem Absatze ihrer überflüssigen Producte an Getreide und Schlachtvieh nach der reichen und vieler Einfuhr bedürftigen Thera recht wohl leben. Das fränkische Element, das überhaupt auf den Inseln früher Wurzel gefaßt hat, ist selbst hier schon so weit eingedrungen, daß alle vornehmeren Einwohner (Archonten) fränkisch gekleidet gehen. Wir fanden bei ihnen eine gastliche Aufnahme, und an einigen dieser Herren willige Führer nach den Ruinen der alten Stadt. Indeß nur unbedeutende Mauerreste sind hier erhalten; die meisten Marmortrümmer sind zum Bau, oder wenigstens in den Vorhof einer großen Kirche der heil. Jungfrau (κοίμησις τῆς Θεοτόκου) am südlichen Abhange des Gipfels zusammengeschleppt. An die Kirche stößt ein langes Nebengebäude, Trapeza genannt, mit einem durch die ganze Länge gehenden gemauerten Tische und steinernen Bänken auf beiden Seiten, wo sich am Feste der Jungfrau (den 15 August) alle Pholegandrier, jung und alt, versammeln, und ein gemeinsames fröhliches Mahl einnehmen. So haben sich ehrwürdige Ueberreste der alten Sitten an vielen Orten erhalten. Von dem Gipfel des Berges, wo Reste eines Schlosses aus dem Mittelalter sind, hatten wir in günstiger Abendbeleuchtung wieder einen jener wunderbar schönen Ueberblicke über die „leuchtenden Cykladen," die für alle Mühen einer Fahrt durch das ägäische Meer belohnen. Siphnos und Melos mit ihren hohen Gipfeln und die schroffen, weiß blinkenden Küsten von Polybos und Kimolos zeichneten sich scharf gegen den schon gerötheten Abendhimmel ab, während wir auf der andern Seite in dem geheimnißvollen Busen von Thera die vulcanischen Eilande unterschieden, und im Süden die königliche Kreta, gleich dem Lande der Verheißung, uns ihre mächtigen Berggipfel zeigte, und sehnend nach der schon freien Hellas, der auch sie anzugehören bestimmt ist, hinüberzublicken schien!

Von Pholegandros schifften wir über Sikinos und Jos nach Amorgos. Aber schon auf der lieblichen Jos verließen uns die nördlichen Etesien, und es traten Windstillen und eine sehr drückende Hitze ein. Windstille nöthigte uns, auf der Nordküste von Jos, Naxos gegenüber, wieder zu landen, wo auf einem hohen Vorgebirge ein Paläokastron oder altes Schloß der Herzoge von Naxos und Herren von Jos liegt. Auf der Westseite dieses Vorgebirges ist die reizende Thalschlucht und Ebene von Hagia Theodote mit einer gleichnamigen Kirche und einem Dörfchen, Weinbergen, Oelbäumen und Platanen, und einer herrlichen, hochgewachsenen Palme, wohin wir zwei Tage zuvor von der Stadt aus einen Ausflug gemacht hatten. Auf der Ostseite des Paläokastron aber ist die ähnliche, nur wildere und baumreichere Thalschlucht von Psathi (ἡ Ψαθή), durchschnitten von zwei von dem mittlern Rücken der Insel herunterkommenden Bergbächen, deren breite Betten mit einem Dickicht von Oleandern und Myrtengebüschen gefüllt sind. Hier brachten wir die heißen Stunden des Tages im Schatten der Bäume zu, und sahen uns, da eben Sonntag war, bald von einigen Dutzend armer Bauern und Bäuerinnen umringt, die uns mit herzlicher Gastlichkeit Trauben, Feigen und Limonen entgegenbrachten und sich dann, theils schwatzend, theils schlummernd, neben uns auf den Boden hinstreckten. Mit Sonnenuntergang schifften wir uns wieder ein, und erreichten den Hafen von Amorges erst am 1 September gegen Abend.

(Schluß folgt.)

Neue Colonie in Australien.

(Aus der Revue britannique, November 1837.)

Die Thätigkeit, welche England entfaltet, um überall hin Colonien auszusenden, ist um so bemerkenswerther, als die Regierung an diesen Anstalten nur einen sehr indirecten Antheil nimmt. Vor mehreren Jahren wurde ihr ein Plan zu einer neuen Colonie auf der Südseite von Australien vorgelegt, erhielt die Zustimmung des Parlaments, und im Laufe des Jahres 1836 ging die erste Expedition ab; sie kam im Januar 1837 an ihrem Bestimmungsort an, und die Unternehmer haben vor kurzem einen Auszug aus den Berichten der Colonisten bekannt gemacht. Obwohl diese Correspondenz wie natürlich, das Unternehmen unter dem günstigsten Gesichtspunkte darstellt, und man darum den Einzelnheiten nicht allzu unbeschränkten Glauben beimessen darf, so zeigen sie doch im Allgemeinen den jetzigen Zustand der Colonie. Die Hauptniederlassungen finden am Golf St. Vincent unter 35° südlicher Breite und 139° östlicher Länge v. G. (121° 20' v. F.) statt. In dem Golf von St. Vincent fins der sich die Bai Holdfast, wo die Colonisten zuerst landeten, und wo man den Plan zu einer Stadt entwarf, die den Namen Glenelg führen soll, „nach Lord Glenelg, dem Staatssecretär für die Colonien; aber Glenelg soll nicht der Hauptort der neuen Colonie werden, sondern Adelaide, wie man die Stadt zu Ehren der Königin, der Gemahlin des Königs Wilhelm IV, nennen wird. Die Stelle, die man dafür ausgewählt hat, liegt 6 Meilen von der Küste, und 12 Meilen von dem Berge Lofley. Der einzige Grund, weßhalb man keinen näher am Meere liegenden Punkt wählte, ist der Mangel an frischem Wasser; die neue Stadt Adelaide soll an einem kleinen Flusse liegen. Die Colonisten, deren Briefe vom Februar und Anfang März 1837 sind, schildern das Klima als äußerst warm in dieser Jahreszeit, aber trocken und gesund. Der Boden besteht aus

einem schwarzen, ausnehmend fruchtbaren Erdreich, das am Meere völlig eben, aber weiter ins Land hinein undulirend ist. In der unmittelbaren Umgebung von Adelaide gibt es nicht viele Bäume, so daß das Land sogleich angebaut werden konnte, ohne die Unbequemlichkeiten, welche in der Regel das Umbrechen neuer Länder begleiten. Doch scheint es, daß die Colonisten fürs Erste mehr mit der Viehzucht, als mit dem Ackerbau sich abgeben wollen; bei ihrer Ankunft hatten sie 17 Ochsen, 4 Milchkühe, 2 Stiere, 9 trächtige Kühe, 5 Kälber, 8 Stuten, wovon 5 trächtig, 2 Maulthiere und 1600 Schafe, worunter viele Böcke; Ende Februar kamen noch 50 Ochsen vom Cap an. Kein Raubthier findet sich im Lande, mit Ausnahme einer Art von wildem Hund, der unter dem Geflügel große Verheerungen anrichtet. Sie hatten Fische im Ueberfluß, so wie auch wilde Vögel verschiedener Art, als schwarze und weiße Kakatuas, wilde Tauben, Papagayen und Wachteln. Die Zahl der zu Glenelg angekommenen Colonisten beträgt 1300; sie sind mit Mehl, Schweinefleisch und sonstigen Vorräthen für wenigstens zwei Jahre versehen. Trotz der unvermeidlichen Entbehrungen, die jede neue Ansiedlung zu befahren hat, erfuhren die Colonisten doch keine ernstlichen Krankheiten; in den ersten Augenblicken wurden sie von einem Augenübel befallen, das jedoch fast plötzlich wieder aufhörte. Die Briefe drücken sich sehr günstig über die Eingebornen aus, mit denen die Colonisten im besten Einverständnisse leben; sie sollen weit minder roh seyn, als man sie geschildert, und keine so große Furcht und Mißtrauen vor den Weißen zeigen, wie man erwartet hatte.

Chronik der Reisen.

Halls Reisen auf die Hochgipfel des Quitoanischen Andenzuges.

(Schluß.)

8) Reise nach Payta, an der peruanischen Küste, im Spätjahr 1832.

Hall erzählt im Eingange die politische Veranlassung einer Reise von Quito nach Payta, wozu er durch einen Verbannungsbefehl des damaligen Machthabers in Ecuador, General Flores, gezwungen worden war. Diesen Mann bezeichnet er unumwunden als den eigentlichen Meuchelmörder des berühmten Sucre, und schildert ihn mit den schwärzesten Farben. Die in dieser Erzählung verflochtenen Bemerkungen über den Zustand der Dinge in jenem Theile des mittäglichen Amerika um die Jahre 1832 — 1833 sind ein beachtenswerther Beitrag zur künftigen Geschichte desselben.

Aus dem Reiseberichte wollen wir die erheblichsten Angaben mittheilen: Längs des linken Ufers des Guanaquilflusses zieht sich ein Irrgewinde von kleinen Buchten und Baien hin, welches einem Nehwerke gleicht. Sie sind gegen 50 englische Meilen weit, von dichten Mangelbaumwäldern umsäumt, durch welche fast kein Pfad führt. Zarumilla, ein auf der Gränze zwischen Ecuador und Peru gelegener Weiler, ist der äußerste Punkt, bis wohin sich jener von den Ureingebornen entlehnte eigenthümliche Baustil erstreckt, welcher von Panama an das ganze Küstenland beherrscht. Die dasige Flora besteht hauptsächlich aus Mimosen, dann einer Cactusart (C. hexangularis), welche eine Höhe von 20 Fuß erreicht, und mit 6 Zoll langen Dornen bewehrt ist. Die Hauptzierde dieser Flora aber bildet ein strauchartiges Gewächs, dem die Fülle und Färbung seiner großen Deckblätter ein ungemein prachtvolles Aussehen verleihen. Es war dem Verfasser nirgends im ganzen Lande als dort vorgekommen.

Auf jenem Punkte beginnt der auffallende Unterschied bemerklich zu werden, der zwischen dem columbischen und peruanischen Küstenlande obwaltet. Vom 9° N. B. bis 3° S. B. findet man entweder, wie zu Panama und Guayaquil, eine sechsmonatliche Regenzeit, oder wenigstens, wie an den Küsten von Choco und Barbacoas, ein so entschiedenes Vorherrschen feuchter Witterung, daß ein zweimonatlicher Sommer als eine ungewöhnliche Erscheinung angesehen wird. Von dem in der vorspanischen Geschichte von Peru bedeutsamen Ort Tumbez an wird der Regen immer sparsamer und ungewisser, bis er in den Wüstenein, die sich von Payta bis Lima hin erstrecken, gänzlich verschwindet.

Die Mündung des Guayaquilflusses scheidet zwei Landstriche, die so verschieden von einander sind, wie das steinige Arabien und Italien. Die Ursache dieser Verschiedenheit, die in geringerem Maße auch in mehreren Gegenden des atlantischen Littorales bemerklich ist, muß in den Streichungsverhältnissen der Andenketten gesucht werden, denn wo diese Züge eine Strecke weit von der Küste landeinwärts zurücktreten, die über einen Grad beträgt, ist der jenseits dieser Gränze gelegene Landstrich einer fast unablässigen Dürre ausgesetzt. Die ganze peruanische Küstenlinie befindet sich in diesem Falle. Die Bevölkerung des Bezirks von Tumbez besteht beinahe ganz aus Sambos, oder Mischlingen afrikanischen und südamerikanisch-indianischen Blutes, „und ist, gleich dem größten Theile der peruanischen Küstenbevölkerung, der häßlichste Menschenschlag, der mir noch irgend vorgekommen."

Zur Flora der Umgegend von Tumbez gehört eine zierliche Baumart, die in Wuchs und im Aussehen ihres hangenden Laubes einer Trauerweide ähnelt, aber mit einer reichen Fülle gelber Blüthen prangt. Ich habe an Stromufern ganze Haine davon angetroffen. Den auffallendsten pflanzen-physiognomischen Zug dieses Landstrichs jedoch bildete ein kürbisartiges Schlinggewächs, welches in der Nähe des Flusses fast alle Pflanzen umspann.

Von dem bekannten Yncagebäude bei Tumbez sind nur noch die Grundvesten wahrzunehmen. Ueber Styl und Zweck dieses Denkmals würde eine sorgfältigere Untersuchung, als sie ihm — wie so manchen anderen altperuanischen Baureſten — bisher zu Theil geworden, wohl einige Aufklärung gewähren. Bis jetzt jedoch beschränkten sich die den Tempeltrümmern von Tumbez zugewandten einheimischen Forschungen auf das Stöbern nach den vermeintlichen darin vergrabenen Schätzen. Ueberhaupt dürfte eine archäologische Untersuchung der ganzen Gegend ringsumher nicht unerhebliche Ausbeute liefern.

Am Fuße der Anhöhen sind die Ueberbleibsel eines Canals, das heißt doch wohl einer Wasserleitung, welche zur Bewässerung des damals fruchtbaren Landstriches, der jetzt zur dürren Wüstenei geworden ist, einen Strom 15 Leguas weit herführte. Der Zustand der Landescultur und Bevölkerung im ganzen peruanischen Littorale läßt sich ganz bündig mit folgenden Worten bezeichnen: Alle 15 bis 20 Leguas findet man einen Fluß, der von den Anden herabkommt, und das Gelände mehr oder minder rechtwinkelig durchschneidet. Auf jeder Uferseite desselben breitet sich eine Strecke angebauten Alluvialbodens aus. Da ist nun die ganze Bevölkerung, theils in Ortschaften, theils in einzelnen Gehöften, zusammengedrängt. Die zwischen diesen Oasen (wie man sie nennen könnte) gelegenen Striche sind eine wasserleere Wüste. Zur Zeit der Yncas aber waren sie sämmtlich durch Wasserleitungen und Canäle bewässert, und lachende Fruchtgefilde!

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 19.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Januar 1838.

Skizzen aus Mexico.

(Aus den Mittheilungen Müllenpfordts.)

Allgemeine Ansicht der Stadt.

Mejico, 1524 durch die Spanier auf derselben Stelle gegründet, auf der einst Tenochtitlan sich aus den Fluthen des Sees von Tezcuco hob, bedeckt einen Quadratflächenraum von etwa 10,500 spanischen Fußen Seitenlänge und hat gegen 165,000 Einwohner, mit Einschluß der Fremden, deren Zahl man auf 4 bis 5000 angibt, und des Militärs. Die Stadt ist so orientirt, daß die einander fast überall in rechten Winkeln durchschneidenden Straßen fast genau von Süd nach Nord und von Ost nach West laufen. Nur in den Vorstädten trifft man hie und da anders laufende, nirgend aber eigentlich krumme Straßen an. Die Hauptstraßen, ja alle Straßen der eigentlichen Stadt sind sehr breit, wohl meist breiter als die Hauptstraßen großer Städte Europa's, dabei sind sie schnurgerade. Das Straßenpflaster ist eher schlecht als gut, und keineswegs so vorzüglich als in kleinern Städten Neu-Spaniens, z. B. in Puebla oder selbst in Oajaca. Besonders schlecht sind die Trottoirs. Sie sind sehr schmal, und meist nur mit kleinen Steinplatten höchst uneben belegt. In der Mitte der meisten Straßen gibt es unterirdische, in andern offene Canäle, welche das Regenwasser ꝛc. abführen sollen, die indeß, da sie der natürlichen Lage Mejico's, an den Ufern des Sees von Tezcuco wegen (dessen Bette und mit ihm sein Wasserstand sich jährlich erhöht *), nur wenig Fall haben, sich jeden Augenblick verstopfen. Diese Canäle sind nur mit dicken eben nicht allzu dicht neben einander liegenden Steinplatten bedeckt. Bei Regenwetter treten sie aus, und die Straßen werden überschwemmt, während bei trockenem und warmem Wetter der in ihnen angehäufte Schlamm ꝛc. mephitische Gerüche aushaucht, welche die gewöhnlich jeden Nachmittag eintretenden Winde selten ganz zu vertreiben vermögen. Schmutziger noch sind diejenigen Straßen, in denen nicht bedeckte Canäle, sondern offene Rinnen die Mitte derselben durchziehen. In ihnen herrscht, wenn das Wetter nicht für lange Zeit sehr trocken war, ein beständiger Morast, der oft bis zur Höhe eines Schuhes das Pflaster bedeckt.

Die Straßen sind dagegen, wie schon gesagt, schnurgerade und von 6000 bis 9000 Fuß lang. Da sie zugleich ganz eben sind, so überfliegt das Auge ihre ganze Länge mit einem Blicke, und ruht aus auf den düstern, das Thal von Mejico umgebenden Gebirgen, welche, der Klarheit der Atmosphäre wegen, so nahe erscheinen, als erhöben sie sich unmittelbar am Ende der Straßen. Zu den bedeutendsten unter diesen gehört die Calle de los Plateros, wo fast lauter Juweliere und Goldschmiede wohnen, in deren Läden man ungeheure Reichthümer sehen kann. Die Calle del Aguila ist durch ihre Breite ausgezeichnet, und trägt ihren Namen von einem alten aztekischen Steinbilde, einen Adler darstellend, an einer der Ecken dieser Straße stehend. Die Calle de Tacuba, eine der längsten der Stadt, ist die alte Straße von Tlalcopan, durch die einst Cortez jenen merkwürdigen Rückzug antrat, in der Nacht des 1 Julius 1520, welche die Spanier „noche triste“, traurige Nacht, nannten.

Reisende, selbst v. Humboldt, haben gewöhnlich behauptet, daß die Privathäuser der eigentlichen Stadt in einem guten Styl erbaut seyen. Es ist wahr, die meisten dieser Häuser, aus blasigem Mandelstein (Tetzontli) oder einem Feldspath-Porphyr ohne Quarz aufgeführt, haben ein Ansehen von Solidität und Dauerhaftigkeit, welches man selten bei Privatgebäuden anderer Städte antrifft; allein der Baustyl derselben ist im Allgemeinen weder rein noch geschmackvoll. Nur bei wenigen ist die Ordnung rein oder vollständig. Zwar sind die Fronten keineswegs mit Zierrathen überladen, aber die wenigen, welche sich finden, sind geschmacklos erfunden und noch geschmackloser angebracht. Ein kühnes Gesimse sieht man nirgend, ja selten einmal das volle Gebälk irgend einer Ordnung, selbst wenn es von den correspondirenden Säulen getragen wird. Gemeindin umlaufen nur wunderlich zusammen gewürfelte Kranzgesimse die Gebäude, über denen dann eine einfache, meist schlichte, zuweilen auch durchbrochene Attika als Brustlehne das platte Dach umgibt. Sehr wenige oder gar keine Gebäude stehen auf erhöhten

*) Der Unterschied zwischen dem Niveau der Stadt und dem des Sees von Tezcuco beträgt jetzt kaum noch ½ Vara = 18 Zoll span. Maaß.

Digitized by Google

Fundamenten oder haben vorspringende Plinthen. Die Thürschwelle ist meist im Niveau mit der Straße, selten um wenige Zolle über dieses erhöht. Oft liegt die untere Flur der Häuser tiefer als die Straße. Die Gebäude sind fast durchgängig drei Stockwerke hoch. Balcons aus Schmiedeisen, hübsch, oft kunstreich gearbeitet, und mit bronzenen oder messingenen, oft vergoldeten Knäufen, Rosetten u. dgl. verziert, sieht man fast vor jedem Fenster in den Etagen. Die meisten Fronten sind geschmacklos mit grellen Farben, roth, blau, grün, orange ꝛc. angestrichen, einzelne auch mustvartig mit verglaseten Fliesen belegt. Auch Heiligenbilder in Nischen und Schreinen sieht man häufig an den Fronten der Häuser angebracht. Vor manchen derselben brennen beständig Lampen oder Wachskerzen. Das milde Klima und die trockene Luft erhält die Farben auf den Wänden der Häuser lange in ihrer ursprünglichen Frische.

Im Erdgeschoß gibt es selten Fenster. In ihm befinden sich gewöhnlich Buden und Kaufläden aller Art, deren beständig offen stehende Thüren (die Flügel öffnen nach innen) ihnen Licht zuführen. Zuweilen sind diese Läden reich und geschmackvoll aufgeputzt. Große Schilder über und neben den Thüren tragen den Namen des Besitzers, die Namen der Hauptartikel jedes Ladens, und zuweilen auch noch einen Spruch oder ein Emblem zur Empfehlung der Güte und Wohlfeilheit dieser Artikel.

Besser als das Aeußere der Häuser ist gemeinhin ihr Inneres. Große Thore führen zunächst in einen viereckigen Hof, der oft größer, oft kleiner, und häufig mit Blumentöpfen und Bäumen besetzt ist. Um jede Etage läuft eine oben bedeckte Galerie oder Säulengang mit einer Brustwehr, die gemeinlich auch mit blühenden Gewächsen in mehr oder minder geschmackvollen, oft porzellanenen und mit Reliefs verzierten Vasen besetzt ist. In diese Galerien öffnen die Thüren zu den Hauptzimmern oder Sälen, aus denen man dann zu den Nebenzimmern gelangt. Die Zimmer sind meist alle geräumig und 15 bis 20 Fuß in den Wänden hoch. Sie haben stets nur wenige Fenster, und die meisten von diesen sind zugleich Balconthüren. Die Zimmer pflegen mit hellen Farben al Fresco gemalt, und bei wohlhabenden Leuten die Wände mit guten Gemälden und Kupferstichen in prächtigen, vergoldeten Rahmen verziert zu seyn. Sonst sah man fast ausschließlich Heiligenbilder in den Häusern; jetzt trifft man häufig auch profan-historische und mythologische Scenen an. Seltener sind Landschaften. Die französischen colorirten Kupferstiche und Steindrücke finden großen Beifall. Das Meublement ist gemeinhin glänzend lackirt und vergoldet. Reiche Leute haben auch Meubles von Acayou*) und andern kostbaren inländischen Hölzern. Gemeinlich sind diese Meubles plump und schlecht gearbeitet, selbst wenn sie von europäischen Handwerkern in Mexico angefertigt werden. Die besten sind immer noch die, welche aus Nordamerika und Frankreich eingeführt worden. Selten fehlt in einem Zimmer die Statue eines oder mehrerer Heiligen aus Holz oder Wachs in einem Glaskasten auf den Eckkischen. Daneben pflegen große französische Blumenbouquets in Porzellanvasen und unter Glasglocken aufgestellt zu seyn. Sopha's, Commoden ꝛc. kennt man nur wenig. Reihen von Stühlen oder langen Bänken mit Sitzen von Holz oder Rohrgeflecht, stehen gewöhnlich dicht gedrängt die Wände entlang; jede Ecke hat ihr halbrundes oder viereckiges Tischchen (rinconera), auf welchem die oben genannten Heiligenbilder und Blumenvasen prangen, und ein etwas größerer Tisch, auf dem etwa eine Pendule steht, nimmt die Mitte der Hauptwand ein. Dieß ist das ganze Meublement. Kleidungsstücke ꝛc. bewahrt man in Koffern in den Schlafzimmern, wo man auch zuweilen eine Commode antrifft.

Einen zweiten innern Hof, mit dem erstern mittelst großen Durchgangs verbunden, umgeben im Erdgeschosse gemeinhin die Ställe, Remisen, Waschhaus ꝛc., in den Etagen die Küchen, Bedientenzimmer, Vorrathskammern u. dgl.

(Fortsetzung folgt.)

*) Mahagoni.

Reiseskizzen von den griechischen Inseln.

Seriphos. — Siphnos. — Pholegandros. — Jos. — Amorgos.

(Schluß.)

Dieser geräumige und gute Hafen, der ta Katapola genannt wird, weil er κατα τὴν πόλιν ist, öffnet sich gegen Schinussa und die andern wüsten Inseln auf der Südseite von Naxos, und liegt selbst auf der Stelle der alten Stadt Minoa, deren Trümmer ihn umgeben. In einer Reihe alter gewölbter Kammern, die noch ziemlich wohl erhalten sind, hat man sogar das Lazareth eingerichtet. Wegen der guten Lage des Hafens ersahen sich ihn die Bewohner der Insel Kasos, die an Schiffen reich und vortreffliche Seeleute sind, als die Conferenz in London sie von dem freien Griechenland ausschloß, zu ihrem künftigen Aufenthaltsorte. Sie suchten und erhielten von der griechischen Regierung die Erlaubniß, sich hier anzusiedeln, und die Amorginer waren willig sie aufzunehmen. Aber ehe alle Schwierigkeiten geebnet waren, hatte sich der erste Eifer der Kasier gekühlt; es ist ein schwerer Entschluß, Vaterland, Häuser, Aecker und Weinberge aufzugeben, um sich an einem fremden Gestade eine Hütte zu bauen. Nur sechzig Familien mit einigen größern und kleinern Schiffen kamen, und wohnen jetzt in Minoa. Aber eben in diesen Monaten, seitdem der Sultan eine Aushebung von Christenkindern in seinen Staaten ausgeschrieben, war der alte Vorsatz der Kasier wieder erwacht; Beauftragte von ihnen hatten auf Amorgos Erkundigungen eingezogen, und es geschah viel Redens, daß sie doch endlich kommen würden.

Noch eine andere, freilich nur wandernde Colonie von einer türkisch gebliebenen Insel, die auch gern mit Griechenland vereinigt wäre, treffen wir in Katapola an. Es waren dieß vier Taucherbarken von Kalymnos, mit einer Besatzung von etlichen und dreißig Männern und Knaben, die so eben ihre Quarantäne beendigt hatten. Kalymnos besitzt nach ihrer Angabe nicht weniger als 460 solcher Fahrzeuge, die sich im Sommer über das ganze ägäische Meer zerstreuen, um Schwämme zu fischen.

Digitized by Google

Ihr ganzer Taucherapparat beſteht in einem flachen weißen Steine, der an ſolchen Stellen der felſigen Küſte, wo ſie Schwämme vermuthen, bis zu einer Tiefe von 20 bis 25 Klaftern auf den Meeresboden niedergelaſſen wird, um dem Taucher als Augenmerk zu dienen. Der Mann ſelbſt ſtellt ſich auf den Rand der Barke, und nachdem er lange und tief eingeathmet, ſtürzt er ſich ſenkrecht hinunter. Die gefundenen Schwämme ſteckt er in ein umgehängtes Netz oder nimmt ſie unter den linken Arm. Die beſten Taucher bleiben, nach ihrer Angabe, bis zu zehn Minuten unter dem Waſſer. Wenn ſie es nicht länger aushalten können, faßen ſie den Strick, an welchem der Stein hängt, und werden ſchnell emporgezogen. Sogleich ſtürzt ſich der Nächſte in der Reihe wieder hinunter. Ein geübter Fiſcher taucht auf dieſe Weiſe in der angegebenen größten Tiefe zwanzig bis dreißigmal des Tages, in geringerer Tiefe noch öfter, kann aber auch wenn er glücklich iſt, mehr als einen Thaler verdienen. Die gewonnenen Schwämme werden am Ufer mit feinem Seeſand eingerieben und an der Sonne getrocknet, dann aber ausgeſtampft und ausgeklopft, wodurch ſie von allem Unreinen befreit und weich und elaſtiſch werden. Am Ende der Fiſcherzeit verkaufen ſie ihren Fang in Nauplia, Athen, Hermupolis oder Smyrna. Von dieſem mühſeligen Geſchäfte, das nur im Sommer betrieben werden kann, lebt eine Bevölkerung von mehr als 6000 Seelen; und jetzt fangen auch die benachbarten Inſeln, wie Leros und Pathmos an, die Schwammfiſcherei auszuüben. Ich fragte die Kalymnier, ob ſie nichts von Haifiſchen zu befürchten hätten; aber ſie erinnern ſich auf ihrer Inſel nur zweier Fälle von Verwundung eines Tauchers durch den Fiſchhund (ψαρόσκυλος oder σκύλος), der in dieſem Theile des mittelländiſche Meeres nicht häufig zu ſeyn ſcheint.

Da wir bei der großen Hitze und dem rauhen Anblick der hohen Berge von Amorgos uns ſcheueten, den beſchwerlichen Weg nach Aegiala, an der Nordweſtſeite der Inſel, zu Lande zu machen, ſo ruderten wir am folgenden Morgen in einer Barke längs der Küſte dahin. In dem Canal, der die Klippeninſel Nikuria (ἡ Νικουρία) von Amorgos trennt, fanden wir ganz ruhiges Waſſer, auf einer Tiefe von fünf bis ſieben Klaftern. Unſer Bootsführer, der unſern Wunſch gehört hatte, die Kalymnier tauchen zu ſehen, fühlte ſich geſtachelt, hier eine Probe ſeiner eigenen Geſchicklichkeit abzulegen. Er entkleidete ſeine rüſtigen Glieder, und wo er auf dem Boden eine große Pinna*) wahrnahm, ſprang er ins Waſſer, und brachte ſie mit ſicherem Griffe jedesmal in der linken Hand, das ſpitzige Ende nach oben gerichtet, herauf. Dieß wiederholte er ohne Beſchwerde neunmal, bis wir des ſeltſamen Schauſpiels genug hatten.

Aegiale (jetzt ἡ Γιάλη) lag in einer tiefen Hafenbucht am Rande einer kleinen fruchtbaren Ebene zwiſchen hohen Bergen. Die Ruinen ſind aber nur unbedeutend. Der Ort iſt jetzt unbewohnt und die Dörfer von Aegiale (τῆς Γιάλης τὰ χωρία) ſind weiter landeinwärts an den Bergen erbaut. Uns blieb keine Zeit ſie zu beſuchen, und obgleich wir unſere Rückkehr beſchleunigten, hatten wir in der lauen Sommernacht noch einige Stunden zu rudern, ehe wir Minoa wieder erreichten. Das unvergleichlich ſchöne Leuchten des Meeres, das bei jedem Ruderſchlag in tauſend zitternden Sternchen funkelte, gewährte uns eine anziehende Unterhaltung. Dann kamen wieder Minuten lange Strecken, wo faſt gar kein Leuchten ſtattfand, der beſte Beweis, daß es nicht eine Eigenſchaft des Waſſers iſt, ſondern von kleinen, ungleich in demſelben verbreiteten Thierchen herrührt.

Von der Stadt Amorgos aus, die auf der Mitte des Rückens der Inſel liegt, beſuchten wir noch das auf den Inſeln weit und breit berühmte Kloſter der Panagia, mit dem Beinamen Χωζοβιωτίσσα, *) eine Stiftung des Kaiſers Alexios Komnenos. Es iſt gleich Megaſpilion im Peloponnes in einer Höhle an der furchtbar ſteilen Oſtſeite des Berges des Propheten Elias angelegt; aber es iſt ſo eng und der Aufenthalt darin ſo unbequem, daß die ziemlich zahlreichen Mönche zum größern Theil in ihren Vorwerken und Maierhöfen auf Amorgos ſelbſt und auf andern Inſeln zerſtreut leben. Auch hier fehlen Novizen, und wie ſehr auch das Volk über die Aufhebung der Klöſter murrt, ſo iſt doch die Neigung zum Mönchsleben im freien Griechenland faſt erloſchen, und das Geſchlecht der bärtigen Väter droht binnen einem Menſchenalter auszuſterben. Der Reiſende kann dieß nur beklagen, denn er iſt in den Klöſtern gegen billige Vergütung einer gaſtlichen Aufnahme immer gewiß.

*) Eine auch im Alterthum beliebte eßbare Muſchel, die mitunter auch Perlen enthält. Athenäus 3, S. 88 und 93.

*) Angeblich von einem Orte Chozobos in Syrien.

Das Verhältniß der engliſchen Herrſchaft in Indien zu den Subſidiärſtaaten. *)

Das Land des Nizam von Heiderabad.

Zahllos ſind die Uebel, welche die herzloſe von Lord Bentinck angenommene Politik in Bezug auf die unabhängigen Staaten Indiens über viele Millionen Menſchen brachte, nämlich das Syſtem der Nichtintervention, welches alle Einmiſchung in die bürgerliche Verwaltung halbbarbariſcher Regierungen verbietet, ſie aber in ihrer furchtbaren Tyrannei gegen ihre unglücklichen Unterthanen durch engliſche Truppen unterſtützt. Gegen mehrere Staaten Indiens wurde dieſe Politik befolgt; ich wähle aber als Beiſpiel nur das Land des Nizam aus, theils weil die Ergebniſſe dieſes Syſtems hier ſich auffallender in ihrer ganzen Scheußlichkeit zeigen, theils weil ich mit den nähern Umſtänden genauer bekannt bin, da ich viele Jahre lang in dem Lande wohnte, und das furchtbare Elend mit Augen ſah, das auf die Entfernung der europäiſchen Steuereinnehmer folgte. **)

Es muß hier zum Voraus bemerkt werden, daß das Gebiet des Nizam in der Mitte der indiſchen Halbinſel liegt, auf drei Seiten von dem Lande der Compagnie, und im Norden und Nordoſten von den Mahrattaſtaaten, dem des Scindiah und dem des Radſchah von

*) Aus einem Privatſchreiben im Decemberheft (1837) des New Asiatic Journal, wo der Artikel „das Nichtinterventionsſyſtem" überſchrieben iſt.

**) Die entſetzlichen Erpreſſungen des Nizams und ſeiner Miniſter hatten früher Unruhen hervorgerufen, ſo daß der Generalgouverneur ſich genöthigt ſah, die Einkünfte des Landes einige Zeit lang durch europäiſche Beamte verwalten zu laſſen.

Digitized by Google

Nagpur, umgeben ist. Die Bevölkerung wurde auf zwei Millionen geschätzt; es ist aber, so viel ich glaube, kürzlich keine Volkszählung vorgenommen worden, und diese Zahl hat sich durch die vereinten Wirkungen einer schlechten Regierung und des Hungers sehr vermindert. Die Einkünfte betrugen in glücklicheren Tagen 2 Crore Rupien (24 Mill. Gulden), aber auch diese müssen sich aus später zu erwähnenden Gründen bedeutend vermindert haben. Das Land umfaßt einige sehr schöne Striche, und gegen Norden ist das Thal von Berar besonders fruchtbar; drei große Ströme, der Tapti, der Godavery und der Kistnah, welche zahlreiche Zuflüsse, zum Theil von bedeutender Größe, aufnehmen, durchziehen es. Der Reichthum des Landes liegt in seinem Ackerbau; Berar erzeugt Baumwolle in großer Menge, und bei einigermaßen guter Leitung könnte dieß ein werthvoller Ausfuhrartikel werden. Die Manufacturen sind von geringer Bedeutung, genügen jedoch für die einfachen Bedürfnisse der Landesbewohner; fast in jedem Dorfe wird gewoben, und einige Städte zeichnen sich durch die Fabrication von Kleidungsstücken und Zierrathen aus; im Ganzen aber steht die Manufacturthätigkeit auf sehr niederer Stufe. Die bedeutendste Stadt ist Helderabad. Aurengabad, einst die Hauptstadt des Mogolreichs, ist eine Ruine: Füchsen und Fledermäuse haben ungestörten Besitz von dem verfallenen Palaste Aureng Sibs genommen. Umraotti war einst eine wichtige und reiche Stadt, denn der Haupthandel zwischen den westlichen Häfen und Centralindien ging durch ihre Hände, und sie wurde dadurch zu einer Art von Entrepot für fremde und einheimische Waaren; aber neue Straßen wurden eröffnet, und der Platz ist zur Unbedeutenheit herabgesunken, wie überhaupt die Städte und Dörfer im ganzen Lande verfallen, und ein trauriges Bild ehemaliger Wohlfahrt und jetziger Armuth darbieten. Das Klima ist gut, das Land ist fruchtbar und wohl bewässert, und wenn es nur eine erträgliche Regierung hätte, könnten die Einwohner ein glückliches und wohlhabendes Volk seyn. Dieß sind sie aber nicht, und die Verantwortlichkeit für das wachsende Elend fällt auf die englische Regierung in Indien.

Durch eine im Jahre 1798 geschlossene Uebereinkunft, die man einen erweiterten Subsidienvertrag zwischen der englischen Regierung einer- und Sr. Hoheit dem Nizam andererseits nannte, wurde bestimmt, daß ein starkes Corps Compagnietruppen — ich glaube 8000 Mann — in dem Gebiete des Nizam aufgestellt und von ihm bezahlt werden solle.*) Diese Truppen sollen, nach den Worten des Vertrags, stets bereit seyn, wichtige Dienstleistungen auszuführen, „als die Beschützung Sr. Hoheit, seiner Erben u. s. w., die Einschüchterung und Bestrafung von Rebellen u. s. w." Außer dieser völlig englischen Truppenmacht wurde eine reguläre Armee organisirt, deren Officiere Engländer waren, und von dem Generalgouverneur oder seinem Stellvertreter, dem Residenten zu Helderabad, ernannt wurden; diese Armee trat an die Stelle eines disciplinirten Truppencorps, welches vorher von französischen Officieren befehligt worden war, und, als den englischen Interessen feindlich, aufgelöst wurde. Diese beiden Truppencorps stehen also unter der Leitung der Regierung von Calcutta, und sie sind die einzigen brauchbaren Truppen des Nizam. Zwar findet sich noch ein zahlreiches Gesindel, das in der Kleidung einige Aehnlichkeit mit den regulären Sipahis hat, denn sie tragen rothe Röcke, Kreuzkuppeln, den Ausschuß der englischen Montirungsvorräthe; aber ihren Musketen fehlt es an Schlössern und Bajonetten, und wenn sie auch diese ordentlichen Stücke hätten, so fehlt es ihnen an Munition; kurz zum wirklichen Kriege ist dieses Corps durchaus unnütz. Außerdem gibt es bedeutende Massen fremder Söldner, Araber, Afghanen, Patans, Berlutschen und Rohillas, ein Mischmasch von Nationen an der nordwestlichen Gränze Indiens, und alle diese finden Beschäftigung in den Gefolgen der einheimischen Edelleute zu Helderabad. Es sind tüchtige Bursche, und einzeln recht gut zu brauchen bei Raufereien; aber ihr Unabhängigkeitssinn macht sie unfähig, das Joch einer militärischen Disciplin zu tragen, und außer der Vertheidigung von Forts ist ihre Tapferkeit von keinem wesentlichen Nutzen; ob aber diese Tapferkeit für oder gegen die Regierung des Nizams gebraucht werden soll, hängt ganz von der Politik ihrer Herren ab, deren Befehle sie zu vollziehen verpflichtet sind. Aus dieser Schilderung geht hervor, daß die Stärke der Regierung des Nizam durchaus nur auf der von der englischen Regierung gelieferten Truppenmacht beruht, und daß Se. Hoheit, umgeben von einem unruhigen Adel, sich ohne diese Hülfe auch nicht Einen Tag halten könnte; alle Uebel, welche diese Regierung nährt, werden darum allein von der Macht, wodurch diese Regierung aufrecht erhalten wird, unterhalten.

Das unselige Nichtinterventionssystem besteht wesentlich darin, daß es alle Einmischung in die innern Verwaltungsangelegenheiten des Landes verbietet. Die einheimische Regierung kann das Volk nach Gefallen plündern und unterdrücken, und dieß darf unter den Augen des brittischen Residenten vorgehen, welcher, seiner Instruction gemäß, zu Allem, was vorgeht, die Augen schließen muß. Er darf nicht nachfragen, er darf sich nicht einmischen, und der Grund für diese unselige Neutralität ist, daß wir die Unabhängigkeit unserer Alliirten achten müssen. So weit ist alles gut; wenn aber die Sicherheit des Nizam in Gefahr steht, d. h. wenn seine Regierung durch Handlungen der unerträglichsten Tyrannei endlich den Widerstand der Verzweiflung gegen sich aufgereizt hat, dann soll die englische Macht, absichtlich blind gegen die verborgenen Ursachen des Mißvergnügens, mit ihren Bajonetten einschreiten, und die unglücklichen Unterthanen hinmorden, die, aller Wahrscheinlichkeit nach, nur das Elend zum Aufstand getrieben hatte. Allerdings ist in dem Vertrage vorgesehen, daß die Hülfstruppen nicht bei unbedeutenden Gelegenheiten einschreiten sollen, und ein wirkliches Einschreiten wurde deßhalb noch selten verlangt; aber der moralische Einfluß ihrer Anwesenheit im Lande wirkt ohne Unterlaß fort. Die Reiots, ohne Waffen, unter sich uneinig, ohne Geld, fast ohne Nahrung, können freilich nicht vor einer furchtbaren Schaar disciplinirter Truppen Stand halten, und da sie wissen, daß dem Nizam oder seinem Premierminister, welcher alle wirkliche Gewalt in sich vereinigt, solche Zwangsmittel zu Gebote stehen, ergeben sie sich stillschweigend in ihren unglücklichen Zustand, und tragen ihn, so lange sie können, oder fliehen aus dem Lande.

Es ist wahr, daß weder die Truppen der Compagnie, noch die reguläre Armee des Nizam, anders als auf den Befehl und unter der Verantwortlichkeit des brittischen Residenten zu aktivem Dienst gebraucht werden darf, aber diese Clausel ist in Praxi ein todter Buchstabe, da der Resident der ursprünglichen Ursache von Feindseligkeiten nicht nachspüren darf. Es kann hier nicht die Absicht seyn, viele Fälle der üblen Folgen dieses Systems anzuführen, auch ist es nicht leicht, genaue Kenntniß von Thatsachen zu erlangen, die man absichtlich vor der Welt zu verschleiern sucht; um aber die Gefahren einer Einmischung in Dinge zu zeigen, deren nähere Umstände und Verhältnisse man nicht kennt, will ich einige sehr bekannt gewordene Vorfälle aus dem vorigen Jahre (1836) anführen. (Forts. f.)

*) Dieser Theil des Vertrags wurde später modificirt, und der Nizam willigte ein, seinen Antheil an den Tippu Sahib entrissenen Ländereien abzutreten, um daraus die Hülfstruppen zu bezahlen. Dieser Landstrich steht noch unter der Herrschaft der Compagnie, und führt den Namen: Abgetretene Districte. Als er in die Hände der Compagnie kam, schätzte man das Einkommen daraus auf 20 Lacs Rupien jährlich, er erträgt aber jetzt 80. Die Compagnie vermeidet seitdem einen Handel mit einem gebornen Fürsten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 20.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Januar 1838.

Statistisches aus Siebenbürgen.

(Mitgetheilt von G. Eisner.)

Was ich hier zu sagen habe, kann als Ergänzung zu dem dienen, was im Jahrgange 1836 von Siebenbürgen mitgetheilt wurde.

In einem Lande, wo das Manufactur- und Fabrikwesen und mit diesem auch der Handel noch in seiner Kindheit ist, fehlt es mehr als in irgend einem andern an baarem Gelde. Dieß geht so weit, daß es viele Dorfeinwohner, insbesondere in den walachischen Districten gibt, die ihr ganzes Leben hindurch kaum einmal einen silbernen Zwanziger in Händen gehabt haben. Ihre Bedürfnisse sind sehr einfach und beschränken sich meistentheils auf das, was sie sich mit ihrer eigenen Händearbeit verschaffen. Dieß gilt insbesondere von ihrer Kleidung und Nahrung. Ihr Hausrath ist höchst beschränkt, dennoch können sie für denselben nicht Alles selbst verfertigen. Für das Fehlende wird, um es zu erlangen, Tauschhandel angewandt. Selbsterzeugte Producte, als: Lamm- und Schaffelle, Wolle, Mais u. dgl. geben sie anstatt Geldes. Bemerkenswerth ist die Art, wie sie irdene und hölzerne Gefäße einkaufen. Sie geben nämlich so viel Kukuruz (Mais) dafür, als die Gefäße enthalten. Ich habe oftmals einem solchen Handel mit vielem Interesse zugesehen, und es unterhielt mich dabei besonders das, wie der Gefäße immer weniger und das Mais immer mehr wurde.

So wenig die Walachen Freunde anhaltender und ermüdender Arbeit sind, so gilt dieß doch in mancher Hinsicht nicht von ihren Frauen. Diese sieht man äußerst selten müßig, vielmehr beschäftigen sie sich fortwährend mit etwas. Im Sommer wandeln sie auf den Straßen und im Felde spinnend einher. Die Kunkel im Gürtel steckend, geht diese Arbeit gut und flüchtig von Statten. Meistentheils spinnen sie Wolle oder Hanf, welches beides von ihnen selbst oder von ihren Männern gewebt und zu Stoffen der Bekleidung zubereitet wird. Es ist unglaublich, mit welcher Gewandtheit und Festigkeit die Spindel geschwungen wird. In der Regel singen sie bei dieser Arbeit, und beides geht in einem gewissen, zusammenstimmenden Tacte. Die Wolle von ihren Zackeln eignet sich zu dieser Art der Behandlung freilich weit besser, als die der veredelten Schafe, weil jene sehr lang, bis zu 4 bis 5 Zoll wächst, und sich auf diese Art von selbst leicht in den Faden bringen läßt. Ein großer Theil davon ist schwarz, der übrige weiß. Meistentheils wird jede Art für sich gesponnen, zuweilen aber wird sie auch gemischt. Das Hanfgarn webt man zu Leinwand, die freilich ziemlich grob ausfällt, dabei aber auch sehr lange dauert und vieles aushält. Flachs baut man sehr wenig, obgleich er überall auf den Grasländereien wild wächst.

Da die Wohnungen der Landleute in Siebenbürgen, insbesondere die von der walachischen und ungarischen Nation, eben so wenig bequem wie groß sind, so kann man von selbst erwarten, daß es die von dem Vieh in noch geringerem Grade seyn werden. Pferde, Kühe und Schweine theilen gemeiniglich die menschlichen Wohnungen. Die Schafe dagegen sind in die freie Natur verwiesen, in welcher sie auch Sommer und Winter zubringen und nur in der Nacht unter einem Obdache, hauptsächlich gegen die Wölfe, Schutz suchen. Diese Raubthiere sind mitunter gewaltig kühn, und es kommt im Winter, zumal bei Schnee und Kälte, nicht selten vor, daß eins mitten am Tage in einem Dorfe oder Weiler einbricht, und sich da ein Schaf oder ein junges Schwein holt. Indeß ist ein großer Theil der Einwohner mit Schießgewehr versehen, und es bezahlen daher jene Bestien eine solche Kühnheit oft genug mit dem Leben. Junge Füllen scheinen sie fast noch mehr anzulocken, als wie Schafe, denn wo beide zugänglich, da trifft das Loos des Raubes jene öfter, wie diese. — Wenn man im Winter bei tiefem Schnee ganze Trupps schwarzer Schafe im Freien sieht, wo sie mit den Füßen den Schnee wegscharren, um etwas abgestorbenes Gras oder Moos hervorzuziehen, so wundert man sich, wie diese Thiere bestehen, und dabei dem Ansehen nach noch in gutem körperlichem Zustande sind. Ihre Natur scheint zum Theil noch der Wildheit anzugehören, und sie scheinen sich bei ihrer jetzigen Art und Weise besser zu befinden, als wenn man sie sorgfältig pflegen wollte. Die großen Grundbesitzer, welche in neuerer Zeit veredelte Schafe eingeführt haben, scheinen es kaum begreifen zu können, daß diese mehr Wartung und Pflege bedürfen, wie die inländische Art. Sie haben mitunter bloße

Digitized by Google

Schupfen, die noch zuweilen auf einer Seite offen ſind, zu ihrer Unterbringung; auch iſt die Behandlung, die man ihnen angedeihen läßt, von der Art, daß ſie ſehr häufig von der Raude befallen werden, wodurch Thiere und Wolle verderben. Baut man jedoch auch Ställe, ſo thut man dieß auf eine überaus einfache Weiſe. Die Wände werden von Weiden geflochten, ganz in der Art, wie man in Deutſchland an vielen Orten die Gartenzäune macht, und wenn ſie fertig ſind, mit Lehm inwendig und auswendig ſo dick angeworfen, als dieſe Erdart nur immer kleben bleiben will. Es iſt übrigens nicht zu läugnen, daß, wenn die Arbeit nur gut gemacht wird, Wände entſtehen, welche die Kälte völlig abhalten und einen warmen und trocknen Stall geben. Zur guten derartigen Verfertigung gehört vorzüglich, daß während des Abtrocknens des Lehmes immer noch gebeſſert und alle aufſpringenden Ritzen fortwährend verklebt werden. Auf dieſe Wände wird meiſtentheils ein Dach ohne Boden ziemlich flach gelegt und von Schilf verfertigt. Das Futter wird, eben weil auf dem Stalle kein Bodenraum vorhanden, neben demſelben in Haufen (Feimen oder Mieten) aufgeſtellt. Im Setzen dieſer Haufen hat ſich das hieſige Landvolk eine große Fertigkeit erworben, und ſie ſtehen meiſtentheils da, wie abgedrechſelte Kegel. Wie wohlfeil man dieß Alles habe, leuchtet von ſelbſt ein. Rechnet man dazu nun noch das eben ſo wohlfeile und dabei doch überaus fruchtbare Land, ſo wird es leicht begreiflich, daß wenn in Siebenbürgen mit den veredelten Schafen deutſche Erfahrung und Induſtrie einzöge, dieſe für das Land ein wahrhaft goldnes Vließ bringen und ſeine vielen ihm von der Natur verliehenen Schätze noch vermehren müßten.

Eine an den Orient erinnernde patriarchaliſche Sitte iſt beim gemeinen Manne in Siebenbürgen die, daß wenn ein Freund oder Bekannter oder auch ein Fremder, den ſie als Gaſtfreund aufnehmen, bei ihnen einkehrt, ſie alsbald ein Lamm oder ein Böcklein, oder in Ermangelung dieſer beiden ein Ferkel oder Kalb ſchlachten, um den Gaſt zu bewirthen. Da kommt es denn vor, daß er beim Eintritt ins Haus die unglückliche Creatur ihm noch entgegenhüpfen ſieht, die in wenigen Stunden vor ihm auf dem Tiſche dampft.

In ihren Feldarbeiten ſind die Ungarn und Walachen in Siebenbürgen eben nicht ſehr pünktlich. Man reißt die Erde mit unvollkommenen Inſtrumenten auf, ſtreut den Samen aus, verſchleppt ihn vermittelſt zuſammengekoppelter Dornen ein wenig mit Erde, und überläßt das Uebrige der Natur. Nur dem Kukurug (Mais) widmet man mehr Aufmerkſamkeit, und bearbeitet ihn, wenn er etwas in die Höhe kommt, mit der Hacke.

Noch will ich der Arbeiter in den Salzſiedereien zu Thorda mit einigen Worten gedenken. Bei dieſen iſt es, als ob das Gewerbe ihnen einen kennbaren Stempel aufgedrückt hätte, als die Nation. Denn man findet eine auffallende Aehnlichkeit im Aeußern und in den Sitten mit den Arbeitern in den Salzſoten zu Halle im Magdeburgiſchen (den Halloren). Dieß geht ſo weit, daß ich mich in der Colonie der Salzarbeiter bei Thorda auf einmal nach Halle in die daſigen Soten verſetzt glaubte. Schwarzbraune, nicht allzu große Geſtalten, mit einer großen Keckheit im ganzen Weſen, ſieht man in gleicher Art hier wie dort. Die Wohlthätigkeit der Fremden nehmen ſie beide in Anſpruch, ſind aber für jede gereichte Gabe ſehr erkenntlich. Insbeſondere iſt es die beiderſeitige männliche Jugend, welche die Aehnlichkeit bis zur vollkommenen Täuſchung erhebt, und um daran gar nichts fehlen zu laſſen, ſollen die hieſigen Salzarbeiter mit dem Waſſer eben ſo vertraut und halbe Amphibien ſeyn, wie jene in Halle. Was dort die Saale, das iſt hier die bei Thorda vorbeiſtrömende Aranjoſch, nur hat ſie nicht die Tiefe und Waſſermenge wie jene.

Skizzen aus Mexico.

Allgemeine Anſicht der Stadt.

(Fortſetzung.)

Die Fußböden aller Zimmer ſind gewöhnlich mit Barnſteinen belegt, welche entweder ihre natürliche Oberfläche haben, oder mit Oelfarbe roth oder blau und weiß angeſtrichen ſind. Die Decken beſtehen aus ſehr nahe aneinander liegenden Balken mit Brettern überdeckt, welche dann die oft doppelt und mehrfach liegenden Barnſteine des Fußbodens der nächſten Etage oder die des Daches tragen. Letztere, die Dächer, pflegen mit einem Cement überzogen zu ſeyn, um das Eindringen des Waſſers zu hindern. Sie ſind immer ein wenig abhängig. In den Zimmern liegen die Balken gewöhnlich dem Auge offen da. Zuweilen trifft man indeß auch Plafonds, gewöhnlich aus bemalter auf Rahmen gezogener Leinwand, ſeltener aus Stuck. Teppiche ſind wenig im Gebrauche; ſtatt ihrer bedient man ſich gewöhnlich der Matten aus Palmblätter, welche oft recht fein und nett geflochten ſind.

Wir haben ſchon geſagt, daß in den Erdgeſchoſſen ſich gewöhnlich Buden und Kaufläden oder ſonſtige Geſchäftszimmer befinden. Die wenigen außer dieſen noch vorhandenen Zimmer gehören entweder zu ihnen oder dienen als Magazine oder zur Wohnung des Pförtners, Kutſchers und anderer Diener. Die Belle Etage iſt meiſtens vermiethet. Die dritte, zu welcher oft eine beſondere Treppe vom Hofe aus führt, wird vom Eigenthümer bewohnt. Die Treppen ſind immer aus Stein, meiſt ſehr breit und bequem.

Man muß geſtehen, daß dieſe Wohnungen, wenn auch eben nicht ſehr bequem, nach unſern Begriffen von Bequemlichkeit, doch dem warmen Klima Mexico's, in welchem kaum eine Veränderung der Temperatur bemerkbar wird, Oefen und Kamine unnöthig ſind, und ein ewiger Sommer herrſcht, äußerſt angemeſſen ſind. Ein dichtes feſtes Dach zum Abfallen des Regens, und hohe luftige Zimmer iſt Alles, was nöthig iſt, und dieß gewährt die Bauart der Häuſer in Mexico vollkommen. Glasfenſter ſind mehr ein Artikel des Luxus als der Nothwendigkeit, doch ſind ſie nicht ſelten.

Schmutziger noch als die eigentliche Stadt, ja elend, ſind die Vorſtädte oder ſogenannten Barrios. Der Reiſende, welcher zum erſtenmale nach Mexico kommt, und ſie durchfährt, kann kaum glauben, daß er ſich wirklich in der berühmten reichen Hauptſtadt Neu-Spaniens, dieſes vermeintlichen „Dorado," befinde. Die Straßen ſind eng, häufig ohne Pflaſter und voll

Digitized by Google

Kothes und Haufen Unrathes. Die Häuser sind klein, niedrig, aus Luftsteinen erbaut und häufig ohne Bewurf. Mephitische Dünste steigen aus den offenen Thüren und Fensteröffnungen auf, die Luft verpestend, in welcher die zerlumpten, wild aussehenden Bewohner athmen. Diese Vorstädte sind wahre Schlupfwinkel des Lasters, wahre Höhlen des Verbrechens. Selbst bei Tage ist es nicht räthlich, sie unbewaffnet zu betreten, und doch ist die Stadt mit Polizeisoldaten versehen, welche bei Tage und bei Nacht die Straßen zu Pferde durchziehen, auch wohl manches Verbrechen hindern, aber nicht hinreichen, alle zu verhüten. Diese Leute gleichen Soldaten, tragen hellblaue, mit Roth aufgeschlagene Uniformen und sind mit kurzen Lanzen bewaffnet.

Ich erstieg einen der Thürme der Kathedrale, von dem herab man einen ausgedehnten Ueberblick über die Stadt genießt. Unmittelbar zu meinen Füßen lag der große Hauptplatz (plaza mayor), auf dem eine Menge Menschen, Ameisen gleich, durcheinander liefen, ritten und fuhren. Weiterhin erblickt man den eigentlichen Marktplatz, den jedoch um diese Stunde das Gewühl der Feilschenden bereits verlassen hatte. Lange, volkreiche Straßen dehnen nach allen Richtungen sich aus. Rasch überfliegt das Auge die terrassenförmig, bald niedriger, bald höher sich erhebenden platten Dächer der Häuser, die nicht entstellt sind durch unförmliche Schornsteine, aus denen dicker Rauch sich langsam emporwälzt und die Atmosphäre verfinstert. Hell und glänzend lagen sie da im herrlichen Sonnenscheine des Süden, und wenn sich ja hie und da ein Rauchwölkchen rasch aufwärts wirbelte, so hatte es doch keinen Einfluß auf den klaren tiefblauen Himmel über ihm, in dessen unendlichen Weiten es bald verschwand. Hie und da erblickte man ein Dach mit Blumenvasen und Kübeln voll blühender Sträuche besetzt, unter denen, nach altspanischer Sitte, am Abend der Klang der Guitarre ertönt. Kuppeln und Thürme in großer Anzahl erheben sich allenthalben, weit hinausragend über die platten Dächer. Ein Amerikaner zählte 105 Kuppeln, Dome und Thurmspitzen. Nur Ein prismatisches Dach bemerkte ich, das einer alten Kirche. Es war mit Schindeln gedeckt, und trug über dem Chore statt einer Kuppel ein breitfüßiges kegelförmiges Dach. Das düstre Gebäude gemahnte mich unter seinen freundlichen Nachbarn wie aus den Eisregionen des nördlichen Schwedens hergeworfen, wie ein eisgrauer Nordlandsriese, ehrbar einherschreitend unter den fröhlichen Kindern des Südens.

Ueber die Stadt hinaus erblickt man die großen Ebenen des Thales von Tenochtitlan mit den von der Stadt weit sich hinziehenden Alleen und Straßen, mit seinen spiegelglatten, in der Sonne blitzenden Seen, von Deichen durchschnitten, mit seinen freundlichen Dörfern, Maiereien und Landhäusern, und mit seinen isolirten, kegelförmigen Hügeln, umgürtet von düstern, wolkenumlagerten Gebirgen. Leider hatten die Vulcane, der Popocatepetl und Iztaccihuatl, neidisch ihre glänzenden Häupter verhüllt, und dem vor mir ausgebreiteten prachtvollen Panorama damit eine seiner herrlichsten Zierden geraubt, aber dennoch war es ein großer, ein unaussprechlich erhabener Anblick! Kein Panorama irgend einer andern Stadt, am wenigsten einer europäischen, dürfte dem von Mejico an erhabener, majestätischer Schönheit gleichkommen. Der Feder wie dem Pinsel wird die Darstellung desselben ewig unerreichbar bleiben. Lange stand ich da, verloren in den Anblick der zu meinen Füßen ausgebreiteten Pracht. Humboldt hat Recht. Es sind nicht seine Gebäude und Monumente, ich setze hinzu, es ist auch nicht seine Regelmäßigkeit und die Breite seiner endlosen Straßen, durch welche Mejico jenen großartigen Eindruck hervorbringt, der ewig unverlöschlich in der Erinnerung des Reisenden fortdauert, den auch ich empfand und mit forttrug im bewegten Busen; nicht vergängliche Werke der Menschenhand sind es, es ist das Werk dessen, der den Tropfen am Eimer eine Welt seyn hieß, es ist die Erhabenheit, die Majestät der die Stadt umgebenden hohen, unvergleichlich prachtvollen Natur! Man darf hier nicht an eine schöne europäische Gegend denken. Mejico ist etwas ganz Anderes. Nichts Einzelnes zieht hier das Auge an, dieß ist oft traurig, häßlich, — es ist die unbeschreibliche, fremdartige Erhabenheit des großen Ganzen, welche mit unwiderstehlicher Gewalt eindringt auf den Beschauer und ihn fortreißt zu Bewunderung und Entzücken. *)

(Schluß folgt.)

*) Das von dem Engländer W. Bullock aufgenommene Panorama, welches ich später in Cincinnati in den nordamerikanischen Freistaaten sah, liefert eine ziemlich getreue Darstellung des Ueberblicks über Stadt und Thal von den Thürmen der Kathedrale.

Neigung der Russen zum Handel.

Trotz der vielen natürlichen Vortheile, welche Rußland dem Ackerbau darbietet, haben die Russen doch keine vorherrschende Neigung für die Arbeiten des Ackerbaues; der Handel scheint ihrem beweglichem Charakter besser zuzusagen, und man sieht viele in der Kraft ihrer Jahre das Land verlassen, und in die großen Städte strömen, wo sie durch Ausdauer sich einen kleinen Handel gründen, oder eine Manufactur errichten. Wenn man ihre Thätigkeit, ihren Muth sieht, so sollte man glauben, die Russen hätten die Kraft und das Geschick zu großen Handelsunternehmungen gleich den Engländern; aber eine genauere Untersuchung offenbart in kurzer Zeit ihre Unfähigkeit für den Handel. Die Russen verlangen gewöhnlich unmäßige Preise für Waaren von ziemlich schlechter Qualität; sie besitzen die Kunst der Nachahmung im höchsten Grade, geben sich aber wenig Mühe, ihren Waaren dasjenige zu geben, was ihnen am meisten Werth verleiht: so sind ihre Messerschmiedwaaren dem Anschein nach eben so schön, als die von Sheffield, in der That aber von schlechter Qualität. Eben so sind ihre Wollengewebe, welche gewöhnlich eine Feinheit und einen Glanz haben, die nichts zu wünschen übrig lassen, aber der Faden ist fast immer faul, und die Farbe unhaltbar. (Revue britannique Nr. 1857.)

Das Verhältniß der englischen Herrschaft in Indien zu den Subsidiärstaaten.

Das Land des Nizam von Heiderabad.

(Fortsetzung.)

Die Robillas sind fremde Söldner, die ihr Land am Fuße des Himalaya in kleinen Schaaren verlassen, um in südlicheren Staaten

Digitized by Google

Dienste zu suchen. Zwischen 4000 und 5000 dieser Leute hatten ihren Weg in das Land des Nizam gefunden, wo sie in Dienst genommen wurden. Die verschiedenen Abtheilungen hatten bei ihrer Aufnahme der Regierung eine große, mit ihrer Zahl und ihren Ansprüchen in Verhältniß stehende Geldsumme gezahlt, unter der Bedingung, daß man sie bei guter Aufführung lebenslänglich im Dienste behalten solle. Nun fiel zwischen einigen dieser Leute und etlichen arabischen Soldaten in den Straßen der Stadt eine Rauferei vor. Welcher von beiden Theilen Recht hatte, läßt sich unmöglich bestimmen: sie waren gegenseitig auf einander eifersüchtig, und mochten beide wohl gleich zu tadeln seyn. Der Vorfall hatte indeß böses Blut gemacht, und den Frieden der Stadt gestört, so wurde es nothwendig, die Streitenden zu trennen, und die Rohillas, als der minder zahlreiche Theil, wurde summarisch mit Entlassung und Verbannung bestraft, eine Strafe, welche nicht bloß diejenigen, die bei dem Streite betheiligt waren, sondern alle, die sich von dem Rohillastamm im Lande befanden, gleichmäßig betraf. Die Rohillas beklagten sich nicht darüber; sie gaben zu, daß die Regierung das Recht habe, ihre Diener zu entlassen, verlangten aber, und nicht mit Unrecht, daß das Geld, welches sie ursprünglich als ein Antrittsgeld der Regierung bezahlt hatten, wegen nicht erfüllter Bedingungen ihnen zurückgegeben werde, entweder ganz, oder doch in einem solchen Verhältniß, daß ihnen mit Einrechnung des Soldes, den sie in der Zwischenzeit bezogen hatten, eine angemessene Belohnung für ihre Dienstzeit bleibe. Da sie ein hartnäckiges Geschlecht sind, und namentlich in Geldforderungen nicht leicht nachgeben, so erklärten sie zugleich ihren Entschluß, keinen Zoll breit zu weichen, bis ihrer Forderung entsprochen sey. Nun rief der Minister den Residenten an, ihm mit Truppen bei Vertreibung der Rohillas Beistand zu leisten, und gab an, sie hätten hartnäckig die Annahme ihres rückständigen Soldes verweigert, und wollten das Land nicht verlassen. Auf diese parteiische Angabe hin wurde die Hülfe gewährt, die Truppen der Compagnie und des Nizam in Bewegung gesetzt, und hätten die Rohillas sich nicht für den Augenblick unterworfen, so wäre eine Metzelei erfolgt, die dem englischen Charakter nicht zur Ehre gereicht hätte. Der Ausgang bewies, daß der Resident entweder von dem Minister betrogen worden war, oder absichtlich und wissentlich bemüht war, einem durchaus ungerechten Befehle Gehorsam zu verschaffen, denn nach fünfmonatlichen Unterhandlungen, während welcher Zeit 1500 bewaffnete Rohillas, aufgebracht über das erlittene Unrecht, um die Stadt her streiften, die offenen Bazars plünderten, und alle ruhigen Leute in Schrecken setzten; nach unzähligen Versuchen, die Rohillas durch Furcht zum Abzug zu bewegen, nach einem Angriff auf eine von Europäern commandirte Truppenabtheilung, und nachdem der Resident wegen seines Wankelmuths und seiner Furchtsamkeit im ganzen Lande zum Sprüchwort geworden war, wurde endlich der Friede mit den Rohillas auf ihre eigenen Bedingungen abgeschlossen. So ging der Streit mit den Rohillas in der Stadt aus, die doch in gewisser Art sich vergangen hatten; inzwischen wurde aber die größte Ungerechtigkeit gegen ihre Landsleute geübt, die in entlegenen Districten verweilet waren, und denen man auch nicht einmal ein Vergehen aufweisen konnte. Als der Minister ihre Entlassung ausgesprochen hatte, erließ der Resident Instructionen an mehrere Divisionscommandanten, den einheimischen Behörden Truppen zu liefern, den Frieden des Landes aufrecht zu erhalten, und die Entfernung der Rohillas, im Fall sie sich widersetzten, zu erzwingen. Die Officiere, welche die Detaschements commandirten, hatten Befehl, darauf zu achten, daß die Rohillas ihren rückständigen Sold erhielten; andere Forderungen aber, namentlich wegen des Antrittsgeldes, das sie bezahlt hatten, und nun zurückforderten, wurden von den einheimischen Behörden völlig unbeachtet gelassen, und so diese unglücklichen Leute ohne alles Verschulden aus ihren Wohnsitzen verjagt; ihr Eigenthum ging verloren, und sie selbst wurden ohne ihre Frauen und Familien über die Gränze gejagt, um eine dreimonatliche Reise nach ihrem Heimathlande zu machen, wozu sie zum Theil nicht einmal die Geldmittel hatten. Alles dieß geschah durch die Macht der Bajonnette, und wenn die Rohillas Widerstand geleistet hätten, was in ihrer verzweiflungsvollen Lage sehr wohl möglich gewesen wäre, so würde in einer sehr ungerechten Sache eine Menge Blut vergossen worden seyn.

Was damals geschah, kann bei jedem andern Aufruf der Truppen wieder geschehen, denn in dieser Politik der indischen Fürsten herrschen so viel Chikanen und Intriguen, die Thatsachen werden auf eine so schlaue Weise verborgen und verdreht, daß wenn man nicht die einzelnen Umstände und die Veranlassung zu Streitigkeiten an der Quelle kennt, man unmöglich das Wahre von einer Sache erfahren kann, und wenn man die schwere Verantwortlichkeit militärischen Einschreitens erwägt, so ziemt es der Regierung, wohl zu überlegen, ehe sie in so zweideutige Streitsachen sich einläßt. Dieß fordert nicht bloß die Menschlichkeit, sondern auch die Politik gebieterisch von uns. Es ist schwer zu ermessen, wie viel Nachtheil eine einzelne unfluge Handlung uns bringen, und wie weit eine einzige tyrannische That den Samen der Zerstörung unserer Macht ausstreuen kann. Die Rohillas sind ein kriegerisches, unternehmendes Geschlecht, ihr Land grenzt an das Gebiet Randschit Sings, des reichsten und mächtigsten Fürsten Indiens, und ihr Heimweg führte durch die unabhängigen Mahrattenstaaten Scindiahs, die stets auf unsere Macht eifersüchtig waren. Gewiß sprachen die 5000 unglücklichen Leute im Zorn über die unverschuldete Mißhandlung, laut über die Ungerechtigkeit und Tyrannei der englischen Regierung, und ihre Klagen fanden hier ein williges Ohr. Die Eingebornen Indiens hassen uns, empfinden Ekel vor unsern Sitten, Abscheu vor unserer Religion, und beugen sich widerwillig unter unserem Stolz; außer der Furcht vor dem Bajonnet ist nur ein Gefühl, das sie in Unterwürfigkeit erhält, das zuversichtliche Vertrauen auf unsere Gerechtigkeit und Redlichkeit. Es ist von der größten Wichtigkeit, dieses einzige Band nicht gewaltsam zu zerreißen.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 6** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Der Pilger von S. S. — Percy Bysshe Shelley.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Morgenblattes vierteljährlich 1 fl. 30 kr., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 21.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Januar 1838.

Skizzen aus Algiers Umgegend.

6. Die Ebene Metitschad.

In den Kriegsbulletins der Franzosen, wie in den Berichten aller Reisenden, wird von dieser berühmten Ebene so häufig Erwähnung gemacht, daß der deutsche Leser eine genaue Beschreibung derselben vielleicht nicht ungern hört. Ich habe während meines ersten Aufenthaltes zu Algier im Sommer 1835 nur wenige Punkte der Metitschad besucht, konnte also damals kein deutliches Bild über diese ausgedehnte Fläche entwerfen. Erst seit meiner zweiten Reise in den Jahren 1836 und 1837 fand ich Gelegenheit, die Ebene Metitschad in allen Richtungen zu durchstreichen, und alle ihre Flüsse, ihre verschiedenen arabischen Stammgebiete und sonst irgend merkwürdige Punkte in der Nähe zu besehen. Gewöhnlich schloß ich mich zu diesem Zwecke den Escorten an, welche an bestimmten Tagen die Verbindungen der verschiedenen Waffenplätze und Blockhäuser unterhalten. Nach den entferntern und gefährlichern Punkten folgte ich den größern kriegerischen Promenaden, welche die Züchtigung eines rebellischen Stammes oder manchmal auch nur eine Recognoscirung beabsichtigen. Bisweilen wagte ich mich nach den entlegensten Punkten, welche die Truppenzüge nicht berührten, entweder ganz allein oder bloß von einem einzigen Gefährten, Hrn B.....r begleitet, den ebenfalls ein wissenschaftlicher Zweck und einige Abenteuerliebe zu diesen Ausflügen bewog. Solche Wanderungen waren nicht immer ohne Gefahr, und ich erinnere mich mancher Augenblicke, wo ich Gott meine Seele und meinen Hals der Gnade der Beduinen empfahl. Jedoch mit einiger Kenntniß des Landes und der Sprache der Araber, mit einem flinken Pferde, einer guten Doppelflinte und der nöthigen Geistesgegenwart kann man sich immerhin nach den verrufensten Punkten der Umgegend Algiers wagen, und die Wahrscheinlichkeit spricht stets dafür, daß man den Gefahren mit heiler Haut entgehe. Ich kenne dort leidenschaftliche Jagdliebhaber, die täglich in die einsamsten Gegenden des Landes sich verliefen, die seit Jahren an den Ufern des Massafran, in dem Lande der Hadschuten, den Eber jagen, und die der allzu großen Aengstlichkeit ihrer übrigen Landsleute nur lachen.

Die Ebene Metitschad begreift den größten Theil des Territoriums der ehemaligen Provinz Algier oder desjenigen Landestheiles in sich, über den die Verwaltung des Deys sich immer direct erstreckte und für welchen kein Bey ernannt wurde. Die Länge dieser Ebene beträgt 22 Stunden. Ihre Breite ist wechselnd; gewöhnlich drei bis vier Stunden, in der Mitte über sechs Stunden. Sie hat die Form eines Halbmondes oder vielmehr Bogens; ihre äußersten Endpunkte im Osten und Westen berühren das Meer, während sie gegen ihre Mitte sich immer weiter von demselben entfernt. Den innern Raum des Bogens zwischen der Ebene und dem Meere füllt der Algierer Massif oder das Hügelland aus, welches im Norden längs der Meeresküste sich hinzieht und im Süden, mit der Entfernung der Metitschad von dem Gestade, an Breite zunimmt. Im Süden, Osten und Westen ist diese große Ebene durch das Atlasgebirge begränzt, welches, dieselbe Bildungsform befolgend, einen noch weitern Bogen beschreibt, dessen Endpunkte im Osten und Westen ebenfalls das Meer berühren. Es ist, als wenn der alte Atlas eifersüchtig wäre, die schöne Metitschad von allen Seiten zu umarmen.

Die Stadt Algier ist durch ihr Hügelland von der Ebene geschieden, und in gerader, südlicher Linie ungefähr sechs Stunden von letzterer entfernt. Das Lager Buffarik liegt in dem Centrum der Metitschad. Von dort aus hat man den schönsten Ueberblick über die grüne, halbmondartige Fläche. Die arabischen Duars, Hauschs und Dschemas, *) obwohl ihre Zahl sich auf einige Hunderte beläuft, verschwinden fast in dem ungeheuren Raume, und treten nur als einzelne schwarze Pünktchen aus der Steppenlandschaft hervor. Die erste Empfindung des Europäers bei dem Anblick der Metitschad ist das Gefühl der Leerheit. Man erstaunt über die sparsame Bevölkerung und rechnet nach, wie viele Weizenfelder in dem leeren Raume Platz hätten. Es liegen in dieser Ebene einige hunderttausend Hektaren uncultivirten Landes. Ihre arabischen Bewohner haben im ganzen Lande den Ruf der Arbeitsscheue; sie bauen nicht so

*) Dschema ist ein Dorf von Häusern oder Hütten, Hausch ein Landgut oder Pachthof, Duar ein kleines Dorf von Zelten. Die Kabylendörfer in den Gebirgen heißen Daschkrahs.

Digitized by Google

viel Getreide, als ſie für ihre eigene Nahrung nothwendig haben, und ihr faſt einziger Gewinn iſt die Viehzucht, welche wegen des reichen Graswuchſes ziemlich ergiebig iſt.

Bei dem erſten flüchtigen Ueberblicke ſcheint die Metitſchad faſt ſo völlig flach, wie der Meeresſpiegel; erſt bei dem Annähern nach den Gebirgen bemerkt man deren allmählichen Abhang von Süden nach Norden, ſo daß die Gebirgsgewäſſer zwar einen leichten Lauf bis an den Algierer Maſſif haben, aber dort, an dem Hügellande einen Damm findend, im Norden der Ebene große Moräſte bilden. An den beiden Extremitäten der Metitſchad, wo das Hügelland ganz in die Ebene verſinkt, nehmen die Gewäſſer ihren Lauf ohne Hinderniß nach dem Meere, und die Flußbette ſind genau gezeichnet. Daher wäre auch die völlige Austrocknung dieſes weiten Gefildes durch Canalbauten, welche die kleinern Bäche im Oſten mit der Aratſch, im Weſten mit dem Maſſafran vereinigten, ohne allzu große Koſten und Schwierigkeiten auszuführen. Die Arbeiten zu dieſem ſchönen Unternehmen wurden wirklich unter der Verwaltung des Generals Voirol begonnen. Die franzöſiſchen Regimenter, die Militärſträflinge und die Araber der Ebene vereinigten ſich zu dem großen Werke. Letztere kamen, obwohl der Taglohn gering war, in ſo bedeutender Zahl herbeigeſtrömt, daß die von dem Kriegsminiſter bewilligten Summen bald nicht mehr hinreichten und man an die Sträflinge allein ſich halten mußte. Die Arbeiten wurden, leider oft mit ſehr langen Unterbrechungen, ſeit drei Jahren fortgeſetzt und haben bereits ſchöne Reſultate geliefert, ſo daß an dem Gelingen nicht zu zweifeln iſt, wenn man mit beharrlichem Eifer die Plane des franzöſiſchen Geniecorps zu Ende führt. Die Umgebungen von Maiſon carrée und Buffarik ſind nicht mehr wie in den erſten Jahren ihres mörderiſchen Klima's wegen verrufen. Seit dem Verſchwinden der dortigen Moräſte ſind die Fieber daſelbſt nicht mehr häufiger, als in jedem andern Lager der Landſchaft Algiers, und die Erde erzeugt dort faſt eine eben ſo kräftige wilde Vegetation, wie in dem ſüdlichen Theile der Ebene, wo keine Moräſte ſind.

(Fortſetzung folgt.)

Skizzen aus Mexico.

Allgemeine Anſicht der Stadt.

(Schluß.)

Unter den öffentlichen Plätzen Mejico's iſt der, deſſen eine Seite die Kathedrale einnimmt, und welcher Plaza mayor genannt wird, der größte. Er iſt vielleicht größer als irgend ein ähnlicher in einer andern Stadt der Welt. Er iſt von Norden nach Süden 1250 Fuß lang und von Oſten nach Weſten 800 Fuß breit. Auf dem nördlichen Theile desſelben ſteht die Kathedrale, ein ſchönes Gebäude, im reinſten doriſchen Style erbaut, auf derſelben Stelle, auf der einſt der Haupttempel der Azteken ſich erhob. Die Oſtſeite begränzt die lange und niedrige Fronte des Palaſtes der Föderation (ehemals des Vicekönigs), welche durchaus nichts Bemerkenswerthes darbietet. Ihm gegenüber begränzt den Platz eine Reihe ſchöner Gebäude, vor denen Arkaden und Colonnaden hinlaufen, nebſt dem ehemaligen Palaſte der Familie Cortez, erbaut auf der Stelle, welche einſt der Palaſt des Moteuzoma einnahm. Im Süden, der Kathedrale gegenüber, erhebt ſich an dem Platze eine andere Reihe ſchöner Gebäude, ebenfalls mit Säulengängen, deren eines, ehemals die Caſa del Cabildo, die Wohnung des Gouverneurs der Stadt und ihres Diſtrictes (distrieto federal) iſt. Es iſt ſehr ſchade, daß die weſtliche Ecke dieſes herrlichen Platzes durch ein unförmliches, großes, einſtöckiges Gebäude, der Parrian, entſtellt wird, eine Art von Bazar, wie der zu Puebla, in welchem ſich Kaufläden aller Art befinden. Man hat oft daran gedacht, dieß Gebäude wegzuräumen, allein ſein Werth iſt 120,000 Peſos, und die Regierung kann die bedeutende Einnahme noch nicht entbehren, welche ihr durch Vermiethung der in demſelben befindlichen Kaufläden zufließt, weßhalb es denn immer noch daſteht, und einen der ſchönſten Plätze der Welt entſtellt.

Dieſen Platz zierte einſt die berühmte Reiterſtatue König Karls IV von Spanien. Sie erhob ſich auf einem marmornen Piedeſtal in der Mitte eines herrlich mit Porphyrplatten gepflaſterten Ovals, mit einem ſchönen, reich mit vergoldeter Bronze verzierten Eiſengeländer umgeben, durch welches vier ſchöne eiſerne Thore führten. Jetzt iſt alles dieß verſchwunden. Die Statue ſteht, von ihrem Piedeſtale herabgeſtiegen, im Hofe des Univerſitätsgebäudes, und der Platz iſt gegenwärtig ganz mit kleinen Steinen ſchlecht gepflaſtert.

Ein reges Leben bewegt ſich beſtändig unter den Arkaden und Säulengängen, welche, wie oben geſagt, zwei Seiten des großen Platzes umgeben, und ſich noch weit in die Straßen de los Tlapaleros und del Coliseo viejo hinabziehen. Kaufläden, Speiſe-, Wein- und Kaffeehäuſer befinden ſich unter dieſen Arkaden. Kleine Krämer in Galanteriewaaren, Büchern, Wachsfiguren, Spielſachen, Obſt u. dgl. haben unter ihnen ihre Stände, und Verkäufer von Zeitungen und Flugſchriften drängen ſich ſchreiend durch die hier beſtändig auf- und abwogende Menge. Dem Fremden muß man hier mit Goldſmith zurufen: „mind your pockets!“ denn Beutelſchneider und Taſchendiebe haben hier ebenfalls ihr Standquartier. Geputzte Herren aller Stände drängen und ſtoßen einander, oder ſitzen, Erfriſchungen nehmend, in den glänzenden lockenden Sälen der Reſtauration. In ihre zerriſſenen Mäntel gewickelt, lehnt das Volk der Leperos und Bettler an den Pfeilern, die Vorübergehenden anbettelnd oder beſtehlend. Vor den Buden und in den Läden feilſchen Käufer und Verkäufer, und der Hammer des öffentlichen Aufſtreichs ertönt in einem langen, dazu beſtimmten, Saale bei offenen Thüren, während vor einem Heiligenbilde, in der Fronte eines gegenüberſtehenden Hauſes angebracht, devote Frauen knien, verſunken in Gebet und nicht achtend auf das ſie umſummende lärmende Getreibe. Das Ganze ſtellt eine Scene voll Leben dar, wie ich ſie ſonſt nirgends ſo eigenthümlich wieder geſehen.

Ich ging von hier in den Parrian. Dieß Gebäude enthält Ausſchnittläden, Uhrmachereien, Galanterieläden ꝛc., und umſchließt einen großen, viereckigen Hof, in welchem mehrere Reihen

Digitized by Google

Buden sich befinden, in denen alle Arten fertiger Kleider verkauft werden. Der Fremde, welcher ohne Kleidung nach Mexico käme, würde sich hier in einem Augenblicke vollkommen damit versehen können. Von den Schuhen bis zum Hute findet er Alles vorräthig. Hier sieht man besonders die niedrigere Volksclasse und Indier sich drängen und feilschen, für deren Bedürfnisse das Etablissement auch wohl vorzüglich berechnet ist.

Das bewegte Leben in den Straßen der Hauptstadt war für mich etwas Neues, da ich es während meines Aufenthalts in der Republik in keiner andern Stadt so angetroffen hatte. Besonders neu war mir das Ausrufen von Gemüsen, Früchten, Brod, Milch, Atole, Tamales ꝛc. und von Industriewaaren der Eingebornen, durch die Verkäufer in den Straßen. Diese sind meist Azteken, und das Ausrufen geschieht in ihrer Muttersprache, nicht in der spanischen, so daß nur die in der Stadt Mexiko Einheimischen verstehen, was ausgerufen wird. Die Verkäufer tragen gemeinhin Alles auf den Köpfen in Körben und andern Gefäßen.

Am Abende machte ich in Begleitung mehrerer Bekannten noch einen Spaziergang durch die Stadt. Die Straßen fand ich gut erleuchtet. Die an den Häusern befestigten Laternen sind groß, rein gehalten und mit Reverberen versehen. Der Brennstoff ist Oel. Diese Erleuchtung, wie sein besseres Straßenpflaster, verdankt Mexico dem Vicekönige Grafen Revillagigedo, der überhaupt viel für Stadt und Land gethan hat. Zuerst gepflastert ward die Stadt um 1603 unter der Regierung des Vicekönigs Don Juan de Mendoza y Luna, Marquez de Montesclaros. Unter den Colonnaden an der Plaza mayor wogte noch immer eine bedeutende Menschenmenge, nur theilweise eine andere, als am Tage. Die kleinen Buden und der Parrian waren geschlossen, die Obsthändler und Zeitungsverkäufer verschwunden, der Hammer des Ausstreichs verstummt. Dagegen waren die Restaurationen, die Kaffee- und Eishäuser noch zahlreicher besucht und erschienen noch glänzender als am Tage. Auch in den Ausschnitt- und Galanteriewaarenläden wogte noch reges Leben. Der Kühle des Abends genießend und leichte Unterhaltung pflegend, wogte die Menge, unter der jetzt auch manche geschmückte Dame sichtbar ward, in den Säulengängen auf und nieder. Hier hörte man die Töne aller Sprachen der gebildeten europäischen Welt, denn viele Fremde lustwandelten unter den Arkaden. Unter ihnen waren die Franzosen besonders zahlreich und laut. Wir traten in die Sociedad grande, und ließen uns einige Erfrischungen reichen. Dieß große Gasthaus, in der Nähe der Arkaden, ist der Hauptversammlungsort der Mexicaner zu allen Zeiten des Tages. Das Erdgeschoß enthält zu beiden Seiten eines Innerhofes große Säle, in deren einem besonders Wein, Kaffee und andere warme Getränke zu haben sind, während im andern nur Eis und Kühlendes gegeben wird. In der Etage gibt es mehrere Billard- und sonstige Spielsäle, auch Logirzimmer für Fremde. Alle diese Zimmer und Säle waren reich, mit zum Theil sehr kostbaren, meist colorirten, großen Kupferstichen in breiten goldenen Rahmen, Argand'schen Lampen, schönen Meubles, großen Trumeaux ꝛc. geschmückt. Das Ganze könnte sehr elegant genannt werden, wenn nicht ein unerträglicher Schmutz überall herrschte, der besonders die gebielten Fußböden stark überdeckte. Man sah hier nichts von der so äußerst reizenden Sauberkeit der Sociedad grande in Puebla, welche ich einige Tage zuvor besucht hatte. Die Säle waren voll von Gästen, ausschließlich Männer, welche kannegießernd und Cigarren aller Art schmauchend, die Tische umlagert hielten. Wohl mag der Gewinn des Besitzers dieses Etablissements bedeutend seyn.

Irische Alterthümer.

In einer Versammlung der königlich irischen Akademie las einhr. Petrie Bruchstücke aus einem Memoire vor, das zur Erläuterung einer Specialkarte der Grafschaft Meath, welche mit nächstem erscheinen soll, abgefaßt wurde. Namentlich war der berühmte sogenannte Taraberg der Gegenstand der Untersuchung. Zuerst wurde die Localität genau aufgenommen, und hierauf von Hrn. O'Donovan was an alten irischen Manuscripten hierüber aufgefunden werden konnte, übersetzt, und zuvor die verschiedenen Abschriften genau verglichen. Die wichtigsten, zwei Gedichte und eine prosaische Abhandlung, sind aus dem 10ten, 11ten und 12ten Jahrhundert, und finden sich in dem alten irischen topographischen Werke, Dinseanchus genannt, wovon sich Abschriften in mehreren Bibliotheken finden. Von den Gedichten ist eines von Cinaeth O'Hartigan abgefaßt, welcher der Hauptgeschichtschreiber der nördlichen Hälfte Irlands war, und nach den Annalen von Tighernach im Jahre 975 starb. Das andere rührt von Cuan O'Lochain her, welcher nach demselben Werke im Jahre 1024 getödtet wurde, nachdem er zwei Jahre lang vorher erster Dichter und Gesetzgeber Irelands nach der Zertrümmerung der Monarchie unter Maelseachlin gewesen war. Die prosaische Abhandlung ist nicht so alt, doch zum mindesten vor dem zwölften Jahrhundert abgefaßt, und geht in manche beschreibende Details ein. Der Verfasser scheint die zu seiner Zeit noch vorhandenen Denkmale persönlich besucht zu haben, und beschreibt oft den Grad ihrer Erhaltung mit merkwürdiger Genauigkeit. Die Nachrichten in diesen Werken, in Verbindung mit einer genauen Untersuchung der noch vorhandenen Trümmer und der Localität, geben hinreichende Materialien an die Hand, um eine Zeichnung der umfassenden alten Denkmäler nach ihrem früheren Zustand zu gestatten. Merkwürdig ist der Umstand, daß nach viel älteren Zeugnissen, als man bisher beigebracht hatte, ein merkwürdiger obelisknartiger Stein, der jetzt auf dem Grabe der im Jahre 1798 gefallenen Rebellen steht, der berühmte Lia Fail, oder Krönungsstein, der irischen Könige ist, von dem man allgemein glaubt, er sey von der dalriadischen Colonie im Jahre 503 nach Schottland, und von da durch Eduard I nach England gebracht worden, wo ein Stein, angeblich derselbe, bekanntlich unter dem Krönungsstuhl in der Westminster-Abtey gezeigt wird.

Das Verhältniß der englischen Herrschaft in Indien zu den Subsidiärstaaten.

Das Land des Nizam von Heiderabad.

(Fortsetzung.)

Um die anomale Stellung zu der Regierung des Nizam klar zu machen, braucht man sich bloß die Frage zu beantworten: ist diese

Regierung, wie sie jetzt besteht, des unbeschränkten Vertrauens, das man auf sie setzt, würdig? Das Land wird in Districte, Talukahs, getheilt, denen ein Talukdar vorgesetzt wird, welcher seine Stelle erkaufen muß, und der dann die Unterthanen aussaugt, bis ihn endlich die Regierung wieder ausplündert; das ist das ganze Geheimniß der Regierung des Nizam (s. Nr. 10 v. d. J.). Um ein Beispiel hiervon zu geben, will ich die Laufbahn eines solchen Talukdars in den letzten zehn Jahren erzählen, um zu beweisen, daß die einheimische Regierung in der Wahl ihrer Diener durchaus nicht auf den individuellen Charakter sieht, in welchem doch in einem Lande, wo nur das Recht des Stärkeren gilt, die einzige Sicherheit des Landmanns (Reiot) liegt. Der genannte Talukdar hieß Beni Singh, und hatte vor etwa zehn Jahren einige bedeutende Districte in der Nähe von Dschalnah unter seiner Verwaltung. Damals bestanden noch europäische Steuereinnehmer unter den eingebornen Beamten, und vor wenigen Monaten hatte ich Gelegenheit, den Bericht eines solchen Steuereinnehmers zu lesen, der in den stärksten Ausdrücken die unglückliche Lage schildert, in welche die Käuflichkeit, Grausamkeit und Tyrannei dieses Mannes sämmtliche Districte unter seinem Befehle gebracht hatte. Beni Singh war reich, und nur schwer war der Minister zu bewegen, ihn von dem Schauplatz seiner Ungerechtigkeiten zu entfernen; auch geschah dieß erst, als die Talukah fast gänzlich ruinirt war. Man gab ihm nun ein Polizeiamt, wo er eine Bande Räuber als Polizeidiener organisirte, welche das Volk, zu dessen Schutze sie bezahlt waren, ausplünderten. Da diese Abscheulichkeiten endlich zu großes Aufsehen erregten, übergab man die Districte von Tullegaon u. s. w. zwischen Umraotti und dem Wardah seiner Verwaltung. Das Elend, das seine zügellose Tyrannei und Raubsucht in diesen Provinzen erzeugte, habe ich mit eigenen Augen gesehen, als ich in der Mitte vorigen Jahres das Land durchreiste, kurz nachdem er nach Heiderabad entboten worden war, um von seiner Verwaltung Rechenschaft abzulegen; aus eigener Anschauung kann ich erklären, daß er sämmtliche Districte, welche sehr ausgedehnt sind, und in dem fruchtbarsten Theile des fruchtbaren Thales von Berar liegen, völlig zu Grunde gerichtet hatte. Dieß ist keine figürliche Redensart, sondern im ausgedehntesten und wörtlichsten Sinne zu verstehen. Hunderte von Dörfern und einige Städte waren fast entvölkert. Die Straßen, auf denen sonst ein fleißiges Volk hin- und herzog, waren mit Gras überwachsen, und an vielen Orten durch Tiger unsicher gemacht. Dschungeln wuchsen auf den sonst angebauten Feldern, und wucherten fort bis an die Mauern der Dörfer. Ich habe nie ein kläglicheres Schauspiel gesehen, als die Stadt Reityur darbot; wenige Jahre vorher soll sie 10,000 Einwohner gehabt haben, obwohl sie das Dreifache dieser Zahl fassen könnte; als ich durchkam, waren noch zwei Personen übrig, von denen die eine, wahrscheinlich zum Zeitvertreib, oder um das Werk der Tyrannei bis aufs äußerste fortzusetzen, die andern, wie man sagte, jeden Morgen körperlich züchtigte. Diese zwei Personen lebten mitten in dieser Wildniß von leeren Häusern. Ein Dorf an den Ufern des Wardah war mit Feuer und Schwert verheert worden. Beni Singh hatte an die Einwohner eine bestrittene Forderung von unbedeutendem Belang zu machen. Er schickte seine bewaffneten Söldner, um diese einzutreiben, und diese plünderten das Dorf, steckten es in Brand, und hieben mehrere Einwohner, ohne im geringsten durch Widerstand gereizt zu seyn, nieder. Der Desmuth (Dorfvorsteher) suchte Schutz in dem europäischen Lager zu Ellitschpur, wo er mehrere Monate blieb, und seine Sache dem Residenten völlig auseinandersetzte; aber dagegen einzuschreiten, wäre ein Bruch des Nichtinterventionssystems gewesen, und weder der Desmuth noch seine Leute erhielten je eine Genugthuung. Wo ich hinkam, fragte ich Leute jeder Art um die Ursache des Elends und der Auswanderung aus dieser Provinz, und stets erhielt ich die Antwort: es war Beni, der Talukdar. Als man endlich glaubte, nun sey das Maaß seiner Ungerechtigkeiten voll, und als die Einkünfte, der einzige Probierstein, den eine räuberische Regierung anerkennt, abnahmen, wurde dieser neue Verres nach Heiderabad berufen, und ins Gefängniß geworfen. Aber Geld deckt, wie die Liebe, viele Sünden; Beni Singh erkaufte sich damit seine Freiheit, und wenige Monate nachher wurde er abermals auf eine Provinz losgelassen, um hier die Laufbahn seiner Grausamkeit von neuem zu beginnen.

Hier also ist das Beispiel eines Mannes, der sich in allen Stellen schlecht betrug, der die Vernichtung ganzer Provinzen herbeiführte, dessen Verbrechen durch europäische Beamte ans Licht gezogen wurden, und selbst durch die verstopften Canäle der Volksklage an die Regierung gelangten, der aber dennoch von dem nachsichtigen Minister die Macht erhält, Hunderte und Tausende unglücklicher Unterthanen zu plündern und zu ermorden; daß der Minister den Charakter des Mannes kennt, ist gar nicht zu bezweifeln, denn in keinem Lande ist das Spionensystem so vollständig. Aber in diesem besondern Falle machte nicht nur der europäische Beamte, der seine Entfernung aus dem zuerst verwalteten Districte bewirkte, der Regierung die von demselben begangenen Abscheulichkeiten bekannt, und brachte unwiderlegliche Beweise vor, sondern es wurde auch, so notorisch war seine Tyrannei in Tullegaon und die Lage, in welche er diese Districte versetzt hatte, gegen den Gebrauch ein Europäer hingesendet, um die noch zurückgebliebenen Einwohner zu beruhigen, und die bereits geflohenen wo möglich zurückzubringen.

Dieß ist das Benehmen eines Talukdars, dessen Verfahren ich in größerer Nähe beobachten konnte; man darf indeß nicht glauben, daß dieser Mann viel ärger hauste, als seine Nebenbeamten. Sein Benehmen war, so wie man es von einem Mann ohne Bildung erwarten konnte, der in den Besitz einer uneingeschränkten Gewalt gelangte, und selbst der nämlichen despotischen Strenge unterworfen war, die er gegen seine Untergebenen ausübte. Der Rest von Berar steht unter Ramkram, der für seinen District das ist, was Beni Singh für Tullegaon war; ähnliche Folgen seiner entsetzlichen Verwaltung nähern sich mit starken Schritten, und in kurzer Zeit wird das Thal von Berar, das die Vorsehung zu einem Garten des Ueberflusses schuf, eine heulende Wüste seyn. Nun möchte freilich die Regierung des Nizam so schlecht seyn, als sie wollte, es würde dieß die englische Regierung nichts angehen, wäre sie nicht bei den Handlungen der Regierung des Nizam direct oder indirect betheiligt. Aber dieß ist sie durch die militärische Hülfe, welche sie dem Nizam gewährt, und ohne die er sich auch nicht eine Stunde halten könnte; sie ist ferner dabei betheiligt durch die allgemein in Indien geltende Meinung, daß der Nizam unter der Leitung des englischen Residenten stehe, und daß der Minister Tschandu Lall, den die englische Regierung ernannte, noch immer deren Werkzeug sey. Und wer kann die Richtigkeit dieser Ansicht läugnen?

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 22.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Januar 1838.

Bemerkungen über die englische Armee.

Die Stärke der Regimenter.

Die lange Friedensperiode hat wie gewöhnlich manchem Mißbrauch Thür und Thor geöffnet, und das von Gewohnheitsmenschen gepriesene, von allen Vernünftigen aber verworfene System des Stellenkaufs hat unter der englischen Armee gleich einem Unkraut gewuchert. Ein englisches Regiment hat 10 Compagnien, welche je 90 Mann haben sollen, gewöhnlich aber, nämlich in ruhigen Zeiten, nur 75 haben, was die Stärke des Regiments auf 750 Mann bringt. Nun stehen in Canada 9 Regimenter, und man sollte meinen, 6750 Mann möchten hinreichend seyn, Quebec und Montreal zu besetzen und einzelne Aufstände niederzuschlagen; aber statt 6750 Mann sind kaum 3000 daselbst, da von den 10 Compagnien je 4 in England stehen, als Depot, das gewöhnliche Refugium für reiche Söhnlein, welche den harten Dienst in den Colonien nicht lieben, und doch gerne in Uniformen umher stolziren möchten. Die vier Compagnien von jedem Regiment, oder zusammen 36 Compagnien, welche nicht in Canada stehen, machen allein schon 2700 Mann aus, und es bleiben also nur 1050 übrig. Rechnet man vollends Deserteure, Verstorbene, Kranke, Officiersbediente u. dgl. ab, so wird wohl noch ein Viertheil oder 1000 Mann wegfallen, und statt 6750 Mann, welche dort seyn sollten, zählt man in Reih und Glied kaum 3000 Mann. Seit Jahren schon schreiben die militärischen Zeitungen gegen diesen Unfug, vier Compagnien von jedem Regiment in England zu lassen, während der Stab desselben in einem andern Welttheile steht; jetzt aber wird das Geschrei so laut, und die Folgen fallen bei Gelegenheit des canadischen Aufstandes so sehr in die Augen, daß die Regierung wohl eine Aenderung wird treffen müssen, wenn nämlich die Rücksichten, welche gegen eine Menge reicher und vornehmer Familien zu beobachten sind, vor dem Gebot der Noth zurückweichen. — Jetzt sendet die Regierung aufs eilfertigste Verstärkungen nach Canada, und diese Verstärkungen bestehen nicht bloß in neuen Regimentern, sondern in einexercirten Truppen aus den Depots, welche die Compagnien auf 100 Mann bringen sollen.

Nur die Regimenter in Indien sind vollzählig, d. h. es stehen wenigstens sämmtliche Compagnien dort, und jedes Regiment hat nur ein kleines Depot in England, um sich stets zu recrutiren, und den besonders in Indien starken Abgang zu ersetzen. Man kann deßhalb, besondere Krankheitsfälle abgerechnet, ein Regiment in Indien immer auf 800 bis 900 Mann rechnen, so daß die Gesammtstärke des in Indien befindlichen Truppencorps von 21 Regimentern Infanterie sich auf 17 bis 18,000 Mann belaufen wird.

Die Reiterregimenter, welche in 8 Compagnien zerfallen, haben nicht völlig 150 Pferde, welche Zahl in Kriegszeiten manchmal verdoppelt wird; die Compagnien sind also ungemein schwach, indeß besteht bei der Reiterei das gehässige Depotsystem nicht, indem von allen den zahlreichen Regimentern nur vier auswärts, nämlich in Indien stehen.

Der Grund, weßhalb die Regimenter, oder vielmehr die Compagnien, — denn das Bataillon, Regiment genannt, ist die taktische Einheit, — so klein sind, hängt wohl mit dem Recrutirungssystem zusammen. Zu der Zeit, als das englische Militär seine jetzige Gestaltung erhielt, nämlich im Laufe des vorigen Jahrhunderts, bestanden die durch Werbungen erhaltenen Truppen, wie allenthalben, so auch in England, meist aus Gesindel, das man allenthalben zusammenraffte, besonders weil damals noch die Schotten aus nationaler, und die Iren aus nationaler und religiöser Abneigung häufig in französische und spanische Dienste traten, und in dem gewerbreichen England fast nur der Auswurf sich anwerben ließ. Dieser Auswurf lieferte nicht einmal tüchtige Unterofficiere, so daß der Dienst fast ganz durch die Officiere geschehen mußte, zu welchem Zwecke man die Zahl der Officiere groß, die der Mannschaft aber klein machte. Während des langen Kriegs traten mehr und mehr Leute von besserem Schlage in Dienst, und die Noth zwang dazu, eine Anzahl derselben zu Officieren zu befördern, welche dann freilich nach dem Kriege wieder vernachlässigt wurden, so daß Lieutenants von 20 bis 30 Dienstjahren eben nichts Seltenes waren, obgleich man meinen sollte, bei dem fortwährenden halben Kriegsdienst in den Colonien müßte das Avancement doch schnell gegangen seyn. Aber mit dem Frieden wucherte das System des Stellenverkaufs wieder lustig empor, und der unbe-

Digitized by Google

mittelte, aus den Linien hervorgezogene Lieutenant sah bald durch Kauf junge Leute zu Capitäns und Majors avanciren, welche zum Theil noch kaum auf der Welt gewesen waren, als er schon aus den Reihen seiner Cameraden sich zum Officier emporgeschwungen hatte. *) Doch ist auch während des Friedens die allmähliche Umformung des Militärwesens fortgeschritten, denn Iren und Schotten, namentlich Bergschotten, zum Theil aus guten Familien, sind, wie ehedem in französische und spanische, so jetzt in englische Dienste getreten. Die Mittel, Stellen zu kaufen, fehlen ihnen, sonst aber besitzen sie alle erforderlichen Eigenschaften, und somit sah sich die Regierung veranlaßt, manche von ihnen unentgeldlich zum Officier vorrücken zu lassen.

Skizzen aus Algiers Umgegend.

6. Die Ebene Metitschad.

(Fortsetzung)

Die Metitschad war seit sieben Jahren immer das sehnsüchtige Paradies der Freunde der Colonisation. Wenn man diesen ihr langes Zaudern mit ihren projectirten Culturetablissements vorwarf, so war ihre Antwort gewöhnlich: „wir können nur in der Ebene cultiviren, wir wollen unsere Capitalien nicht an das undankbare Hügelland wagen, wir warten, bis wir die Ebene besitzen werden.“ Die Gegner der Colonisation, an ihrer Spitze der General Berthezène, wollten immer den Werth und die Fruchtbarkeit der Metitschad bestreiten, und ihr Hauptargument war stets deren morastiger Zustand, welcher nach ihrer Meinung alle Projecte von blühenden Pflanzungen dort auf immer zu nichte mache. Indessen so übertrieben vielleicht auch die Hoffnungen der Partisans der Colonisation waren, so völlig irrig sind gewiß die Schlüsse ihrer Gegner. Man weiß, daß unter dem tyrannischen Drucke der Türkenherrschaft, die stets nur bemüht war, die unterworfenen Völker auszusaugen, und nie um den Wohlstand und die Zukunft der eroberten Länder sich kümmerte, die gesegnetsten Gegenden der Erde schnell in Wüsteneien sich verwandelten. Mit den Geisteskräften der Bevölkerung schlummern in der Regel auch die Schätze der Erde, und Barbaren bewohnen selten ein Paradies. Die Türken und Araber waren für die Metitschad das, was die Spanier für die Ebenen Andalusiens gewesen sind. Zu den Zeiten, als die Mauren noch eine große civilisirte Nation bildeten, waren die unter dem Namen „Marismas von Sevilla“ bekannten andalusischen Ebenen vielleicht die blühendsten Gefilde der Erde. Man zählte damals von Sevilla bis San-Lucas 114 Dörfer. Als aber die Spanier die Canalarbeiten der Mauren, welche aus den Marismas einen köstlichen Garten gemacht hatten, nach deren Vertreibung vernachlässigten, überschwemmten die Gewässer des Guadalquivir diese Ebene ganz, und heute gewahrt man dort nur mehr eine traurige Oede und die todte Natur der Moräste. Der Zustand der Metitschad ist lange nicht so elend und steril, als der der Marismas von Sevilla; die Moräste bedecken nur den kleinern Theil, und alle übrigen Strecken beweisen durch die grüne Ueppigkeit des niedern Pflanzenwuchses die Fruchtbarkeit ihres Bodens. Man begegnet in dieser Ebene allenthalben den unverkennbaren Spuren ehemaliger Arbeiten zur Austrocknung der Sümpfe. Dieselben waren entweder das Werk der Römer, dieser unerreichbaren Civilisirer der Barbarenländer, welche in Afrika, wie überall, unvertilgbare Zeugen ihrer Riesenthaten hinterließen, oder maurischen Ursprungs aus jener Epoche, wo noch eine thatenkräftige Begeisterung, statt des heutigen dumpfen leidenden Fanatismus, die maurische Nation beseelte. Es hat sich auch allenthalben in dem Lande noch die Sage einer glücklichen Zeit erhalten, wo die Metitschad blühend und bevölkert war. Diese Zeit mag in Betrachtung des heutigen Zustandes dieser Morastebene ziemlich alten Datums seyn, aber auch jetzt noch bedarf es nur eines Blickes auf die einzelnen, mit Bäumen umpflanzten Oasen, welche wie erhöhte Inseln aus der kahlen Fläche herausragen, wie Hausch Sul-Ali, Khadra, und vor Allem die paradiesischen Umgebungen Belida's, um einen Begriff zu gewinnen, welchen hohen Grades von Fruchtbarkeit und Blüthe dieser Boden noch fähig ist.

Sieben Flüsse durchströmen die Ebene Metitschad: an dem östlichen Ende der Isser, dann folgen, immer weiter gegen Westen der Korso, Uad-el-Reghaia, die Hamiß, die Aratsch, der Uad-el-Kerma und der Massafran, welcher letztere aus der Vereinigung der Chiffa, des Uad-Sidi-el-Kebir und Uad-el-Dschar entsteht. Keiner dieser Flüsse ist schiffbar, mit Ausnahme des Uad-el-Reghaia, des kleinsten von allen, der durch seinen langsamen Lauf, die Tiefe und Enge seines Bettes mehr einem Canale gleicht, und schon wenige Stunden von seiner Quelle östlich vom Cap Matifu in das Meer sich ergießt. Der Lauf aller jener Flüsse ist von Süden nach Norden, und ihr Anblick so ziemlich überall der gleiche. Der Charakter der Ströme der Berberei im Allgemeinen ist ein langsamer, schleichender Lauf in großen Krümmungen, eine sehr enge und tiefe Mündung und sumpfige Ufer, die der Oleanderstrauch, die ägyptische Weide und anderes Buschwerk von mittelmäßiger Höhe bedeckt, und die von hochbeinigen Watvögeln, wie dem Strandre'ter (himantopus rufipes), dem sichelschnäbeligen Ibis und dem Purpurreiher bevölkert sind. Der Massafran unterscheidet sich von den übrigen Gewässern durch die hohe, kräftige Vegetation seiner Ufer. Es gibt dort sehr dickstämmige Bäume, und das Terrain ist weniger sumpfig. Die Flüsse der Provinz Constantine, von denen ich bei anderer Gelegenheit sprechen werde, haben einen von den Gewässern der Provinz Algier etwas verschiedenen Charakter. Die Ebene Metitschad ist noch heute, wie zu den Zeiten der Türken, in fünf Uthans oder Arrondissements getheilt. Isser im äußersten Osten begreift das Gebiet zwischen den Flüssen Isser und Korso in sich. Dieser Theil der Ebene ist sehr fruchtbar und ziemlich gut angebaut, obwohl auch dort einige Moräste sich befinden. Nur ein einziger Araberstamm, Beni-Isser, bewohnt diesen Uthan. Von prächtigen und kriegerischen Kabilen-

*) Die Naval and Military Gazette vom 6 Jan. d. J. enthält in dieser Beziehung eine wahrhaft rührende Klage von einem alten, durch Strapazen im Colonialdienst erschöpften Subalternofficier.

Digitized by Google

stämmen umgeben, sind die Beni-Jffer gleich den Gebirgsbewohnern tapfer und fanatisch. Lange waren sie wider die Franzosen feindlich gestimmt, und verbündeten sich gegen sie mit dem berüchtigten Häuptling Ben-Zamun zu jeder kriegerischen Unternehmung. Seitdem aber dieser Kaid, des unnützen Kampfes überdrüssig, sich nach seinem schönen Landgute auf dem Atlasgebirge zurückgezogen hat, und dort als ruhiger Pflanzer lebt, hörten auch die Beni-Jffer auf, gegen die Franzosen zu fechten, obwohl sie bis im Mai 1837 deren Herrschaft nie anerkennen wollten. Zu dieser Zeit ging in Folge des Ueberfalles der Colonie Reghaia eine Expedition gegen die Beni-Jffer ab, deren Folge die Unterwerfung dieses Stammes war. In dem lange ruhigen Theile der östlichen Umgegend Algiers herrscht seitdem eine heftige Gährung, und Araber und Kabylen bekämpfen sich gegenseitig. Ben-Zamun, der in neuester Zeit wieder zu den Waffen gegriffen hat, versucht vergeblich, die Beni-Jffer durch Drohungen von ihrem Bündnisse mit den Franzosen abzuschrecken. Dieser Stamm ist in der unglücklichsten Lage. Von der einen Seite durch die französischen Truppen bedroht, denen es durch ihre Dampfschiffe leicht wird, an der Mündung des Flusses Jffer Truppen auszuschiffen und die dortigen Duars zur Nachtzeit zu überfallen. Andrerseits sind sie der Rache der Kabylen ausgesetzt, welche das nahe Gebirge in großer Anzahl bewohnen.

Auf dem westlichen Ufer des Flusses Korso beginnt der Uthan Khaschna, der im Norden morastig, im Süden aber reich an Weideplätzen und Olivenbäumen ist. Letztere bilden am Fuße des Atlas wirkliche Wälder. Die verschiedenen Stämme des Uthan Khaschna machen einen ziemlich bedeutenden Handel nach Algier mit wildem Oel, von welchem viel nach Europa ausgeführt wird. Der Kaid der Khaschna bewohnt das schönste Dorf der Ebene, Khadra genannt, welches in einer äußerst pittoresken Gegend gelegen ist.

Der dritte Uthan der Ebene ist Beni Mussa, der das kleinste, aber fruchtbarste und im Verhältniß der Größe das bevölkertste Territorium der ganzen Provinz inne hat. Es liegen darin 101 Hauschs oder arabische Landgüter, von denen jedes ein steinernes Gebäude hat und an Holz und Wasser Ueberfluß besitzt. Diese Hauschs liegen sehr nahe beisammen. Ueberhaupt hat die Ebene dort kein so kahles, einsames Aussehen, wie auf den übrigen Punkten, sondern zeigt eine belebte, malerische Landschaft. Der Fluß Aratsch bildet die westliche Gränze von Beni-Mussa. Das ganze weite Terrain zwischen diesem Flusse und dem Massafran occupirt der Uthan Beni-Khalil, der wichtigste der Provinz, der von anarchischen, schwer zu beherrschenden Stämmen bevölkert ist. In der Mitte dieses Uthan liegt das Lager und Dorf Buffarik, welches das Centrum der ganzen Ebene Metitschad bildet. Buffarik ist ein bedeutender Waffenplatz, hat immer eine starke Garnison und bedroht zunächst Belida und die Gebirge. Die Enthusiasten der Colonie gingen seit Jahren schon mit dem Plan um, zu Buffarik eine neue Stadt zu gründen, welcher der Name Medina-Clauzel bestimmt war, zur Zeit als der berühmte Marschall noch im Gouvernementspalaste zu Algier residirte. Indessen zauderten doch selbst die eifrigsten Clauzelisten, ihre Fonds für ihr Lieblingsproject zu einer Zeit anzulegen, wo die Hadschuten einzelne Colonisten auf Flintenschußweite vom Lager ermordeten und die Heerden fast im Angesichte der französischen Schildwachen davontrieben. Die dortige Stelle wäre freilich für die Gründung einer neuen Stadt herrlich gewählt, und zur Verwirklichung dieses Projectes bedürfte es nur mehr Geld und Sicherheit. Dauert inzwischen der heutige Friede mit Abd-el-Kader und den Hadschuten noch mehrere Jahre fort, und wird so das französische Gouvernement in der Zwischenzeit eine undurchdringliche Vertheidigungslinie auf der südlichen Gränze der großen Ebene herstellen, so ist es hohe Wahrscheinlichkeit, daß viele europäische Auswanderer sich bei Buffarik niederlassen werden. Eine große bevölkerte Stadt in dem Centrum der Ebene müßte für den Reisenden, der von dem Algierer Hügellande nach der Metitschad hinabsteigt, einen höchst zauberischen Anblick bieten. Heutiges Tages aber besteht Buffarik nur aus etwa 80 Häusern, von denen kaum der zehnte Theil von Stein ist und die ohne Plan und Ordnung in ziemlich weiten Zwischenräumen zerstreut stehen. Die Bewohner des Dorfes sind Europäer aus den verschiedensten Ländern. Fast alle treiben Wirthschaft. Von Ackerbau sieht man dort noch keine Spur.

(Schluß folgt.)

Bevölkerung von Canada.

Das Statistical Journal enthält hierüber nachstehende Angaben: Vergleicht man den Census von 1824 mit dem von 1833, und den von 1828 mit 1836, so ergibt sich, daß die Bevölkerung von Ober-Canada sich in neuerer Zeit ungefähr in neun Jahren verdoppelt hat. Die durchschnittliche jährliche Vermehrung der Bevölkerung in Nieder-Canada von 1825 bis 1836 beträgt 16,029, was 3685 weniger als in Ober-Canada ausmacht. Durch die Provinzialacte aus dem neunten Regierungsjahre Georgs IV senden 37 Grafschaften je zwei Repräsentanten in die Provinziallegislatur, und drei je einen. Von diesen Grafschaften umfassen fünf die sogenannten Eastern Townships, welche fast ganz von Leuten brittischer Abkunft bewohnt sind, und somit auch Repräsentanten dieses Stammes ernennen; in den übrigen Grafschaften aber wiegen die Bewohner französischen Stammes so sehr vor, daß die Repräsentation fast ausschließlich französisch-canadisch ist, oder wenigstens französisch-canadische Ansichten unterstützt. Der Census von 1831 berechnet die Bevölkerung der ganzen Provinz auf 511,917 Menschen, die Zahl der Katholiken auf 403,472, so daß also 108,445 Protestanten übrig bleiben, von denen keiner französischen Ursprungs ist. Von den Katholiken sind etwa 50,000 brittischen Stammes, und somit war die Zahl der Bewohner brittischen Stammes zu denen von französischer Abkunft 158,000 zu 353,000. Nimmt man nun an, daß die Bevölkerung von 1821 bis 1826 auf 600,000 stieg, so hat sie sich um 89,081 vermehrt; es ist aber notorisch, daß nicht nur die Ackerbaubevölkerung in den Jahren 1832 und 1834 bedeutend durch die Cholera litt, sondern daß sie auch durch die Auswanderung junger französischer Canadier nach den Vereinigten Staaten sehr vermindert wurde, während aus authentischen Quellen hervorgeht, daß in der obigen Periode 195,000 Auswanderer aus dem Mutterlande zu Quebec ankamen, von denen 55,000 sich in Unter-Canada niederließen. Die natürliche Vermehrung der Bevölkerung würde demnach nur 51,081 betragen, und theilt man diese nach dem Verhältniß von 158 zu 353 unter beide

Digitized by Google

Racen, so stieg die Zahl der Einwohner französischer Abkunft auf ungefähr 590,000, die von brittischem Stamm auf 175,000, und rechnet man zu diesen letztern die 55,000 Auswanderer, so steigt ihre Zahl auf 210,000, und das Gesammtverhältniß beider Racen stellt sich in runden Zahlen auf 210,000 zu 590,000.

Das Verhältniss der englischen Herrschaft in Indien zu den Subsidiärstaaten.

Das Land des Nizam von Heiderabad.

(Schluß.)

Wenn aber die Interessen der englischen Macht in Indien mit den Angelegenheiten des Nizam dermaßen verschlungen sind, daß wir in großem Maße, wo nicht ganz, verantwortlich werden für die Uebel, welche die Regierung desselben täglich über das Land verhängt, dann wird es Pflicht, auf Mittel zu denken, um die Lage des Volks zu verbessern. Ein solches Mittel wäre die Zurückziehung der Truppen, im Fall eine Einmischung in die bürgerliche Verwaltung als ein Eingriff in die Unabhängigkeit betrachtet würde, zu der er durch erbliche Ansprüche berechtigt ist. Die Compagnie hat Pflichten der Dankbarkeit gegen den Nizam zu erfüllen, dessen Vorgänger sich in Zeiten der Noth als nützliche und treue Alliirte bewiesen haben. Die Coalition, welche die furchtbare Macht Heider Ali's und seines Sohnes vernichtete, begründete zugleich die englische Oberherrschaft in Indien, und solche Dienste verdienen eine dankbare Rücksicht; aber die Compagnie hat auch eine Pflicht gegen die zwei Millionen Menschen, über die der Nizam herrscht, und vor allem auch eine Pflicht gegen sich selbst zu erfüllen. Was der Nizam ansprechen kann, ist Schutz gegen fremden Angriff. Weiter zu gehen ist gegen die augenfälligsten Grundsätze der Gerechtigkeit.

Ich weiß wohl, daß starke politische Gründe dagegen sprechen, die Macht, welche wir über das Land des Nizam besitzen, je wieder aufzugeben. Es hieße dieß aus der einmal errungenen Stellung, zu der die Umstände uns fortgetrieben haben, zurückweichen, und wir müssen durchaus vorwärts, um uns selbst sicher zu stellen. Wir können nicht zurück; die ganze Halbinsel muß früher oder später in unsere Hände fallen. Das Zurückziehen unserer Truppen, und dieß müßte dann in allen Subsidiärstaaten statt finden, wäre das Signal zu Intriguen unter den unabhängigen Staaten, und eine Verbindung gegen die Engländer wäre der Erfolg. Uebrigens wäre es nicht ganz recht gegen den Nizam gehandelt. Im Vertrauen auf unsere Truppen hat er seine eigene Truppenzahl vermindert, und auch diese sind, wie wir oben gesehen haben, zum wirklichen Kriegsdienst ganz unbrauchbar; er wäre also nicht im Stande, seine gesetzliche Autorität gegen die Usurpationen seines unruhigen Adels zu behaupten. Eine völlige Uebernahme der Gewalt wäre eine directe Usurpation, und so groß auch die Uebel der Regierung des Nizam sind, so haben wir hierzu doch kein Recht; überdieß würde es die andern unabhängigen Fürsten beunruhigen, und sie zum Widerstande treiben. Es gibt jedoch einen Mittelweg, den einer der einsichtsvollsten Diener der Compagnie, Sir Ch. Metcalfe, während er Resident zu Heiderabad war, vorschlug, und damals auch in Ausführung brachte, nämlich die Anstellung eines europäischen Steuereinnehmers in jedem Districte neben dem einheimischen Talukdar, um ihm mit Rath und Beistand an die Hand zu gehen, und ihn zugleich zu beaufsichtigen. Sir C. Metcalfe erklärte dieß für das einzige Abhülfsmittel für die tiefeingewurzelten Uebel dieser in jeder Hinsicht corrupten Regierung, obwohl er selbst darin keine radicale Heilung erblickte, sondern nur eine Verzögerung des Verderbens, das er schon wie eine Gewitterwolke über dem unglücklichen Lande zusammenziehen sah.

Die Sache verdient die ernstlichste Erwägung des Rathes der Directoren, denn es ist eine bedeutungsvolle Lage, welche das Wohl oder Wehe von vielen Millionen in sich begreift; denn obwohl ich speciell nur von dem Lande des Nizam sprach, so wissen die Directoren doch recht wohl, daß viele andere Staaten unter demselben Drange leiden. Meisur kam durch die Fortsetzung dieser hassenswürdigen, herzlosen Politik an den Rand des Verderbens, dem es nur durch Einsetzung einer Regierungscommission an die Stelle des Radscha*) entging. Audh ist in raschem Verfall, und die Nothwendigkeit, dessen König abzusetzen und die Regierung zu übernehmen, ist in Aussicht gestellt; Nagpur leidet, wenn auch in geringerem Grade, weil unsere Einwirkung minder direct ist, und die Mahrattenstaaten unter Scindiah sinken schnell. Trotz der vollständigen Kenntniß dieser traurigen Folgen beharrt die Compagnie aus einer mißverstandenen Ansicht von Ehre und Redlichkeit gegen die alliirten Fürsten oder aus einer selbstsüchtigen Politik noch immer in dieser unseligen Stellung gegen diese Staaten. Unsere Macht, welche ein Segen für Indien seyn könnte, wird zum Fluch, und doch sprechen alle anglo-indischen Depeschen von der Billigkeit, der Nachsicht und dem strengen Gefühl für Ehre und Billigkeit, das alle Maßregeln der Compagnie charakterisire. Im Detail ist dieß wahr, aber die ganze Geschichte des Emporkommens der englischen Nichtintervention entfaltet ein Schauspiel von politischer Schlechtigkeit, wie es seinesgleichen in der Geschichte nicht hat. Von allen aber ist das System, das man jetzt gegen die fälschlich sogenannten unabhängigen Staaten beobachtet, das schändlichste, und gewiß auch das verderblichste. In Zeiten des Krieges und der Gefahr entschuldigt das Princip der Selbsterhaltung Handlungen der Gewalt, wenn es sie auch nicht rechtfertigt; aber ein so entschieden verderbliches System in Zeiten tiefen Friedens zu verfolgen, ist unentschuldbar, und wird, wenn man darauf beharrt, die Macht der Engländer in Indien schwächen, indem es ihrem Namen ein unauslöschliches Brandmal aufdrückt.

*) Sonst hörte man von einem Sultan, d. h. einen muhammedanischen Fürsten von Meisur, aber die Compagnie hat nach dem Sturze Tippu Sahibs die von Heider Ali gestürzte Hindudynastie wieder hergestellt.

Vermischte Nachrichten.

Ein Hr. Deyme zu Crecht (im französischen Departement Isère) hat in einem Felde, nicht weit von der genannten Stadt, ein sehr schönes Mosaik, und zwei in einem sehr schönen griechischen Styl ausgeführte Büsten von weißem Marmor aufgefunden. Die beiden prächtigen Proben von gallo-griechischer Kunst sind aus einer Art falschen Alabasters verfertigt, was beweist, daß die Marmorbrüche von Vizille schon von den Künstlern der griechischen Periode benützt wurden.

Man hat zu Athen ein Grabmal geöffnet, in welchem sich die Gebeine einer Frau fanden, und zur Seite zwei silberne Leuchter, so hoch als der Schenkel, aber bereits in Stücke zerfallen. Eine reiche Guirlande von Blumen in Gold, die von der linken Schulter nach der rechten Seite ging, ist vollkommen erhalten, so wie sieben goldene Ringe mit geschnittenen Steinen. Auch fand man Elfenbeinplättchen und andere Zierrathen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 23.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Januar 1838.

Skizzen aus Mexico.

Die Kirchen.

Die Kathedrale steht genau auf demselben Platze, welchen einst der Haupttempel oder Teocali der Azteken, der des Huitzilopochtli und seines Zwillingsbruders des Tlaloch, einnahm. Sie ward gegründet durch den Kaiser Karl V und den Papst Clemens VII, mittelst Bulle vom 9 Sept. 1530, und vom Papste Paul III 1547 zur Metropolitankirche erhoben. Der Eroberer Cortez, als er das heutige Mejico an der Stelle des von ihm zerstörten Tenochtitlan *) wieder aufzubauen begann, wies anfänglich den Platz des aztekischen Tempels den Franciscaner-Mönchen zur Errichtung einer kleinen Capelle und eines Klosters für zwölf Mönche an. Bald darauf erhielt dieser Orden indeß den Platz, auf welchem jetzt sein Kloster steht, und Cortez und Zamarraga (erster Bischof von Mejico) erbauten auf dem jetzigen Platze die erste Kathedrale. König Philipp II erließ 1552 den Befehl, diese abzureißen, und an ihrer Stelle eine neue größere zu erbauen. Diese ist die jetzige. Unter dem Bischof Pedro Mopa de Contreras begann 1573 der Bau, der 84 Jahre dauerte. 1657 ward die Kathedrale vollendet, und durch den Bischof Marcos de Prado am 22 December eingeweiht. Die Kosten des Baues betrugen 1,753,000 spanische Piaster oder Pesos, jeden zu 8 Silberrealen = 1 Rthlr. 8 Gr. sächsische Conv. Münze, und wurden von den Königen Philipp II, III und IV und Karl II hergegeben. Die beiden Thürme, welche jetzt das Gebäude zieren, sind viel später, erst 1791 vollendet worden.

Das Gebäude ist von Nord nach Süden 155⅔ Varas oder 467 spanische Fuß lang, und 73 Varas oder 219 Fuß von Osten nach Westen breit. Es erhebt sich an der Nordseite der Plaza mayor, auf einer erhöhten Estrade von ziemlicher Ausdehnung, schön gepflastert, und mit 126 schweren eisernen Ketten, welche in netten Porphyr-Pfeilern, jeder 2 Varas hoch, hängen, eingeschlossen. Das Gebäude ist äußerst solid, aus Porphyrquadern und im reinsten dorischen Style erbaut. Die nach Süden gerichtete Hauptfaçade hat drei Portale neben einander, deren mittleres drei Stockwerke hat, während die beiden andern deren nur zwei haben. Die untere Etage ist in dorischer, die zweite in jonischer und die dritte in korinthischer Ordnung ausgeführt, und mit Säulen derselben Ordnungen geschmückt. Reliefs und Statuen mit Geschmack und durchaus ohne Ueberladung angebracht, zieren diese Portale. Zu jeder Seite derselben erhebt sich einer der beiden schönen Thürme. Sie bestehen jeder aus drei Etagen. Die untere ist schlicht, nur an den Ecken mit vorspringenden Pfeilern verziert. Die zweite ist in dorischer, die dritte in jonischer Ordnung aufgeführt, und mit, diesen Ordnungen entsprechenden, Pfeilern geschmückt. Das Ganze schließt eine glockenförmige Kuppel aus Quadern, welche aber einen runden, mit einem Kreuze geschmückten steinernen Knopf trägt. Diese Kuppeln sind mit einer Balustrade umgeben, geziert mit kolossalen Statuen, die Stifter der geistlichen Orden darstellend. Auch über dem Gesimse der zweiten Etage findet sich eine solche Balustrade, die mit Vasen aus Stein geschmückt ist.

Bis 1787 war von dem westlichen dieser Thürme nur das untere, vom östlichen aber zwei Stockwerke vorhanden. In diesem Jahre fing man an sie weiter zu bauen, und 1791 wurden beide vollendet. Die Baukosten betrugen 190,000 Pesos (Piaster). Ihre Höhe über der Estrade (atrium) beträgt 218 spanische Fuß bis zur Spitze der Kreuze.

Ueber dem Hauptportale, mitten zwischen beiden Thürmen, befindet sich die Uhr. Ihr Zifferblatt ist von stark vergoldetem Metalle. Drei Statuen, Glaube, Liebe und Hoffnung darstellend, schmücken hier das Gebäude. Diese Statuen sind gut ausgeführt, wenn auch gerade kein Meisterwerk.

An den östlichen Thurm stößt rechts die Fronte des sogenannten Sagrario, oder der Pfarrkirche des Sprengels. Es ist sehr zu bedauern, daß diese, im allerschlechtesten Schnörkelgeschmacke des 17/18 Jahrhunderts, nicht im gothischen wie Bullock und Andere sagen,*) erbaute Façade hier steht. Um ihre Geschmacklosigkeit, welche neben der herrlichen Fronte der Kathedrale schon

*) Syrich Tenotschtitlan.

*) Auch noch neuerlich C. C. Becher in seinem: „Mexico," der diesen Anbau sogar für eine von Cortez selbst errichtete Capelle ausgibt.

Digitized by Google

genug ins Auge ſpringt, noch auffallender zu machen, hatte man ſo eben die Schnörkelreliefs ſämmtlich weiß, den Hintergrund derſelben aber chocoladebraun angeſtrichen! Ich konnte mich des lauten Spottens darüber nicht enthalten, und wünſche nur, daß der Pinſel ſich enthalten möge, die Façade der Kathedrale auf ähnliche Weiſe zu renoviren.

Die übrigen Fronten der Kirche ſind einfach, im doriſchen Style. Die nördliche hat zwei, die öſtliche und weſtliche jede eine Thür in gleichem Style.

Das Innere der Kathedrale beſteht aus fünf Schiffen neben einander. Sie ſind ſämmtlich in doriſchem Style erbaut, und mit ſehr ſchönen kühnen Gewölben überſpannt. Vierzehn große Pfeiler in zwei Reihen begränzen das Haupt- oder Mittelſchiff. Jeden derſelben umſtehen an ſeinen vier Seiten eben ſo viele majeſtätiſche doriſche Säulen, welche die Seitenbögen tragen, auf denen die Gewölbe des Mittelſchiffes und der ihm zunächſt liegenden beiden Seitenſchiffe ruhen. Mit ihrem andern Ende ruhen die Gurtbogen der Gewölbe dieſer Seitenſchiffe auf andern vierzehn Pfeilern in zwei Reihen, von denen auch die Seitenbögen und Gurten der Gewölbe der letzten beiden Seitenſchiffe ausgehen, deren andere Enden dann in die Umfaſſungswände des Gebäudes eingebunden ſind. Hinter dieſen letztern Pfeilern mit ihren und den Umfaſſungswänden verbunden, trennen Scheidewände die beiden letzten Seitenſchiffe jedes in ſieben Theile, deren jeder eine Capelle bildet. Dieſe Capellen ſind mit Thüren und Gitterwerk von Eiſen, reich vergoldet, geſchloſſen. Die meiſten der in ihnen befindlichen Altäre ſind in gutem Style, einfach und geſchmackvoll. Nur zwei oder drei von ihnen ſind im überladenen Schnörkelgeſchmacke der Zeiten Ludwigs XIV.

Im Fond des Gebäudes, am nördlichſten Ende des Mittelſchiffes, befindet ſich der Altar für gewöhnliche Meſſen. Er iſt reich und glänzend, in ziemlich reinem korinthiſchem Style ausgeführt. Vor ihm erhebt ſich, auf dem Gewölbe des Mittelſchiffes ruhend, eine achteckige große Laterne. Dieſe iſt mit einer ebenfalls achteckigen Kuppel bedeckt, auf welcher wieder eine kleinere ebenfalls mit einer Kuppel geſchloſſene Laterne ruht. Die untere Kuppel trägt, al Fresco gemalt, in ihren acht Feldern Gruppen der Patriarchen und berühmteſten Frauen des alten Teſtaments, die obere, ebenfalls al Fresco, die Himmelfahrt der Jungfrau Maria.

In der Mitte des Hauptſchiffes, vor dem eben genannten Altare und dieſſeits der Kuppel, ſteht der Hochaltar, El Ciprés genannt. Dieſer iſt zwar ſehr reich, aber äußerſt geſchmacklos, voll Schnörkel und Schnitzwerk, und wie der zu Puebla zu hoch für die Kirche. Seine Spitze berührt den Dom. Die erſte Etage dieſes Altars hat außen Säulen von Holz, reich vergoldet und marmorartig angeſtrichen. Die Säulen, welche unmittelbar das Tabernakel umgeben, ſind von Jaſpis, die, welche das Tabernakel ſelbſt bilden, von Silber, und die im Innern deſſelben von Gold. Statuen der zwölf Apoſtel zieren dieſe Etage. In der zweiten Etage findet ſich das Bild U. L. Frauen von der Himmelfahrt N° S^a de la Asuncion, nebſt denen der Doctoren und Patriarchen der katholiſchen Kirche. Zu beiden Seiten des Presbyteriums befinden ſich die Pulte — Ambones — zum Abſingen der Epiſtel und des Evangeliums bei der Hochmeſſe. Sie ſowohl als die Kanzel ſind jedes aus einem einzigen Stück Tecali, einer Art ſtark durchſcheinenden, ſehr reinen kohlenſauren Kalks, verfertigt.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Algiers Umgegend.

6. Die Ebene Metitſchad.

(Schluß.)

Die Bevölkerung des ganzen Uthan Beni-Khalil wird auf 3000 Familien geſchätzt. Obwohl zur Uneinigkeit und zu Raufhändeln geneigt, ſtehen dieſe Araber doch unter den übrigen Stämmen im Rufe der Feigheit, und die Hadſchuten, ihre Nachbarn, haben Spottlieder auf ſie gemacht, worin die Beni Khalil Butter- und Käſekrämer genannt werden. Der Kaid dieſes Uthan ſpielte zu den Zeiten der Türken immer eine wichtige Rolle. Die ſeit 1830 von den Franzoſen ernannten Kaids der Beni-Khalil wurden mehreremale ermordet oder durch Schrecken gezwungen, in die Reihen der Feinde überzugehen. Der heutige Kaid iſt ſeit wenigen Monaten ein franzöſiſcher Officier Vergé, der zur mohammedaniſchen Religion übergetreten iſt, das Arabiſche ſehr gut ſpricht, und für dieſes Land, ſeine Sitten und Bevölkerung ſeit Jahren ſchon eine große Vorliebe zeigte. Er iſt der erſte Franzoſe, welcher zum Häuptling eines arabiſchen Uthan eingeſetzt wurde. Seine ausgezeichneten Talente, ſeine Thätigkeit und Energie empfahlen ihn hiezu eben ſo ſehr, als ſeine Kenntniſſe der Landesſprache und ſeine Begeiſterung für die Colonie. Hr. Vergé bewohnt das ſchöne Landgut Hauſch-Chauſch, wo er einige fünfzig Reiter in ſeinem Solde hat und den nahen Markt von Buffarik jeden Montag präſidirt. Die Araber haben vor ihrem neuen Kaid Achtung und Furcht. Vergé iſt für ſie ein gerechter, aber äußerſt ſtrenger Herrſcher.

Jenſeits des Maſſafran beginnt der fünfte Uthan, el-Sebt, der bevölkertſte und ausgedehnteſte der Provinz. Er begreift außer dem Hadſchutenlande auch den nördlichen Abhang des Atlasgebirges, wo die Kabylenſtämme Muzzaia und Summata wohnen, in ſich, und erſtreckt ſich ſüdlich bis zur Stadt Miliana, weſtlich bis Scherſchel und iſt im Norden von dem Algierer Maſſif und dem Meere begränzt. Die Ebene jenſeits der Chiffa bewohnen außer den Hadſchuten die drei kleinen Stämme Zanakra, Ulad-Hamidan und Beni-Ellal, welche urſprünglich aus der Sahara kamen, aber ſchon ſeit ziemlich langer Zeit in der Metitſchad ſich niedergelaſſen und mit den Hadſchuten faſt ganz vermiſcht haben. In dem Gebiete dieſer Stämme liegt der See Alula und das Kubbar-el-rumiah (Grabmal der Chriſten), ein Pyramidentempel von beinahe 110 Fuß Höhe, über welches die wunderbarſten Sagen und Geſchichten im Lande verbreitet ſind. Ich habe dieſes Monument in einem frühern Jahrgange des Auslands geſchildert und ſpäter eines der darüber verbreiteten arabiſchen Mährchen mitgetheilt. Der See Alula in der Nähe des Kubbar-el-rumiah iſt ein Süßwaſſerſee von geringer Ausdehnung. In den heißen Monaten kann man denſelben zu Pferde

Digitized by Google

durchwaten. Auch dieſer See iſt der Gegenſtand verſchiedener Mährchen und Sagen, wie denn überhaupt die räuberiſchen Beduinen jener Gegend ein ſehr romantiſches Völkchen ſind und die Poeſie lieben. Von dem erwähnten Stamme Zaugra iſt in der Geſchichte der Araber Spaniens öfters die Rede. Die Individuen derſelben ſind auch ſehr ſtolz auf ihren alten ritterlichen Ruf, und bewahren manche Traditionen ihrer Ahnen aus dem Kriege gegen die Chriſten. Man kann den Stämmen des Uthan-el-Sebt ungeachtet ihrer gefährlichen Vagabundengewohnheiten einige Achtung nicht verſagen, und ich finde es keineswegs ſehr auffallend, daß mehrere franzöſiſche Officiere, wie Allegro, Pelliſſer, Vergé, die häufig mit jenen Arabern in Berührung kamen, für deren kühnen abenteuerlich chevaleresken Charakter eine gewiſſe Vorliebe hegen. Der Capitän Pelliſſer, jetzt Chef des Bureau arabe, hat einen ſeiner Söhne ſogar „Habſchut" taufen laſſen.

Die ſämmtliche Bevölkerung der fünf Uthans der Metitſchad wird auf ungefähr 10,000 Familien geſchätzt, von denen aber ein großer Theil die an die Ebene gränzenden fruchtbaren Gebirgsabhänge bewohnt. Zu den Zeiten der Deyherrſchaft hatte jeder dieſer Bezirke zwei Kaids: einen Kaid-el-Uthan, den eigentlichen Häuptling, der immer ein Türke war und das Kriegscontingent befehligte, und den Kaid-el-Achur, gewöhnlich Araber, der mit dem Eintreiben der Abgaben beauftragt war. Ueberdieß exiſtirte, wenn der Uthan aus verſchiedenen Stämmen beſtand, für jeden Stamm ein Scheikh-el-Kebir oder Groß-Scheikh, und jedes einzelne Dörfchen hatte ſeinen Scheikh-Duar. Gewöhnlich waren die Türken bemüht, Araber und Kabylen, wenn deren in der Nähe wohnten, in einem Uthan zu vereinigen, um dieſen Völkern die Verſchiedenheit ihres Urſprungs vergeſſen zu machen. Die Gleichheit ihrer Religion war ohnehin ein mächtiges Band, welches vielleicht allein dieſe Barbaren hindert, ſich im gegenſeitigen Vertilgungskriege zu zerfleiſchen. Der Name Mohammed übt dieſelbe dämonenhafte Gewalt auf die unbändigen Atlasbewohner, wie auf die räuberiſchen Beduinenſtämme. Das Blutvergießen iſt zwar häufig unter ſo wilden Völkern, wo die phyſiſche Stärke faſt über Alles gilt, aber den Marabuto gelingt es doch immer die gegenſeitigen Feinde im Namen ihres Glaubens wieder zu verſöhnen.

Zufolge des Tractats mit Abd-el-Kader beſchränkt ſich der den Franzoſen zugehörige Antheil der Ebene Metitſchad auf das Territorium zwiſchen den Flüſſen Korſo und Maſſafran, alſo auf die drei Uthans Khaïchna, Beni-Muſſa und Beni-Khalil. Dort beſitzt die Staatsdomäne ſehr ſchöne Landgüter, welche größtentheils an Araber gegen ein ſehr geringes Geld verpachtet ſind. Nur der bekannte Hauſch-Haſſan-Paſcha (ferme modèle) und der prächtige Pachthof Suk-Ali, eine halbe Stunde öſtlich von Buffarik ſind von europäiſchen Pflanzern bewohnt, welche dort cultiviren laſſen. Ein anderes ſehr ſchönes Landgut im Uthan Beni-Muſſa iſt Eigenthum des Hrn. Tonnac, eines unermüdlichen, enthuſiaſtiſchen Coloniſten, welcher aus eigener Wahl und Willen in eine Einſamkeit ſich begrub und mitten unter den Arabern ein, wie es ſcheint, zufriedenes Leben führt, obwohl ſein Vermögen für ihn hinreichend wäre, in jeder europäiſchen Hauptſtadt als Rentier zu leben. Hr Tonnac beſucht faſt alle Märkte der Ebene und durchſtreift dieſes weite Gefilde häufig bloß von einem eingebornen Diener begleitet. Gäbe es in Algier nur hundert Coloniſten wie er, mit ſeinem unternehmenden, furchtloſen Geiſte, ſeinem Enthuſiasmus und ſeiner Ausdauer, ſo wäre Nordafrika vielleicht ſchon auf immer für Frankreich gewonnen, und man dürfte keine Beſorgniſſe mehr hegen, daß eine engliſche Flotte noch einmal kommen könnte, die franzöſiſche Garniſon in Algier auszuhungern. Inzwiſchen iſt es doch immer ſchon tröſtlich, daß das Beiſpiel von einigen wenigen aufopfernden enthuſiaſtiſchen Coloniſten gegeben iſt. Ihre Nachahmer, die furchtſamen Coloniſten, werden nicht ausbleiben, ſobald einmal alle Gefahr in dem keineswegs noch ganz beruhigten Lande verſchwunden iſt. Die Plane der heutigen Verwaltung bezwecken, im Süden der Ebene durch Occupation der wichtigſten Gebirgspunkte und durch Errichtung von Blockhäuſern eine undurchdringliche Vertheidigungslinie herzuſtellen. Die Einfälle der Habſchuten haben ſeit dem Frieden mit Abd-el-Kader aufgehört, und den Kabylen im Oſten iſt ſeit der Unterwerfung der Beni-Jſſer ein Damm entgegengeſtellt. Sobald nun Belida von den Franzoſen endlich einmal beſetzt ſeyn wird, ſo bleibt auch den Kabylen im Süden keine andere Wahl mehr übrig, als Frieden zu ſchließen oder ihre Wohnplätze zu verlaſſen und tiefer in das Land ſich zurückzuziehen, denn nimmer werden dieſe es wagen, eine feindliche Haltung wider die Franzoſen zu behaupten, wenn deren Bajonnette ihre Wohnungen in ſolcher Nähe bedrohen. Die Ebene Metitſchad dürfte alſo gewiß in kurzer Zeit europäiſche Auswanderer in großer Zahl anlocken und jenem alten blühenden Zuſtande ſich wieder nähern, wie ihn nach der Tradition der Mauren deren Ahnen geſchaffen haben.

Chronik der Reiſen.

Die neueſten Fahrten nach Nowaja Semlja.

(Aus einem Bericht des Al. Bär im Bulletin scientifique de l'Academie de St. Petersbourg gezogen.)

Als ich im vorigen Sommer bemüht war, möglichſt vollſtändige Nachrichten über den jetzigen Zuſtand des ruſſiſchen Wallroßfangs einzuziehen, empfahl man mir den Steuermann der Marine, Hrn. Ziwolka, als denjenigen Mann, der über dieſen Gegenſtand am meiſten unterrichtet ſey, da er einen anſehnlichen Theil der Oſt- und Weſtküſte von Nowaja Semlja ſelbſt beſucht habe und überdieß mit den Wallroßfängern die jährlich an dieſe Inſelgruppe kommen, vielfach bekannt ſey.

Erſt im Winter kam Hr. Ziwolka nach St. Petersburg, und gab mir nicht nur über dieſen Gegenſtand die vollſtändigſte Auskunft, die ich bei einer andern Gelegenheit benutzen werde, ſondern er theilte mir auch einen ganz unerwarteten Reichthum neuer Nachrichten über Nowaja Semlja mit. Lange fortgeführte und zweimal täglich angeſtellte meteorologiſche Beobachtungen forderten zur Berechnung des Ganges der Temperatur in dieſen Gegenden auf, und ließen einen feſten Punkt zur Vergleichung anderer weniger vollſtändigen Beobachtungen aus dem hohen Norden hoffen. — Am überraſchendſten war für mich, der ich ſeit langer Zeit ein lebhaftes Intereſſe für die Reiſen in der hohen Norden gehabt hatte, die Nachricht, daß jetzt, in Folge zweier Expeditionen, der größte Theil der Oſtküſte von Nowaja Semlja nicht nur beſucht, ſondern auch kunſtgemäß aufgenom-

Digitized by Google

man ſey, obgleich ich von der erſten nur eine ganz kurze Nachricht, von der zweiten aber noch gar nichts geleſen hatte.

Wenn man weiß, mit welchen ungeheuren Schwierigkeiten der Fortſchritt der Entdeckungen in dieſen Gegenden verbunden iſt, daß von der Zeit an, wo Nowaja Semlja in der Geſchichte der Schiffahrt genannt worden iſt, bis zum Jahre 1833 nur einmal ein ganz kleiner Theil der Oſtküſte durch Rosmyſſlow, und zwar vom Matotſchkin-Schar aus, aufgenommen iſt, daß überhaupt nur von einem einzigen Menſchen, dem Wallroßfänger Loſchkin, eine Sage, daß er die ganze Oſtküſte im vorigen Jahrhunderte befahren habe, ſich erhalten hat; wenn man ferner ſich erinnert, daß die kaiſerliche Admiralität in den Jahren 1819 bis 1824 fünf verſchiedene, mit allen Hülfsmitteln verſehene Expeditionen ausgerüſtet hat, deren letztes Ziel immer die Oſtküſte von Nowaja Semlja war, ohne daß eine von ihnen nur ſo viel von dieſer Küſte hätte ſehen können, als Rosmyſſlow; wenn man ſich erinnert, daß vier von ihnen von einem Seemanne, wie Lütke geführt wurden, und Lütke's Verdienſte um die Kenntniß dieſes Landes ſich doch auf die genauere Beſtimmung der Süd- und Weſtküſte beſchränken mußten, daß ihm feſtliegendes Eis weder die Nordſpitze von Nowaja Semlja zu erreichen, noch durch die Oſtmündung von Matotſchkin-Schar oder durch die kariſche Meerenge vorzudringen erlaubte, — ſo gewinnt es das Anſehen, als ob die beiden neueſten Expeditionen, die der Gegenſtand meiner Mittheilung ſind, ganz beſonders durch Zufälligkeiten in der wechſelnden Lage des Eiſes begünſtigt worden ſind. Das mag allerdings ſeyn, doch dürfte der günſtige Erfolg noch mehr den Grundſätzen zuzuſchreiben ſeyn, nach welchen man bei ihnen verfuhr. In dieſer Hinſicht werden ſie noch wichtiger für die Kenntniß des hohen Nordens. Sie zeigen nämlich, daß für Unternehmungen in dieſen Gegenden die Geduld nicht weniger nothwendig, ja vielleicht noch nothwendiger iſt, als der Muth. Beide Expeditionen waren mit Ueberwinterungen verbunden, und nur hierdurch ward das Vordringen an die Oſtküſte möglich. Faſt dreihundert Tage mußte Pachtuſſow warten, bis die kariſche Pforte (zwiſchen Waigatſch und Nowaja Semlja) ſich öffnete, und, gleichſam als wollte das Eismeer an ihm ein Beiſpiel geben, welche Tugenden des Seemannes hier am meiſten ausrichten, wurde ſein Schiff am Schluſſe der zweiten Expedition, als er, vielleicht zu ſicher gemacht, zwiſchen ſchwimmenden Eisfeldern durchdringen wollte, in wenigen Stunden zerquetſcht. Auch kommen bei den Expeditionen unſerer Wallroßfänger verhältnißmäßig weniger Unglücksfälle vor, weil ſie, ſo oft es möglich iſt, vor dem Kampfe mit den Elementen ſich zurückziehen und die günſtigen Momente abwarten. Laſarew aber, der zu früh in den Kampf gegen das Eis geſchickt war, brachte eine ſcorbutkranke Mannſchaft zurück, und hat die Ufer von Nowaja Semlja kaum geſehen.

Daß mit dem heroiſchen Entſchluſſe der Ausdauer auch das kariſche Meer zu beſchiffen iſt, hat der früher erwähnte Loſchkin gezeigt, der eine zweimalige Ueberwinterung an der Oſtküſte von Nowaja Semlja an dieſen Verſuch ſetzen mußte. Dieſer ausdauernde Mann iſt auch, ſo viel wie mir bekannt iſt, der einzige, welcher vor Pachtuſſow durch die kariſche Pforte gedrungen war. Alle andern Expeditionen kehrten um, als ſie einen Wall von Eis hier vorfanden. Pachtuſſow hat von neuem beſtätigt, daß dieſe Pforte bisweilen ſich öffnet, und daß man nur dieſe Momente abzuwarten hat, um durch ſie zu dringen.

Auch die mehr offene jugoriſche Straße (zwiſchen Waigatſch und dem feſten Lande) hat ſich in neuerer Zeit zuweilen verſchloſſen gezeigt, obgleich vor mehr als einem Jahrhunderte nach vielfachen Zeugniſſen, welche Witſen, Lütke und vorzüglich Lehrberg geſammelt haben, eine Art von Handelsweg nach dem Obi hier durchging. Man muß alſo, ſo lange noch keine beſtimmten Beweiſe von der Zunahme des Eiſes und der Kälte in dieſen Gegenden vorliegen, annehmen, daß dieſer Handelsweg auch nur durch Anwendung der ausdauerndſten Geduld, gepaart mit Muth und andern, den Seemann bildenden Tugenden, befahren wurde.

Das weſtliche Ufer der Inſelkette wurde von Lütke während ſeinen viermaligen Reiſen ins Eismeer zu einem großen Theil aufgenommen. Der ſüdliche Theil aber und ein Theil des Oſtufers ſüdlich von der Straße von Matotſchki, vom Pachtuſſow, deſſen wir ſchon vor einigen Jahren gedachten. (S. Nr. 25 vom Jahre 1834.)

Der Kaufmann Brandt in Archangelsk, der gern wiſſenſchaftliche Intereſſen mit Handelsſpeculationen vereinte, hatte ſich mit dem Oberforſtmeiſter Klokow verbunden, um theils den alten Handelsweg durch das kariſche Meer nach dem Obi-Buſen wieder zu verſuchen, theils die Oſtküſte von Nowaja Semlja aufnehmen zu laſſen, und daſelbſt künftig Wallroßfang einzuführen, wenn er ergiebig zu ſeyn verſpräche. Ich erinnere mich, gehört zu haben, daß die Compagnie Brandt und Klokow ein Privilegium für den Wallroßfang an dieſer Küſte erhalten habe, und, wenn ich nicht irre, auch ein Privilegium für den Seehandel nach der Mündung des Obi und des Jeniſſei. — Fürs Erſte aber ſollte die Oſtküſte von Nowaja Semlja wiſſenſchaftlich aufgenommen werden. Zu dieſem Endzweck erbat ſich die Compagnie Brandt und Klokow Officiere von der Marine, und rüſtete auf ihre Koſten drei Schiffe aus.

Das eine Schiff, geführt von dem Marinelieutenant Krotow, ſollte an der Weſtküſte von Nowaja Semlja bis zur Meerenge Matotſchkin-Schar hinaufſegeln, dann durch dieſelbe hindurchfahren, und, wenn es die Verhältniſſe erlaubten, durch das kariſche Meer nach der Mündung des Obi oder des Jeniſſei vordringen. Das zweite Schiff, geführt von dem Steuermann, Pachtuſſow, ſollte durch die kariſche Pforte dringen, und an der Oſtküſte von Nowaja Semlja hinaufſegeln, um dieſelbe aufzunehmen. Das dritte Schiff, von einem gewöhnlichen Kormſchtſchik geführt, ſollte an der Weſtküſte von Nowaja Semlja hinauffahren, gelegentlich Wallroſſe erſchlagen, und wahrſcheinlich (denn die Inſtruction habe ich nicht einſehen können) den Verſuch machen, die Nordoſtſpitze dieſer Inſelgruppe zu umſegeln, um vielleicht die andern Expeditionen zu erreichen. Dieſer Wallroßfänger iſt, mit Beute reichlich beladen, glücklich heimgekehrt, aber ohne das Nordoſtende von Nowaja Semlja erreicht zu haben. Krotow wurde ſchon im weißen Meere von Pachtuſſow durch Nebel getrennt; beide vereinigten ſich wieder bei Kanin-Noß, und trennten ſich dann, um zu ihren verſchiedenen Beſtimmungen abzugehen. Seitdem hat man von Krotow und ſeiner Mannſchaft nichts mehr gehört. Leider kann aber über das Schickſal deſſelben kein Zweifel mehr obwalten, denn auf der zweiten Reiſe fand Pachtuſſow im Jahre 1834 in der Silberbucht (auf der Weſtküſte, nahe am Matotſchkin Schar) die Trümmer eines großen Schiffes, in welchem man das Schiff Krotows erkannte, da mehrere von Pachtuſſows Leuten einige Theile dieſes Schiffes verfertigt hatten. Die ganze Mannſchaft muß in den Wellen ihr Grab gefunden haben, da von den zahlreichen Wallroßfängern, welche in den letzten Jahren Nowaja Semlja beſuchten, nicht einmal ein Leichnam aufgefunden iſt, ſo viel man erfahren hat.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 24.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Januar 1838.

Bemerkungen über die englische Armee.

Ueber das Vorrücken der Unterofficiere zu Officieren.

Die Militäreinrichtungen sind enger mit den Fortschritten der Gesellschaft verknüpft, als man in der Regel glaubt. Manche sich für sehr klug haltende Leute affectiren eine Nichtachtung des Militärs und seiner Einrichtungen, welche bis ins Lächerliche geht, — eine Nichtachtung, die sich noch aus einer Zeit herschreibt, wo der gemeine Mann, welcher ins Militär sich anwerben ließ, als ein Taugenichts galt, und der nachgeborene adelige Junker die Officiersstellen als sein natürliches Recht ansah. Dieser Stand der Dinge aber ist vorbei, und wie es ein charakteristischer Zug der Zeit war, in welcher er entstand und sich ausbildete, nämlich in der Zeit vom 30jährigen bis zum Revolutionskriege, so ist es auch der jetzige Stand der Dinge, wo zahlreiche Beförderungen aus der Linie vorgenommen werden. Selbst in dem geburts- und geldstolzen England macht diese Forderung des neuen Gesellschaftszustandes sich mehr und mehr geltend, und man hebt es nicht ohne Grund als einen großen Fortschritt hervor, daß im verflossenen Jahre ein Drittheil aller erledigten Fähndrichsstellen im englischen Heere unentgeldlich an tüchtige Sergeanten verliehen wurden. Ob die Regierung hiemit beabsichtigt, das System des Stellenkaufes, das sie nicht mit einemmal abschaffen kann, allmählich aufzuheben, wollen wir hier dahin gestellt seyn lassen.

Mit dem bloßen Befördern der Sergeanten zu Officieren ist es indeß nicht geschehen, man muß den neuen Officier auch in den Stand setzen, sich in seiner Stellung zu behaupten. Dieß ist aber bis jetzt nicht der Fall, nicht einmal bei der Infanterie, geschweige denn bei der Cavallerie, wo der einzelne Officier noch viel mehr Ausgaben hat, die er nicht aus seinem Solde bestreiten kann. In England ist es Herkommen und sogar Vorschrift, daß die Officiere eines Regiments mit einander speisen. In einer Versammlung der Officiere wird ausgemacht, was der Tisch jedem einzelnen kosten soll. In einer solchen Versammlung führen die reichern Officiere das große Wort, die höhern Officiere, welche schon an den Luxus des Regimentstisches gewöhnt sind, lassen sich die Vorschläge zu einem guten und theuern Tisch gefallen, da für sie die Ausgabe vergleichungsweise unbedeutend ist, und die unbemittelten Subalternofficiere schweigen aus falscher Scham oder werden überstimmt, machen den theuern Tisch mit, und stürzen sich in Schulden. Nachstehende, aus dem United Service Journal entnommene Berechnung setzt die Sache außer Zweifel.

Der Sold eines englischen Fähndrichs oder Unterlieutenants beträgt täglich 5 S. 3 D. oder beinahe 100 Pf. St. jährlich. Hievon werden ihm aber für Tischeinrichtung und Musik vorweg 20 Tage Sold oder über 5 Pf. abgezogen, und oft hat er noch einen besondern Beitrag für die Musik im Depot zu bezahlen. Seinem Bedienten hat er mindestens 1½ Sch. die Woche und die Kleidung zu bezahlen, welches Alles zusammengenommen etwa 15 Pf. St. ausmacht; es bleiben ihm also 84 Pf., und davon soll er seinen Tisch, seine Uniform und alle sonstigen unvermeidlichen Ausgaben bestreiten. Dieß wäre nun recht gut möglich, wenn er seinen Tisch wählen könnte, wie er wollte, aber dieß steht ihm nicht frei, er muß eine Tafel führen, die ihm täglich 2 Sch. 3 bis 6 D. oder jährlich 41 bis 46 Pf. kostet, abgesehen von sonstigen Ausgaben, die daran hängen. Der Ueberrest reicht nicht hin, seine übrigen Bedürfnisse zu bestreiten.

Hat sich nun ein Subalternofficier, wie dieß gewöhnlich geht, einmal in Schulden gestürzt, so muß er sich verklagen lassen, und wird cassirt, wenn er nicht zahlt, oder er muß den höchst fatalen Ausweg ergreifen, sein vielleicht bevorstehendes nächstes Avancement zu verkaufen, oder mit einem reichern Officier zu tauschen, dessen Regiment nach irgend einer Colonie bestimmt ist, und der nicht Lust hat, in einem ungesunden oder rauhen Klima zu leben. Dadurch fällt die Last des Colonialdiensts größtentheils auf die unbemittelten Officiere, und der Reiche, welcher mit seinem Eintritt ins Militär häufig nichts bezweckt, als einige Zeit eine glänzende Uniform zu tragen, und, — nachdem er eine Capitänsstelle gekauft, und einige Zeit darauf wieder verkauft hat, — sein Leben lang den Titel Capitän seinem Namen anzuhängen. Unter der Infanterie sind solche Leute natürlich am zahlreichsten in der Fußgarde, und dieß erklärt das neuerlich in den Zeitungen mitgetheilte Gerücht, daß mehrere Garde-

Digitized by Google

officiere auf die Nachricht, daß ihre Corps nach Canada bestimmt seyen, hätten austreten wollen. Doch dem sey wie ihm wolle, immerhin geht aus den angedeuteten Verhältnissen hervor, daß man entweder den Sold der Subalternofficiere in England erhöhen, oder aber sie nicht mehr nöthigen muß, einen Aufwand zu machen, welcher mit ihrem Einkommen in keinem Verhältniß steht, — abermals ein bedeutender Schritt gegen die im englischen Militärwesen herrschende Geldaristokratie.

Skizzen aus Mexico.

Die Kirchen.

(Schluß.)

Das ganze Presbyterium, zu welchem man vier hohe Stufen hinansteigt, ist mit einer Balustrade aus Bronze, auf deren Pfeilern leuchtertragende Statuen stehen, umgeben. Diese Balustrade läuft, einen breiten Gang, die Cruzia, zwischen sich lassend, bis zum Chore fort, den sie ebenfalls umgibt. Auch die zum Chore führenden Thüren sind aus Bronze. Diese Balustrade ward zu Macao in China gegossen, und 1730 in der Kathedrale aufgestellt. Sie wiegt 55,400 Pfund, und das Metall soll so viel Gold enthalten, daß ein Goldschmied sich erboten haben soll, gegen Ueberlassung desselben eine massiv silberne Balustrade von gleichem Gewichte an ihre Stelle zu liefern. Zahlreiche Statuen zieren die Balustrade, doch sind sie von unbedeutendem Kunstwerthe, plump in Zeichnung und noch im Ausführung.

Der über dem Boden der Kirche um etwa 3 bis 4 Fuß erhöhte Chor ist reich mit Vergoldung verbrämt. Auf ihm befinden sich die Sitze der Chorherren und zwei ziemlich gute kleine Orgeln.

Die Kathedrale besitzt Kostbarkeiten von großem Werthe. Die darin befindlichen Kirchenkleider, Altardecken ꝛc. (paramentos) sind die reichsten der Republik. Sie sind theils von Karl V, theils von andern Königen, theils aber auch von Privatleuten der Kirche geschenkt, theils hat sie diese auch selbst angekauft. Ihre nähere Beschreibung dürfte mehrere Bogen füllen.

Das Domcapitel (el cabildo) besteht aus 26 Capitularen. Es gibt einen Dekan, Erzdekan, Cantor, Schulmeister, zwe Schatzmeister, einen Doctoral, einen Magistral, einen Lectoral und einen Pönitentiarius. Dazu kommt noch eine Menge Kirchendiener (capellanos de coro) und Chor-Knaben (monacillos ó infantes para el servicio de acólitos). Das Orchester ist sehr gut.

Am nördlichsten Ende der Kirche finden sich, an der Westseite der Capitelsaal (sala del cabildo), die Schatzkammer, die Kammer der geistlichen Zehnten, und die öffentliche Bibliothek der Kirche, welche von den Canonicis Luis und Capetano Torres gestiftet worden. An der Ostseite findet sich die Sacristei, das Chocoladezimmer *) und das Collegium der Zöglinge.

*) In welchem die Geistlichen nach geendigter Messe Chocolade nehmen.

Wir haben schon oben bemerkt, daß an die Ostseite der Kathedrale auch das sogenannte Sagrario stößt. Dieß Gebäude dient als Pfarrkirche, und ist 54 Varas lang und breit. Das Innere besteht aus drei Schiffen, ist solid, aber geschmacklos, und steht mit dem der Kathedrale durch eine Thür in Verbindung. Der Grundriß dieses Gebäudes bildet ein Kreuz, dessen Dimensionen nach allen Seiten gleich sind. In den durch diese Form entstandenen leeren Winkeln befinden sich verschiedene Räume, deren einer als Sacristei benutzt ist, während ein anderer zum Aussetzen der Gestorbenen des Spreugels vor ihrer Beerdigung dient.

Noch müssen wir der Glocken gedenken, welche in den Thürmen der Kathedrale sich finden. Die größte hängt im westlichen Thurme. Sie ist zugleich die größte in der Republik, heißt Maria de Guadalupe, und ist 18 Fuß hoch und etwa 9 Fuß im untern Durchmesser. Sie kam 1792 in den Thurm. Außer ihr gibt es noch zwei große Glocken. Die eine derselben, Doña Maria, wiegt 150 Centner und ist 1754 gegossen. Die andre wiegt 149 Centner und ward 1793 in dem Thurme aufgehangen.

Das Kloster San Francisco ist ein weitläufiges Etablissement mit einem jährlichen Einkommen von nahe an 100,000 Pesos, größtentheils durch Almosen aufgebracht. Die Kirche ist, wie alle in Neuspanien, sehr solid, auch in ziemlich gutem Style gebaut. Die Wände derselben sind gleich denen aller Zimmer, Corridors und Zellen des Klosters, mit großen Bildern bedeckt, Scenen aus dem Leben und den Wundern des Stifters des Ordens darstellend. Diese Bilder (Oel) sind im Ganzen schlecht genug, doch hat ihre Betrachtung viel Interessantes in Hinsicht der dargestellten Gegenstände. Mir verschaffte der Besuch des Klosters mehrere angenehme Stunden, welche ich größtentheils vor den Bildern zubrachte.

Dieß Kloster verdankt seine Entstehung einem Laienbruder, Fray Pedro de Gante, den man für einen natürlichen Sohn Kaiser Karls V hält. Dieser, ein sehr thätiger Mann, lehrte die Eingebornen zuerst die nützlichsten europäischen Künste, und ward so ihr Wohlthäter.

Das Kloster San Domingo mit seiner Kirche, gelegen an der Straße und dem Platze gleiches Namens, ist ebenfalls ein sehenswerther Punkt Mejico's. Es ist sehr weitläufig und besitzt große Reichthümer. Die Kirche ist mit Gemälden, Statuen ꝛc. glänzend verziert. Die Capitäle der Säulen, die Heiligenschreine sind reich vergoldet. Das Ganze ist voll Pracht, aber überall fehlt Geschmack. Das Kloster ist vom jetzigen Gouvernement zuweilen als Staatsgefängniß benützt worden, und es dürfte den hier eingesperrten Gefangenen sehr schwer, wo nicht unmöglich seyn, zu entkommen. Mehrere tausend Personen finden im Kloster Raum. Der Mönche sind gegenwärtig nur noch wenige.

Auf der schön gepflasterten weiten Estrade vor der Klosterkirche sieht man noch in einem großen flachen Steine das Loch, in welchem einst der Pfahl stand, an den die Opfer der Inquisition gebunden wurden, ehe man sie, dem Gott der Liebe zu Ehren, dem Flammentode übergab. Dieß Tribunal ward 1820

Digitized by Google

durch Kaiser Auguſtin I (Iturbide) aufgehoben. Bis dahin ſtand es unter der Jurisdiction der Dominicaner. Noch iſt in der Vorhalle des Kloſters ein aztekiſches ſteinernes Schlangenbild bemerkenswerth. Es iſt ein zuſammengerollter rieſiger Wurm, der, aufgerollt, nahe an 50 bis 60 Fuß lang ſeyn würde. Er erhebt das Haupt, wie zum Sprunge, und hält im Rachen das ſehr verſtümmelte Bild einer zierlich gekleideten Jungfrau. In den jetzt leeren Augenhöhlen ſaßen vielleicht einſt Edelſteine.

Der ehemalige Palaſt der Inquiſition ſteht dem Dominicanerkloſter gegenüber, an der Plazuela de San Domingo, auf der einſt die Verurtheilten verbrannt wurden. Er iſt ein groſſes Gebäude von recht hübſchem Aeußern, dem man es nicht anſieht, zu welchen Zwecken es einſt errichtet worden. In ihm waren die Gefängniſſe für Ketzer und Irrgläubige, ſtarke, düſtre gewölbte Räume über der Erde. Unterirdiſche Gefängniſſe gab es hier nicht, da der feuchte und ſchwammige Boden, auf dem Mexico erbaut iſt, das Anlegen derſelben nicht erlaubte. Das Gebäude diente vor einigen Jahren als polytechniſche Schule. Jetzt ſoll es, wie ich hörte, zum Nationalmuſeum eingerichtet werden. Das Innere desſelben konnte ich leider nicht zu ſehen bekommen, ſo viele Mühe ich mir auch deßhalb gab. An den Wänden der Gefängniſſe ſoll man noch jetzt manchen geiſtreichen Vers oder Spruch leſen, einſt geſchrieben von den hier eingeſchloſſenen Unglücklichen.

Die Kirche im Kloſter de la Profeſa iſt unſtreitig eine der geſchmackvollſten in Mexico. Sie iſt in einfacher Pracht, durchaus ohne Ueberladung gehalten. An Größe kommt ſie faſt der Kathedrale gleich. Silberne und vergoldete Leuchter und Candelaber ſchmücken die Altäre. Viele, jedoch nur mittelmäßige und ſchlechte Gemälde bedecken die Wände. Im Kloſter waren mir unter dieſen beſonders drei auffallend. Sie bilden, ſo zu ſagen, eine Trilogie von Gemälden, und ſtellen das menſchliche Herz beſeſſen von den ſieben Todſünden und deſſen Bekehrung dar. Auf jedem derſelben ſieht man ein rieſiges Herz, auf dem ein Menſchenhaupt ſitzt. Auf dem erſten Bilde ſitzt im Innern des Herzens Satanas mit Schwanz, Pferdefuß, Ofengabel ꝛc., umgeben von einer Kröte, einer Schlange, einem Geißbocke, einem Tiger, einer Schildkröte, einem Pfau und einem Schwein. Das zweite Bild ſtellt den Teufel dar, wie er mit ſeinem Thiergefolge das Herz zu verlaſſen beginnt, während von der andern Seite eine weiße Taube hinzudringen ſich bemüht. Im dritten Bilde hat die Taube das Herz in alleinigem Beſitze, und Satan und Gefolge fliehen in der Ferne, unſtreitig dem Höllenpfuhle zu.

Die Architektur der Kirche Santa Tereſa iſt in gutem Geſchmacke gehalten. Die Zierrathen ſind einfach und gefällig. — Die gefälligſte aber unter allen von mir beſuchten Kirchen der Hauptſtadt iſt die von Jeſus Maria. Sie iſt mit großer Eleganz und im reinſten Geſchmacke verziert. Eine Doppelreihe weißer Korinthiſcher Säulen mit vergoldeten Capitälen und Baſen trägt den reich und geſchmackvoll verzierten, und ſchön al fresco gemalten Dom und Gewölbe.

Das Hoſpital, genannt el Hoſpital de Jeſus de los Naturales, zur Aufnahme von armen Kindern und Greiſen der Indier beſtimmt, ward von Cortez gegründet und bepfründet. Das Gebäude iſt geräumig, im Viereck gebaut, mit einem Hofe in der Mitte. Die Krankenzimmer ſind rein und luftig, die Wohnzimmer der Wärter, die Küchen ꝛc. bequem und gut angelegt. Man zeigte uns mehrere Portraits von Perſonen aus der Familie Cortez, die Standarte, unter welcher der Eroberer dieß weite Reich invadirte und des unglücklichen Moteuczoma glänzenden Thron umſtürzte, und einen großen Tiſch, der einſt ſein Eigenthum war, und deſſen Blatt aus einem einzigen Brette von Mahagonyholz beſteht. In der zu dieſer Stiftung gehörenden niedlichen Capelle befinden ſich, ſeinem eigenen Wunſche gemäß, die irdiſchen Reſte des großen und glücklichen Abenteurers. Sie werden in einer großen, eiſenbeſchlagenen Kiſte aufbewahrt. Ein Monument, dem Helden von ſeinem ſpätern Erben, dem Herzoge von Monteleone errichtet, trägt ſeine, von Tolſa ſehr gut ausgeführte Büſte von Bronze, den Feldherrn im reiferen Alter darſtellend, und erzählt in hochtrabender Inſchrift ſeine Thaten. Dieß Stift hatte ehemals eine jährliche Einnahme von mehr als 50,000 Piaſter. Jetzt iſt ſie ſehr geſchmolzen.

Chronik der Reiſen.

Die neueſten Fahrten nach Nowaja Semlja.

(Fortſetzung.)

Glücklicher war Pachtuſſow. Er hatte Archangelsk am 1 Auguſt verlaſſen, im weißen Meere mit den gewöhnlichen Gefahren desſelben, Nebeln und Untiefen, gekämpft, am 7 Auguſt ſich nochmals bei Kanin-Noß mit Krotow vereinigt, wandte ſich dann gegen die Südküſte von Nowaja-Semlja, und ankerte in der Bai Schprotſchicha. Dann weiter nach Oſten ſegelnd, traf er bald auf dichtes Eis, und wurde dadurch genöthigt, am 31 Auguſt in die Felſen-Bai (Kamenka) einzulaufen. Da das Eis nicht weichen wollte, ſo traf er bald Vorkehrungen zu einem Winteraufenthalt, um hier, in der kariſchen Pforte ſelbſt, das Aufgehen desſelben im nächſten Sommer abzuwarten. Es ward aus Treibholz eine Hütte von 12 Fuß Länge und 10 Fuß Breite aufgebaut, die in der Mitte 7 Fuß, an den Seiten aber nur ſechsthalb Fuß Höhe hatte. Neben der Hütte wurde eine Badſtube aufgeführt, und dieſe mit der Hütte durch eine Galerie aus Segeltuch verbunden. So bereitete man ſich vor auf die bei den Ruſſen ſeit langer Zeit gewohnte Weiſe den langen Winter in dieſem kleinen Raume zuzubringen. Allein was Pachtuſſow nicht erwartet hatte, geſchah. Die kariſche Pforte wurde in den Monaten September, October und November mehrmals eisfrei. Er bedauerte ſehr, zu früh für den Winteraufenthalt ſich eingerichtet zu haben. Indeſſen, mochte er nun glauben, daß die Zeit nicht mehr erlauben würde, das Schiff ſegelfertig zu machen, oder mochte er beſorgen, daß er auf der Oſtküſte keinen ſo günſtigen Hafen treffen würde, er blieb an der gewählten Stelle.

Der Winteraufenthalt hatte dieſelben Beſchwerden, und gab dieſelben Beſchäftigungen wie gewöhnlich auf Nowaja Semlja, und wie man ſie von Barends und Heemskerk und von Rosmyſſlow kennt. Man hatte die Angriffe von weißen Bären abzuwehren und furchtbare Schneegeſtöber zu beſtehen; es wurden Eisfüchſe in Fallen ge-

Digitized by Google

fangen; es wurde Holz gesammelt, und dieses mußte zuweilen zehn Werste weit zusammengetragen werden. An Wärme scheint es in der Hütte nicht gefehlt zu haben, denn aus dem Moose, mit dem man die Zwischenräume zwischen den Balken ausgestopft hatte, trieben die eingeschlossenen Graswurzeln Halme hervor, die bis 8 Zoll Länge erreichten. Erst im März zeigte sich der Scorbut bei einigen Leuten.

Im April war Pachtussow bemüht, die Mannschaft noch mehr zu beschäftigen. Am 8 April begann er auf dem Eise die Aufnahme der benachbarten Inseln und der nikolskischen Meerenge, die man bis dahin nur dem Namen nach gekannt hatte. Am 15 April unternahm er einen größern Abstecher längs der Küste nach Westen, immer noch auf dem Eise fortgehend. Auf dieser Expedition wurde er am 24 April von einem so furchtbaren Schneegestöber überfallen, daß die Mannschaft sich nicht aufrecht halten konnte, sondern sich hinwarf, um sich vom Schnee überdecken zu lassen. Obgleich man nur wenige Werste von dem Orte dieses Ueberfalles Lebensmittel in den Schnee eingegraben hatte, fand man es doch unmöglich, während des Gestöbers diese zu erreichen. Man blieb drei Tage ohne Nahrung unter dem Schnee. In einem ähnlichen Schneegestöber verlor Rosmyssow einen seiner Gefährten. Dasjenige, welches Pachtussow bestand, ist auch durch seine weite Ausdehnung merkwürdig, denn ich höre von Hrn. v. Helmersen, daß es sich den ganzen Ural entlang bis an dessen Südende gezeigt hat. — Im Mai nahm sich der Scorbut zwei Opfer.

Am 24 Junius war die karische Pforte offen, und der benachbarte Theil der Ostküste frei vom Eise, das Schiff war aber noch eingefroren. Pachtussow unternahm daher auf einem Boot eine Recognoscirung dieser Ostküste, indem er die östliche Spitze von Nowaja Semlja, die er Cap Menschikow nannte, umfuhr. Am 4 Julius traf man an der Mündung eines Flüßchens, das man auf den neuern Karten unter dem Namen Sfawina findet, ein umgefallenes Kreuz. Bei näherer Besichtigung konnte man deutlich die Jahrzahl 7250, so wie den Anfang der Inschrift Sfawa Josanow lesen. Da der früher erwähnte Loschkin, von dem die Sage geht, daß er bisher der einzige gewesen, der die ganze Ostküste befahren hatte, den seltenen Vornamen Sfawa führte, so zweifelt man nicht, daß das Kreuz von ihm herrührte.*) Wahrscheinlich hatte er hier den ersten Winter zugebracht, da man gewöhnlich vor der Abfahrt von dem Winteraufenthalt ein solches Kreuz zu errichten pflegt. Mit diesem Kreuze wäre also das erste Document über diese merkwürdige Fahrt gefunden, zugleich aber auch das Jahr desselben berichtigt. Krestinin nämlich, der fleißige Schriftsteller über unsern Hochnorden, welcher die Sage von Sfawa Loschkins Reise aufbewahrte, hatte sie um das Jahr 1760 gesetzt. Dieses Kreuz aber ist 1742 errichtet worden, wie die Jahrzahl 7250 nach griechischer Kirchenrechnung angibt.

Das Boot kehrte nun um, und erreichte am 7 Julius wieder das Hüttenvorgebirge (Jsbnyj Myss), an welchem noch Eis lag. Am 11 Julius endlich reiste die ganze Expedition ab, nachdem sie 297 Tage in der Winterhütte zugebracht hatte. Bis zum 11 Jul. mußte man sich durch das Eis durcharbeiten. An der Insel Slabotski beim Cap Menschikow traf man wieder Spuren von der Anwesenheit von Menschen, eine Hütte nämlich, und in derselben eine Menge menschlicher Knochen. Einer von Pachtussows Begleitern wußte zu erzählen, daß im Jahr 1822 ein Samojede, Namens Manei, mit seinem Weibe und seinen Kindern nach Nowaja Semlja gezogen, und nicht wieder gekehrt sey. Aus den wahrscheinlich von Thieren auseinander gezerrten Knochen ließen sich zwei Skeletts von Kindern und das Skelett eines Weibes zusammensetzen. Von dem Manne war keine Spur aufzufinden. Es ist daher wahrscheinlich, daß dieser auf irgend einer Jagdexpedition verunglückte, und daß nun Weib und Kinder in der Hütte vor Hunger umgekommen waren. — Am 19 Julius gelangte man wieder an den Fluß Sfawina, den 20 zum Vorgebirge Hessen, am 21 in Lütke's Bucht, wo man eine Heerde weißer Delphine (Delphinus Leucas) und Robben von derjenigen Art sah, welche die Wallroßfänger Lpßany*) nennen. Achtzehn Tage wurde Pachtussow in Lütke's Bucht zurückgehalten. Den 12 August segelte er weiter, und traf einige Eisberge, die auf 11 Faden Tiefe gestrandet waren. Am 18 lief man in Matotschkin-Schar ein. In dieser Meerenge traf man eine Menge weißer Delphine und Robben von zwei Species, nämlich Seehasen (Phoca albigena Lepech.) und Nerpy, die Pallas für den gewöhnlichen Seehund hält. Man segelte nun durch Matotschkin-Schar, und erreichte schon am 19 die westliche Mündung dieser Straße. Am 25 ankerte man an der Insel Kolgujew. Ein Sturm, der sich hier erhob, machte es räthlich, in der Mündung der Petschora Schutz zu suchen. Man erreichte sie am 28. Der immer noch anhaltende Sturm ließ aber das Schiff am 5 September in der Bolwanskaja Guba scheitern. Die Mannschaft rettete sich in eine Hütte, aber auch diese wurde durch den Sturm überschwemmt und auseinander gerissen. Man mußte zwei Scorbut-Kranke auf dem Rücken durch das Wasser ein paar Werste weit tragen. Das zu sehr beschädigte Fahrzeug blieb in Pustoserst zurück, und Pachtussow reiste zu Lande mit dem Reiseberichte nach St. Petersburg.

Das wichtigste Ergebniß dieser Reise ist die Aufnahme der Ostküste der südlichen Hälfte von Nowaja Semlja, und die Beobachtung, daß diese Küste im Allgemeinen niedrig ist. Nur in sehr wechselnden Intervallen ist sie frei vom Eise.

(Fortsetzung folgt.)

*) Sein Patronymicum war unbekannt.

*) Sie sind noch nicht systematisch bestimmt.

Nach einem Schreiben des Hrn. Waghorn in Aegypten macht die London Church Missionary Society Fortschritte. Eine Miß Holliday, welche am Ende des Jahres 1836 dahin kam, erlernte das Arabische, und hat nun eine Schule für achtzig arabische Mädchen errichtet. Dieß ist die erste weibliche Schule in Aegypten, und Hr. Waghorn glaubt, auch der Pascha werde etwas für den weiblichen Unterricht thun. Die Zahl der Knaben in den Schulen von Cairo beträgt 9000, in Alexandria 7000 und in Aegypten überhaupt 27,000.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 7** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Englische Minister als Dichter und religiöse Denker. — Percy Bysshe Shelley.** (Fortsetzung.) **Frankreichs Gegenwart.**

Das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und ohne Zeitbestimmung 16 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, pränumerando 6 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 25.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Januar 1838.

Etwas über die Perlenfischereien im persischen Meerbusen.

(Aus Wellsted's Travels in Arabia.)

Die Perlenbank erstreckt sich von Schardscha bis zu der Bidduiphs-Gruppe. *) Der Meeresgrund besteht aus Muschelsand und zerbrochenen Korallen, und die Tiefe wechselt von fünf bis 15 Faden. Jedem steht es frei auf der Bank zu fischen, doch fallen nicht selten Streitigkeiten unter den verschiedenen Stämmen vor. Hindert sie die Anwesenheit eines Kriegsschiffs, die Streitigkeiten an Ort und Stelle auszufechten, so werden sie gewöhnlich auf den Inseln entschieden, wo man landet, um die Austern zu öffnen. Um diesen Streitigkeiten Einhalt zu thun, die, wenn man ihnen den Lauf ließe, zu allgemeiner Verwirrung führen würden, kreuzen gewöhnlich zwei Fahrzeuge der Regierung an der Bank.

Die Boote sind von verschiedener Größe und verschiedenem Bau, im Durchschnitt von 10 bis 80 Tonnen. Man rechnet, daß während der Fischerzeit die Insel Bahrein 3500 Boote jeder Größe liefert, die persische Küste 100, und das Land zwischen Bahrein und der Mündung des Golfs mit Einschluß der Piratenküste 700. Der Werth der Perlen, die man in diesen verschiedenen Häfen erhält, beläuft sich auf 40 Laks**) oder 400,000 Pf. Die Boote führen 8 bis 40 Mann, und die Zahl der Seeleute, welche in der günstigsten Jahreszeit mit der Fischerei beschäftigt sind, mag über 30,000 betragen. Keiner erhält einen bestimmten Lohn, sondern jeder hat einen Antheil am Gewinn. Eine kleine Abgabe erhebt der Scheikh des Hafens, zu dem jedes Schiff gehört. Sie leben während der Fischzeit von Datteln und Fischen, und der Reis, den die Engländer liefern, ist ihnen eine sehr willkommene Zugabe. Wo es viele Polypen gibt, wickeln sich die Taucher in ein weißes Kleid, gewöhnlich aber sind sie, mit Ausnahme eines Tuchs um die Lenden, ganz nackt. Wenn sie an die Arbeit gehen, so theilen sie sich in zwei Abtheilungen, von denen die eine im Boote bleibt, um die andern, welche untertauchen, wieder heraufzuziehen. Die letztern versehen sich mit einem kleinen Korbe, springen über Bord, und stellen ihre Füße auf einen Stein, an den eine Leine befestigt ist. Auf ein gegebenes Signal läßt man diese los, und sie sinken mit derselben zu Boden. Sind die Muscheln dicht über einander gelagert, so können sie acht oder zehn auf Einmal losbekommen; dann zerren sie an der Leine, und die Leute im Boot ziehen sie möglichst schnell wieder herauf. Man hat die Zeit, wie lange sie unter dem Wasser bleiben, sehr überschätzt: sie beträgt im Durchschnitt nicht mehr als Eine Minute, und ich weiß nur Ein Beispiel, daß einer länger als 1½ Minuten unter dem Wasser blieb.

Unfälle durch Haifische kommen nicht oft vor, aber der Sägefisch ist sehr gefürchtet. Man erzählte mir Beispiele, wo Taucher durch diese Ungeheuer völlig entzweigeschnitten wurden; diese Thiere erlangen nämlich im persischen Golf eine weit bedeutendere Größe, als ich sie sonst irgendwo sah. Sie sind von länglichrunder Form, der Kopf plattet sich gegen vornhin allmählich ab, während sie gegen den Schweif zu fast plötzlich dünner werden; sie sind gewöhnlich 13 bis 15 Fuß lang, und mit einer hornartigen, oben dunkeln, unten weißen Haut bedeckt. Die furchtbare Waffe, von der sie den Namen führen, ist eine flach vorstehende Schnauze, sechs Fuß lang, vier Zoll breit, und auf beiden Seiten mit Stacheln, ähnlich den Zähnen eines Haifisches, bewaffnet.

Man betrachtet das Tauchen als der Gesundheit sehr nachtheilig, und gewiß verkürzt es das Leben derer, welche es vielfach treiben. Um den Athem besser anhalten zu können, setzen sie ein Stück elastisches Horn über die Nase, welche dadurch fest zusammengehalten wird. Der Taucher geht nicht jedesmal, wenn er an die Oberfläche kommt, ins Boot zurück, sondern hält sich an den Stricken, welche an der Seite des Boots hängen, fest, bis er wieder hinlänglich Athem geschöpft hat. Sobald die Schiffer ihr Boot angefüllt haben, fahren sie nach

*) Berghaus in seinem Atlas von Asien gibt nach andern englischen Quellen die Gränzen der Perlenbank anders an, führt aber auch die Bidduiphs Gruppe gar nicht auf, wenigstens nicht unter diesem Namen.

**) Wellsted sagt 40 Laks Dollars, dieß wären 4 Millionen Dollars, welche fast 1 Million Pf St. ausmachen würden.

Digitized by Google

einer Inſel, von denen dieſer Meeresſtrich voll iſt, und bauen hier aus Maſten, Rudern und Segeln Zelte auf. Sie ſchätzen das Hundert noch unaufgemachter Muſcheln auf zwei Dollars.

Skizzen aus Mexico.

Markt, öffentliche Spaziergänge, Waſſerleitungen.

Es iſt unſtreitig eine der intereſſanteſten Unterhaltungen für den Nordländer die, welche ihm ein Morgenſpaziergang auf Mejico's Markte gewährt, und er kann ſie jeden Morgen genießen; denn in Mejico gibt es nicht, wie in andern Städten, einen beſtimmten Markttag in der Woche, ſondern jeden Morgen, ſelbſt die Feſttage nicht ausgenommen, wird Markt gehalten.

Der Marktplatz, Plazuela del Volador, wird nördlich von der Südſeite des Palaſtes, öſtlich von dem Univerſitätsgebäude und ſüdlich und weſtlich von Privathäuſern begränzt. Er iſt zwar etwas kleiner, als die Plaza mayor, aber immer von bedeutender Größe. Faſt alle hier verkauften Gegenſtände werden auf dem Canale von Chalco durch Indier in größern und kleinern Booten herbeigeführt, nahe am Markte gelandet, und dann auf dem Rücken zu dieſem getragen. Vieles kommt indeß auch von andern Seiten her, zu Lande auf dem Rücken des Indiers oder auf Eſeln, zur Stadt. Tauſende von Indiern, oft aus großer Ferne herbeigekommen, ſind jeden Morgen auf dem Markte verſammelt, und haben ihre verſchiedenartigen Waaren am Boden auf Matten vor ſich ausgebreitet. Fleiſcher, Seiler und andere Gewerbe haben hier ihre Buden. Unter ihnen drängen ſich Käufer und Käuferinnen, lärmende Kinder, betrunkene Leperos und neugierige Fremde. Das Ganze bietet eine äußerſt lebendige ſehr charakteriſtiſche Scene dar. Hier ſieht man zu großen, oft geſchmackvoll mit Blumen umlegten und beſteckten Haufen aufgethürmt die ſchönſten Früchte Europa's, Aepfel, Birnen, Pfirſiche, Apricoſen ꝛc. Dicht daneben liegen, in eben ſo großen und eben ſo geſchmückten Haufen, die herrlichſten Früchte der heißen Landſtriche, von denen viele, ſelbſt dem Namen nach, dem Europäer unbekannt ſind. Da ſieht man mächtige Haufen von Bananen oder Piſangs aller Art, Ananas, Aguacates (Laurus persea), Nanches, Guayavas (Psidium), Citronen, Limonen, Limas, Orangen aller Art, Zapotes negros, blancos und verdes, Chiramopas und Anonas, Tunas und Pitayas (Cactusfrüchte), Challotes, Granadillas (Frucht einer Paſſionsblume), Mameyes, Melonen (Waſſermelonen) oder Landias, Granatäpfel ꝛc. Weiterhin verkauft eine Anzahl alter weißköpfiger, und junger ſchwarzäugiger Aztekinnen Tomati und Gitomati (Liebesäpfel, Solanum lycopersicum) nebſt den verſchiedenen Arten Chile (ſpaniſchen Pfeffer, Capsicum). Ihnen folgt ein alter Mann mit einigen Säcken Papas (Kartoffeln). Neben ihm an hält ein anderer ſchön geflochtene Matten und Körbe feil. Dort feilſchen einige Spinnerinnen um rohe Wolle und Baumwolle; hier bietet man grobe wollene Decken von Queretaro, dort zierliche Töpferwaaren von Puebla feil; da wieder verkauft man rohe Felle. An einem andern Orte hält eine reinlich gekleidete Frau eine Bude mit erfriſchenden und berauſchenden Getränken aller Art, und vor derſelben und in ihrer Nähe lagern verſchiedene Indierfamilien, Männer, Weiber und Kinder, und verzehren zufrieden ihr einfaches Mahl von Tortillas (Maiskuchen), Chile und Salz, nebſt einem Glaſe erfriſchendem Pulque, gewonnen auf den Ebenen von Apam, aus dem Safte des Maguey (Agave americana). Weiterhin wieder verkauft man Fleiſch verſchiedener Art; doch wendet das Auge des Fremden ſich davon bald wieder ab, denn es gewährt, wenn es gleich von guter Beſchaffenheit iſt, kein appetitliches Anſehn, was von der Art des Schlachtens und dem regelloſen Zerhacken der Stücke herkommt. Eine ungeheure Menge von Geflügel: Hühner, Puter, Tauben und wilde Enten von den Lagunen, unter dieſen beſonders Anas clypeata und Anas erecca, ſieht man hier. Die Enten findet man roh, faſt immer ſchon ganz oder halb gerupft und auch gebraten. Sie ſind außerordentlich billig, und man kauft oft zwei bis drei Stück, ſchon gebraten, um ½ Real (2 Gr.). Nur ärmere Leute pflegen ſie zu eſſen. Auch Schildkröten, Fröſche und dergleichen Thiere, zu denen auch der Arolote, eine Art Waſſerſalamander gehört, verkauft man hier. Fiſche gibt es wenige, und dieſe ſind gewöhnlich ſehr theuer. Ich ſah nur Eine Art friſcher Fiſche hier, die ſogenannte Pesca blanca, welche 9 bis 10 Zoll lang iſt und in den Lagunen gefangen wird. Getrocknete Fiſche, unter dieſen eine Forellenart, ſind häufiger, aber ebenfalls theuer und ſchlecht. Haſen und Kaninchen gibt es in Menge, ſeltener Rothwildpret. Es verſteht ſich, daß auch Gemüſe aller Art, Kohl, Erbſen, Bohnen, Frijoles, Spinat, Rettige ꝛc. nicht fehlen; doch ſind dieſe, mit geringen Ausnahmen, bei weitem nicht ſo gut, als in Europa.

Ungeheure Heerden von Hornvieh, Ziegen, Schafen ꝛc. kommen alljährlich aus den Nordſtaaten der Republik nach Mejico.

Die Früchte der Tropen wachſen in geringer Entfernung von der Stadt. Die europäiſchen Früchte werden durch die Indier an den Ufern der Seen von Chalco und Xochimilco, auch auf den Chinampas oder ſogenannten ſchwimmenden Gärten gebaut und in Canoas zur Stadt gebracht. So groß auch der Marktplatz iſt, reicht er doch nicht hin für die Menge der Verkäufer, ſo daß noch die Straßen in ſeiner Nähe mit ihnen angefüllt ſind.

Vom Markte wandten wir uns zum Canale de la Viga, auch Canal de Chalco genannt. Er zieht ſich dem Spaziergange (Paſeo) gleiches Namens zur Seite hin. Dieſer Paſeo iſt eine etwa 40 Fuß breite, einige Fuß über den Boden erhöhete Straße. Vier Reihen Bäume theilen ſie in drei Alleen. Die mittlere iſt für Wagen und Reiter, die ſchmälere zu beiden Seiten für Fußgänger beſtimmt. Hie und da ſind Bänke zum Ausruhen angebracht. Das Ganze könnte recht hübſch ſeyn, wenn es beſſer im Stande erhalten wäre. Zu einer gewiſſen Jahreszeit *) iſt, ſo will es eine alte Sitte, dieſe Promenade ſehr beſucht. Jetzt war ſie öde, und nur etwa dem Fremden iſt es erlaubt, ſie um dieſe Jahreszeit zu beſuchen. Ein Mejicaner würde ſich ſehr hüten, den „Paſeo de la Viga" oder irgend

*) Im Frühjahre, in den Monaten März, April und Mai.

Digitized by Google

einen andern Vergnügungsort zu einer andern Zeit als der von der „Costumbre" (Gebrauch, Mode) vorgeschriebenen, zu besuchen, denn nirgend klebt man so bis zur Lächerlichkeit an dem, was Herkommen und Mode erheischen, als in Neuspanien. Ich glaube, daß man einen Verstoß dagegen fast einer Todsünde gleich achten würde.

Der Canal ist etwa 18 bis 20 Fuß breit und von nur geringer Tiefe. Er war aber mit einer Anzahl Canoas bedeckt, in welchen Indier die Erzeugnisse ihres Fleißes zu Markte fuhren. Da sah man große Boote mit plattem Boden, beladen mit Pyramiden von Früchten und Gartenerzeugnissen aller Zonen, geschmückt, ja fast überdeckt mit Blumen der verschiedenartigsten Formen und brennendsten Farben. Andre führten Pyramiden von Maisdolden, andre waren mit Weizen- und Gerstenstroh beladen, noch andre führten Geflügel aller Art. Fast immer wurden diese Fahrzeuge durch die Frauen der Indier mittelst langer Stöcke fortgeschoben. Oft hatten sie dabei noch einen Säugling auf den Rücken gebunden. Der Mann saß gewöhnlich sehr gemächlich und breit im Canot, und klimperte auf seiner „Garanita" (kleine Guitarre mit fünf Saiten) den beliebten „Zarabe" (Nationaltanz). In einigen dieser Boote bemerkten wir Frauen, welche Baumwolle in schmale, weiß- und blaugestreifte Zeuge woben. Sie bedienten sich dazu der äußerst einfachen Handwebe, welche überhaupt unter den Indiern noch allgemein im Gebrauche ist. Eine andre Art Canoas sahen wir, klein, nicht größer als eine große Mulde, in welcher einzelne Frauen, einen Topf mit Milch oder Pulque, oder einen Korb mit in große Blätter gewickelter Butter neben sich, rasch dahinflogen. Diese Fahrzeuge, aus einem Baumstamme gehauen, sind so klein und flach, daß ich jeden Augenblick fürchtete, sie umschlagen zu sehen; allein mein Begleiter versicherte mich, daß die Frauen das Fahren mit denselben so gut verständen, und das Gleichgewicht in ihnen so gut zu halten wüßten, daß für sie gar keine dergleichen Gefahr vorhanden sey.

In der Nähe des Punktes, an welchem der Paseo sein Ende erreicht und die Marschländer des See's von Chalco beginnen, führt eine Brücke von Einem Bogen über den Canal. Diese Brücke dient nicht nur als solche, sondern auch hauptsächlich, als Thor, um den Canal mittelst eines Balkens (Viga) verschließen zu können. Neben der Brücke steht nämlich das Zollhaus (Guarita), in welchem von allen in die Stadt geführten Artikeln ein Zoll (Alcabala) gegeben werden muß. Von jenem Baum, mit welchem die Passage auf dem Canale bei Nacht gehemmt wird, hat dieser und der Paseo den Namen.

(Schluß folgt.)

Aufgefundenes Mosaik in Carthago.

(Aus dem Schreiben eines französischen Schiffslieutenants im Temps.)

Ich benützte die Anzeigen, die mir Hr. Falbe, der dänische Consul, über die Lage der wichtigsten Orte gab, und richtete meine Forschungen auf ein Terrain östlich von Byrsa. Die Nachgrabungen, die anfangs wenig Interesse darboten, wurden bald wichtiger, und ich hatte das Glück, die Stelle einer Kammer zu entdecken, worin sich ein merkwürdiges Mosaik befand. Es besteht aus sechs Gemälden, Jagdscenen darstellend. Diese Gemälde sind in einen breiten Rahmen gefaßt, der mit Arabesken, Blumen in bunter Mischung mit Eichhörnchen, Katzen, Hirsch-, Esels-, Tiger-, Löwenköpfen und dergl. verziert ist. Die vier ersten Gemälde sind gegen Norden gekehrt, wo die Gestalt des Mosaiks zwei Fenster zu bezeichnen scheint. Die beiden andern haben eine verschiedene Richtung. In erster Linie sieht man zwei mit Keulen bewaffnete Männer, vor denen zwei Reiter einen Hirsch im Laufe verfolgen, dessen Geweih sich in Netzen verstrickt. Ihnen zu Füßen ist eine in ihrem Blute liegende Ziege. Darauf kommen zwei andere, mit Blechhandschuhen versehene, und mit Lanzen bewaffnete Männer; der eine stützt sich auf seine Lanze, der andere macht sich, nachdem er die seinige einem Schwein in den Kopf gestoßen, bereit, es zu tödten. Ein Jäger, der griechisch gekleidet zu seyn scheint, reitet ihnen auf einem sehr schönen Pferde voran. Dieser Reiter wird zu drei Viertheilen gesehen. Vor ihm bäumen sich zwei Pferde ohne Rüstzeug. Der schlechte Zustand der letzten Gemälde gestattet nicht wohl, deren Gegenstand zu erkennen; indessen unterscheidet man noch einen Löwen, einen mit einer Lanze bewaffneten Mann, ein durch ein Ungeheuer in Schrecken gesetztes Pferd, und eine Kugel, die von einer Hand gehalten wird. Alle diese Gemälde haben eine gute Zeichnung und Farbenmischung. In der Nähe dieses Stückes ward ein zweites, halbkreisförmiges entdeckt. Ein knieender Mann ist der Hauptgegenstand des Mosaiks, das sich darauf befindet. Der blutige Kopf eines Thieres liegt vor diesem Manne; rund herum sind mit Früchten beladene Orangenbäume, unter denen Hasen und verschiedene andere Thiere liegen.

Es bleiben noch Nachsuchungen genug zu machen übrig, die ich jedoch Andern überlassen muß. Der Admiral und die Schiffscommandanten besuchten die Orte, und bewunderten sämmtlich die Arbeiten der alten Bewohner dieses Landes. Die Barbaren, die es jetzt inne haben, machen sehr wenig Aufhebens von diesen Meisterwerken. Die Nachgrabungen waren schon seit fünfzehn Tagen angefangen, und noch hatte ich Fraised-Ben-Mohammed, den Herren des Feldes, das ich so gut umstürzte, nicht gesehen; er dachte so wenig an den Werth meines Schatzes, daß es ihm nicht einmal einfiel, eine Entschädigung von mir zu verlangen für die Verwüstung, die ich ihm verursachte. Als ich ihn sah, bot ich ihm einige Pfund Pulver, die er annahm, und womit er sich so befriedigt zeigte, daß er mir durch Zeichen zu verstehen gab, ich möge arbeiten, wo ich wolle. Vierzig Eier, die er mir zum Geschenk machte, und die ich annahm, um ihn nicht zu beleidigen, bewiesen mir vollends, wie zufrieden er war. Der arme Mann konnte die Sorgfalt nicht begreifen, die ich auf die Mosaikarbeit verwandte, noch die Mühe, die ich mir gab, um sie wegbringen zu lassen, was übrigens nicht ohne Schwierigkeit war.

Chronik der Reisen.

Die neuesten Fahrten nach Nowaja Semlja.

(Fortsetzung.)

Die Straße Matotschkin-Schar und ein bedeutender Theil der Ostküste vom 73° 15′ bis über 75° N. B. hinaus, so wie eine Strecke

Digitized by Google

zwischen 75° 30′ und 76° auf der Westküste wurden von einer Expedition aufgenommen, welche die kaiserliche Marine im Jahre 1853 ausrüstete.

Sie hatte die Bestimmung, wo möglich die Aufnahme der Ostküste von Nowaja Semlja von Matotschkin-Schar aus zu beendigen, und sollte zu diesem Zweck in der genannten Meerenge überwintern. Es wurden zwei Fahrzeuge dazu bestimmt, der kleine Schooner Krotow und das Transportschiff Kossakow. Beide hatte man gegen das Eis zu verwahren gesucht. Der Schooner war mit Eisenblech bekleidet, und außerdem der ganze Vorderstevon und der Kiel mit einer dicken Eisenschiene versehen. Das Transportschiff hatte an seinem Vordertheile eine Bekleidung von Planken erhalten. Die Leitung der Expedition erhielt wieder Pachtussow. Unter ihm führte der Steuermann Ziwolka das Transportschiff.

Am 24 Julius a. St. verließen sie Archangelsk. Am 30 mußten sie bei frischem Nordost bei den drei Inseln an der Küste Lapplands einlaufen. Am 5 August umgingen sie Kanin-Noß. Hier wurden während einer Windstille 18 Pud (über 7 Centner) Stockfische gefangen. Am 7 berührten sie Kolgujew; am 8 trennte ein Nebel beide Fahrzeuge. Beide erreichten am 9 Nowaja Semlja. Pachtussow lief in die Bai Schyrotschicha ein, wo ihn Windstille aufhielt; am 18 kam er an die Nechwatowa, einen von den Wallroßfängern sehr besuchten Ort, von wo Ziwolka mit dem andern Schiffe kurz zuvor abgesegelt war. Am 27 trafen beide Schiffe an der Mündung von Matotschkin-Schar zusammen, ohne bis dahin irgendwo Eis getroffen zu haben. Am 30 fuhren sie in der Straße nach Osten, mußte aber innerhalb derselben am 31 wegen eines heftigen Ostwindes vor Anker gehen, und dort bis zum 9 Sept. liegen bleiben. Pachtussow verlor in diesem Sturm einen Anker und Ziwolka ein Boot. Eine Menge heulender Wölfe sah man am Ufer versammelt. Kaum war man am 9 Sept. dem Wallroß-Vorgebirge (innerhalb Matotschkin-Schar) vorbeigekommen, als man die ganze Straße mit Eisschollen bedeckt sah, die der Ostwind hergetrieben hatte. Man mußte den ganzen Tag kreuzen und befestigte am Abend die Fahrzeuge an gestrandete Eisschollen. Als man am 15 weiter vorzudringen suchte, bemerkte man, daß die Fluth von beiden Seiten in die Straße drang und in der Mitte einen Strudel erregte, dem die Eisschollen folgten. Am 15 wurden die Anker der Schiffe gelichtet, und man segelte durch die Eisschollen, indem man diese durch die Matrosen so zu wenden suchte, daß das Schiff zwischen ihnen durchdringen konnte. Am 14 erreichte man die östliche Mündung, fand sie aber ganz von Eis verschlossen, in welches die Schiffe bald so tief einliefen, daß sie kaum noch gewendet werden konnten. Man mußte die Anker auswerfen. Leute, welche man auf die Höhen schickte, sahen das ganze karische Meer mit Eis bedeckt, ohne irgendwo offenes Wasser erblicken zu können. Ein Theil der Eisschollen, die sich in der Meerenge befunden hatten, kehrten aus derselben zurück, und wurden in der Nacht während eines Frostes von — 12° R. durch neu entstandenes Eis zu einer Masse verbunden. Um hier nicht während des Winters eingeschlossen zu bleiben, mußte man das neugebildete Eis mit dem Beil aufhauen. Dann fuhr man wieder nach Westen, und traf am Flüßchen Tschiratin Vorkehrungen zum Winteraufenthalte. Hier hatte Rosmyslow sein leckes Fahrzeug auf den Strand laufen lassen, als er Nowaja Semlja auf einem Wallroßfänger verließ. Aus diesem Wrack und drei alten Hütten baute man eine Winterhütte von 25 Fuß Länge und 21 Fuß Breite, 8 Fuß Höhe in der Mitte und 5 Fuß an den Seiten. Dieses für Nowaja Semlja ungewöhnlich große Gebäude wurde in zwei Abtheilungen getheilt; eine für die Mannschaft und die andere für die Officiere. Neben der Hütte wurde noch eine kleine Badstube angelegt. Da das Moos, das man zum Verstopfen der Lücken brauchte, schon ganz gefroren war, mußte es vorher auf erhitzten eisernen Platten aufgethaut werden. Am 8 October wurde diese Winterhütte bezogen.

Den Aufenthalt in der Hütte fand man in Bezug auf die Kälte ganz erträglich; lästiger war der Rauch, der sich sehr niedrig hielt, denn einen wahren Rauchfang haben diese Gebäude nicht. Statt dessen dient eine bloße Oeffnung im Dache. Am lästigsten war die Feuchtigkeit, da das gebrauchte Holz zum Theil, und auch das Moos beim Bauen feucht war. Schneegestöber bedeckten diese Hütte zuweilen so, daß man sie in acht Tagen nicht verlassen konnte. Mehr als Einmal konnte man nur durch die Oeffnung im Dache sich hinausarbeiten, und das erste Mal mußte sie für diesen Zweck erweitert werden. Elf Eisbären wurden im Laufe des Winters an der Hütte erlegt; einer von ihnen auf dem Dache, und ein anderer in der Hausflur. — Die Mannschaft wurde in unausgesetzter Thätigkeit erhalten, denn die Besorgung der nothwendigsten Bedürfnisse kostete große Anstrengung, da man das Treibholz aus Entfernungen von 10 bis 11 Werften zusammenschleppen, und das Wasser, nachdem bald ein benachbartes Flüßchen ausgefroren war, täglich aus einem sechshalb Werst entfernten See, bei einer Kälte, die öfter mehrere Tage hindurch um — 30° R. sich erhielt, bringen mußte. Die Mannschaft, welche mit samoiedischer Pelzkleidung versehen war, litt von diesem Froste nicht, da eine Kälte von — 25° R. immer nur bei ganz stillem Wetter eintrat. Man war vielmehr darauf bedacht, sie so viel als möglich im Freien zu beschäftigen. Es wurden mehrere Fallen für Eisfüchse in ansehnlichen Entfernungen angelegt, und Uebungen im Schießen nach dem Ziele angestellt. Erst im März zeigten sich die ersten Spuren des Scharbocks, und nur Ein Mann, der sich durch Trägheit ausgezeichnet hatte, starb an dieser Krankheit. — Im März ging man auch schon zur Aufnahme der westlichen Küste von Matotschkin-Schar ab. Zugleich wurden von dem zurückgebliebenen Theile der Mannschaft zwei Schlitten aus Holz angefertigt, und andere Vorkehrungen für eine Expedition nach Osten getroffen.

Diese Expedition, welche im April unternommen wurde, hatte den Zweck, auf dem Eise nicht nur nochmals Matotschkin-Schar, sondern auch einen Theil der Ostküste aufzunehmen. Sie ist ähnlichen Expeditionen zu vergleichen, welche die Engländer auf ihren nördlichen Entdeckungsreisen der letzten Zeit beim Uebergange des Winters in den Sommer, vor dem Abgange aus dem Winteraufenthalte gewöhnlich unternahmen, nachdem der kühne Parry auf der Melville's Insel das Beispiel gegeben hatte, und Scoresby ähnliche Landreisen, welche die Bedienten der Hudsons-Compagnie jährlich mit kleinen Handschlitten unternehmen, als das sicherste Mittel, weit in den Norden vorzudringen, empfohlen hatte. Die Entdeckungsgeschichte Sibiriens ist reich an Eisfahrten, und es kommen hier die aufgedehntesten vor, allein die Schlitten wurden meistens von Thieren gezogen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 26.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Januar 1838.

Ueber baktrische Alterthümer.

Seit einigen Jahren wird das alte Baktrien auf jede mögliche Weise ausgebeutet. Noch jetzt führt das Land zwischen Kabul und Balkh den Namen Bakhter, was im Persischen „der Osten" bedeutet, und über die Lage jener alten, von Alexander dem Großen eroberten Provinz, die lange Zeit hindurch griechische Herrscher hatte, kann kein Zweifel mehr obwalten, obwohl es auf der andern Seite sehr ungewiß ist, was denn die Gränzen dieses baktrischen Reiches waren. Honigberger, Gerard, Burnes, Mohan Lall und Keramat Ali haben seit acht Jahren dieses Land vielfach durchreist, Alterthümer untersucht und Münzen gesammelt, und eine Reihe von Gelehrten, wie Prinsep, der Secretär der asiatischen Gesellschaft in Bengalen, Wilson, Professor des Sanskrit in Oxford, der seitdem verstorbene Oberst Tod, den man nicht mit Unrecht den Vater der baktrischen Numismatik nennen könnte, endlich der Franzose Jacquet, haben die Ausbeute der Reisenden und der französischen Generale in Randschit Sings Dienste zu entziffern und zu deuten versucht, und, in die Fußstapfen Bayers und Schlegels tretend, sich bemüht, die Geschichte Baktriens gleichsam neu zu erbauen. So anziehend indeß das Studium dieser Alterthümer ist, so gehört doch einige Ausdauer dazu, um alle die verdauten und unverdauten Ansichten über diesen neuen, noch so wenig verarbeiteten Gegenstand durchzulesen. Nicht leicht bietet irgend ein anderer den Hypothesen und der Phantasie einen so weiten Spielraum dar. Nahes und Fernes wird auf eine gewaltsame Weise herbei gezogen, und wunderliche Namen und Namenverbindungen, die bei denjenigen, welche sich ihrer zuerst bedienten, verständig aufgefaßt, vielleicht nicht so unrichtig waren, gaben andern minder berufenen Forschern Stoff zu seltsamen Systemen, welche dann freilich bei weiterer Untersuchung und Forschung wieder zusammenfielen. Wenn dieß schon in Europa auf einem uns so wohl bekannten Boden häufig der Fall ist, in wie viel höherm Grade muß es dann nicht bei einem so fernen Lande vorkommen, dessen östlicher und westlicher Nachbar trotz aller Forschungen noch immer so bedeutungsvolle Fragen über Geschichte, Religion und Mythologie zu lösen geben. Indische und persische Religion und Mythologie spielen hier durcheinander; man hört von indosakisch und indogetisch reden, — bedeutende Worte, wenn sie recht verstanden werden, aber auch ein leerer Schall, ein wahres Irrlicht, so wie man einen Schritt über die wahre, sehr allgemeine Bedeutung derselben hinaus geht. Hiezu kommt nun vollends der Fluch, Alles erklären zu wollen, und unter den verschiedenen Alterthümern einen Zusammenhang zu suchen, der bei dem jetzigen Stande unsers Wissens noch gar nicht zu finden ist, namentlich in einem Lande, das den Durchgang für alle Heerzüge der Eroberer bildete, das stets an Persien fiel, wenn Persien stark war, und immer sich unabhängig machte, sobald dort die Herrschergewalt nachließ. Ein solches Land ist nothwendig mehr als ein anderes fremden Einflüssen ausgesetzt, und es wird sich weder in Religion noch in Politik ein ächt nationales System ausbilden. Der Wechsel ist hier nothwendig, und es erklärt sich von selbst, daß in einem solchen Lande sich die Ueberreste vieler Dynastien finden müssen. Seit acht Jahren fängt man an, diese Ueberreste, die aus Ruinen von Städten, zahlreichen Grabmälern, sogenannten Topen, und mannichfachen Münzen bestehen, zu untersuchen. Wir wissen gewiß, daß unter den ältesten Dynastien der Perser, den Pischdadiern und Kajaniden, das Land unter persischer Oberhoheit stand, wenn auch mit mancher Freiheit. Zwischen den Sturz der Kajaniden durch Alexander und die Erhebung der Sassaniden, deren Reich sich mehr als Einmal an den Indus ausdehnte, fällt das griechisch-baktrische Reich, sein Sturz durch tartarische Völker, und wahrscheinlich oder vielmehr auch eine Eroberung des Landes durch die Arsaciden. Aber unter Arsaciden und Sassaniden war der Einfluß von Osten her sehr bedeutend, wie sich schon aus dem Umstand ergibt, daß mehr als ein Drittheil der Einwohner Afghanistans Hindus sind, und die alten Ureinwohner, die Tadschiks, immer mehr zurückweichen. Auf die Stürme, welche dieses Land in den langen Zeiten der von Alexander bis zur arabischen Eroberung erfuhr, fällt jetzt allmählich durch Münzen und Ruinen einiger Schimmer; aber es ist eine Thorheit, diese einzelnen Lichtpunkte schon mit Einemmale in Verbindung setzen zu wollen. Hr. Masson z. B., welcher sich für einen großen Alterthumsforscher hält, weil er viel in Afghanistan herumge-

Digitized by Google

ſtöbert, Ruinen unterſucht und Münzen geſammelt hat, will aus den jetzigen fragmentariſchen Kenntniſſen der Alterthümer des Landes eine Geſchichte aufbauen, gibt allen Städteruinen alte Namen, will die jetzt bekannten Alterthümer untereinander in Zuſammenhang bringen, ſpricht davon „das Ungeheuer von Fiction und das Wunder von Nationaleitelkeit, die perſiſche Geſchichte, zu vernichten," und bringt Hypotheſen vor, daß man ſich den Kopf hält, ob einem nicht ſchwindle. Allerdings iſt die Geſchichte Perſiens, wie ſie Ferduſi ſchrieb, und wie ſie im Auszug allen neuern perſiſchen Geſchichtsſchriften einverleibt wurde und auch auf uns überging, mannichfach ausgeſchmückt, und ſo, wie ſie daſteht, freilich nicht wahr, aber gegen den allgemeinen Gang derſelben, gegen die auf einander folgenden Dynaſtien der Piſchdadier, Kajaniden, Arſaciden und Saſſaniden iſt bis jetzt, unſeres Wiſſens wenigſtens, nichts Gründliches und Erhebliches eingewendet worden, und es liegt ſogar in einzelnen Unrichtigkeiten eine Art Gewähr für die Wahrheit; geht man nämlich die alte im Grunde aus Ferduſi entlehnte perſiſche Geſchichte durch, wie ſie z. B. das „Mark der Chroniken" (Leb tewarichh) liefert, ſo findet ſich, wenn man die angegebene Dauer der Arſaciden- und der Saſſaniden-Dynaſtie zuſammenrechnet, und ſie mit dem uns ſicher bekannten Zeitpunkt Alexanders und der Vernichtung der perſiſchen Monarchie durch die Araber zuſammenhält, eine Lücke von etwa anderthalb Jahrhunderten, welche wir mit Alexanders Nachfolgern, den Seleuciden, ausfüllen, die perſiſchen Nationalſchriftſteller aber überſpringen. Wie nun Hr. Maſſon dazu kommt, die Herrſcher aus der Dynaſtie der Kajaniden, Lohraſp und Guſtaſp, ſo wie die ganze Kajaniſche Dynaſtie Baktrien zu vindiciren und ſie zu Nachfolgern der griechiſchen Herrſcher zu machen, Zerduſcht aber eher noch in die Zeit nach, als vor Chriſtus zu verſetzen, das ſieht Niemand ab, und durch ſolche ausſchweifende Meinungen, zu welchen bis jetzt durchaus kein genügender Grund vorhanden iſt, wird das Studium der wirklichen baktriſchen Geſchichte gewiß nicht gefördert.

(Fortſetzung folgt.)

Skizzen aus Mexico.

Markt, öffentliche Spaziergänge, Waſſerleitungen.

(Schluß.)

Schon am Paſeo ſieht man einige, wenn auch nur Miniatur-Exemplare der berühmten Chinampas, oder ſogenannten ſchwimmenden Gärten. Es ſind dieß ſchmale, lange Erdſtücke, mit Waſſergräben umgeben. Die Erde aus den Gräben dient zur Erhöhung des Bodens der Chinampas, wie auch zugleich zum Dünger. Wir fuhren auf dem Canale nach dem kleinen Dorfe Santa Anita, an den moraſtigen Ufern des Sees von Chalco gelegen; dieſer kleine Ort iſt ganz von Chinampas umgeben, welche mit Gartenfrüchten aller Art und Blumen bebaut waren, oft auch zugleich die Hütte des Eigenthümers trugen. Sie waren an Form u. ſ. w. denen am Canal ganz ähnlich, nur bei weitem größer. Jedes der Parallelogramme iſt hier 400 bis 500 Fuß lang, 30 Fuß breit, und erhebt ſich etwa 1 Fuß über die Oberfläche des Waſſers in den es umgebenden 12 Fuß breiten Canälen. Aus dieſen gehen die Gartenfrüchte von den Chinampas auf Booten in den Canal de la Viga und ſo auf den Markt von Mexico. Ich ſah nur feſte Chinampas. Die wenigen ſchwimmenden, welche noch auf dem See von Chalco ſich befinden ſollen, und von Humboldt beſchrieben worden ſind, ſah ich nicht.

Bei der Rückkehr von dieſem Ausfluge beſuchten wir die „Plaza principal de toros," das Haupttheater für die Stiergefechte, welches unmittelbar an dem Thore ſteht, das zum Paſeo de la Viga leitet. Es iſt ein großes, rundes Gebäude von Holz, auf einem mit einer Mauer umgebenen Platze erbaut, auf welchem auch die Ställe für die Stiere ſich befinden. Im Innern des Gebäudes befindet ſich ein großer, runder Platz, die Arena, für die Gefechte beſtimmt. Sie iſt zunächſt von einer Barriere aus ſtarken Planken umgeben, über welche die Sitzreihen amphitheatraliſch ſich erheben. Das Theater faßt zwiſchen zwei- und dreitauſend Perſonen, und iſt, wenn Stiergefechte gegeben werden, immer gedrängt mit Zuſchauern angefüllt. Die beiden obern Sitzreihen ſind in Logen abgetheilt, in welchen die feine Welt Platz zu nehmen pflegt. Sie ſind recht nett bemalt. Das jetzige Theater ſteht erſt ſeit ungefähr ſechs Jahren; das alte ward dem Eigenthümer aus Rache in Brand geſteckt.

Am Nachmittag machte ich einen Gang zur Alameda, der bekannten Hauptpromenade Mexico's, und dem ſogenannten Paſeo nuevo, einer andern Promenade in der Nähe der erſten.

Die Alameda, auf welche die Bewohner der Hauptſtadt ſo ſtolz ſind, iſt ein keineswegs ſehr ausgedehnter, mit Barrieren und Thoren umgebener, länglich viereckiger Platz. Breite, gerade, gepflaſterte Wege ziehen ſich über ihn hin, und kreuzen einander nach regelmäßigen Figuren. Sie ſind zu beiden Seiten mit hohen, ſchattenden Bäumen beſtanzt. Einige ſehr ſchlecht ausgeführte ſteinerne Statuen römiſcher Gottheiten ſollen der Alameda zur Zierde dienen. Auf den Kreuzungspunkten der Alleen ſind Fontänen angebracht. Sie ſind, wie die Statuen, höchſt geſchmacklos. Ihr Waſſer erhalten ſie aus dem Aquäduct von Santa Fe, welcher ſich dicht an der Nordſeite der Alameda vorüberzieht. An einigen Punkten hatte man angefangen, die zwiſchen den Alleen bleibenden Räume mit Blumen zu bepflanzen, allein auch dieß war ohne die geringſte Idee von Geſchmack geſchehen. Die Räume waren mit Lattenzäunen umfaßt, wohl verſchloſſen, und in gerade Beete abgetheilt. Die nicht über einen Fuß breiten Wege zwiſchen den letztern ſtanden voll Waſſer, und auf ihnen ſelbſt wuchs mehr Unkraut als blühende Gewächſe.

Der ſehr ſolid gebaute Aquäduct, deſſen ſo eben gedacht worden, iſt 33,464 engl. Fuß lang, und ruht auf einem Drittheil dieſer Länge auf Arkaden. Er führt das Waſſer der Quellen zur Stadt, welche bei Santa Fe in der Gebirgsſeite entſpringen, die das Thal von Mexico von dem von Toluca und Lerma trennt. Schon im alten Tenochtitlan gab es eine aus einer doppelten Reihe gebrannter Thonröhren beſtehende Waſſerleitung, welche das Waſſer dieſer Quellen der Stadt zuführte. Noch jetzt ſieht man von ihr Reſte. Der heutige Aquäduct endet an der Brücke de la Mariſcala, in dem Theile der Stadt, welcher die Traspana genannt wird. Das Waſſer hält etwas Weniges kohlenſauren Kalk.

Digitized by Google

An der Alameda steht unmittelbar ein Theater für Stiergefechte. Es ist, wie das oben beschriebene, ebenfalls aus Holz und von ähnlicher Form wie jenes, nur viel kleiner.

Der Paseo Nuevo, zu dem der Weg vor dem Hospital de San Andres und dem durch die Revolution von 1829 merkwürdig gewordenen Gebäude, La Acordada *) genannt, vorüberführt, ist ein, um einige Fuß über die ihn umgebenden Moorstrecken erhöhter, breiter Weg, zu beiden Seiten mit Reihen noch ganz junger Bäume bepflanzt. Kein kühlender Schatten schützt auf dieser Promenade das Haupt des Wandernden vor den brennenden Strahlen der tropischen Sonne. Zwei Springbrunnen zieren den Paseo: der ältere ist nicht ohne Geschmack; der neuere, erst 1829 erbaut, würde sehr geschmackvoll werden können, wäre er nicht durch unförmliche Statuen aus Stein in gezwungenen, lächerlichen Stellungen entstellt. Oben auf dem Brunnen thront nämlich Amerika, ein dickes Frauenzimmer, bewaffnet mit Köcher, Bogen und Lanze. Ihr zu Füßen liegen, niedergeschmettert von ihrer starken Hand, die Tyrannei, der Aberglaube, die Zwietracht und, irre ich nicht, der Neid. Die Figuren, lebensgroß, sind jämmerlich, von schlechter Arbeit in Zeichnung und Ausführung. Der Brunnen selbst, der eine Art offenen Tempels darstellt, und das Bassin, in dessen Mitte er sich erhebt, sind mit Geschmack entworfen und recht gut ausgeführt. Der Baumeister ist Don Joaquin Heredia.

Man überblickt vom Paseo Nuevo einen ziemlich ausgedehnten Theil des Thales von Mejico, bis zum Felsen von Chapultepec, dessen weißes Schloß freundlich aus seiner grünen Umgebung herüberblickt, und weiter bis an die düstern Gebirge, welche das Thal begränzen.

Unweit des Paseo erhebt sich die sogenannte Citadelle (Ciudadela). Es ist dieselbe ein veraltetes, ziemlich großes, einstöckiges Gebäude mit einem oder zwei Höfen in der Mitte, welches am Ende eines weiten Angers steht, der mit einem breiten Graben umzogen ist. Das Gebäude ist im dorischen Style recht gut ausgeführt. Eine Brücke leitet über den Graben, und durch ein Thor, zu dessen beiden Seiten sich verfallene Wachthäuser befinden, zu demselben. Sähe man nicht überall Soldaten ihr Wesen treiben, ständen nicht Schildwachen vor den Thüren, und wären nicht viele Fenster des Gebäudes halb oder ganz vermauert, so möchte man dasselbe eher für ein großes Land- oder Fabrikhaus, als für eine Citadelle ansehen. Auch war es ursprünglich die königliche Tabaksfactorei (Estanco de Tabacos). Die Zimmer haben bombenfeste Gewölbe. Das Dach ist platt.

Unweit dieser Citadelle tritt der zweite Aquäduct Mejico's in die Stadt. Er führt das Wasser der Quellen von Chapultepec herbei, ist 10,826 Fuß lang und ruht auf 904 Bogen aus Steinen und Backsteinen, mit Cement überzogen. Die Wassersäule ist 1½ Quadratfuß im Querschnitte. Auch diese Quelle leitete schon vor der Eroberung von Tenochtitlan ein Aquäduct zur Stadt, den indeß die spanischen Hauptleute Alvarado und Olid während der Belagerung zerstörten. Das Wasser von Chapultepec enthält viel kohlensauren Kalk und andere Stoffe. Der Aquäduct endet in einem großen, in schlechtem Geschmack aufgeführtem Portale, vor dem ein Becken steht, in welches das Wasser herabfällt. Dieß Portal heißt Salto del agua, der Wassersprung.

*) Das Gebäude dient als Staatsgefängniß.

Reliefgravirung in Metall.

Ein Engländer, Namens Woone, hat ein Patent für eine Erfindung genommen, die er Metallic Relief Engraving nennt, und die, wie man glaubt, die Holzschneidekunst in großem Maaße ersetzen wird. Die Hauptvortheile des Holzschnittes bestehen bekanntlich in der vergleichungsweise großen Wohlfeilheit des Abdruckens, und in der Leichtigkeit, von dem geschnittenen Block Abdrücke auf der Druckerpresse zugleich mit dem Letternsatze zu machen. Die Kosten des Schneidens sind jedoch bedeutend, und diese eben sollen durch Hrn. Woone's Entdeckung großentheils erspart werden. Die Verfahrungsart ist kurz folgende: Man nimmt zerstoßenen und in Kuchen geformten Gyps (prepared plaster of Paris), breitet ihn auf einer glatten Metallfläche aus, und auf dieser ritzt der Künstler mit einer Stahlspitze die gewünschte Abbildung ein. Diese Zeichnung oder diesen Aufriß (etching) gießt man nun in Metall ab. Die Zeit, die hierzu nöthig ist, beträgt kaum so viel, als man braucht, um die Zeichnung auf einem Holzblock zu machen, ehe er dem Holzschneider übergeben wird. Holzschnitte können nicht in großem Maaßstabe gemacht werden, während bei dem vorgeschlagenen Verfahren die Abbildung jede beliebige Größe haben kann. Ein zweiter großer Vortheil ist, daß die Zeichnung nicht verkehrt zu seyn braucht; dieß macht die Methode, namentlich für Karten, Pläne und dgl., wo viel Schrift vorkommt, sehr passend; auch läßt sie sich bei Kattun-, Seiden-, Tapetendruck und dergleichen anwenden.

Chronik der Reisen.

Die neuesten Fahrten nach Nowaja Semlja.

(Fortsetzung.)

Diese Expedition war eine doppelte. Pachtussow mit 7 Mann hatte einen Schlitten, und Ziwolka mit 5 Mann einen zweiten. Beide gingen vereint bis zur Ostmündung von Matotschkin-Schar. Merkwürdig ist es, daß man hier eine von den Hütten, in welchem Rosmyssow vor 70 Jahren überwintert hatte, noch in gutem Zustande fand, und das Osterfest in derselben feiern konnte. Die zweite war mehr verfallen. Von hier kehrte Pachtussow in der Absicht zurück, die genannte Meerenge geodätisch aufzunehmen; Ziwolka aber zog an der Ostküste hinauf, den Mundvorrath (Gerstenmehl, Schiffszwieback, Butter, Grütze, etwas Salzfleisch, Thee und Zucker) für einen Monat mit sich führend. Außerdem wurde ein kleines Zelt mitgenommen, in welchem man während der Nacht schlief. Die ganze Mannschaft war samojedisch gekleidet, d. h. man trug außer einer Mütze ein samojedisches Unterkleid (Malitza) und Strümpfe, beide aus Rennthierfellen, mit den Haaren nach innen: über diesen Strümpfen noch eine Art Stiefel (Pima), über welche dann noch Halbstiefel (Tobry) gezogen waren. Zur vollständigen samojedischen Kleidung gehört noch ein Oberkleid mit Kapuze (Sowik), an welchem die Haarseite nach außen gekehrt ist. Auf der ganzen Reise aber fand Niemand aus der abgehärteten Mannschaft es nothwendig, dieses Ober-

Digitized by Google

kleid anzuziehen, auch in der Nacht nicht, obgleich man öfters starke Schneegestöber zu bestehen hatte. Nur Einmal waren die Stiefel (wahrscheinlich vorher durchnäßt) so steif gefroren, daß man sie nicht aufziehen konnte, ohne sie am Feuer aufzuthauen. Man sah sich genöthigt, da kein Treibholz in der Nähe zu finden war, die Stangen, welche zur Stütze des Zeltes dienten, zu verbrennen, und über dieses Feuer die Füße zu halten, um deren Bekleidung biegsam zu machen. So gelangte man bis zum Cap Zlotow, 130 Werste von der Ostmündung von Matotschkin-Schar, zweimal so weit als Rosmyssiow diese Küste gesehen hatte. Man fand sie überall niedrig, aber darin sehr verschieden von der Südhälfte der Ostküste, daß dieser nördliche Theil sehr reich an tiefen Buchten und weit hervorragenden Vorgebirgen war. Von mehreren Buchten konnte man den Boden nicht erreichen, und es blieb also unentschieden, ob sie Buchten oder Meerengen waren; zu diesen gehörte die Bucht, welche Rosmyssiow eine Zeit lang für die Einfahrt von Matotschkin-Schar gehalten hatte, und die er nachher die unbekannte Bai nannte. Je weiter man nach Norden kam, desto mehr nahm die Zahl der Inseln zu. — Nur das Aufgehen des Proviantes nöthigte zur Rückreise, da man nur auf einen Monat sich versehen hatte. Am 6 Mai kam diese Expedition, nach einer Abwesenheit von 54 Tagen, zurück. In dieser ganzen Zeit blieb der Erdboden überall gefroren. Während der Rückkehr wurde, bei Nordwestwind, fast die ganze Küste frei vom Eise, auch weiter nach Süden sah man auf dem Meere kein Eis. Man bemerkte auf der Reise zahlreiche Spuren von Rennthieren, diese Thiere selbst aber nicht. Dagegen traf man Eisbären, Eisfüchse, Schnee-Eulen und einen Strandvogel, welcher der Beschreibung nach zur Familie der Tringen zu gehören scheint.

Pachtussow hatte unterdessen ein Boot von 18 Fuß Länge zu bauen angefangen. Es wurde während des Maimonats vollendet, und sollte dazu dienen, Nowaja Semlja von Westen nach Norden und Osten zu umfahren. Um die Mitte des Mai's kamen die ersten Zugvögel an, und gaben frische Nahrung. Bis zum 30 Jun. hatte man 41 große Möwen, 2 kleine Möwen, 149 Alken, 93 Gagarky (vielleicht ein Podiceps), 30 Eidergänse, 12 graue Gänse, 4 Enten und 2 Strandläufer geschossen, und außerdem 804 Eier, besonders von Eidergänsen, gesammelt. Vor der Abreise gab es Gras und Blumen genug. Die antiscorbutischen Kräuter wurden aufgesucht, und als Salat genossen.

Am 30 Junius segelte Pachtussow mit Ziwolka nach Westen auf dem Transportschiffe mit dem neu erbauten Boot ab, um Nowaja Semlja von Westen zu umschiffen. Der Schooner Krotow blieb mit dem Wundarzt und einigen Kranken in der Meerenge zurück. — Am 8 Julius gelangte man zu der Admiralitäts-Insel (oder Halbinsel). Hier sah man das erste Eis. Man segelte am 9 um 6 Uhr in das Eis, und um 9 Uhr schon war das Schiff zertrümmert. Es waren zwei große Eisfelder, die an einander stießen, und das Schiff zwischen sich fassend, es mit Einem Stoße zerbrachen, dann aber sogleich auseinanderfuhren. Man hatte also nur wenig Augenblicke Zeit, um sich zu retten. Jedermann konnte nur nach den nächsten Gegenständen greifen, mit denen man auf eine Eisscholle sich flüchtete. So wurde nichts geborgen als das Tagebuch, ein Theil der Instrumente, ein paar Flinten mit Pulver und Blei, ein Sack Mehl und etwas Butter — außer den Booten, die man gleichfalls auf die Eisscholle zog. Mit diesen Booten nun suchte man das Land zu erreichen, indem man sie theils über die Eisfelder wegzog, theils mit ihnen von einem Eisfelde zum andern ruderte. So gelangte man spät Abends an die Berch-Insel. Zum Glück fand man hier Treibholz; allein der geringe Vorrath von Proviant für 11 Menschen ließ nur die Aussicht, entweder auf den Booten, von denen zwei sehr klein waren, in See zu gehen, oder hier umzukommen. Dennoch beschäftigte man sich noch mit Aufnahme des benachbarten Küstenstriches.

Nachdem man dreizehn Tage auf Erlösung gewartet hatte, erschien ein Wallroßfänger, Tschaturgin, der die ganze Mannschaft aufnahm. Am 22 Julius ging man bei ihm an Bord. Unterwegs wurde die Sulmeniew-Bai aufgenommen, und am 10 August gelangte man wieder zu dem Winteraufenthalte zurück. — Hier waren unterdessen die Kranken sämmtlich genesen.

Pachtussow beschloß, die günstige Jahreszeit noch zu einer Fahrt an der Ostküste zu benützen. Er segelte schon am 14 August nach Osten ab und, da er die Ostküste frei vom Eise fand, an dieser hinauf, konnte jedoch wenig weiter vordringen, als die Expedition im Frühlinge gegangen war, da er jenseits der Pachtussow-Inseln feststehendes Eis fand. Er kam am 1 September wieder in die Meerenge zurück. Am 8 September segelte Pachtussow auf dem Schooner nach Archangelsk ab, wo er bald nach seiner Ankunft erkrankte, und in vier Wochen starb. Ziwolka hatte mit einem Theile der Mannschaft, da der Schooner zu eng war, um alle zu fassen, sich wieder an Bord des erlösenden Wallroßfängers begeben, und fuhr mit ihm nach seinem Wohnorte Sumà (südlich von Kem am weißen Meere).

Eine bedeutende Strecke der Westküste zwischen 72 und 75°, einige andere kleinere Strecken, namentlich aber eine Einfahrt am Kreuzberg unter 74° 10′, die vermuthlich eine neue Durchfahrt abgibt, wurde von einem Wallroßfänger Baschmakow aus Sumà aufgenommen. Hr. Ziwolka beschreibt ihn als einen eben so unternehmenden, als verständigen und zuverlässigen Mann, den er (vielleicht etwas zu patriotisch) einen russischen Scoresby nennen möchte. Eine streng wissenschaftliche Bildung kann an diesen Küsten nicht erlangt werden; allein es ist bei unsern nordischen Seefahrern eine viel größere Masse von Kenntnissen einheimisch, als man gewöhnlich glaubt, und ich habe bei dem Verkehr, den ich bis jetzt mit einigen von ihnen gehabt habe, hierüber mich öfters zu verwundern Gelegenheit gehabt.

Was nun aber die Karten des wackern Baschmakow anlangt, so haben sie durch die auf der so eben erzählten Expedition ausgeführte Aufnahme der Ostküste eine ehrenvolle Bestätigung erhalten, und führen dadurch zu interessanten Resultaten. Baschmakow war unter andern in die bisher sogenannte Kreuz-Bay sehr tief eingefahren, hatte eine Menge Inseln in derselben gesehen, das Ende der Bai aber nicht erreichen können. Vielmehr sah er, daß sie tief im Lande sich in drei Arme theilte. Da nun diesen Armen gegenüber auf der Ostküste mehrere nicht geschlossene Einfahrten gesehen waren, und diese, der Richtung nach, den von Baschmakow gezeichneten Armen entsprechen, so ist kaum zu bezweifeln, daß hier eine in mehrere Arme getheilte Meerenge sich findet. — Nach Baschmakows Karten ist ferner die Admiralitäts-Insel keine Insel, sondern eine Halbinsel. Lütke hatte nur das Westufer derselben gesehen, und erfuhr, daß zwischen ihr und dem festen Lande nicht das stärkeste Boot durchfahren könne. So ist es also sehr wahrscheinlich, daß hier keine Trennung durch Wasser ist, wenigstens nicht zur Zeit der Ebbe, vielleicht auch nicht einmal zur Zeit der Fluth.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 27.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Januar 1838.

Ueber das Sinken des Wasserspiegels im schwarzen und asowischen Meere.

(Aus: Travels in Circassia, Krim Tartary etc. by Edm. Spencer.)

Plinius und Strabo waren der Meinung, die Krim, der ehemalige taurische Chersones, sey ursprünglich eine Insel gewesen, und man kann diese Angabe auch nicht wohl bezweifeln, denn der Isthmus von Perekop ist nicht über fünf (engl.) Meilen breit, und wäre der stagnirende Canal, der den Siwasch *) mit dem schwarzen Meere verbindet, mit Wasser angefüllt, so wäre die Krim noch eine Insel. Uebrigens scheint das Wasser im schwarzen und asowischen Meere jährlich abzunehmen, namentlich im letztern, denn Schiffe, die noch vor wenigen Jahren nach Taganrog und an die Mündungen des Don segelten, können jetzt sich weder dem einen noch den andern mehr nähern. Dieß ist namentlich während der Ostwinde bemerklich, wo das Wasser zurücktritt und acht Lieues weit trockenes Land zurückläßt, was die Bewohner von Taganrog benützen, um auf die entgegengesetzte Küste hinüberzugehen.

Man kann deßhalb, ohne leichtgläubig zu seyn, die Möglichkeit annehmen, daß in einer künftigen Zeit das asowische und das schwarze Meer in Sumpf und endlich in anbaufähiges Land sich umwandeln werden. Würde hingegen das Wasser des Meeres sich zu den gar nicht sehr hoch liegenden Seemuschellagern erheben, so würden sämmtliche Niederungen überschwemmt, und nichts bliebe sichtbar als die hohen Felsenmassen an der Südküste der Halbinsel. Eine ähnliche Muschelschichte kann man auf der ganzen Strecke von dem schwarzen bis zum baltischen Meere, nach dem Aralsee und dem kaspischen Meere, so wie durch die großen Ebenen der östlichen Tatarei verfolgen, so daß man mit Sicherheit schließen kann, dieser ganze ungeheure District sey einst ein unermeßlicher Ocean gewesen. Geologische Forschungen schreiben die Abnahme des Wassers mehreren noch jetzt vorhandenen natürlichen Ursachen zu.

*) Oder Gumpfsee: so heißt das sumpfige Gewässer, welches sich vom asowischen Meer bis an die Landenge von Perekop hinzieht.

Daß sehr wichtige physische Aenderungen in der Krim vorgingen, davon haben wir überzeugende Beweise in den lang anhaltenden Dürren, die so häufig herrschen, und in dem Vertrocknen der zahlreichen Flüsse, die einst das Land bewässerten und deren Bette man noch bis an ihre Quelle mit der größten Leichtigkeit verfolgen kann. Hierin liegt ohne Zweifel der Grund der jetzigen unbedeutenden Bevölkerung, im Vergleich mit der unter Mithridates und seinen Nachfolgern, wo das Land durch seine Fruchtbarkeit berühmt und mit Menschen angefüllt war, während jetzt in einem Raume von fast 300 Werften von Ost nach West und 180 von Norden nach Süden nur 240,000 Einwohner sind. Allerdings kamen in den letzten Kriegen zwischen Rußland und der Türkei, deren Schauplatz die Krim so lange war, viele Tausende um, und viele Tausend Muhammedaner wanderten bei der Eroberung des Landes durch die Russen aus; doch kann man die Entvölkerung durchaus nicht ganz diesen Ursachen zuschreiben, da der Verlust großentheils durch die zahlreichen Colonien von Deutschen, Griechen und Russen ersetzt wurde, und das Wahre an der Sache ist, daß der Boden in jetziger Zeit aus Mangel an genügender Feuchtigkeit nicht mehr im Stande ist, eine zahlreiche Bevölkerung zu nähren. Dieser Mangel nimmt unglücklicher Weise fortwährend zu, und wenn noch ein Beweis für die Verschlechterung des Bodens nöthig ist, so finden wir ihn nicht nur in dem verdorrten Steppengras und in den schwachen Ernten der bebauten Felder, sondern in den Bäumen, die entweder alsbald oder nach einigen Jahren kümmerlichen Wachsthums absterben und zwar auf derselben Stelle, wo ihre Vorgänger blühten, deren Wurzeln noch im Boden stecken und von ihrer riesenhaften Größe zeugen.

Ueber baktrische Alterthümer.

(Fortsetzung.)

Bis jetzt noch sind wir, die wenigen Angaben der griechischen Schriftsteller abgerechnet, auf eine zahlreiche Masse neu aufgefundener Münzen beschränkt, welche, in dem Lande zwischen Indus und Oxus aufgefunden, entschieden auf dieses hinweisen,

Digitized by Google

und uns eine nicht gewohnte Reihe baktrischer Könige enthüllen, insofern man nämlich den Namen Baktrien auf das Land zwischen Indus und Orus ausdehnen will, was gewiß nicht richtig ist, was wir aber hier der Bequemlichkeit wegen beibehalten wollen, da es für dieses Land keinen gemeinsamen Namen gibt. Diese Münzen mit den andern in Baktrien aufgefundenen Ruinen und Alterthümern in Verbindung bringen zu wollen, ist bis jetzt noch ein ganz nutzloses Unternehmen, einmal weil wir über die Ruinen noch bei weitem nicht hinreichende Kenntnisse gesammelt haben, um sagen zu können, von wem sie herrühren, und andrerseits, weil die Münzen bekannter Könige, welche sich in den zahlreichen Topen Afghanistans finden, durchaus darauf hinweisen, daß Münzen und Topen aus ganz verschiedenen Zeiträumen sind. Man fand in den Topen Münzen griechisch-baktrischer Könige und Münzen der persischen Sassaniden, sogar römische Münzen, ein Beweis, daß man diese Münzen als merkwürdige Alterthümer darin niederlegte. Mit dem griechisch-baktrischen Reich haben also die Topen sicherlich nichts zu thun, und die griechisch-baktrische Geschichte daran anknüpfen zu wollen, ist ein ganz unausführbares Unternehmen.

Den Beweis dafür zu führen, ist gar nicht schwer, man darf nur aus den zahlreichen Münzen diejenigen auswählen, von denen man gewiß weiß, wo sie gefunden wurden. General Ventura ließ im April und Mai 1830 den berühmten Topen von Manikyala aufgraben; die verschiedenen Alterthümer, die er dort fand, gehen uns hier nicht an, und wir halten uns bloß an die Münzen, weil diese den Zeitpunkt der Erbauung wenigstens in so weit bestimmen, als man natürlicher Weise den Bau in keine frühere Zeit setzen darf, als aus der die Münzen stammen. Die erste, die man fand, ist eine goldene Münze mit einer Zendinschrift *) in verdorbenen griechischen Charakteren; auf dieser Münze selbst läßt sich die Inschrift nicht ganz lesen, aus der Vergleichung der übrigen aber, zu denen sie gehört, geht hervor, daß die ganze Inschrift rao nano rao kanerki korano heißt, was Hr. Prinsep aus sehr triftigen Gründen mit „König der Könige, Kanerki, der Herrliche," übersetzt. Obgleich diese Münze, weil wir noch nicht wissen, wer dieser Kanerki ist, keine Zeit bestimmt, so sind doch zwei Dinge dabei zu bemerken, daß die Buchstaben griechisch sind, wenn auch verdorben, und zweitens daß der Titel rao nano rao als eine reine Uebersetzung des *βασιλεὺς βασιλέων* erscheint, welches auf einer großen Zahl wirklich griechisch baktrischer Münzen steht.

Eine zweite aufgefundene Goldmünze gehört den Sassaniden, und ist nach Sacy und Frähn aus dem siebenten Jahrhundert; die Umschrift ist Pehlwi. Einige andere Münzen sind entschieden indisch, und dahn sogare Sanskritschrift, endlich fand man in einer Büchse von Erz fünf Kupfermünzen, und bald darauf noch mehrere, so daß sich ihre Zahl auf 44 belief, die zum Theil aber wieder jenem oben genannten Kanerki, theils einem König Kadphises (nach andern Mokadphises) angehören, welche letztere auf der einen Seite eine griechische Inschrift mit dem Namen Mokadphises, auf der andern eine baktrische *) Inschrift tragen. Einen sogenannten König Mokadphises kennen wir bis jetzt eben so wenig als einen Kanerki; immerhin aber beweist das Daseyn der sassanidischen Münzen, daß der Tope frühestens aus dem siebenten Jahrhundert seyn muß.

Führt schon der Münzenfund in diesen vor seiner halben Zerstörung durch den General Ventura ganz vortrefflich erhaltenen Topen auf die Ansicht, daß die Münzen und die Topen in gar keinem wesentlichen Zusammenhang stehen, so wird dieß vollends einleuchtend, wenn man den Fund näher untersucht, welchen Hr. Court, gleichfalls im Dienste Randschit Singhs, in einem Topen machte, der von dem jetzigen Dorfe Manikyala nur etwa einen Kanonenschuß weit entfernt ist. Dieser enthielt fürs erste nicht nur wieder Kanerki- und Kadphises-Münzen, wie sie oben schon erwähnt sind, sondern sieben römische Münzen, und zwar sorgfältig in einer silbernen Urne verschlossen. Diese Münzen sind alle noch aus den Zeiten der Republik, was aber für die Zeit der Erbauung de Topen nichts beweist, in dem sich auch wie in dem großen von Ventura geöffneten Topen Kanerki-Münzen fanden, welche der letztere auch neben sassanidischen Münzen aus dem siebenten Jahrhundert enthielt.

Aus diesen Angaben geht nun wohl unwidersprechlich hervor, daß die Münzen und die Topen in gar keinem nothwendigen Zusammenhang stehen, und daß wir für die baktrische Geschichte, außer den wenigen Angaben in den Schriftstellern der Alten, bis jetzt durchaus keinen Anthaltspunkt als die Münzen besitzen, und daß auch diese mit großer Vorsicht zu benützen sind, aus dem einfachen Grunde, weil wir nicht wissen, welche Ausdehnung das baktrische Reich hatte, und ob es nicht in mehrere, fast oder ganz unabhängige Fürstenthümer zerfiel. Gewiß scheint, daß das Land vom Indus an westlich, und wahrscheinlich auch noch ein Theil des Landes östlich von demselben eine Zeit lang griechischen Herrschern gehörte; eben so gewiß ist aber, daß das Land vom Indus bis zum Orus nicht Ein Reich war, denn schon Justin führt (XLI. 5) einen Demetrius als König der Indier auf, im Gegensatz gegen den bekannten Eukratides von Baktrien, der mit ihm Krieg führte, und ihn endlich seines Reichs beraubte. Wir haben aber bis jetzt noch kein Mittel, die Münzen, welche aufgefunden wurden, diesem oder jenem Herrscherstamm, diesem oder jenem Reiche zuzuweisen. Schlegel führte im Jahre 1828 die Reihe der baktrischen Könige folgendermaßen auf.

J. 255. Theodotos I. Von Strabo und Justin historisch bestimmt, und letzterer sagt namentlich, daß er zuerst von Seleucus, welcher ganz Persien und Baktrien besaß, abgefallen sey, und sich habe König nennen lassen.
J. 243. Theodotus II.
J. 220. Euthydemus.
Apollodotus Soter.
Menander Nikator.
Heliokles Dikaios.

*) Ich nenne sie, wie wohl schwerlich mit Recht, Zend, weil die Worte sich theils aus dem Persischen, theils aus dem Sanskrit erklären lassen, und die im Zend ädliche Endung auf o vorherrscht.

*) Was man unter baktrisch hier zu verstehen hat, muß erst erklärt werden: es soll dieß nämlich nach Prinsep Pehlwischrift aber mit besonderer Eigenthümlichkeit seyn.

Digitized by Google

J. 195. Demetrius.
J. 181. Eukratides I.
J. 146. Eukratides II.
J. 125. Zerstörung des Reichs.

Sind nun Menander Nikator, Heliokles Dikaios und Demetrius auch baktrische Könige? Von dem letztern sollte man, wenn er nicht, wie höchst wahrscheinlich, der bekannte Sohn von Euthydemus ist, beinahe mit Bestimmtheit annehmen, er sey jener von Justin als ein Zeitgenosse von Eukratides erwähnte König der Indier. Seit aber Schlegel seine Liste als einen rohen Versuch niederschrieb, sind die großen Münzenfunde erst gemacht worden, und wenn wir schon mit den früher bekannten Namen den Zeitraum von 255 bis 125 vor Chr. ziemlich ausfüllen können, was fangen wir denn mit Agathokles, Antimachus, Philorenus, Antiochus, Mayus, Kodus, Antialkides und Lysias an, der barbarischen Namen gar nicht zu gedenken? Zu bemerken ist übrigens, daß von allen diesen letztern nur die Münzen von Agathokles rein griechisch sind, die andern alle auf der Rückseite baktrische Umschriften haben, was übrigens auch bei Apollodotus der Fall ist, dessen Herrschaft in Baktrien freilich auch zweifelhaft wird. Hiebei muß jedoch der Umstand auffallen, daß die Münzen aller derjenigen Könige*), welche wir entschieden als baktrische kennen: Euthydemus (J. 220), sein Sohn Demetrius (J. 195) Eukratides I. (J. 181) Eukratides II. (J. 146), rein griechisch sind**), und außer diesen nur noch die von Agathokles,***) Mayus und Kodus, welche man aber in der Reihe der baktrischen Könige nicht unterzubringen weiß, alle andern, auch die mit ächt griechischen Namen, haben nur auf der einen Seite, wo der Kopf ist, griechische Inschrift mit dem Namen, auf der Kehrseite aber eine baktrische Inschrift.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die beiden ersten, Theodot I. und II., scheinen noch keine eigenen Münzen geschlagen zu haben.

**) Mit einer seltsamen Ausnahme. Eukratides I. zog wie schon erwähnt, gegen Demetrus, König von Indien, und entthronte ihn, worauf er den Beinamen des Großen annahm; fast alle Münzen, welche nach dieser Zeit geschlagen sind, haben auf der Rückseite Pehlwi-Inschriften.

***) Die Münze, worauf sich diese Angabe stützt, ist eine silberne Tetradrachme von vortrefflicher Arbeit aus Allards Sammlung. Indeß will Masson 10 Kupfermünzen von Agathokles aufgefunden haben, welche Pehlwi-Inschriften tragen, ein Umstand, den Plinsey bezweifelt.

Marine-Bibliotheken in Frankreich.

(Aus dem Phare de la Manche.)

Seit dem Jahre 1836 hat man sich bestrebt, die Marine-Bibliotheken zu verbessern. Die Seepräfecten von Brest, Toulon, Rochefort, Lorient und Cherbourg haben einen Katalog der nöthigen Werke eingeschickt, die sich auf 20,000 belaufen, und natürlich mit der Zeit noch vermehren sollen. Hierzu will man eine sogenannte Bibliographie maritime fügen, zu welchem Ende der Minister an die französischen Consuln in fremden Ländern schrieb, und sie aufforderte, ihm nicht nur die Kataloge, die sie sich verschaffen könnten, sondern auch bibliographische Notizen aus öffentlichen und Privatsammlungen einzusenden. Die Generalconsuln zu Genua und Madrid haben dieser Einladung bereits entsprochen; man hat aus London mehrere Documente erhalten, doch bei weitem nicht so viele als man von einem solchen Seestaat erwarten konnte. Es existirt nur Eine öffentliche Seebibliothek, die des brittischen Museums, und diese hat keinen vollständigen Katalog. In Holland ließ der Admiral Hotterbech eine Liste aller in diesem Lande über das Seewesen erschienenen Werke entwerfen. Aehnliche Nachforschungen sollen zu Kopenhagen, Stockholm, Berlin, Petersburg, Konstantinopel, Lissabon, Neapel und Venedig angestellt werden. — In den Jahren 1835 bis 1837 war man sehr bemüht, den wissenschaftlichen Anstalten des Seewesens, sowohl zu Paris als in den Seehäfen, bessere Locale anzuweisen. In Paris enthält das Generaldepot der Karten und Plane eine der vollständigsten Bibliotheken an nautischen Werken, namentlich an Reisen; sie hat 18,000 Bände. Die Bibliothek des Hafens von Toulon wurde vergrößert, die zu Lorient erhielt ein besseres Local, die zu Brest, 8000 Bände stark, ist in einem vortrefflichen Zustande. Die Hospitalbibliothek zu Rochefort ist nach den Facultätsbibliotheken eine der merkwürdigsten Specialsammlungen in medicinischen und andern dahin einschlagenden Wissenschaften; sie wurde durch freiwillige Beiträge vermehrt, die sich seit 1806 auf 55,000 Fr. beliefen. Die Bibliothek des Generaldepots der Karten und Plane ist die älteste; sie begann mit diesem Depot selbst im Jahre 1720. Die von Brest wurde im Jahre 1755 gegründet; die von Toulon, Lorient und Rochefort durch Decrete des Convents vom 15 Febr. 1794. Die Hospitalbibliotheken der Häfen Brest, Toulon und Cherbourg verdanken einer Verordnung des Directoriums vom 7 Febr. 1798 ihr Daseyn.

Chronik der Reisen.

Die neuesten Fahrten nach Nowaja Semlja.

(Fortsetzung.)

Einige andere Strecken wurden durch die Angaben einzelner Wallroßfänger bekannt. Indeß ist immer noch in dieser Geographie viel Dunkles, und eine Menge Punkte lassen sich mit den Angaben der früheren holländischen Seefahrer nicht vereinigen. Aus den verschiedenen Berichten der Wallroßfänger und der letzten Expedition der kaiserlichen Marine scheint hervorzugehen, daß man die Erreichung des Nordostendes von Nowaja Semlja wohl erzwingen könnte, auch ohne auf die, nie vorherzusehende, zufällige Gunst eines ungewöhnlich eisfreien Meeres zu rechnen. Man müßte sich auf eine Wanderung auf dem Eise vorbereiten.

Im Allgemeinen pflegt man größere Märsche auf dem Eise, auf denen man die nothwendigen Bedürfnisse auf Handschlitten mit sich zieht, noch immer als allzu gewagt und kaum ausführbar zu betrachten, und Personen, welche mittlere Breiten nie verlassen haben, sehen wohl die Kälte als den gefährlichsten Feind an. Allein die Kälte ist für abgehärtete Personen nur eine Schwierigkeit, und durchaus kein Hinderniß. Dieses Resultat geht im Allgemeinen aus allen nordischen Reisen der Engländer aus der letzten Zeit hervor, da sie gewöhnlich bei der Annäherung des Frühlings einen Marsch auf dem Eise in der Umgebung ihres Winteraufenthaltes vornahmen, noch mehr aber aus den größeren Fahrten von Wrangell, Parry und der Nowaja Semljaer Expedition von Ziwolka. Während dieses letztern

Digitized by Google

Marsches, zuerst durch Matotschkin-Schar, dann 150 Werst an der Ostküste hinauf und den ganzen Weg wieder zurück; auf einer Strecke also von fast 500 Werste, den man in 54 Tagen zurücklegte, hatte, wie wir hörten, nicht ein einziges Individuum das samoiedische Oberkleid angezogen. Mit diesen Oberkleidern hatte man also unnöthig die Bagage vermehrt. — Hiernach könnte man künftig wohl noch früher abgehen, wenn man auch die Oberkleider benutzen will.

Eine viel größere Schwierigkeit ist das Ziehen der Bedürfnisse auf ungebahnten, unebenen, oft tief beschneiten Wegen. Es verbraucht die besten Kräfte der Mannschaft, und wird, wenn in weiten Strecken der Proviant nicht erneut werden kann, zu einem unüberwindlichen Hindernisse.

So würde es auch, wenn Nowaja Semlja nur einigermaßen die Länge hat, welche die Karte von Lütke vermuthen läßt, wohl nicht möglich seyn, genug Proviant mitzunehmen, um die ganze Küste von Matotschkin-Schar aus zu umgehen. Allein da wir aus unserer Karte sehen, daß die Nordhälfte von Nowaja Semlja, so weit wir sie kennen, kaum 100 Werste breit ist, und tiefe Einfahrten oder Meerengen hat, so kann man jetzt Pläne zu kürzeren Märschen entwerfen, und leicht erreichbare Vorräthe anlegen. Ein Project, dessen Gelingen man erwarten kann, wäre folgendes: Statt in Matotschkin-Schar, wie es gewöhnlich geschieht, überwintert eine Expedition in der bisher sogenannten Kreuzbai, und geht bei der Annäherung des nächsten Frühlings durch den nördlichsten Arm dieses Canals an die Ostküste und dann an dieser fort. Sollte auch die Kreuzbai kein durchgehender Canal seyn, so nähert sie sich doch so sehr der flachen Ostküste, daß sich erwarten läßt, man werde keine Hindernisse finden, den Proviant bis an das Eis der Ostküste zu ziehen. Dieselbe Expedition müßte aber im Sommer vor der Ueberwinterung Vorräthe von Lebensmitteln vergraben. Gwosdarew's Einfahrt, sie mag nun ein Fluß oder eine tiefe Bai seyn, ist dazu außerordentlich einladend, und wahrscheinlich in jedem Sommer, wenn man einigermaßen die Zeit abwarten will, erreichbar. Natürlich würde man in diese Bai hoch genug einfahren, um sich zu überzeugen, daß nicht Gebirgszüge unüberwindliche Hindernisse dem Transporte der Lebensmittel nach der Ostküste, wenn die Landerexpedition daselbst ankommt, entgegenstellen. In der Regel kann man aber an der Westküste noch weiter gelangen. Gräbt man nun einen beträchtlichen Vorrath von Lebensmitteln etwa in der Nähe von Lütke's Cap Nassau in den Schnee, oder, zur größern Sicherheit gegen Thiere, in den, ohne allen Zweifel nie aufthauenden Boden, so läßt sich erwarten, daß eine Landerexpedition, die von Osten herumkommt, diesen Punkt zur rechten Zeit erreicht. Sollte aber wirklich Nowaja Semlja bedeutend länger seyn, als man jetzt zu erwarten berechtigt ist, so wüßte die Mannschaft immer, wo sie beim Uebergange über das Land neue Provision finden kann, sobald sie eine gewisse Breite erreicht hat, und wäre vor dem Hungertode gesichert.

Hat man aber erst Gwosdarews Einfahrt im Sommer untersucht, von dem Tiefeingehen derselben und von der Wegsamkeit der Distanz von ihrem Boden bis zur Ostküste sich überzeugt, so scheint es noch räthlicher, die Winterhütte hier zu erbauen. Die bedeutende Abkürzung des Weges für den künftigen Marsch auf dem Eise ist ein viel größerer Gewinn, als die wahrscheinlich strengere Kälte in dieser Breite ein Nachtheil seyn würde.

Am meisten aber scheint mir folgender Plan für sich zu haben, der ebenfalls auf den Erfahrungen der letzten Zeit beruht. Diese haben nämlich gelehrt, wie wir gleich anfangs bemerkten, daß man durch ein geduldiges Warten zuweilen das Meer auch da ganz eisfrei findet, wo es gewöhnlich mit Eis bedeckt ist, ein Verhältniß, das offenbar von der Richtung und Stärke abhängt, welche die Winde einige Zeit gehabt haben. Heftige Winde scheinen das Eis auch bei bedeutender Kälte mitten im Winter zu brechen. Unsere Ueberwinterer in Matotschkin-Schar sahen selbst im Winter zuweilen Nebel im Osten, und schlossen daraus, mit Recht, wie es scheint, daß das karische Meer, zum Theil wenigstens, offen seyn müsse. Wrangell kam bei seiner Eisfahrt nicht nur an breite Eisspalten, sondern zuletzt an ein offenes Wasser, dessen Gränzen sich nicht übersehen ließen, und auch Parry sah auf seiner zweiten Fahrt das Meer ganz unregelmäßig aufgehen, und seine letzte Fahrt erreichte bekanntlich deßwegen ihr Ziel nicht, weil die Eisfläche, auf die er reiste, nach Süden zu schwimmen begann. Um wie viel mehr läßt sich auf eine Bewegung des Eises im Herbste rechnen, und Pachtussow sah ja die karische Pforte mehrmals im Herbste offen werden. Findet man also beim Hinausfahren an der Westküste bei Lütke's Cap Nassau festes Eis, wie es diesem Seefahrer in zweien Fahrten begegnete, so mag man nur, statt in der Nähe des Eises zu bleiben, was nicht nur das Schiff gefährdet, sondern, allen Erfahrungen nach, die Mannschaft außerordentlich angreift, wieder nach Süden gehen, in Gwosdarews Einfahrt oder der Kreuzbai abwarten, bis der Wind einige Zeit aus Südwest geweht hat, und dann von neuem die Fahrt nach der Ostspitze unternehmen, die ja den Holländern zweimal und auch mehreren Wallroßfängern gelungen ist. Schon auf der Hinfahrt an der Westküste müssen Lebensmittel in der Kreuzbai und in Gwosdarews Einfahrt, den früheren Vorschlägen gemäß, weit nach Osten eingegraben werden, damit wenn das Schiff an der Nordspitze einfrieren sollte, man dennoch den unbekannten Theil der Ostküste auf dem Eise aufnehmen könnte. Sollte man auch in Folge des längeren Wartens gezwungen werden, in Gwosdarews Einfahrt oder am ersehnten Vorgebirge zu überwintern, so darf man sich hierüber nicht zu sehr beunruhigen. Nach Allem, was man über die Gesetze der Wärmevertheilung weiß, ist es hier wahrscheinlich nicht kälter, als in der karischen Pforte, wo Pachtussow den ersten Winter zubrachte. Die nördlichere Lage wird vollkommen durch die Entfernung von großen Ländermassen aufgehoben, wie denn Spitzbergen weniger kalt ist, als die Mitte von Nowaja Semlja, und diese weniger als das Südende; ganz Nowaja Semlja aber wärmer ist als Turuchansk und andere von Russen bewohnte Gegenden Sibiriens.

Die Aufnahme der Nordostspitze von Nowaja Semlja würde eine Reihe von Unternehmungen der russischen Marine vollenden, die seit mehreren Jahren fortgehen.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 8** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Lyrische Gedichte.** Von Thomas Moore. — **Percy Bysshe Shelley.** (Fortsetzung.) — **Lied an den Kukuk.** Aus dem Englischen von W. Empson.

Zu den Blättern dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Bogen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Gd. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 28.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Januar 1838.

Die Auswanderung der Gränzcolonisten in Südafrika.

Capitän Harries, Ingenieurcapitän in Diensten der ostindischen Compagnie, machte im Mai des vorigen Jahrs eine Reise zu dem bekannten Matabilihäuptling Mosolekatzi; aus seinem Reisejournal wurde der Londoner geographischen Gesellschaft nachstehender Auszug über den im Titel bemerkten Gegenstand mitgetheilt.

Der Auszug der alten holländischen Einwohner aus der Capcolonie hat gewiß Seinesgleichen nicht in der englischen Colonialgeschichte. Theilweise Auswanderungen sind keineswegs ungewöhnlich, aber hier ist es eine Schaar von fünf- bis sechstausend Menschen, die nach gemeinsamem Rathschluß ihr Geburtsland und die Heimath ihrer Väter verlassen, furchtlos in die pfadlosen Wüsten des Innern eindringen, allen Gefahren und Mühseligkeiten Trotz bieten, und, viele schon auf der Neige der Jahre, einen andern Wohnplatz auf einem fremden und unwirthbaren Boden suchen.

Im Jahre 1834 bildeten mehrere Familien von Gränzbauern, welche von dem guten Boden und der Fruchtbarkeit zu Port Natal gehört hatten, eine große Gesellschaft und zogen mit zwölf Wagen aus, um das Land zu untersuchen. Was sie sahen, gefiel ihnen so gut, daß alsbald nach Beendigung des Kaffernkriegs dreißig Familien unter Leitung von Louis Trichard die Colonie verließen. Sie zogen in nordöstlicher Richtung durch das Land des großen (Oranje) Flusses, hielten sich an die Bergkette, welche das Land der Betschuanas von dem der Kaffern trennt, in der Absicht, wenn sie deren Ende erreicht hätten, sich ostwärts zu wenden, um nach Port Natal zu gelangen. Dieß Gebirge ist im höchsten Grade zerrissen und unwegsam, aber wegen der unvollständigen Kenntniß, welche die Auswanderer von diesem Theile Südafrika's hatten, wurden sie durch den Lauf der Berge weit über die Breite von Port Natal hinaus geführt, und fanden sich in einer fruchtbaren, aber unbewohnten Einöde zwischen dem 26° und 27° Br. am Ostufer eines großen schönen Flusses, welcher durch einen ebenen Landstrich träge in nordöstlicher Richtung hinfließt, mit dem Uri oder Limpopo sich verbinden und seine Gewässer in die Delagoa-Bai ergießen soll. Da das Land Wasser und Wild in Menge bot, auch an Baumaterialien kein Mangel war, so blieben die Auswanderer fürs erste hier.

Diesem Beispiel folgten bald mehrere zahlreiche Gesellschaften mit Schaf- und Rinderheerden, zogen über den großen Fluß bis ins Herz der Wüste, und zerstreuten sich längs den üppigen Ufern der Lilma oder des Vaalflusses, bis der weiterhin liegende Landstrich näher untersucht seyn würde.

Gegen Ende Mai's (1835?) verließ eine Abtheilung das Emigrantenlager, um das Land gegen Nordosten zu untersuchen. Sie zogen sechzehn Tagereisen weit über Louis Trichards Station am Zout-Pans-Berg (Salzpfannenberg) hinaus, durch ein freundliches, fruchtbares und unbewohntes Land, bis sie auf sechs Tagreisen weit von Delagoa-Bai anlangten, wo sie einen friedlichgesinnten Stamm von Eingebornen trafen, den sie die „knopfnasigen Kaffern" (Knob-nosed Kafirs) nannten. Als sie von da ins Lager zurückkehrten, fanden sie es völlig verödet, denn es war den Tag zuvor von Mosolekatzi angegriffen und achtundzwanzig der Auswanderer getödtet worden. Nach diesem und einem zweiten mörderischen Angriff zogen die Auswanderer vier Tagreisen weit rückwärts auf das südliche Ufer des Vaalflusses. Hier wurden sie abermals von den Matabilis angegriffen, und verloren 6000 Stück Vieh und 40,000 Schafe und Ziegen. Nun zogen sie nochmals rückwärts an die Queüen des Modderflusses, wo sie durch eine zahlreiche Schaar neuer Auswanderer verstärkt wurden, worauf ihr Anführer Marih mit einer auserlesenen Mannschaft auszog, um an den Matabilis Rache zu nehmen; am 17 Januar *) errang er einen blutigen Sieg über sie in dem Thal des Mosega, und gewann wieder 7000 Stück Rindvieh so wie die verlornen Wagen.

Die Nachricht von diesem Siege machte einen magischen Eindruck auf die holländischen Colonisten. Große Karawanen zogen täglich über die Gränze und strömten zu den Fahnen ihrer ausgewanderten Landsleute. Nach den neuesten Nachrichten sind die vereinten Auswanderer von Thaba Untschu in

*) Wahrscheinlich 1836; denn auch hier ist keine Jahrzahl angegeben.

Digitized by Google

der Richtung nach dem Baalfluß aufgebrochen, und im verfloſſenen Mai waren über 1000 Wagen und 1600 kräftige Männer am Zuſammenfluß der Arme des Vet-Fluſſes verſammelt. Ein Commando, beſtehend aus 500 Boers, rüſtete ſich zum Aufbruch, um Moſolekatzi zu einem friedlichen Vertrag zu zwingen oder ſeine Macht gänzlich zu vernichten, worauf der Zug nach dem ehemaligen Lager Louis Triechards wieder angetreten werden ſoll. Dort will man den Grundſtein zu einer Stadt legen, und ein neues Amſterdam wird ſich mitten in der Wildniß erheben.

Ueber baktriſche Alterthümer.

(Fortſetzung.)

Die angeführten Könige Theodotos I. und II., Euthydemus, Demetrius und Eukratides I. und II. können als die einzigen eigentlich griechiſch-baktriſchen Herrſcher gelten, denn ſie können gar wohl allein den Zeitraum von 255 bis 125 vor Chr. oder 130 Jahre ausgefüllt haben. Wie es unter den beiden Eukratides um das Reich ſtand, mag man daraus entnehmen, was Juſtin (XLI. 6.) hierüber ſagt: „Ungefähr um dieſelbe Zeit, wo in Parthien Mithridat den Thron beſtieg, begann in Baktrien die Regierung des Eukratides, beides ausgezeichnete Männer. Aber das Glück der Parther hob ihr Reich unter Mithridats Führung auf den höchſten Gipfel, die Baktrianer aber hatten viele Kriege zu beſtehen, und verloren endlich nicht nur die Herrſchaft, ſondern auch die Freiheit, denn ermattet durch die Kriege gegen Sogdianer, Arachoten, Drangianer und Juder fielen ſie endlich, gleichſam durch Blutverluſt erſchöpft, unter die Herrſchaft der ſchwächern Parther.“ Eukratides zwar hielt noch, wie wir ſahen, den Ruhm des baktriſchen Namens aufrecht, aber unter ſeinem Sohn ſcheint das Verderben eingebrochen zu ſeyn, ob wirklich durch die Parther, wiſſen wir nicht; die beiden oben genannten Völker, Arachoten und Drangianer, hauſten im heutigen Sedſcheſtan.

Wenn man nach Anleitung der Münzen irgend eine Vermuthung über die ſpätere Zeit wagen darf, ſo iſt es die, worauf die ſpätern Münzen des Eukratides I. führen. Als er den griechiſch-indiſchen König Demetrius beſiegt hatte, nahm er den Namen des Großen an, und von jener Zeit ſchreiben ſich diejenigen ſeiner Münzen, welche auf der Kehrſeite eine baktriſche Umſchrift haben. Eben ſo bemerkt Prinſep von Menander, er habe, ehe er auf den Thron des eigentlichen Baktriens ſtieg, wahrſcheinlich eine unabhängige Herrſchaft in den ſüdlichen Provinzen am Indus gegründet gehabt. Nun iſt Menander älter als Eukratides, und in dem geringen Zeitraum von 255 bis 125 vor Chr. wohl kaum ein Platz für ihn übrig, dennoch tragen ſeine von guten Meiſtern gefertigten Münzen ſämmtlich baktriſche Inſchriften, ebenſo die nicht minder gut gearbeiteten Münzen von Apollodot, Antimachus, Philerenus, Antialkides, Lyſias, während die von Hermäus, Vonones oder Nonus und Azilizes ſchon bedeutend ſchlechter gearbeitet ſind; auch bemerkt man leicht, daß zum mindeſten des Letztern Name nicht griechiſchen Urſprungs iſt. Es iſt kaum zu zweifeln, daß dieſe zahlreichen Namen nicht dem eigentlichen Baktrien, ſondern nördlich oder ſüdlich gelegenen Ländern angehören, ob einem oder mehreren Staaten iſt ungewiß, aber das Letztere wahrſcheinlich.

Nun folgt eine Reihe von Münzen, aus denen man bis jetzt gar nichts zu machen weiß. Der Titel iſt auf der einen Seite griechiſch und heißt, „der große König der Könige, Azos“ (oder Azes, wie Jacquet will), auf der andern Seite iſt eine baktriſche oder, wie Prinſep geradezu ſagt, eine Pehlwi-Inſchrift. Der Name Azos oder Azes iſt gänzlich unbekannt; über die Zeit der Münzen weiß man natürlich eben ſo wenig: einen wie wohl ſchwachen Anhaltspunkt gibt indeß der eigenthümliche Umſtand, daß es keine eigentlichen ſilbernen, ſondern nur mit Silberplättchen bedeckte Münzen unter dieſem Namen gibt. Prinſep bemerkt hiezu: „Sie gleichen einigermaßen den Münzen des römiſchen Kaiſers Gallienus und ſeiner Nachfolger. Iſt es wohl möglich, daß der Mangel an Silber, dem man die Prägung dieſer Art von Münzen in Europa zuſchreibt, ſich auch auf Indien ausdehnte? Wäre dieß der Fall, ſo fielen die Münzen in die zweite Hälfte des dritten Jahrhunderts. Jedenfalls kann man annehmen, daß dieß Syſtem von den römiſchen Münzen copirt war, worauf einige andere nachgeahmte Gegenſtände hinweiſen. Dazu gehört der Soldat, der auf den beſiegten Feind tritt, und das Strahlenhaupt, das eine Nachbildung der ſtrahlenförmigen Krone der römiſchen Kaiſer jener Zeit ſcheint.“ Iſt dieſe Anſicht richtig, ſo iſt es nur zu verwundern, daß dieſe Münzen größtentheils noch ſehr gut gearbeitet ſind, was man bei der den griechiſchen Herrſchern ſo feraliegenden Zeit gar nicht vermuthen ſollte. Daß die Münzen dem Nordweſten Indiens angehören, folgert man aus dem Umſtande, daß einige derſelben den Stier mit dem Höcker tragen; ob mit Recht oder Unrecht, ſteht dahin.

Wir würden uns zu ſehr ins Detail verlieren, wenn wir auf einzelne Münzen und auf Namen wie Undopherres oder Unadpherrus, Kadaphes u. dgl. eingehen wollten, können aber eine von Kadphiſes oder Mokadphiſes nicht übergehen, weil ſich mehrere Goldmünzen dieſer Art gefunden haben, und Ventura ſolche in Manikyala, wie Honigberger in der Nähe von Cabul, beide in einem Topen auffand, letzterer auch nachher eine in Balkh ankaufte; ſie führen die leſerliche Inſchrift *BACIAEYC OOH-MOKAΔΦICHC*, d. h. König, *OOH* Mokadphiſes. Ueber die Buchſtaben *OOH* erlaubt ſich Hr. Prinſep keine Vermuthung. Hr. Jacquet hat (Journal Aſiat. Sept. 1836 (p. 269) eine verſprochen, bis jetzt aber noch nicht geliefert, wie er auch mit ſeiner Arbeit über die Münzenſammlung Allards noch nicht zu Ende gekommen iſt. Die Gelehrten in Oſtindien wie in Europa legen auf dieſe Münzen, die ſehr ſchön gearbeitet und ſehr zahlreich ſind, ſo daß ſie eine ganze Gruppe bilden, großes Gewicht, ſie gehören indeß bis zu der bisherigen Claſſe mit griechiſchen Inſchriften auf der einen, und baktriſchen oder Pehlwi-inſchriften auf der andern Seite. Sie ſollen einem Volke von indiſchem Cultus angehören, indem man die Figur Siwa's auf der Kehrſeite erblicken will, und zwar mit Attributen, die, wie Jacquet meint, dem auf den Münzen der griechiſchen Kö-

Digitized by Google

nige Baktriens und Indiens so oft abgebildeten griechischen Hercules entlehnt scheint.

Merkwürdiger noch als die Münzen von Kadphises oder Mokadphises sind die sogenannten Kanerki-Münzen, wegen des seltsamen Uebergangs, den sie bilden. Anfangs sind Sprache und Buchstaben griechisch, dann nur noch die Buchstaben und auch diese werden immer undeutlicher. Auf der Kehrseite findet sich anfangs das griechische Wort *HAIOC*, Sonne, später aber, als die Sprache sich ändert, die Worte Nanaia, Mithra, Athro, Mao u. in immer schlechtern, unleserlichern Buchstaben. Prinsep sucht diese Worte mit ziemlich einleuchtenden Gründen alle wieder auf den Begriff von Sonne und Feuerdienst zurückzuführen. Die Umschrift auf der Vorderseite ist anfangs *BACIAEYC KANHPKOY*, *) König Kanerku, später kommt, ebenfalls griechisch, „König der Könige Kanerku." Auf einmal erscheint nun statt der griechischen Sprache ein indoperfischer Dialekt, die Münzen tragen den Titel: rao kanerki, endlich rao nano rao kanerki korano, **) was Prinsep, wie schon erwähnt, mit: König der Könige, Kanerki der Herrliche, übersetzt hat. Diese ganze Reihe ist wesentlich von der vorigen verschieden, nicht Eine baktrische Inschrift erscheint, und auf den spätern werden die griechischen Schriftzüge allmählich so schlecht, daß sich ohne Kenntniß der ältern Münzen durchaus nichts daraus entziffern ließe; man sieht deutlich, daß wie die Kenntniß der Sprache, so endlich auch die der griechischen Schrift verloren ging. Ueber ihr Alter läßt sich durchaus nichts bestimmen, so lange wir nicht wissen, wann die Topen erbaut wurden; daß zum Beispiel der von Manikyala nicht vor dem 7ten Jahrhundert erbaut seyn kann, haben wir oben aus dem Vorhandenseyn gewisser sassanidischen Münzen gesehen. Es scheint jedenfalls ausgemacht, daß sie einer ganzen, ziemlich lange dauernden Dynastie zukommen; denn daß sie zusammengehören, ergibt sich aus einer durchgehenden Familienähnlichkeit, aber von dem Zeitpunkt an, wo sie richtige griechische Schrift und Sprache enthielten, bis dahin, wo man kaum noch die Buchstaben als griechisch erkennen kann, müssen nothwendig mehrere Jahrhunderte verlaufen seyn.

Ein Umstand gibt diesen Kanerki-Münzen einen Zusammenhang mit den frühern, das sogenannte baktrische Symbol; es scheint ein Instrument zu seyn, das man in der Mitte mit der Hand fassen konnte, und das unten vier Füße und oben vier Zinken, ähnlich denen einer Gabel hatte; so ist wenigstens die Abbildung auf einer der Kanerki-Münzen, welche Burnes erhielt und auf einer goldenen Kadphises-Münze, welche Honigberger in einem Topen bei Kabul fand.***) Noch ist zu bemerken, daß auf der Rückseite der Kanerki-Münzen sehr verschiedene Symbole vorkommen. Auf den noch griechischen Münzen sieht eine Frau in ein fließendes Gewand nach indischer Weise gekleidet und trägt einen Lotus; die querlaufende Inschrift ist *NANAIA*, was Prinsep und andere mit der indischen Göttin Anapasa, der persische Anahid und der griechische Anaitis oder Venus, einem der sieben Feuer, in Verbindung bringen. Eine zweite Classe stellt einen Mann in kurzer Tunica, Beinkleidern und Stiefeln dar; der Kopf ist von einem Diadem und einem Strahlenkranz umgeben, und neben erscheint das Wort *HAIOC*, die Sonne; auf den nicht mehr griechischen Münzen erscheint dagegen ein Wort, das man wahrscheinlich Mithro lesen muß, wornach also abermals auf Sonnendienst hingewiesen wird. Noch seltsamer ist aber, daß man auf andern Kanerki-Münzen hinter einem ähnlich gekleideten Mann den gehörnten Mond mit der Inschrift *MAO*, was Mond bedeutet, erblickt, ungefähr so wie Dionysos in den samothrakischen Mysterien erscheint, wo er den gehörnten Mond auf dem Rücken hat.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ob man Kanerku oder Kanerkhu lesen muß, ist unentschieden, aber wegen der Folgen, die man daraus gezogen hat, nicht unwichtig.

**) Wegen dieser vollständigen eigentlichen restaurierten Inschrift müssen wir kurz uns auf den oft erwähnten Prinsep berufen.

***) Die eine ist in Burnes bekanntem Werke, die andere im Journal asiatique (Sept. 1836) abgebildet.

Alte irische Abschrift der Evangelien.

Der Geistliche Todd sandte kürzlich der königlich irischen Akademie einen kurzen Bericht über eine Abschrift der vier Evangelien ein, welche im siebenten Jahrhundert in irischer Schrift geschrieben wurde, und in der Bibliothek des Erzbischofs von Canterbury zu Lambeth aufbewahrt wird. Es ist ein Band in Kleinquart, in der niedlichen Handschrift geschrieben, welche man Caroline nennt, und die unter Carl dem Großen in ganz Europa, jetzt aber nur noch in Irland gebräuchlich, und unter dem Namen der irischen Schrift bekannt ist. Der vorliegende Band scheint einem gewissen Maelbrigid Mac Doornan oder Tornan gehört zu haben, welcher im neunten Jahrhundert Erzbischof zu Armagh war, und im Jahre 925 starb. Von ihm wahrscheinlich erhielt ihn Athelstan, König der Angelsachsen, zum Geschenk, der ihn seinerseits der Stadt Canterbury schenkte. Dieß ersieht man aus einer angelsächsischen Inschrift (in einer Hand aus dem 9ten oder dem 10ten Jahrhundert), welche auf der leeren Seite steht, die unmittelbar auf die Genealogie im ersten Capitel Matthäi folgt. Die Entdeckung dieses Manuscripts und der Beweis seines irischen Ursprungs sind darum wichtig, weil sie ein abermaliges Beispiel an die Hand geben, wie man im sechsten und siebenten Jahrhundert irische Schreiber zum Abschreiben der heiligen Schrift benützte. Es ist jetzt eine begraubigte Thatsache, daß fast alle die heiligen Bücher, welche die angelsächsische Kirche so hoch verehrte, und die von ihren früheren Bischöfen als Erbstücke ihren respectiven Sitzen hinterlassen wurden, aus Irland kamen, oder von irischen Schreibern geschrieben waren.

Chronik der Reisen.

Die neuesten Fahrten nach Nowaja Semlja.

(Fortsetzung.)

Von 1819 bis 1824 waren die HH. Lasarew und Lütke, der erstere in einer, der letztere in vier Expeditionen, bemüht, die West- und Südküste von Nowaja Semlja, so wie einen Theil der lappländischen Küste zu untersuchen. Von 1829 bis 1832 war Hr. Reinecke beschäftigt, die Aufnahme der lappländischen Küste zu beendigen, und

Digitized by Google

die Küsten des weißen Meeres zu vermessen. Die Küste des Eismeeres, östlich von der Ausmündung des weißen Meeres, ist durch zwei Männer untersucht worden: von Kanin-Noß bis zur Petschora durch Hrn. Bereshnych, und von da östlich durch Hrn. Iwanow, dem es gelungen ist, bis in den obischen Meerbusen zur See vorzudringen, wie ähnliche Expeditionen, die vor einem vollen Jahrhundert (1734 bis 1739) von Archangelsk bis dahin ausgeführt wurden. Die Reisen der HH. Pachtussow und Zimolka haben zuletzt den größten Theil der Ostküste von Nowaja Semlja kennen gelehrt. Außerdem ist seit ein Paar Jahren eine detaillirte Aufnahme der Küste von Finnland begonnen, welche bis zur Spitze des bothnischen Meerbusens fortgesetzt werden soll. Kommt nun noch die Nordostspitze von Nowaja Semlja hinzu, so wäre eine umständliche Kenntniß aller Nordküsten des russischen Reiches, aller Schwierigkeiten des Klima's zum Trotze, bis zum Obj erreicht. Diese Unternehmungen der Marine mit den vieljährigen Expeditionen, welche der Hr. Finanzminister dem Ural gewidmet, mit den ausgedehnten geographischen Arbeiten, welche der kaiserliche Generalstab in der europäischen und asiatischen Türkei während des türkischen Feldzugs ausgeführt hat, mit Hrn. Fedorows fünfjährigen Ortsbestimmungen in West-Sibirien, mit der begonnenen Nivellirung des kaspischen Meeres und der ausgedehnten Triangulirung, die an der Westgränze des Reiches noch fortgeht, bilden ein großartiges Ganze von geographischen Unternehmungen, würdig des Andenkens der beiden Herrscher, unter denen sie ausgeführt wurden.

Um zu beurtheilen, ob die Kenntniß der Nordostspitze von Nowaja Semlja, die keinen mercantilischen Gewinn verspricht, die mit dieser Unternehmung verbundenen Opfer verdient, wollen wir unsern Blick weiter auf die Nachbarschaft ausdehnen. Legen wir eine Circumpolarkarte vor uns, und verfolgen wir die nordischen Küsten, welche mit so ungeheurer Ausdauer in dem Kampfe mit den Elementen aufgesucht sind, so finden wir ein eben so einfaches als überraschendes Resultat. Die ganze Nordküste der alten Welt von der obischen Halbinsel bis zur Beringsstraße ist von den Russen, so wie die ganze Nordküste des neuen Continents vom Lancaster-Sunde an, mit kleinen noch unerkannten Lücken, von Britten entdeckt worden. Ja, man kann noch mehr sagen: von der obischen Halbinsel bis jenseits des Ostcaps, im Lande der Tschuktschen, hat noch nie eine andere Flagge geweht, als die russische, und an der Küste von Nordamerika keine andere, als die brittische. Auf der Gränze beider Regionen, in der Beringsstraße und nördlich von ihr, haben beide Flaggen mit einander gewechselt (unter Deschnew, Bering, Cook, Clarke, Kotzebue, Wassiljew, Beechey). Nie hat die Beringsstraße eine andere Flagge gesehen. Alle übrigen seefahrenden Nationen haben ihre nordischen Fahrten auf das Wasserbecken zwischen dem karischen Meere, Spitzbergen und der Baffinsbai beschränkt. Dasselbe Wasserbecken haben die Normänner fast in seiner ganzen Ausdehnung befahren.

Durch die Verfolgung der Ostküste von Nowaja Semlja hat die russische Marine das Gebiet ihrer Herrschaft ausgedehnt, denn die Westküste ist, obgleich von den Russen schon früher befahren, doch durch die Holländer für die wissenschaftliche Welt entdeckt. Es kommt jetzt darauf an, diese Eroberung bis dahin auszudehnen, wo die Unternehmungen der Holländer ihr Ende fanden — so wie die Nordküste der neuen Welt wartet, welche Flagge sich an dem noch nicht gekannten Ufer zwischen den Entdeckungen Beechey's und Franklins zeigen wird.

Was diese Unternehmungen in Gegenden, wo der Mensch, in ewigem Kampfe mit der Natur begriffen, wohl nie einer hohen gesellschaftlichen Entwickelung theilhaftig wird, für eine Frucht tragen müssen, erkennt man, wenn man dem Blicke für die Zeit einen eben so großen und noch größeren Maaßstab gibt, als wir ihm eben für den Raum gegeben haben. Den Weg nach den Schätzen Indiens hat das Polareis versperrt, aber es hat den Weg in die Nachwelt geöffnet, denn die fernste Zukunft wird wissen, daß die russische Flagge die Nordgränze der alten Welt, und die brittische die Nordgränze der neuen dem Eise abgewonnen hat. Beide Völker werden dadurch den überzeugendsten und zugleich den dauerndsten Beweis von ihrer Ausdauer hinterlassen. Es ist eine bekannte Sache, daß durch den lebhaftern Völkerverkehr die Namen in glücklicheren Gegenden viel schneller verwischt werden, als in diesen Gränzen des menschlichen Wohngebietes. — Um so bedeutsamer ist es, daß die genannten Völker nicht bloß um den Nordpol herum, dem die Russen durch ihren alten Sitz genähert waren, mit einander um die Errichtung dieser dauernden Denkmale des Muthes und der Ausdauer gerungen haben, sondern auch um den Südpol. Lange glaubte man, es sey nach dem Südpole hin kein ferneres Land erreichbar, als die von Cook gesehenen Küsten, bis ein russisches Schiff, wenige Jahre nachdem zuerst die russische Flagge auf der Südküste der Erde gesehen war, die Namen zweier russischen Fürsten an zwei Felsen, die diesem Pole noch näher liegen, heftete.*) Neuerlich haben wieder die Engländer dieses Ziel südlicher Fahrten weiter geschoben. Es wird darauf ankommen, welches Volk zuerst einen Pol erreichen wird, um von dem andern nicht überboten werden zu können.

Die Geschichte der Schifffahrt hat von jeher ein sehr reiches Material zur Beurtheilung der geistigen Anlagen der Völker und ihres Culturzustandes gegeben, sie wird auch künftigen Geschlechtern von den jetzigen Zuständen berichten. Sie wird, wenn auch die Britten und Russen verweichlichen sollten, ihnen das Bild der Vorzeit vorhalten. Aber sie wird auch beide Völker nach ihren Leistungen vergleichen. Sie wird nachweisen, daß die Fahrten an der Nordküste Sibiriens viel früher unternommen wurden, und viel größere Aufopferungen forderten, als die der Britten an der Nordküste Amerika's. Sie wird als Zeugnisse für die körperliche und geistige Ausdauer, die Ueberwinterungen in den vom Menschengeschlechte nicht bewohnten Wüsten des Eismeeres, in Spitzbergen und Nowaja Semlja anführen. Nur die Holländer haben in früherer Zeit Aehnliches versucht. Unfreiwillig mußten sie an der Nordspitze von Nowaja Semlja den Winter von 1596 bis 1597 zubringen. Freiwillig haben sieben Holländer den Versuch in Spitzbergen 1633 bis 1634 mit Erfolg gemacht. Aber alle Personen, die ihn im folgenden wiederholten, fielen ihm als Opfer. Denselben Versuch haben die Britten einmal (1630 bis 1631) mit glücklichem, und früher einmal mit unglücklichem Erfolge gemacht. Vom russischen Volk aber haben sehr lange Zeit hindurch kleine Gesellschaften fast jährlich auf Spitzbergen und Nowaja Semlja überwintert. Von den bekannten vier an der Ostküste von Spitzbergen ohne alle Hülfsmittel zurückgebliebenen Peljägern konnten drei sich sieben Jahre lang erhalten. Aber Rachmanin, der nach 26 Ueberwinterungen in Nowaja Semlja und zweien in Spitzbergen, noch den Muth hatte, fünf Winter auf den Weg nach der Mündung des Jenissei zu verwenden, steht ohne alle Vergleichung bei irgend einem Volke da.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Inseln Peter und Alexander, entdeckt von Bellingshausen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 29.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Januar 1838.

Agassiz über die wandernden Felsenblöcke.

Hr. Agassiz, der bekannte Forscher im Gebiet der fossilen Ichthyologie, richtete über diesen Gegenstand nachstehende Bemerkungen an die französische Akademie.

„Ich habe im vorigen Jahre (1836) mehrere Monate in den Alpen zugebracht, deren Gletscher ich zu untersuchen mich bemühte; namentlich wünschte ich die Beobachtungen zu wiederholen, welche die HH. Venez und Charpentier an den großen Gletscherwällen machten, die man in größern oder geringern Entfernungen von den jetzigen Gletschern findet, und ich konnte mich von der vollständigen Genauigkeit der Schilderungen, die sie davon gegeben haben, überzeugen. Namentlich fiel mir das glatte Aussehen auf, das die Felsen darbieten, auf denen Gletscher sich bewegten; man findet dieß glatte Aussehen in allen Thälern, deren Seiten mit alten Gletscherwällen bedeckt sind, wie entfernt die Gletscher jetzt auch davon seyn mögen. So sind die Seitenwände des Rhonethals bis an die Ufer des Genfersees, von dem die Gletscher jetzt über eine Tagreise entfernt sind, völlig glatt, wenigstens allenthalben, wo der Felsen hart genug ist, um den atmosphärischen Einflüssen zu widerstehen. Beim Anblick dieser Erscheinung erinnerte ich mich, daß der Südabhang des Jura, der den Alpen gegenüber liegt, gleichfalls solche glatte Oberflächen darbietet, die man bei uns Lapen nennt, und worauf ich bisher wenig geachtet hatte.

„Bei meiner Rückkehr nach Neufchatel beeilte ich mich, diese glatten Oberflächen aufmerksamer zu untersuchen, und ich erkannte, daß sie von der Lagerung der Schichten und der Richtung der Jurakette völlig unabhängig sind, daß sie sich über die ganze Oberfläche des Bodens ausdehnen, den Undulationen folgen, gleichmäßig über das neptunische Gestein wie über den Jurakalk hingehen, und überall, wo der Felsen neuerdings entblößt wurde, eine spiegelglatte Politur zeigen. Diese Oberflächen sind bald eben, bald undulirend, bald sogar von tiefen, gewundenen Furchen durchschnitten, die jedoch niemals nach der Neigung des Berges laufen. Im Gegentheil laufen sie schräg und der Länge nach, mit Einem Wort, sie haben eine Richtung, daß man nicht entfernt daran denken kann, das Wasser habe diese Furchen eingerissen. Man bemerkt übrigens auf solchen gut erhaltenen, nicht verwitterten Oberflächen feine Linien, ähnlich denen, die man mit einer Diamantspitze auf einem Glase machen kann, und die im Allgemeinen der Richtung der schrägen Furchen folgen. Für jeden, der die Alpen gesehen hat, ist es augenscheinlich, daß das Eis diese Politur hervorgebracht hat. Allenthalben, wo man bis jetzt den Südabhang des Jura in dieser Beziehung untersuchte, nämlich auf einer Strecke von mehr als 20 Lieues östlich und westlich von Neufchatel, bietet derselbe diesen Anblick dar.

„Beweisen nun, wie dieß Charpentier angenommen hat, die auf diesen glatten Flächen ruhenden wandernden Blöcke des Jura, daß die Gletscher sich bis an den Jura erstreckten, Blöcke alpinischer Felsen vor sich herschoben, und die Fläche glätteten, auf der sie sich bewegten? Ein Umstand spricht entschieden dagegen, der nämlich, daß die wandernden Blöcke des Jura eckig sind, während die Blöcke der Gletscherwälle, durch die Bewegung der Gletscher fortgestoßen und aneinander gerieben, immer abgerundet sind. Derselbe Fall müßte seyn, wenn die wandernden Blöcke durch Wasserströmungen fortgeführt worden wären, wie reißend und tief man diese auch immer annehmen mag. Bei dieser letzten Annahme aber könnte man nur nicht erklären, warum die zwischen Alpen und Jura liegenden Seen nicht völlig ausgefüllt wurden.

„Die wandernden Blöcke des Jura ruhen nicht unmittelbar auf glatten Oberflächen: überall, wo die die großen Blöcke begleitenden Kiesel nicht durch spätere Zufälle auseinander geschoben wurden, bemerkt man, daß sie eine Schicht von einigen Zoll, manchmal von mehreren Fuß bilden, auf denen die eckigen Blöcke ruhen. Diese Kiesel sind ferner sehr abgerundet, selbst glatt, und in der Art übereinander geschichtet, daß die größern oben, die kleinern, die oft in einen feinen Sand übergehen, auf dem Boden unmittelbar auf der glatten Oberfläche liegen. Diese durchgängige Art der Uebereinanderlagerung ist dem Fortführen durch Wasser entschieden entgegen, denn in diesem Falle würde die Ordnung der Uebereinanderlagerung gerade umgekehrt seyn.

„Es wäre sehr wichtig zu wissen, ob überall, wo Wander-

Digitized by Google

blöcke sich finden, diese eckig sind, und die Oberfläche glatt ist, wie die des Jura, und endlich ob sie allenthalben auf einer Schichte abgerundeter Kiesel ruhen, die um so kleiner werden, je näher sie den glatten Oberflächen sind."

Ueber baktrische Alterthümer.

(Schluß.)

Es wäre eine verlorne Mühe, und würde mehr Raum erfordern, als wir hier darauf verwenden können, wenn wir in ein näheres Detail dieser Münzen eingehen wollten, um so mehr als einige, die unter keine besondere Rubrik zu bringen sind, sogar einen Feueraltar aufweisen; wir sind über die Hauptmünzen, über die Herkunft ganzer Gruppen zu wenig unterrichtet, als daß man es bis jetzt noch wagen könnte, einzelne unsichere Münzen entziffern und deuten zu wollen, um so mehr, als manche Symbole ganz willkürlich gewählt scheinen. *) Hierein Ordnung und Zusammenhang bringen zu wollen, ist bis jetzt noch ganz unausführbar.

Fassen wir das Obige zusammen, so ergeben sich bis jetzt drei von einander ganz verschiedene Gruppen, die in mehrere Unterabtheilungen zerfallen, aber doch eng zusammen gehören. Diese sind 1) rein griechische Münzen, welche, so viel wir bis jetzt wissen, mit Ausnahme einer von Agathokles bloß den bekannten baktrischen Königen angehören, die wir oben aufgeführt haben; 2) Münzen mit griechischer Schrift auf der Vorderseite und mit baktrischer Schrift auf der Rückseite; diese zerfallen in griechische und barbarische Königsnamen, unter welchen letztern die von Kadphises mit zu den merkwürdigsten gehören; 3) Kanerki-Münzen, welche Anfangs eine griechische Inschrift, später fremde Sprache, aber immer noch griechische, allmählich undeutlicher und schlechter werdende Schrift haben, nie aber baktrische Inschriften, und mit einem kleinen Theil der unter Nr. 2 aufgeführten Münzen nur durch das gleichmäßig angebrachte sogenannte baktrische Symbol zusammenhängen. Ehe wir auf die wenigen Bemerkungen eingehen, welche der schwache Stand unsrer bis jetzt noch erlangten Kenntnisse gestattet, müssen wir auf einige Punkte aufmerksam machen, die vielleicht einiges Licht geben.

Der mächtige Geist Alexanders und die innere Stärke der griechischen Bildung hatten auf die weit rohern Asiaten einen solchen Eindruck gemacht, daß Jahrhunderte lang alles Griechische mit einer gewissen Ehrfurcht betrachtet wurde, und selbst jetzt noch im tiefen Asien einige Völker sich mit Stolz griechischer Abstammung rühmen. Daher kam es auch, daß griechische Sprache und Schrift Jahrhunderte lang auf den Münzen, dem höchsten Symbol der Herrschaft im Orient, prangte; selbst die spätern Arsaciden, ja noch die ersten Sassaniden hatten griechische Schrift auf ihren Münzen, und wir dürfen uns also nicht wundern, wenn in Baktrien und im Pendschab, wo griechische Herrscher sich wenigstens anderthalb Jahrhunderte länger erhielten als in Persien, griechische Schrift auf den Münzen noch in eine viel spätere Zeit herabreicht, und wenn gleich verdorben, doch noch besser ist, als auf den Münzen der Arsaciden und Sassaniden. Eine eigenthümliche Aenderung in der Stellung der Schrift geht frühzeitig vor; die ächt macedonischen Münzen, bis auf Eukratides herab, haben die Schrift quer überlaufend in gerader Linie und nur auf zwei Seiten, während die Münzen der zweiten Classe gleich Anfangs die Schrift auf drei Seiten und bald darauf im Kreise herumstehen gleich den römischen Münzen. *) Es scheint also, die griechischen Künstler fanden in dem Lande, aus dem jene Münzen stammen, Vorbilder, die sie bald nachahmten, was um so wahrscheinlicher ist, als die griechische Inschrift der Münzen der zweiten Classe Anfangs nicht in der Rundung gestellt war, wohl aber gleich auf den ältesten die baktrische. Aus allem diesem, wie überhaupt aus dem alsbaldigen Auftreten der doppelten Schrift scheint hervorzugehen, daß diese Münzen aus einem gebildetern Lande, als das eigentliche Baktrien, stammen, und daß diese Bildung auch der griechischen gegenüber sich einigermaßen geltend machte. Welches Land dieß war, wagen wir freilich nicht zu entscheiden, in dem gebirgigen, rohen Nordosten lag es schwerlich, eben so wenig in dem dürren Lande der Arachoten und Drangianer, dem heutigen Sedschestan, und kann also wohl nur das alte Sogd, das von Alexander gleichfalls erobert wurde, und wo altpersische Bildung geherrscht zu haben scheint, oder ein indisches Land oder auch das eigentliche Afghanistan, nämlich das Land zwischen Hindukusch und Sefid Koh, wo Dschelalabad, Ghiani, Cabul und Candahar liegen, gewesen seyn. Die Mehrzahl wird wohl eher geneigt seyn, für Indien zu stimmen, aber Ein Umstand spricht bedeutend entgegen, nämlich die Sprache dieser sogenannten baktrischen Schrift, das Pehlwi, von welchem man recht wohl begreift, wie es nach Sogd und nach dem mittlern Afghanistan, aber nicht wie es nach Indien kam. Liest man zum Beispiel die ganze Sammlung von Allard oder vielmehr Ventura durch, wie sie Jacquet (Journal Asiatique, Februar 1836) einzeln nach den Namen der Könige schildert, so findet sich keine, deren Symbol nothwendig auf Indien deutete; auf einigen findet sich der Stier mit dem Buckel, auf Einer der indische Löwe ohne Mähne, auf andern aber wieder Pferde im Lauf, das baktrische Kamel u. dgl., und was die einzige Münze des Königs Mokadphises betrifft, auf welcher Jacquet Siwa, und zwar in weiblichen Formen, erkennen will, so kann sich Hr. Jacquet auch — getäuscht haben. Zwei Gründe schienen für Sogd oder für das mittlere, mit einem herrlichen Klima gesegnete Afghanistan zu sprechen, als die Länder, dessen Könige jene Münzen schlugen; erstens die Pehlwisprache, und zweitens das allmähliche Roherwerden der Münzen, was bei Sogd sehr natürlich und auch bei Afgha-

*) Eine spätere Kanerki-Münze z. B. zeigt eine den Ueberfluß vorstellende Figur, welche das mit Früchten gefüllte Horn der Amalthea mit beiden Händen hält, wie auf einer Münze des ächt griechischen Königs Philoxenus.

*) Prinsep meint, diese Methode sey den damals im Orient kursirenden römischen Münzen entlehnt, allein dann müßte man mehreren, wie denen von Menander ein viel minder hohes Alter zuschreiben, als sie wirklich haben.

Digitized by Google

nistan recht wohl zu erklären ist, nicht aber bei Indien, das damals in den Künsten keiner größern Rohheit entgegenging.

Ueber die dritte Classe, die sogenannten Kanerki-Münzen, wagen wir gar keine Vermuthung; ihre Symbole zeigen verschiedene religiöse Systeme, und eine Bekanntschaft mit Indien läßt sich nicht verkennen. Wir führen hier nur den Umstand an, daß die Sprache der Münzen gleichfalls eher auf Indien als auf Persien deutet, um so mehr, als wohl sämmtliche Münzen aus der Zeit, wo die Sprache nicht mehr griechisch ist, nach Christi Geburt fallen, *) also die Zendsprache nicht mehr als lebendig gedacht werden darf. Als Hr. Prinsep durch Hr. Burnes zum erstenmal in den Besitz einer solchen Münze kam, und zwar zuerst einer griechischen, verfiel er auf den Gedanken, Kanerki sey der Name eines Fürsten aus Nordindien, Namens Kanisla oder Kanischka. **) Später kam er von dieser Idee wieder ab, aus dem nicht sehr zureichenden Grunde, da diese Münzen auch in dem Topen von Manikyala gefunden wurden zugleich mit sassanidischen Münzen, so könne dieß keine Münze von einem Fürsten seyn, der etwa 120 vor Christus lebte. Der Grund ist unzureichend, denn so gut man römische Münzen als Seltenheit in einen solchen Topen, und zwar an einer recht wichtigen Stelle legte, eben so konnte man auch Münzen dieser Art hineinlegen. Dieser Kanischka war ein nichtindischer Fürst von Caschmir, der nach dem Raja Tarangini, dem einzigen bis jetzt entdeckten bedeutenden Geschichtswerke in Sanskritsprache, um das J. 120 vor Chr. herrschte. Die tübetanischen Annalen führen ihn, wie Hr. Csoma de Körös berichtet, als König von Kapila in der Nähe von Hardwar auf, eine Eroberung, die leicht von einem in den Himalayagebirgen hausenden kriegerischen Fürsten zu machen war. Kanischka folgte der Lehre Buddha's, die damals noch nicht ganz in Indien vernichtet war, und war also gewiß im Kriege mit dem braminischen Indien. Ob eine Verbindung zwischem diesem Kanerki oder Kanethki und jenem Kanischka besteht, wissen wir freilich nicht, bemerkenswerth ist aber der Umstand, daß dieser Kanischka Buddha's Lehre folgt, und daß die Topen, wie so ziemlich alle Forscher übereinstimmen, buddhistische Grabdenkmale sind. Haben aber buddhistische Fürsten über das Land von Indien bis Kabul und Bamian geherrscht, so konnten sie nur aus Indien, oder aus Caschmir herüber kommen, und erwägt man die ungeheure Zahl der Topen so muß die Herrschaft dieser Buddhisten jedenfalls mehrere Jahrhunderte gedauert haben. Diese ganze Annahme beruht freilich auf dem zwar ziemlich allgemein angenommenen, aber nicht erwiesenen Umstand, daß die Topen buddhistische Denkmäler sind.

Ueber die andern Denkmäler dieses merkwürdigen Landes haben wir wenig zu sagen, eben weil wir ihren Zusammenhang mit der Geschichte des Landes und mit den Münzen gar nicht kennen, die allgemeine Schilderung aber von Städteruinen u. dgl. uns wenig hilft. Nur Inschriften mit Namen, die sich an einen gewissen Punkt knüpfen, können einen Lichtstrahl auf das Dunkel werfen, in dem wir uns noch immer befinden; in dieser Beziehung aber ist bis jetzt nur Ein Umstand von großer Bedeutung bekannt geworden. General Ventura fand in dem Topen von Manikyala eine kupferne Büchse, auf deren Deckel eine Inschrift einpunktirt war. Prinsep sagt hierüber, daß die Schrift einer alten Form von Nagari, wie man sie vielleicht beim Schreiben anwandte, ungemein gleiche, so daß nur der Kopfstrich *) fehle, und man sie bald zu entziffern hoffe. Dieselbe Schrift fanden auch Hr. Masson und Dr. Honigberger in andern Topen. Der letztere entdeckte bekanntlich auch eine Papyrusrolle in einem derselben, und wenn es gelingt, sie glücklich aufzurollen, so wird sie wahrscheinlich manchen Aufschluß geben, vielleicht eben so viel als eine flache Silberscheibe, die Gen. Ventura gleichfalls im Topen von Manikyala fand, und die eine Inschrift enthält, welche wahrscheinlich das Geheimniß des Topen aufklären wird. Prinsep sagt darüber: „Die Charaktere sind genau dieselben, wie auf dem äußern erzenen Cylinder, aber ihre Combination ist verschieden. Ueber ihre Verwandtschaft mit dem Sanskrit kann kein Zweifel seyn, aber die Schwierigkeit der Entzifferung ist sehr vergrößert durch die Substitution der Currentschrift für das eigentliche Nagari." Hieraus geht hervor, daß das Volk, welches diese Topen erbaute, seine Bildung aus Indien geholt hat, die Schrift ist nicht Pehlwi, nicht baktrisch, sondern entschieden mit der indischen verwandt, weßwegen sie indeß eben so wohl tübetanisch seyn kann. Die Entzifferung dieser Inschriften muß entscheiden, ob die Denkmäler wirklich buddhistisch sind. Von dieser Entzifferung hängt fürs erste Alles ab, denn die Münzen sind trügerische Führer, das Geld wandert von Land zu Land, aber diese Topen stehen da zum Theil wie für die Ewigkeit gebaut; was sie an schriftlichen Denkmälern in sich schließen, das gehört dem Lande an, in welchem sie stehen, und diese schriftlichen Denkmäler erst können den Münzen ihren Werth und ihre Stellung anweisen. Ehe diese Inschriften nicht entziffert sind, möchten leicht alle Forschungen zwar den jetzigen Vorrath von Münzen und andern Alterthumsstücken vermehren, in der Hauptsache aber um keinen Schritt weiter fördern können.

(Schluß folgt.)

*) Prinsep versetzt sie ins dritte, ja ins vierte Jahrhundert.

**) Es ist nämlich schon bemerkt worden, daß es nicht gewiß ist, ob man Kanirku lesen muß; der etwas ungewisse griechische Buchstabe kann auch ein th seyn.

*) Die Nagari, oder neuere Sanskritschrift, wird so geschrieben, daß man eine lange Linie zieht, und alle Buchstaben abwärts an diese anhängt.

Der Kaffeebaum in Afrika.

Wellsted sagt in seinen Travels in Arabia: „Die Somalis bringen nach dem Markte von Berbera eine große Menge Kaffe, den sie, nach Allem, was ich erfahren konnte, einige Tagereisen weit aus dem Innern holen. Da er die Hauptrückladung der den Hafen besuchenden Boote und Schiffe bildet, so muß die Masse sehr groß seyn. Es ist, glaube ich, in Europa nicht allgemein bekannt, daß irgend ein Theil von Afrika Kaffee erzeugt; aber die Araber haben die Tradition bewahrt, daß der Kaffee aus Abyssinien stammt, und zuerst von da nach ihrem Lande gebracht wurde. Oft haben Reisende, die Afrika besuchten, danach geforscht; so viel ich mich aber entsinne, ist

Digitized by Google

in ihren Werken nichts erwähnt, daß er daselbst wachse. Die Gegend, aus der die Berbera-Kaufleute ihn beziehen, wird als ein hohes, bergiges, von starken Regen befruchtetes Land geschildert, wo unter dem Schatten hoher Bäume der Kaffee erzeugt wird.“ Dieß bezieht sich wohl auf die südlichen Theile Abyssiniens, wo der Kaffeebaum sehr häufig ist, und schon Bruce vermuthete, daß sein Name von dem District Kaffa im Königreich Narya herkomme, welches letztere Land der Jesuit Antonio Fernandez im Jahre 1618 besuchte, und es mit Kaffeebäumen ganz bedeckt fand. Bruce's Vermuthung wird durch das Zeugniß der Araber selbst bestätigt; denn Abd-el-Kader sagt in seiner Geschichte des Kaffee's, der Gebrauch desselben als Getränk reiche in Yemen nur bis ins neunte Jahrhundert der Hedschra hinauf, während man ihn in Aethiopien seit undenklichen Zeiten kenne. Der Kaffeebaum ist auf allen trockenen und hohen Landstrichen längs der Ostküste Afrika's einheimisch, und an den Ufern des Zambeze, innerhalb der portugiesischen Besitzungen, in großer Menge vorhanden.

Chronik der Reisen.

Die neuesten Fahrten nach Nowaja Semlja.

(Fortsetzung.)

An Beispielen von Ausdauer und Anstrengungen, oft für geringe Zwecke, ist die Geschichte der russischen Schifffahrt also wohl reicher als irgend eine andere, und dennoch sind hier gewiß viel mehr kühne Fahrten ohne alle Erwähnung geblieben, als bei irgend einem andern Volke seit den Zeiten der Normänner. Wissen wir doch nur durch mündliche Nachrichten, welche Lütke erhielt und aufzeichnete, daß ein Kormschtschik Pawkow 25 Jahre vor Scoresby die Ostküste von Grönland erreichte, und dort Spuren von Menschen fand.

Die Nachwelt wird also wahrscheinlich die Summe von Ausdauer und Aufopferungen in der Geschichte der russischen Schifffahrt größer finden, als bei irgend einem andern gleichzeitigen Volke. Aber sie wird ohne allen Zweifel auch einen andern Vergleichungspunkt aufstellen und fragen, welches Volk durch seine Schifffahrten am meisten zur Vermehrung des wissenschaftlichen Besitzes der Menschheit beigetragen hat. Die Akademie hat die Verpflichtung, dafür zu sorgen, daß, wenn die Nachwelt diese Untersuchung anstellt, der russische Staat nicht vor andern zurücktreten müsse.

Es muß der Akademie daher schmerzlich seyn, zu bemerken, daß sie mehrere ausgedehnte Expeditionen der letztern Zeit nicht dazu benutzen konnte, um so viel Stoff für die naturwissenschaftliche Kenntniß zu sammeln, als die Armuth der Gegenden darbieten mochte, oder daß wenigstens der Akademie diese Früchte nicht bekannt geworden sind. Der Marine liegen diese Interessen weniger nahe, als der Akademie, aber beide würden in ihren Interessen gewinnen, wenn sie sich so eng als möglich verbänden. Sind wir auch nicht im Stande, zur Erreichung der unmittelbaren nautischen Zwecke beizutragen, so dürfen wir wohl erinnern, daß die nautischen Expeditionen um so mehr allgemeine Theilnahme und Anerkennung erregen, je mannichfacher die Zwecke sind, die dabei verfolgt werden. Ein Beispiel, das sich fast gewaltsam entgegendrängt, da wir von nordischen Expeditionen sprechen, macht das Gesagte eindringlicher, als irgend Betrachtungen es könnten.

Im Jahre 1773 schickte die brittische Marine den Capitän Phipps nach dem Nordpol ab. Das Eis ließ ihn nur wenig über Spitzbergen vordringen. Aber sein Muth und seine Ausdauer erwarben ihm die vollste Anerkennung seiner Zeitgenossen und der Nachwelt. Bis zu den Reisen von Roß und Parry pflegte man diese Expedition kaum anders zu nennen, als die berühmte Reise von Phipps. Es gibt, der Geographen und Nautiker gar nicht zu gedenken, keinen gründlichen Physiker, Zoologen, Botaniker, der diese Reise nicht kennte. Dagegen ist es bis auf den heutigen Tag nur Wenigen bekannt, daß fast zehn Jahre früher die russische Marine zwei Jahre hinter einander ganz ähnliche Expeditionen durch den Capitän Tschitschagow unternommen hatte, die mit nicht geringerer Beharrlichkeit ausgeführt wurden, und nur wenige Minuten weiter vom Pol entfernt blieben. Weil man aber mit etwas zu feurigen Hoffnungen in St. Petersburg geglaubt hatte, die Schiffe würden zur Verherrlichung des Regierungsantrittes der Kaiserin Katharina quer über den Pol wegsegeln, wurde gar nichts über die Reise bekannt gemacht. Sie blieb ein wahres Geheimniß, bis Müller, dreißig Jahre später, einen Bericht über sie abstattete, nachdem man längst durch Phipps wußte, daß zwischen Grönland und Spitzbergen kein Durchgang zu erzwingen sey. Aber auch seit jener Zeit (1795) ist dieser Bericht so wenig beachtet worden, daß z. B. Scoresby, dieser Kenner des Nordens und der nordischen Fahrten, Tschitschagows Reise in seiner Uebersicht der nordischen Reisen (1817) nicht nennt, und sie würde vielleicht noch jetzt in der Geschichte der Schifffahrt ganz fehlen, wenn Krusenstern sie nicht in seine Uebersicht der Polarreisen aufgenommen hätte, welche der Beschreibung von Kotzebue's Reise vorgedruckt ist. Der Grund der Nichtbeachtung ist sehr leicht zu finden. Man hatte nur die nautischen Zwecke im Auge gehabt, und für diese war durch Phipps bereits gesorgt worden. Auf dieser brittischen Expedition hatte man aber auch die Geologie, die Pflanzen- und Thierwelt Spitzbergens und seiner Umgegend, so viel die Gelegenheit erlaubte, studirt, und physikalische Beobachtungen gemacht. Da der Reisebericht von Phipps noch jetzt die reichste Quelle für die naturhistorische Kenntniß Spitzbergens ist, so nöthigen die Abbildungen unscheinbarer Pflanzen und noch mehr unscheinbarer Thiere, eine Menge Menschen aus allen Ländern, das Buch zur Hand zu nehmen.

Die russische Admiralität hat also ein Unrecht gegen sich selbst begangen, indem sie aus Unmuth darüber, daß ihre Expedition nicht ganz das gewünschte Resultat hatte, sie ganz verheimlichte. Sie hat sich um die Anerkennung gebracht, zu einer Zeit, wo der Streit um das Polareis lebhaft geführt wurde, die Prüfung der Meinungen durch eine Reise zuerst unternommen zu haben; um die Anerkennung, daß die Vorbereitungen für das Gelingen dieser Reise nicht weniger umsichtig hier als später in London getroffen wurden, denn man hatte sogar ein Haus und Proviant für den Fall einer Ueberwinterung nach Spitzbergen geschickt. Hätte sie die unscheinbaren Pflanzen und Thiere Spitzbergens zeichnen lassen, so würde man noch jetzt, da auch Phipps hierin unmöglich vollständig seyn kann, den um dreißig Jahre zu spät in die Welt getretenen Reisebericht zur Hand nehmen müssen. Ja, hätte sie wenigstens bekannt werden lassen, daß die Temperatur an zweien mitgenommenen Spiritus-Thermometern in denselben Zeiten und Orten verschieden notirt war, worüber man in St. Petersburg sich unzufrieden bezeugte, so wäre vielleicht schon damals eine gründliche Untersuchung über den ungleichen Gang dieser Art von Thermometern eingeleitet. Jetzt dient dieser Umstand nur zur Rechtfertigung der Sorgfalt des Personals der Expedition.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 30.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Januar 1838.

Der Plattensee.

(Von einem österreichischen Arzte.)

Der schönste und größte See Ungarns, von den einheimischen Schriftstellern älterer Zeit poetisch das magyarische Meer genannt, breitet sich zwischen dem Weßprimer, Szalader und Somagyer Comitat von Nordost nach Nordwest in die Länge von 8 deutschen Meilen aus; genauern Messungen zufolge sind die frühern Annahmen von 10 bis 13 Meilen Länge unrichtig. Seine Breite wechselt zwischen ½ bis 1½ M., wornach auch die frühern Angaben von 2 bis 3 M. zu berichtigen kommen, indem 1834, während der See mit Eis überzogen war, zuverläßige Messungen stattgefunden haben. Die größte Breite bietet derselbe zwischen dem Dorf Alsó-Örs und dem Postorte Sio-Fok = 6000 Wiener Klaftern, die geringste (die Verbindung des Szalaflusses mit ihm am westlichen Ende abgerechnet), bei Tihany = 560 Wr. Kl., im Durchschnitt findet man sie 2200 bis 3000 W. Kl. an den meisten Punkten. Die Tiefe des Sees ist äußerst verschieden, bleibt jedoch zu verschiedenen Jahreszeiten ziemlich die nämliche; am beträchtlichsten soll sie unweit Tihany seyn, wo sie auf 40 bis 60 W. Schuhe angegeben wird; minder beträchtlich im westlichen Theile des Sees, wo man bei Badatsin Tomaj und P. Abraham in sehr trockenen Jahrgängen Sandbänke gesehen haben will. In der Nähe der Ufer ist sie wenigstens gering; eine Ausnahme macht sie aber an der südöstlichen Seite des Sees, wo die Ufer zugleich hoch und steil sind. Den Flächeninhalt des Sees dürfte man, seine Moräste abgerechnet, zwischen 16 bis 17 □ Meilen annehmen, zusammt diesen aber auf 21 bis 22.

Die den See umgebenden Ufer erheben sich an den meisten Stellen nur wenig über seine Oberfläche; nur östlich und südöstlich steigen sie zuweilen in die Höhe von 6 bis 8 Wr. Kl. anhaltend schroff empor; an den südwestlichen Partien senken sie sich an vielen Stellen so tief, daß dadurch das Seewasser austritt und ausgedehnte Moräste bildet; vornehmlich sichtbar geschieht dieß unweit Kereßtur, dasselbe auch südlich bei Sio-Fok. Die Ufer verlaufen meistens in sanften Wellenlinien; nur zwischen Füred und Aßofeö treten sie fast auf eine deutsche Meile in den See hinein, ragen steil empor und gestalten die Halbinsel Tihany, poetisch der ungrische Chersonesus bezeichnet. Seichte Buchten formiren die Ufer an zahlreichen Stellen; keine jedoch ist von besonderer Bedeutung.

Der See nimmt außer dem in seine westliche Endigung einmündenden Szalafluße, der als beträchtlichster Zufluß anzusehen ist, noch 32 größere und kleinere Bäche und acht an seinem Ufer entspringende Quellen auf, welche aber insgesammt eine im Verhältniß zum See geringe Masse Wasser zuführen. Die Betrachtung dieser Thatsache und die große Fläche, welche der See der Verdünstung darbietet, ohne merklich abzunehmen, geben der von Alters her gehegten Ansicht, daß auf dem Grunde seines Wasserbeckens auch noch mehrere Quellen aufgehen, große Wahrscheinlichkeit. Ob diese Quellen zum Theil Säuerlinge seyen, läßt sich nicht bestimmen; man schließt darauf bloß deßhalb, weil im See bei einiger Bewegung durch den Wind ein eigenthümliches Schäumen beobachtet wird, sein Wasser selbst im Rohrwerk der Ufer nicht den mindesten Sumpfgeruch verbreitet, hie und da Erhebungen und Aufwallungen auf dem Spiegel des Sees wahrgenommen werden sollen; weil es ferner Plätze geben soll, an denen er selbst im strengsten Winter nie ganz zufriere, an Uferpartien ganze Schichten Sinter gefunden werden sollen, wie sie nur Säuerlinge absetzen, und endlich, weil das Becken des Sees die nämlichen Gebirgsarten bilden, welchen auf dem Lande die Säuerlinge entspringen, und auch durch die chemische Analyse die Anwesenheit derselben Bestandtheile, welche sie führen, im Seewasser nachgewiesen wurde. Obwohl indessen mehrere dieser Gründe unhaltbar, andere wenigstens zweifelhaft sind, darf die eben erwähnte alte Ansicht dennoch nicht für ganz falsch erklärt werden, bis nicht genauere Beobachtungen entscheiden; daß alle zuvorgedachten Erscheinungen wohl anders auch so gut motivirt werden können, bedarf wohl keiner Bemerkung.

Den Abfluß des Sees gibt man gewöhnlich durch den Sio-Fluß geschehend an; jedoch beruht dieß auf einer irrigen Annahme, denn zum Abfluß des Sees ist der Sio zu klein und die Neigung des Seebeckens zu gering. Die Römer sollen Versuche gemacht haben, den Plattensee mittelst dieses Flusses in die

Digitized by Google

Donau zu leiten. Ebbe und Fluth, die man an dem See bemerkt haben wollte, sind heutzutage nicht mehr sichtbar. Nord- und Nordostwinde rühren seine Fluthen am stärksten auf, und machen den Aufenthalt auf dem See ungemein gefährlich.

(Schluß folgt.)

Ueber baktrische Alterthümer.

(Schluß.)

Einen Beweis, wie sehr man ohne solche positive Denkmäler, wie Inschriften u. dgl., im Dunkeln tappe, lieferte der um die baktrische Numismatik sonst so verdiente Oberst Tod, welcher in einem aus Rom datirten Schreiben vom 2 März 1831 an den Herausgeber des Asiatic Journal Nachstehendes bemerkt: „In meinem Aufsatz über baktrische und andere Münzen sprach ich die Ansicht aus, der Tope von Manikyala möchte eines der zwölf Monumente seyn, die nach Justin zu Ehren Menanders in den verschiedenen Provinzen seines Königreichs zum Zeichen der Liebe seiner Unterthanen errichtet wurden, und in einem Brouillon über die Grabdenkmäler der Hindus schrieb ich denselben Gedanken wie Ventura nieder, daß nämlich dieß Denkmal auf der Stelle von Bucephalia liegen möchte." Jetzt, wo man eine so große Anzahl von Topen kennt, und weiß, daß sich in dem von Manikyala sassanidische Münzen fanden, können wir über solche Ansichten lächeln, dürfen uns aber wohl hüten, nicht in ähnliche Fehler zu verfallen.

Wir müssen hinsichtlich der feststehenden Denkmäler und Ruinen wohl nach den Ländern scheiden. Topen kommen, so viel jetzt bekannt, nur südlich vom Hindukusch vor, dessen Hauptkette sich hier nicht, wie die Karten gewöhnlich angeben, südlich wendet, sondern westlich fortläuft. Weiter gegen Osten sind die Topen gewöhnlich sparsam, mehr in das Bergland hinein werden sie immer zahlreicher, in der Nähe von Dschelalabad und Cabul sind sie sehr häufig; wie weit sie aber noch westlich über Ghizni hinaus und gegen Kandahar hin sich erstrecken, wissen wir nicht; in der Nähe von Dschelalabad beginnen auch künstliche Grabhügel, die aus Backstein aufgebaut sind, und die Zahl und Größe derselben scheint sich westwärts zu mehren. Diesen Strich hat sich Hr. Masson vorzugsweise als den Bereich seiner Forschungen zugeeignet, und so wenig man mit seinen extravaganten Sprüngen hinsichtlich der Geschichte einverstanden seyn kann, so hat er sich doch durch seine Forschungen in diesem Theile des Landes hauptsächlich verdient gemacht, und wenn man seine Mittheilungen durchliest, so kann man sich kaum des Gedankens erwehren, daß in diesem Theile des Landes der Sitz jenes zweiten griechisch-baktrischen Reiches war, dessen Münzen unabänderlich auf der einen Seite rein griechische, auf der andern Seite baktrische Inschriften haben. Wenn, wie es scheint, nur die Wahl bleiben kann, zwischen Sogd und Westafghanistan, so möchte man noch am ehesten für das letztere entscheiden, um so mehr, als hierauf auch der Umstand hinweist, daß sich die Münzen mit griechischer und baktrischer Inschrift hier am zahlreichsten, ja zu Tausenden finden.

Die Topen in den Umgebungen von Cabul sind längs dem Saume der Bergketten errichtet, welche diese hohe Ebenen stützen, und diese Eigenthümlichkeit ist ihnen beinahe sämmtlich gemein; sie liegen entweder hart unter den Felsen der Berge oder in Schluchten mit einem fließenden Wasser; die gewöhnlichste Lage ist ein isolirter Hügel, den ein Bach bespült. Zu Dschelalabad sind die Topen dicht gesäet auf beiden Seiten des Flusses, der die Nordgränze des Thals bespült, da der Abhang des Bodens vom Sefid Koh her den Stromlauf dahin drängte. In der Ebene sieht man die Ruinen von andern, die zu bloßen Steinhaufen zusammengesessen sind, manchmal mitten in grünen Feldern stehen, manchmal auf Felsbänken, den Ausläufern des Sefid Koh. Von den Topen aus übersieht man die ganze Landschaft, von der nur ein schmaler gegen die Tiefe des Thals sich senkender Streif angebaut ist, und eine üppige Fruchtbarkeit zeigt. Der Raum gegen Süden bis an den Fuß des Sefid Koh ist vier bis fünf Stunden breit, und bildet eine mit Kies und Gerölle bedeckte Hochebene; am Fuße des Sefid Koh beginnen wieder Dörfer und Gartenpflanzungen, die sich in die Biegungen des Gebirgs hineinziehen. Dieser letztere Theil ist wenig bekannt, weil seine Abhängigkeit von dem Nawab von Dschelalabad sehr unsicher ist, und man sich deßhalb nicht leicht hinwagt; wahrscheinlich finden sich an diesem Saume des Sefid Koh gleichfalls Grabmonumente, wie sie am Nordrande des Thales bei Cabul sich finden. Viele der in diesem Thale besuchten Topen sind klein, 30 bis 50 Fuß hoch mit einem Umfang von 80 bis 110 Fuß; keiner ist von der Größe und Pracht wie der von Manikyala. Dagegen steht in der Schlucht des Kheiberpasses, der von Peschawer her ins Land hineinführt, eine Tope so groß oder größer noch als der von Manikyala, und ähnliche Bauten sollen in der Nähe seyn. Auch die Bauart des Topen von Manikyala ist von denen im Innern Afghanistans verschieden, denn bei keinem der letztern findet sich die schachtartige Oeffnung von oben herab, die bei dem ersten mit Bauschutt ausgefüllt war. Dieß ist ein unterscheidender Zug der östlichen und westlichen Topen. Indeß gleichen sich überhaupt wenige genau, denn Größe, äußere Verzierung und Bauart wechseln, *) wenn gleich eine allgemeine Form bleibt, wie dieß zu erwarten ist, wenn diese Mausoleen den Sprößlingen einer und derselben Dynastie errichtet wurden.

Hr. Masson zählt in denjenigen Theilen Afghanistans, die den Namen Koh Daman und Kohistan führen, sechs Stellen auf, wo Ruinen und namentlich auch Topen sich finden, und von denen seiner Ansicht nach wenigstens vier ehemals Residenzen mächtiger Fürsten waren. Die wichtigste dieser Stellen ist Beghram, 10 bis 11 Stunden in nordnordöstlicher Richtung von Cabul. Hier finden sich auf einer weiten Strecke Münzen, Siegel, Ringe, Bruchstücke von irdenen und eisernen Gefäßen u. dgl. in ungeheurer Menge; am Rande der Ebene und auf einer Hügelkette finden sich Reihen von künstlichen Erhöhungen (mounds), die aus großen ungebrannten Backsteinen aufgeführt sind. Hr. Masson meint, dieß seyen Mauern gewesen, die wenigstens 60

*) Auch die Ausbeute an Alterthümern, die sie liefern, ist sehr verschieden; einige liefern gar nichts als etwas Asche in der mittlern Steinkammer, die sich in allen findet.

Digitized by Google

Fuß Breite hatten. Nach der Sage des Landes soll hier eine Stadt durch eine Erderschütterung verschüttet worden seyn, indeß reicht ihr Daseyn bis in die muhammedanische Zeit hinein, wie sich aus den vielen Münzen der Khalifen ergibt, die man hier findet. Hr. Masson ist der Meinung, der Name Beghram weise auf eine alte Hauptstadt hin, indem ganz in der Nähe von Cabul, Dschelalabad und Peschawer ähnlich benannte Stellen sich finden, die höchst wahrscheinlich die ehemalige Lage dieser Städte bezeichnen.

Wir wollen auf die Vermuthungen Hrn. Massons, welcher Cabul für das alte Ortospanum, Dschelalabad für Nysa erklärt, nicht näher eingehen; halten wir uns aber an das, was er wirklich gefunden, ohne seine allzu fertigen Schlüsse gleichfalls anzunehmen, so erhalten wir bei Vergleichung seiner Entdeckungen mit denen Honigbergers und Gerards eine ziemliche Uebersicht der Ruinen und Denkmäler in Afghanistan oder wenigstens in dem weiten Thale, das im Norden vom Hindukusch, im Süden vom Sefid Koh und seinen Ausläufern begränzt wird. Im Norden und Süden ist das Land also gedeckt und geschlossen, im Osten führen aus dem Industhale gefährliche Päße herauf, die von einem Volk, den Kheibers bewohnt sind, das noch keiner der verschiedenen Herrscher des Landes recht unterworfen zu haben scheint; nur gegen Westen ist das Land offen, und die Wasserscheide zwischen dem Cabulfluß und dem weiten Thale, das der Hilmend und der Urgendab durchfließen, von unbedeutender Höhe. Hier laufen am Nord- und Südrande die Topen hin, bei Dschelalabad, Cabul und andern neuern Städten zeigen sich Spuren alter verheerter Städte, in dem Lande der Kheiber sind die Topen in großer Anzahl zerstreut, und gegen den Indus hin finden sich wieder Topen in ziemlicher Menge, jedoch, wie schon oben bemerkt, mit einem etwas veränderten Bau, als die im mittlern Afghanistan. Da man nun in diesem letzten Münzen mit griechischer Inschrift auf der einen, mit baktrischer auf der andern Seite zu Tausenden findet, da die Topen wahrscheinlich ins vierte bis achte Jahrhundert fallen, und mehrere der bedeutendsten, jetzt fast von dem Antlitz der Erde verschwundenen Städte bis tief in die muhammedanische Zeit hereinreichen, so kann man als ziemlich sicher annehmen, daß griechische Könige mit ihren barbarischen Nachkommen, von Vonones bis Mokadphises, bis über Christi Geburt hinaus sich in bald größerer, bald geringerer Unabhängigkeit behaupteten, dann aber, die kurzen Perioden persischer Oberherrschaft abgerechnet, buddhistische Herrscher sich im Lande festsetzten, bis sie endlich von den muhammedanisch gewordenen Landeseingebornen mit Hülfe der Araber verdrängt wurden.

So viel kann man, wiewohl nicht ohne Schüchternheit, von dem mittlern Afghanistan sagen; über dasjenige Land aber, welches jetzt noch den Namen Bakhter führt, nämlich das Land von der Höhe des Hindukusch bis an den Orus hin, muß man sein Urtheil zurückhalten, denn bis jetzt sind die Ruinen dieses Landes noch so gut, wie gar nicht untersucht.

Das Apothekerwesen in Persien.

Hr. Julia de Fontenelle theilt in dem Journal de chimie médicale einen Aufsatz über diesen Gegenstand mit, aus dem wir nachfolgendes entlehnen:

Die medicinisch-chirurgischen und pharmaceutischen Kenntnisse sind, wie man sich denken kann, in Persien noch weit zurück. Bei schweren Krankheiten wendet man sich noch an Astrologen, und nimmt Beschwörungen zu Hülfe. Bei den wunderlichen Lehren von warmen und kalten Krankheiten, von männlichen und weiblichen Arzneimitteln, die sie den arabischen Aerzten des 12ten und 13ten Jahrhunderts entlehnten, bei ihrer gänzlichen Unkenntniß der Anatomie, Physiologie und Chemie bleiben sie stationär; wer eine Leiche seciren wollte, gälte für einen Gottlosen, und wer chemische Experimente machte, für einen Zauberer. Die Heilkunst ist in Persien in drei Zweige getheilt, in die eigentlichen Doctoren oder Hakims, in Apotheker und Barbiere oder Chirurgen. Die Apotheker haben gewöhnlich kleine Boutiquen in den Bazars, um ihre Droguen im Detail zu verkaufen; diese bestehen größtentheils in trockenen Kräutern, in Pflanzen zu Umschlägen, Infusionen und Decoctionen, die den lucrativsten Theil ihres Gewerbes bilden. Seit einigen Jahren erhalten sie auch in kleinen Quantitäten chemische Producte aus Europa, und namentlich aus Moskau über Georgien, z. B. schwefelsaures Eisen und Kupfer, schwefelsaures Chinin, Alaun, Borax u. dgl. Manchmal findet man auch Calomel, den sie weißes Pulver nennen, und bei denen, welche für die wohlversehensten gelten, auch Antimoniumpräparate. Ferner haben sie Euphorbia, Elaterium, Ricinus, Sennesblätter, Rhabarber, Gummi und einige aromatische Kräuter, die auf den Bergen wachsen. Sie besitzen ein Formular von einem gewissen Nureddin Schirazi (Schirazi?), das eine Menge unbedeutender und unnützer Substanzen aufführt, und augenscheinlich aus griechischen, arabischen und lateinischen Schriftstellern zusammengewürfelt ist. Der Zweig, in welchem sie am meisten Kenntnisse besitzen, sind die Gifte, deren größter Theil dem Pflanzenreich angehört, obgleich sie auch das Arsenik und den Deutochlorur des Quecksilbers anzuwenden wissen; das letztere lassen sie aus Tiflis kommen. Gewöhnlich sind sie die geduldigen Werkzeuge ihrer Fürsten, von denen sie für Vergiftungen gut bezahlt werden. Ueber die Art ihrer giftigen Präparate bewahren sie ein großes Geheimniß, und die einzigen, die man kennt, sind Arsenikäure, Deutochlorur des Quecksilbers, Zinnober, Opium und Diamantpulver oder Schmergel. Der letztere, den sie mit dem Pillau vermischen, veranlaßt, ihrer Angabe nach, heftigen Durchfall, der sich gewöhnlich mit dem Tode endet. Eines ihrer verderblichsten Präparate besteht aus Euphorbiensaft, einem sehr giftigen Insect, und dem Mucus aus Eingeweiden von Personen, die kurz zuvor an Dysenterie starben. Dieses Präparat soll bald eine Wassersucht, bald eine Gedärmentzündung, bald ein typhöses Fieber erzeugen. Die Druzen im Libanon betrachten gleichfalls diesen Mucus als ein sehr heftiges Gift.

Einer der Artikel, die man am häufigsten in ihren Boutiquen findet, ist die Club (?) tschini oder chinesische Wurzel, die sie in allen Arten von Krankheiten als ein ausgezeichnetes Specificum anwenden. Der Kranke muß dabei das Zimmer hüten, man schließt Thüren und Fenster, und hindert allen Zutritt der freien Luft; hierauf gibt man ihm eine starke Abkochung von Club tschini, und bedeckt ihn mit Kleidern, bis er in einen starken Schweiß geräth.

Digitized by Google

Der seltsamste Theil ihres ganzen Heilmittelvorraths sind die Prophylaktika, gewöhnlich Bezoars oder die heiligen Steine von Mekka. Der Padzhar, sagen sie, ist der König der Heilmittel, der mächtigste Schützer des Lebens. Niemals wagt ein giftiges Insect den Glücklichen anzugreifen, der einen Bezoar besitzt; die Skorpionen meiden ihn sorgfältig, und wenn er vorüber ist, sehen sie sich um, ob sie ihren Stachel noch haben; die Miaranfliege flüchtet sich weit hinweg, und die Schlange kriecht nie über den Weg, den er betreten hat. Es ist unnütz, sagen die Fürsten, einen solchen Menschen vergiften zu wollen, denn ein Zauber schützt sein Leben. Die Apotheker beziehen ihn aus Bukhara, und erhalten manchmal sehr bedeutende Preise, 500 bis 600 Fr., dafür. Man wendet sie bei Skorpionstichen an, indem man damit über ihre Brust hinfährt, sie von ihrem Athem erwärmen läßt, dann in frische Milch taucht, und auf den Stich legt. Dabei spricht man die Worte: „Im Namen des allbarmherzigen Gottes; es ist nur Ein Gott!"

Manchmal findet man in diesen Boutiquen auch kleine Quantitäten von Sarseparille, welche von den Persern Sarsa und Salcarille genannt werden. Manchmal lassen sie aus Tiflis etwas salpetersaures Silber kommen, das sie, wie die Araber, hadschary gehenna, Höllenstein, nennen. Während der letzten Jahre verkauften die Engländer zu Ispahan und Bagdad kleine Quantitäten Ipecacuanha und Brechweinstein, den diese Apotheker zu 18 Sous das Gran wieder verkaufen. Auch halten sie eine Menge Substanzen, um den Abortus zu begünstigen, und verkaufen endlich auch das Henna, um die Füße und Hände zu färben, und die Haare zu schwärzen.

Der persische Apotheker sitzt immer mit gekreuzten Beinen in seiner Bude und raucht seinen Tschibuk; seine Kunden empfängt er mit ausgesuchter Höflichkeit, versichert sie, daß ihre Gegenwart seine Bude in einen Garten umgewandelt habe, und ihre Anwesenheit seinen Augen köstlicher sey, als alle Schätze Arabiens: und einem Arzt sagt er, daß seine Wissenschaft die Heilmittel, und seine Herablassung sein Herz durchdringe.

Chronik der Reisen.

Die neuesten Fahrten nach Nowaja Semlja.

(Schluß.)

Nachtrag.

Ich kann Nowaja Semlja nicht verlassen, ohne die Bemerkung hinzuzufügen, daß dieses Land ein Document eigener Art für die Geschichte des russischen Volkes ist. Es trüge nicht seinen russischen Namen, den holländische und englische Besucher wohl nach ihrer Aussprache verstümmeln, aber nicht vertilgen konnten, wenn die Lehre wahr wäre, die man nicht nur in Schriften der Ausländer liest, sondern täglich in unsern eigenen Schulen hört, daß die Russen erst von Peter dem Großen Schiffe zu bauen gelernt haben. Die Verdienste dieses Reformators um sein Volk sind viel zu groß, als daß man nöthig hätte, sie auf Kosten dieses letztern zu erhöhen. Es wäre in der That eine Schmach für ein zahlreiches Volk, wenn es, an einer Seeküste angelangt, den Weg über das Meer nicht finden könnte, und Jahrhunderte auf einen Lehrmeister warten müßte. Ich will gar nicht Rücksichten auf diejenigen nehmen, welche ganz ernsthaft glauben mögen, daß die Russen bis zum Schlusse des 17ten Jahrhunderts nur auf dem Trocknen sich zu bewegen wußten. Man braucht eben nicht Historiker zu seyn, um zu wissen, daß im 17ten Jahrhunderte die Kosaken durch ihre kühnen Raubzüge auf dem schwarzen Meere das türkische Stambul nicht weniger ängstigten, als das griechische Byzanz im Kindesalter des russischen Staates durch dessen Schiffe erschreckt wurde; um die Schifffahrt auf dem kaspischen Meere unter Alexei Michailowitsch zu kennen oder zu wissen, daß schon vor Peter Russen die Nordostspitze von Asien umschifft hatten. Nur gegen die Ansicht, als ob die Russen bis auf Peter den Großen nur unbehülfliche Küstenfahrt getrieben hätten, mag Nowaja Semlja und die Geschichte der frühern Entdeckungsreisen in diesen Gegenden Zeugniß ablegen.

Aus den Reisen der Holländer von 1594 bis 1596, von denen man gewöhnlich sagt, daß sie Nowaja Semlja entdeckt hätten, läßt sich erweisen, daß sie schon vor der Abreise aus Holland Kenntniß von diesem Lande hatten, eine Kenntniß, die nur durch Russen zu ihren gekommen seyn konnte, wie denn auch die Holländer einen Mann an Bord hatten, den sie einen Slawen nennen. Sie trafen russische Schiffe an der Küste von Nowaja Semlja, und hörten von Fahrten nach dem Obi und Jenissei. Aber schon die ersten Fahrten, welche die Westeuropäer in das Eismeer und das weiße Meer unternahmen, fanden hier eine sehr lebhafte Schifffahrt. Burrough, der im Jahre 1556 zur Aufsuchung des verunglückten Willoughby in Kola einlief, und später bis an die Petschora fuhr, sah im Kolaer Meerbusen 50 Lodjen, die alle für den Wallroß- und Lachsfang bestimmt waren. Später sah er nochmals 28 solcher Lodjen zusammen. Jede derselben hatte wenigstens 24 Mann an Bord. Sie waren also wohl von derselben Art, wie sie noch jetzt in jenen Gegenden gebraucht werden, und wahrscheinlich von den Normännern eingeführt sind. Daß es aber ächte Russen waren, welche auf diesen Fahrzeugen fuhren, kann man daraus abnehmen, daß den Engländern von der ersten Lodja, die sie sahen, sechs „Ringe von Brod, die man Calatsches nannte," angeboten wurden. Ein Russe erzählte den Engländern, daß im Norden eine große Insel sey, welche Nowa Semlia heiße, und den höchsten Berg der Welt enthalte *). Die Russen kannten also nicht nur Nowaja Semlja, sondern sie mußten schon wenigstens bis Matotschkin-Schar vorgedrungen seyn, da hier erst die hohen Berge anfangen. Daß sie nicht an der Küste fort, sondern durch die hohe See fuhren, sieht man aus einer Stell, wo Burrough gelegentlich erzählt, daß russische Lodjen, die mit ihm aus Kolsia gefahren waren, sich nach Norden verloren. Auch ist Nowaja Semlja kaum durch Küstenfahrt zu erreichen, da die Südküste sehr lange mit Eis besetzt ist. Man besuchte aber ehemals, wie jetzt, am häufigsten Kostin-Schar, das am frühesten frei vom Eise ist. — Chancellor, der erste Engländer, der bis ins weiße Meer gelangte, betrachtete freilich die Russen wie Wilde und versichert, sie hätten sich vor ihm niedergeworfen, weil ihnen nie ein so großes Schiff vorgekommen wäre **), allein sein Nachfolger Burrough machte drei Jahre später eine andere Erfahrung. Er fuhr mit vielen andern Lodjen zugleich aus der Kolaer Bucht — aber alle diese segelten, wie er selbst berichtet, schneller als er, und ein Russe, der sich freundlich an ihn angeschlossen hatte, mußte öfter die Segel reffen, um bei ihm zu bleiben.

Da noch früher die Nowgoroder diese Meere befuhren, so ist hier die Schifffahrt, wie sich erwarten läßt, seit der Zeit der Normänner und Biarmier nie unterbrochen worden.

*) Hakluyt: Princ. Navigations (ed. 1589) p. 314, 315.
**) Daselbst S. 283.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 2.)

Digitized by Google

№ 2.

Intelligenzblatt
zum
Ausland.

Lewalds Theater-Revue für 1838.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Allgemeine Theater-Revue.

Herausgegeben
von **August Lewald.**

Dritter Jahrgang für 1838.

Mit dem Portrait der Demoiselle Stubenrauch.

gr. 8. Cartonnirt. Preis 3 fl. 30 kr. rhn. oder 2 Rthlr.

Die ehrende Anerkennung, welche sich dieses junge Institut bereits im ganzen Publicum erworben, so wie die besondere Theilnahme der Kunstwelt, die sich ihm zugewendet hat, uberheben uns hier, den Zweck desselben nochmals darzulegen und sein abermaliges Erscheinen mit lobenden und anpreisenden Worten zu begleiten. Es ist als ein gewichtiger Beitrag zu einer Kunstgeschichte des modernen Theaters zu betrachten und wird in seiner Gesammtheit als ein umfassendes dramaturgisches Werk von mehr als vorubergehender Dauer seyn. Wie sehr der Herausgeber es versteht, die mannichfachsten Interessen in seinem Bereich anzuregen und das ihm zugewiesene Feld nach allen Richtungen hin auszubeuten, wird die Mittheilung des Inhalts dieses Werkes am besten darthun.

1838. 1) **Aus den Tagebüchern Costenoble's**, des im vergangenen Sommer verstorbenen Regisseurs des k. k. Hofburgtheaters in Wien. — 2) **Vertraute Briefe**, geschrieben aus einem Dorfe bei Paris von H. Heine an den Herausgeber. — 3) **„In die Scene setzen"** von August Lewald. 4) **Andreas Gryphius** von M. Honek. — 5) **Curiositäten.**

1837. 1) **Die Hamburger Oper von 1678—1738** von Dr. A. Peucer. — 2) **Rahel's Theater-Urtheile.** Mitgetheilt von K. A. Varnhagen von Ense. — 3) **Theaterwesen in England.** (Zweite Abth.) Von Dr. W. Seyffarth. — 4) **Das Theater in Frankreich in den letzten 6 Monaten des Theater-Jahres.** Ein Sendschreiben an den Herausgeber von Jules Janin. — 5) **Künstler-Portraits.** Skizzirt von Aug. Lewald. — **Die Vormundschaft.** Lustspiel von W. A. Gerle und Uffo Horn. 7) **Vergleichende Uebersichten.** Von A. Lewald. — 8) **Theater-Curiositäten.**
Mit dem Bildnisse der k. k. österr. Hofschauspielerin Julie Rettich.

1836. 1) **Ludwig Tieck und das deutsche Theater.** Von Dr. G. Schlesier. — 2) **Theaterwesen in England** (erste Abth.) von Dr. W. Seyffarth. — 3) **Hamlet in Wittenberg.** Umrisse von K. Gutzkow. — 4) **Seydelmann und die Theater-Recensenten.** Von A. Lewald. — 5) **San Carlino, das komische Volkstheater in Neapel.** Von W. Menzel. — 6) **Altdeutsche Nationalbühne**, nach der Gottschedischen Sammlung in Weimar. Von Dr. A. Peucer. — 7) **Vergleichende Uebersichten.** Von A. Lewald. — 8) **Das böhmische Schauspiel zu Prag.** — 9) **Ein Halbjahr der Pariser Theater.** — 10) **Theater-Curiositäten.**
Mit Seydelmanns Bildnis.

Stuttgart und Tübingen, December 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Neuer Verlag von **Ernst Kleins** Comptoir in **Leipzig:**

Der Talmudist in der eleganten Welt.

Vom Verfasser des judischen Gil Blas. 15½ Bog. in 8. Druckvelinpapier. brosch. 1 Thlr.

Des Verfassers treffende Art, die Eigenheiten und Sonderbarkeiten der Kinder Israels darzustellen und ihr Thun zu enthüllen, ist zu bekannt, als daß diese neue Schilderung größerer Empfehlung bedürfte.

Nießwurzpriesen für Juden und Christen.

2tes Heftchen. 40 Seiten. gr. 16. brosch. 5 gr.

Der Beifall, welchen das erste Heftchen (52 Seiten 4 gr.) sich erwarb, wird gewiß auch diesem zu Theil werden. In Witz und Satyre ist der tiefste Ernst verhüllt.

In meinem Verlag ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Bibliothek classischer Romane und Novellen des Auslandes.

23r und 24r Band.

Die Leiden des Persiles und der Sigismunda. Von Miguel de Cervantes Saavedra. Aus dem Spanischen übersetzt. Mit einer Einleitung von Ludwig Tieck. Zwei Theile. gr. 12. 1837. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

25r und 26r Band:

Die Verlobten. Eine Mailänder Geschichte aus dem 17ten Jahrhundert. Aufgefunden u. erneuert von Alessandro Manzoni. Aus dem Italienischen übersetzt von Eduard von Bülow. Zwei Theile. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. gr. 12. 1837. Geh. 2 Thlr.

Die ersten 22 Bände dieser interessanten Sammlung, die jetzt wieder fortgesetzt wird, enthalten: I—IV. Don Quixote, von Cervantes, übers. durch D. W. Soltau. (2 Thlr. 12 Gr.) — V. Der Landprediger von Wakefield, von Goldsmith, übers. durch K. E. v. d. Delsnitz. 2te Aufl. (15 Gr.) — VI—IX. Gil Blas, von Le Sage. (2 Thlr.) — X. Geschichte und Leben des Erzschelms, von Quevedo, übers. durch J. C. Heil. (12 Gr.) — XI—XIV. Tom Jones, von H. Fielding, übers. durch W. v. Lüdemann. (2 Thlr. 12 Gr.) — XV. Niels Klim, von L. Holberg, übers. durch C. G. Wolf. (15 Gr.) — XVI. Briefe des Jacopo Ortis, von Foscolo, übers. durch F. Lautsch. (15 Gr.) — XVII—XIX. Delphine, von Frau von Staël, übersetzt durch F. Gleich. (1 Thlr. 20 Gr.) — XX—XXII. Decameron, von Boccaccio. (2 Thlr.)

und sind zusammengenommen zu dem ermäßigten Preise von 8 Thlrn., die einzelnen Werke aber zu den beigefügten Ladenpreisen zu erhalten.

Leipzig, im October 1837.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Neue Romane von Ernst Kleins Comptoir in Leipzig, vorräthig in der Matth. Rieger'schen Buchhandlung in Augsburg:

Georg Schobri, der Räuberhauptmann in Ungarn. Ein Charaktergemälde der neuesten Zeit. Nach dem Ungarischen des Ladislav Holics Szekhely bearbeitet und herausgegeben von ** ***. 2 Bde. 23 Bog. in 8. 1 Thlr. 16 gr.

Kühnheit und Großmuth dieses Räubers, so wie die Stärke seiner Bande haben die Augen von Europa auf ihn gerichtet. In romantischem Gewand ist hier sein bewegtes Leben im Zusammenhang gegeben, und der Lesewelt ein Bild Ungarns, eines Landes, das so gesegnet und so besonders gestaltet und von den verschiedensten Nationen bevölkert ist.

Der gute Absatz dieses Werkes machte schon die zweite Auflage in Taschenformat nöthig, welche 1 Thlr. 12 gr. kostet.

Komische Scenen, aus dem Leben eines Bonvivants. Aus dem Französischen des **Paul v. Kock**. 2 Bde. 520 S. 12 br. 1 Thlr. 3 gr.

Wer liest nicht gern etwas Erheiterndes, zumal von einem so bewährten Schriftsteller, der mit der nur dem Franzosen eigenthümlichen Leichtigkeit über Situationen wegzuschlüpfen weiß, über die auch der größte Misanthrop lachen muß.

Die Bonvivants. Charakterbilder nach dem Leben, von **Dr. H. G. Rumsen**. 2 Bde. 510 Seiten. 12. br. 1 Thlr.

Aus dem Leben gegriffen sind diese Charakterbilder; im Gewande des Humors stellen sie uns die verschiedenen Stände, ihre Schwächen und Lächerlichkeiten dar.

Bei der günstigen Aufnahme, welche die Werschowitze gefunden haben, knüpfte der Verfasser daran eine Darstellung aus dem romantischen Mittelalter, unter dem Titel:

Die hochherzigen Räuber der Toscopole. Ritter- und Räubergeschichte aus dem Ende des 13ten Jahrhunderts. 20 gr.

Der Einsiedler des Lochotins, oder: Pilsens Burgertreue und Tapferkeit. Historisch-romantisches Gemälde aus dem 14ten Jahrhundert. Von **Dr. Em. Dietrich**. 22 gr.

Sie schildert zugleich die pittoresken Gegenden des böhmischen Mittelgebirges an der Elbe und der böhmisch-bayerischen Gränze, während der 1ste Theil (**der Schwur der Rache**, 1 Thlr.) die romantische Gegend der Böhmisch-Meißner Gränze und des Bades Töplitz und dessen Entstehung schildert. Das Ganze verwebt die Sagen der Vorzeit Böhmens mit der Geschichte des Mittelalters.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Betrachtungen
über das
Gebet des Herrn.

8. brosch. Preis 15 kr. oder 12 gr.

Die Absicht des Verfassers war, die Einwirkung der Glaubensformen auf das äußere Leben, die Verhältnisse der Regierungsformen zur Menschheit, und die Stellung der verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft zu einander in versöhnendem Sinne zu besprechen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

So eben ist bei **Philipp Reclam jun.** in Leipzig erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die
Geheimnisse des Spielbergs.
Denkwürdigkeiten
eines
österreichischen Staatsgefangenen,
sein Proceß
vor der österreichischen Untersuchungs-Commission gegen geheime Verbindungen zu Mailand,
und
seine Schicksale auf dem Spielberge in Gemeinschaft
mit
dem Grafen Gonfalonieri.
2 Bde. 2 Rthlr.

Neues englisches Lesebuch.

Die Verlagshandlung glaubt einem fühlbaren Mangel abzuhelfen, indem sie der deutschen, die englische Sprache studirenden Jugend ein mit Anmerkungen und einem Wörterbuche ausgestattetes englisches Lesebuch bietet, welches, wie die Geschichte des großen Eroberers von Mexico, Alles in sich vereint, was jugendliche Gemüther ansprechen muß, und zugleich Alles ausschließt, was auf sie nachtheilig einwirken könnte. Es führt den Titel:

LIFE
OF
HERNAN CORTES.
BY
DON TELESFORO DE TRUEBA Y COSIO.
THE
ANNOTATIONS, THE DICTIONARY, AND THE CORRECTION OF THE PRESS
BY
JOHN SPORSCHIL.
Preis 18 Groschen.

Andreas Hofer
und
der letzte Kampf der Tyroler
im Jahre 1809.
Historisch-romantisches Gemälde
von
H. E. R. Vellani.
Drei Bände. 4 Thlr. 12 Gr.

Vertraute Briefe
über
Oesterreich,
von einem Diplomaten, der ausruht.
2 Bände. 2 Thlr.

Digitized by Google

Erlebnisse und Abenteuer
eines Seesoldaten
von der
kaiserlich französischen Garde
in Spanien und Rußland.
2 Bände. 2 Thlr.

Reise- und Lebens-Skizzen
nebst
dramaturgischen Blättern
von
FRIEDRICH HEINSE.
Erster Theil. **Böhmen.** 1 Thlr. 12 Gr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der Führer
in das Reich der Wissenschaften und Künste.
Zweiter Band. Erste und zweite Abtheilung.

Anleitung zum Selbststudium der Mineralogie. Nach dem Book of science von Karl Hartmann. Mit 49 Abbildungen. 16. geh. 18 gr.

Anleitung zum Selbststudium der Krystallographie. Mit 45 Abbildungen. 16. geh. 6 gr.

Eine leichtfaßliche, praktische und nicht minder unterhaltende Darstellung dieser Wissenschaften, durch zierliche Abbildungen erläutert.

Der erste Band, von J. Sporschil bearbeitet, mit 221 Abbildungen (1836), sauber gebunden, kostet 2 Thlr. Die einzelnen Abtheilungen enthalten: Anleitung zum Selbststudium der Mechanik, 9 gr.; — Hydrostatik und Hydraulik, 6 gr.; — Pneumatik, 6 gr.; — Akustik, 6 gr.; — Pyronomik, 6 gr.; — Optik, 9 gr.; — Elektricität, Galvanismus und Magnetismus, 6 gr.

Leipzig, im October 1837.

F. A. Brockhaus.

Frankfurt a. M. bei **Siegmund Schmerber** und in allen Buchhandlungen:

The dramatic Works of Shakspeare
with notes.

10 Bände geheftet 4 Rthlr. 4 gGr. fein Papier 6 Rthlr. 20 gGr. Velin 10 Rthlr.

Bei der Unmöglichkeit, ohne zweckmäßig gewählte Anmerkungen den Dichter ganz zu begreifen, dürfte diese bequeme Ausgabe, auf deren Druck die größte Sorgfalt verwendet worden, zu einem gründlichen Studium als die empfehlenswertheste erscheinen.

☞ Die Anmerkungen sind vorzüglich für deutsche Leser berechnet und unter den Text gesetzt. Einzeln werden verkauft:

Tempest. — Two Gentlemen of Verona. — Merry Wives of Windsor. — Twelfth Night	286 Seiten		9 gGr.
Measure for Measure. — Much Ado about Nothing. — Midsummer-Nights Dream. — Love's Labours lost.	388	„	9 gGr.
Merchand of Venice. — As you like it. — All's well that ends well. — Taming of the shrew	416	„	9 gGr.
Winter's tale. — Comedy of Errors. — Macbeth. — King John	406	„	9 gGr.
King Richard II. — King Henry IV. p. I. — King Henry IV. p. II. — King Henry V.	504	„	12 gGr.
King Henry VI. p. I. II. III.	559	„	9 gGr.
King Lear	160	„	6 gGr.

Rebenius Herabsetzung der Zinsen der öffentlichen Schulden.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Ueber die

Herabsetzung der Zinsen der öffentlichen Schulden,

von

Fr. Rebenius.

Brochirt. Preis 1 fl. 36 kr. od. 1 Rthlr.

Die Herabsetzung der Zinsen von jenen öffentlichen Effecten, deren Börsenwerth das Nominal-Kapital übersteigt, steht in mehreren Staaten noch in Frage, während andere bereits vermocht haben, ihre Schulden dieser Art zu einem niedrigern Zinsfuß zu bringen, und auf dem Papiermarkte Papiere gefunden werden, deren Zinsfuß im Laufe von 10 Jahren nicht weniger als 5 Reductionen erlitten hat.

Die Frage der Reduction, unlängst in parlamentarischen Verhandlungen eines Nachbarstaates besprochen, ist für den größeren Theil des gebildeten Publikums, für alle die besitzen, oder von Fremdem Zinsen zahlen, von der höchsten Wichtigkeit. Nicht nur in dem Lande, wo sie ihre Lösung erhalten soll, ist sie praktisch, sondern sie influenzirt auch auf die gleiche Entscheidung in andern Ländern.

Diese Betrachtungen haben den berühmten Verfasser dieser Schrift veranlaßt, diese Materie in ihrem ganzen Zusammenhang ausführlich zu erörtern und praktisch zu erläutern.

Inhalt:

I. Von der Herabsetzung der Zinsen öffentlicher Schulden in Folge des Sinkens des Zinsfußes und dem hiebei zu beobachtenden zweckmäßigen Verfahren. Einsetzung. Recht des Staates zur Aufkündigung lästig gewordener Schulden. Verpflichtung des Staates in Beziehung auf die Herabsetzung des Zinsfußes der öffentlichen Schuld, den Steuerpflichtigen gegenüber. Die Größe der Schuld ist kein Hinderniß der Herabsetzung des Zinsfußes. Bestimmung des Maaßes der Reduction. Allmähliches Fortschreiten der Reduction in angemessenen Abstufungen bei fortdauerndem Sinken des Zinsfußes. Reduction der Zinsen der öffentlichen Schuld auf den laufenden Zinsfuß ohne Kapital-Erhöhung. Schuldentilgung und allmähliche Reduction in ihrem wechselseitigen Verhalten. Von den Schwierigkeiten, welche sich bei der Zinsreduction ohne Kapitalerhöhung, in Folge des fortschreitenden Sinkens des Zinsfußes, in Beziehung auf die Schuldentilgung ergeben können. Reduction der Zinsen eines Theiles der öffentlichen Schuld unter den laufenden Zinsfuß ohne Kapitalerhöhung. Periodische Benützung des Sinkens des Zinsfußes zur Zins-Reduction ohne Kapitalerhöhung und periodische Umwandlung der zu niedrigem Zinsfuß stehenden Schuldkapitalien in höher verzinsliche, nach eingetretenem Steigen des Zinsfußes. Schlußbemerkung über das Verfahren bei Herabsetzung der Zinsen der öffentlichen Schuld. II. Herabsetzungen des Zinsfußes der öffentlichen Schulden verschiedener Länder während der gegenwärtigen Friedensperiode. III. Französische Rentenreduction und Reductionsprojecte. 1) Verhandlungen vom Jahr 1824 und theilweise Umwandlung der 5prozentigen Renten in 4½ und 5 Prozent im Jahr 1825. 2) Französische Verhandlungen über die Reductionsfrage im Jahr 1836. IV. Schlußbemerkungen über die wahrscheinlichen Fortschritte der Reduction der Zinsen der europäischen öffentlichen Schulden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Durch alle Buchhandlungen ist jetzt von mir zu beziehen:

Noback (Christian), Vollständiges Handbuch der Münz-, Bank- und Wechselverhältnisse aller Länder und Handelsplätze der Erde. In drei Abtheilungen. Mit 580 Münzbildern auf 119 Tafeln. gr. 8. Rudolstadt. 1833. geh. 6 Thlr. 18 gr.

Leipzig, im October 1837.

F. A. Brockhaus.

Sternbergs Palmyra.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Palmyra

oder

Tagebuch eines Papagai's.

Von

Frhrn. A. v. Sternberg.

Velinp. in Umschlag brosch. Preis 3 fl. od. 1 Rthlr. 20 gr.

Schon lange hat das Publicum die Eigenthümlichkeit des Schriftstellers, dessen neuestes Werk wir hier anzeigen, erkannt und liebgewonnen. Mit vorzüglichem Glück weiß er das Märchenhafte, das Phantastische als Spiegel der wirklichen Welt zu gebrauchen. So knüpft sich im vorliegenden Roman an die Erlebnisse eines weltweisen Vogels eine Menge der lebendigsten menschlichen Situationen, und aus einem freien Phantasiespiele entwickelt sich das schönste humoristische Bild der socialen und litterarischen Verhältnisse der neuesten Zeit.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Lieder eines Buchdruckers, von demselben gedichtet, gesetzt und gedruckt.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lieder

von

Niclas Müller.

Eingeleitet von

Professor Gustav Schwab.

8. broch. Velinpapier 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

Das Publicum erhält hier die Lieder eines jungen Dichters, der, von der Natur ausgestattet und erzogen, ihr auch die Kunst verdankt, die sich in seinen seelenvollen und eigenthümlichen Poesien überraschend offenbart. Er hat erst mit dem zehnten Jahr eine Dorfschule besucht und mit dem vierzehnten sie verlassen, um ein Gewerbe zu erlernen und zu treiben. Nie hat er Latein, noch durch Unterricht sonst etwas über das Gewöhnlichste hinaus gelernt. Der Frömmigkeit strenger Eltern, dem eigenen Gemüthe, sparsamer Bekanntschaft mit guten Büchern und dem deutschen Wanderleben verdankt er seine ganze Bildung, deren Früchte er in dieser Liedersammlung veröffentlicht. Sie ist sein dreifaches Eigenthum, das Product seiner Kunst und seines Gewerbes: er hat diese Lieder gedichtet, gesetzt und gedruckt. Unsere Offizin hat sich bereitet, diesen Gedichten eine besonders schöne Ausstattung zu geben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Schwerz Ackerbau,

II. und III. Band,

oder

Unterricht für Anfänger in der Landwirthschaft über Natur, Wahl und Werth aller bekannten Feldsysteme oder Fruchtsorten.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Anleitung

zum

praktischen Ackerbau

von

Joh. Nep. von Schwerz.

Zweiter und dritter Band.

Zweite vermehrte, mit dem Portrait des Verfassers geschmückte Auflage.

Preis 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr. 10 gr.

Der dritte Band führt den besondern Titel:

Unterricht für Anfänger

in der Landwirthschaft

über

Natur, Wahl und Werth aller bekannten Feldsysteme oder Fruchtfolgen.

Wir übergeben hier die letzten Bände der zweiten vermehrten Auflage dieses so bekannten Meisterwerks des berühmten Veteranen der Landwirthschaft, dessen ächt classischer Werth längst allgemein anerkannt, und das durch die geachtetsten öffentlichen Blätter als eines der besten Werke über den Ackerbau empfohlen ist.

Um dieses vortreffliche Werk, das bisher 15 fl. kostete, auch minder bemittelten Landwirthen zugänglich zu machen und den Segen seines Inhalts möglichst zu verbreiten, haben wir den Preis für alle drei Bände nur auf 10 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 16 gr. gestellt. Der Herr Verfasser hat diese neue Auflage mit einer Vorrede und einem Lebensabrisse begleitet, und sagt am Schlusse derselben, daß er dem Hrn. Oekonomierath Pabst, Director des landwirthschaftlichen Institutes zu Darmstadt, seinem vormaligen Amtsgenossen, seine sämmtlichen Notizen und Erfahrungen über die Lehre des Anbaues der Gewerbepflanzen übergeben, und dieser es übernommen habe, dieselben zu ordnen und mit Zuziehung seiner eigenen Erfahrung in ein Ganzes zu bringen. Diese Arbeit soll dann der gegenwärtigen Ausgabe als vierter Band nachfolgen und mit ihr ein zusammenhängendes vollständiges Werk bilden.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1837. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber Maulbeerbaumzucht

und Erziehung der Seideraupen.

Aus dem Chinesischen ins Französische übersetzt

von **Stanislaus Julien,**

Mitglied des Instituts, Professor der chinesischen Sprache und Litteratur am Collegium von Frankreich.

Auf Befehl

Sr. Majestät des Königs von Würtemberg,

aus dem Französischen übersetzt und bearbeitet

von **Fr. Ludwig Lindner.**

8. broch. Preis 48 kr. oder 12 gr.

Der Titel dieser interessanten Schrift zeigt an, unter welchem allerhöchsten Schutze die deutsche Bearbeitung derselben den Freunden vaterländischer Industrie vorgelegt wird. Bei dem neuesten Aufschwung aller Gewerbe in Deutschland kann die öffentliche Aufmerksamkeit einer Anweisung zur Maulbeerbaumzucht und Erziehung der Seideraupen nicht fehlen, welche die Erfahrung und Beobachtung der Chinesen, d. i. der ältesten und geschicktesten Seidebauer, mittheilt. Der deutsche Bearbeiter durfte mit Recht, in der Vorrede, die Vorzüge seiner Uebersetzung vor der französischen geltend machen, indem sie sich durch größere Präcision und lichtvollere Ordnung auszeichnet.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Nr. 31.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 Januar 1838.

Ueber die relative Höhe des schwarzen und kaspischen Meeres. *)

Lange und hitzig stritten sich die Gelehrten über die ehemalige Verbindung des schwarzen und kaspischen Meeres. Schwankende Meinungen über diesen Gegenstand, von Gelehrten ersten Ranges ausgesprochen, stießen feindlich gegen einander, oder vernichteten sich gegenseitig. Dieß veranlaßte Hrn. Parrot, Professor der Physik auf der Universität Dorpat, sich mit der Untersuchung dieser streitigen Frage zu beschäftigen. Seine im J. 1811 mit Hrn. Professor Engelhardt vorgenommene Nivellirung ergab, daß das Niveau des kaspischen Meeres um 50½ Toisen tiefer liege, als das des schwarzen. So sehr dieß Resultat auch auffallen mußte, so wurde es doch von dieser Zeit an unbedingt von Physikern und Geographen wiederholt, und Jenne, auf die Unbestreitbarkeit dieser Angabe sich stützend, las in der Versammlung der deutschen Naturforscher ein Memoire über die in Mittelasien vorgegangenen geologischen Revolutionen vor. Wie groß war aber nicht das allgemeine Erstaunen, als Hr. Parrot nach einer zweiten Nivellirung, die er im J. 1830 zur Zeit seiner Reise nach dem Ararat vornahm, erklärte, zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere bestehe kein nennenswerther Unterschied in Betreff ihrer Höhe. Bei dieser unerwarteten Erklärung mußte man Hypothesen aufgeben, die man im Schweiße des Angesichts ausgedacht hatte, und das war keine leichte Sache. Gelehrte Illustrationen, die so unschön von Hrn. Parrot aufs Eis geführt worden waren, kündigten ihm drohend seinen gänzlichen Sturz an; sein Name, sonst mit hoher Achtung genannt, wurde jetzt die Zielscheibe, nach der die deutschen Journale unablässig schossen. Diese leichten Schüsse störten freilich Hrn. Parrot in seinen gelehrten Beschäftigungen wenig; im Gegentheil, während seine unermüdlichen Gegner ihren Scharfsinn in unnützen Ausfällen erschöpften, vollendete er glücklich seine Reise nach dem Nordcap. Mit Bedauern sahen wir indeß, daß auch Humboldt sich auf eine achtungswidrige Weise gegen Parrot ausdrückte; zur Widerlegung des Dorpater Professors bemerkte er, daß auch Monteith, völlig unbekannt mit seiner ersten Ausmessung, nach zweimaliger sorgfältiger Nivellirung die Höhe des kaspischen Meeres um 363 Par. Fuß geringer angegeben habe, als die des Oceans, und that den strengen Ausspruch: „jedenfalls hat Hr. Parrot sich unzuverlässig gezeigt." Dieses scharfe Urtheil führte viele in Versuchung, an dem Verdienste des gelehrten Reisenden zu zweifeln.

Die russische Regierung, der die Geographie schon so manche bedeutende Erfolge verdankt, gab auch dießmal ein glänzendes Beispiel ihrer großen Aufmerksamkeit auf Alles, was zur Erweiterung des Kreises des menschlichen Wissens beitragen kann. Eine gelehrte Expedition ward ausgerüstet, um die Verschiedenheit des Niveau's zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere zu messen. Die Expedition bildeten der Astronom Fuß der jüngere, zwei Zöglinge des Professoreninstituts, Sabler und Sawitsch, und der Mechaniker Masing. Die Kosten dieser Unternehmung, welche sich auf 50,000 R. Ass. beliefen, wurden von dem Staatsschatze bestritten. Diese Expedition hat jetzt ihre Arbeiten vollendet, und das Resultat der geodätischen Messungen besteht darin, daß das Niveau des kaspischen Meeres um 15,9 Toisen niedriger liege, als das des kaspischen.

Bis die Mitglieder der Expedition umständlichere Nachrichten von ihren Arbeiten gegeben haben, wollen wir einen Auszug der barometrischen Messungen mittheilen, welche in den Jahren 1835 und 1836 auf zwei entlegenen Punkten, zu Astrachan von dem Apotheker Osse und zu Sympheropol von Hrn. Stewen nach der Anleitung Hrn. Gebels, Professors der Chemie auf der Universität Dorpat, angestellt wurden. Das Ergebniß ist fast dasselbe mit dem vorhergehenden, und der Niveau-Unterschied beträgt nach demselben 16,5 Toisen. Wir entlehnen einige kurze Nachrichten darüber aus dem Werke Hrn. Gebels: Reise in den Steppen des südlichen Rußlands.*) Diese

*) Von einem Hrn. Iwanow aus Dorpat in die nordische Biene (Nr. 191 v. vorigen Jahr) eingesendet.

*) Dieß Werk soll mit nächstem in zwei Bänden erscheinen mit einer Karte der transwolganischen Steppen und 18 lithographirten Abbildungen. Ob russisch oder deutsch, ist nicht angegeben, wahrscheinlich das letztere.

Digitized by Google

Meſſungen ſind in gehöriger Anzahl und vermittelſt gut gebauter und genau mit einander übereinſtimmender Barometer angeſtellt, ſo daß ſie auch auf große Entfernungen ſichere Reſultate geben können.

Als Profeſſor Gebel im J. 1834 ſeine Reiſe unternahm, entſchloß er ſich, neben andern Arbeiten auch barometriſche Beobachtungen anzuſtellen, ſo viel ihm Umſtände und Zeit geſtatten würden; er nahm ſich vor, die Höhe des Eltonſees im Vergleich zur Wolga und des Salzſees Inder im Vergleich zum Ural zu beſtimmen, und wo möglich auch die Lage derjenigen Steppenorte, die er beſuchen würde, mit Bezugnahme auf die Oberfläche des kaſpiſchen Meeres; auch hatte er eine Nivellirung zwiſchen Don und Wolga im Sinne, und endlich, wenn die Gelegenheit ſich darbiete, gleichzeitige Meſſungen zwiſchen dem ſchwarzen und kaſpiſchen Meere.

Alles dieß wurde von Hrn. Gebel mit der ihm eigenen Genauigkeit ausgeführt; als er aber im September 1834 nach Dorpat zurückkehrte, konnte er bei ſeinen mannichfaltigen Arbeiten die von ihm ſowohl, als von den HH. Oſſe und Stewen angeſtellten Meſſungen nicht ſelbſt berechnen, und Parrot nahm die Arbeit über ſich. Aus deſſen Angaben, die gleichfalls in dem zweiten Bande von Gebels Werke enthalten ſeyn werden, ergibt ſich, daß letzterer dieſelben Barometer zu ſeinen Beobachtungen gebrauchte wie Parrot zur Zeit ſeiner Reiſe nach dem Ararat; daß er, um Irrthümer zu vermeiden, ſeine eigenen Beobachtungen durch die ſeiner Reiſegefährten beſtätigte, wobei er dieſelben Barometer anwandte, die ſich früher in ſeinen Händen befunden hatten, und endlich, daß Hr. Oſſe in Aſtrachan und Hr. Stewen in Sympheropol, die von Gebel mit Barometern verſehen waren, ihre Beobachtungen nicht nur während ſeiner Reiſe, ſondern auch nach ſeiner Rückkehr nach Dorpat faſt zwei Jahre lang fortſetzten. Nach einer gründlichen Unterſuchung aller dieſer Beobachtungen gab Parrot als Reſultat an, daß das kaſpiſche Meer um 16,5 Toiſen tiefer als das ſchwarze liege. Dieſes Reſultat ſtimmt, wie geſagt, mit dem der von der Regierung angeordneten Expedition beinahe zuſammen. — Parrot vergleicht das Ergebniß der Beobachtungen Gebels mit dem ſeiner eigenen im Jahr 1830 vorgenommenen Beobachtungen, und zieht daraus den Schluß: durch dieſe beiden Nivellirungen iſt es gründlich erwieſen, daß wenn überhaupt eine Verſchiedenheit der Höhe zwiſchen dem kaſpiſchen und ſchwarzen Meere beſteht, ſie nicht mehr als 21 Toiſen betragen kann.

Der Plattenſee.

(Schluß.)

An den Plattenſee knüpfen ſich viele romantiſche Sagen der Magyaren, theils aus der dunkeln Vorzeit, in der die deutſchen Ritter in den Gauen und auf den Höhen ringsum hauſten, theils aus den ſturmbewegten Jahrzehnten, während denen die Türken die Burgveſten und Schlöſſer weithin inne hatten, und nur das kleine Schloß Tihany den Anfechtungen und der zweimaligen Belagerung derſelben fortwährend glücklich trotzte. Der alte Geſang der Magyaren erhebt heute noch die Namen ſeiner Schloßhauptleute Baranyi, Komeathy, Pyski u. ſ. f. Hiſtoriſch erwieſen iſt indeſſen nur ſo viel, daß ſchon die Römer an den Geſtaden des Plattenſees in ihrer lebhaft cultivirten Provinz Valeria zahlreiche und bedeutende Niederlaſſungen gemacht hatten; deutliche Spuren ſind noch heute bei Keszthely, Sarvis, Tapoleza u. ſ. w. ſichtlich, obgleich ſeither Gothen, Hunnen, Longobarden und Avaren über die blühenden Gefilde verwüſtend gezogen waren, und ſelbſt die erſte Niederlaſſung der Ungarn eben ſo wenig als die Zwiſchenherrſchaft der Türken auch nur um Erhaltung der Bauwerke Sorge trugen. Die claſſiſchen römiſchen Schriftſteller nannten den See Lacus Peiſo oder Ad Cybalim, und der gegenwärtige „Balaton" ſtammt vielleicht aus dem Slaviſchen (vielleicht aus dem Altdeutſchen?); ältere deutſche Geographen und Statiſtiker bezeichnen ihn unter dem Namen „Blatſee," heutzutage ſpricht und ſchreibt man allgemein „Plattenſee." In der neuern Zeit ſind Regulirungen ſeiner Ufer und Trockenlegungen daraus ſich abſetzender Sümpfe wiederholt und mit günſtigem Erfolg unternommen worden.

Die nördlichen und nordweſtlichen Ufer des Sees werden von einer faſt ununterbrochen fortlaufenden, ſanft abſteigenden Hügel- und Bergreihe umzogen, während ſie weſtlich und ſüdlich in flaches Land übergehen. Eine üppige Vegetation ſchmückt den Boden überall, und viele Meilen weit nehmen die Weingärten alle Höhen ein; auf den Niederungen wechſeln fette Wieſengründe mit reichen Mais- und Weizenfeldern, und nur hie und da ragen die grauen Baſaltmaſſen über die Waldungen der Berge hinaus; auf manchen derſelben recken die Ruinen längſt verfallener Burgen ihre noch immer impoſanten kahlen Mauern in die Lüfte.

Der Reichthum der Gegend an mancher ſeltenen Pflanze, vornehmlich aber an orykognoſtiſchen und mineralogiſchen Schätzen, zog ſchon mehrere reiſende Naturforſcher an; wir nennen unter den neuern bloß Richard Bright und Beudant, welche namentlich die Baſaltmaſſen auf der nordweſtlichen Partie des Sees anzogen. Der Baſalt kommt, wie auch in andern Gegenden, in Plateaux und Kegeln vor; jene überdecken ganz deutlich an mehrern Orten den Braunkohlenſandſtein; dieſe, bei welchen man die Unterlage an keinem Ort beobachten kann, erheben ſich plötzlich zu einer bedeutenden Höhe aus der Mitte der Ebene oder über Sandſteinhügel; die von Hegyesd, Sz. György, Halap, Gulats, Badacſon, Csobanz, Tatika u. ſ. w. ſind als ungemein ſchöne Baſaltkegel erwähnungswerth. Für das Vorkommen des Baſalts in Gängen ſpricht das Profil, welches 1821 bei dem Graben des Kellers auf Tihany in Kis-Erdö gewonnen wurde; gegen Beudants Behauptung fand ſich die Verbindung der nächſt Tihany erſcheinenden Baſalttufe und Conglomerate mit einem unter denſelben befindlichen nicht zu Tage ausgehenden Baſaltgange. Auffallend beſtätigt ſich übrigens die auch ſonſt beobachtete Thatſache in dieſer Gegend, daß Baſaltlager, Kegel und Gänge ſich von einander durch nichts, als durch die Ausdehnung unterſcheiden. An mehrern Stellen des Ufers kommt titanhaltiges Eiſenoxydul (fer oxydulé titanifère, Hauy; heraëdriſches Eiſenerz, Mohs:) vor, z. B. bei Tihany, Lepeſeny, Verkut, Siofok, Kajar u. ſ. w.; es findet ſich eingeſchloſſen in einigen Baſal-

Digitized by Google

ten und Basalttufen, woraus es nach Zerstörung derselben durch Atmosphärilien, Bach- und Seewasser ausgewaschen wahrscheinlich in die Thäler und an die Ufer abgeschwemmt wird. In den Sümpfen wird Raseneisenstein und Torf angetroffen. Als eine (historisch-mythische) Merkwürdigkeit zeigt man dem Fremden die im Jurakalk vorkommenden sogenannten Ziegenklauen, Fragmente einer Muschel, über deren Bestimmung man nicht einig war und sie bald zum Genus Mya, bald zu Mytilus zählen wollte, bis der Custos des Wiener k. k. Hofcabinets P. Partsch der Ungewißheit ein Ende machte, indem er die Bruchstücke der Muscheln als einem besondern ausgestorbenen Geschlechte von Mollusken „Congeria" angehörend nachwies und fünf verschiedene ihm bekannt gewordene Species 1836 beschrieb und abbildete; zwei werden am See und auch weiter hin an seiner Nähe getroffen, C. Balatonica und Triangularis.

Der See nährt eine große Menge schmackhafter Fische. Der Fischfang wird lebhaft betrieben und wirft einen bedeutenden Gewinn ab.

Die Anwohner des Sees sind großentheils Ungarn, mit dem Feldbau und der Viehzucht beschäftigt; doch finden sich auch viele Deutsche und Slavonier. Die Schifffahrt auf dem See, von geringer Bedeutung, wird mittelst kleiner, einfacher Kähne und weniger Ruderschiffe betrieben. Friert während des Winters der See zu, so dient die Eisdecke zur Brücke, aber fast kein Jahr verging noch, ohne daß nicht Menschen und Vieh ihr Grab dadurch sorglos gefunden hätten.

Die interessantesten Partien am See sind unstreitig das Städtchen Keßthely am westlichen Ende desselben, am nördlichen Gestade aber die Abtei Tihany, und der Badeort Füred. Keßthely mit einer gräflich Festeticsischen Oekonomieschule (Georgikon genannt), die leider ihrem gänzlichen Verfall entgegen geht, an einer sanften Abdachung fast am Seeufer gelegen, freundlich und offen gebaut und die herrliche Aussicht der Seefläche und der jenseitigen Gestade in leichten Umrissen gewährend, besitzt in seiner Nähe warme Schwefelquellen von + 28° R., welche indessen nur wenig gekannt und benützt sind; interessant wird es dem Fremden durch die in seiner Nähe befindlichen Alterthümer der ehemaligen Cybalis und die schönen Stutereien und Schafheerden, die in Jenek unlängst auch von dem Kronprinzen von Bayern besichtigt wurden. Der Park des Grafen Festetics, einst in botanischer Hinsicht sehenswerth, wird nicht mehr mit der Vorliebe des verewigten Besitzers gepflegt.

In mannichfacher Beziehung spricht Tihany, Marktflecken und Abtei gleichen Namens, an. Auf der in Form einer Halbinsel hinaustretenden Landzunge Tihany, deren Ufer sich steil ringsum wallähnlich erheben, liegt im Kesselthale der ärmliche Marktflecken und unweit desselben ein Teich, das Miniatur des Plattensees darstellend; ringsum sind die Höhen von Waldungen und Weingärten umzogen, während gegen den See hin sie sich kahl (als Basalttuffe und Kalkmassen) zur Wehre erheben. Auf einer dieser kahlen Höhen stund einst das vorerwähnte Schloß und darin die uralte Benedictinerabtei (1055 von K. Andreas I. gestiftet); selbst die Reste dieser Bauwerke sind verschwunden und unter dem Rasen eingesunken, woraus nur hie und da noch Erhöhungen sichtbar hervortreten; die gegenwärtig am Abhang schroff an den See hingebaute Kirche und das einfache Kloster der Abtei wurden 1740 vollendet und tragen nichts historisch Merkwürdiges an sich. Man zeigt dem Fremden in der Sacristei die noch übrigen Gebeine des hier beerdigten K. Andreas I.; man führt ihn zum Fenster des Klostergangs, woher sich eine ungemein umfassende Ansicht des Sees nehmen läßt, ferner auf den Berg Sanz (Schanze, wahrscheinlich von der ehemals tiefer unter dem Schlosse bestandenen so genannt) und läßt ihn das Echo hören, welches ein Distichon schnell gesprochen, deutlich wiedergiebt, endlich zu den auf der Nordseite des schroffen Bergabhangs befindlichen Höhlen, remete-lakás (Eremitenwohnungen) genannt, in denen der Sage zufolge während der Kriegsunbilden fromme Mönche hausten, und zum Andenken reichen ihm die kleinen Führer (Knaben aus dem nahen Tihany) die erwähnten Ziegenklauen. Der Freund einer schönen Landschaft weilt auf der Rückkehr gerne noch einige Minuten auf dem Gipfel des Berges; die Mannichfaltigkeit, Fülle und Großartigkeit der dem Auge hier dargebotenen Gegenstände gewährt einen unbeschreiblichen Eindruck; vor seinen Blicken rechts und links unübersehbar ausgedehnt breitet sich der See aus, seine klare Oberfläche hin- und herwogend, einem endlosen Spiegel ähnlich; die leichten Wellen treiben in dunkelm Schaume an die Gestade; nach Nord und Nordost verläuft das Ufer rasch in die Hügelkette von zahllosen Rebenpflanzungen begrünt und freundliche Thäler begränzend; im fernen Westen tauchen die grauen Basaltmassen von Badacson, Sz. György u. s. f. f. auf, und recken, wie ehedem, unangetastet im Laufe der Jahrhunderte ihre Häupter in die Lüfte, während ihre Burgen längst verfallen sind, und selbst die Sage kaum den Namen des letzten Besitzers nennt. Vom jenseitigen Gestade des Sees blicken die Kirchen, Thürme und Gehöfte der zahlreichen ihn umschließenden Ortschaften herüber; nördlich unten am Ufer schaut das vergnügliche, lebenslustige Füred keck und behaglich auf die starren Felswände Tihany's hin; von Tihany landeinwärts treten wieder freundliche Dörfer inmitten grünender Hügel und Berge, ihre Weingärten, Felder und Wiesengründe, Landhäuser und Winzerwohnungen dem Umblick entgegen. So sah ich 1836 an einem heitern Sommermorgen ein reiches Bild majestätischer Schönheit und idyllischer Ländlichkeit; ob der Blick auf der endlos weiten, reinen, ruhigen Spiegelfläche des Sees schweifte, oder auf seinen blühenden Ufern weilte, oder westlich nach den grauen Bergen spähte, oder nördlich auf dem Miniaturgemälde des Badeortes Füred ruhte — die Seele wiegte sich dabei in unerschöpflichem Genusse, und prägte der Erinnerung unauslöschbare Bilder ein.

Der 1½ Stunde zu Land, eine kleine Stunde zu Wasser entfernte Badeort Füred liegt unmittelbar an dem Plattensee, und gehört zu den besuchtesten in Ungarn. So wie Tihany ist er ein Eigenthum der Erzabtei der Benedictiner auf dem St. Martinsberge (mons sacer Pannoniæ). Seine Quellen entspringen nur einige hundert Schritte vom Ufer des Sees, werden zu den kohlensauren Stahlwässern gerechnet und besitzen einen ausgezeichneten Ruf, den die Errichtung von Bädern im

Digitized by Google

See selbst bedeutend gesteigert hat; 1836 waren über 4000 Curgäste zugegen gewesen, und 1837 mögen nicht weniger sowohl des milden angenehmen Klima's, als der Mineralquellen halber sich versammelt haben. Die von Dr. Sigmund 1836 unternommene chemische Analyse wies in 1 Pfund Wasser derselben nach: freie Kohlensäure 38,40 Kubikz., kohlensaures Calciumoxyd 6,98 Gran, kohlensaures Magniumoxyd 1,10; kohlensaures Eisenoxydul 0,52, kohlensaures Sodiumoxyd 1,10, schwefelsaures Sodiumoxyd 6,30, salzsaures Sodiumoxyd 1,08, Siliciumoxyd 0,26, Aluminumoxyd 0,19. Merkwürdig ist es, daß Dr. Sigmund bei der Analyse des Plattenseewassers zu dem Resultate gelangte, daß es dem Füreder Mineralwasser gleich, nur sehr diluirt sey; eine neue Bestätigung des Ausspruchs von Plinius: tales sunt aquæ, qualis est natura terræ, per quam fluunt; denn sowohl der Boden in und um Füred, als das Becken vom See, boten bei der mineralogischen Untersuchung in den Gebirgsarten dieselben Bestandtheile dar, welche sich in den Wassern beider aufgelöst finden.

Aermer an Kohlensäure, reicher an Eisen, aber an Wasser arm, entspringt eine Mineralquelle unweit Zanka, Verkut (Blutbrunnen) genannt, gleichfalls unmittelbar am See; sie wird nur wenig besucht, und besitzt nicht die großartigen Einrichtungen, deren Füred sich erfreut, das gewissermaßen Ungarns Spaa oder Pyrmont genannt werden kann. Außer den genannten gehen in der Umgegend des Plattensees noch mehrere Mineralquellen zu Tage, welche theils schwefelhaltig, z. B. bei Tapolcza, größtentheils kohlensauer und eisenhaltig, aber fast gar nicht bekannt und gebraucht sind.

Chronik der Reisen.

Besteigung des Piks von Demawend im Sept. 1837, von Hrn. Taylor Thompson.

Dieser Berg liegt etwa 40 (engl.) Meilen O. N. O. von Teheran, ungefähr 35° 50′ N. B. 52° 10′ O. L. v. Gr. (69° 50′ v. F.), und kann als der Gipfelpunkt des persischen Taurus betrachtet werden; obgleich er so nahe bei dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte der verschiedenen europäischen Gesandtschaften in Persien, ist bis jetzt doch noch weder eine Besteigung desselben, noch eine Messung bekannt. Zu bemerken ist, daß die mittlere Barometerhöhe in Teheran 26 Zoll ist, was eine Höhe von etwa 5800 Fuß über dem Meere anzeigt. Hr. Thompson brach am 4 September von Teheran auf, und fand das Dorf Dschadscherud 900 Fuß höher, als Teheran. Als er nach Ilek, am linken Ufer des Flusses Heraj, und an den Fuß des Berges kam, übergab er seine Briefe und Geschenke an Abbas Kuli Khan, den Häuptling von Laradschan, und begab sich dann nach Gernah, wo er vier Führer erhielt, und Mundvorrath so wie andere nöthige Dinge auf vier Tage nahm. Gernah ist das höchst gelegene Dorf an dieser Seite des Berges; am 8 September brach er auf, war aber kaum zwei Stunden weit aufwärts gestiegen, als das Wetter, welches bis daher dumpf und schwül gewesen war, in ein schweres Gewitter ausbrach, und ihn nöthigte, mit seinen Begleitern 24 Stunden lang eine Zuflucht unter einem Felsenvorsprunge zu suchen. Am andern Morgen lag Schnee in der Nähe ihres Bivouacs, aber das Wetter war schön, und trotz Kälte und Näße brachen sie guten Muths nach dem Gipfel des Berges auf. Er war noch kaum eine Stunde vorwärts gekommen, als zwei der Führer sich weigerten, auch nur einen Schritt weiter zu gehen, und es mußten also die Extraprovisionen sammt allen nicht durchaus nöthigen Kleidern zurückgelassen werden. Mit großer Mühe und Beschwerde gelang es gegen Sonnenuntergang den Gipfel des Berges zu erreichen; sie waren aber froh, in einer Höhle an der Ostseite des Berges, wenige Fuß von dem Gipfel des Kegels, ein Unterkommen zu finden. Dieser Kegel besteht aus einem weichen Felsenschwefel (rock sulphur), der von den Eingebornen nur mit einem Stock ausgegraben, und dann in Säcken hinabgetragen wird. Lange ehe sie den Gipfel erreichten, war der Berg in Wolken gehüllt, die alle Beobachtungen, die am Barometer ausgenommen, durchaus verhinderten. Ein durchdringend kalter Wind blies von dem etwa 45 Meilen nordwärts entfernten kaspischen Meere her; die Höhle aber, in der sie schliefen, war durch die aus dem Felsen aufsteigenden Schwefeldämpfe bis auf mehr als 76° F. erwärmt; sie nahmen deßhalb ihre von Schnee getränkten Strümpfe und Schuhe von Ziegenfellen ab, bedeckten die Füße mit dem heißen Staub, und legten sich zum Schlafen nieder. Am Morgen waren die Kleider fast völlig durchnäßt durch den hereingetriebenen Schnee, da sie die Oeffnung, aus Furcht zu ersticken, hatten offen lassen müssen; dennoch hatten alle beim Erwachen heftiges Kopfweh, und fühlten sich unwohl. Der Morgen war schön, aber die heftige Kälte und der Mangel an warmen Kleidern nöthigte sie, bald ein günstigeres Klima aufzusuchen. Die geologische Formation von Demawend, von Gernah aufwärts, scheint 1000 Fuß weit ein Sandsteinlager von der Kohlenformation zu seyn, und hat auch eine Kohlenschichte; hierauf folgt Kalkstein in einer Dicke von 1200 Fuß, dann Grünstein mit Eisen gefärbt, bis auf 1000 Fuß vom Gipfel, der eine Ablagerung von reinem Schwefel ist. An der vulcanischen Natur des Berges ist nicht wohl zu zweifeln: die erhitzte Luft und der Dampf, der aus den Spalten dringt, die heißen Quellen am Fuße, die Schlacken und Bimssteine an den Seiten, alles beweist, nicht nur, daß er früher die Mündung eines ausgedehnten vulcanischen Districts war, sondern auch, daß sein Feuer noch nicht erloschen ist.

Das Resultat der barometrischen Messung war, daß Ilek 5800, das Dorf Demawend 6200, Gernah 6600 Fuß hoch liegt, und auf dem Gipfel zeigte der Barometer 15,05, der daran gehängte Thermometer 56° F., was eine Erhebung von 10,500 Fuß über die Stadt Teheran und von 14,500 Fuß über dem Meere anzeigt.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 9** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Ueber die böhmische Literatur.** Von Pr. G. in Pr. Erster Artikel. — **Percy Bysshe Shelley.** (Schluß.)

Zu den Blättern dieses dem Auslande dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat Januar.)

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Eilfter Jahrgang.

1838.

Februar.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1838.

☞ **Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.**

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Charten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. Mit den Blättern zur Kunde der Litteratur des Auslands, wovon wöchentlich 2 bis 3 Nro. erscheinen, 20 fl. oder 11 Rthlr. 8 gr. — Sämmtliche respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Beiſatz zum Titel unſerer Zeitſchrift: „Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker" bezeichnet die allgemeine Beſtimmung deſſelben, die freilich dem jeweiligen Redacteur einen weiten Spielraum läßt. Zeitgeſchichte, namentlich fremder Welttheile, Schilderung der Sitten und Zuſtände anderer Völker iſt die eigentliche Aufgabe, die jedoch immer nur ſehr bruchſtückweiſe gelöſ't werden kann, denn der Umfang iſt groß, und es handelt ſich deßhalb hauptſächlich darum, aus dem reichen Schatze der Nachrichten dasjenige auszuwählen, was für den Augenblick intereſſant und wichtig iſt. Entwicklung der Thatſachen aus ihren verſchiedenen Urſachen iſt dabei ein Haupterforderniß. Dieſer Zweck unſerer Zeitſchrift erfordert mannichfachen Wechſel, je nachdem die öffentliche Aufmerkſamkeit ſich auf dieſen oder jenen Gegenſtand der Weltbegebenheiten hinlenkt, und in dieſem oder jenem Welttheile ſich Merkwürdiges ereignet, und neue Erſcheinungen ſich kund geben.

Die Redaction glaubt dieſem Zwecke um ſo gewiſſer treu zu bleiben, wenn ſie es ſich zur Aufgabe macht, das Gebiet der Erd- und Völkerkunde zu ihrem Hauptgegenſtande zu machen, in ſo weit dieß, ohne in wiſſenſchaftliche Erörterungen einzugehen, möglich iſt. Dieſe Quelle hat ſich auch ſo ergiebig gezeigt, daß die Verlagshandlung und die Redaction ſich veranlaßt ſahen, hinſichtlich dieſes ſpeziellen Gegenſtandes eine Erweiterung eintreten zu laſſen in der „Sammlung von Reiſen und Länderbeſchreibungen"; wenn auch dieſe noch ſo reichlich ausgeſtattet wird, ſo bleibt immer noch dem Auslande genug Ausbeute übrig.

So leicht die Aufgabe des Auslandes hinſichtlich andrer Welttheile zu ſtellen iſt, ſo ſchwierig und noch weit fragmentariſcher werden die Mittheilungen über Europa. Mit der ſteigenden Bevölkerung und Bildung werden die Verhältniſſe, nicht nur die politiſchen, ſondern auch die geſellſchaftlichen, verwickelter, unklarer, und unterliegen mannichfachern Deutungen. Wer könnte auch dieß Gebiet überſehen, und mit nie wankendem Geiſte die mannichfachen Erſcheinungen erklären! Die europäiſche Welt iſt in einem Uebergangsprozeſſe begriffen, in einem ſocialen nicht weniger als in einem politiſchen, wie wenig Begebenheiten ſtellen ſich in dieſer trüben Gährung klar heraus, und wie ſehr werden ſie durch Leidenſchaften aller Art entſtellt! Auch iſt in Bezug auf Europa dem Ausland die Gränze ſchärfer gezogen; Alles was auf Tagspolitik Bezug hat, gehört nicht in ſein Gebiet, und nur die rein menſchliche Seite davon, die oft genug entſtellt wird, darf es herausheben und zum Gegenſtand ſeiner Schilderung machen.

Wenn man nach dieſen allgemeinen Andeutungen über den Zweck des Auslandes die Ausführung betrachtet, ſo kann das Fragmentariſche und Lückenhafte wohl keinem entgehen, und es iſt auch um ſo verzeihlicher, da der mit jedem Tage wachſende und ſich erneuernde Stoff nicht geſtattet, Verſäumniſſe nachzuholen. Daß indeß die Leſer des Auslandes dem großen Umfange des geſteckten Ziels Rechnung getragen, und ſich an dem Fragmentariſchen und Lückenhaften nicht geſtoßen haben, ermuthigt die Redaction, die einmal betretene Bahn troß ihrer Schwierigkeiten nicht zu verlaſſen.

Digitized by Google

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehende Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen Oktober 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexiko. 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow,** jun., **ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis P. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexikanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniſs.

Größere Aufſätze.

Ausflug in den Abruzzen. (Aus Keppel Craven's: Excursions in the Abruzzi). Der Voltorno; römiſche Ueberreſte; Piedimonte; der See Matiſe; Capua; Teano; San Germano. Nro. 32—34. Sperlonga; Aquino; Iſola; Sora; der See Fucino; Avezzano; Celano; Aquila. Nro. 35—42. Cicolano; die Heerden in den Abruzzen; Pescara; Teramo; der Gran Sasso; Chieti; Solmona; Palena; die Stadt Samnium; Iſernia; das alte Venafrum. Nro. 44—50. — Rechtspflege in Frankreich: Kindermord Nro. 52; Meuchelmord, vorbereitet durch Vergiftung. Nr. 54—57. — Bemerkungen über die Inſel Cuba. Nro. 53. — Die Barbareskenſtaaten: Abdel-Kaders Plane. Nro. 54.55; Verhältniſſe in Tunis. Nro. 56; Marocco. Nro. 45; Tripoli. Nro. 56. — Die Tataren in Südrußland Nro. 57. — Bemerkungen über die Fluth. Nro. 58. — Neueſte Thronveränderung in Audh. Nro. 59. — Die Kathedrale von Sevilla. (Nach der Schilderung von Roſſeeuw St. Hilaire). Nro. 60. — Notizen über China. (Aus einem Briefe Pater Hyacinths.) Nro. 41. — Die Fortſchritte der Geſellſchaft in Indien. Nro. 42—44. — Die Ruinen von Berenice. Nro. 43. — Wiſſenſchaftliche Nachrichten aus Oſtindien. Nro. 46. — Ueber Kriegführung in Canada. Nro. 47. — Cuba. Nro. 48. — Das Einſammeln der Schildkrötencier in Braſilien. Nro. 49. — Bemerkungen über die Peſt in der Türkei und die ſerbiſchen Quarantainen. Nro. 50—54. — Port Mendres. Nro. 51. — Skizzen aus der Krim. (Aus Edmund Spencers: Travels in Circassia, Krim Tartary u. ſ. w.) Nro. 52—59. — Die perſiſchen Prinzen in London. Epiſode aus der Geſchichte der neueſten perſiſchen Thronveränderung. Nro. 53. — Wiſſenſchaftliche Nachrichten aus Paris. Nro. 54. — Bemerkungen über die Peſt. Nro. 55. — Die Jlyats oder wandernden Stämme Perſiens. Nro. 55—59. — Etwas über Zend und Pehlwi. Nro. 57. — Muſikaliſche Anſtalten in England. Nro. 58. —

Chronik der Reiſen.

Capitän Mac Leods Reiſe in die Provinzen jenſeits des Ganges. Nro. 53. — Nachricht von der Expedition zur Erforſchung der Nordoſtküſte Auſtraliens. Nro. 35. — Reiſe des Dorpater Profeſſors Schmalz durch die Colonien im Innern Rußlands. Nro. 38—42. — Capitän Alexanders Reiſe zu den Damaras. Nro. 59.

Kleinere Mittheilungen.

Litterariſche Notizen: Merkwürdige Manuſcripte im Archiv von Dijon. Nro. 51; Zeitſchriften in Dänemark. ibid.; Schule zum Ueberſetzen aus dem Franzöſiſchen ins Arabiſche in Cairo. Nro. 54; Anlegung einer Marinebibliothek in Frankreich. ibid.; Ueberſetzung der chineſiſchen Abhandlung über die Seidenzucht ins Arabiſche. Nro. 60; merkwürdiger perſiſcher Katalog. Nro. 59.; die Tafel von Abydos nach England gebracht. ibid. — Auffindung eines Präfericulums. Nro. 35. — Neue Münzabbildungen. Nro. 55. — Große Objectivgläſer. ibid. — Vertreibung der Jeſuiten aus Macao. Nro. 56. — Merkwürdige Ausgrabungen in der Nähe von Corneto. ibid. — Eiſenproduction in Europa. Nro. 37. — Geologiſche Notizen: Bemerkungen über den Zuſtand des weſtlichen Indiens. Nro. 37; neue Unterſuchung der Foſſilienlager zu Sanſon. ibid.; Entdeckung einer Gasquelle in Wales. Nro. 40; Erdbeben in verſchiedenen Ländern. Nro. 49; über den großen Baſaltdiſtrict in Indien. Nro. 50; über die Aenderung geſchichteter Felsarten durch vulcaniſches Feuer. ibid. — Antibramanismus in Indien. Nro. 40. — Zahl der Diebe und Bettler in London. ibid. — Mittel gegen den Eisgang. Nro. 41. — Militärcolonie zu Miſerghin. Nr. 43. — Ueber die Myſterien der Kabiren. Nro. 44. — Stockſtreiche bei den Chineſen. Nro. 45. — Ueber die Temperatur auf der Oſt- und Weſtküſte Nordamerika's. Nr. 46. — Der Gauri Gau. Nro. 47. — Sonderbare Arbeitsſyſteme im Norden Englands. Nro. 48. — Verſunkene Stadt in Südamerika. Nro. 51. — Wilde Enten im Departement der Landes an das Ufer geworfen. ibid. — Nachricht über die Verbindung zwiſchen dem ſtillen und atlantiſchen Meere. ibid. — Nachricht von dem Reiſenden Heudelot. Nro. 52. — Coloniſirung der Kabarda durch Koſaken. Nro. 53. — Schiffsjungeninſtitut in Bordeaux. Nro. 54. — Der numidiſche Marmor. Nro. 56. — Sicherung von Papieren bei Feuersbrünſten. Nro. 57. — Ueber eine Vogiſeete in Entſch. Nro. 58.

☞ Die verehrlichen Buchhandlungen, welche die in ihrem resp. Verlag erſcheinenden Schriften, ſofern dieſe in den Bereich der „Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands" gehören; als Ueberſetzungen neuer poetiſcher, philoſophiſcher und religiöſer Werke aus fremden Sprachen in dieſen Blättern angezeigt und beurtheilt wünſchen, werden gebeten, die Einſendung durch Buchhändler-Gelegenheit an Dr. G. Pfizer in Stuttgart zu machen.

Digitized by Google

Nr. 32.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Februar 1838.

Ausflüge in den Abruzzen.

(Aus Keppel Craven's: Excursions in the Abruzzi.)

Der Voltorno. — Römische Ueberreste. — Piedimonte. — Der See Matise. — Capua. — Teano. — St. Germano.

Das Thal entlang zwischen den tifatischen Bergen, welche die Ebene Neapels hinter Capua umgränzen und der entlegenern Kette jenseits des Voltorno, Matese genannt, einer der höchsten unter den südlichen Apenninen, verfolgte ich die Straße nach Cajazzo. Von Caserta aus, einem hinreichend bekannten Orte, ritt ich längs der Parkmauer hin, welche diesen ganzen königlichen Sitz umgibt, und erreichte bald den kleinen Palast Belvedere, besser bekannt unter dem Namen St. Leucio, wo seltsamer Weise der Glanz einer königlichen Residenz mit dem Local einer Seidenmanufactur verbunden ist. Die Lage indeß, so wie die Temperatur, ist unendlich besser als zu Caserta, und man kann St. Leucio wohl als den schönsten unter den Landsitzen des Königs betrachten.

Der Weg führt zwischen der Parkmauer und einer tiefen Schlucht durch einen so gewundenen Paß, daß man ihn von der Ebene aus gar nicht übersehen kann. Dieses romantisch-schöne Engthal trennt die Berge Tifati und Callicola, von denen der erste eine dürre, nicht sehr ausgedehnte Kette ist, welche hinten im Thale von Cajazzo aufsteigt und dessen westliches Ende von den Ebenen um Capua und Calvi scheidet; die andere ist eine ebenfalls beschränkte Hügelkette, die sich von Caserta bis Madaloni ausdehnt. Ein schroffer Abhang unter dem Namen Gradillo bekannt, bringt den Reisenden ziemlich unerwartet an den Rand einer weiten Ebene, oder vielmehr eines Thals, und rechts sich wendend, erreicht er das Ufer des Voltorno, den man von dem Hügel aus, auf dem Cajazzo steht, mehrere Stunden weit durch die Fläche sich hinschlängeln sieht.

Wendet man sich, sobald St. Leucio zurückgeblieben, links, und hält sich am Ufer des Flusses, so gelangt man auf einer guten, längs der tifatischen Berge hinführenden Fahrstraße nach Santa Maria di Capua, der unwürdigen Nachfolgerin der weit berühmten Hauptstadt Campaniens. Die Stelle dieser alten Stadt enthält noch manche beachtenswerthe Spuren ihres frühern Glanzes, namentlich das campanische Amphitheater. Auch weiter hin stehen noch einige Ueberreste alter Gebäude, namentlich zwei aus Backsteinen aufgeführte Bogen einer römischen Brücke am linken Ufer, wo jetzt die Fähre di Formicola ist, so genannt nach einem benachbarten Dorfe. Dieß war eine von den drei Brücken, die zu den Zeiten der Römer über den Voltorno bestanden, und von denen nur noch die bei dem neuen Capua vorhanden ist.

Man setzt hier an der Fähre di Cajazzo über, wo viele schöne Quellen von den Felsen herabstürzen, und sich mit dem Wasser des Flusses vermengen, der noch, wie zu den Zeiten von Virgil und Horaz, in einem tiefen, sandigen Bette trüb dahin rollt. Jenseits des Flusses steht ein festes Gebäude, jetzt ein Wirthshaus, früher aber zu einem königlichen Absteigequartier bestimmt, indem diese Straße ursprünglich bloß eine bequeme Verbindung zwischen Caserta und den zahlreichen Jagdgehägen diesseits und jenseits Cajazzo herstellen sollte. Diese Jagdgehäge bestehen nicht mehr, aber die Straße wurde zum Vortheil mehrerer benachbarten Städte erhalten und noch weiter fortgeführt. Das Thal des Voltorno bietet dem Landbauer mehr Interesse dar als dem Maler, denn es ist fast ganz mit Mais- und Weizenfeldern bedeckt, und zum Behufe der Bewässerung mit tiefen Gräben durchschnitten. Bäume und sonstige Vegetation fehlen ganz, nur die nördliche Hügelkette ist mit Oliven bekleidet, und der etwas lange und langweilige Weg nach Cajazzo hinauf ist von nordischen Bäumen beschattet, unter denen Hagedorn und Eichen vorherrschen.

Zwei Städte mit dem Namen Calatia standen hier nicht sehr entfernt von einander, und werden von den Alten so oft erwähnt, daß man sie leicht verwechseln könnte, wäre nicht ihre gegenseitige Lage durch den Beinamen der einen: transvulturnensis auf unzweifelhafte Weise bestimmt; die Lage der andern wurde von Alterthumsforschern bei einem Orte, le Galazze genannt, in der Nähe von Madaloni aufgefunden, während die erstere, eine weit größere und wichtigere Stadt, zu einer der Abtheilungen des Samnitergebiets gehörte. Einige interessante Ueberreste ihrer frühern Größe erkennt man noch in einer Linie vieleckiger Mauern, die, bald mehr bald minder gut erhalten, noch um die ganze neuere Stadt her, welche mit dem anstoßenden

Digitized by Google

Casali etwa 5000 Einwohner zählt, sich verfolgen läßt. Das Innere der Stadt bietet, einige Inschriften auf dem Marktplatz ausgenommen, nichts Merkwürdiges dar, als eine große unterirdische Cisterne, die in zwei Abtheilungen getheilt ist, und die Städtebewohner noch jetzt allein mit Wasser versieht. Wenn man im Herbst sie reinigt, erscheinen die unter der gewöhnlichen Wasserhöhe auf einer Tafel eingegrabenen Namen der Duumvirn, welche die Cisterne herstellten, und die Oeffnung mit einer Marmoreinfassung versahen.

Von dem Schlosse herab, das, wie in Feudalzeiten gewöhnlich, den höchsten Punkt der Stadt einnimmt und der florentinischen Familie der Corsi gehört, genießt man einer weiten, herrlichen Aussicht auf das Land.

Ein Weg von zwei Stunden führt den Reisenden durch einen vergleichungsweise dürren, aber nicht unfruchtbaren Landstrich nach Piedimonte; eine halbe Stunde, ehe man dahin gelangt, geht der Weg links nach Alise, dem alten Alisä, das in einer sumpfigen und somit ungesunden Vertiefung liegt, während die ältere Stadt, viel höher an einem der untern Abhänge des Matese gelegen, eine weit gesündere Luft hat. Piedimonte ist keine alte Stadt, und erst in neuern Zeiten durch den Betrieb mehrerer Manufacturen zu Bedeutung und größerer Bevölkerung herangewachsen. Sie besteht aus zwei Abtheilungen, von denen die eine wegen ihrer niedrigen Lage la Vallata genannt wird; beide zusammen haben etwa 10,000 Einwohner, die durch ihren Fleiß, ihren reinlichen und ordentlichen Anzug, so wie durch ihr höfliches Benehmen gleich beim ersten Anblick für sich einnehmen. Die Straßen sind breit, obgleich weder regelmäßig, noch gut gepflastert, aber sie enthalten viele gut gebaute Häuser, und das des Herzogs von Laurenzana, des frühern Feudalbesitzers von Piedimonte, von dem er auch noch den Titel führt, kann man einen Palast nennen. Seinen jetzigen blühenden Zustand dankt Piedimonte der Fülle und Wasserkraft des Flusses Torano, der, unmittelbar hinter ihr in ziemlicher Höhe entspringend, sich leicht theilen und durch die ganze Stadt leiten läßt, wo er die Maschinen von einer Menge Manufacturen in Bewegung setzt. Die Quelle des Flusses entspringt etwa eine Viertelstunde von den letzten Häusern der Stadt, die, an beiden Seiten einer schmalen Felsenspalte gelegen, allmählich in dem Maaße als die Schlucht sich verengert minder zahlreich werden, bis endlich nur noch Raum für den Fluß und einen Pfad bleibt, der bis zur Quelle hinführt am Fuße einer schroffen Felsenmasse, welche den Unterbau des Matese bildet. Hier stürzt der Torano unter einem niedern natürlichen Bogen hervor, bildet zuerst einen Teich von der durchsichtigsten Reinheit, der eine kleine, von schönen Pappeln beschattete Insel umgibt, und strömt dann zwischen den mit einer reichen Vegetation und wilden Blumen überhangenen Seitenfelsen hinweg, mit allem Ungestüm eines ächt nordischen Stroms. Ein zweiter, minder wasserreicher Bach, Torano Piccolo genannt, entspringt eine halbe Stunde davon in der Vallata, treibt gleichfalls mehrere Räder, und vereinigt sich dann mit dem größern Fluß, den man im Thale zur Bewässerung benutzt, bis er sich endlich sehr geschwächt in den Voltorno ausmündet. Die Vortheile einer günstigen Lage machen in Verbindung mit den reichen Bewässerungsmitteln das Gebiet von Piedimonte ungemein fruchtbar, und alle Gewächse gedeihen vortrefflich, namentlich Obst und Wein; der letztere besonders wird sehr hoch geschätzt, hat eine gute Blume, und ist stark, aber vielleicht ein wenig zu süß für einen nordischen Gaumen.

Auf einem der Berge, welche die Schlucht des Torano überhängen, steht das Kloster S. Pasquale, äußerst romantisch und abgelegen, und die mühsame Reise dahin wird durch eine herrliche Aussicht reichlich vergolten. Auf der andern Seite, jedoch minder hoch, liegt ein Dorf, das man zur Stadt selbst rechnet, und Castello nennt; durch dieses führt der Weg über den Matese nach der anstoßenden Provinz Molise; er ist für Maulthiere brauchbar und im Sommer sehr besucht, als die kürzeste Verbindungslinie mit diesem District und seiner Hauptstadt Campobasso.

Ich folgte dem Pfad bis über halbwegs zum höchsten Gipfel, welcher Monte Miletto genannt wird, um einen See zu besuchen, aus dem der Sage nach der Torano durch unterirdische Verbindung sein Wasser erhalten soll. Jenseits Castello führt der Weg durch ein zweites Dorf, Namens San Gregorio, dessen Anblick und Lage selbst auf die Temperatur eines Maimorgens einen kalten Schatten warf, trotz einiger guten Weingärten unterhalb desselben. Weiter hinauf hört aber aller Anbau auf, und keine Spuren von Vegetation erscheinen mehr, außer einigen verkrüppelten Schlehenbüschen und einigen magern Binsen in den Felsenspalten. Hat man aber die steile Höhe erreicht, und blickt in das darunter sich öffnende Tiefthal hinab, dann enthüllt sich eine andere Scene in dem Anblick des Sees, welcher rings von dick mit Buchenwäldern bedeckten Bergen eingeschlossen ist. Obgleich die obere Hälfte des Bergs noch mit dem Winterschnee bedeckt war, hatte der See doch schon seine größte Höhe erreicht; er mochte eine kleine Stunde breit und eine halbe lang seyn, und hatte eine bewaldete Insel in der Mitte. Auf der Nordseite hat er einen breiten Streif Sumpfboden, der mit Hafer eingesäet ist, und ein schmalerer Streif Weideland dehnt sich rings um das Ufer aus, und war zur Zeit meines Besuches mit Anemonen und Jelängerjelieber wie besäet.

Das Thal, das den See enthält, steht mit andern Alpenthälern in Verbindung, welche nach dem Monat Julius dem Vieh frische und reichliche Weide gewähren; die Hütten der Hirten und die ausgedehnten Schuppen für das Vieh standen deßhalb jetzt noch leer; aber diese wilden Schluchten werden manchmal durch zahlreiche Züge von Bauern und Bäuerinnen belebt, die in ihrem besten Anzug von dem großen Feste zu Monte Cassino zurückkehren. Der See Matese gilt, wie die meisten ähnlichen Reservoirs in Berggegenden, für grundlos in seiner Mitte und nach der Landessage befindet sich dort noch überdieß ein Abgrund oder Wirbel, durch den das Wasser nach dem Torano gelangen soll; die Sache ist nicht ganz unwahrscheinlich, indem mehrere Gewässer sich in den See ergießen, ohne daß er einen sichtbaren Ausfluß hätte.

Die Stadt Alise liegt eine halbe Stunde von Piedimonte, mehr in der Mitte des Thals und am Voltorno, der hin-

Digitized by Google

durch fließt; die Nähe dieses Flusses und anderer Gewässer, die das Städtchen in allen Richtungen umgeben, machen die Atmosphäre einen großen Theil des Jahres hindurch so ungesund, daß die Bevölkerung sowohl als deren Wohlstand gleich tief herabgekommen sind; von einer sehr bedeutenden Stadt, wie es unter dem Römerreich, und selbst noch bis in eine spätere Zeit des Mittelalters war, ist es tiefer herabgesunken, als vielleicht irgend ein Ort, der noch den Namen einer Stadt trägt. Immer noch nimmt es einen bedeutenden Raum ein, und seine alten Mauern sind an vielen Stellen gut erhalten, auch kann es noch mehrere Reste des Alterthums aufweisen, als ein Amphitheater, Bäder, und einzelne Theile großer Gebäude, während Votivaltäre, Sculpturfragmente und eine große Anzahl von Inschriften zu verschiedenen Zeiten entdeckt wurden, und noch immer in seinen unbewohnten Straßen zerstreut sind. Auch ist es der Hauptort eines Bisthums, aber der Bischof wohnt mit dem größten Theile seiner Geistlichkeit zu Piedimonte, von wo sie zu Erfüllung ihrer Functionen in der Kathedrale, dem Seminar und andern geistlichen Anstalten, die noch immer in Alise sind, sich dahin begeben.

Die Straße von Alise nach St. Angelo führt längs den Bergabhängen hin, die allmählich aufsteigen durch einen offenen, über den Kornländern gelegenen Wald von schönen Eichen. Dieser Bergdistrict ist minder bevölkert, als der links von Piedimonte den Bergkrümmungen entlang, die den Voltorno begleiten, und ist vielleicht auch minder schön, aber von dem Dorfe St. Angelo aus, das nahe am Ende des Thals hoch gelegen ist, hat man nicht nur eine weit größere Aussicht über das Thal, sondern sie reicht auch hinüber in das reiche, mannichfache Scenerien darbietende Land um Terano her, und endigt nur an der See selbst, die nebst dem Felsen von Mondragone, dem alten Berg Massicus, die Landschaft auf die glücklichste Weise schließt. Dieses Dorf hat nicht mehr als 1000 Einwohner, aber eine große Anzahl derselben befindet sich in sehr günstigen Vermögensverhältnissen.

Ein schlechter Weg führt hinab zur Fähre über den Voltorno, und jenseits desselben zu dem Dorfe Pietra Vairana, gewöhnlich nur La Pietra genannt, das 3000 Einwohner hat, und obwohl es durch die Malaria leiden soll, doch ein blühender Ort ist; es liegt gegen Süden, während das kleinere Dorf Vairana am Nordabhange desselben Berges liegt. Ein altes, jetzt in Ruinen liegendes Schloß auf dem höchsten Gipfel überblickt beide Thäler.

Folgt man derselben Straße, die jenseits La Pietra immer besser wird, so trifft man nach einer starken Stunde bei einem Wirthshause, das nach einem benachbarten Dorfe di Cajaniello heißt, auf die Straße, welche von der Hauptstadt nach den Provinzen von Abruzzo führte. Da Reisende wahrscheinlich selten den Umweg über Piedimonte machen, so will ich in Kürze das Land zwischen Capua und diesem Orte schildern, indem die Poststraße durch dasselbe eine kürzere und angenehmere Verbindung mit den nördlicheren Gegenden, wie mit Monte Cassino und Sora gewährt. (Forts. folgt.)

Rechtspflege in Frankreich.

Beiträge zur Sittengeschichte.

Kindermord.

(Tödtung eines natürlichen Kindes durch den Vater.)

Ein trauriges, aber eigenthümliches Zeichen der neuesten Zeit ist das furchtbare Überhandnehmen des Kindermordes in allen Theilen Frankreichs, das wir seit länger denn einem Jahre zu bemerken Gelegenheit haben, und das in demselben Maße anwächst, in welchem die Geschwornengerichte sich beeifern, die Schuldigen loszusprechen; denn es scheint gewiß, daß die neueste Geistesrichtung der französischen Jury's, die sich nirgend mit so trauriger Folgerichtigkeit offenbart, als gerade bei den häufigen Fällen des Kindermordes, gefallenen Dirnen als Aufmunterung dient, sich der beschwerlichen Frucht sündigen Wandels auf gewaltsame Weise zu entledigen, während doch die schützende und strafende Gerechtigkeit der unschuldigen und wehrlosen Wesen sich um so kräftiger annehmen sollte, als das Civilrecht durch die Bestimmung, daß alle Nachfrage nach dem Vater eines unehelichen Kindes verboten sey, ohnedieß dieselben allen Unbilden des Elendes preisgibt. — Die Geschwornen wähnen schon sehr streng zu seyn, wenn sie in besondern Fällen durch ihren Ausspruch einer entarteten Mutter eine Gefängnißstrafe von einem oder zwei Jahren zuziehen.

Da jedoch bei fast allen Fällen der Art die Umstände das gleiche Gepräge tragen, so beschränken wir uns auf die eben gegebene Andeutung über diesen wesentlichen Punkt, und wollen als einzelnes Beispiel nur einen Kindermord anführen, den nicht die Mutter, sondern der Vater selbst vollführte; der Proceß wurde am 14 und 15 November 1837 vor den Assisen zu Pau verhandelt.

Eine schöne und junge Spanierin, Josefa Ramona de Aguirré, 25 Jahre alt, sitzt auf der „Bank der verfolgten Unschuld" neben einem (etwa vierzigjährigen) Basken, Namens Hiriart, der eine höchst gleichgültige Haltung behauptet, und dessen Miene stets zu lächeln scheint, obschon dieß Lächeln nur die Folge von Nervenzuckungen ist.

Die Verhandlungen eröffnet ein Zwischenfall. Ein wesentlicher Zeuge, Josefa Aguinaga, deren Abwesenheit schon bei den letzten Assisen die Verweisung der Sache auf die jetzigen herbeigeführt hatte, fehlt wiederum; da aber die Staatsbehörde darthut, daß der Zeuge in Spanien sich befinde, und durch die Kriegsereignisse von der französischen Gränze abgeschnitten sey, und zugleich mit den Vertheidigern darauf anträgt, daß die Aussage der Aguinaga vorgelesen werde, so ordnet der Präsident aus eigener Machtvollkommenheit (en vertu du son pouvoir discrétionnaire) den Beginn des Verfahrens an.

Der Inhalt der Anklage ist folgender: Morgens am 10 März bemerkten Soldaten des Postens von Socoa den Leichnam eines neugebornen Mädchens, den die Meereswogen auf einen Felsen am Fuße des Forts spülten, und machten sofort die Anzeige davon, worauf bei der gerichtlichen Aufhebung der Leiche erkannt ward, daß das vollkommen ausgetragene und lebensfähig geborene Kind wahrscheinlich gewaltsam getödtet worden, bevor es noch ins Wasser kam. Der erste Verdacht fiel auf Josefa Ramona de Aguirré, eine Spanierin, die mit mehreren ihrer Landsleute ein abgelegenes Haus am Meeresstrande bewohnte, und von der man wußte, daß sie seit einiger Zeit sich bemüht hatte, die Zeichen ihrer vorgerückten Schwangerschaft zu

Digitized by Google

verbergen. Die Hausgenossen sagten aus, Josefa scheine in der Nacht vom 8 auf den 9 März von den Wehen ergriffen worden zu seyn; sie sey jedenfalls im Bette geblieben, bis zu dem Augenblicke, da sie, von dem Auffinden des Leichnams unterrichtet, plötzlich die Flucht ergriffen. — In einem Hause der Gemeinde von Urrugne ward Josefa aufgefunden und ergriffen, und ohne Zögern sagte sie aus, sie sey in der Nacht vom 8 zum 9 März wirklich eines Mägdleins genesen, und zwar in einem Stalle; sie habe einen kleinen Schrei vernommen, sey darauf in Ohnmacht gefallen, und habe bei ihrem Erwachen das Kind neben sich todt gefunden, worauf sie es in ihrer Verwirrung in das Meer geworfen, und, unbemerkt von den Nachbarn, sich in ihr Bett begeben. Hernach habe sie über die Gränze fliehen wollen, sey aber aus Schwäche genöthigt gewesen, unterwegs die Gastfreundschaft des Hauses anzusehen, in welchem sie später ergriffen worden. Auf dieser Aussage beharrte Josefa vor dem Friedensrichter, bis sie am 4 April folgende Erklärung abgab: „Wir sind nicht bestimmt, stets in diesem Leben zu bleiben: man räth mir, die Wahrheit zu bekennen, und ich will dem Rathe folgen, da man mir auch sagt, daß Freimüthigkeit und meine Eigenschaft als Spanierin mich zu retten vermöchten. Der Vater meines Kindes ist Hiriart, Bauer zu Socoa. Er hatte mir öfter versprochen, dem Kinde, dessen ich genesen sollte, eine Amme zu geben. Beim Beginne der Wehen verließ ich mein Lager, und begab mich in die Küche, wo Hiriart neben dem Herde schlief; er trat zu mir, wiederholte mir sein Versprechen, die Frucht unserer Liebe zu einer Amme zu thun, und durch diese Zusicherung gestärkt, überstand ich die Niederkunft, und brachte ein gesundes Mädchen zur Welt, das ich dem Vater ließ, da es ihm so gut angehörte, als mir selbst. Ich suchte mein Bett, und blieb darin, bis am zweiten Tage Hiriart mich aufsuchte, und mir gestand, er habe, statt sein Versprechen zu erfüllen, das Kind ins Wasser geworfen; der Leichnam sey aufgefunden worden, und ich müsse nach Spanien fliehen, wohin er bald mir folgen werde. Begleitet von seiner Magd Conchicha machte ich mich sofort auf den Weg; doch verließen mich meine Kräfte, und ich mußte unterwegs in einem Hause liegen bleiben. Denselben Abend noch kam Hiriart zu mir, und rieth mir, im Fall ich ergriffen würde, auszusagen, wie ich in der That anfangs gethan habe. Er erzählte der Hausfrau von dem Funde des todten Kindes, und bat sie, bis zum nächsten Tage Sorge für mich zu tragen; seitdem habe ich ihn nicht mehr gesehen, doch fand er Mittel, mir sagen zu lassen, ich möge auf meiner ersten Aussage beharren, da auch im schlimmsten Falle das Gericht erkennen müsse, es habe keine Macht über eine Spanierin."

In den ersten Tagen nach der Entdeckung des Verbrechens hatte sich Hiriart unsichtbar gemacht; da er aber von Josefa's anfänglicher Aussage vernahm, zeigte er sich wieder, und sah sich plötzlich verhaftet.

Das Zeugenverhör beginnt der Arzt, dessen Erklärung so schwankend ist, daß das Gericht noch einen andern berufen muß, um den Thatbestand der geschehenen Entwerdung deutlich zu machen. — Marie Harismundi, die bei Josefen schlief, will nichts gehört, nichts gesehen haben; dieß erklärt Josefa's Vertheidiger also: „Die Harismundi lebt seit mehreren Jahren in Gesellschaft mit Hiriart, und hat in den letzten Tagen Gelegenheit gefunden, sich mit demselben zu besprechen, indem sie sich für seine Mutter ausgab." — Einige der folgenden Zeugen verwickeln sich in offenbare Widersprüche, indem sie die Schuld von Hiriart auf Josefa zu wälzen trachten; andere Aussagen machen Josefa's Unschuld so deutlich, daß die Staatsbehörde von aller Klage gegen dieselbe absteht; den Hauptbeweis gegen Hiriart scheinen seine Bemühungen bei Josefa zu liefern, um sie zu bewegen, ihn vor Gericht nicht zu nennen.

Die Geschwornen sprechen die schöne Spanierin los, und erkennen zu Hiriarts Gunsten mildernde Umstände an; da nun das Gericht denselben zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verdammt, erschrecken sie sichtlich. Wahrscheinlich hatte die Jury gemeint, den boshaften Mörder könne nur eine Strafe treffen, wie sie etwa einer Verirrten geworden wäre, die in der krankhaften Aufregung ihres Zustandes zum Verbrechen sich hätte hinreißen lassen; und man vermuthet, daß die neumodische Bonhommie der Geschwornen ein Gnadengesuch veranlassen werde.

Literarische Nachrichten.

Hr. Maillard de Chambure, Archivar zu Dijon, hat in dem dortigen Archive drei sehr werthvolle Manuscripte entdeckt. Die beiden ersten sind Rechnungsbücher von Juden, welche sich associrt hatten, um die zum letzten Kreuzzug eingeschifften Truppen mit Lebensmitteln und andern Nothwendigkeiten zu versehen. Der dritte Band enthält das Militärreglement der Tempelherren, nebst den Regeln dieses Ordens, wie sie von dem Concilium zu Troyes bestätigt wurden.

In Dänemark erscheinen 54 tägliche und wöchentliche Zeitschriften, und 30 monatliche und andere periodische Schriften, bei weitem die Mehrzahl in der Hauptstadt. Somit erscheinen also in diesem kleinen Königreiche mehr als 80 periodische Schriften, alle in der Landessprache.

In der ersten Hälfte des Jahres 1857 wurden in Rußland nach dem Berichte des Ministeriums für Volksaufklärung 488 Bücher gedruckt, weit mehr als im Jahre zuvor. Im Vergleiche mit dem Jahre 1856 sind weniger Werke für den Unterricht, aber eben so viele gelehrte Werke erschienen. Auffallend ist die ungewöhnliche Anzahl von Originalnovellen, unter denen Brat Wetschoslaw, Helen Wellowa und eine Reihe von Erzählungen in vier Bänden Erwähnung verdienen; alle sind von Pantow, einem Schriftsteller, der erst seit ganz kurzem auftrat, und bereits einer der Lieblingsschriftsteller des Tags geworden ist. Sophia Kutschko, oder Liebe und Rache, ein Roman aus dem zwölften Jahrhundert, in vier Bänden, ist von Gribojedow, wenn wir nicht irren, einem Neffen des bekannten dramatischen Dichters und Gesandten in Persien, wo er ermordet wurde. Der Fall der Schuiski's von Kiskow, die Gründung von Moskau, und Nikolas, die Bärenpfote, oder der Contrebandier-Hermann, von Zotwo, gehören alle dieser Classe an. Freilich bemerkt in Betreff dieses Reichthums ein russischer Kritiker: „unsere schönwissenschaftliche Literatur besitzt einen wichtigen Vortheil, um den sie die Literaturen aller Länder beneiden möchten. Unsere Novellen sind so schlank, daß alle fremde Rivalen davor beschämt zu Boden sinken müssen. Zwanzig oder dreißig Seiten reichen zu einer Novelle hin, und 150 Seiten werden in drei Theile getheilt, und als eine Novelle in drei Bänden herausgegeben. Uebrigens kann man nach der Seitenzahl allein sich noch keinen rechten Begriff machen, wie kurz unsere Novellen, und wie schwach unsere Erfindungskraft ist. Unsere 150 Seiten sind bei weitem nicht so viel, als eben so viele englische und französische Seiten derselben Größe. Unsere Worte sind meist einsylbig, sieben, acht bis zehn Sylben, die übrigen eine oder zwei Sylben. Ueberdieß noch sind unsere Buchstaben ausnehmend breit; setzt man 28 russische und 28 französische Buchstaben unter einander, so ist die Linie der erstern um ein Fünftel länger; 150 gedruckte russische Seiten schwinden also auf 60 bis 80 französische oder englische zusammen. Welche Armuth an Ideen ergibt sich aus einer solchen Vergleichung!"

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 33.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Februar 1838.

Bemerkungen über die Insel Cuba.

Das Journal de l'Académie de l'industrie etc. theilt in Vol. IV. Nr. 65 einen Bericht des Dr. Antommarchi über Cuba und die Havana mit, aus dem wir Nachstehendes entheben.

Der Handel nimmt hier vor Allem die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch, Reichthum und Wohlstand sind überall, und man genießt einer bisher unbekannten Freiheit und Sicherheit. Eine feste und uneigennützige Verwaltung macht das Glück der Insel aus, und gereicht dem Generalcapitän Tacon zur hohen Ehre. Es gibt fast keine Abgaben, dennoch ist Alles im Fortschreiten begriffen, und man sieht mit Erstaunen die Verschönerung und Vergrößerung der Stadt Havana, so wie die Arbeiten, um sie gesünder zu machen. Wege, Straßen, öffentliche Plätze, Gärten, Brunnen, Promenaden und sonstige öffentliche und nützliche Anstalten erstehen mit großen Kosten und fast ohne Abgaben. Carlistische Gefangene, verurtheilte Verbrecher und der leitende Geist des Generals Tacon führen alle diese großen Arbeiten aus.

Der Luxus mit allem seinem Aufwande herrscht in den verschiedenen Classen der Gesellschaften, und nirgends sieht man Bettler. Obwohl die Temperatur das Jahr hindurch von 0 bis 27° R. wechselt, ist doch der Gesundheitszustand im Allgemeinen gut, die Regenzeit ausgenommen, welche das gelbe Fieber und andere schwere Krankheiten erzeugt. Im Innern der Insel herrscht das gelbe Fieber niemals. Die Nervenempfindlichkeit ist in diesen Klimaten sehr groß: die Morgen sind warm, die Abende und die Nächte kalt und feucht. Der Hafen der Havana bietet eine außerordentliche Bewegung dar, aber Abends zwischen 9 und 10 ist Alles ruhig, Alles ist in die Ordnung zurückgekehrt, und man trifft Niemand auf den Straßen. Diese sind gerade, einander parallel, und durchschneiden sich in rechten Winkeln, aber ihre geringe Breite ist der Circulation sehr hinderlich.

Einige Stunden von Havana sind die Landhäuser prachtvoll, Wohnungen, Gärten, Kaffeepflanzungen, namentlich die von St. Marco, sind bewundernswerth. Es sind hier doppelte Palmenalleen von 1½ Lieues Länge, die den Eindruck wie Korinthische Säulen machen. Auf Reisen im Innern der Insel wird man allenthalben sehr gut aufgenommen, denn Gastfreiheit ist eine vorherrschende Eigenschaft der Landbewohner auf Cuba. Die Zahl der Besuche bringt man nicht in Anschlag, namentlich wenn sie Empfehlungsschreiben haben. Aber im Innern gibt es keine fahrbaren Straßen, und nur die Dampfschiffe erleichtern die Verbindungen; man beschäftigt sich jedoch auf der Insel mit Eisenbahnen, und diese könnten sich sehr verallgemeinern.

Die Haupterzeugnisse der Insel sind Tabak, Zucker, Kaffee u. s. w.; Orangen und Ananas sind groß und süß, andere Früchte wenig oder gar nicht angebaut, und bei weitem nicht so gut wie in Europa. Im verflossenen Jahre (1836) hat man 180 Millionen Pfd. Zucker und 60 Millionen Pfd. Kaffee ausgeführt; die Menge des ausgeführten Tabaks läßt sich unmöglich bestimmen, weil die hohen, auf den Tabak gelegten Abgaben einen sehr bedeutenden Contrebandhandel veranlassen. Zweitausend fremde Fahrzeuge mit 325.000 Tonnen kommen jährlich nach Cuba, dessen bedeutendster Hafen nach Havana der von Matanzas ist. Die Zölle auf dieser Insel sind unbedeutend im Vergleich mit denen in Mexico, die eingehenden Waaren zahlen 24 Prc. ad valorem, die ausgehenden 8 bis 9 Prc. Der Ertrag der Einfuhrabgaben ein Jahr ins andere gerechnet, ist 50 Mill. Fr., der der Ausfuhrabgaben 12 Millionen.

Die Insel Cuba ist durch ihre Lage, die den Eingang in den mexicanischen Golf beherrscht, und durch ihre vortrefflichen Häfen die wichtigste unter den großen Antillen, und die Havana nach New-York die größte Handelsstadt der neuen Welt. Die rasche Ausdehnung des Handels verdankt die Havana ihrem guten Hafen, der Freiheit, die man genießt, und seit einigen Jahren der thätigen und aufgeklärten Verwaltung des Generalgouverneurs Tacon, der die Insel nicht nur dem Mutterlande zu erhalten, sondern durch seine Wachsamkeit und Festigkeit auch vor den aufrührerischen Bewegungen und den entsetzlichen Unordnungen zu schützen wußte, wovon die neuen spanisch-amerikanischen Staaten heimgesucht sind.

Die Bevölkerung der Insel bestand im J. 1775 nach einem damals von der spanischen Regierung angeordneten Census aus

Digitized by Google

ungefähr 170,000 Seelen; jetzt beträgt sie nahezu eine Million, und davon kann man etwa drei Weiße auf acht Schwarze rechnen. Die Lage der Schwarzen ist hier, wie in Neu-Orleans, die Neger sind gewiß glücklicher, als in ihrer Heimath, da sie sehr gut gekleidet, gut genährt, und überhaupt sehr gut versorgt sind. Nichtsdestoweniger verabscheuen sie die Weißen, und benützen die kleinsten Umstände, um ihre Antipathie zu zeigen. Die Güte der Herren macht sie nur kecker und gefährlicher als in andern Colonien. Während ich mich auf den Kaffee- und Zuckerplantagen des Hrn. Joaquin d'Arrieta befand, sah ich zweimal Zuckerfelder in Brand stecken, ohne daß man die Thäter hätte entdecken können. Der Negerhandel hat seit einigen Jahren die Sklavenbevölkerung sehr vermehrt; dieß ist ein Unglück, das die Existenz der Weißen, namentlich wegen der Nachbarschaft von Hayti, bedrohen kann. Es wäre das Interesse der Colonie, der Einfuhr von Sklaven ein Ziel zu setzen. Es finden sich auf der Insel viele freie Arbeiter von gemischter amerikanischer Race, die um sehr mäßigen Preis arbeiten. Es wäre zweckmäßig, diese eingeborne Bevölkerung zu vermehren und die afrikanische wo möglich zu vermindern.

Die glänzendste Zukunft wartet dieser Insel, welche bestimmt ist, als Band zwischen Spanien und seinen alten Colonien zu dienen; aber es ist unerläßlich, daß die Cubaner sich nicht mehr durch die trügerische Aussicht auf einige prekäre Vortheile verblenden lassen, die ihnen aus der Einfuhr der Neger und der raschen Vermehrung der Sklavenbevölkerung entspringen. Dieß ist für sie das Schwert des Damokles, wenn es auch mit Blumen umwunden und verhüllt ist.

Ausflüge in den Abruzzen.

Der Volturno. — Römische Ueberreste. — Piedimonte. — Der See Matise. — Capua. — Teano. — St. Germano.

(Fortsetzung.)

Ueberschreitet man von Capua aus die Brücke über den Volturno, und geht durch die anstoßenden befestigten Thore, so findet man, daß die große Straße links gegen Sparanisi, der nächsten Poststation nach Molo di Gaeta zu, abbeugt. Diese, welche den meisten Fremden, als die nach Rom führende bekannt ist, verfolgt mit geringer Abweichung dieselbe Linie, wie die berühmte appische Straße; hält man sich statt dessen gerade nordöstlich, so bleibt man der Via Latina parallel, welche bei Capua in die appische Straße einmündete, und gelangt nach einem Zug über einen fruchtbaren, aber nicht sehr anziehenden Landstrich, der starke Kennzeichen eines vulcanischen Charakters an sich trägt, nahe bei dem 23sten Meilenstein an die Ruinen der Stadt Cales oder Calenum, wo sich jetzt nur noch wenige Gebäude finden, welche die neue bischöfliche Stadt Calvi ausmachen. Eine Kathedrale, ein Seminar, drei Wirthshäuser und die Ruinen eines kleinen gothischen Schlosses machen die Stellvertreter einer der Hauptstädte Ausoniens aus, die nebst Minturnä, Weicia und einer andern Stadt, die selbst den Namen Ausonia trug, im Jahr der Republik 419, unter den siegreichen Waffen Roms sank und später dem Gebiete von Campanien incorporirt wurde. Selbst nach dieser Zeit scheint es einige Wichtigkeit behauptet zu haben, vielleicht eben so sehr ein Ergebniß ihrer Naturerzeugnisse als ihrer frühern Größe. Horaz, der als ein competenter Richter gelten kann, spricht mehr als Einmal von der Vortrefflichkeit seiner Weine, während der Naturforscher Plinius die berauschende Kraft einer säuerlichen Quelle erwähnt, deren auch von Vitruv und Val. Maximus gedacht wird, und die jetzt noch in der Nähe von Francolisi an der römischen Straße sich finden soll. Auch war die Stadt berühmt wegen Verfertigung von Ackerbauwerkzeugen und irdenen Gefäßen, die besonders zur Aufbewahrung des Weins brauchbar gewesen seyn sollen. In dieser Hinsicht mag es nicht uninteressant seyn, zu bemerken, daß man bei einer neuerlichen Ausgrabung in dieser Gegend eine Menge Gefäße von Terra cotta auffand, die von Geschmack und Kunst zeugten.

Die Reihe von Kriegen und Einbrüchen fremder Völker, welche den Sturz des Römerreichs begleiteten, brachten Cales auf die niedrigste Stufe herab, von der es sich nie wieder erholt zu haben scheint, und die wahrscheinlich eine Folge der ungesunden Luft ist. Es hat in Verbindung mit dem nachbarlichen Teano immer noch einen Bischof, der in dem eine kleine Stunde entfernten Dorfe Pignataro residirt. Die Trümmer des Alterthums sind noch immer zahlreich genug, um den Reisenden anzulocken, sie bestehen in mehreren vorn mit opus reticulatum verzierten Backsteinbauten, von denen zwei, nach den Spuren von Säulen an den Seiten zu schließen, Tempel gewesen zu seyn scheinen. Auch sieht man noch die Ueberreste eines Amphitheaters und eines Theaters nebst mehreren Bogen und einigen Gräbern. Das Interessanteste ist aber eine kleine Quelle mit einer Marmorplatte, worauf sich ein sehr gut ausgeführtes Basrelief von Weinblättern und Trauben in Festons mit einer Maske in der Mitte findet. Dieser Brunnen, welcher die Einwohner immer noch allein mit gutem Wasser versieht, liegt am Fuß eines steilen, aber nicht sehr hohen Felsens, der mit Kriechpflanzen bedeckt ist, und die eine Seite eines seltsamen vulcanischen Thälchens bildet, das in seiner ganzen Ausdehnung die Spuren zahlloser Röhren trägt, durch welche man vermuthlich die Bäder mit Wasser versehen hatte. Außer diesem sieht man noch viele Spuren des Pflasters der Via Latina, und nahe an der Kirche hat man die Schäfte von Granitsäulen, einige Marmorcapitäle, Sculpturüberreste und Inschriften gesammelt, welche für die Wichtigkeit und Größe der alten Stadt zeugen, worauf auch die Entdeckung zahlreicher und werthvoller Münzen hinweist. Die Lage von Calvi ist der Art, daß die Ungesundheit der Atmosphäre doppelt zu beklagen ist; zwischen zwei schön geformten Bergen am Eingang einer der fruchtbarsten Ebenen in der Welt und hart an einem kleinen, aber malerischen Flüßchen gelegen, hat es Reize und Vortheile mannichfacher Art, deren es durch jene unglückliche Geißel gänzlich verlustig geht.

Eine kleine Stunde von Calvi bildet ein Gasthaus, La Torricella genannt, die Poststation zwischen Capua und Venafro, und eine gute Fahrstraße geht links in nordwestlicher Richtung

Digitized by Google

nach der Stadt Teano, welche eine ſtarke Stunde von dieſem Vereinigungspunkte liegt, den die Alterthumsforſcher als die Gränze zwiſchen den Auſoniern und Sidicinern betrachteten; nach Strabo war dieß auch die Stelle, wo auf jeder Seite der Via Latina ein Fortunentempel errichtet war. Ganz in der Nähe von Teano, namentlich auf der Oſtſeite, ſind einige bedeutende Ruinen, unter denen die des Circus und Theaters die bedeutendſte, und größer ſowohl, als auch beſſer erhalten, wie die zu Calvi ſind.

Auf der andern Seite der Stadt deutet eine Strecke der römiſchen Straße von einigen hundert Schritten den Anfang der Straße nach Rocca Monfina, dem alten Aurunca an, durch welches die Via Latina von Teanum nach Caſinum führte. Die ziemlich hohe Lage von Aurunca, nördlich von Seſſa, dem alten Sueſſa Aurunca, verdient die Aufmerkſamkeit des Geologen wie des Alterthumsforſchers, indem ſie Breislack als den größten und wahrſcheinlich auch furchtbarſten unter den zahlreichen Kratern bezeichnet, die ſich in dieſem Theile Campaniens zuſammendrängen. Das alte Teanum, durch den Beiſatz Sidicinum von einer andern Stadt gleiches Namens in Apulien unterſchieden, war die Hauptſtadt und in der That die einzige Stadt der Sidiciner, ein Umſtand, der zwar für ihre Größe und Bedeutung zeugt, aber von der Gebietsausdehnung des Volks eine geringe Vorſtellung gibt, ſo daß man über die Behauptung von Livius, ſie hätte nach einer einzigen Schlacht ſich unterworfen, nicht erſtaunt ſeyn darf. Strabo bemerkt, zu ſeiner Zeit ſeyen Capua und Teanum die einzigen bedeutenden Orte in Campanien geweſen. Auch hier war eine Sauerquelle, die ſich noch in einem benachbarten Thale nach Abruzzo hin findet. Sie führt jetzt den Namen Acqua delle Cantarelle, iſt ſtark mit fixer Luft und Eiſentheilchen geſchwängert, und ihre ſtärkende Wirkung wird von den Anwohnern ſehr geprieſen. Die neuere Stadt hat eine ſchöne Lage und vortreffliche Luft. Die Anhöhe, auf der ſie liegt, bietet nach allen Richtungen weite und freundliche Ausſichten dar, namentlich gegen Süden und die See, wo das Land allmählich abfällt; nach allen andern Seiten erheben ſich dick bewaldete Berge, aus denen zahlreiche Dörfer hervorſehen. Die Größe und Solidität der Ueberreſte des Feudalſchloſſes bezeugen die Macht und den Reichthum des urſprünglichen Gründers, Marino Marzano, Herzogs von Seſſa, der alle umliegenden Baronien beſaß; die noch völlig erhaltenen Ställe ſind groß genug, um 300 Pferde zu faſſen, und das ganze übrige Gebäude entſprach dieſem Maaßſtabe.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reiſen.

Capitän Mac Leods Reiſe in die Provinzen jenſeits des Ganges.

(Aus dem Maulmain Chronicle vom 3 Junius 1837.)

Capitän Mac Leod, der im December 1836 in die verſchiedenen Länder zwiſchen den Provinzen jenſeits des Ganges und der chineſiſchen Gränze abgeſandt wurde, iſt nun wieder zurückgekehrt, und wir theilen hier einen kurzen Abriß der Reiſe dieſes Officiers mit. Capitän M. Leod durchreiſte einen weiten, bisher noch von keinem Engländer beſuchten Landſtrich, über den nur unbeſtimmte und widerſprechende Berichte verſchiedener Reiſenden des 16ten und 17ten Jahrhunderts vorhanden ſind. Er trat ſeine Reiſe am 15 Dec. 1836 in Geſellſchaft Dr. Richardſons zu Waſſer an, und erreichte das Dorf Pait Tſoung, am Thaing Gut, am 18, wo er, da ſeine Elephanten, die zu Lande abgegangen, nicht angekommen waren, bis zum 21 zurückgehalten wurde, an welchem Tage er dieſen Platz endlich verließ, und am 24 über den Thoung-yin-Fluß ſetzte, der unſere Gränze bildet und die Provinzen von den an Siam zinspflichtigen Shan-Staaten trennt. Am 26 verließ ihn Dr. Richardſon, der den Weg nach dem Karean-ni, oder dem Roth-Karean-Land, einſchlug, und Capitän M. Leod ging mehr nach Nordoſt und direct nach Labong. Das Land, das beim Heraustreten aus Maulmain flach, dann hügelig geweſen, wurde jetzt gebirgig und dick bewaldet. Am 4 Jan. erreichte er das Dorf Main Haut am Fuße der Gebirge, am weſtlichen Ufer des Me Pin. Dieß iſt das Gränzdorf der Shan-Staaten, bis wohin er, von Pait Tſoung aus, hinſichtlich ſeiner Lebensmittel gänzlich von den Kareans abhängig geweſen war. Dem Laufe des Me Pin durch ein fruchtbares und gut angebautes Thal mit zahlreichen Dörfern folgend, erreichte er die Stadt Labong am 9 Januar. Dieſer Platz, die Hauptſtadt einer Provinz, iſt mit Mauern umgeben, hat etwa 2500 Einwohner, und liegt auf dem weſtlichen Ufer des Me Quam. Hier fand er die Stelle eines Tſaubwa immer noch unbeſetzt, und die Hauptbehörden in Bankok abweſend; er ward indeſſen aufs zuvorkommendſte aufgenommen, und erhielt von den damals anweſenden Häuptlingen die Verſicherung ihres lebhaften Wunſches, die beſtehenden freundlichen Verhältniſſe zwiſchen den beiden Staaten durch alle in ihrer Macht ſtehenden Mittel zu unterhalten. Am 12 reiſte er von hier ab, und kam noch an demſelben Tage nach Zimme, einer großen, mit doppelter Mauer verſehenen Stadt, auf dem weſtlichen Ufer des Me Pin. Sie liegt unter 18° 47′ nördl. Br. und ungefähr 99° 20′ öſtl. L. v. G. (117° öſtl. L. v. F.), iſt ebenfalls die Hauptſtadt einer Provinz, und hat etwa 5000 Einwohner.

Obſchon er auch hier manche Beweiſe der Freundſchaft und des Wohlwollens erhielt, ſo war doch der Tſaubwa in Verlegenheit, was er thun ſolle, da der Chow Hona, der muthmaßliche Thronerbe und der einflußreichſte Beamte im Staate, abweſend war, und er nicht wußte, wie der Hof zu Bankok ſeine Einwilligung, die Straße nach China zu öffnen, und dem Capitän die Weiterreiſe zu geſtatten, beurtheilen möchte. Er verſprach indeſſen, die Behörden zu Lagong und Labong über einen ſo hochwichtigen Punkt, wie gebräuchlich war, zu Rathe zu ziehen; nach Verfluß von zwölf Tagen fand es jedoch Capitän M. Leod für nöthig, dem Tſaubwa ſeinen Entſchluß anzuzeigen, falls ihm nicht die Erlaubniß zur Weiterreiſe gegeben werde, unverweilt nach Maulmain zurückzukehren. Dieſe Drohung that die gewünſchte Wirkung; er verließ am 29 Januar dieſen Platz, kam durch ein hügeliges Land mit kleinen Thälern, und paſſirte am 6 Februar das Gränzdorf Pak Bong, das zu den flameſiſchen Shans gehört. Von hier an führte ihn der Weg bis zum 15 durch ein ebenes Land, an welchem Tage er das Dorf Hai Tai, das erſte zu der Provinz Kyaing Toon (eigentlich Kiung Tung), eines an Ava zinspflichtigen Staates, erreichte. Das in der Mitte liegende Land iſt wegen der Kriege, die früher beſtändig zwiſchen den Staaten Ava und Siam ge-

Digitized by Google

führt wurden, ganz entvölkert. Von diesem Platze bis zu der Stadt King Tung hatte er sehr hohe Berge zu passiren; er erreichte sie am 20 Februar. Dieser Platz ist ebenfalls eine mit Mauern umgebene Stadt, hat jedoch nicht über 5000 Einwohner. Sie liegt unter 21° 17′ nördl. Br. und ungefähr 99° 40′ östl. L. v. G. (117° 20′ v. F.). Hier erhielt er eine höchst gastfreundliche Aufnahme, und ward von dem Tsaubwa bewirthet, der seinen herzlichen Wunsch bezeugte, eine freundschaftliche Verbindung mit den Engländern herzustellen und den englischen Kaufleuten jede Unterstützung versprach. Die Handelsleute, die ihn begleiteten, fanden den Markt gut, und blieben daselbst. Die Behörden suchten ihm, unter dem Vorwande, die Provinz Kyaing Younggyed (eigentlich Provinz Kiung Hung) befinde sich im Zustande der Empörung, auf freundliche Weise die Weiterreise abzurathen; ihre wahre Absicht war jedoch, Instructionen von Ava einzuholen. Nachdem sich indessen Capitän M. Leod nach neuntägigem Aufenthalte mit Pferden zum Transporte seines Gepäckes — der einzigen und zweckdienlichsten Art der Weiterreise von hier aus — versehen, verließ er die Stadt am 1 März, und erreichte Kiung Hung am 9. Obgleich der Weg über einige hohe Berge führte und beinahe durchaus hügelig war, so kam er doch täglich durch von vielen Bergströmen gut bewässerte Thäler, die zahlreiche Städte und Dörfer hatten, deren manche von Unter-Tsaubwa's beherrscht wurden und gut bevölkert waren.

Kung Hung, die Hauptstadt eines großen Gebiets, wird von einem Tsaubwa regiert, der 12 Unter-Tsaubwa's unter sich hat. Sie ist auf der Seite eines Hügels, am westlichen Ufer des Me Khong oder Cambodia-Flusses, unter dem 21° 58′ nördlicher Breite und etwa 100° 40′ östlicher Länge erbaut. Sie war in Folge einer Revolution, die kurz vor Capitän Mac Leods Ankunft statt gefunden hatte, halb zerstört und verlassen. Der Tsaubwa war seit einigen Monaten todt; sein Neffe hatte sich mit Ausschließung seines Sohnes, eines dreizehnjährigen Knaben, zu dessen Gunsten indeß alle Unter-Tsaubwa's waren, des Thrones bemächtigt. Sie sandten den Sohn nach China, und stellten sich eine Zeit lang unterwürfig, ließen aber am Ende viele seiner Verwandten hinrichten, und er selbst war, um sich zu retten, entflohen. Die Truppen aller Unter-Tsaubwa's waren bei der Anwesenheit Mac Leods noch versammelt, und eine chinesische Streitmacht, die zur Erhaltung der Ordnung abgesandt worden, war erst zwei oder drei Tage vor seiner Ankunft zurückgekehrt. Capitän Mac Leod ward mit Achtung und Höflichkeit empfangen und behandelt, und vollzog den Auftrag, den man ihm bei diesem Staate gegeben hatte, auf die genügendste Weise. — Alle Häuptlinge richteten sich in ihrer Kleidung, ihrer Art zu essen u. s. w. nach chinesischen Sitten. Auch kann dieser Platz beinahe schon als ein Theil von China betrachtet werden, denn die Chinesen beziehen eine jährliche Landrente von demselben. Sonderbar ist es indessen, daß alle drei Jahre der Regierung von Ava ein Geschenk, als eine Art von Unterwerfungstribut, gemacht wird. Die Behörden wollten seine Weiterreise nach China nicht gestatten, ohne die Sache erst an die dortigen Häuptlinge zu berichten; er wurde sonach einer Antwort wegen zurückgehalten. Die Gränzhäuptlinge widersetzten sich seinem Eintritt in ihr Land, indem sie anführten, sie hätten die Chroniken für vergangene Jahre zu Rathe gezogen, und keinen Vorgang finden können, daß ein von einem fremden Staate abgeordneter Officier dieses Land auf dem von Capitän Mac Leod eingeschlagenen Wege betreten habe. Hinsichtlich der Mittheilungen jedoch, die er ihnen zu machen wünschte, gestatteten sie gerne den Kaufleuten, sie zu Lande zu besuchen, und mit ihnen zu handeln, und daß auf gleiche Weise auch ihre Kaufleute sich, wenn es ihnen beliebe, mit ihren Waaren nach Maulmain begeben könnten. Man sagte ihm, daß, wenn er darauf beständen, weiter zu gehen, die Sache auf den gewöhnlichen Wegen an den König berichtet werden müsse, und daß man in etwa einem Jahre eine Antwort erwarten könne.

Da Capitän Mac Leod nur noch fünf Tagemärsche von der chinesischen Gränze entfernt war, doch aber den Hauptzweck seiner Sendung erfüllt hatte, so entschloß er sich, wohl wissend, welche Antwort man von dem stolzen Hofe von Peking erwarten könne, zur Rückkehr, und verließ daher am 21 März den Platz. Seine Rückreise ging schneller von Statten, als seine Hinreise, denn er erreichte Kiung Tung am 31. Hier fand er, daß wenige Tage nach seiner Abreise Befehle von Mone eingetroffen waren, ihn nicht weiter gehen zu lassen, bis Instructionen von Ava angekommen seyen. Er verließ Kiung Tung am 4 April, und kam am 19 zu Zimme an. Da der Chow Hona immer noch abwesend war, so hielt es Capitän M. Leod für nöthig, dessen Rückkehr abzuwarten. Die Behörden in Zimme weigerten sich zuletzt, unsere Kaufleute den Weg einschlagen zu lassen, den Capitän Mac Leod genommen hatte; denn so groß ist ihr Haß gegen die Birmanen, daß sie unter keinen Bedingungen irgend eine Communication zwischen diesen Ländern zugestehen wollen, und selbst die Chinesen, die mit beiden Nationen auf freundschaftlichem Fuße stehen, sehen sich genöthigt, ihre Karawanen am östlichen Ufer des Me Khong entlang über hohe Berge zu senden, wo die Gebiete von Kiung Hung an die von Muang Nan, einem der Siam zinspflichtigen Shan-Staaten, stoßen. Von Zimme, das der Capitän am 11 Mai verließ, wich er von der gewöhnlichen Straße ab, und kam in südlicher Richtung bis innerhalb zwei Stationen von der Stadt Lanaing, wo er sieben Tage blieb, senkte dann westwärts ab, und erreichte den Thoung-pin in fünf Tagen, von wo aus nach Maulmain sechs Stationen sind. Diese Straße, obgleich länger, führt im Allgemeinen über niedere Hügel, und ist in jeder Weise derjenigen Straße vorzuziehen, die man beim Hinweg einschlägt, da sie leichter zugänglich ist, und man jeden zweiten oder dritten Tag auf Dörfer stößt aus denen man sich Lebensmittel verschaffen kann. Vom Norden Zimme's bis zu den chinesischen Gränzen werden die Hügel und Berge von zahlreichen Stämmen bewohnt, die eben so in der Stufe der Civilisation, auf der sie stehen, wie in ihren Sprachen von einander abweichen — sie besitzen keine Schriftzeichen, haben keine Begriffe von einem höchsten Schöpfer, und hielten sich bisher selbst außer aller Berührung mit dem Buddhismus. Die Berge sind mit schönem Zimmerholz von verschiedenen Arten, das wilden Thieren und Wildpret jeder Art Schutz bietet, dicht bedeckt.

Im Kirchhofe von St. Pankras zu Chichester wurden neulich Aenderungen vorgenommen, und im Laufe derselben fand man eine schön erhaltene Pontificalvase, ein Präreticulum genannt, das zweite Gefäß dieser Art, das man seit kurzem an derselben Stelle fand. Diese merkwürdigen Gefäße wurden bei Leichenceremonien gebraucht, und enthielten das geweihte Wasser, womit man die verbrannten Gebeine besprengte, um sie gegen die bösen Geister und andere Verunreinigungen zu schützen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 34.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Februar 1838.

Die Barbareskenstaaten.

Die Länder von dem Golf der großen Syrte bis zum atlantischen Meere, haben viele Jahrhunderte hindurch, und im Grunde seit wir ihre Geschichte kennen, gleiche Schicksale gehabt, sie gehören wesentlich zu einander, und der Araber faßt sie auch unter dem gemeinsamen Namen Mogreb zusammen. Da in keinem Theile dieses bedeutenden Ländergebiets etwas sich ereignet, ohne daß die übrigen Theile den Einfluß davon mit empfinden, so fassen wir unter obigem Titel eine Reihe von Mittheilungen zusammen.

Abdel-Kaders Plane.

Die Fehler der französischen Regierung in Afrika, der Mangel an Ueberlegung und die hochmüthige Nichtachtung des Fremden fangen an ihre Früchte immer reichlicher zu tragen. Die Kanonen von Constantine sind verstummt, das Siegsgeschrei verhallt, und man fängt an einzusehen, daß man mit der Vernichtung Achmed Bey's eine große Thorheit beging. Wir haben im vorigen Jahre unter der Ueberschrift Constantine (S. Nr. 224 bis 232) eine übersichtliche Geschichte der Franzosen in Nordafrika gegeben, und indem wir auf diese verweisen, führen wir daraus nachfolgende Stelle an: „Sollte es in Folge einer Niederlage Achmed Bey's Abdel-Kadern gelingen, auch in der östlichen Provinz seine Herrschaft auszubreiten, dann dürfen die Franzosen sich gefaßt machen, in Kürze sich auf Algier, Oran, Bona und Budschia beschränkt und ein neues arabisches Reich sich erheben zu sehen." Diese Stelle kann uns als Text dienen, und am Commentar läßt es Abdel-Kader nicht fehlen.

Auf was stützt sich die französische Herrschaft in Afrika? Auf die französische Armee und somit auf die Gewalt, und auf diese allein. Man ging von der ganz falschen Idee aus, alle Bewohner des algierischen Staats würden den Franzosen aus Dankbarkeit zufallen, weil man sie von der Tyrannei des Dey's befreite, und zeigte dadurch, daß man die Natur der türkischen Herrschaft gar nicht verstehe. Die arabischen Stämme behielten unter derselben ihre ganze Unabhängigkeit und zahlten nur einen Tribut. Als die Franzosen Algier erobert hatten, versammelten sich die arabischen Scheikhs in Belida, um zu berathen, was zu thun sey. Man hielt diese Versammlung für feindlich und zog mit Heeresmacht gegen sie, statt daß man wahrscheinlich recht leicht mit ihr hätte unterhandeln können. Von dieser Zeit an war die Feindschaft der Araber entschieden, und auf der andern Seite geschah durchaus nicht, um die Freundschaft der Türken und Kuluglis zu gewinnen, die, des Herrschens gewohnt, die Kraft und das Geschick besaßen, eine Herrschaft über die umwohnenden Stämme auszuüben. So stieß man den fremden eingedrungenen Herrscherstamm, und die eingebornen, vorher unterworfenen Stämme zurück, um allein dazustehen, und den Feindseligkeiten beider ausgesetzt zu seyn. Die Türken und Kuluglis waren freilich nicht sehr zu fürchten; so wie ihnen durch die Franzosen die Herrschaft entrissen war, war auch ihre Macht dahin, die hauptsächlich nur auf den Truppen des Dey's beruhte.

Die Feindschaft der Araberstämme gegen die Türken und Kuluglis zeigte sich bald auf mehrern Punkten, namentlich in Tlemsen, das Abdel-Kader belagerte, ehe die Franzosen daran dachten, es zu besetzen, und als sie es endlich aus Feindschaft gegen Abdel-Kader wegnahmen, behandelten sie Türken und Kuluglis so feindselig, ja noch feindseliger als Abdel-Kadern. Mit Einem Wort, den vorher regierenden Stamm haben die Franzosen verjagt und gedemüthigt, was nicht so schwer war, da er keine tiefern Wurzeln im Lande hatte, die vorher unterworfenen Stämme haben sie gegen sich aufgebracht, so daß sie der ganzen Bevölkerung als Fremde und Ungläubige gegenüber stehen. Ein Schreiben aus Oran im Journal des Debats vom 17 Nov. 1837 rügt diese Thorheit mit starken Farben, und in noch stärkern die zweite, sich der verachteten Juden als Unterhändler und Geschäftsführer zu bedienen. Auf den Dank für die Wohlthaten der Civilisation, welche die Franzosen den Eingebornen zu bringen gedenken, und wovon so viel Redens ist, dürfen sie am allerwenigsten rechnen.

Während die Franzosen nur damit beschäftigt waren Constantine zu nehmen und die erlittene Scharte auszuwetzen, benützte Abdel-Kader die ihm gewährte Zeit vortrefflich, und die Franzosen scheinen gar nicht geahnt zu haben, daß sie durch die Vernichtung Achmeds nur ihm in die Hände arbeiteten. Zwischen diesen beiden war keine Verbindung möglich: Achmed ver-

Digitized by Google

achtete in Abdel-Kadern den Araber, und Abdel-Kader haßte ihm den Repräsentanten der türkischen Herrschaft und seinen Rivalen. Frankreich hätte sich des letztern vortrefflich bedienen können, als Gegengewicht gegen die nationale Macht des Emirs: es zog vor Achmed zu demüthigen und so gewiß zwei Feinde zu haben. Achmed ist aller Wahrscheinlichkeit nach verloren, denn gegen die Franzosen und Abdel-Kadern, der sich mit der „Schlange der Wüste," dem bekannten Farhad ben Said, verbinden wird, kann er sich bei allem seinem Muthe unmöglich halten. Farad ben Said, Scheikh mehrerer Stämme in der Wüste, südlich von Constantine, war von Achmed vor 1830, wie es scheint, mit dem Commando sämmtlicher Araberstämme im Süden beauftragt gewesen. Als nach Eroberung Algiers Achmed für sich selbst zu fürchten begann, entzog er Farhad dieses Commando, und ernannte dazu seinen Schwiegervater, Ben Gana, um der Stämme im Süden sicherer zu seyn. Farhad aber, selbst ein mächtiger Scheikh, trat seitdem feindlich gegen Achmed auf, knüpfte Verbindungen mit den Franzosen an, und machte seinem ehemaligen Oberherrn viel zu schaffen. Auch dieß ist eine arabische Empörung gegen die türkische Herrschaft, und wesentlich dasselbe, wie die Feindseligkeit Abdel-Kaders gegen die Türken und Kuluglis von Tlemsen, nur mit dem Unterschied, daß im Westen, in der Provinz Oran, die Türken und Kuluglis bei weitem die Schwächern, im Osten dagegen, in Constantine, bis zur Eroberung der Stadt durch die Franzosen die Stärkern waren. Wer wird nun von der Eroberung Constantine's Vortheil ziehen, die Franzosen oder Abdel-Kader? das ist die Frage.

Die Zeit, so kurz sie auch ist, liegt schon lange hinter uns, wo Abdel-Kader ein unbedeutender Araberhäuptling war; es sind noch nicht anderthalb Jahre verflossen, seit er sich auf die Provinz Oran beschränken mußte, und die französischen Gouverneure ihm ihr Veto entgegenriefen, so oft er diese Gränze, angeblich als Friedensstifter, überschreiten wollte. Seine neue Macht und Stellung datirt sich erst von dem Tractat an der Tafna her, wo ihm General Bugeaud, aus welchen Gründen wollen wir hier nicht untersuchen, seinen sehnlichsten Wunsch erfüllte, und ihn zum Herrn der mittlern Provinz, der von Titteri, machte, so daß nun sein Gebiet mit dem Achmeds zusammengränzte. Die Provinz Oran besaß er diesem Vertrag zufolge ganz, mit Ausnahme von Oran, Mostaganem, Masafran und Arzew, von der mittlern Provinz besaß er Alles, außer der Hauptstadt Algier, der Ebene Metitschad und dem Sahel. Das Gebiet der Franzosen schloß demnach mit der ersten Atlaskette, kaum 14 Lieues von der Seeküste, und noch dazu war Belida, die Gränzstadt der französischen Besitzungen am Atlas, nicht besetzt. Die Franzosen waren zu sehr mit Constantine beschäftigt, als daß sie hätten auf Abdel-Kadern ein wachsames Auge haben können; dieser aber hatte zuerst sich seiner innern Feinde entledigt, — einiger durch Gift, wie die französischen Zeitungen wissen wollen, — und machte sich nun daran, seine Herrschaft auszudehnen. Er hat allmählich sämmtliche Stämme im Beylik Titteri zur Bezahlung des Aschur, d. h. des Zehntens, und somit zur Anerkennung seiner Oberherrschaft genöthigt; übereinstimmende Nachrichten sprechen von mancherlei Bewegungen unter den Stämmen des Beyliks Constantine, welche man durch die Forderung Abdel-Kaders, seine Herrschaft anzuerkennen, veranlaßt glaubt. Noch scheint er die Gränze seines Gebiets nicht überschritten zu haben, doch ist seine Stellung nach den neuesten Nachrichten, namentlich nach dem Bericht, den Hr. Verdrugger von seiner mit dem amerikanischen Consul Garavini zu ihm gemachten Reise abstattete, so drohend, daß der Generalgouverneur bereits Truppen an die Gränze beorderte, und diejenigen Corps, welche noch von der Expedition nach Constantine her, in jener Provinz standen, zurückberief, in der Voraussicht, daß er ihrer bald bedürfen werde. Wenn Abdel-Kader auch noch nicht wagt, das ihm durch den Vertrag von der Tafna angewiesene Gebiet mit bewaffneter Hand zu überschreiten, so hat er einen für die Franzosen viel gefährlichern Schritt gethan, und die Stämme des Sahel und der Metitschad als Marabut und Haupt ihres Glaubens aufgefordert, das Land, wo die Ungläubigen herrschen, zu verlassen, und sie im Weigerungsfalle mit seinem Fluch und seiner Rache bedroht, so daß bereits eine Menge arabischer Ansiedler fortgezogen seyn sollen, und wie ein Correspondent sagt, bald nur noch die Bettler und die zur Arbeit, wie zum Kriege Unfähigen übrig seyn werden.

(Schluß folgt.)

Ausflüge in den Abruzzen.

Der Voltorno. — Römische Ueberreste. — Piedimonte. — Der See Matise. — Capua. — Teano. — St. Germano.

(Schluß.)

Der Weg nach San Germano läuft durch ein ziemlich weites, wohl bewaldetes Thal, nach einer kleinen benachbarten Stadt Bosco di Presenzano genannt und ziemlich übel berufen, als der gelegentliche Sammelplatz von Banditen, für welche die ziemlich öde, unbebaute Gegend wie gemacht scheint. Zwar fehlt es nicht an Wohnungen und Dörfern auf den benachbarten Bergen, namentlich zur Linken, wo Marzano und Toro zwischen den schönen Bergen vorsehen, aber ganz nahe am Wege findet sich selbst in der Ebene nichts als einige trübselige Wirthshäuser in ziemlicher Entfernung von einander. So geht es den fünfzehn Stunden langen Weg fort zwischen Capua und San Germano, denn die Trümmer von Calvi können nicht als eine Ausnahme gelten, und das Dorf Mignano, das einzige, wohin der Reisende in dieser Wildniß gelangen kann, ist so traurig und öde, daß es das Gefühl der Einsamkeit, das den Wanderer überwältigt, nur vermehren kann; die elenden Hütten, aus denen es besteht, so wie die Ruinen von weitläufigen Befestigungen und zerstörten Thürmen, die dazwischen hin zerstreut sind, sehen aus, als wären sie vom Rauche geschwärzt. Die Bergkette zur Rechten ist höher, und die Wälder sind dort ausgerodet, um Olivenpflanzungen Platz zu machen, welche zu gedeihen scheinen. Hier liegen auch die großen Dörfer S. Pietro-in-Fine und Cervaro, zu denen gute Fahrstraßen führen.

Das Kloster Monte Cassino zeigt sich erst, wenn der Weg gerader wird, und das Thal sich erweitert, wo diese stattliche

Digitized by Google

Maſſe, welche den höchſten Gipfel des die Ebene ſchließenden Berges krönt, einen impoſanten Eindruck macht. Kommt man näher heran, ſo erblickt man die Stadt San Germano zu ſeinen Füßen. Mehrere kleine Bäche durchſtrömen die Ebene und ergießen ſich in den Rapido, den man beim Eintritt in die Stadt überſchreitet, und der durch mehrere, am Monte Caſſino entſpringende Quellen verſtärkt wird. Ein höherer Bergrücken, Le Mainarde genannt, ſtreicht rechts von dem Kloſter, und jenſeits deſſelben erhebt ſich ein noch höherer Pic, der Monte Cairo. Als ich zum erſtenmal im Monat Junius 1826 dieſe Gegenden beſuchte, verwandelte ein Schneeſturm in wenigen Minuten ſeine ſchwarze, undeutliche Oberfläche in ein blendendes Weiß, was eine ganz eigenthümliche Wirkung machte.

San Germano reicht eine ziemliche Strecke am Monte Caſſino hinauf, und die obern Theile ſind gleich allen andern Städten in ähnlichen Lagen für Wagen unzugänglich. Die Häuſer im unterſten Theile ſind die beſten, und hiezu iſt namentlich das Hoſpice, welches dem Kloſter gehört, und einen ſchönen Garten am Fluſſe hat, zu rechnen. Hier wohnen diejenigen Kloſterbrüder, deren Geſundheit eine mildere Temperatur fordert, und der Abt faſt immer. Ein Gürtel von Eichenwäldern dehnt ſich auf beiden Seiten der Stadt aus, längs dem Fuße des Bergs, an welchem Villas, Klöſter und Pachthäuſer über die Ebenen hin liegen. Unter dieſen ſpringen zahlreiche Quellen des reinſten Waſſers aus dem Felſen hervor, dienen zur Bewäſſerung der Gärten, und fallen endlich in den Rapido. Eine ſchöne Ruine von einem Feudalſchloſſe ſteht über der Stadt, und wird ſelbſt überragt von dem ehrwürdigen Bau des Kloſters.

Trotz aller dieſer Vortheile und eines entſprechenden Maaßes von Fleiß und Wohlhabenheit, ja Ueberfluß, gilt San Germano doch bei allen Fremden und bei vielen ſeiner eigenen Einwohner als ein Aufenthaltsort, der wegen der ungeſunden Atmoſphäre nicht zu allen Jahrszeiten angenehm iſt; der Grund der Ungeſundheit ſcheint indeß mehr in übermäßiger Feuchtigkeit, als in eigentlicher Malaria zu liegen. Die zahlreichen Bäche und Flüßchen erzeugen Abends ſchwere Nebel, welche die ganze Nacht hindurch liegen bleiben, und am andern Morgen ſelten eher weichen, als bis die Sonne über den Monte Caſſino emporſteigt, was nicht ſehr früh geſchieht, ſo daß Silius Italicus nicht Unrecht hatte, von nebulosi rura Casini zu ſprechen.

Von der alten Stadt des Volsker, welche dieſen Namen führte, ſind noch bedeutende und intereſſante Ueberreſte vorhanden. Ein Theil davon, unter dem Namen Forum Caſini aufgeführt, ſteht innerhalb der neuern Stadt, an einer Stelle, die man wegen der zahlreichen daſelbſt aufgefundenen Säulen als die des Forums und der Baſilika betrachtet; unter den Ueberreſten findet ſich ein koloſſales ſteinernes Gefäß, auf welchem ein dem Hercules dargebrachtes Opfer eingegraben iſt, und man hat darum dieſen für eine der Schutzgottheiten des Orts gehalten. Die bemerkenswertheſten Gegenſtände dieſer Art finden ſich aber außerhalb der Thore, rechts von der Straße nach Sora, am untern Bergabhang, wo das Amphitheater iſt, deſſen ganzer Umfang noch ſteht, obwohl die innern Sitze zerſtört ſind; es hatte ſechs gewölbte Eingänge aus großen viereckigen Steinblöcken, von denen die meiſten noch die alte Stelle einnehmen. Die Mauern ſind mit opus reticulatum bedeckt. Dieſes Gebäude ſowohl als ein Tempel war von Ummidia Quadratilla erbaut, welche in den Briefen des jüngern Plinius als eine reiche Matrone in dieſer Stadt erwähnt wird, die an dramatiſchen Darſtellungen und Pantomimen ein großes Gefallen fand. Die Inſchrift, welche dieß beſtätigt, wird im Muſeum des Kloſters aufbewahrt, und die Säulen, die zu dem Tempel gehört haben ſollen, ſind in einem ſeiner Vierecke zu ſehen. Ein wenig oberhalb ſind die ſehr undeutlichen Spuren eines Theaters und einiger andern Bauten; das Merkwürdigſte und Wohlerhaltenſte aber iſt ein Bau, den man ſeiner Form und Stellung nach für ein Grabmal hält, und der jetzt in eine Capelle umgewandelt iſt. Er beſteht innerlich aus einer runden Kammer von ſehr mäßiger Größe, mit einem Bogen oder Niſche auf jeder der vier Seiten, von denen einer der gegenwärtige Eingang iſt; der Bau iſt ausnehmend feſt, da er aus ungeheuren Blöcken von Travertin beſteht, die ohne Cäment ſehr eng zuſammengefügt ſind. Das obere Gewölbe beſteht aus demſelben Material, das auf eine ſehr ſinnreiche Weiſe zugehauen und eingereiht iſt, ſo daß es eine Kuppel bildet, ähnlich der des Windthurms zu Athen, dem es in kleinerem Maaßſtab einigermaßen gleicht. Es erhält eine ſehr ungenügende Menge Licht durch vier horizontale Oeffnungen über den Bögen, von denen drei durch den Berg, an den der Bau angelehnt iſt, umgeben und bedeckt ſind, ſo daß nur die vierte von außen zugänglich bleibt, und dieſe iſt, ſo zu ſagen, maskirt durch eine im ſchlechteſten Geſchmack angebrachte Vorhalle, ſo daß man das Ganze von außen für durchaus nichts Anderes als eine gewöhnliche Votivcapelle halten kann.

Caſinum war eine Stadt der Volsker, von keiner großen Bedeutung oder Berühmtheit weder unter ihrer, noch unter der römiſchen Herrſchaft, wo es von Hannibals Truppen zwei Tage lang auf ihrem Weg von Capua nach Rom geplündert und verheert wurde.

Wenn die unmittelbare Nachbarſchaft von San Germano für den Freund claſſiſchen Alterthums ſo viel Anziehendes hat, ſo kann der Forſcher des Mittelalters nicht minder ſeine Neugierde befriedigen bei einem Beſuch in dem ehrwürdigen Kloſter, das ſelbſt in unſern Tagen durch Gelehrſamkeit und Frömmigkeit einen hohen Ruhm erlangt hat, und von dem man ohne Uebertreibung ſagen kann, daß es, unter welchem Geſichtspunkt man es auch betrachte, den erſten Rang unter allen religiöſen Inſtituten behauptet. Der Weg, der von der Stadt hinaufführt, wurde in den blühendſten Zeiten des Kloſters mit großer Sorgfalt angelegt, und führt in einem Zickzack mit ſo ſchwachem Anſteigen empor, daß man zu jener Zeit mit Wagen hinauffahren konnte; aber die Vernachläſſigung ſeit ſo vielen Jahren hat die Straße allmählich in einen Bergpfad umgewandelt, der indeß weder langweilig, noch ſchwierig zu begehen iſt, indem der ganze Weg trotz der vielen Abweichungen nur eine ſchwache Stunde beträgt. Einige gute moderne Villa's unter Baumgruppen verſteckt, zieren den Fuß des Berges gerade über der Stadt, aber der Boden iſt im Allgemeinen dürr und felſig.

Digitized by Google

Nahe am Gipfel finden sich am Wege mehrere gewölbte Gebäude theils zur Verehrung irgend eines Heiligen, theils zur Unterkunft für Wanderer bei den plötzlichen furchtbaren Stürmen, die diesen Gegenden eigenthümlich sind, und wahrscheinlich ihren Grund mehr in atmosphärischen Einflüssen als in der hohen Lage haben. Die Nützlichkeit dieser Zufluchtsorte fühlte ich recht deutlich beim Hinabsteigen aus dem Kloster, wo im Zeitraum von wenigen Minuten eine über alle Beschreibung gehende Veränderung im Wetter und in der Temperatur eintrat. Eine Masse dunkler Wolken, die von dem Gipfel des Berges herabzurollen schienen, hemmte plötzlich den Sonnenschein, und hüllte mich und meine Gefährten in einen Wirbel von Schnee, Hagel und Blitzen, von denen einer den Stamm eines Baumes in so geringer Entfernung traf, daß er uns allen eine starke und keineswegs angenehme elektrische Erschütterung mittheilte.

Die Architektur des Klosters ist nicht regelmäßig; auch kann man nicht sagen, daß es gerade den Stempel einer mönchischen Behausung trage, aber die Größe und Einfachheit des Ganzen geben ihm nichtsdestoweniger ein sehr würdevolles und imponirendes Aussehen. So prächtig es indeß dem Fremden immer noch erscheint, so ist es doch von seiner frühern Größe und Pracht, wo der Abt der erste Baron des Reichs war, und nie anders als sechsspännig ausfuhr, sehr herabgekommen. Die Länderbewilligungen und feudalen Vorrechte, die es zu einem kleinen Fürstenthum machten, wurden von den Franzosen aufgehoben, der Orden selbst aber respectirt. König Ferdinand gab ihm nach seiner Rückkehr aus Sicilien einen Theil seiner alten Besitzungen zurück, und setzte es auf einen angemessenen Fuß, immer noch aber ist das Einkommen von mehr als 100,000 Ducati auf 24,000 vermindert, und die Zahl der Mönche von fünfzig auf fünfzehn, nebst andern Reductionen im Verhältniß, so daß die strengste Oekonomie beobachtet werden muß, wenn sämmtliche Anstalten unterhalten werden sollen, namentlich das Seminar bei dem Bisthum San Germano, dessen Bischof der Abt während seiner auf sechs Jahre beschränkten geistlichen Herrschaft ist. Nach Verfluß dieser Zeit tritt er wieder in die Classe der Mönche, und genießt bloß noch das Privilegium das Kreuz zu tragen, so wie den Vortritt bei großen religiösen Ceremonien.

Rechtspflege in Frankreich.

Beiträge zur Sittengeschichte.

Meuchelmord, vorbereitet durch Vergiftung.

So häufig und gewöhnlich scheinen im Departement der Oise Vergiftungen und meuchlerischer Todtschlag geworden zu seyn, daß fast keine Sitzung des Assisenhofes zu Beauvais vorbeigeht, ohne daß nicht eine oder mehrere Anklagen wegen solcher Verbrechen vor die Schranken kämen; wenigstens hat die letzte Hälfte des vorigen Jahres zehn Fälle der Art daselbst zur richterlichen Entscheidung gebracht, und damit die sonst so unersättliche Begierde des Publicums nach aufregenden Eindrücken bedeutend abgestumpft, so daß die Sitzungen vom 15 bis 20 December dazu gehörten, sie neu aufzustacheln, denn es kam nichts Geringeres vor, als: ein Giftmord, der nur deßhalb an einem alten Manne verübt worden, um den Verbrechern die Tödtung seines Sohnes zu erleichtern, — die Aussage eines Angeklagten, der Vater, Mutter und Schwester der doppelten Unthat beschuldigte — der seltene Umstand, daß das Verbrechen sechs Jahre lang straflos geblieben, bis endlich die Zeit, die alle Geheimnisse schlecht zu bewahren pflegt, auch diese Blutschuld enthüllte.

Der Zudrang der Menge zu der Sitzung ist außerordentlich; wer im Saale keinen Platz mehr erobern kann, pflanzt sich unter die Fenster, vor die Thüre, der feuchten Winterkälte Trotz bietend, um der Neugierde zu genügen. Die Angeklagten sind: Josephine Maréchal, Wittwe und Schwiegertochter der beiden Opfer, sammt ihrer Mutter, einer alten Frau, deren hohe, kräftige Gestalt und ausdrucksvolle Gesichtsbildung alsbald in die Augen fallen; Simon Maréchal, Vater und Gatte dieser zwei, ein Greis, der das Gepräge gutmüthiger Beschränktheit trägt, und sein Sohn, Napoleon Maréchal, ein junger Mann in der Blüthe der Jahre, von sanftem, friedlichem Aussehen, und von einer Ruhe der Haltung, welche grell gegen das leidenschaftliche Betragen der Mutter und Schwester absticht.

Am 18 April 1851 war zu Salency nach kurzer Krankheit Bernard Cavé, ehemaliger Adjunct, gestorben; seitdem waren kaum sechs Wochen verstrichen, als der Sohn desselben, Michel Cavé, in der Nacht vom 29 zum 30 Mai ein sonderbares Ende fand: er lag Morgens im Stalle bei seinen zwei Pferden mit zerschmettertem Schädel. Das Protocoll der Gendarmerie schrieb das Unglück einem Zufall zu, und der Todte ward begraben. Die öffentliche Meinung indessen glaubte an ein Verbrechen, und nannte als den Mörder Michels Schwager, Napoleon Maréchal, der zu Grandrue wohnte. Der Argwohn gründete sich auf die Art der Verwundungen und die örtlichen Umstände; dabei hieß es, N. Maréchal habe sich öfters vernehmen lassen, er wolle seine Schwester von dem rohen Hudigeiste befreien, — man habe ihn in den vorhergegangenen Nächten in Cavé's Stallung gesehen, — man habe am Morgen des 30 Mai auf dem nassen Boden deutlich die Spur seiner Sohlen wahrgenommen, von Grandrue nach Salency und zurück. Im Anfange des Jahres 1852 ward N. Maréchal von einem Wahnsinne befallen, welcher 5 Wochen dauerte, und dieser Umstand gab dem Verdacht um so mehr neue Nahrung, als der Kranke immerfort von Gendarmen phantasirte, wobei er auch, zum Schrecken der Zeugen, seine Mutter des Mordes bezüchtigte; im Jahre 1853 verheirathete er sich, und hatte darauf einige neue, aber nur vorübergehende Anfälle von Irrsinn, in denen er jedesmal einen stets zunehmenden Abscheu vor seinen Eltern bewies, der für widernatürlich galt. — Oft schon hatte N. Maréchal in den stets wiederkehrenden Streitigkeiten mit Vater und Mutter dieser letzteren Michels Ermordung vorgeworfen, und nicht unterlassen, seine Schwester der Mitschuld zu zeihen, bis endlich im Beginne des Jahres 1857 diese Beschuldigungen einen ernsteren Charakter annahmen, und eine neue sich ihnen gesellte: daß die zwei Weiber nämlich nicht nur den Michel todtgeschlagen, sondern auch vorher den Vater Cavé vergiftet hätten. (Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 10** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Lerminier über La Mennais' Buch des Volkes. — Ueber die böhmische Literatur. (Forts.)

In das Ausgangsort dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden, es beträgt für die Abnahme des Auslandes vierteljährlich 6 fl., halbjährlich 12 fl. und vierteljährlich 3 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, vierteljährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 35.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Februar 1838.

Ausflüge in den Abruzzen.

Sperlonga. — Aquino. — Isola. — Sora. — Der See Fucino. — Avezzano. — Celano. — Aquila.

Drei bis vier Stunden von Gaeta ist das kleine Fischerstädtchen Sperlonga, wohin ich den Weg zu Wasser nahm; die Küste, obwohl nicht flach, bietet nichts Bemerkenswerthes dar, nachdem man die ungeheuren, senkrechten Felsen gesehen hat, welche Gaeta von der Seeseite einschließen. Sperlonga hieß ehemals Spelunca von den zahlreichen natürlichen Höhlen in der Nähe. Eine derselben verdient Bemerkung, da sie von Tacitus und Suetonius erwähnt wird, welche einen Vorfall erzählen, der daselbst beinahe dem Kaiser Tiber das Leben gekostet hätte. Dieser gab ein Fest in einer derselben, und während des Gastmahls fielen mehrere große Steine von dem Gewölb herab und beschädigten mehrere der Gäste, Sejanus aber streckte die Arme über seinen Herrn aus, und schützte diesen vor der drohenden Gefahr, was vermuthlich den Grund zu seiner spätern lange andauernden Gunst legte.

Die Höhle bietet jetzt noch Ueberreste von Sitzen und Verzierungen in Stucco am Eingang dar; der Weg, der vom Dorfe aus hinführt, und längs dem Meere etwa eine Viertelstunde lang ist, zeigt ebenfalls noch römische Ueberreste, welche die Richtung der Via Flacca von Terracina nach Gaeta andeuten.

Mein Ausflug von San Germano nach Gaeta war im Grunde durch nichts belohnt, als durch die herrliche Aussicht auf den Golf bei dieser Stadt, welche in jeder Hinsicht die Aussicht auf die Bai von Neapel übertrifft. Der Weg, wenn man das steinigte Bett eines Waldstroms so nennen kann, ist beschwerlich und unangenehm, indeß der einzige, der von dem Innern der Provinz nach der See führt, und den Landeigenthümern Gelegenheit verschafft, ihre Producte, die hauptsächlich in Korn bestehen, abzusetzen. Die Entfernung beträgt in gerader Richtung nur vier oder fünf Stunden, ich brachte aber drei Tage auf der Reise zu, woraus man sich einen Begriff von dem Wege machen kann. Eine viel natürlichere Verbindung bietet der Lauf des Garigliano dar, der in hinreichender Tiefe durch eben diese kornreichen Districte führt, aber oberhalb der Brücke, welche sich bei dem alten Minturnä findet, wurden niemals Boote gebaut, die einen sichern und bequemen Transport gestatteten; die einzigen gebräuchlichen Fahrzeuge sind flachbodige Nachen, Sandali genannt, die aber so ungeschickt und schwach gebaut sind, daß die Landleute, welche sich ihrer bedienen wollten, bald fanden, daß die Gefahr und die Kosten alle Nachtheile und Verzögerungen der Landfracht überboten.

Ich kehrte nach San Germano zurück, um von da längs der Ebene des Liris nach Sora zu gehen. Das Land ist hier gut gebaut: Weizen wächst unter schönen Eichen, die so reichlich in dieser ganzen Gegend umher zerstreut sind, daß man sie als einen der eigenthümlichen Züge der flachern Striche in der Terra di Lavoro betrachten kann; nur näher an der Hauptstadt fehlen die Eichen, vermuthlich weil man aus einem gemischtern Anbau des Bodens mehr Vortheil zog und sie deßhalb ausrodete. Auf diese mit Eichen bewachsenen Striche folgen Weinreben, an beschnittenen Fruchtbäumen hingezogen, wie im Thale von Foligno, dem dieser District ungemein gleicht. Die Berge zur Rechten sind kahl am Gipfel, aber am Fuße wohl bewaldet, und nicht spärlich mit Dörfern und kleinen Städten versehen. Die Dörfer links von der Straße sind wegen Bäumen oder wegen tiefer Lage nicht sichtbar. Bald stößt man auf diesem Wege auf eine alte verfallene Kirche, Santa Maria della Libera genannt, im Gebiete von Aquinum, einer bedeutenden Stadt unter den Volskern, wie unter den Römern.

Aquinum war der Geburtsort Juvenals und des kurz regierenden Kaisers Pescennius Niger, und wurde in der christlichen Zeit nicht minder berühmt als Geburtsort des heiligen Thomas, welcher der Sohn eines der Grafen des Orts war, durch seine Gelehrsamkeit und Frömmigkeit den Namen Doctor Angelicus erhielt, und den Ruhm des heiligsten Gelehrten und des gelehrtesten Heiligen davon trug. Die Kirche, deren äußere Mauern und Thürme allein noch stehen, ist augenscheinlich von Normannen erbaut. Die Strebepfeiler, Vorhallen und ausgehauenen Fenster, die sie noch jetzt zieren, und mit nicht gewöhnlicher Kunst ausgeführt sind, geben ihr ein sehr malerisches Ansehen; noch mehr der Beachtung werth wird sie aber durch den Umstand, daß sie genau die Stelle und die Größe

Digitized by Google

eines ehemaligen Herculestempels zeigt; dieß geht aus einer Inschrift sowohl als aus dem untern Mauerwerk hervor, das den neuern Mauern zur Grundlage dient, und noch die ursprüngliche Form und Lage hat. Weiter oben sind die offenbar aus alten Gebäuden genommenen Steine weniger regelmäßig zusammengefügt, und zeigen, wie gewöhnlich, hie und da lateinische Inschriften, zum Theil verkehrt. Neuerliche Nachgrabungen haben eine dorische Säule zu Tage gefördert, die wahrscheinlich am Porticus stand, und am andern Ende führt eine lange Treppe abwärts, die wahrscheinlich eben so alt ist, als das breite Marmorpflaster vor dem Thor der Kirche, das gleichfalls zum Tempel gehört haben muß.

In einem benachbarten Garten steht ein anderer, nicht minder bemerkenswerther und viel besser erhaltener Ueberrest des Alterthums. Dieß ist ein Bogen oder Thorweg von nicht sehr bedeutender Größe, aber ausgezeichneter Eleganz in Plan und Ausführung. Ein Bach ist jetzt gerade darunter durchgeleitet, und hindert die Untersuchung des Innern, während die üppige Vegetation an seinen Ufern eine Höhe und Dichtigkeit erlangt hat, die eine genaue Schätzung der Verhältnisse hindern. Dieser Bach, den Strabo irrig für die Melfa nahm, und der bei den Eingebornen Songie oder Sogne heißt, fließt, nachdem er eine Mühle getrieben, unter einer schönen römischen Brücke von Einem Bogen durch, auf welcher das Pflaster der Via Latina mit einem erhöhten Fußweg auf beiden Seiten in gerader Richtung eine gute Strecke weit fortführt bis zu einem Thore von grandiosem, aber einfachem Bau, das vermuthlich den Haupteingang in die Stadt Aquinum bildete. Eine Mauer von großen, regelmäßig gelegten Blöcken beginnt an diesem Thore, und ist eine Viertelstunde weit sichtbar. Außerhalb der Stadt liegen rechts die Ruinen eines Circus und eines Theaters, beide ziemlich verfallen, obwohl das letztere ganz aus Travertin gebaut ist. Noch weiter hinaus liegen vier Bauten, von denen zwei einst Tempel waren, wahrscheinlich der Ceres Helvina und Diana geweiht, die beiden andern dagegen Grabmonumente.

(Fortsetzung folgt.)

Die Barbareskenstaaten.

Abdel-Kaders Plane.

(Schluß.)

Man wird wohl kaum die Richtigkeit des Satzes bezweifeln, daß die Macht Frankreichs in Afrika gerade nur so weit reicht, als die Furcht vor seinen Waffen. Die Mauren in den Städten haben sich, wenn auch murrend, doch ohne Widerstand unterworfen, von dem Landvolk sind kaum einige schwache Stämme in der Nähe Algiers für die Franzosen gewonnen. Die Erfolge ihrer Waffen haben, die Eroberung Constantine's ausgenommen, nichts Imponirendes gehabt, nichts, was die Einbildungskraft und die Furcht der eingebornen Stämme fesselte, und nun fragen wir, wem wird die Erbschaft Achmeds Bey's zufallen, den Franzosen, die ein Paar Tausend Mann in Constantine haben, aus dem sie sich kaum herauswagen, oder Abdel-Kadern, der als der Sieger über die Franzosen an der Makta, als der Bezwinger aller widerstrebenden Stämme und als das Haupt ihres Glaubens auftritt? Die Antwort kann nicht zweifelhaft seyn. Alle Umstände, die bis jetzt zu unsrer Kenntniß gelangt sind, wohl erwogen, scheint Abdel-Kader entschlossen, mit den Franzosen zu brechen, wenn sie ihn in Ausdehnung seiner Eroberungen hindern wollen. Da der Kampf mit ihm früher oder später unvermeidlich ist, so wird man ihn wohl bald beginnen, und die neuesten Nachrichten lassen vermuthen, daß einer der ersten Punkte, die man besetzen will, Belida seyn wird, das schon so oft von den Franzosen besetzt, und immer wieder verlassen wurde, denn von den benachbarten Bergen kann man fast in die Straßen der Stadt hineinschießen, und so lange die in diesen Bergen hausenden Kabylen nicht bezwungen sind, ist auch in der That diese Besetzung unnütz.

Abdel-Kader hat im Laufe der letzten sechs Jahre viele Erfahrungen gemacht, und mußte einsehen, daß er gegen die Franzosen in offenem Felde nichts vermag, und daß er ihnen mit Waffengewalt keine Stadt entreißen wird, die sie vertheidigen wollen. Diese Erfahrung scheint er zu benützen, er macht keinen Einfall in das von den Franzosen besetzte Gebiet, aber was er thut, ist hinreichend, um sie zu kriegerischen Maaßregeln zu nöthigen. Sollen dann wieder die Kriegszüge beginnen, wie sie zu wiederholtenmalen nach Medeah, nach Maccara, nach Tlemsen, das der freigebige Bugeaud Abdel-Kadern ungefordert überließ, und einigen andern Orten im Innern unternommen wurden? Was der Erfolg davon war, ist bekannt. Die Eingebornen wurden im offenen Kampfe zurückgeworfen, die Städte erobert und besetzt, aber meist nach kurzer Zeit wieder aufgegeben, theils weil man schwache Garnisonen nicht ihrem Schicksal überlassen wollte, theils weil man keine starken Besatzungen abgeben konnte. Wir wissen aus Dureau de la Malle's Schilderung der Provinz Constantine, wie die Römer hier sich behaupteten; sie hielten Städte wie Bona (Hippo), Dschidschel (Igilgilis) und Bubschia (Saldä) besetzt, hatten eine starke Besatzung in Cirta oder Constantine, Gbelma (Calama) war eine Zwischenstation mit einer Citadelle, und außerdem waren alle drei Stunden ungefähr kleine befestigte Posten. Frankreich wird sich wohl schwerlich zu einem so ausgedehnten Besetzungssystem entschließen, und ein anderes kann nicht zum Ziele einer wirklichen Erwerbung dieser oder einer andern Provinz führen. Sollte nicht vielleicht Abdel-Kader durch seine Unterhändler auch von diesem Stand der Dinge unterrichtet seyn? Den Araberstämmen jenseits des Atlas werden die Franzosen nie beikommen; sie sind und bleiben wesentlich Nomaden, sie werden dem gewaltigen Stoß der französischen Truppenmassen ausweichen, und wenn diese Truppenmassen abgezogen sind, wieder ihre alten Wohnplätze einnehmen.

Ohne einheimischen Bundesgenossen, das möchte nun durch die ganze Erfahrung der französischen Besetzung Nordafrika's erwiesen seyn, werden die Franzosen nie festen Fuß im Innern fassen, und den natürlichen Bundesgenossen, Achmed Bey, haben sie selbst vernichtet; jetzt steht kein Fürst mehr da, der mit ihnen unterhandeln könnte, und sie müssen sich an die einzelnen

Digitized by Google

Stämme wenden; hier aber wird ihnen Abdel-Kader den Rang ablaufen, und das einzige Mittel für die Franzosen wäre noch, durch reichen Sold mehr und mehr die Berberstämme, die allen Eroberern Afrika's um Sold dienten, für sich zu gewinnen.

Einsichtsvolle Franzosen haben diese Lage der Dinge recht wohl erkannt. Der erwähnte Correspondent des Journal des Débats, wohl fühlend, daß es eine große Thorheit ist, in Afrika allein durch die Gewalt französischer Bajonnette ein Reich gründen zu wollen, gibt geradezu den Rath, die Türken und Culuglis zu bewaffnen. „Sie sind, sagt er, viel minder fanatisch, haben weit mehr Bedürfnisse als die Araber, und werden sich unsern Interessen anschließen, wenn wir nur ihren Stolz schonen. Auch die Neger werden sich an uns halten, denn ohne Familie, ohne Vaterland, schließen sie sich denjenigen an, die ihnen Brod geben; man könnte aus diesen Leuten Regimenter von Spahis und Zuaven bilden, und ein System von Militärcolonisirung auf sie anwenden.*) Die Disciplin wäre für sie die beste Lehrmeisterin. Gewiß sind die aus Eingebornen bestehenden Corps die einzige nützliche Institution, die bisher gegründet wurde." Hier spricht sich unumwunden der Gedanke aus, die Fremdlinge in Stamm und Sprache gegen die Kinder des Landes zu verwenden, d. h. die im Lande vorhandenen Elemente zur Gründung der fremden Herrschaft zu benützen.

Der Verfasser befand sich in Oran, und scheint die Verhältnisse der Provinz Constantine weniger gekannt zu haben. Hier bleibt nur übrig, sich der Berbern zu bedienen, wie dieß einst die Carthager thaten. Jeder Carthager sprach neben dem Punischen das Berberische, der Verkehr mit diesen Völkerstämmen war innig, und die Macht der Carthager stand fest, so lange sie die Berberstämme für sich hatten; als Massinissa von ihnen abfiel, waren sie verloren. Massinissa, der Gründer eines Berberreichs, war für die Carthager, was Abdel-Kader für die Franzosen ist. Sein Reich fiel erst ein Jahrhundert später völlig in römische Gewalt, und zwar nach Anstrengungen von Seite der Römer, zu denen die französische Regierung sich wohl schwerlich entschließen möchte.

Wir ziehen noch einige Stellen aus jener oben angeführten Correspondenz aus, die in mannichfacher Beziehung charakteristisch ist. „Wir haben stets nur einen sehr kleinen Theil der Regentschaft Algier wirklich durch Waffengewalt besessen, und können uns darum, weil wir den Dey überwunden haben, nicht als seine gesetzlichen Erben betrachten, denn selbst vor unserer Eroberung war die Herrschaft, welche der Dey über die Araber ausübte, nur eine Usurpation, welcher mehrere Stämme sich alljährlich widersetzten. — Möchte Frankreich wohl einen Kreuzzug gegen die Araber im Namen der Civilisation predigen, und sie zwingen, unsere Gesetze anzunehmen? Die unvermeidlichen Folgen einer Vereinigung der ehemaligen Regentschaft mit dem französischen Gebiet, wenn diese Vereinigung nicht eine ganz unausführbare und fast lächerliche Fiction wäre, müßten darin bestehen, die aufstrebende Nationalität der Araber im Keime zu vernichten, und unsere Colonien dadurch völlig nutzlos zu machen, denn mit Ausnahme der Städtebewohner und einiger unbedeutenden Stämme würde der größte Theil der Bevölkerung nach der Wüste auswandern. Man müßte das Gebiet von Algier mit Juden und Abenteurern bevölkern, und auf den Anbau eines für uns neuen Landes beschränkt, noch größere Opfer als bisher bringen." Erwägt man, wie Abdel-Kader die südlichen Stämme bis hart an die Gränze des kleinen französischen Gebiets, bald in Güte, bald mit Gewalt seiner Herrschaft unterwirft, und die auf dem französischen Gebiete selbst hausenden Araber durch seine geistliche Macht zur Auswanderung zu bewegen sucht, so muß man gestehen, daß in kurzer Zeit vielleicht dieß Gebiet außer den Mauren nur noch fremde Anbauer zählt.

In seiner geistlichen Macht liegt Abdel-Kaders Stärke, und die Schritte, welche er in dieser Beziehung gethan hat, zeugen von dem weiten Umfang seiner Plane. Er hat das Kirchengebet, das sonst im ganzen Gebiet von Algier im Namen des Sultans, als des Haupts der Gläubigen und, wenn auch nur nominellen, Beherrschers von Algier, gelesen wurde, in seinem eigenen Namen verkünden lassen, d. h. er hat sich vor den Augen der muhammedanischen Welt als unabhängigen Monarchen proclamirt, und jede auch nur formelle Verbindung mit dem Haupte der sunnitischen oder rechtgläubigen Secte der Moslems zerrissen. Dieß ist ein so bedeutender, weit aussehender Schritt, daß ein Mann, der längere Zeit ein wichtiges Amt in Algier verwaltete, in einem Artikel: de la politique des projets d'Abd-el-Kader*) geradezu behauptet, dieser hege den Plan, nach und nach Marocco und Tunis seinem Scepter zu unterwerfen, bis er sich endlich stark genug fühlen werde, die Franzosen mit offenen Waffen zu bekämpfen. Bis dahin werde Frankreich zwischen einem langen, verderblichen und in seinem Ausgang sehr ungewissen Kriege und einem Vertrage zu wählen haben, der ihm für eine Zeit lang den ruhigen Besitz der Küstenstädte und gewisse Handelsvortheile sichere. Man ersieht aus den Angaben der beiden Correspondenten, des National und des Journal des Débats, daß sie, obwohl von sehr verschiedenem Standpunkte ausgehend, doch auf dasselbe Resultat hinauskommen, daß nämlich nach Allem, was in den letzten Jahren geschehen, und bei der höchst ungünstigen Stellung, in welche sich Frankreich Abdel-Kadern gegenüber versetzt hat, nur die Wahl übrig bleibt, alsobald einen Krieg auf Leben und Tod mit Abdel-Kadern zu beginnen, oder aber sich ganz auf die Küstenstädte zu beschränken. Die Wahl, die man treffen wird, kann kaum zweifelhaft seyn.

*) Dieß ist bekanntlich in neuern Zeiten zum Theil durch Bugeaud geschehen.

*) Siehe National vom 8 u. 11 Jan. 1838.

Chronik der Reisen.

Nachricht von der Expedition zur Erforschung der Nordwestküste Australiens unter Commando der Lieutenants Grey und Lushington.

Die geographische Gesellschaft in London erhielt mehrere Briefe der genannten Herren, aus denen die englischen Blätter Nachstehendes entlehnen. Diese Gesellschaft verließ England im verflossenen Julius an Bord des königlichen Schiffes Beagle, landeten an den Kanarie-

Digitized by Google

chen Inseln, wo die Officiere den Pik von Teneriffa bestiegen, und mehrere Höhlen dieser Insel besuchten. Von da fuhren sie nach Bahia in Brasilien, von wo sie mehrere nützliche Pflanzen mitnahmen, unter andern die südamerikanische Yamswurzel, welche sie nach dem Cap brachten, wo sie wegen der Unsicherheit der Kartoffelernten mit der Zeit der Colonie wichtige Vortheile verschaffen kann, namentlich in Versorgung der Wallfischfänger. Sie kamen am 21 September auf dem Cap an, befrachteten hier einen Schooner von 170 Tonnen, und nahmen einen Matrosen mit, der früher unter Capitän King die Aufnahme der australischen Küste mitgemacht hatte, und die Stellen, wo man Wasser einnehmen kann, recht wohl kannte. Hr. Grey schrieb unter dem 10 October: „Wir nehmen die nützlichsten Pflanzen der Tropengegenden Südamerika's nach Australien mit, unter andern Baumwollensamen, so wie eine Sammlung von Sämereien aus Teneriffa und vom Cap. Das Schiff, welches unsere Pferde aus der Insel Timor bringt, wird jeden Zoll Raum mit jungen Kokosnuß- und andern Fruchtbäumen jener Insel angefüllt haben; jedes nützliche Thier, das in den nördlichen Gegenden Australiens gedeihen kann, als Ziegen, Schafe, das Pferd aus Timor und dergleichen wird von uns eingeführt werden, und wenn wir sie irgend entbehren können, werden wir sie an geeigneten Orten loslassen. Ich muß gestehen, daß ich die lebhafteste Hoffnung hege, diese Expedition werde den Eingebornen Australiens die größten Vortheile bringen, ja wahrscheinlich ihre Sitten und Gewohnheiten gänzlich ändern, und allmählich sie in den Stand setzen, einen weit höhern Grad von Civilisation anzunehmen, als wozu sie sich bisher fähig gezeigt haben. Ich habe mein Möglichstes gethan, um meinen Gefährten eine lebhafte Theilnahme an dem Unternehmen einzuflößen, und ich glaube, es ist mir ziemlich gelungen."

Rechtspflege in Frankreich.

Beiträge zur Sittengeschichte.

Meuchelmord, vorbereitet durch Vergiftung.

(Fortsetzung.)

Am 7 Mai begab sich die Gendarmerie nach Grandrue, um N. Maréchal über diese Sachen zu befragen, und er erklärte: „Einige Tage vor des alten Cavé Tode hörte ich die Eltern meiner Schwester zureden, sich vor allen Dingen Bernards zu entledigen, da seine Kindheit zu fürchten sey, wenn man den Michel vor ihm ermorden wolle; hierauf kaufte mein Vater Arsenik, sein Weib brachte es nach Gatency. Josephine endlich gab es ihrem Schwiegervater. — Meine Mutter forderte mich öfters auf, den Michel zu erschlagen; am 30 Mai brachte sie mir meine Kleider ganz naß, und antwortete, als ich fragte, weshalb sie dieselben gewaschen habe, „wir haben mit dem Lumpen ein Ende gemacht; ich und deine Schwester haben ihn mit Hammerschlägen umgebracht, und den Halfterriemen zerschnitten, damit die Leute glauben, der Gaul habe ihn getreten." — Die Mutter hatte bei dieser Gelegenheit meine Kleider und meine Handschuhe angezogen." Dann fügte derselbe noch hinzu, die Eltern hätten seitdem öfters versucht, ihn zu vergiften, um ihr Geheimniß zu sichern. Nach diesen Eröffnungen hielt es die Behörde für angemessen, die Ausgrabung der Leichname anzuordnen, um, wo möglich, das doppelte Corpus delicti herzustellen, was jedoch nur halb gelang, denn während die Sachverständigen an Michels Schädel allerdings Spuren von Gewaltthätigkeiten entdeckten, welche nicht von den Hufen der Pferde herrühren konnten, so fand sich dennoch bei Bernard kein Stäubchen Gift; aber das Skelet lag auf und bei den verfaulten Trümmern des Sarges so, daß alle Jahre mehrmals das Quellwasser in das Grab trat und wieder abfloß, und mithin die Giftreste weggeschwemmt haben konnte. Die Vermuthung der Aerzte über Michels Todesart erhielt neues Gewicht, als man die bisher unbeachteten Umstände damit vergleich; so hatten sich zwar auf der rechten Hand und am Kopfe des Todten die Eindrücke von Hufeisen gezeigt, aber auf seinem Rücken war der Eindruck des dichtbenagelten Absatzes einer Schuhsohle sichtbar gewesen, — zwei Löcher, an der rechten Schläfe und unter dem Kinn, konnten von der eisernen Zinke einer Mistgabel herrühren, und eine solche hatte sich, unter den Pferden auf dem Boden liegend, vorgefunden, — der Halfterriemen war durchschnitten, wie das an der Raufe zurückgebliebene Ende auswies, während bei dem andern die Spuren des Schnittes vertilgt waren, — ein blutiges Schnupftuch von gewürfeltem Zeug, eine Blutlache im Hofe, mit Mist überstreut, waren ebenfalls entdeckt worden. Wenn indessen für Bernards Vergiftung keine materiellen Beweise vorlagen, wie für seines Sohnes Ermordung, so fehlte es dennoch nicht an Umständen, die einen dringenden Verdacht begründeten, den schon diejenigen ausgesprochen hatten, welche bei des alten Cavé Ende gegenwärtig gewesen. Als wahrscheinlicher Grund des Doppelmordes wurde ermittelt, daß die Familie Maréchal ihre Interessen dadurch zu wahren meinte, denn der Alte war von jeher ein Trunkenbold gewesen, hatte seinen Sohn an Schwelgerei und Müßiggang gewöhnt, und bestärkte ihn fortwährend in diesen Lastern; sollte nun Josephinens Vermögen nicht zu Grunde gehen, so mußte Michel sterben; um aber Michel mit Sicherheit aus dem Wege räumen zu können, mußte man sich des lästigen Alten entledigen, wie oben erwähnt ward, und die öffentliche Meinung auf eine falsche Fährte bringen, indem man sie darauf vorbereitete, daß Michel einst von seinen Pferden erschlagen werden könne, „die er mißhandle und peinige." Die auf diese Gründe sich stützende Untersuchung brachte noch mehrere beschwerende Umstände zu Tage, und die ganze Familie Maréchal ward in Anklagestand gesetzt, obschon gegen N. Maréchal nicht viel mehr vorlag, als daß man die Spur seiner Tritte erkannt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Nach dem Echo du monde savant finden gegenwärtig die Münzabbildungen von dem Grafen Jsoard Vauvenargues ungemeinen Beifall; die Akademie hat auf den Bericht des Professors Raoul Rochette die vollkommene Treue dieser Nachbildungen und den ungemeinen Nutzen anerkannt, den sie für Geschichte, Chronologie und Geographie haben können. Der Rath der Universität soll sich gegenwärtig mit der Frage beschäftigen, wie diese merkwürdigen Nachbildungen bei dem Unterrichte der Geschichte in den Collegien benützt werden könnten.

Der Optiker Cauche hat den Mitgliedern des Observatoriums achromatische Objectivgläser von 6 Zoll 4 Linien Durchmesser vorgelegt, mit deren Hülfe man nicht nur die beiden Ringe des Saturn, sondern auch ihren auf den Planeten geworfenen Schatten deutlich unterscheidet.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 36.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Februar 1838.

Die Barbareskenstaaten.

Verhältnisse in Tunis.

Auf Tunis mußte die Eroberung Algiers durch die Franzosen vorzugsweise Einfluß ausüben, und mancherlei Besorgnisse wecken. Fürs erste indeß trat der Bey in freundschaftliche Beziehungen zu Frankreich, und Marschall Clauzel hegte den Plan, die Beylik's Oran und Constantine gegen einen jährlichen Tribut zwei tunesischen Prinzen zu übergeben. Indeß zerschlug sich die Sache, da einestheils das französische Ministerium auf den Vorschlag nicht eingehen wollte, andererseits der Bey von Tunis selbst keinen sonderlichen Eifer für die Sache zeigte. Ob die Pforte Einsprache gethan, ist zu bezweifeln; die Thätigkeit der letztern, deren Stolz durch die Besetzung Algiers von Seite Frankreichs lebhaft gekränkt wurde, begann erst, als in Tripoli die Zerwürfnisse in der Familie Caramanli zum völligen Krieg ausarteten. Wir haben in frühern Jahrgängen die Geschichte der Streitigkeiten zwischen dem Pascha Ali und seinem Neffen Emhammed erwähnt, und verweisen darauf nur wegen der Einmischung der Pforte, die mit Einemmal auftrat, um ihre zwar nie formell aufgehobenen, doch längst der That nach erloschenen Oberherrlichkeitsrechte geltend zu machen. Im J. 1835 geschah die Besetzung Tripolis durch die Türken, welche sich seit dieser Zeit dort wenigstens in der Hauptstadt behauptet haben, während alle Versuche, eine dauernde Herrschaft über das Land zu erringen, bisher gescheitert sind. Was dem Dey mit der Provinz Oran nicht gelang, konnte auch der türkischen Regierung mit der ganz arabischen Bevölkerung des Gebiets von Tripoli nicht gelingen: die arabischen Stämme waren zu keiner völligen Unterwerfung zu bringen.

Die Pforte mochte hoffen, einen um so sicherern Fuß in Nordafrika zu fassen, wenn sie nach und nach in sämmtlichen Regentschaften sich festsetzte, und somit richtete sie ihr Augenmerk vorerst auf Tunis. Eine türkische Flotte erschien im Laufe des vorigen Sommers und Herbstes im Golf der großen Syrte, anscheinend nur um Constantine Beistand zu leisten, wohin auch, wie man behaupten wollte, wirklich türkische Truppen gekommen seyen, der Hauptzweck war aber vermuthlich, sich der Stadt Tunis zu bemächtigen. Da Frankreich wohl fühlte, daß die Einmischung der türkischen Macht in Afrika gegen seine Plane daselbst gerichtet sey, so wurde ein Geschwader abgesendet, um die türkische Flotte am Einlaufen in Tunis zu hindern. Dieß geschah, und die türkische Flotte sah sich genöthigt, unverrichteter Dinge wieder abzuziehen, auf welchem Abzuge sie von dem französischen Geschwader Schritt vor Schritt begleitet wurde.

Während dieß zur See vorging, traten seltsame Ereignisse in Tunis selbst ein. Mit Einemmale hieß es, es sey eine große Verschwörung gegen den Bey entdeckt, und in Folge derselben wurde der Premierminister des Letztern im Palaste selbst hingerichtet, und mehrere andere theilten sein Schicksal. Wahrscheinlich waren sie, wie der bekannte Hassuna d'Ghies in Tripoli, ins türkische Interesse verflochten, und sollten eine Umwälzung zu Gunsten desselben bewirken. Dieß ward durch die im Grunde meuchelmörderische Hinrichtung des Premierministers vereitelt, allein die türkische Partei scheint noch stark genug gewesen zu seyn, um den Fall ihres Anführers zu rächen, und kurze Zeit darauf starb der Dey eines jähen Todes, auf welche Weise, ist unbekannt, doch lassen die bis jetzt bekannten Umstände vermuthen, daß er keines natürlichen Todes starb. Sein Sohn folgte ihm, fand aber für nöthig, seine Bestätigung bei der Pforte mit großen Geschenken zu erkaufen.

Aus dem Obigen geht mit Gewißheit hervor, daß in Tunis französischer und türkischer Einfluß sich bekämpfen, daß die türkische Partei zu den gewaltsamsten Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen geneigt scheint, die französische Regierung aber, wenn Zureden nicht hilft, mit ihren Flotten droht. Dieß ist das Mittel, womit Frankreich dem Einfluß der Religionsverwandtschaft entgegenarbeitet. Der Streit zwischen Frankreich und der Türkei regt die Volksmasse in Tunis nicht auf: die türkische Herrschaft ist nicht beliebt, und beide können vielleicht auf die Stimmung der Städte, auf einflußreiche Beamte u. dgl. einwirken, nicht aber auf die Stämme im Innern. Der Bey steht zwischen beiden in der Mitte: die türkische Regierung kann ihn nicht mit Gewalt stürzen, dieß verhindert die französische Regierung; die letztere kann ihn aber nicht dahin bringen, sich entschieden für sie und gegen die Feinde Frankreichs im Beylik Constantine zu

Digitized by Google

erklären, weil er dadurch gegen die religiösen Ideen seines Volks verstoßen würde, und durch diesen Widerspruch der Interessen hält er sich, — eine allerdings nicht neidenswerthe Stellung.

Indeß kann es nicht fehlen, daß die im Osten und Westen begonnene Bewegung sich auch auf Tunis ausdehnen wird: im Osten, in Tripoli, sind die Araberstämme im Kampfe gegen die türkische Herrschaft, im Westen ist diese durch die Franzosen vernichtet, und Abdel-Kader steht als alleiniger Chef der arabischen Stämme da, dem sich früher oder später die andern und auch endlich die von Tunis werden unterwerfen müssen. Dann aber ist der Bey von Tunis verloren: ein Spielball türkischer und französischer Intriken, könnte er nur dann sich halten, wenn er auf den arabischen Theil seines Volks sich stützte; hier aber wird sein Ruhm und seine Macht durch Abdel-Kader verdunkelt, unter dem er nach wenigen Jahren erliegen muß, denn es ist das Eigenthümliche orientalischer Herrschaft und orientalischer Dynastieen, daß sie im ersten Entstehen gleich einer Lawine anwachsen. Der Schritt, den Abdel-Kader vom unbedeutenden Marabutsohne zum Emir von Mascara zu thun hatte, war weit größer und schwerer als der, den er jetzt zur Herrschaft über Nordafrika zu machen hat. Ist Abdel-Kader einmal Herr der arabischen Stämme in der Provinz Constantine, dann ist sein Vordringen nach Tunis leicht, und in wenigen Jahren kann dann eine arabische Macht dastehen, so groß und so furchtbar, als die der Almohaden im Mittelalter.

Ausflüge in den Abruzzen.

Sperlonga. — Aquino. — Isola. — Sora. — Der See Fucino. — Avezzano. — Celano. — Aquila.

(Fortsetzung.)

Das neuere Aquino liegt etwa 1000 Schritte von der alten Stadt entfernt, auf einer erhöhten Stelle, von wo aus man einen wohlbebauten Landstrich übersieht; aber Krieg und Pest in alten, und die nicht minder zerstörenden Wirkungen der Malaria in neuern Zeiten, haben die Bevölkerung auf etwa 600 Einwohner herabgebracht. Durch die Solidität seiner Festungswerke mehr als durch seine Lage galt es stets für einen Platz von bedeutender Stärke, und seine Castaldi und Grafen nahmen im Mittelalter einen hohen Rang ein unter den kleinen Tyrannen dieser Provinz, die, obwohl dem Namen nach unter der Oberherrlichkeit der Fürsten von Capua, doch mit Hülfe eines unaufhörlichen Kriegszustandes unter einander stets eine Art Unabhängigkeit behaupteten.

Aquino ist nur eine halbe Stunde von der großen Straße zwischen San Germano und Sora entfernt, obgleich der schmale Pfad, den man mir wies, die Entfernung verdoppelte. Diese Wege sind im Winter unfahrbar, und selbst im Sommer schwierig, wenn kurz zuvor Regen gefallen ist und stehende Wasser hinterlassen hat, die bald zu Sümpfen werden.

Ueber die Melfa, ein wildes Bergwasser, führt zwei Stunden jenseits Aquino eine schöne Brücke aus neuerer Zeit; dieser Fluß entspringt in den höhern Regionen der Apenninen, nahe am Fuße des Berges La Meta, betritt dann nach einem sehr abweichenden Laufe von 8 bis 9 Stunden die Ebene des Liris bei Rocca Secca, eine Stunde oberhalb der Brücke, und fällt in diesen Fluß zwischen Ceprano und Pontecorvo. Die kleine Stadt Rocca Secca mit zwei dazu gehörigen Dörfern oder Casali zählt etwa 3000 Einwohner; sie wurde ursprünglich von einem Abt von Monte Cassino erbaut, kam aber bald unter die Herrschaft der Grafen von Aquino.

Von der Straße nach Sora führt eine andere, welche im Jahre 1831 vollendet wurde, nach Ceprano auf dem rechten Ufer des Liris, eine Stadt, die gewöhnlich als der Gränzpunkt zwischen Rom und Neapel betrachtet wird; aber die römische Gränze erstreckt sich noch wenigstens eine Viertelstunde auf das linke Ufer des Flusses hinüber, und ist überhaupt hier höchst unregelmäßig, man möchte sagen, launenhaft gezeichnet. Von der Brücke bei Ceprano, die als eine der wenigen, die über den Liris geschlagen sind, stets für einen wichtigen militärischen Posten galt, bestand lang über Frosinone, Ferentino, Agnani und Valmontone eine Straße nach Rom, die eine viel nähere Verbindung zwischen beiden Hauptstädten bietet, als die gewöhnliche durch die pontinischen Sümpfe. Aber der alte Weg zwischen Arce und dem Liris war höchstens in den Sommermonaten fahrbar, und die Unbequemlichkeit und selbst die Gefahren des Ueberganges über die Melfa vor dem Bau der jetzigen Brücke schreckten die meisten Reisenden ab. Jetzt, da diese Hindernisse gehoben sind, und man auch bessere Pferde und Wirthshäuser als Folge davon erwarten kann, wird wohl die Linie der Via Latina die Neugierde der Reisenden erwecken, die sich durch die Abkürzung der Entfernung auf einer ebenen, vortrefflichen Straße, durch die Schönheit der Landschaft und die zahlreichen beachtenswerthen Orte wie Calvi, Monte Cassino, Aquino und die längs dem Thale der Herniker in den römischen Staaten zerstreuten Städte reichlich für einige Schwierigkeiten entschädigt finden werden. Ungefähr eine Stunde unter Ceprano, an einer erträglichen Straße, steht Isoletta, ein elendes Dorf von etwa 200 gegen Armuth und Malaria schwach ankämpfenden Einwohnern: es gehört zum neapolitanischen Gebiet, und ich besuchte es während eines Aufenthalts in der Umgegend, in der Hoffnung, einige Reste des Alterthums zu finden; diese finden sich auch in den Ueberresten zweier Brücken, die eine gute halbe Stunde aus einander liegen.

Der Fluß Tolero oder Sacco, der Trerus der Alten, fällt zwischen diesen beiden Brücken in den Liris, und da die Stadt Fregellä an den Ufern dieses letztern lag, so möchten sie wohl dieselben seyn, die nach Livius von den Einwohnern zerstört wurden, um die Fortschritte Hannibals von Capua nach Rom aufzuhalten. Fregellä war zu Strabo's Zeit zu einem Dorf herabgesunken, es wird aber als eine der Stationen der Via Latina im Itinerar Antonins erwähnt. Einige andere Ruinen alter Gebäude zwischen dem Fluß und der neuern Stadt San Giovanni in Carico, die eine kleine Stunde entfernt ist, scheinen die Vermuthung zu bestätigen. Dieser letzte Ort hat eine sehr schöne Lage auf einer Anhöhe unterhalb einiger höhern Berge,

Digitized by Google

und überblickt das fruchtbare und wohlbebaute rechte Ufer des Liris von Ceprano bis Pontecorvo.

Dieß hat mich einen Augenblick von der Hauptstraße abgebracht, welche jenseits Arce sich nahe an den Fluß hinzieht, dann aber mit Einemmale wieder ansteigt. Bald wird auch die hohe Plattform sichtbar, die über der Stadt Isola emporsteigt, und mit zahlreichen Villa's und Manufacturgebäuden besäet ist. Nach einer halben Stunde sieht man die Stadt selbst, die einen so malerischen Anblick bietet, als nur immer Tivoli und Terni. Die Stadt, welche nur klein ist, liegt auf einem flachen von zwei Armen des Liris umgebenen Raume, woher sie ihren Namen führt; diese beiden Arme theilen sich an einem mächtigen Felsen, der sich dem Laufe des Stroms entgegensetzt; der eine fällt in Einem Sturze 96 Fuß hoch herab, der andre nicht minder wasserreiche Theil stürzt auf einer abschüssigen etwa 600 Palmen langen Fläche hin. Oben auf der Felsenmasse, die den Strom theilt, steht ein Schloß, einst die Residenz der Herzoge von Sora, dessen solider Bau so in Vorsprünge, Thürme, Bogen, Terrassen und Zinnen gebrochen ist, daß das Ganze, wie durch Magie aus dem Schaum der Kaskade sich erhebend, ein Gemälde darbietet, das wohl wenige seines Gleichen hat. Dieser Bau, den die neapolitanische Regierung vor einiger Zeit von ihrem Feudalbesitzer kaufte, dient jetzt als eine Tuchmanufactur, und sein Inneres bietet darum nichts Merkwürdiges mehr dar. Die Stadt Isola enthält ungefähr 3000 Einwohner, die fast alle mittelbar oder unmittelbar bei den Arbeiten in den verschiedenen Tuch-, Papier- und Eisendrathfabriken betheiligt sind, welche der Liris in Thätigkeit setzt

(Fortsetzung folgt.)

Vertreibung der Jesuiten aus Macao.

Die Canton Preß vom 1 April v. J. enthält hierüber Folgendes: Wir haben gehört, daß die portugiesischen Behörden zu Macao von dem Hofe zu Lissabon Befehl erhielten, die kleine Anzahl Jesuiten, die sich noch daselbst befindet, auszuweisen. Kein Grund ist angegeben; wenn aber die Sache wahr ist, so liegt wohl der wahre Grund darin, daß man ihr Eigenthum confisciren will. Es sollte uns dieß leid thun, da die Gesellschaft immer noch, wenn auch vergleichungsweise in geringerem Grade, dieselben Bestrebungen verfolgt, die in früheren Zeiten so viele ihres Standes zu hohen Aemtern und Ruhm führten. Der Gedanke, wie die Stellung der Fremden in China jetzt wäre, wenn man nicht aus Eifersucht Schritte gegen sie gethan hätte, erweckt Trauer, und wir hoffen, daß man die geachteten Mitglieder des Macao-Collegiums ihre Bemühungen für Bekehrung und Unterricht wird fortsetzen lassen, so lange nicht die Chinesen selbst einschreiten. Die in China zerstreuten und unter ihrer Aufsicht stehenden Jesuiten-Missionen zählen immer noch einige hunderttausend Christen, welche sie mit eingebornen und europäischen Lehrern versehen. Ein Mitglied dieses Collegiums, Hr. Gonzalves, gilt für einen der gelehrtesten Kenner des Chinesischen, und ist als der Verfasser einiger werthvollen Bücher über diese Sprache bekannt.

Rechtspflege in Frankreich.

Beiträge zur Sittengeschichte.

Meuchelmord, vorbereitet durch Vergiftung.

(Fortsetzung.)

Vor den Schranken behaupten die beiden Eltern und Josephine, der junge Maréchal sey verrückt, und bilde sich alles das, wessen er sie beschuldige, nur ein; endlich wird er aufgerufen, und der Präsident beginnt sein Verhör, nach den gewöhnlichen Vorfragen, folgendermaßen:

„Habt Ihr Kenntniß von dem häuslichen Verdruß, der zwischen Eurer Schwester und ihrem Mann obwaltete?" — „Michel beklagte sich über die Unordnung meiner Schwester, sie sich über sein starkes Trinken. Vorzüglich ward der alte Cavé beschuldigt, daß er seinen Sohn zum Saufen verführte; einige Zeit vor seinem Tode hörte ich die Eltern und Tiote (Josephine) im Stalle davon reden, und sich über Bernards Ermordung berathschlagen, denn sie sagten, er sey ein gelehrter Mann, der ihnen meines Bruder Michels *) Tod nicht hingehen lassen würde. Sie wurden endlich einig, ihn zu vergiften, und meine Schwester sollte die That vollführen. Später kaufte der Vater zu Nyon Arsenik, das die Mutter nach Saleney brachte. Zwei oder drei Tage vor des Alten Hinscheiden hörte ich meine Mutter sagen: er ist zäh, denn Tiote hat ihm schon für 10 Sous Arsenik gegeben, und dennoch lebt er!" (Bewegung.)

„Wer pflegte Bernard in seiner letzten Krankheit?" — „Meistentheils meine Schwester; zuweilen, wenn er aufstehen konnte, stand ich ihm bei; er holte sich dann immer Molken, um sich abzukühlen, denn er war ganz verbrannt." (Neue Bewegung.)

„Hat Eure Mutter nicht Euch öfters geheißen, nach Saleney zu gehen, und den jungen Cavé zu erschlagen?" — „Ja wohl. Ich wollte anfänglich nichts davon hören; endlich aber, um sie zu beschwichtigen, ging ich drei- bis viermal hin, trank eine Flasche, und sagte bei meiner Rückkehr, ich hätte keine Gelegenheit gefunden. Hätte es dazumal Lärm zwischen Tiote und ihrem Mann gegeben, so würde ich mich darauf beschränkt haben, Frieden zu stiften."

„Hat Eure Mutter sich noch an Andere gewendet, um sie zu Michels Ermordung zu bewegen?" — „An Ramont und Huard sonst weiß ich Niemanden."

„Wie standet Ihr mit Michel?" — „Wir waren gute Freunde; er war Kärrner, wie ich, und unser Geschäft führte uns fast täglich zusammen. Einigemale machte ich ihm Vorwürfe wegen seines Betragens gegen meine Schwester, worauf er stets entgegnete, daß sie durch ihre schlechte Aufführung selbst Schuld daran sey. Ich habe seitdem erfahren, daß er Recht hatte." — „So seyd Ihr also der Ermordung Michels fremd geblieben?" — „Ja, Herr Präsident." — „Was ist Euch über dieß Ereigniß bekannt, und wie habt Ihr davon erfahren?" — „Ich war Sonntags, den 29, sehr spät heimgekommen, und stand (am 30) sehr früh wieder auf, um meine Gänse zu füttern, und dann an die Arbeit zu gehen. Ich wollte meine Werktagskleider anlegen, fand sie nicht an ihrem gewöhnlichen Platz im Stall, und fragte meine Mutter danach, die ich eben antraf, wie sie dieselben wusch. „„Warum wäschst du meine gestrickten Aermel?""

*) Der Angeklagte nennt im Laufe der Verhandlungen seinen Schwager immer „Bruder."

Digitized by Google

fragte ich, „„sie sind ja noch ganz rein!““ Sie entgegnete: „„sie haben das Waschen nöthig, denn sie sind voller Blut. Wir haben mit dem Lumpen ein Ende gemacht, ich und Tiote!““ Die Mutter hatte meine Kleider genommen, um darin nach Galency zu gehen. Ich war voll Schrecken. Bald darauf kam ein Bote, um anzusagen, Michel sey todt unter seinen Pferden gefunden worden; dieß meldete mir die Mutter, und ich sagte dagegen, es sey sehr überflüssig gewesen, ihr einen Boten zu schicken, da sie die Sache ohne das nur zu gut wisse.“

„Wart Ihr nicht bei Morerette, um ein Paar Schuhe zu entlehnen?“ — „Ja. Die Mutter hatte die meinen angezogen, und sie waren, da es die Nacht stark geregnet hatte, außen und innen kothig und naß; ich erzählte Morerette, was ich eben erfahren hatte, denn wir waren vertraut wie zwei Brüder.“

„Ihr seyd also in der Nacht vom Sonntag zum Montag nicht nach Galency gegangen?“ — „Nein. Ich habe bis Morgens um zwei Uhr mit Morerette, Comeda und Blond Karten gespielt.“ — „Morerette sagt, Ihr hättet ihn am Sonntag Abends um neun Uhr verlassen.“ — „Er irrt sich, oder lügt.“

„Erinnert Ihr Euch, daß Ihr nach Michels Tode wahnsinnig gewesen?“ — „Oh, gewiß, mein Herr.“ — „Habt Ihr nicht etwa den Verstand durch die Gemüthsbewegung und durch die Vorwürfe Eures Gewissens verloren?“ — „Nein. Der Grund war dieser. Ich wollte Hortense Namont heirathen, und im August 1851 sollte die Hochzeit seyn; es kam eine Angelegenheit dazwischen, und meine Mutter glaubte, Hortensens Wandel verdächtigen zu müssen, um andere Freier zu verscheuchen, und sie zu der Verbindung mit mir zu zwingen; sie überredete mich, dasselbe zu thun. Eines Tages, ich glaube, es war im December, machte mir Hortense Vorwürfe darüber, beschuldigte mich verblümter Weise, ich hätte meinen Bruder Michel erschlagen, und gab mir eine Ohrfeige. Man hatte nämlich am Morgen nach dem Ereignisse Spuren bemerkt, die für die Abdrücke meiner Tritte galten, und folgerte daraus, ich sey der Mörder Michels; wenn ich nun zwei Leute beisammen sah, so glaubte ich, sie sprächen von mir, und beschuldigten mich des Verbrechens — so geschah es, daß ich endlich ganz den Kopf verlor.“ — „Erinnert Ihr Euch, daß Ihr in Euren Anfällen Furcht vor den Gendarmen ausdrücktet?“ — „So hat man mir hernach gesagt, und es wird wohl wahr seyn; doch kann ich mich dessen nicht erinnern.“ — „Hattet Ihr noch mehrere Anfälle?“ — „Ja; ich hatte noch einen im October 1851.“ — „Wißt Ihr, was denselben veranlaßte?“ — „Ja. Da ich Hortensen nicht ehelichen konnte, gaben mir meine Eltern im August 1851 eine andere Frau.“ — „Und war es diese Heirath, die Euch zum Narren machte?“ — „Behüte. Im ersten Jahre meiner Ehe war ich sehr glücklich; mein Weib war brav und fleißig, und ich hatte einige Ersparnisse, so daß meine Lage sich günstig gestaltete. Im zweiten Jahre verunreinigte uns die Mutter, indem sie meine Frau verleumdete, und ich, diesen Verleumdungen Glauben beimessend, sie mißhandelte, so daß sie endlich sich zu ihren Eltern flüchten mußte. Da ich nun später mich von ihrer Unschuld überzeugte, machten mich Schmerz und Reue wiederum wahnsinnig.“ (Große Bewegung.)

Der Präsident, mit Rührung: „Habt Ihr seitdem Euch mit ihr wieder vereinigt?“ — „Das ging nicht mehr. Ich war ein Bettler.“ — „Wie? Saget Ihr nicht so eben, Ihr hättet etwas vor Euch gebracht?“ — „Allerdings. Aber während meiner Krankheit hatten mir die Eltern und Tiote Unterschriften entlockt, meine Güter veräußert, und den Kaufschilling für sich behalten.“ — „Wann geschah dieß?“ — „Ende 1854.“ — „Wo bliebt Ihr dazumal?“ — „Eine Zeit lang bei den Eltern; doch versuchten sie, mich zu vergiften.“ — „Hat Euch dieß bestimmt, die Eröffnungen zu machen, die Ihr gemacht habt?“ — „Nein. Die Sorge für meine Sicherheit trieb mich von dannen, und ich verdingte mich als Knecht. Doch quälte mich der Gedanke an meine frühere Wohlhabenheit, und ich kam wieder heim, weil ich die Eltern zu bewegen hoffte, mir etwas wieder herauszugeben. Um sie einzuschrecken, erzählte ich mehreren Leuten, was ich wußte. Ich hatte keine Zuflucht, und war der elendeste der Menschen, denn selbst für Geld wollte mir Niemand Brod geben; meine Eltern hatten es verboten.“

„Wißt Ihr noch, was Ihr zu jener Zeit saget? Namentlich bei Maudot?“ — „Eines Tages befand ich mich dort mit mehreren Genossen; ein Verkäufer gedruckter Complainten kam zu uns, und bot uns die Geschichte eines Vatermörders an; man las sie, doch wollte keiner ein Exemplar kaufen. Ich sagte: Laßt den Mann laufen, man wird bald eine über sie machen.“ — „Wen verstandet Ihr unter dem Ausdruck: sie?“ — „Den Vater, die Mutter und die Schwester.“ — „Saget Ihr weiter nichts?“ — „Ich sagte noch: Meine Kleider sind wohl nach Galency gegangen, aber meine Mutter stak darin.“

„Indem Ihr so sprachet, hattet Ihr wohl die Absicht, Eure Eltern bloß zu geben?“ — „Nein. Ich wollte sie erschrecken, um sie zu bewegen, mir etwas von dem geraubten Gute zurückzustellen. Als meine Familie von meinem Betragen erfuhr, klagte sie beim Maire, und gab vor, ich sey verrückt. Der Maire wollte nichts davon hören, und sie wandten sich an die Gendarmerie. Die Gendarmen kamen, fragten beim Maire an, und nahmen mich dann ins Gebet; so war ich denn genöthigt, ihnen zu sagen, was ich wußte. Ich weiß wohl, daß es ein großes Unglück ist, die Seinen beschuldigen zu müssen, aber ich durfte nicht länger schweigen, ohne mich selbst dem Verdacht auszusetzen. (Mit großer Bewegung:) Es bleibt ein ewiger Schandfleck für meinen Namen, ich weiß das!“

„Eure Lage ist ernst und schwierig; bedenkt, daß Ihr selbst angeklagt seyd, und daß Ihr kein schwärzeres Verbrechen begehen könnt, als Eure Eltern fälschlich zu beschuldigen. Ihr werdet Euren Vortheil darin finden, die Wahrheit zu enthüllen, aber nichts über die Wahrheit. Eure Mutter, Euer Vater, Eure Schwester behaupten, daß Ihr sie mit Unrecht bezüchtigt; wäre dem so, so wäret Ihr der elendeste Wicht, — überlegt das wohl.“ — „Ich habe Euch die ganze Wahrheit gesagt, nicht mehr, nicht minder.“

(Schluß folgt.)

Nach dem Giornale delle due Sicilie werden die Nachgrabungen in der Nähe von Corneto, auf jener merkwürdigen Ebene, welche der Todtenacker des alten Tarquinii gewesen zu seyn scheint, unermüdet und mit großem Erfolge fortgesetzt. Der Chevalier Manzi fand kürzlich eine lebensgroße Statue in Terra cotta, welche von Plinius auro sanctiora genannt werden; sie stellt einen Mann von dreißig Jahren vor, die Figur ist sehr schön und voll Ausdruck; sie trägt eine goldene Krone, welche vermuthlich eine militärische Belohnung war.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 37.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Februar 1838.

Die Tataren in Südrußland.

(Aus Spencers: Travels in Circassia, Crim Tartary etc.)

Die Bewohner eines Landes, wie die Krim, die so oft und von so verschiedenen Nationen erobert wurde, bieten eine seltsame Mischung dar; zwar heißen sie alle Tataren, sprechen die tatarische Sprache und bekennen sich zum Islam, dennoch ist der Unterschied zwischen ihnen höchst auffallend. Die Bergbewohner im Süden zeichnen sich vor den Steppenbewohnern unendlich aus, nicht nur durch höhere Civilisation und minder rohe Sitten und Gewohnheiten, sondern auch durch ihr Aeußeres, denn die Mehrzahl ist schlank und wohl gebaut, hat dunkle Gesichtsfarbe, regelmäßige Züge, schöne Augen und einen Ausdruck im Gesicht, der auf Verstand und Energie hindeutet. Oft trifft man hier Gesichter, die für Griechen, Italiener und selbst für Tscherkessen gelten könnten, und ein tatarischer Murza (Edelmann) mit seinem krausen Schnurrbart, seinem mit Schnüren besetzten Rock und seiner eleganten Pelzmütze könnte für einen stolzen Madscharen gelten. Auch sind sie reinlicher in ihrem ganzen Wesen und minder zu kleinen Unredlichkeiten geneigt.

Geht man über den Isthmus von Perekop, und von der Krimsteppe nach den Ländern im Norden des asowischen Meeres, besonders in den Theil des Landes, welcher Moloschnia Woda heißt, so findet man eine viel größere Mannichfaltigkeit von Tatarenstämmen: hier sind Kalmüken mit flachen Nasen, Kalmüken ohne Nasen (manka burum), Kara-Tataren und Nogai-Tataren, welche alle in ihren Zügen die deutlichsten Kennzeichen der mongolischen Race zeigen. Doch vergebens suchte ich nach dem seltsamen, von mehrern Schriftstellern, auch von Pallas, beschriebenen Volke mit spitzigen Köpfen, tief eingesunkenen Augen und Schläfen und mit einer Adlernase von monströser Länge.

Unter den verschiedenen Tatarenstämmen sind die Nogaier, oder eigentlich Nagaier, die zahlreichsten, und haben am meisten den ursprünglichen Stempel beibehalten. Sie haben ihren Namen von Nagai, einem der größten Kriegshäuptlinge in Dschengiskhans Heere, der nach dem Tode seines Herrn sich unabhängig erklärte, und an der Spitze eines mächtigen Tatarenstammes die Moldau, Walachei, Bessarabien und Bulgarien eroberte und endlich sich zum Khan aller Tataren am schwarzen Meere aufwarf.

Die nagaischen Tataren behaupten, sie seyen ursprünglich aus Dschagatai gekommen, und rühmen sich, die einzigen ächten Tataren in diesen Ländern zu seyn. Sie sind gewöhnlich stark und gut gebaut, mit voller Brust und breiten Schultern; ihre Gesichtsfarbe ist mehr dadurch, daß sie unaufhörlich jeder Witterung ausgesetzt sind, als von Natur gelbbraun, und ich habe ziemlich häufig Leute gesehen, die so dunkelfarbig waren, als ein Indier. Ihre Züge sind nicht schön, doch kann man sie gefällig nennen, und sie sind sehr gehoben durch ein zwar kleines, aber scharfes, lebendiges Auge voll Feuer; die Größe des Kopfs ist nicht im Verhältniß zu dem Gesicht, obwohl er nicht so klein und unproportionirt ist, wie der des Kalmücken; auch die Nase ist nicht so flach, die Augen nicht so klein und die Ohren nicht so groß und so weit vom Kopfe abstehend; der Mund ist größer als bei den Europäern mit dicken, aufgeworfenen Lippen und schneeweißen, so sehr vorstehenden Zähnen, als ob sie kein Zahnfleisch hätten; ihr Haar, dunkelbraun oder schwarz, doch nie glänzend schwarz, ist nicht sehr reich, namentlich nicht der Bart, kein Zug zeigt aber entschiedener die mongolische Race, als die vorstehenden Backenknochen.

Der nagaische Tatar zeichnet sich eben so sehr durch sein scharfes Auge als durch sein feines Gehör aus; sein Falkenauge entdeckt, wenn es über die unermeßliche Steppe hinstreift, in einer ganz unglaublichen Entfernung seine eigenen Heerden, ja er kann sogar ihre Farbe angeben, und was dem Europäer in der Ferne nur als ein schwarzer Flecken erscheint, bezeichnet er genau als Pferde, Schafe oder Ochsen. Sein Gehör ist eben so scharf, denn in derselben Entfernung unterscheidet er das leiseste Geräusch, und erkennt, wenn er sich an den Boden legt, an dem eigenthümlichen Wiehern und Blöcken sein eigenes Vieh. In allen seinen Wanderungen über die unermeßliche Steppe, ohne Straße, ohne Bäume, ohne Berg, um ihn zu leiten, verirrt sich der nagaische Tatar doch nie: Sonne, Mond, Sterne, das kleinste Leuchten an dem dunkeln Himmel, ja die Richtung des Windes sind hinreichend, ihn zu leiten. Mit jeder Andeutung einer Veränderung in der Atmosphäre ist er vertraut, und zwar ohne Thermometer und Barometer; auch kennt er die Stunde des Tags fast auf die

Digitized by Google

Minute hin. Seine Geistesgegenwart und Erfindungsgabe sind nicht minder bemerkenswerth; er ist auf jede Gefahr vorbereitet, und hat auf jede Frage eine Antwort; hat man den Wagen zerbrochen, so ist er mit seinem kleinen, stets im Gürtel steckenden Beil zur Hand, um den Schaden auszubessern; braucht man einen Strick, so dreht er einen aus den Haaren eines Pferdes oder dem langen Steppengras, und wird man unwohl, so kennt er ein Kraut, das allen Schmerzen abhilft. Ich habe mehr als einmal diesen Reichthum von Hülfsmitteln beobachtet, denn oft während ein Russe oder ein deutscher Colonist sich Stunden lang den Kopf zerbrechen, um etwas auszusinnen, kam ein Tatar herbei, und half mit seinem Rath und seiner Hülfe jedem Mangel ab.

Doch mit allen diesen natürlichen Vortheilen ist er mit gewissen Ausnahmen dasselbe uncivilisirte Wesen wie seine Vorfahren, wozu die mit dem Islam so eng verwobene Feindseligkeit gegen Veränderung und Verbesserung nicht wenig beigetragen hat: seine aus Thon oder im Wind getrockneten Backsteinen aufgeführte Wohnung ermangelt aller Bequemlichkeit, seine Sitten und Gewohnheiten, selbst die Gefäße zum Kochen, haben wenig oder keine Veränderung erfahren, seine Reichthümer bestehen noch immer in der Zahl seiner Heerden, und die Größe und das Alter seines Kupferkessels — seine einzige Heraldik — zeigt den weit hinaufreichenden Ursprung seiner Familie an.

Ausflüge in den Abruzzen.

Syerlonga. — Aquino. — Isola. — Sora. — Der See Fucino. — Avezzano. — Celano. — Aquila.

(Fortsetzung.)

Verläßt man Isola auf der linken Seite des Flusses, so steigt der Weg sanft an, und man gelangt allmählich auf einerlei Höhe mit dem Schloß; das rechte Ufer ist geziert mit einer Reihe von Villa's, von denen man eine Aussicht auf die Stadt und die Windungen des Flusses unterhalb derselben genießt. Der Boden dieses Thals ist thonig, und der geringste Regen macht ihn so weich und schlüpfrig, daß das Gehen äußerst mühselig wird; er ist indeß fruchtbar und namentlich zur Erzeugung von Gemüßen und Früchten kälterer Klimate sehr geeignet. Geht man hart am Ufer des Liris fort, so bietet sich eine höchst mannichfache, romantische Scenerie dar, im Augenblick aber, wo man sich davon entfernt, sind diese Reize verloren, denn hier kann man von den obenerwähnten Villas den Fluß, der in einer tiefen, von Bäumen überschatteten Schlucht fließt, gar nicht sehen. Was gleichfalls nicht zur Schönheit des Landes beiträgt, das ist die Art des Weinbaues, indem die Reben an Ulmen hinaufgezogen werden, die in regelmäßigen Entfernungen gepflanzt und auf die unzierlichste Weise sehr nieder geschnitten sind. Die anstoßenden Berge hat man alles Waldholzes, mit dem sie vermuthlich bekleidet waren, beraubt, um Raum für Olivenbäume zu gewinnen, deren langsamer Wuchs und dunkles Blätterwerk die Reize der Landschaft nicht erhöhen. Die Gründung von Isola di Sora reicht in kein hohes Alter hinauf, wahrscheinlich nicht über den Anfang des 11ten Jahrhunderts.

In geringer Entfernung weiter oben fällt der Fibreno in den Liris; dieser erhält auf seinem ganzen, freilich nicht langen Laufe keinen Zufluß, wodurch sein Wasser eine ungewöhnliche Kälte und Durchsichtigkeit behält. Er entspringt zwei Stunden von Isola aus einem kleinen mit einer großen Menge Wasservögeln angefüllten See, der von ungeheurer Tiefe und so klar ist, daß man die zahlreichen Quellen, die ihn nähren, aus den scheinbar grundlosen Höhlen am Boden hervorschießen sieht. Der Fleck ist romantisch schön, und verdient als einer der angenehmsten in der Nähe von Isola wohl, daß man ihn besuche.

Ein schmaler, für Wagen nicht mehr brauchbarer Pfad führt von Isola nach dem eine starke Stunde entfernten Arpino, das auf einem hohen Berge liegt, der eine weite, jedoch nicht sonderlich angenehme Aussicht auf das umliegende Land gewährt; der Ort ist seit langen Jahren durch seine Wollenmanufacturen bekannt, die für die besten im Königreich gelten, in neuerer Zeit aber glückliche Concurrenten an denen zu Isola erhielten. Für den Alterthumsforscher ist die Stadt noch interessanter, als der Geburtsort dreier berühmten Römer, Marius, Cicero und Agrippa. In neuerer Zeit wurde Giuseppe Cesari, ein ziemlich berühmter Maler, bekannt unter dem Namen Cavaliere d'Arpino, geboren, und Egiziello, ein Sopransänger von großem Rufe im vorigen Jahrhundert. Die Eingebornen des Orts sind durch ihre Geschicklichkeit in der Musik berühmt, und alle Fremden, die dahin kommen, werden gewöhnlich mit einem Liebhaberconzert unterhalten, das, wenn gleich im Augenblick zusammengestoppelt, doch in der gebildetsten Hauptstadt Europa's sich hören lassen könnte.

Diese Stadt, welche anfänglich den Volskern, dann den Samnitern, und endlich den Römern gehörte, enthält gegenwärtig etwa 10,000 Einwohner. Ihre hohe Lage am Berge hin gestattete keine große Regelmäßigkeit in den Straßen, die eng und gekrümmt sind, aber die Häuser sind meist gut gebaut, und zeigen einen sehr erfreulichen Wohlstand. Die Ueberreste des Alterthums sieht man auf dem höchsten Theil des Berges, wo noch die sogenannte Altstadt (Civita vecchia) liegt; sie bestehen größtentheils aus Mauern von ungeheuren, ohne Cement aber doch mit einer gewissen Regelmäßigkeit zusammengefügten Steinblöcken; sie erstrecken sich von den untersten Theilen der Stadt bis an den äußersten oben erwähnten Punkt, und vereinigen sich in einem sehr scharfen Winkel hinter einem großen viereckigen Thurm, der im Mittelalter erbaut wurde, und dem König Ladislaus zum Wohnsitz gedient haben soll. Nahe dabei ist ein sehr merkwürdiges Thor, das in der Ferne das Ansehen eines Spitzbogens hat, in Wirklichkeit aber aus Steinen besteht, von denen immer wieder der obere über den untern hinausreicht, bis sie sich begegnen. Diese eigenthümliche Bauart beweist, daß das Denkmal aus einer weit ältern Zeit als die Mauern selbst stammt.

Ein schöner römischer Bogen, der viel tiefer unten liegt, dient jetzt der neuern Stadt als Thor. Derselbe Strich enthält überdieß eine kleine Kirche, Santa Maria di Civita genannt, unter deren Vorhalle eine dedikatorische Inschrift an Mercurius Lanarius gefunden wurde, was die Tradition bestätigt, daß hier ein diesem Gotte geweihter Tempel stand, und die Tuchweberei

Digitized by Google

in Arpino sehr alt ist. Diese Vermuthung wird noch bestätigt durch eine andere Inschrift, welche der Errichtung von Turres fullonicæ gedenkt, wo die Tücher gereinigt und gefärbt wurden. Daß man auch die Stelle von Cicero's ehemaligem Wohnhaus zeigt, läßt sich erwarten. Die volskischen Städte sprechen alle Saturn als ihren Gründer an, und Arpino sowohl als Atina wollen denselben Anspruch erheben, so wie sie auch das Grab dieses ehrwürdigen Herrn zu besitzen behaupten. Ein gewisser Clavelli erwähnt sogar die Entdeckung einer mit Asche gefüllten Urne mit einer lateinischen Inschrift, die alle Zweifel hebe.

Zu Arpino und Isola zeichnen sich die Frauen durch ihre Schönheit aus, mit dem Unterschied, daß sie am letztern Platze die dunkeln, belebten Züge behielten, die der südlichen Race gemein sind, während die von Arpino an Helle und Zartheit der Gesichtsfarbe mit den Eingebornen unserer kältern Klimate wetteifern können.

Die bischöfliche Stadt Sora, die ihren alten Namen und Lage behalten hat, liegt eine starke Stunde von Isola, von wo ein vortrefflicher Weg hinführt, der mit dem Thale selbst an ihrem Thore endigt. Hier fließt der Liris aus einem schmalen, aber ziemlich langen Tiefthale hervor, bildet eine Krümmung um die Stadt, und man muß darüber, um hinein zu kommen. Der Ort liegt deßhalb flach, aber nicht unangenehm, indem die eine ganze Seite von dem Flusse umgeben, das hintere Ende aber gegen einen einzeln stehenden Felsenkegel angelehnt ist, auf welchem man die Ruinen eines gothischen Schlosses sieht, so wie die seiner noch viel ältern Mauern. Die Wohnhäuser sind groß, die Straßen breit und gut gepflastert, und die fleißige, wohlhabende Bevölkerung beträgt gegen 7000 Seelen. Vor der Kirche sind eine Menge Inschriften und Sculpturüberreste gesammelt, welche die Identität des Orts beweisen, und dem Alterthumsforscher einiges Interesse darbieten. Die Stadt war, wie die meisten andern in diesem District, volskischen Ursprungs, fiel aber bald unter die Herrschaft der Samniter, denen sie die Römer wiederholt entrissen; die Einwohner kehrten aber mit einem eigenthümlich eingewurzelten Hasse gegen die Römer stets wieder zu den Samnitern zurück. Sie theilte indeß das Schicksal aller ihrer Gefährtinnen, behielt jedoch eine Wichtigkeit, worauf ihre Lage und ihre Hülfsmittel ihr ein billiges Anrecht gaben. Auch in neuern Zeiten galt sie als eine militärische Station und als ein Feudalbesitzthum von solcher Bedeutung, daß sie nach und nach verschiedenen mächtigen Familien, wie die Cantelini, Piccolomini und Buoncompagni, verliehen wurde, und in den wiederholten Kriegen, wovon diese Gegenden heimgesucht worden sind, stets eine bedeutende Rolle spielte.

(Fortsetzung folgt.)

Eisenproduction in Europa.

Das Journal des travaux de l'académie de l'industrie theilt hierüber nachstehende Notiz mit: Die Gesammtproduction des Eisens in Europa schätzt man auf 15,452,000 Centner, die sich etwa folgendermaßen vertheilen: England 7,098,000, Frankreich 2,200,000, Rußland 1,500,000, Oesterreich 850,000, Schweden 850,000, Preußen 800,000, der Harz, Hessen und das rechte Rheinufer 600,000, die Niederlande 600,000, Elba, Toscana und die italienischen Küsten 280,000, Piemont 200,000, Spanien 180,000, Norwegen 150,000, Dänemark 135,000, Bayern 130,000, Sachsen 80,000, Polen 75,000, Schweiz 50,000, Savoyen 25,000. Die Angaben sind begreiflich nur annäherungsweise zu verstehen, nimmt man sie aber so an, wie wir sie geben, und rechnet man den metrischen Centner im Durchschnitte zu fünfzig Franken, so ergibt sich, daß Europa einen jährlichen Werth von 775,025,000 Franken an Eisen producirt, was dreimal mehr ist, als alle übrige Metallproduction zusammen. Man kann daraus auf die Vermehrung des Verbrauchs an Eisen schließen, die seit einiger Zeit in Europa stattfindet, und die man namentlich der großen Anzahl Dampfmaschinen sowohl für die Manufacturen als für die Schifffahrt zuschreiben muß.

Rechtspflege in Frankreich.

Beiträge zur Sittengeschichte.

Meuchelmord, vorbereitet durch Vergiftung.

(Schluß.)

Der erste unter den vorgerufenen Zeugen ist der Arzt von Meyon, Hr. Colson. Ueber die nicht aufgefundenen Giftreste sagte er, was wir oben bereits angeführt; aber ergreifend ist der Augenblick, wie er Michels nackten Schädel vorweist, und den Geschwornen die Spuren der Gewalt, die sich daran vorfinden, zeigt und erklärt. Doch wagt er nicht, zu behaupten, daß diese Gewaltthätigkeiten nicht allein von Hufschlägen herrühren könnten.

Die nächstfolgenden Zeugen thun dar, daß das Vorgeben des alten Maréchal, als habe er das Gift für die Ratten haben müssen, durchaus unbegründet sey; unter ihnen befindet sich einer, Namens Trinocle, der 10 Meilen in der Runde keine Ratte duldet; er besitzt ein ererbtes geheimes Mittel gegen dieselben, und hatte längst schon Maréchals Haus und Hof von dieser Plage befreit. — Andere geben Auskunft über Bernards letzte Augenblicke. Einige Tage vor seinem Tode hatte er zwei Gläser Eider bei Josephine getrunken; er fühlte bald ein Brennen, und schrie: ich bin ein verlorner Mann. In der letzten Stunde wollte er nichts mehr aus den Händen seiner Schwiegertochter annehmen. — Wieder andere bezeugen, die in Bezug auf Michel ausgestoßenen Drohungen, die sonderbare Prophezeyung, daß er einst unter den Hufen seiner Pferde sterben werde, die von der alten Maréchal an ihren Sohn und an zwei andere Personen gerichtete Aufforderung, ihren Schwiegersohn wegzuschaffen; noch am Abend (den 29 Mai) hatte sie gesagt: mich soll's nicht Wunder nehmen, wenn er morgen von seinen Gäulen erschlagen im Stalle liegt. — In derselben Nacht um ein Uhr klopfte Josephine weinend und schluchzend an die Thüren der Nachbarschaft. Kommt, sprach sie, mein Mann ist aufgestanden, um nach seinen Pferden zu sehen, die sich schlugen; er kommt nicht wieder und antwortet nicht auf mein Rufen. Bringt Licht und helft mir nachsehen. — Die Nachbarn kamen mit Licht, und fanden Josephinens Mann todt im Stall, unter den bereits angeführten Umständen.

Weiter erhellen aus den Zeugnissen noch viele einzelne Thatsachen, welche die Schuld der beiden Weiber überzeugend darthun, und die hier anzuführen zu weitläuftig wäre. Endlich tritt Morerette auf, der Busenfreund des jungen Maréchal, und das traurige Schauspiel eilt einer neuen Entwickelung entgegen. — Weil der Zeuge vor dem

Digitized by Google

Untersuchungsrichter sich in einige Widersprüche verwickelt zu haben, scheint, redet ihn der Präsident mit strengem Ton an:

„Ihr habt geschworen, die Wahrheit zu sagen. Ich weiß, daß Ihr der Familie Maréchal befreundet seyd, und begreife Eure Zurückhaltung während der Untersuchung. Ihr hattet damals nicht den feierlichen Anblick des versammelten Gerichts vor Augen, wie jetzt. Nun ist der entscheidende Augenblick gekommen; Ihr kennt Eure Pflicht, und werdet sie als ein Mann von Ehre erfüllen." — „Ja, Hr. Präsident, ich will meine Schuldigkeit thun. . . . Ich war von jeher Napoleons vertrauter Freund, wir waren wie Brüder zusammen. . . . Eines Sonntags, acht Tage vor Michels Tod, kam er zu mir, und ich begleitete ihn zu den Seinen. Seine Mutter sagte zu uns: „Es ist ein großes Unglück, daß Michel meine Tochter so elend macht, und alles durch die Gurgel jagt; du bist ein arger Schlingel, Napoleon, — du hättest ihn längst todtschlagen sollen." Diese Rede kam mir abscheulich vor, und wir entfernten uns; draußen sagte ich zu Napoleon: „„Weißt du wohl, daß deine Mutter sehr frevelhaft spricht? Folg' ihr nicht, mein Freund, oder wir sehen uns nimmer wieder."" Weinend entgegnete er: „„Nein, nein! Es hat keine Noth."" Am nächsten Sonntag war er einen Theil des Abends hindurch bei mir; um 9 Uhr trennten wir uns. In der Nacht regnete es stark. Morgens gegen vier Uhr klopfte Napoleon an einem Fenster; ich stand auf und ließ ihn ein. Er war kaum halb angezogen, und verlangte von mir meine Schuhe. Was willst du damit? fragt' ich. Er antwortete nicht, und schien mehr todt als lebendig. „„Was hast du angestellt, Unsteliger?"" rief ich. Worauf er: „„Mama und Tiote haben meinen Bruder Michel umgebracht. Hernach hat mir die Mutter geheißen, ihn unter seine Gäule zu werfen; davon komm' ich her.""

Der Präsident: „Was sagt Ihr dazu, Napoleon?"

Napoleon: „Alles ist wahr; nur konnte ich nicht zu Morerette sagen, ich hätte den Todten unter die Pferde geworfen, denn ich bin weder dazu aufgefordert worden, noch hab' ichs gethan. Der Zeuge ist im Irrthum, denn ich erzählte ihm, die Weiber hätten es allein vollführt."

Morerette: „Der Angeklagte hat mir ausdrücklich gesagt, daß er, Napoleon Maréchal, nach der Rückkehr seiner Mutter von Saleney, es gethan habe."

Der Präsident: „Morerette, der Angeklagte behauptet, er habe in der Nacht bis zwei Uhr mit Euch gespielt." — „Das ist falsch. Doch hat er mich allerdings ersucht, zu sagen, daß dem so sey. Ich gab ihm gar keine Antwort. Diese Partie Karten ist eine Erfindung des alten Simon Maréchal." — „Ihr hört's, Napoleon? Was sagt Ihr darauf?" — Napoleon: „Es ist wahr!"

Morerette: „Während Napoleons erster Krankheit kam seine Mutter zu mir, und sagte weinend, er habe in seiner Raserei die Vorfälle von Saleney ausgeplaudert, und werde sie alle verderben."

Dem Zeugen scheint die Erfüllung seiner Pflicht schwer geworden zu seyn; er setzt sich weinend nieder. Nach ihm kommen noch etwa 20 Zeugen, bis endlich, am 5ten Tage der Verhandlungen der Procurator des Königs das Wort nehmen kann, und in einer dreistündigen Rede die doppelte Anklage nochmals entwickelt, die er nur in Hinsicht auf Napoleon fallen läßt. Diesen und seinen Vater spricht die Jury los, und erklärt die beiden Weiber schuldig, aber mit mildernden Umständen.

Josephine und ihre Mutter werden zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt, und stoßen wüthende Lästerungen aus. Doch bekennen sie ihr Verbrechen.

Geologische Notizen.

Der Mangel an Fossilien in allen Erdschichten des westlichen Indiens südlich von Cutsch brachte die Geologen auf den Gedanken, die ganze Kette der westlichen Ghats sey emporgehoben worden, ehe irgend ein Thier auf unserem Planeten sich befand. Hr. Ch. Luch nimmt dasselbe für das Plateau von Dekkan an, wo Urgestein, Trapp und Laterite, und selbst der diese bedeckende Alluvialboden keine Fossilien enthalten. Aber auf mehreren Punkten der Provinz Konkan, und auf der Insel von Bombay namentlich, findet man horizontale Schichten von Muschelsandstein, welche Zweifel erwecken müssen über den Mangel an Fossilien in der weiter gegen Norden gelegenen Schichte. Allerdings hat man behauptet, diese Sandsteine seyen nur zufällig über das Meer erhobene Korallenbänke, welche sich noch auf dem Grunde der Rhede von Bombay bilden. Wollte man einige Hunderte dieser Muscheln untersuchen, so würde sich bald herausstellen, ob sie nur lebenden Arten oder auch untergegangenen angehören. Der merkwürdigste geologische Zug des nördlichen Konkans ist die umfassende Zerstörung (degradation) und partielle Erneuerung des Bodens in verschiedenen Perioden. Horizontale Muschelschichten, ähnlich denen von Bombay, sieht man an verschiedenen Punkten den Trapp bedecken; häufig aber sind sie am Meere entblößt oder angegriffen, und manchmal durch Alluvialboden ersetzt. Prof. Jameson bemerkt in seiner Uebersicht der Geologie Indiens, daß die Trappbildung bis an den Nerbudda reiche; dieß ist ein Irrthum, denn er endet bei Baffar in einer Reihe kleiner Porphyrsäulen, die nicht mehr als 100 Fuß Höhe hat. Von diesem Punkt an erscheint weder Trapp noch Muschelsandstein mehr, sondern nur sogenannte Konkar (eine Art Kalktuff) und Thon von verschiedenen Formen. — Die Umgebungen von Surate sind durch die fortdauernde Einwirkung des Meeres und die daraus hervorgehende Zerstörung des Bodens bemerkenswerth. Die Ansicht, daß die große Kraft der tropischen Vegetation dieser zerstörenden Wirkung Widerstand leiste, ist ein Irrthum. In Gujerat und Dekkan ist die Abwesenheit aller natürlichen Vegetation herrschender Charakter, und selbst an den Küsten von Malabar, die mit Pflanzen und Bäumen jeder Art so reich bedeckt sind, scheint diese Fülle der Vegetation der zerstörenden Wirkung der Gewässer keinen Widerstand entgegenzusetzen. In Gujerat reißen die periodischen Regen den Pflanzenboden und die darauf wachsenden Pflanzen fort, und lassen die Schichten verthedigungslos dem Meer ausgesetzt. Zwischen Surate und dem Fluß Kim ist das Land mit einem reichen schwarzen Boden bedeckt, der sich zum Anbau der Baumwolle eignet, und darunter findet man Kiesbänke, horizontale Sandsteinschichten, und noch tiefer Wurfstein in mächtigen Schichten. Hier findet man keine Muscheln, aber einige ungewisse Spuren fossiler Knochen; sie schließen Massen von Jaspis, verschiedenartigem Agat u. dgl. ein, haben aber durchaus keinen Trapp.

Neue Untersuchungen der Fossilienlager zu Sanson (s. Nr. 117 vom vor. J.) bringen immer größere Merkwürdigkeiten an den Tag. Es finden sich Ueberreste von Thieren, die aller Wahrscheinlichkeit nach gar nicht mehr existiren, neben andern, die von den jetzigen wenig verschieden sind; die Mine ist noch immer nicht erschöpft, und eine günstigere Gelegenheit für die Beobachtungen der Geologen hat sich vielleicht noch nicht dargeboten. Die Gebeine des Rhinoceros sind am zahlreichsten, nach diesen kommen die des Rothwilds nebst den Hörnern, und wenn man nach der Größe dieser Knochen eine Schätzung machen kann, müssen sich hier auch die Knochen einer kleinen und zierlichen Art Esel oder Pferde finden. Neue Fragmente des Macrotherium gigans sind ans Licht gekommen, und zeigen, daß die Klauen desselben denen des Oryceteropus sehr ähnlich sind. Die Bären müssen von den bis jetzt entdeckten, ganz verschieden gewesen seyn, und die Knochen, die einem Thiere angehören, das Hr. Lartet Amphicyon nannte, zeigen eine große Analogie mit denen des Hundes.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 38.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Februar 1838.

Beobachtungen über die Fluth.

(Nach einem Artikel im United Service Journal, Januar 1838.)

Einer der dunkelsten Punkte in der physischen Geographie ist die Einrichtung fremder Weltkörper, namentlich des Mondes auf unsere Erde, es unterliegt aber keinem Zweifel, daß der letztere einen großen Einfluß auf die Bewegungen des Meeres ausübt, welche wir Ebbe und Fluth zu nennen pflegen. Wir haben schon früher (s. N. 6. v. d. J.) erwähnt, daß die königliche Gesellschaft von London einem Hrn. Whewell ihre goldene Medaille verlieh für seine Forschungen über die Fluth, und heben hier aus seinen verschiedenen darüber abgefaßten Memoiren einige Bemerkungen aus. Das Erste, was er hierüber bekannt machte, war ein Versuch, eine Karte zu entwerfen, auf der die Linien der gleichzeitigen Fluth verzeichnet wären; er nennt sie mit einem nicht gut zu übersetzenden Namen Cotidal Lines. Diese fingirten Linien laufen auf dem Ocean durch alle die Punkte hin, wo die Fluth in demselben Augenblicke stattfindet. So zeigte sich z. B., daß die Fluth an der Küste von Guinea und an der gegenüber liegenden Küste von Brasilien zu gleicher Zeit eintritt, nämlich etwa sieben Stunden nach dem Durchgang des Mondes. Durch Benützung aller Materialien, welche sich Hr. Whewell nur immer verschaffen konnte, bemühte er sich, die Linien der gleichzeitigen Fluth für jede Stunde auf dem größern Theil der Erdoberfläche zu bezeichnen, und es gelang ihm auch, dieß mit bedeutender Genauigkeit für alle europäischen Küsten, für das atlantische und indische Meer und die Nachbarschaft von Neuseeland auszuführen. Nur der größere Theil der Südsee blieb leer aus Mangel an hinreichenden Fluthbeobachtungen. Diese Linien der gleichzeitigen Fluth zeigen, wie man sieht, den Fortgang der Fluthwelle. Um diese ersten Versuche zu vervollständigen, wenigstens so weit es die europäischen Meerufer betraf, wurden auf Hrn. Whewells Antrag ausgedehnte Reihen von Beobachtungen angestellt, deren wir früher schon (s. Nr. 6. v. d. J.) gedacht haben. Aus diesen Beobachtungen wurde eine zweite Karte entworfen, in der auch die verschiedene Höhe der Fluth an verschiedenen Punkten der Küste auf eine besondere Weise angedeutet war, indem man nämlich die Linien mit den Küsten parallel und nahe bei einander zog, wodurch eine Art Schattirung herauskam, in der die Zahl der Linien den Unterschied zwischen Ebbe und Fluth anzeigte. Das verschiedene Steigen der Fluth an Orten, die ganz nahe bei einander liegen, wurde auf eine sehr bezeichnende Weise vor das Auge gerückt. Diese Linien sind oft seltsam modificirt durch Fluthen, die von verschiedenen Seiten herkommen; das merkwürdigste bekannte Beispiel hievon ist die Nordsee, wo es allem Anschein nach zwei Systeme gleichzeitiger Fluthlinien gibt, in denen die Bewegung der Fluthwelle kreisförmig wird. Denn die Fluthwelle, welche zwischen den Orkney-Inseln und Norwegen in die Nordsee tritt, rückt zum Theil in südlicher Richtung längs der Küste von Großbritannien hinab, scheint sich aber an dem vorspringenden Lande von Norfolk ostwärts zu wenden, und längs der Nordküste von Deutschland hinzuziehen, bis sie mit der Hauptwelle an den Ufern von Dänemark zusammentrifft. In dem schmalen Meer zwischen Suffolk und Kent auf der einen, und der niederländischen Küste auf der andern Seite herrscht eine Fluthwelle, welche zwar eine Fortsetzung der ersten ist, aber einen abgesonderten Kreislauf vollbringt, denn die Fluthwelle geht auf der englischen Seite nach dem Canale hin, auf der niederländischen Seite vom Canale her, und die Fluth tritt zu Yarmouth ein wenig später ein als am Texel, woraus man auf eine Vollendung des Umlaufs schließen kann.

Bei dem jetzigen Zustande unserer Kenntnisse in der Hydrodynamik können wir die Ursache dieser seltsamen Erscheinung nicht erklären; wir lassen auch alle Untersuchungen über den Einfluß der verschiedenen Phasen des Mondes hinweg, da man ohnehin hierüber noch zu keinem ganz genügenden klaren Resultate gelangt ist; dagegen machen wir wiederum auf die tägliche Ungleichheit der Fluth an manchen Orten aufmerksam. Man kannte diese Erscheinung schon seit Newton, genau beobachtet aber wurde sie zuerst bei Liverpool, wo die HH. Dession und Bywater auch die wahren Gesetze dieser Ungleichheit entdeckten. Auch über diesen Punkt verbreitete Hr. Whewell ein neues Licht in einer Abhandlung über die tägliche Ungleichheit in der Höhe der Fluth, namentlich zu Plymouth und Singapur. Es wurde hier nachgewiesen, daß die tägliche Ungleichheit zu

Digitized by Google

Plymouth einen Unterſchied zwiſchen der Höhe der Morgen- und Abendfluth ergab, der manchmal bis auf anderthalb Fuß betrug, und im Laufe einer halben Mondsumdrehung einen Cyclus durchmachte mit derſelben Regelmäßigkeit, wie ſie auch bei den andern Erſcheinungen der Fluth ſich ergibt. Das Geſetz dieſes Cyclus war völlig unerwartet, denn es ergab ſich, daß die tägliche Ungleichheit, welche nach der Theorie verſchwinden ſollte, wenn der Mond in den Aequator tritt, zu Plymouth erſt vier Tage nach dieſem Zeitpunkt verſchwindet. Ein anderes noch auffallenderes Beiſpiel der täglichen Ungleichheit ergab ſich zu Singapur, wo von einem Hrn. Scott ein ganzes Jahr hindurch Beobachtungen angeſtellt wurden; dieſe Beobachtungen erwieſen ſich als genau, da ſie eine ganz richtige Darſtellung dieſer Ungleichheit enthielten, deren Geſetze damals noch unbekannt waren, und welche an jenem Orte größer iſt, als man je erwartet hatte. Die tägliche Ungleichheit zu Singapur beträgt nahe an zwei Fuß bei der Fluth, und nicht weniger als ſechs Fuß bei der Ebbe. Dieſe Ungleichheit folgt einem ähnlichen Geſetze, wie die zu Plymouth, nur iſt der Zwiſchenraum der Zeit ein anderer. Dieſe ungeheure tägliche Ungleichheit, die man zu Singapur beobachtete, erweckte wieder das Andenken an verſchiedene andere Eigenthümlichkeiten der Fluth, welche man an mehrern Orten in den indiſchen Meeren bemerkt haben wollte. So behauptete man zu Newtons Zeit, zu Batſchan in Tonkin finde des Tages nur Eine Fluth ſtatt; ein Gleiches wollte man an mehrern Punkten der auſtraliſchen Küſte bemerkt haben, Hr. Whewell aber weiſt nach, daß eine große tägliche Ungleichheit während einer Mondsperiode den Anſchein erzeugen könne, als ob täglich nur Eine Fluth ſtattfinde. Dieſe Eigenthümlichkeiten haben vermuthlich auch zu der ſeltſamen Erzählung Anlaß gegeben, daß an einigen Stellen der auſtraliſchen Küſte die Fluth ſo ſehr von ihren gewöhnlichen Geſetzen abweiche, daß ſie jeden Tag etwas früher komme, als den vorhergehenden, ſtatt jeden Tag etwas ſpäter zu kommen, wie dieß der Fall ſeyn muß, wenn der Mond dieſe Bewegung regiert.

Bis jetzt iſt es zwar noch keineswegs gelungen, alle Bewegungen der Fluth zu erklären, allein mehrere hat man ſchon ſo ſpeciell auf die verſchiedenen Phaſen des Mondlaufs zurückgeführt, und die Erfahrung beſtätigt ſo ſehr die hierüber aufgeſtellten Geſetze, daß man nicht wohl zweifeln kann, daß auch die übrigen Erſcheinungen ſich nach und nach genügend werden erklären laſſen, wobei freilich ſo eingeſchloſſene Meere, wie die Nordſee, ganz andere Erſcheinungen zeigen müſſen, als das atlantiſche Meer oder die Südſee. Der Verfaſſer des Eingangs erwähnten Aufſatzes bemerkt hierüber Folgendes: „Ehe wir nicht die Art des Fortſchritts der Fluth im ſüdlichen Ocean und dem ſtillen Meere aus Beobachtungen kennen, ſo daß wir die große Fluthwelle in einem Umlauf um die Erde verfolgen können, iſt es nicht wahrſcheinlich, daß wir uns eine richtige Anſicht von der allgemeinen Bewegung der Gewäſſer bilden oder dieſelbe mit Rückſicht auf ihre hydrodynamiſchen Urſachen beobachten können. Manches iſt bereits geſchehen, der gegenwärtige Stand unſrer Kenntniſſe aber weiſt darauf hin, daß noch weit mehr zu thun übrig iſt.“

Ausflüge in den Abruzzen.

Sperlonga. — Aquino. — Iſola. — Sora. — Der See Fucino. — Avezzano. — Celano. — Aquila.

(Fortſetzung.)

Ich kam durch Sora auf meinem Wege nach dem Lago Fucino; eine Reihe wohl angebauter Gärten und bewaldeter Gründe führte mich zu einer zweiten Brücke und zu dem Eingang des oben erwähnten Thals, welches unter dem Namen Val di Roveto bekannt iſt. Dieſes iſt im Allgemeinen eng, der Liris fließt in einem ſchmalen Bett in der Mitte, die Ufer ſind angebaut, und links und rechts erheben ſich die Berge immer höher und unregelmäßiger, je weiter man vorwärts ſchreitet; die linke oder weſtliche Kette iſt ſtärker bewaldet, der Weg iſt breit und eben, häufig aber ſehr ſchlecht, und durch die oft wiederkehrende Nothwendigkeit, ihn durch eine Furt oder eine rohe Brücke zu überſetzen, äußerſt langweilig.

Immer höher ging der Weg hinauf gegen Civita Antina, das in bedeutender Höhe auf der öſtlichen Bergſeite liegt. Der Ort, der ſo ſchlecht ausſieht, als das ſchlechteſte griechiſche Dorf, beſteht aus kleinen, unter Felſenmaſſen und Schießbüchſen über die kahle Fläche des kahlſten Berges zerſtreuten Wohnungen; unter dieſen ſtand eine wohlgebaute neuere Kirche nebſt einem großen Hauſe, deſſen urſprünglicher Bau ſowohl, als die ſpätern Zuſätze von der darauf verwandten Aufmerkſamkeit und von Aufwand zeugten. Hier ſollte unſer Nachtquartier ſeyn, das viel beſſer war, als ich mir es nach der Schilderung meines letzten Wirths auf dem Wege gedacht hatte; ich hatte höchſtens auf ein mäßiges Wohnhaus eines Galantuomo gerechnet, wo man für Bezahlung ein Unterkommen finden könnte. Statt deſſen hieß uns der Beſitzer, Signor Ferrante, augenſcheinlich an den Empfang von Fremden gewöhnt und darüber erfreut, mit der Herzlichkeit eines alten Bekannten willkommen. Es öffneten ſich ungeheure Reihen von Zimmern, die mit ſo viel Aufwand und ſelbſt Luxus eingerichtet waren, daß wir nicht umhin konnten, uns zu verwundern, wie marmorne Kaminverzierungen, eingelegte Tiſche, Gemälde in goldenen Rahmen und die minder auf den Schein und mehr auf den Nutzen berechneten geſchnitzten Bettſtellen, Thüreinfaſſungen von Wallnußholz und meſſingene Schlöſſer je ihren Weg in ſo unzugängliche Gegenden gefunden hatten.

Eine lange Reihe Schlafzimmer öffnete ſich zu unſerer Auswahl, und wir wählten die den gewöhnlichen Zimmern unſers Wirths zunächſt liegenden, die aus einem gut möblirten Geſellſchaftszimmer und einer kleinen Bibliothek beſtanden, auf welche unſer Wirth viel zu halten ſchien, und die er auch, wie ſeine Unterhaltung zeigte, vielfach benützt hatte. Hier befahl er ein tüchtiges Feuer anzuzünden, und das Erſtaunen, das dieſer Befehl in Reiſenden erregte, welche die Weſtſeite eines ſteilen Berges am erſten Junius erſtiegen hatten, ſtieg noch, als er hinzu ſetzte, er finde es, bis die Jahreszeit noch weiter vorgerückt ſey, eine ſehr nothwendige Vorſichtsmaaßregel in dieſen hohen Gegenden. Als der Abend einbrach, fanden wir auch, daß es gar nicht

Digitized by Google

überflüssig gewesen war, und wir hätten gewünscht, daß es auch auf unsere Schlafzimmer ausgedehnt worden wäre.

Antina war eine alte römische Colonie, man vermuthet jedoch, daß es ursprünglich eine Stadt der Marsen gewesen sey, denn Plinius erwähnt unter den verschiedenen Stämmen dieses Volks der Atinates, wobei wahrscheinlich der Buchstabe n in den Abschriften allmählich ausgelassen wurde. Spuren des Alterthums zeigen sich in mehrern Ueberresten vieleckiger Mauern, an denen man noch ein Thor erkennt, das auch unter dem Namen Porta Campanile dem neuern Dorfe als solches dient. Die zahlreichen lateinischen Inschriften, die hier aufgefunden wurden, sind alle nach und nach von den Mitgliedern der Familie Hrn. Ferrante's und von ihm selbst gesammelt worden, und man kann sie im Vorhofe seines Hauses und dem anstoßenden Garten wohl erhalten sehen; sie sind nicht ohne Interesse, und beweisen zum mindesten, daß Antina ein Ort von einiger Bedeutung war.

Wir verließen denselben am folgenden Morgen, sehr zufrieden mit der offenen und instructiven Unterhaltung unsers Gastwirths und voll Dank für seine freundliche Behandlung. Dieser Mann hat ausgedehnte Besitzungen in der Nachbarschaft sowohl als in Antina selbst, und die Dorfbewohner betrachten ihn mit einer so ehrfurchtsvollen Unterwürfigkeit, daß man an die Fortdauer der Leibeigenschaft glauben sollte. Dieß läßt sich indeß erklären bei einer durchaus nur mit dem Ackerbau beschäftigten Bevölkerung, welche von dem einzigen großen Landbesitzer, den sie kennen, Beschäftigung und Unterstützung, Strafe und Belohnung erwarten. Auch die Provincialbehörden verlassen sich in Betreff aller Municipal- und Polizeimaaßregeln, namentlich auch der genauen Bezahlung der Abgaben, auf ihn mehr als auf alle bezahlten Magistrate.

Ein gut unterhaltener Pfad unter schönen Eichen führte uns hinab an das Ufer des Liris, und ein Ritt von einer Stunde brachte uns an das Ende des Thals, das in einer Schlucht endet, die aber noch weit genug ist für das schmale Bett des Flusses und einen Pfad an der Seite, der bald in ein anderes, noch kleineres Thal führt, Val di Nersa genannt, wo der Liris entspringt. Auf der einen Seite dieses Defile's steht Pesco Canale, auf der andern das größere Dorf Capistrello auf dem Gipfel einer Bergfläche. Nahe an dieser Höhe und gerade unter diesem Dorfe ist die Mündung des Canals, der von Claudius zur Ableitung des Wassers aus dem See Fucino erbaut wurde. Von dem Bau sieht man vorerst nur einen schmalen hohen Bogen aus römischen Backsteinen aufgeführt und mit Netzwerk verziert. Ein Rückblick auf die Geschichte des Fucinussee wird hier an ihrem Platze seyn.

Das im Besitz der Marsen befindliche Gebiet war schon in den ältesten Zeiten, wie noch jetzt, ausgezeichnet durch den größten See in dem südlichen Theile der Halbinsel. Der Kaiser Claudius, dessen Regierung sich durch eine ausschweifende Neigung zu riesenhaften Unternehmungen auszeichnete, beschloß einen Canal zu bauen, der die wachsende Wassermasse im See ableiten, die umliegenden Ländereien vor dauernder Ueberschwemmung schützen und die bereits überschwemmten der Cultur wiedergeben sollte. Aus einigen alten Schriftstellern geht hervor, daß der See außer seinem allmählichen und fortdauernden Wachsthum manchmal auch plötzlichen Anschwellungen ausgesetzt war, deren eine unter dem Consulat von M. Aemilius und C. Hostilius fünf Meilen des umliegenden Landes verschlang. Die Umwohner hatten schon unter J. Cäsar und August auf die Ausführung eines solchen Plans gedrungen, und die Kosten zu tragen versprochen, wenn man ihnen das dadurch gewonnene Land überlassen wolle; dieß Anerbieten scheint endlich bewirkt zu haben, daß man ihren Bitten nachgab. Es ist unentschieden, ob man bezweckte, den See ganz abzuleiten, oder nur ihn auf einer gewissen Höhe zu erhalten; viele ältere Schriftsteller sind, so unwahrscheinlich die Sache auch ist, doch geneigt, das erstere zu glauben. Doch dem sey, wie ihm wolle, die Arbeit wurde unternommen, 30,000 Menschen waren eilf Jahre nach einander damit beschäftigt, und im dreizehnten Regierungsjahre des Kaisers Claudius ward sie zu Ende gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise des Dorpater Professors Schmalz durch die Colonien in Rußland.

(Aus dem russischen Journal des Ministeriums des Innern.)

Professor Schmalz reiste im Jahre 1834 im Auftrage der Regierung durch die verschiedenen innern Gouvernements von Rußland, um Notizen in agronomischer Hinsicht zu sammeln. Die von ihm nach seiner Rückkehr vorgelegten Memoiren bilden eigentlich einen Bericht an den Minister des Innern in Bezug auf den ihm ertheilten Auftrag, die Colonien und andere landwirthschaftliche Anstalten zu inspiciren. Die Beobachtungen eines so erfahrenen, durch seine Kenntnisse so bekannten Agronomen werden für viele Leser nicht ohne Interesse seyn, da sie über einen so wichtigen Zweig der innern Thätigkeit Rußlands eine Menge bisher nicht bekannter Aufschlüsse geben. Da er selbst Director und Lehrer der agronomischen Anstalt zu Altkusthof und somit verpflichtet ist für Rußland nicht bloß praktische Landwirthe, sondern auch Lehrer der Landwirthschaft für ähnliche Anstalten im Innern Rußlands zu bilden, so war ihm eine möglichst genaue Kenntniß des Zustandes der verschiedenen Zweige der Landwirthschaft im höchsten Grade nöthig.

Einleitung.

Da es für meine Zwecke sehr nöthig war, zwei der bedeutendsten Jahrmärkte des russischen Reichs zu besuchen, den zu Nischneinowgorod und den zu Romny, so ordnete ich den Plan meiner Reise in der Art an, daß ich in den mir bestimmten eilf Wochen so viele Gouvernements wie möglich durchreisen und dabei zu gehöriger Zeit Romny und Nischneinowgorod besuchen konnte. Ich reiste durch Pskow, Smolensk und einen Theil des Gouvernements Witebsk in das von Orel, wo ich einige Tage blieb, hierauf durch einen kleinen Theil des Gouvernements Cherson nach Poltawa ging und am 14 Julius nach Romny kam. Als ich die Bewegung auf diesem Jahrmarkte gesehen, reiste ich nach Charkow, dann durch das Gouvernement Kursk nach Woronesh, von hier durch das Land der donischen Kosaken nach Sarepta, dann durch die deutschen Colonien auf dieser Seite der Wolga nach Saratow, von

Digitized by Google

hier durch die deutschen Colonien auf dem jenseitigen Ufer wieder nach Sarepta und durch Penza nach Nischneinowgorod, wo ich zur Zeit des Jahrmarkts am 8 August ankam und dort einige Tage blieb. Von Nischneinowgorod kehrte ich nach Dorpat zurück über Wladimir und Moskau, durchreiste Twer auf Vicinalwegen und besuchte Nowgorod und Pskow.

Um meinen Zweck um so sicherer zu erreichen, bemühte ich mich so viel möglich die Gouvernements in verschiedenen Richtungen zu durchreisen, überall die merkwürdigen landwirthschaftlichen Anstalten, Fabriken, Gestüte, Seidenzuchthäuser u. dgl. zu besuchen. Zu meinem Bedauern wurden meine Bemühungen häufig verzögert, und Manches mußte ganz unterbleiben aus Mangel an Pferden auf den Vicinalstraßen. Ohne diese Aufenthalte hätte ich auch noch einige andere Gouvernements, namentlich Jekaterinoslaw und Tula, besuchen können.

Bemerkungen über das Klima.

Da ich zur Beurtheilung des Klima's in den verschiedenen Gouvernements mich nicht des Barometers und Thermometers bedienen konnte, so mußte ich mehr auf die Vegetation achten, d. h. auf die größere oder geringere Vollkommenheit der mir aufstoßenden Pflanzen, so wie auf die gelegentlichen Nachrichten, welche mir von andern mitgetheilt wurden. Regelmäßige barometrische und thermometrische Beobachtungen anzustellen ließ meine Zeit durchaus nicht zu.

Die Gouvernements Pskow, Smolensk und Witebsk haben völlig den Charakter des nordischen Klima's: die Birke, der hier vorherrschende Baum, erreicht die größte Vollkommenheit; Obstbäume sind selten und bestehen meist aus Apfelbäumen ziemlich rauher Art, Birnen sah ich gar keine; die Feldfrüchte bestehen fast allein aus Roggen und Hafer, selten nur trifft man Gerste und Buchweizen; Gartenfrüchte und Gemüse werden, wie es scheint, nur mit Mühe gezogen.

Im Gouvernement Aral äußert sich der Einfluß des Klima's auf den Pflanzenwuchs schon bei weitem besser; der vorherrschende Baum ist hier die Eiche, und die schönen Eichenwälder tragen auch wiederum dazu bei, daß das Klima in ihrer Nähe sich dem Pflanzenwuchs so wohlthätig zeigt. Fruchtbäume gedeihen vortrefflich, namentlich Apfelbäume, und eine schlechte Aepfelernte ist selten; auch die Birne gedeiht ziemlich gut. Roggen, Gerste, Hafer, verschiedene Arten von Erbsen und Hanf gedeihen gut, Mißjahre sind selten, obwohl die Ernte auch nicht jedes Jahr reichlich ist. Gartengewächse gedeihen bei gewöhnlicher Aufsicht ziemlich gut, und besonders schön wird der Rosenstock; ich sah eine Menge prächtiger Centifolien in voller Blüthe, welche ohne alle Vorsorge aufwuchsen, weil die Landbesitzer größtentheils nicht auf ihren Ländereien wohnen, und diese Gebüsche sich unter andern Feldpflanzen vermehrten, unter denen sie vorherrschen. Es wäre sehr zu wünschen, daß die Eichenwälder völlig erhalten und die umgehauenen durch neue Nachpflanzung ersetzt würden; im entgegengesetzten Falle kann das Klima sich sehr bedeutend ändern, worunter dann auch der Ackerbau leiden würde. Es ist aber Grund zu fürchten, daß die Eichenwälder sich sehr vermindern, denn der gute Boden, auf dem sie stehen, verspricht reichliche Kornernten, von denen man einen weit größern Vortheil zu ziehen vermeint; übrigens fehlt es in diesem Gouvernement auch nicht an Händen für einen noch viel größern Ackerbau. Es ist kein Zweifel, daß der Reichthum des Bodens auch zur Verbesserung des Klima's beiträgt, denn die chemische Wechselwirkung organischer Stoffe, die in dem Schooße der Erde verborgen sind, erwärmen jedenfalls den Boden und die zunächst darüber liegende Schichte der Atmosphäre.

Nur hieraus läßt es sich erklären, warum das Klima von Tschernigow dem Pflanzenwuchse minder günstig ist, obwohl dieß Gouvernement südlicher liegt als das von Orel; der Boden ist hier im Allgemeinen nicht so gut; obwohl man auch hier schöne Eichen und zum Theil selbst bedeutende Wälder trifft, so haben doch weder die Eichen, noch die Fruchtbäume einen so üppigen Wuchs, wie in dem Gouvernement Orel. Nach den von mir gesammelten Nachrichten tritt der Herbst in diesem letztern Gouvernement nicht später als in dem von Tschernigow, ja manchmal noch früher ein; späte Nachtfröste sind in dem erstern auch seltener, als in dem letztern.

Im Gouvernement Kiew ist das Klima sehr trocken, namentlich in den waldlosen Strichen. In Kiew selbst gedeihen wälsche Nüsse, Birnen und Aepfel sehr gut; in vielen Gärten sah ich Maulbeerbäume in großer Ueppigkeit und voller Blüthe; nur auf dem an der Südseite ziemlich steilen Berg in der kaiserlichen Plantage blieben sie wegen der großen Trockenheit und vielleicht auch wegen der Art des Bodens gar büschartig; an den Spitzen aber bemerkte ich keine Spuren von Frost; bei gehöriger Fürsorge kann der Weinstock an diesem Berge sehr gut gedeihen. Würde man die weiten Flächen durch Anlegung dichter Wälder durchschneiden, so würde sich das Klima von Kiew sehr verbessern, und viele nützliche Pflanzen könnten mit größerer Aussicht auf Erfolg angebaut werden als jetzt. Kiew liegt südlicher als Dresden, und der größte Theil des Gouvernements südlicher als Würzburg, also in einer Breite, die dem Weinstock schon sehr günstig ist. Aber wegen der östlichen Lage ist das Klima unter gleichen Graden nördlicher Breite bei uns nicht so günstig, wie in den westlicher gelegenen Ländern; dieß hat aber seinen Grund hauptsächlich in der Trockenheit.

Was von dem südlichen Theil des Gouvernements Kiew gesagt wurde, gilt auch von dem Gouvernement Cherson. Das Klima des untern Theils des Gouvernements Poltawa ist für viele Gewächse aufnehmend geeignet, namentlich in den waldigen und ziemlich bevölkerten Districten, wie z. B. in der Nähe der Stadt Poltawa. Der Weinstock gedeiht hier in freier Luft vortrefflich, der Maulbeerbaum wächst ungehindert und ist voll Blätter; Aepfel, Birnen und wälsche Nüsse wachsen bei geringer Sorgfalt in vorzüglicher Güte, Melonen und Pasteken wachsen sehr gut in freier Luft, und die erstern sollen vorzüglich schmackhaft seyn; ich konnte sie nicht selbst versuchen, da sie in der ersten Hälfte Julius noch nicht reif waren. Getreidemißernte ist in diesem Gouvernement selten, obwohl in trocknen Jahren die Ernte, namentlich des Frühkorns, unbedeutend ist. Die Kälte kann nicht groß seyn. Das Rindvieh überwintert unter bloßen Schupfen ohne Seitenmauern; selbst die Merinoschafe bringt man in leichtgebauten Schafställen unter, die mit schwachen, keineswegs luftdichten Seitenmauern versehen sind; nichtsdestoweniger befinden sie sich sehr wohl darin. Aber auch hier würde das Klima sich bessern, wenn man sich mehr mit der Baumanpflanzung beschäftigte, und die großen Ebenen mit Wäldern durchschnitte. (Forts. folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 11** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Memoiren einer Peeresse oder die Tage Fox's. Herausgegeben von Lady Charlotte Bury. — Ueber die böhmische Literatur.** (Fortsetzung.)

Zu dem Journale dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abonnen. des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 8 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 39.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Februar 1838.

Die neueste Thronveränderung in Audh (Schluß.)

Wir entlehnen aus dem Asiatic Journal (Dec. 1837 und Januar 1838) einige Angaben über diesen Vorfall, der zwar an sich von gar keiner Bedeutung ist, aber deutlicher als alle Argumentationen den herabgekommenen Zustand dieser Reiche und das Verfahren der Engländer zeigt.

Saadet Khan, ein gemeiner Reiter in der Armee des Kaisers von Delhi, erhielt im Jahre 1722 durch Talent und Verrath von dem Kaiser die Provinz Audh; ihm folgte sein Neffe und Schwiegersohn Abdul Mansur, und auf ihn folgte Sudschah-ed-daulah, der Feind der Engländer, mit denen er jedoch im J. 1765 einen Vertrag abschloß. Er starb zehn Jahre später, und sein Sohn Asof-ed-daulah, ein schwacher, ausschweifender und wollüstiger Fürst, gerieth in Verlegenheiten, aus denen ihn nur der Rath und das Einschreiten der englischen Regierung rettete. Ihm folgte Wesir Ali, der im J. 1798 als unrechtmäßig abgesetzt und später in Calcutta ins Gefängniß geworfen wurde, weil er den englischen Residenten getödtet hatte. Der nächste Nawab (Fürst) war Saadet Ali Khan, Bruder Asof-ed-Daulahs, ein vorsichtiger und gewandter Mann, der seines Vorgängers Verschwendung wieder gut machte, und bei seinem Tode (1814) dreizehn Millionen Pfund Sterling hinterließ. Ihm folgte sein Sohn Ghazi-ed-din-Heider, der im J. 1819 mit Zustimmung der englischen Regierung den Titel König von Audh annahm, und dadurch die nominelle Abhängigkeit von dem Mogol-Kaiser aufgab. Der Charakter dieses Fürsten war unbedeutend, seine Vergnügungen sinnlich, seine Beschäftigungen niedrig und gemein. Ihm folgte im J. 1827 sein Sohn Nassir-eddin-Heider, der verstorbene König, dessen Charakter und Sinnesart so ziemlich denen seines Vaters glichen. Die Verworfenheit und niedere Immoralität seines Hofs, so wie die Streitigkeiten mit seiner Mutter bildeten in Indien lange Zeit das Tagsgespräch. Während seines Lebens erkannte er zwei Söhne an, da aber ihre Legitimität der englischen Regierung keineswegs unzweifelhaft schien, so verweigerte sie ihre Zustimmung, und der König verläugnete seine angeblichen Söhne später selbst. Nun war des Königs Oheim, jetzt, wie man sagt, ein unfähiger Greis von siebenzig Jahren, der Thronerbe, als aber der Tod des Königs erfolgte, den man schon einige Zeit vorausgesehen hatte, bemächtigte sich die Padschah Begum, oder königliche Mutter, des Palasts, und setzte den einzigen noch überlebenden außerehelichen Sohn des verstorbenen Königs, Muradschan Feridun, auf den Thron. Sie scheint die Volksmasse für sich gehabt zu haben, und glaubte darum den Engländern trotzen zu können, der englische Resident aber, Oberst Low, ergriff alsbald Maaßregeln, um denjenigen zu schützen, dessen Thronrecht die englische Regierung anerkannte. Er ließ die englischen Truppen, wie es scheint größtentheils Sipahis, ausrücken, gab der Königin Wittwe und dem jungen Fürsten fünf Minuten Zeit, den eingenommenen Thron zu räumen, und drohte im Weigerungsfall, den Palast zusammenzuschießen. Die Königin Wittwe leistete dieser Aufforderung keine Folge, worauf Oberst Low der Artillerie Befehl gab, auf das Volk und den Palast zu feuern. Ein hitziges Gefecht erfolgte, in welchem zwar die Truppen der englischen Regierung nur wenig litten, — zwei Sipahis sollen getödtet und acht verwundet worden seyn, aber von den Volkshaufen scheinen Viele gefallen zu seyn, die Sipahis erstürmten den Palast, und plünderten ihn aus, wobei unter Anderm auch der Thron aller seiner werthvollen Edelsteine beraubt worden seyn soll. Dieß geschah am 8 Jul. vorigen Jahrs. Die Königin Wittwe sowohl als der junge Kronprätendent fielen in die Gewalt der Engländer; der letztere soll mit gebundenen Händen in ein Zimmer des Residentengebäudes eingesperrt worden seyn, und ward, nachdem man ihn hier einige Zeit streng bewacht, nach dem englischen Gebiet abgeführt; der Padschah Begum ließ man nicht einmal eine ihrer Dienerinnen, sondern gab ihr eine aus der Dienerschaft des Residenten. Es ist zu fürchten, sagt am Ende das Asiatic Journal, daß der neue König nicht sehr fest auf seinem Throne sitzen, und die Einmischung der englischen Regierung oft in Anspruch genommen werden wird, da der junge Kronprätendent, wenn auch kein legitimer Sohn des verstorbenen Königs, doch schon einmal als dessen Erbe anerkannt war, und nach der Landessitte auch Anspruch auf den Thron hatte.

Wir bemerken zum Schlusse nur noch, daß das Benehmen

Digitized by Google

des englischen Residenten von mehrern Seiten getadelt, und zum Theil sogar einer persönlichen Feindschaft gegen die Padschah Begum Schuld gegeben wird. Die alsbaldige Entfernung dieser letztern und ihres Schützlings war nothwendig, weil man fürchtete, es möchte ein allgemeiner Aufstand zu ihren Gunsten stattfinden. Das Volk schrieb natürlich die unerwartete Erhebung eines alten abgelebten Mannes statt eines jungen Sprößlings geheimen politischen Absichten der englischen Regierung zu.

Ausflüge in den Abruzzen.

Sperlonga. — Aquino. — Isola. — Sora. — Der See Fucino. — Avezzano. — Celano. — Aquila.

(Fortsetzung.)

Dio Cassius sagt, der erste Plan sey gewesen, das Wasser in die Tiber zu leiten, was nicht so unausführbar ist, als es auf den ersten Anblick scheinen möchte: ein Canal würde in diesem Falle an dem Nordende des Sees in den Fluß Velonius (jetzt Imele oder Salto), der in geringer Entfernung entspringt, gegraben worden seyn; dieser Fluß macht zuerst eine Wendung, wodurch er dem Fucinus näher kommt, wendet sich dann plötzlich und fließt durch ein Thal von etwa 18 Stunden Länge nach dem Velino in der Nähe von Rieti. Dieser letzte vereinigt sich, wie bekannt, bei dem berühmten Wasserfall von Terni mit der Nera und fällt in die Tiber. Wir wissen nicht, welche Hindernisse sich der Ausführung dieses Plans entgegensetzten, welcher, wegen der weichen Beschaffenheit des Bodens leichter seyn mußte, als der andere. Dieser bestand in einem Canal, der über eine Stunde weit durch einen Berg, der jetzt Salviano heißt, in den Felsen ausgehöhlt werden mußte. Claudius war so stolz auf sein Werk, daß er die Epoche der glücklichen Vollendung durch ein barbarisches Fest feiern wollte, wie nur die Annalen der ersten römischen Kaiser sie in solcher Größe schildern. Das Blut von 19,000 Gladiatoren sollte dieß denkwürdige Ereigniß verherrlichen, und das Schauspiel eine Seeschlacht zwischen der rhodischen und sicilischen Flotte ward aufgeführt, wozu ein künstlicher Triton, der aus den Wellen hervorkam und in eine silberne Trompete stieß, das Zeichen gab. Nach diesem außerordentlichen Schauspiel, zu welchem eine Unzahl Zuschauer aus allen Provinzen herbeiströmte, befahl der Kaiser, der mit seiner Gemahlin Agrippina im prachtvollsten Anzuge sich gegenwärtig befand, die letzten Hemmnisse des Ausflusses hinwegzuräumen, aber aus einer nicht genau bezeichneten Ursache entsprach der Erfolg den Erwartungen nicht, und das Unternehmen schlug fehl.

Die Arbeiten wurden indeß wieder aufgenommen, und nach einem zweiten Gladiatorenfest auf dem See ergoß sich die Wassermasse mit solchem Ungestüm in die Mündung des Abzugscanals, daß alle in der Nähe befindlichen Gegenstände und Boote umgestürzt wurden, der Stoß die umliegenden Berge erschütterte, und die Anwesenden so in Schrecken geriethen, daß sie nach allen Richtungen eiligst entflohen; Claudius selbst, der auf einer höheren Plattform bei einem Bankett saß, hatte große Mühe zu entkommen. Diese Entwickelung eines solchen Schauspiels, mit dem die Erzählung von Tacitus schließt, verleitete Viele zu der Vermuthung, der Abzugscanal sey seit jener Zeit unbrauchbar geworden; spätere Schriftsteller weisen aber an mehrern Stellen deutlich darauf hin, daß er vollendet wurde, und dem beabsichtigten Zweck entsprach. Nero vernachlässigte den Canal, Trajan jedoch und später Hadrian ließen ihn wieder herstellen, aber in der dunkeln Zeit, welche dem Fall des Römerreichs folgte, ward er natürlicher Weise seinem Schicksal überlassen, und verstopfte sich allmählich. Kaiser Friedrich II, der Hohenstaufe, befahl ihn seiner ursprünglichen Bestimmung zurückzugeben, und ihn von der Erde und dem Schutt zu reinigen, welcher sich in dem Laufe der Jahre darin aufgehäuft hatten. Seit jener Zeit weiß man von keiner Herstellung mehr, und erst unter Ferdinand I. aus dem Hause Bourbon wandte die Regierung ihre Aufmerksamkeit darauf. Vor mehreren Jahren legte ein Canonicus Lolli einen Plan vor, den alten Claudischen Canal zu reinigen, und man begann auch wirklich mit der Arbeit; allein die Sache ward wieder aufgegeben, da sie auf Widerstand und gegentheilige Plane stieß, unter denen einer die Erbauung eines großen schiffbaren Canals nach dem adriatischen Meere hin vorschlug; alles dieß wurde aber endlich theils als unausführbare Theorie, theils als zu kostspielig wieder aufgegeben, und der Plan, den römischen Abzugscanal wieder herzustellen, endlich entschieden angenommen.

Die Arbeiten wurden im Jahre 1826 unternommen, da ich zum erstenmal diese Gegenden besuchte, und waren im J. 1831 trotz der geringen Anzahl Menschen, die dabei beschäftigt waren, und trotz des Mangels an wirksamen Maschinen schon bedeutend vorgerückt. Fast die halbe Länge des Abzugscanals war von Erde und andern Dingen gereinigt, die durch die zahlreichen Schachte oder Luftlöcher in Form runder Brunnen, welche äußerlich die ganze Linie des Canals bezeichnen, hineingefallen waren, und nach und nach den Durchgang verstopft hatten. Der innere Bau behielt seine ursprüngliche Form und Solidität, und besteht meist aus einem in den lebendigen Fels ausgehöhlten Bogen von 10 Fuß Höhe und sechs Fuß Weite; wo kein Fels war, was sehr selten der Fall ist, ward ein sehr festes Backsteingewölbe aufgeführt; dieß ist nur an Einer einzigen Stelle gewichen, und wurde durch einen neuen Bau derselben Art ersetzt.

Der Boden des Canals ist in der Mitte etwas erhöht, um das Wasser, wenn es nicht sehr reichlich fließt, in zwei Rinnsalen abzuführen. Derselbe wurde aber, während der neuern Arbeiten durch eine hölzerne Plattform bedeckt, um die Arbeiten, namentlich das Herausschaffen des Schutts, zu erleichtern. Zugleich werden dadurch die Arbeiter über einem reißenden Bache erhalten, welcher den untern Theil der Höhlung etwa zwei Fuß tief füllt, und der, da man ihn stets aus dem Bogen über den Liris hervorfließen sah, zu der Vermuthung Anlaß gab, daß trotz der Verstopfung im Innern des Canals ein Theil des Wassers aus dem See immer noch herausdringe, und so einen Ausgang finde. Man weiß jetzt aber ganz genau, daß dieses Wasser theils von den reichlichen Filtrationen aus dem Felsen selbst,

Digitized by Google

theils aus einer schönen Quelle kommt, welche aus einer Seitenwölbung in ein kleines, zur Zeit des ursprünglichen Baues roh in den Kalkfelsen gehauenes Reservoir fällt, und auch wahrscheinlich seit jener Zeit in derselben Richtung geflossen ist.

Bereits ist man an fünfzehn Schachten oder Luftlöchern vorbeigekommen, und so oft man an einen neuen kommt, bedient man sich desselben, um den Schutt in Körben dadurch hinauszuschaffen. Diese Oeffnungen sind auch sehr vortheilhaft, um Licht hereinzulassen, und so wie eine nutzlos geworden ist durch die Entdeckung der nächsten, so wird sie oben mit einem Gitter versehen und unten gewölbt, um abermaliges Hereinfallen von Erde und Steinen zu hindern. Außer diesen Oeffnungen fand man zwei weite cuniculi oder Durchgänge, die sich rechts und links von dem Canal ausdehnen, mit Steintreppen versehen sind, und bei Fortsetzung der Arbeit gleichfalls als Abzugscanäle dienen werden. Die Dimensionen des Bogens sind augenscheinlich größer, als nöthig ist, um den bloßen Ueberfluß des Sees abzuführen, sie wechseln aber in Höhe und Breite; und dasselbe ist bei dem Hauptcanal der Fall, der häufig eine starke Krümmung macht. — In dem Felsen sind öfters Zahlen ausgehauen, die zu der Meinung verleiten könnten, es finde sich ein Maaß in römischen Fußen, allein diese Zahlen stehen nicht in regelmäßigen Zwischenräumen von einander, und manche Zahlen, z. B. 200, sind sehr häufig wiederholt.

Dieß war der Stand der Arbeiten im Jahre 1831; sie wurden seitdem fortgesetzt, und sind jetzt ihrer gänzlichen Vollendung nahe.

Der See soll sechs bis sieben Stunden im Umfang, und zwischen drei und vier Stunden Breite haben, wo er am breitesten ist; diese Angaben scheinen indeß übertrieben, denn die größte durchschnittliche Tiefe, fünfzig Fuß, steht damit nicht im Verhältniß. Nur wenige Dörfer zieren seine Ufer, unter denen das am Südende gelegene Ortucchio am meisten den durch die Ueberschwemmungen veranlaßten Veränderungen und Beschädigungen ausgesetzt war; auch wurde der Fleck, auf dem es steht, schon seit Menschengedenken mehr als Einmal in eine Insel verwandelt. Avezzano am entgegengesetzten Ende fürchtete dasselbe Schicksal, obwohl aber die allmähliche Zunahme des Wassers nicht zu bestreiten ist, so gab es doch auch Zeiten, wo der entgegengesetzte Fall beobachtet wurde, und als ich den See im J. 1836 zum erstenmal besuchte, war ein bedeutendes Stück Land dem See abgewonnen und angebaut worden; auch in den darauf folgenden fünf Jahren war der See so sehr im Abnehmen, daß die Anwohner zu zweifeln anfingen, ob die auf die Reinigung des Abzugscanals verwandten Kosten sich auch verlohnen möchten.

Das Wasser ist ungemein klar, und wurde, wie schon von den Alten, so auch noch jetzt, nicht nur als ein vortreffliches Trinkwasser, sondern auch als heilsam in manchen Krankheiten geschätzt. Dieß mag die Ansicht erklären, daß der See unter dem besondern Schutze einer Localgottheit stehe, was durch die Auffindung einer Votivinschrift an der Einmündung des Flusses Giovanco in den See bestätigt wurde; sie ist dem Fucinus als einem Schutzgotte geweiht. Ein flacher, meist aber ziemlich schmaler Gürtel läuft rings um den See her, ist aber entweder sumpfig oder mit Binsen bedeckt; hinter demselben erhebt sich eine hohe, schroffe Bergkette, die nur am nördlichen Ende durch das weite Thal hinter Avezzano und auf der Südwestseite durch ein kleinere Ebene zwischen den Dörfern Luco und Trasacco unterbrochen ist. Jenseits dieser letztern stößt der Fuß der Bergkette bis ans Wasser, und hindert das Weiterkommen von Fußgängern und Pferden, welche sonst den See hart am Ufer völlig umgehen könnten. Die Temperatur der flachen Gründe am Ufer ist, wie man sich denken kann, im Winter viel minder streng als das der umliegenden Berge, so daß, obwohl die Bewohner von Alba oft mehrere Tage lang durch Schnee und Frost auf das Innere ihrer Wohnungen beschränkt sind, dieß doch in dem nur eine schwache Stunde entfernten Avezzano nie vorkommt, und der See selten über den Uferrand hinaus zufriert; doch weiß man, daß er in den Jahren 1167, 1236, 1595, 1683 und 1726 ganz zufror.

Die allgemeine Form dieses Binnensees ist oval, natürlich mit manchen Unregelmäßigkeiten: er ist ganz von hohen Kalkbergen umgeben, welche eine nackte, dürre Oberfläche darbieten; näher am Ufer aber sind einige Wald- und Grasflecken bemerkbar. Eine zweite Kette erhebt sich jenseits deren, die zunächst den See umgibt, gegen Osten, die Majella, die für die höchste im Königreich gilt, und zur Zeit meines Besuchs (im Junius) noch mit Schnee bedeckt war. Die höchsten Berge erheben sich an den beiden schmalsten Enden; der Doppelpik von Velino hinter Avezzano gilt für einen der höchsten Punkte in den Apenninen, und der Monte Corbo und Monte Turchio an der entgegengesetzten Seite geben ihm wohl an Höhe und phantastischen Umrissen nichts nach. Die westliche Kette ist etwas flacher, und die, welche die östliche Gränze bildet, und die Marsen von dem Thal von Solmona schied, ist nicht nur bedeutend niederer als die andere, sondern erhebt sich auch in einer weit größern Entfernung vom Wasser, so daß eine ebene Strecke wohl bebauten und bevölkerten Landes dazwischen bleibt. Avezzano, Celano und Pescina sind die Hauptorte und die einzigen, die auf den Namen von Städten Anspruch machen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise des Dorpater Professors Schmalz durch die Colonien in Rußland.

(Fortsetzung.)

Das Klima der Ukraine unterscheidet sich wenig von dem des Gouvernements Poltawa. Obgleich Charkow noch nördlicher als Poltawa liegt, sah ich doch im botanischen Garten viele Pflanzen in freier Luft, an denen man erkennen kann, daß das Klima nicht ungünstig ist; selbst Versuche, den Weinstock in freier Luft zu ziehen, sind gelungen. Die Vermehrung der Bäume könnte auch hier das Klima sehr verbessern. Dasselbe läßt sich von dem Gouvernement Kursk sagen; die darin befindlichen Kreideberge verbessern hier wie im Gouvernement Woronesch das Klima; die Wärme der untern Schichte der Atmosphäre wird durch die Kreide sichtlich vermehrt, und die Pflanzen leiden weniger als in andern Gegenden, z. B. im Gouvernement Kiew

Digitized by Google

In den großen Steppen im nördlichen Theil des Landes der donischen Kosaken lernte ich einige Eigenthümlichkeiten des Klima's kennen, welche mir sehr merkwürdig schienen und Stoff zum Nachdenken gaben. In der Nacht vom 25 auf den 26 Julius wurde es plötzlich nach mehrern Wochen andauernder Hitze außerordentlich schwül; Gewitterwolken entluden sich in stillem Regen, wobei sich zugleich ein seltsamer Geruch verbreitete, der uns mehrere Stationen weit begleitete. Am andern Tage trat eine solche Kälte ein, daß ich genöthigt war, Oberrock und Mantel anzuziehen, und in der folgenden Nacht fiel der Thermometer in kurzer Zeit auf + 5°, worauf sich noch etwas weiter gegen Norden Spuren von Kälte an den Kartoffelblättern bemerklich machten. Die Ursache dieser Kälte war jedenfalls die schnelle Verdünstung des geringen Regens; von der vorhergehenden sengenden Hitze war das Erdreich in einem hohen Grade ausgebrannt, und der darauf folgende schwache Regen mußte schnell verdünsten; da nun jede Verdünstung Kälte erzeugt, so trat sie auch hier ein, und um so empfindlicher, je schneller die Verdünstung gewesen war. Leider ist es nur allzu gewiß, daß eine solche Kälte in dieser Jahreszeit dem Wachsthum ausnehmend schadet, und daß in Ländern, wo ähnliche Erscheinungen vorkommen, der Anbau einer Menge nützlicher Pflanzen kein günstiges Resultat liefern kann; es fragt sich jedoch, ob es nicht möglich ist, einer solchen raschen Verdünstung entgegen zu arbeiten, und dadurch die Ursache der Kälte zu entfernen. Ich halte dieß nicht für unmöglich, und bin überzeugt, daß erfahrene Physiker Mittel andeuten können, diesem Fehler des Klima's abzuhelfen; eines davon ist ohne Zweifel eine verständige Anpflanzung von Wäldern, welche hier sehr an ihrem Platze wären.

Die Vegetation in den Umgebungen von Sarepta zeigt kein schlechtes Klima an: nahe bei der Stadt fanden wir in freier Luft eine Menge Gewächse in sehr gedeihlichem Zustande, die ein warmes oder wenigstens sehr gemäßigtes Klima erfordern, als: welsche Nüsse, Birnen, Reben, Maulbeerbäume, Melonen u. dgl. Am 27 Julius gab man mir in Sarepta ausnehmend schmackhafte und sehr schöne Früchte. Die besten Sorten bezieht man aus der Krim und aus Deutschland. In den dortigen Gärten hingen Trauben von ungewöhnlicher Größe und Schönheit; einige davon näherten sich der Reife, aber es ist wohl zu merken, daß Birnen, Aepfel und Weintrauben eine solche Vollkommenheit nur vermittelst häufigen Begießens und guter Wartung erlangen. Man versicherte mich, daß ohne Begießung die Trauben sehr häufig wegen der großen Trockenheit abfallen.

Näher bei Saratow ist das Klima nicht so trocken, aber viel kälter als in Sarepta, und ich fand häufig, daß die Spitzen der Maulbeerbäume durch die Kälte gelitten hatten; darum sieht man hier selten eigentliche Maulbeerbäume, sondern größtentheils nur Gebüsche. Diese Beschädigung geht wahrscheinlich am Ende des Winters vor sich, denn späte Fröste treten hier im Frühjahr selten, im Sommer nie ein, wenigstens konnten sich diejenigen, welche ich darüber befragte, keines solchen erinnern. Melonen und Pasteken gedeihen um Saratow in freier Luft vortrefflich. In den Colonien fand ich einige schöne Fruchtgärten mit guten Früchten, aber selten traf ich Birnen, und diese nur unter dem Schutze hoher Gebäude. Pappeln verschiedener Art gedeihen hier ausgezeichnet schön, namentlich die schwarze Pappel mit so breiten Blättern, wie ich sie früher nicht einmal in Deutschland sah. Die Esche trifft man in den deutschen Colonien auf den höchsten Punkten; es wäre darum sehr leicht, sie zu vermehren, und solche Eschenwälder würden auch zur Verbesserung des Klima's dienen.

Das Klima des Gouvernements von Penza schien mir weit minder günstig für die Vegetation, als das von Saratow; ohne kälter zu seyn, als das letztere, ist es doch bedeutend trockner. Birnen gedeihen nicht, wie man sagt, das Frühjahr beginnt sehr spät, und der Roggen wird sehr früh, schon in den ersten Tagen Augusts (a. St.) ausgesäet. — Noch etwas rauher ist das Klima um Nischnei-Nowgorod; das Frühjahr soll hier ziemlich spät eintreten und späte Nachtfröste nicht selten seyn. Die Vegetation zeigt hier in jeder Beziehung ein nördliches Klima, und obwohl auch hier einige gute Fruchtgärten sind, so sieht man doch nirgends Birnen, die Apfelbäume haben keine großen frischen Schößlinge, und geben, wie man sagte, nur alle zwei oder drei Jahre eine gute Ernte. Man versicherte mich, das Klima um Nischnei-Nowgorod gleiche dem von Dorpat, obgleich diese Stadt unter einem Grad nördlicher Breite mit Mietau liegt; es ist kein Zweifel, daß das dortige Klima besser ist, als das unsrige, was aber die Verbesserung durch Landbau und Forstcultur anbetrifft, so kann es noch um vieles besser werden. Die hier sehr gewöhnliche Espe bildet gute Wälder, welche als Schutz zur Anpflanzung anderer Bäume dienen könnten; übrigens gibt es auch Birkenwälder, Haselnuß-, Eichenwälder u. dergl., namentlich in der Nähe der Stadt. Da der Boden hier weit besser ist, als in der Umgegend von Dorpat, so könnte eine vervollkommnete Bearbeitung desselben das Klima verbessern, und man kann auch in der That später einen günstigen Erfolg von der Ausführung vieler Verbesserungen in der Landwirthschaft erwarten, auf welche man in der Umgebung von Dorpat verzichten muß.

Im Gouvernement Wladimir ist das Klima nicht so gut, wie in dem von Nischegorod, vielleicht darum, weil der Boden viel ärmer ist; indeß traf ich auch hier auf Aepfelgärten mit einer Menge schöner Früchte, und da, wo bei gehöriger Aufsicht die Apfelbäume gedeihen und gute Früchte tragen, kann man auch vom Kornbau und der Anpflanzung vieler nützlichen Gewächse guten Erfolg erwarten.

Das Klima des Gouvernements Moskau scheint mir viel besser, als das von Nischegorod, und der bemerkte Unterschied ist bedeutender, als man nach den Breitegraden und der nördlichern Lage erwarten sollte; ein besserer Anbau des Bodens hat Einfluß hierauf, namentlich in den nächsten Umgebungen von Moskau. Hier gedeihen Aepfel sehr gut, und besonders sind die frühen Sorten schmackhaft, die Birne aber sah ich nie in freier Luft, und eben so wenig die italienischen pyramidenartigen Pappeln. Das Winterkorn, das meist aus Roggen besteht, wird hier im Anfang des Augusts gesäet, wahrscheinlich weil Herbst und Frühjahr sehr kurz sind, und spät gesäeter Roggen weder im Herbst noch Frühjahr Zeit genug hätte, vor der Bildung der Aehre zu einem hinreichend kräftigen Wachsthum in Blatt und Wurzel zu gelangen, ohne welche das Korn die völlige Reife nicht erreichen kann. Nichtsdestoweniger wachsen die Gurken in freier Luft, aber dieß ist ein deutlicher Beweis, daß im Anfange des Sommers Nachtfröste selten oder nie Schaden thun. Viele Gartenpflanzen werden in vorzüglichem Grad erzeugt, und man kann darum auch von verschiedenen nützlichen Verbesserungen hinsichtlich des Landbaues einen guten Erfolg erwarten. Da an vielen Orten noch durchaus kein Mangel an Holz ist, so ist auch das Klima im Allgemeinen nicht allzu trocken; wahrscheinlich schützen auch die Wälder am Ende des Frühlings wie im Herbst gegen die Kälte.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 40.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Februar 1838.

Die Kathedrale von Sevilla.

(Nach der Schilderung von Rosseeuw Saint-Hilaire in der Revue de Paris.)

Keine Kirche in der Welt, weder St. Peter zu Rom noch der Dom zu Mailand oder Straßburg, haben den religiösen Eindruck auf mich gemacht, den ich beim Eintritt in diese kaum von einem geheimnißvollen Halblicht erleuchteten Wölbungen fühlte; hier sieht man, gegen die spanische Sitte, keine Vergoldungen, keine Masse von Zierrathen, nur den Stein, den nackten, grauen Stein mit den schlanken Säulchen, die in riesenhaften Bogen nach dem Gewölbe zu sich erheben. Der einzige auffallende Luxus ist das reiche Marmorpflaster, das hie und da von dem buntesten Reflex der Fensterscheiben oder von den langen Lichtstreifen erglänzt, welche das Eröffnen einer Pforte auf die heilige Dunkelheit des Ortes wirft. Unglücklicherweise hemmt der Chor, ein massiver Bau von Stein und Marmor, der gleich einer Kirche in der Kirche aufgeführt ist, von allen Seiten die Aussicht und das Licht. Aber trotz dieses systematischen Fehlers, den man in allen Kirchen Spaniens wieder findet, macht die Größe und christliche Einfachheit dieses kolossalen Gebäudes einen unermeßlichen Eindruck. Die wenigen Hundert Gläubigen, die gewöhnlich der Messe beiwohnen, verlieren sich in dem ungeheuern Raume; die Orgel, die unter den riesenhaften Wölbungen hervortönt, hat Mühe, ihn auszufüllen, und die Strahlen von den hohen Fenstern des südlichen Schiffs dringen nicht einmal bis an das andere Ende.

Man muß die Kathedrale namentlich von Mittag bis zwei Uhr sehen, wo die Menge sich verlaufen hat, und ein majestätisches Schweigen den ganzen Umfang erfüllt. Dann wird man in seinen Träumereien nicht von ungestümen Bettlern gestört, und keine kokette Spanierin, nachlässig niedergekniet, lockt mit ihrem Fächer oder dem unter der schwarzen Mantilla hervorleuchtenden Blick. Man ist allein, allein mit seinem religiösen Gefühl, und selbst der Schall der Tritte kommt einem wie eine Entweihung vor. Dann kann man in einer köstlichen Kühlung während der glühendsten Stunden des Tags ganz nach Gefallen die Pilgerfahrt in allen den Capellen anstellen, welche durch die Kunst wie durch die Religion geheiligt sind. Ein Kirchenwächter begleitet den Fremden, und der Cicerone bringt den Sacristan zum Schweigen.

Ich habe versucht, den Eindruck zu schildern, den diese prachtvolle Kirche auf alle Reisenden hervorbringt, aber ich würde nicht enden, wenn ich alle Wunder beschreiben wollte, die sie in sich schließt. Ich übergehe den Capitelsaal, ein wahres Kleinod von Architektur, dessen zierliches Oval voll Anmuth und Originalität, und das mit 20 herrlichen Portraits von Murillo geziert ist, welche leider nur etwas zu hoch gestellt sind. Die Vorhalle, schöner als die große Halle anderer Kathedralen, die Capelle der Könige (de los Reyes), wo man die Grabmäler des unglücklichen Alphons X, El Sabio (der Gelehrte, nicht der Weise) genannt, und das von Fernando II, dem Eroberer von Sevilla sieht; den Krystallbecher, dessen sich dieser eben so tapfere als fromme König bediente, der seinen Heiligennamen mit dem Degen erwarb; den Schlüssel Sevilla's, den die Mauren ihrem Sieger am Tage seines Einzugs in die eroberte Stadt im J. 1261 darbrachten; die Holzschnitzereien im Chor, die noch schön sind selbst nach denen von Cordova, und die Karyatiden, ausgeschnitzt in Eichenholz, welche die beiden unermeßlichen Orgelgehäuse stützen. Die Kathedrale von Sevilla ist, wie gesagt, ein wahres Museum, dem alle Künste ihren Tribut dargebracht haben, denn sie schließt außer der großen Halle der Kirche eine zweite viel neuere Seitenkirche, eine ungeheure Bibliothek von einfachem und strengem Styl, und einen Patio ein, der zwar dem von Cordova sehr nachsteht, aber wie er mit arabischen Mauern umgeben und mit Orangenbäumen bepflanzt ist, deren Gedächtniß freilich nicht bis auf Abderrahman hinaufreicht. Ein schönes arabisches Thor, die Pforte der Vergebung genannt, vollkommen erhalten, aber sorgfältig mit Kalk geweißt, führt in diesen Patio, den eine schlechte neuere Sculptur verunstaltet.

Im Gegensatz mit dem Dom von Mailand, der nur schön von außen, ist die Kathedrale von Sevilla nur schön von innen. Eine Menge Capellen und Nebengebäude von jedem Styl, und aus jedem Zeitalter, verunzieren das Aeußere völlig, das übrigens einfach und wenig verziert ist. Aber der schönste Schmuck, das zierlichste Kleinod, welches nichtsdestoweniger

Digitized by Google

370 Fuß Höhe hat, iſt die berühmte Giralda, welche man in der unermeßlichen Ebene, in der Sevilla liegt, überall auf 6 bis 7 Stunden in der Runde erblickt. Nichts gleicht der Zierlichkeit und Eleganz dieſes rieſenhaften Thurms, der bis auf zwei Drittheile ſeiner Höhe arabiſch iſt. Der obere neuere Theil beſteht aus einer unendlichen Menge von Säulchen, von Gewölben, von Pfeilern, die ohne Verhältniß und ohne Symmetrie über einander gehäuft, ſchön gelb angeſtrichen und von mannichfachen Glockenthürmchen überragt ſind, die einen ſehr ſchlechten Effect machen; man ſollte es für ein Kartenhaus halten, das der erſte Sturm herunterwerfen müßte, ſtünde nicht oben die maſſive Bronzeſtatue, die Giralda genannt, die allen Leſern des Don Quixote ſo wohl bekannt iſt. Der arabiſche Theil iſt ein Muſter von Zierlichkeit, Einfachheit und Stärke: die zierlichſten Arabesken ſchlängeln ſich von einem Ende ſeiner rieſenhaften Wände zum andern, und in jedem Stockwerk drückt ein kleines Fenſter mit doppelten Bogen und ſeinen drei ſchlanken Säulchen dem Bau ſeinen orientaliſchen Stempel auf. Man gelangt auf die Spitze dieſes ſchönen Thurms glücklicherweiſe nicht vermittelſt einer Treppe, ſondern, wie in dem St. Marcusthurm zu Venedig, auf einer ſo ſanft geneigten Fläche, daß einer der letzten Könige von Spanien hinauf geritten ſeyn ſoll. Die ſchöne hellgelbe Farbe, die ihn bedeckt, ſcheint ein Reflex der Sonne von Sevilla und contraſtirt wunderlich mit dem grauen Ton der ehrwürdigen Kathedrale, die jedoch um einige Jahrhunderte jünger iſt.

Das Panorama von der Höhe der Giralda herab iſt mehr impoſant als ſchön: unten liegt die gleich einem Bienenſchwarm ſummende Stadt, der Guadalquivir, der ſie in ſeinen Windungen einſchließt, und bald unter dichtem Blätterwerk ſich verliert, bald in der reichen, von ihm befruchteten Ebene wieder erſcheint; einige Olivenwälder um die Stadt her, und ſodann die Wüſte, wie bei einer Stadt des Orients; nur hie und da erheben ſich einige weiße Dörfer in der Ferne auf dieſer ſtaubreichen, durch ſechs Sommermonate verbrannten Fläche. In der Ferne erkennt man die bläulichen Spitzen der Sierra Morena, welche ſich kaum einige Klafter über dem Boden zu erheben ſcheinen, die rauhen entlegenen Gipfel der Serrania de Ronda mit dem ungeheuern einzeln ſtehenden Berge, der Mohrenkopf genannt; endlich über allem die Sonne von Sevilla, die mit ihren ſchrägen Strahlen den Thurm und die alte Kathedrale röthet. Dieß iſt das Schauſpiel, das man jeden Abend von der Spitze der Giralda herab überblickt.

Ausflüge in den Abruzzen.

Sperlonga. — Aquino. — Iſola. — Sora. — Der See Fucino. — Avezzano. — Celano. — Aquila.

(Fortſetzung.)

Auf einem gewundenen mühſeligen Pfade ſtiegen wir hinab an den Rand des Sees, und gelangten von da an das Thor von Avezzano, einer Stadt von 5000 Seelen, die auf einer vollkommenen Fläche liegt, breite Straßen, große und wohlgebaute Häuſer hat, und darum ein ſehr hübſches Anſehen darbietet. Ein altes, ſehr maſſives Gebäude außerhalb der Stadt erinnert an den ehemals mächtigen Feudalherrn, denn es gehörte der Familie Colonna, von der es durch Erbſchaft an die Barberini überging, welche beide noch große Beſitzungen in dieſem Diſtrict haben: dieſes Gebäude mit einem jetzt in Gärten verwandelten Graben und von ſchweren runden Thürmen flankirt, wird nun von dem Geſchäftsführer des gegenwärtigen Beſitzers bewohnt.

Außer dem Claudiſchen Abzugsgraben bietet die Nachbarſchaft von Avezzano dem Alterthumsforſcher noch einen andern Gegenſtand in den leicht zugänglichen Ruinen von Alba dar. Das neue Dorf, welches nur 300 Einwohner zählt, liegt auf dem Gipfel eines der beiden Pics, welche den Berg krönen, während die Ueberreſte der alten Stadt nebſt einer Kirche auf dem andern liegen. Alba Fucenſis gehörte urſprünglich den Marſen, wurde aber nach deren Unterwerfung unter die Römer durch die natürlichen Vortheile ſeiner Lage und die große Stärke ſeiner Feſtungswerke ein Platz von Bedeutung, denn die Römer erwählten dieſen Ort zum Aufenthalt oder vielmehr zum Gefängniß für ſolche Perſonen, welche ihre tyranniſche Politik zu ewiger Gefangenſchaft verurtheilte: zu dieſen gehörte Bituitus, König der Alverner, Syphax, König von Numidien, und Perſeus, König von Macedonien, der nebſt ſeinem Sohne Alexander nach manchen Jahren von Gefangenſchaft hier ſeine Tage endete. Die noch vorhandenen Ruinen beſtehen aus einer dreifachen Linie von Mauern, die ſich über einander erheben und die Citadelle einſchließen; ſie ſind von keiner ſehr großen Ausdehnung, aber auf eine Art erbaut, daß ſie gleich gut den Anſtrengungen der Menſchen und den Verheerungen der Zeit widerſtehen konnten: das Material gleicht in Korn und Farbe dem ſchönſten Marmor, und die ungeheuer großen und unregelmäßigen Blöcke ſind ſo gut zuſammengefügt, daß ſie eine der vollkommenſten Proben der ſogenannten cyklopiſchen Bauart liefern.

Das Volk der Marſen, deſſen Urſprung in tieferes Dunkel gehüllt iſt, als der irgend eines benachbarten Volks, ſtammte wahrſcheinlich von den Sabinern ab. Der Landſtrich, den ſie bewohnten, und der ihren Namen trug, bietet das einzige Beiſpiel dar, daß die alte Benennung bis auf den heutigen Tag in gewöhnlichem Gebrauch geblieben iſt, und daß die Gränzen des Landes noch jetzt im 19ten Jahrhundert dieſelben ſind, wie in den Tagen der römiſchen Republik. Während ſonſt die Feudalherren des Mittelalters ihren Titel von irgend einer beſondern Stadt, einem Schloß oder Gebiet annahmen, nannten ſich die Beſitzer dieſes Diſtricts zuerſt Caſtaldi, dann Grafen der Marſen, ein Titel, der noch in der Familie Colonna beſteht. Es würde für affectirt gelten, wenn einer ſagen wollte, er gehe nach Samnium oder Lucania, aber ein Ausflug nei Marsi iſt eine ganz geeignete und ſogar gewöhnliche Art ſich auszudrücken. Ihre Städte werden durch denſelben Beiſatz bezeichnet, und der Biſchof, der zu Pescina reſidirt, nimmt den Namen ſeiner Diöceſe nicht von dieſer Stadt, ſondern unterzeichnet ſich Vescovo di Marsi.

Es iſt ein bemerkenswerther Umſtand, daß die gegenwärtigen Bewohner dieſer Gegenden dieſelben geheimen Kräfte zu beſitzen behaupten, wodurch ihre Vorväter ſich auszeichneten, näm-

Digitized by Google

lich die, giftige Schlangen zu bezaubern und sie unschädlich zu machen. Fast in allen Theilen des neapolitanischen Gebiets sieht man sie mit Kasten voll Schlangen jeder Größe und Farbe herumziehen und diese der gaffenden Menge zeigen, wobei sie zugleich gegen eine sehr geringe Belohnung sich anerbieten, die Zuschauer so unverwundbar zu machen, wie sich selbst. Ich habe häufig diese Leute im Anfang des Frühjahres zu Neapel an irgend einem sonnigen Platz in der Nähe der See sitzen, ihre Schlangensammlungen zeigen, und eine nicht unbedeutende Contribution von der Neugierde oder Leichtgläubigkeit der Umstehenden erheben sehen. Die Operation, um sich für die Zukunft gegen das Schlangengift zu sichern, besteht darin, daß man die Hand oder den Arm mit einem seines Giftes beraubten Viperzahn leicht aufritzt, dann einen geheimnißvollen Stein darauf legt, und endlich dem, der die Operation durchmacht, ein Bild oder ein Gebet an den heil. Domenico di Cocullo gibt — ein Dorf in den marsischen Bergen, wohin alle Jahre Pilger aus allen Theilen der Provinz als zu einem Heiligthum wallfahrten. Diese Ceremonie heißt ingermare, welche wohl so viel als einpflanzen bedeuten soll.

Doch ich kehre zu den Fucinosee zurück. Morgens früh brach ich von Avezzano auf und schickte mich an, eine Fahrt auf dem See zu machen, was auf einem der schlechten hier gebräuchlichen Boote geschehen mußte. Wir hielten zuerst an der Mündung des Abzugscanals, welcher durch das allmähliche Sinken des Wassers bloßgelegt, aber durch Koth und Steine ganz unkenntlich gemacht worden war. Jenseits desselben sind an der Seite des Berges drei unterirdische Durchgänge übereinander, welche alle in einem sanften Abhange nach dem Hauptcanal hinführen. Man fing vor mehrern Jahren an, sie aufzuräumen, als man den ersten Versuch zur Wiederherstellung der römischen Werke machte, gab die Sache aber bald wieder auf.

Folgt man den Ufern des Sees, so stößt man nach einer kleinen Stunde auf das Dorf Luco, das ziemlich erhöht über dem Wasser, und im Hintergrund von zackigen Bergen umgeben, malerisch und freundlich daliegt. Ehe wir dahin gelangten, hielten wir in einer kleinen Bai, um die sogenannten Petogne zu sehen, d. h. die Mündung eines kleinen unterirdischen Abflusses, in den das Wasser sich mit bedeutender Heftigkeit ergießt; man kannte diesen Ort schon lange, aber erst in neuerer Zeit ist er durch den tiefen Stand des Sees sichtbar geworden. Man sieht und hört das Wasser sich in diesen natürlichen Canal stürzen, der dennoch nicht das Ansehen einer tiefen Oeffnung hat, sondern das Wasser durch eine Decke von Kies und Schutt gleichsam einzusaugen scheint.

Etwas näher gegen Luco ist ein ähnlicher natürlicher Abzugsgraben, der jedoch durch einige ins Wasser vorstehende Felsen gedeckt ist, man kann indeß das Geräusch bis auf eine ziemliche Entfernung hören; als ich die Stelle besuchte, wurde sie mir noch merkwürdiger durch zahllose Schwärme von Schlangen, die auf den Steinen liegend in der Sonne sich wärmten und bei unserer Annäherung ins Wasser sprangen, wo sie mit allen Zeichen der Wuth ihre Zungen gegen das Boot ausreckten. Ich konnte nicht umhin, mich an die Sage von der Zauberkraft der alten Marsen und von den zahlreichen Schlangen in ihrem Lande zu erinnern.

Auch die Localität verstärkt diesen Eindruck, da der Name Luco, wie man glaubt, von Lucus Angitiä, dem mystischen Walde, herkommen soll, in welchem die Bewohner Opfer brachten zur Ehre Angitia's, der Schwester Circe's, von der sie zuerst die Kräfte von Kräutern zur Heilung von Schlangenbissen und die Kraft, sie durch Zauber zu bändigen, gelernt zu haben behaupten. Eine Stadt, Namens Angitia, soll gleichfalls hier gestanden haben, und die Ueberreste des Alterthums, welche man hier findet, scheinen dieß zu bestätigen.

(Fortsetzung folgt.)

Antibramanismus in Indien.

In der Sitzung der königlich asiatischen Gesellschaft zu London wurde eine Abhandlung von einem Dr. Stevenson über den antibramanischen Gottesdienst der Hindus in Dekkan vorgelesen. Der Verf. bemerkte zuerst, man glaube gewöhnlich, daß alle Hindus dieselben Gottheiten anbeteten, und obgleich man jetzt wisse, daß verschiedene religiöse Systeme in Indien bestünden, so sey es doch die herrschende Ansicht, daß der Bramanismus die ursprüngliche Religion und allgemein herrschend gewesen sey, bis zuerst die Buddhalehre und dann der Islam ihr Eintrag gethan haben. Es zeigt sich jedoch bei näherer Beobachtung, daß der Bramanismus sich keineswegs über die ganze Bevölkerung verbreitete, und daß eine andere Form von Gottesverehrung vor dem Brahminenglauben bestanden haben muß, mit welchem sie sich nie bedeutend vermengte. Die eigenen Beobachtungen des Verfassers erstrecken sich freilich nicht weiter als über die Mahratta-Bevölkerung in Dekkan; er glaubt aber, daß ähnliche Thatsachen auch in andern Theilen Indiens sich ergeben würden, da unter den Brahminen selbst die Sage besteht, daß sie ursprünglich aus den Ländern nordwärts des Himalaya-Gebirges gekommen seyen, worauf auch ihre hellere Farbe und schärferen Gesichtszüge hindeuten. Die Bhils, Ramusis, Kulis und andere Bergstämme haben keinen Verkehr mit den Brahminen in religiösen Dingen, lassen ihre Entscheidung nur in bürgerlichen Angelegenheiten zu, und die Gottheiten dieser Völker sind auch von den Brahminen nicht anerkannt. Seinen Angaben zufolge verehren die Bewohner von Dekkan den Gott Betal. Professor Wilson bemerkte hierüber: Der Bramanismus sey allerdings nur auf die Städte und Heerstraßen beschränkt, und wenn ein Reisender in die abgelegeneren Theile von Hindustan eindringen wollte, so würde er nur wenig Spuren von Wischnu, Khrischna, Siwa und andern Hindugottheiten finden. Der Betal, setzt er hinzu, sey keine individuelle Gottheit, sondern nur die Benennung eines höhern Geistes überhaupt, der auf sehr verschiedene Weise verehrt werde. Obrist Briggs fügte bei, er könne aus Erfahrung behaupten, daß sich der Bramanismus nicht im südlichen Indien ausgebreitet habe. In Nagpur, Kandisch und im Carnatic hätten die Eingebornen keine andere Religion, als die, sich gegen Unglück zu schützen, und brächten zu dem Ende nicht nur mächtigen Geistern, sondern selbst Tigern, Schlangen, dem Donner, Gewittern u. dgl. Opfer dar. Der größte Theil der Halbinsel sey von Nichthindus bewohnt, und zu Nagpur z. B. bestehe nur etwa der vierte Theil der Bewohner aus eigentlichen Hindus.

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Reise des Dorpater Professors Schmalz durch die Colonien in Rußland.

(Fortsetzung.)

Ueber den Boden.

Im Gouvernement Pskow ist der Boden im Allgemeinen, mit Ausnahme einiger wenigen Strecken, sehr wenig fruchtbar von Natur, der Landbau beschränkt sich darum auch vorerst auf Roggen, Hafer, Gerste, Buchweizen, Kartoffeln und Erbsen; der Boden ist mehr sandig und kieselreich als thonig; darum kann er für die genannten Pflanzen sehr gut mit dem kleinen russischen Hackenpfluge bearbeitet werden. An vielen Orten sind große Sümpfe, und die Wiesen im Allgemeinen sehr mittelmäßig. So viel ich bemerken konnte, gilt dieses auch von dem Gouvernement Witebsk.

Im Gouvernement Smolensk fand ich an vielen Stellen einen sehr fruchtbaren Boden, an andern aber auch einen magern Sand. Der beste Boden taugt nicht nur zu dem gewöhnlichen Getreidebau, sondern auch zu Kartoffeln und Klee, und wo die Lage nicht allzu trocken und hoch ist, taugt er auch zu andern Fruchtkräutern. Obwohl dieser Boden auch verschiedene Handelspflanzen erzeugen könnte, so tritt doch hier das Klima hemmend entgegen. Näher gegen das Gouvernement Orel zu trifft man guten Boden, und auch das Klima ist besser. Im Gouvernement Orel selbst ist der Boden fast überall fruchtbar, und an einigen Orten sehr reich. Hier trifft man weite Strecken, wo Korn erzeugt wird, ohne daß man seit Jahrhunderten gedüngt hätte; doch bemerkt man auch, daß die Erde sich bedeutend erschöpft hat, und man macht schon lange einen Unterschied zwischen altem und neuem Boden: alt nennt man denjenigen, welcher schon mehr als 100 Jahre zur Aussaat gebraucht wird, neu denjenigen, der erst seit 80 oder weniger Jahren gebaut wird; der letztere gibt eine weit reichere Ernte als der alte, auf dem auch das emporgekommene Getreide bei weitem nicht so üppig steht, wie auf dem neuen; daher hat man hier auch bereits eine Düngung namentlich auf dem alten Boden eingeführt. Uebrigens benutzt man für den Hanfbau schon seit langer Zeit den Boden, für den Kornbau aber hat man erst in der neuesten Zeit begonnen. Der Boden enthält hier viele Dammerde, sehr wenig ausnehmend feinen Sand, etwas Kalk und Eisenoxyd, und weniger Thon, als man dem Anblick nach vermuthen sollte. Nach der gewöhnlichen Abtheilung gehört er zu der Gattung des aus Thon und Dammerde bestehenden Bodens, den man auch den reichen Gerstenboden zu nennen pflegt; er läßt sich sehr leicht pflügen, und zum Roggenbau ist der kleine Hackenpflug mit Einem Gespanne vollkommen hinreichend. Dieser reiche Boden kann bei gehöriger Bearbeitung und Düngung alle Kornarten erzeugen, welche nur immer in dem hiesigen Klima wachsen können, obwohl die einen eine größere Vollkommenheit erreichen können als die andern; der deutliche Beweis davon ist der riesenhafte Flachs, der hier in größter Ueppigkeit wächst; nirgends noch habe ich Flachs in solcher Vollkommenheit gesehen, wie in dem Gouvernement Orel. Dieß beweist indeß auch, daß eine gehörige Bearbeitung des Bodens einen sichern, viel höhern Gewinn abwerfen wird. Sehr gut würde es hier auch seyn, Klee, namentlich Lucerner Klee, so wie Winter- und Sommerrüben zu bauen, wenn man sie nur gegen die Insecten schützen kann; bei gehöriger Pflege müßte auch Tabak gedeihen. Runkelrüben kommen hier vortrefflich fort, und sollen viel Zuckerstoff enthalten; Schattengewächse gedeihen gut, und namentlich die Ackerbohne wäre in einigen niedrig gelegenen Gegenden sehr vortheilhaft; Fruchtbäume gedeihen vorzüglich, und sorgsame Gärtner können einen großen Gewinn daraus ziehen.

Der Boden im Gouvernement Tschernigow ist, so viel mir bekannt, an verschiedenen Orten sehr verschieden, und an einigen nicht sehr reich; näher bei Kiew finden sich große Sandebenen, und bedeutende Strecken sind ziemlich, andere völlig unfruchtbar. Die deutschen Colonisten in den Colonien von Bielowiesh bearbeiten ihren reichen Boden mit großem Erfolg, und gewinnen gute Ernten an Roggen, Gerste und Hafer, weniger an Weizen; ihre Kartoffeln sind vorzüglich; schade, daß sie den Kleebau nicht verstehen, der ihrem Boden sehr angemessen und ihnen höchst nothwendig wäre, da sie bei dem Mangel an eigentlichen Wiesen das Heu um theuern Preis von den benachbarten Gutsbesitzern kaufen müssen; bei dem Anbau von Klee würden sie ihre gute Pferde- und Rindviehzucht noch verbessern. Winter- und Sommerrüben könnten gleichfalls gut gedeihen, und der Anbau von Futterkräutern würde auch ihren Boden bedeutend verbessern.

Den Boden in der Nähe von Kiew kann man weder ganz schlecht, noch sonderlich gut nennen; nur im Innern dieses Gouvernements ist er vorzüglich, und könnte bei guter Bearbeitung einen reichlichen Ertrag liefern, besonders wenn die Hitze und Dürre nicht so häufig einen schädlichen Einfluß auf die Vegetation ausübte. Nahe bei Bogustawl ist kein Mangel an Waldung, und der Boden darum minder ausgebrannt, indeß waren die Versuche des Obristen Grafen Poniatowski, Lucerner Klee und Esparsette zu erzeugen, von keinem Erfolg. Ich vermuthe, daß wenn im Laufe der ersten Jahre nach der Aussaat des Lucerner Klees nur erträgliches Wetter einträte, so würde die Pflanze sich an das Klima gewöhnen und einen großen und sichern Ertrag abwerfen, denn haben die Wurzeln einmal die gehörige Tiefe erreicht, so würden sie die Feuchtigkeit von unten nach oben ziehen. Man dürfte freilich den Lucerner Klee nicht auf abhängigen und hohen, sondern auf etwas niedrig gelegenen Feldern anpflanzen, welche gegen das Ausbrennen mehr geschützt wären. Der Boden des Gouvernements Kiew wäre an und für sich ohne Zweifel zur Erzeugung vieler nützlichen Pflanzen geeignet, wenn man nur die Trockenheit etwas vermindern könnte, woran ich nicht zweifle. Daß Wälder das Klima verbessern, davon liefert namentlich dieses Gouvernement, in welchem die Feldfrüchte in der Nähe der Wälder allenthalben besser stehen, einen augenscheinlichen Beweis; kommt hiezu noch eine regelmäßige Bearbeitung des Bodens, ähnlich der, wie sie auf einigen Theilen der Besitzungen des Grafen Poniatowski im Gebrauch ist, so kann man endlich dahin gelangen, völlige Mißernten zu verhindern.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Man hat zu Johnston in Wales kürzlich eine Gasquelle entdeckt. Im Laufe des verflossenen Decembers grub man in der Nähe dieser Stadt einen Brunnen, und war bereits 125 Fuß unter den Boden, als die Arbeiter ein Geräusch über sich hörten, das sie einer hervorbrechenden Wasserquelle zuschrieben, das aber, wie man später erkannte, von Gas herkam; man grub noch 25 Fuß tiefer, worauf das Wasser mit Macht in die Höhe stieg, ohne das Gas zu ersticken, das mitten in der Wassersäule aufstieg, und oben an der Oeffnung sich zeigte. Man hielt Lichter hin, die sich alsbald entzündeten und eine blaue Flamme gaben. Man hat das Gas noch nicht untersucht, hält es aber für Wasserstoffgas. Die schwache Helle, die es verbreitet, läßt vermuthen, daß es keinen Kohlenstoff in sich hat. (London scientifical Magazine.)

London soll nach einer überschlichen Berechnung 50,000 Diebe, 20,000 Bettler und 10,000 Spieler von Profession enthalten. (Englische Blätter.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 41.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Februar 1838.

Notizen über China.

(Schreiben des Pater Hyacinth Bitschurin aus Kiachta (21 August 1837) an die kaiserliche Akademie der Wissenschaften.)

China wird in Gouvernements, Provinzen, Commissariate, Kreise und Districte getheilt. Verwaltungscommissariate bilden besondere Theile, welche nur von kaiserlichen Behörden abhangen, und mit Ausnahme eines einzigen nicht in Kreise getheilt werden. Man nennt Verwaltungscommissariate und Verwaltungskreise diejenigen, welche hinsichtlich der Verwaltung unmittelbar von den Gouverneuren, und nicht wie die andern von den Provincialvorstehern abhängig sind. Die Gouvernements stehen unter Generalgouverneuren und Gouverneuren, die ihre Gewalt durch kaiserliche Behörden ausüben, von denen es in regelmäßiger Rangstufe an Provincial-, Kreis- und Districtsbehörden hinab gebt. Die Kriegsbefehlshaber verwalten abgesondert die ihnen anvertrauten Städte oder Festungen mit den dazu gehörigen Ländereien.

Die Gouvernements sind: 1) Tschy-li, welches auf der Nordseite das ganze tschacharische Aimak und einen Theil des karzinischen Aimak einschließt, welche jenseits der großen Mauer liegen; 2) Schan-Lun; 3) San-si, wozu das jenseits der großen Mauer liegende Aimak Tumot gerechnet wird; 4) Che-nan; 5) Zsian-fu; 6) An-choi; 7) Zsian-si; 8) Fu-zsian; 9) Tsche-zsian; 10) Chu-bei; 11) Chu-nan; 12) Schan-si; 13) Han-fu; 14) Sy-tschuan, wozu Tübet in geographischer Hinsicht gerechnet wird; zwei chinesische Beamte vierter Classe verwalten dieses Königreich unter dem Generalgouverneur von Sy-tschuan; 15) Guan-dun (Canton); 16) Guan-si; 17) Yun-nan; 18) Gui-dschen. Abgesondert ist die Mandschurei, welche aus drei Kriegsgouvernements besteht: Schen-zsin, Girin und Che-lun-zsian. Girin zerfällt in drei Commissariate, in denen man acht Städte oder befestigte Orte zählt. Die Localbehörden entwerfen jährlich Berichte über die Bevölkerung in den ihnen untergebenen Orten und legen sie der Finanzbehörde vor. Die Stämme, welche China bewohnen sind. 1) Chinesen; 2) Mandschuren; 3) Mongolen; 4) Türken; 5) Fan; 6) Zsian; 7) Miao 8) Jao; 9) Li; 10) J. Die Chinesen bilden natürlich den zahlreichsten Stamm und wohnen in allen Gouvernements. Die Mandschuren sind wenig zahlreich, aber als der herrschende Stamm unterhalten sie Garnisonen in den wichtigern Städten. Die Mongolen, welche mit den Mandschuren in China eindrangen, dienen in Peking und in den verschiedenen Gouvernements als Besatzung. Die Türken heißen Tataren, wohnen in verschiedenen Gouvernements und werden zum steuerbaren Stande gerechnet. Fan ist ein allgemeiner chinesischer Name für die in den Gouvernements Gan-su, Sy-tschuan und Jun-nan wohnende Tanguten. Zsian ist eine alte, chinesische Benennung einiger tangutischen Stämme. Miao sind die Vorfahren der Tanguten, und leben zerstreut in Zsian-Tschen, Phyn-chuan, Jun-sui-tschan und Bu-sui-nin, in den Gouvernements Chu-nan, Ly-tschuan, Guan-si und Gui-dscheu. Jao ist die Benennung von Fremden, die in den Gouvernements Chu-nan und Guan-dun wohnen; Li sind Fremde auf der Insel Hai-nan (Formosa), J gleichfalls Fremde im Gouvernement Chu-nan. Bei der Volkszählung der steuerzahlenden Stände wird das männliche Geschlecht mit 16 als volljährig und mit 60 als alt genommen. Nach den im J. 1812 aus den Gouvernements eingelaufenen Berichten wurde die Volkszahl beider Geschlechter auf 361,691,430 Seelen berechnet. Darin waren aber die acht Fahnen des Kriegerstandes, der Leute von drei Nationen in sich schließt, nämlich Mandschuren, Mongolen und Chinesen nicht aufgenommen. Die Fremden, welche unter chinesischer Oberherrschaft stehen, werden besonders, theils nach Familien, theils nach Seelen berechnet. Von diesen Fremden rechnet man 188,123 Familien. Jede Familie oder jedes Haus erhält von der Ortsbehörde eine Thürtafel, auf welcher die im Hause Wohnenden verzeichnet sind, und welche alle Jahre gewechselt werden muß. Bei dem Wechsel werden die Abgegangenen ausgestrichen und die Neugekommenen eingetragen. Wer seine Wohnung ändert, muß es der Localbehörde anzeigen, um eine Thürtafel zu erhalten; diese Thürtafel ist mit dem Siegel der Localbehörde versehen, und muß an der äußern Seite der Hausthüre angeklebt werden.

Zehn Häuser bilden einen Zehnten, Pchai, dessen Vorstand Pchai-tchen heißt. Ein Hundert heißt Zja, der Vorsteher des-

Digitized by Google

selben Zja-tschau. Zehn Hundert bilden ein Amt, Bao, mit einem Vorstand Bao-tschen. Diese Einrichtung herrscht auch bei den Chinesen, die jenseits der Gränze leben. Die Zehntner, Hundertmänner und Amtsvorsteher werden auf eine gewisse Zeit aus dem Volke gewählt; sie müssen lesen und schreiben können, und Familienväter seyn. Ihre Amtspflicht besteht in einer Aufsicht über die Moralität ihrer Untergebenen, d. h. ob keiner derselben durch unerlaubte Mittel seinen Unterhalt zu erwerben sucht, oder keine verdächtigen Fremde sich darunter befinden, worüber man an die Behörde eine Anzeige machen muß. Diese Einrichtung ist in Städten, Flecken und Dörfern gleichförmig, und auf diese Weise gelangen die jährlichen Steuerlisten endlich an das Finanzcollegium in Peking und an den Kaiser, dem sie auf gelbes Papier geschrieben übergeben werden.

Die eigentlichen Mandschuren, die Mongolen und die Chinesen, welche mit ihnen aus der Mandschurei nach China zogen, bilden einen abgesonderten Kriegerstand, der in Fahnen getheilt ist. Jede Fahne theilt sich in drei Abtheilungen, die Abtheilungen oder Divisionen in Compagnien, und die Compagnie besteht aus 150 Mann. Die Mandschuren in Pekin bilden 681 Compagnien, die Mongolen ebendaselbst 204 Compagnien, die Chinesen ebendaselbst 266 Compagnien, die Mandschuren und Mongolen in den Gouvernementsgarnisonen 840 Compagnien. Hiezu kommen die Wildjäger, von denen die Dachuren 39, die Solonen 47 und die Tungusen in Oluntschun 11 Compagnien bilden, was zusammen 2088 Compagnien ausmacht, welche 313,200 männliche Seelen von 25 bis 60 Jahren zählen. Alle zwei bis drei Jahre wird eine Zählung des Kriegerstandes vorgenommen, und alle Männer vom 16ten Jahre an in die Listen eingetragen. Bei jeder Fahne ist ein commandirender Fürst unter der Benennung Dschasak, was Regent bedeutet. Unter ihm steht sein Gehülfe oder Adjutant, Tsolaktschi, der Anführer der Fahne, Choscho-dschangin, sein Gehülfe oder Adjutant Neiren-dschangin, die Obersten Dschalan-dschangin und Escadrons oder Compagniechefs Somo-dschangin.

Die chinesischen Truppen zerfallen in zwei Abtheilungen: in der ersten dienen die Mandschuren und die mit ihnen aus der Mandschurei nach China gekommenen Mongolen und Chinesen; die zweite besteht nur aus eingebornen Chinesen. Die ersten werden aus den verschiedenen Fahnen gewählt, und heißen darum (in besonderm Sinne) Fahnentruppen, die andern haben grüne Fahnen, und heißen danach auch die Truppen der grünen Fahnen; die ersten stehen in den bedeutendsten Städten des Reichs als Garnison, die Truppen der grünen Fahnen thun den eigentlichen Wachtdienst sowohl innerhalb, als außerhalb China's. Die Zahl der Fahnentruppen beläuft sich auf 266,000 Mann, die der Truppen von der grünen Fahne auf 666,300.

Hinsichtlich der Bevölkerung und der Eintheilung der Länder Turkestan und Tübet wird nichts bekannt gemacht. In Tübet stehen 3000 Mann regulärer Truppen, wie viel irreguläre ist nicht bekannt. In Turkestan stehen bloß in Kaschgar 800 Mann eingebornen Truppen, in allen Städten aber sind chinesische und zwar sehr zahlreiche Besatzungen, welche aus dem Gouvernement Gan-su hingesendet werden.

Ausflüge in den Abruzzen.

Sperlonga. — Aquino. — Isola. — Sora. — Der See Fucino. — Avezzano. — Celano. — Aquila.

(Fortsetzung.)

Trasacco, der nächste Ort, liegt etwa drittehalb Stunden weiter hin am Fuße der Bergkette, welche die Gränze eines wohlbebauten in südöstlicher Richtung hinter Balzorano und Sora sich ausdehnenden Thales ist; weiterhin steigen, wie schon bemerkt, die Felsen fast lothrecht in Masse empor, und hindern dadurch den Verkehr zwischen Trasacco und Ortucchio, der deßhalb auf einem Pfad über die Berge unterhalten werden muß. Die Bevölkerung in Trasacco beträgt nicht über 700 Seelen, und der Ort macht keinen Anspruch auf ein hohes Alterthum, obwohl eine große Sammlung von Inschriften, Friesen, Karnießen und andern Fragmenten römischer Sculptur das Daseyn einer alten Stadt in der Nähe anzeigen. Eine Stelle zwischen Trasacco und Ortucchio gilt bei einigen Alterthumsforschern als der Platz, wo einst Archippe stand, eine sehr alte Stadt, die nach Plinius von Marsyas, König der Lydier, gegründet und im Laufe der Zeit von dem steigenden Wasser des Sees verschlungen worden seyn soll. Lucas Holstenius behauptet, man sehe am Ufer an seichten Stellen des Wassers noch Reste alter Gebäude.

Die vorgerückte Jahrszeit und der Anzug von schlechtem Wetter nöthigten mich, von weitern Forschungen abzustehen, und quer durch den See nach St. Benedetto zu fahren, wozu zwei Stunden tüchtigen Ruderns erforderlich waren. Die Landschaft hinter Ortucchio ist eine der schönsten am See. Ein großer Eichenwald scheint den ganzen Abhang am Ufer und den Bergen zu bedecken, welche sich in aufeinander folgenden phantastischen Ketten zu einer bedeutenden Höhe erheben. Auf dem jenseitigen Abhang eines dieser Gipfel steht die kleine Stadt Gioja, deren Bewohner, 2000 an der Zahl, die seltsame Sitte haben, während des Winters nach einem Dorf, Namens Mannaforno, anderthalb Stunden näher am Wasser, auszuwandern, wo die geschütztere Lage ihnen gestattet, die strenge Jahrszeit minder unangenehm als in ihrem Geburtsorte zuzubringen. San Benedetto, wo ich landete, ist ein Dorf von nur wenigen Häusern am östlichen Ufer; die alte Stadt Maruvium, eine der bedeutendsten im Marsenlande nach Silius Italicus, soll an dieser Stelle gestanden haben. Als ich in die Nähe des Orts kam, hatte sich der Wind so ungünstig gewendet, und die Wellen gingen so hoch, daß ich unser plumpes und doch schwaches Fahrzeug verließ, und zu Fuße nach Avezzano zurückkehrte.

Eine ziemlich schlechte Fahrstraße stellt die Verbindung zwischen Avezzano und Tagliacozzo her, das zwischenliegende Land ist flach und gut angebaut, und von dem Imele bewässert. Tagliacozzo selbst ist eine blühende Stadt von etwa 4000 Einwohnern, welche an der Oeffnung einer tiefen und schroffen Schlucht an die Ebene stößt, während der übrige Theil am Berg hinliegt. Der ganze District gehörte, und auch jetzt noch ein Theil desselben der Familie Colonna, wie überhaupt fast

Digitized by Google

das ganze marsische Gebiet noch bis auf diesen Tag den römischen Patricierhäusern der Barberini, Cesarini und Bovadilla gehört.

Der Fluß Imele kommt aus der Bergspalte hervor, in der ein Theil von Tagliacozzo liegt, fließt gegen Villa, macht dann eine plötzliche Krümmung in die breite Ebene hinter Avezzano, wo man glauben sollte, er werde in den See fallen; statt dessen nimmt er eine nordwestliche Richtung, ändert in den Bergen von Cicolano seinen Namen in den von Salto, und fällt endlich oberhalb Rieti nach einem Laufe von etwa 18 Stunden in den Velino. Der District von Cicoli oder Cicolano verdient mehr Aufmerksamkeit von Seite des Alterthumsforschers, als man ihm bis jetzt gewidmet hat; er erstreckt sich längs dem Salto in nordwestlicher Richtung und besteht in mehrern sehr nahe an einander liegenden Dörfern, die gewöhnlich nicht über 3 oder 400 Einwohner haben, und zusammen eine Bevölkerung von etwa 13,000 Menschen enthalten; diese beschäftigen sich, wie meist die Bergbewohner in diesen Breiten, nur mit Viehzucht, da die besondere Gestaltung des Landes, das in lange, schmale, aber sehr steile Ketten mit parallel laufenden Tiefthälern zertheilt ist, und fast kein ebenes Plätzchen zum Ackerbau darbietet; dicke Wälder von Kastanien setzen dem Ackerbau noch mehr Hindernisse entgegen, liefern aber auch den Bewohnern ein Hauptunterhaltsmittel. Die Dörfer liegen meist auf Bergspitzen, und obwohl sehr nahe bei einander, ist doch die Verbindung durch die tief eingeschnittenen Thäler sehr schwierig.

Die Linie des Salto von da an, wo er seine nördliche Richtung nimmt, bis zu seiner Vereinigung mit dem Velino, beträgt ungefähr 12 Stunden; die Krümmungen des Flusses verlängern diese Strecke um etwa ein Drittheil, und nur ungefähr die Hälfte dieser ganzen Strecke bildet den District, oder wie man auch sagt, das Vicariat von Cicoli, das in geistlicher Beziehung unter das Bisthum Rieti im römischen Staate gehört. Den Anfang dieses Landstrichs kann man auf der Südseite bei dem Dorfe St. Anatolia 3 bis 4 Stunden von Avezzano setzen, und hier beginnen auch die Ueberreste von cyclopischen Mauern und andern ähnlichen Bauten, die auf dem ganzen Gebiete von Cicolano zerstreut sind; diese Ueberreste sind so zahlreich und so gleichförmig in ihrem Charakter, daß hier gewiß der Sitz eines der ältesten Völker Italiens war. Wegen der Aehnlichkeit des Namens Cicoli mit Siculi dachten Viele an diese, Dionysius von Halicarnaß aber erwähnt an einer Stelle, wo er von den Ureinwohnern Italiens spricht, einer ganzen Reihe zu seiner Zeit fast sämmtlich schon zerstörter Städte, die sich von Rieti nach dem See Fucinus erstreckt hätten: unter diesen werden Lista, die Hauptstadt, Palatium, Trebula, Vesbola, Suna und Tora oder Tiora aufgezählt. Letztere Stadt war durch ein Orakel des Mars berühmt, das dem von Dodona nicht unähnlich war; während dort eine Taube dasselbe von einer alten Eiche herab verkündete, that es hier ein Specht, der auf einer hölzernen Säule saß. In einem Garten, der an die Kirche von St. Anatolia stößt, ist ein Bruchstück einer schön ausgeführten cyclopischen Mauer, die wohl zum Umkreis des geheimnißvollen Orakels gehört haben mochte, und einige hundert Schritte weiterhin ist ein anderer noch kleinerer Rest, der vielleicht zur Stadt selbst gehörte.

(Schluß folgt.)

Befreiung der Schifffahrt von Eis.

Der Bataillonschef, Baron de la Haye, ein ehemaliger Ingenieur, hat in Verbindung mit seinem Bruder und seinem Sohn ein Mittel ausgedacht, vermittelst dessen man die auf einem Flusse treibenden Eisschollen aufhalten und die Strömung für die Schifffahrt frei erhalten könnte. Sie machten zuerst die Probe damit an der kleinen Brücke beim Hôtel-Dieu in Paris, und als dieß gelungen war, hielten sie auch die Eisschollen oberhalb der Brücke von Bercy auf, so daß die Seine bis unterhalb Paris von allem Eise frei war. Dieß Mittel könnte also trotz starken Frostes die Flüsse für die Schifffahrt offen erhalten.

Chronik der Reisen.

Reise des Dorpater Professors Schmalz durch die Colonien in Rußland.

Ueber den Boden.

(Fortsetzung.)

Das Gouvernement Cherson sah ich wenig, doch kann ich aus meinen wenigen Beobachtungen den Schluß ziehen, daß der Boden dort, wenn auch wegen der südlichen Lage trocken, doch mehr als der des Gouvernements Kiew zur Erzeugung vieler nützlichen Gewächse taugt. Im Gouvernement Pultawa ist der Boden im Allgemeinen sehr reich, doch in minderm Grade um Constantinograd her. Pultawa ist von vielen kleinen Wäldern umgeben, in seiner Nachbarschaft wird viel Landwirthschaft getrieben, und der dortige Boden ist weit mehr angebaut, als um Constantinograd her; darum ist auch wohl vielleicht das Klima der Vegetation günstiger, als in den Umgebungen von Krementschug, obwohl dieses letztere noch etwas südlicher liegt. Dieser Boden ist zu Allem geeignet, man darf nur seine Thätigkeit durch gehörige Düngung und Bearbeitung und durch einen verständigen Fruchtwechsel erhöhen: er ist reich an Stoffen, wodurch er für die Pflanzen nährend werden kann, das hiesige Klima ist gemäßigt, und nicht so trocken, wie im Gouvernement Kiew. Hier ist auch kein Mangel an Menschen, die zu einer gehörigen Bearbeitung des Bodens verwendet werden können, man müßte nur eine bessere Vertheilung treffen, was freilich seine Schwierigkeiten hat. Der Boden ist bei dem hiesigen Klima zur Hervorbringung der verschiedenartigsten Handelsgewächse tauglich, wovon sehr viele erzeugt werden könnten, ohne daß die Getreide-Ernte im geringsten darunter litte.

Was denjenigen Theil des Gouvernements Charkow betrifft, den ich kennen lernte, so kann man denselben im Allgemeinen reich nennen, doch ist er es nicht so sehr wie um Orel und Tartowka (Gouvernement Pultawa). In den Gouvernements Kursk und Woronesch besteht der untere Boden an vielen Stellen aus Kreide, die obere Schichte aus einer tiefen milden Dammerde, die an vielen Stellen eine hohe Fruchtbarkeit zeigt, denn alles Getreide stand trotz der Dürre gut, namentlich der Hafer, sogar an den Abhängen, wo die Kreide zwischen der Dammerde vorsah. Ein solcher Boden hat viele eigenthümliche Eigenschaften, und verdient, daß man ihn der nähern Untersuchung halber

Digitized by Google

zur Probe mit verſchiedenen Pflanzen angebaut und auf verſchiedene Weiſe bearbeitete. Ich bin überzeugt, daß an denjenigen Stellen, wo das Kreidelager der obern Erdſchichte ſehr nahe liegt, Eſparſette vorzüglich gedeihen, und das Klima dieſer Pflanze keinen Schaden bringen würde; Oelgewächſe müßten gleichfalls hier gut fortkommen und großen Gewinn bringen. Ich glaube, die Kreide könnte auch zur Verbeſſerung des Bodens dienen, wenn man ſie mit etwas Dammerde vermiſcht und in Staub verwandelt an denjenigen Orten ausſtreute, wo entweder gar keine Kreide iſt oder dieſe zu tief liegt. Eine ſolche Kreide bewirkt, daß die nährenden Stoffe, welche in großer Menge ſich im Boden finden, leichter in die Pflanzen übergehen.

Der Boden im Lande der doniſchen Koſaken iſt ſehr verſchieden, nirgends ſah ich Ländereien, wo er zum Anbau ganz untauglich geweſen wäre, aber er iſt ungemein verſchieden: ſo fand ich in den Steppen große mit den verſchiedenartigſten Gewächſen angebaute Felder in üppiger Blüthe, und die ſchönſte Flora, die ich je unter freiem Himmel ſah; dagegen traf ich auch auf unabſehbare Strecken, auf denen durchaus faſt nichts als Wermuth wuchs. Indeß könnte auch dieſer Boden andere ſehr nützliche Pflanzen hervorbringen, denn er enthält nährende Stoffe genug, aber er müßte tüchtig bearbeitet werden, denn dieſe Stoffe löſen ſich nur ſchwer im Waſſer auf, und können um ſo weniger in die Pflanzen übergehen, je trockner das Klima iſt. Die hieſigen Steppen könnten in der Folge ſehr gute Weiden abgeben, wenn man alle Frühjahre den Wermuth abbrennte, denn die Aſche würde einen Theil der ſchwer auflöslichen Stoffe in leichtauflösliche verwandeln. An vielen Stellen dieſer Steppen fand ich das Süßholz, das in großer Menge üppig gedieh, ſchade nur, daß man nicht mehr Nutzen daraus zieht; der Lakrizenſaft iſt eine ziemlich geſuchte Waare, und es fragt ſich, ob man nicht den ſüßen Stoff dieſer Pflanze, wenn man ihn ſorgfältiger als gewöhnlich reinigt, mit mehr Vortheil als bisher verwenden könnte. Bei gehöriger Pflege könnte dieſes wilde Steppengewächs auch noch beſſer gedeihen.

Von dem Boden im ſüdlichen Theil des Gouvernements Saratow gilt, was ich von dem Lande der doniſchen Koſaken ſagte; obgleich einige Stellen ſich durch einen vorzüglich reichen Boden auszeichnen, ſo iſt er doch im Allgemeinen nicht arm, und was ſich daraus machen läßt, kann man aus den Gärten von Sarepta abnehmen. Noch beſſer iſt der Boden bei Kamyſchin, wo deutſche Coloniſten ein vortreffliches Getreide erzeugen; ſchade nur, daß ſie nicht auch andere nützliche Pflanzen anzubauen wiſſen, denn dann würden ſie bei ihrer Thätigkeit aus dieſem Boden noch weit größere Vortheile ziehen. Ich bin überzeugt, daß die Bergſeite des Gouvernements Saratow *) nicht nur zur Hervorbringung vieler Futterkräuter tauglich wäre, und ſomit die Viehzucht verbeſſert werden könnte, ſondern in dieſem Klima wären auch Handelsgewächſe, Rüben, Reps u. dgl. zu erzeugen. Kartoffeln würden die Coloniſten noch in viel größerer Menge gewinnen, wenn ſie ſolche zu benützen verſtünden, aber in rohem Zuſtande kann man ſie in größerer Maſſe aus Mangel an Käufern nicht abſetzen, aber man könnte Syrup, Branntwein, Stärkmehl u. dgl. daraus fabriciren. Auf der Oſtſeite der Wolga hat der Boden eine ganz beſondere Eigenſchaft: auf den Wieſen nahe an der Wolga beſteht er aus Dammerde, welche mit Sand gemiſcht iſt und wenige bindende Theile enthält; aber in tiefern Lagen zeigt er eine ungewöhnliche Fruchtbarkeit: die Wieſenkräuter erreichen an vielen Orten Mannshöhe, und die ſchwarze Pappel, ſo wie der Eibenbaum werden ungemein groß und ſtark, und haben dicke, breite Blätter. Obgleich dieſer Boden auf den Höhen weit weniger Sand enthält, und dieſer ſehr fein iſt, ſo kann man ihn doch nicht rauh nennen, ſondern bei gehöriger Bearbeitung eher mild, ſeine Zähigkeit ſcheint mehr von dem Reichthum der Dammerde zu kommen, weßhalb er durch einen ſorgfältigen Anbau bald ſich beſſert. Hier iſt namentlich zu bemerken, wie vortheilhaft das Umbrechen des Bodens auf deſſen Fruchtbarkeit einwirkt. Nicht weit von Saratow ſah ich eine große kahle Steppe, auf welcher in der Jahreszeit, wo ich reiste, an vielen Stellen keine Spur von Vegetation zu bemerken war. Einmal aber traf ich eine Menge großer Waſſermelonen, die ziemlich dicht eine neben der andern lagen; da die Blätter zum Theil vertrocknet waren, ſo ſchien es in einiger Entfernung, als ſeyen dieſe Melonen willkürlich umhergeſtreut, ſie hingen aber wirklich noch mit den Stängeln zuſammen. Wenn dieſer Boden, der ohne Bearbeitung völlig unfruchtbar zu ſeyn ſcheint, bei der geringſten Bemühung ſolche vortreffliche Waſſermelonen erzeugt, ſo kann er gewiß auch andere nützliche Pflanzen verſchiedener Art hervorbringen. Hievon überzeugte ich mich auch, als ich mich den Feldern der arbeitſamen deutſchen Coloniſten näherte, und ihre großen üppig ſtehenden Tabakspflanzungen ſah. Vortreffliche mit einem Frühweizen bedeckte Felder beſtätigten meine Vermuthung, daß man nämlich aus dieſem reichen Boden unermeßliche Vortheile ziehen kann. Wenn man den deutſchen Coloniſten die gehörige Anleitung gäbe, ſo würden ſie denſelben noch beſſer benützen. Ich würde rathen, hier Wälder anzupflanzen, wozu aber die Coloniſten umſtändlicher Anleitung bedürften. Verſchiedene Arten von Pappeln, namentlich die Eſpe, gedeihen hier ſehr gut. Es wäre auch der Mühe werth, den Verſuch zu machen, ob man nicht arteſiſche Brunnen in den Steppen bohren könnte; zu ſolchen Verſuchen könnte man die Coloniſten ſelbſt verwenden, und hätte nur nöthig, ihnen einige Anleitung zu geben.

Der Boden im Gouvernement Penſa iſt gleichfalls zum Theil reich an Dammerde, doch ſind manche Strecken ſehr unfruchtbar, könnten aber gleichfalls durch angemeſſene Bearbeitung ſehr verbeſſert werden. Auch im Gouvernement Niſchegorod enthält der Boden viele nährende Stoffe, doch iſt er theilweiſe erſchöpft, und die Einwohner wiſſen bereits, daß der Dünger die Ernte verbeſſert. Obwohl des Klima's wegen der Anbau mancher Handelspflanzen nicht gelingen kann, ſo könnten doch einige, namentlich Sommerrüben, Tabak und Kartoffeln bei gehöriger Sorgfalt gute Ernten geben. Ebenſo viele Schotengewächſe, rother und weißer Klee u. dgl. Etwas mühſamer wäre der Bau von Futter- und Handelsgewächſen auf dem Boden des Gouvernements Wladimir. In jedem Fall wäre der Anbau von Kartoffeln vortheilhaft.

Im Gouvernement Moskau iſt der Boden im Ganzen fruchtbar und zu einem hohen Grade von Anbau geeignet; auch belohnt ſich hier die Mühe gut, da der Abſatz der Erzeugniſſe nicht ſchwer iſt. Jetzt fängt man auch an Geſchmack an Kartoffeln zu finden. Die Gouvernements Twer und Nowgorod ſind mir nur nach einer oberflächlichen Anſicht bekannt, denn ich ſah ſie bloß während der Durchfahrt auf der großen Heerſtraße, und bemerkte größtentheils Wälder und Sümpfe; einige hochgelegene Gegenden jedoch hatten, ſo viel ich bemerkte, keinen ſchlechten Boden.

(Fortſetzung folgt.)

*) Hierunter verſteht man das weſtliche Ufer der Wolga.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 42.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Februar 1838.

Die Fortschritte der Gesellschaft in Indien.

(Aus Taits Edinburg Magazine. December 1837.)

Seit mehr als zwei Jahrhunderten unterhalten die Engländer einen politischen und commerciellen Verkehr mit Indien, und seit dieser Zeit hat sich ihre Macht allmählich ausgedehnt, bis nahezu die Hälfte dieses ungeheuren Landes unter ihre unmittelbare Herrschaft gefallen ist, und ihr Einfluß sich bis auf die entferntesten Theile ausdehnte. Die Ersetzung einer asiatischen durch eine europäische, einer muhammedanischen durch eine christliche Regierung hätte in dem gewöhnlichen Gang menschlicher Angelegenheiten den eroberten Völkern hinreichende Vortheile bringen sollen, um sie für die von Eroberung und fremder Herrschaft unzertrennlichen Uebel reichlich zu entschädigen. Daß sie aber diese Vortheile nicht gebracht hat, davon haben wir die augenscheinlichsten Beweise fast aus allen Zeitpunkten, von Lord Clive an bis zur Regierung des Marquis von Hastings. Mag der Grund nun in der Schwäche der regierenden Macht, den Schwierigkeiten, die immer eine entfernte Gesetzgebung begleiten, oder in der Gleichgültigkeit seinen Grund haben, gewiß ist, daß die angloindische Regierung sich im Wesentlichen um die Verbesserung des moralischen, sittlichen und gesellschaftlichen Zustandes der Eingebornen Indiens nicht kümmerte; alle ihre Bemühungen waren darauf gerichtet, Alles im bisherigen Zustande zu lassen, und jeden Gedanken an eine Aenderung der bestehenden Ordnung auszuschließen. Zu diesem Endzweck wurde der Verkehr zwischen Eingebornen und Europäern auf die möglichst engen Gränzen beschränkt; im Allgemeinen hinderte man die Europäer am Aufenthalt in Indien, und die Wenigen, welche durch ihre Verbindungen dazu die Erlaubniß erhielten, mußten das Versprechen eingehen, das Land bei der ersten Aufforderung zu verlassen und keinen Ersatz für etwaige Verluste zu fordern, die eine plötzliche Entfernung ihnen zuziehen mußte; um jeden Versuch, sich in Indien niederzulassen, desto wirksamer zu verhindern, durfte kein Europäer Landeigenthum erwerben. Der Götzendienst und der Aberglaube der Eingebornen, die einzigen Hindernisse gegen ein Fortschreiten auf der Bahn der Civilisation, wurden von der englischen Regierung nicht nur geschützt, sondern sogar befördert, und Religionslehrer wurden strenger noch als andere Classen von Personen an dem Aufenthalt daselbst gehindert. Kein Missionär durfte dahin gehen, und wenn man doch einen daselbst entdeckte, so wurde er entweder nach Hause gewiesen, oder gezwungen, in einer fremden Niederlassung Zuflucht zu suchen. Dieses Regierungssystem hinderte wirksam die Ausbreitung europäischer Civilisation in Indien, aber der Gang menschlicher Angelegenheiten steht niemals stille, und wenn Nationen nicht vorwärts schreiten, so müssen sie zurückgehen. Es war eine Thorheit, zu erwarten, daß die Eingebornen Indiens dieselben bleiben würden unter einem neuen System, das sie von allen gewöhnlichen Bestrebungen nach Ruhm, Ehre, Macht und Reichthum ausschloß, und für alles Verlorne ihnen keinen Ersatz bot.

Es ließ sich endlich nicht mehr läugnen, daß unter englischer Herrschaft der Charakter der Eingebornen in raschem Gange sich verschlechterte, und daß das ausschließliche System weder für die Regierenden noch für die Regierten gute Früchte getragen habe. Der Marquis von Hastings sagt: „Wir scheinen im Zustande der Gesellschaft eine Revolution hervorgebracht zu haben, welche unglücklicherweise sich dem moralischen Zustand des Landes nachtheilig und der Regierung keineswegs nützlich erwiesen hat," und er behauptet, die Landbesitzer hätten an öffentlicher Achtung und Bedeutung verloren, und ein glückliches und vergleichungsweise reiches Landvolk sey in die äußerste Armuth und das größte Elend hinabgestoßen worden. Auch Sir Thomas Munro erklärt in seiner Uebersicht des englischen Regierungssystems, „die Folgen der Eroberung Indiens durch die brittischen Waffen würden darin bestehen, das ganze Volk zu erniedrigen, statt es zu erheben. Es gibt vielleicht kein Beispiel einer Eroberung, wo die Eingebornen des Landes so gänzlich von allem Antheil an der Regierung desselben ausgeschlossen wurden, als in Brittisch-Indien."

Der Zeitpunkt, von welchem an man von dem ausschließlichen Systeme abzuweichen anfing, ist die Erneuerung des Freibriefs der Compagnie im J. 1813, und das Gouvernement des Marquis von Hastings. Durch den neuen Freibrief wurde das Handelsmonopol der Compagnie abgeschafft, größere Freiheit des

Digitized by Google

Aufenthalts in Indien gewährt, und ausdrücklich ausgesprochen, daß Religionslehrer nach Indien gehen, und daselbst sich aufhalten dürften. Die Absichten des Parlaments, denen die Regierung eher entgegen arbeitete, wurden von dem Marquis von Hastings in Ausführung gebracht und mehrere Verbesserungsmaßregeln unter seiner aufgeklärten Verwaltung begonnen oder befördert. Man ließ Europäer ohne Hinderniß in Indien sich ansiedeln, die Erziehung der Eingebornen ward befördert, Schulen und Collegien wurden gegründet oder wieder hergestellt, der Zwang der Presse einigermaßen gelöst, und dem Fortschritt Indiens ein allgemeiner Anstoß gegeben. Aber schon vor diesem Zeitpunkt war der Same der Verbesserung in manchen Richtungen ausgestreut worden, und wartete nur die Wirkung der Zeit und den belebenden Einfluß günstigerer Umstände ab, um kräftig emporzukeimen. Viele Europäer hatten sich dem Gesetz zuwider in mehrern Theilen Indiens niedergelassen, und da ihre Anzahl wuchs, und ihre Industrie und Einsicht dem Handel und den Einkünften des Landes sich sehr vortheilhaft erwiesen, so ließ man sie gewöhnlich im Lande, und der Einfluß dieser Leute blieb nicht ohne gute Folgen für die Eingebornen Indiens. In den großen Städten, wo die Europäer zahlreich waren, und ihr Verkehr mit den Eingebornen häufiger und vertrauter wurde, als an andern Orten, begannen die letzteren Geschmack zu gewinnen, an europäischen Sitten und Genüssen; die reichen Eingebornen bauten und meublirten ihre Häuser in europäischem Styl, bedienten sich englischer Equipagen, gaben glänzende Feste, und anstatt ihr Geld zu Geschenken an Braminen und Bettler zu verwenden, luden sie Europäer zu Privatgesellschaften ein, oder öffneten ihre Häuser jedem, der sie besuchen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Ausflüge in den Abruzzen.

Sperlonga. — Aquino. — Isola. — Sora. — Der See Fucino. — Avezzano. — Celano. — Aquila.

(Schluß.)

Es war mir nicht möglich gewesen, mir Empfehlungsschreiben zu Avezzano zu verschaffen, wodurch ich mir den nöthigen Beistand zu einem Ausflug in das Thal des Salto hätte sichern können, und da ich auch nicht einmal einen Führer fand, der weiter als nach St. Anatolia gekommen wäre, so mußte ich mich mit einem Ausflug nach diesem Orte hin begnügen, und nach Avezzano zurückkehren, das ich den andern Morgen gleichfalls verließ, um nach Aquila zu reiten. Ich nahm meinen Weg eine gute Stunde weit an den Ufern des Sees hin, wo ich die Hauptstraße verließ, und links einen andern Weg nach Celano einschlug, der mich durch angebaute Felder und Kirschengärten hindurchführte. Die Landschaft war so schön, als ich irgend eine in Italien sah, und ihr Reiz wird erhöht durch die Stadt Celano und ihr prächtiges Schloß, das wie gewöhnlich auf einer Anhöhe liegt, von der aus man den ganzen See im Hintergrund übersehen kann. Doch ich verließ dieses liebliche Thal mit allen seinen Reizen, wandte dem See den Rücken, und stieg eine enge Schlucht hinan, die mich in die Berge hineinführte. Der Wind, der mit einer ungemeinen Heftigkeit und bitter kalt durch diesen Engpaß blies, ließ mich die Schrecken eines Winters an einem solchen Orte ahnen. Die hierauf folgende Ebene, obwohl an einigen Stellen angebaut, bietet einen Anblick öder Nacktheit und Armuth dar, wie alle in ähnlichen Gegenden, z. B. am Simplon, Splügen und Monteenis; die umliegenden Gipfel waren gänzlich mit Schnee bedeckt. Das Dorf Rovera steht zur Linken, und am nächsten, Rocca di Mezzo genannt, hielten wir nach einem mühseligen Ritte von fünf Stunden. Das Dorf hat etwa 1100 Einwohner, und enthält Ueberreste von Mauern und ein befestigtes Schloß, das wegen seiner Lage zwischen dem Bergpasse Aquila und dem See in alter Zeit für einen festen militärischen Punkt galt; die Annalen der Provinz erzählen von mehreren heftigen Angriffen und selbst Belagerungen, denen es glücklich widerstand. Jenseits Rocca di Mezzo mußte die zweite Hälfte der melancholischen Ebene zurückgelegt werden, wobei das Dorf Rocca di Bagno, das wahre Gegenbild des vorhergehenden, zur Linken liegen bleibt.

Hierauf folgt eine Waldregion, durchschnitten von großen Massen grauer Felsen, die auf den Kamm der Bergkette hinaufführen, welche die Westgränze der Ebene von Aquila bilden. Hat man diesen Kamm erreicht, so liegt die ganze Ebene und die Stadt Aquila vor Augen, und der Monte Corno, wahrscheinlich von dem Cunarus der Alten abgeleitet, erhebt sich thurmartig über der entgegengesetzten Kette. Dieser Berg, der höchste der Apenninen, wird gewöhnlich mit dem classischen und sehr angemessnen Namen Gran Sasso d'Italia genannt. Der Weg von Avezzano bis auf diesen Punkt ist so gut und breit, daß man ihn, wenige Stellen ausgenommen, in einem Wagen zurücklegen könnte, aber der Hinabweg in die Ebene ist so steil, rauh, und in mancher Beziehung gefährlich, daß ich mich nur meinen eigenen Füßen und nicht denen meines Pferdes anvertraute, und die Strecke nach Aquila hin zu Fuße zurücklegte. Diese Stadt, die von Kaiser Friedrich II gegründet wurde, erinnert den Reisenden vielfach an Rom, und mehrere Umstände vereinigen sich, diese Aehnlichkeit zu verstärken; nichts aber trägt mehr dazu bei, als die Anzahl großer Kirchen, wohlgebauter Paläste und der entvölkerte, auffallend einsame Anblick der Straßen. Sie enthält gegenwärtig etwa 11,000 Einwohner, und hatte einst die sechsfache Zahl, aber keine Stadt im Königreich hat seit ihrer Erbauung durch äußere Kriege und innere Streitigkeiten mehr gelitten. Ihre Lage nahe an den römischen Staaten und an einer Straße, welche den Haupteingang in das Königreich bildet, machte sie gewöhnlich zu einem der ersten Angriffspunkte, und der tapfere, aber wenig bekannte und fruchtlose Widerstand hat im Laufe der Zeit ihre Bevölkerung sehr vermindert. Eine zweite Ursache liegt in der Auswanderung der niedern Classen; die Hauptverluste schreiben sich aber von den wiederholten Erdstößen her, die sie erfuhr, und von denen der letzte im J. 1767 einen bedeutenden Theil der Stadt zerstörte, und eine große Menge Einwohner, darunter 2000 allein in einer Kirche, unter den Trümmern begrub.

Die Einwohner gleichen ungemein den Römern in Sitten,

Digitized by Google

Kleidung und selbst in der Sprache, was nicht zu verwundern ist, da die Mehrzahl der Wohlhabenden in Rom erzogen wird. Aquila enthält viele alte wohlhabende Familien, deren Wohnungen auf einen Ueberfluß deuten, den man in den meisten andern Provincialstädten des Landes nicht kennt. Auch zeichnen sich die Mitglieder dieser Familien durch einen Grad von geistiger Bildung aus, welche weit über die Gränzen ihres eigenen Landes hinaus reicht. Einige Alterthumsforscher haben geglaubt, Aquila liege innerhalb des Umkreises der alten sabinischen Stadt Amiternum, die man jedoch mit mehr Wahrscheinlichkeit nach dem kleinen etwa zwei Stunden von Aquila entfernten Dorfe San Vittorino verlegt. Dieser Ort, den ich im J. 1830 besuchte, enthält einige Ueberreste des Alterthums, die jedoch, mit Ausnahme einiger Fragmente von cyklopischen Mauern, nicht über die Periode des Römerreichs hinaufreichen. Das neuere Dorf besteht aus wenigen, am Abhange des Berges zerstreuten Häuschen und einer kleinen sehr verfallenen Kirche, die aber in der ganzen Provinz als ein Heiligthum gilt, weil hier der Schutzheilige Victorinus, der mit mehreren andern im Sabinerlande das Märtyrerthum erduldete, begraben liegt.

Die Bauern scheinen in dieser Umgegend ein sehr kräftiges Geschlecht, sind übrigens ruhig und höflich, ohne Kriecherei oder Anmaßung in ihrem Benehmen. Es war gerade Palmsonntag, als ich den Ort im J. 1830 besuchte, und eine große Masse Landvolk von beiden Geschlechtern hatte sich in und um die Kirche versammelt, angezogen durch den festlichen Tag und eine Art Markt, wo Halstücher, Bänder, Spielzeug und Kuchen verkauft wurden. Die Frauen sind im Allgemeinen schlanker als die Männer, haben aber außer dieser schlanken Gestalt und einer hellen Gesichtsfarbe keinen weitern Anspruch auf Schönheit. Man will behaupten, das umwohnende Landvolk stamme mit einer nur schwachen Mischung fremder Bestandtheile von longobardischen Stämmen ab.

Auf meinem Wege zurück nach Aquila bemerkte ich eine Anzahl Quellen, die am Fuße der Berge vorbrechen, alle zehn Jahre ganz vertrocknen, und dann zwei oder drei Jahre ausbleiben sollen, worauf sie von neuem ihren periodischen Lauf beginnen. Eine halbe Stunde von der Stadt ist ein Teich, den die alten Schriftsteller als die Quelle eines Flusses Novanus bezeichnen; der Teich heißt jetzt Lago di Vettoio. Seit meinem Eintritt in die Abruzzen erstaunte ich wiederholt über den musikalischen Sinn der niedern Classen, und zu Aquila erneuerte sich diese Bemerkung häufig durch Chöre, die mit der vollkommensten Harmonie und Intonation abgesungen wurden. Gewöhnlich geschieht dieß von Kindern, wenn sie Abends von der Arbeit heimkehren, doch kann man es auch zu andern Zeiten des Tags hören, wenn einzelne Kinder mit einander spielen.

Ich kann die Beschreibung von Aquila nicht enden, ohne der Citadelle zu erwähnen, die, obgleich jetzt im militärischen Sinn unbedeutend geworden, ein interessantes Bild einer Festung aus den Zeiten Karls V. gibt, und mit aller Kunst jener Zeit aufgeführt wurde. Sie liegt außerhalb der Stadt und etwas höher als diese, ist aber auf den andern Seiten von den umliegenden Bergen beherrscht. Sie bildet ein regelmäßiges Viereck, das von einem tiefen Graben umgeben und von runden, im Verhältniß zu ihrer Höhe unermeßlich breiten Thürmen flankirt ist. Diese Steinmassen widerstanden den Zerstörungen der Zeit und den Stößen der Erdbeben; die Solidität der Materialien, die Sorgfalt in der Ausführung, die unermeßlichen unterirdischen Gänge, die das Fort enthält, und die zahlreichen jetzt schwach mit Artillerie versehenen Schießscharten beweisen, welche Anstrengungen man machte, um die Mittel zu einem anhaltenden Widerstande zu sichern. Mit Wasser ist das Fort hinreichend versehen, eine kleine Truppenzahl steht jetzt noch darin, und ein Theil davon wird benützt als Gefängniß.

Chronik der Reisen.

Reise des Dorpater Professors Schmalz durch die Colonien in Rußland.

(Fortsetzung.)

Ueber die Einwohner der bereisten Landtheile.

Bei der Schnelligkeit, mit welcher ich reisen mußte, war es mir nicht möglich, vollständig in die innern Verhältnisse der Bewohner der von mir besuchten Orte einzudringen, und die unterscheidenden Züge ihres Charakters genau kennen zu lernen; ich hatte jedoch Gelegenheit, mit Leuten hohen und niedern Standes, mit Gebildeten und Ungebildeten, sehr nahe bekannt zu werden. Vor Allem muß ich mit dem Gefühl aufrichtiger Anerkennung bemerken, daß ich überall von der höhern und namentlich von der gebildeten Classe mit Zuvorkommenheit aufgenommen wurde, überall bemühte man sich, mir zur Erreichung meines Zweckes behülflich zu seyn und alle meine Wünsche zu erfüllen. Oft bedauerte ich, die lehrreiche Unterhaltung, die ich allenthalben in gebildeten Kreisen fand, nicht länger benützen zu können, und genöthigt zu seyn, nach kurzem Aufenthalt meine Reise weiter fortzusetzen, denn die mir verwilligte Zeit war allzu genau zugemessen. Ueberall fand ich in den höhern und mittlern Ständen ein eifriges Bestreben, die Landwirthschaft zu verbessern, und viele freuten sich, daß wenigstens Maaßregeln zu diesem Zweck ergriffen würden. Unter den Gutsbesitzern traf ich viele, die sich eifrig mit der Verbesserung ihrer Landwirthschaft beschäftigen, und sich bemühen, sie nach neuen, bessern Regeln einzurichten; einige derselben thaten namentlich viel zur Verbesserung der Viehracen, und hatten in dieser Beziehung mancherlei Kenntnisse erworben.

Die großrussischen Bauern.

Was die russischen Bauern betrifft, so ist zu bemerken, daß sie im Allgemeinen in Großrußland überall mehr Neigung zu Fabrikarbeiten, zu Handel und Fuhrwesen als zum Ackerbau zeigten. In dem Gouvernement Orel z. B., wo noch wenige Fabriken bestehen, treiben viele Bauern einen nicht unbedeutenden Handel mit Holz und Getreide, und beschäftigen sich mit dem Transport; sie haben sehr einfach und gut gebaute Oelmühlen, und können auch in sehr kurzer Zeit geschickte Ziegelbrenner, Maurer und Zimmerleute werden. In Bunin bildete ein deutscher Maurer in sehr kurzer Zeit aus einigen Russen geschickte Ziegelbrenner und Maurer, obwohl sie bisher weder Ziegelsteine, noch auch nur eine Maurerarbeit gesehen hatten. In den Gouvernements Nischegorod und Wladimir fand ich unter den Bewohnern fast aller

Digitized by Google

größern Dörfer geschickte Messerschmiede, oder Schlosser, oder Weber. Auf den großen Fabriken hörte ich von deutschen, französischen und englischen Meistern immer ein und dasselbe Urtheil über die russischen Arbeiter, nämlich daß der russische Bauer immer ungewöhnlich leicht jede Fabrikarbeit erlernt, und sich mit Eifer und Vorliebe damit beschäftigt, daß man aber nichtsdestoweniger ihn immer unter strenger Aufsicht halten muß, denn sobald er die nöthige Gewandtheit erlangt hat, so wendet er keine Aufmerksamkeit mehr auf eine dauerhafte Arbeit, und bemüht sich nur in der gegebenen Zeit so viel wie möglich zu arbeiten. Ein Arbeitsaufseher, ein geborner Sachse, den ich fragte, wie er mit seinen Arbeitern zufrieden sey, antwortete, daß er in einem halben Jahre leichter aus einem Russen einen geschickten Untermeister bilden wolle, als in drei Jahren einen Sachsen tüchtig zu unterrichten, daß aber der Sachse, wenn er einmal etwas ordentlich gelernt habe, von seiner erlernten Kunst stets einen guten Gebrauch mache, sich bemühe, in dem Erlernten sich mehr und mehr zu vervollkommnen, und gewöhnlich auch ohne strenge Aufsicht gut arbeite; mit einem Russen sey dieß selten der Fall, indeß könne man mit ihm Vieles ausrichten, namentlich darum, weil er den Muth nie sinken lasse.

In einem großen Theil der Dörfer Großrußlands bemerkte ich, daß die Hauptarbeiten des Ackerbaues von Weibern und Greisen nebst den halberwachsenen Kindern beiderlei Geschlechts verrichtet werden, während die Männer in der Vollkraft des Alters sich vorzugsweise mit einer andern Arbeit beschäftigen. In waldreichen Gegenden gibt das Holz zu sehr verschiedenartigen Industrien Veranlassung: sie handeln damit, oder verführen es, oder bereiten daraus verschiedene hölzerne Geräthe; die Einen beschäftigen sich ausschließlich mit dem Radmachen, Andere verfertigen Schlitten, Fässer, Einige nur Achsen, wieder Andere sägen Bretter u. dgl. Solche Geräthe führen sie seiner Zeit gewöhnlich in die Handelsstädte, die an schiffbaren Flüssen liegen, von wo diese Gegenstände in holzarme Gegenden geschickt werden.

Zu meinem sehr großen Erstaunen ist die Theilung der Arbeit fast allenthalben unter den russischen Bauern zu einem sehr hohen Grade gediehen: der eine macht, wie bemerkt, nur Räder, der andere nur Schlitten u. s. w. Aber die Vertheilung der Arbeit erstreckt sich noch viel weiter; ich fand z. B. in vielen Dörfern und in vielen Häusern, daß ganze Familien miteinander in einer geräumigen Stube arbeiteten und sich folgendermaßen beschäftigten: der Junge von 10 bis 12 Jahren zerfägte Perlmutter in Blätter von der Form, wie man sie an Messerheften braucht, außerdem machte er nichts. Ein anderer etwas älterer, gewöhnlich sein Bruder, polirte diese Blättchen, und brachte Verzierungen, wenn auch in rohem Styl, darauf an; ein dritter noch älterer arbeitete diese Verzierungen rein aus; inzwischen machte einer von den völlig erwachsenen Arbeitern die Klingen, ein zweiter die eisernen Ringe und ein dritter die Schrauben. Ein kleiner Junge schliff die Klingen im Rohen zu, ein anderer, schon etwas geschickter, arbeitete diese reiner aus, einige, darunter auch die Mädchen, polirten. Einer endlich sammelte alle Stücke und gab ihnen die gehörige Form. Natürlich werden die auf solche Weise in bedeutender Anzahl gearbeiteten Messer alle von Einer Größe und Form. Auf solche Weise arbeitet ein Familienvater mit seinen Kindern, Schwiegersöhnen und Enkeln, und alle zusammen bilden eine kleine Fabrik, welche sehr schöne Sachen um sehr wohlfeilen Preis erzeugt. Es gibt ganze Familien, welche auf diese Weise Schlösser oder Schuhe, oder Kisten und Koffer fabriciren. Wie aber die Hauptsache beim russischen Bauer darin besteht, in einer gegebenen Zeit so viel wie möglich mit der geringsten Mühe und Anstrengung zu arbeiten, so arbeitet er nicht nur leichthin, sondern ist auch sehr erfinderisch, sich mit einfachen Werkzeugen und Maschinen zu helfen.

Im Innern der Wohnungen herrscht im Allgemeinen Reinlichkeit und selbst Zierlichkeit. Die Bauern schmücken gern ihre Wohnstuben oder Empfangzimmer mit Gemälden, die nicht immer aus der heiligen Schrift entlehnt sind. Bei der großen Anhänglichkeit des russischen Bauern an den Kaiser sieht man häufig das Bildniß des Kaisers und der Kaiserin in Oel gemalt. Gegen höhere Personen hegen sie eine große Achtung, aber man kann ihr Benehmen gegen dieselben nicht knechtisch, nicht einmal sehr unterwürfig nennen; zu ihren Herren hegen sie gewöhnlich eine große Liebe und Anhänglichkeit. Im Allgemeinen ist nicht zu bemerken, daß ihnen der Zustand der Leibeigenschaft sehr lästig wäre; der Bauer fühlt sich glücklich, ist stets zufrieden und fröhlich, und singt fast immer lustige Lieder. Ich sah viele freie Bauern, z. B. im Gouvernement Pultawa, bemerkte aber nicht, daß sie sonderlich besser daran waren.

Die großrussischen Bauern zeigen keine große Neigung zur Verbesserung des Ackerbaues; sie bauen Korn bloß darum, weil sie ohne solches nicht leben können, bemühen sich aber auch hier, wie in allen andern Geschäften, mit der Arbeit baldmöglichst fertig zu werden. Wenn der Boden bei einmaligem Aufpflügen ohne Dünger Korn erzeugt, warum sollte man dann noch die Erde ein- oder zweimal umpflügen oder gar noch düngen? Viele wissen nicht, daß man die Erde mehr als einmal umpflügen kann, noch weniger haben sie davon einen Begriff, daß man vermittelst des Düngens die Ernte vermehren könne. Viele von ihnen haben nie gesehen, daß man den Boden bei ihnen besser bearbeitet oder gedüngt hätte; sie sehen nur, daß man den Dünger in mächtigen Haufen aufschüttete, ihn zum Bau von Dämmen, oder zum Ausbessern der Wege, oder zur Feuerung verwendete. Man darf ihnen aber nur das Beispiel geben, und sie werden sich als so gute Landwirthe, wie als Fabricanten zeigen. Bei den besondern Eigenschaften der Großrussen ist es natürlich, daß sich unter ihnen Fabrikdörfer statt Fabrikstädte bilden, und davon kann man sich die wohlthätigsten Folgen versprechen. Unter solchen Umständen können eigentliche Städte nur an schiffbaren Flüssen bestehen; darin wohnen Beamte, sodann vorzugsweise Kaufleute, und außerdem vielleicht nur die unentbehrlichsten Handwerker, aber solche Städte sind Handelsstädte und keine Fabrikstädte. Was die Neigung der Großrussen zu gebrannten Wassern betrifft, so ist diese nicht in Abrede zu stellen; an Festtagen belustigt er sich gern, Säufer aber bemerkte ich keinen unter ihnen; auf 255 Stationen erhielt ich nicht Einen betrunkenen Postknecht; mehr kann man in der That nicht verlangen.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 12** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Hymnus, vor Sonnenaufgang im Chamounythal.** Von S. T. Coleridge. — **Memoiren einer Peeress oder die Tage Fox's** (Fortsetzung.) — **Ueber die böhmische Literatur.** (Schluß.)

Das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für den Bürgheer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 43.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Februar 1838.

Die Ruinen von Berenice.

(Aus Wellsted's Travels in Arabia.)

Schlechtes Wetter nöthigte uns, in eine Bai einzulaufen, die in geringer Entfernung von den Ruinen des Seehafens Berenice liegt. Diese einsame Stelle, jetzt nicht einmal von dem rohen Wanderer der Wüste bewohnt, war einst durch das geschäftige Treiben des Handels belebt, und die Seefahrer aus dem „fernsten Indien" mit ihren rohen, gebrechlichen Barken warfen an diesem öden Ufer Anker. Wie verändert ist jetzt der Anblick! Jahrhunderte sind darüber hingegangen, und Sandhügel, von den Stürmen der Wüste hergeweht, bedecken die Gebäude, der Hafen ist verstopft und leer, und die Ruinen eines kleinen Tempels zeigen allein noch die frühere Wichtigkeit an.

Von Ras Bernos erstreckt sich die scharf gezeichnete Küste fünf bis sechs Stunden weit westwärts, wo sie dann plötzlich südwärts sich wendet. In dieser Ecke ist eine kleine Bai, im Süden zum Theil von einem niedern, sandigen, mit etwas Gebüsch bewachsenen Landvorsprung gedeckt. Von dem südlichen Ende dieses letztern an kann man die Ruinen, welche fast nur sandige, zum Theil mit Gebüsch bewachsene Hügel bilden, in der Entfernung von einer Stunde gegen WSW deutlich unterscheiden. Den Landungsplatz bezeichnen zwei Hügel von etwa 30 Fuß Höhe, welche sich hart am Meere erheben. Von diesem Punkt an erstreckt sich eine Lagune landeinwärts, wahrscheinlich der ehemalige innere Hafen, dessen Eingang aber jetzt mit Sand verstopft ist. An der höchsten Stelle, nahe in der Mitte dieser beiden Hügel, liegen die Mauern und der obere Theil eines kleinen, aber massiven ägyptischen Tempels; außer diesem sehr verfallenen und fast in Sand vergrabenen Gebäude sieht man keine der Aufmerksamkeit des Reisenden merkwürdigen Ueberreste des Alterthums, aber die Gebäude mögen wohl manche werthvolle Ueberreste von Sculpturen, Hieroglyphen u. dgl. in sich schließen.

Die Sandhügel nehmen etwa eine halbe Stunde im Umkreis ein, und der Tempel steht, wie schon bemerkt, in der Mitte, von welcher aus die Häuser in schmalen Straßen, meist in rechten Winkeln unter einander, auslaufen. Zwei Linien von Anhöhen, die etwas weiter auseinander liegen, und sich in einer Linie vom Tempel nach der See hin erstrecken, zeigen an, daß eine Straße von größerer Breite in dieser Richtung lief. Die Häuser, welche den Tempel umgeben, mögen sich etwa auf 1000 bis 1500 belaufen, aber mehrere Haufen von Häusern sind von der Stadt getrennt; sie scheinen alle aus dem weichen Madreporstein erbaut zu seyn, den man noch jetzt zu Kosseir und andern Städten am Ufer des rothen Meeres zum Häuserbau verwendet. Die Häuser bestehen meist nur aus drei Zimmern, einem vorn und zwei hinten, welche beide letztere zusammen ungefähr doppelt so groß als das erstere sind. Die Oberfläche aller dieser Sandhügel ist mit vielfarbigem Glas und zerbrochenen Töpfergeschirren überstreut. Scharrt man den Sand ein wenig weg, so findet man Stücke von verrostetem Erz in großer Menge; einige Münzen mit unleserlich gewordenen Inschriften und ein ziemlich wohlerhaltener Schlüssel waren so ziemlich Alles, was wir fanden.

Der Eingang in den Tempel ist gegen Osten gerichtet. Die kurze Zeit unsers Aufenthalts nöthigte uns, die Nachforschungen auf eine einzige Kammer zu beschränken, welche früher schon zum Theil ausgegraben worden zu seyn schien. Als wir den Sand 4 oder 5 Fuß tief weggeräumt hatten, entdeckten wir mehrere Figuren, und vergewisserten uns bald, daß dergleichen in Gruppen rings um die Kammer herum sich befanden. Auch stießen wir auf Fragmente einer Tafel mit griechischen Inschriften, und auf einigen massiven Steinen, die das Dach gebildet hatten, fanden wir sehr wohl erhaltene Hieroglyphen. Die Mauern waren gleichfalls mit Hieroglyphen bedeckt, aber der weiche Kalkstein, aus dem sie bestanden, hatte durch die Zeit sehr gelitten.

Südwestlich von den Ruinen und näher an der Bai sind mehrere Anhöhen von Schutt, wie man sie unwandelbar in der Nähe alter ägyptischer Städte findet. Etwas seltsam ist es, daß wir trotz unserer genauen Untersuchung keine Spuren von Cisternen oder Brunnen finden konnten, und daß unsere Nachforschungen nach einem Begräbnißplatze eben so fruchtlos waren. Beim ersten Anblick scheinen weder die Größe des Tempels, noch die Ausdehnung der Ruinen darauf hinzudeuten, daß dieß die Ueberreste einer Stadt seyen, die einst das Emporium des

Digitized by Google

Handels zwiſchen Indien, Aegypten und Europa war; erwägt man aber, daß ſie 270 (engl.) Meilen vom Nil lag, alſo weit entfernt von jedem angebauten Landſtrich, aus welchem man Lebensmittel hätte beziehen können, ſo iſt nicht wohl anzunehmen, daß viele Einwohner zum Vergnügen hier wohnten, und daß die Stadt eine beſonders große Ausdehnung gehabt haben ſollte. Wir fanden die nördliche Breite 23° 55′, was nur um zwei Stunden von der Angabe des Ptolemäus abweicht. Für diejenigen, welche wiſſen, wie nachläſſig die Breite von den Alten beobachtet wurde, mag es auffallend ſcheinen, daß dieſe beiden Berechnungen ſo genau zuſammentreffen; aber Berenice liegt, wie Syene, faſt gerade unter dem Wendekreis, und hier mag der Eifer, den Lauf der Sonne gegen Süden richtig kennen zu lernen, zu genauern Beobachtungen Veranlaſſung gegeben haben. Strabo beſchreibt die Lage von Berenice mit großer Richtigkeit: er ſagt, es liege am Ende einer Bai, welche wegen ihrer zahlreichen Felſen und Untiefen Sinus immundus genannt werde, eine Benennung, welche ſich in dem Namen der böſen Bai bis auf dieſen Tag erhalten hat. Was die Beweggründe betrifft, die den König Ptolemäus Philadelphus bewogen haben ſollen, dieſen Ort vorzugsweiſe vor andern dem Nil näher liegenden zu wählen, ſo iſt anzunehmen, daß er, um ſeinen Zweck, den Weg möglichſt abzukürzen, vollkommen zu erreichen, einen möglichſt ſüdwärts gelegenen, aber immer noch zu ſeinem Gebiet gehörenden Hafen auswählte, um die ſtarken Nordwinde zu vermeiden, welche neun Monate des Jahrs hindurch herrſchen. Dieſer Vortheil ward noch erhöht durch einen geräumigen, wohlgeſchützten Hafen, wie ihn vom 23 bis 24° B. kein anderer Punkt der Küſte darbietet. Der Umſtand, daß wir eine Tafel mit einer griechiſchen Inſchrift fanden, muß, wenn noch ein Beweis nöthig iſt, die Identität dieſer Ruinen mit dem alten Berenice feſtſtellen, da wir von keinen andern griechiſchen Städten an dieſer Küſte wiſſen.

Die Fortſchritte der Geſellſchaft in Indien.

(Fortſetzung.)

Unter andern hatten ſich viele Miſſionäre in verſchiedenen Theilen Indiens niedergelaſſen. Die baptiſtiſchen Miſſionäre hatten ſich 20 Jahre ſchon vor 1813 in Bengalen befunden und ſich emſig mit Unterſuchungen über die Sprachen, die Religion und die Sitten der Eingebornen Indiens beſchäftigt. Ihre Bekehrungsarbeiten waren zwar von keinem großen Erfolg begleitet geweſen, hatten ihnen aber eine innigere Kenntniß des häuslichen Lebens der untern Stände und ihrer geiſtigen und moraliſchen Eigenſchaften erworben, als irgend eine andere Claſſe von Europäern ſie ſich verſchaffen konnte; auch hatten ſie auf eine überzeugende Weiſe die Grundloſigkeit der Befürchtungen dargethan, daß religiöſe Discuſſionen Unordnungen unter den Hindus herbeiführen würden. Sie hatten viele Schulen für eingeborne Kinder begründet, in denen die Lehren des Chriſtenthums vorgetragen wurden; ſie hatten die heilige Schrift in viele Dialekte Indiens überſetzt und drucken laſſen, und den Weg zur Erlernung dieſer Dialekte durch die Herausgabe von Sprachlehren, Wörterbüchern und andern Elementarwerken eröffnet.

Um dieſe Zeit begann auch zuerſt der berühmte Hindu Ram Mohun Roy die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen und eine kleine Anzahl ſeiner Landsleute um ſich zu ſammeln, in der Abſicht, die gröbern Theile des Volksaberglaubens zu reformiren oder ihnen gänzlich ein Ende zu machen. Der freiere Zugang der Europäer nach Indien ſeit dem Jahre 1813, das anerkannte Recht der Miſſionäre dort zu wohnen und das Chriſtenthum auszubreiten, die bekannte Freiſinnigkeit der Regierung des Marquis von Haſtings und die praktiſche Freiheit der Preſſe, alle dieſe Umſtände weckten einen allgemeinen Geiſt des Fortſchritts. Die baptiſtiſchen Miſſionäre gaben zuerſt eine Zeitung in einer indiſchen Sprache heraus; ihnen folgte Ram Mohun Roy und Andere, eine Schulbüchergeſellſchaft wurde von dem Marquis von Haſtings gegründet, Ueberſetzungen nützlicher Werke wurden befördert, eine mediciniſche Lehranſtalt von der Regierung errichtet, und — die größte Neuerung — Schulen für eingeborne Mädchen angeordnet.

Dieſe Aenderungen waren indeß manchen Perſonen, Europäern ſowohl wie Eingebornen, ſehr zuwider. Die conſervativen Hindus beſchuldigten Ram Mohun Roy, ihre Religion umzuſtürzen, und die conſervativen Europäer ſahen in der Freiheit der Preſſe den Fall des brittiſchen Reichs voraus. Die letztern waren gewöhnt, über ein unwiſſendes und unterwürfiges Volk zu herrſchen, und fürchteten eine freie Preſſe weit mehr, weil ſie ihr eigenes Benehmen ans Licht gezogen zu ſehen beſorgten, als daß ſie wirklich an eine Schwächung der Regierungsgewalt dachten. So trat eine Reaction ein, und ſobald der Marquis von Haſtings Indien verlaſſen hatte, wurde die Preſſe unter ſtrengen Zwang geſtellt. Es war augenſcheinlich, daß ein neues Syſtem in Gang kam, und mehrere der einheimiſchen Zeitungen hörten auf. Lord Amherſt begann ſeine Regierung mit neuen Verfolgungen der Preſſe, und mehrere Herausgeber von Zeitungen wurden verbannt. Aber immer noch konnte die Preſſe nicht in die vorgeſchriebenen Schranken gewieſen werden; Lord Amherſt hatte ſich in dem birmaniſchen Krieg allzu viel zu Schulden kommen laſſen, er würde ſich durch fortdauernde Verfolgungen der Preſſe zu ſehr verhaßt gemacht haben, darum gab er in der Hoffnung, Popularität zu erlangen, die Preſſe der That nach frei, und die Anordnungen, die er anfangs mit Gewalt durchgeſetzt hatte, wurden ein todter Buchſtabe. Denſelben Weg ſchlug Lord William Bentinck ein, unter deſſen Regierung die Preſſe nicht dem Geſetze gemäß, ſondern dem Geſetze zuwider frei war, und als er Indien verließ, ſchaffte Sir Ch. Metcalfe die Beſchränkungen der Preſſe ab, und machte ſie geſetzlich frei, wie ſie es ſeit einigen Jahren praktiſch geweſen war.

Der Zuſtand der Preſſe in Indien iſt entſcheidend, wenn nicht für den Fortſchritt oder die Abnahme der Civiliſation, doch wenigſtens für ihren Gang und ihren Umfang. Die Preſſe iſt der große Hebel, durch den Europa aus dem Zuſtande verhältnißmäßiger Rohheit zu ſeiner jetzigen Bildung gelangte; dieſer Hebel wird nun auch in Indien, China und vielen andern Theilen der Welt ange-

Digitized by Google

setzt, und obwohl er zu schlimmen Zwecken wie zu guten gebraucht werden kann, so ist doch der Vortheil ohne Vergleich auf der letzten Seite. Wenn Gefahr dabei ist, Kenntnisse, worin die Macht liegt, mitzutheilen, und zu gleicher Zeit neue Wünsche und Hoffnungen zu erzeugen, so ist noch größere Gefahr darin, Unwissenheit und Aberglauben fortdauern zu lassen. Indien war von jeher nur durch ein schwaches Band mit England verbunden, und die Cohäsion der verschiedenen Theile wurde nur durch die stets fortschreitende Bewegung gesichert; aber seit den letzten 20 Jahren sind wir beinahe gar nicht fortgeschritten: mit Ausnahme des birmanischen Kriegs und der Belagerung von Bhurtpur gab es keine militärischen Ereignisse von Bedeutung. Im birmanischen Kriege entging England nur mit genauer Noth einer Niederlage, und es hat sich desselben nicht sonderlich zu rühmen; die Belagerung von Bhurtpur dagegen war das Werk weniger Tage. Liegt keine Gefahr darin, daß die Millionen Indiens sich von dem Schrecken, den unsere frühern Eroberungen einflößten, sich erholen, und allmählich den Umfang der englischen Macht mit ihrer eigenen, wenigstens in numerischer Hinsicht, vergleichen, und die Unthätigkeit einem Mangel an Energie oder einem Gefühl der Schwäche beilegen? Liegt keine Gefahr darin, daß die Muhammedaner, welche die Europäer als Ungläubige verabscheuen, die ihnen entrissene Herrschaft wieder zu erringen trachten? Oder daß die Hindus, in deren Augen die Engländer verabscheute und unreine Parias sind, den Rang und die Ehrenstellen wieder zu gewinnen trachten, die ihnen unter der muhammedanischen Herrschaft zu Theil wurden? Die Herrschaft der Engländer beruhte bisher auf der Meinung von ihrer Macht, eine Meinung, die bei dem ersten Unfall sich ändern kann, und durch Zeit und Unthätigkeit sich schwächen muß. Dieß ist keine so sichere Grundlage, daß man darauf allein sich verlassen und jede andere Stütze zurückweisen sollte. Das sicherste Mittel, Indien an England zu fesseln, liegt in dem Interesse und in der Neigung des Volks, und um diese für sich zu gewinnen, muß man ihm die Ueberzeugung beibringen, daß seine Wohlfahrt der Hauptzweck der Regierung ist.

(Schluß folgt.)

Militärcolonie zu Miserghin.

Ein Schreiben aus Oran, vom 2 Januar, im Temps schildert diese kleine Militärcolonie als in vollem Gedeihen. Die Spahis beschäftigen sich emsig mit der Bebauung der Ländereien, die ihnen abgetreten wurden. Ist das Wetter der Cultur nicht sehr günstig, so verwenden sie ihren Tag zur Anlegung eines breiten Grabens, der den doppelten Zweck hat, ihr Eigenthum gegen einen Handstreich zu schützen und dem Regenwasser einen freien Abfluß zu gewähren. Die Abgränzung des Landes wird vielleicht später der Entwicklung der Colonie, die eine zu glückliche Lage hat, um nicht, besonders der Fruchtbarkeit des Bodens wegen, Bedeutung zu erlangen, schaden. Die Zuaven wurden nicht so gut bedacht als die Spahis; sie besitzen zwar einen größern Landstrich, allein trotz der gebotenen Vortheile zieht der Boden von Misherghin nach. Franzosen meldeten sich nur wenige.

Chronik der Reisen.

Reise des Dorpater Professors Schmalz durch die Colonien in Rußland.

(Fortsetzung.)

Die kleinrussischen Bauern.

Nach meinen Beobachtungen haben die Kleinrussen weniger Neigung und weniger Geschick zu Fabrikbetrieb, Handel und Frachtfuhrwerk, als die Bewohner von Großrußland; aber auch mit Ackerbau beschäftigen sie sich nur so viel, als nöthig ist. Ihnen scheint die Viehzucht besser zuzusagen, da sie zur Faulheit geneigt sind, und den Großrussen an geistiger und körperlicher Lebendigkeit nachstehen; aber wer es versteht, kann auch sie fleißig machen: ich hörte immer in den Fabriken, daß die Aufseher sie loben. Uebrigens begreift der Kleinrusse eine Arbeit nicht so schnell, wie der Großrusse; doch erhält auch er im Weben Tuchscheeren u. dgl. bald eine große Fertigkeit. Vielleicht ist der Kleinrusse auch darum minder lebhaft, weil er sein Feld fast ausschließlich mit Hülfe fauler Ochsen bebaut, während der Großrusse das rasche Pferd braucht. Selbst sein plumper Pflug trägt gewissermaßen den Stempel seines Charakters. Die kleinrussischen Bauern an der Gränze von Großrußland sehen ohne Zweifel häufig den russischen Hackenpflug, und könnten sich doch leicht überzeugen, daß man damit mit geringer Anstrengung selbst einen schweren Boden umpflügen kann; dennoch wenden sie ihn niemals an. Von alten Gewohnheiten abzuweichen, sind die Kleinrussen noch weniger geneigt, als die Großrussen; sie sehen, daß deutsche Colonisten bei ihrer Art Landwirthschaft besser leben, daß dieselben Tabak, Kartoffeln und überhaupt solche Gewächse bauen, welche die Kleinrussen nicht haben, und die doch einen großen Vortheil bringen; dennoch bauen sie weder Tabak noch Kartoffeln. Der Kleinrusse sieht, daß die Colonisten in Sarepta und andern Orten an der Westseite der Wolga mit Vortheil baumwollene Zeuge verfertigen, es kommt ihm aber nie in den Kopf, daß er und seine Kinder gleichfalls Geld damit verdienen könnten. Schulen sind hier noch unentbehrlicher als in Großrußland, um die Einwohner zur Kenntniß des Bessern zu bringen, und sie zu größerer Thätigkeit zu erwecken. Die Zucht guten Rindviehes kann hier mit großem Vortheile betrieben werden: schöne Heerden von Merinos, Hornvieh und Pferden zeigen hinreichend die besondere Neigung der Kleinrussen zur Viehzucht; nur muß man ihnen noch mehr Neigung zum Ackerbau wünschen, damit sie die reichen Gaben der Natur mit größerem Nutzen als bisher verwenden.

Die donischen Kosaken sind noch weniger zum Ackerbau geneigt, und thun noch minder gern etwas, das Anstrengung erfordert; für sie ist das Angenehmste, ihre Heerden auf den weiten Steppen zu weiden, und wahrscheinlich wird noch eine lange Zeit verfließen, bis sie sich an eine andere Lebensart gewöhnen, und Ackerbau und Fabriken ergreifen. Sie haben, wie es scheint, eine besondere Neigung zur Zucht und zur Verbesserung der Racen ihrer Pferde, und dieser Zweig der Landwirthschaft ist auch das leichteste Mittel, ihren Zustand zu verbessern.

Noch mehr Zeit aber ist erforderlich, bis die Kalmücken gute Landwirthe werden. Die deutschen Colonien möchten noch das leichteste Mittel seyn, diese Periode abzukürzen.

Deutsche Colonisten.

Im Laufe meiner Reise sah ich an verschiedenen Orten deutsche Colonisten, und fand ihre Lage verschieden; ich theile darum meine

Digitized by Google

Bemerkungen über jede Colonie besonders mit, in der Ordnung, wie ich sie besuchte.

Im Gouvernement Tschernigow besuchte ich die Colonie Bielowiesh: sie liegt völlig abgesondert und ist von Kleinrussen umgeben. Alle Colonisten hier sind eifrige Ackerbauer und ihre Landwirthschaft in sehr gutem Zustande. Sie sind im Allgemeinen aufrichtige und gastfreundliche Leute, beschäftigen sich außer dem Ackerbau auch mit der Zucht vorzüglicher Pferde und anderer Viehgattungen, und schreiten je nach Maaßgabe ihrer Kräfte vorwärts. Einige Mittheilungen über die neuere bessere Landwirthschaft würden ihnen von großem Nutzen seyn, namentlich die Einführung von Futterkräutern: sie würden dann nicht nur ihre Ausgaben für das Heu ersparen, sondern könnten auch ihre Viehzucht noch weiter ausdehnen, und das von ihnen gegebene Beispiel könnte auch auf ihre Nachbarn wohlthätig wirken. Vor zwei Jahren wurden über 200 Colonisten von hier in das Gouvernement Jekaterinoslaw versetzt, und trotz dem reicht die Ausdehnung des Landes nicht mehr hin für den Wirthschaftsbetrieb derer, welche zu Bielowiesh blieben; ein etwas verbesserter Ackerbau, namentlich die Einführung von Klee und Tabak, würde ihnen weit mehr Beschäftigung geben.

Eine zweite Colonie und zwar von ganz anderer Art fand ich in der Nähe von Pultawa; sie besteht aus Tuchmachern und Webern, welche vor noch nicht langer Zeit aus Sachsen hieher kamen, größtentheils aus dem Fabrikstädtchen Krimmitschau. Aber die guten Sachsen hatten sich, wie es scheint, in ihrer Rechnung etwas geirrt: in ihren Umständen und bei ihren Capitalien können sie keine Concurrenz mit den großen Fabriken aushalten, da sie nicht im Stande sind, die von den reichen Fabricanten eingeführten theuern Maschinen und manche andere Hülfsmittel anzuwenden; darum können sich ihre Erzeugnisse auch nicht mit den Erzeugnissen der Letztern hinsichtlich der Wohlfeilheit und Reinheit der Ausrüstung messen, und sie sind durch die Noth gezwungen, sich auf die Erzeugung einfacher Soldatentücher, Flanells, grober Wollendecken u. s. w. zu beschränken. Aber um die Soldatentücher vortheilhaft abzusetzen, muß man Contracte eingehen, und dazu sind Capitalien nöthig, die sie nicht haben. Auf solche Weise häuften sich ihre Waaren an, ihr kleines Capital blieb todt liegen, und sie waren manchmal nicht im Stande, die Rohstoffe zu kaufen, so daß ihre kleinen Fabriken unthätig blieben. In ihrem Vaterland erhielten sie Arbeit von den großen Fabriken; man gab ihnen Garn, das sie zu Tuch verwoben, und so dem Fabricanten in rohem Zustande gegen gute Bezahlung zurück gaben; auf diese Art gewann der Fabricant, weil er weniger Arbeiter unterhalten mußte und bessere Arbeit erhielt, die Familie des Tuchmachers aber hatte ihr, wenn auch nicht großes, doch genügendes Auskommen. Wahrscheinlich erwarteten sie etwas ganz Anderes in der Nähe von Pultawa, denn hier wollten sie selbstständige Fabricanten werden. Es gibt indeß ein Mittel, diesen Leuten zu helfen, und vielleicht noch dazu einen gemeinsamen Vortheil daraus zu ziehen. Sie haben einen bequemen, für sie nicht allzu lästigen Absatz nöthig; zu diesem Zwecke wäre es, wie es scheint, das Beste, ihnen ein Magazin zu bauen, wo jeder dieser kleinen Fabricanten besondere Stücke hinbrächte, in dem Maaße, als sie fertig würden, und alsbald zwei Drittel des Werthes der gelieferten Waare erhielte, so daß sie sich von neuem rohe Stoffe kaufen könnten. Es versteht sich von selbst, daß man dabei auf einen möglichst baldigen Absatz aus dem Waarenmagazine bedacht seyn müßte. Die Waaren, welche ich dort sah, waren gut und dauerhaft; es fehlte ihnen etwas in der Ausrüstung, dieß ist aber bei ihrem Mangel an manchen Maschinen nicht zu verwundern. (Nach einer Bemerkung der Redaction des Journals des Ministeriums des Innern soll in dieser Beziehung bereits Vorsorge getroffen seyn.)

Die dritte Colonie, in der ich war, heißt Riebendorf, und liegt im Gouvernement Woronesh: sie ist ganz mit fleißigen Ackerbauern bevölkert, deren mit Tabak, Kohl und Kartoffeln angebaute Felder nur einen schwachen Beweis dafür liefern, daß ich sie mit Recht arbeitsam nannte. Diese Colonie besteht gleichfalls aus ehrlichen Deutschen, welche gern noch mehr thun würden, wenn sie könnten; ihre Bevölkerung aber ist schon allzu groß, denn ein Stück Land von 26 Dessätinen, das ursprünglich für Eine Familie bestimmt war, ist jetzt manchmal unter sieben Familien getheilt, denen es sämmtlich Unterhalt gewähren muß. Darum beschäftigen sich die hiesigen Colonisten größtentheils mit dem Gartenbau, der Boden wird mit der größten Anstrengung bearbeitet, liefert aber auch einen sehr hohen Ertrag. Seltsamer Weise haben sie unter den benachbarten russischen Bauern wenige oder eigentlich gar keine Nachahmer, nur einige reiche Gutsbesitzer fangen an, nach der bei den Colonisten gebräuchlichen Art Kartoffeln zu bauen. Der Pfarrer der Colonie, Heller, gibt sich Mühe, die Aufmerksamkeit seiner Pfarrkinder auch auf die Verbesserung ihrer Landwirthschaft zu richten: so wurde z. B. von ihm ein neuer, besserer Pflug eingeführt.

Die merkwürdigste Colonie ist ohne Zweifel die zu Sarepta im Gouvernement Saratow. Die Bewohner derselben zeichnen sich durch Betriebsamkeit, Fleiß und Ordnungsliebe aus; sie bestehen aus eigentlichen Herrnhutern, gewinnen ein reichliches Auskommen durch Fabrikbetrieb, und beschäftigen sich außerdem gleichsam zur Erholung mit einem sehr einträglichen Gartenbau. Ihre Fabrikerzeugnisse sind ausnehmend dauerhaft, namentlich fabriciren sie sehr gute halbseidene Stoffe und Tücher, welche sehr geschätzt sind und weit verführt werden; Senf, Zwieback u. dgl. sind gleichfalls Waaren, die man bei ihnen sucht. Ihre Wein- und Fruchtgärten können als Muster dienen, und nirgends findet man dieselben besser gepflegt, als bei ihnen. Die Schöpfräder, vermittelst deren sie das Wasser emporheben, um Weingärten, Fruchtbäume, Tabaksfelder u. dgl. zu begießen, sind zwar keine neue Erfindung, aber mit einer musterhaften Genauigkeit und Einfachheit erbaut; darum zeichnen sich auch die hiesigen Früchte so sehr durch Größe und Schönheit aus, daß ich selten ähnliche gesehen habe: die Tabaksstauden sind baumhoch und mit ungewöhnlich breiten Blättern bedeckt. Um mit der Zeit vorwärts zu schreiten, verschreibt die Brüderschaft zuweilen geschickte Meister in verschiedenen Gewerben aus Deutschland, und schickten auch ihre jungen Leute auf Reisen. Daß es hier auch Leute gibt, welche mit großer Ausdauer sich um Bildung bemühen, davon kann der Vorstand der Colonie, Hr. Zwick, als Beispiel dienen: er war ursprünglich ein Seifensieder, gewann aber schon in frühen Jahren einen Geschmack an Alterthümern, und studirte in freien Stunden mit ungewöhnlichem Fleiße Geschichte, namentlich die der goldenen Horde, welche ihren Hauptsitz nicht weit von Sarepta hatte. Mit bewundernswerthem Eifer erlernte er auch die kalmükische Sprache, und erforschte nicht nur die religiösen Gewohnheiten dieses Volkes und manche Theile seiner Geschichte, sondern sammelte auch ein vortreffliches Münzcabinet und verschiedene Ueberreste des Alterthums, so daß er in der That einen Schatz zusammenbrachte, der für die russische Geschichte von Wichtigkeit ist. Er bestimmte die Münzen sehr genau, und es fehlen darin nur wenige, um eine ununterbrochene Reihe der Beherrscher der goldenen Horde zu liefern. Die Kenntnisse Zwicks und die von ihm gesammelten Gegenstände verdienen in der That, daß man sich um ihre Erhaltung Mühe gebe.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 44.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Februar 1838.

Ausflüge in den Abruzzen.

Cicolano. — Die Heerden in den Abruzzen. — Popoli. — Pescara. — Teramo. — Der Gran Sasso. — Chieti. — Solmona. — Palena. — Die Stadt Samnium. — Isernia. — Das alte Venafrum.

Von Aquila machte ich einen abermaligen Ausflug in den District von Cicolano, da ich mir hier hinreichende Empfehlungsschreiben verschaffen konnte. Bis Civita Tommasa fuhr ich im Wagen, dann aber mußte ich zu Pferde steigen, und ein mühsamer Ritt über Berg und Thal brachte uns endlich auf einen Punkt, von dem aus man das ganze Gebiet von Cicolano übersehen kann: die seltsame Verzweigung der Berggänge, die phantastischen Formen der Kuppen und die prächtigen Wälder an den untern Berggürteln bieten ein äußerst anziehendes Schauspiel dar. Durch reich beschattete Thäler gelangten wir nach dem Dorfe Pace, das ich zu meinem Standquartier machte, von wo aus ich die verschiedenen Alterthümer untersuchte. Ganz in der Nähe finden sich Trümmer, welche der ehemaligen Stadt Suna angehören sollen, welcher Namen sich vielleicht noch in Alzana erhalten hat, wie die Stelle jetzt heißt. Sie bestehen aus drei Reihen Polygonmauern, eine über der andern, und zwischen der ersten und zweiten findet sich ein äußerst merkwürdiges Denkmal. Dieß ist ein runder, unterirdischer Bau aus der Länge nach hingelegten, ohne Mörtel an einander gefügten Steinen, von denen jede Reihe über die untere vorsteht, bis sie eine abgeschnittene Pyramide bilden, die oben durch zwei halbrunde flache Platten mit einer runden Oeffnung in der Mitte geschlossen ist, die wieder durch einen andern Stein bedeckt wird. Der Bau gleicht ganz einem Bienenstock, und man gelangt auf der einen Seite durch eine fensterartige Oeffnung hinein, durch welche auch die hineingefallene Erde herausgeschafft wurde; aber das Innere wurde noch nicht hinreichend tief ausgegraben, um die ursprüngliche Tiefe des Baues daraus abnehmen zu können; diese scheint übrigens nicht sehr bedeutend gewesen zu seyn, da der Durchmesser ganz unten nicht über sechs Fuß beträgt. Die Landeseingebornen glauben, der Bau sey eine Cisterne gewesen, auch hat man ihn schon für einen Kornbehälter angesehen; merkwürdig ist die große Aehnlichkeit mit der sogenannten Schatzkammer des Atreus zu Mycenä.

Als wir diese Ueberreste des Alterthums mit Aufmerksamkeit betrachtet hatten, schenkten wir den römischen Ruinen nur noch geringe Beachtung, und begaben uns zurück nach Pace, wo wir von zwei Brüdern, an die wir adressirt waren, mit der größten Zuvorkommenheit und Gastfreundschaft aufgenommen wurden. Am folgenden Tag besuchten wir das kleine Dorf Nesce, vielleicht das alte Nursä, dessen Alterthümer auf das ehemalige Daseyn einer bedeutenden Stadt hinweisen, aber keineswegs in ein so hohes Alter hinaufreichen, als die früher erwähnten Ueberreste. Mitten unter römischen Ueberresten jedoch findet sich ein Bruchstück einer cyklopischen Mauer von dem unregelmäßigsten ältesten Style, nicht weit davon zwei unterirdische Behälter, ähnlich dem von Suna; der eine davon ist nicht ausgegraben, aber der Deckel weggenommen, so daß man den obern Theil des innern Baues sehen kann; der andere Behälter ist mit Wasser gefüllt und wird als Cisterne gebraucht. Einige Bruchstücke von Pelzwerk sind gleichfalls sichtbar, und beweisen nebst einigen kaiserlichen Münzen, die man auffand, daß die Stadt, in ein so hohes Alter ihre Gründung auch hinaufreichen mag, doch von den Römern bedeutende Zusätze erhielt. Außer den hier aufgefundenen Ueberresten des Alterthums finden sich ähnliche am ganzen Laufe des Salto hin, so wie Brüche von einem Bogen, Wasserleitungen und häufige Spuren einer gepflasterten Straße, was beweist, daß der ganze District in einer sehr fernen Zeit reich bevölkert war.

Das Haus, wo ich zu Pace wohnte, war ausnehmend geräumig, und die meisten Dörfer des Cicolano haben ähnliche Gebäude, die dem Haupteigenthümer gehören, welcher früher gewöhnlich und auch jetzt noch häufig den Titel Baron führt. Der älteste Bruder, dem der größte Theil zugefallen war, wohnte gewöhnlich hier, hatte aber die Verwaltung seiner Ländereien an den jüngern Bruder übergeben; sie waren beide unverheurathet, und nicht mehr sehr jung, aber andere Brüder hatten Familie, wohnten anderswo, überließen jedoch ihren Antheil an den Gütern gleichfalls der Verwaltung ihres Bruders. Aehnliche Beispiele von Familieneinigkeit und Zutrauen sind fast in allen

Digitized by Google

Theilen des Königreichs häufig, und es findet ſich noch übrigens gar nicht ſelten, daß mehrere Ehepaare derſelben Familie unter Einem Dache wohnen, und in ununterbrochener Einigkeit und Freundſchaft an Einer Tafel ſich finden. Auch bemerkte ich hier dieſelbe Unterwürfigkeit der untern Claſſen gegen meine Wirthe, wie ich ſie zu Civita d'Antina beobachtet hatte. Die wohlwollende Geſinnung der Landeigenthümer ſorgte für die Bedürfniſſe der unbeſchäftigten Armen, wie für die, denen ſie ſelbſt Arbeit geben, und alle, die hungrig herkamen, erhielten Speiſe und Trank in der gaſtfreundlichen Küche, eine Gutherzigkeit, die oft das Maaß der Klugheit überſchritt, denn ich ſah häufig Leute herauskommen, die dem Wein etwas gar zu ſtark zugeſprochen hatten.

Ich bemerkte hier, wie auch ſchon mehrmals früher, daß die höhern Claſſen von Landbeſitzern in dieſem, wie faſt in allen andern Theilen von Abruzzo Secundo, Rom mehr als Neapel für ihre Hauptſtadt anſahen. Die Verbindung längs dem Laufe des Salto mit Rieti und die Nähe dieſes Orts bei der ewigen Stadt erklären dieß hinreichend. Es iſt darum ſelten, daß diejenigen, die eine Vergnügungsreiſe machen, Neapel der römiſchen Hauptſtadt vorziehen, und ich bemerkte auch, daß ſie nicht nur letztere als den Canal für alle fremden Nachrichten betrachten, ſondern auch daß alle ihre Correſpondenz in dieſer Richtung geht.

(Fortſetzung folgt.)

Die Fortſchritte der Geſellſchaft in Indien.

(Schluß.)

Gegen das Ende der zwanzig Jahre, auf welche der Freibrief des Jahres 1813 ſich erſtreckte, traten die Wirkungen des neuen Syſtems allmählich hervor. Ein Kampf zwiſchen den Conſervativen und der Bewegungspartei war vor ſich gegangen, die letztern aber hatten am Ende geſiegt, und ein entſcheidender Schritt vorwärts war geſchehen; der Unterricht hatte ſich bedeutend ausgedehnt, Schulen und Collegien waren errichtet worden, in denen die höhern Unterrichtsgegenſtände mit Erfolg gelehrt wurden, die Bemühungen der Miſſionäre der verſchiedenen Secten hatten ſich verdoppelt, die Sprache, Literatur und Religion Englands hatten zum erſtenmal Wurzel gefaßt, eine freie Preſſe war faſt mit Gewalt eingeführt worden, und ſolche weitere Schritte wurden vorgeſchlagen, die man noch wenige Jahre vorher vor den Conſervativen nicht einmal hätte erwähnen dürfen. Viele junge Hindus, welche in den Schulen und Collegien erzogen worden waren, entſagten der Religion ihrer Väter, einige nahmen das Chriſtenthum an, andere erklärten ſich für Deiſten oder Atheiſten. Sie bildeten Geſellſchaften zur Discuſſion literariſcher, philoſophiſcher und religiöſer Gegenſtände, und gaben engliſche Zeitſchriften heraus, die mit ähnlichen Werken europäiſcher Herausgeber in Concurrenz traten. Der alte Aberglauben ward angegriffen und vertheidigt, die Preſſe wurde von allen Parteien zu Hülfe gerufen, und außer andern Schriften erſchienen in Calcutta nicht weniger als ſieben Zeitungen in einheimiſchen Sprachen.*) Eine ſehr wichtige Aenderung ging jetzt zugleich vor, nämlich die Einführung des Engliſchen ſtatt des Arabiſchen und Sanskrit in den Collegien und Schulen für den höhern Unterricht; dadurch wurde das Wiſſen Europa's mit einem Mal einer ſehr bedeutenden Zahl eingeborner Jünglinge eröffnet, es that raſch ſeine Wirkung und überzeugte ſie von der Abgeſchmacktheit ihres ehemaligen Glaubens. Kenntniſſe wurden dadurch in einem viel weitern Umkreiſe verbreitet, der Geſchmack an engliſcher Sprache ſtieg unter der einheimiſchen Bevölkerung, und ſelbſt jenſeits der Gränzen des brittiſchen Gebiets an den Höfen der eingebornen Fürſten wurde die engliſche Sprache allmählich erlernt, und das Mittel des diplomatiſchen Verkehrs, wie es das Perſiſche unter den Mogolkaiſern geweſen war.

Zwei ſehr unpolitiſche Maaßregeln, die Einführung einer Stempelabgabe und die Verminderung des Soldes der Officiere, erzeugten ein bedeutendes und allgemeines Mißvergnügen in Bengalen, und dieſe Maßregeln wurden mit einem in jenem Lande bisher unbekannten Grade von Kühnheit angegriffen. Ehe noch dieſes aufgeregte Gefühl ſich gelegt hatte, trat der Zeitpunkt ein, wo die Erneuerung des Freibriefs der Compagnie das Parlament beſchäftigen ſollte; Europäer und Eingeborne, die noch unter den letzten Anordnungen ſchmerzlich litten, vereinigten ſich, um einigen Schutz ihrer Intereſſen und ihrer Rechte für die Zukunft zu begehren, und ſchickten zu dem Ende John Crawford, ehemaligen Geſandten in Siam, nach London, um dort ihre Intereſſen zu vertreten. Die Oſtindier, wie man ſie manchmal nennt, oder die Indobritten, eine zahlreiche und achtungswerthe Claſſe, die Abkömmlinge europäiſcher Väter und indiſcher Mütter, ſchickten gleichfalls einen Agenten nach England, um vorzuſtellen, wie ungerecht es ſey, ſie unter das Geſetz der Hindus oder der Muhammedaner zu ſtellen, da ſie doch der Religion nach Chriſten, der Erziehung und den Sitten nach aber wahre Europäer ſeyen. Die Unterſuchung der indiſchen Angelegenheiten durch das Parlament dauerte zwei oder drei Jahre, brachte viele verkehrte Maaßregeln und begangene Ungerechtigkeiten ans Licht, und regte die Hoffnung an, daß die Unterſuchung zu einer wirkſamen und radicalen Reform führen würde. Während die Unterſuchung vor ſich ging, und ehe noch die Bedingungen des neuen Freibriefs in Ordnung waren, ging ein Geſetz durchs Parlament, das die Eingebornen Indiens berechtigte, als Geſchworne zu ſitzen und Magiſtrate zu werden, woraus man ſchloß, daß der Freibrief der Bank, wenn er überhaupt erneuert werde, nicht minder freiſinnig ausfallen würde. Fünfzig Jahre lang waren die Eingebornen praktiſch von allen magiſtratiſchen Aemtern ausgeſchloſſen geweſen, und ſie fühlten dieſe Entbehrung tief, nicht nur als eine Erniedrigung in den Augen ihrer eigenen Landsleute, ſondern auch, weil ſie dadurch häufig der Laune und Anmaßung der Compagniediener ausgeſetzt waren. So wurde die Erwartung lebendig erhalten, daß

*) Ueber den Werth dieſer Fortſchritte ließe ſich Manches ſagen, die Wirkung derſelben aber auf ein ſo großes Land wie Hindoſtan möchte fürs erſte ſo gut wie Null ſeyn. A. d. R.

Digitized by Google

die neue Anordnung nicht nur die frühern Mißbräuche abstellen, sondern auch mit Bezugnahme auf die veränderte Stellung Indiens und den Wechsel, der dort mit raschen Schritten vor sich ging, Vorsorge für die Zukunft treffen würde. Bitter fühlte man sich darum getäuscht, als die Bedingungen bekannt wurden, unter denen der Freibrief der Compagnie erneuert worden war. Es war, wie man es auch im Parlament erklärte, eine Uebereinkunft zwischen der englischen Regierung und der ostindischen Compagnie, eine Uebereinkunft, wobei nur englische Interessen und englische Parteien zu Rathe gezogen, die Interessen Indiens aber vernachlässigt oder aufgeopfert wurden, um die Englands zu sichern. Die neue Charte beraubte die ostindische Compagnie ihres Handels, wovon nur noch der mit China für sie einen Werth hatte. Dieß war Alles, was die Compagnie aufgab, während sie auf der andern Seite für alle frühern Sünden volle Verzeihung erhielt, alle ihre Rechnungen für gültig anerkannt, ihre Herrschaft über Indien nebst dem Recht der Stellenbesetzung auf 20 Jahre verlängert, die Schulden, die sie gemacht hatte, und welche etwa 20 Millionen Pfund Sterl. betrugen, Indien aufgebürdet wurden, von dessen Einkünften ebenfalls die Dividenden ihrer Actien zu 10½ Proc. erhoben werden sollten. Die Lasten Indiens wurden ferner vermehrt durch die Errichtung einer vierten Präsidentschaft oder Regierung, einer kostspieligen Gesetzcommission und zweier neuer Bisthümer mit einer zahlreichen Geistlichkeit.

Nach dem neuen Freibrief durften Europäer in Indien wohnen und Land besitzen, und alle eingebornen Unterthanen des Königs sollten zu Regierungsstellen wählbar seyn. Dieß sind allerdings einige wichtige Punkte, insofern eine bloße Erklärung der Rechte überhaupt genügen kann, um sie aber wahrhaft wohlthätig zu machen, muß man auch Vorkehrungen treffen, sie ins Leben einzuführen, denn aus Mangel an entsprechenden Maßregeln blieben diese Rechte beinahe ganz ohne Wirkung. Europäer werden sich nicht in Indien ansiedeln, ehe nicht Personen und Eigenthum durch gerechte und billige Gesetze gehörig geschützt sind, und die Erklärung, daß die Eingebornen auf alle Aemter ein Recht haben, ist völlig nutzlos, so lang die ostindische Compagnie alle Stellen besetzen darf. Das Volk in Indien sah die Regierung mit neuen und größern Gewalten ausgestattet, ohne ein Organ, seine Wünsche und Interessen auszudrücken. Die königlichen Gerichtshöfe, welche ausdrücklich errichtet worden waren, um die Eingebornen gegen die Willkür der Compagnie zu sichern, wurden ihrer Macht entkleidet, und das Land, das schon unter schweren Abgaben litt, noch mit neuen, starken Ausgaben belastet, und sein Handel und seine Manufacturen, welche durch eine Begünstigung englischer Interessen schwer gelitten hatten, blieben auch jetzt ohne Schutz. Unter diesen Umständen war es nicht zu verwundern, daß die Bewohner von Calcutta eine Petition an das Unterhaus richteten, die jedoch ohne Erfolg blieb. Eben so umsonst wurden der Regierung selbst Vorstellungen gemacht, und das Mißvergnügen stieg noch durch eine Parlamentsacte vom J. 1836, wodurch alle Streitigkeiten an die Gerichtshöfe der Compagnie verwiesen und die Appellation an die königlichen Gerichtshöfe abgeschnitten wurde. Man hätte zuerst die Gerichtshöfe der Compagnie reformiren sollen, da diese wegen Bestechlichkeit ihrer Beamten und der unendlichen Zögerungen in ihrem Verfahren berüchtigt sind, und deren Richter im Allgemeinen sich nicht durch Geschicklichkeit und Eifer auszeichnen. Dieß veranlaßte eine große Versammlung in Calcutta, in Folge deren Vorstellungen an den Rath der Directoren und eine Petition ans Parlament beschlossen wurde, um das Recht der Apellation an die königlichen Gerichtshöfe wieder zu erhalten, bis ein allgemeiner Gerichtscodex ausgearbeitet seyn werde. Um dieß zu betreiben, wurde ein Hr. Turton, Advocat an dem hohen Gerichtshof von Calcutta, nach Europa gesendet, und ist vor Kurzem daselbst eingetroffen. Es ist eine wichtige Aenderung allmählich unter Hindus und Muhammedanern eingetreten, welche mehr und mehr ihre alten Vorurtheile abzulegen und die Vortheile der Civilisation zu schätzen scheinen. Alte Indier, d. h. solche, welche vor zehn oder zwanzig Jahren Indien verließen, würden es für völlig fabelhaft halten, wenn man ihnen auseinandersetzen wollte, welche Fortschritte die Bewohner Indiens in neuerer Zeit gemacht haben; die einzige Antwort für diese Skeptiker ist eine Hinweisung auf Thatsachen und auf die Aussagen glaubwürdiger Augenzeugen.

Ueber die Mysterien der Kabiren.

Es scheint gegenwärtig Mode zu seyn, eine Menge bisher unerklärter Alterthümer auf celtische Sprache und Völker zurückzuführen; so las kürzlich in der königlich irischen Akademie ein Mitglied, Sir William Betham, ein Memoire vor, worin er seine Ansicht aussprach, das Wort Kabiri bedeute in celto-phönicischer Sprache „Bund der Wissenschaft," und dieser Bund der Wissenschaft habe vier Grade oder Stufen der Einweihung gehabt. Nach den Angaben des Genannten entstand diese Gesellschaft bei den Phöniciern, und blieb lange Zeit auf dieses Volk und seine Colonien beschränkt; die Kunst der Seeschifffahrt, des Bergbaues, die Wissenschaft der Astronomie u. dgl. seyen in mystische Fabeln und Allegorien gehüllt gewesen, um sie vor dem gemeinen Haufen zu verbergen; aus diesen Fabeln und Allegorien stamme das alte System der Mythologie bei den Griechen und Römern. Der genannte Bund der Wissenschaft soll in einer sehr frühen Zeit der phönicischen Geschichte entstanden seyn, und gewissermaßen einen Theil der Politik dieses Volks ausgemacht haben, um die Welt über ihre ausgedehnten Operationen in Handel, Schifffahrt und Bergbau in Unwissenheit zu lassen. Durch diese Mittel sey es gelungen, die ausschließliche Herrschaft der Meere und den gesammten Handel sich für Jahrhunderte zu sichern. Die Entdeckung, daß die celtische und phönicische Sprache ursprünglich Eins gewesen seyen, habe zu der zweiten Entdeckung geführt, was es mit den eingebildeten kabirischen Gottheiten eigentlich für eine Bewandtniß habe.

Chronik der Reisen.

Reise des Dorpater Professors Schmalz durch die Colonien in Rußland.

Deutsche Colonisten.

(Fortsetzung.)

Die Colonien zwischen Kamyschin und Saratow auf dem rechten Wolga-Ufer sind namentlich von deutschen Landleuten bevölkert, von

denen aber viele sich nur mit dem Weben von Baumwollenzeugen halbseidenen Stoffen und Leinwand beschäftigen. In dieser Beziehung hat namentlich das Beispiel von Sarepta auf sie eingewirkt. Da diese Colonisten sich größtentheils mit Ackerbau und nur zum Theil mit Viehzucht beschäftigen, und dabei die Volkszahl anwuchs, so haben sie jetzt mehr Arbeiter unter sich, als sie eigentlich zum Betriebe der Landwirthschaft bedürfen. Darum haben sich sehr vernünftiger Weise einige von ihnen mit der Weberarbeit beschäftigt, während sie im Fall der Noth auch bei landwirthschaftlichen Arbeiten mithelfen können. — Die Versuche mit dem Tabaksbau zeigten sich, wie man sagt, bei ihnen nicht günstig. Die Kartoffel gedeiht überall gut, nur wissen sie nicht den gehörigen Vortheil daraus zu ziehen, und bauen sie darum auch nur in geringer Menge. Die Verbesserungen in der Landwirthschaft sind auch hier schwach; könnten diese Colonisten jetzt ihre Landsleute, die Sachsen und Preußen, sehen, so würden sie nicht weniger staunen, welche Vortheile diese Letztern aus dem Bau von Klee, Kartoffeln u. s. w. ziehen. Jetzt beklagen sie sich nur über Mangel an Boden, und behaupten, sie könnten nicht alle ihren Unterhalt darauf finden, aber diese Klagen würden ohne Zweifel aufhören, wenn sie ihr Land mit größerem Vortheil als bisher zu bebauen wüßten. Bei ihrem angebornen Fleiße würden sie gern Verbesserungen annehmen, sobald sie nur zu ihrer Kenntniß gelangen. Eine neu errichtete Runkelrüben-Zuckerfabrik wird wahrscheinlich bedeutenden Vortheil gewähren, denn sie bedarf einer großen Menge Rüben, welche die Colonisten bauen und ihr liefern müssen. Es wäre zu wünschen, daß auch andere ähnliche Fabriken entstünden, welche die rohen Landeserzeugnisse in Waaren verwandelten, die zum Absatze dauerner wären. So könnte man z. B. aus den Kartoffeln Branntwein, Stärke u. dgl. erzeugen, und durch einen erweiterten Anbau von Oelpflanzen den Oelmühlen mehr Beschäftigung geben; viele Oelpflanzen würden hier sehr gut gedeihen. Vor Allem aber ist nöthig, die Colonisten einigermaßen mit diesen Gegenständen bekannt zu machen.

Die Colonie Jagodnaja dolina (Beerenthal), welche aus drei Dörfern besteht, liegt auf der Bergseite (der Wolga) neben dem Wege nach Penza. Sie scheint nicht so reich, wie die vorigen, obwohl die Einwohner augenscheinlich sehr fleißig sind, und Kartoffeln, Hanf und Tabak in bedeutender Menge bauen. Jedenfalls ist die Lage dieser Colonie schlechter, als die der andern. Die Colonisten müssen für Weide und Wiesen einen hohen Pacht zahlen, denn das ihnen angewiesene Land ist gleichfalls unzureichend für ihre jetzige Bevölkerung. Sie verdienen eine besondere Aufmerksamkeit, theils wegen ihrem ausgezeichneten Fleiße, theils weil sie von den andern sehr entlegen sind.

Auf der Wiesenseite bemerkt man mehr Wohlhabenheit und Betriebsamkeit, als auf der Bergseite; dazu trägt wahrscheinlich der reiche Boden und die schönen Wiesen bei. Hier trifft man namentlich sehr schönen Tabak, mit dessen Behandlung sich eine Menge Weiber und Kinder beschäftigt; die Männer in der Volkskraft des Alters bauen die Steppenfelder, die oft gegen fünfzig Werste von den Wohnungen entfernt liegen, und gewinnen hier einen ausgezeichneten Frühweizen, wie ich ihn sonst nirgends sah. Im Nothfall herrscht in diesen Colonien eine Thätigkeit und eine Vereinigung der Kräfte, welche Aufmerksamkeit verdienen. Ich war gerade hier, als man die Tabaksblätter abnahm und an Fäden anreihte. Zu dieser Zeit muß man sich sehr beeilen, damit der Tabak nicht an Quantität und Qualität verliere; denn wenn er in der heißen Jahreszeit auch nur einen Tag zu lange am Strauche bleibt, so verliert er bedeutend an Güte, und wenn man ihn nur einige Stunden zu lange in Haufen liegen läßt, so geht er ganz zu Grunde, oder geht zum mindesten stark in Fäulniß über. Ueberdieß eilt es auch in derselben Zeit mit dem Weizen, den man gleichfalls schnell einsammeln muß, sonst fallen die Körner aus, oder verfaulen. Darum gehen zu dieser Zeit alle jungen Männer und erwachsenen Mädchen auf die Steppenfelder, und lassen den Tabak in den Händen der Weiber und Kinder, welche Tag und Nacht mit der größten Anstrengung arbeiten, bis sie sämmtliche Blätter zum Trocknen aufgehängt haben. Hier sieht man, was ein arbeitsliebendes Volk thun kann. Wie diese Leute sich bemühen, vorwärts zu kommen, da, von sah ich während meines kurzen Aufenthalts unter ihnen einige Beispiele: eine sehr verständige Frau, die Gattin des Obervorstehers Rottermell, im Kreise von Katharinenstadt, unternimmt schon seit einigen Jahren sehr merkwürdige Versuche hinsichtlich der Erzeugung der besten Sorten von Tabak. Der Dorfvorsteher Asmus in Katharinenstadt beschäftigt sich thätig mit der Seidenzucht, und hat verschiedene Versuche hinsichtlich der Pflege der Maulbeerbäume angestellt. Eben damit beschäftigt sich auch der Ortsvorsteher Recke in Schafhausen. Viele Colonisten machten Versuche in Betreff des Anbaues mehrerer Fruchtgewächse und Obstarten.

Die Zucht von Merinoschafen gelingt hier nicht, und würde vielleicht besser von den Colonisten ganz aufgegeben. Die Hauptursache des Nichtgelingens besteht darin, daß die Heerden der ganzen Gemeinde gehören, und jeder Colonist verpflichtet ist, sie mit Futter zu versorgen; dieß thun die Colonisten sehr ungern, weil ihnen bisher die Heerden nicht den geringsten Vortheil gebracht haben. Die Theilhaber haben also bis jetzt nur Kosten gehabt, ohne etwas einzunehmen, und sie kümmern sich deßhalb nichts um die Schafe, und geben ihnen oft das schlechteste Futter. Uebrigens weiß hier fast niemand recht mit Merinoschafen umzugehen; alle in den Colonien von Saratow zerstreuten gemeinsamen Merinoheerden werden nur dann einen Vortheil abwerfen, wenn sie in die Hände von Einzelnen übergehen; die jetzigen gemeinsamen Heerden haben unter den Colonisten ein Vorurtheil gegen Merinoschafe erzeugt, welches nicht anders wieder verschwinden kann, als vielleicht durch die Unterhaltung einer eigentlichen Musterheerde. Auf ähnliche Weise hat auch die Seidenzucht bis jetzt noch keinen sonderlichen Erfolg unter den Colonisten gezeigt, weil die Maulbeerbäume immer noch der ganzen Gemeinde, nicht aber einem Einzigen gehören.

Die Colonisten haben gar kein bestimmtes Ackerbausystem, und halten sich an eine freie Wirthschaft: sie düngen den Boden nur für Tabak, säen den Boden einigemal mit Getreide an und lassen ihn dann wieder brach liegen. Viele verfahren auf folgende Weise: den mit Gras bewachsenen Boden pflügen sie im Frühjahr um und lassen ihn in diesem Zustande bis zum folgenden Frühjahr, wo Alles verfault ist und die umgepflügten Gräser völlig verfault sind; dann pflügen sie den Boden noch ein- oder zweimal um und säen Frühweizen. Im Herbste pflügen gute Landwirthe die Wurzeln um, pflügen ihn im folgenden Frühjahr noch einmal und säen neuerdings Weizen. So verfahren sie zuweilen auch im dritten Frühjahr, und dann lassen sie das Feld brach liegen, während welcher Zeit es ein- oder auch zweimal umgepflügt wird. Wenn bei der letzten Weizenernte der Boden sich noch nicht erschöpft gezeigt hat, so säen sie nach der Brache wieder Weizen, im entgegengesetzten Fall aber Gerste oder Hafer. Dann bleibt das Land einige Jahre als Weide liegen, damit es, wie die Colonisten sagen, wieder neue Kräfte sammle. Verständige Landwirthe geben zu, daß die Ernte bedeutender ausfallen würde, wenn man auch das zum Kornbau bestimmte Land düngte, sie behaupten aber, dieß sey ihnen nicht möglich, weil ihnen Stroh und Mist zur Feuerung unerläßlich seyen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 45.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Februar 1838.

Die Barbareskenstaaten.

Marokko.

Man muß die Reisen und Plane des Renegaten Ali-Bei kennen, um den ganzen Abgrund von Schwäche und Verworfenheit der marokkanischen Regierung glaublich zu finden; man muß seine Plane, die er unter dem Friedensfürsten und mit dessen Begünstigung gegen das marokkanische Reich schmiedete, gelesen haben, um zu begreifen, was Ein muthvoller Mann gegen einen solchen Staat wagen kann; dann wird man auch die Behauptung unterrichteter Franzosen, Abdel-Kader strebe nach der Eroberung Marokko's, wie nach der von Constantine und Tunis, nicht mehr übertrieben, sondern wahrscheinlich finden. Furcht ist die Grundlage aller politischen Handlungen der marokkanischen Regierung, denn ihre ganze Politik im Innern besteht darin, durch die Eifersucht der verschiedenen Volksstämme unter einander zu herrschen, und diese Stämme werden dann auch, so oft es irgend angeht, auf die sonderbarste Weise aus dem Süden nach Norden, und aus Norden nach Süden versetzt, damit sie, fremd in ihrem neuen Wohnplatz und in ihren Umgebungen, weniger leicht mit ihren Nachbarn sich verständigen. Die Bevölkerung ist ein Amalgam von Berbern, Arabern, Mischlingsracen und Negern, die jährlich in großer Zahl aus dem Süden kommen, und aus denen die Leibwache des Regenten recrutirt wird. Hier, wie in der ganzen Berberei, mögen sich Araber und Berbern so ziemlich die Wage halten, an manchen Orten sogar letztere überwiegen. Hier hat der Regent keine Wahl, als der Stammfeindschaft die Religionseinheit entgegenzusetzen, und wie man im Mittelalter die Dynastien der Almohaden und Almoraviden ihre weltliche Herrschaft auf die geistliche gründen sah, so in neuerer Zeit die Kaiser von Marokko mit ihrem auf eine geistliche Herrschaft deutenden Sherifftitel. In dieselben Fußtapfen tritt Abdel-Kader, und wird gleichfalls sein Ziel mit unfehlbarer Sicherheit erreichen, falls ihn nicht der Tod zu früh auf seiner Laufbahn dahin rafft.

Ueber die Verhältnisse der marokkanischen Regierung zu Abdel-Kadern und zu Frankreich sind wir sehr im Dunkeln; wenn aber speciell nichts darüber bekannt gemacht wurde, so geben doch die Lage der Dinge und einige abgerissene Nachrichten im Allgemeinen hinreichenden Aufschluß. Seit der Eroberung Algiers ist Furcht vor Frankreich die herrschende Stimmung am Hofe von Marokko. Die Schnelligkeit, womit die fast für unüberwindlich gehaltene Macht der Türken in Afrika von den Franzosen über den Haufen geworfen wurde, flößte einen panischen Schrecken ein, und Abdel-Kader, der den Franzosen die Spitze zu bieten wagte, ward als der Retter des Islams begrüßt, und als die einzige Hülfe gegen den drohenden Eroberungsgeist der Franzosen. Unterhändler zwischen Abdel-Kader und dem Hofe von Marokko gingen geschäftig hin und her, und der erstere erhielt Unterstützung an Waffen und Munition, so viel die Furcht vor Frankreich der marokkanischen Regierung nur immer gestattete; denn mehr als Einmal schickte die französische Regierung in der Person eines Obersten, Namens Delarue, einen Unterhändler an sie, welcher vermuthlich, so oft die marokkanische Hülfe etwas zu entschieden auftrat, mit feindlichen Maaßregeln drohte.

Diese Furcht vor Frankreich scheint die marokkanische Regierung gegen die Plane Abdel-Kaders gänzlich blind zu machen: sie wird ihn unterstützen, bis er so erstarkt ist, daß er ihr selbst furchtbar wird. Abdel-Kader hat kein besonderes Interesse, die Franzosen ganz aus Afrika verdrängt zu sehen; was kann es ein so sehr auf das innere Land angewiesenes Volk, wie seine Araber, kümmern, wenn Frankreich in Algier, Oran, Bona u. dgl. eine Rolle spielt, wie sie Spanien Jahrhunderte lang in Oran spielte; ein solcher Feind kann ihm vielmehr nur gegen seine Widersacher im Innern nützlich seyn. Erhält sich die Stellung Abdel-Kaders in dieser Art, daß er die Araber durch die Macht der Nationalität beherrscht, die Berberstämme aber durch die Macht der Religion und den Haß gegen die ungläubigen Fremden, dann muß man gewärtig seyn, daß eine neue Periode von moslemitischem Fanatismus anbricht, in welcher auch die altersschwache marokkanische Dynastie untergeht.

Digitized by Google

Ausflüge in den Abruzzen.

Cicolano. — Die Heerden in den Abruzzen. — Popoli. — Pescara. — Teramo. — Der Gran Sasso. — Chieti. — Solmona. — Valena. — Die Stadt Samnium. — Isernia. — Das alte Venafrum.

(Fortsetzung.)

Ich verließ Cicolano nach einem kurzen Aufenthalt von zwei Tagen, und kehrte nach Aquila zurück, um nach Teramo zu gehen. Eine Reise quer über die Berge hätte mich in einem Tage dahin geführt, aber meine angegriffene Gesundheit und die, obwohl wahrscheinlich übertriebenen, Schwierigkeiten des Wegs schreckten mich davon ab, und veranlaßten mich, den bequemern, aber weitern Weg über Popoli, Chieti und Pescara zu nehmen. Wenn man bei Aquila den Berg hinab gestiegen ist, läuft der Weg in südlicher Richtung mitten durch die weite Thalebene, welche sich fast bis Popoli erstreckt. Dieser Landstrich wurde einst fast ausschließlich zum Safranbau benützt, welches Erzeugniß vor einiger Zeit einen der Hauptausfuhrartikel der Provinz bildete. Concurrenz aus andern Theilen Europa's und mehrere andere, größtentheils locale Ursachen haben diesen Zweig des Ackerbaues sehr herabgebracht, er wird jedoch immer noch in den höher gelegenen Theilen des Aquilathals betrieben, welche ganz gegen meine Erwartung dem Wachsthum und der Qualität dieser Pflanze günstiger sind, als die ebenen feuchten Wiesen am Fluß. Einer der breiten Tratturos oder Viehpfade läuft in gleicher Linie mit der großen Straße nach Aquila, und ich war so glücklich, eine dieser langen Heerdereihen zu sehen, die über eine halbe Stunde langsam an meinem Wagen vorüberzog. Ein Hirte steht an der Spitze jeder Abtheilung, die er besonders zu beaufsichtigen hat; bewaffnet mit seinem Krummstab, geht er einige Schritte vor seiner Heerde voraus, gefolgt von einem alten Stör, Il Manso, der Zahme oder Abgerichtete, genannt. Die Schafe gehen je zu zwölfen in einer Reihe, und jede Abtheilung ist von sechs oder acht Hunden begleitet, die auf allen Seiten vertheilt sind. Die Schönheit und Gelehrigkeit dieser Thiere, welche gewöhnlich weiß sind, ist oft beschrieben worden; sie verhalten sich ganz ruhig, so lang man die ihrer Aufsicht untergebenen Thiere unbelästigt läßt; bei Nacht aber werden sie so wild, daß es gefährlich wäre, sich der von ihnen bewachten Heerde zu nähern. Die Ziegen, welche im Vergleich zu den Schafen in geringer Zahl und gewöhnlich schwarz sind, schließen den Zug und zeigen ihre höhere Klugheit, indem sie sich alsbald niederlegen, sobald nur für einen Augenblick Halt gemacht wird. Die Kühe und Stuten ziehen in abgesonderten Schaaren.

Eine gewisse Anzahl dieser Heerden, gewöhnlich diejenigen, welche Einem Eigenthümer gehören, stehen unter der unmittelbaren Aufsicht und Leitung eines Fattore, welcher sie zu Pferde begleitet, mit einer Flinte bewaffnet, und besser gekleidet ist als die Hirten, welche Sommer und Winter eine große Jacke aus Schaffellen tragen. Diese Fattores sind alle aus Abruzzo, da nie ein Apulier dieses Geschäft übernimmt; die erstern gelten wegen ihrer besondern Gewohnheiten und vieljährigen Erfahrung als besonders geeignet zur Beaufsichtigung des Viehes, so daß alle Stallknechte der Hauptstadt aus diesen Provinzen oder dem anstoßenden Molise sind. Außer diesen besondern Eigenschaften gelten sie auch für ungemein mäßig und ehrlich. Wenn man sie als Hirten und namentlich auf der Wanderung sieht, so zeigen ihre Gesichter fast unwandelbar den Ausdruck von Sanftmuth und Scharfsinn, von tiefem Ernst und leider auch von Trauer begleitet; denn der ganze Zug, Thiere sowohl wie Menschen, legen auf ihren langweiligen Fahrten eine eigenthümliche Niedergeschlagenheit an den Tag. Der langsame Zug und die Spuren von Erschöpfung, welche nach einer mehr als monatlichen Reise nur allzu sichtlich sind, mögen dieß genügend erklären. Die Thiere leiden, bis sie ihren Sommeraufenthalt erreichen, sehr durch Hitze und nicht minder durch Lahmheit, die, wenn sie einmal einen gewissen Grad erreicht hat, bald tödtlich wird; ich sah ein Maulthier, das keine andere Last trug, als die Felle derer, die auf diese Weise umgekommen waren. Mehrere andere Lastthiere folgen dem Zug der Heerden, beladen mit manchen Nothwendigkeiten für sie und ihre Führer: diese bestehen in Netzen und Stangen, um Nachts die Hürden aufzustellen, den groben Zelttüchern für die Hirten und Geräthschaften zum Melken und Auskochen der Milch. Auch finden sich darunter einige tragbare Stühle von sehr sinnreicher, obwohl einfacher Bauart aus den Stängeln des riesenhaften Fenchels, der sich durch seine leichte und feste Textur auszeichnet. Das Vieh, dem ich in der Nähe von Aquila begegnete, war noch zwei Tagmärsche von seinem Bestimmungsort entfernt, der gewöhnlich in einem Thale an den niedern Seiten der Bergketten ist, jedoch hoch genug, um ein frischeres und reichlicheres Gras und eine kühlere Temperatur zu gewähren. Je größer die Sommerhitze wird, desto höher steigen sie hinauf, bis sie die höchsten Punkte erreichen, wo der Schnee drei Viertheile des Jahrs hindurch liegen bleibt. Hier sind große Striche des schönsten Weidelandes, Bäche des hellsten und reinsten Wassers und schattige Wälder von großer Ausdehnung, in denen sie den Ueberrest des schönen Wetters hindurch bleiben.

Die höchsten und unzugänglichsten Striche des Gebirgs, welche fast den ganzen Boden von Abruzzo Ultra secunda einnehmen, sind die Schauplätze, welche die Natur ausdrücklich für den Sommeraufenthalt dieser unermeßlichen Heerden bestimmt zu haben scheint. In Abruzzo Citra oder der Provinz Chieti, wie sie auch heißt, finden sich keine ähnlichen Weiden, obgleich es auch hier nicht an bergigen Strichen fehlt, und nur wenige gibt es in Abruzzo Ultra Prima, obgleich diese den Ostabhang und die ausgedehnten Verzweigungen des Königs der Berge, des Gran Sasso, einschließt.

Die Pfade, denen die Heerden in ihren jährlichen Wanderungen von und nach Abruzzo folgen, sind breite auf dem Rasen bezeichnete Wegspuren, die mit großer Sorgfalt unterhalten werden. Unter dem allgemeinen Namen Tratturo delle pecore beginnen sie in der Provinz Capitanata oder Puglia piana, und laufen eine Zeitlang parallel mit einander, bis sie die anstoßende Provinz Molise erreichen, in deren höhere Striche einige hinaufführen, da mehrere Berge darin, namentlich der Matese,

Digitized by Google

auch eine Sommerweide bieten. Die andern Viehpfade führen dem adriatiſchen Meere parallel fort, durchſchneiden einander zuweilen, und führen endlich auf verſchiedenen Verzweigungen nach Abruzzo Ultra, wie oben erwähnt wurde. Dieſe Sitte führt auf Fragen von äußerſter Wichtigkeit für die Landbeſitzer und Bewohner dieſer Provinzen, ſo daß man ſich nicht wundern darf, daß ſie mit ſehr geringen Veränderungen ſeit der Römerzeiten beſtand, und in verſchiedenen Perioden die Aufmerkſamkeit der aufgeklärteſten Fürſten und Staatsmänner auf ſich zog. Alfonſo von Aragonien war der erſte, der durch Aufſtellung unwandelbarer Geſetze und Anordnungen über die Art des Viehtriebes der Krone ein bedeutendes Einkommen ſicherte, und zugleich die Rechte und Vortheile der Heerdenbeſitzer aufrecht erhielt. Von dieſer Zeit an wurden alle in Apulien verwilligten Ländereien mit der Verpflichtung belaſtet, daß man ſie den Winter über den Heerdenbeſitzern aus den Abruzzen vermiethen ſolle. Da dieß als Geſetz feſtgeſtellt war, fanden es die Landbeſitzer nicht nur vortheilhafter, ſondern auch nothwendig, ſelbſt Heerdenbeſitzer zu werden, damit ihre Heerden an dem Vortheil der Sommerweide mit Antheil nehmen könnten. Es iſt gewiß ein merkwürdiger Umſtand, daß das Klima und die geologiſche Bildung der beiden einander ſo nahe und an derſelben Küſtenlinie liegenden Diſtricte ſo weſentlich von einander verſchieden ſind, daß die eine große Viehheerden nicht im Sommer, die andere nicht im Winter unterhalten kann. Es iſt zu bemerken, daß die von König Alfonſo feſtgeſetzten Beſtimungen ganz zum Vortheil der Landeigenthümer in den Abruzzen waren, welche völlig frei und keine Pächter der Krone ſind, doch aber die im Sommer gewonnene Weide nicht anders benützen können, während die apuliſchen Ebenen hinlängliche Fruchtbarkeit haben, um die leichte Arbeit verſchiedener Arten von Anbau zu belohnen. Während der franzöſiſchen Beſetzung des Königreichs herrſchte ein minder parteiiſches Syſtem, die Beſchränkung der Apulier hinſichtlich ihres Landbaues wurde aufgehoben, und ſie dadurch in Stand geſetzt, den Boden umzupflügen und Korn und Baumwolle zu erzeugen; dieſe warfen einen bedeutenden Gewinn ab, ſo lange die friſche Fruchtbarkeit eines neu umgebrochenen Bodens anhielt und ſie ihre Producte ohne Concurrenz abſetzen konnten. Die Fruchtbarkeit hörte aber nach und nach, der Ausſchluß der Concurrenz mit dem Continentalkrieg auf, und nun zeigte es ſich, daß der Landbeſitzer in den Abruzzen, der keine Erwerbsquelle als ſeine Heerden hatte, durch die Aufhebung des alten Syſtems ruinirt war, der apuliſche Eigenthümer aber nur einen temporären Vortheil über ſeinen Nachbar errungen hatte, und die Erneuerung der alten Geſetze noch am erſten ein richtiges Verhältniß zwiſchen beiden herſtellen konnte. König Ferdinand I ſetzte bald nach ſeiner Rückkehr aus Sicilien eine Commiſſion nieder, welche die Klagen der Abruzzeſen in Betracht ziehen, die den Apuliern hinſichtlich ihres Landbaues bewilligte unbeſchränkte Freiheit dagegen abwägen, und eine der Wohlfahrt von beiden entſprechende Einrichtung treffen möchte. Das alte Geſetz ward ſo ziemlich in ſeinen urſprünglichen Formen wieder hergeſtellt, den Apuliern jedoch geſtattet, ein Drittheil ihrer von der Krone verliehenen Ländereien nach Gefallen anzubauen; der Ueberreſt mußte jedoch für den Winterunterhalt des Viehs beſtimmt bleiben. Dieß hat den Abruzzeſen wieder den Weg zu ihrer frühern Wohlfahrt geöffnet, aber die Heerden, die durch die obenerwähnten Urſachen bedeutend gelitten hatten, konnten noch nicht die urſprüngliche Zahl wieder erreichen. Die Apulier haben gar keinen Antheil mehr an den Viehheerden, und obwohl ſie ein Drittel ihrer Ländereien nach Gefallen anbauen dürfen, und ſicher ſind, den Ueberreſt während des Winters verpachten zu können, ſo iſt doch der Ertrag der Ländereien durch die Verminderung der Heerden dermaßen gefallen, daß ſie im Grunde den Schaden allein tragen. Vor dem Jahre 1800 rechnete man die Zahl der Schafe allein, welche von Apulien nach Abruzzo und wieder zurückzogen, auf mehr als eine Million, jetzt aber wenig mehr als eine halbe, wovon etwa 60,000 zur Ueberwinterung nach der römiſchen Küſte ziehen, und eine kleine Anzahl in den geſchützteren Theilen von Abruzzo bleibt; dieſe letztern heißen Pagliarde, und werden theils geſchlachtet, theils ihre Milch zu Wirthſchaftszwecken benützt. Man rechnet, daß etwa 5000 Menſchen bei dieſen Viehheerden Beſchäftigung finden.

(Fortſetzung folgt.)

Stockſtreiche bei den Chineſen.

Davis erwähnt in ſeinem bekannten Werke über die Chineſen hierüber Folgendes: Das gewöhnlichſte Strafwerkzeug iſt der Bambusſtock, deſſen Länge und Dicke genau beſtimmt iſt. Die Zahl der Streiche, welche mit großer Genauigkeit bei jedem einzelnen Vergehen beſtimmt iſt, kann als eine Scala für den Grad des Vergehens gelten; da dieſe Strafe oft in eine Geld- oder Gefängnißſtrafe umgewandelt wird, ſo iſt das Prügeln nicht ſo arg, als man auf den erſten Blick vermuthen ſollte. Ein kleiner hohler Cylinder voll Bambusſtöcke ſteht vor dem Richter, der, je nach dem Grade des Vergehens, eine gewiſſe Anzahl herausnimmt und auf die Flur des Richtplatzes hinwirft. Die Diener heben dieſe auf, und mit jedem ſollen fünf Streiche ertheilt werden, der Schuldige erhält aber nur vier, eine Milderung, welche „des Kaiſers Gnade" genannt wird.

Chronik der Reiſen.

Reiſe des Dorpater Profeſſors Schmalz durch die Colonien in Rußland.

Deutſche Coloniſten.

(Fortſetzung.)

Einige rechnen es vielleicht den deutſchen Coloniſten zum Fehler an, daß ſie, wenn ihnen Geld übrig bleibt, ſolches alsbald auf Ausbeſſerung ihrer Häuſer und Ankauf von Meubeln verwenden, und ſich ſomit einem gewiſſen Luxus hingeben. Dieß iſt bei ihnen eine angeborne Neigung, ich kann jedoch keinen Fehler daran finden, denn ein ſolcher Luxus weckt zu größerer Thätigkeit, und beweiſt zugleich eine Neigung zum Fortſchritt. Eine ſchöne Wohnung mit ſchönen Meubeln und entſprechenden Wirthſchaftseinrichtungen führt zu größerer Reinlichkeit und Ordnungsliebe, und wer einen ſchönen Stall hat, wird gewiß ſich auch bemühen, gute und vorzügliche Pferde hinein zu bekommen,

Digitized by Google

Daß übrigens die deutschen Colonisten auch auf schlimme Tage Geld zurücklegen können, davon sah ich viele Beispiele. Man kann ihnen nicht zum Fehler anrechnen, daß sie gleich allen, die Geld durch mühsame Arbeit erworben haben, vorzugsweise daran denken, sich wesentliche Lebensbequemlichkeiten zu verschaffen, und dann erst ein Capital bei Seite legen. Für den Colonisten ist es nach harter Arbeit ein großer Genuß, Ruhe in einer angenehmen Wohnung zu finden. Ihre Wirthschaft haben sie nach bestem Wissen auf die vortheilhafteste Weise eingerichtet, und dabei natürlicherweise auch auf die Zukunft gedacht. Man geht mit Vergnügen durch die schönen Dörfer der Colonisten, und besucht ihre gemächlichen, oft mit Geschmack verzierten Wohnungen; noch ehe man ihre Sprache gehört hat, fühlt man sich in ihr Vaterland versetzt. Mit solchen Leuten läßt sich sehr viel Nützliches ausrichten, und ich bin überzeugt, daß sie bei gehöriger Anleitung einen hohen Standpunkt sowohl in ökonomischer als in moralischer Beziehung erreichen können. Sehr vortheilhaft wäre es, wenn man einige Colonistenkinder irgend wohin zur praktischen Erlernung eines bessern Ackerbaues schicken, und dadurch sie mit den verschiedenen Arten der Landwirthschaft bekannt machen könnte.

Colonie der Gräfin Rasumowski im Gouv. Poltawa.

Diese Colonie ist vorzüglich gut eingerichtet und unterhalten. Alle Waisen des Guts, selbst auch die, welche nur den Vater verloren haben, werden in dieser Anstalt erzogen, mit der eine Landwirthschaft verbunden ist. Man beschäftigt die jungen Leute, so weit sie es im Stande sind, mit Arbeit, unterrichtet sie in verschiedenen Handwerken, und erzieht sie zu Arbeitsamkeit und Ordnung; sobald sie das gehörige Alter erreicht haben, heurathen sie untereinander nach eigener Neigung. Seit einiger Zeit werden jedes Jahr einige verheurathete Paare aus dieser Anstalt entlassen, und für jedes derselben wird in einem nach der Gutsbesitzerin benannten Dorfe Marienpol eine neue in ihrer Art wirklich mit Geschmack ausgerüstete Wohnung erbaut; sie erhalten sodann sechzehn Dessätinen Steppenland und Alles, was sie zur Wirthschaft brauchen: Vieh, Ackerwerkzeuge und Korn zur Aussaat und zum Lebensunterhalt. Von dem Ertrage dieser kleinen Wirthschaft bleibt die Hälfte den Ansiedlern, die andere Hälfte fällt an die Anstalt zur Vermehrung des Capitals. Für die erste Begründung dieser Anstalt wurden 10,000 Rubel Assignaten angewiesen, aber diese Summe war auch das einzige Opfer, das Capital ist schon lange zurückbezahlt, und wahrscheinlich mit Procenten; die Anstalt erhält sich also nicht nur durch eigene Mittel, sondern dehnt sich auch jährlich noch weiter aus. Die von der Gutsbesitzerin überlassenen Ländereien haben an und für sich wenig Werth, weil es aus Mangel an Menschen noch nicht möglich ist, alle Ländereien mit gehörigem Nutzen zum Ackerbau oder zur Viehzucht zu verwenden. Auf diese Weise sind jetzt bereits 44 Familien angesiedelt, und während meines Aufenthaltes zu Marienpol wurden neue Wohnungen für einige Paare eingerichtet, die aus der Waisenanstalt entlassen werden sollten.

Marienpol ist ein ausnehmend angenehmer Ort mit einer schönen neuen Kirche und hübschen Häusern mit verschiedenen geschmackvoll ausgearbeiteten Façaden. Die Gärten sind mit Fruchtbäumen angefüllt, und die zur Colonie gehörigen Felder sehr gut angebaut; man sieht allenthalben, daß diese Colonisten von Jugend auf zur Ordnung und Arbeitsliebe angehalten wurden. Die Errichtung ähnlicher Anstalten an solchen Punkten, wo große Strecken aus Mangel an Menschen noch nicht angebaut werden können, wird nach und nach die nützlichsten Folgen haben. Wie viel finden sich Waisen und verlassene Kinder, aus denen eine solche Anstalt nützliche Menschen bilden kann; vereinigt man mit einer solchen Anstalt eine gute Unterrichtsmethode und richtet dazu eine der Oertlichkeit angemessene Landwirthschaft nach neuern Regeln ein, so kann eine solche Colonie in der Folge als Vorbild für die umliegenden Landwirthe dienen. Die dazu erforderlichen Auslagen sind nicht bedeutend; dieß zeigt das Beispiel von Tarlowka. Diese Colonie wird sich ausdehnen, so lange noch hinreichend Land übrig ist, das jetzt aus Mangel an Menschen unbearbeitet bleibt, aber in Tarlowka dauert dieß noch lange. Ueberflüssiges Capital ist jetzt schon vorhanden, und die Einkünfte sind größer, als man sie zur Erbauung neuer Häuser bedarf; das Capital muß sich also vermehren, und kann zu andern wohlthätigen Zwecken, oder auch zur Verbesserung des Guts und zur Vermehrung der herrschaftlichen Casse verwendet werden.

Bevölkerung.

In manchen Kreisen ist bekanntlich die Bevölkerung größer, als man für den einfachen Ackerbau bedarf; dort wäre es vortheilhaft, allmählich eine künstlichere Landwirthschaft einzuführen, welche mehr Hände bedarf, wie z. B. die Zucht von Obstbäumen, das Anpflanzen von Handelsgewächsen, von Sommerfutterkräutern u. dgl., oder aber Fabrikanstalten zu gründen, die den örtlichen Umständen gemäß sind. An andern Orten ist die Menschenzahl unzureichend, selbst für den jetzigen einfachen Ackerbau, große Strecken des reichsten Bodens sind darum bis jetzt nur noch schwach oder gar nicht angebaut. Zum Beweise davon führe ich nachfolgendes Beispiel an: In Tarlowka schickt der Gutsverwalter zur Zeit der Heuernte einen Unteraufseher mit einigen Schnittern in diejenigen Steppenstriche, wohin in der ersten Hälfte des Sommers weder ein Pflug noch ein Hausthier kam, und läßt nun auf kleinen ausgemessenen Strichen das Gras schneiden und trocknen, wobei er wohl Acht hat auf die von diesem Antheil gewonnene Menge Heu. Auf diese Weise erfährt man, welche Strecken mehr die Arbeit belohnen, und von diesen nun sammelt man die nöthige Menge Heu ein; da aber, wo die Arbeit sich weniger belohnt, läßt man das Gras stehen, wenn es auch manchmal üppig wächst, und brennt es im folgenden Frühjahr auf. An solchen Punkten kann man in der ersten Zeit keinen sonderlichen Anbau betreiben, und es ist besser, die Felder fortdauernd so zu bearbeiten, daß sie abwechslungsweise Korn tragen, und dann als eingesäete Weidegründe ausruhen. Auf solche Weise kann man mit der mindesten Anstrengung auch auf einem kleinen Raume mehr Körner und Stroh gewinnen und mehr Vieh unterhalten. Colonien, ähnlich der von Marienpol, sind hier sehr nützlich; Fabriken können hier noch keinen sonderlichen Vortheil abwerfen, und man verwendet die Kräfte besser zum Anbau des noch unbenützt daliegenden Bodens.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 14** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Melpomene.** Von August Barbier. — **Memoiren einer Peereß oder die Tage Fox's.** (Forts.) — **Prachtausgabe englischer Sonette von Edward Moxon.**

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 1 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 4 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 46.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Februar 1838.

Wissenschaftliche Nachrichten aus Ostindien.

Calcutta, den 28 September.

Die asiatische Gesellschaft hat seit langer Zeit angefangen, ein naturhistorisches Museum zu bilden, und die große Masse von Fossilien, welche man seit einigen Jahren in Indien gefunden, hat die Gesellschaft bewogen, Skelette der lebenden Species zu sammeln. Die Masse von Material, welche sie aus allen Theilen von Asien erhält, ist aber so bedeutend, daß die Mittel der Gesellschaft nicht mehr hinreichen sie zu classificiren, aufzustellen und gegen ein zerstörendes Klima zu schützen. Sie hat sich daher an die Regierung gewendet, um eine jährliche Summe von 10,000 Rupien zu erhalten, damit sie einen Naturforscher an die Spitze ihres Museums stellen, und die Basis einer nationalen Anstalt bilden könne. Der Generalgouverneur findet sich aber die Hände so gebunden, daß er darüber vorerst einen Bericht an die Directoren in London machen muß; es ist jedoch wahrscheinlich, daß die Bitte der Gesellschaft gewährt werden wird, denn die Compagnie hat ein zu großes Interesse an der bessern Kenntniß der natürlichen Reichthümer des Landes, als daß sie eine so mäßige Summe abschlagen könnte.

Die literarischen Arbeiten werden bei allen ungünstigen Umstände fortgesetzt, der dritte Band des Mahabharat ist erschienen, und der vierte und letzte des Werkes ist angefangen. Das cochinchinesische Lexikon ist zur Hälfte gedruckt. Ein Hr. Tassin hat eine Karte von Indien in sechs Blättern, mit den Namen in lateinischer und persischer Schrift herausgegeben (Preis 40 Rupien). Sie war bei der unglaublichen Verwirrung in der Schreibart der indischen Namen ein großes Bedürfniß, denn so viel man sich noch hier und in Europa mit der Umschreibung der Namen beschäftigt hat, so hat man doch noch kein System gefunden, das allgemein angenommen zu werden verdient, und die Verwirrung ist fast unerträglich geworden. Das gänzliche Scheitern aller bisherigen Plane, ein genügendes System von Umschreibung der Laute der orientalischen Sprachen in lateinischen Buchstaben hindert aber die Urheber der unglaublichen Thorheit, die man das romanisirende System nennt, nicht, sich die größte Mühe zu geben, ihre unglückliche Idee auszuführen. Es hat sich nämlich unter Leitung eines der Staatssecretäre, Namens Trevelyan, eine Gesellschaft gebildet, welche den Plan hat, die Hindus zu gewöhnen, sich anstatt ihrer vom Sanskrit abgeleiteten, und den Lauten der verschiedenen Dialekte angepaßten Charaktere künftig der lateinischen Schrift zu bedienen. Sie hat keines der bisher gebräuchlichen Systeme von Umschreibung angenommen, sondern ein eigenes erfunden, in dem die Laute, welche im lateinischen Alphabet nicht bestehen, durch die verwandten Buchstaben mit Hülfe von Punkten, die über oder unter dieselben gesetzt werden, ausgedrückt sind. Man kann sich leicht die Verwirrung denken, die im Schreiben unter dieser Masse von Punkten entsteht, aber das Beste dabei ist, daß die Buchstaben keineswegs denselben Laut behalten, wie im Englischen, so daß ein Hindu, der dieses monströse Alphabet gelernt hätte, darum nicht ein englisches Wort lesen könnte. Aber wenn es auch ein eben so vollkommenes Alphabet wäre, als es in der That unvollkommen und verkehrt ist, so ist der Gedanke einer Handvoll von Fremden, welche in ein Land kommen, und hundert oder hundert und zwanzig Millionen Menschen zumuthen, zu ihrer Bequemlichkeit ein neues Alphabet anzunehmen, doch jedenfalls ein Phänomen menschlicher Verkehrtheit, das aus nichts entstehen konnte, als aus der bequemen Ueberzeugung der Engländer, daß alles Englische an sich Vollkommenheit sey. Die Commission für öffentliche Erziehung ist von diesem System angesteckt, und vergeudet das wenige Geld, das der Staat zum Druck von Erziehungsbüchern gibt, großentheils auf diesen Versuch. Der Erfolg, den die verkehrte Art, mit der sich die Regierung in die gelehrten Studien der Hindus gemischt hat, ist, daß man seit wenigen Monaten einen Braminen sucht, der bei dem Gerichtshof in Calcutta die Gesetze der Hindus erklären könnte, ohne einen finden zu können. Wenn der gegenwärtige antiorientalische Fanatismus fortdauert, so wird das Land in einen Zustand von Barbarei zurückfallen.

Der Secretär der asiatischen Gesellschaft, Hr. Prinsep, hat kürzlich eine interessante Entdeckung gemacht. Man kannte seit langer Zeit eine Inschrift auf einer Säule in der Nähe von Delhi, welche Niemand entziffern konnte; seitdem hat man dieselbe auf ähnlichen Säulen in Allahabad und an andern Orten

Digitized by Google

in Indien gefunden. Ein Hr. Stevenson in Bombai hatte einen Versuch gemacht sie zu erklären; da er aber den Text derselben für Sanskrit hielt, so gelang es ihm nicht. Prinsep hat gefunden, daß die Sprache der Inschriften Pali ist, d. h. die heilige Sprache der Buddhisten, er hat das Alphabet derselben entdeckt und die Inschriften gelesen, sie sind aus dem vierten Jahrhundert vor Chr., und beziehen sich auf die Bekehrung des Königs von Ceylon zum Buddhismus. Diese Entdeckung hat zu neuern geführt, namentlich zum Lesen der Legenden einer zahlreichen Classe von Münzen aus Guzzerat, die bisher allen Entzifferungsversuchen widerstanden hatten; aber die interessanteste Anwendung derselben ist noch zu machen, nämlich die auf die Grotten von Ellora, Salsette u. s. w., die mit Inschriften in derselben Schrift bedeckt sind, aus denen man endlich die Urheber dieser ungeheuren Werke erfahren wird.

Ausflüge in den Abruzzen.

Cicolano. — Die Heerden in den Abruzzen. — Popoli. — Pescara. — Teramo. — Der Grau Sasso. — Chieti. — Solmona. — Valena. — Die Stadt Samnium. — Isernia. — Das alte Venafrum.

(Fortsetzung.)

Die Ebene von Aquila ist sehr gut bevölkert, der Boden jedoch ziemlich unfruchtbar, obwohl er reichlich bewässert ist. Auch eine zweite noch höhere Ebene ist nicht minder volkreich, denn Civita Retenga und Navelli können fast für Städte gelten, das Land umher ist jedoch ziemlich öde. Von dieser Fläche führt eine Straße im Zickzack hinauf nach dem Thale von Salmona; diese kurze Strecke Wegs, welche mit ihren Wendungen nicht viel über eine Stunde beträgt, hat mehr gekostet, als die 10 Stunden von Aquila her, da sie an vielen Stellen durch starkes Mauerwerk, Bogen, Plattformen und Strebepfeiler gestützt ist. Der Anblick von da südwärts entschädigt für das mühselige Hinaufsteigen, denn man erblickt unter sich am Fuße des Berges die Stadt Popoli, und das ganze fünf bis sechs Stunden lange und etwa halb so breite Thal, das reich bewässert, mit vielen Dörfern und Waldungen geschmückt, und ausnehmend gut angebaut ist.

Popoli enthält etwa 4000 Einwohner und bietet ein Bild von Thätigkeit und Fleiß, das den Reisenden bei dem ersten Anblick gewinnt. Dieß ist wahrscheinlich eine Folge seiner Lage zwischen Salmona und Aquila, so wie zwischen diesen Städten und den Ufern und Häfen des adriatischen Meeres. Indeß bietet die Stadt nichts besonders Merkwürdiges dar, als den freundlichen Charakter seiner Umgebungen und einen seltsamen, niedern runden Thurm, ohne Thüren oder Fenster; niemand konnte mir einen Aufschluß darüber geben, als daß es eine Cosa antica sey, und nicht genügender wurden mir die Worte Resta Resta erklärt, die in großen Buchstaben auf einem viereckigen Stein etwa in der Hälfte der Höhe vom Boden an tief eingegraben sind.

Von Popoli aus nach der See zu führt der Weg durch eine Felsenspalte hinab, die kaum Platz genug bietet für den Weg und den Pescarafluß. Die Felsenspalte scheint durch irgend eine heftige Erderschütterung entstanden zu seyn, und nach der Ansicht einiger Geologen war das Thal von Solmona früher ein See, der sich durch diese enge Spalte nach den breiten Ebenen am adriatischen Meere ergossen haben soll. Die Felsen, die den Paß einschließen, sind vulcanisch, und die Schlucht ist überdem durch eine periodische Luftströmung bemerkenswerth, die alle 15 Stunden mit großer Regelmäßigkeit seine Richtung von Osten nach Westen ändert.

Etwa zwei Meilen weiterhin liegt auf einem hohen, die Straße überhängenden Felsen die kleine Stadt Tocco in einer malerischen Lage; der Ort enthält etwa 5000 Einwohner, und ist reich an Quellen, welche die hohe Plattform, auf der die Stadt steht, befruchten. Nicht weit davon fällt ein Bach, Namens Orta in die Pescara, der einen bittern, pechartigen Geschmack hat, und in den Bergen der Majella entspringt.

Ueberblickt man von dieser Ebene aus die Bergketten, welche den mittlern Theil von Abruzzo bilden, so bieten sie einen wesentlich verschiedenen Anblick dar. Die ganze Linie des düstern Morrone, welche die Ostseite des Thals von Solmona einnimmt, ist sichtbar bis zu seiner Verbindung mit der höhern Kette der Majella, die in diagonaler Richtung gegen das Seeufer ausläuft. Dieser Theil der Apenninen, der höchste der ganzen Kette, sinkt allmählich zu einer vergleichungsweise ebenen Fläche herab, die sich wenigstens vier Stunden weit bis an den Rand des adriatischen Meeres fortzieht, und durch die Beschaffenheit ihres Bodens so wie durch ihre mildere Temperatur zu den fruchtbarsten Districten Italiens gehört.

Als ich mich der See näherte, wurde die Temperatur weit heißer, und wir sahen Schnitter an der Arbeit, während in der Ebene von Aquila am vorhergehenden Tage das Gras noch nicht ganz für die Sichel reif war. Bei der ausnehmenden Flachheit des Bodens sah man das Meer erst, als wir uns der Stadt Pescara auf eine halbe Stunde genähert hatten. Wegen der Festungswerke, welche die Stadt in einem vollkommenen Viereck einschließen, sieht man auch von dieser nichts als den Kirchthurm. Die Befestigungen sind so stark, als die Lage und die Kunst zur Zeit Karls V sie nur immer machen konnten. Pescara hätte ohne Zweifel nie die Benennung einer Stadt erhalten ohne diese Befestigungen und die Zugabe von etwa 200 Mann zu den 400 Seelen, die seine Bevölkerung bilden. Diese sind in kleinen, einförmig gebauten Häusern vertheilt, welche breite, nach einem regelmäßigen Plan angelegte Straßen bilden, aber den ödesten Anblick von Armuth und Entvölkerung darbieten. Die Luft gilt für äußerst ungesund, so daß dieser Umstand allein schon den Aufenthalt zu Pescara für alle Militärs zu einem Gegenstande des Schreckens macht.

Ich fand ein höchst elendes Wirthshaus, dem auch die kleinen Nothwendigkeiten fehlten, die ich bisher noch immer getroffen hatte. Ein gänzlicher Mangel an Gemüse, Milch und selbst Fischen, ein Wein von der schlechtesten Qualität und kaum trinkbares Wasser machten meinen halbtägigen Aufenthalt an einem so trübseligen Orte äußerst unangenehm. Die Bewohner des Gasthofs waren meist Frauen, indeß sehr höflich

Digitized by Google

und aufmerksam, was sich trotz der matten Verdrossenheit zeigte, die dort allen Personen eigen ist, welche wiederholt von Malariafiebern gelitten haben, eben so wie man noch die Reste einer blühenden Gesichtsfarbe in dem erdfahlen Aussehen verfolgen konnte, welches diese Krankheit mit sich bringt. Merkwürdiger Weise findet man in Gegenden, die hauptsächlich unter dieser Geißel leiden, auffallend regelmäßige und ausdrucksvolle Gesichtszüge.

Von Pescara führt eine erträgliche Fahrstraße längs dem Ufer südwärts nach Francavilla und Ortona, zwei kleinen Seehäfen. Der letztere, jetzt ein Bischofssitz, dessen alter Name unverändert blieb, war der Haupthafen der Frentaner, und erhielt eine bedeutende Wichtigkeit theils durch diesen Umstand, theils weil er der Sitz mehrerer Manufacturen war, die alle sich auf das Seewesen bezogen. Es sind noch einige unbedeutende Reste aus dem Alterthum übrig, der Hafen hat aber durch eine Reihe physischer Veränderungen alle seine Vortheile verloren. Man versicherte mich, daß man im Sommer, wenn die Flüsse niedrig sind, längs der Küste von Ortona bis Il Vasto, dem alten Histonium, gehen könne. Dieß war gleichfalls eine Stadt der Frentaner, deren Gebiet sich weit an der Seeküste hin erstreckte, und wie auch noch jetzt, eine bedeutend größere Bevölkerung als Ortona hatte. Meine Abreise von Pescara erweckte in mir ein unbeschreibliches Gefühl von Erleichterung und Vergnügen. Ich setzte über den Fluß auf einer Fähre, welche an dem frühen Morgen mit Landvolk angefüllt war, das allerhand Producte auf den Markt nach Pescara trug; der weitere Weg ist vortrefflich und vollkommen eben, und läuft über eine Stunde weit unter einer freundlichen mit Oliven bekleideten Bergreihe hin, die mit kleinen Dörfern, Pachthäusern und Villa's in angenehmen Lagen dicht besäet ist. Der erste Fluß, über den man kommt, ist der Salino, der seine alte Benennung behalten hat; die Entfernung von diesem bis zu dem Aternus oder dem heutigen Pescara stimmt in den alten Itinerarien ganz überein mit der zwischen der Stadt Pescara und einem ad Salinos genannten Orte, wo Salz in Menge gewonnen wurde. Nach Festus scheint die berühmte Via Salaria ihren Namen von diesem Umstand erhalten zu haben.

Die alte Stadt Angulus, eine der vier Städte der Vestiner, deren Plinius gedenkt, erkennt man wieder in der Civita S. Angelo, einer kleinen Stadt von etwa 4000 Einwohnern, welche wir bald links auf einer Höhe landeinwärts erblickten. Nachdem wir über den kleinen Fluß Piomba, den alten Matrinus, und noch über einen andern kleinern Fluß gesetzt hatten, entdeckten wir etwa zwei Stunden landeinwärts die Stadt Atri auf einer ziemlich unfruchtbaren Anhöhe. Unter dem Namen Hatria, Atria oder Adria bildete sie die Hauptstadt der Adrianer, die einen Theil des alten Picenums bewohnten. Ihre Größe und Wichtigkeit in alten Zeiten war bedeutend, wie sich nicht nur aus den alten Ruinen, die noch vorhanden sind, sondern auch aus dem Umstand, daß es einen Hafen oder Seestation hatte, ergibt; ihr Ursprung reicht in eine sehr ferne Zeit hinauf, wie man aus den merkwürdigen Münzen schließen kann, die sich theils in ihrem Umkreis, theils in ihrer unmittelbaren Nähe finden. Nach den Eigenthümlichkeiten der Form und Ausführung sind sie älter als die von Todi, Gubbio und Velletri, und die eingebornen Alterthumsforscher behaupten auf diese und einige andere Umstände gestützt, dieser Ort habe dem Meere an seinen Ufern den Namen gegeben, und das andre Adria jenseits des Po im venetianischen Gebiete sey nur eine Colonie dieser Stadt. Ich will mich auf eine so bedeutende Frage nicht einlassen, sondern beschränke meine Beobachtungen auf die seltsamen Aushöhlungen in der Nähe von Atri, die eine Reihe von Gemächern bilden, und so regelmäßig sind, daß man nicht zweifeln kann, sie hätten zu einem besondern Zwecke gedient, sey es als Gefängnisse oder als Magazine. Nach manchen Eigenthümlichkeiten zu schließen, sind sie von älterem Bau, als die Latomiä zu Syrakus, denen sie sehr ähnlich sind, und als die berühmten Gefängnisse von Servilius Tullius zu Rom. Die neuere Stadt ist ein Bischofssitz, hat etwa 4000 Einwohner, und die erlauchte Familie Acquaviva hat davon den Herzogstitel.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Temperatur auf der Ost- und Westküste Nordamerika's.

Man weiß seit langer Zeit, daß die Ostküste Nordamerika's bedeutend kälter ist, als die Westküste Europa's. Erscheinungen in der Vegetation, die Humboldt in seiner Abhandlung über die Isothermen citirte, haben auch bewiesen, daß die Westküste Nordamerika's milder ist als die Ostküste, aber bei dem Mangel an genauen und fortgesetzten meteorologischen Beobachtungen war es unmöglich den Unterschied genau zu bestimmen. Man kann übrigens auch noch die Frage aufwerfen, ob bei beiden Continenten die Westküsten sich in ganz gleichen Temperaturverhältnissen befinden, und bis auf welche Breite die Aehnlichkeit sich erstreckt. Hr. Mac Loughlin hat im Jahr 1835 seine Beobachtungen vom Mai 1832 bis April 1833 bekannt gemacht, und es geht daraus hervor, daß am Fort Vancouver auf der Westküste Nordamerika's unter 45° 37′ N. B. die mittlere Jahrestemperatur + 12°,8 Centigrad (10¼° R.) beträgt. Arago legte in der Sitzung der französischen Akademie vom 29 Januar d. J. neue Beobachtungen vor, die vom April 1836 bis Januar 1837 angestellt wurden, und nur eine mittlere Temperatur von + 10°,1 Centigrad (etwas über 8° R.) ergeben. Diese Zahl ist unter der mittlern Temperatur von Nantes, welches gleichfalls unter 45° N. B. liegt, aber eine mittlere Temperatur von + 13°,2 hat, ist aber um fast eben so viel höher, als die mittlere Temperatur auf der Ostseite Nordamerika's. Hr. Arago ist indeß der Meinung, daß die bisherigen Beobachtungen die Frage, ob die Ostküste Nordamerika's eine niedrigere Temperatur als die Westküste habe, noch nicht entscheiden könnten.

Chronik der Reisen.

Reise des Dorpater Professors Schmalz durch die Colonien in Rußland.

(Fortsetzung.)

Handelsverkehr und Productenabsatz.

Der Handelsverkehr einiger Punkte setzte mich eben so sehr durch seine Größe in Verwunderung, als die außerordentliche Fruchtbarkeit

Digitized by Google

des Bodens auf einer so weiten Strecke. Früher theilte ich die Meinung Anderer, denen die nähern Umstände vermuthlich so wenig genau bekannt waren, wie mir, und glaubte, in vielen Gegenden des südlichen Rußlands sey ein rascher Fortschritt des Ackerbaues und der Fabriken darum unmöglich, weil der Absatz der Bodenerzeugnisse, so wie die der Fabrikarbeit dort sehr schwierig sey. Man erzählte mir, an vielen Orten, ja in ganzen Gouvernements wisse man nach einer mittelmäßigen Ernte nicht, was man mit dem gewonnenen Korn anfangen solle, und es sey zu Zeiten eine Mißernte schon darum nothwendig, damit der alte Vorrath aufgeräumt werde. Vielleicht war dieß in frühern Zeiten auch so, ich bin aber überzeugt, daß an denjenigen Orten, die ich durchreiste, zwar auch jetzt noch nach einigen reichlichen Ernten die Erzeugnisse im Preise bedeutend fallen können, ein völliger Mangel an Absatz aber nie mehr eintreten kann. Wenn in früherer Zeit die Transportkosten bis auf die Hälfte des Werthes betrugen, den man für die Erzeugnisse zahlte, so bleibt jetzt immer ein reiner Gewinn außer der Belohnung für die Arbeit. Die Wasserverbindungen sind in sehr gutem Zustande und verbessern sich noch fortwährend.

Ich erstaunte über den Handelsverkehr auf einigen Jahrmärkten: in Romny, einem kleinen Städtchen des Gouvernements Poltawa, übersteigt die Summe des jährlichen Absatzes in manchen Jahren die der Leipziger Messe. Der Haupthandel wird hier, wie bekannt, in Pferden getrieben, und es wurde eine große Menge junger Pferde für die Remonte verkauft; außerdem wurde auch eine bedeutende Menge Tuch, Leinwand und Schafwolle zugeführt. So bedeutend indeß auch der Handel dieses Jahrmarkts ist, so unterliegt er doch einigen Nachtheilen. Die Merinowolle liegt hier offen da, und ist einem furchtbaren Staub ausgesetzt wegen des unaufhörlichen Herumfahrens und des Einfangens der jungen verkauften Pferde, und in diesem unvortheilhaften Zustande wird sie den Käufern vorgelegt. Die Pferde stehen gewöhnlich in Höfen in der Stadt oder Schuppen, und werden von da unaufhörlich auf den außerhalb der Stadt befindlichen Markt hinausgeführt; davon entstehen auf dem dahin führenden Wege dicke Staubwolken, welche nicht nur die Waaren verderben, sondern auch die Käufer geradezu abschrecken. In der Stadt selbst werden die Waaren in hölzernen schlecht gebauten Buden verkauft, welche nicht nur für den Käufer nichts Anlockendes haben, sondern auch weder gegen das Wetter, noch gegen das Feuer, noch gegen die Diebe geschützt sind. Außerdem fühlt man auch sehr den Mangel an angemessenen Wohnungen für Fremde; die wenigen guten Zimmer werden von Beamten, Officieren und Soldaten eingenommen, welche sich in Romny des Pferdekaufes wegen zusammenfinden; für die andern Fremden bleiben nur die schlechtesten Kammern ohne alle Bequemlichkeit. Der Jahrmarkt von Romny kann freilich nicht die Bedeutung erreichen, wie der zu Nischegorod, denn hier ist weder eine Wolga noch eine Oka in der Nähe; nichtsdestoweniger könnte seine jetzige Wichtigkeit bedeutend steigen, zum großen Vortheil für das Staatseinkommen und die Landwirthschaft in den Gouvernements Poltawa, Cherson, Kiew, Tschernigow, Charkow, Orel und andern. Ein Capital, das man auf den Bau eines steinernen Kaufhofs verwendete, würde sich durch das, was die Kaufleute für Buden und Quartier zahlen, gut verinteressiren.

Der ungeheure Verkehr auf dem Jahrmarkt zu Nischegorod ist bekannt, und ich brauche mich darum nicht näher darauf einzulassen; die dortigen Handelsanstalten, so weit ich sie kennen lernte, können in ihrer Art als Vorbilder dienen.

Ueber den Landbau und die Geräthe.

In sämmtlichen Gouvernements, die ich durchreiste, ist zwar der Ackerbau nicht auf einen sehr hohen Grad von Vollkommenheit gediehen, doch aber je nach den Localumständen mindestens so gut, als er vor dreißig Jahren in vielen Gegenden Deutschlands und Frankreichs war, und wie er an manchen Orten noch jetzt betrieben wird. Größtentheils sah ich die Dreifelderwirthschaft ohne Benützung der Brache; sie ist auch in denjenigen Gegenden gebräuchlich, welche reich an Land sind, und wo man auch abwechselnd Korn säet und dann das Land einige Zeit als Weide liegen läßt, wie z. B. in vielen Steppenstrichen. Anderswo betreibt man eine Art freier Landwirthschaft; die Felder werden mit Korn eingesäet, so lange der Boden nicht völlig erschöpft ist, und aufhört, eine gewinnreiche Ernte zu tragen; dann bebaut man ihn einige Jahre gar nicht, und der Boden bedeckt sich nach und nach mit verschiedenen wildwachsenden Kräutern, welche alle Jahre üppiger emporwachsen, und je nach den Umständen abgemäht oder abgeweidet werden. Fast allenthalben macht man mit geringen Ausnahmen meiner Meinung nach zwei Fehler: erstens, daß man nicht gehörig pflügt, und zweitens, daß man gar nicht düngt. Ohne Zweifel wäre der reine Gewinn bedeutend größer, wenn die dortigen Landwirthe jährlich eine kleinere Strecke mit Korn anbauten, den Boden aber besser bearbeiteten und gehörig düngten. Obwohl der Boden reich an Stoffen ist, welche den Pflanzen zur Nahrung dienen können, so sind doch diese Stoffe der Art, daß sie sich entweder gar nicht oder nur sehr schwer im Wasser auflösen. Je weniger Regen, desto weniger können sich natürlich auch diese nährenden Stoffe auflösen. Vermittelst einer tüchtigen Bearbeitung des Bodens aber, so wie durch Nachhülfe von Dünger und Asche werden diese Stoffe auflöslicher, und also auch bei geringerer Feuchtigkeit nährender für die Pflanzen.

In Bunin im Gouvernement Orel pflügt man den Boden zu jeder Aussaat mehrere Mal um, und düngt ihn, je nach Bedürfniß, alle drei, sechs oder neun Jahre. Ein ähnliches Beispiel traf ich im Gouvernement Poltawa auf den Gütern der Fürstin Kotschubei, wo der zur Winterfrucht bestimmte Boden mit kleineren Ackerwerkzeugen als in den übrigen Gegenden dieses Landes mehrere Mal umgebrochen wird; auch wird der Boden theilweise gedüngt und die Vielfelderwirthschaft eingeführt. Aehnliches fand ich noch an einigen andern Orten, und die wohlthätigen Folgen dieses verbesserten Landbaues sind sehr sichtlich, denn die Ernte ist dort ziemlich gut, während auf den benachbarten schlecht oder in gewöhnlicher Weise bearbeiteten Feldern häufig völliger Mißwachs eintritt.

Die Felder der deutschen Colonisten zeigen deutlicher als Alles was man mit einer gehörigen Arbeit des Bodens erreichen kann. Sie ernten einen ausgezeichneten Tabak, einen vorzüglichen Weizen und mehrere andere Kornarten, während ihre Nachbarn über Mißernte klagen. Wenn sie aber auch noch dazu alle ihre Felder düngten, und nicht bloß diejenigen, die zum Tabak, Hanf, Kartoffeln oder Kohl bestimmt sind, so würden sie noch mehr Gewinn daraus ziehen, namentlich beim Anbau von Klee und andern Futterkräutern.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 47.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Februar 1838.

Ueber Kriegführung in Canada.

Wir entheben aus dem Spectator einige Bemerkungen über dieses Land, welche großentheils aus einem sonst unbedeutenden Werke: Logan's Journey through Canada etc., gezogen sind. Diese Schilderung verdient Beachtung, auch jetzt noch, wo der Kampf für den Augenblick beendigt ist, um so mehr, als vielleicht England mit den Vereinigten Staaten selbst in Krieg verwickelt werden könnte, ein Punkt, worüber wir nur aus dem Werke eben dieses Logan und nach dessen eigener Erfahrung bemerken wollen, daß schon zur Zeit seiner Reise, im Sommer 1836, die „Yankees" gegen „Bruder Jonathan" sehr zurückhaltend geworden waren, so daß Hr. Logan auf seiner ganzen Reise von New-York nach Washington nie angeredet wurde, und wenn er ein Gespräch eröffnen wollte, „sehr kurze Antworten" erhielt. Doch zur Sache.

Ein Feldzug in Canada ist nach dem Urtheil der bestunterrichteten Officiere, die in jenem Lande dienten, eine höchst schwierige Sache. In Vergleich mit einem amerikanischen Feldzug gilt ein europäischer fast nur als ein Soldatenspiel, aber ein canadischer Feldzug ist schlimmer als alle amerikanischen. Die Miliz in Untercanada betrug vor dem Aufstand 94,000 Mann, wovon 8000 mit Musketen versehen waren. Von den 94,000 Mann waren 78,000 französischen und über 15,000 englischen Ursprungs. Im J. 1834 zählte die Provinz Obercanada nahe an 40,000 Milizen. Vor sieben Jahren zählte man in Untercanada 50,000 mit Ackerbau beschäftigte Familien; Gewerbe und Handel wurden nur von 2500 betrieben; die erstern sind Landbauer, Fischer, Waldleute, Jäger oder vielmehr der Reihe nach Alles. Gewohnt über Seen und Flüsse zu setzen, sind sie geschickte und kühne Bootsleute. Im Winter, wenn die Feldarbeit ruhen muß, sind sie Jäger: die Büchse über die Schulter geschlungen und ihre geringen Bedürfnisse in leichten Schlitten nach sich ziehend, durchwandern sie Schnee- und Eisfelder, bei deren Anblick ein Europäer aus einem gemäßigtern Klima schaudern würde. Dieß gibt ihnen eine vollständige Bekanntschaft mit dem Lande, das sie fast eben so viel durchziehen, als bewohnen.

Das Klima in Canada läßt sich mit kurzen Worten beschreiben: die Winter sind russisch, die Sommer tropisch. Vom December bis März ist der mittlere Thermometerstand — 22° R., im November — 20° und selbst im October nicht über — 14° R. Im Sommer dagegen steigt die Hitze oft auf + 27° R.; im Monat Julius ist sie genau so stark als unter dem Aequator, im Junius und August nur um wenige Grade niedriger. Im Winter ist der Boden fünf Monate lang von einem 3 bis 5 Fuß tiefen Schnee bedeckt, und die Flüsse sind gefroren. Einen Frühling gibt es eben so wenig, als in der Nähe des Eismeeres. Der April wäre ziemlich mild, allein das Land ist noch mit Schnee bedeckt; der September ist der einzige gemäßigte Monat des Jahrs. Mit dieser geringen Ausnahme besteht das Klima Canada's aus 6 Monaten eines sibirischen Winters und 4 Monaten eines tropischen Sommers, in welchen es an Muskitos und sonstigen Fliegen aller Art nicht fehlt. Im Herbst sind remittirende und Wechselfieber die herrschenden Krankheiten in einem mit Wald und Sumpf bedeckten Lande. Erfrorne Nasen, Finger und Zehen sind bei unvorsichtigen, des Landes ungewohnten Fremden im Winter sehr gewöhnlich, und die heftige Kälte, die wie ein gewaltiges Narcoticum wirkt, bringt oft die Schildwachen auf ihrem Posten zum Einschlafen.

Beide Canadas zusammen haben in runder Zahl 350,000 englische Quadratmeilen, wovon 90,000 auf Obercanada und 260,000 auf Untercanada kommen, von diesen letztern nehmen Seen, Flüsse und tiefeinschneidende Meerbusen etwa 60,000 ein, und von den übrigen 200,000 sind nur 7000 höchstens überhaupt im Besitz. Nimmt man nun auch an, daß diese 7000 ganz angebaut seyen, so bleiben noch 193,000 für dichte, undurchdringliche Wälder und ungesunde Sümpfe übrig. Ein solches Land ist zu Märschen regelmäßiger Truppen am wenigsten geeignet, und alle competenten Richter erklären, Canada sey von allen Ländern dasjenige, was von einer entschlossenen Eingebornen-Bevölkerung am leichtesten zu vertheidigen und durch einen Angriff von außen am schwersten zu erobern sey. Die Amerikaner, die doch an Sümpfe und Wälder gewohnt sind, wurden zweimal zurückgeschlagen, und zwar hauptsächlich mit Hülfe der Bewohner Canada's selbst. Jeder Wald ist hier ein natürlicher Verhau, jeder Fluß ein brückenloser und fast nicht

Digitized by Google

zu passirender Graben, jeder Abhang ein furchtbarer Wall. Im Sommer ist ein Feldzug nachtheilig und zerstörend wegen Hitze und Miasma, und im Winter fast unausführbar wegen Kälte, Schnee, Eis und Mangel an Wegen. Regelmäßige Truppen können nur auf schmalen, 10 bis 12 Fuß breiten Pfaden vorrücken, sie können nicht manövriren, noch dem Feinde eine Fronte zeigen; sie sind zu einer dünnen Colonne in einem engen Defilée zusammengedrängt, mit breiten Schneemassen auf beiden Seiten. Unter solchen Umständen kann eine Colonne von 10,000 Mann kaum mehr ausrichten, als eine von 100; die Büchse ist dann mörderisch, das Bajonnet thut geringen Dienst, Kanonen und Reiterei aber sind ganz unbrauchbar.

Ausflüge in den Abruzzen.

Ticolano. — Die Heerden in den Abruzzen. — Popoli. — Pescara. — Teramo. — Der Gran Sasso. — Chieti. — Solmona. — Palena. — Die Stadt Samnium. — Isernia. — Das alte Venafrum.

(Fortsetzung.)

Etwa fünf Stunden weiter landeinwärts in derselben Linie wie Atri steht Civita di Penna, eine der Hauptstädte von Abruzzo, gleichfalls den Vestinern gehörig und im Alterthum noch bedeutender unter dem Namen Pinna. Wir hielten an einem der wenigen Häuser am Seeufer, welches gleich allen übrigen aus Lehm aufgeführt war, den man mit Stroh gemischt, und an der Sonne getrocknet hatte; trotz des geringen äußern Ansehens fanden wir es doch weit besser ausgerüstet, als manchen Gasthof in den großen Städten der Abruzzen. Die Reise am Ufer hin war nichts weniger als angenehm, da dasselbe ungemein öde und einförmig war; plötzlich aber wandten wir uns links gegen die Berge, und zogen in dem breiten Bette des Flusses Tordino aufwärts, welches, wie man uns versicherte, der einzige brauchbare Weg nach Teramo ist. Nachdem wir über zwei Stunden diesen mühseligen Weg verfolgt hatten, trafen wir auf einmal auf einen trefflichen Weg, der von Teramo aus bis hieher angelegt worden, hier aber durch eine tiefe Schlucht unterbrochen war, über die bis jetzt noch keine Brücke erbaut wurde. Der Rest des Wegs entschädigte uns einigermaßen für das, was wir erduldet hatten, da er durch ein undulirendes, wohlbebautes und von Eichen und Oliven beschattetes Land hinlief; der Anblick des Gran Sasso, dem wir uns mit raschen Schritten näherten, vermehrte die Schönheit der umliegenden Landschaft.

Die Stadt Teramo liegt an der Vereinigung der Flüsse Tordino und Vezzola, woher es im Alterthum den Namen Interamnium führte. Es ist jetzt von verfallenen Mauern und Einsturz drohenden Thürmen umgeben, die keineswegs die Hauptstadt einer Provinz andeuten. Das Innere, aus engen Gäßchen und übel aussehenden Häusern bestehend, schien, da es gerade die Zeit der Siesta war, ganz verödet; die Stadt enthält indeß 5 bis 6000 Einwohner, und ist nicht ungünstig auf dem Landvorsprung zwischen den beiden oben genannten Flüssen gelegen. Sie hat nur Eine breite gerade Straße und in dieser nur wenige gute Häuser; außerhalb der Thore aber sieht man einige bessere Gebäude, die in ihrem Styl und in ihren Verzierungen einen feinern Geschmack zeigen, als man sonst in Provincialstädten findet. Ebenso ist das Innere der meisten Gebäude, namentlich hinsichtlich der Frescomalereien, besser bedacht. Die Stadt hat einige Manufacturen, und als die Hauptstadt von Abruzzo Ultra Prima befinden sich die Civil- und Criminaltribunale hier, so wie auch mehrere reiche Landeigenthümer sich daselbst aufhalten. Trotz dieser Vortheile scheint das Volk arm und faul zu seyn, sein Benehmen ist aber ausnehmend höflich und zuvorkommend, und die höhern Classen zeichnen sich vortheilhaft vor denen anderer Provinzen in ihrer Kleidung, ihren Sitten und ihrer Sprache aus.

Es ist so genau erwiesen, daß diese Stadt das alte Interamnium prätutium ist, daß es keines Beweises mehr zur Bestätigung bedarf; der Beiname Prätutium zeigt den Volksstamm an. Als die Longobarden in Italien eindrangen, wurde der Name der Stadt aus Prätutium in Aprutium verdreht, und ist in dieser Art zuerst von Gregor dem Großen erwähnt. Der Bischofssitz behielt indeß die Benennung Interamnium, woraus später Teramum wurde, das neuere Teramo, während das Land, zu dem die Stadt gehörte, fortdauernd Aprutium hieß, welcher Name sich allmählich weiter ausbreitete.

Ich besuchte hier den Cavaliere D. Melchior Delfico, den Nestor der neapolitanischen Literatur, der schon seit vielen Jahren diese Stadt zu seinem Aufenthalt gewählt hat. Dieser ausgezeichnete Verfasser vieler Werke über Geschichte, Alterthümer u. dgl. vereinigt mit einem sehr ausgedehnten Schatze von Gelehrsamkeit eine genaue und vollständige Kenntniß der Verhältnisse seines Landes, und besitzt zugleich in einem sehr vorgeschrittenen Lebensalter das noch seltenere Verdienst, seine geistigen Schätze mit einer Freundlichkeit und Leichtigkeit im Ausdruck mitzutheilen, die sie doppelt schätzenswerth machen.

Der Neffe dieses Mannes unternahm im Jahre 1794 einen Ausflug nach dem Gipfel des Monte Corno oder des Gran Sasso, und hat eine genaue Beschreibung dieser Gegend herausgegeben, die einzige, welche bis jetzt vorhanden ist. Die Höhe der Berge beträgt seiner Angabe nach 9577 Pariser Fuß, nur 459 Fuß weniger als der Aetna; der Gipfel ist natürlicherweise in ewigen Schnee gehüllt, der übrigens fest und eben genug ist, daß man nicht darauf fortschreiten kann; die gefährlichern Striche beschränken sich auf diejenigen Theile des Berges, wo der nackte Felsen nur schwach mit losem Gerölle überdeckt ist, weßhalb man keinen festen Fuß fassen kann an Stellen, wo der geringste falsche Schritt Verderben bringen würde. Die Gemsen sind so häufig, daß sie von den Bewohnern der höchsten Dörfer gejagt werden; wahrscheinlich ist dieses die einzige Stelle in den Apenninen, wo dieses Thier sich findet.

Ich verließ Teramo nach einem Aufenthalt von anderthalb Tagen, um nach Giulia Nuova zu gehen; das Land zwischen diesen beiden Städten zeichnet sich weder durch Schönheit noch durch Eigenthümlichkeit aus, ist aber sorgfältig angebaut. Zwischen den Olivenwäldern bemerkt man einige Backsteinruinen von bedeutender Größe, die wahrscheinlich zu der Stadt Ca-

Digitized by Google

strum Novum gehörten, welches nebſt Interamnium und Peregra die bedeutendſten Städte der Prätutier bildete. Caſtrum Novum lag nach den Itinerarien an der Via Salaria in der Nähe des Fluſſes Batinus, jetzt Tordino genannt; im Mittelalter hieß es San Flaviano, nach einem Heiligen, deſſen Reliquien aus Byzanz hieher gebracht wurden; die Bevölkerung litt aber durch die ungeſunde Luft ſo ſehr, daß einer der Feudalherren, Giulio Antonio Acquaviva, Herzog von Atri, an einer benachbarten geſundern Stelle eine Stadt anlegte, um die Mitte des 15ten Jahrhunderts die noch übrigen Einwohner dahin verpflanzte und ihr den Namen Giulia Nuova gab. Die Ungeſundheit der Luft ſoll von Reispflanzungen herrühren, die bekanntlich in allen heißen Ländern eine ſehr nachtheilige Wirkung äußern; ſie wurden, je nachdem der Einfluß der verſchiedenen Landbeſitzer ſtieg oder fiel, unterdrückt oder wieder hergeſtellt, gegenwärtig aber beſtehen keine, und es iſt zu hoffen, daß ihre Wiederherſtellung auch nicht geſtattet werden wird.

Chieti, wohin wir bald gelangten, hat eine ſehr geſunde Lage auf dem Kamm eines Bergs, von dem man das umliegende Land weithin überblickt. Die Stadt enthält etwa 10,000 Einwohner, ihre Lage aber iſt weder ſehr angenehm noch bequem, da ſie ſich auf einem ſchmalen Bergkamm der Länge nach ausdehnt. Das umliegende Land iſt ausnehmend fruchtbar, und die Stadt wird mit allen Lebensbedürfniſſen, auch mit Fluß- und Seefiſchen auf das reichlichſte verſehen. Die Luft iſt ausnehmend rein und geſund, aber die Temperatur durch die hohe Lage und die Nähe der Majellakette einem ſtarken Wechſel unterworfen. Chieti iſt auch der Sitz eines Erzbiſchofs, und hat einem religiöſen Orden, den Theatinern, den Namen gegeben, denn Teate iſt der alte claſſiſche Name der Stadt. Ich verließ ſie am folgenden Tag, und ging über Popoli auf einer vortrefflichen, mitten durch ein wohlgebautes Thal führenden Straße nach Solmona zu, beg aber etwas von dieſer Straße ab, um den Weg über die Dörfer Pentima und Rajano zu nehmen, welche beide etwa 1500 Einwohner haben. Das erſtere liegt auf einer ſchönen, über die große Ebene etwas erhabenen Fläche, und verdient Bemerkung, weil es an der Stelle des alten Corfinium liegt, der Hauptſtadt der Peligner, wo im Bundsgenoſſenkriege ſämmtliche Truppen der verbündeten Stämme ſich ſammelten, die in jenem denkwürdigen Kampfe ſich den römiſchen Waffen widerſetzten. Auch war es zum Sitz der Bundesverſammlung beſtimmt, welche die militäriſchen Operationen leitete, und den Oberbefehl über alle verbündeten Armeen führte. Seine Größe und ſeine ſtarken Befeſtigungen machten es hiezu ſehr geeignet, und es ſollte darum auch den Senat der Verbündeten aufnehmen, der aus 500 Mitgliedern beſtand und einen ſehr bedeutenden Schatz und Kriegsvorräthe aller Art hier niedergelegt hatte. So zuverſichtlich rechneten die Verbündeten auf den Erfolg, daß ſie der Stadt, wie noch auf einigen Münzen zu ſehen iſt, den Namen Italia beilegten.

Wir gingen zurück auf die große Straße nach Solmona, wo wir unſre Wohnung in einem ungeheuren verfallenen Gebäude nahmen, das einen bedeutenden Theil eines aufgehobenen, einſt den Jeſuiten gehörigen Kloſters einnahm, und jetzt der einzige Gaſthof der Stadt, aber ſo ſchmutzig und unanſehnlich wie möglich iſt. Das neuere Solmona oder Sulmona ſteht beinahe auf der Stelle des alten, wovon nur noch ſchwache Spuren zu bemerken ſind, und enthält gegenwärtig etwa 10,000 Einwohner. Es war einſt weit bevölkerter, aber das Erdbeben von 1706, das einen großen Theil der Stadt zerſtörte, hat auch dem Ueberreſt einen ſolchen Stempel vom Verfall aufgedrückt, daß ſie ſich nie wieder erholte.

(Fortſetzung folgt.)

Der Gauri Gau.

In der aſiatiſchen Geſellſchaft zu London ward ein Brief von dem bekannten Hrn. Hodgſon, Reſidenten in Nepal, vorgeleſen, worin derſelbe bemerkt, daß er nach zehnjährigen Bemühungen ſich endlich vergewiſſert habe, der Gauri Gau in den Wäldern am Fuße des Himalaya-Gebirges ſey eine eigene Art, die zwiſchen dem Ochſen und dem Biſon ſtehe; er zeichne ſich durch die ungeheure Größe ſeiner Hirnſchale, die ſich noch über die Hörner erhebe, durch die große Entwicklung des Rückgrates und durch die Zahl ſeiner Rippen aus. Hr. Hodgſon ſchlug vor, dem Thier den Namen Bibos zu geben, und wegen ſeines Aufenthalts unterhalb der Himalaya-Berge mit dem beſondern Beiſatz subhemachalus zu bezeichnen. Dieſe Thiere finden ſich nur in den tiefſten Waldgründen, wo ſie in Heerden von zehn bis dreißig oder vierzig herumſtreifen, und ganz harmlos ſind, wenn man ſie nicht beläſtigt, dagegen aber durch Angriff zu einer unwiderſtehlichen Wuth gereizt werden. Der Brief ſchloß damit, daß der Verfaſſer die Anſicht ausdrückte, der U r u s der Alten ſey kein anderes Thier, als das eben geſchilderte.

Chronik der Reiſen.

Reiſe des Dorpater Profeſſors Schmalz durch die Colonien in Rußland.

Ueber den Landbau und die Geräthe.

(Fortſetzung.)

In den Gouvernements Pſkow, Witebsk, Smolensk, Orel, Niſchegorod, Wladimir, Moskau, Twer, Nowgorod, ſo wie in den Oſtſeeprovinzen wendet man im Allgemeinen nur den kleinen Pflug an; in andern Gegenden zeichnet er ſich durch einen etwas eigenthümlichen Bau aus, aber im Weſentlichen iſt er allenthalben derſelbe. Wo der Boden nicht ſehr thonig, nicht ſehr rauh und feſt iſt, und wo man nur einerlei Korn ſäet, da iſt dieſer Pflug nicht nur hinreichend, ſondern hat auch einige beſondere Vortheile vor andern Ackerwerkzeugen voraus, indem er weniger Kraft nöthig hat — ein einziges Pferd genügt — wohlfeiler zu ſtehen kommt, und leicht auszubeſſern iſt. Nur da, wo die vollſtändige Umwerfung der ganzen obern Erdſchicht unerläßlich und der Boden ſehr ausgetrocknet, iſt ſeine Anwendung nicht immer zuläſſig. Uebrigens läßt er ſich ſehr leicht verbeſſern, und ich ſelbſt habe ſeine Vortheile mit denen des engliſchen Pflugs ziemlich glücklich verbunden. In andern Gouvernements, namentlich in Tſchernigow, Kiew, Cherſon, Poltawa, Charkow, Kurek, Woroneſh, Saratow und Penſa ſah ich nur einen ſchweren unbehülflichen Pflug auf Rädern;

Digitized by Google

nur bei den Colonisten ist dieser Pflug mehr dem deutschen ähnlich, obgleich er auch nicht auf die gehörige Weise eingerichtet ist. In Dikanka wendet man auch mit Vortheil den kleinen Pflug an. Wegen der Nähe dieses Orts hat ein Geistlicher sich einen neuen Pflug angeschafft, der nur von zwei Ochsen gezogen wird, und mit dem man doch so gut arbeiten kann, wie mit dem dort gewöhnlichen Pfluge, welcher sechs und auch manchmal acht Ochsen bedarf. Die Eggen sind in ihrer Art viel zweckmäßiger als die Pflüge.

Meiner Meinung nach wäre es vortheilhaft, in denjenigen Gegenden, wo jetzt der schwere Pflug mit Rädern gebräuchlich ist, den verbesserten thüringischen Pflug einzuführen, der in der äußern Form dem schweren russischen Pfluge gleicht, und auch auf dieselbe Weise, nur mit geringerer Anstrengung, geführt wird.

Pferdezucht.

Schöne Pferdegestüte sind im Gouvernement Poltawa auf den Gütern des Fürsten Repnin und der Gräfin Rasumowska; die kräftigen Remontepferde, die ich auf dem Markte zu Romny in Menge sah, können als hinreichender Beweis für die Aufmerksamkeit dienen, die man auf diesen Zweig der Landwirthschaft verwendet. Mit besonderem Vergnügen sah ich eine vortreffliche Art Traber auf dem Gestüte des Grafen Orlow im Gouvernement Woroneſh; es wäre sehr nützlich, diese Race zu verbreiten, da sie außer vorzüglichen Paradepferden auch tüchtige Postpferde liefert. Ueberhaupt kann die Pferdezucht in vielen Gouvernements sich von selbst ohne besonderes Zuthun verbessern und ausbreiten, wenn man nur den Absatz guter Pferde mehr erleichtert.

Hornviehzucht.

Auch diese steht nicht auf einer niedern Stufe: die sogenannte podolische Race ist, Dank dem Klima, und besonders den üppigen Weiden, vortrefflich sowohl als Schlachtvieh, wie zur Fortpflanzung. In vielen Gegenden beschäftigt man sich thätig mit Verbesserung der Rindviehracen, z. B. auf den Gütern der Gräfin Rasumowska im Gouvernement Poltawa, wo vortreffliche Heerden sowohl englischer Race, als eine Mischung dieser letztern mit der podolischen gezogen werden. Dieser Schlag Vieh zeichnet sich durch Größe und Schönheit aus. Vorzüglich gute Milchkühe sah ich in einigen deutschen Colonien des Gouvernements Tschernigow und an einigen andern Orten. Bei allem dem aber kann die Viehzucht, welche häufigen und sehr bedeutenden Seuchen ausgesetzt ist, bis jetzt noch nicht den Vortheil abwerfen, den man bei den üppigen Weiden erwarten könnte. Uebrigens gibt es auch Mittel gegen diese verheerenden Rinderpesten, und der Thierarzt Jessen in Petersburg, der ein eigenes Werk über die Rinderpest in Beziehung auf Rußland geschrieben hat, ist der Meinung, daß man das Viehsterben durch die Anlegung von Wäldern in den Steppengegenden verhindern könne. Uebrigens schlägt er vor, das junge Vieh zu impfen, um dadurch die Erscheinung des Viehsterbens in Form einer Pest zu verhindern.

Merinoschafe.

Ganz unerwartet fand ich sehr zahlreiche und vortrefflich unterhaltene Merinoheerden, welche größtentheils eine gute, feste Wolle mittlerer Qualität geben. Wenn man jede Heerde mit einigen guten Widdern versorgen und nach und nach die Race verbessern wollte, so könnte leicht die Zucht von Merinoschafen in diesem Land ihre Zucht in andern Ländern übersteigen, weil sie sehr gut sich erhalten, sich ungemein schnell vermehren und die Wolle sehr wohlfeil ist. Auf Gewinnung der feinsten Wolle ist bei so großen Heerden kaum zu rechnen, viel besser ist es meiner Ansicht nach, die Aufmerksamkeit auf eine Wolle mittlerer Qualität zu richten, und dieselbe in möglichst großer Menge zu gewinnen; die Güte der Wolle wird sich bei den meisten Heerden durch Einführung besserer Widder erhöhen. Zu diesem Zweck hat man seit kurzem ausgezeichnete Widder aus Preußen und Livland nach Dikanka im Gouvernement Poltawa und in das Gouvernement Saratow kommen lassen. Auch auf dem Markt in Romny sah ich sehr schöne Wolle. Schade nur, daß der Staub, der allenthalben hindringt, der Wolle, wenn sie noch nicht trocken ist, auch nach der besten Wäsche eine graue Farbe gibt. Bei der Verarbeitung ist dieser Staub nicht schädlich, da man ihn leicht in der Fabrik auswäscht, aber er vermindert den Werth der Wolle beim Verkauf, und man kann sie darum auch nicht über die Gränze verführen.

Die Merinoschafe vermehren sich allenthalben, wo nur die Oertlichkeit es gestattet, und ihr Nutzen ist sichtlich. Man kann sagen, daß es keinen einzelnen Zweig der landwirthschaftlichen Industrie gibt, welcher leichter ein so bedeutendes Einkommen abliefere, als die Zucht von Merinoschafen in denjenigen Strichen, wo bei einem reichen trocknen Boden sich ein Mangel an Arbeitern fühlbar macht. Die langhaarigen Schafe können gleichfalls in vielen Gegenden bedeutenden Vortheil abwerfen. Graf Woronzow hat sich 2000 Stücke für seine Ländereien kommen lassen. Sobald man die lange Krempelwolle in bedeutender Menge gewinnen kann, so werden ohne Zweifel auch bald neue Fabriken in glatten Wollenzeugen erstehen.

Seidenzucht.

In Kiew ist eine bedeutende Strecke Landes mit Maulbeersträuchen bedeckt, die jedoch wenig Blätter liefern, da sie sehr schwach sind und viel von der Trockenheit leiden. Der Hauptfehler besteht hier meiner Ansicht nach darin, daß man die Pflanzungen an einem ziemlich steilen gegen Süden geneigten Berg anlegte. Das dortige Klima ist an und für sich so trocken, daß der Maulbeerbaum nur in besonders guten Lagen gedeihen kann; die bezeichnete Lage aber ist so ungünstig, daß auch nicht Ein Maulbeerbaum vollkommen gedieh. An vielen andern Orten befindet sich die Seidenzucht in demselben Zustande wie in Kiew; in der Stadt Bogustaw suchte ich sorgfältig nach Maulbeerbäumen, fand aber nicht eine Spur, daß man sich je mit Seidenbau beschäftigt hätte; in Poltawa gedeiht der Maulbeerbaum vortrefflich, und im kaiserlichen Garten sieht man viele an Blättern überreiche Bäume. Meiner Ansicht nach ist von allen Gouvernements, die ich besuchte, keines zur Seidenzucht geeigneter, als Poltawa, denn dort leidet der Maulbeerbaum weder durch Kälte noch durch Trockenheit. In den Colonien um Saratow und in Saratow selbst beschäftigt man sich sehr thätig mit der Seidenzucht, und sie würde auch dort noch weit besser gedeihen, wenn nicht allzu häufig die Spitzen der Maulbeerbäume durch den Frost litten. Es scheint hier vortheilhafter zu seyn, Maulbeersträuche und keine Bäume zu ziehen, da es unerläßlich ist, sie durch Mauern oder Strohdächer gegen die Kälte zu schützen. In Saratow beschäftigt sich der Apotheker Schönian eifrigst mit der Seidenzucht, und er hat ein sehr bequemes Gebäude für die Zucht der Seidenraupen aufführen lassen, wo diese auch mit großem Erfolge von Statten geht.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 48.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Februar 1838.

Ceuta.

(Aus der Revue des deux mondes vom 1 Febr. 1838.)

Ceuta ist ein militärischer Posten von hoher Wichtigkeit. Die Stadt hat ihrer Lage und der Gestalt ihres Felsens nach viel Aehnlichkeit mit dem gegenüber liegenden Platze Gibraltar, und in den Händen eines so betriebsamen und reichen Volkes wie die Engländer wäre sie eine unbezwingbare Festung; in ihrem jetzigen Zustande ist die Vertheidigung derselben immer noch leicht, sie ist von allen Seiten befestigt und vor einem Handstreich mehr als geschützt. Die Stadt wird in drei Theile getheilt: den Berg Acho, Almina und die Citadelle. Den Berg Acho, der die ganze Halbinsel und den Eingang der Meerenge beherrscht, krönt ein starkes und von festen Verschanzungen umgebenes Fort. Die Besatzung des Forts ist sehr thätig und achtet mit äußerster Wachsamkeit auf die Schiffe, welche die Meerenge durchsegeln, und besonders auf die Schritte der Mauren, die sich niemals über den Verlust der Stadt Ceuta trösteten, welche von ihren Dichtern so viel besungen und so viele Jahrhunderte hindurch ein Schauplatz des Kriegs und des Blutvergießens war; unablässig halten sie ihr Auge auf diesen alten Sitz ihrer Vorväter gerichtet, sie erwarten nur eine günstige Gelegenheit, um wieder davon Besitz zu ergreifen, und haben immer kleine Lager um sie herum errichtet.

Die Citadelle liegt an der Spitze der Halbinsel; sie wird mittelst eines Walles vertheidigt, der von einem mit Wasser gefüllten Graben umgeben ist, und man kann nur auf einer Zugbrücke eindringen.

Almina ist der angenehmste Theil der Stadt, oder vielmehr, Almina ist die eigentliche Stadt; hier wohnen die Bürger, die Kaufleute und die Beamten der Civil- und Militärverwaltung. Beinahe an allen Häusern sind Gärten, die das ganze Jahr hindurch mit Grün, mit Blumen und Früchten bedeckt sind. Sie besitzt eine leidliche Kathedrale, zwei Klöster, jetzt wohl wie die spanischen aufgehoben, ein Hospital und mehrere Schulen, darunter eine Steuermannsschule; alles dieß befindet sich in ziemlich schlechtem Zustande. Die Bevölkerung beläuft sich auf drei- oder viertausend Seelen, die Garnison nicht inbegriffen, die stets zahlreich ist. Es läuft längs des Meeres ein Kai, von wo aus man eine herrliche Aussicht auf den Felsen von Gibraltar, der wie der von Delphi in zwei Kuppen gespalten ist, und auf die ganze herrliche Küste Spaniens genießt. Auf der andern Seite befindet sich die Promenade oder Alameda, von wo das Auge die ganze marokkanische Küste bis zu den Bergen des Riff, die den südlichen Horizont begränzen, überblickt. Ein weißer Punkt glänzt fern auf diesem öden Gestade: es ist die Kassaba von Tetuan.

Zu gewöhnlichen Zeiten besteht die Verwaltung Ceuta's aus einem Generalcommandanten, dem Militär und Polizei untergeben sind, und aus einem Intendanten der Finanzen, der zwei Schatzmeister unter seinen Befehlen hat. Der königliche Gerichtshof erkennt in bürgerlichen und peinlichen Angelegenheiten. Ceuta bezieht aus Spanien seine Vorräthe sowohl zur Vertheidigung und zum Unterhalt der Truppen, als zur Subsistenz seiner Bewohner. Stets bewaffnete Kriegsschebeken versorgen die Stadt mit Lebensmitteln und Kriegsvorräthen, so daß eine nur etwas lange Blocade die Stadt in die peinlichste Lage versetzen würde. Aus Habgier verkaufen zwar die Mauren Schlachtvieh an die Christen, allein mit dem ersten Kanonenschuß würde dieser Handel aufhören und der Platz sich in kurzem auf seine eigenen Hülfsquellen beschränkt sehen.

Ceuta ist, wie alle andern spanischen Präsidien, ein Deportationsort. Man sendet die Verbannten, Desterrados, sowohl die wegen schwerer Verbrecher zu den Galeeren Verurtheilten, als diejenigen dahin, die wegen leichter Vergehen der Strafe einfacher Verbannung unterliegen. Letztere genießen die Freiheit, sich mit ihrem Gewerbe zu beschäftigen oder in einer besondern Truppe zu dienen; die andern sind wie Galeerensklaven an der Kette, und werden die Nacht über in einer zu ihrem Gebrauche eingerichteten Caserne bewacht; beide werden auf Regierungskosten unterhalten. Erhält einer jener Desterrados Gnade, so muß er sie, wie vortheilhaft ihm auch der Betrieb seines Handwerks in Ceuta wäre, annehmen. Die Polizei ist sehr streng; man weist jeden verdächtigen Fremden aus, und gewährt nur solchen Weibern den Zutritt, die ein nützliches Gewerbe treiben. Niemand darf ohne Erlaubniß des Comman-

Digitized by Google

danten aus Land geſetzt werden, und dieſe Ermächtigung gewährt er vorzugsweiſe denen, welche die allernothwendigſten Waaren zum Verkaufe bringen.

Die Spanier beſitzen noch drei andere Präſidien auf der marokkaniſchen Küſte, Peñon de Velez, Peñon de Alhazemas und Melilla. Die beiden erſtern liegen auf der Küſte des Riff, die dritte in der Provinz Garet. Es ſind drei befeſtigte Schlöſſer, unter deren Schutze einige Privathäuſer ſtehen. Velez, das ſtärkſte unter den dreien, und Melilla, durch ſeinen Honig berühmt, haben jedes etwa 900 Einwohner. Alhazemas hat weniger, obſchon ſeine Lage vortheilhafter iſt, denn es beherrſcht zugleich die Bai, deren Namen es führt, die nahe liegende Stadt Mezemma und die Mündung des Fluſſes Necor. Alle dieſe Forts ſind mit Artillerie und Beſatzungen verſehen, die man ſo gut unterhält, als es die Unruhen auf der Halbinſel geſtatten.

Spanien beſaß noch zwei andere Seeplätze in der Regentſchaft Algier, Marzelquivir, oder la Marca, und Oran, deſſen Eroberung der berühmte Cardinal Ximenez im J. 1509 perſönlich und auf eigene Koſten bewirkte. Allein nach vielen Wechſeln und vielen Belagerungen gab Spanien dieſe beiden Plätze am 26 Februar 1792 gänzlich auf. Alle dieſe Städte wurden nach einander aus denſelben Beweggründen weggenommen, aus denen Frankreich Algier nahm. Die Seeräuberei zeigte ſich auf den marokkaniſchen Küſten eben ſo frech, wie auf den algieriſchen. Die Bewohner von Melilla zeichneten ſich unter dieſen Seeräubern durch ihre Kühnheit und Wildheit aus; ihretwegen begann auch die Eroberung. Ferdinand der Katholiſche ſandte gegen ihre Stadt eine Flotte ab, unter den Befehlen des Herzogs von Medina-Sidonia, der ſich derſelben bemächtigte. Die Barbaresken verſuchten zu wiederholten Malen ſie wieder zu nehmen, jedoch ohne Erfolg. Der letzte Verſuch geſchah im J. 1774; einer der Söhne des Königs von Marokko unternahm die Belagerung des Platzes an der Spitze von 60,000 Mann. Er feuerte über 13,000 Kanonenſchüſſe ab, und warf 6 bis 7000 Bomben hinein; allein nach viermonatlichen unerhörten Anſtrengungen von beiden Seiten wurden die Berbern zum Rückzuge genöthigt. Glücklicher waren ſie zu Peñon de Velez; nach einer fruchtloſen Belagerung wurde ihnen der Platz im Jahre 1522 von einem Officier der Garniſon überliefert, der den Gouverneur, um ſeine beſchimpfte Ehre zu rächen, ermordet hatte. Sämmtliche Chriſten, mit Ausnahme des Verräthers, wurden niedergemetzelt. Zweimal verſuchte Spanien, ſich dieſes wichtigen Punktes wieder zu bemächtigen, endlich gelang es ihm im Jahr 1664; ſeitdem iſt es in beſtändigem Beſitze verblieben. Dieſe verſchiedenen Plätze waren lange Zeit nur Militärpoſten; erſt viel ſpäter verfiel man darauf, Präſidien daraus zu machen. Heutzutage haben ſie keine andere Beſtimmung, und man ſcheint den Zweck und die erſten Urſachen der Eroberung vergeſſen zu haben. Zu Zeiten des Bürgerkriegs und der Revolutionen ſind dieſe Orte am meiſten bevölkert.

Ausflüge in den Abruzzen.

Cicolano. — Die Heerden in den Abruzzen. — Popoli. — Pescara. — Teramo. — Der Gran Sasso. — Chieti. — Solmona. — Palena. — Die Stadt Samnium. — Isernia. — Das alte Venafrum.

(Fortſetzung.)

Wir fanden die Hitze am Abend unſrer Ankunft plötzlich und auf eine ſehr unangenehme Art geſtiegen, was häufig vorkommen ſoll, denn die Einwohner klagen ſehr über dieſe plötzlichen Uebergänge der Temperatur, ſo wie über die Strenge des Winters. Die dürre, ſteinige Oberfläche des kaum eine halbe Stunde entfernten Morrone wirft die Sonnenſtrahlen im Sommer und den Schnee im Winter zurück, und iſt wahrſcheinlich eine der erſten Urſachen dieſes ſtarken Temperaturwechſels. Dieſe Kette läuft längs dem ganzen Thal und ſcheidet es von Abruzzo Citra, aber ein Dorf, Namens Pacentro, etwa zwei Stunden gegen Südoſten, liegt auf einer Art Strebepfeiler, der zu der höhern und ausgedehntern Majellakette gehört, die für einen der höchſten Striche des Königreichs gilt *); ſie läuft von dieſer Stelle in ſüdöſtlicher diagonaler Richtung nach dem Meere, ſenkt ſich aber, ehe ſie daſſelbe erreicht, in die Ebene herab. Auf ihren höhern Gipfeln bleibt der Schnee das ganze Jahr liegen; ſie enthält einige volkreiche Dörfer, ſchöne Weiden in den obern Thälern, und iſt namentlich wegen der Mannichfaltigkeit und vorzüglichen Eigenſchaften der Medicinalkräuter berühmt, die nur in ihrem Umfang wachſen, und einer Menge Perſonen, welche ſich den ganzen Sommer mit dem Einſammeln beſchäftigen, einen Lebensunterhalt verſchaffen.

Pacentro ſteht am Eingang eines Defile's, durch welches der alte, nie für Wagen brauchbare Weg nach Palena führte; dieſer Pfad wird noch von Fußgängern und Maulthiertreibern benützt, aber nicht zu allen Jahrszeiten, da er durch zwei der Bergpäſſe führt, die man nicht unrichtig mit dem Namen Forca bezeichnet. Dieſe Päſſe ſind ihrer beſondern Lage wegen furchtbaren Windſtößen unterworfen, die im Winter den Durchgang nicht nur ſchwierig machen, ſondern auch, wenn ſie von Schnee begleitet ſind, dem einſamen Wanderer plötzliches Verderben drohen.

Eine Stelle, etwas jenſeits dieſes Dorfs, die jetzt den Namen Campo di Giove führt, ſoll die Lage eines Tempels von Jupiter Palenius bezeichnen, die in dem Peutinger'ſchen Itinerar als eine der Stationen zwiſchen Corfinium und Alfidena bezeichnet iſt. Solmona war in der frühern Zeit der Römerherrſchaft eine bedeutende Stadt der Peligner, die an Größe und Wichtigkeit nur Corfinium nachſtand, und in demſelben Thale und in geringer Entfernung davon lag. Sein Name iſt berühmt geworden, als der Geburtsort Ovids, der häufig der Kälte ſeines Klima's, die indeß der Fruchtbarkeit des Bodens nicht ſchadet, ſo wie der reichlichen friſchen Quellen gedenkt, durch die es ſich auch jetzt noch auszeichnet.

*) Die Majella wurde nie genau gemeſſen, man glaubt aber, ſie erreiche eine Höhe von 8000 Fuß über dem adriatiſchen Meere.

Digitized by Google

Solmona, das im Bürgerkrieg auf der Seite des Marius stand, erfuhr den ganzen Zorn Sylla's, und scheint sich auch nicht wieder erholt zu haben, denn unter den Kaisern sank es zu einer Colonialstadt herab. In der christlichen Zeit hatte es einen Bischofssitz, und später gehörte es zum Lande der Marsen. Karl V verlieh es an Karl v. Lannoy, dessen Nachkommen es einige Zeit mit dem Fürstentitel besaßen, worauf es durch Erbschaft oder Heirath auf andere vornehme Häuser überging. Die Stadt liegt zwischen zwei Flüssen, von welchen der größere, Gizio, auf der Westseite, der kleinere, Vella, auf der Ostseite läuft, und sich gleich darauf in den ersten einmündet. Unter den zahlreichen Zuflüssen des Aterno, die das Thal von Solmona befruchten, ist der wasserreichste der Sagittario, der fast den ganzen südlichen Theil der Ebene bewässert. Ein Ausflug nach seinen Quellen machte mir viel Vergnügen, um so mehr, da ich den merkwürdigen See Scanno, dem er wahrscheinlich seinen Ursprung verdankt, kaum dem Namen nach kannte.

Ich verließ die Stadt früh Morgens, setzte über den Gizio, und zog quer durch das Thal nach den Bergen hin, die dasselbe gegen Südwesten einschließen. Bald gelangte ich in eine tiefe, dicht bewaldete Schlucht, durch deren düstre Gründe der Sagittario hinabströmte, und mich hinauf geleitete seiner Quelle entgegen. Diese Schlucht heißt im Lande bald Gole d'Anversa, nach einem in der Nähe liegenden Dorfe, bald Foce di Scanno, da der Fluß hier gewöhnlich Acqua della Foce heißt, und den Namen Sagittario erst im Thale von Anversa annimmt. Ich hatte gehört, der Sagittario erhalte sein Wasser aus dem See Scanno, dieß ist aber nicht der Fall, wenigstens nicht sichtbarer Weise, denn seine Hauptquelle entspringt an der Spitze oder vielmehr Zinne einer aus großen Kalksteinblöcken bestehenden Felsenmasse, die von der Hand der Natur in eine pyramidale Form über einander gehäuft wurde, und an der man nur mit der größten Mühe emporklettern kann. Aus dem höchsten Felsen dieser Pyramide bricht die Hauptquelle mit großer Gewalt und in reichlicher Fülle hervor, jenseits dieses Felsens aber sieht man nichts als eine ziemlich flache mit Felsenblöcken übersäete Ebene, die sich etwa eine halbe Stunde weit bis an den Rand des Sees erstreckt. Es ist indeß wahrscheinlich, daß dieser See, der zwei bedeutende Zuflüsse von der entgegengesetzten Seite her erhält, und keinen sichtbaren Ausfluß hat, den Sagittario durch unterirdische unter eben dieser Ebene fließende Canäle versorgt. Diese Steinwüste ist auf allen Seiten von hohen Bergen eingeschlossen, auf denen sich schöne Wälder aus einem Schneebette erheben. Den See selbst sieht man erst, wenn man ganz nahe ist, und sein Umfang mag eine starke Stunde betragen; das nächste Ufer ist baumlos, nur am entgegengesetzten Ende, wo er viel schmaler wird, ist er auf beiden Seiten mit schönem Waldholz geschmückt, und auf dem linken Ufer steht eine Capelle und Eremitage, die einzigen Gebäude, die seine Ufer beleben; die Capelle ist der heil. Jungfrau geweiht und Annunciata genannt, gewöhnlicher aber heißt sie La Madonna del Lago. An eben diesem Ende fallen die beiden oben erwähnten Flüßchen ein, nachdem sie ein schmales Thal bewässert haben, das sich bis zu dem Dorfe Scanno erstreckt, welches etwa eine Stunde von der Capelle entfernt ist. Dieses Dorf hat über 2000 Einwohner und zeichnete sich einst durch den Fleiß und die Wohlhabenheit seiner Einwohner, so wie durch die Schönheit seiner Frauen aus, deren Kleidung einen orientalischen Charakter hat, und mit einer Menge Gold und Silber verziert ist.

(Fortsetzung folgt.)

Sonderbares Arbeitssystem im Norden Englands.

(Aus Howitt's Rural Life.)

Wenn Jemand aus dem Süden oder den mittlern Grafschaften Englands nach dem Norden reist, so fällt ihm, betritt er Durham oder Northumberland, der Anblick von Schaaren von Weibern auf, die unter der Aufsicht eines Mannes auf den Feldern arbeiten. An einer oder zwei solcher Schaaren, von einem Halbduzend bis zu einem Duzend gewöhnlich junger Weiber, könnte man vorübergehen; kommen sie aber immer und immer wieder, und bemerkt man sie, wo man auch hingeht, so werden sie ein hervorstechender Zug des Ackerbausystems des Landes. Natürlicherweise fragt man, wie kommt es, daß man solche regelmäßige Schaaren weiblicher Arbeiter vorherrschend hier findet. Die Antwort in der Provincialsprache lautet: „Oh, es sind bone ditches!" d. h. bondages, Leibeigene, Hörige. Leibeigene! dieß klingt, wird man denken, sonderbar in England. Wie? existirt Leibeigenschaft, ländliche Knechtschaft noch in dem freien und schönen England? Allerdings. Es ist zum Erstaunen, allein es ist Thatsache. Als ich zum ersten Mal diese weiblichen Schaaren auf den Feldern erblickte, wie sie unter ihren Treibern arbeiteten, ward ich, ehe ich mich noch näher nach ihnen erkundigte, unwiderstehlich an die Sklavenbanden in Westindien erinnert. Das Rübenhacken verband sich sonderbarer Weise in meinem Kopfe mit der Zuckerrohr-Bearbeitung; als ich nun aber diese Weiber „Leibeigene" nennen hörte, ward die Ideenverbindung zehnfach stärker. Auf allen großen Gütern in diesen Grafschaften und im südlichen Schottland herrscht dieses Leibeigenschaftssystem vor. Kein verheuratheter Arbeiter darf auf diesen Gütern wohnen, wofern er nicht die Verbindlichkeit eingeht, sich in dieses System zu fügen. Diese Arbeiter werden Hinds (Hinterfassen) genannt. Man baut auf den Maiereien kleine Häuser für sie, und auf einigen Gütern, wie auf denen des Herzogs von Northumberland, tragen alle diese Hütten eine Nummer, die an die Thüre gemalt ist. Einem Hind, d. h. einem Bauerknecht, der sich verbindlich macht, auf einer der Maiereien, die zu dem Gute gehören, zu arbeiten, wird ein Haus angewiesen. Er erhält 4 Pfd. Geld jährlich, darf eine Kuh halten, und er hat seine Feuerung, eine vorgeschriebene Quantität Holz, Kohle oder Torf für jede Hütte. Er darf eine gewisse Strecke Landes mit Kartoffeln bepflanzen, und erhält 15 Bolls *) Korn für seinen Familienverbrauch — davon ist ein Drittel Weizen, ein Drittel Gerste und ein Drittel Erbsen. Als Ersatz für diese Vortheile ist er verpflichtet, das ganze Jahr hindurch zu arbeiten, und eine Arbeiterin zu 1 Schilling den Tag während der Ernte, und zu 8 D. den Tag für die übrige Zeit des Jahres zu liefern. Es scheint nun zwar, daß dieß keine erbliche Knechtschaft ist — so etwas könnte in England nicht bestehen — allein es ist doch der erste Schritt dazu, und ohne Zweifel rührte sie davon her, denn es ist Knechtschaft in gemil-

*) Boll, lat. bolla, ein Fruchtmaaß von sechs Scheffeln.

Digitized by Google

breter Form, wie sie sich allein mit den neuern Begriffen vertragen dürfte. Man kann sogar sagen, daß es ein freiwilliges System ist; daß bloß verheurathete Hintersassen das thun, was überall anderwärts unverheurathete Bauerknechte thun, sich unter gewissen Bedingungen von einem Jahr zum andern zu verdingen. Die große Frage ist nur, ob diese Bedingungen gerecht und dem gesellschaftlichen und sittlichen Fortschritte der arbeitenden Classe förderlich sind, und ob es wirklich ein so ganz freiwilliges System ist, wie es auf den ersten Blick scheint.

Chronik der Reisen.

Reise des Dorpater Professors Schmalz durch die Colonien in Rußland.

(Fortsetzung.)

Wein- und Obstbau.

Leider konnte ich nicht in denjenigen Landstrichen seyn, wo man sich mit dem Weinbau in größerem Umfange beschäftigt; in Kiew aber, Poltawa und Charkow hat man nur Versuche im Kleinen angestellt; in Sarepta zieht man seit langer Zeit vortreffliche Reben. In Poltawa hat Klingenberg versuchsweise in einem der Gartenbauschule gehörigen Garten einige vortreffliche Rebsorten in freier Luft gezogen, und mehrere davon sind besonders gut gerathen. In Sarepta gedeihen die Weinreben nur in dem Fall gut, wenn man sie häufig gießt, und darum kann sich der Weinbau nur dann belohnen, wenn die Volkszahl sich vermehrt hat. Die Obstbaumzucht blüht namentlich in den Gouvernements Poltawa, Charkow, Orel und Woronesh, in den andern beschäftigt man sich wenig damit. Klingenberg gibt sich in Poltawa alle mögliche Mühe, junge Fruchtbäume zu ziehen, und Andere darin zu unterrichten, aber seine Bemühungen sind fast ganz umsonst; die schönsten jungen Bäume bietet er den Liebhabern an, aber niemand nimmt sie, obgleich jedermann sieht, daß die besten Sorten vortrefflich gedeihen. Die Früchte genießt man gern, was sich daraus ergibt, daß sie theuer verkauft werden, und für Fruchtgärten zahlt man in manchen Jahren bedeutenden Pacht, und hat keinen Grund zu fürchten, daß der Verkauf sich vermindern würde, wenn die Fruchtbäume sich bedeutend vermehrten. Der Verbrauch würde mit der vermehrten Erzeugung wachsen, und endlich würde ein Handelsgegenstand daraus werden.

Fabriken.

Bei der beschränkten Zeit konnte ich unmöglich viele Fabriken sehen, doch nahm ich einige Tuchfabriken, Gerbereien und kleine Etablissements von Bauern, wo Messer und Schlösser fabricirt wurden, in Augenschein. Mein Hauptzweck war, möglichst genaue Nachrichten über Landbau und Viehzucht zu sammeln, hinsichtlich der Fabriken aber blieb mir nur übrig, mich auf die Beziehungen zu beschränken, in denen sie zu Landwirthschaft und Viehzucht stehen. Von den Tuchfabriken, welche ich sah, verdienen zwei eine besondere Aufmerksamkeit: die eine davon gehört dem Obristen Grafen Poniatowski im Gouvernement Kiew, die andere dem Minister des öffentlichen Unterrichts, Hrn. Uwarow, im Gouvernement Moskau. In der ersten, welche 6 bis 700 Menschen beschäftigt, finden sich 15 Spinnmaschinen, etwa 100 Stühle, über 80 Maschinen zum Scheeren, viele hydraulische Pressen, 12 Kufen und andere Farbekessel, der größte Theil der Maschinen ist nach den neuesten Verbesserungen gebaut. Mit der Tuchfabrik ist eine Maschinenfabrik verbunden, in welcher die aus fremden Ländern verschriebenen neu erfundenen Maschinen schnell in Stand gesetzt und die schon im Gebrauche befindlichen ohne Zögerung ausgebessert werden. Allenthalben ist eine vortreffliche Ordnung und eine solche Reinlichkeit, wie sie mir nie in ähnlichen Anstalten vorkam. Namentlich muß man das Verhältniß billigen, in welchem die Fabrik zum Ackerbau und zur Viehzucht steht: nicht nur findet die Wolle der eigenen Schafe des Grafen einen guten und sichern Absatz, den sie wegen des Staubes, der sich darin festgesetzt hat, anderswo nur mit Mühe finden würde, sondern der Hauptvortheil besteht darin, daß die Arbeiter in der Fabrik den größten Theil des Jahres Beschäftigung finden, und zur Zeit der Ernte einige Wochen im Felde helfen können. Dadurch wird die Vermehrung der Bevölkerung unterstützt, weil junge Leute bei guter Wirthschaft früher heurathen können, und die Ernte wird besser eingeheimst, als es ohne diese Anordnung möglich wäre. Bei dem dortigen Klima hat die Ernte ihre Schwierigkeiten, denn sie muß in möglichst kurzer Zeit zu Ende gebracht werden, da sonst ein großer Theil der überreifen Körner ausfällt; darum muß die zum Getreidebau bestimmte Fläche mit der Menschenzahl im Verhältnisse stehen, die man bei der Ernte verwenden kann. Die Bearbeitung des Bodens und die Aussaat erfordert weniger Hände, aber mehr Vieh, darum ist es leichter, eine große Strecke anzusäen, als das Getreide einzuheimsen. Graf Poniatowski hätte einige tausend Tschetwert Getreide weniger erhalten, wenn er nicht auf seiner Fabrik 600 Arbeiter unterhielte. Dieß sind lauter Bauern, die zum Gute gehören; nur der Director der Fabrik und einige Meister sind Fremde. Die Arbeiter werden nach dem Stück bezahlt, um sie zur Erlangung größerer Fertigkeit aufzumuntern. Ein Mädchen verdient sich außer ihrer guten Kost 10 bis 12 Rubel Silber jährlich, einige Bauern bis 60 Rubel Silber, der größte Theil nach Abrechnung des Obrok gegen 80 Rubel. Alle gehen mit Vergnügen in die Fabrik, und betrachten die Entfernung daraus als eine große Strafe. Das Tuch, welches ich sah, sowohl das halb, wie das ganz ausgerüstete, gefiel mir sehr wohl, und ist dauerhaft und gut ausgerüstet; das theuerste war ein blaues, das zwanzig Rubel Assignaten die Arschine kostete, aber die Fabricirung guter Tücher von mittlerer Qualität, denen man eine besonders gute Appretur gibt, ist am vortheilhaftesten. Solche Tücher werden häufiger begehrt, weil sie eine sehr dauerhafte Kleidung geben, und gut aussehen; die feinsten Tücher läßt man ohne Vergleich wohlfeiler aus der Fremde kommen. Gute Wolle mittlerer Qualität kommt auch bedeutend wohlfeiler als feine. In dieser Fabrik werden jährlich 4000 Stücke Tuch verfertigt, und ich sah 800 Stücke in Bereitschaft zur Versendung nach dem Jahrmarkt von Romny.

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 15** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Memoiren einer Peereß oder die Tage Fox's (Schluß.) — Picciola.

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für den Absatzen des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 49.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Februar 1838.

Das Einsammeln der Schildkröten-Eier in Brasilien.

(Aus der Europe industrielle.)

Eine der beträchtlichsten Einnahmen, welche die brasilische Regierung aus der Provinz Rio Negro bezieht, besteht in dem Zehnten des Oeles aus Schildkröten-Eiern. Das Einsammeln dieser Eier findet auf folgende Weise statt: in den Flüssen Solimoës (Marañon) und Madeira befinden sich große Sandbänke, wohin die Schildkröten alljährlich kommen, um ihre Eier abzulegen. In den Monaten October und November verlassen sie die Seen, welche ihnen gewöhnlich zum Aufenthalte dienen, in Masse, nehmen ihren Weg nach diesen beiden Flüssen und nähern sich den Sandbänken. Einige gehen voraus, wählen eine passende Stelle und untersuchen den Boden; der große Haufe folgt in geschlossener Colonne, die Weibchen in der Mitte, die Männchen, wie zum Schutze der erstern, in kleinerer Anzahl auf den beiden Flügeln. Beim Einbruch der Nacht verlassen sie das Wasser, bedecken in einem Augenblick die Sandbank und rücken mit solcher Schnelligkeit vor, daß ihre an einander stoßenden Schalen einen Lärm machen, den man weithin hört. Auf der kleinen Insel angelangt, gräbt jede Schildkröte mit ihren Hinterfüßen ein Loch von ungefähr drei Fuß Tiefe in den Sand, legt ihre, der Zahl nach mindestens sechszig, höchstens hundert und vierzig Eier hinein, bedeckt sie dann mit Sand, den sie mit ihrer untern Schale festdrückt, und kehrt ins Wasser zurück. Zu dieser Operation braucht jede Schildkröte ungefähr drei bis vier Stunden. Ist sie einmal begonnen, so sind dieselben so sehr darein vertieft, daß man mitten unter ihnen herum gehen kann, ohne befürchten zu dürfen, von ihnen gebissen zu werden. Das Legen beginnt mit Untergang der Sonne und endigt mit der Morgendämmerung. Wenn der ganze Act vollendet ist, bleiben die Schildkröten noch einige Tage an den Ufern des Flusses, worauf sie dann wieder nach den Seen und Sümpfen zurückkehren, woher sie gekommen sind.

Da die Sandbänke, worauf die Schildkröten ihre Eier niederlegen, bekannt sind, so sendet die Regierung zur Legezeit Wächter dahin, um die nomadisirenden Indianer zu hindern, sie in ihrer Operation zu stören, und einen Inspector (capitão da praya), entweder um die Ordnung unter den Colonisten, welche das Einsammeln vornehmen, aufrecht zu halten, oder den Boden, worauf sich die Eier befinden, unter sie im Verhältniß der Arbeiter, die sie mitbrachten, zu vertheilen, und endlich, um den Zehnten, der ihr zusteht, in Empfang zu nehmen. Sobald die Vertheilung geschehn, gehen die Arbeiter ans Werk, graben den Sand auf, um die Eier zu finden, und legen sie in Haufen von 15 bis 20 Fuß im Durchmesser und verhältnißmäßiger Höhe. Ist das Einsammeln vorbei, so wirft man die Eier in sorgfältig kalfaterte Barken, bricht sie mit Holzgabeln auf und zerstampft sie mit den Füßen so lange, bis sie zu einem gelben Brei geworden, auf den man dann Wasser gießt und ihn den Sonnenstrahlen aussetzt. Die Wärme treibt den öligen Theil der Eier auf die Oberfläche; man nimmt ihn mittelst aus Muscheln verfertigter Löffel ab, und bringt ihn in einen Kessel, den man einem langsamen Feuer aussetzt; nach und nach wird diese Fettsubstanz, manteiga da tartarugu genannt, hell, und erlangt die Festigkeit und Farbe geschmolzener Butter. Ist sie abgekühlt, so gießt man sie in große irdene Töpfe (potes), deren jeder ungefähr 60 Pfund enthält, und verschließt sie mit Palmblättern. Je frischer die Eier sind, und je schneller die Operation des Kochens von statten geht, desto besser und reiner ist das Schildkrötenöl. Indessen behält es stets einen Wallfischölgeschmack, an den sich die Fremden schwer gewöhnen. Das von schlechterer Beschaffenheit wird als Brennöl verwendet.

Man schätzt die Quantität des Schildkröten- oder Manteiga-Oeles, das man jährlich auf den Inseln des Solimoës bereitet, auf 15,000 Potes; für jeden Pote sind 1600 Eier erforderlich, was im Ganzen 24 Millionen Eier ausmacht. Betrachtet man diese ungeheure Zerstörung, die seit beinahe einem Jahrhundert stattfand, und bedenkt man, daß außerdem die Geyer, die Schwanen, die Iguanen, die Bären, die Schlangen, die Kaimans nicht nur eine große Menge Eier, sondern auch noch viele junge Schildkröten in dem Augenblick verzehren, wo sie auskriechen, und ehe sie das Wasser erreichen konnten, so ist man erstaunt, diese nützlichen Thiere noch immer so zahlreich zu

Digitized by Google

ſehen. Wie groß übrigens auch ihre Fruchtbarkeit ſeyn mag, ſo iſt es doch wahrſcheinlich, daß ſie, falls man das gegenwärtige Syſtem gegen ſie fortſetzt, endlich vollſtändig werden vertilgt werden.

Ausflüge in den Abruzzen.

Cicolano. — Die Heerden in den Abruzzen. — Popoli. — Pescara. — Teramo. — Der Gran Sasso. — Chieti. — Solmona. — Palena. — Die Stadt Samnium. — Iſernia. — Das alte Venafrum.

(Fortſetzung.)

Wir erreichten Solmona am Abend nach dieſem ſehr ermüdenden Ausflug, und verließen es am andern Morgen, um unſern Weg weiter ſüdwärts gegen die Hauptſtadt längs der Conſularſtraße der Abruzzen, wie ſie gewöhnlich heißt, fortzuſetzen. Dieß iſt eine vortreffliche Straße, aber urſprünglich nicht mit beſonderer Klugheit angelegt, denn manches Anſteigen hätte ſich recht leicht vermeiden laſſen. Das Thal von Solmona endigt zwei kleine Stunden ſüdwärts von dieſer Stadt unter dem großen Dorfe Pettorano, von welchem aus eine der ſchönſten Ausſichten im ganzen Königreiche ſich eröffnet, denn ſie umfaßt die ganze Ebene bis Popoli, und ſchließt ſich mit dem Gran Saſſo, der an ſeinem höchſten Gipfel etwas geneigt iſt, und von dieſem Punkte aus geſehen, ſeine andere Benennung Monte Corno beſonders zu verdienen ſcheint.

Von hier aus ſtiegen wir mehrere Stunden lang im Zickzack bergan, bis wir den Gipfel der Bergkette und das Nordende der Piano di Cinquemiglia erreichten. Dieß iſt eine der Flächen, wie ſie auf den höhern Theilen aller Gebirge ſich finden, die bei ſchönem Wetter bequem zu durchreiſen ſind, aber in der Jahreszeit der Stürme und des Schnees Schwierigkeiten und ſelbſt Gefahren darbieten. Dieſe haben ſich zwar ſehr vermindert, ſeit eine Straße für Wagen angelegt wurde, aber ſelbſt jetzt noch iſt dieſe manchmal im Winter unbrauchbar, und in frühern Zeiten rechnete man, daß kein Jahr verging, wo nicht mehrere Menſchen hier umkamen, ſey es, daß der Schnee, der ſich hier mit unglaublicher Schnelligkeit anhäuft, ſie überdeckte, oder daß ſie durch die Kälte umkamen, während ſie Ruhe oder Obdach ſuchten. Der Wind, der während unſerer ganzen Reiſe kalt und ſtürmiſch von Süden darüber herblies, gab uns einen Begriff von der furchtbaren Gewalt der Winterorkane in dieſem engen, völlig flachen Thale.

Rocca del Raſo, gewöhnlich Rocca Raſa genannt, iſt ein Dorf von etwa 1500 Einwohnern, am Ende der Piano oder vielmehr am Anfang einer zweiten Ebene von anderer Form und Charakter, aber in gleicher Höhe gelegen. Von hier geht eine gute, neugebaute Wagenſtraße links ab nach Palena, einer Stadt von 2000 Einwohnern, die durch einige große Wollenmanufacturen ſehr wohlhabend ſeyn ſoll. Die Lage von Rocca Raſa iſt öde, aber der Ort gut gebaut, hat zahlreiche Brunnen, und eine Fabrik, wo grobe Tücher gewoben und gefärbt werden, gibt ihm einiges Leben.

Von hier aus führt die Straße wieder in derſelben gewundenen Weiſe und faſt eben ſo weit hinab, wie am Nordende, bis er die Ebene des Sangro erreicht, die etwas tiefer als die von Solmona liegt. Caſtel di Sangro ſteht am Nordende dieſer etwa drei Stunden langen und eine Stunde breiten Ebene, und Manche glauben, es habe hier das alte Aufidena, eine der bedeutendſten Städte der Samniter, geſtanden; aber die neuere Stadt Alfidena, an dem Südende des Thals gelegen, hat wohl mehr Anſprüche auf dieſe Ehre, und Romanelli betrachtet Caſtel di Sangro als den Nachfolger eines Forts, das Zonaras unter dem Namen Caſtrum Sarcinorum erwähnt, in welchem ein Samniter, Namens Lollius, lange Zeit den römiſchen Truppen Trotz bot; der Name Sarceni ſoll von Sarus, dem alten Namen des Sangro, abgeleitet ſeyn. Ich ließ mich verleiten, meine Heimreiſe um einen Tag zu verzögern, um einen Ausflug an die Quelle des Voltorno zu machen, und zugleich Alfidena zu beſuchen. Zu dieſem Zweck brach ich Morgens von Caſtel di Sangro auf, und ging quer durch die Ebene, was wir aber zu Fuß thun mußten, da die Wagen nicht fort konnten. Eine halbe Stunde, ehe wir Alfidena erreichten, ſahen wir den Sangro aus einer dunkeln Schlucht mit furchtbarer Heftigkeit in das Thal hervorſtürzen, und alsbald den Rio Torbo, der von Alfidena her kommt, aufnehmen. Dieſe Vereinigung findet unterhalb eines ärmlichen Dorfs, Namens Scontrone, ſtatt, deſſen Häuſer längs der ſteilen Ufer des Sangro zerſtreut ſind, und in deſſen Hintergrunde die düſterſten Fichtenwälder ſich erheben, deren nur immer eine nordiſche Gegend ſich rühmen kann. Hier hauſen, wie in manchen Strichen dieſer Provinz, Bären, die man im Winter jagt, weßhalb dieſer Ort ſchon ſeit einigen Jahrhunderten berühmt iſt, da Caſtel di Sangro wiederholt die Reſidenz Alfonſo's II von Aragonien war, der hier gerne dieſem anziehenden aber gefährlichen Vergnügen ſich hingab. Als wir unſern Weg gegen Alfidena fortſetzten, begegnete uns der Guardiano eines benachbarten Guts, der mir eine ſehr lebendige und intereſſante Beſchreibung eines Kampfes mit dieſen Thieren gab, aber ſehr offenherzig geſtand, daß die Angſt bei dieſer Jagd das Vergnügen weit überwiege. Solche Jagdpartien, die ſtets mit dem Tode des Bären endigen, ſind indeß nicht ungewöhnlich; faſt immer fallen aber auch gefährliche Verwundungen der Jäger vor.

Die Bevölkerung von Alfidena wird auf 1800 Seelen angegeben, und der Ort, den man eher ein großes Dorf als eine Stadt nennen ſollte, enthält einige gute Häuſer und reiche Eigenthümer, unter denen eine große Anzahl Prieſter auf dem Marktplatze verſammelt war, die uns auf die höflichſte Weiſe von der Welt in ihre Wohnungen einluden, und ſich zu Führern anboten, um uns die Alterthümer zu zeigen. Die Anzahl dieſer letztern war ſehr gering, und alle lagen auf dem ſteilen Berge jenſeits des Fluſſes, der wahrſcheinlichen Stelle der alten Stadt und ihrer Citadelle; hier iſt nämlich eine Reihe cyklopiſcher Mauern von bedeutender Größe und augenſcheinlich ſehr altem Bau. Ein merkwürdiger Ueberreſt des Alterthums iſt auch eine oskiſche Inſchrift an dem Parapet einer Brücke über den Rio Torbo, welcher die neue Stadt in zwei Theile theilt.

Als wir Alfidena verließen, ſtiegen wir einen ſteilen un-

Digitized by Google

fruchtbaren Berg hinan, der in eine waldige Gegend führte; hier verließen wir den Rio Torbo, und erreichten ein anderes kleines Thal, in welchem ein Bach floß, der uns bald nach dem Fluſſe führte, den wir ſuchten. Wir kamen an zwei bedeutenden Dörfern vorbei, und erblickten nun mit Einemmale den Volturno, deſſen gekrümmter Lauf in einer kleinen Ebene faſt einen Kreis beſchrieb. Hier ſtand die Abtei San Vincenzo, welche im Anfang des 8ten Jahrhunderts von drei Brüdern, gebornen Longobarden, gegründet worden ſeyn ſoll, und deren Ueberreſte noch am Ufer des Fluſſes eine ſchwache halbe Meile von ſeiner Quelle ſtehen. Viele glauben, hier habe ſelbſt noch nach der Zeit der römiſchen Republik eine Stadt geſtanden, die gleich dem Diſtricte, zu dem ſie gehörte, den Namen Samnium führte. Die älteſte Autorität für ihr Daſeyn findet ſich in der Grabſchrift eines Scipionen zu Rom, welche beſagt, er habe Taurafium, Eliſannia und Samnium erobert; da nun dieſes Wort mit andern Städtenamen genannt iſt, ſo glaubt man, es bedeute auch hier eine Stadt und nicht die Provinz oder das Land dieſes Namens. Auch Florus erwähnt einer Stadt Samnium, und einige byzantiniſche Schriftſteller bezeichnen ſie auf noch beſtimmtere Weiſe. Paul Diaconus, der lombardiſche Geſchichtſchreiber, ſagt: „in Samnium liegen die Städte Teate, Iſernia, Aufidena und Samnium, das aber jetzt vom Alter verzehrt iſt, und wovon die ganze Provinz den Namen hat;" dieß würde beweiſen, daß die Stadt noch im achten Jahrhundert beſtand. Ferner bezeichnet die Chronik des Kloſters San Vincenzo, die von den Mönchen deſſelben geſchrieben wurde, die Lage des Kloſters als die der ehemaligen Stadt Das Dorf Cerro liegt etwa eine halbe Stunde von den Ruinen deſſelben; die Kirche dieſes letzten und ein Theil der Mönchswohnungen ſind noch ganz, indeß von vergleichungsweiſe neuem Bau, aber zahlreiche Spuren des Alterthums, als gebrochene Granitſäulen, ſchöne Marmorcapitäle und ein merkwürdiger Unterbau von Steinen ohne Mörtel, der dem weſtlichen Ende der Kirche als Grundlage dient, zeigen deutlich das ehemalige Daſeyn irgend eines großen Baues, vermuthlich eines Tempels an, welcher ſelten ſehr entfernt von einer Stadt ſtand. Der letzterwähnte Theil des Gebäudes hat ganz das Anſehen, als habe er einen Theil einer Ringmauer gebildet, und zwei weite und tiefe, in den Felſen gehauene Gräben, die auf beiden Seiten der Kirche einander parallel in directer Linie nach dem Volturno hin führen, ſcheinen ausgegraben worden zu ſeyn, um das Waſſer deſſelben aufzunehmen, und den Fleck in eine Inſel zu verwandeln; die Art, wie der Felſen ausgehauen iſt, deutet auf eine ungemein frühe Zeit hin.

Ich folgte dem Bach bis hinauf an ſeinen Urſprung, den zwei verſchiedene Quellen bilden, welche in großer Fülle aus einem kieſigen Bette am Fuße eines Felſenberges entſpringen, der wiederum an einen höhern Berg ſich anlehnt, auf welchem das Dorf Rocchetta liegt.

Doch wir kehren zurück zu dem Kloſter San Vincenzo und den Spuren der Stadt, welche den Namen der Nation trug, die ſich am meiſten durch ihre ausdauernde Feindſeligkeit gegen die römiſche Macht auszeichnete, bis jetzt iſt aber nichts hinreichend Wichtiges entdeckt worden, um ihre genaue Lage zu bezeichnen; doch hat man in der Nähe mehrere Gräber gefunden, ſo wie eine Menge Gegenſtände von Bronze, jedoch von der roheſten Arbeit.

Wir verließen die Quellen des Volturno, ſehr befriedigt von dem Schauſpiel, das ſie uns boten, und traten den Rückweg nach Aufidena an; auch hier hielten wir uns nicht auf, ſondern eilten längs der Ebene fort nach Caſtel di Sangro. Vom Sangrothale aus ſtiegen wir eine dürre, doch nicht ganz unbebaute Bergkette hinan, durch deren Oeffnungen wir hie und da eine Ausſicht auf minder rauhe Striche erhielten. Rionero liegt auf dem höchſten Punkt, und iſt ein armſeliges Dorf, deſſen Anblick meine ſchon öfters gemachte Bemerkung beſtätigte, daß, wenigſtens im Königreiche Neapel, dieſer Name ſtets Localitäten gegeben wird, die von der Natur ſehr ſtiefmütterlich bedacht ſind.

Von hier an mußten wir einige Stunden abwärts ſteigen in das kleine Thal des Vandro, hierauf faſt eben ſo lang aufwärts nach dem Städtchen Miranda, das gleich vor dem Thore uns in einem ſehr artigen Gaſthof ein gutes Unterkommen bot.

Wir hatten, gleich nachdem wir Caſtel di Sangro verlaſſen, die Provinz Moliſe betreten, welche den größten Theil des alten Samnium und einige ſeiner bedeutendſten Städte einſchließt, die alle mit geringen Modificationen die alten Benennungen beibehalten haben; nicht ohne lebhaftes Vergnügen fand ich mich nun faſt im Mittelpunkt eines Landſtrichs, deſſen Geſchichte mit der der berühmteſten alten Republiken ſo eng verflochten iſt.

(Schluß folgt.)

Erdbeben.

Die Nachrichten von Erdbeben häufen ſich wieder ungemein. Man hat in den letzten Monaten einige kleine Bewegungen in Frankreich bemerkt; vom 1 bis 6 October hörte man zu Agram in Croatien ein rollendes unterirdiſches Getöſe, welches am letztgenannten Tage mit einem Beben der Erde endigte, das mehrere Gebäude einſtürzte. — Acapulco ward am 18 und 19 October zerſtört, und am 23 November Nachts verſpürte man ein heftiges Erdbeben in Mexico, was vier Minuten andauerte; es iſt zu erwarten, daß noch ſchlimmere Nachrichten aus dem Weſten von Mexico eintreffen, da die Stadt Mexico gerade auf dem vulcaniſchen Striche liegt, der von den größern Antillen durch dieſes Land hindurchgeht, und noch im vorigen Jahrhundert durch den furchtbaren Ausbruch des Jorullo ſich äußerte. — Am 21 Januar fühlte man ein Erdbeben zu Tynehead bei Newcaſtle, wodurch der Tynehead Fell faſt eine Viertelſtunde weit auseinander geriſſen wurde, und am 25 ein ſehr heftiges in Siebenbürgen, das ſich von Odeſſa bis nach Polen und Ungarn fühlbar machte.

Chronik der Reiſen.

Reiſe des Dorpater Profeſſors Schmalz durch die Colonien in Rußland.

Fabriken.

(Schluß.)

Im Gouvernement Moskau ſah ich unter Anderem eine ſchöne Tuchfabrik in Woriotſchie, welche ſchon ſeit langer Zeit beſteht, jetzt aber

Digitized by Google

sehr verbessert wurde. Die Lage dieses Guts ist zum Fabrikbetriebe sehr geeignet, denn eine bedeutende Wasserkraft ersetzt die theuern Dampfmaschinen. In dieser Fabrik finden sich, wie in der des Grafen Poniatowski, 15 Spinnmaschinen; man rechnet jetzt 156 Stühle, und früher waren es noch mehr. Nichtsdestoweniger kann man meiner Ueberzeugung nach jetzt mehr Tuch fabriciren, als früher, weil Alles zweckmäßig eingerichtet ist. Es sollen hier jährlich 6000 Pud Wolle verarbeitet und über 5000 Stücke Tuch verfertigt werden. Der Arbeiter sind etwa 600, die gleichfalls nach dem Stücke bezahlt werden, und mit ihrer Lage sehr zufrieden sind. Diese Anstalt verbessert sich in vielen Beziehungen mehr und mehr: vorher war die Weberei davon entfernt, jetzt ist sie in dasselbe Gebäude verlegt, wo die Maschinen zum Spinnen und Tuchscheeren sich befinden. Hier kann Alles, selbst in trocknen Sommern, durch Wasserkraft betrieben werden. Die Tücher, die ich sah, waren schön, obwohl der Hauptvorrath schon nach dem Markte von Nischegorod versendet war. Die noch unausgerüsteten Tücher zeigen eine sorgfältige und regelmäßige Sortirung der Wolle, und versprechen große Dauer. Meiner Ansicht nach gibt es kein Land, das zum Fabrikbetriebe geeigneter wäre, als Rußland: viele Theile des Reichs haben jetzt schon hinreichend Hände zum Manufacturbetrieb, und der Boden liefert nicht nur reichliche Nahrung für eine zahlreiche Bevölkerung, sondern auch eine Menge roher Stoffe für die Fabriken. Hiezu kommt noch, daß die Russen mehr als jedes andere Volk zur Fabrikarbeit taugen, daß sie so zu sagen geborne Fabrikarbeiter sind, und daß viele Rohstoffe in Rußland wohlfeiler sind, als in andern Ländern.

Wenn man auf den Fabriken ohne Fremde, Directoren sowohl als fremde Arbeiter, auskommen kann, und die Maschinen noch wohlfeiler werden, als bisher, dann wird man auch die Fabrikerzeugnisse in Rußland noch wohlfeiler verkaufen, als irgendwo. Das technologische Institut wird ohne Zweifel in kurzer Zeit Dirigenten und Arbeiter mit ausgebreiteten Kenntnissen und in gehöriger Zahl liefern, und dann wird die Sache eine ganz andere Wendung nehmen.

Für Rußland ist es besonders vortheilhaft, daß sich keine Fabrikstädte, sondern Fabrikdörfer bilden, und Landbau und Fabriken auf diese Weise in engen Verband miteinander kommen; den Fabrikarbeitern wird es nicht an wohlfeilen Nahrungsmitteln fehlen, wenn man ihnen die gehörige Anleitung zur Bebauung des Bodens gibt, daß derselbe den größten sichern Ertrag liefert, und wenn man zu gleicher Zeit Vorrathsmagazine errichtet. In jeder Gemeinde sollte ein besonderes Magazin erbaut werden, wohin die Bauern nach und nach bei guter Ernte so viel Korn lieferten, daß in schlechten Jahren sämmtliche Bewohner des Dorfes vor der äußersten Noth geschützt wären.

Es gibt sehr viele Rohstoffe, die zu verschiedenartigem Gebrauche tauglich wären, und zu Begründung einer großen Anzahl neuer Fabriken Anlaß geben könnten. So z. B. findet sich an dem Berg, auf welchem Nischneinowgorod liegt, in der Nähe der Oka ein vortrefflicher vielfarbiger Thon, aus welchem man Pfeifen und andere Gegenstände, vielleicht auch Fayence nach Art des Wedgwood'schen bereiten könnte. Die Oka und Wolga können mit geringen Kosten das Feuerungsmaterial liefern und den Absatz der Erzeugnisse erleichtern. Ein vorzüglicher Alabaster, den man in Lukajanow im Gouvernement Nischegorod gewinnt, kann ein gutes Material für manche hübsche Gegenstände liefern: gelehrige Bauern könnten unter der Anleitung eines geschickten Meisters ihn bald schneiden und drechseln lernen; man könnte Statuen, Büsten, Säulen, Vasen, Tassen, Lampen, Leuchter, Uhrengehäuse u. dgl. in verschiedener Größe und Form daraus arbeiten, und sie würden einen neuen Handelsgegenstand bilden, der vielleicht auch auf dem Jahrmarkte von Nischegorod Absatz fände. Die Süßwurzel, welche in den Steppen von Zarysin und in andern Gegenden in Fülle wächst, könnte mit Vortheil einige Fabriken beschäftigen. Schon jetzt pflanzt man Runkelrüben zur Zuckerfabrication, aber bei dem warmen und trocknen Klima vieler russischen Landstriche wäre es vielleicht vortheilhafter, zu diesem Zweck Kürbisse (Arbusen) anzubauen.

Allgemeine Bemerkungen.

Zum Schlusse halte ich es nicht für überflüssig, etwas über den allgemeinen Eindruck beizufügen, den das, was ich im Laufe meiner Reise sah, auf mich machte, so wie einige Bemerkungen über die allgemeinen Mittel, die Landwirthschaft und die Industrie überhaupt zu heben.

Meiner festen Ueberzeugung nach ist das südöstliche Rußland mehr als jedes andere Land geeignet, in kurzer Zeit einen hohen Grad von Cultur zu erreichen; denn erstens hat die Natur dort ihre Gaben verschwenderisch ausgetheilt, das Klima ist im Allgemeinen gut für die Menschen, wie für Thiere und Pflanzen, und kann sich noch verbessern. Zweitens: der Boden schließt in seinem Schooße unschätzbare Reichthümer ein; ich sah viele fruchtbare Landstriche, aber keinen, der bei sehr mittelmäßiger Bearbeitung im Laufe ganzer Jahrhunderte Korn in solcher Fülle geliefert hätte, wie in vielen russischen Gouvernements. Drittens: die dortigen Einwohner sind von der Natur nicht nur überhaupt gut ausgestattet, sondern auch größtentheils von dem Wunsche beseelt, sich zu bilden und vorwärts zu kommen. In vielen Strichen ist die Bevölkerung nicht gering, sie wird sich aber noch rasch vermehren, in dem Maaße, als die Erwerbsmittel zunehmen. Viertens: die von der Natur und Kunst gleich beförderte Wasserverbindung ist so ausgedehnt, daß vielleicht in keinem Land etwas Aehnliches sich findet; sie erleichtert den innern und äußern Handel ausnehmend, und bietet sichere Mittel zum Absatze der Naturerzeugnisse im ganzen Reiche dar. Die Wolga allein, welche über 5000 Werste durchläuft, bietet mit den darein fallenden Flüssen eine Menge kleinerer und größerer Emporien dar. Zur Versendung der Waaren zu Wasser bestehen Communicationen zwischen dem baltischen und kaspischen Meere, zwischen dem kaspischen und weißen, zwischen dem weißen und baltischen, so wie zwischen letzterem und dem schwarzen Meere. Die Mittel des Verkehrs werden mehr und mehr erleichtert, Canäle, Schleußen u. dgl. verbessert, manche Märkte, die an vielen Orten bestanden und schon ziemlich bedeutend waren, erhalten eine neue und vollkommnere Einrichtung. Der Vortheil einer Vereinigung der Wolga mit dem Don vermittelst eines Canals ist unermeßlich; jetzt bei dem vervollkommneten Schleußenbau kann ein solches Unternehmen viel leichter ausgeführt werden, als früher, wo man erst Versuche anstellen mußte.

So große Fortschritte man auch von der Cultur erwarten darf, so ist doch auch schon Vieles dazu vorbereitet: verschiedene Unterrichtsanstalten sind längst gegründet, und manche Industriezweige haben tiefe Wurzeln geschlagen. Vorzüglich eingerichtete Fabriken liefern Waaren, deren Absatz gesichert ist, wenn man nur fortdauernd sich bestrebt, solche gut zu liefern.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 50.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Februar 1838.

Ausflüge in den Abruzzen.

Cicolano. — Die Heerden in den Abruzzen. — Popoli. — Pescara. — Teramo. — Der Gran Sasso. — Chieti. — Solmona. — Palena. — Die Stadt Samnium. — Isernia. — Das alte Venafrum.

(Schluß.)

Von allen den Nationen Italiens, welche mit dem wilden Eroberungsgeist der frühern Römer zu kämpfen hatten, zeigte keine so viel Muth und Ausdauer, als die Samniter, die nach Livius nicht nur einen Grad von militärischer Geschicklichkeit besaßen, welche wiederholt die Anstrengungen ihrer Gegner zu nichte machte, sondern die auch durch innere Einrichtungen des Staats die errungene Macht zu schützen wußten, und einen Reichthum besaßen, wie er gewöhnlich nur die Folge einer langen Periode von Civilisation und Frieden ist. Es ist schwer zu begreifen, aus welchen Quellen ein Volk, das einen so bergigen und unfruchtbaren, vom Meere entlegenen, für den Handel nicht geeigneten und selbst für den Ackerbau wenig günstigen Landstrich bewohnte, die mehr als eleganten Stoffe, aus denen ihre Kriegskleider bestanden, und die Menge von kostbaren Metallen bezog, womit die Krieger in solchem Ueberfluß geschmückt waren, daß ihre Feinde darüber erstaunten, ja fast erschracken.

Das Gebirg Matese, wovon uns kein bestimmter Name aus dem Alterthum bekannt ist, kann als der Mittelpunkt des Landes betrachtet werden, das sie den Ureinwohnern, den Oskern und Ausonern, entrissen, als sie unter ihrem ersten Namen Sabelli sich von ihrem Hauptstamm, den Sabinern, trennten und, der Tradition nach einem Stiere folgend, neue Wohnplätze suchten. Auf vier verschiedenen Punkten am Fuße dieser riesenhaften Gebirgsmasse, in einem Umkreis von mehr als dreißig Stunden lagen ihre bedeutendsten Städte Bovianum, Alifä, Telesia und Aesernia, deren Bau in den verschiedenen Lagen ihre bereits erworbene Geschicklichkeit in der Befestigungskunst zeigte. Ihr Gebiet breitete sich nach und nach bedeutend aus, und zerfiel in verschiedene Districte, welche unter dem Namen Pentri, Caudini, Caraceni (oder Sariceni), Hirpini u. s. w. bekannt und noch heutzutage nachzuweisen sind. Zu dem Stamm der Pentri war Aesernia eine der wichtigsten Städte, hatte sich aber der römischen Herrschaft lange vor der gänzlichen Unterjochung der Samniter unterworfen, welche erst am Ende des Bundesgenossen- oder marsischen Kriegs vollendet wurde, wo Aesernia, das in die Hände der Bundesgenossen gefallen war, nach Corfinium das Bollwerk derselben werden sollte; als auch Aesernia den Angriffen der Römer unterlegen war, schlossen sie sich in Bovianum ein, das sie für ihre stärkste Veste hielten, ihnen aber doch keinen Schutz gewährte.

Die neue Stadt Isernia, mit verändertem Anfangsbuchstaben, ist der Sitz eines Bischofs, und enthält 7000 Einwohner, eine stärkere Bevölkerung, als der Raum fassen zu können scheint, da die Stadt aus wenig mehr als einer langen gewundenen Straße besteht, die von Südwest nach Nordost läuft, und an manchen Stellen kaum breit genug ist, um einen Wagen durchzulassen. Um diesem Nachtheil abzuhelfen, wurde die große Straße außerhalb der Mauern an der Ostseite der Stadt herum geführt, zwischen den äußersten Häusern und einer tiefen Schlucht, in der ein Bach, Fiume del Cavaliere genannt, ungestüm unter Felsen und Bäumen dahin braust, und weiter unten mehrere Mühlen und die Räder einiger Manufacturen treibt. Diese bestehen in Papiermühlen, Tuch- und Töpferwaarenfabriken, die dem Ort ein sehr belebtes und wohlhabendes Ansehen geben, das auf das Auge des Fremden einen wohlthuenden Eindruck macht, besonders wenn es, wie in diesem Lande gewöhnlich, mit einer Höflichkeit und Urbanität verknüpft ist, die man selten an einer Bevölkerung bemerkt, die bloß aus Landbauern oder Hirten besteht. Es wäre wohl der Untersuchung werth, die Ursachen dieser Eigenthümlichkeit kennen zu lernen, da der Fall in den nördlichen Ländern Europa's gewöhnlich der umgekehrte ist. Freilich muß man hinzusetzen, daß nur der äußere Anstrich der vortheilhaftere ist, daß aber, was Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit anbelangt, die Schale auch hier sich zu Gunsten des Landmanns neigt.

Die Alterthümer von Isernia verdienen einige Beobachtung von Seite des Reisenden: sie bestehen aus den Ueberresten sehr alter cyklopischer Mauern, welche den neuern als Grundlage dienen, und sich fast auf dem ganzen Umkreise verfolgen lassen.

Digitized by Google

Viele Inschriften und Sculpturfragmente sind in den Straßen zerstreut, oder finden sich auf den Mauern der Hauptkirche. Das Merkwürdigste ist aber ein unterirdischer Canal von bedeutender Tiefe und Breite, der eine halbe Stunde weit in den Felsen gehauen ist, und noch bis auf diesen Tag die Brunnen und Manufacturen der Stadt mit Wasser, das unter der kleinen Stadt Miranda durchgeleitet ist, versorgt. Die tiefsten Spiracula oder Luftlöcher, deren sich fünf auf der ganzen Länge des Canals finden, und die von dem Canal bis an die Oberfläche des Bodens heraufführen, messen nahezu 90 Fuß. In der Stadt sind zwei Brunnen, deren Sculpturen in sehr altem Style die Vermuthung erwecken, sie seyen ursprüngliche Bauten der Samniter selbst gewesen.

Dieser Theil des Königreichs ist zu verschiedenen, aber leider nur allzu oft wiederkehrenden Zeitpunkten von Erdbeben heimgesucht worden: fast jedes Jahrhundert wurden Isernia und alle umliegenden Dörfer davon heimgesucht, und die Wirkungen derselben sind noch in fast allen Theilen der Stadt nur allzu deutlich. Das letzte Erdbeben ereignete sich im Julius 1805, und wurde nach dem Tage, an welchem es sich ereignete, das Erdbeben von St. Anna genannt; der Stoß richtete selbst in der Hauptstadt einigen Schaden an, und beängstigte die Einwohner so sehr, daß ein großer Theil derselben viele Tage lang auf dem offenen Feld campirte. In der Provinz Molise aber waren die Wirkungen schrecklich, und Isernia allein verlor tausend seiner Einwohner.

Diese Stadt hat, wie fast jede Poststation auf diesem Wege, mehr als Einen Gasthof; der, in den wir kamen, erhob sich über die Mittelmäßigkeit, und wir fanden hier namentlich einen sehr guten Wein, welche Annehmlichkeit wir lange nicht genossen hatten, da die Sitte, den Wein seiner bessern Erhaltung wegen zu kochen, in den Provinzen von Abruzzo und Molise fast allgemein ist, dieser Vino cotto aber für Gaumen und Magen, die nicht daran gewöhnt sind, unangenehm und ungesund ist.

Wir verließen Isernia am zweiten Tage, um nach Venafro zu gehen, dessen nähere Umgebungen einen höhern Grad von Anbau zeigen, und namentlich ausgedehnte Olivenpflanzungen darbieten, welche die ganze Fläche des Berges decken, der die Stadt überragt und das Thal hier zu schließen scheint. Dieß ist aber eine Täuschung, da seine Richtung sich nur mit einem scharfen Winkel, den der Fluß macht, ändert, und die Ebene, die seinen Lauf begleitet, viel breiter wird. Die neue Stadt Venafro, welche gerade unterhalb der alten liegt, ist zwar der Sitz eines Bischofs, hat aber nicht mehr als 5000 Einwohner, eine Anzahl, die zum Anbau ihres ausgedehnten Gebiets kaum zur Hälfte hinreicht.

Bei meinem ersten Ausflug in die Abruzzen wurde ich zu Venafro im Hause eines wohlhabenden Landeigenthümers aufgenommen, an dessen Tisch ich Wein, Fische und Gemüse in vorzüglicher Güte fand, zum Beweis, daß Venafro auch in neuerer Zeit die Fruchtbarkeit des Bodens und die herrliche Vegetation nicht verloren hat, wegen welcher es in frühern Zeiten berühmt war. Als ich das zweitemal den Ort besuchte, war der Herr des Hauses den ganzen Tag abwesend, um die Arbeit seiner Schnitter zu beaufsichtigen, während seine Frau zu Hause die Nahrung für dieselben bereitete, die einen Theil ihres täglichen Lohns ausmacht; diese besteht aus drei tüchtigen Fleischschüsseln, Gemüse (minestra verde) und so viel Wein, als sie trinken können. Jeder Arbeiter erhält außerdem zwei Carlini (etwa 30 kr.) des Tags. Diese Arbeiter sind meist Abruzzesen, und schlafen gewöhnlich auf dem Felde, aber an dem Feste des heiligen Nicandro, das gerade an diesem Tag einfiel, kehrten sie alle in einzelnen Gruppen nach der Stadt zurück. Ein herumziehender Dudelsackpfeifer zog vor jeder Abtheilung voraus, alle sangen mit lauter Stimme, und tanzten mit einer Kraftanstrengung, die nach der Arbeit des Tages wahrhaft erstaunlich war. Die Aufregung mochte freilich von dem reichlich genossenen Weine herkommen, machte sich aber in keinen Ungezogenheiten Luft, vielmehr wichen sie jedem wohlgekleideten Menschen aus, grüßten ihn und wünschen ihm höflich guten Abend. Der weibliche Theil der Arbeiter, welcher wenigstens die Hälfte ausmacht, und worunter sich schon sehr bejahrte Personen befanden, nahm an dem Tanze mit einer fast erschreckenden Lebhaftigkeit Theil.

In dem Hause, wo ich so gastfreundlich aufgenommen wurde, hatte ich Gelegenheit, die ausgezeichnete Stellung zu beobachten, welche ein Priester gewöhnlich in einer Familie der mittlern Classen des Landes genießt. Gewöhnlich wird unter mehrern Brüdern einer für den geistlichen Stand bestimmt, und sobald er die Weihe erhalten hat, wird er von der ganzen übrigen Familie, mag er nun in seinem Stande zu einem einträglichen Amt gelangen oder nicht, mit der größten Hochachtung behandelt. Es ist Sitte, daß er seinen Erbantheil an dem väterlichen Besitzthum aufgibt, jedoch unter Bedingungen, die ihm bedeutende persönliche Vortheile sichern, nämlich eine monatliche Summe, die mit dem, worauf er verzichtet hat, im Verhältniß steht, einen besondern Tisch, welcher besser und zu andern Stunden, als wo die Familie speist, für ihn bereitet wird, und namentlich das beste Zimmer im Hause: außer diesen Privilegien verlangt er auch noch von seinen Verwandten und deren Dienern eine Achtungsbezeugung, die ihn noch weit höher stellt, und ihn gewissermaßen als das Haupt des Hauses betrachten läßt. Seine bessere Erziehung befähigt ihn, die Rechnungen zu führen, und man überläßt alle häuslichen Angelegenheiten seiner höhern Einsicht; alle Contracte und sonstigen Geldangelegenheiten werden von ihm besorgt, und während die Brüder die schwere Arbeit des Landbaues übernehmen, und die Schwestern die Geschäfte von Hausmägden besorgen, empfängt er die Pachtschillinge oder verfügt über den Ertrag, und ordnet nach seinem Ermessen die Verwendung der Gelder an. Dieses System ist manchen Mißbräuchen ausgesetzt, aber es ist auch in den meisten Fällen ein Mittel, in großen Familien Einigkeit und freundlichen Verkehr zu unterhalten, wie sie mit unsern Begriffen von persönlicher Unabhängigkeit sich nicht vertragen; übrigens wird dadurch gewöhnlich der Familienbesitz befestigt und vermehrt, und die Achtungswürdigkeit der ganzen Familie unterhalten. Dieß war auch der Fall in der Familie, wo ich mich befand, wo der Priester in Abwesenheit seines Bruders die Honneurs des Hauses

Digitized by Google

mit einem Tone von Autorität machte, dem sich seine Schwägerin mit größerer Unterwürfigkeit unterordnete, als wenn er von ihrem Gatten gekommen wäre.

Wahrscheinlich war das alte Venafrum ursprünglich in dem samnitischen District begriffen, obgleich für diese Annahme keine besondere Autorität sich findet, vielmehr die meisten klassischen Schriftsteller es zu Campanien rechnen; viele priesen die Stadt wegen ihrer angenehmen Lage, der Fruchtbarkeit ihres Bodens und der Vortrefflichkeit ihres Oels. Wegen der ersten Eigenschaft scheinen sie viele Römer, die hier Villa's besaßen, als Sommeraufenthalt gewählt zu haben, jetzt aber genießt sie diesen Vortheil nicht mehr, denn die Hitze ist drückend, und die Luft gilt für sehr ungesund; ihre Fruchtbarkeit indeß ist noch dieselbe, Eine andere Art von Berühmtheit hat sich gleichfalls erhalten in der Größe und Stärke der wilden Eber, weßhalb sich auch noch ein kleines königliches Jagdschloß in der Nähe befindet. Eben so hausten schon vor Alters ausnehmend wilde Wölfe in Nachbarschaft, und Venafro zeichnet sich noch jetzt dadurch aus; wir sahen die Spuren der Fallen, Taglioni genannt, welche im Winter längs der Straße angelegt werden, um diese Thiere zu fangen, wenn sie von den Bergen herab nach dem Flusse kommen. Der Wald besteht meist aus Eichenholz, auch ein Theil aus Buchen und Ulmen, und das Unterholz, worunter besonders große Dornbüsche sich finden, ist äußerst üppig. Einige Ueberreste des Alterthums zeugen noch für die ehemalige Bedeutung: diese bestehen in den schwachen Spuren eines Amphitheaters, einem Bruchstück von cyclopischer Mauer und zahlreichen Sculpturfragmenten von römischer Arbeit.

Gleich den meisten bedeutenden Städten im Mittelalter hat es auch ein Schloß, das abgesondert von der Stadt und bedeutend höher liegt, so daß man eine prächtige Aussicht über die Ebene des Voltorno und die reich bewaldeten Gebirge genießt. Das Gebäude ist zwar vernachlässigt, doch aber immer noch bewohnt, und mehr als hinreichend für das Unterkommen einer Familie der neuern Zeit, während die stattliche Halle mit zweihundertjährigen Fresken und andern Verzierungen aus derselben Zeit eine merkwürdige und nicht uninteressante Probe des Styls der innern Architektur jener Zeit darbieten. Die Hauptverzierung fast aller Zimmer und auch einiger Corridors besteht aus Abbildungen von Pferden in Lebensgröße, welche zu der Stuterei der Carracciolis, der Herzoge von Miranda, gehörten; sie sind gewöhnlich mit der ritterlich kriegerischen Ausrüstung dargestellt, wie sie zur Zeit Karls V üblich war, und jedes ist mit einer Inschrift versehen, welche den Namen, die Größe und das Datum der Geburt des Thiers nebst dem Titel desjenigen enthält, dem dasselbe geschenkt oder verkauft wurde; unter diesen letztern findet man mehrere der ausgezeichnetsten Personen jener glänzenden Epoche, so wie den Kaiser selbst. Es war zu jener und selbst noch in einer spätern Zeit nichts Ungewöhnliches, daß die reichsten neapolitanischen Adeligen eigene Pferderacen besaßen, die sich durch eigenthümliche Gestalt und Farbe als zu ihrem Hause gehörig auszeichneten; auf die Erhaltung und Verbesserung derselben wurde viel Geld und Sorgfalt von den Eigenthümern verwendet; aber theils die wiederholten Stöße, welche schon die neapolitanische Regierung dem veralteten System der Feudalgerichtsbarkeit versetzte, theils später die Franzosen, welche es gänzlich stürzten, und die Provincialeinrichtungen des Adels vernichteten, machten auch allen damit zusammenhängenden Einrichtungen ein Ende, und jetzt hört man nur noch hie und da einige Pferderacen mit dem Namen ihrer frühern Züchter bezeichnen.

Bemerkungen über die Pest,

welche im Jahre 1837 die europäische Türkei verheerte, und über die serbischen Quarantänen.

(Mitgetheilt von A. Boué im Echo du monde savant.)

Seit zwanzig Jahren war die Türkei von keiner so heftigen und so ausgedehnten Pest heimgesucht worden, als im Jahre 1837. Im vorangegangenen Jahre hatte diese verheerende Seuche nur zu Konstantinopel, Adrianopel, Smyrna und in andern Theilen Asiens gewüthet, und zu Ende des Sommers und im Herbst erreichte die Krankheit ihre größte Stärke. Sie drang sehr weit in Asien vor, und war auch an einigen Orten Rumeliens und Macedoniens ausgebrochen. In dem letztgenannten Lande waren Kenpriti am Vardar und Jenischer Vardar inficirt; diese Städte wurden durch Militär cernirt, welches niemand ein- noch auspassiren ließ, und täglich brachte man den Einwohnern die nöthigen Lebensmittel. Einige vereinzelte Pestfälle zeigten sich auch zu Salonichi, und man bemerkte unter den angesteckten Orten mehrere Dörfer in der Ebene von Seres, Dschumaa zum Beispiel, so wie andere auf der Straße von Seres nach Konstantinopel, unter Anderem Aimadschick. Zu Anfang des Octobers zeigte sich die Pest auch zu Dubnitza am nördlichen Fuße des Rhodope. Ein Tatar oder Courier war daselbst an der Krankheit gestorben, und wie es in der Türkei gebräuchlich ist, wurden seine Kleider an den Meistbietenden öffentlich verkauft, wodurch denn die Krankheit ausbrach. Dschumaa am Strymon, in der Nachbarschaft von Dubnitza, wurde in Folge dessen angesteckt, und man sprach schon zu jener Zeit, wenn auch unbestimmt, von Pestfällen, welche zu Jeldé oder Philippopolis und zu Varna vorgekommen wären.

Im Jahre 1837 dagegen trat die Pest in Folge der türkischen Nachlässigkeit in einer weit größern Ausdehnung und mit weit stärkerer Intensität auf. Sie herrschte während des ganzen Winters zu Konstantinopel und zu Adrianopel mit mehr oder weniger Heftigkeit, und vielleicht im Verhältnisse zu dem Wechsel der Atmosphäre. Im Frühlinge verpflanzte sich dieselbe in Folge der Waarenversendungen und der Reisen, welche zu dieser Zeit gewöhnlich gemacht werden, auf eine ziemliche Anzahl neuer Orte sowohl in Rumelien als auch in Bulgarien.

Im Junius wurde die Stadt Scharkoi (bulgarisch: Pirot), an der Straße von Nisha nach Sophia, in Folge von Baumwollen- und Wollenzusendungen, von der Pest überfallen. Diese Stadt, mit einer Bevölkerung von 6 bis 8000 Seelen, hat eine gesunde Lage in einem wohl bewässerten Thale; sie ist nicht schmutzig, und hat keine bedeckten und übelriechenden Bazars. Ihre Bewohner sind größtentheils Teppichfabricanten. Man versicherte, daß dort täglich siebzig Personen starben. Zu Anfang des Septembers hatte die Krankheit daselbst bedeutend abgenommen. Der Pascha von Nisha hatte auf der Straße von Scharkoi einen Militärposten aufgestellt und ließ niemand eintreten. In einem

Digitized by Google

solchen Gebirgslande würde man indeß, wenn man gewollt hätte, leicht andere Wege als die große Landstraße gefunden haben — trotz dessen habe ich nicht erfahren können, daß die Pest in der großen Stadt Nissa aufgetreten wäre oder daselbst Verheerungen angerichtet hätte. Meine letzten Nachrichten gehen bis zum November. Uebrigens ist Nissa eine bulgarische und für die Türkei sehr reinliche Stadt.

Am 6 Junius kam ich zu Sophia an. Ich wußte, daß die Pest dort eben ausgebrochen war; ein Gang durch die Kirchhöfe, mit welchen alle türkischen Städte umgeben sind, und ein Blick auf die Anzahl der neuen Gräber unterrichtete mich indeß, daß das Uebel noch nicht groß sey. Die Pest war von Philippopolis gekommen. Um dem Pascha vorgestellt zu werden, mußte man sich in einem eigens dazu erbauten Häuschen mit Wachholderbeeren durchräuchern lassen. Der Pascha, ein aufgeklärter Mann, hatte den Befehl ertheilt, daß kein einziger Bewohner die Stadt verlassen solle; eine vortreffliche Maaßregel, wenn sie in der Türkei allgemein angenommen wäre, aber äußerst verderblich für diese armen Einwohner, da in andern Städten die Flucht erlaubt war. Die Vorurtheile der Türken und ihr Fatalismus erlauben kaum durch energische Maaßregeln die Krankheit in der Geburt zu ersticken. Die Christen ihrerseits beherbergten Reisende nur mit Widerwillen.

Sophia, eine Stadt von 20 bis 25,000 Seelen, einst ein Juwel der bulgarischen Krone, liegt auf einer großen Ebene, zwei Stunden weit von schönen Bergen entfernt, und hat vortreffliches Wasser. Früher hatten die Straßen Trottoirs, jetzt aber sind sie dergestalt vernachlässigt, daß man jeden Augenblick in Gefahr steht, ein Bein zu brechen. Die Mitte der Straßen ist bedeckt mit Kehrichthaufen, mit Schmutz und voller Löcher. Der Bazar, zum Theil bedeckt, ist ein widerwärtiger und übelriechender Ort; auf einigen Plätzen liegen verwitterte Haufen von Unrath aller Art. Hie und da findet man Ruinen von bulgarischen oder selbst türkischen Gebäuden, von großen Karawanserais aus den Zeiten der siegreichen Osmanlis, und unter diesem Wuste von Mauerwerk, unter diesen zur Hälfte eingefallenen Dächern überall zahlreiche Haufen von Unrath. Bei dem Schmutze dieser Stadt war es nicht schwer vorauszusehen, daß die Pest daselbst große Verheerungen anrichten würde, und in der That nahm die Krankheit, welche sich zuerst bei den Türken zeigte, täglich zu. Wenn im Junius zuerst 5, 5 oder 7 Personen täglich starben, so sprach man in der Mitte des Augusts schon von beinahe 7000 Todesfällen, eine Zahl, welche die Reisenden, wie gewöhnlich, verdoppelten. Als wir in Sophia eintraten, hatten wir gleich das Vergnügen, drei Pestleichen zu begegnen, welche an demselben Morgen gestorben waren. Sie wurden von ihren Verwandten und guten Freunden, welche sich ablösten, in offenen Särgen, mit unbedeckten Gesichtern, auf Tragbahren zu Grabe getragen, wie es sowohl bei Türken als Christen üblich ist. Die entstellten Züge der an der Pest Verstorbenen sind wohl im Stande, schwache Seelen zu entsetzen; man würde weit besser thun, den Leichen das Gesicht zu bedecken; auch ist das übrige Ceremoniel des Begräbnisses gegen die Sanitätsvorschriften. Ein Imam oder türkischer Priester wäscht den Körper des Verstorbenen, und die Erfahrung hat seit langer Zeit gelehrt, daß diese Operation die Pest nicht mittheilt. Wenn die Sterblichkeit nicht sehr bedeutend ist, so legt man die Leichen in Särge, während man sie bloß in Tücher einwickelt, wenn zu viel Todesfälle vorkommen.

(Fortsetzung folgt.)

Geologische Notizen.

In der geologischen Gesellschaft zu London wurde ein Memoire über die Fossilien des östlichen Theils des großen Basaltdistricts von Indien, verfaßt von einem Dr. Malcolmson, Arzt in der Madrasarmee, vorgelesen. Sein Hauptgegenstand sind einige Süßwasserfossilien wahrscheinlich aus der Tertiärepoche, die sich auf einem Raume von 140 (engl.) Meilen nördlich und südlich von der genannten Basaltformation findet, welche sich über mehr als 200,000 (engl.) Meilen erstreckt, und alle Felsen, unter denen hervor sie sich den Weg gebahnt hat, aufbricht, bedeckt oder ändert. In Mittelindien und Dekkan, wo große Flüsse nach allen Richtungen strömen, herrscht dasselbe Gestein in großem Maße vor, aber in den mittlern und westlichen Theilen sind Trappformationen vorherrschend, und in den südlichen und östlichen ist der Granit von Grünsteingängen durchschnitten. Dieß granitische Plateau von Melsur ist von dem Dekkans verschieden; an den nördlichen, östlichen und südlichen Gränzen dieser großen Striche herrschen Sandsteine und Thonschichten vor, bilden bald weite Strecken oder Steilabstürze, bald sind sie von Granit und Trappgestein unterbrochen, von denen sie theils durchbrochen, theils bedeckt werden, oder auch sie decken. Der Diamantsandstein mit den Thonkalksteinen, auf denen er ruht, findet sich gegen Norden und Süden, wie in den Minen von Partial in Golconda, zu Gangnapilly und Panna, und das Mittel, diese unter einander zu verbinden, findet sich in den geschilderten Süßwasserfossilien, die namentlich längs der Sitschelkette und bei Saugar vorherrschen nebst den Knochen von Säugethieren, fossilen Palmen, und den Spuren von Kohlen längs dem obern Thale des Nerbuddah. Die Sitschel- oder Schischakette, gewöhnlich unter dem Namen der Nirmalkette bekannt, bildet die Südgränze des östlichen Theils der Trappformation, so wie des großen Thals von Berar, dessen Nordgränze die Gawilgharkette ist. Die erste erstreckt sich westnordwestlich von der Vereinigung des Wardah und Godavery bis in die Nähe von Lonar in der Provinz Aurengabad. Die Nirmalkette zeigt namentlich die Kennzeichen der basaltischen Berge, welche, wie an vielen Orten, auf dem Granit aufliegen. Wenige Meilen südlich von diesen Bergen kommt Horndlendeschiefer vor, der auf Granit und Quarz aufliegt. In diesem findet sich der Magneteisenstein, den die Perser seit Jahrhunderten zur Fabricirung der Damascenerklingen benützen. Die kleinen Eisenblättchen sind in einem sandsteinartigem Gneiß oder Glimmer vertheilt, der unmerklich in Horndlende übergeht. Dieser wird zerstoßen, ausgewaschen, und die zurückbleibenden schweren Theilchen mit Holzkohlen in kleinen Oefen geschmolzen. Das so gewonnene Eisen hat die bemerkenswerthe Eigenschaft, daß es sogleich in völlig zähem, verarbeitbarem Zustande sich befindet. In diesen Bergen finden sich die Süßwassermuscheln, die nur zu einem geringen Theile ihre ursprüngliche Form beibehalten haben, jedoch meist in Quarz (? ebert) verwandelt in Basalt eingelagert sind. Bei einigen ist der kalkartige Stoff in Krystall von Kalkspath verwandelt. — Heiße Quellen finden sich in der Nähe dieser Berge, und Kalktuff (Konkar) ist überall damit verbunden. In einigen ist das Wasser merklich säuerlich, und bei einer Quelle steigt kohlensaures Gas mit dem Wasser auf. Sie enthält vielen aufgelösten kohlensauren Kalk, der in beträchtlichen Massen längs dem Bache abgesetzt ist. Diesem Umstand schreibt der Verfasser die Konkarbildung Indiens zu, da man ihn hier in allen Abstufungen vom gepülverten Kalk bis zum krystallinischen Felsen sich bilden sieht.

•

Hr. Puillon Boblave hat an die französische Akademie eine Reihe von Beobachtungen eingesendet, worin er nachzuweisen sucht, wie eine der gewöhnlichsten krystallinischen und doch geschichteten Felsarten, nämlich der Schiefer mit eingesprengten Krystallen (Schiste avec cristaux de macles), der fast im ganzen westlichen Frankreich vorkommt, durch die Einwirkung von Felsen vulcanischen Ursprungs, oder vielmehr durch die Wirkung des bei ihrer Entstehung vorherrschenden Feuers, lange Zeit nach ihrem Niederschlag auf die mannichfachste Weise verändert wurde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 51.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Februar 1838.

Port Vendres.

(Aus dem Courrier de Bordeaux vom 1 Febr. d. J.)

An einem jener Frühlingstage, die man in Roussillon den Winter nennt, durchschritt ich die zahlreichen Zugbrücken des Thors von Cernet (Perpignan) und sah bald zu meiner Rechten sich die Berge von Alberes erheben. Ungeachtet ich sieben Meilen zu machen hatte, so sah ich doch schon jetzt meinen Zielpunkt, denn am Ende der blauen Linie, von der die Ebene durch die ich zog, beherrscht wird, stand der Felsen, den ich besuchen wollte, der Felsen von Port Vendres. Man sieht ihn so gut, daß ich den Abend vorher, als ich bei heiterm Wetter auf den Wällen von Perpignan spazieren ging, den hellen Leuchtthurm, welcher dem Seemann diesen Hafen des Roussillon anzeigt, bemerken konnte. Bei Eine (3 Meilen von Perpignan) fiel mir der Contrast auf zwischen der schönen cultivirten Ebene, Vorläuferin des Meerufers und der Bergkette, welche hier um so höher erscheint, je platter und ausgedehnter das Land zu ihren Füßen ist. Eine ist das alte Helena, wo Annibal durchpassirte, und wo im Mittelalter der Katholicismus eines seiner schönsten Denkmäler stiftete, ein marmornes Kloster, das sein glänzendes Weiß noch erhält, als ob es so eben unter dem Meißel des Künstlers hervorgegangen wäre; das Museum von Toulouse hat den Gedanken gehabt, dieses Kloster Stein für Stein in das Augustinerkloster zu übertragen, damit man ein Wunder innerhalb eines andern gesehen hätte. Ich sparte meine andächtige Wanderung auf einen andern Augenblick, und stieg nach einer einfachen Ansicht von der Anhöhe wieder auf den Weg von Port Vendres nieder.

Eine zierliche Brücke von Eisendrath verbindet Eine mit Angeles. Um die Grundlagen eines vor 1789 entworfenen Brücke zu benützen, ist man von dem Alignement der Straße abgewichen, aber wenigstens ist jetzt nicht mehr zu fürchten, daß der Tot bei seinem Anschwellen die Communicationen unterbreche. Ich ließ Collioure (3 M. von Eine) am Meeresufer liegen, und bestieg eine Anhöhe von Schiefergestein, welche diesen zugleich handels- und industriereichen Ort beherrscht. Die Forts St. Eine im Süden, l'Etoile im Norden, zeigten mir bald an, daß die spanische Gränze nahe sey und Port Vendres müßte hier versteckt seyn, wie im Meere der Diamant oder die Göttin, von welcher im Alterthum dieser Hafen (pontus Veneris) seinen Namen erhielt.

Port Vendres, das kokette und geputzte Städtchen, zeigte sich mir wohl, so wie ich es mir vorstellte, mit seinen weißen Häusern, seinem eleganten Wasserbecken, seinem Obelisken,*) seinen Chiffern und Inschriften, welche seinen königlichen Ursprung verrathen; ein verdorbenes Kind eines großen Mannes, eines Souveräns und eines mächtigen Gouverneurs, denn Vauban liebte es, Ludwig XVI gab ihm seine Schätze, welche das ganze Frankreich in Anspruch nahm, und der Marschall Mailly zog es seinen Domänen vor. Obwohl genannt und bekannt im Alterthum, ist die heutige Stadt sehr jung, sie hat stets einen Duft von Jugend, und einen dichterischen Anstrich bewahrt Inmitten eines positiven Jahrhunderts, wo Alles reif wird, darf auch sie nicht mehr ihre Jünglingsgestalt behalten, sie wird groß, und statt hübsch wird sie schön werden, denn man will ihr das festliche Aussehen bewahren, das mit ihrer Heiligung durch die alte Fabel übereinstimmt. Ich will Ihnen sagen, was man will, was aus dieser Stadt werden soll.

Sie wissen, daß die Häuser dieses Orts auf einem Abhange zu beiden Seiten des Obelisken-platzes und des Beckens, liegen Dieses Becken hängt mit dem Meere durch einen ellenbogenförmig zwischen zwei ihn schützenden Bergen ausgestreckten Raum zusammen, in dessen Mitte ein kleiner Felsen die große

*) Der Obelisk, welcher dem Gründer von Port Vendres zu Ehren errichtet ist, hat eine Basis von 4 Metres und eine Höhe von 54 Metres über der Meeresfläche. Die Bildhauereien welche ihn zieren, sind wegen der königlichen Insignien, die sie darstellen, in der Schreckenszeit sehr beschädigt worden. Vauban empfahl diesen Platz als einen wichtigen Kriegshafen. Mailly, Gouverneur des Roussillon, verwandte bei Ludwig XVI seinen Credit, um die Projecte Baubans in Ausführung zu bringen. Anmerkung des Autors. — Ich bitte meine Leser, das, was der Autor von der jugendlichen Schönheit dieses Städtchens sagt, bloß für eine der gewöhnlichen französischen Redefiguren zu nehmen. Der Ort ist freundlich, aber vorsätzlich, wenig belebt, und sieht eher zu alt als zu jung aus. Anmerkung des Uebersetzers.

Digitized by Google

und die kleine Einfahrt theilt; im Schooße des westlichen der zwei Berge bergen sich schöne und fruchtbare Gärten. In der Mitte dieser Gärten wird man morgen einen Hafen, Reihen von Häusern, einen Platz, eine neue Stadt finden. In der That, was sind einige Jahre in dem Leben der Völker. Geben Sie anderthalb Millionen und tausend Arme, und in vier Jahren werden die Gärten, die Sie vor sich sehen, verschwunden seyn.

Der neue Hafen soll rechtwinckelig seyn, an seinem Ende ein schöner Platz, höher als die Häuser, so daß man das weite Meer betrachten kann, ringsherum breite Quais und gerade Gassen; im Hintergrunde des Platzes auf einer Anhöhe eine Kirche, deren Kuppel man während der Nacht von den Schiffen aus unterscheiden kann, dieß ist der Umriß der künftigen Stadt.

Wenn der Anwachs der Bevölkerung, ein neuer Handelszug die Verhältnisse ändern, so begreift man wohl, daß der Straßenbau die ersten Sorgen in Anspruch nimmt. Die Straße von Collioure nach Port Vendres soll ganz neu auf dem Abhang der Bergkette, an der Seeseite und mit geringem Höhenwechsel angelegt werden, indem man die Berge, an denen man jetzt auf- und abklettern muß, durch Schwibbögen verbinden wird. So wird man mit starken Ladungen auf dem Quai und sofort ohne die große Mühe, die es heute kostet, zu dem neu anzulegenden Commerzhafen gelangen können. Die Quais und die Straßen der neuen Stadt, auf einem durch die Ausgrabung des Hafens erhöhten Terrain angelegt, werden sich auf diese Art von selbst auf gleicher Höhe mit der Landstraße befinden; die Häuser auf den beiden längern Seiten des Parallelogramms und die Kirche und übrigen Monumente im Hintergrunde desselben werden ein dreifaches Amphitheater bilden; das Parallelogramm des Hafens selbst wird 300 Metres lang und 140 breit seyn, Linienschiffe werden dort einlaufen, und die Ladungen der königlichen Marine, welche jetzt auf der hohen See mittelst kleiner Fahrzeuge stattfinden, auf den Quais selbst gemacht werden können. *) Dieser Entwurf ist bereits von den Kammern gebilligt. Allein da ein Element des Wohlstandes immer ein andres nach sich zieht, wie das Geld immer den Reichen zuläuft, so wird der Commercialhafen bald auch einen Kriegshafen zur Seite haben, dessen Anlegung schon bezeichnet ist, und eine nothwendige Folge einer förmlichen Besitznahme des von uns bis jetzt nur militärisch besetzten afrikanischen Bodens seyn müßte. Der Kriegshafen würde einige Metres vom Commercialhafen ausgegraben werden, etwas weiter südlich und stets in den Einbügen, welche die Natur in den zwei Felsen hinter der kleinen und der großen Einfahrt gelassen hat. Sein Umfang wäre fast so groß wie der des Commercialhafens (35,000 Metres im Viereck), und würde mit den nöthigen Quais und einem Arsenal versehen seyn. Alsdann wäre Port Vendres der größte aller französischen Häfen im mittelländischen Meere, er würde einen Flächeninhalt von 35 Hektaren darbieten und Schiffe von starkem Tonnengehalt aufnehmen. Man würde ein Ausbesserungsdock, einen Schiffsbauplatz, ein Quarantänegebäude, und überhaupt alle übrigen zum Seedienst erforderlichen Anlagen einrichten.

Die Kosten des Commercialhafens und der Quais sind auf 1,400,000 Fr., worunter der Ankauf des Terrains 60,000 Fr. beträgt, angeschlagen. Die Kammern haben 1½ Million bewilligt; vier Jahre würden, wie gesagt, hinreichen, um die Ausführung so weit zu vollenden, daß man Schiffe von dem neuen Hafen aufnehmen könnte. Die der neuen Stadt angewiesene Ausdehnung beträgt 12 Hektaren, also dreizehnmal so viel als die gegenwärtige. Der jetzige Hafen wird durch die Anlegung des neuen größere Tiefe erhalten, und alsdann Schiffe von starkem Tonnengehalt aufnehmen können; beide Häfen vereinigt, kann man auf 300,000 Metres Oberfläche berechnen, also eben so viel als der Hafen von Toulon, 1/13 mehr als der Hafen von Marseille und 2/3 mehr als der Hafen von Cette.

Die Unterhaltungskosten des Hafens sind schon jetzt vergleichungsweise viel geringer als die der übrigen Häfen im Golf von Lyon, denn hier findet keine Versandung statt. Hängt dieß von dem kleinen Nordkap am Eingange des Hafens oder von der allgemeinen Bildung der Küste ab? immer ist es eine glückliche Ausnahme. Außerdem hat Port Vendres wie La Nouvelle den Vortheil, da es sich am Eingange des Golfs befindet, den Schiffen eine gefährliche Fahrt längs der Küste zu ersparen.

M. Rabourdin, der Ingenieur en Chef, dem wir alle diese Entwürfe verdanken, hat eine glückliche Idee gehabt, um der neuen Stadt hinlängliches Wasser zu verschaffen, denn die jetzt eröffneten Quellen würden bei vermehrter Bevölkerung nicht zureichen, und die Ausgrabung des Hafens würde die Austrocknung der jetzt vorhandenen Reservoirs zur gewissen Folge haben. Der Ravanel, ein beträchtlicher und stets fließender Bach, ist 7000 Metres von Port Vendres entfernt. Wenn man indessen bedenkt, daß man die Maschinen zur Aushöhlung des Hafens weder durch den so veränderlichen Wind, noch wegen der Theurung der Brennmittel, durch den Dampf in Bewegung setzen kann, daß man überdieß für die Einwohner von Port Vendres Brunnen ausgraben müßte, so wird man sich nicht über das Resultat einer Berechnung wundern, der zufolge die Herbeiführung des erwähnten Baches doch am Ende noch die wohlfeilste Auskunft ist.

Um sich eine Idee von der verhältnißmäßigen Wichtigkeit von Port Vendres zu machen, und eine Antwort auf die Frage zu suchen, ob die Gunst der Regierung nicht mit mehr Billigkeit hätte vertheilt werden können, muß man diese ganze Seeküste übersehen, la Franqui, la Nouvelle, den entworfenen Canal von Narbonne nach Port Vendres, die Austrocknung des Teiches von Leucate, welche bereits angesucht aber noch nicht

*) Die gegenwärtige Tiefe des Hafens ist von 3 Metres längs dem Quai und 5 Metres in der Mitte; eine Handelsbrick von etwas starkem Tonnengehalt kann nicht bei den Quais anlegen. Der künftige Hafen wird 4 Metres an den Quais und 6 Metres im Centrum haben. In Ermangelung eines Kriegshafens wird man einstweilen einen Theil des Commercialhafens tiefer ausgraben. Die Marineverwaltung von Toulon hat so eben zu größerer Bequemlichkeit der Einfahrt in den Hafen drei Bojen auf ihre Kosten anlegen lassen, um die Schiffe bis jenseits der kleinen und der großen Einfahrt in das Becken zu ziehen, zwei Bojen befanden sich am Eingang und zwei weiter in der See; die Kosten haben sich auf 100,000 Franken belaufen.

Digitized by Google

bewilligt ist; und ich nahm mir vor, alle diese Punkte zu besuchen. Ehe ich von der Höhe herabstieg, auf der ich mich befand, kehrte ich mich noch einmal um, um Port Vendres ein letztes Lebewohl zu sagen; ich sah ganz klar die Pfade, auf denen ich nach Bagouls, diesem Sitz des Schleichhandels, gekommen war, die Thürme von Massane und Caroth zeichneten sich deutlich auf einem Horizont ab, frei von den Wolken und Nebeln, welche sich zur Zeit der Erneuerung des Jahres sonst gewöhnlich um die Alberes-Berge lagern. Die Schiffsmasten drängten sich um den Obelisken zusammen und hoben sich auf dem Hintergrunde der Berge so schön wie an einem Herbsttage hervor. Am folgenden Tage nahm ich mir vor, die Wanderung zu beginnen, von der ich Ihnen nächstens Bericht geben werde.

Versunkene Stadt in Südamerika.

Hr. Warden gab in einer Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften vom 5 Februar einige Details über dieselbe. Der Capitän B. Ray, Commandant des Schiffes Logen, kam gegen Ende Decembers verflossenen Jahres von einer Reise nach der peruanischen Küste in New-Bedford an, und berichtete über verschiedene Gegenstände, die man aus dem Schutt einer unterirdischen, kürzlich in der Umgegend von Guarmey, in der Provinz Truxillo (unter 10 Grad südlicher Breite), entdeckten Stadt, von welcher sich bei den Bewohnern des Landes weder eine Erinnerung noch Sage findet, erhalten. Capitän Ray besuchte die Stelle dieser Stadt, stieg in die Höhlungen, die man darin angebracht, hinab, und durchwanderte die Ruinen, die bereits aufgeräumt waren. Die Mauern der Gebäude waren noch unversehrt, und man hatte mehrere menschliche Skelette, Hausgeräthe und andere zu verschiedenem Gebrauche dienende Gegenstände darin gefunden. Die Leichname waren noch vollständig erhalten; Haare, Nägel und Haut hatten keine Veränderung erlitten, und selbst die Muskeltheile waren, obgleich vollständig ausgetrocknet, nur sehr wenig zusammengezogen. Die Lage, in welcher man diese Mumien fand, läßt glauben, daß die Stadt, deren Bevölkerung etwa 30,000 Einwohner betragen haben dürfte, mitten in ihren gewöhnlichen Beschäftigungen überrascht wurde, und in Folge einer plötzlichen und schrecklichen Erschütterung des Bodens versank. Man grub unter Anderem einen Mann aus, der aufrecht stand, und fand in seinen Kleidern Geldstücke, welche die Ortsbehörden nach Lima sandten. Personen, welche sie untersuchten, schließen daraus, daß seit dem Ereignisse mindestens 250 Jahre verflossen seyn müssen. Hr. Ray sah in einem Hause den Leichnam einer in ein sehr weites Baumwollengewand gekleideten Frau, vor einem Webstuhl sitzend, die sich im Augenblick ihres Todes noch mit Weben beschäftigte. Auf dem aus Binsen gemachten Webstuhl war ein kleines Stück theilweise gewobenen Zeugs ausgebreitet, und die Frau hielt einen sehr scharfen 8 bis 9 Zoll langen Dorn in der Hand, um den eine Quantität Baumwollenfaden gewickelt war. Zäden von demselben Stoff und aus Wolle von verschiedenen Farben lagen da und dort umher. Capitän Ray verschaffte sich das Stück unvollendeten Zeugs, den Dorn oder die Spindel und mehrere Muster von den Zäden. Der Zeug hat ungefähr 8 Zoll ins Gevierte, oder die Hälfte der Größe, die er erhalten sollte.

Bemerkungen über die Pest,

welche im Jahre 1837 die europäische Türkei verheerte, und über die serbischen Quarantänen.

(Fortsetzung.)

An einigen Orten ist es in diesem Jahre sogar geschehen, daß man bei dem Mangel an Leinwand die Leichen ohne weiteres in die Gräber geworfen hat. Zwei Türken, welche sich an einem solchen Grabe befinden, empfangen und arrangiren die Cadaver, berauben sie dann ihres Turbans und ihrer werthvollsten Effecten, schließen hierauf das Grab und belegen es mit einem großen Steine. Die Gräber selbst aber sind nicht tief genug, und der Erdhügel auf demselben verhindert es nicht, daß die türkischen und christlichen Begräbnißplätze, selbst zu Konstantinopel und in andern großen Städten, einen sehr übeln Geruch verbreiten. Ein anderer sehr tadelnswerther Gebrauch ist, daß man die Todten zu rasch begräbt, denn kaum haben sie aufgehört zu athmen, so sucht man sich ihrer nach Verlauf einiger Stunden zu entledigen. Man wendet dagegen wohl ein, daß man vorher versuche ihnen zur Ader zu lassen, diese und ähnliche Operationen werden indeß größtentheils von unerfahrenen Leuten, von Barbieren und alten Weibern, vorgenommen, und der Stein auf dem Grabe macht es einer nicht todten, sondern bloß in Lethargie versunken gewesenen Person im Fall des Wiedererwachens unmöglich, daraus wieder hervorzukommen.

Gleich dem systematischen Fatalismus haben sich alle diese Gebräuche so sehr im Gemüthe der Türken eingenistet, daß die türkische Jugend noch der einzige Theil der Nation ist, von welchem man hoffen könnte, daß andere Ideen bei ihnen Eingang fänden. Neben ihrem Koran bedürften sie unserer Bücher, welche die Elemente der Physik, der Naturgeschichte und der Medicin abhandeln. Daran aber denkt in der Türkei noch niemand, und der Clerus weniger als jeder Andere, obgleich er eigentlich mit einem guten Beispiele vorangehen sollte. Die europäischen Bibelgesellschaften, und hauptsächlich die englische, dürften wohl einen Theil ihrer Mittel auf die Vertheilung solcher Bücher verwenden, ohne übrigens die Fundamental-Principien des Islam zu berühren; dieses wäre wenigstens wahre Philanthropie ohne Fanatismus. Die Verbreitung solcher Abhandlungen fände vielleicht einen Mäcen in der Türkei, und in jedem Fall würden sie mehr zum Fortschritte der Civilisation beitragen, als diese Schiffsladungen von Bibeln, womit man nutzlos und zur Belustigung der Türken die Häfen der Levante überschwemmt.

Mehrere Dörfer zwischen Sophia und Losdtscha glaubten sich vor der Pest zu schützen, indem sie bei den bedeutendsten Eingangsorten eine todte Gans oder ein todtes Huhn befestigten. In der Mitte des Monats Junius starben zu Losdtscha 10 bis 15 Personen täglich. Die Krankheit, welche durch macedonische Baumwolle eingeschleppt wurde, war zuerst bei den bulgarischen Christen ausgebrochen. Während unserer Durchreise litten besonders die Türken davon. Diese Stadt mit 15 bis 17,000 Seelen liegt an dem Ausgang einer von der Oéma durchströmten Schlucht im Kalkgebirge; die Straßen sind daselbst ziemlich unreinlich, obschon nicht in dem Grade wie in Sophia.

Wenn die Pest zu Losdtscha milde auftrat, so war dieß nicht der gleiche Fall zu Plewna, einer Stadt von 20,000 Seelen, sechs Lieues nördlicher. Diese war verödet, die Gewölbe geschlossen, und man behauptete gegen das Ende des Junius, daß seit dem Ausbruche der

Digitized by Google

Pest 8000 Personen daran gestorben seyen, eine wahrscheinlich übertriebene Zahl. Man darf überhaupt im Allgemeinen dergleichen Angaben keinen Glauben beimessen. Die Türken verheimlichen fast immer die Wahrheit oder vermindern die Zahl der Opfer; sie wollen zeigen, daß sie die Pest nicht fürchten, oder sie wollen die Furcht schwächen, welche diese Seuche einflößt. Nur wenn man sich mit ihnen allein befindet, kann man öfters die Wahrheit erfahren, und man findet sie dann dem Tod eben so abgeneigt, als die Christen. Diese Letztern dagegen haben die Gewohnheit, die Zahl der Pestopfer zu übertreiben. Sie behaupten oft, die Krankheit sey nur unter den Türken oder den Juden vorhanden, wie die Türken dasselbe von den Juden behaupten, die schmutziger als sie selbst sind. Die Christen, welche nicht so fatalistisch sind und viel furchtsamer als die Türken, sind weit mehr zur Flucht und zur Auswanderung geneigt, als die übrigen Bewohner der Türkei. Ueberdem sind sie reinlicher als die Bekenner des Islam, und wenden selbst hin und wieder Mittel an, um die Luft ihrer Wohnungen zu reinigen, so daß man mit Gewißheit die im Lande verbreitete Idee für richtig halten kann, daß, im Verhältnisse zur Anzahl der verschiedenen Einwohner der Türkei, die Pest weniger Christen als Muhammedaner tödtet.

Südlich von Losdtscha und auf der Straße von Widdin nach Adrianopel fanden wir eine andere unglückliche Stadt, Namens Selwi. In diesem 6 bis 8000 Seelen starken Orte, mit drei Moscheen, war Alles ausgestorben, die Straßen waren öde, die Verkaufsläden, mit Ausnahme eines kleinen Kaffeehauses bei der Post, geschlossen. Dieses bildete gewissermaßen eine Oase des Lebens in der Mitte dieser Todeswüste, deren Stille nur von dem Krähen einiger Hähne unterbrochen wurde, welche von ihren Herren zurückgelassen worden waren. Fünf oder sechs von der Pest so eben erst genesene Türken, welche sich mit Mühe aufrecht hielten und bei der Post angestellt waren, machten die ganze Einwohnerschaft aus. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die häufige Bewegung der Postillone in freier Luft, so wie der Durchzug der Luft durch ihr Lederzeug und ihre Kleider ihnen gewissermaßen als Präservativ gegen die Pest dient. Uebrigens ziehen Pferdehaare die Krankheit nicht an. Obschon viele bulgarische Einwohner entflohen waren, so lagerten andere weniger Vermögliche in kleiner Anzahl auf einer Anhöhe außerhalb der Stadt unter elenden Landhütten. Diese Pest, welche Ende Junius schon seit acht Monaten wüthete, hatte die Begräbnißplätze in weite, mit frischen Hügeln bedeckte Felder verwandelt, welche einen ansteckenden Geruch verbreiteten.

Während dieses Unglücks war durchaus kein Befehl ertheilt worden, die Luft in den Magazinen und die Waaren selbst zu reinigen. Die überlebenden Eigenthümer kamen zurück, und wurden durch das Einathmen des in irgend einer Kiste oder einem Ballen zurückgebliebenen Pest-Miasma's aufs neue von der Krankheit befallen. Wenn aber die Pest ein Haus ganz entvölkert hatte, so beschränkte sich die Stadtobrigkeit darauf, ganz einfach während einiger Wochen dessen Thüren sperren zu lassen. Nach Verlauf dieser Zeit bezogen dann die Erben ohne weiteres die Wohnung, und bedienten sich selbst der Garderobe der Todten, ohne die Kleider lüften zu lassen.

Die Pest grassirte auch in der östlichen Bulgarei, wie z. B. zu Kasan, einem großen bulgarischen Flecken von 500 gut gebauten Häusern auf einem steilen Vorderge des Balkan. Alles war hier in Trauer gehüllt; man hatte in den Straßen und auf den Höfen Düngerhaufen angezündet, welches einen furchtbaren Gestank verursachte. Die Krankheit war erst Ende Junius daselbst ausgebrochen. Der Pascha von Rustschuk, welcher fürchtete, daß sie in seiner Residenz eingeschleppt werden möchte, hatte eine Quarantäne von zwölf Tagen angeordnet. Man konnte nicht genau erfahren, ob die Pest zu Razgrad, einer türkischen Stadt, und in den andern muselmännischen Städten in deren Nachbarschaft herrsche. Zu Silistria nahm man ebenfalls Vorsichtsmaaßregeln.

Südlich vom Balkan war die Pest sehr stark in Rumelien verbreitet. Karnabat, nicht weit vom schwarzen Meere, war völlig angesteckt. Aidos, eine vom Kriege zerstörte Stadt von einigen tausend Seelen, schien uns der Anzahl der neuen Gräber nach von der Pest verschont zu seyn, obgleich die Einwohner das Gegentheil behaupteten und große Furcht davor hatten. Im Allgemeinen hat die griechische Bevölkerung im alten Thracien eine übertriebene Furcht vor der Pest. Jeder Flecken, jedes Dorf versicherte, daß die Krankheit in dem nächsten Orte vorhanden sey, und die Verbindung war in Folge dessen unterbrochen. Die Schwefelbäder bei Aidos, wo man sonst gewöhnlich im Sommer an zweihundert Wagen und Buden fand, waren verödet. Die abergläubischen Ansichten über die Pest gehen bei den Griechen so weit, daß sie diese Krankheit in einen bösen Geist verwandeln, dem man Opfer bringen müsse. Andere Griechen meinen, daß dieselbe bei Nacht und vom Meere komme, und hatten deßhalb die Fenster wohl verschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein wegen seiner Neuheit ziemlich merkwürdiges Ereigniß, das seine Erklärung in der strengen Kälte findet, welche den Norden heimsucht, fand ganz kürzlich im Departement der Landes statt. Die Bewohner der Gemeinden längs der Küste von Seignosse bis Capbreton wurden durch das in diesen Gegenden ganz ungewohnte Erscheinen einer ungeheuren Menge wilder Enten, die von dem aufgeregten Meere meist leblos an das Ufer geworfen wurden, sehr in Erstaunen gesetzt. Es braucht nicht bemerkt zu werden, daß man sich eilends auf diese unerwartete Beute stürzte und der Fang sehr reichlich ausfiel. Mancher sammelte für seinen Theil mehr als 500 Enten. Alle Arme wurden in Bewegung, alle Saumthiere in Requisition gesetzt und alsbald die benachbarten Dörfer verproviantirt. Tausende wurden nach Bordeaux, Pau und Toulouse versendet. Diese Entenjagd scheint sich auf die ganze Küste bis nach Teste erstreckt zu haben. Nach dem zu urtheilen, was unter unsern Augen vorging, dürfte man die Zahl der erbeuteten Enten auf 20,000 Stück schätzen. (Sentinelle des Pyrénées.)

Hr. Warden hat in der Sitzung der französischen Akademie vom 5 Februar einige Nachrichten über die Verbindung des stillen und atlantischen Meeres gegeben. Während des Jahres 1857 waren die im Staate von Centro-Amerika unternommenen Canalarbeiten wegen des Wiederausbruchs der Cholera in der Provinz Nicaragua suspendirt worden, und können auch nicht vor dem Jahre 1859 vollendet werden. Auch darf man den Canal nicht öffnen vor der Rectification eines Vertrages zwischen dem Könige von Holland und der Regierung von Centro-Amerika. Der Verbindungsweg soll nachfolgender seyn: von der Mündung des Flusses San Juan de Nicaragua (10° 58' N. B.) stromaufwärts bis in den See dieses Namens, eine Strecke von 150 englischen Meilen; von da quer durch diesen See bis zur Stadt Nicaragua, eine Entfernung von 97 Meilen; von dieser Stadt bis Portetv im Golf von Papagayo, eine Entfernung von 16 Meilen, zusammen 215 Meilen. In der Provinz Guatemala und San Salvador wüthete die Cholera so heftig, daß es an Armen fehlte, um die Indigo- und Cochenille-Ernte einzuheimsen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 52.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Februar 1838.

Skizzen aus der Krim.

(Aus Edmunds Spencers: Travels in Circassia, Crim Tartary etc.)

Ich reiste in einem Dampfboot von Odessa ab mit einer Anzahl russischer Adeligen, welche den Grafen Woronzow auf eine Expedition an der tscherkessischen Küste begleiten, und einigen Bewohnern Odessa's, die einen Sommerausflug in den Bergen der Krim machen wollten, welches Land die Russen gewöhnlich als die russische Schweiz bezeichnen. Der erste Anblick spricht aber nicht für diese Benennung, die sich jedoch von den an die monotonen Ebenen ihres Vaterlandes gewohnten Russen erklären läßt. Erst wenn man das Kloster St. Georg erreicht hat, das auf dem Gipfel weit vorspringender und scheinbar unzugänglicher Felsen liegt, wird die Landschaft wirklich malerisch. Das Kloster ist noch von griechischen Mönchen bewohnt, und soll, wenn man einigen Alterthumsforschern glauben darf, an der Stelle liegen, wo einst der Tempel der taurischen Diana lag; die Mönche behaupten sogar, das Piedestal entdeckt zu haben, auf dem die goldene Bildsäule der Göttin stand.

Bald nachdem man an dem Kloster vorüber ist, erblickt man die schöne Bai von Balaclava mit ihren ummauerten, jetzt größtentheils in Trümmern liegenden Höhen. Strabo beschreibt diese Stadt, die einst eine der bedeutendsten der heraklеotischen Halbinsel war, und den Namen Portus Symbolorum führte. Als dieser unabhängige Staat vernichtet war, blieb die Stadt in Ruinen liegen, bis die Genueser, welche den Werth ihres Hafens erkannten, sie wieder aufbauten, die angränzenden Höhen befestigten und ihrer neuen Schöpfung den Namen Bella-clava (der schöne Hafen) gaben, was seitdem in Balaclava verdorben wurde. Die Stadt blühte, bis die Türken, die Genueser aus der Krim verjagend, die Stadt plünderten und sie in Ruinen liegen ließen, wie sie bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Diese schöne Bai gleicht einem sich durch die Berge windenden Fluß, ist fast eine halbe Stunde lang, nirgends über 1000 Fuß breit, und am Eingang so eng, daß zwei mäßig große Schiffe kaum neben einander einlaufen können. Der Ankergrund ist überall sicher, das Wasser hinreichend tief, um die größten Schiffe aufzunehmen, und die umliegenden Berge gewähren einen nie fehlenden Schutz gegen die heftigsten Stürme. Trotz dieser Vortheile war die Bai lange Zeit nicht nur fremden, sondern auch russischen Schiffen verschlossen, weil das umliegende Gebirg dem Schmuggelhandel zu viel Leichtigkeit darbot, und erst in ganz neuerer Zeit ist es auf den Antrag des Grafen Woronzow erlaubt worden, daß Schiffe bei schlechtem Wetter hier Schutz suchen dürfen. Dieß war um so nöthiger, als dieser Theil der Küste eine Reihe schroffer Klippen darbietet, die den Schiffen bei stürmischem Wetter höchst gefährlich und nur allzu oft verderblich geworden sind.

Je näher man Alupka kommt, desto malerischer wird der Anblick: Felsen sind auf Felsen gethürmt in chaotischer Unordnung, und darüber erhebt sich der riesenhafte Ai Petri 3500 Fuß über den Meeresspiegel. Auch zeigte sich das Land fruchtbarer als zuvor, der ganze Raum zwischen den anstrebenden Felsen und dem Meere ist mit Bäumen und Buschwerk bewachsen, terrassirte Weingärten schmücken die Berge und mischen ihr leichteres Grün mit den dunkeln Fichten des Gebirgs, während aus den kleinen Thälern unten die Dörfchen der Tataren mit ihren zierlichen kleinen Moscheen hervorschauen. Da und dort unterschied man auch die artigen Villas und wohl unterhaltenen Gärten des reichen russischen Adels, und das prächtige Schloß des Grafen Woronzow mit seinen stolzen Thürmen blickte in aller feudalen Größe der Vorzeit auf seine demüthigen Nachbarn herab. Ueberhaupt ist das Land zwischen Alupka und dem Hafen von Jalta das schönste und fruchtbarste an der Südküste der Krim, und genießt eines sehr milden Klima's, da es gegen die kalten Nordwinde durch die hohen Gebirge geschützt ist. Früchte südlicherer Gegenden gelangen hier zu hoher Vollkommenheit, und man darf darum nicht erstaunt seyn, daß jeder Fleck bestmöglich angebaut ist. Selbst die Felsen sind in Gärten und Weinberge verwandelt, und Wagenstraßen und Alleen, mit großen Kosten und Arbeit angelegt, führen längs den Abhängen hinauf bis zu den schwindelnden Höhen.

Die prächtigsten Landsitze des russischen Adels sind die des Generals Leon Naryschkin, des Fürsten Golyzin, und des Grafen de Witt; und da diese Herren gerade in ihren Villas anwesend waren, begrüßten sie uns, als wir vorüberfuhren, mit

Digitized by Google

Kanonensalven, wobei zugleich das Banner jeder Familie entfaltet wurde.

Unser Schiff machte jetzt eine kleine Wendung, lief in die freundliche Bai von Jalta ein, und auch hier wurden wir mit Kanonensalven vom Ufer und von den Kriegsschiffen empfangen. Das Schauspiel war in diesem Augenblick äußerst malerisch: zahlreiche tatarische Fischer in ihrem alten Costume und noch ältern Booten lehnten sich rund um die Corvette Iphigenie her auf ihre Ruder, und horchten in stiller Verwunderung auf die schöne Musik an Bord; Matrosen saßen nachlässig auf ihren Kanonen, und die Officiere in Gruppen gesammelt, schwenkten ihre Mützen zum Willkomm, die ganze Bevölkerung von Jalta und der Umgegend schien sich versammelt zu haben, um Zeuge unserer Ankunft zu seyn. Die Mannichfaltigkeit der Costumes, die Uniformen der Officiere, die bunten Livreen der Bedienten und die seltsamen Kleidungen der Tataren trugen nicht wenig dazu bei, den Anblick zu beleben.

Jalta, eine ganz kleine Stadt mit guten Gasthöfen, einer Post und allen möglichen Bequemlichkeiten für den Reisenden, ist durchaus eine Schöpfung des Grafen Woronzow. Die Häuser sind gut gebaut, die Straßen regelmäßig angelegt, überall zeigt sich eine steigende Handelswohlfahrt, und Jalta hat bei seinem sichern Hafen und manchen andern Vortheilen alle Aussicht, eine blühende Stadt zu werden.

Nach wenigen Tagen brachen wir wieder auf, und fuhren weiter an der Südküste hin. Dieselbe Felsenkette begleitete uns wie früher, gewann aber nicht bei näherer Bekanntschaft; denn außer dem Lande um Alutschta und der Strecke zwischen Jalta und Alupka ist die Küste weder sonderlich schön noch fruchtbar.

Der erste Hafen, an dem wir landeten, war Theodosia, jetzt gewöhnlich Caffa genannt, das durch seine Lage sehr gut zum Handel geeignet ist: der Ankergrund ist gut und sehr nahe am Ufer, und die Bai ist gegen jeden Wind geschützt, den Ost- und Südostwind ausgenommen, welche aber in diesen Meeren nie mit einer Gefahr drohenden Heftigkeit wehen sollen. Man behauptet irrthümlicher Weise, die Stadt sey auf der Stelle des alten Theodosia erbaut; das aber ist gewiß, daß die Stadt unter den Genuesern im Mittelalter so blühend war, daß sie 150,000 Einwohner hatte, und wegen des Glanzes ihrer öffentlichen Gebäude das Konstantinopel der Krim genannt wurde. Der einzige noch vorhandene Ueberrest der Größe ihrer italienischen Herren ist ein ziemlich gut erhaltener Wachtthurm und die Ruinen ihrer Festungswerke, denn als die Türken im Jahre 1474 die Stadt einnahmen und plünderten, zerstörten sie den größten Theil derselben, die wenigen Einwohner, welche diese allgemeine Vernichtung überlebten, flohen nach andern Ländern, während der schwache zurückbleibende Rest in Faulheit und Armuth versank. Nach Clarke, welcher die Krim im Anfang dieses Jahrhunderts besuchte, vollendeten die Russen das Werk der Zerstörung. Jetzt arbeitet es sich unter der aufgeklärten Regierung des Generalgouverneurs langsam wieder empor, aber wegen der Nachbarschaft von Kertsch, das für den Handel viel vortheilhafter gelegen ist, will der letztere gegenwärtig nicht viel sagen, und beschränkt sich hauptsächlich auf Fische, welche in den benachbarten Meeren im Ueberfluß vorhanden sind.

Als wir Theodosia verließen, sagten wir Allem, was man eine schöne Küste nennen könnte, Lebewohl: die Felsen, deren Buschwerk bereits sehr schwach geworden war, sanken bald zur monotonen Steppe herab, ohne daß ein Baum die öde Wüste unterbrochen hätte; nur hie und da bewies noch eine Schafheerde mit einer Tatarenhütte, daß Menschen hier wohnten. Diese Verödung ist um so außerordentlicher, als nach Strabo und selbst nach den Angaben der Genueser aus dem 15ten Jahrhundert dieser ganze District zwischen Theodosia und dem asowischen Meere Korn in solcher Fülle hervorbrachte, daß man ihn die Kornkammer der Krim nannte — ein neuer Beweis, daß entweder die muhammedanische Herrschaft einen vernichtenden Einfluß ausübte, oder daß das Klima sich seit dieser Zeit wesentlich änderte.

Nachdem wir an den Ueberresten der festen Mauer vorüber waren, welche die Gränze des alten Königreichs Bosporus bildete, fuhren wir um das Cap Thalli herum, und liefen in den cimmerischen Bosporus ein, welcher das schwarze Meer mit dem asowischen verbindet. Vom Wind und einer starken Strömung begünstigt, hatten wir bald die Straße im Rücken, und warfen Anker bei Kertsch, dem alten Panticapäum, der berühmten Hauptstadt des Helden Mithridates. Dieß ist der beliebteste Seehafen in der Krim und durch seine Lage vortrefflich zum Handel geeignet. Graf Woronzow erkannte dieß, that alles Mögliche, um seine Wohlfahrt zu befördern, und erwirkte auch kürzlich eine Ukase, der zufolge alle nach dem asowischen Meere bestimmten Schiffe hier anhalten und Quarantäne halten sollten. Diese Maaßregel war der noch in ihrer Kindheit befindlichen Stadt sehr förderlich. Ihre jetzige Einwohnerzahl beträgt zwischen 3 und 4000 Menschen; die Häuser sind mit einem gewissen Geschmack gebaut, die Straßen regelmäßig, und man hat bei ihrer Anlegung den in andern neuen Städten Rußlands so gewöhnlichen Fehler vermieden, sie so breit zu machen, daß die Einwohner sie entweder nicht pflastern können oder nicht wollen, und der Fremde deßhalb im Sommer von Staubwolken gepeinigt ist, und im Winter in tiefem Koth waten muß. Die Quarantäne-Anstalt zu Kertsch, welche von dem Grafen entworfen und ausgeführt wurde, kann andern ähnlichen Anstalten zum Vorbild dienen; die Lage ist lustig, die Zimmer groß und die Promenaden ausgedehnt; auch hat sie den seltenen Vortheil in diesem dürren Lande, mit dem reinsten Quellwasser überflüssig versehen zu seyn.

Abgesehen von der alterthümlichen Wichtigkeit des Orts ist auch seine Lage ungemein angenehm: sie ist wie Theodosia von einem Amphitheater von Bergen umgeben, die zum Theil mit Häusern bedeckt sind, die sich von der schönen Bai an bis hinauf an die freundlichen Höhen erstrecken. Ein zierlicher Tempel krönt die Stelle, wo einst die königliche Residenz der bosporischen Könige stand, und ein zweiter, noch zierlicherer Bau steht auf einer hervorspringenden Terrasse: dieser letztere ist zum Museum bestimmt, und wird auf Kosten des Kaisers aufgeführt. Aber dem ganzen umliegenden Land fehlt es an Baumwuchs, ja fast

Digitized by Google

ganz an Vegetation, ſo daß man ihn nicht lange betrachten kann, ohne durch den glänzenden Schimmer der See oder die blendende Weiße der Gebäude beläſtigt zu werden. Der Mangel an Bäumen in dieſem Theile der Krim iſt ſo groß, daß die Einwohner ihr Feuerholz 120 Werſte weit herholen müſſen. Die im Muſeum befindliche Sammlung von Alterthümern hat ſich ungemein vermehrt, ſeit man im J. 1850 den angeblichen Grabhügel des Mithridates eröffnete, den die Tataren Altyn Obo oder den Goldberg nannten. Die unermeßliche Menge vergoldeter Vaſen von Bronce und goldener Zierrathen aller Art rechtfertigten die Benennung: ſie waren alle von der ausgeſuchteſten Arbeit, leider iſt aber eine große Menge der merkwürdigſten davon nach Petersburg geſchickt worden. Die Erwerbung dieſer Schätze erzeugte natürlich das Verlangen, noch andere Grabhügel zu öffnen, und in der vollen Erwartung, daß eine zweite Entdeckung von gleicher Wichtigkeit die Nachforſchungen belohnen würde, wählten die Behörden von Kertſch einen Grabhügel aus, deſſen Dimenſionen denen des Altyn Obo glichen, und verwendeten eine Anzahl Leute mehrere Wochen lang zu ſeiner Ausgrabung. Nach vieler Arbeit und nutzloſem Suchen kam man endlich auf eine ungeheure Steinplatte, und Wachen wurden dabei ausgeſtellt, bis Graf Woronzow ankommen würde, in deſſen Gegenwart und bei Fackellicht die Eröffnung ſtattfinden ſollte.

Der Graf begab ſich wirklich dahin, und das Schauſpiel, das ſich nun darbot, war in der That ſeltſam genug. Der Grabhügel war einige Stunden von Kertſch entfernt, und das Land ſo wild, daß auch nicht eine menſchliche Wohnung zu ſehen war. Unſere Geſellſchaft betrug etwa 100 Perſonen, und befand ſich in der dunkeln Höhlung eines unermeßlichen Grabes, einige in einer Tiefe von 30 Fuß, andere oben an den Seiten; der fahle Glanz der Fackeln röthete die weißen Kleider der Damen, und erhellte die glänzenden mannichfachen Uniformen der Officiere; unter der bunten Maſſe befanden ſich Koſaken vom Don und vom ſchwarzen Meere, Circaſſier, Matroſen, Tataren, Griechen, karaitiſche Juden u. dgl. Die Arbeit, die ſchweren Steinplatten, welche ſeltſamerweiſe in Kreuzesform über dem Grabe lagen, aufzuheben, ging langſam vorwärts, die Erwartung war äußerſt geſpannt, und als nach vieler Anſtrengung die maſſiven Steine weggehoben waren, ſah man einen viereckig ausgehauenen Steinſarg mit einem hölzernen Gefäß in der Mitte, das eine bronzene vergoldete Urne von der zierlichſten Form und der ausgezeichnetſten Arbeit enthielt. Das Ganze wurde nach Kertſch gebracht; als man aber die Urne öffnete, fand ſich nichts, als die Aſche deſſen, der hier beerdigt worden war. Dieſe Ueberreſte, vielleicht die eines Fürſten oder Helden, der einſt ſeine Völker zum Sieg geführt, wurden ſpäter von einem Diener aus der Stadt geſchafft und auf einen Düngerhaufen geworfen.

Die Tumuli dieſer Länder ſind ausnehmend intereſſant, und die ungeheure Zahl ſowohl als die Größe derer, die man hier und auf der benachbarten Inſel Taman findet, beweiſen unwiderſprechlich, daß das Land einſt von einem großen und mächtigen Volke bewohnt war. Den Reichthum desſelben beweiſt die Mannichfaltigkeit der goldenen Zierrathen, die ſchönen Vaſen, die vortrefflichen Statuen und die mit Sculpturen verzierten Gräber zur Genüge. Was den Urſprung dieſer letztern betrifft, ſo wurden die Erdhügel darüber freiwillig von dem Volke aufgeführt, denn wenn einer der großen Krieger oder Könige ſtarb, wurde ſeine Aſche in ein Grab geſtellt, und jeder, der ſeine Tugenden bewunderte, führte Erde dahin und warf ſie auf das Grab; dieß iſt wenigens die Tradition der Abkömmlinge der Ureinwohner, von denen ſich einige noch in den Bergdiſtricten der Krim finden.

(Fortſetzung folgt.)

Nachricht von dem Reiſenden Heudelot.

Dieſer Naturforſcher iſt den neueſten Nachrichten zufolge gegen Ende Auguſts oder Anfang Septembers am Senegal geſtorben; er war von dem Pariſer Muſeum der Naturgeſchichte abgeſchickt worden, um dieſes reiche Land zu unterſuchen, und hatte ſchon wiederholt eine große Menge ſeltener Gegenſtände nach Europa geſchickt. Als er das zweitemal den Senegal hinauffuhr und zu Galam angelangt war, ergriff ihn die Krankheit, die ihn dann auf ſeiner Rückreiſe nach St. Louis, 145 Lieues von dieſem Orte, dahinraffte. Der Neger, welcher ihn begleitete, bemächtigte ſich alsbald der Effecten des Verſtorbenen, ſo wie der geſammelten naturhiſtoriſchen Gegenſtände, und machte ſich davon. Die Ufer des Gambia, die Königreiche Caſſana, Salum und Futa-Djalon waren nacheinander von dieſem unerſchrockenen Reiſenden beſucht und bedeutende Sammlungen, namentlich an Pflanzen, gemacht worden.

Bemerkungen über die Peſt,
welche im Jahre 1831 die europäiſche Türkei verheerte, und über die ſerbiſchen Quarantänen.

(Fortſetzung.)

Zu Kirkliſſa war die Peſt im Monat Julius unter den griechiſchen und bulgariſchen Chriſten ziemlich ſtark herrſchend; die Türken nahmen einige Vorſichtsmaaßregeln und vermieden die Chriſten. Dieſe Stadt hat übrigens eine ſehr geſunde Lage am Fuße kleiner Hügel und am Saume der Ebene von Adrianopel. Nicht weit davon ſchien uns das Dorf Erekli von der Peſt beſonders hart mitgenommen zu ſeyn; die Gräber der Peſttodten waren mit Dornenſträuchern bedeckt.

Zwiſchen Kirkliſſa und Konſtantinopel fanden wir die Peſt zu Tſchataltſcha, zu Kum-Burgas und zu Bujuk-Tſchekmedſche. Zu Kum-Burgas, wo der Sohn des Gaſtwirths von der Peſt befallen wurde, verließen die Eltern ihr Kind und flohen auf die benachbarten Anhöhen, welchem Beiſpiel die Mehrzahl der Einwohner ſpäterhin folgte. Der junge Mann genaß indeß mit Hülfe kühlender Getränke. So kann dieſe Seuche bei den Chriſten die heiligſten Gefühle der Kindes- oder Elternliebe tödten; der Türke iſt niemals ſo entartet. Zu Bujuk-Tſchekmedſche, einem türkiſchen Flecken am Ufer einer Lagune, war die Peſt ſehr ſtark, während ſie im griechiſchen Weiler Baligrad, an der andern Seite der Bai, ganz milde auftrat.

Zu Adrianopel hatte die Peſt im Monat Junius aufgehört, oder wenigſtens waren Peſtfälle ſo ſelten, daß man nicht mehr davon ſprach. Dieſes iſt die einzige große türkiſche Stadt, welche uns größtentheils ziemlich reinlich und gut gepflaſtert ſchien. Zwar riechen die gewölbten

Digitized by Google

und geschlossenen Bazars ein wenig übel, dieß kommt aber mehr von den Waaren, welche sich darin befinden. Uebrigens sind die zahlreichen Budenreihen nicht wie anderswo mit Brettern bedeckt, sondern oben offen. Im Junius waren zweitausend Buden verbrannt und hatten die Luft gereinigt; die Mehrzahl derselben war jedoch nach sechs Wochen, Dank der Großmuth des Sultans, wieder aufgebaut. Auf der Straße von Adrianopel nach Enos herrschte der Schrecken der Pest. Die Dorfbewohner trieben die Vorsichtsmaaßregeln so weit, daß sie auf den Feldern und auf den Anhöhen schliefen, um das Zusammentreffen mit Reisenden zu vermeiden. Diese Leute wurden davon sehr mager, wie z. B. in Saltikoš und an andern Orten.

Auf dem Wege von Tekirdagh (Rodosto) nach Seres fanden wir von der Pest angesteckte Ortschaften. Seres verdankte es jedoch den Maaßregeln seines Pascha's, daß es davon verschont geblieben war. Dagegen war Salonichi, eine Stadt mit nahe an 70,000 Seelen, dergestalt davon angegriffen worden, daß im Monat April, wie man sagt, nur noch 15,000 Seelen übrig waren; so groß war daselbst die Sterblichkeit und die Auswanderung.

Der übrige Theil Macedoniens war von der Pest verschont geblieben, ausgenommen der Flecken Kornanova, welchen der aufgeklärte Pascha von Uskup hatte cerniren lassen. In Jenischе-Vardar und Kupfil am Vardar dagegen hatte die Pest aufgehört, und es war noch ein Theil von der Bevölkerung übrig geblieben. Die Pest ist weder in Thessalien, noch in Nieder-Albanien eingedrungen; Larissa und Janina sind gesund geblieben.

Im östlichen Rumelien war die Pest zu Eskisagra, einer bulgarischen Stadt mit 15 bis 20,000 Griechen und Türken in einer köstlichen Gegend an den letzten Vorsprüngen des Hämus, ausgebrochen. Die Unreinlichkeit ist dort ziemlich stark, und der große bedeckte Bazar ein wahrer Kloak. Bei dem Ueberfluß an Wasser würde es ein Leichtes seyn, diese Stadt zu säubern, und sie mit dem reinlichen Kezanlik, der Stadt des Rosenöls, auf gleiche Stufe stellen. Die Türken kennen aber kein anderes Mittel die Straßen zu reinigen, als den Regengüssen oder vielmehr den angeschwollten heftigen Bergströmen diese Sorge zu überlassen. Außerhalb der Stadt, nahe beim Kirchhofe, wuschen alte Weiber die alten Kleider und Sachen der Todten.

Zu Haßkoš, einer Stadt, welche in der Mitte des Weges zwischen Adrianopel und Philippopolis liegt, war die Pest gegen Ende Julius aufgetreten. Diese Stadt, mit ungefähr 1000 Häusern und sechs Moscheen, liegt an den beiden Seiten eines gesunden Thales, befruchtet und bewässert von einem kleinen Bache. Die Häuser sind größtentheils von Stein, und die Straßen nicht schmutzig. Es starben dort jedoch sechzig bis siebzig Personen täglich, und wir hatten daselbst einen fürchterlichen Anblick. Es gibt dort drei Begräbnißplätze, welche auf verschiedenen Anhöhen liegen. Auf allen dreien sahen wir zu gleicher Zeit Leichen einscharren, Eltern, welche in ihre Wohnungen zurückkehrten, und Todtengräber, welche fortwährend beschäftigt waren, neue Gräber zu machen. Einen unerträglichen Gestank verursachten diese immer sich erneuernden Leichenzüge, welche selbst die Landstraße in Beschlag nahmen.

Philippopolis, diese große Handelsstadt von mehr als 60,000 Seelen, hatte die Pest seit dem Monat März. Von dieser Zeit an bis zur Mitte Augusts waren an der Krankheit 12,600 Personen gestorben, und zwar: 8000 Türken, 4000 Griechen, 400 Armenier und 200 Juden. Die Sterblichkeit, welche zuerst 2 bis 3 Personen täglich betragen hatte, stieg nach und nach bis auf 10, 20, 30, 50, 70 Menschen und selbst mehr täglich. Die Kirchhöfe waren mit frischen Gräbern bedeckt. Die Einwohner, welche hatten entfliehen können, waren in den umliegenden Dörfern zerstreut, und hatten sich selbst nach dem Rhodope und in noch entferntere Gegenden begeben. Mehrere Ortschaften in der Umgegend, welche angesteckt wurden, vermehrten noch das Traurige des Zustandes, und nöthigten zu neuen Auswanderungen. Die Verkaufsgewölbe von Felibe (Philippopolis) waren nur hie und da geöffnet, die kaufmännischen Geschäfte ganz eingestellt, oder auf das Nöthigste beschränkt. Waarenräucherungen hatte man nur im Bazar und bei einigen griechischen Kaufleuten vorgenommen; die türkische Obrigkeit that nichts, und erwartete mit gekreuzten Armen das Ende der Seuche von der Gnade Gottes. Die einzige Wohnung, die wir finden konnten, war ein isolirter, hölzerner Pavillon an der Mariza. Da wir durch unumgängliche Geschäfte dort aufgehalten waren, so konnten wir mit Bequemlichkeit die Pestkranken beobachten und mit ihnen sprechen; der größte Theil derselben hatte Beulen (bubons) unter der Achsel oder am Halse; die Einen waren lahm, die Andern einarmig, noch Andere hatten den Hals auf einer Seite; Alle aber zeichneten sich durch blasse Gesichter, Magerkeit und durch hohle Augen aus. Es scheint, daß Beulen weit häufiger vorkommen als Flecken allein.

Philippopolis liegt in einer weiten Ebene voller Sümpfe und Reisfelder, und ist dem Wechselfieber sehr unterworfen. Zwischen dieser Stadt und Tatar-Basardschik waren die Gastwirthe auf dem Punkt, ihre Häuser zu schließen und sich in die Berge zu flüchten. Sie vermieden alles Zusammentreffen mit den Reisenden. Tatar-Basardschik, eine bulgarisch-türkische Stadt von 6 bis 8000 Seelen in einer Philippopolis ähnlichen Lage, war im August neuerdings von der Pest heimgesucht worden. Sie war zur Hälfte verödet; nur die Türken waren mit den armen Bulgaren, welche nicht entfliehen konnten, zurückgeblieben; alle Gasthäuser und Gewölbe waren geschlossen.

Dieses Auswandern der Einwohner bei Pestzeiten ist das Allernachtheiligste; denn wenn sich auf diese Weise auch viele Personen vor der Pest schützen, so verbreiten Andere sie in die Ferne. Einige albanesische Familien waren wegen Rebellion nach der Umgegend von Tatar-Basardschik verwiesen worden. Wird man es glauben, daß diese Hunderte von Individuen mitten unter den Schrecknissen der Pest die Erlaubniß erhielten, mit ihren sämmtlichen Sachen in ihr Vaterland zurückzukehren?

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 16** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Die zwei Geliebten. Von Alfred de Musset. — Dichters Leben. Von John Keats.

Das Museum dieses dem Auslande vorgehenden Literaturblattes, von welchem wöchentlich 6-7 Blätter erscheinen, kann jederzeit angefangen werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 53.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Februar 1838.

Die persischen Prinzen in London.

Eine Episode aus der neuesten persischen Thronveränderung.

Bekanntlich hielten sich vor zwei Jahren drei persische Prinzen in London auf; der Reisende Baillie Fraser, Verfasser einer geschätzten Reise in Khorasan und mehrerer anderer auf den Orient bezüglichen Werke, machte ihren Cicerone, und hat jetzt über ihren Aufenthalt daselbst, so wie über ihre frühern Schicksale eine Schrift herausgegeben, aus welcher wir vorerst eine Schilderung dieser Prinzen entheben.

Von allen den zahlreichen Oheimen und Vettern, welche den jetzigen Schah von Persien um seinen Thron beneideten, konnten nur drei ihm wirklich furchtbar werden, nämlich Zilli Sultan, ein ächter Bruder von Abbas Mirza, welcher Gouverneur von Teheran war, und als solcher den Titel Zilli Sultan, d. h. Schatten des Herrschers führte; zweitens Hassan Ali Mirza, welcher Gouverneur von Khorasan und später von Kerman gewesen, aber von Abbas Mirza mit Erlaubniß des Schahs wegen seines schlechten Benehmens aus der Provinz vertrieben worden war. Der dritte Gegner war Hussein Ali Mirza, der Firman Firmai oder Generalgouverneur der wichtigen Provinz Fars. Aber der Stern Muhammed Mirza's siegte, namentlich durch die Tapferkeit Sir Henry Bethune's, über alle Mitbewerber, der Firman Firmai ward gänzlich geschlagen, und die Truppen des Schahs rückten auf seine Hauptstadt an.

In diesem kritischen Augenblick, als der ganze Umfang des Unglücks bekannt war, begaben sich sechs seiner Söhne, begleitet von einigen seiner Brüder, in die innern Gemächer des Palasts, wo er hülflos und verwirrt dasaß, und beschworen ihn, nicht einen Augenblick zu verlieren: „Pferde, sagten sie, und Diener sind in Bereitschaft"; der Firman Firmai, immer noch unentschlossen, schickte sie aus, um sich zu erkundigen, ob irgend ein Thor von den Feinden noch unbesetzt sey. Die Prinzen, welche bewaffnet waren und ihre Pferde zur Hand hatten, entfernten sich augenblicklich, und begaben sich in einzelnen Abtheilungen nach verschiedenen Thoren, um wo möglich eines noch unbesetzt zu finden. Reza Kuli Mirza, Timur Mirza und ihr jüngerer Bruder, Jskender Mirza, fanden sich nebst einigen Begleitern bei einander. Das erste Thor, an das sie kamen, befand sich schon in den Händen des Feindes, sie sprengten nach einem andern, und dieses sollte eben gleichfalls geschlossen werden, aber Timur streckte den Mann, der es schließen wollte, mit einem Pistolenschuß nieder. Ein zweiter, der seine Flinte auf Timur abdrückte, wurde von seinem Bruder Jskender niedergehauen; die Kugel wurde von drei dicken Brodkuchen aufgehalten, welche Timur, als er seine Wohnung verließ, für einen Nothfall mit sich genommen hatte, und sie retteten sein Leben; aber einer davon wurde dadurch aus seiner Stelle gerückt und fiel zu Boden, ein Verlust, den der Prinz nachher sehr beklagte. Die andern Prinzen kamen nun zu rechter Zeit mit einigen Dienern an, und das Thor wurde für eine Zeit lang besetzt. Reza Kuli Mirza verlor keinen Augenblick, und schickte seinen Mirakhor oder Stallmeister mit einem prächtigen Pferde an seinen Vater, und ließ ihn dringend bitten, augenblicklich zu Pferde zu steigen und zu ihnen zu stoßen, da es noch Zeit sey. Das Geschirr dieses Pferdes war von Gold und 1000 Tomans (6 bis 7000 fl.) werth; 1000 Tomans in Gold waren überdieß noch dem Pferde hinten aufgebunden, was Alles für die Flucht von großem Nutzen gewesen wäre; aber der Stallmeister wurde unterwegs getödtet und das Pferd und Alles fiel in die Hände des Feindes. Ein anderes Pferd und ein anderer Bote wurden abgeschickt, und immer noch suchten sie ihren Posten zu behaupten, in der Hoffnung, ihr Vater werde zu ihnen stoßen; aber endlich, als die Anzahl der Feinde zu groß wurde, mußten sie weichen, stürzten aus dem Thorweg hervor, hieben sich durch die Feinde durch und sprengten in vollem Jagen, verfolgt von einigen hundert Feinden, auf die Gebirge zu, von wo aus sie erst nach einer Reihe fast romanhafter Abenteuer das Land verlassen konnten. Die Stadt fiel in die Hände der königlichen Truppen, und der Firman Firmai nebst seinem Bruder Hassan Ali Mirza und einer Anzahl anderer Prinzen, Brüder, Söhne oder Neffen von ihm, wurden gefangen genommen und nach Teheran geschickt. Der Schah begnügte sich mit einer unter solchen Umständen in Persien seltenen Milde, sie bloß nach dem Staatsgefängniß zu Ardebil zu schicken; nur Hassan Ali Mirza, der für besonders

Digitized by Google

gefährlich und schuldig galt, wurde einige Tagreisen von der Hauptstadt geblendet. Der Firman Firmai erreichte Ardebil nicht; von körperlichen Anstrengungen und geistigen Leiden erschöpft, unterlag er auf dem Wege nach Aderbeidschan einem Anfall von Cholera.

Die drei Prinzen, welche nach England kamen, sind Reza Kuli Mirza, Nedschef Kuli Mirza und Timur Mirza. Der erste ist der älteste, und da er der Sohn seiner geehrtesten Frau war, auch der vornehmste. Seinem schwachen Vater an Geschicklichkeit und Verstand weit überlegen, beruhte die Verwaltung der Provinz hauptsächlich auf ihm, und wohl darum hatte ihm schon Feth Ali Schah den Titel Naib Ol Mülk, oder Vicegouverneur des Landes, gegeben. Er ist jetzt 32 Jahre alt, schlank gebaut und von einnehmenden Gesichtszügen. Nedschef Kuli Mirza ist der Sohn einer georgischen Sklavin, und steht darum eigentlich im Rang seinen beiden Brüdern nach. Er ist etwas schmächtig, sein lichtes Haar, seine blauen Augen und besondern Züge deuten sein georgisches Blut an, während eine ausnehmende Kurzsichtigkeit, verbunden mit einem natürlich schüchternen Wesen, seinem Benehmen etwas Linkisches gibt. Aber dieß unansehnliche Aeußere deckt mehr Talent und Wissen, als die beiden andern Brüder besitzen; der Wali (Fürst), dieß ist sein Titel, ist ein scharfer Beobachter und ein äußerst unterrichteter Mann, was seiner Meinung bei seinen Brüdern ein großes Gewicht gibt. Zudem besitzt er eine große, man möchte sagen, duckmäuserische Charakterstärke, denn er will gerne für einen strengen Asceten gelten, obgleich er in Gesellschaft von Vertrauten auch an den Freuden dieser Welt vollen Theil nimmt. Der dritte, Timur Mirza, ist sehr verschieden von seinen beiden Brüdern; er ist von derselben Mutter, wie der älteste, aber fünf oder sechs Jahre jünger, und somit sechs bis sieben und zwanzig Jahre alt. Schlank gebaut, aber musculös, zeigt sein ganzes Wesen seinen Charakter an, welcher der eines furchtlosen, jovialen jungen Kriegers ist, der sich um wenig kümmert, was nicht auf Waffen oder gesellschaftliche Vergnügungen Bezug hat. Pferde, Hunde, Falken, Flinten, Säbel und Pistolen sind seine Leidenschaft; dabei ist er ein warmer Bewunderer weiblicher Schönheit, und nimmt gern an Vergnügungen und Festen Theil, wo der Becher kreist; zudem ist er ein sehr lebhafter Gesellschafter, und hielt nicht nur sich selbst, sondern auch seine Brüder aufrecht unter den schweren Schlägen ihres Schicksals, und in der noch quälendern Langeweile des täglichen Lebens. Sein ganzes Benehmen und seine Haltung zeigt die kecke, aber freundliche Offenheit und die stolze Unabhängigkeit, welche die hervorstechenden Züge seines Charakters sind. Timur Mirza erhielt von seinem Großvater den Titel Hissam Eddaulet (das Schwert des Staats), als er bei einer Jagd in den Ruinen von Schahpur, einer alten Stadt im Süden Persiens, die jetzt eine heulende, von allen Arten wilder Thiere bewohnte Wildniß ist, allein ins Dickicht eingedrungen war und einen Löwen erlegt hatte. Bald darauf wurde er Gouverneur von Buschir und Daschtistan, einem Strich am persischen Golf, wo sein Benehmen deutlich seine Güte und Offenheit, aber auch seine Unbesonnenheit und Hitze verrieth.

Skizzen aus der Krim.

(Fortsetzung.)

Außer den Ueberresten der Akropolis, welche Mithridat auf einem Berge aufführte, und die noch seinen Namen trägt, finden sich nicht weit davon Cimmerium, Akra und Nymphe nebst den Ruinen des Palasts der Könige von Bosporus; in der Nähe der Quarantäne liegt das sogenannte Myrmicium. Geht man nur wenige Stunden weiter nach dem Fort Jenikale, nahe am asowischen Meere, so sieht man Ueberreste des berühmten Orthmion, und wenn man über die cimmerische Straße hinübergeht nach der Halbinsel Taman, so findet man dort Alles, was noch übrig ist von der glänzenden Stadt Phanagoria, unter deren Ruinen man trotz der bekannten Neigung der Russen zur Zerstörung von Alterthümern noch die berühmte Naumachia unterscheiden kann, welche 1000 Schritte im Durchmesser hatte. In meinen einsamen Wanderungen ruhte ich oft auf einem Gipfel des Berges aus, den man den Sitz des Mithridates nennt, und der eine schöne Aussicht über das Meer und das umliegende Land gewährt, das jetzt eine traurige Wüste ist, denn mit Ausnahme der kleinen Stadt Kertsch sieht man nichts als Ruinen und Gräber, und nicht Einen Baum, ja kaum genug Gras, um einige Schafe zu unterhalten, die hie und da auf dem verbrannten Boden ihre kärgliche Nahrung suchen.

Nach einem abermaligen Ausflug zur See kehrten wir wieder nach dem bergigen Lande zurück, das gewöhnlich im Sommer mit russischen Reisenden angefüllt ist. Zahlreiche Gäste fanden sich bei dem Generalgouverneur ein, da aber die von ihm angestellten Festlichkeiten wenig Reiz für mich hatten, so streifte ich in der Nähe umher und besuchte auch die friedlichen Hütten der freundlichen Tataren. Bald jedoch stieg der Wunsch in mir auf, ins Innere der Halbinsel zu reisen, und mein gütiger Wirth stellte mir nicht nur einen Firman in tatarischer Sprache zu, der mir Pferde und andere Bequemlichkeiten auf der Reise verschaffte, sondern gab mir auch noch einen seiner Adjutanten, den Grafen Galateri, zur Begleitung, nebst seinem Dragoman, Hrn. Kurlanzow, einem talentvollen jungen Russen, der kürzlich erst aus China zurückgekehrt war. Der erste Ausflug ins Innere führte durch Baktschi-Serai, die alte Hauptstadt der Krim. Unser Weg ging durch ein fruchtbares, von der Kabarda bewässertes Thal, die Felsen, die es einschlossen, schießen senkrecht empor, und bilden, da sie von gleicher Höhe sind, eine vollkommene natürliche Befestigung; an einer Stelle waren sie wie von Menschenhand ausgemeißelt, und an andern glichen sie riesenhaften Büchern auf den Gestellen einer Bibliothek. Die Felder waren mit Männern, Weibern und Kindern angefüllt, die mit irgend einer Ackerbauarbeit beschäftigt waren. Hier sehen wir den Mullah mit seinem schneeweißen Turban, den Murza in seinem gestickten Rock und Mütze, den Bauer in seiner leichten Jacke, Pelzmütze und Sandalen. Ein Tatardorf hat in der Ferne ein äußerst sonderbares Aussehen, und sieht einem Kaninchenbau nicht unähnlich, denn die Häuser sind gewöhnlich am Abhang eines Hügels erbaut, oder in dessen Seite eingegraben, und da sie nur ein Stockwerk haben, und ihre flachen

Digitized by Google

Dächer oberhalb mit dem Erdboden gleich fortlaufen, so befand ich mich manchmal auf dem Dach einer Häuserreihe, ohne meinen Irrthum zu bemerken. Das Innere dieser seltsamen Wohnungen ist eben so originell. Hier saßen Männer und Weiber in ächt asiatischer Art auf dem Boden und rauchten ihre langen Pfeifen, die Kinder mit rothgefärbten Haaren, Augenbraunen und Nägeln nach allen Regeln tatarischer Kosmetik trieben sich herum ohne alle Kleidung, nur waren die kleinen Köpfe häufig mit einer Menge Münzen und verschiedenen Amuletten geziert, um sie gegen Zauberei, das böse Auge u. s. w. zu bewahren.

Reiche karaitische Juden und Armenier in ihrem eigenthümlich glänzenden Costume ritten auf ihren wohlgefütterten Mauleseln umher, und um die Mannichfaltigkeit voll zu machen, sah man auch eine bedeutende Zahl Colonisten aus Schwaben, genau in derselben engen Mütze, kurzen Röcken mit einer Menge Falten, rothen Strümpfen und Schuhen mit hohen Absätzen, ganz wie man sie noch in Schwaben findet. Schließlich darf ich in meinem Catalog die Zigeuner nicht vergessen, welche zum Unglück für die Krim nur allzu zahlreich sind. Sie treiben sich als Musikanten, Gaukler und Diebe umher, und sind der schlechteste Theil der Bevölkerung.

Mehrere Dörfer, durch die wir kamen, hatten ein ausnehmend ländliches Ansehen; fast ohne Ausnahme lagen sie an einem fließenden Wasser, denn dieses ist in dem ausgedörrten Lande zur Bewässerung unumgänglich nothwendig. Eichen, Buchen, wilde Birnbäume, Kirschen und Holzäpfelbäume zogen sich längs der Felsen hin, und sproßten aus jeder Spalte hervor; Baumgärten, Wiesen und Kornfelder wechselten ab mit Wäldchen von Maulbeer-, Feigen-, Granatäpfel- und Aprikosenbäumen, Pappeln und Wallnußbäumen, deren üppiges Blätterwerk nicht nur ein schönes wohlriechendes Dach bildete, und uns gegen die sengenden Strahlen der Sonne schützte, sondern auch dem Ganzen einen gefälligen Anblick üppiger Fruchtbarkeit gab. Die Nußbäume sind bei den Tataren sehr beliebt; denn da sie hier zu einer ungeheuren Größe emporwachsen, so findet man sie allenthalben in der Nähe der niedern Hütten, die sie mit dem breiten Schatten ihres reichen Blätterwerks bedecken.

Da die Tataren sich zum Islam bekennen, so ist jedes Dorf mit einer niedlichen Moschee geziert. Wie oft erinnere ich mich an die Stimme des Mullahs, der von dem unscheinbaren Minaret herab die Gläubigen zum Gebete rief. Nicht leicht ist ein Volk der Erde so aufrichtig religiös, als diese Tataren, und sie üben auch die Lehren ihres Glaubens, denn sie sind einfach, freundlich, gastfrei, und vor allem streng ehrlich. Die einfachen Formen des Islam eignen sich ganz besonders für ein ruhiges Hirtenvolk wie die Tataren, und alle bisherigen Versuche der russischen Missionäre, sie zum Christenthum zu bekehren, sind gescheitert. Dieß ist freilich größtentheils dem unversöhnlichen Hasse gegen die Russen zuzuschreiben, und da der Islam eben nicht gerade Milde und Vergebung einpflanzt, so wird wohl diese Denkungsart sich noch lange von Generation zu Generation fortpflanzen. Hierüber darf man eben nicht erstaunt seyn, wenn man weiß, mit welcher barbarischen Grausamkeit Potemkin und seine Helfershelfer dieses unglückliche Volk behandelten; einzelne Beispiele davon wurden mir noch von Fremden und Einheimischen mit einer Lebendigkeit und Frische des Colorits erzählt, als wären sie erst gestern vorgefallen.

(Fortsetzung folgt.)

Colonisirung der Kabarda durch Kosaken.

Die beiden Kabardas, deren Einwohner einst durch ihre Tapferkeit und ihren trotzigen Muth, vereint mit einer gewissen Bildung, einen vorwiegenden Einfluß über die kaukasischen Völker ausübten, sind, weil dieses Land zugänglicher ist, schon in eine ziemliche Abhängigkeit von Rußland gekommen, und um diese Abhängigkeit zu sichern, hat die russische Regierung die Anlegung von Kosaken-Colonien in beiden Abtheilungen angeordnet. Es sollen aus den donischen Kosaken Regimenter von jungen unvertheuratheten Leuten ausgehoben, nach Kabarda geführt und dort an verschiedene Punkte verlegt werden; alle Kabardiner, welche durch Güte oder Zwang dazu zu bewegen sind, sollen auf die Listen der Kosakenregimenter eingetragen, und angehalten werden, denselben Kriegsdienst zu thun, wie die Kosaken. Um zwischen beiden eine noch vollständigere Verschmelzung herbeizuführen, führen beide gleichmäßig den Namen Kosaken, und jeder russische Kosak, der eine Kabardinerin heurathet, soll von der Regierung 800 Rubel A. erhalten, um eine Niederlassung zu begründen. Wenn die große und die kleine Kabarda auf diese Art colonisirt seyn werden, so hofft man, daß sich die Fürsten und die Uzdens (adeligen Grundbesitzer) entschließen, ihre Söhne in die Militärschulen Rußlands zu senden, und diese jungen Leute sollen nach ihrem Austritt aus denselben unmittelbar als Officiere in das Corps der kabardischen Kosaken treten. In jeder Stadt, jedem Flecken und jedem Dorfe der beiden Kabardas soll, unbeschadet der Freiheit der Culte, eine griechisch-russische Kirche gebaut und mit einem Pfarrer und einem Vikar versehen werden.

Bemerkungen über die Pest,

welche im Jahre 1837 die europäische Türkei verheerte, und über die serbischen Quarantänen.

(Fortsetzung.)

Oestlich von Tatar-Basardschik war der Flecken Ichtiman von der Pest verschont geblieben, welche einige Lieues von dort zu Sophia grassirte. Die Krankheit war auch zu Samakov, wo Alles verödet und alle Gewölbe geschlossen waren. Zu Dubnitza, einer Stadt, welche 1836 und 1837 hart mitgenommen war, konnte man nicht mit Gewißheit erfahren, ob noch einzelne Pestfälle vorkamen. Der Igumen oder der Chef des großen Klosters von Rilo erlaubte niemanden den Eintritt in das Gebäude.

Endlich, weiter östlich, fand sich die Pest nur zu Komanova in Macedonien und zu Pristina in Mösien. Wegen der nahen Seuche ließ der Pascha von Branja keine lebendige Seele in die Stadt eintreten; die Post war eine Stunde südlich davon an das andere Ufer der Morawa verlegt worden. Pristina, eine Stadt von 10,000 Seelen, liegt in einer gesunden Gegend am Abhange der großen Ebene von Kossovo; einige Straßen derselben sind indeß ziemlich unreinlich. Zu Ende Augusts wüthete die Pest dort seit zwei Monaten, und man zählte schon 800 bis 1000 Todte; die Sterblichkeit nahm stets zu, und

Digitized by Google

die Krankheit war noch im December dort. Wie anderswo war beim Stallpersonal der Pest noch niemand gestorben, ausgenommen die Frau eines Postillons, welche der Pest unterlag. Der Pascha von Novibazar (Jenibazar) bemühte sich, niemand aus Pristina in seine Residenz einzulassen.

Der ganze übrige Südwesten und Nordosten der Türkei ist während dieses Jahres (1837) gesund geblieben. Es ist möglich, daß Albanien und Bosnien noch lange dieser Seuche entgehen, weil die Karawanen oder die Kiradgis, die Führer der mit Waaren beladenen Pferde, sich aus diesen Ländern nach Rumelien begeben, während der entgegengesetzte Fall seltener stattfindet. Diese Länder haben nur die Couriere und die Truppenwechsel oder die Bewohner der östlichen Türkei zu fürchten. Von woher war aber dieses tödtliche Pest-Miasma ausgegangen? Die Antwort auf diese Frage ist leicht gegeben. Die Residenz des Sultans war angesteckt, und das Gift hatte sich dort vielleicht gebildet oder wenigstens von dort ausgebreitet. Während des Sommers 1837 wurden Konstantinopel, Pera, Scutari, Eiub und die meisten in der Nähe der Residenz liegenden Städte mehr oder weniger durch die Pest entvölkert. Selbst im Serail kam ein Pestfall vor. Im November hatte die Pest bedeutend abgenommen. Die großen Kirchhöfe hatten einen unangenehmen Geruch.

Die Franken waren bestürzt; die Pest war das bis zum Ueberdrusse wiederholte Tagesgespräch. Man vermied sich sowohl in Gesellschaften als auf der Gasse, so viel dieß in einer volkreichen Stadt thunlich ist. Man sah viele Wachstaffet-Mäntel, und durch die Spazierstöcke wurde man auf der Straße ersucht, die Vorübergehenden nicht zu berühren.

Die Wachsmäntel sind gut bei den Pestkranken; auf der Straße aber öffnen sie sich, und verhindern daher nicht jeden Contact. Hat man Dienerschaft, so ist es in einer angesteckten Stadt sehr schwer, sich vor dem Zusammentreffen mit verdächtigen Personen zu bewahren, man müßte sich denn in seinem Haus einmauern. Bei einem Gang auf dem Bazar läßt es sich nicht vermeiden, die wallenden und weiten Kleider mancher Türken zu berühren. Man muß sich in der That mehr auf seinen guten Stern als auf alle Vorsichtsmaaßregeln, und besonders als auf alle Warnungen, die man der Dienerschaft gibt, verlassen. Unser System bestand darin, so viel wie möglich die Bazars und die Menge in volkreichen Städten zu vermeiden, und zwischen unser Roßhaarbett und das Heu, oder den Teppich, der den Fußboden bedeckte, eine Wachsleinwand auszubreiten. Auf der Post vermieden wir so viel wie möglich, Leute derselben beim Ab- oder Aufpacken unserer Effecten zu verwenden.

Im Julius waren Bujukdere und Therapia, diese schönen Dörfer, noch frei von der Pest; indeß war gegen deren Einschleppung kein anderes Hinderniß, als die Klugheit der Einwohner vorhanden. Wenn in Therapia ein Haus angesteckt ist, so nöthigt man dessen Bewohner, auf der Anhöhe Quarantäne zu halten, während man das angesteckte Haus und die Effecten reinigt und wäscht. Man sagt, daß diese Operation selten ohne Diebstahl vorübergeht.

Bei diesem allgemeinen Elende, welches besonders gesellige Zusammenkünfte und Vergnügungen unterbrach, waren die Türken in ihr Schicksal ergeben und warteten die Ihrigen, während die Christen nur zu wenig Theilnahme und eine übertriebene Furcht zeigten, so zwar, daß die Pestkranken zuweilen viel Mühe hatten, eine Wohnung und Pflege zu finden. Es ist selbst vorgekommen, daß Aerzte, welche keine eigenen Häuser hatten, bei der Rückkehr in ihre Wohnung ihre Sachen auf der Straße fanden, weil man vermuthete, daß sie Pestkranke besucht hatten. Auch gab es Aerzte, welche zu keinem Kranken eintraten, ohne überzeugt zu seyn, daß er die Pest nicht hatte, da sie fürchten mußten, ihre übrigen Kunden oder ihre Wohnung zu verlieren.

Die wenigen verständigen Aerzte, welche man in der Türkei antrifft, behaupten, daß in Pestzeiten die übrigen Krankheiten sich verringern, so daß die allgemeine Sterblichkeit einer angesteckten Stadt eine weit genauere Idee von den Verheerungen dieser Seuche gibt, als man es glauben sollte. Die Pest erscheint äußerst launenhaft: in einem Orte sind es besonders die jungen Leute, welche davon am meisten zu leiden scheinen, an einem andern Orte mehr die Männer als die Frauen, und umgekehrt. Kühlende Getränke und Säuren werden bei den Pestkranken überall angewendet. Es scheint keine complicirte und auf eine Menge von Fällen anwendbare Behandlungsweise in jenen Ländern vorhanden zu seyn.

Die Türkei hat großen Mangel an Aerzten, und besonders an Chirurgen und Apothekern. Die Mehrzahl der Aerzte, mit Ausnahme derer in den ersten Provincialstädten, sind genöthigt, sich die Medicamente selbst zu bereiten, und oft fehlen ihnen dazu die ersten Stoffe. Es sind besonders Italiener, Dalmatiner, Ungarn, Deutsche, und in den Seehäfen einige Franzosen, Schweizer und Engländer, welche die ärztliche Praxis in der Türkei ausüben. Zu Konstantinopel gibt es gute europäische Aerzte; aber außerhalb der Hauptstadt findet man sie nur zu Adrianopel, Bitoglia, Philippopolis, Salonichi, Seres, Larissa, Janina, Scutari, Prisrend, Uskub, Eski-Sagra, Leskovatz, Mostar, Serajevo, Travnik und Zwornik in Bosnien, und in einigen Städten an der Donau. Sehr oft sind die besten Mediciner auch zugleich im Dienste des Pascha's oder der Truppen. Es gibt Militär-Cantonnements, welche Aerzte, Apotheken und selbst Hospitäler haben; bei andern dagegen findet man nur Barbiere, verschmitzte Juden und alte Weiber als Retter der leidenden Menschheit. Der Hauptgrund dieses Mangels an Aerzten liegt in dem Umstande, daß sie nicht zahlende Kunden genug finden, um zu leben und einiges Geld zu erwerben, wenn sie einmal Konstantinopel, Smyrna, Adrianopel, Bitoglia, Scutari, Philippopolis und vielleicht noch Seres und Salonichi verlassen haben.

Die Heilung der hitzigen Krankheiten bleibt sehr oft dem Zufall überlassen, oder man vertraut auf die Mittel eines Charlatans, oder selbst auf Talismane. Die mit chronischen Uebeln Behafteten leiden hier kürzere Zeit als überall anderswo, und sind nebst den Fieberkranken fast die einzigen, welche die Ruhe des reisenden Arztes stören. Auch findet man in der Türkei wenig Blinde, Lahme, Krummbeinige und Buckelige.

Wenn man eine annähernde Berechnung über die Zahl der im Jahre 1837 in der europäischen Türkei gefallenen Pestopfer aufstellen wollte, so scheint es mir nach den wenigen Nachrichten, welche ich davon habe, daß, ungerechnet Konstantinopel, diese Seuche wenigstens 100,000 Seelen hinweggerafft hat. Wenn man nun noch die Sterblichkeit der Hauptstadt, die von Smyrna, wo man behauptet, daß täglich 500 Personen an der Pest starben, die von Trapezunt, wo die Pest heftig wüthete, und die einer bedeutenden Anzahl asiatischer Flecken und Dörfer hinzurechnet, so glaube ich nicht weit von der Wahrheit entfernt zu seyn, wenn ich die Totalanzahl der Pestopfer zu 500,000 Seelen annehme. (Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 54.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Februar 1838.

Wissenschaftliche Nachrichten aus Paris.

Paris den 1 Februar.

Die französische Regierung beschäftigt sich gegenwärtig mit einigen neuen literarischen Expeditionen. Eine derselben soll unter der Direction von Bory St. Vincent nach Constantine gehen, und aus zwei Naturforschern, einem Archäologen und einem Orientalisten bestehen; ihr Zweck ist, die Geologie, die Botanik und das Thierreich dieses Theils von Algier zu erforschen, die römischen Alterthümer, die sich in allen Theilen derselben finden, aufzusuchen, und die Sprache der Berbern zu studiren. Sie soll im Frühjahr ihre Reise antreten, und wird theils vom Kriegsministerium, theils vom Ministerium des Unterrichts bezahlt. Eine andere Commission soll nach Aegypten geschickt werden, und die Sammlungen, welche Champollion mitgebracht hatte, vervollständigen. Man ist so langsam bei der Herausgabe derselben verfahren, daß die toscanische Commission, die Champollion begleitete und die Copien aller Papiere hatte, der hiesigen weit zuvorgekommen ist; da aber viele Monumente unbesucht geblieben sind, und namentlich die frühere Commission nichts für koptische Literatur gethan hat, so hofft man eine gute Ausbeute von der neuen. Es wäre sehr zu wünschen, daß man neukoptische Handschriften fände aus verschiedenen Dialekten, denn die Entzifferung der Hieroglyphen scheint aus Mangel an Hülfsmitteln völlig still zu stehen, und die Gründe, die jeder gegen das System seines Nachbars vorbringt, sind besser als die, welche er für sich selbst anführt.

Silvestre de Sacy hat so eben unter dem Titel: exposé des doctrines des Druzes, seine vieljährigen Forschungen über die Religion dieser merkwürdigen Secte herausgegeben. Das Werk besteht aus zwei starken Octavbänden, welche zuerst eine lange Einleitung über die muhammedanischen Secten enthalten, die auf die Entstehung der druzischen Religion Einfluß gehabt haben, hierauf eine Biographie des Khalifen Hakem, Stifters der Secte, und eines der sonderbarsten moralischen Phänomene in der Weltgeschichte, dann die Beschreibung der druzischen Handschriften, und endlich die Lehre selbst. Der Verfasser verspricht einen dritten Band, der die Texte enthalten soll. Das Ganze ist eine Arbeit von äußerstem Interesse für die Geschichte des menschlichen Geistes, und man hatte bei dem hohen Alter des Verfassers kaum mehr hoffen können, daß er selbst die Erscheinung derselben erleben und besorgen werde. Eine andere orientalische Neuigkeit ist das erste Heft des Taoteking von Laotseu, herausgegeben von Pauthier; das Ganze soll aus 6 Heften bestehen. Es enthält den Text des Buchs, einen chinesischen Commentar, die Uebersetzung beider und einen französischen Commentar. Die Sinologen hatten sich lange vor diesem wichtigen Texte gescheut, aber jetzt, da das Eis gebrochen ist, kann man endlich hoffen, daß die Lehre von Laotseu, die eine so große Rolle in der Welt gespielt hat und noch spielt, und die eine der schönsten Formen des Pantheismus ist, die sich denken lassen, endlich ans Licht gestellt werden wird. Professor Julien hat längst eine Uebersetzung des Buchs und eines sehr alten Commentars desselben bereit, und wahrscheinlich wird die Erscheinung des Werks von Pauthier ihm Veranlassung geben, sie bekannt zu machen. Das Buch von Pauthier ist mit den neuen chinesischen Lettern von Marcellin gedruckt, sie nehmen sich aber nur dann gut aus, wenn sie gesperrt gedruckt sind. Eine dritte für Religionsgeschichte wichtige Unternehmung ist die Sammlung von Actenstücken über die Albigenser, welche Fauriel drucken läßt, die Fortsetzung seiner Chronique des Albigeois; sie sind aus den Acten der Commission von Toulouse gezogen, welche die Albigenser zu richten hatte, und werden zwei Bände in Quarto bilden. Das dritte Heft der recherches sur le Culte de Venus von Lajard ist im Begriff zu erscheinen; das Werk enthält eine Menge neuer Monumente über vorderasiatische Mysterien, welche mit ungemeiner Sorgfalt in Kupfer gestochen sind; das Ganze bildet die Einleitung zu den Untersuchungen des Verfassers über den Cult von Mithra, welche längst zum Druck bereit sind.

Skizzen aus der Krim.

(Fortsetzung.)

Die Fruchtbarkeit und Schönheit des Landes nahmen ab, als wir uns der Hauptstadt näherten, und wir betraten jetzt

Digitized by Google

zum erstenmal die einförmigen Steppen der Krim; sie waren schwach bevölkert, und bei dem gänzlichen Mangel an Bäumen litten wir sehr durch die Hitze. Doch war dieß anders, als wir in das Thal hinabstiegen, wo Baktschi-Serai liegt. Obwohl diese Stadt ihre Pracht verloren hat, und nur ein Drittheil derselben der Zerstörung der Eroberer entging, so ist doch noch genug übrig, um diese Hauptstadt der Tataren-Khane in hohem Grade interessant zu machen, um so mehr, als dieß die einzige Stadt in der Krim ist, welcher Katharina II das Vorrecht verlieh, ausschließlich von Tataren bevölkert zu seyn, so daß man hier den Nationalcharakter in seiner Reinheit erhalten findet.

Ihre Lage ist äußerst romantisch, da sie theils an den Ufern des Dschorok-Su, theils an den schroffen Seiten der Felsenberge erbaut ist, welche das Thal einschließen. Gebäude, Sitten, Kleidung und Gewohnheiten der Einwohner sind durchaus orientalisch: hier sind Bazars, Moscheen mit ihren Minarets, Kiosks und Begräbnißplätze, Wälder von Cypressen und schwarzen Pappeln, terrassirte Gärten und Weinberge, die in der Luft zu hängen scheinen, und hier wird auch das Auge erfreut durch den Anblick zahlreicher Brunnen und stets fließender Krystallquellen, wie sich deren selbst das stolze Stambul nicht rühmen kann. Die Straßen sind nach der Sitte des Orients eng und schlecht gepflastert, und die, welche durch die Mitte der Stadt läuft, ist wenigstens eine Werst lang. Hier sahen wir jedes Gewerbe und selbst die gewöhnlichen Beschäftigungen auf den Straßen treiben, und da diese Stadt das große Depot für die Früchte, Tabak, Flachs und Korn des umliegenden Landes ist, so sahen wir unsern Weg durch die Straßen oft gänzlich gehemmt durch Pyramiden von einer oder der andern dieser Waaren.

Wir nahmen unser Quartier im Palast der Khane, dem glänzendsten und interessantesten tatarischen Gebäude der Krim. Bei den letzten Ausbesserungen befahl die russische Regierung, den ursprünglichen Charakter selbst bis auf die Farben der Malereien beizubehalten; das Mobiliar ist noch nicht ganz vervollständigt, soll aber gleichfalls seine ursprünglichen Formen wieder erhalten. Hier ist das Harem mit seinen Gärten und Bädern, der thurmförmige Kiosk, die zierliche Moschee, der Audienzsaal mit der Gittergalerie, wo die Lieblingsfrauen des Khans ungesehen die glänzende Versammlung des Adels, der Krieger u. dgl. betrachten durften. Aber jetzt ist Alles still, still wie das Grab; kein Fußschritt tönt durch die hohen vergoldeten Hallen, der des Schließers ausgenommen; hier ist Alles, wie in den Tagen des großen Khan Dwelet Ghirei, nur die Bewohner fehlen, diese muß die Einbildungskraft hinzusetzen. Palast, Moscheen und Fontainen sind voller Inschriften in arabischer Sprache, meist aus dem Koran, während andere den Namen und Titel des Khans bezeichnen, der diesen oder jenen besondern Theil des Gebäudes, eine Moschee oder Brunnen errichten ließ. Der Baustyl des Palasts, der Moscheen und öffentlichen Gebäude ist weder imposant, noch glänzend, aber interessant durch seine Neuheit, denn man kann sich kein niedlicheres Bild denken, als die Stadt von den umliegenden Höhen herabgesehen. Die Vorstädte dehnen sich weit und breit aus, untermischt mit Villas, Kiosks, Gärten und Mühlen, während die Zahl der Moscheen mit ihren Domen und Minarets und dem Walde von kleine Thürmen (denn jedes Kamin ist in dieser Form gebaut) insgesammt dazu beitragen, die Schönheit und Mannichfaltigkeit des Anblicks zu erhöhen.

Baktschi-Serai, welches wörtlich einen Palast in einem Garten bedeutet, hat noch 32 Moscheen, mehrere tatarische hohe Schulen und einige weitläuftige Khans zur Beherbergung der Reisenden. Wenn wir den Berichten der Einwohner trauen dürfen, welche über die Ruinen ihrer einst glänzenden Hauptstadt klagen, so muß sie wirklich vor der Eroberung der Krim durch die Russen eine höchst prachtvolle Stadt gewesen seyn. Bei Besetzung der unglücklichen Stadt übten die Sieger eine allen Glauben übersteigende muthwillige Barbarei, denn außer der Plünderung der Einwohner wurden selbst die Gräber nach Schätzen durchwühlt, und aus reiner Zerstörungslust ganze Straßen demolirt. Einer der schönsten Landsitze der Khans in der Umgegend, der ein wahres Wunder von Zierlichkeit gewesen seyn soll, ward völlig von der Erde vertilgt. Aber der seltsamste Vorfall, den auch Clarke in seinen Reisen durch die Krim bestätigt, ist die gänzliche Vernichtung einer volkreichen bloß von Griechen bewohnten Vorstadt von 600 Häusern, obwohl die Bewohner die Religionsgenossen der Sieger waren.

Die Umgebungen bieten eine Menge angenehmer Ausflüge dar, der interessanteste ist aber der nach Tschufut Kale oder dem Schloß der Ungläubigen. Wir zogen durch eine steile Schlucht längs den Ufern des brüllenden Dschorok Su; der Weg, oder was man höflichkeitshalber so nennt, ermüdete unsere Pferde ausnehmend, da er ganz aus runden schlüpfrigen, vom Wasser geglätteten Steinen bestand, während die riesenhaften Felsen zur Seite durch das Zurückprallen der Sonnenstrahlen die Hitze unerträglich machten. Als wir einige Zeit durch die Schlucht fortgeritten waren, zog auf Einmal ein furchtbarer Lärm unsre Aufmerksamkeit auf sich, und nachdem wir eine Krümmung des Wegs zurückgelegt hatten, stießen wir plötzlich auf ein Zigeunerdorf, das eine Scene darbot, die ihres Gleichen suchte. Bären brummten, Affen und Kinder schrieen, Hunde bellten, Trommeln wurden geschlagen, Pfeifer spielten, Weiber schalten, Männer schlugen sich, und Schmiede und Kesselflicker hämmerten — Alles zusammen bildete ein Charivari, wie es glücklicher Weise nicht oft die Ohren eines Menschen übertäubt. Das Aussehen dieser Leute war nicht minder bemerkenswerth als der Lärm, den sie machten; die meisten Kinder waren ganz nackt, und ihre Eltern beinahe so, da sie außer einem paar Hosen keine Bedeckung hatten; die der Weiber unterschieden sich in Form und Farbe wenig von denen der Männer. Alle, mochten sie sich nun an der Sonne wärmen, oder an der Arbeit seyn, rauchten aus kleinen kurzen Pfeifen von Buchsbaumholz. Das Ganze bot ein Gemälde von menschlicher Erniedrigung und Elend dar, wie ich es selbst unter den wildesten Stämmen nicht oft gesehen habe: ihre Wohnungen bestanden nur aus zerrissenen Zelten und aus Löchern, die sie in die Seiten der über ihnen sich aufthürmenden weißen Kalksteinfelsen gegraben hatten. Sie waren außerordentlich schmutzig, und außer dem Gestank der vielerlei Thiere, mitten unter denen sie lebten, verbreiteten

Digitized by Google

auch die unermeßlichen Wolken von Tabaksrauch und der Geruch der Zwiebel und des Knoblauchs einen so widerlichen Geruch, daß wir uns herzlich aus der Nachbarschaft hinweg wünschten. Als die bunte Menge die Tritte unserer Pferde vernahm, sprang Alles auf die Füße, und stürzte auf uns los: Pfeifer, Trommler, Geiger, tanzende Hunde und Bären, springende Affen und nackte Kinder, junge Wahrsagerinnen und alte Hexen, alle wollten ihre Künste vor uns zeigen. Einige Hände voll Kopeken, wofür sie höchst ehrfurchtsvoll den Saum unserer Kleider küßten, befreiten uns von diesen Zudringlichkeiten. Mitten unter diesem Elend konnte ich doch nicht umhin, die wohlgebildeten Gestalten der Männer, ihre feurigen Augen und belebten Züge zu bemerken. Nicht minder bewundernswerth waren die feinen Züge der Frauen, das große, volle, dunkle Auge und das glänzendschwarze Haar, das in natürlichen Locken auf die Schultern hinabfiel; obwohl sie durch den steten Aufenthalt in freier Luft fast so dunkel wie die Indier waren, so fanden wir doch die Jüngeren wirklich schön; die alten freilich glichen wahren Hexen.

Bald nachdem wir diese tumultuarische Menge hinter uns hatten, erblickten wir das Kloster von Mariä Himmelfahrt, das gleich einem Adlernest am Abhang einer ungeheuren Felsenkette hing. Dieser seltsame Bau soll das Werk der verfolgten Christen aus den ersten Jahrhunderten gewesen seyn. Wir fanden hier die Zellen der Mönche, die Corridore, das Refectorium und die Kirche, Alles aus dem Felsen gehauen und von massiven Säulen gestützt, so daß es eine vollkommen uneinnehmbare Veste bildete, denn der Zugang ist eine in den Felsen gehauene Treppe, die nach einer Zugbrücke führte, die, einmal aufgehoben, die Einwohner vollkommen gegen Eindringlinge schützt. Die Kirche wurde in neuerer Zeit wieder hergestellt, und nachdem sie Jahrhunderte lang geschlossen gewesen war, wird jetzt wieder regelmäßig darin Gottesdienst gehalten.

(Fortsetzung folgt.)

Schiffsjungen-Institut in Bordeaux.

Zwei Brüder, Namens Laporte, haben in Bordeaux ein Institut gegründet, das eines Theils armen Knaben eine Zuflucht gewährt, andern Theils eine Pflanzschule guter Matrosen bildet. Man hat ihnen eine alte Kirche zum Local angewiesen, die freilich viel zu klein gewesen wäre, um alle Zöglinge, deren gegenwärtig 89 sind, unterzubringen, allein man hat sechzig Fuß über dem Boden ein Zwischendeck erbaut, das dem einer Fregatte von 24 Kanonen gleicht: hier sind die Zöglinge casernirt, und die Disciplin und Ordnung, welche hier herrscht, sind ganz so, wie auf den Kriegsschiffen des Staats. Auf dem alten Glockenthurme der Kirche, an einem Punkte, wo man die ganze Stadt übersehen kann, ist ein Observatorium angelegt, das ganz für die nautische Astronomie eingerichtet ist. Zwischen dem Verdeck und dem Boden sind die Masten aufgestellt und das Tauwerk angebracht, an welchem die Knaben Unterricht erhalten. Hier ist auch eine sinnreiche Maschine aufgestellt, nämlich ein falsches Deck, dessen Bretter alle beweglich sind, und das, wie mitten im heftigsten Wogenrollen bewegt, von den Schülern überschritten werden muß, um sie an den Gang auf dem Schiffe zu gewöhnen. Auch übt man die Schüler im Schießen mit Pistolen und dem Karabiner. Schon haben gegen 200 Zöglinge im Alter von 16 Jahren diese Schule verlassen, und segeln bereits auf allen Meeren. (Franz. Bl.)

Bemerkungen über die Pest,
welche im Jahre 1837 die europäische Türkei verheerte, und über die serbischen Quarantänen.

(Schluß.)

Serbien hat seit der Mitte des Septembers Quarantänen auf seiner türkischen Gränze etablirt. Es brauchte eine ziemliche Zeit, um die Lazarethe zu erbauen, so daß erst im Frühjahre das Allernöthigste vollendet werden konnte. Zuerst begnügte man sich damit, die Reisenden drei oder vier Tage in einer Art von Stall einzusperren; jetzt hat man außerdem Kolibas oder einige kleine Häuser erbaut, welche aus einem untern Stockwerke von zwei Zimmern und Küche, einem Estrich und einem Hofe bestehen. Man arbeitet noch gegenwärtig an der Vollendung der Lazarethe. Diese befinden sich für Bulgarien zu Negotin und Alexinitze, und für Albanien und Bosnien zu Mokra-Gora; in den Bergen südwestlich von Uschitze auf der Straße nach Visegrad zu Liubovich oder Liubotin, südöstlich von Zwornik, und zu Racsa (Ratscha) am Zusammenflusse der Drina und Sava.

Alexinitze ist die besuchteste Quarantäne, weil sie auf der Straße nach Konstantinopel liegt, und weil die Bulgaren viele commerzielle und sociale Verbindungen mit den Serbiern haben. Bei unserer Ankunft im Junius waren daselbst 1200 Personen, besonders Arbeiter und Bauern, und man verweigerte achtzig bulgarischen Arbeitern wegen Mangel an Platz die Aufnahme. Man empfängt die Quarantänepflichtigen nur zweimal wöchentlich. Es gibt zu Alexinitze ein kleines Sprachzimmer, drei oder vier ziemlich reinliche kleine Häuser für Leute von Stand, für die Uebrigen eine Art von Stallung, und ziemlich große Hofräume für die Waaren und die Spaziergänge der Detenirten. Ein deutscher Arzt ist bei dem Etablissement angestellt und der Stabshauptmann ist der Director desselben. Um die Effecten zu lüften, gibt es nicht genug Lazarethdiener. Auch die türkischen Truppen, welche nach Serbien kommen, sind der Quarantäne unterworfen. Die Postcouriere, die von Konstantinopel kommen, übergeben ihre Depeschen zu Alexinitze nach der Räucherung andern Couriern, welche von dort nur bis Belgrad gehen. Dasselbe findet mit den Blutegelsendungen aus dem Innern der Türkei nach Semlin statt.

Mokra-Gora ist ein Lazareth für Bauern oder kleine Handelsleute; es gibt dort Kolibas mit Hofraum, und der serbische Doctor Souvo ist Arzt daselbst. Liubovich ist noch wenig bekannt und jetzt ganz nutzlos, da der Pascha von Zwornik die aus Bosnien kommenden Reisenden nicht über die Gränze läßt. Man bedarf selbst einer Erlaubniß, um sich in das Lazareth von Racsa begeben zu dürfen, welches für die auf der Sava und Drina fahrenden Schiffer bestimmt ist.

Zu Racsa gibt es sechs Kolibas oder Häuschen, jedes mit einem von hohen hölzernen Pallisaden umgebenen Hofraum, einem schönen Sprachsaal für wenigstens 400 Personen und einem sehr großen Hof. Ein Hauptmann ist der Director des Lazaretts, und Hr. Nikolitsch ist dabei angestellter Arzt. Das serbische Gasthaus ist sehr mittelmäßig. Da man nur drei Lazarethdiente daselbst hat, so sperrt man die

Digitized by Google

Personen ein, ohne ihnen Bedienung zu geben; auch öffnet man weder die Koffer, noch lüftet man die Effecten. Die Zimmer sind weder gedielt, noch mit Steinen belegt, auch wird man von den Wasserratten sehr belästigt. Dieses Etablissement hat bereits 50,000 Franken gekostet.

Zwischen Motra-Gora und Alexinitze ist die serbisch-türkische Gränze sehr bergig, so daß Communicationswege selten und deßhalb auch keine Quarantäne etablirt ist. Nichtsdestoweniger ist die ganze Gränze von Militzsoldaten wie in Slavonien und im Banat bewacht, nur mit dem Unterschiede, daß die ebengenannten Länder, wo Alles Soldat ist, durchaus abgabenfrei sind, während in Serbien die im Dienste stehenden Militzen trotz dessen ihre jährlichen Abgaben bezahlen müssen.

Das Einrichten von Lazareths in Serbien wird von den Bulgaren und Bosniaken mit scheelen Blicken angesehen, und hat, besonders an den Orten, wo die serbischen, bulgarischen oder bosnischen Territorien zusammenstoßen, schon Blut gekostet.

Zu Anfang des Sommers 1837 ließ man zwanzig Tage Quarantäne zu Alexinitze und zehn Tage an den bosnischen Gränzen halten. Später hat man die Quarantäne zu Alexinitze auf vierzig Tage erhöht; nachher, im September, setzte man sie wieder auf zwanzig Tage herab. Da man aber die Bemerkung gemacht zu haben glaubte, daß die Reisenden den Weg durch Südserbien nahmen und in die Lazarethe dicht bei Bosnien eintraten, um ihre Quarantänezeit abzukürzen, so hat man an den bosnischen Gränzen diese ebenfalls auf zwanzig Tage erhöht. Nach dem in Oesterreich neu angenommenen Systeme sind zwanzig Tage das Maximum für die Landquarantänen; nur in den Seehäfen ist die Zahl der Quarantänetage höher.

Wenn sich die österreichische Regierung auf die in Serbien etablirten Quarantänen verlassen könnte, so dürfte es seine Lazareths in Syrmien und im Banate schließen, und die Bewohner dieser Länder von dem beschwerlichen Wachdienst an der Gränze befreien. Unglücklicherweise aber bietet die Art und Weise, wie der Dienst in den serbischen Quarantänen versehen wird, durchaus noch nicht die nöthige Sicherheit dar, das serbische Volk ist von ihrem Nutzen noch nicht überzeugt, und nennt sie nutzloses deutsches Zeug. In den serbischen Lazarethen finden Parteilichkeiten statt, man öffnet die Koffer nicht und reinigt die Waaren nicht hinlänglich; es fehlt dort an Leuten, welche damit umzugehen wissen. Die Folge dieses Mangels in der Einrichtung der Lazarethe war, daß die Pest in der Mitte des Sommers in Serbien ausbrach; Alexinitze, Rajan, Paralin und Jagodin haben davon gelitten, und litten noch im December. Diese Flecken wurden cernirt; man steckte Häuser in Brand; Rajan muß auf einer andern benachbarten Stelle neu erbaut werden. Hr. Karl Nagy, Arzt beim Lazareth zu Semlin, wurde an Ort und Stelle gesandt, um die Krankheit zu beobachten, und zur bessern Organisation der Quarantänen behülflich zu seyn. Zwei Dörfer, dicht bei Ballievo, im Südwesten Serbiens, wurden ebenfalls als pestverdächtig cernirt. Nichtsdestoweniger gibt es Leute in Serbien, welche an das Erscheinen der Pest im Lande nicht glauben wollen, und welche nichts als eine politische Intrigue darin sehen.

Man hat schon oft von dem Anlegen der Quarantänen in der Türkei gesprochen; dieß ist leichter in der Theorie, als in der Praxis. Wollte man das ganze türkische Reich damit umgeben, so würde man auf Unmöglichkeiten in der Ausführung und auf ungeheure Aufgaben ohne definitive Resultate stoßen, da sich die Krankheit im Innern des Reichs zu bilden scheint. Wollte man sich zuerst nur auf die europäische Türkei beschränken, so scheint das Einfachste zu seyn, daß man in den besuchtesten Seehäfen Lazarethe errichte, in den übrigen keine verdächtige Ladung einlaufen ließe, und eine Lazarethlinie quer durch die Halbinsel Thracien bis einige Stunden westlich von Konstantinopel, als dem hauptsächlichsten Focus der Pest, anlegte. Nächst dem Gelde, welches eine solche Maaßregel kostete, müßte man auch die Küsten des Meeres mit Wachen besetzen, und die Einführung eines strengen Sanitätsreglements würde viele Privilegien der Großen und viele alte Gebräuche, Vorurtheile und Localschwierigkeiten zu bekämpfen haben. Wäre diese Maaßregel indeß ausführbar, so könnte man auch die Schiffe, welche aus dem schwarzen und dem mittelländischen Meere nach Stambul kommen, der Quarantäne unterwerfen; die Lazarethe müßten sich am Eingange der Dardanellen und des thracischen Bosporus befinden. Aber welche Hindernisse würde eine solche Maaßregel dem Handel und Reisenden in den Weg legen! Wenn es erwiesen wäre, daß die Pest einmal aus Asien nach Konstantinopel eingeschleppt worden wäre, so müßte man noch eine Quarantänelinie auf der asiatischen Küste des Bosporus und am Marmora-Meere etabliren, und später, wenn es die pecuniären Mittel und die Civilisation der asiatischen Länder erlaubten, könnte man dann mit diesen Quarantänelinien weiter in Asien vorrücken. Bis dahin aber, wo man einige von den so eben erwähnten Maaßregeln einführt, sollte die türkische Regierung wenigstens einige strenge Befehle zur Erstickung der Krankheit in ihrer Geburt, über die Art des Begräbnisses, über den Verkauf der verpesteten Kleider, über das Reinigen der angesteckten Häuser u. s. w. erlassen. Endlich sollten Hospitäler errichtet und eine hinlängliche Anzahl fremder Aerzte im Lande vertheilt werden.

Vermischte Nachrichten.

In Cairo wurde eine Specialschule zu Uebersetzungen aus dem Französischen ins Arabische errichtet; an ihrer Spitze steht der bekannte Scheikh Refaa, ehemaliger Zögling der ägyptischen Mission in Frankreich, bekannt durch die Beschreibung seiner Reise nach Paris und andere literarische Werke. Der Professor lehrt seinen Zöglingen gleichzeitig französische Sprache, Geographie und Geschichte, und dieser Anstalt übersendet die ägyptische Regierung diejenigen nützlichen Bücher, die sie für werth hält ins Arabische übertragen zu werden.

•

Man begann kürzlich in Odessa einen großartigen Bau, der eine der schönsten Zierden dieser Stadt werden dürfte; es ist eine Treppe, die vom Hafen zur Stadt führen wird, welche bekanntlich beträchtlich höher als das Niveau des Meeres liegt. Diese Treppe wird aus weißem Marmor gemacht werden und zweihundert Stufen in zehn Absätzen haben, mit einer großen Platform auf jedem. Die Gestalt dieser Treppe ist gewissermaßen pyramidal, denn die Stufen werden von unten nach oben allmählich an Breite abnehmen, so daß die untere etwa 550 Fuß, die obern nur 175 Fuß breit seyn werden. Sechs und dreißig Säulen sollen diesen herrlichen Bau stützen.

•

Man beschäftigt sich im französischen Marine-Ministerium mit Anlegung einer Marinebibliothek, wozu man die Materialien auf allen Punkten Europa's sammelt. Diese Sammlung wird alle Werke in sich fassen, die seit Erfindung der Buchdruckerkunst in allen Ländern über das Seewesen erschienen sind.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 55.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Februar 1838.

Bemerkungen über die Pest.

Wir haben in unsern letztern Blättern eine Schilderung der Verheerungen mitgetheilt, welche die Pest kürzlich in der Türkei anrichtete. Von allen Hindernissen, welche seit drei Jahrhunderten sich einer engern Verbindung des Occidents mit dem Orient entgegensetzen, ist die Pest ohne Vergleich das furchtbarste. Lange lernte man nicht, sich gegen sie in Europa zu schützen; noch bis tief ins vorige Jahrhundert hinein reichten ihre Verheerungen in Europa; im Jahr 1770 drang sie bis nach Moskau, selbst noch im vorigen Jahre kam sie bekanntlich nach Odessa, und nur den angestrengtesten Bemühungen der russischen Behörden gelang es, sie zu unterdrücken. In unsrer Zeit, wo alle Verhältnisse auf eine Verbindung mit dem Orient hindrängen, wie sie seit Jahrhunderten nicht mehr bestand, mußte man nothwendig auch auf Mittel denken, dieses schrecklichen Uebels sich zu entledigen, und des kostspieligen, den Verkehr hemmenden Mittels der Quarantänen los zu werden. Muthvolle Aerzte begaben sich in den Orient, suchten die Krankheit zu erforschen, und neuerdings hat ein Franzose, Dr. Bulard, in Smyrna und Constantinopel sich allen Gefahren der Ansteckung preisgegeben, um die Krankheit und ihren Verlauf kennen zu lernen und Mittel zu ihrer Bekämpfung ausfindig zu machen; auch will derselbe jetzt mit Zustimmung und unter Beihülfe der türkischen Regierung ein Journal, betitelt: die Pest, herausgeben.

Man hat in neuern Zeiten manche Erfahrungen und Beobachtungen gemacht, welche auf eine nähere Kenntniß der Erzeugung oder wenigstens der leichtern Fortpflanzung der Pest führen können. Hr. Urquhart, der sich so lange in Konstantinopel aufhielt und die Türkei so genau kennt, erklärte sich für überzeugt, daß die Art, wie die Türken ihre Todten beerdigen, indem sie solche nur äußerst schwach mit Erde bedecken, die Verbreitung der Pest, wenn solche einmal besteht, aufs furchtbarste befördern. Mehrere Aerzte und Naturforscher, auch Boué, von dem der Artikel über die Verheerungen der Pest in der Türkei abgefaßt ist, stimmen mit ihm überein, und manche wollten schon behaupten, die Pest verschwinde nie ganz aus Konstantinopel, ja sie habe dort einen Hauptsitz, wo sie sich erzeuge.

Dagegen behaupten andere, und unter diesen der französische Arzt Pariset in einer kürzlich erschienenen Schrift, die Pest entstehe durchaus nur im Delta Aegyptens, an allen andern Orten sey sie zufällig und eingeschleppt. Die Argumentation Parisets ist nicht nur medicinisch, sondern auch historisch. Er argumentirt: die Aegyptier balsamirten ihre Todten ein, nicht nur die Menschen, sondern auch die Thiere; die zahllosen Mumien, welche zum Theil Thäler von mehrern Stunden Länge ausfüllen, beweisen, daß dieß nicht bloß bei besonders heiligen Thieren geschah. Die ursprünglichen Gesetzgeber mochten die medicinische Vorschrift in eine religiöse umgewandelt haben, und die spätere Zeit vergaß die erstere, um sich nur an die zweite zu halten; so lange die Aegyptier bei der Sitte verharrten, die Todten, Thiere so wohl wie Menschen, aus dem Bereich der Lebendigen zu entfernen, und zu verhindern, daß die Fäulniß nicht den Wohnungen sich nahe, so lange mußte man nichts von der Pest; das Alterthum kannte sie nicht. Als aber die christlichen Lehrer gegen das Einbalsamiren der Todten als gegen eine heidnische Ceremonie eiferten, als der heilige Antonius auf seinem Sterbebette es für eine Gottlosigkeit erklärte, da hörte allmählich das Einbalsamiren auf, und im J. 542 n. Chr. brach die erste Pest aus; sie war fürchterlich und verheerte nicht nur Aegypten, sondern nach und nach das ganze Littoral des mittelländischen Meeres. Die Art der Beerdigung, wie sie in Aegypten, namentlich aber im Delta herrscht, erklärt die Erscheinung ansteckender Krankheiten hinreichend, und wenn auch an andern Orten, wie zum Beispiel in Konstantinopel, ähnliche Umstände sich vorfinden, und diese dadurch zu secundairen Foyers der Pest werden, so ist der Ursitz derselben immer nur das Delta Aegyptens, denn nirgends finden sich die Elemente in solchem Grade wie hier; „die Pest, sagt Dr. Pariset, entwickelt sich unter Umständen, die Aegypten eigenthümlich sind; hier ist der Boden mit einer zahllosen Menge thierischer und vegetabilischer Ueberreste bedeckt, und er wird überschwemmt von dem schlammigen Wasser des Nil, welches in Verbindung mit der großen Hitze des Klima's diese Ueberreste zur Fäulniß bringt, und pestilenzialische Miasmen verbreitet. Aehnliche Verhältnisse erzeugen an andern Orten gleichfalls mörderische Krankheiten, wie z. B. der Typhus; dem Delta

Digitized by Google

iſt aber die Peſt eigen." Dr. Pariſet ſchlägt als Abhülfe dagegen vor, Begräbnißlocale in der Wüſte anzulegen, und hier, wie auch an denjenigen Orten, wo dieß nicht ſeyn kann, die Leichen mit einer Schichte von Natrum zu belegen, wovon Aegypten unerſchöpfliche und immer ſich erneuernde Vorräthe darbietet.

Wenn die Argumentation Pariſets, welche allerdings viel für ſich hat, die Probe halten ſollte, dann iſt allerdings ein leichtes Mittel gegeben, dieſer furchtbaren Geißel mit der Zeit los zu werden, denn Mehemed Ali, deſſen eiſernes Scepter von ſeinen Unterthanen ſo ſchwere Opfer ſchon gefordert hat, wird an dieſem ſich nicht ſtoßen. Pariſet iſt der Meinung, daß, wenn einmal die Peſt im Delta von Aegypten an der Quelle abgeſchnitten wäre, ſo werde ſie nirgends eigentlich mehr zu fürchten ſeyn. Könnte man freilich ſo wohlfeilen Kaufs dieſer Geißel los werden, und alle die koſtbaren und doch oft nicht ausreichenden Quarantänen und Lazarethanſtalten erſparen, ſo würde der Handel eine Ausdehnung und Leichtigkeit gewinnen, wovon man ſich jetzt nicht wohl einen Begriff machen kann.

Skizzen aus der Krim.

(Fortſetzung.)

So intereſſant dieß Kloſter und die Kirche auch ſind, ſo kommt ihr doch Tſchufut Kale, etwa eine halbe Stunde weiter oben, völlig gleich. Dieſe merkwürdige Veſte iſt auf dem Gipfel eines abgeſonderten Piks derſelben Felſenkette erbaut, und der Weg hinauf iſt ſo ſteil, daß man mehr klettern als gehen muß. Da ſie ganz von hohen, maſſiven, größtentheils aus dem Felſen gehauenen Mauern umgeben iſt, und nur zwei Thore hat, ſo können die Einwohner, wenn ſie zur Vertheidigung entſchloſſen ſind, jedem Angriff von außen mit vollkommener Sicherheit Trotz bieten. Man weiß durchaus nicht, von welchem Volk und zu welcher Zeit dieſe uneinnehmbare Veſte urſprünglich erbaut wurde; jetzt enthält ſie ungefähr 300 Häuſer in ausnehmend engen Straßen, der Boden iſt der reine Fels und das Ganze ausnehmend rein gehalten von den Einwohnern, welche ohne Ausnahme Juden von der karaitiſchen Secte ſind. Der moraliſche Charakter derſelben iſt vortrefflich, ihre Ehrlichkeit ſprüchwörtlich, und ſie ſind auch von der Regierung ſo hoch geachtet, daß ſie größere Privilegien beſitzen, als irgend einer der verſchiedenen Stämme, welche die Krim bewohnen. Als wir die Stadt betraten, wurden wir ſogleich in das Haus des Rebi Juſuf, des Rabbiners oder Oberhaupts der ganzen karaitiſchen Secte in dieſen Ländern geführt, und von dieſem ehrwürdigen Mann freundlich und gaſtfrei aufgenommen. Nach der Mahlzeit führte er uns in die Synagoge, und von da in einen anſtoßenden Garten, der bloß zur Feier des Laubhüttenfeſtes beſtimmt iſt; von da ſetzten wir unſern Spaziergang fort durch die Stadt bis zu einer ſteilen Treppe, die zu dem ſogenannten Thale Joſaphat hinabführt; dieſes liegt in einer Felſenſchlucht, und iſt der Gottesacker der Secte, der einem ſchönen, von zahlreichen Bäumen beſchatteten Wäldchen gleicht, deren dunkles Blätterwerk einen auffallenden Contraſt bildet mit den weißen Marmorgräbern und den düſtern, überhangenden Felſen, die bei jedem Schritte Verderben zu drohen ſchienen. Hier wurden mir mehrere Gräber mit hebräiſchen Inſchriften gezeigt, die bis ins vierzehnte Jahrhundert zurückgehen, und ſomit den Beweis liefern, daß der gegenwärtige Stamm wenigſtens ſchon ſeit jener Zeit im Beſitz der Veſte war. Die Bäume deuten wirklich auf ein ſehr hohes Alter, und werden auch ſo heilig gehalten, und von den Karaiten ſo ſehr geſchätzt, daß ihre frühern Herren, die Khane der Krim, nur mit deren Zerſtörung zu drohen brauchten, um die ſchwerſten Contributionen von den frommen Karaiten zu erpreſſen.

Der Name dieſer Secte iſt bekanntlich abgeleitet von Karai oder dem geſchriebenen Wort, da ihr Glaubensbekenntniß ausſchließlich auf den einfachen uncommentirten Text des Alten Teſtaments begründet iſt; alle Traditionen und Auslegungen der Rabbiner, ſo wie den Talmud, verwerfen ſie gänzlich. Von dieſem letztern weichen ſie auch in manchen Einzelnheiten, z. B. in den Verwandtſchaftsgraden, in der Art der Beſchneidung, ſo wie in den Geſetzen über die Faſten und die Heurathen ab, indem ſie Polygamie geſtatten, welche jedoch nicht üblich iſt. Sie führen den Urſprung ihrer Secte bis zur Zerſtreuung der Juden während der babyloniſchen Gefangenſchaft zurück, und ſchreiben dem langen Aufenthalt unter den Heiden und der Seltenheit der Abſchriften des Geſetzes die Einführung einer Menge von Irrthümern und falſchen Ueberlieferungen zu; als die Stämme nach der Gefangenſchaft wieder zurückkehrten, war die heilige Schrift mit Zuſätzen überladen, und ein großer Theil des Volks wollte dieſe nicht annehmen; dieſe nannten ſich Karaiten, und wurden in ſpäterer Zeit von ihren Brüdern furchtbar verfolgt. Die Karaiten behaupten, auch Jeſus ſey ein Mitglied ihrer Gemeinde geweſen und habe hinſichtlich der Interpolationen der Rabbinen dieſelben Meinungen gehegt, wie ſie; zum Beweis dafür führen ſie ſeine wiederholten entſchiedenen Erklärungen gegen die rabbiniſchen Auslegungen an, und behaupten zuverſichtlich, kein Mitglied ihrer Secte ſey im Geringſten bei der Kreuzigung betheiligt geweſen. Dieſe Leute glauben auch die einzige authentiſche Abſchrift des alten Teſtaments zu beſitzen. Gleich den Quäkern ſorgen ſie reichlich für ihre eigenen Armen, treiben hauptſächlich Handel und ſind meiſt reich. In Polen und Galizien trifft man ſie häufig, ſie ſind daſelbſt ſehr geachtet und genießen dieſelben Vorrechte wie die Chriſten. Keine religiöſe Secte erzieht wohl ihre Kinder mit größerer Sorgfalt, denn alle ohne Ausnahme werden öffentlich in der Synagoge unterrichtet. Aus dieſer Sorgfalt für den Unterricht entſpringt auch die bei ihnen gewöhnliche Trennung der Bücher des alten Teſtaments, indem die Bücher Moſis als eine Richtſchnur des Glaubens und der Sitten für die Jugend beſtimmt ſind, während das Leſen der übrigen Schriften verſchoben wird, bis die Zeit den Verſtand gereift hat; dieſe Trennung ſoll bei ihnen ſeit undenklicher Zeit Sitte ſeyn. In ihrer Kleidung gleichen ſie den Armeniern, tragen lange fließende Gewänder, und bedecken den Kopf mit einer Pelzmütze.

Zur Rückkehr nach Alupka ſchlugen wir einen andern Weg ein, der uns durch das reizende Thal von Baidar führte, das

Digitized by Google

etwa 15 Werste lang, nicht ganz halb so breit und von romantischen Bergen umgeben ist, von denen aus man alle seine Schönheiten mit Einemmale überblicken kann. Da diese herrlichen Fluren gegen die kalten Winterwinde geschützt und von zahlreichen Quellen bewässert sind, so bringen sie auch die Erzeugnisse südlicherer Klimate in größerer Vollkommenheit hervor. Hier sah ich die schönsten Eichen und das üppigste Korn der ganzen Krim, kein anderes Thal gleicht diesem an Fruchtbarkeit, und in dem Benehmen der tatarischen Bewohner drückt sich auch ein Unabhängigkeitssinn aus, der einen angenehmen Eindruck macht. Wir brachten die Nacht in einem der freundlichen Dörfer des Thals, Namens Kalindia, zu, wo wir, wie gewöhnlich bei diesem Volk, die freundlichste Aufnahme fanden; einer der schönsten Charakterzüge dieser Tataren ist ihre Gastfreundschaft, denn kein auch noch so unbekannter Reisender, mag er Jude, Türke oder Christ seyn, hat je, auch in dem ärmsten Dorfe, dieselbe umsonst in Anspruch genommen. In jeder Stadt und jedem Dorfe der Krim ist seit undenklichen Zeiten eine Art Gasthof, Oda, ausdrücklich zur Aufnahme für die Fremden bestimmt, wo er kostenfrei mit einem Divan zum Lager, mit Feuer und Erfrischungen versehen wird. Gewöhnlich übernimmt der Mullah oder Priester das wohlwollende Amt der Fremdenbeherbergung; Bezahlung wird dafür nie gefordert, aber man erwartet von dem Wohlhabenden, daß er ein kleines Geschenk zurücklasse, was stets dankbar angenommen wird. Sollte ein Fremder in einer Stadt oder in einem Dorfe ankommen, ohne den nöthigen Reisefirman zu haben, und wegen irgend einer Beschwerde, wegen verweigerter Postpferde oder abgeschlagener Beherbergung, Abhülfe verlangen, so darf er sich nur an den geeigneten Beamten wenden, dessen Pflicht es ist, für seine Bedürfnisse alsbald zu sorgen. In einem Dorfe, das nicht über 100 Familien hat, heißt dieser Beamte On-Baschi, hat es mehr, Ük-Baschi.

Um der heftigen Hitze des Tages auszuweichen, brachen wir am nächsten Morgen vor Tagesanbruch auf, und kamen auf unserm Weg nach der Südküste an die berühmte Passage des Merdwen, die Teufelsbrücke der Krim; der Pfad ist theils durch eine tiefe Schlucht, theils an der perpendicularen Seite eines Felsens von erschreckender Höhe hinangeführt; welche Schwierigkeiten der Bau dieses wunderbaren Weges gehabt haben muß, kann man daraus erkennen, daß auch nur ein Theil davon, der etwa 800 Schritte lang ist, 40 Zickzackabtheilungen, eine über der andern hat. Wann und von welchem Volk dieser Weg erbaut wurde, ist völlig unbekannt; Manche wollen behaupten, nur der Handelsgeist des alten Griechenlands hätte diese Schwierigkeiten überwinden können. Man kann diese Wanderung ohne Uebertreibung einer Reise in der Luft vergleichen, die tatarischen Pferde sind aber so sicher auf den Füßen, daß sie den Weg mit der größten Leichtigkeit zurücklegen. Die Aussicht von dem Gipfel ist ungemein groß und umfaßt das ganze schwarze Meer und einen Theil der südlichen Küste.

Als wir diese Schwierigkeit überwunden und nach besten Kräften die Strahlen einer brennenden Sonne erduldet hatten, stiegen wir einen ähnlichen halsbrechenden Paß hinab, bis wir an das Dorf Kutschuk Köi kamen, von wo ein schmaler Pfad zwischen Felsen hinabführte; da wir in einer beträchtlichen Höhe über dem Meere uns befanden, genossen wir bei jeder Wendung des Wegs die Aussicht auf eine neue malerische Landschaft, bis wir nach Alupka kamen, gerade noch recht zu einem großen Feste, das Graf Woronzow zum erstenmal in dem prächtigen Speisesaal seines neuen Schlosses zu Alupka gab.

(Fortsetzung folgt.)

Die Iliyats oder wandernden Stämme Persiens.

(Von James Morier im Journal of the geographical Society mitgetheilt.)

Mehrere wohlunterrichtete Perser haben behauptet, daß vielleicht der vierte Theil der Bevölkerung Persiens aus wandernden Stämmen bestehe, die eine durch Gewohnheiten und Lebensart ausgezeichnete eigenthümliche Classe bilden. Wir wollen zunächst ihre Entstehung untersuchen, sodann ihren gegenwärtigen Zustand, die Art, wie sie regiert werden und zur Stärke des Staats beitragen, ins Auge fassen, und endlich nachweisen, welche Vortheile eine militärische Organisation dieser wandernden Stämme bringen würde.

Die Iliyats sind im Allgemeinen keine eingebornen Perser, sondern ein auf den Hauptstamm gepfropfter fremder Zweig. Den eigentlichen Perser findet man in den größern Städten, und in den vor langen Zeiten schon gegründeten kleinern Städten und Bezirken der Provinzen. Der Zuwachs, den die Bevölkerung erhielt, strömte von Osten und von Westen her ein. Bis zur Eroberung Persiens durch die Araber kann man das Volk für unvermischt halten. Die Eroberer breiteten sich aus gegen Balkh, Bukhara und Merw, verschmolzen mit dem persischen Volk, und impften ihm eigentlich jetzt erst den Hang zum herumschweifenden Leben ein. Der erste wandernde Stamm kam von Osten, im Jahre 1254, mit Dschengisthan; diesem folgte Timur, der Persien so vielfach vor- und rückwärts durchzog, daß sogar in der Türkei Horden zurückblieben, die daselbst noch bis heute unter dem Namen Yuruk (Wanderer) vorhanden sind.

Dieß ist im Allgemeinen der Ursprung der Iliyats; im Besondern aber hat jeder Stamm seine eigene Geschichte, und weiß, woher und unter wessen Führung er nach Persien kam. Viele siedelten sich in Städten und Dörfern an, weßwegen sich die Stämme in zwei Abtheilungen scheiden, Shehr-nishin, die in Städten wohnen, und Sahra-nishin, die in dem Lande herumziehen. Wenige jedoch haben diese ursprüngliche Lebensweise beibehalten; sie wohnen das ganze Jahr in Zelten, kommen Winters in die Ebenen herab, Sommers suchen sie die Weiden auf den Gebirgen. Sie sehen herab auf die Shehr-nishin als auf Entartete, rühmen die Abhärtung und einfache Lebensart ihres Zeltlebens, und verachten die Weichlichkeit und Feigheit derer, die in Städten und Häusern wohnen.

Die Hauptstämme sind folgende:

1. Die Kadschars. Dieß ist der Stamm des gegenwärtigen Schachs von Persien, und leitet seinen Ursprung aus Turkestan ab. Er kam unter Oguzkhan, dem Enkel Dschengisthans, nach Persien, und Zweige desselben haben in Kazwin und dem Gebiet von Eriwan Wurzel gefaßt. Es geht jedoch im Volke die Sage, daß dieser Stamm aus Damascus entspringe, und der, augenscheinlich von Verleumdung gemachte Beisatz, daß Viele dieses Stammes in der Armee des ver-

Digitized by Google

haften Yezid gewesen seyen, der den gefeierten Imam Huſein tödtete, vermehrt noch die Erbitterung gegen denſelben. Sie theilen ſich in fünf kleinere Elans, die Kavanlus, Devehlus, Shambeyatis, Yokaribaſch und Kadſchar-Kazwinis. Der König iſt aus dem Elan der Kavanlu, und ſeine Mutter aus dem der Yokaribaſh. Sie haben jedoch nur noch 400 Häuſer oder Khanehwars, und ihr Hauptſitz iſt Aſteradad und Teheran. Einige wenige ſind in Eriwan und Merw, und gewöhnlich an allen Orten, wo ein Shah-zadeh (Königsſohn) regiert. Sie ſind lauter Städtebewohner (Shehr-nishins). Im Frühlinge jedoch bricht die alte Wanderluſt hervor. Feth Ali Shah verläßt *) regelmäßig ſeine Winterquartiere oder Kiſchlats in Teheran und zieht in ſein Yailak, oder die Sommerquartiere von Sultaniyeh, Ojan, Ziruj Kuh, oder Tſchesmeh Ali, je nach Laune und Bedürfniß, und bedeckt mit Lager und Heerden die umgebenden Weideplätze.

2. Die Affchars. Sie leiten ihren Urſprung von den turkomaniſchen Stämmen ab, und theilen ſich in zwei Hauptzweige, die Schamlus und Kirklus. Dieß iſt ein großer Stamm; er zählt ungefähr 20,000 Häuſer, ſteht aber nicht in hoher Gunſt bei dem Könige, der nur ungern Männern dieſes Stammes eine vertraute Stellung in der Nähe ſeiner Perſon gibt; dieß ſchreibt ſich wahrſcheinlich von dem alten Grolle her, der in ſeinem Elan fortlebt gegen den berüchtigten Nadir, einen Affchar, den Mörder Feth Ali Khans, des mächtigen Ahnherrn und Herrſchers der Kadſcharen. Nadir war ein Kirklu, und dieſe, durch ihre Großſprecherei bekannt, thun ſich auf die Verwandtſchaft mit dem mächtigen Eroberer nicht wenig zu gut. Sie wohnen in Städten, und zwar in größter Anzahl zu Ardevel, dem Geburtsort Nadirs, und zu Kelat, das er ſo ſorgfältig bevölkerte und befeſtigte.

3. Die Araber. Dieſer Stamm kommt aus der Provinz Nedſchd, im glücklichen Arabien; in ſeinen Adern fließt das reinſte arabiſche Blut. Unter der Regierung des Schah Ismail ſollen 2 bis 3000 Familien aus dem genannten Land in Weidediſtricte verſetzt worden ſeyn, die ſich von Ardiſtan bis Herat und Meſchhed ausdehnen, und wo ſie bis auf 6000 Zelte anwuchſen. Sie halten ganz beſonders an den nomadiſchen Gewohnheiten feſt, und ſind faſt alle Sahra-nishin. Sie gehören zur Secte der Sunniten, und erhalten noch theilweiſe ihre Sprache; das Nationalcoſtume [illegible] geändert. Die vorzüglichſten und reinſten Zweige dieſes Stammes ſind die Manſuri, Ameri, Khezai, Schebazi, Dobeiſi, Zangi, Meiſhomeſt, Karai, Kelabi, Baſeri und Nakhi.

4. Die Laks. Dieß iſt ein großer Stamm, der ſich in eine Menge Elans ſpaltet. Es ſind Perſer, und die Tradition führt ihren Urſprung hinauf bis zur kajaniſchen Dynaſtie, deren Stifter Kai im Altperſiſchen oder Pehlwi einen mächtigen König oder Rieſen bedeutet. Die Zends, der Stamm des berüchtigten Kerim-Khan, ſind Laks, und man hält ſie ſämmtlich für Räuber. Sie ſind durch ganz Perſien zerſtreut; ihr Hauptſitz jedoch iſt Kazwin, und die Provinzen Jarz und Mazanderan. Ihre vornehmſten Elans heißen Beiranawend, Khodſchahwend, Nadawend, Nakawend, Dſchellawend, Abdul-melikli und Sipahvakhſchan. Ein Theil des Stammes erweiſt Ali göttliche Ehre, und wird „Naſeri" genannt, vom Namen ihres Hauptes, der dieſer Lehre den Urſprung gab. Muhammed ſendete, wie die Sage erzählt, den Naſeri, einen ſeiner Freunde, zu Ali, um ihn in ſeinen Kriegen zu begleiten. Als ſie an den Schatt oder Euphrat kamen, ſendete Ali den Naſeri ab, um den Strom zu unterſuchen, und die Fiſche zu fragen, wo eine Furt ſey. Ein alter Fiſch antwortete: „Er, der dich ſendet, kennt auch die Furt." Darauf kehrte Naſeri zurück, wendete ſich zu Ali und rief: „Du biſt Gott." Alsbald tödtete ihn Ali und erweckte ihn wieder zum Leben. „Nun weiß ich ganz gewiß, daß du Gott biſt," ſprach Naſeri, und wurde gläubig. Sie werden auch Ali Ilahi, oder Gottesmänner, genannt, und erkennen die Autorität Muhammeds nicht an. Sie haben eigene religiöſe Bücher, und erkennen einen Pir oder Heiligen an, an den ſie großen Glauben haben. Ihre Geſammtzahl beläuft ſich auf ungefähr 30,000 Häuſer, und ſie leben theils in Städten, theils auf dem Felde.

5. Die Feilis. Dieſer Stamm, der zahlreichſte in Perſien, iſt auch der furchtbarſte, weil er auf Einem Landſtrich verſammelt iſt, und ſtatt, wie die andern Stämme, ſich in verſchiedene Bezirke in kleine Maſſen zu zerſplittern, in feſter Vereinigung beiſammen bleibt. Er zählt 100,000 Häuſer, die am weſtlichen Abhange der Gebirge von Luriſtan, auf den Gebieten Schuſter, Dizful, Haviyeh, und auf den Ufern des Kerkheh und Karun liegen; ſie ſind meiſt Sahra-nishins. Ein Theil dieſes Stammes hat ſich einen Ort in den Gebirgen, den ſie Paſchtkuh nennen (was wohl Gebirgsrücken bedeutet), zurückgezogen, wo er, pochend auf die Unangreifbarkeit ſeines Wohnplatzes, ſich der Abhängigkeit von der Regierung entzieht.

6. Die Bayats. Ein kleiner Stamm von ungefähr 1000 Häuſern, der aus Turkeſtan entſprang, und über ganz Perſien in großen und kleinen Städten verbreitet iſt.

7. Die Kurden. Dieſe ſind ein Zweig des Volks, das die Gebirge an der türkiſchen Gränze bewohnt; ſie wurden von Schah Ismail aus Kurdiſtan hereingebracht und an der öſtlichen Gränze Perſiens angeſiedelt, um die Einbrüche der Turkomanen abzuhalten. Damals beſtanden ſie aus 4000 Häuſern, und ſind jetzt auf 50,000 angewachſen. Sie ſind furchtbar durch Anzahl und Tapferkeit. Von ihrer Sprache haben ſie viel beibehalten, aber ihre Tracht gegen perſiſche umgetauſcht. Ihre Hauptſitze gegen Oſten ſind Burujud, Khabuſchan, Jeſerapin, Tſchinaran und Derebſchez. Die Meiſten leben in Zelten, wenige in Häuſern. Sie theilen ſich in die Schadilu, Karacherehlu und Yezidis, und ſind berüchtigte Diebe und Räuber.

Die Kurd Baſcheh oder kurdiſchen Söhne ſind nur ein kleiner Stamm, der durch Vermiſchung der Kurden und Laks entſtanden iſt. Die Ilyats verbinden ſich nicht durch Heirathen ohne die Erlaubniß der Stammesälteſten, und wenn dieſe Vorſicht nicht beobachtet wird, entſtehen mörderiſche Händel zwiſchen ihnen. In dem fraglichen Fall wurde das Zuſammenberathen der beiden Stämme geſtattet von beiden Parteien, und daraus nahm dieſer Stamm ſeinen Urſprung.

(Fortſetzung folgt.)

*) Der Aufſatz iſt längere Zeit vor ſeinem Tode geſchrieben.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 17** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Sendſchreiben von George Sand an Lerminier. — Nacht. Von P. B. Shelley. — Die zwei Geliebten.** (Fortſetzung.)

Zu dem Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 56.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Februar 1838.

Die Barbareskenstaaten.

Tripoli.

Die Ereignisse in diesem Lande seit den letzten fünf Jahren sind bekannt; die Familie Caramanli, welche seit fast hundert Jahren Tripoli erblich regierte, ist in Folge innerer Zerwürfnisse gefallen, die Pforte hat, die Verwicklungen schlau benützend, sich der Hauptstadt Tripoli bemächtigt, und wollte nun von diesem Punkte aus aufs neue ihre Macht an der afrikanischen Küste begründen. Wäre der beabsichtigte Streich gegen Tunis gelungen, so hätte auch wohl Achmed Bey in Constantine wirksamere Hülfe erhalten, und die türkische Herrschaft, sicher in Tunis, Tripoli und Constantine, hätte in dem ganzen östlichen Theile der Berberei wieder Bestand gewonnen. Aber die französische Regierung, welche bei der Besetzung von Tripoli hinters Licht geführt worden war, ließ sich nicht zum zweitenmal hintergehen, und hinderte geradezu den türkischen Plan durch Absendung einer Flotte. Dadurch verlor aber auch der Besitz von Tripoli seinen Werth; sich mit den Araber- und Berberstämmen des innern Landes herumzuschlagen, kann den Türken so wenig Vortheil bringen, als es bis jetzt den Franzosen gebracht hat, und nur der Gesammtbesitz der bedeutendsten Städte und Handelsemporien dieses Landstrichs könnte allmählich die Stämme des Innern wieder einigermaßen an eine türkische Herrschaft gewöhnen. Die Pforte hatte mit der Besetzung von Tripoli und dem entworfenen Plane gegen Tunis im Grund weniger die Absicht, gegen die Franzosen feindlich aufzutreten, als einen neuen Anhaltspunkt gegen Mehemed Ali zu gewinnen, allein die Interessen dieser beiden stießen so mannichfach zusammen, daß sich Frankreich wohl veranlaßt fühlen konnte, gegen die Pforte einzuschreiten, mochten deren Plane nun gegen Mehemed Ali oder Frankreich selbst gerichtet seyn.

Seit geraumer Zeit hört man von Tripoli nichts mehr, und die türkische Besatzung scheint aus Schwäche oder Ermattung die Züge gegen die benachbarten Araberstämme aufgegeben zu haben, und sich auf die Besetzung der Hauptstadt zu beschränken, welche immerhin ein nützlicher Posten bleibt, wenn gleich der Vortheil die darauf verwandten Kosten kaum aufwiegen möchte. Begreiflicher Weise folgen unter diesen Umständen die Stämme ihrem natürlichen Unabhängigkeitsgefühl, und namentlich werden die von Barka, welche schon in den letzten Zeiten der Caramanlis im Aufstand waren, sich mehr und mehr von den übrigen absondern, und vielleicht mittelbar unter Mehemed Ali's Herrschaft fallen, wie sie schon seit alter Zeit mehr dem Osten als dem Westen zugewandt waren. *)

Tripoli ist der einzige Ort in den Barbareskenstaaten, wo der Einfluß Englands sichtlich hervortritt. Der englische Consul, Oberst Warrington, hatte seit mehr als zehn Jahren bei allem, was die Regentschaft Tripoli betraf, die Hände mit im Spiele. Ob er dabei, wie man ihm vielfach vorgeworfen hat, eigennützige Privatabsichten verfolgte, kann uns hier gleichgültig seyn, genug, Er fachte den Streit in der Familie Caramanli an, Er unterstützte den jungen Embammed auf jegliche Weise gegen seinen Großvater, den alten Jussuf Caramanli, und als dieser vom Schauplatz abgetreten war, gegen seinen Oheim Ali, Er hat, als dieser Streit sich auf eine Art verzog, daß kein Ende desselben abzusehen war, wenn auch nicht selbst die Türken herbeigerufen, doch sein Möglichstes dazu beigetragen, daß ihr Anschlag auf Tunis und die Gefangennahme Ali's gelang, und als sie Meister der Stadt waren, hat Er — so geben ihm wenigstens die Türken Schuld, — die Araber gegen die Türken aufgereizt, so daß der dort befehligende türkische Pascha ihm geradezu sagte, er suche eine arabische Nationalmacht zu begründen, er möge sich aber wohl vorsehen, was er thue.

Es wäre sehr gewagt, hieraus auf Plane und Absichten der englischen Regierung schließen zu wollen; was der brittische Consul erstrebte, ist noch ein Räthsel, das aber ist gewiß, daß er das Land in eine Anarchie stürzte, die es zu einer leichten Beute eines fremden Eroberers machen muß, wenn dieser nämlich die Bevölkerung in irgend einer Weise für sich zu gewinnen weiß.

*) Es ist eine gewiß nicht zufällige Erscheinung, daß die Bewohner des Landes westlich von der großen Syrte sich durchaus der morgenländisch-arabischen, die von Barka aber sich der asiatischen Schrift bedienen. Dieß deutet auf alte Verbindungen mit dem Osten, denn die Schriftart ist so sehr an gewisse Länder gebunden, daß ein erfahrener Araber, wenn er nur eine Schrift sieht, sogleich sagen kann, aus welchem Lande der Schreiber ist.

Digitized by Google

Skizzen aus der Krim.

(Fortsetzung.)

Die Südküste der Krim ist, wie früher schon bemerkt, volle Landsitze des höchsten russischen Adels, aber der Styl, in dem sie eingerichtet sind, ist etwas kleinlich, denn neben einem großen prachtvollen Palast sind Blumengärtchen, die fast komisch davon abstechen. Das Schloß des Generalgouverneurs Grafen Woronzow zu Alupka wird, wenn es nach dem ursprünglichen Plane vollständig ausgebaut ist, ohne Zweifel das prachtvollste adelige Schloß im russischen Reiche werden, aber der Platz ist nicht sonderlich gut gewählt. Zwischen einem himmelanstrebenden aber kahlen Felsen und dem Meere ist gerade noch so viel Raum, wie ein englischer Pächter zu einem Rübengarten brauchen würde; allerdings finden sich darin ganz artige Sachen, als Höhlen, Engpässe, ein ausgebrannter Vulcan, groteske Felsen, die ein kleines Wiesenstück einschließen, Kaskaden, Quellen, künstliche Teiche u. s. w., aber Alles so diminutiv und in einem so engen Raume zusammengepreßt, daß es in Vergleich mit dem ungeheuern Schlosse, dem es zur Zierde dienen soll, wie Kinderspielwerk aussieht. Man mag im Gesellschaftszimmer sitzen, oder durch den hohen Saal wandern, oder die mit Thürmen versehenen Mauern ersteigen, nirgends sieht man etwas anders, als das Meer auf der einen Seite, dessen man doch bald überdrüssig wird, und auf der andern die kahlen Abhänge des riesenhaften Ai Petri nebst einigen Weingärten und einem Tatarendorf mit seiner Moschee, was, gelegentlich bemerkt, der Landschaft noch am meisten Malerisches gibt.

Wer an der Südküste der Krim hinreist und Marsanda besucht, das gleichfalls dem Grafen gehört, und nur etwa fünf Stunden von Alupka entfernt ist, wird die mannichfaltigen Schönheiten der Landschaft bewundern und erstaunen, daß nicht dieser Ort zur Aufführung des Schlosses gewählt wurde. Marsanda ist ein sehr ausgedehntes Landgut, das einige der schönsten Landschfte der Krim in sich schließt. Eine ungeheure Felsenkette in den grotesksten Formen und bis an den Gipfel mit Baum und Busch bekleidet, schützt diesen Fleck gegen heftige Winde, namentlich gegen die kalten durchdringenden Stürme aus Norden. Vorn liegt weit sich ausbreitend das Meer mit zahlreichen Baien und hohen schroffen Vorgebirgen, während rechts und links das Auge mit Vergnügen auf dem fruchtbaren Thale von Jalta weilt, das von zahlreichen Bächen bewässert wird, die zum Theil in mannichfachen Kaskaden von den Bergen herabstürzen. Neben den ausgedehnten Kornfeldern, Weidegründen und Weingärten sind Urwälder, wo der wilde Weinstock, der Feigen- und Granatapfelbaum, die Eiche, die Buche und Kastanie in reicher Fülle wachsen, während unzählige Schmarotzerpflanzen in zierlichen Guirlanden sich von Baum zu Baume winden. Wie oft, während ich über dieß schöne und malerische Landgut hinritt, wünschte ich mir die Gewalt eines Zauberers, um die kleine Villa von Marsanda nach Alupka und das dortige Schloß nach Marsanda zu versetzen.

Nach kurzem Aufenthalt nahm ich die Einladung des Capitäns der Korvette Iphigenia an, ihn nach Sewastopol zu begleiten; Capitän und Officiere bezeugten mir während der Fahrt die zuvorkommendste Aufmerksamkeit. Der erstere theilte mir nachstehende Angaben über die russische Seemacht mit: die Escadre in dem schwarzen Meere besteht aus 14 Linienschiffen, 8 Fregatten von 60 Kanonen, 3 Corvetten, 10 Bricks, 4 Schoonern, 12 andern kleinen Fahrzeugen und 7 Dampfbooten nebst mehrern Transportschiffen, das Ganze unter dem Oberbefehl des Admirals Lazarew. Die Escadre im baltischen Meere zählt 27 Linienschiffe, 16 Fregatten, 5 Corvetten, 12 Bricks, außer den kaiserlichen Yachten und mehrern andern kleinen Fahrzeugen; diese Flotte zerfällt in drei Abtheilungen, die jede von einem Viceadmiral commandirt ist. Die Zahl der Matrosen in der ganzen russischen Marine rechnet man auf 45,000, von denen aber der größte Theil nur im Sommer dient, weßhalb sie ein satyrischer alter englischer Seeofficier, den ich zu Sewastopol traf, Schmetterlinge nannte.

Sewastopol mit seiner schönen Citadelle, seinen erstaunenswerthen Befestigungen und seiner großen Bi voll Kriegsschiffen ersten Rangs ist, von der See aus gesehen, höchst imposant, und erinnerte mich einige maßen an Malta. Die Stadt selbst, die sich in Form eines majestätischen Amphitheaters erhebt, hier die Höhen bedeckt, dort sich hinabzieht nach der See, mit Kirchen, Casernen und öffentlichen Gebäuden aller Art geschmückt ist, erweckt nicht minder in dem Reisenden die Vermuthung, daß er im Begriff steht, eine sehr bedeutende Stadt zu betreten, so daß man nicht wenig erstaunt ist, zu hören, daß Sewastopol auch nicht einen einzigen Gasthof hat. Dieß setzte mich jedoch durchaus in keine Verlegenheit, da ich glücklicher Weise mehrere Bekannte hier besaß, und niemand gastfreier seyn kann, als die Russen, wenigstens gegen Engländer. Bei einem Spaziergang durch die Stadt fand ich, daß sie mit Ausnahme der Hauptstraße und der prachtvollen Treppe am Kai nur eine Masse unbedeutender Plätze und Straßen enthalte, die sich über einen Raum von mehreren Werften ausdehnten. Die Häuser, etliche Hundert an der Zahl, sind sehr gewöhnlicher Art, hie und da sieht man eine Kirche, eine Caserne oder sonstiges Regierungsgebäude, und die Straßen sind wie in allen Städten Rußlands, unermeßlich breit und ungepflastert; nie litt ich so entsetzlich vom Staub und dem grellen Weiß der Häuser und Befestigungen, welches durch die glühende Sommerhitze und den Mangel an allen Bäumen, ja an aller Vegetation, noch unerträglicher wird. Trotz aller dieser Nachtheile als Wohnplatz ist doch Sewastopol, als militärischer Punkt oder als Seestation betrachtet, der wichtigste Ort am schwarzen Meere, ja vielleicht im russischen Reiche. Der Haupthafen ist so geräumig und der Ankerplatz so gut, daß die Flotten vieler Nationen sicher gegen jeden Sturm sich hier aufhalten könnten; auch ist die Tiefe des Wassers so groß, daß wir häufig die größten Schiffe auf Kabellänge vom Ufer liegen sahen. Außerdem verzweigen sich fünf andere kleine Baien nach allen Richtungen hin, und sind, so wie der große Hafen, alle mit Landvorsprüngen ausgestattet, die sich ausnehmend leicht vertheidigen lassen. Bei dem Bau der Batterien und Festungswerke, die von der furchtbarsten Art sind, wurden keine Kosten gespart, und wenn sie nach dem bisherigen Plane

Digitized by Google

vollendet sind, wird Sewastopol ohne Zweifel eine der furchtbarsten Seestationen Europa's seyn.

Die Regierung hat in der unmittelbaren Nähe der Stadt in dem Steinbruch von Inkerman ein vortreffliches Baumaterial, eine Art Kalkstein, der hauptsächlich aus versteinerten Seethieren besteht; wenn man ihn eben ausgehauen hat, ist er kaum härter als Kreide, wird aber, wenn er einige Zeit der Atmosphäre ausgesetzt ist, ungemein hart. Die ansnehmende Schönheit und die vorzüglichen Eigenschaften des Steins von Inkerman verdienen besondere Aufmerksamkeit; man kann ihn ein Aggregat von versteinerten Seemuscheln nennen, die, seit die See sich in uralter Zeit zurückzog, zu einer der seltsamsten Arten von kohlensaurem Kalk wurden; ich fand eine ähnliche Schichte längs der ganzen nördlichen Küste des schwarzen Meeres, aber nirgends in größerer Vollkommenheit, als zu Inkerman, denn zu Odessa ist er minder hart, als ob sich hier die See viel später zurückgezogen hätte.

Gleich nach dem Ausgraben aus der Erde zerfällt der Stein von Inkerman in der Hand in kleine Herzmuscheln von der blendendsten Weiße, meist von gleicher Größe und in vollkommener Form; wenn man ihn analysirt, findet man nichts als Kohlensäure und Kalk mit einer geringen Menge Eisenoxyd. Bei seiner merkwürdigen Leichtigkeit, seiner anfänglichen Weichheit und der Eigenschaft hart zu werden, wenn er dem Einfluß der Atmosphäre ausgesetzt wird, ist er ein sehr beliebtes und ökonomisches Baumaterial in diesen Ländern.

Die Admiralität, das Arsenal und die Werften, welche unter der Leitung eines Engländers, Namens Upton, erbaut werden, sind wie alle andern öffentlichen Arbeiten zu Sewastopol, in einem riesenhaften Maßstab. In den zum Schiffsbau bestimmten Docken ist das Canalsystem angenommen, und obwohl eine hinreichende Menge Wasser für die Reservoirs nur in einer Entfernung von 10 bis 12 Werften zu bekommen war, so hat man doch diesem Mangel durch eine Wasserleitung abgeholfen, die ein wahres Römerwerk ist, denn man hat den Canal an der einen Stelle durch einen Berg geleitet, an der andern quer über ein Thal geführt. Ueberall thut sich die Thätigkeit und Energie der russischen Regierung kund: die Axt des Schiffszimmermanns ertönt unaufhörlich neben dem Meißel des Steinhauers, und neben den Tausenden von Maurern und Zimmerleuten arbeiten andere Tausende von Soldaten als Handlanger. Neben dem Hafen soll jetzt ein Felsenberg weggeräumt werden, um Raum zu gewinnen für den Bau der Admiralität, des Arsenals und anderer öffentlicher Gebäude, eine Unternehmung, die sich nur in einem solchen Reiche mit seiner Bevölkerung von Leibeigenen und arbeitenden Soldaten ausführen läßt.

Leider werden viele dieser Unglücklichen des Augenlichts beraubt, und viele Andere leiden heftig an den Augen. Diese furchtbare, auch in mehrern andern Theilen des Reichs herrschende Krankheit findet sich hier in ihrer schlimmsten Gestalt, wahrscheinlich erschwert durch die glühende Hitze der Sonnenstrahlen, die blendende Weiße des Steins und die anhaltenden Wolken seinen Staubes; hiezu darf man wohl auch noch die Unwissenheit der Aerzte und die strafbare Nachläßigkeit der Behörden rechnen.

Trotz diesen fast übermenschlichen Anstrengungen kann aber doch die russische Regierung noch lange keinen Seekrieg gegen England beginnen. Eine Regierung kann wohl Schiffe bauen, aber es bedarf Reichthum, Verstand und Geschicklichkeit, um diese in Bewegung zu setzen, und eine Marine, eine wirklich brauchbare Marine, ist gewiß diejenige Kriegsmacht, die am schwersten zu bilden und am kostspieligsten zu unterhalten ist. Die englische Marine und ihre Taktik, die Einsicht und der Muth, mit dem sie geleitet wird, sind nicht das Werk von Jahren, sondern von Jahrhunderten, Handel und Colonien haben eine hinreichende Zahl der unerschrockensten und abgehärtetsten Seeleute gebildet, was sich durch einige Sommermanöuvres nicht ersetzen läßt. Zudem hat die russische Regierung gegen ein inneres Uebel, nämlich gegen die alle Dienstzweige durchdringenden Unterschleife zu kämpfen, wovon ich zu Sewastopol einige starke Beispiele kennen lernte. Das prächtige Schiff, die Stadt Warschau, von 120 Kanonen, das bewundernswerth ist durch die Schönheit seines Baues und den Glanz seiner Einrichtungen, ist zwar erst seit kurzer Zeit gebaut, aber schon wieder dem Untergang nahe, da man zu dessen Bau grünes Holz statt des trockenen geliefert hat. Selbst bei den Festungswerken ist nicht alles ohne Unterschleif abgegangen, denn obwohl die Baumeister streng beaufsichtigt wurden, hat man doch, um schneller vorwärts zu kommen, und Arbeit und Mörtel zu ersparen, den innern Raum mit Schutt ausgefüllt. Es ist zum Besten der Menschheit, und um des kläglichen Drucks willen, dem die Untergeordneten unterworfen sind, zu hoffen, daß diese zahlreichen Mißbräuche einigermaßen werden abgestellt werden, wenn die entlegenern Provinzen des ungeheuren Reichs unter eine wirksamere Controlle gebracht, und die Regierung durch eine Verbesserung ihrer Finanzen in den Stand gesetzt seyn wird, ihre Diener so zu bezahlen, daß sie nicht ihres Unterhalts wegen zu schlechten Mitteln zu greifen genöthigt sind.

(Fortsetzung folgt.)

Der numidische Marmor.

Die alten Schriftsteller erwähnen häufig mit besonderer Auszeichnung dieses Marmors, dessen Farbe gelb mit Purpurflecken war. Plinius sagt, die Marmorbrüche Numidiens befänden sich zwischen dem Ampsaga (Wed-el-Kebir) und der Tusca (Wed-el-Berber), welche bei Tabarca ins Meer fällt. Morcelli hat in seinem „Christlichen Afrika" diese schwankende Anzeige näher bestimmt. Man verwandte zur Bearbeitung dieser Steinbrüche Christen, welche zu harter Arbeit verurtheilt worden waren; der Mittelpunkt dieser Bearbeitung war zu Sigus zwischen Macomadia und Cirta. Sigus auf der Straße von Carthago nach Cirta lag 25 römische Meilen von letzterer Stadt. Man muß also Sigus und die alten numidischen Marmorbrüche etwa acht Lieues östlich von Algier suchen. (Durand de la Malle, province de Constantine.)

Digitized by Google

Die Ilyats oder wandernden Stämme Persiens.

(Fortsetzung.)

8. **Die Aimaks.** Sie sind Sunniten, afghanischen Ursprungs, obwohl Einige behaupten, sie kämen ursprünglich aus Turkestan. Sie bestehen aus ungefähr 50,000 Häusern, und sind alle Sahra-nishins. Ihre Hauptniederlassungen sind in den südlichsten Theilen von Khorassan, nahe bei Kara Khaf und Wathez; sie sind fast ganz identisch mit dem nun folgenden Hezareh.

9. **Hezareh.** Dieser Stamm umfaßt ungefähr 50,000 Häuser; er lebt in der Nachbarschaft von Candahar und Cabul und in Sistan. Sie sind Afghanen, und leben in Städten und Dörfern.

10. **Balutsch.** Leben meist in Zelten, und werden auf 8 bis 4000 Familien im Süden Persiens angeschlagen.

11. **Badschiban.** 200 Häuser.

12. **Khodabendehlu, oder die Diener Gottes;** sie verehren Ali göttlich, bestehen aus 1000 Familien, leben größtentheils in der Nähe von Teheran, und behaupten, altpersischen Ursprungs zu seyn.

13. **Die Bakhtiyari.** *) Dieß sind Bergbewohner, auf den Hochlanden von Lur, ein tapferer kühner Volksstamm, der ungefähr 100,000 Häuser zählt. Sie geben an, daß sie aus Rum (dieß ist die allgemeine Benennung für die Türkei) gekommen und nicht persischen Ursprungs seyen. Ihre Sprache hat viel von dem alten Parsi, und ist mit der Sprache der Laks sehr verwandt. Dieser Stamm breitet sich vorzüglich in den Winter- und Sommerquartieren, Dailaks und Kischlaks, von Kirman bis Kazerun, und von Kom bis Schuster aus. Sie leben in Dörfern von ungefähr 20 bis 50 Häusern in schwergangbaren Winkeln der Gebirge, und einige bewohnen sogar Höhlen, in die man nur mit großer Schwierigkeit und Gefahr dringen kann. Es ist bemerkenswerth, daß sie bei Leichenbegängnissen dieselben Feierlichkeiten anstellen, wie die Perser bei Hochzeiten. Sie versammeln sich und tanzen um das Grab unter Musik und Gesang. Wurde der Mann, der begraben werden soll, im Gefecht erschlagen, so jubeln sie nur noch mehr, denn sie betrachten alsdann seinen Tod als halal, makellos. Stirbt er entfernt von seinem Hause, so errichten seine Verwandten ein leeres Grabmal, legen daselbst seine Mütze, Waffen und anderes Geräthe nieder, und tanzen gleichfalls dabei. Ihr vornehmster Wohnort liegt ungefähr zwei Stationen von Dizful (abgekürzt Dez, und im Dialekt der Bakhtiyari Dezimiyunedezu lautend **); er liegt in einem langen engen Thale. Hieher flüchtete sich im Jahre 1815 ein berüchtigter Rebell, Asad Khan, der sich nachher selbst dem Gouverneur der Provinz, Muhammed Ali Mirza, auslieferte. Die Bakhtiyari theilen sich gegenwärtig in zwei Hauptzweige, die Haftleng und Tscheharleng, die sich wieder in mehrere Tus oder Pfeile abtheilen. Leng bedeutet in ihrem Dialekt „Fuß," und der Ursprung der vorhin genannten Namen bezieht sich auf die von alten Zeiten sich herschreibende Verpflichtung des Stammes, eine gewisse Anzahl Bewaffneter und Pferde zu stellen. Ein Theil des Stammes die Haft Leng oder Sieben Fuß hatte ein Siebentel zu stellen, die Tschehar Leng oder Vier Fuß ein Viertheil. Ihr Eigenthum wurde nach der Pferdezahl berechnet, in der Art, daß wenn von dem einen 7 Fuß oder ein und Dreiviertel Pferd erhoben wurde, der andere nur vier Füße oder ein Pferd zu geben hatte. Die Bakhtiyari rühmen sich ihrer Gastfreundschaft, und behaupten, daß jedes ihrer alten Weiber sich lieber als Sklavin würde verkaufen lassen, als daß es einem Gast an Speise mangeln dürfte. Als jedoch vorliegende Nachrichten eingezogen wurden, war der ganze Stamm in innerer Zwietracht, und mein Berichterstatter behauptete, er habe selbst 16 Wunden davon getragen in verschiedenen Handgemengen, in die er bei Versammlungen seiner Stammesangehörigen verwickelt worden sey. Sie sind stets bereit zur Empörung, und würden, wie man sagt, sogleich das persische Joch abschütteln, wenn sie von außen her unterstützt würden; sie läugnen auch entschieden den persischen Ursprung ab. Die Gegenwart von Fremden ist ihnen lästig, und sie machen sich nichts daraus, dieselben auszuplündern, wenn sie ihnen in den Weg kommen. Ihren Khans sind sie treu, und verfechten, sobald sie von ihnen aufgerufen werden, die Sache derselben wie ihre eigene. Der Schah hält beständig viele Familien derselben in abgesonderten Ortschaften um Teheran als Bürgen für das gute Verhalten der übrigen fest; auch hat er 2000 Bakhtiyaris als Sardazen, oder reguläre Truppen, in seinem Solde.

14. **Schekadschi.** Dieß ist ein beträchtlicher Stamm, der ungefähr 50,000 Häuser haben soll; er bewohnt hauptsächlich den nördlichen Theil von Aderbeidschan, und ist in den Districten Haschtrud, Germrud, Mipanek und Ardebil zerstreut. Der verstorbene Abbas Mirza zog aus ihnen den größten Theil seiner Infanterie, die auf europäische Art exercirt ist; sie gelten für sehr gute Soldaten, wenn sie tüchtig angeführt werden. Sie sprechen türkisch.

15. **Schah-sewen.** Die Hauptglieder dieses Stammes sind in Aderbeidschan; sie finden sich auch in bedeutender Zahl um Teheran, und leben meist in Zelten. Nadir Schah zerstreute sie durch ganz Persien. Man schätzt sie gegenwärtig auf 20,000 Familien. Hundert Schah-sewens ungefähr sind Ghulams, gemeine Soldaten in des Königs Dienst, welche eine Leibgarde bilden; ihre Sprache ist die türkische, und sie stammen auch aus Turkestan.

16. **Die Memacenni.** Dieser Stamm ist merkwürdig durch die Gleichheit des Namens mit den „Memaceni," die von Quintus Curtius als Feinde Alexanders aufgeführt werden. Sie rühmen sich ihres hohen Alters, nennen sich Abkömmlinge Rustems, und behaupten aus der Provinz Sedschestan gekommen zu seyn; sie bleiben fortwährend in ihrer ursprünglichen Wildheit und Unabhängigkeit, indem sie beständig die Wildnisse und unzugänglichen Pässe der Provinz Fars inne haben, und die öffentliche Sicherheit durch wiederholte Angriffe auf die Reisenden gefährden. Zwei zum Hauptstamm gehörige Abtheilungen sind die Rustemis und Salis. *) Ihr Hauptsammelplatz ist Kaleh-Sefid oder das weiße Schloß, an den Gränzen von Mardascht, ein fester Punkt auf einer fast unzugänglichen Anhöhe, auf deren Gipfel sie wohnen und Feldbau treiben. Man schätzt sie auf 12,000 Häuser. Sie sind große Bewunderer des Schah-Nameh von Firdusi, und behaupten, eine eigene Geschichte ihres Stammes zu besitzen, die aber noch Niemand sich hat verschaffen können.

(Fortsetzung folgt.)

*) Diese sind Lurs oder Lors.

**) Wahrscheinlich „in der Mitte der beiden Dez."

*) Sal war der Vater Rustems; daher der Name.

Die bekannte chinesische Abhandlung über die Erziehung der Seidenraupe und Anpflanzung der Maulbeerbäume, welche Stanislaus Julien ins Französische übersetzte, soll nun auf Befehl des Vicekönigs von Aegypten auch ins Arabische übersetzt werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 57.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Februar 1838.

Etwas über Zend und Pehlwi.

Es ist in der That eine etwas wunderliche Sache, daß man immer noch über die Wirklichkeit der Sprachen Zend und Pehlwi sich streitet. Ein Hr. Romer, ehemals Mitglied des Raths von Bombay, hinterließ eine Abhandlung, worin er Bruchstücke aus Zend- und Pehlwischriften mit den als richtig anerkannten Uebersetzungen in Parsi, Guzerati und Sanskrit verglich. Diese Abhandlung wurde dem Orientalisten Wilson mitgetheilt, der sie, mit einleitenden Bemerkungen versehen, der asiatischen Gesellschaft in London vorlegte. Aus dieser Einleitung, welche einiges Geschichtliche über die interessante Frage in Betreff der Aechtheit dieser Sprachen enthält, heben wir Folgendes aus:

„Die erste genaue Kenntniß der religiösen Bücher der Parsen in Guzerat verdankt man bekanntlich dem Franzosen Anquetil du Perron, der in seiner Uebersetzung des Zendavesta sowohl als in einigen besondern Abhandlungen die Authenticität und das hohe Alterthum der Sprachen Zend und Pehlwi behauptete, in denen diese Werke abgefaßt sind. Das erstere soll mehrere Jahrhunderte vor Christo in Nordindien, das zweite in den Ländern zwischen Dilem, Masanderan und Farsistan gesprochen worden seyn. Dagegen behauptete Richardson in der Vorrede zu seinem persischen Wörterbuche, das sogenannte Zend sey ein barbarischer Jargon, eine Erfindung der Parsipriester, eine aus den Dialekten aller umwohnenden Völker zusammengewürfelte Lingua franca. Nicht günstiger lautet das Urtheil von Sir W. Jones' und des Obersten Vans Kennedy. Hr. Erskine dagegen betrachtet (in dem zweiten Bande der Bombay Transactions) das Zend nicht gerade als ein Machwerk, glaubt aber nicht, daß es je innerhalb der Gränzen des Perserreichs eine gesprochene Sprache gewesen sey, sondern hält es für einen irgendwo in Indien gesprochenen Sanskritdialekt, dessen sich die Parsi ausschließlich bei Abfassung ihrer heiligen Bücher bedient hätten. Pehlwi dagegen betrachtet er als einen persischen Dialekt, der an den Gränzen von Syrien und Mesopotamien gesprochen worden, und deßhalb sehr mit syrischen und arabischen Wörtern vermischt sey.

„Die englischen Autoritäten sind also einstimmig gegen das Alterthum der heiligen Bücher der Parsis und die Aechtheit der Sprachen, in denen sie abgefaßt sind, die Gelehrten des Continents dagegen sind eben so einstimmig dafür. Adelung in seinem Mithridates behauptet gegen Richardson, die Annahme von einer Erfindung der Sprache sey gegen alle Wahrscheinlichkeit, und das Zend müsse als eine wirklich einst gesprochene Sprache betrachtet werden. Sacy suchte einige alte in Persien gefundene Inschriften unter der Voraussetzung, daß sie in Pehlwi, und Grotefend nebst St. Martin einige Keilinschriften, unter der Voraussetzung, daß sie in Zend geschrieben seyen, zu erklären. Der bekannte Sprachforscher Rask (wohl eines der größten Sprachgenies, welche es je gab) vertheidigte die Authenticität der Zend- und Pehlwi-Sprachen namentlich gegen Erskine; er behauptete, das Zend sey die gesprochene Sprache Mediens gewesen, und der Vendidad, so wie er existirt, vor Alexander dem Großen abgefaßt worden. Rasks Ansichten wurden auf dem Continent allgemein angenommen; Burnouf zu Paris hat den Text des Vendidad lithographiren lassen und zwei Bände mit einer sorgfältigen Uebersetzung und einem Commentar herausgegeben, und Professor Bopp machte das Zend zur Grundlage einer vergleichenden Grammatik dieser Sprache mit dem Sanskrit, Griechisch, Lateinisch und den germanischen Sprachen. Diese beiden Gelehrten also betrachten die Frage als entschieden, sonst würden sie ihre Zeit und ihre Talente keinen so mühsamen Untersuchungen gewidmet haben."

Hr. Professor Wilson scheint selbst der Ansicht zu seyn, daß die Authenticität dieser Sprachen keinem haltbaren Zweifel unterliegen könnten, meint jedoch, man könne den Behauptungen und Argumentationen der englischen Orientalisten gerade zum Trotz sich nicht ganz überzeugt erklären, daß die Gelehrten des Continents Recht hätten, und es seyen also noch weitere und genauere Nachforschungen nöthig. Diese sind, für das Pehlwi namentlich, in Bälde von einem Deutschen, Dr. Müller, zu erwarten.

Skizzen aus der Krim.

(Fortsetzung.)

Sewastopol liegt mitten unter den interessantesten Alterthümern der Krim, die Bai ist diejenige, welche Strabo unter dem Namen Krenos beschrieb, und die Tataren nannten die

Digitized by Google

kleine Stadt, die sie hier vor der Ankunft der Russen bewohnten, Altjar (die alte), welchen Namen Katharina II in den pomphaftern Titel Sewastopol umwandelte. Das Land innerhalb des Isthmus, den die Bai bildet, und bis zu dem Thale von Inkerman auf der einen und dem Meerbusen von Balaclava auf der andern Seite, ist durchaus dasselbe, das Strabo unter dem Namen des heracleotischen Chersonesus beschreibt, und zwar so genau, daß sein Werk auch jetzt noch der beste Führer ist, den man dem Reisenden auf diesem classischen Boden empfehlen kann. Hier standen die berühmten Städte Eupatorium, Alt- und Neu-Chersonesus und Portus Symbolorum, jetzt Balaclava, dessen prachtvolle Ruinen so oft von den Reisenden, welche dieß Land vor einem halben Jahrhundert besuchten, beschrieben wurden. Gegenwärtig ist kaum eine Spur mehr übrig, und es ist, als ob die Russen absichtlich daran gearbeitet hätten, nicht nur die Nationalität des besiegten Volkes, sondern jede Spur einer frühern Herrschaft zu vernichten. Zur Zeit der Eroberung der Krim existirten noch bedeutende Ruinen von Chersonesus und Eupatorium, selbst noch im Jahr 1795 standen die Thore und zwei starke Thürme am Eingange der Bai, jetzt ist kaum mehr ein Stein auf dem andern.

Der Capitän der Corvette setzte seine Boote in Bereitschaft, und wir fuhren ab, um die Grotten, Ruinen und die Höhlen zu Inkerman zu besuchen. Hier findet sich ohne alle Redefigur eine unterirdische Stadt, ausgehauen aus dem Felsengebirge, das beide Seiten des Thals begleitet und mit einer Kunst und Mühe ausgeführt, die in der That in Erstaunen setzen. Hier sind Wohnhäuser und Kirchen, Klöster mit ihren langen Corridoren und Cellen, Capellen und Grabmäler und Befestigungen mit ihren Zinnen und Thürmen. Abgesehen von dem Interesse, das diese seltsame Menschenarbeit gewährt, ist Inkerman ein herrliches, von einem kleinen Flusse bewässertes Thal, aber das Land ist verödet; einige Büffel, Schafe und Ziegen sind die einzigen Einwohner, und diese ziehen sich immer bald in die kühlen Schatten der Höhlen zurück, um sich gegen die sengenden Strahlen der Sonne zu schützen, oder ihren Durst zu stillen aus den Steingräbern, welche jetzt als Viehtränke dienen. Ziegenheerden sammeln sich jetzt um die Altäre, und Büffel wälzen sich in den Flügeln der Kirche, die einst von den heiligen Hymnen der Klosterbrüder widerklangen. Kröten, Schlangen, Taranteln, Skolopendren und fast alle Arten von kriechenden Thieren und Insecten finden in diesen einsamen Höhlen einen ungestörten Aufenthalt. Die Angriffe dieser Thiere sind indeß nicht das Einzige, was der Besuchende zu fürchten hat; denn die Luft im Thale von Inkerman ist durch seine pestilenzialischen Sümpfe so inficirt, daß die Eingebornen Wechselfiebern der schlimmsten Art unterworfen sind, und der Reisende, der einiger Zeit in diesem Umkreise verweilt, kann sicher seyn, die gefährlichsten Folgen dieser giftigen Malaria zu erfahren.

Auch an der Bai von Balaclava finden sich ähnliche Aushöhlungen in den Felsen, wie zu Inkerman, nur sind sie besser erhalten; das Innere ist mit farbigem, marmorhartem Stukk bedeckt, und noch so gut im Stande, daß es völlig bewohnbar scheint. Balaclava selbst gleicht einer verödeten Stadt, denn hier ist weder Handel noch Gewerbe, da der Hafen längere Zeit allen Schiffen verschlossen war, obgleich die größten wenige Schritte vom Ufer vor Anker liegen können. Die engen Straßen, das Pflaster und die veraltete Form der Häuser könnten dem Reisenden den Gedanken erwecken, er betrachte eine Stadt, die tausend Jahre im Schooße der Erde gelegen und jetzt erst wieder aufgegraben worden sey. Sie muß sehr alt seyn, und hat wahrscheinlich dieselbe Form behalten, die ihr von der ersten griechischen Colonie gegeben wurde; nirgends auch traf ich so viele seltene schöne Gold- und Silbermünzen, wie sie hier zum Verkaufe ausgeboten werden: die wichtigsten und interessantesten davon gehören den bosporischen Königen und den Städten Chersonesus und Eupatorium an. Kurz, Balaclava ist ein Ort, dessen Besuch ich jedem Reisenden empfehlen möchte; das Thal selbst, welches dahin führt, und längs dem Meeresarm fortläuft bis zum schwarzen Meere, ist äußerst malerisch, und sehenswerth die seltsame Kleidung der Bewohner einer Colonie moreotischer Griechen, der Abkömmlinge kecker Seeräuber, welche der russischen Regierung in ihrem Kriege gegen die Türkei unter der Regierung der Kaiserin Katharina II wichtige Dienste leisteten, und zur Belohnung dafür hier Land verwilligt erhielten; ihrer Ehrlichkeit ist nicht allzu viel zu trauen, und ein Reisender wird gut thun, während des Aufenthalts unter ihnen auf seiner Hut zu seyn.

Das Land zwischen Inkerman und Sympheropol bietet eine angenehme Abwechslung von Berg und Thal dar. Das Defilé von Dscholy, welches nach dem hübschen Dorfe Karoley' führt, ist höchst romantisch; hier findet man die alte Veste Mangup Kale, eine der größten Merkwürdigkeiten der Welt, man mag nun ihren Bau oder ihre Lage in Betracht nehmen. Der Berg, auf dem sie steht, scheint ganz unzugänglich steil, steht völlig isolirt, und hat die Form eines Halbkreises; betrachtet man die staunenerregende Höhe, die schroffen Abhänge, die Schwierigkeit des Zugangs und die furchtbaren ausgedehnten Festungswerke, so muß man gestehen, daß Mangup Kale eine der erstaunlichsten Proben des großen Reichthums, der Erfindungsgabe und des Unternehmungsgeistes der Alten ist; in den harten Fels sind eine Menge Kammern, Wachtthürme u. dgl. ausgehauen, welche einer Besatzung von mehrern Tausend Mann eine sichere Zuflucht gewähren. Auch in Betreff dieses Wunderwerks, wie über so vieles Andere in der Krim, ist nicht einmal eine zuverlässige Sage übrig, wer wohl diesen Bau aufgeführt haben möchte. Aus dem Umfang des Begräbnißplatzes, den majestätischen Ruinen des Tempels und den verschiedenen andern Ueberresten muß man schließen, daß der Ort einst eine zahlreiche Bevölkerung enthielt. Aus mehrern Umständen ergibt sich, daß die Genueser und später die karaitischen Juden diese Veste im Besitz hatten; aber weder die einen, noch die andern haben den Bau aufgeführt, und gewiß bestand die Veste lange, ehe die Genueser als Nation bestanden. Kaum minder merkwürdig, als dieser Bau, ist die gepflasterte Straße, welche mit einem unermeßlichen Aufwand von Arbeit die steilen Seiten des Berges bis zum Gipfel hinauf geführt wurde, jetzt aber ziemlich im Verfall ist.

Digitized by Google

Eine andere etwa sechs Werste entfernte Veste, Tscherkeß-Kerman genannt, und ebenfalls durch Bau und Lage sehr interessant, ist unzweifelhaft ein Werk der Tscherkessen, und zu der Zeit aufgeführt, als sie Meister eines bedeutenden Theils der Krim waren; nicht nur die Tradition der Tataren spricht hiefür, sondern auch die Art des Baues, welche der anderer Forts im eigentlichen Tscherkessien ähnlich ist. Die Lage von Sympheropol oder Ak-Metschet (weiße Moschee) macht den Aufenthalt daselbst sehr angenehm: die Berge in der Nachbarschaft mäßigen die große Hitze des Sommers, und der Salghir, welcher durch die Stadt fließt, vermehrt die Gesundheit und Schönheit des Orts, während er zugleich das umliegende Land befruchtet. Seit die russische Regierung Sympheropol zur Hauptstadt der Krim erklärte, hat sie rasch zugenommen, und kann jetzt eine bedeutende Stadt genannt werden, die mit ihren schönen Plätzen, breiten Straßen und eleganten Häusern auffallend gegen die von Tataren bewohnte Altstadt absticht. Die seit Jahrhunderten verfallenen Mauern umgeben noch die kleine Stadt, die engen Straßen bleiben ungepflastert, und wenn ein Haus abbrennt oder unbewohnbar wird, so bleibt man bei der Wiederherstellung streng bei der alten Form; eben so wenig Veränderung haben ihre Sitten und ihre Lebensweise erfahren.

Tschatir-Dagh, der Mons Trapezus der Alten, war meine nächste Pilgerfahrt; er ist etwa eine Tagreise von Sympheropol entlegen, und erhebt sich 790 Klafter über den Meeresspiegel. Die Aussicht von dem Gipfel herab ist zwar sehr umfassend, denn man überblickt den ganzen nördlichen Theil der Halbinsel nebst dem Meere von Azow, aber sie ist monoton, denn die bergige Südküste ist durch eine Kette im Vordergrunde dem Auge verschlossen. Der Reisende, der nach dem Mons Trapezus wandert, wird indeß immer manches Interessante finden. Hier sind zahlreiche Höhlen von außerordentlicher Größe und Tiefe, viele davon mit Eis gefüllt, welches das ganze Jahr hindurch sich erhält. Am höchsten Gipfel des Tschatir Dagh ist die Höhlung, die auf Befehl des Fürsten Potemkin gemacht wurde, als er die höchsten Gipfel der Berge an der Südküste der Krim bei Gelegenheit des Besuchs der Kaiserin Katharina erleuchten ließ. Eine Illumination in so riesenhaftem Maaßstab muß freilich glänzend gewesen seyn, und die Tataren selbst erzählen in glühender Sprache, was sie von ihren Vätern hörten, die dieses glänzende Schauspiel mit Augen sahen.

Als ich von dem Tschatir-Dagh herabstieg, folgte ich dem Salghir von seiner Quelle bis Sympheropol, von wo ich meine Reise durch die ungeheure Steppe der Krim bis ans azowische Meer und nach Perekop, dem äußersten Ende der Halbinsel, ausdehnte. Eine Steppenreise ist trotz der mannichfachen Unbequemlichkeit während der Sommermonate für einen Mann von gutem Muth und kräftiger Constitution eine angenehme Sache; freilich muß man ein völliges Nomadenleben führen, da man wegen Seltenheit der Dörfer unter freiem Himmel nicht nur häufig kochen und speisen, sondern auch schlafen muß. Die Tataren ziehen dieses lustige und ökonomische Unterkommen durchaus vor, da sie ihre Pferde dabei für gesicherter halten, als in einem Dorfe, wo in diesem Lande der Pferdediebe die Pferde oft in der Nacht weggeritten werden. Darum ist der europäische Reisende und sein Suredschi (Führer) stets im Streit mit einander: bei Einbruch der Nacht will der Eine im nächsten Dorf ein Unterkommen suchen, während der Andere stets nach einem guten Platz zum Bivouakiren umherspäht: der Fuß eines Grabhügels, das Bett eines ausgetrockneten Flusses, welche Schutz gegen die Nachtluft und Gras für die Pferde bieten, sind unwiderstehliche Lockungen. Der Tatar findet darum immer Mittel, den Europäer zu seinem Willen zu bewegen, und fängt nun alsbald an, die Anstalten zum Uebernachten zu treffen: die Pferde werden abgesattelt und die Vorfüße angebunden, so daß sie nicht zu weit sich entfernen können; Binsen und trockener Mist werden gesammelt, um Feuer anzumachen, denn auf der ganzen weiten Strecke ist auch nicht ein Busch. Hat nun der Tatar seinen Hunger gestillt und seine Pfeife geraucht, so wirft er sich mit dem Gesicht gegen Osten auf dem Boden, spricht ein kurzes Gebet, rollt sich nun gleich einer Schlange in seine Burka zusammen und schläft ruhiger und ungestörter, als der Fürst auf seinem Thron. Der Reisende wird wohl thun, dem Beispiel des Tataren zu folgen, und namentlich sich zum Schutze gegen die kalte Nachtluft ganz in seinen Mantel einzuhüllen, sonst läuft er Gefahr, ein Wechselfieber oder eine Augenkrankheit davon zu tragen.

Die Steppenwege sind während der trockenen Jahreszeit, die gewöhnlich sechs Monate dauert, vortrefflich: da ist kein Kieselstein, an den man den Fuß stoßen könnte, und der Boden, ein dunkler fauliger Lehm, wird völlig hart und eben, wie ein Kegelplatz. Gewöhnlich reist man zu Pferde, denn wenn ein Wagen brechen sollte, so kann er liegen bleiben bis zum jüngsten Tag, ohne Aussicht auf Wiederherstellung, und ein Regenschauer macht dann, daß er bis an die Achse in den Koth sinkt. Dieß sind nicht die einzigen Unbequemlichkeiten einer Steppenreise: man könnte eben so gut versuchen, ohne Compaß auf dem Meere ein Schiff zu steuern, als ohne Tatarführer auf dieser gränzenlosen Ebene zu reisen, welche allenthalben dieselbe Einförmigkeit darbietet. Nur das geübte Auge des Tataren kann stets die Entfernung schätzen nach der Lage oder besondern Form der hier in Menge vorhandenen Grabhügel, von denen jeder seinen eigenen Namen hat, und die der Tatar mit der gleichen Leichtigkeit unterscheidet, wie der Hirt seine Schafe.

(Fortsetzung folgt.)

Verwahrung wichtiger Papiere und dergleichen bei Feuersgefahr.

Bei dem letzten Brande der Londoner Börse gingen bekanntlich sehr beträchtliche Summen durch das Verbrennen von Bankscheinen und andern Papieren verloren; die eisernen Kisten, worin sie gewöhnlich verschlossen waren, wurden bis zum Rothglühen erhitzt, und die Papiere darin zu Asche verbrannt. Seit dieser Zeit versenken manche Bankiers jeden Abend ihre Kisten in tiefe Brunnen, und lassen sie den andern Morgen zum täglichen Gebrauche wieder heraufziehen. Um dieser täglichen Arbeit zu entgehen, hat man nun vorgeschlagen, in dem Cassenzimmer einen kleinen Krahnen aufzustellen, an dem die Casse

über einer tiefen mit einem schwachen Bretterboden bedeckten Grube hinge. Bräche nun ein Brand aus, so wäre der Bretterboden und das Seil bald verzehrt, und die Kasse fiele unbeschädigt hinab in die Grube, wo sie vor dem Feuer sicher wäre. (Litt. Gaz.)

Die Iliyats oder wandernden Stämme Persiens.

(Fortsetzung.)

Es scheint nicht, daß irgend einer dieser Stämme geschriebene Urkunden besitzt, und man muß bekennen, daß die hier gemachten Angaben über ihre Zahl sehr unsicher sind, indem eine Volkszählung oder Geburts- und Todtenregister in Persien unbekannte Dinge sind. Die Stämme haben nur mündliche Ueberlieferungen, und sobald sie auf ein hohes Alterthum Anspruch machen, steigen sie gleich in die fabelhaften Urzeiten ihrer Geschichtschreiber hinauf, wo natürlich Alles in Dunkel gehüllt ist. Von Volksliedern, die Licht geben könnten, vermochte ich nichts zu erfahren. Jeder Stamm hat sein eigenes Kauderwälsch, das aber mehr oder weniger dem Persischen verwandt ist. Was sie von Büchern besitzen, ist in persischer Sprache geschrieben.

Die verschiedenen Stämme sind gegenwärtig so sehr durch alle Provinzen zerstreut, daß die Concentration, durch die sie furchtbar werden könnten, fast gänzlich fehlt. Es ist augenscheinlich die Politik der Regierung, die Stämme zu zerstreuen, und sie erreicht diesen Zweck, indem sie die Häuptlinge derselben als Geisel um die Person des Königs festhält. Die Zerstreuung der arabischen Stämme ist jedoch trotz aller Anstrengungen nicht gelungen; daher fürchtet man ihre Häupter, und hat die Vorsicht gebraucht, sich ihres guten Verhaltens durch besondere Geisel zu versichern.

Diejenigen Stämme, die sich in Städten niedergelassen haben, sind den Gesetzen und Gewohnheiten des Gemeinwesens, in das sie eingetreten sind, unterworfen, und leisten meistens ihren Khans Kriegs- oder Hausdienste. Die Sahra-nischins sind zwar auf verschiedene Art besteuert und müssen ihren Beitrag zu den militärischen Bedürfnissen des Staats liefern, im Vergleiche mit den übrigen Einwohnern sind sie jedoch minder belästigt. Ihre Viehheerden sind ihr Reichthum; der Ertrag, den sie daraus ziehen, ist beträchtlich, und wird von ihnen dem Ertrag aus dem Ackerbau vorgezogen. Sie ziehen Kamele und Pferde zum Verkauf; ihre Schafe geben ihnen Milch; die daraus bereitete Butter (Raughan) wird im Lande verkauft. Die besondern Vorrechte der Iliyats bestehen in der Freiheit, in Districten herumzuziehen, deren Besitz ihnen Niemand streitig machen kann. Im Sommer ziehen sie sich in die kältern Regionen hinauf, wo sie Weideplätze finden (Yailaks), und im Winter gehen sie in ihre Kischlaks, Strecken mit wärmerem Klima. Diese Yailaks und Kischlaks sind jedem Stamm von der Regierung angewiesen, und wenn die Gränzen dieser Bezirke von andern Stämmen widerrechtlich überschritten werden, entstehen blutige Händel und Gefechte.

Da die Gegenwart dieser wandernden Stämme der Regierung Vortheil bringt, so werden sie nicht sonderlich gedrückt. Sie müssen von jedem Stück Vieh eine bestimmte Steuer zahlen, und sind zum Dienst in dem königlichen Heere verpflichtet. Sie zahlen fünf Piaster vom Kamel, einen von einer Kuh, dasselbe von einer Stute, einen Abbasi oder Viertelspiaster von einem Schaf. Bauen sie das Feld, so werden sie nach dem Maaßstabe der übrigen Rayahs besteuert. Sind es keine Ackerbauer, so stellen je zehn Khanehs oder Häuser einen bewaffneten Reiter sammt dem Pferde: je fünf einen Fußsoldaten oder Tufenktschi. Ihren Unterhalt bekommen sie vom Schah. Der Sold eines Reiters beträgt jährlich ungefähr acht Tomans, wofür er sechs Monate im Feld ist; die übrige Zeit ist er zu Hause. Er bekommt seinen Sold auf zweimal im Jahre, jedesmal die Hälfte, im voraus, und so lange er im Dienst ist, erhält er täglich eine Ration Gerste und Stroh für das Pferd. Die Reiter müssen die Musterung abwarten, die der Schah jedesmal nach dem Nau-ruz (einem Fest, womit das Neujahr an der Frühlingstag- und Nachtgleiche gefeiert wird) über alle seine Truppen hält, und strenge Strafe trifft den, der nicht wohl beritten und ausgerüstet erscheint. Der Fußgänger erhält 7 Tomans im Jahr, und bleibt die Hälfte des Jahres zu Hause. Der Sold wird an den Khan des Stammes ausbezahlt, diese übergeben denselben den Subalternofficieren, Sultans und Bimbaschis genannt, welche die einzelnen Soldaten befriedigen. Dieß veranlaßt Unterschleife. Der Khan behält seinen Theil, der Schreiber (Mirza) den seinigen, die Subalternofficiere den ihrigen und der arme Gemeine darf sich noch glücklich schätzen, wenn er die Hälfte dessen bekommt, was ihm gebührt. Aga Muhammed Schah, der Eunuchen-König, zahlte seinen Truppen ihren Sold eigenhändig aus. Der große Vortheil, den diese Leute durch den Militärdienst sich verschaffen, ist der Schutz für ihre Familien. Die Beamten der Dorfschaften, wie auch andere Behörden wagen es nicht, dieselben zu belästigen.

Die Iliyats sind nicht verpflichtet, an den öffentlichen Arbeiten mitzuhelfen, wie die andern Rayahs, sie leben nur in ihren Zelten und hüten ihr Vieh. Ihre Steuern werden von den Häuptlingen erhoben, die mit der Regierung abrechnen. Wer sich der Steuer entziehen will, versteckt sein Vieh in den Gebirgen.

In ihren kleinen Gemeinden werden sie von Rischsefids (buchstäblich Weißbärte) oder den Aeltesten regiert, die kein anderes Zeichen ihrer Macht und Autorität haben, als ihren weißen Bart. Aber das Alter steht in außerordentlicher Achtung bei ihnen, wie überhaupt bei den Persern, und hat große Freiheiten und Vorrechte. Wird ein Stamm gedrückt, so macht sich der Rischsefid, vielleicht ein armer unansehnlicher Greis, sogleich auf den Weg, um dem Gouverneur der Provinz Vorstellungen zu machen, und ihm persönlich seine Handlungsweise vorzuwerfen, und die Gouverneure hüten sich gar sehr, diese einflußreichen Leute vor den Kopf zu stoßen: sie müssen ihren Tadel mit Mäßigung anhören und sie höflich behandeln. Die Rischsefids schlichten die Streitigkeiten, und die Befehle der Hakims oder Gouverneure gelangen an sie. In allen Heirathsangelegenheiten wird der Aelteste befragt, und seine Zustimmung muß als erste Bedingung erhalten werden. Selten heirathen die Stämme untereinander, — die Aeltesten sind es dann, welche die Familien empfehlen, aus denen man Töchter für die Ehe wählen kann; die Weigerung eines Stammes, seine Töchter in einen andern Stamm heirathen zu lassen, gilt für eine Beleidigung und wird Veranlassung zu Fehden.

Die persische Regierung betrachtet mit eifersüchtigem Auge die Wanderung der Stämme, und sie dürfen ohne Erlaubniß des Schahs nicht aus einer Provinz in die andere. In Zeiten der Verwirrung, beim Tode des Königs, geschieht es häufig, wenn sie stark genug sind, der Regierung zu trotzen, daß sie sich erheben von ihren alten Sitzen und bessere suchen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 58.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Februar 1838.

Musikalische Institute in England.

(Aus der Revue Britannique, Dec. 1837.)

In musikalischer Beziehung hat sich England in Europa noch keinen Ruf gegründet. Die hohe Stelle, welche es im Handel und in der Industrie einnimmt, die unermeßlichen Fortschritte, welche dieses Land in den nützlichen Künsten machte, der Eifer, womit es sich auf die Bahn der materiellen Interessen stürzte, verschafften jener Meinung, daß in den englischen Köpfen wenig Raum seyn müsse für die Kunst, mehr und mehr Eingang. Diese Ansicht ist indeß nicht richtig, und es geschieht in England viel für Musik.

Was die Instrumentalmusik betrifft, so wurden innerhalb weniger Jahre große Fortschritte gemacht. Neulich bildete man zu London Concertgesellschaften, die ungefähr auf denselben Grundlagen beruhen, wie die Gesellschaft der Concerte des Conservatoriums in Paris; man ist daselbst, wie in Paris, sehr streng in der Aufnahme der ausführenden Gesellschaftsmitglieder; die erste dieser Anstalten hat zu Directoren die Hrn. Moscheles, Cramer und Sir Georges Smart, die alle Sorgfalt darauf wenden, das Ensemble vollständig und die Ausführung vollkommen zu machen. Dieses von einer Versammlung englischer Künstler gegründete Concert nahm den Titel „Philharmonische Gesellschaft" an. Die zweite Versammlung zur Aufführung von Instrumentalmusik trägt den Namen: „Harmonische Gesellschaft;" sie erlangte die Vollkommenheit ihrer philharmonischen Schwester noch nicht, ihre Bemühungen aber gehen dahin, ihr gleich zu kommen. Die Namen der ausgezeichneten Künstler, die sich zur Erreichung eines so edlen Zweckes vereinigten, bürgen für den Erfolg, der diesem schönen Institut verheißen ist.

Eine schon weit ältere, jedoch eben so nützliche und interessante Anstalt lenkt in London die Aufmerksamkeit der Künstler und der Freunde musikalischer Kunst auf sich; ich meine das „Alte Concert," ein sowohl durch die Statuten, auf die es gegründet ist, als durch die Zahl hochberühmter Künstler und vornehmer Herren, die zur Verbreitung seines Rufes beitrugen, in seiner Art einziges Institut in Europa. Folgendes ist die Geschichte desselben: Noch als Jüngling lernte Georg III Händel kennen, dessen Laufbahn sich damals bereits ihrem Ende nahte; die ernsten und ergreifenden Compositionen des großen deutschen Meisters erregten die Bewunderung des jungen Fürsten; auf seinen Befehl wurden gewisse Tage festgesetzt, um bei Hofe musikalische Abendunterhaltungen zu geben, bei denen man nur Händel'sche Musikstücke aufführte; an diesen Privatconcerten, zu denen nur die hohen Notabilitäten des Schlosses und der Regierung Zutritt hatten, nahm Georg III häufig selbst Antheil. So wurde Händel, sey es nun aus wahrhafter Begeisterung für die Meisterwerke des deutschen Künstlers von Seite der Einen, oder aus höfischer Schmeichelei von Seite der Andern, der Lieblingscomponist der höhern Classen; man versammelte sich, um ein Oratorium zu hören, in den Salons der Aristokratie mit größerm Eifer, als man für einen Ball an den Tag legte; der Messias und die Israeliten in Aegypten waren der mächtigste Reiz zu den damaligen Vereinigungen. Die Händel'sche Musik erregte einen wahren Enthusiasmus, ja, was mehr sagen will, sie wurde Mode. Und dieser für die Partituren Händels an den Tag gelegte Geschmack nahm nicht nur nicht ab, sondern verbreitete sich vielmehr so sehr, daß sich kurze Zeit darauf eine Gesellschaft vornehmer Herren eigens zur Aufführung seiner Musik so wie der der berühmten Tonsetzer, die ihm auf seiner Laufbahn vorangegangen, bildete. Daraus entstand das Institut des „Alten Concerts." Sein Gründer war Lord Sandwich; die erste musikalische Abendunterhaltung fand Anfangs des Jahres 1776 statt. Im leitenden Ausschusse, der aus acht Mitgliedern bestand, bemerkte man die Grafen Sandwich und Exeter, Lord Dudley, den Bischof von Durham, Lord Paget, Vater des jetzigen Marquis von Anglesea ꝛc. Das Concert war besonders zur Aufführung alter Musik bestimmt, und um ihm seinen ursprünglichen Charakter zu wahren, lauten die Statuten förmlich, daß in dem „Alten Concert" nur Musik, die zwanzig und mehr Jahre alt sey, aufgeführt werden solle. Diese Bestimmung wurde stets streng beobachtet.

Im J. 1785 erlangte dieses schon so sehr begünstigte Institut neue Gunst, und dem Andenken Händels wurden neue Ehren bewilligt; der König und die königliche Familie beschlossen, allen musikalischen Abendunterhaltungen beizuwohnen, und

Digitized by Google

das alte Concert erhielt die Ermächtigung diesen Namen aufzugeben und dafür den Titel „Concert des Königs" anzunehmen. Das Privatorchester des Königs und die Chöre der Capelle schlossen sich auf Befehl den Musikern des königlichen Concerts an, und waren in der Uniform des königlichen Hauses in feierlicher Weise dabei anwesend. Dieser Gebrauch dauerte bis zur letzten Krankheit Georgs III.

Jederzeit wurden die größten Künstler berufen sich in dem „Alten Concert" hören zu lassen. Der berühmte Musiker Rubinelli führte daselbst im Jahr 1787 mit Madame Billington unter großem Beifall das Stabat mater von Pergolese auf, und wiederholte es später mit gleichem Erfolge von Madame Horace unterstützt. Im folgenden Jahre trat der Musiker Marcheſi an Rubinelli's Stelle, und so brachten von Jahr zu Jahr alle europäischen Illustrationen diesem Institute den Tribut ihres Talentes dar. Es befinden sich darunter: Champneß, Naldi, Porto, Tamburini, Philips, Clark, Crivelli, Garcia, Donzelli, Rubini, die Damen Graſſini, Catalani, Mainvielle-Fodor, Malibran, Griſi, Knyvett und Bishop. Diese Alle wurden nacheinander mit Begeisterung aufgenommen, mit Ausnahme des unglücklichen Roſelli, der, unmittelbar auf Rubinelli und Marcheſi folgend, sich diesen weit nicht gewachsen zeigte, und gleich nach seinem ersten Auftreten sich genöthigt sah, auf Befehl des Comité's, das dießmal um so strenger war, als es nach einer Generalrepetition Roſelli einstimmig engagirt hatte, auf das Singen zu verzichten.

Die Sorgfalt der Ausschußmitglieder, die stets den helltönendsten und bestgelegenen Saal suchten, veranlaßte eine öftere Platzveränderung des Alten Concerts; im Jahr 1794 ward es von Trottenham-Court-Road in das Königstheater verlegt, und im Jahr 1804 ging es in den Saal von Hannover-Street, den günstigsten für die Musik und den geeignetsten für die akustische Wirkung, über; hier werden noch die musikalischen Sitzungen des Concerts des Königs gehalten. Mit jedem Tage nimmt die Zahl der reichen Liebhaber, welche diesem Nationalinstitut ihre aufmunternde Unterstützung reichen, zu; im Jahr 1785 belief sich die Zahl der Mitglieder kaum auf 400, jetzt sind mehr als 1200 unterschrieben.

Es besteht kein ähnliches Institut in Europa, was im Interesse des Musikunterrichts sehr zu bedauern ist; die Ausführung der Meisterwerke ausgezeichneter Künstler mit großem Orchester gewährt den nützlichsten und wirksamsten Unterricht. Es ist auffallend, daß Frankreich, das aus der Einführung der Concerte des Conservatoriums so schätzbare Vortheile zog, kein Altes Concert besitzt, bestimmt zur Wiederbelebung so vieler, heutzutage unbekannter, und für den ernsten Unterricht der Künstler doch so nothwendigen Meisterwerke. Auch in Italien fehlt es an einem solchen Institute; glücklicherweise aber ließen ihm die Päpste die Sixtinische Capelle, wo noch die einfache, und doch gelehrte und unterrichtende Musik der Paleſtrina, der Carriſſimi, der Jomelli, der Pergolese u. ſ. w. zur Aufführung kommt.

Skizzen aus der Krim.

(Fortsetzung.)

Unter den zahlreichen Unbequemlichkeiten einer solchen Reise wird vielleicht keine schwerer gefühlt, als der Mangel an gutem Wasser; gewöhnlich ist es brackisch in Folge der Salztheile, womit der ganze Steppenboden geschwängert ist; nie trifft man eine Quelle, und ein Fluß ist eine von den größten Seltenheiten. Daher kommt der niedere Preis des Bodens in diesen Ländern und die Unmöglichkeit, ihn zu etwas Anderm als zu Schafkristen zu benützen, denn bisher haben alle Versuche, Korn zu erzeugen, fehlgeschlagen. Die große Hitze und die lange Dürre im Sommer zerstören die Vegetation so gänzlich, daß man sich beim Anblick dieses verbrannten Grases nur wundern muß, wo das Vieh Nahrung findet; wenn indeß ein nasses Jahr eintritt, ist das Gras äußerst üppig, und der Ackerbau wird reichlich belohnt für seine Arbeit, aber diese fruchtbaren Jahre sind in neuerer Zeit sehr selten geworden. Die vielen und ausgedehnten Städteruinen beweisen auch, ohne weiter auf die Geschichte zurückzugehen, daß die Krim einst ein äußerst fruchtbares Land war, und eine zahlreiche Bevölkerung enthielt, und hiezu kommt noch, daß man häufig vertrocknete Flußbetten findet, wo früher reichliches Wasser Ueberfluß umher verbreitete. Die alten deutschen Colonisten, mit denen ich redete, sagten mir, die wenigen noch vorhandenen Bäche hätten selbst in ihrer Zeit bedeutend an Wassermasse abgenommen, und das Klima sey wesentlich schlechter geworden, denn es gebe jetzt fast nur noch brennend heiße Sommer und lange kalte Winter. Die Tataren behaupten, die Söhne des Nordens hätten, als sie von dem Lande Besitz genommen, ihr kaltes Klima mit sich gebracht. Deutsche und Tataren, wenn sie von der Veränderung des Klima's in der Krim sprachen, erzählten nur mit Schaudern von dem furchtbaren Winter 1826 bis 1827, der auf einen beispiellos heißen und dürren Sommer folgte, und überall Verderben verbreitete. Er begann mit einem schweren Schneefall, dem ein Frost folgte, welcher an Dauer und Stärke einem sibirischen Winter nichts nachgab. Die vorhergehenden Winter waren so mild gewesen, daß man das Vieh in freier Luft gelassen hatte; dieses fiel jetzt zu Tausenden, und oft kamen die Hirten ebenfalls um. Auch der Winter von 1830 war gleich streng und hatte gleich furchtbare Folgen. Indeß scheinen solche strenge Winter eben keine Phänomene in der Krim zu seyn: bekanntlich focht die Reiterei des Mithridates auf dem Eise des cimmerischen Bosporus, wo wenige Monate zuvor ein Seetreffen vorgefallen war. Eine weitere Bestätigung gibt eine auf der asiatischen Seite des Bosporus entdeckte Marmortafel mit der Inschrift: „Im Jahr 6576 (nach Erschaffung der Welt, 1065 n. Ch.) maß Prinz Gleb, Sohn Wladimirs, den cimmerischen Bosporus auf dem Eis und fand die Entfernung von Tmutarakan bis Kertsch (d. h. von dem alten Fanagoria auf der Halbinsel Taman bis Panticapäum in der Krim) 30,053 Faden."

Was man von den räuberischen Sitten der Tataren, namentlich der Nogaier sagt, ist völlig falsch, wenigstens heutzutage, und die meisten Erzählungen, die man hört, sind nur er-

Digitized by Google

funden, um Fremde vom Beſuch der Krim abzuhalten. So viel ich immer geſehen, ſind die Tataren ein ruhiges, gutmüthiges und gaſtfreies Volk, und ich zog ſtets das Unterkommen in ihren niedern Hütten den Wohnungen der fremden Coloniſten vor, welche zum Theil aus Landſtreichern aller Länder Europa's beſtehen: die chriſtliche Bevölkerung der Krim iſt eine wahre Menagerie, und ſie gewinnt keineswegs durch die entlaufenen ruſſiſchen Leibeigenen; wer nämlich die Steppe der Krim betritt, iſt frei, und kein Ruſſe kann einen dahin entflohenen Leibeigenen zurückverlangen.

Die Inſecten ſind eine große Plage auf den Steppen, namentlich eine von den Tataren Burdſchi genannte Fliege. Ihre Anzahl iſt wirklich unglaublich: ſie brüten in der Erde, und man findet ſie nicht nur in der Steppe, ſondern auch in den Sanddünen an der Südküſte. Noch ärger quält eine kleinere Fliege. Sie füllen nicht nur Abends die Luft an, ſondern kommen auch in die Häuſer, dringen in Alles ein, was man ißt und trinkt, und Ohren, Mund, Naſe und Augen werden damit angefüllt. Läßt ſich der Fremde durch das Beißen zum Kratzen verleiten, ſo bricht eine entzündete Beule aus, und vermehrt die Schmerzen. Aber das Elend des Reiſenden erreicht ſeinen Gipfel, wenn er in der Nähe von Sümpfen, namentlich an dem *fauligen Meere*, dem Siwaſch, bivouakiren muß: Millionen Muskitos machen dann den Körper zu einem einzigen Zugpflaſter. Selbſt das ſonſt ſo wirkſame Mittel Feuer anzuzünden, hilft gegen die Muskitos der Krim nichts, denn ich ſah öfters, wie ſie lieber in ganzen Haufen verbrannten, als ihre Beute losließen; das einzige Mittel dagegen iſt, ſich den ganzen Körper wie die Tataren mit Oel einzureiben, in einen mit Pech undurchdringlich gemachten Sack zu kriechen, und jede Oeffnung zu ſchließen.

Die Sümpfe, welche dieſe blutgierigen Inſecten erzeugen, bedrohen auch den Reiſenden mit Wechſelfiebern, deren nahe Gefahr das Vorhandenſeyn einer widerlichen Krötenart (rana variabilis) unfehlbar verkündet, denn dieſes Thier ſcheint nur in einer giftigen Atmoſphäre leben zu können. Wer ſeine Geſundheit werthſchätzt, muß den Landſtrich fliehen, wo ſie ſich in größerer Zahl finden, und eben ſo die Salzſümpfe, deren Miasmen eine unwiderſtehliche Schlafſucht verurſachen. Ein Fremder kann kaum einem Anfall entgehen. Die Tataren, namentlich in der Gegend von Eupatoria, ſcheinen ihre Architektur den Kaninchen abgelernt zu haben, denn ihre Wohnungen ſind in die Erde gegraben. Dabei leitet ſie ein eigenthümlicher Inſtinct der Selbſterhaltung, denn ſie leiden ſelten oder nie an Wechſelfiebern, während die Coloniſten, die über der Erde in ſchönen Häuſern leben, häufig deren Opfer ſind; dieſes Miasma ſcheint, wie manche andere, nur einige Fuß vom Boden wirkſam zu ſeyn. Hievon konnte ich mich während meiner Wanderung am Siwaſch und aſowiſchen Meere hinlänglich überzeugen, da ich vor Aufgang und Untergang der Sonne ſtets einen ſchweren Nebel über dem Boden hängen ſah; man durfte nur einen ſieben Fuß hohen Tumulus hinauf- oder in eine der Tatarhütten hinabſteigen, um ganz außer dem Einfluß desſelben zu ſeyn. Dieſe giftige Ausdünſtung iſt im Herbſt am ſchädlichſten, und wird denn auch ſo widerlich, daß man ſich nicht darüber täuſchen kann, denn die feuchte Kälte durchdringt den ganzen Körper. Uebrigens iſt das Klima der Krim überhaupt im Sommer äußerſt gefährlich, in den Gebirgen an der Südküſte eben ſowohl als auf der Steppe. Will man der Abendluft genießen, ohne den Mantel umzunehmen, oder vernachläſſigt man bei der glühendſten Sonnenhitze im geringſten ſeine Kleidung, ſo darf man ſicher auf ein Fieber zählen. Die Engländer, welche Graf Woronzow an der Südküſte, dem geſündeſten Theile des Landes beſchäftigt, verſicherten mich, daß ſie auch hier jedes Jahr mehr oder minder von Wechſelfiebern leiden; ſie dürfen nur Milch, Eier, Butter oder ein Glas Waſſer, namentlich nach dem Genuß von Früchten in der heißen Jahrszeit, zu ſich nehmen, ſo iſt faſt immer ein Fieberanfall die Folge.

Doch, da einmal von den Plagen der Krim die Rede iſt, ſo darf ich die noch übrigen Inſecten nicht mit Stillſchweigen übergehen, da ihr Biß, wenn man ſie unvorſichtig reizt, leicht gefährliche Folgen haben kann; denn ſo harmlos dieſe Thiere in kältern Ländern ſind, ſo werden die Wunden, die ſie verſetzen, in dieſem trockenen Fieberklima doch oft tödtlich. Außer dem Scorpio europæus und Aranea Tarantula, die in einigen Theilen Italiens vorkommen, iſt namentlich die Scolopendra morsitans zu fürchten, die gewöhnlich an warmen Orten, unter Holz oder Steinen und in Erdſpalten ſich findet; nicht minder tödtlich iſt der Biß der Phalangium araneoides, von den Tataren Bi genannt; ſie gleicht einer Spinne, iſt von gelblicher Farbe, und wird oft drei Zoll im Durchmeſſer; Ausſchneiden des geſtochenen Theils ſoll das einzige ſichere Mittel ſeyn, um das Schlimmſte abzuwehren. So furchtbar indeß dieſe Liſte dem Fremden erſcheinen mag, ſo iſt doch bei gehöriger Vorſicht wenig oder keine Gefahr zu fürchten, da dieſe Thiere nie ungereizt angreifen. Von den verſchiedenen Schlangenarten gilt keine für beſonders giftig; ich fand oft ziemlich große, aber nirgends ſah oder hörte ich etwas von der großen gehörnten Schlange, Muis tjölen bei den Tataren genannt, in deren Sagen ſie eine große Rolle ſpielt.

Trotz des düſtern Gemäldes der Uebel, denen ein Reiſender auf der Wanderung über die unbegränzten Ebenen der Steppe ausgeſetzt iſt, bietet eine ſolche doch ein großes Intereſſe dar, mag man nun den patriarchaliſchen Zuſtand der Einwohner, die merkwürdigen Thiere, den ſchönen mannichfaltigen Blumenflor, die Mineralien nebſt der ſeltſamen Art der Erdſchichten, oder die Ruinen ſo vieler alten Städte betrachten.

(Schluß folgt.)

Ueber eine Yogiſecte in Cutſch.

In der aſiatiſchen Geſellſchaft in London wurde kürzlich ein Memoire über dieſe Secte, welche den Namen Kanyhati führt, vorgeleſen. Sie bewohnen eine lange Gebäudereihe zu Dandhar, wo ſie ihren Religionsvorſchriften gemäß allen Perſonen, die es verlangen, ohne Unterſchied der Kaſte oder Secte und ohne Beſchränkung auf eine gewiſſe Zeit, Nahrung und Unterkommen geben. Ihre Zahl iſt gering, und ſie verpflichten ſich zur Ehrloſigkeit, aber ſie haben bedeutende Ein-

Digitized by Google

künfte, um die Regeln ihres Ordens erfüllen zu können. Ihr Oberhaupt nimmt einen hohen Rang ein, und ist nicht verbunden, einen Gruß von irgend jemand, selbst von dem Nadscha von Eutsch zu erwidern, oder auf eine Frage Antwort zu geben. Ihr Name kommt von den ungeheuren Ohrringen, welche die Ohren beinahe zerreißen, denn Kan und phati bedeutet Ohrenriß. Lieutenant Postans, der Verfasser des Memoirs, wurde von diesen Leuten aufs verbindlichste aufgenommen, und man zeigte ihnen alle Merkwürdigkeiten der Anstalt. Prof. Wilson bemerkte nach der Vorlesung, die Kanphatis seyen einst eine mächtige Körperschaft gewesen, und von ihnen rührten wahrscheinlich die Höhlentempel in jenem Theil von Indien her, da die Figuren daselbst alle mit ungeheuren Ohrengehängen, wie sie die Kanphatis tragen, abgebildet seyen. Andere Secten haben ähnliche Anstalten, die den Klöstern Europa's gleichen, nur findet kein persönlicher Zwang gegen die Mitglieder statt, welche gehen und kommen, wenn es ihnen gefällt.

Die Iliyats oder wandernden Stämme Persiens.

(Fortsetzung.)

Wir haben bereits bemerkt, daß das Besitzthum der Iliyats in Viehheerden besteht. Diese bestehen in Kameten, Pferden, Kühen, Ochsen, Maulthieren, Eseln, Schafen und Ziegen, überdieß noch einer schöne Race von Hunden. Wenn nun auch ihre Weiden dem Schah, den Prinzen und andern großen Herren des Landes offen stehen, so kann man diese doch ihr Eigenthum nennen, in so fern sie die Freiheit haben auf denselben herumzuziehen, wenn sie nicht durch einen besondern Kurut (Verbot) daran verhindert sind.

Von den Weiden, deren Ertrag dem Schah und den Prinzen bestimmt ist, wie Sultaniyeh, Odschan u. a., sind die Iliyats gänzlich ausgeschlossen, wenn sie nicht anders Erlaubniß bekommen gegen die Erlegung eines Theils ihres Viehzuchtertrags. So besuchte z. B. der Schah im Jahre 1815 Sultaniyeh nicht, und erlaubte dafür den Iliyats ihre Heerden dort zu weiden, unter der Bedingung, daß sie ihm 1000 Mans Raughan (haltbare Butter) lieferten.

Ihre Habe besteht in Zelten, Teppichen, Geräthschaften zum Nachtlager und Kochen, große Kessel, in denen sie den Raughan sieden, Felle, um die Butter und die saure Milch in dieselben zu schütten, überhaupt in den rohen Geräthen der Hirten. Ein großer Theil davon besteht in Packsätteln für Kamele, verzierten Reitsätteln für das Lieblingskamel, auch andern Schmuck in Korallen u. s. w. Bei den kurdischen Stämmen reiten die Weiber in Kajawehs (käfigartige Doppeltörde), auf jeder Seite des Kamels hängt ein solches Käfig, in welchem eine Frau Platz hat. Endlich haben sie Pferdesättel, Palans für die Maulthiere, und eine Art ebenes Polster für den Rücken der Ochsen, denen sie ihre Zeltgeräthe aufladen.

Ein Iliyat von mittlerer Wohlhabenheit besitzt 100 Schafe, 3 bis 4 Kamele, eben so viele Stuten, 10 Esel u. s. f., was ihm zusammen ein laufendes Einkommen von 40 bis 50 Tomans abwerfen kann. Hat einer 1000 Schafe, 30 Kamele, 20 Stuten u. s. f., so gilt er für reich. Ein Schaf gilt ungefähr 2 Piaster, ein Kamel 10, eine Stute 8, ein Esel 5. Ein solcher Besitz wirft ungefähr 400 Tomans ab. Dieser Ertrag wird gewonnen aus der Wolle und Milch der Schafe, den Haaren und dem Miethlohn der Kamele, den Füllen der Stuten und Esel, das Kamel wirft alle 2 Jahre einmal, die Stute jedes Jahr, auch das Schaf einmal. In einigen Theilen Persiens, besonders bei den Kurden, welche die besten Weiden haben, werfen die Schafe zweimal im Jahr. Dort gibt es reiche Perser, deren Besitz und Lebensart ganz an die alten Patriarchen erinnert. Ein solcher war Isa Khan von Turbet, dessen Besitz auf 160,000 Schafe, 10,000 Kamele, 6000 Stuten und anderes Vieh in demselben Verhältniß geschätzt wurde. Ein eben so reicher Mann war Achmed Khan von Maragah. Der Wali von Sehnah und andere Mehrere gehören auch darunter.

Das Erbe eines Iliyat wird unter den Kindern vertheilt nach muselmännischem Gesetz; die Söhne erhalten 2 Drittheile, die Töchter ein Drittheil, und außerdem noch die Kleider und Kostbarkeiten der Mutter.

Der Werth des Zeltes eines Iliyat beträgt ungefähr 6 bis 7 Tomans. Es ist aus Ziegenhaar gemacht, und besteht aus Tuchstücken von ungefähr 1¼ Fuß Breite, die von den Weibern gewoben werden. Alle Glieder der Familie, Männer, Weiber und Kinder spinnen Ziegenhaar, das man, wenn es nicht wirklich auf dem Webstuhle verwendet werden kann, zum Verkauf auf die Seite legt. Sie weben auf einem tragbaren Webstuhle, den sie auf die roheste, einfachste Art befestigen, der aber dem Zwecke, zu dem sie ihn brauchen, vollkommen entspricht. Dieß Tuch ist fest gewoben, undurchdringlich für den Regen und soll 20 Jahre ausdauern. Die Bedeckung eines Zeltes ist ungefähr 40 Fuß lang und 20 Fuß breit, es ruht auf einer Reihe von Pfählen; der Rücken und die Seite sind mit Rohrschilf an den Wandungen befestigt und in den Boden mit Pflöcken eingerammt. Die Zelte sind sehr roh, und zeigen nicht die geringste Bequemlichkeit. In Aderbeidschan und in den noch mehr nach Norden zu gelegenen, also regnigteren Gegenden, gibt es eine andere Art von Zelt, das sie den Turkomanen abgelernt haben. Es besteht aus verbundenen Bögen, und gleicht, wenn es offen ist, einem Käfig, welcher mit dicken Fellen überzogen ist und nur einen kleinen Eingang hat. Man nennt es Aladscheh; die Zelte von Ziegenhaar nennt man Kara Chader, oder schwarze Zelte.

Die Lager der Iliyats bestehen in der Regel 20 bis 50 Zelte, die sie ohne sonderliche Regelmäßigkeit aufschlagen. Man kann sie in Kreisform sehen, wie in geradliniger Richtung, und auf einem hellen Grunde sieht man sie deutlich wegen ihrer schwarzen Farbe; auf einem dunkeln Grunde sind sie kaum zu bemerken, besonders wenn sie von Bäumen beschattet sind. Die Zelte sind eng bei einander, die Lager aber, je nachdem Wasser und Gras sich findet, eine halbe bis eine Stunde von einander entfernt.

Die Iliyats leben hauptsächlich vom Ertrag ihrer Heerden, essen saure Milch, Käs, Getreidemus oder Buttermilch, und viel Raughan. Ihre jährlichen Aufgaben sind weit geringer als die der Städtebewohner; denn außer den Kleidungsstücken, Kupfergeräthschaften, Packsätteln und Zierrathen erzeugen sie alle ihre Bedürfnisse selbst. Sie machen selbst ihre Zelte und Wohnungen, weben selbst ihre Teppiche und Hängematten, schlagen selbst ihr Holz und brennen ihre eigenen Kohlen. Das Fleisch, das sie essen, ist eigenes Vieh, Käse und Butter sind gleichfalls selbst bereitet. Ihr Leben ist daher weit freier und behaglicher. Ihre Kleidung unterscheidet sich von der anderer Perser nur durch die ausnehmende Aermlichkeit. Man kann Leute, die einen großen Viehstand besitzen, in Gewändern sehen, die nur mühsam zusammenhalten, und in dieser nachlässigen Kleidung, ohne andern Schutz als die Zelte, halten sie, sammt Weibern und Kindern, die Strenge des Winters aus. Das bevorzugte Weib oder Kind besitzt an Schmuck der Kleidung, was nur irgend im Stamme zu finden ist, goldene Spangen, Halsbinden, silberne und goldene Zierrathen im Haare, häufig auch Halstücher, die mit durchbohrten Silbermünzen am Rande besetzt sind. Nicht selten trifft man auf alte Münzen, mit denen die Weiber und Kinder des Iliyats an Kopf und Hals behängt sind.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 3.)

Digitized by Google

№ 3.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

DEUTSCHE VIERTEL-JAHRSSCHRIFT.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Deutsche Viertel-Jahrsschrift.

Januar — März 1838.

gr. 8. Umschlag broschirt. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Inhalt: Was wir bezwecken. — Ueber alte und neue Handelswege nach der Westküste Amerika's, von Ed. Pöppig. — Die Steinkohlen-Gebilde, in naturgeschichtlicher und technischer Beziehung, von K. C. v. Leonhard. — Der Pauperismus, von Prof. Wülan zu Leipzig. — Die neue Gestaltung der deutschen Alterthumswissenschaften, von H. Leo. — Die litterarischen Zustände Belgiens von Dr. L. A. Warnkönig. — Heine's Schriften und Tendenz, von G. P. — Beiträge zur Lösung der jüdischen Frage, von M. — Auf welchem Standpunkt steht die vaterländische Geschichtsforschung, von W. M. — Ueber den Somnambulismus, von Prof. Fischer zu Basel. — Aphorismen über Kriegskunst, von Ritter Prokesch von Osten. — Ueber Diplomatie, von F. K.

Stuttgart und Tübingen, Januar 1838. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Neues Abonnement

auf die

achte Originalauflage

des

Conversations-Lexikons

in zwölf Bänden,

Durch alle Buchhandlungen in einzelnen Bänden zu 1 Rthlr. 8 gr. zu beziehen.

Ungeachtet der allgemein als äußerst billig anerkannten Preise des Conversations-Lexikons wird doch Manchem eine monatliche Empfangnahme der einzelnen Bände, zu dem Preise von 1 Rthlr. 8 gr., 2 Rthlrn. und 3 Rthlrn., für die Ausgabe auf Druck-, Schreib- und Velinpapier, willkommen seyn, wodurch der Betrag auf ein ganzes Jahr sich vertheilt. Sollte Jemand noch längere oder kürzere Termine der Ausgabe wünschen, so ist jede Buchhandlung in den Stand gesetzt, auch diese zu gewähren, und es kann zu jeder Zeit dieses Abonnement begonnen werden. Jedenfalls kann ich mit Bestimmtheit die regelmäßige Ablieferung der Bände versprechen, da das ganze Werk fertig ist und fortwährend vollständige Exemplare zu dem Subscriptionspreise von 16 Rthlrn. auf Druckpapier, 24 Rthlrn. auf Schreibpapier und 36 Rthlrn. auf Velinpapier zu erhalten sind.

Die allgemeine Anerkennung, welche auch dieser achten verbesserten, vermehrten und bis auf die neueste Zeit fortgeführten Originalauflage des Conversations-Lexikons zu Theil geworden ist, überhebt mich aller Anpreisungen, aller Hervorhebung vor ähnlichen Erscheinungen und zahllosen Nachahmungen.

Leipzig, im October 1837.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Würtembergische Jahrbücher

für

vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie.

Herausgegeben von

J. G. D. Memminger.

Jahrgang 1836. Zweites Heft.

Subscriptionspreis 1 fl. 12 kr. — Ladenpreis 1 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt: Chronik. Staatsverwaltung. Kriegswesen 1836. Finanzverwaltung von 1857—1836. Bevölkerung des Königreiches am 15 Dec. 1836. — Abhandlungen. Aufsätze und Nachrichten. Die Herren und Grafen von Haigerloch, sammt den Stadtrechten von Haigerloch, und der Urkunde über den Verkauf der Grafschaft Hohenberg an das österreichische Haus. (Ein Beitrag zur Geschichte der alten Grafschaft Hohenberg.) Mergentheim und seine Umgebung in topographischer und geognostischer Hinsicht. Beschreibung des Pfarrdorfes Hermaringen. Ueberreste einer alten Kirche zu Unterrieringen. Beschrieben von Tr.... Der Bau der Frauenkirche zu Eßlingen und die Familie Böblinger. Nach Originalurkunden des Stadt- und Spital-Archivs. — Die Germanischen Grabhügel in der Gegend von Blaubeuren. Mit Berücksichtigung der Nachrichten des Tacitus über Deutschland. Hundert Paragraphen über Schwaben überhaupt und Würtemberg insbesondere. Würtembergische Litteratur 1836.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Bei Gelegenheit der vor einiger Zeit in Berlin erschienenen:

Jean Paul Fr. Richter's

sämmtliche Schriften in 60 Bändchen

bringen wir in Erinnerung, das folgende Schriften von demselben Verfasser in unserm Verlag erschienen und durch alle Buchhandlungen um die nachgesetzten sehr wohlfeilen Preise zu beziehen sind:

Richter, J. P. F., Dämmerungen für Deutschland. 8. 1809. 36 kr. od. 8 gr.

— — **Ueber die deutschen Doppelwörter; eine grammatische Untersuchung in zwölf alten Briefen und zwölf neuen Postscripten.** 8. 1820. 36 kr. od. 8 gr.

— — **Politische Fastenpredigten während Deutschlands Marterwoche.** 8. 1817. 36 kr. oder 8 gr.

— — **Freiheitsbüchlein oder dessen verbotene Zueignung an den regierenden Herzog August von Sachsen-Gotha, dessen Briefwechsel mit ihm, und die Abhandlung über die Preßfreiheit.** 8. 1805. 24 kr. oder 6 gr.

— — **Herbstblumen, oder gesammelte Werkchen aus Zeitschriften.** 3 Bändchen. 8. 1810—20. 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 gr.

— — **Levana oder Erziehlehre.** 3 Theile. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage mit Ergänzungsblatt. 8. 1814—17. 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gr.

— — **Mars und Phöbus. Thronwechsel im Jahr 1814. Eine scherzhafte Flugschrift.** 8. 1814. 12 kr. oder 4 gr.

— — **Museum.** 8. 1814. 45 kr. od. 10 gr.

— — **Selina oder über die Unsterblichkeit.** 8. 1827. Herabgesetzter Preis. 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gr.

Richter, Vorschule der Aesthetik nebst einigen Vorlesungen in Leipzig über die Parteien der Zeit. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 1813. 3 Thle. Herabgesetzter Preis 5 fl. oder 3 Rthlr.

☞ **Wer diese zehn Schriften zusammen nimmt, erhält sie um den äußerst billigen Preis von 10 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 12 gr., wozu wir unsere Collegen in Stand setzen werden.**

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.
Stuttgart und Tübingen.

Nachricht an die geehrten Subscribenten und Pränumeranten

von

Jean Paul.

Das Schönste und Gediegenste

aus

seinen verschiedenen Schriften und Aufsätzen, nebst dessen Leben, Charakteristik und Bildniß.

Ausgewählt, gesammelt und geordnet.

Mit einem Vorbericht

von

Conz.

Angefangen von A. Gebauer,
fortgesetzt von Andern.

Mit dem 12ten Bändchen ist, da das 11te anfangs d. J. erschien, nun dieser ausgewählte Auszug beendet. Keinen frühern Interessenten wird es gereuen, sich auch dieses, herausgegeben von Dr. H. Rumsen, anzuschaffen, da Jean Paul hierin in den „Flegeljahren" und Dr. „Katzenbergers Badereise" bei den interessantesten, scherzhaftesten Darstellungen, den reichsten Schatz des verschiedenartigsten Wissens entwickelt, während er im 11ten Band in der „Selina oder über die Unsterblichkeit," und in „Graf Lismore" das Gemüth innig ergreift, was er auch im 10ten in „Fibels Leben" bewirkt, in den „Palingenesien" wieder erheitert und in den „Blumen-, Frucht und Dornenstücken," so wie in den „Miscellen" alle Saiten des menschlichen Herzens anschlägt und im Unterhalten belehrt.

Wer die Fortsetzung vom 7ten oder 8ten Band an noch vor der Ostermesse gegen baar nimmt, erhält sie um einen Band billiger. Da die ersten 2 Bände der ord. Ausgabe, (lster fehlt auch bei franz. Pap.) neu gedruckt den Interessenten nachgeliefert werden, gelten noch folgende:

Subscriptions-Preise für jeden Band:	Pränumer.-Preis für das Ganze von 12 Bdn.:
I. Ausgabe in Octav:	
1) Velinp. 1 Rthlr.	10 Rthlr.
2) Schreibp. 18 gr.	7 Rthlr. 12 gr.
II. Ausgabe in Sedez:	
3) franz. P. 16 gr.	8 Rthlr. 16 gr.
4) Druckpap. 12 gr.	5 Rthlr.

Man kann nach und nach, je 2 oder 3 Bände zusammen, entnehmen, zahlt aber den zwölften voraus.

Ernst Kleins litter. Comptoir in Leipzig.

Von der Unterzeichneten wird demnächst versandt werden:

Reden und Vorträge
über
Gegenstände aus dem Gebiete
der
Naturforschung
von
Karl Fr. Ph. v. Martius.

8. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Inhalt: Reden zu Linne's Gedächtniß. — Ueber den philosophischen Gedanken in Linne's Werken. — Aus Linne's Rede vor dem Könige von Schweden. — Die Stufenalter des Menschenlebens. — Vom magischen Einflusse der Natur auf den Menschen. — Die Leiden und Freuden des Naturforschers. — Linne'sche Lieder und Litanei. — Vier Vorträge über die Metamorphose der Pflanzen. — Die Seele der Pflanzen. — Die Unsterblichkeit der Pflanze. — Die Anforderung der Zeit an den Naturforscher.

Der Hr. Verfasser behandelt hier mehrere Gegenstände von hohem allgemeinem Interesse. Seiner Darstellung liegt überall eine begeistigende Ansicht von der Natur zum Grunde, und er sucht die Beziehungen zwischen der physischen und moralischen Welt hervorzuheben.

Der Erlös des Werkchens ist für die Unterstützung von Waisen an der Cholera Verstorbener bestimmt.

Stuttgart u. Tübingen, Nov. 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Resultate
der Sittengeschichte.
IV.
Politie oder der Staaten Verfassungen.

Zweite Auflage.

Mon metier et mon art c'est vivre.
Montaigne.

Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 6 gr.

Inhalt. Nur diese drei Elemente sind denkbar. Ihre Vortheile und Nachtheile. Die Anerkenntnisse der Widersacher. Die Idee der Mischung, und wie sie gleichsam in der Natur liegt. Die Schwierigkeit richtiger Proportionen. Die Eigenschaften der Gewalt und ihre Abarten; bis zum Weltstürmer und zur Tendenz nach Universalmonarchie, Hemmung und Widerspruch. Die Rede und das Schweigen. Despotism; seine Bezichtigungen und seine Strafen. Die Gegenmittel. Theokratie. Irdischere Einrichtungen. Die Trennung und Minderung der Königsrechte auf dreierlei Wegen; durch Abkürzung, Halbirung, Bedingung. Aegypten. Das hohe Priesterthum. Der Großrichter. Der Congreßfeldherr. Der Schatzmeister. Capitulationen. Das doppelte Königthum. Triumvirate, Septemvirate, Decemvirn. Der Könige Staatenbund in Aegypten, in Schweden und in England. Die Fürstenkönige. die Heptarchie. Deutschland. — Der Bundesstaat. Die Amphiktyonen. Der achäische und ätolische Bund. Sparta. Carthago. Rom. Der Wilde. Der Germane, einheimisch und auf fremdem, erobertem Boden. Alfred und die Sachsen. — — Die Systeme und leitenden Ideen politischer Weltweisen. Aristoteles. Cicero. Montesquieu. Rousseau. Großbritannien. Die Krone. Das Ministerium. Das Oberhaus. Das Unterhaus. Opposition. Beredsamkeit. Die unbedingten, die bedingten und die schädlichen Theile der brittischen Verfassung. Der ungünstige Schein unserer Zeit. Frankreich. Nordamerika. Südamerika. Die Reise. Der Einwand. Die natürlichen Rechte und die Hoheit des Verstandes. Die Eigenheiten und Nachtheile unserer friedlichen Zeit. Der Schluß.

Stuttgart u. Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

MUSEE FRANÇAIS.

Choix de littérature tiré des meilleurs auteurs tant anciens que modernes

par

O. L. B. Wolff et C. Schütz.

3me année (volume).

Preis für den Jahrgang von 52 Bogen 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr. rhein., halbjährig 1 Thlr.

THE BRITISH MUSEUM

A choice selection from the most celebrated authors, both ancient and modern. Volume II. (Zweiter Jahrgang.)

Preis für den Jahrgang von 52 Bogen 2⅔ Thlr. oder 4 fl. 48 kr. rhein., halbjährig 1⅓ Thlr.

Der Zweck dieser Sammlungen kann jetzt als ziemlich bekannt vorausgesetzt werden. Man wird fortwährend bestrebt seyn, ihnen den Beifall des Publicums zu erhalten, und auch fernerhin nur dasjenige in dieselben aufnehmen, was seinen Werth auch für die Zukunft behält, so daß diese Bände gleichsam die Quintessenz der französischen und englischen Litteratur enthalten, und wohl den Namen einer kleinen classischen Bibliothek ansprechen dürfen.

Uebrigens findet man in allen Buchhandlungen Exemplare beider Museums zur Ansicht vorräthig, aus deren Durchsicht man sich überzeugen kann, in wie fern die Redaction das vorgesteckte Ziel erreicht hat.

Es erscheint von beiden Zeitschriften wöchentlich 1 Nummer; alle 4 Wochen werden 4 Nummern auf Einmal versandt. — Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an, und an Orten, wo keine Buchhandlungen sind, alle Postämter, die beide Zeitschriften ohne Preiserhöhung liefern.

Complete Exemplare des ersten und zweiten Jahrgangs des Musée franç. und des ersten Jahrg. des British Museum sauber achefter, sind zu den angegebenen Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen, und empfehlen sich besonders zu Geburts- und Weihnachtsgeschenken.

Bielefeld, im Januar 1838.

Velhagen & Klasing.

Preisherabsetzung.

Ich habe den dritten Jahrgang vom

Sonntags - Magazin,

der 48 Nummern mit vielen Abbildungen enthält, von 1 Thlr. 8 Gr. **auf 16 Gr. ermäßigt**, so daß nun die erschienenen drei Jahrgänge von 1834, 1835 und 1836 zusammen nur 2 Thlr. kosten. Den zahlreichen Käufern des ersten und zweiten Jahrganas ist damit Gelegenheit gegeben, sich durch den Ankauf des dritten Jahrgangs das Sonntags-Magazin auf das billigste zu vervollständigen.

Durch alle Buchhandlungen sind vollständige Exemplare sowohl, als einzelne Jahrgänge zu beziehen. Ebenso sind noch fortwährend zu dem **herabgesetzten Preise von 16 Gr.** Exemplare des allgemein beliebten

National = Magazins,

25 Nummern mit vielen Abbildungen, zu erhalten. — Leipzig, im October 1837.

F. A. Brockhaus.

LENAU'S GEDICHTE.

Dritte Auflage (mit dem Bilde des Verfassers).

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

NICOLAUS LENAU.

Dritte mit dem in Stahl gestochenen Bildnisse des Verfassers geschmückte Auflage.

Velinpapier, broschirt. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Vor fünf Jahren erschienen zum Erstenmal die Gedichte des unter dem Namen Nicolaus Lenau ungewöhnlich schnell bekannt gewordenen Dichters. Sie fanden unbedingt allgemeine Anerkennung, und Jeder begrüßte den Dichter als einen unsern größten Dichtergeistern Ebenbürtigen. Hier haben wir nun bereits die Freude, von diesen Gedichten voll ächter Romantik, Innigkeit, Zartheit, Tiefe, Glut und Glanz der Phantasie eine dritte, mit dem Bildnisse des Verfassers geschmückte Auflage anzubieten. Jeden Freund des Schönen wird der Reichthum und das reine Streben des edeln Geistes überraschen, welcher — fern von jeder Nachahmung — in eigener ächter Urkräftigkeit seine Schöpfungen vollendet.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Für Oekonomen, Gartenbesitzer etc

So eben erschienen:

Vertilgung

der

Insecten und Würmer.

Eine

Sammlung von Mitteln zur Vertilgung und Ausrottung der Ameisen, Bienen, Bremsen, Engerlinge, Erd- und anderer Flöhe, Erd- und anderer Maden, Fliegen, Hausgrillen, Hornissen, Käfer, Läuse aller Arten, Maikäfer, Motten, Mücken, Ohrwürmer, Pfeifer, aller Arten Raupen, Schwaben, Schnecken, Wanzen, Wespen, aller Arten Würmer u. s. w. Durch oftmalige Anwendung bewährt befunden und nach langjähriger Erfahrung

herausgegeben von

C. Baldenhausen,

(Kunstgärtner.)

2½ Bogen in 8. brosch. 6 gr.

Nur die besten bisher durch Erfahrung bewährten Mittel werden hierin, und zwar in einem, bei solchen Büchern bisher nicht gewöhnlichen anständigen Gewande Geboten.

Kurze und faßliche Belehrung über den wichtigen und vortheilhaften

Runkelrüben-Bau

und die

Fabrication des Runkelrübenzuckers.

Nach

den besten französischen und deutschen Quellen für Landwirthe, Gärtner und Zuckerfabricanten herausgegeben

von

Dr. Dietrich.

Zweites Heft. Fabrication des Runkelrübenzuckers im Großen und Kleinen, nebst der Bereitung des Syrups zum Hausbedarf.

Mit Abbild. 4 B. in 8. br. 6 gr.

Der Beifall, welchen das erste Heft (Anbau der Rüben mit 1 Tafel Abbildungen der neuesten Ackergeräthe 6 gr.) erhielt, veranlaßte das Erscheinen dieses 2ten Heftes, das noch interessante Nachträge enthält, und worin hinsichtlich der Fabrication besonders auch auf kleinere Oekonomien Rücksicht genommen ist.

Mittel,

das

Kalben der Kühe

bei Tage zu bewirken.

Höchst wichtig als Verhütungsmittel vieler Feuersbrünste auf dem Lande. 6 gr.

Die

Unpäßlichkeiten der Damen,

ihre bequemste und leichteste Heilung.

Von

Dr. C. Lenz.

8 B. gr. 12. geh. 16 gr.

In gefälliger Sprache tröstet und berathet der Verfasser hierin das zarte Geschlecht über die Leiden des Körpers und erheitert ihr Gemüth dabei; nöthigt sie auch keineswegs zur Entsagung aller Freuden oder zu bitterböse Arzneien, sondern weiset die Hülfe in einfachen, ja angenehmen Mitteln oft sogar vom Tendis

Digitized by Google

ter) nach. Durch geschmackvolle Ausstattung empfiehlt sich dieses Büchlein auch als nützliches Geschenk.

Ernst Kleins litter. Comptoir in **Leipzig.**

In der Unterzeichneten ist erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Französischer
Zoll-Tarif.

Nach den ältern Zollverordnungen und den während der Republik, dem Kaiserreiche, der Restauration und der jetzigen Regierung erschienenen Gesezen, mit Inbegriff des jüngsten von 1836 bearbeitet und in alphabetische Ordnung gebracht

von

L. E. F. Steinheil.

gr. 8. in Umschlag broschirt. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

In obigem Tarife sind alle Waaren, die bei der Ein- und Ausfuhr an den französischen Gränzen vorkommen können, in alphabetischer Ordnung aufgestellt, und hat der Hr. Verf. selbst die Mühe sich nicht verdrießen lassen, sie unter den verschiedenen Benennungen, unter denen sie in diesen oder jenen Gegenden mehr bekannt sind, einzuschreiben, ohne, wie dieß in den meisten Werken dieser Art der Fall ist, von einer Benennung auf die andere hinzuweisen, wodurch der Suchende viele Zeit und oft selbst die Geduld verliert, besonders wenn die Gesetze so dunkel sind, daß nur der Geübtere sie durch vorhergegangene erklären, und die zu verzollende Waare unter ihre eigentliche Rubrik bringen kann.

Auch der Ungeübteste wird den Zollsatz jeder vorkommenden Waare in eben so kurzer Zeit und mit gleicher Leichtigkeit als ein Wort in einem Lexikon finden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Ritter Harolds
Pilgerfahrt.

Aus dem Englischen
des
Lord Byron.

Im Versmaß des Originals übersezt

von

Zedlitz.

Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Von J. Ch. von Zedlitz sind in unserm Verlag neu erschienen:

Gedichte.

8. Velinpapier. Preis 3 fl. oder 2 Rthlr.

Dramatische Schriften.

11—12 Bd. 8. Velinpapier. 10 fl. oder 6 Rthlr. 8 gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Obiges ist vorräthig in der literarisch-artistischen Anstalt in München.

So eben ist erschienen, und liegen in allen Kunst- und Buchhandlungen Deutschlands Probeblätter zur Ansicht aus:

SCHILLERS DENKMAL

von

THORWALDSEN,

gezeichnet von **Giulielmi** in Rom, lithographirt von **Fr. Hanfstängl** in Dresden.

2 Blätter in Folio.

(*I. Blatt die Statue, II. Blatt die drei Basreliefs.*)

Preis für beide Blätter:

auf französischem Kupferdruckpapier 1½ Rthlr.
auf chinesischem Papier . . 2 Rthlr.

Die von **Thorwaldsen** selbst corrigirte Zeichnung ist nach dessen eigenem Urtheil ausserordentlich gelungen, und die Lithographie ist so schön ausgefallen, daß auch der eigensinnigste Kunstkenner befriedigt seyn wird. So wie die Auflage bis auf 500 Exemplare vergriffen ist, hört der sehr billige Preis auf, und tritt ein erhöhter Preis von 2 Rthlrn. und 2½ Rthlrn. ein.

Glogau und Leipzig, im December 1837.

C. Flemming.

Botanik,

für Freunde und Kenner derselben!!

Vollständig in drei Bänden, als classisch von allen Botanikern anerkannt, sowohl für den Botaniker von Fach, auch als für den Freund der Botanik unentbehrlich, kann die dritte Auflage von

J. C. MOESSLER'S
Handbuch der Gewächskunde.

Dritte Auflage
herausgegeben, vermehrt und verbessert
von
Dr. J. C. L. Reichenbach.

gr. 8. 3 Bände. Altona. Hammerich. 6⅔ Rthlr.

nicht **dringend genug** empfohlen werden.

Dieses sichere, **zuverlässige** Handbuch, hat bereits beim Studium der Gewächskunde sich als **höchst praktisch** bewährt, was wohl nichts besser beweist, als die **allgemeine** Verbreitung desselben, wodurch es auch möglich wird, einen so **billigen** Preis zu stellen.

Sämmtliche solide Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz ꝛc. haben dieses gediegene Werk stets vorräthig.

Für Lese-Cabinette, Museen und Leihbibliotheken.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Litterarische
Bilder aus Rußland.

Herausgegeben von

H. Koenig.

Mit den Bildnissen von Derschawin und Puschkin.

8. Velinpapier in Umschlag brochirt. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Inhalt: **Vorwort. Anfänge. Kirchliche Schriftsteller:** Dimitry der Heilige. Theophan Prokopowitsch. Georgy Konissky. Platon. Philareth. Innokenty. **Aeltere weltliche Schriftsteller:** Fürst Kantemir. Lomonossow. Derschawin. Nowikow. **Moderner Styl:** Karamsin und Dmitriew. **Fabeldichter:** Chemnitzer. Kritow. **Lustspieldichter:** von Wisin. Kapnist. Grivojedow. **Erste Dichtergruppe:** Shukowsky. Batüschkow. Fürst Wäsemsky. **Zweite Dichtergruppe:** Alexander Puschkin. Paratinsky. Baron Delwig. Jasikow. **Dritte Dichtergruppe:** Wenewitinow. Chomäkow. Benedictow **Novellisten:** Martinsky. Fürst Odojewsky. Gogol. Pawlow. **Neueste Dramatiker:** Fürst Schachowsky. Sagoskin. Kukolnik. **Kritiker:** Merslakow. Schewirew. Katschenowsky. Pogodin. **Journalisten:** Polewoy. Gretsch. Bulgarin. Senkowsky. **Ueberblick und Aussicht.**

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Digitized by Google

Nr. 59.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Februar 1838.

Skizzen aus der Krim.

(Schluß.)

Des Reisens in der Steppe herzlich müde, kam ich zu Perekop an, wo ich wegen der furchtbaren Hitze einige Tage bleiben mußte. Es ist dieß der elendeste Ort, den man sich denken kann, und obwohl der Hauptort eines Districts, enthält er doch nur einige Häuser russischer Beamten, welche hier die Salzwerke der Regierung beaufsichtigen. Ich ergreife darum die Gelegenheit, noch einige Details über die Bewohner der Krim mitzutheilen.

Bei dem erwähnten Zustande des Landes ist der Bewohner fast lediglich auf ein Hirtenleben angewiesen, Heerden sind sein Reichthum, namentlich Pferde, die wegen ihrer vorzüglichen Eigenschaften und ihrer Ausdauer in den umliegenden Ländern sehr geschätzt sind. Der Handel damit ist ganz in den Händen der Juden, welche dieselben nach Polen, Ungarn und allen Theilen von Altrußland verführen. Ein Pferd, das man in der Steppe um sechzig Rubel (etwa 30 fl.) kauft, gilt in den genannten Ländern das Dreifache; zu ihrem Einfangen auf den unermeßlichen Ebenen braucht man den Lasso. Mit diesen Steppenpferden kann man zwölf Stunden weit und darüber reiten, ohne anzuhalten, und nach einer solchen Strapaze ist dürres Steppengras und schlechtes Wasser seine einzige Labung.

Das Pferd ist für den Nogaier Alles; er trinkt die Milch der Stuten, woraus auch ein geistiges Getränk abgezogen wird, und Pferdefleisch ist nach dem Kamelfleisch seine liebste Speise. Der Nogaier verachtet gleich den übrigen Tataren den Ackerbau, und betrachtet ihn als eine der freien Söhne Ismaels unwürdige Beschäftigung; trotz Allem, was die russische Regierung gethan hat, um dieses Vorurtheil zu bezwingen, zieht er doch immer das Wanderleben seiner Väter vor, und wenn er die ungeheure Steppe überblickt, rollt sein Auge wild, er schlägt auf seine Brust und ruft: „All dieß Land gehörte uns; hier lebten wir mit unsern Heerden, frei wie der Vogel in der Luft, jetzt sind wir Sklaven des Giaur und zu Boden getreten von den Kosaken!“

Die nomadischen Sitten der Tataren, deren Vieh noch immer frei umherwandert, nur von einem Hirten bewacht, der von den Bewohnern jedes Dorfs bezahlt wird, sind ihren Nachbarn, den Colonisten, nicht sehr angenehm, da diese nur durch eine aufgeworfene Furche von ihnen getrennt sind; diese wird von dem Vieh unaufhörlich überschritten, und dieses darum gepfändet, was zu ewigen Streitigkeiten Anlaß gibt. Uebrigens ist der russische Soldat, namentlich der Kosak, ausnehmend übermüthig, plündert Freunde und Feinde auf dem Marsch, und die Einwohner müssen ihm ohne Bezahlung Unterhalt für ihn und sein Pferd liefern. Die Tataren wurden einmal durch wiederholte Kränkungen, denen sie von ihren Nachbarn ausgesetzt waren, so in Verzweiflung gebracht, daß sie in Masse aufstanden, und eine Menge Colonisten ermordeten. Die Deutschen, bekannt wegen Unhöflichkeit und Knickerei, waren hauptsächlich der Gegenstand ihrer Feindseligkeit. Vor diesem Ereigniß durften die Tataren noch Seitengewehre tragen, jetzt aber ist dieses Vorrecht auf den Adel beschränkt, und dadurch sind sie viel friedlicher, zu furchtsam geworden, so daß die Erscheinung einer Kosakenabtheilung jetzt hinreicht, um das Verschließen jedes Hauses in einem Tatarendorfe zu bewirken.

In den Sitten und Gewohnheiten dieses Volks findet sich Vieles, was lebhaft an die alten Patriarchen erinnert. Ein Tatar muß, wie Jakob, dem Vater seiner Braut dienen, und dieser bemüht sich gleich Laban, diese Dienstzeit zu verlängern und den Preis je nach Umständen zu erhöhen. Das schwächere Geschlecht ist völlig das Eigenthum des stärkern: der Vater verkauft seine Tochter, und der Bruder die Schwester, denn die Mädchen gelten eben so gut für einen Theil der Erbschaft wie die Heerden, und werden eben so unter die Söhne vertheilt. Kinder werden bei den Tataren als ein großer Segen betrachtet, aber die Weiber sind keineswegs sehr fruchtbar, und gebären selten mehr als zwei oder drei Kinder. Dieß und die Nachlässigkeit der Mütter, welche den Tod vieler Kinder zur Folge hat, erzeugt trotz der Vielweiberei eine regelmäßige Abnahme in der Bevölkerung. Die Masern, die Pocken und der Durchfall richten furchtbare Verheerungen nicht nur unter den Kindern, sondern auch unter den alten Personen an; kaum Einer ist frei von Krätze, und die häufigen Wechselfieber raffen Tausende hinweg. Eine gewisse Krankheit, welche von der russischen Armee

Digitized by Google

bei der Eroberung eingeschleppt worden seyn soll, hat sich bei dem Mangel an aller medicinischen Behandlung mit andern Hautkrankheiten so verwoben und vermengt, daß eine besondere Krankheitsform entstanden ist, welche sehr allgemein seyn soll, und bis jetzt allen Versuchen, sie auszurotten, widerstand. Im Ganzen genommen, leben die Tataren in den Steppen nicht sehr lange, was nicht sowohl aus einem Fehler ihrer Constitution und ihrer Lebensart oder den oben erwähnten Krankheiten entspringt, sondern eine Folge der von dem Klima erzeugten Wechselfieber ist. Dieß geht aus dem Umstand hervor, daß die Gesundheit der Colonisten in gleicher Weise leidet.

Einer der schönsten Züge im Charakter des Nogaiers ist seine Gastfreundschaft: der Fremde, welchen Glaubens, oder aus welchem Lande er immer seyn mag, ist sicher, eine herzliche Aufnahme zu finden, wenn er nur kein Kosake ist. Sie führen für diese Sitte das Beispiel ihres großen Erzvaters Abraham an, und hoffen, gleich ihm Engel zu beherbergen; obwohl sie außerhalb ihres Hauses für Erzräuber gelten, so ist man doch, einmal bei ihnen aufgenommen, völlig sicher, und sie würden ihren Gast nöthigenfalls mit Lebensgefahr gegen Gewaltthat schützen.

Gleich allen asiatischen Völkern scheeren die Tataren den Kopf, mehr einer alten Sitte, als einer religiösen Vorschrift zufolge; auch geschieht es nicht, um den Kopf kühl zu halten, denn sie tragen stets zwei oder drei Kopfbedeckungen, und selbst im Sommer eine Mütze aus Lammfellen oder Pelzwerk. Ein schönes Haar wird von den Weibern sehr hoch geschätzt und von den Männern bewundert; darum wird auch alle Aufmerksamkeit darauf verwendet, das Wachsthum desselben zu befördern, und wenn ihnen die Farbe nicht gefällt, so verstehen sie es ganz vortrefflich, dieselbe nach ihrem Geschmack zu ändern. Die jungen Männer tragen bloß Schnurrbärte, und lassen den Bart vor dem vierzigsten Jahre nicht wachsen; ein recht tüchtiger Bart gilt für eine große Zierde, und da derjenige, welcher auf die Ehre Anspruch macht, einen vollen fließenden Bart zu tragen, ein musterhaftes Benehmen beobachten, in seinen Andachtsübungen sich eifrig erweisen und überhaupt als einen Mann von höherer Einsicht zeigen muß, so ist es nicht sehr häufig, den Bart lang wachsen zu lassen. Der Mann mit dem längsten Barte erhält nach tatarischer Sitte nach gemeinsamer Zustimmung den Ehrenplatz in der Gesellschaft, man sucht seinen Rath und unterwirft sich seiner Entscheidung: fehlt es ihm aber an Verstand und Erfahrung, so setzt er sich dem Gelächter und der Verachtung seiner Nachbarn aus, und es kann ihm gerathen, daß er bei einem vorkommenden Streite am Barte gezupft wird, der größte Schimpf, der einem Muselmann begegnen kann. Die russische Regierung hat sehr lobenswerther Weise Schulen in jeder Stadt und in jedem Dorfe errichtet; da dieselben aber in den Händen der Mullahs sind, deren einziger Zweck ist, das Volk in Unwissenheit, Fanatismus und Aberglauben zu erhalten, so haben sie noch nicht den gewünschten Einfluß auf das Volk geäußert. Die Sprache dieses Volks, welche sehr schwer zu erlernen ist, tönt hart und unangenehm, und ist dem Türkischen sehr nahe verwandt. Der Charakter der Tataren, namentlich der Nogaier, wird von ihren Nachbarn nicht sonderlich hoch geschätzt; vor der Eroberung ihres Landes durch die Russen galten sie für Leute die sich aus einem Morde sehr wenig machten, wenn er nur zu ihrem Zweck diente; jetzt aber ist der Mord glücklicherweise selten, und man kann diese Provinzen so sicher durchreisen, als die civilisirtesten Länder Europa's. Diebstahl aber, namentlich Pferdediebstahl, ist noch sehr häufig, und wird besonders gegen ihre Nachbarn, die Colonisten, zum Theil mit vieler Schlauheit geübt.

Rauchen ist für die Tataren und zwar für Männer, Weiber und Kinder unerläßlich; ihrer Sprache nach aber *rauchen* sie den Tabak nicht, sondern sie *trinken* ihn, und dieß ist auch nicht bloß ein figürlicher Ausdruck, denn während der größten Hitze und Anstrengung zieht der Tatar zur Stillung seines Durstes die Pfeife jedem andern auch noch so angenehmen Getränk vor, und selbst wenn er Hunger leidet, steht auch die schmackhafteste Nahrung immer noch dem Tabaksrauch nach. Anstatt des Kaffee's trinkt der Tatar der Steppe eine Art Thee, der sich an den Ufern des Don findet, statt mit Milch und Zucker aber versetzt er ihn mit Butter, Pfeffer und Salz; er gilt für sehr gesund, und nimmt in ihrer *Materia medica* einen vornehmen Rang ein.

Was auch die Bewohner der Krim bei der ersten Eroberung ihres Landes durch die Abscheulichkeiten Potemkins und seiner räuberischen Myrmidonen erduldet haben mögen, so muß man doch sagen, daß sie jetzt wenig Grund zu klagen haben; denn wenn auch die russische Herrschaft und russisches Gesetz überall vorwiegt, so werden doch alle bloßen Localangelegenheiten von ihren Aeltesten entschieden, und man mischt sich nur sehr wenig in ihre Nationalgebräuche und religiösen Angelegenheiten. Durch diese Art der Behandlung hat sich die Regierung die Zuneigung des Volks gewonnen, das freilich immer noch den Sultan als das geistliche Haupt seiner Kirche verehrt, aber keinen Wunsch hegt, in weltlichen Dingen ihm wieder unterworfen zu seyn, denn auf allen meinen Streifereien traf ich auch nicht einen einzigen Tatar, der nicht die russische Herrschaft der türkischen vorgezogen hätte. „Wir wissen jetzt," sagen sie, „genau, was wir an den Kaiser zu zahlen haben, aber die Heerden unserer Väter waren nie vor der Raubsucht des Pascha's sicher." Diese gerechte und milde Herrschaft dankt der Tatar hauptsächlich dem jetzigen Generalgouverneur, Grafen Woronzow, dessen Verwaltung sich durch Gerechtigkeit, Wohlwollen und Klugheit auszeichnet; der arme verachtete Sohn Ismaels, der früher von räuberischen Russen gepfändet und von Kosaken geplündert wurde, erhebt jetzt sein Haupt, gewiß, in ihm einen Beschützer und einen Richter zu finden, der seine Klagen nicht nur anhört, sondern ihnen auch abhilft.

Die endlosen Wüsten der Krim zu Pferde zu durchwandern, wo kein Baum und kein Busch Schatten verleiht, ist bei 30° R. eine Unternehmung, die selbst meine Salamanderconstitution nicht angenehm fand. Ich sah mich daher veranlaßt, mein Roß gegen einen Tatarenwadschar zu vertauschen, wobei die Neuheit des Fuhrwerks mich reizte, das von zwei tüchtigen Kamelen gezogen werden sollte. Meine Reisegefährten von Perekop nach Eupatoria waren ein Mullah und seine Frau, gutmüthige, artige

Digitized by Google

Leute, die keinen Widerwillen zeigten, mit einem Giaur in so enge Berührung zu kommen. Wir reisten die Nacht und den kühlen Theil des Tags hindurch, und der Rasen, über den wir hinrollten, glich den besten Straßen Englands. Städte und Dörfer gab es nicht, aber die freundlichen Hirten ermangelten nie, uns mit gestockter Milch, Rahm, frischen Eiern, Wassermelonen, Früchten und Honig zu versorgen; der letztere ist bei der Menge wilder Blumen, die überall auf der Steppe wachsen und den Bienen Nahrung geben, vortrefflich. Kurz, im Ganzen genommen war ich mit meiner Reise sehr zufrieden, und eben so mit meinen Reisegefährten, die freundlich in ihrem Benehmen und reinlich in ihren Gewohnheiten waren. "

Mit Ausnahme von Baktschi-Serai ist Eupatoria die am meisten charakteristische Tatarenstadt in der Krim, und war vor der russischen Eroberung auch eine der wichtigsten, da sie 20,000 Einwohner zählte; gegenwärtig ist sie auf 7000 reducirt, die, mit Ausnahme der russischen Behörden und einiger karaitischen Juden, sämmtlich Tataren sind. Die Stadt besitzt ein Lazareth, ein Zollhaus, mehrere schöne Moscheen und eine tatarische Universität. Die Bai ist groß, hinreichend tief, und bietet einen guten Ankergrund dar, ist aber, die Nord- und Nordostwinde ausgenommen, allen Winden ausgesetzt; der Handel ist darum auch sehr unbedeutend. Die Moschee von Dewlet Ghirei Khan, im J. 1552 erbaut, ist das herrlichste Gebäude dieser Art in der Krim; vor einigen Jahren aber stürzte ein Orkan ihre zierlichen Minarets herab, und da die armen Tataren nicht im Stande sind, sie wieder aufbauen zu lassen, so hat der Bau ein wunderliches Ansehen.

Eupatoria mit seinen engen Straßen, seinen zwischen hohen Mauern eingeschlossenen Häusern und seinen gleich einem Regiment Soldaten längs dem Ufer aufgestellten Windmühlen, ist eine der traurigsten Städte, die je einen Reisenden langweilten; die unmäßige Hitze und die öde Steppe ohne Baum und Busch lockten auch zu keiner Promenade, und doch mußte ich einige Tage hier bleiben, um das Dampfboot abzuwarten, das mich na Odessa bringen sollte.

Chronik der Reisen.

Capitän Alexanders Reise zu den Damaras.

Dieser Reisende, dessen Rückkehr nach London wir gemeldet haben, stattete in der geographischen Gesellschaft einen Bericht über seine Reise ab, aus dem wir Folgendes entheben. „Die Expedition brach am 10 September 1836 aus der Capstadt auf, zog nordwärts nach Clan William und der Lilienquelle, setzte am 25 Nov. über den Gariep, und machte an den Ufern des Hoomflusses bei einer Missionsstation, Nabers oder die warmen Bäder genannt, Halt. Hier war eine große Ebene, aus der sich schwarze konische Hügel auf 2 bis 300 Fuß über dem Meere erheben. Der Stamm der großen Namaquas lebt hier in fünfzig runden Hütten. Männer und Weiber sind schlanker, als man sie südwärts von dem Gariep sieht, aber sie haben dieselben hohen Backenknochen, kleine Augen und Nasen, und gelbe malayische Gesichtsfarbe. Auf unserm Zuge weiter gegen Norden kamen wir am westlichen Fuße der Unguma-Berge vorüber, betraten das Land der Damaras und zogen über die große Ebene des Kei-Kaap, nach dem Paß Kopumanas, oder Ochsenmaul, durch eine etwa 2000 Fuß hohe Bergkette, überschritten, nachdem wir furchtbar durch Durst und Hunger gelitten hatten, den Wendekreis und erreichten die Walfisch-Bai an der Westküste unter 22° 50′ S. B. am 19 April 1837, sieben Monate nach unserer Abreise aus der Capstadt, als die ersten Europäer, welche je diese Reise zu Land gemacht hatten. Nachdem wir hier 14 Tage geblieben, und vergebens uns bemüht hatten, weiter nordwärts vorzudringen, brachen wir am 5 Mai wieder auf, und wendeten uns ostwärts längs dem Ufer des Kooisip. Hier fanden wir eine neue Art Früchte, Naras, genannt, etwa von der Größe einer Pompelnuß, und mit Stacheln bedeckt; Schale und Samen glichen denen einer Melone, und hievon lebten wir; sie wächst auf einem dornigen, etwa vier Fuß hohen Busch ohne Blätter. Wir erreichten den Humaris oder Rothfluß, einen Zufluß des Kooisip, am 12 Mai; ostwärts dehnt sich hier eine Bergkette aus, Tomas oder Wildnißkette genannt. Hier gab es Rhinocerosse in Menge, und wir aßen das Fleisch, so wie auch das des Zebra, beide aber sind ranzig und unangenehm. Heuschrecken, geröstet und zwischen Steinen zerstoßen, waren manchmal unsere Nahrung. Wir zogen über die Ausläufer des großen Berg Tans (der Schirm), und erreichten ein hohes Tafelland, in dessen Felsschluchten viele Familien der Bergdamaras hausen. Weiter gegen Osten fanden wir vortreffliche Ebenen voll Gras und Bäume. Hier sahen wir zuerst die scheckigen Gnus, die von den als Straußen verkappten Buschmännern gefangen werden, so wie das schwarze und weiße Rhinoceros. Am 18 kamen wir nach dem Dorfe Neeis, deren Häuser aus Matten gebaut sind, und das 4200 Einwohner, Namaquas und Bergdamaras, zählt; es liegt in einer fruchtbaren Ebene am Ufer des Kei-Kurup. Hier wurden wir reichlich mit Allem versehen, und die Eingebornen belustigten uns zum Willkommen mit ihren Tänzen. Die Damaras bestehen aus zwei großen Stämmen, den Damaras der Ebenen, welche reich an Vieh sind, und gegen Norden und Osten vom Swakopflusse wohnen, und den Bergdamaras, welche sich vom Kooisip eine beträchtliche Strecke gegen Süden und Osten ausdehnen; beide Stämme sind Neger, haben schwarze Haut, wolliges Haar, kleine flache Nasen und dicke Lippen. Die erstern sprechen eine besondere Sprache, die letztern die der Namaquas. Von Neeis suchten wir umsonst gegen Norden oder Osten vorzudringen: die Damaras der Ebenen waren zum Kriege bereit, und ostwärts sagten sie, sey eine undurchdringliche Wüste, die selbst kein Eingeborner je durchzogen habe. So mußte ich also wieder gegen Süden umwenden, und am 31 Mai brachen wir in Gesellschaft des Häuptlings und vieler seiner Leute auf; 40 Meilen südwärts kamen wir durch ein schönes Thal mit einer herrlichen Aussicht auf Berge im Süden und zogen durch einen Wald. Das Gras in diesem Thale stand gleich dem Korn, und Perlhühner und Fasanen waren zahlreich. Dieses wohlbewässerte, wildreiche Thal wäre ein vorzüglicher Punkt für einen Missionsposten, und die Bewohner, namentlich die Weiber, baten uns auch, ihnen Lehrer zu schicken. Als wir weiter südwärts zogen, sahen wir eine Menge Giraffen, meist in Heerden zu einem Dutzend etwa, mit zwei Bendetten, die von einem Hügel herab die Gebüsche der Ebenen überfahen. Wir hatte jede thierische Nahrung gekostet, vom Löwen an bis zur Heuschrecke herab, zogen aber das Giraffenfleisch jedem andern vor. Wir gingen am 10 Junius über

Digitized by Google

den großen Fischfluß zurück, und stiegen in die Ebene Koanguip hinab. Als wir über Bethany hinaus waren, kamen wir aus dem Lande der Löwen in das der Leoparden, und erreichten durch ein heißes, unangenehmes Thal voll Skorpionen den Gariep, über den wir durch die Furt von Kunaruffy setzten, 50 Meilen von dem Meere. Am 1 August verließen wir die Ufer des Gariep, setzten über den Kowsie und betraten das Gebiet der Colonie; durchzogen dann den schönen District der 24 Flüsse, und erreichten die Capstadt am 21 September, ein Jahr und eilf Tage nach der Abreise aus derselben, und nachdem wir nahe an 4000 (engl.) Meilen zurückgelegt hatten.

Die Iliyats oder wandernden Stämme Persiens

(Schluß.)

Der Winter ist die Ruhezeit der Iliyats; dieß ist die Zeit, wo sich ihre Heerden nicht vermehren, und keine andere Pflege brauchen, als daß man sie auf die Weide führt. In diesen Zeiten helfen die Männer den Weibern Teppiche und Zelttuch weben oder Ziegenhaare spinnen. Beim Beginne des Frühlings erwacht Alles zur Thätigkeit. Die Schafe werfen; die Lämmer werden aufgezogen; dann kommt das Scheeren, das Melken der Heerden und alle die verschiedenen Zubereitungsarten der Milch. Dieß wird Alles von den Männern versehen. Die Weiber gehen auch nicht müßig, sie schlagen die Zelte auf und ab, wenn man auf dem Marsch ist, belasten und entlasten die zum Tragen bestimmten Thiere, warten der Kinder und des jungen Viehes, oder sie sitzen zusammen und spinnen, helfen Butter und saure Milch machen. Die Weiber treiben diese untergeordneten mechanischen Geschäfte; Kauf und Verkauf, alle die größern Interessen des Gemeinwesens sind Sache des Mannes.

Einen Monat nach dem Nauruzfest brechen sie ihre Winterlager ab (also einen Monat nachdem die Sonne in das Zeichen des Widders getreten ist), und ziehen gemächlich zwei bis drei Meilen des Tages zu dem Serhadd oder dem Gränzstein zwischen der kalten und warmen Region; dort bleiben sie ungefähr einen Monat stehen, und dann gehen sie weiter in ihr Yailak, wo sie während der Sommerhitze lagern, und wo sie ungefähr 70 Tage bleiben; dann kehren sie zum Serhadd zurück, wo sie wieder einen Monat bleiben, und zuletzt beziehen sie wieder ihre Kischlaks für den Winter. Viele richten sich bei ihren Bewegungen nach dem Aufgange der Gestirne; andere nach der Aussicht auf die Schneegebirge. Man stört sie nicht in ihrer Wanderung, und hie und da geben sie wohl den größern Gutsbesitzern in den Dorfschaften, die sie in ihrem Zuge berühren, ein Schaf oder etwas der Art. Der Boden, auf dem sie lagern, wird durch ihre Gegenwart verbessert, indem er durch die Düngung, die sie zurücklassen, kräftiger wird.

Alles berechnen sie nach Schafen; ihre Hirten bezahlen sie mit Schafen. In ihrem Verkehr untereinander, beim Einkauf von Ochsen u. s. f. zahlen sie mit Schafen. Ein Mann, der ihnen einen Hund getödtet hat, muß ihnen vier Schafe als Ersatz zahlen. In dem stehenden Verkehre zwischen den Dorfschaften handelt der persische Rayah nicht mit Geld, sondern mit Korn, Wolle, Stroh u. s. f. Drei Monate nach dem Nauruz trennen sie die Böcke von den Schafen, und füttern sie, bis sie mest (d. h. wörtlich: betrunken) sind. Im Beginne des Zeichens Mizan (die Wage) treiben sie dieselben unter die Heerden; die Schafe werden dann ungefähr gegen den Nauruz trächtig, und einige Iliyats feiern dieß mit Gesang, Musik und Schmaus. Das Scheeren geschieht zweimal im Jahr; das erstemal nach dem Nauruz, ungefähr am 20 Mai, und das zweitemal am Mizan. Sie geben von ihrer Wolle und andern Erzeugnissen ihrer Heerden, das man im Allgemeinen Kaschf nennt, den Armen ein Almosen. Zur Zeit der jungen Lämmer bereiten sie aus einem Theil der Milch Rahm, Kaimak, und frischen Käse, und senden sie ihren Freunden als Geschenk und Zeichen des wiederkehrenden Sommers. Ein Schafhirte hütet 500 Schafe, und wird mit Naturalien bezahlt, mit Wolle und Lämmern.

Nach dem bisher Gesagten ist deutlich, daß die Iliyats als roher Stoff für Truppen Wichtigkeit für den Staat haben können, dem sie angehören. Es sind Soldaten von Natur, aber wegen ihrer Clangewohnheiten schwer zu discipliniren. Die Stämme an der Gränze geben viel Anlaß zu Fehden und Krieg. Eine Hauptursache des Kriegs zwischen Persien und Rußland war, die Iliyats von Karadagh, Schekki u. s. w. unter die Botmäßigkeit des Schahs zurückzuführen. An den Gränzen gegen Rußland und die Türkei gehen noch immer dieselben heimlichen Wanderungen vor sich, wie sie schon Herodot von den nomadischen Scythen berichtet hat. Cyaxares erkannte so gut als Abbas Mirza ihren hohen Werth, denn er nahm die Flüchtlinge mit großer Freundlichkeit auf und gewährte ihnen viele Gunst. Eine der reichsten Quellen von Zänkereien zwischen den Türken und Persern sind die Kurden an der Gränze, die nach Laune und Vortheil von einem Land ins andere wandern. Eine gute Regierung würde sie ohne Zweifel zu friedlichen und arbeitsamen Gemeinden umschaffen können; so aber, wie die orientalischen Regierungen jetzt noch beschaffen sind, müssen diese von Nomaden bewohnten weitschichtigen Strecken Einöden bleiben, die sich nur für bewaffnete Hirten und gesetzlose Freibeuter eignen.

Literarische Nachrichten.

Professor Forbes schenkte neulich der asiatischen Gesellschaft in London einen handschriftlichen persischen Katalog, welcher die Titel mancher unbekannten oder verloren geglaubten Werke enthält, unter Anderem die Chronik Tabaris in der arabischen Ursprache und das Mustaphe Nameh, welches 104,000 Verse im Metrum des Schah Nameh enthält. Obgleich weder der Name, noch der Wohnort des Besitzers genannt ist, so hat man doch Ursache zu vermuthen, daß diese Bücher vor 40 oder 50 Jahren in der Bibliothek eines indischen Fürsten existirten; es findet sich nämlich der Titel „Seine Hoheit;" auch sind viele Bücher in Hindustani-Sprache und aus sehr neuer Zeit darunter. (Athenäum.)

*

Nach der Litterary Gazette ist die bekannte Tafel von Abydos jetzt nach England gelangt, und in dem englischen Museum niedergelegt worden.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 18** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Jonathan Wiser. — Sendschreiben von George Sand an Lerminier.** (Schluß.) — **Die zwei Geliebten.** (Schluß.)

In den Abonnementspreis dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat Februar.)

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Eilfter Jahrgang.

1838.

März.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1838.

☞ Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. Mit den Blättern zur Kunde der Litteratur des Auslands, wovon wöchentlich 2 bis 3 Nro. erscheinen, 20 fl. oder 11 Rthlr. 8 gr. — Sämmtliche respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Ausland

Deutsche Viertel-Jahrsschrift.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Inland

Deutsche Viertel-Jahrsschrift.

Januar — März 1838.

gr. 8. In Umschlag broschirt. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Inhalt: Was wir bezwecken. — Ueber alte und neue Handelswege nach der Westküste Amerika's, von **Ed. Pöppig.** — Die Steinkohlen-Gebilde, in naturgeschichtlicher und technischer Beziehung, von **K. C. v. Leonhard.** — Der Pauperismus, von Prof. **Bülau** zu Leipzig. — Die neue Gestaltung der deutschen Alterthumswissenschaften, von **H. Leo.** — Die litterarischen Zustände Belgiens, von **Dr. L. A. Warnkönig.** — Heine's Schriften und Tendenz, von **G. P.** — Beiträge zur Lösung der jüdischen Frage, v. **M.** — Auf welchem Standpunkt steht die vaterländische Geschichtsforschung, von **W. M.** — Ueber den Somnambulismus, von Prof. **Fischer** zu Basel. — Aphorismen über Kriegskunst, von Ritter **Prokesch von Osten.** — Ueber Diplomatie, von **F. K.**

Die Zahl der gebildeten Männer aus allen Classen, welche den Beruf und das Bedürfniß fühlen, sich über Alles, was die geistige Welt im Großen anregt, auf dem Laufenden zu erhalten, und die Stellung genau zu erkennen, welche das Wissen gegen das Leben nimmt, wächst immer mehr und mehr an. Je mehr sie in ihren besondern Fächern vorzuschreiten streben, desto nothwendiger fühlen sie das Bedürfniß einer fortwährenden Zuthat allgemeiner Bildung, welche sie über dem Täglichen erhalten soll. Für sie, die an Allem Theil nehmen möchten, was die Zeit bewegt, aber nicht Muße genug haben, was für sie wichtig ist in den gelehrten Zeitschriften zusammenzusuchen, oder nicht die Mittel, sich alles hieher Gehörige anzuschaffen, für sie zunächst soll durch die Viertel-Jahrsschrift gesorgt werden. Sie soll die Ergebnisse eifriger Forschung und gründlichen Denkens, auch für denjenigen, den das praktische Leben ganz in Anspruch nimmt, verständlich und nutzenbringend, die wohlerwogenen, leidenschaftlosen Urtheile eines geläuterten Geschmacks für einen weiteren Kreis denkender, strebender und lernbegieriger Geister zugänglich machen; kurz eine Verbindung zwischen dem einsamen Arbeitszimmer und den verschiedenartigen Lebenskreisen der nicht gelehrten Welt herstellen durch das Zusammenwirken einer größern Anzahl wohlmeinender, über die zu verfolgenden Zwecke einverstandener Männer. Strebend nach Ernst und Gründlichkeit, wird diese Zeitschrift — als Organ der Ueberzeugung und Wahrheit — hauptsächlich und durchweg es als ersten Zweck verfolgen, übersichtlich dem praktischen Leben näher zu bringen, was das Reich der Geister bewegt.

Mit wenig Worten:
zwischen dem praktischen Leben und der in der Litteratur für dasselbe liegenden Ausbeute will die Viertel-Jahrsschrift vermitteln.

Was sie zu erreichen wünscht, wäre also für den jeweiligen Standpunkt der verschiedenen geistigen Richtungen, eine Reihe von leading articles, nicht im Geiste eines Tagblatts, sondern in dem einer Viertel-Jahrsschrift übersichtlich aufgefaßt, und zwar mit sorgfältigerer Beachtung des Nothwendigen und Praktischen, mit reiflicher Erwägung dessen, was gerade an der Zeit ist, mit gänzlicher Entfernung der Leidenschaften des Tags, mit deutscher Unparteilichkeit und deutschem gutem Glauben, und mit dem ruhigen würdigen Tone, welcher der Wissenschaft ziemt, und welcher allein einer guten Sache frommen kann.

In diesem Sinne beizutragen zu der Viertel-Jahrsschrift, laden wir eben so angelegentlich als ehrerbietig alle diejenigen ein, welchen das Bedürfniß besonnen vorzuschreiten und die Nothwendigkeit vorschwebt, daß die Berufsgelehrten sich auch in Deutschland der praktischen Richtung und Bildung in dem Maaße nähern müssen, in welchem diese sich zum Wissen steigert.

Entsprechende Beiträge werden anständigst honorirt werden, und im Wege des Buchhandels, aus Norddeutschland über Leipzig durch Hrn. **L. H. Bösenberg** daselbst, aus Süddeutschland aber durch Beischluß unserer **litterar.-artistischen Anstalt** zu München, unserer **Verlags-Expedition** zu Augsburg, der **Stein**'schen Buchhandlung zu Nürnberg, der **Andreä**'schen Buchhandlung zu Frankfurt, oder directe durch den Postwagen, uns am besten zukommen.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Digitized by Google

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehende Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen Oktober 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexiko. 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow, jun., ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis P. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexikanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniss.

Größere Aufsätze.

Skizzen aus der Provinz Constantine. (Von Moriz Wagner.) 1. Hammam Meskutin oder die verfluchten Quellen. Nro. 60—62. 2. Der See Huzzara (Fezzara). Nro. 76—78. — Bemerkungen über Abyssinien in Bezug auf die Physiognomik der Landschaft. Nro. 60—62. — Die Finanzen der ostindischen Compagnie. Nro. 61. — Brasilianische Zustände. (Aus ungedruckten gesandtschaftlichen Berichten mitgetheilt). Litterarische Statistik. Nro. 62.63; brasilianische Kirche. Nro. 64; Freimaurerei und geheime Gesellschaften. Nro. 66; die Armee. Nro. 68. 69; die feudalen Institutionen. Nro. 70; die Marine. Nro. 73—75; die Sklaven. Nro. 78.79; die Jesuiten. Nro. 80—82; die Fremden. Nro. 81.83; öffentliche Arbeiten und Unternehmungen. Nro. 87.—Ein Beitrag zur natürlichen Beschreibung des Königreichs Neapel. 1. Allgemeine Uebersicht. Nro. 63.64; 2. Das Flußgebiet des Volturno. Nro. 65—67; 3. Das Flußgebiet des Liris oder Garigliano. Nro. 75.76. 4. Das Becken des Lago Fucino. Nro. 77. 5. Das Flußgebiet der Pescara. Nro. 79.80. 6. Die Flußgebiete in der Provinz Capitanata. Nro. 82.85. 7. Das Flußgebiet des Sele. Nro. 85. 8. Das Flußgebiet der Provinz Basilicata gegen das jonische Meer hin. Nro. 86. 9. Die Provinz Terra d'Otranto Nro. 88. 10. Das Flußgebiet in der Provinz Terra di Bari Nro. 89. 11. Das Flußgebiet des Crati, Neto und Corace. Nro. 90. 12. Die Südspitze des Königreichs vom Lamato und Corace an. ibid. — Die russischen Provinzen jenseits des Kaukasus. Einleitung. Nro. 63.64. Die Provinz Schirwan. Nr. 65—81. — Geschichte der Strumpfwirkerei und Bobbinetmanufactur in England. Nro. 65. — Ueber Malaria, namentlich in Westindien. Nro. 67.68. — Aufenthalt in Tanger und Tetuan. Nro. 69—75. — Tabaksverpachtung in Portugal. Nro. 71. — Handel der Tschuktschen nach Nordwestamerika. Nro. 72. — Ueber das Erdbeben. Nro. 74. — Ueber den Aufsatz im Ausland. Nro. 549. ff. v. J. „die Hochseen auf der Tatra der Karpathen." Nro. 81. — Die Grabhügel und Erdauswürfe im russischen Gouvernement Charkow. Nro. 83.84. — Die Denkmäler auf der Königsstraße zwischen Indien und Persien. Nro. 86—88. — Ein Besuch bei Ibrahim Pascha und Emir Beschir. Nro. 88. — Kara-Ally, der Räuber bei Kasan. Nro. 87—90. — Ueber das Alterthum der Medicin bei den Hindus. Nro. 89.

Chronik der Reisen.

Ausflug nach Neuorleans und in das Innere des Staats Louisiana i. J. 1854. Nro. 82—84.

Kleinere Mittheilungen.

Geologische Notizen; die Verzweigungen des Erdbebens in Siebenbürgen. Nro. 60; Rhinocerosknochen im Alluvium der Seine aufgefunden. ibid.; Bohrversuch in der Nähe von Calcutta. Nro. 66; Erdstöße in Spoleto. Nro. 67.78. Silberminen am Flusse Maulmain. ibid.; Nachrichten über das Erdbeben in Mexiko. Nro. 68. Erdstöße im südwestlichen Frankreich. Nro. 74. Ausbruch eines unterseeischen Vulcans. Nro. 79. Gebirgsformation um Teheran. Nro. 81. Erdbeben in Australien. Nro. 85. — Das Theater in Rio Janeiro. Nro. 61. — Kampf mit den Heuschrecken. Nro. 62. — Statistik der Spielhäuser in Paris. Nro. 64. — Münzenfund bei Narbonne. ibid. — Temperatur im nördlichen Afrika. ibid. — Wissenschaftliche Expedition nach Lappland und Spitzbergen. Nro. 66. — Englische Sinecuren in Indien. Nro. 67. — Nachrichten von dem Reisenden Schimper. Nro. 70. — Die sibirische Pest. Nro. 71. — Flucht der Sklaven aus den Vereinigten Staaten nach Obercanada. Nro. 73. — Nachrichten über die Papiere des Reisenden Davidson. Nro. 74. — Die Acten eines Hexenprocesses. Nro. 75. — Römische Straßen in Nordafrika. Nro. 76. — Historische Arbeiten in Italien. Nro. 78. — Sammlung slavischer Chroniken. Nro. 79. — Die Minen von Huantayaya. Nro. 80. — Gardners statistische Karte von Irland. ibid. — Thomsons Preisschrift über den Einfluß des Klima's auf die Gesundheit. ibid. — Zustand des Christenthums in China. Nro. 81. — Pfropfung von Kastanienreisern auf Eichenstämme. Nro. 82. — Preisaufgabe der Lyoner Akademie über die Geschichte der Seide. ibid. — Ueber den gefrornen Boden Sibiriens. Nro. 83. — Apparat zur Solidificirung des Torfs. Nro. 84. — Das menschliche Gebirn. Nro. 88. — Lebensdauer von Wurzelgewächsen. Nro. 89. — Mittel gegen den Scorpionenstich. Nro. 90.

☞ Die verehrlichen Buchhandlungen, welche die in ihrem resp. Verlag erscheinenden Schriften, sofern diese in den Bereich der „Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands" gehören: als Uebersetzungen neuer poetischer, philosophischer und religiöser Werke aus fremden Sprachen in diesen Blättern angezeigt und beurtheilt wünschen, werden gebeten, die Einsendung durch Buchhändler-Gelegenheit an Dr. G. Pfizer in Stuttgart zu machen.

Digitized by Google

Nr. 60.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 März 1838.

Skizzen aus der Provinz Constantine.

(Von Moriz Wagner.)

1. Hammam-Meskhutin oder die verfluchten Quellen.

Die Einnahme der alten Hauptstadt Numidiens durch die Franzosen und das längere Verweilen eines europäischen Heeres in dem Innern der merkwürdigen Provinz Constantine öffnete den Reisenden und Alterthumsforschern den Zutritt wieder in jene wenig bekannten, geheimnißvollen Gegenden, die seit Poiret und Desfontaines kein Europäer mehr durchwandert, und seit den Zeiten des brittischen Dr. Shaw keine Feder mehr beschrieben hat. Erstere drangen nicht so weit als der brittische Gelehrte in das Innere ein; sie kamen nur bis zu dem Städtchen Milah, welches in geringer Entfernung südwestlich von Constantine gelegen ist, und nahmen dann den Weg über Hamza nach Algier. Das Werk des Naturforschers Poiret über die Berberei hat nur ein streng wissenschaftliches Interesse, und selbst seine Forschungen über Geologie und Botanik dieser Länder beschränken sich hauptsächlich nur auf die Küstenpunkte Bona und La Calle. Er besah die Gegenden zwischen Bona und Constantine nur im Fluge, da er abhängig von den türkischen Officieren seiner Escorte war. Der berühmte Botaniker Desfontaines, welcher länger als Poiret in der Berberei verweilte, und gründlicher, als dieser geforscht hat, gab mit seiner „Flora Atlantica" das erste umfassende Werk über die Vegetation dieser Länder bis zu einer Entfernung von 30 Stunden von der Seeküste heraus. Er besuchte den Berg Dschurschura, die Ebene der Henanchas und die südlichen Gegenden von Stora und Budschia — Punkte, die uns heutiges Tages nicht mehr zugänglich sind. Leider aber war der botanische Eifer bei Desfontaines so vorherrschend, daß er über dem Pflanzensuchen die noch merkwürdigern menschlichen Wesen dort zu studiren vergaß. Er beobachtete wenig von den Sitten der Araber und Kabylen, oder war mit seinen Bemerkungen darüber nicht so mittheilsam, als mit der Beschreibung der Pflanzen. *) Es gibt nicht häufig Gelehrte, deren Reiseschilderungen zugleich ein allgemeines Interesse darbieten, und die, wie Humboldt und Schubert, die Kunst verstehen, mit ihren wissenschaftlichen Beobachtungen auch den Laien zu gefallen.

Shaw's Reisebeschreibung ist ungeachtet ihres Alters und ihrer Mängel, ungeachtet der manchmal schreienden Nachlässigkeit, die man öfters mit Recht dem Verfasser vorwirft, doch bis heute noch das umfassendste, anziehendste Werk, welches je über die Regentschaft geschrieben wurde. Wenn es aber dem heutigen Reisenden auch nicht vergönnt ist, wie dem Dr. Shaw, bis an den Berg Auras vorzudringen, so bieten dagegen die von den französischen Truppen besetzten Länderstrecken dem Forscher jetzt eine desto ruhigere, bequemere Arbeitsstätte. Die Ruinen von Cirta, Hippo regius, Anuna u. s. w. sind jetzt unendlich genauer bekannt und untersucht, als sie es von Peyssonel, Shaw und Andern waren. Calama, wo Shaw nicht verweilen konnte, wurde seit einem Jahre von denjenigen Officieren, welche die Monotonie des Lagerlebens durch einen wissenschaftlichen Zeitvertreib zu verschönern wissen, auf das sorgfältigste durchsucht, und viele interessante Inschriften sind von den dortigen Ruinen zu Tage gefördert worden. Mein letzter Aufenthalt in der Provinz Constantine verschaffte mir Gelegenheit, unter dem Schutze der französischen Bajonnette einige der merkwürdigsten Ruinen und angenehmsten Gegenden zu besuchen. Ich beginne diese Skizzen aus dem alten Numidien mit dem imposantesten Naturwunder des Atlasgebirges, den Quellen von Hammam-Meskhutin, deren Ruf weit unter den afrikanischen Völkern bis jenseits der Sahara verbreitet ist. Dieselben sind dem Rufe nach auch lange schon in Europa gekannt, obwohl sie keiner der frühern Reisenden selbst gesehen hatte.

Der Oberst Duvivier war von den französischen Militärs der erste, welcher auf seinem einsamen Sitze zu Ghelma, neugierig geworden durch die Erzählungen der Araber, sich zu einem Ausfluge nach Hammam-Meskhutin entschloß. Bezaubert von dem so fremdartigen Schauspiele der rauchenden Felsen und der pittoresken Natur, schrieb jener sonst marmorkalte Kriegsmann an den Marschall Clauzel einen enthusiastischen Bericht, mit dem er nicht wenig die Neugierde aller derer aufregte, die nicht

*) Hr. Dureau de la Malle in Paris kündigte vor kurzer Zeit die baldige Herausgabe der Manuscripte Desfontaines' über die Provinz Constantine an.

Digitized by Google

so glücklich, wie Duvivier, waren, die innern Mysterien des alten Atlas schauen zu können. Als die französische Armee im August 1837 bei Medschez-Hammar ein neues Lager bezog, welches ganz nahe bei den verfluchten Quellen lag, besuchte der General Damrémont dieselben in eigener Person, und war gleichfalls so sehr von dem, was er gesehen, überrascht, daß er die Quellen chemisch untersuchen zu lassen und bei den dortigen Ruinen Nachgrabungen zu veranstalten beschloß. Wie die meisten Maaßregeln Damrémonts, so blieb auch diese ohne Ausführung. Dem Dr. Labande wurde, als er mit seinen leeren Flaschen zu Medschez-Hammar ankam, die Escorte verweigert, und der mit den Nachgrabungen beauftragte Capitän Mangay hätte, um den Plan des Gouverneurs auszuführen, selbst zu Hacke und Schaufel greifen müssen, da man ihm keinen Soldaten zur Arbeit bewilligte. Am 28sten September machte der Herzog von Nemours mit einer zahlreichen Escorte einen Ausflug nach Hammam-Meskhutin. Ich war damals, den Abgang der Expeditionsarmee erwartend, zu Medschez-Hammar anwesend, und schloß mich mit einigen andern Mitgliedern der wissenschaftlichen Commission dem großen Militärgefolge des Herzogs an. Es hieß damals, Achmet Bey, der mit seinem Heere auf den Höhen des Ras-el-Alba lagerte, habe bei den Quellen ein Lazareth errichtet. Allein die Cavallerierecognoscirungen, die man nach den Gebirgen schickte, brachten bald die Nachricht, daß die ganze feindliche Armee auf dem Rückzuge nach Constantine begriffen sey. Der Weg nach Hammam-Meskhutin ist zu Pferde mühsam und schwierig. Bald ging es über steile Abgründe, wo das Steingerölle hinter dem Reiter herdonnerte, bald durch überragende Bäume und so dichte Gesträuche, daß man bei jedem Schritte fürchten mußte, an den Aesten angespießt zu bleiben. Die Quellen befinden sich in einem kleinen engen Bergthale voll schöner Pflanzen und Gebüsche. Das kochende Rauschen des großen Quellensturzes und die schwarzen aufwirbelnden Dampfwolken sind schon aus ziemlicher Ferne bemerkbar, aber ehe man den schönsten Anblick von Hammam-Meskhutin genießt, verweilt der verwunderte Blick auf den seltsamen pyramidenförmigen Felsenkegeln, die wie eine Masse isolirter arabischer Zelte aus dem platten Boden sich erheben. Die Farbe dieser Steinkegel ist, wie ihre Größe, verschieden, von dem dunkelsten Aschgrau bis fast zur Hellweiße des Schnees. Die kleinsten sind zwei bis drei Fuß hoch, die beträchtlichsten erreichen eine Höhe von fast zwanzig Fuß. Der Anblick der seltsamen Felsenfiguren, neben welchen allenthalben rauchende Dampfsäulen aus der Erde steigen, ist so gespenstig, das Phänomen scheint so übernatürlich, daß man in der ersten Ueberraschung sich beinahe versucht fühlt, der arabischen Sage über die Entstehung des Ortes Glauben beizumessen. Ein alter arabischer Scheikh, Aliben-Saadi, erzählte uns zu Ghelma diese alte Sage ungefähr mit folgenden Worten: *)

„Es lebte in dieser Gegend einst ein reicher und mächtiger Araber, welcher, für seine Schwester in strafbarer Leidenschaft entbrannt, kein anderes Mittel fand, dieselbe zu befriedigen, als mit dem Gegenstande seiner Liebe eine gesetzliche Heurath einzugehen. Die Religion aber und die Landessitten widersetzten sich dieser blutschänderischen Verbindung, und Kadis und Priester versagten lange ihre Einwilligung zu einem Acte, welchen Allah in der andern Welt mit so furchtbarer Strenge straft. Aber bestochen von dem Golde des reichen Mannes und eingeschüchtert von seinen Drohungen, ließen Kadi und Priester sich doch endlich überreden, den Heurathsvertrag zu schließen und in das Haus der neuen Eheleute sich zu begeben, um Theil am Fest und Schmaus zu nehmen. Die Volksmenge wollte eben so den Freuden der Hochzeit beiwohnen, und eilte herzu mit Trommeln und Pfeifen. In ungeheuren Kesseln kochte der Kuskusu, welcher ausgetheilt werden sollte an die Eingeladenen sowohl, als an die Vorübergehenden, die das Geräusch der Musik und der Geruch der Schüsseln herbeilockte; reizende Tänzerinnen entzückten bei Trommel und Cymbelnklang die Augen der Gäste durch ihre wollüstigen Pantomimen und Stellungen; eingewiegt in trunkene Lust und Fröhlichkeit war die ganze Gesellschaft, als Allah endlich, im gerechten Zorne über das gottlose Gelage, seinen Fluch schleuderte auf Eheleute, Kadi, Marabut und Volk. Die hauptsächlichsten Personen des Festes, so wie die Musiker und die Tänzerinnen, wurden zu Stein verwandelt. Es sind dieses die Figuren, welche in Kegelform das ebene Terrain von Hammam-Meskhutin bedecken. Der größte Kegel soll der Marabut seyn, welcher das blutschänderische Paar einsegnete. Die Volksmenge floh entsetzt das verfluchte Haus, aber Gottes Zorn erreichte sie auf dem Wege. Sie wurden gleichfalls in Stein verzaubert und bilden den mit spitzigen Zacken bedeckten Felsen, der das Bett des Wad-el-Meskhutin überragt. Die kochenden Kessel, welche das gottlose Gastmahl bereiten sollten, wurden verdammt, ewig zu kochen und zu sieden. Man hört unter dem Boden das heiße zischende Wasser, das sie enthalten. Aus diesen Kesseln, erzählte der arabische Scheikh, steigt der Dampf, den ihr heute seht. Dieser, wie der Schwefelgeruch, verkünden dem Wanderer von weitem schon, daß hier ein verfluchter Ort sey, und daß der Zorn Gottes alle diejenigen treffe, die von den Quellen trinken. Daher der Name Hammam-el-Meskhutin, die verfluchten Quellen."

Unter einem romantischen Volke, welches die Wunder und die Mährchen liebt, ist diese sonderbare Sage über die Entstehung eines außerordentlichen Naturphänomens durchaus nicht auffallend. Die Araber können oder wollen nimmermehr, wie wir, solche für sie räthselhafe Erscheinungen auf natürlichem Wege erklären. Jene Pyramidenkegel befinden sich sämmtlich auf einem ebenen Terrain. Das Wasser, welches dort kochend heiß an den verschiedensten Punkten aus der Oeffnung der Erde sprudelt und über das Thal hinfließt, enthält als Hauptsubstanz eine bedeutende Masse von kohlensaurem Kalk, welchen sie auf der Erde absetzt, in dem Maaße, als das Wasser verdampft. Auf diese Art bildet sich, dicht um das Mundloch der Quelle, die erste weißröthliche Kalkschicht. Auf diese thürmt dann der

*) Im Lager Ghelma fanden sich häufig die arabischen Häuptlinge der Umgegend ein und tranken bei dem Obrist Duvivier den Kaffee. Während einer dieser Zusammenkünfte ließ sich ein alter Scheikh endlich nach vielem Bitten bewegen, die Legende mitzutheilen. Der Capitän des Geniecorps Mangay hat dieselbe in einem französischen Journale nacherzählt.

Digitized by Google

Quellsprudel mit der Länge der Zeit immer neue Schichten, indem er zugleich mit seinem herabträufelnden Wasser den Durchmesser der untersten Schichten vergrößert. So erhebt sich nach und nach der Pyramidenkegel, bis der Sprudel, auf der äußersten Spitze angelangt, durch seine eigene verhärtete Substanz verstopft wird. Ist dann mit der Vollendung der Kegelbildung der aus den Eingeweiden der Erde kommende Quellsprudel nicht versiegt, so wird er gezwungen, sich eine andere Oeffnung zu suchen, da, wo das Erdreich seinem Ausflusse am wenigsten Widerstand leistet. Der Commandant Levaillant, der während seines Aufenthalts zu Medschez-Hammar die Quellen häufig ganz allein besuchte, bemerkte eines Tages einen Quellsprudel, der so eben seinen Ausfluß erzwang, an einer Stelle, wo früher keine Oeffnung gewesen. Das Wasser dieses neuen Sprudels, hatte in dem Augenblicke seiner Entstehung 80° Réaumur. An allen übrigen Punkten zeigen die Quellen selten über 76°; die geringste Wärme ist 71° R. Gewiß gehören daher diese Thermalbäder des Atlas zu den heißesten Quellen der Erdkugel. Obwohl noch bis auf den heutigen Tag keine chemische Analyse derselben gemacht wurde, so zeigt doch schon eine flüchtige Beobachtung, daß sie eine bedeutende Masse in Kohlensäure aufgelösten kohlensauren Kalk, kohlensaures Eisen und ziemlich viel Schwefelwasserstoff enthalten. Man gewahrt auf einem ziemlichen Umfange zu Hammam-Meskhutin neue Felsen in Bildung. Diejenigen, welche bei den Mundlöchern der Quellen zunächst sich befinden, sind schneeweiß, noch ziemlich weich und rein aus kohlsaurem Kalk gebildet. Etwas weiter davon sieht man Kegel, deren Bildung kürzlich vollendet ist. Ihre Farbe ist weißröthlich, und der leichte Dampf, der bei einigen noch von der Spitze emporsteigt, beweist, daß der Canal der Quelle sich erst ganz kürzlich verschloßen hat und der Sprudel nun nach einem neuen Ausweg kämpft. Endlich gibt es in großer Zahl schon längst gebildete Felsen, deren Quelle völlig versiegt und deren graue Substanz fast so hart wie Granit ist.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über Abyssinien,
in Bezug auf die Physiognomik der Landschaft. *)

Wenn man sich vom rothen Meere her unterm 18ten Breitegrade der abyssinischen Küste nähert, so windet sich der Lauf des Fahrzeuges durch zahllose, meist wagrechte Korallenkalk-Inseln von sehr verschiedener Größe, die, wenn sie nicht durch vulcanische Kräfte Hebungen erlitten haben, durchgehends beiläufig 12 Fuß über dem Meeresspiegel gelegen sind. In den Wintermonaten December bis April, in der Regenperiode für diese Gegenden, bedecken sich diese Inseln mit einer grünenden Vegetation, meist niederes Gesträuch, das bald wieder ganz abdorrt; nur die größern Inseln, wo das Regenwasser nicht so leicht abläuft, sind gegen ihre Mitte mit einem kärglichen Baumschlage von Mimosen bedeckt; künstliche Ackerbaucultur ist auf diesen Inseln ganz unausführbar, und der Anblick derselben zu jeder Jahreszeit monoton und traurig. Auch der nahgelegene abyssinische Küstensaum ist häufig eine Fortsetzung dieser Korallen-Felsbänke; da aber die Gebirgspartien meist sich bis ziemlich nahe ans Meeresufer erstrecken, so ist der flache Küstenstrich nirgends über eine halbe Stunde breit; an vielen Stellen ist er mit trockenliegenden Strombetten durchschnitten, die im Gegensatze mit den Spaltungen auf den Inseln mit kräftigem Baumschlage bewachsen sind; sonst ist der Küstensaum auch zeitig mit Mimosengesträuch und Schneidgras bewachsen, und am Meeresufer selbst stehen vereinzelt Gebüschgruppen der grüngiftenden Avicennia und des blätterlosen Tarfa-Strauchs (Tamarix).

Beim Herannahen der Küste erstaunt der seefahrende Reisende über die imposante Höhe der vor ihm sich enthüllenden Gebirgskette, die, nur durch einige parallel laufende Borthäler von der Uferfläche geschieden, ziemlich steil in kaum zehnstündiger Entfernung von ihr eine Höhe von 9000 französischen Fuß übers Meer erreicht. Der Hauptgebirgszug besteht aus Schiefer und Gneisfels; an denselben lehnt sich im Westen eine wellenförmige, zuweilen wild zerrissene weite Strecke von wagrechtem Sandsteinfels an, die eine mittlere Erhebung von 6000 Fuß hat. Es wird demnach leicht begreiflich, welchen auffallenden Wechsel in Temperatur und Vegetation der Reisende verspürt, wenn er von dem durch Sonnengluth aufgeheizten Küstensaume her die abyssinischen Gränzgebirge überschreitet. Der Ostabhang derselben ist durchgehends in den niedern Regionen mit lichtem Gesträuche bewachsen, und besitzt nur in den Thalschluchten bis zur halben Berghöhe, da, wo fließendes Wasser sich zeigt, hochstämmige Baumgruppen, worunter sich die Sykomor-Feigenbäume auszeichnen; in größerer Höhe findet man dichtstehende kolossale Kronleuchter-Euphorbien und aloëartige Pflanzen; ihnen folgt dorniges, rankiges Gesträuch, und auf der Gebirgshöhe selbst steht eine Art von lichtem Wald von großen Juniperus-Bäumen, deren Stamm an der Basis manchmal bis auf 10 Fuß Durchmesser hat, und an denen alle Zweige mit lang fadenförmig herunterhängenden Schmarotzer-Flechten (Usnea) bedeckt sind. Bruce bezeichnete diese Bäume als Cedern.

Die in den Tropenländern vorherrschende Regelmäßigkeit der periodischen Luftzüge bewährt sich auch in Abyssinien. In diesem Lande haben dieselben die Eigenthümlichkeit, daß der nämliche Wind, welcher in der niedern Küstenlandschaft in gewissen Jahreszeiten den Himmel mit Regengewölk überzieht, auf den Höhen eine reine heitere Atmosphäre hervorbringt. Während es im Winter an der Meeresküste dem östlichen Gebirgsabhang entlang bei Südost- und Ostwind tüchtig regnet, ist im Westen der Höhe gleichzeitig ganz heiteres Wetter vorherrschend. Die mit Nordwind wechselnde Windstille während der Sommermonate — Mai bis September, — welche in den hochliegenden abyssinischen Provinzen durch häufige Regengüsse befruchtet, ist dagegen die Jahreszeit, wo an der Meeresküste die drückende Sonnengluth alle Vegetation so zu sagen vernichtet. Es muß daher jedem abyssinischen Reisenden das so grell Contrastirende in der Lufttemperatur und dem Himmelszustande, so wie der von beiden bedingte Vegetationsgrad und Art der Gewächse ganz besonders auffallen; und diese Eigenthümlichkeit läßt sich gewissermaßen gleichzeitig überschauen vom Taranta-Passe herab, so nennt man den höchsten Punkt der abyssinischen Küstengebirgskette, über welchen der gewöhnliche Reiseweg von dem Seehafen Massaua her nach der Hauptstadt des Landes, Gondar, führt. Achttausend Fuß über der Meeresfläche erhaben, übersieht man von diesem Gebirgspasse

*) Wir theilen aus einem frühern Blatte des Phönix diese Bemerkungen Hrn. Ed. Rüppells mit, da wir mit nächstem neuen Zusendungen aus Abyssinien entgegensehen.

Digitized by Google

nach Osten zu rasch abfallende Thalverzweigungen, in denen im Monat Junius die Vegetation gleichsam abgestorben ist; ein fortwährend wolkenloser Himmel ruht auf dem glänzenden Meeresspiegel, der durch Inselgruppen gehoben ist. Im Süden wird dieser Standpunkt durch noch mehr sich erhebende Gebirgsmassen dominirt; aber gegen Westen verliert sich das Auge in weitausgedehntem Gesichtskreis auf zahllosen Höhenrücken, deren Thäler, mitunter durch jugendlichen Wiesenteppich geschmückt, sich an das frisch treibende Gesträuch der Höhe anlehnen, deren Vegetation die Rückkehr der Regenzeit belebte. Die durch das gebrochene Gewölk verschiedentlich beleuchtete Landschaft gewährt einen romantischen Anblick, der sich aber in der Nähe betrachtet nicht bewährt. Denn bald erkennt man, daß diese westlich liegende Gegend beinahe jeglicher Baumgruppe entbehrt; nur hie und da, wo der Ackerbau in den Thälern nicht den Wiesengrund verdrängte, finden sich am Fuße der steilen Felsschichten einzelne Dornbäume; an den Sandsteinmassen selbst zerstreute Partien der vorerwähnten Kronleuchter-Euphorbien und eines Cayenstrauchs.

Die Sandsteinfelsen dieser Gegend bilden meist wagrechte Terrassen von verschiedentlicher Ausdehnung, gewöhnlich nach mehreren Seiten zu mit schroffer Absenkung, und ihre Formen bezeugen die unverkennbaren Spuren einer weitverzweigten vulcanischen Thätigkeit, die bald locale Hebungen, bald großartige Verschiebungen und Spaltungen bewirkte. Hier auf diesen isolirten Sandsteinmassen sind die in der Landesgeschichte berüchtigten Ambas, oder unbezwingbare Zufluchtsörter, deren Stärke in der Strategik aber sehr prekär ist, weil die einzelnen Höhen meistens Wassermangel peinigt. Ueberhaupt ist dieser ganze Theil von Abyssinien wenig fruchtbar, und daher auch sparsam bevölkert, und zudem letzteres durch einen räuberischen, gehässigen Menschenschlag, der, auf den ihm von den Localitäten verliehenen Schutz pochend, als ein widerspänstiger, fanatischer und streitsüchtiger Volksstamm bekannt ist.

Durcheilen wir schnell diesen, den häßlichern Theil Abyssiniens, welchen die beiden Provinzen Tigre und Agame ausfüllen, und dessen Ausdehnung einen ganzen Breitegrad von Nordost nach Südwest zu einnimmt. Leider erfordert die Bereisung desselben wegen der fortwährenden Hindernisse, die Gegend und Bewohner verursachen, einen peinlich langen Zeitaufwand! An der Südwestgränze dieser Provinzen finden sich einige Züge basaltischer Gebirge, die sich in der bekannten Kegelform über die Sandsteinterrassen erheben, und ihnen folgt immer weiter nach Westen zu ein beiläufig nur 5000 Fuß über die Meeresfläche erhabenes, ziemlich ebenes Terrain, das größtentheils mit niederem Gebüsche wild überwachsen ist; stellenweise gibt es auch hier einige Niederungen mit schönem Wiesengrunde; die diese Gegend durchfließenden Flüßchen, welche alle in den westlich gelegenen Takazze-Strom sich ergießen, sind permanent reichlich mit Wasser versehen, und doch ist überall Mangel an Ackerbau, woran bloß die durch die langen verheerenden Kriege verringerte Bevölkerung Ursache zu seyn scheint. In der Vegetation dieser Landschaft zeichnet sich besonders die Menge der zwiebelartigen Gewächse aus, die überall an den trockenen Stellen des Sandsteinbodens hervortreiben. An den Strombetten sind einige Adansonien-Bäume mit ihren sonderbar gestalteten kegelförmigen Stämmen, mitunter auch einige kolossale Sykomor-Feigenbäume; sonst ist in der ganzen Gegend nirgends Hochgehölz.

Wenn man sich dem Takazze-Strome nähert, steigt man plötzlich bei 2000 Fuß tief einen ziemlich steilen Weg hinab; erstürzt über Schieferformation, welche das durchaus verhältnißmäßig enge Thal bildet, das dieser Fluß durchrauscht, und dessen schmaler Uferſaum, kaum 2000 Fuß über die Meeresfläche erhaben, wegen dieser von allen Seiten einengenden Höhen das ganze Jahr über eine ungemein heiße Lufttemperatur hat.

Der ziemlich reißende Lauf des Takazze-Stromes und sein durch das Schmelzen des Schnees öfters bedeutend wechselndes Niveau macht, daß in diesem Theil Abyssiniens das Ufer dieses Flusses ohne Wiesengrund ist; es finden sich daselbst nur schlanke hochstämmige Bäume, die aber alle zur Zeit meiner Anwesenheit — Mai und Junius — blätter- und blüthelos waren, weil die Regenzeit hier erst später sich einstellt.

Unmittelbar im Westen des Takazze, in der Provinz Simen, erhebt sich ein imposantes Gebirge, wovon einer der höchsten Gipfel, über welchen der gewöhnliche Reiseweg führt, beinahe die Gränzen der permanenten Schneeregion erreicht, das heißt 13,600 französische Fuß über das Meerniveau. Dieser Berg selbst ist von des Stromes Ufer keine 15 Stunden in gerader Linie entfernt, daher der Weg dahin ein fortwährendes Aufsteigen durch Thalwindungen. Der untere Theil des Gebirges ist Sandstein, die Höhe durchaus vulcanische Felsmassen, die sich mitunter in den sonderbarsten Formen gruppiren. Bis zur Höhe von 6000 Fuß ist die Vegetation der Landschaft nichts als mageres Strauchwerk, das kärglich an den Felsen aufschießt; Grasvegetation fehlt ganz, und die Gegend ist noch nicht unter dem Einflusse der wohlthätigen Feuchtigkeit, welche die benachbarten Schneegebirge hervorbringen. Hat man aber einmal jene Höhe erreicht und sich gleichzeitig mehr dem Centralkamme der Bergkette genähert, dann ist der Boden mit einem üppigen Grasteppiche überzogen; die Landschaft wird nach und nach immer mehr belebt durch viele Gewässer, welche in schäumenden Cascaden von der Schneeregion herabstürzen.

(Fortsetzung folgt.)

Geologische Notizen.

Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß an demselben Tage, wo Abends nach neun Uhr ein heftiges Erdbeben Siebenbürgen und die umliegenden Länder heimsuchte, man an mehreren Orten in Frankreich, z. B. zu Chambon, zwischen vier und fünf Uhr Morgens einige Erdstöße spürte. Aus Semur schreibt man, jedoch leider ohne Angabe des Tages (nur mit dem Beisatze gegen Ende Januars), man habe in den Gemeinden Thoiy und Mont Saint Jean einen starken Erdstoß gefühlt, der etwa drei Secunden gedauert habe. Zu Pouilly war der Stoß viel stärker. Diese Erdstöße fallen seltsamer Weise mit einer sehr heftigen Bewegung von Wiedersee (revaas) zusammen, die man an den Küsten von Elsenburg bemerkte. Es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß das Erdbeben in Siebenbürgen viel mannichfachere Verzweigungen hatte, als man bis jetzt noch glaubt. Merkwürdig bleibt aber dabei, daß man daselbe von Odessa bis ins Donaugebiet und von Lemberg bis Konstantinopel, fast zu gleicher Zeit aber auch in Frankreich, nicht aber in Deutschland fühlte.

*

Hr. Lajoye hat an das französische Museum der Naturgeschichte einen bedeutenden Theil eines Rhinocerokinnbackens gesendet, den man in fossilem Zustande in den alten Alluvionen der Seine in der Nähe von Melun gefunden hat. Diese Art von Rhinoceros steht der, welche man jetzt noch in Afrika findet, sehr nahe, nur ist sie viel größer; es ist dieß das Erstemal, daß man sie in fossilem Zustande gefunden hatte.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 61.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 März 1838.

Finanzen der ostindischen Compagnie.

London, den 6 Februar.

Die ostindische Compagnie hat seit einigen Jahren den Zustand ihrer Finanzen nicht bekannt gemacht, aber vor kurzer Zeit hat sie eine Art von vergleichendem Budget der Jahre 1833 bis 1837 gegeben, aus dem man trotz des Mangels an Regelmäßigkeit, der allen englischem Budgets anhängt, sich doch einen Begriff von ihrer financiellen Lage machen kann. Es ist eine eigene Sache, daß Documente dieser Art in England immer auf eine so unlogische Art abgefaßt werden, daß sie kaum verständlich sind, z. B. in den Budgets der Compagnie findet man neben dem Ertrage gewisser allgemeiner Steuern den Ertrag einzelner Provinzen aufgeführt, und nicht nur die Erhebungskosten, sondern auch gewisse Pensionen, welche sehr bedeutende Summen bilden, werden von dem Ertrage abgerechnet, als ob es Gelder wären, die nicht vom Staate einerseits erhoben, andrerseits ausgegeben würden. Die Totalsumme der Einnahmen von 1836 (oder eigentlich vom 30 April 1835 bis 1836) beläuft sich auf 20,200,000 Pfd. Sterling, die Ausgaben auf 18,030,000 Pfd. St., so daß ein Ueberschuß von 2,170,000 in den Cassen bleibt, davon sind jedoch 1,675,000 Pfd. St. außerordentliche Einnahmen, die von der Realisation des Handelscapitals der Compagnie herkommen. Diese hatte bis zu jener Epoche im Ganzen 12,600,000 Pf. St. ertragen, von denen etwa 500,000 Pf. St. auf die Bezahlung außerordentlicher Auslagen, 2,000,000 Pf. St. auf die Gründung des Garantiefonds und der Rest auf Reducirung der indischen Staatsschuld verwendet wurden. Diese betrug den 30 April 1835 die Summe von 31 Mill. Pf. St., von welcher etwa 8 Mill. aus sechsprocentigen, 15 Mill. aus fünfprocentigen, 8 Mill. aus vierprocentigen Capitalien bestanden, die im Ganzen 1,706,847 Pf. St. für jährliche Zinsen erforderten; die Schuld muß jedoch im Laufe des Jahres 1835 bis 1836 durch die Abzahlung vermittelst des Handelscapitals um 7 bis 8 Mill. vermindert worden seyn. Die in England zahlbaren Summen haben sich seit 1833 um 1,227,000 Pfd. St. vermehrt, indem vor der Aufhebung der Handelsgerechtigkeit der Compagnie diese ihren Handelsgewinn zur Bezahlung der Dividenden ihrer Actieninhaber und eines Theils der Ausgaben der Directoren verwendete — Ausgaben, die jetzt auf die indische Staatscasse fallen. Diese 2,100,000 Pf. St. bilden im Grunde den Tribut, den Indien an England bezahlt, obgleich unter verschiedenen Formen: 626,000 Pf. St. davon bilden die Dividende, 185,000 Pf. St. sind für Waffen und Munition, die nach Indien geschickt werden, 180,000 Pf. St. für die Recrutirung, Pensionen u. s. w. der königlichen Regimenter in Indien, 461,000 Pf. St. für die Centraladministration in London, 475,000 Pf. St. für die Pensionen der Officiere im Dienst der Compagnie. Es scheint beim ersten Anblick eine im Verhältniß der Größe des Landes unerhebliche Summe, aber ihre Wirkung ist dieselbe, wie die der Abwesenheit der irelandischen Landbesitzer, und liegt schwerer auf dem Lande als eine Erhöhung der Steuern von 6 oder 8 Mill. auf ihm liegen würde. Es ist hohe Zeit, daß die Compagnie den Betrag derselben vermindert, was bis auf einen gewissen Grad durch die Beförderung der Manufactur von Waffen in Indien, und durch die Colonisation der pensionirten Militärdiener geschehen kann. Die Einnahmen der Compagnie haben in den letzten Jahren um 5 Procent jährlich zugenommen, und dieß ist etwa das Maximum der möglichen Zunahme, indem der größte Theil der Steuern in directer Landsteuer besteht, und diese in den fruchtbarsten Provinzen auf immer fixirt ist. Die Regierung hat zwar versucht, den Ertrag der Landsteuer durch die Einziehung von privilegirten und rentfreien Ländereien zu erhöhen, indem sie von den Besitzern derselben die legalen Beweise für ihre Privilegien forderte, und die, welche sie nicht liefern konnten, dem gewöhnlichen Steuerfuß unterwarf. Aber dieses System ist seinem Ende nahe, indem es in seiner Ausführung eine Masse von Klagen über Ungerechtigkeit erregte, die zum Theil gegründet genug waren, um die ganze Maaßregel in Mißcredit zu setzen. Die von den Birmanen im letzten Frieden abgetretenen Provinzen, welche lange nicht einmal ihre Civiladministration bezahlten, und deren Garnisonen den Finanzen von Bengalen gänzlich zur Last fielen, fangen an, einen ziemlichen Ueberschuß über die Civilausgaben zu liefern, und werden, wenn sich der Friede mit den Birmanen erhält, bald ihre Gesammtkosten decken. Im Jahre 1833

Digitized by Google

waren ihre Civilausgaben 115,000 Pf. St., ihre Gesammteinkünfte 102,000 Pf. St. Dagegen sind im Jahre 1836 die Civilausgaben auf 65,000 Pf. St. herabgesunken und die Einkünfte auf 136,000 Pf. gestiegen. Die Zölle haben etwa 460,000 Pf. St. eingetragen, und obgleich die Compagnie sehr weislich alle Transitzölle im Innern aufgehoben hat, so ist doch wahrscheinlich, daß sie die Gesammteinnahme nicht vermindern wird, und daß die einzige Zollinie an der Nordwestgränze den Staat für die Abschaffung der Menge von Zollinien im Innern entschädigen dürfte. Die Posten ertragen kaum ihre Kosten, was einen traurigen Begriff von dem Zustande des Handels und Betriebs in Indien geben würde, wenn man nicht wüßte, daß die Eingebornen Privatposten haben, welche Briefe weit wohlfeiler transportiren als die der Compagnie. Die Preise dieser sind viel zu hoch, und sollten wenigstens auf die Hälfte herabgesetzt werden. Journale kosten in den entfernten Provinzen an die Post das Doppelte ihres Subscriptionspreises. Bei einem solchen Systeme kann natürlich die Post so wenig gedeihen als das Journal. Man hat angefangen, diesem Uebelstand einigermaßen abzuhelfen, aber noch viel zu wenig darin gethan. Die Armee kostet 7,800,000 Pf. St., d. h. 38 Prc. der Gesammteinnahme; allein darin ist keine Erleichterung zu hoffen, denn die Compagnie hat die Friedenszeiten benützt, ihre Armee auf ein Minimum reducirt, und muß sie bei dem geringsten Anschein von einem Kriege bedeutend erhöhen. Die Verwaltung der Justiz kostet 1,350,000 Pf. St., die Zahl der Richter ist zu klein, und die eingebornen Justizbeamten sind zu schlecht bezahlt, so daß dabei an kein Ersparniß zu denken ist, als etwa, wenn das Parlament die Abschaffung der nicht nur unnöthigen, sondern höchst schädlichen und sehr theuern königlichen Gerichtshöfe in den drei Präsidentschaften erlaubte, was aber nicht geschehen wird. Sollte sich die europäische Colonisation ausdehnen, so könnte man europäische Landbesitzer zu Friedensrichtern machen, und so an Justiz und Polizeikosten beträchtlich ersparen; aber bis jetzt ist an nichts der Art zu denken. Die Steuererhebung kostet, so viel sich aus den verwirrten Rechnungen absehen läßt, 1,670,000 Pf. St. Ihr Betrag wird durch den zwanzigjährigen Steuersatz, der in diesem Augenblick in den nördlichen Provinzen eingeführt wird, ziemlich vermindert werden, aber das Finanzdepartement erfordert in allen Theilen so viele Reformen, daß die Ausgaben wohl im Ganzen dieselben bleiben werden.

Im Allgemeinen ist der financielle Zustand von Indien nicht glänzend, aber genügend; seine Verbesserung hängt durchaus von der Beförderung des Ackerbaus, innern Verkehrs und äußern Handels ab, denn von dem gegenwartigen Capital des Landes läßt sich nicht mehr ersparen, als geschieht. Die Compagnie hat auch Manches in der letzten Zeit gethan, aber bei weitem nicht genug, doch ist ein besserer Geist rege, seitdem die Aufhebung der Handelsgerechtigkeit sie auf ihre Territorialhülfsmittel beschränkt hat. Schnellere Justiz, fixe Landsteuer in allen Provinzen, europäische Colonisation und Fortdauer des Friedens sind unumgänglich nöthig, um Indien wieder zu dem Wohlstande zu heben, dessen es vor zwei Jahrhunderten genoß.

Skizzen aus der Provinz Constantine.

1. Hammam-Meskhutin oder die verfluchten Quellen.

(Fortsetzung.)

Auf dem Plateau des rechten Ufers des Flusses Seybuß, zwischen Medschez-Hammar und Hammam-Meskhutin, gewahrt man zwei Felsensysteme, bei welchen die Pyramidenkegel und übrigen Steinbildungen der verfluchten Quellen sehr deutlich wieder erscheinen. Beide kommen einander an Form, Bau und Zusammensetzung vollkommen gleich. Es kann kein Zweifel seyn, daß sie auf dieselbe Art und durch dieselbe Ursache hervorgebracht wurden, obwohl an jenem Orte sich heutigen Tages keine Spur mehr von der Gegenwart der Quellen zeigt. Jene Felsenbildungen scheinen überdieß zu beweisen, daß der Ausgangspunkt der Gewässer sich im Laufe der Zeiten öfters verändert hat. Möglich wäre es vielleicht, zu erfahren, zu welcher Epoche die letzte Versetzung der Hauptmündung erfolgte, denn außer den römischen Ruinen des alten Bad-Etablissements bei den heutigen Quellen existiren noch, eine halbe Stunde südöstlich von Hammam-Meskhutin, die Reste eines andern römischen Landhauses. Die Nähe zweier solcher Etablissements ist nur durch die Vermuthung erklärbar, daß die Gebäude bei Hammam-Meskhutin erst errichtet wurden, als die Quellen hier überflüssig zu werden und bei den entferntern Landhäusern zu versiegen anfingen. Nicht unmöglich wäre es, daß Nachgrabungen auf der Stelle der beiden Ruinenüberreste auf die Entdeckung des Zeitpunktes der Gründung dieser Etablissements führen würden. Auf der ganzen Gebirgslinie von Medschez-Hammar bis zum Berge Mannor, unweit Ghelma, findet man auf der Erdoberfläche die Felsenbildung von Hammam-Meskhutin. Der dortige Hauptfelsen mag, wenn die Zeit seiner Entstehung mit der Gründung des römischen Badhauses zusammentrifft, nach der historischen Berechnung immerhin nahe an zweitausend Jahre alt seyn. Nimmt man nun an, es habe immer nur, wie heutigen Tages, eine einzige Hauptquelle bestanden, und die Versetzung derselben sey die Ursache dieser sämmtlichen bizarren Kalksteinbildungen, in welche Epochen mag dann die Entstehung all jener Felsen von denselben Formen fallen, die in einem Umfange von vier Stunden den dortigen Boden bedecken? Die Nachgrabungen bei dem Lager Medschez-Hammar, welche an mehreren Stellen den untersten Felsengrund zu Tage förderten, sind nur geeignet, das Räthsel dieses unermeßlichen Kalkfelsenbaues noch unerklärbarer zu machen, denn die tiefsten Schichten zeigten völlig dieselben Kalkbestandtheile, wie die Felsen von Hammam-Meskhutin. Es ist kaum anders denkbar, als daß diese Massen von Felsenschichten, die aber nur das Werk einer Reihe von Jahrtausenden seyn können, von dem Quellabsatze nach und nach auf einander gethürmt wurden. Solche Thatsachen aber würden freilich den Ursprung der Erdkugel in ein ungeheures Alter zurückversetzen.

Es ist nur zu bedauern, daß die französische Regierung es bisher noch nicht der Mühe werth fand, eine tüchtige wissenschaftliche Commission, mit allen Hülfsmitteln unterstützt, in

Digitized by Google

dieſe ſo vielfach intereſſanten Gegenden zu ſchicken, wo der Geolog, wie der Alterthumsforſcher, für ſeine Beobachtungen einen noch ſo wenig ausgebeuteten Boden findet.*) Hammam-Meskhutin iſt in geologiſcher Hinſicht gewiß einer der merkwürdigſten Punkte der Erde. Aber um dort mit gründlicher Ruhe forſchen zu können, iſt Zeit und Sicherheit nothwendig. Wir verweilten nicht, ſondern überſchauten dieſe impoſante Naturerſcheinung nur im Fluge. Obwohl der Bey von Conſtantine ſich aus der Gegend entfernt hatte, ſo war es doch nicht rathſam, den Weg vom Lager bis zu den Quellen ohne bewaffnete Escorte zurückzulegen, denn einzelne Marodeurs von Achmets Heere machten die dortigen Umgebungen höchſt unſicher. Inzwiſchen hätte eine Escorte von fünfzig Soldaten vollkommen hingereicht, die Mitglieder der vom General Damrémont ernannten commission scientifique während ihrer Nachforſchungen zu Hammam-Meskhutin gegen jede Gefahr zu ſichern. Allein der General Damrémont war auch, wie mancher ſeiner Vorgänger, wenig mehr, als ein Charlatan, der in Paris für einen eifrigen Begünſtiger der Wiſſenſchaft zu gelten wünſchte, und in Afrika nichts für dieſelbe that. Die Truppencommandanten verweigerten immer, unter irgend einem Vorwande, die von uns verlangten Escorten. Man brauchte die Soldaten heute, um Convois zu begleiten, morgen, um Fourage zu holen. Als es aber dem Herzog von Nemours einfiel, die verfluchten Quellen zu beſuchen, da war ein Bataillon dem General Damrémont zur Escorte nicht genug. Er ließ drei Regimenter ausrücken, obwohl in weiter Runde ſich keine größern arabiſchen Zuſammenrottungen zeigten. Wir machten den Hin- und Herweg, ohne einem Araber zu begegnen. Dem jungen Prinzen waren wir übrigens für ſeine Neugierde herzlich dankbar, denn ohne ihn hätten wir den merkwürdigen Ort gar nicht zu ſehen bekommen.

Die Ruinen des alten römiſchen Bad-Etabliſſements ſind beträchtlich und ziemlich gut erhalten. Sie tragen nicht wenig dazu bei, durch ihre maleriſchen Formen die wunderbare Gegend zu verſchönern. Die römiſche Waſſerleitung ging von der Höhe eines kegelförmigen Kalkfelſens aus, welcher in der Richtung ſeiner Achſe geſpalten iſt und von dem die Hauptquelle ſprudelte, die das Thermalbad mit Waſſer verſah. Dieſer Felſen iſt heutigen Tages völlig erkaltet, ſteht aber ganz nahe bei der jetzigen Hauptquelle. Man gewahrt deutlich die Reſte des öffentlichen Badbehälters und der kleinen Privatbadbecken, welche unbedeckt waren. Einen andern Badbehälter bedeckten hohe Bögen von Quaderſteinen, welche gut erhalten ſind. Ebenſo iſt die äußere Baſtion des Gebäudes, die, wie es ſcheint, zur Vertheidigung diente, faſt ganz unverſehrt. Endlich ſagt ein: „Sacrum dis manibus . . . Pomponius clarus vir“ daß dort auch einige römiſche Gräber ſich befinden. Sehr auffallend iſt es, daß wir in keinem der alten Schriftſteller, welche über Numidien geſchrieben, eine Erwähnung dieſer Thermalbäder finden, die, nach den bedeutenden Ueberreſten der Gebäude zu ſchließen, zu den Römerzeiten ſehr beſucht waren. Wir kennen nicht einmal mehr den alten Namen dieſes Etabliſſements. Die von einigen Schriftſtellern erwähnten aquæ tibilitanæ ſind zuverſichtlich, der alten Beſchreibung nach, die heutigen Quellen von Hammam-Berda, welche nur geringes Intereſſe bieten, und ſich auf keine Weiſe mit Hammam-Meskhutin vergleichen laſſen.

(Schluß folgt.)

*) So eben, als ich dieſen Artikel endigte, las ich im „Moniteur Algérien“ den endlichen Entſchluß der franzöſiſchen Regierung, im Sommer 1838 eine wiſſenſchaftliche Commiſſion nach Algier zu ſenden.

Das Theater in Rio-Janeiro.

Die Theater in Rio de Janeiro tragen wenig zum Amuſement des Publicums und zur Bildung des Geſchmacks bei. — Man hat die Gewohnheit, in alle Stücke politiſche Anſpielungen hineinzuflicken, wenn ſie auch ganz und gar nicht dahin paſſen; man verfährt nicht nur ſo mit den Originalſtücken, ſondern auch mit den aus fremden Sprachen überſetzten. Dieſe überſchwenglich liberalen Anſpielungen und Sentenzen vernichten durch ihre Fadheit das Gute, das in einigen theatraliſchen Nationalproducten noch zu finden iſt. Der declamatoriſche Vortrag der braſilianiſchen Schauſpieler iſt ſo monoton oder fehlerhaft, daß ſie unmöglich Künſtler im wahren Sinne des Worts genannt werden können. Auf ſolche Art werden auch gute Stücke aus fremden Sprachen ſowohl durch die ſchlechte Ueberſetzung, als durch das mittelmäßige Spiel für den an Beſſeres gewöhnten Fremden ungenießbar gemacht. Die Declamation der hier am meiſten beliebten Schauſpieler ſchwingt ſich oft bis zum Brüllen des Stiers empor, und ſinkt dann wieder urplötzlich zum Meckern des Schafes hinab.

Kurz vor der Aufführung einer Ueberſetzung des „Brutus“ von Voltaire wurde in allen Journalen dieſes Stück als ein Meiſterwerk geprieſen, „weil es voll von liberalen, eines freien Braſilianers würdigen Sentenzen ſey.“

Ein Schauſpieler, der die Rolle eines tyranniſchen Herrſchers erhalten hatte, verwahrte ſich vor der Darſtellung in mehrern Zeitungen durch die Erklärung: „das geehrte Publicum möchte nur ja nicht denken, daß die Geſinnungen, die er in ſeiner Rolle äußern müſſe, ſeine Privatgeſinnungen wären.“

Bemerkungen über Abyſſinien, in Bezug auf die Phyſiognomik der Landſchaft.

(Fortſetzung.)

Wie in den Gebirgsprovinzen anderer Länder, verurſachen die vielerlei Krümmungen der Thäler mannichfaltig wechſelnde Ausſichten, und hier hat die Landſchaft noch das Eigenthümliche, daß ſich einige vulcaniſche Spics, oder die ſchroffen zerriſſenen Trümmerwände eines alten Kraters, als ſehr ſpitzige Pyramiden vereinzelt daſtehend, bis in die Wolkenregion erheben. Bald iſt der längs eines wild rauſchenden Gebirgsſtromes hinziehende Weg zu beiden Seiten von beinahe 2000 Fuß hohen ſenkrechten Felswänden beengt, wie in der Via Mala des Graubündener Landes; bald thürmen ſich Schneegipfel an Schneegipfel keſſelförmig um einen Wieſengrund, der vielleicht einſtens ein kleiner Landſee war; bald zwingt das allzu tief eingewühlte Bett des Fluſſes den Wanderer zum Umwege über einen Hügelrücken, von deſſen Höhe der erweiterte Hori-

Digitized by Google

zont die Windungen mehrerer Thäler zugleich dominirt. Zu den Eigenthümlichkeiten der Landschaft gehören auch einige gestaffelte Gruppen von kolossalem Säulenbasalt, Lavafelshöhlen und ähnliche Naturspiele vulcanischer Gebirge. Ueberall in der ganzen Gegend sind fortwährend große Baumgruppen eine Seltenheit, und was bei vergleichlich ähnlichen Naturscenen in der Schweiz so herrlich sich heraushebt, jene Menge reinlicher Ansiedlungen in dem Thal und am Bergabhange zerstreut, die fehlen wie natürlich in Abyssinien gänzlich. Die vorzüglichsten Standpunkte Abyssiniens in Beziehung auf romantische Scenerie, da sie wohl schwerlich gerade am Wege des Durchreisenden gelegen sind, entgingen übrigens wahrscheinlich meiner Aufmerksamkeit. Bemerkenswerth ist es, daß das unangenehm Charakteristische bei den Bewohnern mehrerer Schweizer Gebirgsgegenden sich bei denjenigen in dem abyssinischen Hochlande wiederholt, nämlich die scheußlichen Formen monströser Kropfauswüchse, wodurch neuerdings der Zusammenhang dieser Krankheit mit dem Genusse des Schneewassers in tiefen Gebirgsthälern angedeutet wird.

Hat man nach mancherlei Beschwerden die Höhe des Bergpasses Selki erstiegen, der bei 12,000 Fuß über der Meeresfläche liegt, so ist jegliche Gesträuchvegetation verschwunden, eine üppige Alpenweide, besonders reich an Klee-Arten, bedeckt den Boden dieser Region; außerdem charakterisirt diese Zone eine sehr fremdartige Pflanze, die einer Aloëkrone gleicht, welche auf einem manneshohen hohlen Stängel aufsitzt. Ihr Landesname ist Gibarra, und ihre systematische Stelle die Familie der Lobeliaceen. Da sie nur an der Schneegränze vorkommt und doch in der Form einige Aehnlichkeit mit den der wärmsten Tropenvegetation eigenthümlichen Pflanzen hat, so gibt dieses der Landschaft einen höchst fremdartigen Charakter.

Von der Nordseite des Selki-Gebirgspasses hat man eine weit ausgedehnte Uebersicht der nach dem Takazze-Strome hin gelegenen Gegend bis zur Provinz Shire, welche Aussicht eine der merkwürdigsten Naturscenen ist, die ich auf meinen vielen Reisen anschaute. Man denke sich die eine Hälfte des Horizonts durch grotesk aufgezackte Bergspitzen aufgefüllt, theilweise mit Schnee bedeckt; sie umschließen mit einem beinahe senkrechten Abhange, der an einigen Punkten bei 4000 Fuß Tiefe hat, amphitheatralisch in ungeheurem Halbkreise die durch dichtgedrängte Hügel ausgefüllte niedere Landschaft. Die neugierigen Blicke verfolgen die Silbersäume der schäumenden Bergströme, die sich stellenweise zwischen den Hügelkuppen in der Niederung zeigen. Einzelne derselben stürzen als wahrer Staubbach an der senkrechten Felswand Tausende von Fuß herab. Hier wogt aus einer feuchten Thalschlucht die sich pfeilschnell bildende Nebelwolke empor, gleichsam um den Zusammenhang der bizarr aufgethürmten vulcanischen Felsmassen zu unterbrechen; in der Morgenstunde contrastiren die blendenden Schneegipfel wundervoll mit dem dunkeln Himmelsazur, aber der Sonnenschein macht bald die hohen beschneiten Spitzen sich mit Wolken umkleiden; man sieht, wie dieselben gleichsam durch Zauber aus dem scheinbaren Nichts entstehen, und bald rasch sich ausbreitend, verhüllen sie ein Stück der herrlichen Aussicht nach dem andern, bis endlich der Standpunkt des Reisenden auch in den Nebel eingehüllt wird, und der Anstaunner des Wirklichen in eine Art von Traum versetzt sich glaubt.

Noch hat man bei 2000 Fuß zu ersteigen, um auf den Rücken des Schneeberges Bua-Hat zu gelangen, einer der höchsten Punkte der Bergkette, über welche der gewöhnliche Weg nach Gondar führt. Je mehr man sich erhebt, je ärmlicher wird die Grasvegetation; die nackten Felsen nehmen immer mehr überhand, und zuletzt bleiben sie allein übrig, um sich selbst im Monat Julius mit der Schneedecke um den Bodengrund zu streiten; ein höchst trauriger monotoner Anblick, diese Naturscene, in welcher sich der Mensch als einziges belebtes Wesen befindet. In den Schluchten der Bergspitze des Bua-Hat schmilzt wohl der Schnee nur äußerst selten, aber von eigentlichen Gletschern zeigt sich keine Spur; übrigens ist die Kraft der Sonnenstrahlen zu groß, um große Schneeflächen im Monat Junius, wo solche selten aufgefrischt werden, lange zu erhalten; während aller übrigen Monate ist hier Alles mit dieser Winterdecke verhüllt. Auf dem Gipfel des Gebirges angelangt, wundert man sich, keineswegs eine erhebliche Aussicht zu genießen; aber man vergesse nicht, daß Aehnliches auch bei den meisten Centralbergen der Schweiz der Fall ist, wie z. B. dem Gotthard; der Horizont wird rundum von beinahe gleich hohen Gebirgszügen dominirt, ziemlich einförmig durch ihre zerrissenen nackten Felsmassen und gleiche Farbenschattirung der Schnee-Ablagerungen. Das Ganze erhält nur durch die Erinnerung des Contrastes mit einer belebten malerischen Naturscene einiges Interesse, das aber nicht für die Gegenwart günstig ist. Was hätte auch die Natur für einen Beweggrund gehabt, den Menschen einen verlängerten Aufenthalt in diesen unwirthbaren Regionen wünschenswerth zu machen, wo meistens empfindliche Kälte quält, jegliches Nahrungsmittel mangelt, und selbst der Stoff zur künstlichen Erhaltung des Lebensprincips, die Feuerwärme, durchaus fehlt?

Der westliche Abfall der Schneeregion des Bua-Hat-Berges ist nur allmählich geneigt; bald führt der Weg am Abhang eines tiefen Thales her, in welchem einer der Quellenströme des Takazze, der Bellegas-Strom, rauscht; der Boden dieser Thalschlucht ist noch 7 bis 8000 Fuß über das Meerniveau erhaben, und daher enthalten nur ihre geschützten untern Stellen einige Baumvegetation, während an den angränzenden Seiten des Thales niederes Gebüsch wächst, das mitunter durch Gerstenfeldbau verdrängt wird; letzterer gedeiht hier zu Land vollkommen, bis wo die Gegend eine relative Höhe von 10,000 Fuß erreicht hat.

Jenseits des Bellegas-Thales folgt, immer weiter nach Westen, eine wellenförmige Hochebene, deren mittleres Niveau bei 8500 Fuß beträgt, und die sich bis in die Nähe von Gondar ausbreitet; hier ist beinahe Alles Weideplatz, mitunter vereinzelte Büsche scharfstacheliger Rosen- und Jasmin-Sträuche, nirgends eigentlicher Baumschlag. Einige Nomaden treiben hier während der Regenzeit ihre Rinderheerden herum, die in den trocknen Monaten die Grasfluren der Uferdistricte des Zana-See's abweiden. Dieser wenig ansprechende Landstrich, welcher den Namen Woggera führt, fällt in der Nachbarschaft von Gondar abermals bei 2000 Fuß ab, und zwar ist der Abfall ziemlich rasch; dann beginnen die schönen niedern Hügelzüge, welche in mehrstündiger Entfernung die Fläche am nördlichen und östlichen Ufer des Zana-See's begränzen. — In der Nachbarschaft von Gondar ist alles Gehölz längst ausgerottet, eine Folge der ehemaligen starken Volkszahl dieser Stadt; etwas entlegenere Orte bewähren, daß im natürlichen Zustande diese Landschaft keineswegs so baumarm ist, obgleich jetzt durchaus nirgends die Spur eines eigentlichen Wäldchens sich vorfindet.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 62.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 März 1838.

Brasilianische Zustände.

(Nach ungedruckten gesandtschaftlichen Berichten mitgetheilt von Tietz.)

Literarische Statistik.

Erst der König Johann VI, nachdem er aus Portugal vertrieben, gab seinen brasilianischen Unterthanen eine Buchdruckerei. Lange Zeit hindurch mußten die wenigen Werke, die ihr Entstehen brasilischen Federn verdankten, in Lissabon gedruckt werden, wo sie außerdem noch den willkürlichsten Abänderungen unterworfen waren.

So sehr es die Brasilianer wünschten, hatten sie doch nie die Gründung einer Universität erlangen können; erst unter Don Pedro I erhielten sie deren zwei. Als die Abgeordneten dieses so großen amerikanischen Landes von den Cortes von Portugal im Jahr 1820 die Errichtung einer Akademie verlangten, antwortete man ihnen von allen Seiten: „vor Allem schafft euch erst Elementarschulen!" eine Antwort, welche die brasilianische Eigenliebe aufs tödtlichste verwundete, und Mitveranlassung zu dem spätern Ringen nach Unabhängigkeit von dem Mutterlande gewesen seyn soll. Sollten auch die Brasilianer jenseits des Meeres fortfahren, das zu erbetteln, was sie die amerikanischen Spanier in ihrem Lande so leicht erreichen sahen?

Wirklich wurden die Bewohner der spanischen Colonien von ihrem Mutterlande wie Kinder behandelt. Bei ihnen vermehrte sich die Zahl der Universitäten; Buchdruckereien besaßen sie schon seit langer Zeit. Ihre Rechte waren 1797 zu Sta. Fe festgestellt worden. Wier wissenschaftliche Expeditionen hatten sich der Unterstützung der spanischen Regierung zu erfreuen gehabt, während die portugiesische dergleichen immer zurückwies. Nichts vernachlässigte man, um die Kenntniß des Landes, die nautische der Ufer zu bereichern. Von Guyana bis nach Florida hatte man mit Eifer die Küste durchforscht, wogegen das, was die Portugiesen in dieser Hinsicht unternahmen, so ungenügend war, daß die Engländer sich im J. 1814 bewogen sahen, eine Generaluntersuchung der brasilischen Küste zu unternehmen, und die Franzosen unter Admiral Roussin 1819 bis 1820 diesem Beispiel folgten.

Unter einem aufgeklärten Gouvernement erhielten die englischen und spanischen Colonien in Amerika auch die reichen literarischen Schätze ihrer Mutterhauptstädte zur Benutzung. Dem Brasilianer standen unendlich weniger Quellen zu Gebot, aus welchen er seinen wissenschaftlichen Durst hätte löschen können.

Die portugiesische Literatur ist nicht ganz mit Unrecht so vernachlässigt worden, wie sie es, im Gegensatz zu der des übrigen Europa's, wirklich ist. Die Armuth an nützlichen Werken ist auffallend. Das, was sie davon besitzt, ist längst von andern mehr vorschreitenden Nationen bearbeitet worden.

Es war in der Mitte des 18ten Jahrhunderts, unter der Königin Maria I, als die königliche Akademie der Wissenschaften zu Lissabon gestiftet wurde, und von jener Zeit her datirt sich eigentlich das Inventarium der portugiesischen Literatur. Die Akademie, in drei Sectionen getheilt, konnte kaum ihre Obliegenheit, sofern es die Literatur betraf, erfüllen, und sie brachte es nicht einmal dahin, das große Dictionnär der portugiesischen Sprache zu vollenden, von dem 1793 der erste Band erschien.

Das Vorzüglichste portugiesischer Gelehrsamkeit liefern die „Memoiren der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Lissabon." Die durch den Marquis von Pombal bewirkte Reform der Universität von Coimbra zog freilich einige verdienstvolle Männer herbei, aber keiner von ihnen hat zur Bereicherung der Literatur bedeutend beigetragen.

Alle portugiesischen Historiker sind nicht frei von einer gewissen chevaleresken Prahlerei, welche ihre Erzählungen verdächtigt, um so mehr, da sie sich nicht sehr um wissenschaftliche Entdeckungen kümmerten, die andere Nationen bei ihren Eroberungen doch immer zu berücksichtigen pflegen. Auf ihren abenteuerlichen, oft fabelhaft erscheinenden Zügen, scheinen die Portugiesen nur nach militärischem Ruhm gegeizt zu haben.

In Beziehung auf mathematische Literatur ist nur ein Schriftsteller, Stockler, zu citiren. Was die Medicin, Jurisprudenz und Gesetzgebung betrifft, sind die Portugiesen immer nur in die Fußstapfen der Spanier getreten. Ihre Gesetzbücher sind reine Copien der Gesetze der sieben „Partidas," die Reichsabschiede der Cortes von Lamego, wenn sie authentisch sind, eine wörtliche Wiederholung der Cortes von Aragonien.

In der letzten Zeit haben einige portugiesische Namen Be-

Digitized by Google

rühmtheit erlangt, wie z. B. der von Silveſtro Vinheiro, bekannt als einer der bedeutendſten Publiciſten.

So iſt die literariſche Laufbahn beſchaffen, die ſich dem Braſilianer darbietet, die er aber mit wenig Eifer und mit wenig Erfolg betritt.

Die junge Literatur Braſiliens, eben ſo wie die von Portugall, huldigt keiner ausſchließlich wiſſenſchaftlichen Tendenz. Der wirklich nationelle Genius der Sprache, welcher ſtets der der Poeſie iſt, iſt faſt durch die unzähligen Neologismen verwiſcht, die die Wuth der Nachahmung, die Affectation und das Bemühen ſich geziert auszudrücken, hervorrief. In den Werken von poſitiver Brauchbarkeit gleicht der Styl einer Technologie, die von Tag zu Tag wechſelt und ſich ſelten bis zu claſſiſchen Anſprüchen erhebt. Der letzte portugieſiſche Puriſt, der lyriſche Dichter Filinto Eliſio ſchrieb eine Proſa, die ſich eben ſo ſchwerfällig und unverſtändlich ſeinen Landsleuten, wie den Fremden zeigt. Eben die ſo nothwendig gewordenen Neologismen verleiden vielen fähigen Männern die Luſt, die Feder zu ergreifen, weil der Gedanke, ihre Sprache auf dieſe Weiſe mißhandeln zu müſſen, ſie mit Widerwillen erfüllt. Es gibt unter den Braſilianern ſchon Männer von literariſchen Verdienſten. Ihre bedeutendſte Schöpfung iſt das Dictionnär, herausgegeben von Antonio de Moraes Silva. Das erſte portugieſiſche Dictionnär ſchrieb ein Franzoſe, der Pater Luiz Raphael Blateau. Der Dr. Arreda hinterließ eine unvollſtändige „Flora von Pernambuco.“ Von Leandro beſitzt man ein Werkchen über die Bereitung des Thees, und von dem Pater Coldas einige geiſtliche Poeſien, denen man Originalität nicht abſprechen kann. Für die poſitiven und auf Erfahrung begründeten Wiſſenſchaften exiſtirt dagegen nicht Ein claſſiſches Werk.

Einer von den Braſilianern, die am meiſten geſchrieben, iſt der Vicomte de Cayrie, der im Auguſt 1835 ſtarb. Man ſchlug in der Kammer der Deputirten vor, für ihn drei Tage lang Trauer zu tragen, um auf ſolche Art das Andenken eines ſo ausgezeichneten Mannes zu ehren; doch wurde der Vorſchlag nicht angenommen. Trotz ſeiner literariſchen Verdienſte werden ſeine Schriften von den unempfänglichen Braſilianern wenig geleſen. Joze Bonifacio, der Haupturheber der Bewegungen zur Unabhängigkeit, hat ungeachtet der vernachläſſigten Erziehung, die er genoſſen, dennoch Mehreres geſchrieben, doch nichts, was ihm einen bedeutenden Rang in der Literatur hätte anweiſen können. Es wäre ungerecht, hier nicht noch des Manuel Ferreira da Camara zu erwähnen, eines tüchtigen Mineralogen und als ſolcher auch in Europa bekannt und geſchätzt. Auch mehrere Mitglieder des Senats haben ſich als Schriftſteller bemerkbar gemacht.

Die Jugend, zu ſehr dem Ehrgeize anderer Art und den Intriguen huldigend, beſchäftigt ſich leider mit den Künſten, die einen ſinnlichern Genuß darbieten, und iſt zufrieden, wenn ſie es darin bis zu einem mittelmäßigen Dilettantismus gebracht hat. Das Talent der Muſik iſt das am meiſten ausgebildete nach dem des Tanzes. Die Poeſie wird wenig cultivirt, obgleich die portugieſiſche Sprache eine der drei Sprachen der Improviſation genannt werden dürfte.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus der Provinz Conſtantine.

1. Hammam-Meskhutin oder die verfluchten Queller.

(Schluß.)

Nachdem wir das Thal mit ſeinen ſeltſamen Felſenpyramiden, ſeinen Ruinen und rauchenden Schlünden eine Zeit angeſtaunt hatten, begleiteten wir das Gefolge des Prinzen zu der impoſanteſten Stelle, die an maleriſcher Schönheit Alles, was ich in Tyrol und der Schweiz geſehen, bei weitem hinter ſich läßt. Es war der große dampfende Waſſerſturz, der öſtlich von den Pyramiden ſehr nahe bei den Ruinen liegt, und deſſen Donnermuſik wir ſchon längſt aus einer ziemlichen Entfernung gehört hatten. General Damrémont, der den Cicerone des Prinzen machte, wollte dieſe wunderbarſte Stelle des Wunderortes zuletzt ſeinem jungen Gaſte zeigen, um deſſen ſchon durch die übrigen Erſcheinungen mächtig erregte Ueberraſchung hier auf das Höchſte zu ſpannen. Ich kann den großen Kalkfelſen von Hammam-Meskhutin, der, vom Abſatze des Waſſers gebildet, mit jedem Tage an Höhe und Umfang zunimmt, mit nichts Bezeichnenderem vergleichen, als mit einem unſerer Alpengletſcher, welche, von ewigem Schnee ſtarrend, ihre weißen Rieſenwände, ihre Eiszacken und beſchneiten Spitzen in allen Formen nach den Wolken erheben. Der Kalkgletſcher von Hammam-Meskhutin hat völlig die Farbe des friſchen Schnees, nur hie und da zeigt derſelbe einen gelbröthlichen Schwefelanſatz. Die aus dem Quellabſatze ſich bildenden Figuren ſind noch viel bizarrer, als die Eisformen auf den Alpengletſchern. Man wähnt da Pflanzen, Muſcheln, Seeſterne u. ſ. w. aus dem Felſen wachſen zu ſehen. Mit jedem Tage verwandeln ſich dieſe Figuren wieder durch den friſchen Kalkzuſatz und geſtalten ſich zu neuen wunderlichen Gebilden. Ueber dieſen Kalkfelſen und ſeine verſteinerten Thiere und Pflanzengruppen ſtürzt der ſiedende Waſſerfall der großen Quelle ziſchend, dampfend, donnernd in den Abgrund. Von jedem Felſenzacken prallt der heiße Waſſerſtrahl zurück, peitſcht mit ſeinem Sprudel dann wieder den tiefern Abhang und fällt ſo, ſchwarze Rauchwolken ausſpeiend, von Stufe zu Stufe, bis er ſich unter dem Felſen mit den übrigen Sprudeln vereinigt, und den heißen Bach Wad-el-Meskhutin bildet, der in einem gut gezeichnetem Bette den Lauf nach Süden nimmt. Ich folgte ſeinem Bette nur einige hundert Schritte weit, wo das Waſſer noch immer über 60° Réaumur zeigte. Ueber den weitern Lauf dieſes Baches und ſeine ſpätere Geſtaltung konnte ich von den Arabern nichts Zuverläſſiges erfahren. Seine Ufer, ſo wie die Umgebungen der Quellen ziert allenthalben eine reiche, herrliche, üppige Vegetation. Wir konnten keinen beſſern Zeitpunkt zum Beſuche dieſer Bäder wählen. Die scilla maritima blüht in dieſen Gegenden im Monat September. Ihre prachtvollen weißen Blumenſtängel bedeckten das Thal und die Felſen, ſproßten zwiſchen den Ruinentrümmern, und badeten oft dicht an den Quellen ihre Blüthenſpitzen in dem kochenden Waſſer. In wenigen Minuten ſetzte ſich eine Kalkkruſte an und — verſteinerte gleichſam die Blumen (nach dem Ausdrucke der Gäſte in Karlsbad).

Digitized by Google

Dieſe wirklich wunderſchöne Blume trägt zur pittoresken Zierde der Gegend von Hammam-Meskhutin in hohem Grade bei, und ich würde jedem Maler empfehlen, ſeine Zeichnung der Quellen zur Blüthezeit der scilla maritima aufzunehmen. Alle diejenigen Perſonen, welche den Ort im Monat September beſuchten, werden mir darin beiſtimmen. Auch andere ſchöne Pflanzen, darunter manche ſeltene Art, bedeckten damals in Menge das kleine fruchtbare Thal: Geranium numidicum, Scilla autumnalis, Passerina hirsuta und die weißen Blüthen der Daphne gnidium ſproßten in Menge dort. Hie und da am Fuße der Felſen zeigte ſich die ſeltene Lausonia inermis oder die Henna der Araber, aus welcher dieſe ihre rothe Farbe bereiten. Die ſchöne iris alata leuchtete mit ihren himmelblauen ſchmetterlingförmigen Blumen in ungeheurer Zahl aus der grünen Vegetation. Eine ſo prächtige Pflanzenwelt, ſo dicht bei wilden Felſen und rauchenden Quellen, überraſcht und verwundert. Nie hätte ich mir die Hölle und das Paradies in ſolcher Nähe beiſammengedacht.

Ich weiß nicht, ob eine Zeichnung von Hammam-Meskhutin exiſtirt. Die Künſtler Fianta, Foucqaut, Perier, welche die Expedition nach Conſtantine begleiteten, kamen zu ſpät im Lager an, um unſern Ausflug mitzumachen. Ob Horace Vernet bei ſeiner Reiſe nach Conſtantine die verfluchten Quellen, welche von der Straße ſeitwärts liegen, beſucht hat, iſt mir nicht bekannt. Unter dem Gefolge des Prinzen war ich der einzige Civiliſt. Ich bemerkte mehrere Officiere, darunter einen Adjutanten des Herzogs, die einen flüchtigen Umriß des Waſſerfalls auf das Papier zu bringen verſuchten, aber das Bleiſtift ſtockte in ihrer Hand; das Auge war nur unaufhörlich, wie feſt gezaubert, dem Phänomen zugewandt.

Wir verweilten drei oder vier Stunden auf dieſer Stelle. Das Gefühl Aller beim Weggehen war eine Art von Betäubung, ähnlich dem Erwachen aus einem Opiumtraum. Ich appellire an alle übrigen Augenzeugen, daß ich nicht im mindeſten übertreibe. Es war nicht Ein Militär anweſend, der nicht das allgemeine Erſtaunen getheilt hätte; man ſchaute nur und ſprach wenig. Die Gruppe der damaligen Zuſchauer war unter den übrigen Erſcheinungen nicht die am wenigſten auffallende. Die Regimenter blieben auf den ſüdöſtlichen Höhen aufgeſtellt, nur der Prinz, die Generale, Stabsofficiere und Adjutanten kamen der Quelle ganz nahe. Darunter waren Caraman, Perregaux, Combes und manche andere, welche vor Conſtantine wenige Tage ſpäter ihr Grab fanden. Schwerlich hatte dieſe einſame Gebirgsgegend je ſo vornehmen Beſuch gehabt. Hammam-Meskhutin iſt gewöhnlich völlig verlaſſen; es exiſtiren keine Duars in der Nähe, der Araber meidet ſo viel als möglich den verfluchten Ort, und das Geräuſch der Gewäſſer verſcheucht von dort die wilden Thiere. Jene goldgeſtickten Herren in dem einſamen Atlasthale, dem Wunder des alten Zaubergebirges lauſchend, boten gewiß einen höchſt originellen Anblick, und vielleicht waren die Quellen ſo ſehr über die rothhoſigen Fremdlinge, als dieſe über die Quellen erſtaunt. Gar drollig war es aber da anzuſehen, wie mancher der geputzten Kriegsmänner erſchrockene Sprünge machte, wenn unter ſeinen Füßen der Boden wankte, oder wenn er die unterirdiſche Hitze an ſeinen Sohlen fühlte. Im Uebrigen ſtanden die Zuſchauer faſt immer regungslos; keiner getraute ſich, ſeinem Nachbarn ſeine Bemerkungen, ſeinen Enthuſiasmus, ſein Erſtaunen auszudrücken, und wenn einer das Geringſte äußerte, ſo war ſein Wort ein leiſes Flüſtern, faſt mit verhaltenem Athem. Es kam mir faſt vor, als fürchte jeder, die verſteinerten Todten aus ihrem magiſchen Schlafe zu wecken, und von allen jenen kühnen Kriegern ſchien kein einziger von Abenteuerluſt ſich verſucht zu fühlen, den Zauber der verfluchten Quellen zu löſen.

Kampf mit den Heuſchrecken.

(Aus: Edmund Spencer's Travels in Circassia, Krim Tartary, etc.)

In Eupatoria hatte ich Gelegenheit, die erſtaunenswerthen Berichte der Tataren über die Heuſchreckenſchwärme, welche ſo oft dieſe Länder verheeren, bewährt zu ſehen; Alles war im wörtlichſten Sinne davon bedeckt, und zugleich die Luft damit angefüllt; dann erhoben ſie ſich zu einer unermeßlichen Höhe und verdunkelten das Licht der Sonne. Das Geräuſch, das ſie machen, wenn ſie ſich von dem Erdboden erheben, kann ich nur mit dem Brüllen der ſturmbewegten See vergleichen. Der Schwarm, den ich ſah, war von der Art Gryllus migratorius oder Tſchigerka, wie die Tataren ſie nennen, eine Art, welche ſich durch die rothe Farbe ihrer Beine und Flügel auszeichnet, ſo daß ſie, wenn die Strahlen der Sonne quer darauf fielen, einer ungeheuren Feuerwolke glichen. Sie ließen ſich indeſſen nicht auf der Steppe der Krim nieder, ſondern ſetzten, wahrſcheinlich weil der Anblick der verbrannten Wüſten ihnen nicht gefiel, ihren Flug nach Odeſſa weiter. Daſſelbe that ich auch, begreiflicher Weiſe aber förderten die Flügel der Heuſchrecken ſchneller als der Dampf. Als wir nach einer kurzen Fahrt in Odeſſa ankamen, fanden wir die Einwohner im hitzigſten Kampfe gegen die ſchonungsloſen Feinde aller Vegetation: jedes lärmmachende Geräthe, von der Piſtole bis zum Mörſer, von der Pauke bis zur zinnernen Caſſerole, raſſelten donnerähnlich in den Händen der erſchreckten Einwohner, welche ihre kleinen Gärten und Baumgänge vertheidigten, während die Heuſchrecken nicht minder tapfer fochten, um von dem üppigen Mahle Beſitz zu nehmen. Eine komiſchere Scene läßt ſich kaum denken, und ein Fremder, der den Zweck all' dieſes Lärmens nicht kannte, hätte leicht die ganze Bevölkerung für närriſch halten können. Das Getöse hatte indeß den gewünſchten Erfolg, denn das Heuſchreckenheer, erſchreckt dadurch, nahm ſeinen Weg nach einem andern, minder tapfer vertheidigten Gebiete.

Bemerkungen über Abyſſinien,
in Bezug auf die Phyſiognomik der Landſchaft.

(Schluß.)

Der Zana-See, jene große Süßwaſſermaſſe, welche in ellyptiſcher Fläche einen Raum von beiläufig 150 Quadratſtunden einnimmt, war einſtens wohl ein halbmal größer; aber im Zeitlaufe der Jahrtauſende hat ſich an vielen ſeiner Uferſtrecken eine mehrere Stunden breite wagrechte Fläche abgeſetzt, die zwar von einer herrlichen Fruchtbarkeit iſt, aber leider größtentheils dem üppigen Wucher von Gras und Schilfrohrpflanzen preisgegeben wird; dieſe Fläche iſt von mehreren Flüßchen durch-

Digitized by Google

schnitten, durch die man mit geringer Mühe das ganze Jahr über allen Grundstücken der Umgegend eine künstliche Bewässerung geben könnte, welches diesen Landstrich, der in Abyssinien Kolla, Woggera und Dembea heißt, zur Cultur der werthvollsten Pflanzungen, wie Zuckerrohr, Indigo, Baumwolle und Reis benutzbar machen würde. Diese Gegenden verbinden mit ihrer Fruchtbarkeit die Annehmlichkeit, daß sie meist gesunde Luft haben, und sollten auch durch die vermehrte Abdünstung künstlicher stagnirender Wasser nachtheilige Miasmen entstehen, so könnten solche durch Verlegung der Wohnsitze an den Hügelabhang leicht unschädlich gemacht werden. Einstens muß hier der Sitz einer ackerbautreibenden industriösen Bevölkerung gewesen seyn, denn an mehrern Stellen der Ebene beobachtete ich die Spuren künstlicher Canäle; jetzt ist diese herrliche Fläche einer Art von nomadischer Horde überlassen, die Viehzucht treibt, aber in kleinen elenden Hütten lebt; geistig und sittlich höchst verwildert, scheinen diese Menschen bloß für ein brutales Vegetiren empfänglich. Wie oben bemerkt, wandern diese Nomaden in der Regenzeit nach Woggera. An der Südostseite des Zana-See's, da, wo der Nil abfließt, drängen sich die Hügel bis zum Ufer, und in der mehr nach Süden gelegenen Provinz Godjam erheben sich die Gebirgsmassen wieder bis unfern der Schneeregion. In jener Hügellandschaft beginnt eine ganz neue eigenthümliche Vegetation; nicht allein gruppiren sich auf derselben viele hochstämmige Bäume, die in nördlichern Districten nicht vorkommen, sondern auch die Zwischenräume sind mit mannichfaltigem Buschwerk überdeckt. Alles vegetirt üppig, und contrastirt durch verschiedentliches Grün der Blätter und die Farben der Blüthen auf eine anmuthige Art. Hier wächst schon allgemein der Kaffesstrauch, ohne specielle Cultur, als beschattete Gruppe um die Wohnungen; die abyssinische Banane mit ihren kolossalen Blättern, der Drachenblutbaum, der durch medicinische Kräfte berühmte Kusso, der für den Fischfang in Abyssinien interessante Berbera-Baum, und noch eine Menge anderer eigenthümlicher Bäume und Sträucher, welche die botanische Untersuchung meiner Pflanzensammlung wird kennen lehren, zieren durch ihre fremdartigen Formen und Schattirungen die Scenerie. Hieher ist auch der Anbeginn der nach Süden zu ausgebreiteten Waldregion zu versetzen, und zwar ist solche ein schöner lustiger Wald, nicht aber jener dichtstehend kolossale Baumschlag, der die feuchten niedern Tropenprovinzen bedeckt. Wie höchst interessant muß das Bereisen jener Gegenden seyn, zu deren äußersten Gränzen ich nur gelangen konnte!

In dem Zana-See erheben sich mehrere Inseln, durch einzelne vulcanische Kegel gebildet, und die nach der Art ihrer Laven bald kahle Felsmassen, bald von dichten Baumpartien bedeckt, der allgemeinen Ansicht der Gegend eine vermehrte Abwechslung gewähren. Hinter den Hügelreihen, die sich an die Uferflächen dieses großen Binnensee's anlehnen, befinden sich vermuthlich rund um den See ausgezackte Gebirgsrücken, wahrscheinlich alle von vulcanischem Gestein, und man könnte die Idee auffassen, diesen ganzen See als eine Art von ungeheurem, jetzt erloschenem Krater zu betrachten.

Wenden wir uns nun nach der Gegend nordwestlich von der Stadt Gondar; es liegen hier Gebirgszüge, über das Niveau der Stadt nur 1000 Fuß erhaben, und nach dieser Seite hin bloß magere Weideplätze darbietend; aber auf der entgegengesetzten Seite dieser Gebirge, nach jener Gegend, welche die Abyssinier die Kulla benennen, fallen diese Berge in sehr rasch sich folgenden Terrassen wohl an 4000 Fuß ab; häufig erheben sich an dem Abhange der Terrassen einzelne schroff zulaufende Kegel von beträchtlicher Höhe, und sämmtlich einstens vulcanische Thätigkeitspunkte. Jener Gebirgsabfall ist gleichfalls durchaus mit rankigem Gebüsch und dichtem Gesträuch bewachsen. Allmählich in die Niederung angelangt, findet man eine weite Thalfläche aus schwarzer, lockerer Erde, die von mehrern Flußbetten durchkreuzt wird, welche nur wenig oder gar keinen Fall haben. Die ganze Niederung der Kulla bildet während der Regenzeit einen schlammigen sumpfigen Distrikt, der mit Rohrdickicht und einzelnen Baumgruppen bedeckt ist. Es ist der Tummelplatz zahlreicher wilder Büffelheerden und Elephanten-Familien. Hier beobachtete ich zum erstenmal den sonderbaren Strauch der Protea, von der uns Bruce eine treffliche Abbildung lieferte, und die einen so eigenthümlichen Habitus hat. Auch herrliche Tamarinden-Bäume gruppiren sich mit dickstämmigen Sykomoren. Diese Niederungen, oder die Kulla, sind wegen nachtheiligen Einflusses der Luft für Menschen nicht bewohnbar, aber die Hügelzüge im Norden der Landschaft, die gleichfalls mit 15 Fuß langen bambusartigen Rohrbüschen bewachsen sind, beherbergen eine kleine Zahl von Bewohnern, die sich Christen nennen, und von abyssinischen Häuptlingen beherrscht werden; dieselben benutzen einige Stellen in den Seitenthälern und am Hügelabhange zum Anbau von Mais. Leider wird sehr häufig dieser Getreidebau durch die Eingriffe des Wildes heimgesucht, und Raubanfälle mehr nördlich wohnender nomadischer Nachbarn, unter dem Namen Schangalla bezeichnet, mögen auch das ihrige beitragen, daß die fruchtbare Gegend der Kulla größtentheils den wilden Thieren preisgegeben ist. Die meisten Pflanzenarten sind in einzelnen Gruppen von einander abgeschieden, indem sich diejenigen am meisten entwickeln, welche die Localität am natürlichsten begünstigt, und die ganze Landschaft trägt den Charakter, noch wenig durch den Einfluß der geselligen Verhältnisse der Menschen erlitten zu haben.

Ich schließe hiemit meine Skizze der Scenerie Abyssiniens, aus welcher man für die Physiognomik des Landes folgende Hauptmomente herausheben kann: schmaler, flacher Küstensaum mit ausgedorrtem Mimosengesträuche; nackte Felswände wild zerrissener Sandstein-Terrassen in Tigre; mit rankigem Gebüsch und Dorngesträuch überdeckte steile vulcanische Gebirgszüge in Simen; Weidelandschaft auf den Plateaus von Woggera, den Gipfeln der Hochgebirge und auf den Anschwemmungen um den großen Binnensee; romantische Thäler in den südöstlichen Provinzen, und in gewisser Jahreszeit sumpfige Niederungen in den nordwestlichen; überall gänzlicher Mangel an eigentlichen Waldpartien; dabei im Ganzen genommen wenig Ackerbau, hauptsächlich bedingt durch die geringe Bevölkerungszahl des Landes, welche bei dem jetzigen anarchischen Zustande dieses Reiches sich schwerlich verbessern wird.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 19** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Satyren und Gedichte.** Von August Barbier. — **Thomas Chatterton.**

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für das Vierteljahr des Auslandes vierteljährlich 6 fl., halbjährlich 12 fl. und vierteljährlich 6 fl. Für Inländer, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 63.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 März 1838.

Ein Beitrag zur natürlichen Beschreibung des Königreichs Neapel.

1. Allgemeine Uebersicht.

Das Königreich Neapel diesseits der Meerenge hat nur eine Landgränze, welche dasselbe von dem Kirchenstaat trennt, und die im Verhältniß zu ihrer Breite sich sehr in die Länge ziehende Halbinsel wird von drei Meeren, dem tyrrhenischen, jonischen und adriatischen, bespült. Die Apenninen, welche von dem Kirchenstaat hereindringen, dehnen sich in ununterbrochenem Laufe bis zu der äußersten Spitze am jonischen Meere aus. Ihre Hauptkette hat in den Abruzzen ihre größte Höhe, und dort lagert sie sich auch in großen Massen, und bildet gleichsam in der Mitte zwischen dem tyrrhenischen und adriatischen Meer das weite Becken, dessen Tiefe der Lago Fucino einnimmt. In ihrem weitern Zuge von der Gränze bis zur Küste der Provinz Basilicata sendet sie gleichförmig gegen das adriatische Meer viele Zweige aus, welche in allmählicher Abdachung beinahe in perpendiculärer Linie auf die Küste stoßen. Dieselbe Richtung nehmen die Thäler der Flüsse, welche von den Apenninen ihre Wasser erhalten und sich in das adriatische Meer ergießen, und unter diesen sind die bedeutendsten der Trento, der Womano, die Pescara, der Sangro, der Trigno, der Biferno, der Fortore und der Ofanto. Gegen das tyrrhenische Meer trennen sich von der Kette in schiefer Richtung viele Verzweigungen, doch erreichen im nördlichen Theil nur die zwei das Meer, welche mit der Punta di Gaeta und mit dem Capo della Campanella sich endigen. Ein anderes Vorgebirge, aus vulcanischen Hügeln gebildet und völlig getrennt von der Hauptkette, zieht sich bis in das Meer hinein in der Richtung der Inseln Procida, Vivara und Ischia, welche eine Verlängerung dieses Zuges zu seyn scheinen. Der Golf, welcher von den genannten Inseln und der Punta di Gaeta gebildet wird, hat seinen Namen von der letztern Stadt; der andere, welcher tiefer in das Land hereintritt, zwischen denselben Inseln und zwischen Capri, das sich in der Verlängerung der Punta della Campanella aus dem Meere erhebt, wird der Golfo di Napoli genannt. Die Wasser dieses Districts, welche zwischen der Punta di Gaeta und der della Campanella von den Apenninen herabfließen, vereinigen sich im Garigliano und Volturno. Der erstere, welcher nahe an dem Becken des Lago Fucino entspringt, nimmt zwar die Wasser von dem kleinern Theile jenes Districts in sich auf, vergrößert sich aber durch den Fluß Tolero, welcher aus dem Kirchenstaate kommt. Der Volturno nimmt die Wasser des langen Gebirgszuges auf, der sich von der Umgegend von Rionero in der Provinz Molise bis in die von Montella und Nusco ausdehnt.

Die Kette der Apenninen lagert sich bei ihrem Uebergang aus der Provinz Principato ulteriore in die Basilicata wieder in der Nähe von Muro, Avigliano und Potenza, und von da an nähert sie sich in der Calabria citeriore dem tyrrhenischen Meere. In dieser Gegend erhält das Königreich Neapel seine größte Breite, denn von der Punta di Licosa bis zum Ausfluß des Ofanto ist die Entfernung in gerader Linie 90 Miglien, und vom Capo Cetraro bis Mola di Bari 120 Miglien (58 Miglien di Napoli auf einen Grad des Aequators, also beinahe 4 auf eine deutsche Meile.) Es scheint auch, daß hier die Natur die Absicht gehabt habe, die Verbindungen zwischen den drei Meeren zu erleichtern und zu verkürzen. Von Muro, Avigliano und von der Gegend von Potenza fließen die Wasser in den Tanagro, der sich in den Sele (Silaris) ergießt. Zudem trennt das Thal des Tanagro, welches eine Länge von ungefähr 40 Miglien hat, von dem Hauptgebirge die Berge, welche zwischen dem genannten Thal und dem tyrrhenischen Ufer liegen, in ihrer ganzen Ausdehnung vom Ausflusse des Sele bis Maratea. Dasselbe bietet endlich zwei leichte Verbindungen mit dem tyrrhenischen Meere dar, die eine längs dem Laufe des Sele in den Golf von Salerno, die andere in der Richtung von Sapri oder Maratea in den Golf von Policastro. Aus der Gegend von Avigliano bis Lauria sendet das Hauptgebirge fast in perpendiculärer Richtung gegen das jonische Meer einige große Verzweigungen, deren Wasser sich sammeln in den Flüssen Bradano, Basento, Salandrella, Agri und Sinno. Von Seiten des adriatischen Meeres flacht sich die erste der genannten Verzweigungen, deren südliche Traufe gegen den Bradano gerichtet ist, gegen die Küste hin allmählich in niedere Hügel ab, so daß von der Mündung des Ofanto bis zum Capo di Leuca nicht Ein Fluß sich findet, der das ganze

Digitized by Google

Jahr hindurch flösse. Die genannten Hügel erheben sich auch wieder, und bilden eine zusammenhängende Kette bei Altamura, Gioja und Martina; von da senken sie sich und erheben sich erst wieder am Ende, dem Capo di Leuca, welches das adriatische vom jonischen Meere trennt.

In der Provinz Calabria citeriore nähert sich die Hauptkette immer mehr dem tyrrhenischen Meere und bis zum Laufe des Sanuto bildet sie an der Küste einen hohen Gürtel ohne irgend eine Verbindung gegen das Innere hin. Ehe sie an den Sanuto gelangt, tritt sie in das Innere des Landes zurück, und lagert sich in großen Gebirgsmassen, deren höchste Punkte unter dem Namen Sila bekannt sind. Calabria citeriore, welches im nördlichen Theile bloß eine Breite von 30 Miglien zwischen beiden Meeren hat, dehnt sich zwischen der Marine von Paola und der Punta dell' Alice in einer Breite von 50 Miglien aus. Vom Gebirge Sila trennen sich mehrere Zweige in verschiedenen Richtungen, und unter den zahllosen Flüßchen sind die bedeutendsten der Crati und der Neto. Die Hauptkette zieht sich in der Mitte des Landes fort, welches, mit Ausnahme des Capo Vaticano, nur noch 25 bis 30 Miglien, ja sogar zwischen den beiden entgegengesetzten Golfen di S. Eufemia und di Squillace nur 17 Miglien breit ist, und zuletzt endigt sich die Hauptkette mit einer scharfen Kante gegen das Meer, in einer Länge von 20 Miglien vom Capo Spartivento bis zum Capo dell' Armi.

(Fortsetzung folgt.)

Brasilianische Zustände.

Literarische Statistik.

(Schluß.)

Die Journale unterdrücken hier fast alle andere literarischen Erscheinungen, obgleich aber auch kein einziges, wie z. B. in Frankreich, es bis auf 3 bis 4000 Abonnenten gebracht hat. Die „Handelszeitung" dürfte der Riese des brasilianischen Journalismus genannt werden, da sie gegen 2000 Abonnenten zählt.

Das in Frankreich herausgekommene Buch: „Die Kunst glücklich zu seyn," das dort in kurzer Zeit fünf Auflagen erlebte, erschien hier in einer portugiesischen Uebersetzung, konnte aber, obgleich die Auflage nur 500 Exemplare stark war, doch nicht ganz abgesetzt werden. Gleichsam durch eine Ironie des Zufalls erfreut sich dagegen das in der portugiesischen Literatur berühmte Werk: „die Kunst zu stehlen," einer weit regern Theilnahme, da man dieses Buch in fast allen brasilianischen Häusern vorfindet. Eine 2000 Exemplare starke Auflage des Ricardo modert auf dem Lager des Verlegers. Selten lassen die Druckkosten dem Verleger einen Profit übrig, ausgenommen den Journalinhabern, denen man für jeden Artikel, den man in ihre Blätter einrücken läßt, bezahlen muß, anstatt Honorar zu erhalten.

Es hält hier schwer für die Druckereien Setzer zu finden, und diese verstehen ihre Arbeit auch nur auf die leichtesten Werke anzuwenden. Gewöhnlich sind es junge Mulatten. Meistentheils richten auch die Druckereibesitzer ihre Sklaven zu dieser Arbeit ab, um sich ihrer zu jeder Stunde bedienen zu können, was mit den Weißen und Mulatten nicht der Fall ist. Der Factor einer Buchdruckerei wird im Durchschnitt täglich mit 2000 Reis, ungefähr 8 Franken besoldet. Die Druckkosten sind folgendermaßen zu berechnen: Tausend Exemplare in 16, auf weißem Papier, den Bogen zu 16 Seiten, auf 18—26,000 Reis, also ungefähr auf 104 Franks.

Jedes Journal hat eine Rubrik: „Neu erschienene Werke," in welcher, wie in Europa, jene mit vollen Backen dem Publicum empfohlen werden. Fast alle Journale geben sich wenig mit Kritik ab, besprechen jedoch unter der Rubrik: „Gegenwärtige Zeit," sehr rasch und mit scharfem Blicke die Begebenheiten des Tags. Sobald ein Paketboot Neuigkeiten aus Europa bringt, wird aus diesen sogleich ein Resumé gegeben. Besonders zeichnet sich darin das Journal „Aurora" aus, das seine Nachrichten dann zugleich mit polemischen Aeußerungen begleitet. Eine Zeitung von Pernambuco ist bemerkenswerth durch ihre Artikel, in welchen sie die wichtigsten nationellen Vorurtheile angreift und bekämpft. So unter andern lieferte sie in einem fingirten Briefe eine nicht üble Satyre auf den revolutionären Geist in Para und in den meisten andern nördlichen Provinzen, der hier Platz finden mag:

Brief eines Musguento *) an seinen Freund in Pernambuco.

Para, den 12 März 1835.

„Seit dem verflossenen October habe ich Dir nicht geschrieben, weil ich zu sehr mit den Arbeiten für das Wohl meines Vaterlandes beschäftigt war, und mein Leben öfter für die heilige Sache der Freiheit und für unsern Bund exponirte. Man befahl mir im October, mich nach Acara zu begeben, um gegen Lobo und Santjago zu kämpfen, welche uns und unsern Bund unterjochen wollten. Ich folgte also diesem Befehle, weil ich ein freier Patriot bin, fand aber dort bei meiner Ankunft wenig Leute vor, denn die Schurken, die uns hieher beordert hatten, blieben ruhig zu Hause zwischen ihren vier Wänden. Darum wurden wir von den Truppen des despotischen Präsidenten auch geschlagen. Ich selbst wurde blessirt und hielt mich deßwegen längere Zeit in den Wäldern auf. Nachher beorderte man mich noch einmal gegen Lobo und Santjago für den heiligen Bund und die wahrhafte Freiheit zu handeln, und uns dadurch alle reich und frei zu machen. Als ich dort wieder angekommen war, tödteten wir alle Despoten und ihre Sklaven, befreiten unsern gefangenen Chef Malcher und machten ihn zum Präsidenten, so wie den braven Patrioten Vinagre zu unserm Feldmarschall. Allein dessen ungeachtet erblickten wir weder etwas von dem allgemeinen Bunde, noch von der Freiheit, welche man uns versprochen hatte. Malcher wollte eigentlich nur darum das Gouvernement seyn, damit das in der Hauptstadt aufhöre zu existiren. Es dauerte auch nicht lange, so fing er an, einige meiner Cameraden ins Gefängniß zu stecken, führte plötzlich eine ganz andere Sprache, wie früher, und wollte unsern

*) So nennt man die Bewegungsmänner in Brasilien.

Digitized by Google

Helden Vinagre einkerkern lassen. Da erklärten ihn wir dann seiner Würde für verlustig, schlugen uns gegen ihn zwei Tage lang und tödteten endlich den Despoten und seine Sklaven. Malcher fiel, wie der Verräther es verdiente. Dann wählten wir den General Vinagre an seine Stelle. Aber kaum hatte dieser die Regierung erhalten, die er nur nach vielen Bitten von unsrer Seite und nur im Namen des Bundes und der Freiheit annahm, und lieber nur Anführer der Krieger seyn wollte, als er damit begann, die besten, fettesten Stellen unter seine Verwandten zu vertheilen. Für uns aber that er nichts, und wir gingen stets leer aus.

„Ich bin sehr verdrießlich! Wir mühen uns ab, wir marschiren, wir sterben — ich bin freilich wie durch ein Wunder dem Tode entronnen — und Andere profitiren davon; sie theilen die Beute und führen eine Sprache, die ganz anders klingt, wie ihre frühere. Ich habe meine Zeit vergeudet, werde täglich kränker und ärmer, und bekomme noch immer nichts von der Freiheit zu sehen; überhaupt sehe ich eigentlich gar nichts, als Desertion und Nachhausegehen, dessen sich meine Cameraden sehr befleißigen. Ich erhalte nicht einen Pfenning, daß ich dafür meinen leeren Magen füllen könnte. Darum habe ich auch gar keine Lust mehr, für irgend etwas Negatives, z. B. die Freiheit, zu sterben, und ich denke nur daran, mich an denen zu rächen, die mich so betrogen haben. Um Gottes willen, folge nicht diesen Leuten, wenn sie Dich auffordern, die Dickfäuste zu tödten und an der Freiheit bauen zu helfen; das sind lauter leere Versprechungen, von denen Du keinen Nutzen hast. Wir gewinnen bei all' den Geschichten nichts, rein gar nichts! Ich habe Dir erzählt, lieber Freund! wie Malcher und Vinagre uns behandelt haben, aber ich bin jetzt kein dummer Esel mehr und desertire morgen in die Wälder, wo sie mich nicht mehr finden sollen. Adieu!"

Man hat hier in Rio de Janeiro ein „Pfennig-Magazin" nachgeahmt, allein damit nicht reussirt, weil man gleich von Anfang das Publicum durch den hohen Subscriptionspreis von 50 Francs jährlich abschreckte. — Die drei Journale, welche die meisten Abonnenten haben, sind: die „Aurora" mit 800 Abonnenten, die einen guten Fortgang hat; der „officielle Courier" mit 700 Abonnenten, die „Handelszeitung von Rio de Janeiro" mit ungefähr 2000 Abonnenten. Ein „Journal der parlamentarischen Debatten" konnte niemals die Druckkosten erschwingen. Im Jahr 1836 hatte Brasilien 55 Journale, wovon fünf wissenschaftliche und litterarische Tendenz hatten. Von diesen letzten erschienen vier in Rio de Janeiro.

Die jungen Brasilianer, welche zu ihrer gelehrten Ausbildung auf Kosten der Regierung in Europa reisen, haben so wenig der Absicht des Gouvernements entsprochen, daß man fast die Beschränkung loben muß, die in Folge der Nachrichten über den schlechten Erfolg dieser Reisen eingetreten sind.

Es befinden sich in Rio de Janeiro einige gute französische Buchhandlungen, die am meisten Auszüge aus Handbüchern absetzen. Eine portugiesische Uebersetzung des Faublas kam 1836 in Rio de Janeiro heraus und ging reißend ab. Ein beachtenswerthes Werk „Annalen von Rio de Janeiro" erschien Anfangs 1837. Die Verdienstlichkeit desselben besteht in den historischen Documenten, die aber mit wenig Ordnung und Geschmack verwendet worden sind. Der Verleger dürfte aber wie die Erfahrung lehrt, kaum die bedeutenden Druckkosten herausziehen.

St. Marianna Velloso, welcher eine „Flora von Brasilien" herausgab, hat nur ein einziges Exemplar, und zwar an einen seiner Landsleute in London verkauft. So wenig Ruhm und Lohn bietet die Litteratur in Brasilien dar!

Die russischen Provinzen jenseits des Kaukasus.

Einleitung.

Unter dem Titel: „Uebersicht der russischen Provinzen jenseits des Kaukasus in statistischer, ethnographischer, topographischer und finanzieller Hinsicht," ist vor einiger Zeit in Petersburg ein Werk erschienen, welches die Frucht der Arbeiten einer besonders zu diesem Behufe nach Transkaukasien gesandten Commission ist. Ueber die Stellung der Russen in jenen Ländern enthält es eigentlich nichts, aber die Nachrichten über den Zustand der Bewohner und die Hülfsquellen dieser Länder sind so zahlreich und gut zusammengestellt, wie man sie wohl nirgends in ähnlicher Art findet. Das Werk umfaßt 4 Bände, wovon die beiden ersten Grusien oder Georgien und die sogenannten Distanzen behandeln, die zwei letzten Bände haben den sogenannten Kriegskreis der muselmännischen Provinzen, den Kriegskreis der daghestanischen Provinzen und die neu erworbenen türkischen und persischen Gebiete zum Gegenstande. Von diesen heben wir fürs erste die Provinzen Schirwan, Talysch, Karabach und Scheki aus, um später auf den Kriegskreis der daghestanischen Provinzen Baku, Kuba und Derbend überzugehen.

Die erstern sind vor Allem merkwürdig, weil in ihnen wandernde Hirtenstämme umherziehen, deren unsichere Unterwürfigkeit zum Theil den letzten Krieg zwischen Persien und Rußland veranlaßte, und sie auch anfangs von dem eindringenden Perserheer im Siegesfluge überzogen wurden: die daghestanischen Provinzen sind noch fortwährend durch die Einfälle der Bergstämme bedroht, und die Russen haben nur den schmalen Strich zwischen dem Gebirg und dem kaspischen Meer in Besitz, denn noch ist es ihnen immer nicht gelungen, sich dauernd in den Bergen festzusetzen, wo die tapfern weit verbreiteten lesghischen Stämme einen hartnäckigen Widerstand entgegensetzen.

Die muselmännischen Provinzen.

Die Bevölkerung der transkaukasischen Besitzungen Rußlands ist ein Gemisch oder vielmehr Ueberreste verschiedener Völker, welche einst diesen Theil Asiens durchzogen oder bleibend sich darin niederließen. Die Verschiedenheit ist in Allem sichtbar, in der äußern Gestalt, in moralischen Eigenschaften, in Sprache und Religion. Mit Ausnahme der Georgier, Imeretier und Armenier, welche Völker ihren eigenthümlichen Typus beibehalten haben, der sich deutlich in Sprache und Religion zeigt, bekennen sich alle Einwohner Transkaukasiens zum Islam, und man nennt sie darum alle Muselmanen;*) man unterscheidet nach den Provinzen Schirwaner, Talyschiner, Karabachen u. s. w., es finden sich aber darunter Mongolen, Perser, Türken und Araber. Man kann

*) So oder Musurman schreiben die Russen nach dem Vorgange der Franzosen das bekannte Wort Moslemd.

Digitized by Google

nicht umhin, hier die sehr wichtige Bemerkung zu machen, daß zwar Tataren oder Mongolen vorherrschen und allen dortigen Muselmanen ihren Typus aufgedrückt haben, daß man aber dennoch weder den Namen Tataren noch Mongolen hört, obwohl derselbe bei den Russen gebräuchlich ist; nur bei den Leghiern hat sich die Benennung Mugalen erhalten.

Die Einwohner zerfallen in religiöser Hinsicht in Schiiten und Sunniten, deren Einrichtungen theils auf dem Koran, theils auf den verschiedenartigen Auslegungen desselben beruhen; die wichtigsten Punkte, um die es sich dabei handelt, beziehen sich erstens auf die Abgaben des Volkes zum Unterhalte der Geistlichkeit und der Armen, zweitens auf die Gerichtsbarkeit, Scheriet genannt, welche der Geistlichkeit über das Volk zusteht, und drittens auf die Blutrache. Die geistlichen Abgaben, welche man gesetzmäßig von dem Volk erheben darf, heißen Sekat und Chums; der Sekat umfaßt erstens den Zehnten von den Erzeugnissen des Bodens; gewöhnlich nur von Weizen und Gerste, in manchen Fällen aber auch von Dattelbäumen und Weinreben; zweitens den vierzigsten Theil der kostbaren Metalle, die unbenutzt liegen bleiben; drittens einen besonders bestimmten Theil von jeder Art Vieh, das arbeitende Vieh ausgenommen, *) und viertens am Ende des Monats Ramasan zehn Chanwar Getreide oder den Werth desselben in Geld, von jedem Individuum beider Geschlechter, auch die Dienstboten nicht ausgenommen. Der Chums besteht aus dem fünften Theil des Gesammteinkommens, das nach Abzug der jährlichen Ausgaben übrig geblieben ist, ein Punkt, worüber indeß die Ausleger streiten. Die muhammedanische Geistlichkeit übt eine richterliche Gewalt über das Volk aus, welche Scherie oder Scheriet heißt; in einem Scheriat sitzen ein, zwei oder auch mehrere Geistliche, und seiner Entscheidung unterliegen alle auf Religion bezüglichen Gegenstände, so wie von Rechtswegen auch die schweren Verbrechen. Die Personen, welche die muhammedanische Geistlichkeit bilden, sind: 1) bei den Sunniten die Kalifen, bei den Schiiten die Imame, welche beide zugleich weltliche und geistliche Herrscher sind; 2) Muschtehiden, die vornehmsten Geistlichen der Schiiten, welche außer der weltlichen Gewalt alle Rechte der Imame haben; 3) Scheikh-ul-Islam (Haupt des Glaubens), welche in beiden Secten an der Spitze der Geistlichkeit stehen, bei den Schiiten jedoch nur, wenn kein Muschtehid vorhanden ist; 4) die Kadis oder Richter; 5) die Mufti, die Bewahrer des Gesetzes bei den Sunniten; 6) die Amr-Maruph, welche die Verpflichtung haben, das Volk zum Guten zu leiten und vom Bösen abzuhalten; 7) die Pisch-Namas, oder Geistliche, die sich durch ein besonderes heiliges Leben auszeichnen; sie versehen den Gottesdienst und lesen zugleich vor dem Volke die Gebete; 8) die Wais oder Prediger; 9) die Ulemas oder Gottesgelehrten, welche den Sinn des Korans auslegen; 10) die Muderris, Lehrer der theologischen Wissenschaften und der arabischen Sprache; 11) die Effendi bei den Sunniten und die Achund bei den Schiiten, gelehrte Geistliche, welche den gewöhnlichen Gottesdienst und die geistlichen Verrichtungen besorgen; 12) die Mulla, welche die gleiche Verpflichtung mit den vorhergehenden haben, aber nicht denselben Grad von Gelehrsamkeit besitzen; 13) die Muezzin, welche vom Minaret herab die Gläubigen zum Gebete rufen; 14) die Derwische oder Mönche, deren hauptsächlich drei Arten sind: die Edschem, Chatissar und Abdl. Die erstern können sich verheurathen und zu Hause leben, die zweiten müssen umherwandern, von Almosen leben und die Lehre Muhammeds predigen; die letztern aber, Mönche der strengsten Observanz, haben allem Weltlichen entsagt, leben in Einöden und weihen sich ganz dem Dienste Gottes. Zur muhammedanischen Geistlichkeit rechnet man auch noch die Suchte bei den Sunniten und die Theläbi bei den Schiiten; dieß sind die Kinder von Geistlichen und andern Leuten, welche in den Schulen Unterricht empfangen haben und sich zum geistlichen Stande vorbereiten. Einer besondern Achtung des Volkes genießen ferner die Seiden und Agamiren; *) sie sind nach dem Gesetze von Körperstrafen frei, beziehen die Hälfte des Chums und bezahlen keinerlei Abgaben; wenn aber irgend ein Regent sie mit Abgaben belastet, so sind rechtgläubige Muhammedaner verbunden, solche an ihrer Statt zu bezahlen. Wenn ein Gläubiger einen Seiden in Noth sieht, so soll er ihn in sein Haus aufnehmen und als seinen Herrn ehren; das Zeichen ihrer Würde ist der grüne Turban, den andere Moslems nicht tragen dürfen. Außer den Seiden oder Agamiren hegen die Schiiten auch noch eine besondere Achtung vor den Imam-Sade oder Imams Söhnen, nach dem Gesetz aber genießen diese keinerlei Vorrechte.

Die Einwohner der Rußland unterworfenen Provinzen jenseits des Kaukasus gehörten von der Zeit ihrer Eroberung durch die Türken und Mongolen an zu den Sunniten, bis Ismail Sophi im Jahr der Hedschra 906 den persischen Thron bestieg; dieser unterwarf Gandscha (das jetzige Jelisawetpol), Karabag, den südlichen Theil von Schaki, Schirwan, Baku und Derbend, und führte in diesen Provinzen die Lehre Ali's ein; in Daghestan aber, in dem nördlichen Theil von Schaki und Schirwan, hatte er nicht den gleichen Erfolg. In der Folge siedelten Muhammedaner beiderlei Secten je nach Umständen aus einer Provinz in die andere über, und vermischten sich dadurch völlig: im Khanat von Schaki und Schirwan nahm ein Theil der ursprünglichen Einwohner die Lehre Ali's an, doch blieb die größere Zahl Sunniten. Der gegenseitige Haß beider Secten stieg durch die Bedrückungen, welche je die herrschende über die schwächere ausübte; indeß hatte jede ihre eigenen Moscheen, ihre eigene Geistlichkeit, und im Vollzuge des Gottesdienstes und ihrer Gebräuche war auch die schwächere nicht beeinträchtigt. Die Moscheen wurden entweder von den Gemeindegliedern oder auf Kosten des Sekat erbaut; oft stifteten auch vornehme Geistliche oder Weltliche Moscheen, oder statteten solche mit Besitzungen aus.

Die geistlichen Abgaben, der Sekat und Chums, so wie das Gericht Scheriet bestanden unter den Khanen in voller Kraft, da indeß das Volk durch die Abgaben an die Khane sehr belastet war, so suchte es sich häufig den geistlichen Abgaben zu entziehen, die Khane aber standen immer der Geistlichkeit in der Einsammlung des Sekat und Chums bei. Die Sunniten gaben größtentheils nur den Sekat und den Chums oder fünften Theil von der Beute, die sie im Kriege gegen Christen machten, während bei den Schiiten der Chums vom Capital, von Pferden und Ochsen erhoben wurde.

(Fortsetzung folgt.)

*) Man berechnet alles nach Kameln, Ochsen und Schafen: für fünf Kamele gibt man einen Hammel, und so fort bis fünf und zwanzig; für sechs und zwanzig ein junges weibliches Kamel; für sechs und dreißig ein dreijähriges Kamel: für siebzig zwei Weibchen, und bei hundert ein und zwanzig für je vierzig eines. In ähnlicher Weise ist es auch bei den andern Thieren bestimmt.

*) Dieß sind Verwandte Muhammeds, welche von Ali und Muhammeds Tochter Fatime abstammen; man nennt sie auch Hasgini, nach Hasein, dem Sohne Ali's, und Musa, nach Musa, dem fünften Sohne Haseins.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 64.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 März 1838.

Brasilianische Zustände.

Die brasilianische Kirche.

Die brasilianische Kirche besteht aus dem Erzbisthum von Bahia und aus den acht Bisthümern von Rio de Janeiro, von Pernambuco, von Maranhao, von Para, von St. Paul, von Matto Grosso, von Goyaz und Cuyaba. Kathedralkirchen befinden sich nur in Bahia und den sechs erstgenannten Bisthümern.

Der König Johann VI hatte den großen Plan gefaßt, sieben Erzbisthümer und sechsundzwanzig Bisthümer zu gründen, da oft die Diöcese eines Bischofs drei bis vier Provinzen umfaßt, und dieser gezwungen ist, auf beschwerlichen Wegen Reisen von 100 bis 500 portugiesischen Meilen zu machen. Das ist unter andern mit dem Bisthum von Pernambuco der Fall, welches die Provinzen von Ceara, vom nördlichen Rio Grande, von Paraiba und Alagoas umfaßt.

Während zwei Jahrhunderten hat die portugiesische Regierung in Brasilien ein Erzbisthum, sechs Bisthümer und zwei Prälaturen, die später zu Bisthümern erhoben wurden, errichtet.

Die brasilianischen Priester sind angewiesen, den Titel ihres Patrimoniums zu führen, und sie erhalten, gemäß der Constitution des Erzbisthums von Bahia, ein jährliches Einkommen von 25,000 Reis, das auf wohlthätige Fonds angewiesen ist. Die Benefizienverleihung ist ein kaiserliches Vorrecht und kommt den Geistlichen, vor ihrer Ordination, als Patrimonium zu gut. Die Revenüen der vacanten Capellen gehören der Regierung und werden im Budget auch aufgeführt. Der Gehalt der Bischöfe beläuft sich auf 3 bis 4000 Cruzaden, wogegen die Accidenzien nach den Localverhältnissen variiren; jedoch haben sie sich jetzt sehr vermindert. Das Einkommen eines Honorarkanonikus ist 500,000, eines wirklichen Kanonikus 400,000, eines Caplans an der Kathedrale 80 bis 100,000, und eines Pfarrers 200,000 Reis.*)

Die Fundamentalgesetze der brasilianischen Kirche sind: das Concilium von Trient und die erste und zweite Constitution des Erzbisthums von Bahia. Die erste, streng apostolischen Geist athmend, befiehlt den Religionsunterricht der Neger; die zweite unterwirft die Bischöfe einer für die jetzige Zeit sehr strengen Disciplin, doch wird dieser Befehl sehr lax befolgt. Die Bischöfe sind autorisirt, Kerkerstrafen und Verbannung nach Afrika zu verhängen.

Die Kathedralcapitel erloschen im Jahre 1820. Seminäre gibt es vier, und zwar in Rio de Janeiro, Bahia, Olinda und Maranhao, doch genügt diese Anzahl keineswegs. Dessen ungeachtet hat die Regierung noch keine neuen errichtet, obgleich sie, als sie sich den Zehnten anmaßte, im J. 1805 durch ein Decret aussprach, daß sie dafür die Verpflichtung übernehme, noch einige Seminarien zu fundiren.

Der Congreß der Vereinigten Staaten hat von neuem zur Erziehung von Geistlichen bestimmten Collegien drei zum Rang von Universitäten erhoben, wie dieß der Brief der in Baltimore zu einem Concil vereinigten sämmtlichen amerikanischen Bischöfe an den Papst besagt. Statt dessen erwartet man in Brasilien Alles von den Klöstern, von welchen die Hälfte eingegangen, von schlecht dotirten Bischöfen, oder von den Pfarrern, die mit der geistigen Erziehung ihrer Parochien beauftragt sind.

Das kanonische Recht ist vernachlässigt; von einer gewissen Regelmäßigkeit in den Studien nicht die Rede. Provincial-Synoden finden niemals statt; eine einzige Diöcesan-Synode wurde im J. 1717 gehalten.

Die einzigen Revenüen, die der heilige Stuhl aus diesem Lande zieht, sollen, wie behauptet wird, nur die Kosten für die Investitur der Bischöfe seyn. Binnen drei Jahren hat die päpstliche Nunciatur zu Rio de Janeiro 262 Piecen expedirt; die Einkünfte dafür, im Betrag von 2 Contos 700,000 Reis, sind auch fast wieder auf die Kanzlei- und andere Kosten verwendet worden.

*) Tausend Reis immer zu ungefähr 5 fl. zu rechnen.

Ein Beitrag zur natürlichen Beschreibung des Königreichs Neapel.

1. Allgemeine Uebersicht.

(Schluß.)

Aus dieser Uebersicht ergibt sich, daß nach der Lage der Küsten und der Gebirge das Land einige große Fußgebiete ent

Digitized by Google

hält, in welchen sich alle Umstände vereinigen, um den Ackerbau, die Schafzucht, die Industrie und den Handel in ausgezeichnetem Grade zu begünstigen. Diese Flußgebiete bestehen zum größten Theil in weiten Thälern der Hauptflüsse, welche bei ihrer Mündung gegen das Meer hin in ausgedehnten Ebenen sich öffnen. Unter einem der Vegetation höchst günstigen Klima und unter dem wohlthätigen Einflusse der nahen Berge haben alle einen sehr fruchtbaren Boden, durchschnitten von zahllosen Gewässern, welche die Fruchtbarkeit noch vermehren könnten. Eine fleißige Benützung der Ebenen und der Gebirge könnte durch auswärtigen Handel reichen Gewinn verschaffen, denn alle Provinzen des Landes haben kurze und leichte, oft unmittelbare Verbindungen mit dem Meere, außerdem stehen sie noch unter sich in wechselseitiger Beziehung.

Am tyrrhenischen Meer dehnen sich an den drei Golfen von Gaeta, Napoli und Salerno weite Ebenen aus, welche vom Garigliano, Volturno und Sele durchschnitten werden. Von diesen drei Becken sind das erste und das zweite durch einen secundären Gebirgszweig, der sich von Rocca Monfina bis zur Rocca di Mondragone am Ufer des Meers ausdehnt, und das zweite und das dritte durch den Hauptgebirgszweig getrennt, der sich bis zur Punta della Campanella verlängert. Von der Punta di Licosa bis zum Capo Suvero nähert sich das Gebirge so sehr dem Ufer, daß keine Ebene von Bedeutung möglich wird. Am Golf von S. Eufemia liegen fruchtbare, ausgedehnte Ebenen, welche von den Flüssen S. Ippolito, Lamato und Angitola bewässert werden; die untern Thäler derselben sind überaus ergiebig. Jenseits des Capo Vaticano liegen ähnliche fruchtbare Ebenen am Golf di Gioja und werden von der Mesima und dem Petrace durchschnitten. Das ganze Vorgebirge Vaticano, welches das bevölkertste in ganz Calabrien ist, enthält angenehme, freundliche Gefilde, und in der Mitte zwischen beiden Meerbusen verknüpft es die Vortheile beider. Von der Scilla bis zum Capo delle Armi sind, obgleich die Verzweigungen des Aspromonte bis ans Ufer reichen, auch die kleinen Ebenen, die Thäler der vielen Waldbäche und der Fuß der Berge selbst von großer Fruchtbarkeit.

Vom Capo delle Armi bis zum Ausfluß des Corace in den Golfo die Squillace nähert sich das Gebirge dem Meere, und läßt nur ein schmales Uferland. Vom Ausflusse des Corace bis zu dem des Neto dehnen sich weite, sehr fruchtbare Ebenen aus, von welchen das berühmte Cotrone seine Größe und seinen Reichthum bezogen hatte. Das fruchtbare Thal des Crati, welcher der größte Fluß Calabriens ist, bekommt nach seinem Austritt aus den Bergen eine ziemliche Breite und wird an beiden Seiten von ergiebigen Hügeln eingeschlossen; wie der Crati sich dem Meere nähert, so öffnet sich das Thal in eine weite Fläche, wo einst das berühmte Sibaris blühte, bekannt durch seinen Reichthum und seinen Luxus. An dieses Flußgebiet reihen sich die Thäler des Esaro und Coscile, welche in den Crati fließen, und die reichen Ebenen von Corigliano, Cassano, Francavilla, Casalnuovo und Trebisacce. Die ganze Ausdehnung vom Ausflusse des Sinno bis Taranto ist als Eine Ebene zu betrachten, die an sich zwar schmal ist, aber durch die Verbindung mit den obern Thälern der in den Golf von Taranto fließenden Flüsse eine bedeutende Erweiterung erhält; eben so ist als ein einziges Gebiet anzusehen die ganze Provinz d'Otranto, welche außer der Linie von Taranto bis Ostuni vom jonischen und adriatischen Meer umflossen ist.

Die Küste des adriatischen Meers vom Capo di Leuca bis zum Ausflusse des Tronto hat nur kleine Meerbusen und bedeutende Vorsprünge, mit Ausnahme der Bai von Brindisi und des großen Vorgebirges Gargano. Das letztere, welches weit ins Meer hinein sich erstreckt, scheint vom Hauptzug der Apenninen völlig getrennt zu seyn, denn das Thal des Candelaro, der aus den Thälern jener Gebirge herausfließt, bildet gleichsam die Verlängerung der Küste ober- und unterhalb des Vorgebirgs, das ganz aus der Richtung beider heraustritt. Diesen gleichförmigen Lauf der Meeresküste will man von der geologischen Beschaffenheit der Berge ableiten, welche gegen das adriatische Meer ihre Richtung nehmen. Je mehr die Apenninen der Abruzzen sich dem Meere nähern, um so mehr bestehen sie aus Thon, und darum konnten die untern Theile derselben den Strömungen des Meers nicht widerstehen, und mußten nach der Beschaffenheit ihres Bodens diese gleichförmige Küstenlinie annehmen, mit Ausnahme des kleinen Kalkvorgebirgs, auf welchem die Stadt Ortona sich erhebt. In den Provinzen Molise und Capitanata treten die Gebirge auf eine ziemliche Strecke vom Meere zurück; die Küste, welche nur Gränze der Ebene ist, ist somit auf gleiche Weise den Wirkungen des Meeres ausgesetzt, und konnte sich nicht in Vorsprüngen, und nicht in Meerbusen ausbilden. Man bemerkt nur einen kleinen Vorsprung, auf welchem die Stadt Termoli liegt, denn die Kalkformation, aus welcher dieser Fels besteht, bietet den Wellen ziemlichen Widerstand dar. Eben so wenig konnten die Kalkfelsen des Gargano angefressen werden. In den Provinzen Terra di Bari und Terra di Otranto stehen Kalkhügel, welche sich mit allmählicher Abdachung bis ans Meer erstrecken, und nur wenige Vorsprünge und wenige Einschnitte bilden.

Die Provinz Terra di Bari und der Theil von Basilicata, welcher von Melfi bis Canosa auf dem rechten Ufer des Ofanto liegt, können nur als ein Flußgebiet angesehen werden, das zur nördlichen Gränze das adriatische Meer hat. Die ganze Strecke mit ihren Hügeln bildet nur eine Abdachung der Apenninen von Basilicata, von deren nördlicher Traufe die Verbindungen mit der Küste kurz und bequem sind. Eben so bildet das Land zwischen dem Ofanto und dem Biferno nur eine Ebene mit der Neigung gegen das Meer hin, und findet auch dorthin eine leichte Verbindung. Für die drei Abruzzen bildet die Pescara mit ihren parallellaufenden Flüssen eine Communication mit dem Meere, und nur das Becken des Lago Fucino hat keinen natürlichen Ausweg gegen das Meer.

Nach seiner natürlichen Beschaffenheit kann nun das Königreich Neapel diesseits der Meerenge in drei Haupttheile getrennt werden. Zum ersten gehören die Flußgebiete des Volturno, des Garigliano, des Lago Fucino, der Abruzzen und der Capitanata, und haben zur südlichen Gränze den Lauf des Ofanto und die Gebirgsverzweigung von Nusco bis zur Punta della Cam-

Digitized by Google

panella. Der zweite Haupttheil enthält das Flußgebiete des Sele, den Theil der Basilicata, welcher gegen das jonische Meer hin liegt, die Terra d'Otranto und die Terra di Bari. Zum dritten endlich gehören die drei Calabrien.

(Fortsetzung folgt.)

Statistik der Spielhäuser in Paris.

Der Pacht der Spiele, welcher von 1819 bis 1836 dauerte, wurde um ein Jahr verlängert. Am 31 December 1837, dem Tage der Unterdrückung, standen in Paris sieben Häuser mit zusammen 17 Spieltischen offen, worunter 9 für die Roulette, 6 für Trente-un und 2 für Creps. Für jeden Tisch ward allmonatlich eine besondere Rechnung gehalten und liquidirt, was sonach für die zwölf Monate des Jahres 204 Liquidationen gibt. Unter diesen 204 Liquidationen des letzten Jahres zeigten nur 17 Verlust.

Resultate für 1837.

Häuser.	Tische.	Ertrag.
Nr. 129	1 Roulette, 2 Trente-un	1,754,618 Fr. 81 C.
Nr. 113	2 Rouletten	829,965 — 58 —
Nr. 56	2 Rouletten, 1 Trente-un	2,354,405 — 15 —
Nr. 154	1 Trente-un für Gold, 1 detto für Silber, 1 Roulette	1,677,661 — 20 —
Rue Marivaux	1 Roulette	398,118 — 16 —
Le Cercle	1 Trente-un, 1 Creps	622,218 — 61 —
Frascati	1 Trente-un, 1 Roulette, 1 Creps	2,271,595 — 80 —
	Gesammter Gewinn	9,288,581 Fr. 51 C.
Hievon sind die Verluste bei 17monatlichen Liquidationen in Abrechnung zu bringen mit		809,486 Fr. 40 C.
	Bleibt Reinertrag	479,095 Fr. 11 C.

Dieser Ertrag ward vierteljährlich vertheilt, nämlich:

Erstes Vierteljahr	2,621,911 Fr. 75 C.
Zweites —	1,870,419 — 61 —
Drittes —	1,715,165 — 16 —
Viertes —	2,271,598 — 59 —
Gesammtertrag wie oben	8,479,095 Fr. 11 C.

Der Tisch, welcher den höchsten Ertrag gewährte, ist ein Trente-un-Tisch, der für den Monat Februar 1837 die Summe von 162,857 Fr. 79 C. abwarf. Sonach waren während der thörichten Zeit des Carnevals die Verluste im Spiele stets die stärksten. Keiner der Tische des Palais-Royal stand bei der monatlichen Liquidation in Verlust, ausgenommen der von Trente-un, auf dem man nur Gold annahm. Das Spiel war daher um so unvermeidlicher verderblich, als es den sterndesten Spielern geöffnet war. Der Tisch, wo man nur in Gold spielt, bot der Regie unter zwölf Liquidationen fünf schlechte. Das Trente-un des Cercle hatte unter zwölf Liquidationen sechs schlechte.

Rechnungsablage der Regie für 1837.

Gewinne		8,479,095 Fr. 11 C.
Davon sind abzuziehen:		
Pachtzins	6,055,100	
Regiekosten	1,350,000	7,480,100 —
Zinsen der Cautionsleistung	25,000	
	Reinertrag	1,048,995 Fr. 11 C.
Theilung: die Stadt Paris		786,746 — 33 —
Theilung: der Pächter der Spiele		262,248 — 78 —

Von dem Pachtzinse flossen 5,500,000 Fr. in den Schatz. Dann blieb für die Stadt 555,100, was mit dem Antheil an obigem Gewinn eine Gesammtsumme von 1,341,846 Fr. 33 C. gibt.

Sonach fiel auf die Stadt Paris die ganze Schande eines Unternehmens, das aus einer der verächtlichsten menschlichen Leidenschaften acht bis neun Millionen zog; sie hatte etwa den achten Theil des Gesammtertrages.

Die russischen Provinzen jenseits des Kaukasus.

Die muselmännischen Provinzen.

(Schluß.)

Das Gericht Scheriet galt bei den Muhammedanern als das heiligste und gerechteste; mit Vergnügen legten sie ihre Streitigkeiten demselben zur Entscheidung vor, auch die Geistlichkeit, ja die Khane waren ihm unterworfen. Freilich setzten die Khane die Kadis nach Gefallen ein und ab, und unterwarfen dadurch das Scheriet ihrer Gewalt, eigneten sich die Entscheidung von Criminalfällen zu, und in den wichtigsten Fällen bedurfte die Entscheidung des Gerichts ihrer Bestätigung. Zur Zeit der Khane gehörten vor das Scheriet 1) Dinge, welche die Geistlichkeit und den Glauben betrafen; 2) die Vollziehung der Verbindungen bei Verheurathungen und Scheidungen, nebst dem Aufsichtsrechte darüber; 3) die Begütigung streitender Verwandten; 4) die Vertheilung des Vermögens unter die Erben; 5) Processe, die ein besonderes Interesse hatten; 6) die Sorge für Wittwen und Waisen, in welchen Fällen die Geistlichkeit von dem Sekat und Chumé beistreuern oder die Gemeinde dazu auffordern mußte, und 7) die Attestirung der Wechsel, der Testamente und anderer Acten.

Die Blutrache galt noch unter der Herrschaft der Khane: der Mörder, welcher der Rache entging, flüchtete gewöhnlich in ein anderes Gebiet, und wenn er nach Verlauf einiger Zeit zurückkehrte, nahmen ihn oft die Khane unter ihren Schutz, und warfen sich zu Vermittlern zwischen den feindlichen Parteien auf.

Die Seiden und Agamiren genossen unter den Khanen alle Vorrechte, welche ihnen durch die geistlichen Gesetze und die allgemeine Verehrung des Volkes ertheilt waren. Auf den Dörfern besaßen sie die besten Güter, und beschäftigten sich meist mit dem Landbau; in einigen Khanaten besaßen sie Landantheile, die ihnen durch Freibriefe der persischen Schahs und der türkischen Sultane aus der Zeit der persischen oder türkischen Herrschaft verliehen waren. Einige trieben Handel, wobei sie durchaus keinen Zoll zu bezahlen hatten, aber wenige nur lernten Lesen und Schreiben, und noch wenigere traten in den geistlichen Stand.

Die muhammedanische Geistlichkeit bildete zu jener Zeit eine eigene Classe, hatte großen Einfluß auf das Volk, und war dessen eigentlicher

Digitized by Google

Führer und Richter. Selbst die Khane achteten die Geistlichen, theils aus religiöser Ueberzeugung, theils weil sie die Anhänglichkeit des Volkes an sie kannten, obwohl sie dieselben nach Gefallen emporhoben und wieder stürzten; sie zahlten keine Abgaben, aber von Körperstrafen waren sie so wenig frei, als die übrigen Stände des Volkes. Die geistlichen Würden wurden nach dem Willen der Khane häufig erblich, obgleich dieselben eigentlich nur den Würdigsten verliehen werden sollten. Die Kinder von Geistlichen konnten in den weltlichen Stand treten, und die Söhne der höhern Geistlichkeit erhielten den Titel Bek. Bleibende Schulen zu Bildung der Geistlichkeit und des Volkes gab es nicht, und der erste Unterricht im Lesen, Schreiben und den täglichen Gebeten wurde von den Mullas ertheilt. Die Suchte und Theläbi gingen, wenn sie ihren Unterricht bei den Mullas vollendet hatten, je nach ihrer Secte zu den Effendis oder Akhunds, welche sie in den Lehren des Glaubens, so wie im Arabischen und Persischen unterrichteten. Wenn sie hier ihren Cursus vollendet hatten, konnten sie nach bestandener Prüfung Mullas werden, Andere aber, welche die höhern Würden zu erlangen suchten, begaben sich zu ihrer weitern Bildung zu irgend einem Effendi oder Akhund, welcher sich durch besondere Gelehrsamkeit auszeichnete, Andere begaben sich zu demselben Zweck nach Konstantinopel und Damascus, wenn sie Sunniten, nach Persien, wenn sie Schiiten waren; Manche besuchten auch Bagdad, Mekka und andere Städte. Die Prüfung derer, die ihre Bildung in ihrem Vaterlande vollendet hatten und eine geistliche Würde erlangen wollten, wurde bei einer Versammlung der Geistlichkeit und anderer angesehener Leute von besonders dazu bestimmten Personen vorgenommen; die, welche aus der Fremde mit dem Zeugniß irgend eines erlangten Grades zurückkehrten, wurden keiner Prüfung mehr unterworfen, sondern ohne weiteres aufgenommen, und wenn der Khan es gestattete, zu Aemtern befördert. Indessen beschränkte sich die ganze Bildung der muhammedanischen Jugend und die ganze Gelehrsamkeit der Geistlichen bloß auf religiöse Gegenstände, den Koran und geistliche Bücher. Zu den höhern geistlichen Würden wurde man ohne weitere Prüfung befördert, zum Beispiel: zur Würde eines Wais wählte man aus den Effendis oder Akhunds einer großen Moschee einen beredten Mann, um dem Volk an Festtagen zu predigen; zum Pisch-Namas wurde Niemand befördert, sondern das Volk selbst gab diesen Titel demjenigen Geistlichen, der ihn durch seinen heiligen Lebenswandel verdiente; zu Kadis und Amr-Maruphs ernannte der Khan oder der Scheikh-ul-Islam. Die Würde des Mufti bestand nicht in den transkaukasischen Khanaten, und einen Scheikh-ul-Islam gab es nur in denjenigen Provinzen, wo die Schiiten vorherrschten. Zu dieser Würde wurde ein Geistlicher durch die allgemeine Anerkennung der Geistlichkeit und des Volkes erhoben und vom Khan bestätigt. Die kräftigern Khane ernannten immer ihre Lieblinge dazu; im Somkhetien, das zum georgischen Königreiche gehörte, war auch ein Scheikh-ul-Islam, den der König von Georgien bestätigte. Zur Würde eines Mujchtehid wurde gleichfalls derjenige erhoben, den das Volk selbst als den Würdigsten erklärte; sehr wenige nur erhielten diese Würde. Die Derwische gehörten größtentheils zu den Schiiten: Edscheins gab es viele in Somkhetien, und Chalifaren wanderten namentlich in denjenigen Khanaten umher, wo die Herrscher Schiiten waren.

Die Geistlichen, namentlich die Mullas, welche keine Pfründe hatten, beschäftigten sich bei den Khanen mit der Geschäfts- und Rechnungsführung, im häuslichen Leben aber trieben sie hauptsächlich Ackerbau und Seidenzucht. Die Abhängigkeit der Geistlichen von den Khans war je nach Zeiten dort sehr verschieden, und die Stellung des Scheikh-ul-Islam in Somkhetien hing namentlich von der Lage ab, in welcher sich die georgischen Könige selbst befanden.

Die Geistlichkeit erhielt außer dem Sekat und Chums auch noch freiwillige Gaben für die Vollziehung religiöser Ceremonien und für den Unterricht der Kinder im Lesen. Die Khane gaben den geachtetsten unter den von ihnen ernannten Geistlichen Besoldungen oder auch Ländereien, und selbst ganze Dörfer, deren Einkünfte ihnen zu gut kamen. Außer dem erhielten sie auch bei der Vertheilung von Erbschaften einen gewissen Antheil, bei den Sunniten dritthalb bis fünf Procent; bei Sunniten und Schiiten fiel das Vermögen eines Mannes, der ohne Erben und ohne Testament verstorben war, an den vornehmsten Geistlichen, um zu wohlthätigen Zwecken verwendet zu werden, die bedeutendsten Erbschaften dieser Art zog aber immer der Khan ein.

Gegenwärtig rechnet man in den transkaukasischen Provinzen im Ganzen 350,000 Einwohner männlichen Geschlechts. *) Die russische Regierung mischt sich durchaus in nichts, was auf den muhammedanischen Glauben und Gottesdienst Bezug hat. Jede Secte befolgt ihre Vorschriften, und vollzieht treu die Gebräuche ihrer Religion; man kann hiebei nicht unbemerkt lassen, daß der gleichförmige Einfluß der Regierung auf die ganze Bevölkerung ohne Unterschied der Secten bereits die wohlthätige Folge gehabt hat, den gegenseitigen Haß zwischen Sunniten und Schiiten zu schwächen, weil jetzt die Bedrückungen nicht mehr stattfinden, welche früher die herrschende Secte gegen die schwächere ausübte. Die geistlichen Abgaben werden erhoben, jedoch in geringerem Maaße; das Gericht Scheriet steht bei den Muhammedanern in der frühern Achtung, und das russische Gouvernement unterwirft häufig verwirrte Klagen seiner Entscheidung. Die Blutrache wird von der russischen Regierung streng verfolgt und als Capitalverbrechen behandelt; nur im Khanat von Talysch und in der Provinz Kuba konnte sie noch nicht ganz ausgerottet werden.

Man zählt im transkaukasischen Lande 155 steinerne, 106 aus rohen Backsteinen und 6 aus Schilfrohr aufgeführte Moschеen, nebst 150 Capellen. Die muhammedanische Geistlichkeit genießt dieselben Vorrechte wie unter den Khanen: sie ist frei von Abgaben und Frohnen, die Güter, welche von den Khanen an einige Personen auf Lebenszeit verliehen wurden, bleiben unangetastet, und die Einkünfte der Geistlichkeit blieben unverändert; die russische Regierung zahlt dieselben Besoldungen, wie die frühern Herrscher, und dem Kadi von Kuba wurden überdieß einige Dörfer angewiesen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Arbeiter fanden kürzlich bei den Festungswerken von Narbonne eine antike Urne, die mehrere Tausend gut erhaltene Silberstücke enthielt. Sie sind römisch, und tragen größtentheils den Namen Cäsars. Diese Medaillen haben einen innern Werth von 60 Centimen. Ihr Gesammtwerth dürfte sich auf 50,000 Franken belaufen.

*

Nach einem Pariser Blatte stieg im Jahre 1837 die Temperatur im nördlichen Afrika bis auf 24° R., und fiel bis auf — 8°. In Frankreich selbst war der Wechsel von + 24° bis — 8°.

*) Hierunter ist die Bevölkerung von Dschar und Belokan nicht mit inbegriffen, und auch nicht die ganze Bevölkerung des Paschaliks Achalzik angegeben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 65.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 März 1838.

Geschichte der Strumpfweberei u. Bobbinetmanufactur.

(Nach einem Werke von Hrn. Zellin.)

Der Strumpfwirkerstuhl wurde um das Jahr 1589 von einem gewissen William Lee erfunden, die Wichtigkeit desselben aber anfangs nicht erkannt; doch schon nach einem halben Jahrhundert fühlte man deutlich den Anstoß, den diese Erfindung den Gewerben gegeben hatte. Im Januar 1655 bildeten die Strumpfwirker eine so bedeutende und einflußreiche Classe, daß sie Cromwell'n um die Erlaubniß angingen, eine eigene Corporation bilden zu dürfen. Der Grund dieser Bitte lag in der Furcht, diese Fabrication möchte auch nach fremden Ländern verlegt werden, Lee selbst, der Erfinder, nahm, da er in England keine gehörige Aufmunterung fand, eine Einladung Heinrichs IV nach Frankreich an, und ließ sich in Rouen nieder; nach Ermordung dieses Monarchen aber entzog ihm die neue Regierung ihren Schutz, hielt die gegebenen Versprechungen nicht, und Lee kehrte nach Nottingham zurück, wo er einige Fabriken gründete, in denen Anfangs bloß seine Verwandten und Pächter arbeiteten.

Im Laufe weniger Jahre wurde die Strumpfwirkerei ein so vortheilhaftes Geschäft, daß der venetianische Gesandte in England die Fabrication in seiner Heimath einzuführen beschloß und einen gewissen Henry Meade mit 500 Pf. St. bestach, mit seinen Webestühlen und einigen Arbeitern nach Venedig zu gehen. Der Versuch schien anfangs zu gelingen, aber Meade fand bald, daß wenn an seinen Maschinen etwas fehlte, er sie nicht in Italien herstellen lassen könnte, und der Aufwand, sie nach England zu senden, oder fortdauernd neue Maschinen von dort kommen zu lassen, verzehrte allen seinen Gewinn. Er verließ deßhalb Italien, kehrte nach Nottingham zurück, und wurde Chef einer blühenden Fabrik. Der Versuch, die Strumpfwirkerei in Holland einzuführen, schlug ebenfalls fehl. Verlockt durch die großen Versprechungen der holländischen Regierung, eröffnete Abraham Jones im Anfang des 17ten Jahrhunderts eine Fabrik zu Amsterdam, die Stadt wurde aber bald darauf von der Pest heimgesucht und Jones mit seiner Familie weggerafft; die Holländer, welche die Strumpfwirkerstühle nicht zu behandeln wußten, schickten sie nach London zurück, wo sie um eine Kleinigkeit verkauft wurden.

Im J. 1668 gab es etwa 660 Stühle in England, welche 1200 Menschen beschäftigten; diese Stühle waren folgendermaßen vertheilt: 400 in London, 50 in Bucks, 50 in Surrey, 100 in Nottingham, 50 in Leicester und 10 in Dublin. Drei Fünftheile von diesen machten seidene Waaren; bei weitem die Mehrzahl der Bevölkerung trug aber noch wollene Strümpfe. Die Manufactur nahm indeß rasch zu, denn im J. 1695 gab es über 1500 Strumpfwirkerstühle in London, und während der vorhergehenden 25 Jahre waren 400 ausgeführt worden. Die Compagnie der Strumpfwirker, welche seit einiger Zeit einen Freibrief erhalten hatte, gerieth über diese wachsende Ausfuhr von Webstühlen in Unruhe, und erhielt eine Parlamentsacte, welche nicht nur die Ausfuhr von allen Strumpfwirkermaschinen, sondern auch deren Versendung von einem Theile Englands nach dem andern, ohne vorgängige Anzeige an die Compagnie, bei einer Geldstrafe von 200 Pf. St. und 12 Monaten Gefängniß verbot.

Das Jahr 1710 zeichnet sich in der Geschichte dieses Gewerbes durch den ersten heftigen Streit zwischen Meistern und Arbeitern aus. Ein Londoner Fabricant hatte mehr Lehrlinge angenommen, als die Regeln des Gewerbes gestatteten; die Arbeiter bestanden darauf, daß die Beschränkungen eingehalten werden sollten, und im Verlaufe des Streits wurden über 100 Strumpwirkerstühle in der Hauptstadt zerstört. Ein großes Capital steckte damals in dem Gewerbe, die Zahl der Strumpfwirkerstühle in England betrug nahe an 9000, das Parlament schritt deßhalb ein, und die härtesten Strafen wurden gegen die Maschinenzerstörer ausgesprochen. Die Strumpfwirker-Compagnie, welche im J. 1664 zu einer Zunft sich gebildet hatte, und nach dem Freibrief das Recht besaß, das Gewerbe zu reguliren, fing im Jahr 1726 an, ein völliges Monopol bilden zu wollen, und man schlug vor eine Joint-Stock-Compagnie zu Fabrication und Verkauf von Strümpfen mit der erklärten Absicht zu bilden, die Concurrenz zu vermindern und den Arbeitslohn gleicher zu machen. Indeß zeigte sich bald, daß der Plan keineswegs sonderlich gewinnreich ausfallen würde, und er wurde auch

Digitized by Google

in dem Jahre 1730 ganz aufgegeben. Zwanzig Jahre später machte die Londoner Compagnie ihre letzte und kraftvollste Anstrengung, um ihre ausschließlichen Privilegien über das ganze Gewerbe auszudehnen, eine Untersuchung ward vor dem Unterhause angestellt über den Zustand des Gewerbes und die Nützlichkeit und den Einfluß der Zunft. Der Bericht fiel gegen die Gesetze und Regeln der Compagnie, und zu Gunsten der völligen Freiheit des Gewerbes aus. Nach einem kurzen Kampfe sank die Compagnie zur Unbedeutenheit herab, und verschwand endlich ganz.

Wir kommen jetzt an die Geschichte der großen Erfindungen in diesem Gewerbe, deren genaue Auseinandersetzung freilich einen ganzen Band füllen würde; große Verwirrung entstand aus der Verwechslung der Strumpfwirkerei mit der Weberei: gewebte Zeuge bestehen aus fortlaufenden Fäden, Strumpfwirkerarbeit aber, wozu Strümpfe, Spitzen und Fischnetze gehören, aus einer fortlaufenden Reihe Lupen, und die mechanischen Schwierigkeiten, die man dabei zu überwinden hat, sind viel größer. Im Jahre 1730 wurde zuerst Baumwolle zur Strumpffabrication gebraucht, und zugleich die Tuckribben *) erfunden. Von dieser Zeit an fand eine thätige Concurrenz zwischen den französischen und englischen Fabricanten statt, aber die fremden Waaren zeigten sich vorzüglicher, namentlich der Zwickel; eine Maschine, der „Stükler" genannt, wurde dem Strumpfwirkerstuhl zugefügt, und dadurch die Lupen in verschiedener Richtung bewegt, so daß die Zwickel das Ansehen von reichen Spitzen erhielten, was auf die Möglichkeit führte, Spitzen direct auf dem Strumpfwirkerstuhl zu fabriciren. Bald darauf wurde die Pettinetmaschine erfunden, welche das Netz machte, ohne die Maschen zu bewegen, und durch diese Erfindung wurde nach mehrern Verbesserungen die mit der Hand gearbeiteten Seidenspitzen überflüssig. Dieses Netz, obwohl eine Nachahmung der eigentlich geklöppelten Spitzen, stand denselben doch in mehreren wesentlichen Punkten nach, namentlich weil es nicht mehr das Aussehen von Spitzen hatte, sobald es die Steifheit verlor; trotz dieser Mängel aber waren bald nicht weniger als 1200 Arbeiter mit der Fabricirung dieses Netzwerks beschäftigt, und über 20,000 Personen mit deren Musterung (ornamenting). Nun folgte rasch eine Verbesserung der andern.

Die eigentliche Schwierigkeit, nämlich das Netzwerk durch Maschinen zu Stande zu bringen, war einmal überwunden, im J. 1770 wurden die ersten Versuche mit Bobbinet gemacht, und nun gewann der ganze Industriezweig einen ungemeinen Aufschwung; ein ungeheures Capital wurde auch darauf verwendet: von 5000 Maschinen kosteten die ersten 3500 gegen 2,000,000 Pf. St., und dieser Werth sank, bloß durch den Fortschritt der Verbesserungen in wenigen Jahren auf ein Zehntel herab,**) ohne die bedeutende Zerstörung von Maschinen in den Jahren 1811 und 1812 durch die Luddisten zu rechnen. Der letztere Umstand darf nicht in Verwunderung setzen, wenn man erwägt, daß nach den Berechnungen Hrn. Felkins der Arbeitslohn in diesem Gewerbszweig um mindestens 30 Proc., zum Theil um viel mehr, gesunken ist.

Hr. Felkin berechnet den Werth der jährlich verfertigten baumwollenen Strümpfe auf 880,000 Pf. St., den der Strümpfe von gekämmtem Wollgarn auf 870,000 Pf. St., den der seidenen Strümpfe auf 241,000 Pf. St. Er schätzt die Zahl der jährlich fabricirten Strümpfe auf 3,510,000 Duzend, wozu man bedarf: an roher Baumwolle 4,584,000 Pfd., Werth 153,000 Pf. St.; an roher Seide 140,000 Pfd., Werth 91,000 Pf. St.; an englischer Wolle 6,318,000 Pfd., Werth 316,000 Pf. St.; hienach beträgt der Gesammtwerth des Rohstoffes 560,000 Pf. St. und die erzeugte Waare 1,991,000 Pfund. Die gesammte Zahl der dabei beschäftigten Personen ist 73,000. Das in den Maschinen steckende Capital schätzt Hr. Felkin auf 385,000 Pf. Sterl., und das Betriebscapital auf mehr als 1,000,000.

Der Ertrag der Bobbinet-Manufactur ist weit größer, und liefert abermals den Beweis, daß Modesachen (fancy products) den Capitalisten und den Arbeiter noch am besten lohnen. Das Baumwollengarn, welches im J. 1830 verbraucht wurde, erforderte 1,800,00 Pfd. bester Baumwolle, die 180,000 Pf. St. werth war, und Seidengarn wurde für 40,000 Pfd. gebraucht; das rohe Material kostete also 220,000 Pfd., und der Gesammtertrag war 2,212,000 Pf., worunter für eine Million platte Waaren, für 149,200 Pfd. Quillings und für 1,060,000 Pfd. gestickte Waaren sich befanden.

*) Tuck ist ein Netz mit sehr kleinen Maschen; die Ribben bezeichnen das Gestelle, vermittelst dessen die Maschen geschlungen werden.

**) Die ursprüngliche Maschine konnte nur Einen Auszug von 240 Löchern in der Länge in einer Stunde machen, während die durch Wasser oder Dampf getriebenen Maschinen sechs solcher Auszüge machten; zudem können die ältern Maschinen nur Netze von 1 bis 1¼ Yards Breite machen, während die neuern Netze von drei und selbst vier Yards Breite fabricirten, so daß also die Leistung verzwölffacht war.

Ein Beitrag zur natürlichen Beschreibung des Königreichs Neapel.

(Fortsetzung.)

2. Das Flußgebiet des Volturno.

Das Flußgebiet des Volturno ist das ausgedehnteste unter allen, und auch das wichtigste wegen der Fruchtbarkeit seines Bodens, wegen seiner zahlreichen Bevölkerung und der Hauptstadt des ganzen Königreichs, welche in demselben liegt. Der Volturno des spätern Laufes besteht aus zwei Flüssen, dem eigentlichen Volturno und dem Calore. Der erstere, der von Norden gegen Süden läuft, entspringt auf den ziemlich hohen Apenninen der Terra di Lavoro und nimmt zahlreiche Zuflüsse von denselben auf. Der Calore, welcher von Süden gegen Norden fließt und dann sich gegen Abend wendet, hat seinen Ursprung in den Apenninen des Principato ulteriore, und vergrößert sich allmählich durch viele Zuflüsse. Beide fließen nach langem Laufe zusammen etliche Miglien von Cajazzo, und laufen unter dem Namen Volturno, in der Richtung von Südwest an Capua vorbeischleichend, 30 Miglien nach ihrem Zusammenfluß in das Meer.

Digitized by Google

Das Flußgebiet des Volturno wird im Nordweſten von dem des Garigliano durch die Gebirgszweige getrennt, welche ſich bis zur Rocca di Mondragone (Mons Maſſicus) ausdehnen, und in Südoſten von dem des Sele durch den Gebirgszug, der ſich mit der Punta della Campanella endigt; zwiſchen dieſen natürlichen Gränzen dehnt ſich eine Ebene aus, welche 45 Miglien lang und 16 Miglien breit iſt. Das Vorgebirge, das ſich von Caſtellamare bis zur Punta della Campanella fortzieht, bildet einen ziemlich erhabenen Bergrücken, mit ſanften Abdachungen gegen den Golf von Neapel. Von der Punta di Vico und di Scutolo ſenkt ſich derſelbe in lieblichen Hügeln herab, auf welchen Oelbäume, Weinreben, Fruchtbäume aller Art und auch Agrumen herrlich gedeihen; von der Punta di Scutolo bis Sorrento liegt zwiſchen der Küſte und den Hügeln eine überaus freundliche Ebene, welche beinahe ausſchließlich mit Agrumen bepflanzt iſt.

Zwiſchen Caſtellamare und Neapel erhebt ſich majeſtätiſch der Veſuv, deſſen ſüdweſtlicher Abhang bis ans Meer reicht; zwiſchen dem öſtlichen und den Hügeln bei Sarno und Palma vereinigt ſich die Ebene von Nola mit dem weiten Thale des Sarno, welches auch das Gebiet von Nocera enthält; zwiſchen dem weſtlichen Abhange und dem Capo di Chino breitet ſich das Thal des Sebeto aus, welches ſich von der Küſte unmerklich bis zur Ebene von Nola erhebt. Daraus iſt erſichtlich, daß der Veſuv mit dem von ihm einſt getrennten Berge Somma ein von allen Seiten freiſtehender einzelner Berg iſt. Von Capo di Chino bis zum Monte di Procida erhebt ſich in Form eines Amphitheaters eine Reihe von Hügeln, unter welchen der von Camaldoli der höchſte iſt. Alle dieſe Hügel ſind entweder ausgebrannte Vulcane, oder durch vulcaniſche Eruptionen entſtanden, wie in der Nähe von Baja am 29 September 1538 nach einem furchtbaren Erdbeben innerhalb drei Tagen der Monte nuovo ſich erhoben hat. Auch auf dem entgegengeſetzten Ufer des Golfs von Neapel bemerkt man Spuren von Vulcanen. Eben ſo iſt die Rocca Monfina, der höchſte Hügel des nordweſtlichen Gebirgszweiges dieſes Flußgebiets, ein ausgebrannter Vulcan; auch am Zuſammenfluß des Calore mit dem Volturno finden ſich Spuren von erloſchnen Vulcanen.

Alle dieſe Vulcane, welche durch das ganze Flußgebiet des Volturno zerſtreut liegen, tragen zu der Vortrefflichkeit ſeiner Erzeugniſſe ungemein viel bei. Die Waſſer, die von dieſen Hügeln herabfließen, ſind mit einer Menge Aſche und vulcaniſcher Erde geſchwängert, und erhöhen dadurch die Productionskraft des Bodens. Alle alten Schriftſteller ſtimmen überein im Preis der Vorzüge, welche die Natur dem alten Campanien verliehen hat, das ehemals den Namen Campagna Felice hatte, und nun Terra di Lavoro heißt. Dieſe herrliche Gegend, welche viele Jahrhunderte hindurch den ſchwerſten politiſchen Stürmen preisgegeben war, befand ſich bei der Wiederherſtellung der Monarchie von den Waſſern verwüſtet und unter dem peſtartigen Einfluſſe ihrer Sümpfe. Auf die Hauptſtadt Neapel breiteten Anſteckung aus im Oſten die Sümpfe im Thale des Sebeto, im Weſten die von Coroglio und Vaguoli. Wo aber das Klima geſund war, bewegte ſich eine ungeheure Bevölkerung in rüſtigem Leben. Ueber eine Million Einwohner war in den großen Gemeinden anſäſſig, von denen eine an die andere ſtößt, auf dem Raume welcher durch die Linie von Caſtellammare über die Hügel nach Cava, S. Severino, Siano, Sarno, Muſchiano, Mugnano, Avella, Cervinara, Monteſarchio, S. Agata dei Goti, Maddaloni, Caſerta, Capua, Marcianiſe, Averſa, Giugliano, Marano bis Pozzuoli begränzt wird. Dagegen aber war der übrige Theil des Flußgebiets, welcher beinahe einen eben ſo großen Raum einnimmt, ſchlecht bevölkert, gar nicht oder nur wenig bebaut. Eben ſo ſind die weiten Thäler des Volturno und des Calore von ihrem Zuſammenfluß an aufwärts, auf der einen Seite bis Venafro, auf der andern bis Benevento noch jetzt unbevölkert und ſchlecht angebaut.

Von dem Zuſammenfluß der Vandra bis an den Fuß des Hügels, auf welchem die Gemeinde Pietra Vairano liegt, dehnt ſich das obere Thal des Volturno in einer Länge von 12 Miglien, und einer Breite von 3 bis 5 Miglien in eine Ebene aus; eine Breite von 8 Miglien hat dieſes Thal von dem Hügel, auf dem ſich Ailano erhebt, bis in die Nähe von Mignano. In dieſer ganzen Ebene von mehr als 60 Quadratmiglien ſieht man auch nicht einen einzigen Ort wegen der Aria cattiva. Die Bewohner von Venafro, welches an dem Fuße eines Berges liegt, haben den traurigen Einfluß derſelben ſchwer zu empfinden; alle übrigen Gemeinden, die auf den umliegenden Höhen zerſtreut liegen, befinden ſich weit vom Thale entfernt. Eben ſo entvölkert iſt wegen der Aria cattiva die Ebene von Caſaniello, welche von verſchiedenen Zweigen des Flüßchens gleiches Namens durchſchnitten wird. Von deſſen Zuſammenfluß mit dem Volturno hat das Land eine Länge von 11 Miglien, und eine Breite von 3 bis 5 Miglien; auch in dieſer ganzen Ausdehnung ſind, mit Ausnahme von Aliſe mit 1500 Einwohnern, alle andern Orte auf der Höhe der Berge. Obgleich der Calore mit ſeinen zahlreichen Zuflüſſen die Gewäſſer eines größern Diſtricts in ſich aufnimmt, ſo bilden doch die verſchiedenen Thäler keine ausgedehnten Ebenen. Einer beſondern Erwähnung verdient etwa nur die Ebene von Altilia und Sepino am Flüßchen Tamaro, welche nach den gehörigen Verbeſſerungen eine zahlreiche Bevölkerung ernähren könnte. Der Calore läuft zwar von Benevents Gebiet bis an die Stelle, wo er von der ſamnitiſchen Straße durchſchnitten wird, durch ein enges Thal, aber die Ausdünſtung der Sümpfe, welche er in ſeinem Laufe bildet, verbreitet ſich doch über alle nähern Hügel, und darum liegen die Ortſchaften auf der Höhe der Berge, wo der Boden weniger fruchtbar iſt.

Die weite Ebene von 25 Quadratmiglien, welche der Calore, Volturno und Titerno durchſchneiden, iſt wegen der Ausdünſtung der Aria cattiva gleichſam verlaſſen und ganz ſchlecht bebaut. Teleſe, welches nicht weit von Calore entfernt liegt, und in den alten Zeiten eine bevölkerte und bedeutende Stadt war, trägt nur noch in ſeinem Namen die Erinnerung an ſeine frühere Größe; es wurde ſpäter ein Biſchofsſitz, kam in Verfall und ſeine Bevölkerung beſteht jetzt in ein paar Hundert unglücklicher, ſiecher Bewohner. Amoroſi und Puglianello in der Nähe des Volturno und einige andere kleine Dörfer enthalten kaum

Digitized by Google

2000 kränklicher Bewohner. Zwischen dem Fuß des Taburno und dem Monte Viro auf der einen, und dem linken Ufer des Volturno breitet sich eine weite Ebene aus, und Alles, was sich darauf findet, ist die unbedeutende Gemeinde von Ducenta mit kaum 200 Einwohnern. Endlich enthält das Thal des Volturno von dem Zufluß der Vandra bis zum Paß beim Monte Tifata und Monte Gerusalemme einen Raum von 200 Quadratmiglien des besten Landes, aus welchem aber die Ausdünstung der Aria Cattiva die Bewohner vertrieben hat.

(Fortsetzung folgt.)

Die russischen Provinzen jenseits des Kaukasus.

(Fortsetzung.)

Die Provinz Schirwan.

Das ganze Landgebiet, das jetzt die Provinzen Derbend, Kuba, Baku mit der Halbinsel Apscheron, Schirwan mit der Insel Sallan und Scheki umfaßt, bildete im Alterthum einen Theil Albaniens, das zwischen Derbend, dem Araxes, dem kaspischen Meer und Iberien eingeschlossen war; es stand unter der Herrschaft des einst bedeutenden Königreichs Armenien, erhielt später, namentlich im sechsten Jahrhundert, unter dem persischen König Chosru Nuschirwan den Namen Schirwan, und hatte in den oben angegebenen Gränzen längere Zeit unabhängige Herrscher, welche in den ersten Zeiten des Islam den Titel Schah annahmen, am Ende des neunten Jahrhunderts aber die Herrschaft der Khalifen anerkannten.

Die Beherrscher von Schirwan waren mächtig und erhoben sich häufig gegen Persien: im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts eroberte Emir Ibrahim ganz Aderbeidschan, nahm Tauris weg und eroberte sogar die Hauptstadt Persiens, Ispahan; aber nach den heftigen Umwälzungen am Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts fiel Schirwan unter die Herrschaft Persiens, und seine Unabhängigkeit hatte ein Ende; Schirwan empörte sich nicht mehr: in Stücke getheilt, deren Regenten nach dem Willen der persischen Könige erwählt wurden, ward es Iran zinsbar, und begann endlich, als wäre es des persischen Joches müde, nach und nach den Schutz Rußlands zu suchen. Ein Theil von diesem Schirwan bildet jetzt die Provinz dieses Namens oder das Khanat von Schemaki.

1. Lage, Gränze und Ausdehnung.

Die Provinz liegt zwischen 41° und 40° 47′ N. B. und 65° 55′ und 67° O. L., und gränzt gegen Norden an Kuba, im Osten an Baku und das kaspische Meer, im Süden an den Meerbusen von Kisil-Agatsch, zum Theil auch an das Khanat Talysch und den Fluß Kur, der es von der Provinz Karabag scheidet, und gegen Westen an die Provinz Scheki. Auf der Nordseite, das heißt von den Provinzen Kuba und Baku her, ist die Gränze gar nicht besonders bezeichnet, auf der Westseite aber macht der Fluß Gochtschai die Gränze, welche aber gleichfalls nicht genau ist, da der Gochtschai, ein wildes Bergwasser, sein früheres Bette bedeutend geändert hat, und am Ende in Schirwan selbst fließt. Die Ausdehnung von Schirwan mit Einschluß der Insel Sallan und einem Theil der Steppe von Mugan umfaßt nach einer annähernden Berechnung nicht weniger als 14,500 □ Werste (nahe an 500 □ Meilen).

2. Bodenverhältnisse.

Die Provinz zerfällt in Hochland und Tiefland; das erste besteht aus einer breiten Kette mächtiger Berge, einer Fortsetzung der Hauptkette des Kaukasus, und deren untergeordneten Bergrücken, das Tiefland bildet eine reizende Ebene, einen Theil des weiten Bassins, welches von der Kaukasuskette, mehrern Ausläufern des Ararat und den Gebirgen von Talysch, und ostwärts endlich vom kaspischen Meer eingeschlossen wird. Diese Ebene erstreckt sich in die Provinzen Baku, Talysch, Karabag und Scheki, umfaßt die Insel Sallan und die Steppe von Mugan. Die Hauptkette des Kaukasus mit ihren Ausläufern erstreckt sich 140 Werste weit von Nordwesten nach Südosten herein in die Provinz Schirwan; die höchsten Punkte sind der Baba-Dag und Phildag; der Gipfel des erstern ist nur einen bis anderthalb Monate im Jahre mit Schnee bedeckt. Es war noch nicht möglich eine genaue Messung seiner Höhe anzustellen, so wie die Gebirge dieser Provinz auch geognostisch noch nicht untersucht sind. Die Schirwanische Ebene ist 120 Werste lang, aber wenn man nicht auch die Insel Sallan und die Steppe von Mugan dazu rechnet, nur 50 Werste breit; Sallan jedoch hat 57 Werste Länge und 42 in der Breite; der Theil von Mugan, der zu Schirwan gehört, hat etwa 60 Werste Länge und 50 Werste Breite. Ein bedeutender Theil dieser zwischen dem Flusse Pirsagat und dem kaspischen Meere liegenden Ländereien, ebenso Mugan und die Insel Sallan, sind ganz ohne Wasser.*) Wenn es möglich wäre, diesem Wassermangel abzuhelfen, so wäre die Ebene von Schirwan eine der merkwürdigsten in ihrer Art.

In dem bergigen Theil des Landes sind gleichfalls einige Ebenen: 1) gegen Nordwest nahe am Gochtschai die majerische Hochfläche Astaran, welche sich in einer Länge von 28 und einer Breite von 12 Werften ausdehnt; sie ist holzreich, aber wegen gänzlichem Wassermangel unbewohnt; sie wird indeß zum Theil angebaut, und belohnt bei tüchtigem Regen die Mühe des Ackerbaues reichlich; 2) in der Nähe von Astaran ist das Thal Lanabatan, das 20 Werste Länge, aber nur anderthalb Werste Breite hat; es ist von vielen Bächen bewässert, und die in mehrern Dörfern vertheilten Bewohner treiben mit Erfolg Seidenbau, pflanzen Baumwollenstauden u. dgl.; 3) gegen Nordost von der Stadt Alt-Schemachi liegt ein von dem Pirsagat bewässertes Thal von 15 Werften Länge und 2 Werften Breite; es könnte zur Seidenzucht und zu mancherlei Anpflanzungen mit dem größten Vortheile verwendet werden, wenn nicht das Wasser des Pirsagat bloß zur Bewässerung der dem Staate gehörigen Ackerfelder gebraucht würde; 4) in dem Magat von Kasan ist gleichfalls ein breites Thal, in welchem einige volkreiche Dörfer liegen; die Einwohner treiben namentlich Seidenzucht, und die Seide, die sie gewinnen, ist von vorzüglicher Güte. Der Boden in der Provinz Schirwan besteht gegen Westen, Süden und Osten, also im ebenen Theile des Landes, aus Dammerde, mit einer größern oder geringern Menge Thon und Sand; er läßt sich sehr leicht bearbeiten, die Fruchtbarkeit hängt aber von der Wassermasse ab. Die Vorberge, die meistens nur aus Thon bestehen, haben gleichfalls einen fruchtbaren Boden, der zum Getreide- und Gartenbau taugt, aber gegen die Mitte des Gebirges hin, z. B. in dem Magat Lagisch, stößt der Blick auf kahle Steilfelsen, wo alles Leben so zu sagen entweicht; doch zwingt die Noth die Einwohner, sich dahin zu begeben, und die einzelnen Flecke dessern Landes anzubauen, aber sie finden sich nicht nur häufig unbelohnt, sondern verlieren selbst manchmal die Aussaat.

(Fortsetzung folgt.)

*) Mugan und Sallan können jedoch durch Canäle aus den Flüssen Kur und Araxes bewässert werden, und Ueberreste ehemaliger Wasserleitungen sieht man noch jetzt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 66.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 März 1838.

Brasilianische Zustände.

Freimaurerei und geheime Gesellschaften.

Die Freimaurerei, die hier ganz revolutionären Ursprungs war, hat in Brasilien eine höchst bedeutende Rolle gespielt.

Unter dem Vicekönig, Grafen von Rezende, ungefähr ums Jahr 1801, hatte sie schon so viel festen Fuß gefaßt, um eines von ihren Mitgliedern nach Lissabon zu schicken, zu dem Ende, um mit der dortigen Hauptloge in Verbindung zu treten. Diese Reise erhielt den Charakter einer Specialmission, da man den Vicekönig zu überreden gewußt hatte, daß er einen sichern Menschen nach Europa zur Ueberbringung seiner Depeschen senden müsse; dieser Mann war der geheime Emissär der Freimaurer.

Einige Zeit nachher gab es Mißhelligkeiten und Uneinigkeiten im Schooße der wachsenden Gesellschaft, die noch nicht die Aufmerksamkeit erregte, die man ihr an andern Orten damals schon widmete. Wenig ausgezeichnete und bedeutende Personen wurden in den Orden aufgenommen, deren Anzahl aber in dem Zeitraum von 1801 bis 1808 schon bedeutend gewachsen war. Seiner Existenz konnte man noch nicht auf die Spur kommen, obgleich der König Johann, dem das Gerücht schon Schrecken einflößte, alles Mögliche zur Entdeckung versuchte. Bei den Zusammenkünften wechselte der Orden fortwährend das Local. Als der König endlich die Namensliste der Mitglieder erhielt, erpreßte er von ihnen den Schwur, aus der Gesellschaft zu treten, und so war im J. 1815 die Freimaurerei fast erloschen.

Im Beginn des Jahres 1817 erhielt die Gesellschaft in Folge der politischen Bewegungen in Portugal und Pernambuco einen großen Zuwachs. Alles beeilte sich damals in den Orden zu treten, theils aus Neugierde, theils aus Hang zu Intriguen oder aus Ehrgeiz.

Als zweiter Begründer des Ordens kann man Jose Bonifaz von Andrade betrachten; er bewog auch den jungen Don Pedro I, den nachmaligen Kaiser, sich aufnehmen zu lassen. So wurde die Gesellschaft der Freimaurer die Werkstatt, in welcher die Unabhängigkeit Brasiliens und das Kaiserthum gebaut wurde. Doch bald zerfiel Andrade, der in seinem persönlichen Hasse sich nicht bemeistern konnte, mit der Loge; der Marquis Rezende bewirkte eine Spaltung, und es existirten von da an zwei Gesellschaften, die sich den Namen des „großen Orients" streitig machten, und deren Tendenzen sich natürlich feindlich gegenüber stehen.

Don Pedro I, der bald den Geschmack an diesem Treiben verlor und sich durch den Widerstand beunruhigt fühlte, verfuhr nun gegen die Freimaurer sehr strenge, allein mehr nach seiner Laune, als mit kräftiger Energie. Kurz vor seinem Sturze hatte sich ein politischer Club etablirt, der die Grundlage zur „Gesellschaft der Vertheidiger der Constitution" wurde. Durch diese Gesellschaft, die unstreitig die besten Köpfe zu ihren Mitgliedern zählte, wurde die Revolution von 1831 ins Leben gerufen, diese Revolution, die alle ihre Erwartungen übertraf und deren Ausgang vielleicht auch theilweise ihren Wünschen entgegen war. Ihren Todesstoß erhielt diese Verbindung durch das Ableben Don Pedro's I, den sie bis aufs äußerste bekämpft hatte.

Die alte Freimaurerei hat sich überlebt und schleppt sich nur noch in matter Existenz dahin, indem sie eine Beute des Spottes und der Epigramme geworden ist. Die Eitelkeit war durch eingebildete Vorzüge und lächerliche und kindische Decorationen, in die man sich vermummte, gesättigt. Vom Skandal sank sie zur Lächerlichkeit hinab. Der Meister vom Stuhl der schottischen Loge ward unter Anderm beschuldigt, einen enormen und unerlaubten Profit bei dem Ankauf des Purpurmantels gemacht zu haben, der einen Theil seines Costume's bildete.

Man spricht von Zeit zu Zeit von Clubs der Neger und Mulatten, geräth dann darüber in panischen Schrecken und sucht sich dann wieder zu beruhigen, indem man an ihrer Existenz zweifelt. Ein Dr. Mirellis, Mulatte, gilt für das Haupt dieser Clubs, und soll sich bemühen, den Negern und den andern Farbigen einzuprägen, daß ihnen die Oberherrschaft über die Weißen gebühre.

Von allen Verbindungen hat die sogenannte „Militärische Gesellschaft," deren Zweck die Wiedereinsetzung Don Pedro's I war, am jammervollsten geendet, nämlich unter dem Hohngelächter und den Steinwürfen des niedrigsten Pöbels.

Digitized by Google

Ein Beitrag zur natürlichen Beschreibung des Königreichs Neapel.

2. Das Flußgebiet des Volturno.

(Fortsetzung.)

Zwischen dem Vesuv und dem Hügel Capo di Chino bei Neapel liegt das freie und liebliche Thal des Sebeto. Der untere Theil desselben, welcher nur wenig über dem Spiegel des Meers erhaben ist, wäre theilweise ein Sumpf, wenn nicht der Fleiß des Menschen ihm seine Fruchtbarkeit durch künstliche Mittel erhalten hätte. Diese Gegend, welche den Namen Paludi behalten hat, denn ehemals waren jene Felder Sümpfe, hat die besondere Aufmerksamkeit der Regierung auf sich gezogen, welche mit der Verbesserung derselben die Giunta de' Regi Lagni beauftragte. Zweckmäßige Canäle wurden angelegt, um das Abwasser der niedern Felder zu sammeln, und mit der größten Sorgfalt bemüht man sich, sie vom Schlamme und von Sumpfpflanzen rein zu erhalten. Ein besonderes Reglement für die Erreichung dieser Zwecke bestimmt die Geschäfte der Direzione Generale di Ponti e Prade, wie jetzt obige Giunta heißt, und auch die Obliegenheiten der Grundeigenthümer.

Der obere Theil des Thals wird la Volla genannt, auch eine Ebene von großer Ausdehnung, in welcher viele Sorgfalt nöthig ist, um die Abflüsse des Wassers richtig zu leiten, welches von den Bächen des Vesuvs sich oft in großer Menge ansammelt. Die Direzione generale hat durch Ableitung dieser trüben Zuflüsse und durch Reinhaltung der Canäle den Anbau dieser Felder um Vieles verbessert. Seit der Regenbach bei Pollena, welcher am meisten Schaden verursachte, in ein neues Bett geleitet worden ist, und die Gewässer des Vesuvs jenseits der Granilen (das große Getreidehaus bei Neapel) ins Meer führt, ist dieseGegend eines noch vollkommeneren Anbaues fähig geworden. Da es große Sorgfalt erforderte, die Gräben vom Schlamm und von Sumpfpflanzen rein zu erhalten, so würde jede Fahrlässigkeit von Seite der Grundeigenthümer eine pestartige Ausdünstung in der äußerst fruchtbaren Gegend verursachen, welche der Hauptstadt so nahe liegt. Die obern Gegenden von Pomigliano d'Arco, Cisterna, Brusciano und Marigliano werden gewöhnlich durch die Gießbäche vom Monte di Somma verwüstet. Vor dem Jahre 1798 errichtete man einen breiten Canal, um dieselben abzuleiten; aber er war von kurzer Dauer, denn er wurde mit zahlreichen Anschwemmungen wieder ausgefüllt. Die ungeheure Eruption von Asche und Lapilli im Jahr 1822 hat das Uebel noch vermehrt, und machte das dringende Bedürfniß fühlbar, viele neue Gräben zu ziehen. Auch um die Gießbäche des Vesuvs zu sammeln, wurde ein neuer Canal, der große Kosten verursachte, gegraben, und jenseits der Granilen ins Meer geleitet. Alle diese Werke fordern zu ihrer Erhaltung viel Mühe und viel Geld; soll dem Uebel kräftiger vorgebeugt werden, so müssen die Höhen der Hügel und Berge mit mehr Sorgfalt bebaut, und namentlich mit Waldungen bepflanzt werden.

Westlich von der Stadt Neapel waren früher zwischen dem Monte Posilipo und den Hügeln vom Lago d'Agnano stinkende Sümpfe, welche ihre Ausdünstungen nicht nur auf die nahe liegenden Felder, sondern auch auf den Monte Posilipo und auf die Insel Nisita ausbreiteten. Seit 1803 übernahm man die Austrocknung der Sümpfe durch Ausfüllung, indem man in dieselben die schmutzigen, stets Gerölle mit sich führenden Bäche der nahen Hügel leitete. Dieses Mittel, das bis 1828 ohne Unterlaß fortgesetzt wurde, hat die Urbarmachung der Sümpfe verwirklicht, so daß das Land, das früher sumpfig war, nun mit vielem Fleiß bebaut wird, und auch die Luft ist jetzt dort gesund. Um aber das Werk zu vollenden, sollte auch der Lago d'Agnano, der die Tiefe eines ausgebrannten Vulcans einnimmt, einen Abzug erhalten.

Vom Lago Lucrino und der Punta di Miseno bis zur Bocca di Mondragone ist eine große, weite Ebene am Ufer des Meers durch See, stehende Wasser und Sümpfe völlig verdorben. Der Lago Lucrino und Averno, die Lagune von Maremorto, der Lago del Fusaro und di Licola und der Lago d'Agnano, der nur zwei Miglien von der Hauptstadt entfernt ist, sind eben so viele Behälter schädlicher Ausdünstung, welche die ehemals fruchtbarsten und reizendsten Gefilde unbewohnbar machen. Im ganzen Umkreis ihrer Ausdünstung kann der Mensch nirgends einen festen Wohnsitz fassen, als in Pozzuoli, dessen Lage auf der Höhe eines kleinen Vorgebirges vortheilhaft ist, und in Bacoli und Miseno, welche nicht über 2000 Einwohner zählen. Als Fortsetzung vom Lago di Licola liegen längs der Meeresküste die Sümpfe von Vercaturo und Lingua di Cane und der Lago di Patria; die Gränzen dieses unbewohnbaren Districts von 100 Quadratmiglien werden durch die Ortschaften Soccavo, Piannra, Marano, Panecocolo, Parete, S. Cipriano und Casal di Principe gebildet, wiewohl auch in einigen derselben die Luft nicht gesund ist. Von der Ausmündung der regj lagni (der Abzugsgraben, der von Acerra herkommt, und die Straße von Capua nach Neapel durchschneidet) bis zur Torre di Mondragone bilden die Ausmündung des Volturno, der Agnena und andere Bäche eine Menge von Sümpfen, welche wiederum eine Fläche von 150 Quadratmiglien unfruchtbar und unbewohnbar machen; an der Gränze dieses wüsten Districts liegen die Gemeinden Carinola, Teano, Pignataro, Vitolaccio, Bellona, Capua, S. Tammaro und Marcianise, von denen der größere Theil auch noch von den Ausdünstungen zu leiden hat. Auf diesem ganzen Raum von 250 Quadratmiglien sieht man nur einzelne Wohnungen armer Leute, die ihr Daseyn unter Krankheiten und beständiger Erschlaffung dahinschleppen; auch die Bewohner der nahe liegenden Dörfer, welche jene Gegend zu bebauen versuchen, werden jedes Jahr zu Hunderten von Krankheiten ergriffen und dahingerafft.

Die Verbesserung eines so ausgedehnten Districts hat schon längst die besondere Aufmerksamkeit der Regierung auf sich gezogen; denn es handelt sich hier um den Gewinn eines jährlichen Einkommens von mehreren Millionen Ducati. Um das Jahr 1790 unternahm man die Verbesserung der Umgegend von Baja, um jenen sichern Ankerplatz vor der Aria Cattiva zu schützen, wo viele Kriegs- und Kauffahrteischiffe anzulegen

Digitized by Google

pflegen. In dieser Absicht füllte man in jener Gegend einige kleine Sümpfe aus, und an der Lagune des Mare Morto öffnete man einen Canal auf der Seite des Meerbusens von Misseno. Von diesen theilweisen Arbeiten erhielt man zwar einige Verbesserung im Klima, allein man konnte sich keinen vollkommenen Erfolg versprechen, wenn man nicht an die Verbesserung des Mare morto selbst Hand anlegte, und den Lago Lucrino, Averno und Fusaro mit in den Plan hereinzog, welche ihre üblen Ausdünstungen auf die Umgegend von Bajä ausdehnen.

Später faßte man den Riesenplan, den Portus Julius wieder herzustellen, indem man dem Lago d'Averno vermittelst eines tiefen Canals eine Verbindung mit dem Meer geben wollte. Auch die Provinzialstände der Terra di Lavoro unterließen es nicht, ihre Wünsche über die Verbesserung dieser einst so reizenden Gefilde auszusprechen.

Die Nachrichten, welche die Geschichte überliefert hat, erfüllten einen jeden mit der gewissen Hoffnung, daß der Plan gelingen werde. Denn dieselben Seen waren ehemals auch vorhanden, und das Klima mußte doch gesund gewesen seyn, als im Hafen von Miseno die größten Flotten des römischen Kaiserreichs ankerten, als die Kaiser und die Großen des Reichs in in dem Ager Bajanus die prachtvollsten Villen besaßen. Die Stadt Cumä hätte nicht zu solcher Macht sich erheben, nicht so viele Einwohner zählen können, wenn der Lago Averno, Fusaro und Licola sein tödtendes Gas entwikelt hätte, wie jetzt.

(Schluß folgt.)

Wissenschaftliche Expedition nach Lappland und Spitzbergen.

Die französische Regierung will eine Expedition unter Leitung des Hrn. Gaimard, der schon mit der Corvette Recherche in Island war, nach Lappland und Spitzbergen senden. Die Expedition soll zwei Jahre dauern, und den Winter von 1838 bis 1839 in Hammerfest zubringen. Der König von Schweden, stets geneigt, eine wissenschaftliche Unternehmung zu begünstigen, hat mehrere schwedische Gelehrte bezeichnet, die sich mit den französischen vereinigen sollen.

Die russischen Provinzen jenseits des Kaukasus.

Die Provinz Schirwan.

(Fortsetzung.)

3. Klima und Temperatur.

In den verschiedenen Theilen von Schirwan findet sich eine ungemeine Verschiedenheit des Klima's. Auf der Insel Sallan ist der Winter kurz und manchmal ohne Schnee; am Ausgange des Herbstes und Anfang des Frühlings ist das Wetter gewöhnlich sehr angenehm, aber von den ersten Tagen des Mai's bis in die Hälfte des Septembers steigt die Hitze oft auf 28° R. Die Schirwanische Ebene an den Ufern des Kur hat fast dieselbe Temperatur, aber gegen die Vorberge zu, namentlich in den Magals Sardari und Gültüsel, wird das Klima etwas gemäßigter und gesünder, obwohl auch dort noch die Hitze im Sommer heftig ist. Im nördlichsten Theil des Landes liegt der Schnee bis zum Anfange des Mai's auf den Wegen. Sallan gilt für ein höchst ungesundes Land, nicht nur für die Russen, sondern auch für die Eingebornen, und hitzige und kalte Fieber sind dort die gewöhnlichen Krankheiten. Obwohl aber die Ansicht von der Ungesundheit des Klima's von Sallan ziemlich allgemein ist, so kann man doch nicht ohne weiteres darein einstimmen; die Ursache seines ungünstigen Einflusses auf den Menschen entsteht zum Theil daraus, daß die Fischer zur Zeit des überaus reichlichen Fischfangs nur den Rogen und den Leim aus den Fischen nehmen, das Fleisch aber ungebraucht liegen lassen; dieß verfault in bedeutender Menge am Ufer und verpestet die Luft. *) Weiter oben am Kur kann man das Klima gleichfalls nicht ganz gesund waren, denn die Menschen unterliegen dort denselben Krankheiten, wie in Sallan. In den beiden mittlern Magals ist das Klima weit besser, und im obern Theil endlich sehr gesund, und die Einwohner leben lange. Hinsichtlich der klimatischen Einflüsse auf die Gesundheit der Menschen kann man Schirwan in zwei Theile theilen; der mittlere und untere erzeugt entzündliche Krankheiten, der obere ist gesund. Dieß gilt von den Eingebornen. Bei den Russen gilt der Grundsatz, daß jede Klimaveränderung mehr oder minder Einfluß auf den Organismus des Menschen hat, und man kann sagen, daß für die Russen das Klima, bis sie sich daran gewöhnt haben, nicht sehr günstig ist; denn während sich bei den Eingebornen keine besondere Sterblichkeit bemerklich macht, sterben die Russen, namentlich die Soldaten, in bedeutender Zahl, um so mehr, als sie die aus dem kältern Klima mitgebrachten Gewohnheiten nicht aufgeben. Sehr nützlich wäre es, die Sitten der Eingebornen zu befolgen, die eine lange Erfahrung gelehrt hat, sich dem Klima gemäß zu kleiden und zu nähren: die Tataren z. B. tragen in der stärksten Hitze ihren Pelz, und dagegen bei kaltem Wetter eine leichte Kleidung; mit dem Eintritte der Hitze geben sie die Fleischnahrung und alles Fette auf, und halten sich mehr an Obst und Gemüse. In der heißen Zeit essen sie nur Morgens und Abends. Mittags, wenn der ganze Körper in heftiger Aufregung ist, ruhen sie. Die Lebensart der Russen ist ganz das Widerspiel davon, und wird bei dem hiesigen Klima besonders verderblich. Nichtsdestoweniger würde das Klima geringere Verheerungen anrichten, wenn mehr Mäßigkeit in Speise und Trank beobachtet würde. Es ist zu bemerken, daß in Alt-Schemacha und überhaupt in Schirwan eine scorbutische Krankheit, namentlich unter den Russen, wüthet, was man den fetten Speisen und hitzigen Getränken zuschreibt, denn unter den Tataren ist die Krankheit selten. Auch unter den russischen Soldaten ist sie minder häufig, da die Behörden eine strenge Aufsicht führen.

4. Gewässer.

Das kaspische Meer bespült die Provinz Schirwan auf der Südostseite auf einer Strecke von 120 Werften, vom Meerbusen von Kisilagatsch, d. h. von der südlichen Mündung des Kurs an bis zur Gränze der Provinz Baku. Zwischen der obern oder nördlichen Mündung des Kur und der mittlern oder östlichen liegt die nordöstliche Bank, eine Rhede, auf welcher die Schiffe ankalten, welche aus Baku, Astrachan und Persien kommen; diese Rhede hat zwar einen guten Grund, ist aber unvortheilhaft, weil sie von allen Seiten offen ist. Anderwärts gibt es keine solchen Ankerplätze, wie überhaupt am Ufer des kaspischen

*) Trotz dem sind einzelne Russen 3 bis 6 Jahre lang und darüber in Sallan gewesen und gesund geblieben; einige sogar hatten auch nicht den mindesten Anfall.

Digitized by Google

Meeres sich wenig gute Reeden finden. Auf den geographischen Karten ist der Fluß Pirsagat als ins Meer fallend und einen Meerbusen bildend angegeben; dieß ist aber unrichtig, denn der Pirsagat mündet sich nur im Frühjahr ins Meer aus, wenn starke Regen und der schmelzende Schnee ihn anschwellen.

Von den durch Schirwan strömenden Flüssen sind folgende zu bemerken: der Kur, welcher aus der Provinz Scheki kommt, trennt Schirwan von Karabag. Am Dorfe Dschewat*) nimmt er den Araxes auf, und fällt dann in drei Mündungen, der von Akuscha, der östlichen und der nördlichen, ins kaspische Meer. Der Kur fließt über 100 Werste weit in Schirwan. Der Araxes trennt die Muganische Steppe von Karabag und fließt 40 Werste weit durch Schirwan; sein Wasser ist ungemein unrein, und seine Farbe von dem Boden, den er durchfließt, röthlich; man schreibt ihm allgemein einen ungünstigen Einfluß auf den menschlichen Organismus zu. Von Dschewat an, wo er in den Kur fällt, wird auch in diesem letztern Flusse das Wasser ungemein trübe. Der Gochtschai oder blaue Fluß entspringt in den Bergen, welche Schirwan von Kuba trennen, und nimmt eine Menge Gebirgswasser auf. Bei dem Dorfe Karabakkal verläßt er die Berge, betritt die Ebene und theilt sich zwischen den Dörfern Schairach und Ljäki in zwei Arme, von denen der eine gegen Kasian, der andere nach Ljäki geht und in den See Schillan fällt. Der Gerdiman kommt aus denselben Bergen, strömt mit reißender Schnelligkeit durch die Schluchten und nimmt auf seinem Lauf eine Menge Bäche auf; bei dem Dorfe Kalagaily betritt er die Ebene und verliert sich jenseits des Dorfes Kürtamir im Sande. Sein Lauf beträgt 80 Werste. Beim Austritt aus den Bergen theilt er sich in drei Arme, welche den Namen des obern, untern und mittlern Gerdiman führen; im Frühjahr geschieht es häufig, daß alle drei Arme sich vereinigen und eine große Strecke des umliegenden Landes bedecken. Der Aksu oder „Weißwasser" entspringt ebendaselbst, fließt zwischen Bergen fort und betritt bei dem Dorf Aksu die Ebene; nach einigem weitern Laufe verliert er sich in dem Districte Sygry-sy-jak. Dieser Fluß nimmt den Sulu-tschai, Tschagan-tschai und andere kleine Bäche auf. Der Aigry entsteht aus zwei Bächen, dem Tschulyan-tschai und Talystan-tschai, und theilt sich hierauf wieder in den Aigry, der in den Gochtschai fällt, und in den Achoch. Der Pirsagat entspringt nicht weit von der Quelle des Gerdiman, fließt bei Alt-Schemacha vorüber, und dann durch ein Thal, das seinen Namen führt, zu dem Dorfe Nawaga, von wo er bei der Anschwellung sich auch ins Meer ergießt; sein Lauf beträgt 120 Werste. Der unbedeutende Fluß Kosluk-tschai entspringt ebendaselbst, und fällt gleichfalls ins kaspische Meer; in Baku erhält er den Namen Sugaita. Der Tschikil-tschai, gleichfalls ein unbedeutender Fluß, fließt nach der Provinz Kuba. Alle Flüsse, außer den beiden ersten, entspringen in den Schirwanischen Bergen: der Gochtschai, Gerdiman, Aksu, Pirsagat fließen von Norden nach Südosten, der Kosluk-tschai und Tschikil-tschai gehen etwas östlicher.

Von allen Flüssen ist nur der Kur schiffbar,*) und auch dieser nur mit kleinen flachen Fahrzeugen, Kirschim genannt; alle andern Flüsse sind nicht tief, und fließen reißend in einem steinigen Bette. Im Gerdiman und Aksu kommen zu Zeit der Anschwellung viele Menschen und Vieh um, weil sich fast nirgends Brücken finden, und man durch Furten übersetzen muß. Außer diesen bedeutenden Flüssen ist eine nicht sehr große Zahl von Bächen und Quellen im höhern Theil von Schirwan zerstreut. Weit wichtiger sind die warmen Mineralquellen, welche im District Jegtildsch an der Straße nach Kuba sich finden. Obgleich keine Bauten hier aufgeführt sind, so begeben sich doch die Tataren in ganzen Familien dahin; das Wasser zeichnet sich durch eine ziemlich hohe Temperatur aus, ist aber bis jetzt noch nicht genau untersucht worden, so wenig als die warmen Quellen bei Satlan, welche nach der Versicherung der Einwohner in verschiedenen Krankheiten gute Wirkung thun. Uebrigens trifft man hier sehr oft warme und heiße Quellen, und es zeigt sich Naphtha und Salz.

In der Provinz Schirwan sind einige Seen; neben dem Dorfe Selban, nicht weit vom Kur, findet sich ein See, der nie ganz austrocknet und mit Schilf bewachsen ist; er hat etwa sechs Werste im Umkreis. Ein zweiter kleinerer See liegt zwischen den Dörfern Sardob und Alwent, und ein dritter, der acht Werste im Umkreise hat, bei dem Dorfe Schillan. Außerdem gibt es noch viele Seen, die aber nur einen temporären Bestand haben, durch das Austreten des Kur gebildet werden und zur Zeit der Hitze verschwinden. Alle diese Seen haben den Vortheil, daß bei der Abnahme des Wassers die Anwohner an ihrem Ufer den Boden anbauen, der hier einen sehr guten Ertrag liefert. Das Seewasser ist auch hier allenthalben bitter und salzig, und in vielen Seen zeigt sich das Salz auf der Oberfläche.

Die Flüsse sind von wesentlichstem Nutzen; der Kur, weil er schiffbar ist und eine Menge Fische liefert, der Gochtschai, Gerdiman, Aksu und Pirsagat, weil ihr Wasser, in zahllose Canäle vertheilt, das Land befruchtet. Das Wasser ist hier die kostbarste Gabe,**) denn die Wirkung der Sonne ist so heftig und anhaltend, daß von der Feuchtigkeit allein es abhängt, ob die Arbeit des Landmannes sich belohnt.

(Fortsetzung folgt.)

In der Nähe von Calcutta wird gegenwärtig ein Bohrversuch gemacht. Als man 392 Fuß tief gekommen war, brachte der Bohrer Kohlen von sehr vorzüglicher Qualität herauf, die jedoch kein Lager bildeten, sondern aus einem weiter oben im Lande befindlichen Lager herabgekommen seyn müssen. Nach den letzten Nachrichten ist der Bohrer 427½ Fuß tief gedrungen, hat aber das Ende der Alluvialschichte noch nicht erreicht. Der Bohrer arbeitet immer noch im Sand, und hie und da werden noch Fossilien emporgebracht.

*) Bei Jenkinson Javat; dort hielt sich einst der Khan von Schirwan auf; es befanden sich zur Zeit von Jenkinsons Reise sehr schöne Gärten daselbst, die jetzt nur noch unbedeutend sind.

*) Auf dem Kur wird der Proviant für die Truppen transportirt, eine sehr wichtige Operation, welche besondere Aufmerksamkeit verdient.

**) Hierin liegt auch der Grund, weßhalb die Kunst der Wasserleitungen in Asien auf einen so hohen Grad gediehen ist.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 20** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Satyren und Gedichte.** (Fortsetzung.)

Im Abonnement dieses dem Auslande hingegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich drei Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 67.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 März 1838.

Ueber Malaria, namentlich in Westindien.

Ein englischer Arzt, Hr. Fergusson, welcher sich seit vielen Jahren in Westindien aufhält, spricht sich in einem Schreiben, das im United Service Journal abgedruckt ist, über die Entstehungsart und Beschaffenheit der Malaria aus, und belegt seine Ansichten theilweise mit speciellen Nachweisungen über Klima, Lage, Windverhältnisse westindischer Localitäten, wovon wir im Folgenden Einzelnes ausheben wollen.

Die Malaria entsteht bekanntlich am leichtesten in Sümpfen, in flachen Niederungen, die von Zeit zu Zeit vom Wasser bespült werden und zeitweise wieder eintrocknen, also namentlich an flachen Meeresufern; sie wird vornehmlich in der heißen Jahreszeit und in den wärmern Zonen erzeugt, indem der von Sand, verdorbenen oder verdorrten Pflanzenüberresten u. s. w. bedeckte Boden das Wasser in sich saugt und unter der Einwirkung der Sonnenhitze den Krankheitsstoff ausbrütet. Es ist keineswegs die Feuchtigkeit allein schon hinreichend, das Miasma zu erzeugen, sonst müßte ja der Ocean die ungesündeste Atmosphäre erzeugen, wovon gerade das Gegentheil bekannt ist; selbst das stehende Wasser in Schiffen ist trotz des üblen Geruchs in der Regel unschädlich. Sümpfe werden bekanntlich nicht bloß durch Eintrocknung, sondern auch dadurch gesund gemacht, daß man sie in Seen mit Zu- und Abfluß, mittelst Durchleitung fließender Wasser u. s. f. verwandelt. Je mehr ein Sumpf mit bewegtem Wasser bedeckt ist, um so weniger ungesund ist er, und einer der besten englischen Armeeärzte, John Pringle, pflegte zur Zeit, als die englische Armee in Flandern war, nur nach der Niedrigkeit des Wasserstandes zu sehen, um daraus auf kommende Krankheiten schließen zu können. Im Herbst des Jahres 1813 wurde ein Wachhaus auf der westindischen Insel Antigua so von Malaria vergiftet, daß ohne Ausnahme jeder europäische Soldat, der eine Nacht darin zubrachte, an Fieber ergriffen wurde. *) Der Graben, an welchem das Wachhaus liegt, wurde von dem Verfasser des Briefs sorgfältig untersucht, und rein ausgetrocknet und dem Anschein nach ganz gesund befunden. Die Häuser der Einwohner, die ungeschickter Weise sehr in die Nähe des Grabens gebaut sind, blieben ganz verschont, eben so das allgemeine Hospital, das kaum einen Büchsenschuß entfernt ist. Ein ganz kleines Flüßchen rieselt von felsigen Abhängen herunter und kann offenbar nicht an der Entstehung des Miasma's schuld seyn; auch fand der Einsender des Briefs später, daß jedes Haus von einiger Bedeutung in Antigua eine Cisterne oder einen Wasserkeller unter sich hat, worein das Regenwasser vom Dach gesammelt wird, ohne im mindesten dadurch Schaden zu leiden.

Das Officiersquartier zu Berkshirehill auf St. Vincent ist unmittelbar über die Garnisonscisterne gebaut und doch vollkommen gesund. Dasselbe erfuhr der Einsender von einem Blockhaus in Demerara. Dagegen sind die Gräben bei Fort Eduard auf Martinique, und andere, ihrer anscheinenden Trockenheit ungeachtet, höchst gefährlich, was Alles beweist, daß die Erzeugung des Krankheitsstoffs erst dann am stärksten ist, wenn das Wasser von der Oberfläche verschwunden und vom Boden eingesaugt ist. Selbst dürre Sandgegenden können unter solchen Umständen die Malaria erzeugen, wie die südlichen Ufer des Tajo, ja die ganze Provinz Alemtejo in Portugal beweisen. Hieher gehören auch die tief mit Sand bedeckten tödtlichen Strecken am Berbice, an der Grenville-Bay auf Grenada u. s. w. *)

Man muß gestehen, daß die Umstände, unter welchen sich nach dem Bisherigen die Malaria erzeugt, eine auffallende Aehnlichkeit haben mit den Localitäten, auf denen das gelbe Fieber hauptsächlich wuchert. Der Verfasser des genannten Briefs erzählt von einer heftigen Epidemie des gelben Fiebers, die im Jahr 1816 die schon oben genannte Insel Antigua verheerte. Die epidemischen Einflüsse waren allgemein, und selbst die Neger wurden zwar nicht vom gelben Fieber, aber doch von Wechselfiebern und nachlassenden Fiebern befallen. Unter diesen Umständen waren die Sümpfe, welche die Schiffswerfte an dem

*) Der Wachposten wurde damals mit Negertruppen besetzt, die ihn ohne allen Nachtheil bezogen.

*) Die Grenville-Bay ist eine Rhede und Ausfuhrhafen; sie liegt auf der gegen den Wind gelegenen Seiten der Insel; selbst die so unvorsichtigen Matrosen fürchten sich auf dieser Küste zu schlafen, und die Leute, welche zur Einschiffung des Zuckers im Hafen aufgestellt sind, werden doppelt bezahlt.

Digitized by Google

Hafen umgeben, am gefährlichſten, und geſunde europäiſche Soldaten, welche daſelbſt Nachts ſchilderten, wurden, ſobald ſie den Poſten verlaſſen hatten, vom Fieber ergriffen und ſtarben unter allen Qualen des ſchwarzen Erbrechens, bald nachdem man ſie in ihr Quartier auf Monkshill gebracht hatte. Monkshill iſt ein Hügel, der unmittelbar hinter den Sümpfen liegt, und dieſelben beherrſcht. Er ſteht iſolirt, iſt 600 Fuß hoch, und befeſtigt. Während des ganzen Verlaufs der Epidemie zeigte ſich auf Monkshill ſowohl unter dem Stab, als überhaupt unter dem nicht zum Waffendienſt beſtimmten Theil der Beſatzung und den Familien der Garniſon kein einziger Fall von gelbem Fieber. Alle, die regelmäßig innerhalb der Wälle ſchliefen, blieben frei, und nur die Soldaten, die in der Niederung Wache ſtunden, wurden weggerafft. Während dieſe freiſtehende Anhöhe vollkommene Sicherheit gewährte, gilt dieß keineswegs von den niſchenartig eingeſchloſſenen Terraſſen eines längs dem Sumpf ſich hinziehenden Bergrückens, welche ſich in ſehr vielen Fällen noch tödtlicher zeigten, als der Sumpf ſelbſt.

(Schluß folgt.)

Ein Beitrag zur natürlichen Beſchreibung des Königreichs Neapel.

2. Das Flußgebiet des Volturno.

(Schluß.)

So weit gingen die Wünſche im Allgemeinen, als der Marcheſe Maſcari auf ſeine eigenen Koſten es unternahm, die Lagunen des Mare Morto zu verbeſſern. Um die Waſſer derſelben zu erneuern, ließ er den alten Canal gegen den Meerbuſen di Miſeno ausgraben, und einen andern gegen das Ufer di Miniſcuola öffnen; dadurch erfriſchen ſich die Waſſer der Lagunen mit jedem Wellenſchlag des Meers, und die Bewegung wurde in der That ſo ſtark, daß in dem Canal bei Miſeno eine kleine Mühle getrieben wird. Außerdem wurden alle die kleinen Sümpfe ausgefüllt, welche um die Lagunen herumſtanden, doch ſind noch einige Vertiefungen geblieben, welche nur im Sommer austrocknen. So viel es die Kräfte eines Privatmannes zuließen, wurden die Schilfe und andere Pflanzen aus der Tiefe herausgeſchafft, mit welchen man die Ländereien zu bedüngen anfing. Obgleich alle dieſe Arbeiten noch viel zu wünſchen übrig laſſen, ſo wurde das Klima der Umgebungen des Mare Morto ſo verbeſſert, daß jetzt das ganze Jahr hindurch einige Perſonen dort wohnen, ohne den gewöhnlichen Sumpfkrankheiten unterworfen zu ſeyn. Die Bewohner von Bacoli haben nicht mehr vom Fieber der Mal Aria zu leiden, eben ſo wenig die von Miſeno ſelbſt, wo gegenwärtig zu jeder Jahrszeit der Marcheſe Maſcari mit ſeiner Familie lebt. Auch die Gegend von Bajä iſt dadurch geſünder geworden, wohin jetzt nur noch die nahen Seen Averno und Fuſaro ihre Ausdünſtung verbreiten.

Auf dieſes ermunternde Beiſpiel hin, welches wohl Nachahmung verdient hätte, wurden der Regierung verſchiedene Vorſchläge gemacht, um auch die übrigen Seen und Sümpfe unſchädlich zu machen, allein bis jetzt vergeblich. Man hat den ungeheuren Gewinn, welcher dadurch erhalten würde, noch nicht genug geſchätzt; zum Theil wirken auch Privatintereſſen gegen die Ausführung größerer Plane; hier hat einer, um eine Mühle in Bewegung zu ſetzen, das Niveau des Waſſer erhöhen laſſen, und veranlaßt dadurch ſtehende Waſſer; dort will einer ſeine Grundſtücke bewäſſern, ſorgt aber nicht dafür, daß das Waſſer wieder ſeinen Fall erhält, und gibt auf ſolche Weiſe Veranlaſſung zur Bildung eines Sumpfes; wieder andere kommen aus geſunden Gegenden, ziehen Gräben, um den Flachs und Hanf zu röſten, und vermehren auf dieſe Weiſe die Verpeſtung der Luft. Gegen alle dieſe ſchreitet die Geſetzgebung nicht ein, und ſo wird das Uebel, ſtatt ſich zu mindern, von Jahr zu Jahr größer.

Seit dem Jahre 1817 wurde der Plan verfolgt, die beiden Sümpfe di Varcaturo und Lingua di Cane zu verbinden, und in dieſelben die Regenbäche zu leiten, welche von dem Hügel de' Camaldoli herabfließen. Der Hauptcanal zwiſchen Calvizzano und Quagliano iſt bereits ausgeführt; allein weil ein allgemeiner Plan zur Verbeſſerung des ganzen Diſtricts zwiſchem dem Lago di Licola und der Mündung des Volturno im Werke ſey, ſo wurde die Fortſetzung des kleinern Anfangs wieder eingeſtellt. Den Lago di Patria, an welchem einſt die Stadt Liternum lag, unſchädlich zu machen, wäre kein ſo großes Werk, da er ſich leicht mit dem Meer in eine beſtändige Verbindung ſetzen läßt, und ſeine große Ausdehnung und Tiefe die Fäulniß der Sumpfpflanzen weniger zuläßt.

Wie die untern, ſo wurden auch die obern Sümpfe bei Caſtelvolturno ein Gegenſtand von Planen, von denen aber noch keiner ausgeführt wurde. Die außerordentliche Fruchtbarkeit der wenigen bebauten Felder, welche dem Moggio nach (etwas mehr als ein würtembergiſcher Morgen) 60 Tomoli Weizen = 18 Scheffel würt.) liefern, reizte vor Allem, auch dieſe Sümpfe auszutrocknen und fruchtbar zu machen; die Luft iſt ganz verpeſtet, weßhalb auch keine Bevölkerung vorhanden iſt, außer in Caſtelvolturno einige Hundert ſchwächlicher, träger Bewohner, die nicht die Kraft haben, einen ſo üppigen Boden zu bebauen. Vom Jahre 1812 an machte man Verſuche zur Urbarmachung, allein es geſchahen bedeutende Mißgriffe, ſtatt die jährlichen Ueberſchwemmungen des Volturno, welche immer Sand und Schlamm mit ſich führten, zu benützen, ſuchte man ſie zu verhindern, und was der Principe Nugent, der im J. 1819 ein Privilegium zur Verbeſſerung dieſes Diſtricts auf 30 Jahre erhielt, im Plane hatte, blieb auf dem Papier und kam nicht zur Ausführung.

Wie groß der Nutzen der Canäle zur Abführung des Waſſers iſt, dieß beweiſen die Regi Lagni. Sie beginnen in der Nähe von Nola, durchſchneiden in einer Länge von 30 Miglien den angenehmſten und fruchtbarſten Theil der Campagna Felice, und erſtrecken ſich bis ins Meer, wo ſie ſich beinahe in der Mitte zwiſchen dem Lago di Patria und der Mündung des Volturno entleeren. Ihre Beſtimmung iſt mehr als 60,000 Moggia Felder in ihrer Fruchtbarkeit zu erhalten. Dem größten Theil ihres Laufes nach beſtehen ſie aus drei paralleln Canälen,

Digitized by Google

durch Dämme von angemeſſener Breite und Höhe von einander getrennt. Der mittlere ſammelt die Waſſer von Calabricito und Moſito und andere Quellwaſſer, auch die verſchiedenen Regenbäche, die von den Höhen kommen. Die zwei andern nehmen die Gewäſſer der anliegenden Felder auf, welche zur Zeit der anhaltenden Regen in den mittlern keinen Abfluß haben könnten, weil ſein Niveau um mehrere Palmen erhöhter liegt. Es ſind dieſe Regi Lagni das Hauptwerk in der Campagna Felice, und ihre gute Erhaltung zog von jeher die Aufmerkſamkeit der Regierung auf ſich. Vom Jahre 1809 an, bis zu welcher Zeit die Aufſicht darüber einer beſondern Commiſſion anvertraut war, wurde die Leitung dieſes wichtigen Werks der Direzione generale di Ponti e Strade übergeben. Vor dieſer Zeit waren die niedrigſten Theile dieſer Gegend noch ſumpfig, dazu gehörten die Felder von Candelaro, der Pantano (Sumpf) und der Park von Acerra, die Wälder von Loriano, Maddaloni und Santarcangelo, die Gegend von Pozzobianco, die Felder von Ponteretto und Pascarola, ſo wie die von Aprano und Melaino. Nun ließ man die Neigung der Gräben gegen die Canäle verbeſſern, vertiefte ſie, wo es nöthig war, zog neue Gräben für das Abwaſſer, und ſo gelang die gänzliche Austrocknung einer Gegend von mehr als 8000 Morgen Landes. Früher lieferten dieſe Felder bloß Gras zur Fütterung des Viehs, mit einem Ertrag von 4 bis 5 Ducati dem Moggio nach; jetzt erfreuen ſie ſich eines ergiebigen Anbaues, und der Ertrag iſt auf 20 bis 25 Ducati geſtiegen, ſo daß durch dieſe Verbeſſerung im Ganzen ein jährlicher Gewinn von ungefähr 150,000 Ducati erzielt wurde. Die Gegend von Nola, wo dieſe Regi Lagni beginnen, iſt auch noch in einer andern Hinſicht merkwürdig, weil man in derſelben von der Natur eine große Lehre erhielt, welches Mittel zur Verbeſſerung der ſumpfigen Gegenden angewandt werden muß. Im vorigen Jahrhundert waren die Höhen in der Nähe von Nola mit dichten Waldungen bewachſen, und die Bäche, welche herabfloſſen, brachten bloß Schlamm mit ſich, der von den anwohnenden Landleuten für ihre Felder benützt wurde; auch beſchränkte ſich ihre Anzahl auf zwei bis drei, wie ſie Rizzi Zannoni auf ſeiner topographiſchen Karte aufführt (1769–1799). Als man aber die Unvorſichtigkeit hatte, jene Waldungen zu lichten, zum Theil ganz auszureuten, und die Abhänge der Berge anzubauen, da änderten ſich auf einmal die Verhältniſſe. Statt des Schlammes kamen nun ganze Maſſen von Erdſchichten die Berge herunter, ſtatt drei ſah man nach und nach zwölf Bäche herabſtürzen, die Gräben wurden ausgefüllt, die Bette erhöhten ſich um mehrere Palmen, das Gewäſſer drang heraus, und verwüſtete die Felder. Dieſe Verheerung wurde beſonders empfindlich im Jahr 1823, welches ſich durch anhaltende, große Regengüſſe auszeichnete. Man ſuchte zwar den Schaden durch Reinigung der Canäle, Anlegung neuer Gräben wieder zu verbeſſern, allein alle dieſe Anſtrengungen wären vergeblich, wenn nicht der Befehl gegeben worden wäre, wieder allen Bedacht auf die Anpflanzung der Waldungen zu nehmen, und durchaus keine Erlaubniß zum Ausreuten derſelben zu geben. Auch im Thale des Sarno machte man dieſelbe Erfahrung, daß durch das Aushauen der Waldungen die Verwüſtungen im Thale ſich vermehrten. Mit der Zeit iſt zu hoffen, daß durch die vereinten Arbeiten der obern, wie der untern Gegenden die Cultur der tiefern Felder geſichert und immer mehr erhöht werde.

Wenden wir uns noch auf das rechte Ufer des Volturno, ſo finden wir auch dort eine ausgedehnte Strecke Landes bis zur Rocca di Mondragone, welche von der Agnena, dem Savone, dem Savoncello, dem Rivo Riccio und andern Flüßchen verwüſtet werden. In der Ebene ſelbſt vertheilen ſie ſich in zahlloſe kleine Gräben und Bette, und nach vielfachem Hin- und Herſchlängeln vereinigen ſie ſich in einem einzigen Bett und ergießen ſich ins Meer. Die ſchädlichen Ausdünſtungen, welche ſich aus ſo vielen ſtehenden Waſſern und ſo vielen ſumpfigen Orten entwickeln, verpeſten die ganze Umgegend ſo ſehr, daß ſie nur von wenigen Leuten bevölkert iſt, welche allen Krankheiten und Uebeln der Aria Cattiva ausgeſetzt ſind. Ferdinand I ſchon, der dieſen Unglücklichen helfen wollte, befahl vor dem Jahre 1798, daß man einen Plan zur Verbeſſerung dieſer Gegend entwerfen ſoll. Gegen das Jahr 1814 faßte man die Arbeiten wieder auf, die ſich zunächſt auf den Lauf der Agnena beſchränkten, man nahm eine Karte auf, und veranſtaltete viele Nivellements. Allein Alles, was geſchah, war der Beſchluß, das Bett der Agnena und einiger andern Flüßchen jährlich reinigen zu laſſen, um wenigſtens die Ueberſchwemmungen zu verhüten.

Um nun das Geſagte zuſammenzufaſſen, ſo befinden ſich im Flußgebiete des Volturno gegen 450,000 Moggia Landes, welche wegen der verpeſteten Luft nicht bebaut werden könnten, und doch des ergiebigſten Anbaues fähig wären. Davon kommen gegen 200,000 auf das obere Flußgebiet bis zu dem Engpaß beim Monte Tifata, und die andern 250,000 Moggia liegen von der Umgegend bei Cumä bis zur Rocca di Mondragone.

Engliſche Sinecuren in Indien.

Wir haben in einem frühern Blatte (ſ. Nr. 39) die Thronveränderung in Nudy erwähnt, wo der engliſche Reſident, nach einem ſehr zweifelhaften Recht, einen jungen Sprößling des Königshauſes vom Thron ausſchloß, um ihn einem alten, abgelebten Manne zu geben. Wir theilen hierüber noch die Bemerkungen eines engliſch-oſtindiſchen Blattes mit, die ein fatales Licht auf manche Punkte des anglo-indiſchen Lebens werfen: „Man hat allen Grund zu vermuthen, daß dieſe willkürliche Thronveränderung unſern Alliirten abermals ein Beiſpiel geben wird, was ſie von engliſchem Schutze zu erwarten haben. Man wird die Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen laſſen, von der neuen Dynaſtie als Preis für ihre Erhebung neue Conceſſionen zu erpreſſen. Ebenſo wird durch dieſes Ereigniß der Einfluß des Reſidenten allmächtig werden, indem er ſeine perſönlichen Feinde für immer von der Gewalt ausſchließt, und eine Familie auf den Thron ſetzt, die ihre Erhebung ganz ſeinem Einſchreiten verdankt: ſo weit wären die Intereſſen der engliſchen Regierung auf Koſten ihrer Redlichkeit gewahrt, und die Privatintereſſen des Reſidenten gleichfalls auf die wirkſamſte Weiſe geſichert. Es fragt ſich nur noch, ob die alten Mißbräuche fortdauern ſollen, ob die engliſche Regierung länger dulden wird, daß die Einkünfte dieſes unglücklichen Landes in Bezahlung ungeheurer Gehalte verſchwendet werden, an Engländer, die durchaus gar nichts thun;

Digitized by Google

man nennt sie Ingenieure, Aerzte, Astronomen, Maler, Musiker, Köche, Barbiere, Geiger u. dgl., und wo man für solche Titel wie die letztern zu vornehm ist und keine andern geeigneten ausfindig machen kann, nennt man sie im Allgemeinen Adjutanten. Alle diese Leute thun durchaus nichts, und könnten ihre Gehalte eben sowohl in Calcutta oder London beziehen. Diese Leute vermehren nicht die Würde oder den Glanz des Hofes, eben so wenig den Einfluß der englischen Regierung, und es gab nicht leicht einen unverschämtern Mißbrauch des Einflusses, als daß die Regierung in Calcutta diese Herren im Besitz ihrer Sinecuren läßt. Die Unzufriedenheit der Eingebornen spricht sich offen aus, und es wäre Zeit, diesem schreienden Uebel Einhalt zu thun, wo wenige Menschen ein ungeheures Vermögen aufhäufen, dabei aber der englischen Regierung den Haß eines ganzen Volkes zuziehen."

Die russischen Provinzen jenseits des Kaukasus.

Die Provinz Schirwan.

(Fortsetzung.)

5. Naturerzeugnisse.

Die reiche Natur dieser Provinz bietet ihren Einwohnern alle Mittel zum Wohlstande dar, aber diese haben kaum die Gränzlinie des Naturzustandes überschritten.

Aus dem Thierreiche finden sich in Schirwan Pferde, namentlich die sogenannte schirwanische Race, die keine besonders ausgezeichneten, aber sehr dauerhafte und leichte Pferde liefert, ferner Büffel, Rindvieh, Esel, Maulthiere, Kamele, Schafe, Ziegen, Hunde u. dgl. Von wilden Thieren finden sich Bären, namentlich im obern Theil, Wölfe, Schakals, Hirsche, wilde Ziegen verschiedener Art, Dscheran oder Saiga genannt; Turen oder Berghämmel trifft man nur im Gebirge; Füchse, Hasen, Murmelthiere, Marder, Dachse, Igel und viele andere. Von den Vögeln finden sich außer den Hausvögeln Adler, Geyer verschiedener Arten, Habichte, Falken, weiße und schwarze Raben, Dohlen, Möven, namentlich am Meer und am Kur, wo der Fischfang betrieben wird, Fasanen, eine Art Rebhühner (turatsch), Wachteln, wilde Tauben, Staare, Zwergtrappen, welche im Winter in zahlreichen Schaaren herumfliegen, Schwäne, Kraniche, Reiher, Trappgänse, wilde Gänse, wilde Enten, Wasserraben, rothhäsige Taucher, Schnepfen und eine Menge anderer.

Von Bäumen trifft man am häufigsten: Eichen, Ahornbäume, Eschen, Pappeln, Rüstern, Espen, Buchen, Wallnußbäume und Linden; die Platane ist selten, und die Birke noch seltener, auch wächst letztere nur im Gebirge; ferner finden sich Granatäpfel-, Birn-, Aepfel- und Kirschenbäume, und Weinreben. Berberisbeeren, kleine oder Waldnüsse, Zwergkirschen, Faulbäume, Schlehenbüsche, Weißdorn, wilder Jasmin und wilde Rosen, Himbeer- und Brombeersträucher gibt es in Menge. Von medicinischen Pflanzen sind in Schirwan zu bemerken: die Süßwurzel (glycyrrhiza glabra), Krausemünze (mentha crispa), Salbey, Kamille verschiedener Arten und Stabwurz (artemisia abrotana). Außerdem wachsen sehr viele wilde Kapern, Krapp, Selleri und Fenchel. Unter den Kornarten sind am häufigsten Weizen, Gerste und Reis, sehr selten Linsen und Bohnen. Unter den Gartengewächsen sind die häufigsten: Wassermelonen, vortreffliche Melonen anderer Art, Möhren, Melanzanäpfel u. dgl.

Die Wälder verdienen eine besondere Aufmerksamkeit, denn fast die ganze Provinz ist holzarm, nur der nordwestliche Theil im Gebirge ist reich daran, in den übrigen Gegenden gibt es keines, das zum Brennen tauglich wäre. Bauholz wächst in den Magals Chosenri, Kassan, Gous, und zum Theil in dem von Koschun. Dickes Holz wird nur zum Bauen verwendet, das Lindenholz jedoch auch zu Flintenschäften u. dgl. Bei der Schwierigkeit, das Holz fortzuschaffen, ist der Preis, namentlich für Bauholz, sehr hoch, und Brennholz wird zu Schemacha mit ein bis zwei Abasen die Last bezahlt. Der Unterhalt der Wälder ist gegenwärtig sehr schlecht, und die Provinz ist mit deren baldiger Ausrottung bedroht. Die Einwohner hauen Bäume ohne alle Auswahl nieder, und lassen sie häufig, da sie dieselben nicht herausschaffen können, an Ort und Stelle liegen; diese Unbesonnenheit trägt nicht nur zu Verheerung der Wälder bei, sondern hat auch noch den Nachtheil, daß häufig auch die guten Wege dadurch ungangbar gemacht werden.

Der Boden der Provinz Schirwan ist noch wenig mineralogisch untersucht worden, wie überhaupt derjenige Theil des Kaukasus, der ans kaspische Meer stößt; viele Orte jedoch sind reich an Naphtha, Glaubersalz und gewöhnlichem Salz. In der Nähe der Insel Sallan, auf dieser Insel selbst und auf der muganischen Steppe finden sich Salzseen und Naphthaquellen; letztere kommen auch im Gebirge nicht weit vom Pirsagat, ostwärts von Alt-Schemacha, vor, aber weder das Salz, noch die Naphtha von Schirwan sind von vorzüglicher Art. Andere Mineralien hat man bis jetzt noch nicht entdeckt, aber nach der allgemeinen Bildung dieser großen Bergkette zu schließen, müssen sich dergleichen wohl finden. Uebrigens findet sich hier Eisenocker, verschiedene Arten von Thon, Kalkstein, Schiefer, Kreide u. dgl.

Im nordwestlichen Theil von Schirwan, im Magal von Lgisch bei dem Dorfe Senga, zeigt sich eine sehr merkwürdige Erscheinung: zwei Werste von dem Dorfe kommt auf einer kleinen Strecke das Wasser mit großer Heftigkeit aus vielen Quellen hervor. Gräbt man in der Nähe dieser Strecke den Boden auf und hält eine angezündete Kerze hin, so fährt plötzlich das freigewordene Gas empor und entzündet sich. Diese Erscheinung ist noch nicht näher untersucht worden, der Grund davon ist aber sichtlich derselbe, wie bei dem Feuer zu Baku auf der Halbinsel Apscheron,*) denn der Geruch beim Brennen, so wie die Farbe der Flamme ist dieselbe, übrigens bemerkt man nirgends in der Nähe das Vorhandenseyn von Erdpech oder Naphtha. Das Feuer brennt so lange fort, als nicht eine fremde Kraft es auslöscht. Vor einigen Jahrzehnten zeigte sich die Erscheinung in einiger Entfernung von der jetzigen Stelle, wo sich das Gas jetzt zeigt; gegenwärtig aber hat das Freiwerden des Gases dort ganz aufgehört.

(Fortsetzung folgt.)

Geologische Notizen.

Gegen Ende Januars sollen in Spoleto und der Umgegend ziemlich heftige Erdstöße empfunden worden seyn; leider ist aber der Tag nicht bezeichnet; doch scheint auch dieß mit dem weitverzweigten Erdbeben im östlichen Europa zusammenzuhängen.

Dr. Helfer hat in der Nähe des Flusses Mautmain eine Silbermine entdeckt, die früher schon bearbeitet, aber wieder verlassen worden war. — Auch in Neusüdwales ist eine Gold- und Silbermine entdeckt worden.

*) Von der Stelle an, wo in der Nähe von Baku das Feuer brennt, liegt der oben erwähnte Ort in gerader Richtung über 120 Werste gegen Nordwesten entfernt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 68.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 März 1838.

Brasilianische Zustände.

(Nach ungedruckten gesandtschaftlichen Berichten mitgetheilt von Lisz.)

Die Armee.

Die Militärmacht, wie sie in den Kammern votirt wurde, ist seit Errichtung des Kaiserreichs nur Einmal wirklich ins Leben getreten. Nachdem Don Pedro I das Kaiserthum ohne viele Mühe gegründet hatte, verfolgte er den Lieblingsplan, auch eine seinem Reich angemessene Armee entstehen zu lassen. Seine Rüstungen gegen Buenos-ayres waren großartig, der Feldzug selbst unglücklich und schimpflich. Von da an schreibt sich der Verfall der Armee her; von damals hörte sie auf eine Stütze für den Souverain, eine Barriere gegen die Kammern und ihre Anmaßungen zu seyn, gegen diese Kammern, die seit dem schimpflichen Frieden von 1828 anfingen, die Rolle der Herrscherinnen zu spielen. Die Revolution von 1831 entriß der Regierung ihre Waffen, und vergebens hat sie sich bemüht, diese wieder zu erlangen. Ein Theil der regulären Truppen wurde damals „wegen Meuterei" deportirt, die Aushebungen hörten seitdem auf, und die brasilische Armee ist zu einer Handvoll Soldaten herabgesunken, parodirt durch eine Menge Officiere, die wie eine Bleilast auf dem Budget liegen.

Die militärische Laufbahn in Brasilien bietet weder Glanz noch Ruhm, kaum das trockne Brod dar, um den Hunger zu stillen.

So stellt sich die Armee einer, durch das Mißtrauen der Nationalrepräsentanten unterdrückten, durch eigne Kleinmüthigkeit gemarterten Regierung dem Blicke dar. Es sind die Trümmer eines Schiffbruchs, — undisciplinirte und den Gehorsam verweigernde Invaliden, welche man sich noch glücklich schätzt, unter den Fahnen zurückzuhalten, indem alle Mittel fehlen, eine Armee wieder herzustellen und von dem Schmutze, der auf ihr haftet, zu reinigen.

Die Conscription, welche die Constitution vorschreibt, „mißfällt, weil sie der brasilianischen Jugend, diesem Alter, wo die Eindrücke für das ganze Leben entscheidend sind, zu kriegerische Gesinnungen einflößen würde." — „Einem so gefährlichen Versuche widersetzten sich die Unvollkommenheit der statistischen Angaben und der Ungehorsam der Behörden, der in allen Fällen eintritt, wo die Conscription Söhne guter und geachteter Familien erreicht."

Ein Deputirter hat gesagt, es herrsche in Brasilien kein so kriegerischer Geist, daß man nicht oft Thränen fließen sehe, wenn der Name aus der verhängnißvollen Loosurne gezogen wird, und daß der Soldat froh und zufrieden in die Reihe seiner neuen Cameraden trete.

Das Corps der Municipalpolizei und der Nationalgarde absorbirt alle Kräfte, aus welchen man eine Armee bilden könnte, da zum Dienst in dieser Nationalgarde nicht ausschließlich Familienväter genommen werden, wodurch das Corps weniger aufrührerisch seyn und sich mehr der Sorgfalt für die öffentliche Sicherheit widmen würde.

In Folge dieses nationalen Widerstandes gegen den Militärdienst konnte auch eine vom König Johann VI im Jahre 1814 befohlene Volkszählung nicht vollendet werden.

Das freiwillige Engagement verspricht wenig Erfolg. Ein Patriotismus, der sich selten in kräftigen Handlungen zeigt, der niedrige Werth des materiellen Lebens, das durch Handarbeit leicht erworbene Einkommen, geben dem Soldatenstand so wenig Anziehendes, daß man es noch nicht zur Vervollständigung des Municipalpolizeicorps bringen konnte, ungeachtet der hohen Gage (600 Reis, wogegen der Soldat in der Armee nur 100 erhält) und des bewilligten Vorzugs, niemals außer der Provinz zu dienen. Unter 600, im Jahr 1836 zum Dienste aufgeforderten Männern, konnte man in Rio de Janeiro nur drei erhalten. Eine gezwungene Recrutirung wagt man gar nicht mehr in Anregung zu bringen, aus Furcht vor der Kritik derer, die einem andern System huldigen. Schwierigkeiten und vielfältige Gefahren bot die Anwesenheit fremder Truppen dar; diese Erfahrung machte man mit dem Corps der Deutschen, in welchem bald Indisciplin, in Folge der Verletzung der mit ihnen von Seiten der Regierung eingegangenen Verträge, einriß. In Betreff dieser Fremden zeigte Don Pedro Grausamkeit statt Strenge, und verläugnete so seinen Charakter, der sich ursprünglich mehr zur Gnade und Gerechtigkeit neigte. Nachdem im

Digitized by Google

Jahre 1828 die Unordnungen, deren sich die deutschen Truppen, durch die Schwäche ihrer Befehlshaber verleitet, schuldig gemacht hatten, wieder beruhigt worden, strafte der Kaiser zugleich mit den Schuldigen auch diejenigen, welche unter seinen Augen ihrer Pflicht treu geblieben waren, mit einer Erbitterung, die das vorhergegangene Unrecht beinahe vergessen machen konnte. So wurden die an den Unruhen nicht Theil habenden Militärposten im Schlosse St. Christoph entwaffnet, wie der Rest des Bataillons; vierunddreißig Officiere arretirte man mitten in der Nacht, und schiffte sie, ohne vorhergegangene Untersuchung, ohne daß ihre Schuld erwiesen war, ohne Beobachtung irgend einer Form ein. Entblößt von Allem, wurden sie auf eben so rohe Weise in Hamburg ans Land gesetzt.

Das Budget des Finanzjahrs 1836 gab die Zahl der Officiere auf 2081 an, sowohl derjenigen, die im wirklichen Dienst sich befanden, als der pensionirten. Unter diesen letztern befanden sich

6 Marschälle, mit einer Pension von	2,373,320	Reis.
8 Generallieutenants	1,728,990	—
17 Generalmajors	1,320,000	—
29 Brigadiers	600,000	—
93 Obrist u. s. w.	240,000	—

Die Zahl der Soldaten unter Waffen überstieg im Jahre 1836 nicht 3500 Mann, wobei der Kriegsminister in den Kammern erklärte, von diesen in Rio de Janeiro nicht über 100 verfügen zu können. — Diese 3500 Mann bilden 18 Corps!!

Dieser armselige Haufen Soldaten mit der übermäßigen Menge von Officieren, dem Aufwand von Arsenalen, Kanzleien u. s. w. kostet Brasilien die enorme Summe von 5400 Contos, den vierten Theil seiner ganzen Einnahme, und zwingt zugleich der Regierung die Ueberzeugung von der Nichtigkeit ihrer Vertheidigung gegen Angriffe auf, denen sie täglich ausgesetzt ist. Unter der Unmasse der Officiere befinden sich nicht hundert von anerkannter Tüchtigkeit und ehrenwerther Gesinnung. Der Brasilianer besitzt im Ganzen, man könnte sagen, nur einen unvollständigen Instinct der Ehre und militärischen Würde; im Gegentheil beherrscht ihn ein übertriebenes Vorurtheil gegen den Stand des Kriegers, ein Vorurtheil, das sich, wenn auch jetzt nicht mehr, so doch früher mit einer gewissen Naivetät kund gab. Der Brasilianer betrachtet die Geringschätzung des Lebens wie eine Verirrung des Verstandes, und die gesetzmäßige Autorität wie einen Rechtseingriff in seinen Willen. Disciplin ist für ihn Tyrannei, und die heroische Aufopferung des Kriegers in seinen Augen nicht besser als Selbstmord.

(Schluß folgt.)

Ueber Malaria, namentlich in Westindien.

(Schluß.)

Diese Freiheit gewisser Localitäten von dem fraglichen Miasma und die Eingeschränktheit des letztern auf andere Oertlichkeiten, wie es in den vorstehenden Zeilen auseinandergesetzt wurde, stimmt mit dem zusammen, was im weitern Verlauf über die Malaria gesagt werden wird; auch zeigte, wie gesagt, diese Gelbfieberluft in der Nähe eines Sumpfes die größte Giftigkeit, wie die Malaria. Was macht nun aber, daß in diesem Fall ein gelbes Fieber entstand und nicht ein Malariafieber? Dieß ist die noch nicht gelöste Frage nach dem ursächlichen Element, dessen Mitwirkung außer den bereits angegebenen Bedingungen zur Erzeugung des gelben Fiebers nothwendig ist. Der durch seine Forschungen über die Geschichte der Krankheiten berühmte Schnurrer stellt neben den Krankheiten, die aus dem Boden ihren Ursprung haben, wie Wechselfieber, Malaria, u., und den Krankheiten, die wie die katarrhalischen Epidemien aus der Luft kommen, noch eine dritte Classe auf, die er die historischen Krankheiten nennt, weil sie aus der Geschichte des Menschengeschlechts hervorgehen, aus dessen Vermengungen im Krieg und Handel, aus dessen Schicksalen, Verheerungen, Ueberfluthungen, ja selbst aus dem Verkehr mit den vertrautesten Hausthieren. Er rechnet hierher die Pest, den Kriegstyphus, die Pocken, die Lustseuche, das gelbe Fieber u. s. w. Daß das gelbe Fieber einen solchen Ursprung aus dem Zusammenstoße des Menschengeschlechts habe, dafür sprechen, jedoch durchaus nicht mit entschiedener Gewißheit, daß es sich nie weit von den Küsten tief landeinwärts fortpflanzt, und die Einschränkung auf Westindien und die belebtesten Handelsstädte Amerika's. (Wenn es sich in spanischen und italienischen Hafenstädten zeigte, war es von Amerika aus durch Schiffe dahin verschleppt worden.) Ist es nun das Zusammentreffen der Europäer mit den Eingebornen von Amerika, oder ist es die verpestete Luft, die sich in den mit Negern vollgepfropften Räumen der Sklavenschiffe entwickelt, und auf diejenigen, welche nicht von Anfang an in dieser Luft geathmet haben, schädlich wirkt?*) — eine Vermuthung, welche auch in diesen Blättern schon zur Sprache gekommen ist. Hierüber können jedoch nur ganz bestimmte Nachweisungen, die von einzelnen Fällen hergenommen sind, Aufschluß geben. Der Umstand, daß die Neger nicht empfänglich für das gelbe Fieber sind, beweist nichts für die in Rede stehende Vermuthung; auch die Eingebornen sind frei, und wir haben bereits oben einen Fall angeführt, dem der Briefsteller noch einen zweiten anreiht, daß die Neger auch für die einfache Malaria weit weniger empfänglicher sind, als die Europäer, so daß also daraus für die Entstehung des gelben Fiebers aus verpesteter Negerausdünstung nichts bewiesen werden kann. Es genügt jedoch, auf diese Frage hingewiesen zu haben, die nur schwer beantwortet werden kann, und wir wenden uns von dieser Abschweifung zu den Eigenschaften der Malaria zurück.

Die Malaria scheint schwerer zu seyn als die atmosphärische Luft; sie kriecht längs dem Boden, und scheint in besonderer Concentration angezogen zu werden von Anhöhen, welche unmittelbar an den giftigen Sumpf gränzen. Sie steckt in den Winkeln und Gräben von Befestigungslinien, in den Ecken und Ritzen alter Städtemauern. Sie ist schwer beweglich und haftet

*) Bekannt ist der sogenannte schwarze Gerichtstag von Oxford, wo viele Verbrecher vorgeführt wurden, und eine große Anzahl von Gerichtsherren durch Einathmung der Kerkerluft, welche die Gefangenen mit sich brachten, erkrankten und starben.

Digitized by Google

häufig ganz auf an bestimmten Localitäten, z. B. an einer bestimmten Straße oder der einen Häuserreihe derselben, an einem bestimmten Haus oder einem Stockwerk desselben, oft nur an einem Zimmer, an einer einzigen Schiffsabtheilung, vor Allem aber an Stellen mit schattigem Baumwerk, woraus sie nur schwer an andere anliegende Stellen sich fortbewegt; die Einwohner von Holländisch-Guiana haben darum ihre Wohnungen, in der Ueberzeugung gänzlicher Sicherheit, unmittelbar an die unter dem Wind gelegene Seite der giftigsten Moräste gebaut, und zwar vollkommen ungestraft. An offenen Stellen jedoch, wo der Wind ungehindert weht, wird die miasmatische Luft durch den Zug der Lüfte fortgeführt, und es ist bei der Wahl eines gesunden Orts eine Hauptrücksicht, Gegenden zu vermeiden, die von dem Wind geschützt sind, denn häufig steckt sie gerade hinter Anhöhen und Mauern, welche den Wind abhalten. Auch das, was bei Gelegenheit der oben angeführten Gelbfieberepidemie in Betreff der Localitäten erwähnt wurde, bestätigt das oben Gesagte. Die allergefährlichsten Stellen sind die für kühlende Winde undurchdringlichen Gebüsche und Waldungen in niedern Gegenden; in solchen Orten herrscht oft ein ununterbrochenes Schweigen, man sieht keinen Vogel, kein vierfüßiges Thier, und der Einsender des Briefs weiß nicht, was tödtlicher in solchen Wäldern ist, die Schlangen, welche die junge Brut verzehren, oder das Gift, das aus dem Boden dampft.

Wie hartnäckig aber auch die Malaria sich an gewissen Localitäten festhängt, so findet auf der andern Seite scheinbar das Gegentheil statt, indem mäßige Anhöhen, welche an die Malaria erzeugende Sümpfe gränzen, für die auf der andern Seite Wohnenden häufig gar keinen Schutz gewähren, so wenig als die Anhöhe selbst, auch auf ihren höheren Punkten, vom Gift frei bleibt: Port of Spain auf Trinidad, liegt ganz nahe an einem östlich gelegenen Sumpf, und ist daher nicht sehr gesund, jedoch keineswegs unbewohnbar. Zwischen der Stadt und dem Sumpf ist eine schützende Anhöhe. Die Stadt selbst ruht auf angeschwemmtem Boden, der Hügel aber besteht aus einem ganz trockenen, reinen Kalkstein, dem schönsten der Insel. Und doch ist die über diesem Gestein schwebende Luftschichte höchst verderblich für Alle, die irgend einen Ort der Anhöhe bewohnen wollen. Kein Platz, erhaben oder vertieft, ummauert oder sonst geschützt, gibt Sicherheit vor den Ausdünstungen der andern Seite. Auf dem höchsten Gipfel, der ungefähr 400 Fuß hoch ist, und eine ganz milde Temperatur hat, wurde ein Thurm erbaut, als fester Punkt zur Vertheidigung der Stadt; man fand aber, daß er eben so unbewohnbar war, als eine der am nächsten Abhang unten am Hügel beabsichtigten Niederlassungen. Der schöne Posten von Prinz Rupert auf Dominica ist eine Halbinsel, welche zwei Hügel in sich begreift, die mit dem Festland durch eine ebene, viereckige Landenge von ungefähr ¾ Meilen Ausdehnung und der sumpfigsten Beschaffenheit zusammenhängt. Die beiden Hügel ragen gerade hinaus in das Meer, von welchem sie von drei Seiten her umgeben sind, und zwischen ihnen läuft ein enges, aber nicht sumpfiges Thal, wo alle Garnisonsgebäude liegen. Der innere Hügel hat eine schmale pyramidale Form, erhebt sich auf einer schmalen Basis, ist beinahe senkrecht 300 Fuß hoch und erstreckt sich dicht an den Sumpf, querüber von einem Meeresufer zum andern, so daß der Posten von dem Sumpf dem Anschein nach vollständig abgeschnitten ist. Man fand jedoch bald, daß die Casernen im Thal ungesund waren, und um diesen Fehler gut zu machen, errichtete man ein Gebäude auf dem Hügel selbst, nahe am Gipfel, ungefähr 300 Fuß hoch; diese Stelle zeigte sich aber ausnehmend gefährlich, noch weit mehr als das Thal, das kaum einen halben Büchsenschuß entfernt ist. Man muß also annehmen, daß die giftige Luft an dem Boden der Anhöhe aufwärts kriecht, und, wenn sie den Gipfel erreicht hat, sich fortwährend von dem Boden angezogen auf die unten liegenden Localitäten niedersenkt. Nur beträchtlichere Anhöhen entziehen sich dem Miasma, besonders aber Anhöhen, die, wie Monkshill, offen daliegen und den Winden gänzlich zugänglich sind. Die Höhe, bis zu welcher sich die Malaria erstrecken kann, mag ungefähr 1800 bis 2000 Fuß betragen. Bei weniger hohen Lagen wird sie sich, wenn auch modificirt, immer noch zeigen, besonders an den dem Winde unzugänglichen Stellen.

Die Malaria ist hauptsächlich Nachts am gefährlichsten, was auch in einem der oben genannten Fälle berührt wurde; das Sonnenlicht und die Hitze scheinen sie bei Tag unwirksamer zu machen. Der Einsender des Briefs empfiehlt für die der Malaria ausgesetzten Casernen feine Drathgeflechte an die Fenster zu machen, schlägt jedoch wegen der großen Kosten, die Kupferdrathgeflechte machen würden (Eisen ist im westindischen Klima unbrauchbar) Baumwollengas vor, und erinnert an den Schleier, den Reisende in den pontinischen Sümpfen mit Nutzen getragen haben, wenn nicht, wie er sich selbst einwirft, die Reisenden deßwegen frei blieben, daß sie sich nur bei Tag in den Sümpfen aufhielten. *)

Wir haben oben gesehen, wie nahe die Malaria in Betreff der Ursachen das gelbe Fieber berührt, das selbst wieder höchst wahrscheinlich zu den Krankheiten gehört, die durch die Bewegungen des Menschengeschlechts hervorgerufen und erhalten werden. Und doch ist die Malaria selbst eine Krankheit, deren wirksamstes Gegenmittel der Mensch und seine Thätigkeit ist. Durch unermüdliche Bearbeitung des Bodens, der dabei immer wieder von neuem aufgerissen wird und die giftigen Dünste entweichen läßt, und durch beharrliche Anpflanzung mit Getreide u. s. w. wird der Krankheitsstoff vernichtet; überall, wo ein für die Erzeugung von Malaria günstiger Boden ist, wird eine

*) Der Briefsteller gründet seinen Vorschlag, sich durch Drathgeflechte zu schützen, auf den Nutzen dieser Geflechte gegen die entzündlichen Grubengase in den Bergwerken. Hiebei ist jedoch zu bemerken, daß die Drathgeflechte bei den Sicherheitslampen die entzündlichen Gase nicht von dem Licht der Lampe abhalten; vielmehr dringt das trübere Gas in das Innere der Lampe und explodirt daselbst. Aber der Nutzen des Geflechts besteht darin, daß die Explosion sich nicht bis außerhalb der Lampe verbreitet (was die so gefährlichen Grubenwetter hervorbringt); und dieß wird dadurch verhindert, daß das Drathgeflecht die innerhalb der Lampe stattfindende hohe Temperatur erkältet, der Verbrennungsproceß sich somit nicht nach außen verbreiten kann.

Digitized by Google

unangebaute Savanne, wenn sie auch als Weide verwendet wird, schädlicher seyn, als eine Pflanzung. Je weniger eine Gegend bebaut ist, desto leichter kommt sie unter die Herrschaft der Malaria, und umgekehrt. So wurde in Demerary der seewärts gelegenere Theil eines ungeheuren Sumpfs durch holländischen Fleiß in eine wohnliche, hübsche Niederlassung von großer Wohlhabenheit verwandelt. Das Innere großer Städte ist, wenn nicht ihre Lage besonders ungünstig ist (die Pest- und Gelbfieberstädte ausgenommen) in der Regel gesund, wenn sie nicht im Verfall sind. Sobald in einer verdächtigen Gegend des Menschen Thätigkeit still steht, droht ihm der Feind von außen Verderben, und treibt ihn Schritt vor Schritt von dem Platze, den ihm der Mensch früher abgerungen hatte. Rom war in seiner Blüthe eine gesunde Stadt; jetzt ist es ein üppig wuchernder Boden für die Malaria. So erhob sich Calcutta kaum seit länger als einem Menschenalter aus den giftigen Sümpfen am Ganges von einem unscheinbaren Fischerdorf zu einer mächtigen Stadt, und in dem Maaß, als die Civilisation sich durch die Art des Sapeurs in den umliegenden Wäldern einen Weg bahnte, trieb sie die Malaria vor sich her. Wird aber die civilisirende Thätigkeit des Menschen wieder zurücksinken oder auch nur in ihrem Laufe still stehen, so wird der verborgene Feind, der vor den Thoren lauert, hereinbrechen; die Paläste werden eine Heimath für die verpestete Luft; ihre Einflüsse werden die Bewohner von Straße zu Straße treiben, und die Stadt wird in dieselbe Malariagrube zurücksinken, aus der sie sich herausgehoben hat. Dieselben Wirkungen der Civilisation können auch in andern Gegenden nachgewiesen werden.

Nachrichten über das Erdbeben in Mexico.

Die New-Orleans-Bee sagt: „Aufeinanderfolgende Erdstöße zerstörten die Stadt Acapulco, während das prächtige Mexico selbst einem heftigen und anhaltenden Stoß ausgesetzt war, doch ward glücklicherweise in letzterer Stadt kein Schaden verursacht. Die Details über das Erdbeben von Acapulco sind schauderhaft. Wiederholte Stöße von äußerster Heftigkeit verwandelten die Stadt in einen Ruinenhaufen. Die Häuser wurden umgestürzt, die Kirchen unwiederherstellbar beschädigt, die Mauern des Campo Santo zerstört, und die Bewohner genöthigt, die Nacht auf den an die Stadt stoßenden Feldern und Straßen zuzubringen. Als der Morgen graute, sahen sich Hunderte obdachlos und in die äußerste Noth versetzt. Zum Glück für die Sicherheit der Bürger war die von den Stößen verursachte Zerstörung so allmählich, daß sie Zeit zu ihrer Rettung hatten, und nur wenige das Leben verloren. Es ist ein gewisses Zusammentreffen zwischen den Erdbeben zu Acapulco und Mexico bemerklich. Die Stöße in letzterer Stadt wurden unveränderlich einen oder zwei Tage, nachdem sie in ersterer verspürt worden, gefühlt. Die vulcanische Kette scheint sich von der einen Stadt zu der andern in beinahe gerader Linie zu erstrecken, und die Wirkung ward sonach allmählich, aber sicher fortgepflanzt. Der Boden, worauf Mexico jetzt steht, war früher ein großer vulcanischer Mittelpunkt, und in unmittelbarer Nachbarschaft gibt es viele ausgebrannte Krater. Der berühmte Popocatepetl ist immer noch offen und raucht.

Die russischen Provinzen jenseits des Kaukasus.

Die Provinz Schirwan.

(Fortsetzung.)

6. Verbindungswege.

Auf der Ebene von Schirwan könnten die Wege bei der geringsten Mühe leicht in gutem Stand erhalten werden, aber jetzt ist das Reisen darüber darum sehr beschwerlich, weil keine Brücken über die Canäle vorhanden sind, welche die ganze Ebene durchschneiden, und anderthalb bis drei und sogar vier Arschinen Breite, und eine bis zwei ein halb Arschinen Tiefe haben. An den Abhängen der Berge läuft der Weg für Fuhrwerke ganz bequem fort, aber in den Bergen bei den steilen Aufstiegen ist er sehr mühsam. Zur Regenzeit ist der Weg über die Thonberge von Schirwan für Equipagen kaum fahrbar.

Aus Alt-Schemacha führen Straßen nach Kuba, Baku, Lenkoran, Schuscha, Jelisawetpol und Nucha. Nach Kuba führen zwei Wege, der eine am Abhange des westlichen Endes der Kaukasuskette nach dem Karawanserai Arbat, von da nach dem Karawanserai Sugait längs dem Meere nach dem Berge Besch-Barmak, von wo der Weg weiter gegen Norden geht. Die ganze Strecke nimmt 226 Werste ein; der andere Weg führt gerade über die Berge nach dem Karawanserai Alty-Agatsch und hat nur 140 Werste. Noch ein dritter Weg führt über die Dörfer Kunak-Kent, Rustow u. s. w., ist aber zu allen Jahreszeiten sehr beschwerlich. Nach Baku rechnet man auf der Poststraße 105 Werste. Nach Lenkoran geht der Weg über den Kur, über die muganische Steppe und dann am Meere hin; man rechnet ihn auf 225 Werste. Nach Salian geht der Weg anfangs über die Berge, dann in der Ebene fort über das Dorf Nawaga, 125 Werste weit. Es gibt auch noch einige andere Straßen, welche jedoch beschwerlich und nur für Saumthiere brauchbar sind. Nach Schuscha gehen drei Straßen, die erste auf der großen Poststraße, die zweite geht über das Dorf Sardow, die dritte über Alwent. Nach Jelisawetpol führt gleichfalls eine Poststraße 209 Werste weit.

Das kaspische Meer und der Fluß Kur erleichtern die Verbindung der Provinz sehr: nach der nordöstlichen Bank (am Hauptausflusse des Kur) kommen die Seeschiffe und Küstenfahrzeuge aus Astrachan, Baku und Persien, und auf dem Kur fahren die obenerwähnten Küschims. Die Regierung hat mit bedeutenden Opfern den Kur schiffbar machen lassen bis zum Dorfe Mingatschaur, 550 Werste weit aufwärts; von Mingatschaur bis Tiflis rechnet man noch 280 Werste. Die Lage der Kurmündung in der Mitte des westlichen Ufers des kaspischen Meeres hat schon die Aufmerksamkeit Peters des Großen auf sich gezogen, und er faßte den Plan, eine große Handelsstadt als Vereinigungspunkt für Russen, Georgier, Armenier und Perser daselbst anzulegen. Unter den jetzigen Umständen, wo das kaspische Meer Rußland für den Handel mit Persien offen steht, und es die Städte Baku, Lenkoran und die Insel Sara in Besitz hat, könnte man mit großem Vortheil eine Stadt am Kur anlegen, in geringer Entfernung von Mingatschaur, welche als Centralpunkt für den Handel mit den Rußland unterworfenen Völkern und mit den Bergstämmen dienen könnte. Die Trümmer von Karawanserais und Cisternen, welche an vielen Orten auf dem Wege von Alt-Schemacha nach Baku und Salian sich finden, zeugen dafür, daß in frühern Zeiten hier eine große Handelsbewegung war. Bei einem ungebildeten Volke, das sich selbst den Weg zu seiner Bildung bahnt, muß die Bequemlichkeit der Verbindungen nothwendig die Folge einer vermehrten Industrie und einer Ausdehnung des innern Handels seyn, aber in dem russischen Transkaukasien wird eine Verbesserung der Wege zur Ausdehnung der Industrie und des innern Handels führen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 69.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 März 1838.

Aufenthalt in Tanger und Tetuan. *)

Nachdem wir uns einige Tage in Cordova und Sevilla verweilt, hielten wir es endlich für die höchste Zeit, nach Gibraltar zu eilen, wenn wir noch die Felucke erreichen wollten, die bestimmt war, uns nach Tanger hinüber zu führen; als wir jedoch in dem Hafenorte anlangten, fanden wir unser Schiff noch nicht segelfertig. Den schönen blauen Himmel abgerechnet, war uns in Gibraltar so zu Muthe, als wären wir in England; indeß mochten sich wohl unsere Gesichter und Anzüge auf der langen Reise durch die heißen Provinzen Spaniens so verändert haben, daß man uns nicht für Landsleute, sondern für herumstreichende Banditen hielt und uns den Besuch der Wälle nicht gestatten wollte. Vierzig Dollars brachten aber bald Alles in Ordnung, und verschafften uns endlich das Recht, auf den Festungswerken umher zu wandeln.

Da unser Sinn jedoch bereits auf Afrika gerichtet stand, so vermochten die Vergnügungen der civilisirten Welt uns kaum noch zu fesseln; es war uns daher sehr lieb, als wir endlich die Meldung erhielten, die Felucke sey zur Fahrt bereit; wir eilten an Bord und befanden uns bald auf dem Wege nach Tanger.

Beim großartigen Anblick der hohen, duftigen Atlaskette fielen uns alle Fabeln des Alterthums ein, die wir in unserer Jugend von diesem Gebirge vernommen haben. Diejenigen, welche es sich zum Geschäft machen, die Sagen der Mythologie historisch zu erklären, berichten uns, es habe sich ein großer Astronom — entweder durch die Einsamkeit oder die Höhe des Berges angezogen — auf den Atlas begeben, um dort den Himmel zu studiren, und die entdeckten Geheimnisse alsdann den Bewohnern der Erde mitzutheilen; daher schilderten ihn die Dichter, als trüge er das Himmelsgewölbe auf seinen breiten Schultern.

Als wir mit größter Schnelligkeit durch die Wellen dahinrauschten, war indeß keine Zeit dazu, sich in die Tage des Alterthums zu versetzen; die Gegenwart besaß — um die Wahrheit zu gestehen — so viel Interesse für uns, daß wir auch durchaus keine große Neigung dazu fühlten. Schon nach einer vierstündigen Fahrt landeten wir bei Tanger an der afrikanischen Küste. Es zeigte sich bald, daß wir in eine für uns gänzlich neue Welt gerathen waren; selbst der Charakter der Küste wich gänzlich von dem ab, was wir bisher gesehen, obgleich es schwer gewesen wäre, den Unterschied genau anzugeben. Auf jeden Fall lag etwas davon in der eigenthümlichen Vegetation. Hier und dort erhoben sich Palmbäume, bald in Gruppen, bald einzeln, Akazien und viele dem südlichen Klima eigene Bäume bekleideten einzelne Punkte am Ufer mit einem frischen Grün.

Das Merkwürdigste von der Scene bildeten jedoch die Figuren; diese waren höchst originell und drängten sich dem Auge in dem Augenblick auf, wo wir landeten: Beduinen aus der Wüste mit ihren Kamelen, Negersklaven, Juden, Mauren, Araber in jeglicher Mannichfaltigkeit des Costume's, in den verschiedenartigsten Farben und auf originelle Weise gruppirt. Trotz aller Neuigkeit und aller interessanten Dinge um uns her konnten wir uns doch nicht verhehlen, daß uns die Seeluft einen bedeutenden Hunger gemacht habe, deßhalb begaben wir uns so schnell als möglich mit unserm Führer nach dem Logishause, welches man uns empfohlen hatte. Der Wirth desselben war ein Spanier, ein Mann, der etwas von der Kochkunst verstand, und alle Ingredienzien zu Bereitung eines guten Pilau besaß; außerdem wußte er ein Lamm à la crême und noch ein anderes, der Levante allein eigenes Gericht zu bereiten, welches aus gehacktem Fleisch, aus Mehl, Honig und einigen andern Dingen zusammengesetzt ist, die in einem Kohlbecken gebacken wurden. Wein, wie ihn die Leute in Xeres und Malaga trinken, war in Ueberfluß vorhanden; Kaffee und Cigarren — denn unser Wirth verachtete die Pfeifen — folgten unmittelbar nach dem Mahle.

Während wir unsere Lippen in Malaga tauchten, wurde ein kleiner behender Mensch, eine Spielart zwischen einem Mauren und einem Juden, mit meilenweiten Pumphosen abgeschickt, um unsere Ankunft einem Hrn. Trenery zu melden, der das Amt hat, unsere Festung Gibraltar mit Schlachtvieh zu versorgen. Da ihn die Sendung zu Hause fand, kam er auf der Stelle zu uns, und hieß uns sehr freundlich willkommen. Wir hatten ihm kaum unsern Reiseplan mitgetheilt, als er uns

*) Nach dem Landscape Annual für 1838.

Digitized by Google

eröffnete, daß er in Zeit von vier Wochen ebenfalls eine Reise ins Innere und zwar bis Fez zu machen habe, und uns bat, auf ihn zu warten; dabei versprach er uns, wenn wir die Zeit bis dahin auf die Umgegend von Tanger verwenden wollten, nichts zu verabsäumen, um uns den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Hiegegen hatten wir nichts einzuwenden; nicht allein gewannen wir durch diese Einrichtung einen sehr nützlichen Reisegefährten, sondern wir hatten auch bis dahin noch die ganze Zeit über den Vortheil seiner angenehmen Gesellschaft in Tanger selbst.

Am nächsten Morgen gingen wir aus, um die Stadt zu besehen. Mein Begleiter, ein Maler, der schon in Spanien viel Arbeit für seinen Pinsel gefunden hatte, traf hier noch viel mehr; fast war er aufgelegt, einen jeden alten Juden oder Mauren anzuhalten, und ihn zu bitten, sich mit seinem phantastischen Costume abmalen zu lassen. Ich war nicht weniger angeregt; während er sich damit beschäftigte, Skizzen von der Stadt, der Citadelle und von Allem zu entwerfen, was ihm malerisch vorkam, ging ich nach dem Bazar und dem Marktplatz, wo ich viel Unterhaltung fand.

Eine kleine Karawane war so eben angekommen, man sagte von Sedschelmessa, und die Sklaven, die den Hauptartikel bildeten, blieben auf einem freien Raum in der Mitte der Waaren, um von den Käufern gehörig betrachtet werden zu können. Es waren größtentheils Frauen oder vielmehr Mädchen, denn die Jellabies oder Sklavenhändler, in der Regel verworfene Menschen, tragen Sorge, keine Sklavinnen von zu reifem Alter einzuführen, weil sie sonst leicht Verluste haben könnten. Von Schönheit war bei ihnen natürlich nicht die Rede, ich meine in den Gesichtern; was die Formen anbetraf, so konnten diese zum Verkauf ausgestellten Negerinnen hierin wohl schwerlich von andern Frauen übertroffen werden. Ihre Hände waren so klein, als hätten sie niemals damit irgend eine Arbeit verrichtet, ihre Glieder äußerst zierlich, und ihr Torso — wenn es erlaubt ist, so zu sagen — im zartesten Styl gearbeitet. Von Kummer ließ sich nichts an ihnen entdecken; sie scheinen ihre Lage als eine Nothwendigkeit zu betrachten, und nur darauf zu warten, an einen Herrn mit einer guten Speisekammer verkauft zu werden.

Ein plötzlicher Regenschauer nöthigte mich, von meiner Wanderung abzustehen und mich nach meiner Wohnung zu begeben; doch verließ ich sie bald wieder, um das Leichenbegängniß eines jüdischen Rabbiners mit anzusehen, der, wie man mir sagte, das Oberhaupt sämmtlicher Rabbiner von ganz Marocco gewesen. Da dieser Jude für einen ausgezeichneten Mann gegolten hatte, so bewies man ihm bei seinem Leichenzuge mehr als gewöhnliche Ehrenbezeugungen; seine Töchter — alle sehr schön — schlugen ihre Brüste, rauften ihr Haar und lamentirten dazu auf eine wilde Weise, doch machte dieß auf die Umstehenden nicht den geringsten Eindruck; vielleicht waren sie an diese öffentlichen Ausbrüche des Kummers schon gewöhnt, oder sie wußten, was davon zu halten sey.

(Fortsetzung folgt.)

Brasilianische Zustände.

Die Armee.

(Schluß.)

Concentrirung ist die Haupttriebfeder aller Thätigkeit, ist die Lebensbedingung der ganzen militärischen Organisation. Der Brasilianer wendet dafür sein Lieblingspalliativ an, die Bildung von Commissionen, die jedes in Rede stehende Object in Zweifel ziehen und einer Berathung unterwerfen. So dürfte man nicht erstaunen, wenn man dort eine Commission errichten sieht, die das Commando in einer Schlacht führen soll.

Wenn die Armee nach den vorhandenen Cadres completirt werden sollte, so würde sie nicht mehr als 200 Officiere dafür brauchen. Der jetzige befremdende Ueberfluß an Officieren ist durch die Sorglosigkeit, mit welcher der Kaiser Don Pedro I Patente vertheilte, und durch die übereilte Reduction der Armee, nach welcher plötzlich 17 Jägerbataillons zu acht zusammengeschmolzen wurden, entstanden.

Seit 1831 ist das Avancement der Officiere beschränkt auf die Classe der Lieutenants und Secondlieutenants vom Geniecorps und der Artillerie; — eine würdige Belohnung des Abfalls des Militärs vom Kaiser und ihrer Pflicht.

Alte Krieger in der Kammer des Senats verlangten zu wiederholtenmalen aufs dringendste, daß den Officieren Aufmunterungen und Belohnungen irgend welcher Art bewilligt werden sollten, um ihren Eifer und Muth anzufachen. Da man aber die Interessen des Schatzes berücksichtigte, so wurden die offenen Stellen Militärs von der großen Kategorie der Avulsos — Detaschirten — zu Theil, deren Anzahl sich auf 1000 Individuen belief und eine Ausgabe von 400 Contos verursachte, wovon die Finanzcommission 200 zu ersparen vorschlug. Die Commission bedachte aber nicht die Härte dieser Maaßregel, zu welcher sich die Regierung schwerlich entschließen dürfte, weil sie an die Unzufriedenheit und deren Folgen denkt, die ihr drohen könnten.

Dieß bestehende System ist natürlich für die ihrer Stellen beraubten Officiere, die ihnen sonst nach dem Rechte zukamen, sehr empfindlich, allein man versuchte es, dasselbe durch eine Alternative in den Ernennungen ein wenig zu versüßen.

Man beabsichtigte auch, die Avancements bis zum Rang des Capitäns einschließlich auszudehnen.

Nach dem bereits erwähnten sehr bedeutenden Armeebudget sollte man glauben, daß die Ersparungsansichten sich nicht auf das Militär ausdehnen. Allein es ist nur die Unordnung, die sich so verschwenderisch zeigt; die Freigebigkeit beruht hier weder auf Grundsätzen noch Absichten. Der immerwährende Ministerwechsel ist wohl die Hauptursache der in dieser Branche vorkommenden, sich widersprechenden Zurücksetzungen und Belohnungen. So nahm man Wittwen und Töchtern einiger entlassenen Militärs ihre Pensionen, weil sie sich verheuratheten, obgleich dieser Schritt sie nach dem Gesetze nicht jener Wohlthaten des Staats beraubt, auch eine solche in Vorschlag gebrachte Bedingung von den Kammern zurückgewiesen wurde. Seit sieben

Digitized by Google

Jahren hat ſich auch dieß wieder geändert, und die Damen genießen wieder ihre Penſionen.

Vor einigen Jahren wurde der Vorſchlag zur Auslöſung und zum Zurückkauf der Patente aller Officiere außer Activität gemacht; dieſe Entſchädigung ſollte auf die wohlthätigen Fonds angewieſen werden.

Was den militäriſchen Unterricht betrifft, ſo iſt dieſer durchaus beſchränkt und ſehr vernachläſſigt. Braſilien entbehrt aller militäriſchen Reputation. Im J. 1836 ſtarb der General Lecor, der einzige höhere Krieger, der einigen verdienten Ruf gewoß, und ſich dieſen ſchon in den Kriegen in Spanien und Portugal erwarb. Im Beginn des Kampfes im Süden leitete er dieſen, der unter ſeinen Nachfolgern ſo erbärmlich fortgeſetzt und beendigt wurde, mit vieler Umſicht.

Seit 25 Jahren exiſtirt eine Militärakademie, aber mit Ausnahme einer Abhandlung über Aſtronomie iſt aus ihr nicht Eine literariſche Arbeit hervorgegangen, nicht Ein Compendium über irgend eine Wiſſenſchaft, von der man annehmen muß, daß ſie dort gelehrt wird.

Der Styl der Bulletins und Rapporte erinnert an parlamentariſche Beredſamkeit. Sie ſtrotzen von Betheuerungen des Enthuſiasmus, Verſprechungen der Unſterblichkeit, Vergleichen mit Cäſar und Napoleon, wenn ſie auch nur von Schlachtfeldern datirt ſind, auf welchen fünfzig Mann ihren Tod fanden. Der Rebell Gonſalves, Obriſt eines Bataillons der inſurgirten Provinz Rio Grande, der ſich in dieſer Hinſicht eine gewaltige rhetoriſche Kraft zuſchrieb, erklärte, daß wenn ſeine Vorpoſten muthig bis X vorgedrungen, ſeine Proclamationen aber ſchon weiter vorwärts in Z agirten. In einem andern Bulletin und zwar einem der Regierung, aber ganz in demſelben Geiſt redigirt, würde es ſchwer ſeyn zu errathen, welches eigentlich die Kriegsmacht geweſen, die ſich auf die Flucht begeben, wenn man nicht im ſpätern Verlauf des Bulletins durch eine kühne rhetoriſche Wendung erfahren, daß die Retirirenden die Regierungstruppen waren. Ich habe in dem Aufruf, den ein Bewohner von Rio Grande an ſeine Mitbürger, um ſie zum revolutionären Aufſtand zu bewegen, erließ, folgende Phraſe gefunden: „Wenn ihr meinem Rathe folgt, erwarten euch vierzig Jahrhunderte des Ruhms!“ Ein anderes Product dieſer Art ſchmäht die Vertheidiger der Regierung durch folgende Anrede: „Rückgängige! Privilegirte! Saracenen!“

Der Anzug des braſilianiſchen Soldaten iſt wenig für das Klima geeignet; die Uniformen der Officiere ſind mit Goldſtickereien und Borduren bedeckt. Die militäriſche Haltung iſt nachläſſig, wozu wohl die große Hitze und das nationelle „Sichgehenlaſſen“ beiträgt. Die Nationalgarden, von denen viele in der Linie gedient haben, laſſen ſich ihre Gewehre, wenn ſie vom Dienſt nach Hauſe gehen, durch Neger nachtragen. Präciſion mangelt überall. Oft wird man von einer Schildwache angehalten, die ſich erkundigt, wie viel Uhr es iſt, und ſich auch wohl in eine längere Unterhaltung einläßt. Die Waffen und anderes Kriegsgeräth iſt von engliſcher Fabrication und vortrefflich, hält aber nicht lange vor, weil man wenig Acht darauf gibt und die Inſtandhaltung vernachläſſigt wird.

Die ruſſiſchen Provinzen jenſeits des Kaukaſus.

Die Provinz Schirwan.

(Fortſetzung.)

7. Einwohner.

So merkwürdig es wäre, die Bevölkerung von Schirwan vor der ruſſiſchen Herrſchaft zu kennen, ſo beſitzen wir doch hierüber keine Angaben, weil damals Niemand an eine Volkszählung dachte. Bekannt iſt aber, daß die Bevölkerung ſehr bedeutenden Veränderungen ausgeſetzt war, und nach einer Ueberlieferung ſoll die muganiſche Steppe 40,000 Häuſer, die Stadt Schemache 20,000 enthalten haben. Alles dieß beruht aber nur auf Sagen, die durch keine ſchriftlichen Zeugniſſe unterſtützt ſind. Bei der im Jahre 1831 erfolgten Aufnahme zählte man in der Provinz 22,922 Rauchfänge oder Familien mit 69,627 Bewohnern männlichen Geſchlechts. Dieſe Bevölkerung iſt in 389 Gemeinden vertheilt, und es kommen alſo im Durchſchnitte 59 Familien mit 179 Einwohnern männlichen Geſchlechts auf jede Gemeinde, und 4,8 auf die □ Werſt.

Man kann die Bevölkerung in folgende Claſſen theilen: 1) Beks und Agas, 2) Maaſs, 3) Maaſ-Nukers, 4) Landbauer, 5) Kaufleute nebſt Fabricanten und Handwerkern, und 6) die Geiſtlichkeit; dieſe Eintheilung kann man nicht willkürlich nennen, wenn man die allgemeine Hierarchie in moslemitiſchen Staaten in Erwägung zieht. Unter der Herrſchaft der Khane bildeten die Beks die höchſte Claſſe, einigermaßen unſerem Adel ähnlich, nur mit dem Unterſchiede, daß der Khan, ohne ſie ihres Ranges zu berauben, ſie körperlich ſtrafen und ihnen ihr Vermögen entziehen konnte. Die Beks zerfielen in zwei Abtheilungen, die urſprünglichen, welche ihre Würde von den perſiſchen Schahs erhalten hatten, und die, welche ſolche von den Khanen erhielten; die erſten, die vom Volke ſehr geachtet waren, gehorchten oft dem Khane nicht, und blieben doch fortwährend im Beſitze derſelben Rechte und Privilegien, wie die letztern. Die Rechte der Beks waren nicht beſtimmt, und zeigten ſich nur in Beziehung auf ihre unbeweglichen Güter und die Verwaltung ihrer Dörfer; dieſe waren zweierlei Art, die einen waren ihnen von den Schahs und Khanen in Pacht gegeben, die andern durch Anſiedlung, oder richtiger geſagt, durch Hinweglockung von Bauern aus andern Provinzen gebildet; dieſe letztern Dörfer hießen Chaliſa, d. h. eigenthümliche. Ein Bek hat nicht das Recht Bauern zu verkaufen, kann aber frei über ſeine Ländereien, mit allen darauf befindlichen Einrichtungen, jedoch nur über die Chaliſa-Dörfer, verfügen; über die übrigen hat er kein ſolches Recht, weil hier der Boden nicht ihm, ſondern der Gemeinde gehört, und ihm daraus Ländereien zur Anpflanzung zugetheilt werden; dieſe werden ihm von der Awras oder Bauerngemeinde angebaut.

Die Würde eines Beks wurde durch perſönliche, dem Khan geleiſtete Dienſte oder andere Vorzüge erworben. Zur Belohnung geleiſteter Dienſte verwilligte der Khan die Verwaltung von Dörfern mit einem beſtimmten Einkommen daraus, ſehr ſelten gingen aber ſolche Vorrechte auf die Nachkommen über. Wie in frühern Zeiten, ſo unterſcheiden ſie ſich auch noch jetzt durch nichts vom gemeinen Volke: ſie führen dieſelbe Lebensweiſe, und ſind eben ſo roh und unwiſſend; nur der Reichthum, den ſie durch Verwaltung der Dörfer erwerben, gab ihnen einen Vorrang. Indeß ging auch die von einem Khan verliehene Würde eines Beks, wenn ſie nicht ausdrücklich entzogen wurde, auf

Digitized by Google

Kinder über. Es iſt oben ſchon bemerkt worden, daß die Verleihung von Dörfern und ihren Einkünften nur temporär war; als die Herrſchaft der Khane fiel, blieben alle Rechte wie früher beſtehen: diejenigen, die damals Beks waren, behielten die Würde, und die Dörfer unter ihrer Verwaltung blieben ihnen als Eigenthum. Verdienſte um die Regierung und Anhänglichkeit an dieſelbe verſchaffte aber noch vielen Andern dieſelbe Würde; bei den bedeutenden Vorrechten indeß, welche damit verknüpft ſind, hielt es die ruſſiſche Regierung für unerläßlich, die Rechte und Verbindlichkeiten derſelben genau zu beſtimmen, um in der Folge zwiſchen denen, die ein Recht darauf hatten, und denjenigen, welche ſich dieſelbe unbegründeter Weiſe anmaßen, unterſcheiden zu können.

Die Würde eines Aga's gebührt hauptſächlich den Abkömmlingen der Khane, im Weſentlichen aber unterſcheiden ſie ſich nicht von den Beks, und genießen dieſelben Rechte und Privilegien. Die Maafen ſind diejenigen, welche ſich noch unter der Herrſchaft der Khane von allen Abgaben und Frohnen größtentheils auf eine beſtimmte Zeit befreit haben. Das Recht wurde erworben durch beſondere Verdienſte, durch Fürſprache von Beks, welche mit dem gemeinen Volke ſich durch Heurathen verbanden, oder endlich auch durch Kauf. Dieſe Claſſe wurde einer Reviſion unterworfen, um ſo mehr, als die Maafen ſich ungemein vermehrten und den Gemeinden zur Laſt fielen. Die Maaf-Nukers bildeten die beſondere Truppe des Khans, und zahlten nicht nur keine Steuern und leiſteten keine Frohnen, ſondern erhielten auch noch verſchiedene Geſchenke. Der Khan bediente ſich ihrer zu verſchiedenen Aufträgen, namentlich auch zu Executionen, wenn von einem Widerſpänſtigen alsbaldige Bezahlung einer Steuer eingetrieben werden ſollte.

Die Bauern zahlen beſtimmte und unbeſtimmte Abgaben, faſt in derſelben Art, wie unter den Khans, und leiſten gewiſſe Frohnen theils in Geld, theils in Natur. Wenn ein Bauer Jus-Baſchi, Kewcha oder Darga wird, ſo iſt er von Abgaben frei. Jus-Baſchi und Kewcha ſind faſt eines und daſſelbe, und zwar nichts Anderes als Dorfſchulzen, welche keine andern Vorrechte haben, als daß ſie keine Abgaben zahlen und keine Frohne leiſten; indeß bleibt dieſes Vorrecht manchmal auch, wenn ſie die Würde niedergelegt haben. Die Bauern ſind verpflichtet, dem Jus-Baſchi einen bis drei Retſchbaren *) zu geben, deren Zahl von der der Häuſer abhängt; auch dieſe müſſen von Steuern und Frohnen befreit werden. Die Jus-Baſchis werden aus den Beks genommen, wenn die Bauern ſie dulden. Unter den Khanen wurde die Würde für geleiſtete Dienſte verliehen, und war ſogar erblich; unter der ruſſiſchen Regierung aber wurde das Recht, den Jus-Baſchi zu wählen, den Bauern überlaſſen, um ſie dadurch von dem Drucke zu befreien, den die Jus-Baſchis häufig ausübten. Den Dargas liegt die Aufſicht über die Aecker und Gärten ob, welche früher dem Khan gehörten, und darum an die Krone übergingen; ſie haben kein beſtimmtes Einkommen, und empfangen gewöhnlich für ihre Mühe einen Antheil an der Ernte; übrigens ſind die Retſchbaren verbunden, ihnen den Zehnten ihres Antheils zu geben.

Die den Beks gehörigen Bauern zahlen mit wenigen Ausnahmen auch Abgaben an den Staat, und leiſten Frohnen; für die Beks müſſen ſie das Land bauen, das Getreide einheimſen, Bauholz zuführen, Brennholz, Kohlen, Spreu, Oel, Wachs, Früchte, Gemüſe u. dgl. liefern, und übrigens unter dem Namen Toi-pai Geſchenke bei Hochzeiten machen. Alles dieß erhält der Bek von den Bauern, außer der Abgabe an Geld, Getreide und andern Erzeugniſſen. Zu dieſer Claſſe rechnet man auch noch die Retſchbaren: ſie zahlen keine Abgaben und leiſten keine Frohnen, außer bei der Poſt, auch leiſten ſie Vorſpann und geben den Truppen Quartier; übrigens müſſen ſie auch auf den Kronfeldern arbeiten, und die Aufſicht über die Maulbeerbäume und Fruchtgärten der Krone führen; die Krone verſieht den Retſchbar mit Arbeit, Vieh, mit dem nöthigen Ackergeräthe, ſtraft und verſetzt ſie im Fall von Untauglichkeit, und gibt ihnen jährlich Korn zur Ausſaat; von der Ernte gehört dem Retſchbar ſodann die Hälfte, von den Fruchtgärten jedoch nur ein Viertel. Doch ſind nicht alle ſo gut bedacht, und manche haben nur ein Drittel, andere zwei Fünftel.

Die Kaufmannſchaft, die verſchiedenen Handwerker und Gewerbtreibenden in den Städten zahlen an die Krone keine Abgaben, ſondern leiſten nur einige Frohnen: ſie geben nämlich den Truppen Quartier, den durchziehenden Commandos Vorſpann und liefern Holz zum Kochen; außerdem ſtellen ſie manchmal Arbeiter zur Herſtellung von Gebäuden, die als Magazine und Hoſpitäler dienen, ſo wie zur Unterſuchung und Aufbewahrung des Proviants.

Endlich folgt die Geiſtlichkeit, nämlich Achunds, Effendis und Mullas. Dieſe zahlen keine Steuern und leiſten keine Frohnen. Die geiſtlichen Würdenträger werden von Niemand beſtätigt, und ſind faſt immer erblich; wer leſen gelernt hat, macht ſich oft ſelbſt zum Mulla und ſogar zum Achund, andere werden von den Beks zu dieſer Würde befördert. Nach dem Geiſt der muhammedaniſchen Religion bildet die Geiſtlichkeit eine wichtige Claſſe im Volk: da im Koran auch die bürgerliche Geſetzgebung enthalten iſt, ſo vereinigt ſie die geiſtliche Gewalt mit der bürgerlichen, und dieß iſt die Quelle ihrer Macht und ihres Anſehens im Volke. Die Einkünfte der Geiſtlichkeit beſtehen im Zehnten des Korns, wovon ein Drittel der Geiſtlichkeit gehört und zwei Drittel an die Armen vertheilt werden ſollen: ſo befiehlt es der Koran, aber dieſe Regel wird nicht genau beobachtet, und gewöhnlich halten die Geiſtlichen es fürs beſte, das Ganze für ſich zu behalten. Dieß iſt der obenerwähnte Sekat, der jedoch den Einwohnern bei der Achtung, die ſie für die Geiſtlichkeit hegen, nicht ſchwer fiel. Ueberdem erhält die Geiſtlichkeit, welche auch Civilproceſſe entſcheidet, freiwillige Beiträge; bei Heurathen, welche als ein zweiſeitiger Vertrag betrachtet werden, ſo wie bei Begräbniſſen, beim Leſen der Gebete und dergleichen gibt man ihnen Geſchenke.

(Fortſetzung folgt.)

*) Ein Retſchbar iſt nichts anderes als ein Arbeiter: ein ganzes Haus oder eine ganze Familie theilt ſich in die Arbeit. Es gibt Retſchbaren der Krone, und ſolche, die an Privaten gegeben ſind.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 21 u. 22** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Böhmiſche Literatur.** Zweiter Artikel. — **Hans Gerſtenkorn,** Eine Ballade, von Robert Burns. — **Satyren und Gedichte.** (Schluß.)

Zu dem Monatsheft durch dem Auslande beigegebenen Literaturblatte, von welchem wöchentlich 2–3 Bögen erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 70.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 März 1838.

Brasilianische Zustände.

(Aus ungedruckten gesandtschaftlichen Berichten mitgetheilt von Liez.)

Die Feudalinstitutionen in Brasilien.

Das System der Colonisation, das man anfangs nur für die Insel Madeira und die Azoren beabsichtigte, war in seinem Verhältnisse der concessionirten Grundbesitzer zu dem Könige in der Wirklichkeit ein feudalistisches. Indem man es unter der Regierung Johanns III auf Brasilien, also 30 Jahre nach der Entdeckung dieses Landes, anwandte, errichtete man nach diesem System erbliche Capitanerien und belehnte damit, unter der Benennung von Domänen, portugiesische große Herren, welche sich erboten, dort große Colonistenetablissements zu bilden. Der König, der ihnen auch die ausgedehnteste Civil- und Criminal-Jurisdiction überließ, und sich gar nicht eifersüchtig auf ihre Titular-Souveränetät zeigte, bewilligte ihnen auch die Freiheit, einen Küstendistrict auf die Länge von 40 bis 50 Lieues zu erobern, ins Innere des Landes hinein aber, so viel sie wollten und konnten; so bildeten diese Etablissements die Grundstufen für die Eroberung und Civilisation. Ferner sollten diese Belehnten auch die Regalrechte genießen, wovon der Monarch nur die Todesstrafe, das Münzrecht und den Territorialzehnten ausnahm. Verlustig gingen sie dieser Rechte, wenn sie sich in der Cultur oder Vertheidigung der Ländereien nachlässig bezeigten, wenn sie ein Verbrechen begingen, oder keine männliche Nachkommenschaft hatten.

Solche ausgedehnte Privilegien und Rechte mußten auch drückend werden. Die Colonisten seufzten unter der Tyrannei der concessionirten großen Herren. Die vielfältigen Klagen, welche bis zum König gelangten, bewogen ihn endlich, die wachsende Colonie, seit deren Entdeckung nun schon ein halbes Jahrhundert verflossen, zu ordnen, und in ihr einen gemeinsamen Mittel-, oder vielmehr Stützpunkt des königlichen Willens zu errichten. So wurde Bahia erwählter Sitz der Regierung und Metropole der Religion und Civilisation, und der König ernannte einen Generalgouverneur mit voller Civil- und Criminalgewalt. In gerechte Gränzen zurückgedrängt, hemmten die Privilegien der großen Concessionäre nicht die Wirksamkeit der obern Regierung und die sogenannten Lehnsbesitzungen kehrten nach vielen Wechselfällen in den Bereich der Krone zurück. Das alte Colonisationssystem war niemals auf die persönliche Dienstbarkeit der Colonisten berechnet gewesen, welche zu ihrem Herrn in dem Verhältnisse der Unterpächter standen.

Selbst die Indianer, die man doch mit so viel Barbarei behandelte, wurden nur Sklaven unter gewissen durch das Gesetz bestimmten Bedingungen und in Folge eines gerichtlichen Acts. Ursprünglich konnten die Colonisten nur auf eine gewisse Zeit die Dienste der Wilden erhalten, welche sie der Todesstrafe entzogen hatten, die über sie von andern feindlichen Völkerschaften verhängt war. Aus derselben Quelle entsprang die Sklaverei der Neger, und wurde lange Zeit auch „Resgate," Wiederloskauf, genannt. Unumschränkte Sklaverei ließ die Regierung nur als Strafe für eine grausame Handlung zu.

Der erste Bischof von Bahia fiel als Märtyrer unter den Streichen der wilden Völkerschaft der Caëthen. Es trat darauf zu Bahia ein Gerichtshof nach allen Formen des Gesetzes zusammen, die Wilden bekamen sogar einen Vertheidiger, und die ganze Nation ward zur Sklaverei verdammt. In den spanischen Colonien machte man die Indianer zu Sklaven nach feudalistischer Art und Weise, und verspielte sie selbst im Karten- und Würfelspiel.

Es sind hier die Majorate ganz nach portugiesischer Gesetzgebung eingeführt; es bestanden solche in Madeira, auf den Azoren und in allen Colonien. Eine Ordonnanz vom 9 Nov. 1769 brachte in diese Institution, welche auch auf sehr beschränkte Besitzungen angewandt werden konnte, einige Ordnung. Obgleich dieses Gesetz in seiner Vorrede sich bemüht, anti-feudalistische Gesinnungen auszudrücken, erkennt es dessen ungeachtet doch „die Nothwendigkeit zur Erhaltung des Adels und zur Bildung tüchtiger Männer für den Dienst des königlichen Hofes" an. Uebrigens errichtete der Marquis Pombal selbst zwei Majorate zu Gunsten seiner Söhne. Die Zahl der Majorate in Brasilien beläuft sich auf vier und zwanzig. Unter der Colonialverwaltung würde der portugiesische Adel hier nur durch die Vicekönige und die Militärcommandanten repräsentirt, welche nach Ablauf ihrer Herrschaft sich beeilten, nach Portugal zurück-

Digitized by Google

zukehren. Der Adel, der dem Könige nach Rio de Janeiro gefolgt war, ging mit ihm wieder nach Europa zurück, und es blieb von dieser erlauchten Aristokratie nur der Marquis Palma, brasilianischer Senator, und aufs innigste mit dem Hause Braganza verbunden, hier.

Die Aristokratie, die Don Pedro I errichtete, war nicht erblich, sie erlosch. Zudem fügte auch der Kaiser, der bekanntlich kein Freund der Freigebigkeit war, keine Schenkung den Titeln bei, die er oft in der Absicht verschwendete, um den Betitelten lächerlich zu machen. So wissen wir, daß er „Barone des öffentlichen Gartens" (do passeio publico), und „der öffentlichen Gesundheit" (da saude publica) ernannte.

Der Senat schlug die Abschaffung der Majorate vor. Diese Institution ist so rein aristokratischen Ursprungs und in Folge dessen hier so wenig populär, daß es keines Gesetzes bedurft hätte, sie erlöschen zu machen. Der Urheber dieses Vorschlags ist aber ein altes Mitglied der Kammer der Deputirten, der eigensinnig darauf besteht, daß Alles durch ein Gesetz bezeichnet werde, und daß selbst die heilsame Wirkung der Zeit das Siegel der parlamentarischen Würde trage. So ist also ein unnützes Gesetz, welches die Errichtung neuer Majorate verbietet, gegeben worden.

Dieselbe Entscheidung ist auch in Betreff der Capellen getroffen worden, eine religiöse Einrichtung, welche sich an die der Majorate anschließt. Es sind Grundstücke, deren Ertrag zum Theil für den Gottesdienst verwendet wird. Diese Bestimmung ist wahrscheinlich von Personen getroffen worden, die keine Kinder hinterließen. Die Verwaltung ward dann gewöhnlich einigen Verwandten des Verstorbenen, oder in Ermangelung solcher Personen und deren Descendenten, der Regierung übergeben. Die Regierung vertheilte die Grundstücke dann wieder an Personen zur Belohnung für geleistete Dienste, mit der Verpflichtung, die Absichten der ersten Stifter auszuführen. Gegenwärtig werden sie im Budget unter der allgemeinen Einnahme aufgeführt. Ihre Zahl beläuft sich auf vierundzwanzig.

Außer seiner Unnützlichkeit wirft man auch dem Gesetze noch vor, daß es sich zu unbestimmt ausdrücke, und auch die Fideicommisse berühre, denen man doch nicht einen feudalistischen Ursprung zum Vorwurf machen kann.

Aufenthalt in Tanger und Tetuan.

(Fortsetzung.)

An demselben Tage begleitete ich meinen Freund nach dem Hause eines Juden, wo er die Tochter im Brautstaat abzeichnen wollte. Diese Leute haben sich auch hier wie überall mit dem Glücke möglichst gut zu stellen gesucht, und sie entfalten im Innern ihrer Wohnungen einen bedeutenden Luxus. Ein bemerkenswerther Zug an ihren Häusern ist die Reinlichkeit; stets sind die Wände von außen weiß abgetüncht, und blenden beim Sonnenschein die Augen; gewöhnlich sind die Fußböden mit bunten Fliesen ausgelegt, welches die Zimmer kühl und zugleich sauber erhält.

Die Häuser sind hier, so wie im ganzen Osten, um einen kleinen Hof gebaut, nach welchem alle Fenster hinausgehen. Selten haben sie mehr als Ein Stockwerk, aber die Zimmer sind geräumig, und in ihren Möbeln und Decorationen dem Klima äußerst entsprechend. Die Damen welche wir jetzt besuchten, lebte auf eine Weise, die man dort für glänzend hält. Die Matten von buntem Stroh auf den Fußböden waren von besonderer Feinheit; auf diesen lagen in der Mitte Teppiche mit den lebhaftesten Farben; die Betten befanden sich an dem einen Ende des Zimmers auf niedrigen Gestellen von Holz, — es waren ganz und gar die Divans des fernen Osten; die Damen saßen mit gekreuzten Beinen auf Polstern, und waren geschmückt wie die Königinnen.

Diese Jüdinnen fanden wir gegen unsere Erwartung lebhaft und wohl unterrichtet. Sie verstanden, wie die meisten ihrer Landsmänninnen, das Spanische vollkommen, und konnten sich über eben so viele Gegenstände unterhalten, wie Europäerinnen ihres Standes. Obgleich die Braut für eine große Schönheit galt, so hatte sie doch etwas zu viel embonpoint; im Orient wird dieß äußerst reizend gefunden. Alle Frauen waren sehr reich gekleidet, doch wurden sie hierin von der Braut sämmtlich übertroffen; sie strahlte von Glanz. Ihr Anzug bestand aus dem reichsten Goldbarret mit einem breiten Gürtel; ein Geflecht von Perlen und Edelsteinen umfing ihre Stirn, und vom Kopf fiel ein seidenes Tuch in reichen Falten auf die Schultern. Große Ohrenringe von Gold mit vielen Diamanten schmückten das Ohrläppchen, welches wahrscheinlich durch das Gewicht derselben bedeutend gelitten haben würde, wenn sie nicht zum Theil von dem Perlengeflecht mitgetragen worden wären. Ihre fein geformten Hand- und Fußknöchel prangten mit schweren silbernen Spangen, und ihr Busen, der so sehr entblößt war wie der der Europäerinnen in dem Gesellschaftsanzuge, schien von einem breiten, mit Juwelen besetzten Bande über dem Gürtel zusammengehalten zu werden. Ein weiter weißer Schleier war nach Art der Genueserinnen nachlässig über den Kopf geworfen.

Der folgende Tag war ein Freitag, der Sabbath der Muselmänner; wir gingen aus, um einige Gebäude, Thore u. dgl. m. zu skizziren. Unter diesen sind die Thore, welche von der Landseite her in die Stadt führen, der Eingang zum Schloß und der zur Schatzkammer innerhalb des Schlosses die merkwürdigsten. Viele wollen die Ansicht auf die Stadt von der Küste her eintönig finden, doch machte sie auf mich einen ganz entgegengesetzten Eindruck, woran entweder die Neuheit des Anblicks oder der schöne Himmel und der halbe Sonnenschein Schuld waren. Die Häuser steigen mit ihren platten Dächern und blendend weißen Mauern terrassenförmig an einer halbkreisförmigen Anhöhe empor; unter ihnen zeigt sich die große Moschee mit dem viereckigen Minaret, und oben auf, das Ganze krönend, steht das Schloß. In der Nähe der Stadt befindet sich eigentlich nicht Gehölz genug; einige Gärten enthalten jedoch Bäume, deren Grün mit den weißen Mauern angenehm contrastirt.

Aber zum Schloß zurück. Den Weg in das Innere dieses Gebäudes, welches niemals von einem europäischen Reisenden betreten worden, bahnte uns das Gold. Dieß Metall ist hier

Digitized by Google

noch mächtiger als in England, insofern dieß überhaupt möglich ist. Unsre Bewegungen wurden jedoch genau beobachtet, und da mein Begleiter zu zeichnen anfing, zeigte der Officier von der Wache, der nicht bestochen war, diesen Vorfall dem Gouverneur an. Früher hätte dieß vielleicht üble Folgen für uns haben können; der Gouverneur war jedoch ein Mann von Verstand und Mäßigung, — außerdem hatte er vielleicht auch noch Verpflichtungen gegen diejenigen, welche uns hineingeführt hatten, und so kamen wir unbelästigt davon.

Da die Mauren eben so wenig Freunde von Reparaturen sind wie die Türken, so ist die Festung fast gänzlich in Verfall; Spuren einstiger Größe und Pracht sind indeß noch jetzt anzutreffen. Auf den Wällen sollen sich mehr als sechzig metallene, hundert und fünfzig eiserne Geschütze und zwölf Mörser befinden; wir hatten indeß keine Zeit sie zu zählen, sahen jedoch so viel, daß die meisten demontirt waren. Leute vom Fach behaupten, die Stadt sey nicht im Stande, einem regelmäßigen Angriff länger als eine Stunde Widerstand zu leisten.

Hat nun auch dieser Punkt durchaus keinen militärischen Werth, so raubt dieß seiner malerischen Lage doch nicht ein Jota. Das Panorama, welches man von seinem Gipfel aus überschaut, ist unbeschreiblich schön und großartig; man übersieht mit Einem Blick die ganze Meerenge und einen langen Streifen der spanischen Küste mit Tarifa, Gibraltar und dem angränzenden Cap Malabatta, während man das wellenförmige afrikanische Ufer mit seinem Saume von schimmerndem Sand und den unzähligen Fahrzeugen aller Art zu seinen Füßen hat. Die Bai von Tanger ist im Ganzen äußerst sicher, obgleich sie häufig vom Norden und Osten her durch plötzliche Stürme heimgesucht wird; sie ist in diesem Punkt der von Gibraltar bei weitem vorzuziehen, wo kaum ein Jahr ohne große Unglücksfälle vorübergeht. An manchen Stellen hat der Meeresgrund Korallen, die den Tauen verderblich werden, indem sie dieselben oft zerschneiden, und die Schiffe vom Anker trennen.

Meinem Gefährten fehlte es in Tanger durchaus nicht an Beschäftigung für seinen Pinsel; an jedem Tage brachte er Jemand mit, der sich die Operation des Copirens gefallen lassen mußte. Wir waren äußerst begierig, das Portrait einer maurischen Dame zu erhalten; obgleich wir einige zu sehen bekamen, vermochten wir jedoch nicht sie zum Sitzen zu bringen. Es mußten daher die Jüdinnen maurische Kleider anziehen, und die Stelle von jenen vertreten, wobei die Muhammedanerinnen nur gewannen, denn sie werden von den Jüdinnen an Schönheit übertroffen.

Nach dem, was uns ein Freund erzählte, sind die Mauren so eifersüchtig, daß man sich nur mit Lebensgefahr auf dem platten Dach seines Hauses zeigen kann, von wo es möglich ist, wenn man nicht die Augen schließt, den Harem des Nebenhauses zu übersehen, und von wo aus man leicht im Stande ist, mit den Frauen in Verkehr zu treten, da alle Dächer der Häuser durch die ganze Stadt mit einander in Verbindung stehn, wenn sie nicht etwa durch eine Straße getrennt werden. Zuweilen wird der neugierige Fremde jedoch durch einen Pistolenschuß und das Pfeifen einer Kugel daran erinnert, daß er die Gesetze mauriſcher Etikette übertritt, und einige Beharrlichkeit darin führt nicht selten den Tod herbei. Zum Glück erfuhr ich diese Dinge nicht eher, als bis ich alle Vortheile genossen hatte, die eine Promenade auf den Dächern mit sich führt.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten von dem Reisenden Schimper.

Die letzten Briefe desselben sind vom 24 Julius v. J., und nach deren Inhalt war sein Gepäck, das er zu Halay hatte zurücklassen müssen, auf Befehl des Königs oder vielmehr Vicekönigs Ubie unbeschädigt, jedoch nicht ohne bedeutende Kosten nach Adowa gebracht worden. Seit jener Zeit hatte er seine naturwissenschaftlichen Sammlungen begonnen. Die Empfehlungen, die er mit sich brachte, verschafften ihm die Gunst König Ubie's, und er hatte schon zweimal bei demselben in dem Zelte gespeist, das der Missionär Blumhardt ihm aus Stuttgart zum Geschenke mitgebracht hatte. Hr. Schimper hat schon mehrere interessante Sämereien abgesendet, namentlich Kornarten, worunter die Poa abyssinica, Tef genannt, ein sehr kleiner Samen, aus dem ein vortreffliches Brod bereitet werden soll, und das Tocusso oder Daguscha (Eleusinus Tocusso), welche sich vielleicht auch in unsern Ländern anbauen ließen.

Die russischen Provinzen jenseits des Kaukasus.

Die Provinz Schirwan.

7. Einwohner.

(Fortsetzung.)

Kein Theil der russischen Besitzungen jenseits des Kaukasus hat so viel Unglück erduldet und so heftige Umwälzungen erfahren, als die Länder am Ufer des kaspischen Meeres, und namentlich die jetzige Provinz Schirwan. Hier war das ewige Schlachtfeld: Chasaren, Hunnen, Araber, Mongolen, Tataren und Turkomanen, Perser und Türken stritten sich hier um die Herrschaft. Dieses unaufhörliche Zuströmen der verschiedenartigsten Stämme mußte dem Land ein sehr mannichfaltiges Gepräge aufdrücken, und es finden sich auch unter seinen Bewohnern Tataren, Perser, Juden, Armenier und Araber; die Tataren bilden den zahlreichsten Stamm, vielleicht darum, weil sie hier, wie überhaupt im ganzen Kaukasus, vom dreizehnten bis zum Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts herrschten, und darum in Sprachen und Sitten den Stempel ihrer Obergewalt zurückließen. In späterer Zeit war Schirwan den Persern zinsbar, welche eine Mischung von Sitten, Gewohnheiten und Kleidungen veranlaßten. Perser und Araber unterscheiden sich nur wenig von den Tataren, und führen im Allgemeinen ihren Namen. Die Armenier sind vor Alters aus dem Königreich Armenien übergesiedelt worden, wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, als die Tataren oder Mongolen Armenien unterwarfen; Schirwan heißt auf armenisch Korin-hait, das heißt der innere Theil Armeniens. Die Juden bilden einen unbedeutenden Theil der Bevölkerung, und haben nicht einmal eine Sage von ihrer Uebersiedlung erhalten; wahrscheinlich kamen sie aus Persien, wo sie noch jetzt zahlreich sind. Nach Rubruquis, der von dem heiligen Ludwig im Jahre 1255 an den Khan der Mongolei gesendet wurde, soll da-

Digitized by Google

mals die Zahl der Juden in Schirwan groß gewesen seyn. Die Zahl der Tataren mit Einschluß der Perser und Araber beträgt 62,934, die der Armenier 6575, und die der Juden 852 Köpfe männlichen Geschlechts.

Außer diesen Bewohnern von Schirwan gibt es noch zwei Nomadenhorden von Zigeunern, 200 Familien stark, wahrscheinlich von demselben Stamme, wie die, welche in großer Anzahl in ganz Persien zerstreut sind; sie geben sich nur mit Wahrsagerei, Singen und Tanzen ab, und leben sehr ärmlich. Sitten, Lebensart und selbst das äußere Aussehen ist von dem der andern Bewohner verschieden: bei ihnen gilt es nicht für ungesetzlich, daß der Bruder die Schwester, und der Vater die Tochter heurathet; sie sind roh, und haben mehr als die andern ihre Wildheit beibehalten. In dem obern Theil von Schirwan ist der Magal Lagisch von einem Stamme bewohnt, welcher sich von den Tataren durch seine Physiognomie, wie durch seine moralischen Eigenschaften unterscheidet; sie sprechen eine von der tatarischen verschiedene Sprache, und beschäftigen sich fast ausschließlich mit der Bearbeitung von Metallen. Sollten sie vielleicht aus Persien stammen, wo es eine Stadt Lagischan gibt?

Die Muhammedaner zerfallen, wie in der Einleitung bemerkt, in Sunniten und Schiiten, die Armenier in eigentlich armenische und armenisch-katholische Christen; sie haben einen Archierei, der vom Patriarchen zu Etschmiadzin verordnet wird, und im Dorfe Sagian ist ein armenisches Kloster. Die Freiheit des Gottesdienstes, welche Armenier und Juden jetzt genießen, fängt an sie in ihrer eigenen Achtung zu heben; unter den Khanen waren sie sehr gedrückt, und mußten die Erlaubniß, ihren Gottesdienst ausüben zu dürfen, mit Geld erkaufen.

Die herrschende Sprache in Schirwan ist die turkomanische, die auch in Aderbeidschan allgemein im Gebrauch ist, und von den Russen gewöhnlich die tatarische genannt wird; sie gleicht der türkischen so sehr,*) daß beide Völker einander verstehen können. Diese Sprache heißt in Transkaukasien Turki, ist mit arabischen und persischen Worten bereichert, und klingt sehr angenehm und musikalisch; rechnet man noch dazu, daß sie leicht zu erlernen ist, so darf man sich nicht verwundern, daß sie eben so im Gebrauch ist, wie in Europa das Französische. Die Armenier, wie auch die Juden, sprechen ihre eigenen Sprachen, alle indeß ohne Unterschied verstehen das Turki völlig. Ein kleiner Theil der Einwohner spricht eine besondere, von dem Turki und dem Armenischen ganz verschiedene Sprache, welche nach der Angabe der Eingebornen ein verdorbenes Persisch seyn soll. Im gebirgigen Theil von Schirwan wird zum Theil Lesghisch gesprochen.

So schwer es ist, bei einem ganzen Volke hervorstechende physische Eigenschaften herauszuheben, so läßt sich doch über die Tataren Folgendes bemerken: sie sind im Allgemeinen mittlerer Größe, 2 Arschinen 6 bis 9 Werschok groß, ihre Gesichtsfarbe ist bräunlich, ihre Züge ziemlich regelmäßig, ihr Körperbau nicht sehr kräftig, aber proportionirt, ihr Aussehen meistens männlich, obwohl sie sich keineswegs durch Körperkraft auszeichnen. Die übrigen oben aufgezählten Stämme unterscheiden sich in ihrem Aeußern scharf von den Tataren, wie untereinander. Bei den Armeniern bemerkt man mehr Wohlgestalt, Frische und Neigung zum Fettwerden; die Araber und Zigeuner haben bei einer kleinen Gestalt im Allgemeinen schwarzbraune Gesichter.

*) Die Russen sind den Namen Tataren und tatarische Sprache einmal gewohnt, wissen übrigens recht gut, daß die in Schirwan gebräuchliche Sprache sich von der eigentlich tatarischen sehr unterscheidet, obwohl beide einerlei Stamm, nämlich die dschagataische Sprache haben.

Im Charakter der Tataren ist nichts Festes, Bestimmtes, und im Ganzen wenig Edles, ihre Physiognomie zeigt deutlich ihre Verstecktheit, sie sind gewöhnlich schweigsam, und wenn sie zu sprechen anfangen, so richten sie sich immer nach den Umständen und den Personen, mit denen sie sprechen." Man sieht leicht, daß ihre Verstandeskräfte sich in einem unentwickelten, gedrückten Zustande befinden; sie scheinen selbst in den gewöhnlichsten Dingen gar kein eigenes Urtheil zu haben, und bemühen sich auch, ihre heftigsten Gemüthsbewegungen zu verbergen. Dieß hatte vielleicht seinen Grund in ihrer Regierungsform, welche sie zu Lügnern und Augendienern machte; sie fürchten sich stets, die Wahrheit zu entdecken, und haben eine eigenthümliche Leichtigkeit viel zu reden und wenig zu sagen, namentlich wenn ihr Vortheil es erfordert. Sie sind unterwürfig gegen Höhere, benehmen sich aber auch im geringsten Amte hochmüthig gegen ihres Gleichen; sie sind, wie alle Bewohner eines heißen Klima's, rachsüchtig und jähzornig, haben aber keine Festigkeit, keine Ausdauer, und darum auch keine männliche Tapferkeit. Sie sind meist thätig, obwohl nicht fein, eigennützig, zu Betrug und Intriguen geneigt, lauter Eigenschaften, die sich unter dem Einfluß ihrer vorigen Regierungsform entwickelt haben: die ewigen Wechsel der Regenten, deren bloßer Wille Gesetz war, mußten solche Folgen erzeugen. Die Tataren zeichnen sich durch eine staunenswerthe Geduld aus, und ertragen mit einem auffallenden Gleichmuth alle Bedrückungen des Mächtigern; die Furcht, ihren Zustand noch zu verschlimmern, hält sie ab, eine Klage auszustoßen, sie unterwerfen sich blind der Gewalt, vollziehen unbedingt alle Anordnungen, und wenn im Laufe der vierjährigen russischen Herrschaft einige Unordnungen unter dem Volk ausbrachen, so waren sie durch den Einfluß einiger Beks oder Geistlichen veranlaßt. Die Schirwaner sind den Russen, welche sich ihr Zutrauen zu erwerben wußten, sehr ergeben, lieben aber, wohl aus Neid, ihre Landsleute nicht, die irgend ein Amt in der Verwaltung angenommen haben. Gastfreundschaft ist den Tataren heilig, und jeder hält es für Pflicht, einen Gast möglichst gut aufzunehmen. — Sinnliche Ausschweifungen sind bei ihnen sehr im Gange.

Die Moslems von Schirwan zeichnen sich durch religiösen Fanatismus aus. In Schirwan gibt es eine Menge Orte, welche für heilig gelten, und nach den Personen benannt werden, die sich als fromme Moslems auszeichneten und dort begraben sind. Viele Moslems glauben, daß das Gras von dem Grab Agen-Pirs Brüche und Wunden heile: zu dem Ende zünden sie solches Gras an, beräuchern damit den Kranken, und die aufgeweichte Erde von diesem Grabe legen sie an die schmerzhafte Stelle. Den Ort Dadagnasch heilt den Wahnsinn: man gibt dem Kranken Wasser zu trinken, das mit Erde aus dem Grabe des Heiligen gemischt ist, und derselbe muß sich dann eine ganze Nacht auf das Grab hinlegen. Erde aus dem Grabe Sophhemids schützt gegen den Schlangenbiß, Scheikh-Tosur hilft dem Hornvieh in Krankheiten, Pir-Dewar den Pferden. Tallémane sind bei den Tataren gleichfalls in großem Ansehen, und nach der Volksmeinung erstreckt sich ihr Einfluß nicht bloß auf die Menschen, sondern auch auf das Vieh.

Zu Ehren der hiesigen Armenier muß man sagen, daß die Eigenschaften, welche im Allgemeinen den Charakter dieses Volkes bilden, z. B. Arglist und hündische Unterwürfigkeit, sich bei ihnen in bedeutend schwächerem Grade zeigen. Was die Juden betrifft, so zeigen sie hier wie allenthalben denselben Charakter, und hier wie in allen transkaukasischen Provinzen beschränkt sich ihr Verkehr mit andern Stämmen, namentlich mit den Tataren, auf den Kleinhandel, welcher hauptsächlich ihre Beschäftigung bildet.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur: Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 71.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 März 1838.

Tabakoverpachtung in Portugal.

Da dieses Monopol eine der Hauptstaatseinkünfte ist, so verdient dasselbe eine genauere Bekanntwerdung, besonders da die Pächter derselben, wenn die Finanznoth am höchsten ist, gewöhnlich aushelfen müssen. Der Stifter dieses Regierungsmonopols war Pombal(?). Ob mit demselben zugleich auch die Monopole der Seifenfabrication, so wie der Pulververfertigung, wovon ersteres ebenfalls verpachtet ist (für 200 Contos), letztere aber für Rechnung der Regierung betrieben wird, gegründet wurden, haben wir nicht erfahren können. Diese drei Monopole, von denen die ersten beiden als nothwendige Bedürfnisse wegen ihrer enormen Preise nicht nur schwer auf dem Volke lasten, sondern auch eine Hemmung für den Ackerbau und die Industrie sind, indem in einem Lande wie Portugal und die azorischen Inseln, wo die Tabakspflanze so außerordentlich gut gedeiht, diese Cultur gar nicht betrieben werden darf, weil sie dem Monopol Nachtheil bringen würde, und die Aufsicht darüber so streng ist, daß man nicht einmal eine Tabakspflanze als Seltenheit in seinem Garten ziehen darf; diese Monopole haben, ungeachtet des liberalen Systems, was die Vorsehung als Strafverhängniß der alten Sünden über Portugal ausgeschüttet, noch nicht vernichtet werden können. Der Zeitpunkt, wo dieses hätte geschehen können, wurde verabsäumt; man vernichtete dagegen viele andere weniger fürs Ganze drückende Privilegien und Monopole und Abgaben, und ließ diese fortbestehen, weil einflußreiche Personen zu derselben Zeit dabei interessirt waren, — der gewöhnliche Gang der Dinge in Portugal, daß man auch das Nachtheiligste fortbestehen läßt, sobald es seine mächtigen Beschützer hat, dagegen aber auch das Nützlichste vernachlässigt und zu Grunde richtet, wenn keine Notabilitäten sich dafür interessiren. Welchen ungeheuren Vortheil die Pächter aus diesem Monopole, besonders in frühern Zeiten zogen, geht schon daraus hervor, daß, so lange die Regierung sich nicht darum bekümmerte, zu erforschen, wie stark die Consumtion des Tabaks in den sämmtlichen portugiesischen Besitzungen war, so wenig wie um die Verhältnisse der Preise des rohen Tabaks gegen die des Verkaufs des fabricirten, sie also gar keine Ahnung davon hatte, oder vielmehr haben wollte, was die Pächter dabei gewinnen konnten, diese übrigens auch das Ihrige thaten, dieses so viel wie möglich geheim zu halten, und denen, von welchen die jedesmalige neue Verpachtung abhing, das Maul zu stopfen, sie durch erkleckliche Summen für sich zu stimmen — da konnte es nicht fehlen, daß dieses Monopol nur immer so unter der Hand, und nicht an Meistbietende, für die geringe Summe von 300 bis 350 Contos verpachtet wurde, so daß die Pächter Millionäre wurden, und die jetzt noch reichsten Häuser in Lissabon, z. B. Quintella, Bandeira, Braancamp, Bastos u. s. w. ihren Reichthum dem Pachte des Tabaksmonopols verdanken. Erst nach der Abreise der königlichen Familie nach Brasilien, zur Zeit der Franzosenherrschaft, wo die alte Camarilla, durch welche die Pachtlustigen so unter der Hand das Meiste für sich bewirkten, nicht mehr existirte, kam zuerst durch das hier ansässige französische Haus Ratton zur Sprache, daß der Tabakscontract öffentlich zur Verpachtung ausgeboten werden müßte; selbst dieses Haus that ein ansehnliches Gebot über die gewöhnliche Pachtsumme, und die Regenz konnte nun nicht mehr umhin die öffentliche Ausbietung des Pachtes zu veranstalten, der nun von 300 Contos auf tausend Contos (= 1 Mill. 666,000 Thaler) hinaufgetrieben wurde. Es machte dieses in jener Zeit die größte Sensation, viele prophezeyten den Pächtern Unglück; allein sie wußten wohl, was sie thaten, und dem Gouvernement war es eine große Unterstützung für die damals so beträchtlichen Kriegskosten. Von drei zu drei Jahren wurde von nun an die Verpachtung immer öffentlich an den Meistbietenden vorgenommen und daran immer etwas zugesetzt, so daß sie gegenwärtig 1200 Contos dem Gouvernement einbringt oder 2 Mill. Thaler. Der ehemalige Baron de Quintella, jetzt Graf Farrobo, ist der Hauptpächter, dem Don Pedro dieses Monopol auf zwölf Jahre zugesichert, in Rücksicht seiner Verdienste um den Staat; denn als Don Pedro ohne allen Credit nach Europa kam, und den Thron seiner Tochter wieder zu erobern trachtete, als es ihm dazu an Allem fehlte, und die Hoffnung des Gelingens noch weit entfernt war, da kam ihm Quintella zur Hülfe und streckte ihm 17,000 Pf. Sterl. vor. Es war eine gefährliche Speculation, die übrigens, wenn

Digitized by Google

sie fehlgeschlagen, Quintella, der mehrere Millionen besitzt, nicht arm gemacht haben würde. Es gelang, aber und sie trug ihm herrliche Früchte. Nicht nur erhielt Quintella sein Capital mit Interessen zurück, sondern es brachte ihm auch den Titel eines Grafen v. Farroba ein, und was noch mehr als Alles ist, den 12jährigen Pacht des Tabaksmonopols, welches er sogleich an Unterpächter gegen einen reinen Gewinn von jährlich hundert Contos verließ. Die Unterpächter bezahlen also gegenwärtig an das Gouvernement nach Vertrag mit Graf Farroba . . . . . 1200 Contos
Für die Abtretung des Pachtes an den Grafen Farroba . . . . . 100 —
An das Gouvernement, welchem durch die Cortes eine Erhöhung des Tabakpreises zugestanden, von dieser Erhöhung . . 200 —
Summa 1500 Contos.

Betrachten wir nun die gegenwärtige Consumtion des Tabaks in Portugal und seinen Besitzungen, so wie die Preise, für welche der Tabak verkauft wird, nach der vor kurzer Zeit in den Cortes vorgelegten Tabelle, wornach man auf eine abermalige Erhöhung des Preises antrug, welche dem Staatsschatze 400 Contos einbringen soll, so leuchtet hervor, daß auch die jetzigen Pächter ungeachtet ihrer großen Ausgaben dennoch in einigen Jahren Millionen gewinnen müssen, und besonders wenn man berücksichtigt, daß die Consumtion gewiß wenigstens um ½ oder ⅓ zu gering angegeben wird; denn da in Portugal selten eine erwachsene Person angetroffen wird, sowohl unter dem männlichen als weiblichen Geschlechte, die nicht schnupft oder raucht, so daß von 3 Millionen Einwohnern wenigstens 1 Mill. diese Gewohnheit in einem hohen Grade angenommen und gering angeschlagen 3 Pfund Rauch- oder Schnupftabak auf die Person im Verlauf des Jahrs gerechnet werden müssen, so würde die ganze Consumtion 3 Mill. Pfund betragen, welche in der Tabelle aber noch nicht völlig zu 2 Mill. Pfund angenommen worden ist, folglich eine Million Pfund zu wenig. Die Tabelle gibt folgende Aufschlüsse über die Preise und die Consumtion.

Name der Qualität des Tabaks.	Gegenwärtiger Preis per Pfd.	Verbrauch jährlich an Pfd.
	Reis.	Pfd.
Rmoftrinha	2000	50
Cidade (im Einzelnen) . . .	1920	8500
Cidade (im Großen) . . .	1600	12,500
Simonte (im Einzelnen . .	1350	185,000
Simonte (im Großen) . . .	1200	380,000
Rauchtabak	800	450,000
Cigarren	800	400,000
Ordinärer Schnupftabak . .	800	500,000
Summe		1,934,630

Nimmt man aus diesen angegebenen Preisen einen Mittelpreis, welcher ungefähr 1235 Reis fürs Pfund betragen würde, und multiplicirt diesen mit der Consumtion, so erhält man eine Einnahme von mehr als 2600 Contos. Der Einkaufspreis des rohen Tabaks kommt den Pächtern pr. Pfund à 40 Reis, was ihnen folglich noch eine Ausgabe von 77 Contos verursacht. Diese mit obiger Ausgabe von 1500 Contos von der Einnahme abgezogen, würde ihnen noch ein Ueberschuß von 1023 Contos verbleiben für Fabrications- und Administrationskosten, die sich doch wohl nicht über 400 Contos oder 666,000 Thaler belaufen können; folglich bleibt den Pächtern noch ein enormer Gewinn von mehr denn 1 Million Thaler, und das geehrte Publicum raucht und schnupft dafür den theuersten Tabak in der ganzen Welt. Die Cortes wollen ihm nun dieses kleine Vergnügen noch kostspieliger machen und das Pfund Tabak von 140 bis 200 Reis, je nach der Qualität aufs Pfund erhöhen, um dem Staatsschatze eine Einnahme von 400 Contos zuzuschustern. Die Pächter schrien aber gewaltig dagegen und daß es zu ihrem Nachtheile sey, denn die Consumtion würde dadurch vermindert und der Schleichhandel mit Tabak, dem kaum mehr Gränzen zu setzen durch den großen Gewinn, würde noch mehr überhand nehmen, da fast 1000 Proc. darauf verdient würden. Die Strafen für diesen Schleichhandel, welche gesetzlich zu Gunsten der Pächter bestimmt sind, die auch darüber zu wachen und die Executivmacht haben, sind außerordentlich groß; nicht allein steht ihnen die Confiscation der Waare zu, sondern die Confiscation des Schiffs, auf welchem Tabak als Contrebande eingeschmuggelt wird, und Gefängniß dem Schiffscapitän. Noch vor kurzer Zeit trug es sich zu, daß ein deutscher Schiffscapitän mit seinem Boote ans Land fuhr und einer seiner Matrosen ein Pfund Tabak bei sich hatte; man entdeckte es, und wollte der Capitän nicht in das Gefängniß marschiren und sein Boot verlieren, mußte er augenblicklich 50 Thlr. bezahlen.

Aufenthalt in Tanger und Tetuan.

(Fortsetzung.)

Wenige Tage nach unsrer Ankunft erwachte ich nämlich eines Morgens, noch ehe unser Wirth, Señor Barros, angefangen hatte, den Kaffee zu mahlen, welches er, wie ich vermuthe, immer noch vor seinem Gebet zu thun pflegte. Da das Wetter schön war und ich eigentlich nicht recht wußte, was ich mit der Zeit bis zum Frühstück anfangen sollte, erstieg ich das Dach unsers Hauses, um dort, ohne alle Absicht auf den Harem meiner Nachbarn, eine halbe Stunde bis zum Kaffee zu verbringen. Der Tag war noch nicht angebrochen, bald füllte sich jedoch der Himmel mit einem Glanz, den man in nördlichen Regionen nicht kennt. Ein frischer Morgenhauch mit den angenehmsten Düften erfüllt, wehte mir entgegen; um diesen zu genießen, ging ich, dessen unbewußt, was ich that, von Dach zu Dach, bis ich bedeutende Fortschritte auf dem verbotenen Terrain gemacht hatte. Ein halb unterdrücktes Gelächter brachte mich endlich zu mir. Indem ich von dem Dach, auf welchem ich mich befand, in den Hof hinablickte, bemerkte ich an einer Fontaine eine Gruppe von Frauen und unter ihnen einen alten corpulenten Mann, der zu schlafen schien. Die Hitze der Nächte war noch nicht groß genug, zum Schlafen im Freien zu nöthigen; ich konnte daher die Veranlassung nicht ergründen, welche die

Digitized by Google

Frauen so früh auf den Hof geführt. Sie waren jedoch einmal vor mir, und da sie ihren Schleier nicht herabfallen ließen, benützte ich die Gelegenheit, sie wacker zu betrachten. Es waren im Ganzen ihrer sieben, und sie schienen zu irgend einer Festlichkeit angethan. Mehrere von ihnen konnten für durchaus schön gelten; sie hatten volle Busen, schön geformte Arme, frische Lippen, und Augen, wie man sie nur im Orient sieht. Da sie jedoch anfingen, laut zu lachen und mir zuzurufen, ohne ihre Stimme dabei zu dämpfen, welches mich von den schönen Bewohnerinnen eines Harem äußerst in Erstaunen setzte, fürchtete ich, sie würden den alten Argus erwecken, und zog mich daher zurück. Einmal auf diesem gefährlichen Boden, war ich nun auch so frei, in jeden Hof hinab zu blicken, an welchem mein Weg mich vorüber führte; obgleich ich indeß mehrere Damen sah, so gefielen mir doch keine in dem Grade wie die ersten. Lange mußte ich suchen, ehe ich mein Dach wieder fand, denn sie sahen sich alle ziemlich ähnlich; als ich es jedoch endlich gefunden, und Señor Barros mein Abenteuer erzählt hatte, gab er mir die bereits angeführten Notizen über Kugeln u. dgl., die er jedoch wohl übertrieben haben mag, um mich vor ähnlichen Expeditionen zu warnen.

Am folgenden Tage zeichnete mein Freund eine Ansicht des Marschan-Thores an der Citadelle, und wir machten einen Ausflug nach Alt-Tanger, das etwa zwei engliche Meilen von der neuen Stadt entfernt liegt. Man trifft hier kaum noch etwas mehr als die Ruinen eines alten Forts, welches die Römer erbaut haben sollen; meiner Meinung nach muß es aber in viel späterer Zeit errichtet seyn. Hier sollen sich Schiffsdocks für die römischen Galeeren befunden haben; welche Beweise die Alterthumsforscher für ihre Behauptung aber auch aufbringen mögen, so ist doch der Schein gänzlich gegen sie. Ein kleiner Theil der alten Festung ist kürzlich in maurischem Styl zu einer Batterie eingerichtet worden, die indeß mit ihren rostigen Geschützen gänzlich ohne Nutzen ist. In der Nähe befinden sich Salzquellen, wo man das Seesalz durch Verdunstung gewinnt.

Nachdem wir die Umgegend von Tanger ausgebeutet, wünschten wir vor unserer Reise nach dem Innern einen Ausflug nach Tetuan zu unternehmen. Es wurde daher ein maurischer Soldat gemiethet, der uns dahin begleiten sollte, und Hr. Trenery bepackte ein Maulthier mit Lebensmitteln für unsern Weg durch die unwirthbaren Gegenden. Auf so große Vorbereitungen, wie Sir Arthur de Capel Brooke sie verlangt, ließen wir uns nicht ein: wir bedurften nur eines Maulthiers oder Esels zum Reiten, eines Mantels für die Nacht oder gegen kalte Nordwinde von der See her, eines Kaffeetopfs, einer Pfeife und eines Vorrathes von gutem Tabak, und damit hielten wir uns für ausgestattet genug, um eine Reise selbst bis nach Tumbuctu zu unternehmen.

An einem schönen Sonntagsmorgen im Monat April machten wir uns, im Ganzen vier Personen, auf den Weg. Im Laufe des Vormittags kamen wir in der reichen, mit üppiger Vegetation bedeckten Landschaft an mehrern maurischen Dörfern vorüber, die fast alle von Gärten und von einer dichten Cactushecke umgeben waren. Die Häuser, oder vielmehr die Hütten lagen unordentlich durcheinander und bestanden nur aus niedrigen Mauern, oben mit Rohr überdeckt. So wie man sich diesen Dörfern nahte, stürzten, wie überall im Süden und Osten, Schaaren verhungerter Hunde auf uns los, deren wir uns nur mit Mühe erwehren konnten.

Obgleich die Entfernung von Tanger nach Tetuan nicht groß ist, so ist doch die Gegend zwischen beiden Orten äußerst mannichfaltig. Besonderes Vergnügen gewährte uns ein Douar oder arabisches Feldlager, das wohl aus fünfzig Zelten bestand, die einen Halbkreis bildeten. Sämmtliche Zelte waren nach der einen Seite hin geöffnet, so daß man die Frauen in ihnen erblicken konnte, die sich mit verschiedenen Hausarbeiten beschäftigten, während die Kinder auf dem freien Platz spielten.

(Fortsetzung folgt.)

Die sibirische Pest.

(Aus der Reise nach dem Ural, Altai u. s. w., von Humboldt, Ehrenberg und Rose.)

Auf der Reise von Tobolsk nach Tomsk erfuhren sie, daß in einigen benachbarten Orten die Pest wüthe. „Wir hatten davon in Tobolsk nichts gehört, und erkundigten uns näher nach der Beschaffenheit dieser Krankheit bei dem Arzte, der uns freilich nur sehr ungenügende Auskunft geben konnte. Wir hörten, was uns später noch der Staatsrath Dr. Gebler in Barnaul bestätigte und umständlicher beschrieb, daß die Krankheit ursprünglich eine Viehseuche sey, aber auch Menschen befalle, und besonders in den Steppen, nie im Gebirge vorkomme. Sie fängt mit einer verhärteten Geschwulst an, die sich bei den Menschen, besonders an den von den Kleidern unbedeckten Theilen des Körpers, im Gesichte, Nacken und an den Armen bilde, und die man, wie so häufig bei dergleichen Krankheiten, dem Stiche von Insecten zuschreibe, die man sonst aber nicht näher bezeichnen konnte. Die Geschwulst bilde sich zu einem schwarzen, brandigen Geschwür aus, und zöge in kurzer Zeit Fieber und den Tod nach sich. Durch Schnitte, die man in die Beule macht, und durch Umschläge von einem Aufgusse von Tabak und Salmiak könne man im Anfang eine Zertheilung der Verhärtung hervorbringen und die Krankheit heilen; hätte sie aber erst innere Theile ergriffen, so wäre sie in der Regel unheilbar.

Die russischen Provinzen jenseits des Kaukasus.

Die Provinz Schirwan.

7. Einwohner.

(Fortsetzung.)

Die Weiber, namentlich die Armenierinnen, sind sehr zur Ausschweifung geneigt, können aber doch in den Augen ihrer Männer als Vorbilder von Sittsamkeit dienen. Nach Alt-Schemacha kommen häufig Bajaderen, und bleiben dort zuweilen ganze Jahre: vielleicht hat der häufige Aufenthalt dieser Tänzerinnen einigermaßen zum Sittenverderbniß der Frauen in Schemacha beigetragen. Wissenschaftliche Bildung ist ausschließlich auf die Geistlichkeit beschränkt, und besteht in Lesen und Schreiben, der Erlernung des Persischen, hie und da auch des

Digitized by Google

Arabischen. In früherer Zeit hielten es einigermaßen bedeutende Personen nicht für anständig, sich mit Lesen oder Schreiben abzugeben, und jeder überließ dieß seinem Mulla; daher besaß auch die Geistlichkeit so große Macht und so großen Einfluß auf das Volk, und selbst auf die Regierung. Bei einem solchen Zustande der Dinge gab es keine Anstalten für die Bildung der Jugend, und konnte auch keine geben. Seit der russischen Herrschaft zeigt sich unter den Eingebornen mehr Lust etwas zu lernen, vielleicht auch darum, weil sie deutlich den Vortheil einsehen, wenigstens lesen zu können; wegen der Kürze der Zeit aber konnte die russische Regierung noch keine zureichenden Mittel für den Volksunterricht herbeischaffen. Auch jetzt noch sind alle Schulen in den Häusern der Mullas, die Lehrgegenstände sind Lesen, Schreiben, Auslegen des Korans, und die Sprache so wie die Geschichte Persiens. Im Allgemeinen ist die erste Erziehungsweise noch so, wie sie bei einem kriegslebenden Volke seyn muß: von Jugend an übt sich der Tatar im Reiten und dem Gebrauche des Gewehrs, darum gibt es auch bei ihnen vortreffliche Reiter. Die intellectuelle Bildung liegt noch ganz im Argen, und Niemand ist da, der die tiefe Nacht der Unwissenheit erleuchten könnte.

Die Tataren schätzen die Medicin sehr hoch, einige von ihnen beschäftigen sich mit großem Erfolge mit der Heilkunst und behandeln Wunden sehr glücklich; es scheint fast, als ob sie ihre ärztlichen Kenntnisse aus arabischen Büchern schöpften. Sie achten die russischen Aerzte, nehmen aber nur im äußersten Fall zu ihnen ihre Zuflucht.

Die oben angegebene Eintheilung des Volks in Classen zeigt, daß dort keine Leibeigenschaft im eigentlichen Sinne des Wortes besteht, welche übrigens auch den Moslems durch den Koran selbst verboten ist. Die Verwandten des Khans besitzen Bauern, und außerdem haben noch einige der reichsten und mächtigsten Beks Landleute aus irgend einer Provinz an sich gelockt, sie auf ihren Gütern angesiedelt, und halten sich darum für berechtigt, über sie wie über ihr Eigenthum zu verfügen; auf solche Weise wurde ein großer Theil der Auswanderer aus Karabag, Kuba, Baku und Schekl in Schirwan angesiedelt. Der Grad der vermeintlichen Hörigkeit der Bauern richtete sich jedoch stets nach dem Ansehen und der politischen Wichtigkeit des Beks, auf jeden Fall aber beschränkte sich die Abhängigkeit auf die Bebauung des Landes für den Bek, auf das Einheimsen der Feldfrüchte, Leistung häuslicher Dienste, Lieferung von Lebensmitteln und manchmal auch die Bezahlung einer bestimmten Steuer. Bei einigen Beks, aber nicht bei vielen, leben die Bauern ruhig und mit ihrem Loose zufrieden.

Die Lebensweise ist fast bei allen Tataren dieselbe. Auf der schirwanischen Ebene erbaut man die Häuser aus Schilf, und verstreicht sie innen und manchmal auch außen mit Thon; sie sind gewöhnlich ziemlich eng und haben gar keine Bequemlichkeiten. Im obern Theil des Landes baut man die Wohnungen auf folgende Weise: man gräbt in den Boden ein Loch von 1½ bis 2 Kubikarschinen und führt hölzerne Mauern auf, wovon die eine Hälfte in dem Loche steckt, die andere über die Oberfläche hervorragt. Das Haus besteht größtentheils nur aus einem Zimmer, in welchem manchmal eine ungeheure Familie und eine ganze Wirthschaft Platz finden muß, nämlich alles bewegliche Vermögen, Korn und manchmal auch das Vieh. Einige geringe Ausnahmen abgerechnet, unterscheiden sich die Beks in ihrer Lebensweise nur wenig von den Bauern. Die Armenier sind mehr als die Tataren zum Zusammenleben geneigt, und dieß zeigt sich durch ihre bessern und bequemern Wohnungen und durch den sorgfältigen Anbau ihrer Ländereien; seit ihrer Befreiung aus der drückenden Abhängigkeit von den Moslems unter der frühern Herrschaft bessert sich ihr Zustand mehr und mehr.

Die hiesigen Juden unterscheiden sich in ihrer Lebensweise kaum von ihren andern Stammesgenossen; man sieht bei ihnen dieselbe Unreinlichkeit und denselben Schmutz.

Die Kleidung ist bei allen gleichförmig, und besteht aus einem kurzen Archaluch mit offener Brust; bei den Reichen sind die Archaluchs von Seide, bei den Armen aus Zitz, grober Leinwand und dergleichen; über den Archaluch binden sie eine Leibbinde oder einen Shawl, auch ziehen sie darüber eine Tschacha mit langen Aermeln, welche hinten von der Schulter bis zum Handgelenk aufgeschnitten sind; diese Aermel hängen gewöhnlich herunter, bei schlechtem oder kaltem Wetter aber schnallt man sie vom Handgelenke fast bis zum Ellenbogen fest zu. Bei den Reichen bestehen die Tschachas aus feinem Tuch und sind unten mit breiten Borten besetzt, bei den Armen werden sie aus geringem im Land oder von Lesghiern fabricirtem Tuche verfertigt. Im Winter ziehen sie ihre Halbmäntel von Hammelfellen mit halben Aermeln und gleichfalls offener Brust an, bei der Hitze aber ungeheure Schafpelze; die Mützen legen sie niemals ab. Diese letztern, Papachen genannt, werden aus Hammelfellen gemacht und gleichen einem gestutzten Kegel, bei den Armen sind sie größtentheils weiß oder fuchsroth, bei den Reichen schwarz, doch tragen auch die Letztern im Sommer zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen weiße Papachen. Der Dolch ist das allgemeine nie fehlende Zugehör der Kleidung. Die Fußbekleidung der Tataren besteht aus kurzen Strümpfen von vielfarbiger Wolle oder weißer Baumwolle, und aus Pantoffeln mit hohen Absätzen; bei der Feldarbeit oder schlechtem Wetter schützen sie die Füße mit einem dicken gewebten Zeug und ziehen Pantoffeln ohne Absätze an; beim Reiten bedienen sie sich langer Stiefeln mit scharfen aufwärts gebogenen Spitzen. Die Weiber tragen gleichfalls Archaluchen und darunter eine Art Corsett; die Haare lassen sie fliegen, und binden den Kopf mit einem Tuch in Form eines Turbans ein, wobei sie die langen Enden hinten hinabfallen lassen; Hals, Brust, Armbänder und Gürtel schmücken sie mit Abasen, manchmal sogar mit Ducaten.

Die Tataren sind vortreffliche Reiter, und Alles athmet an ihnen einen kriegerischen Geist: wenn sie auch nur einige Werste weit sich entfernen, so sind sie stets bewaffnet, die Flinte hängt über der Schulter, gewöhnlich auch das Pistol hinten im Gürtel, der Dolch vorn und der Säbel an der Seite; sie lieben leidenschaftlich schöne Waffen, aber ein reiches Pferdegeschirr trifft man selten. Ein reicher Bek muß Jäger, Jagdhunde, Pferde, Waffen und eine Menge Nukers *) haben: dadurch zeichnet er sich vor dem gemeinen Volk aus. In den Häusern der Reichen kann man mit bunten Farben bemalte Mauern, aus Holz geschnitzte und mit Farben verzierte Zimmerdecken sehen. Aller sichtbare Reichthum besteht aus Betten, Kissen und Waffen. Arme und Reiche haben eine Menge Kissen und andere ähnliche Gegenstände aus Seidenstoffen, die mit Gold durchwebt sind. Die Vergnügungen des Volkes tragen den Stempel seines Charakters: Wettrennen, Jagd und andere Leibesübungen bilden die Lieblingsbeschäftigung; man bemerkte jedoch, daß alles dieß nach und nach abnimmt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Man kann dieß Wort im Grunde nur mit Gefolge übersetzen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 72.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 März 1838.

Handel der Tschuktschen nach Nordwestamerika. *)

Die Tschuktschen, deren es zwei Hauptstämme gibt: angesiedelte und Rennthier-Tschuktschen, bewohnen die nordöstlichste Landspitze Asiens. Diese Extremität des alten Continents umgeben von der Nordseite ewige Eismassen, die im Sommer nur selten auf die geringe Ausdehnung vom Tschuktschen-Vorgebirge bis zum Nordcap (Coots-Cap) schmelzen, im Innern aber mit Bergen von Eismassen und gefrornen moosigen Morastgründen bedeckt sind. Sie übertrifft an Rauhheit des Klima's und Dürftigkeit der Vegetation das ganze übrige mit ihr in gleicher Parallel-Breite liegende Sibirien. Die Natur äußert ihre Productionskraft hier nur in den untern Thalgründen, längs der Strömung der Kaluma, des Alasei, der Indigirka und einiger andern Flüsse; in höhern Breitegraden erreicht sie einen noch größern Schwung: so finden wir schon an der nördlichen Lena-Strömung, im 71sten Breitengrade, den Lärchenbaum, eine hohe Holzgattung. Im Gebiete der Tschuktschen fließt in der Richtung des Meridians kein bedeutender Fluß. Die in das Eismeer gehenden Flüsse kommen aus waldlosen Bergen, deren Kette den Landstrich in fast parallelartiger Richtung durchschneidet und den freien Lauf der Süd- und Nordwinde aufhält. Das Thal am Anadyr-Flusse, die Südgränze des Tschuktschen-Gebiets, wird durch diese Bergkette zwar gegen die Nordwinde geschützt; sie ist aber auch eine der wesentlichsten Ursachen, warum der nördlich gelegene Landstrich von einem so überaus rauhen Klima heimgesucht wird. Hier nun hausen die Tschuktschen, sowohl die angesiedelten, als die Rennthier-Tschuktschen. Erstere befinden sich in einer großen Abhängigkeit von den letztern und bekennen sich auch wegen deren zu großer Ueberlegenheit über sie gern zu denselben. Erstere sind ältere Besitzer dieses Landstrichs, letztere sind in spätern Zeiten hier herübergekommen und haben das jetzt von ihnen occupirte Land erobert. Beide Stämme haben sich ihre Unabhängigkeit bis jetzt zu erhalten gewußt, doch in einem weit höhern Grade die Rennthier-Tschuktschen. Zahllose Rennthier-Heerden bestehend, sind sie durch diese mit den Mitteln zu ihrer Subsistenz und Bekleidung hinlänglich versorgt. Ihrer Selbstständigkeit, ihres völlig unabhängigen Zustandes wegen werden sie von den Nachbarvölkern gefürchtet. Ihrem eigenen Interesse nachjagend, haben sie diese Rücksichten der Nachbarn für sie zu allerseitigen Vortheilen zu verwenden verstanden. Sie haben sich zu Vermittlern des Handels zwischen Nordasien und Nordamerika zu machen gewußt. Bei ihrem Nomadenleben verführen sie die wilden Thierbälge des waldigen Amerika's, die Wallroßzähne, an den auf diesem Meere zerstreuten Inseln ausgeworfen, zu den russischen Kaufleuten nach Anadirsk und Kolüma, von welchen sie dagegen Tabak, Eisenwaaren und verschiedene Zierrathen eintauschen, mit welchen wie mit warmer Rennthier-Bekleidung sie die Bewohner der amerikanischen Inselgruppen und des Continents versehen, von denen sie nur eine schmale Meerenge trennt, und mit welchen sie bei ihren frühern Kriegszügen, die sie jetzt mit der Industrie vertauscht haben, Bekanntschaft machten. Diese neuen Handelsverbindungen gewinnen eine immer größere Wichtigkeit und beschränken sich nicht auf den engen Umfang der Behring-Straße; sie haben sich im Norden bereits bis zum Nordcap, im Süden bis zur Bristolbucht ausgedehnt.

Die Nägel-Inseln bilden ihrer Lage nach das bequemste Rendezvous zur Zusammenkunft der Bewohner aus beiden Continenten. Im Sommer kommen hieher auf Baidaren — einer Art länglicher Boote — auch zuweilen im Winter auf mit Hunden bespannten Schlitten, einerseits die Tschuktschen mit russischen Waaren und Rennthierhäuten, andrerseits die Bewohner von Prinz-Wallis-Insel mit Pelzwerk und Wallroß-Zähnen zusammen, die sie von den Bewohnern an der Kotzebue-Bay und andern höher nördlich wohnenden Wilden erhalten haben. Die neuesten Weltumsegler thun in ihren Reisebeschreibungen Erwähnung von diesen Handelsverhältnissen der Amerikaner und Tschuktschen. Einige von ihnen fanden selbst bei den östlicher vom Eiscap gelegenen amerikanischen Volksstämmen eiserne Kochkessel und Messer im Gebrauch. Die besondere Gewandtheit im Handel, die alle Eingebornen dieser Küste in Handelsangelegenheiten zeigten, erregte dieser Reisenden größte Verwunderung.

*) Von einem vieljährigen Beamten der russisch-amerikanischen Handelscompagnie dargestellt.

Digitized by Google

Mit den aus diesen Gegenden bezogenen Waaren begnügen sich die Tschuktschen nicht. Sie besuchen im Sommer in Baidaren, im Winter bisweilen auf dem Eise die St. Lorenz-Insel, versehen ihre Bewohner mit warmen Kleidungsstücken und Tabak, und tauschen von ihnen die großen Wallroß-Zähne ein, die sie in Kolüma wieder vortheilhaft absetzen. Gleicher Absichten wegen haben sie auch Verkehr mit den Bewohnern der Insel Ukiwak (Kings Island), die deßwegen auf die Küste des amerikanischen Festlandes herüberkommen. Dieses Inselchen ist ein Fels, im Umfange nur eine italienische Meilen habend, die sich fast senkrecht 756 Fuß über die Wasserfläche erhebt, der Vegetation ganz entbehrt, aber doch bewohnt ist. Zweihundert Amerikaner, größtentheils kühne und streitsüchtige Leute, gründeten am Felsenabhange, 150 Fuß über der Meeresfläche, eine Ansiedelung; ihre Wohnungen höhlten sie im Fels selbst aus. Die Menge von Wallrossen, die sich um diese Insel herum aufhalten, lockten wahrscheinlich diese Leute vom Festlande herüber. Die Erbeutung dieser Thiere sichert ihnen nicht nur den nothwendigen Lebensunterhalt zu, sondern für deren Zähne handeln sie auch Luxusartikel ein, wie Tabak, Glaskorallen und andre Sachen; was ihnen aber wichtiger als alles Uebrige ist, warme Kleidung aus Rennthierhäuten.

Die Bewohner der Insel Asijak oder Ajar, von den Engländern Sledge-Island genannt, die keinen größern Umfang denn Ukiwak hat, ihr sehr gleicht, aber niedriger und abschüssiger ist, nennen sich mit den Bewohnern des ihnen gegenüber liegenden amerikanischen Festlandes gemeinschaftlich Asiak-Mjuten. An Unternehmungsgeist in Ausführung von Handelsentwürfen übertreffen sie fast alle ihre Nachbarn. Sie werden von den Tschuktschen als ihre Bevollmächtigten oder Commissäre gebraucht. Auf Imaklita, einer der Nägel-Inseln, haben sie mit den Tschuktschen ihre Zusammenkünfte, erhalten von ihnen russische Waaren und warme Kleidungsstücke, die sie gegen Pelzwerk auf der amerikanischen Küste absetzen. Gegen hundert Mann in voller Rüstung segeln jährlich zu Anfang des Junius in zehn Baidaren, beladen mit den von den Tschuktschen erhandelten Waaren, längs der Küste südlich, die sie ihrer ganzen Krümmung nach umbiegen, besuchen alle wilden Völkerschaften, die auf diesem Striche wohnen, und tauschen ihre Erzeugnisse ein. So dringen sie endlich bis zur Mündung des Pastolflusses vor, wo sie Halt machen. Hier ist das Hauptdepot des Pelzwerkhandels aus dem ganzen innern Landstrich. Die Pastol-Bewohner kaufen im Laufe des Jahres das von allen diesen Völkerschaften erbeutete Pelzwerk und die Wallroßzähne auf, erwarten die Flottille der Asijak-Mjuten, welche mit den eingetauschten Waaren ihre Baidaren beladen und sie nach der gedachten Insel Imaklita hinbringen, wo die Tschuktschen ihrer gewöhnlich schon harren.

So verstehen also die Tschuktschen, wenn man hiebei nur die Ausdehnung der Seeküste in Erwägung nimmt, die Bevölkerung eines Küstenstrichs, der sich auf tausend italienische Meilen ausdehnt, mit ihren Handelserzeugnissen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie ihre Kessel, Messer, Tabak und Glaskorallen aus Kolüma bis zu den Kenaizen, mehr als 1700 italienische Meilen, und vielleicht noch weiter, aus ihrem Gebiete zuerst auf Rennthieren, weiter sodann auf ihren offenen Booten verführen würden, hätte die russisch-amerikanische Compagnie nicht Redouten am Nuschagat-Flusse und an der Bucht von Kenaist aufgeführt.

Bis zur Mündung des Pastol-Flusses übt der Handel der Tschuktschen jetzt seinen Einfluß aus; dort nimmt er seine weitere Richtung nach Süden und erhält neue Umsatzmittel durch die industriösen Betriebe der dort herumwohnenden Völkerschaften: die Kenaizen legen sich auf den Fang der wilden Rennthiere und bereiten aus ihren Häuten eine Art sämisches Leder, das die Koloschen zu Unterkleidern und überhaupt zur Bekleidung trefflich finden. Die Tschugatschen erhalten von den am Kupfer-Flusse wohnenden Amerikanern Kupfer, ein dortiges häufiges Product. In Tschilkat (Lyno's Canal) fabricirt man aus Rennthier- und Büffelhäuten ein so festes, starkes Leder, daß es im Kriege statt Panzer gebraucht wird; auch verfertigt man dort aus der Wolle eines wilden Schafs, Mäntel. Die Koloschen an der Behringsbai, die Stachnizen um den Prinz Friedrichssund und andere, fabriciren in großer Menge einen Fischleim aus einer kleinen Fischgattung; die Naasken zimmern sehr bequeme große Boote; an den Ufern der Königin-Charlotten-Insel findet sich eine Schnecken-Gattung im Ueberfluß vor, welche von den Bewohnern der ganzen Küste zu verschiedenen Zierrathen verwandt wird. Alle diese Artikel sind Gegenstände einer regen und continuellen Handelsthätigkeit unter allen diesen amerikanischen wilden Volksstämmen. Vor Ankunft der Europäer in diesen Gegenden war das Eisen hier noch völlig unbekannt; statt dessen verfertigten die Bewohner der Charlotten-Insel von dem am Kupferfluß gewonnenen Kupfer Beile und andre Verzierungen. Die Kriegsgefangenen der Koloschen-Stämme (Kolgi genannt) bilden gleichfalls einen wichtigen Handelszweig in diesem Landstrich. Der gewöhnliche Preis für einen solchen sind 25 Fluß- oder zwei Meer-Biber.

Der gegenseitige Tauschhandel unter diesen Volksstämmen hat sich jetzt in dem Verhältniß verstärkt, als ihre Bedürfnisse und Capricen zugenommen haben. Um mehr europäische Erzeugnisse zu bekommen, wird die Gewinnung der Pelzthiere mit vermehrter Thätigkeit betrieben und dehnt sich bereits bis in das innere Festland aus. Die Kaufleute der Koloschen besuchen mit ihren großen Booten — Baten — alle benachbarten Meeresbuchten und handeln Pelzwerk ein. In ihren Handelsoperationen besitzen sie eine große Erfahrung; dabei wachen sie, gleich unsern europäischen Handelsvölkern, mit eifriger, fast neidischer Fürsorge auf die ausschließliche Beibehaltung dieses Handelszweigs.

Aufenthalt in Tanger und Tetuan.

(Fortsetzung.)

Um sechs Uhr früh hatten wir uns auf die Reise gemacht, nach zwei Uhr sahen wir Tetuan schon vor uns liegen, obschon es noch einige englische Meilen entfernt war. Seine weißen, glänzenden Gebäude machten sich um so schöner, da sie das blaue Mittelmeer zum Hintergrunde hatten. Auf einem grünen Rasen-

Digitized by Google

platz bemerkten wir eine Gruppe von Arabern in der Mitte ihrer Kamele; jene waren tätowirt. Drei Stunden hatten wir noch zu marschiren, ehe wir die Stadt erreichten, die vor uns zu fliehen schien; endlich betraten wir um 6 Uhr diesen wahrhaft maurischen Ort mit seiner doppelten Mauer. Nachdem wir das erste Thor passirt, ritten wir eine lange Strecke, ehe wir zum zweiten kamen, wo wir erwarteten, von irgend einer Behörde angehalten zu werden. Kein Mensch widersetzte sich jedoch unserm Einzuge; wir folgten daher unserm Führer bis zum Marktplatz, wo man uns abzusteigen befahl. An den Blicken derjenigen, die uns umgaben, sahen wir wohl, daß hier etwas nicht recht seyn mochte; bald kam ein Officier, der uns gebot, ihm zu folgen. Da es nicht in unsrer Macht stand, uns zu widersetzen, so gehorchten wir ihm. Er führte uns über einen Hof zu einem corpulenten Mauren, der mit einem andern ältlichen Manne auf der Erde saß. Aus der Ehrerbietung, die man ihm erwies, ließ sich leicht auf seinen Rang schließen, vielleicht mochte er der Befehlshaber der Wache sein.

Wir nahmen unsere Hüte vor ihm ab und setzten sie wieder auf. Er legte uns auf Maurisch mehrere Fragen vor, die wir natürlich nicht verstanden; als wir jedoch merkten, daß er zu wissen begehre, was für Landsmänner wir seyen, sagten wir es ihm. Er schien damit zufrieden, denn er wiederholte mehrmals wohlgefällig das Wort England.

Während der Zeit war unser Führer nach dem Hause des Hrn. Cohen, eines Juden, gegangen, bei welchem wir wohnen sollten; er erschien zum Glück und machte unsern Dolmetscher. Jetzt zeigte es sich erst, daß der Maure, den wir für den Capitän der Wache gehalten, kein anderer war, als Aschasch, der Pascha von Tanger, der mächtigste Mann im Norden von Marocco. Er fragte uns, ob wir gekommen, um in Tetuan zu wohnen, oder ob wir nur auf unserm Wege nach einer andern Stadt durchpassirten. Wir gaben sodann zur Antwort, wir seyen Reisende, welche nur die Absicht hätten, seine merkwürdige Stadt in Augenschein zu nehmen und ihm ihre Hochachtung zu versichern. Hiezu lächelte der Pascha äußerst wohlgefällig und entließ uns mit der Versicherung, in einigen Tagen nach uns zu senden.

Der würdige Muhamed Aschasch säumte nicht, uns recht bald einen Tag zur feierlichen Audienz anberaumen zu lassen. Nachdem wir den englischen Consul besucht, von dem wir die Anwesenheit von drei englischen Officieren und einem Arzt, Dr. Bell, erfuhren, erreichte uns noch am Abend desselben Tages die Botschaft des Gouverneurs, die uns mit den Officieren auf den andern Morgen zu ihm beschied. Natürlich wurden wir durch Hrn. Butler, den brittischen Consul, vorgestellt.

Die glänzenden Uniformen der brittischen Officiere schienen den Mauren keinen geringen Begriff von unserm Range beigebracht zu haben; denn als wir uns dem Palaste nahten, empfing man uns mit allen Zeichen der Hochachtung. Nachdem wir einen geräumigen Hof überschritten, wurden wir in eine große Halle geführt, wo wir eine starke Wache des Pascha's in weißen Turbans und eben solchen Kleidern, mit Schwert und Dolch bewaffnet, antrafen. Die Leute standen in zwei Reihen vom Eingange der Halle bis zum Ausgange, der in einen zweiten Hof führte. Hier wurden, der Hofetiquette gemäß, mehrere reich aufgezäumte Pferde von Reitknechten gehalten, denen die feurigen Thiere viel zu schaffen machten.

Nachdem wir diesen Hof überschritten, betraten wir einen Garten, und gingen durch einen langen, vergitterten Gang, durch welchen die Fremden stets eingeführt werden. An jeder Seite desselben stand eine Reihe von Soldaten, die uns zu einem geräumigen Gemach leiteten, wo wir Se. Hoheit auf einem altmodischen, sehr künstlich gearbeiteten Stuhl sitzend fanden. Er war elegant, doch nicht prächtig und überladen angezogen. Gleich jedem andern Mauren trug er ein Paar enorm weite Beinkleider von milchweißem Tuch, eine eng anliegende Scharlachjacke und einen Turban von weißem Musselin mit Federn und Edelsteinen; an seinem breiten Gürtel hing ein mit Diamanten besetzter Dolch.

Er empfing uns mit vieler Freundlichkeit. Da er keinen Dolmetscher hatte, der englisch sprach, so bediente er sich des unsrigen, der kein anderer, als Hr. Cohen, der ehrliche Jude, war. Er pries sich nach orientalischer Weise äußerst glücklich, uns in Tetuan zu sehn, da er, wie man sagte, die Engländer stets höher geachtet, als alle andere Nationen; und bat uns alsdann vollständig auf seine Protection zu rechnen und fügte hinzu, die Stadt mit ihren Merkwürdigkeiten stehe uns ganz zu Befehl.

Als Erwiederung für so viel Güte erbot sich unser Begleiter, Dr. Bell, Se. Hoheit eine Medicin zu verschreiben, wenn Dieselben sich unwohl fühlen sollten, oder Höchstihnen eine Ader zu öffnen; der Pascha verlangte jedoch nur, seinen Puls untersucht zu haben. Dieß that der Arzt, und gab ihm dann die Versicherung, er sey vollkommen gesund, was ihm jedoch durchaus nicht recht zu seyn schien; er klagte über Magendrücken, besonders nach dem Mittagbrod. Der Doctor empfahl ihm, Vormittags eine Promenade zu Fuß, Nachmittags eine zu Roß.

Der Pascha Aschasch ist ein Mann von unendlichem Umfange, der mindestens zwanzig englische Stein wiegt; folglich muß ihm das Gehen sehr schwer werden, und was das Reiten anbelangt, so wüßte ich außer dem Elephanten kein Thier, das im Stande wäre, ihn zu tragen. Für ihn würde das Compliment passend seyn, welches ein Bramine dem Darekhmend Khan machte, nämlich: so oft Du deinen Fuß in den Steigbügel setzest, zittert die Erde. „Welches der Grund ist," versetzte der philosophische Khan mit heiterer Laune, „warum ich so selten ausreite."

Dem Winke eines frühern Reisenden folgend, erschienen wir nicht mit leeren Händen vor dem Pascha, sondern brachten ihm eine Quantität Thee und Zucker, die er sehr freundlich annahm. Wir waren jetzt neugierig auf die Art und Weise, wie er unser Geschenk erwiedern würde; doch begnügte er sich damit, uns ein Frühstück vorzusetzen, nach welchem er uns in Gnaden entließ.

Unsere Streifzüge durch die Umgegend machten wir mit unserm Dolmetscher zu Pferde, denn die Zeiten sind vorüber, in denen es keinem Christen, viel weniger einem Juden, ge-

Digitized by Google

stattet war, ein Thier zu besteigen, von welchem die Muselmänner behaupteten, es sei nur für sie allein geschaffen. Ich erwähne dieses Umstands nur, weil de Capel Brooke es auf seiner Reise noch ganz anders in dieser Beziehung fand.

„Ich wurde von dem Sohne des Hrn. Hassan begleitet," sagt er; „und da ihm als einem Juden nicht erlaubt war, durch die Stadt zu reiten, so ging ich mit ihm zu Fuß durch die Straßen, die äußerst schmutzig waren. Es ging mir sehr nahe, zu sehen, daß er die Schuhe auszog, wenn wir uns einer Moschee nahten, und eine große Strecke barfuß in dem Schlamm watete."

Wir verdankten unsere Vergünstigung höchst wahrscheinlich der Gegenwart unserer militärischen Freunde, oder der des Doctors, denn in der kurzen Zeit konnte sich eine so bedeutende Veränderung kaum zugetragen haben. Hätte Dr. Bell nicht den Puls seiner Hoheit untersucht, so würde Hr. Cohen wahrscheinlich genöthigt worden sein, im Schmutz hinter uns herzulaufen.

(Fortsetzung folgt.)

Die russischen Provinzen jenseits des Kaukasus.

Die Provinz Schirwan.

(Fortsetzung.)

8. Quellen des Nationalreichthums.

Die Beschaffenheit des Bodens sollte die Bewohner zu Ackerbauern machen, aber die Trägheit, eine hervorstechende Eigenschaft der Tataren, und Mangel an Bildung verhindern dieß. Jeder bemüht sich nur den Unterhalt eines Jahres für sich und seine Familie zu gewinnen, ohne an weitere Vortheile zu denken. Darum dient in Schirwan der Ertrag des Ackerbaues nur zum innern Verbrauch, und nur in seltenen Jahren wird ausgeführt. Gewöhnlich sieht man Weizen, Gerste, Hirse und Tschaltyk. *) Weizen wird jährlich nicht weniger als 15,000 Schagar oder 415,000 Pud ausgeführt. An verschiedenen Orten gibt die Ernte das Fünf-, Acht- und selbst Zehnfache, doch kann man das Siebenfache als den Mittelertrag annehmen; es werden also jährlich 105,000 Schagars oder etwa 291,660 Tschetwert Weizen gewonnen, und zwar auf ungefähr 42,300 Dessätinen Landes. Der Weizen ist im Allgemeinen gut und gibt ein ausgezeichnet weißes Mehl, selbst bei den schlechten Mahlanstalten. An Gerste werden ungefähr 80,000 Tschetwerts gewonnen, an Hirse 4000 und an Tschaltyk 55,000 Schagars, oder über 58,000 Tschetwerts.

Die Einwohner ziehen auch Baumwolle, säen etwa 5000 Batman oder 1500 Pud Samen aus, und gewinnen gegen 7500 Batmans reiner Baumwolle, und etwa 12,000 Batmans Tschigit oder Samen.

Die Gärten mit Melonen und Gurken sind nicht bedeutend, aber namentlich die ersten Früchte vortrefflich, und bilden in der heißen Jahreszeit die Lieblingsnahrung des Volkes.

Außer der Trägheit der Tataren ist auch der Mangel an Wasser ein bedeutendes Hinderniß des Ackerbaues: die Einwohner litten stets Mangel daran, denn der Eigennutz der Khane und mächtigen Beks, welche die Bauern nach ihrem Gefallen damit versorgten, machte einen schimpflichen Handel daraus, und benahm vielfach den Einwohnern die Lust zum Ackerbau. Von der russischen Regierung wurden alle Maaßregeln ergriffen, um das Wasser gleichmäßig zu vertheilen, aber der Anbau der bedeutenden Kronländereien erfordert auch Wasser in großer Menge. Man kann aus diesem allem abnehmen, daß in Schirwan 160,000 bis 200,000 Dessätinen Landes angebaut sind, ungerechnet etwa dieselbe Anzahl, welche brach liegt.

Der Anbau des Bodens geschieht durch Tschiuts und Kiutans: Tschiut heißt ein Handpflug, an den ein paar Ochsen gespannt ist, die Kiutan gleichen dem russischen Pflug, und bedürfen fünf paar Büffel, und oft noch mehr. Die Zeit der Aussaat und die spätern Arbeiten geschehen auf folgende Weise: um Weizen zu bauen läßt man im April eine hinreichende Menge Wasser auf die Felder, und läßt es bis in die letzten Tage des Mai's stehen; wenn das Wasser gefallen ist, fängt man an zu pflügen, pflügt dann noch einmal im September und fängt hierauf an zu säen. Bei regnichtem Wetter ist die Aussaat im December zu Ende, bei gutem Wetter wird sie fortgesetzt bis in den Januar. Die Ernte des Weizens und der Gerste beginnt in den ersten Tagen des Junius. Zum Anbau des Tschaltyk pflügt man den Boden erst, wenn er sehr hart ist, läßt aber Wasser hinein und macht kleine viereckige Aufwürfe von Erde, damit das Wasser sich desto länger darin halten kann; später wässert man das Feld noch einmal so stark wie möglich, und endlich im Mai säet man den Tschaltyk, *) wenn das Wasser nicht in hinreichender Menge vorhanden ist, so artet der Tschaltyk in Sulus (eine Art schlechter Hirse) aus. Die Ernte des Tschaltyk geschieht im September. Manchmal wird auf demselben Feld, ohne neu umzupflügen, Weizen gesäet und eine gute Ernte gewonnen. Gewöhnlich säet man den Tschaltyk erst nach zehn, acht und nie vor sechs Jahren wieder auf demselben Felde, weil er den Boden sehr aussaugt.

Feldfrüchte werden ungefähr mit denselben Werkzeugen geschnitten, wie in Rußland, und von Pferden ausgedroschen, indem sie dicke hölzerne Balken über die Garben hinziehen. Der Tschaltyk wird sodann auf Stampfmühlen gereinigt, welche auf die einfachste und unbequemste Weise erbaut sind: zwischen zwei starken, hölzernen in den Boden geschlagenen Pfählen setzt man in angebrachte Oeffnungen einen Querbalken ein und befestigt in der Mitte in Kreuzform einen zweiten, so daß drei Theile desselben auf die eine und nur der vierte Theil auf die andere Seite geht; an das lange Ende wird ein Knie angesetzt, worauf man sich in einem in die Erde gegrabenen und mit Holz umsetzten Loche zur Aufschüttung des Tschaltyks stützt. Wenn man nun den Tschaltyk reinigen will, so setzt man dasselbe in dieses Loch, ein Mann stellt sich auf das kurze Ende des Balkens, hebt den langen Theil durch seine Schwere in die Höhe, läßt ihn dann wieder fallen, und schlägt auf diese Weise mit dem Knie des Balkens, der gleichsam eine Mörserkeule bildet, auf den Tschaltyk, so daß die Körner sich absondern; während dessen sucht der andere die Körner auf einen Haufen zu sammeln. Diese Arbeit ist ziemlich schwer und sehr langwierig, auch braucht sie immer zwei Menschen. Es gibt zwar in Schirwan durch Wasser getriebene Stampfmühlen, die nach Art der gewöhnlichen Mühlen gebaut werden; sie sind ohne Vergleich besser, erfordern weniger Zeit und weniger Hände, aber fast jeder Landwirth will das Geschäft in seinem Hause thun lassen, und die Zeit, die sie darauf verwenden, bringen sie nicht in Anschlag, da sie ihren Werth nicht zu schätzen wissen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine Art Reis.

*) Das Wasser, das man auf den zum Anbau des Tschaltyk bestimmten Feldern fünf Monate lang stehen läßt, erzeugt einen häßlichen Geruch und schädliche Ausdünstungen. In dieser Beziehung wäre es sehr nützlich, den Tschaltyk mit dem chinesischen Reis zu vertauschen.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 73.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 März 1838.

Brasilianische Zustände.

(Aus ungedruckten gesandtschaftlichen Berichten mitgetheilt von Lttg.)

Die Marine.

Man könnte die brasilianische Marine füglich mit dem Rüssel eines Elephanten vergleichen, der einzigen Waffe einer trägen und kolossalen Maschine. Dessen ungeachtet hat die Kammer der Deputirten nicht angestanden, diesen Rüssel zu beschneiden, diese Waffe zu verstümmeln.

So lange die innern Verbindungswege so viel Hindernisse darbieten, müssen die an der See gelegenen Hauptpunkte Brasiliens, wie eben so viele längs der Küste zerstreute Inseln betrachtet werden. Die Marine ist die einzige helfende Hand, der einzige Arm der Rache, welche die Regierung erheben kann. Diese kann nur von dem Centrum aus handelnd auftreten, weil auf allen entfernten, äußern Punkten der Ungehorsam und die Widersetzlichkeit um sich gegriffen, und sie hier auf keine andere Stütze rechnen kann, als auf die Kräfte, die sie dorthin sendet. Durch die nach dort geschickten militärischen Streitkräfte hat die Regierung wieder mehrere dieser Punkte unter ihre Botmäßigkeit gebracht, und zugleich im Jahre 1831 Rio de Janeiro dadurch von einer Soldateska befreit, die sie in der Hauptstadt nicht mehr im Zaum halten konnte. Etwas später wurde Para, das von der Nationalgarde durch Raub und Mord verheert ward, durch eine Expedition von einigen Kriegsschiffen entsetzt. Die Seeräuberei, welche während des Krieges mit Buenos-Ayres sogar das Innere der Bai von Rio de Janeiro beunruhigte, bedarf auch eines Zügels.

Der Dienst auf der See ist seiner Natur nach ernster und strenger, als der zu Lande, und stellt den Subalternen nothwendigerweise in eine größere Abhängigkeit von seinem Chef. So würden sich die Brasilianer nach und nach an Gehorsam und Disciplin gewöhnen, und diese auch auf die Armee übertragen werden, wo sie noch gänzlich mangelt.

Der Brasilianer könnte zu jeder Zeit tüchtige, starke Schiffe bauen, aber er hängt noch zu sehr, hinsichtlich des Tauwerks, der Segel und der Geschütze von fremden Nationen ab. Die besten Bauhölzer kommen von Alagoas und aus der Provinz Sant' Espiritu. Die dortigen herrlichen Wälder werden aber durch das System des Ackerbaues, welches gleichsam nomadisirend von den Brasilianern getrieben wird, verwüstet. Vergebens hat die Regierung den Friedensrichtern, die mit tausenderlei widersprechenden Functionen belastet sind, aufgetragen, wenigstens zur Schonung der zum Schiffsbau tauglichen Bäume beizutragen. Diese Hölzer geben in nichts dem eisenfesten Teckholz nach, das man aus Ostindien bezieht. Seit dem Jahre 1828 ist kein neues Schiff von den Werften von Rio de Janeiro gekommen, doch hat man wenigstens mehrere ausgebessert. Zwei amerikanische Fregatten, die schönsten Schiffe der brasilianischen Seemacht, waren so sehr vernachlässigt, daß die Tonnen in ihrem Raum verfaulten. Bis jetzt werden die brasilianischen Schiffe an Orten aufbewahrt, wo sie dem schädlichsten Einfluß der Jahreszeit ausgesetzt sind. Man schützt sie durch ausgespannte Leinwand, welche Sonne und Regen nur unvollkommen von ihnen abhält. In Para hat man sogar eine Fregatte mit Stroh bedecken sehen, trotz der Gefahr einer Feuersbrunst. Die Werften sogar sind ohne Dach. Für die Schiffe, wofern sie nicht gekupfert, sind in den brasilianischen Gewässern die Würmer sehr gefährlich.

Die Construction der in Brasilien erbauten Schiffe ist portugiesisch, doch sind sie selten gute Segler. Die am meisten für dieses Land brauchbaren Schiffe wären: Fregatten von mittlerer Größe, Corvetten, Bricks und Goeletten.

Die Provinzen von Rio Grande im Süden und von St. Paul bringen reichlich Hanf, den man zu dem Zubehör der Schiffe verarbeiten könnte, hervor, aber der ungewisse Absatz und die fremde Zufuhr entmuthigen diejenigen, die ihn anbauen möchten. Die Eisenminen von Minas und andern Provinzen liefern unerschöpfliches Material zu allen Eisenarbeiten. Die Provisionen sind in der brasilianischen Marine von der besten Beschaffenheit.

Die Schiffsbaumeister entbehren aller für ihr Fach nöthigen wissenschaftlichen Bildung. Die Errichtung einer Schiffsbauschule liegt in den Absichten der Minister. Die Vorsteher des Arsenals besitzen nichts als Routine. Bei dem Arsenal von

Digitized by Google

Rio de Janeiro beſteht eine beſcheidene Schule von zehn Lehrlingen, die einzige Anſtalt dieſer Art.

Die Häfen dieſes Landes, vom Cap St. Roch bis zu Sta. Catharina gehören zu den ſchönſten der Welt. Im Sommer herrſcht der Nordoſt, im Winter der Nordweſt unter der Linie. Leider iſt ein großer Theil dieſer Häfen verſandet, und nur durch große Mühe und Koſten wieder in brauchbaren Stand zu ſetzen.

Braſilien kann mit einiger Anſtrengung in drei bis vier Wochen auf einem Punkte 800 bis 1000 National-Matroſen der zweiten Claſſe zuſammenbringen, wogegen es aber die der erſten Claſſe von andern Seemächten entnehmen muß. Die Provinzen von Sta. Catharina, von Sant' Eſpiritu, von Ceara liefern die beſten Matroſen; die aus der zweiten Provinz bildet man hauptſächlich aus ſeinen Fiſchern. Bahia kann 200 bis 300 liefern.

Die Kriegsartikel und die Seeinſtructionen ſind vortrefflich und nach denen der Engländer gebildet, allein die jämmerliche Disciplin macht ſie fruchtlos. Eine Commiſſion iſt beauftragt worden, ſich mit Anfertigung eines vollſtändigen Dienſtreglements am Bord der Kriegsſchiffe und eines peinlichen Geſetzbuchs für die Seemacht zu beſchäftigen. Die körperlichen Strafen ſind nur in ſeltenen Fällen erlaubt und können nur auf Befehl des Commandanten oder in Folge der Sentenz des Kriegsgerichts executirt werden.

Die Kriegsgerichte ſind gebräuchlich, aber beſtechlich und erkäuflich, und aus dieſem Grunde ſelten auf Gerechtigkeit baſirt.

(Fortſetzung folgt.)

Aufenthalt in Tanger und Tetuan.

(Schluß.)

Am folgenden Tage waren unſre militäriſchen Landsleute nach Tanger abgereiſt, und ich ging mit dem Juden Cohen allein durch die Stadt. Bei dieſer Gelegenheit ließ es ſich der mauriſche Pöbel einfallen, höchſt ungezogen gegen uns zu ſeyn; bei jedem Schritt wurde ich ſowohl wie der Jude gröblich beleidigt. Um unſerer größern Sicherheit willen folgte ich dem Rath des Juden, und verhielt mich ruhig dabei; dieß war jedoch durchaus nicht leicht. Mehrere Vagabunden — hier Heilige genannt — griffen uns ohne Umſtände an, ja einer von ihnen, und mit ihm ein altes Weib, warf mit einem großen Stein nach mir, der zum Glück ſein Ziel verfehlte. Ein anderer ſchwang einen Stock über meinen Kopf, und ein Knabe ſpuckte mich an, indem er mich ein „Hund" nannte. Ich mußte meine ganze Geduld zuſammen nehmen, dieß zu ertragen, ohne um mich zu ſchlagen. Es blieb uns kein anderes Mittel gegen dieſe Ausbrüche muſelmänniſcher Gaſtfreundlichkeit, als im Zimmer zu verharren, und ſeinen Muth zu Papier zu bringen.

Da die heiligen Vagabunden, welche ſich bei dieſen Beleidigungen am meiſten hervorthaten, in Marocco eine bedeutende Rolle ſpielen, ſo will ich hier noch einige Worte über ſie anführen. Viele von ihnen ſind wirklich wahnſinnig, die meiſten affectiren jedoch nur es zu ſeyn, um die Privilegien der Verrückten zu genießen. Man darf indeß nicht annehmen, daß alle Marabuts oder Heiligen der Berberei Schelme dieſer Art ſeyen; viele von ihnen ſind vielmehr äußerſt rechtliche Leute. Um ſich beim Hofe in gutem Credit zu erhalten, predigen ſie Gehorſam gegen den Sultan und Ausübung von Tugenden; obgleich ſie ihre Schlupfwinkel verlaſſen, um Almoſen und Geſchenke einzuſammeln, werden ſie von einem Schwarm armer Leute begleitet, die laut das Lob Allahs und dieſer heiligen Männer abſingen. Außer dieſen Banden, die mit ihnen alle Gaben theilen, welche ſie den Arbeitſamen abpreſſen, befinden ſich auch noch Soldaten in ihrem Gefolge, die geübt ſind zu fechten und zu betteln. Dabei ſorgen die Heiligen dafür, daß ihre Race nicht ausſtirbt, indem ſie ſich einen zahlreichen Harem, beſonders aus Negerinnen beſtehend, wie jeder rechtgläubige Muſelmann halten.

Ein Muhammedaner von großem Reichthum machte einſt einem dieſer wandernden Heiligen ein bedeutendes Geſchenk an Geld, um zu ſehen, auf welche Art es dieſer wohl benützen würde. Um ſeine Dankbarkeit zu beweiſen, ſchenkte ihm der heilige Mann zunächſt eine Löwenhaut, auf welcher er bisher ſeine Gebete verrichtet hatte; dazu eine große Flaſche Syrup zum Süßmachen des Thees; für das Geld aber kaufte er ſich lauter Gewehre, um bei ſeinen Erpreſſungszügen ſeine Begleiter damit zu bewaffnen.

Als wir das nächſte Mal ausgingen, ließen wir uns durch einen Mauren begleiten, dem wir täglich einen Piaſter geben mußten. Dadurch gelang es uns, ſelbſt in Begleitung von Hrn. Cohen, in der Stadt umhergehen zu können, ohne beleidigt zu werden; ſelbſt mein Freund durfte unangefochten Skizzen von den Gebäuden entwerfen, die ihm als die merkwürdigſten erſchienen. Unſer Hauptvergnügen beſtand freilich nur darin, unſre jüdiſchen Freunde zu beſuchen, unter denen wir ſo ſchöne Frauen und Mädchen trafen, wie ſie uns bisher noch nicht vorgekommen; dabei hielt jedoch ihr Eigenſinn mit ihrer Schönheit vollkommen Schritt.

Zuerſt als der engliſche Conſul bei einem dieſer Beſuche den Wunſch meines Freundes ausſprach, einige Zeichnungen mauriſcher Anzüge zu entwerfen, bewies die Frau des Hauſes die größte Bereitwilligkeit, ihm hierin gefällig zu ſeyn, und ſagte in der recht orientaliſchen Weiſe: „die ganze Familie ſtehe ihm zu Befehl." Sie erwartete vielleicht nicht, beim Worte genommen zu werden; denn als der Künſtler fortlief, und mit den Farben und dem Skizzenbuch wieder kam, um ſeine Arbeit zu beginnen, war die gute Frau in ihrem Benehmen wie umgewandelt. Eine alte rothnaſige Rahel, die Cohen mir zeigte, hatte einige Bedenklichkeiten erhoben, ob gegen die Arbeit oder gegen den dazu gewählten Tag, ließ ſich nicht ermitteln, genug, als er ihnen, um ſie einzuladen, die vielen bereits copirten Schönen in ſeinem Skizzenbuche vorlegte, liefen ſie, anſtatt ihm zu ſitzen, alle davon. Meinem Freund war dieſer Vorfall höchſt unangenehm; er vermochte nicht, ſich den Grund ihrer Flucht zu erklären, bis er erfuhr, es herrſche hier der ſonderbare Aberglaube, ein Mädchen befinde ſich in der Gewalt deſſen, der ihr Bild beſitzt.

Wir hatten den letzten Tag vor dem Oſterfeſte erreicht, das Judenviertel war daher voll Leben und Thätigkeit. Die armen

Digitized by Google

Yahudis (Juden) ſchienen zu vergeſſen, daß ſie Fremdlinge in einem fremden Lande waren. Sie hätten kaum in Jeruſalem fröhlicher ſeyn können, als ſie noch durch Wein und Liebe beſeelt um den Berg Zion tanzten. Bei dieſer Gelegenheit machen die achtbaren Mauren, die auf keine Weiſe das Vorurtheil des gemeinen Volkes gegen die Juden theilen, denjenigen Perſonen dieſer Nation Geſchenke, mit welchen ſie bekannt ſind, und zwar als Erwiederung der Geſchenke, die ſie an ihren eigenen Nationalfeſten von ihren iſraelitiſchen Freunden erhielten.

Nach der alten Regel: „je beſſer der Tag, deſto beſſer die That," wählen die Muhammedaner zu dem Feſte der Beſchneidung oder zur Vollziehung von Hochzeiten immer den Freitag, und ſo feierte unſer Freund, der Paſcha, auch jetzt die Hochzeit ſeines Sohnes einen Tag nach der Beendigung des Oſterfeſtes der Juden. Für uns war dieß ein ganz außerordentliches Ereigniß, und ſelbſt die Einwohner von Tetuan ſcheinen mehr Theil daran zu nehmen als der europäiſche Pöbel an irgend einem Schauſpiel. Aus allen benachbarten Städten trafen Deputationen mit Geſchenken ein, und obgleich dieſe Geſchenke eigentlich durchaus keine freiwilligen Gaben waren, ſo machten doch die Geber ein ziemlich freundliches Geſicht beim Ueberreichen derſelben. Größtentheils beſtanden die Hochzeitsgeſchenke in Vieh. Man ſagte, der Paſcha gewinne ſo viel durch dieſe Hochzeiten, daß man fürchte, er werde in jedem Monat eine veranſtalten.

Das Hauptvergnügen bei dieſer Feſtlichkeit, die auf dem großen Marktplatz von Tetuan abgehalten wurde, beſtand in einem wilden Tanzen und Springen, wobei man Gewehre abfeuerte. Wir ſahen der Luſtbarkeit aus einem günſtig gelegenen Hauſe im Judenviertel in Geſellſchaft des brittiſchen Conſuls zu; näher heranzugehen, würde unvorſichtig geweſen ſeyn, denn da die Muhammedaner bei ſolchen Gelegenheiten ſtets ſcharf ſchießen, ſo möchten ſie uns ſehr leicht mit einer kleinen Kugel bedacht haben, obgleich man uns verſicherte, die Ungläubigen würden von ihnen keines Schuſſes Pulver werth erachtet. Dieß iſt jedoch ganz unrichtig; vor einigen Jahren wurde der franzöſiſche Conſul zu Tanger erſchoſſen, während er von der Terraſſe ſeines Hauſes die Feſtlichkeit mit anſah, und ich bemerkte, daß man einen Juden, der ſich dem Marktplatz bis auf Büchſenſchußweite näherte, ſogleich aufgriff und ins Gefängniß ſteckte, wo er ſeine Dreiſtigkeit durch eine achttägige Haft büßen mußte.

Am nächſten Sonntag verließen wir Tetuan, und kehrten nach Tanger zurück. Bevor wir von hier aus unſre Reiſe nach der Hauptſtadt antraten, lag uns ſehr viel daran, einen Dolmetſcher aufzutreiben, der des Engliſchen und Arabiſchen mächtig wäre. Unſre Freunde bemühten ſich vergebens nach einem ſolchen, endlich kam man darauf, ſich in dieſer Angelegenheit an den Gouverneur zu wenden. Unſrer Bitte ſchickten wir ein Geſchenk voraus; hierdurch gewonnen, fiel der alte Herr auf ein Mittel, welches oft in den äußerſten Fällen angewendet wird. Er befahl vier Soldaten, ſich zur Stunde des Gebets an die Thür der Synagoge zu ſtellen, und ſich nach einem Juden mit den erforderlichen Eigenſchaften zu erkundigen. Ein Hauſirer, welcher glaubte, das verlangte Individuum ſolle zum Dolmetſcher zwiſchen dem Gouverneur und irgend einem reichen Engländer gebraucht werden, trat hervor, und gab ſich für den Geſuchten aus. Sogleich wurde der Aermſte ergriffen und nach der Citadelle gebracht, wo er zu ſeinem größten Schrecken erfuhr, daß er uns nach Marocco zu begleiten habe.

Am Tage darauf verließen wir Tanger.

Flucht der Sklaven nach Ober-Canada.

(Aus: American and his Statesman, von H. Martineau.)

Nirgends iſt der Zuſtand der Sklaven hoffnungs- und hülfloſer als in Alabama. Der Reichthum des Bodens und die dünne Bevölkerung machen den Beſitz eines Arbeiters höchſt ſchätzenswerth, während die Entfernung von einem freien Staate — denn auf der ganzen Strecke, die der Flüchtling zu durchwandern hat, findet er Feinde — den Verſuch zur Flucht beinahe unmöglich macht. Alle farbigen Perſonen, die in den Sklavenſtaaten ohne Paß oder ein Certificat ihrer Freiheit, oder ohne Erlaubniß reiſen, können verhaftet und öffentlich angekündigt werden; fordert man ſie nach Verfluß einer gewiſſen Zeit nicht zurück, ſo werden ſie auf dem Markt als Sklaven verkauft. Dennoch entfliehen immer noch Sklaven aus den fernſten Ecken von Alabama und Miſſiſippi. So ſannen zwei Sklaven in Alabama, die von ihren früheſten Mannesjahren an den Gedanken an die Freiheit gehegt hatten, miteinander auf ihre Flucht, und arbeiteten viele Jahre an der Ausführung ihres Planes. Man hatte ihnen den Ertrag ihrer Arbeit in Nebenſtunden gelaſſen, und durch angeſtrengte Arbeit und Entſagung von Genüſſen erſparten und verbargen ſie eine bedeutende Summe Geldes. Im letzten Jahre nun glaubten ſie, daß ſie eine hinreichende Summe beſäßen, und daß die Zeit zur Ausführung ihres Vorhabens gekommen. Sie gewannen die Dienſte eines „gemeinen Weißen" — einer Menſchenclaſſe, die in den tiefſten Zuſtand der Entwürdigung herabgeſunken, und wegen Charakterloſigkeit genöthigt iſt, in den Sklaven-Staaten zu arbeiten, wo die Sklaven, weil Arbeit von Weißen als ſchimpflich betrachtet wird, nicht minder auf ſie herabſehen, als die höher ſtehenden Weißen auf die Sklaven. Dieſe zwei Sklaven nun dingten einen „gemeinen weißen Mann," der einen Gentleman vorſtellen ſollte, kauften ihm eine Kleidung von gutem Tuch, einen Mantelſack, einen Wagen und Pferde, und eine paſſende Tracht für ſich ſelbſt. Nächtlicherweile machten ſie ſich als Herr, Kutſcher und Bedienter auf den Weg, und reiſten mit größter Schnelligkeit durch das ganze Land, ohne auf das geringſte Hinderniß zu ſtoßen, nach Buffalo. Hier verkauften ſie Wagen, Pferde und koſtbare Kleider, zahlten ihren weißen Mann ab und entflohen nach Canada, wo ſie nun in Sicherheit ſind. Sie fanden in Canada eine Geſellſchaft ihrer eigenen Farbe, die ſie willkommte und unterſtützte. In Ober-Canada befinden ſich über 10.000 farbige Leute, meiſt flüchtige Sklaven, die in gedeihlichem Zuſtand in dem Lande leben, das ſie als Zufluchtsſtätte erkoren. Kaum Ein Beiſpiel iſt bekannt, daß ſie Almoſen empfingen, und ſie werden ihrer Anſtelligkeit und ihres ſittlichen Betragens wegen geachtet. Eine Eigenthümlichkeit macht ſich bei ihnen bemerklich: ihre übergroße Loyalität. Sie vertheidigen aufs heftigſte alle Acte der vollziehenden Gewalt, welcher Art ſie auch ſeyn mögen. Der Grund hievon iſt klar: ſie fürchten aufs Aeußerſte auch die geringſte Erwähnung der Vereinigung Canada's mit den Vereinigten Staaten.

Digitized by Google

Die russischen Provinzen jenseits des Kaukasus.

Die Provinz Schirwan.

8. Quellen des Nationalreichthums.

(Fortsetzung.)

Die Baumwolle wird Ende Mai's und Anfangs Junius gesäet, und im October und November geerntet; der Samen wird durch ziemlich ungeschickt gebaute Maschinen ausgeschieden.

In Bezug auf die Seidenzucht ist Schirwan eine der reichsten Provinzen in Transkaukasien; man betreibt sie im untern Theil von Schirwan, mit Ausnahme von Salian und Mugan, und auch im obern Land auf der ersten Abdachung der Berge. Die Menge der gewonnenen Seide ist ziemlich groß, aber die Güte derselben gering, da der Tatar hartnäckig an seiner herkömmlichen Methode hängt; indeß betreibt derselbe diesen Erwerbszweig mit Vorliebe, sey es nun wegen des größern Gewinnes bei geringerer Arbeit in Vergleich mit dem Feldbau, oder aus irgend einem andern Grund; immerhin ist die Vorliebe bemerkbar, und erweckt die Hoffnung, bei gehöriger Aufmunterung und Unterricht in bessern Methoden diesen für sie in jeder Hinsicht wichtigen Industriezweig bedeutend zu verbessern. Boden, Klima und Luftveränderungen haben auf die Seidenzucht sehr großen Einfluß, und da dieß Land vorzüglich dazu geeignet ist, so kann man auch von der Verbreitung besserer Methoden gute Folgen erwarten. Folgendes ist eine kurze Darstellung der Arbeiten vom ersten Anfang an. Wenn der zu Anlegung eines Maulbeerbaumgartens bestimmte Boden gepflügt oder umgegraben ist, pflanzt man im Frühjahr, wenn die Sonnenstrahlen ihn durchdringen, die Maulbeerbäume, wovon eine Menge dort im wilden Zustande wächst, und setzt sie in regelmäßiger Ordnung, aber in sehr geringer Entfernung von einander, so daß viele Bäume zu Grunde gehen. Ein solchergestalt angelegter Maulbeerbaumgarten liefert erst nach vier Jahren Nahrung für Seidenwürmer. An einigen Orten werden sogar Samen von Maulbeerbäumen ausgestreut, doch ist das erstere Verfahren das gewöhnlichere. Im März fängt man an die Eier ausbrüten zu lassen: Männer und Weiber binden die vom vorhergehenden Sommer aufgehobenen Eier in kleine Tücher, befestigen sie unter der Achselhöhle, und tragen sie so lange, bis die Würmer aus den Eiern kriechen, was gewöhnlich nach vierzehn Tagen geschieht; dieß Verfahren ist auch in Ghilan und andern persischen Provinzen gebräuchlich. Hierauf fängt man an, die Würmer in kleinen mit einem Dache überdeckten und im Maulbeerbaumgarten selbst aufgeführten Schuppen mit Blättern zu füttern, gibt ihnen aber anfangs, und zwar acht bis zwölf Tage lang, nur Einmal des Tages junge Maulbeerblätter; in den folgenden acht bis zwölf Tagen füttert man sie zweimal des Tages, und in den nächsten zehn Tagen dreimal; um diese Zeit wählt man die Blätter nicht aus, sondern reißt oft ganze Zweige von den Bäumen und legt sie in die Schuppen, wo die Würmer ganz ohne Aufsicht sind. Die Tröge, in denen sie sich befinden, sind aus Schilf gemacht, die Würmer kriechen leicht hindurch, fallen hinunter und gehen in Menge zu Grunde. Später gibt man den Würmern vier bis sechsmal des Tages Futter. Der Wurm braucht, um seine vollständige Größe zu erlangen, gegen fünfzig Tage, und der Cocon, um vollreif zu werden, drei bis fünf. Der Wurm ist erstaunlich empfindlich: das geringste schlechte Wetter hat einen ausnehmenden Einfluß auf ihn, und zugleich auch auf die Seide.

Die Tröge und Schuppen in den Gärten sind ziemlich gut und fast immer gleichförmig gebaut; sie sind größtentheils von Holz oder Flechtwerk. Man behauptet, aus den Gärten in den untern Strichen von Schirwan erhalte man mehr Seide, als aus jenen in den höhern Strichen, was wohl eine Folge der Verschiedenheit des Klima's seyn mag. Man wässert die Gärten einigemal des Jahres, indem man Wasser aus den Canälen hereinläßt. Einen Garten nennt man einen Strich Landes, auf welchem 18 bis 24,000 Maulbeerbäume stehen; die Zahl dieser Gärten in der Provinz beträgt 3100. Wenn man nun in runder Summe auf jeden Garten 20,000 Bäume rechnet, so ist die Zahl der Bäume 62 Millionen. Bei der Verschlossenheit der Tataren kann man die eigentliche Menge Seide, welche man aus einem solchen Garten erhält, nicht genau wissen, doch kann man sie aller Wahrscheinlichkeit nach auf 50 Pfund rechnen, wonach sämmtliche Gärten in Schirwan 155,000 Pfund Seide geben würden. Wahrscheinlich ist die Masse noch größer, auf keinen Fall aber geringer, denn im Jahre 1829 wurden, wie aus officiellen Berichten hervorgeht, 139,649 Pfund ausgeführt. Wenn man auch annimmt, daß darunter Seide von der Ernte des vorhergehenden Jahres begriffen ist, so muß man andererseits auch in Rechnung bringen, daß jährlich im Innern der Provinz eine bedeutende Menge Seide zur Verfertigung verschiedener Seidenstoffe verbraucht wird. Hier muß auch erwähnt werden, daß nach früherem, auch jetzt noch bestehendem Recht an die Krone der Maldschagat, das ist der fünfte Theil der Seidenernte, entrichtet werden muß: mit geringen Ausnahmen sind alle verpflichtet, den Maldschagat zu geben.

Im Allgemeinen ist die schirwanische Seide viel geringer als die italienische, ghilanische und andere; der Hauptgrund liegt in der Rohheit der Einwohner, welche bei der Anpflanzung der Maulbeerbäume, beim Sammeln der Blätter, in der Fütterung der Würmer und ihrer Behandlung überhaupt, endlich im Sortiren der Cocons ohne alle Beurtheilung nach altem Gebrauche zu Werke gehen; auch die Abhaspelung der Seide, eine der wichtigsten Bedingungen für ihre Güte, wird auf die gröbste Weise auf unbequemen Maschinen betrieben. Es ist indeß zu hoffen, daß mit der Ausbreitung der Behandlung der Cocons nach italienischer Art, wofür in Alt-Schemacha eine kaiserliche Anstalt begründet wurde, und namentlich seit der Einsetzung der russischen Gesellschaft für Verbreitung der Seidenzucht jenseits des Kaukasus die Einwohner, wenn sie den augenscheinlichen Vortheil sehen, solche annehmen, und auf diese Weise einen wichtigen Schritt zur Verbesserung der Qualität der Seide thun. Gegenwärtig kümmern sie sich noch gar nicht um die Qualität der Seide, und denken nur an die Menge; darum gilt jetzt auch die schirwanische Seide an Ort und Stelle nicht mehr als 24 Ducaten oder 72 Rubel Silber, in Moskau nicht mehr als 820 Rubel das Pud; auf dem Jahrmarkte von Nischnei-nowgorod zahlt man dafür 550 Rubel, während man für die Seide von Choschan 750 bis 800 Rubel bezahlt.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 23** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Das neuere französische Drama. Zweiter Artikel. A. Dumas' Caligula. — Böhmische Literatur. (Fortsetzung.)

Das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit angetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 74.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

15 März 1838.

Ueber das Erdeeſſen.

(Aus dem Journal des Travaux de l'Académie de l'Industrie française.)

Man hat ſchon lange ſich bemüht, über den ſeltſamen Geſchmack einiger wilden Völker, und ſelbſt einzelner Individuen aus civiliſirten Nationen, Erde zu eſſen, ins Klare zu kommen, ohne bis jetzt die Sache erklären zu können. Dieſes wunderliche Phänomen iſt in einer Menge Reiſewerken erwähnt, und längere Zeit hat man die Sache für ziemlich fabelhaft angeſehen, in neuerer Zeit aber hat bekanntlich Humboldt dieſe Gewohnheiten bei den Ottomaken am Orinoko beobachtet, und andere Reiſende haben es außer Zweifel geſtellt, daß in den Ländern der heißen Zone die Menſchen oft eine unwiderſtehliche Luſt haben, Erde zu eſſen, und zwar nicht eine alkaliniſche oder kalkhaltige Erde, um die Magenſäure zu neutraliſiren, ſondern einen ſehr fetten, meiſt ſtark riechenden Thon. In dieſen Ländern iſt man oft genöthigt, die Kinder zu binden, damit ſie nicht hinaus laufen und Erde eſſen, wenn es aufgehört hat zu regnen. Gily bemerkt in ſeinem „Verſuch über die Geſchichte Amerika's", daß in dem Dorfe Banco am Ufer des Magdalenen-Stroms die eingebornen Frauen, wenn ſie irdene Töpfe machen, große Stücke Thon in den Mund ſtecken. In Guinea eſſen die Neger eine gelbliche Erde, die ſie Kauak nennen; die nach Amerika verſetzten Negerſklaven ſuchen ſich einen ähnlichen Genuß zu verſchaffen, aber ſtets zum Nachtheil ihrer Geſundheit. Thibaut de Chanvallon, welcher Amerika gegen das Jahr 1750 beſuchte, erzählt, daß die Neger daſelbſt ſehr auf eine gewiſſe Erde erpicht ſind. „Eine allgemeine Urſache des Magenübels bei den Sklaven, ſagt er, iſt die Gewohnheit mehrerer von Guinea gekommenen Neger, Erde zu eſſen, nicht aus einem verdorbenen Geſchmack, ſondern aus einer in der Heimath angenommenen Gewohnheit, der zufolge ſie häufig eine gewiſſe Erde eſſen, die ihnen ſchmeckt, ohne ihnen beſchwerlich zu werden. Namentlich lieben ſie einen rothgelben, auf den Antillen ſehr gewöhnlichen Tuff, den man ſogar heimlich unter dem Namen Kauak auf dem Markte verkauft. Die Neger, welche dieſe Gewohnheit haben, ſind ſo lüſtern darnach, daß keine Strafe ſie davon abhalten kann." La Billardiere erzählt in ſeinem „Bericht einer Reiſe zur Aufſuchung von la Peyrouſe," daß er auf der Inſel Java zwiſchen Surabaya und Samarang kleine viereckige Kuchen, von den Eingebornen Tanaampo genannt, zum Verkaufe ausgeſetzt geſehen habe; bei näherer Unterſuchung fand er, daß ſie aus einem röthlichen Thone beſtanden, den man ißt. Demſelben Reiſenden zufolge eſſen die Einwohner von Neu-Caledonien zur Stillung ihres Hungers fauſtgroße Stücke eines ſehr zerreibbaren Topfſteines, worin Vauquelin bei einer Analyſe Kupfer fand. Auch in Peru kaufen die Eingebornen auf dem Markte neben andern Lebensmitteln, eine kalkartige Erde, die ſie mit der Coca (Erythroxylon peruvianum) miſchen. Man könnte dieſe Citationen noch ſehr weit ausdehnen und beweiſen, daß dieſer ſeltſame Geſchmack faſt in der ganzen heißen Zone verbreitet iſt, wir wollen aber zwei neuere Beiſpiele aus andern Weltgegenden anführen.

Retzius, ein gelehrter ſchwediſcher Naturforſcher, erfuhr auf ſeiner Reiſe nach Lappland, daß die Bewohner gewiſſer Landſtriche nicht bloß in Zeiten des Hungers, ſondern als eine ſchmackhafte Speiſe eine Erdart äßen, und ſuchte ſich welche zu verſchaffen. Er unterſuchte dieſelbe genau und fand, daß ſie eine Art verwitterten Thonſchiefers ſey, den die Mineralogen Bergmehl nennen. Im Jahre 1832 herrſchte in Lappland faſt Hungersnoth; die Ernte war fehlgeſchlagen, und die arme Bevölkerung befand ſich in der furchtbarſten Entblößung; man gerieth deßhalb in der Gemeinde Dagerna auf den Gedanken, unter das Kornmehl nicht nur geſtoßene Baumrinde, ſondern auch Bergmehl zu miſchen, von dem man wußte, daß man es ohne Schaden eſſen könne, und daß es ſogar eine gewiſſe nährende Eigenſchaft beſitze. Die Nachricht von dieſer ſeltſamen Thatſache veranlaßte den berühmten Chemiker Berzelius, dieſes Bergmehl zu analyſiren, und er fand, daß es aus einer Miſchung von Kieſelerde und thieriſchen Stoffen beſtand. Auch Retzius nahm die Unterſuchung desſelben wieder auf, und mit Hülfe ſtarker Mikroſkope entdeckte er zu ſeinem großen Erſtaunen, daß es faſt ganz aus Trümmern von in foſſilen Zuſtand übergegangenen Infuſorien beſtand. Man erkannte mit Leichtigkeit darin neunzehn verſchiedene Formen dieſer Infuſorien, von denen einige noch im Waſſer leben, andere jedoch er-

Digitized by Google

loſchene Arten ſind. Man hatte alſo wirklich aus Infuſorien Brod gemacht, was bis zu einem gewiſſen Punkt die nährende Eigenſchaft dieſer Subſtanz erklärt.

Das zweite Beiſpiel dieſes ſeltſamen Appetits iſt von Hrn. Cotting, Arzt im Kanton von Richmond in den Vereinigten Staaten, mitgetheilt. In dieſem Kanton, ſagt er, findet ſich eine Thonart, die von vielen Leuten, namentlich von Kindern, als Nahrung geſucht iſt. Dieſe Erde, deren Farbe von Dunkelgelb in Rothgelb wechſelt, findet ſich in Maſſen und in Schichten, welche Undulationen darbieten, hat ein ſehr feines Korn, iſt weich und klebt an der Zunge. Wenn ſie feucht iſt, hat ſie einen Thongeruch, ſetzt ſich im Waſſer als Pulver ab, und bildet darin keinen dehnbaren Teig; 100 Theile davon geben:

an Kieſelerde	31
an Eiſenoxyd	12
an Thonerde	34
an Magneſia	10
an Waſſer	12
Verluſt	1

Dieſe Erde enthält keine Spur von animaliſchen Subſtanzen, aber man findet darin vegetabiliſche Stoffe in fauligem Zuſtande und Lignit. Am reinſten findet ſich dieſelbe in der Grafſchaft Richmond, nahe an der großen Straße von Auguſta nach Savannah, wo man große Aushöhlungen ſieht, die von dieſen dirt-eaters oder Erdeſſern gemacht wurden. Der Geſchmack dieſer Erde iſt ſüßlich und dem der calcinirten Magneſia ziemlich ähnlich; dieſem Umſtande iſt wohl die Begierde zuzuſchreiben, mit der Manche ſie als Nahrungsmittel gebrauchen. Glaubwürdige Perſonen haben Hrn. Cotting verſichert, daß diejenigen, welche ſich dieſem unnatürlichen Genuß hingeben, kränklich, bleich und leichenhaft ausſehen, wie die Leute, die ſich gewöhnlich mit dem Poliren der Metalle beſchäftigen, und daß man ſie häufig hinſterben ſieht, ohne einen andern Grund, als jene Gewohnheit, für ihren Tod anführen zu können. Hr. Cotting ſah ſelbſt an Ort und Stelle einen 14jährigen Knaben, der dieſe ſeine Lieblingsſpeiſe zu ſich nahm; als man ihn fragte, wie viel ſolcher Erde er jedesmal eſſe, erwiederte er, ſo viel als er in der Hand halten könne, und ſetzte hinzu, ſeine Mutter thue dasſelbe, wenn ſie ſich wohl befinde, aber ſie ſey häufig krank.

Braſilianiſche Zuſtände.

Die Marine.

(Fortſetzung.)

Die Gage iſt für die jungen Officiere, die Commandanten und die Matroſen beträchtlich, wogegen die Generalsofficiere im Vergleich ſchlechter bezahlt werden. Die im braſilianiſchen Seedienſte angeſtellten Ausländer finden wenig Aufmunterung und haben viel mit der Eiferſucht der Inländer zu kämpfen. Faſt ohne Ausnahme ſind es Engländer, und ſo viel ich weiß, hat es nie mehr als zwei franzöſiſche Officiere in der braſilianiſchen Marine gegeben. Lord Cochrane, welcher in dem Unabhängigkeitskriege eine Rolle ſpielte und damals eines bedeutenden Ruf genoß, verlor bald die Luſt zum Dienſte, wegen des Uebergewichts, das ſich die portugieſiſche Partei über den Kaiſer Don Pedro I anzueignen wußte, dann auch wegen der Parteilichkeit, welche der oberſte Militärgerichtshof rückſichtlich der durch die braſilianiſche Fregatte „Nitheroy" gekaperten portugieſiſchen Schiffe zeigte. Man ſchätzte die Zahl der damals genommenen oder zerſtörten Schiffe auf ſechsunddreißig. Nichtsdeſtoweniger wurden ſie für braſilianiſches Eigenthum erklärt und denjenigen noch eine Entſchädigung zugeſprochen, welche ſie armirt hatten. Die Vorſtellungen, oder vielmehr Drohungen des Lord Cochrane bewirkten endlich, daß man ihm eine Summe von 240,000,000 Reis zur Dispoſition ſtellte, um ſie unter dem Namen „Priſengelder" an die braſilianiſchen Seeleute zu vertheilen. Dieſe Vertheilung geſchah aber durch ihn mit vieler Parteilichkeit und Ungerechtigkeit. Nach dem Dienſtaustritt des Lord Cochrane wurde Don Pedro hauptſächlich durch den Marquis von Parangoa beherrſcht, einen ſonſt ehrenwerthen Mann von guter Erziehung, der aber weder Theorie, noch Praxis des Seedienſtes kannte.

Der gegenwärtige Miniſter dieſes Departements iſt ein junger Mann von 30 Jahren. Ohne Seemann zu ſeyn, hat er tüchtige Studien gemacht und eines guten Unterrichts genoſſen. Er iſt voll Talent, beſeelt von Gerechtigkeit und Patriotismus, und in ſeinen politiſchen Anſichten ſehr gemäßigt. Indem er mit den Functionen des Miniſters zugleich die eines Deputirten verwaltet, iſt ſein Einfluß ſehr groß.

Die Küſtenſchifffahrt iſt ſehr bedeutend; die dazu benutzten Schiffe ſind meiſtentheils von guten Seeleuten geführt. Der Schutz, den ſie durch die kaiſerliche Marine genießen, iſt durch genaue und ſtrenge Verordnungen beſtimmt, ſo wie auch der Commandant, der dagegen handelt, ſogleich entlaſſen wird.

Nach der neuen Organiſation vom Jahre 1834 iſt das Departement der Marine auf folgende Art zuſammengeſetzt, nämlich aus: 1) dem Miniſterium der Marine, 2) Intendanz der Marine, 3) Sold-Bureau, 4) Rechnungs-Bureau, 5) Lieferungs- und Vorrathscommiſſariat, 6) Inſpection des Arſenals. Die Zahl der bei dem Arſenal angeſtellten Werkleute beläuft ſich mit den ihnen Zugehörigen auf 900 bis 1000 Individuen; in Kriegszeiten verdoppelt und verdreifacht ſie ſich. — Marine-Arſenals befinden ſich in allen Häfen, wo Kriegsſchiffe gebaut werden können. Die Marine-Akademie war ſeit 1832 mit der der Landarmee verbunden, eine Vereinigung, aus der ſo wenig Gutes entſtand, daß eine Trennung als nothwendig beſchloſſen wurde. Der mathematiſche Curſus auf der Marine-Akademie dauert vier Jahre. Den Studienplan hat man ſeinen Grundlagen nach von der Akademie zu Portsmouth entlehnt, ihn aber geändert und durch die Fehler verſchlechtert, welche die Braſilianer in all' ihren Stiftungen und Nachahmungen einführen. Befindet ſich der junge Officier einmal am Bord des Schiffs, ſo empfängt er keinen Unterricht mehr. Im Uebrigen macht der Commandant jeden Monat ſeinen Rapport über die Führung und den Fleiß ſeiner Eleven an das Staatsſecretariat. Als bemerkenswerth dürfte es erſcheinen, daß nach dem Studienplan der Militär-Akademie die Taktik und die Strategie auf das erſte Jahr angeſetzt ſind. Ein aſtronomiſches Obſervatorium, deſſen

Digitized by Google

Anlegung schon im Jahre 1827 befohlen wurde, ist bis jetzt noch nicht erbaut. Die Hauptfehler beider, früher vereinigten Akademien sind, daß sie wenig Gewalt über ihre Zöglinge haben, daß sie ihnen weder Moralität, noch Gehorsam und Disciplin einprägen, daß man die Unterweisung in den nothwendigsten Branchen der militärischen Wissenschaften, z. B. Artillerie, Terrainlehre, den kleinen Krieg vernachlässigt, um Gegenstände zu lehren, die anderwärts bis ans Ende aufgehoben werden, daß man fast niemals von der Theorie ausgeht, und daß die Gehalte nur höchstens für geistliche Professoren, nicht aber für die Lehrer ausreichen, welche Familie haben. Die Stellen des Portiers und der Pedelle sind noch die am besten bezahlten. Die Examina in den Akademien dauern selten länger als eine Stunde.

Die Marineofficiere haben in Brasilien den Vorrang vor denen in der Armee und tragen Uniformen und Abzeichen, welche diesen höhern Rang bezeichnen. Zur Kriegszeit steigt der Sold bedeutend durch die Tischgelder, Prisenantheile u. s. w. Bei der Expedition gegen Buenos-Ayres war die pecuniäre Stellung der jungen brasilianischen Officiere besser als die der englischen von demselben Rang. Im Lande ist der Sold eines Marineofficiers gleich dem eines Armeeofficiers von gleicher Kategorie. Das Corps der Marineartillerie hatte man im Jahre 1835 bis auf 600 Mann gebracht, während es lange Zeit nur die Hälfte betrug, da einige Hundert dieser Soldaten, weil sie nicht an der Revolution von 1831 hatten Theil nehmen wollen, sich anderthalb Jahr lang in gerichtlicher Untersuchung befanden. Doch empfingen die Soldaten während ihrer Haft ihren Sold, und die extraordinären Gratificationen. Man entließ sie endlich, weil man ihrer Dienste bedurfte.

Im Anfange des Jahres 1835 wurde der Capitän Elewlp nach London geschickt, um in England 500 Matrosen anzuwerben. Unter den Angekommenen waren die meisten Handwerker. Ihre Erscheinung erregte heftiges Murren; die Eigenliebe der Brasilianer litt bei ihrem Anblicke, und das Vorurtheil des Volks erkannte nicht den Nutzen an, den sie dem Lande bringen. In Rio de Janeiro sieht man hauptsächlich in jedem Fremden mehr einen Menschen, der hier sein Glück machen will, als einen, den man selbst nöthig hat.

Die Ankunft dieser Engländer befreite für einige Zeit die Regierung davon, ihre Zuflucht zum Matrosenpressen zu nehmen. Die Leute, welche man durch dieses Mittel erhielt, wurden anfangs gut genährt und behandelt am Bord eines Schiffs, welches dazu bestimmt war, und von wo man sie dann, so wie man sie nöthig hatte, auf Kriegsschiffe überführte. Nach dem Tode Don Pedro's I, als die brasilianische Regierung keinen Einfall dieses Fürsten mehr zu fürchten hatte, verabschiedete sie diese englischen Seeleute mit vieler Härte; kurz darauf mußte sie sich aber glücklich schätzen, einen Theil derselben wieder zusammen zu bekommen, um sie nach Para schicken zu können.

Es ruht ein Element der Kraft für die brasilianische Marine in den eingebornen Wilden von der Nation der Cabocles, die man in den Provinzen des Nordens trifft. Sie sind von kupferbrauner Farbe, ihre Gesichtszüge sind wie Masken, ihr Körperbau ist klein, ihre Beweglichkeit und Unerschrockenheit jedoch bewundernswerth. Gelehrig, gehorsam, ergeben und treu, haben sie nur den Fehler der Trunkenheit; doch schlafen sie nach einem solchen Excess ruhig ein, ohne weiter einen Scandal zu begehen. Der Capitän Ingles machte den Versuch, seine Brick mit diesen Cabocles zu bemannen, und das Schiff hat im Kriege im Süden eine ausgezeichnete Rolle gespielt. Der Capitän Grenfill machte der Regierung den Vorschlag, am Bord eines Schiffes eine Pflanzschule für Matrosen von dieser Nation zu errichten, die Leute während eines ganzen Jahres nicht von dem Schiffe ans Land, am Ende dieser Zeit aber mit der Bedingung zu entlassen, daß sie wieder kommen und Andere mitbringen sollten. Im Grunde ist nichts so bizarr, als die Equipage eines brasilianischen Kriegsschiffs, die gewöhnlich aus allen Farben und dem Auswurf aller Nationen zusammen gesetzt ist.

Man dürfte bei den Brasilianern nicht eines einzigen ausgezeichneten Officiers erwähnen können; dasselbe gilt auch fast von den Portugiesen. Die Officiere, die in künftigen, entscheidenden Begebenheiten wahrscheinlich eine Rolle spielen werden, sind der Commodore Taylor, Divisionschef und erster Rath des Marineministers. Dann der Marinecapitän Grenfill, der im Kampfe gegen Buenos-Ayres den rechten Arm verloren hat, und der Fregattencapitän Ingles, sämmtlich Engländer. Alle drei haben sich außer dem brasilianischen Dienste gebildet und auch schon ausgezeichnet.

(Schluß folgt.)

Nachricht über die Papiere des Reisenden Davidson.

Der englische Viceconsul Willshire schrieb an den Bruder des unglücklichen Reisenden unter dem 21 Dec. v. J. Nachstehendes: „Bis jetzt sind nur einige Bücher und ein goldener Ring von Ihrem Bruder an mich gelangt. Der Maure, von dem ich sie kaufte, hat seitdem eine Reise in das Land Dar'ah gemacht und die Zelte der Tadschakanths besucht; bei einem gewissen Mohammed el Abd fand er zwei Briefpakete Ihres Bruders, die an mich adressirt, und theils wenige Tage, theils den Abend vor seinem Tode geschrieben waren. Ich habe dem Mauren und Mohammed el Abd schöne Geschenke versprochen, wenn sie mir die Pakete ausliefern wollten, denn ich hoffe, daß dieselben einen Bericht der Reise Ihres Bruders von Wed Nun aus enthalten, welchen er mir gelegentlich zuzusenden versprochen hatte." — In demselben Briefe spricht Hr. Willshire auch die Hoffnung aus, bald von Abu Bekr (dem bekannten freigelassenen Sklaven aus Jamaica) etwas zu hören, da kaum zu zweifeln, daß derselbe in Tombuktu angelangt sey.

Die russischen Provinzen jenseits des Kaukasus.

Die Provinz Schirwan.

8. Quellen des Nationalreichthums.

(Fortsetzung.)

Weingärten werden ausschließlich von Armeniern gehalten, namentlich in den Dörfern Madrasi und Gürbschewan; hier rechnet man 550, jedoch nicht sehr große Gärten, von denen jeder 100 bis 400

Digitized by Google

Batmans oder Tungas gibt; nach einem Ueberschlage kann man die ganze Menge des gewonnenen Weines auf 49,000 Batmans oder 16,500 Wedros und auf 2000 Wedros Branntwein anschlagen; der Batman oder ⅓ Wedro kostet nur 40 bis 70 Kopeken Kupfer. Die Trauben werden nicht sortirt, sondern rothe und weiße untereinander geworfen; den Wein gießt man mit den Kämmen in große thönerne Töpfe, die in die Erde gegraben sind. Trotz dieser schlechten Bereitung und der Nachlässigkeit, womit die Armenier zu Werke gehen, ist der Wein doch ausnehmend leicht und angenehm; er steht den kachetischen Weinen wenig nach, kann aber vermöge seiner Feinheit und Zartheit einem mittlern Bordeaux verglichen werden. Aus den Trestern wird Branntwein bereitet. — Obwohl die Armenier ihre Weingärten sehr sorgfältig unterhalten, so läßt sich doch noch keine bessere Weinbereitung erwarten, weil sie aus Habsucht nur daran denken, möglichst viel Wein zu erhalten. Es ist jedoch auch zu bemerken, daß sie wenig Absatzwege haben: in Alt-Schemacha, und überhaupt in Schirwan, das größtentheils von Tataren bewohnt wird, ist der Weinabsatz unbedeutend; ausgeführt wird er nur nach Baku und Kuba. Wie in der ganzen Provinz kein Tatar einen Weingarten hat, so besitzt auch kein Armenier einen Maulbeerbaumgarten zum Behufe der Seidenzucht.

Fruchtgärten finden sich im untern, noch mehr aber im obern Theil von Schirwan; die gewöhnlichsten Bäume darin sind: Aepfel-, Bergamott-, Granatäpfel-, Birn-, Aprikosen-, Pfirsich-, Feigen-, Pflaumen- und Kirschen-Bäume verschiedener Art, so wie Wallnuß- und Maulbeer-Bäume. Trotz dieser Leichtigkeit aber, die schönsten Fruchtbäume zu ziehen, ist die Gartencultur doch im Allgemeinen nicht bedeutend, und der Ertrag dient bloß zum Hausverbrauche. Der Absatz der Früchte beschränkt sich auf die einzige Stadt Alt-Schemacha.

Das Land, welches mit Maulbeerbäumen angepflanzt ist, kann man auf 2600 Dessätinen, die Weingärten auf 600 und das mit Fruchtbäumen besetzte Land auf 800 Dessätinen anschlagen.

Was die Viehzucht in Schirwan betrifft, so unterhält man Büffel, Rindvieh, Pferde, Schafe, Esel, Kamele und Maulthiere. Die angesessenen Einwohner, welche sich vorzugsweise mit Landbau beschäftigen, halten Vieh nur zu ihrem eigenen Bedarf, und man findet bei ihnen nicht mehr als 12,000 Stiere, 40,000 Kühe, ungefähr 36,000 Pferde, 40,000 Schafe, 25,000 Esel, 1000 Kamele und 800 Maulthiere. Büffel gelten 6 bis 8, Esel und Stiere 4 bis 6 Ducaten; Kühe 8 bis 12 Rubel Silber, Pferde 8 bis 20 Ducaten, Hämmel und Schafe 1½ bis 2½ Rubel, Kamele 16 bis 20, Maulthiere 15 bis 40 Ducaten.

Die Bienenzucht bildet keinen wichtigen Zweig der Landwirthschaft, doch wird sie im obern Theil der Provinz stärker als in der Ebene getrieben. Im Allgemeinen rechnet man 9000 Bienenstöcke, welche jährlich gegen 6000 Batmans (120,000 Pfund) Honig und gegen 500 Batmans Wachs geben; der Honig wird zu 4 bis 5, das Wachs zu 8 bis 10 Rubel Silber das Pud verkauft. Viele Gegenden sind für Bienenzucht besonders geeignet, und die Einwohner würden einen großen Vortheil daraus ziehen, wenn sie sich der Sache eifriger widmeten. — Die Jagd auf Bären, Wölfe, Füchse, Hasen, Schakals, wilde Ziegen, Stiere und Schweine wird von den Einwohnern nur zum Vergnügen getrieben, theils mit Fallen, theils mit Hunden und Feuergewehr. — Der Flußfischfang verdient nur im Kur wegen seiner Bedeutung eine besondere Aufmerksamkeit. Der Bergbau besteht nur im Gewinn des Salzes, der Naphtha und des Kalksteins, der sich in den schirwanischen Bergen in Menge findet, und wegen seiner Weichheit leicht alle Formen annimmt.

Die Fabrication von Seidenstoffen in Schemacha ist schon seit langer Zeit berühmt, und es gab eine Zeit, wo die Erzeugnisse dieser Stadt zu den besten in Persien gerechnet wurden, aber die unglücklichen Umstände, in denen sich ganz Schirwan öfters befand, vernichteten diesen Industriezweig fast völlig, sobald aber die Ruhe wiederkehrte, blühte er jedesmal wieder auf. So war es seit der Wiederherstellung von Alt-Schemacha, nach der Zerstörung der Stadt durch Nadir Schah im Jahre 1734; unter Mahmed Seid Khan befand sie sich in blühendem Zustande, namentlich als in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einige Hunderte der bedeutendsten Fabricanten aus Tebris sich nach Schemacha übersiedelten, obgleich sie nach der Einnahme der Stadt durch Feth Ali Khan im Jahre 1776 wieder nach Tebris zurückkehrten. Wenn man indeß von Fabriken und Industrie in Schirwan und überhaupt in ganz Asien spricht, so darf man nicht glauben, daß hier Anstalten bestehen, die mit Maschinen arbeiten, eine große Anzahl Hände beschäftigen und eine bedeutende Menge Waaren liefern; vielmehr finden sich in jedem Hause nur ein oder zwei Webstühle, und darauf werden einfache Stoffe und in beschränkter Menge gearbeitet. Der eigenthümliche asiatische Geschmack, die Muster, die Mischung und Dauerhaftigkeit der Farben gaben den asiatischen Stoffen einen Vorzug vor vielen europäischen, aber alles dieß bildet nur eine Volks-, aber keine Fabrikindustrie; zu ihrer Vervollkommnung haben die Perser zuerst den Weg gezeigt, seit geraumer Zeit aber ist Alles unverändert geblieben, und keine neuen Verbesserungen sind vorgenommen worden. Da indeß persische und überhaupt asiatische Stoffe in Rußland und Europa begehrt sind, so verdienen die Weber in Schemacha besonders darum Aufmerksamkeit, weil sie den persischen Stoffen den Weg nach Rußland versperren können. Die Zahl der Webstühle, auf denen seidene Stoffe verfertigt werden, beträgt in Alt-Schemacha gegen 650, und in den bedeutendsten Dörfern: Alwent, Sardob, Affu und Baskal, gegen 50. Zu einem Webstuhl gehören 4 bis 5 Menschen, die obengenannte Zahl von Webstühlen würde also 3000 beschäftigen, man kann aber, da manche Webstühle leer stehen, nur etwas über die Hälfte annehmen. Die Fabricanten erhalten die Seide von den Bewohnern der Provinz, den Stil oder 80 Solotnick zu 6 Rbasen, aber diese Seide verliert noch bei der Reinigung gegen 30 Procent. Die Seidenstoffe gehen zum Verkaufe nach Moskau, Astrachan, Tiflis, Baku, Kuba, Derbend, Nucha, Schuscha und andern Städten. Die seidenen Schleier und Halstücher besonders nach der Türkei und Persien. Das Färben der Seide wird als Monopol betrachtet und von der Regierung in Pacht gegeben, nur das Färben mit Roth und Gelb ist frei. Diese Verpachtung ist mit großen Unbequemlichkeiten und Mängeln verknüpft, und die Schleier von Schemacha, welche sonst den gleichen Preis mit den persischen hielten, werden jetzt nur noch in geringer Menge verfertigt und sind nirgends mehr begehrt. Die Genossenschaft der Fabricanten von Schemacha würde gern die Bezahlung der Pachtsumme, welche 800 Ducaten beträgt, über sich nehmen, und an die einzelnen Meister je nach der Zahl der Stühle vertheilen.

(Fortsetzung folgt.)

Am 16 Februar Abends 6 Uhr hat ein Erdstoß zu St. Paul (wahrscheinlich im Departement der Ostpyrenäen) stattgefunden. Am 19 zu Sourins; der letztere ging von Norden nach Süden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 75.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 März 1838.

Ein Beitrag zur natürlichen Beschreibung des Königreichs Neapel.

3. Das Flußgebiet des Liris oder des Garigliano.

Der Liris entspringt am Fuß des Berges Camicciola, nahe bei der Gemeinde Cappadocia in der Provinz Abruzzo ulteriore, und fließt sieben Miglien lang bis Civitella in einer tiefen Schlucht zwischen schroffen Felsen. Von Civitella an treten die Berge vom Liris zurück, das Thal, bekannt unter dem Namen la Valle di Roveto, erweitert sich, und in sanften Abhängen umgränzen die vordern Hügel das klare Wasser. Da sich das Thal gegen Süden öffnet, und somit die Südwinde eindringen können, so ist das Klima auf diesen Abhängen und auch noch auf den untern Hügeln gemäßigt, das Erdreich im Allgemeinen tief und sehr fruchtbar, und die Vegetation üppig. Auf den obern Hügeln wachsen Eichen zu einer außerordentlichen Größe heran, und das Bauholz dieser Hügel würde großen Gewinn bringen, wenn eine fahrbare Straße vorhanden wäre. Civitella ausgenommen, sind alle andern Gemeinden auf der Höhe der Hügel gelegen, und darum werden die abschüssigen Abhänge von den Bewohnern bebaut, während man die Anpflanzung in den untern Gegenden vernachlässigt sieht. Bei dem bedeutenden Fall, welchen der Fluß längs des Thales bis Sora hat, kann man durch Canäle das Wasser leicht ableiten, theils um Mühlen in Bewegung zu setzen, theils um die ausgedehnten Ebenen zu bewässern. Allein bei der Verkehrtheit, mit der gegenwärtig der Feldbau dieses Thals und die Wälder seiner Hügel behandelt werden, fehlt es den wenigen Bewohnern der Anhöhen an der Nahrung, während sie im Wohlstand leben könnten, wenn man auf den Hügeln die vorhandenen Wälder erhalten und die ausgerodeten wieder nachpflanzen, und in dem Thale den Anbau der Felder zweckmäßig betreiben würde.

In der Gegend von Sora erweitert sich die Valle di Roveto in eine breite Ebene von ungefähr dreißig Quadratmiglien bis diesseits Isola, gewöhnlich Isola di Sora genannt. Diese Felder, die im Allgemeinen gut bebaut sind, würden einen viel reichlicheren Ertrag liefern, wenn sie mit dem Liris und dem klaren Fibreno bewässert würden, welche auch im Sommer ihre große Wassermasse behalten, und durch Canäle zahlreiche Mühlen in Bewegung setzen könnten; statt dessen aber befinden sich in dieser großen Länge bloß fünf Mühlen am Liris selbst; um jeder Mühle einen Fall des Wassers von 5 bis 7 Palmen durch ein Mühlwehr aus starkem Pfahlwerk zu verschaffen, wurde das Bett des Flusses so erhöht, daß dasselbe eine halbe Miglie oberhalb der Stadt die Spitzen der zerfallenen antiken Brückenbögen erreicht, und längs der Wohnungen beinahe dem Niveau der Straßen gleich ist; daraus entstehen bei außerordentlichen Anschwellungen zu großem Schaden der Bewohner Ueberschwemmungen für die Stadt Sora und ihre nächsten Umgebungen. Das reichliche Wasser des Fibreno belebt die Maschinen einiger Fabriken, unter denen sich eine Papierfabrik auszeichnet, welche vorzügliches Zeichnen- und Schreibpapier liefert.

Vier Miglien unter Sora theilt sich der durch den Fibreno bereits vergrößerte Liris in zwei Aeste, die sich, nachdem sie die Wohnungen der Gemeinde, welche von dieser ihrer Lage den Namen Isola bekam, umgangen hat, wieder in Einem Bett sich vereinigen und bilden bis zur Ebene von St. Eleuterio noch andere kleinere Wasserfälle. Nur einige wenige Fabriken befinden sich in Isola, und doch vereinigen sich hier alle Umstände, um ausgedehnte Fabriken und Manufacturen zu errichten. An der Wasserkraft fehlt es nicht; die Wälder der nahen Hügel könnten in Menge und um geringen Preis das nöthige Brennholz liefern; zudem ist das Klima gesund, und die Lebensmittel aller Art sind reichlich vorhanden, um eine zahlreiche Bevölkerung zu ernähren.

Von Isola an bildet das Thal des Liris in einer Länge von 3 bis 4 Miglien einen Engpaß; aber dann öffnet sich das Thal in eine weite Ebene, welche in der Länge von 22 Miglien bis Rocca d'Evandro und in einer mittlern Breite von 6 bis 7 Miglien von dem Fluß durchschnitten wird. In dieser ganzen Ausdehnung wird für die Verbesserung des Klima's nicht die mindeste Sorge verwandt, die unzweckmäßige Benützung der nahen Berge vermehrt im Gegentheil die Ursachen der Verpestung. Die Bäche, die von den Bergen herabfließen, richten eine immer größere Unordnung an, und da sie häufig anschwellen, so

Digitized by Google

erhöhen sie ihre Betten, und fließen über die nahen Felder, von denen einige schon völlige Sümpfe sind. Am schädlichsten wirkt vor Allen der Bergbach Melfa, welcher eine Menge von Kieselsteinen und Sand mit sich führt und den Liris in diesem Laufe hindert: auch das Bett des Flüßchens Rapido erhebt sich, verursacht häufige Ueberschwemmungen in den Feldern von S. Germano und verwandelt sie in Sümpfe. Ebenso läßt man sorglos das Flüßchen Capo d'Acqua, welches am Fuß des Hügels, auf dem die Gemeinde Palazzuolo liegt, entspringt, die Umgegend von Aquino verwüsten, dessen Bevölkerung in 700 schwächlichen Einwohnern besteht. Die verpestete Luft entvölkert allmählich die üppigen Felder dieser Ebene, in der sich die Gemeinden von Pontecorvo, Aquino, Piguataro, S. Giorgio und S. Angelo in Teodice befinden, deren Bevölkerung 5000 Seelen nicht übersteigt.

Von dem Einflusse des Rapido an erhält der Liris den Namen Garigliano. Von S. Germano an bis zum Walde Mortula hat die Ebene eine so geringe Neigung (Horat. Od. I. 31: rura, quæ Liris quieta mordet aqua, taciturnus amnis), daß der Rapido von S. Germano bis zu seinem Einfluß, und der Garigliano von da bis zum genannten Walde mit Kähnen befahren werden kann, welche auf diesem Flusse Sandali genannt werden. Von jenem Walde bis zu dem Fuß des Hügels, auf dem die Gemeinde Sujo liegt, nähern sich die Berge so, daß die Basaltfelsen in das Bett hineinreichen, und das Thal einen Engpaß bildet. In diesem Laufe von wenigen Miglien fließt der Garigliano über neun Felsen, welche eben so viele Wasserfälle bilden, und obgleich keiner von diesen höher als zwei Palmen ist, so bekommt doch die große Masse des Wassers, welches sich an den Felsen bricht, einen raschen und strudelnden Lauf. Bei der gewöhnlichen Wasserhöhe läßt sich auch durch diesen Engpaß noch mit den Sandali fahren, weil sich immer einige Stellen finden, wo die Felsen tief genug unter dem Wasser liegen; allein es gehört viele Geschicklichkeit zu dieser etwas gefährlichen Fahrt. Ist einmal diese Stelle überwunden, so kann man den Fluß wieder bequem befahren, weil sein Fall von Sujo an bis zu seiner Mündung ins Meer höchst unbedeutend ist.

(Schluß folgt.)

Brasilianische Zustände.

Die Marine.

(Schluß.)

Man hat angefangen den Schiffscaplans die Functionen von Lehrern zu übertragen, wofür sie unter diesem Titel eine Solderhöhung von 15,000 Reis monatlich erhalten. Man beschuldigt sie, im Kriege im Süden sehr oft die Soldaten entmuthigt zu haben; so erzählt man unter Anderm von einem dieser Priester, daß, nachdem er kurz vor dem Gefecht die Messe gelesen, er den Schiffssoldaten zurief: „du sollst nicht tödten!" und daß dergleichen religiöse Ermahnungen mitten im Kampfe sehr oft Ursache und Entschuldigung für die Feigheit waren. Es ist noch zu erwähnen, daß die Chirurgen der Marine sehr schlecht bezahlt werden.

Der Kaiser Don Pedro I hatte seit einigen Jahren auf der Insel das Cobras bei dem Arsenal die Anlegung eines Bassins für die Schiffsbauten begonnen. Diese Insel besteht nur aus einem Granitfelsen, den man bis auf den Wasserspiegel durch Pulver wegsprengen und den Rest durch Steinhauer aushöhlen lassen wollte. Seit der Abreise des Kaisers wurden diese Arbeiten eingestellt; es mangelt an Soldaten, die Galeerensträflinge zu bewachen, die man früher zu diesen Arbeiten benutzte.

Wir müssen in diesem Tableau der Marine auch noch der zehn Paketboote erwähnen, die mit 20 Kanonen und 254 Mann Equipage besetzt sind. Diese Schiffe sind fast alle schlecht eingerichtet, schlecht befehligt und stehen auf dem Punkte, bald nicht mehr Dienste leisten zu können. Schon zur Zeit Don Pedro's I hatte man aus London um einen übermäßigen Preis zwei Dampfschiffe kommen lassen, zur Erleichterung der Communication zwischen Rio de Janeiro und den Provinzen des Nordens. Die Maschinerie des einen dieser Schiffe verrostet gegenwärtig in irgend einem Winkel des Arsenals, das andere wurde nur zu den kaiserlichen Lustfahrten benutzt. Indeß muß die Regierung zwei bis drei Monate warten, bis sie Neuigkeiten aus Para erhält; in der günstigsten Jahreszeit dauert die Fahrt eines Paketboots aus dieser Provinz nach Pernambuco 40 Tage, und man rechnet gewöhnlich 70 Tage bis ein Brief von Para in Rio de Janeiro anlangt. Der Plan einer Actiengesellschaft zur Errichtung von Dampfbooten an der Küste von Brasilien hat von der Regierung, welche auf dem Grundsatz beharrt, ihre Ausgaben in dieser Hinsicht nicht um 25 Proc. vermehren zu wollen, nicht die Genehmigung erhalten. Hauptsächlich beschwerlich hat ihr die Gleichstellung der Dampfboote mit den Kriegsschiffen geschienen und die Verpflichtung, die sie eingehen sollte, ihre Beamten, Recruten und Munitionsgegenstände durch keinen andern Weg zu verschicken. Die brasilianischen Paketboote trugen im Jahre 1835 nur 4 Contos und 300,000 Reis ein. Die Rechtlichkeit ihrer Capitäne ist sehr zweifelhaft, da sich diese gewöhnlich in sehr kurzer Zeit ein großes Vermögen zu sammeln pflegen. Der Plan, auf diesen Schiffen eine Navigationsschule für junge Seeleute zu bilden, verspricht wenig Erfolg, da auf ihnen eine jämmerliche Disciplin herrscht. Die Kosten des Unterhalts dieser Schiffe betragen 108 Contos; die obenerwähnte Actiencompagnie verlangte 10 Contos monatlich, so daß die Differenz in pecuniärer Hinsicht sehr unbedeutend gewesen wäre, wogegen sie in Hinsicht der Vortheile, welche diese Europäern anvertraute Unternehmung dem Lande und der Regierung gebracht hätte, unermeßlich geworden wäre.

Man kann von der brasilianischen Marine nicht mehr erwarten, als von der Landarmee. Die eine so wie die andere haben davon die traurigsten Beweise im Krieg im Süden abgelegt. Man dürfte dieß hauptsächlich durch den Mangel an guten Officieren erklären.

Im Kriege gegen Buenos-Ayres im Jahre 1826 hatte man im Rio de la Plata, drei große und zwei kleine Fregatten, vier kleine Corvetten, acht kleine Bricks, dreizehn Goeletten, eine

Digitized by Google

Galeeren, drei Transportſchiffe und zwölf Kanonierboote. Nach und nach gelang es dennoch dem Feinde, eine ſo überlegene Macht und eine ſo große Anzahl von Schiffen zu Grunde zu richten, und mit den Schiffen, die man den Braſilianern abnahm, gegen dieſe ſelbſt zu kämpfen. Die Blokade des Rio de Plata dauerte drei Jahre, während welcher Zeit die Braſilianer ſich weder der Bomben-Galioten, noch ſchwimmender Batterien, oder congreviſcher Raketen und Brander bedienten. Die Kanonierboote, mit Ausnahme von zweien, befanden ſich im traurigſten Zuſtande, und einige von ihnen hatten als Commandanten Chaſſeurofficiere! die Beiſpiele der Feigheit ſind zahllos. So gab auch der Admiral Rodrigo Pinto Guedez, der dieſe Expedition befehligte, mehr ein Mann von der Feder als vom Degen, vielfache Beweiſe ſeiner Muthloſigkeit und Schwäche. Er führte mehr den Krieg gegen die Neutralen (wodurch ſeine Regierung ſpäter in ſehr vielfache Unannehmlichkeiten verwickelt wurde), als gegen Buenos-Ayres. Auf Verlangen des Commodore Taylor wurden wirklich zwei Bombengoeletten ausgerüſtet, aber ſie konnten nicht nach dem Rio de Plata abgehen, weil der Admiral ihnen nicht die congreviſchen Raketen ſchickte, die man angekauft hatte.

Der Feind ſeinerſeits transportirte ſeine Canots große Strecken weit über Land, ließ ſie bei Nacht in der Nähe einiger braſilianiſchen Kriegsſchiffe ins Waſſer, kaperte ſie und bediente ſich ihrer dann ſelbſt mit vieler Geſchicklichkeit und vielem Muth.

Die Kanonierbarke „Pauliſtana," erbaut im Hafen von Santos durch einen ſchwediſchen Architecten, galt für ein Muſter der Tüchtigkeit und Eleganz, und man war ſtolz darauf. Die Führung desſelben war tüchtigen Officieren anvertraut und ihre Equipage für eine braſilianiſche gewählt zu nennen. Auch dieſe Pauliſtana verlor man während des Kriegs. Sie wurde in der Nacht durch Canots, die mit ſpaniſchen Landleuten beſetzt waren, genommen. Dieſe fuhren mit ihr durch die ganze braſilianiſche Escadre vor Buenos-Ayres, indem ſie mittelſt der Signale, deren ſie ſich bemächtigt hatten, anzeigten, daß ſie wichtige kaiſerliche Depeſchen von Montevideo nach Buenos-Ayres überbrächten. Als es endlich doch dem braſilianiſchen Commandanten einfiel, es ſonderbar zu finden, daß ſeine Regierung, ohne ihn davon in Kenntniß geſetzt zu haben, ſich in Unterhandlungen einließ, und dann dem vermeintlichen Capitän der Pauliſtana befahl, zu ihm an Bord zu kommen, ſetzte der Spanier alle Segel bei, und lachte die langſam ihn verfolgende Escadre aus.

In der Lagoa dos Patos (Provinz Rio Grande) hatte man durch die über Land transportirten Canots mehr als 30 Fahrzeuge weggenommen. Die Beſtürzung war allgemein, bis ſich glücklicherweiſe für die Braſilianer die Piraten über die Beute vereinigten und alles den Braſilianern für eine Geldauslöſung zurückgegeben wurde. Die von Buenos-Ayres ausgeſtellten Kaperbriefe, von welchen die Nordamerikaner begierig Gebrauch machten, brachten Braſilien einen ungeheuren Schaden. Die Kaper drangen damals mit großer Frechheit ſogar in den Hafen von Rio de Janeiro ein, und beleidigten ungeſtraft das franzöſiſche Admiralſchiff, bei welcher Gelegenheit der Admiral ſelbſt durch einen Schuß verwundet wurde.

Alle die engliſchen Officiere, welche Braſilien in dieſer Zeit anſtellte, waren, mit Ausnahme von zwei oder drei gewöhnlichen Menſchen, ohne Redlichkeit, ohne Ehrgefühl, und wenig um ihre Reputation bekümmert. Die Schiffe waren ſchlecht armirt, die braſilianiſchen Officiere faſt alle unwiſſend und ohne den Geiſt, der zu großen Thaten anregt. Dagegen waren die Schiffe von Buenos-Ayres, obgleich geringer an Anzahl, beſetzt durch engliſche und amerikaniſche treffliche Seeleute. Die republikaniſchen Spanier fühlten ſich durch die Hoffnung auf Beute, durch Patriotismus und durch einen Chef, wie der unerſchrockene Admiral Brown, ermuthigt.

Die Immoralität, welche am Bord der braſilianiſchen Marine herrſcht, iſt empörend und zu ſcandalös, um darüber ins Detail einzugehen.

Die Acten eines Hexenproceſſes.

Die königliche franzöſiſche Bibliothek hat die Sammlung eines Hrn. Joly de Fleury an ſich gebracht, unter deſſen Manuſcripten ſich auch ein großer Theil des Proceſſes des Pfarrers von Loudun, Urbain Grandier, findet. Die Bibliothek beſaß bereits hierüber werthvolle Documente, unter den neuerworbenen findet ſich auch das Papier, das nach dem Ausſpruche des Urtheils die Unterſchrift des Teufels (Asmodeus) enthält; die Acten dieſes berühmten Proceſſes ſind nun vollſtändig beiſammen. Gewiß iſt es intereſſant, einen Proceß kennen zu lernen, aus dem ein Urtheil hervorging, das in der Mitte des 17ten Jahrhunderts einen Mann des „Verbrechens der Magie, Verhexung und Beſeſſenmachung, verübt gegen mehrere Urſulinen-Nonnen und andere weltliche Frauen," für ſchuldig erklärte, und ihn verurtheilte, öffentliche Abbitte zu leiſten, und mit den bei dem Gericht befindlichen Pakten und magiſchen Zeichen lebendig verbrannt zu werden. Jay in ſeiner Geſchichte des Miniſteriums des Cardinals Richelieu ſieht in dem Vorfall mit den Nonnen von Loudun nur eine Rache des Cardinalminiſters; vielleicht vernichtet eine genauere Unterſuchung dieſes Proceſſes dieſe allgemein verbreitete, aber bis jetzt durch nichts bewieſene Anſicht. (Franz. Bl.)

Die ruſſiſchen Provinzen jenſeits des Kaukaſus.

Die Provinz Schirwan.

8. Quellen des Nationalreichthums.

(Fortſetzung.)

Aus Baumwolle macht man ſowohl in Schemacha als in vielen Dörfern Bjäs, ein Gewebe zu Kleidern, Hemden, Schleiern u. dgl. Dieſe Bjäs iſt hier eben ſo gewöhnlich als in Rußland die Leinwand. Die Baumwolle koſtet hier gewöhnlich 4 bis 4½ Rubel Silber das Pud; weiße Bjäs das Stück à 12 Arſchinen Länge und ¾ Arſchinen Breite 4 Rubel ſchirwaniſches Geld (2 Rubel 40 Kopeken Silber). Man wäſcht die Bjäs, ſobald man ſie vom Stuhle nimmt, in reinem kaltem Waſſer und drückt ſie ſorgfältig aus; hierauf kocht man ſie in ſiedendem Waſſer, ſetzt auf 10 Topas Bjäs einen Batman Kalk und

Digitized by Google

¾ Batman von einem Stein zu, den man Kali-Daschi nennt; hierauf wäscht man sie wieder und läßt sie trocknen.

In der Stadt finden sich 64 Gerber, welche Hammel-, Ziegen-, Ochsen-, Kuh- und Pferdefelle verarbeiten. Zu Bearbeitung der Felle wenden sie Kalk und ein gewisses Gras an, welches eine erweichende Eigenschaft hat. Zuvor reinigen sie die Felle, beschmieren sie mit aufgelöstem Kalk, um sie zu enthaaren, wozu sie die Felle eine ganze Nacht bestrichen liegen lassen; hierauf machen sie eine Kalkmilch und legen die Felle hinein, stoßen sodann das Gras Bieiga zu Pulver, rühren es mit Wasser an und legen die Felle in diese Masse, welche sie drei Tage lang jedesmal frisch aufgießen. Hierauf beginnen sie das Färben, zu welchem Zwecke sie die Felle zuvor mit Fett einreiben, den Fall ausgenommen, wo sie ihm eine rothe Farbe geben wollen.

Die verarbeiteten Felle schicken sie nach Baku, Kuba und Persien.

Alle Handwerke sind in der Stadt Alt-Schemacha vereinigt, und einige derselben sind in ziemlich großer Zahl vorhanden, nämlich Maurer findet man 50, Schmiede 26, Schuh- und Pantoffelmacher 189, Schneider 215, Silberarbeiter 40, Büchsenschäfter 12 u. s. w. Die Handwerker für den gewöhnlichen Gebrauch finden sich freilich auch außerhalb Schemacha auf den Dörfern, überhaupt in der ganzen Provinz.

Der Magal Lagisch liegt im höchsten Theil der Provinz, an der Gränze gegen Kuba hin; er besteht aus 10 Dörfern mit 488 Häusern. Da er sich nahe an dem Hauptkamme des Kaukasus befindet, so ist er zwischen kahlen Felsen und furchtbaren Steinmassen eingeschlossen, deren Höhen noch im Anfange Mai's nicht von Schnee befreit sind. Der Ackerbau ist hier freilich höchst unbedeutend, und aus Mangel an angemessenem Boden wählen sie nur kleine Flecken auf den Bergen aus, die sie mit unglaublicher Mühe bebauen. Nur versprengte Flüchtlinge konnten, wie es scheint, die Felsen zum Aufenthalt wählen, aber trotz ihres undankbaren Bodens sind die Bewohner dieses Magals wohlhabend, und selbst reich: vielleicht hat hier, wie allenthalben, die Noth eine Neigung zum Kunstbetrieb erzeugt, denn es finden sich in dem Magal Waffenschmiede und Kupferarbeiter in ziemlicher Anzahl. Waffenfabriken gibt es daselbst 8; die Meister kaufen das Eisen in Baku, und zahlen gewöhnlich einen Ducaten für 2 Pud; der Transport von Baku bis an Ort und Stelle kostet für 10 Pud 5 Rubel Silber. Der Waffenfabricant Abdurrahim, der durch seine Gewehre und Pistolen sehr berühmt ist, nimmt Eisen von Hufeisen und andern kleinen Gegenständen, meist zur Hälfte, zu seinem Stahl. Zuerst macht man daraus breite, dünne Platten, hierauf legt man jede Platte mehrere Mal zusammen und verwandelt sie in runde, längliche Streifen; sodann befestigt man das eine Ende, packt das andere mit Zangen und windet die Streifen spiralförmig zusammen. Hierauf vereinigen sie 4 bis 6 solcher langen Streifen zu Einem und bilden daraus den Lauf einer Flinte oder Pistole. Auf zwei Batman oder ein Pud gewöhnlichen Eisens nehmen sie zwei Stil oder etwa anderthalb Pfund türkisches Eisen. Die Wässerung, wodurch sich die guten Messer und Flintenläufe auszeichnen, machen sie durch eine Composition, die unter ihnen als Geheimniß bewahrt wird; sie legen zu dem Ende den Lauf in diese Composition und lassen ihn drei Tage liegen; diese Composition frißt das Eisen an, aber der Stahl bleibt unversehrt.

Der Bedarf an Eisen in Lagisch beträgt gegen 800 Pud des Jahres. Die dortigen Büchsenmacher arbeiten nur mit der Hand, was freilich langsam und mühselig ist, manche derselben aber haben einen hohen Grad von Kunstfertigkeit erworben. Abdurrahim macht im Monate nicht mehr als Ein Gewehr oder Ein paar Pistolen, aber dafür sind seine Läufe von Kennern geschätzt, und kosten ohne Schaft und Zugehör 5 bis 20 Ducaten; bei andern Meistern 5 bis 8. Die Waffen aus Lagisch gehen nach Scheki, Kuba, Karabag, Baku, Daghestan und nach einigen Gegenden von Persien.

Hier finden sich auch 52 Werkstätten, in denen kupferne Gefäße gemacht werden. Sie kaufen das Kupfer zu 7 Rubel Silber und 80 Kopeken Kupfer das Pud; mit dem Transport mag es jedoch 8½ Rubel Silber kommen. Das Kupfer, was aus Astrachan kommt, bezahlen sie mit 10 Rubel Silber. Ihr jährlicher Verbrauch beträgt 2510 Pud, und der Gewinn der Arbeiter daran jährlich über 10,000 Rubel Silber. Alle muselmännischen Provinzen Rußlands, Tiflis, Baku, Kuba, Derbend Daghestan und selbst Persien versehen sich von hier aus mit kupfernen Gefäßen, die hier allgemein im Gebrauche sind: selbst der ärmste Bauer hat kupferne Kessel, Krüge, Tassen u. dgl.

Einige Schirwaner bereiten grobe Tücher, wozu sie die Wolle von den wandernden Stämmen Schirwans kaufen: sie bezahlen den Batman mit 12 schirwanischen Abasen, und bereiten daraus zwei Stücke Tuch, das sie zu 16 Abasen oder 2 Rubel Silber das Stück verkaufen; manche bereiten gegen 20 Stück des Jahres.

Aus dem Obengesagten geht hervor, daß die Hauptindustriezweige in der Fabrication seidener und baumwollener Gewebe, in Leder, Gewehren und Kupfergeschirren bestehen.

(Fortsetzung folgt.)

Relative Höhe des Schwarzen und Caspischen Meeres.

In dem Tagblatte „das Ausland" (Januar 1838 vom 31) ist aus der Nordischen Biene (Nro. 291. des Jahres 1837) ein Aufsatz des Hrn. Iwanow aus Dorpat abgedruckt worden, in dem ich auf eine unfreundliche und mir ganz unerklärliche Weise beschuldigt werde: „zu den gelehrten Illustrationen zu gehören, die, von Hrn. Professor Parrot unschön auf das Eis geführt, aus Zorn über das Resultat des letzten barometrischen Stations-Nivellements, sich leider! auf eine achtungswidrige Art über ihn ausgedrückt haben." Die Antwort auf diese Beschuldigung ist sehr einfach. Hr. Iwanow muß meinen Namen mit dem Namen eines andern Reisenden verwechselt haben. In allen meinen Schriften, vor und nach meiner sibirischen Reise, ist der wissenschaftlichen Unternehmungen des Hrn. Parrot mit großer Achtung gedacht worden. Ich habe nie über den Unterschied zwischen den zwei barometrischen Nivellements etwas Anderes drucken lassen, als was sich an dem Schlusse von Parrot's Reise zum Ararat (S. 192 bis 198) aus einem freundschaftlichen Briefe entlehnt findet, den ich an den Verfasser unter dem 28 Mai 1834 richtete. In dem Buche selbst wird gesagt: „daß Parrot, seit seinem zweiten Nivellement, die Zielscheibe deutscher Journale geworden ist." Der Ausdauer, mit welcher dieser Physiker, durch wiederholte, mühevolle Operationen, die Wahrheit zu ergründen sich bestrebt hat, ist, wie zu erwarten war, in unserm deutschen Vaterlande die allgemeinste Anerkennung geworden.

Berlin, den 26 Februar 1838.

Alexander v. Humboldt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 4.)

Digitized by Google

№ 4.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Deutsche Viertel-Jahrsschrift.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Deutsche Viertel-Jahrsschrift.

Januar — März 1838.

gr. 8. In Umschlag broschirt. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Inhalt: Was wir bezwecken. — Ueber alte und neue Handelswege nach der Westküste Amerika's, von **Ed. Pöppig**. — Die Steinkohlen-Gebilde, in naturgeschichtlicher und technischer Beziehung, von **K. C. v. Leonhard**. — Der Pauperismus, von Prof. **Bülau** zu Leipzig. — Die neue Gestaltung der deutschen Alterthumswissenschaften, von **H. Leo**. — Die litterarischen Zustände Belgiens, von **Dr. L. A. Warnkönig**. — Heine's Schriften und Tendenz, von **G. P.** — Beiträge zur Lösung der jüdischen Frage, v. **M.** — Auf welchem Standpunkt steht die vaterländische Geschichtsforschung, von **W. M.** — Ueber den Somnambulismus, von Prof. **Fischer** zu Basel. — Aphorismen über Kriegskunst, von Ritter **Prokesch von Osten**. — Ueber Diplomatie, von **F. K.**

Die Zahl der gebildeten Männer aus allen Classen, welche den Beruf und das Bedürfniß fühlen, sich über Alles, was die geistige Welt im Großen anregt, auf dem Laufenden zu erhalten, und die Stellung genau zu erkennen, welche das Wissen gegen das Leben nimmt, wächst immer mehr und mehr an. Je mehr sie in ihren besondern Fächern vorzuschreiten streben, desto nothwendiger fühlen sie das Bedürfniß einer fortwährenden Zuthat allgemeiner Bildung, welche sie über dem Täglichen erhalten soll. Für sie, die an Allem Theil nehmen möchten, was die Zeit bewegt, aber nicht Muße genug haben, was für sie wichtig ist in den gelehrten Zeitschriften zusammenzusuchen, oder nicht die Mittel, sich alles hieher Gehörige anzuschaffen, für sie zunächst soll durch die Viertel-Jahrsschrift gesorgt werden. Sie soll die Ergebnisse eifriger Forschung und gründlichen Denkens, auch für denjenigen, den das praktische Leben ganz in Anspruch nimmt, verständlich und nutzenbringend, die wohlerwogenen, leidenschaftlosen Urtheile eines geläuterten Geschmacks für einen weiteren Kreis denkender, strebender und lernbegieriger Geister zugänglich machen; kurz eine Verbindung zwischen dem einsamen Arbeitszimmer und den verschiedenartigen Lebenskreisen der nicht gelehrten Welt herstellen durch das Zusammenwirken einer größern Anzahl wohlmeinender, über die zu verfolgenden Zwecke einverstandener Männer. Strebend nach Ernst und Gründlichkeit, wird diese Zeitschrift — als Organ der Ueberzeugung und Wahrheit — hauptsächlich und durchweg es als ersten Zweck verfolgen, übersichtlich dem praktischen Leben näher zu bringen, was das Reich der Geister bewegt.

Mit wenig Worten:
zwischen dem praktischen Leben und der in der Litteratur für dasselbe liegenden Ausbeute will die Viertel-Jahrsschrift vermitteln.

Was sie zu erreichen wünscht, wäre also für den jeweiligen Standpunkt der verschiedenen geistigen Richtungen, eine Reihe von leading articles, nicht im Geiste eines Tagblatts, sondern in dem einer Viertel-Jahrsschrift übersichtlich aufgefaßt, und zwar mit sorgfältigerer Beachtung des Nothwendigen und Praktischen, mit reiflicher Erwägung dessen, was gerade an der Zeit ist, mit gänzlicher Entfernung der Leidenschaften des Tags, mit deutscher Unparteilichkeit und deutschem gutem Glauben, und mit dem ruhigen würdigen Tone, welcher der Wissenschaft ziemt, und welcher allein einer guten Sache frommen kann.

In diesem Sinne beizutragen zu der Viertel-Jahrsschrift, laden wir eben so angelegentlich als ehrerbietig alle diejenigen ein, welchen das Bedürfniß besonnen vorzuschreiten und die Nothwendigkeit vorschwebt, daß die Berufsgelehrten

Digitized by Google

sich auch in Deutschland der praktischen Richtung und Bildung in dem Maaße nähern müssen, in welchem diese sich zum Wissen steigert.

Entsprechende Beiträge werden anständigst honorirt werden, und im Wege des Buchhandels, aus Norddeutschland über Leipzig durch Hrn. **L. H. Bösenberg** daselbst, aus Süddeutschland aber durch Beischluß unserer **litterar.-artistischen Anstalt** zu München, unserer **Verlags-Expedition** zu Augsburg, der **Stein**'schen Buchhandlung zu Nürnberg, der **Andreä**'schen Buchhandlung zu Frankfurt, oder directe durch den Postwagen, uns am besten zukommen.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Das seit 5 Jahren in unserem Verlage erscheinende

ARCHIV

für

Natur, Kunst, Wissenschaft und Leben

Motto: Alle Zweige des menschlichen Wissens in verständlicher Sprache für jedes Alter!

wird auch fernerhin unter derselben Redaction, wie bisher (F. W. Lindner), fortgesetzt werden. Der außergewöhnliche Anklang, den dieß Unternehmen bei allen Ständen fand, die fast beispiellose Verbreitung, der es sich in allen Theilen Europa's erfreut, und die Anerkennung, welche ihm in mehr als 150 Artikeln fast sämmtliche belletristische und kritische Journale zu Theil werden ließen, ermuntert uns, Alles daran zu setzen, um den Werth desselben höher und höher zu steigern.

Auch in diesem Jahre wird das Archiv unter seinen 150 Abbildungen, welche im Texte ihre Erklärung finden,

12 größere Kunstblätter

bringen, meist geschichtlicher Bedeutung, wozu die beliebtesten Novellisten die Bearbeitung des Textes übernommen haben. Die

Uebersicht der neuesten Erfindungen und Entdeckungen,

welche wir im verwichenen Jahre zu geben begonnen, wird, da diese Rubrik so lebhaft ansprach, daß sogar mehrere geachtete Blätter unserm Beispiele folgten, fortgesetzt werden, und die

Bücherschau

wie früher die neuesten Erscheinungen in der Litteratur besprechen; kurz die Tendenz unverändert beibehalten, bei Wahl und Ausstattung aber mit größter Sorgfalt und Genauigkeit verfahren werden.

Das Archiv erscheint in monatlichen Lieferungen. 12 Lieferungen, welche 16 bis 18 elegant gedruckte Bogen Text, und 150 für sich bestehende Abbildungen auf dem schönsten Velinpapier enthalten, bilden einen Band, wozu am Schlusse jedes Jahres prachtvoller Umschlag, Titel und Register geliefert wird.

Der höchst billige Preis eines Jahrganges oder Bandes ist 1½ Rthlr. oder 2 fl. 42 kr. rhein. oder 1 Rthlr. 15 Sgr.

Die 5 erschienenen Bände, wovon die ersten in dritter Auflage, sind zu diesem Preise durch jede gute Buchhandlung, wie durch die löblichen Postämter, woselbst auch ausführliche Prospecte bereit liegen, und Bestellungen auf den laufenden Jahrgang angenommen werden, zu haben.

Braunschweig, 1 Januar 1838.

Oehme & Müller.

In der Unterzeichneten ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Technologische Encyklopädie,

oder

alphabetisches Handbuch der Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens.

Zum Gebrauche für

Cameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabricanten und Gewerbtreibende jeder Art.

Herausgegeben von

Joh. Jos. Prechtl,

k. k. n. ö. wirklichem Regierungsrathe und Director des k. k. polytechnischen Instituts in Wien ꝛc.

Achter Band.

Hygrometer — Küferarbeiten.

Mit den Kupfertafeln 151 bis 177.

Ladenpreis 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gr. Subscriptionspreis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 16 gr.

Inhalt: Hygrometer. Indig. Kalander. Kali. Kalk. Kämme. Kattundruckerei. Kattundruckmaschine. Keil. Kerzen. Ketten. Kienruß. Kitte. Knopffabrication. Kobalt. Kohlen. Kohlensäure. Korbmacherarbeiten. Korkarbeiten. Krahn. Krahnbürste. Krempeln, Krempelmaschine. Küferarbeiten.

Stuttgart und Tübingen, im November 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Seit December v. J. erscheint in der Reichardt'schen Buchhandlung in Eisleben:

Der Bergwerksfreund,

Ein Zeitblatt

für Berg- und Hüttenleute, für Gewerke, so wie für alle Freunde und Beförderer des Bergbaues und der demselben verwandten Gewerbe.

Jährlich erscheint 1 Band von 56 Nummern. Alle Buchhandlungen und Postämter liefern den Bergwerksfreund zu 2⅔ Thaler für den Band.

In der Unterzeichneten sind erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Entwurf

eines Strafgesetz-Buches

für das

Königreich Würtemberg.

Preis 1 fl. oder 16 gr.

Motive

zu dem

Entwurf eines Strafgesetzbuches

für das

Königreich Würtemberg.

Preis 1 fl. 12 kr. oder 20 gr.

Bemerkungen

über den

Entwurf eines Strafgesetzbuches

für das

Königreich Würtemberg,

nebst einem Versuch über den Zweck und Maaßstab der Strafe und über die Strafarten.

8. broch. 24 kr. oder 6 gr.

In dem Vorworte, welches das königl. Justizministerium den Motiven zu dem Entwurf eines Strafgesetzbuches für das Königreich Würtemberg vorausschickt, wird der Wunsch ausgedrückt, die Stimmen von Männern vom Fache über den Entwurf zu vernehmen, was den Verfasser bestimmte, gegenwärtige Bemerkungen über den Entwurf zu veröffentlichen.

Sie betreffen Materien aus dem allgemeinen Theile, die dem Verfasser ein besonderes praktisches Interesse zu haben scheinen.

Dahin gehört hauptsächlich die Materie von den Strafarten.

Das, was der Verfasser hierüber sagt, bezieht sich besonders auf die künstlichen Systeme von Freiheitsstrafen, und namentlich auf die verschiedenen Zwangsarbeitsstrafen von verschiedener Intensität und verschiedener mit der Intensität steigender Dauer.

Für den Versuch über den Maaßstab der Strafen und das oberste Strafprincip, aus welchem dieser Maaßstab abgeleitet werden muß, nimmt der Verfasser die Nachsicht derer in Anspruch, die mit den Schwierigkeiten der Aufgabe vertraut sind.

Das Bestreben des Verfassers ging dahin, ein Strafsystem aufzufinden, welches geeignet sey, der Strafgesetzgebung als Grundlage zu dienen.

Beiträge

zu der

landständischen Berathung

des

Entwurfs eines Strafgesetzbuches

für das

Königreich Würtemberg.

gr. 8. in Umschlag broschirt. Preis 45 kr. oder 12 gr.

Diese Beiträge sind als eine Fortsetzung und Ergänzung der mit Beifall aufgenommenen

„Bemerkungen über den Entwurf etc."

anzusehen, so daß beide Schriften vereint ein Ganzes bilden, welches sich über die wichtigsten Materien des Entwurfs verbreitet.

Wir glauben diese Schriften, welche als ein nicht unbedeutender Beitrag zur Strafgesetzgebung überhaupt betrachtet werden können, Jedem, der an der Ausbildung desselben Antheil nimmt, mit Ueberzeugung empfehlen zu dürfen.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 1838. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

In meinem Verlage ist so eben erschienen:

Meine Reise

nach

Portugal

im Frühjahre 1836.

Von

Gustav von Heeringen.

Zwei Theile.

8. geh. 3 Rthlr. 12 gr.

Der Verfasser, schon anderweit der deutschen Lesewelt vortheilhaft bekannt, hatte als Begleiter des Don Fernando, jetzigen Königs von Portugal, zu interessanten Beobachtungen Gelegenheit, deren gelungene Schilderungen eine unterhaltende Lectüre gewähren wird.

Leipzig, im Januar 1838.

F. A. Brockhaus.

Sternbergs Palmyra.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Palmyra

oder

Tagebuch eines Papagai's.

Von

Frhrn. A. v. Sternberg.

Velinp. in Umschlag brosch. Preis 3 fl. od. 1 Rthlr. 20 gr.

Schon lange hat das Publicum die Eigenthümlichkeit des Schriftstellers, dessen neuestes Werk wir hier anzeigen, erkannt und liebgewonnen. Mit vorzüglichem Glück weiß er das Mährchenhafte, das Phantastische als Spiegel der wirklichen Welt zu gebrauchen. So knüpft sich im vorliegenden Roman an die Erlebnisse eines weltweisen Vogels eine Menge der lebendigsten menschlichen Situationen, und aus einem freien Phantasiespiele entwickelt sich das ernsteste humoristische Bild der socialen und litterarischen Verhältnisse der neuesten Zeit.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Litterarische

Zustände und Zeitgenossen.

In Schilderungen

aus

Karl Aug. Böttigers handschriftlichem Nachlasse.

Herausgegeben von

K. W. Böttiger.

Erstes Bändchen.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Es sind namentlich Beiträge zu den Memoiren der „Weimar'schen Genieperiode," welche, aus dem reichen handschriftlichen Nachlasse K. A. Böttigers gesammelt, hier dargeboten werden, und in leicht entworfenen Darstellungen des Neuen und Anziehenden über die Heroen jener Zeit Vieles enthalten. Zugleich indem sie als Ergänzung der biographischen Skizze K. A. Böttigers (1837, 16 Gr.), welche, ebenfalls von dem Sohne desselben bearbeitet, in meinem Verlag erschien, betrachtet werden.

Leipzig, im Januar 1838.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Schillers
sämmtliche Werke

in einer

neuen Taschen-Ausgabe in 12 Bänden auf Velinpapier,

mit dem Portrait des Verfassers in Stahl.

Das Bedürfniß einer Taschen-Ausgabe von den Werken des unsterblichen Dichters, neben den Pracht-Ausgaben in Einem Bande und in 12 Octav-Bänden mit Stahlstichen, hat sich seit einer Reihe von Jahren bewährt. Wir haben deßhalb neuerdings eine solche veranstaltet, und dabei elegante Ausstattung mit niedrigst möglichem Preise zu vereinigen gesucht. Dieselbe wird so vollständig seyn, wie die größern Ausgaben, zwölf Bände in klein Octav füllen, auf sehr schönem Velinpapier und mit großter Correctheit gedruckt werden, und als artistische Beigabe das höchst gelungene Bildniß Schillers, in Stahl gestochen von Finden in London, erhalten. Den Subscriptionspreis haben wir auf 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 8 gr. preuß. Crt. festgesetzt. Vorausbezahlung wird nicht verlangt; dagegen ist jede aus 3 Bänden bestehende Lieferung nach Empfang mit 1 fl. 21 kr. oder 20 gr. baar zu bezahlen. Die erste Lieferung, Band 1 — 3, ist fertig, und in allen soliden Buchhandlungen vorräthig zu haben; die zweite erscheint zu Anfang März, die dritte im April, und die letzte im Mai d. J., so daß sämmtliche 12 Bände jedenfalls vor Schluß des ersten Halbjahrs 1838 in den Händen der Subscribenten seyn werden. Der nach Vollendung des Ganzen eintretende Ladenpreis wird bedeutend erhöht.

Da diese neue Original-Ausgabe die wohlfeilste von allen seyn wird, ja sogar wohlfeiler als die nicht sorgfältig behandelten, in jeder Beziehung mangelhaften Nachdrücke, so glauben wir auf die ausgebreitetste Theilnahme rechnen zu dürfen.

Alle Sortiments-Handlungen Deutschlands und der Schweiz nehmen zu obigen Preisen Bestellungen an.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 1838. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Th. Mundt's Weltfahrten.

Eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz und Dänemarks zu haben:

Spaziergänge und Weltfahrten.

Von

Theodor Mundt.

Erster Band.

1. Briefe aus London.
2. Tagebuch aus Paris.

8. elegant geheftet 2 Rthlr.

Diese lebendigen Skizzen, die unter einem begünstigten Aufenthalte des Verfassers in London und Paris entstanden, dürften als Ueberlieferungen zur Zeit- und Tagesgeschichte ein dauerndes Interesse ansprechen, da sie wahre Culturbilder der Gegenwart sind, und in einer klaren und pikanten Anschauung ein lebensgetreues Tableau der großen Welthauptstädte liefern.

Altona, im Januar 1838.

J. F. Hammerich.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Eduard Baines d. j.,

Geschichte

der

brittischen Baumwollen-Manufactur

und Betrachtungen über ihren gegenwärtigen Zustand.

Aus dem Englischen frei bearbeitet

von **Christoph Bernoulli,**

Professor der industriellen Wissenschaften zu Basel.

Mit 12 englischen Stahlstichen. gr. 8. broch. Preis 5 fl.

Inhalt: Einleitung. Erster Abschnitt: Ursprung und Verbreitung der Baumwollen-Manufactur. Zweiter Abschnitt: Von der Baumwollen-Fabrication in Indien. Dritter Abschnitt: Frühere Geschichte der englischen Manufactur. Vierter Abschnitt: Erste Schritte zur Maschinenspinnerei. Fünfter Abschnitt: Gründung der mechanischen Spinnerei durch Arkwright. Sechster Abschnitt: Weitere Fortschritte der Maschinenspinnerei. Siebenter Abschnitt: Einführung der Dampfmaschinen und der mechanischen Webstühle. Achter Abschnitt: Bleiche- und Kattundruck. Neunter Abschnitt: Die Baumwolle. Zehnter Abschnitt: Commerzielle Verhältnisse. Eilfter Abschnitt: Dermaliger Belang der brittischen Baumwollen-Manufactur. Zwölfter Abschnitt: Zustand und Lage der arbeitenden Klassen. Dreizehnter Abschnitt: Aussichten.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

So eben ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Répertoire

du

théâtre français

à Berlin.

172. **Scribe La camaraderie.** Comédie en 5 actes. 8 gr.
173. **Ancelot.** Un mariage sous l'Empire 8 gr.
174. **Léonce.** Une position délicate. Comédie. 6 gr.
175. **Cornellie.** Cinna. Tragédie. 6 gr.
176. **Dupont.** Schubry. Comédie-Vaudev. 4 gr.
177. **Ancelot.** Vouloir, c'est pouvoir. Comédie. 8 gr.
178. **Bayard et Théaulon.** Le père de la débutante. Pièce en 5 actes. 8 gr.
179. **Scribe.** Les indépendants. Comédie. 8 gr.

Obige Stücke wurden erst dann in diese Sammlung aufgenommen, nachdem sie in Berlin gleich großen Beifall, wie in Paris gefunden hatten; sie sind zum Lesen sehr zu empfehlen, und werden sich im Schulgebrauch höchst nützlich erweisen, da bekanntlich der Conversations-Ton nirgends eleganter und gewählter sich ausspricht, als in den franz. Komödien.

Teatro italiano.

gr. 8. Nr. 4—6.

Silvio Pellico. Francesca da Rimini, tragedia. 4 gr.

Nicolini. Giovannie da Procida, tragedia. 6 gr.

Goldoni. Un curioso accidente, commedia. 6 gr.

Innerer Werth, Correctheit und schöne Ausstattung empfehlen diese Sammlung sowohl zum Lesen wie zum Unterricht. Auf 12 Exempl. das 13te gratis.

Berlin. **Schlesinger'sche Buch- und Musikalienhandlung.**

Digitized by Google

Nr. 76.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 März 1838.

Skizzen aus der Provinz Constantine.

(Von Moriz Wagner.)

2. Der See Huzzara. (Fezzara.)

An der Südseite der Ebene von Bona liegt ein großes französisches Waffenlager auf dem Plateau eines Hügels. Letzteres führt unter den Arabern den Namen Drean, und nach demselben wurde auch das Lager getauft. Die Gegend ist dort weder sehr malerisch, noch völlig monoton. Das Lager beherrscht ein weites flaches Land, welches, reichlich von Strömen und Bächen bewässert, im Monat Mai einer unermeßlichen Blumenwiese, im Monat Julius hingegen, wo alle Quellen versiegen und alle Blumen sterben, einer dürren, todten Wüste gleicht, wo nur Beduinen zu wohnen vermögen. Im Süden und Osten ziehen sich Zweige des Atlasgebirges über das Land hin. Im Norden dehnt sich eine völlig kahle Fläche aus. Im Westen allein ist der Hintergrund ziemlich pittoresk. Dort erheben sich in der Ferne hohe, bewaldete Berge, und ihren Fuß bespült ein See, der besonders am Abend recht schön hervortritt, wenn von Osten der letzte Strahlenschimmer eine Purpurlinie auf seine ruhigen Fluthen wirft. Dann sind die Augen aller Lagerbewohner dem Westen zugewendet. Träumerisch stehen die französischen Schildwachen bei dieser Todtenfeier der Sonne auf ihre Gewehre gelehnt; ihre Phantasien irren vielleicht nach den einsamen beleuchteten Seeufern, wenn anders nicht schon das Abendessen oder Frankreich ihre Gedanken ausfüllen.

Der See Fezzara ist ungefähr vier deutsche Meilen südwestlich vom Lager Drean entfernt. Nur sehr wenige Bewohner Bona's haben denselben besucht, und diese wenigen Individuen sind fast immer Jäger gewesen. Ein Einzigesmal nur wurde eine militärische Expedition in jene Gegend wider die Elmas gemacht, deren Wohnplätze an den Ufern des Sees liegen. Oefters kommen einzelne Araber dieses Stammes auf den Markt von Bona und bringen den Liebhabern schöner Vögel die scharlachrothen Flamingos, die sie mit den langen Beinen um den Bauch ihrer Pferde binden.

Während meines Aufenthaltes zu Drean im August 1837 wurde im Kaffeehause der Officiere, nach langem Plaudern und langer Unentschlossenheit, endlich der Tag einer Partie nach dem See festgesetzt. Hr. Lacombes, Commandant des Lagers Drean, ein höchst gebildeter, trefflicher Officier, welcher bei meinen Ausflügen mir jede Erleichterung, die ich nur immer wünschen konnte, gab, stellte sich selbst an unsere Spitze. Karfalla, Lieutenant der Spahis und Araber von Geburt, war unser Führer und Dolmetscher. Unsere Gesellschaft bestand aus 19 Individuen, alle beritten und mit trefflichen Doppelflinten bewaffnet. In solcher Zahl, mit guten Waffen, ist in diesem Lande wenig zu fürchten, wenn anders nicht große arabische Versammlungen in der Nähe statt haben. Wir gingen vor Mitternacht ab und erreichten nach einem guten vierstündigen Trabe die Ufer des Sees.

Der europäische Leser möge sich unter den afrikanischen Seen keinen Lago maggiore oder Bodensee vorstellen. Ich habe in der Berberei außerdem den See Alula und die großen Morastweiher von Lacalle gesehen, und Augenzeugen schilderten mir die Seen der Provinz Oran und der Regentschaft Tunis. Der Charakter derselben scheint in Afrika überall der gleiche zu seyn. Im Winter, wo die Regenbäche von den Bergen stürzen und, einen Ausfluß suchend, über das Land hereinbrechen, da zeigen jene wirklich das Gemälde eines Sees nach unsern Begriffen. Aber im Sommer sind es nur große Moräste, aus deren schlammigem Wasser eine zahllose Menge grüner, bodenloser Inseln, von den Wipfeln der Schilfpflanzen gebildet, empor steigen. Der See Fezzara ist unter allen Seen der Berberei vielleicht der beträchtlichste, scheint aber in der Ferne gesehen bei weitem größer, als er wirklich ist. Derselbe hat höchstens vier deutsche Meilen im Umfange. Meine französischen Begleiter waren nicht wenig erstaunt, als sie den See vor uns fliehen sahen, je weiter wir vorrückten. Ein morastiger Grund und hohe schneidende Schilfpflanzen hemmten jetzt unsern Marsch, und wir sahen immer mit unsern europäischen Ideen von einem See im Kopfe, noch nichts von dem eigentlichen Wasserbecken. Da glaubten meine französischen Begleiter, es sey alles nur Täuschung gewesen, und dieser große Sumpf vor ihnen sey eben das Gewässer, welches sie von dem Hügel Drean aus für das Bett eines See's gehalten hatten.

Digitized by Google

Inzwischen waren meine Gefährten bald für ihre Täuschung getröstet, denn während wir so dem morastigen Ufer folgend die südliche Richtung einschlugen, fing im Innern des Schilfgrundes das wunderlichste Leben an. Ein ungeheurer Schwarm von Wadvögeln erhob sich mit Schreien, Pfeifen und Schnattern aus dem Wasser. Die jüngern Officiere unserer Gesellschaft, die alle leidenschaftliche Jäger waren, verbrannten hier das den feindlichen Beduinen zugedachte Pulver auf wilde Enten, Reiher und Wasserhühner. Zwei Stunden lang dauerte das Knallen fast ohne Aufhören fort. Der großen Vögel gab es dort in so bedeutender Menge, daß selten ein Schuß auch von der ungeübtesten Hand anfangs ohne Wirkung blieb. Nur Schade, daß all' dieses gefiederte Wildpret mitten in das Wasser und Schilf stürzte, so daß man außerordentliche Mühe hatte, seine Beute zu bekommen. Ueber die Hälfte derselben ging verloren. Wir erreichten endlich einige arabische Duars, deren Bewohner der Jagdlärmen wahrscheinlich aus dem Morgenschläfchen aufgescheucht hatte und die sich gerade bereit machten, ihre Maulthiere zu beladen und in die Berge zu fliehen, da sie sicher an einen feindlichen Ueberfall glaubten. Erst als sie durch Karfalla erfuhren, daß wir nur der Jagd und des Vergnügens willen gekommen seyen, sattelten sie ihre Maulthiere wieder ab. Wir fragten diese Araber über die Lage des Sees aus. Nach ihren Aeußerungen hätten wir noch drei Stunden in derselben Richtung fortgehen müssen, um an den tiefern Theil desselben zu gelangen, wo es vielleicht möglich gewesen wäre, mit einer Schaluppe über den See zu fahren. An der Stelle, wo wir verweilten, konnte man fast eine halbe Stunde in das Wasser hineinreiten, ohne daß die Pferde zum Schwimmen gezwungen waren. Der Boden war ziemlich fest, nur erschwerten die Schilfpflanzen das Weiterkommen. Das Wasser hat keinen Salzgeschmack und nach allem Anscheine steht der See mit dem Meere nicht in Verbindung.

Wir hielten zusammen Rath, und die Stimmenmehrheit entschied, eine andere Richtung nach dem nordwestlichen Ufer einzuschlagen, wo, nach der Aussage der Beduinen, eine Quelle und ein großer Feigenbaum sich befand, beides sehr erwünschte Gegenstände in diesen warmen Regionen, wo der Schatten eben so angenehm als nothwendig ist. Einen afrikanischen Mittag, während der heißen Monate, auf freiem Felde zuzubringen, ist wirklich keine geringe Qual und das Wechselfieber sehr häufig die Folge.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Beitrag zur natürlichen Beschreibung des Königreichs Neapel.

3. Das Flußgebiet des Liris oder des Garigliano.

(Schluß.)

Von Sujo an wenden sich die Berge, welche den Engpaß gebildet hatten, nach Ost und West, und das Thal öffnet sich in eine Ebene von mehr als 60 Quadratmiglien. Ihre Gränzen sind gegen Osten die Berge von Rocca Monfina an bis zur Rocca Mondragone, gegen Norden und Westen die Gebirge, auf welchen die Gemeinde Trajetto liegt, und gegen Süden das Meeresufer. In dieser ganzen Ebene ist auch nicht ein bewohnter Ort zu sehen, denn die Luft ist auch hier verpestet. Auf den nördlichen und westlichen Höhen liegen zerstreut die Wohnungen der Gemeinden Sujo, Castelforte und Trajetto; Sessa liegt östlich auf einem Hügel, und seine zahlreichen Wohnungen zum Theil am Abhange desselben. Auch in allen diesen Orten herrscht keine ganz gesunde Luft, denn die Winde tragen die Ausdünstungen der Ebene auch auf die Höhen. Auf dem rechten Ufer des Garigliano pflegt noch das Flüßchen Ausente zur Zeit der Anschwellung die anliegenden Felder zu überschwemmen, welche aus Mangel an Abfluß sumpfig werden.

Am Ufer des Meeres sieht man hinter den Sandhügeln, die sich längs des Meeres hinziehen, ganz ausgedehnte sumpfige Landstriche; im Süden der Ebene befindet sich der große Sumpf, Pantano di Sessa genannt. Er hat eine Ausdehnung von 200 Moggien, im Sommer ist er mit Wasser angefüllt, weil sein Niveau niederer ist, als das Niveau des Meeres; auch die anliegenden Felder, welche nur etwa einen Palm höher liegen als der Sumpf, geben gleichfalls verpestete Ausdünstungen von sich, indem die Sonnenstrahlen die Masse der Sumpfpflanzen, die auf ihnen wuchern, zur Verwesung bringen. Die Gräben, welche das Abwasser der Felder in den Garigliano führen sollen, dienen zu nichts, denn man läßt das Wasser darin versumpfen, und die Sumpfpflanzen üppig fortwuchern. Man hat noch nicht daran gedacht, in den Pantano, um ihn allmählich auszufüllen, den Bergbach zu leiten, welcher vom Monte Massico eine Menge Gerölle herabführt. Wohl eine andere Sorgfalt müssen die Alten auf die Verbesserung dieser Gegend verwandt haben, welche schon längst unter der Herrschaft des Wassers stand. Wo man die Ruinen vom alten Minturnä sieht, da öffnen sich jetzt die Augen zum Leben nicht mehr, wenn sie sich im Sommer oder Herbst zum Schlafe geschlossen haben, so tödtlich wirkt die Luft. Die Sümpfe von Minturnä müssen ehemals noch ausgedehnter gewesen seyn, denn die Ueberschwemmungen des Garigliano haben die anliegenden Felder um einige Palmen erhöht, wie man an den Ruinen der antiken Gebäude sieht, die am Ufer errichtet waren. Dessen ungeachtet blühte dort eine bevölkerte Stadt, von deren Ausdehnung und Reichthum die Größe der antiken Gebäude, die Ruinen eines bedeutenden Amphitheaters und einer in ihren Grundpfeilern noch bestehenden Wasserleitung Zeugniß geben. Es war, wie Cicero sagt, die Luft zwar gravis, aber nicht von der Art, daß sie gefährliche Krankheiten denen brachte, welche darin lebten.

Franz I, dessen Aufmerksamkeit auf das Flußgebiet des Garigliano gerichtet wurde, befahl im Jahre 1828, einen Plan zur Verbesserung desselben aufzunehmen. Eine Abtheilung junger Ingenieurs unter der Leitung des Inspectors Giura nahm den Plan auf und führte die Nivellements in jener Gegend aus. Die Ausführung des Projectes selbst wurde aus Mangel an Geldmitteln aufgehoben. Ferdinand II nahm durch ein Rescript vom 11 April 1832 den Plan wieder auf, allein zur Ausführung ist bis jetzt nichts gekommen.

Digitized by Google

Der District von Fondi kann wegen seiner Nähe als ein Theil des Flußgebiets des Garigliano angesehen werden; er ist von ziemlich hohen Bergen umgeben, nur gegen das Meer hin offen, und hat einen Flächenraum von etwa 40 Quadratmiglien. Die niedrige Lage dieses Districts, die geringe Erhebung über das Niveau des Meers, und der tiefe See, der unfern des Meerufers liegt, zeigen deutlich, daß der ganze District früher ein Meerbusen gewesen. Die erbärmliche Existenz der Bewohner von Fondi, welche wegen der verpesteten Luft ein sieches und schwächliches Leben führen, hatte vor dem Jahr 1798 die Aufmerksamkeit des Königs auf sich gezogen. Da die nahen Berge von Erde völlig entblößt sind, und der See viel zu ausgedehnt und zu tief ist, so bot sich durchaus kein Mittel dar, diesen District von dem schädlichen Einfluß der Sümpfe zu befreien. Darum mußten sich alle Vorkehrungen nur darauf beschränken, die Verpestung der Luft zu vermindern, welche aus den Ueberschwemmungen der anliegenden Felder entsteht. Die zahlreichen Bergbäche, welche zur Zeit der Gußregen im November in den See sich ergossen, brachten ein solches Steigen desselben hervor, daß die Gewässer bis an die Wohnungen von Fondi reichten, und die im Sommer durchbrannten Felder dünsteten um so mehr ein tödtliches Gas aus. Es war deßhalb ein weiser Plan, das Flüßchen Vetere vom See abzuleiten, welches die größte Masse Wasser in denselben führte. Weil dadurch das Steigen des Sees vermindert und das Klima verbessert wurde, so leitete man auch noch das Flüßchen Acque Chiare vom See ab, und mündete es in den Vetere. Dadurch wurde viel gewonnen. Auch wurden zwei Ausgänge des Sees ins Meer geöffnet, auf deren Reinlichhaltung streng gehalten wird. Diese Ausgänge, der See selbst an seinen Ufern, die Gräben, welche das Abwasser in den See führen, werden von Sumpfpflanzen beständig gereinigt. Auch versuchte man die Anpflanzung von fruchttragenden Bäumen, welche in sumpfigen Gegenden fortkommen.

Römische Straße in Nordafrika.

Dureau de la Malle theilt in seiner Beschreibung der Provinz Constantine hierüber Nachstehendes mit: Alle Punkte der Küste von Carthago an bis an das westlichste Ende des Reichs von Marocco waren untereinander durch eine römische Straße verbunden. In der Provinz Constantine lief sie von La Calle über Bona, Stora, Dschidschel und Collo bis Budschia, welche Orte im Alterthum Hippo regius, Rusicada, Igilgilis, Cullu und Saldä hießen. Auffallend ist die große Verschiedenheit in den Entfernungen, wie sie sich nach den neuern astronomischen Berechnungen darstellen, und denen, die in den Itinerarien angegeben sind. Von Budschia nach Dschidschel ist die Entfernung in gerader Linie 56,458 T., nach den Itinerarien 70,500, von Dschidschel nach Collo 47,917 und 68,020, von Collo nach Stora 36,042 und 38,000, von Stora nach Bona 52,083 und 88,540. Der ungeheure Unterschied, namentlich bei den Entfernungen zwischen Budschia und Dschidschel, beweist, daß die alte römische Straße allen Krümmungen der Küste folgte.

Die russischen Provinzen jenseits des Kaukasus.

Die Provinz Schirwan.

(Fortsetzung.)

Handel.

Schemacha war einst durch seinen Handel, so wie auch durch seinen Reichthum berühmt; es kleidete Rußland *) und selbst Persien in seine Seidenstoffe, und machte Waarensendungen nach der Türkei; es hatte große Verbindungen mit indischen Kaufleuten, und seine Kaufmannschaft verfügte über große Capitalien, aber ungünstige Verhältnisse und die Habsucht der Herrscher führten den Verfall des Handels herbei. Jetzt ist die Kaufmannschaft im Grund auf Alt-Schemacha beschränkt, doch sind noch über 120 Kaufleute da, wovon einige bedeutende Capitalien besitzen, und im innern und äußern Handel zwei bis neun, ja einige gegen 15,000 Ducaten umkehren. Der wichtigste Handel wird mit Astrachan, Tiflis und Moskau getrieben. Die Hauptgegenstände sind Seide, seidene Gewebe aus Schirwan und Persien, Krapp, kupferne und eiserne Geräthe, zuweilen auch Getreide, Baumwolle und Vieh. Der größte Theil der Kaufleute beschäftigt sich mit dem Kleinhandel, und geht nie über die angränzenden Provinzen hinaus.

Der Handel mit Astrachan wird schon lange getrieben, trotz der großen Entfernung, der langen Zeit, während welcher das Capital des Kaufmannes todt liegt, und der ungemeinen Transportkosten; außer diesen müssen noch die Kaufleute an vielen Orten einen Nachtar oder Binnenzoll bezahlen. Bei der Versendung der Seide und seidener Waaren nach Astrachan können sie nachstehende Ausgaben nicht vermeiden: in Alt-Schemacha den Wisan, d. h. das Wägegeld, und den Nachtar, oder Zoll, für die Last, oder 6 Pud 4 R. 75 K., in Kuba 5 R., in Derbend 1½ R., in Tarku 3 R., in Kasyiurt 75 R., zu Kisliär beim Uebergange über den Canal 20 K., im Ganzen also 15 R. 20 K. S. Der Transport einer Last oder 6 Pud kostet 4 R. 50 K. S. Die Last kostet also im Ganzen, bis sie nach Astrachan kommt, 17 R. 70 K. S. Wenn die Waaren in Astrachan verkauft werden, fordert man noch für den dortigen Stadtrath 10 K. von 10 R. oder 1 Procent. Die bestimmten Steuern, außer denjenigen, die in Astrachan erhoben werden, sind unter dem allgemeinen Namen Nachtar bekannt. Nach Moskau sendet man die Waaren auf demselben Weg, und braucht nahe an zwei Monate.

Den Handel mit Tiflis bilden ungefähr dieselben Gegenstände, nur geht wenig Seide dahin, wahrscheinlich weil der Nachtar 14 R. 75 K. S. ausmacht, und die Fracht 4 R. 50 K.

Aus Rußland und Tiflis führt man russische Erzeugnisse dahin, nämlich Tücher, Seide, Zitze, Eisen, Kupfer, Zucker, Thee, Koffer, Cochenille, Grünspan u. s. w.

Der eigentliche fremde Handel geht nur nach Persien. In frühern Zeiten war die Zufuhr von jenseits der Gränze viel bedeutender, und hat sich auch nur darum vermindert, weil der Handel sich mehr nach Tiflis zog. Den Ausfuhrhandel bilden holländische Ducaten, einheimische Seidenzeuge in geringer Menge und russische Baumwollenwaaren.

*) Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts standen die Kaufleute von Schemacha und von Schirwan überhaupt mit Kasan, der alten Hauptstadt der Bulgaren, in Verbindung: bekanntlich fand man in den Ruinen der alten Stadt Bolgar arabische Inschriften auf Gräbern schirwanischer Kaufleute.

Digitized by Google

In Alt-Schemacha werden, wie wir oben gesehen, einige Seidenzeuge vorzüglich gut verfertigt, so daß die persischen Stoffe dieser Art nur Luxusgegenstände sind.

Die Kaufleute von Schemacha treiben einen Handel mit Ardabil, Resch und Jsfahan; sie gehen zu Lande nach Persien, setzen bei Dschewat über den Kur, und gehen von da durch die muganische Steppe über Sarakampsch nach Ardabil, so wie nach Ghilan, Resch und Sinsili. Ein zweiter Weg führt über Sallan und Astara am Ufer des kaspischen Meeres fort, gerade nach Resch und Sinsili. Von Ardabil gehen die Straßen nach Jsfahan, Kaswin und Tebris.

Die Handelsabgaben sind folgende: in Alt-Schemacha von Baumwolle und Wollenstoffen 5 Abasen, beim Uebergange über den Kur als schirwanischer Zoll 11 Abasen, in Mugan Zoll zum Vortheil Mustapha Beks 6 Abasen, und in Ardabil 5%. Beim Abgang aus Ardabil sind dieselben Waaren keinem weitern Zoll unterworfen, wenn sie nach Aderbeidschan gehen, schlagen sie aber die Straße nach Jsfahan ein, so fordert man in der Stadt Ganza bei seidenen Waaren 2 R. S., bei den übrigen 1 R. von der Last; in Jsfahan selbst zahlen die Kaufleute bloß nach dem Gewicht 1 Abasen vom Batman, in Kaswin 7 Abasen von der Last, in Sinsili 5 Procent des Werths, und bei der Ausfuhr aus der Stadt 50 K. Kupfer von der Last; ebenso in Resch. An dem letztern Ort und in Jsfahan zahlt man 2 R. S. monatlich in den Karawanserais. Von Ardabil bis Tebris sind die Waaren keinem Zoll unterworfen, in Tebris selbst aber zahlt man 1 R. S. von der Last, und außerdem beim Verkaufe 5 tebrissische Abasen oder 1 R. 60 K. S. vom Batman. Wenn die Waaren unverkauft bleiben und wieder ausgeführt werden, fordert man abermals etwas für das Wägen. In den Karawanserais zahlt man 1½ bis 2½ R. S. für den Monat. Beim Verkaufe persischer Waaren verlangt man von 50 R. einen zum Vortheile des Karawanserai-Besitzers, und von jeder Last 52 K. S.; bei der Abreise von jeder Last 50 K. S. Von Alt-Schemacha an kostet der Transport, außer den Zöllen und sonstigen Abgaben, nach Ardabil 5 bis 6 R., nach Tebris 8 bis 9 und nach Jsfahan 30 R. die Last. In Persien wird fast nur gegen baares Geld verkauft, manchmal auch gegen Waaren; nur selten wird auf Credit gegeben, und auch dann nur auf 6 Monate.

Die russischen Waaren werden von Astrachan nach Sinsili und Ghilan zur See geschickt und sehr gern angenommen. Nach Schemacha bringt man aus Persien seidene, halbseidene, baumwollene und mit Gold durchwirkte Stoffe, mehrere Färbestoffe, persischen Tabak, Schreibrohre, getrocknete Früchte u. dgl. Die Perser verkaufen hier ihre Waaren gegen Ducaten, kaufen dafür russische Fabricate ein und verführen sie nach Persien.

Den Handelsverkehr in Alt-Schemacha kann man mit ziemlicher Sicherheit folgendermaßen angeben: im Handel mit Rußland und Tiflis an Ausfuhrwaaren für 470,000 R. S., Einfuhr für 580,000 R. S.; im Handel mit den innern Provinzen beträgt die Ausfuhr 70,000, die Einfuhr 80,000 R. S. Im Handel mit Persien beträgt die Ausfuhr, mit Einschluß der Ducaten und der russischen Erzeugnisse, 340,000 R. S., die Einfuhr 320,000 R. S., das ganze Umtriebscapital kann man auf mehr als 1,600,000 R. S. anschlagen.

9. Von Gewichten, Maaßen und Münzen in Schirwan.

In Schirwan bestehen zweierlei Arten Gewicht, Meidan und Misan oder Attar: das erste ist das gewöhnliche, das zweite gebraucht man immer beim Auswiegen von Waaren, die nach dem Gewicht verkauft werden. Nach dem Meidan-Gewicht hat der Batman 24 Stil oder 20 Pfund, der Stil 72 Miskal und 22 Nuchut oder 80 Solotnik, der Miskal hat 24 Nuchut oder $1^{17}/_{24}$ Solotnik; der Nuchut hat $^{4}/_{95}$ eines russischen Solotniks. Nach Misan-Gewicht besteht der Batman aus 24 Stil oder 10 Pfund, der Stil aus 56 Miskal und 11 Nuchut, oder 40 Solotnik.

Auch gibt es noch ein besonderes Gewicht, nach welchem gewöhnlich die an die Krone zu liefernde Seide angenommen wird: der Batman dieses Gewichts hat 48 Stil oder 21⅓ Pfund, und der Stil enthält $45^{11}/_{16}$ Miskal oder 69⅓ Solotnik.

Die Maaße sind außerordentlich verschieden; verschiedene Erzeugnisse haben verschiedenes Maaß, und zwar braucht man zum Messen von Weizen, Mehl, Reis, Erbsen und Linsen den Schagar, der 50 Batman oder 25 Pud enthält; der Batman ist gleich 24 Stil oder 20 Pfund. Beim Messen des Tschaltyk hält der Schagar 50 Batman oder 15 Pud; bei Gerste und Hirse enthält er 40 Batman oder 20 Pud. Nicht bloß nach der Art der Erzeugnisse besteht verschiedenes Gewicht, sondern auch je nach den Orten; so ist in einigen der Schagar gleich 6 Gais, von denen jeder 5 Batman enthält.

Beim Maaß von Flüssigkeiten nimmt man den Misan-Batman gleich 24 Stil oder 10 Pfund. Beim Längenmaaß geht eine Arschine und $6^{4}/_{7}$ Werschok auf eine russische Arschine.

Was das Geld betrifft, so cursiren in Schirwan holländische Ducaten, russisches Silber, größtentheils in großen Stücken, schirwanisches Silber in Abasen ausgeprägt und russisches Kupfergeld. Auch gibt es eingebildete Werthe, den Tuman und den Minaltyn; der erste enthält 10 schirwanische Rubel, Minaltyn genannt, oder 2 holländische Ducaten; der Minaltyn hat 5 schirwanische Rubel; hienach kann man die Vergleichung der schirwanischen Münzen mit dem russischen Silber machen: 1 Ducaten ist gleich 5 R. S. oder 5 R. schirw. Geld, also 1 R. S. gleich 1⅕ schirw. Rubel oder 8⅓ Abasen, der Abase hat also 18 Kopeken Silber. Das Volk nimmt sehr gern russisches Geld, kann aber nicht umhin, schirwanisches Geld vorzugsweise zu begehren, weil fast gar kein kleines russisches Geld im Umlauf, und ohne dasselbe die Berechnung sehr mühsam ist, wodurch die Preise fast aller Gegenstände des ersten Bedürfnisses gesteigert werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Provinz Spoleto wird fortdauernd von Erdbeben heimgesucht: am 5 Januar ließ sich ein Erdstoß spüren. Nach den Notizie del Giorno vom 22 Februar fühlte man am 14 Februar abermals ein Erdbeben, welches 12 Secunden anhielt. Mehrere Gebäude der Stadt haben sehr gelitten, aber in den Dörfern Cerreto, Agliano, Acuva, Fellano und Postignano waren die Verheerungen groß, und mehrere Häuser stürzten völlig ein.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 24** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Das neuere französische Drama.** (Fortsetzung.) — **Böhmische Literatur.** (Fortsetzung.)

Jn das Museum dieser Auslande beigegebenen Literaturblatt, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 77.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 März 1838.

Ein Beitrag zur natürlichen Beschreibung des Königreichs Neapel.

4. Das Becken des Lago Fucino.

Die Kette der Apenninen, welche sich in der Provinz Abruzzo Ulteriore II in großen Massen anhäuft, bildet hier eine bedeutende Gruppe von hohen Bergen, auf deren nördlicher Abdachung der Velino und seine Zuflüsse entspringen, während auf der östlichen der Aterno (später die Pescara genannt) und seine Nebenflüsse, auf der westlichen der Liris und auf der südlichen der Sangro ihren Ursprung haben. Die Wasser der innern Abdachung dieser Berge, welche sich beinahe im Kreise herum lagern, ergießen sich in das weite Becken, das in der Mitte liegt, und da dieses durchaus keinen Ausgang hat, so sammeln sie sich alle in dem ausgedehnten Lago Fucino, auch Lago di Celano genannt, welcher den Grund dieses Beckens einnimmt.*) Ungeachtet diese ungeheure Gruppe von Bergen die ganze Ausdehnung des gebirgigen Landes beherrscht, so machte sie doch durch ihre Lage zwischen den Thälern der Pescara und des Liris eine Verbindung dieser beiden Thäler, und somit des adriatischen und des tyrrhenischen Meeres möglich.

Der Lago Fucino, welcher, ohne irgend eine Ausmündung zu haben, die Regen- und Schneewasser einer gebirgigen Gegend von mehr als 400 Quadratmiglien sammelt, würde bedeutend steigen und sich erweitern, da die Wasser in großer Masse herabkommen. Allein wie diese schon auf den Bergen in die Ritzen derselben, und besonders in die Kalkfelsen der Apenninen, welche voll Löcher und Höhlen sind, eindringen können, so verliert sich auch ein beträchtlicher Theil des Wassers durch die unterirdischen Gänge des Seegrundes, welcher viel höher ist, als die Thäler der Flüsse, die von der äußern Abdachung der kreisförmigen Gebirgsgruppe abfließen. Außer dem Ablaufe des Wassers durch die Oeffnungen im Boden des Sees, zumal an einer Stelle, la Pedogna genannt, nicht weit von der Gemeinde Luco, ist auch der Fuß des Berges so voll Löcher und Höhlen, daß man auf der Oberfläche des aus dem See ausgetretenen Wassers eigentliche Strudel bemerkt, welche das Wasser bei seinem Ablaufen durch diese natürlichen Schleußen bildet. Die Geschichte dieses Sees zeigt, daß er längeren Perioden des Steigens und Fallens unterworfen ist, welche nicht nur von einer Reihe mehr oder weniger regnerischer Jahrszeiten herrühren, sondern eben so wohl auch von dem geringeren oder größeren Ablaufen durch die unterirdischen Oeffnungen. Es ist Thatsache, daß sowohl das Fallen als das Steigen des Sees je einige Jahre progressiv fortdauert; ebenso ist es Thatsache, daß bei diesem Wechsel die Oberfläche desselben sich immer mehr ausdehnt, denn man weiß sich nicht zu erinnern, daß die antiken Städte, welche ehemals unter das Wasser kamen, je wieder aufs Trockne gelegt wurden. Gesetzt daß der genannte Wechsel bestimmte Gränzen hat, welche der physischen und geologischen Beschaffenheit der Berge und den natürlichen Erscheinungen der Jahrszeiten entsprechen, so muß doch die Oberfläche des Sees sich in dem Verhältniß weiter ausdehnen, als der von den Bergbächen in den See gebrachte Schlamm und Schutt einen größern Raum auf dem Grunde desselben einnimmt.

Die Geschichte berichtet, daß als der See durch ein außerordentliches Steigen die fruchtbarsten Ländereien im Gebiete der Marsen überschwemmt hatte, der Kaiser Claudius den Plan faßte, solchen Verwüstungen durch einen Abzugsgraben (Emissarium) ein Ziel zu setzen. Es war dieß fürwahr eine Riesenarbeit, denn es handelte sich davon, den Monte Salviano an seiner untern Basis zu durchstechen und den Abzug unter den palentinischen Feldern auszugraben, in einer Tiefe von nicht weniger als 500 Palmen von der Oberfläche des Bodens an, damit der Emissar seinen Ablauf in das Thal des Liris erhalten konnte. Die Ausgrabung desselben in einer Länge von drei Miglien unternahm man an mehreren Punkten, welche im Felsen 300 bis 400, im bloßen Erdreich aber 500 bis 700 Palmen von einander entfernt waren; indessen scheint es, daß man keine Maschinen zur Wegräumung des Schutts und der Steine anwandte, sondern daß diese von Menschenhänden auf mehreren Minen weggeschafft wurden, welche, mit Treppen versehen, von der Oberfläche des Bodens bis auf den Grund des Emissars führten. So darf man sich nicht wundern, wenn Sueton sagt

*) Vergleich Nr. 59. u. d. J.

Digitized by Google

(cap. 20 in Claud.), daß eilf Jahre lang 30,000 Menſchen beſtändig dabei beſchäftigt geweſen ſeyen; ſo wenig er auch über den Emiſſar ſagt, ſo gibt er in der Beziehung völlig die Wahrheit, daß er hinzufügt partim effosso monte, partim excisa; denn wie die nähern Unterſuchungen angeben, ſo war ein Theil des Emiſſars gegraben, der andere in den Stein gehauen. Der Theil deſſelben, welcher dem See am nächſten war, mußte, wie Tacitus (Annal. XII. 57.) berichtet, vertieft werden, denn als man die Schleuße öffnete, fand es ſich, daß ſie dort nicht tief genug war. Bei der Reinigung derſelben in neuerer Zeit fand ſich auf dem Grunde des Emiſſars eine Lage von Sand, wie er ſich nur im See findet, in einer Schichte von einem Drittel Palm; dieß beweiſt unwiderſprechlich, daß ehemals das Waſſer des Sees durch die Schleuße gefloſſen iſt, wenn auch das Zeugniß des Tacitus nicht dafür ſprechen würde. Ebenſo bezeugt ein Denkſtein, welcher in einem Kloſter zu Avezzano gefunden wurde, mit klaren Worten, daß auch unter Trajan eine Oeffnung dieſer Schleuße ſtattfand. Es läßt ſich gar nicht bezweifeln, daß auch in ſpäterer Zeit an der Wiederherſtellung des Emiſſars gearbeitet wurde, denn bei neuern Nachgrabungen fand man 27 kupferne Gefäße und einige Grabwerkzeuge von Eiſen, welche dem Mittelalter anzugehören ſcheinen; auch kann man einige Hülfsmauern, welche zur Unterſtützung der antiken errichtet worden ſind, an ihrem Machwerk wohl von den urſprünglichen unterſcheiden; dazu kommt, daß in einem Regiſter, welches bei der Camera della Sommaria ſich befindet, berichtet wird, Friedrich II habe die Wiederherſtellung des Emiſſars unternommen, und Loſchi in ſeiner Geſchichte bemerkt, Alphons I von Aragonien habe dieſen Verſuch gemacht.

Um auf die neuere Geſchichte dieſes Sees und ſeines merkwürdigen Emiſſars zu kommen, ſo war der Fucino vom Jahre 1786 an einem außerordentlichen Steigen unterworfen, viele tauſend Morgen des fruchtbarſten Landes wurden überſchwemmt, und auch die Wohnungen einiger am Ufer gelegenen Gemeinden wurden unter Waſſer geſetzt. Die Vorſtellungen des Canonicus Lolli, welcher die damals zugänglichen Theile des Emiſſars unterſucht und behauptet hatte, daß derſelbe ohne große Koſten zu ſeiner alten Beſtimmung hergeſtellt werden könnte, fanden bei Ferdinand I Eingang, und es wurden mehrere Ingenieure beauftragt, einen Plan vorzulegen. Dieß geſchah, man fand aber bei der Ausführung ſehr bedeutende Schwierigkeiten; die Richtung des Emiſſars wurde zwar ausgemittelt, an mehreren Stellen bis auf ſeinen Grund nachgegraben und auf der Seite des Liris begonnen; da ſtieß man auf Felſenmaſſen, und weil Alles durch Menſchenhände gearbeitet werden mußte, ſo fielen die Unkoſten ins Unglaubliche, deßhalb wurden nach einigen Jahren die Arbeiten eingeſtellt.

Im Jahre 1816 machte der damalige Director der Straßen- und Waſſerbauten, de Fazio, den Vorſchlag, das Werk vermittelſt Actien auszuführen; allein damals waren Actienvereine etwas ganz Neues für Neapel, und ſein Vorſchlag fand keinen Beifall. Später legte ein römiſcher Architekt, Pietro Ferrari, der Regierung einen Plan vor, deſſen Unkoſten auf 2,390,000 Ducati (à 2 fl.) berechnet waren. Kein Wunder, daß er durchfiel.

Gegenwärtig iſt nun die Lage der Sache folgende: was vorerſt die Unterſuchungen betrifft, ſo hat man ſeit 1836 weiter nachgeforſcht und gefunden, daß wo von der Seite des Liris der Emiſſar durch den Berg hindurch geht, zuerſt eine Strecke von 2388 Palm durch Felſen geht; an dieſe ſchließt ſich eine Strecke von 4276 Palm, die durch verhärtete Kalkmaſſen von geringer Dichtigkeit läuft, von da an iſt derſelbe wieder durch Felſen gehauen in einer Länge von 3500 Palm, die übrige Strecke geht wieder durch verhärtete Kalkmaſſen bis zum andern Durchgangspunkt auf der Seite des Sees. Auch hat man gefunden, daß die Römer bei Anlegung des Abzugsgrabens einen groben Fehler gemacht haben, indem derſelbe an einer Stelle zwei Krümmungen, beinahe unter einem rechten Winkel, hat. Man hat die Herſtellungskoſten auf 500,000 Ducati berechnet, dagegen können 10,000 Moggien des fruchtbarſten Landes gewonnen werden, deren Capitalwerth man durchſchnittlich auf 80 Ducati für den Moggio, alſo auf 800,000 Ducati anſchlagen darf. Die Zukunft wird lehren, in wie weit dieſe Berechnungen richtig ſind.

Skizzen aus der Provinz Conſtantine.

2. Der See Huzzara. (Fezzara.)

(Fortſetzung.)

Die Araber, welche dieſe Seeufer bewohnen, haben unter ihren Landsleuten keinen guten Ruf. Man erzählt von ihnen in Bona, daß ſie öfters einzelne Jäger ermordet hätten. Indeſſen ſind ſie nicht ſehr zahlreich, und unſer handfeſtes, gut berittenes Häuflein, ſo wie namentlich unſere guten Gewehre, zwangen ihnen freundliche Mienen ab. Sie brachten uns die Milch umſonſt, und verkauften uns andere Gegenſtände um ein geringes Geld. Männer und Weiber waren ſehr ſchmutzig und zerlumpt. Jene trugen ſehr ſtarke Bärte, waren aber weniger musculös und weniger ſchön gebaut, als die Araber der Umgegend von Algier. Die Weiber und kleinen Kinder betrachteten uns mit großen Augen. Sie hatten noch nie ſo viele von den gefürchteten Rumnis, die ſie längſt durch die Erzählungen ihrer Großväter kennen, beiſammen geſehen. Von dieſen Stämmen kommen nur wenige Individuen auf den Markt von Bona, und Europäer ſind in dieſer Einſamkeit noch viel ſeltenere Erſcheinungen. Als wir, nach kurzem Verweilen bei den Duars, weiter ritten, liefen uns die kleinen Araber eine Strecke weit nach. Sie bettelten uns nicht um Kupfermünzen an, wie die Kinder der Beni-Urſchi bei Bona, welche durch die Nähe der Stadt ſchon vergiftet ſind. Die Mienen dieſer „jungen Wölfe," wie ein Franzoſe ſie nannte, hatten in ihrer Wildheit doch etwas freundlich Anmuthiges. Sie ſchienen unſer längeres Verweilen und unſere nähere Bekanntſchaft zu wünſchen.

Der Feigenbaum und die Quelle wurden nach dreiſtündigem Ritte gefunden. Letztere rieſelte ſehr ſchwach aus einem Kalkfelſen, deſſen Geſtein ein natürliches Waſſerbecken bildete. Die Aeſte des rieſenhaften Feigenbaumes mit ihren breiten Zickzackblättern breiteten darüber ein vortreffliches Dach, welches, den Einfall der Sonnenſtrahlen hemmend, dieſer Quelle eine

Digitized by Google

ewige Frische kehrt. Das Wasser war in der That trotz der vielen Amphibien, die es bewohnten, so rein, kühl und erfrischend, daß es uns, nächst dem Weine, die angenehmste Labung war. Im Schatten des Baumes fand sich hinreichend Platz für neunzehn Individuen. Allein kaum die Hälfte meiner Gefährten wollte die Ruhe dieses lieblichen Plätzchens genießen, welches eine wahre Oasis in der sonnverbrannten Wildniß bildete. Die jüngern Officiere gingen auf die Jagd und die andern bereiteten die Küche im Sonnenschein. Obwohl der Franzose eines sehr langen Fastens fähig ist, wenn die Umstände es gebieten, so entbehrt er doch ungerne die Leckereien einer guten Tafel, so lange die Nothwendigkeit ihn nicht zu dieser Entbehrung zwingt. Wäre es nach meinem Sinne gegangen, so hätte jeder mit einem Zwiebak in der Jagdtasche und einem Trunk Wasser den Tag über gelebt. Meine Gefährten, welche während der Expeditionen sich oft Wochen lang bloß von gekochten Schnecken und unreifem Getreide genährt hatten, brachten in diese Wildniß die Leckerbissen der pariser Küche. Ein mit Lebensmitteln schwer beladenes Maulthier folgte uns vom Lager aus. Der Treiber desselben saß während des Marsches auf dem Weinfäßchen, welches, auf dem Rücken des Thieres festgebunden, ihm als Sattel diente. Hr. Latapie, agent comptable des Lagers, hatte uns überdieß mit einigen Flaschen seines besten Bordeauxweins versehen. So fehlte es also auch an diesem heitern Tafelgeiste nicht, unsere fröhliche Stimmung zu beleben. Während des Essens kamen einige Beduinen zur Quelle geritten. Sie hatten einen ziemlich weiten Weg gemacht, um von diesem köstlichen Wasser ihre Schläuche zu füllen. Vergeblich boten wir ihnen das gefüllte Glas mit dem dunkeln Purpurtranke, selbst das Beispiel Karfallas, der mit seinen beiden Neffen wacker zechte und die Beduinen auf Arabisch aufforderte, das verbotene Zaubertränkchen zu kosten, vermochte sie nicht zu verführen. Sie ritten nach einem tüchtigen Zuge aus ihren Schläuchen singend und, wie es schien, eben so guten Humors, als wir Weintrinker, weiter.

Nach dem Essen bestieg ich mit dem Commandanten Lacombes einen der Felsen am östlichen Seeufer, welchen die niedern Gesträuche des Brustbeerstrauches bedeckten. Von dem Gipfel desselben übersah man die ganze Runde des Sees Fezzara. Derselbe erstreckt sich gegen Südwesten bis an den Fuß einer ziemlich hohen Bergkette. Die unzähligen grünen Schilfinseln in der Nähe des nördlichen und östlichen Ufers verschwinden gegen Süden ganz; dort scheint das Wasser eine ziemliche Tiefe zu haben und zeigt dem Auge das wahre Bild eines Sees. Die Gegend ist dort keineswegs pittoresk, sie hat einen monotonen, stillen, wilden Charakter, der nur einer schwermüthigen Phantasie gefallen kann. Es hat dieselbe viele Aehnlichkeit mit der Landschaft des todten Meeres, wie ich wenigstens nach den Gemälden und Beschreibungen des letztern schließe. Der See Fezzara enthält, wie das todte Meer, ein so dickes und schwarzes Wasser, daß der heftigste Wind dasselbe nicht in Bewegung zu bringen vermöchte.

(Schluß folgt.)

Die russischen Provinzen jenseits des Kaukasus.

Die Provinz Schirwan.

(Fortsetzung.)

10. Von den nomadischen Schirwanern.

Einige transkaukasische Provinzen haben größere Weiden als die Schirwaner, aber nirgends bieten sie für das nomadische Umherziehen größere Vortheile dar, als in Schirwan mit seinem außerordentlich verschiedenartigen Klima. Diese Vortheile veranlaßten die Schirwaner, ein nomadisches Leben zu führen: die Zahl der Rauchfänge von nomadischen Schirwanern beträgt 5709, also mehr als den vierten Theil der ganzen Bevölkerung der Provinz. Es ist indeß zu bemerken, daß kein einziger Armenier nomadisirt. Die Nomaden im Allgemeinen heißen auf tatarisch Taralisma, und diese leiden weder durch heftige Kälte, noch durch unerträgliche Hitze, sondern genießen eigentlich bei dem steten Wechsel ihrer Lager immer einer gemäßigten Temperatur. Zu dem Ende ziehen sie mit dem Eintritte der Hitze in die Berge nach hoch gelegenen Strichen, mit der annähernden Kälte gehen sie zurück nach den Niederungen, und finden dadurch immer frische und üppige Weiden. Diese Lebensart gibt ihnen das leichteste Mittel an die Hand, ohne alle Mühe Viehzucht zu treiben, die ihren einzigen Reichthum ausmacht, und hält sie bei ihrer allgemeinen asiatischen Trägheit ab, zu festen Wohnsitzen überzugehen.

Die Winterlager der nomadischen Schirwaner liegen größtentheils am Kur in der Ebene, welche von Salian bis in die Provinz Scheki hinaufgeht, einige aber bringen den Winter in etwas höhern Gegenden in den Magals von Sardar und Karasubasar zu, und nur ein kleiner Theil geht manchmal in die muganische Steppe hinüber. In ihren Winterlagern oder Kischlaks bleiben sie länger als in andern, nämlich vom November bis zu Ende März; am Ende dieses Monats, wenn in den höhern Gegenden das Gras sich zu zeigen anfängt und an den Ufern des Kur die Hitze fühlbarer wird, fangen sie an langsam aufwärts zu steigen, so daß sie erst im Anfange Mai's zu ihren Frühlingsweideplätzen oder Jaslaks gelangen. Hier bleiben sie fast den ganzen Monat Mai, so lange nämlich das Vieh gehörige Nahrung findet, denn diese Jaslaks sind gewöhnlich nicht groß, und liegen um die Stadt Alt-Schemacha her. Diejenigen, welche gar keine Jaslaks haben, bleiben länger in ihren Kischlaks, und gehen von diesen direct in die Eilaks oder Sommerlager im Anfang Junius; die erstern dagegen nicht vor der hälfte Junius oder noch später. Die Eilaks liegen im obersten Theil der schirwanischen Berge, an der Gränze gegen die Provinz Kuba hin. In den Eilaks bleiben sie den Julius, August und den halben September hindurch, kehren dann auf dieselbe Art zurück, und erreichen ihre Kischlaks oder Winterweiden am Ende Novembers. Diese Wanderungen scheinen auf den ersten Anblick nicht in der gehörigen Ordnung, sind aber in der Wirklichkeit doch auf eine richtige Berechnung und eine genaue Kenntniß der Temperaturwechsel gegründet. Wenn sie z. B. von dem Kischlak nach dem Jaslak aufbrechen, ziehen sie mit ihren Heerden so langsam, als nur immer der Zustand der Weide es gestattet; gleiche Umsicht beobachten sie bei dem Zug aus dem Jaslak in den Eilak, indem sie ihre Wanderung in die höhern Gegenden nach der steigenden Temperatur in den niedern berechnen.

Die Heerden dieser Nomaden bestehen aus Schafen, Rindvieh,

Digitized by Google

wenigen Büffeln, Pferden, Eseln und Kamelen. Sichern, an Ort und Stelle gesammelten Nachrichten zufolge kann man zur Zeit des Aufenthalts in den Eilaks die Zahl der Schafe auf 430,000 anschlagen; bei der Wanderung nach den Kischlaks aber, wo die Schafe Lämmer geworfen, steigt diese Zahl auf 680,000. Stiere kann man in runder Zahl 28,000, Kühe gegen 45,600 annehmen. Die Zahl der Büffel beträgt nicht über 4000, die der Kamele gegen 600, der Pferde gegen 15,000, die der Esel gegen 19,000. Schirwan versieht Baku, Schekl und Georgien mit kleinem Vieh. Der jährliche Verkauf von Hämmeln und Schafen beträgt gegen 45,000 Stück zu 1½ bis 2½ Rubel Silber. Da die einzige Quelle des Reichthums dieser Nomaden in der Viehzucht besteht, so haben auch alle ihre Bemühungen die Erhaltung und Vermehrung des Viehes zum Gegenstande: sie verlangen für sich keine Bequemlichkeiten, und sind bereit sie alle zu opfern, wenn nur ihre Heerden sich wohl befinden. Dieß drückt ihrer ganzen häuslichen Lebensweise und ihrer Thätigkeit einen besondern Stempel auf, und die Eingebornen nennen sie deßhalb Koin-Nuker oder Hammelsdiener, und zwar völlig mit Recht. Uebrigens haben einige, jedoch sehr wenige, dieser nomadischen Schirwaner einen freilich in der Gesammtmasse nicht bedeutenden Schritt zum Ackerbau gethan: sie säen Weizen und Gerste und ziehen die Baumwollenstaude (Gossipium herbaceum), aber noch in sehr geringer Menge. Obwohl sie eine ungeheure Masse Milch, Käse u. dgl. besitzen, so verzehren sie doch davon nur mit großer Mäßigkeit, um mehr verkaufen zu können. Auch die Wolle verkaufen sie, und behalten bloß einen Theil zu Fußs-, Zelt- und Pferdedecken, mit deren Verfertigung sich ausschließlich nur die Weiber beschäftigen. Die Menge der von den Nomaden gewonnenen Butter beträgt gegen 17,000 Pud, der Käse gegen 9000 und der Wolle gegen 50,000. Den größten Theil der letztern verkaufen sie in den Dörfern, wo dieselbe in ein Tuch von sehr geringer Qualität verwandelt wird. Die einfache Lebensweise dieser Nomaden hat für den Beobachter viel Interessantes: ihre Wohnungen sind Zelte, oder schlechte aus einigen dünnen, etwa zwei Klafter langen Stangen errichtete Hütten; man stößt diese Stangen in den Boden, etwa 3 oder 4 Fuß von einander, und bildet auf diese Weise ein Quadrat, dessen Seiten 5 bis 6 Arschinen haben; diese Stangen werden mit andern in horizontaler Richtung durchflochten und die Enden der ersten oben zusammengebogen, so daß das Innere der Hütte eine Art Kuppel bildet; der obere Theil und die Seiten werden mit Filzen bedeckt und nur eine Oeffnung zum Eingange gelassen, welche jedoch gleichfalls mit einem Filze verhängt wird. Damit die Filze nicht allzu schwer auf die Stangen drücken, wird in der Mitte ein starker Pfahl aufgestellt, welcher das Ganze stützt. Oben wird ein rundes oder viereckiges Loch angebracht, um den Rauch hinaus zu lassen. Eine Arschine vom Boden läßt man das Zelt unbedeckt, damit desto mehr Licht hereinfällt, dieser Streif wird mit einem reinlichen Schilfflechtwerk verschlossen. Ein solches Zelt schließt Alles in sich: dem Eingange gegenüber, an der Wandung, liegen Kissen, Kleidungsstücke, Waffen, Pferdegeschirre u. dgl.; auf der einen Seite wird Butter, Milch, Käse u. s. w. aufbewahrt, auf der andern Mehl, Reis und sonstige Eßwaaren. Hierin bestehen alle ihre Habseligkeiten.

Die Wanderungen aus einem Lager ins andere sind äußerst interessant; das ganze Lager erwartet die Bestimmung des Tages zum Aufbruche, welche von dem Jus-Baschi abhängt, der sich mit den Aeltesten darüber berathet. Etwa eine Woche vor der bestimmten Zeit wird das Vieh nach dem angewiesenen Orte hingetrieben, und nur einige Ochsen, Pferde und Esel bleiben zurück. Dann werden an dem anberaumten Tage die Zelte abgebrochen, die Stangen in zwei Abtheilungen zusammengebunden, und ein Ochse muß das Ganze tragen. Die andern Thiere werden mit den übrigen Habseligkeiten belastet. Die Männer gehen zu Fuß, Frauen und Kinder aber reiten auf Ochsen, Büffeln, Eseln und Pferden. Die kleinen Kinder werden in Doppelkörbe gesetzt. Manchmal trifft es sich, daß zugleich mit ihnen zahlreiche Schaaren von Schafen, Pferden und Hornvieh abziehen, und dann ahmet das Ganze mit dem Geschrei, dem Lärmen, den bunten Kleidungen u. dgl. eine gewisse Wildheit, welche aber sehr interessant ist. Bei der Ankunft an Ort und Stelle werden die Wohnungen in Zeit von einer halben Stunde aufgeschlagen; Alles rückt wieder in die vorhergehende Ordnung und bietet denselben Anblick dar. Die Hütten der Armen und Reichen zeigen wenig Verschiedenheit; der Unterschied besteht nur manchmal darin, daß das Zelt des Reichen größer, mit bessern Kissen versehen und mit Teppichen ausgelegt ist.

Die reichsten Beks führen dasselbe Wanderleben, und finden eine große Annehmlichkeit darin; indeß gestehen doch einige selbst, daß das unaufhörliche Umherwandern ihnen lästig wird, und daß sie gern diese Lebensweise aufgeben würden, wenn nicht die Gewohnheit und die Achtung vor der Sitte ihrer Väter sie davon abhielten. Nicht alle nomadisch umherziehenden Schirwaner haben für ihre Heerden bequeme und zureichende Weidegründe, theils wegen der großen Anzahl ihrer Heerden, theils weil die Weidegründe eine Abgabe an die Krone zahlen müssen. Berechnet man den Umfang der Weide nach der Menge des Grases, welches zur Nahrung des Viehes im Laufe des Jahres nöthig ist, so müssen sie in der Provinz Schirwan 480,000 Dessätinen einnehmen. Alle Gegenden liefern reichlich Gras, aber nur auf kurze Zeit: in den Ebenen ist das Futter im Herbst am besten, in dem mittlern Strich, auf den ersten Abhängen der Berge, im Frühjahr, und im Gebirge im Sommer. Außer den nomadischen Schirwanern kommen auch Bakuer, Kubaner und Besghier auf die Eilaks in Schirwan; die erstern treiben 7000, die zweiten 8000 und die letztern gegen 50,000 Schafe herbei. So groß auch die Weidestrecken in Schirwan scheinen mögen, so reichen sie doch kaum für eine so ungeheure Anzahl Vieh zu.

Der Sarker oder die Steuer von den Weidegründen fällt an die Krone. Da man in den Eilaks 475,000 und in den Kischlaks 610,000 Schafe rechnet, so ergibt sich, daß die Steuer dafür bei 4 Kopeken Kupfer für das Stück 48,400 R. K. ausmacht. Von dem Hornvieh werden 10 Kopeken bezahlt, aber nur dann, wenn keine Schafe dabei sind, und da jeder sich bemüht bei seinen Heerden eine, wenn auch nur kleine Zahl von Schafen zu haben, so unterliegen von dem größern Vieh nur 9000 Stück der Steuer, welche also 900 R. K. ausmacht. Solchergestalt macht also die ganze Steuer 44,500 R. K. oder 11,075 R. S. Dieß ist die beste von allen Steuern, weil sie stets sicher ist, und die Bezahlung zur bestimmten Zeit erfolgt.

Eine Anordnung vom Jahre 1830, der zufolge die nomadischen Schirwaner, wenn sie ein seßhaftes Leben anfangen, auf drei Jahre steuerfrei sind, und neu angelegte Maulbeerbaumgärten auf eben so lange keine Abgabe an den Staat zu entrichten haben, bringt in dem Maaß, als sie unter dem Volke bekannter wird, immer bessere Folgen hervor.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 78.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 März 1838.

Brasilianische Zustände.

(Aus ungedruckten gesandtschaftlichen Berichten mitgetheilt von Tieg.)

Die Sklaven.

Eigentlich findet man ein Gesetz der Sklaverei nirgends ausgesprochen. Die römische Kirche läßt sie nur als einen lästigen Contract zwischen der Gewalt und der Schwäche gelten, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung des Loskaufs, weßhalb die Sklaven auch lange Zeit „Resgatados," d. h. Loszukaufende genannt wurden. Die Habsucht der Unterdrücker und das Zahlungsunvermögen der Unterdrückten haben diesen so beklagenswerthen Stand der Dinge, der durch die Schwierigkeit ihn zu ändern geschützt wurde, fortdauern lassen.

Die schwarzen Sklaven, die man in Rio de Janeiro sieht, gehören größtentheils zu den Nationen der Climanas, Cabindas, Sabaris, der Mozambiquer, der Inhambanes, der Mojaos, Angolas, Bangellas, Minas, Jejas, Rebolos, Mahins u. s. w. Die Cabindas und die Mozambiquer sind die zahlreichsten. Mehrere dieser Nationen tragen an ihrem Körper mehr oder minder bizarre Unterscheidungszeichen. Die von Mozambique und die Cabindas zerfallen in mehrere Stämme, bedienen sich aber einer und derselben Sprache. Der Haß, der bei diesen Nationen in ihrer Heimath gegen einander herrscht, erlöscht auch in der Fremde nicht. Die Gesichtszüge der Neger tragen eine große Verschiedenheit, die anfangs dem Auge des Europäers entgeht, weil die Dunkelheit der Haut die Züge undeutlich macht.

Es existirt eigentlich kein besonderes Gesetz die Neger betreffend, und man befolgt in den meisten Fällen das römische oder die gewöhnlichsten Grundsätze des Rechts und der Billigkeit. Die Neger werden gut oder schlecht behandelt nach dem Charakter ihrer Herren; jedoch äußern sie selten den Wunsch in ihre Heimath zurückzukehren, weil sie dort vielleicht wieder das Loos zu erwarten haben, noch einmal als Sklaven verkauft zu werden. Im Ganzen scheinen sie mit ihrem Schicksal in Brasilien mehr zufrieden zu seyn, als in den englischen Colonien und in den Vereinigten Staaten. Der sanfte und leichte Charakter der Brasilianer bewilligt ihnen viel Freiheit.

Ein Fremder, der sich einige Zeit in Brasilien aufhält und sich allmählich an den Anblick der Sklaverei gewöhnt, wird über die patriarchalische Sitte erstaunen, die zwischen den Sklaven und ihren Herren herrscht. Obgleich sie oft nach den Launen ihrer Gebieter bestraft werden, so muß man doch zum Lobe der Einen so wie der Andern sagen, daß sich fast in allen Familien mehrere Sklaven befinden, die ihrem Herrn von ganzer Seele ergeben sind. Auf den Landgütern befinden sich die Sklaven unmittelbar unter der Aufsicht ihres Gebieters, und dieser theilt, nach dem Charakter und den Fähigkeiten seiner Neger, diese dann in gewisse Classen ein. Eigentlich sollen die Sklaven nach dem Gesetz auf öffentlichem Platze durch die Hand des Nachrichters gezüchtigt werden, allein ihre Herren ziehen es vor, selbst sie zu strafen, und oft grausamer, als das Gesetz es zuläßt. In der letzten Zeit sind die Behörden, um den Mord der Sklaven durch unmenschliche Gebieter zu verhindern, aufmerksamer geworden. Keine Negerleiche wird auf dem Gottesacker ohne ein Attest des Arztes und des Friedensrichters, welches die Todesart angibt, aufgenommen.

Wenn die Neger schlecht genährt und schlecht behandelt werden, entfliehen sie oft in die Wälder und werden dort zu gefährlichen Räubern. Es ist noch nicht zu lange her, daß sich eine solche Räuber- und Mörderbande in den nächsten Umgebungen der Wasserleitung von Rio de Janeiro bildete und Alles in Furcht und Schrecken setzte.

Die Brasilianer lassen ihre Sklaven an allen Wochentagen arbeiten, mit Ausnahme des Sonntags. Wenn sie an diesem auch arbeiten wollen, erhalten sie dafür einen Lohn, und dieser ist für den Neger so verführerisch, daß er, so bejahrt er auch sey, ihn zu verdienen sucht, wenn er dadurch auch seiner Gesundheit oder seinem Leben schaden sollte. Dieß geschieht hauptsächlich bei den Arbeiten in den Steinbrüchen, wo sich die Sklaven durch das schwere Geschäft oft gefährliche Brüche zuziehen. In der fürchterlichsten Sonnenhitze sieht man sie dann wie schwarze Schatten an den glühenden Felsen schweben.

Eine große Anzahl Brasilianer lebt in träger Ruhe und zieht ihr Einkommen aus dem Lohn ihrer Sklaven. Der Neger ist verpflichtet, einem solchen Herrn täglich 480 bis 640 Reis

Digitized by Google

(1 fl. 30 bis 2 fl.) abzuliefern, und ſollte er über die Erwerbung dieſer Summen ſterben. Im entgegengeſetzten Falle ſieht er harter Strafe ſich ausgeſetzt.

Die Laſtträger, die auf den Kai's des Hafens arbeiten, tragen auf den Köpfen Kaffeeſäcke, ein Gewicht von 5 Arrobas, das ſind 160 Pfund, von 7 Uhr früh bis zu Sonnenuntergang. Der Lohn wird ihnen dafür nach den Kräften bezahlt, die ſie bei der Arbeit zeigen. Um ihre unerſättliche Begierde nach Branntwein befriedigen zu können, ſtrengen ſie ſich des größern Lohns wegen dann über ihre Kräfte an, und dieſe Anſtrengung, ſo wie der übermäßige Branntweingenuß, läßt ſie ſelten ein hohes Alter erreichen. Mit 32 Jahren ſind ſolche Neger Greiſe. Sind ſie einmal unfähig zu arbeiten und kränklich, ſo bemühen ſich ihre Herren ſie auf den öffentlichen Märkten um jeden Preis loszuſchlagen.

Menſchlichere Herren bewilligen ihren Sklaven den Sonnabend und Sonntag, um ſich an dieſen Tagen etwas zu ihrer Bekleidung zu verdienen. Einige Perſonen geben ihren Negern ein Stück Acker, das ſie für eigne Rechnung bebauen dürfen. Dafür müſſen ſie zu gewiſſen Zeiten, und wie die Reihe ſie trifft, für ihre Herren arbeiten. Einige Sklaven verſtehen Handwerke und leben in einer vollkommnen Unabhängigkeit, indem ſie jeden Tag nur eine gewiſſe Summe ihren Herren abgeben. Alle ſolche Uebereinkünfte ſind aber nur nach freiwilliger mündlicher Abmachung, nicht durch einen wirklichen Contract feſtgeſtellt.

Ein Decret vom Jahre 1696 unterſagt den übertriebenen Luxus der Sklaven. Zu Bahia hat man Beiſpiele von Negern geſehen, welche die Häuſer einer ganzen Straße beſaßen. Zu jeder Zeit findet man Neger, die ſich aus eignen Mitteln losgekauft haben.

Unter der portugieſiſchen Herrſchaft befahl oft die Regierung und die Geiſtlichkeit, die Herren ſollten ihre Sklaven in der Religion unterrichten, und Sanftmuth und Menſchlichkeit gegen ſie ausüben. Eine Menge von Decreten ſind darüber erſchienen, und obgleich durch dieſe ausdrücklich beſagt wurde, daß das Sklavenhalten nur unter ſolchen Bedingungen erlaubt ſey, ſo iſt doch der Religionsunterricht der Neger ſtets vernachläſſigt worden, und hat ſeit Aufhebung des Sklavenhandels faſt ganz aufgehört. Einige Neger werden hier getauft, andere ſind es ſchon in Afrika in chriſtlichen Tempeln. In den Städten und auf den Landgütern rufen die Herren ihre Sklaven, um beim Gebete Theil zu nehmen. Die durchſchnittliche Dienſtzeit der Neger auf den Plantagen beträgt 10 Jahre.

Die Einführung der Ehe unter den Negern hat leider keine glücklichen Reſultate gezeigt. Es iſt dadurch weder ihre Moralität verbeſſert, noch ſind dadurch friedlichere Verhältniſſe unter ihnen hergeſtellt.

Indeß ſind religiöſe Geſinnungen bei den Negern nicht zu verkennen; oft erblickt man ſie in den Kirchen im inbrünſtigen Gebete verſunken. Ich ſah einſt mehrere von ihnen, die andächtig vor den Fenſtern eines in Rio de Janeiro wohnenden Fremden niederknieten, der in ſeinem Zimmer auf einer kleinen Orgel eine kirchliche Melodie ſpielte. (Schluß folgt.)

Skizzen aus der Provinz Conſtantine.

2. Der See Huzzara. (Fezzara.)

(Schluß.)

Es gibt in Numidien noch heutiges Tages, wie zu Plinius' Zeiten, öde Gebirgsgegenden, wo ſich keine Spur von menſchlichen Wohnungen zeigt und die Löwen und Hyänen faſt als einzige Gebieter herrſchen. Die Umgegend des Sees Fezzara ſcheint eine Republik der Vögel zu ſeyn. Nirgends wird wohl die Jagd auf Sumpf- und Waſſervögel dem Liebhaber eine reichere, ergiebigere Beute bieten; daher iſt auch vorauszuſehen, daß mit der Zunahme der Bevölkerung Bona's der Beſuch der Europäer in dieſe Gegenden immer häufiger werde. Die Jagd iſt in dieſem Lande völlig frei, ſie bildet faſt das einige Vergnügen des Coloniſten. Jeder Menſch kann mit der Flinte in dieſen unbebauten Gegenden herumſtreifen, ſo viel er Luſt hat, und die Anſiedler, die franzöſiſchen Officiere, ſo wie auch die europäiſchen Reiſenden machen von dieſer Freiheit einen ſo weiten Gebrauch, daß, Dank ihrem unverdroſſenen Fleiße, in den früher ſo wildreichen Umgebungen von Algier und Bona bald kein Häschen mehr zu treffen iſt. In den erſten Jahren der franzöſiſchen Occupation ſchoß man die Eber faſt dicht an den Thoren Algiers, jetzt müſſen die dortigen Jäger einen halben Tag weit in die ſchwierigen Gebüſchgegenden von Staueli und Reghaia gehen, um eine nur halb ergiebige Beute zu machen. Das Jagen bei dem See Fezzara iſt nicht ohne Mühſeligkeit und Anſtrengung. Sobald einmal all jene gefiederten Seebewohner durch den häufigen Büchſenknall in Allarm gekommen ſind, werden ſie ſcheu und fliegen nach der Südſeite des Sees, wo ſich noch nie ihre Verfolger hinwagten. Einen ſehr günſtigen Erfolg haben dort die Vogeljäger nur, wenn ſie in ziemlicher Zahl in dem Schilfwalde ſich vertheilen, und zugleich ſich nicht fürchten, bis an die Bruſt in das Waſſer zu waten. Von ſchönen, ſüdlichen Vogelarten bemerkte ich dort namentlich den ſichelſchnäbeligen Ibis (Ibis Falcinellus), den Silberreiher, den numidiſchen Kranich, das Sultanhuhn und den großen Purpurreiher (ardea purpurea). Sehr häufig iſt dort auch der Flamingo (phoenicopterus antiquorum), der König der Sumpfvögel, welcher mit ſeinen ſcharlochrothen Flügeln und weißem Gefieder bei ſeiner bedeutenden Höhe eine wirklich königliche Figur ſpielt. Die Flamingos ſind immer truppweiſe beiſammen, ihre hohen Beine ſtehen gewöhnlich halb im Waſſer. Seinen mächtig langen Hals trägt dieſer Vogel mit Majeſtät, faſt wie der Schwan. Er iſt ungemein ſchwer zu ſchießen, läßt den Jäger faſt nie näher, als auf 100 Schritte kommen und flüchtet ſich dann, die langen Beine im Fluge nach hinten ſtreckend, in die Mitte des Sees. Von Sumpfvögeln, die auch dem Norden angehören, bemerkte ich dort namentlich die ſo bizarre Geſtalt des Strandreiters (himantopus ruſipes), der ebenfall ein außerordentlich ſcheuer Vogel iſt. Hr. Magagnos, Capitän vom 17ten leichten Infanterieregiment, ein eifriger Liebhaber von ſeltenen Vögeln, zeigte mir in Bona dreizehn Arten von wilden Enten, die er durch die Beduinen vom See Fezzara erhalten

Digitized by Google

hatte. Die ungeheure Versammlung der gefiederten Sumpfbewohner in allen Farben und Formen am Ufer jenes einsamen Morastsees ist wirklich erstaunlich. Eine unendlich buntscheckige Mischung der Federgewänder, die so variirenden Schnabel- und Beinformen vom schlanken, sichelschnäbeligen Ibis bis zum schwerfälligen, breitschnäbeligen, wilden Schwan; endlich das tausendstimmige Concert, oder vielmehr infernalische Gekreische, welches in hohen Lüften, aus der Tiefe der Fluthen und von dem Innersten des Sumpfpflanzenwaldes zu gleicher Zeit ertönt, stellen dort die seltsamste Komödie dar. Man wähnt sich in eine antediluvianische Epoche zurückversetzt, wo die Existenz des Menschen noch eine Frage ist, und eine ungeheure Thierschöpfung, deren versteinerte Reste uns geblieben, in anarchischer Republik, ohne Gebieter und Vertilger, die Erdkugel beherrschte.

Während unsrer Rückkehr nach dem Lager begegnete uns eines jener unangenehmen Abenteuer, auf welche man bei dem feindlichen Zustande dieses Landes leider immer gefaßt seyn muß. Ein Haufe von etwa 40 berittenen Arabern stand eine Stunde vor Dreau auf dem Wege, und schien auf unsere Heimkehr zu lauern. Zum guten Glück für uns ist das dortige Terrain unbedeckt, so daß wir diese Bande schon aus einer weiten Entfernung bemerkten. Ueberdieß bestand unsere Gesellschaft fast ganz aus Militärs, bei denen das Raufen Handwerk ist, und die, an solche Vorfälle gewöhnt, bei ihrer Erfahrung und Kenntniß des Landes und der Araber sich vollkommen zu benehmen wissen. Ein Kapitän der Chasseurs d'Afrique, dessen Name ich vergessen habe, stellte unser Häuflein in Schlachtordnung und ritt an unserer Spitze auf die Araber zu. Der brave Karfalla, eingeborner Officier der Spahis, war eine Viertelstunde hinter uns zurückgeblieben, gab aber, als er unsere Gefahr bemerkte, seinem Pferde die Sporen und holte uns im schnellsten Jagen wieder ein. Ich glaubte in jenem Augenblicke fast, ein Kampf sey unvermeidlich, allein die Araber, obwohl zweimal so zahlreich als wir, verließen bei unserer Annäherung den Platz, und zogen sich in der Richtung von Neschmaya zurück. Es fiel kein Schuß. Der Anführer der Bande und Karfalla, welcher sein Pferd auf Schußweite der Araber tummelte, riefen sich ein höfliches „Salam Aleicum Sidi!" (ich grüße dich Herr!) zu, als hätten sie die freundlichsten Absichten gegen einander gehabt. Im Lager Dreau, an der gastfreien Tafel des Commandanten Lacombes, wo der feurige Bordeauxwein den Gästen die Mittheilung ihrer afrikanischen Kriegs- und Jagdabenteuer ablockt, wird unser Ausflug nach dem See Fezzara gewiß noch öfters zur Sprache kommen.

Historische Arbeiten in Italien.

Der König von Sardinien hat bekanntlich durch ein Reskript vom 20 April 1833 eine historische Commission unter dem Namen Deputazione sopra gli studj di storia patria niedergesetzt, und sie beauftragt, unter der Leitung des Ministers des Innern eine Sammlung noch nicht bekannter oder seltener Documente, welche auf die Geschichte von Piemont Bezug haben, herauszugeben. Der Graf Prosper Balbo, Vicepräsident des Staatsraths, wurde zum Präsidenten dieser Commission ernannt, welche bereits einen Band dieses großen Werkes unter dem Titel: „Historiae patriae monumenta edita jussu Regis Caroli Alberti, Tom. I," herausgab; er enthält 1051 Urkunden aus den Jahren 802 bis 1292. — Eines der gelehrtesten Mitglieder der historischen Commission, Hr. Carlo Morbio, gibt allein mit einer lobenswürdigen Ausdauer eine Geschichte der italienischen Municipien heraus, und bereits sind drei Bände dieses wichtigen Werkes erschienen. Sie sind der Geschichte von Ferrara, Pavia, Novara, Faenza, Piacenza und Mailand gewidmet. Nach der lobenswerthen Sitte der Benedictiner unterstützt Carlo Morbio seine Erzählung stets mit authentischen Urkunden, Freibriefen oder Diplomen: die drei Bände enthalten deren 105, die bis jetzt unbekannt oder wenigstens nicht herausgegeben waren. Mehrere derselben enthalten Aufschlüsse über die Geschichte der Carolinger in Italien; die älteste Urkunde ist aus dem Jahre 827. Die drei letzten Bände der Geschichte der Municipien sollen Florenz, Lodi, Castro, Vercelli und Urbino umfassen.

Die russischen Provinzen jenseits des Kaukasus.

Die Provinz Schirwan.

(Fortsetzung.)

11. Von der Stadt Alt-Schemacha und einigen andern Merkwürdigkeiten in der Provinz.

Alt-Schemacha liegt unter 40° 41' N. B. und 46° 12' O. L. von Paris (66° 13' von Ferro). Diese Stadt ist berühmt durch Alter, Größe und Reichthum, und sie war die Hauptstadt der Schahs oder Khane, welche das weite Gebiet von Schirwan beherrschten. Trotz dessen hat man gar keine Nachrichten weder über ihre Erbauung, noch über ihren alten Zustand. Die Unwissenheit der Völker, welche nach einander über Schirwan herrschten, hat gar keine Ueberreste aufbewahrt, welche die Wahrheit enthüllen könnten, und das, was wirklich zu uns gelangte, dankt man fremden Schriftstellern; die Ueberlieferungen der Tataren sind Mährchen. Die ersten Nachrichten von der Stadt Schemacha trifft man in alten Schriftstellern, welche die Stadt Kamachia oder Lamachia nennen, und sie zum Theil als eine volkreiche Stadt schildern, deren Bewohner sich mit Handel und Industrie abgaben. Im 13ten Jahrhundert n. Chr. war Schemacha durch seinen großen Umfang bekannt. Im Jahre 1222 schickte Dschingisthan, der die Bucharei und andere Länder erobert hatte, seine Feldherren aus, um Schemacha zu besetzen. Schirwan, gleichfalls ein in der Geschichte dieses Theiles von Asien berühmter Name, bedeutete aller Wahrscheinlichkeit nach nicht bloß die Provinz, sondern auch die Stadt Schemacha, wie denn auch noch jetzt die Bewohner anderer asiatischen Provinzen sie fast nur Schirwan nennen; bei den Landeseingebornen heißt sie Kiogna-Scheher, oder die alte Stadt. Der Sage nach lag sie im Alterthume nicht da, wo man jetzt, fast auf der Stelle des jetzigen alten Schemacha's, zahlreiche Trümmer sieht, sondern südöstlich davon in einer Entfernung von 50 Werften, und enthielt 40,000 Häuser. In der Folge, als Schemacha durch die unaufhörlichen Kriegsereignisse litt, verlegten die Schahs von Schirwan die Stadt weiter in die Berge, und gründeten fast an der Stelle des jetzigen Schemacha eine neue Stadt, von welcher aber nur noch Steinhaufen übrig sind. Historischen Nachrichten zufolge kamen bei einem heftigen Erdbeben im Jahre der Welt 7176 über 6000 Einwohner um, und viele Gebäude wurden zerstört. Seit dem 15ten Jahrhundert, wo Schirwan unter die Herrschaft Ismael Sofi's fiel,

Digitized by Google

blieb Schemacha gleichfalls Persien unterworfen, und kam auch eine kurze Zeit unter die Herrschaft der Türken. In der Mitte des 16ten Jahrhunderts traten die Regenten von Schemacha in Verbindung mit Rußland. Im Anfange des 17ten Jahrhunderts war Schemacha in blühendem Zustande: die Bevölkerung war zahlreich, der Handel bedeutend, und man zählte 15,000 Häuser in der Stadt. Im 18ten Jahrhundert wurde sie von den dagheſtanischen Völkern zerstört: Daud Bek und später Surchai, Khan der Kasykumyken, der unter dem Schutze der Türkei stand, bemächtigten sich ihrer. Schah Hussein, der Schemacha vor der Einnahme durch Daud Bek und Surchai besaß, bat Peter den Großen um Hülfe, die Folge davon war, daß Schemacha an die Türken kam, die es jedoch bald wieder an die Perser zurückgeben mußten, welche die Stadt im Jahre 1734, unter Anführung von Tamas Kuli Khan, dem nachherigen Nadir Schah, zerstört hatten. Dieser gründete 16 Werste davon entfernt eine neue Stadt am Fluß Alsu, südwestlich von der alten, gab ihr denselben Namen, und setzte Hadschi Mahmed Ali Khan als Regenten ein, unter welchem auch Neu-Schemacha sich bedeutend vergrößerte. Inzwischen ließ sich auf den Trümmern der alten Stadt Mahmed Seid, der Sohn des durch seinen Reichthum bekannten Alawerdi Bek von Schemacha, nieder, seine Diener und eine Anzahl ihm ergebener Leute bildeten bald eine ziemlich ansehnliche Bevölkerung, und er erhielt den Namen eines Khans von Alt-Schemacha. Im Jahre 1761 bemächtigte er sich auch Neu-Schemacha's, da die Einwohner desselben mit der Regierung Hadschi Mehmeds unzufrieden waren. Um dieselbe Zeit zeichnete sich Feth Ali, Khan von Kuba, durch seine Tapferkeit aus, fiel mehrmals in Schirwan ein, und bemächtigte sich endlich im Jahre 1766 beider Städte, zerstörte Neu-Schemacha völlig und versetzte die Einwohner nach Alt-Schemacha. Im Jahre 1777 erhielt Mahmed Seid Khan Schemacha von Feth Ali Khan zurück, und sein Sohn Mamirsa heurathete die Schwester des Letztern, worauf wieder eine Anzahl Einwohner nach Neu-Schemacha zog. Um diese Zeit begannen die Streitigkeiten zwischen Mahmed Seid Khan und seinem Bruder Agase; Feth Ali Khan, der seinen Einfluß auf ihre Angelegenheiten nicht fahren lassen wollte, machte diesen Streitigkeiten dadurch ein Ende, daß er beide Brüder aus dem Wege räumte. Mahmed Seid Khan hinterließ zwei Söhne, Esker und Kasym, Agase gleichfalls zwei, Mustapha und Ismail; sie flüchteten sich zu Ibrahim, Khan von Karabag, der einen vergeblichen Versuch machte, sie in ihr Erbe einzusetzen; erst nach Feth Ali's Tode kam Schemacha an Esker, dann an Kasym und endlich an Mustapha. Bald darauf wurde Neu-Schemacha von Aga Muhammed, Khan von Astrabad, der von Tiflis aus bis dahin vordrang, zerstört.

Am Ende des 18ten Jahrhunderts wurde Schemacha von russischen Truppen besetzt und Kasym als Khan eingesetzt. Sobald aber die russischen Truppen aufgezogen waren, ward Kasym verjagt, und Mustapha bemächtigte sich wieder der Stadt, unterwarf sich aber im Jahre 1805 Rußland freiwillig. Auch Alt-Schemacha fing allmählich wieder an sich zu bevölkern, der Reisende Gmelin aber versichert, daß außer der Wohnung des Khans kein ordentliches Gebäude in der Stadt war; Moscheen und Karawanserais gab es viele, sie waren aber unbedeutend; der obere Theil der Stadt war von einer Mauer und Wall umgeben und mit Kanonen versehen; in einiger Entfernung befanden sich der Bazar und die Buden, die Straßen waren eng, und die Bevölkerung betrug nur 2000 Familien. Später gerieth Schemacha abermals in Verfall, und die Stadt am Alsu kam in Aufnahme. Ein furchtbares Erdbeben *) vollendete die Zerstörung der alten Stadt, und nur Trümmer bezeichnen noch ihr Daseyn; bloß die Veste blieb stehen, obwohl gleichfalls halb zerstört.

Inzwischen fing Neu-Schemacha, welches unter 40° 51′ N. B. liegt, an, sich empor zu arbeiten; obgleich es nie sehr groß war, hatte es doch einen bedeutenden Handel und Fabriken; eine steinerne Mauer und ein tiefer Graben umgaben es; die Einwohnerzahl betrug 8000 Familien. Jetzt befindet sich auf derselben Stelle das reiche Dorf Alsu mit schönen Wein-, Frucht- und Maulbeerbaum-Gärten.

Mustapha, Khan von Schirwan, unterwarf sich Rußland, verpflichtete sich einen Tribut zu zahlen, und gründete nordwestlich von Alt-Schemacha auf dem Berge Phildag eine Stadt desselben Namens, schlug um größerer Sicherheit willen selbst einen Wohnsitz darin auf, und führte aus Neu-Schemacha über 1000 Familien dahin, denen sich bald noch 1800 andere anschlossen. Phildag bestand nicht lange: jetzt sieht man auf diesem Berge nur noch einen Palast, ein Diwan-Khane, Bäder und die Wohnungen der Frauen des Khans, Alles aber in halb zerstörtem Zustande; wo Privatgebäude standen, sind nur Steinhaufen übrig. Auf dem Felsen zeigt man die Stelle, wo Verbrecher und Leute, die sich den Unwillen des Khans zugezogen hatten, mit gebundenen Händen und Füßen hinabgestürzt wurden. Die Lage von Phildag ist malerisch, und trotz dem, daß der Berggipfel, auf dem die Stadt lag, häufig in Wolken und dichte Nebel eingehüllt wird, ist das Klima doch gesund, und an Wasser kein Mangel. Von dem Berge Phildag aus, welcher einer der höchsten in Schirwan ist, hat man eine herrliche Aussicht: bei schönem Wetter überblickt man die ganze schirwanische Ebene und selbst die Insel Sallan. Uebrigens ist die Gründung einer Stadt an diesem Orte nur durch die kühne Wahl der Lage merkwürdig, aber die Einwohner hätten unter einer Menge Nachtheile zu leiden, da nur ein unglaublich schwieriger Pfad hinaufführt, den bloß Saumrosse betreten können; die Versorgung der Einwohner mit Lebensmitteln war also mit der größten Schwierigkeit verknüpft.

Als Mustapha Khan nach Persien entflohen war, wurden von Seite der russischen Regierung Beamte abgeordnet zur Aufnahme des Vermögens, das die khanische Familie hinterlassen hatte, so wie der bisher bezogenen Einkünfte; überhaupt sollten sie sich mit der ganzen Provinz näher bekannt machen. Im Jahre 1824 wurde ihrem Vorschlage gemäß eine Stadt in der Nähe des Flusses Pirsagat fast an der Stelle des ehemaligen sogenannten Alt-Schemacha angelegt und der Bau der Häuser begonnen. Man kann nicht umhin zu bemerken, daß die Lage der ältern Stadt viel vortheilhafter ist, denn sie liegt auf einer ziemlich ebenen Hochfläche, an deren Fuß im Thale die neue Stadt angelegt wurde; die Verschiedenheit der Temperatur in der obern und untern Stadt beträgt gegen 4 Grad, und wenn in den Sommermonaten die Hitze in der Stadt ins Unmäßige steigt, ist sie im obern Theil, wo sich jetzt auch das Haus des Commandanten nebst dem Diwan befindet, ziemlich erträglich. Vom Mai fast bis zum October ist das Klima in der Stadt ungemein heiß, und nur einigermaßen erfrischt durch die fast täglich wehenden Winde; den übrigen Theil des Jahres hindurch ist es, geringe Zwischenräume abgerechnet, regnerisch. Im Winter fällt Schnee, und liegt manchmal mehrere Wochen; die Kälte wird nicht heftig, dafür wehen aber öfters sehr durchdringende Winde. Von der Lage der Stadt, welche auf der einen Seite gegen eine Bergschlucht zu liegt, schreibt sich die südwestliche Richtung des Windes her, welcher gewöhnlich von 10 Uhr Morgens bis 5 Uhr Nachmittags weht. (Fortsetzung folgt.)

*) Die Erdbeben sind in Alt-Schemacha sehr häufig, und fast immer sehr verderblich.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 79.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 März 1838.

Ein Beitrag zur natürlichen Beschreibung des Königreichs Neapel.

5. Das Flußgebiet der Pescara mit Beziehung auf die drei Abruzzen.

Die Kette der Apenninen sendet bei ihrem Eintritt aus dem Kirchenstaat in das Neapolitanische einen großen Hauptast aus, welcher sich in zwei andere theilt, die sich gegen die Küste des adriatischen Meeres hinsenken. Der erste dieser Zweige schickt die Wasser der nördlichen Abdachung in den Tronto, welcher hier die Landesgränze bildet, und die der südlichen in den Vomano. Die Flüsse Vibrata, Salinello und Tordino, welche einen kurzen Lauf haben, erhalten ihre Zuflüsse von den Nebenzweigen des Hauptgebirges. Der andere dieser Zweige, welcher über alle Berge der Apenninen sein Haupt gebieterisch erhebt, und den Namen Gran Sasso d'Italia erhalten hat, ergießt die Wasser der nördlichen Abdachung in den Vomano, die der westlichen und südlichen in den Aterno, der später den Namen Pescara erhält. Die Gewässer der östlichen Abdachung und die seiner Nebenzweige fließen in die Flüsse Piomba und Salino. Von der großen Gebirgsgruppe, welche den Lago Fucino umgibt, und welche ihr östliches Wasser in die Pescara sendet, trennt sich gegen das adriatische Meer hin ein anderer großer Zweig, über welchem die Majella thront, auch einer der höchsten und majestätischsten Berge der Apenninen. Seine westliche und nördliche Abdachung geht gegen die Pescara, seine südliche gegen den Sangro. Die Gewässer der östlichen Abdachung so wie die der Nebenzweige nehmen die Flüßchen Alento, Fare, Moro und Foldrino auf. Wo sich die Gebirgskette der Provinz Molise nähert, vereinigen sich die Gewässer in den Flüßchen Ofento, Aſinello, Trigno, Trechio, Sinarca und Biferno.

Man darf als das Hauptflußgebiet der Abruzzen das Thal der Pescara betrachten, theils seiner Ausdehnung wegen, theils darum, weil aus demselben durch das Becken des Fucino eine leichte Verbindung mit dem Flußgebiet des Garigliano möglich ist. Es ist natürlich, daß in diesem ganz gebirgigen Lande nur die Thäler natürliche Verbindungen darbieten, und weil das Thal der Pescara von ihrem Ursprung bei Monternale an bis zu ihrer Ausmündung die drei Abruzzen gleichsam in der Mitte durchschneidet, so bildet dieses Thal die natürliche Verbindung dieses gebirgigen Landes; die andere Verbindungsstraße sollte an der Küste des Meeres hinlaufen vom Tronto bis zum Biferno; diese ist aber nur zum Theil fahrbar.

In einem Lande, das mit so ausgedehnten Gebirgsmassen angefüllt ist, und darum im Winter ein rauhes Klima hat, ist die Bevölkerung gezwungen, sich in die Thäler und die untern Hügel zurückzuziehen. In den obern Theilen der Thäler, die meist eng sind, und wo das Klima den Ackerbau nicht begünstigt, ist die Bevölkerung gering, und wo sie sich findet, da ist sie in kleinern Dörfern zerstreut, die sowohl unter sich, als von der Hauptgemeinde, zu der sie gehören, ziemlich entfernt liegen. Die Bewohner können nicht hinreichende Lebensmittel aus dem eigenen unfruchtbaren Boden beziehen, den man, da er durch den Anbau des Korns entkräftet wird, wieder einige Jahre brach liegen lassen muß, damit er sich neue Productionskraft sammeln kann. Auch hat sich ihre Lage nicht verbessert, seit die obern Berge in größerer Ausdehnung urbar gemacht wurden, denn nach einigen Jahren des Anbaus wurde der Boden so undankbar, als vorher die Ernte gering war, so daß kaum die Kosten des Anbaus gewonnen wurden. Diese Bewohner sind deßhalb zum größten Theil genöthigt, im Winter ihre Heimath zu verlassen, um in andern Provinzen des Reichs oder im Kirchenstaat Arbeit zu suchen, oder wenn sie Schafzucht treiben, pflegen sie in der kalten Jahreszeit in die Capitanata zu wandern, und im Sommer wieder in die Gebirge der Abruzzen zurückzukehren.

In den untern Theilen erweitern sich die Thäler, die Höhe der Berge nimmt gegen das Meer hin ab; zugleich wird das Klima freundlicher, der Boden fruchtbarer, deßhalb wird auch die Bevölkerung größer, und sie beschäftigt sich mehr mit dem Anbau des eigenen Bodens. Wo dann die Thäler sich dem Meere nähern und sich in weite Ebenen ausdehnen, da verhindert die durch Sümpfe verpestete Luft, daß sich eine zahlreiche Bevölkerung festsetzt. An der weiten Seeküste vom Tronto bis zum Trigno, in einer Ausdehnung von 66 Miglien, sieht man, obgleich alle Thäler sich in weite Ebenen münden, nur die Gemeinden von Giulianova, Pescara, Francavilla, Ortona, S. Vito

Digitized by Google

und Vasto, sämmtlich am Meer gelegen. Außer diesen sechs Gemeinden sind alle andern auf den Höhen der Hügel, welche in ziemlicher Entfernung vom Meere die Thäler beherrschen. Zum Theil mag dieser Umstand daher rühren, daß in den Zeiten des Mittelalters die Bewohner des Ufers genöthigt waren, sich vor den feindlichen Einfällen der Barbaren in feste Orte auf den Höhen zurückzuziehen. Darum blieben diese Ebenen entvölkert; es fehlte der Fleiß des Menschen, um den Lauf der Gewässer zu ordnen, und sich derselben zur Bewässerung der nahen Felder zu bedienen. In diesem verlassenen Zustande wurden die Felder der Abruzzen am Ufer des Meeres so verpestet, daß sie in dem Zustand, wie sie gegenwärtig sind, nicht die Rückkehr einer zahlreichen Bevölkerung gestatten.

Während auf diese Weise die untern Thäler zum größten Theil unbebaut sind, die doch wegen der Fruchtbarkeit des Bodens und des mildern Klima's noch am ehesten den Anbau begünstigen würden, sieht man von Jahr zu Jahr die Urbarmachung der Berge mehr und mehr sich ausdehnen, so steil auch die Abdachung derselben seyn mag. Es wurde oben bemerkt, daß die Nebenzweige der Apenninen, die sich dem adriatischen Meere nähern, aus Thon bestehen. Bis zu einer gewissen Tiefe der Oberfläche ist der Boden leicht und dem Wasser zugänglich, allein unter dieser Schichte befindet sich reiner Thon meist von grauer Farbe, welcher das Wasser durchaus nicht eindringen läßt. Wie nun die steilen Abhänge der Berge urbar gemacht worden sind, so können sich die Gewässer, die durch den leichten Boden dringen, durch den reinen Thon keinen Weg mehr bahnen; sie erweichen deßhalb den Boden, und führen ihn in Form eines flüssigen Schlammes mit sich fort. Da die Wasser sich nicht vertheilen, und aus Mangel an Bäumen von ihren Wurzeln nicht aufgehalten werden, so pflegen sie sich in großen Massen zu vereinen, höhlen sich tiefe Löcher aus und führen ganze Erdstücke aus der Höhe in die Tiefe hinunter. Noch traurigere Folgen hat die Urbarmachung der Abhänge, auf welchen die Gemeinden liegen, denn wenn der Grund und Boden, auf dem sie liegen, ihnen entweicht, so müssen sie nothwendigerweise zu Grunde gehen. Schon viele Wohnungen in den Abruzzen haben durch einen solchen unüberlegten Anbau sehr bedeutenden Schaden erlitten, während noch viele andere sich dasselbe traurige Schicksal bereiten.

Mit Schaudern durchwandert man die Gegend, welche von Palena bei den Monti Pizzi und bei Torricella sich auf der einen Seite in das Thal des Sangro und auf der andern in das des Aventino gegen Taranta ausdehnt. Die Erdstücke, welche in der Tiefe der Thäler liegen, haben eine bedeutende Ausdehnung und scheinen wie von einer großen Revolution der Natur herzurühren. Die Gemeinden Torricella, Gisso Palena und Roccascalegna sind dem Verderben nahe, indem die Erdstürze gegen sie immer größere Fortschritte machen. Die Gemeinde Taranta hat bereits theilweise Schaden genommen, und ungewiß ist der Erfolg der Mittel, die zum Schutze des übrigen Theiles angewandt wurden.

(Schluß folgt.)

Brasilianische Zustände.

Die Sklaven.

(Schluß.)

Die Sterblichkeit unter den Negern ist groß, hauptsächlich aber unter ihren Kindern. Diese bedauernswerthe Bevölkerung ergänzt sich nur durch die Contrebande, als welche sie, seit dem Verbot des Sklavenhandels, eingeführt wird. Die Feuchtigkeit des brasilianischen Klima's behagt ihrer körperlichen Constitution nicht. Sie sind zahlreichen Krankheiten unterworfen, eine Folge ihrer schlechten, oft spärlichen Nahrung, ihrer Unreinlichkeit und des Schmutzes ihrer Hütten, Sanzalas genannt, in die man sie während der Nacht einsperrt. Vom Genuß des Branntweins, den sie leidenschaftlich lieben, bekommen sie oft die Wassersucht. Auch kommt bei den Negern öfter der Selbstmord vor, und zwar hauptsächlich, um dadurch ihrer elenden Lage bei manchen Herren sich zu entziehen.

Die Freilassung der Sklaven ist in Brasilien nicht selten und geschieht gewöhnlich durch ein Testament. Will der Sklave seine Freiheit um einen annehmbaren Preis erkaufen, so kann sich sein Herr dem nicht widersetzen, ohne dadurch eine ungünstige Meinung auf sich zu laden. Man sieht in Rio de Janeiro Mulattenmädchen, Sklavinnen, die eine Subscription eröffnen, um dadurch ihre Freiheit zu erkaufen. Es ist wahr daß damit oft Betrügereien getrieben werden, allein dieser Gebrauch ist erlaubt. Ein Sklave, welcher seinem Herrn nicht weiter dienen will, kann von diesem eine schriftliche Autorisation für sich verlangen, sich von einem andern Herrn für einen, von dem ersten zu bestimmenden Preis kaufen zu lassen. Oft dient dieser gütliche Vergleich zum Vortheil aller drei Contrahenten. Er ist nicht sehr gewöhnlich, aber doch kommen Beispiele vor, und zwar weniger durch Speculationssucht der Herren, als durch Launen des Sklaven veranlaßt.

Wenn die Neger so alt geworden sind, daß sie nicht mehr Dienste leisten können, erhalten sie oft Freibriefe, um sich an das öffentliche Mitleiden zu wenden, und ihr Leben in irgend einem Winkel zu beschließen. Oft fand man solche Unglückliche todt vor den Kirchenthüren oder in abgelegenen Gassen.

Es herrscht in Brasilien die gewöhnliche Meinung, daß man die Negersklaven nicht eher als nach dem Aussterben mehrerer Generationen entbehren könne; dessen ungeachtet hat sich dieß in allen Ländern, wo man den Ackerbau durch Sklaven betrieb, und auch nicht glaubte sie missen zu können, dennoch später gemacht, ohne daß der Reichthum dadurch verringert wurde Dasselbe würde auch in Brasilien der Fall seyn; die Neger leiden freilich weniger von der Hitze, wie die Weißen, allein diese akklamatisiren sich allmählich überall. Sie arbeiten in noch heißeren Ländern, als Brasilien, und scheuen nicht die Nässe, wie die Schwarzen. Es ist ein Irrthum, wenn man den Anfang der Einführung der Sklaven ins 17te Jahrhundert setzt: sie beginnt mit der Gründung von Bahia im Jahre 1549 und vielleicht noch früher. Man hofft viel von fremden Einwanderungen, hat aber bis jetzt noch nichts gethan, um dazu zu ermuntern. Jedenfalls würde die Vermehrung der Bevölke-

Digitized by Google

rung, welche man durch Einwanderungen erwerben könnte, für lange Zeit noch ungenügend seyn, und darum doch nicht der Negercontrebande sobald einen tödtlichen Stoß versetzen. In den Colonien der Weißen hält man für das erste Zeichen des beginnenden Reichthums den Kauf eines Negers, und strebt eben so begierig, dahin zu gelangen, wie die großen Pflanzer, welche die Sklaven hundertweise kaufen.

England hat ohne Zweifel von dem edlen Wunsche beseelt, alle Ketten der Sklaven an Einem Tage zu brechen, nicht den verhängnißvollen Schwung berechnet, welchen es den auf den kurzen Zeitraum von zwei Jahren zusammengedrängten Speculationen dadurch gab, und nicht die darauf folgenden ungeheuren Verluste, die man später durch die abscheulichste Contrebande zu decken suchte. In diesem Zwischenraume der gedachten zwei Jahre schrob diese außerordentliche Forderung den Preis der Sklaven auf der Küste von Afrika zu einer solchen bedeutenden Höhe hinauf, daß die Pflanzer, welche ihre Einkäufe auf längere Zahlungstermine, im Preise von 600, 800 bis 1000 Reis gemacht hatten, nicht im Stande waren, ihre Zahlungsverpflichtungen zu erfüllen. Zahllose Fallissements folgten darauf. Der Regent Costa Carvalho verlor auf diese Weise einen großen Theil seines Vermögens. Seine nachfolgende Theilnahme an dem Contrebande-Handel wird von wenigen Personen bezweifelt.

So sehr der Negerhandel legal war, so wurden doch viele Defraudationen gegen die Einfuhrrechte begangen. Gewöhnlich wurden die Schwarzen an irgend einem benachbartem Punkte der Küste ausgeschifft und von da später in die Städte gebracht, als ob sie aus dem Innern des Landes kämen. Bei der Douane declarirte sie der Schiffscapitän als unterwegs gestorben. Die Gläubigkeit der Beamten ließ sich um einen geringen Preis erkaufen. Jetzt sind die Friedensrichter die Theilnehmer der Ausschiffungen und sorgen selbst für bequeme Landungsplätze. Der mit der portugiesischen Flagge und der von Montevideo getriebene Mißbrauch verwickelt den Proceß gegen die Negerschiffe, die man von Zeit zu Zeit mit Arrest belegt. Dieser Handel beschäftigt auf der afrikanischen Küste gegenwärtig noch 124 portugiesische Schiffe, die im Jahre 1836 noch 40,000 Schwarze einschmuggelten. Es ist selten, daß man in Rio de Janeiro jährlich mehr als 4 bis 5 dieser Schiffe aufbringt.

Die Gefahr eines Kriegs „der Farbe," scheint mir in Brasilien eingebildet, und könnte ein solcher nur in Folge der unverzeihlichsten Schwäche und Unklugheit der Regierung ausbrechen. Der einzige, wirklich drohende Aufstand dieser Art fand in Bahia statt. Nichtsdestoweniger wurden 1000 tapfere Neger durch ungefähr 100 Soldaten und portugiesische Handlungsdiener entwaffnet. Diese Neger waren unter sich übereingekommen, ihre Herren in der Stille zu tödten, weil sie sich nicht stark genug fühlten, offen gegen das Leben ihrer Tyrannen oder Wohlthäter aufzutreten. Die Insurrection zu Para durch Indianer und einige Weiße angezettelt, war nur eine Unternehmung zum Plündern und Rauben.

Alle diejenigen, die als Advocaten, Vertheidiger und Panegyristen der Neger auftraten, beruhigten sich bald, da sie sich dabei ganz isolirt sahen. Selbst der famose Baratta, welcher, um seine Vorliebe für die afrikanische Race zu beweisen, seine Tochter mit einem Neger verheirathete. Ich habe nicht gesehen, daß dadurch die Unterwürfigkeit der Sklaven vermindert wurde, doch bemerkte ich, daß die äußere Ehrerbietungsbezeugung gegen die Weißen fast ganz verschwunden ist, statt daß sonst auf der öffentlichen Straße ein Neger zu dem andern sagte, wenn sie einem Europäer begegneten: „Mach Platz! da kommt ein Weißer!"

Sammlung slawischer Chroniken.

Ein Mönch aus dem Orden des heiligen Basilius soll kürzlich in einem Kloster von Monte Negro eine kostbare Sammlung historischer Handschriften entdeckt haben. Er hatte den Auftrag, die unterirdischen Gänge, welche sich unter der Kirche des Klosters nach verschiedenen Richtungen verzweigen, zu untersuchen, und fand, daß die zahlreichen Särge, die hier in frühern Zeiten beigesetzt wurden, mit Ausnahme eines einzigen vollständig erhaltenen, zerbrochen und die Gebeine an einem einzigen Ort aufgehäuft waren. Er stattete davon dem Vorstande des Klosters Bericht ab, dieser begab sich mit allen Brüdern, und begab sich dann mit ihnen in die unterirdischen Gänge, wo sie zur Eröffnung des unangerührt gebliebenen Sarges schritten. Wie groß war nicht ihr Erstaunen, als sie sahen, daß dieser Sarg, der von Blei war, mit sehr wohlerhaltenen Papierbündeln angefüllt war, wovon man jedes in ein mit Oel getränktes Stück Leinwand gewickelt hatte. Als man diese Papiere oberflächlich untersuchte, fand sich, daß es Chroniken in verschiedenen slawischen Sprachen waren, die vom ersten Einfalle der Slawen in die Donauländer bis zum Jahre 1721 gingen. Diese Chroniken enthalten die Geschichte der Walachei, der Moldau, Serbiens und Bulgariens, so wie eine Menge Einzelnheiten über die Kreuzzüge, über das griechische Kaiserreich, über die Kriege der Polen und Ungarn gegen die Türken u. s. w., alles von Augenzeugen abgefaßt. Fürst Milosch hat diese kostbare Manuscripten-Sammlung für 5000 Ducaten an sich gebracht, und seinen Secretär Wuk Wukasowitsch und vier und zwanzig gebildete junge Serbier beauftragt, die Manuscripte näher zu untersuchen und sie nach der Zeitfolge zu ordnen. Diese Werke sollen auf Kosten des Fürsten gedruckt werden und den Titel führen: „Slawische Chroniken," herausgegeben auf Befehl des slawischen Fürsten Milosch Obrenowitsch.

Die russischen Provinzen jenseits des Kaukasus.

Die Provinz Schirwan.

11. Von der Stadt Alt-Schemacha und einigen andern Merkwürdigkeiten in der Provinz.

(Fortsetzung.)

Das Land, das zur Stadt gehört, erstreckt sich auf zwei Werste weit im Kreis umher. In der Stadt selbst ist kein Fluß, aber in geringer Entfernung davon fließt der Pirsagat, der jedoch bei großer Hitze wasserarm ist. Gutes Trinkwasser wird durch einen unterirdischen Canal aus weiter Entfernung hergeleitet, übrigens genießt man nur im obern Theil dieses Vortheils, an den entlegenen Enden der Stadt aber hat man nur unreines und ungesundes Wasser. Alle diese Umstände haben nicht nur auf die Fremden, sondern auch auf die Ein-

Digitized by Google

heimischen einen merklichen Einfluß. Die gewöhnlichen Krankheiten, namentlich im Sommer und Herbst, sind hitzige Fieber, schmerzhafte und sehr hartnäckige kalte Fieber, und der Scorbut, dem namentlich die Russen unterworfen sind. Im October 1829 lagen von zwei unvollkommenen Bataillonen des ayscheron'schen Regiments 500 Kranke im Spitale von Alt-Schemacha: es ist jedoch zu bemerken, daß in diesem Monate die Krankheiten besonders wüthen; man kann sie bei ärztlicher Hülfe nicht gerade tödtlich nennen, aber sie schwächen den Menschen ungemein.

Alle Häuser in Alt-Schemacha sind von Stein, einige davon mit flachen Dächern nach der gewöhnlichen asiatischen Sitte. Die armenische Hälfte ist abgesondert von der tatarischen angelegt. Im Allgemeinen sehen die Häuser ziemlich gut aus. Glasfenster trifft man selten, größtentheils aber durchbrochene Läden von Holz, die von oben nach unten zugeschlossen werden. Die innere Einrichtung der Häuser hat keine Bequemlichkeiten. Die Zahl derselben in Alt-Schemacha ist folgende: nach dem neuen Plan der Stadt gebaute Krongebäude 20, tatarische Häuser 446, armenische 279; früher schon waren vorhanden 4 Krongebäude, 1526 tatarische und 17 armenische Häuser. Im Jahre 1832 zählte man 2255 Familien in der Stadt. Der Palast des Khans ist noch ganz erhalten; er ist zwar von einfacher Bauart, aber nach einigen Anzeichen zu schließen war er im Innern sehr reich verziert. Neben dem Palast ist ein regelmäßiger Garten, worin einst Fontänen sprangen. Der Bazar in Alt-Schemacha ist ziemlich groß und sehr belebt. Die Zahl der Buden beträgt gegen 500, in vielen derselben wird jedoch nur ein Kleinhandel mit Früchten u. dgl. getrieben.

Griechische Kirchen gibt es in Alt-Schemacha nicht, aber eine armenische und 9 Moscheen; von fünf nach asiatischer Art gebauten Bädern gehören zwei der Krone. Siebzehn tatarische Lehrer unterrichten 595 mosleminische Kinder, und drei armenische Lehrer 70 Kinder ihrer Religion.

Unter die Merkwürdigkeiten der Provinz gehört der Kyś-Kala: 4 Werste von Schemacha gegen Westen erhebt sich abgesondert von den in der Nähe herumliegenden Felsen ein gleichsam zugehauener Felskegel, der unten am Fuße 240 Klafter Länge und 90 Klafter Breite und Höhe hat. Auf die Spitze führt ein enger, gewundener Pfad an den schroffen Abhängen hinauf, die an manchen Stellen senkrecht sind. Hier sieht man die Spuren eines ehemals hier befindlich gewesenen Bassins, das in den Boden gegraben und künstlich mit Steinen umlegt war; in weniger Entfernung ist ein zweites Bassin, das 7 Klafter Länge, 5 Klafter Breite, aber nur 2½ Arschinen Tiefe hat. Jenseits desselben ist eine Vertiefung in den Boden gegraben, die jetzt zur Hälfte mit Steinen ausgefüllt ist, und man bemerkt die Ueberreste eines einst hier gestandenen Baues, der 5 Klafter im Umfang und etwa eine in der Tiefe hatte. In dieser Vertiefung sind ins Innere des Felsens drei Eingänge angebracht, welche nur 1 Arschine Höhe und 1½ Arschinen Breite haben. Die schwere Luft, die Feuchtigkeit und Finsterniß gestatten nicht, in diesen Eingängen weiter vorzudringen, als bis zur zweiten innern Abtheilung, welche in der Mitte der Decke eine Oeffnung für den Luftdurchzug hat, und mit Steinen, die von den Wänden und von oben herabgefallen sind, verschüttet ist. Da Kyś-Kala kein eigenes Wasser hat, so ist solches von einem andern 2½ Werste entfernten, dem Dorfe Meißar gegenüberliegenden Berge durch Röhren hergeleitet. Da man auf diese Weise Kyś-Kala nicht zu jeder Zeit mit Wasser versorgen konnte, so ist auf der Ostseite ein Wasserbehälter angebracht: eine schmale Schlucht, welche den Kyś-Kala von Perdrala trennt, ist von einer steinernen Mauer durchschnitten, um den Lauf eines kleinen Baches durch diese Schlucht zu hindern; das in großer Menge sich hier sammelnde Wasser fließt durch einen engen, bedeckten Gang ab. In der Entfernung von 15 Klaftern von den unterirdischen Gängen gegen Westen ist eine zweite Vertiefung noch größer als die erste; hier ist ein Ausgang sichtbar, der wahrscheinlich von der ersten Vertiefung herkommt; an einigen Stellen am Fuße des Felsens sieht man gleichfalls etliche Ausgänge. Die Höhe von Kyś-Kala umgab eine steinerne Mauer, deren Ueberreste man jetzt noch sieht; man erkennt daraus, daß die Mauer den ganzen Felsen umgab, und nur einen Eingang von der Südseite hatte. Leider fand man von den Wasser-Röhren nur so unbedeutende Spuren, daß man nicht auf ihren Bau schließen kann.

Nach der Sage war Kyś-Kala der temporäre Aufenthalt der einst mächtigen Herrscher von Schemacha, welche hier mit ihren Familien vor der unerträglichen Hitze Schutz suchten; auch zur Zeit feindlicher Einfälle retteten sie sich nach Kyś-Kala mit allen ihren Schätzen, und da unter halbwilden Völkern die Kriege nicht hartnäckig sind, so reichte ein geringer Vorrath von Getreide hin. In spätern Zeiten hatte nach der Sage des Volkes eine Jungfrau aus dem Regentenhaus ihren dauernden Aufenthalt hier, und daher schreibt sich auch der Name Kyś-Kala, welcher Jungfernburg bedeutet.

Nach der Meinung der Umwohner gilt Kyś-Kala für unersteiglich, und ist seit langer Zeit verzaubert; auch soll es nur einem einzigen Menschen gelungen seyn, durch den unterirdischen Gang von dem Gipfel zu dem Fuße von Kyś-Kala zu gelangen. Wenn man erwägt, welche Mühe der Bau der unterirdischen Wohnungen, der Gänge vom Gipfel nach dem Fuße, der Bassins und endlich die Einschließung des Gipfels mit einer steinernen Mauer nebst Seitenthürmen erforderte, kann man nicht umhin zu vermuthen, Kyś-Kala habe eine wichtige Bestimmung gehabt.

Im Allgemeinen ist die Provinz Schirwan arm an Denkmälern, welche von der Macht der frühern Herrscher und den ehemaligen Umwälzungen zeugten, vielleicht haben aber auch die Barbarei und Rohheit, die nichts verschonen, mit Hülfe der Zeit sie vernichtet.

(Fortsetzung folgt.)

In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften erwähnte Moreau de Jonnès den Ausbruch eines untermeerischen Vulcans im Archipel der Lucayen. „Am 24 November, sagte er, bemerkte die Brigg César, von Havre, bei ihrer Fahrt über die Bank von Bahama ein Feuer, das äußerst groß wurde, und dergestalt zunahm, daß der Himmel und der Horizont in Flammen zu seyn schienen. Dieses Phänomen, dessen Zeuge die Brigg vier Stunden lang war, erschien dem Capitän und den Passagieren als der Ausbruch eines untermeerischen Vulcans. Am 5 Januar war der Capitän der Sylphide, von Havre, in denselben Gewässern, und fand daselbst das Meerwasser trübe und weißlich, das er auf den zwölf Reisen, die ihn über die Bank von Bahama geführt hatten, sonst immer hell gesehen. Er schrieb diese Erscheinung anfänglich einigen starken Winden zu, die das Meer wenige Tage zuvor in Aufregung versetzt hatten; bei seiner Ankunft in Havanna aber erfuhr er, daß man hier keine Windstöße wahrgenommen, und zweifelte nun, nachdem er von dem, was der Capitän des César gesehen, in Kenntniß gesetzt worden, nicht mehr, daß beide Thatsachen eine gemeinschaftliche Ursache hätten."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 80.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 März 1838.

Brasilianische Zustände.

(Nach ungedruckten gesandtschaftlichen Berichten mitgetheilt von Tlg.)

Die Jesuiten.

Erst im Jahre 1568 bildete sich in Lissabon die große Junta zur Bekehrung der Wilden, nachdem schon im Jahre 1549 die Jesuiten und etwas später die Franciscaner und Carmeliter es beabsichtigt hatten. Es ist richtig, daß seit der Eintheilung Brasiliens in Capitanerien, im J. 1521, jeder, der mit einer solchen Capitanerie belehnt wurde, Priester mit sich brachte, aber nur in geringer Anzahl, dann ohne Plan zur Mission, und ohne Bischöfe und höhere Prälaten, welche das Ganze hätten leiten sollen. Die portugiesischen Colonisten waren meistens habsüchtige Menschen, Aventuriers, in großer Anzahl in Portugal aus den Gefängnissen Entlassene und zur Strafe ihrer Verbrechen nach Brasilien geschickt. Dort lebten sie ohne religiöse und bürgerliche Gesetze und ergaben sich nur der Verfolgung gegen die Indianer, theils aus Grausamkeit, theils aus Habsucht oder aus Wollust. Nachdem auf diese Art die Küsten verwüstet waren, flüchteten sich die Eingebornen in ihre Wälder.

Als der erste Gouverneur von Brasilien, Thomas von Souza, hier im Jahre 1550 ankam, war seit der Entdeckung des Landes ein halbes Jahrhundert verstrichen, ohne Frucht für die Religion und für die Civilisation. Als Hauptgegenstand seiner Sendung war dem Thomas von Souza die Bekehrung der Eingebornen aufgetragen, zu welchem Ende er von sechs Missionären begleitet wurde, unter denen sich der berühmte Jesuit Nobrega befand. Das erste Jesuitencollegium wurde im J. 1549 zu Bahia, das zweite zu St. Vincent, das dritte 1560 zu Rio de Janeiro, und das vierte zu Piratininga im J. 1564, also eilf Jahre vor Gründung der neuen Kirche im Süden Brasiliens (1575), errichtet.

Die ersten Missionäre, Jesuiten, wußten sich die Zuneigung der Eingebornen durch jene bewundernswürdige Kenntniß des menschlichen Herzens zu gewinnen, die ihnen Niemand absprechen kann, und arbeiteten mit sehr günstigem Erfolg: die Frucht der Ergebung und Standhaftigkeit, die mehr Verleumder als Nachahmer gefunden haben. So wanderten sie in die Wälder, nur bewaffnet mit dem hölzernen Kreuze, um dort die angegriffenen und dadurch erbitterten Indianer aufzusuchen. Nie hat die Verbreitung des Evangeliums mit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt als hier. Diejenigen, welche sich bemühen der Gesellschaft Jesu evangelische und väterliche Absichten abzusprechen, müssen wenigstens ihrer erhabenen Politik Gerechtigkeit widerfahren lassen, durch welche die Jesuiten die Schutzengel der unglücklichen Indianer wurden. Von ihnen lernten die Indianer ihre Wälder urbar machen, von ihnen erhielten sie Unterricht in den Künsten und Handwerken, zu welchen sie sich am meisten geschickt zeigten.

Die Portugiesen meinten lange Zeit, daß es eine heilsame und christliche Politik sey, die Indianer zu ermuthigen, sich gegenseitig zu vernichten, um dadurch die gänzliche Ausrottung dieses unglücklichen Volks zu bewerkstelligen. Die Berichte der ersten Missionäre, die man noch in der öffentlichen Bibliothek zu Rio de Janeiro findet, erzählen, daß die Pauliſten und Andere in dem Kriege mit den Wilden den Indianern, welche sich für ihre Sache schlugen, Menschenfleisch bewilligten.

Niemals haben die Jesuiten an diesen Schändlichkeiten Theil genommen. Im Gegentheil muß man lobend erwähnen, daß sie so viel als möglich die Eingebornen vor dem Zusammentreffen mit den sittenlosen und unterdrückungslustigen Portugiesen zu entfernen suchten, und sich bemühten die vermittelnden Wohlthäter zwischen der Regierung und den Neophyten zu werden. Entschieden widersetzten sie sich dem Vorschlage ihrer Landsleute, sowohl Priester als Laien, welche beantragten, die Eingebornen von allen Rechten der Menschen auszuschließen, wie man es bei den Negern von Guinea gemacht hatte, deren Einfuhr schon seit der Entdeckung von Brasilien und der Gründung von Bahia begonnen.

Der wilde, listige und oft treulose Charakter der Indianer, der noch durch die Barbarei der Weißen verschlimmert worden, wurde durch die Missionäre der Jesuiten besänftigt und gemildert. Niemals haben sie dem Banne beigestimmt, der von andern Organen der Kirche auf die Indianer hinabgeschleudert wurde. Wir sehen im Gegentheil, daß sie seit 1570 bis 1680 von den Königen von Portugal eine Menge Gesetze zu Gunsten

Digitized by Google

der Eingebornen zu bewirken wußten. So iſt hiebei auch die Bulle Pauls III zu erwähnen, welche ausſprach: „daß die Indianer Menſchen wären.“ Die Ruchloſigkeit, mit welcher die Portugieſen alle heiligen Rechte verhöhnten, erzeugte einen Haß gegen ſie, durch welchen beinahe die edlen Anſtrengungen der Miſſionäre nutzlos gemacht wurden. Man ſah, wie ſich die Indianer verbündeten, um den Vorzug der Neger zu behaupten und die Europäer zurückzuſtellen. — Die Vermiſchung der amerikaniſchen und afrikaniſchen Race erzeugte die Nation der Caribocus.

Im Jahr 1559 beſchwerte ſich der Pater Nobrega über die häufigen Verheurathungen der Indianer mit Negerinnen.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Beitrag zur natürlichen Beſchreibung des Königreichs Neapel.

5. Das Flußgebiet der Pescara mit Beziehung auf die drei Abruzzen.

(Schluß.)

Um auf das Flußgebiet der Pescara überzugehen, ſo liegen von der Hauptquelle oberhalb Montereale bis Aquila im Thal und auf den untern Hügeln einige größere Gemeinden und viele kleinere Dörfer zerſtreut, und eben ſo bevölkert iſt das Thal des Rajo, welcher ſich mit der Pescara unweit Aquila vereinigt. Dieſe Stadt liegt auf einem Hügel, welcher das Thal der Pescara beherrſcht, wenigſtens den Theil zwiſchen der Einmündung des Rajo und der Vera. Ehemals war ſie viel bevölkerter, wie die Ausdehnung der leeren Wohnungen zeigt, und hatte auch mehr Induſtrie und Manufacturen aufzuweiſen. Vom Einfluß der Vera bis in die Nähe von Popoli erheben ſich ebenfalls auf beiden Seiten des Fluſſes zahlreiche Dörfer. In dieſem obern wird mehr Getreide gepflanzt, als die Bevölkerung nöthig hat, und dieſe Pflanzungen mit geringem Gewinn dehnen ſich zum Schaden der Wälder und der Schäfereien noch mehr aus. Viel einträglicher ſind die großen Pflanzungen von Mandeln und Safran, zwei Producte, welche von dem Ausland ſehr geſucht ſind, einen bedeutenden Gewinn abwerfen, und wegen ihres geringen Volumens in dieſen gebirgigen Gegenden weit leichter transportirt werden können.

Vor Popoli öffnet ſich auf der rechten Seite des Fluſſes die Ebene von Solmona, welche von den Flüßchen Gizio, Sagittario und Vella, die vor ihrer Einmündung in die Pescara noch zuſammenfließen, durchſchnitten iſt. Obgleich für die Bewäſſerung dieſes Thales nicht genug gethan wird, und namentlich die Luft um Solmona nicht ſonderlich geſund iſt, ſo liefert dieſe Gegend doch einen großen Reichthum der verſchiedenſten Producte. Den Wein, von dem mehr, als die Bevölkerung bedarf, gebaut wird, pflegt man in den Diſtrict von Aquila abzuführen, der deſſen entbehrt. Korn und Oel reicht nur zur eigenen Conſumtion; doch werden die Anpflanzungen von Oelbäumen auf den nahen Hügeln jährlich ausgedehnter. Weizen wird in großer Menge gebaut, er wird in die obern Theile der Abruzzen, zum Theil auch ins Ausland verführt. Flachs, Hanf, Obſt und beſonders Hülſenfrüchte und Gartengewächſe werden in die ganze Umgegend ausgeführt. Es iſt wohl dieſes Thälchen eines der fruchtbarſten in den Abruzzen. Die Stadt Pescara am Meer iſt von Popoli 27 Miglien entfernt, und die Verbindung geſchieht auf einer ſanft abſteigenden Straße; auch ſchwer beladene Wägen können in Einem Tage die Producte ans Meer bringen, von wo aus ſie ins Ausland verführt werden.

Zwei Gebirgsäſte, von denen der eine vom Gran Saſſo d'Italia, der andere von der Majella ausgeht, nähern ſich im untern Thal von Solmona, und wo Popoli liegt, bilden ſie eine enge Schlucht, durch welche ſich die Pescara mit Gewalt den Weg gebahnt zu haben ſcheint. Von Popoli bis in die Nähe von Tocco fließt ſie durch einen Engpaß von vier Miglien in der Länge, an deſſen Ende ſich der Gebirgsäſt vom Gran Saſſo d'Italia gegen Nordweſt, und der andere gegen Oſten wendet. So öffnet ſich an beiden Ufern der Pescara ein weites Thal, das nur von Hügeln und kleineren Bergen begränzt wird; auf der rechten Seite nimmt die Pescara noch zwei Bergwaſſer auf, die Orta und den Manopello, die von der Majella kommen, und auf der linken Seite den Cigno und die Mora, welche von Nordweſten kommen.

Die Hügel auf dem linken Ufer der Pescara ſind nicht ſehr hoch, ſo daß von Penne über Cepagatti eine bequeme Fahrſtraße in die Hauptſtraße des Thals einmündet. Dagegen ſind auf dem rechten Ufer einige hohe Berge, welche beinahe ſenkrecht gegen die Seeküſte abfallen; darum geſchieht die Verbindung zwiſchen dem Thal der Pescara und der Ebene, welche Lanciano beherrſcht, auf der Straße längs der Küſte hin. In dieſem untern Theil des Thals befinden ſich viele anſehnliche, gewerbreiche Orte. Chieti und Lanciano, welche die bevölkertſten Städte der Abruzzen ſind, enthalten jede gegen 11,000 Einwohner, Penne 10,000, Ortona, Guardiagrele und Atri 7000, Civitä S. Angelo, Caſoli und Orſogna 6000, Loreto und Pianella 5000, Tocco, S. Valentino, Manopello, Buchianico, Spoltore, Pescara, Francavilla, S. Vito und Caſtelnuovo haben eine Bevölkerung von 3 bis 4000 Seelen. Auf allen Hügeln, welche dieſes Thal umgränzen, gedeihen Oelbäume und Reben; im Thal pflanzt man Korn, Flachs und Hanf.

In den höhern Gegenden der Abruzzen und der anſtoßenden Provinz Moliſe muß wegen des rauhen Klima's und der geringen Fruchtbarkeit des Bodens die Schafzucht der Hauptzweig der Induſtrie bleiben. Allein durch die Ausrodungen de Wälder hat man hierin ſchon ſchwere Verluſte erlitten. Die Thäler, die, wie oben gezeigt ward, voll Schlamm wurden durch Abſpülung des Gebirgsbodens, liefern nicht genug Weiden für den Winter, und ſo mußte das verderbliche Syſtem der Wanderheerden eingeführt werden. So lange auf die Erhaltung der Wälder nicht mehr Sorgfalt verwendet wird, kann auch hierin keine Aenderung eintreten.

Diejenigen Gebirgszweige, welche bis an das Meeresufer reichen, fallen ſchroff gegen daſſelbe ab, ſo daß man ſich wundern muß, am Ufer ſtehende Waſſer zu finden. Man muß re

Digitized by Google

dieß der Nachläſſigkeit der Bewohner zuſchreiben, daß für deren Ablauf nicht geſorgt worden iſt. Es iſt hierin auch ſeit neuerer Zeit Mehreres geſchehen, namentlich bei der Stadt Pescara. Der Hafen dieſer Stadt war in ältern Zeiten von Bedeutung; es kamen Schiffe von Venedig und Trieſt; allein jetzt iſt er verſandet durch den Schlamm, den die Pescara aus ihren Nebenflüſſen von den Bergen her mit ſich führt. Und doch, will man überhaupt für die Producte der Abruzzen einen ſichern Ausweg ins Ausland verſchaffen, ſo muß hier geholfen werden, denn vom Ausfluß des Tronto bis Manfredonia jenſeits des Gargano auf einer Strecke von 140 Miglien iſt durchaus am adriatiſchen Meere kein Hafen. Pescara wäre am Ende des größten Thals der Abruzzen für alle drei Provinzen der bequemſte Ausfuhrort. *)

*) Was noch die Bevölkerung der drei Abruzzen betrifft, ſo enthalten ſie auf 3724 Quadratmiglien 736.000 Einwohner, und zwar Abruzzo citeriore mit der Hauptſtadt Chieti auf 840 Q. Miglien 275,000, Abruzzo ulteriore I. mit Teramo auf 976 Q. Miglien 188,000, und Abruzzo ulteriore II. mit Aquila auf 1908 Q. Miglien 273,000, woraus erhellt, daß Abruzzo citeriore im Verhältniß ſeines Flächeninhalts das bevölkerteſte iſt.

Die Minen von Huantaraya.

Der bekannte Darwin, der ſchon ſo viele intereſſante Mittheilungen an die geologiſche Geſellſchaft von London geſendet hat, theilte wiederum über dieſe in der peruaniſchen Provinz Tarapara gelegenen Minen ein Memoire mit, aus dem das Athenäum Nachſtehendes entnimmt. Dieſe Minen liegen drei Leguas von dem Hafen von Iquiqua (21° 15' S. B. und 70° W. L. v. G.) in einer Bergſchlucht, etwa 2800 Fuß über dem Meere. Die Maſſe des Berges beſteht aus thonigem Kalkſtein, durchzogen von zahlreichen ſilberhaltigen und andern Adern, welche von Oſtnordoſt nach Weſtſüdweſt fallen; die Minen von Huantaraya jedoch ſind nur eine Anhäufung von mannichfachem Geſtein, Panizo genannt. Das Lager iſt 80 bis 100 Yards dick, und beſteht aus Bruchſtücken von Kalkſteinen, die nicht durch das Waſſer abgerieben ſind, und hartem Lehm, der augenſcheinlich aus demſelben Geſtein losgeriſſen wurde. Es iſt regelmäßig geſchichtet, die Lager, welche Erzknoten enthalten, heißen Sinta, die andern, worin kein Erz iſt, Bruto. Die metalliſchen Knoten ſind von allen Größen, und da viele davon der Geſtalt nach einer Kartoffel gleichen, ſo heißen ſie Papas. Das Erz beſteht aus gediegenem Silber, Hornſilber, Schwefelkies, Bleiglanz, kohlenſaurem Kupfer. Die Minenarbeiter glauben, jede Schichte Sinta ſtamme aus einer beſondern Ader im Kalkſtein her, und ſie könnten beſtimmen, zu welcher Ader eine Papa urſprünglich gehöre. — Die einzigen Inſtrumente, welche man bei der Bearbeitung des Panizo braucht, ſind eine ſechs Zoll lange Eiſenſtange und ein kleiner eiſerner Hammer. Mit dieſen Werkzeugen macht der Panizero in dem weichen Geſtein raſche Fortſchritte, und gräbt eine Höhlung aus, gerade groß genug, daß er auf Händen und Füßen durchkommen kann. Wenn er die gleich einem Bienenſtock ausgehöhlten Galerien durchſucht, hat er einen Lederbeutel über die Schulter hängen, wenn er aber durch die engern Theile kommt, hängt er den Sack an einen ſeiner Füße und ſchleppt ihn nach ſich. Die Gefahr der Arbeit in dieſem gar nicht ſehr feſten Geſtein wird durch häufige Erdſtöße noch ſehr vergrößert.

Die ruſſiſchen Provinzen jenſeits des Kaukaſus.

Die Provinz Schirwan.

(Fortſetzung.)

12. Die Inſel Salian.

Dieſe hatte einſt eigene Herrſcher, und kam ſpäter unter die Abhängigkeit von Perſien; unter dem letzten Khan von Schirwan gehörte es zu dieſem Lande. Die Verwaltung, die Aufſicht über die dem Khan gehörigen Felder kam einigen Naibs zu, die der Khan aus ſeinen Verwandten oder aus den vornehmſten Beks wählte. Unter der ruſſiſchen Regierung wird Salian gleichfalls zur Provinz Schirwan gezählt, wegen der Entfernung der Stadt aber von Alt-Schemacha und der Nachbarſchaft der perſiſchen Beſitzungen ſteht ſie unter einem beſondern Commandanten.

Salian liegt unter 39° 20' N. B. und 66° 45' O. L. Die Inſel wird durch den Kur gebildet, welcher bei dem kleinen Städtchen Salian ſich in zwei Arme theilt; der ſüdliche Arm, Akuſcha genannt, beſpült Salian auf einer Strecke von 50 Werſten, und fällt dann in den Meerbuſen von Kiſil-Agatſch; der nordöſtliche ſendet nach einem Laufe von 60 Werſten noch einen Arm gegen Norden aus, und beide fallen hierauf ins kaſpiſche Meer. Zwiſchen dieſen zwei letzten Mündungen liegt die ſogenannte nordöſtliche Bank. Die Inſel Salian, welche in ihrer größten Länge 57, in ihrer größten Breite 42 Werſte hat, umfaßt 1750 Quadratwerſte, oder etwa 78,000 Deſſätinen. Die Wohnplätze beſtehen in dem kleinen Städtchen Salian und einigen kleinen Dörfern an den Ufern beider Arme, enthalten 2005 Häuſer mit 6950 Bewohnern männlichen Geſchlechts; darunter befinden ſich 220 Beks, 585 Geiſtliche, Seiden und Agamiren, und 6547 Bauern. Alle ſind Moslems.

Gegenwärtig hat die Inſel Salian in induſtrieller Hinſicht nichts Ausgezeichnetes: eine ſchlechte Seidenzucht, unbedeutende Weingärten, der Bau verſchiedener Getreide-Arten, namentlich Reis, und endlich Baumwolle verſorgen kümmerlich die Bedürfniſſe der Einwohner. Der fruchtbare Boden, die hohe Temperatur und die Nähe des Waſſers ſollten, wie es ſcheinen möchte, die Induſtrie nähren und den Wohlſtand befördern, gegenwärtig aber bilden der Reichthum an phyſiſchen Hülfsmitteln und die klägliche Lage des Ackerbaues einen ſtarken Contraſt. Salian wird nur ſelten mit Schnee bedeckt, und auch dann nur auf ſehr kurze Zeit; die die Inſel umgebenden Arme des Kur frieren nie zu. Darum bringen die nomadiſchen Schirwaner mit ihren zahlreichen Heerden die Winterzeit hier zu.

Die Inſel Salian iſt nur durch den Fiſchfang bedeutend; dieſer wird an den Armen des Kur betrieben, an dem ſieben Wataugen oder Fiſchfangsplätze angelegt ſind: Gottesfiſchfang, Akuſcha, Lopadin, Toprakale, Arbutan, Abutlan und Meneiman. Gottesfiſchfang (boshiy promyssl) liegt am öſtlichen Arme, 27 Werſte unterhalb des Städtchens Salian und 15 vom Meere. Hier findet ſich ein Magazin von Lebensmitteln, und die geſammte Leitung des Fiſchfanges concentrirt ſich eigentlich an dieſem Orte. Der Fang wird hier auf 54 Booten mit Angeln und vermittelſt eines Pfahlwerks betrieben, welches eine halbe Werſte oberhalb der Watage aus Balken errichtet iſt, welche nur ein

Digitized by Google

Flechtwerk aus Tannenreisern verbunden sind. Im Laufe des Jahres werden zwei solche Pfahlwerke angelegt, eines im Januar oder Februar, schief so, daß es gegen die Strömung des Wassers, in der Mitte des Flusses, ein scharfes Eck bildet, und das zweite im Junius in gerader Richtung, weil um diese Zeit der Stoß des Wassers weit schwächer ist.*) Auf dem südlichen oder akuschanischen Arme, 15 Werste von Salian, liegt die Watage Akuscha. Auch hier wird ein Pfahlwerk angelegt, und der Fischfang mit 40 Booten getrieben, genau auf dieselbe Weise, wie an der ersten Watage, nur mit dem Unterschiede, daß das Herbstpfahlwerk im August aufgeschlagen wird, weit höher oben, und daß die Fischer sich bis zum September fast bis nach Salian hinauf zerstreuen; hierauf geht ein Theil davon nach Gottesfischfang, ein anderer nach Lopatin; im Februar kehren sie nach Akuscha zurück, um das Frühlingspfahlwerk aufzuschlagen. Diese Watage verdient besondere Aufmerksamkeit, weil die Einkünfte aus derselben beinahe halb so viel als alle andern ausmachen.

Lopatin liegt auf der Insel dieses Namens am Meerbusen von Kisil-Agatsch. Hier gibt es keine Pfahlwerke, und man fängt die Fische nur mit Angeln und stehenden Netzen. Der Fang wird auf 40 Booten fast das ganze Jahr hindurch getrieben; im Julius gehen die Fischer näher nach Akuscha hin, im Februar aber kehren sie nach Lopatin zurück. Im Winter werden namentlich viele Hausen gefangen; wegen der heftigen Stürme sind die Fischer, die aufs Meer hinausgehen, großen Gefahren ausgesetzt, so daß mancher nicht wieder in die Watage zurückkehrt.

An dem akuschanischen Arme zwischen Salian und Akuscha liegt die Watage Arbutan, und Salian gegenüber, bei der Theilung des Kur, die Watage Topraksale. Beide sind nur temporär: der Fischfang wird nur im Herbste betrieben, wenn das Pfahlwerk beschädigt ist, und die Fische nicht mehr abhält ins Meer hinaus zu schwimmen, was gewöhnlich in der Mitte Aprils und noch früher geschieht; man fängt die Fische nicht mit Angeln, sondern mit schwimmenden Netzen, womit nach khanischem Recht die Kulaktschiks **) unter den Einwohnern Salians sich einstellen, und 40 Tage fahren müssen gegen Bezahlung von 5 Kopeken schirwanisches Geld, oder 5 K. S. für jeden gefangenen Fisch. Nach Verfluß dieser Zeit wird denen, die freiwillig bleiben, die Bezahlung fast auf das Doppelte erhöht. Hier geht der Fang mit Ausgang Mai's zu Ende.

Höher oben am Kur, 80 und 90 Werste von Salian, sind die zwei Watagen Abulian und Meneiman errichtet. Der Fang wird von eigentlichen Fischern und Kulaktschiks betrieben; die Fischer sind das ganze Jahr hindurch beschäftigt und hängen Angeln aus, die Kulaktschiks treiben das Geschäft mit stehenden Netzen nur 40 Tage lang. Im Frühjahr beginnt der Fischfang mit Anfang Aprils, ist aber unbedeutend, so lange das Pfahlwerk besteht, weil der Fisch nur durch die Thore des Pfahlwerks, die zur Durchfahrt von Schiffen geöffnet werden, aufwärts schwimmen kann. Der Fang dauert zwei Monate; hierauf, am Ende Junius, gehen die Fischer noch 20 Werste höher hinauf nach Alwent, wo sie den Sommer hindurch bleiben, und im September kehren sie nach Abulian zurück zu dem Herbstfange, der bis in den December dauert.

Hundert Werste zu Land oberhalb Abulian, zwischen Narjyk und Sarbob, wird das Wasser denen, welche Fische fangen wollen, gegen Bezahlung von 20 K. S. für jede Arba und gegen ein halbes Pud des gewonnenen Leims frei gegeben. Die Orte, wo dieser Fischfang gestattet wird, heißen Duchan: hieher gehen nur die Kulaktschiks, die nach khanischem Recht der Pächter von den Beks der Districte fordert; wegen Bezahlung derselben aber müssen sie mit ihnen selbst unterhandeln. Der Fischfang beginnt in den ersten Tagen des Mai's und dauert bis Ende September.

Der Fischfang zerfällt in drei Perioden, in den Frühlings-, Sommer- und Herbstfang; der erste beginnt in den ersten Tagen des März und endigt im Junius, der Sommerfang dauert vom Junius bis zum September, und der Herbstfang vom September bis Ende December. Der Frühlingsfang gilt für den bedeutendsten, und liefert auch drei Viertheile des gesammten jährlichen Betrages. Der Fisch enthält um diese Zeit am meisten Rogen, und ist fett, namentlich am Lopatin- und Gottesfischfang, wo man doppelt so viel Rogen von einer gleichen Anzahl Fische im Vergleiche zu den an andern Watagen gefangenen erhält; am Lopatin nämlich erhält man ein Fäßchen von 500, bei Abulian kaum von 1000 Fischen; der Grund davon liegt darin, daß weiter oben am Flusse größtentheils nur kleine und leichte Fische gefangen werden. Im Frühlingsfange wurden im Jahre 1829 vom 15 März bis 1 Junius 400,000 Stück gefangen. Der Sommerfang geschieht bei der Rückkehr der Fische ins Meer, und im Herbste fängt man nur diejenigen Fische, welche den Winter hindurch im Flusse laichen. In beiden werden an Rogen nicht mehr als 2 bis 300 Fäßer gewonnen, während der Frühlingsfang manchmal über 1000 Fäßer liefert. Alle Fische vom Sommer- und Herbstfange werden aufgeschnitten, und an Ort und Stelle um einen niederern Preis als die Frühlingsfische verkauft. Während des Sommer- und Herbstfanges gewinnt man etwa 100,000 Stück. Im Julius, December, Januar und Februar findet fast gar kein Fischfang statt.

(Schluß folgt.)

*) In dieser Lage befanden sich die sallanischen Fischereien vom Jahre 1829 bis 1835, während welcher Zeit sie unter kaiserlicher Verwaltung standen.

**) Wie es scheint eine zu einer gewissen Dienstbarkeit verpflichtete Classe; die russischen Wörterbücher enthalten das Wort nicht.

Vermischte Nachrichten.

In der Londoner geographischen Gesellschaft wurde eine merkwürdige, von einem Hrn. Gardner gestochene statistische Karte von Irland vorgezeigt, welche durch eine große Verschiedenheit der Schatten, jedoch ohne Farben, die Dichtigkeit der Bevölkerung in den verschiedenen Gegenden des Landes andeutet.

Von einem Hrn. A. S. Thomson ist eine Preisschrift über den Einfluß des Klima's auf die Gesundheit erschienen, welche eine Masse wichtiger statistischen Nachrichten über diesen Gegenstand enthalten soll.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 25** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: George Sand. (Mad. Dudevant.)** — **Das neuere französische Drama.** (Fortsetzung.) — **Böhmische Literatur.** (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 81.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 März 1838.

Ueber den im „Ausland" bei Nr. 349, 350, 351 und 352, d. i. vom 15 — inclusive 18 Dec., 1837 erschienenen Aufsatz:

„Die Hochseen auf der Tatra der Karpathen,"

ist Folgendes zu bemerken.

Von den vielen Seen der Tatra ist der Csorber-See der niedrigst gelegene, nicht aber der Poper- oder Fisch-See (slowakisch: Ribe plesso); auch liegt der letztere nicht in der Liptauer, sondern in der Zipser Gespannschaft, und nicht auf der Nordwest- sondern auf der Südwest-Seite der Tatra.

Aus dem grünen See entspringt nicht der schwarze Waag-Fluß, sondern der Mlinitza- (deutsch Mühl-) Bach. Die schwarze oder große Waag entspringt an den nördlichen Abfällen des durch den Hochwald mit der Tatra verbundenen Königsberges (Kralowa Horo), welcher das Triplerconfinium der Zips, der Liptauer und Gömörer Gespannschaft bildet. Der Mlinitza-Bach fließt von dem südlichen Ende des grünen Sees, bis zu seiner oberhalb des Dorfes Wasetz stattfindenden Vereinigung mit der gleichfalls aus den südlichen Abhängen der Tatra entspringenden weißen oder kleinen Waag, fortwährend auf der Oberfläche und nicht unter der Erde.

Die Vereinigung der weißen mit der schwarzen Waag erfolgt bei dem Dorfe Lehota und nicht Lehrta, was ein Druckfehler seyn dürfte.

Der grüne See liegt in dem, östlich der großen Krivanerspitze befindlichen Felsenkessel und nicht am Fuße des kleinen Kriwan, mit welchem Namen der südlich ablaufende Fuß des großen Kriwan, wo die Waldregion beginnt, bezeichnet wird.

Aus dem Mengsdorfer Thale gelangt man in westlicher, und nicht in nördlicher, Richtung in das weiße Waagthal.

Der Pribilina-See (soll heißen Seen, denn es sind deren drei über einander liegende, die diesen gemeinschaftlichen Namen haben) liegt nicht bei Pribilina (Pribilina ist der Name des Dorfes), sondern nicht weniger als drei österreichische Meilen von diesem Dorfe, in nordöstlicher Richtung entfernt, nördlich des großen Kriwan und westlich der Felsengrete, Nad Ribim genannt. Der Tomanowo bosko und Hlini Berg sind von den Pribilina-Seen über eine Meile nordwestwärts entfernt und von denselben durch das Bela- und Tycha-Thal getrennt. Die Felsenspitze Nad Ribim ist sehr markirt und schon dadurch allen Bewohnern der Umgegend gut bekannt, weil auf ihr die Landesgränze zwischen Galizien und Ungarn in einem spitzen Winkel zusammenfällt, und von ihr die Gränze zwischen der Zipser und der Liptauer Gespannschaft in südlicher Richtung gegen den Königsberg hinzieht.

Von dem Dorfe Pribilina aus führen mehrere Fahrwege bis oberhalb der Tycha-Brettsäge, freilich nur für Bauernkarren, auf denen man aber jedenfalls mit einem Reitpferde bequem fortkömmt; weiter aufwärts leitet ein gut gangbarer Fußsteig im Bela-Thale bis nahe an die drei Seen, welcher sich dann nördlich bergauf gegen Galizien wendet. Um zu den Seen zu gelangen, muß man die felsige Höhe, welche das Bela-Thal von den Seen trennt, erklettern, was mit einigen Beschwerlichkeiten verbunden ist.

Die Angabe, daß unter den Seen der Tatra der Felker-See der erste und westliche der Zips ist, wenn man nämlich von der Liptauer Gespannschaft (warum gerade von Pribilina?) sich dieser nähert, berichtigt sich nach den Bemerkungen über den Poper-See von selbst.

Uebrigens trifft man zwischen dem Poper- und Felker-See noch den Botzdorfer-See. Der Felker-See liegt zwischen dem polnischen Kamm und der Gerlsdorfer Spitze, und nicht zwischen letzterer und der Botzdorfer Spitze, wo sich der Botzdorfer-See befindet.

Den weiterern Angaben des in Rede stehenden Aufsatzes berichtigend zu folgen, ist, wenn man nicht eine totale Umarbeitung beabsichtigt, kaum möglich, da Wahres und Falsches bunt unter einander gemengt wurde.

Das weiße Wasser, was sich unterhalb Käsmark in den Poper-Fluß mündet, quillt aus den zwei östlich gelegenen kleinen Seen der Tatra, deren einer der weiße, der andere der grüne See genannt wird. Letzterer ist aber nicht mit den andern weiter westlich liegenden Seen gleichen Namens, am allerwenigsten aber mit dem sogenannten Meerauge, das nahe an der galizischen Gränze, unweit des großen polnischen Fisch-Sees an

Digitized by Google

getroffen wird, zu verwechseln. Ueberhaupt werden in diesem Gebirge viele Seen unter gleichem Namen angetroffen, als 4 grüne, 2 schwarze, 2 weiße, 3 gefrorene, 2 Frosch-, 2 Fisch-Seen ꝛc. Der obbemerkte grüne See liegt mit dem schwarzen und rothen See auf dem Hochplateau, zwischen der Lomnitzer Spitze, dem Karfunkel-Felsen und dem Schwalenberg (nicht Schwalbenberg) in nachbarlicher Nähe; der weiße See befindet sich südlich des Koppa-Berges. Am Fuße der sogenannten Königsnase befindet sich kein See unter dem Namen rother See; südlich dieser Felsengrete sind die zwei Kolbacher Seen.

Ueber den am Schlusse des Aufsatzes erwähnten Lauf des Dunajez-Flusses kann Folgendes als Berichtigung dienen.

Bei Neumarkt in Galizien vereinigt sich die weiße mit der schwarzen Dunajez; beide Flüsse entspringen in den nördlichen zu Galizien gehörenden Abhängen des Tatra-Gebirges. Nach deren Vereinigung führt der Fluß den Namen Dunajez, von wo er gegen Osten strömt, bei Friedmann den aus dem polnischen Fischsee entspringenden Gießbach, Bialka genannt, aufnimmt, und dann die Gränze zwischen Galizien und Ungarn bildend, bei dem Dorfe Maniow und Czorstyn dem ungarischen Schlosse Nedetz und dem rothen Kloster vorüber fließend, sich in mehreren bedeutenden Krümmungen durch die Felsenschlucht des Pinini-Gebirges drängt und oberhalb Szczawnicze-Wyzoze aufhört, die Landesgränze zwischen Galizien und Ungarn zu bilden, von welchem Ort er in nördlicher Richtung über Kroscienko weiter durch Galizien strömt, und, nachdem sich in denselben unterhalb Alt-Sandec bei dem Dorfe Wigianowice, der Popradfluß einmündet, der russisch-polnischen Stadt Oppatowiec gegenüber in die Weichsel fällt. Schiffbar wird die Dunajez unterhalb Tylmanowa.

Brasilianische Zustände.

Die Jesuiten.

(Fortsetzung.)

Es dauerte nicht lange, so wurde den Jesuiten die Frucht ihrer apostolischen Festigkeit und Standhaftigkeit zu Theil: nämlich der Haß der meisten Städte des Südens, vor allen aber der von St. Paul. Die Abhandlung des Bischofs Darien, welcher auf den Rath Ferdinands die Unterjochung der Indianer und ihre Verwendung zu den Arbeiten in den Bergwerken unterstützte, hatte, obgleich durch die nie zu besiegende Beredsamkeit des Las Casas widerlegt, dennoch einen tiefen Eindruck bei den Pauliſten hinterlassen, welche sich beklagten, durch die Eingebornen in der Erforschung des brasilianischen Festlandes, um die sie sich auch wirklich verdient gemacht hatten, gehindert zu seyn. Sie waren nämlich vom Rio de la Plata bis zum Amazonenfluß vorgedrungen und hatten Maranhao, Para, Pernambuco und Bahia durchwandert. Bei diesen patriotischen Bemühungen wurden sie durch die Indianer angegriffen, und glaubten, weil sie im Kampfe diese besiegt und ihnen das Leben geschenkt hatten, auch dazu das Recht auf ihre Dienste gewonnen zu haben. Zur Zeit der Entdeckung der Gold- und Eisenminen im Jahre 1596 beklagten sie sich bitter über den Mangel an dienstbaren Händen, und über den Widerstand der Jesuiten, die Indianer bei der Bergwerksarbeit benützen zu dürfen. Dieser menschenfreundliche Widerstand der Väter von der Gesellschaft Jesu hatte einen Aufruhr zur Folge. Das Jesuiten-Collegium zu Rio de Janeiro wurde angegriffen, und gedroht, es von Grund aus zu zerstören. Die Unruhen konnten nur durch das Einschreiten der Regierung und durch das Versprechen des Ordens gestillt werden, auf die Benützung der Bullen Pauls III und Urbans VIII, welche die Freiheit der Indianer bestimmten, zu verzichten.

Der Haß gegen den Orden zeigte sich noch leidenschaftlicher zu St. Paul, wo sich am 13 Jul. 1670 das Volk mit Wuth auf die Collegien der Jesuiten stürzte, diese verjagte und sie ihrer Besitzungen beraubte. Im Jahre 1663 kam ein Vergleich zu Stande, durch welchen die Jesuiten wieder ihre Güter zurückerhielten, jedoch mit der empörenden Bedingung, sich der Indianer nicht mehr anzunehmen. Die frommen Väter schienen die Schande dieser Bedingung nur zu ertragen, um insgeheim ihre ehrenwerthen Bemühungen fortsetzen zu können, denn der Wohlstand ihrer und der indianischen Etablissements vermehrte sich wieder zusehends. Die Wirkungen dieses weisen Benehmens waren hauptsächlich in den Missionen zwischen Uruguay und Paraguay, am Rio Negro und am Hundefluſſe bemerkbar. In St. Paul errichteten sie drei „Aldeas" (indianische Dorfschaften) in welchen 60,000 Indianer wohnten, von denen heutigen Tages nichts mehr existirt. Man behauptete, daß sie in Paraguay über 300,000 bewaffnete Männer verfügen konnten. Auch errichteten sie in Brasilien mehrere Cavallerie- und Infanterieregimenter. Ohne Unterlaß bemühten sie sich, die gerechte Aufregung der Indianer gegen die Portugiesen zu besänftigen, und leisteten dadurch der Regierung erhebliche Dienste, daß sie die Indianer unter ihrer Fahne im Kriege gegen die Holländer sammelten. Die Beschuldigungen von Seite ihrer Gegner wurden durch eine königliche Ordre vom 3 October 1673 widerlegt, welche die weitläuftige und unerweisliche Anklage der Pauliſten mit den Worten zurückweist: „Die Väter dieses Ordens haben sich große Verdienste um Unsre Krone erworben, indem sie in mehreren Kämpfen die Indianer gegen die Holländer führten. Auch hat man ihnen den glücklichen Ausgang des Kriegs gegen Tabaco zu verdanken, weil durch sie die Indianer aus dem Innern bewogen wurden, sich Unserer Armee anzuschließen und die nöthigen Munitionen und Bagage nach Bahia zu liefern."

Die Unermeßlichkeit der Arbeit, welcher sich der Orden unterzogen hatte, und die nach ihnen aufgegeben wurde, kann man schon nach der großen Anzahl von 53 Stämmen würdigen, welche allein in der einzigen Provinz Mato-Grosso wohnen. Dazu kamen noch viele Andere, deren Namen man nicht einmal mehr kennt, und die verborgen in den Wäldern lebten. Bis zum Jahre 1750 erfreute sich der Orden, seine Bemühungen bei der Bekehrung der Indianer von der portugiesischen Krone anerkannt und aufgemuntert zu sehen. Bekanntlich geschah die Aufhebung des Ordens im Jahre 1759, durch den Marquis von Pombal, der den Jesuiten den Unterricht der armen Indianer, hauptsächlich aber wohl das Vertrauen der Könige

Digitized by Google

entziehen wollte. Zu jener Zeit breiteten sich ihre Etablissements von Guaracey bis zum Rio Negro aus, auch besaßen sie solche in Maranhao und Bahia; eine Kette von Missionen zog sich bis nach Guido hin. Von ihren unermeßlichen Besitzungen blieb ihnen nur die Domäne Santa Cruz, das heutige Lustschloß eines constitutionellen Monarchen.

So fielen die Jesuiten in Brasilien als edle Märtyrer und Opfer einer politischen Maaßregel!

Fortwährend hatten sie unbeschränkte bürgerliche Freiheit der Indianer zu begünstigen und zu erlangen gesucht. Es gibt keinen schönern, keinen heiligern Kampf für die Freiheit, als den ihrigen. Leider siegten die Portugiesen, und hielten das Princip der Sklaverei bis zum Jahre 1609 aufrecht. Im Jahre 1655 theilte man die Sklaven nach vier Kategorien ein: 1) Kriegsgefangene, 2) die, welche sich dem Evangelium widersetzten, 3) solche Indianer, die man im Augenblick gefangen nahm, wo sie die Todesstrafe erleiden sollten, 4) indianische Gefangene durch andere Indianer, die man diesen wieder abnahm. Im Jahre 1691 triumphirte die christliche Nächstenliebe, und die Sklaverei der Indianer verlor wenigstens den gesetzlich begründeten Anhalt.

Im Jahre 1759 wurden wieder die Missionäre durch das „Directorium der Indianer" eingesetzt, eine Verwaltung, die nach erleuchteten und menschlichen Grundsätzen gebildet war. Jedes Etablissement erhielt einen Director und einen Elementarlehrer; Heurathen zwischen Weißen und Indianern wurden aufgemuntert und begünstigt. Ordnung, Gesittung, Handel und Industrie war diesem Directorium zur Aufgabe gestellt, jedoch konnte durch dasselbe die väterliche, patriarchalische Regierung der Jesuiten nicht ersetzt werden. Bei dieser Verwaltung von den Städten aus und durch das Verlassen ihrer Dörfer, verloren die Indianer die Liebe zur Arbeit, zu welcher die mitten unter ihnen lebenden Missionäre sie so erfolgreich aufzumuntern gewußt hatten, und sie kehrten in ihre Wälder zurück. Vergebens suchte das Directorium sie durch die Erklärung zu gewinnen, „daß sie Weiße wären und die Vortheile der Weißen genießen sollten;" sie antworteten: „daß sie wohl wüßten, daß sie eben so gut ein Herz wie die Weißen besäßen, daß sie aber wie Indianer und nicht wie die Weißen handeln wollten."

So hörte alles Vorwärtsschreiten auf, und ein Rückgang trat ein.

(Schluß folgt.)

Zustand des Christenthums in China.

Die Annales de la Propagation de la Foi geben über den Zustand des Christenthums in China interessante Details. Diesen zufolge ständen die Unduldsamkeit und Verfolgung, welche in diesem weiten Reiche herrschen, auf dem Punkt, gänzlich aufzuhören. Sämmtliche Missionen China's sind in drei große apostolische Vicariate und drei große Bisthümer getheilt. Die Vicariate sind zu Schan-si, Fo-kim und Su-tschuen. Die Bischöfe haben ihren Sitz in Peking, Nanking und Macao. Das apostolische Vicariat zu Schan-si begreift die vier Provinzen Sen-si, Ken-si, Kan-sion und Hon-kwang. Den Dienst dieser Mission versehen italienische Franciscaner der Propaganda, deren Seminar sich in Neapel befindet. Die Zahl der europäischen Missionäre in diesen Provinzen beträgt, außer den zwei Bischöfen, fünf, die der eingebornen Priester siebzehn. In dem einzigen Bezirke Hu-pe, der einen Theil der Provinz Hon-kwang bildet, gibt es etwa 60,000 Christen. Hier versehen die französischen Lazaristen den Gottesdienst. Die Christen von Schan-si genießen in Betreff des Glaubens eine Art Duldung. — Den spanischen Dominicanern ist das apostolische Vicariat Fo-kim übertragen. Der apostolische Vicar und sein Coadjutor haben fünf Mönche und neun eingeborne Prediger zur Verfügung. Diese Mission ist eine der blühendsten und freiesten von ganz China. An einigen Orten ist der Gottesdienst öffentlich, und man kann annehmen, daß es etwa 30,000 Christen in einer Provinz gibt. Ungefähr 9000 gibt es in den beiden Provinzen Fo-kim; auch hier befinden sich französische Lazaristen. Die Insel Formosa ist die letzte Provinz, die einen Theil des Vicariats Fo-kim bildet. — Das Vicariat Su-tschuen begreift die große Provinz dieses Namens, so wie ferner Yu-nan und Kuei-Tschou. Dieses Vicariat ist dem französischen Seminar der fremden Missionen zu Paris anvertraut. Es befinden sich darin jetzt zwei Bischöfe, neun europäische Priester, dreißig eingeborne Priester und 15,000 Christen. — Die Provinzen Pe-Tsche-Ly und Schang-Tong bilden das Bisthum Peking. Der Bischof von Nanking, der zu Peking wohnt, verwaltet diese Diöcesen. Die Zahl der Christen dieser beiden Provinzen beträgt 40,000; die der Geistlichkeit ist unbekannt. — Die Lazaristen haben hier eines ihrer Mitglieder als Missionär mit fünf chinesischen Predigern. Das Bisthum Nanking wird von einem Generalvicar verwaltet. Auch hier gibt es Lazaristen als Missionäre und Geistliche in den Provinzen Ho-Nan und Kiang-Nan. — Das Bisthum Macao enthält die Provinzen Kwang-Tong, Kwang-Si und die Insel Hai-Nan. Dieses Bisthum wird von einem Capitel verwaltet, weil der Sitz des Bisthums seit langer Zeit erledigt ist. Die eingebornen Priester sind genöthigt, den Gottesdienst in diesen Provinzen allein zu besorgen, da die Europäer sich hier, mit Ausnahme der Hauptstadt Macao, die auf 12,000 Einwohner ungefähr 5000 Christen zählt, nicht verbergen können. Die Zahl der Christen des ganzen Bisthums beläuft sich auf 40,000 Seelen. — In Macao befinden sich die Bevollmächtigten der verschiedenen Missionen; auch gibt es hier ein chinesisches Seminar der Congregation des heiligen Lazarus, das, anfangs in Peking gegründet, im Jahre 1835, zur Zeit der Verfolgung, von Lamiot in diese Stadt verlegt wurde. Ein anderes chinesisches Seminar desselben Ordens befindet sich in einem Dorfe der Tatarei, jenseits der großen Mauer. Die christliche Religion ist im ganzen chinesischen Reiche bekannt, und es bedarf nur einer günstigen

damit sie sich mit großer Schnelligkeit ausbreite. Es bedarf nur eines Constantin, sagen alle Berichte der Missionäre, um 300 Millionen Seelen der christlichen Religion zuzuführen. Der gegenwärtige Kaiser zeigte sich bei seiner Thronbesteigung dem Christenthum sehr abgeneigt. Blut floß; dennoch waren die Verfolgungen weniger lebhaft als früher; sie hörten auf, und obschon die Aechtungs-Ordonnanzen noch bestehen, hängt doch deren Anwendung jetzt von den Statthaltern des Reichs und den Großmandarinen ab, deren eigenes Interesse Schonung der Christen erheischt. Man sagt sogar, der Kaiser dulde sie wissentlich, und man versichert, er kenne und schätze das Christenthum. Die geringe Folge, die dem Edict von 1836 gegeben worden,

Digitized by Google

scheint diese Meinung zu bestätigen. Dieses Edict war besonders gegen die Engländer gerichtet, deren politischen Einfluß der Kaiser fürchtet. Man hat seitdem bei mehrern Personen katholische Bücher mit Beschlag belegt, ohne daß ihnen deßwegen etwas Leides geschah.

Die russischen Provinzen jenseits des Kaukasus.

Die Provinz Schirwan.

12. Die Insel Salian.

(Schluß.)

Die Fische, welche man hier fängt, sind Hausen, Störe und Sewriugen (aciponser stellatus), auch fängt man viele Welse, aus denen man jedoch nur den Leim herausschneidet und sie dann wieder ins Wasser wirft. Vom October bis März fängt man Lachse, und vom December bis in die Mitte Februars Schemajas (Schad-Mai), wovon 96,000 Stück im Jahre 1829 gefangen wurden; zu derselben Zeit fängt man auch viele kleinere Fische. Die Fischer gehen zweimal des Tages, Morgens und Abends, an das Umschlagen der Netze. Die Zahl der jedesmal gefangenen Fische wird aufgeschrieben. Ist der Rogen, der Leim und die Rückensehne herausgenommen, so schneidet man die Hausen und Störe in Streifen (badyk), die Sewriugen in sogenannte Schirim oder kleine Streifen, und salzt sie ein; der Kopf und die Milch wird ins Wasser geworfen, die astrachanischen Fischer kochen ein Fett aus den Köpfen, bereiten die Milch in Fässern zu und verkaufen sie mit Vortheil. Die eingesalzenen Fische werden begierig aufgekauft von Georgiern und Armeniern aus Tiflis, mit welchen der Handel sehr vortheilhaft ist, weil die Fische an Ort und Stelle manchmal theurer zu stehen kommen als in Astrachan; dabei gibt es auch keinen Ausschuß und keine Transportkosten. Der Rogen wird, sobald er aus dem Fische genommen worden, durch ein feines Sieb getrieben und in eine Kufe geworfen, die mit einer Salzlake angefüllt ist; zu dieser letztern nimmt man Salz aus Astrachan, oder das sogenannte kleine Baluer Salz. Aus den Kufen sammelt man den Rogen in Säcke, legt diese unter die Presse und schlägt ihn dann in Fässer. Der Leim, den man Abends und am andern Morgen sammelt, wird den Tag über auf Baumrindenstücken ausgebreitet, und sobald er durchtrocknet ist, reinigt man ihn, trocknet ihn dann noch einigemal und schlägt ihn in Säcke. Die Rückensehnen braucht man nur auszuwaschen und zu trocknen, ohne andere Vorsichtsmaaßregeln, als daß man sie gegen den Regen schützt, von dem sie dunkel werden; wenn der Fang zu Ende ist, drehen die unbeschäftigten Leute die Sehnen in Bündel.

Der Rogen und Leim, als die kostbarern Waaren, erfordern besondere Sorgfalt; durch eine kleine Nachlässigkeit, so wie durch Langsamkeit oder Uebereilung verändert sich ihre Qualität, was einen sehr empfindlichen Verlust in Vergleich mit andern Fischwaaren verursacht. Wenn darum früher, wie man sagt, der Fische zu viel waren, d. h. der Hände zur Zubereitung zu wenig, so wandte sich die ganze Aufmerksamkeit nur auf diese beiden Hauptwaaren, den Rogen und den Leim, und die Fische wurden ins Wasser geworfen.

Der Rogen, der Leim, die Rückensehnen gehen nach Astrachan; im Frühjahr finden sich gegen zehn Schouten auf der Rhede, und außerdem nimmt man noch, je nach Bedürfniß, zwei oder drei andere Schiffe zu jeder Fahrt. Die Preise der Fische waren im Jahre 1829 folgende: frische Fische wurden verkauft ein Hausen zu 75 K., ein Stör zu 40 K. und ein Sewriuga zu 12 K. S. (ohne Rogen, Leim und Rückensehnen); gesalzen kostet ein Hausen 50, ein Stör 30 und ein Sewriuga 10 K. Der Unterschied des Preises rührt daher, daß man die frischen Fische nach der Auswahl, die gesalzenen im Ganzen nimmt. Von den in Streifen geschnittenen Fischen kostet die georgische Arba, welche zu 182 Fischen gerechnet wird, 80 bis 90 K. vom Frühlingsfange, 50 bis 60 vom Sommerfange; der Sewriuga in kleinen Streifen, 95 Pud auf die Arba und im Durchschnitte 5 bis 600 Fische und darüber, 70 bis 80 K. S. vom Frühlings- und 40 K. vom Sommerfange. Die zerschnittenen Fische vom Herbstfange sind besser als die vom Frühlingsfange.

Von der Wichtigkeit dieses Fischfanges kann man sich einen Begriff aus folgenden Anzaben machen: in den fünf Jahren der kaiserlichen Verwaltung, von 1829 bis 1834, wurden gewonnen

an Fischen	2,604,048 Stück
an Rogen	4796 Fässer
an Leim	2766 Pud
an Rückensehnen	5161½ —

Das Einkommen aus diesem Fischfange betrug mit Einschluß des im Jahre 1834 übrig gebliebenen Materials, der Lebensmittel, Vorräthe u. dgl. 1,425,910 Rubel; zieht man davon die Ausgaben, welche sich im Laufe der fünf Jahre auf 580,000 Rubel belaufen hatten, ab, so bleibt noch eine jährliche Einnahme von 168,782 R. S. Bei größerer Ordnung hinsichtlich des Fischfanges und sorgfältigerer Zubereitung könnte der Fischfang in Salian noch viel bedeutendern Vortheil abwerfen. Uebrigens bietet nicht nur Schirwan, sondern auch der größte Theil der andern Provinzen eine Menge Gegenstände der National-Industrie dar, die bei größerer Aufklärung des Volkes und bei Ansiedlung gebildeter und unternehmender Leute einen großen Vortheil gewähren könnten.

Geologische Notizen.

Dr. Bell machte auf einer Reise von Teheran, ostwärts nach dem Firuskuh, dann nordwärts quer über das Elbrus-Gebirge, längs dem Talar ans kaspische Meer und am Ufer des Heraz zurück nach Teheran nachstehende Bemerkungen über die Formationen: Teheran steht auf einer Alluvial-Ebene, und Niederschläge aus derselben Zeit bilden längs der Straße, der Dr. Bell folgte, niedere Berge und Thäler. Unterhalb Schirgah ist das Land bis ans kaspische Meer eine aus Alluvionen gebildete schlammige Fläche, und längs dem Ufer dieses Binnenmeeres sieht man zahllose Stämme großer Bäume, welche durch die Ströme herabgeschwemmt wurden. Dieses Meer soll sich in raschem Fortschritt anfüllen, und die unreinen Bäche und Flüsse, die sich hineingießen, kann man über zwei Stunden weit erkennen. Nahe am Ufer ist das Wasser so süß, daß die Pferde es trinken, und Dr. Bell sagt, die Muscheln seyen größtentheils Süßwasser-Muscheln. Die andern Formationen sind ein lithographischer Kalkstein, der einen bedeutenden District um Teheran her einnimmt, und, wie es scheint, ohne organische Ueberreste ist; ferner Schichten von Sandstein, Schiefer und Kohlen, die man im Bette des Dali-Tschai, so wie an der Nordseite der Elbrus-Gebirge bemerkt; eine halbe Stunde unterhalb des Dorfes von Bulkulum ist ein Steilabsturz von etwa 1000 Fuß Höhe, der aus perpendiculären Schichten von Kohlen und Sandstein besteht. Ein Kalkstein, den Dr. Bell als den Repräsentanten des kohlenhaltenden Kalksteins von England betrachtet, liegt unter der Kohlenschicht, bildet die Berge südöstlich von Teheran, und kommt in weiter Ausdehnung in andern Theilen von Masanderan vor. Er beobachtete auch viele Varietäten von Trapp und porphyritischen Felsen, und hält die Schluchten, durch welche der Talar und der Heraz fließen, für Risse aus alter Zeit, bemerkt jedoch, daß er namentlich längs dem Laufe des letztern Flusses zahlreiche Spuren neuerer Erdbeben gefunden habe.

Nach französischen Blättern hat am 15 Februar ein leichtes Erdbeben in Andalusien stattgefunden; dieß wäre um einen Tag später als die Erdstöße bei Spoleto.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 82.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 März 1838.

Ein Beitrag zur natürlichen Beschreibung des Königreichs Neapel.

6. Das Flußgebiet in der Provinz Capitanata.

Die südliche und östliche Abdachung des Matese, eines der höchsten Berge der Apenninenkette, sendet seine Gewässer in verschiedene Nebenflüßchen des Calore, die nördliche aber in den Biferno; und wie die östlichen und südlichen Wasser der Berge, auf denen sich die Gemeinde Nusco erhebt, gleichfalls in den Calore fließen, so hat der Ofanto (sprich Offanto, der alte Aufidus) seinen Ursprung auf der nördlichen Seite dieser Berge. Auf diese Weise hat das Flußgebiet in der Provinz Capitanata und in einem großen Theil der Provinz Molise zu seinen natürlichen Gränzen im Nordosten den Biferno, im Südosten die Kette der Apenninen, im Südwesten den Ofanto und im Nordwesten das Meer. Zwischen den beiden genannten Flüssen dehnt sich vom Fuß des Gebirges aus, in einer beinahe unmerklichen Neigung gegen das Meer hin, die größte Ebene im Königreich Neapel aus, welche zum größten Theil aus dem sogenannten Tavoliere di Puglia besteht, welches 1,300,000 Moggien Landes enthält. In der Mitte der ganzen Ebene streckt sich in das Meer hinaus das Vorgebirge Gargano, wie ein völlig losgetrennter Theil, denn es fällt außer der geraden Linie, welche die Ausmündungen des Biferno und des Ofanto verbindet. Mitten zwischen dem Biferno und dem Gargano fließt der Fortore, welcher mit vielen Nebenflüßchen von der Apenninenkette herabfließt. Eben daher kommen die Flüsse Triolo, Salsola, Volgano und Celone, welche die Ebene durchschneiden und mit dem Candelaro zusammenfließen, der den Fuß des Gargano bespült und sich in den Pantano Salso ergießt. Aus der Gegend von Ariano und Trevico kommen die zwei andern Flüsse Cervaro und Carapella, welche in parallelen Linien die Ebene durchschneiden, und von denen der erste in den Pantano Salso, und der andere in das Meer sich ergießt, beinahe in der Mitte zwischen dem so eben genannten See und dem von Salpi. Endlich trennt der Ofanto, welcher der bedeutendste von den genannten Flüssen ist, die Provinz Capitanata von der Basilicata und der Terra di Bari.

Auf der nördlichen Meeresküste liegen die beiden Seen von Lesina und Varano, getrennt von einander durch den Berg Evio, einen Ausläufer des Gargano; auf der östlichen Seite, welche einen tiefeindringenden Meerbusen bildet, befinden sich die zwei andern Seen, Pantano Salso und Salpi. Der See Varano zwischen den Bergen Evio und Ischitella, auch einem Ausläufer des Gargano, bildet eine vierseitige Figur mit krummen Seitenlinien, in der Länge von $4^1/_2$ Miglien und in der Breite von $3^1/_2$ Miglien. Der Pantano Salso hat eine Länge von $3^1/_2$ Miglien und eine Breite von 2 Miglien; in der Mitte ist er schmäler. Zwischen diesem See und dem Fuß des Gargano liegen die berüchtigten sipontinischen Sümpfe, und neben dem Damme des Sees selbst liegt der kleine See Verzentino. Von gleicher Größe sind die beiden andern Seen von Lesina und von Salpi, beide haben eine Länge von eilf Miglien, und eine mittlere Breite von $1^3/_4$ Miglien. Die Aehnlichkeit der Lage der vier Seen zeigt, daß an den Seiten des großen Vorgebirgs das Ufer in vorgeschichtlichen Zeiten noch tiefer ins Land eingetreten war.

Außer dem Gargano hat die ganze Küste des adriatischen Meeres keine Vorgebirge, das sandige Ufer verlängert sich unter dem Wasser mit sanfter Neigung fort. Darum erregen zur Zeit der Stürme, welche im adriatischen Meer häufig und heftig sind, die großen Wellen den Sand des Grundes, und dieser, weil er sich oben hält, wird von den Uferströmungen, die längs dieser Küste große Kraft haben, weit ins Land hereingeführt; auf solche Weise läßt sich erklären, wie diese vier Seen entstanden sind. Auf ähnlichen Gründen beruht auch ihre allmähliche Ausfüllung. Die Flüsse, die sich in dieselben ergießen, bringen von den Bergen eine große Masse von Schlamm und Gerölle; der Candelaro hat die sipontinischen Sümpfe schon mit Lehm angefüllt, und der Boden des größern Beckens hat sich so sehr erhoben, daß es eine leichte Arbeit war, dem stehenden Wasser durch einen Haupt- und mehrere Nebencanäle Ablauf zu verschaffen. Durch diese Verbesserung, die im J. 1851 vollendet ward, wurden einige hundert Morgien Landes, die früher ganz sumpfig waren, des Anbaues fähig, und das Klima von Manfredonia wurde dadurch gesünder. Eben so wurde durch den Can-

Digitized by Google

delaro, in Gemeinſchaft mit dem Cervaro, der See Verzentino beinahe ganz ausgefüllt, und ſowohl der Umfang als die Tiefe des Pantano Salſo vermindert. Die Carapella, und zum Theil auch der Ofanto haben allmählich dem See Salpi ſeine frühere Tiefe genommen, ſo daß er in eine verpeſtete Lagune verwandelt iſt, deren größte Tiefe noch 2½ Palmen unter dem Niveau des Meeres iſt. Im Sommer pflegt dieſe Lagune zu verdunſten und auszutrocknen, und der Boden bleibt bedeckt mit einer Lage Salz.

Mehr als eine andere Gegend des Königreichs Neapel wurde Daunia, das jetzt ein großer Theil der Capitanata einnimmt, während des zweiten puniſchen Kriegs und auch noch nach dem Abgang der Carthager verwüſtet. Dieſe weite Ebene war der Schauplatz des Kriegs, und mußte Freund und Feind mit Lebensmitteln verſehen. Da das Land keine feſten Plätze hatte, ſo ward es eine leichte Beute der Carthager nach der berühmten Schlacht bei Canná, und die Städte Dauniens, welche dem Sieger nicht widerſtehen konnten, ergaben ſich ihm, und nahmen nachher ſeine Partei. Die Römer in ihrem Ehrgeiz, die jeden Verſuch ihr Joch abzuſchütteln für das größte Verbrechen hielten, vernichteten auf eine furchtbare Weiſe die Völker, welche Hannibals Partei ergriffen hatten. In die entvölkerten Plätze wurden Colonien von Soldaten verſetzt, an welche man die unbebauten Felder vertheilte. Dieſe wollten nicht die Ackerbauer machen, und vertrauten den Anbau der Felder den Sklaven. So verſchwand allmählich die Fruchtbarkeit des ganzen Landes, das Jahrhunderte lang einer ungeheuren Anzahl von Menſchen Nahrung und Reichthum verſchafft hatte. Der Ackerbau verfiel noch zu den Zeiten der alten Römer, und weder die beiden Sicilien, noch das übrige Italien war im Stande, die Lebensbedürfniſſe der Stadt Rom zu verſchaffen, die ſich deßhalb genöthigt ſah, ſich aus Aegypten und andern fernen Ländern damit zu verſehen. Daunien und Apulien aber traf dieſes Loos in beſonderm Grade. Die Städte Sipontum, Auranum, Salapia, welche auf der öſtlichen Küſte an dem Pantano Salſo und dem See Salpi lagen, und ehemals ſehr blühende Städte waren, kamen allmählich in Verfall. Die Bewohner Salapia's wurden, wie Vitruv erzählt, durch die verpeſtete Luft, welche der nahe See Salpi erzeugte, genöthigt, eine neue Stadt in einer höheren, beſſeren Lage zu gründen. Bloß Sipontum hatte noch einige Bewohner, als Manfred die Stadt Manfredonia an dem Fuß des Gargano, in einiger Entfernung von den ſipontiniſchen Sümpfen, gründete. Argirippa, Luceria und andere berühmte Städte konnten ſich nicht mehr zu der frühern Größe unter den Römern erheben. So verwandelten ſich die fruchtbaren Ebenen Dauniens und Apuliens, von Menſchenhänden verlaſſen, in weite Einöden, verpeſtet von ſtehenden Waſſern. Da bemächtigte ſich dieſer verwilderten Gegenden die Schafzucht wenigſtens für den Winter, denn im Sommer wird durch die ſengenden Sonnenſtrahlen der Boden ſo ausgebrannt, daß alle Vegetation aufhört; deßhalb gingen und gehen noch jetzt die Heerden im Sommer auf die Berge der Apenninen.

(Schluß folgt.)

Braſilianiſche Zuſtände.

Die Jeſuiten.

(Schluß.)

Eine Verwaltung ohne Gewiſſen und ohne Verantwortung riß bald das Eigenthum der Indianer an ſich, die ſich auf einmal des geſetzlichen Schutzes und des religiöſen Unterrichts beraubt ſahen, was die Jeſuiten ſo nutzbringend früher zu vereinigen gewußt hatten. Auch hatten dieſe das Vertrauen der Indianer hauptſächlich durch das Studium ihrer Sprache, wodurch der Gebildete ſo viel über den Naturmenſchen vermag, zu gewinnen gewußt.

Die Ankunft des Hofes im Jahre 1808 verbeſſerte ihren Zuſtand nicht. Man erklärte ſelbſt den Botocuden von St. Paul den Krieg. Ungenügende und mangelhafte militäriſche Maaßregeln wurden ergriffen, um die Wilden am Rio Doce in der Provinz von St. Eſpiritu zu civiliſiren, und in Wahrheit waren es mehr die jetzigen Miſſionäre, als die Grenadiere, vor welchen die Eingebornen in ihre Wälder flohen.

Die Sprache der letzten Miſſionäre athmete nicht mehr die chriſtliche Liebe, dieſe Nichtachtung aller Uebel, dieſe unüberwindliche Geduld, welche wir bei ihren Vorgängern bewundern.

Im Jahre 1801 ſagt der Miſſionär Apollonio von Todi, ein Capuciner, den der römiſche Hof abgeſandt hatte, um das Werk der Jeſuiten fortzuſetzen, von den Indianern Folgendes: „Es ſind Menſchen, die nichts taugen; falſch, faul, rachgierig und wollüſtig im höchſten Grade. Vergebens weiſt man ſie an den Himmel, ihr Glaube iſt nicht feſt. Selbſt die Reichthümer reizen ſie nicht, weil ſie die Güter dieſer Welt nicht ſchätzen; die Ehre vermag nichts über ſie, weil ſie die Schande nicht kennen.“ Derſelbe Miſſionär beſchreibt die Niederlaſſungen der Indianer als Haufen von einigen trunkenen Wilden, welche die Namen des Capitän-Majors, des Sergent-Majors, des Richters, des Waiſen-Richters führen, und dabei von einem weißen Schreiber aſſiſtirt werden, ein ſchlechteres Subject, als ſie ſelbſt. Der Reſt lebe in den Wäldern, nach Art der Heiden, nur daß ſie getauft wären und Niemand verfolgten. Sie hätten eine große Abneigung gegen die Weißen, aber eine große Vorliebe für die Schwarzen.

In den Provinzen des Nordens, hauptſächlich in Para, hat dieſe Vermiſchung zweier Racen ſich als ſehr unglücklich bewährt. Die amerikaniſche und die afrikaniſche Wildheit ſind vereinigt, um das Blut noch mehr zu erhitzen. Der Süden hat in dieſer Hinſicht noch unglaublich viel vor dem Norden voraus. Die, welche in den Städten aufgenommen worden waren, enthielten ſich gänzlich der Ehe und waren die heftigſten Gegner derſelben, denn — ſagt der genannte Miſſionär — der Indianer nimmt von dem Weißen nur die Laſter und Fehler an. Dieſe Erfahrung beſtätigte ſich lange Zeit nach dem Sturze der Jeſuiten, erklärte ihr Syſtem der Abſonderung in Betracht der Eingebornen, und beſtärkte wiederholt das Lob ihrer chriſtlichen und politiſchen Weisheit. Der vergeßliche und unbeſtändige Indianer hat einen Beiſtand und eine fortdauernde Unterweiſung nöthig, wenn er nicht wieder zu ſeiner Wildheit und

Digitized by Google

seinem Götzendienst, oder vielmehr zu seinem thierischen Zustande zurückkehren soll.

Ein Decret Don Pedro's I vom Jahre 1823 verordnete, daß die Indianer wie die Weißen betrachtet, und als Bürger mit allen Rechten freier Menschen aufgenommen werden sollten. Im Laufe jeder Sitzung bildete sich zu Rio de Janeiro eine permanente Commission zum Unterricht und zur Civilisirung der Indianer. Die Verwaltung für die indianischen Dörfer hat mehreremal ihre Benennung gewechselt. Die Kirchen aus der Zeit der Jesuiten sind verfallen und die Ländereien der Indianer durch Processe zerstückelt.

Noch leben die Jesuiten in gesegnetem Andenken, sowohl bei den amerikanischen als afrikanischen Volksstämmen. Ausländer, welche die kaiserliche Domäne Sta. Cruz, das frühere Eigenthum des Jesuitenordens, besuchten und die dortigen Neger fragten, wer ihr Herr sey, erhielten zur Antwort: „St. Ignaz!"

Vor dem Kriege von 1825 zählte man tausend Indianer in dem Lande der Missionen. Zur Zeit des Einfalls in dieses Gebiet durch Fructuoso Ribeiro, wurden sie nach der Provinz Rio Grande versetzt, von wo sie theilweise in ihr Geburtsland zurückgingen. Nur 377 sind in Rio Grande geblieben, auch vermindert sich ihre Zahl in den mehr civilisirten Provinzen Brasiliens immerfort. In Sergipe befinden sich vier indianische Aldas; der Präsident dieser Provinz gesteht, daß er die Bewohnerzahl derselben nicht angeben könne. Unter 194 Männern und 197 Frauen sind drei, die mit genauer Noth lesen können. Sie leben im Elend und in Verderbniß. Es ist eine traurige Erscheinung, daß nach drei Jahrhunderten die Indianer nicht den geringsten Grad der Civilisation erlangt haben. Nicht Einer von ihnen hat sich in Folge des empfangenen Unterrichts oder durch seine Industrie ausgezeichnet, — nicht ein Einziger hat sich zu einem hohen Amte im Staat aufgeschwungen! Das Christenthum, fruchtbar überall, hat nur in der Mitte dieses lebendigen, einsichtsvollen Volks, welches doch unendlich höher als der Neger steht, keine Saaten aufschießen lassen, weil man es, wie es scheint, auf immer eingeschüchtert und verwildert hat.

Ein Deputirter der Provincialversammlung zu Bahia hat die Bemerkung gemacht, „die Religion und die Politik geböten es, daß die Brasilianer versuchen sollten, diese ihre bedauernswerthen Brüder, die natürlichen Colonisten des Landes, wieder sich geneigt zu machen, wie groß auch die Schwierigkeit seyn möge, eine freiwillige Arbeit von diesen Kindern der Natur zu erlangen." Dieser Deputirte schlug auch die Errichtung eines religiösen- und Agriculturetablissements an den Ufern des Rio Pardo vor. Man muß dieser Idee Beifall geben, doch ist zu fürchten, daß sie zu sehr eigennützigen Absichten verwendet werden wird.

Diese Aufgabe ist gewiß der Aufopferung und der Beharrlichkeit weit überlegen, welche man heutzutage der Selbstentsagung und der Erfüllung der Christenpflichten zutrauen darf.

Chronik der Reisen.

Ausflug nach Neu-Orleans und in das Innere des Staates Louisiana während des Jahres 1834.

(Aus den Archives du Commerce.)

..... Ich wollte zuerst die Ländereien kennen lernen, welche Neu-Orleans von dem See Borgne trennen. Ich durchwanderte sie auf Pfaden, wo man nur zu Pferd durchdringen kann und die nur sehr selten besucht werden. Sie führten mich durch Wälder von Eichen, Magnolien und andern Bäumen, an welche sich die menschliche Hand bis auf einen schmalen Weg, der den See Pontchartrain mit dem See Borgne verbindet, noch nicht gewagt zu haben scheint. Diese Ländereien sind von einem kleinen schiffbaren Flusse bewässert, der sich nahe bei einem Orte Namens le Chef Menteur in den See Borgne ergießt. Sie böten, wenn sie nicht zu flach wären, den Speculanten große Vortheile. Ich zweifle nicht, daß sie ihrer Lage wegen bald gesucht werden. Auf dieser Seite am Zielpunkte meiner Forschungen angelangt, schiffte ich über den See Pontchartrain, und fuhr einen reizenden Fluß Namens Tchefonte hinauf bis zu dem Städtchen Madison. Es ist von prächtigen Bäumen umgeben und liegt auf einem gesunden und hohen Boden; es war niemals den Verheerungen des gelben Fiebers ausgesetzt. Man züchtet in der Umgegend von Madison mit Erfolg Schlachtvieh, das großen Theils zur Versorgung der Märkte Neu-Orleans' bestimmt ist.

Ein durch ein Gehölz von Fichten, Eichen und grünen Eichen gebrochener Weg führt von Madison nach Covington, einer im Entstehen begriffenen kleinen Stadt. Die Felder, die es umgeben, beginnen urbar gemacht zu werden. Sie sind vortrefflich zur Viehzucht, und können Mais, Hafer, Obst und Baumwolle hervorbringen. Die Bewohner von Neu-Orleans können, wenn sie über den See Pontchartrain hinüberschiffen, ertragreiche und angenehme Grundstücke finden. Die an dem Tchefonte liegenden Ländereien sind an vielen Stellen der Cultur des Zuckerrohrs günstig. Die ganze Gegend zur Linken des Tchefonte und Baton-Rouge hin ist schön, gesund, und kann treffliches Holz, Baumwolle, Obst und Mais liefern. Es wird von zahlreichen Flüssen, unter andern vom Amite, Tick-Jan, Natalbany bewässert, die, jetzt von Baumstrünken und verschiedenen Hindernissen gesperrt, ohne bedeutende Kosten wichtige Verbindungswege mit dem Maurepas- und Pontchartrain-See bilden könnten. Diese Gegend ist wenig bevölkert; sie würde aber, wenn man von Madison nach Baton-Rouge eine Straße anlegte, und wenn sie von den Vortheilen, welche ihr die Natur gewährte, ihre Producte zu Wasser nach Neu-Orleans zu versenden, Nutzen ziehen könnte, in jeder Beziehung sehr gewinnen.

Mir fiel besonders die Mannichfaltigkeit und der Reichthum der Gegend von Galveston bis nach Baton-Rouge auf. Im Osten von dem Amite, im Süden von dem Merville, im Westen von dem Mississippi begränzt, ist sie von Prairien und Höhen durchschnitten, und mit grünen Eichen, Eichen und Magnolien bedeckt. Ihr, obschon sehr fruchtbarer Boden wird nie durch Regen verschlechtert. Ich bin überzeugt, daß die Ländereien in dieser Gegend, die den Louisianern fast unbekannt ist, in wenigen Jahren einen hohen Werth erlangen werden. Sie ist sogar den meisten Bewohnern von Baton-Rouge unbekannt. An die Reisen mit Dampfbooten gewöhnt, richten sie ihre Aufmerksamkeit nicht auf ein den traurigen und sumpfigen Ufern des Mississippi

weit vorzüglicheres Land, deſſen Lage von der Art iſt, daß es aus den Bedürfniſſen Neu-Orleans' Nutzen ziehen, und ſich ebenſo alle Vortheile, welche Bâton-Rouge, wenn es einige Wichtigkeit erlangt, ſeiner Umgegend gewähren wird, aneignen kann. Bâton-Rouge gedeiht immer mehr. Auf einer maleriſchen und hohen Lage erbaut, hat es das gelbe Fieber nicht zu befürchten.*)

Die Regierung der Vereinigten Staaten ließ hier ſchöne Caſernen bauen, die von einigen Befeſtigungen beſchützt werden. In einer der Vorſtädte von Bâton-Rouge vollendete man kürzlich ein Strafarbeitshaus, wo die zu Zwangsarbeiten Verurtheilten eingeſchloſſen werden ſollen. Die Ländereien am Amite ſind ſchön und äußerſt fruchtbar. Ihr Ertrag im Jahre 1834 belief ſich auf etwa 1600 Ballen Baumwolle. Wenn ſich die Regierung, wie ſie den Plan zu haben ſcheint, mit der Schifffahrt auf dieſem Fluſſe beſchäftigt, ſo wird ſie innerhalb weniger Jahre, ſtatt 1600 Ballen, mehr als 30,000 Ballen Baumwolle an den Maurepas-See führen können. Die am Tick-Fan gelegenen Ländereien ſind gut und können den Bedürfniſſen einer großen Bevölkerung genügen. Wird einmal der Tick-Fan von den Hinderniſſen befreit ſeyn, die ſeiner Beſchiffung im Wege ſtehen, ſo kann er mit kleinen Fahrzeugen leicht aufwärts befahren werden. Zu Rom, einem Dorfe 8 Meilen von ſeiner Mündung, iſt er 500 Yards oder ungefähr 900 Fuß breit. Die Ländereien längs dem Natalbay und in der Umgegend von Spring-Field und einem das Franzoſenlager (Frenchman's Camp) genannten Orte können ſehr ertragreich ſeyn. Im verfloſſenen Jahre brachten ſie ſechzehnhundert Ballen Baumwolle hervor.

Die Gegend zwiſchen dem Fluſſe Tchefonte und dem Staate Miſſiſippi wird ebenfalls durch mehrere Flüſſe bewäſſert. Die wichtigſten ſind der Bogue-Chitta und der Weſt-Perle-Fluß. Die Bewohner am Bogue-Chitta ſind genöthigt ihre Waaren mit großen Koſten nach Covington zu ſenden. Würden dieſe beiden Flüſſe, die durch Bäume geſperrt ſind, gereinigt, ſo würden die Gründe, durch die ſie ihren Lauf nehmen, beträchtlich an Werth zunehmen. Der Weſt-Perle-Fluß bietet ein außerordentliches Schauſpiel. Auf einer Strecke von 18 Meilen fließt er durch einen Wald von Cypreſſen, die, über die Waſſerfläche ſich erhebend, mitten im Strom aufrecht ſtehen und faſt ſämmtlich grünen. Dieſer Wald läßt ſich leicht ausroden. Iſt er einmal nicht mehr vorhanden, dann werden jederzeit durch den Weſt-Perle-Fluß mit dem Pontchartrain-See und dem Perlenfluſſe, der an ſeinen Ufern reiche Wohnungen und mehrere Städte des Staates Miſſiſippi, unter andern Columbia, Monticella, Jackſon zählt, Verbindungen unterhalten werden können. Columbia und Monticella ſind erſt im Entſtehen begriffen. Sie würden raſch aufblühen, wenn eine leichte Verbindung mit dem Borgne-See hergeſtellt wäre. Jackſon iſt in einer geſunden und ſchönen Lage erbaut. Obſchon es nur 900 Seelen zählt, wurde es doch durch den Einfluß der Landbewohner, die auf das Emporkommen von Natchez eiferſüchtig ſind, zum Hauptorte des Staates Miſſiſippi gewählt. Ich will nicht alle Städte aufzählen, die, wie Auguſta, Benton, Columbers, Warenton, neuerdings in dieſem Staat erbaut wurden und von geringer Bedeutung ſind. Das Land iſt noch größtentheils mit Eichen, Eſchen, Magnolien, Ahorndäumen, Cypreſſen, Pappeln, Lärchen und Fichten bedeckt; es kann Tabak, Indigo, Zuckerrohr, Baumwolle, Getreide, Mais, Orangen, Feigen erzeugen, und iſt zu allen Arten von Gewächſen geeignet. Deſſen ungeachtet wird wegen des großen Gewinnes, den ſie ſeit langer Zeit ſchon abwirft, hier faſt ausſchließlich Baumwolle angebaut. Dieſer Gewinn iſt ſeit zwei Jahren ſo beträchtlich, daß Neger, die man um 900 Piaſter kaufte und zur Baumwollencultur verwendete, im Verlauf eines Jahres mehr als zwei Drittel ihres Werthes einbrachten. Auch die im Norden des Staates Miſſiſippi am Fluſſe Yazoo gelegenen Ländereien, die vor kurzem noch nur von den Wilden beſucht wurden, ſind angebaut worden. Sie ſind äußerſt fruchtbar, und leicht zu bearbeiten. Der Yazoo hat einen Lauf von mehr als 200 Meilen, nimmt zahlreiche Bäche auf, und iſt auf einer Strecke von mehr als 50 Meilen für große Fahrzeuge ſchiffbar. Seine Verbindung mit dem Miſſiſippi, in den er ſich bei Wicksbierg (?) ergießt, gewährt der Gegend, durch die er fließt, große Vortheile. Sie iſt übrigens angenehm, hochgelegen und geſund. Nicht weit von Yazoo fließt der Big-Black, der auf dem Gebiete der Tſchactas entſpringt, und ſich mit den Gewäſſern des Miſſiſippi bei Warenton, zehn Meilen von Wicksbierg, vereinigt. Der Big-Black iſt 200 Meilen lang, und auf eine Ausdehnung von 51 Meilen ſchiffbar.

Der Oſten des Staates Miſſiſippi wird durch den Fluß Paſcagoula befruchtet. Ich fuhr ihn in Piroguen hinauf, da man ihn wegen einer 1¼ Meile langen Barre, die nur 8 Fuß Waſſer hat, mit großen Fahrzeugen anfangs nicht paſſiren kann. Die Regierung der Vereinigten Staaten bewilligte zur Wegſchaffung dieſer Barre 50,000 Dollars. Iſt ſie einmal nicht mehr vorhanden, dann wird ſich gewiß an der Mündung des Fluſſes Paſcagoula eine neue Stadt erheben, und die Erzeugniſſe der benachbarten Felder werden auf dieſem Fluſſe, der 45 Meilen weit 16 bis 25 Fuß Tiefe hat, verſendet werden können. Die Eigenthümer dieſer Felder ſind jetzt genöthigt, ihre Baumwolle nach Mobile auf einer abſcheulichen, 20 bis 26 Lieues langen Straße auf Wagen zu verſenden, die, mit vier oder ſechs Ochſen beſpannt, nur ein Gewicht von 1600 bis 2400 Pfund führen.

Ich durchwanderte weithin die längs des Fluſſes Paſcagoula ſich erſtreckende Gegend. Sie iſt mit herrlichem Graſe bedeckt, deſſen Friſche durch einen mit Eichen und Eſchen untermiſchten Fichtenwald beſchützt wird, der nur auf lange Zwiſchenräume von Neubrüchen unterbrochen wird. Sie ſind auf dieſer Seite, wo der Fiſchfang und die Jagd großentheils den Bedürfniſſen der wohlhabendſten Bewohner genügen, nicht ſehr zahlreich. Dieſe Leute beſitzen keine andern Reichthümer, als ihre Heerden und Felder, die ſie aber nicht anbauen mögen.

(Fortſetzung folgt.)

*) Es erſchien manchmal in Bâton-Rouge, ward aber von Perſonen aus Neu-Orleans dahin verſchleppt.

Vermiſchte Nachrichten.

Ein Gärtner zu Metz iſt auf den Einfall gekommen, ein Kaſtanienreis auf eine Eiche zu pfropfen, und der Verſuch gelang vollſtändig. Dieſe Neuerung kann für die Cultur der Kaſtanienbäume große Vortheile haben, indem man dem zarten Stamme dieſes Baumes die kräftige Wurzel der Eiche zur Stütze geben kann.

Die Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte zu Lyon, welche einen von Matthieu Bonafous gegründeten Preis zu vertheilen hat, ſchlägt für 1839 als Preisaufgabe vor eine „Geſchichte der Seide in allen ihren Verhältniſſen ſeit ihrer Entdeckung bis auf unſere Zeiten."

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 83.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 März 1838.

Die Grabhügel und Erdaufwürfe im russischen Gouvernement Charkow.

(Von einem Hrn. Passek im Russischen Journal des Ministeriums des Innern, September 1837, mitgetheilt.)

Das Gouvernement Charkow liegt zwischen 51° 55′ u. 56° 5′ O. L. und zwischen 48° 30′ u. 51° 20′ N. B. und hat eine Ausdehnung von 822 Quadratmeilen oder 4,204,710 Dessätinen. Dieser ganze Landstrich ist von vielen Flüssen durchschnitten, von denen die bedeutendsten der Psiol, die Worskla, der Donez und Aidar sind; zu den Flüssen zweiten Ranges werden gerechnet der Charkow, die Lopan und der Udy oder Uday. Alle diese kommen aus dem hochgelegenen Gouvernement Kursk und nehmen ihre Richtung von Norden nach Süden, mit einer Neigung entweder nach Osten oder nach Westen. Das rechte Ufer dieser Flüsse ist immer hoch, meist steil, und besteht größtentheils aus einem harten Thon, in welchem man hie und da gewaltige Nester von Sandstein findet, zum Theil aus einer festen reinen Kreide, deren Schichten 2 bis 10 und mehr Klafter dick sind. An einigen Stellen sind sie gänzlich entblößt, an andern mit einer angeschwemmten Schichte von Dammerde bedeckt und mit Gebüsch und Wald bewachsen. In der Richtung gegen Westen neigt sich die Höhe des rechten Ufers jedes Flusses nach dem linken Ufer des andern hin, und bildet breite Ebenen, welche an einzelnen Orten, namentlich in den Districten von Isium mit Wald, zum Theil mit Nadelholz, mehr aber noch mit Laubholz bewachsen sind. Ein solcher Strich zwischen zwei Flüssen ist gewöhnlich von Bächen und tiefen Thälern durchschnitten, die aller Wahrscheinlichkeit nach ehemals Flußbetten waren. Solchergestalt schließt das Gouvernement Charkow vier Hauptstriche in sich: den ersten zwischen dem Psiol und der Worskla, den zweiten zwischen der Worskla und dem Donez, welcher in der Mitte von der Lopan, dem Uday und Charkow durchschnitten ist; den dritten zwischen dem Donez und Oskol; den vierten zwischen dem Oskol und Aidar, welcher von dem Flüßchen Krasna durchschnitten ist. Westlich von dem Psiol und östlich von dem Aidar sind noch zwei bedeutende Striche übrig, von denen der eine an die Gouvernements Kursk und Poltawa, der andere an das Gouvernement Woronesh und das Land der donischen Kosaken gränzt. Alle die vier Striche, so wie das östliche und westliche Ende, sind mit Erdaufwürfen bedeckt, die im Lande selbst theils Mogila (Grabhügel), theils Gorodischtsche *) heißen.

Die Gorodischtsches finden sich mehr auf dem hohen rechten Ufer der Flüsse, manchmal gerade über dem schroffen Abhang, namentlich einige, welche mehr nach Westen liegen wie die andern. Noch weiter gegen Westen gehen die Grabhügel, welche hie und da aufhören und durch kleine, theils einzelne, theils gruppenweise beisammen liegende Gorodischtsches ersetzt sind. Solcher Gestalt geht dieses System von Erdaufwürfen, immer schwächer werdend, durch die ganze Breite der Ebene gegen Westen, wo neben dem niedern oder linken Ufer eines andern Flusses bedeutendere Gorodischtsches oder Erdaufwürfe, wenn auch in verminderter Höhe, wieder beginnen.

Die größten Grabhügel, die ich bei meinen häufigen Reisen im Gouvernement Charkow sah, haben an der Basis gegen 200 Arschinen im Umkreis und gegen 15 Arschinen Höhe; solche finden sich mehr in der Nähe des Oskol und den Districten Kupian und Isium. Die kleinsten haben nicht mehr als eine halbe Arschine Höhe, und werden bald unter dem Einflusse des Pfluges verschwinden, welcher manchmal selbst an den höchsten Grabhügeln bis zur halben Höhe hinauf gelangt ist. Gewöhnlich erheben sie sich nur 3 bis 4 Arschinen über das Niveau des Bodens, und bilden ein fast regelmäßiges Kreissegment, das an der Basis 20 bis 30 Arschinen im Durchmesser hat. Fast alle bestehen aus aufgeworfener Erde, die man aus der Nähe genommen hat, haben aber weder Gruben noch Gräben, wovon sich um die Grabhügel her auch nicht eine Spur zeigt; sie bestehen größtentheils von der Spitze bis auf den Grund aus reiner Dammerde, die reichlich mit Salpetertheilchen geschwängert ist.

*) Gorodischtsche bedeutet eigentlich eine große Stadt; da das Wort aber ziemlich veraltet ist, so wird es sehr häufig auch für die Ruinen einer großen Stadt oder Festung gebraucht. In diesem Sinne ist es hier genommen. Wir haben im Titel das Wort mit Erdaufwürfen übersetzt, als dem allgemeinsten Ausdruck für diese Ueberreste des Alterthums.

Digitized by Google

Wir wollen jetzt eine Ueberſicht des ganzen Landſtriches, namentlich der weſtlichen und öſtlichen Enden geben.

Das weſtliche Ende des Gouvernements iſt reich an Grabhügeln und großen Erdaufwürfen (Gorodiſchtſche); ſie ſind hier von bedeutender Größe; da aber der Landſtrich ſelbſt nicht groß iſt, ſo läßt ſich nur ſchwer ein Syſtem darin entdecken.

Der Landſtrich zwiſchen dem Pſiol und der Worskla iſt gleichfalls reichlich damit verſehen: die Grabhügel ziehen ſich mehr gegen Weſten, auf der abhängigen Fläche von der Worskla nach dem Pſiol hin; die Gorodiſchtſches ſind von bedeutender Größe, und man trifft ſie mehr in der Höhe des rechten oder hohen Ufers der Worskla. Einige davon beſtehen aus runden Erdaufwürfen in Form eines gerundeten Walls; es findet ſich an derſelben meiſt in nördlicher Richtung ein Ausgang, und der ganze Wall umſchließt in Form eines Trichters oder eines abgeſtumpften, mit der Spitze nach unten gekehrten Kegels einen Raum, welcher 3 bis 10 Klafter im Durchmeſſer hat. In der Nähe jedes Gorodiſchtſche ſieht man Grabhügel, und zwar am Eingang ſelbſt zwei längliche, von denen der auf der linken Seite faſt immer eine kleine längliche Grube auf dem Gipfel hat. Manchmal gehen ſtatt der Grabhügel (Kurgan) auf beiden Seiten des Eingangs zwei etwas gekrümmte Wälle aus, welche 40 Arſchinen und darüber lang und mindeſtens 5 Arſchinen hoch ſind. Die Gorodiſchtſches ſelbſt erheben ſich 5 bis 10 und mehr Arſchinen über die Oberfläche des Bodens; im Umkreiſe haben ſie gewöhnlich gegen 110 Arſchinen, einige aber ſind doppelt und dreimal ſo groß; dieſe trifft man jedoch ſelten und vorzugsweiſe auf der hohen, das heißt auf der öſtlichen Seite jedes zwiſchen zwei Flüſſen eingeſchloſſenen Landſtriches.

Die Strecke von der Worskla zum Donez iſt von bedeutender Ausdehnung und faſt in der Mitte von den Flüſſen Udaj, Lopan und Charkow durchſchnitten; hier iſt viel Wald und das ganze rechte Ufer des Donez damit bedeckt. Hier bemerkte ich kein eigentliches Syſtem in den Aufwürfen. Am Ufer des Donez ſind zwei Gorodiſchtſches, wovon einer 30 Werſte oberhalb Iſium unter dem Namen des ſaltaniſchen bekannt iſt; in der Nähe desſelben liegen ungeheure Steine, unter denen das Landvolk einen Schatz vergraben glaubt. Ein anderer, in der Nähe der Slobode Saltow, weiter abwärts am Donez führt den Namen dieſer Slobode. Wahrſcheinlich ſind viele mit Wald bedeckt.

(Schluß folgt.)

Ein Beitrag zur natürlichen Beſchreibung des Königreichs Neapel.

6. Das Flußgebiet in der Provinz Capitanata.

(Schluß.)

Mit dem Verfall des römiſchen Reichs verſchlimmerte ſich die Lage jener Gegenden immer mehr; unter den Normannen wurde der Tavoliere di Puglia Eigenthum der Krone, als königliche Domäne. Alfons von Aragonien, um die Einkünfte zu erhöhen, beabſichtigte die periodiſchen Wanderungen der Heerden von den Bergen zu erleichtern; deßhalb legte er Straßen an, Tratturi genannt, und errichtete Wohnungen an den Ruhepunkten. An die Verbeſſerung des Laufs der Gewäſſer dachte man auch in den ſpätern Zeiten nicht, eben ſo wenig an Anpflanzungen; dieſe wurden ſogar von Seite der Regierung nur ſo weit geſtattet, als es das Bedürfniß der Bewohner nöthig machte. Als Karl III. im Jahre 1734 zur Regierung kam, war bloß die Stadt Foggia von einiger Bedeutung, wo die Adminiſtration des Tavoliere di Puglia reſidirte; ſie war der Sammelplatz der Schäfer. In der ganzen ungeheuren Ebene befanden ſich bloß noch die Gemeinde von Cerignola, 20 Miglien öſtlich von Foggia, und Caſal Trinità, mehr als 30 Miglien öſtlich von Foggia; im Nordoſt am Fuße des Gargano die kleine Stadt Manfredonia, 18 Miglien von Foggia; im Nordweſten Sanſevero 15 Miglien von Foggia, und noch weiter die beiden Orte Torre Maggiore und S. Paolo; im Weſten am Fuße der Berge Lucera, 10 Miglien, und endlich im Süden Bovino, 18 Miglien, und Aſcoli auf einem Hügel, 22 Miglien von Foggia. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als in allen andern Provinzen des Königreichs die Bevölkerung ſich verdoppelte, vermehrte ſich die in den genannten Gemeinden nur unbedeutend. Um den ganz entvölkerten Theil der Ebene, welcher zwiſchen der Carapella und dem Ofanto liegt, in etwas zu bevölkern, gründete Ferdinand I. mit großem Aufwand des Staatsſchatzes die Gemeinden Carapella, Ordona, Orta, Stornara und Stornarella in den ausgedehnten Maſſerien (Beſitzungen), welche früher den Jeſuiten gehört hatten. Allein trotz aller angewandten Sorgfalt, trotz der Fruchtbarkeit des Bodens hat die Bevölkerung dieſer fünf Gemeinden zuſammen niemals mehr als 4000 Einwohner betragen. Ueber dieſe Entvölkerung muß man ſtaunen bei den günſtigen natürlichen Verhältniſſen, unter denen dieſe weite Ebene ſteht. Der Boden iſt fruchtbar; wo Anpflanzungen ſich finden, da iſt die Ernte reichlich. Das Klima begünſtigt aber auch jede Vegetation. Der Boden, der durch die Wirkung der ſengenden Sonnenſtrahlen im Sommer ausgebrannt wird, wird durch die ungeheuren Ausdünſtungen wieder erfriſcht, welche auch durch die Wirkung der Sonne aus dem nahen Meere ſich erheben und während der Nacht als ſtarker Thau ſich niederlaſſen. Außerdem iſt durch die zahlreichen Flüſſe, welche die Ebene durchſchneiden, die Möglichkeit der Bewäſſerung faſt überall gegeben; wenn auch mehrere derſelben im Sommer arm an Waſſer ſind, ſo kann doch auch das wenige Waſſer von großem Nutzen für den Ackerbau ſeyn. An Brunnen fehlt es in der ganzen Ebene nicht; in der Umgegend von Foggia ſtößt man auf Waſſer in einer Tiefe von 20 Palmen, und an andern Orten darf man nicht einmal ſo weit graben.

Es iſt fürwahr ein trauriger Anblick, wenn man durch dieſe Ebene reiſt: kein Anbau, kein Baum erfreut das Auge des Wanderers, nur Weidegräſer für die Schafe, nicht künſtlich angepflanzt, ſondern wild den Wirkungen der Natur überlaſſen, erblickt man in dieſer Einöde. Zumal wenn man aus der nahen Provinz Terra di Bari herkommt, die nur durch den Ofanto von dem Tavoliere getrennt wird, ſo wirkt der Eindruck des letztern nur um ſo ſtärker. In der Terra di Bari liegen am Ufer des Meers in einer Ausdehnung von 12 Miglien ſieben

Digitized by Google

bevölkerte Städte; in der zweiten Linie 3 bis 7 Miglien vom Meer entfernt zählt man 16 größere Gemeinden, auch mit zahlreicher Bevölkerung, die Wohnungen gut gebaut und freundlichen Anblicks. Die Felder sind fleißig bebaut, dazwischen Weinberge, Olivenpflanzungen, Gärten mit edlen Obstbäumen, auch Villen, zahlreiche Masserien und Landhäuser; und alles dieß auf einem Boden, der nur zwei Palmen tief fruchtbares Erdreich hat, weiter unten sind Kalklagen. Zudem finden sich im Erdreich eine zahllose Menge kleiner Steine, von welchen bei Anpflanzungen von Getreide und Hülsenfrüchten mit vieler Mühe die größern auf die Seite geschafft werden müssen. Mehr als in irgend einer andern Gegegend des Königreichs ist der Gebrauch des Düngers in der Terra di Bari fast allgemein geworden, und man benützt hiezu vorzüglich das Meergras, das in großer Menge an die Küste getrieben wird; kurz, in dieser ganzen Provinz sieht man, wie der Mensch durch Fleiß auch einem ungünstigen Boden reiche Ernten abgewinnen kann. Wie ganz anders ist es in der Capitanata! Sobald man in der Nähe von Barletta über den Ofanto gesetzt hat, wird man von der Einöde empfangen. Die Hauptstraße nach Cerignola läßt die Salinen am Salpi und Casal Trinità drei Miglien rechts liegen; in der Mitte des Wegs liegt die Poststation S. Cassano, welche in einer schlechten Osterie besteht, die eher zur Aufnahme von Thieren, als von Menschen eingerichtet ist. In der Nähe von Cerignola wird man durch schöne Pflanzungen von Oelbäumen und Reben erfreut, welche durch den Fleiß einiger Bewohner recht gut gedeihen. So wie man aber von Cerignola herauskommt gegen Foggia, muß man wieder eine Einöde von 20 Miglien durchwandern; nur bei der Poststation Passo di Orta stehen einige hohe Pappeln; zwei reichliche Quellen läßt man in der Ebene versumpfen. In der Umgebung von Foggia sieht man einige Vegetation, Oelbäume, Maulbeerbäume, auch Reben. Foggia hat 21,000 Einwohner. In welcher Richtung man aber auch von Foggia reisen mag, überall findet sich dieselbe Einöde, überall dieselbe Entvölkerung, und dieß auf einer Ebene von 800 Quadratmiglien.

Seit vierzig Jahren sind die verschiedensten Vorschläge zur Verbesserung dieses großen Landstriches gemacht worden. Allein ausgeführt wurde bis jetzt keiner derselben. Der gegenwärtige König hat nun von neuem den Plan, den jetzigen Zustand des Tavoliere zu ändern, auffassen lassen; und es handelt sich jetzt vor Allem darum, ob diese Ebene, die noch jetzt Kroneigenthum ist, völlig frei gegeben, und Einzelnen zum Ankauf angeboten werden soll. Was in derselben zur Verbesserung ihrer Lage geschehen soll, darüber ist man einig; allein wer diese Arbeiten unternehmen soll, darüber konnte man sich bis jetzt noch nicht vereinigen.

Ueber den gefrornen Boden Sibiriens.

In der geographischen Gesellschaft von London wurde von dem Vicadmiral Krusenstern eine Abhandlung des russischen Akademikers Baer über diesen Gegenstand mitgetheilt; das Wesentliche daraus ist Folgendes: Man weiß schon lange, sagt Hr. Baer, daß in einem großen Theil Sibiriens der Boden nie ganz frei von Eis ist. Während des Sommers thaut der Boden bis zu einer größern oder geringern Tiefe auf, aber weiter unten trifft man stets auf Eis. Gmelin der Aeltere erzählt in seiner Reise nach Sibirien, daß kurz nach der Gründung der Stadt Jakutsk (unter 62½° N. B.) am Ende des 17ten Jahrhunderts der Boden bis auf eine Tiefe von 91 Fuß gefroren gewesen sey, und man den Plan, einen Brunnen zu graben, habe aufgeben müssen. Viele andere ähnliche Thatsachen wurden von Reisenden um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gesammelt, scheinen aber nicht allgemeinen Glauben gefunden zu haben, denn noch im Jahre 1825 bestritt sie Leopold von Buch als irrig; sie wurden jedoch in unserer Zeit durch die Reisenden Ermann und v. Humboldt bestätigt. Bis ganz vor kurzem wußte man nichts über die Dicke der gefrornen Schicht, vor wenigen Jahren aber versuchte ein Kaufmann zu Jakutsk, Namens Schargin, einen Brunnen zu graben, wollte aber schon die Sache als ganz hoffnungslos aufgeben; Admiral Wrangel überredete ihn jedoch, die Arbeit fortzusetzen, bis er die ganze Eisschicht durchbohrt habe. Dieß geschah, und es wurde ein vollständiges Journal darüber gehalten. Der Brunnen des Hrn. Schargin wurde bis auf eine Tiefe von 382 Fuß ausgegraben; in dieser Tiefe war der Boden sehr locker, und die Temperatur der Erde — ½° R., näher der Oberfläche aber war sie viel niederer und folgendermaßen gestiegen:

Einige Fuß tief . .	— 6° R.	Bei 305 Fuß . .	— 1½° R.
Bei 77 Fuß . . .	— 3° —	Bei 350 Fuß . .	— ½° —
Bei 119 Fuß . . .	— 4° —	Bei 382 Fuß . .	— ½° —
Bei 217 Fuß . .	— 2° —		

Da der Boden schon bei 350 Fuß locker geworden war und die Oeffnung des Brunnens 8 □ Fuß betrug, auch die Arbeit zum Theil während des Winters fortgesetzt wurde, wo die kalte Luft eindrang, so stand wahrscheinlich schon bei 350 Fuß der Thermometer auf dem Gefrierpunkte. Diese ungeheure Dicke von Grundeis beweist, daß Sibirien lange Zeit hindurch unter denselben physischen Verhältnissen sich befunden haben muß, wie jetzt. Bei dem jetzigen Stand unserer Kenntnisse hierüber läßt sich unmöglich bestimmen, wie weit diese Lage von Grundeis über Sibirien hin verbreitet ist. Es ist zu hoffen, fährt Hr. Baer fort, daß in kurzem Messungen der Temperatur bei Jakutsk in verschiedenen Tiefen werden angestellt und Methoden angewendet werden, die Hrn. Schargin nicht zu Gebot standen; auch wäre es sehr wünschenswerth zu untersuchen, bis in welche Tiefe der Boden jährlich aufthaut. Sehr angenehm wäre es mir, und interessant für die Wissenschaft überhaupt, wenn die Londoner geographische Gesellschaft ähnliche Nachforschungen in Nordamerika anstellen lassen wollte.

Nach Verlesung dieser Bemerkungen entspann sich eine lebhafte Discussion, an welcher namentlich die Geologen Murchison, De la Bèche und Ainsworth, so wie der Capitän Back Theil nahmen. Man schien ziemlich allgemein der Ansicht, daß die Versuche zu Jakutsk nicht mit hinreichender Sorgfalt angestellt worden seyen, um zu der Annahme zu berechtigen, daß der Frost bis auf 350 Fuß unter die Oberfläche der Erde dringe; übrigens wurde bemerkt, daß die Angaben des Wachsens der Temperatur im Verhältnisse zu der Entfernung von der Oberfläche ganz mit denen von Arago und v. Buch übereinstimmten.

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Ausflug nach Neu-Orleans und in das Innere des Staates Louisiana während des Jahres 1834.

(Fortsetzung.)

Fünf und zwanzig Meilen von der Bai von Pascagoula entdeckte ich einen reizenden Ort, wo verirrte Franzosen sich niederließen, als Merville, den Eingang des Mississippi (1699) suchend, vor der Ile aux Vaisseaux ankerte und zur Untersuchung des Festlandes einige seiner Gefährten absandte. Die Abkömmlinge dieser Franzosen bilden heute die Colonie Pascagoula. Einige Meilen von diesem Orte fließt ein Fluß, der von Menschen noch nicht besucht worden zu seyn scheint, und, durch Brombeersträuche und dichtes Gehölz verborgen, fast unbekannt ist. Er heißt Escatappa, entspringt in dem Staat Alabama, ist schiffbar und steht mit dem Flusse Pascagoula in Verbindung. Zwischen diesem und dem Escatappa gibt es reizende Lagen und herrliche Felder. Eine Familie könnte mit 1000 Dollars an den Ufern des Escatappa ein Eigenthum kaufen, mit Hülfe einiger Sklaven in Ueberfluß leben und Ersparnisse machen.

Ich wollte bis in den Norden des Staates Mississippi, in das Land der Tschactas, gehen; allein die Hitze, der Mangel an Schatten und an angemessener Nahrung verursachten den Tod eines meiner Pferde, und der Sklave, der mich begleitete, an Reisen zu Pferd wenig gewöhnt, war außer Stande mir zu folgen. Ich begnügte mich, Nachweisungen über dieses Land einzuziehen. Es ist der Cultur der Baumwolle, des Tabaks und Getreides sehr günstig. Unglücklicherweise fehlt es ihm an Quellen. Einige Fremde wollten sich hier niederlassen; das schlechte Wasser zog ihnen tödtliche Krankheiten zu. Man könnte durch Anlegung von Cisternen ähnlichen Krankheiten zuvorkommen. Die Felder der Tschactas werden um 10 Schillinge der Morgen verkauft. Sie gehören beinahe alle der Regierung, welche die Wilden, die sich nicht in die Gesetze der Vereinigten Staaten fügen wollten, zwang, sich mittelst einiger Zugeständnisse auf das Gebiet der Arkansas zurückzuziehen. Mehrere Familien dieser Wilden, die fern von ihrem Geburtslande nicht leben konnten, kehrten zurück und versprachen der Regierung Gehorsam. Sie bemächtigte sich auch der Ländereien der Chickasaws, der Tschikasas, die im Nordosten des Landes der Tschactas lebten. Sie sind sehr gut, besonders am Tombeckbe, der mitten in diesen Ländereien entspringt, und ihnen, nachdem er seinen Lauf durch eine schöne und fruchtbare Gegend genommen, eine leichte Verbindung mit dem Staat Alabama öffnet.

Genöthigt, den Verlust meines Pferdes zu ersetzen, was mir inmitten der Wälder nicht möglich war, erreichte ich Mobile auf einer ziemlich guten Straße. Diese Stadt liegt in einer sehr malerischen Lage an dem Ufer des Flusses Mobile, 30 Meilen vom mexicanischen Golf, und schwang sich trotz der Vortheile ihrer Lage lange nicht empor. Aelter als Neu-Orleans, blühte sie doch erst seit einigen Jahren auf. Sie zählt jetzt mehr als 6000 Seelen. Ihre breiten und auf jeder Seite von üppigen Bäumen fast ganz beschatteten Straßen gewähren einen höchst angenehmen Anblick. Sie führt einen ansehnlichen Handel mit Baumwolle, die sie mittelst des Alabama und Tombeckbe erhält, — zweier Flüsse, die bis in den Monat Junius (dem Zeitpunkte, wo alle Ernten versendet sind) schiffbar, sich in den Mobile ergießen. Im letzten Jahre belief sich die Anfuhr auf dem Mobile auf 150,000 Ballen. Im Jahre 1835 betrug sie nur 100,000 Ballen. Trotz der Wichtigkeit, welche diese Stadt gewann, sah sie in Verlauf von 1834 doch kein einziges französisches Schiff in ihrem Hafen, während sie vierzehn englischen und amerikanischen Schiffen Ladungen lieferte. Der Fluß Mobile bietet den Schiffahrern allerdings eine große Unbequemlichkeit; er ist nämlich an seinem Verbindungspunkte mit der Bai von Mobile durch eine Barre gesperrt, die nur sechs oder sieben Fuß Wasser hat, und die großen Schiffe nöthigt, in der Bai von Mobile Anker zu werfen; diese Unbequemlichkeit wird aber durch das Hinderniß aufgewogen, das sie der Desertion ihrer Matrosen in den Weg legt. Der Ankerplatz in der Bai von Mobile ist sehr sicher; er wird bei seinem Eingange durch ein Fort beschützt. In der Nähe eines von den Amerikanern Dog (Hund) benannten kleinen Flusses, zwei Lieues von Mobile, errichtete man kürzlich eine sehr interessante Fabrik; sie bereitet aus dem Samen der Baumwollenstaude Oel, wovon die Gallone einen Dollar kostet, und das dem Wallfisch-Oel, wovon man die Gallone zu 1½ Dollar verkauft, vorzuziehen ist. Das aus dem Baumwollenkorn bereitete Oel ist gut bei Speisen zu gebrauchen. Der Rückstand dieses Korns ist vortrefflich zur Mästung von Pferden, Kühen und andern Thieren. Diese Fabrik wird den Staaten Alabama und Louisiana eine Ersparniß von 400,000 Dollars jährlich verschaffen. In Natchez, im Staate Mississippi, baute man eine ähnliche Fabrik. Die Umgegend von Mobile ist mannichfaltig, äußerst malerisch, und mit Cypressen, Eichen, Stechpalmen und besonders Fichten bedeckt.

Die Stadt ist manchmal den Verwüstungen des gelben Fiebers ausgesetzt, das, wie man sagt, von Morästen veranlaßt wird, die sich hinter einem der Stadtquartiere befinden. Werden einmal angemessene Austrocknungen veranstaltet, dann wird sie wahrscheinlich nicht mehr ungesund seyn. Eine Lieue von Mobile, auf einer Anhöhe, Namens Spring-Hill, wo diese traurige Krankheit niemals ausbrach, ward im Jahre 1832 von dem Bischof Portier ein großes Collegium erbaut; mehr als 150 Zöglinge sind bereits seiner Leitung anvertraut. Das Collegium von Spring-Hill bezeugt die Fortschritte des Staates Alabama. Sie sind überraschend. Seine Bevölkerung, die sich 1810 nur auf 10,000 Bewohner belief, bestand 1820 aus 127,901 Bewohnern. Im Jahre 1850 erhob sie sich auf 309,507, nämlich 190,406 Weiße, 117,549 Sklaven und 1572 freie Schwarze. Der Staat Alabama besitzt jetzt eine bedeutende Anzahl Städte; die beträchtlichsten sind Mobile, Montgomery, Tus-Caloosa, Florenz, Tus-Cumbia und Huresville.

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 26** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Auszug aus dem Beharistan, d. h. Frühlingsgarten Dschami's. Mitgetheilt von Freiherrn v. Hammer-Purgstall. — Das neuere französische Drama. (Fortsetzung.)

Das Abonnement beträgt dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 84.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 März 1838.

Brasilianische Zustände.

(Nach ungedruckten gesandtschaftlichen Berichten mitgetheilt von Tietz.)

Die Fremden in Brasilien.

Obgleich die Ausländer oft mit großen Ansprüchen und übertriebenen Hoffnungen nach Brasilien kommen, so finden sie doch dort gewöhnlich eine gastfreundliche Aufnahme, wenn ihnen die Eingebornen in der Regel auch eigennützige Absichten unterlegen. Empfängt man sie manchmal mit Zurückhaltung und selbst mit einem eignen Vorurtheil, so kommt das wohl daher, weil man ihre Satyre und ihre spöttischen Vergleiche fürchtet, die sie zwischen Brasilien und Europa zu machen pflegen, und dann, weil man hier eine Reise nach Amerika einigermaßen für die Unternehmung eines Abenteurers hält.

Die Brasilianer sind immer gut von Allem unterrichtet, was über ihr Land in Europa publicirt wird. Die Verfasser solcher Schriften erzählen, nachdem man sie in Brasilien mit Freundlichkeit und Güte behandelt hat, bei ihrer Rückkehr nach dem Vaterlande eine Menge von Lügen und Fabeln, welche ihnen oft absichtlich von ihren eigenen Landsleuten in Brasilien aufgebürdet wurden. Die Wirkung solcher falschen Urtheile und Relationen ist, wie natürlich, für die Fremden dann höchst ungünstig.

Zur Zeit der Errichtung eines Fremden-Corps, die man anfangs unter dem Namen von Colonisten hier einführte, räumte der Major Schäffer, der berüchtigte Werber, die Zuchthäuser des nördlichen Europa's und verbreitete diesen Auswurf der Menschheit in Brasilien, so daß Indisciplin und Unordnungen aller Art die Elemente dieser neuen Einrichtung waren. Etwas später brachten die schlechterfüllten Versprechungen der Regierung das ohnehin schon demoralisirte Corps vollends zur Verzweiflung, das nun aufhörte, eine Stütze des Throns zu seyn. Die schamlosesten Glücksritter waren Fremde, die ekelhaftesten, widerspänstigsten Bettler auf den Straßen von Rio de Janeiro ebenfalls. Diese eben so schmähliche, als gefährliche Bevölkerung hat sich indessen verlaufen, und die ehrenwerthen Ausnahmen einer fast allgemeinen Verworfenheit haben eben so den Sieg über Widerwärtigkeiten und Noth, wie über das böse Beispiel davon getragen.

Die Hauptzahl der Ausländer in Brasilien bilden die Engländer, Nordamerikaner, Franzosen und Deutschen; die Portugiesen dürften nicht hiezu zu rechnen seyn, da sie in zu naher Verwandtschaft zu dem Lande stehen. Spanier und Italiener gibt es hier nur wenige.

Im Jahre 1807, unmittelbar nachdem die brasilianischen Häfen sich dem fremden Handel öffneten, benutzten mehrere englische Kaufleute, vornehmlich solche, die in Verbindung mit Portugal standen, diese Gelegenheit bis zu der Zeit der französischen Invasion. Eine kleine Anzahl dieser Kaufleute existirt noch in Brasilien; viele aber sind schon gestorben oder haben sich nach England zurückgezogen, während ihre diesigen Etablissements gegenwärtig von ihren Associés oder von ihren Commis geführt werden. Viele Handlungshäuser haben sich in den letzten dreißig Jahren gebildet. In Folge der außerordentlichen Vermehrung der Einfuhr und Ausfuhr von englischen Waaren und brasilianischen Producten entstehen jährlich gewöhnlich drei bis vier neue Etablissements. Diejenigen, die diese Etablissements leiten, sind gemeiniglich nur einfache Agenten der Fabricanten, welche junge, in ihren Werkstätten in England gebildete Leute hieher schicken; oder es verbinden sich diese Häuser auch mit Männern, welche die brasilianischen Märkte kennen, und die sie dann als gewöhnliche Commissionäre benützen. Man sieht hieraus, daß die meisten der englischen Kaufleute in Brasilien nur besoldete Agenten von großen, in England etablirten Handlungshäusern sind, und indem sie so nur geringes Interesse an den Unternehmungen dieser Häuser haben, kann man sie in nichts mit wirklichen Handelsherren oder Bankiers von Europa vergleichen. Unter so beschränkten Verhältnissen findet man in dieser Classe auch nur größtentheils Individuen aus der Zahl der Manufacturisten, die in ihrem Vaterlande eben kein großes Ansehen genießen dürften. Man muß unter ihnen nicht junge Leute von feiner Bildung und gutem Ton suchen, und noch weniger den aufgeklärten Londoner Negocianten, der seinen Sitz im Parlament oder im geheimen Conseil einnimmt. Für die Führung der hiesigen Geschäfte genügt Rechtlichkeit, gesunder

Digitized by Google

Menschenverstand und Bekanntschaft mit den Eigenthümern der brasilianischen Magazine. Diese letztern sind beinahe durchweg die unwissendsten, verächtlichsten, treulosesten Menschen, die zudem noch einem ekelhaften Cynismus ergeben sind. Leider finden sie unter den Fremden Nachahmer und verleiten die Jugend zu beklagenswerthen Verirrungen. Unter den englischen Kaufleuten zu Rio de Janeiro herrscht viel Neid und Eifersucht, auch ist es nicht selten, daß die Chefs der Handlungshäuser ihre Commis und Untergebenen mit vieler Härte und Tyrannei behandeln. Die Engländer besitzen in Rio de Janeiro neun oder zehn große Handlungshäuser. Die dortige englische Bevölkerung beläuft sich auf ungefähr 500 Individuen, ohne die Handwerker, Händler und Krämer dazu zu zählen. Im Ganzen bestehen dort gegen fünfzig Handlungsetablissements dieser Nation; mehrere von ihnen haben noch nebenbei Comptoirs in den nördlichen und südlichen Häfen Brasiliens.

Die Nordamerikaner werden allmählich immer mehr die Nebenbuhler der Engländer. Ihre Speculationen in Kaffee sind enorm und werden von Tag zu Tag bedeutender. Auch liefern sie alles Mehl, was in Rio zum Speisebrod verbacken wird, und schicken seit einigen Jahren ganze Schiffsladungen von Eis hieher. Ueberhaupt wetteifern sie in jeder Hinsicht mit den Engländern.

Die Franzosen haben in Rio de Janeiro eine der innern Straßen in Besitz, wo man fast nur ausschließlich Französisch sprechen hört. Ein Magazin reiht sich an das andere, und man findet darin alle Luxusartikel, Bijouteriewaaren, Toiletten-, Modeartikel u. dgl. Im Ganzen ist diese Bevölkerung, deren vorhergegangenes Leben in Europa eben nicht das rühmlichste war, nicht sehr achtungswerth. Der größte Theil derselben huldigt den exaltirtesten republicanischen Grundsätzen, führt einen unmoralischen Lebenswandel, nimmt Theil an allen Unruhen und ist in der Wahl der Mittel, sich zu bereichern, eben nicht sehr gewissenhaft. Doch gibt es auch unter ihnen Ausnahmen, deren sich ihre Landsleute in Europa nicht zu schämen brauchen. Die Meisten haben sich entschlossen, nicht mehr in ihr Vaterland zurückzukehren. Einige ihrer unruhigsten Köpfe haben dem brasilianischen Journalismus die zügellose Heftigkeit eingeimpft, die sich immer mehr und mehr bemerkbar macht.

Die Franzosen finden sich in allen brasilianischen Seestädten, dringen aber nicht ins Innere des Landes, wo der Luxus noch nicht Wurzel gefaßt hat. In Rio de Janeiro leben gegen 4000 dieses Volks, haben dort aber kaum vier oder fünf bedeutende Handlungshäuser.

(Schluß folgt.)

Die Grabhügel und Erdaufwürfe im russischen Gouvernement Charkow.

(Schluß.)

In der Ebene sind die Gorodischtsches selten und nicht groß. Die Kurgane ziehen sich mehr längs der Höhen hin, oberhalb der Thäler und Schluchten, und bilden gleichsam eine Kette von Wachtposten. Sie sind alle von mittlerer Größe, und viele durch den Pflug dem Boden fast gleich gemacht, ihre Anzahl ist aber trotz dem, daß weite Strecken mit Wald bewachsen sind, so bedeutend, daß man auf dem ganzen Strich einige Tausend zählen kann. Am rechten Ufer des Flusses Uday, 8 Werste von Charkow, nahe an dem Dorfe Babai ist ein Gorodischtsche, der seinem Bau und seiner Lage nach nicht gleichzeitig mit den übrigen Erdaufwürfen dieses Landstrichs seyn kann, und wahrscheinlich von einem andern Volke errichtet wurde; man hat bemerkt, daß er schon von sehr alter Zeit her mit Wald umgeben war, und er hat auch keine Erdaufwürfe am Eingang wie die übrigen; er ist am Berge oder dem hohen Ufer des Flusses angelegt, und perpendiculär gegen den Fluß führen zwei Gräben, so daß die daraus gewonnene Erde beinahe zwei gerade Wälle desselben Gorodischtsche bildet. Auf diese Weise ist es von Norden und Süden durch Wall und Graben geschützt, gegen Osten durch das steile Ufer und den Uday, gegen Westen durch einen Graben, der jetzt ausgeebnet ist, so daß ein Weg hindurch führt; seine Länge im Innern beträgt gegen 12 Klafter, die Breite etwas weniger. Gegen Süden an dem abhängigen Ufer stehen noch zwei Befestigungen, aber von minderer Größe damit in Verbindung.

Dreißig Werste gegen Westen, am Laufe des Kolomak, beginnt eine ganze Kette von Kurganen und Gorodischtschen, womit beide Ufer des Flusses eingeschlossen sind; das rechte und hohe Ufer ist mehr mit ungeheuren Gorodischtschen bedeckt, das linke ist besonders reich an Kurganen, die sich ganz systematisch bis in das Gouvernement Poltawa hineinziehen. Auf dieser Strecke findet man in den Kurganen Geld und verschiedene Geräthe, die, namentlich die letztern, ziemlich späten Zeiten angehören. Vor einigen Jahren unterwusch das Wasser einen Theil des rechten Ufers des Donez, und zerstörte damit zugleich einen Theil eines Kurgans, worin sich eine säbelartige Waffe fand; diese Waffe aber fiel in die Hände eines Bauern, und man weiß nicht, wo sie hinkam.

Der Landstrich zwischen dem Oskol und Donez schließt gleichfalls eine Menge Gorodischtsches und Kurgane in sich. Das rechte Ufer des Oskol, das aus einer kreideartigen, zum Theil entblößt liegenden Schicht von 10 bis 20 und mehr Klaftern Höhe besteht, ist von Gorodischtschen und Kurganen von dem Gouvernement Kursk bis zu dem von Jekaterinoslaw eingeschlossen. An diesem Flusse findet sich ein hoher Erdaufwurf, der unter dem Namen des Kurgans von Isium bekannt ist. Jenseits desselben, dem ganzen von Thälern und Schluchten zerrissenen Ufer entlang, folgt eine ununterbrochene Kette von Gorodischtschen und Kurganen auf der ganzen Breite dieses Landstriches. Die merkwürdigsten Gorodischtschen sah ich im Kreise von Kupjan, nahe am Oskol. Einer derselben, welcher an der Basis über 350 Arschinen im Umkreise hält, hat drei Ausgänge gegen Westen, und der innere Raum ist 60 Arschinen lang, wird weiter abwärts allmählich enger, schließt aber immerhin einen ziemlich bedeutenden Raum ein. Die drei Eingänge sind rechts und links durch vierfache Wälle vertheidigt, die eigentlich mehr einem ungeheuren lang gestreckten Körper gleichen, der von drei unregelmäßigen und nicht sehr tiefen Wällen

Digitized by Google

durchschnitten ist. Außerdem finden sich hier noch andere Aufwürfe und ein etwas gekrümmter Wall. Nicht weit davon findet sich ein zweites Gorodischtsche von gewöhnlicher Form und Größe; in der Ferne sind Kurgane zerstreut. Von dem Gorodischtsche herab, der sich mehr als 12 Arschinen über das Niveau des Bodens erhebt, übersieht man jenseits des Flusses Oskol die Steppe auf viele Meilen weit.

Vom Oskol westwärts senkt sich allmählich die Ebene, und das System der Gorodischtschen wird schwächer; fast in der Mitte dieses Landstrichs fließt der Burluk, jenseits dessen die Kurgane seltener werden; wie man sich aber dem Donez nähert, nehmen sie wieder an Umfang und Menge zu. Zwanzig Werste vom Donez ist das Dorf Mogilnaja, welches seinen Namen von der Menge der hier befindlichen Gräber (Mogila) und Gorodischtschen erhalten hat; die einen wie die andern aber sind nur von mittlerer Größe.

Das linke Ufer des Donez ist, wie das aller hiesigen Flüsse, nieder und sandig; bis ins vorige Jahrhundert hinein soll es mit ungeheuren Wäldern bedeckt gewesen seyn. Hier grub ich viele Kurgane auf und fand meistens in der Mitte ihrer Höhe versteinerte Pferdezähne und etwas tiefer Scherben von Thongefäßen von alter Stuccaturarbeit. Außerdem fand ich in zwei Kurganen menschliche Kinnbacken und einen Theil eines Kinnbackens von einem ungewöhnlich großen Wildschwein; Knochen von Bibaken (?) finden sich fast in jedem Kurgan. Auf einem Gute der Gräfin Iwelitsch wurde durch den Pflug ein Krug zu Tage gefördert, aber leider auch durch den heftigen Stoß desselben so zertrümmert, daß sich nichts Bestimmtes mehr darüber angeben ließ.

So reich die Strecke vom Oskol zum Aidar auf dem linken Ufer des letztern Flusses an Kurganen und Gorodischtschen ist, so arm ist sie gegen Osten. Im Kreise Starobielsk sind die Kurgane sehr selten und zum Theil von ungewöhnlicher Form. Hier findet man in den Gräbern und Garodischtschen verschiedene Münzen, und die Leute kommen vom Don und andern Orten her, um Schätze aufzusuchen. Diese Schätze wurden hier wahrscheinlich in späterer Zeit von den Haidamaken niedergelegt, welche von ihren Wohnungen am Dnepr nach den großen, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Neurußland vorgefallenen Umwälzungen hieher flohen; sie fanden hier fruchtbare, obwohl öde Gegenden, und zogen von hier auf Raub und Plünderung aus; Geld und werthvolle Sachen verbargen sie unter der Erde, wo sie noch manchmal den Sucher lohnen. Das östliche Ende des Gouvernements vom Aidar nach dem Don zu zeigt sich sehr arm sowohl an Gorodischtschen als an Kurganen. In das Land der donischen Kosaken kam ich nicht.

Auf den Strecken zwischen der Worskla und dem Donez, so wie zwischen dem Donez und dem Oskol, finden sich Bildsäulen, die hier Baba genannt werden. Manchmal stehen sie auf der Höhe der Kurgane, wie z. B. auf der Straße von Charkow nach Tschuguiew; alle sind aus hartem Sandstein gemacht und stellen theils Männer, theils Frauen vor; die männnlichen Bildsäulen sind meist größer als die weiblichen und roher gearbeitet, einige derselben haben 3, ja 4 und 5 Arschinen Höhe. Sie sind zum vierten, ja wohl bis zum dritten Theil in die Erde eingegraben. Alle, die ich sah, waren unbekleidet; bei einigen Männern und vielen Frauen sah man Sensen; bei andern Frauen bemerkt man auf dem Kopfe ein Putzwerk, wie es die Weiber im Gouvernement von Tula und die Tscheremissinen tragen.

Es ist unbekannt, wo die ersten kleinrussischen Ansiedler diese Statuen fanden; wurden sie nicht von Tataren und andern Völkern beschädigt? wie viele waren früher im Lande und wie viele wurden aus dem jetzigen Neurußland herüber versetzt? Man weiß bloß, daß die Bildsäulen, welche jetzt auf den Kurganen dieses Gouvernements stehen, auf dem Felde gefunden wurden und statt der Gränzpfähle dienten. In dem Kreise von Charkow, auf dem Gute einer Frau Schidlowska, zählt man über 60, sie wurden aber alle aus Neurußland herüber gebracht und durch Verzierungen und manche Aenderungen verunstaltet. In Charkow finden sich viele solche Statuen in Privatgärten. Haben nun diese Statuen einen Bezug auf die Kurgane? Welchem Volke gehörten sie ursprünglich an? Zu welchem Ende wurden sie errichtet? Alles dieß ist bis jetzt unbekannt. In diesen Gegenden lebten und nomadisirten so viele Völker, die nach Europa zögen, oder wieder nach Asien zurückkehrten: Slawen, Tataren, Polowzen, Petschenegen, Chasaren, Ungarn, Awaren, Hunnen und Skythen; alle diese lebten auf diesen Einöden, oder zogen darüber hin. Welchem von diesen Völkern gehören nun die Bilder, die Kurgane und alle die Erdaufwürfe an, die in so bedeutender Zahl und Größe sich hier finden? Diese Frage kann erst nach weitern, allgemeinern und gründlichern Forschungen beantwortet werden.

Chronik der Reisen.

Ausflug nach Neu-Orleans und in das Innere des Staates Louisiana während des Jahres 1834.

(Schluß.)

Montgomery liegt auf dem linken Ufer des Alabama, zu Lande 190 Meilen von Mobile, in einer fruchtbaren und gesunden Gegend, wo sich reiche Pflanzer von Carolina und Georgien niederließen, und versendet viele Baumwolle nach Mobile. Die Bevölkerung Montgomery's beträgt mehr als 2000 Seelen. — Tus-Caloosa, Hauptstadt von Alabama, in einer schönen Lage auf dem linken Ufer des Black-Warrior, macht reißende Fortschritte, und zählt bereits einige ziemlich bedeutende Gebäude. Die Bevölkerung von Tus-Caloosa beträgt 2000 Seelen. — Florenz und Tus-Cumbia sind noch nicht bedeutend; sie werden aber wegen ihrer Nähe am Flusse Temessa, von dem sie nur eine oder zwei Meilen entfernt sind, bald sehr handeltreibend werden. Man legte vor einiger Zeit eine Eisenbahn von Tus-Cumbia an den Temessa an. Eine andere Eisenbahn soll bald von derselben Stadt nach Marathon, zehn Meilen oberhalb der unter dem Namen Muscle Shoals bekannten Untiefen gehen, die drei Meilen lang sind, und eine Breite haben, die von einer halben bis zu drei Meilen wechselt. Diese äußerst seichten Untiefen werden an gewissen Stellen von Vertiefungen durchschnitten, welche Fälle bilden, und in diesem Theil des Flusses Temessa die Schiffahrt schwierig und höchst gefahrvoll machen. —

Digitized by Google

Hurestville, zehn Meilen vom Tennessa, ist mit herrlichen Baumwollen-Pflanzungen und einer ihrer Schönheit wegen, besonders in der Richtung von Tus-Cumbia, merkwürdigen Gegend umgeben. Diese Gegend wird bald durch einen Canal belebt werden, der, den Tennessa mit dem Coosa verbindend, die Communication mit dem Alabama herstellen soll. Ein anderer Canal soll von Marathon nach Baindridge*) gegraben werden. Er wird die Hindernisse entfernen, welche der Schiffahrt auf dem Tennessa entgegenstehen. Zwei andere Canäle sollen Verbindungen zwischen dem Tennessee, Tombecbe und dem Black-Warrior herstellen: der eine wird bis nach Tus-Caloosa gehen, der andere in die Nähe von Columbus, einem Städtchen im Staate Mississippi, kommen.

Eine Congreßacte von 1828 gab dem Staat Alabama 400.000 Acres öffentlicher Ländereien, um ihn in Stand zu setzen, die zur Beschiffung der Flüsse Tallapoosa, Coosa und Cahawba, die in den Alabama fließen, nothwendigen Arbeiten ausführen zu lassen. Unglücklicherweise reichte der Ertrag dieser Ländereien nicht zu.

Baumwolle und Mais sind die Haupterzeugnisse des Staates Alabama. Man baut Getreide, aber in geringer Quantität und nur im Norden. Bei Mobile, an den Flüssen Perdidon, Conecuh-Pea Choctawhatcha und Chattahooche, welche verschiedene Grafschaften im Süden dieses Staates bewässern, kann man mit Erfolg Zuckerrohr pflanzen. Reis und Indigo gedeihen gut auf den Ländereien, die in der Nähe des Golfs von Mexico liegen. Auch alle Obstbäume gedeihen in dem Staat Alabama vollkommen. Er enthält Gold-,**) Steinkohlen-***) und Eisen-Minen,†) und fängt an, Salz in ziemlich reichlicher Menge zu liefern.

Es ist traurig, daß die Franzosen, die 1815 so vortheilhafte Zugeständnisse im Staat Alabama erhielten, und eine heutzutage unter dem Namen „Grafschaft Marengo" bekannte Colonie gegründet hatten, nicht mehr Ausdauer besaßen. Die Grafschaft Marengo, von dem Tombecbe und verschiedenen kleinen Flüssen bewässert, liegt in einer sehr schönen Lage. Die von den Officieren Napoleons verlassenen Ländereien wurden von Amerikanern gekauft, und erlangten in ihren Händen einen beträchtlichen Werth.

Ich wollte meine Reise nicht endigen, ohne die Gegend zwischen Mobile und den Floridas durchwandert zu haben. Ein Dampfboot das wenige Augenblicke, nachdem ich es verlassen, in die Luft flog, führte mich nach Blakeley, einem Dorf auf dem linken Ufer der Bai von Mobile. Wenn die Eigenthümer der Ländereien, welche dieses Dorf umgeben, sie um billige Preise hätten verkaufen wollen, so genössen sie der Wohlfahrt, welche jetzt Mobile bereichert. Ehe sie sich fest niederließen, hatten amerikanische Speculanten, denen es seine Vergrößerung verdankt, einige Bauten in Blakeley begonnen, und für diese Ländereien vortheilhafte Anerbietungen gemacht. Verdrießlich geworden durch die übertriebenen Forderungen, verließen sie Blakeley, und gaben Mobile einen Impuls, der es bald unter die Zahl der großen Städte erheben wird.

Blakeley ist in einer reizenden, malerischen Lage, umgeben von Quellen und herrlichen Bäumen. Die Gegend zwischen Blakeley, der Bucht von Mobile und Pensacola ist mit Tannen bedeckt. Sie wird von zahlreichen Quellen und Bächen bewässert, deren Ufer mit Eichen, Stechpalmen, Cypressen, Weiden und Magnolien bedeckt sind. Sie könnte Mais, Hafer und Obst hervorbringen; bedeckt mit herrlichem Grase, könnte sie auch ohne Anbau den Reichthum der trägen Grundbesitzer ausmachen.

Die Gränzen des Staates Alabama erstrecken sich von der Küste von Pensacola bis zum Flusse Perdida. Sie sind durch eine Insel bezeichnet, deren alterthümliche Bäume, die in das Wasser reichend, den Perdida beschatten, und auf der einen Seite zu Alabama, auf der andern zu den Floridas gehören. Ich sah wenig reizendere Lagen, als die Ufer des Perdida's. Sie müssen nothwendig die Bewohner an denselben bereichern. Der Perdida verbindet die Bai von Mobile mit dem Golf von Mexico, und ist für kleine Fahrzeuge schiffbar. Trotz all dieser Vortheile ist diese Gegend gänzlich unbevölkert. Von Blakeley nach Pensacola begegnete ich, auf einer Strecke von 26 Lieues, nur einem armen Sklaven, der, mitten in den Wäldern allein, zur Nahrung nur Mais und zur Gesellschaft nur Pferde hatte, die zum Dienst eines Wagens bestimmt sind, der die Briefe von Mobile nach Pensacola bringt. Ich glaubte meine Reise dadurch, daß ich diesen Wagen bestieg, zu beschleunigen; doch ich täuschte mich. Einige Meilen von dem Orte, wo ich es genommen hatte, mußte man auf einer, aus nebeneinander gelegten, unverbundenen Bäumen gemachten Brücke über einen Waldstrom fahren. Diese Bäume geriethen durch einige Anstrengungen der Vorderpferde, die ins Wasser fielen, in Unordnung; die Hinterpferde wichen erschreckt zurück, und hielten glücklicherweise den Wagen auf. Ich und zwei Reisende, die mich begleiteten, waren daher genöthigt, unserem Fuhrer behülflich zu seyn, seine Pferde aus dem Wasser zu ziehen, und die Hälfte der Bäume wegzunehmen, welche die Brücke bildeten, worauf wir sie wieder herstellen mußten. Nach einigen Unfällen, die auf einer Straße, wo man sich nicht die Mühe gab, die Bäume, welche einem Wagen im Wege stehen, zu fällen, unvermeidlich sind, gelangte ich nach Pensacola. Beinahe alle seine Häuser verfallen. Seine Bevölkerung beträgt heutzutage nur ungefähr 1200 Seelen. Diese Stadt wurde von den Spaniern, die dasselbst lebten, verlassen, und wird nur von den Marinebeamten und einigen Kaufleuten bewohnt. Dennoch ist Pensacola, vermöge seiner Lage, vermöge seines Hafens, des besten unter allen Häfen des Meerbusens von Mexico, in Zukunft zu einem wichtigen Platze bestimmt. Mehrere Plane, mit denen man sich zu beschäftigen scheint, führen vielleicht in kurzem viele Speculanten dahin. Es ist im Werk, einen Canal von der Bai von Mobile nach Pensacola anzulegen. Auch spricht man von einer Eisenbahn, die von Pensacola bis an den Fluß Choctawhatcha, in der Richtung von Columbia, gehen sollte. Werden diese Plane ins Werk gesetzt, dann könnte Pensacola, indem es einerseits leichte Verbindungen mit den westlichen Staaten hat, und andererseits die Erzeugnisse Georgiens erhält, eines Tages eine Nebenbuhlerin von Neu-Orleans werden.

---

*) Eine kleine Stadt an den Ufern des Tennessee, bei Tus-Cumbia.
**) Im Nordosten.
***) Bei Tus-Caloosa.
†) Im Norden.

Hr Orgesson, ein geborner Schwede zu Helsingfors, hat in Finnland einen Apparat erfunden, um den Torf so hart und kompakt zu machen wie Steinkohlen: er brennt auf diese Weise sehr leicht, ohne Knacken, gibt eine reine, helle Flamme, und verbreitet so viel, wo nicht mehr Hitze als die Kohle. Hr. Orgesson hat in Gegenwart des Publicums in weniger als 20 Minuten 4000 Pfund Torf aus den Torfgruben von Hallarö auf diese Weise kompakt gemacht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 85.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 März 1838.

Ein Beitrag zur natürlichen Beschreibung des Königreichs Neapel.

2. Das Flußgebiet des Sele.

Der Sele erhält sein Wasser von einer ausgedehnten Gebirgskette, welche zum größten Theil in der Provinz Principato Citeriore und zum kleineren Theil in der Basilicata gelegen ist. Vier Hauptflüsse kann man an ihm unterscheiden, in welche viele Nebenflüßchen sich ergießen. Einige derselben kommen von der langen Gebirgskette her, welche sich von Nusco bis Carmine di Avigliano und dann bis zu den Monti di Sirino in der Nähe von Lagonegro erstreckt, und andere strömen von den Nebenzweigen des Gebirgs herab. Der erste Hauptfluß, welcher von seinem Ursprung an den Namen Sele (der Silaris der Alten) hat, entspringt aus einer sehr reichlichen Quelle in der Nähe der Gemeinde Caposele am Abhang des Bergs Paflagone. Das Thal desselben ist bis zu dem Zusammenfluß mit dem Tanagro zwischen hohen Bergen eingeschlossen, läuft von Norden nach Süden und hat ein gemäßigtes Klima.

Drei große Bergbäche, welche aus der Gegend von Muro, Avigliano und Tito kommen, bilden den zweiten Hauptfluß, welcher den Namen Pintano hat, und diesen in den Namen Bianco ändert nach dem Zusammenflusse des andern großen Bergbaches Landro, welcher aus der Nähe von Pietrafesa kommt. Auch die Thäler dieser Bergpässe werden von hohen Gebirgen eingeengt; zugleich zeigt der Lauf derselben den Zug der Gebirge, welche von Nusco und Caposele ausgehend sich gegen Osten erstrecken bis zur Spitze Carmine di Avigliano, dann sich gegen Südwesten zum tyrrhenischen Meere wenden.

Der Fluß Tanagro, welcher auf der westlichen Abdachung der Monti di Sirino entspringt, ist der längste unter den vier Hauptflüssen, welche den Sele bilden. Sein Thal, das von Südost nach Nordwest läuft, und den Namen Valle di Diano hat, bildet eine Ebene in einer Länge von 20 Miglien von Casalnuovo bis zum Monte Sareone, und in einer Breite von drei Miglien. Zwischen diesem Thal und dem tyrrhenischen Meere lagert sich eine weite Gebirgsgegend, deren äußerste Spitze im Westen die Punta di Licosa bildet. Da, wo diese Gebirgsgegend die größte Breite hat, ist sie von dem Thal des Calore durchschnitten, welcher der letzte von den vier Hauptflüssen des Sele ist. Von der Höhe derselben fließen viele Flüßchen ins Meer, von denen die bedeutendsten sind die Nece, der Busento, der Trivento, der Lambro und der Alento.

In einer Entfernung von zwölf Miglien vom Meere breitet sich das Thal des Sele in eine weite Ebene aus, in welcher der Sele die nördliche Seite der Berge bespült. Wenn der Sele den Calore aufgenommen hat, so durchschneidet derselbe die andere ausgedehnte Ebene, welche zwischen der Mündung des Solofrone und der Stadt Salerno am Ufer des Meers sich hinzieht. Diese beiden Ebenen enthalten einen Flächenraum von 120 Quadratmiglien.

Diese ganze Gegend, welche am Ufer des Meeres durch ihr Klima der Vegetation höchst günstig wäre, und zum größten Theil bewässert werden kann, ist dem verpestenden Einfluß der stehenden Wasser ausgesetzt. Der südliche Theil zwischen dem Solofrone und Sele, wo ehemals die berühmte Stadt Pestum blühte, ist jetzt eine von Einwohnern völlig entblößte Einöde. Längs des Meeresufers sieht man ausgedehnte Sümpfe, und das klare Wasser des Flüßchens Capo di Fiume, welches die Ruinen von Pestum bespült, verwandelt die niedern Felder, die es durchschneidet, in Sümpfe. Die nächsten Gemeinden sind die von Capaccio, Eredita und Ogliastro; sie liegen sämmtlich auf den Bergen und haben eine Bevölkerung von nicht 4000 Seelen. Der andere Theil der Ebene zwischen dem Sele und dem Tusciano ist gleichfalls entvölkert; längs des Meeresufers hinter der Düne breiten sich Sümpfe aus und verpesten die Luft; auch andere niedere Theile sind versumpft, obgleich man ihnen leicht einen Ablauf in die Flüsse und das Meer geben könnte. In diesem Theile befindet sich bloß die Gemeinde von Eboli, an dem Fuß eines kleinen Hügels, mit etwa 5000 Einwohnern. Aus denselben Gründen ist auch der nördliche Theil der Ebene zwischen dem Tusciano und Forno entvölkert; in der Nähe des Meeres versumpfen die Flüßchen Asa, Vicentino und Forno. Diese, so wie der Tusciano, haben im Sommer wenig Wasser, so daß sie nicht die Kraft haben, ihre Mündung ins

Digitized by Google

Meer offen zu erhalten, wenn die großen Wellen des Golfs von Salerno sich am Ufer brechen, darum breiten sie ihr weniges Wasser auf den nahen Feldern aus. In der Nähe des Flüßchens Vicentino blühte ehemals die bevölkerte Stadt Picenza, die Hauptstadt der Picentiner. Jetzt sieht man nur in einer Entfernung von 8 bis 10 Miglien vom Meer auf den Hügeln viele kleine Dörfer, welche zusammen gegen 6000 Seelen zählen, und zum größten Theil zum District von Montecorvino gehören.

Die Verbesserung dieser ganzen Ebene bietet keine großen Schwierigkeiten dar; denn aus Gelegenheit des Projects, eine Eisendrathbrücke über den Sele zu errichten in der Richtung von Vallo, wurden viele Nivellements in jener Gegend vorgenommen, und es hat sich herausgestellt, daß die sämmtlichen Flüsse derselben einen ziemlichen Fall haben, und daß deßhalb leicht eine Verbesserung ihres Laufs vorgenommen werden kann. Wenn auch die Ebene zum Theil wellenförmig ist, so würde dieß zwar die Kosten in etwas vermehren, aber es ließe sich die Urbarmachung derselben doch bewerkstelligen. Gegenwärtig kann der Ertrag eines Moggio in der Ebene, welche besonders zum Weiden der Büffel benützt wird, auf etwa 2 Ducati geschätzt werden; so wie das Land verbessert würde, dürfte man auf einen Ertrag von 20 bis 30 Ducati für den Moggio rechnen.

Wie oben schon gesagt wurde, so liegt in der Mitte einer ausgedehnten Gebirgsgegend das Thal des Tanagro, 20 Miglien lang und durchschnittlich 3 Miglien breit; bei der Ausmündung aus dem Thale mußte sich der Tanagro Bahn brechen durch einen sehr engen Paß, der rechts und links von Kalkfelsen gebildet wird, die über dem Niveau des Thales sind. Dieser Engpaß, der Fossato di Maltempo genannt wird, bot in den Regenzeiten nicht genug Raum dar, um dem Wasser den Ablauf zu verschaffen, und es würde das ganze Thal in einen See verwandelt worden seyn, wenn nicht die Natur dem Wasser durch Höhlen und Löcher, die sich an den untern Theilen der Kalkfelsen befinden, einen Durchgang geöffnet hätte. Einige derselben sieht man auf dem rechten Ufer des Flusses, etwa über der Brücke von Polla, und in diese verschwinden die Abwasser von drei Mühlen, die dort errichtet sind. Noch mehrere befinden sich auf dem linken Ufer an einer Stelle, le Crive genannt, eine halbe Miglie unter der oben genannten Brücke.

Diese Höhlen sind hinreichend, um die gewöhnlichen Wasser des Flusses zu verschlucken; aber sobald ein außerordentlicher Wasserstand eintrat, so mußten Sümpfe in der Tiefe des Thales zurückbleiben. Im Winter, besonders wenn er recht regnerisch war, wurden die untern Theile des Thales auf mehrere Monate unter Wasser gesetzt; allmählich hatten sich in den Vertiefungen sumpfige Wasser für immer eingestellt, und verbreiteten überall hin verpestete Ausdünstungen. Dieses fruchtbare Thal blieb deßhalb zum größten Theil unbebaut, und erzeugte bloß Heu, während die wenigen Dörfer auf den Höhen von den traurigen Wirkungen der verpesteten Luft zu leiden hatten.

Ferdinand I. wollte diesem Thale seine frühere Fruchtbarkeit wieder geben, und ließ, vom Jahre 1786 an, an der Verbesserung desselben arbeiten; nur im Sommer, wenn der Wasserstand niedrig war, konnte gearbeitet werden, und man suchte den Fossato di Maltempo zu vertiefen, welcher der natürliche Canal für den Ablauf des Wassers war. Obgleich diese Arbeit durch die politischen Unruhen des Königreichs aufgehoben wurde, ehe sie vollendet ward, so verminderte doch die Vertiefung des Canals um einige Palmen bedeutend die Dauer der Ueberschwemmungen, und viele Felder konnten wieder bebaut werden. Im Jahr 1816 wurden die Arbeiten wieder aufgenommen und nachher mit öftern Unterbrechungen bis zum Jahre 1825 fortgeführt. Endlich in den Jahren 1830 — 31 wurde das neue Bett für die Wasser des Flusses eröffnet zwischen Sala und Polla, und die Ueberschwemmungen haben aufgehört.

Die andern Thäler in dieser Gebirgsgegend sind, obgleich ihr Boden sehr fruchtbar wäre, wenig bebaut und wenig bevölkert; und da Fahrstraßen fehlen, so müssen die Bewohner ihre wenigen Producte auf Maulthieren weiter schaffen, so daß die Transportkosten einen großen Theil des Werths wieder aufzehren, den diese Producte am nahen Meere haben. Welchen Reichthum aber eine fleißige Bebauung der Thäler dieses Flußgebietes verschaffen kann, davon gibt ein auffallendes Beispiel das Thal von Salerno aufwärts bis Preturo, durch welches die Straße nach Avellino führt. In diesem kleinen Thal, das nur zehn Miglien lang und etwa zwei Miglien breit ist, leben mehr als 36,000 Menschen in 80 kleinen Dörfern, immer eins am andern; durch ihren Fleiß gewinnen sie dem Boden einen Ertrag von 20 bis 30 Ducati für den Morgen ab, und zudem zieht sich dorthin seit neuerer Zeit der Speculationsgeist der Kaufleute Neapels, die den Fall des Wassers zu verschiedenen Fabriken benützen. Auf gleiche Weise könnten noch mehrere Thäler jenes Flußgebietes durch fleißigen Anbau zu einer solchen Ergiebigkeit gebracht werden. Freilich fehlt hierin den Neapolitanern noch der rechte Unternehmungsgeist, um Ländereien zu verbessern, namentlich hält man es noch für ein großes Wagniß, Geldvorschüsse für solche Unternehmungen zu machen. Um ein Beispiel anzuführen: im obern Theile dieses Flußgebietes befindet sich in der Nähe des Pintano ein Kessel, auf dessen Hügeln ringsherum die Gemeinden Recigliano, S. Gregorio und Romagnano liegen. In der Tiefe des Kessels hat sich allmählich ein Sumpf angesammelt; die Gemeinden ließen auf ihre Kosten verschiedene Nivellements vornehmen, aus denen sich ergab, daß das Bett des Pintano um viele Palmen niederer liegt, als der Sumpf; es handelte sich nun darum, diesen in den Pintano abzuleiten, und einen kleinen Hügel zu durchgraben; die etwanigen Kosten wurden berechnet, allein obgleich diese viel niedriger waren, als der Werth der Felder, welche dem Sumpf genommen werden sollten, so fand sich doch Niemand, der diesen Gemeinden Vorschüsse gemacht hätte. Und so kam dieser ganze Plan in Vergessenheit.

Das Flußgebiet des Sele hat zur südwestlichen Gränze das Meeresufer in einer Ausdehnung von 130 Miglien von der Punta di Camponella bis Sapri. Die Stadt Salerno ist sehr günstig gelegen, um den Stapelplatz dieser weiten Gegend zu bilden, welche mit Salerno durch das Meer eine leichte Communication hat. Die Straße nach Calabrien, die über la Cava und Salerno führt, und die Straße der beiden Principati, welche

Digitized by Google

bei Avellino von der Straße nach Puglien abgeht, verbinden die fruchtbarſten Gegenden der beiden Flußgebiete des Volturno und des Sele. Von der Straße nach Calabrien weicht zehn Miglien von Salerno die Straße nach Vallo ab, welche an den Ruinen von Päſtum vorbei über die Berge von Cilento ſteigt, dann in das Thal des Alento hinabführt, um längs eines ſeiner Nebenflüßchen wieder nach Vallo aufzuſteigen. Die Straße nach Calabrien ſelbſt führt durch das Thal des Tanagro nach Lago negro, und einige Miglien von dieſer Stadt führt ein Seitenweg nach Sapri, am Golf von Policaſtro. Auf ſolche Weiſe werden die einzelnen Theile dieſes Flußgebietes durch künſtliche Straßen verbunden; allein die Hauptcommunication mit Salerno bleibt doch auf dem Waſſerwege. Die bevölkerten und gewerbtreibenden Gemeinden von Poſitano, Amalfi, Majori Scala und überhaupt alle die Orte ſind auf den Seeweg beſchränkt, welche auf der ſüdlichen Seite des Gebirgszweigs, deſſen Gipfel der Monte S. Angelo iſt, liegen. Für die Gemeinden von Caſtellabate und Pollica, auch für Torchiara iſt es weit zweckmäßiger, ihre Producte zu Waſſer nach Salerno zu ſchaffen, als über das Gebirge Stella auf die Fahrſtraße von Vallo einzulenken. Auch die Gemeinden Piſciotta, Laurito, Torrorſaja, Camerota und Vibonati und viele andere, die in ziemlicher Entfernung vom Meere liegen, verkehren mit Salerno nur auf dem Waſſerwege.

(Fortſetzung folgt.)

Braſilianiſche Zuſtände.

Die Fremden in Braſilien.

(Schluß.)

Die Zahl der nach Braſilien ausgewanderten Deutſchen war beſonders in den Jahren von 1823 bis 1828 beträchtlich; ſeitdem hat ſie abgenommen. Die meiſten kamen in die neue Welt in der Hoffnung, hier ihr Glück zu machen. Der größte Theil hat ſeine Unfälle im Vaterland ſeiner eigenen ſchlechten Aufführung zu verdanken, kam dann hier ohne Hülfsmittel an, aber mit dem blinden Vertrauen, ohne Mühe große Reichthümer zu ſammeln. Daher rühren dann ſo viele getäuſchte Erwartungen, ſo viele Opfer des Leichtſinns und der Leichtgläubigkeit. Sie haben ſich größtentheils zerſtreut, ohne eine Spur zu hinterlaſſen und gingen im Elend unter. Die, welche übrig geblieben ſind, verdienen um ſo mehr Achtung, da ſie ſich durch Beſchwerden, Mühen und Entbehrungen aller Art eine unabhängige Exiſtenz verſchaffen mußten. Hauptſächlich gehören dahin die entlaſſenen Officiere, die von der braſilianiſchen Regierung ſo ſchändlich behandelt wurden.

Eine ſehr kleine Anzahl der Deutſchen, welche ſich in Rio de Janeiro aufhalten, ſind Kaufleute; man zählt in dieſer Hauptſtadt 10 bis 12 deutſche Handlungshäuſer und faſt eben ſo viel in den andern Seeſtädten. Hinſichtlich des Reichthums und des Geſchäftsumfangs ſtehen ſie weit hinter den engliſchen und amerikaniſchen Häuſern zurück, und haben gewöhnlich jedes zwei oder drei Aſſociés. Einige Mäkler gehören auch zu dieſer Nation. Deutſche Fabricanten gibt es wenige in Braſilien, nur die Hutfabrication wird von ihnen faſt allein betrieben. Die größte Anzahl der Individuen dieſer Nation gehört zur Claſſe der Tiſchler, Zimmerleute und Drechsler, die gut fortkommen. Viele haben ſich auch als Pferdeverleiher, Gaſtwirthe, Bäcker, Fleiſcher und Kleinkrämer etablirt.

Die deutſche Colonie in der Provinz Rio Grande gedieh eine Zeit lang; die Entfernung der Provincialhauptſtadt und die ſchlechten Wege waren aber für den Abſatz ihrer Producte ungünſtig und beſchleunigten ihren Verfall. Ueberdieß verweigerte die braſilianiſche Regierung den Coloniſten auch die Geldunterſtützung, die ſie ihnen aufs beſtimmteſte zugeſagt hatte. Eine früher gegründete Schweizercolonie endigte elend.

In Braſilien, wie auch wohl anderwärts, liefern die Deutſchen die meiſten, und man muß beinahe geſtehen, auch die gefährlichſten Abenteurer.

Viele Italiener, welche nach Braſilien kamen, um dort ihr Glück zu machen, haben dadurch beſſere Mittel für ihre Exiſtenz zu finden geglaubt, daß ſie ſich für Liberale und Mitglieder des „jungen Italiens“ ausgaben. Die Italiener haben in Rio de Janeiro fünf Handlungshäuſer.

Die Portugieſen, welche man eigentlich nicht zu den Fremden zählen kann, bilden ſtets die Ariſtokratie des Landes, und man ſucht mit ihnen gern in Familienverbindungen zu treten, Alles, was Anſpruch darauf macht, für adelig zu gelten, gibt ſich Mühe, ſich ihnen anzuſchließen. Die Braſilianer fühlen, daß wenn ſie ihre Vorfahren zurückſtoßen, ſie ſich dem ausſetzten, für eine Nation „ohne Herkunft und Ausweis“ zu gelten. Es herrſchen zwiſchen beiden Nationen wohl noch gewiſſe unangenehme Erinnerungen, aber durchaus keine entſchiedene Abneigung. Don Pedro I hat in ſeiner Unvernunft beſtändig beide Völker gegeneinander gehetzt. Es beluſtigte ihn, wechſelsweiſe ihre Eiferſucht anzuregen, bis er ſelbſt ein Opfer dieſes Spiels wurde.

Die Portugieſen haben noch größern Antheil am Handel dieſes Landes, wie die Braſilianer ſelbſt, die ſich unterdrückt glauben, und nicht einſehen wollen, daß die wirklichen Urſachen ihres niedrigen Standpunkts ihre Unthätigkeit und ihr Leichtſinn ſind. Der Detailhandel im Innern, ſo wie der Küſtenhandel, befinden ſich faſt ausſchließlich in den Händen der Portugieſen oder der Fremden, denen ſie ihre Namen leihen. Deſſen ungeachtet haben ſie in Rio de Janeiro nicht mehr als fünf Handlungshäuſer erſter Claſſe; wir glauben aber nicht, daß ſich dort ein einziges ausſchließlich braſilianiſches befindet.

Man bemerkt noch jetzt, wie vor der Unabhängigkeitserklärung, einen großen Zufluß von Portugieſen jedes Alters; meiſtens ſind es aber ſehr junge Leute aus den Provinzen des Minho und des Duero. Gewöhnlich ſuchen ſie in den braſilianiſchen Magazinen als Handlungslehrlinge unterzukommen, wo es ihnen dann oft gelingt, ſich mit der Zeit zu Aſſociés aufzuarbeiten. Dieß iſt auch die Claſſe von Leuten, die durch ihr lautes und unruhiges Benehmen, die häufigſten Streitigkeiten mit den Braſilianern veranlaßt. Durch ihre Einwanderung gewinnt Braſilien jährlich faſt 600 Bewohner.

Es entſteht nach allem hier Geſagten die Frage: wem iſt

Digitized by Google

zu rathen, nach Brasilien zu gehen? Die Antwort dürfte seyn: den Naturkundigen und Landschaftsmalern in jedem Fall; den Negocianten und Speculanten mit Vorsicht; den jungen Diplomaten, die noch einige Jahre zu verschwenden haben; den Handwerkern ohne Ausnahme."

Gute Mediciner finden gleichfalls Beschäftigung. Auch dürfte sich in einem Lande, wo der Unterricht auf gar keinem System beruht, für einige junge Leute, welche in ihrem Vaterlande ungeachtet trefflicher Studien keine Stelle finden, hier eine Sphäre der Wirksamkeit für den Unterricht eröffnen. Die Lehrer, welche ihr Glück in Brasilien machen wollen, müssen die Kenntniß der portugiesischen Sprache mitbringen, die übrigens leicht zu erlernen ist. Man sieht in Rio de Janeiro Ausländer, die nur höchst unvollkommen französisch und englisch verstehen, und dennoch gute Einnahmen durch das Lectiongeben in diesen Sprachen machen. In allen Zweigen der Industrie trifft man alte Militärs oder Individuen, die sich für solche ausgeben.

Erdbeben in Australien.

Das Erdbeben, das zu Lasaya auf Vandiemensland stattfand, wurde auch zu Maya, dem südwestlichen Theil von Australien, verspürt, und hatte nicht minder schreckliche Folgen. Wir entnehmen dem Calcutta Annual Register folgendes Nähere darüber: „Maya liegt auf einem gegen das Meer, das nur etwa 1½ Lieue entfernt ist, sehr steilen Hügel. Es hat nahezu 8 bis 900 Einwohner, die größtentheils englische Colonisten sind; doch gibt es auch einige sehr betriebsame holländische Familien. Die Schiffe der englischen und der niederländischen Compagnie werfen vier Lieues unterhalb an der Küste, nicht weit von einer Klippe, der man sich bei heftigem Winde nicht ohne bedeutende Gefahr nähern kann, Anker. An dem der Zerstörung von Maya vorangehenden Tage war die Atmosphäre dumpf und feucht, die Vögel schwebten nahe auf der Oberfläche der Erde hin, und diejenigen, welche gewöhnlich über die zwischen Australien und Vandiemensland liegende Meerenge hinzogen, schienen auf dem Wasser zu schwimmen, so niedrig flogen sie. Gegen 4 Uhr Nachmittags überzog sich der Horizont mit einem dunkeln Roth, das bald heller wurde und allmählich sich ausbreitete. Bald war die ganze Veste des Himmels mit einem blutigen Schleier bedeckt; an mehrern Orten glaubte man an einen Waldbrand — ein Ereigniß, das in Folge der ungewöhnlich großen Feuer, welche die Colonisten bei ihren nächtlichen Reisen zum Schutze gegen die Angriffe der wilden Thiere zu machen genöthigt sind, in diesen Gegenden häufig vorkommt. Kurz, dieselben Naturerscheinungen, die man zu Lasaya bemerkt hatte, zeigten sich unter denselben Umständen. So entfernten sich die Thiere erschreckt von den Orten, wo sie sich gewöhnlich aufhielten. Die Heerden, die auf dem Felde waren, versammelten sich von selbst, und flüchteten unter Klagerufen in die von den Menschen bewohnten Quartiere. Die Hunde besonders heulten auf traurige Weise; mehrere legten sich flach auf den Bauch, und weder die Schläge, noch die Liebkosungen ihrer Herren konnten sie zum Aufstehen bewegen. Etwa dreißig Personen, die aus den umliegenden Dörfern kamen, sagten aus, daß sie auf ihrem Weg in den Wäldern entsetzliches Geheul gehört, wie wenn ganze Banden von Tigern in blutigem Kampfe miteinander lägen. Unterdessen zogen dicke schwarze Wolken, von einem ungestümen Winde gepeitscht, mit reißender Schnelligkeit am Horizont herauf, und fingen an, die Purpurfarbe zu verbergen, die ihn bedeckte. In wenigen Augenblicken verschwand die Sonne unter dem dichten Schleier derselben, und nächtliches Dunkel umhüllte das ganze Land. Jetzt erschallte in dreifachem Echo ein fürchterlicher Donnerschlag, und gab den losgebrochenen Elementen das Zeichen zum Sturme. Das heftig aufgewühlte Meer, aufs tiefste aufgeregt, brach plötzlich ungestüm und schrecklich über die Felsen herein, welche die Küste umgränzen. In einigen Secunden hatten sie das zwei Lieues entfernte Maya erreicht, und prallten am Fuße des Hügels an, den sie mit ihren Schaumwellen bedeckten. Im Angesichte der Gefahr, die ihnen drohte, überließen sich die unglücklichen Bewohner der Stadt der Verzweiflung; und wirklich blieb ihnen keine Aussicht, keine Hoffnung zur Rettung. Dichte Finsterniß umringte sie von allen Seiten; das Toben der Gewässer hörten sie in der Nähe; sie bemerkten in der Dunkelheit die weißliche Masse der Wogen, und trauten kaum mehr ihren Augen und ihren Ohren. Bald mischte sich der ferne Knall der Alarmkanonen in das Angstgeschrei, das sie mit gen Himmel erhobenen Händen ausstießen. Mehrere ihre Anker schleppende Schiffe waren durch die Wuth des Orkans, der das Meer aus seinem tiefen Bette getrieben, fortgerissen worden. Zwei von ihnen wurden bis in die Nähe von Maya geschleudert, und glaubten auf die Küste geworfen zu seyn, ohne zu ahnen, daß sie bereits darüberhin gelangt waren, und sich mehrere Lieues weit auf dem Lande befanden. Diese Scene der Verheerung änderte sich bald; neue unterirdische Zuckungen öffneten im Westen der Stadt einen Abgrund, in den die Gewässer mit fürchterlichem Ungestüm sich verloren; ein vom Wirbelwinde dahin gerissenes zweimastiges Schiff verschwand in der Tiefe dieses Abgrundes mit allen Personen, die es enthielt, und deren Verzweiflungsrufe von den Einwohnern von Maya gehört wurden. Als die Sonne sich erhob, war das Meer wieder in seine gewohnten Gränzen zurückgetreten; ein schlammiger Strom floß durch das ganze Land, in seinem Lauf eine Menge todter vierfüßiger Thiere und Vögel, Baumstrünke, Zimmerholz, Stücke von Masten und Takelwerk mit sich führend. Der Wind hatte sich völlig gelegt, nicht aber die geheimnißvolle Ursache, welche die Erde in Aufregung brachte; dumpfes, dem Rollen fernen Donners ähnliches Getöse ließ sich von Zeit zu Zeit hören; der Hügel, auf dem Maya sich erhob, erfuhr häufige Schwankungen, und der noch mit düstern Wolken bedeckte Himmel ließ das Ende des Jammers noch nicht absehen. Plötzlich verdoppelt sich der Lärm; der Boden, einem mächtigen Stoße weichend, senkt und erhebt sich; die Felsen schüttern, spalten sich und stürzen zusammen; dichte Finsterniß bedeckt von neuem die Veste des Himmels, gelbliche Blitze folgen einander in reißender Schnelligkeit und verwandeln die Dunkelheit in eine noch schreckenvollere Helle. Alles zittert, Alles kommt in Aufregung; Männer, Weiber, Greise, Kinder verlassen schleunigst ihre Wohnungen; die Kranken, die Schwachen werden von ihren Verwandten oder Freunden fortgetragen; einige indessen bleiben hülflos auf ihrem Schmerzenslager, den Tod zu erwarten, der ihre Leiden enden soll. Die ganze Bevölkerung Maya's, in einen von den Erderschütterungen bald vertrockneten Sumpf geflüchtet, ist bald Augenzeuge der gänzlichen Vernichtung ihrer Herde. Der durch heftige und vielfache Stöße erschütterte Hügel stürzt mit schrecklichem Krachen zusammen, und reißt die Gebäude, die er trug, in seinem Fall dahin. In zehn Minuten wurden 550 Häuser dem Boden gleich gemacht und 800 Menschen in die traurigste Lage versetzt. So wurde die Stadt Maya, nachdem sie 17 Jahre und 6 Monate bestanden, gänzlich zerstört.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 86.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 März 1838.

Die Denkmäler auf der Königsstraße zwischen Indien und Persien.

(Aus einer Vorlesung Hrn. C. Ritters in der Berliner Akademie.)

Ein glücklicher Umstand hat die Möglichkeit der Enträthselung dieser Denkmale herbeigeführt, und auf historischem Wege beschleunigt, wozu die Vergleichung ihrer Construction mit andern, in gleichem Priesterstyl ausgeführten, obwohl andersartigen und sehr entfernten, jüngst entdeckten Monumenten hinzukommt, nämlich die Auffindung der umständlichen chinesischen Berichte der Pilgerreisen buddhistischer Priester (Foe-Diener) durch Centralasien über Khotan (nahe Yarkend) und die Hindu-Khu-Passagen nach Pe Hian thu, d. i. Nord-Hindostan, in das Mutterland ihrer Kirche, in das heilige Land ihres Religionsstifters, am Indus und Ganges. Es ist: Fa Hians Reise, um das Jahr 400 n. Chr. Geb., durch Ab. Rémusat im Foe koue ki, d. h. Relation über die buddhistischen Königreiche, übertragen und commentirt; und: Hiuan Thsangs Reise, vom Jahre 630 bis 650, durch J. Klaproth aufgefunden, welche beide Pilger, betrübt, daß ihre Religionsbücher und Lehren nahe daran waren, ganz verloren zu gehen, oder durch Lücken entstellt zu werden, sich auf die weite Wallfahrt in die Westländer begaben, dort sanskritische Urterte einzusammeln, und die Reinheit der Lehre und des Cultus in der kirchlichen Heimath der Buddha-Patriarchen zu erforschen. Beide, zu denen wir, nach Neumanns Mittheilungen, auch noch die beiden Pilger Song yun tse und Hoei seng, um das Jahr 518, hinzufügen können, wurden von Gesellschaften geistlicher Ordensbrüder begleitet. Fa Hian durchwandert das heutige Land der Ungläubigen, Kaferistan, auf jetzt unwegsamen, damals schon durch Kunst gebahnten Wegen, wo das Königreich Tholy, ein uns jetzt unbekannter buddhistischer Gebirgsstaat, durch seine Denkmale merkwürdig wird, mitten im Schneegebirge des Tsung ling, oder innern Hindu Khu. Er betritt den Boden Hindostans zuerst in dem Königreiche U tchang (Udyana im Sanskr., d. h. der Garten), das der Kabulstrom durchzieht, und verweilt eine Zeit lang in dessen Capitale, Meng kie lo, wo er viele Architekturen beschreibt, in denen wir auch die Thürme der Monumentengruppe um Dschellalabad (das Masson wegen seiner Münzschätze für Nysa hält) wieder erkennen. Hiuan Thsang, über 200 Jahre später, tritt über das Schneegebirge von Badakhschan, durch Fan yan na (Bamiyan) und Keapissi (Kabul) in Kipin (Kophene) ein. Beide setzen über Kian tho lo, oder Kian tho wei (Kandahar), ihre Wanderungen nach Süden und Osten zum Indus, durch buddhistische Königreiche fort, und treffen erst im Osten des Indus, über Mathura zum Ganges hin und bis zum Königreiche Magadha, dem Vaterlande ihres Religionsstifters, die neben den buddhistischen gleichzeitig bestehenden brahmanischen Königreiche. In allen diesen von ihnen durchwanderten Landschaften beschreiben sie den mehr oder minder blühenden Zustand ihrer Kirche, ihrer Tempel, Klostergesellschaften (Seng kia lan) und sehr viele Architekturen, unter denen aber die Sutupos, oder Thas, die zahlreichsten sind, was beide bekühmte, nun verstorbene Sinologen, übereinstimmend, für identisch halten, und stets duech Thurm übersehen.

Nach ihnen und Morrison, im chinesischen Wörterbuch, der die Abbildung des Tha gibt, wird heutzutage mit Tha, identisch mit Tupo (Thurm) und Su-Tupo (hoher Thurm u. s. w.) jeder etagenreiche, zugespitzte, inwendig hohle, den Seiten nach polygonale, mit vielen vorspringenden Schirmdächern überschattete Pagodenthurm, deren China so unzählige hat, bezeichnet, dieselben, welche als Porcellanthürme ihrer Form nach so allgemein bekannt sind, und daher als völlig verschiedene Constructionen von den einfachen compacten Steinthürmen der Topen, die nur ein niederes Podium mit Pilasterkranz umgibt, ohne sichtbare Etagen, und stets durch eine gewölbartige Cupola geschlossen sind, erscheinen. Tu po, Su tu po, oder Su theou phu, u. a. chinesische Sprachformen, erkennen A. Rémusat und Klaproth als die Umschreibung des sanskritischen Stûpa an, was dem Begriff Tumulus entspricht; und die Stûpas am Indus und Ganges halten sie daher für jene pagodenartigen Bauwerke mit Etagen und zugespitzten Thürmen, wie sie heutzutage daselbst auch noch, jedoch ebenfalls in den Ländern der Dschainas und Radschputen in Indien mitunter vorkommen. Daraus kann also noch keine Erklärung hervorgehen; denn diese mächtigen, breiten,

Digitized by Google

compacten Mauerthürme, auf der Weſtſeite des Indus, zeigen keinen einzigen etagenreichen Spitzthurm, und, obwohl in Dimenſionen und Ornamenten untergeordneter Art von einander abweichend, ſtimmen doch alle in ihrer runden Hauptform, mit dem breiten, gewölbartigen Steindache, aus Quadern maſſiv aufgemauert, ſo ſehr überein, wie nach ihrem Inhalte, daß man ſie deßhalb ſchon nicht für, durch die Willkür verſchiedener Individuen bedingte Bauwerke (wie etwa Mauſoleen, Grabſtätten verſchiedener Könige und Dynaſtien) halten kann, ſondern nur für religiöſe, die ihren gemeinſamen Typus demſelben durch alle Völker und Herrſchaften gleichartig anerkannten Kirchengeſetze verdanken.

Wir gehen nun einen Schritt weiter in unſerer Erklärung und finden im heutigen, auf indiſchem Boden gebräuchlichen (im Hindi oder Hindki, auf der Oſt- und Weſtſeite des Indus) modernen Namen Tope die im Volksdialekte verkürzte, antike Sanſkritbenennung von Stüpa noch im Gebrauche wieder, was von neuem, trotz der verſchiedenen Form, die Identität der Topen mit den Sutupo's bei Fa Hian zu beſtätigen ſcheint. Im Namen Tope Manikyala, nach Maſſons Bemerkung, aber aus dem längſt bekannten Gebrauche, ihrem Buddha (Shakya-Mani) wie anderen Frommen, die Würde des „Mani" oder „Herrn" beizulegen, mit der localen Endbezeichnung kyala, ergibt ſich hiernach die Bezeichnung, welche ſo viel als Tumulus, Stätte des Herrn, oder heilige Stätte, in gewiſſem Sinne heiliges Grab bezeichnet.

Ohne die Ausgrabungen des Generals Ventura würde uns jedoch dieſe Identität ſehr zweifelhaft, die ganze Frage über ſie vielleicht ein unauflösbares Räthſel geblieben ſeyn, die auch von allen Berichterſtattern, ſelbſt vom General und ſeinem Commentator, J. Prinſep, dem Secretär der Calcuttaer Societät, und allen folgenden völlig unberührt geblieben iſt. Glücklicherweiſe ſind aber bei jenen Ausgrabungen, wobei man alle Grundriſſe und Aufriſſe leider vermißt, die Tiefen der Fundorte, wenn nicht vollſtändig, doch mit hinreichender Genauigkeit nach Meſſungen angegeben, ſo daß wir in dieſen, nachdem wir uns aus ihnen die innere Conſtruction des Mauerthurms entwickelten, den Beweis ſelbſt für die Identität gefunden haben. Aus General Ventura's Originalbericht über ſeine Ausgrabung ergibt ſich, daß er die Cupola des Tope zwar zerſtört fand, wie die Schlußmauern aller Cupolen, aber auch eine, aus größern Quadern beſtehende, auf der Höhe vorhandene Plattform, welche erſt abgedeckt werden mußte, um ſeinen Schacht, in ſenkrechter Tiefe, durch Ausräumung gewinnen zu können. Schon am erſten Tage (28 April) ward bei drei Fuß Tiefe der erſte Fund gemacht von ſechs Münzen, bei dem zweiten Fund (1 Mai) 12 Fuß tiefer, ſtieß man auf ein vierſeitiges, gut erhaltenes Mauerwerk, in deſſen Mitte wieder eine Münze gefunden wurde. Dieſes vierſeitige Mauerwerk ſtieg nun im Innern der wilden Mauer des compacten Thurms wie ein Brunnen oder innerer, aber ganz mit Mauerſchutt und Quadern regellos gefüllter, engerer Thurm hinab in gewiſſe Tiefe, durch welchen man, in der Achſe des großen Thurms, zuletzt zur Mitte der unterſten Grundmauer nach mühſeliger Arbeit gelangen konnte. Am 6 Mai, in 20 Fuß Tiefe, fand man ſechs Kupfer- und eine Silbermünze; am 8 Mai eine Metallbüchſe mit eingeſchloſſener Goldbüchſe und Goldmünze, Ringen u. ſ. w. und ſaſſanidiſche Silbermünzen, die auf dem Boden einer Steinkammer, 12 Fuß ins Gevierte, lagen. Dieſe Tiefe iſt in Zahlen nicht angegeben. Aus dem nächſten, fünften Funde (12 Mai), bei 36 Fuß Tiefe wo nur eine Münze ſich zeigte, ergibt ſich aber, daß jene Steinkammer etwa 28 Fuß tief liegen mußte. Bei 45 Fuß Tiefe (25 Mai) fand ſich eine zweite Kupferbüchſe mit Goldcylinder, Kryſtallen u. a.; bei 54 Fuß Tiefe (27 Mai) wieder eine Kupfermünze; bei 64 Fuß Tiefe (29 Mai), der achte Fundort, Kupferringe, Muſcheln, Saſſaniden-Münzen, und, am letzten Tage des Mai, unter einer ſehr großen Steintafel, welche man anfänglich für den Schluß des Ganzen hielt, erſt der neunte oder Hauptfund in einer Art gemauerter Steinkammer, die hermetiſch verſchloſſene Kupferbüchſe mit der gedrechſelten Bronzebüchſe, die in ihrem Innern wiederum die Goldbüchſe und die ſchönen Kanerkos und Mokadphiſes Goldmünzen und Anderes enthielt. Unterhalb war Erde, in die man 20 Fuß tiefer grub, ohne irgend etwas Weiteres vorzufinden.

Hiernach alſo ergibt ſich, daß bei 28 Fuß Tiefe eine obere, und unter 64 Fuß Tiefe eine zweite untere Steinkammer aufgefunden war, welche, wenn man die Meſſungen in dem Aufriß bei Elphinſtone einträgt, genau in den Anfang des Podiums fällt, ſo daß der Pilaſterkranz mit dieſer untern Steinkammer gleichmäßig den runden Thurmbau umläuft. Beurtheilt man nun das Uebrige nach dem Reichthum des Fundes, ſo ergeben ſich, anfänglich, wenn man die beiden Stellen, wo jedesmal nur eine einzige Kupfermünze gefunden ward, wegläßt, ſieben Fundorte. Rechnet man aber dieſe, bei 36 Fuß und 54 Fuß Tiefe, wie billig, hinzu, weil alle jene Gegenſtände, in ruhiger Stellung, an ihrer urſprünglichen Lage unverletzt geblieben zu ſeyn ſcheinen, und nur mit Schuttmaſſen überlagert worden, ſo erhält man neun Fundorte, die, überraſchend genug, in ziemlich gleichartigen Intervallen von einander abſtehend, auf den Gedanken führen müſſen, daß ſie jedesmal auf dem Boden einer Etage urſprünglich deponirt waren, welche durch die Schuttmaſſen ſeit einem Jahrtauſend von oben herab zugeſchlämmt werden mußten. So zeigte ſich bald, nach geometriſchem Aufriß dieſer Verhältniſſe, daß der vierte Fund der erſten Steinkammer über der halben Höhe des Thurms, bei 45 Fuß Abſtand von der Baſis lag, und den Boden der ſechsten Etage bezeichnete; daß aber der neunte Fund, unter 64 Fuß dem Boden der erſten Etage innerhalb dieſes innern Thurmkerns angehörte, und daß die neun Fundorte die im Innern des Tope ſo geheimnißvoll verborgenen neun Etagen auf das genaueſte bezeichnen, welche aus der Baſis bis zur Cupola, innerhalb des compacten Mauerwerks, einſt emporſteigen mußten. In aufſteigender Höhe, nach der Ausgrabung zu rechnen, liegt die Schwelle dieſer Etagen bei 71, 61, 51, 15, 36, 28, 20, 12 u. 5 Fuß; die Intervallen der Fundorte weiſen aber den beiden untern Etagen jeder 10 Fuß Höhe an; den beiden folgenden, nämlich der dritten und vierten, jeder 9; der fünften, ſechsten und ſiebenten jeder 8, und der achten wiederum 9, der neunten,

Digitized by Google

oberſten aber nur 3 Fuß an. Die zu große Zertrümmerung des oberſten Theiles der Cupola erklärt es leicht, warum hier die beiden oberſten Hunderte kein gleich ſicheres Maaß für antiquariſche Forſchung abgeben, wie die untern.

Dieſe glücklich an den Tag geförderte, innere Conſtruction des Tope von Manikyala, welche an der äußern Façade des Gebäudes durchaus nicht bezeichnet iſt, und auch von den Ausgrabern ſelbſt nicht einmal aufgefaßt wurde, beſtätigt ſich wohl in Einzelnheiten auch bei andern Topes, zumal bei den von A. Court gemachten Nachforſchungen; da aber die meiſten der andern Antiquitätengräber durch Seiteneinbrüche eigentlich nur Raubbau nach dem Inhalt betrieben, und kein einziger der übrigen Topes, wie dieſer koloſſale, von der oberſten Höhe bis zur ganzen Tiefe der Baſis, was freilich auch ſehr anſtrengende Arbeit gab, regelmäßig hinſichtlich ſeiner Conſtruction, erforſcht iſt, ſo haben wir auch nur von ihm hier die vollſtändigen Ergebniſſe aufführen können.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Beitrag zur natürlichen Beſchreibung des Königreichs Neapel.

9. Das Flußgebiet der Provinz Baſilicata gegen das joniſche Meer hin.

Von Carmine di Avigliano zieht ſich die Kette der Apenninen gegen Potenza zurück, wendet ſich mit den Höhen über Tito und Marſico nuovo gegen die Monti di Sirino und dann gegen die Gebirgsgruppe, welche das Becken von Campotenese umgibt, von wo aus ſie ſich immer mehr dem tyrrheniſchen Meere nähert, an deſſen Küſte ſie wie ein Gebirgsgürtel hinläuft. Indem ſie ſich von dem adriatiſchen Meere entfernt, ſendet ſie in der Richtung gegen daſſelbe niedere Verzweigungen aus, welche ſich in Hügel mit ſanften Abdachungen enden. Auf dem öſtlichen Abhang, welcher ſich von Carmine di Avigliano bis zu den Monti di Sirino hinzieht, entſpringen die Flüſſe Bradano, Baſento, Salandrella, Agri und Sinno, welche mit perpendicularer Richtung gegen die Küſte des joniſchen Meers hinlaufen und ſich in einer Linie von ungefähr 17 Miglien in daſſelbe ergießen. Zwiſchen den Thälern dieſer Flüſſe ziehen ſich die Zweige der Hauptgebirgskette hin, und nehmen in der Breite und in der Höhe um ſo mehr ab, je näher ſie dem Meere kommen.

Derjenige Theil der Provinz Baſilicata, welcher ſeine Abdachung gegen das joniſche Meer hin hat, enthält einen Flächenraum von ungefähr 1200 Quadratmiglien. Die vier Hauptflüſſe, der Bradano, Baſento, Agri und Sinno durchſchneiden dieſe Gegend, und ihre Thäler, die im Allgemeinen weit ſind, breiten ſich an einigen Stellen und beſonders an der Küſte in ausgedehnte Ebenen aus, welche von Hügeln mit ſanften Abhängen beherrſcht ſind. In dieſer weiten Gegend hat der Fleiß der Menſchen nichts gethan, um den Lauf der Flüſſe in Ordnung zu halten; die Thäler wie die Höhen ſind beinahe überall dem Einfluſſe ſtehender Waſſer ausgeſetzt. Daher kommt es, daß beinahe alle Gemeinden auf der Höhe der Hügel in einer beträchtlichen Entfernung von dem fruchtbarſten Lande liegen. Weit mehr verpeſtet ſind die an der Küſte liegenden Ebenen, in welchen ehemals die beträchtlichen Städte Metapontum, Heraclea und Siris blühten. Das Gebiet dieſer Städte, das ehemals durch ſeine Fruchtbarkeit ſo berühmt war, iſt jetzt gänzlich verlaſſen, und die Gemeinden Caſtellaneta, Bernalda, Montalbano und Turſi, die nächſten am Meer, liegen doch 10 — 12 Miglien von demſelben entfernt. Die Gemeinden Rotondella und Bolita auf dem rechten Ufer des Sinno liegen zwar etwas näher am Meer, aber auch auf erhabeneren Hügeln.

Die auf den Höhen gelegenen Gemeinden haben wohl einige Bevölkerung; Montepoloſo, Matera, Monteſcaglioſo, Ginoſa, Laterza und Caſtellaneta, auf dem linken Ufer des Bradano, haben eine Bevölkerung von 35,000 Einwohnern; die Gemeinden Graſſano, Grottole, Miglionico, Pomarico und Bernalda zwiſchen dem Bradano und Baſento zählen 21,000; S. Mauro, Salandro, Stigliano, Ferrandina, Craco, Piſticci und Montalbano auf den Höhen zwiſchen dem Baſento und dem Agri haben eine Bevölkerung von 30,000, Roccanuova, Chiaramonte, S. Arcangelo, Senſe, Turſi und Colobrano von 18,000; endlich Francavilla, Roja, S. Giorgio, Favale, Rotondella, Nocara, Canna und Bollite, auf den Hügeln des rechten Ufers des Sinno zählen wohl 13,000 Einwohner. Allein in Vergleich mit der großen Fruchtbarkeit des Bodens erſcheint die Bevölkerung in dieſen 33 Gemeiden äußerſt gering; denn auf 1200 Quadratmiglien 117,000 Einwohner gibt auf 1 Quadratmiglie 97 im Durchſchnitt (ſomit auf eine geographiſche Quadratmeile 1552 Bewohner).

Um dieſem Lande ſeine frühere Fruchtbarkeit wieder zu geben, müßten vorerſt die Flüſſe in ihrem Laufe in beſtimmte Schranken geſetzt werden; die Sümpfe am Meer wären in einigen Jahren durch das Geröll der Flüſſe aufgefüllt, wenn man von dieſen Canäle in dieſelben leiten würde; und es fehlte nur an fleißigen Händen, um von den Vortheilen, welche die Natur durch ſeine Lage dieſem Lande gegeben hat, den rechten Gewinn zu ziehen. Bewäſſert könnten alle Anpflanzungen werden, das Meer bietet die Hand zu jedem Handel; an Holz für Fabriken und Manufacturen würde es auch nicht fehlen, denn in der ganzen Provinz Baſilicata ſind 520 Quadratmiglien mit Wald bewachſen, ein Reichthum an Holz, wie ihn ſonſt keine der andern Provinzen aufzuweiſen hat.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Beſuch bei Ibrahim Paſcha und Emir Beſchir.

(Aus: Damascus and Palmyra. By C. G. Addison.)

Ibrahim iſt ein unterſetzter, zur Beleibtheit geneigter Mann, mit großem Kopfe, ſpärlichem Backenbarte, grauem Schnurrbart und blatternarben. Seine Hand auf die Bruſt gelegt, grüßte er uns, und forderte uns zum Sitzen auf. Es herrſchte in Allem um ihn her eine merkwürdige Schlichtheit und Einfachheit. Die Kleidung ſeiner Diener

Digitized by Google

schaft war die gewöhnliche Militärtracht, und er selbst trug Mameluken-Hosen mit eng anliegender Weste und loser Jacke, ganz einfach, ohne Stickerei oder Juwelen, und einen rothen Tarbusch auf dem Kopf. Er scheint ein Vierziger und hat ein äußerst durchdringendes Auge, das er, wenn er seinen scharfen, forschenden Blick, der bis in der Seele zu lesen scheint, im Zimmer herumwirft, bald schließt. Es wurde Kaffee herumgegeben, und Omar Effendi machte den Dolmetscher. Der Pascha erkundigte sich nach dem Gegenstand unserer Reise, machte seine Bemerkungen über unsere Ankunft in einem Dampfboote, sprach beifällig über die Art des Fortkommens, beklagte aber das Aufregende desselben. Er äußerte, er würde sich glücklich fühlen uns in Erreichung unseres Reisezwecks behülflich zu seyn; und als wir ihm den Wunsch nach einem Ferman ausdrückten, ließ er uns einen ausfertigen, worin er allen Gouverneurs befahl, uns ihren Schutz und Beistand zu leihen, und nöthigenfalls eine Escorte von Soldaten zu liefern. Er sagte, es würde ihn, wenn er noch vor unserer Abreise in Damascus ankomme, freuen, uns wieder zu sehen, und er würde uns mit einigen Truppen, die er dahin zu schicken gedenke, nach Palmyra senden; er rieth uns ab, ohne eine Escorte nach Dscherasch zu gehen, da er auf der andern Seite des Jordans nirgends für unsere Sicherheit stehen könne. Nachdem der Kaffee herumgereicht worden, betrachteten wir dieß im orientalischen Sinn als die Erlaubniß abzutreten. Es war sonderbar, einen so großen und mächtigen Mann, wie Ibrahim Pascha, zu sehen, wie er mit den Regenten dreier großen Paschaliks, die auf seinen Wink zitterten, in schlechten Quartieren in einem Privathause des Dorfes lebte, während der alte Emir Beschir in seinem hübschen saracenischen Schlosse zu Beddin blieb, umringt von orientalischem Prunk und, wie die Syrier sagen, zu sehr vernachlässigt von Ibrahim Pascha, der, statt in dem langsamen, der aufgeblasenen Würde der Orientalen so wohlthuenden prunkhaften Marsch einherzuziehen, mit einem oder zwei Begleitern das Land durchfliegt, bald hier, bald da ist, mit einem um seinen Leib gewickelten Teppich in Hütten schläft, und erscheint, wann er am wenigsten erwartet wird, so daß die eingebornen Araber ihn den „Blitz" nennen. Wir hatten Ibrahim Pascha, um ihn zu sondiren, den Wunsch geäußert, Emir Beschir zu sehen, weil wir fürchteten, der Besuch möchte ihm nicht angenehm seyn; allein er billigte ihn sofort, und befahl seinem Secretär, eine kleine Note niederzuschreiben, die wir übergeben sollten.

Als wir Deir el Kammar verließen, sahen wir das ganze Land mit Zelten und bivouakirenden Truppen bedeckt. Die Lage des saracenischen Schlosses des Emirs, auf einer kühnen Anhöhe am Ende des Thales, etwa eine halbe Stunde Weges von Deir el Kammar, ist höchst romantisch. Es liegt mitten auf einsamen Bergen, von denen aus man zwischen zweien hindurch plötzlich den lieblichen und überraschenden Anblick des weit unten liegenden Meeres genießt. Die unregelmäßigen Gebäude und Dome, die Höfe, Arkaden und Spitzbögen des Palastes fallen von ihrer beherrschenden Lage mit dem größten Effect unversehens ins Auge. Wir betraten ein weites, mit Marmor gepflastertes Viereck, das durch eine große Fontäne Kühlung erhält, und von Gebäuden und Höfen, die ringsum mit Arkaden und Portico's versehen sind, umgeben ist. Reichgekleidete Diener und prächtig geschirrte arabische Pferde standen herum. Nachdem wir unser Schreiben abgegeben und ein wenig gewartet hatten, führte man uns eine Treppe hinauf in einen offenen Corridor oder eine Veranda, die von schlicht bemalten Säulen gestützt und mit Arabesken und Gitterwerk verziert ist, worauf wir bald von einigen bunt gekleideten Dienern durch ein Vorzimmer in einen langen, marmorgepflasterten und ringsum mit reichaufgepuzten Divans versehenen Saal geführt wurden. Der Fußboden des obern Theils des Zimmers war erhöht, mit kostbaren Teppichen bedeckt, und am Ende desselben saß, auf einem schönen Diwan, der Emir. Der untere Theil des Gemachs war mit Officieren und Dienern in fliegenden orientalischen Gewändern angefüllt. Man kann sich kaum eine patriarchalischere, verehrungswürdigere und majestätischere Gestalt vorstellen, als Emir Beschir. Er ist ein schöner, alter, beinahe neunzigjähriger Mann, mit langem weißem Backenbarte, der an beiden Seiten seines Gesichts hinunterfällt und in einen schneeweißen, sehr langen Bart endigt. Seine Miene und Manier waren höchst fürstlich und höflich; er legte seine Hand auf die Brust, verbeugte sich gegen jeden und forderte uns zum Sitzen auf. Schwarze Sklaven in Scharlachkleidern boten Pfeifen herum, wobei sie die eine Hand auf der Brust hatten und eine tiefe Verbeugung machten, als wir sie nahmen; sie waren mit herrlichen juwelenbesetzten Bernstein-Mundstücken geziert. Tässen mit Scherbet wurden von Sklaven herumgereicht, die uns, sobald wir getrunken hatten, mit gestickten Servietten den Mund abwischten; dann kam Kaffee. Eine treffendere orientalische Scene läßt sich kaum denken: die Mauern des Saales mit Arabesken-Gemälden verziert, und in den Ecken des Zimmers rieselte Wasser aus Marmor-Fontänen herab. Hofbeamte in lichtblauen Kleidern, mit Säbeln umgürtet, Diener in verschiedenen reichen Trachten mit einer Art kurzem breitem Säbel und Dolchen in ihren Gürteln, und Secretäre in langen Gewändern mit silbernen Schreibmaterialien in ihren Gürteln und Papier in den kleinen Taschen ihrer Westen — standen im untern Theile des Zimmers beisammen, da der obere Theil bloß für den Emir und seine Freunde bestimmt war. Es war eine höchst interessante Scene: es herrschte ein freundliches, väterliches Benehmen und eine ruhige, gesetzte Würde um den Emir, die uns in Staunen versetzte, und in traurigem Widerstreite stehen mußte mit seinen wirklichen Gefühlen, da er ganz der Gnade Ibrahim Pascha's anheim gegeben, sein Palast und seine Hauptstadt von Truppen umringt war, und Compagnien Soldaten in jeder Richtung in seine Berge eindrangen und sein Volk entwaffneten. *) Der Emir war in ein kostbares zobelverbrämtes Gewand gekleidet, seine Lenden mit einem Kaschmir-Shawl umgürtet, in dem ein mit Diamanten besetzter Dolch stack, und seine Finger mit Ringen geschmückt. In der Hand hielt er eine lange Pfeife, deren Kopf auf dem Teppich ruhte, und das breite Bernstein-Mundstück war mit Juwelen bedeckt.

*) Der oben bei Ibrahim Pascha erwähnte Omar Effendi war eben von einer Entwaffnungsexpedition zurückgekehrt und gab folgende Schilderung der ergriffenen strengen Maaßregeln. Abtheilungen von Soldaten werden aus den Hauptquartieren nach allen Dörfern in den Gebirgen entsendet. Wenn sie ankommen, wird den Bewohnern unter Todesstrafe kund gemacht, ihre Waffen abzuliefern und sie in der Straße aufzuhäufen, wozu ihnen eine gewisse Frist gegeben wird. Diese Abtheilungen wurden von Führern begleitet, welche die Zahl der Einwohner genau kennen, und falls Verdacht vorhanden, daß Waffen verborgen worden, die strengste Nachsuchung angestellt. Bis jetzt wurden die Bewohner sämmtlich überrascht und kein Widerstand geleistet, auch wird wohl keiner erfolgen, denn die Verbindungen der Gebirgsbewohner mit dem Emir wurden abgeschnitten und keine Zeit zu einer Berathung gelassen. Ibrahim gewann sein Spiel und machte den Emir mit Einem Schlage machtlos.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Fr. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 87.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 März 1838.

Brasilianische Zustände.

(Nach ungedruckten gesandtschaftlichen Berichten mitgetheilt von Lieg.)

Oeffentliche Arbeiten und Unternehmungen.

Nicht ganz mit Recht hat das frühere portugiesische Gouvernement den Vorwurf verdient, als habe es die ungeheuren Hülfsmittel vernachlässigt, die Brasilien darbietet. Die Provinz von Goyaz liefert davon den Beweis. Schon von der Natur mit trefflichen Canalleitungen versehen, war sie für die königliche Verwaltung ein Gegenstand der regsten Fürsorge. Die damals so berühmten Diamantgruben stehen jetzt ganz vernachlässigt, doch gewinnt man in jener Provinz noch Gold.

Das portugiesische Gouvernement wollte durch ein ausgedehntes Canalsystem die Flüsse Araguia, Turvo und den Tocantin für die Schifffahrt nutzbar machen und brachte, um diesen Plan zu realisiren, bedeutende Opfer. Auf der Araguia begann ein bedeutender und lebhafter Verkehr; der Turvo-Fluß sollte Goyaz mit St. Paul verbinden, und der Tocantin dazu benutzt werden, um den Handelsverkehr mit Para zu vermehren. In jener Zeit kostete, der leichten Transportkosten wegen, der portugiesische Schäffel Salz, den man jetzt mit 16,000 Reis bezahlt, nur 4000 Reis.

Diese lobenswerthen Bemühungen der portugiesischen Regierung sind nicht fortgesetzt worden; die darauf folgende Unabhängigkeit Brasiliens hat sie gänzlich aufgehoben.

Ungeheure Unternehmungen würden hervortreten und die nationelle Eigenliebe befriedigen, wenn die Concessionen, welche die Unternehmungslustigen verlangen, nicht so rein auf krämerische Knauserei berechnet wären, daß sie schwerlich zu bewilligen sind. Alles was in dieser Hinsicht geschieht, wird jetzt von Fremden unternommen.

Die immense Unternehmung zur Canalisation des Rio Doce, zu seiner Beschiffung mit Dampfbooten und zur Colonisation seiner Ufer ist von den Kammern genehmigt und hat die kaiserliche Sanction erhalten. Der Fluß Rio Doce entspringt bei Sabaru in der Provinz Minas, durchströmt einen Theil derselben, bildet dann die Gränze zwischen Bahia und Spirito Santo und ergießt sich ins atlantische Meer. Dieß eben erwähnte Project wurde im Jahre 1832 dem gesetzgebenden Corps vorgelegt. Schon seit 60 Jahren hat man sich mit der Idee herumgetragen, und namentlich im Anfange dieses Jahrhunderts sie mehr als einmal in Anregung gebracht, wenn auch nicht in so ausgedehntem Maaßstabe, so doch immer in der Ueberzeugung der Möglichkeit der Ausführung. Diese Ueberzeugung stand so fest, daß, bevor noch die Compagnie ihr Programm publicirte, mehr als vierzig Mitglieder der gesetzgebenden Kammern, zwei Staatsminister und eine große Anzahl anderer bedeutender Personen sich zur Uebernahme von Actien im Betrage von 200 Contos erboten.

Im Jahr 1834 beauftragte die Compagnie einen geschickten Ingenieur mit der Untersuchung der Localverhältnisse des Stroms. Nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten und unzähliger Anstrengungen, fand er, daß sich der Schifffahrt fast in dem ganzen Laufe von der Quelle an, in einer Ausdehnung von 120 portugiesischen Meilen (90 deutsche Meilen) Beschwerlichkeiten aller Art entgegenstemmten. So traf der Ingenieur auf 17 Wasserfälle von 12, 15, 17, 18, 35 und 48 Fuß Höhe, die sich über Felsen von Urgestein stürzten, und den Strom oft durch Sandbänke und andere Hindernisse unterbrochen. Trotz der sorgfältigsten Angaben war es unmöglich eine genaue Berechnung der ungeheuren Kosten für die Compagnie zu erzielen, oder auch nur den Zeitraum zu bestimmen, binnen welchem die Auslagen eingebracht und der wirkliche Gewinn beginnen würde. Man sah ein, daß ein solches nicht anders vollendet werden könnte, als durch Unterstützung von Seite der Regierung, die im Stande wäre, über alle Hülfsmittel der Nation zu disponiren, oder durch das Zusammenwirken einer großen Zahl von Capitalisten.

Das Ziel, das dieser in Rede stehenden Unternehmung gesteckt, ist die Productionsvermehrung des Landes durch Einführung neuer Verfahrungsarten bei der Agricultur und zwar durch freie und industriöse Leute, dann die Verbesserung der Handelscommunicationen, um dadurch die Civilisation den wilden Stämmen mitzutheilen, die jenen Landstrich bewohnen, welchen der genannte Fluß und seine Nebenflüsse durchströmen. So würden auch die Producte der innern Provinzen eine leichtere

Digitized by Google

und wenig kostspielige Ausmündung nach außen erhalten. Sowohl diese Vortheile, als auch die Möglichkeit diesen Plan zu realisiren, wurden von der gesetzgebenden Versammlung der Provinzen von Minas und von Rio de Janeiro anerkannt.

Bis jetzt wurde die Schifffahrt auf dem Rio Doce durch 25 bis 50 Canots betrieben, von welchen jedes 30 bis 60 Schäffel Salz, den einzigen Handelsartikel in diesen Gegenden, transportirte. An vielen, nicht befahrbaren Stellen des Flusses mußte man diese Fahrzeuge aus dem Wasser ziehen und weite Strecken über Land tragen. Oft ist das Gewicht der Canots so schwer, daß die fünf Ruderer, womit jedes versehen, nicht hinreichen, um sie zu tragen, und sie dann mehrere Tage warten müssen, bis Andere kommen, die ihnen dabei Hülfe leisten können. Es kommt vor, daß sie auf diese Weise manchen Tag nicht mehr als eine halbe Meile zurücklegen.

Nur die theilweise Untersuchung des Rio Doce hat der Compagnie 40 Conto's gekostet; diese ganze Arbeit würde auf 100 Conto's (40,000 Fr.) zu stehen kommen.

In der Kammer der Deputirten haben sich bei den meisten Mitgliedern die kleinlichsten Ideen, diesen Gegenstand betreffend, kund gegeben. Man verschrie die Entreprise als einen Kunstgriff Englands, um auf unmerkliche Weise einige Provinzen von Brasilien zu trennen, und als eine damit zusammenhängende unpatriotische Conspiration einiger Deputirten. Es schien den Herren zu viel, daß arbeitende Ausländer von der brasilianischen Sonne beschienen werden sollten. Unter dem Vorgeben, daß es auch in England so gemacht werde, hat man der Compagnie das Recht entzogen, eine Abgabe für die Benützung ihrer Anlagen festzusetzen und zu erheben. Als einen Act vollendeter Klugheit hat man den Vorschlag gemacht, den Mitgliedern der allgemeinen Nationalversammlung zu verbieten, Actien zu diesem Unternehmen zu erwerben, sey es in der Absicht, das gesetzgebende Corps dadurch zu beleidigen, oder in der naiven Ignoranz jener tausend Ausflüchte, welche diese unüberlegte Beleidigung verdecken sollten.

Jetzt ist der Compagnie endlich ein ausschließliches Privilegium auf 40 Jahre bewilligt. Die Schifffahrt, wenigstens auf einem Theil des Flusses, soll innerhalb zweier Jahre nach Beginn der Arbeiten practikabel seyn, und zwar für Dampfboote. Die Maschinen zu fünf derselben sind bereits aus England in Brasilien angekommen und der Bau derselben wird in Rio de Janeiro beendet werden. Der Preis einer Actie betrug anfangs 25 Pfund Sterling.

Allen andern Compagnien, mit welchen die Regierung in der Sitzung von 1836 in Unterhandlung trat, ist die Verwendung der Neger zu ihren Arbeiten untersagt. Die Compagnie des Rio Doce ist die einzige, auf die sich dieß Verbot nicht erstreckt, doch liegt es in den eigenen Principien derselben, Niemand anders in ihren Diensten zu verwenden, als nur freie Leute.

Die Colonisation der Ufer soll in sieben Jahren vollendet seyn. In diesem Betreff hat sich die Compagnie verpflichtet, jedes Ufer auf 24 Quadratmeilen zu bevölkern, so daß auf jede Quadratmeile 60 Colonisten kommen. Nach einer sehr problematischen Berechnung sind die Kosten für jedes Etablissement auf 20 Pfund Sterl. angesetzt, wonach auf die Quadratmeile 1200 Pf. Sterl. verwendet werden müßten. Für 200 eingetroffene Colonisten haben die Transportkosten betragen für die Person von den azorischen Inseln 70,000 Reis; von Europa nach Brasilien ist für den Kopf 150,000 Reis bezahlt worden. Der Senat hat den hieher gehörigen Gesetzesvorschlag einstimmig angenommen, und die dabei vorgekommenen Debatten wurden nur dadurch veranlaßt, daß mehrere Mitglieder den gefaßten Beschlüssen noch eine liberalere Ausdehnung geben wollten. So hat der Senat einen höhern Beweis seiner Aufklärung gegeben, als die Kammer der Deputirten.

Ein Dampfbootdienst ist ganz neuerlich durch eine englische Compagnie an der Küste von Rio de Janeiro bis nach den nördlichen Provinzen errichtet worden, und soll, im Fall das Unternehmen guten Fortgang hat, auch nach den südlichen Provinzen ausgedehnt werden. Brasilien besitzt in mehreren seiner Provinzen bedeutende Steinkohlengruben, deren größter Reichthum sich in der Provinz von Sta. Katharina zeigt. Ein patriotischer Deputirter hat den Vorschlag gemacht, aus Europa geschickte Ingenieurs zur Anlegung von artesischen Brunnen kommen zu lassen.

Die Denkmäler auf der Königsstraße zwischen Indien und Persien.

(Fortsetzung.)

Setzen wir aber dennoch unsere Zweifel dagegen fort, daß ein etagenreicher Spitzthurm identisch genannt werden könnte mit einem breiten Dombau, wenn dieser schon solche Etagen mit Reliquien, Weihungen u. s. w. in seinem Innern geheimnißvoll verschließt, so haben wir noch folgende zwei positive Thatsachen aufzuführen, welche dieses architektonische Räthsel vollkommen lösen: nämlich das buddhistische Dogma von der Hinfälligkeit des menschlichen Leibes, das symbolisch in die Architektur überging, und die analogen Bauwerke der kürzlich wieder entdeckten antiken Capitale in den Wildnissen des centralen Ceylons. Dem Fa Hian, der, nach dem Jahr 400 seine Pilgerreise auch bis in Buddha's Vaterland, Magadha, fortsetzte, um dort alle Stationen des Religionsstifters kennen zu lernen, ward am Gangesufer unter andern auch die Stelle gezeigt, wo Buddha einst seinen Schülern predigte über „den Unbestand der Dinge, die Hinfälligkeit des Lebens, über den Schmerz und über den Vergleich des menschlichen Leibes mit der Wasserblase, der wie diese, aus den vier Elementen bestehend, gleich schnell vergehe." Dieser Text der Predigt ward das Lieblingsthema eines die irdische Hülle betreffenden, ascetischen Philosophems, das nicht bloße Legende seyn konnte, weil dessen gewichtvolle Bedeutung auf sinnige Weise in den Kirchenstyl der buddhistischen Architektur schon seit einem halben Jahrtausend vor Fa Hian's Zeit übergegangen war. In den singhalesischen Annalen, dem Mahavamsa nämlich, ist umständlich von des frommen Helden und Königs Dutu Gamenu (150 Jahre vor Chr. Geb.) kolossalem Prachtbaue des Dagoba (d. h. der Körperverbergende, nach W.

Digitized by Google

von Humboldt's Sprachunterſuchung, aus dem Pali und Sanskrit) Ruanwelly, zur Aufnahme der Buddhareliquien die Rede, die von außen geſchloſſen wurden, und zu denen nur für die Prieſter ein verborgener, unterirdiſcher Gang blieb. Der Bau wurde in neun Etagen aufgeführt, und der König befahl, ihn mit einem Dombau „in Form einer Waſſerblaſe, nach oben, zu ſchließen.“ Die Anwendung dieſer prieſterlichen Form finden wir wieder in den antiken Ruinen der Capitale Ceylons, die ſchon Ptolemäus im zweiten Jahrhundert nach Chr., genau ihrer Lage nach, unter Anurogrammum (jetzt Anu raja pura, d. h. Pura, die Stadt, was mit grammum identiſch iſt, des Raja Anu) beſchreibt, und die erſt im J. 1829 von Chapman, in den dichteſten Wäldern der Inſel, entdeckt ſind, wo noch heute ſieben ſolcher koloſſalen Dagop-Baue, um die Terraſſen der Bogahas oder heiligen Feigenbäume, ſich wirklich in Blaſengeſtalt, ſogar einer bis zu 160 Ellen hoch, erheben, und den Topen am Indus und Kabulſtrom ganz analoge Bauwerke in antiker Einfachheit darſtellen, von denen anderweitige, eben daſelbſt wie in andern Ländern, aus jüngern Zeiten erbaute Monumente, freilich durch mannichfaltigere Formen entſtellt, gar mannichfach abweichen.

Das Räthſel der Topen oder Stupa's in Kabuliſtan, welche demnach identiſch mit den Dagops in Ceylon und den Sutupos von Fa Hian, wie mit den heutigen Thas in China ſind, ſcheint hiedurch völlig gelöst. Es ſind in der That die Tha's, wie W. v. Humboldt die von ihm auf Java näher erforſchten Dagops, ſo charakteriſtiſch wie ſcharfſinnig, aus wenig vorliegenden Daten bezeichnete, jene öffnungsloſen, zur Aufbewahrung oder Verbergung eines Heiligthums beſtimmten Maſſen, nicht innerlich zu Lebenszwecken eingerichtete Gebäude, ſondern für Jahrtauſende geſchloſſene Denkmäler. Was dieſem ſcharfſinnigen Forſcher aber damals noch nicht bekannt ſeyn konnte, die Topen am Indus, wie der koloſſale Bau von Manikyala, verbergen unter der Form der Waſſerblaſe noch im Innern geheimnißvoll den Thurm mit den neun Etagen, deſſen Ausbau Dutu Gamenp zu ſeiner Zeit auch ſchon anbefahl. Dieſe Etagen welche in allen oſtaſiatiſchen Bauwerken analoger Art ſich bald ſo, bald anders wiederholen, bezeichnen aber die Nibanas oder die geiſtigen Lebensſtufen, die verſchiedenen ſogenannten Exiſtenzen (auch buddhiſtiſche Himmel), welche die fromme Erhebung der Seele, nach der buddhiſtiſchen Kirchenlehre, hindurch gehen muß, um in das Nirwana oder in die Ewigkeitsgedanken einzugehen; jede dieſer Stufen iſt durch beſondere Arten der Weihungen in den aufgefundenen Fundorten bezeichnet. In dem Tope von Manikyala ſehen wir demnach den vergänglichen irdiſchen Leib (die Waſſerblaſe), mit der ſich durch verſchiedene Exiſtenzen ſteigernden Seele des Frommen (dem Etagenthurm) innerhalb der Lebenszeit, gleichſam die Metaphyſik und Moral dieſer buddhiſtiſchen Dogmatik noch vereinigt in einer und derſelben Form ſymboliſcher Architektur. Nur der oberſte Theil, die kegel- oder ſchirmförmigen Thurmknopf-Ornamente, wie ſie die ceyloniſchen Dagops heute noch zeigen, ſind auf denen am Kabulſtrom überall durch die Wuth der Mohammedaner herabgeriſſen, weil dieſe einſt aus Silber- und Gold-Ornamenten beſtanden, woraus ſich zugleich der zerſtörte Zuſtand aller obern Cupolas jener Topen hinreichend erklärt, wie die Zerrüttung in ihren Subſtructionen, wo man den geheimen Zugängen der Prieſter wohl nachſpüren konnte, oft aber durch die geſchickte Verbergung der Schätze im Innern getäuſcht ward. Denn ſchon in den Annalen des Mahavamſa wird geſagt, wie das Innere dieſer Reliquiencellen auf das ſorgfältigſte durch eine mächtige Steintafel geſchloſſen ward, ſo dicht, wie der Text ſagt, daß auch nicht ein einzelnes Haar hätte durchdringen können, woraus ſich, bei der Unwiſſenheit und Sorgloſigkeit der neueſten Ausgrabungen, vollkommen erklärt, weßhalb man ſo rathlos über die innere, wahre Conſtruction dieſer Bauwerke geblieben iſt, da man nur auf den Raubbau der Anticaglien, Münzen u. ſ. w. ausging, zugleich aber auch die Möglichkeit, wie ſich dieſe kleinen, oft zarten Gegenſtände ſo viele Jahrhunderte hindurch unverletzt erhalten konnten. Die ceyloneſiſchen Denkmale blieben in ihrem Innern bis jetzt noch unerforſcht.

(Schluß folgt.)

Kara-Aly, der Räuber bei Kaſan.

(Aus einem Schreiben in der Gazette des Tribunaux.)

Der Proceß Kara-Aly's und ſeiner Mitſchuldigen erhielt kürzlich ſeine Löſung; ich kann Ihnen die Phyſiognomie dieſes düſtern und wilden Drama's am beſten dadurch ſchildern, daß ich Ihnen die Actenſtücke der gerichtlichen Unterſuchung ſelbſt, ſo wie ſie in den amtlichen Journalen von St. Petersburg *) bekannt gemacht wurden, überſende.

Seit mehrern Monaten war der Bezirk Zaraiſk, im Gouvernement Kaſan, von einer furchtbaren Räuberbande unſicher gemacht worden; nicht die Reiſenden allein ſahen ſich täglich ihren Angriffen ausgeſetzt, ſondern ſie überfiel auch die Dörfer, drang in die Häuſer und verübte hier die ſchrecklichſten Plünderungen. Auch war der Name ihres Häuptlings, Kara-Aly (der ſchwarze Aly), der Schrecken aller Bewohner dieſes weiten und reichen Landes. Seit mehr als acht Monaten waren die Wachſamkeit der Polizei-Agenten, die Märſche und Gegenmärſche der zur Verfolgung der Räuber abgeſchickten Truppenabtheilungen erfolglos geblieben; das den Bauern gemachte Verſprechen, die Gefangennehmung jedes todt oder lebendig eingebrachten Räubers mit einer Prämie von 1000 Rubel Papiergeld (1000 Franken) zu belohnen, und der ſo hohe Preis von 5000 Rubeln, den man auf den Kopf Kara-Aly's geſetzt, hatten ſich eben ſo unwirkſam erwieſen. Endlich entſchloß ſich die Regierung, um dieſen Räubereien ein Ende zu machen und die in Schrecken geſetzten Bevölkerungen zu beruhigen, mehr Energie zu entfalten. So bewerkſtelligte dann am 1 November 1837 Liéodor (Theodor) Trajof, Bezirksaſſeſſor von Zaraiſk, die Verhaftung des ſchrecklichen Kara-Aly, fünf ſeiner Mitſchuldigen und einer jungen Frau, die man als ſein Weib oder ſeine Beiſchläferin bezeichnete. **)

Die gerichtliche Verhandlung dieſer Angelegenheit, die einer aus einem Kapitän Iſprawnik (Vorſtand der Bezirkspolizei), einem Aſſeſſor und einem Secretär der niedern Gerichtsbarkeit (sekretar nishnego-siemskego suda) beſtehenden Commiſſion anvertraut war, ward mit

*) Der nordiſchen Biene und dem Journal des Miniſteriums der Juſtiz.
**) Die Gefangennehmung Kara-Aly's und ſeiner Bande findet ſich officiell angekündigt im Journal des Miniſteriums der Juſtiz vom 28 Januar.

Digitized by Google

sultaner Thätigkeit kraft folgenden Befehls geleitet, den der Criminalgerichtshof von Kasan erließ und der kaiserliche Sachwalter unterzeichnete:

„Befehl des kaiserlichen Sachwalters: Im Namen Sr. kaiserlichen Majestät Nikolaus Paulowitsch, Selbstherrscher aller Reußen, befehlen wir, kaiserlicher Sachwalter der aus (folgen die Namen der obenangeführten Commissäre) bestehenden Commission, die gerichtliche Verhandlung der Angelegenheit Kara-Aly's und seiner Mitschuldigen vorzunehmen. — Kara-Aly, ein Tatar, aus Kasan gebürtig, ist angeklagt, zum drittenmal aus den Reihen der Armee desertirt und elf Monate lang Räuberei getrieben zu haben, während welcher Zeit er fünfzehn Morde, zwei und dreißig Diebstähle mit bewaffneter Hand und eine zahllose Menge gewöhnlicher Diebstähle und Betrügereien verübte. Kasan, den 20 November 1857."

Einen Monat später, den 10 December, hatte die Commission ihre Arbeiten beendigt und legte den aus folgenden Actenstücken bestehenden Bericht vor. (Wir folgen hierin der Ordnung und der Form des russischen Processverfahrens, kürzen bloß die Abschweifungen ab und übergehen die Doppelstellen.)

Bericht des Assessors Tiédor Trazof über die Verhaftung der Räuber.

„Am 1 August 1857 erhielt ich von der Regierung Befehl und Auftrag, dem Schlupfwinkel der Räuberbande Kara-Aly's nachzuforschen und mich ihrer zu bemächtigen. Fünfzig Kosaken unter den Befehlen des Fähndrichs Dschurilof und fünf und zwanzig Gendarmen unter denen des Lieutenants Neumann wurden mir zu dieser Expedition beigegeben. Alle unsere Nachforschungen waren fruchtlos. Nachdem ich am 2 October die Runde in dem Bezirke gemacht, kehrte ich, außerdem noch mit Erhebung der rückständigen Abgaben (Niedolmka) bei den Bewohnern beauftragt, mit 17,000 Rubeln Papiergeld, dem Ertrage dieser Erhebung, nach Zaraisk zurück. Allein schon war die Nacht eingebrochen, als ich in der Stadt ankam, und es war zu spät, als daß ich mich zum Bezirkseinnehmer (Kasnatschy ujesdny) hätte begeben können; ich mußte daher die Uebergabe des Geldes auf den folgenden Tag verschieben. Um Mitternacht arbeitete ich allein in meinem Cabinette, als sich plötzlich die Thüre öffnete und ich einen Mann von kolossaler Gestalt, in einen Kaschuk (eine Art Pelzrock aus Schaf-leder zum Gebrauche der russischen Bauern) gekleidet und eine schafslederne Mütze auf dem Kopfe hereintreten sah. Seine mit einem breiten Schnurrbart bedeckte Figur, sein schwarzer Bart, seine langen in Unordnung herabhängenden Haare und die grimmigen Blicke, die seine Augen schossen — Alles gab dieser unerwarteten Erscheinung den Charakter des Entsetzlichen und Wilden. Ehe ich Zeit gehabt, nach Hülfe zu rufen, stand dieser Mann vor mir, zeigte seinen Dolch, seine Pistolen und legte gebieterisch seinen Finger an die Lippen, als wollte er mir Schweigen gebieten. Staunen und Angst machten mich unbeweglich; er setzte sich neben mich, und sagte mit düsterer, aber ruhiger Stimme: „Du bist Trazof; Trazof, der mit der Verhaftung Kara-Aly's beauftragt ist: Wohlan, ich bin Kara-Aly, sieh mich recht an, denn du mußt mich doch kennen." Dann schwieg er nach einer Pause bei: „Du hast mich jetzt hinlänglich betrachtet, ich will dir sagen, was mich herführt. Du hast hier 17,000 Rubel?" Ich suchte aufzustehen und nach Hülfe zu rufen; allein er packte mich mit eiserner Gewalt und warf mich zu Boden; während er dann mit unbegreiflicher Geschicklichkeit mich niederhielt, schloß er mir den Mund mit einem Tuch, und band mir Hände und Füße. Hierauf durchsuchte er meine Kleider, öffnete einige Beutel, erbrach andere, und als er endlich die 17,000 Rubel in meiner Casse gefunden, kam er zu mir zurück und sagte: „Ich könnte deine Verschwiegenheit mit deinem Leben erkaufen (diese Worte begleitete er mit einer drohenden Bewegung seines Dolches), allein ich habe weder Achtung noch Furcht vor dir; denn hätte auch dein Kaiser so viele Soldaten, als es Sterne am Himmel gibt, Kara-Aly würde ihm noch trotzen und die Freiheit in Unabhängigkeit genießen." Er nahm mir nun das Tuch vom Mund und eilte schnell davon. Allein geblieben, rief ich meine Dienerschaft zusammen und machte mich mit meinen Kosaken auf zur Verfolgung des Räubers. Umsonst! Wir erkannten zwar außerhalb der Stadt Pferdespuren in der Richtung nach den Bergen, sie verschwanden aber in der Verzweigung zweier oder dreier steinigen Straßen bald wieder. Nach Zaraisk zurückgekehrt, constatirte ich den Zustand der Oertlichkeiten: die Thüre war nicht erbrochen, sondern mittelst eines Schlüssels geöffnet; dieser Umstand, so wie die Worte Kara-Aly's, der mich im Besitz von 17,000 Rubeln wußte, waren von der Art, daß ich Verdacht auf meine Dienerschaft warf; allein sie betheuerte mir, obwohl ich alle Mittel — d. h. die Peitsche und die Bastonnade — anwandte, um die Wahrheit zu erfahren, insgesammt ihre Unschuld. Am 1 November befand ich mich auf dem Markte von Pshansk, als ich zwei in die Tracht der Tscheremissen (einer dieses halb asiatische Gouvernement Rußlands bewohnenden Völkerschaft) gekleidete Männer um den Markt herumstreichen sah. Ich erkannte in dem einen Kara-Aly, dessen Züge tief in meinem Gedächtnisse geblieben waren, und ohne einen Augenblick zu verlieren, ließ ich sie von den zehn Kosaken, die mich begleiteten, umzingeln. Es entspann sich nun ein schrecklicher Kampf: das Volk ergriff die Flucht, ohne mir thätlichen Beistand leisten zu wollen, und die beiden Räuber vertheidigten sich wüthend mit ihren Yataganen. Ein Kosak ward getödtet, drei wurden verwundet; endlich aber gelang es mir, Kara-Aly's habhaft zu werden, denn er war es; in Verzweiflung warf er seinen Yatagan von sich und schrie: „Gott wollt' es so! tödte mich, bewache mich, thu' was du willst, ich bin vom Verhängnisse besiegt!" Nun wandte er sich mit lauter Stimme an seinen Gefährten, der, weniger eng bedrängt, noch kämpfte, und rief ihm zu: „Muerum, rette dich, ich ernenne dich zum Khan der Truppe!" Und als meine Leute mit einem siegreichen Hurrah antworteten, fügte er bei: „oder wenn du unterliegst, so sey deine Zunge stumm, wie der Stein!" Glücklicherweise ergab sich jetzt Muerum, und wir konnten beide knebeln. Im Gefängnisse beobachteten sie tiefes Schweigen, und alle Mittel waren unvermögend, sie zu einer Enthüllung zu bringen. Endlich ließ Muerum unter der Tortur die Worte fallen: „Suchet auf dem Kryma (Berg Kryym), ihr werdet die Höhle Mustapha-Idris (Mustapha der Teufel) finden."

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 27** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Jules Janin. — Auszüge aus dem Beharistan, d. h. Frühlingsgarten Dschami's. (Fortsetzung und Schluß.) — Das neuere französische Drama. (Schluß.)**

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 88.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 März 1838.

Ein Beitrag zur natürlichen Beschreibung des Königreichs Neapel.

9. Die Provinz Terra d'Otranto.

Wenn man von der Mündung des Flusses Lato gegen Castellaneta hinaufsteigt, und von da über Alberobello und Fasano eine Linie an das adriatische Meer zieht, so hat man die Landgränze der Provinz Terra d'Otranto (sprich O'tranto), welche in ihrem übrigen Umfange vom jonischen und adriatischen Meer bespült wird. Die Länge der Provinz ist 90 Miglien, ihre Breite 20 bis 30 Miglien. Der Gebirgszweig, welcher die Abdachung gegen das linke Ufer des Bradano hat, verlängert sich gegen die Berge von Motola und Martina, von wo aus verschiedene niedere Hügel gegen das Capo di Leuca hinziehen, in dessen Nähe sie sich von neuem erheben, um eine Barriere den Strömungen des Meeres entgegen zu setzen. Nur von den Bergen von Montola und Martina kommen einige Bergbäche herab, welche nach kurzem Laufe zwischen dem Lato und dem kleinen Meere bei Taranto (sprich Táranto) ins jonische Meer sich ergießen. Auch bei Brindisi befinden sich einige Bergbäche. Alle übrigen Wasser sind bloße Regenbäche, welche, immer arm an Wasser, von dem Boden vorher eingeschluckt werden, ehe sie das Meer erreichen. Obgleich der Boden beinahe der ganzen Provinz ausgebrannt ist, und man überall Mangel an Wasser hat, so sieht man doch, wo sich irgend eine Vertiefung am Ufer oder auch in der Mitte des Landes findet, überall Sümpfe, welche meist von den Bergbächen herrühren. In der Nähe von Taranto, Otranto und Brindisi sind Sümpfe, von denen einige mit dem Meer in Verbindung stehen. Selbst wo der Boden mehrere Palmen höher ist, als das Niveau des Meers, sind stehende Wasser, da man aus Nachlässigkeit nicht daran denkt, dem Wasser einen Ablauf zu geben.

In der ganzen Ausdehnung der Küste von 200 Miglien bestehen bloß vier Städte Taranto, Gallipoli, Otranto und Brindisi, und von diesen hat bloß Gallipoli eine gesunde Luft. Zwischen dem Capo di Leuca bis Otranto rücken die Hügel vor bis an das Meeresufer, und hinter dieser Hügelreihe befinden sich zahlreiche Gemeinden zerstreut; am Meer selbst liegt Castro mit 130 Einwohnern. Das innere Land ist hier bis Lecce hinauf sehr fruchtbar, und das Haupterzeugniß besteht in Oel, das zum größten Theil ins Ausland verführt wird; der jährliche Ertrag beläuft sich auf 8 bis 900,000 neapolitanische Staja. Auch Getreide und Wein wird im Ueberfluß erzeugt, eben so ausgedehnt ist die Schafzucht.

Das heutige Taranto ist auf der kleinen Insel erbaut, wo ehemals das Fort der alten Stadt stand, welche durch ihre Größe, Betriebsamkeit und Handel berühmt war. Die Gegend landeinwärts mit einem Flächenraum von 400 Quadratmiglien enthält bloß die fünf Gemeinden Palagiano, Palagianello, Motola, Massafra und Taranto mit einer Bevölkerung von 28,000 Seelen, somit 70 auf 1 Quadratmiglie. Dieß zeigt klar, in welchem verlassenen Zustand sich jenes fruchtbare Land befindet, durch welches einst das alte Tarent, das 30,000 Fußgänger und 5000 Reiter ins Feld stellte, seinen Reichthum bezog. Von der gebirgigen Gegend nichts zu sagen, welche bloß als Weide benützt wird, so enthält die Ebene einige ausgedehnte Sümpfe. Die Wasser, die von Massafra herkommen, ergießen sich in eine Vertiefung, und bilden eine Lagune, aus der das Flüßchen Patimisco entsteht, das sich ins Meer ergießt. Eben so bilden die Wasser von den Bergen Merlo und S. Angelo her einen Sumpf, aus dem das Flüßchen Tara abfließt.

Südöstlich von Taranto in einer Entfernung von 2½ Miglien, bildet sich im Winter eine Lagune, Salinella genannt, welche im Sommer zum größten Theil austrocknet, und auf dem Boden eine Lage von Salz zurückläßt. Der Grund der Lagune ist 13 Palmen höher als das Niveau des Meeres, das weniger als eine Miglie davon entfernt ist. Neben derselben liegt die andere, genannt la Salina grande, mit einer Oberfläche von drei Quadratmiglien, die im Sommer zum größten Theil austrocknet, und eine Lage Salz von ziemlicher Höhe zurückläßt. Der tiefste Grund dieses Sumpfes war 23 Palmen höher als das Niveau des Meeres, das zwei Miglien davon entfernt ist; von dieser Lagune wurde ein Canal ins Meer gegraben, doch nicht tief genug, so daß im Winter immer noch die Wasser sich ansammeln, um im Sommer zu versumpfen.

Digitized by Google

Von Maruggi bis Taviano, beides unbedeutende Dörflein, iſt die Küſte in einer Länge von 36 Miglien von Sümpfen verpeſtet. In dieſer ganzen Ausdehnung ſind außer der Stadt Gallipoli, welche im Meere auf einer mit dem feſten Lande durch eine Brücke verbundenen Inſel liegt, alle andere Wohnungen mehr als drei Miglien vom Meer entfernt. Die Regenbäche verſumpfen aus Nachläſſigkeit der Bewohner an Stellen, die viel höher ſind als das Meer.

Ehe die Stadt Otranto von den Türken eingenommen und zerſtört wurde, war ſie die bedeutendſte und bevölkertſte dieſer Gegend und von ihr bekam die Provinz den Namen. Seit dieſem Unglück konnte ſie ſich nicht wieder erheben, und ſeitdem die Menſchenhände fehlen, nehmen in den umliegenden niedern Gegenden die Sümpfe überhand. Die Einwohner, 2000 an der Zahl, bebauen das Land ſchlecht, und thun nichts zur Verbeſſerung der verpeſteten Umgegend. Von Otranto bis Brindiſi, 15 Miglien in der Länge, findet ſich nicht Ein Ort an der Küſte; die Dörfer liegen 3 — 4 Miglien davon entfernt. Von Brindiſi bis Monopoli, 40 Miglien, ſieht man wiederum keine Wohnung an der Küſte; nur die Gemeinden Oſtuni und Faſano ſind drei Miglien davon entfernt, die andern alle um mehr als das Doppelte. Sümpfe verbieten jeden Anbau am Meeresufer.

Brindiſi war eine bedeutende und bevölkerte Stadt, als ſie unter der römiſchen Herrſchaft als Einſchiffungsplatz für die Heere nach Aſien benützt wurde; der gegenwärtige Umfang der Stadt zeigt noch, daß ſie ehemals eine viel zahlreichere Bevölkerung enthalten hat, als gegenwärtig. Ein weiter, tiefeindringender Meerbuſen, welcher zum Theil von den Inſeln, le Pegagne genannt, bedeckt iſt, und von der andern Inſel, auf welcher das Fort des Meeres erbaut iſt, bildet den großen, äußern Hafen oder die Rhede. Der Hintergrund des Meerbuſens, der ſich zwiſchen dem Fuß der Hügel am Lande verengt, theilt ſich in zwei Buchten, welche die Landzunge umfließen, auf der die Stadt erbaut iſt, und ſo den innern Hafen bilden. Der Eingang von der Rhede in den innern Hafen war ehemals breit und tief, und es konnte bei dieſen günſtigen Umſtänden eine zahlreiche Flotte im innern Hafen Schutz finden. Die Verſandung dieſes Eingangs iſt die natürliche Folge von der Errichtung der Dämme geweſen, welche Cäſar im Krieg mit Pompejus von den beiden verengenden Hügeln aus anlegen ließ. Der Eingang verlor allmählich ſeine Tiefe, und im Laufe der Zeiten wurde er ſo ausgefüllt, daß der innere Hafen nur noch als ein See ohne Ausfluß zu betrachten war, der durch ſeine Ausdünſtungen die Bevölkerung der Stadt bis auf wenige ſchwächliche Einwohner herunterbrachte. Im Jahr 1775 ſollten auf Befehl Ferdinands I einige Verbeſſerungen angebracht werden, allein die Arbeiten wurden ganz verkehrt angegriffen, blieben ohne Erfolg, und der Hafen von Brindiſi iſt bis zur Stunde noch verſandet und nur für kleine Fahrzeuge zugänglich.

(Fortſetzung folgt.)

Die Denkmäler auf der Königsſtraße zwiſchen Indien und Perſien.

(Schluß.)

Mit dem Fortſchritt der modernen Jahrhunderte traten, zumal oſtwärts von Ceylon und dem Indus, durch die bauluſtigen buddhiſtiſchen Völkergebiete der Nepaleſen, Tübeter, Chineſen, dieſe früherhin ſymboliſch vereinigten Elemente architektoniſch auseinander: denn weſtwärts wurden ſeit den Einfällen der Mohammedaner keine Gebäude dieſer Art wieder aufgeführt. Der dichte Mauerkern der Waſſerblaſe erweiterte ſich, aus der innerſten kleinen Steinkammer zum hohlen Tempelhauſe mit dem Domgewölbe, und der innere Etagenthurm hob ſich zum äußern, ſichtbaren Thurm-Ornament, als Pyramide oder Thurm über dem Domdach, mit 7, 9 oder 13 Stockwerken, luſtig empor, weil es dreierlei Reihen jener zu durchlebenden Nidanas oder Exiſtenzen (auch Himmel) zu immer höherer Weihe gibt, deren heilige Zahlen aber keine Aenderungen erleiden. So ſind die Tempel in Nepal und Hinterindien, die durch Hodgſon und Andere unter dem Namen Tſchaitya (d. h. Tempel; dieß iſt aber auch zugleich der Name des heiligen Feigenbaums, der Banjane, Ficus indica oder auch religiosa) bekannt wurden. Endlich noch weiter im Oſten fällt oft auch die Gewölbform, die Waſſerblaſe als Tempel in den ſpäteren Jahrhunderten mehr oder weniger ganz weg, die verdunkelte Speculation verſchwindet auch in ihrem Symbol aus der Architektur, und bei dem praktiſchen Chineſen bleibt nur die Symbolik der Moral im Etagenthurm vorzugsweiſe zurück, der ſich nun überall ſelbſtſtändig in den Porcellanthürmen und unzähligen andern, als Tha in den modernen Jahrhunderten, auch ganz einſam erhebt und überall hin verbreitet hat. So konnte und mußte alſo der Sutupo oder Tha der Chineſen, der erſt mit dem Buddhakultus aus Indien nach China, als dem Foe (d. i. Buddha) geweiht, übertragen ward, zu Fa Hians Zeit ganz identiſch mit den Stupa's oder heutigen Topen, am Indus ſeyn. Selbſt das höchſte Ornament des chineſiſchen Pagodenthurms, wie aller Tſchaitya-Tempel in Nepal und Hinterindien, nämlich der Thurmknopf, muß, in der höchſten Spitze, immer noch den geweihten, ausgeſpannten Sonnenſchirm enthalten, jenen religiöſen Tſchaitah, der ſich öfter ebenfalls 7, 9 und 13mal übereinander wiederholt, und ſelbſt aus den Grottenſculpturen von Kenery auf Salſette und von Karli bekannt iſt, ja ſich als allgemeinſtes Symbol im Gepräge unzähliger der wieder aufgefundenen Münzſchätze nachweiſen läßt, ohne jedoch bis jetzt für dasjenige anerkannt worden zu ſeyn, was er wirklich urſprünglich bedeutet, wovon wir aber im Mahavamſa, wie in jeder Buddhaſculptur nach dem Buddhageſetz, und in der Legende den übereinſtimmendſten Aufſchluß nachweiſen können. Er iſt nichts Anderes, als das Symbol des fächer- und ſchirmartig ausgebreiteten, durch ſeine pantheiſtiſche Bedeutung im Sankya-Syſteme bekannt genug gewordenen heiligen Feigenbaums, unter welchem Buddha in Magadha „in gerader, unbeweglicher Haltung, mit untergeſchlagenen Beinen ſitzend, acht Tage lang in die Ewigkeitsgedanken der Buße (Dhjana),

Digitized by Google

vor seinem Eingang in Nirwâna, versank, wo er in der letzten der Nächte die Shimun, seine dämonischen Widersacher, besiegt, dann Magadhas ewigen Thron besteigt, zum vollendeten, machtvollkommenen Schakyamuni und zum unversiegbaren Lebensborne für Alle ward, um am Tage darauf als Haupt aller Bogdas in der Stadt Waranasi (Benares) das Rad der Lehre in Schwung zu setzen." Daher muß jede seiner Abbildungen, seit frühestem Anbeginn, wenn sie kirchliche Weihe haben soll, in dieser Stellung, in innerlicher Beschauung sitzend, gefertigt seyn, und Fa Hian wurde in einem der Buddha-Tempel am Ganges das erste sitzende Bild dieser Art gezeigt, das als Musterbild von vier Classen derselben, dem alle andern nachgebildet seyn mußten, damals wenigstens galt. Auf Ceylon traten die Bekehrer zum Buddhismus unter dem heiligen Feigenbaum als Lehrer auf, der deßhalb auch durch die ganze Insel gepflanzt ward; ebenso in Hinterindien. Alte javanische Goldmünzen und viele indo-skythische zeigen noch im Gepräge den heiligen Baum, der sein Schirmdach über die Tempel ausbreitet. Als Symbol tritt in die Sculptur dessen Schirmdach, bald als stehender Sonnenschirm, denn an den Stamm ist Buddha gelegt, dann als Schutzdach, Baldachin, Thronhimmel u. s. w., in den verschiedensten Formen, immer in gleicher Weise an unzähligen sitzenden Buddhafiguren hervor, und eben so in gleichem Sinne mußten die Reliquien Buddha's unter demselben schirmenden Symbole in den Dagop's ruhen, die in den Grottenskulpturen ihre einfachen, oder drei- und mehrfachen Schirme tragen. Kein Wunder, wenn nun auch in den Stupa's und Sutupo's die Spitzen aller Thürme, ja alle Tempel insgesammt, nichts Anderes als weiter entwickelte Ornamente des Schirmdachs, des Sonnenschirms, das ist, des heiligen Feigenbaums, sind, von dem der große Tschaitya-Tempel in Nepal seinen Namen hat, weil er selbst, als Ort der Anbetung, nichts Anderes als die Kirche mit der Predigt unter der heiligen Banjane darstellen soll. Dieser Grundtypus in seiner ursprünglichen Einfalt und tiefen Bedeutung ist es, der seine antike Form bald verlierend, bis zum dreizehnfachen gesteigert (weil Buddha selbst zwölf Nidana's durchgehen mußte, um in Nirwana einzugehen), doch immer noch in dem modern abgeschmacktesten und überladensten Ornamente des Sonnenschirms sich auf allen buddhistischen Bauwerken augenblicklich wieder erkennen läßt. Unstreitig zierte es einst als Gold- und Silberschmuck die Kuppel aller Topen am Indus und in Kabulistan, mit deren Herabreißen die Zerstörung der Moslemen überall begann; denn unter den minutiosen Pretiosen und kleinen Metallfiguren, im Innern jener aufgefundenen Reliquienkammern, finden sich nicht nur die Formen der Topen, en miniature, wiederholt, sondern auch die Schirm-Ornamente als Schmuck der Deckel dieser kostbaren Metallbüchsen, oder „der Karandua's," d. h. der Behältnisse, in denen die Reliquien mancherlei Art eingeschlossen noch immer, im Kleinen wie im Großen, unter demselben Schirmdach stehen.

Diese das Ganze dieser Bauwerke, im Größten wie im Kleinsten, durchdringende, religiöse, sinnreiche, architektonische Symbolik wird dadurch noch mehr erhärtet, daß sich nun auch der Inhalt jener im Kirchenstyl sogenannten Karandua's (d. i. Behältnisse im Sanskrit), nämlich der innern, wieder aufgefundenen Steinkammern, wie der Kupfer-, Silber- und Goldbüchsen mit allen darin aufgefundenen verschiedenartigen Kostbarkeiten, wie Edelsteine, Perlen, Muscheln, Krystalle, geometrische Körper, Schmuck in mannichfaltigen Formen von Kupfer, Bronze, Silber, Gold, Lapislazuli, Bernstein, nebst Aschen, Knochen, Lampen, Gemmen, kleinen Schriftrollen auf Birkenrinden u. a. m. fast vollständig aus dem Buddhagesetze von selbst erklärt. Wir sind dadurch hinreichend unterrichtet, um den stets sich wiederholenden Ausdruck in Fa Hians Pilgerreise zu verstehen, wo es in seinen Berichten von den Sutupo's oder Tha's, die in so großer Anzahl in jener Zeit in den buddhistischen Königreichen erbaut waren, gewöhnlich heißt: „daß sie mit Ornamenten von Silber und Gold geschmückt sind, mit Reliquien versehen und mit der Zuthat von allen Arten der Pretiosen." Die wörtliche Uebersetzung dieses Ausdrucks ist, nach Ab. Rémusat, im eigentlichen Sinne: „die sieben kostbaren Dinge," wo aber nur das Bestimmtere für das Unbestimmte gesetzt ist, weil der Ausdruck ein kirchlicher ist, in welchem nach gewissen Beziehungen auch Variationen eintreten können, indem es verschiedene Reihenfolgen dieser sieben kostbaren Dinge gibt, welche die Reliquien stets begleiten müssen, worüber auch die alte Lehre des buddhistischen Gesetzes, nach der symbolisirenden Auslegung, vollständigen Aufschluß gibt.

Das menschliche Gehirn.

Die Bibliothèque universelle de Genève theilt über diesen Gegenstand folgende interessante Bemerkungen mit. Das Gewicht des Gehirns eines erwachsenen Europäers wechselt von 3 Pfund 2 Unzen (Troy-Gewicht) bis zu 4 Pfund 6 Unzen; bei Männern von sehr aufgezeichneten Talenten steigt das Gewicht oft noch höher: das Gehirn Cuviers z. B. wog 4 Pfund 11 Unzen 4 Drachmen 30 Gran, das von Dupuytren, des berühmten Operateurs, 4 Pfund 10 Unzen. Das Hirn von Blödsinnigen dagegen wiegt weit weniger: das Gehirn zweier Kretinen wog das eine 1 Pfund 9 Unzen, das andere 1 Pfund 11 Unzen. Das Gehirn der Frauen ist leichter als das der Männer, und wechselt von 2 Pfund 8 Unzen bis 3 Pfund 11 Unzen. Die durchschnittliche Verschiedenheit ist wenigstens 4 bis 8 Unzen, und diese Verschiedenheit ist bei Kindern vom Augenblick der Geburt an bemerklich. Das Gehirn gelangt im siebenten oder achten Jahre zu seiner vollständigen Entwicklung. Es ist wahrscheinlich, aber nicht völlig erwiesen, daß das Gehirn in einem sehr fortgeschrittenen Alter an Gewicht und Umfang abnimmt, und daraus mag sich wohl die Schwächung der Geisteskräfte erklären, von der das Alter gewöhnlich begleitet ist. Daß zwischen dem absoluten Gewicht des Gehirns und der Entwicklung der geistigen Fähigkeiten ein inniges Verhältniß besteht, kann nicht geläugnet werden.

Kara-Aly, der Räuber bei Kasan.

(Fortsetzung.)

Ich nahm sofort 200 Fußsoldaten und die 50 Kosaken und schlug den Weg nach dem genannten Berg ein. Am Fuße des Pfades,

Digitized by Google

der hinanführt, angelangt, ſtellte ich, um jeden Ausweg abzuſchneiden, die Koſaken und hundert Mann Fußvolk ringsherum auf, und ſetzte mich in Begleitung der übrigen hundert Mann auf dem ſchmalen Wege, der zu der Höhle führte, die Mudrum bezeichnet hatte, in Marſch. Kaum hatten wir einige Schritte gethan, als wir einem Manne die Flucht abſchnitten; bald hörten wir einen Flintenſchuß, auf den faſt gleichzeitig ein beſſer unterhaltenes Abfeuern folgte. Mehrere meiner Soldaten wurden verwundet, drei ſogar plötzlich getödtet; unſer Marſch aber ward dadurch nicht aufgehalten, und in weniger als einer Stunde hatten wir die Höhle erreicht. Das Feuern hörte nun plötzlich auf: ein großer und ſchwerer Stein vertheidigte den Eingang; wir hoben ihn weg und drangen mit gefälltem Bajonnett in die Dunkelheit. Die Teufelshöhle war gänzlich verlaſſen; vor dem Feuer befanden ſich ganz zubereitete Nahrungsmittel, doch kein lebendiges Weſen war in dieſer unterirdiſchen Behauſung geblieben. Horchend, hörten wir den dumpfen Widerhall von Pferdegetrapp und Ruf, die unter der Erde hervor zu kommen ſchienen. In der Unwiſſenheit ihres Aberglaubens fingen unſere Soldaten an bedenklich zu werden, indem ſie glaubten, wir führten wider hölliſche Geiſter Krieg; glücklicherweiſe entdeckten wir einen Ausgang, der auf die entgegengeſetzte Seite führte. Dieſer Ausgang, der abhängig war, erweiterte ſich allmählich; bald drang Tageshelle herein, und wir erkannten die Fußſtapfen der Pferde. Endlich traten wir in den Niedergrund heraus. Hier ſahen wir unſere Koſaken Herr von vier leicht verwundeten Räubern und einer Frau, die, wie jene, zu Pferde die Flucht verſucht hatte. Wir durchſuchten die Höhle, konnten aber nur Waffen, verſchiedene Trachten, Mundvorräthe und reiche Stoffe entdecken. Geld fand ſich keines, und die über den Ort, wo der Schatz niedergelegt ſeyn ſollte, befragten Räuber antworteten einſtimmig: „Der Khan und Gott allein wiſſen, wo das Geld iſt.“ (Den Titel Khan gaben ſie Kara-Aly.) Die Gefangenen wurden ſofort nach Zaraſk geführt. Man unterrichtete Kara-Aly von dem Reſultat der Expedition und von der Gefangennehmung ſeiner Mitſchuldigen, worauf er ſich als letzte Gunſt erbat, man möge ihm ſeine liebe Fazry zeigen. „Geſtehe, antwortete ich ihm, wo dein Schatz verborgen iſt, und ich werde Fazry vor dir erſcheinen laſſen.“ Statt aller Antwort aber ſchüttelte er den Kopf und ließ ſeufzend dieſe Worte fallen: „Gottes Wille geſchehe!“ Von nun an konnte man keine weitere Andeutung hierüber von ihm mehr erlangen. Geſchehen am 8 November 1857 in der Stadt Zaraſk.

(Unterz.:) Tiédor Trazof, Bezirkaſſeſſor von Zaraſk.

Verhör Kara-Aly's durch den Capitän Jsprawnik.

Der Capitän Jsprawnik: „Sagt Eure Namen und Vornamen und Euren Geburtsort.“

Kara-Aly: „Wie Gott der einzige Gott und Muhammed ſein Prophet, ſo bin ich der alleinige und einzige Abkömmling der Sultane von Kaſan; mein Vater iſt Kurby, der Sultan, und meine Mutter Fatma, die Schweſter Ruſſtram-Bey's. Am 15 September 1803 ſah Kaſan die Geburt des Sprößlings ſeiner Herrſcher.“

Capitän: „Ihr betrüget die Gerechtigkeit. Ruſſtram-Bey bewies, daß Ihr nur der Sohn der Amme ſeyd, der er ſeinen kleinen in frühem Alter geſtorbenen Neffen anvertraut hatte.“

Kara-Aly: „Ruſſtram-Bey log wie ein ungetreuer Hund. Er bemächtigte ſich meines Vermögens, wie Euer Czar ſich meines Königreichs. So hat ſtets der Stärkſte Recht. Und ich, an der Spitze meiner Tapfern, hatte Recht, wenn ich einem Reiſenden begegnete.“

Frage: „Wie wurdeſt du in dem Hauſe Ruſſtram-Bey's behandelt?“ Antwort: „Wie das letzte der Hausthiere. Ruſſtram-Bey, Jsmail und Edigy, ſeine Söhne und meine Vettern, marterten meine Tage. Nur die ſchöne Fazry, die Tochter meines Unterdrückers, ſäete Roſen des Troſtes auf die Neſſeln meines Lebens. Noch ein Kind, ſagte ſie mir ſtets: „„Aly, du biſt unglücklich wie ein Gebüſch inmitten der Wüſten; ich liebe dich!““ Und hier wiſchte ſich der wilde Räuber eine Thräne ab.

Frage: „In welchem Alter wurdeſt du Soldat, und warum warf dich dein Herr in die Reihen der Armee?“ Antwort: „Mein Herr! er war mein Herr, wie der Wolf der Herr des jungen Zicklein's iſt, das noch nicht laufen kann; er war mein Tyrann. Fazry war vierzehn Jahre, ich fünf und zwanzig Jahre alt; er ſah, der Narr, daß unſere Herzen nur Eines bildeten. Gold und Silber links und rechts ausſtreuend, ließ der alte Bey mich knebeln wie ein Rothwild, und machte mich zum Soldaten, mich, der ich ſein geſetzmäßiger Herrſcher bin.“

Frage: „In welchem Regiment dienteſt du?“ Antwort: „Im Regiment der Dragoner von Niſchneinowgorod. Während fünf Jahren ſäete ich den Tod in die Reihen der Tſcherkeſſen; mein Säbel ſchlug den Feinden deines Czars mehr Köpfe ab, als du Haare auf deinem Haupte haſt; ich wäre beim Regiment geblieben, hätte der Krieg noch fortgedauert, denn der Krieg gefiel mir wie das Gold dem Geizigen; man ſperrte uns aber in eine Stadt ein, die Langweile verzehrte mich, und ich ging davon, um Fazry zu ſehen, den Stern meines Heils.“

Der Capitän verlas dem Kara-Aly folgenden Bericht des Auditors des Dragoner-Regiments von Niſchneinowgorod: „Kara-Aly, Muhammedaner, Soldat im Dragoner-Regiment von Niſchneinowgorod: in den Gefechten betrug er ſich tapfer, wie es ſich einem ruſſiſchen Soldaten geziemt; in der Garniſon aber zeigte er ſich ungehorſam, und überließ ſich gewöhnlich der Trunkenheit. Am 16 März 1854 ließ der Lieutenant Krylſow in dem Augenblick, wo das Regiment in Tiflis ankam, Kara-Aly wegen einer ſubordinationswidrigen Handlung beſtrafen. Der mit Recht beſtrafte Soldat deſertirte am folgenden Tage, ward aber bald zu Wladikaukas eingefangen. Wegen dieſes Vergehens beſtraft, mußte er ins Hoſpital geſchickt werden. Hier ſprang er in Gegenwart des Inſpectors des Hoſpitals aus einem Fenſter und entrann der Verfolgung der Soldaten. Doch auch dießmal ward er ſpäter zu Aſtrachan wieder feſtgenommen. Im Augenblick, wo er Spießruthen laufen ſollte, ließ ihn der Fürſt Baratynski, Major des Regiments, in ſein Zimmer kommen, und fragte ihn über die Art und Weiſe, wie er das erſtemal entfloh. Unterdeſſen hatten Soldaten die Wache vor der Thüre; Kara-Aly erzählte, wie der Inſpector des Hoſpitals geſtanden, wo er ſich ſelbſt befand, dann näherte er ſich, Alles erklärend, wie die ganze Scene ſich zugetragen, dem Fenſter, und, als wollte er ſeine Erzählung pantomimiſch bekräftigen, ſprang er eiligſt auf die Straße. Nachdem der erſte Augenblick der Ueberraſchung vorüber, eilte man zu ſeiner Verfolgung; allein man fand ihn nicht mehr. In derſelben Nacht ward ein Pferd des Majors Baratynski geſtohlen, und zwei Ordonnanzſoldaten wurden ermordet gefunden.“ (Fortſetzung folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 89.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 März 1838.

Die Medicin bei den Hindus.

Der bekannte Royle, welcher für die Botanik des Himalaya und Indiens überhaupt so viel gethan hat, und jetzt als Professor am King's College angestellt ist, hat als Einleitung zu einem Cursus von Materia medica und Therapeutik ein Memoire über das Alterthum der Medicin in Indien bekannt gemacht, woraus das Athenäum Bruchstücke mit kritischen Bemerkungen begleitet, mittheilt; aus diesen Bemerkungen theilen wir Nachstehendes mit.

Die Asiaten, welche Wissenschaften und Künste nach Griechenland brachten, verloren, wie es scheint, den größern und bessern Theil ihres Wissens auf ihrem langen Wege, und mußten eine neue Laufbahn von Erfindungen beginnen. Um das Verlorene wieder aufzufinden, reisten mehrere der berühmtesten Griechen zu den civilisirteren Nationen des Ostens, und brachten Keime des Wissens mit zurück, welche später auf ihrem eigenen Boden üppig empor blühten. Der Stolz und die Vorurtheile der Griechen veranlaßte sie, eine Menge Erfindungen und Künste, die sie von den civilisirteren Zeitgenossen empfangen hatten, sich selbst zuzuschreiben. Die literarische Welt Europa's war nicht wenig erstaunt über die neuen Entdeckungen im Gebiete des ägyptischen Alterthums, welche die enge Abhängigkeit Europa's von den Asiaten in Bezug auf Werkzeuge, Architektur, Skulptur, und selbst hinsichtlich der Formen der gewöhnlichsten Geräthschaften bewies. Die Gründung der englischen Herrschaft in Indien, durch welche die Schätze der orientalischen Gelehrsamkeit aufgethan wurden, hat hinsichtlich der Philosophie, der Religion und der Wissenschaft der Griechen beinahe dasselbe Zeugniß dargeboten und gezeigt, daß lange vor der Epoche ihrer Civilisation ihre Meinungen und angeblichen Entdeckungen in diesem Gebiete des Geistes unter den Hindus bekannt waren. Um dieses wider Willen aufgenommene Zeugniß abzulehnen, bestritt man das Alterthum der indischen Nachrichten, und behauptete, die griechische Wissenschaft sey nicht von Osten gekommen, sondern von Griechenland vermittelst der Araber zu den Hindus gelangt. Die übertriebenen Ansprüche der Hindus auf ein hohes Alter erweckten den Gegensatz, und einige Kritiker versuchten die Aera der indischen Wissenschaft in eine sehr neue Zeit zu versetzen. Gegen eine solche Annahme läßt sich anführen, daß die Aegyptier unzweifelhaft ein hoch civilisirtes Volk waren, lang ehe auch nur der Grund zu dem jüdischen Volke gelegt wurde. Aber physiologische Gründe beweisen, daß die Aegyptier kein afrikanischer Stamm und mit den Hindus nahe verwandt waren, während geographische Gründe es fast gewiß machen, daß sie nicht aus dem Westen kamen. Die Wahrscheinlichkeit spricht also dafür, daß sie waren, was ihre Physiognomie andeutet, eine Hinducolonie, und daß sie zum Mindesten die Grundlagen ihres gesellschaftlichen Systems und ihrer Künste aus einem Lande von noch älterer Civilisation mitbrachten. Die in Aegypten vorherrschende Unterscheidung der Kasten scheint dieß zu bestätigen.

In dem bestimmten Gegenstande, welchen Hr. Royle behandelt, ergeben sich entschiedene Andeutungen eines hohen Alters indischer Wissenschaft: philosophische Lehren mochten so gut von Indien nach Griechenland, als von Griechenland nach Indien wandern, aber der Fall ist anders bei Gegenständen der Naturgeschichte; tropische Gewächse wandern nicht von Norden nach Süden, sondern von Süden nach Norden, und was von tropischen Arzneigewächsen in Griechenland bekannt war, mußte also aus Asien nach Griechenland gewandert seyn. Daß eine Schule der Medicin in Hindustan vor Dioscorides und selbst vor Hippokrates bestand, läßt sich somit beweisen. Wir können hier freilich nicht in die mannichfaltigen Nachweise eingehen, welche Hr. Royle zur Unterstützung seiner Ansicht beibringt, denn zu diesem Zwecke durchforschte er die Geschichte der Medicin bei Persern, Arabern und Griechen, die alle viel von den Hindus entlehnten, deren Wissenschaft demnach in eine frühere Zeit, als die der genannten Völker, zurückgehen muß. Er führt eine Menge Umstände aus der indischen Literatur an, um zu beweisen, daß nicht nur die Medicin, sondern auch die Philosophie, die schönen sowohl als die nützlichen Künste und die Mathematik in einer sehr frühen Zeit betrieben wurden, auch geht er in die Einzelnheiten des frühern Handels ein, und bringt zahlreiche Beweise herbei, daß die Aegyptier, Phönicier, Juden und Araber in stetem Verkehr mit Indien standen. Die frühesten indischen Werke über Medicin sind im Ayur-Veda enthalten, und gelten

Digitized by Google

alſo bei den Hindus als das Werk Brama's. Dieß deutet zum Mindeſten auf ein hohes Alter; aber nach dem Ayur-Veda war damals die Medicin in verſchiedene Zweige getheilt und ſehr cultivirt. Hinſichtlich der Zeit dieſer Schriften ſind wir auf Vermuthungen beſchränkt, aber das hohe Alter des Sanskrit, als einer gebildeten Sprache, iſt jetzt zugeſtanden, und die fraglichen Schriften wurden vor dem chriſtlichen Zeitalter aus dem Sanskrit ins Tamuliſche überſetzt. Da ferner der Buddhismus, welcher als eine Reform des Bramaismus betrachtet wird, aus dem 6ten Jahrhundert vor Chriſtus ſtammt, und die Vedas keine Spur von Buddhismus enthalten, ſo müſſen wohl dieſe Bücher vorher geſchrieben ſeyn, und obgleich das vierte, welches von Medicin handelt, aus einer ſpätern Zeit, als die übrigen iſt, ſo enthalten doch alle Andeutungen eines blühenden Zuſtandes der Wiſſenſchaften. Um das Alterthum der indiſchen Medicin nachzuweiſen, hat Hr. Royle die Schriften der Araber durchforſcht, und mit hoher Wahrſcheinlichkeit nachgewieſen, nicht nur, daß die Araber viel von ihrer Medicin, ſondern auch von ihrer Chemie aus indiſchen Quellen ſchöpften. Ueber den Inhalt indiſcher Werke über Medicin bemerkt er, daß bis jetzt kein vollſtändiges Werk und nur wenige einzelne Stellen in irgend eine europäiſche Sprache überſetzt worden ſeyen, und fügt hinzu: „in ihren Werken finden ſich alle Theile der Medicin behandelt; neben einer ſtark aus der Einbildung geſchöpften Anatomie und Phyſiologie, und einer abgeſchmackten Rückſichtsnahme auf Zahlen, findet man Nachrichten über Gifte und Gegengifte, Erwähnungen von Weiber- und Kinderkrankheiten, nebſt werthvollen Bemerkungen über Chirurgie, Materia medica und Pharmacie. Man wird nicht wenig erſtaunt ſeyn, unter den großen Operationen dieſer Chirurgen des Alterthums auch den Stein- und Kaiſerſchnitt zu finden, und zu hören, daß in ihren Werken nicht weniger als 128 chirurgiſche Inſtrumente beſchrieben ſind. In Betreff der Medicin finden ſich Schilderungen der Zahl, des Urſprungs und des Sitzes der Krankheiten, ſo wie ihrer Symptome und ihrer Diagnoſe, begleitet von zahlreichen Anweiſungen in Betreff der Diät und Behandlung. Hinſichtlich ihrer Materia medica kann man kein ſonderlich günſtiges Urtheil fällen, und Profeſſor Wilſon macht die Bemerkung, daß je neuer ein Werk iſt, deſto zuſammengeſetzter die darin angegebenen Mittel ſind.“

Was den Umſtand betrifft, daß in europäiſchen Schriftſtellern ſich ſo wenig Spuren von indiſcher Wiſſenſchaft finden, ſo macht Hr. Royle darüber die Bemerkung: „ſo bedeutend auch die Arzneikunde der Hindus war, und einen ſo großen Einfluß ihre Materia medica ausübte, ſo wird ihrer doch in der Geſchichte der Medicin nicht erwähnt, was ſeinen Grund bloß in der geographiſchen Lage Indiens in Bezug auf Europa, und in der gänzlichen Unbekanntſchaft mit dem Sanskrit hat, was bis in unſere Zeit fortdauerte; denn wenn der Name, ſelbſt der berühmteſten indiſchen Schriftſteller, ſich einem modernen Schriftſteller darbot, wurde er ohne weitere Unterſuchung übergangen.“

Ein Beitrag zur natürlichen Beſchreibung des Königreichs Neapel.

10. Das Flußgebiet in der Provinz Terra di Bari.

Unter dieſem iſt derjenige Strich Landes zu verſtehen, der auf dem rechten Ufer des Ofanto, von ſeinem Urſprung an gerechnet, liegt, und ſüdlich von dem Gebirgszuge begränzt wird, der ſich von Carmine di Avigliano bis Monopoli, am Meere gelegen, hinzieht, ſomit enthält er außer der Provinz Terra di Bari noch einen ziemlichen Theil der Baſilicata. Im obern Thalgebiet nimmt hier der Ofanto die Flüßchen Atella und Olivento auf; zwiſchen dieſen befindet ſich ein ausgedehnter Diſtrict, welchen der Vulture, ein erloſchener Vulcan, beherrſcht. An dem Fuß desſelben liegen auf verſchiedenen Seiten die Gemeinden Atella, Rionero, Barile, Rapolla und Melfi (dieſes in der Provinz Principato ultra), und auf dem rechten Ufer des Olivento die zwei andern Ripacandida und Ginestra. Dieſe ſämmtlichen Gemeinden, die zuſammen gegen 32,000 Einwohner haben, liegen nahe bei einander auf einem kleinen Raum. Von dem genannten Melfi ſieht man in der Richtung von Aſcoli eine Verzweigung von Hügeln, welche gegen den Ofanto hin in eine Ebene ſich herabſenken, die von dem Olivento durchſchnitten wird. Dieſe Ebene, wohl die fruchtbarſte jenes obern Thalgebietes, iſt ohne Bevölkerung wegen der Ausdünſtungen, die vom Ofanto und Olivento herkommen.

Vom Carmine di Avigliano gegen Nordoſt bildet das Land eine Hochebene, auf welcher ſich Hügel mit ſanfter Abdachung erheben. In dem weiten Diſtrict, welcher von Forenza über Minervino bis Canoſa ſich ausdehnt, und von dem Ofanto und der obigen Ebene begränzt wird, befinden ſich die Gemeinden Forenza, Maſchito, Venoſa, Lavello, Palazzo, Montemilone, Spinazzola und Minervino, die zuſammen gegen 40,000 Einwohner haben. Der Boden dieſes Diſtricts iſt äußerſt fruchtbar, aber zum Theil pflanzt man hier ausſchließlich Getreide, und zum Theil iſt er verſchloſſen, wo er zum Tavoliere di Puglia gehört. An dieſen Diſtrict ſtößt ein anderer noch ausgedehnterer, der zur Gränze hat Canoſa, Minervino, Gravina, Altamura, S. Eramo, Caſſano, Bitonto, Ruvo, Carato und Andria, er enthält wohl mehr als 500 Quadratmiglien, und iſt völlig ohne Bevölkerung. Blos zur Weide iſt er tauglich, und gehört auch einem großen Theile nach zum Tavoliere di Puglia.

Während das Flußgebiet der Terra di Bari ſolche ausgedehnte, entvölkerte und unbebaute Strecken enthält, hat es dagegen am Ufer des Meeres einen Streifen Landes von Monopoli bis Barletta, 56 Miglien lang und 10 Miglien breit, aufzuweiſen, wo ſich in großen, nahe aneinander liegenden Gemeinden beinahe die ganze Bevölkerung der Provinz von 430,000 Seelen befindet. Obgleich in dieſem ganzen Streifen kein beſtändig laufendes Waſſer ſich findet, ſo muß man doch ſtaunen über den Fleiß und die Betriebſamkeit, mit der dieſes Land angebaut iſt. Wo man auf Quellwaſſer in angemeſſener Tiefe ſtößt, da wird es aus Brunnen zur Bewäſſerung der Felder benützt. Ganz allgemein iſt der Gebrauch des Düngers einge-

Digitized by Google

führte, und man benützt dazu zweckmäßig das Meergras, welches das Meer in großer Menge an die Ufer des adriatischen Meeres antreibt. In Molfetta verbrennt man auch das Meergras, um Soda daraus zu gewinnen. Die übrigen Gemeinden dürften wohl diesem Beispiel Molfettas folgen, zumal Mola di Bari, wo an der Küste kleine Hügel von Meergras aufgehäuft liegen, welche, wenn sie in Gährung übergehen, die Luft ungesund machen.

Alle die bevölkerten Städte der Terra di Bari am Meer haben eine besondere Vorliebe für den Handel, unterhalten eine zahlreiche Marine, und pflegen mit eigenen Schiffen die Producte des innern Landes zu verschiffen. Bari, Molfetta, Biceglie, Trani und Barletta haben mit großem Aufwand jede sich einen eigenen Hafen gegründet; allein von Bedeutung sind diese Häfen nicht, sie sind sämmtlich statt mit Pfeilern und Bogen, nur mit einem Damm versehen, und deßhalb, an jener Küste zumal, der Versandung ausgesetzt. In Bari und Barletta wenigstens sollten tiefere Häfen seyn, um auch größere Kauffahrteischiffe aufnehmen zu können.

Die Provinz Terra di Bari hat an Flüssen nur den Ofanto, den Gränzfluß gegen die Capitanata und den Bergbach Locone, der sich in denselben ergießt. In dem ganzen übrigen Lande sieht man nur zur Regenzeit Bäche fließen, deren Wasser übrigens nur dann das Meer erreicht, wenn es besonders anhaltend regnet. Da sich deßhalb nirgends Sümpfe noch stehende Wasser sammeln, so ist die Luft überall gesund, mit Ausnahme derjenigen Theile dieses Flußgebietes, welche sich in der Nähe des Ofanto befinden. Die Provinz Terra di Bari zeichnet sich nicht bloß durch ihr gesundes Klima und ihre Fruchtbarkeit, sondern auch durch den emsigen Fleiß und die rege Betriebsamkeit der Bewohner vor den andern Provinzen aus. Oelbäume, Carrubben (Johannisbrodbaum) und andere fruchttragende Bäume liefern viele Erzeugnisse. Auch an Cerealien aller Art ist Ueberfluß vorhanden.

Die Städte Barletta und Bari sind bei der Vereinigung vieler günstigen Verhältnisse die natürlichen Märkte für diese Producte. Barletta liegt am Meer, drei Miglien von Ofanto, hat in Vergleich mit den andern einen bessern Hafen, seine Bevölkerung beläuft sich auf 20,000 Seelen, und seine Markung ist ausgedehnt und sehr fruchtbar. Gegenwärtig senden die Hälfte der Ebene der Capitanata, wenigstens der dritte Theil der Provinz Bari und der Theil der Basilicata, der gegen das adriatische Meer abfällt, ihre Producte zur Einschiffung nach Bari. Um den Transport zu erleichtern, wurde erst kürzlich die Straße von Barletta nach Canosa in der Länge von 12 Miglien, und die andere nach Andria von 7 Miglien hergestellt. Auf diese Weise können nun alle Orte in dem District, der von der Carapella und den Linien von Ascoli über Lavello nach Giovenazzo begränzt wird, in Einem Tage mit ihren Producten auf lauter Straßen, die sanft gegen das Meer hin sich neigen, nach Barletta fahren und sie dort verkaufen.

Die Stadt Bari, auch am Ufer des Meeres, liegt beinahe in der Mitte der Küste, 32 Miglien von Barletta und 26 Miglien von Monopoli entfernt. Sie ist der Hauptort der Provinz; ihre Bevölkerung beläuft sich über 21.000 Seelen; ihre Markung ist ausgedehnt, fruchtbar und wohl bebaut; ihr Hafen kann Schiffe mit 60 bis 80 Tonnen aufnehmen. Die Hauptstraße von Neapel über Foggia geht über Bari noch bis Mola, und soll noch bis Polignano fortgesetzt werden. Von Bari gehen noch zwei Straßen aus, die eine nach Gravina, die andere nach Taranto, welche beide die sogenannte Strada Mediterranea durchschneiden, die mit der Küstenstraße in einer Entfernung von 8 bis 10 Miglien parallel läuft, und alle die Gemeinden untereinander verbindet, welche in dieser Entfernung vom Meere liegen. Auf diese Weise bildet Bari den Stapelplatz für die Erzeugnisse von zwei Districten der Provinz und bis in die Gegend von Gravina und Altamura hinauf.

(Schluß folgt.)

Kara-Aly, der Räuber bei Kasan.

(Fortsetzung.)

Der Capitän fuhr fort: „Kara-Aly, ist dieß wahr?" Kara-Aly: „Ja, ich beging diese beiden Morde und diesen Diebstahl."

Capitän: „Was veranlaßte dich, dieses dreifache Verbrechen zu begehen? Sage die Wahrheit."

Kara-Aly: „Meine Lippen sind rein von Lüge, wie die Sonne rein ist von den Flecken der Wolken, die augenblicklich ihre Stirne umdüstern. Der Auditor sagte die Wahrheit über mein Verbrechen; aber das sagte er nicht, daß, als ich einen so schrecklichen Entschluß faßte, mein Rücken noch von den Ruthen- und Stockschlägen zerrissen war, womit man mich ungerechterweise bestraft hatte. Ich rettete mich aus der Wohnung des Majors Barakynski in seinen Stall. Niemand dachte daran, mich hier zu suchen, und ich blieb da bewegungslos unter der Krippe. Die Nacht trat ein; Iwan und Havrilo, zwei Ordonnanzsoldaten des Majors, lagen im Stalle. Ich nährte einen gerechten Haß gegen diese Soldaten; es waren zwei Zeige, die mich mehrmals angegeben hatten. Die Nacht war düster, keine Zeugen, ein Yatagan war da; ich sagte mir: dieß sind zwei Giaurs, Muhammed wird mich segnen! und ich tödtete sie. Ich nahm das Pferd des Majors: eine Stunde später athmete ich die Luft der Freiheit."

Frage: „Wo warst du seit dieser Zeit?" Antwort: „In einem Lande, das nicht deinem Czar gehört."

Frage: „Was thatest du endlich seit diesem Augenblick, Räuber?" Antwort: „Dieß geht dich nichts an; erspare dir übrigens deine Drohungen, denn ich werde dir nicht mehr antworten."

Hier gesteht der Capitän Jéprawnik, daß er nothgedrungen seine Zuflucht zur Milde nehmen müsse, um Geständniße von diesem Manne zu erhalten, und daß einzig diese Betrachtung den Kara-Aly der Züchtigung entziehe, welche seine unverschämten Worte verdienen; er nimmt dann das Verhör wieder auf: „Wohlan! sage, wann kamst du nach Kasan und was thatest du dort?" Antwort: „Ich kam im Jahre 1838 im Monat October dahin; ich hatte Gold und Edelsteine; ein Sultan hat keine schönern Diamanten." Frage: „Wo verschafftest du dir diese Diamanten?" Antwort: „Das geht dich nichts an. Ich erwarb sie nicht auf russischem Gebiet. Höre, wenn du willst, meine Geschichte; denn meine Zunge und mein Herz fordern, daß ich spreche. Nussiram-Bey war im Zimmer bei der schönen Zajry.....

Digitized by Google

Sahst du ihre Augen, schwarz wie Gagath und glänzender als die Sonne? sahst du ihre Haare, schwärzer und leuchtender als das Gefieder des Raben? hörtest du das sanfte Murmeln ihrer klagenden Stimme? Wenn du sie kennst, so weißt du, ob sie würdig ist angebetet zu werden wie eine Houri, wie die eigene Tochter Muhammeds. Ich liebte sie, und sie liebte mich auch. War ich damals nicht glücklicher als dein Czar? Als ich eintrat, erkannte mich Nuffiram-Bey nicht; aber Jazyy erkannte mich alsbald, obschon mein Gesicht große Spuren der Veränderung trug. Im Lenze meiner Jahre war ich abgereist, ein unglücklicher Sklave! Im Sommer meines Lebens kam ich zurück, reich, stolz, wie es einem Tataren-Khan geziemt. „Kara-Aly!" rief sie, und stürzte in meine Arme; „meine Treue bewahrt' ich dir und harrete stets deiner Ankunft."

Nuffiram-Bey erhob sich nun. „Nuffiram-Bey," sagte ich ihm, ihn betrachtend, „demüthige dich vor deinem Herrn! demüthige dich in Gegenwart deines Herrschers! Da, hier ist Gold!" Und ich warf ihm eine Handvoll Gold und Diamanten hin. „Behalte mein Vermögen, ich nehme Jazyy mit mir. Geh! wir sind geschieden!" Statt aller Antwort pfiff er, ergriff seinen Säbel und stürzte auf mich. Ich parirte seine Hiebe, ohne ihn anzugreifen; als aber seine zwei Söhne eintraten, galt es Tod um Tod. Muhammed begünstigte mich! Gott wollte es! alle drei fielen sie unter meinen Hieben! Gleich im ersten Augenblick des Kampfes war Jazyy in Ohnmacht gesunken; ich nahm sie unter meine Arme, um sie vom Orte des Blutbades wegzubringen. Beim Heraustreten aus dem Hause begegnete ich zweien Dienern des Bey's. Mukrum war mein alter Camerad, Nadir mein Feind. Dem erstern sagte ich: „Mukrum, zu Pferd! und komm' mit mir!" Dem zweiten gab ich einen Hieb mit dem Yatagan, er starb, und mit meiner kostbaren Bürde beladen reiste ich mit Mukrum ab; wir schlugen unsern Weg nach der Höhle Mustapha-Idris ein. — Frage Jazyy, ob sie glücklich war!".... Bei diesen letztern Worten zerfloß der Räuber in Thränen.

Frage: „Was thatest du seitdem?" Antwort: „Die Krieger begegneten mir, und ich führte Krieg mit deinem Czar." Frage: „Du ermordetest drei Officiere, zwei Beamte und zehn Soldaten?" Antwort: „Ja, du sagst Wahrheit. Ich tödtete sie insgesammt mit eigener Hand; dein Czar bediente sich seiner Soldaten, um die meinigen zu ermorden; jetzt triumphirt er, und ich bin entthront!"

Capitän: „Du plünderteſt, beſtahlſt, brandſchatzteſt die Bewohner des Landes."

Kara-Aly: „Ich plünderte, ja; ich bedurfte Mundvorräthe, Kleider, Gold; sie hatten's, ich hatte es nicht. Was die Diebstähle betrifft, so lügst du, Kara-Aly versteht nicht zu stehlen; er versteht zu tödten, zu plündern, denn das ist das Geschäft eines Kriegers, eines Khans!"

Der Capitän verlas nun dem Kara-Aly Diebstähle, die von seiner Bande begangen wurden, und aus denen wir die Namen übergehen, da sie kein Interesse bieten. Es sind Plünderungen von Häusern, Raub auf offener Straße mit bewaffneter Hand u. s. w. Kara-Aly gesteht Alles, und erklärt sich für den einzigen Urheber derselben. Als der Capitän zu dem Berichte Tiédor Trazoss kommt, lächelt Kara-Aly und sagt: „Ich amusirte mich vier Monate lang auf Unkosten dieses Helden, der mich suchte. Ich befand mich mehrmals bei ihm; er ist es, der eines Tages in einer Schenke erzählt hatte, er habe 17,000 Rubel; ich spottete dieses Pollirens; allein ich erkenne jetzt die Wahrheit des Sprüchworts, das da sagt: „verachte eine Raupe nicht, sie kann dir schaden." Trazoss hat jetzt seine Genugthuung, und wir sind quitt, ich hege keinen Groll gegen ihn."

Capitän: „Aus wie viel Mann bestand die Bande?" Kara-Aly: „Aus fünf, die verhaftet wurden, ich war der sechste." Capitän: „Hattest du Verbindungen mit den Bewohnern des Landes?" Kara-Aly: „Nein!" Capitän: „Wo verbargst du deine Schätze?" Kara-Aly: „Ich werd' es nicht sagen. Eines Tages wirst du sehen, daß mein Erbe die Erbschaft, die ich ihm hinterlasse, gut anwenden wird."

Hier endigt sich das Verhör, und der Capitän Hyprawnik fügt als Note bei: „Weder Milde, noch Drohungen, noch Entbehrungen, noch Strafe konnten ihm andere Bekenntnisse entreißen."

(Unterzeichnet:) Joukof, Secretär.

Auszug aus dem Verhöre Mukrums.

Mukrum ist ein Tatar, um zwei Jahre älter als Kara-Aly; er war im Dienste Nuffiram-Bey's, und gesteht, daß er Kara-Aly folgte, und an den Raubthaten, Plünderungen u. s. w. Theil nahm. Allein er sagt, daß, wenn es sich darum handelte, Jemanden zu tödten, Kara-Aly dieß Geschäft übernahm. Er erzählt, daß die Bande den Kara-Aly als wahren Khan, und Jazyy als seine Frau betrachtete. Ein vollkommenes Einverständniß herrschte unter den Liebenden, und Jazyy erfuhr nie etwas von dem Tod ihres Vaters und ihrer Brüder, eben so wenig, in welchem Lande sie sich befinde. Kara-Aly sagte ihr, ihr Vater und ihre Brüder lebten in Kasan und sie selbst sey mitten in den Gebirgen von Kirgis-Kasch. Kein Räuber wagte es, ihr diesen Irrthum zu benehmen, denn Kara-Aly hatte einen guten Yatagan und war schnell im Bestrafen. Mukrum stimmt mit Kara-Aly in Betreff der Zahl der Räuber überein; er behauptet gleichfalls, daß sie keine Verbindungen mit den Bewohnern hatten, und versichert, Geld und Schatz seyen nur dem Führer bekannt. Er blieb bei dieser Erklärung.

Drei der in der Teufelshöhle verhafteten Räuber, Kendschibek, 26 Jahre, Mumaj 24 und Suharin 20 Jahre alt, sind Kirgis-Kaisaken, Deserteure des 10ten uralischen Kosaken-Regiments. Sie sagen sie seyen, zur Auskundschaftung Kara-Aly's abgeschickt, von ihm zu Gefangenen gemacht worden und von freien Stücken in seinem Dienste geblieben. Ihre Aussagen stimmen größtentheils mit denen Mukrums überein. Iwan Rudtschenko, 52 Jahre alt, Uralkosak vom 10ten Regiment, gehört in dieselbe Kategorie wie die drei vorhergehenden, und seine Erklärung stimmt mit der ihrigen überein. Allein er versichert, daß von Zeit zu Zeit die Kara-Kirgis (schwarzen Kirgisen, die unabhängig sind) Kara-Aly besuchten, und daß Letzterer öfters zehn Tage lang abwesend war. Bei der Confrontation Kara-Aly's mit Rudtschenko läugnet jener Alles, und diesen ergriff ein solcher Schrecken, daß er seine Aussage nicht zu wiederholen wagte, die übrigens die andern Angeklagten nicht bestätigen.

(Schluß folgt.)

Das außerordentlichste Beispiel von langer Lebensdauer von Pflanzen ist folgendes: Hr. Houlton hat der medicinisch-botanischen Gesellschaft von London angezeigt, daß eine Zwiebel, die man in der Hand einer ägyptischen Mumie fand und die über 2000 Jahre alt war, bloß gelegt, wieder eingegraben wurde, und mit voller Kraft ausschlug; die erzeugte Pflanze gleicht der unsern völlig.

München. In der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 90.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

31 März 1838.

Ein Beitrag zur natürlichen Beſchreibung des Königreichs Neapel.

11. Das Flußgebiet des Crati, Neto und Corace.

Die Kette der Apenninen lagert ſich bei ihrem Eintritt in die Provinz Calabria Citeriore in großen und hohen Maſſen, deren nördliche Abdachung ihre Waſſer in den Sieno, die weſtliche in die Flüßchen Noce und Lao, und die öſtliche in einige andere Flüßchen ergießen, die nach kurzem Laufe ſich mit dem joniſchen Meer vereinen. Von der genannten Gruppe geht die Kette gegen Süden vorwärts und nähert ſich völlig dem tyrrheniſchen Meer, bis ſie in ihrem Laufe von dem Thale des Savuto unterbrochen wird. Von der Noce bis zum Savuto ſind die Abhänge der Berge ſteil und ſchroff; die Breite dieſes 56 Miglien langen Küſtenlandes beträgt 3 — 4 Miglien, zahlreiche Bergbäche ſtürzen vom Gebirge herab ins Meer. Wo die Abhänge weniger ſteil ſind, da iſt der Boden mit dem größten Fleiße bebaut von einer Bevölkerung von 88,000 Einwohnern, in 10 Gemeinden und Dörfer vertheilt, die den Diſtrict Paola bilden. Dieſer Streifen, ſo eng und gebirgig er iſt, gibt das ſchlagendſte Beiſpiel, welcher Fruchtbarkeit der Boden dieſes ſüdlichen Landes fähig iſt, wenn er mit Fleiß bebaut wird. Die Bewohner haben auch viele Schiffe von kleiner Bauart, auf welchen ſie Seehandel treiben; zu dieſer ihrer Betriebſamkeit kam ihnen beſonders gut zu ſtatten die erſt kürzlich angelegte Straße, welche vier Miglien nördlich von Coſenza von der Hauptſtraße durch Calabrien abgeht, über einen Gebirgspaß hinläuft und bis zur Marine von Paolo ſich hinabſenkt.

In der Nähe des Savuto tritt die Kette der Apenninen weiter ins Land hinein, und bildet dort eine ausgedehnte Gebirgsmaſſe, welche die königliche Domäne bildet, die bis heute den Namen Sila behalten hat. Dieſe waldige Gegend, welche jetzt 33 Miglien in der Länge und 23 in der Breite hat, dehnte ſich nach Strabo unter demſelben Namen Sila in einer Länge von 87 Miglien aus, und beſtand in ungeheuren Waldungen, welche von den alten Bruttiern bewohnt waren. Von denſelben fließen gegen das tyrrheniſche Meer die beiden Flüſſe Savuto und Lamato, welche an ihren Mündungen 15 Miglien von einander entfernt ſind; unter denen, die ins joniſche Meer ſich ergießen, ſind die bedeutendſten der Crati und der Neto, von welchen der erſtere die Hügel, auf denen Coſenza liegt, beſpült. Zwiſchen beiden münden noch viele kleinere Flüßchen ins Meer.

Der Diſtrict von Coſenza umfaßt eine große Ausdehnung waldiger Gebirge. Seine Bevölkerung von 147,000 Einwohnern iſt in 151 Gemeinden und kleineren Dörfern vertheilt. Coſenza, der Hauptort, am Zuſammenfluſſe des Crati und des Buſento, hat eine Bevölkerung von 9000 Seelen. Aerri, im Thal des Mucone hat 7800, S. Giovanni in Fiore, am Zuſammenfluß des Arvo und des Neto, 6200 Seelen; die übrigen Orte ſind ihrer Bevölkerung nach ziemlich unbedeutend. Das rauhe Klima zwiſchen den Waldungen vermag die Bevölkerung nicht zu nähren, und ein großer Theil der Arbeiter ſucht in andern Provinzen des Königreichs oder auch in Sicilien Arbeit.

In dem Diſtrict Roſſano, der in 22 Gemeinden 65,000 Bewohner zählt, ſind nur Roſſano, Corigliano und Cariati, zuſammen mit 27,000 Einwohner, in der Nähe des Meers gelegen; die übrigen liegen auf den Bergen zerſtreut. Im Diſtrict Caſtrovillari liegen bloß ſieben Dörfer mit 9000 Seelen in der Nähe des Meers; in der weiten Ebene, die vom Raganello, Coſcile, Eſaro und Crati durchſchnitten iſt, findet ſich bloß der einzige Ort Oria mit etwa 100 ſiechen Bewohnern.

Der Theil des Diſtricts von Catanzaro, welcher zwiſchen dem Tacina und dem Corace liegt, hat in 31 Gemeinden 88,000 Einwohner; aber keine derſelben iſt weniger vom Meer entfernt als vier Miglien. Im Diſtrict von Cotrone, der an der Küſte eine Ausdehnung von 50 Miglien hat, liegt nur die Stadt Cotrone mit 4000 Seelen am Meer. In dem Marcheſato, das 450 Quadratmiglien enthält, ſieht man nur vier Gemeinden, je mit 1000 Seelen.

Im Allgemeinen läßt ſich über dieſes ganze Gebiet dieſelbe Bemerkung machen, wie über einige der früher beſchriebenen, daß die Höhen, nur mit wenig fruchtbarem Erdreich bedeckt, für die Erhaltung einer zahlreichen Bevölkerung nicht genügen, und daß die Thäler durch die Ueberſchwemmungen von den Bergen her bedeutend gelitten hatten. Was nun beſonders die Sila betrifft, ſo war ſie völlig entvölkert und wüſte, als die Nor-

mannen die Herrschaft über beide Sicilien erhielten. Seit jener Zeit bildete dieser Wald von 500 Quadratmiglien eine königliche Domäne; er wurde zur Weide benützt, und zwar weil im Winter auf diesen Höhen häufig Schnee fällt, nur für den Sommer. Die Krone legte eine Abgabe auf jedes Thier, das den Sommer über hier zur Weide ging; andere Abgaben mußten für Waldfrüchte und Pech, und der Zehnte von allen Erzeugnissen gereicht werden; und um die Sorgen der Verwaltung abzuschütteln, pflegte man den Einzug dieser Abgaben gegen eine bestimmte Summe zu verpachten; die Pächter bekamen den Titel Bagliven.

Diese Bagliven hatten durchaus kein Interesse zu verhindern, daß jeder Hirte sich einen bestimmten Bezirk zur Weide ausersah, und auch jeder Landmann nur immer dieselben Ländereien bebaute, wenn sie nur ihre Abgaben bezahlten. Allmählich betrachteten sich diese als die Besitzer ihrer Bezirke, daraus entstand eine widerrechtliche Besitzanmaßung von ihrer Seite, welche durch das Edict des Königs Robert 1333 zurückgefordert wurde. Trotz dieses Edictes, das die Gränzen der Sila genau bestimmte, und die völlige Besitznahme derselben von Seite der Krone aussprach, fingen die Unordnungen doch wieder an; namentlich wußten die Bewohner von Cosenza ihre früheren Rechte geltend zu machen, so daß am Ende des Streits der Krone bloß noch das Eigenthumsrecht über die Bäume übrig blieb. Allein auch dieses Recht war nur vorübergehend, denn die Besitzer des Grunds und Bodens, um sich von einer solchen Last zu befreien, haben alle Mittel ergriffen, um die Bäume umzuhauen, so daß jetzt da, wo auch wieder Waldungen stehen, das Eigenthumsrecht der Krone erloschen ist.

Wenn auf diese Weise die Krone einen bedeutenden Verlust erlitten hat, so hat auch das allgemeine Interesse dabei gelitten. Gegenwärtig wenigstens fühlt man Mangel an Fichten, diesem nothwendigen Schiffsbauholz, das hier zu einem majestätischen Wachsthum gelangt. Pech liefert die Sila auch nicht so viel, als das Bedürfniß erfordert. Durch die Vernichtung der Bäume löste sich auf den Höhen die wenige fruchtbare Erde ab, und setzte sich in den Tiefen an, ohne hier bebaut werden zu können.

Aus den obigen statistischen Bemerkungen läßt sich leicht abnehmen, daß die Ebenen gegen das jonische Meer mehr unbebaut und wüste liegen, da sie nur wenig bevölkert sind. Die Hauptebene ist die, in welcher der Crati dem Meer zufließt; hier, wo einst das berühmte Sybaris stand, dessen Ruinen noch sichtbar sind, stehen nur noch die Häuser von Oria, alles ist wüste und unbebaut; bloß im Winter, wenn der Schnee die Heerden aus den Höhen vertrieben hat, erblickt man in den Ebenen zahlreiche Heerden, welche aber, sobald der Schnee schmilzt, wieder in die Wälder wandern, und den Ueberschwemmungen und den Sümpfen mit ihrer verpesteten Luft das Feld räumen. Auch die Gegend von dem alten Kroton ist verlassen und verödet; nur etwas Feldbau in Getreide treiben seine jetzigen Bewohner, und bloß an den Wohnungen sieht man fruchttragende Bäume. Auch dieser Gegend hat sich das schädliche Weidesystem bemächtigt und verhindert jeden fleißigen Anbau der Felder, die bei der Menge der Flüsse so leicht bewässert werden könnten. Auch würden zu diesen Vortheilen noch die Schätze kommen, welche in den Bergen gefunden werden könnten; die Berge in der Nähe von Lungro und Altomonte enthalten reichliche Minen des reinsten Salzes. Bei Longobuco sind von einer Gesellschaft Actionnäre die Arbeiten an einer Stufe wieder begonnen worden, welche Blei mit Silber vermischt liefert, und die vor 150 Jahren von Deutschen mit glücklichem Erfolg betrieben worden ist. Aus dem obengenannten Edict des Königs Robert, die Sila betreffend, ersieht man, daß der königliche Hof sich das volle Recht auf ein Eisenbergwerk vorbehalten hat, das damals eröffnet war, und von dem jetzt nichts mehr zu sehen ist. Neapel hat noch nicht genug Eisenbergwerke, und in der Sila, wo es nicht an Wasser und nicht an Kohlen fehlt, wäre ein neuanzulegendes gewiß von großem Gewinn.

12. Die Südspitze des Königreichs vom Lamato und Corace an.

Von der Quelle des Lamato aus geht eine Verzweigung der Apenninen südwestlich gegen das Meer hin bis zum Cap Suvero, diese bildet die eine natürliche Gränze dieser Südspitze des Königreichs, die andere wird durch das Thal des Corace gebildet. Zwischen den beiden Flüssen Lamato und Corace zwingt sich ein schmaler Gebirgsrücken der Apenninen durch, auf welchem die Gemeinde Tiriolo so gelegen ist, daß die Dachtraufen einiger Wohnungen ihr Wasser auf der einen Seite ins tyrrhenische, auf der andern ins jonische Meer vermittelst der beiden genannten Flüsse senden. Von Tiriolo an läuft das Gebirge eine Zeit lang in der Mitte der beiden Meere hin; bei der Quelle eines Nebenflüßchens, der Angitola, geht ein Vorläufer des Gebirgs ab gegen die Mündung der Angitolo; zwischen diesem Vorsprung und der anfangs genannten Verzweigung öffnet sich eine geräumige Ebene am Golf von S. Eufemia, welche eine Oberfläche von mehr als 60 Quadratmiglien hat. In ihr fließen der Lamato und der S. Ippolito mit ihren Nebenflüßchen, und beim Cap Suvero der Fiume del Bagni und einige kleinere ins Meer. Diese sämmtlichen Wasser führen Schlamm, Sand, Steine und Unrath aller Art mit sich, und haben die Ebene theilweise in Sümpfe verwandelt, so daß die Bevölkerung sich von der Tiefe in die Höhe begeben mußte, um nicht unter der verpesteten Luft zu erliegen. Die Bevölkerungen von S. Eufemia, Laconia, Monteforo und Vena, die noch vor 100 Jahre nicht unbedeutende Flecken waren, beläuft sich jetzt zusammen auf etwa 900 armer schwächlicher Bewohner.

Zwischen den Quellen der Angitola und des Mesima geht eine dritte Verzweigung aus bis zum Capo Vaticano, welches sich weit in das tyrrhenische Meer hineinerstreckt und den Golf von S. Eufemia von dem Golf von Gioja trennt; auf diesem Vorgebirge, das gegen 100 Quadratmiglien enthält, bewegt sich in 92 Gemeinden eine wohlhabende Bevölkerung von 73,000 Bewohnern. Der Boden ist meist fruchtbar und das Klima gesund.

Von der Quelle des Mesima zieht sich der Gebirgsrücken noch 30 Miglien fort bis zum Aspromonte, dem höchsten Berg Calabriens; die westliche Abdachung des ganzen Gebirgs sendet

Digitized by Google

ihre Waſſer in den Porciaro, Matramo und Vacale, Nebenflüſſe des Meſima, und von der nördlichen Abdachung des Aſpromonte vereinigen ſich die Waſſer in dem Petrace. So bildet ſich eine weite Ebene von 200 Quadratmiglien am Golf von Gioja. Der Meſima dient als Beiſpiel, wie viel Mühe es koſtet, dieſe Bergflüſſe, die zur Zeit der Anſchwellung Alles mit ſich fortreißen, in einen regelmäßigen Lauf zu bringen. Die Arbeit mehrerer Jahre wurde durch eine einzige Ueberſchwemmung im J. 1823 beinahe gänzlich vernichtet. Darum kommen dieſe Thalgemeinden auch zu keiner Vergrößerung, Roſarno, Droſi und Riziconi zählen bloß 2700 E. Beſſer bebaut und mehr bevölkert iſt die Ebene zwiſchen dem Fuß der Berge und dem Metramo. Das Klima iſt dort nicht ungeſund, in acht Gemeinden leben über 18,000 Einwohner. Auf einem Hügel in der Nähe des Meeres liegt die Gemeinde Gioja, wo ſich die großen Oelmagazine befinden, die mit dem vorzüglichen Oel aus der ganzen Umgegend ſtets gefüllt werden. Trotz des Handels und des ausgedehnten fruchtbaren Bodens überſteigt die Bevölkerung nicht die Zahl von 400 Seelen. Acht Miglien vom Meere, am Fuß der Berge, liegen gleichſam in einem Walde von Olivenbäumen die Gemeinden Radicina, Jatrinoli und S. Martino mit einer Bevölkerung von 6000 Einwohnern; wenn der Lauf der Gewäſſer, welche dieſe Ebene durchſchneiden, mehr im Zaum gehalten werden könnte, ſo wäre dieſelbe wohl einer der geſegnetſten Theile des Königreichs.

Vom Aſpromonte aus geht eine Verzweigung gegen das Meer hin, welche beinahe von der Mündung des Petrace bis Torrecavallo ſchroff gegen die Küſte abfällt. Von hier bis zum Cap Pellaro ſind die Abhänge weniger ſteil, und gegen das Meer hin bilden ſie eine Reihe von lieblichen Hügeln, die an ihrem Fuß von den Wellen des Meeres beſpült werden. Zwiſchen dieſen Hügeln liegen an dem Ufer der Flüßchen weite, fruchtbare, herrlich angebaute Ebenen. Das Gebiet von Reggio, von der Punta del Pezzo bis zu dem Flüßchen, das jenſeits des Dorfes Sbarra fließt, iſt ein wahres Muſter der Fruchtbarkeit der am Ufer des Meeres gelegenen Felder, wenn ſie mit Fleiß und Sachkenntniß bebaut werden. Dreiundfünfzigtauſend Einwohner, in 50 Gemeinden und Dörfern vertheilt, leben in großer Wohlhabenheit auf einer Strecke von 10 Miglien in der Länge und vier Miglien in der Breite, obgleich noch einige Hügel der Cultur unfähig wurden, weil die fruchttragende Erde weggeſpült iſt; dieß gibt auf eine Quadratmiglie 1300, oder auf eine deutſche Quadratmeile 20,800 Seelen. Die Haupterzeugniſſe beſtehen in Agrumen aller Art und in Seide. Vortrefflich ſind die Weine, deren Menge das Localbedürfniß überſteigt. Auch Oel, Hanf, Baumfrüchte aller Art und Gartengewächſe werden in reichlicher Menge erzeugt, nur an Getreide fehlt es hier. In dieſem Diſtrict gibt es einige Felder, welche einen jährlichen Ertrag von 300 Ducati (à 2 fl. rh.) für den Moggio (100 Moggia = 111 würtem. Morgen = 137 preuß. Morgen) gewähren, wie von dem Intendanten der Provinz auf legale Weiſe durch Urkunden nachgewieſen worden iſt.

Vom Cap Pellaro bis zum Cap Bruzzano fallen die Berge beinahe ſenkrecht gegen das Meer ab, ſo daß zwiſchen dieſen und der Küſte ſich nur ſchmale Streifen Land befinden, die des Anbaus fähig ſind. Auch die Thäler der Bergbäche ſind eng, doch iſt auch hier die Fruchtbarkeit der Felder, wo ſie bebaut ſind, ſehr groß. Auf den Bergen ſelbſt wächst in majeſtätiſcher Höhe das Schiffsbauholz.

Vom Cap Bruzzano bis zur Mündung des Corace nähern ſich die Apenninen mit ſanfter Abdachung der Küſte, ſo daß von Zeit zu Zeit, beſonders an der Ausmündung der Thäler, ſich weite, fruchtbare Ebenen öffnen. Hier blühten einſt im Gebiet der Bruttier die Städte Locri, Caulon und Scylacium, drei eben ſo reiche, wie mächtige Städte. Wo jetzt der Fleiß des Menſchen die Natur begünſtigt, da erhält man vortreffliche Producte aller Art. In frühern Zeiten mußten die Bewohner wegen der Einfälle der Seeräuber ſich auf die Hügel zurückziehen, und ſo blieben die Ebenen zum Theil unbebaut — ein Mißſtand, der auch jetzt noch ſtattfindet. An Straßen fehlt es in dieſem Diſtrict gänzlich, und ſo ſind die Bewohner, da keine Häfen vorhanden ſind, beim Verkauf ihrer Producte auf die lange und gefährliche Küſtenfahrt beſchränkt. Nahe bei der Gemeinde Pazzano, im Diſtrict Stilo, befindet ſich ein unerſchöpfliches Eiſenbergwerk, welches von der königlichen Artillerie für die Arſenale betrieben wird. Gegen 24,000 Cantaja (100 Cantaja = 190 preuß. Ctr.) Erz werden hier jährlich verarbeitet. Weiter nördlich am Flüßchen Ancinale hat der Principe di Satriano Carlo Filangieri auf ſeinen dortigen Beſitzungen mehrere Eiſenhütten errichtet, auf denen aber zum größten Theil Eiſen aus Elba verarbeitet wird.

Dieſe Südſpitze des Königreichs, welche die beiden Calabria ultra enthält, iſt unſtreitig der ergiebigſte und geſegnetſte Theil des ganzen Reichs dieſſeits des Faro. Die Höhen der Berge, auf denen im Winter beſtändiger Schnee liegt, ſind mit den ſtärkſten, mächtigſten Tannen und Fichten geſchmückt, weiter unten umkränzen die Berge Eichen und anderes Nutzholz. Wenn anderswo in der Mitte des Sommers die natürlichen Weideplätze vertrocknen, hier finden die Thiere noch immer fette Weide. Durch die hohen Berge werden die Wolken in ihrem Laufe aufgehalten, häufig und reichlich fallen hier Regengüſſe, welche unzähligen Quellen, die in zahlreichen Flüßchen das Land in allen Richtungen durchſchneiden, ihren Urſprung geben. Die Ausdünſtungen der beiden Meere, die im Sommer ſich in großer Menge erheben, verdichten ſich durch die niedere Temperatur der nahen Berge, und fallen bei Nacht in Form von ſtarkem Thau herab, um die Vegetation wieder üppig zu beleben. Auf den mittleren Hügeln gedeihen aufs herrlichſte Oliven-, Feigen-, Maulbeer- und andere Bäume der gemäßigten Klimate, und die Trauben kommen hier ſchon zur vollkommenen Reife; aber noch viel edler und vorzüglicher werden die Weine auf den Hügeln, die ſich an den Geſtaden des Meers erheben. Hier — an den Marinen, wie der Eingeborne ſagt — kommt auch das Zuckerrohr gut fort, deſſen Anpflanzung von den Zeiten der Anjou herrührt, in welchen ſogar ins Ausland davon verkauft wurde. In der Nähe von Reggio hat eine Gegend den Namen Cannamele erhalten. Durch dieſe verſchiedenen Producte iſt allerdings Calabrien die fruchtbarſte Provinz des Königreichs Neapels.

Digitized by Google

Mittel gegen den Skorpionenstich.

Major Wallace, Secretär der Agriculturgesellschaft zu Trichinopoly, theilte der Agriculturgesellschaft von Madras die Entdeckung einer in der Umgegend von Madras und überhaupt in ganz Indien gewöhnlichen Pflanze (Achyranthes aspera L.) mit, deren zerquetschte Blätter den Stich eines Skorpionen augenblicklich heilen; die Kraft derselben ist so groß, daß, wenn man sie in zerstoßenem Zustande dem Skorpion vorhält, derselbe augenscheinlich unfähig wird zu stechen. Die Einwohner scheinen mit dieser Eigenschaft der Pflanze nicht bekannt, obwohl sie Dr. Kinstie's Angaben zufolge eines ihrer Medicinalkräuter ist, und in Behar als Mittel gegen die Wasserscheu gebraucht werden soll. Sie wächst in Ceylon, so wie in Westindien und Sicilien, obwohl sie dort nicht als Medicinalpflanze betrachtet wird. (Asiatic Journal, March 1858.)

Kara-Aly, der Räuber bei Kasan.

(Schluß.)

Verhör Fazry's.

Fazry ist ein Weib von seltener Schönheit; ihre ausgesprochenen Züge, ihre langen schwarzen Haare, ihre unaussprechlich ausdrucksvollen Augen, ihr ein wenig olivenfarbiger Teint geben dem Ganzen ihrer Gesichtsbildung einen imponirenden Anblick, den ihr Schmerz und ihre Niedergeschlagenheit noch erhöhen. Sie ist zwanzig Jahre alt und Muhammedanerin. Der Capitän Jöprawnik verfährt folgendermaßen bei ihrem Verhöre: „Fazry, warum seyd Ihr dem Mörder Eures Vaters und Eurer Brüder gefolgt?" Fazry erwiedert unter Thränen, sie habe nichts von dem Tode derselben gewußt. Dann aber erhebt sie stolz ihr Haupt und fügt bei: „Auch wenn ich es gewußt, würd' ich bei Kara-Aly geblieben seyn; er ist so schön, so groß! Ich liebte ihn so sehr! Ich liebe ihn noch! O mein Vater, meine Brüder, verzeihet mir!" Und sie vergoß Thränen.

Capitän: „Und wo waret Ihr unterdessen?"

Fazry: „In dem unterirdischen Schlosse der königlichen Vorältern Kara-Aly's. Es hatte keine reichen Gemächer wie bei meinem Vater, aber ich sah jeden Tag Kara-Aly."

Capitän: „Kanntet Ihr die Räubereien Kara-Aly's?" Fazry: „Er, ein Räuber! das ist eine Lüge! Er führte Krieg gegen seine Feinde."

Capitän: „Sahet Ihr seine Unterthanen?"

Fazry: „Die Frau eines Khans erniedrigt sich nicht, seine Unterthanen zu betrachten. Ich sah nur die fünf Diener, die Eure Kriegsgefangenen sind."

Capitän: „Wißt Ihr, wo die Schätze Kara-Aly's sind?"

Fazry: „Die Frau eines Khans bekümmert sich nicht viel um die Schätze ihres Mannes. Es mangelt ihr nie was. Lasset mich meinen Mann sehen, meinen Herrn, und Ihr werdet sehen, wie glücklich ich bin."

Man kann keine Enthüllung von Fazry erhalten, und die Zusammenkunft mit Kara-Aly wird ihr verweigert.

Die Verhöre von mehrern Bewohnern in Verbindung mit denen der Angeklagten führten zu keiner Entdeckung. Man muß glauben, daß Kara-Aly keine Mitschuldigen, und die muhammedanischen Bewohner des Bezirks Zaraschek und des Gouvernements keine Verbindung mit ihm und seiner Bande hatten.

Am 10 December 1857, Stadt Zaraschek.

(Unterzeichnet:) Szatof, Capitän Jöprawnik,
Trajof, Assessor.
Joutkof, Secretär.

Nachdem solchergestalt die Untersuchung vollendet, ward eine Commission des Criminalgerichtshofes von Kasan abgesandt, um die Genauigkeit derselben zu verificiren, worauf der Gerichtshof am 24 Dec. 1857 den Beschluß erließ, welcher Kara-Aly zu hundert Knutenhieben, Musrum, Kendschibek, Saharin und Iwan Rubtschenko jeden zu fünf und zwanzig Knutenhieben, und alle lebenslänglich zu den Arbeiten in den Minen von Sibirien verurtheilt. Fazry wurde für unschuldig erklärt, sofort in Freiheit gesetzt und ihrer Familie zurückgegeben.

Am 4 Januar dieses Jahres war die Kobiliza (eine Art Folterbank), die als Gerüst für die Knutenstrafe dient, früh auf dem großen Platze von Kasan hergerichtet, und die ganze Bevölkerung der Stadt, vermehrt durch die der benachbarten Orte und sogar durch die Völkerschaften tief aus den Gebirgen, drängte sich neugierig und aufgeregt auf diesem großen Raume, wo auf dem Schafott der Henker stand mit seiner Knute, unterstützt von drei Gehülfen aus der unehrlichen Classe der Hundetödter (hitnel).

Um 10 Uhr Morgens wurden, unter dem ungeduldigen und ängstlichen Gemurmel, das einem tragischen Schauspiele stets vorangeht, die sechs Verurtheilten herbeigeführt.

Kara-Aly trat, in aufrechter Haltung, stolzen Auges und sichern Schrittes, zuerst vor. Seiner Kleider von dem Nachrichter beraubt, ließ er sich, ohne eine Gebärde zu machen, ohne ein Wort zu sprechen, auf den verhängnißvollen Block binden, und bald fing der Henker an, ihn mit jener schrecklichen, aus ledernen Riemen gemachten Knute zu schlagen, die unten in einen scharfen eisernen Haken endigt. Kara-Aly stieß nicht Einen Schrei, nicht Einen Seufzer aus, während der Henker das Urtheil an ihm vollstreckte, und seine Hiebe nur unterbrach, um große Gläser Branntwein zu trinken. Hundert Hiebe wurden so von der durch die übermenschliche Unempfindlichkeit erschreckten Menge gezählt. Dann band man Kara-Aly von der Folterbank los, allein der Henker hielt nur noch einen Leichnam in seinen Händen. Der Räuber war verschieden. Hierauf erhielt jeder seiner fünf Mitschuldigen 25 Knutenhiebe, ohne daß einer, als hätte das Beispiel ihres Führers sie befeuert, eine Klage ausstieß; dann wurden sie mit gequetschtem Körper ins Hospital gebracht, von wo man sie nach ihrer Heilung nach Nertschinsk (in die Minen der Regierung) abführen wird.

So endete die Sache Kara-Aly's, ohne daß die in der Höhle Mustapha der Taufe vorgenommenen Nachsuchungen ein Resultat gehabt hätten. Fazry verfiel seitdem in Wahnsinn, der bald in Raserei ausartete. Der Assessor Trajof ward für seinen Eifer und seinen Erfolg mit dem St. Annenorden belohnt.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 28** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Lochiels Warnung.** Von Thomas Campbell. — **Scribe.** — **J. J. Ampere über Ritterthum und Poesie.**

Das Abonnement dieses dem Auslande bestimmten Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für den Abonnenten des Auslandes jährlich 8 fl., halbjährlich 4 fl. und vierteljährlich 2 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Eilfter Jahrgang.

1838.

April.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1838.

☞ Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 20 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. Mit den Blättern zur Kunde der Litteratur des Auslands, wovon wöchentlich 2 bis 3 Nro. erscheinen, 30 fl. oder 11 Rthlr. 9 gr. — Sämmtliche respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

KARTE VOM KAUKASUS.

In der Litterar.-artist. Anstalt in München ist so eben erschienen, und auf Bestellung durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Uebersichts-Karte
der russischen Provinzen,
nördlich und südlich
vom Kaukasus
namentlich der Provinz Tscherkessien;
nach den neuesten Hülfsmitteln entworfen.

colorirt. Preis 36 kr.

Der Länderbezirk, welchen diese Karte umfaßt, hat in neuerer Zeit durch seine politische Bedeutsamkeit die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich gezogen, diese Karte ist daher ganz dazu geeignet, einem aufmerksamen Beobachter der Zeitgeschichte als Hülfsmittel zu dienen. Sie umfaßt die sämmtlichen Länder der östlichen Küste des schwarzen und der westlichen Küste des caspischen Meeres. Besonders interessant macht die Karte der darauf befindliche Schauplatz der anhaltenden Kriege mit den Tscherkessen, so wie die Reise-Route Sr. Maj. des Kaisers von Rußland.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Geschichte der Amazonen

von

Dr. Friedrich Nagel.

Mit einer Abbildung und einer Karte des Amazonen-Landes.

Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Dieses Werkchen umfaßt auf wenigen Bogen Alles, was uns die classischen Schriftsteller des Alterthums über diese höchst interessanten Frauen aufbewahrt haben. Unsere reiche archäologische und historische Litteratur besitzt kein Werk, das die Geschichte der Amazonen vollständig behandelt; hier wird der Gelehrte wie der Ungelehrte, der Künstler wie der Kunstfreund gleiche Befriedigung finden. Was wir bisher mit Mühe aus den umfassenden archäologischen, mythologischen und artistischen Werken von Böttiger, Kreuzer, Tischbein, Winckelmann u. A. zusammenlesen mußten, ist hier, in freundliches Gewand gekleidet, zu einem Ganzen vereint, das gewiß der Wißbegierde des gelehrten Forschers und des neugierigen Lesers nur willkommen seyn wird.

Stuttgart und Tübingen, März 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

LENAU'S GEDICHTE.

Dritte Auflage (mit dem Bilde des Verfassers).

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

NICOLAUS LENAU.

Dritte mit dem in Stahl gestochenen Bildnisse des Verfassers geschmückte Auflage.

Velinpapier, broschirt. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Vor fünf Jahren erschienen zum Erstenmal die Gedichte des unter dem Namen Nicolaus Lenau ungewöhnlich schnell bekannt gewordenen Dichters. Sie fanden unbedingt allgemeine Anerkennung, und Jeder begrüßte den Dichter als einen unsern größten Dichtergeistern Ebenbürtigen. Hier haben wir nun bereits die Freude, von diesen Gedichten voll ächter Romantik, Innigkeit, Zartheit, Tiefe, Gluth und Glanz der Phantasie eine dritte, mit dem Bildnisse des Verfassers geschmückte Auflage anzubieten. Jeden Freund des Schönen wird der Reichthum und das reine Streben des edeln Geistes überraschen, welcher — fern von jeder Nachahmung — in eigener ächter Urkräftigkeit seine Schöpfungen vollendet.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Resultate der Sittengeschichte.

IV.

Politie oder der Staaten Verfassungen.

Zweite Auflage.

Mon métier et mon art c'est vivre.
MONTAIGNE.

Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 6 gr.

Inhalt. Nur diese drei Elemente sind denkbar. Ihre Vortheile und Nachtheile. Die Anerkenntnisse der Widersacher. Die Idee der Mischung, und wie sie gleichsam in der Natur liegt. Die Schwierigkeit richtiger Proportionen. Die Eigenschaften der Gewalt und ihre Abarten; bis zum Weltstürmer und zur Tendenz nach Universalmonarchie. Hemmung und Widerspruch. Die Rede und das Schweigen. Despotism; seine Bezichtigungen und seine Strafen. Die Gegenmittel. Theokratie. Irdischere Einrichtungen. Die Trennung und Minderung der Königsrechte auf dreierlei Wegen; durch Abkürzung, Halbirung, Bedingung. Aegypten. Das hohe Priesterthum. Der Großrichter. Der Congreßfeldherr. Der Schatzmeister. Capitulationen. Das doppelte Königthum. Triumvirate. Septemvirate. Decemvirn. Der Könige Staatenbund in Aegypten, in Schweden und in England. Die Filtis'duige, die Heptarchie. Deutschland. — Der Bundesstaat. Die Amphiktyonen. Der achäische und ätolische Bund. Sparta. Carthago. Rom. Der Wilde. Der Germane, einheimisch und auf fremdem, erobertem Boden. Alfred und die Sachsen. — — Die Systeme und leitenden Ideen politischer Weltweisen. Aristoteles. Cicero. Montesquieu. Rousseau. Großbritannien. Die Krone. Das Ministerium. Das Oberhaus. Das Unterhaus. Opposition. Beredsamkeit. Die unbedingten, die bedingten und die schädlichen Theile der brittischen Verfassung. Der ungünstige Schein unserer Zeit. Frankreich. Nordamerika. Südamerika. Die Reise. Der Einwand. Die natürlichen Rechte und die Hoheit des Verstandes. Die Eigenheiten und Nachtheile unserer friedlichen Zeit. Der Schluß.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehende Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen Oktober 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexiko. 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow, jun., ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis P. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexikanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniſs.

Größere Aufſätze.

Die Engländer in Nordamerika und in Aſien. Nro. 91.92. — Braſiliens Geſetzgebung. Nro. 92.93. — Beſchreibung von Sind. Nro. 93—101. Buchdruckerkunſt in China und ihre Verbreitung nach Europa. Nro. 95—100. — Animoſität zwiſchen Hindus und Mahammedanern in Indien. Nro. 94. — Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde. Nro. 95. — Ueber die Wichtigkeit der Cultur der Blumen in Paris. Nro. 96. — Boden und Vegetation in Dalmatien. Nro. 97. — Der Teich von Amſanctus. Nro. 98. — Vegetationsverhältniſſe in Paraguay. Nro. 99. — Die braſilianiſche Geiſtlichkeit. Nro. 100—101. — Panama und das ſtille Meer. Nro. 101. — Türkiſch Bißmeß. Nro. 102—106. — Ober-Canada. (Aus dem Schreiben eines dort angeſiedelten Officiers.) Nro. 102—104. Emporblühen Montevideo's. Nro. 103. — Ein Ausflug auf der Inſel Fortaventura von Berthelot. Nro. 104. — Papta. Nro. 105. — Lebensbilder aus Portugal: Häusliches Leben. Nro. 106—115. — Die ruſſiſchen Provinzen jenſeits des Kaukaſus. Nro. 106—114. — Reiſe eines Buddhiſten am Ende des 4ten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung. Nro. 107. — Ueber einige Eigenthümlichkeiten der tibetiſchen Sprache und Schrift. Nro. 108. — Dampfſchifffahrt nach Amerika. Nro. 109. — Eugubiſche Inſchriften. Nro. 110. — Etwas über die Ruinen von Babylon. Nro. 111. — Die Unterrichtsanſtalt auf dem Bergwerke Werch-Iſetsk in Sibirien. Nr. 112. — Statiſtiſche Notizen über die franzöſiſch-weſtindiſchen Colonien. Nro. 113. — Barbareskten Staaten: Stellung der Franzoſen in Algier. Nro. 114—117. — Sismondi über Roms Campagna. Nro. 115. — Das Kloſter Maſſra in Portugal. (Mit einer Abbildung). Nro. 116. — Diego Portales. Nro. 116—119. — Die Thags. Nro. 117—120. — Der Palaſt Neceſſidades. (Mit einer Abbildung.) Nro. 118. — Die Sammlung des Hrn. Duſcummerard. Nro. 119.120.

Chronik der Reiſen.

Parrets Reiſe nach dem Nordcap im Jahr 1827. Nro. 91. — Nachricht über die Inſel Lancerote. Nro. 105. — Fedorows aſtronomiſche Reiſe in Sibirien. Nro. 120.

Kleinere Mittheilungen.

Fehlgeſchlagene Verbindung mit Japan. Nro. 91. — Litterariſche Notizen: Bücher in ſerbiſcher Sprache. ibid.; Hiſtoriſche Denkmäler des Dep. Tarn et Garonne. ibid.; Umſhumaylo Wendaba. Zeitſchrift in kaffriſcher Sprache. ibid.; ein merkwürdiges Batta-Manuſcript. Nro. 93. — Geologiſche Notizen: Erdſtöße im ſüdweſtlichen Frankreich. Nro. 92; über die Knochen-Breccie an der afrikaniſchen Küſte. Nro. 109; über den Regar oder den ſchwarzen Baumwollenboden Indiens. Nro. 116; Erdbeben in Chili. Nro. 117. — Ein amerikaniſcher Don Juan Nro. 94. — Der Schatz im Kreml. Nro 95. — Die Armee von Audh mit engliſchen Officieren verſehen. Nro. 96. — Verſuch einer Allianz zwiſchen Perſien und Kabul. ibid. — Foſſiles Mehl. Nro. 97. — Nachgrabungen bei Valenciennes. Nro. 98. — Unterdrückung des Opiumhandels. ibid. — Handel von Butan. Nro. 99. — Société Oenophile. Nro. 100. — Alte Befeſtigung an der Wodjána. Nro. 191. — Ausſchließung der Europäer von den Nautſchs in Indien. Nro. 102. — Anwendung der Elephanten zur Fortſchaffung der Kanonen und Munition in Indien. ibid. — Merkwürdiger Menſchenſchlag in Nordafrica. Nro. 105. — Kurgane am Choper. Nro. 104. — Kurgane an der Studenka. Nro. 107. — Gold- und Platina-Ertrag der ruſſiſchen Bergwerke. Nro. 108. — Befeſtigung am Fluß Usman. Nro. 109. — Neue Art Dampf-Erzeugung. Nro. 110. — Spaniſche Glocken in America. Nro. 111. — Verderben des Waſſers durch die Gaseinrichtungen in London. Nro. 113. — Mißhandlung zweier katholiſchen Miſſionäre auf den Sandwich-Inſeln. Nro. 114. — Nachricht über die Keilinſchriften in Perſien. Nro. 120. — Ueber die Vegetation auf den Keeling-Inſeln. ibid. — Ueber Höhenbeſtimmungen zwiſchen Bona und Conſtantine. ibid. — Sendung von Hrn. Dulauriel nach England. ibid.

☞ Die verehrlichen Buchhandlungen, welche die in ihrem reſp. Verlag erſcheinenden Schriften, ſofern dieſe in den Bereich der „Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands" gehören: als Ueberſetzungen neuer poetiſcher, philoſophiſcher und religiöſer Werke aus fremden Sprachen in dieſen Blättern angezeigt und beurtheilt wünſchen, werden gebeten, die Einſendung durch Buchhändler-Gelegenheit an Dr. G. Pfizer in Stuttgart zu machen.

Digitized by Google

Nr. 91.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 April 1838.

Die Engländer in Nordamerika und in Asien.

England ist gewiß gegenwärtig das merkwürdigste Land der Erde, denn nicht nur geht sein Handel nach allen Welttheilen hin, sondern es hat auch allenthalben seine politische Macht gegründet, und noch kann man nicht sagen, daß sich in seinen Colonialbesitzungen Symptome des Verfalls kund geben. Jetzt scheint in den beiden wichtigsten Welttheilen, in Asien und Amerika, für die englische Herrschaft eine Krise einzutreten, welche allgemeine Aufmerksamkeit verdient, um so mehr, als die Stellung Englands nicht sowohl durch den Stand der Dinge an jedem einzelnen Orte, als durch das Zusammentreffen beider Ereignisse gefährdet werden kann.

Was lange im Geheimen unter der Asche geglommen, ist durch den Aufstand der Canadier plötzlich zu Tage gekommen, nämlich die Eifersucht und die feindselige Stellung von Nordamerika und England. Freundlich war die Sprache beider Nationen gegen einander, ein ungeheurer Handel verschmilzt die beiderseitigen Interessen, aber, in Amerika wenigstens, hauptsächlich nur die Interessen einiger großen Städte; das innere Land würde durch eine Unterbrechung dieses Handels weit minder leiden, als England. Dieses Gefühl innerer Kraft und Selbstgenügsamkeit spricht sich aus mit dem ganzen Uebermuth einer jungen Republik, und die daraus entspringenden hochfliegenden Ansprüche der Nordamerikaner (Americans, wie man in England und Canada schlechtweg die Bewohner der Vereinigten Staaten nennt) reichen weiter, als England dulden kann. Darum bereitet dieses seit Jahren die Mittel vor, dem kommenden Sturm zu begegnen: nicht nur hat es einige Festungen in Canada mit ungeheuren Kosten fast uneinnehmbar gemacht, alte Soldaten daselbst, namentlich in der obern Provinz angesiedelt, und die Communicationsmittel nach Kräften vervielfältigt, sondern es hat sich auch eine Waffe gegen die Nordamerikaner bereitet, die verderblich für die letztern wirken muß, nämlich seine Rolle als Vertheidiger und Beschützer der Schwarzen gegen die Tyrannei der Weißen: nicht nur in Westindien kann es über schwarze Regimenter verfügen, sondern auch in Canada stehen ihm Bataillone von Schwarzen und Farbigen zu Gebot, welche sich aus den Vereinigten Staaten, dieser Hölle für schwarze und farbige Menschen, auf das gastliche Gebiet Englands geflüchtet haben.

Daß in dieser Beziehung die Stellung der Nordamerikaner England gegenüber nicht die günstigste ist, erkennt man aus dem jetzigen Ton der amerikanischen Journale: hier thut sich nicht der trotzige Uebermuth kund, wie vor einigen Jahren gegen das ferne, in Beziehung auf Nordamerika im Grunde unmächtige Frankreich, und der Hochmuth, womit die Amerikaner auf Europa herabsehen, hat sich England gegenüber in einen Ton von Mäßigung und Billigkeit umgewandelt, wie man ihn seit geraumer Zeit nicht mehr von den Amerikanern zu hören gewohnt war. Beide Regierungen werden zwar suchen, einen Kampf zu vermeiden, wobei keiner von beiden Theilen sonderlichen Vortheil zu erreichen hoffen kann, aber man möchte wohl sagen, das Verhängniß treibt sie fort, und die versteckte Feindschaft bricht bei jeder Gelegenheit zu Tage: kaum hat in Canada der Aufstand sein Haupt erhoben, so spricht der Präsident der Vereinigten Staaten sich in scharfen Worten über die noch nicht beendigte Gränzangelegenheit im Nordosten aus, und während noch die Wage zwischen England und seinen Colonien schwankt, wird im Congreß die noch wichtigere, mindestens folgenreichere Angelegenheit der Besetzung des Columbiastroms durch die Engländer zur Sprache gebracht.

Während so in den höchsten Staatsgewalten Nordamerika's, von Seite des Präsidenten und des Congresses, sich feindselige Gesinnungen kund geben, zeigen sich dieselben Leidenschaften auf eine handgreifliche Weise bei den rohen und unruhigen Bewohnern des Nordwestens; eine Anzahl Abenteurer dieses Landstrichs, stets fertig mit der Büchse, gewohnt, sich mit Indianern herumzuschlagen, und in allen Strapazen des Wald- und Jägerlebens abgehärtet, setzt die in die rohe Masse eingedrungene Lehre, daß der ganze Continent eigentlich von Rechtswegen dem Volke der Vereinigten Staaten gehöre, und daß keine europäische Macht hier hausen dürfe, praktisch in Ausführung, und hatte bei dem Aufstand der Canadier nichts Eiligeres zu thun, als diesen Brüdern, welche sich an sie anschließen wollen, thätigen Beistand zu leisten. Vergebens ergreift die Centralregierung Maaß-

Digitized by Google

regeln gegen dieſen Bruch der Neutralität; ihre ſchwache Hand kann wohl die ziemlich dicht gedrängte Bevölkerung im Norden des Staats Neu-York, aber nicht die zerſtreuten Bewohner im weitern Nordweſten im Zaume halten, und neue Colliſionen, ernſthafter als diejenigen, welche die Vernichtung des Dampfſchiffes Carolina herbeiführten, ſind mehr als bloß wahrſcheinlich.

Indeß hat England davon eben nicht viel zu befürchten; an den regulären Truppen und den aufgebotenen treuen Milizen werden ſolche Angriffe wohl zerſchellen, und ſeiner Herrſchaft in Canada überhaupt droht vorerſt keine Gefahr. In Untercanada iſt eine kraftvolle Regierungsgewalt nothwendig, um den Frieden zwiſchen der franzöſiſch-canadiſchen und engliſch-canadiſchen Partei zu erhalten, die ſich ſonſt in bitterem Haſſe zerfleiſchen würden. In dieſer Nothwendigkeit liegt um ſo mehr eine Sicherheit für die Regierung, als die Sympathie zwiſchen den ſtreng katholiſchen franzöſiſchen Canadiern und den puritaniſchen Nordamerikanern nicht groß iſt. In Obercanada ſichert die große Anzahl angeſiedelter alter Soldaten und Officiere, welche durch Neigung und zum Theil auch durch Rückzugsgehalte an die engliſche Regierung gebunden ſind, dieſer letztern noch auf lange Zeit ein entſchiedenes Uebergewicht, um ſo mehr, als auch, wie ſchon erwähnt, die aus den Vereinigten Staaten geflüchtete ſchwarze und farbige Bevölkerung gar ſehr in Betracht kommt.

Wenn es auf dieſe Weiſe wohl kaum einem Zweifel unterliegt, daß die engliſche Regierung von den Bemühungen der gegen ſie eingenommenen und ſogar durch neuere Vorfälle erbitterten nordamerikaniſchen Gränzbevölkerung wenig oder nichts zu fürchten hat, ſo iſt es auf der andern Seite gewiß, daß die nordamerikaniſche Regierung, bei ihrer unzweifelhaften Neigung, den Frieden zu erhalten, ſich durch ihre Unmacht, die rohe Gränzbevölkerung in die Schranken der Ordnung und Neutralität zurückzuweiſen, in eine ſehr fatale Stellung verſetzt finden wird — eine Stellung, welche nur ungünſtig auf die Unterhandlungen in Betreff der nordöſtlichen Gränze und der Beſetzung des Columbiagebiets durch die Hudſonsbai-Compagnie einwirken kann. England wird gewiſſermaßen als Sühnopfer für die gebrochene Neutralität eine Nachgiebigkeit in Betreff dieſer Punkte verlangen, wozu die amerikaniſche Regierung aus Furcht vor dem aufgereizten Stolze der Demokratie kaum geneigt ſeyn dürfte. Hierin liegt die Gefahr eines Kriegs zwiſchen beiden Staaten, eines Kriegs, in welchen auch Mexico verflochten, und welcher die Verhältniſſe der ſchwarzen Bevölkerung Amerika's um einen ſtarken Schritt ihrer Entwicklung näher führen würde. Nordamerika wird aber wohl bedenken, daß es über 3½ Millionen Schwarze und Farbige unter ſeiner Bevölkerung zählt.

Zum Beweiſe, daß dieſe hier entwickelten Anſichten nicht aus der Luft gegriffen ſind, führen wir nachfolgende Stellen aus einem Briefe, datirt Waſhington den 15 Februar an, welchen das Journal du Commerce mittheilt: „Hr. Howart hat dem Congreß angezeigt, daß er eine Mittheilung des Staatsſecretärs, nebſt Depeſchen von Beamten der Vereinigten Staaten erhalten habe, des Inhalts, daß eine Expedition in Michigan ausgerüſtet werde, um einen Einfall in Canada zu machen; die Stärke dieſer Expedition ſey bedeutend, und mehre ſich mit jedem Tage; unſere Mitbürger lieferten ihr ganz offen Waffen und Munition. Wenn dieſe Expedition zu Detroit ankommt, wird ſie ſich ohne Zweifel des Arſenals dieſer Stadt bemächtigen, eine Menge Plünderungen begehen, und unſere Neutralität verletzen.“ (Bekanntlich iſt dieß ſchon zum Theil eingetroffen.) „Der Gouverneur von Michigan hätte dieſe Bewegung in der Geburt erſticken können, aber die Furcht, ſeine Popularität einzubüßen, hinderte ihn, wie jeden andern Gouverneur in ſolchen Fällen, einzuſchreiten. Ein Krieg mit England iſt unvermeidlich, wenn wir nicht unſere Bemühungen verdoppeln, um die Neutralität zu erhalten, und die zwiſchen uns und Großbritannien beſtehenden Verträge zu vollziehen. Obwohl Einige behaupten wollen, die Truppenzahl, welche ſich auf unſerem Gebiete verſammelt, ſey nicht bedeutend, und werde bei dem erſten Zuſammenſtoß mit den engliſchen Bajonnetten vernichtet werden, ſo iſt unſere Neutralität darum doch nicht minder gefährdet. Wenn wir verſuchen, Canada England zu entreißen, wenn die amerikaniſchen Patrioten ſich in Marſch ſetzen, um Detroit einzunehmen, ehe ſie Canada ſelbſt angreifen, was nach dem Inhalte der Depeſchen wahrſcheinlich iſt, dann wären die Engländer entſchuldbar, wenn ſie dieſe Stadt in Flammen aufgehen ließen. Jeder Angriff von Bürgern der Union ſtürzt uns unvermeidlich in einen Krieg mit England, und jeder weiß, in welcher Lage ſich unſer Land befindet, um einen Krieg zu führen, ſelbſt wenn er gerecht und nothwendig wäre. Man darf übrigens nicht aus den Augen verlieren, daß England hinſichtlich der Vertheidigung ſeiner Gränzen in einer beſſern Verfaſſung iſt, als wir, einen Angriffs- oder Vertheidigungskrieg zu führen, und daß es gegenwärtig 7 bis 8000 Mann guter Truppen in Canada hat. Auch darf man nicht vergeſſen, daß außer dem Aufſtand in Canada auch noch andere Veranlaſſungen zu Colliſionen mit England vorhanden ſind: die Frage der Nordoſtgränze iſt noch nicht beendigt, und der Ton der Botſchaft des Präſidenten könnte wohl die Sendung ſo zahlreicher Truppen nach Canada mit veranlaßt haben. Die Briefe, die wir aus dem Süden erhalten, beſchwören uns, hinſichtlich einer Colliſion mit England Alles zu vermeiden, was die geringſte Schwierigkeit herbeiführen könnte, und alles Mögliche zu thun, um ein ſolches Unglück abzuwehren.“

Die Furcht, daß ein Krieg mit England die Sklaven zum Aufſtand bringen könnte, wird alſo ſelbſt von den Amerikanern nicht nur gehegt, ſondern auch ausgeſprochen. Es iſt übrigens hierin nichts zu verbergen, denn die Sache iſt ſeit mehrern Jahren ſo oft beſprochen worden, daß ſie jedem einleuchten muß, der nur einigermaßen den Stand der Dinge kennt. Die Lage, in welche ſich England den Vereinigten Staaten gegenüber geſetzt hat, iſt ſomit in jeder Beziehung vortheilhaft: ruhig kann es den Gang der Ereigniſſe abwarten, und wird nicht ermangeln, den günſtigen Zeitpunkt zu benützen, um die Gränzangelegenheit in Neubraunſchweig, an der Nordoſtgränze der Vereinigten Staaten, in Ordnung zu bringen, und ſeiner eigenmächtigen und unbefugten Gebietsausdehnung am

Digitized by Google

Columbiastrom durch einen Vertrag das Siegel der Rechtmäßigkeit aufzudrücken. Nordamerika ist gegenwärtig England gegenüber wesentlich schwach: es ist der natürliche Gang der dortigen Verhältnisse, daß die Centralregierung immer weniger eine genügende Gewalt über die zerstreute Bevölkerung, namentlich im Westen, ausüben kann; so wie sie eine entschiedene Regierungshandlung ausüben, und die Bürger des Staats von etwas zurückhalten will, was in deren Neigungen liegt, so wird sie unmächtig. Es ist dieß theils eine Folge der Regierungsgrundsätze, welche der Staatsgewalt eine sehr geringe Macht über die Willensbestimmung der Bürger einräumen, theils auch, und fast noch mehr, eine Folge der natürlichen Verhältnisse des Landes, wo die Zerstreutheit der Bevölkerung, und die Leichtigkeit, sich tiefer ins Innere des Landes auszubreiten, kaum eine strenge Regierungsform zulassen. England ordnet dagegen den Gang der Colonisationen in seinen Besitzungen selbst, überläßt sie nicht so ganz der Willkür der Einzelnen, und bewahrt sich dadurch einen Einfluß und eine Herrschaft, die in den Vereinigten Staaten kaum möglich sind.

Hinsichtlich der physischen Vortheile steht Canada dem Norden der Vereinigten Staaten nicht nach; die Bevölkerung vermehrt sich, Straßen, Canäle und Eisenbahnen werden angelegt, wie in den Vereinigten Staaten, die Abgaben sind leicht, nach der Versicherung canadischer Ansiedler sogar weit leichter, als in den Vereinigten Staaten *), an Land fehlt es eben so wenig wie dort, und kein Unbefangener wird behaupten, daß die Regierungsform der Vereinigten Staaten die Vortheile der Ansiedler, im Vergleich mit denen in Canada, besonders zu vermehren geeignet sey. Im Nachtheil steht Canada bloß, weil sein Klima schon um ein gutes rauher ist, als die mittlern Striche der Vereinigten Staaten.

Der Schritt, den die englische Regierung that, einen Generalgouverneur nach Canada zu senden, und dadurch den bisher zerstreuten und nur schwach zusammenhängenden Besitzungen einen Vereinigungspunkt zu geben, ist der erste und wichtigste Schritt zu einer wahren Emancipation dieser Colonien, die indeß mit einer gewissen Abhängigkeit und dem oberherrlichen Schutze Englands recht wohl bestehen kann. Die Ernennung eines Generalgouverneurs macht mit Einemmal die englischen Besitzungen Nordamerika's zu einem Staate, der unter dem Schutze Englands den Vereinigten Staaten gegenüber steht; eine Menge Gegenstände, um derentwillen sich bisher die einzelnen Gouverneure an den Colonialminister in England wenden mußten, werden jetzt vor dem Generalgouverneur ihre Entscheidung finden, und die englische Regierung wird sich wohl veranlaßt finden, diese Einrichtung, welche die augenblickliche Lage der Dinge in Canada ins Leben gerufen hat, auch noch ferner fortbestehen zu lassen. Diese Maaßregel gründet ein neues brittisches Reich in Amerika, ein Reich, das die Vereinigten Staaten zu achten und zu scheuen Ursache haben; ihrem bisher maaßlosen Streben wird dadurch Einhalt gethan, und die Träume einer allgemeinen Herrschaft von der nördlichsten Küste Amerika's bis nach Panama hin werden hier einen Stein des Anstoßes finden. Nur Ein Umstand erweckt Zweifel: die rohe demokratische Masse des Westens in den Vereinigten Staaten ist entschieden gegen England gestimmt, eigentliche Gefahr hat sie nicht von England zu fürchten; der Süden und der Osten der Vereinigten Staaten sind gegen den Krieg, der eine aus Furcht vor den Sklaven, der andere wegen der unausbleiblichen Handelsstörung; jetzt wird der rohe, aber kraftvolle Westen zum erstenmal sich erheben gegen den sonst Ton angebenden Osten und Süden; früher war er der untergeordnete Verbündete des Ostens oder des Südens, wird er sich jetzt selbst und zwar zu einer herrschenden Partei erheben? Von der Beantwortung dieser Frage hängt auch hauptsächlich das Verhältniß der Vereinigten Staaten zu England ab.

(Schluß folgt.)

*) Das United Service Journal vom März 1838 theilt eine sehr gemüthliche Schilderung des Lebens und der Verhältnisse in Canada von einem alten militärischen Ansiedler mit, woraus wir mit nächstem einiges für unsere Leser ausheben werden.

Parrots Reise nach dem Nordcap im Jahre 1837.

(Aus der nordischen Biene vom 21 Februar (5 März) 1838.)

Reine Liebe zu den Wissenschaften weckte in mir den Gedanken, eine Reise nach dem Nordcap zu unternehmen. Der Rath der Universität billigte mein Unternehmen, und verwandte sich bei der Oberbehörde um die Erlaubniß, diese Reise auf Kosten der Universität unternehmen und aus ihrem physikalischen Cabinet die nöthigen Instrumente entleihen zu dürfen, was auch der Kaiser bewilligte. Der Zweck der Reise bestand 1) in astronomischen Zeit- und Ortsbestimmungen; 2) in Beobachtung der Pendelschwingungen zu genauer Bestimmung der Gestalt der Erde, und 3) in Beobachtungen der Abweichung der Magnetnadel vom Meridian, ihrer Neigung gegen den Horizont und der Verschiedenheit der Anziehungskraft an verschiedenen Orten. Der Candidat A. Neschel entschloß sich, diese mühsame Reise mit mir zu machen.

Am 10 Julius reisten wir von Petersburg ab, und gelangten über Wyborg, Kuopio und Uleaborg nach Tornea am 23 desselben Monats. Von diesen dreizehn Tagen brachten wir zwei in Kuopio mit magnetischen Beobachtungen und einen in Uleaborg mit andern Arbeiten zu. In Tornea kann sich der Reisende um den mäßigsten Preis mit allen Nothwendigkeiten zur Weiterreise versehen. Auch gibt es Leute, die bereit sind zu helfen, oder wenigstens mit nützlichem Rathe zu dienen, nichtsdestoweniger aber ist es sehr schwer hier einen genauern Reiseplan für die weitern 900 Werste nach dem Nordcap zu entwerfen, das man selbst in Tornea nur vom Hörensagen kennt. Wir machten hier die Bekanntschaft eines wackern Schweden aus Mauno, 450 Werste nordwärts von Tornea, der in Privatgeschäften hieher gekommen war; mit der größten Uneigennützigkeit bot er uns seine Dienste, seine Erfahrungen und seine Ortskenntniß an. In seiner Begleitung legten wir die merkwürdige Schiffahrt auf dem Tornea und Muonia, 550 Werste weit aufwärts, zurück, theils zwischen bevölkerten malerischen Berggegenden, theils zwischen finstern Wäldern, in die noch keines Menschen Fuß gedrungen ist; bald auf der reißenden Strömung der Flüsse, bald auf der spiegelklaren Fläche der Seen. Die Bewohner

dieſer Gegenden ſind von kräftigem, ſchönem Körperbau; Redlichkeit iſt der Grundzug ihres Charakters, und von Lug, Trug und Diebſtahl, die der ärmliche Boden, der Mangel an aller Induſtrie und die Entlegenheit der Gerichte, wie man glauben könnte, begünſtigen ſollte, hört der Reiſende in ganz Europa mehr als an den reizenden Ufern des Muonio.

Immer aufwärts ſchiffend, erreichten wir mit Hülfe eines ſtarken Weſtwindes allmählich eine Höhe von 1100 Fuß, und gelangten an das Quell-Land des Fluſſes und zugleich damit an die Gränze der drei nordiſchen Reiche, welche an dieſem Punkte zuſammenſtoßen. Ein wilder Bergrücken, ein Ausläufer des Kiölen-Gebirges, ſchied uns noch von dem Meeresufer, wohin wir jedoch nur noch eine Tagreiſe hatten. Ein zuverläſſiger Führer geleitete uns dahin. Wir zogen unſere Nachen mit einigen Vorräthen an das Ufer des See's, und ließen ſie hier ohne alle Gefahr zurück, luden unſere Inſtrumente und ſonſtige Habſeligkeiten auf die Schultern einiger kräftigen Finnen, und machten uns auf den Weg, der zwiſchen hohen Berggipfeln an großen und kleinen Seen, über reißende Bäche, üppig grünende Bergabhänge, ſchneebedeckte Ebenen und Felſenſtrecken in eine Einöde führte, deren Stille nur der rauſchende Flug eines Raubvogels oder das Gebrüll eines 100 Klafter hoch herabſtürzenden Waſſerfalls unterbrach. Plötzlich ſtellte ſich unſern Blicken von der Höhe herab das prächtige Ufer der Finnmarken dar: es war der Lingenfiord, der einige Meilen tief in das Land einſchneidet, von einem unvergleichlichen, in tauſend Spitzen ausgezackten Felſenkranz umgeben iſt, deſſen Spitzen ſich auf 500 Fuß aus dem Meer erheben.

Hier ſetzt man den Reiſenden in ein leichtes, enges Boot, das von zwei kräftigen Normannen, oder erfahrenen, furchtloſen Finnen geleitet iſt, und führt ihn theils mit Rudern, theils mit Segeln auf der glatten Fläche des Meeres dahin. So geht es fort 300 Werſte weit bis zum Nordcap. Ich kann hier die Stadt Alten nicht übergehen, die Leopold von Buch ſo reizend beſchrieb, wo die engliſche induſtrielle Thätigkeit Kupferbergwerke entdeckte, und die nur widerwillig dem handeltreibenden Hammerfeſt, der nördlichſten Stadt Europa's, mit ihren treuherzigen und gaſtfreien Bewohnern nachſteht.

Widrige Winde hielten uns ziemlich lange im Meer auf, und erſt am 25 Auguſt erreichten wir das erhabene Nordcap in unſerer Barke, die neben der 1000 Fuß hohen Felſenterraſſe einer Nußſchale glich. Ein ehrlicher Normann wohnt mit ſeiner Familie 5 Werſte vom Nordcap an einer Bucht und nährt ſich vom Fiſchfang. Um Mitternacht bei dem Scheine des Nordlichts klopften wir an ſeine Thüre; er nahm uns freundlich auf, und räumte uns willig eines ſeiner aus Treibholz erbauten Häuſchen ein. In demſelben befand ſich ein kleiner eiſerner Ofen, der mit Tröhholz gefüllt war, ein Bett mit reinlichen Rennthierfellen, ein alter Tiſch und einige Stühle. Dieß iſt der einzige Zufluchtsort, und alle Bequemlichkeit, die man am Nordcap erwarten kann. Das bisher anhaltende trübe Wetter, das für unſere aſtronomiſchen Beobachtungen ſo ungünſtig war, bekümmerte uns ſehr, aber am erſten Morgen nach unſerer Ankunft wurden wir durch die Strahlen der Sonne aus dem Schlafe geweckt, und erblickten den reinſten Himmel; unſere Herzen wurden von Dankgefühl erfüllt, und fröhlich machten wir uns an die Arbeit, um auch nicht Eine der uns vergönnten koſtbaren Stunden zu verlieren. Binnen zwanzig Tagen, während deren wir faſt ununterbrochen warmes und helles Wetter gehabt hatten, vollendeten wir glücklich alle vorgehabten Arbeiten, und brachten den ganzen 4 September damit zu, das Nordcap ſelbſt auszumeſſen und ſeine Formation zu unterſuchen; kaum aber entfernten wir uns von demſelben, ſo erhob ſich ein Sturm, und erlaubte uns nicht, die Fahrt im Boote fortzuſetzen; volle zwölf Tage blieben wir in Gaasſund, von den guten Normannen gaſtfreundlich aufgenommen.

Der Winter rückte heran. Von Alten aus reiſten wir in der angenehmen Begleitung eines jungen Naturforſchers aus Lund, der Spitzbergen und Lappland bereiſt hatte, und kamen zu Lande nach Torneo, theils zu Fuß, theils in Rennthierſchlitten, theils auf dem ſchwimmenden Eiſe des Muonio. Mitten unter allen Mühſeligkeiten erfreute uns die Ehrlichkeit der guten Finnen und die Theilnahme, die wir bei den Pfarrern fanden. Wir gingen durch Finnland auf dem geradeſten Wege nach Helſingfors, ſetzten mit dem erſten günſtigen Wind auf der ſchönen Kriegsbrigg Pallinurus über den finniſchen Meerbuſen, und betraten am 25 November freudig das heimathliche Ufer.

Fehlgeſchlagene Verbindung mit Japan.

Das Aſiatic Journal vom März 1858 enthält ohne Angabe der Quelle Nachſtehendes: Ein neuer Verſuch, eine Verbindung mit Japan zu eröffnen, hat, wie die frühern, entſchieden fehlgeſchlagen. Sieben japaneſiſche Matroſen hatten im chineſiſchen Meere Schiffbruch gelitten, und man glaubte einen Verſuch machen zu können, ſie in ihre Heimath zurückzuführen, und zugleich wieder eine Verbindung mit dieſem Reich anſtellen zu können. Eine ſolche Handlung chriſtlicher Liebe, hoffte man, würde das Herz der japaneſiſchen Regierung erweichen und den Weg zu fortdauerndem Verkehre bahnen: ein Schiff ward demnach ausgerüſtet und die ſchiffbrüchigen Seeleute darauf eingeſchifft. Der bekannte Miſſionär Gützlaff und Dr. Parker begleiteten die Expedition, aber die japaneſiſchen Behörden ließen nur die ſchiffbrüchigen Matroſen ans Land ſetzen, feuerten ſodann auf das europäiſche Schiff, und zwangen es das Weite zu ſuchen.

Literariſche Nachrichten.

In der Verſammlung der aſiatiſchen Geſellſchaft vom 5 März legte Hr. David Urquhart einige Bände in ſerbiſcher Sprache vor, welche eine Encyklopädie der Literatur dieſes Volkes enthalten ſolle. Derſelbe bemerkte, ſie ſeyen meiſt von Doſitheus Obradowitſch geſchrieben, welcher der Schöpfer der ſerbiſchen Literatur genannt werden könne. Derſelbe war vor vielen Jahren nach England gereiſt und mehrern ausgezeichneten Perſonen, unter andern den HH. Pitt und Fox, vorgeſtellt worden. Hr. Urquhart bemerkte, das Beiſpiel von Obradowitſch hätte Nachfolger gefunden, und die Serbier fingen allmählich an eine ausgezeichnete Literatur zu beſitzen.

*

Baron Chaubrue de Crazannes hat ein chronologiſches Gemälde der hiſtoriſchen Denkmäler des Departements Tarn et Garonne herausgegeben, worin er nachfolgende Unterabtheilungen macht: celtiſche Periode, römiſche Periode, Mittelalter, Periode der Wiedergeburt. Er beſchäftigt ſich mit einem ähnlichen Werke für das Departement des Lot, ſo daß er in kurzem ſämmtliche Denkmäler der alten Provinz Quercy beſchrieben haben wird.

*

Das Athenäum führt an, daß in Grahamstown (Capcolonie) eine monatliche Zeitſchrift unter dem Namen: Umshumayli Wendabe, der Neuigkeitserzähler, in kafferiſcher Sprache erſcheine.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 92.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 April 1838.

Brasilianische Zustände.

(Nach ungedruckten gesandtschaftlichen Berichten mitgetheilt von Lieb.)

Brasiliens Gesetzgebung.

Die brasilianische Civilgesetzgebung ist im Allgemeinen noch nach den alten portugiesischen Gesetzbüchern geordnet; die neuern Paragraphen, die man darin findet, sind unvollständig, die Erklärungen und Auslegungen veraltet und dunkel. Der Criminal-Coder, ein Jahr vor dem Sturze Don Pedro's I bekannt gemacht, hat seine Früchte getragen. Sein Hauptzweck war, den Kaiser zu entwaffnen, und diejenigen, welche von dem Ruin des Fürsten profitiren wollten, sind in die Schlinge gefallen, die sie sich selbst legten. Der Coder der Criminal-Proceßordnung ist seit 1833 in Kraft, und die angeblichen Vortheile der Jury sind wohl etwas zu hoch geschätzt worden, wie auch der Coder selbst. Die Erfahrung hat zwei Meinungen laut werden lassen. Nach der einen sollen die beiden angeführten Coder ganz und gar neu entworfen werden, nach der andern würden Verbesserungen und Zusätze ihre Fehler verwischen und ihre Lücken ausfüllen. Man ist also über die Hindernisse und Gefährlichkeiten des wirklichen Stands der Sachen einig.

Das Strafgesetz entwickelt unvollständig den Begriff des Verbrechens. Noch öfter kommt das Uebel aus den Formen des Processes, die man sehr übereilt und unüberlegt denen anderer Nationen nachgeahmt hat. Die Verbrechen des Aufruhrs, der Rebellion und des Versuchs gegen die Regierung sind auf eine solche Art bezeichnet, daß hier tausend Zweifel statt finden können. So bleiben die Theilnehmer bei diesen Verbrechen unbestraft, weil der Coder nur von dem Anführer des Attentats spricht. Nach diesem Coder versteht man unter Rebellion die Vereinigung von wenigstens 20,000 Individuen, um einen Angriff gegen die Unabhängigkeit, Unverletzlichkeit und Würde der Nation zu machen. In der Frage in Betreff des Aufruhrs zu Para hat man mit der jämmerlichsten Spitzfindigkeit besprochen, ob die letzten Aufstände als das Werk von 20,000 Menschen betrachtet werden konnten? Ein Theil hat diese Frage bejaht, weil eine Provinz, deren Population diese Zahl übersteige, mit für die Verbrechen verpflichtet sey, die der herrschende Geist in der Hauptstadt begehen ließ! Man muß gestehen, daß niemals der Despotismus so weit ging, wie diese unwissenden Interpreten eines Gesetzes, das selbst der Unwissenheit sein Daseyn verdankt. Andere wollten nur demjenigen eine Wichtigkeit zugestehen, was unmittelbar die Provinz Rio de Janeiro bedrohte, und die durch den letzten Artikel der Constitution Don Pedro's I gestattete Einstellung der persönlichen Freiheit hierauf beschränken.

Keines von den drei Verbrechen, die unter den Rubriken Verschwörung, Rebellion und Aufruhr enthalten sind, zieht den Tod nach sich. Insurrection findet statt, wenn mehr als zwanzig Sklaven zusammentreten, um mit bewaffneter Hand die Freiheit zu erringen; dafür wird die Todesstrafe den Anführern zuerkannt, die das Attentat geleitet haben. Temporäre oder ewige Einkerkerung ist sehr illusorisch wegen des schlechten Zustands der Gefängnisse. Ein Vatermörder entwischte bei hellem Tage aus dem Kerker, umgeben von seinen Freunden, die ihn besucht hatten.

Die Gefängnisse sind mehr Anstalten der Verderbniß als der Besserung. Eine sie betreffende Verordnung, die schon im Jahre 1831 entworfen wurde, war im J. 1836 noch nicht von der Commission zurückgegeben, die über diesen Gegenstand einen Bericht abfassen sollte.

Der Proceßcoder ist unerschöpflich in Gewährleistungen für die Angeklagten, bietet aber der Gesellschaft keine Sicherheit gegen die frechsten Schandthaten. Die ungemeine Leichtigkeit in diesem Lande, in dem die Polizei von einer völligen Nichtigkeit ist, Bürgschaften zu finden, die geringe Schwierigkeit eine habeas corpus zu erhalten, die jeder Richter ohne Bedenken gewähren kann, die Ungewißheit der Verrichtungen und Ablösungen der Procuratoren, sind noch erschwert durch die schlechte Organisation eines Geschwornengerichts, welches nur zu sehr unter dem Einfluß der Municipalkammern steht und meistens aus Menschen zusammengesetzt ist, die durchaus nicht tüchtig genug sind, um ihnen ein volksthümliches, gesundes und parteiloses Urtheil zuzutrauen. Im Gegentheil ist dieses Gericht überall, wo nicht Stumpfsinn und Gleichgültigkeit oder gar Mangel an Männern überhaupt seine Einrichtung verhinderten, nur von Leidenschaften beherrscht. Größtentheils sind es nur die öffentlichen Beamten, welche

Digitized by Google

mit unwilligem Murren zusammenkommen, die andern finden tausend Verhinderungen, um sich dieser patriotischen Charge zu entziehen. Nichts gleicht der Parteilichkeit in diesen Aussprüchen. So hatte sich die Jury der Stadt Lavras versammelt, um sich eines Verbrechers zu entledigen, der am hellen Tage seine Schwiegermutter, Mutter von sieben Kindern und im siebenten Monat ihrer Schwangerschaft, ermordet hatte. Die Appellation wurde von einer Jury der andern übergeben, und Widersprüche, ganz zu Gunsten des Verbrechers, absichtlich herbeigezogen. Ein Weib, das wegen Theilnahme an einem Morde von der Jury zu Rio Pardo verurtheilt war, wurde von der zu Porto Allegre freigesprochen. Zu Francisco de Paula verurtheilte man einen Menschen wegen falscher Banknoten; er suchte seine Sache vor die Jury der Hauptstadt zu bringen und wurde frei gesprochen. Auf gleiche Weise erhielten Neger, die wegen des Aufstands zu Bahia zum Tode verdammt waren, von der Jury zu Cachoeira eine Strafänderung. Wenn schon die meisten angestellten Richter gänzlich von ihren Schreibern und Actuaren geleitet werden, was kann man dann von dem Wissen und der Unabhängigkeit der Mitglieder eines Geschwornengerichts erwarten, dem diese Richter als Präsidenten vorstehen? So schoß man zu Pernambuco in öffentlicher Sitzung mit Pistolen aufeinander. Zwei Personen wurden dabei getödtet, und der präsidirende Richter konnte sich nur durchs Fenster retten. Andere Scenen, die nicht solchen ernsten Charakter tragen, sondern sich mehr lächerlich und scandalös gestalten, kommen häufig vor. Ein Richter fand bei seinem Eintritte die Geschwornen sich auf dem Boden herumzerrend und erhielt bei diesem Handgemenge, „diesem Labyrinth von Ohrfeigen" selbst mehrere Püffe, über welche er sich nur beklagte, daß er sie in Ausübung seiner Functionen empfangen habe!

(Schluß folgt.)

Die Engländer in Nordamerika und in Asien.

(Schluß.)

Weit minder günstig stellen sich die Verhältnisse Englands in Asien: es übt in Indien eine Herrschaft aus, welche wesentlich von der Meinung abhängt und von dem Umstand, daß kein Nachbar in der Nähe ist, mächtig genug, den Unzufriedenen einen Anhaltspunkt zu geben; im Augenblick, wo ein solcher Nachbar sich zeigt, ist ein großer Theil des Zaubers der englischen Herrschaft gebrochen. Wir haben schon früher nachgewiesen (in Nr. 91 im v. J.), welcher Art die Stellung Englands und Rußlands in Persien ist, und die Verhältnisse haben sich seitdem in demselben Sinne entwickelt. Rußlands Einfluß scheint in Persien völlig überwiegend: auf seinen Antrieb unternahm schon Abbas Mirza den Zug gegen Khorasan, auf seinen Antrieb setzte der jetzige Schah diesen Angriff fort, und steht jetzt vor Herat, dessen Einnahme aller Wahrscheinlichkeit nach bereits erfolgt ist. Wenn englische Blätter viel von dem zerrütteten Zustande der Finanzen Persiens und der kläglichen Lage des Heeres wissen wollen, so muß man sich nur erinnern, daß sie vor einem Jahre, als der Schah noch in der Nähe von Astrabad stand, auf dieselbe Weise sich äußerten, und wenigstens in so ferne recht hatten, als der Schah nur mit Unterstützung Rußlands diesen Zug unternehmen konnte, und wenn es kein Geheimniß mehr ist, daß Abbas Mirza das Versprechen thätiger Unterstützung von Rußland erhalten hatte, so ist wohl anzunehmen, daß man dem Sohn leistete, was man dem Vater versprach. Ganze Bataillone russischer Deserteure dienen im persischen Heer, und Rußland wird sich dieser stets zu seinen Zwecken bedienen können, wenn es ihnen Verzeihung verspricht. Zu dem sollen auch russische Truppen von Baku oder Lenkoran aus, in dessen Nähe gewöhnlich die russischen Kriegsschiffe stationirt sind, nach Astrabad abgeschickt worden seyn, um das Heer des Schahs zu unterstützen.

Wie gefährlich die Besetzung Herats für die englischen Interessen ist, geht schon daraus hervor, daß sämmtliche englische Officiere im persischen Dienst den Schah verließen, sobald es entschieden war, daß der Zug gegen Herat gerichtet sey; sie erklärten aufs bestimmteste, zu keiner Unternehmung mitwirken zu wollen, welche den Interessen ihres Vaterlandes so entschieden nachtheilig würde. Eine Macht, welche zu Herat sich festgesetzt hat, kann von dort aus ganz Vorderasien erschüttern. In diesen Ländern, mehr als sonst irgendwo, gilt der Satz: das Glück der Schlachten ist das Urtheil Gottes; der glückliche Sieger reißt ganze Völkerstämme mit sich fort, welche vielleicht kaum vorher ihm feindlich entgegen gestanden waren. So führte Rußland dieselben Muhammedaner aus Talysch und Karabag, welche im Jahre 1826, durch Persien aufgewiegelt, sich gegen die russische Herrschaft empört hatten, mit voller Sicherheit gegen die Pforte: dem Glück des Siegers folgte Alles. Von Herat aus kann man die Schaaren der nomadischen Stämme Ostpersiens zu vielen Tausenden um sich sammeln, um sie zu Sieg und Beute zu führen. Hat sich Rußland einmal unter persischem Namen zu Herat festgesetzt, so können ihm die afghanischen Fürsten keinen Widerstand mehr leisten, sein Einfluß reicht mit Einemmale bis hart an den Indusstrom, und der mächtige Nachbar, den England zu fürchten hat, steht mit Einemmale drohend da.

Nun beginnen die Verlegenheiten Englands: eine feindliche Macht im Nordwesten Indiens gibt plötzlich allen Unzufriedenen einen Anhaltspunkt, eine größere Wachsamkeit, eine stärkere Truppenzahl wird augenblicklich nothwendig. England hat an Nepal und Birma mächtige Feinde, welche zwar geschlagen, aber noch nicht besiegt sind; der Friede mit Birma steht ohnehin auf schwachen Füßen, und ein kleiner Umstand, der den Birmanen die noch fehlende Zuversicht einflößt, kann den Krieg zum Ausbruch bringen.

Nicht aus der Acht zu lassen ist auch der Umstand, daß sich seit einiger Zeit in mehrern Theilen Indiens eine heftige Feindseligkeit zwischen Muhammedanern und Hindus kundgibt; in einigen Gegenden des nördlichen Indiens hat die Sache sogar einen systematischen Charakter angenommen, und beschränkt sich nicht mehr bloß auf den unwissenden Pöbel. Die vornehmen Muhammedaner beschuldigen die englische Regierung, den Hinduglauben auf Kosten des Islam zu begünstigen, und sie geben so

Digitized by Google

weit, den Pöbel durch Geld zu Ausschweifungen gegen die Hindus aufzumuntern. Wie leicht könnte eine muhammedanische Macht wie Persien, oder Rußland unter persischem Namen, diesen Umstand benutzen, um der englischen Regierung auch im Innern Verlegenheiten zu bereiten. Kaum hat sich seit dem Bestand der englischen Heerschaft in Indien eine solche religiöse Schwierigkeit kundgegeben; daß man die Engländer als Ferengis und Christen nicht liebte, ist eine alte Sache, und schon oft ist der Versuch gemacht worden, die muhammedanische Bevölkerung, welche am widerwilligsten sich unter das Joch der Christen beugte, gegen dieselben aufzuwiegeln, aber ein solcher indirecter Angriff, wie diese Feindseligkeiten der Muhammedaner gegen die Hindus, ist bis jetzt noch nicht vorgekommen, und er schließt um so mehr Gefahr in sich, als die Engländer dabei dem Vorwurf der Parteilichkeit unmöglich werden entgehen können. So thürmen sich für die Engländer Schwierigkeiten über Schwierigkeiten auf, die zwar noch immer nicht der Art sind, daß sie solche nicht durch Anstrengung und Thätigkeit besiegen könnten, allein in diesen Anstrengungen selbst liegt gleichfalls wieder eine Gefahr für sie. Die Finanzen der Compagnie sind in keinem sehr glänzenden Zustande, das Land ist durch die Vernichtung seiner Fabrikthätigkeit verarmt, und nur sehr allmählich kann es sich wieder durch große Anstrengungen, durch verbesserte Cultur des Bodens und durch Handel zur Wohlhabenheit emporschwingen. Aber dazu bedarf es des Friedens und der Ruhe; ein Krieg im Orient stürzt die Compagnie und England mit in unabsehbare Ausgaben; übrigens bedarf es nur eines drohenden, in der Nähe stehenden Feindes, um die Engländer in Indien in einen Zustand fortdauernder Spannung zu versetzen — ein Zustand, welcher in kurzem so unerträglich würde, daß sie selbst zum Angriff schreiten müßten. Ein solcher Angriff müßte gegen Persien gerichtet seyn, und stünde ihnen nur von Süden her offen. Nicht ohne Grund ist der persische Meerbusen von englischen Marine-Officieren aufs genaueste untersucht, und die anstoßenden Länder gegen Osten und Westen bereist und durchforscht worden. Von hier aus können sie gegen die wichtige Provinz Fars vordringen und an Kronprätendenten, welche sie dem jetzigen Schah entgegensetzen könnten, fehlt es nicht. Mit verhältnißmäßig geringen Kosten — man lese darüber nur das Memoire des Obristen Ebesney *) — könnte man ein persisches Heer bilden, welchem einige Sipahi-Regimenter den nöthigen Anhalt gäben. Freilich würde ein solcher Balber, ja ein ganzer Erfolg in Persien, abgesehen von allen Kosten, ein schwacher Ersatz seyn für das nicht wieder gut zu machende Unheil, welches die Nähe eines Feindes wie Rußland, durch die Aufregung fremder Kriege und einheimischer Unruhen den Engländern in Indien bereiten müßte.

*) Ebesney berechnet, daß ein persisches Infanterieregiment etwa 13,000 Pf. Sterl. jährlich kosten würde, und schlägt die Gesammtausgabe für zehn persische Infanterieregimenter, ein Araber-Regiment von 1000 Mann mit den nöthigen Kamelen, ein Bascar-Regiment mit 800 Dromedaren und zwei Sklavenregimentern je zu 500 Mann, im Ganzen 15,540 Mann, auf 180,000 Pfund Sterling an.

Beschreibung von Sind.

(Aus den Papieren des verstorbenen Capitäns Mac Murdo in dem Journal der asiatischen Gesellschaft mitgetheilt.)

Der Verfasser des Tohfat-al-Ghirani sagt, Sindhi komme von Sind, dem Bruder Hinds, des Sohnes Noa's; das Land werde von den Geographen auf die 45ste der 61 Weltstufen gestellt. Die Linie des zweiten von Norden kommenden Himmelsstrichs gehe gerade durch seinen Mittelpunkt, und wenn gleich Sindhi in den fünf ersten Himmelsstrichen liege, so gehöre es doch vorzugsweise dem ersten an, und falle somit in den Kreis der heiligen Städte Mekka und Medina.

Es würde sichertlich große Schwierigkeiten haben, herauszubringen, wo der obengenannte Schriftsteller die Nachkommen des Erzvaters aufgefunden, und wie die meisten ähnlichen Genealogien, ist auch diese ohne Zweifel vollständig erdichtet. Indische Schriften geben vielleicht über den Namen des Landes befriedigendere Erklärungen; ich war jedoch nicht so glücklich, dergleichen aufzufinden. Die Werke, in welchen ich Auskunft suchte, geben an, daß es Sindhades (das Land des Meeres) geheißen, was ohne Zweifel eine Anspielung auf den Indus ist, der in den heiligen Schriften der Hindus so bezeichnet ist. Dieselben Quellen sagen auch, Sindhi sey regiert worden von einem Khuthi, Dschayadratha genannt, der in den Bürgerkriegen der Pandus getödtet worden sey, und nach ihm werde das Land manchmal Dschayadrathades genannt.

Ich glaube entschieden, das Sindhi seinen Namen von dem großen Flusse hat, von dem es durchströmt ist. Diese Vermuthung wurde dadurch in mir erzeugt, daß ich dieselbe Benennung schon im Alterthum gebraucht sah; denn ohne Zweifel hatte der Name Sindomana, den die Griechen der Hauptstadt einer Provinz gaben, denselben Ursprung; und weitere Forschungen haben meine Ansicht bestätigt, daß Sindhi anfänglich nur der Name eines kleinen an dem Flusse gelegenen Landtheils war, dessen Gränzen man aber wegen der beträchtlichen und mannichfaltigen Aenderungen, die über ihn ergangen, nicht mehr bestimmen kann. In diesem Landstriche muß man auch die Stelle der alten Stadt Sindomana finden.

Es ist gegenwärtig nicht möglich, die Gränzen des Landes, wie sie in den verschiedenen Zeitpunkten seiner Geschichte und unter den verschiedenen Regierungen gewesen seyn mochten, genau zu bestimmen. Man kann nicht einmal die bestehenden Gränzen des eigentlichen Sindhi genau angeben. Um seine Ausdehnung genau ausfindig zu machen, bestünde vielleicht das beste Mittel darin, mit dem Namen Sindhi bloß das an dem Indus liegende Land zu bezeichnen, welches ungefähr das von den Talpuris bewohnte Gebiet in sich begreift. In diesem Fall liegt Sindhi zwischen dem 25 und 24° N. B. und zwischen dem 67 und 70° O. L. v. Gr., und ist somit nördlich von Multan, östlich und westlich vom Indus von den Daudputras und südlich von Cutsch und dem Ocean begränzt. Die große Sandwüste scheidet Sindhi von Indien, und eine lange Kette felsiger Gebirge gibt ihm eine natürliche und bestimmte Gränze gegen Westen.

Das in diesen Gränzen eingeschlossene Gebiet war, wenn man den griechischen Geschichtschreibern trauen darf, in mehrere ansehnliche, durch Volkszahl und Reichthum ausgezeichnete Herrschaften abgetheilt. Vergleicht man aber damit seine Ausdehnung, so muß man vermuthen, daß seine Wichtigkeit sehr übertrieben wurde, um die Thaten eines Ehrgeizigen in ein glänzenderes Licht zu stellen. Wären die Erzählungen

Digitized by Google

von so vielen Fürsten und Völkern zwischen Multan und dem Meer, die Alexander durch Waffen und Politik unterworfen haben soll, glaubwürdig, so müßten die Umwälzungen in diesen Ländern im Laufe so vieler Jahrhunderte weit bedeutender gewesen seyn. Verschiedenheit des Namens, der Tracht und Sprache hätten vielleicht zu der übertriebenen Aufzählung von Reichen in Sindhi Anlaß geben können; denn ist man auch nicht geneigt den Einwohnern eines kleinen Gebietstheils den Namen einer Nation zu geben, so ist dieß doch minder auffallend, wenn man Menschen vor sich hat, die unter verschiedenen Regierungen stehen, und sich in Sitten, Lebensart und Mundart unterscheiden. Aber weder in den geschriebenen Documenten, noch in den mündlichen Ueberlieferungen findet sich, abgesehen von dem im Laufe der Zeit nothwendig eintretenden Wechsel, eine solche Verschiedenheit.

Ohne uns mit diesen dunkeln und unfruchtbaren Vermuthungen länger aufzuhalten, wollen wir die Abtheilungen Sindhi's, wie sie von den Einwohnern selbst bestimmt werden, untersuchen. Seit undenklichen Zeiten trennt man das Land in einen südlichen und nördlichen Theil. Der letztere erstreckt sich von den Umgebungen von Bakhar bis zur Parallele des neuen Halakandi, über Sihuan, und heißt Sirra: das andere Gebiet, der den ganzen übrigen Raum bis zur Ostgränze einnimmt, heißt Lar.*) Ich kann die Etymologie dieser Worte nicht finden; sie sind jedenfalls sehr alt, und es ist zu vermuthen, daß schon die Geographen aus der ersten Periode unserer Zeitrechnung das an der Indusmündung gelegene Land Larpia nannten, und wir finden in demselben Namen den Ursprung des Namens Lari Bender, oder Hafen von Lar, an welchen Stellen des Delta's auch dieser Ort zu verschiedenen Zeiten gelegen haben mag.**)

Jeder dieser Theile hatte seine eigene Hauptstadt; in Sirra ist es Alore, in Lar ist es Brahmanabad; wenigstens finden wir in den ersten Zeiten des Islam keine andern Städte von Bedeutung aufgeführt als diese. Sie wurden ohne Zweifel als die erste und zweite Stadt der Radschas angesehen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Sirra und Lar in zahlreiche Districte getheilt waren, die vermuthlich manchmal unter ihren wahren Namen bekannt wurden, noch öfter aber Benennungen hatten, die man heutzutage nicht mehr kennt, oder die so verdorben sind, daß sie nicht mehr unterschieden werden können. Sandra, Sihuan, Tehri, Lohri, Gora oder Carnalla sind die Namen der Districte, die zur Zeit der muselmänischen Eroberung vorhanden waren, und wahrscheinlich noch viel älter sind. Aber die Hälfte der gegenwärtigen Districte sind augenscheinlich neu, und haben ihren Ursprung in örtlichen und zufälligen Umständen. Man gibt allgemein die Zahl der Districte von Sindhi auf vier und vierzig an; vielleicht sind sie in den Archiven und öffentlichen Documenten dieser Provinz auf diese Zahl eingeschränkt. Diese Abtheilung wechselt jedoch, denn andere Nachrichten geben über fünfzig Perganahs (Districte) an.

Die gewöhnliche Eintheilung ist folgende:

Im Delta: Tschatschgam, Dihatti, Katralla, Sakra, Thatta, Dhirabdscha, Sandra, Palleschar, Schakerhalla, Imamuah oder Tranda, beherrscht von Muhammed Khan Talpura.

Auf der östlichen Seite des Flusses: Sirra Dscham Tamatschi, Battora (Menpar), Rapa, Odhdschahi, Samaratti, Tranda, Mir Allah Yarkhan, Mattatoi, Schehdadpur, Halakandi, Dim, Kandiara, Rani Gumbat, Lakawar, Hallam, Behlani, Lohri, Moragatschira, Khairpur, Mattila (Mirpur).

Auf der Westseite des Flusses: Koteri, Khonto, Sam, Sihuan, Tehri, Bobak, Samtami, Khodabad, Kallah, Katscha, Vaghban, Tigger, Tschandka, Gohrahu Camalla, Doaba oder Heiderabad, und Karatschi sammt dem Lande westlich von Thatta, Tschapper genannt, das neuerdings zum Gebiet am Sindhi hinzugekommen ist.

Eine Aufzählung der zahlreichen Unterabtheilungen der Districte wäre nutzlos und verwirrend. Dscho und Baddin, zwei beträchtliche Districte, sind in dem Districte Tschatschgam und in dem sehr alten Districte Mandra begriffen. Nasirpur war einst ein sehr bedeutender Bezirk (Sirkar) und erhob sich auf den Trümmern von Mattatri; er wurde aber später von den Nachbargebieten unterworfen, deren Boden fruchtbarer und günstiger ist. Mit dem Namen Thatta begreift man mehrere Perganahs, besonders aber den District Drak, der für sehr alt gehalten wird, und den District Gangra, die beide von Thatta durch den Fluß getrennt sind. Dirah ist auch ein alter District, der aber unter diesem Namen nicht sehr bekannt ist.

Der Verfasser des Tohfat-al-Ghirani schreibt Sindhi ein schönes Klima zu. Die Morgen und Abende sollen höchst angenehm, die nördliche Abtheilung soll warm, die südliche kühl seyn. Ich halte dagegen im Allgemeinen die Provinz für ungesund, besonders in denjenigen Theilen, die jährlich wiederkehrenden Ueberschwemmungen ausgesetzt sind. „Bedenkt man," sagt ein Beobachter, der mehrere Jahre sich in Lar aufhielt, die großen Strecken, die von Wasser bedeckt und außerdem mit ihrer ganzen Vegetation einer glühenden Sonne ausgesetzt sind, so muß man zum voraus annehmen, daß ein solches Klima, durch die Ausdünstungen stehender Wasser noch mehr verpestet, der Gesundheit der Menschen nicht sehr zuträglich seyn kann, wie denn auch Wechselfieber, Asthma und Rheumatismen sehr verbreitete Krankheiten sind." In Bezug auf das Klima jedoch ist die nördliche Abtheilung nicht gerade übel berüchtigt, obgleich in einzelnen Theilen die heißen Winde mit ungewöhnlicher Stärke wehen; während des ganzen Sommers ist die Hitze daselbst durchaus viel stärker als in den übrigen Gegenden Indiens. Es wird zwischen dem Klima von Lar und dem von Sirra ein so großer Unterschied angenommen, daß alle in dem erstern angestellten öffentlichen Beamten stärker besoldet werden; sie halten sich auch, wenn sie nicht Eingeborne sind, nie lange ohne Schaden für ihre Gesundheit daselbst auf.

(Fortsetzung folgt.)

*) Hr. Pottinger bemerkt, bei seiner Erklärung des Worts Larkhana, daß es von einem Wort abzuleiten sey, das „Saline" bedeute. Wenn wir dieser Vermuthung Glauben schenken wollen, so würde der Name besser für das Indus-Delta passen, denn es ist die sumpfigste Stelle des ganzen Sindhigebiets. Larkana ist mit einem d geschrieben, und deutet auf einen ganz andern Ursprung als Lar, das in der Sindhi-Sprache „niedrig" bedeutet.

**) Hr. Vincent nennt einen Ort Lari Bender und einen andern Bender Lari, den ersten an dem östlichen, den andern an dem westlichen Arme des Flusses. Ich konnte für diese Unterscheidung nie die mindeste Begründung finden, und die Einwohner selbst nennen nicht einmal den Namen Lari Bender. Doch hätte dieser Name vielleicht irgend einem andern Hafen des Delta gehören können.

Die in einem frühern Blatte (Nr. 74) erwähnten Erdstöße im südwestlichen Frankreich fanden zu St. Paul am 16, zu Sourniac am 19 Februar statt. Am letztern Orte bemerkte man deutlich, daß der Stoß seine Richtung von Süden nach Norden hatte. Schon einige Monate zuvor hatte man gleichfalls einen leichten Erdstoß verspürt. (Echo du Monde Savant. 1838. Nro. 11.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 93.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 April 1838.

Die Buchdruckerkunst in China und ihre Verbreitung nach Europa.

(Mitgetheilt von Professor Neumann.)

Die Schreibkunst ist nicht allein eine der wesentlichsten Bedingungen eines größern civilisirten Staates, sondern mit ihr beginnt erst eine dauernde Civilisation des Volkes. Einsichtsvoll genug haben deßhalb die Chinesen dem mythischen Begründer ihres eigenthümlichen Staatslebens, dem Fo-hi, auch die Erfindung dieser Kunst zugeschrieben. Die Stoffe selbst, auf welche man schrieb und schreibt, sind ebenfalls höchst beachtenswerth und folgereich in der Culturgeschichte, denn von ihnen hängt die größere oder geringere Verbreitung des Aufgezeichneten ab. Stein, Metall, Baumrinden, geglättete Holzplatten, dichte Baum- und Pflanzenblätter, dann künstlich zubereitete Stoffe, Häute, Seiden-, Baumwollen- und Leinenzeug wurden in dem Laufe der Jahrhunderte nach und neben einander benutzt. China, eine Menschheit für sich, zeigt uns in dieser Beziehung, so wie in den meisten andern, denselben Entwicklungs- und Bildungsgang im Kleinen, welchen die Menschheit im Großen genommen hat. Hier in dem äußern Osten von Asien verstand man es schon im zwei und zwanzigsten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, die Thatsachen und Ereignisse, welche man der Nachwelt überliefern wollte, in Stein einzuhauen und in Metall zu gießen; selbst für den gewöhnlichen Bedarf der Schrift im bürgerlichen Leben und für umfangreiche schriftliche Werke war schon gesorgt; man bediente sich hierzu der geglätteten Bambusstäbe und Bambusrinde, auf die man mit einem Pinsel schrieb oder malte, wie schon das Bild, welches schreiben bedeutet, anzeigt. In der modernen Schrift bezeichnen die Chinesen die Handlung des Sprechens vermittelst des Bildes „Mund" und eines Striches, den Athem andeutend, welcher während des Sprechens aus dem Munde emporsteigt: in den ältesten Zeiten ward auch wirklich der in einer Schlangenlinie aus dem Munde aufsteigende Hauch in der Schrift naturgetreu nachgebildet. Das Geschäft des Schreibens ward versinnlicht, indem man zu dem Bilde, welches für Sprechen galt, den Gegenstand, womit man schrieb, den Pinsel, hinzufügte; schu, schreiben heißt demnach, vermittelst des Pinsels sprechen oder gesprochen haben, das Geschriebene oder das Buch. Man bedenke nämlich, daß jede chinesische Wurzel, bald als Haupt-, bald als Zeitwort, und je nachdem es construirt wird, bald in der Gegenwart, Vergangenheit oder Zukunft aufgefaßt werden muß. Anfänglich setzte man noch zu dem Bilde „Schreiben" oder „Buch" das Bild des Gegenstandes, worauf geschrieben wird, und man sah alsbald daraus, ob das Buch auf Stein, Metall oder auf Bambusstäben geschrieben war, Beziehungen, die gegenwärtig, da man durchgängig auf Pflanzen- und Lumpenpapier schreibt und druckt, veraltet sind. Doch wird jetzt noch ein Werk, die älteste Chronik China's, Bambusbuch genannt, weil dieses historische, auf Bambusplatten geschriebene Document erst zu der Zeit, als man sich schon ganz anderer Stoffe zum Schreiben bediente, aufgefunden wurde.

In dem zweiten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung — wahrscheinlich auch schon früher, nur daß man keine historischen Zeugnisse darüber beibringen kann — bediente man sich der gewebten Seidenzeuge, um darauf zu schreiben. Höchst sinnreich wird von nun an die bildliche, im Laufe der Zeit mit dem Stoffe sich verändernde Bezeichnung des Schreibmaterials, des Papiers. Glätten oder Geglättetes heißt Schi; wollte man den Stoff bezeichnen, der glatt ist, so schrieb man den Laut Schi und setzte das Bild des Stoffes selbst, wie Stein, Seide und Baumwolle, hinzu. Man hatte dann das Bild eines glatten Stoffes zu diesem oder jenem Gebrauche, und im engern Sinne das Bild eines glatten Stoffes, um darauf zu schreiben — Papier. Die Geschichte der Bezeichnung der Schreibmaterialien ist demnach zugleich die Geschichte der Erfindung und Bearbeitung der verschiedenen zum Schreiben verwendeten Stoffe.

(Fortsetzung folgt.)

Brasilianische Zustände.

Brasiliens Gesetzgebung.

(Schluß.)

In der Hauptstadt der Provinz Ceara ist die Jury noch niemals zusammengetreten. In den innern Städten von Per-

Digitized by Google

nambuco haben die Municipalrichter fruchtlose Anstrengungen gemacht, um diese Einrichtung ins Leben zu rufen; einer von ihnen ward für seine Bemühung mit unerhörter Grausamkeit ermordet. Es ist wahrscheinlich, daß die Einrichtung der Geschwornengerichte wieder gänzlich verschwindet, wofern man nicht dem Beispiel nachahmt, das in Bahia durch ein Provincialgesetz gegeben wurde, nämlich eine sehr bedeutende Geldstrafe zu verhängen, im Falle man den Richtern, welche die Jury versammeln und sie präsidiren, nicht dabei hinlängliche Hülfe leistet. Die neuen Codex konnten nur eingeführt werden, indem man darin eine Menge Aenderungen und Auslassungen vornahm. Man beabsichtigte durch diese Reformen die schlechten Beamten zu entfernen, die ausgedienten zu pensioniren und die guten zu benützen. Dessen ungeachtet hat die Anwendung dieses Princips auf die Classe der „Desembargadores," d. h. Assessoren der Tribunale zweiter Instanz, keine Wirkung geäussert. Noch unter Don Pedro I. bildeten diese eine richterliche Oligarchie und spielten ungestraft die Rollen der Aufwiegler und Ausschweifenden. Die Ueberzähligen dieser Classe bestanden aufs hartnäckigste auf ihrer Besoldung, und so bekümmerten sich unthätige Menschen dieser Art, indem sie in Rio de Janeiro ein Einkommen von 7000 Cruzaden bezogen, wenig darum, ihre angewiesenen Plätze in Pernambuco oder in Maranhao auszufüllen, sondern wichen den Befehlen aus, sich dorthin zu verfügen. Dieser Widerstand zwang das Gouvernement zu neuen Ernennungen, obgleich die Zahl der Desembargadores schon 80 betrug. Jede Provinz soll nach der Constitution ein Tribunal 2ter Instanz, Relaçao, besitzen, dennoch existiren deren nicht mehr als vier. In den Provinzen, wo sie fehlen, hat man eine Art „wandernder" Richter eingesetzt, wozu man gewöhnlich ein Mitglied des nächsten Relaçao nimmt. Die Repräsentativkammern verlangten, daß die Mitglieder dieser Tribunale für die Folge von der Liste der überzähligen und dennoch besoldeten Desembargadores entnommen, und daß ihre Zahl und die Ausgaben des Schatzes nicht vermehrt werden sollten; die Regierung wies diesen Antrag aber zurück.

Auf der ersten Stufe dieses richterlichen Gebäudes stehen die Friedensrichter, mit rein demokratischer Gewalt. Ihr Einfluß ist höchst bedeutend, ihre Vorrechte, die in 140 Decreten doch nur unverständlich ausgesprochen sind, stehen im Conflict und außer allem Verhältniß mit allen andern Gewalten, und der Hauptzweck ihrer Einsetzung, der Vergleich, ist fast erloschen. Ihre Macht ist in den innern Provinzen beinahe tyrannisch; oft sieht man sie als Richter und Zeugen in einer und derselben Sache. Doch hat ihr Ansehen und ihre Wichtigkeit viel verloren seit der neuen Organisation der Magistraturen, die sich bis ins Unendliche vermehren. Früher bestand für jedes Kirchspiel eine, jetzt schon vier, die alle vier Jahre wechseln. Der Mangel an fähigen, begabten Menschen ist so groß, daß diese alle vier Jahre wiederkehrende Besetzung eine Quelle von Verlegenheiten darbietet. Man hat durch diese Vervierfachung auch ums Vierfache die Eifersucht und die Intriguen vermehrt. Man wird sich erinnern, daß es den Municipalkammern Mühe machte, sich vollständig zu erhalten, selbst wenn 20 bis 30 Supplеanten ernannt waren, und daß die Provincialconseils oft mit weniger als der Hälfte ihrer Mitglieder zusammentreten und im Laufe zweier Monate nicht mehr als sechs bis sieben Sitzungen halten konnten.

Unter den Friedensrichtern zählen die Neger-Contrebandiers die meisten Beschützer und Theilnehmer. Dazu verleitet sie ihre immerwährende Berührung mit der ackerbauenden Classe, oder das Interesse, auch wohl die Furcht. Es findet fast kein Aufstand statt, an dessen Spitze nicht ein Friedensrichter stände.

Das oberste Justiztribunal für das Kaiserreich Brasilien hat seinen Sitz in Rio de Janeiro und besteht aus 17 unabsetzbaren Mitgliedern. Dieses Tribunal soll nach der Reform unter Don Pedro I für Brasilien das seyn, was für Frankreich der Cassationshof ist, aber man streitet ihm oft diesen Charakter ab, und spricht ihm nur die Befugniß zu, eine Processache von einem Relaçao an den andern überweisen zu dürfen, doch so daß der letzte Recurs bei ihm selbst offen bleibt.

Einigemal hat man selbst von seinen Entscheidungen an den Relaçao zu Bahia, als das älteste Tribunal Brasiliens, appellirt. Diese Unzulänglichkeit des höchsten Tribunals verlangt genauere Bestimmungen, aber noch haben diese die repräsentativen Kammern nicht erlassen.

Vier Relaçaos haben ihren Sitz in Rio de Janeiro, zu Bahia, zu Pernambuco und zu Maranhao. Diese verschiedenen Gerichtshöfe sind aus sieben oder acht Mitgliedern zusammen gesetzt, die nicht ohne vorhergegangenen Proceß abgesetzt, wohl aber suspendirt und von einem Orte nach dem andern geschickt werden können. Jedem dieser Gerichtshöfe ist ein „Promotor publico," oder Generaladvocat beigegeben. Zu Rio de Janeiro, wohin alle Sachen an den obersten Gerichtshof gehen und der Staat dabei interessirt seyn könnte, ist die Vertheidigung der Rechte der Regierung einem Procurador da Coroa anvertraut. Einige Provinzen, unter andern die der Minas, haben um den Vortheil eines Relaçao nachgesucht; doch können mehrere von ihnen nicht die nöthigen Kosten zur Errichtung und Unterhaltung eines solchen Tribunals auftreiben.

Es sind hier noch die temporären Tribunale, oder vielmehr Commissionen zu erwähnen, die gewöhnlich aus drei Desembargadores (Assessoren), manchmal auch nur aus Einem bestehen. Diese Commissionen werden von den Relaçaos für Specialfälle errichtet.

Dann folgt noch die Jurisdiction der Richter „de direito" (des Rechts), permanente Magistratspersonen, welche die Sachen unmittelbar aus den Händen der Friedensrichter empfangen und dem Geschwornengericht präsidiren, dem die criminellen Verhandlungen aufgetragen sind. Diese Richter „de direito" sind nach der kleinern oder größern Ausdehnung des Bezirks eingetheilt in Richter der ersten, zweiten, dritten „Vara"; alle haben gleiche Vollmachten, und müssen, wo es nöthig ist, einer den andern substituiren.

Endlich sind noch die Friedensrichter zu erwähnen, welche alle gerichtlichen Handlungen, civile und criminelle, eröffnen und die Verhaftungen befehlen. In ihren Händen liegt der Schlüssel der ganzen richterlichen Verwaltung, ohne sie kann man nichts

Digitized by Google

beginnen. Sie werden durch dieſelben Stimmen gewählt, wie die repräſentativen Kammern. Bei Criminalverhandlungen haben ſie das corpus delicti feſtzuſtellen, erlaſſen die Arreſtbefehle und tragen die Klage dem Municipalrichter vor. Der Municipalrichter übergibt ſie dem Generaladvocaten, und dieſer beginnt die Anklage, die vor einer Specialjury ſtattfindet, welche darüber entſcheidet, ob die Klage weiter zu verfolgen ſey. In dieſem Fall wird die Sache dem Aſſiſenhofe überwieſen, welcher das Urtheil fällt. Der Municipalrichter oder der Richter „de direito" wendet das Geſetz darauf an. Es findet von den Urtheilen der Geſchwornen eine Appellation an die Jury eines andern Orts, von da an die Relaçaos, und von dieſen an den oberſten Juſtizhof ſtatt.

In Civilſachen eröffnet der Friedensrichter, nachdem er die Mittel zum Vergleich erſchöpft hat, das gerichtliche Verfahren vor dem Richter „de direito," der über die Sache entſcheidet. Wenn die Parteien ſich bei dieſer Sentenz nicht beruhigen, bezeichnet der competente Relaçao drei Deſembargadores, welche die Angelegenheit beurtheilen, nachdem ſie ſchriftlich inſtruirt worden, ohne daß dabei eine andere Formalität beobachtet wird, als die Uebergabe der Acten aus einer Hand in die andere durch die Procuratoren, Advocaten und Richter. Die Appellation gegen das von dieſer Commiſſion geſprochene Urtheil findet vor dem Relaçao ſelbſt ſtatt, von welchem dieſe Commiſſion eingeſetzt wurde, und zu welchem Behuf von ihm wieder drei Deſembargadores deſignirt werden; auf dieſe Art kann es bis zu drei Appellationen gebracht werden. Zuletzt fordert der Relaçao die Sache im Fall einer neuen Appellation vor ſich ſelbſt, und fällt ſein Urtheil. In letzter Inſtanz findet noch ein Recurs an den oberſten Gerichtshof, den wir bereits erwähnten, ſtatt, und wenn dieſer die Entſcheidung des erſten Relaçao nicht beſtätigt, verweiſt er die Sache an den Relaçao irgend einer andern Provinz. So kann ein Rechtshandel, der in Maranhao entſchieden, dann nach Rio de Janeiro eingefordert wurde, vielleicht wieder nach Bahia oder Pernambuco verwieſen werden. Die Schwierigkeit der Communicationen in Braſilien machen die Langſamkeit der Appellationen und ſucceſſiven Recurſe, die Unbeſtändigkeit, welche aus dieſer unausweichbaren Ausſicht auf dieſe langen Friſten für das Recht hervorgeht, bemerkbar. Zu dieſen Widerwärtigkeiten kommen dann noch die außerordentlichen Koſten der Appellationen neben denen des Proceſſes und der Verhandlungen mit der Kanzlei des Relaçao und gegenüber dann noch die Summe, um welche der Proceß geführt wird. Nach dem neuen Codex ſind die Debatten im Criminalproceß öffentlich, und die Sachen ſollen in der Verſammlung mit lauter, allen vernehmlicher Stimme vorgetragen werden.

Die Deſembargadores, die noch heute eine Art Miliz des richterlichen Beamtenſtandes bilden, ſind durch die Univerſitäten ernannte Doctoren des Rechts. Der Titel eines Deſembargador iſt der höchſte akademiſche Grad. Hat man dieſen einmal errungen, ſo iſt man geeignet, jedes richterliche oder adminiſtrative Amt zu erlangen. Die Regierung hat nicht die Gewalt, den mit dieſem Titel Bekleideten denſelben wieder zu entziehen. Die Univerſitäten, die jetzt in Braſilien das Recht haben, dieſe Doctorwürde zu verleihen, ſind die in St. Paul und in Pernambuco. Früher war es die in Coimbra.

Ein merkwürdiges Batta-Manuſcript.

In der Sitzung der aſiatiſchen Geſellſchaft vom 5 März wurde ein auf die Rinde eines Baumes geſchriebenes Manuſcript auf die Tafel gelegt; wenn man es ausſtreckte war es 11 Fuß lang, es ließ ſich aber vorwärts und rückwärts in kleine Vierecke zuſammenfalten. Es war in der Sprache der Battas geſchrieben, welche einen großen Theil der Inſel Sumatra bewohnen und Menſchenfreſſer ſeyn ſollen. Das Manuſcript kam im Jahre 1777 auf eine ziemlich wunderliche Weiſe in den Beſitz des Gouverneurs eines Forts in Sumatra, Namens Marlborough. Ein Inſulaner war in einem ganz erſchöpften Zuſtande zur See aufgenommen und nach Bencoolen gebracht worden, wo man einige Zeit für ſeine Herſtellung ſorgte, und ihn dann in Freiheit ſetzte. Ungefähr ein Jahr ſpäter brachte ein Schiffscapitän dem Gouverneur des Forts ein Buch von einigen Inſulanern an der Küſte, die ihm zu verſtehen gegeben hatten, es ſey ein Geſchenk ihres Häuptlings für den Gouverneur, als ein Zeichen der Dankbarkeit, daß man ihn nicht aufgegeſſen habe. In der Verſammlung wurden einige Bemerkungen über die Batta-Schrift vorgeleſen, worüber noch einiger Streit herrſcht: Einige behaupten, die Charaktere ſeyen von unten gegen oben in perpendiculärer Linie geſchrieben, Andere, man ſchreibe die Schrift wie die europäiſchen von links nach rechts, fange aber mit der unterſten Linie an. Höchſt wahrſcheinlich waren dieſe beiden Arten zu ſchreiben im Gebrauche, die erſte, wenn die Battas ihre Buchſtaben eingraben oder einritzen, die zweite, wenn ſie mit Tinte ſchreiben, weil ſonſt beim gerade aufwärts Schreiben das Geſchriebene nothwendig durch die Hand verwiſcht werden müßte. In einigen ihrer Bücher ſind menſchliche Figuren ſo gezeichnet, daß ſie nur dann aufrecht ſtehen, wenn das Buch mit den Linien in perpendiculärer Richtung gehalten wird; aus dieſem ſollte man ſchließen, daß Batta-Bücher, ſie mögen geſchrieben ſeyn, wie ſie wollen, perpendiculär geleſen werden müſſen. Uebrigens iſt es nicht ſehr wahrſcheinlich, daß man jede unterſte Linie zuerſt und die andern darüber geſchrieben habe. Noch vier andere Batta-Bücher aus dem Muſeum der oſtindiſchen Compagnie wurden vorgelegt, welche aus Zauberformeln gegen böſe Geiſter, mediciniſchen Vorſchriften und dergleichen beſtanden. Die Battas behaupten, die urſprünglichen Einwohner Sumatra's zu ſeyn, was nicht unwahrſcheinlich iſt, obwohl ihre Traditionen ſehr unvollſtändig und augenſcheinlich von den Malayen entlehnt ſind. Ihre Literatur iſt nicht ſehr arm, doch beſteht das Wenige, was wir davon beſitzen, aus Wahrſagungen, Zauberſprüchen für verſchiedene Krankheiten, Exorcismen gegen böſe Geiſter und abgeſchmackten Fabeln; es iſt aber ein ſeltſamer Umſtand, daß ein Volk, welches verfeinert genug iſt, daß es überhaupt eine Literatur beſitzt, noch ſo entartet ſeyn ſoll, daß es Menſchenfleiſch ißt, was doch nur bei wenigen der wildeſten und vereinzeltſten Stämme, und auch bei dieſen nur insgeheim, oder bei der Aufreizung des Kriegs und der Rache geſchieht. Die Battas dagegen ſcheinen ein ruhiges, verſtändiges und betriebſames Geſchlecht, das von Seite der Europäer mehr Aufmerkſamkeit verdient, als man ihm bis jetzt gewidmet zu haben ſcheint.

Digitized by Google

Beſchreibung von Sind.

(Fortſetzung.)

Das ganze Delta, auf der Weſtſeite bis Thatta, iſt bis auf einen gewiſſen Grad dem ſüdweſtlichen Monſun ausgeſetzt, und das Klima gleicht in Folge deſſen faſt ganz der auf der Weſtküſte von Guzerat herrſchenden Temperatur. Doch leidet der weſtliche Theil der Stadt bedeutend, indem ſie der Monſun nur theilweiſe trifft, und ich glaube, daß es in Tſchapper und dem von den Dſchoghias bewohnten Lande ganze Jahre durch nicht geregnet hat. Das Klima von Sirra iſt, wie bereits erwähnt wurde, ſehr heiß; während der Monate März, April und Mai herrſchen die heißen Winde in Sind in einem ſolchen Grade, daß das Reiſen nicht nur gefährlich, ſondern in der Wüſte, die zwiſchen dieſer Provinz und der Nordgränze Sindhi's liegt, geradezu unmöglich iſt. Gleichwohl regnet es in Sirra gewöhnlich im Junius, was in Verbindung mit dem Austreten des Fluſſes die erſtickende Hitze um Vieles mildert. Winters, das heißt im December und Januar, leiden die Bäume und die Vegetation überhaupt durch Froſt, und die Blätter fallen ab, was in Lar nicht ſtattfindet.

Der Boden in Sindhi zeigt große Verſchiedenheiten; in den Theilen, welche vom Fluſſe überſchwemmt werden, iſt er häufig thonreich und fett; manchmal iſt das Erdreich gut und friſch, im Uebrigen ſandig und leicht. Dieß Land iſt ausnehmend fruchtbar, und gibt ohne Anbau die reichlichſten Getreide-Ernten, wenn der Boden von der Feuchtigkeit kurz vorhergegangener Ueberſchwemmungen durchdrungen iſt. Man wirft das Saatkorn auf die Oberfläche, und hat keine Mühe als das Ernten; gegen die Berge von Beluſchiſtan zu, nahe der Weſtgränze von Sindhi, wird der Boden ſteinig und ſehr eiſenhaltig; er iſt dort mager und geht nicht tief, der felſige Grund liegt nahe an der Oberfläche, was Alles, in Verbindung mit der Unbeſtimmtheit der Jahreszeiten, dieß Gebiet mehr zu Weiden, als zum Ackerbau geeignet macht; überdieß haben die Einwohner größere Neigung zum Hirtenleben. Im Norden von Sihuan, ganz in der Nähe der Gebirge, iſt der Boden wieder der fetteſte und fruchtbarſte in Sindhi, man ſtößt dort auf keinen Felſen, bis man in die Nachbarſchaft von Larkhana und auf die Nordſeite dieſer Stadt kommt.

Der Boden des öſtlichen Theils von Sindhi gleicht in gewiſſer Art dem der benachbarten Wüſte; in der Nähe des Fluſſes jedoch iſt beinahe überall der Sand mit weißlichem Thon vermengt, was für die Vegetation ſehr günſtig ſcheint. In den öſtlichen Theilen von Lar, alſo in der Nähe des Fluſſes, beſteht der Boden hauptſächlich aus einer Lehmart, die in der heißen und trocknen Jahreszeit einen Staub erzeugt, deſſen Feinheit aller Anſtrengungen, ſich ſeiner unangenehmen Einwirkungen zu entledigen, ſpottet. Die Einwohner nehmen ihre Zuflucht zu Luftfängen, die ſie auf ihren Dächern anbringen, während ſie die Häuſer ſelbſt ſtreng verſchloſſen halten. In den öſtlichen Bezirken von Sindhi kann man Tage weit reiſen, ohne auf einen Stein oder Felſen zu ſtoßen.

Die Fruchtbarkeit der den Indusüberſchwemmungen unterworfenen Landſtrecken übertrifft vielleicht die aller übrigen Gegenden der Erde. Von der Regelmäßigkeit und Stärke dieſer Ueberſchwemmungen hängt der Reichthum und in gewiſſem Betracht auch die Exiſtenz der Einwohner ab. In den von den Flüſſen entfernten Gegenden, bis wohin natürlich die Waſſer nicht ſteigen können, und wo dieſer Mangel nicht durch Menſchenfleiß erſetzt wird, ſind die Bodenerzeugniſſe gering und armſelig. Wenige Bezirke von Sindhi machen drei Getreide-Ernten des Jahres; im Allgemeinen wird zweimal geerntet, und an den Stellen, wo die Induswaſſer, ſey es wegen natürlicher Hinderniſſe oder aus Nachläſſigkeit der Einwohner, nicht hinkommen können, iſt die Ernte nur mittelmäßig.

In dem ganzen niedern Theile von Lar, wo das Land drei Monate im Jahre hindurch einer breiten Waſſerfläche gleicht, übertrifft die Reisernte Alles, was ich bis jetzt gehört. Die Perganahs von Kakralla und von Katſcha insbeſondere bringen eine unglaubliche Menge hervor. Man ſäet bei dem erſten Anzeichen von Ueberſchwemmung, die Pflanzen erheben ſich mit dem Waſſer, und manchmal muß man Schiffe haben, um die Ernte einzuſammeln. Eine der untern Abtheilungen des Perganah von Kakralla ſoll nicht weniger als 1000 Khiuars *) Reis als Antheil der Regierung ertragen, was nach den gewöhnlichen Abzügen ungefähr ein Drittheil des Ganzen ausmacht.

In den untern Perganahs pflanzt man ſelten in dem dürren Boden Getreide; nichtsdeſtoweniger erntet man in den Diſtricten von Dihatti, Imamua und Baddin Weizen, Gerſte, Sorgohirſe (Dſchuari), Mais, Zuckerrohr, Tabak, indem man während der Wintermonate wäſſert.

Der größte Theil des Diſtricts Tſchatſchgam, **) der weſtlich vom Goni, einem Induscarme, liegt, und den Ueberſchwemmungen nicht ausgeſetzt iſt, bringt nach der Ordnung der Jahreszeiten das Badſchri, das Mang (eine Hülſenfrucht), wie auch Weizen, Mais u. ſ. w. hervor, indem man den Feldern aus dem Paran und Goni Waſſer zuleitet.

Die nördlichſten Diſtricte geben eine reichliche Ernte an Weizen, Gerſte, Dſchuari, Mang und andern Getreidearten; an mehrern Stellen jedoch wird dieß allein durch Bewäſſerungen erreicht, oder aber in feuchten Gegenden, die während der Zeit der jährlichen Ueberſchwemmung mit Waſſer bedeckt ſind und Hends (Seen) genannt werden; das Waſſer verdünſtet daſelbſt nach und nach, aber ſchnell. Es wird auch Baumwolle gepflanzt, jedoch nur in geringer Menge; die Pflanze ſoll baumartig, hoch, ſehr äſtig, aber nicht ausdauernd ſeyn. Ueberall gibt es Felder mit Zuckerrohr. Man macht jährlich viel Rohzucker, von dem ein Theil zur See ausgeführt, der größere Theil aber im Lande verbraucht, oder in die nördlichen Provinzen, deren Klima weniger warm iſt, übergeführt wird. Das Zuckerrohr in dieſem Land iſt ſtärker als das weſtindiſche, gibt aber einen geringern Zucker. Die Gemüſepflanzen Indiens finden ſich in ganz Sindhi, wo ſie aber, wie überall, bewäſſert werden müſſen.

Die Patate beſonders ſcheint dem Boden ſehr angemeſſen zu ſeyn. Dieß Gewächs kommt im Ueberfluſſe vor, und iſt in einigen Gegenden ein Haupttheil der Volksnahrung.

Indigo wird im Norden von Sindhi mit Sorgfalt gebaut; er iſt die ſtehende Kleiderfarbe bei der Mehrzahl der Bevölkerung, und viel geht ins Ausland. Der Anbau dieſer Pflanze iſt faſt ausſchließlich auf die Perganahs von Saſti, Tiggir, Bagdban, Tſchandka, Lokri und Samtani eingeſchränkt. Er wird daſelbſt im Großen getrieben, und iſt ſowohl für die Einwohner, als für die Regierung ſehr einträglich. Ein Raum von ungefähr fünf Yards ins Gevierte (was ungefähr einem Bigah von Sindhi gleichkommt), der mit Indigo bepflanzt iſt, wirft der Regierung einen jährlichen Gewinn von 80 Rupien ab. Dieſe Pflanze gedeiht nur durch Bewäſſerung, und im Durchſchnitt hängt der Erfolg von jeder Ernte in Sindhi mehr oder weniger von der Geſchicklichkeit ab, womit man dieſes Mittel handhabt.

(Fortſetzung folgt.)

*) Ein Khiuar von Schabbender iſt ungefähr anderthalb Candy von Surate. Der Candy iſt ein Gewicht, das in den verſchiedenen Provinzen ſehr wechſelt; der Candy von Bombay iſt 560 Pfund.

**) Dieſer Name kommt von dem Stamme der Tſchatſchah her, der einſt daſelbſt wohnte.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage; Umſchlag zum Monat März.)

Digitized by Google

Nr. 94.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 April 1838.

Animosität zwischen Hindus und Muhammedanern in Indien.

Eine indische Zeitschrift, der Agra Akhbar, theilt über diese neue und nicht unwichtige Erscheinung Nachstehendes mit.

In den beiden bedeutendsten Städten von Rohilkand, Bareilly und Schahdschehanpur, ereigneten sich in diesem Jahre (1837) zwei Ausbrüche von religiöser Wuth, wovon man, wenn nicht alle Geschichte des religiösen Fanatismus trügt, mit Sicherheit behaupten kann, daß sie nur die Vorläufer anderer noch ernsterer Ausbrüche sind. Die beiden Ruhestörungen sind, obwohl dem Anscheine nach einander ähnlich, doch von ziemlich verschiedener Art. In Schahdschehanpur kann man den ersten Ausbruch für rein zufällig ansehen, in den Unruhen zu Bareilly aber erschienen die vornehmen Moslems offenbar in der Rolle von Friedensstiftern, und schienen den wilden Pöbel in der Stadt im Zaume zu halten. Sie standen scheinbar eifrig den Behörden bei, um einen Ausbruch während des Monats Moharrem *) zu unterdrücken; aber der bloße Umstand, daß dennoch ein Ausbruch stattfand, obgleich er minder heftig war, als er hätte seyn können, beweist zur Genüge, daß ihre Bemühungen nicht aufrichtig gemeint, und somit auch ohne Erfolg waren. Ihr Einfluß über den trägen und unwissenden mosleminischen Pöbel war, wenn sie ihn hätten gehörig anwenden wollen, groß genug, um denselben zu beschwichtigen, und seine feindseligen Gesinnungen im Zaume zu halten. Ihre Bemühungen aber, den Frieden zu erhalten, bestanden, wenn wir recht berichtet sind, darin, daß sie den mordlustigen Fanatikern vorstellten, sie sollten noch warten, Gott werde ihnen noch viel günstigere Gelegenheiten verschaffen, seiner und ihrer Sache durch den Mord der Hindus den Sieg zu verschaffen; sie fügten noch einen weitern und verständlichern Grund hinzu: die Regierung sey wachsam und entschlossen, die Hindus in ihren unanständigen, sonst aber unschädlichen Processionen zu schützen. Diese Vorstellungen waren zum Theil wirksam, aber es ist augenscheinlich, daß man sich auf die vornehmen Moslems in Bareilly nicht verlassen kann. Ihre geheime Unterstützung der vorgefallenen Unruhen ersieht man auch aus der jetzt notorischen Thatsache, daß mehrere zahlreiche Verschwörungen in jener Stadt sich bildeten, deren Zweck der Mord und die Beraubung der Hindus war. In dem ächten Geiste blinden Religionseifers haben die Mitglieder dieser Gesellschaften einzeln geschworen, alle vornehmen Hindus zu Bareilly, welche das ihnen von der Regierung verwilligte Recht der religiösen Duldung in Anspruch nehmen wollen, zu ermorden, und um die Entdeckung und Vereitlung ihrer Plane zu verhindern, haben sie sich verpflichtet, im Fall eines erfolglosen Mordversuches sich selbst zu tödten. Um diesen Elenden einen höhern Muth einzuflößen, als der bloße Fanatismus in ihnen hätte erregen können, haben ihre geistlichen Führer den gewöhnlichen Betrug angewandt, jedem Selbstmörder die Ehre eines Heiligen oder Märtyrers zuzuschreiben. Dieser Umstand allein schon zeigt, daß vornehmere Leute die Sache unterstützen und befördern, denn einem unwissenden Pöbel können die Vortheile, für Heilige erklärt zu werden, nicht von so sonderlich großer Bedeutung erscheinen. Die Schritte, welche die Localbehörden zu Unterdrückung dieses Unwesens thaten, sind gerade versöhnlich genug, um entschieden das Gegentheil von dem, was man beabsichtigt, zu erreichen: sie bestanden nämlich in dem Rathe, die Hindus möchten ihr Recht, das ihnen die brittische Regierung verliehen hatte, bei Seite setzen, und durch Nachgiebigkeit in Betreff eines unbedeutenden Gegenstandes sich von den Muhammedanern die Nachsicht erkaufen, welche die englische Regierung nicht zu erzwingen vermochte.

So weit der Agra Akhbar. Die schwachen Hindus ließen sich verleiten, auf ihre Rechte zu verzichten, was offenbar nur die Folge haben kann, die Moslems in ihren Forderungen trotziger zu machen; freilich scheinen die Hindus durch einen Mordversuch gegen den vornehmsten und reichsten Mann ihrer Gemeinde eingeschüchtert gewesen zu seyn.

*) In diesen Monat fallen die wichtigsten muhammedanischen Feste.

Die Buchdruckerkunst in China und ihre Verbreitung nach Europa.

(Fortsetzung.)

In den frühesten Zeiten bezeichnete Schi, mit dem Bilde Seide verbunden, eine grobe, seidene Decke, zum Schutze ge-

Digitized by Google

gen die Nachtkühle; später, als man sich des groben, seidenen Stoffes zum Schreiben bediente, erhielt Wort und Bild Schi die Bedeutung Papier. Die Seide mochte aber bald bei der Zunahme der Bevölkerung und Cultur für den gewöhnlichen häuslichen Bedarf nicht mehr ausreichen und zu kostbar seyn. Ein gewandter Kopf sann deßhalb schon in dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung auf die Verfertigung eines andern Schreibmaterials. Tsai lun, so wird dieser Mann genannt, gelang es auch wirklich unter der Regierung des Kaisers Ho ti (reg. von 89 bis 106 unsrer Zeitr.), der spätere Han, aus Lumpen, Fasern, Baumrinden und Pflanzen einen wohlfeilern Schreibstoff zu bereiten. Mang tien, der berühmte General des Thin schi hoang ti, hatte bereits vor einigen Jahrhunderten das Schreiben vermittelst des Pinsels und der Tinte erfunden — so wird wenigstens berichtet — und von nun an schrieb man bloß bei feierlichen Gelegenheiten auf kostbaren Seidenstoff, und bediente sich dagegen im gemeinen Leben des von Tsai lun erfundenen Materials. Das Bild Schi, wodurch der Begriff Schreibmaterial bezeichnet wurde, erlitt nun ebenfalls eine Veränderung; es ward ihm anstatt des Zeichens der Seide dasjenige, welches gemeinhin Kleidungsstoff bedeutet, beigegeben, um jetzt den aus ehemaligen Kleidungsstücken verfertigten glatten Stoff Papier zu bezeichnen. Obgleich jetzt mehr denn fünf Sechstheile der chinesischen Schriftzeichen aus zweien verschiedenen Elementen, aus Bild und Ton, zusammengesetzt sind; so waren doch ursprünglich alle chinesischen Charaktere, im strengen Sinne des Wortes, bloße Bilder oder ideographische Zeichen und desto vollkommner und der Natur des Gegenstandes, welcher dargestellt werden sollte, entsprechender, je näher die Schrift ihrem Ursprung. Dieser in Stein oder Holz eingegrabenen Bilder bediente man sich seit den ältesten Zeiten des chinesischen Reiches als Siegel. Obgleich uns jetzt von dem Drucke vermittelst der Siegel bis zur Anwendung der eigentlichen Buchdruckerkunst kein so großer Schritt zu seyn scheint, so kam man doch auch in China verhältnißmäßig sehr spät erst auf die allerfolgenreichste Erfindung der Menschheit, auf die Kunst, Bücher und Schriften vermittelst des Druckes zu vervielfältigen. Vor Fo hi, sagt ein chinesischer Schriftsteller, bediente man sich, um die Maaßregeln und Verordnungen der Centralregierung im ganzen Reiche bekannt zu machen, geflochtener Fäden oder Stränge — ähnlich den Quippos der Peruaner — welche, je nachdem sie mehr oder weniger Knoten hatten und so oder anders geflochten waren, dieß oder jenes bedeuten. Fo hi erdachte zuerst die acht Kua — das Fundament der Religion und Staatsverfassung, der Charakterschrift und Literatur des Mittelreiches. Man beschäftigte sich nun emsig mit den Wissenschaften, wenigstens seit den Zeiten der dritten Dynastie, der Tscheu. Obgleich später ein großer Theil der ältern chinesischen Literatur vernichtet wurde, so waren doch zu den Zeiten der Dynastien Sui und Tang zahlreiche und große Bibliotheken vorhanden, wie man im 6ten, 7ten und 8ten Jahrhundert sie wohl nirgendwo auf der Erde gefunden haben mag. Die Kaiser, die hohen und niedern Staatsbeamten, so wie die Gelehrten, die wissenschaftlichen und geistlichen Institute hatten umfassende Büchersammlungen, welche sämmtlich in der literarischen Abtheilung der chinesischen Encyklopädie des Matuanlin im 174sten Buche namentlich aufgeführt werden. China mag damals wohl in allen Fächern der Literatur und Wissenschaft einen Bücherschatz von mehr denn 80,000 Bänden besessen haben. Diese Bücher waren natürlich sehr kostspielig, und dadurch allein, sagt Matuanlin, daß Jemand sich eines Bücherschatzes rühmen konnte, war er ein ausgezeichneter Mann. Umfangreiche Werke waren nur in wenigen Exemplaren vorhanden, und es wurde schwer, ihren Inhalt durch Unterricht allenthalben im Reiche zu verbreiten. Der ausgezeichnete Mann, welcher diesem Mangel abgeholfen hat und deßhalb heutigen Tags noch von den Buchdruckern und Buchbindern des Mittelreiches als Schutzpatron verehrt wird, heißt Fong tao und blühte in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung. Fong tao ward geboren — Jahr und Tag der Geburt wird nirgendwo angegeben — in der Stadt King (37°, 46′ 15″ n. Br. und 6° 30′ westl. Länge von Peking) des Districtes Ho kien, im Departement Pe tsche li. Er beschäftigte sich anfänglich mit dem Ackerbau und widmete sich erst spät den Wissenschaften. Durch seine Kenntnisse und die mannichfachen Verdienste, die er sich in den verschiedenen Stellen, die er bekleidete, erworben hatte, stieg er im Staatsdienste von Stufe zu Stufe, und erhielt endlich eine Anstellung an dem Hofe der Kaiser der spätern oder tatarischen Tang-Dynastie. Unter der Regierung des Ming tsong (927 bis 934) ließ Fong tao, was schon unter den frühern Dynastien mehrmalen geschehen war, die vorzüglich sogenannten classischen Bücher in Steinplatten einhauen und bat den Regenten zu erlauben, daß davon Abdrücke angefertigt und im Lande verbreitet würden. Der Kaiser bewilligte dieß, und im dritten Jahre der Periode Tschang hing der Regierung des Ming tsong, das ist im Jahre 932 unsrer Zeitrechnung, begann demnach im Reiche der Mitte die Buchdruckerkunst vermittelst des Steindruckes.

Ueber die Verrichtungen, welche bei diesem lithographischen Drucke stattfanden, sind wir im Einzelnen nicht genau unterrichtet. Wir wissen bloß, daß die Platte schwarz gemacht und die Charaktere in Stein eingegraben (Bas-relief) wurden, so daß beim Drucke das Papier schwarz und die Charaktere weiß wurden, oder besser leer blieben, wie dieß auch heutigen Tags noch in China bei den vermittelst der Lithographie gedruckten Werken der Fall ist. In der chinesischen Büchersammlung zu München finden sich einige Bücher dieser Art, welche erst vor einigen Jahren auf diese lithographische Weise in China gedruckt wurden. Bald aber traten hölzerne an die Stelle der Steinplatten, und es entstand die Drucklunst vermittelst der stereotypen Holzplatten, in der Weise, wie dieß heutigen Tags noch bei allen größern Werken der Fall ist. Nach einer andern Nachricht soll Fong tao gleich Anfangs vermittelst stereotyper Holzplatten gedruckt haben. Nach den Annalen der spätern fünf Dynastien hätte nämlich Fong tao im zweiten Jahre der Periode Tschang hing des Ming tsong der spätern Dynastie der Tang (931 unsrer Zeitr.) an den Kaiser ein Gesuch gestellt, damit ihm erlaubt würde, eine Ausgabe der neun King, oder classischen Schriften, zum Gebrauche der Zöglinge im kaiserlichen Collegium

Digitized by Google

in Holz schneiden und drucken zu lassen. Es ward ihm dieß alsbald gewährt. Man machte sich an das Werk, aber erst im zweiten Jahre der Periode Kuang-schun, des Gründers der spätern Tscheu (952 uns. Zeitr.) ward diese Editio princeps, vermittelst stereotyper Holzplatten gedruckt, vollendet. Obgleich diese Ausgabe bloß für die Zöglinge des kaiserlichen Collegiums bestimmt war, so ward es doch auf Befehl des Kaisers gestattet, daß jeder Bewohner des Reiches Exemplare derselben ankaufen könne. Das Verfahren, welches man gleich damals bei dem Drucke mit stereotypen Holzplatten anwendete, hat sich bis auf den heutigen Tag ohne wesentliche Veränderungen erhalten. Man gebraucht zu den stereotypen Holzplatten ein starkes, aber nicht sprödes Holz, welches Li genannt wird und dem unseres Birnbaums ähnlich ist. Dieses Holz ist nach den Berichten der Chinesen glatt und glänzend, hat einen herben Geschmack und wird deßhalb von den Würmern gemieden. Dieser Holzdruck war aber in so fern vom Steindrucke verschieden, daß jetzt alle Charaktere und Bilder erhaben (hautrelief) gearbeitet, und ringsum das Holz weggeschnitten und ausgefeilt wird. Die Charaktere und Bilder werden demnach, wie dieß bei uns der Fall ist, im Drucke schwarz und das Papier ringsum bleibt weiß. Jeder Kundige wird zugeben, daß bei einer Schrift, die, wie die chinesische, aus einer so großen Anzahl von Charakteren besteht, die stereotype Druckweise die beste ist: sie wird auch ausschließend bei allen Werken von bedeutendem Umfange angewendet. Auf diese Weise haben selbst die katholischen Missionäre in China einzelne Seiten und selbst ganze Werke in der lateinischen und andern europäischen Sprachen drucken lassen, wie die spanisch-chinesische Grammatik des P. Varo und zwei Bücher des Confucius, Werke, welche zu den größten bibliographischen Seltenheiten der Erde gehören. Die Missionäre schrieben nämlich, so schön sie konnten, auf durchsichtiges Papier, gaben das Geschriebene den chinesischen Holzschneidern, die ohne ein Wort davon zu verstehen, es genau auf die Holzplatten übertrugen. Die auf solche Weise gedruckten Werke sind demnach bloß vervielfältigte Copien der Handschriften, auf die man sich vollkommen verlassen kann. Die Genauigkeit der chinesischen Arbeitsleute und ihr großes Nachahmungstalent sind ja ohnedieß allgemein bekannt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein amerikanischer Don Juan.

Ein Amerikaner heurathete kürzlich nacheinander dreizehn Frauen, man kam aber endlich seinen Ausschweifungen auf die Spur, verhaftete ihn und sperrte ihn in das Penitentiary ein, von wo er aber zu entkommen Gelegenheit fand. Ein Mann aus einem Dorf in der Nähe von Philadelphia sah ihn auf der Straße, erkannte ihn trotz einer geschickten Vermummung, und ließ sich durch den Reiz einer starken Belohnung, die man demjenigen versprochen hatte, der ihn der Gerechtigkeit ausliefern würde, verlocken, ihn gefangen nehmen zu wollen. Er lud den neuen Don Juan zum Essen ein, entfernte sich während der Mahlzeit unter irgend einem Vorwand, um die Constabels herbei zu rufen; bei seiner Rückkehr aber war er nicht wenig erstaunt, das Nest leer zu finden, denn der Schlaukopf war mit seiner eigenen Frau davon gegangen. Der amerikanische Puritanismus, verbunden mit der Leichtigkeit, sich allenthalben ohne weitere Erlaubniß und Ausweis niederzulassen, muß wohl solche Erscheinungen als Gegensatz und Folge erzeugen.

Beschreibung von Sind.

(Fortsetzung.)

In dem Land um Thatta und andern Bezirken findet sich Salpeter in Ueberfluß. Früher verarbeitete man ganze Massen desselben und versah alle Märkte des westlichen Indiens damit; seit einigen Jahren jedoch ist dieß außer Gebrauch gekommen, weil man in Bengalen denselben wohlfeiler und besser verkauft. Für den Gebrauch im Inlande jedoch wird noch viel Salpeter zubereitet, und Sindhi hat den Ruf, das beste Schießpulver in Indien zu haben. An den Ufern des Delta findet sich immer eine bestimmte Menge von Salz, das man gegen hohe Preise ins Innere des Landes schafft.

So weit ich mir darüber Gewißheit verschaffen konnte, scheint es in Sindhi ziemlich an Bauholz zu fehlen; es gibt keine Bäume, die sich für Zimmerholz eignen. Die Moräste des ganzen Delta's sind mit Gesträuchen bedeckt, deren Holz man trocknet und zur Feuerung braucht. Der am häufigsten vorkommende Baum ist der Lapi, der wahrscheinlich mit dem Tamarisken-Baum (tamarix indica) identisch ist. Nahe an den Meeresufern erreicht der Baum keine sonderliche Höhe; aber zwischen Heiderabad und Schuan sollen an den Stromufern ganze Wälder von solchen Bäumen stehen, und dieselben sehr groß werden.

Die Mannichfaltigkeit der Früchte scheint nicht sehr groß zu seyn. Die Frucht des Mangobaumes, die Granaten und Melonen allein werden angeführt zu werden; man erhält jedoch alle Jahre von Cabul und von Norden her Trauben, Aepfel, Birnen und Pflaumen. Die letztern sind getrocknet, die übrigen Früchte in Baumwolle eingewickelt, wodurch sie sechs Monate lang frisch erhalten werden. Häufig stößt man auf Mineralwasser, von denen mehrere durch ihre Heilkräfte im Rufe stehen. In den Gebirgen an der Westseite von Thatta findet man warme Quellen; in dem nördlichen Districte von Khairur verarbeitet man Alkali, das nach Indien ausgeführt wird, wo man es zu Seife gebraucht.

Von allen Thieren in Sindhi ist das Kamel das wichtigste, sowohl durch Zahl, als um des Nutzens willen. Man zieht es in der ganzen Provinz, selbst in dem Indus-Delta mit vielem Erfolge, was nach der Beobachtung von Rennel sehr auffallend ist, da die, welche in feuchten Gegenden zur Welt kommen, nie für so rüstig gehalten werden, wie diejenigen, welche aus einem dürren und sandigen Lande kommen. Man sieht in dem Delta des Flusses dieses Thier, zur Hälfte mit Wasser und Koth bedeckt, die verkrüppelten Gesträuche abfressen, die unterhalb der Gränze des höchsten Wasserstandes wachsen. Dort weiden sie, in Trupps zu Hunderten versammelt, und scheinen sich bei dieser Nahrung eben so gut zu befinden, wie bei den dürrsten Baumblättern. *) Der Nutzen des Kamels in einem Lande wie Sindhi ist unberechenbar; man braucht dasselbe zum Transport für Waaren aller Art; die lange und ermüdende Reise von der Seeküste bis Candahar wird auf dem Kamele gemacht; die Last, welche sie tragen, ist 168 Pfund; sie gehen bei Nacht, und laufen 16 bis 20 Meilen, hatten bei Tag an, und finden reiche Weide, wo andere Thiere verhungern würden. Zum

*) Die Kamele, welche sich von diesem Futter nähren, verbreiten beim Wiederkäuen einen unerträglichen Geruch.

Digitized by Google

Reiten wählt man junge, feurige Kamele, und sie laufen so schnell wie Pferde. Auf diese Art legt man unglaubliche Strecken zurück, und wenn auch der Tritt hart und unangenehm ist, so halten es doch die vornehmsten Personen von Sindhi nicht unter ihrer Würde, auf einem Kamele zu reiten; man wendet so viele Sorgfalt auf die Bequemlichkeit und Eleganz des Sattels, daß die Bewegung weit weniger beschwerlich ist, als in irgend einem andern Lande. Die Sättel sind häufig aus einem breiten gestickten Tuche gemacht; sie haben zwei Sitze; der vordere ist für den Führer, der das Thier mittelst eines Riemens leitet, welcher an einem zwei Zoll langen, an beiden Enden mit einem Knoten versehenen Holze befestigt ist; dieß Holz ist durch ein Loch an den Nasenlöchern des Thieres geschoben. Den hintern Sitz nimmt ein bewaffneter Mann ein, der den Schutz und das Geschäft eines Bedienten auf sich hat. In allen Treffen, die in Asien geliefert werden, bedient man sich auf dem Kamele der Feuerwaffen, selbst der Steinbüchsen, und in Sindhi ist diese Sitte noch in größerem Maaßstab in Gebrauch.

Man spannt die Kamele auch ein; man läßt sie das Wasser zu den Bewässerungen ziehen; manchmal verwendet man sie auch beim Pflug, oder in der Mühle bei Oelpressen. Die Leute, welche Kamelzucht treiben, trinken die Milch der Weibchen, und halten sie für sehr nahrhaft und gesund; sie muß jedoch gleich nach dem Melken getrunken werden, weil sie, sobald sie der Luft ausgesetzt ist, viel schneller verdirbt als irgend eine andere Milch.

Die Pferde in Sindhi sind dauerhaft in Ertragung von Strapazen; sie legen große Strecken zurück, ohne Ermattung für sich, wie für den Reiter. Sie sind zum Paßgange dressirt; die Erfahrung hat gezeigt, daß die nördlichen Bezirke dem Boden und Klima nach am tauglichsten sind für die Pferdezucht, und man kann durch Sorgfalt ihre Zahl noch vermehren. Die Vornehmen in Sindhi, welche vorzugsweise Krieger sind, haben eine besondere Vorliebe für die Pferde, und sparen weder Geld noch Mühe, um die schönsten Thiere aus Kelat, Candahar und selbst aus Persien zu bekommen, da die Racen dieser Länder vorzüglicher sind als die in Sindhi. Dagegen ist in diesem Land eine vortreffliche Race von Maulthieren, welche hier nicht so verachtet werden wie in Indien. Die Maulthiere in Sindhi sind groß, stark, und tragen ihren Kopf sehr schön; sie sind sehr brauchbar zum Lastragen auf Reisen, und bequem für den Gebrauch eines Dieners, der auch, wenn die Reise sehr weit geht, doch immer mit seinem Herrn gleichen Schritt halten kann.

In den von dem Strom entferntern Bezirken, besonders an der östlichen Gränze, sind große Rindviehheerden. Weite ebene Strecken sind ganz allein zu Weiden für Vieh aller Art bestimmt. Jedes Jahr führen die Kaufleute von Cutsch, Kathiavar und von Gujerat eine große Menge desselben ein, und diese Thiere machen eine Hauptnahrungsquelle der Moslems dieser Gegenden aus. Der Ochse von Sindhi ist klein, aber dick, stark gebaut und zur Arbeit sehr tauglich; Büffel sind im Ueberflusse vorhanden, und bilden einen Theil der Habe bei Armen und Reichen; der Wohlstand eines Mannes wird nach der Zahl der Büffel, Kamele und Ziegen geschätzt, die er besitzt. Die Hausthiere Indiens finden sich auch in Sindhi, und die gewöhnlichen Arten von Wildpret sind daselbst keine Seltenheit. Es gibt nicht leicht ein Land, das so reich an Wasservögeln ist, wie Sindhi; die großen Seen und Sümpfe sind ganz buchstäblich damit bedeckt, und sie werden von den Eingebornen jeden Standes gegessen. Von reißenden Thieren findet sich, wie es scheint, in Sindhi nur der Wolf und der Schakal; doch kommen auch in einigen Bezirken Tiger vor. Die Flüsse und Ströme wimmeln von Alligators, die von den Sindhiern religiös verehrt werden; Dachse und andere Thiere werden bloß um der Felle willen gejagt, die in den nördlichen Provinzen mit Vortheil verkauft werden. Der Eber findet sich überall, und die Jagd dieses Thieres ist ein Hauptvergnügen für Fürsten und Edle, die alle, obgleich strenge Anhänger Muhammeds, Meuten einer großen, wilden Hunderace unterhalten, einzig um der Jagd auf wilde Schweine willen. Der Indus und die Hends (Seen stehenden Wassers) sind sehr fischreich. Die Hauptnahrung der Einwohner besteht in Fischen. Sehr gesucht bei den Europäern ist die Fischart, welche die Eingebornen Palonah (schwarzer Fisch) nennen; sein Geschmack gleicht dem des Salmen; er ist jedoch durch die einzelnen gabelartig gespaltenen Gräten beschwerlich zu essen.

Die Hauptstadt Sindhi's war ursprünglich Alore; es lag an dem alten Fluß, ungefähr in gleicher Breite mit Bakhar. Die Stadt verfiel in dem zweiten Jahrhundert der Hedschra, und seit dieser Zeit ist sie von der letztgenannten Stadt abhängig. Unter der Herrschaft der Khalifen, die drei Jahrhunderte dauerte, schienen die Gouverneure in Multan residirt zu haben. In dieser Zeit erhoben sich jedoch in Sindhi viele unabhängige Staaten, deren jeder eine besondere Hauptstadt hatte. Jetzt wird man wohl schwerlich noch eine finden, und es reicht hin ihre Namen und Lage anzugeben, um ein Licht auf die Geschichte des Landes zu werfen.

Die bedeutendste Stadt nach Alore war Bahmana oder Bhamana, auch Brahmanabad genannt. Sie lag in Paran, oder nicht weit entfernt in dem Perganah, der später Schedadpur genannt wurde; Bhamana selbst hieß später Dibalkangara.

Nerankot stand auf derselben Stelle, oder wenigstens nicht weit entfernt, wo jetzt Heiderabad liegt. Diese Stadt zeichnete sich durch die tapfere Vertheidigung aus, mit der sie die Moslems bei ihrem ersten Einfall in Sindhi empfing. Bhambor war eine Stadt an einem Indusarme, der zwischen Thatta und Karatschi ins Meer fällt. Sie wurde verlassen, weil der Strom auf dieser Seite sein Bette verließ, und die Einwohner setzten sich alsdann in den Perganahs von Thatta und Sofia fest gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts der Hedschra.

Kallankot (oder Kallakot), später Loghlakabad, lag auf den einige Meilen westlich von Thatta gelegenen Höhen. Es war eine unbewohnte Festung, und man sah sie als ein Werk der indischen Götter an. Sandra war eine alte Stadt, deren Ruinen sich in dem Perganah gleiches Namens befinden. In der Nähe derselben war das alte Fort Himakot, das nach der Volkssage gleichfalls von den Göttern erbaut war. Seine Einwohner wurden nach Thatta geführt. Debal war der Haupthafen von Sindhi seit der Entdeckung der indischen Küsten durch die Araber. Die Meinungen über die Lage dieser Stadt sind verschieden, und die Einwohner wurden wahrscheinlich nach Laribender und später nach Dharrodscha übersiedelt. (Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 29 u. 30** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Französische Historiker. Michelet.** Geschildert von E. Souvestre. — **Der Eremit von Dale.** Von Richard Howitt. — **Sismondi.**

Das Abonnement dieser dem Auslande beigegebenen Literaturblätter, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für das Ausland vierteljährlich 1 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 95.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 April 1838.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Ueber einige neuere Christen-Verfolgungen.

Immer von Zeit zu Zeit tauchen wieder Christenverfolgungen in einzelnen Ländern auf, meist nachdem sich das Christenthum längerer Duldung zu erfreuen gehabt hatte, und dadurch zu einer gewissen Blüthe gelangt war. Die neuesten Erscheinungen dieser Art sind die Christenverfolgungen in Madagascar und in Cochin-China. Die erstere dauert seit mehrern Jahren, trat bald nach dem Tode des berühmten Radama ein, unter dessen Wittwe die Reaction der Anhänger der alten Satzungen des Landes gegen die neu eindringende Lehre begann, und nun schon seit dem Jahre 1835 ununterbrochen mit Strenge durchgeführt wird. Confiscation der Güter ist das Geringste; gewöhnlich werden die, gegen welche gegründeter Verdacht des Christenthums vorliegt, hingerichtet oder zu ewiger Sklaverei verurtheilt. Ueber die näheren Umstände läßt sich noch nichts mit sonderlicher Sicherheit angeben. Es ist aber vor kurzem in London ein kleines Werk erschienen, welches die Geschichte der Missionäre in diesem Lande enthält und woraus wir, sobald es uns zukommt, unsern Lesern Auszüge mitzutheilen gedenken.

Die Christenverfolgung in Cochin-China dauert jetzt schon ins 6te Jahr; dort hatten sich katholische Missionäre seit fast 300 Jahren festgesetzt, als plötzlich der jetzige König, weil er die Christen verdächtigte, einem Kronprätendenten beigestanden zu seyn, die Verfolgung gegen sie begann. Eine Anzahl Christen fiel unter Henkers Hand, auch einer der Missionäre, und der Bischof mußte sein Heil in der Flucht suchen; jedes äußere Zeichen des Christenthums wurde vernichtet.

Man ersieht aus diesen beiden Beispielen, daß das Christenthum mit seiner einfachen Moral, für alle die rohen oder künstlich zusammengesetzten Religionsformen wie ein auflösendes Mittel wirkt; Staats- und Religionsformen sind aber meist innig verbunden, und so können die alten Religionsformen nicht erschüttert werden, ohne zugleich das Gebäude des Staats mit zu untergraben. In diesem Sinne wirkt das Christenthum revolutionär. Bei rohen Völkern ohne bestimmte Staatsformen kann es Eingang gewinnen, ohne die socialen Verhältnisse zu zerstören, bei Völkern aber mit Staatseinrichtungen, welche schon durch ein gewisses Alter geheiligt sind, muß das Christenthum nothwendig diese untergraben. Merkwürdig ist in Cochin-China der Umstand, daß der König für nöthig hielt, theils aus den Vorschriften des Christenthums, theils aus den Lehren Confutses neue „zehn Gebote" abfassen zu lassen, gewissermaßen, eine dem Christenthum, welches diese zehn Gebote gleichfalls unter seine Vorschriften des Glaubens und der Moral aufnahm, dargebrachte Huldigung.

Die Buchdruckerkunst in China und ihre Verbreitung nach Europa.

(Fortsetzung.)

Man hat es im Laufe der Jahrhunderte mehrmalen versucht, die stereotypen Platten mit beweglichen Typen zu vertauschen; man kam aber immer wiederum auf die frühere Weise des Holzdrucks zurück. Unter der großen Dynastie Song (960 bis 1280) versuchte man es einigemal vermittelst beweglicher Typen, die aus gebrannter Erde verfertigt waren, zu drucken, und Kaiser Kang-hi aus der jetzt regierenden Mandschu-Dynastie hat nach einer Angabe des Dr. Morrison eine große Anzahl beweglicher Charaktere in Kupfer gießen lassen. Der zweite Nachfolger dieses weisen Fürsten, Kien-long, ließ aber während eines großen Geldmangels diese ganze Druckerei wiederum einschmelzen, um sie in Scheidemünze zu verwandeln. In der großen chinesischen Büchersammlung des Dr. Morrison befinden sich zwei Werke, ein chinesisches Wörterbuch in 24, und eine Geschichte der Inseln Lieu-kieu in vier Bänden, welche mit diesen beweglichen kupfernen Typen Kang-hi's gedruckt wurden; die Charaktere sind aber bei weitem nicht so regelmäßig und schön, wie die der gewöhnlichen Ausgaben von stereotypen Holzplatten. Kien-long ließ später an die Stelle der kupfernen 250,000 bewegliche Typen in Holz schneiden, womit dann wie noch jetzt der von drei Monat zu drei Monat von neuem erscheinende Staatskalender, der alle Personalveränderungen unter den chine-

Digitized by Google

ſiſchen Beamten enthält, kleinere Erlaſſe der Centralregierung und Localbehörden, die Departemental-Zeitungen und Anzeigen von Privatperſonen, in denen häufig dieſelben Charaktere wiederkehren, gedruckt wurden. Man ahmte dieß im ganzen Reiche nach, und jede größere chineſiſche Druckerei beſitzt jetzt eine bedeutende Anzahl ſolcher beweglichen Holztypen. Von Seiten der Europäer machte man ebenfalls in neuerer Zeit in Aſien wie in Europa vielfache Verſuche, ganze chineſiſche Werke vermittelſt beweglicher Holz- und Metalltypen zu drucken. Mit ſolchen beweglichen Typen gedruckt, erſchien im Collegium zu San Joſe in Macao ein Leben der heiligen Jungfrau in zwei, und eine Geſchichte der Heiligen in 26 Bänden, Werke, die aber in Betreff der typographiſchen Ausſtattung weit hinter den auf die gewöhnliche chineſiſche Weiſe gedruckten Büchern zurückbleiben. Manche Seiten derſelben ſind kaum lesbar, was auch bei den mit Holztypen gedruckten chineſiſchen Provincialzeitungen der Fall iſt. Die Werke, welche im anglo-chineſiſchen, von Dr. Morriſon gegründeten Collegium zu Macao vermittelſt beweglicher Metalltypen gedruckt wurden, ſo wie die Proben beweglicher chineſiſcher Charaktere, welche vor einigen Jahren unter der Aufſicht des Hrn. Pauthier in Paris gegoſſen wurden, laſſen wenig zu wünſchen übrig. Die Leichtigkeit und der Schwung, welche die chineſiſchen Holzſchneider auf den ſtereotypen Holzplatten den Charakteren zu geben verſtehen, wird man aber niemals in den gegoſſenen metallenen Typen erreichen können. Der kenntnißreiche, leider zu früh verſtorbene proteſtantiſche Miſſionär Milne berichtet in ſeiner Geſchichte der erſten zehn Jahre der proteſtantiſchen Miſſion in China, daß ſich die Chineſen hie und da auch der Wachsplatten zum Drucke bedienen. In dieſem Falle überziehen ſie eine Holzplatte mit einer zwei bis drei Zoll hohen Wachsbekleidung, ſchneiden hierein die Charaktere mit einer Graveurnadel und verfahren dann beim Drucke ganz ſo, wie mit den eigentlichen Holzplatten.

Die Holzplatten werden nämlich in viereckige Form geſchnitten, ſo daß jede Platte zwei Seiten oder ein Blatt eines Buches enthält; ſie haben gewöhnlich die Höhe eines halben Daumens. Sie werden mit einer fetten, ölichten Subſtanz eine Zeit lang bedeckt und dann damit eingerieben, damit das Holz weicher werde und leichter bearbeitet werden könne. Ein Schönſchreiber ſteht bereit, welcher die einzelnen Seiten der Bücher auf durchſichtigem Papier niederſchreibt, und ſie alsbald dem Holzſchneider einhändigt, welcher ſie, während das Holz von der Subſtanz, die darauf war, noch naß iſt, umgekehrt aufklebt. Der Holzſchneider ſchneidet nun mit einem ſcharfen Meſſer alles Holz weg, welches nicht von den geſchriebenen Charakteren oder Bildern bedeckt iſt, die dann in umgekehrter Richtung auf der Holzplatte erhaben zu ſtehen kommen. Von einer eigentlichen Preſſe wiſſen die chineſiſchen Buchdrucker nichts; ihr Papier iſt auch ſo dünn und fließend, daß es einen harten Druck nicht aushalten könnte. Der Buchdrucker hält zwei ſehr feine Bürſten in ſeiner rechten Hand, wovon die eine mit Dinte geſchwängert und die andere trocken iſt. Mit jener ſchwärzt er die Charaktere, und fährt mit dieſer ſanft über das darauf gelegte Papier hin. Auf dieſe Weiſe geht Alles ſo ſchnell, daß ein Mann in Einem Tage einige Tauſend Bogen drucken kann. Das chineſiſche Papier iſt ſo zart und durchſichtig, daß es bloß auf einer Seite gedruckt werden kann. Auf jedem Blatte ſteht die Seitenzahl; gewöhnlich auch der Titel des ganzen Werkes oder des Buches und Capitels; es hat überdieß einen ſchwarzen Strich in der Mitte, wornach ſich der Buchbinder beim Falzen richtet, der das Blatt gerade in der Mitte dieſes Striches zuſammenlegt, ſo daß es vorn zu, hinten offen bleibt, und die weiße Seite des Papiers nach innen kommt. Jeder Band wird dann entweder vermittelſt eines ſehr zähen Pappes bloß zuſammengepappt, oder auch auf eine eigenthümliche Weiſe mit Seidenfäden geheftet. Man legt acht bis zehn ſolcher Hefte in eine Capſel von Pappendeckel, die mit grobem Seiden- oder Baumwollenzeug überzogen iſt, um ſie vor Staub zu bewahren. Bücher für Damenbibliotheken, wie Romane und Gedichte, werden auch, dieß iſt wenigſtens in den ſüdlichen Provinzen des Reichs der Fall, auf europäiſche Weiſe in ſeinen Seidenſtoff gebunden.

Die Erfindung des Fong tao mußte ſich in einem Lande, wie China, wo die Literatur ein weſentlicher Hebel der ganzen Staatsmaſchine iſt, ſchnellen Schrittes über alle die verſchiedenen Provinzen des Reichs, ſo wie über alle andere Länder des chineſiſchen Culturſyſtems, wie Korea, Tong king und Kochin-China, über Japan und die ſüdöſtlichen Inſeln, Lieu-kieu und Formoſa ſich verbreiten. Selbſt jenſeits der Gränzen der chineſiſchen Cultur und Herrſchaft ward die Erfindung des Fong tao bekannt und alsbald dazu benutzt, um die heiligen Schriften und Literatur-Werke verſchiedener Völker zu vervielfältigen. Es iſt die Pflicht der Buddhiſten, die beſeligenden Lehren ihres Stifters nach allen Zonen und in allen Reichen der Erde zu verbreiten und ſie auch dem Gemeinſten im Volke zugänglich zu machen. Die chineſiſch-buddhiſtiſchen Geiſtlichen bemächtigten ſich nun der ſinnreichen Vorkehrung des einſichtsvollen Staatsmannes des Mittelreiches, um ihre Schriften ins Unzählige zu vervielfältigen. Durch ſie ward die Erfindung des Fong tao in allen buddhiſtiſchen Reichen an der Nordweſtgränze China's bekannt und angewendet, wie in Tibet, Nepal und Bhutan, wo man noch heutigen Tags vermittelſt ſtereotyper Holzplatten eine große Anzahl buddhiſtiſcher und anderer wiſſenſchaftlichen Werke druckt. Sonderbar iſt es, daß dieſe Erfindung nicht auch nach den China im Südweſt gelegenen Ländern, die ſich ebenfalls zur Lehre des Schakiamuni bekennen, gebracht oder wenigſtens nicht angewendet wurde. So viel iſt ſicher, daß man bis jetzt weder bei den Birmanen noch bei den Einwohnern Siams gedruckte Werke auffinden konnte. Den Reichen des öſtlichen Küſtenſtriches der Halbinſel jenſeits des Ganges, die immerdar in reger Berührung mit dem Mittelreich ſtanden und längere Zeit ihm ganz unterworfen waren, ward aber ſo wie ihre ganze Cultur- und Staatsverfaſſung, ſo auch dieſe Erfindung von ihren Herren und Meiſtern, den Chineſen, mitgetheilt. Es erſcheinen heutigen Tags jährlich eine bedeutende Anzahl von Werken in Kochin-China, welche auf chineſiſche Weiſe mit ſtereotypen Holzplatten gedruckt ſind. Die Holzſchneider Kochin-China's ſcheinen aber nach dem Buche zu

Digitized by Google

urtheilen, welches ich in Macao bei dem vor kurzem verstorbenen katholischen Missionär P. Lamiot gesehen habe, weit hinter denen des Mittelreiches zurückgeblieben zu seyn.

Die große Dynastie Song trat bald (960) an die Stelle der tatarischen Tang und der andern vier kleinen Dynastien; das Reich erfreute sich des Friedens, und die Wissenschaften blüheten wie kaum zu irgend einer frühern Zeit der chinesischen Geschichte. Zugleich mit der philosophischen Speculation erwachte damals von neuem eine Liebe zum Alterthum und zu allen aus den Jahrhunderten der Tschen erretteten großartigen Resten der alten Literatur. Unter den Song blüheten neben vielen ausgezeichneten Männern Tscheutse, die beiden Tschingtse, Schaotangtse und vor allen Tschuhi, Wentong, Fürst des Wissens, genannt. Es wurden die Schriften des Confucius und seiner ganzen Schule von neuem aufgelegt und mit zahlreichen Anmerkungen versehen. Die Ideen, welche diesen Schriften zu Grunde liegen, wurden in eigenen, selbstständigen Werken weiter ausgeführt und in allen historischen und physischen Wissenschaften angewendet. Die Wohlfeilheit und die leichtere Verbreitung der Geisteserzeugnisse der Nation hat unstreitig sehr viel zu der großen literarischen Thätigkeit, die wir im eilften und zwölften Jahrhundert in China wahrnehmen, beigetragen. Es wurden eine Menge Bücher, theils auf Kosten des Staates, theils von Privaten, dem Drucke übergeben, wovon man für sehr weniges Geld allenthalben Exemplare im Reiche kaufen konnte. Die erste, vollständige, mit Noten versehene Ausgabe der King, vermittelst der stereotypen Holzplatten gedruckt, erschien schon wie oben bereits berichtet wurde, im J. 953, und bald hernach das älteste ein Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung verfaßte Wörterbuch des Hiu-schin. Noch in diesem 10ten Jahrhundert sind alle frühern classischen Schriften der Nation dem Drucke übergeben und in zahlreichen Exemplaren im Lande verbreitet worden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schatz im Kreml.

(Aus Humboldts u. s. w. Reise nach dem Ural u. s. w.)

In dem neuen Arsenal (Oruschennaia Palata) im Kreml befindet sich der Schatz, in welchem die Kronen, Scepter, Throne, Waffen und Trinkgefäße der Großfürsten und Czare Rußlands nebst andern neuern Merkwürdigkeiten aufbewahrt werden. Er bildet eine Sammlung von Kostbarkeiten, die wegen ihres zum Theil sehr hohen Alters und ihres Kunstwerthes für den Alterthumsforscher und Künstler von großer Wichtigkeit, wegen des Reichthums an Edelsteinen, mit denen sie besetzt, aber auch für den Mineralogen nicht ohne Interesse sind. Die Kronen ruhen auf Kissen, welche auf besondern Piedestalen liegen; die Throne stehen an der Wand des Saales auf besondern Erhöhungen. Die Kronen sind mit Diamanten, Rubinen, Smaragden, Türkissen und Perlen besetzt; die größten Edelsteine befinden sich gewöhnlich auf der Spitze der Kronen unter dem Kreuz. Unter diesen fiel mir ein großer, gelber, ungeschliffener Edelstein auf, der höchst wahrscheinlich, so viel ich nach flüchtiger Besichtigung urtheilen konnte, ein gelber Sapphir ist. Die älteste Krone, die sich in dem Schatze befindet, ist die, welche der griechische Kaiser Alexius Komnenus im Jahre 1116 dem Großfürsten Wladimir Monomachus nach Kiew sandte, wo sie zur Krönung des Großfürsten diente. Die Masse der Kostbarkeiten, die hier aufbewahrt wird, ist außerordentlich, und vielleicht die größte, die an einem Orte gesammelt ist, da sie noch an Werth die Schätze des Jewel Office im Tower von London übertreffen soll, die auf zwei Millionen Pfund Sterling geschätzt werden.

Beschreibung von Sind.

(Fortsetzung.)

Mandrovat war eine bedeutende Stadt nahe am Goni, einem noch jetzt fließenden Indusarm, ein wenig über dem Parallelkreis von Lahpat. Sie wurde im achten Jahrhundert der Hedschra verlassen. Tur war eine Stadt der Samras in demselben Bezirk, und Bidschehkot war die Hauptstadt der Nation, welche Paran in Besitz nahm und jetzt in der Wüste lebt. Sultan Allah-ed-Din zerstörte sie im Anfange des achten Jahrhunderts der Hedschra. Mankatara, oder Manhatara, war im Perganah von Rapa; sie blühte in der Mitte des sechsten Jahrhunderts der Hedschra. Ninagar gehorchte einem Herrscher, der seiner Kaste nach ein Agri war; es war noch im siebenten Jahrhundert der Hedschra berühmt; was man jedoch von dem Alterthum dieser Stadt sagt, beschränkt sich darauf, daß die Agris Abkömmlinge Alexanders gewesen seyn sollen, nach der Aussage des Verfassers des Tohfat-ul-Ghirani; Ninagar lag am Lohanna, in dem gegenwärtigen Perganah von Schehabpur. Es ist jedoch unnütz eine noch größere Zahl alter Städte anzuführen; wir gehen nun zu den neuern Städten über, die in der Geschichte Sindhi's erwähnt werden.

Nach der Aussage der Geschichtschreiber des Landes war das Land, wo jetzt die berühmte Stadt Thatta steht, in frühern Zeiten von dem Meere bedeckt, das nun, als es sich zurückzog, eine Einöde ohne süßes Wasser hinterließ. So blieb es, bis die Veränderungen in dem Laufe des Indus die Gegend eben so fruchtbar machten, als sie vorher öde war. Als der Sultan Allah-ed-Din gegen das Jahr 700 der Hedschra nach Sindhi kam, gründeten die Muselmänner die Stadt Samui und das Fort von Mandrassa nördlich von den Höhen von Makali, fast fünf Meilen von Thatta. Gegen das Ende des Jahres 900 der Hedschra wählte Dscham Nanda (Nizam-ed-Din) die Stelle eines Fischerdorfes, um daselbst eine neue Hauptstadt, Namens Thatta, zu gründen, welches Wort nach Einigen von Thad, „zusammengehäufte Bevölkerung," nach Andern von Thatta (das ebenfalls „Menge," „Versammlung" bedeutet) herkommt. Einige vermuthen, das Land habe lange vor Gründung der Stadt Thatta geheißen; diese Meinung ist jedoch ganz ungewiß. Sagara, ein Indusarm, fließt nördlich von Thatta. Die Einwohner der Stadt wurden von Dibal, Shambora, Bagar und Terra herbeigeführt, was alles bedeutende, volkreiche Städte am Sagara waren; später jedoch wurden sie freiwillig oder nothgedrungen verlassen. Nach der Angabe des Mir Abdul Bisak Jehahani, mit dem Beinamen Maschrab, war dieser Distriet im Anfange von Leuten bevölkert, die vom Lande Yaman*) kamen; dieser Umstand hat den gewandten und kenntnißreichen Einwohnern dieser Stadt viele Berühmtheit verschafft.

*) Man nimmt allgemein an, daß man unter Yaman Griechen zu verstehen habe, und nach Robertson soll dieß Land nach der Theilung der Eroberungen Alexanders von baktrischen Griechen in Besitz genommen worden seyn.

Digitized by Google

Thatta nahm erstaunlich zu bis gegen das Jahr 1000 der Hedschra, zu welcher Zeit es von Mirza Jani Bey, dem General der Armee von Akbar, zerstört wurde. Nie hat es sich seitdem wieder ganz erhoben, und wenn es gleich die erste Stadt von Sindhi genannt wird, sank es doch immer mehr bis zur Ankunft der Dynastie der Kalhora, und da diese nicht ihre Residenz daselbst aufschlug, hat sich Thatta nie wieder verbessert; unter ihren gegenwärtigen Besitzern hat die Stadt noch mehr abgenommen, und nach den glaubwürdigsten Nachweisungen enthält sie nicht über 18,000 Seelen, während sie ihrem Umfange nach in einer frühern Zeit viermal so viel zu fassen im Stande gewesen seyn muß.

Thatta liegt auf einem abhängigen Terrain, beinahe vier Meilen westlich vom Flusse, der seit 40 Jahren einen beträchtlichen Arm auf der Westseite der Stadt bildete, so daß sie sich auf einem Delta befand, das jedoch gegenwärtig nicht mehr vorhanden ist. Anfangs war Thatta nicht befestigt; nachdem es jedoch durch die Portugiesen geplündert worden war, ließ Mirza Isa eine starke Mauer erbauen, die jedoch gegenwärtig in Trümmern liegt. Die Häuser der reichen Einwohner sind aus Ziegelsteinen, die der niedern Classen von Stroh und Holz, mit Erde überzogen, und daher nicht sehr dauerhaft. Der Handel von Dibal, unter welchem Namen allein noch Thatta den Arabern bekannt ist, war in frühern Zeiten sehr ausgebreitet. Die Stadt wird durch einen Nabab regiert; die Zahl der Truppen jedoch, die unter seinen Befehlen steht, ist nur gering.

Heiderabad, die wirkliche Hauptstadt, liegt unter 25° 22′ N. B. und 68° 41′ O. L. v. G., beinahe an der Stelle des alten Nerunkot. Es wurde im Jahre 1182 der Hedschra gegründet von Mir Ghoulam Schah Kalhora, der sie mit Mauern und Thürmen befestigte; *) es liegt auf einer Felsenanhöhe, die an einzelnen Stellen sehr steil ist. Der Fuß der Anhöhe wird von dem Fallili, einem Indusarme, bespült. Der Mani fließt drei Meilen westlich von Heiderabad; beide Flüsse sind schiffbar.

Die Stadt, die nach der Residenz vielleicht das größte Ansehen in Sindhi, jedoch geringe Wichtigkeit hat, ist Sihuan; sie gilt für sehr alt; man kennt sie unter verschiedenen Namen: Siwistan, Siwan oder Sihuan; das letztere ist wohl das correcteste. Man hat sie auch manchmal Baghdad genannt, und nach einer fabelhaften Tradition, die unter den Eingebornen umgeht, wurde sie in alten Zeiten von Kannibalen bewohnt. Man glaubt, daß die Befestigungen von Sihuan anfangs unter einer regelmäßigen Gestalt durch einen Dscham von Thatta aufgeführt wurden. Schah Bey Arghun nahm die Stadt dem Dscham Firuzi ab, dem sie später zurückgegeben wurde. Sie war auf einem Felsen erbaut, der sich stolz mitten aus dem Indus erhebt, war von geringer Ausdehnung, ist nur ein Haufen elender Hütten, zählt jedoch gegen 8000 Einwohner. Von dem Fort ist sie durch einen Graben getrennt, der während der Ueberschwemmung mit Wasser gefüllt ist. Dieser Ort konnte nur von Wichtigkeit werden, als er unter einem unabhängigen Fürsten war; gegenwärtig steht er unter der Herrschaft der Emirs von Sindhi. Stadt und Fort sind auf dem westlichen oder rechten Ufer des Flusses, der gegenwärtig in einiger Entfernung von den Mauern fließt.

Bhakir oder Bakar wurde von den Arabern gegründet und aus den Trümmern Alore's erbaut; es hieß anfangs Terischta. Der Lohfat-al-Ghirani sagt, diese Stadt existire nicht von den Zeiten der Hindu-Radschas her, und ihr Name komme von dem arabischen Bakar (Morgenroth). Er wurde ihr von Seiyd Muhammed Mahi, frommen Andenkens, gegeben, einige Jahre nach ihrer Gründung, zur Zeit des Schah Bey Arghun. Bhakir soll auf einer kleinen Indus-Insel gestanden seyn, was mir aber unwahrscheinlich ist. Gegenwärtig sieht man während der trocknen Jahreszeit kein Wasser auf der Westseite der Stadt. Die Arghuns hatten in Bhakir ihre Residenz, und Schah Bey umgab die Stadt mit einer Mauer aus Ziegelsteinen. Zu derselben Zeit erregten die Seiyds, die früher in diesem Lande sehr mächtig waren, die Eifersucht der Arghuns, und erstere wurden genöthigt die Stadt zu verlassen und nach Lohri zu gehen, das man, obwohl durch den östlichsten Indusarm von Bhakir getrennt, nur als eine Vorstadt ansah. Die Bevölkerung daselbst war noch zahlreicher als in Bhakir; auf dem entgegengesetzten Ufer findet man auch Seithar oder Seiggat, eine andere Vorstadt. Die nächste Umgebung von Bhakir umschloß die Gärten Bhirahi. Diese, wie auch die prächtigen Gebäude, die sie schmückten, wurden von Muhammed Khan zerstört, als er hörte, daß Biram Khan, Generalissimus der Truppen von Akbar, auf Sindhi anrücke. Unter dem berühmten Muhammed Khan war Bhakir der Sitz einer unabhängigen Herrschaft; nach seinem Tode wurde es abhängig von Delhi und Bezirkshauptstadt. Als Nadir Schah nach Sindhi kam, ließ er die Befestigungen von Bhakir zerstören. Gegenwärtig ist diese Stadt in der Gewalt des Mir Sohrab Talpura, und hat viel von ihrer Wichtigkeit verloren; doch ist sie noch bedeutend als Gränzort zwischen Sindhi und Candahar, wie auch als Vormauer gegen das Land der Daudputras. In religiöser Hinsicht steht die Stadt bei den Muhammedanern in Achtung, denn sie besitzt ein goldenes Kästchen mit drittehalb Haaren des Propheten, denen man besondere Kräfte zuschreibt und diese Verehrung zollt. Bhakir war stets der Aufenthalt alter muselmännischer Familien, bei denen Bildung und Kenntnisse geachtet sind, und ich glaube, wenn die Bibliotheken und Archive dieser Familien unsern Nachforschungen offen ständen, würde unsere Kunde über das alte Sindhi sehr erweitert werden. Bhakir hat gegenwärtig nur 5000 Seelen, die sich durch ihren heitern und umgänglichen Charakter bemerklich machen sollen. *)

Nasirpur, das jetzt in Ruinen liegt, war einst die schönste und blühendste Stadt von Sindhi. Wenn ich gleich die Meinung einiger Geographen theile, welche dasselbe für das Almansura der Araber halten, so ist doch gewiß, daß das neue Nasirpur von einem Anführer, mit Namen Nasir, gegründet wurde, der von Firuz Schah, dem Herrscher von Delhi, nach einem Angriff auf Thatta in Sindhi gelassen wurde, daselbst das Commando zu führen, im Jahre 751 der Hedschra. Nasirpur stand am Sangra, der damals den Hauptarm des Indus bildete; seine Vorstädte waren geziert mit herrlichen Gärten und Vergnügungsorten, die voll waren von anmuthigen Pavillons. Die Dynastie der Terkhans und überhaupt dieser Stamm gab sich viele Mühe, Nasirpur zu verschönern und zu vergrößern. Man kennt nicht genau die Zeit des Verfalls dieser Stadt; er schreibt sich wahrscheinlich von der Zeit her, wo der Fluß seinen Lauf westlich von Heiderabad nahm, was vor der Zeit des Einbruchs der Armee von Delhi im Jahre 1000 der Hedschra war.

Abgesehen von den bis jetzt angeführten Städten enthielt und enthält noch jetzt Sindhi eine große Zahl wichtiger Städte; viele haben jedoch nur eine vergängliche Existenz, und alle wechseln den Namen und die Lage.

(Fortsetzung folgt.)

*) Als man den Boden aufgrub wegen der Anlegung der Wälle fand man eine große Menge menschlicher Knochen und ganze Leichname, die auffallend gut erhalten waren.

*) Loheri oder Nohri, wie man fälschlich sagt, ist eine alte Stadt; sie soll wenigstens zu derselben Zeit wie Bhakir erbaut worden seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 96.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 April 1838.

Ueber die Wichtigkeit der Cultur der Blumen in Paris.

(Aus der Revue Britannique, Jan. 1838.)

Seitdem es die Kunstgärtner dahin gebracht haben, eine Menge ausländischer Pflanzen in Europa zu akklimatisiren, beginnt der Geschmack an Blumen sich zu verbreiten; man ist nicht wie in Holland für eine einzige Blumenart eingenommen, im Gegentheil, man hält etwas darauf, die größtmögliche Anzahl derselben zu besitzen. An festlichen Tagen schmückt der Reiche sein Haus gerne mit den seltensten Blumen von der Pforte bis in den Saal; die Höfe, der Vorsaal, die Gänge, die Garderobe, jedes Gemach soll eine grüne Laube vorstellen. Die Pflanzen müssen die größte Mannichfaltigkeit bieten: Bäume, Buschwerk, Sträuche mit verschiedenem Laubwerk, Blumen von gewöhnlicher Art oder die seltensten Pflanzen. Auch ist die Kunstgärtnerei ein sehr wichtiger Zweig der Industrie geworden. Man schätzt gegenwärtig den Absatz für Blumen auf den verschiedenen Märkten Londons auf 400,000 Pfund Sterling jährlich; in Paris kostet ein Strauß von Veilchen, Taschenkraut, weißen Hyacinthen und Knospen von bengalischen Rosen, umgeben oder gemischt mit Taxusblättern, Nadeln der Weimuths-Fichte, oder einigen Blättern Thymian 3, auch 4 Franken; die theuersten kosten 6, 9 und 12 Franken, sie bestehen aus Orange- und Myrtenzweigen, mit Hyacinthen, Veilchen, Cyclaminen, Heidekraut, bengalischen Rosenknospen, Haselnußkätzchen, Orangeblüthen, blauen und rosenfarbenen Daphnen und einer oder zwei Camelien. Ein Kunstgärtner dieser Stadt hat die Miethe für Kästen und Vasen mit Blumen, Bäumchen und Gesträuchen, die nach einander zur Verzierung der Höfe und Hausfluren bei den meisten glänzenden Festen dienten, welche vom 23 Januar 1836 bis zum 30 desselben Monats in Paris gegeben wurden, auf folgende Weise geschätzt.

Miethe für Kästen und Vasen mit Blumen, Bäumchen und Gesträuchen u. s. w. bei verschiedenen Bällen, wobei eben diese Kästen nach einander benützt wurden.

Tage des Januar.	Große Festbälle bei Hofe, bei den Ministern oder Gesandten.	Große Privatbälle.	Total-Summe auf den Tag.
23	1500 Fr.	500 Fr.	2000 Fr.
24	600 —	300 —	900 —
25	1800 —	100 —	1900 —
26	500 —	200 —	700 —
27	600 —	200 —	800 —
28	800 —	100 —	900 —
29	1500 —	300 —	1800 —
30	600 —	800 —	1000 —
Im Ganzen	7900 —	2500 —	10,000 —

Diesen Ziffern ist noch beizusetzen:

Für Körbe, Blumenkästen und Einfassungen, welche für die Abendgesellschaften geliefert wurden	6000 Fr.
Für abgeschnittene Camelienblüthen (250 Duzend, das Duzend zu 10 bis 24) Fr.	5000 Fr.
Für Sträuße zur Verzierung der Haare in ausgesuchten Camelien mit Blumen, Knospen und Blättern	1000 Fr.
Für 200 Scherben schöner blühender Camelien, im Durchschnitt zu 10 Fr.	2000 Fr.
Für Blumensträuße bei Bällen von 2 und 3 Fr. bis zu 10, 12, 15 und 20 Fr., im Durchschnitt zu nur 5 Franken	20,000 Fr.
Im Ganzen . .	32,000 Fr.
Dazu kommen für das bloße Aufstellen der Kästen und Blumenscherben, und den Transport der Bäumchen und Gesträuche von einem Balle zum andern	10,000 Fr.
Im Ganzen für Bälle und Abendgesellschaften in acht Tagen	42,000 Fr.

Der in Paris so wichtige Blumenhandel wird inzwischen bloß von etwa zwanzig Anstalten betrieben, die allein im Besitze der Lieferungen für den Blumenluxus sind. Man kann auch von ihnen sagen, daß sie fast alle ohne Ausnahme gedeihen. Ein kleiner Blumengärtner, der sich vor 15 Jahren

Digitized by Google

mit 50 Franken niederließ, beſitzt jetzt ein bedeutendes Vermögen, und ein Kunſtgärtner, der 50 oder 100,000 Franken auf ſeine Einrichtung verwenden konnte, iſt jetzt ein Millionär; Man rechnet, daß vier oder fünf mehr als eine Million beſitzen, und doch iſt der Verbrauch von Blumen in Paris noch bei weitem nicht das, was er ſeyn könnte. Im Winter ſind faſt keine, oder nur ſehr wenige Blumen zu haben; und namentlich gibt es im Mittelpunkte der Hauptſtadt, wo ſo viele reiche Boutiquen aller Art ſtehen, keine einzige bedeutende Anſtalt für dieſen ſo einträglichen Handelszweig. Dieß haben endlich bedeutende Kunſtgärtner eingeſehen, die ſeit zwei Jahren eine der größten Anſtalten für Blumenerzeugung in Europa in Paris zu errichten ſuchen. Bereits ſind ungeheure Treibhäuſer, die auf dem Boulevard Mont-Parnaſſe, 37, gebaut wurden, fertig, und 400,000 Pflanzen, Geſträuche und Ableger u. ſ. w. von jedem Alter und jeder Art ſind daſelbſt zur Anſchauung für Liebhaber aufgeſtellt, denen der Zutritt geſtattet iſt, auch wenn ſie nicht die Abſicht haben, etwas zu kaufen.

Die Buchdruckerkunſt in China und ihre Verbreitung nach Europa.

(Fortſetzung.)

Die Song verſtanden es nicht, das große chineſiſche Reich zuſammen zu halten; es bemächtigten ſich die Barbaren des Nordens, tunguſiſchen Stammes, der ſchönſten Provinzen, und bildeten innerhalb China's ſelbſtſtändige Staaten. So die Khitan oder Leao, die Ju-tſchi oder Kin. Dieſe Barbaren wurden alsbald ihrerſeits wiederum von dem unwiderſtehlichen Einfluſſe der chineſiſchen Cultur ergriffen und beherrſcht. Ihre Staatsverfaſſung, ihr geiſtiges und bürgerliches Leben ward in wenigen Jahren ganz auf chineſiſche Weiſe umgeſtaltet; die Wiſſenſchaften und Künſte China's, und unter letztern auch die Buchdruckerkunſt, wurden dadurch weit nach Nord- und Mittelaſien hin verbreitet. Das goldene Reich (Kin) ward im Jahre 1234 eine Beute der Mongolen, welche nach einigen Jahrzehnten auch die im Süden jenſeits des Kiang herrſchenden Song vernichteten und ſich des ganzen großen chineſiſchen Reiches bemächtigten. Die Juen oder Mongolen ſind ſeit Menſchengedenken die erſten Fremden, welche vom Jahre 1280 bis 1368 ganz China beherrſcht, und, was niemals früher geſchehen war, dieſes Land mit dem Weſten von Aſien und dem Oſten Europa's in beſtändige, unmittelbare Verbindung gebracht haben. Es begleiteten die Mongolen auf ihren Eroberungszügen gen Weſten ganze Schaaren ihrer chineſiſchen Unterthanen, wie dieß namentlich der Fall war bei der berühmten Expedition des Hulagu (1253 f.), die uns ausführlich in den Geſchichtswerken des Mittelreiches beſchrieben wird. Auf Befehl des Mangu Khan wurden nämlich Hulagu auf ſeiner folgenreichen Expedition nach Weſten einige Cohorten chineſiſcher Artilleriſten beigegeben. Nach Perſien und Armenien hin, und ſo weit immer die Mongolen herrſchten gen Weſten und Norden, kamen bald in Begleitung der Unterkönige und Statthalter, welche im Namen des Chakan von Karakorum die unterworfenen Länder regierten, bald als Geſandte und Geſchäftsführer des Königs der Könige eine große Anzahl Chineſen, welche die erſten Stellen in den unterworfenen Reichen einnahmen, und Wiſſenſchaften und Künſte, namentlich die gedruckten Bücher, ſo wie das zahlreich curſirende Papiergeld ihres Vaterlandes, allenthalben bekannt machten. Der berühmte perſiſche Staatsmann und Geſchichtſchreiber Raſchid-eddin, welcher im Jahre 1247 geboren ward, und ſein großes hiſtoriſches Werk gegen das Jahr 1310 vollendete, ward dadurch in den Stand geſetzt, uns ausführlich und genau das Verfahren in den chineſiſchen Druckereien beſchreiben zu können. „Alle Bücher, die in Kataja oder China öffentlich ausgegeben werden, erzählt uns Raſchid-eddin, aus Hammadan, werden zuerſt ſehr ſchön geſchrieben, hierauf jede Seite des Manuſcriptes auf Platten gezeichnet, die von den Gelehrten ſorgfältig collationirt werden. Ward Alles richtig befunden, ſo bezeichnen die Gelehrten die Kehrſeite der Platten mit ihrem Siegel. Man übergibt dann dieſe Platten den Holzſchneidern, um ſie auszuſchneiden. Liegen alle Seiten eines Buches auf dieſe Weiſe fertig ausgeſchnitten da, ſo fügt man jedem Blatte ſeine Zahl hinzu. Das ganze Werk wird dann in Bibliotheken oder verſchloſſenen Schränken durch ſorgfältige und zuverläſſige Beamte gleichwie die Münzſtempel aufbewahrt. Dieſe Beamten verſchließen die Magazine, worin die hölzernen Tafeln ſich befinden, und legen ihr Siegel an das Schloß. Will nun Jemand ein Exemplar dieſes Buches haben, ſo geht er hin in das Magazin und zahlt eine gewiſſe Summe den Leuten, unter deren Aufſicht es geſtellt iſt. Dieſe nehmen hierauf die Platten hervor, bedrucken hiermit wie mit einem goldenen Siegel das Papier und geben es dann dem Käufer. Auf dieſe Weiſe wird für die Richtigkeit und Gleichheit der verſchiedenen Copien eines und deſſelben Werkes geſorgt; es iſt unmöglich, daß die zahlreichen Exemplare eines Buches beſſer oder ſchlechter ſeyen, mehr oder weniger enthalten, als das Original, von dem ſie abgezogen ſind.“ Raſchid hat ſelbſt, wie er im Verlaufe ſeines Werkes uns berichtet, mit Hülfe chineſiſcher Dolmetſcher — er ſelbſt verſtand nicht Chineſiſch — zwei Abhandlungen, geſchrieben in der Sprache des Mittelreiches, ins Perſiſche überſetzt. Dieſelben Nachrichten leſen wir in der Beſchreibung Kataja's von Berketi, welche Andreas Müller von Greifenhagen unter dem Namen des Beidawi herausgegeben hat, die aber größtentheils bloß in Auszügen aus dem größern Werke Raſchids beſteht. Es wird dort ausdrücklich bemerkt, daß die Geſandten, welche zur Zeit des Gaſan Khan aus China nach Perſien kamen, viele chineſiſche Bücher mitgebracht haben.

Hin nach Karakorum, der alten Mongolenhauptſtadt, zwiſchen den Flüſſen Orchon und Tamir gelegen (ungefähr 47° 32′ 24″ n. Br. u. 13° 21′ 30″ w. L. von Peking), ſtrömten andererſeits die Fürſten und Abgeordneten aller dem Chakan im Weſten von Aſien und im Norden Europa's unterworfenen, aller der um Schutz und Mitleid flehenden Staaten; es begegneten ſich hier der König der Armenier in Cilicien, die Großfürſten von Rußland, die Abgeordneten des Khaliphen und des Papſtes. Namentlich ſtanden während des 13ten und 14ten Jahrhunderts

die Päpste und Könige von Frankreich in ununterbrochener Verbindung mit den Beherrschern Asiens. Papst Innocenz VI sendete bereits im J. 1244 den Minoriten Laurentius von Portugal, Johannes de Plano Carpin, und mehrere andere Franciscaner als Abgeordnete hin zu den Mongolen. So schickte Nikolaus III im J. 1278 Gerard von Prato, Antonius von Parma, Johannes de Sancta Agatha, Andreas von Florenz, Matthäus von Arezzo nebst vielen andern Minoriten an den Mongolenfürsten Abaga. Im Jahre 1289 ging Johannes de Monte Corvino in Auftrag Nikolaus IV zu den Mongolen, und kam bis nach Canbalu, d. i. Canbalik, oder der Hauptstadt des Chans (Peking). Johannes schreibt, daß er im J. 1291 in Indien bei der Kirche des heiligen Apostels Thomas gewesen, und von da nach Kataja gegangen wäre, wo er im J. 1305 angekommen ist. Es war seine Absicht, den Chan zum Christenthum zu bekehren, was ihm aber, wie er offenherzig gesteht, nicht gelungen ist; es wäre aber dessen ungeachtet der Chan sehr milde gegen die Christen gesinnt. Hier in Peking traf Johannes einen deutschen Mönch, Arnold, aus der Kölner Diözöse. „Ich habe nun," schreibt Johannes weiter (der Brief ist vom 8 Januar 1305 datirt) „die Sprache und Schrift der Tataren vollkommen inne, und das ganze neue Testament und das Psalterium in ihre Sprache übersetzt. Ich habe diese heiligen Bücher sehr schön mit den tatarischen Schriftzeichen abschreiben lassen, ich schreibe, lese und predige ungehindert und gebe so ein offenes Zeugniß der Religion Christi." Der nachmalige Erzbischof errichtete eine Kirche zu Canbalik, er erbaute dabei einen Thurm, worin sich drei Glocken befanden. Es wurden hierin sechs Gemälde aufgestellt, Abbildungen des alten und neuen Testaments enthaltend, mit erklärenden Unterschriften in lateinischer, persischer und tatarischer Sprache. Hundert und fünfzig Knaben wurden entweder von ihren Eltern oder von den Mongolen, die sie zu Sklaven gemacht hatten, angekauft, im Christenthum erzogen und im Lateinischen unterrichtet. Es befanden sich damals mehrere Europäer in der Residenzstadt des Mongolenfürsten, worunter Petrus de Luco Longo, als ein sehr reicher Kaufmann, namentlich aufgeführt wird. Im J. 1307 kam Thomas von Tolentinum aus der Tatarei mit einem Schreiben von Johannes vom Februar des Jahres 1306 nach Avignon zurück, worauf Johannes zum Erzbischof ernannt und ihm von Clemens V sieben Suffragan-Bischöfe als Gehülfen hin nach dem äußersten Osten Asiens nachgesandt wurden. Diesen folgten noch drei andere Minoriten im J. 1311. Auch Benedict XII sandte im J. 1338 mehrere Franciscaner hin zu den Tataren, wovon einer Namens Johannes von Florenz im J. 1343 als Gesandter des Chans an den Papst zurückgekommen ist. Ueber die vielfachen Gesandtschaften und Verbindungen der christlichen Fürsten, und namentlich der Könige Frankreichs mit den Mongolen hat Remusat Alles zusammengestellt in seinen zwei lehrreichen Denkschriften, welche in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Paris erschienen sind. Es befanden sich überdieß während des 13ten und 14ten Jahrhunderts viele Europäer und vorderasiatische Christen in Mittelasien und China, um sich entweder durch Handel oder Gewerbe Vermögen zu erwerben, oder auch, weil ihnen der Aufenthalt in der Heimath nicht gestattet wurde. Dieß war namentlich der Fall mit einem Engländer, der auf ewige Zeiten aus seinem Vaterlande verbannt, Asien nach allen Richtungen hin durchkreuzte, bis er endlich in die Hände der Mongolen fiel, die sich seiner als Dolmetscher bei ihren Gesandtschaften an die christlichen Fürsten bedienten. Dieser Engländer ward im J. 1241 an König Bela von Ungarn gesandt, und forderte ihn auf, sich den Mongolen zu unterwerfen und ihnen Tribut zu zahlen, ein Begehren, dem sich Bela zu seinem und seines Volkes Leidwesen nicht fügen zu dürfen glaubte.

(Fortsetzung folgt.)

Beschreibung von Sind.

(Fortsetzung.)

Handel.

Der innere und äußere Verkehr von Sindhi war großen Veränderungen ausgesetzt. Dieß Land ist durch seine natürliche Lage zu einem sehr beträchtlichen und vortheilhaften Verkehre bestimmt, und es ist eine ausgemachte Sache, daß unter der alten Hinduherrschaft dieß stattfand; aber seit der Khalifenherrschaft wurde derselbe zerstört, die Bevölkerung untereinandergeworfen, die Autorität, die dem Volke Ruhe und Vertrauen garantirte, gebrochen, und auf ihren Ruinen bildete sich eine Aristokratie, die in politischer Hinsicht Sindhi beinahe wieder in die Barbarei zurückwarf; eine Lage, von der es sich bis jetzt noch nicht vollständig erholt hat. Ein solcher Zustand war natürlich den Handelsverhältnissen nicht sonderlich günstig. Wenn wir uns nach den Zeugnissen, die noch gegenwärtig in Asien und Europa existiren, eine Vorstellung aus der ersten Periode der obengenannten Zeiten machen wollen, könnten wir wohl mit Recht annehmen, daß der Handel Sindhi's mit Persien und Arabien sehr reich und ausgedehnt war, und daß Dibal, der Seehafen des Indus, die Waaren-Niederlage für Indien und Arabien war, und dem Land einen Grad von Wohlhabenheit und Glanz verschaffte, der später nie wiederkehrte.

Es scheint, daß in der Periode, wo Sindhi dem Fürsten von Multan, Nasir-ed-Din-Kabatschi, unterworfen und das Land unter sieben tributpflichtige Herrscher vertheilt war, über die Nasir nur eine unvollständige Obergewalt hatte, und während der ganzen Zeit der Unterwerfung unter die Samras große Fehler in der Regierung gemacht wurden. Ob wir gleich über den Zustand des Handels jener Zeit keine bestimmten Nachrichten haben, so läßt sich doch entschieden sagen, daß er nicht sehr blühend war; denn abgesehen von der innern Lage Sindhi's, muß die ganze oder theilweise Zersplitterung der an Sindhi gränzenden Hinduherrschaften die Handelsspeculationen ganz besonders gestört haben.

Unter der Dynastie der Dscham Samma bekam der Handel wieder ein befriedigenderes Aussehen, und das Land verdankt es den ermuthigenden Bemühungen einiger Glieder dieser Dynastie, wenn es sich aus seinem kläglichen Zustande wieder einigermaßen herauswand. Auch die Herrschaft der Arghun, die auf die Dscham Samma folgte, war dem Gedeihen des Landes nicht entgegen; denn die Art, wie sie sich den Besitz der Herrschaft errungen, und die Umstände, die aus einem Wechsel der obersten Regierungsgewalt hervorgingen, fesselten ihre Aufmerksamkeit mehr an die militärischen Angelegenheiten, als an die Politik. — Alle Arten von Industrie fanden einen eifrigen Freund und Be-

Digitized by Google

schüßer an Mirza Isa Terkhan, und dieser Fürst nahm vor und nach seiner Erhebung zur obersten Gewalt einen sehr thätigen Antheil an den Handelsangelegenheiten. Er ließ die Seehäfen ausbessern, stellte die Ordnung her, und sparte weder Kosten noch Mühe, um den Transport der Waaren durch sein Land zu sichern und zu erleichtern.

Die nachfolgende Tyrannei und Thorheit Muhammed Khans, auf welche selbst kurze Zeit nachher die Vereinigung Sindhi's mit dem Reiche zu Delhi eintrat, schadeten dem Wohlstande der Provinz sehr. Unter Muhammeds Regierung war kein Unterthan in Sicherheit, der Einbruch der Truppen des Großmogul veranlaßte einen Krieg, der, trotz seiner kurzen Dauer, großes Unheil stiftete; dann kam ein jährlicher Wechsel der Subadars, welche die Abgaben pachteten und eine unbegränzte Gewalt hatten. Was auch ihre Zwecke und Projecte seyn mochten, so stimmten sie doch in Einem Ziel vollkommen zusammen, möglichst viel Geld zusammenzuraffen, was natürlich allen Gewerbfleiß, und besonders die sichere und vortheilhafte Anwendung der Capitalien untergraben mußte. Unter der Herrschaft der Kalhoras gewann der Handel bis auf einen gewissen Grad seine natürliche Wichtigkeit wieder; es wurde ein englisches Comptoir in Sindhi errichtet, das ohne Zweifel gegenseitige Vortheile brachte; damals war das Land abermals von einem Fürsten beherrscht, der im Stande war, seine Lage nach allen Richtungen hin zu verbessern; aber die Eifersucht und die engherzigen Rücksichten einiger Glieder dieser Familie, welche die Sicherheit der Personen und Güter der englischen Factorei gefährdeten, wurden Veranlassung, daß sie geschlossen wurde, und die erfreuliche Aussicht verschwand wieder. Das Comptoir, das auf einen Augenblick wieder hergestellt ward, wurde für immer aufgelöst in Folge einer bedeutenden Beleidigung, die dem Chef des Comptoirs zugefügt wurde.

Die gegenwärtige Regierung von Sindhi hat kein Mittel gespart, um diese Quelle ihrer Einkünfte zu zerstören, und sie verfolgt in dieser Beziehung die zweckmäßigste Politik; denn indem sie sich eines unverhältnißmäßigen Theils des Gewinns der Handeltreibenden bemächtigt, lähmt sie alle Handelsunternehmungen, ohne dafür wenigstens der Person Sicherheit zu verschaffen, oder gerechte und kräftige Anordnungen zum Schutze des Eigenthums der Unterthanen zu treffen. Wenn trotz der ungesetzlichen Plackereien und der übrigen Nachtheile, denen der Handel aufgesetzt ist, noch einige Geschäfte gemacht werden, so hat man dieß nur den Fortschritten zuzuschreiben, die der Handel in so vielen andern Theilen Indiens gemacht hat, wo die Einführung europäischer Waaren, Capitalien und industrieller Hülfsmittel günstige Erfolge hervorgebracht hat, und vielleicht muß man den Fortbestand des Handels in Sindhi größtentheils davon herleiten, daß man in den übrigen Theilen Asiens ein gerechteres und aufgeklärteres System angenommen hat, das nicht nur den dasselbe befolgenden Staaten unmittelbar, sondern auch allen Ländern zu gut kommen muß, die mit den erstern in irgend welchen, wenn auch nur mercantilischen Beziehungen stehen.

Die Hauptseehäfen sind Karatschi und Dharadscha; das erstere ist eine sehr alte Stadt, die, in den Puranas der Hindu, mit dem auch jetzt noch gebräuchlichen Namen Rambagh bezeichnet wird. Karatschi liegt unter 24° 5′ N. B. und 70° 16′ O. L. v. G. an einer Rhede oder Hafen am Eingang einer Bai, welche durch das Cap Monze gebildet wird. Die Stadt treibt lebhaften Handel mit Bombay, der Küste von Malabar und Arabien. Der Eingang des Hafens ist schmal, und zur Zeit der Ebbe steht das Wasser auf dem Hafendamme nur anderthalb Fuß hoch; bei den stärkern Fluthen jedoch können Schiffe bis zu 400 Tonnen vom September bis Mai eine Zuflucht daselbst finden. In den übrigen Jahreszeiten kann man sich der Bai nicht ohne Gefahr nähern. Ursprünglich gehörte Karatschi einem unabhängigen Fürsten, aber die Sindhier bemächtigten sich der Stadt; die jährlichen Einkünfte betragen ungefähr einen Lak Rupien; unter einer weisen und regelmäßigen Regierung würden sie beträchtlich gesteigert werden können. Die Schiffe, deren man sich daselbst am häufigsten für den Handel bedient, heißen Dhindschi, schwerfällige Fahrzeuge von 50 bis 200 Tonnen; sie können sich nur während eines günstigen Monsun auf dem Meere halten, denn bei stürmischem Wetter würden sie Gefahr laufen unterzusinken.

Dharadscha ist der Hafen von Thatta, derselbe mit dem früher angeführten Laribender, der nahe bei dem gegenwärtigen Dharadscha liegt. Diese Stadt liegt ungefähr 20 Meilen über der großen Indusmündung, und dadurch für den Handel ganz vortheilhaft. Erst seit wenigen Jahren ist Schahbender von Dharadscha überholt worden, indem das erstere manche Wechselfälle durchmachte wegen der Unbeständigkeit des Flusses.

Die Hauptproducte Sindhi's sind Getreide, besonders Reis, Leder, Hausischflossen, Salpeter, Pottasche, Assafötida, Seiden- und Baumwollenstoffe, Pferde und Indigo. Eingeführt werden Datteln, Kokosnüsse, Eisen, Zinn, Blei und Kupfer.

Der Seehandel ist fast gänzlich in den Händen der Hindus, der Kasten Bhatti und Lohanna, welche beide alte Einwohner von Sindhi sind. Einige Moslems, die Memans, nehmen auch Theil an diesem Handel. Der Binnenhandel wird ohne Unterschied von allen getrieben, und überdieß hat sich in Sindhi eine zahlreiche Handelsgesellschaft in Multan festgesetzt. Die ansehnlichen Capitalien, über die sie verfügen, geben ihnen große Bedeutung. Sie sind die Hauptbankiers, und ihr Einfluß auf Regierung und Volk ist groß; der Handel von Sindhi ist auch sicherlich einer bedeutenden Entwicklung fähig.

Die natürlichen Vortheile dieses Landes sind sehr wichtig, besonders für den Verkehr mit europäischen Waaren. Eine kurze und leichte Fahrt führt zu den nördlichen Theilen Indiens und Persiens; Klima, Sitten und Gebräuche derselben nähern sich den europäischen, und darum findet auch zwischen ihren Bedürfnissen und Gewohnheiten und denen der Europäer eine größere Aehnlichkeit statt, als zwischen Europa und Südindien. Die schlechte Wirthschaft in den Regierungen der Provinzen läßt jedoch bis jetzt nicht hoffen, daß auf lange Zeit ein geordneter sicherer Zustand, der die zum Handel so nothwendige Wohlhäbigkeit und Vertrauen aufkommen läßt, zu Stand gebracht werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Truppen in dem Staat Audh, dessen Incorporation in die brittischen Besitzungen nicht mehr fern seyn kann, sind nun ganz von Officieren aus der englischen Armee befehligt, und Oberst Anquetil zum Oberbefehlshaber ernannt worden. Dieß ist wohl der nächste Schritt zur völligen Incorporation.

Ein Agent des Schahs von Persien ist mit reichen Geschenken und 40,000 Rubel Geld in Cabul angekommen, um Dost Muhammed zu einem Bündnisse mit dem Beherrscher von Iran zu vermögen. Dost Muhammed weiß nicht, wohin er sich wenden soll, und schwankt zwischen einem Bündnisse mit England oder mit Persien.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 97.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 April 1838.

Boden und Vegetation in Dalmatien.

Es gibt wenige Gegenden, welche in Beziehung auf den Boden und den Besitz natürlicher Reichthümer, so wie auf malerische Lagen, so viele Vorzüge vereinen und mehr Mannichfaltigkeit darbieten, als Dalmatien. Dasselbe theilt sich in zwei Erdstriche. Ein fettes, aus Mergel, Thon und schwarzer Kohle bestehendes Erdreich bedeckt die ganze unermeßliche Landstrecke vom Promma durch Much und den Mosor bis zum Fuße des Biocovo. Dieses ist der fruchtbarste Theil des Landes. Das Gebiet an der Gränze von Imoschy, minder fruchtbar als in der Nähe von Denis, Much und Siga, zeigt in den niedern Gegenden einen größtentheils aus rothem Ocker bestehenden Boden, welcher bei geringer Cultur reiche Ernten und jede Gattung von Früchten erzeugen würde. Große Gebirgsketten durchziehen die Gegend von Norden nach Süden; die hauptsächlichste, die einen Ausläufer an die türkische Gränze hin macht, zieht sich von der Küste gegen den Canal der Morlachen hin, wo sie eine Höhe von 1 bis 3000 Fuß erreicht. Im Dinara bildet sie ein abgesondertes Gebirge, und wendet sich gegen Bosnien, wo sie sich in den Alpen verliert; dem linken Ufer der Cettina (Cetinja) entlang verliert sie hierauf unmerklich an ihrer Höhe, und theilt sich weiter hin in viele Zweige. Im Dinara, dem höchsten Theile von Dalmatien, erhebt sich eine Gebirgskette, welche sich gegen die Swytaja-Berge hin ausdehnt, den 3000 Fuß hohen Promma hinter sich läßt, das fruchtbare Thal des Much durchzieht, und ihren Lauf nach Süden bis zur Mündung der Cettina fortsetzt, wo sie den Namen Mosor-Gebirge erhält. Die Gebirge, welche diesen Stock bilden, und die sich daranschließenden Verzweigungen sind der Biocovo, dessen größte Höhe 5320 Fuß beträgt; der Buccovitza mit 3102 Fuß Höhe; die Tartar-Hügel mit 1568 Fuß Höhe; der Kosiah in den Karbangebirgen mit 2456 Fuß, und der hinter der kleinen freundlichen Stadt Spalatro gelegene Sweti-Jura, welcher 2135 Fuß hoch ist. Die Flüsse und Bäche, welche den Boden Dalmatiens befeuchten, sind nicht sehr zahlreich. Die bedeutendsten sind die Zermagna, die Kierka, die Cettina und die Narenta, welche sich von Osten nach Westen ziehen.

Jeder Ort, jede Lage dieser schönen Gegend hat so zu sagen eine ihr eigenthümliche Temperatur. In Ragusa und Cattaro ist die Temperatur um zwei Centigrade heißer, als in dem Bezirke von Zara, welches an der türkischen Gränze in der Nachbarschaft des Wellebit liegt, obgleich die beiden Städte kaum einige Meilen von jenem Bezirke entfernt liegen. An der Küste von Dalmatien hin fällt der hundertgradige Thermometer im Winter nie tiefer, als zwei Grade unter Null. Nur die Winde, unter andern die Bora, welche im November weht, sind zu fürchten. Die Bora weht über den Canal der Morlachen hin, und löst dabei von der Oberfläche des Meeres die salzigen Theilchen ab, welche sie auf die Blumen und Gewächse zerstreut; hiedurch bedeckt er diese mit einer Art von weißem Thau und schadet ihrem Wachsthum, in den übrigen Monaten des Jahres, selbst im December und Januar, ist die Temperatur mild und warm. In den Gebirgen ist der sanfte Einfluß des Frühlings um vier Wochen später fühlbar, als in den niedern Gegenden; dann aber, gleich als hätte sie Eile, das Versäumte wieder einzuholen, sieht man, wie sich die Erde beinahe in einem Tage mit Blumen und Blättern bedeckt und schmückt; die schönfarbige Tuberose, die Narcisse, der Lorbeer, der Mastixbaum, die Tamarinde, das Geranium und die Glockenblume entfalten überall vor den Augen und zu den Füßen ihre Farbenpracht. Der Mai erzeugt die Orchideen, und unter seinem Einflusse bedecken sich alle Gesträuche mit Blüthen; der Junius begünstigt die Dolden und die zusammen gesetzten Gewächse; die Temperatur, welche in den niedern Gegenden um diese Zeit unerträglich ist, bleibt im Innern der Gebirge mild und kühl; Regen fällt wenig, allein jede Nacht bringt Thau im Ueberfluß; außerdem setzen die fortwährend um die Gebirge gelagerten Wolken eine beständige Feuchtigkeit ab, welche der Erde und den Pflanzen Gedeihen schenkt.

Unermeßlich sind die Hülfsquellen und Erzeugnisse Dalmatiens: auf dem Raume einer Viertelsmeile hat Visiani fünf und zwanzig Pflanzen angetroffen, von denen in Deutschland nur zwei existiren; es werden daher wahrscheinlich die Entdeckungen, welche wir bezeichnet haben, nur einen geringen Theil der Reichthümer ausmachen, welche das Land besitzt, und

Digitized by Google

man wird das Verzeichniß bald durch eine große Anzahl neuer Pflanzen vergrößern können. Inzwischen kann man gegenwärtig, wie früher, die Gränze von Bosnien, so wie den Mellebit und den Buccovitza nicht ohne eine starke Begleitung besuchen. Nicht minder unsicher sind die Gränzen von Montenegro und der Bezirk von Cattaro. Der Naturforscher, welcher sich in eine solche Unternehmung einläßt, muß darauf gefaßt seyn, weder ein Obdach, noch Wasser, noch Brod zu finden, wenn er sich nicht vor seiner Abreise mit Vorräthen versorgt hat; er muß die Sprache der Morlachen kennen und sprechen, und sich mit guten Empfehlungen an die mächtigsten und einflußreichsten unter denselben versehen; unter diesen Bedingungen, aber auch nur unter diesen, werden ihm die Morlachen wichtige Dienste leisten. Einzelne dieser Menschen sind, obwohl sie unter freiem Himmel leben und gar keinen Unterricht genießen, in der That ausgezeichnete Botaniker. Man führt in dieser Beziehung einen alten Panduren an, welcher im Jahre 1818 einen Hrn. Portenschlager auf den Gipfel des Biecovo begleitet hatte; dieser Mann hatte nach fünfzehn Jahren die Plätze, welche er mit dem Gelehrten besucht, und die Pflanzen, welche dieser daselbst gesammelt hatte, noch so deutlich im Gedächtniß, als wäre die Reise erst vor einigen Tagen gemacht worden. Ihr Verstand ist lebhaft, geschmeidig und faßt schnell. Man braucht ihnen nur ein Muster einer Pflanze zu zeigen, welche man wünscht, so ist ihnen dieß hinreichend, um sich dieselbe zu verschaffen. Die Botaniker, welche sich den Gefahren, auf die man im Bezirk von Cattaro bei jedem Schritte stößt, nicht aussetzen wollen, verschaffen sich das, was sie suchen, gewöhnlich auf solche Art. Die Morlachen sind äußerst neugierig; wenn man bei ihnen ankommt, so drängen sie sich um einen und überhäufen einen mit Fragen, kaum aber haben sie den Zweck der Reise erfahren, so beeilen sie sich schon, ihre Dienste anzubieten. Diese Dienste aber bezahlt man, bevor sie entrichtet sind, mit Pulver und Tabak; dann machen sie sich auf den Weg und bringen bald ihre Mützen mit Blumen, Heuschrecken und Schmetterlingen gefüllt zurück. Ihre Gewandtheit, die Schlangen, Scorpionen und Eidechsen lebendig zu fangen, ist außerordentlich; und diese Jagd führt niemals Unglück herbei, da jeder von ihnen von seiner frühen Jugend an diejenigen unterscheiden lernt, deren Biß tödtlich ist.

Die Buchdruckerkunst in China und ihre Verbreitung nach Europa.

(Fortsetzung.)

Sehr groß war auch die Anzahl der gefangenen Christen in allen Ländern des östlichen Asiens. Ruisbroeck, der im J. 1251 zu Karakorum war, traf hier viele Ungarn und Russen, christliche Bulgaren und Komanen, Armenier und Griechen, eine Frau aus Metz, die, in Ungarn gefangen genommen, hieher transportirt wurde und einen Russen geheurathet hatte: dann Guillaume Boucher, einen Goldschmied aus Paris, dessen Sohn sehr gut mongolisch sprach und als Dolmetscher diente; er fand hier eine Menge Nestorianer und syrische Christen aus Damaskus, Niederländer und Deutsche; selbst ein Engländer war damals in Karakorum ansässig. An dem Hofe Sartahs war ein Ritter des Tempelherren-Ordens, der syrisch, türkisch und arabisch verstand. Wir wissen andrerseits durch die officiellen Annalen des Mittelreiches, daß bei dem Untergange der Mongolen-Dynastie in China mehrere Europäer in der Hauptstadt des Reiches lebten, worunter ein Kaufmann Nie-ku-lun oder Nikolinus namentlich erwähnt wird. Der Gründer der Ming-Dynastie hörte davon, ließ den Mann im J. 1372 unsrer Zeitrechnung vor sich rufen, und sendete ihn zurück mit folgendem Schreiben an den König der Franken.

„Als die Song-Dynastie (von 960 bis 1280) lasterhaft wurde" schrieb der Gründer der neuen Dynastie Ming, „so vertilgte sie der Himmel, und die Juen oder Mongolen, die in Schamo (Gubi) sich erhoben hatten, kamen nach China und regierten daselbst ungefähr hundert Jahre. Der Himmel fand ein Aergerniß an ihren Uebelthaten, stürzte sie und nahm seinen Auftrag zurück. Es folgte dann ein Zeitraum der Verwirrung von achtzehnjähriger Dauer. Sobald sich das Volk kräftig erhoben hatte, erhob ich mich auch, ein Privatmann, geboren rechts vom Flusse Hoei, um das Volk zu erretten, und den Auftrag des Himmels zu vollführen. Wir wurden vom Volk auf den kaiserlichen Thron erhoben, und haben dem Reich den Namen Großes Licht oder großen Glanz (Tai ming) beigelegt. Seit dem Anfange der Periode, genannt Hong wu, oder der große Krieger, bis jetzt sind vier Jahre verflossen. Ich habe zu allen fremden und Lehen-Reichen Beamte gesandt, um ihnen dieß durch mein kaiserliches Ausschreiben zu verkünden; euch Franken nur, fern im westlichen Ocean, habe ich es noch nicht wissen lassen. Nun sende ich euch euern Landsmann Nie ku lun; ich trug ihm auf, dieß bekannt zu machen und mein kaiserliches Mandat zu übergeben. Obgleich ich hinter den frühern weisen Herrschern, die alle Welt erfreueten und durch Tugend beglückten, weit zurückbleibe, so kann ich doch nicht umhin, die Welt wissen zu lassen, daß ich die vier Meere beruhigt habe, — aus diesem Grunde sende ich dieses kaiserliche Ausschreiben."

Es ist nicht denkbar, daß die vielen Europäer und asiatischen Christen, welche theilweise, wie Marco Polo unter Chubilai, die höchsten Staatswürden im Mittelreiche bekleideten, es ist nicht möglich, daß alle diese Gewerbs- und Kaufleute und Geistlichen, welche hin- und herzogen im Reiche der Mongolen gedankenlos vor diesem ganz fremden Leben, vor allen diesen neuen Künsten und Gewerben, deren sich damals China erfreute, vorübergegangen seyn sollten. Die wenigen Reisenden, welche es der Mühe werth hielten, einen Bericht über ihre Abenteuer der Nachwelt zu hinterlassen, zeugen vom Gegentheile. Ruisbroeck beschreibt uns genau die chinesische Charakterschrift; er weiß, daß in dieser Schrift ein einziges Zeichen, das aus mehreren Strichen besteht, ein Wort, einen Begriff und manchmal auch einen ganzen Satz ausdrückt. Es fiel ihm auf, daß die Einwohner von Kataja wie die Maler vermittelst der Pin-

Digitized by Google

sel schreiben. Er kennt das Baumwollenpapier, die Münzen und das Papiergeld, worauf einige Zeichen eingedruckt sind. In Betreff des Papiergeldes wird dasselbe von Pegoletti Balducci, dem Geschäftsführer des Handelshauses Bardi in Florenz, während der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, und von vielen andern Reisenden berichtet. Nun bedenke man, daß nicht bloß die Buchdruckerkunst, sondern auch viele andere Erfindungen im äußersten Osten Asiens viel früher bekannt waren, als in den westlichen Ländern. Man weiß, daß den Chinesen seit den Zeiten der großen Dynastie Tschen nicht bloß die anziehende Kraft und die Polarität, sondern auch das Abweichen der Magnetnadel bekannt war, — selbst die Abplattung der Erdpole ist ihnen nicht entgangen. Das Schachspiel ist ihnen wenigstens seit dem vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung bekannt, und das Kartenspiel war bereits im ersten Viertel des zwölften Jahrhunderts nach unserer Zeitrechnung in allen Provinzen des Reichs verbreitet. Wenn man sich nun erinnert, daß alle diejenigen Erfindungen, welche vorzüglich einen Abschnitt machen zwischen dem Mittelalter und der neuern Zeit, nicht von den erleuchtetsten Männern des Westens, sondern von gemeinen Leuten ausgingen, deren Namen und Herkunft häufig zweifelhaft oder ganz unbekannt ist; wenn man bedenkt, daß alle diese Erfindungen entweder zur Zeit oder kurz nach der Mongolenherrschaft in Asien und Europa gemacht wurden, daß die Wanderung einzelner Werkzeuge, der Suan pan oder der chinesischen Rechenmaschine, des Schachspieles und eines großen Theils der beliebtesten und verbreitetsten Volksliteratur des Mittelalters von dem Osten Asiens nach Rußland und Polen, nach Deutschland und den übrigen Reichen Europa's historisch nachgewiesen werden kann: so wird man dann die von Paul Jovius, Mendoça und Andern ausgesprochene Meinung, daß die chinesische Buchdruckerkunst den ersten Anstoß zur europäischen Typographie gegeben habe, nicht so unwahrscheinlich finden. Es ist die Meinung Mendoça's im 16ten Capitel des dritten Buches der ersten Abtheilung seiner Geschichte des großen Reiches China, daß die Buchdruckerkunst vom Mittelreiche über Rußland und Polen nach Deutschland gekommen sey; auch meint er, hätten wohl vom Süden her, durch die Kaufleute, welche mit Arabien über Aegypten den Handel betrieben, chinesische Bücher nach Deutschland kommen können, die dann von Guttenberg nachgeahmt worden wären. Nun ist zwar bekannt, daß die Buchdruckerkunst erst von Deutschland aus, und dieß erst ziemlich spät (gegen das Jahr 1564) in Rußland eingeführt wurde; dessen ungeachtet ist es doch möglich, daß vermittelst der nördlichen oder südlichen Verbindungsstraßen zwischen Asien und Europa chinesische, mongolische oder tibetanische Bücher ihren Weg bis nach Italien und Deutschland hin hätten finden können, und daß dadurch sinnreiche Köpfe auf den Gedanken gebracht worden wären, die chinesische Druckweise mit stereotypen Holzplatten nachzuahmen, und sie zur Vervielfältigung kleinerer Werke und Gebete anzuwenden. So viel ist wenigstens sicher und auch allgemein bekannt, daß die Anfänge der europäischen Typographie ganz so beschaffen waren, wie wir eben die Art und Weise der chinesischen Buchdruckerkunst geschildert haben. Die vielen xylographischen Denkmäler, die sich bis auf unsere Zeit erhielten, wie die sogenannte Biblia pauperum und andere Werke, geben hierüber ein augenscheinliches, unwidersprechliches Zeugniß. Schon ein bloß oberflächliches Vergleichen dieser alten xylographischen Monumente mit den chinesischen Druckwerken heutigen Tags gibt der Vermuthung Raum, daß die erstern wohl nicht ohne allen Einfluß der letztern entstanden seyn möchten. Sie gleichen durchaus schlechten Copien, die nach einem guten Originale angefertigt wurden. Mag dem nun aber seyn, wie da wolle, die Erfindung und der Guß beweglicher Typen, worauf doch jetzt bei der europäischen Druckkunst Alles ankommt, wird — obgleich, wie wir im Vorhergehenden gesehen haben, schon unter der Dynastie Song in China etwas Aehnliches versucht wurde — diese Erfindung, wenn auch Guttenberg wirklich seit dem Jahre 1438 mit beweglichen hölzernen Figuren gedruckt hätte, die den jetzigen Holztypen des Mittelreiches ähnlich gewesen seyn mochten, wird dem deutschen Edelmann niemals streitig gemacht werden können.

(Fortsetzung folgt.)

Fossiles Mehl.

Es ist in diesen Blättern schon mehrmals von dem Bergmehl, das die Lappen in Zeiten des Mangels als Nahrungsmittel gebrauchen, die Rede gewesen; es wurde bemerkt, daß Hr. Retzius 19 Formen von Infusorien darin fand. Jetzt hat dieser Gelehrte an die schwedische Akademie eine weiße, mehlartige Substanz gesendet, welche sich in Westergottnien unter dem Schlamm auf dem Boden eines Sees in der Nähe der Stadt Umea findet, wo sie eine Schicht von anderthalb Fuß Dicke bildet. Dieses weiße Pulver, welches dem Bergmehl in Lappland sehr gleicht, besteht aus Rückenschilden von Bacillarien. Die Bewohner des Landes brauchen es ebenfalls als Nahrungsmittel, indem sie es mit gewöhnlichem Mehl vermischen. Es findet sich an mehrern Orten Schwedens und in den Finnmarken, wo es von Nordenskiold, dem Oberberghauptmanne des Landes, erkannt wurde. Das Bergmehl von Finnland, welches Hr. Retzius zu untersuchen Gelegenheit hatte, enthält dieselben Arten von Thierchen, wie das schwedische, aber in sehr verschiedenen Verhältnissen. (Echo du Monde savant.)

Beschreibung von Sind.

Einkünfte.

(Fortsetzung.)

Die Steuern werden in den verschiedenen Bezirken von Sindhi auf verschiedene Art erhoben. In einigen, besonders dem südlichen, werden sie in Naturalien abgetragen, in andern in Geld (Dschamma). Im Allgemeinen verpachtet man die bewässerten Gefilde, während diejenigen, die je nach den Jahreszeiten geerntet werden, in Natura ein Drittheil, ein Viertheil, oft auch nur ein Fünftheil, je nach den an Ort und Stelle gemachten Schätzungen, bezahlen. Diese Tarife sind nach der Berücksichtigung der Arbeit und der von dem Boden dem Anbau entgegengestellten Hindernissen bestimmt. Die Steuersätze, nach

Digitized by Google

welchen die Regierung die bewässerten Ländereien vermiethet, sind folgende:

Zuckerrohr, ein Biga,	12	Rupien	im	Jahr.
Tabak	—	7½	—	—
Küchengewächse	—	7½	—	—
Opium	—	21	—	—
Indigo	—	80	—	—
Getreide	—	6	—	—

Ein Biga ist ungefähr 40 Schritte ins Gevierte, mit Ausnahme des Biga's eines Indigofeldes, das zweimal so groß ist. Vergleicht man diesen Tarif mit dem des übrigen Indiens, so wird man ihn sehr mäßig finden. Dieß ist jedoch nur ein Nennwerth, den man dem Boden gibt, denn die Einziehung der Abgaben ist häufig habsüchtigen Pächtern überlassen, die den Betrag ihres Contractes bezahlen und sich dann auf Kosten des Bauern bereichern. Abgesehen von diesem Uebelstande, geschieht es sehr oft, daß die Regierung für den Unterhalt der Truppen große Getreidemassen erhebt, wenn sie eine militärische Expedition beabsichtigt, und in diesem Fall machen sich ihre Beamten keinen Scrupel daraus, die Hälfte aller Bodenproducte wegzunehmen, und überlassen es dem Pächter, sich mit den Bauern zu verständigen. Die gegenwärtigen Emirs haben die Gewohnheit, große Massen von Getreide aufzukaufen, das sie zugleich mit dem der Regierung gehörenden Getreide in Magazine niederlegen, wenn die Steuern nicht verpachtet wurden; dann verkaufen sie es später zu erhöhten Preisen an die Unterthanen, — eine Plünderung, deren üble Folgen sich schmerzlich fühlbar machen, und zwar um so mehr, da dieser Gebrauch aus Habsucht entspringt, das Geld aber, das man aus diesen Speculationen gewinnt, zu Gold und Kleinodien verwendet wird, die nur in den Schatzkammern der einzelnen Regierungsglieder aufbewahrt werden, und, da dieß alles reine Privatbeute, dieß Metall dem Umlaufe vollständig entzogen ist.

Ich habe Gründe zu glauben, daß sich die Einkünfte Sindhi's eher vermindern, als vermehren. Im Ganzen werden sie sich nicht über 5 Millionen Rupien belaufen. Man muß jedoch dieser Summe den Ertrag der Ländereien beifügen, welche die Fürsten als Dschaghir (Lehnsgüter) inne haben, zur Unterhaltung ihrer Vasallen und Lehnsleute, aus denen die Armee von Sindhi besteht; ebenso auch die Ländereien ganzer Stämme von Zemindars (Gutsbesitzer), die seit uralten Zeiten ihre Erbgüter zusammenhalten, und der Regierung weder an Geld, noch persönlichen Diensten irgend etwas leisten.

Auch muß man Ländereien und andere Finanzquellen in Betracht nehmen, die zur Aufrechthaltung der Seyids und anderer aus der mostemitischen Religion sich herschreibenden geistlichen Einrichtungen auf die Seite gebracht werden. Es ist schwer, den Betrag dieser Einkünfte auf eine sichere Art zu schätzen; es gibt aber kein Land in Asien, das sich einer größern Anzahl Stiftungen dieser Art rühmen könnte. Man wird wohl nicht übertreiben, wenn man die ganze Summe auf ein Drittheil dessen anschlägt, was der Regierung eingeht. Viele dieser Einrichtungen gehen bis auf die Einführung des Islam zurück, und die übrigen sind fast alle älter als das vierte Jahrhundert dieser Zeitrechnung. Fast alle Araber, die zuerst in dieß Land kamen, erhielten Güterschenkungen. Obgleich berichtet wird, daß anfangs nur wenige ausgezeichnete Familien in das Land kamen, so scheint doch, daß in der Folge eine größere Zahl gekommen ist, um das Land zu sehen, und daß sie da blieben, als sie sahen, wie sehr man sie in Ehren hielt. Da sie mit den Stiftern ihrer Religion zusammenhingen, wurden sie mit ansehnlichen Geschenken für ihre Bemühungen, dieselbe fortzupflanzen, belohnt.

Ueber die Bevölkerung eines Landes läßt sich nicht wohl eine Meinung aussprechen, ehe man sie genau kennt; bis jetzt aber hat wohl kein Europäer in Sindhi Gelegenheit gehabt, genaue Nachrichten über diesen Punkt einzuziehen. Die Einwohner geben sich mit dieser Sache nicht ab, und die Details, die sie über dieselbe angeben, bedürfen somit gar sehr der Bestätigung. Heiderabad, die neue Hauptstadt, soll über 50,000 Einwohner enthalten, Thatta nicht ganz 20,000, und Karatschi, die Stadt, die den größten Handel hat, hat noch weniger. Man hat schon öfters die Bemerkung gemacht, daß die Ufer der großen Flüsse in den meisten Gegenden des alten Continents mit sehr dicht aneinanderliegenden Städten, Burgen und Dörfern besetzt sind, während alle Karten von dem Indus fast das Gegentheil zeigen; wenn sie aber auch allerdings nicht sehr zahlreich sind, und wenn auch unmittelbar an dem Ufer des Flusses keine Städte, selbst keine Flecken und Dörfer liegen, so darf man sie deßwegen doch nicht für unbewohnt halten. Viele Städtchen und Dörfer, deren Vorhandenseyn man gar nicht ahnt, sind im Innern zerstreut, und überdieß bemerkt man leicht, daß die Sitten und Lebensart der Bewohner mehrerer Bezirke von Sindhi dem Städteleben nicht sehr angemessen sind. Die Natur der Induufer, die Unbeständigkeit seines Laufes, und die Gefahr, die sein jährliches Anschwellen verursacht, sind besondere Eigenthümlichkeiten dieses Flusses, welche die dünne Bevölkerung seiner Ufer erklärt.

Jeder Versuch, die Bevölkerung von Sindhi zu schätzen, ohne genaue Grundlage, die wir nicht haben, wäre ein nutzloses und unfruchtbares Geschäft; wenn ich aber auch geneigt bin zu glauben, daß dieß Land im Durchschnitt eine geringere Bevölkerung hat als Hindustan, so ist es doch auffallend, daß ein Land, in dem man sich alle Lebensbedürfnisse so leicht verschaffen kann, viel leichter sogar, als in irgend einem andern Theil Indiens, eine solche Menge von Abenteurern aller Art ins Ausland sendet, und eine solche Masse von Bettlern enthält, durch die es ganz berüchtigt ist. In den Bezirken, die von den Belutschen bewohnt werden, oder von den verschiedenen Nomaden- und Hirtenstämmen der Sammas, ist die Bevölkerung, wie man schon zum voraus erwarten kann, nicht sehr beträchtlich; in andern Gegenden jedoch ist Sindhi vielleicht nicht weniger bevölkert, als der größere Theil von Indien.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 31** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Russische Dichtungen.** Mitgetheilt von Tieck. — **De la Mennais.** — **Französische Historiker.** (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 4–5 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 98.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 April 1838.

Der Teich von Amsanctus.

Herr Keppel Craven theilt in seinen Ausflügen in verschiedene Theile von Neapel (Theil II. Seite 218 ff.) Nachstehendes über diesen berühmt gewordenen Teich mit.

Der Teich von Amsanctus ist in dem Lande unter dem minder classischen aber angemessenern Namen le Mofette bekannt;

> Est locus, Italiae medio, sub montibus altis,
> Nobilis et fama multis memoratus in aris,
> Amsancti Vallis etc.

diese Worte Virgils haben dem kleinen Tiefthal eine geheimnißvolle und fast furchtbare Celebrität gegeben, die durch neuere Schriftsteller eher verstärkt als vermindert wurde. Ich muß den Berichten von Augenzeugen glauben, von denen viele mich versicherten, daß man sich der Stelle nicht ohne Gefahr nähern könne. Swinburne, dessen Wahrhaftigkeit sich nicht bezweifeln läßt, behauptet, die aus dem Wasser aufsteigenden schädlichen Dünste seyen so dicht, und erstreckten sich so weit, daß er genöthigt gewesen sey, eine nähere Untersuchung aufzugeben. Giustiniani zählt in seinem geographischen Lexikon nicht weniger als sechs Personen auf, eine Menge Thiere ungerechnet, die den pestilenzialischen Ausdünstungen zum Opfer fielen, so daß, selbst wenn man einige Uebertreibung annimmt, doch ein gewisser Grad von Gefahr nicht in Abrede gestellt werden kann. Wenn ich aber erwäge, wie leicht ich mich dem furchtbaren Schlunde nähern konnte, so muß ich annehmen, daß besondere Jahreszeiten oder atmosphärische Veränderungen die schädlichen Einflüsse modificiren, vielleicht auch ganz neutralisiren können. Unser Führer, der mit dem Teiche bekannt schien, glaubte augenscheinlich an die Gefährlichkeit der Ausdünstungen, führte mehrere Beispiele von umgekommenen Thieren an, und als wir von einer Anhöhe herab auf einmal den Teich unter uns sahen, beschwor er uns, nicht weiter zu gehen; wir hielten auch wirklich an, um das mehr seltsame als furchtbare Schauspiel zu betrachten.

Der See, wie man den Teich nennt, liegt am Ende einer engen Schlucht, deren eine Seite diejenige Reihe von niedern Hügeln bildet, auf der wir standen, während die andere, die minder schroff abfiel, mit starkem Unterholz bedeckt ist. Eine quer überlaufende, steile Anhöhe schließt dieses Engthal, und hat an ihrem Fuß eine längliche Spalte, von etwa 50 Fuß in der Länge und 30 in der Breite, welche beim ersten Anblick einem mit glühendem Blei gefüllten Kessel gleicht. Schon in einiger Entfernung hatte man uns auf den Dunst aufmerksam gemacht, der in einer dünnen Rauchsäule über der Stelle schwebte; aber als wir näher kamen, verschwand diese, wahrscheinlich weil eben die Sonne in voller Klarheit ihre Strahlen herabgoß. Der schroffe Abhang längs dem Kessel hin ist völlig von Vegetation entblößt, während das entgegengesetzte Ufer, auf dem wir standen, flach und in geringer Entfernung vom Teiche mit Büscheln von Binsen und rauhem Grase bewachsen ist. Mein Begleiter suchte eine Steinflasche an einem Strick hinab zu lassen, um sie mit dem Wasser zu füllen, es wollte aber nicht gelingen, und die Aengstlichkeit unseres Führers hielt uns ab, näher hin zu gehen; inzwischen aber kamen unsre Eseltreiber, die zurück geblieben waren, näher und erklärten, sie hätten oft aus dem Teiche Wasser geschöpft, was sie auch jetzt thaten. Der Geruch, als wir näher traten, war mehr stechend, ammoniakalisch und zum Theil selbst wohlriechender als oben, und ich konnte ganz ungehindert athmen, außer wenn ich den Kopf der Erde sehr näherte, so daß ich glaube, daß das hier entwickelte Gas von derselben Art ist wie das in der Grotta del Cane bei Neapel.

Der bröckliche Boden nahe am Rand machte es nicht rathsam, uns dem Wasser ganz zu nähern, und in der That standen wir auch auf einer Art Kruste von keiner sonderlichen Dicke, unter welcher das Wasser sich ausdehnte, und die vermuthlich auch manchmal überströmt war.

Die dunkle Farbe des Wassers ist eine Folge seiner Unruhe, die längs dem steilen Ufer stärker ist als an dem entgegengesetzten flachen Rande; die ganze Oberfläche aber ist in einem Zustande fortdauernder Bewegung, und wirft Theile schwarzen Thons aus, der sich mit dem Wasser vermengt und es dunkel und dick macht; füllt man aber Wasser aus dem Teich in eine Flasche, und stellt diese in Ruhe, so schlägt sich der Thon

Digitized by Google

nieder, das Waſſer wird klar und geſchmacklos und von eiſiger Kälte. Dieſer letzte Umſtand muß anfangs am meiſten in Erſtaunen ſetzen, denn nichts ſcheint unerklärlicher, als daß der umliegende Boden ſo heiß iſt, daß Niemand mit bloßen Füßen einige Minuten darauf ſtehen könnte, daß er einen vulcaniſchen Dampf ausſtößt und daß das Waſſer unaufhörlich aufkocht, und doch bei der Berührung völlig kalt iſt. Alles dieß läßt ſich indeß durch die Annahme erklären, daß das Gas, das ſich aus dem Grunde des Reſervoirs losmacht, die anſcheinende Gährung verurſacht, und wenn dem ſo iſt, ſo verliert es viel von ſeinen ſchädlichen Eigenſchaften, und nicht die Dünſte, die aus dem Waſſer, ſondern die aus der Erde aufſteigen, ſind gefährlich.

Die unruhige Oberfläche macht es unmöglich, die Tiefe genau zu erforſchen, durch mehrere Umſtände aber wird es wahrſcheinlich, daß dieſelbe gegen das flache Ufer hin ſehr unbedeutend iſt, und vermuthlich nirgends über 6 Fuß beträgt. Die Sage von einer unergründlichen Tiefe iſt eben ſo unrichtig als die, daß kein Vogel darüber hinfliegen könne. Auf die geflügelten Inſecten aber äußert der Dunſt wirklich eine tödtliche Wirkung, denn der ganze Boden auf einige Entfernung umher war mit unzähligen todten Schmetterlingen von einer ſehr ſchönen gelben Farbe bedeckt. Nicht minder erſtaunten wir über die durchdringenden Eigenſchaften des Gaſes, das ſich zwar in der offenen Luft leicht verflüchtigte, aber alles Metall an unſern Kleidern und in unſern Taſchen ſchwärzte, und nicht nur dem Innern unſrer Uhren eine trübe Farbe gab, ſondern ſie auch in ihrem Gange aufhielt.

Das Waſſer hat keinen ſichtbaren Abfluß, aber etwa 30 Schritte von dem Rande des Teiches hat ſich eine kleine Schlucht gebildet, durch die ein ſchwaches Bächlein hinabrinnt; dieß Waſſer hat zwar ein ganz anderes Ausſehen, iſt auch nicht mehr thonig, ſondern nur mit einem gelben Häutchen bedeckt, ſoll aber nach der Angabe der Anwohner dieſelben Eigenſchaften haben, wie das Waſſer des Teiches. Eine halbe Stunde weiter hin wird es in einem großen Reſervoir geſammelt, gereinigt, und nach den Bädern in einem benachbarten Dorfe Villa Maina geführt, welche im Sommer wegen ihrer guten Wirkungen in Haut- und andern chroniſchen Krankheiten beſucht ſind.

Die Buchdruckerkunſt in China und ihre Verbreitung nach Europa.

(Fortſetzung.)

Aus den Staatsbeamten aller Claſſen, den Kaiſer mit eingerechnet, und aus den Lehrern an den öffentlichen Schulen ſind von jeher alle Literatoren und Schriftſteller China's hervorgegangen. Anerzogen in den Grundſätzen der Tugend und Weisheit, wie ſie im Lande des Jao und Schun verſtanden werden, werden Handel und Gewerbe wenig von ihnen beachtet. Man ſucht deßhalb häufig vergebens in den bändereichen Werken der chineſiſchen Literatur, um die Entſtehung oder Ausbildung einer Erfindung, einer mechaniſchen Vorrichtung oder eines Gewerbes kennen zu lernen. Es geben deßhalb in dem ſchreibſeligen China wie in den Zeiten des europäiſchen Mittelalters Künſte verloren, die dann ſpäter von neuem wiederum erforſcht oder erfunden werden müſſen. So ging die Erfindung, Porcellan zu fabriciren, viermal verloren im Mittelreiche. Alle Mühe ungeachtet war es unmöglich, in den mir zugänglichen zahlreichen Werken der chineſiſchen Literatur Nachrichten aufzufinden über das Gewerbe der Buchhändler und über die Art und Weiſe, wie ſie ihre Geſchäfte betreiben. Wir müſſen uns hier deßhalb auf das beſchränken, was ich in Canton ſelbſt geſehen, teils von Andern erfahren habe.

Die größten Druckereien im Lande ſind zu Peking, Nanking und Nan tſchang fu, der Hauptſtadt des Departements Kiang ſi. In den beiden letztern Orten druckt man bloß chineſiſche Werke; zu Peking erſcheinen auch Bücher in der Sprache und Schrift der Mandſchu, Mongolen und Tibetaner, wahrſcheinlich auch in der der Koreer und der türkiſchen Bewohner der kleinen Bucharei. Es werden hier Wörterbücher in all den Sprachen der Völker gedruckt, welche mit dem chineſiſchen Reiche in Verbindung ſtehen, oder um in der Sprache des Mittelreiches zu reden, ſich China tributpflichtig bekennen. Ich ſah Vocabulare in der ſiameſiſchen und birmaniſchen Sprache, welche zu Peking gedruckt waren; ein chineſiſch-ſiameſiſches Exemplar einer nach Materien geordneten Wörterſammlung befindet ſich auch in der chineſiſchen Bücherſammlung zu München. Dieſe Wörterbücher ſind für die officiellen Dolmetſcher beſtimmt, deren in der Hauptſtadt mehrere bei dem kaiſerlichen Ueberſetzungshofe angeſtellt ſind, welche die Verordnungen und Geſetze aus dem Chineſiſchen in die betreffenden Landesſprachen der dem Himmelsſohne unterworfenen Völker überſetzen, damit ſie dann bekannt gemacht werden könnten. In allen Departementalſtädten, ſo wie in vielen Diſtrictsſtädten gibt es überdieß viele Druckereien, worin die gewöhnlichen Haus- und Schulbücher, geringe Ausgaben der claſſiſchen Werke und Wörterbücher, Romane und Volkslieder, ſo wie Alles, was ſich auf die Geſchichte, Geographie, Topographie und die andern Verhältniſſe des Departements bezieht, gedruckt werden. Es iſt überdieß den Buchdruckern ſtrengſtens verboten, abgekürzte oder verſtümmelte Ausgaben der Claſſiker zu drucken; werden ſolche Ausgaben entdeckt, ſo ſollen ſie confiſcirt und vernichtet werden. Eben ſo iſt verboten, ſehr kleine Ausgaben der Claſſiker zu drucken, damit man ſie nicht in den Aufſchlägen der Kleider verſtecken und ſo heimlich in die Examinationsſäle, wo die ſchriftlichen Arbeiten, die gewöhnlich um die Erklärung einer ſchweren Stelle der alten Schriften ſich drehen, heimlicherweiſe bringen könne; denn hier ſoll jeder aus ſeinem eigenen Gedächtniſſe, aus ſeinem eigenen Geiſte ſchöpfen und der Hülfe der Bücher nicht bedürfen. Die Ausgaben der Winkelpreſſen in den Diſtrictsſtädten ſind auf geringerem Papier gedruckt; die Charaktere ſind gewöhnlich ſchlecht geſchnitten, und es finden ſich darin viele Druckfehler. Dieß ſey, wie mir berichtet wurde, vorzüglich da der Fall, wo die Frauen das Holzſchneidergewerbe ausüben.

Der chineſiſche Staatscultus kennt bekanntlich neben ſeinen claſſiſchen Schriften, die bloß Moral lehren, keine Religions-

Digitized by Google

bücher im eigentlichen Sinne des Wortes, welche durch irgend eine höhere Einwirkung den Menschen mitgetheilt worden wären; solche Bücher besitzen aber im Gegentheile die Buddhisten und Tao sse in Menge. Beinahe sämmtliche Werke der Anhänger dieser Religionen werden entweder Göttern oder inspirirten Menschen zugeschrieben. Diese Schriften werden nicht in den gewöhnlichen Druckereien, sondern in den Klöstern dieser Religionen aufgelegt. Buddhisten und Tao sse geben auch ihre Bücher keinem Buchhändler in Commission, sondern von Seite des Abts oder Priors eines Klosters erhält gewöhnlich einer der Geistlichen den Auftrag, dem Bücherwesen vorzustehen und die von den Kauflustigen verlangten Exemplare für einen bestimmten Preis, der in den buddhistischen Klöstern gewöhnlich sehr gering ist, abzulassen. Die Buddhisten halten es nämlich, gleichwie die christlichen Missionare, für ein sehr verdienstliches Werk, ihre Religionsbücher um weniges Gold zu verkaufen oder ganz zu verschenken, damit die heilbringende Lehre ihres Stifters Schakiamuni in allen Ländern der Erde verbreitet werde. Es treten deßhalb gewöhnlich mehrere Gläubige, Geistliche und Laien, zusammen, welche die Kosten des Druckes der heiligen Bücher dieser weit verbreiteten Religion bestreiten. Die Namen der Wohlthäter und die Summe, welche sie spendeten, werden immer auf der letzten Seite der auf diese Art herausgegebenen Schriften aufgezählt. Man machte mir deßhalb gar keine Schwierigkeiten, als ich während meines Aufenthalts in Canton eine Sammlung aller der in den Klöstern gedruckten oder vorhandenen buddhistischen Schriften kaufen wollte. Es waren im Ganzen nahe an 380 Bände, und ich bekam diese, zur Religions- und Culturgeschichte Asiens so höchst wichtige Collection für eine verhältnißmäßig sehr geringe Summe. Der Abt des Klosters der Tao sse sträubte sich anfänglich, mir Exemplare der Bücher seiner Religionsgenossen abzulassen. „Man könne Ungläubigen die heiligen Schriften des Lao, Lin und Tschoang nicht in die Hände geben," — so lautete die erste Antwort, welche mein chinesischer Büchercommissionär aus dem Tao-Kloster zurückbrachte. Ich hieß ihn hierauf nochmals hingehen, um in meinem Namen zu erklären, daß ich Lao, Lin und Tschoang sehr hoch halte und ihre Schriften gut bezahlen werde. „Nun, so wolle man sie mir um diese und diese Summe überlassen, und zwar aus besonderer Gnade; denn mit diesen Büchern in der Hand könne man thun und werden, was man wolle. Man könne Teufel austreiben, alle Krankheiten heilen, reich werden, fliegen, schwimmen und dergleichen Wunderdinge mehrere verrichten, — nur müsse man unbedingt glauben an das, was in diesen Büchern steht." Der für die Schriften der Tao sse verlangte Preis war aber so unmäßig hoch, daß ich entrüstet zu meinem Commissionär sagte: daß mir die Teufeleien, die Dummheiten und der Aberglaube der Anhänger des Tao, oder des sogenannten rechten Weges schon hinlänglich bekannt wären, — ich wolle von nun an von dem Abte und seinen Büchern nichts mehr wissen. Es dauerte keinen Tag, und es wurden mir alle Bücher des Tao sse um einen Spottpreis angeboten, wofür ich sie dann natürlich auch alsbald ankaufte. Aus dieser Sammlung ist das tiefsinnige Werkchen über den ewigen Geist und die ewige Materie entnommen, welches sich im Originale und in der Uebersetzung in meinem Lehrsaale des Mittelreiches abgedruckt findet. Dieses Werkchen glaubte Hr. Julien zu Paris, der das Chinesische, in so weit man eine Sprache aus dem Wörterbuche und der Grammatik erlernen kann, so ziemlich gut versteht, von China aber, von chinesischer Literatur und Philosophie keine Ahnung hat, nochmals, und zwar anders, übersetzen zu müssen. Jede wörtliche Uebersetzung einer philosophischen Schrift ohne Berücksichtigung des Zusammenhanges und des Systems, das ihr zu Grunde liegt, wird aber, wie jeder leicht einsieht, nothwendig die fruchtreiche Mutter vieler Mißverständnisse und mannichfachen Unsinns.

(Fortsetzung folgt.)

Nachgrabungen bei Valenciennes.

Die Gesellschaft für Nachgrabungen bei Gaval und Jamars hat im Weichbilde von Valenciennes einen unterirdischen Weg entdeckt welcher von Jamars ausgeht und wahrscheinlich gegen Gaval sich wendet. Er ist von ganz solider römischer Bauart, und man steigt auf 35 bis 40 wohlerhaltenen Stufen hinab; der Eingang ist 5 Fuß weit. Das Comité der Gesellschaft steht auf dem Punkt, eine Uebereinkunft sowohl mit dem Eigenthümer des Feldes, wo der Eingang ist, als auch mit denen zu treffen, unter deren Besitzthum der unterirdische Weg wahrscheinlich durchführt. Die Nachgrabungen werden indessen auf dem Gebiete von Jamars mit der größten Vorsicht betrieben: seit dem 17 März gräbt man einen Boden auf, wo man schon über hundert Münzen gefunden hat; sechs derselben sind von Silber, darunter eine von Aquilia Severa, der Gemahlin Heliogabals. Unter den Bronzemünzen sind zwölf wohlerhaltene und sehr seltene gallische. (Französische Blätter.)

Beschreibung von Sind.

(Fortsetzung.)

Charakteristik der Eingebornen.

Die Sindhier sind im Durchschnitt kräftig und stark, ihre Gesichtsfarbe gleicht dem der Bewohner des westlichen Indiens. Personen höhern Rangs sind sehr fett, was sprüchwörtlich geworden ist. Diese Körperbeschaffenheit gibt hier zu Land noch mehr als im übrigen Asien ihren Besitzern Ansehen und das Prädicat von Schönheit. Auch unterstützen Reiche und wer einen hohen Rang in der Gesellschaft einnimmt, so viel ihnen möglich ist, den Hang zur Corpulenz durch Müßiggang, durch eine gewisse Diät und alle sonstigen erdenklichen Mittel. Die Belutschen und viele Sammas haben in hohem Grade jüdische Physiognomien, die sich sehr von denen der übrigen Einwohner unterscheiden. Jene haben ein längliches Gesicht, Adlernase, gebogene Brauen, hohe Stirne und ausdrucksvolle Augen. Es ist ein schönes Volk, wenn man nach der Aussage mehrerer Personen, die das Land durchreist haben, und nach dem Aussehen der Eingebornen beiderlei Geschlechts, die ich an den Gränzen sah, urtheilen will.

Die Hindus in Sindhi gleichen ihren Landsleuten, die in den Städten der Westküste wohnen, ausgezeichnet; im Allgemeinen aber sind sie an Kleidern und an ihrem Leibe viel schmutziger als Letztere.

Digitized by Google

Wie die übrigen Gegenden Indiens, so enthält auch Sindhi zwei Gattungen von Einwohnern, die sich in ihrem Charakter gänzlich von einander unterscheiden; die Soldaten einerseits, Kaufleute und Bauern andererseits. Die Soldaten, wozu wir sämmtliche Belutschen-Stämme, die zugleich mit vielen alten, jetzt mit verschiedenen Namen belegten Irwindars nach Sindhi gekommen sind, rechnen, sind eifersüchtig, stolz, bösartig und niederträchtig; doch ist ihr Charakter merkwürdig durch eine Gutmüthigkeit, die doch in ihnen ist, und die in den untern Classen, die keine Erziehung genießen, an Albernheit und Stumpfheit gränzt. Man muß jedoch billig fragen, ob diese Sanftmuth des Charakters nicht vielmehr Verstandesträgheit, als eine gute Gemüthseigenschaft zu nennen ist, denn einmal gereizt, bleibt der Sindhier in seinem Zorn und verzeiht nicht. Die Niederträchtigkeit und Spitzbüberei dieser Menschenclasse ist sprüchwörtlich, und die Neigung zum Stehlen ist so stark und natürlich bei ihnen, daß selbst Menschen, die sonst nicht übel berüchtigt und in einer behaglichen Lage sind, sich nichts daraus machen, nächtliche Diebstähle zu begehen, oder ihre guten Kleider auszuziehen und mit einem Bettsack auf den Schultern meilenweit in der Umgegend um Almosen zu betteln. Der sindhische Soldat, wie die ganze Volksclasse, aus der er genommen ist, hat einen natürlichen Hang zum Bettel und Diebstahl, und sein Ruf erleidet keinen Makel, wenn er sich dem einen oder andern dieser Gewerbe hingibt.

Die Kaufleute, seyen es Hindus oder Moslems, sind eine ganz andere Art von Leuten. Sie sind eben so arbeitsam, als die andern träg, und scheinen nur ihrem Gewerbe zu leben. Sie vernachlässigen sich selbst und ihre Bequemlichkeit, um mit desto mehr Eifer ihren Geschäften nachzugehen; sie zeichnen sich zwar nicht durch Ehrlichkeit aus, aber sie sind unternehmend, und ertragen schweigend die Plackereien und den Druck der Gouverneure.

Wenn die Sindhier großentheils, wo nicht ganz, alle Laster der übrigen Asiaten an sich haben, so haben sie nur wenige oder gar keine ihrer Tugenden. Die Unwissenheit, in der die Mehrzahl des Volkes versunken ist, übersteigt alle Begriffe. Es gibt vielleicht auf der ganzen Erde kein Volk, das den Gebrauch der Schrift so wenig kennt, und so wenig daran denkt, sich zu unterrichten. Der Unterricht in der Religion beschränkt sich auf die Saids und die Pirsadehs, und die ganze Weisheit von neun Zehntheilen dieser Leute beschränkt sich auf das Hersagen einiger oft vorkommenden Gebete und Koranstellen.

Ihre Bigotterie, ihre Anmaßlichkeit und ihre Selbstliebe kommen ihrer Unwissenheit gleich. Hr. N. Crow, ein geistvoller Mann, der durch langen Aufenthalt in Sindhi vielfache Gelegenheit hatte, sich eine klare Ansicht über diesen Gegenstand zu bilden, hat mit Wahrheit und großer Genauigkeit im Ausdrucke gesagt, daß in Sindhi nur für die Fortpflanzung des Glaubens ein Eifer bestehe, Muth nur, um Feste zu feiern, Freigebigkeit nur, um müßiggängerische Saids zu mästen, und Geschmack nur für die Verzierung alter Grabmäler. Dieß Gemälde zeigt in kurzen Zügen mit treffender Wahrheit den Charakter der Moslems und den Zustand der Gesellschaft in Sindhi.

Unter mehrern schlechten Eigenschaften schreibt man den Sindhiern Treulosigkeit als Nationallaster zu. Doch muß auf der andern Seite gesagt werden, daß ungeachtet der vielen Mordthaten, welche in Sindhi vorfallen, und die natürlichen Begleiter einer militärischen Regierung sind, die sich noch wenig über die Barbarei erhoben hat, die Eingebornen dieses Landes weit weniger sich dazu hinneigen, als ihre östlichen und nördlichen Nachbarn. Die Sindhier, besonders die Belutschen, haben einen hohen Begriff von der Gastfreundschaft und ihren Pflichten, die nur selten von Leuten verletzt werden, welche noch nicht durch Ehrgeiz verdorben sind, und welche die ursprünglichen Sitten noch nicht verloren haben durch Einmischung in Hofintriguen und Aemterjagd. Die Belutschen hegen auch große Achtung vor ihren Lebensgefährtinnen, die auf ihren Geist und ihre Handlungen großen Einfluß üben. Man kann überzeugt seyn, daß sie jedem Act oder Vertrag ihre Zustimmung geben, wenn ihre Frauen beistimmen, und man kann auf Abkünfte dieser Art weit sicherer zählen, als wenn sie auf den Koran geschworen hätten.

Kein Land in Asien sendet im Verhältnisse zu seiner Bevölkerung so viel Gesindel und Vagabunden über die Gränze, wie Sindhi. Alle Nachbarländer sind mit einer Menge von Tagedieben überschwemmt, die bald Soldaten, bald Bettler und Diebe sind. Zu faul, um sich durch Arbeiten einen ungenügenden Unterhalt zu verschaffen, was mitten in einem fruchtbaren Land, ohne daß man den Grund recht einzusehen vermöchte, das Loos der Mehrzahl der Einwohner zu seyn scheint, greifen sie, um leben zu können, auch in der Fremde zu den genannten Mitteln. Als Söldner der westlichen Staaten Indiens haben die Sindhier den ersten Rang nach den Arabern, die sich neuerdings durch einen zwar muthigen, aber erfolg- und zwecklosen Widerstand gegen die englischen Truppen bemerklich gemacht haben.

Der Sold, den der sindhische Soldat bei den Mächten, in deren Dienst er ist, bezieht, ist 6 bis 8 Rupien des Monats. Er ist persönlich tapfer, aber im Treffen hat er weniger kaltes Blut als der Araber, und er hat nicht mehr Ehrgefühl als der indische Soldat. Im Angriff ist der sindhische Soldat muthig, doch macht er sich weniger daraus als andere Soldaten, dem Handgemenge den Rücken zu kehren. Er unterscheidet sich sehr von den arabischen Truppen durch seine abgeschmackten Prahlereien, und durch die Unregelmäßigkeit und Gemeinheit seiner Aufführung, indem er nicht, wie der arabische Soldat, durch so strenge Disciplin gebunden ist, die ohne Zweifel dazu beigetragen hat, den Indiern die hohe Meinung von den militärischen Talenten des letztern Volkes zu geben.

Die kriegerischen Stämme von Sindhi sind im Allgemeinen im Gebrauche des Gewehrs sehr geübt; von Kindheit an werden sie daran gewöhnt, was ihnen eine Nationalleidenschaft für den Krieg beibringt. Den Säbel betrachten die Sindhier als eine Nationalwaffe; obgleich aber die sindhischen Säbel sehr berühmt sind, so würde doch der militärische Ruf des Landes sicherlich nicht so hoch stehen, wenn er nur diesen Grund hätte. Die Feuerwaffen machen unbestreitbar die natürliche Stärke der Sindhier aus, und es ist nur Stolz und Prahlerei, wenn sie sagen, ihr Säbel sey unwiderstehlich. Als Soldaten zeigen sie eine bemerkenswerthe Ruhe, Treue und Ausdauer; aber es fehlt ihnen durchaus an der Ehrenhaftigkeit, die mit dem militärischen Charakter fast immer verbunden ist, und es kommt ihnen nicht darauf an, im eigenen Lager zu stehlen, wenn es ungestraft möglich ist.

(Fortsetzung folgt.)

Nach den Zeitungen aus Canton bis zum 16 September v. J. verfahren die chinesischen Behörden fortwährend mit wachsender Strenge gegen den Opiumhandel, und die Opiumschiffe mußten sich fürs erste entfernen, wenn nicht aller Handel aufhören sollte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 99.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 April 1838.

Vegetationsverhältnisse in Paraguay.

(Aus Renggers Reise nach Paraguay.)

Wenn man den Parana hinauf oder herabschifft und in Paraguay selbst bemerkt man einen großen Unterschied im Zeitpunkte der Entwicklung der Gewächse, je nach dem verschiedenen Breitengrade, wo dieselben stehen.

Man kann in Paraguay die Zeit des Sommers und die des Winters an einer leichten Aenderung im Grün der Bäume, das im Allgemeinen hier ziemlich dunkel ist, unterscheiden. Auch findet man weniger Blumen im Winter, und, wenn die nämliche Pflanze zweimal des Jahres blüht, so wird die Winterfrucht nie so gut wie die Sommerfrucht, und bleibt bei einigen, wie bei den Pfirsichen, zwergartig. Die europäischen Pflanzen dagegen blühen und gedeihen eigentlich nur im Winter; die Sommerhitze ist für sie zu groß und bringt bei verschiedenen Blumen eine Ausartung hervor, was sogar bei einigen Thieren der Fall ist. Pflanzen, die in Europa einjährig sind, werden hier perennirend, wie der Spargel, verschiedene Kohlarten u. s. w.

Nach meinen Beobachtungen nimmt die Feuchtigkeit und mit ihr die Mannichfaltigkeit der Vegetation immer mehr ab, je höher man auf den drei Abdachungen, aus denen Paraguay besteht, hinansteigt. Beinahe das ganze Jahr hindurch trifft man in Paraguay Blumen an, doch nie so viele auf einmal, wie bei uns im Frühlinge. Auch ist die Vegetation nie ganz erstorben; zur Zeit der größten Sommerhitze sehen die Felder wohl ziemlich versengt aus, allein die häufigen Gewitterregen erfrischen sie bald wieder. Ebenso nehmen die Grasebenen, wenn des Winters sich einigemale Reif einstellt, was jedoch selten geschieht, eine gelbe Färbung an, die übrigens auch im Herbste nie ganz fehlt, wenn die Halme der Gräser abdorren. Diese erreichen oft die Höhe von mehreren Fußen, und das Geschlecht Stipa kommt am häufigsten darunter vor.

Man erkennt von weitem die Ufer der Bäche und Flüsse an den Bäumen, welche dort wachsen, selbst in den Ebenen oder in den Lomas. Diese Bäume bieten aber wenig Abwechslung dar.

In der Banda Oriental trifft man schon eine Menge unsrer europäischen Pflanzen wild wachsend an, in Paraguay beinahe keine. Die Gewächse, welche sich zu Monte Video am meisten verbreitet haben, bedürfen in Paraguay einer sorgfältigen Wartung, um nur fortzukommen.

Wenn man ein Stück Land durch Verbrennen und Aufbrechen urbar macht, so wachsen nachher kleine Gesträuche statt großer Bäume darauf, und durch wiederholtes Abbrennen kann man aus dem Walde endlich eine Weide machen. Es gibt hier Ländereien, die, seit Jahrhunderten angebaut, ohne gedüngt oder bewässert zu werden, immer den gleichen Ertrag liefern, während andere in etlichen Jahren erschöpft sind.

Die Waldungen bieten in Paraguay so ziemlich überall den nämlichen Anblick dar. Doch sind die Bäume auf den Plateaux oder am Rande der Abdachungen größer als sonst. Die Wälder werden nur da immer niedriger, wo man die größten Bäume zum Gebrauche des Menschen gefällt hat. Das Holz ist dicht und fast ohne Spur von Jahrringen, wie unter der Linie, indem es in einem fortwächst. Ein gefällter und der Witterung ausgesetzter Stamm geht schnell in Dammerde über. Es ist sonderbar, daß ungeachtet der vielen Grasbrände, welche alljährlich Groß-Chaco versengen, die Wälder nie in Brand gerathen.

Die Blätter der Palmen, aus denen man anderwärts Dächer verfertigt und allerlei Gewebe, Netze u. s. w. bereitet, werden hier durchaus nicht benutzt.

Die Buchdruckerkunst in China und ihre Verbreitung nach Europa.

(Fortsetzung.)

In allen größern Städten des Reiches, selbst in bloßen Marktflecken, gibt es bedeutende Buchhandlungen, in welchen man die vorzüglichsten Werke der chinesischen und Mandschu-Literatur in mannichfachen Ausgaben als Commissionsartikel vorräthig findet. Gleich nach meiner Ankunft in Macao besuchte ich das chinesische Stadtviertel, welches von der europäischen Stadt entfernt landeinwärts liegt, und fand daselbst zum Erstaunen des Dr. Morrison, der während seines vieljährigen Aufenthal-

Digitized by Google

tes gar nichts davon erfahren hatte, eine nicht unbedeutende Buchhandlung, worin die gewöhnlichen Classiker und Schulbücher, Romane und Volkslieder, freilich in ziemlich schlechten Ausgaben, vorräthig waren. Außer diesen dem Buchhandel einzig und allein gewidmeten Handlungen trifft man noch mehrere andere Gewerbsleute, wie Papier- und Tuschhändler und Kleinkrämer aller Art, welche nebenbei einen Handel treiben mit gewöhnlichen Büchern, mit Kalendern und Talismanschriften. Bei einem Krämer dieser Art in der von den Engländern sogenannten China-Straße fand ich Schillers dreißigjährigen Krieg und einige Bände der Hormayr'schen Zeitschrift für Tyrol und Vorarlberg. Ich wollte ihm der Sonderbarkeit wegen diese Bücher abkaufen, aber der Mann forderte einen unmäßig hohen Preis. Auch findet man an Straßenecken Leute, die Kinderschriften, Bücher für allerlei Gewerke, Wegweiser, Novellen, Lieder, und überhaupt die Gattung Literatur feilbieten, welche bei uns gewöhnlich die Aufschrift führt, „gedruckt in in diesem Jahre." Der Handel mit alten Büchern, mit seltenen, berühmten Ausgaben und Antiquitäten aller Art beschäftigt überdieß eine große Anzahl von Menschen.

Eine Nation, welcher, wie dieses bei der chinesischen der Fall ist, jede alte Sitte, jeder sonst dem Zufalle oder den wechselnden Launen der Generationen überlassene Gebrauch heilig ist, wird in ihrem Thun und Treiben auf das Herkömmliche, auf das Althergebrachte zurückschauen; sie wird die geringsten Reste alten Geschirres, des Haus- und Opfergeräthes, so wie der Kleidung aus den alten und mittlern Zeiten, mit großer Sorgfalt aufbewahren und mit kindlicher Verehrung und Bewunderung sie betrachten. Nun weiß man aber, daß im Mittelreiche Alles, das Wichtigste wie die unbedeutendste Handlung, die Kinderzucht wie der Schnitt der Kleider, von bestimmten überlieferten Vorschriften abhängt, und daß jeder, der sich als ein ächter Sohn des Jao und Schun bewähren will, auf keine Weise von dem Brauche seiner Väter abweicht. Man bedenke auch, daß die Form der Kleidung und jeglichen Geräthes innig mit dem zusammenhängt, was man die Religion der Chinesen nennen könnte, nämlich dem mannichfachen Sitten- und Cerimonienwesen der Nation. Die Sitten- und Cerimoniensammlungen sind deßhalb gewöhnlich mit vielen Abbildungen dieser Gegenstände versehen. Eine Folge hievon ist, daß die Werke, worin die Alterthümer der Nation beschrieben werden, in den bibliographischen Verzeichnissen unter der Abtheilung der Sitten und Cerimonien aufgeführt werden. Alte Münzen, Vasen, Opfergeräthe, Kriegs- und andere Instrumente, kaiserliche Geschenke und das Hausgeschirre der Urväter werden auch nirgendwo höher geachtet, nirgendwo theurer bezahlt, als in dem Lande der Mitte. Jeder vermögende und in seiner Art hochgebildete Chinese ist ein Alterthümler, er sucht seinen und seiner Familie Glanz durch eine Antiquitätensammlung zu erhöhen. Ein solches vollkommenes Musterbild eines ächten Sprößlings des Jao und Schun in allen mannichfachen Verhältnissen, in dem ganzen Thun und Treiben seines langen Lebens war, um nur Ein Beispiel anzuführen, Je liu tsu tsai, der treue Minister und Freund des Tschinggis-Chakan und Ogotai's. Im Jahre 1243 war dieser Staatsminister der Statthalterin Naimatschin schi oder Turakina-Chatun verdächtig; seine Papiere wurden mit Beschlag belegt und eine Haussuchung veranstaltet. Anstatt der Reichthümer, die man vermuthete, fand man eine Masse von Büchern, die er über die Geschichte und Regierung des Reiches, die Astronomie, den Handel und den Ackerbau geschrieben hatte; man fand eine Masse Alterthümer verschiedener Art, Münzen, musikalische Instrumente, Inschriften früherer Zeiten und andere alte Denkmäler.

In jeder nur einigermaßen bedeutenden chinesischen Stadt findet man große Sammlungen Alterthümer, und der Handel damit beschäftigt viele Menschen. Viele dieser Antiquitäten sind aber Fabricate der spätern Jahrhunderte, welche des Gewinnstes wegen von Betrügern nachgemacht wurden; es ist deßhalb in China, wie in Europa, eine eigene Kunst, die falschen Alterthümer von den ächten zu unterscheiden. Ich besuchte in Canton eine Zeit lang jeden Tag regelmäßig einen Antiquitätenladen, und fragte nach dem Preise der verschiedenen, hier schön und zierlich aufgestellten Gegenstände. Man forderte solche unmäßige Summen, daß ich anfangs glaubte, man wolle sich bloß einen Spaß mit mir machen, oder mich nach der guten Sitte der Bewohner der Mitte gewaltig betrügen. Es war mir unbekannt, daß diese Dinge im Lande wirklich solch einen großen Werth hätten, und ich bot demnach auf die in den Augen der Chinesen kostbaren Alterthümer eine Kleinigkeit. Man ergötzte sich höchlich an meiner barbarischen Unwissenheit. Die ganze Nachbarschaft ward rege. In einem Augenblick war der Laden voll; jeder wollte den fremden Dämon sehen, der chinesische Alterthümer zu kaufen gedenke. Man lachte und scherzte, zeigte mir dieß und jenes, und frug, was ich dafür geben wolle. So oft ich später desselben Weges ging, rief man mir spöttisch nach, ob ich nicht in den Laden kommen und Alterthümer kaufen wolle.

Die verschiedenen wichtigen Alterthümer, die aus den Bürgerkriegen, den Verheerungen der in China einfallenden, das Land theilweise oder ganz beherrschenden Barbaren und andern Unglücksfällen, welche die Nation im Laufe der Jahrhunderte getroffen haben, errettet wurden, sind, wie im Westen die Monumente der Griechen und Römer, allgemein bekannt und in zahlreichen Werken beschrieben. Jeder nur einigermaßen bedeutende Ort, jede Stadt, jeder Tempel, jeder merkwürdige Berg und Fluß hat überdieß seine besondere Monographie, worin die localen Antiquitäten abgebildet und besprochen werden. Diese Sitte erstreckt sich über alle Länder chinesischer Cultur, über Japan, Korea, Tong-king und Kochinchina nach Tsampa und Kambodscha, bis herab nach Tai-wan oder Formosa und den Lieu-kieu-Inseln. Der Osten Asiens hat so wie Europa seine Montfaucon und Gruterus, seine Visconti und Böckh.

Die neuen chinesischen Werke sind für den Einheimischen verhältnißmäßig sehr wohlfeil; einige prachtvoll gedruckte Sammelwerke, die allgemeine, mit vielen Karten versehene geographisch-statistische Beschreibung, so wie die gesammelten Satzungen des Reiches, mit einer großen Anzahl von Abbildungen aller Art-

Digitized by Google

machen hievon freilich eine Ausnahme. Werke dieser Gattung werden im Lande selbst für mehrere tausend Gulden verkauft. Sonst sind die gewöhnlichen Bücher, wie so eben bemerkt wurde, da das Papier und die Stereotypenplatten wenig kosten und der Arbeitslohn, vermöge der Ueberfülle und Mäßigkeit der Bevölkerung gering ist, sehr wohlfeil; manche Werke von sechs bis acht Bänden kann der Einheimische für zwei bis drei Gulden kaufen. Dieß gilt aber freilich bloß für den Einheimischen. Es ist im Lande der Mitte streng verboten, dem Fremden chinesische Bücher zu verkaufen und ihn in der Sprache des Reichs zu unterrichten, aus Furcht, wie die Regierungsbeamten ausdrücklich erklären, die Fremden möchten dadurch in den Stand gesetzt werden, die Verhältnisse des Landes auszukundschaften und mit verrätherischen Einheimischen geheime Verbindungen anzuknüpfen.

(Schluß folgt.)

Handel von Butan.

Mac Cosh bemerkt hierüber in seiner Topographie von Butan: Der Handel von Indien aus mit Butan ist gegenwärtig sehr unbedeutend, nicht sowohl weil es an Handelsgegenständen fehlt, sondern weil die Regierung und ihre Diener sich ein ausschließliches Privilegium desselben anmaßen und die Privaten ausschließen. Pferde sind der Hauptausfuhrgegenstand, aber keine Stuten dürfen aus dem Lande gehen. Wenn ein Europäer in der Hauptstadt wohnte und dieß Monopol abgeschafft wäre, so könnte ein bedeutender Handel mit Butan begonnen werden. Englische Kaufleute könnten wollene Tücher und grobe baumwollene Zeuge viel wohlfeiler verkaufen als die Eingebornen, und dagegen große Quantitäten von Moschus und Kaschmirwolle erhalten; das Moschusthier und die Schawlziege sind im Land einheimisch. Die gewöhnlichste Art des Handels in Butan ist Tauschhandel. Wenn die Regierung sehr in Geldverlegenheit ist, so schicken sie häufig Boten mit irgend einem Artikel von Werth nach irgend einer der englischen Stationen in der Ebene. So kam einst ein Bote nach Goalpara (in Assam) mit zwei schlechten Pferden und bot sie dem dortigen Beamten gegen so viel reines Gold an, als sie werth seyen. Der Dharm Radschah (Regent von Butan) war kürzlich gestorben und in einem Kind wieder geboren gefunden worden, in ähnlicher Art, wie auch die Seele des Dalai Lama nach seinem Tod in einen andern Körper übergeht. Wenn ein solcher Nachfolger in sein Amt eingesetzt wird, muß man den Palast mit Gold decken, und man hatte die Pferde hergeschickt, um auf diese Weise einen Theil des nöthigen Goldes zu erhalten.

Beschreibung von Sind.

Charakteristik der Eingebornen.

(Fortsetzung.)

Es ist beinahe unmöglich, die verschiedenen Stämme der Sindhier aufzuzählen, deren Zahl ins Unglaubliche geht. Sie theilen sich in Familien ab, die unter verschiedenen Namen bekannt sind. Doch gleichen sich die Sitten der meisten, und als Nation betrachtet, zeigen sie wenig Abweichungen in Sitte und Religion. Sie sind ausnehmend höflich; die erste Frage, wenn sie sich nach kurzer Abwesenheit begegnen, ist die nach der Gesundheit ihrer Kinder und Hausthiere, denn diese letztern werden nicht als der unwichtigste Theil der Familie angesehen, da der Reichthum und das Ansehen eines Mannes nach der Zahl seiner Kamele, Büffel und Ziegen bemessen wird.

Die Sindhier an der Ostgränze des Landes sind fast alle Hirten, die in der Mitte ihrer Wands (Heerden) leben, und ihr Vieh nach Bedürfniß von einer Gegend in die andere führen. Sie wohnen nicht in Zelten, wie andere Nomaden, sondern machen sich aus Schilfrohr Hütten von einfachem, ärmlichem Aussehen. Die Hauptnahrung dieser Leute ist Milch, Butter und Brod, das aus Badschri-Mehl (Sorgho) gebacken ist; das ist fast die einzige Getreideart, die in ihrem Lande gebaut wird, und man säet nur so viel, als zum nothwendigsten Lebensunterhalt unentbehrlich ist. Sie essen das Fleisch der Ziegen, doch nur unter besondern Umständen, wenn sie sich gütlich thun wollen. Alle Männer tragen Waffen, denn sie sind in einer Wüste, durch Räuber gefährdet, vor welchen die Heerden nicht sicher sind. Ihr eigenes gesellschaftliches Leben wird trotz seiner Einfachheit durch mancherlei Händel, die aus Ehrgeiz und Eifersucht entspringen, vielfach gestört.

Die Kleidung dieser Leute, besonders der Moslems (denn es gibt auch Stämme radschputischer Herkunft) *), besteht in weiten Beinkleidern und einem langen Rock aus einer schlechten blauen Leinwand. Der Kammerband oder Gürtel der Bemittelten ist gewöhnlich ein Lunghi von Seide und Baumwolle aus den Manufacturen von Thatta, und bei den ärmsten Classen thut das nächste beste Stück eines geringern Stoffes diesen Dienst. Er dient ihnen als Gürtel oder Kopfputz, und für diesen letztern Zweck winden sie das Stück um eine gefleppte baumwollene Mütze, die sie alle tragen. Die moslemitischen Weiber haben die alte Hindutracht beibehalten, die in einem Rock aus einem groben Stoff und einem Ueberkleid aus Ziegenfell besteht, das am Kopfe befestigt nachlässig über den Körper geworfen ist. Der Busen ist bedeckt, aber die Form der Brüste bemerklich. Dieser Theil der Kleidung ist unter und über dem Halse mit Riemen befestigt, die um die Schultern geschlungen sind und von hinten wieder zurücklaufen, so daß der Rücken unbedeckt bleibt. Diejenigen Moslems, die von den Stiftern des Glaubens abzustammen behaupten und die Brama-Religion nicht mit dem Islam vertauscht haben, haben im Durchschnitt für die Kleidung ihrer Frauen Rock und Hosen angenommen, die bei denselben oft grüne Farbe haben, um ihren heiligen Ursprung zu bezeichnen.

Die Bewohner der Indusufer oder der an den Fluß gränzenden Ebenen unterscheiden sich sehr von den vorhin beschriebenen Stämmen. Ihr Leben ist dem Ackerbau und Handel gewidmet, ihre Wohnplätze sind daher unbeweglicher, und ihre Vereine zahlreicher, ob man sie gleich in einigen Gegenden nur in kleinen vereinzelten Trupps an den Gränzen ihrer Felder versammelt findet. In den westlichen Theilen des Delta und im Nordwesten von Thatta wohnen die Dschatias, ein Beludschen-Stamm, in beweglichen Schilfhütten, die so fest und gut gebaut sind, daß sie jeder Witterung widerstehen. Die Sindhier nennen diejenigen, welche eine solche Lebensart führen, Pat'hiradscha, was, wie ich vermuthe, „Könige der Wüste" bedeutet.

Die meisten Sindhier leben von Reis und Fischen, wenn auch einige Secten den Genuß von Fischen nicht gestatten; diese sind aber

*) Aber nur an den Gränzen der Wüste.

Digitized by Google

gar nicht zahlreich, und beschränken sich auf die Bramanen und Bhattias, die noch überdieß meistens sich kein Gewissen daraus machen, Fische zu essen. Die süßen Pataten machen einen großen Theil der Volksnahrung aus. Diese Frucht ist nicht angenehm, aber sehr wohlfeil, und wird für nahrhaft gehalten.

Die in Sindhi lebenden Hindus, die ihrer Religion und ihren Sitten getreu geblieben, sind Bhattias und Lovannas mit ihren Gurus (Priestern), Pokarnas- und Sarsat-Bramanen. Man spricht von den Lovannas und Bhattias als von Völkern, die zur Zeit der arabischen Eroberung zahlreich gewesen seyn sollen. Diese Kasten wohnten anfangs ausschließlich in Sindhi, bis zu der Zeit, wo Handelsspeculationen und Geschäfte sie zerstreuten. Gegenwärtig findet man sie im ganzen westlichen Indien und Arabien. Die Bhattia von Sindhi sind nicht durch die Regeln dieser Kaste an Pflanzenkost gebunden; stets machten die Fische einen Theil ihrer Nahrung aus; aber ihre Brüder, die nach Indien ausgewandert sind, haben den ganzen Wischnudienst angenommen, und halten streng auf körperliche Reinlichkeit und die genaue Haltung der Diät, die bei dieser Secte vorgeschrieben ist; viele von denen, die in Sindhi geblieben sind, haben sich in manchen Beziehungen von ihren ursprünglichen Gewohnheiten entfernt.

Die Lovannas oder Lohannas machen die große Masse der Hindus in Sindhi aus; sie treiben die niedrigsten Gewerbe, um sich fortzubringen, und gelangen wiederum zu den höchsten Staatsämtern. Diejenigen, welche bei Fürsten und Beamten angestellt sind, müssen sich muselmitisch kleiden und der höchsten Reinlichkeit befleißen; die andern aber sind das gerade Gegentheil, so daß der Ausdruck, „schmutzig wie ein Lovanna von Sindhi," sprüchwörtlich geworden ist. Die Bhattias und Lovannas tragen den Strick der Bramanen und den Bart der Moslems; das letztere ist wenigstens allgemein, ob es gleich Leute gibt, die sich rasiren. Wer bei der Regierung in Diensten steht, muß den Bart wachsen lassen, und in diesem Fall pflegen sie ihn mit aller nöthigen Sorgfalt. Die Lovannas gestatten Polygamie, die zweite Verheurathung der Frauen, und die Scheidung. Die Bhattias verbieten alles dieß. Der Sarsat-Bramane ist der Priester der Lovannas, und unterscheidet sich nur wenig von den andern Gliedern dieser Kaste. Er ißt Fische und Fleisch, trinkt Liqueur, und lebt von dem, was er bei Geburten, Hochzeiten und Sterbefällen seiner Religionsgenossen bekommt. Die Lovannas verehren besonders die Göttinnen des indischen Pantheon, und haben viele kleine Pagoden, die dem Dienste des Meeres oder vielmehr des Indusflusses geweiht sind, und ein Topf mit frischem Wasser ist bei den Ceremonien dieses Cultus unentbehrlich. Die Pokarnas-Bramanen sind die Hauptpriester der Bhattias, und halten sich strenger als die Sarsats an die Dogmen und Vorschriften ihrer Religion, ob sie gleich in diesem Punkt noch weit hinter den Bramanen Indiens zurückstehen.

Sprache.

Das Sindhi ist eine Schriftsprache; sie hat Züge, die ihr eigenthümlich sind. Man schreibt von der Linken zur Rechten; von ihrem indischen Ursprunge hat diese Sprache auch noch andere Merkmale. Die Schriftzüge sind leicht und fließend, und die Buchstaben fügen sich häufig in einander hinein. Bei einer nur oberflächlichen Beobachtung haben die sindhischen Schriftzeichen große Aehnlichkeit mit den malabarischen. Trennt man aber die Buchstaben und betrachtet sie abgesondert, so findet man diese Aehnlichkeit nicht mehr. Man spricht in Sindhi zwei Sprachen, nämlich: das Sindhi, das ein eigenthümliches Idiom ist, und das Belutschi, das man kaum eine Schriftsprache nennen kann, obgleich man es lange mit arabischen Buchstaben schrieb. Das Sindhi scheint mir bei meiner geringen Kenntniß, die ich davon habe, ein Zweig des Sanskrit zu seyn, das Indien alle seine Idiome gegeben hat. (?) Die Meinung, die ich hier ausspreche, ist die aller unterrichteten Sindhier, und nach derselben Quelle behaupte ich, daß das Sindhi weniger moderne Abänderungen und eine größere Menge Sanskritwörter, als der reine Hindudialekt in Guzerat enthalte; es besteht eine Verwandtschaft zwischen ihnen; die Wurzelwörter wenigstens sind dieselben; aber die zusammengesetzten Wörter sind verschieden. Doch ist auch ohne Zweifel viel von dem Pendschabi in der Sindhisprache, und viele Personen sehen das letztere als bloße Mundart des erstern an.

Das Sindhi wird von den Hindus, die im Lande wohnen, von der Masse der Bevölkerung des eigentlichen Sindhi, von dem Volk in der Wüste des Südens und mit wenig Veränderung auch von den Djaredschahs von Cutsch gesprochen. Es ist bemerkenswerth, daß die Djaredschahs, die Bhattias, die Lovannas und andere indische Stämme, die jetzt in Cutsch leben, ihre Sprache dorthin gebracht haben, und sie noch immer sprechen; aber das Guzerati, das bei den Abirs, den Scharas und den Hirten gesprochen wird, die, wenn sie auch nicht Ureinwohner, doch gewiß um mehrere Jahrhunderte älter sind als die andern, hat sein Uebergewicht behalten, und ist fortwährend die einzige Schriftsprache in diesem Lande. Das Belutschi wird von den verschiedenen Stämmen dieses Namens gesprochen, die in der That Fremdlinge in Sindhi sind. Es scheint eine Mischung des Arabischen, Persischen, des Pendschabi und Sanskrit zu seyn, und hat mehrere Mundarten. (Der Stamm ist jedenfalls persisch.)

Regierung.

Unter der Dynastie der Kalhora war die Regierung von Sindhi patriarchalisch; jeder Moslem gehorchte, seinen religiösen Vorschriften gemäß, seinem Fürsten, und auch die Hindus waren treu. Die letzten Fürsten aus diesem Hause jedoch hatten sich durchgängig treulos, gewaltthätig und ausschweifend benommen, und sich dadurch einen großen Theil der militärischen Stämme abwendig gemacht, wodurch die Umwälzung herbeigeführt wurde, in Folge deren die jetzt regierende Dynastie Talpura den Thron bestieg.

Das Regierungssystem, das diese Dynastie befolgt, ist rein militärisch, und genau genommen, scheint es nicht sehr tief zu wurzeln, und man muß seine Dauer bezweifeln. Das Ziel der Talpura geht einzig und allein auf Zusammenhäufen von Schätzen, die sie durch Plackereien und Grausamkeiten erpressen; daher kommt es, daß im Verlaufe von drei Jahrzehnten die Einkünfte sich um ein Drittheil vermindert haben. Die Bezirke sind sämmtlich an Agenten verpachtet, die nun, abgesehen von den Steuern, die dem Fiscus gesetzlich gebören, noch überdieß eine bestimmte Summe von den Unterthanen zu erheben genöthigt sind, um sich schadlos zu halten für Geldbußen, die ihnen ihre Obern häufig auflegen. *)

Alle Freitage hatten die Emirs Gericht, aber sie haben sich aus dieser Sitte nur Mittel geschaffen, um Geld zu bekommen; die beiden Parteien, welche vor Gericht kommen, müssen so viel zahlen, als sie nur immer im Stande sind. Es gibt jedoch einige Beispiele, wo diese so selten Richter Fremden gegen Sindhier unparteiische Gerechtigkeit widerfahren ließen, und noch jetzt rühmt man die Gerechtigkeit der Regierung unter Mir Gholam Ali. Gewalt über Leben und Tod haben nur zwei der höchsten Chefs und Gouverneure; die andern Beamten schicken ihnen ihre Gefangenen zu.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ich kenne einen Lovanna, der einige Kantons gepachtet hatte; er wurde von den Emirs gepfändet und gezwungen Moslem zu werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 100.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 April 1838.

Brasilianische Zustände.

(Nach ungedruckten gesandtschaftlichen Berichten mitgetheilt von Tieck.)

Die brasilianische Geistlichkeit.

Die brasilianische Kirche besaß niemals so viele Reichthümer, daß sie sich durch dieselben eine Unabhängigkeit von der Regierung erringen konnte. Man betrachtete sie in Lissabon als zur Großmeisterei des Ordens Christi gehörend. Die bischöfliche Jurisdiction war so beschränkt, daß ohne die Zustimmung des Tribunals des Gewissens und der geistlichen Orden zu Lissabon die Bischöfe weder ein Kanonikat noch eine Kirche verleihen, keine Pfarre vergeben oder eine Capelle errichten konnten.

Seit dem Jahre 1501 hatte Papst Alexander VI die kirchlichen Zehnten den Königen von Portugal zugesprochen, doch mit dem Beding, davon die Missionäre zu unterstützen und die Kirchen und Seminare zu dotiren. Die Bulle vom Jahre 1542 fügte noch hinzu den zwanzigsten Theil des Goldes, der Sklaven und anderer Kaufmannswaaren, welche aus Guinea kommen; dieß sollte noch dem Könige in seiner Eigenschaft als beständiger Großmeister des Ordens Christi zukommen. So konnte die Kirche in Brasilien nie, hinsichtlich der zeitlichen Güter, rivalisiren, weil man ihre Einkünfte beschränkte, die zudem noch die Zeit ohne Unterlaß verminderte. Sie blieb gegen andere religiöse Orden in Niedrigkeit und Dunkel.

Die Jesuiten hatten die Gründung des ersten Bisthums zu Bahia im Jahre 1552 bewirkt. Der erste Bischof starb als Märtyrer unter den Händen der Wilden.

Diejenigen, deren Glauben von dem der katholischen Kirche abweicht, haben in Brasilien nie festen Fuß fassen können; die Kirche blieb im Besitz der Rechte, welche der Fanatismus in Europa so oft vertheidigte und unterstützte. Darum stimmt ihr friedlicher Charakter auch mit dem der Nation überein. Die Reformation hat sich hier nur indirect bemerkbar gemacht, durch ihre heilsame Wirkung auf den Katholicismus selbst und durch die momentane Erscheinung der Franzosen, die hier durch den Admiral Coligny eine Hugenotten-Colonie gründen wollten. Bis zum Jahre 1808 war es den Protestanten verboten, sich in Brasilien niederzulassen; etwas später erlaubte man ihnen allein die Errichtung eines Gotteshauses, doch unter der Bedingung, keinen Falls Proselyten zu machen. Dessen ungeachtet ist die Toleranz so groß, daß einige methodistische Sectirer niemals in ihrem häuslichen Gottesdienst beunruhigt worden sind, obgleich ihr kirchlicher Gesang einigemal Neger aus der Nachbarschaft zu ihnen hinzog.

Die holländische Herrschaft dauerte zu kurze Zeit, als daß sie Spuren der Ketzerei hätte hinterlassen können. Der Pater Joze von Anchieta, einer der ersten Missionäre, stattete im Jahre 1560 Bericht ab über sein Zusammentreffen mit einigen Franzosen in Poratininga, die zu den Nichtkatholischen gehörten. „Es seyen dieß," sagt er, „Ketzer, zu welchen Johann Calvin zwei Männer geschickt hätte, welche sich protestantische Prediger nennen, und die Leute in dem unterweisen sollten, was sie zu glauben hätten. Sie fingen bald an, nach Sitte der Ketzer, ihre abweichenden Glaubensmeinungen zu predigen und für ihren Calvin die Ansichten zu gewinnen. Einer von ihnen, obgleich sichtlich ein Mensch von feiner Erziehung, hielt gotteslästerliche Reden, die er mit boshaftem Spotte über die Verehrung der Heiligen, den heiligen Petrus und den Ablaß würzte. Da trat dann der Pater Louis von Gra auf, um dieser Pest Einhalt zu thun, und die Wurzeln dieses Uebels, welches schon anfing zu wuchern, auszurotten. Der Calvinist empfing ihn mit Schmähungen und rief: „Eile herbei, himmlische Armee, und unterstütze mich mit deinen Waffen gegen den Pater Louis, den Feind Gottes!" Der Pater seinerseits begnügte sich damit, den Vicar des Orts anzuweisen, daß er gegen den eingefleischten Lutheraner predigen sollte." Dennoch fanden die Franzosen Anhang beim Volke, es geht aber aus dem Berichte des Pater Anchieta nicht hervor, daß man strenge Maaßregeln gegen sie angewendet habe, indem sein Referat mit der Klage endigt: „Die Christen hätten bei dieser Gelegenheit gezeigt, wie wenig ihnen die Sache der Religion am Herzen liege!"

Der Fall, daß ein Brasilianer zum protestantischen Glauben übergetreten, ist wohl noch nicht vorgekommen. Auch wüßte ich nicht, ob hier von den Secten, welche die Verfolgung in Europa bewog, so zahlreich nach Nordamerika auszuwandern, einige existiren oder existirt hätten.

Digitized by Google

Der Geiſt der Braſilianer iſt wenig geneigt, theologiſche Fragen zu erörtern. Indem ſie das tiefere Nachdenken und Grübeln nicht lieben, halten ſie auch nicht viel von mühſamen Erforſchungen, und bleiben lieber einem ſchimmernden, glänzenden Irrthume treu, als daß ſie ſich mit der ruhigen und ernſten Unterſuchung der Wahrheit beſchäftigen ſollten. Auch hält ſie ihre nationelle Indolenz an ihrer Religion feſt, die ſo nachſichtig ſelbſt gegen die iſt, welche ſie beleidigen und nur nicht förmlich aufgeben, und die jeden Augenblick bereit iſt, dem Bereuenden zu vergeben und ihn wieder zu Gnaden aufzunehmen.

Die katholiſche Religion in Braſilien entbehrt jeder kräftigen Hülfe, die ihr Talente und Künſte anderswo verleihen. Die Kirchen ſind größtentheils armſelig und von fehlerhafter Architektur, die Cerimonien ermangeln der Würde, und die Prieſter verrichten ſie ohne wahre religiöſe Sammlung. In den Augen des Fremden bleibt ihr nichts, als die Erinnerung an ihre hiſtoriſche, majeſtätiſche, nicht abzuläugnende Größe. Die Kirche entbehrt hier aller der Annehmlichkeiten, die zum Uebertritt zu ihr reizen könnten, und die ihre Gegner als das einzige Mittel bezeichnen, indem ſie die Ueberzeugung abläugnen, welche Jemand bewegen könnte, in den Schooß der k. Kirche zurückzukehren.

Es liegt in den Braſilianern ein Inſtinct der Ehrerbietung, der ſie nicht an Scherzen über religiöſe Gegenſtände Gefallen finden läßt. Die Heuchelei hat hier keine Hoffnung etwas zu erringen; es exiſtirt bei ihnen nicht der burleske Cynismus der Mönche, nicht die lächerlichen theologiſchen Streitigkeiten, die man nur noch als durch Haß erhaltene Traditionen kennt. Die ſonſt lebendige und geiſtreiche Nation hat im Ganzen wenig Talent für die Satyre, die ſich anderwärts zu ſo betrübenden Angriffen gegen das Heilige verirrt. In ihrem politiſchen und geſelligen Leben dagegen mangelt den Braſilianern nicht das Gefühl für das Lächerliche, und man karrikirt oft Perſonen, die den Stempel der Lächerlichkeit auf ſich tragen, oder ſolche, die dieſem Ausbruch des Muthwillens ſich entgegenſtellen wollen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Buchdruckerkunſt in China und ihre Verbreitung nach Europa.

(Schluß.)

Der Fremde, welcher in China eine Bücherſammlung ankaufen will, bedarf deßhalb eines chineſiſchen Commiſſärs, der für ihn die Einkäufe beſorgt, oder er muß die Buchhändler, was möglich iſt, dahin zu bewegen ſuchen, daß ſie ihm bei Nacht und Nebel die Bücher in verſchloſſenen Kiſten zur Anſicht und Auswahl zuſchicken; denn die Buchhändler, ſo wild und trotzig ſie aus Furcht vor der ſtets wachſamen Polizei und dem neidiſchen Nachbar zur Tageszeit erſcheinen, ſo freundlich und herablaſſend ſind ſie, wenn ſie unbeobachtet etwas verkaufen können. Der Buchhändler, der mir bei Sonnenſchein grimmig die Worte: „Fan kuei mo mai Han ſchu ah!“ das heißt zu deutſch: „Einem fremden Teufel verkaufe ich keine chineſiſchen Bücher,“ entgegen rief, ſendete mir während der Abenddämmerung alle Bücher, die ich verlangte, ins Haus. Es bedarf aber wenigſtens einiger Kenntniß der chineſiſchen Sprache, eines ſcharfen Blickes, großen Fleißes und mannichfacher Umſicht, wenn man von den ſchlauen Chineſen nicht betrogen ſeyn will; denn ſo ſehr die moraliſchen Schriften der Chineſen gegen Lug und Trug eifern, ſo allgemein ſind dieſe Eigenſchaften hieſigen Landes im gewöhnlichen praktiſchen Leben. Wie bei uns der Name des Verlegers und des Verlagsortes auf dem Titel des Buches angegeben ſind, ſo iſt auf dem Umſchlag eines jeden chineſiſchen Werkes der Ort und die Halle zu leſen, wo die Platten aufbewahrt werden. Hier kann man, da Alles ſtereotyp gedruckt iſt und der während des Druckes gebrochene Charakter, die gebrochenen Platten alsbald durch neue Charaktere und Platten wiederum erſetzt werden, jeden Band, jedes Buch und jede Seite eines Werkes einzeln zu kaufen bekommen. Die chineſiſchen Buchhändler, trügeriſch wie alle Kaufleute der Blume der Mitte, verſuchen es deßhalb, wenn ſie glauben einen Unkundigen und Unvorſichtigen vor ſich zu haben, von jedem Buche mehrere Blätter und von einem bändereichen Werke mehrere Bücher oder Abſchnitte zurückzuhalten, und ſo, indem ſie von dieſem bald jene und von jenem bald dieſe Bände unterſchlagen, aus drei Exemplaren vier zu machen. Man muß deßhalb, wenn man ſicher ſeyn will, daß das Werk vollſtändig iſt, jedes Exemplar genau collationiren, was bei der vortrefflichen praktiſchen Einrichtung der chineſiſchen Bücher für einen der chineſiſchen Sprache nicht ganz Unkundigen auch ſehr leicht iſt. Jedes chineſiſche Buch beginnt mit einer oder mehrern Vorreden, welche ausnahmsweiſe auch an dem Schluſſe des Werkes zu leſen ſind; es folgen dann, wenn deren vorhanden ſind, die kaiſerlichen Reſcripte, die ſich auf die Ausarbeitung und Abfaſſung des Werkes beziehen, ein Verzeichniß der Mitarbeiter, Abſchreiber und Herausgeber, und ein ausführlicher Inhalt aller Bücher und Capitel des ganzen Werkes. Dieſes Beiwerk des Buches und der Inhalt füllen bei umfangreichen Werken, wie bei den Encyklopädien und den geographiſch-ſtatiſtiſchen und geſetzlichen Collectionen einen ganzen Band. Nun ſind gewöhnlich neben der fortlaufenden Seitenzahl und dem Titel des ganzen Werkes, die verſchiedenen Bücher- und Capitelüberſchriften auf dem Rande der Blätter wiederholt, und man kann demnach durch einen ſchnellen Ueberblick alsbald erſehen, ob ſie richtig auf einander folgen oder nicht. Mühſamer und zeitraubender iſt es freilich, die einzelnen Blätter nach der Seitenzahl zu collationiren. Ich gebrauchte bei meinem großen Bücherankaufe zu Canton alle mögliche Vorſicht; ich ſparte weder Mühe noch Zeit, und arbeitete unverdroſſen während meines ganzen ſechsmonatlichen Aufenthalts; deſſen ungeachtet ward ich nicht allein im Ankaufe übervortheilt und betrogen, ſondern man wußte mir auch einige unvollſtändige Werke für complete Exemplare zu verkaufen.

Ich fragte mehrmalen in Canton, auf welchem Wege wohl im großen Lande der Mitte die literariſchen Erzeugniſſe der verſchiedenen Kreiſe des Reiches zur allgemeinen Kenntniß der Gelehrten und des Volkes gelangen; wie der Einwohner von Pe tſche li es erfahre, wenn ein Literator zu Kuang tong

Digitized by Google

oder Jun nan ein Werk herausgegeben hat; da doch, so viel mir bekannt, keine Buchhändlermessen, keine Meßkataloge und Recensiranstalten im Reiche angeordnet wären. Weder Dr. Morrison und die andern Europäer, die sich in Canton aufhielten, noch die Chinesen, die ich darum befragte, konnten mir einen genügenden Bescheid geben. Später ersah ich aus der Staatszeitung, die täglich zu Peking erscheint, daß alle auf Befehl des Kaisers und auf Kosten des Staates verfertigten und gedruckten Werke hier angezeigt werden. Da nun beinahe sämmtliche auf Geschichte, Geographie, Gesetzgebung und Statistik des Reiches und seiner Dependenzen bezügliche Werke auf Staatskosten erscheinen, so ist auf diese Art für das Bekanntwerden der größern und wichtigern, alle Gelehrten und Beamten des Reiches der Mitte interessirenden Schriften schon hinlänglich gesorgt. Wahrscheinlich ist es auch Privaten erlaubt, auf die Erscheinung neuer Werke vermittelst der Staatszeitung aufmerksam zu machen. Jede Departementalhauptstadt hat ebenfalls ein eigenes Tageblatt, worin hie und da — doch habe ich in dem Cantoner Tageblatt Nichts dieser Art bemerkt — der Titel und der Inhalt neuer Werke angegeben wird. Handschriftliche Kataloge der Buchhändler, die sie wahrscheinlich auch drucken lassen und sich gegenseitig auch zuschicken, habe ich mehrere gesehen. Es gibt überdieß mehrere allgemeine und specielle Bibliographien, theils ohne, theils mit kritischen Notizen über die Autoren, über den Werth und die Eintheilung ihrer Werke. Sicherlich haben die chinesischen Buchhändler noch andere uns bis jetzt unbekannt gebliebene Wege und Mittel, um die bei ihnen erschienenen neuen literarischen Erzeugnisse nicht bloß im ganzen großen Reiche der Mitte bekannt zu machen, sondern sie auch außerhalb des eigentlichen China's, in allen Ländern und bei allen Völkern chinesischer Cultur und Civilisation zu verbreiten.

Societé œnophile.

In Paris hat sich eine Weingesellschaft unter dem obigen Namen gebildet, welche bereits für 500,000 Fr. Actien abgesetzt hat und fortwährend in gutem Gedeihen ist. Ihr Zweck geht dahin, den Käufern reine und unverfälschte Weine, sowohl französische als fremde, zu einem mäßigen Preise zu liefern. Jeder Actionär kann im Laufe des Jahres für so viel Wein aus den Magazinen der Gesellschaft entnehmen, als der Werth seiner Actien beträgt, und ist nur gehalten am Ende des Jahres, wo auch die Interessen und die Dividende vertheilt werden, den Betrag des bezogenen Weines zu entrichten. Schon fangen eine Menge Weinbergbesitzer an sich der Gesellschaft anzuschließen, und man versorgt sich dort mit Weinen zu einem ohne Vergleich geringern Preis, als bei den gewöhnlichen Weinhändlern. Der Absatz soll bereits sehr bedeutend seyn. Kann die Gesellschaft ihren Zweck, stets reine Weine zu erhalten, durchführen, so wird sie mit der Zeit bedeutend dazu beitragen, den gesunkenen Weinhandel Frankreichs zu heben.

Beschreibung von Sind.

Regierung.

(Fortsetzung.)

So wie die Regierung wirklich ist, muß man sie nach der ganzen Strenge des Wortlauts einen militärischen Despotismus nennen, und wenn gleich in den Annalen der asiatischen Länder selten ein anderes Regierungssystem erwähnt wird, so darf man doch kecklich sagen, daß nirgends eine so absolute Gewalt existirt. Die Stellung, welche die Talpuras als Usurpatoren der öffentlichen Gewalt haben, ist vielleicht der Grund der Hartnäckigkeit, mit welcher sie ihr militärisches Ansehen aufrecht zu halten suchen, und diesem Umstande, wie auch den Händeln, welche die in Candahar regierende afghanische Dynastie zerreißen, muß man es allein zuschreiben, daß sie mit so vielem Glück sich so lange am Ruder erhalten haben. Allgemein stimmt man darin überein, daß sie von den Sindhiern nicht geliebt sind, und daß ihre Stellung sehr oft bedeutend schwankt; daß sie dieß vollständig einsehen, kann man aus der Hartnäckigkeit schließen, womit sie das Land aussaugen, um ihren Schatz zu füllen, und aus den außerordentlichen Gunstbezeugungen, mit denen sie die militärischen Stämme auf Kosten der andern Unterthanen und im Gegensatze gegen ein gerechtes Regierungssystem überhäufen.

Die Sindhier waren den Kalhoras anhänglich als einer Familie, die lange Zeit die Herrschaft besaß, und unter deren Scepter sie einen hohen Grad von Wohlstand genossen. Die heilig gehaltene Abstammung dieser Fürsten, die Achtung und Verehrung, die ihnen der moslemitische Theil der Bevölkerung zollt, waren ein eben so großes Gewicht in der Wagschale ihrer Gunst. Die harte und aufreizende Behandlung, welche die Hindus von einigen der letzten Glieder dieser Familie zu erdulden hatten, könnte als Hinderniß einer etwaigen künftigen Restauration der Kalhoras angesehen werden, doch da die Hindus ausschließlich ein ruhiges, friedliches Leben führen, so würde ihre Stimme ohne Zweifel in der Mitte eines bewaffneten Volkes verhallen. Man muß überdieß bedenken, daß die Völker Asiens an den Umwälzungen ihrer Regierungen nur geringen Antheil nehmen. Sie leben von einem Tag zum andern, und folgen blind, wie Sklaven, jedem, der ihnen durch Geld oder Plünderung einen augenblicklichen Genuß verschafft.

Wenn der unwahrscheinliche Fall einträte, daß ein Kalhora einen ernstlichen Versuch machte, den Thron wieder an seine Familie zu bringen, so würde es ihm ohne Zweifel gelingen. Die Moslems sind, einem großen Theil nach wenigstens, eifersüchtig auf die Erfolge eines Stammes, den sie nur für Ihresgleichen halten, und überdieß ist die Unterdrückung, unter der alle Kasten und Classen seufzen, ärger als je vorher.

Seit mehrern Jahrhunderten sind die Hindus im Westen ununterbrochen moslemitischen Fürsten unterworfen gewesen. Getrennt von allem Verkehr mit ihren Brüdern im übrigen Indien und umgeben von Anhängern des Islam, haben die Hindus von Sindhi ihre Ideen, von Kasten unterschieden, verloren, die sonst ihnen so eigenthümlich sind, und ihnen manchmal selbst edlere Gesinnungen eingeben. In der That gab es sogar in den unglücklichsten Zeiten und unter der Regierung der bigottesten Moslems irgend einen begünstigten Bezirk, einen glücklichen Winkel der Erde, wo die Grundsätze der Hindu-Regierung und

Digitized by Google

die Vorurtheile der Religion und des Kastenunterschiedes in voller Stärke fortlebten. Dieß ist es, was im Laufe von Jahrhunderten gar manchmal energische und ehrgeizige Männer auftreten läßt, welche mächtige und unabhängige Staaten gründeten, oder wenigstens einen Feuerfunken unter diejenigen warfen, die unter dem Joche des Islam schmachteten.

Wie verschieden davon ist das Gemälde, das Sindhi bietet; im Lauf eines Jahrtausends kam nicht ein einziges Beispiel vor, daß ein Hindu es versucht hätte, sich und seine Volksgenossen der schmählichsten Knechtschaft zu entziehen, und seit dem Sturze der Hindu-Dynastie hat sich kein Eingeborner zur Unabhängigkeit erhoben, wenn man die Familie der Samma ausnimmt, die jedoch, noch ehe sie zum Ruder gelangte, die Religion geändert hatte.

Die eingebornen Hindustämme, welche Herren des Bodens waren, sind alle muhammedanischer Religion, oder haben sich wenigstens den Anhängern derselben genähert, und die besondern Gewohnheiten der zum Islam übergetretenen Stämme, die jedoch Namen, Tracht, und bis auf einen gewissen Grad selbst Sitten und Vorurtheile der Abstammung beibehalten haben, streben so viel wie möglich den Religionsunterschied zu verwischen.

Glieder derselben Familie bekannten sich zu gleicher Zeit zu verschiedenen Religionen, und behielten dennoch ihre gewohnte Vertraulichkeit in dem Umgange bei. Leute, die sich zum Islam bekehrt hatten, behielten ihre Hindu-Namen bei, und Hindus bezeugten laut ihre Zustimmung und Achtung für die muhammedanische Religion. Bei einem solchen gesellschaftlichen Zustand und bei den vorhin erwähnten Gewohnheiten kann man nicht daran zweifeln, daß ein Verschwinden jedes auf die Religionsverschiedenheit bezüglichen Gefühls das Ergebniß seyn wird. Der gegenwärtige Zustand des Bramanismus in Sindhi und im Südwesten von Indien unter den Urstämmen des Landes gibt für dieses Resultat ein entschiedenes Zeugniß.

Die gemachte Abschweifung soll zeigen, daß, wenn auch der hindusche Theil der Bevölkerung die Macht hätte, bei der Besetzung des Throns ein Wort mitzusprechen, religiöse Motive hiebei nicht ins Spiel kommen würden, und daß einer Wiedereinsetzung der Kalhoras von dieser Seite kein Hinderniß entgegenstände.

Auffallend könnte es seyn, daß die Talpuras, die sich durch ihre Tyrannei verhaßt machen, den Bekennern einer von der ihrigen verschiedenen Religion nur wenig oder gar nichts anhaben. Die Hindus haben das Vertrauen der Emirs in demselben Grad und vielleicht in noch höherem als die Muhammedaner, und sind der schätzbarste und des Vertrauens würdigste Theil ihrer Hausgenossenschaft, als Beamte oder als Diener. Auch die schiitische und sunnitische Secte genießen in Sindhi gleichen Schutz. Die Chefs selbst gehören zur ersten Secte, während die Sunniten der zahlreichere Theil im Lande sind.

Wenn gleich die Emirs sich den Götzendienern gegenüber tolerant beweisen, so sind sie doch eifrig, Proselyten zu machen für den wahren Glauben, und die kleinste Eröffnung, der leichteste Vorwand wird benutzt, um die ärmsten Classen zum Uebertritte zu nöthigen. Sagt ein unglücklicher Lovanna von ungefähr zu einem Moslem: „Du bist mein Bruder," oder: „ich will dich auf deiner Reise begleiten," so sieht er sich denn aus, daß er sich die Beschneidung gefallen lassen muß, die ihn das Thörichte seiner Offenherzigkeit fühlen läßt. Gleichwohl sind sie sonst wegen ihrer Religionsverschiedenheit keinem Angriff weder auf ihre Personen, noch auf ihr Eigenthum ausgesetzt. Die Unglücksfälle, welche die letzten Jahre der Kalhoras bezeichneten, scheinen die Talpuras belehrt zu haben über den hohen Grad unparteiischer Gerechtigkeit, welche Regierungen ihren Unterthanen schuldig sind, oder es hat ihnen vielmehr die kluge Berücksichtigung aller Vortheile gezeigt, daß Toleranz die nützlichste Politik ist.

In andern Beziehungen aber sind die Unterdrückungen und unmäßigen Erpressungen der Emirs der Grund einer gerechten und allgemeinen Mißstimmung. Ihre Habsucht geht so sehr über alle Gränzen, und die Art, wie sie dieselbe befriedigen, ist so ungesetzlich, daß sie für Handel und Manufacturen ein mächtiges Hinderniß sind, und diese mit reißender Schnelligkeit ihrem Untergang zueilen, wenn sie nicht zeitig durch eine Umwälzung noch gerettet werden. Die unmittelbare Folge dieser blinden Politik war ungeheuer; aber in demselben Maaß als sich die Einkünfte vermindern, muß auch der Ueberschuß, den sie abwerfen, jährlich kleiner werden. Es ist Thatsache, daß die Emirs mehrere Crore's in einer Feste, welche in der östlichen Wüste liegt, aufgehäuft haben. Lange glaubten sie dieselben dort sicher gegen die Angriffe der nördlichen Stämme, die Sindhi unaufhörlich mit ihren Einbrüchen bedrohen, aber die reißenden Fortschritte der englischen Waffen gegen die Ostgränzen Sindhi's haben plötzlich den Emirs Angst eingejagt für ihren Schatz wie für ihre Macht. Ersterer wurde nun seit mehrern Jahren in einen festen Platz in den Gebirgen nordwestlich von Heiderabad gebracht. Diese Feste ist ihrer Vollendung nahe, und die Emirs betrachten sie als uneinnehmbar durch Natur und Kunst. Der Schatz besteht in Gold und Edelsteinen. Was an Einkünften eingeht, wird eilends auf diese Art verwandelt, und zum großen Nachtheil des Handels und der Gewerbe zu den übrigen bereits aufgehäuften Schätzen gelegt.

Es ist nicht leicht auszumachen, wie groß die Masse des geprägten Goldes und der dem Verkehr entzogenen Barren ist, so wenig als die Größe des Gesammtcapitals des Landes. Wenn man jedoch die Einnahme des Staats mit den Ausgaben vergleicht, so sieht man, daß letztere sehr unbedeutend sind, und daß somit die aufgehäuften Summen sehr beträchtlich seyn müssen.

Die Politik der Emirs scheint so einfach als lächerlich. Ihre Hauptsorge scheint allen Verkehr mit Fremden zu vermeiden. Sie behandeln dieselben mit einer argwöhnischen Eifersucht, die an Verschimpfung gränzt; sie hoffen dadurch die Hülfsquellen des Landes und die Zähigkeiten der Einwohner zu verbergen, und glauben durch ein übermüthiges, anmaßendes Benehmen den Fremden einen hohen Begriff von ihrer Macht und Größe zu geben. Nichts ist verkehrter: durch den erstern Punkt ziehen sie Aufmerksamkeit und Nachforschungen auf sich, und ihre Drohungen zeigen sich sogleich als leere Prahlereien, die am besten durch die eigene Furcht der Emirs widerlegt werden, denn sie wissen solche Gefühle durchaus nicht zu verbergen. Die Fürsten behaupten, der aufgehäufte Schatz sey zu öffentlichen Bedürfnissen bestimmt für Zeiten, in welchen durch äußere Feinde dem Staate Gefahren drohen. Man glaubt aber allgemein, daß sie sehr gut die Schwäche ihrer Stellung fühlen, so daß sie damit umgehen, im Fall drohender Einbrüche, die Reichthümer einzuschiffen und nach Mekka zu bringen.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 101.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 April 1838.

Panama und das stille Meer.

Hr. Scarlett hat vor kurzem ein Werk unter dem Titel „Südamerika und das stille Meer" herausgegeben, an dessen Ende er eine Eingabe an die englische Regierung in Betreff einer regelmäßigen Verbindung über Panama nach dem stillen Meere anhängt. Wir theilen Nachstehendes aus derselben mit.

Als ich vor kurzem von Valparaiso über Lima nach Panama und von da über den Isthmus von Darien reiste, hatte ich Gelegenheit, zu bemerken, um wie viel kürzer und sicherer diese Verbindung der genannten Plätze mit England, als der Weg ums Cap Horn herum wäre. Die Ueberfahrt in Kauffahrern von England nach Valparaiso oder umgekehrt beträgt im Durchschnitt 100 Tage, nach Lima 110 und nach Guayaquil 120 Tage. Diese lange Zeit ist nicht nur für den Handel nachtheilig, sondern schneidet auch gewissermaßen den auf der Westküste von Südamerika befindlichen Engländer fast von allem Verkehr mit seiner Familie und seinen Freunden ab. Die Reise über Panama könnte in unverhältnißmäßig kürzerer Zeit, nämlich von Valparaiso in 62, von Lima in 51, und von Guayaquil in 46 Tagen zu Stande gebracht werden. Man braucht nämlich von Valparaiso nach Lima 11 Tag, von Lima nach Payta oder Guayaquil 5 Tage, von Payta nach Panama 10, quer über den Isthmus 1 Tag, und von da nach England 35, im Ganzen also 62 Tage. Dieß ist die längste Zeit, denn man hat schon die Reise von Lima nach Liverpool in 46 Tagen gemacht.

Die Reise von Panama nach Chagres ist ganz leicht, beträgt nur 21 englische Meilen zu Lande, und der Rest wird auf einem Flusse zurückgelegt, der für Boote und Kähne eine sichere Schifffahrt darbietet. Dieß war der Weg, auf welchem die verschiedenen Städte und Provinzen im stillen Ocean vor der Trennung der Colonien von Spanien mit Europa verkehrten, aber die häufigen Revolutionen in Südamerika, und die daraus folgende Armuth und der Mangel an Unternehmungsgeist bei dem spanischen Theile der Bevölkerung scheinen der regelmäßigen und periodischen Verbindung, welche früher von Staats wegen angeordnet war, ein Ende gemacht zu haben. Diese Verbindung könnte sehr leicht durch einige schnellsegelnde Kriegsschiffe oder durch Dampfboote unterhalten werden.

Die Vortheile einer directen Verbindung zwischen Panama und Westindien wurden bereits gefühlt und erprobt, indem der Admiral der westindischen Station zu bestimmten Perioden ein schnellsegelndes Kriegsschiff nach Chagres sandte, um officielle sowohl als andere Correspondenzen und baares Geld von der Westküste Südamerika's herüber zu bringen. Man könnte auch eine Telegraphenlinie zwischen Chagres und Panama anlegen, und dadurch die Stationen von Westindien und an der Westküste Südamerika's enger unter sich verbinden. Hiedurch würde der englische Handel an der Westküste Südamerika's, der einer großen Ausdehnung fähig ist, befördert, und wenn Kriegsschiffe häufiger die verschiedenen Punkte an der Küste von Valparaiso nach Panama besuchten, so fänden englische Kaufleute bessern Schutz gegen die Revolutionen, unter denen das Eigenthum aller dort wohnenden Fremden so häufig zu leiden hat.

Die Anwendung von Dampfbooten würde die Correspondenz trotz der herrschenden Südwinde sehr beschleunigen. Die Passatwinde sind nicht heftig in jenem Meere, und Kriegsschiffe namentlich haben die Fahrt an der Küste hinab oft mit großer Schnelligkeit zurückgelegt; da indessen die Einführung der Dampfschifffahrt in Westindien schon gezeigt hat, daß Kauffahrer gerne eine hinreichende Quantität von Kohlen für den Bedarf der Dampfschiffe als Ballast mitnehmen, so könnte dasselbe nach der Westküste von Südamerika stattfinden, bis ihr steigender Werth und der vermehrte Begehr die Einwohner jener Länder veranlaßte, ihre eigenen Kohlenminen zu bearbeiten, deren sich bekanntlich zu Concepcion, Guacho und Talcahuano finden.

Brasilianische Zustände.

Die brasilianische Geistlichkeit.

(Fortsetzung.)

Die räsonnirenden Ausfälle der Philosophen des 18ten Jahrhunderts haben hier wenig Eindruck gemacht. Sie verlangen von einer noch so jungen Nation einen zu großen Rückschritt zum Vergangenen. Die meisten Bewunderer Voltaire's und Rousseau's sprechen davon nicht aus eigener Erfahrung, sondern

Digitized by Google

nach der Autorität einiger oberflächlichen Productionen der modernen französischen Literatur, welche den Doctrinen Eingang zu verschaffen suchten, und zwar, indem sie mit einem Tone der Verachtung auf einige Uebertreibungen hindeuteten, die man so großen Männern, deren Aufgabe noch nicht gelöst ist, wohl verzeihen kann. Ideen dieser Art verbreiten sich dessen ungeachtet aber nicht ohne eine bedeutende literarische Thätigkeit und ohne entschiedenen Geschmack für Lecture. Beides fehlt hier. Die feindlichsten Meinungen gegen den Clerus entspringen aus den Ausfällen der brasilianischen Journale, die es verstehen, in die Milch und den Honig ihrer Theorien gute Dosen von Haß und Galle hineinzuträpfeln. Hier, wie überall, geht das Streben der meisten dahin, das „Fett für sich abzuschöpfen," wie zum Beispiel der Verkauf der Klöster dazu dienen soll, ihnen ein Utopien zu gründen. Alles, was den religiösen Orden gehört, ist natürlich nach ihrer Behauptung den Waisen, den Wittwen und der Unschuld gestohlen. Dessen ungeachtet hat die Lieblingsidee der Neuerer: die Säcularisation der Klöster, im Grunde wenig Vertheidiger. Die in der Session vom J. 1835 in Vorschlag gebrachte Expropriation der Benedictiner ist seitdem nicht wieder in Anregung gebracht worden, obgleich die Reichthümer dieses Ordens hätten verlocken können. Vielleicht hat man auch einen Conflict der beiden Versammlungen, der General- und der Provincialversammlung, befürchtet, weil diese hier noch dunkle Reform nicht genügend angab, welcher Autorität die Verwaltung übergeben werden, und zu welcher Casse das Product dieser Maaßregeln fließen sollte.

Wir wiederholen hier, daß man der brasilianischen Kirche nicht den Vorwurf machen kann, als ob ihre Herrschaft sich durch Fanatismus, durch den Geist gewaltsamer Eingriffe oder durch blutgierige Leidenschaften bemerkbar gemacht habe. Brasilien ist voll von für die Kirche ehrenwerthen Erinnerungen und Ueberresten. Noch in den neuesten Zeiten hat sie in den Provinzen ihre Stimme erhoben, der die Rebellen gehorsamten, gegen welche die weltliche Autorität mehrere Jahre furchtlos kämpfte. In allen schwierigen Verhältnissen war sie mit der Regierung vollkommen einig. Bei der ersten Invasion durch die Holländer ergriff der Bischof von Bahia, Don Marco Teixira, mit seinem Clericus selbst die Waffen zur Vertheidigung der Kirchen und der geweihten Oerter, und später übernahm er sogar das oberste Commando.

Die Nationalfehler: Müßiggang und Sinnlichkeit, müssen auch in einer Geistlichkeit hervortreten, deren Armuth und Entblößung von dem Nothwendigsten so groß ist, daß in den meisten Provinzen die Altäre verlassen dastehen aus Mangel an Priestern. In der ungeheuer weitläuftigen Provinz Parahyba sind die Kirchspiele nur von 12 Geistlichen verwaltet, während eine gleiche Anzahl ihre geistlichen Functionen theils aus Altersgebrechlichkeit, theils deßwegen aufgegeben hat, um einen andern Unterhalt zu finden, als den ihnen die erbärmlichen Congrua gewähren. Wie der Bischof von St. Paul selbst gesteht, will dort Niemand sich mehr für den geistlichen Stand bestimmen. Die Zerstückelung der Pfarreien bis ins Unendliche hat den Grund zu dieser Armuth gelegt. Der zur Sprache gekommenen Verheirathung der Priester müßte natürlich ein Act der Freigebigkeit von Seite der Nation vorhergehen.

Beim Anblicke dieses allgemeinen Bettelstandes ist es lächerlich, wenn man dem brasilianischen Clerus vorwirft, daß er das Vermögen der Nation verschlinge. Wunder, Wallfahrten und Aberglaube sind nicht mehr von ihm benützt; die Jugenderziehung ist größtentheils nicht mehr in seinen Händen, und seit 15 Jahren nehmen die Klöster keine Novizen mehr auf. Seit den sechs Jahren meiner Anwesenheit in Brasilien ist mir kein Act disciplinarischer Härte bekannt geworden, niemals, wie in europäischen Ländern, die Verweigerung des christlichen Begräbnisses oder der Sacramente. Die moralische Reform der Geistlichkeit muß radical seyn, weil sie die der Nation selbst seyn würde. Es ist Unrecht, wenn man behaupten will, daß die Nation durch die Geistlichkeit verderbt ist, Verleumdung, daß diese noch im gegenwärtigen Moment das Fortschreiten jener hemmt. Es ist übertrieben, wenn man die Kirche anklagt, daß sie dieß Land tyranniſiren wolle.

Wir haben schon erwähnt, daß in neuerer Zeit ein vollkommenes Einverständniß zwischen Kirche und Regierung geherrscht hat. Die für Brasilien erlassenen päpstlichen Bullen wurden größtentheils von den Königen von Portugal nachgesucht oder durch die, für das Wohl der Menschheit so eifrig besorgten geistlichen Orden. Die Mission des letzten päpstlichen Nuncius, Monsignor Ostini *) war von wahrhaft apostolischen Ansichten beseelt. Die Sorglosigkeit Don Pedro's I. war Schuld daran, daß sie nicht alle ihre Früchte trug, wie es dagegen, fern von Rio de Janeiro, in den alten spanischen Besitzungen, welche die Wichtigkeit dieser Sendung wohl begriffen, geschah. Der Nuncius zeigte in Allem die Absicht, nichts ohne Hülfe der Regierung zu unternehmen. Er vergaß die Opposition des Paters Feijo, der ihm bei seiner Ankunft die Ausübung seiner geistlichen Rechte bestritten hatte, da einige Zeit später dieser Priester, als er Chef des Ministeriums geworden, die Mitwirkung Ostini's zur Reform der geistlichen Orden verlangte. Die Hartnäckigkeit eines der Vorsteher dieser Orden zu Rio de Janeiro, der sogar dem Tadel des Papstes trotzen zu wollen schien, wurde von der Regierung mit so viel Unentschlossenheit und Gleichgültigkeit zurückgewiesen, daß der Repräsentant des heiligen Stuhls sich auf eine unangenehme Art in eine Sache verwickelt sah, der er Hülfe geleistet, sie aber nicht veranlaßt hatte. Noch eine andere Schwierigkeit erhob sich. Die Regierung schlug nämlich Signor Moura zu dem erledigten Bischofstuhl von Rio de Janeiro vor. Der Candidat hatte aber zu der Zahl der Deputirten gehört, welche 1831 mit ihrer Unterschrift den heterodoxen Ansichten des Paters Feijo, z. B. die Aufhebung des Cölibats ꝛc. beigetreten waren. Der Bischofscandidat erhielt nicht die kano-

*) Der Kaiser Don Pedro I. zeigte dem Nuncius Ostini und dem diplomatischen Corps die Zimmer des Schlosses, die er mit der berüchtigten Marquise de Santos bewohnt hatte und bemerkte dabei: „Dieß ist der Ort, der die Irrthümer meiner Jugend sah!" „Ne memineris, Domine!" antwortete der Nuncius dem Monarchen. Monsignor Ostini ist derselbe, in dessen Hände Zacharias Werner den Protestantismus abschwor.

Digitized by Google

nische Bestätigung, weil der heilige Vater keine Beweise von dessen Gesinnungsänderung erhalten. Nun erfolgte ein erbitterter Krieg gegen die sogenannten „Anmaßungen Roms," eine Wiederkäuung so vieler Bravaden gegen die „halberloschenen Blitze des Vaticans," und ein Strom von Ausfällen und Verleumdungen gegen den Geschäftsträger Roms in Rio de Janeiro, den der Nuncius dort zurückgelassen hatte. Diese Ausbrüche einer verächtlichen Leidenschaft, die sich damals kund gaben, erschienen größtentheils anonym, man wußte aber, daß die Blätter, die ihnen als Werkzeug dienten, der Kammer der Deputirten angehörten. Die Frechheit der Rede und Schrift war unbegränzt. Von der Tribüne herab erklärte man den heiligen Vater „schuldig eines Attentats gegen die Nation!" Man verlangte die Trennung der brasilianischen Kirche von der zu Rom, die Wiedervereinigung der geistlichen Gewalt mit der politischen, in der Hand des Herrschers des Kaiserreichs. Eine wahrhaft nationelle Gesinnung offenbarte damals der Präsident der Kammer. Er verließ seinen Platz, um seinen lebhaften Unwillen darüber auszudrücken, wie man die Angelegenheiten des Staats und der Religion behandelte. Er ermahnte die Kammer, sich nicht dem Atheismus hinzugeben, sey es, daß er die wahre Absicht der Redner erkannte, oder einsah, daß die Trennung vom Papste den meisten Brasilianern gleich bedeutend mit einer Empörung gegen Gott seyn dürfte. So wurden dann die exaltirten Anträge verworfen, so daß dem Neuerer nicht mehr als zwei Stimmen blieben.

(Schluß folgt.)

Alte Befestigung an der Wodjäna.

(Aus dem russischen Journal des Ministeriums des Innern. Januar 1838.)

Von der Ansiedlung Dubowka an der Wolga aufwärts, fünf Werste weit, sieht man an dem in die Wolga fallenden Flüßchen Wodjäna einige Trümmer. Wahrscheinlich stand hier ein tatarisches Dorf oder eine kleine Stadt, denn an vielen Orten sieht man Ueberreste steinerner Gebäude, viele Backsteine u. dgl. Außerdem ist hier eine ehemalige, theils natürliche, theils künstliche Befestigung zu bemerken, welche gegen Süden die Wolga, gegen Nordwesten eine steile und sehr tiefe Schlucht (hier Balka genannt), worin die Wodjäna fließt, gegen Norden gleichfalls eine Schlucht, und gegen Westen nach der offenen hohen Steppe hin einen noch ganz erhaltenen tiefen Graben und einen hohen Wall hat. An einigen Orten in den Trümmern fand man tatarische Münzen, Ringe u. dgl. Die umwohnenden Einwohner wissen nicht, was hier stand, denn dieser Strich ist erst seit kurzem wieder bebaut.

Beschreibung von Sind.

Regierung.

(Schluß.)

Von allen auswärtigen Mächten hat keine den Emirs so viele Unruhe eingeflößt als Großbritannien, dem sie von jeher mißtraut haben; die Ereignisse der letzten 15 Jahre haben ihnen eine Nation gezeigt, die sich nur durch Siege über Fürsten und Völker bekannt gemacht hat, und mit schnellen Schritten zu neuen Eroberungen eilt. Natürlicherweise hat dieß einen starken Eindruck auf sie gemacht, den sie auch keineswegs verbergen können. Ihre Furcht und Mißtrauen haben sich schon vielfach gezeigt, und kennen gar keine Gränzen mehr, seit die brittische Regierung zu einer directen Einschreitung in Cutsch durch die Umstände gezwungen wurde. Es ist gewiß, daß die Emirs seit längerer Zeit die Fürsten von Candahar nicht mehr fürchten noch respectiren. Sobald drohende Zeiten kamen und eine englische Armee nach Cutsch rückte, haben jedesmal die Emirs, um ihre Furcht zu beschwichtigen, sich Mühe gegeben, durch falsche und übertriebene Nachrichten die im Norden von Sindhi herrschenden Könige aufzuregen und mit der englischen Regierung zu entzweien. Zu gleicher Zeit suchen sie durch Intriguen die kleinen Fürsten von Cutsch zur Auflösung der freundschaftlichen Verhältnisse mit der Macht zu bewegen, welcher diese Fürsten nur erst seit kurzer Zeit das Daseyn verdanken.

Da die Emirs die feste Ueberzeugung haben, daß über kurz oder lang eine fremde Macht versuchen werde, sie aus dem Besitze von Sindhi zu vertreiben, so ist es vielleicht nicht überflüssig, einige kurze Bemerkungen über die Mittel zu machen, die sie zur Abweisung eines Angriffes solcher Art besitzen.

Die Armee der Emirs von Sindhi besteht aus Soldaten, die aus den mostemitischen Stämmen ausgehoben sind, und die sich mehr durch Zahl als durch Tapferkeit auszeichnen. Diese Stämme gehorchen Chefs, die aus ihrer Mitte genommen sind, und welche eine Anzahl von Gütern als Lehen besitzen, um die Leute, die darauf wohnen, zu unterhalten. Diese Lehen oder Dschaghirs wechseln nach dem Gutdünken der Emirs, welche sie bald am Ende des ersten Jahres wieder an sich nehmen, bald zehn Jahre demselben Pächter lassen. Die Namen der Soldaten, die bei einem Chef Lehensleute sind, werden, wenigstens bei den Belutschen, einregistrirt, wie auch die Namen ihrer Kinder und Nachkommen, und bei dem genannten Volk werden diese Verzeichnisse sorgfältig als eine Aufzeichnung aufbewahrt; wird einer von ihnen als Dschaghirdar entlassen, so klagt er auf jenes Document hin bei dem Darbar (Rath), der seinen Forderungen Recht verschafft; zugleich dient dieser Gebrauch dazu, daß das fehlerhafte System, nie eine Musterung zu halten, wieder gut gemacht wird.

Die Dschaghirdars bezahlen ihre Soldaten selten, oder vielmehr nie mit Geld; jeder Mann erhält in verschiedenen Zeiten der Ernte ein gewisses Maaß von Getreide. Unter der Regierung der Kathoras hatten die Chefs der verschiedenen Militärstämme, die Talpuras, Dschatlas, Leckis und Khosahs, die ganze Armee unter ihren Bannern vereinigt, was ein sehr fehlerhaftes System war. Die Talpuras nahmen ein besseres an; sie ließen keine allzu großen Dschaghirs aufkommen; kein Serdar hat mehr als 1000 bis 1200 Mann unter seinen Befehlen. Die Khosahs und Leckis sind ganz ausgeschlossen, weil sie der Anhänglichkeit an die Kathoras verdächtig sind.

Die Gardetruppen der Emirs, das einzige Militär, das immer im Dienst ist, übersteigt nicht 4000 Mann. Sie sind in Heiderabad eincasernirt, und beinahe die Hälfte ist beritten auf Kosten der Regierung. Sie thun Soldaten- und Bedientendienste, und werden alle sechs Monate bezahlt, jedoch mehr mit Geld als mit Getreide.

Im Fall der Noth, wenn die Armee unentbehrlich ist, gehen nach allen Provinzen Befehle an die Dschaghirdars ab, daß sie sich sammt ihrer bewaffneten Mannschaft an bestimmten Orten und zu bestimmter Zeit einfinden sollen. Drei Tage reichen zur Bekanntmachung des

Digitized by Google

Befehls hin, vierzehn Tage, um ungefähr 35,000 Mann, von denen mehr als zwei Drittheile Reiterei sind, zusammenzubringen. Die Sindhier behaupten, die Aushebungen in ihrem Lande machen 100,000 Mann aus; mehrere Gründe jedoch lassen glauben, daß, wenn man auch 12,000 Mann des Mir Sahrabj und 5000 Mann des Mir Thairas dazu rechnet (die jedoch mit den Emirs von Heiderabad nicht verbündet sind), ganz Sindhi nicht über 50 bis 55,000 streitbare Männer stellen kann.

Das Heer besteht aus verschiedenen mostemitischen Stämmen, die sich je bis auf mehrere hundert Mann belaufen, welche gewöhnlich von Beludschen, besonders aber von Talpuras befehligt sind, auf welche die Emirs das meiste Vertrauen haben, und die sie auch immer auf Kosten der übrigen vorgezogen haben. Die Truppen sind mit Säbel, Schild und Schießgewehr bewaffnet; außer dem, was sie von ihren unmittelbaren Obern erhalten, zahlt ihnen der Schatz des Emirs täglich dem Fußgänger 3, dem Reiter 6 Dohras aus, so lange sie im Dienste sind. Die Serdars bekommen gleichfalls einen täglichen Sold, wie er ihrem Rang auf der Officiersliste angemessen ist. Die sindhische Artillerie ist durch ihre Schlechtigkeit bekannt, selten sind mehr als drei bis vier Kanonen bei der Armee, und da diese wichtige Waffe bei den sindhischen Soldaten verachtet ist, so ist die Ausstattung dieser geringen Zahl von Geschützen ausnehmend mangelhaft.

Die Pferde sind von verschiedenen Racen. Die Tattus (Klepper) sind die gewöhnlichsten. Viele sieht man auf Maulesein, und vom Emir bis hinab zum Bettler bedient man sich des Kamels. Selbst die bessern Pferde des Landes sind nicht geeignet eine gute Reiterei zu bilden, denn sie sind in der Regel unbeholfen beim Wenden, was noch einigermaßen durch den Paßgang, zu dem sie dressirt sind, vermehrt wird, so daß sie nur schwer zum Galoppiren gebracht werden können. Die Fußsoldaten sind vortrefflich, und, wie wir schon oben erwähnt, von Jugend auf im Gebrauche der Luntengewehre geübt. Berechnet man den Sold eines sindhischen Soldaten nach dem Preis, unter dem ihm das Getreide verabfolgt wird, so kann er sich monatlich auf etwas über 2½ Rupien belaufen, und ist er im Dienste, so erhält er den bereits erwähnten Zuschuß. Ueber seinen Unterhalt wurde schon gesprochen, und im Feld ist derselbe nicht weniger einfach.

Im Gegensatze zu andern Ländern hat Sindhi keine befestigten Plätze, welche die Bewegung einer feindlichen Armee aufhalten könnten. Die geringen Befestigungen, denen man begegnet, sind höchst unbedeutend, und wenn gleich das Land auf dem westlichen Indusufer einige von der Natur befestigte Punkte darbietet, war es nie Politik der Regierung, dieselben zu vertheidigen, denn man würde alsdann die fruchtbaren Bezirke dem Feinde überlassen müssen. Bis auf die jetzige Zeit noch pflegten die Einwohner von Sindhi mit ihrer Habe in die Wüste zu fliehen, und sie bleiben daselbst in vollkommener Sicherheit unter dem Schutze der dort lebenden Stämme, deren Gastfreundlichkeit oft auf sehr harte Proben gesetzt wurde, aber nie gewankt hat.

Ist die Gefahr drohend, so wird Befehl zur Zerstörung alles Eigenthums gegeben, dann fangen die Beludschen und andere barbarische Stämme an überall zu plündern, indem sie dieß mit dem Staatswohl und dem Zweck, dem Feinde keine Hülfsquellen zu lassen, rechtfertigen, und sagen, es sey doch noch besser von Freunden als von Feinden ausgezogen zu werden. Die Geschichte von Sindhi weist viele solcher Beispiele auf; oft wurde es angegriffen, und im Allgemeinen war die Eroberung leicht. Das Verwüstungssystem wurde von den Sauras begonnen, als Alaed-Din ins Land fiel. Die Geschichte der ersten Zeiten der Herrschaft der Kalhoras ist nichts als eine fortlaufende Erzählung, daß man in die Wüste geflohen sey und wieder zurückgekommen, um das verlassene Land wieder einzunehmen.

Afghanistan war seit der Zeit Achmed Khan Duranis nie so einig, daß es hätte Sindhi erobern können, wenn es dasselbe je ernstlich im Sinne gehabt hat. Die Geschichte der Afghanen in dieser Periode zeigt uns dieselben stets in Fehden unter den einzelnen Stämmen begriffen, die mit Streitigkeiten in der königlichen Familie zusammenhängen, oder damit beschäftigt, Angriffe der Nachbarn abzuschlagen. Doch scheint es, daß sie Sindhi mehr als einmal verheert haben, aber daß sie, durch Geschenke gewonnen, oder durch innere Angelegenheiten genöthigt, zurückgekehrt sind, ohne etwas Dauerndes gegründet zu haben, weder für sich, noch für die unglücklichen Kalhoras, für die sie zu kämpfen vorgaben. Seit einigen Jahren wurde Afghanistan die Beute des Ehrgeizes verschiedener ihrer Glieder und ihrer Feinde, der Sikhs; diese Soldaten-Nation muß allem Anschein nach bald ihre Waffen gegen Sindhi kehren, und die Eroberung wird ihnen ohne Zweifel leicht werden, wenn nicht die Politik anderer Mächte sich ihrem Vergrößerungssystem entgegensetzt.

Durch den Gang der Ereignisse ist die brittische Regierung Nachbarin von Sindhi geworden, und ihre Besitzungen reichen so nahe an das Gebiet der Emirs, daß unsers Gränze den Räubereien des Gesindels jenes Landes ausgesetzt ist. Die Räuber haben schon viele Verwüstungen angerichtet, und die Vorstellungen, die man deßhalb den Emirs gemacht hat, haben dem Uebel bis jetzt noch nicht gesteuert. Wie in Hindustan die Horden der Pindarris entzweit und zersprengt wurden durch eine kluge Politik, die nur zu spät ins Werk gesetzt wurde, so wird man zuletzt wohl auch Maaßregeln ergreifen müssen zur Vernichtung der Räuber, die in den nahegelegenen Bezirken von Sindhi eine Zuflucht finden. Kommt es zur Ausführung dieses Vorschlages und in Folge dessen zu einem Kriege mit den Emirs, so darf man sich darüber keine Unruhe machen. Der Erfolg eines Angriffes von englischer Seite ist nicht zweifelhaft, wenn man nur eine günstige Jahreszeit zum Einmarsche nach Sindhi wählt. Nur über die Politik einer solchen Maaßregel könnten sich Zweifel erheben. In unserer gegenwärtigen Lage können wir keine bessere Gränze gegen Westen haben als die Wüste, und wir müssen ganz besonders die Unabhängigkeit der Djaredscha-Chefs in Lutsch unterstützen und vertheidigen. Der einzige und wichtigste Vortheil, den man zu erlangen hoffen könnte, ist ein Handelsbündniß mit Sindhi, und damit muß man für jetzt sich begnügen, wenn nicht etwa der Gang der europäischen Politik es wünschenswerth erscheinen läßt, einigen Einfluß auf die Fürsten eines Landes zu erringen, das so bedeutende Hülfsquellen zur Verpflegung und zum Unterhalte von Armeen hat.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 32** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Russische Dichtungen.** Mitgetheilt von Tieck. — **Der himmelblaue Domino.** Von Capitän Marryat.

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande bestimmten Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 102.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 April 1838.

Türkschi-Billmeß.

Von A. v. Katte.

Der Orient ist immer noch ein Land der Wunder. Es geschehen dort Dinge, von denen man in Europa durchaus keine Idee hat. Revolutionen werden dort gemacht und Reiche gestürzt in einem Augenblick. Der vertriebene König irrt in Felsenhöhlen oder in der Wüste als Bettler umher, und ein Räuber umhüllt sich mit dem Purpur. Ein kühner Mann sammelt auf eigene Faust eine Schaar, durchstreift mit ihr ungeheure Strecken, beraubt und plündert ganze Länder, und verschwindet plötzlich wie ein Meteor, ohne daß man wüßte, wo er hin gekommen. Man übernachtet in dem Hause seines Feindes und wird von ihm geschützt; man verläßt ihn den andern Tag und wird von ihm verfolgt, eingeholt und umgebracht. Gastfreundschaft und Treulosigkeit, Bestechlichkeit und die hingebendste Treue, Freundschaft und glühender, nie erlöschender Haß, Alles findet sich in wunderlichem Gemisch in demselben Charakter, und macht die Orientalen gleichermaßen empfänglich für Tugenden und Laster, ohne daß sie die der Tugend inwohnende innere Zufriedenheit, oder die dem Laster folgenden Gewissensbisse fühlten. Der große Centralpunkt, um den sich die Leidenschaften drehen, und die Triebfeder aller Handlungen, ist der Eigennutz und der baarste Egoismus. Das Wort Ehre, die allmächtige Triebfeder der Europäer, existirt in den orientalischen Sprachen nicht. Dort dient Niemand einem Fürsten, nur um sich mit seinem Ordensband zu schmücken, man verlangt positivere Erkenntlichkeiten. Nur der Fürst wird gut bedient, der seinen Dienern die Perspective eines nie zu erlöschenden Gewinns vorzuhalten weiß. Da, wo diese Aussicht fehlt, hört auch die Treue auf, und alsdann sucht man sich selbst zum Herrn zu machen. Dieß sind die beständigen Erscheinungen in der Geschichte der orientalischen Völker. Es vergeht nicht ein Jahr, wo nicht ein Pascha den Versuch der Unabhängigkeit wagte. Dieser Versuch wird ihm immer glücken, versteht er die Interessen seiner Diener mit den seinigen zu verweben. Dieß verstand Niemand so gut als Mohammed Ali, und hierin liegt der Schlüssel zu seiner Macht, die sich auch so lange erhalten wird, als er diesen allgemeinen Grundsatz nicht aus den Augen verliert. So lange er Aegypten beherrscht, kennt man nur einen einzigen Fall, wo einer seiner Diener sich mit bewaffneter Hand erhob und seine Herrschaft in Arabien bedrohte. Aber auch dieser Abfall hatte nur seinen Grund in der Vernachlässigung des oben angeführten Grundsatzes, und wenig fehlte, so hätte sich die Lage der Dinge in Arabien auf eine merkwürdige Weise anders gestaltet. Dieser Abfall ist eines der interessantesten Ereignisse der neuesten Zeit, und gab zu einer Unternehmung Anlaß, die an Kühnheit und Außerordentlichkeit kaum ihres Gleichen hat. Denn ein Zug von etwa 2000 Mann von Medina bis Mokka, also durch eine Länderstrecke wie von den Ufern des baltischen Meers bis zur äußersten Spitze von Calabrien, quer durch ein mit kriegerischen Stämmen stark bevölkertes Land, und Alles raubend und plündernd, ist so außerordentlich, daß dem, der den Orient nicht kennt, aller Maaßstab zur Beurtheilung fehlt. Dieser kühne Parteigängerzug ward im Sommer 1833 von Türkschi-Billmeß ausgeführt.

Türkschi-Billmeß, von Geburt ein Georgier, ward in seinem Vaterlande gestohlen, nach Aegypten gebracht und dort von Mohammed Ali gekauft. Er erhielt den Namen Achmed, da ihm jedoch die Erlernung der türkischen Sprache sehr schwer fiel, so nannte ihn der Pascha scherzweise „Türkschi-Billmeß," d. h. Jemand, der das Türkische nicht versteht. Diesen Namen behielt er späterhin bei, und ist auch unter ihm allein nur bekannt. Als er das mannbare Alter erreichte, erhielt er, wie alle Mameluken Mohammed Ali's, die Freiheit und eine Stelle im Militärdienst. Bald ward er zum Aga befördert und an die Spitze eines Haufens irregulärer Cavallerie gestellt, mit dem er nach Arabien ging. Hier zeichnete er sich in einigen kleinen Treffen mit den Beduinen ziemlich vortheilhaft aus, und erlangte bald unter den Magrebis, berittenen Beduinen aus dem nördlichen Afrika, so viel Ansehen, daß diese ein Engagement mit ihm allen andern vorzogen. Es verpflichten sich nämlich die Häuptlinge dieser Horden, eine gewisse Anzahl Soldaten zu halten, wofür ihnen dann ein bestimmter Lohn für jeden Kopf ausgesetzt ist, wobei die Meisten nicht ermangeln, große Summen in die Tasche zu stecken, da sie immer weniger Solda-

Digitized by Google

ten haben, als der Contract besagt. Türkschi-Billmeß hielt jedoch immer die volle Anzahl und wußte diese durch sein zutrauliches Benehmen und Belohnungen so an seine Person zu fesseln, daß sie ihn später in seiner Unternehmung trefflich unterstützten.

Zu derselben Zeit commandirte Kurschid Bey, jetzt Pascha, in Arabien. Dieser war ebenfalls ein Sklave Mohammed Ali's und mit dem Türkschi-Billmeß in demselben Harem erzogen worden. Streitigkeiten, die sie dort anfingen, hatten Feindschaft erzeugt, die, wie im Orient immer, über alle Verhältnisse hinausdauerte. Kurschid-Bey, jetzt sein Oberer, that daher alles Mögliche gegen ihn, und suchte ihm vor allen Dingen die Zuneigung seiner Leute zu entziehen. Hiezu fand er nichts geeigneter, als ihm die Mittel vorzuenthalten seine Soldaten zu bezahlen: beinahe 10 Monate lang machte Türkschi-Billmeß die Vorschüsse aus seiner eigenen Casse; als aber diese erschöpft war und er die Beduinen mehrere Monate nicht gezahlt hatte, wurden diese endlich unruhig und verlangten mit Ungestüm die Rückstände. Jetzt wandte er sich an den Kurschid Bey; dieser aber schlug ihm sein Gesuch auf das härteste ab, obgleich er die Verpflichtung hatte, ihm seine Auslagen zu ersetzen. Die Beduinen, denen es zuletzt an Futter für ihre Pferde fehlte, wurden immer dringender und drohten zuletzt zu den feindlichen Stämmen übergehen zu wollen, wenn man sie nicht befriedige. Eine neue dringende Bitte um Bezahlung ward nicht nur allein vom Kurschid Bey wieder verweigert, sondern Türkschi-Billmeß erhielt sogar den Befehl, sich sogleich nach Aegypten einzuschiffen. Letzterer, obgleich empört über dieses ungerechte Verfahren, war in der That Willens diesem Befehl zu gehorchen, und verlangte nur noch, um die Einschiffung zu bewirken, die bescheidene Summe von 200 Thalern, während man ihm gegen 9000 Thaler schuldete. Aber auch diese erhielt er nicht. Dieß empörte ihn auf das äußerste, und er schwor bei seinem Bart, nicht allein nicht nach Aegypten zurückkehren zu wollen, sondern sich seine Rückstände selbst zu verschaffen.

Zu eben dieser Zeit stand in der Gegend von Mekka ein gewisser Ibrahim Aga, der, wie Türkschi-Billmeß, einige hundert Mann irregulärer Cavallerie commandirte. Dieser, ebenfalls von Kurschid Bey früher auf eine sehr harte Art behandelt, war von dem glühendsten Haß gegen ihn beseelt, und wartete nur auf eine Gelegenheit, ihn ausbrechen zu lassen. Im Orient zeigt man niemals seinem Feinde die rauhe Seite. Bis nicht der Augenblick der Rache erschienen ist, heuchelt man seinem Feinde die ergebenste Freundschaft und zeigt sich zu allen Diensten bereit, aber nur um ihn einzuschläfern und ihn nachher desto sicherer überraschen zu können. Die größte, zuvorkommendste Freundlichkeit eines Türken ist in der Regel das Präludium des Todesstoßes. So lange der Türke kalt und zurückhaltend sich zeigt, ist er nicht zu fürchten, aber in dem Augenblick, wo man von seinen Artigkeiten überschüttet wird, steht man auf dem Punkt ins Verderben zu rennen. Diese Politik kennt ein jeder, ein jeder wendet sie an, und doch lassen sich unbegreiflicherweise beinahe alle in demselben Garn fangen. Die Mameluken-Beys Aegyptens wollten Mohammed Ali verderben und dachten sich hiezu ein Fest aus, das sie ihm zu Ehren geben wollten. Mohammed Ali erfuhr es, und traf sogleich Anstalten ihnen zuvor zu kommen. Sein Sohn Tussun Pascha sollte mit einer Armee nach Arabien gegen die siegreichen Wahabiten marschiren. Der Tag seines Auszugs ward in Cairo als ein großer Festtag aller Moslems angekündigt, und alle Autoritäten eingeladen, sich auf der Citadelle zur Cour zu versammeln und dann dem Auszug im Pomp beizuwohnen. Aber dieser Tag ward auch zur Vernichtung der Mameluken ausersehn. Sie erschienen auf der Citadelle auf herrlich geschmückten arabischen Pferden, mit aller Pracht, durch die sich diese kriegerische Schaar auszeichnete, und wurden vom Pascha auf das zuvorkommendste empfangen. Man schwor sich gegenseitig ewige Freundschaft, vertraute sich seine Plane für die Zukunft und trennte sich mit allen Zeichen der wohlmeinendsten Aufrichtigkeit. Eine Stunde nachher lebte kein Mameluke mehr. Mohammed Ali war der Geschicktere, einige Tage später hätte ihn dasselbe Loos getroffen.

Eine ähnliche Politik befolgte auch Ibrahim Aga gegen Kurschid Bey. Unter der Maske der Freundschaft heuchelte er ihm die ergebenste Anhänglichkeit, und sich späterhin die Mischung der Karten vorbehaltend, that er sein Möglichstes, Kurschid Bey zu bereden, dem Türkschi-Billmeß unter keiner Bedingung die verlangten Summen auszuzahlen. Zu gleicher Zeit wußte er geschickt den Haß des Letztern anzufachen und unter der ganzen in Arabien stehenden Cavallerie den Geist der Unzufriedenheit zu verbreiten. Kaum hatte daher Türkschi Billmeß, nachdem ihm auch die zuletzt verlangten 200 Thaler abgeschlagen waren, die Fahne des Aufruhrs erhoben, und erklärt, er wolle sich nun selbst bezahlt machen, so fiel Ibrahim Aga mit 400 Mann über Kurschid Bey her, nahm ihn gefangen, und führte ihn gebunden nach Dschedda. Späterhin gelang es zwar Letzterem, zu entkommen und nach Aegypten zu fliehen, allein die Revolution hatte begonnen und schritt nun unaufhaltsam vorwärts.

Die Magrebi's, nur auf Plünderung denkend, und nur dem gehorchend, der ihnen hiezu verhilft, erklärten sich sogleich alle für Türkschi-Billmeß. Ein Aehnliches that ein Corps Arnauten und alle nicht einregimentirten Türken. Zuerst ward Dschedda, der Hafen Mekka's und die reichste Küstenstadt Arabiens, gebrandschatzt. Die Autoritäten wurden abgesetzt, die Regierungscassen weggenommen und die für die Armee aufgehäuften Magazine geplündert. Da man jedoch nicht Alles selbst verbrauchen konnte, und es nur darauf abgesehen war, so viel Geld als möglich zusammen zu treiben, so zwang man die Einwohner Dschedda's die Vorräthe zu kaufen. Ganze Lasten Getreide, Bohnen, Erbsen, Kaffee — kurz Alles, was sich nur in den Magazinen befand, ward vor die Häuser getragen und ein jeder genöthigt, es zu einem gewissen Preis, der jedoch weit unter dem Werth war, zu erstehen. Schwerlich hätten sich die Einwohner Dschedda's, die nur ein Handelsvolk sind und bei dieser Gelegenheit gute Geschäfte machen konnten, erst hiezu zwingen lassen, hätte man nicht vorausgesehen, daß diese Revolution keinen Bestand haben konnte, und daß bei zurückkehrender Ordnung ein jeder die geplünderten Waaren wieder unentgeldlich würde herausgeben müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Brasilianische Zustände.

Die brasilianische Geistlichkeit.

(Schluß.)

Aehnliche Angriffe wurden von nun an täglich von der Regierung wiederholt, ohne den Vorwurf der Tyrannei auf sich zu laden, aber sie zog unglücklicherweise nichts zu Rath als die nationelle Eigenliebe, gab nur ihrem Wunsche Gehör, sich eine verächtliche Popularität zu erringen und hegte eine panische Furcht vor der Idee, rückschreitend zu erscheinen. So erließ die Regentschaft auch an den erwähnten Bischof von Rio de Janeiro eine Note, von Anfang bis zum Ende strotzend von Unüberlegtheiten, die von dem Verfasser nicht wieder gut gemacht werden konnten. In dieser Note drückte sich das Gouvernement folgendermaßen aus: „es hätte Ursache zu glauben, daß der Chargé d'Affaires von Rom den Befehl habe, von Mr. Moura den Widerruf der Meinungen zu verlangen, die er im J. 1831 getheilt hätte.“ Hiezu war die Warnung gefügt, „daß er sich das entschiedene Mißfallen der Regentschaft zuziehen würde, wenn er seine kanonische Bestätigung durch eine der Würde der Kammer und der Nation widersprechende Ablängnung erkaufen wolle!“ Dieser unerhörte und etwas später durch eine, man sollte es kaum glauben, Vergessenheit alles Uebereinkommens entschuldigte Schritt, war ohne Vorwissen des päpstlichen Geschäftsträgers, Abbé Fabrini, unternommen. Die Antwort des erwählten Bischofs konnte als die erste Kritik davon betrachtet werden. Er machte der Regentschaft begreiflich, daß sie sich ohne Grund erhitzt hätte, und daß ein ähnliches, wie das von ihr angegebene Verlangen, niemals vom Papste gemacht wäre. Er beständ auch nur auf seinen frühern Ansichten, nicht aus unabänderlicher Ueberzeugung, sondern nur aus der freilich nicht sehr apostolischen Scheu, sich vor seinen Landsleuten lächerlich zu machen.

Die Journale haben später die von dem Bischof von St. Paul ausgesprochene Mißbilligung mitgetheilt, der anfangs für die Heurath der Priester sich sehr günstig erklärte, und 22 dahin gehörende Artikel der neuen Constitution beifügte, die der Regent Feijo ausgearbeitet und der gesetzgebenden Versammlung jener Provinz vorgelegt hatte. Der Bischof widerrief seine Ansichten, auch seine vorhergegangene Verdammung des kirchlichen Cölibats durch die Erklärung, daß die Abschaffung eines solchen Gesetzes allein dem Papste und den Concilien zustehe. Seitdem ließ Pater Feijo diese Angelegenheit ruhen. Die Session von 1835 beschäftigte sich wenig mit der Kirche. Der Erzbischof von Bahia verlangte von der Generalversammlung die Errichtung dreier neuer Bisthümer; ein anderer Deputirter so viel wie Provinzen existirten. Doch führte er auch an, daß es nothwendig wäre, vorher alle Bischöfe über die Ausdehnung und die Bevölkerung ihrer Diöcesen zu Rathe zu ziehen, bevor man diese Zerstückelung vornehme, weil dieß leicht dieselben Unannehmlichkeiten auf sich ziehen könne, wie die Verkleinerung der Kirchspiele.

Die brasilianische Kirche hat weniger eine Veränderung als eine Wiederherstellung nöthig. Es ist hier kein Ueberfluß von Prärogativen, Privilegien, Freiheiten, kein ehrgeiziges Streben zu beschränken, sondern die Aufgabe gestellt, dem gänzlichen Verfall und der Entmuthigung vorzubauen. Die Hauptfehler, die zu diesem Sinken der Kirche beitragen, sind 1) die fast allgemein nicht hinreichende Dotation, die man noch verkleinert, 2) der Mangel an religiösen Seminärs, 3) der Mangel an Priestern, 4) die Unbedeutenheit der Congrua, 5) die gänzliche Verlassenheit des Cultus, 6) die Nichtbefolgung der religiösen Uebungen und Gebräuche, 7) die seit 1831 eingestellte Vergebung der Pfründen, der Canonicate und der Beneficien.

Die Reform von 1834 schien damit umzugehen, den Provinzen die Zehnten zusprechen zu wollen, die sonst in die Cassen des Gouvernements flossen; ein Theil davon sollte zu den Bedürfnissen des Clerus und der Kirche verwandt werden. Dadurch würde das Loos dieser verbessert worden seyn. Es hat niemand dagegen opponirt, allein die ganze Reform ging nicht durch und darum auch nicht die dahin einschlagenden Artikel.

Obercanada.

(Aus einem Schreiben im United Service Journal März 1838.)

Da ich mehrere Jahre in Obercanada gelebt und Umstände mich genöthigt haben, daſſelbe als mein Vaterland und meine Heimath zu betrachten, habe ich mich unbemerkt an das rauhe Leben eines Waldmannes gewöhnt, und hoffe eine einfache, aber richtige Nachricht von dem Stande der Dinge daſelbſt zu geben.

Auswanderer kommen gewöhnlich mit sehr irrigen Begriffen in dieſes Land, ohne im mindeſten zu wiſſen, was ſie eigentlich erwartet; ſie ſollten einen guten Vorrath von Betten und warmen Kleidern mitbringen, ſo wie einige Zimmermannswerkzeuge, Bücher u. dgl., was ſie bei einem Landleben für nöthig halten. Bei ihrer Ankunft ſollten ſie keine Kartoffeln, grüne Erbſen, unreife Früchte u. dgl. eſſen, weil viele kurz nach ihrer Ankunft vom Durchfall ergriffen werden, welcher höchſt wahrſcheinlich der Gier zuzuſchreiben iſt, womit ſie über Gemüſe aller Art herfallen, nachdem ſie einige Wochen auf eingeſalzene Speiſen beſchränkt waren. Fieber und rheumatiſche Schmerzen ſind in ganz Amerika gewöhnliche Uebel, aber ſelten tödtlich; ſie zeigen ſich vornehmlich in neuen Anſiedlungen vier oder fünf Jahre nach dem Umbrechen des Landes, halten ein oder zwei Jahre an und verſchwinden dann faſt völlig. Wahrſcheinlich rühren ſie von den böſen Dünſten her, welche aus den verfaulenden Stumpfen und Wurzeln der Bäume und anderer vegetabiliſchen Subſtanzen emporſteigen. Wechſel- und andere Fieber ſind in der Nachbarſchaft großer Sümpfe und ſtehender Waſſer gewöhnlich; Auswanderer ſollten ſolche Plätze vermeiden, denn im Allgemeinen iſt Canada ein ſehr geſundes Land.

Raſch nimmt die Provinz an Wichtigkeit zu. Eiſenbahnen und Canäle werden an verſchiedenen Orten angelegt, die Seen und ſchiffbaren Ströme benutzt und die Schwierigkeiten bei der Umwandlung der Wälder in fruchtbares Land ſind nicht beſonders groß; Capitaliſten finden hier vortrefflich Gelegenheit ihr Geld anzulegen, und der fleißige Arme findet einen Zufluchtsort und hinreichende Beſchäftigung, die ihm, wenn er nicht träge oder ausſchweifend iſt, nicht nur ſein Auskommen, ſondern Wohlſtand verſchafft. Warum wandern alſo manche unſerer Landsleute lieber nach den Vereinigten Staaten aus? man kann dieß offenbar nur mißverſtandenen Begriffen von Freiheit zuſchreiben; denn

Digitized by Google

wir genießen hier vollkommene Freiheit, und sind keinem Zwang unterworfen als dem, der überall nöthig ist, um die Schlechten im Zaume zu halten. Viel hängt von der Wahl des Bodens ab, auf dem sie sich niederlassen; an Rathschlägen hierüber wird es ihnen nicht fehlen, aber diese Rathschläge sind meist sehr interessirter Art. Viele behaupten, man könne die Güte des Bodens an der Größe und Beschaffenheit der Bäume erkennen, und wo Bäume zu einer großen Höhe emporwachsen, sey der Boden gut. Dieß ist aber unrichtig, und Niemand wird die mit prachtvollen Fichten bedeckten Felsenufer des Rideau-See's für ein anbaufähiges Land halten. Ich habe in verschiedenen Theilen der Provinz gewohnt und viele Striche derselben zum Theil zu Fuße durchwandert; ich habe allenthalben gutes Land in Menge gefunden, mich jedoch überzeugt, daß die westlichen Striche der Provinz wegen der Milde des Klima's und der Fruchtbarkeit des Bodens die Aufmerksamkeit von Auswanderern am meisten verdienen.

Im westlichen District laufen oft die Pferde und das Rindvieh während des Winters in den Wäldern herum und suchen sich ihr Futter selbst. Nie sah ich den Schnee über 6 Zoll tief liegen, außer wo er vom Winde zusammengeweht war, und ich habe wochenlang in den Monaten Januar und Februar ohne Handschuhe in den Wäldern gearbeitet; bisse nicht hie und da ein kalter Wind, man könnte vergessen, daß man in Canada ist. In den östlichen Theilen der Provinz sind die Winter lang und streng, und viel Hornvieh kommt in Folge der rauhen Witterung und des Mangels an Futter um. In den Strichen, die an den St. Lorenz-Strom, den Ottawa, den Rideau und andere Nebenflüsse desselben gränzen, sind viele ausgedehnte, alles Anbaues unfähige Striche, und ich bin oft meilenweit über felsige Berge und durch fast undurchdringliche Sümpfe gewandert. Seen und Flüsse sind zahlreich, wohl mit Fischen gefüllt, und in vielen Gegenden ist die Landschaft ausnehmend malerisch. Ich habe schöne Proben von Eisen und Blei aufgelesen, und vielleicht wird sich einst das Land durch Mineralreichthum auszeichnen. Vor 16 Jahren kam eine Anzahl Familien aus Glasgow und der Nachbarschaft unter Beistand der Regierung herüber und siedelte sich im Districte Bathurst an; sie waren ordentlich und fleißig, und ein wahrer Gewinn für das Land, aber der Boden, den man für sie ausgewählt hatte, so schlecht, daß sie nach jahrelanger mühseliger Arbeit ihre Güter verließen und nach andern Orten zogen, und selbst vor kurzem noch sind einige derselben mit ihren Familien nach dem westlichen Districte gewandert, eine Strecke von 700 (englischen) Meilen, um in den Wäldern von neuem zu beginnen.

Das ganze Land ist ein fortlaufender Wald von prächtigen Bäumen, die Stellen ausgenommen, wo die Hand des Menschen den Wald gelichtet hat; in einigen Strichen, namentlich im Londoner und westlichen Districte, sind Ebenen, Prairien und Uferländereien, wo Biber sich aufhalten. Die Ebenen sind Striche von leichtem Sand, mit kleinen verkrüppelten Eichen oder Fichten, die dünn darüber zerstreut sind; die Prairien sind nieder, flach und feucht, ohne Hochholz, aber mit üppigem Grase bedeckt, das für große Viehheerden Nahrung liefern kann. In den Flußthälern, wo Biber hausen, haben diese das Wasser eingedämmt, dadurch das Hochholz zerstört, die Uferstriche gleichen nun den Prairien und erzeugen Gras zum Theil von vorzüglicher Qualität in Menge.

Obercanada ist von Leuten aus allen Theilen der Welt bewohnt, in den letzten 20 Jahren aber kamen viele Auswanderer aus den britischen Inseln herüber, und diese findet man jetzt überall. Die ältern Bewohner des Landes finden ihren Weg durch die Wälder fast so leicht, als die Indier, und sind sehr erfahren in der Jagd, im Fischfang, im Umbrechen des Landes, im Bau der Häuser und andern ähnlichen Arbeiten. Ich habe viele ordentliche Leute darunter gefunden, im Ganzen aber kann man sich auf ihre Ehrlichkeit nicht sonderlich verlassen, denn sie erlauben sich oft schlechte Kniffe, um ein paar Schillinge zu gewinnen. Unsere Nachbarn in den Vereinigten Staaten rühmen sehr die Vortheile ihrer republicanischen Regierungsform, ich habe aber nie ausfindig machen können, was diese Vortheile sind, und sie möchten auch sehr in Verlegenheit seyn, dieselben aufzuzählen. Die Taxen, die sie zahlen, sind dreimal stärker als die unsrigen, wir genießen völlige Freiheit, sind durch milde und billige Gesetze regiert, und halten die nahe Verbindung mit dem brittischen Reiche, dem Land unserer Väter, für eine Ehre und einen Vortheil. Die Indianer sind nicht die Leute, wie ich sie erwartete. Die in der untern Provinz bekennen sich zur katholischen Religion, scheinen aber nur die äußern Formen derselben zu beobachten; in der obern Provinz sind die meisten erst vor kurzem durch die Methodisten zum Christenthum bekehrt worden, und diese Bekehrung scheint ziemlich gute Früchte getragen zu haben, denn sie waren bis vor kurzem noch der faulste, versoffenste, streitsüchtigste, verstohlenste und schmutzigste Vagabundenhaufe, den ich je sah. Allerdings mag der fortdauernde Verkehr mit Weißen zu der Veränderung ihres frühern Zustandes wesentlich beigetragen haben. — Sie finden ihren Weg durch die pfadlosen Wälder mit vollkommener Leichtigkeit, scheinen von der rauhen Witterung wenig zu leiden, und leben hauptsächlich von Jagd und Fischfang, worin sie sehr erfahren sind. Im Allgemeinen meiden sie die Gesellschaft ihrer weißen Nachbarn, und scheinen uns als Eindringlinge zu betrachten. Ihre Anzahl nimmt in raschem Verhältniß ab, wahrscheinlich großentheils in Folge ihrer liederlichen Lebensweise. Ich habe bis jetzt noch von keinem Indianer gehört, der eines natürlichen Todes gestorben wäre, weiß aber viele Beispiele, daß sie ertranken, oder in der Trunkenheit Händel anfingen und erschlagen wurden. Das Provincial-Parlament hat sehr zu seiner Ehre eine große Geldstrafe auf den Verkauf geistiger Getränke an diese Unglücklichen gesetzt, und da sie jetzt auch das Christenthum angenommen haben, so ist zu hoffen, daß sie in Zukunft ein regelmäßigeres Leben führen werden. Sie stehen alle unter der Aufsicht der Regierung, und begehen nie eine Räuberei an den Ansiedlern.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die vornehmsten Hindus in Calcutta haben den Entschluß gefaßt, die Europäer für die Zukunft von den sogenannten Nautsch auszuschließen. Zu diesen obscönen Tänzen öffentlicher Mädchen ließen sich sonst die Europäer, und zwar Damen und Herren in Masse einladen. Die Ursache dieses für die Sittlichkeit erfreulichen Entschlusses soll den indischen Blättern zufolge darin liegen, daß die von den Eingebornen im Jahre zuvor gegebenen Bälle unbesucht blieben, was die Hindus bitter kränkte.

*

Man wendet gegenwärtig in Indien Elephanten mit Vortheil zum Ziehen von Kanonen an, und in neuerer Zeit gebraucht man sie auch, um die Munition fortzuschaffen. Diese wird zu dem Ende in Kästen von besonderer Form gepackt, die beinahe 2 Fuß lang, 1 Fuß breit und über 1 Fuß tief sind. Ein solcher Kasten faßt 2000 Musketen-Patronen nebst der nöthigen Menge von Feuersteinen. Sechs solcher Kästen bilden die Last eines Elephanten von gehöriger Größe.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 103.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 April 1838.

Emporblühen Montevideo's.

(Aus Scarlett's: South-America and the Pacific.)

Die Stadt liegt auf der einen Seite einer Bay, und auf der entgegengesetzten Seite ist ein steiler grüner Hügel, der einzige auf meilenweit im Umkreis; von ihm hat die Stadt den Namen erhalten, ein Fort krönt ihn, und es ist hier ein Gerüste, um den Schiffen Signale zu geben, aufgestellt. Ich landete um den englischen Consul zu besuchen, und ging nachher durch die Straßen, um diese Hauptstadt der Banda Oriental in Augenschein zu nehmen. Dieser Staat trennt Brasilien von dem Plata-Strom, ist etwa so groß wie Frankreich, und hat, abgesehen von der unsichern Bevölkerung der Indianer, eine Einwohnerzahl von 100,000 Seelen, Stadt und Land zusammen gerechnet. Der französische Reisende Isabel schätzte acht Jahre früher die Bevölkerung der Banda Oriental auf mehr als 70,000, was, wenn man die Oberfläche des Landes auf 12,000 Quadratleguas rechnet, 7 oder 8 Einwohner auf jede gibt. In diesem ungeheuren Gebiet wird die Feuchtigkeit des durch zahlreiche Ströme bewässerten Bodens durch den Pampeiro, einen außerordentlich trockenen Wind, gemäßigt. Die Gesundheit des Klima's ist sprüchwörtlich, und es ist augenscheinlich, daß die schwache Bevölkerung von politischen Ursachen herrührt, nicht von natürlichen, da in diesem Lande Gesundheit und Lebensmittel in gleicher Fülle vorhanden sind. Das Land enthält drei größere Städte, Montevideo, La Colonia und Maldonado, außerdem 15 kleine Städte, 8 Dörfer und eine ziemlich bedeutende Anzahl Estancias und Ranchos. Montevideo hat einen bessern Hafen und keine schlechtere Regierung als Buenos-Ayres, und verspricht deßhalb eine bedeutendere und reichere Handelsstadt zu werden. Mancherlei Ursachen wirken in diesem Augenblick dahin, der Banda Oriental ein Uebergewicht zu geben, und ihr Handel nimmt auch gegenwärtig täglich zu, während der von Buenos-Ayres abnimmt. Unter Englands Vermittlung bildet die Banda Oriental einen besondern, unabhängigen Staat: Brasilien und Buenos-Ayres bekriegten sich und erschöpften ihre Hülfsmittel, in der Hoffnung, ihr Gebiet durch Erwerbung der Banda Oriental abzurunden. England sichert aber nach den Bedingungen des am 27 August 1828 abgeschlossenen Friedensvertrags zwischen Brasilien und der Argentinischen Republik die Unabhängigkeit der Banda Oriental. Die Stadt ist noch gegenwärtig gegen Osten durch Festungswerke geschützt, obwohl diese nach dem Vertrage hätten zerstört werden sollen.

Fast alle spanisch-amerikanischen Städte sind wie ein Schachbrett gebaut, und die Straßen durchschneiden einander in rechten Winkeln. Gewöhnlich ist eine große Plaza in der Mitte der Stadt, wo die Kathedrale und die Regierungsgebäude stehen. In Montevideo sind wenige Häuser über ein Stockwerk hoch, und jedes hat ein flaches Dach, auf dem die Bewohner herumspazieren, rauchen und Mate trinken. Die Straßen sind mäßig breit und haben für die Fußgänger Trottoirs an der Seite, in der Mitte sind sie gepflastert, und haben wie in London Pfosten an jeder Ecke. Die Buden sind ohne Fenster und die meisten Häuser weiß angestrichen. Die Zahl der neuen Gebäude und die Massen von Backsteinen und Mörtel, die das Fortkommen auf den Straßen hindern, sind sichere Anzeichen von der fortschreitenden Verbesserung und Vergrößerung der Stadt, während die gänzliche Stagnation aller Arbeiten dieser Art zu Buenos-Ayres einen für die Aussichten der letztern Stadt nicht sehr günstigen Contrast darbietet.

Türkschi - Bilmeß.

(Fortsetzung.)

Wie ein Lauffeuer hatte sich der Aufstand in Hedschas verbreitet. Die Beduinen des Landes glaubten, es sey auf die Vertreibung der von ihnen gehaßten Türken abgesehen, und fingen an auf der östlichen Seite Bewegungen gegen Mekka zu machen; alle im Dienst Mohammed Ali's stehenden undisciplinirten Horden erklärten sich sogleich für Türkschi-Bilmeß, in der Ueberzeugung, daß es jetzt auf die Plünderung des Hedschas und namentlich Mekka's abgesehen sey, wo man bedeutende Schätze vermuthet, daher denn auch diese Stadt, ungeachtet der heiligen Kaaba, bei den Beduinen nur einen gewissen Grad der Heiligkeit hat. Kaum sah Türkschi-Bilmeß sein Heer auf

Digitized by Google

einige Tausend Mann angewachsen, so brach er mit der ganzen Armee von Dschidda nach Mekka auf.

Beide Orte liegen nur eine Tagreise von einander. Der Weg dorthin zieht sich durch einen Paß, der erst von niedrigen Hügeln gebildet, bald neben bedeutenden Bergen vorbei führt. Mekka selbst liegt in einem Bergkessel, auf dessen Seite sich hohe Berge aufthürmen. Der zunächst liegende Berg ist durch eine bastionirte Citadelle befestigt, welche die Stadt beherrscht, und die man daher erst erobern muß, will man sich in den Besitz der Stadt setzen. Sie selbst ist außerdem, wie alle einigermaßen bedeutenden arabischen Städte, von einer crenelirten Mauer umgeben. Mit vielem Geräusch und in unordentlichen Haufen langte die Armee des Türkschi-Billmeß vor Mekka an. Hier aber hatte man sich, wohl wissend, daß es nur auf Plünderung abgesehen sey, in Vertheidigungsstand gesetzt. Die Thore waren geschlossen, und die Mauern von der ganzen männlichen Bevölkerung besetzt. Zugleich war durch bedeutende Versprechungen die Garnison der Citadelle gewonnen. Diese bestand aus dem 9ten Infanterieregiment unter Ismael Bey, nichts als ägyptische Soldaten, die, die Türken eben so hassend wie die irreguläre Cavallerie, von der sie verachtet werden, sehr zufrieden waren, eine Gelegenheit gefunden zu haben, sich gegen sie zu schlagen. Die Belagerungsarmee war keineswegs furchtbar; sie hatte weder Kanonen noch Infanterie, aber trotz dem hatte sie die Kühnheit, in einzelnen Schaaren bis an die Wälle heran zu reiten, um die Citadelle mit Pistolenschüssen zu erobern. Diese schien sich gar nicht zu vertheidigen, man begnügte sich nur die Thore zuzuhalten, und von der Höhe der Brustwehren die tollkühne Cavallerie auszulachen. Als aber Türkschi-Billmeß nach einigen Tagen einen ordentlichen Sturm anordnete und mit der ganzen Armee auf einmal heranrückte, erhielt er ein so wohl gerichtetes Kartätschenfeuer, daß in einem Augenblick sein Heer auseinander stäubte und sich in unordentlichster Flucht nach Dschidda zurückzog. Man verfolgte ihn nicht, weil die auf der andern Seite heranrückenden Beduinen Mekka bedrohten. Dieß belehrte ihn, Mekka in Ruhe zu lassen. Zudem regte sich der Aberglaube, und einige Priester sprengten aus, Allah selbst habe über der Kaaba geschwebt und die Stadt beschützt. Es bedurfte nichts mehr, um alle Hoffnung einer Einnahme dieser Stadt aufzugeben.

Man entschloß sich nun nach Medina zu gehen. Diese Stadt enthält das Grab Mohammeds und das der drei ersten Kaliphen. Jährlich wallfahren zahllose Schaaren von Pilgern, nachdem sie das große Fest auf dem Arafat, zwei Stunden von Mekka, gefeiert, zu diesen heiligen Gräbern, und reiche Gläubige legen dort ansehnliche Opfer nieder. Die ungeheuren Reichthümer an baarem Geld sowohl als an Juwelen, welche die Wahabiten dort fanden, als sie im Jahre 1811 Medina unter ihrem berühmten Suhud plünderten, hatten seitdem die Einbildungskraft der Beduinen und namentlich die der Magrebi's und der wilden Arnauten auf das höchste gespannt. Längst suchten sie eine Gelegenheit zur Plünderung, und verlangten nun mit großem Geschrei dorthin geführt zu werden. Um aber nichts zu versäumen, ging der Zug zuerst nach Jambo, einem Ort, der als der Hafen Medina's betrachtet wird. Man fand nur einige Ladungen Getreide und brach daher nach Medina auf. Die Stadt war von Truppen entblößt und die wenig zahlreichen Einwohner hatten sich mit Hab und Gut in die nächsten Gebirge geflüchtet. Schon hatte man sich der Stadt bis auf einige Stunden genähert, sie wäre unfehlbar verloren gewesen, als plötzlich die Nachricht eintraf, die zahlreichen Beduinenstämme der umliegenden Gegend hätten sich versammelt und rückten in Eilmärschen zur Hülfe der heiligen Stadt herbei. Dieß machte Türkschi-Billmeß stutzend; er hielt einen Kriegsrath, und man beschloß, ohne weiteres nach Dschidda wieder zurückzukehren. Dieß geschah auch sogleich, und mit einer Schnelligkeit, die mehr einer Flucht denn einem Marsch glich, durchzog der wilde Haufe das Gebiet der Harb-Araber, zerstörte und verbrannte alle Ortschaften, und langte nach einigen Tagen in Dschidda wieder an.

Auf diese Weise waren die beiden heiligen Städte des Islams gerettet worden. Man verfehlte nicht, diese Rettung der ganz besondern Fügung Allah's zuzuschreiben, ja man erzählte sogar, wie Mohammed selbst auf einem weißen Roß, von dem Engel Gabriel begleitet, die Stadt Medina umritten und den Türken zugerufen habe: La Illah illa 'llah, Mohammed Rasul Allah. Dieß habe sie bestürzt gemacht, und das vernichtende Gefühl des großen Verbrechens, das sie begehen wollten, habe sie vermocht umzukehren.

Der Aufstand hatte jetzt eine andere Form angenommen. Ohne Zweck und eigentliche Absicht angefangen, sah man ein, man sey zu weit gegangen, um sich wieder unterwerfen und Verzeihung erhalten zu können. Ebenso war klar, daß man sich bei der geringen Macht, auf die überdem in einem Unglücksfall nicht zu zählen war, nicht auf die Länge halten konnte. Die isolirt stehenden Bataillone der disciplinirten Truppen, hätten nur zusammengezogen zu werden gebraucht, um der ganzen Sache ein Ende zu machen. Auf die arabischen Beduinenstämme, die alle Herrschaft, sie möge kommen woher sie auch immer wolle, hassen, war sich auf keinen Fall zu verlassen. Weder Türkschi-Billmeß noch einer der andern Agas war ein Kopf von eigentlich ambitiösen Projecten; was sie unternahmen, trug nur den Stempel des Augenblicks, und eine neue Macht in Arabien auf den Trümmern der Mohammed Ali's zu gründen, fiel Niemanden ein. Und doch hätte unter diesen Umständen ein wahrer politischer Kopf es dahin bringen können, denn Mohammed Ali befand sich noch im Krieg mit dem Sultan, seine Herrschaft in Arabien war gehaßt, und geschmiedete, angeblich aus Konstantinopel gekommene Fermane, wie das unter ähnlichen Umständen häufig geschieht, hätten eine ungeheure Verwirrung erregt, deren Folgen unabsehbar gewesen, und vielleicht den Grund zu einer neuen Macht gelegt hätten. Aber wie gesagt, dieß war nichts für die Köpfe der nur an Plünderung denkenden Agas.

Da man nun nicht mehr zurückkonnte, so beschlossen Türkschi-Billmeß und Ibrahim Aga sich südlich zu wenden, um eine Invasion in den Yemen zu machen. Alles, was man aus Dschidda mitschleppen konnte, nahm man mit. Eine Menge Schwarze aus dem Sennaar und dem Innern Afrika's, theils

Digitized by Google

Freigelaſſene, theils im Hedſchas gebliebene Pilger, die aus Mangel an Geld die Rückkehr nicht machen konnten, ſchloſſen ſich dem Zuge an; ebenſo ein Heer von Weibern, meiſtens Tänzerinnen und Freudenmädchen aus Aegypten. Dieſe liefen mit der ägyptiſchen Trommel in der Hand ſingend und tanzend voraus, und bildeten auf dieſe Art die würdige Avantgarde dieſes ächt vagabundirenden Heeres. Der Marſch ging längs der Küſte nach dem Städtchen Lyd. Die Einwohner flohen und überließen den wilden Schaaren den Ort zur Plünderung. Südlich von Lyd liegt die Stadt Konfuda hart am Meer. Hier ſtanden einige Hundert Albaneſen. Ihr Anführer, Ali Aga, ein Feind von Türkſchi-Billmeß, wollte ſich zum Kampf rüſten, allein ſeine Leute hatten ſchon lange mit Schmerzen die Ankunft des Türkſchi-Billmeß erwartet, nicht um ſich gegen ihn zu ſchlagen, ſondern um an ſeinen Plünderungen Theil zu nehmen. Kaum zeigte er ſich daher in der Gegend von Konfuda, ſo lief ihm Alles ohne weiteres zu.

Bei Konfuda bezog Türkſchi-Billmeß ein Lager, um den Ausgang einer andern Expedition abzuwarten, von der er ſich große Vortheile verſprach. Dieſe beſtand in einer Ueberfahrt nach Maſſaua, Hafenſtadt an der abyſſiniſchen Küſte, wo ein türkiſcher Gouverneur commandirt und in der man große Reichthümer, namentlich viel Sklaven zu finden glaubte. Zwei Schiffe mit Arnauten beſetzt, fuhren hinüber. Kaum dort angelangt, erklärten ſie die Herrſchaft Mohammed Ali's für beendet; Türkſchi-Billmeß, hieß es, ſey jetzt der Herr von Arabien, an ihn ſeyen die Auflagen zu entrichten, die auch ſogleich auf zwei Jahre im voraus zu zahlen wären. Dieſe Proclamation, begleitet mit der Drohung, die Stadt im Widerſetzungsfalle zu verbrennen und die Einwohner in die Sklaverei fortzuſchleppen, that die gehörige Wirkung. Unglücklicher Weiſe für die Einwohner und zum Glück für die Plünderer waren einige Tage vorher mehrere reich beladene Karawanen aus dem Innern Abyſſiniens angekommen. Dieſe wurden vor allem gebrandſchatzt. Unter dem Vorwand, Geſchenke an den Sultan machen zu müſſen, nahm man ihnen Alles, was ſie hatten. Eine Menge Sklaven, Elfenbein, Gold und eine große Maſſe von dem koſtbaren abyſſiniſchen Moſchus fiel in die Hände der Arnauten. Außerdem bemächtigte man ſich aller Butter und alles Honigs, und mit drei vollen Schiffsladungen Raub, an Werth gegen 100,000 Thaler, kehrten ſie nach 4tägigem Aufenthalt daſelbſt nach Konfuda wieder zurück. Dieſe Beute erregte das höchſte Erſtaunen. Mit einem Jubelgeſchrei ohne Gleichen ward die rückkehrende Expedition empfangen, und ſchon war Türkſchi-Billmeß auf dem Punkt, mit ſeiner ganzen Armee über das Meer zu ſetzen, um den Abyſſiniern in Perſon einen Beſuch zu machen, hätten ſich zu einer ſolchen Unternehmung die benöthigten Schiffe gefunden. Man beſchloß alſo weiter nach Süden vorzudringen.

Südlich von Konfuda erheben ſich die Gebirge die man Aſſir nennt, und trennen in ihrer ganzen Ausdehnung von Oſten nach Weſten den Yemen von Hedſchas. Sie werden von einem ſehr kriegeriſchen Beduinenſtamm bewohnt, der, ſeit vielen Jahren mit den Türken in beſtändigem Kampf, beinahe immer ſiegreich aus ihm hervorging. Durch dieſe ſteilen und unwegſamen Gebirge mußte man ſich einen Weg bahnen, wollte man in den Yemen eindringen, ungeachtet die Cavallerie des Türkſchi-Billmeß, ohne hinreichende Nahrung für Pferde und Leute, in dem offenbarſten Nachtheil gegen die kampfgewohnten Aſſir waren. Nur durch Liſt und Kühnheit konnte es möglich werden. An den Scheich Aid, dem das Gebirge gehorcht, ſchickte Türkſchi-Billmeß eine Geſandtſchaft mit dem Erſuchen um Durchmarſch, denn er käme nicht als ſein Feind, ſondern als ſein Verbündeter gegen Mohammed Ali, von dem ſich alle Truppen in Arabien losgeſagt hätten. Dieſer Geſandtſchaft folgte er mit dem ganzen Haufen auf dem Fuße nach.

(Fortſetzung folgt.)

Merkwürdiger Menſchenſchlag in Nordafrika.

In einem Werke, wo man es nicht ſuchen ſollte, nämlich in Scarlett's: South-America and the Pacific, findet ſich hierüber in einem Anhange nachſtehende Angabe.

Einer Nachricht zufolge, welche der bekannte Haſſuna d'Ghies, früher Premierminiſter in Tripolis, mittheilte, findet ſich im nördlichen Afrika am Saume der Sahara ein Stamm, der den Patagoniern an Größe nichts nachgibt. Sie reiten auf ſehr raſchen Dromedaren, und können unglaubliche Entbehrungen und Strapazen ertragen. Sie leben hauptſächlich von Gerſtenmehl, das mit Kamelsmilch befeuchtet wird, und nehmen keine gegohrnen Getränke zu ſich. Ihre Stärke ſteht mit ihrer Größe im Verhältniß. Gleich verſchiedenen Eingebornen Südamerika's behalten ſie ihre Kraft noch zu einer Zeit, wo die Menſchen ſonſt am Rande des Grabes ſtehen, und erreichen ein ſehr hohes Alter. Sie hegen eine große Abneigung gegen Fremde, ſind von ſchwarzer Farbe, und ſprechen eine eigenthümliche (das heißt wohl nicht arabiſche) Sprache. Haſſuna d'Ghies behauptet, er habe einen dieſes Stammes geſehen, deſſen Größe die von andern Seiten her erhaltenen Berichte beſtätigt habe.

Obercanada.

(Fortſetzung.)

Die Provinz Obercanada iſt in Diſtricte, Grafſchaften (oder Ridings) und Townſhips getheilt; jeder Diſtrict hat ein Gefängniß und ein Gerichtshaus. Die Townſhips ſind von verſchiedener Geſtalt und Größe, umfaſſen aber gewöhnlich 10 (engliſche) Quadratmeilen. Jedes Townſhip iſt von einem freien, zu einer öffentlichen Straße beſtimmten Weg umgeben, den man die Townlinie nennt, und andere öffentliche Straßen, Bewilligungs- (concession) Linien genannt, laufen quer und einander parallel in regelmäßigen Zwiſchenräumen durch das Townſhip. Dieſe Bewilligungslinien ſind alle mit Zahlen verſehen, und an denſelben Pfoſten aufgeſtellt, welche die Gränze jedes Landantheils von 200 Acres, bezeichnen; auf jedem dieſer Pfoſten iſt die Zahl der Bewilligungslinie und des Looſes angemerkt. Die Einwohner jedes Townſhip müſſen ſich jedes Jahr am erſten Montag im Januar verſammeln, um drei Commiſſäre zur Leitung der Angelegenheiten des Townſhip, einen Notar (Townclerk), einen Steuercommiſſär, einen Steuereinnehmer, Straßen- und Marktaufſeher zu wählen, und einige andere nothwendige Anordnungen zu treffen. Die Abgaben, die wir zahlen, ſind uns

Digitized by Google

bedeutend: einen Penny für jeden Acre Getreideland oder Wiese, 10 Pence für 100 Acres ungebautes oder Waldland, 5 Pence für jede Kuh, 8 Pence für jedes Pferd, und so fort im Verhältniß. Jedermann muß nach Maaßstab seines Vermögens eine gewisse Anzahl Tage an den öffentlichen Straßen arbeiten; er kann aber auch einen andern an seiner Stelle senden oder 2½ Schillinge zahlen. Sehr wenige müssen mehr als fünf bis sechs Tage Straßenarbeit leisten, da man aber die Nothwendigkeit guter Straßen fühlt, so leisten Viele freiwillig mehr Arbeit, als das Gesetz verlangt.

Alle männlichen Einwohner von 16 bis 60 Jahren sind in die Miliz eingeschrieben; die Officiere werden von dem Gouverneur ernannt, und die Miliz soll sich dreimal im Jahre versammeln, man scheint sich aber sehr wenig Mühe mit ihrem Unterrichte zu geben; Geistliche, Advocaten und einige Andere sind frei vom Dienst, außer bei einem feindlichen Einfalle. Die Leute sollen sich selbst mit Waffen versehen, da dieß aber nur in geringem Grade der Fall ist, so wird die Regierung wohl thun, einige 1000 Gewehre, die jetzt müßig im Tower von London stehen, herüber zu senden und an unsere junge Mannschaft auszutheilen, was im Fall eines Krieges von großem Vortheile wäre, denn sie würden gewiß gute Schützen werden, und wenn sie auch den regulären Truppen im offenen Felde nicht gleichkämen, ihnen bei ihrer Rüstigkeit und Landeskenntniß in den Wäldern gewiß überlegen seyn.

Soldaten stehen in Toronto, Kingston und einigen andern Orten. Ich hatte einst Gelegenheit in Kingston mich einige Monate aufzuhalten, und bemerkte mit Verdruß, daß viele Soldaten desertirten und nach den Vereinigten Staaten entflohen; einige dieser Taugenichtse sind, nachdem sie eine Zeitlang umhergeschweift waren, in amerikanische Dienste getreten. Ein einfacher Plan würde diesen häufigen Desertionen gewiß ein Ende machen: viele aus unserem Dienst entlassene Soldaten sind kraftvolle Leute, in der Blüthe ihrer Jahre; wenn man zwei oder drei Bataillone ausschließlich für den Dienst in Canada hielte, die aus ordentlichen, ihrer Entlassung ziemlich nahen Leute bestünden, und ihnen versprächte, nach einer gewissen Dienstzeit in Canada ihnen die Entlassung nebst einer Bewilligung von Land oder Geld zu ertheilen, so würde sicherlich kein Mann desertiren. Die Regierung kann nur mit großen Kosten Soldaten anwerben, einexerciren und nach Canada schicken, und wenn diese bald nach ihrer Ankunft nach den Vereinigten Staaten desertiren oder gar in deren Dienst treten, so ist dieß doch eine höchst verdrießliche Sache.

Jedem District ist eine gewisse Summe aus den Fonds der Provinz für den Unterricht angewiesen, aber die Lehrer auf den Dörfern sind schlecht bezahlt; für den Bau und die Wiederherstellung von Straßen und Brücken sind oft große Summen angewiesen. Krämerbuden finden sich im ganzen Lande, müssen aber natürlich mit allen möglichen Waaren versehen seyn. Geld ist selten, und die Landleute müssen die Krämer in Producten zahlen. Viele gerathen dadurch in Schulden, und fallen dann in die Hände der Advocaten und ihrer Helfershelfer, viele Krämer sammeln bedeutendes Vermögen, und erwerben werthvolle Striche Landes.

Während des Winters, wenn Sümpfe und Bäche gefroren sind, und der Boden mit Schnee bedeckt ist, sind die Leute, welche sich mit Holzlieferungen auf den Markt nach Quebec abgeben, emsig beschäftigt Bäume zu fällen und sie nach dem Flusse zu ziehen; die Straßen sind um diese Zeit mit Schlitten angefüllt, und diese zum Theil mit Korn und Schweinefleisch beladen.

Die Postverwaltung ist gut eingerichtet: Postämter sind in allen Dörfern und Flecken angeordnet, und man gibt sich viele Mühe, dem Bedürfnisse des Publicums zu entsprechen. Die Lebensmittel sind in der ganzen Provinz wohlfeil, in der Nähe neuer Ansiedlungen aber gewöhnlich am theuersten, da der große Begehr ein Steigen der Preise verursacht; viele arme Auswanderer sind nicht im Stande Lebensmittel für ihre Familien zu kaufen, bis ihre eigenen Ernten reif sind, und müssen deßhalb von Haus sich entfernen, um durch Taglohn sich Geld zu verdienen. Kühe kosten 12 bis 20 Dollars, gute brauchbare Pferde 50 bis 60. Gute Diener sind selten: Männer erhalten 8 bis 12 Dollars monatlich, und manchmal noch mehr, Weiber bekommen 3 bis 5 Dollars. Im verflossenen Frühjahre wurde an den Ufern der Themse *) Weizen zu weniger als 2 Schilling der Buthel verkauft, obwohl er an andern Orten der Provinz viel theurer war. Gegen Mitte oder Ende März fängt man an Ahornzucker zu machen: der Saft fließt am besten, wenn die Tage hell und mild und die Nächte kalt sind; Einige machen auch solchen Zucker im Herbst oder während milden Wetters im Winter, aber dieß schadet den Bäumen. Das Verfahren ist einfach: ein Platz wird ausgewählt, wo die Ahornbäume zahlreich und groß sind; dieß nennt man den Zuckerwald, hierauf bereitet man kleine Tröge aus Fichten, Eschen oder anderem passendem Zimmerholz, und macht hierauf einen leichten Einschnitt in jeden Baum, was man „anzapfen" nennt; unter dem Einschnitte wird ein Stück gespaltenes Holz festgemacht, um den Saft in den Trog zu leiten. Der Saft ist so klar, wie das reinste Quellwasser, und hat sehr wenig Geschmack. Ein Feuer wird in dem Zuckerwald angezündet, wenn er sehr entfernt von dem Haus ist, und der Saft durch fortdauerndes Kochen in Zucker verwandelt: man muß Sorge tragen, die Töpfe rein zu halten, und alle Holzschuhe und Blätter zu entfernen, sonst wird der Zucker trüb; wenn er nahezu genug gekocht ist, so muß man ihn fortdauernd umrühren und an einem langsamen Feuer erhalten. Hierauf gießt man ihn in Schüsseln und läßt ihn abkühlen, wo er zu einem festen Kuchen wird; rührt man ihn in den Töpfen um, bis er kalt ist, so wird er mild wie der westindische Zucker. Ich habe Familien gekannt, welche in einem Frühjahre über 500 Pfund Zucker machten. Oft haben wir auch aus Ahornsaft vortrefflichen Essig bereitet. Fünf oder sechs Maaß werden bis auf ein Sechstheil eingekocht, dann in ein offenes Faß oder anderes Gefäß gethan, ein wenig Hefe darein geworfen, worauf man es gähren läßt; hierauf wird das Gegohrne in ein festgeschlossenes Gefäß gethan.

Pottasche ist eine der Stapelwaaren des Landes, und wird aus Holzasche gewonnen, die man möglichst rein von Sand und Schmutz hält; die Asche wird in große Gefäße gethan, wohl mit Wasser getränkt, und dieß Wasser oder Lauge später in großen Gefäßen gekocht. Ein Faß Pottasche wiegt 5 bis 6 Centner, der Preis wechselt aber je nach dem englischen Markte sehr. Ungeheure Quantitäten werden jährlich ausgeführt, meist von Landleuten, manchmal auch von Krämern und andern fabricirt, welche die Asche aufkaufen, und dann die Pottasche selber machen. Große Flöße mit Zimmer- und Stabholz gehen meistens in der Nachbarschaft von St. Lawrence und Ottawa auf den Markt in Quebec. Viele Landleute schaden sich sehr, indem sie den Landbau vernachlässigen, um Pottasche zu machen und Stabholz zu liefern.

(Schluß folgt.)

*) Die Themse fließt in südwestlicher Richtung und fällt in den Ste Clair.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 104.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 April 1838.

Ein Ausflug auf der Insel Fortaventura von Berthelot.

(Aus dem Echo du Monde Savant 1838. N. 7.)

Die Ebenen des östlichen Theils der Insel haben nichts Anziehendes; es sind wahre Sahara's und man glaubt sich in die Wüsten Afrika's versetzt, wenn man durch die Llanos von Triquebijate wandert. Unsere erste Reise war nicht glücklich. Es war im Julius; man rieth uns der Hitze wegen bei Nacht zu reisen, das wollte aber den Naturforschern nicht behagen, und wir gingen mit Sonnenaufgang ab in der Richtung von Tiguitar. Nun fing aber der Südwind an zu wehen, der die Temperatur unerträglich machte; gegen 4 Uhr Abends zeigte der Thermometer noch 35° Wärme; das Land bot uns keinen Schutz, keine Hülfsmittel, und unser Kamel, obwohl an langes Fasten gewöhnt, fing an ungeduldig zu werden. Gezwungen, den Rückweg einzuschlagen, kamen wir nach Antigua, um daselbst die Nacht zuzubringen. Einige Tage nachher stiegen wir über die Hügelkette von Manitaga, um in die Thäler der westlichen Küste einzutreten. Als wir an den Fuß eines Gebirgspasses gekommen waren, entdeckten wir die kleine Stadt Betancuria, nach ihrem Gründer Johann von Bethancourt so genannt. Man denke sich unsere Ueberraschung; wir waren bis dahin nur durch lauter ärmliche Weiler gekommen, und fanden uns nun plötzlich mitten in einer gothischen Stadt. Da waren nicht mehr Scheunen und schlechte Strohhütten um ein einfaches Pfarrhaus herum zerstreut, sondern Häuser in schnurgerader Richtung, meist aus gehauenen Steinen erbaut mit spitzbogigen Thoren und Fenstern, Friese, Karnieße, Verzähnungen, Steinfiguren, nichts fehlte. Indem wir durch eine Straße gingen, kamen wir zum Kloster Saint François, das im Jahre 1455 von Diego von Herrera, dem Hrn. v. Fortaventura und Lancerote erbaut worden war. Nicht weit von diesem durch seine Festigkeit merkwürdigen Kloster, erhebt sich die Pfarrkirche von Notre-Dame de Bethancourie, die wieder hergestellt worden war nach dem Einbruch der marokkanischen Seeräuber im J. 1539, wobei dieselben, unter der Anführung des Mauren Zaban Arraez, die Stadt plünderten und die Hauptgebäude anzündeten. Die neue Kirche wurde auf den Ruinen der alten Capelle erbaut, deren Plan von Jean le Maſſon herrührt, welcher die Arbeiten leitete, im J. 1410. Der Befehl des Hrn. Bethancourt ist sehr unumwunden: „Ich will," sagte er, „daß man die Kirche von Fortaventura so mache, wie sie Jean le Maſſon, mein Gevatter, bauen wird; denn ihm habe ich erklärt, wie ich es haben will." So versetzte uns Alles in das 15te Jahrhundert zurück; mitten in einem einsamen Thale, 20 Meilen von der Westküste der großen Sahara, durchliefen wir eine von Franzosen erbaute Stadt, die sich 400 Jahre hindurch in demselben Zustande erhalten hatte. Diese Isolirung war von großem Einfluß auf die Sitten der Einwohner von Betancuria; ihre Physiognomie hat noch ganz den Charakter ihres ersten Ursprungs, man findet bei ihnen alle Gewohnheiten der guten alten Zeit, und einige alte Gebräuche, die Bethancourt aus der Normandie dahin verpflanzt hatte. Die Bildung des Mittelalters, die nach diesem verborgenen Winkel des atlantischen Meeres gebracht wurde, hat nur Sprache und Kleidung in etwas geändert. Die Abkömmlinge der Eroberer haben fast Alles von ihren Vorfahren beibehalten. Ein malerisches Costume führt uns wieder den Anzug der alten Kriegsleute vor Augen; das mit einem Brustlieder versehene Wamms ähnelt einem Harnisch, die wollenen Gamaschen erinnern an die Beinschienen, die Mütze mit doppeltem Visir gleicht einem Helm oder einer Pickelhaube; sie tragen einen langen eisenbeschlagenen Stock, für den sie den Namen „Lanze" beibehalten haben, kurz, wenn man in einiger Entfernung den Schatten eines auf diese Art gekleideten Mannes sieht, oder sich ein solcher in weiter Entfernung in einer Ebene zeigt, so würde man ihn ohne Zweifel für einen von Kopf bis zu Fuß bewaffneten Krieger halten.

Wir verließen Betancuria, um uns nach Rio Palma zu wenden, dem Palmenfluß, wie ihn die Capellane des Eroberers nannten. Wir hatten das Werk dieser Historiker bei uns, und konnten die Wahrheit der Schilderungen an der Wirklichkeit messen, mit welcher z. B. die Beschreibung dieses Ortes ganz genau übereinstimmt: „wenn man draußen ist," schrieben sie im J. 1402 in altem schlechten Französisch, „findet man ein schönes, niedliches Thal, und es mögen daselbst wohl bis zu

Digitized by Google

800 Palmen ſich befinden, die das Thal und die Bäche beſchatten, welche durch daſſelbe laufen; ſie ſtehen in Haufen, ſind ſo lang wie Schiffsmaſten, mehr als 20 Klafter hoch, und ſo grün, ſo belaubt und mit Datteln beladen, daß es lieblich anzuſehen iſt." Man ſchreibt heutzutage beſſer, aber nicht wahrer.

Bei unſerer Rückkehr ſchifften wir uns nach Canaria ein. Wir machten dieſe Fahrt auf einer Brigantine dieſes Landes. Dieſe großen Barken ſind von Allem entblößt: das Vertheidigungsmaterial beſchränkt ſich auf das Allernothwendigſte; die meiſten haben keine Cajüte; der Schiffsherr beſitzt pro forma eine ſchlechte Bouſſole, und hält ſie in einem Coffer ſeines Schuppens verſchloſſen. In der Nacht richtet ſich der Steuermann nach den Sternen, und nur bei bedecktem Himmel ſchickt er, um ſich Raths zu erholen, nach dem vernachläſſigten Inſtrument. Das Tauwerk der Schiffe iſt ſtets in dem elendeſten Zuſtand, und doch, trotz dieſes Mangels, iſt die Mannſchaft nicht ungeſchickt in den Manövres, und weiß ſich bei Verlegenheit auf unerwartete Art zu helfen. Dieſe Seeleute haben einen Inſtinct für ihr Handwerk; eine vollendete Praxis läßt ſie die Wechſelfälle der Schifffahrt vorherſehen, und ihre Sorgloſigkeit geht bis zum Leichtſinn.

Türkſchi - Billmeß.

(Fortſetzung.)

Der Weg von Konfuda in das Innere des Aſſir führt durch das Gebiet des Scheichs von Ramdſcha. Er iſt beſtändig mit den Aſſir gegen die Türken im Bunde, und als einer der mächtigſten arabiſchen Fürſten des mittlern Arabiens kann er im Falle der Noth gegen 20,000 Bewaffnete ſtellen. Unter dieſen muß man ſich jedoch nicht Soldaten vorſtellen, wie man ſie in Europa gewohnt iſt zu ſehen. Es ſind regelloſe Haufen ohne die entfernteſte kriegeriſche Ordnung noch Zuſammen ang. Es iſt eine Art Landwehr, die zwar einem Oberbefehlshaber gehorcht, aber unter ſich wieder in ſo viele Theile zerfällt, als es Ortſchaften gibt, die die Mannſchaft ſtellen. An Disciplin iſt nicht zu denken, und der Gehorſam hat ebenfalls ſeine ſehr engen Gränzen. Fällt es Jemanden ein nach Hauſe zurückzukehren, ſo thut er es; von wirklicher Beſtrafung iſt deßhalb nicht die Rede. Das Einzige, was in ſolchem Fall ein Chef thun kann, iſt, ſeinen Aerger zu verheimlichen und ihm bei Gelegenheit Luft zu machen. Da ſich dieſe ſpäterhin immer findet, der Mächtige ſie auch herbeizuführen verſteht und es ihm an Willen dazu niemals mangelt, ſo iſt die Furcht davor das einzige Band, das dieſe Stämme unter ſich vereint. Daß dieſes Band nur ſehr ſchwach ſeyn kann, läßt ſich denken; Intriguen und Beſtechungen zerreißen es ſehr leicht, und dieß iſt der Grund, warum ſich die Türken, trotz ihrer geringen Macht, noch immer in Arabien halten konnten. Der Scheich von Ramdſcha ſtand an der Spitze einer Menge ſolcher verbündeten Ortſchaften, bei der Annäherung des Türkſchi-Billmeß ſchickte er ſogleich Couriere durch das ganze Land, die Bevölkerung zu den Waffen zu rufen. Es war jedoch ſchon zu ſpät, denn ehe ſich Alles zuſammenfand, erſchien Türkſchi-Billmeß vor den Päſſen. Ohne langes Beſinnen wurden ſie angegriffen und forcirt. Die Stadt Ramdſcha ſelbſt fiel hierauf den Angreifern in die Hände, und ward bis auf das letzte Gerſtenkorn ausgeplündert. Dieſe Nachricht verbreitete Furcht und Schrecken in Aſſir. Einem ſolchen Feinde glaubt man nicht widerſtehen zu können, und nahm daher die Geſandtſchaft und die Anträge von Türkſchi-Billmeß mit Achtung auf. Der Scheich Aid in Perſon, von einer Anzahl Bewaffneter begleitet, ging dem ſtürmenden Haufen entgegen.

An dem Ausgang eines Paſſes, da wo die Gebirge zurücktreten und einer Ebene Platz machen, begegnete man ſich. Türkſchi-Billmeß, der noch nicht wußte, in welcher Abſicht Aid ſelbſt kam, ordnete ſein Heer zum Kampf, als eine Deputation erſchien und ſagte: „der Scheich Aid ſey gekommen, einen Hammel mit ihm zu verzehren." Dieß iſt unter den arabiſchen Stämmen das Zeichen des Friedens, eine Sitte, die ſeinen Urſprung in den Geſetzen der arabiſchen Gaſtfreundſchaft hat. In der Wüſte, wo das Fleiſch eine große Seltenheit iſt, ſagt man: „ich will Brod und Salz mit dir eſſen," und Niemand würde es wagen, durch Verweigerung eines ſolchen Antrags gegen die Heiligkeit eines ſolch alt herkömmlichen Gebrauchs arabiſcher Sitte zu verſtoßen. Türkſchi-Billmeß ging alſo dem Aid entgegen. Auf einem Teppich ſetzte man ſich nieder und begann nach gehaltenem Mahl die Unterhandlungen. Nach beinahe ſechsſtündigen Berathungen, wobei der größte Theil der Zeit mit den unendlichen Cerimonien der arabiſchen Gaſtfreundſchaft verbracht ward, kam man endlich zu gegenſeitigen Bedingungen überein. Der Armee des Türkſchi-Billmeß ſollten alle nöthigen Nahrungsmittel geliefert werden, wogegen ſie, ſich aller Plünderungen enthaltend, in ſchnellen Märſchen das Land durchziehen müſſe. Sehr zufrieden mit dieſen Bedingungen erhoben ſich beide Theile, und Aid, theils um größeres Zutrauen einzuflößen, theils das Betragen der Türken in der Nähe zu beobachten, erbot ſich den Zug bis zur ſüdlichen Gränze ſelbſt zu begleiten. Der Antrag ward angenommen, und ſogleich ſetzte man ſich in Marſch. Nach einigen Tagen war das Gebirge durchzogen, Aid entfernte ſich und Türkſchi-Billmeß betrat jetzt das geſegnetſte Land Arabiens, den Yemen, dem man nicht mit Unrecht den Namen Arabia felix gegeben hat.

Die Araber nennen das ganze ſüdliche Arabien Bar-el-Yemen im Gegenſatz von Bar-el-Scham. Dieſe Benennung erhielt es, wie Volney ſehr richtig ſagt, in den älteſten Zeiten, wahrſcheinlich von den Sabäern, dieſen berühmteſten, älteſten Sonnenanbetern. Ihre Hauptſtadt lag ungefähr in der Mitte Arabiens. Verrichteten ſie alſo ihr Gebet an die Sonne bei dem Aufgang derſelben, ſo lag ihnen der ſüdliche Theil Arabiens zur Rechten und der Nördliche zur Linken, daher theilten ſie die ganze Halbinſel in das Land zur Rechten oder Bar-el-Yemen und in das Land zur Linken oder Bar-el-Scham. Dieſe Eintheilung exiſtirt noch heutzutage unter den Arabern, daher begreifen ſie unter dem allgemeinen Namen Bar-el-Scham nicht nur Syrien, was vorzugsweiſe el-Scham heißt, ſondern den ganzen Norden Arabiens, dem die europäiſchen Geographen die Namen Arabia petraea und Arabia deſerta geben, eine Ein-

Digitized by Google

theilung, die den Arabern völlig unbekannt iſt. Wollen die Araber dieſe einzelnen Theile näher beſtimmen, ſo nennen ſie die Namen der großen Provinzen wie: Hedſchas, Nedſchd, Lachſa u. ſ. w., oder ſie führen links die Ortſchaften und die Stämme an.

Der erſte Stamm, auf den Türkſchi-Billmeß ſtieß, waren die Jam-Araber. Sie wohnen ſüdlich von Aſſir und gränzen an das Gebiet des Scherifs von Abu-Arifch. Als ein ſehr ſtreitbarer Volksſtamm ſind ſie im ganzen ſüdlichen Arabien gekannt und gefürchtet, und verdingen ſich öfters bataillons- oder vielmehr haufenweiſe an ehrſüchtige Scheichs, die zu Macht und Herrſchaft gelangen wollen. Sie fechten nur zu Fuß. Reiterei iſt ihnen, wie überhaupt den an der Weſtküſte wohnenden arabiſchen Gebirgsvölkern, gänzlich unbekannt. Ihre Waffen ſind ein Luntengewehr und die furchtbare Jembie, ein langes, zweiſchneidiges, gekrümmtes Meſſer, deren Klingen vielleicht die beſten der Welt ſind. Ein einziger Hieb iſt hinreichend einen Mann mitten durchzuſchneiden. Die Genügſamkeit dieſes Volks überſteigt alle Begriffe. Eine kleine mit Durra, oder türkiſchem Mais, angefüllte Büchſe, die ſie um die Schulter hängen, enthält ihren Proviant auf acht Tage. Ungeachtet der glühenden Hitze in ihren nackten, kahlen Gebirgen, die einem Europäer tödtlich ſeyn würde, trinken ſie öfters zwei bis drei Tage keinen Tropfen Waſſer, und ſind dabei in beſtändiger Bewegung. Ihre Gewandtheit, mit bloßen Füßen die nackten, von der Sonne geglühten Felſen zu erklimmen, ſteile Abhänge hinab zu rutſchen und ſich zwiſchen den Klippen hindurch zu winden, ſteigt ins Unglaubliche. Der geübteſte europäiſche Bergſteiger würde weit von einem Jam-Araber zurück gelaſſen werden.

Dieß war das Volk, auf das Türkſchi-Billmeß jetzt ſtieß. Der Ruf ſeiner Annäherung hatte das Land unter die Waffen gebracht. Nicht an die Ueberlegenheit der Cavallerie in der Ebene glaubend, hatte man ſich auf dem Plateau beim Dorfe Suk-el-Karn verſammelt und erwartete den Feind. Was voraus zu ſehen war, geſchah; in einem Augenblick waren die Reihen des Fußvolks überritten, und was ſich nicht in ſchneller Flucht in die Gebirge rettete, kam unter den Lanzen der Magrebis oder unter dem Yatagan der Arnauten um. Dieß war der einzige Vortheil, den die Sieger hatten, denn zu plündern war in dieſem armen Lande nichts zu finden. Man eilte daher es zu verlaſſen und das Gebiet des Scherifs von Abu-Arifch zu betreten. Dieſer, einer von den zahlloſen Nachkommen Mohammeds, daher ſein Titel Scherif, beſitzt außer dem Gebiet der Stadt Abu-Arifch, den Küſtenort Dſchefan, und da er den Handel mit den umwohnenden Gebirksvölkern in ſeiner Hand hat, ſteht er in dem Ruf, der reichſte Mann des Yemen nach dem Imam von Sana zu ſeyn. Auf ihn ſtürzte ſich alſo Türkſchi-Billmeß. Die Niederlage der Jam hatte die Einwohner mit Schrecken erfüllt. Alles flüchtete ſich vor den wilden türkiſchen und afrikaniſchen Horden, und überließ ihnen Abu-Arifch ſowohl als Dſchefan zur Plünderung. Die Beute war geringer, als man vermuthete, da der Scherif mit ſeiner Perſon den größten Theil ſeiner Schätze eingeſchifft und auf einer wüſten Inſel im rothen Meere verborgen hatte.

Von Abu-Arifch weiter ſüdlich marſchirend, betrat Türkſchi-Billmeß das Gebiet des Imams von Sana. Dieſer iſt der mächtigſte Fürſt des Yemen. Sein Land iſt das eigentliche glückliche Arabien; es bringt Alles im größten Ueberfluß hervor, die Früchte gedeihen hier auf das herrlichſte und beinahe ohne alle Cultur. Hier iſt das Vaterland der arabiſchen Specereien und des duftenden Mokka-Kaffee's. Die wohlriechende Aloe ſteht neben der köſtlichen Ananas, und der Weinſtock umrankt die Palme ſowohl als den Orangen- und den Birnbaum. Große Schätze hat der Handel in dieſes Land geführt, das vielleicht das glücklichſte der Welt iſt. Der Menſch ſelbſt trägt das Gepräge der wundervollen Natur; es ſcheint, als ob ſie ſich hier erſchöpft hätte in Erſchaffung ausgezeichnet ſchöner Formen. Vielleicht nirgends als hier würde ein Bildhauer oder ein Maler ſo viele Modelle wirklich vollkommener Schönheiten finden, und hier erſt begreift man, daß die Meiſterwerke eines Praxiteles oder eines Phidias nicht aus der Phantaſie entnommen, ſondern Copien nach der Natur waren. Auch in geiſtiger Hinſicht ſtehen die Bewohner des Yemen über den andern Arabern. Religiöſen Fanatismus und ſpeculirende Habſucht, durch die ſich die Araber des Hedſchas auszeichnen, kennt man durchaus nicht in Yemen.

Wohl in keinem Lande der Welt drängen ſich ſo viele Religionen auf Einem Punkt zuſammen als hier; Chriſten, obwohl in geringer Anzahl, Juden, Mohammedaner, Parſen oder Sonnenanbeter, Banianen oder Kuh-anbeter, Hindus der verſchiedenartigſten Secten, Kiſelbaſchi, die einer Art St. Simonianismus fröhnen, die Gemeinſchaft der Weiber practiciren und von einer alten chaldäiſchen Secte abſtammen, deren Weiber, wie es namentlich in Babylon der Fall war, ſich in den Tempeln proſtituirten, was heutzutage noch unter den Kiſelbaſchi geſchieht, — alle dieſe Religionen leben auf die friedlichſte Weiſe neben einander, ohne ſich in ihren Andachtsübungen zu ſtören. Namentlich iſt dieſe Toleranz in Mokka, einem kleinen Ort von ungefähr 4000 Einwohnern, auffallend, wo die Moslems zuweilen ſogar ihre Moſcheen den Banianen bei Gelegenheit ihrer großen Feſte borgen, wo alsdann Kühe mit reich verzierten Hörnern darin umher proceſſirt und die innern Räume des Tempels ſogar mit dem geheiligten Urin dieſer Thiere beſprengt werden. Leidenſchaftlicher als die Religion, lieben die Bewohner des glücklichen Arabiens die Poeſie. Nicht nur verſammelt man ſich in großen Haufen ſogleich nach Untergang der Sonne um einzelne Poeten oder Erzähler, um ihnen mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zuzuhören, ſondern man ſieht auch häufig ſich bei ſolchen Gelegenheiten aus dem dichteſten Gedränge Improviſatoren erheben, die dann mit Begeiſterung die Heldenthaten eines kühnen Scheich oder die ſchwarzen Augen ihrer Geliebten, ſchön wie die der Gazelle, beſingen. Iſt die Improviſation zur Zufriedenheit der Zuhörer ausgefallen, ſo erhält er ein Stück Kat, Zweige einer beſondern Weidenart, deren Blätter mit großer Begierde gekaut werden, oder er ſetzt ſich im entgegengeſetzten Fall ruhig nieder, und der Erzähler verfolgt den Faden ſeiner Erzählung. Zuweilen ſtehen plötzlich zwei Improviſatoren auf, und ſuchen ſich im Wechſelgeſang an Scharfſinn und Witz oder in treffender Wahl der Bilder zu überbieten. Der Sieger

Digitized by Google

wird mit einer schönen, wohlriechenden, weißen Blume geschmückt, die er so lange am Turban trägt, bis er einem andern in diesem interessanten Kampfe unterliegt.

(Fortsetzung folgt.)

Kurgane am Choper.

(Aus dem russischen Journal des Ministeriums des Innern. Januar 1838.)

Längs dem bekannten Choperfluß, von dessen Quelle bis zur Stadt Borissoglebsk, auf einer Strecke von etwa 500 Werften, befinden sich auf den hohen, längs dem Flusse hinlaufenden Hügeln eine Menge Kurgane oder Erdaufwürfe von Menschenhand. Ihre Zahl geht in die Hunderte. Einige derselben sind sehr groß und hoch, wie z. B. einer nicht weit von der Stadt Balaschew, andere sind zerstört, aber an viele hat noch keine Menschenhand gerührt. An einem Orte stehen sie einzeln, an andern mehr beisammen in nur geringer Entfernung von einander. Dieß sind Denkmäler des Aufenthalts der Tataren in diesen Gegenden, welche in früherer Zeit reich waren an allen Geschenken der Natur. Es wäre indeß vermuthlich überflüssig, genauere Nachforschungen anzustellen, da sie gewiß keine besondere Ausbeute gewähren würden.

Obercanada.

(Schluß.)

Wölfe sind sehr zahlreich, und für Schafe und junges Vieh äußerst verderblich. Die Erzählungen, daß sie Reisende angegriffen hätten, sind meist Lügen, nur im Winter, wenn Hunger und die Kälte sie plagt, sind sie sehr gefährlich. Eine Prämie von 8 Dollars ist auf einen Kopf gesetzt. Sie gleichen in Gestalt dem Fuchse, sind aber viel größer, und haben längere Beine; ihre Farbe ist ein schmutziges Weiß oder Gelb mit Schwarz gemischt, wenige Hunde wagen sie anzugreifen. Man hört sie häufig heulen, und der Lärm, den sie machen, ist sehr unangenehm, namentlich in der Nacht. Die wilde Katze gleicht der Hauskatze sehr, nur ist der Schweif nicht über zwei Zoll lang und schwarz getüpfelt, ebenso auch die Ohren. Sie ist von derselben Farbe wie der Wolf, und scheint fast eben so groß und stark, nur daß sie kürzere Beine hat; sie klimmt mit Leichtigkeit auf die Spitzen der höchsten Bäume, soll sehr wild seyn, und tödtet Schafe und andere Hausthiere. Ich sah nie eine lebendig, obwohl ich ihre Spuren häufig in den Wäldern sah, und mehrere in der Nachbarschaft getödtet wurden. Auch Bären sind zahlreich. Sie leben meistens von Nüssen und Wurzeln, richten manchmal in den Maisfeldern große Verheerungen an, spazieren aber auch, wenn die Gelegenheit sich ergibt, mit einem Schwein, einem Schaf oder Kalb davon. Wenn man sie mit Hunden jagt, wenden sie sich häufig um zum Kampfe, aber die Hunde wagen sich selten an sie heran. Wir haben auch Biber, Waschbären (Racoon), Marder und dergleichen. Unsere Wälder sind reich an Rehen, Hasen, Rebhühnern, Tauben und einer großen Mannichfaltigkeit von Enten; hier im westlichen Districte haben wir wilde Truthühner und Wachteln; unsere Flüsse und Seen sind eben so reichlich mit Fischen versehen, und viele tausend Fässer voll werden jährlich im St. Clair gefangen.

Auch an Reptilien fehlt es nicht in Canada. Ringelnattern sind zahlreich, aber ganz unschädlich. Wasserschlangen gibt es in allen unsern Flüssen und Seen; sie sind schwarz mit großen braunen Flecken; die größte, die ich je sah, war 4 Fuß lang, und so dick als das Handgelenk. Man glaubt allgemein, sie seyen unschädlich, aber ein alter Indianer versicherte mich, sie seyen sehr giftig. Es gibt noch mehrere andere Arten von Schlangen, die aber meist unschädlich sind; am meisten Aufmerksamkeit verdienen die Klapperschlangen, deren es zwei Arten gibt; sie finden sich größtentheils im londoner und im westlichen District, im Niagara-District und den anstoßenden Gegenden; die großen Klapperschlangen finden sich gewöhnlich in Bergen und Felsen oder auf sandigem Boden. Ich sah nie eine dieser Art, aber beide sind sehr gefährlich. Die kleinen Klapperschlangen oder Missasanges, wie man sie manchmal nennt, finden sich auf Prairien, Wiesen und nassem Marschlande, gleichen in ihrem Aussehen den Wasserschlangen, sind selten über 5½ Fuß lang, und zum Theil so dick wie ein Mannesarm. Die Indianer haben ein wirksames Mittel gegen den Biß dieser Schlange, und kümmern sich so wenig um sie, daß sie selten anhalten, um sie zu tödten. Ein glaubwürdiger Mann, der im Departement der indianischen Angelegenheiten angestellt ist, erzählte mir, er habe einen betrunkenen Indianer gesehen, der mit seinen nackten Füßen auf eine solche Schlange trat; die Schlange biß ihn in eine seiner Zehen, worauf er den andern Fuß auf den Schweif der Schlange setzte, mit der verwundeten Zehe gegen ihren Kopf stieß, und sie reizte, ihn noch einmal zu beißen; hierauf sammelte er einige Kräuter, legte sie auf die Wunde und fühlte keine üblen Folgen. Einige von den Kräutern, deren sich die Indianer zur Heilung bedienen, wurden mir gezeigt: das eine ist der gewöhnliche Mangold, ein anderes wächst wild, in England sowohl als hier in Canada, und gleicht einigermaßen dem Rheinfarrn: ich glaube es ist Schafgarbe; die andern Kräuter sind, glaube ich, diesem Land eigenthümlich, und jedes derselben führt, wenn man es zerquetscht und auf die Wunde legt, eine schnelle Heilung herbei. Noch gibt es eine gefährliche Schlangenart, der Kupferkopf genannt, sie ist aber von den Schlangen verschieden, die man in andern Theilen Amerika's unter diesem Namen kennt; man trifft sie hie und da an den Flüssen St. Clair und Themse. Noch eine Art, welche Aufmerksamkeit verdient, sind die blasenden Ottern, welche in Größe und Farbe den kleinern Klapperschlangen gleichen; wenn sie zornig sind, schwillt ihr Kopf an, sie heben ihn hoch auf und machen ein zischendes Geräusch. Ich glaube nicht, daß sie gefährlich sind, obwohl Einige behaupten, ihr Athem sey äußerst giftig.

Man erzählt auch wunderbare Geschichten von Reisnattern, und andern, die ich niemals sah, ich glaube aber nicht, daß man diesen Erzählungen sonderliches Zutrauen schenken darf, denn die Naturgeschichte ist noch so wenig untersucht, als die natürlichen Erzeugnisse des Landes, die zum Theil den ältesten Einwohnern unbekannt sind; so werden zum Beispiel eine Menge Thiere nach ihren Farben genannt, oder nach einigen besondern Eigenschaften, die sie besitzen, wie das schwarze Eichhörnchen, der rothe Vogel und die grüne Schlange.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 33** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Drei ungarische Volkslieder. — Der himmelblaue Domino.** (Fortsetzung.) **— Balzac. — Das mit einer Uhr spielende Kind. Von Mrs. Asgood.**

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande hingegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht haben, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 105.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

15 April 1838.

Payta.

(Aus Scarlett's South-America and the Pacific.)

Das Dorf Payta, denn man kann es kaum eine Stadt nennen, iſt von größerer Wichtigkeit, als ſein elendes Ausſehen anzuzeigen ſcheint. Die Bay, an welcher es gebaut iſt, iſt der einzige ſichere Ankerplatz in dieſem Theil der Küſte, und die Stadt dient als Ausfuhrort des Handels des nördlichen Peru's, und namentlich von Piura, der erſten von Pizarro nach der Eroberung erbauten Stadt, welche 30 (engl.) Meilen landeinwärts liegt. Trotz mancher Nachtheile hat der Ort einen bedeutenden Ruf als Handelsplatz, und jeden Tag kommen Schiffe, namentlich nordamerikaniſche Wallfiſchfänger, hieher, um Lebensmittel einzunehmen. Die Stadt liegt 5° 6′ S. B., und das Klima iſt deßhalb ausnehmend heiß; die Anden ſind nicht ſehr nahe, und können darum Payta nicht den Wolkenſchatten geben, der gleich einem Baldachin Lima überbreitet. Seit zwei Jahren hat es hier nicht geregnet, und auf 6 Leguas von der Stadt iſt kein Bach und keine Quelle friſchen Waſſers. Kein Blatt, kein Halm wächst in der Nähe von Payta. Lebensmittel und Waſſer müſſen aus dem Innern nach der Stadt gebracht werden: Maulthiere, beladen mit Waſſerfäſſern, Gemüſe und Fleiſch, kommen regelmäßig jeden Morgen in genügender Menge herein, und die Preiſe der beiden letztern Gegenſtände ſind mäßig. Die Thiere erhalten ſelten Waſſer, als bis ſie an den 6 Leguas vom Hafen entfernten Fluß zurückkehren, und werden gewöhnlich noch in derſelben Nacht zurückgetrieben. In der ganzen Umgegend der Stadt weiß man von keiner Schlange, und außer den Muskitos und der gewöhnlichen Fliege auch von keinem Inſect. Die Hunde der Stadt wandern oft während der großen Hitze in Schaaren nach dem Fluß, um dort zu trinken. Waſſer iſt natürlicherweiſe eine koſtbare Waare und die Einwohner ſagen gewöhnlich, es ſey wohlfeiler, Wein zu trinken.

Das Klima iſt nicht ſo drückend, als man bei der Nähe am Aequator vermuthen ſollte, und es gilt für das beſte in Peru; die größten Nachtheile ſind der Mangel an Waſſer und der unfruchtbare Boden, der aus einem hellfarbigen Sand beſteht und deſſen Reflex Augenſchmerzen verurſacht. Die Stadt ſoll indeß zum großen Schaden eines hier ſich aufhaltenden ſchottiſchen Arztes, der faſt keine Praxis habe, ausgezeichnet geſund ſeyn. Es ſind zwei oder drei wohlhabende fremde Kaufleute hier, die ſich hauptſächlich mit dem Baumwollenhandel abgeben, und große Maſſen dieſer Waare, welche hier in vortrefflicher Qualität zu finden iſt, werden nach England verſchifft. Im J. 1835 gingen von Payta nach Europa über 2 Millionen Pfund Baumwolle. Die Stadt iſt wiederum, wie früher, das Depot des Handels von Nord-Peru.

Vor der Trennung von Spanien beſtand ein bedeutender Handel über Land von der atlantiſchen Küſte nach dem ſtillen Meere, und die mit Waaren und Gold befrachteten Schiffe von und nach Lima legten ſtets bei Payta an, um Waſſer und Lebensmittel einzunehmen. Hier landeten auch ſtets die Vicekönige, um zu Lande nach Lima zu gehen, was eine Reiſe von 14 Tagen iſt. Der Reichthum der Stadt lockte oft die Raubſucht der engliſchen Seeleute, und Payta wurde nebſt mehrern andern von Lord Anſon geplündert und verbrannt. Ehe die Schifffahrt ihre jetzige Vollkommenheit erhalten hatte, war eine Reiſe von Payta und Panama nach Lima und Valparaiſo äußerſt ſchwierig und langwierig; ſechs Monate war gar keine ungewöhnliche Zeit für eine Fahrt von Panama nach Lima, jetzt wird ſie in 5 bis 6 Wochen und oft in noch kürzerer Zeit zurückgelegt. Die Winde und Strömungen in der Nähe der Küſte verzögern die Fahrt ungemein, weßhalb man jetzt mehr auf die hohe See hinaus fährt, um weiter gegen Weſten einen günſtigern Wind zu ſuchen.

Mit Ausnahme einer geringen Zahl Europäer und ſpaniſchen Creolen, welche den Handel führen und die Geſellſchaft des Orts bilden, beſteht die Bevölkerung aus Indiern. Einige der bedeutendſten Häuſer ſind aus Bambusſtäben oder Rohr gebaut, und mit rohen Lederſtreifen durchflochten, ſo daß ich mich kaum ſicher fühlte, wenn ich etwas hart im Zimmer auftrat. Dieſe Käfige, denn ſie ſind nichts weiter, ſind oft innen und außen mit Lehm überzogen und weiß angeſtrichen. Die gewöhnliche Indierhütte zu Payta iſt ein wahrer Vogelkäfig, durch den ein Neugieriger Alles, was innen vorgeht, betrachten kann.

Der Anblick des Landes in der Nähe von Payta iſt dürr und öde, und bietet auch nicht das mindeſte Anziehende dar,

Digitized by Google

außer für den Geologen, der glücklicherweise auch an den rauhesten Werken der Natur noch ein Vergnügen findet. Ich bin in der Nachbarschaft umhergeschleudert, und überall zeigte der Boden die Spuren seiner Entstehung aus frühern vulcanischen Ausbrüchen; Hügel von Sand, Felsen und weite Krater in tiefen Thälern sieht man in allen Richtungen; Schluchten, in denen augenscheinlich einst Wasser nach dem Meere floß, sind gleichfalls häufig; aber Revolutionen früherer Zeit müssen die Richtung dieser Gewässer geändert oder die Quellen aufgetrocknet haben, da auch keine Sage vorhanden ist, daß man jemals auf 6 Leguas in der Runde etwas von Wasser gesehen oder gehört habe. Die zahlreichen Erdbeben machen es auch sehr wahrscheinlich, daß durch irgend eine heftige Erderschütterung das Niveau verändert und der Lauf der Gewässer von Payta abgewendet worden sey.

Türkschi - Billmeß.

(Fortsetzung.)

Dieses schöne Land wird in das Tehama oder die Ebene und in den Dschebbel oder die Berge eingetheilt. Das Tehama erstreckt sich längs der Küste, hat eine sehr geringe Breite und ist im Ganzen sehr schwach bevölkert. Hierher warf sich Türkschi-Billmeß mit seiner Cavallerie. Zuerst fiel ihm die Stadt Loheia in die Hände. Dieß ist ein kleiner, unbedeutender, seit Niebuhrs berühmter Reise sehr herunter gekommener Ort. Der Reichthum desselben befindet sich, so wie sein Handel, in den Händen der Banianen. Dieß sind bekanntlich Hindus von der Kaste der Kaufleute. Es sind sehr friedfertige, stille, furchtsame Menschen, die sich im Handel sowohl durch ihre Ausdauer und Resignation als durch ihre große, unbescholtene Rechtlichkeit auszeichnen. Sie leben in Arabien ohne Weiber, stehen mit einander in der engsten Verbindung, und haben sich auf diese Weise beinahe allein in den Besitz des Handels gesetzt. Dieß waren Leute für die heranstürmenden wilden Horden. Die Stadt, obgleich von einigen Soldaten des Imam von Yemen besetzt, wagte keinen Widerstand zu thun, und fiel ohne Schwertstreich in die Hände des Feindes. Wie alle übrigen Städte ward sie der Plünderung unterworfen. Die Schätze, die man den arabischen Einwohnern entriß, waren nicht bedeutend, dagegen belief sich das, was die Banianen, nur um ihr Leben zu erhalten, zahlen mußten, auf etwa 20,000 Thaler. Außerdem zwang man sie, alle indischen und chinesischen Stoffe, namentlich seidene Zeuge und Shawls dem Türkschi-Billmeß und Ibrahim Aga zum Geschenk zu machen — Geschenke, die sich gleich darauf in den Händen der mitziehenden Freudenmädchen befanden.

Die von Loheia zunächst südlich gelegene Stadt ist Hodeida. Sie ist größer als Loheia und treibt, seitdem sich Mohammed Ali in den Besitz der Yemenküste gesetzt, und dort ein Centralmagazin errichtet hat, den bedeutendsten Handel an dieser Küste. Eine unbedeutende Citadelle umschließt in der Nähe der Stadt die einzigen wasserhaltigen Cisternen, so daß der, der die Stadt in seine Gewalt bringen will, erst diese Cisternen erobern muß. Einige Kanonenschüsse hätten hingereicht die Plünderungsarmee zu verscheuchen, allein der Schrecken war ihr vorangegangen und lähmte alle kräftigen Entschlüsse. Die unmächtige Besatzung lief davon und überließ dem beutelustigen Feind die Cisternen sowohl als die Stadt. Plünderung und alle ihr beigesellten Gräuel waren die Folgen dieser Feigheit. Die reichsten Einwohner der Stadt wurden als Autoritäten eingesetzt, und mußten diese Ehre mit bedeutenden Summen erkaufen. Von Hodeida führt der Weg nach Mokka über die Städte Bet-el-Fakih (Haus des Gelehrten) und Zebith. Die erstere war früher das Depot des Yemen-Kaffee und hatte sich durch diesen Handel bedeutende Schätze erworben; aber seitdem der Handel sich ganz nach Mokka und von dort nach Hodeida gezogen hat, ist sie sehr herunter gekommen und bot daher dem Türkschi-Billmeß sehr wenig zur Plünderung dar. Jedoch ließ man das Wenige, was sich fand, nicht liegen und zerstörte das Uebrige. In Zebith hätte man sich vertheidigen können, da diese Stadt der einzige einigermaßen befestigte Ort des Yemen ist. Eine doppelte Mauer, von Thürmen flankirt, reicht vollkommen hin, einem nur mit Gewehr und Säbel bewaffneten Feind den Eingang zu verbieten. Jedoch auch hier verließ die Besatzung den ihr anvertrauten Posten, und Zebith ward rein ausgeplündert, wie alle übrigen in Türkschi-Billmeß's Hände gefallenen Städte.

Das unerhörte Glück, der überall verbreitete Schrecken und die bedeutenden Summen, die man nach und nach zusammengestohlen hatte, brachten hier die Anführer dieser Plünderungshorden auf die Idee, erst nach Sana und von dort nach Mokka zu gehen. Sana, die Hauptstadt des Yemen, Sitz des Imam, steht als eine bedeutende, volkreiche, ungefähr 40,000 Einwohner zählende Stadt, in ganz Arabien in dem höchsten Ansehen. Nur allein Mekka räumt man, wegen der Kaaba, den Vorzug ein; sonst aber gesteht man, daß die Verwirklichung des Paradieses Mohammeds auf dieser Erde nur allein Sana seyn kann. In einer herrlichen Gebirgsgegend, an einem fließenden Wasser, eine kostbare Seltenheit in Arabien, gelegen und mit zahlreichen Gärten umgeben, hat sie das angenehmste, mildeste Klima, das sich vielleicht nur mit dem von Quito vergleichen ließe. Hier befindet sich das Entrepot des Binnenhandels Arabiens, und dieser sowohl als die außerordentliche Toleranz, so wie die milden Sitten der Einwohner, haben eine Menge reiche Leute der verschiedenartigsten Nationen und Religionen des Orients hieher gezogen, um hier ihr Leben in Ruhe und Jeder auf seine eigenthümliche Weise zu vollbringen. Es scheint, als schwebe ein freundlicher Genius über der Stadt und verscheuche die Schwärmerei und den wilden blutigen Fanatismus, der nichts erstrebt, als die Welt zu entvölkern und den Rest von Dummköpfen unter die Herrschaft von finstern, blinden Glaubensdogmen zu bringen. Auch in politischer Hinsicht findet kein Druck statt. Einige angesehene Scheichs stehen dem Imam zur Seite, der nichts thut, seine Unterthanen gegen sich aufzubringen. Seine bedeutenden Revenüen bestehen in dem Ertrag seiner großen Besitzungen und in dem sehr mäßigen Zoll, der auf die Einfuhrartikel

Digitized by Google

gelegt ist. Er hält einige tausend Mann Soldaten, meistens Jam-Araber oder aus dem Haschid-u-Bekil, einer Provinz des Yemen, nordöstlich vom Gebiet des Imams von Sana, deren Einwohner in großem Ruf der Tapferkeit und Treue stehen.

In Erwartung bedeutender Schätze wollte daher Türkschi-Billmeß der Stadt Sana einen Besuch machen. Der Weg von Zebith dahin, obgleich nur fünf Tagreisen lang, führt jedoch mitten durch das hohe Gebirge, dessen zahlreiche Bevölkerung einen tapfern Widerstand erwarten ließ. Dieser Umstand sowohl als der Widerwillen der Soldaten, sich in Gefahren zu stürzen, wo sie ihren Raub verlieren könnten, änderte seinen Entschluß, und bewog ihn auf dem geraden Weg nach Mokka aufzubrechen.

Mokka, diese durch den vortrefflichen Kaffee so berühmte Stadt, obgleich er keineswegs in ihrer Umgegend wächst, liegt unter dem 13° 19′ der Breite, ein wenig nördlich von der gefährlichen Pforte der Trauer, Bab-el-Mandeb. Der Kaffeehandel hatte die aus vielen Nationen zusammengesetzten Einwohner sehr reich gemacht. Die Stadt gehorchte einem, vom Imam von Sana eingesetzten Gouverneur, den man Dola nennt, der jedoch mit Ausnahme eines jährlichen Tributs vollkommen unabhängig regiert. Einige elende Soldaten bewachten die Festungswerke, d. h. die mit Thürmen versehene Mauern der Stadt, die jedoch in solchem desperaten Zustande sind, daß, trotz der Ausbesserungen, die man darin seitdem vornahm, ein Theil derselben bei einem heftigen Gewitterregen einstürzte, als der Verfasser sich im Jahre 1836 einige Monate in Mokka aufhielt. An Vertheidigung war daher bei der Annäherung von Türkschi-Billmeß nicht zu denken. Wie ein verheerender Gebirgsstrom stürzte er sich mit seinen Horden auf diese unglückliche Stadt, deren Reichthum durch den Ruf auf das Ungemessenste vergrößert, und daher von ihnen als das eigentlich gelobte Land betrachtet ward. Obgleich man nicht die Stadt einer gänzlichen Plünderung, sondern nur einer starken Contribution unterwarf, so waren die erpreßten Summen doch immer bedeutend genug um eine Idee von dem Wohlstand Mokka's zu geben. Man versichert in Mokka selbst, daß sich diese Contribution auf etwa 100,000 Maria-Theresien-Thaler belaufen habe, eine sehr ansehnliche Summe für eine kleine Stadt von höchstens 4000 Einwohnern.

Jetzt war Türkschi-Billmeß beinahe bis auf den südlichsten Punkt Arabiens vorgedrungen. In der südlich gelegeneren Provinz Hadramaut war nichts zu plündern, und sie zu durchziehen, um nach dem persischen Meerbusen zu kommen, war zu gewagt, theils wegen der kriegerischen Bevölkerung, theils wegen des Wassermangels, als daß er an eine solche Untersuchung hätte denken können. Ueberdem ist an dem persischen Meerbusen nichts zu gewinnen; die Küstenbewohner sind ein armes Fischervolk, und die einzige Macht, die sich dort findet, die des Imam von Maskat, ist zu stark und zu compact, als daß ein Anfall von einigen tausend Mann Cavallerie sie über den Haufen zu werfen im Stande wäre. Er war daher in Verlegenheit, was er beginnen solle. Der schnellen Bewegung folgte eine plötzliche Ruhe, und bald zeigte sich Uneinigkeit unter den Agas, die bis dahin nur die gemeinschaftlichen Gefahren und Plünderungslust zusammen gehalten hatten. Die Soldaten lebten dagegen in Herrlichkeit und in Freuden; Tag und Nacht erklang die ägyptische Trommel, Tänzerinnen und Freudenmädchen erfüllten das Lager, und von weit her strömten Speculanten und Bettler zusammen, den Soldaten das Geraubte wieder abzunehmen, oder an ihren Freuden Theil zu nehmen. Dagegen trat die Zwietracht unter den Agas von Tag zu Tage immer stärker hervor; ein Jeder suchte den Andern bei der Theilung der geplünderten Schätze, die sich auf einige Millionen beliefen, zu bevortheilen, Intriguen wegen des alleinigen Besitzes Mokka's erhöhten die Spannung, und schon waren sie auf dem Punkte, die Waffen gegen einander zu ergreifen, als eine plötzlich herannahende Gefahr sie wieder auf einen Augenblick vereinte, sie aber auch in dem darauf folgenden Moment alle zusammen vernichtete.

Die Gebirgsbewohner des Assir, von dem ungemeinen Glück, den Plünderungen und dem wenigen Widerstand, den Türkschi-Billmeß erfuhr, hörend, hatten ebenfalls zu den Waffen gegriffen und, von den Bergen in die Ebene hinabsteigend und sich mit Blitzesschnelle in dem Tehama ausbreitend, erschienen sie plötzlich einige Stunden vor Mokka, ohne daß man die entfernteste Ahnung einer solchen Annäherung hatte. Diese plötzliche Erscheinung verbreitete Furcht und Schrecken. Kein Mensch dachte an Vertheidigung, ein jeder suchte nur seine geraubten Schätze in Sicherheit zu bringen. Das Lager der Cavallerie, in der größtmöglichen Unordnung vor der Stadt aufgeschlagen, ward so schnell überfallen, daß man keine Zeit hatte zu Pferde zu steigen, und ein großer Theil der Magrebis und der Arnauten kam unter der würgenden Jembie um. In der Stadt selbst war die größte Unordnung. Die, welche bis jetzt nichts als Kühnheit und Unerschrockenheit gezeigt, hatten auf einmal den Kopf verloren, und dachten an nichts weniger als an Gegenwehr. Reiterlose Pferde durchliefen die Straßen, die Weiber durchirrten heulend und schreiend die Stadt und stürzten nach dem Hafen zu, um sich in schneller Flucht auf die Schiffe zu retten. Es war der panische Schrecken mit seinem Gefolge von Furcht und Hoffnungslosigkeit.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Nachricht über die Insel Lancerote.

Von M. S. Berthelot.

(Aus dem Echo du Monde Savant 1838. Nr. 7.)

Während ich mich in Gesellschaft meines Reisegefährten und Mitarbeiters, M. Webb, auf der Insel Lancerote befand, entschlossen wir uns, die von dem großen Ausbruche des Jahres 1730 heimgesuchten Districte genauer zu untersuchen.

Ein Gebirgssystem, das sich 52 Meilen lang in der Richtung von Nordost nach Südwest ausdehnt, war durch Erdrevolutionen, welche dieses Land in einer frühern Zeit ganz durcheinanderwarfen, zerrissen. Man sieht jetzt nur noch einige zerstückelte Fragmente der alten Kette, aber trotz der Verwirrung kann man noch jetzt die ursprüngliche Richtung des Gebirgszuges erkennen. Eine Reihenfolge von Anhöhen und Pics, in mehrern Parallel-Linien gelagert, weisen auf diese Verkettung

Digitized by Google

hin. Der Berg „del Fuego" hat 1471 Fuß absolute Höhe, und steht mitten in einer vulcanischen Umgebung. Etwas Aehnliches beobachtete Hr. v. Humboldt auf dem Gipfel der Anden. Auf Lancerote scheinen sich die vulcanischen Linien auf der einen Seite mit den zwei großen Verzweigungen der Famara-Gebirge, deren Richtung sie folgen, auf der andern Seite mit den Hauptcaps, die an die Küste auslaufen, zu verbinden. Von dieser ersten Untersuchung aus kann man Nachstehendes mit Wahrscheinlichkeit folgern:

1. Die Zerstörung, durch welche die Kette von Famara isolirt und die ununterbrochene Linie zerrissen wurde, war das Resultat verschiedener Ausbrüche. Die vulcanische Thätigkeit scheint sich längs einer Spalte von Nordost nach Südwest fortgepflanzt zu haben, in dem Mittelpunkte der großen Axe der Insel, letztere in Beziehung auf die Richtung des Gebirgesystems der Insel genommen.

2. Die Basalte, die unter den Producten der neuern Eruptionen zerstreut sind, sind augenscheinlich Trümmer der zerrissenen Bergkette. Diese zerstreuten Felsen, deren einige sich noch wie große Ruinen über die Lavafelder erheben, haben auch die Aufmerksamkeit des Hrn. v. Buch auf sich gezogen, der ihnen denselben Ursprung zuschrieb.

3. Die Erscheinungen, die sich in unserer Zeit gezeigt haben, beweisen, daß das Erdbeben mehrere Epochen hatte, und daß die Wirkungen immer in derselben Richtung erfolgt sind. Zudem läßt die fortwährende Thätigkeit der vulcanischen Herde an verschiedenen Punkten fürchten, daß der Insel noch neue Ausbrüche bevorstehen.

Wir wollen nun die Ereignisse darstellen, wie sie von dem Pfarrer Euberto während der Ausbrüche von 1730 beobachtet und aufgezeichnet worden sind.

Am 1 September sah man plötzlich in den Umgebungen von la Jeria die Erde unter großem Getöse sich öffnen, und ein schrecklicher Vulcan verschlang den ganzen Bezirk. Einige Tage nachher zeigten sich im Osten der Montana del Fuego in der Linie der von den frühern Ausbrüchen gebildeten Kegel neue Schlünde. Am 18 October spaltete sich der Boden wieder an drei verschiedenen Stellen, aber immer in der nämlichen Richtung. Die Schlacken, die sich um die Krater her anhäuften, brachten Auswürfe hervor, die über 600 Fuß hoch waren; Ströme glühender Massen zerstörten den Flecken Santa Catalina und verwüsteten sein Gebiet. Die tödtlichen Dünste der thätigen Vulcane erstickten das Vieh: in der ganzen Gegend starben Kameele, Ziegen, Schafe und andere Hausthiere fast zu gleicher Zeit. Im folgenden Jahre setzten neue Ausbrüche die Dörfer Rodeos und Tingafa in Brand; Berge versanken, andere erhoben sich mitten aus dem erschütterten Boden. Dann wurde Ruhe, und die Unglücklichen glaubten schon das schreckliche Unglück sey zu Ende, als sich am 4 Junius im Umkreise des alten Herdes drei neue Krater öffneten. Die Insel schien in ihrem tiefsten Grunde zu beben, und die vulcanischen Districte wurden ganz umgekehrt. Am 25 December ergoß sich nach einem Stoße, der alle frühern an Heftigkeit übertraf, ein Lavastrom, der sich zuerst auf den Flecken Jaretas warf, sich bis zu den Umgebungen von la Vaisa ausbreitete, und Alles vernichtete, was ihm in den Weg kam. Zu bemerken ist, daß alle diese verschiedenen Phänomene eine Richtung von Nordost nach Südwest hatte, wie wenn die Insel in dieser Richtung auseinandergerissen würde. Nun verloren die Einwohner der Insel alle Hoffnung, verließen ein Land, das jeden Augenblick verschlungen zu werden drohte, und flüchteten in Masse nach Groß-Canaria. Fünf Jahre hindurch wütheten die Vulcane, und fingen erst im Jahre 1736 an ruhig zu werden. Ihre Thätigkeit wiederholte sich mehreremal auf der Linie der frühern Ausbrüche; Ströme brennender Materien hatten das schöne Thal von Tomera verwüstet, acht Dörfer verschlungen, deren Namen man nur noch auf den alten Karten findet; der Boden war ganz mit Schlacken und Asche auf einem vorher von 14 Weilern eingenommenen Raume bedeckt. So wurde ein Drittheil der Insel Lancerote zerstört, Feuerströme hatten einen ungeheuren Lavasee gebildet, aus dem sich mehrere bei einander stehende Berggruppen wie eben so viele Inselgruppen erhoben. Die unterirdische Feuerösse hatte sich ihrer Stoffe durch ihre Luftlöcher entledigt; anfangs noch flüssig und kochend, stürzte die Lava Abhänge hinunter, riß verkalkte Felsen weit mit sich fort, und häufte sich am Ufer an, wo noch schwarze Klippen die Gränze ihres Laufes bezeichnen; später wurde sie dickflüssiger und langsamer, lief wie ein dicker Schlamm, stieß große Massen vor sich her, häufte sich am Fuß eines Hindernisses an, um es fortzureißen, beugte aus, wenn es nicht gelang, und folgte allen Biegungen des Bodens. Man sieht sie heutzutage noch so, wie sie seit ihrer Erkältung geblieben ist. Hier breitete sich der zerstörende Strom in einer großen Ebene aus; dort dringt er durch den Engpaß zwischen zwei Hügeln, um sich an diesem Theil der Küste auszumünden, welcher davon noch den Namen „Brandfläche" (Playa quemada) hat; höher oben umgränzt er den ganzen Bezirk von San Bartholomé, erzwingt den Durchgang zwischen den Ruinen von Zonzamas und dem Dorfe Tahiche, bedroht Arrecife und geht dann weiter, um sich beim Hafen von Naos zu verlieren. Im Westen ergreift er den kleinen Golf von Janubio, umschließt den Montane del Fuego, und breitet sich auf einem Raume von mehr als zehn geographischen Meilen aus, überallhin Verwüstung und Feuersbrunst tragend.

Wir haben diese vulcanische Gegend durchlaufen, wir haben die Berggipfel erklommen, von denen man sie beherrscht, und von denen noch mehrere rauchen. Die Einbildungskraft schaudert bei dem Anblick dieses großen Unglücks; es ist ein großartiger Anblick, der vielleicht nicht seines gleichen hat. Für den Geologen bietet die Insel Lancerote ein fruchtbares Feld zu Beobachtungen dar, und die gelehrten Betrachtungen von Hrn. v. Buch beweisen dieß zur Genüge. Aber unser berühmter Vorgänger konnte nur einzelne Theile dieses großen vulcanischen Systems sehen; ungeachtet seiner und unserer Nachforschungen bleiben noch große Strecken zu durchlaufen, viele Untersuchungen zu machen.

Diese ungeheure vulcanische Thätigkeit, die mit solcher Heftigkeit sieben Jahre lang die Insel traf, hat natürlich auch ihre Punkte des Stillstandes und der Widerkehr; jetzt aber ist sie viel langsamer und gelinder geworden, und scheint in der letzten Periode zu stehen.

Im Jahre 1824 verwüsteten noch drei Ausbrüche das Land; der erste im Mittelpunkte der Insel, die beiden andern durchbrachen die große Lavadecke von 1730; mehrere Krater spieen Flammenströme aus, die sich ins Meer verloren. Auch diese Ausbrüche hatten die Richtung von Nord nach Süd, und zeigten sich drei Monate durch in mehrfachen Erscheinungen.

Die Vulcane von Lancerote bergen vielleicht noch andere Feuergüsse in ihren unterirdischen Höhlen, und nach kürzern oder längern Zwischenräumen werden sie vielleicht diesen erschütterten Boden von neuem durchwühlen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 106.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 April 1838.

Lebensbilder aus Portugal.

Häusliches Leben.

Da das häusliche oder das Privatleben aller Stände den größten Einfluß auf das öffentliche Leben hat, und sowohl in die Regierungs- und Verwaltungsgeschäfte eingreift, als auch auf die Volksthätigkeit durch alle industriellen Verzweigungen hindurch den größten Einfluß äußert, und eine getreue Analyse desselben Vieles erklärlich macht, was außerdem im Auslande zum Räthsel wird, so haben wir uns vorgesetzt, im Folgenden eine unparteiische Schilderung des Privatlebens der Portugiesen aller Stände zu geben, eine Schilderung, die nur das Product langjähriger Erfahrungen seyn konnte. Beginnen wir also zuerst mit dem Adel und den Reichen, die in keinen Staatsdiensten sind und keine, durch andere ihnen auferlegten, bestimmten Beschäftigungen haben. Bei ihnen blicken wir im Allgemeinen über ein ödes Feld und thatenloses Leben, kaum daß sich wenige unter ihnen bequemen, ihren Reichthum, ihr Vermögen zweckmäßig zu verwalten, besonders wenn ihnen dieses durch Zufall und Erbschaft anheimgefallen. In Verweichlichung, Ueppigkeit und Wollust versunken, bringt das männliche Geschlecht den größten Theil des Tages im Bette zu, und dieses schon vom Jünglingsalter bis zum Lebenswinter. Ein bequemes, übermäßig breites Bett, welches Winter und Sommer vor 11 Uhr Morgens nicht verlassen wird, bis zu welcher Stunde auch die massiven derben Fensterläden verschlossen zu bleiben pflegen, so daß das Zimmer in stockfinstere Nacht eingehüllt bleibt, gehört zu den Delicen ihres Lebens. Die Frauen oder Beischläferinnen verlassen etwas früher dieses dunkle Asyl der ehelichen Freuden oder der Wollust, während der Mann sich halb wachend, halb schlafend noch ein Stündchen hin und her wirft. Nachdem er sich nun einigemal gedehnt und gereckt, den Mund zum Gähnen aufgesperrt, die Augen mit den Fingern ausgewischt und nach der Stunde gefragt, wird ihm das Frühstück, Thee, Chocolate oder Kaffee mit einigen Torrados (Röſterbrod mit Butter) aufs Bett gebracht und dieses in allerbequemster Lage eingenommen. Der Mittag ist alsdann schon herbeigerückt, es erscheinen Personen, die ihn zu sprechen wünschen, Bekannte und Unbekannte; erstere weist man ab oder läßt sie warten mit dem Bedeuten, o Senhor ainda está recolhido (der Herr hält sich noch zurückgezogen), letztere aber führt man ein, entschuldigt sich gewöhnlich mit einer übel zugebrachten Nacht, weßhalb man länger im Bette bleibe, eine Entschuldigung, die sich natürlicherweise täglich wiederholt, und spinnt nun die Conversation an, thut mit den Leuten einige Geschäfte ab, oder wenn kein Besuch da ist, so unterhält man sich mit den Tagsblättern oder anderer Lecture bis gegen 2 Uhr, wo man endlich des Liegens müde ist, sich ankleiden läßt, und dann ausfährt oder reitet, um Besuche zu machen und Tagesneuigkeiten zu erfahren. Zur Winterzeit, bei schlechtem, kaltem, regnichtem und feuchtem Wetter unterläßt man, wenn die Noth nicht durchaus es erfordert, um ein Geschäft abzuthun, das Reiten und Fahren, und bleibt ruhig zu Bette, bis kurz vor dem Mittagessen, welches in den meisten Häusern zwischen die dritte und vierte, bei vielen auch in die fünfte Stunde fällt. Nach dem Essen, sowohl Sommer als Winter, legt man sich förmlich entkleidet abermals zu Bett, um Siesta zu halten, wobei die Frauen oft Gesellschaft leisten. Im Sommer verlängert sich diese Siesta (oder Sesta im Portugiesischen) auf einige Stunden; mit den kürzeren Tagen erst nimmt auch sie ab. Kommen nun endlich die später Stunden herbei, so fährt oder reitet man spazieren auf holperichtem Pflaster, stattet Besuche ab und verbringt damit die Zeit, bis die Abendstunden kommen, in denen man Gesellschaften und Theater frequentirt. Selten sieht der Adel Gesellschaften von einigem Umfang bei sich, er lebt fast ganz isolirt von den andern Classen, und selbst unter sich ist er ungesellig, indem man nur die vertrautesten Freunde und Verwandten in kleinen Abendcirkeln hin und wieder bei sich zu sehen pflegt; besonders lebt das weibliche Geschlecht zurückgezogen von der bürgerlichen Gesellschaft, das männliche hingegen verschmäht dieselben nie, es erscheint allenthalben, wohin es geladen wird; es besucht die bürgerlichen Häuser von gutem Ton, die durch Aufwand und Reichthum imponiren, und dabei fortwährend die Schwachheit besitzen, es noch für eine Ehre zu halten, einen großen Theil der Fidalgia bei sich zu sehen, wenn gleich diese ihnen nie die Aufmerksamkeit erweisen, sich zu revangiren und sie in ihr Haus einzuladen; denn in

Digitized by Google

diesem Betrachte besitzt der hiesige Adel, und besonders die Weiber darunter, die sich noch aus einer ganz andern Masse gebildet glauben, ungeachtet der vielen bürgerlichen Inoculationen, welche nachzuweisen sind, einen unbegränzten Stolz — ein Stolz, der so eingewurzelt und so über alle Maßen groß ist, daß sie selbst ausländisches fürstliches Blut kaum für ebenbürtig anerkennen. So wollte z. B. während der Regierungsjahre Don Miguels, als noch die alte Königin lebte und die Sitte war, daß fortwährend die fürstlichen Personen von Kammerherren während der Tafel bedient wurden, kein Kammerherr den Prinzen Fr. v. H... bedienen, der als Gast eingeladen war, und überdieß der Königin und dem Don Miguel die wichtigsten Dienste geleistet hatte, so daß dieser entrüstet die Tafel verließ.

Gesellschaften, große und kleine, Theater und Bälle, wenn nicht ein besonderer Umstand zu einer längeren Dauer Veranlassung gibt, erreichen um Mitternacht ihr Ende, nachdem sie gegen 8 Uhr begonnen. In den Soirées und selbst in kleinern Zusammenkünften, sitzen die Damen in einem großen Kreise, in dessen Mitte gewöhnlich ein kleiner runder Tisch mit Lichtern steht. Hinter ihren Stühlen kreisen, wenn es sich der Mühe lohnt, die Dandies und Cour-Macher, um hier und da einer oder der andern etwas Schönes zu sagen oder ein leeres fades Geschwätz zu beginnen, und mit Ausnahme, daß eine Nachbarin der andern in die Ohren flüstert, sitzt man oft stundenlang ganz stumm da und ohne irgend eine Handbeschäftigung, die selbst auch in den kleinsten, vertrautesten Cirkeln nicht vorgenommen wird, — eine wahre Hölle für eine Ausländerin, die an stete Beschäftigung gewöhnt und nun hier wie ein Stock sitzen muß. Erst später wird die Unterhaltung unter den Damen lauter, und dann gibt es ein verschiedenartiges Geschnatter, von dem sich alle Herren, die bisher auch wortlos dastanden oder saßen, oder sich in Nebenzimmern aufhielten, entfernen, und an die Whist- und l'Hombre-Tische setzen, oder sie umgeben in dichtem Kreise das so anziehende Carté mit seinem Gewinn und Verlust. Die Damen sind alsdann fast gänzlich verlassen, und man nimmt an ihnen nicht eher wieder einigen Antheil, bis eine Tochter vom Hause, wenn sie musikalisch ist, was man jetzt beinahe in allen Familien findet, oder irgend eine andere aus der Gesellschaft sich an ein kostbares Instrument setzt, um spielend oder singend den Zuhörern einen Ohrenschmaus zu geben, oder, was noch öfter der Fall ist, einen Ohrenzwang anzuthun. Etwas Leichtes und Gefälliges wird da nicht aufgetischt, es muß immer das Schwerste für die Finger und die Kehle seyn, Sonaten und Bravour-Arien. In jedem Falle aber, und wenn die Finger auch noch so erbärmlich über die Tasten fahren, wie eine Postkutsche über eine holperige Chaussée, oder eine quickende Stimme sich in nicht zu erreichende Regionen versteigt und das Trommelfell beleidigt, so ist man doch so artig, das tiefste Stillschweigen zu beobachten, und am Ende mit Bravo und Klatschen seinen lauten Beifall zu erkennen zu geben. Man klatscht gerne, wenn auch nur aus Freude, daß der Jammergesang oder das Spiel ein Ende hat. Die Virtuosin, welche von der Dame des Hauses, oder der, welche die Honneurs macht, ganz ceremoniös an das Instrument geführt wurde, wird auch eben so von dieser wieder abgeholt, geküßt und nach ihrem Sitze zurückgeführt. Die Töchter des Hauses aber, mit denen man diese Umstände nicht macht, wobei aber eine Freundin das Führeramt vertritt, gehen nach geendigtem Spiele oder Gesang reihum und küssen die Damen; es soll Dank seyn, daß sie die Gefälligkeit hatten zuzuhören, eine Art des Danks, die sich leider nicht auf die Männer erstreckt, wo gewiß Mancher deßhalb den schlechtesten Gesang verzeihen und obendrein ein da Capo zurufen würde. Die alten guten Zeiten, d. h. vor 30 Jahren noch, wo in solchen Gesellschaften ein Herr die Guitarre ergriff und in harmonischen Accorden den Gesang jener wellenreichen schwermüthigen Modinhas einer Dame begleitete, in denen eine wehmüthige Zärtlichkeit, ein mit Schmerz und Trauer erfülltes Herz in sterbenden Nachtigalltönen sich aussprach,— diese Zeiten, deren in Reisebeschreibungen noch so oft Erwähnung geschieht, sind in Lissabon längst vorüber, nur hier und dort in den Provinzen hört man noch Nachklänge davon. Man muß übrigens gestehen, daß unter den Portugiesinnen viel Talent für Musik zu finden ist, und manche gute Sängerinnen unter den Dilettantinnen vorkommen; da es ihnen aber meistens an Fleiß fehlt, so überspringen sie selten die Mittelmäßigkeit; hingegen findet man unter den wenigen deutschen Familien hier einige Damen, die sowohl im Gesang als im Spiel als Meisterinnen auftreten können; dann aber auch, wenn sich diese in einer Gesellschaft hören lassen, spitzt Alles die Ohren, und selbst die eingefleischtesten Spieler legen die Karten bei Seite und drängen sich nach dem Musikzimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Türkschi - Billmeß.

(Schluß.)

Türkschi-Billmeß selbst saß in seinem Hause mit der Zählung von Dublonen begriffen, als ihm das Angstgeschrei ins Ohr drang und einer seiner Sklaven schnell ins Zimmer trat und ausrief: „Rette dich, rette dich schnell, die Beduinen dringen in die Stadt.“ Ohne an irgend etwas Anderes zu denken, steckte er schnell so viel Dublonen, als er konnte, zu sich, hieß zwei seiner Sklaven ein Gleiches thun, setzte sich zu Pferde, und dem allgemeinen Zuge folgend, sprengte er in größter Eile dem Hafen zu, wo ihn ein Boot aufnahm und ihn an Bord einer englischen Kriegscorvette, die als Station dort lag, brachte. Kaum war er dort angelangt, so brachen die Beduinen unaufhaltsam in die Stadt ein. Was sie an Türken und Magrebis fanden, ward niedergemetzelt und die Stadt dem ganzen Schrecken einer völligen Plünderung preisgegeben. Alle Schätze des Türkschi-Billmeß, so wie die seiner Soldaten, fielen in ihre Hände, und sie erbeuteten auf diese Weise in einem Augenblick das, was diese auf ihrem ganzen außerordentlichen Zuge von Medina bis Mokka zusammen geraubt hatten.

Nur ein einziger Türke zeigte in dieser allgemeinen, beinahe unbegreiflichen Muthlosigkeit nach so vielen Kämpfen und Gefahren eine Kaltblütigkeit und eine bewundernswerthe Aufopferung, die einer bessern Sache würdig gewesen wäre. Von

Digitized by Google

einem Haufen eindringender Beduinen umringt und mit der Jembie bedroht, rief er ihnen zu, „tödtet mich nicht, ich bin der Einzige, der euch den Ort zeigen kann, wo Türkschi-Bülmeß seine Schätze niedergelegt hat.“ Sogleich senkte sich die drohende Jembie und man versprach ihm nicht nur das Leben, sondern auch eine bedeutende Belohnung, wenn er sie an diesen Ort hinführen wolle. Ja, rief er aus, das will ich sehr gerne thun, jedoch dort sind so viel Säcke mit Thalern, daß wenigstens einige hundert starke Männer nöthig sind, um sie fort zu schleppen. Bringt also so viel Beduinen zusammen als ihr könnt, und dann wollen wir dort hingehn. In der Freude, diese Schätze bald in seiner Hand haben zu können, rief man so viel Beduinen zusammen als man konnte und marschirte, geleitet von dem Türken, der mit größter Seelenruhe seine Pfeife rauchte, diesem verhängnißvollen Ort zu. Aber statt nach der Schatzkammer, führte er sie zum Pulverthurm. An der Schwelle des Thores angekommen, zerbrach er seine Pfeife und sie mit Gleichgültigkeit wegwerfend, rief er aus, „dich brauche ich nicht mehr, und zu den Beduinen gewendet „nun kommt herauf, dort werdet ihr Euern Lohn erhalten.“ In einem großen Saal standen die Pulverfässer längs der Wand gereiht. Hier kommt herein, rief er aus, hier sind die Schätze die ihr gebraucht. Schnell riß er den Deckel eines Fasses auf, schoß eine Pistole darauf ab und flog mit allen die darin waren in die Luft. Ein Theil der Stadt, so wie die nächst gelegenen Thürme, wurden durch diese furchtbare Explosion ebenfalls gänzlich zertrümmert, und waren selbst noch nicht wieder im J. 1836, also drei Jahre später, hergestellt. Der Schreck, den diese Explosion hervorbrachte, war so groß, daß die schon eingedrungenen Beduinen in größter Eile die Stadt verließen; da aber niemand in der allgemeinen Verwirrung daraus einen Vortheil zog, so erschienen sie gleich darauf wieder, um die Plünderung zu vollenden.

Man spricht in Mokka von ungeheuren Summen, welche die Beduinen dort fanden; jedoch scheint es, daß bei weitem der geringste Theil von dem, was die Armee des Türkschi-Bülmeß zusammen geraubt hatte, in ihre Hände fiel. Wenigstens hat man noch später bedeutende Summen entdeckt, die vergraben waren, eine herkömmliche Gewohnheit der Orientalen, die weit lieber ihr Geld der Erde als einem andern anvertrauen, um dann von den Interessen zu leben. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich die Unbekanntschaft der Beduinen mit dem Golde. Sie gaben 2 bis 3 Dublonen für einen Marien-Theresien-Thaler hin, und waren sogar noch froh, wenn sie ihn dafür erhalten konnten. Viele im Hafen gerade anwesende Indier ermangelten nicht, von dieser Unwissenheit allen nur möglichen Vortheil zu ziehen.

Das Schicksal des größten Theils der Agas ist gänzlich unbekannt. Türkschi-Bülmeß selbst ward von der englischen Corvette nach Bombay abgeführt, von wo man ihn später nach Bagdad schickte Er verscholl, ungeachtet des Lärms, den sein Name in Arabien erregte, schon nach einigen Jahren, so daß, als der Verfasser drei Jahre später nach Arabien kam, dort Niemand wußte was aus ihm geworden, und ob er todt oder noch lebendig sey. So rasch wechselt das Schicksal im Orient, und wirft den Mächtigen plötzlich in das Nichts der Vergessenheit. Die wichtigste Folge dieser Begebenheit ward die Eroberung der Küste des Yemen durch die Truppen Mohammed Ali's; denn kaum hatte letzterer die Nachricht von dem Aufstande des Türkschi-Bülmeß erhalten, so schickte er sogleich eine Expedition unter dem Commando seines Neffen Achmed Pascha nach Arabien ab, und obgleich Türkschi-Bülmeß schon vernichtet ward, drang dieser unter dem Vorwande ihn zu verfolgen, in Yemen ein, und nahm nach kurzem Kampf die Küste in Besitz. So erwuchs aus dem momentanen Nachtheil der größte Vortheil für Mohammed Ali, der überhaupt niemals ermangelt hat, alle Zufälle für sich zu benützen. Man behauptete sogar späterhin, er selbst habe den ganzen Aufstand veranlaßt, um dann einen Vorwand zu haben, den Krieg nach dem Yemen hinüber zu spielen. Allein dieß hieße seiner Voraussicht zu viel Ehre anthun. Der ganze Aufstand entsprang aus einem Zusammenfluß untergeordneter Intriguen, und der kühne, außerordentliche Zug selbst ward nur von der Plünderungslust erdacht und mit der größten Unerschrockenheit ausgeführt. Man weiß nicht, worüber man mehr erstaunen soll, über die Unternehmung selbst oder den plötzlichen unerwarteten Ausgang derselben. Allein so sind die Contraste im Orient. Derjenige, der niemals sich längere Zeit dort aufhielt, tappt in den Inconsequenzen und dem Wirrwarr der Begebenheiten wie im Dunkeln umher, und nur eine längere Bekanntschaft mit dem Charakter der mohammedanischen Völker und mit dem Klima des Landes läßt den Faden der Ariadne finden.

Die russischen Besitzungen jenseits des Kaukasus.

Das Khanat Talysch.

1. Lage, Gränzen und Ausdehnung.

Dieser Landstrich liegt zwischen 38° 51′ und 39° 41′ N. B. und 65° 45′ und 66° 35′ O. L., und bildet den südlichsten Theil der russischen Besitzungen jenseits des Kaukasus. Er gränzt gegen Norden etwas oberhalb des Flusses Bolgaru an einen Theil der muganischen Steppe, welche zu Schirwan gehört; gegen Osten an die akuschanische oder südliche Mündung des Kur, den Meerbusen von Kisil-Agatsch und das kaspische Meer; gegen Süden an die persischen Kreise Kargaru, Namin und Arscha am Flüßchen Astara und an die Kleputi-Berge; gegen Westen gleichfalls an persische Besitzungen bei dem Berge Kamarkui, den Höhen von Dschikoir und dem Fluß Odinadasar bis zum Flusse Bolgaru. Zur Zeit Mustapha's Khans von Talysch, welcher Generallieutenant in russischen Diensten gewesen war, gehörte zu Talysch noch der Ort Kargaru, Namin, Suwant, welche im Vertrage von Gulistan an Persien abgetreten wurden, und der reiche Kreis Udscharri. Damals war Talysch mächtig und reich: Mustapha Khan benutzte die Scheu, mit der ihn Persien behandelte, und war vollkommen unabhängig von dem Schah, wozu freilich der Schutz Rußlands das Meiste beitrug. In dem letzten Tractate, dem von Turkmentschai, wurde ein Theil von Suwant mit Talysch vereinigt, Persien aber erhielt einen Theil von Udscharri, so wie einen Theil des Magals von Astara, vom Fluß Astara bis Tschilwan, abgetreten. Suwant besteht aus steinigen Bergen, die keinen Ackerbau zulassen, Udscharri dagegen

Digitized by Google

ist reich an fruchtbarem Boden, und bildete längst die Kornkammer von Talysch. Die frühere Gränze, nach der Seite von Suwant hin, bildeten Bergketten, über welche man aus dem Kreise Dreh nach dem von Suwant auf äußerst beschwerlichen Wegen gelangt.

2. Bodenverhältnisse.

Den größten Theil des Landes nehmen Berge ein, welche sich von Nordwesten gegen Südosten ziehen; sie bilden das Ende des Kaukasischen Gebirges, das durch Persien hindurchgeht. Sie beginnen am Araxes, erheben sich allmählich, und ziehen sich nach Masanderan hin in einer Länge von 125 Werste; an einigen Stellen nähern sich ihre Abhänge bis auf vier Werste dem Meer. Ihr Hauptbestandtheil ist Thon, an einigen Stellen jedoch stößt man auf Kalkstein und Schiefer. Der nördliche Theil ist zur Erzeugung von Korn geeignet, zwischen den Steilfelsen von Suwant aber trifft man sehr wenig brauchbaren Boden.

In Talysch findet sich nur eine Ebene, und diese ist zwischen den Bergen und dem Meer eingeschlossen; ihre ganze Ausdehnung, mit Einschluß eines Theils von Mugan, kann man auf 5000 Quadratwerste anschlagen. An verschiedenen Orten in Talysch trifft man sehr verschiedenen Boden, die ganze Ebene ist mit Dammerde bedeckt, einige Striche sind thonig, andere sandig, im Allgemeinen aber ist der Boden vortrefflich und vollkommen geeignet zur Erzeugung der zartesten Pflanzen, wenn man diese Eigenschaft des Bodens, den Ueberfluß an Wasser, die hohe Temperatur und das angenehme Klima überhaupt erwägt, so kann man behaupten, daß man in Talysch viele tropische Pflanzen mit Erfolg anbauen könne. In dieser Beziehung verdienen die Abhänge der Berge gegen die Ebene, welche mit Weinreben, Oliven, Mandelbäumen, Pistazien, und überhaupt allen Fruchtbäumen, die einen trocknen Boden fordern, bedeckt seyn könnten, eine besondere Aufmerksamkeit; die Ebene selbst könnte Zuckerrohr, Indigo, die feinsten Arten von Baumwolle, Tabak, Citronen und Pomeranzen erzeugen. Einige glaubten sogar, man könne hier den Kaffeebaum ziehen und Cochenille *) gewinnen. Dieser reizende Theil von Transkaukasien bietet für eine unternehmende Thätigkeit reiche Aussichten dar.

Gegenwärtig sind der südliche und mittlere Theil der Ebene angebaut, mit Ausnahme der sumpfigen und mit Gestrüpp bewachsenen Striche, der nördliche Theil aber, oder Mugan, ist nicht angebaut, und dient dem nomadischen Theile der Einwohner als Winterweide. Der angebaute Boden mag etwa ein Achtel betragen, die Weiden drei Achtel, und der Rest ist von Wasser, Schilf, Niederwald und Gebüschen bedeckt. Viele mit Schilf bewachsene Sumpfstriche ließen sich leicht austrocknen und benutzen, aber die Rohheit und Faulheit der Eingebornen ist dagegen. In den Uferstrichen stößt man häufig auf Torfboden, der sich, wie bekannt, leicht in Dammerde verwandeln läßt. In den Bergen, namentlich im nördlichen und im mittlern Theil, ist der Boden gleichfalls sehr fruchtbar, und mehr zum Kornbau geeignet. Je weiter man in die Berge hineinkommt, desto mehr trifft man auf thonigen Mergel. Ganz Mugan kann bewohnt und angebaut werden; obwohl es an einigen Stellen kein Wasser gibt, und man sogar auch keines durch Canäle herleiten kann, so ist dagegen auch hier nach der Versicherung der Eingebornen keine Bewässerung nöthig. Aus Ueberlieferungen ist bekannt, daß in früherer Zeit in Mugan Gärten und Kornfelder bestanden, aber seit Nadir Schah ist Alles verödet.

*) Mortenas glaubte, man könne hier den Bananenbaum, das Bambusrohr den bengalischen Hanf (Crotalaria), den Datteln- und Kokosbaum, so wie die ostindische Sagopalme ziehen.

3. Klima.

Hinsichtlich des Klima's kann man Talysch in zwei Theile theilen: die bergigen Gegenden haben ein gesundes, wohlthätiges Klima, und leiden weder von heftiger Kälte, noch von starker Hitze, im Frühjahr, Herbst und Winter dagegen sind Regen häufig. In dem niedern Theile von Talysch, d. h. in der Ebene, steigt die Hitze in den Sommermonaten im Schatten auf 36° R., und sogar noch höher, am Meeresufer hingegen, wie z. B. in Lenkoran, wird die Hitze durch die Seewinde gemäßigt. Eine starke Kälte tritt nie ein, und sie steigt selten bis auf 5 oder 6°; der Schnee zeigt sich in der Regel selten, und verschwindet schnell wieder; im Jahre 1850 aber blieb er einige Wochen liegen; dieß war jedoch ein ungewöhnlicher Winter, wie sich auch die ältesten Leute keines gleichen erinnerten. Regen sind häufig, namentlich im Herbst und Winter, wenn sie nicht in Schnee übergehen. Die Ursachen dieser Erscheinung muß man in den Nordostwinden suchen, welche gewöhnlich um diese Jahreszeit wehen und Dünste herbeiführen; diese Dünste halten sich an den Bergen an, von welchen die Ebene wie umgürtet ist, erkälten sich dann und fallen als Regen nieder: nach heftigen Nordostwinden erfolgt stets Regen. Auch die Menge von Wald in diesem Striche trägt nicht wenig zu Bildung von Regen bei.

Das Klima in der Ebene kann man nicht gesund nennen. Der erste Grund davon liegt in der Lage am Meere, weßhalb eine stete Feuchtigkeit herrscht, die zweite Ursache, und wohl die bedeutendste, liegt ohne Zweifel darin, daß fast alle zum Reisbau tauglichen Striche auch mit Reis angebaut sind, und zu dem Ende wird das Wasser in solcher Menge hergeleitet, daß ganze Strecken davon überschwemmt sind; wenn das Wasser lange in dieser Lage bleibt, so fängt es an zu fauten, haucht bei der heftigen Hitze verderbliche Dünste aus und verpestet die Luft. Nicht nur die Russen, sondern auch die Eingebornen sterben daselbst in bedeutender Zahl; man hat indeß über die Zahl der Todten, selbst der Russen, *) keine genaue Nachricht, man weiß nur, daß von dem kaspischen Bataillone, welches in der zweiten Hälfte des Jahres 1828 completirt wurde, bis zum 15 März 1851 über 500 Mann starben. Die gewöhnlichen Krankheiten hier sind Gallenfieber im Sommer, Scorbut im Herbst und Winter. Außer diesen zeigen sich in Lenkoran häufig die Blattern: im Jahre 1852 hatte man im Laufe von drei Monaten allein unter den Russen 79 Blatterkranke von denen 20 starben. Nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene sind der Krankheit sehr unterworfen, und man hat Beispiele, daß selbst vierzigjährige Personen erkrankten. In Lenkoran gibt es keine Kuhpocken, und es findet eben so wenig wie in den andern moskowitischen Provinzen eine Impfung statt. Einige behaupten, die Cholera sey fortdauernd in Talysch, aber nicht als Epidemie. Die hiesigen Flüsse enthalten gesundes Wasser, das Brunnenwasser aber ist nicht gut, denn wenn man es in eine Bouteille füllt, wird es nach vier und zwanzig Stunden stinkend. Selbstgekochtes Wasser wird nach zwei Tagen zum Gebrauch untauglich. Im Allgemeinen erzeugt es Durchfall, und wirkt namentlich auf die Neuangekommenen schädlich ein.

(Fortsetzung folgt.)

*) Genaue Beobachtungen werden noch an keinem Orte Transkaukasiens angestellt; bis jetzt weiß man nur, welche Orte den Soldaten verderblich sind, da man aber die Ursachen der Sterblichkeit noch nicht entdeckt hat, so konnte man auch noch nicht die geeigneten örtlichen Maaßregeln dagegen ergreifen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 107.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 April 1838.

Reise eines chinesischen Buddhisten am Ende des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung.

Es ist schon mehreremal in unsern Blättern die Rede gewesen von der Uebersetzung dieses Reiseberichts durch Abel-Remusat; dieser konnte das Werk nicht vollenden, und Klaproth übernahm es nach seinem Tode; aber auch Klaproth konnte es nicht zu Ende führen, und Hr. Landresse trat an seine Stelle. Das Werk heißt Foe kue ki, Bericht über die buddhistischen Königreiche, und der Reisende ist der buddhistische Priester und Pilgrim Schi fa kian. Die ganze Reise nebst dem Aufenthalt in Indien dauerte 15 Jahre, und so mager auch die Details sind, die der Verfasser gegeben hat, so sind sie doch werthvoll, indem sie einigermaßen den Zustand Indiens zu einer Zeit erläutern, über welche bis jetzt noch keine geschichtlichen Berichte aufgefunden wurden. Dem Werke sind viele Noten über die Lehre Buddha's und die Geographie Indiens zu jener Zeit beigefügt. Ueber diese letztern wurde von dem bekannten Prof. Wilson die Bemerkung gemacht, daß Mehreres anders ausgefallen wäre, wenn die Uebersetzer die ursprünglichen Sanskritwerke und einige neuere Forschungen an der Nordwestgränze Indiens gekannt hätten.

Schi fa kian verließ Schangan in der Provinz Schen-si im J. Chr. 399, ging zuerst nordwestlich und sodann westlich durch die große Wüste Schamo nach dem Lop-See, wo er ein Volk fand, das den Chinesen an Kleidung und Sitte glich, aber der Lehre Buddha's folgte. Er bemerkte, daß alle religiösen Leute die Sprache Indiens studirten, ohne Zweifel das Pali eine Form des Sanskrit, dessen sich die Buddhisten in allen ihren praktischen Schriften bedienen. In fünfzig Tagen erreichte er von diesem Ort aus Khoten, wo er in einem Kloster von 3000 Personen seinen Aufenthalt nahm. So weit ist die Reise Schi fa kians hergestellt, aber der folgende Theil ist voller Schwierigkeiten, die theils aus einer irrthümlichen Beschreibung oder Fehlern des Textes, theils wohl auch aus der Veränderung entspringen, welche die indischen Namen in der chinesischen Schreibart erfahren. Die Ansichten des Professor Wilson und der französischen Uebersetzer sind hier getheilt; die letztern lassen den chinesischen Reisenden viel weiter in die Länder westlich vom Indus vordringen, als Prof. Wilson irgend für wahrscheinlich hält; beide aber lassen ihn an einen der obern Zuflüsse dieses Stromes gelangen, den er Sin thou (Sindhu der Indier) nennt, und über den er vermittelst einer Strickbrücke setzte; dieß ist die Ghula, die noch jetzt im Nordwesten Indiens häufig im Gebrauch ist, um über die Bergströme zu setzen. Hier gelangte er zu einer Stelle, die geheiligt war durch eine hochgeschätzte Reliquie, den Wassertopf Foe's, welchen zu erobern ein König der Yue-tschi ins Land einfiel. Der Einfall gelang, aber den Zweck desselben, den Topf, konnte er nicht fortbringen: der heilige Topf, obwohl auf einen von acht starken Elephanten gezogenen Wagen gestellt, war nicht von der Stelle zu bringen, und mußte also an seinem ehemaligen Orte zurückgelassen werden, wo er zur Zeit des chinesischen Reisenden noch der Gegenstand der täglichen Verehrung war. Diese Erzählung bestätigt auf eine merkwürdige Weise die aus andern Quellen geschöpfte Nachricht über den Einbruch der Yue-tschi oder Scythen in Indien.

Ueber den Weg, den der Reisende von da an einschlug, ist man sehr in Ungewißheit, bis er nach Mo-thu-lo, augenscheinlich Mathura am Dschumna, gelangte. Auf diesem Theil seines Wegs waren alle Fürsten buddhistischen Glaubens, und erzeigten den Priestern dieser Religion große Verehrung. Von da ging er nach Kin-Sato, dem Sanskritnamen eines Königreichs, das ungefähr mit dem heutigen Audh zusammenfällt, und besuchte sodann Kia-wei-lo-wei, den Geburtsort Schakiamuni's, und also den wichtigsten Ort in der buddhistischen Topographie. Dieß sowohl, als die Aehnlichkeit des Namens, weist auf Kapila-vastu hin, über dessen Lage gleichfalls Streit ist, denn nach Einigen lag es in Behar, nach Andern in der Nähe der Hügel, die Nepal von Gorakpur trennen. Die angegebene Reiseroute spricht für die letztere Ansicht: die Gegend war damals „Eine ungeheure Einöde," und durch die hier sehr zahlreichen Löwen und Elephanten gefährlich. Es war der Landstrich, der jetzt unter dem Namen Terai bekannt ist, und die Sumpfregion am Fuße des Himalaya umfaßt; wahrscheinlich begann er damals von den ungesunden Miasmen zu leiden, durch die er seitdem zu einem wahren Todesgürtel geworden ist, obwohl der Reisebericht dieser Ungesundheit noch nicht erwähnt.

Digitized by Google

Lebensbilder aus Portugal.

Häusliches Leben.

(Fortsetzung.)

Das oben beschriebene Leben des Adels und des reichen Mannes, das auf diese Art von einem Tage zum andern ohne eine rührige Thätigkeit und eine nützliche Beschäftigung, gewiß im Sinn anderer Nationen so höchst geschmacklos, dahin fließt, läßt ihm nicht einmal die gehörige Zeit, sich mit der eigenen Verwaltung seines Vermögens und Hauswesens zu beschäftigen; man vertraut deßhalb Alles dem Hausverwalter, dem Mor-domo, wie sie hier heißen, an, der, wenn er seine Sache ordentlich versteht, wie es fast immer der Fall ist, in dem Verhältnisse reich wird und an Fett gewinnt, als sein Herr ärmer und dabei magerer wird, wodurch denn auch die reichsten Häuser der Großen hier zu Grunde gehen und ihre Güter unter Sequestration oder Administration gestellt werden. Der größte Theil ihrer Güter sind Majoratsbesitzungen (Morgados), die nicht veräußert werden können, auf welche aber, wenn Noth an Mann kommt, was sich oft bei einer schlechten Wirthschaft ereignet, fortwährend so lange geborgt wird, bis endlich Niemand mehr borgen will. Die Gläubiger suchen sich alsdann durch die Revenuen sicher zu stellen, und damit diese nicht gänzlich mit Beschlag gelegt werden können, entzieht man durch Uebereinkunft dem schlechten Wirthschafter die Administration der Güter; man setzt demselben eine jährliche im Verhältniß des Einkommens ganz anständige Pension aus, und die Gläubiger werden nun selbst Administratoren derselben. Daß unter deren Verwaltung sich die Güter nicht verbessern können, weil man Alles nur aus ihnen herauszieht und nichts hineinsteckt, besonders aber die Gebäude vernachlässigt, und diese endlich ganz zusammen stürzen läßt; daß man die Ländereien aussaugt, bis sie nichts mehr produciren und dann als wüste Strecken unbebaut liegen bleiben, versteht sich von selbst. Der sonst reiche, nun in eine gewisse Armuth versunkene Eigenthümer lebt auf die unthätigste Weise in seiner Stadtwohnung fort, in welcher man nichts als einen alten verschimmelten Glanz an den Wänden gewahrt, altväterische verbrauchte Möbeln, zerbrochene Fensterscheiben, Schmutz auf Treppen und Gängen, Staub auf Stühlen und Tischen, und eine zahlreiche, zerlumpte und zerfetzte männliche und weibliche Dienerschaft, nebst ihrer ganzen Nachkommenschaft bis ins dritte Glied; eine Dienerschaft, die eben so müßig und bequem wie die Herrschaft ist, und nicht einmal so viel thut, daß sie das Haus reinlich hält. In solchen alten Fidalgowirthschaften wird selten ein Ausländer zum Bedienten angenommen, und zwar aus dem Grunde, weil dieser einen prompten und regelmäßigen Lohn verlangt, den man ihm nicht geben kann; dem Portugiesen kommt es aber meistens darauf nicht an, denn genügsam aus Faulheit hält er es schon für ein Glück, bei einem Fidalgo ein Unterkommen zu finden, wo er die Expectanz auf eine zwar oft karge, aber doch lebenslängliche Versorgung mit seiner ganzen Familie hat. Schon die Hoffnung, daß der Herr ihm einmal durch seinen Einfluß ein besseres Unterkommen, ein Staatsstellchen, verschaffen kann und wird, was in frühern Zeiten gar oft zu geschehen pflegte, jetzt aber nicht gut mehr möglich ist, machte, daß solche Leute lieber Hunger und Kummer in einem solchen Hause ertrugen, als daß sie dasselbe verlassen hätten, und sich eine einträglichere, aber auch arbeitsamere Stelle verschafften. Jahre lang bleibt man ihnen oft den Lohn schuldig, und dann kann der Herr nicht umhin den Familien derselben wenigstens das tägliche Brod und die Nahrung zu geben, daher denn hauptsächlich der große Anwachs der Dienerschaft, die man wegen der Schuld nicht entlassen kann, und die gleichsam auf Execution im Hause liegt und ernährt werden muß, es mag nun hergenommen werden, wo es will. Von einer solchen Dienerschaft, die so zu sagen auch das Regiment im Hause führt, ist freilich alsdann auch wenig zu erwarten; man läßt sie also schalten und walten nach Belieben, was übrigens bei der Herrschaft, die keinen Sinn für Ordnungsliebe hat, gar keine große Ueberwindung kostet und selbst nicht einmal ein unangenehmes Gefühl erweckt, in einer solchen Abhängigkeit von Dienerschaft zu leben. Selbst in dem Fall, wenn der Fidalgo auch seine Leute gehörig bezahlt, so frägt er, sobald nur Platz im Hause ist, wenig darnach, wenn ein verheuratheter Diener seine Frau und Kinder mit ins Haus bringt und die Hausfamilie dadurch um ein halbes Duzend Personen vergrößert wird. Ja, es geschieht sogar, daß herabgekommene adelige Familien, die sich nie aus den Schulden wieder heraus reißen können, dennoch gewissenhaft für ihre zahlreiche Dienerschaft sorgen, damit es ihr wenigstens nicht an Nahrung fehle, was gewiß ein schöner Zug ihres Herzens ist; dagegen aber um die Dienerschaft zu ernähren, suchen sie gewissenlos hier und da zu borgen, ohne je an die Wiederbezahlung zu denken. Man sollte nun glauben, daß sich endlich Niemand mehr zum Borgen verstehen würde, und doch war dem nicht so in frühern Zeiten, wo der Adel so viel galt, und durch seinen Einfluß Alles auszurichten war; Niemand versagte da einem Fidalgo seine Börse, wenn er deßhalb angesprochen wurde, denn er war gewiß, daß ihm diese über kurz oder lang reichliche Zinsen tragen würde, ja viele Capitalisten sahen es gleichsam als eine Vergünstigung an, wenn ein einflußreicher Fidalgo ihr Schuldner seyn wollte; denn es fehlte alsdann nie an Gelegenheit, wo der Edelmann, ohne wieder an eine Wiedererstattung zu denken, sich dennoch revangiren konnte, denn da gab's Staatsstellen, Handelsvortheile, günstige Bescheide in verjährten Processen oder in Hinsicht alter Forderungen, gleich viel, gerechte oder ungerechte, Verpachtungen von Contracten und Staatsmonopolien, Erlangungen von Privilegien und dergleichen einträgliche Speculationen, die alsdann hundertfältig wieder einbrachten, was man gespendet hatte. Die Schuld des Fidalgo war damit ausgeglichen, und es wurde derselben nie mehr erwähnt. Fidalgos waren Minister, Fidalgos verwalteten die höchsten Staatsstellen, Fidalgos umgaben den König, der eines jeden Wünsche erfüllte, wenn er es auf die rechte Art einzuleiten wußte, Fidalgos machten eine festgeschlossene Corporation, durch die man Alles erlangen konnte und der alle Geldkisten offen standen. Auch der Verschuldetste aus dieser Classe, fand in jenen Zeiten immer Mittel und Wege sein Deficit bloß durch Gefälligkeiten gegen reiche und geringere Personen zu decken,

Digitized by Google

dieses goldne Zeitalter ist jetzt für ihn vorüber; man hat dem Adel den Scepter und allen Einfluß entrissen, ihn unstreitig in Verhältniß mit Andern zur unglücklichsten Classe herabgesetzt, seine großen Einkünfte durch die Vernichtung des Zehnten und der Comthureien ohne allen Ersatz geschmälert, und denselben aller seiner Privilegien beraubt, so daß er beinahe jetzt nur noch einen bloßen Titularadel ausmacht, ohne alle Macht und Würde, ohne allen Einfluß im Staate. Man beschuldigte ihn der Zurücksetzung aller andern Stände und durch ihn der Begünstigungen bloß solcher Personen, denen man wohl wollte; man blicke aber auf den gegenwärtigen Zustand, und ob durch die Unterdrückung des Adels etwas gewonnen ist!

Der Einfluß, den sonst der Adel ausübte, ist jetzt nur auf eine andere Kaste von Menschen übergegangen, dieses ist der einzige Unterschied, und wer dieser den Hof nicht macht, sey es nun durch schriftliche Ergießungen in den Blättern, oder endlich auch durch klingende Münze, kommt eben so wenig zu etwas, wie früher zu nichts kam, wer nicht bei den Fidalgos Eingang hatte und schwänzeln oder mit gewichtigen Beuteln seinem Anliegen Nachdruck geben konnte. Nur ein Beispiel aus der allerjüngst vergangenen Zeit anzuführen, möge dieses hinreichend seyn, daß, wie man für ganz bestimmt unter wohl unterrichteten Personen versichert, der Redacteur des Nacional, der jetzt als ein Mann vom größten Einfluß unter der liberalen Partei und den Ministern gilt, von dem gegenwärtigen Pächter des Tabakscontracts 20 Contos erhielt (33,000 Thaler), weil er ihm diese Pachtung verschafft hat. Auf ähnliche Art, so wie durch den Wucher, den er mit diesen 20 Contos nun bei den Staatsanleihen trieb, soll derselbe seit der September-Revolution über 80 Contos gewonnen haben. Dasselbe Spiel also, was vordem die Adelsaristokratie mit Begünstigungen trieb, treibt jetzt die liberale Partei, mit dem Unterschied, daß der Gewinn, der dadurch dem Adel zufloß, sogleich wieder vergeudet wurde und ins Publicum kam — alle Arten von Handwerkern erhielten dadurch reichliche Nahrung, der Luxus ernährte viele Familien — wohingegen jetzt, wo diese Spenden obscuren Menschen zufließen, die Handwerker mehr und mehr über Mangel an Arbeit klagen und oft nicht wissen, woher sie das tägliche Brod nehmen sollen. (Fortsetzung folgt.)

Kurgane an der Studenka.

(Aus dem russischen Journal des Ministeriums des Innern. Januar 1838.)

Im Gouvernement Saratow, im Kreise Balaschew, an dem kleinen, in den Karal fallenden Flüßchen Studenka, sind vier Kurgane je einige Klafter von einander entfernt. Von diesen ist einer durch seine Größe ausgezeichnet, und man sieht ihn aus ziemlich weiter Ferne. Beim Aufgraben dieses Kurgans soll man die Gebeine eines Menschen und eines Pferdes, eisernes Pferdegeschirr, als Steigbügel, Gebisse, Ringe, Platten, Hufeisen, und außerdem einen Säbel und eine Lanze gefunden haben; ohne Zweifel war hier das Grab irgend eines ausgezeichneten tatarischen Kriegers. Auch grub man an der einen Seite dieses Kurgans ein Gefäß mit silbernen Münzen aus, das vermuthlich von irgend Jemand in der unruhigen Zeit des Einfalls von Pugatschew hier vergraben wurde. Die andern Kurgane sind noch unedurchsucht.

Die russischen Besitzungen jenseits des Kaukasus.

Das Khanat Talysch.

3. Klima.

(Fortsetzung.)

Was über die schlimme Beschaffenheit des Klima's in dem niedern Theile von Talysch gesagt wurde, gilt nicht ganz von den ans Meer stoßenden Orten: hier ist die Luft weit reiner, und die Krankheiten sind minder verderblich. In Lenkoran selbst war die Sterblichkeit unter den Russen bedeutend bis zum Jahre 1829, wo das Bataillon beinahe vor die Stadt hinaus in die Nähe der Reisfelder an einen sumpfigen Ort verlegt war; später wurden die Kasernen der Soldaten und die Wohnungen der Officiere an das etwas höher als die Stadt gelegene Meeresufer verlegt, die Reinlichkeit und Weitläufigkeit der Wohnungen trug viel zur Erhaltung der Soldaten bei, und verminderte die Zahl der Kranken und Todten bedeutend. Uebrigens ist die in den untern Rangstufen so gewöhnliche Unenthaltsamkeit eine der Hauptursachen der außerdem großen Sterblichkeit. Am verderblichsten aber ist für die neu angekommenen Recrutenabtheilungen der Umstand, daß sie größtentheils im Sommer, nämlich im Junius und Julius, nach diesen Provinzen kommen, wo selbst die Eingebornen manchen Krankheiten ausgesetzt sind, während October und November viel angemessenere Monate wären.

4. Gewässer.

Das kaspische Meer bespült Talysch im Nordosten auf einer Strecke von fast 125 Werften. An einigen Stellen sind die Ufer steil, haben aber nirgends über 2 Klafter Höhe; meistens sind sie abhängig, so daß bei starkem Winde die Wellen hereingeworfen werden. Das hiesige Ufer liefert nicht nur nicht den Beweis, daß das Wasser im kaspischen Meer abgenommen habe, sondern könnte eher vom Gegentheile überzeugen. Viele Eingeborne erinnern sich, daß das Meeresufer in der Nähe von Lenkoran von dem jetzigen fast eine Werst entfernt war, das heißt, daß jetzt Schiffe fahren, wo damals noch festes Land war; übrigens sieht man 10 und selbst 20 Klafter vom Ufer Stämme mächtiger Bäume, die jetzt größtentheils vom Wasser bedeckt sind. Einige behaupten dennoch, das Meer werde allmählich seichter, und führen als Beweis die Erhöhung von Inseln, die geringe Tiefe der Fahrwasser und die Erscheinung von Sandbänken an; da es aber bekannt ist, daß die Flüsse an der Einfahrt Sandauswürfe (Barren) bilden, das Meer dagegen an den Rheden, in den Meerbusen, und überhaupt an allen Orten, wo das Meer ruhiger ist, Sand und Schlamm hinführt, den die Meeresströmungen vom Boden aufwühlen, so können die oben angeführten Bemerkungen wohl kaum als Beweis für das Seichterwerden des kaspischen Meeres dienen. *)

Einer der natürlichen Vortheile von Talysch ist seine Lage am Meere, wodurch ihm eine bequeme Verbindung mit Astrachan, Baku, den persischen Städten Rescht, Sinstil, Astrabad und andern geöffnet ist. Wie groß auch diese Vortheile für den Handel seyn mögen, so benutzt sie Talysch doch gegenwärtig sehr wenig, weil die Unruhen in den letzten Jahren die bessern Kaufleute und die Capitalisten aus Lenkoran verjagten. Zu Talysch gehören zwei Rheden: die von Lenkoran, welche unbequem ist wegen ihrer offenen Lage, und weil die Schiffe

*) Fluth und Ebbe gibt es im kaspischen Meere keine, indeß sind die Meeresanwohner überzeugt, daß es in demselben periodische Anschwellungen und Verminderungen des Wassers gibt, so daß im Laufe von 40 Jahren dasselbe höher steigt und in eben derselben Zeit allmählich wieder abnimmt. Man weiß übrigens nicht, was zu dieser Meinung Veranlassung gab.

Digitized by Google

anderthalb, zwei und selbst zwei ein halb Werst vom Ufer, im Sommer in einer Tiefe von fünf, im Winter in einer Tiefe von sieben Klaftern vor Anker gehen müssen. Dagegen ist die Rhede von Sara die beste im ganzen kaspischen Meer, und kann in jeder Beziehung vortrefflich genannt werden; sie liegt auf der Nordwestseite der zu Talysch gehörigen, vom festen Lande 4 Werste und von Lenkoran 11 Werste entfernten Insel Sara. Diese Insel hat etwa 22 Werste im Umkreis und umfaßt 19 Quadratwerste; der Boden ist Sand mit Muscheln (Mytilus edulis) besäet, und geht am nördlichen Theile mehr in Schlamm über. Die Schiffe fahren von der Südwestseite heran und liegen 150 Klafter vom Ufer in einer Tiefe von 2½ Klafter vor Anker. Hier ist die Eskadre der russischen Kriegsschiffe aufgestellt. Dieser Meerbusen steht mit dem Meere durch eine schmale Einfahrt, Kumpascha genannt, in Verbindung, hat 50 Werste im Umkreis und mit Schilf bewachsene Ufer.

Zu den bedeutendern Flüssen gehört der Bolgaru, der einen Theil der russisch-persischen Gränze bildet, aus dem persischen Gebiete herkommt, etwa 45 Werste weit durch Mugan läuft, und ohne den Kur zu erreichen, sich im Schilfe verliert. Der Karayar, Gussan und Intscha bilden sich im nördlichen Theile der Gebirge von Talysch, vereinigen sich sodann und bilden den Karayar, der aber den Meerbusen von Kisilagatsch gleichfalls nicht erreicht. Diese Flüsse sind für die wandernden Stämme von großem Nutzen. Der Odinabasar kommt aus dem persischen Gebiete, fällt in den Bolgaru und bildet einen Theil der Westgränze gegen Persien. Der Chamaschara fließt 35 Werste weit durch Mugan, gelangt aber nicht ans Meer, sondern bildet Sümpfe und verliert sich im Schilf. Der Wiljaschtschai kommt aus dem persischen Gebiete, fließt 95 Werste weit durch Talysch und fällt dann ins Meer. Dieser Fluß hat an verschiedenen Orten verschiedene Namen: im Gebirge heißt er Sleichtschai, weiter in der Ebene erhält er seinen Namen von zwei Dörfern, Arkewan und Kisilagatsch. Der Bradiga ist ein kleiner Fluß, der in den Meerbusen von Sara fällt. Der Lankon oder Lenkoranka entspringt in den Gebirgen von Talysch, nimmt eine Menge kleiner Flüsse auf, und fällt nach einem Laufe von 180 Werften bei der Stadt Lenkoran ins Meer. Der Tangarutschai, Arektschai und Astara fließen im Magal von Astara und fallen ins Meer; der letztere kommt aus der persischen Provinz Ramin und bildet die südliche Gränze von Talysch gegen Persien.

Alle diese Flüsse haben größtentheils eine Richtung von Südwest gegen Nordost, fließen rasch, sind im Frühjahr sehr gefährlich, in den übrigen Jahreszeiten aber sehr leicht durch Furten zu übersetzen. Der Wiljaschtschai, Bradiga, Lenkoranka und andere sind ausnehmend nützlich, da sie vermittelst einer Menge Canäle das Land in den Ebenen bewässern, wo sich große Reispflanzungen befinden. Der Lankon ist der bedeutendste von allen Flüssen in Talysch, denn er wird von den auf dem Kur gebräuchlichen Booten (Kirschim) und den Baku'schen Barken befahren, jedoch nur bei günstigem Winde. Im Frühjahr strömt das Wasser mit außerordentlicher Schnelligkeit. Das Bette des Lankon hat gewöhnlich nicht über 5 Klafter Breite; auf der Südseite war es einst von der Stadt Lenkoran eine Werst entfernt, jetzt aber stehen einige Häuser am Flusse selbst, so sehr hat er seit kurzem seinen Lauf gewechselt.

Im Meerbusen von Kisilagatsch, in der Meerenge und in den Flüssen, die ins Meer fallen, wird Fischfang getrieben, der vielen Einwohnern einen, wenn auch nicht sehr bedeutenden, Vortheil gewährt. Die bedeutendste Watage findet sich in der Nähe des Dorfes Kisilagatsch.

Außer diesen bedeutendern Flüssen gibt es in den Gebirgen eine Menge Quellen und Bäche. Zwölf Werste von Lenkoran, auf dem rechten Abhange der Gebirge von Talysch, sind Quellen von siedendem Wasser, welche den Eingebornen sowohl als den Russen durch ihre Heilkraft in verschiedenen Krankheiten, namentlich bei Brüchen und Wunden, bekannt sind. Es sind auch Wannen zum Baden eingerichtet. Unter die Bestandtheile des Wassers gehört namentlich Schwefel, über die übrigen läßt sich noch nichts sagen, weil das Wasser noch nicht gehörig untersucht worden ist. Aehnliche Quellen trifft man auch an einigen andern Orten von Talysch.

5. Naturerzeugnisse.

Talysch liegt im mittlern, an die heiße Zone gränzenden Theile Asiens, darum ist auch die Natur in ihren Erzeugnissen ausnehmend mannichfaltig. Außer den in diesem Lande gewöhnlichen Hausthieren findet man darin Tiger, Panther, seltener Hyänen, Luchse und Stachelschweine; ferner Bären, Wölfe, Schakals, Hirsche, Dscheirane und andere, wilde Ziegen, Füchse, Hasen, Murmelthiere, Marder, Dachse, Igel, Fischotter, Wildschweine u. s. w. Von den Vögeln ist außer den gewöhnlichen zahmen und wilden Vögeln namentlich der Habicht von Talysch geschätzt, und wird von Kennern sehr theuer bezahlt. Die Jagd wird ziemlich stark betrieben, und die Felle der wilden Thiere werden zu einem guten Preise verkauft. Wilde Gänse und Enten lassen sich im Winter in unglaublicher Menge auf der muganischen Steppe nieder, so daß fast der ganze Boden davon bedeckt ist. Fast eben so zahlreich sind die Schwäne, namentlich im Winter; aus ihrem Balge werden Pelzkleider gemacht und der Flaum besonders verkauft. — Holz, kleines sowohl als Bauholz, gibt es in Talysch in Menge, aber es ist von keiner sehr guten Beschaffenheit, da es einer schnellen Fäulniß unterworfen ist. Der mittlere und südliche Theil der Berge sind mit dichtem, fast undurchdringlichem Walde bedeckt; hauptsächlich wachsen hier Eichen, Eschen, Linden, Erlen, Nußbäume, Pappeln, rothe Rüster u. dgl. Außer dem gewöhnlichen einheimischen Holzverbrauche versehen die Einwohner auch Baku und die Insel Sallan damit, und senden jährlich gegen 4000 Holzblöcke dahin, außer dem Bauholze, das freilich nur in geringer Menge verkauft wird, wegen der ungemeinen Schwierigkeit, es aus den Wäldern auf den Bergen herauszubringen; die benachbarten Perser benutzen frei den Wald. Die hiesigen Bäume sind mit einer Menge von Auswüchsen bedeckt, woraus man, wie aus dem Nußbaumholze, verschiedene Drechsler- und Tischlerarbeiten macht.

Außerdem wächst eine ungeheure Menge Weinreben, Granatäpfel, Quitten-, Aepfel-, Birn-, Kirschen-, Pflaumen-, Maulbeer- und Nußbäume, ob es gleich fast keine eigentlichen Gärten gibt. Allenthalben findet sich Buschwerk, welches diesem Land eigenthümlich ist. Wilder Jasmin und Rosen wachsen in großer Menge, ebenso Anis, wilde Kapern, Selleri, Dill u. dgl. Von Medicinalkräutern sind zu bemerken wilde Kranemünze, verschiedene Arten Kamillen, Salbey, Satey, Süßwurzel, Belladonna u. s. w. Von Getreidearten gibt es eine vorzügliche Gattung Weizen, Gerste in geringer Menge, und hauptsächlich nur in den Bergen, und Reis, das Haupterzeugniß von Talysch; von mehrern Arten desselben ist der von Akula durch dicke Körner und Weiße ausgezeichnet: er steht sehr hoch im Preis, und ist namentlich in Persien geschätzt. Alle Obstarten sind bei dem vorzüglichen Klima ausgezeichnet gut. Ob die Gebirge von Talysch Mineralien enthalten, weiß man nicht; bis jetzt ist noch nichts von Bedeutung entdeckt worden.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 108.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 April 1838.

Ueber einige Eigenthümlichkeiten der tibetischen Sprache und Schrift.

(Aus dem Bulletin scientifique der k. russischen Akademie.)

Die tibetische Sprache hat nicht die geringste Verwandtschaft oder Aehnlichkeit mit den andern Sprachen Hochasiens, das heißt nicht mit der mongolischen, noch mit der türkischen, noch der tungusischen, weder in ihren Wurzeln noch auch in ihrem grammatischen Bau; man wird zwar in der mongolischen und vielleicht auch in den andern genannten Sprachen mit den tibetischen gleicher Bedeutung ziemlich gleichlautende Wörter antreffen, es ist aber mit voller Sicherheit anzunehmen, daß diese aus der tibetischen in die andern Sprachen übergegangen sind, und nicht umgekehrt. So wird man auch ähnliche grammatische Formen finden, diese gehören aber keiner Verwandtschaft, sondern der Allgemeinheit fast aller Sprachen an. Eben so wenig und noch weniger Verwandtschaft findet sich zwischen der tibetischen Sprache und dem Sanskrit, obgleich dieses die einzige Grundlage der ganzen geistigen Entwicklung Tibets, so wie demnach auch seiner spätern Ausbildung, Schrift und Literatur von vorne herein war, jetzt noch ist, und nach jeder historischen Wahrscheinlichkeit auch fernerhin bleiben wird. Um so größere Aehnlichkeit und Verwandtschaft herrscht zwischen der tibetischen und der chinesischen Sprache nicht nur in Betreff der Wurzeln, sondern auch der Grammatik. Diese Aehnlichkeit und Verwandtschaft hat Remusat zuerst hervorgehoben, wobei nicht bloß seine Autorität als gründlichen Kenners der chinesischen Sprache, sondern hauptsächlich seine Nachweisungen aus den besten historischen Quellen der Chinesen und das Geständniß dieser letztern selbst es offen und bündig darthun, daß die Sprache beider Völker eine auffallende gegenseitige Aehnlichkeit zeige.

Gleich der chinesischen ist die tibetische eine einsylbige Sprache, sofern man unter dieser Benennung bloß die Wurzelwörter, seyen es Nomina, Verba oder sonst ein Redetheil, versteht. Denn daß sowohl der grammatische als der logische Begriff, oder mit Einem Worte die Entwicklung einer Sprache sogleich ihrer Einsylbigkeit ein Ende macht und es aus diesem Grunde gar keine durchaus einsylbige Sprache geben kann, liegt zu nahe, als daß ich mich dabei aufzuhalten nöthig hätte. Indeß erstreckt sich die Einsylbigkeit der tibetischen Sprache nicht bloß auf die Wurzeln, sondern oft auch auf die Formen, und geht vornehmlich beim Verbum auf verschiedene Tempora und Modi über, so daß z. B. bei vielen Verben das Präsens, Präteritum, Futurum und der Imperativ, ungeachtet der veränderten Form, einsylbig bleiben. Bei einer solchen einsylbigen Sprache ist es denn auch unvermeidlich, daß eine Menge, theils völlig gleicher, theils sich sehr ähnlicher Laute von sehr verschiedener Bedeutung vorkommen, wo ein europäisches Ohr kaum einen Unterschied wahrnimmt, die Orthographie hingegen sogleich ein ganz anderes Wort zeigt. Die Chinesen drücken diese Verschiedenheit bekanntlich durch eine Unzahl besonderer Zeichen aus, wogegen die Tibeter, deren Alphabet nach der indischen Dewanagari gebildet ist, eine ganz andere Methode befolgen. Sie verdoppeln und verdreifachen nämlich ihre Consonanten nach bestimmten Regeln, wobei entweder nur der eine Grundconsonant ausgesprochen wird oder die ganze Zusammensetzung eine neue eigene Aussprache bekommt, oder auch sie setzen ebenfalls nach bestimmten Regeln gewisse einfache Consonanten als stumme Präfixe vor das Wort, anderer orthographischer, bei dem angenommenen Systeme nicht gut zu vermeidender Subtilitäte nicht zu gedenken.

Eine besondere Eigenthümlichkeit der tibetischen Sprache zeigt sich darin, daß sie in allen Redetheilen eine Menge von völlig gleichbedeutenden Wörtern besitzt, ohne daß diese Wörter Synonyma wären in dem Sinne, wie wir sie in allen europäischen alten und neuen Sprachen finden; denn Synonyma in diesem Sinne gibt es außerdem genug in der tibetischen Sprache. Es ist hier die Rede von solchen gleichbedeutenden Wörtern, welche verschiedentlich gebraucht werden, je nachdem der betreffende Gegenstand erhabener oder geringer, oder je nachdem die angeredete oder betreffende Person vornehmern, gleichen oder geringern Standes ist. Dieß erstreckt sich als Regel sowohl über den Schriftgebrauch als über den Redeverkehr im Umgange, und ist ein wesentlicher Bestandtheil der Sprache, den vie eicht keine andere in diesem Umfange aufweisen kann. Zwar findet man auch im Mongolischen, jedoch in sehr beschränkter Zahl,

Digitized by Google

ähnliche gleichbedeutende Wörter und Ausdrücke, diese mögen aber größtentheils aus dem Umgange mit Tibetern, mehr noch aber durch die Ueberſetzung tibetiſcher Bücher ins Mongoliſche übergegangen ſeyn. Sogar gibt es in den europäiſchen Sprachen einzelne ſehr ſchwache Spuren ſolcher gleichbedeutender Wörter, im Deutſchen z. B. Haupt für Kopf; dieſe ſind aber für nichts zu rechnen gegen die große Allgemeinheit, welche in dieſer Hinſicht in der tibetiſchen Sprache herrſcht und auf Regeln beruht, welche nicht übertreten werden dürfen. Remuſat, dem die Menge ſolcher gleichbedeutenden Wörter auffiel, gerieth in den Irrthum, zwei verſchiedene Dialekte der Sprache darin zu finden; hätte er irgend ein tibetiſches Buch leſen und verſtehen können, ſo würde er bald eines Beſſern belehrt worden ſeyn.

Lebensbilder aus Portugal.

Häusliches Leben.

(Fortſetzung.)

Sonderbar klingt es einem Ausländer, wenn man die Dienerſchaft eines großen Hauſes mit dem Namen „Familie des Hauſes ſo und ſo," bezeichnet; z. B. die Zimmer, worin ſich die Dienerſchaft aufzuſtellen pflegt, ſchläft und ſpeist, davon ſagt man: ſie gehören der Familie des Hauſes, oder dieſes und jenes iſt für die Familie des Hauſes beſtimmt — und dieſe Redensart iſt keineswegs ungereimt, denn die Dienerſchaft iſt in der That hier wie mit der Herrſchaft verwachſen, es bindet ſie ein gemeinſchaftliches Intereſſe. Die vertrauteſten und angeſehenſten Diener eines ſolchen Hauſes tragen keine Livreen, was man in gewiſſem Betrachte für erniedrigend hält, und weßhalb ſich Portugieſen ſelten dazu verſtehen, ſondern ſie gehen in feinem Frack und ſo anſtändig gekleidet wie ihre Herren; der Trödelmarkt liefert dazu die Mittel. Solche Diener können auch ſchon ein Wörtchen mitſprechen, und beſonders wenn ſie Veteranen ſind, die Väter und Großväter bedient, ſelbſt in Gegenwart von Fremden; dieſes iſt aber noch nicht Alles, ich habe ſelbſt in großen Privatgeſellſchaften geſehen, daß ſolche Leute zuweilen bei Hazardſpielen ſich die Erlaubniß nehmen, eine Silbermünze mit auf eine der beſetzten Karten dazwiſchen zu ſchieben, was ganz und gar nicht auffällt, und der Herr, dem die beſetzte Karte angehört, iſt dann ſo gefällig, ihm den etwanigen Gewinn einzuhändigen. So geſchah es einſtens in dem Hauſe eines angeſehenen Fidalgos, der eine Menge engliſcher Officiere zu Gaſte gebeten, daß nachgehends einer derſelben Bank machte, da er aber im Verlaufe des Spiels bemerkte, daß einer der Bedienten mit pointirte, ſo legte er die Karten nieder, und weigerte ſich weiter zu ſpielen, jedoch aus Delicateſſe für den Hausherrn, der ebenfalls Theil am Spiele nahm, verſchwieg er den Grund, und als ſpäter ihn der Hausherr dennoch erfuhr, kam es ihm ganz unbegreiflich vor, wie man daran einen Anſtoß nehmen könne, da er doch ſelbſt mitgeſpielt und ſeinem Diener das Vergnügen, vielleicht zu gewinnen, gegönnt habe. Die Dienerſchaft im Allgemeinen, muß hier bemerkt werden, ſteht auf einem weit vertrauteren Fuß mit der Herrſchaft, ja ſogar in freundſchaftlichen Verhältniſſen, wie wohl in keinem andern Lande. Hier nimmt ein Bedienter gar keinen Anſtand im Nacht-Camiſol oder in bloßen Hemdärmeln und mit Pantoffeln an den nackten Füßen in das Zimmer ſeiner Excellenz zu treten und ihn zu bedienen. Niemand denkt daran, ihm dieſes übel zu nehmen und zu verweiſen, der Herr begreift, daß der Diener auch ſeine Negligé-Stunden haben will, daß er ſeine beſſern Kleider für gelegenere Zeit ſchonen und ſparen muß, und man duldet ſo etwas; da überdieß auch die Sprache der Diener in Nichts von der der Herrſchaft abweicht, eine Abweichung, deren Unterſchied in andern Ländern ſo auffallend und oft ſo widerlich iſt, daß man ſchon deßhalb die Converſation mit einem Bedienten vermeidet, ſo findet man ſich durch dieſen Umſtand auch weiter nicht unangenehm berührt; man converſirt eben ſo gern mit ihm wie mit jedem Andern; man ſieht in ihm nur den Menſchen, der einem nützlich iſt, und nicht den ſo untergeordneten Diener, wie dieſe Claſſe unter andern Nationen betrachtet wird. Eine ſolche Gewohnheit und häusliche Sitte, der Herren gegen die Diener, der Frauen gegen die Dienerinnen, verdient wohl mehr Lob als Tadel: ſie attachirt die Dienenden an ihre Herrſchaften, der angeborne Stolz dieſer Menſchen wird dadurch erhalten, und ſie dienen deßhalb weit treuer, als da, wo man ihnen jeden Augenblick fühlen laſſen will, daß ſie nur zum Gehorchen da ſind, daß ſie den Mund nicht aufthun dürften, ohne gefragt zu werden, daß ſie freiwillige Sklaven ihrer Herren ſind. Einem Deutſchen, der lange in Portugal war und in ſein Vaterland zurückkehrt, kommt dieſer große Abſtand zwiſchen Herrſchaft und Dienerſchaft anfänglich ganz ungewohnt, ja ſogar oft empörend vor, und es erfordert einige Zeit, um ſich wieder daran zu gewöhnen; die ſchüchterne, reſpectvolle Unterthänigkeit der deutſchen Dienerſchaft, ſelbſt gegen Perſonen, mit denen ſie übrigens gar nichts zu ſchaffen haben, hat oft mein Mitleiden erweckt; dieſe Menſchen fühlen nur, daß ſie in Niedrigkeit geboren ſind, fühlen aber ſelten, was es heißt — Menſch ſeyn — und daß ihre Herrſchaft eben ſolches Fleiſch und Blut wie ſie habe, und meinen es dann mit ihrer Unterthänigkeit wahrhaft ernſtlich. Nicht ſo der Portugieſe, der ſich als Menſch für eben ſo gut wie ſein Herr hält, und ſelbſt ängſtlich darauf bedacht iſt, dieſes bei jeder Gelegenheit zu verſtehen zu geben; weßhalb dann auch der geringſte Anlaß, wo er glaubt, daß ſeine Würde als Menſch beleidigt wurde, ihn aus dem Hauſe treibt, was um ſo leichter und öfter geſchieht, da man hier die Bedienten nicht fürs Jahr, ſondern monatsweiſe miethet, alſo Herren und Diener keine wechſelſeitigen Verbindlichkeiten, als nur für den laufenden Monat haben, an deſſen Schluß der Herr den Diener fortſchicken oder der Diener den Herrn ohne weiteres verlaſſen kann. Selten findet man unter ihnen einen ſogenannten Augendiener, noch ſeltener Regelmäßigkeit in ſeiner Arbeit oder Ordnungsliebe; fortwährend muß man ihm befehlen, was er thun oder laſſen ſoll, und hundertmal dasſelbe wiederholen, ohne daß dieſes für die Zukunft wirkſam wäre; ein Hauptgrund, weßhalb in den meiſten großen portugieſiſchen Häuſern ſo viel Unordnung herrſcht, denn man wird endlich

Digitized by Google

des Befehlens müde und läßt ungerad gerad seyn. Der Portugiese, der vor seinem Herrn kriecht und sich unterthänig zeigt, dem ist es ganz bestimmt nicht ernst darum, er will nur damit die Schwachheiten der Herrschaft belauern, um daraus bei Gelegenheit einen Vortheil zu ziehen, und vor solchen muß man sich am meisten hüten; wenn man übrigens auch die besten Diener zu haben glaubt und ihnen die größten Wohlthaten erzeigt, so muß man nie auf Dank bei ihnen rechnen, sie werden ihre Herrschaft Knall und Fall verlassen, und ohne Rücksicht der Vergangenheit, wenn sie dadurch einen momentanen Vortheil erlangen können. Daß die Bedienten in den Häusern der Großen und selbst den verschuldetsten Häusern, wo sie eine schlechte und unregelmäßige Bezahlung erhalten, dennoch oft lieber lebenslänglich aushalten, wie weiter oben schon gesagt wurde, als bei unbedeutenden Familien, bei denen sie weit mehr verdienen, hat außerdem, daß sie mit der Zeit einmal ein Staatsstellchen, oder eine Stelle in der Hofdienerschaft erwarten, auch noch darin seinen Grund, daß Viele, die auf eine solche Art einen kleinen Staatsdienst erhalten, auch noch fortfahren, dem alten Herrn zu dienen, der ihnen wenigstens Kost und Logis gibt, ohne dafür eine beschwerliche Arbeit zu haben; Andere aber machen kleine Handelsgeschäfte, und werden dazu oft von ihren Herren gebraucht, die nicht persönlich auftreten wollen. Das große Schmuggeleiwesen, das von jeher hier getrieben wurde, bot hierzu vielfältige Gelegenheit. Mit oder ohne Vorwissen ihrer Herrschaften waren sonst in den Häusern der Fidalgos, in welche keine Justizpersonen eindringen durften, die größten Niederlagen von Contrebandwaaren und die Dienerschaften die getreuen Helfershelfer. Besonders geschickt und gut zu solchen Unternehmungen gelegen, die ein sicheres Asyl für diesen Handel boten, sind die an dem Flußufer erbauten Paläste der Fidalgos, unter denen von jeher die Paläste des Marquis d'Abrantes, der Herzoge Lafoes und Cadaval und Anderer, als die berüchtigtsten Speicher für Schleichhandel bekannt waren; man beschuldigte die Eigenthümer der Häuser des Einverständnisses und der Theilnahme am Gewinn. Die Diener armer, aber einflußreicher Herrschaften, die oft wegen Fürsprachen, empenhos, in Anspruch genommen werden, machen sich auch dieses zu Nutzen, und es gehört mit zu einer Finanzspeculation, Allen den Zugang zu dem Herren zu erschweren, indem ein nichtiger Vorwand dazu leicht gefunden ist. Man weiß schon, was dieses zu sagen hat, ein kleines Geschenk von einem Pinto (1 fl.) öffnet die Thüren. Der Herr weiß dieses und duldet es, der Beutel des Bedienten ist daher oft besser gespickt als der des Herrn, und dieser schämt sich nicht, oft bei jenem zu borgen, wenn die Noth vor der Thüre ist. Auf diese Art kenne ich eine der ersten adeligen Familien, deren unveräußerliche Güter jährlich gegen 10,000 Thaler abwerfen, die oft nicht das Brod im Hause hat, der kein Bäcker und kein Schenkwirth alsdann borgen will, so daß sich dann einer der Bedienten ins Mittel legt, und entweder von seinen Ersparnissen die Herrschaft eine Woche hindurch mit einer frugalen Kost ernährte oder mit seinem persönlichen Credit das Benöthigte herbeischaffte, denn da ein solcher Mensch an der Quelle sitzt, das meiste Geld der Herrschaft durch seine Hände zu laufen pflegte, so wußte er auch bald wieder zu dem Seinigen zu gelangen, und obendrein mit den gehörigen Zinsen.

(Fortsetzung folgt.)

Gold- und Platina-Ertrag der russischen Bergwerke.

(Aus der Nordischen Biene.)

Im Jahre 1857 wurde in den uralischen Bergwerken an Gold gewonnen:

Auf den Krondergwerken . . .	151 Pud	— Pfd.	14¼ Sol.
Auf den Privatbergwerken . .	178 —	25 —	43 —
Im Ganzen also	329 Pud	25 Pfd.	57¼ Sol.

An Platina wurde gewonnen:

In Krondergwerken	— Pud	16 Pfd.	58⁹⁄₁₀ Sol.
In Privatbergwerken	118 —	13 —	27⅓ Sol.

Davon wurde, wie immer, fast Alles, nämlich 118 Pud 5 Pfd. 39 Sol., auf den Demidow'schen Bergwerken in Nischne-Tagilsk gewonnen. Nach den aus Sibirien erhaltenen Nachrichten wurden in Sibirien auf Kron- und Privatbergwerken 150 Pud Gold gewonnen, abgesehen von 50 weitern Pud, welches bei der Ausscheidung des Silbers aus dem Altai und in Nertschinsk gewonnen wurde, so daß die Gesammtmasse des erhaltenen Goldes 470 Pud beträgt, 48 Pud mehr als im J. 1856.

Die russischen Besitzungen jenseits des Kaukasus.

Das Khanat Talysch.

(Fortsetzung.)

6. Verbindungswege.

Nach Talysch führt eine Straße aus Schirwan über den Kur, der bei dem Städtchen Sallan überschritten wird; von da läuft er durch die muganische Steppe. Der Weg ist gut, so lange er nicht in das Schilf und die sumpfigen Strecken kommt, wo das Wasser manchmal eine halbe bis eine ganze Arschine hoch steht. Hier theilt er sich in zwei Straßen, von denen die eine nach Kißlagatsch oder höher nach Glock-Tanu, die zweite nach Alwada und Arkewan führt. Von Kißlagatsch geht der Weg am Ufer des Meerbusens dieses Namens im Sande fort; dann wieder durch Schilf und sumpfige Stellen bis zur Meerenge vom Kumbascha, welche 85 Klafter Breite und 5 bis 8 Fuß Tiefe hat; über diese Meerenge gelangt man vermittelst eines Floßes, der auf Böcken ruht, nach dem Vorgebirge Kumbascha, und geht am Meeresufer fort bis Lenkoran. Die andere Straße nach Arkewan führt zwar zum Theil durch sumpfige Strecken, ist aber viel dauerner; auf ihr kann man über den Floß am Meerbusen von Kumbascha, oder auf dem westlichen und südlichen Ufer des Meerbusens, und dann am Meeresufer fort nach Lenkoran gelangen. Die Uferstraße von Lenkoran nach Persien über Astara, so wie von der Meeresbucht bei Kumbascha nach Lenkoran geht über Meeralluvionen hin. Von Sallan bis Lenkoran über Kißlagatsch rechnet man 220 Werste, über Arkewan 150 Werste, und von Lenkoran nach Astara 40.

Lenkoran steht mit den besten persischen Städten in Verbindung, mit Ardebil auf drei Straßen, von denen die erste auf den Meeralluvionen bis Astara, und von da am Fluß Astara über Namin geht;

auf ihr rechnet man 12 Agatschen,*) welche von Karawanen in zwei Tagen zurückgelegt werden, der andere geht über den Meerbusen von Kumbascha nach Arkewan durch die muganische Steppe, und sodann auf den niedern Ausläufern der Berge fort bis Lapa; obwohl man auf diesem Wege 17 Agatschen rechnet, so ist er doch zu Fortschaffung schwerer Waaren und zudem noch fast zu jeder Jahreszeit geeignet. Der dritte und nächste Weg durch die Kreise Dryck und Suwant ist sehr mühsam, die Entfernung beträgt aber nicht über 10 Agatschen, so daß man von Lenkoran nach Ardebil in einem Tage kommen kann.

Sinsili ist von Lenkoran 28 Agatschen entfernt; der für Lastthiere brauchbare Weg geht über Astara. Hart an der Stadt Sinsili werden die Waaren gewöhnlich auf große Boote geladen und an der Mündung des Flusses Peridasar gelandet. Von Sinsili nach Resscht sind sieben Agatschen, auf einer Straße, die um den See herum durch sumpfige Strecken führt. Von Lenkoran nach Tebris sind 60 Agatschen über Ardebil auf einer an einigen Orten ziemlich mühseligen Straße. Nach Teheran rechnet man 90 Agatschen.

Auf der Ebene von Talysch sind die Wege fast immer für große Wagen brauchbar, und könnten sehr gut seyn, wenn die sumpfigen Stellen ausgetrocknet und an den Flußübergängen Brücken unterhalten würden. Die Bewohner von Talysch kennen den Gebrauch von Wagen nicht, die Straßen sind im Allgemeinen nur für Lastthiere, sehr schlecht angelegt, und namentlich in den Bergen äußerst mühselig. Für die Wassercommunication dient das Meer.

3. Einwohner.

Talysch bildete ein besonderes Gebiet mit einer bedeutenden Bevölkerung, und noch jetzt zeigt man, namentlich im Mugan-Districte, wo einst Städte und volkreiche Dörfer standen, von denen jetzt auch nicht eine Spur mehr übrig ist. Stets zeichneten sich die Talyschiner durch Raub und Plünderung aus, überfielen die benachbarten Dörfer und plünderten die Karawanen. Diese Ruhestörungen waren Ursache, daß Nadir Schah Talysch überzog und gänzlich verwüstete: er zerstörte Städte und Dörfer, führte die Einwohner mit sich nach Persien, und nur einige retteten sich durch die Flucht nach Baku, Schirwan und andern Orten; man vermuthet auch, daß die Bewohner des in der Nähe von Tiflis befindlichen Dorfes Muganlo Nachkommen von Bewohnern der muganischen Steppe seyen. Die Bevölkerung von Talysch war sehr bedeutend, als noch Kargaru, Namin, ganz Suwant und Udscharri dazu gehörten.

In Folge des von Mir Hassan Khan, dem ehemaligen Beherrscher des Landes, veranlaßten Aufstandes im Jahre 1851 lassen sich keine genauen Angaben über die Bevölkerung mehr herstellen, aller Wahrscheinlichkeit nach aber kann man die Zahl der Rauchfänge auf 6500 annehmen. Rechnet man nun jeden Rauchfang auf sieben Personen, so wird dieß eine Einwohnerzahl von 455,000 Seelen geben, und auf jeden Quadratwerst kämen also ungefähr sechs Personen; das angebaute Land auf jede Person beträgt 2⅞ Dessätinen.

Die Bevölkerung ist ungleich vertheilt: der südliche und mittlere Theil der Ebene sind sehr stark bewohnt; am Meeresufer befinden sich wenige und noch dazu kleine Dörfer; Mugan ist nur in den Wintermonaten von Nomaden besucht; im nördlichen Theile der Berge ist die Bevölkerung unbedeutend, und überhaupt haben die Gebirge im Verhältnisse zu ihrer Ausdehnung nicht viel Bewohner. Die Nomaden mögen etwa den sechsten Theil der Bevölkerung ausmachen.

Das Volk zerfällt in dieselben Classen, wie in den andern mosslemitischen Provinzen unter russischer Herrschaft, d. h. in Geistlichkeit, Beks, Krondauern, theils solche, die Abgaben zahlen, theils solche, die als Maafen von Abgaben frei sind, in Nukers und Bauern der Beks. Diese Unterabtheilung hat sich aus den Zeiten der Khane her erhalten. Damals war Mustapha Khan der Beherrscher dieses Khanats, das ihm ganz gehörte, mit Ausnahme einiger Beks, die größtentheils seine Verwandten waren, oder die Würde von seinen Vorfahren erhalten hatten. Diese Beks, so wie auch einige Leute aus niederem Stande, besaßen eigene Güter, und bezogen Einkünfte von ihren Untergebenen. Personen, die der Khan auszeichnete, erhielten von ihm Ländereien zur Verwaltung, und zur Belohnung dafür ein meist festgesetztes Einkommen. Die Würde eines Beks wurde auch für persönliche, dem Khan geleistete Dienste ertheilt, und ging nicht immer auf die Nachkommenschaft über, so wenig wie die Einkünfte aus verliehenen Dörfern. Gesicherte Eigenthumsrechte bestanden nicht, sondern Alles hing von der Gnade des Khans ab, weßhalb auch keiner Urkunden seines Besitzthums nachweisen konnte. In späterer Zeit, nach dem Tode Mustapha Khans, wurde Talysch unter seine Nachfolger getheilt. Beim Aufstande des Landes blieben nur zwei Glieder der khanischen Familie der russischen Regierung treu, und diese sind noch im Besitz ihrer Güter; die andern, welche offen oder insgeheim die russische Regierung verriethen, wurden derselben beraubt. Außer den damaligen Beks eigneten sich später viele unter verschiedenen Umständen diese Würde nebst dem Rechte des Einkommens einiger Dörfer zu, und blieben, als das Khanat unter russische Herrschaft fiel, im Besitze. Die Würde der Beks wird gegenwärtig als erblich betrachtet, obgleich die Regierung nichts darüber bestimmt hat. Die Zahl der beksischen Familien beträgt 110.

Die Geistlichkeit bildet in Talysch, wie in den andern mosslemitischen Provinzen, eine besondere Classe, der Volksgeist aber ist nicht sehr religiös, und die Geistlichkeit darum zu keiner besondern Macht und Einfluß gelangt. Der vom Koran festgesetzte Zehnte zum Unterhalte der Geistlichkeit wird hier nicht bezahlt, und die Geistlichkeit bezieht nur aus dem Lesen der Gebete, aus dem Unterrichte der Kinder und aus der Abfassung der Heirathscontracte ein gewisses Einkommen. Ihre Zahl beträgt etwa 200 Familien, die der Seiden, Agamiren, Scheikhs und Derwische nicht über 520.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ein Agatsch ist so viel, als man zu Pferde in einer Stunde zurücklegt, oder etwa 7 Werste.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 34** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Bruchstücke aus dem neugriechischen Drama Phrosyne.** Von Alex. Risos Rangkawis. — **Der himmelblaue Domino.** (Schluß.) — **Russische Dichtungen.**

Das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 1–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit angetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 109.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 April 1838.

Dampfschifffahrt nach Amerika.

(Nach dem Athenäum vom 31 März 1838.)

Jetzt ist endlich das so lange besprochene Project der Dampfschifffahrt nach Amerika in der Ausführung begriffen; der Sirius ist bereits unter Wegs, und der Great Western, von der Bristol-Company erbaut, sollte am 7 April gleichfalls nach Neu-York abgehen. Der letztere nimmt für 25 Tage Kohlen mit, und hat darum nicht nöthig, erst wieder zu Cork in Irland anzuhalten. Der Sirius gehört der St. George-Steam-Packet-Company, und ist bisher zwischen London und Cork hin und her gefahren. Obwohl keineswegs ein altes Fahrzeug, vielleicht nur alt genug, um hinreichend erprobt zu seyn, ist es doch nicht ausdrücklich für die Fahrt nach Amerika gebaut; seine Trächtigkeit ist etwa 700 Tonnen, und seine Maschinen sind von 320 Pferdekraft. Der Agent für dasselbe ist ein alter Bekannter des Publicums, Macgregor Laird, der die Expedition der Alburka und des Quorra nach dem Niger commandirte, um das Innere des afrikanischen Continents zu erforschen. Vielleicht ist dieß eine glückliche Vorbedeutung, und kann diejenigen trösten, welche noch an der Ausführbarkeit des Experiments zweifeln, denn nicht leicht wurde eine Unternehmung mehr belacht oder fand weniger Glauben, als die, mit einem eisernen Dampfboot den Ocean und den Nigerstrom zu befahren.

Der Great-Western wurde zu Bristol erbaut, und ist schon an und für sich eine Unternehmung, welche für jene alte Stadt den Ruhm jener Zeit erneuern kann, wo Maister Canynge's Kauffahrer die ersten Schiffe der Welt waren, wie z. B. die Mary and John von 900 Tonnen vor 420 Jahren. Das Dampfboot hat eine Trächtigkeit von 1310 Tonnen, während das größte Dampfschiff der Regierung, die Gorgone, nur 1150 hat. Die Gorgone ist eingerichtet um für 20 Tage Kohlen, eine Besatzung von 150 Mann, und außerdem 1000 Mann und Lebensmittel für sechs Monate mitzunehmen; ihre Maschinen sind nicht stärker als die des Sirius. Das größte amerikanische Dampfschiff, von dem man gehört hat, ist der Natchez, jetzt oder vor kurzem noch auf den Werften von Neu-York und bestimmt, als Packetboot zwischen dieser Stadt und dem südlichen Hafen, dessen Namen es trägt, hin und herzufahren; seine Trächtigkeit ist 900 Tonnen. Der Wilberforce und die Victoria, Packetboote von Hull, gelten für die ersten unter den alten Dampfbooten; das erstere hat etwas über 200 Fuß Länge, seine Räder 25 Fuß im Durchmesser und seine Maschinen stehen nur den nach amerikanischem System gebauten nach. Der Great Western dagegen hat etwa 240 Fuß Länge, jeder Ruderwellbaum wiegt 6½ Tonnen, der Querwellbaum 4½ und die Durchmesser dieser Wellbäume sind 18¾ und 17½ Zoll, der Durchmesser der Cylinder ist 73½ Zoll, so daß sie beinahe den größten Cylindern gleichkommen, die je in den Kupferminen von Cornwallis in Anwendung kamen; das Schiff hat vier Kessel, die mit dem Wasser darin 180 Tonnen wiegen; in dem daran stoßenden Raum können in eisernen Kästen nahe an 900 Tonnen Kohlen aufbewahrt werden, und ihre Maschinen haben jede 225 Pferdekraft. Das Schiff ist das größte, das je gebaut wurde: die vordere Cajüte ist 46 Fuß lang, in der Mitte ist ein bedeutender Raum für die Maschinen frei gelassen, und trennt die Vordercajüte von der Hauptcajüte, welche 82 Fuß Länge und 31 in ihrer größten Breite hat; an den Seiten sind Lagerstätten für 128 Personen angebracht, und außerdem noch 20 für Bediente. Der Reisende zahlt 35 Guineen auf der Hinreise, und 30 auf der Rückreise, wobei Bett, Tisch und Wein mit inbegriffen sind. Dieß ist derselbe Preis wie auf den Packetbooten. Auch auf dem Sirius ist es derselbe, aber hier ist noch Vorsorge getroffen für eine zweite Classe von Passagieren, so wie für Passage auf dem Vorderplatz (Steerage-Passengers). Auch der Sirius hofft seine Reise von Cork aus in 15 Tagen zu machen; das Resultat muß also in kurzem über die Ausführbarkeit des ganzen Planes entscheiden.

Doch wir sind mit den Dampfbooten noch nicht zu Ende: das größte von allen, die Victoria, liegt jetzt auf der Werfte. Dieses außerordentliche Schiff ist das Eigenthum der englisch-amerikanischen Dampfschifffahrts-Compagnie. Ihr Plan war anfangs, zwei englische und zwei amerikanische Dampfschiffe von bedeutender Größe zu bauen, um zweimal monatlich von und nach Neu-York zu fahren; der Grund, weßhalb man englische und amerikanische Schiffe vereinigen wollte, lag darin, daß eng-

Digitized by Google

liſche Schiffe, dem Handelsvertrage gemäß, keine fremden Waaren nach den Vereinigten Staaten bringen dürfen, ſondern dieſe in amerikaniſchen Fahrzeugen eingeführt werden müſſen, während auf der andern Seite amerikaniſche Schiffe nur ſolche fremde Waaren nach England bringen dürfen, die zur Wiederausfuhr beſtimmt ſind. Dieſe vier Dampfboote ſollten ſo viele Fahrten machen als acht Segelpacketboote, und nöthigenfalls ſollten noch mehr erbaut werden. Man ſchlug eine Trächtigkeit von 1100 Tonnen und 300 Pferdekraft vor; die Koſten waren auf 40,000 Pfund für jedes Schiff veranſchlagt; die jährlichen Ausgaben eines ſolchen Schiffes, Kohlen für ſechs Fahrten mitgerechnet, ſchlug man auf 18,480 Pf. an; bei dieſer Berechnung aber ſind die Koſten der Ladung nicht mit eingeſchloſſen. Rechnet man die Ladung auf 400 Tonnen und 60, 80 und 100 Paſſagiere von drei verſchiedenen Claſſen, ſo gibt dieß eine Frachteinnahme von 4600 Pf.; die Ausgaben dabei ſind 2520 Pf., der Nettovertrag der Fracht alſo beträgt 2080 Pf. Dabei iſt aber noch als jährliche Ausgabe zu rechnen, für den Capitän 300 Pf., für den erſten, zweiten und dritten Steuermann 100, 80 und 60 Pf., für den Chirurgen 100 Pf., für 25 Matroſen und Lehrlinge 600 Pf., für 10 Feuerleute 360 Pf., für 3 Ingenieure zu 150, 100 und 80 Pf., 330 Pf., für einen Zimmermann 50 Pf., für Oel, Talg und Werg für die Maſchinen und andere kleinere Gegenſtände 1000 Pf. Die Entfernung von London nach Neu-York iſt etwa 3000 See- oder 3500 engl. Meilen, und die durchſchnittliche Schnelligkeit 10 engl. Meilen in der Stunde bei jeder Art von Wetter. Nach dieſem Maaßſtab wird die Fahrt nach Neu-York im Durchſchnitt 14 bis 15 Tage dauern, und die Rückfahrt wegen der Golfſtrömung 11 bis 12 Tage. An Brennmaterial rechnet man 9 Pf. auf die Pferdekraft und auf die Stunde; jedes Schiff ſoll für 20 Tage Kohlen oder etwa 500 Tonnen mitnehmen.

Dieß war der Plan, bei näherer Erwägung aber wurde er dahin abgeändert, daß die Compagnie ihr anfängliches Capital von einer halben Million auf eine ganze ſteigerte, und zugleich beſchloß, ihre Bemühungen auf ein großes Schiff für jetzt zu vereinigen; dieß iſt der Urſprung der Victoria. Dieſer Mammuth ſoll eine Trächtigkeit von mehr als 1800 Tonnen haben; ſeine Länge auf der Waſſerlinie iſt 230 Fuß, die Geſammtlänge 253, die Breite des Schiffes in der Mitte 40 Fuß und die Tiefe 27, die ganze Breite mit Einſchluß der Radkäſten 69 Fuß; beladen wird es 16 Fuß tief im Waſſer gehen. Die Cylinder haben 78 Zoll im Durchmeſſer, und die beiden Maſchinen ſind von 250 Pferdekraft. Die Berechnung iſt, daß das Schiff 500 Paſſagiere von verſchiedenen Claſſen nebſt 1000 Tonnen Waaren,*) — ziemlich viel bei der Kohlenladung für 25 Tage — aufnehmen kann. Die Koſten des Schiffs ſind auf 100,000 Pf. angeſchlagen, wobei zu bemerken, daß der Segelapparat nicht minder erſtaunlich iſt, als die Dampfkraft und die Größe. — Außer dieſen Dampfbooten ſind noch mehrere andere beabſichtigt, von denen wir nur ein eiſernes anführen wollen, das 213 Fuß lang und nach einem neuen Plane unten in 6 Gemächer abgetheilt werden ſoll.

Der große Vortheil dieſer Dampfſchifffahrt liegt nicht bloß in der Schnelligkeit, obwohl in 99 Fällen von 100 die Dampfboote ſchneller fahren werden, als die Packetboote es überhaupt thun können; gegenwärtig fahren die Segelboote im Durchſchnitt in 33 Tagen nach Amerika und in 22 zurück; die Dampfboote werden den Weg in höchſtens 18 und 12 Tagen machen. Der wichtigſte Umſtand aber iſt Regelmäßigkeit in der Ankunft der Dampfboote; gegen widrige Winde und Meeresſtrömungen vermag das Segelboot nichts, und ſie können veranlaſſen, daß dasſelbe 5 Wochen ſtatt 2 unterwegs iſt: am 28 März war von den am 3 März in Neu-York abgegangenen Packetbooten noch keines in England angelangt. Noch ſchlimmer iſt es auf der Hinfahrt nach Amerika: die engliſchen Packetboote vom 1 Jan. waren zwei Monate unter Wegs, die Formoſa, von Havre nach Neu-York beſtimmt, beinahe 75 Tage. In derſelben Zeit wurde ein von Demerara nach Halifax beſtimmtes Schiff durch heftige Weſtwinde bis nach Liverpool, alſo über die ganze Breite des atlantiſchen Meeres, verſchlagen.

*) Measurement Goods, alſo nach dem Maaß, nicht nach der Schwere berechnet, wo 40 Cubikfuß auf die Tonne angenommen ſind.

Lebensbilder aus Portugal.

Häusliches Leben.

(Fortſetzung)

Wie oft geſchieht es auch nicht, daß, wenn endlich einmal ſolche Bedienten ſich mit der Herrſchaft überwerfen und plötzlich ihren vieljährig rückſtändigen Lohn verlangen, den man nicht zu bezahlen im Stande iſt, mancher derſelben auf gerichtliche Ausſpändung klagt, was in frühern Zeiten nicht nur wegen der Privilegien der Fidalgos, ſondern noch aus manchen andern Rückſichten faſt nie zu geſchehen pflegte, jetzt aber, wo der Adel ohne allen Einfluß iſt, um ſo öfter geſchieht. Ihn nicht zu beleidigen, weil er doch zu ſeiner Zeit einmal wieder von Nutzen ſeyn, und der Verluſt auf eine andere Art erſetzt werden konnte, blieb man lieber ewiger Creditor, als daß man zu ſolchen Mitteln ſeine Zuflucht genommen. Uebrigens machen ſolche gerichtliche Ausſpändungen, mit denen in andern Ländern eine gewiſſe Beſchimpfung verbunden zu ſeyn pflegt, hier nicht den geringſten Eindruck, und man erträgt ſo etwas mit der größten Gemüthsruhe. Noch vor kurzer Zeit war ich Zeuge einer ſolchen Ausſpändung in dem Hauſe einer der angeſehenſten Familien, wegen einer Schuld von 200 Thalern: Juſtizperſonen rückten ein und nahmen ſo viele Meubles weg als ſie hinreichend glaubten, durch deren Verkauf die Schuld zu decken. Eine beſtimmte Zeit lang werden ſie deponirt, während welcher man dieſelben wieder einlöſen kann, wo nicht, ſo werden ſie öffentlich verkauft. Dieſer Vorfall brachte in dem Hauſe nicht die geringſte Störung weiter hervor, man ſchimpfte nicht einmal auf die Juſtiz, an der man bei ſolchen Gelegenheiten oft ſeinen Ingrimm auszulaſſen pflegt, und tröſtete ſich damit, daß die Meubles ſchon alt geweſen, und dieſes ein gutes Mittel ſey, ihrer

Digitized by Google

los zu werden, um — auf Borg — neue zu kaufen. Daß eine solche Familie sich dann aber in ihrem ganzen Hauswesen einschränken sollte, daran ist nicht zu denken; z. B. jenes Haus, dessen oben erwähnt wurde, welches oft nicht das tägliche Brod anschaffen kann und gegenwärtig nur aus Mutter und Tochter besteht, hält deßhalb doch eine Dienerschaft von 17 Köpfen, sowohl männliche als weibliche, denen allen man mehr oder weniger jahrelangen Lohn schuldig ist, lauter Menschen, von denen die wenigsten eine Beschäftigung haben, die man nicht fortschicken kann und will, weil sie mit der Familie gleichsam verwachsen sind und gegen die Kost auf Execution im Hause liegen, bis endlich der ersehnte Tag einer abschlägigen Bezahlung kommt und eine neue Rechnung beginnt.

Im Allgemeinen halten die Fidalgos auf einen guten Tisch nach portugiesischer Art und Weise. Gekochtes Rindfleisch nebst dickem Reis, ein Stück Speck mit gekochtem Schinken oder Wurst (paio) dürfen als zweite Schüssel nach der Suppe nie fehlen, und hat die Herrschaft abgespeist, so nimmt die vornehmste Dienerschaft an derselben Tafel Platz, es herrscht dann eine vollkommene communio bonorum, Diener bedienen sich desselben Tafeltuchs, derselben Teller, Messer, Löffel und Trinkgläser; Küchenjungen, Aschenbrödel und Schmarotzer, welche alsdann die restirenden Abfälle zu sich nehmen, sind dabei der Diener dienende Gesellen, hinter den Stühlen sogleich die Ueberbleibsel gierig verschluckend. Gewöhnlich hält man in den Häusern der Großen Köche und nicht Köchinnen, und die Hausfrauen bekümmern sich höchst selten um das Hauswesen und noch weniger um die Küche, die ganz und gar dem Koch überlassen ist, der seine Befehle für Einkäufe von dem Hausmeister (Mordomo) oder einer sogenannten Aia, Hausgouvernantin, erhält, welchen derselbe tägliche Rechnung von seinen Einkäufen abzulegen hat, für welche ihm auf Abschlag täglich eine gewisse Summe eingehändigt wird, die man alsdann berechnet. Daß der Koch bei diesen Einkäufen nicht zu kurz kommt, oder auf seinem rol, wie man dergleichen Rechnungen hier nennt, nicht etwas vergißt und in diesem Zweifel lieber etwas mehr als zu wenig anschreibt, kann man wohl sich einbilden; daß er auch für Zinsen etwas anrechnet, wenn er eine Zeit lang die Ausgaben aus seiner Tasche bestreitet, versteht sich von selbst. Es ist deßhalb eines der besten und einträglichsten Aemter, Koch und Einkäufer in einem großen Hause zu seyn, und so einträglich, daß manche Köche sich nicht in solche Häuser vermiethen wollen, wo sie auch nicht zugleich die Einkäufe zu besorgen haben. Noch interessanter sind diese Einkaufsstellen aber bei der Hofküche, die in einem besondern Artikel behandelt werden soll, so wie überhaupt die ganze Hofhaushaltung, welche manches Interessante darbietet, als Muster einer schlechten Verwaltung und eines schlechten Haushaltes, ein Haushalt, der in den drei Zweigen, Küche, Marstall und Güterverwaltung, jährlich 390,000 Thaler kostet, ein Haushalt, der überdem nichts weniger als glänzend ist, und nicht einmal mit den Hofhaltungen deutscher Fürsten, die kaum den vierten Theil dieser Ausgaben auf diese drei Zweige der Administration verwenden können, verglichen werden kann. Selbst bevor dem Souverän hier eine Civilliste festgesetzt wurde, — das Einkommen von 365 Contos (608,338 Thlr.) jährlich, was seit dem Jahre 1822 geschah, wo den Königen zur freien Disposition stand, nach Belieben so viel auszugeben als sie Lust hatten, und die Hofhaltung jährlich über 1000 Contos kostete, — war der Hof eben so wenig glänzend, ja wo möglich noch weniger als gegenwärtig, denn jetzt hat man doch wenigstens manches geschmackvoller eingerichtet; allein ein eigentliches Hofleben, was man in andern Ländern darunter versteht, Tafel, Gesellschaften, Concerte, Bälle, Soiréen, Landpartien mit Einladungen und alle dergleichen Dinge, womit man am Hofe die Zeit tödtet, und woran man die vornehmsten oder interessantesten Personen, Einheimische und Fremde, Theil nehmen läßt, existirte hier nie unter dem alten Regime.

(Fortsetzung folgt.)

Befestigung am Fluß Usman.

(Aus dem russischen Journal des Ministeriums des Innern. Januar 1838.)

Im Gouvernement Woronesh, nahe bei der ehemaligen Stadt und dem jetzigen Dorf Orlow, auf dem rechten Ufer des Usman, befand sich auf einer Anhöhe eine Befestigung von Erde, die sich auch jetzt noch deutlich erkennen läßt; sie bildete einen regelmäßigen Kreis, hatte etwa 100 Klafter im Umfang und bestand aus Wall und Graben, die Tiefe des Grabens läßt sich nicht bestimmen, da er von der Zeit fast verschüttet ist, aber der Wall ist noch ganz, und hat eine Höhe von etwa 2 Klaftern. Gegen Norden ist eine Oeffnung, welche vermuthlich den Eingang in die Befestigung bildete; im Innern ist ein kleiner, freier Platz, auf welchem man jetzt noch ziemlich tiefe Gruben bemerkt, vermuthlich die Ueberreste von Erdhütten. Die Stelle, wo die Befestigung liegt, ist sehr hoch, so daß man von einigen Seiten aus dreißig Werste weit sieht. Diese Befestigung gehörte nicht zum Gränzcordon, denn sie ist fester und sorgfältiger angelegt. Vielleicht war es eine der Festungen, welche die ukränische Linie bildeten; die benachbarten Landleute wissen nichts darüber, sagen jedoch, es sey dieß eine Festung der Russen gewesen, als jenseits des Flusses Usman, d. h. auf der linken Seite, Ungläubige wohnten.

Die russischen Besitzungen jenseits des Kaukasus.

Das Khanat Talysch.

7. Einwohner.

(Fortsetzung.)

Die Maasen bildeten früher eine besondere Volksclasse, welche für irgend einen dem Khan geleisteten Dienst Steuer- und Abgabenfreiheit erhalten hatte, und diese behielten, so lange die Gnade des Khans es gestattete; ihre Zahl beträgt gegen 900 Familien. Auch die Nukers bilden eine besondere Abtheilung: dieß waren Diener oder Leibwachen des Khans, oder anderer Personen, die sich aus Talysch entfernt haben. Sie zahlen keine Abgaben, sondern versehen nur unentgeltlich den Postdienst. Die Krondauern sind die einzige Volksclasse, welche die Steuern und andere Leistungen trägt; sie zerfallen in zwei Classen: in Ragats, oder solche, welche Steuern zahlen, und Akers, oder solche, welche die Krondländereien bebauen; eigentliche Krondauern rechnet man 1500 Familien. Die Bauern der Beks stehen zu diesen letztern in

Digitized by Google

demſelben Verhältniſſe, wie die Krondauern zur Krone, und zerfallen gleichfalls in Nogais und Aters.

Die Claſſe der Handels- und Gewerbsleute iſt unbedeutend, ſowohl in Betreff der Zahl als der Geſchäfte; denn die Induſtrie und der Handel von Talyſch und ſelbſt von Lenkoran ſind im größten Verfall.

Das jetzige Talyſch bildete im Alterthum einen Theil von Medien, welches zwiſchen dem kaſpiſchen Meer und Hyrkanien (dem jetzigen Maſanderan und Ghilan) gegen Oſten, Parthien gegen Süden, dem Araxes und Großarmenien gegen Weſten, und Dagheſtan gegen Norden eingeſchloſſen war. Ueber die Herkunft der Bewohner von Talyſch hat man keine zuverläſſigen Nachrichten, der geographiſchen Lage nach aber müſſen ſie von den alten Medern abſtammen. Es iſt bekannt, welchen furchtbaren Umwälzungen ganz Nord- und Mittelaſien, namentlich die Provinzen am kaſpiſchen Meer, unterworfen waren; dieſe Länder waren der Schauplatz unaufhörlicher blutiger Kriege unter den Nationen, die einander die Herrſchaft ſtreitig machten; die Beſiegten nahmen nach und nach von den Siegern Sitten, Gewohnheiten, Religion und ſelbſt die Sprache an. Dieſe letztere iſt der wichtigſte Leiter bei der Erforſchung des Urſprungs einer Nation. In Talyſch finden ſich zwei Sprachen: das Türkiſche, wie es in dem größten Theile der unter Rußland ſtehenden mosleminiſchen Provinzen geſprochen wird, und die eigentliche Landesſprache. Das erſtere ſprechen nur wenige Eingeborne, obwohl ſie es faſt alle verſtehen; die zweite iſt ſo allgemein im Gebrauche, wie in andern Provinzen das Türkiſche. Dieſe Landesſprache iſt eines Stammes mit dem Perſiſchen, lautet übrigens rauh und unangenehm für das Ohr, iſt aber, wie man verſichert, eine kräftige und ausdrucksvolle Sprache; wem die Sprache der Provinz Fars bekannt iſt, kann auch die von Talyſch verſtehen. Es wird weiter unten gezeigt werden, daß auch die moraliſchen Eigenſchaften des Volkes denen der Perſer ungemein ähnlich ſind.

Die Armenier, welche überall im nördlichen und mittlern Aſien zerſtreut ſind, und in einigen der ruſſiſchen Beſitzungen jenſeits des Kaukaſus oft das Drittel der Bevölkerung bilden, haben gar keine Niederlaſſungen in Talyſch. Im ganzen Khanat findet ſich keine einzige armeniſche Familie, die wenigen ausgenommen, welche zur Zeit, als die ruſſiſchen Truppen Reſcht und Sinſili beſetzten, aus Aſtrachan und Perſien dahin gingen. In der Stadt Lenkoran und ſelbſt in der Veſte finden ſich nicht über 48 armeniſche Familien. Dieſer Umſtand, der eine ſo auffallende Ausnahme von der Regel bildet, verdient Beachtung. Nach der Volksſage überzog ein Schah von Perſien wegen der Unbotmäßigkeit eines Fürſten von Talyſch das Land mit Krieg, die Armenier, welche nicht im Stande waren, ſich den Perſern zu widerſetzen, unterwarfen ſich und wurden nach Perſien abgeführt; der Khan von Talyſch, der ſie des Verraths verdächtigte, habe die Uebrigen verjagt, und verboten, dieſelben künftig in Talyſch aufzunehmen. Die Talyſchiner ſind Muhammedaner und bekennen ſich zur Secte Alis. Nur ſehr wenige, und zwar Fremdlinge, die das Türk ſprechen, ſind Sunniten. Man trifft hier ſehr wenige Moſcheen, und ſelbſt in Lenkoran wurde erſt im Jahre 1850 eine gebaut. Die Talyſchiner zeichnen ſich unter den Rußland unterworfenen Völkern jenſeits des Kaukaſus durch ihre Phyſiognomie und überhaupt durch ihr Aeußeres aus: ſie ſind von ziemlich hohem Wuchs und guter Conſtitution; ihre bleichen Geſichter ſind mehr oder minder bräunlich, meiſt lang, und der obere Theil des Kopfes breit; ihre Augen ſind groß, und ihre dichten Augenbrauen ſtoßen faſt zuſammen. In ihren Geſichtszügen trifft man ſelten einen angenehmen Ausdruck, viel häufiger zeigt ſich ein finſteres, ſogar ein wildes Weſen. Sie gleichen hinſichtlich ihrer moraliſchen Eigenſchaften hauptſächlich den Perſern, ſind vor Ihresgleichen ſtolz, wenn ſie von irgend einem vornehmen Mann eine Auszeichnung erhalten haben, zu welchem Ende ſie ſich aller möglichen Mittel bedienen; ihr Eigennutz überſchreitet alles Maaß, und um des Gewinnes willen opfern ſie, wie Beiſpiele gezeigt haben, Verwandte, Bruder und Vater auf. Reichthum wird ſtets durch einen Anſchein von Armuth verborgen, übrigens nur vor ſolchen, welche einen Einfluß auf ihr Schickſal haben können, denn unter Ihresgleichen tragen ſie den Luxus zur Schau.

Sie ſind zu Lug und Trug geneigt, und dennoch leichtgläubig: ihr unbeſtändiger Sinn iſt ſelbſt in Kleinigkeiten bemerklich. Heftigkeit und Jähzorn ſind ihnen in hohem Grad eigen, und die Blutrache herrſcht nirgends ſo furchtbar wie in Talyſch: ſie geht ſogar auf die Nachkommen über, der Bruder fällt für den Bruder, der Sohn für den Vater, und ſelbſt die entfernteſten Verwandten bezahlen mit unvermeidlichem Tode. *) Trotz aller dieſer Fehler und Mängel haben die Talyſchiner doch auch lobenswerthe Eigenſchaften: ſie ſind von Natur mit einem durchdringenden Verſtande begabt, der ſich übrigens auch ſehr zur Verſchmitztheit neigt, ſie ſind tapfer bis zur Tollkühnheit, gaſtfrei, obwohl größtentheils nicht ohne Nebenabſichten: ſie ſind nicht religiös, aber voll Vorurtheile, und zeichnen ſich vor allen andern Völkern Vorderaſiens durch Keuſchheit aus. Obwohl ſie tapfer, vortreffliche Reiter und ausgezeichnete Schützen ſind, ſo fehlt es ihnen doch an kriegeriſchem Geiſt, hauptſächlich den Bewohnern der Ebene; dagegen zeigt ſich bei den Gebirgsbewohnern Neigung zu Plünderung und Raub, und es hat ſich bei ihnen eine Wildheit der Sitten und Geſinnungen und eine rohe Einfachheit in der Lebensweiſe erhalten. Bei den Nomaden geht die Neigung zum Raube ſo weit, daß ſie die Aneignung fremden Gutes nicht für Unrecht halten, der Raub iſt vielmehr in ein gewiſſes Syſtem gebracht, und bildet ein Gewerbe, das, von Kindheit auf erlernt, mit Eifer betrieben wird, und mit deſſen Erfolge man ſich rühmt; ſie ſtürzen ſich dabei in zahlloſe Gefahren, und ertragen unglaubliche Mühſeligkeiten. Die Erzählungen von Vorfällen dieſer Art bilden den liebſten Gegenſtand des Geſpräches; die, welche ſich im Räuberhandwerk auszeichnen, werden mit Bewunderung betrachtet und als Beiſpiel hingeſtellt.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Herr Duvernoy hat der franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften mehrere foſſile Zähne nebſt einem Stück Knochen-Breccie vorgelegt, die er aus Oran erhalten hatte. Das letztere Stück beſtätigt, daß dieſe Breccien an der afrikaniſchen Küſte des Mittelmeeres, wie an der europäiſchen vorhanden ſind. Wenn es möglich wäre nachzuweiſen, daß die afrikaniſche Breccie dieſelben Thierarten enthält, wie die europäiſche, ſo würde dieß wahrſcheinlich ein großes Licht auf den Zeitpunkt werfen, in welchem das Mittelmeer entſtand. Die Zähne, welche Hr. Duvernoy vorzeigte, ſind Fiſchzähne, wahrſcheinlich von der Art Aloſa elongata, welche Agaſſiz in ſeiner Reiſe nach der Regentſchaft Algier unterſuchte und beſchrieb. (Franzöſiſche Blätter.)

---

*) Vor nicht ſehr langer Zeit ſchwur einer der Khane von Talyſch für den Mord ſeines durch einen perſiſchen Khan im Gefecht umgekommenen Bruders ewige Rache, und erſchien auch, als eine bequeme Gelegenheit ſich fand, zwei ſeiner Söhne; als der perſiſche Khan ſeinen elfjährigen Sohn (nach der Sitte bei Verſöhnungen mit dem Schwert um den Hals) und ſeinen Bruder mit der Bitte um Schonung und Verſöhnung zu ihm ſandte, ermordete er gegen alles Herkommen dieſe mit eigener Hand, und tödtete, als er den vierten Sohn traf, auch dieſen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 110.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 April 1838.

Die Eugubischen Inschriften.

Wir haben schon mehrmals auf den Umstand aufmerksam gemacht, daß manche Irelánder in neuerer Zeit sich Mühe gaben, altitalische Sprachüberreste auf die irische Sprache zurückzuführen. Nachstehendes ist ein neues Beispiel davon, das wir unverändert, so wie es das englische Athenäum vom 31 März d. J. mittheilt, wiedergeben.

Sir William Betham las kürzlich in der königlich-irischen Akademie ein Memoire über die obengenannten Inschriften vor, die zu Gubbio, einer bischöflichen Stadt im Kirchenstaat, auf sieben Bronzeplatten aufbewahrt werden, die man bei der Ausgrabung der Crypte eines alten Tempels im Jahre 1444 auffand. Fünf dieser Inschriften sind in alten etruskischen Charakteren gleich dem Hebräischen und andern semitischen Sprachen von der Rechten zur Lin'en geschrieben, zwei, die 6te und 7te in den jetzt sogenannten römischen Charakteren von Links nach Rechts. Zwei weitere Platten wurden zu derselben Zeit aufgefunden und im Jahre 1505 nach Venedig geschickt, von wo sie niemals zurückkehrten. Der Zweck von Sir Williams Bethams Memoire war, nachzuweisen, daß die alte etruskische Sprache mit der irisch-celtischen identisch sey, und daß die irische Sprache, wie sie noch jetzt gesprochen wird, den wahren Schlüssel zur Erklärung dieser Inschriften liefere, an denen bis jetzt immer noch die Bemühungen so vieler Gelehrten gescheitert sind. Der Verfasser las der Akademie seine Uebersetzung der 6ten und 7ten in römischen Charakteren geschriebenen Tafeln vor, die er auswählte, weil sie einen Gegenstand von großem Interesse für England enthielten, nämlich eine Nachricht über die Entdeckung der Magnetnadel, so wie der brittischen Inseln durch die alten Etrusker. Nachstehendes ist ein Auszug der in diesen alten Urkunden enthaltenen Thatsachen, gemäß der von Sir William Betham versuchten Uebersetzung. Die 6te Tafel beginnt mit einer Einladung an das Volk, „zu theilen und zu bebauen die westlichen Lande," und nach Westen zu gehen, wo „drei Inseln sind," von reichem und fruchtbarem Boden, mit Vieh und Schafen in Menge und großen schwarzen Hirschen; diese Inseln haben viele Erzgruben, schöne Flüsse und alle möglichen Vortheile zur Niederlassung. Dann wird ferner angegeben, daß die Schiffe, welche zur Ueberfahrt von Ansiedlern ausgerüstet wurden, mit Lebensmitteln in Fülle für die Reise versehen worden seyen, so wie mit gutem Wasser in Fellen, um täglich vertheilt zu werden; die Geschicklichkeit und Erfahrung des Befehlshabers und der Mannschaft sey eine Gewähr ihrer Sicherheit, und sie könnten sich mit vollkommenem Vertrauen wagen, auf die „seit Jahrhunderten unbetretene Wildniß der See." Dann wird das elende System der Küstenfahrt geschildert, das den Handelsmann auf die Ufer unter Untiefen, Klippen und andere drohende Gefahren beschränkt habe, welche aber alle besiegt und vermieden worden seyen durch die Entdeckung des kleinen Weisers (piac lu), durch den man in Stand gesetzt sey, „auf sicherer und festbestimmter Bahn" von einer Küste zur andern quer hinüber zu fahren. „Es wurde des Handels Ebene, ein prächtiger Raum, ein bequemer Raum, ein kurzer Raum, ein befahrener Raum, der Raum für die Menschen, das Mittel für den Fortschritt des Handels, des Menschen Schatzkammer, die Quelle der Vermehrung des Reichthums. Die Schifffahrt wurde durch die aufgehäuften Lebensmittel und den kleinen Weiser sicher und angenehm." Diese Stelle kommt verschiedenemale in der Inschrift vor; der kleine Weiser und die aufgehäuften Lebensmittel werden als die Mittel geschildert, durch welche die drei westlichen Inseln entdeckt wurden. Die Ereignisse früherer Reisen sind sehr emphatisch beschrieben: einmal kamen die Schiffe so weit nordwärts, daß die Wasserfelle gefroren und barsten, und daß sie ans Land zu kommen glaubten, was aber bei näherer Untersuchung zu ihrer großen Bestürzung nur Eis war. Sie fuhren mit ängstlicher Vorsicht weiter, vermittelst der Sonne bei Tag und der „Sieben" (dem großen Bären) bei Nacht, und endlich sahen sie das Land der drei Inseln, auf deren erster sie Schafe erblickten. Die Schlußstelle der 7ten Tafel ermahnt die Phönicier, die, obwohl sie sicherlich in Italien wohnten, doch stets Puni heißen, daß das von ihnen entdeckte Inselland, ein herrliches durch die See gegen feindliche Angriffe geschütztes Land für den Handel werden würde, und im Fall ihr eigenes Land, von einem raubgierigen Feinde angegriffen oder erobert werden sollte, ein Zu-

Digitized by Google

fluchtsort werden könne, wo sie von ihren Freunden und Colonisten mit Freude und Dank für die empfangenen Wohlthaten aufgenommen werden würden. In dem letzten Paragraph erhält man noch die Nachricht, daß die Inschrift geschrieben worden „300 Jahre nach dem großen unterirdischen Getöse und Bewegung.“ Von den frühern unglücklichen Versuchen, diese höchst interessanten Inschriften zu entziffern, erwähnte Sir William Betham die von Pater Gori und die von Lanzi in seinem Saggio di lingua etrusca, die er aber beide als ungenügend, weit hergeholt und abgeschmackt bezeichnet.

Wenn man nicht mit der Zeit von Sir William Bethams Uebersetzung dasselbe sagen kann, so, hat er in der That eine sehr interessante Entdeckung gemacht, und wird sich den Dank der Alterthumsforscher verdienen. Inzwischen aber bis auf nähere Untersuchung wird man wohl zum Zweifel sehr berechtigt seyn.

Lebensbilder aus Portugal.

Häusliches Leben.

(Fortsetzung.)

Don Pedro brach nach der Vertreibung Don Miguels zuerst die Bahn zu einem gesellschaftlicheren, angenehmeren Hofleben bei besserer Oekonomie des Haushaltes, allein sein Tod führte bald Alles wieder in das alte Geleise zurück. Don-Augusto, der erste Gemahl der Königin, lebte zu kurze Zeit, als daß die neuern Versuche eines angenehmeren Lebens am Hofe hätten Wurzel fassen können, und die politischen Reibungen zur Zeit des jetzigen Gemahls der Königin waren nicht geeignet, darin Abänderungen zu treffen. Im Gegentheil, die Königin und der erlauchte Gemahl sahen sich genöthigt, sich immer mehr und mehr abzuschließen, und so ist denn die gegenwärtige Hofhaltung unstreitig eine der traurigsten auf dem ganzen europäischen Continente; König und Königin sind einzig und allein auf sich beschränkt, speisen in ihren Appartements und sehen Niemand bei sich als das dienstthuende Hofpersonal oder in kurzen Audienzen diejenigen Personen, die ihnen ihre Aufwartung machen wollen. Don Pedro hatte zuerst eingeführt, die Hofherren und Damen, so wie auch auswärtige Gäste mit an seine Tafel zu ziehen, desgleichen die beiden Officiere der Palastwache, eine Gewohnheit, welche bis zu der vorjährigen Septemberrevolution beibehalten wurde; diese jedoch änderte Vieles ab, man hatte die Königin und ihren Gemahl auf alle mögliche Art beleidigt, beide zogen sich daher von der Tafel zurück, um nicht mit Schneidern und Schustern, die, zu Officieren der Nationalgarde gestempelt, die Wache im Palast hatten und sich übermüthig betrugen, an Einem Tische zu sitzen, um nicht in die Nothwendigkeit versetzt zu seyn, Minister einzuladen, die man ihr aufgedrungen, und worunter manche ohne seine Erziehung waren. Eine kleine Marschallstafel des dienstthuenden Personals von 10 bis 12 Personen, blieb nur fortbestehend, und so ist es bis auf heutigen Tag, selbst zum großen Leidwesen des königlichen Paares, welches so ganz isolirt dasteht, gegenwärtig aber, wo dasselbe auf die Regierungsgeschäfte des Landes keinen Einfluß mehr ausüben kann, darauf bedacht ist, unter dem so thätigen neuen Hofmarschall (Vedor) wenigstens eine gute Hausregierung einzuführen; denn was der confuse Staatshaushalt bisher im Großen war, das war der königliche im kleineren Maaßstabe, und dieser fand seine getreuen Ebenbilder und Abspiegelungen in dem Haushalte von einigen Hundert Fidalgos. Zu Don Joao's VI Zeiten fand man bei einem Personal von Tausend Dienern eben so viel Mist, Unrath und Pißpfützen auf den Treppen und Corridoren, oder in den Eingängen des königlichen Palastes, wie in den Palästen der Großen, die nur 50 Diener haben; jetzt bei 500 Dienern herrscht etwas mehr Reinlichkeit, jedoch ist sie noch weit entfernt, der in den Palästen unserer deutschen Fürsten gleich zu kommen, denn wenn auch die Haupttreppen und Corridors öfter gefegt werden, so stößt man doch noch auf manchen Unrath und Strömungen menschlicher Wasserergießungen minder frequentirter Corridors und Treppen — eine Unfläthigkeit und Schweinerei, die ungeachtet der strengern Aufsicht dennoch den Leuten nicht abzugewöhnen ist, und noch weniger kann man die Diener daran gewöhnen, die verunreinigten Orte sogleich wieder zu reinigen. Ich sah selbst noch vor kurzem, wie einer der bestemnten Herren auf einem wenig besuchten Corridor ungescheut ein Bedürfniß befriedigte. Wenn also Leute von Erziehung sich so etwas erlauben, was ist da von den Dienern zu erwarten?

Gehen wir nun aber auf das Privatleben der höheren Beamten und der Geschäftsleute über, die zum Theil aus der Classe derjenigen genommen sind, deren häusliches Leben und Bequemlichkeit so eben geschildert wurde, folglich den größten Einfluß auf die Geschäfte ausüben muß; die Nothwendigkeit zwingt diese sich etwas mehr zusammen zu nehmen, sich früher dem Lager zu entziehen und an die Arbeit zu gehen, was indessen selten vor zehn Uhr zu geschehen pflegt, und um 2 Uhr war ihr Tagwerk vollbracht, d. h. um diese Zeit wurden alle Bureaux geschlossen, und man speiste dann zu Mittag. Seitdem nun aber nach der neuen Verfassung die Geschäfte complicirter geworden, aber um nichts besser und fördernder, muß man länger Stand halten, und das Mittagsmahl hat weiter hinausgeschoben werden müssen. Die Staatssecretarien werden jetzt um 5 Uhr geschlossen, andere Departements schließen aber um 3 Uhr. Auch bei den höhern Beamten spielt das Bett keine unbedeutende Rolle, manche Stunde des Tags wird ihm gewidmet, und manche Amtsgeschäfte werden liegend darin abgethan, wenn es die Noth erfordert, denn diesen Geschäften wird nur die unumgänglichste Zeit zugetheilt, da sie selten einem ans Herz gewachsen sind; man betrachtet sie gleichsam wie einen Frohndienst, den man sich sobald wie möglich vom Halse schafft, oder sich so leicht wie möglich zu machen sucht. Wahrer Diensteifer, dem zu Gefallen sich besonders deutsche Beamten oft abmühen, Gesellschaften, Theater und alle andern Vergnügungen bei Seite setzen, ja sogar darüber manche Nächte verlieren, und sich Krankheiten zuziehen, — einen solchen findet man hier bei keinem; dem Dienste wird schlechterdings kein Opfer gebracht, wenn nicht irgend damit ein persönlicher

Digitized by Google

Vortheil ins Spiel kommt. Wenn alſo der Beamte ſeine gezwungene Arbeit verrichtet hat, ſo führt er daſſelbe unthätige Leben, wie die vorhergehende Claſſe, die gar nichts thut. Gibt es keine Geſellſchaften, kein Theater, kein Spiel, ſo iſt er gezwungen zu Hauſe zu ſitzen im Kreiſe ſeiner Familie, die eben ſo müßig die vier Wände anſchaut. Da man auch keinen Geſchmack an Lectüre hat, die man ſogar wegen Mangel an Leihbibliotheken ſich nicht einmal verſchaffen kann, dann bleibt die einzige Reſſource ſich mit Stadt-Neuigkeiten zu unterhalten, worüber die Bedienten alsdann den Rapport erſtatten; denn daß man ſich auf eine unterhaltende und belehrende Art an ſolchen Abenden mit den Kindern abgeben ſollte, wie es in andern Ländern zu geſchehen pflegt, geſchieht hier faſt nie, und weniger von den Vätern als Müttern, ſo daß die Kinder den Vätern meiſtens fremd bleiben, und die Anhänglichkeit derſelben mehr auf kindlichem Reſpekt als auf einer herzlichen Zuneigung beruht, eine Zuneigung und Liebe, die doch die wahre Würze eines Familien-Stillebens ſeyn ſollte. An ſolchen ſelten vorkommenden langweiligen Abenden, die ein Familienvater wie die Peſt flieht, iſt es für ihn ein wahres Glück, wenn auch nur einer ſeiner Freunde erſcheint, mit dem er ſich über die Tagespolitik unterhalten kann; ins Ausland verſteigt man ſich dabei ſelten, es müßte denn Beziehung auf Portugal haben; nur das Einheimiſche hat Intereſſe für ſie. Früher, als der Hof und der König noch mächtig waren, drehte ſich die ganze Converſation um dieſen, und beſonders um die Menſchen von Einfluß und wer bei ihnen am beſten angeſchrieben, wer durch ſie dieſes und jenes erlangt, welche Anſprüche dieſer oder jener noch mache, welche Maſchinen dazu in Bewegung geſetzt werden. Man zählte dabei alle Schritte einer ſchnellen Carriere nach, deckte alle Schleichwege auf, und wußte bis auf die geringſten Kleinigkeiten das Curriculum vitae eines Menſchen dermaßen anſchaulich darzuſtellen, ſeine guten und ſchlechten Seiten aufs lebendigſte herauszuheben, daß dadurch die vollkommenſte biographiſche Skizze entſtand, die ſogleich dem Druck hätte übergeben werden können. Das glücklichſte Gedächtniß kommt dabei dieſen Menſchen zu Hülfe, und man kann ſicher darauf rechnen, daß ſobald ein Mann hier, wenn auch erſt ganz kürzlich aus der größten Obſcurität hervorgetreten, dennoch in Zeit von acht Tagen, und beſonders wenn deſſen Schickſal beneidet wird, ſein Lebenslauf und ſchon von früher Jugend an, bekannt wird, und das Hauptgeſpräch aller Converſationen ausmacht. Beſonders aber gibt ein Glückspilz, der ſich emporgeſchwungen, ihnen immer neuen Stoff, wenn dieſer etwa von niederer Abkunft iſt, was hier ſehr oft vorkommt, denn da bleibt man nun nicht bei ſeinem Leben allein ſtehen, ſondern da wird auch das ſeiner Vorfahren mit durchgenommen, aufs minutiöſeſte erzählt man ſich, wie ſein Vater, Schuſter, Schneider oder Maulthiertreiber, ſeine Mutter Magd oder öffentliche H . . . geweſen, wie er ſelbſt ehemals barfuß lief und die Ziegen gehütet u. ſ. w.

(Fortſetzung folgt.)

Neue Art Dampferzeugung.

Nach dem United Service Journal ſoll ein Dampfſchiff, der Columbus, nach einem neuen Syſtem eingerichtet worden ſeyn, wo der Dampf vermittelſt Queckſilbers erzeugt wird, was aber den großen Vortheil habe, eine ungeheure Menge Kohlen zu erſparen. Der Columbus kam vor kurzem von Weymouth zu Falmouth an; der Befehlshaber und die Mannſchaft ſollen ſich über das Experiment aufs günſtigſte äußern.

Die ruſſiſchen Beſitzungen jenſeits des Kaukaſus.

Das Khanat Talyſch.

7. Einwohner.

(Fortſetzung.)

Die Talyſchiner waren nicht ſehr zufrieden mit ihrem letzten Khan, der durch die Wildheit ſeines Charakters, ſeine Geldererpreſſungen u. ſ. w. zum Raub Anlaß gab. Trotz dem unbegränzten Deſpotismus aber beſtand zwiſchen dem Khan und dem Volk eine Aehnlichkeit in der Denkungsart, ein Band durch die Religion, die Sprache und das gemeinſame Vaterland, und das Volk unterwarf ſich ſeinem Willen. Als es keinen Khan mehr gab, kam die Verwaltung in die Hände ruſſiſcher Beamten. Ein ſolcher Wechſel konnte ſchon wegen ſeiner Neuheit den Talyſchinern keinen richtigen Begriff geben von den Vorzügen einer geordneten Verwaltung vor der, an die ſie ſeit Jahrhunderten gewöhnt waren. Hier herrſchte keine Einheit der Religion, keine Stammgenoſſenſchaft, Vortheile, welche ſich auf der Seite der khaniſchen Regierung befanden; nichtsdeſtoweniger war das Volk, als es unter ruſſiſche Herrſchaft kam, mit ſeinem Looſe zufrieden. Bald aber wurde die Einführung von Verbeſſerungen für Verletzung beſtehender Rechte angeſehen, die Nichterfüllung von Bitten über Steuereinlage und dergleichen galt als Bedrückung. Im Allgemeinen muß man ſagen, daß von dem Deſpotismus von frühern Zeiten her eine gewiſſe Arbeitsſcheu dem Volke geblieben war. Das Volk achtet die aus ſeiner Mitte gewählten angeſehenen Leute, welche es zu leiten verſtehen: als Beweis davon kann das Jahr 1812 dienen, als einige der Naibs, die Verführung des Aufrührers Mir Haſſan Khan verachtend, ganze Diſtricte in unerſchütterlicher Treue erhielten. Uebrigens befanden ſich dort keine Leute, welche das allgemeine Anſehen und Zutrauen genoſſen hätten.

Bildung herrſcht hier, außer der gewöhnlichen Gewecktheit des Verſtandes, keine; Wiſſenſchaften und Künſte ſind, ſo weit ſie nicht auf die erſten Lebensverhältniſſe gehen, unbekannt. Hier beſtehen keine Schulen und Unterrichtsanſtalten, und ſelbſt die Geiſtlichkeit beſchäftigt ſich wenig mit der Bildung der Kinder. In dieſer Beziehung ſteht Talyſch, wie es ſcheint, unter allen übrigen transkaukaſiſchen Provinzen. Ihre einzige und noch dazu ſehr ſeltene Bildung beſteht darin, Perſiſch und noch ſeltener Arabiſch leſen und ſchreiben zu können. Uebrigens wiſſen ſie etwas von der Erforſchung der Zukunft durch die Aſtrologie, von der Vorherverkündigung der Rathſchlüſſe Gottes, von der Auslegung der Träume und dergleichen; die Leute, die ſich damit beſchäftigen, leben zwar hauptſächlich in Perſien, locken aber auch in Talyſch häufig die Neugierigen an ſich. Indeß kann man unter den Talyſchinern doch auch Leute finden, die einen Begriff von den perſiſchen Dichtern, wie Sadi, Hafiz und dergleichen, haben, und Einige tragen ſogar immer Bruchſtücke ihrer Gedichte bei ſich. Die ruſſiſche Regierung hat

Digitized by Google

bei der Kürze der Zeit noch nichts für die Bildung des Volks thun können; freilich muß man auch sagen, daß man in Talysch wenig Neigung zum Lernen bemerkt, und daß noch einige Zeit lang ihre Bemühungen um allgemeine Bildung keine Früchte tragen werden. Es ist hinreichend, hiefür ein einziges Beispiel anzuführen: als man den Beks von Talysch eröffnete, daß die Regierung in Tiflis eine Anstalt zur Bildung von Mädchen angeordnet habe, und man ihnen vorschlug, wenn sie Lust hätten, ihre Töchter dahin zu senden, weigerten sie sich entschieden, indem sie glaubten, dieß sey nur ein Vorwand, um ihre Töchter für einen Harem auszuwählen.

Nicht nur Künste und Wissenschaften, sondern selbst die gewöhnlichsten Handwerke sind im kläglichsten Zustande, nur der Ackerbau ist blühend, doch nicht in dem Grade, wie er es seyn sollte.

Wie in allen mosleminischen Provinzen, so bestand auch in Talysch kein Bauernstand. Es wurde oben angegeben, wie Krongüter und Güter der Beks entstanden, auf dieselbe Weise kamen sie auch zu dem Besitz der jetzt sogenannten Bauern, die ihnen blind gehorchen müssen. Im Allgemeinen steht der Grad der Abhängigkeit im Verhältnisse mit dem Reichthum und der Macht des Beks, und es gibt kein Beispiel, daß irgend ein Gutsbesitzer die Klagen eines Bauern, daß er dieses oder jenes nicht zu leisten schuldig sey, angenommen habe, obwohl häufig die Forderungen des Beks alles Maaß übersteigen.

Die Talyschiner leben im Allgemeinen äußerst einfach, und bedürfen eigentlich kein Geld; ihre Häuser sind fast immer aus Flechtwerk aufgeführt, mit Erde beworfen, und bestehen größtentheils nur aus einer großen Kammer mit verschiedenen Anbauten im Hofe. Sehr selten trifft man, und nur bei den reichsten Beks, gezimmerte Häuser, die eine andere Anlage hätten, nämlich eine Scheidewand in der Mitte, und auf beiden Seiten eine Kammer, eben so selten sind Fenster von verschiedenfarbigem Glas in asiatischem Geschmack. Gewöhnlich machen sie im Zimmer eine Thüre, und in der Ecke eine kleine fensterartige Oeffnung, die sich schließen läßt. Der Rauch vom Kamin verbreitet sich im ganzen Zimmer und entweicht durch die Thüre. Bei allen Armen, und auch bei vielen Reichen, ist die ganze Habe und oft auch das Vieh in diesem Raum eingeschlossen, woraus eine entsetzliche Unreinlichkeit entspringt. Bei jedem Hause wird eine kleine Strecke Land zum Hofe genommen und mit Schilf umsteckt.

Die Männer besorgen alle gröbern Geschäfte, während die Weiber sich nur mit Nähen und andern Handarbeiten abgeben; nur in den ärmsten Classen helfen die Weiber bei der Verpflanzung des Tschaltyk mit.

Die Kleidung der Talyschiner ist von der der übrigen Provinzen verschieden: bei den Reichern gleicht sie der persischen, bei den übrigen Ständen der in Schirwan. Sie lassen, wie die Perser, an den Seitentheilen des Kopfes über den Schläfen lange Haare stehen, den obern Theil der Stirne aber, die Fläche des Kopfes und den Nacken scheeren sie. Zur Zeit der Arbeit, oder wenn sie ausreiten, tragen sie eine der tatarischen ähnliche Kleidung, und führen gleichfalls immer Gewehr, Säbel, Dolch und manchmal auch Pistolen mit sich. Die Kleidung der Weiber gleicht, den Kopfputz ausgenommen, der tatarischen. Die Armenierinnen tragen gleich den Georgierinnen und den Frauen der Beks weiße Kopfbinden (? tschodry). — Die Nahrung des Volkes bilden mancherlei Gerichte, und sie lieben, gleich den Persern, persisches Confect u. dgl. leidenschaftlich.

Weder in der Lebensart, noch im Bau der Häuser haben die Talyschiner bis jetzt das Geringste von den Russen angenommen, und obwohl unsere Bauart besser ist, so sind sie doch bei ihrer hergebrachten Methode geblieben.

8. Nationalreichthum.

Das Khanat von Talysch gehört zu der Classe der ackerbauenden Provinzen: der Ackerbau ist die Hauptbeschäftigung, so wie eine bedeutende Viehzucht mit Büffeln, Rindvieh, Schafen und Eseln. Außer den gewöhnlichen Kornarten säet man Reis (hier Tschaltyk) von verschiedener Güte, Baumwolle, Flachs und Mais; Gartenfrüchte sind dieselben, wie sie in andern Orten von Transkaukasien wachsen.

Die Masse des im Khanat ausgesäeten Weizens beträgt ungefähr 19,000 Girä oder 115,000 Pud; der Ertrag schwankt zwischen dem Siebenfachen und Zwölffachen, nimmt man aber als Mittelzahl das Neunfache an, so werden in Talysch 170,000 Girä oder 1,155,000 Pud gewonnen, was freilich, wenn man die Mißernten und das auf dem Felde zu Grunde gehende Korn in Anschlag bringt, noch einen Abzug von etwa 150,000 Girä erleidet; auf die Familie kommen also etwa 24 Girä oder ungefähr 150 Pud. Gerste werden 9000 Girä ausgesäet, und in einer Mittelernte das Achtfache gewonnen, was also einen Ertrag von 60,000 Girä oder 315,000 Pud an Gerste macht; sie wird größtentheils in den Bergen angebaut. Der Reisbau ist sehr beträchtlich, fast der ganze niedrig gelegene Theil des Khanats, von den Dörfern Kisilagatsch und Arkewan an bis zur südlichen Gränze gegen Persien hin, ist von Reisfeldern eingenommen. Die Einwohner beschäftigen sich mit Vergnügen und Eifer damit, obwohl dieser Anbau viele Mühe und Sorgfalt erfordert; dieß kommt daher, daß der Reis mit Vortheil nach Persien und an Kaufleute, die ihn nach Astrachan verschicken, abgesetzt wird. Außerdem bereiten die Talyschiner aus dem Reis Mehl und backen Tschurek oder Brod daraus, welches ungemein weiß und ziemlich schmackhaft, aber wenn es trocken geworden, ausnehmend hart wie Maisbrod wird. Die Masse des ausgesäeten Reises beträgt 4 bis 6000 Girä. Der Ertrag ist zwanzig- bis dreißigfach, so daß jährlich ungefähr zwischen 60 und 70,000 Girä oder etwa 400,000 Pud Reis geerntet wird. Beim Reinigen geht etwa noch ein Viertheil verloren. In den Bergen wird wenig Reis gesäet, weil es an bewässerten Feldern mangelt. Unter der angegebenen Menge des jährlich gewonnenen Reises befinden sich etwa 1000 Chalwar oder 25,000 Pud des Reises von Akula, welcher ein größeres Korn hat, weißer und überhaupt von vorzüglicherer Beschaffenheit ist, so daß er in Persien sehr geschätzt und an den Hof verkauft wird.

An Hirse werden etwa 2 bis 500 Girä oder 1050 bis 1375 Pud ausgesäet.

Die Baumwolle bildet keinen wichtigen Zweig des Landbaues: es werden etwa 800 Batman ausgesäet, und 2400 Batman oder 800 Pud Baumwolle und 400 Pud Samen gewonnen. Fast alle Baumwolle wird von den Eingebornen zu ihrem eigenen Gebrauche verwendet. Bekanntlich wird in der benachbarten persischen Provinz Masanderan eine vortreffliche Baumwolle erzeugt, aber die Talyschiner geben sich keine Mühe sie bei sich einzuführen.

Flachs wird in der Ebene gebaut. Von 200 Gous oder 125 Pud ausgesäeten Leinsamens erhält man gegen 850 Girä. Den Flachs brauchen die Einwohner für sich, und den Samen verkaufen sie größtentheils nach Ghilan, wo Oel daraus geschlagen wird. — Alle Gartenfrüchte sind von vortrefflicher Qualität, dienen aber nur zum Verbrauch im Lande.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 111.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 April 1838.

Etwas über die Ruinen von Babylon.

(Aus den archäologischen Vorlesungen von Raoul Rochette.)

Wenn man Bagdad verläßt und längs dem Euphrat südwärts reist, so befindet man sich in einer ungeheuren Ebene, welche heutzutage Irak-Arabi, bei den Alten Babylonien hieß, und in der heiligen Schrift mit dem Namen Schinar bezeichnet ist. Gleich an den Thoren von Bagdad sieht man einen Hügel Akarkuf genannt, der ganz mit Backsteinen, den Trümmern ehemaliger Monumente, bedeckt ist, die so zerstört sind, daß man auch nicht einmal annähernd ihre Form bestimmen kann. Geht man in dieser ganz von alten Ruinen übersäeten Ebene weiter gegen Süden, so findet man einen zweiten Backsteinhaufen, der indeß nur durch seine Ausdehnung bemerkenswerth ist. Hier wurde nach den Angaben von Rich — dem bekannten englischen Reisenden, der sich längere Zeit in Bagdad aufhielt — eine Krone von reinem Gold aus dem babylonischen Alterthum gefunden, fiel aber unglücklicherweise in die Hände von unwissenden Menschen, wurde zerbrochen und eingeschmolzen.

Alle Backsteine sind fast einander ähnlich und enthalten Keilinschriften, die bis jetzt noch allen Versuchen der Gelehrten getrotzt haben. Einige, die jedoch sehr selten und darum ungemein kostbar sind, haben zwei Inschriften in verschiedener Schrift. Der Abbé de Beauchamp, Generalvicar von Babylon, schickte im Jahre 1790 an die k. Bibliothek einen dieser Backsteine, der eine Keilinschrift und darüber eine zweite in phönicischen Charakteren hatte. Dieser Backstein kommt aus dem sogenannten Tempel des Belus, hat etwa 10 Zoll ins Gevierte und 2 bis 3 Zoll Dicke.

Setzt man den Weg in derselben Richtung fort, so stößt man auf Bursa, an der Stelle des alten Borsippa, wo ein berühmter Tempel des Apollo und der Diana, d. h. der Sonne und des Mondes, stand. Hieher zog sich Alexander zurück, zum erstenmal geschreckt, als ihn die Priester mit einem unvermeidlichen Tode bedroht hatten, wenn er Babylon beträte.

Hier angekommen befindet man sich in den Umgebungen der großen Stadt, und an einem Orte Iskanderia oder Alexandersstadt genannt, sieht man eine ungeheure Masse von Ruinen; die bedeutendsten liegen auf dem linken oder östlichen Ufer des Euphrat, aber auf dem rechten Ufer befindet sich die älteste und ehrwürdigste Ruine der Welt, der Byrs-Nimrod. Diese, auf einer Anhöhe gelegene, hat 762 Ruthen im Umkreis, und ist gegen Osten von einem tiefen Graben durchschnitten. Von dem ganzen Denkmal steht jetzt nur noch eine aus Backsteinen erbaute Mauer auf dem Gipfel des Hügels, die eine ungeheure Masse unförmlicher und verglaster Backsteine, als seyen sie dem heftigsten Feuer ausgesetzt gewesen, unterstützt. Die Backsteine tragen Keilinschriften. Man sieht wohl, daß der Bau einst viereckig war, gegenwärtig ist er aber völlig unregelmäßig, in Folge des unaufhörlichen Herabstürzens von Steinen, und der Verheerungen, welche die Araber ohne Unterlaß in den ungeheuren Grundmauern anrichten. Der Engländer Buckingham, der die letzte Beschreibung der Ruinen von Babylon herausgab, gibt dem Byrs-Nimrod 2082 Fuß Umfang, das heißt 82 Fuß mehr als Strabo dem Tempel des Belus gibt. Man hat über den Ursprung und die Bestimmung dieses Denkmals viel gesprochen, und die am häufigsten behauptete, aber darum nicht am besten begründete Meinung ist, es sey dieß der Tempel des Belus gewesen. Raoul Rochette ist jedoch der Ansicht, es sey der Byrs-Nimrod der babylonische Thurm der Bibel. *)

Wenn man über den Euphrat setzt, so betritt man die Stelle der berühmten hängenden Gärten; auch die Wohnung der alten Könige war hier, aber von allen diesen prächtigen Bauten steht auch nicht der kleinste Theil mehr unversehrt; die furchtbare Prophezeyung ist in ihrer ganzen Strenge in Erfüllung gegangen, und nur ein langer Haufen von Backsteinen liegt noch auf den Resten der starken und dicken Mauern, welche den Platz bezeichnen, wo die prachtvollen Wohnungen der babylonischen Könige standen. Ueberall zeigt sich die vollständigste und schrecklichste Verödung, und das Schweigen des Todes das in diesen Ruinen herrscht, wird nur unterbrochen durch das Geschrei der barbarischen Horden, die darin wohnen und den Besuch derselben ausnehmend gefährlich machen.

*) Diese Ansicht wurde indeß auch schon von dem Edinburgh-Review in Nr. 95 vom Jahrgang 1827 ausgesprochen.

Digitized by Google

Lebensbilder aus Portugal.

Häusliches Leben.

(Fortsetzung.)

Keine Freunde sowohl von körperlichen Bewegungen als geistigen Beschäftigungen, und noch weniger Freunde eines gewissen Amtseifers, suchen die Geschäftsleute jedweden Prätext hervor, sich den Amtsgeschäften zu entziehen, und ein großes Feld dazu gibt ihnen die Sorge für ihre Gesundheit. Das kleinste Unwohlseyn, ein leichter Schnupfen, etwas Husten, eine vorübergehende Unverdaulichkeit, eine unruhige Nacht, ein unbedeutendes Geschwürchen, ein kleiner rheumatischer Schmerz, ein böser Finger und hundert andere unbedeutende Molestien, aus denen man sich unter andern Verhältnissen nichts zu machen pflegt und sie unbeachtet läßt, sind schon hinreichend, sich von seinen Geschäften deßhalb zurückzuziehen, ja oft wochenlang, wo nicht beständig im Bette, doch wenigstens in seinem Hause auszuhalten, und sich von einem befreundeten Arzte besuchen zu lassen, und nichts wie Hühnerfleisch und Hühnerbrühe (Caldo de galinha) mit dickem Reis zu genießen. Estoû de diéta (ich bin auf Diät gesetzt) sagt man, und so lange diese Diät dauert, die übrigens keinen leeren Raum im Magen läßt, kehrt man zu keiner Arbeit zurück; man verzehrt bei übrigens ganz gesundem Zustand des Magens gewöhnlich einen großen Napf mit Hühnerbrühe und darin dick eingebrocktem Brode, was allein schon eine gute Grundlage gibt; darauf genießt man wenigstens ein halbes gekochtes Huhn und einen Teller voll dick gekochten Reis — ein Lieblingsgericht der Portugiesen, was man auch vortrefflich zuzubereiten versteht — setzt darauf noch ein gebratenes Hühnchen, frango assado, oder gebratene junge Tauben und beschließt die Mahlzeit mit einer guten Portion Marmellade oder andern eingemachten Früchten, worauf dann einige große Gläser klaren Wassers hinabgestürzt werden. Dieses nennt man Diät halten, und wenn man auch so viel zu sich genommen, daß man zum Platzen voll ist. Bei einer so guten Nahrung magern die Leute zwar nicht ab, allein da das allgemeine Vorurtheil herrscht, daß man z. B. bei Schnupfen und Husten, was wohl das verbreitetste Uebel zu seyn pflegt, kein Wasser ins Gesicht bringen, folglich sich auch nicht rasiren dürfe, so gibt ihnen der lang wachsende Bart nicht nur ein schmutziges, sondern auch bei dem ihnen ohnehin eigenthümlichen gelblichen Teint ein kränkliches Ansehen, und Manche erscheinen alsdann ungeachtet ihres excellenten Gesundheitszustandes zum Erbarmen elend aussehend, so daß man an ihr Uebelbefinden glauben muß. So sehr wie es bei einem thätigen Manne anderer Nationen zu einer Last, ja zu einer wahren Pein wird, wenn ihm wegen eines wirklichen Unwohlbefindens von dem Arzte Hausarrest angekündigt wird, so gerne, ja sogar mit einem gewissen Wohlbehagen fügt man sich hier ganz freiwillig darein, und man verlängert ihn so lang wie möglich, indem sich zu dem Widerwillen vor Geschäften auch die wirkliche Sorge für die Gesundheit noch hinzugesellt, eine Sorgsamkeit, die selbst junge Leute hier schon an den Tag zu legen pflegen, die, wenn sie auch sonst durch die größten Ausschweifungen im Umgange mit den liederlichsten Dirnen ihre Gesundheit fürs ganze Leben vernichten, dennoch befürchten, daß ihnen diese oder jene Speise und Getränk, ein kalter Wind und Regen oder ein Zugluftchen schaden könnte, und in diesem Stücke weit nüchterner und regelmäßiger als unsre nordische Jugend lebt. Betrachten wir nun diese Jugend in ihrem gewöhnlichen Leben, so werden wir finden, daß Lissabon gewiß eine der insipidesten Städte der Welt ist, in welcher sich diese Jugend weder an Körper noch Geist bilden kann. Die jungen Leute schießen hier auf wie schmächtige oder verkrüppelte Pflanzen, die anfänglich oft in allem Schmuck der Vegetation erblühten, und dann aus Mangel an Nahrungsstoff in jenen Zustand versinken. Welch' schöne Knaben erblickt man hier nicht mit großen, dunklen, geistvollen Augen, welche Rundung in ihren Gliedern, welcher schön angehende grade Wuchs! So wie aber mit dem 10ten Jahre die Kinderschuhe abgelegt worden, die Sinnlichkeit bei ihnen rege wird, und das so allgemein unter ihnen herrschende Laster der Selbstbefleckung die Oberhand gewinnt, versinken sie in ein verweichlichtes Leben, ihre Säfte trocknen aus, und bei der leisesten Berührung knicken sie zusammen wie Sinnpflanzen. Mit zunehmendem Alter nehmen auch ihre heimlichen und öffentlichen Laster zu; nur in Befriedigung der Wollust finden sie ihr größtes Vergnügen, und ein Jüngling von 14 Jahren hat denn oft schon Alles durchgemacht, der Sinnlichkeit in allen Graden gefröhnt, und die dadurch entstehenden bittern Leiden ertragen, die ein deutscher Jüngling wohl kaum in seinem zwanzigsten Jahre dem Namen nach kennt; eben so verhält sich's auch mit den jungen Mädchen, die in ihrem zwölften Jahre schon mehr zu wissen pflegen, als manche verheurathete junge Frauen in Deutschland selbst nie erfahren, und so wenig, wie man bei uns an die Tugend eines ausgelassenen Studenten glaubt, eben so wenig glaubt man hier an die Unschuld eines 14- oder 15jährigen Mädchens, d. h. im strengsten Sinne genommen, denn so wie Vater Adam bei 12jährigen Jünglingen rege wird, so übt Mutter Eva auch schon ihre Macht auf 10jährige Mädchen aus, und von diesem Zeitpunkte an muß eine scharfe Aufsicht auf dieselben gehalten werden. Die Erfahrungen, daß das Laster der Selbstbefleckung den Geist schwäche so wie den Körper, Stupidität hervorbringe, bestätigen sich hier durchaus nicht, und wenn auch solche Jünglinge im höchsten Grade körperlich entkräftet werden und ein grüngelbes Ansehen bekommen, so leidet die Lebendigkeit des Geistes nie darunter, und ihr Verstand reift weit schneller als der der Jünglinge des nördlichen Europa's. Man erstaunt, wie noch ganz grüne Jungen von 12 und 14 Jahren raisonniren können und oft so vernünftige Urtheile fällen, wie sie kaum von einem Erwachsenen zu erwarten sind. Söhne des Adels und der Reichen, die kein Brodstudium zu ergreifen brauchen, frequentiren die höhern Schulen nur bis zu ihrem 16ten oder 17ten Jahre, und dann glauben sie genug gelernt zu haben, um von nun an bloß nach Genüssen zu streben. Ein großer, oder vielmehr der größte Theil des Vormittags wird im Bette zugebracht und meistens auch darin gefrühstückt; alsdann verbringt man einige Stunden mit der Toilette, worauf viele Sorgfalt verwendet wird, denn die jetzige Mode der Scheitelung des Haars auf der Seite in der Linie

Digitized by Google

des einen Auges, so daß auch kein Härchen zu viel oder zu wenig auf der einen oder der andern Seite zu liegen kommt, die Anordnung des dicken Lockenbündels, was auf der entgegengesetzten Seite der Scheitelung über das Ohr zu stehen kommt, indem sich vor dem andern Ohr nur wenige Löckchen vorwärts nach dem Auge krümmen, erfordert seine Zeit. Ist man damit endlich in der Mittagsstunde auf dem Reinen, so setzt man sich zu Pferd, wenn es nicht zu heiß ist, und reitet in den Straßen herum oder hält Schlenderproben unter den Fenstern, um nach schönen Gesichtern zu sehen und Bestellungen auf den Abend zu machen; manche kutschiren auch im englischen Einspänner, die seit einigen Jahren erst Mode geworden. Dieses sind auch die gewöhnlichen Stunden, in welchen man zu Schustern und Schneidern geht, sich nach neuen Moden erkundigt und gleich das Maaß zu dem Benöthigten nehmen läßt; auch macht man seine Einkäufe in den Galanteriehandlungen u. s. w., wo ebenfalls die weibliche Welt um diese Zeit zu erscheinen pflegt. Zur Essenszeit kommt man wieder zu Hause, und kommt man nicht, so fragt man auch nicht weiter darnach, warum kamst du nicht oder wo warst du; die Eltern lassen ihren halbwüchsigen Söhnen hierin ganz ihren freien Willen, und diese benutzen auch ganz die ihnen eingeräumte Freiheit, so lange sie Geld in der Tasche haben oder so lange man ihnen Alles auf Borg gibt, und da müssen denn vorzüglich die neuen Restaurants herhalten, wo die jungen Leute das Ihrige in Dulci jubilo verprassen, bald tractiren, bald sich tractiren lassen und die unsinnigste Verschwendung treiben. In einem dieser Häuser war vor kurzem der Sohn einer der reichsten Familien, die gegenwärtig ihrem Ruin entgegengeht, 8000 Thaler für Gastereien schuldig; hiernach ist also ein Ueberschlag zu machen, wie viel er noch in andern Stücken durchbrachte, und so gibt es gegenwärtig noch drei oder vier andere junge Leute großer Häuser die auf diese Art exelliren und andere weniger begüterte mit in den Strudel hineinziehen. Nach dem Mittagsessen streckt man sich wieder einige Stunden aufs Bett und kommt nun endlich das Dämmerstündchen herbei, alsdann besucht man seine geheimen Liebschaften oder die öffentlichen Bordelle, bis die Zeit kommt ins Theater zu gehen oder einer Soirée beizuwohnen, oder man verbringt auch wohl die ganze Nacht in gesellschaftlichem Vereine in Saus und Braus mit Theaterprinzessinnen und Tänzerinnen. Die Unterhaltung dieser jungen Leute unter sich dreht sich um gar nichts Anderes als um Weiber, Spiel, Pferde und Toilette; nur aus langer Weile, wenn sie durch schlechtes Wetter vom Ausgehen abgehalten werden, lesen sie Voltaire's oder Rousseau's Schriften oder sonst einen französischen Roman, weil dieses zum Ton gehört, gelegentlich die Namen ersterer auszusprechen, übrigens vergeht aber ein Tag wie der andere nichtsthuend und seelentödtend, da sie von den Eltern auch schlechterdings zu keiner nützlichen Beschäftigung angehalten werden, so daß, wenn die Eltern ihnen endlich durch den Tod entrissen wurden, bevor sie selbstständig etablirt sind, die Wenigsten wissen was sie besitzen und wie sie ihr Vermögen verwalten sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Spanische Glocken in Amerika.

Eine neuere Philadelphier Zeitung führt an, daß sich jetzt etwa sechzig spanische Glocken in New-York befinden, die auf Befehl der spanischen Regierung nach Marseille gesandt und als altes Kupfer verkauft wurden. Sie gehörten zu einer viel größern Anzahl. Ein Amerikaner zu Marseille kaufte diese, da sie noch ganz waren, und schiffte sie, um sie ihres vortrefflichen Tones und ihrer Vorzüglichkeit wegen zu erhalten, nach New-York über. Man hatte Auftrag gegeben, sie als altes Kupfer ins Zollhaus zu bringen; dieß wurde verweigert, und man stellte sie in die Zollhaus-Magazine und unterwarf sie einer Abgabe von 25 Procent auf die Kosten, um welche sie, wie die Adressaten Auftrag erhalten, verkauft werden sollten. Die erfahrensten Glockengießer untersuchten sie, und sind der Ansicht, daß man gegenwärtig weder in Amerika, noch wahrscheinlich sonstwo solche Glocken verfertigen könne. Bekanntlich betrachtete man die alten spanischen, so wie überhaupt beinahe alle in katholischen Ländern gegossenen Glocken, als heilig: je kostbarer das Metall, desto größer ihre Heiligkeit; fast alle sollen in ihrer Composition mehr oder weniger Silber enthalten. Wir können hiebei bemerken, daß die Kunst, mit den andern in der Composition von Glocken verwendeten Metallen Silber zu verbinden, gänzlich verloren ging. Die Töne sollen unnachahmlich schön seyn, und eine dieser Glocken, die 100 Pfd. wiegt, soll eine eben so große Gewalt und Kraft des Tones haben, wie eine gewöhnliche Glocke von 500. Sie sind sämmtlich vollkommen gut erhalten, und wiegen von 100 bis 1700 Pfd. jede. Sie sind sehr schön mit Figuren des Kreuzes, königlichen Wappen und verschiedenen Devisen in Haut-Relief verziert.

Die russischen Besitzungen jenseits des Kaukasus.

Das Khanat Talysch.

8. Nationalreichthum.

(Fortsetzung.)

Die Art der Feldbestellung ist fast dieselbe, wie in den übrigen transkaukasischen Provinzen, nur der Reis wird auf eine andere Art behandelt; im März wird der Boden bestellt und im April eine kleine Strecke mit Reissamen eingesäet; wenn die Pflanzen hervorgekommen und einigermaßen erstarkt sind, so werden sie im Mai auf die bearbeiteten Felder versetzt. Diese Arbeit ist ziemlich mühsam, und gewöhnlich ist die ganze Familie, selbst die Weiber, einige Tage unaufgesetzt damit beschäftigt; im September wird der Reis eingeerntet. In demselben Monat wird der Boden für den Weizen bestellt, im Anfang October geschieht die Aussaat, und im darauf folgenden Junius ist die Ernte. Die gewöhnlichen Kornarten werden durch Pferde ausgedroschen, welche dicke, hölzerne Balken darüber hinschleppen; der Tschaltyk wird vermittelst einer Stampfmühle, ähnlich der in den andern Provinzen, gereinigt. Der Verkaufspreis dieser Erzeugnisse ist nicht immer gleich, man kann aber als Mittelpreis nachstehende Sätze annehmen:

Der Girá Weizen (6 Pud 10 Pfd.) . . .	2 R.	20 K.	S.
Der Girá Gerste (5 Pud 10 Pfd.) . . .	1 —	20	—
Der Chalwar Reis (25 Pud)	15 —	25	—
Der Chalwar Reis von Akula	25 —	—	—
Der Batman Leinsamen	— —	20	—
Der Batman Baumwolle (10 Pfd.) . . .	2 —	25	—

Digitized by Google

Die Viehzucht bildet eine sehr bedeutende Quelle des Einkommens für die Einwohner; fast Jedermann besitzt Büffel, Kühe, Ochsen, Hämmel, Schafe, Pferde und Esel. Man kann mit ziemlicher Genauigkeit die Zahl der Büffel auf 11,000, der Ochsen auf 14,000, der Kühe auf 11,000, der Schafe auf 46,000, der Esel auf 7000, der Pferde auf 17,000, die Kamele aber nur auf 120 anschlagen. Es gibt in Talysch eine schöne Art Hornvieh, die etwas größer ist als die gewöhnliche, und auf dem Rücken einen ziemlich hohen Höcker hat. Stücke dieser Art kosten 30 bis 40 R. S. Die Büffel in Talysch sind von besonders guter Race, groß und stark. Eigentliche Pferdegestüte gibt es nicht; die besten Pferde werden aus Persien bezogen, und sind nicht theuer bezahlt. Büffel kosten 18 bis 22 R. S., Schafe 1 R. bis 1 R. 40 K., Esel 6 bis 12 R.

Ein eigentlicher, regelmäßiger Gartenbau besteht in Talysch nicht, aber in den Wäldern trifft man allenthalben Weinreben und Obstbäume verschiedener Art. Die Tataren essen bloß die Trauben, die Armenier und einige Russen aber bereiten Wein und Branntwein daraus. Die Traube von Talysch gibt einen sehr süßen Wein, und um ihm Dauer zu geben, setzen diejenigen, welche Wein bereiten, Korinthen zu, 5 bis 10 Pud auf das Faß von 40 Wedros.

Gärten zum Seidenbau trifft man sehr selten, und nur unbedeutende, die Masse der gewonnenen Seide übersteigt daher nicht 60 Pud. Es ist zu verwundern, daß die Talyschiner, die doch in der Nähe von Ghilan wohnen, wo die Seidenzucht auf einen hohen Grad von Vollkommenheit gediehen ist, nicht mehr Aufmerksamkeit auf diesen Theil der Landwirthschaft wenden, da Talysch aller Wahrscheinlichkeit nach noch geeigneter dazu seyn muß, als alle übrigen transkaukasischen Provinzen, in welchen doch die Seidenzucht ziemlich bedeutend ist. In Talysch wird die Dartu (oder 3 Pfd.) Seide um 8 bis 4½ Rubel Silber verkauft.

Eine Menge Striche in Talysch sind ungemein geeignet zum Betriebe der Bienenzucht: viele, nicht nur von den Beks, sondern auch von den gewöhnlichen Bauern, haben 30 bis 200 und mehr Bienenstöcke, und man kann die Gesammtzahl derselben auf 11,000 anschlagen. In einem günstigen Sommer gewinnen sie gegen 10,000 Batman oder 2500 Pud Honig und gegen 450 Pud Wachs. Außer dem Verbrauch im Lande selbst werden über 250 Pud verkauft zu 1 R. bis 1 R. 45 K. der Batman Honig und 2 bis 2½ Rubel der Batman Wachs. Für einen Bienenstock mit dem Honig zahlt man 5 R. S.

Die großen Ebenen und dichten Wälder enthalten eine Menge wilder Thiere, mit deren Jagd die Einwohner sich beschäftigen, um die Felle zu verkaufen: ein Panther- oder Tigerfell kostet 2 bis 4 R., ein Fuchs- oder Marderfell 80 K. bis 1 R. 50 K., Hasenfelle 25 bis 60 K., Fischotterfelle 2 bis 5 R., Schakalfelle 50 bis 80 K. Pelzwerk und Felle gehen hauptsächlich nach Astrachan. Außerdem werden noch viele wilde Schweine gejagt, und von den Armeniern und russischen Soldaten verzehrt.

Der Fischfang gehört der Regierung, die daraus einen Erbpacht bezieht.

Hinsichtlich der Fabrikindustrie ist Talysch ungemein arm: selbst die ersten Erzeugnisse grober Handwerke kommen aus Persien, Astrachan oder aus den andern transkaukasischen Provinzen. Eine geringe Anzahl Schmiede, für die Bearbeitung der unentbehrlichsten eisernen Werkzeuge, und ein paar Webstühle, auf denen grobe Wollen- und Baumwollentücher gewebt werden, bilden den gesammten Manufacturbetrieb von Talysch. Der ganze Volkscharakter ist Beschäftigungen dieser Art abgeneigt.

Der innere Handel ist höchst unbedeutend, da die Einwohner äußerst wenig Bedürfnisse haben, und das eigentlich Unentbehrliche jeder selbst besitzt. Der Ausfuhrhandel besteht in Reis, verschiedenen Pelzwaaren, einigen Medicinalpflanzen, Fischen, Vieh und Holz. Nach den an Ort und Stelle eingezogenen Nachrichten wurden im Jahre 1830 82,000 Pud Reis, 5300 Stück Marder-, Fuchs-, Tiger- und andere Felle, 11 Pud Medicinalpflanzen, wie Salep, Süßwurzeln, 56,000 Stück eingesalzener und geräucherter Fische, 170 Fäßer Caviar, 46 Pud Leim und 87 Pud Rückensehnen, 650 Stück Kühe und Büffel, 1000 Balken Holz, 3000 Holzklötze und 30 Pud roher Seide ausgeführt. Das Ganze mag einen Werth von 84,000 Rubel Silber betragen, wobei freilich zu bemerken, daß über den Handel nach Persien, wo alle Wege offen sind, keine genaue Aufsicht geführt werden kann. Die Einfuhr betrifft namentlich Industrie-Erzeugnisse: so liefert Schirwan kupferne Gefäße und seidene Stoffe; Baku außer Salz und Naphtha Decken und Baumwollen-Waaren; aus Astrachan kommt Eisen, Zinn, Nanking, Zucker, Stricke, Leinwand, Spiegel, Kästen, verschiedene silberne, eiserne und kupferne Geräthe, Glaswaaren, Goldstoffe u. dgl. Die Perser liefern zu Lande und zu Wasser Wollen- und Seidenzeuge, Schleier, indische Tücher, Shawls, gedruckte Leinwand, Früchte u. dgl. Aus den gesammelten Nachrichten ergibt sich, daß in Lenkoran eingeführt werden aus den transkaukasischen Provinzen für 19,000 R., aus Astrachan für 29,000 R. und aus Persien für 15,000 R. S.; die Ausfuhr übersteigt also noch die Einfuhr um 21,000 R. S.

Die Waaren kommen aus Baku, Astrachan und Persien zur See nach Talysch, und werden auch auf dieselbe Weise versendet, diejenigen ausgenommen, welche nach Tebris und Ardebil gehen oder daher kommen. Der Wassertransport ist sehr bequem, und viele schwer ins Gewicht fallende, aber wohlfeile Waaren würden zu theuer kommen. Gegenwärtig aber wird das Eisen in Lenkoran zu 4 R. bis 4 R. 20 K. das Pud verkauft.

Lenkoran kann ein bedeutender Punkt für den Transithandel mit russischen Waaren nach Persien und mit persischen Waaren nach Astrachan werden: jährlich gehen von Astrachan über Lenkoran für 100,000 R. S. Waaren nach Persien. Der Mangel an Entrepots und Sicherheit verhindert das Steigen dieses Transithandels.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 35** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Agrumi. — Frankenstein, oder der moderne Prometheus.** Von Mrs. M. W. Shelley.

Zu den Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 4 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 112.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 April 1838.

Die Unterrichtsanstalt auf dem Bergwerk von Werch-Isetsk in Sibirien. *)

Die uralschen Bergwerke haben seit dem Anfang dieses Jahrhunderts einen sichtlichen Aufschwung hinsichtlich der Bildung der Arbeiter erhalten. Früher dachten die Bergwerksbesitzer nur daran, den Umfang ihres Betriebs auszudehnen und neue Hüttenwerke anzulegen, woher es kommt, daß fast alle jetzt im Ural vorhandenen Hüttenwerke schon vor dem J. 1800 angelegt wurden. Seit dieser Zeit aber hat man besondere Aufmerksamkeit auf eine regelmäßigere, den Umständen angemessenere Verwaltung gerichtet, und in den letzten dreißig Jahren hat das Bergwesen im Ural starke Schritte zu seiner Verbesserung gemacht. Der Entwurf der Bergwerksordnung vom Jahr 1806 macht Epoche in der Geschichte des Bergwesens im Ural. Die Regierung, welche die Wichtigkeit der Sache erkannte, schenkte vielen Privatpersonen Ländereien, Wälder und selbst Leibeigene; überdieß wurden ihnen noch andere Vortheile und auch Steuerfreiheit zu Theil, was nicht wenig zu größerer Entwicklung des Bergwesens beitrug. Außer diesem aber und den fortdauernden Bemühungen der Regierung um Verbesserungen der Methoden hat die Errichtung von Spitälern und Schulen auf den Bergwerken zum Fortschritte wesentlich beigetragen.

Um die Wichtigkeit der Schulen bemessen zu können, muß man wissen, daß die Bevölkerung der Bergwerke, die das uralische Bergwerksgebiet umfaßt, 150,000 Seelen männlichen Geschlechts beträgt. Auf keinem Bergwerk gibt es einen Vorsteher oder Arbeitsaufseher, dessen Obliegenheit es nicht wäre, seiner Oberbehörde einen schriftlichen Bericht abzustatten: Lesen und Schreiben also, so wie die Anfangsgründe der Rechenkunst, sind für jeden nöthig, der sich auch nur etwas über den gemeinsten Arbeiter erhebt; die regelmäßige Bearbeitung der Erzadern und die kunstgerechte, vortheilhafte Führung der Bergwerksarbeiten fordern Kenntnisse in der Markscheidung und somit Mathematik. Die Aufführung der Gebäude macht Kenntnisse in der Architektur, und die Einrichtung der Maschinen mechanische Kenntnisse nöthig; Physik und Chemie sind gleichfalls in Bezug auf die Behandlung der Metalle unerläßlich. Aus allem diesem geht hervor, wie nützlich und unerläßlich die Einrichtung von Schulen auf den Bergwerken ist. Gleich bei dem Beginn des Bergbaues im Ural beschäftigte dieser Gegenstand die Aufmerksamkeit der Behörden, und General de Genin, der Gründer der Stadt Jekaterinburg, ließ es eine seiner ersten Angelegenheiten seyn, für den Unterricht der Kinder der Arbeitsaufseher und Beamten in Lesen und Schreiben, Arithmetik, Geometrie, Trigonometrie und Zeichnen eine große Schule zu errichten. Dieß war die erste Unterrichtsanstalt, aus der eine Menge Bergwerksbeamter und geschickter Arbeiter hervorging. In der Folge, bei der Umformung des uralischen Bergwesens im Jahre 1806, wurde vorgeschrieben, daß auf allen Berg- und Hüttenwerken auf Kosten dieser Anstalten selbst Schulen errichtet werden sollten, um die Kinder für ihre dereinstige Beschäftigung bei den Bergwerken heranzubilden. Um die unerläßlichen Elementarkenntnisse zu verbreiten, wurde es den Pfarrern in den Bergämtern zur Pflicht gemacht, möglichst zur Verbreitung von Kenntnissen unter den Bewohnern dieser Anstalten mitzuwirken. Später wurde für die höhere Bildung im Bergwesen ein Bergcadettencorps errichtet, das einige Zeit darauf in das Institut der Bergwerksingenieure umgewandelt wurde. Bei dieser Sorgfalt der Regierung fingen auch die Privatbesitzer von Hüttenwerken ihrerseits an, mehr oder minder bedeutende Unterrichtsanstalten zu gründen, wovon die zu Nischnetagilsk, welches Bergwerk der Familie Demidow gehört, den ersten Rang einnimmt; der Lehrcurs daselbst war vollkommen hinreichend zur Bildung der Knaben für das Bergwesen, und die Zöglinge wurden noch überdieß in der Unterrichtsanstalt selbst auf Kosten der Bergwerksbesitzer unterhalten. Nicht minder bemerkenswerth durch ihre innere Einrichtung ist die Unterrichtsanstalt zu Nowousolsk, welches auf den Gütern des Grafen Stroganow liegt; die Anlage ist zwar nicht in so großem Maaßstabe, wie die zu Nischnetagilsk, entspricht aber dennoch ihrem Zweck vollkommen. Ich übergehe die übrigen Unterrichtsanstalten, um noch einige Worte über die von Werch-Isetsk zu sagen.

*) Schreiben aus Jekaterinburg vom Februar dieses Jahres in der nordischen Biene.

Digitized by Google

Dieſes Bergwerk, welches dem Gardecornet Jakowlew gehört, gilt für eines der beſten im uraliſchen Kreiſe, und verdient dieſen Ruhm, wie ſich Jeder überzeugen kann, der es geſehen hat, und die bedeutende Production kennt, die ſich eben ſowohl durch äußere Reinheit in der Ausarbeitung, als durch innere Güte auszeichnet. Hier befand ſich ſeltſamer Weiſe noch vor zwei Jahren keine Unterrichtsanſtalt, jetzt aber iſt eine ganz neu eingerichtet worden; die Zöglinge erhalten Unterricht in der Religion und der bibliſchen Geſchichte, in der ruſſiſchen Grammatik und Arithmetik; aufs Zeichnen wird beſondere Aufmerkſamkeit verwendet, die Schüler haben ſchon bedeutende Fortſchritte gemacht, und alle Maſchinen und Bauplane ſelbſt gezeichnet. Der Jüngling, der dieſe Schule durchgemacht hat, kann jede Arbeit in dem Bergwerke übernehmen. Die Unterrichtsanſtalt würde indeß viel vollſtändiger ſeyn, wenn auch Unterricht in der Geſchichte und Geographie ertheilt würde, was bis jetzt nicht der Fall iſt. Die Einrichtung iſt auf fünfzig Zöglinge berechnet, und ein Beamter, Namens Iwanowski, gibt Unterricht. Außerdem iſt ein Geiſtlicher bei der Anſtalt, der den Religionsunterricht ertheilt, und noch drei andere Lehrer; ſie befindet ſich in einem großen ſchönen Hauſe, die Claſſen ſind in hellen, einen Zimmern vertheilt, und allenthalben herrſcht eine Ordnung und eine Reinlichkeit, ſo daß in dieſer Beziehung nichts zu wünſchen übrig bleibt.

Dieſes Bergwerk verdiente ſchon vorher durch die gute Einrichtung ſeiner Maſchinen und die verſtändige innere Verwaltung den Vorzug vor beinahe allen uraliſchen Bergwerken; ſeit der Errichtung dieſer Unterrichtsanſtalt iſt dieß noch weit mehr der Fall, und der Eigenthümer trägt dadurch zur Verbreitung eines beſſern Bergbaues ungemein viel bei. *)

Lebensbilder aus Portugal.

Häusliches Leben.

(Fortſetzung.)

Sehr frühzeitig pflegen die jungen Leute dieſer Caſte Convenienzheurathen zu ſchließen, welche ſchon zeitig durch die Eltern abgekartet wurden. Es ſind dieſes bloße Speculationsheurathen, einmal um nur Töchter an Mann zu bringen, oder um in der Verwandtſchaft das Vermögen zu erhalten, und um mit einflußreichen Familien in Verwandtſchaft zu treten, oder es wird eine bloße Geldſpeculation, um dem zerrütteten Vermögen wieder aufzuhelfen. Die Betheiligten haben ſelten etwas dagegen einzuwenden, ſo vernünftig ſind die jungen Leute hier, die oft noch ganz unreife Kinder ſind, beſonders die Mädchen, wenn man zu ſolchen Verheurathungen ſchreitet, und da überdieß die Herzen ſelten ernſte Bündniſſe zu ſchließen pflegen, ſo fällt es den jungen Leuten auch gar nicht ſchwer, den Wünſchen ihrer Eltern nachzukommen, denn ſo viel Verſtand iſt von Seiten des Mannes auch ſchon da, daß er wohl weiß, wie ihn ein eheliches Bündniß ſchlechterdings in ſeinen übrigen Lüſten nicht beſchränken wird, im Gegentheil, er wird nun ſein eigener Herr, der über das Seinige disponiren kann, und ähnliche Gedanken hat das Mädchen, die als Frau von der Aufſicht der Mutter und der Gouvernantin befreit iſt. Ein ſolches junges Paar, das kaum die Kinderſchuhe ausgezogen, wird ſich ſchon nach den erſten Flitterwochen müde und ſatt, denn keines gewährt dem andern eine geiſtige Unterhaltung; der Mann ſucht ſeine Unterhaltung anderswo, und die Frau weiß ſich ebenfalls zu tröſten und geht ihren eigenen, jedoch anſtändigern Gang, der nicht ſo in die Augen fallend iſt. Das Maitreſſenweſen, womit man viel Geld vergeudet und oft das ganze Vermögen durchbringt, iſt unter dieſer Claſſe beſonders zu Hauſe, und da gibt es nicht nur junge, ſondern auch ſelbſt alte Ehemänner mit ſchon erwachſenen Kindern, die auf die ſcandalöſeſte Art und mit der größten Oeffentlichkeit ihre Ausſchweifungen treiben, ohne daß deßhalb Zwietracht in der Familie oder ein unglückliches Eheverhältniß entſteht. Ueberhaupt ſind der unglücklichen Ehen hier weit weniger wie im nördlichen Europa, aber aus dem Grunde, weil hier die Herzen nicht das Bündniß ſchließen. Bezeigt man ſich nur gegenſeitige Achtung in Gegenwart Anderer, ſo iſt man ſchon zufrieden, und da man eine ſolche Achtung wirklich aufs ſtrengſte faſt durchgängig zu beobachten, der Portugieſe ſeine Frau auch nie in Gegenwart anderer zu liebkoſen, ihr nicht einmal einen zärtlichen Blick zuzuwerfen pflegt, was auch wohl ganz in der Ordnung iſt, ſo kann der in die Familienverhältniſſe Uneingeweihte auch nie errathen, wie die beiden Eheleute mit einander ſtehen.

Die jungen Leute der jetzigen Zeit und aus der erſten Claſſe pflegen mit einer ungeheuren Arroganz allenthalben aufzutreten, jedoch werden ſie darin noch weit übertroffen von den jungen Laffen aus andern Ständen, die nicht das Vermögen wie jene haben und es dieſen doch in Allem nachthun wollen, d. h. im äußern Schein. Solchen Figuren, wenn ſie in eine Geſellſchaft treten, ſind beinahe die beiden aufgeriſſenen Flügelthüren noch zu eng für ihre ausgeſpreizten Arme, womit ſie eintretend ſich an den Kopf fahren, um mit den Fingern die Haare zu kämmen und die Löckchen zu ordnen, am Halstuche zu rücken, ſich an der Weſte zu zupfen und mit zerſtreutem Blick die Damen zu muſtern und links und rechts ein flüchtiges bon soir zu ſenden, ohne zu wiſſen, wem. Daß man an ſolchen Abenden, beſonders wenn man Fremde wittert, die franzöſiſche Zunge in den Mund ſetzt, verſteht ſich von ſelbſt, es gehört zum guten Ton, und ſelten findet man wohl jetzt einen ſogenannten Tafulo, der nicht wenigſtens ſein bon jour und bon soir oder il fait très chaud und dergleichen zu ſagen wüßte. Petit-Maitre, Dandies und Scharwänzel, die bei jeder Gelegenheit nur immer einen und denſelben Charakter zeigen, gibt es unter den jungen Portugieſen nicht, wohl aber einen Inbegriff von dieſen drei Dingen zuſammen, den man unter den jungen Por-

*) Der Artikel ſcheint indeß geſchrieben, um die Läſſigkeit und vielleicht die Knauſerei des Beſitzers herauszuheben. Die Redaction hat ihn trotz dieſer Polemik mit geringen Auslaſſungen aufgenommen, weil alle Einzelnheiten über dieſen mehr als 500,000 Menſchen umfaſſenden Bezirk bei den wenigen Nachrichten, die wir darüber erhalten, ſehr intereſſant ſind. Anm. d. R.

Digitized by Google

tugiesen unter dem Namen Tafulo begreift, und Tafulo heißt dann jeder, der sich von andern hauptsächlich durch eine geschmackvolle feine Kleidung hervorthut; Tafulo nennt man jeden, der zu Pferd und zu Fuß öftere Fensterpromenaden macht, so daß er die Aufmerksamkeit des weiblichen Geschlechts auf sich zieht; Tafulo heißt auch der, der an öffentlichen Orten viel Geld verzehrt, wenn auch auf die geschmackloseste Art; Tafulo nennt man ferner den, welcher allenthalben Liebschaften anknüpft; Tafulo auch den, welcher sich gegen Damen besonders gefällig beweist; Tafulo zu guter Letzt, wer sich ein vornehmes Air zu geben versteht, und unter dem gemeinen Volke, wer mit einer ausgezeichneten Manier sich durch Händel bemerkbar machen will und sogleich mit dem Messer bei der Hand ist. Solche Tafulos haben nichts gemein mit den obigen Charakteren, denn sie sind Alles in Allem, heute dieses, morgen jenes. Junge Leute sind hier alle mehr oder weniger Tafulos, eine Benennung, die zwar nicht ganz allein, doch in den meisten Stücken mit der deutschen Benennung, „Aufbinder," synonym ist; wenn diese nun durch ihr persönliches Interesse in Hinsicht der Politik, durch Freund- oder Feindschaft angetrieben, Partei nehmen, dann führen alle diejenigen das große Wort, dessen Partei oben ansteht. Bisher glänzten alle die, welche zu Don Miguels Zeiten von hier weggelaufen und mehrere Jahre mit Nichtsthun in England, Belgien oder Frankreich zugebracht, so daß sie nichts lernten als etwas Französisch plaudern, und kommt dann noch hinzu, daß sie die Belagerung von Porto mit bestanden hatten, dann ließen sie auch Niemand anders zu Worte kommen, sie blickten auf alle die, welche nicht dabei gewesen, mit Verachtung herab; da galten bei ihnen keine ältern Verdienste mehr, der Ausgezeichnetste, der Tapferste, der Erfahrenste und der Gelehrteste, die nicht dieses Glück gehabt, blieben in ihrem Auge nur Stümper und Menschen ohne alle Ansprüche. Fähndriche hielten sich für groß und würdig, Armeen zu commandiren, Bureauschreiber für fähig an der Spitze des Ministeriums zu stehen; und hat man nicht in dieser Zeit bemerkt, wie wenigstens ein Capitän für fähig gehalten wurde, Kriegs- und Marineminister zu werden und Bureauschreiber Minister wurden?

Ein wahrer Jammer war es, es erweckte Mitleiden, solche Leute raisonniren zu hören, Leute die nach mehrjährigem Aufenthalte im Auslande nichts von diesem Auslande zu erzählen wußten, als daß sie die besten Theater besucht, wo sie die besten Restaurationen und die zuvorkommendsten Hetären gefunden. Mit eben der Unbekanntschaft anderer Länder, womit sie Portugal verließen, mit eben der Ignoranz sind sie zurückgekehrt, keine nützlichen Anstalten haben sie gesehen, keine wissenschaftlichen zu ihrer Belehrung benützt, und nimmt man ein halbes Dutzend älterer verständiger Personen aus, die sich um etwas mehr als Essen und Trinken im Auslande bekümmert haben, so kann man wohl sagen, daß der größte Theil dieser Auswanderer, der sich in die Tausende belief, nichts dabei profitirt hat, als daß sie mehrere Bedürfnisse kennen gelernt haben, die ihnen nun hier theurer wie dorten zu stehen kommen. Hört man von solchen Leuten, die drei oder vier Jahre in drei verschiedenen Königreichen lebten, noch die Fragen (die an mich gerichtet wurden), ob Sachsen eine schöne Stadt sey, ob man in Preußen Deutsch verstehe, oder wie viele Abgaben die deutschen Fürsten an den Kaiser von Deutschland zu entrichten; welches der beste Hafen in der Schweiz sey, dann wird einem ganz jämmerlich zu Muthe.

(Fortsetzung folgt.)

Die russischen Besitzungen jenseits des Kaukasus.

Das Khanat Talysch.

(Fortsetzung.)

9. Ansicht von Talysch in commercieller Beziehung.

Aus der obigen Uebersicht des Handels ergibt es sich, daß Talysch seine Vortheile nicht benutzt, theils aus Mangel an eigenen Handelsartikeln, theils wegen der geringen Bedürfnisse der Einwohner. Hiezu muß man vielleicht auch noch den unentschlossenen Sinn der Bewohner von Lenkoran, den Mangel an Capitalien und vielleicht auch den Mangel an einem rechten Verständnisse der Vortheile des Handels rechnen. Daher ist Lenkoran bei aller seiner Wichtigkeit und seiner vortrefflichen Lage am Meere dennoch im Verfall. Um von der Wichtigkeit des Punktes in commercieller Beziehung sich zu überzeugen, darf man nur seine geographische Lage betrachten: es ist mit ganz Rußland und dessen Lebensader, der Wolga, und mit Persien vermittelst des kaspischen Meeres verbunden. In dem nordwestlichen Theile Persiens, der an das kaspische Meer stößt, kann der russische Handel bei der Entfernung der englischen Besitzungen in Indien leicht festen Fuß fassen, besonders da der Landweg von den Ufern des kaspischen Meeres nach Indien 1000 Werste weit durch öde, wilde Landstriche geht, wo Schaaren nomadischer Völker die Sicherheit der Karawanen gefährden.

Lenkoran liegt 40 Werste von Persien und in geringer Entfernung von den vorzüglichsten Handelsstätten desselben: von Ardebil, Tebris, Sinsili, Resch, Astrabad und Teheran. Die reichen Erzeugnisse der bedeutendsten persischen Provinzen und Städte können zur See sowohl als zu Lande nach Lenkoran gelangen, durch welche Vortheile Lenkoran Entrepot für die Erzeugnisse Rußlands und Persiens werden könnte. Bei günstiger Fahrt kommen Schiffe aus Astrachan in fünf Tagen nach dem Hafen von Lenkoran, von Baku in einem Tage, von Lenkoran nach Astrabad in anderthalb Tagen, nach Sinsili in einem Tage. Die Landfracht geschieht auf Lastthieren, und ist wegen der geringen Entfernung vortheilhaft und bequem: nach Ardebil rechnet man auf verschiedenen Straßen 10 bis 17 Agatschen, 2 oder 3 Karawanentagreisen; nach Sinsili ungefähr 28 Agatschen, 5 Karawanentagreisen; nach Resch 35 Agatschen, 6 Karawanentagreisen; Tebris ist 60 Agatschen entfernt. Noch findet sich ein Hafen in der Provinz Masanderan, Maschadi Issur, wohin die russischen Schiffe gleichfalls gehen; von da schafft man die Waaren nach Balfrusch, das von Maschadi Issur 5½ Agatschen entfernt ist. Von Balfrusch nach Teheran sind es 10 Tagreisen, und man kommt durch die Städte Kaschan, Damgan und Schemeran. Von Astrabad führt der Weg nach Teheran über Damgan, Firus-Kuh und Demawend; aus Resch nach Teheran über Kaswin und von Kaswin führt eine Straße nach Ardebil. Von Lenkoran nach Teheran sind es 17 Karawanentagreisen.

Trotz der vortheilhaften Lage Lenkorans in commercieller Beziehung, kann man doch auch die Nachtheile nicht unbemerkt lassen: die Rhede

Digitized by Google

von Lenkoran ist allen Winden offen, die Schiffe müssen 1½ bis 2½ Werst vom Ufer, im Sommer in einer Tiefe von 5, im Winter in einer Tiefe von 7 Klaftern vor Anker gehen; übrigens ist das Land in steter Gefahr von Feinden, und hat keinen sichern Ort, um große Magazine anzulegen. Alle diese Forderungen erfüllt der Ankerplatz an der Insel Sara, wohl der vortrefflichste im ganzen kaspischen Meere: die Schiffe sind gegen alle Winde geschützt, und liegen 100 Klafter vom Ufer in 8 oder 4 Klafter Tiefe vor Anker. Dieser Platz befindet sich in der Meerenge zwischen der Insel Sara und dem Ufer des festen Landes, hat nicht über 4 Werste Breite und liegt 11 Werste nordwärts von Lenkoran. Die Insel hat etwa 9 Werste in der Länge und 1 bis 2 in der Breite; ihr Boden besteht namentlich am nördlichen Ende aus Torf mit Sand gemischt, am südlichen vorzugsweise aus Sand. Hier liegt stets die Escadre russischer Kriegsschiffe, und folglich können Magazine zum Niederlegen der Waaren in vollkommener Sicherheit angelegt werden, denn in Talysch gibt es Holz in Menge, und man kann auch Backsteine brennen. Wenn ein Comptoir und eine Hauptwaaren-Niederlage auf dieser Insel eingerichtet wird, so kann man den ganzen persischen Handel dahin ziehen, und hat nicht nöthig, viele Agenten in den persischen Städten anzustellen, da man bei der geringen Entfernung zu jeder Zeit die sichersten Nachrichten von den dortigen Correspondenten erhalten kann. Alle diese Vortheile können sich die russischen Kaufleute bei nur ein wenig Unternehmungsgeist zu Nutze machen.

Außer den Häfen von Lenkoran und Astrachan gelten für die besten im kaspischen Meere noch die von Baku, von Tarku, Derbend, die nordöstliche Bank an der Mündung des Kur und der Ankerplatz bei Schandruk. Bei Baku liegen die Schiffe beim Ein- und Ausladen der Waaren in einer Tiefe von 2½ und 3½ Klafter vor Anker; die Rhede bildet eine Bucht durch die im Halbkreise herumliegenden Berge, und ist gegen das Meer durch eine Erdzunge geschützt, welche von dem kleinen Königsvorgebirge gegen Nordosten läuft. Die Rhede von Baku ist ziemlich ruhig, doch ereignet es sich oft, daß bei heftigem Nordwinde die Schiffe sich kaum mit drei Ankern halten. Die größte Tiefe in der Bucht beträgt 6 Klafter und der Grund besteht aus Schlamm. Je näher dem Ufer aber, desto geringer wird die Tiefe und desto besser der Grund. Der Nachtheil dieser Bucht besteht darin, daß Schiffe, die mit einem Nordwestwind aus Astrachan nach Baku kommen, und solche, die Baku verlassen wollen, oft genöthigt sind, an der vom Königsvorgebirge auslaufenden Landzunge, welche südlich vom apscheronischen Vorgebirge liegt, liegen zu bleiben, und einen Südostwind abzuwarten, um nach Baku hinein oder nach Astrachan fahren zu können; hier geschieht es aber, daß ein heftiger Nordwind die Schiffe von ihrem Anker losreißt und aufs Meer hinausführt, wo sie ihre Rettung in den südlichen Häfen suchen müssen.

Auf der Rhede von Tarku liegen die Schiffe im Sommer in einer Tiefe von 5, im Winter in einer von 7 Klaftern vor Anker; gegen Westen und Nordwesten ist die Rhede durch den Berg geschützt, auf dem die Veste liegt, gegen Süden durch eine ostwärts vorspringende Landzunge, aber gegen Nordosten, Osten und Südosten ist sie den Winden aufgesetzt, welche namentlich im Frühjahr und Herbst wehen, und das Aus- und Einladen der Schiffe verzögern.

Die Rhede von Derbend steht den Winden von allen Seiten offen, und ist dadurch die unruhigste und gefährlichste. Die Schiffe liegen im Winter in einer Tiefe von 9, im Sommer in einer Tiefe von 7 Klaftern 1½ bis 2 Werste vom Ufer vor Anker, und nicht selten werden die Schiffe bei nordwestlichem Winde vom Anker losgerissen und aufs Meer hinausgetrieben. Nach Derbend gehen Schiffe der größten Art, da aber diese Rhede sehr gefährlich ist, so übersteigt der Preis des Transportes aus Astrachan gewöhnlich denjenigen, welchen man nach Baku und Salian zahlt. Die Winde wüthen gewöhnlich im Herbst, und nur zur Sommerszeit können die Schiffe nach Derbend gehen. Hiezu kommt noch, daß auch der Boden mit Muschelträmmern überstet ist.

Die Station von Schandruk, vermittelst derer man den Truppen, welche auf der kaukasischen Linie zerstreut sind, den Proviant zuführt, ist gegen die Winde von allen Seiten geschützt, die Seite von Südosten her ausgenommen. Die Schiffe stehen eine Werst vom Ufer entfernt, und die Ausladung kann zu jeder Zeit geschehen.

Die nordöstliche Bank ist zwar keine gefährliche Rhede, doch ist bei nordöstlichen Winden das Ein- und Ausladen der Schiffe häufig gehindert.

10. Von Gewichten, Maaßen und Münzen.

Die Gewichte im Khanat von Talysch sind sehr verschieden: für jede Art Getreide und andere Gegenstände sind besondere Gewichte. Der Reis wird nach Chalwars gemessen, der Weizen nach Girá, Gerste, Hirse u. dgl. gleichfalls nach Girá, aber von minderem Gewicht. Der Chalwar hat 100 Batman zu 10 russischen Pfunden, also hat der Chalwar 25 russische Pud. Der Girá Weizen hat 10 Gous, jeder Gous 25 Pfund, und folglich der Girá Weizen 6 Pud 10 Pfund. Der Girá Gerste, Hirse u. dgl., welcher 10 Gous zu 21 Pfund enthält, ist also gleich 5 Pud 10 Pfund. Dieß ist khanisches Maaß, und etwas größer als das gewöhnliche, welches unter den Einwohnern gebräuchlich ist, weil unter der Regierung der Khane man sich bei der Erhebung der Abgaben bemühte, etwas mehr zu nehmen, was dann zur Regel geworden ist; bei den Einwohnern rechnet man den Girá Weizen geradeaus zu 6, den Girá Gerste zu 5 Pud.

Für das kleinere Gewicht hat man den Batman, gleich 10 russischen Pfunden oder persischen Salda; den Miskal, etwas mehr als ein Solotnik, so daß man auf ein Pfund 88 Miskal rechnet, welche man in 24 Nochut theilt; Nochut bedeutet eigentlich eine Erbse, und ist die Grundeinheit des Gewichts. Beim Verkaufe der Seide braucht man die Darku, welche 5 russischen Pfunden gleich ist.

Zu Längenmaaßen dient die Arschine. Die khanische Arschine enthält 16 Girá, die zum russischen Werschok in einem solchen Verhältnisse stehen, *) daß 10 russische Arschinen gleich 7 khanischen Arschinen sind.

In Talysch circuliren russische Silber-, Kupfer- und Goldmünzen, persische goldene Tumans, silberne Reals, Sahib-Kirans und Penagabats. Der persische Tuman wird an der Casse zu 4 R. S., der Real zu 45½ K. S., der Sahib Kiran zu 88½ K. S., der Penagabat zu 17½ K. angenommen; im gewöhnlichen Verkehr hat der Tuman denselben Preis, der Real aber wird zu 50 K., der Sahib Kiran zu 40 und der Penagabat zu 20 K. S. genommen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die russische Arschine wird bekanntlich auch in 16 Theile oder Werschoks getheilt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 113.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 April 1838.

Statistische Notizen über die französisch-westindischen Colonien.

(Aus den: Notices statistiques sur les colonies françaises, imprimées par ordre du vice-amiral Rosamel, ministre de la Marine et des Colonies.)

Das genannte Werk ist der erste Theil einer statistischen Uebersicht der französischen Colonien, die aus officiellen Documenten entnommen ist. Dieser Band hat Martinique und Guadeloupe zum ausschließlichen Gegenstand.

Die Bevölkerung der französisch-westindischen Inseln besteht, wie die der übrigen, aus Weißen, freien Farbigen und Sklaven; bis vor kurzem noch gab es eine vierte Classe, Patronés genannt, oder freie Leute der Savannen, die nie regelmäßig emancipirt worden waren, auf die aber auch kein Herr einen Anspruch machen konnte. Im Jahre 1830 aber erhielten die Patronés regelmäßige Freibriefe, und eine königliche Ordonnanz vom J. 1832, welche die Formen der Emancipation erleichterte, machte den unregelmäßigen Freilassungen ein Ende. Seit dem Jahre 1833 stehen die freien Farbigen auf völlig gleichem Fuße mit den Weißen, die letzten aber, obwohl weit geringer an Zahl, besitzen die große Masse des beweglichen und unbeweglichen Eigenthums. Die Freiheit durch die Geburt wird von der Mutter ererbt, deren Stand den der Kinder bestimmt. Die Form der Emancipation ist einfach: der Herr überliefert dem Sklaven eine schriftliche Verzichtleistung auf sein Recht, und wenn diese einregistrirt ist, erhält der Neger von den Localbehörden ein Freiheitscertificat. Freie Farbige wollen im Allgemeinen keinen Feldbau treiben, eine natürliche Folge der Sklaverei, da die Feldarbeit für entehrend gilt, so lange sie hauptsächlich von Sklaven betrieben wird. Ehe die freien Farbigen mit den Weißen auf gleichen Fuß gesetzt wurden, waren die Heurathen unter ihnen selten, seit dieser Zeit aber sind sie häufig geworden. Die Sklaven sind im Allgemeinen gütig behandelt, und dürfen Eigenthum besitzen. Das berühmte Edict von 1685, der schwarze Code genannt, ist noch die Grundlage aller Gesetze über die Neger, sichert ihnen religiösen Unterricht, bestimmt die gegenseitigen Pflichten des Eigenthümers und des Sklaven, und setzt die Art des Sklaveneigenthums fest. Alle Modificationen, welche dieser Code seit seiner Bekanntmachung erfuhr, waren zu Gunsten der Neger.

Die Insel Martinique ist eine der ältesten Colonialbesitzungen Frankreichs; sie wurde zuerst im J. 1635 besetzt, die Austreibung oder Vertilgung der Caraiben jedoch erst im J. 1664 vollendet. Sie genoß keine besondere Berücksichtigung, bis die immer entschiedener werdende Obermacht der Engländer in Nordamerika die Sorgfalt der französischen Regierung den übrigen Colonien zuwandte. Dann wurde Martinique der Mittelpunkt des französischen Handels in Westindien, und war fast die einzige französische Insel, mit deren Namen die europäischen Kaufleute vertraut waren. Während des Kriegs von 1744 wurden die Einwohner von Martinique eifrige Caper, was einzelne bereicherte, aber die Colonie in Armuth und Elend stürzte. Ehe sie sich noch davon erholt hatte, litt sie durch einen Einfall der Engländer, welche die Insel 16 Monate lang militärisch besetzt hielten, bis sie im Frieden von Versailles im J. 1763 an Frankreich zurückgegeben wurde. Während des amerikanischen Unabhängigkeitskriegs war Martinique der Centralpunkt aller großen Seeoperationen der Franzosen, und sein Reichthum nahm deßhalb rasch zu. Auch vom Frieden von 1783 an bis zur Revolution war der Wohlstand im Steigen, aber als die Nationalversammlung die Freiheit der Neger decretirte, begann ein Bürgerkrieg, der so unglücklich zu werden drohte, als der von St. Domingo. Zum Glück für die Pflanzer wurde die Insel von den Engländern erobert, die sie von 1794 bis 1802, und von 1809 bis 1814 im Besitz hatten. Die Geschichte von Guadeloupe und der davon abhängigen Inseln ist fast dieselbe.

Mehr als zwei Drittheile der Oberfläche dieser Inseln sind noch im Naturzustand, und beide sind Orkanen und Erdbeben unterworfen, welche in Guadeloupe so verheerend waren, daß die Colonisten nach ihnen ihre Zeit berechnen. Die Bevölkerung von Martinique beträgt 116,031, die von Guadeloupe 126,574 Seelen; in Martinique machen die Freien 32,7 Proc., in Guadeloupe nur 24,5 Proc.; das Mißverhältniß scheint daher zu kommen, daß es in Guadeloupe verhältnißmäßig nur wenig Patronés gab. In Martinique ist die Zahl der Ge-

burten unter den Freien wie 1 zu 29, unter den Sklaven wie 1 zu 32; die Todesfälle unter den Freien wie 1 : 37, unter den Sklaven wie 1 : 35. Doch ist auf beiden Inseln die Lebenskraft der Schwarzen größer als die der Weißen. Heurathen finden statt bei den Weißen 1 unter 137, bei den freien Farbigen 1 unter 221, bei den Sklaven 1 unter 5,577, die eigentliche Zahl der Sklavenheurathen, wenn man darunter Verbindungen mit einiger religiösen Sanction versteht, ist aber weit größer; die Herren sind indeß nicht sehr für dieses Mittel, den moralischen und gesellschaftlichen Zustand der Neger zu verbessern. Das jährliche Verhältniß der Freigelassenen ist etwa 3,2 Proc. in Martinique, in Guadeloupe aber nur 1,7 Proc.

Ein rascher Aufschwung im Ackerbau dieser Colonien hat seit der Einführung des Pflugs statt gefunden, der so viel Arbeit verrichtet, als 10 Neger mit der Haue; die Anwendung des Düngers zeigte sich gleichfalls vortheilhaft, und große Massen von poudrette werden jetzt von Frankreich nach Guadeloupe ausgeführt. Zuckerplantagen sind im Zunehmen, aber der Bau von Cacao, Gewürz, Zimmt und selbst Kaffee ist großentheils aufgegeben.

Lebensbilder aus Portugal.

Häusliches Leben.

(Fortsetzung.)

Fragt man solche junge Leute, die sich mehrere Jahre hindurch in London, Paris oder Brüssel herum getrieben, und von denen jetzt manche ansehnliche und einträgliche Stellen, besonders in den Staatssecretarien bekleiden: habt ihr diese und jene Fabrikanstalten gesehen? habt ihr wohl darauf gemerkt, wie dort die Felder bebaut werden? habt ihr euch um polizeiliche Einrichtungen bekümmert, öffentliche Anstalten des Unterrichts besucht, Hospitäler und Verpflegungshäuser u. s. w.? dann bekommt man gewöhnlich so ganz wegwerfend und als wenn man alles dieses besser in Portugal sehen könnte, zur Antwort, daß es ihnen zwar manchmal in den Sinn gekommen, sich nach dergleichen Dingen umzusehen, allein es sey immer etwas dazwischen gekommen, was ihren Vorsatz vereitelt habe. Nun! habt ihr dann aber so im Vorbeifahren neben den Landstraßen nicht die Fruchtfelder gesehen und wie der Bauer ackert, pflügt und das Land bestellt, wie sein Werkzeug beschaffen, wie er säet und erntet? da bekommt man lächelnd zur Antwort, und gleichsam über eine solche Frage sich wundernd, daß man darauf nicht reflectirt habe. Macht man sie nun obendrein noch aufmerksam, wie in jenen Ländern, die sie bereist, der Ackerbau und die Industrie vorwärts geschritten, wie dagegen in Portugal Alles rückwärts schreite, dann hat man die Clavis des Nationalstolzes berührt, und jeder 16jährige Jüngling weiß alsdann an den Fingern herzuzählen, wie auch ehedem unter den Portugiesen Ackerbau und Industrie im Flor waren, wie von ihnen alle andern Nationen gelernt hätten, wie diese undankbar gehandelt und seitdem nur auf den Ruin Portugals hin gearbeitet und wie gegenwärtig und seit langer Zeit das Gouvernement nichts thue, um dem Lande wieder aufzuhelfen, wie aber nun die Nation bei ihrer freien Verfassung sich selbst wieder aufzuhelfen im Stande sey und dergleichen Unsinn und Großsprechereien mehr, über die Vergangenheit insbesondere, worin sich der Portugiese so über alle Maaßen gefällt. Er glaubt steif und fest, daß Portugal wieder eben so mächtig und groß werden könne, wie es vor Jahrhunderten war, wenn man es nur dahin bringen könne, alle Fremden aus dem Lande zu verbannen und die Einfuhr ihrer Handelsartikel zu verhindern. So etwas ist wirklich bei dem großen Haufen selbst schon zur fixen Idee geworden und daher wo nicht der Haß, doch die Eifersucht gegen alle Fremden, und solche Leute halten es dann für ganz überflüssig, ja wohl ganz unter ihrer Würde, die industriellen Verfassungen des Auslandes zu studiren und diese hier in Anwendung zu bringen. Die Stimme der wenigen Aufgeklärten unter ihnen verhallt in dem großen leeren Raum der Finsterniß.

Die vornehmsten und reichsten Familien verlassen in der heißen Jahreszeit die Stadt und beziehen Landhäuser mit anmuthigen Quintas in der Nachbarschaft, die entweder ihr Eigenthum sind oder wohin sie zur Miethe ziehen. Aber auch hierin zeigt sich ein sonderbarer Geschmack der Portugiesen, daß sie erst die schönste Zeit des Jahres — die Frühlingsmonate vom März bis Ende Mai, wo Alles grünt und blüht, eine mildere Sonne scheint, wie im Sommer des Nordens, und in jedem Busch eine Nachtigall ihr Lied singt, und auf jedem Baum eine Drossel — unbenutzt vorübergehen lassen, so daß die Meisten erst nach Johanni aufs Land ziehen, wenn eine brennende Sonne schon längst die Früchte der Felder gereift und alle niedere Vegetation versengt und verbrannt hat, die Kehlen der Vögel verstummt sind, und selbst die Millionen Grillen schweigen, die hier keine kleine Rolle im Lebendigseyn der Natur spielen. Der Grund eines so späten Ausflugs aufs Land liegt nicht nur in dem wenigen Geschmack für das wahre Landleben, sondern auch darin, daß die Hausmiethen hier entweder mit Johanni oder mit Weihnachten beginnen und endigen; der größte Theil der Familien besitzt kein eigenes Haus auf dem Lande, so wie auch nicht in der Stadt, und will doch für das ganze Jahr kein Haus auf dem Lande miethen, da sie dieses nur vier Monate höchstens benützen; sie beziehen also die Landhäuser erst nach Johanni, und die Familien welche eigene Häuser haben, gehen dann auch nicht viel früher, weil sie es bis dahin zu einsam finden. Die Natur allein ist ihnen nicht Ersatz genug für die Entbehrung des Umgangs mit Menschen, und wenn sie auch nicht einmal Umgang mit diesen haben, so ist es schon hinreichend für ihre Unterhaltung, wenn sie nur wissen, daß Andere in ihrer Nachbarschaft wohnen, daß sie diese aus ihrem Fenster oder aus ihrem Garten beobachten und mustern können. Bemfica, Campolide, Lumiar, die Nachbarschaft von Campo Grande, Maravilha, Poço do Bispo, Pedroiças, Cachias, letztere besonders um Seebäder zu nehmen, und andere mehr, sind die Hauptorte, welche man zu beziehen pflegt; vor Allem aber Bemfica, Sete Rios und Campo Lide, wo die meisten Landhäuser sind und der größere Theil der vornehmen Welt sich zusammen findet. Alle diese Landbewohner haben an Sonn-

Digitized by Google

und Festtagen offene Tafel für ihre neuesten Bekannten aus der Stadt, welche sie zu besuchen pflegen, und in den Wochentagen besuchen sich die Nachbarn gegen Abend, und bringen den Rest des Tages mit einander zu; man begegnet sich in den weitläuftigen schattigen Quintas, athmet Orangenduft und setzt sich endlich an den Kartentisch, was von Allem das Ende vom Liede ist. Ungeachtet daß man sich hier im Ganzen genommen etwas freier bewegt, so trägt das allgemeine Leben doch nur ein städtisches Gepräge, bei dem die Natur nur zufälligerweise zugegen ist, ja sogar ohne von den Meisten bemerkt und noch weniger gewissermaaßen geschätzt zu werden, denn die schönen Frühstunden eines Frühlings- oder Sommermorgens, die einen so großen Reiz für den Landbewohner des Nordens haben, verschläft der vornehme Südländer, und wenn er endlich sich von seinem behaglichen Lager erhebt, dann ist die Sonne dem Zenith schon nahe gerückt; in dick beschatteten Laubengängen herrscht eine dumpfe Schwüle, die nicht zu ertragen, kein Blättchen rauscht, die ganze Natur schweigt in brennender Südsonne, man retirirt sich ins kühlste Zimmer und — hat lange Weile, wenn man nicht etwa zu den Karten greift oder ein anderes Spiel, das beliebte Gamaò (eine Art Triktrak) vornimmt. Erst gegen die 6te Stunde am Abend, wenn die Sonne im südlichen Glanze sich senkt, die Schatten der buschigen Bäume länger werden, alsdann kann das Leben im Freien beginnen, man schlendert in den belaubten Gängen und schattigen Bosketts, man theilt sich in Gruppen Gleichgesinnter, und läßt sich nieder auf kühlen Sitzen, Sitze, gemacht für innige Freude und stille Zurückgezogenheit, die hier aber Niemand für diesen Zweck liebt, als allenfalls ein verliebtes Pärchen, und man verbringt die Zeit darauf meistens mit leerem, geistlosem Geschwätz. Auf diese Art vergehen die wenigen Stunden bis zum plötzlich erscheinenden und endenden Zwielicht des Tags und der Nacht, an dem man Alles vermißt, was eine nordische Dämmerung nur Angenehmes gewährt, eine Dämmerung, die so nach und nach aus dem Osten heraufklettert, während das Licht im Westen wie in ein Gefenke langsam untertaucht, eine Dämmerung, welche ins Innere des Lebens eingreift, gemüthlich stimmt, und in der man so oft die Rechnung des Tages abschließt. Hier geht man vom grellen Licht zum dunkeln Schatten über, keine Abstufung, in der ein Gedanke lange verweilen könnte; so wie die Sonne unter den Horizont gerückt, ist auch schon die Nacht da und die Nacht sieht man hier im Freien, selbst der Mondschein hat für die Portugiesen keinen Reiz, beide hält man nachtheilig für die Gesundheit und man flüchtet vor ihnen nach den Zimmern, mit Sehnsucht nach den Karten, die jungen Leute nach Spiel und Tanz, und wenn die Nachtschwüle auch noch so groß, die fest verschlossenen Fenster die Luft der Zimmer auch noch so beengt machen, so muß doch getanzt werden, sobald nur ein Duzend junger Herren und Damen zugegen sind, die alsdann abwechselnd übernehmen auf einem Flügel dazu die Musik zu machen. Dieses dauert bis nach Mitternacht, wo sich dann alle Nachbarn, wohl vermummt wie bei zehngradiger Kälte in Deutschland, mit zugebundenem Mund und Nase zu Fuß entfernen, die Städter aber ihre Wagen und Pferde besteigen und von dannen ziehen. Viele wohlhabende Familien, und besonders die englischen, wählen ihren Sommeraufenthalt vom Monat Julius an in dem fünf Stunden von Lissabon entlegenen Cintra, einem kleinen, höchst romantisch gelegenen Städtchen mit einem königlichen Lustschlosse, an dem Fuße der hohen, felsigen, isolirten Granit-Serra von Cintra, dieser portugiesischen Schweiz mit den zackigen Felsengipfeln, auf denen Klöster thronen wie Jagdschlösser, den tiefen Schluchten und den sprudelnden kühlen Quellen, von großen schattigen Eichen überdeckt. Ein großer Theil des Abhanges ist mit Landhäusern und Gärten überdeckt; ein fruchtbares Thal mit lauter Obstbäumen, von einem Bache bewässert, zieht sich eine Stunde weit bis zu dem lieblichen Colares hinab, berühmt wegen seines guten Weins und der vortrefflichen Orangen, schattige Bosketts mit Sitzen und dunkeln Wegen reichen bis an die Region der nackten Felsenhörner hinauf, von denen das Auge über das niedere Land bis zum kolossalen Kloster von Mafra und tief ins Meer hinausschweift; neben sich die üppigste Vegetation der hohen Eichen und des niedern Gebüsches von Lorbeer- und Erdbeersträuchern, blühenden Oleandern, und die Farbenpracht der Geranien und Rhododendrons ꝛc. geben diesem Aufenthalte einen unbeschreiblichen Reiz, und besonders durch sein Abstechen gegen die trostlosen Umgebungen des niedern Landes.

(Fortsetzung folgt.)

Verderben des Wassers durch die Gaseinrichtungen in London.

Der Observer enthält hierüber Folgendes: Wir erfahren, daß eine von der Regierung anbefohlne Untersuchung eine Thatsache von hoher Wichtigkeit für die öffentliche Gesundheit ans Licht gestellt hat. In Folge von Klagen, welche Bewohner der Umgegend Londons über den Zustand des zu Charing Croß gepumpten Wassers angestellt haben, begab sich Hr. Brand, Professor der Chemie an dem königlichen Institut, an Ort und Stelle, um sich zu vergewissern, ob diese Klagen gegründet seyen. Die von ihm vorgenommene Analyse hat ihn überzeugt, daß das Wasser dieser Pumpe durch die Ausdünstungen der des nachbarten Gasometer dermaßen verdorben sey, daß es weder zum Trinken, noch zur Bereitung von Speisen irgend mehr tauge; nicht minder wichtig ist die Entdeckung des Hrn. Brand, daß das Verderben der Quellen durch das Gas sich rasch auch auf die andern Theile der Hauptstadt ausbreite.

Die russischen Besitzungen jenseits des Kaukasus.

Das Khanat Talysch.

(Fortsetzung.)

11. Von der Stadt Lenkoran und einigen Merkwürdigkeiten im Khanat.

In Talysch gibt es nur eine Stadt, welche unter dem tatarischen Namen Lenkoran (auf der Karte: Lenkoran) bekannt ist: die Talyschiner nennen sie in ihrer Sprache Lankon, und in der Farsi-Sprache Lekgüran. Sie liegt unter 38° 45′ 51″ N. B. und 46° 32′ O. L. von Paris (66° 54′ von Ferro), an der Einmündung des Flusses Lenke-

Digitized by Google

ranka oder Lenkon ins kaspische Meer. Die Zeit ihrer Erbauung, so wie der Name des Gründers sind unbekannt, und man vermuthet bloß, daß die Stadt seit noch nicht langer Zeit bestehe, weil in alten Schriften der Name nicht vorkommt. Lenkoran ist nichts Anderes, als ein schlechtgebautes, unreinliches Dorf, das nichts Merkwürdiges darbietet. Es finden sich darin 432 mosleminische und 48 armenische Häuser, wovon 10 Eigenthum von Beks, 45 Eigenthum von Steuerbaren, 193 Eigenthum von Maasen, 120 Eigenthum von Gewerbsleuten, 7 Eigenthum von Geistlichen und 70 Eigenthum von Leuten sind, die von den Beks abhängen. Außer diesen gibt es 2 Bazars, 1 mosleminischen und 1 armenischen, welche 117 Buden enthalten, worin seidene und wollene Stoffe aus Persien und Schirwan, russische Zitze und Nankings, Halstücher, geringe Wollentücher, Eisen, Kästen, Thongefäße u. dgl. verkauft werden; übrigens ist der größere Theil von Verkäufern trockner und frischer Früchte, Schmieden, Schneidern, Barbierern u. dgl. besetzt. Die besten Kaufleute, welche in Lenkoran Handel treiben, besitzen nicht mehr als 1500 R. S., und sind entweder geborne Perser oder Armenier aus Astrachan und Baku.

Mitten in der frühern Stadt steht eine sehr einfache Moschee, welche nach der Verheerung Lenkorans im verflossenen persischen Krieg erbaut wurde. Im Norden der Stadt liegen am Meeresufer die Trümmer einer Veste, die aus einem Graben von 1½ Klafter Breite, 1 Klafter Tiefe und fast einem Werst im Umkreise bestehen. In früherer Zeit wurde er aus der Lenkoranka mit Wasser gefüllt, was auch jetzt noch leicht wäre, da die Lenkoranka die Veste auf der einen Seite umfließt. Hart an diesen Ueberresten der Veste liegen die Häuser der russischen Beamten, der verheuratheten Soldaten, die Kasernen, das Spital, das Kornmagazin und verschiedene Handwerkswohnungen von Armeniern. Hier befindet sich auch eine griechisch-russische und eine armenische Kirche. Die Zahl sämmtlicher Häuser nebst den Kasernen beträgt nicht über 95; sie sind für den Fall eines in der Provinz ausbrechenden Aufstandes mit einem Pfahlwerk umgeben, und man nennt den Platz auch die Festung, obwohl von derselben keine Spur als der Graben übrig geblieben ist. Es ist zu bemerken, daß der von den russischen Häusern eingenommene Fleck einer sehr guten Luft genießt, und überhaupt viel gesünder ist als der, wo die Häuser der Eingebornen stehen.

Lenkoran hat ein Bataillon zur Besatzung; außerdem befinden sich fortwährend daselbst 50 Kosaken und ein Zug Artilleristen mit zwei Sechspfündern und einer Berghaubitze.

Man bemerkt, daß der Bau einer Festung auf einem so wichtigen Punkte von großem Nutzen seyn würde, weil das in Lenkoran befindliche Bataillon dadurch in völliger Sicherheit sich befände, was in politischer Beziehung einen vortheilhaften Eindruck auf die Einwohner machen und sie für die Zukunft in Unterwürfigkeit halten würde; mit der Sicherheit würde sich dann auch der Handel und die Industrie erweitern.

Der Bau der Häuser in Talysch geschieht auf dieselbe Weise, wie im ganzen Land; es gibt indeß Dörfer, die sich durch Größe der Bevölkerung, durch gute Lage und Bequemlichkeit für die Einwohner auszeichnen; dazu gehört namentlich Kistiagatsch am Flüßchen dieses Namens, da es aber auf der muganischen Steppe liegt, nicht weit von dem Meerbusen, so ist die Hitze im Sommer sehr heftig. Das Dorf Arkewan liegt angenehm in der Nähe der Berge am Flüßchen gleichen Namens; Alwada am Flusse Tschindir, Badalan, Arjus in den Bergen, Kürzidy gleichfalls. Ali Abad an der Lenkoranka hat in den Bergen eine in jeder Beziehung schöne Lage, eben so Lirik, Dschingemiran und Leükeran, Latony in Suwant und andere. Ali Abad ist wichtig als Centralpunkt von Talysch. Uebrigens sind viele der besten Landstriche ganz öde, z. B. in dem nördlichen Theile der Berge an den Flüssen Jntsche, Karajar, Gioktapa und Gamaschara, in Mugan und am Abhange der talyschinischen Berge, während sie doch zu Ansiedlungen alle möglichen Vortheile darbieten.

In Mugan sind die Ueberreste zweier Erdbefestigungen, Arkewan und Gamaschara genannt. Die erstere könnte, wenn man sie wieder herstellte, vielleicht nützlich seyn: sie liegt in der Ebene, hat etwa eine Werst im Umfang und ist von einem ziemlich tiefen Graben umgeben; große Erdaufwürfe von 5 Klaftern Dicke und 2 Klaftern Höhe bilden die Mauern, und der Fluß Arkewan bespült den einen Theil. Im Innern der Veste, auf der Nordseite, ist eine Citadelle; hier befand sich gewöhnlich der Khan oder irgend ein Befehlshaber, und in der Veste sammelte sich das Volk. Gamaschara ist ein ungeheurer Erdaufwurf, der gleichfalls einst als Befestigung diente. Zur Zeit des letzten Aufstandes in Talysch im Jahre 1830 hielt sich Mir Abdullah Bek, der Sohn des Empörers Mir Hassan Khan, mit einer Schaar ihm ergebener Leute lange Zeit in der Veste Arkewan.

Zwischen den Dörfern Arkewan und Alwada ist eine von einem großen Walde bedeckte Gegend, wo nach der Sage einst eine große befestigte Stadt, Dschüm Dschüma, gestanden haben soll, und man zeigt jetzt noch die Ueberreste von Befestigungen, aber andere Kennzeichen einer ehemals hier gelegenen Stadt sind nicht vorhanden. Ueberhaupt besaß der Sage zufolge Mugan einst eine große Bevölkerung, war mit Dörfern besäet und hatte zwei große Städte, aber es wurde von Thamas Kuli Khan, bekannter unter dem Namen Nadir Schah, gänzlich verwüstet; auch die von ihm in Talysch angerichtete Verheerung und der Ruhm seiner Waffen sind bei den Talyschinern noch in lebendigem Gedächtnisse. Seit dieser Zeit ist Mugan verödet und seine Bewohner haben sich zerstreut: ein bedeutender Theil davon wurde von dem Schah ins Innere von Persien geführt, und einige flohen nach Karabag, Schirwan, Baku und selbst nach Georgien. Ihm schreibt man auch die Zerstörung der Vesten von Arkewan, Gamaschara und andern zu.

Zehn Werste von Lenkoran, am ersten Abhange der talyschinischen Berge, zeigt man gleichfalls die Trümmer einer einst bedeutenden Festung, deren Bau man einem besondern Stamme zuschreibt, der Talysch bewohnt habe, und Diw genannt worden sey: Nadir Schah habe die Diws gleichfalls vernichtet; die ganze Geschichte scheint indeß eine Fabel, und das Erzeugniß der lebhaften Einbildungskraft der Asiaten zu seyn. Nahe an dem Berge Alar sind zwei kleine Befestigungen, Deher Kalassi und Kys Kalassi genannt; man weiß nicht, wann und von wem sie erbaut worden sind. Nahe an dem Dorfe Monidigo, welches nahe an dem steinigen, Drych von Suwant trennenden Bergrücken liegt, sind zwei Berge, Namagatsch und Siunoch; zwischen ihnen läuft eine Schlucht, worin mit reißender Schnelligkeit der Bolgaru strömt. Durch diese Schlucht führt der einzige ausnehmend mühsame und kaum gangbare Weg von Drych nach Suwant; auf der Verlängerung des ersten Berges liegt die Befestigung Deka, von Schaamar Bek erbaut, den der Beherrscher von Talysch, Kara Khan, wegen seiner Unbotmäßigkeit aus dem Wege räumen ließ.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 114.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 April 1838.

Die Barbareskenstaaten.

Stellung der Franzosen in Algier.

Seit geraumer Zeit war die Ansicht verbreitet, die französische Regierung suche durch Uebertreibung der Ausgaben für die Besitzungen in Afrika dem Volke allmählich das Ganze zu entleiden, um mit der Zeit die Besetzung Algiers vollkommen aufhören lassen zu können. Es kann uns gleichgültig seyn, ob die französische Regierung je diese Absicht hatte, oder sie nur der englischen Regierung gegenüber durchblicken ließ, da man es als eine ausgemachte Sache betrachten kann, daß dieß jetzt zu den Unmöglichkeiten gehört, vor welchen alle Wünsche und Bestrebungen zurücktreten müssen, und seit der Rede, womit der Kriegsminister am 24 Februar die Creditforderungen für die Bedürfnisse der französischen Besitzungen in Afrika einleitete, kann wohl an dem Entschluß der französischen Regierung, die errungene Stellung in Algier zu behaupten, kein vernünftiger Zweifel mehr obwalten. „Der Augenblick ist gekommen," sagt er darin, „wo man eine bestimmte Bahn einschlagen, und diese mit Beharrlichkeit verfolgen muß. Unsere Stellung in Algier gestattet uns endlich an Maaßregeln für die bessere Unterkunft unserer Soldaten in Algier zu denken." Hierauf geht er in lange Details ein über den Bau von Kasernen, Spitälern, Magazinen und Straßen, über Austrocknung von Sümpfen, Erweiterung von Häfen u. dgl., wofür er eine Summe von 15 Millionen Franken verlangt. Unter den zu errichtenden Gebäuden ist namentlich der Bau eines Lazareths in Algier von großer Wichtigkeit, weil dadurch der zeitraubende Aufenthalt in den europäischen Quarantänen abgekürzt, und, wie es scheint, in kurzem gänzlich aufgehoben werden soll; dadurch würde eines der größten Handelshindernisse im Mittelmeer aus dem Wege geräumt werden. Außer diesen auf die Erhaltung von Algier berechneten Anstalten deuten auch mehrere Bewegungen der französischen Schiffsdivision in der Westhälfte des Mittelmeeres darauf hin, daß man fortwährend Tunis und Marocco aufs strengste bewacht, damit sie sich nicht auf eine für Frankreich nachtheilige Weise in die algierischen Verhältnisse einmischen.

Alles dieß zusammengenommen hat hingereicht, die öffentliche Meinung in Frankreich hinsichtlich der Absicht der Regierung, Algier zu behaupten, fast gänzlich zu beschwichtigen, der Streit in Journalen und Broschüren dreht sich jetzt nur noch darum, ob das von der Regierung im Innern von Algier eingeschlagene System das richtige ist. Hier ist immer noch der Tractat von der Tafna das große Schlachtroß, das die Parteien tummeln, und die Regierung hat durch das Organ des Kriegsministers bereits indirect anerkannt, daß dieser Tractat an wesentlichen Gebrechen leide, wenn gleich der Minister in der obenangeführten Rede noch dessen Vertheidigung übernahm, und wenigstens insoferne Recht hatte, als derselbe für einige Zeit Ruhe in der westlichen Provinz herstellte. Daß diese Ruhe trügerisch ist, daß in der mittlern Provinz, in der von Titteri, die Sachen auf keinem bessern Fuß stehen, als zuvor, daß Abdel-Kader ein für die Franzosen sehr nachtheiliges Handelsmonopol zu begründen sucht, daß die arabischen Residenten, welche nach dem Vertrag an der Tafna in den von den Franzosen besetzten Städten zur Schlichtung allenfallsiger Streitigkeiten mit den französischen Behörden sich aufhalten sollten, auf eine Art sich betragen, als wären sie die Statthalter ihres Sultans Abdel-Kader, — das sind Dinge, welche der Minister selbst in seiner Rede zugestanden hat; den Grundfehler des Tractats aber, aus welchem alle die angegebenen Widerwärtigkeiten naturgemäß sich entwickelt haben, hat er nicht angeführt, die Gegner des Tractats aber haben nicht unterlassen, ihn schroff hervorzuheben: er besteht darin, daß man eine arabische Herrschaft der französischen gegenüber und Abdel-Kader als den Chef anerkannte, ein Schritt, wodurch Abdel-Kaders Macht eine Begründung und eine Einheit erhielt, die ihr vorher abgingen, denn von nun an konnten sämmtliche Stämme der Provinzen Oran und Titteri nur noch wählen zwischen der Herrschaft Frankreichs und der Abdel-Kaders, eine Wahl, die nicht zweifelhaft seyn konnte: man entschied sich für den Einheimischen gegen den Fremdling.

Die Erfahrung, welche man in dieser Beziehung machte, ließ die Thorheit, ein Gegengewicht gegen Abdel-Kaders Macht in dem Kulugli Achmed Bey selbst vernichtet zu haben, um so empfindlicher fühlen, und es wurde daher sogar der Versuch ge-

Digitized by Google

macht, mit ihm wieder anzuknüpfen, zu welchem Ende der bekannte Oberst Delarue, welcher zu allen diplomatischen Sendungen in Nordafrika gebraucht wird, an ihn abgeschickt wurde. Wahrscheinlich in Folge dieser Sendung erschien der durch die Vertheidigung Constantine's berühmt gewordene Khalifa Achmed-Beys, Ben Aissa, in Algier, um als Gesandter seines Herrn nach Frankreich zu gehen, was ihm aber vorerst verweigert wurde. Sein Anerbieten soll gewesen sey, daß Achmed Bey alle Kriegskosten und einen Tribut bezahlen, auch sich eine französische Besatzung in Constantine gefallen lassen wolle, wenn man ihn wieder in die Regierung seines Beylik's einsetze; Ben Aissa, ein geborener Kabyle, hätte überdieß die Unterwerfung der verschiedenen Stämme der Provinz gewissermaaßen garantirt und sich selbst dabei ein Commando vorbehalten wollen. Was das Ergebniß dieses Antrags seyn wird, ist bis jetzt noch ungewiß. Ben Aissa hat noch nicht die Erlaubniß erhalten, nach Frankreich zu gehen, und die Franzosen scheinen den Versuch machen zu wollen, ob sie selbst die Verwaltung mit Hülfe der Eingebornen übernehmen können. Die Regierung scheint die öffentliche Meinung zu scheuen, und nicht das mit so vielem Blut und Geld errungene Constantine dem alten Besitzer zurückgeben zu wollen. Einigen unsichern Nachrichten zufolge befindet sich Achmed tiefer im Innern des Landes, und schlägt sich dort mit seinem alten Feinde, Farhad den Said, der Schlange der Wüste herum, welcher seinerseits mit Abdel-Kader, diesem furchtbaren Vereinigungspunkt für die arabische Nationalität, in Unterhandlung getreten seyn soll.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensbilder aus Portugal.

Häusliches Leben.

(Fortsetzung.)

Mit Ausnahme der Anlagen mancher Privatgärten, in denen man meistens kleinliche Caecaden und andere Spielereien von Schnörkelbeeten findet, hat hier die Natur mehr gethan wie die Kunst, und hie und da ist man jener nur etwas zu Hülfe gekommen, vorzüglich in der kleinen Parkanlage von Penha Verde. Doch ich will hier keine Beschreibung der Schönheit Cintras geben, sondern wie hier die Menschen, die aus Lissabon vor der heißen Sonne und dem unter den Füßen brennenden Straßenpflaster flüchten, hier zu leben pflegen, wo die Hitze durch Felsen, Bäume und Quellen gemildert und eine reine freie Bergluft eingeathmet wird. Wer flüchtet aber wohl aus Lissabon nach Cintra bloß in der Absicht, in Lissabon einer Unbequemlichkeit zu entgehen, um in Cintra die Natur zu genießen? eigentlich bloß die Ausländer, denen Naturgenuß Bedürfniß ist; portugiesische Familien treibt nur die Mode hin, es gehört zum bon ton, im Sommer in Cintra zu wohnen, und dann leben sie dorten beinahe eben so wie in der Stadt, mit dem Unterschiede, daß die Herren weniger genirt gekleidet gehen und daß man häufige Promenaden zu Esel macht. Uebrigens lebt hier jede Familie abgeschlossen für sich nach ihrer Bequemlichkeit, und langweilt sich sehr oft, da man sich nie zu einem allgemeinen Genuß versammelt, wozu auch kein Lokal vorhanden. Cintra wird ebenfalls erst, wie die Landhäuser um Lissabon herum, im hohen Sommer bezogen, und selbst im Frühjahr, wenn tausend Nachtigallen daselbst ihr Lied singen, und der Obstbaumwald in der herrlichsten Blüthe steht, besucht Niemand Cintra und wenn es auch nur auf einige Tage wäre, und warum nicht? weil alsdann keine Modewelt da ist, und weder Sentimentalität, noch Schwärmerei bei den Portugiesen angetroffen wird; es ist ihnen selbst ganz unbegreiflich, daß eine Nachtigall zum Herzen sprechen soll, es kommt ihnen lächerlich vor, wenn man von sanften Gefühlen sprechen wollte, welche der melodische Morgen- und Abendgesang einer Amsel oder Drossel erwecken kann; überhaupt schenkt ein Portugiese dem Gesang der Vögel keine Aufmerksamkeit, und ein schreiender Papagai ist ihnen lieber als der Gesang einer Lerche. Man findet daher sehr selten die Liebhaberei, Vögel in Bauern zu halten, es müßte denn allenfalls ein lärmender Kanarienvogel seyn, hie und da wohl ein Stieglitz oder Zeisig, auch wohl eine Amsel oder Drossel, was aber mehr eine Liebhaberei der Kinder und der jungen Hausgenossen ist, die sich sehr bald wieder verliert, als der Alten. Dieser wenige Sinn und Geschmack für Gesang der Vögel geht so weit, daß man nicht nur nicht gleichgültig dagegen ist, sondern er fällt ihnen beschwerlich, er ist unbequem und stört sie, sie verwünschen denselben. So hatte z. B. eine deutsche Familie hier zwei Amseln, deren herrlicher Gesang mehrere Monate lang vom angehenden Frühling bis spät in die Nacht und schon vor Tagesanbruch durch die stillen Straßen erschallte. Allen Nachbarn war diese Nachtmusik ein Gräuel, sie störte den Schlaf, eines klagte dem andern aus dem Fenster sein Leid und zwar gefliſſentlich so laut, daß die Eigenthümer dieser Singvögel es hören und damit eine Abänderung treffen sollten, andere ließen sogar darum bitten, den Amseln das Maul zu stopfen, was Alles natürlicherweise unbeachtet blieb, da dieses keine nachbarliche Störung war, welche gegen Polizeiordnung handelte; allein was geschah! die Vögel starben kurze Zeit nachher beide und verstummten für immer.

Cintra hat drei Gasthäuser, ein italienisches, ein englisches und ein gemischtes, worin die Wirthin eine Deutsche seyn soll, die sich aber zu mehrern Nationen bekennt. Sie alle sind besser wie die besten Gasthäuser in Lissabon, und sind vorzüglich an Sonn- und Festtagen von Lissabon aus am stärksten besucht, auch in der Jahreszeit, wo dorten noch keine schöne Welt zu finden. Am Sonnabend kommt man dorten an, bleibt den Sonntag und kehrt den Montag früh wieder zurück. Womit vergnügt man sich nun in dieser Zeit? diejenigen, welche in Freundeswohnungen ihr Absteigequartier nehmen, finden ihre Unterhaltung im Familiencirkel, diejenigen aber, die ihr Unterkommen in den Wirthshäusern suchen, finden daselbst Gesellschaft genug, die hohes Spiel treibt, mit dem man gleich nach der späten Ankunft seine Zeit bis lang nach Mitternacht verbringt und alsdann tief in den andern Tag hinein schläft. Nach einem späten Frühstück pflegt man dann, wenn die ganze hier wohnende Modewelt sich auf Esel gesetzt und damit die Berge erklettert,

Digitized by Google

ebenfalls dergleichen nützliche Langohren zu besteigen, und die gangbarsten Wege einzuschlagen, wo man die zahlreichsten Karawanen trifft, die übrigens jede für sich ihr Wesen treibt ohne sich um andere zu kümmern. Ist man auf diese Art einige Stunden herumgetrabt, nach Penninha, Colares, dem Korkkloster und hat den Felsenschlund nach dem Meere gesehen, den waghälsige Knaben für eine Kleinigkeit hinabzuklettern pflegen, so kehrt man zum Wirthshause zurück, und greift alsdann vor Tisch und nach Tisch zu den Karten, oder wer nicht spielt, schläft vor Tisch und nach Tisch.

Erst gegen Abend wird wieder eine kleine Promenade zu Fuß oder zu Esel nach dieser oder jener Quinta gemacht, wo man zwar Gesellschaft genug findet, die sich aber alle einander fremd bleibt, höchstens nur noch höflich grüßt und vorübergeht, und so findet denn derjenige, der unter den Leuten keine Bekanntschaft hat, und dem die Natur keine Unterhaltung zu verschaffen vermag, der am Spiel keinen Gefallen findet, den Aufenthalt in Cintra höchst langweilig; denn so wie die Nacht kommt, wo an den deutschen Vergnügungs- und besonders Bade-Orten das eigentliche Leben erst noch genossen wird, indem man beim Schein der Lampen im Freien sitzt und die Abendkühle genießt, beim Schall einer angenehmen Musik conversirt, und endlich den Tag mit Tanz und Spiel beschließt, zieht sich jede Familie in ihre Wohnung zurück, die Wirthshäusler greifen wieder zu den Karten, und so verläuft ein Tag wie der andere ohne eine andere Abwechslung, als daß man bald diesen bald jenen Weg zur Promenade einschlägt. Für Familien, welche ein Stillleben lieben, ist Cintra gewiß einer der angenehmsten Aufenthaltsorte, es ist eine Oase in der Wüste, in der man vergißt, daß man unter einer beinahe afrikanischen Sonne lebt; wenn diese in den Ebenen alles versengt und verbrennt, brechen sich hier ihre Strahlen an dem frischen Grün der Vegetation; wenn dorten ein ungetrübter blauer Himmel erscheint, der alle Hoffnungen eines erquickenden Regens verschwinden macht, so ziehen sich wenigstens hier auch in den trockensten Tagen, Morgens und Abends befeuchtende Nebel zusammen, ergießen einen wohlthätigen Thau und tränken die durstigen Pflanzen. Die romantische Lage Cintra's, die Umrisse der Felsenberge, das Groteske einzelner Partien, die alten Reste einer maurischen Burg auf wild durcheinander geworfenen Steinen, die dunkeln schattigen Gänge und Felsenschluchten, alles dieses erinnert an das Bad Liebenstein in Sachsen, und wenn hier der wilden Natur, der keine Kunst und kein Geschmack der Verschönerung zu Hülfe gekommen, nur etwas nachgeholfen würde, so würde Cintra mit seinem herrlichen Klima unstreitig alle europäischen Vergnügungsorte an Schönheit übertreffen; allein hier herrscht kein Gemeinsinn, um so etwas zu unternehmen, und die portugiesischen Monarchen, die hier hätten einschreiten und prachtvolle Umgestaltungen machen können, zeigten auch nie Sinn für dergleichen. Was von jeher ein großes Hinderniß war, Cintra in Aufnahme zu bringen und diesen Ort auch für weniger bemittelte Personen zugänglich zu machen, war die übermäßige Theuerung des Transports dahin und zurück, indem man für einen zweisitzigen Miethwagen ohne Trinkgeld des Kutschers 8 Thaler, und für ein gutes Reitpferd täglich 2 bis 3 Thaler bezahlen mußte, wobei noch das Unangenehme, daß man diese 5 Stunden Wegs auf einer furchtbar ruinirten Pflasterstraße nur meistens im Schritt zurücklegen konnte. Ohne den Unterhalt der Pferde mußte man im Wirthshause täglich 2 Thaler 20 gGr. bezahlen, kommt nun noch hinzu, was man für Eselmiethen zu zahlen hatte, so kam ein dreitägiges Vergnügen, wenn man zu Pferd war, 15 bis 16 Thaler, und war man zu Wagen, über 20 Thaler zu stehen. Seit zwei Jahren hat man nun die Straße dahin verbessert, der größte Theil ist in eine Chaussée umgewandelt, die steilen Abhänge hat man umgangen, und wöchentlich fahren gegenwärtig sechs- und viersitzige Diligencen dahin, worauf von jeder Person 2 Thaler bezahlt werden, und geht man mit dem fünfzehnsitzigen Omnibus, so zahlt man nur 1½ Thaler. Durch diese große Herabsetzung der Transportkosten ist zu hoffen, daß künftig Cintra häufiger besucht wird, und daß mit der Zeit sich auch wohl entrepreneurs finden, die für das öffentliche Vergnügen sorgen; ein großer Salon als allgemeiner Versammlungsort in einer Parkanlage würde das erste Bedürfniß seyn; eine Generation möchte darüber wohl noch vergehen, bevor so etwas zu Stande kommt, und mancher Unternehmer auch noch dabei zu Grunde gehen, bevor der Portugiese an solchen gemeinschaftlichen Vergnügungsorten Geschmack findet, und durch das, was er daselbst verzehrt, die Erhaltung eines solchen Etablissements befördert.

(Schluß folgt.)

Die russischen Besitzungen jenseits des Kaukasus.

Das Khanat Talysch.

(Schluß.)

12. Von den nomadischen Bewohnern des Khanats Talysch.

Der Magal Sefodasch, mit den dazu gehörigen Perimdalinen, Delagardinen, einem Theile der Schachsewanen und einem kleinen Theile der Magals Alar und Drych führen ein nomadisches Leben. Die Zahl der nomadischen Familien kann man auf 1500 anschlagen. Diese Gemeinden sind nicht lauter eigentliche Talyschiner. Die Delagardinen, eigentlich Delagarde genannt, bilden einen besondern, von den übrigen scharf geschiedenen Stamm; sie haben mehr als die übrigen die Einfachheit und Wildheit ihrer Sitten beibehalten, und haben eigenthümliche Gebräuche und Vorurtheile: die Delagardinen bestanden in früherer Zeit aus 600 Familien, und ihr Haupthandwerk bestand damals, wie noch jetzt, im Raube; sie führten ein unstätes Leben, und zogen bald von Talysch nach Persien, bald wieder zurück. Als Aga Muhammed Khan nach Georgien zog, Tiflis verheerte und dann nach Persien zurückkehrte, dienten die Delagardinen dem Beherrscher von Talysch, als sie aber hörten, daß Karawanen mit den erbeuteten Schätzen abgingen, beschlossen sie, dieselben zu plündern. Hundert Mann stark überfielen sie eine Karawane Aga Muhammed Khans, die von einer ohne Vergleich stärkern Menschenzahl begleitet war, plünderten sie, und gaben, wie dieß immer geschah, dem Khan von Talysch den fünften Theil der Beute. Dafür forderte Aga Muhammed Khan von dem Beherrscher von Talysch die Herausgabe des Anführers der Delagardinen und seiner

Digitized by Google

Söhne; der Khan bemächtigte sich derselben mit List und lieferte sie dem persischen Hof aus, wo sie hingerichtet wurden. Seit dieser Zeit hegen die Delagardiner einen Haß gegen die Perser, und nahmen darum auch an dem letzten in Talysch stattgefundenen Aufstande keinen Antheil. Sie waren die besten Spione des Khans, ertrugen, wenn ihrer Lohn dafür wartete, unglaubliche Beschwerden, und brachten ihm unbegreiflich schnell und sicher Nachricht von dem, was in Persien vorging. In ihrem Charakter liegt eine besondere Festigkeit, sie lieben leidenschaftlich ihre Unabhängigkeit und hassen allen Druck. Aber ihre Raubsucht verdunkelt alle ihre guten Eigenschaften, sie halten Raub für kein Verbrechen, und behaupten, jeder Mensch habe ein gleiches Recht auf Alles, was die Natur biete, und wenn Einige dieses Gesetz überträten und große Reichthümer sammelten, so müßten die Andern durch Gewalt oder List sich ihren Theil davon gewinnen. Heurathen zwischen Vater und Tochter, Sohn und Mutter, Bruder und Schwester halten sie nicht für unrecht, strafen aber die Uebertretung der ehelichen Treue sehr streng. Die Delagardinen sind ungemein gastfrei, aber in ihrem Verkehr sehr finster. Das Verbot, zu stehlen, halten sie für eine Bedrückung. Jetzt beträgt ihre Zahl nur noch 150 Familien in vier Nomadendörfern. Im Winter, Frühjahr und Herbst durchziehen sie die schönen und grasreichen Strecken am Nordabhange der talyschinischen Berge, längs den Flüssen Jutscha, Karajar und Gusan.

Die Schachsewanen sind ein Theil des weitverbreiteten Stammes dieses Namens in Nordpersien. Die Bedrückungen der persischen Khane nöthigten sie, sich nach Talysch überzusiedeln, und einige derselben haben bleibende Wohnungen im Magal von Arkewan; ihre Zahl beträgt 170 Familien.

Die Perimbalinen, Sefydaschen und Alaren sind eines Stammes mit den Talyschinern, doch finden sich auch unter ihnen viele, die aus Persien auswandert sind. Die Perimbalinen zählen 500, die Sefydaschen 470 und die Alaren 80 Familien. Außer diesen machen die Oratten und eine geringe Anzahl Einwohner des Magals von Dryck gleichfalls 150 Familien aus; unter diesen Nomaden rechnet man:

	Delagardinen	Schachsewanen	Sefydaschen	Alaren
Steuerzahlende . .	120	140	280	60
Nukers	—	—	72	15
Mazen	—	—	50	5
Bek'sche Unterthanen	—	—	80	—

Die Nomaden zerstreuen sich im Winter auf der muganischen Steppe, an den Flüssen Gamaschara, Sirich-tschai und Karajar, und in den Districten Sioktapa, Tschinliga, Eddikapa, Jsüntapa, Dagalchan und andern; an diesen Orten bleiben sie vom November bis Ende März. Am Ende März fangen sie an langsam in verschiedenen Richtungen nach den Abhängen der talyschinischen Berge hin aufzubrechen. Den Mai bringen sie an den untern Ausläufern der Berge zu, und ziehen im Junius nach den Eilaks oder Sommerweiden; hier bleiben sie bis zu Ende September, ziehen dann langsam nach den untern Abhängen der Berge, und gehen im November wieder nach Mugan hinüber. Die Sommerweideplätze sind nicht ausgedehnt; fast alle diese Nomaden ziehen nach den breiten, Tschitschegri genannten Bergen hinab, welche an der Gränze Persiens liegen, so daß der beste Theil ihrer Sommerweiden innerhalb den Gränzen von Persien liegt. Den Kamarkui genannten Ausläufer der Berge umgehen sie gleichfalls jenseits der Gränze. Das Khanat Talysch enthält jetzt wenige zur Sommerweide taugliche Strecken, einige der Nomaden bleiben nothgedrungen in dem ebenen Gebirge, und namentlich auf dem hohen Berg Alar steht. Außer den Talyschinern ziehen auch persische Unterthanen nach den Tschitschegri-Bergen.

Die Lebensart der nomadischen Talyschiner ist vollkommen dieselbe, wie die der nomadischen Schirwaner, nur sind sie, wie es scheint, noch viel roher; Viehzucht ist Alles, was sie verstehen, und nur einige Sefydaschen und Alaren treiben auch etwas Ackerbau. Ihre Viehzucht ist im Verhältnisse zu den Vortheilen ihrer Lage nicht bedeutend: sie zählen 2000 Büffel, 4000 Ochsen, 6000 Kühe, 18,000 Schafe, 4500 Pferde, 120 Kamele und gegen 5000 Esel; vor dem Winter 1829 war diese Zahl viel beträchtlicher, damals aber raffte die ungewöhnliche Kälte eine bedeutende Menge Vieh hin. Diese Nomaden gewinnen 1400 Pud Butter, 1200 Pud Käse und 1800 Pud Wolle, welche sie theils an die Bewohner des Khanats und persische Unterthanen absetzen, theils in den Dörfern gegen Getreide und andere ihnen nothwendige Gegenstände eintauschen. Einige Bewohner des Khanats und anderer Provinzen kaufen Vieh bei ihnen. Trotz der Beschränktheit ihres Viehstandes leben diese Nomaden ziemlich gut: obwohl arm an Geld, haben sie doch Alles, was sie brauchen, nämlich Nahrung und Kleidung. Diese Zufriedenheit, welche sich auch durch ihren wilden Zustand kundgibt, und die Gewohnheit, fast immer in einem gleichförmigen Klima zu leben, sind die Ursachen ihrer Anhänglichkeit an ihre nomadische Lebensweise. Wenn sie in dauernden Wohnsitzen sich niederließen, so würden sie mehr Anhänglichkeit an das Land erhalten, während jetzt ihr Aufenthalt in Talysch sehr unsicher ist, denn jeden Tag kann man erwarten, daß sie über die Gränze gehen.

Die Sefydaschen sprechen türkisch, die Perimbalinen und Alaren fast dieselbe Sprache, wie die Talyschiner, die der Delagardiner ist etwas mehr verändert; namentlich haben die Wochentage bei ihnen, je nach ihren Beschäftigungen und dergleichen, verschiedene Namen erhalten; z. B. der Freitag, welcher bei den Moslems Dschuma oder Versammlungstag heißt, wird von ihnen Süt-gün, d. h. Milchgeld, genannt, weil man an diesem Tage den Hirten ihren Lohn auszahlt; unser Sonntag heißt bei ihnen Tus-gün oder Salztag, weil man an diesem Tage dem Vieh Salz zu fressen gibt; der Montag heißt Kala-gün, Festungstag, weil man an diesem Tage nach dem Bazar auf der Festung Arkewan geht; der Dienstag Jolkassan-gün, d. h. der Tag, an welchem der Weg durchschnitten wurde, welche Benennung davon herrührt, daß an diesem Tage einige von ihnen eine reiche nach Persien gehende Karawane bei Arkewan plünderten; einige Tage heißen Bradiga Basar, Kistagatsch Basar und so weiter, weil man sich an diesen Tagen zu Bradiga, Kistagatsch u. s. w. zu Markte versammelt.

Man kann den Landstrich nicht bestimmen, den die nomadischen Talyschiner einnehmen, weil sie in Mugan gewöhnlich in zerstreuten Nomadenlagern von 10 bis 20 Kibitken leben, und wenn das Futter an der einen Stelle abgefressen ist, nach einer andern ziehen, während in Schirwan jedes Nomadenlager seine bestimmte Ausdehnung hat. Mugan könnte leicht fünfzehnmal stärkere Heerden ernähren, als die Talyschiner jetzt besitzen.

Nach einem Schreiben in der Sandwich Island Gazette hat die dortige Regierung zwei katholische Missionäre aus der Insel weggewiesen, und ein englisches Fahrzeug unter Androhung, auf dasselbe zu feuern, genöthigt, sie aufzunehmen. Der englische Capitän strich seine Flagge und überließ das Schiff mit den beiden Franzosen der Regierung. Ohne allen Zweifel ist die Unduldsamkeit der nordamerikanischen Missionäre an dem ganzen Vorfalle schuld.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 115.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 April 1838.

Lebensbilder aus Portugal.

Häusliches Leben.

(Schluß.)

Durch die erleichterten Transportmittel ist zu erwarten, daß Cintra bei einer zu hoffenden steteren Ruhe im Lande bald mehr und mehr in Aufnahme kommen wird, besonders da auch schon das Vorurtheil bei höheren Ständen überwunden ist, und diese sich nicht mehr schämen, selbst die Damen nicht, in einem Omnibus die Reise dahin zu machen. Ueberhaupt kann man sagen, daß die Einführung dieser gesellschaftlichen Transportwägen, deren jetzt zehn Stück die Straßen Lissabons durchkreuzen, von außerordentlicher Wirkung für das Geschäftsleben und den Privatverkehr ist, denn befreundete Häuser, deren Bewohner, wegen der großen Entfernung von einander und der Kostspieligkeit der Miethwägen, sich nur sehr selten sehen konnten, können sich dieses Vergnügens öfter und um den billigen Preis von 4 gGr. à Person erfreuen. Die Miethkutscher halten jetzt auf den Straßen, gleich den Fiakern anderer großen Städte, vom Morgen bis in die Nacht; polizeilich sind ihnen die Preise nach Stunden festgesetzt worden, so daß man für eine halbe Stunde, was das Geringste ist, 10 gGr. zahlen muß, was noch immer zu theuer ist, und die Concurrenz der Fahrliebhaber vermindert; indessen ist es doch auch ein kleiner Fortschritt in den Bequemlichkeiten des Lissaboner Lebens, deren sich manche Familien bedienen können, die sonst wohl nie in einen Wagen zu sitzen kämen.

Nachdem wir das Privatleben der höhern, gebildeteren Stände beleuchtet haben, thun wir nur noch einen flüchtigen Blick auf das Privat- und Familienleben des schlichten Bürgers und Handwerkers. Diese Menschen besitzen selten ein Grundeigenthum, weßhalb sie denn auch stets zur Miethe wohnen und folglich einem gewissen nomadischen Leben unterworfen sind, was sich vorzüglich in den letzten Tagen vor Johanni und vor Weihnachten zu erkennen gibt, wo alle Umzüge gehalten zu werden pflegen. Wenigstens der zehnte Theil der Bewohner Lissabons verändert alsdann seine Wohnungen, und auf den Straßen sieht man nichts als schleppende Gallegos, diese wohlthätigen Lastthiere der Hauptstadt, mit Möbeln beladen; es ist eine wahre Völkerwanderung von dem einen Hause in das andere, von einer Straße in die andere. Die Einen lieben solche Veränderungen aus Wunderlichkeit des Geschmacks, die Andern aus Convenienz und noch Andere aus Noth, weil entweder der Hauseigenthümer mit den Inwohnern oder diese mit jenem unzufrieden, oder weil es an Sicherheit für das zu bezahlende Miethgeld fehlt; in diesem Fall sind die meisten ärmeren Bürgersleute und Handwerker, die dennoch aber Rath zu schaffen wissen, um nicht ohne Obdach zu bleiben. Durchgängig müssen sich diese Leute auf einen engen Wohnraum beschränken, und selbst die Wohlhabendern unter ihnen sind an keine größeren Wohnbequemlichkeiten gewöhnt. Mit einem Zimmer und einigen Kammern behilft sich die größte Familie. So eng dieser Raum auch ist, so wird das Zimmer doch immer höchst reinlich gehalten, und mit manchem veralteten Hausgeräth ausgeschmückt. Die weibliche Familie ist beinahe fortwährend den ganzen Tag allein zu Hause, während die Männer ihren Geschäften nachgehen und oft nur erst am Abende wieder heimkehren. Wer schon mit Anbruch des Tags an seine Arbeit muß, verläßt das Haus, ohne etwas zu genießen, und kehrt alsdann zur gewöhnlichen Frühstücksstunde zwischen 8 und 9 Uhr zurück, wo die ganze Familie sich zum Morgen-Imbiß niederläßt und Thee, Kaffee oder Chocolade mit Brod und, wenn es die Umstände erlauben, mit Butter genießt. Ist die Familie in den Umständen, daß die weiblichen Mitglieder nicht für das tägliche Brod zu arbeiten brauchen, dann thun diese, wörtlich genommen, schlechterdings gar nichts; sie rühren keine Hand an zu irgend einer Beschäftigung, ungeachtet die Mädchen durchgängig fast alle nähen und stricken lernen und in ersterem Betracht eine außerordentliche Geschicklichkeit erhalten. Nirgends in der Welt findet man wohl feinere Nähte und herrlichere Stickereien wie hier. Um Mittag kommt der Familienvater wieder nach Hause, und man nimmt das gemeinschaftliche Mittagsmahl ein, welches gewöhnlich und selbst bei den Wohlhabenderen höchst frugal ist, oder man läßt sich dasselbe auch an den Ort seiner Beschäftigungen bringen, wenn dieser weit entfernt ist, und dann pflegt sich die Familie so recht, wie man wohl sagt, in ihrer Sauce zu verhalten;

Digitized by Google

man ſetzt ſich nicht einmal ordentlich an einen gedeckten Tiſch, ſondern jedes nimmt an der Erde, auf Matten ſitzend, oder auf Kiſten und Kaſten und ſelbſt am Küchenherd, ſeinen Teller auf den Schooß und verzehrt, was der Topf beſchert, und dieſes geſchieht nicht nur von ärmern Familien aus Noth, weil es ihnen etwa an dem Benöthigten mangelt, um den Tiſch zu decken, ſondern auch von wohlhabenden, die ſelbſt Alles im Ueberfluß haben, weil es ihnen ſo bequemer iſt — eine Bequemlichkeit, die ſich ſogar auf ihren Anzug erſtreckt. Ueberraſcht man eine ſolche Familie, dann wird man gewöhnlich nur finden, daß ihr Kopfputz, ihr wohlgekämmtes dunkles Haar in Ordnung gebracht iſt, um den Kopf zum Fenſter hinausſtrecken zu können: die Aelteren, um zu ſehen was da vorgeht, die Jüngern, um ſich den Männern zu zeigen; im Uebrigen aber wird man ſie mit übergetretenen alten oder auch neuen Schuhen antreffen, geſchnürt mit Corſet nie, ja es geht bei den Meiſten ſo weit, daß ſie nicht einmal ihr Kleid hinten zuhaken laſſen, es hängt ihnen oft das beſte Kleid am Leibe wie ein Sack, und werden ſie in dieſem Zuſtande überraſcht, ſo wird ſchnell ein großer Shawl übergeworfen, der alle Nachläſſigkeiten des Anzugs überdecken muß. Erſt mit Sonnenuntergang kommt der Hausvater und die übrigen erwachſenen männlichen Glieder der Familie in ihre Wohnungen zurück, denn höchſt ſelten trifft ſich's hier, daß das Geſchäftslocal in demſelben Hauſe iſt, weder bei Kaufleuten, die Läden haben, noch bei den Handwerkern mit ihren Werkſtätten; die meiſten Geſchäfte werden außer dem Hauſe betrieben, und ſomit kann die weibliche Familie auch nie Antheil an den Geſchäften des Mannes nehmen, wie es doch ſo oft in andern Ländern und Städten zu geſchehen pflegt, was auch noch den Nachtheil mit ſich führt, daß der Mann der Familie durch ſeine ſtete Abweſenheit entfremdet wird, und die Weiberfamilie indeſſen oft unordentliche Wirthſchaft treibt, er aber auch manchen Nebenſprung zu machen Gelegenheit findet. Die Erziehung der Kinder wird bei einem ſolchen Leben gänzlich vernachläſſigt, da ſie der Vater ſelten am Tage zu ſehen bekommt; und kehrt er am Abend, von Arbeit ermüdet, zurück, ſo legt er ſich aufs Ohr, oder er ſpricht von ſeinen guten und ſchlechten Geſchäften mit der Frau oder einem Nachbar, der zu Beſuch kommt, woran die Kinder nicht das geringſte Intereſſe zu haben pflegen, oder man treibt mit dieſen politiſche Kannegießereien, bei denen die Weiber, ungeachtet einer drei-armigen hellen Oellampe, ſo wie man in den deutſchen Judenhäuſern findet, während des Nichtsthuns, aus langer Weile einſchlafen, es müßte denn ſeyn, daß irgend eine Gevatterin, eine Comadre zugegen, wo dann, tout comme chez nous, die Nachbarſchaft durchgehechelt wird. Die wohlhabenden Bürgerfamilien ſoupiren ebenſo wenig wie die Großen, und begnügen ſich mit Thee und Butterbrod, die von altem Schrot und Korn nur laſſen des Abends irgend ein Gemüſe, Kohl oder Rüben bereiten, worüber man eine gute Portion Oel gießt, auch wohl eine Portion dicken Reis, und damit begnügen ſie ſich. Die Aermeren aber genießen gar nichts, trinken vor dem Schlafengehen eine große Pucara voll Waſſer, damit der Magen nicht ganz leer bleibt, und legen ſich, ohne zu murren, hungrig zu Bett; ja ſie ſcherzen oft ſogar über eine ſolche nothgedrungene Nüchternheit und tröſten ſich mit — Paciencia. — Das Wort Paciencia führt ſie leicht über alle Leiden hinweg, es iſt ein Talisman in der größten Noth und gegen die Verzweiflung. Die 6000 Portugieſen, welche Napoleon mit nach Rußland ſchleppte, tröſteten ſich an der Bereſina, wo es ihnen am ſchlimmſten erging, mit — Paciencia — die Paciencia erhielt ſie aufrecht, ſie ward die Retterin des größten Theils, ſie führte ſie nach unſäglichen Leiden ins Vaterland zurück; Paciencia belebte ihre Lebensgeiſter, ſie ſchützte vor Hunger und Kälte. Stirbt Jemand von einer Familie, ſo findet man dieſen Troſt in — paciencia, ſoi vontade de deos (Es war Gottes Wille) ſetzt man noch hinzu, und damit ſind die Thränen getrocknet. Bittet ein Bettler um ein Allmoſen, ſo ſpeist man ihn oft mit einem bis an die Ohren gezogenen Achſelzucken und dem beigeſetzten tenha paciencia ab (Ihr müßt Euch in Geduld fügen). Sagt man dem Armen auf ſeine Bitte um eine Gabe — perdoe — (verzeiht) und lüftet dazu den Hut, ſo holt er einen Seufzer und murmelt — Paciencia. Tritt man Jemanden im Gedränge auf die Füße, dann entſchuldigt ein Paciencia. Mit Paciencia ſpeist man auch die Gläubiger ab, ſo wie die Bittſteller in den Staatsſecretarien und andern Tribunalen, und wenn ſie auch ſchon Jahrelang einer Entſcheidung entgegengeſehen. Muß ein Soldat Kolbenſtöße austheilen, um auf ſeinem Poſten Platz zu machen, ſo wird er immer dabei ſagen, tenhaos paciencia, das heißt ſo viel, geduldet euch, ich kann nicht anders helfen. Selbſt einen Mönch hörte ich einſtens einen Delinquenten mit einem tenha paciencia tröſten, als dieſer mit Schrecken den nahen Galgen gewahrte, indem er noch hinzuſetzte, es iſt dein erſter Schritt zum Himmel; Paciencia! rief der Schächer, es iſt mein verdienter Lohn, und auf der Galgenleiter angekommen, als ihm der Henkersknecht den Strick am Halſe feſter zog, was ihn ſchmerzte, ſagte ihm dieſer noch zu guter letzt: tenha paciencia! und damit ſtieß er ihn von der Leiter.

Die Barbareskenſtaaten.

Stellung der Franzoſen in Algier.

(Fortſetzung.)

Abdel-Kader zieht fortwährend die Hauptaufmerkſamkeit der franzöſiſchen Regierung auf ſich, und ſcheint wahr machen zu wollen, was der Verfaſſer eines Aufſatzes im National de la situation de l'Afrique à la fin de 1837 (ſ. National vom 12 Januar d. J.) behauptet, daß Frankreich binnen drei Jahren ſeine Schande unterzeichnen oder 100,000 Mann zu bekämpfen haben werde. Dem genannten Verfaſſer zufolge iſt gegenwärtig gar kein ehrenhafter Friede mehr mit Abdel-Kader möglich und der Krieg zur Nothwendigkeit geworden. Es kann keinem Zweifel mehr unterliegen, daß Abdel-Kaders Plane darauf gerichtet ſind, ſeine Herrſchaft über das ganze Gebiet der Barbareskenſtaaten auszubreiten; da er wegen der Kabylenſtämme nicht allein auf die arabiſche Nationalität ſich ſtützen kann, ſo mußte er den Hebel der Religion zu Hülfe nehmen, und er trägt deßhalb eine wahre oder geheuchelte Frömmigkeit und eine Sitteneinfalt zur

Digitized by Google

Schau, welche an die Zeiten der ersten Khalifen erinnert. Dieß hinderte ihn indeß nicht, seine Herrschaft mit Gewalt der Waffen auszubreiten, und er durchzog an der Spitze eines 5000 Mann starken Heeres die Provinz Titteri, um, wie die Franzosen behaupten, als Nachfolger des ehemaligen Dey's den Tribut von 7 Jahren her nachzuholen. Indeß reicht seine Herrschaft bereits weiter, als je die der Deys gereicht hat, und Stämme der Wüste, welche uns nicht einmal dem Namen nach bekannt sind, haben Gesandte an ihn abgeschickt und ihm ihre Unterwerfung angezeigt. Die kleine Anzahl Truppen, welche er um sich hat, darf nicht verwundern: sie ist mehr als hinreichend, um den Widerstand jedes einzelnen Stammes niederzuschlagen, und wenn ein Krieg gegen die ungläubigen Franzosen ausbricht, so kann sein Heer durch die Contingente der verschiedenen Stämme bald das Zehnfache betragen. Die 5000 Mann, welche er stets bei sich hat, sind zur Hälfte von ihm selbst, zur Hälfte von den Stämmen unterhalten, welche sie gestellt haben und nicht vor Ablauf eines Jahres zurückrufen können. Weitere 3500 Mann sind gleichfalls von den Stämmen geliefert, stehen zu Mascara, Tlemsen und an einigen andern Punkten, und sind durchaus von Anführern befehligt, welche bloß von Abdel-Kader, nicht von den Stämmen abhängen. Dieß ist ein merkwürdiger Anfang einer nationalen Kriegsordnung, die mit der Zeit ungeheure Resultate haben kann und muß. Den von ihm persönlich besoldeten Theil seiner Truppen suchte er auf europäische Weise zu disciplinieren, was freilich bis jetzt noch schwache Fortschritte gemacht hat; er scheint Bataillone von 600 Mann gebildet zu haben, denn es ist von 1800 Mann mehr oder minder regulärer Infanterie die Rede, wovon zwei Drittheile aus Zuaven, wie die Franzosen sagen, das heißt also wohl überhaupt aus Leuten berberischen Stammes bestehen; die 600 übrigen scheinen Neger zu seyn, wobei Abdel-Kader die Sitte aller Fürsten in der Berberei befolgt und die angekauften Negersklaven zu Soldaten gemacht hat; das Exercitium soll bei diesen noch schwerer eingegangen seyn, als bei den Kabylen, und es mußten erst einige Köpfe fallen, ehe sie sich dem Exercitium unterwarfen. Die 600 ziemlich gut exercirten Reiter, welche sich bei Abdel-Kader befinden, sind höchst wahrscheinlich Araber aus seinem eigenen Stamme; sie sollen größtentheils mit europäischen Säbeln versehen seyn. An Gewehren für das Fußvolk scheint es ihm, da die Franzosen dem Vertrage gemäß gehalten sind, ihm dergleichen zu liefern, nicht zu fehlen, nur bedienen sich derselben seine Soldaten ungern, da sie an die ganz anders construirte Flinte gewöhnt sind; ein gleicher Fall soll es mit den Säbeln der Reiterei seyn. So unvollkommen diese Kriegsmacht ist, so reicht sie doch gegen einzelne Stämme völlig aus, und erklärt seine Fortschritte im innern Lande; denn nicht nur hat Abdel-Kader ganz Titteri durchzogen, sondern ist sogar unter dem Vorwand, Ruhe zwischen zwei feindseligen Stämmen zu stiften, durch die eisernen Pforten gedrungen, welche die Provinz Titteri von der Provinz Constantine scheiden, und hat dort den Stamm der Nugas angegriffen, was alsbald Truppenbewegungen von Seite der Franzosen zur Folge hatte. Von diesem Zuge, welcher in den letzten Tagen des vorigen oder in den ersten dieses Jahres stattfand, zurückgekehrt, forderte er von den Bewohnern des Wadi-Zeitun (Oliventhal), einem Kulugli-stamme, welchen die frühern Deys an den Gränzen der beiden Provinzen Constantine und Titteri zum Schutze derselben angesiedelt hatten, einen ungeheuren Tribut, nach den französischen Blättern 200,000 Franken. Als diese verweigert wurden, zog er anfangs ruhig weiter, kehrte aber plötzlich wieder um, überfiel den Stamm, ließ 27 der Vornehmsten hinrichten, und schleppte Weiber, Kinder und Vieh mit sich fort; die, welche dem Ueberfall entrannen, flüchteten auf das französische Gebiet. Diese Kuluglis kannten den Haß des Arabers gegen sie, und hatten, den Angriff befürchtend, von dem Gouverneur Waffen verlangt, jedoch eine abschlägige Antwort erhalten, wahrscheinlich damit Abdel-Kader ihm nicht vorwerfen könne, man habe seinen Feinden Waffen geliefert. Wenn sich diese Verweigerung der Waffen erklären läßt, so ist es nicht der gleiche Fall hinsichtlich des Umstandes, daß die Bewohner von Wadi-Zeitun später die erhaltene Erlaubniß, sich auf französischem Gebiet niederzulassen, nicht benützten *), ebenso wie man von zwei andern Stämmen, den Ulad-Mendil und Zaeira erwartete, daß sie sich den Hadschuten anschließen würden, was die Ben-Amars, welche längere Zeit unter französischer Verwaltung gestanden, bereits gethan hatten, und aus Unterthanen der Franzosen zu ihren schlimmsten Feinden geworden waren.

(Fortsetzung folgt.)

*) Andere behaupten jedoch, daß sich ein Theil derselben in dem ihnen vom Gouverneur angewiesenen Terrain niederließ.

Sismondi über Roms Campagna.

Wilhelm v. Humboldt schrieb an Goethe: „Ich kenne für mich nur zwei gleich schreckliche Dinge: wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer polizirten Stadt machen wollte, in der kein Mensch mehr Messer trüge. Kommt je ein so ordentlicher Papst, was die zwei und siebzig Cardinäle verhüten mögen, so ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth ist, als dieß ganze Geschlecht."

So sprach der geniale und dichterische Mensch zum Poeten; hören wir nun den großen Sismondi über denselben Gegenstand im zweiten Theile seiner Etudes sur l'économie politique.

„Die mit Lumpen bedeckten Bettler, die langsam zu Rom in den Straßen herumschlendern, sich auf den öffentlichen Plätzen an der Sonne wärmen, die bei all ihrer Lebhaftigkeit im Blick, in Bewegungen und Gesticulationen doch nie mit etwas eilen, weil sie nichts zu thun haben, diese Unglücklichen scheinen poetischen Reisenden doch viel pittoresker, als die Handwerksleute in unsern modernen Städten. Ihre Liebhaberei würde es gar sehr bedauern, wenn diese Bettlerlumpen, diese Faulheit und das Elend mit ihr verschwänden, ja sich selbst unbewußt, haben sie wohl einige Abneigung vor der Sklaverei, der übermäßigen Anstrengung und dem Zwang, wozu der Industrialismus den Armen in unsern modernen Städten verdammt. Die langen Priesterprocessionen, die einem überall auf Straßen und Plätzen begegnen, passen gar gut zu den dreihundert und sechzig Kirchen der „heiligen"

Digitized by Google

Stadt und bewahren ihr ihren Charakter. Jene Leute von lebhafter Imagination werden noch von manchem Aehnlichen angesprochen, von dem Verfall öffentlicher und Privatgebäude, von dem in den Straßen aufgehäuften Koth, von dem verdorbenen und unterbrochenen Straßenpflaster, von der überall mächtig hervortretenden Nachläſſigkeit, von den Ochſenheerden auf den Spaziergängen, von dieſen Gewaltsthieren mit unmäßigen Hörnern, ſtierem Blick und hervorſtehenden Knochen, von den Hühnern, die ganz frei und ungenirt in der ehematigen Weltherrſcherin, in der Kaiſerſtadt, herumlaufen, wie im einſamſten Dorfe, denn alle dieſe Dinge beweiſen, daß hier Welt- und Menſchenherrſchaft aufgehört haben . . . Maler, Liebhaber und ſentimentale Reiſende bewundern noch mehr die römiſche Campagna, dieſe unendliche, unüberſehbare Wüſte, wo Niemand durchzieht als Hirten aus Apulien, Ackersleute aus den Abruzzen und Schnitter aus der Mark, wo kein ordentliches Haus ſteht, wo Niemand geboren und heimiſch iſt, wo Niemand Anhänglichkeit an den Boden hat, und wo ſich kein Menſchenwerk fände, das nicht wenigſtens drei Jahrhunderte alt wäre und in Trümmer zerfiele. Jene Reiſenden gerathen in Entzücken über den Boden, der bei aller Fruchtbarkeit öde bleibt, als wollte er nicht Ernten, Bäume und Städte tragen, ſeitdem kein Conſul mehr da pflügt. Die Maler ereifern ſich beſonders über die warmen und reichen Tinten dieſer wüſten Felder, und behaupten, ſie gäben der ganzen Landſchaft einen eigenen Reiz. Ich muß frei geſtehen, alle dieſe Gefühle ergreifen mich nicht, ja ſie ſind mir ganz fremd, denn meine armen, faſt erblindeten Augen verſagen mir jeden aus der bildenden Kunſt hervorgehenden Genuß. Ich beneide Andere um ihren Enthuſiasmus für Meiſterwerke der Bildhauerkunſt und Malerei, denn ich kann ihn nicht empfinden. Die reichen Tinten der römiſchen Campagna, von denen wir ſo oft reden hören, ſind ganz für meine Augen verborgen, denn ſie haben keinen Begriff mehr von einem rothen Lichtſtrahl. Mehr ſprechen mich die großen Werke der Baukunſt an, aber nur ſehr wenige erinnern an die Zeit, wo Weisheit, Einfalt und Tugend in Rom einheimiſch waren; die mehrſten, größten und durch ihre Maſſe oder Schönheit impoſanteſten hingegen mahnen mich nur an die Zeit, wo jene Herren der Erde reich, ausgeartet und laſterhaft geworden waren, wo ſie die Natur unterjochten, weil ſie Menſchen und Menſchenwerth mit Füßen traten, und hunderttauſend Arme für den Genuß eines Augenblicks verwendeten. Zu meinen ſchlechten Augen kommt noch die gewöhnliche Richtung meiner auf ächten Menſchen-, Völker- und Staatenwerth gerichteten Gedanken, wodurch es mir unmöglich wird, den Aufenthalt in Rom reizend zu finden, wie andere Reiſende. Das wahrhaft Schöne daran kann ich nicht ſehen und genießen, fühle aber wohlthätiger als Andere, was Rom fehlt; daher halte ich den Aufenthalt in dieſer Stadt für den traurigſten, den ich kenne. Für mich iſt Rom gar traurig, nicht bloß durch die ſüße Schwermuth, von der man da ergriffen wird, und der man ſich ſo gern hingibt, weil ſie die Idee weit von der Gegenwart zurückträgt, weil ſie den fühlenden Menſchen hoch über die Maſſe ſeines Geſchlechts erhebt, indem ſie ihm deſſen Größe und Elend zeigt, o nein! dieſe Wehmuth fühlte ich auch in Rom, denn über deſſen Ruinen waltet ſie mehr als irgendwo in der Welt. Kaum aber konnte ich ſie recht empfinden über dem Jammer, den der Anblick der Armuth, des Elends, der unmittelbaren gegenwärtigen Erniedrigung und Entwürdigung des Volks einflößt. Zwiſchen ſo vielen Gräbern glaubte ich das Sterbebette der mit dem Tode Kämpfenden, ich glaubte ihre Schmerzensrufe, ihre Seufzer und ihr Röcheln zu hören, denn in Rom drängte das Elend der Gegenwart und der nächſten Umgebungen zu ſehr auf mich ein, um mich in deſſen unmittelbarer Berührung dem Traume der Erinnerung hingeben zu können."

Gewiß iſt nichts trauriger, als Sismondi's Beſchreibung von der weiten Wüſte um Rom, die von der Natur umſonſt mit großer Fruchtbarkeit ausgeſtattet wurde. Faſt überall iſt der Boden herrlich, aber die Menſchen ſind von ſeiner Oberfläche verſchwunden. Gänzlicher Mangel an verſtändigem und immer fortgeſetztem Anbau hat den Boden mit ſo ſchädlichen fieber- und todbringenden Ausdünſtungen geſchwängert, daß ihn die Menſchen nicht ohne Gefahr bewohnen können. Die großen Eigenthümer, denen dieſe weiten Ebenen und Hügel gehören, haben durch eine ganz verkehrte und ſchädliche Landwirthſchaft nach und nach alle Einwohner vertrieben, und laſſen jährlich Leute aus nähern und entfernten Provinzen kommen, um die wenigen Feldarbeiten zu verrichten, die auf dieſem trefflichen Boden vorgenommen werden. Die Ausſicht auf ſehr geringen Gewinn zieht jährlich Tauſende von fremden Schnittern an, die aber am Ende ihrer Verrichtungen gewöhnlich krank werden und ſich in ihre Heimath zurückkehren, denn auf dieſem peſthauchenden Boden genügt oft eine Stunde Schlaf nach ermüdender Arbeit, um in gefährliches Fieber zu verfallen. Dieſe furchtbare Entvölkerung der Campagna wäre nicht erfolgt, wenn immer zahlreiche Bewohner und Landbauer darin gelebt und gearbeitet hätten, denn von Natur iſt die Campagna nicht ungeſunder, als irgend ein anderes Land. Sie iſt es aber ſchon früh durch Mangel an Bearbeitung geworden. In den letzten Zeiten des römiſchen Reichs wurde ſie erſchöpft und menſchenarm durch die ewigen Kriege, und bald zogen nur Sklavenhirten mit unermeßlichen Heerden herum, die Felder ſelbſt aber blieben unbebaut liegen. Im Mittelalter konnte ſich auch bei den ewigen Kämpfen der vornehmen römiſchen Familien miteinander die Bevölkerung nicht vermehren, und es wurde dieſen Familien leicht, durch Gewalt, Liſt oder Kauf ungeheure Strecken der Campagna an ſich zu bringen, und die noch vorhandenen wenigen Dörfer zu zerſtören, deren Nachbarſchaft ſie in ihrem egoiſtiſchen Entvölkerungsſyſteme hinderte. Die Napoleoniſche Regierung hatte bei ihrem kurzen Beſitze Roms ſchon einige gute Maaßregeln zur Verminderung und Abſchaffung dieſes Uebelſtandes getroffen, Alles verfiel aber in den alten Zuſtand mit der Rückkehr der päpſtlichen Herrſchaft, die gegen die vornehmen und reichen römiſchen Adelsfamilien keinen Ernſt anwenden kann. Der Campagna kann nur auf eine einzige Art geholfen werden, nämlich durch Zerſtückelung der großen Beſitzungen und fleißigen Anbau der kleingewordenen Landestheile. Damit iſt Sismondi zufolge, ein Verſuch gemacht worden, der vollſtändig glückte. Wenn ſich durch dieſe Maaßregel Ausſicht zum Erwerb und Gewinn beim Landbau in der Campagna zeigte, dann würden wohl auch die Haufen Faullenzer und Bettler verſchwinden, die alle Straßen Roms füllen.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 36** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Agrumi. (Fortſetzung.) — Frankenſtein, oder der moderne Prometheus. (Fortſetzung.)

Das Morgenblatt bietet dem Auslande ſeinen gelegenen Literaturbedarf, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 116.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 April 1838.

Das Kloster Maffra in Portugal. *)

(Mit einer Abbildung.)

Von Cintra, dieser portugiesischen Schweiz, ritt der Verfasser in Gesellschaft mehrerer Freunde nach Maffra, 4 Leguas etwa 6 Wegstunden von da. Der Morgen war herrlich, der Himmel von der reinsten Klarheit, die Luft mild und von Wohlgerüchen gesättigt. Der Genuß dieser reizenden Natur ward nur durch den beispiellos schlechten Weg ein wenig gestört. Derselbe bestand aus einer breiten, gepflasterten, d. h. mit großen Steinen regellos beworfenen Straße, in welcher tiefe Löcher mit fast nicht zu ersteigenden Felsblöcken abwechselten. Die Maulthiere hatten alle ihre Geschicklichkeit von Nöthen, um sich hier durchzuwinden, und fielen doch zuweilen trotz aller Vorsicht. Es scheint fast unmöglich, mit einem Wagen auf dieser Straße zu fahren, welche königliche Chaussee und mit Einschluß der von Lissabon nach Cintra, die einzige Kunststraße Portugals ist. Vermuthlich war sie früher, als noch lebhafterer Verkehr zwischen der Hauptstadt und Maffra statt fand, und der königliche Hof häufig an letzterm Ort residirte, in viel besserm Zustand, denn wer hätte daran gedacht, in neuerer Zeit, seitdem das Kloster nicht mehr besteht, für die Erhaltung der Straße dahin zu sorgen! Nach einem ziemlich sechsstündigen Ritt erreichte man Mittags das Städtchen Maffra, das auf einer Anhöhe in ziemlich unfreundlicher Gegend liegt und einst eine Festung der Mauren war. Es hat jetzt etwa 2000 Einwohner, ein einziges Wirthshaus und zwar ein schlechtes. Zwischen engen und steilen, von Mauern eingeschlossenen Wegen gelangte man in die Stadt und endlich auf deren Hauptplatz, den von der einen Seite ziemlich unansehnliche Häuser und von der andern ein Gebäude von der höchsten Pracht und dem kolossalsten Umfang begränzen. Es ist das berühmte Kloster, von König Don Joao V gegründet und erbaut, nach dem Escurial das größte und prächtigste auf der Halbinsel. Man sagt, jener Monarch habe den Bau in Folge eines Gelübdes, die Geburt eines Kronprinzen betreffend, begonnen und ausgeführt. Er besteht aus einer herrlichen Basilica, einer Kirche mit einem gewölbten Dom und zwei Glockenthürmen von weißem Marmor, Pavillons und langgestreckten Palästen, welche viele innere Höfe bilden, und zum Theil die Residenz des Königs mit seinem Gefolge, zum Theil die der Augustiner Mönche waren, die man Frades Arabidos nannte. Ein römischer Baumeister führte das große Werk aus, und italienische, französische und holländische Künstler schmückten es mit Gemälden, Statuen und Arbeiten in Silber und Bronze. Besonders rücksichtlich der Statuen ist es reich, indem sich allein in der Vorhalle der Kirche, Galilea genannt, und in den Seitencapellen 58 kolossale Statuen der Apostel und Heiligen von cararischem Marmor aufgestellt befinden, von denen einige Meisterstücke genannt werden können. Die Altargemälde wurden später mit Basreliefs in Marmor vertauscht, welche portugiesische Bildhauer unter der Leitung des Römers Fusti in der That sehr tüchtig ausgeführt haben. Prachtvolle Thürbekleidungen in schwarzem Marmor, zahllose Gefäße und Verzierungen in Bronze, besonders Gitter, die Verfasser nirgends so schön sah, verdienen erwähnt zu werden; ebenso die Glockenspiele auf den Thürmen und die reizenden, fast unermeßlichen Spaziergänge auf den Dächern der Paläste, wo sich eine Aussicht in die Ferne, auf die Sierra von Cintra mit ihren wunderbaren Klippenhörnern und auf das Meer öffnet und über das Todte und Einförmige der nächsten Umgebung tröstet. Eine erhabene Trauer, der Hauch einer weltgeschichtlichen Melancholie, der Portugals Himmel eigen ist, fühlt sich nicht deutlicher als auf dem Marmor von Maffra. Die Kirche hat aller Pracht zum Trotze etwas Finsteres, Verhülltes, Geheimnißvolles, dem man in allen Kirchen Portugals begegnet. In dem Speisesaal der Mönche standen noch, als ihn Verfasser besuchte, die meisten Geschirre, deren sich die Frades bei ihren Mahlzeiten bedienten; ja es befand sich noch Essig und Oel in einigen Caraffen, die Kaffeetassen von grobem Steingut, in der Unterschale mit dem Wort Maffra bezeichnet, standen und lagen in reicher Anzahl umher. Das Kloster faßt 866 Gemächer in sich und zählt 5200 Fenster. Unser Blatt zeigt seine westliche Fronte, die es der Stadt zukehrt.

*) Wir hängen unserer letzten Mittheilung über Portugal die Ansicht eines seiner berühmtesten Gebäude an; eine zweite, die des Palastes Necessidades, soll mit nächstem folgen. Der Artikel ist einem größern, ungedruckten Werke entnommen.

Digitized by Google

Es ist ganz natürlich, daß kleinere Städte in der Nähe so ungeheurer Institute, wie das Kloster dos Arabidos von Maffra ist, durchaus von demselben abhängig sind, mit ihnen blühen, leiden und verwelken, wie die Blätter des Epheu, der sich um einen Baumstamm rankt. Was Wunder, daß die Bewohner des Städtchens Maffra mit unterdrücktem Schmerz und Zorn da leere Stätten, leere Säckel, Einöde und Armuth erblicken, wo früher die Opulenz der heiligen Väter auch für den Aermsten eine Quelle goldener Tropfen war! Sie hassen daher die neue Ordnung der Dinge und sind als Miguelisten in Lissabon bekannt.

Die Barbareskenstaaten.

Stellung der Franzosen in Algier.

(Fortsetzung.)

Hiezu mochte freilich das Verfahren Abdel-Kaders so viel wie allenfallsige Fehler der Franzosen beitragen, denn er hatte einige Scheikhs hinrichten lassen, welche nach den unsichern Bestimmungen des Tractats von der Tafna sich als unter französischer Oberhoheit stehend betrachten konnten, und wie es scheint, auch wirklich den Franzosen ihre Unterwerfung angezeigt hatten. *) Verborgen konnte dieß freilich nicht bleiben, da, wenn man den französischen Journalen Glauben beimessen darf, Abdel-Kader fast in einem jeden Stamme einige Anhänger befoldet, und durch diese von Allem unterrichtet wird. Die Strenge gegen solche Scheikhs wird begreiflich, wenn man weiß, welchen Einfluß Abdel-Kader vermittelst seiner geistlichen Macht und des Glanzes seiner Erfolge selbst auf diejenigen Stämme ausübt, welche seit Jahren in der Ebene Metitschad, unter unbestrittener Herrschaft der Franzosen lebten. Eine Menge kleiner Stämme entfernte sich nach und nach aus dem französischen Gebiet, aufgereizt, wie man sagt, durch Abdel-Kader, welcher ihnen gedroht hatte, sie bei erster günstiger Gelegenheit als Ungläubige zu behandeln, wenn sie ferner unter der Herrschaft der Ungläubigen blieben. Die französischen Journale haben diese Thatsache so oft wiederholt, daß wohl nicht daran zu zweifeln ist, und überdieß hat der Kriegsminister sie in seiner Rede vom 24 Februar selbst anerkannt, indem er sagt: „Die innige Verbindung der politischen Gewalt mit der Religion liegt in den Gesetzen, den Ueberlieferungen und den Gewohnheiten der Eingebornen. Der Moslem kann nicht gut begreifen, daß eine christliche Macht aufrichtig eine Religion beschützen könne, die so lange die Feindin der ihrigen war. Daher die Neigung, den Anspruch auf eine religiöse Suprematie zu begünstigen, die der Tractat (von der Tafna) nicht anerkennt, sondern vielmehr zurückweist, die aber der religiöse Sinn der Eingebornen sich gefallen läßt und vielleicht aufsucht. Daher die Beunruhigung und in Folge geheimer Umtriebe ein Anfang von Auswanderung."

Diese Stelle in der Rede des Ministers erklärt Vieles, und bestätigt zugleich eine Correspondenz des Toulonnais aus Algier vom 25 Februar, welche von einigen Pariser Journalen (s. Gazette de France vom 7 März) wiederholt wird. Es heißt darin: „Der Gesandte Abdel-Kaders, Milud-Ben-Harasch, ist vor einigen Tagen hier angekommen. Abu-Derba, bei der Polizei des arabischen Bureau angestellt, hat eine große Menge Mauren und Araber zusammengebracht, welche er an das Thor Bab-Azun führte, um den Repräsentanten desjenigen zu empfangen, welchen sie ohne Zweifel als ihren Souverän betrachten. Dem Gesandten zogen Tschauschs mit langen Stäben voran, welche gegen die die Straßen füllende Menge arabische Justiz übten. Reiter, mit hochgehaltenem oder quer über den Sattel gelegtem Gewehre tummelten ihre Rosse in der Nähe des Anführers, und arabische Läufer gingen voraus und wiesen die Neugierigen aus dem Wege, oder hielten sich an den Steigbügeln der Reiter. Als der Abgeordnete bei Bab-Azun erschien, wurde er von dem Zurufe der maurischen Frauen begrüßt, und die Moslems stürzten ihm entgegen, um den Saum seines Mantels zu küssen. Milud warf spanische Piaster mit vollen Händen unter die Menge, und zog im Triumphe wie ein Fürst bis zu dem Hotel des Aga, wo man ihm eine Wohnung bereitet hatte. Den ganzen Abend hindurch empfing Ben-Harasch eine große Anzahl Mauren, welche ihn ihrer Unterwerfung und ihrer Treue gegen Abdel-Kader versicherten. Um den Hohn noch herber zu machen, ging alles dieß im Hause des (von der französischen Regierung aufgestellten) Aga's vor sich. Am folgenden Tage durchzog der Abgesandte die Stadt, stets mit seiner Escorte von Tschauschs mit langen Stäben, und von bis an die Zähne bewaffneten Reitern begleitet, wobei er an die ihm folgenden Araber Geschenke austheilte. Der Abgesandte des Emirs hatte ganz das Aussehen, als nähme er von der Stadt im Namen seines Souveräns Besitz, und benahm sich, als befänden wir uns zu Algier mit Erlaubniß seines Herrn."

Die naive Aeußerung, womit dieser Brief schließt, ist in der That sehr bezeichnend; Abdel-Kader will der Sache das Ansehen geben, als hielten sich die Franzosen mit seiner Bewilligung in den Seestädten auf. Es stimmt dieß ganz mit seinem Betragen gegen Bugeaud bei jener bekannten Unterredung zusammen, wo er auch den Sultan spielte, welcher den Gesandten einer unterworfenen Macht empfängt. Indeß spart Abdel-Kader keine Mühe, die Wirklichkeit an die Stelle des Scheins treten zu lassen, wozu er aber für jetzt noch den Frieden nöthig hat, denn obgleich er emsig beschäftigt ist, Kriegsvorräthe aller Art herbeizuschaffen, und Schätze aufzuhäufen, so fühlt er doch recht wohl, daß er keineswegs stark genug ist, es mit den Franzosen in offenem Kampfe aufzunehmen, und daß ein Krieg seinen

*) Die Franzosen wollten Repressalien brauchen und ließen 15 Eingeborne von Belida verhaften, welche zu Abdel-Kadern gereist waren, um ihm ihre Achtung, vielleicht auch ihre Unterwerfung zu bezeugen. Unglücklicherweise ward auch hier ein Mißgriff begangen, denn unter den Verhafteten, welche in das Kaiserschloß abgeführt wurden, befand sich Mustapha-Ben-Scharki, ehemaliger Hakem von Belida, welcher seit der Eroberung den Franzosen mannichfache Beweise seiner Treue gegeben hatte. Uebrigens trägt die französische Regierung die Schuld der Hinrichtung jener Scheikhs, denn sie hatte für jene Stämme Kaids ernannt, sie folglich zu französischen Unterthanen erklärt, ohne sie doch in der That wirksam zu schützen.

Digitized by Google

Entwürfen im Innern nur hindernd entgegentreten kann. Deßwegen geht er meistens nur verdeckt zu Werke, und während er im Gebiete von Algier durch die Macht seines religiösen Einflusses die Stämme zur Auswanderung verlockt, schickt er in die Provinz Constantine Emissäre, um die Bewohner von den Franzosen abwendig zu machen. Dabei zeigt er offen sein Mißtrauen gegen die Kuluglis und soll die, über welche seine Macht sich erstreckt, gezwungen haben, sich in den Städten des Innern niederzulassen, damit sie nicht mit Europäern in Verkehr kämen. Dieß Mißtrauen ist allerdings gerechtfertigt, besonders wenn es wahr ist, was einige französische Blätter melden, daß der Streit zwischen Abdel-Kader und Achmed-Bey zum Ausbruch gekommen und zwischen dem Khalifa des erstern und den Truppen des letztern bereits ein Gefecht stattgefunden habe.

Inzwischen suchen sich die Franzosen in Constantine fortwährend zu befestigen; die Wege sind freilich keineswegs sicher, und wo ein Soldat von seinem Zuge zurückbleibt, kann er gewiß seyn den Kopf zu verlieren. Doch scheinen dieß vereinzelte Thatsachen, welche nur so viel beweisen, daß man die Franzosen fortwährend als fremde Eindringlinge betrachtet. General Negrier durchzieht inzwischen die Provinz mit Franzosen, Kuluglis und andern Eingebornen, ist schon auf der einen Seite gegen das nördlich von der Stadt Constantine gelegene Milah, auf der andern westlich bis an die Gränze der Provinz Algier vorgedrungen, so daß man in Algier selbst den Plan entwarf, einen Zug ostwärts zu thun, um mit dem von Constantine aus zusammenzutreffen. *) Einige Blätter, namentlich der Moniteur Algérien, sprechen davon, daß Alles in der Provinz Constantine sich zum Frieden und zur Ruhe neige, daß die Scheiths dem französischen Befehlshaber entgegenkämen und Gehorsam so wie Tribut versprächen; schwerlich wird indeß der französische Gouverneur geneigt seyn, diesen Versprechungen unbedingten Glauben beizumessen.

Man hat in Constantine einen Kaid eingesetzt, die Wahl scheint aber in mehrfacher Beziehung unglücklich ausgefallen zu seyn, denn nicht nur zeigte sich derselbe, obwohl ein Marabut und Sohn eines Marabuts, äußerst habsüchtig, und verkaufte mehrern Personen die Verzeihung der französischen Regierung, welche diese sehr geneigt war unentgeltlich zu ertheilen, sondern die Wahl war auch in so fern ungeschickt, als der Kaid wegen seines unkriegerischen Sinnes von den streitbaren Stämmen der Umgegend verachtet und von den Türken und Kuluglis als Araber gehaßt war. Dagegen rühmt eine Correspondenz aus Constantine im Moniteur Algérien, daß ein gewisser Ben-Ameiawi, ehemaliger Agent Achmed Bey's, sich unterworfen habe, und man von ihm wesentliche Dienste in der Verwaltung der Provinz erwarten könne, um so mehr, als man die Actenstücke über die Einkünfte, welche Achmed-Bey in der Provinz erhob, aufgefunden habe. Ob die Hoffnungen, welche man hierauf, so wie auf die Kreuz- und Querzüge des Generals Negrier baut, sich verwirklichen werden, muß die Zeit lehren; keinenfalls aber ist man so weit, sich einer behaglichen Ruhe überlassen zu können, denn die um Constantine her wohnenden Stämme wollen immer noch nicht die französischen Märkte besuchen, und man muß sich das nöthige Vieh durch Razias verschaffen.

(Schluß folgt.)

*) Diese Züge nennt man Razia, welches Wort hie und da auch schon in französischen Blättern vorkommt; es bedeutet ursprünglich einen Zug gegen Ungläubige, dann überhaupt einen Kriegszug, der mehr einem raschen Einfall gleicht. Die Franzosen scheinen den Begriff einer starken Fouragirung damit zu verbinden. Das Wort sollte eigentlich Ghrazzia geschrieben seyn.

Diego Portales.

(Aus dem Monthly Magazine.)

Bekanntlich erfuhr Chili im Jahre 1829 eine innere Revolution, deren politisches Resultat war, Prieto zum Präsidenten und Diego Portales zum Vicepräsidenten dieses republicanischen Staates zu erheben. Die Amtsverrichtungen Prieto's bestanden rein dem Namen nach. Die vollziehende Gewalt, die Nationalrepräsentation, die Organisations- und Directionsmacht, die diplomatischen Berührungen wurden sogleich in die Hände von Diego Portales niedergelegt. Die Revolution schien nur zu seinem Vortheile gemacht, so wie sie eigentlich auch nur durch seine Intriguen herbeigeführt war. Doch ward die offene Usurpation würdig gerechtfertigt und edelmüthig abgebüßt. Der Mann, welcher sich der rohen Gewalt bedient hatte, um sich des Ruders zu bemächtigen, verwandte, wie Bonaparte, seine ungesetzliche Eroberung gerade zum Wohl derer, welche durch sie an ihrer Eigenliebe, nicht aber in ihren Interessen verwundet worden waren. Portales erkannte, daß man inmitten einer eben so verwilderten, als verdorbenen, kaum der größten Rohheit entrissenen und gänzlich lasterhaften Bevölkerung zu gleicher Zeit populär seyn und eine unerschütterliche Strenge zeigen müsse. Um den wilden und unerfahrnen Freiheitssinn der Einwohner Chili's nicht zu beleidigen, hatte er sich den Anschein gegeben, als bemächtige er sich der wirklichen Präsidentenstelle der Republik nicht; seine scheinbare Bescheidenheit diente ihm noch dazu, den Fehlern der Verfassung und den Mißbräuchen der Verwaltung des Landes größere Stöße beizubringen. Da seine Dictatur nicht officiell war, so tröstete man sich darüber, indem man nicht daran glaubte, und Diego hatte in der That den größten Einfluß, so sehr er ihn auch zu verhüllen wußte.

Dieser Zustand von Resignation und ruhiger Spaltung dauerte einige Jahre; Portales benutzte diese Zeit zu Einführung von Verbesserungen oder zur Begünstigung der Fortschritte, die er für nöthig hielt. Seine in den Bureaux des Estanco gemachte Erfahrung belehrte ihn, wie sehr die Douanen von Valparaiso einer gründlichen Reform bedürften; seine erste Sorge ging daher auf diesen Zweig der innern Verwaltung, und zwar mit einem solchen Scharfsinn und einer so richtigen Berechnung, daß schon im Jahre 1831 die Einkünfte Chili's sich auf das Doppelte beliefen. Er selbst, durch eine politische Bewegung an die Spitze der Angelegenheiten gestellt, sah die Wichtigkeit einer materiellen, stets bereiten und im Interesse der Sicherheit der Gewalt handelnden Truppe ein; nach den Douanen von Valparaiso war daher die Armee seine angelegentlichste Sorge. Er hatte die Miliz und die regelmäßigen Truppen vollständig demoralisirt, ohne Mannszucht, ohne Uniformen und ohne Schuhe gefunden; nur die Eingebornen, die Arbeiter der niedersten Classe machten die größte Masse der Miliz aus;

Digitized by Google

es war dieß ein in Betreff seines Muthes eben so verdächtiges, als durch seine Moralität höchst unzuverlässiges Corps. Zuerst machte Portales alle dienstpflichtig; selbst die Fremden konnten sich dem Dienst nicht entziehen. Er kleidete die armen Soldaten, bestimmte die Uniform, welche unabänderlich in einem Spencer von weißer Leinwand, mit blauen Umschlägen, Schirmmützen und dem Bajonet als Säbel besteht; die bedeutendsten Kaufleute von Valparaiso nahm er in die Cadres und vertheilte unter sie die höhern Grade. Die Nothwendigkeit einer solchen Umgestaltung sah Jedermann so sehr ein, daß sich nicht ein Laut des Unwillens darüber regte, obwohl eine große Anzahl Chilenen, aus verschiedenen Interessen, nicht gut dazu sah. Um einige Aufregungen zu stillen und aus dem Egoismus Einzelner eine Quelle für die Einkünfte des Staates zu bilden, befreite er die Widerspänstigen für die einmal entrichtete Summe von 500 Piastern (1500 Franken) von der Militärpflichtigkeit.

Vom Militärdienste, von dem wir nur die hauptsächlichen Verbesserungen anführen, ging Portales zur allgemeinen Sicherheitspolizei und sogar zu den nähern polizeilichen Bestimmungen über. Wir führen hier bloß die Bildung eines Corps von Serenos zu Valparaiso an, gleich demjenigen, welches schon zu San Jago bestand; es bildet eine nächtliche Polizeipatrouille, welche die Befugnisse des Constable und des englischen Watchman und der grauen Patrouillen von Paris in sich vereint. Der Vicepräsident bekleidete sie mit einem blauen Mantel und rothem Collet, und gab ihnen als Bewaffnung einen Säbel und eine Pfeife, anstatt des beschlagenen Stockes und der Klapper der deutschen Wächter; diejenigen, welche mit den entferntern Stadttheilen beauftragt waren, machte er beritten. Diese ganz untergeordnete Einrichtung war vielleicht von allen Maaßregeln Portales gerade diejenige, deren Vortheile der größere Theil des Publicums am meisten schätzte. Es befindet sich am Hafen von Valparaiso, zwischen dem Meer und dem Gebirge, ein enger Durchgang, die Cuesta del Chivato genannt, welcher als Verbindung der eigentlichen Stadt mit der Vorstadt San Juan de Dios dient; bei Einbruch der Nacht wurde dieser Durchgang ein Räubernest, wo die von Juan Fernandez entkommenen Deserteurs, die hungrigen und müßigen Matrosen, Indianer und Maulthiertreiber sich nicht scheuten, die Fußgänger mit Messern zu bedrohen und ihnen das Geld abzunehmen. Diese Gefahr verschwand durch die Serenos vollkommen, und trotz seiner wechselnden und gemischten Bevölkerung, wie es in einem Hafen des stillen Weltmeeres, wo sich die Schiffer zweier Welten begegnen, nicht anders seyn kann, ist Valparaiso heutzutage eine eben so sichere Stadt, als das Stadtviertel von Pall-Mall.

Man wird leicht glauben, daß Portales bei seinen Verbesserungen die Criminaljustiz nicht vergaß; dieß ist ein durchaus mangelhafter Theil des chilenischen Gesetzbuches, wo jedoch sehr schwer Modificationen anzubringen sind. Vor der Regierung von Portales kümmerte man sich um Jemand, der Einen Mord begangen hatte, gar nicht; hatte einer zwei Mordthaten begangen, so steckte man ihn in ein Regiment; wegen drei derselben wurde er vielleicht verbannt; ein Dutzend Mordthaten war kaum hinreichend, den Mörder in Juan Fernandez, dem Botany Bay von Chili, einzusperren. Bei allem dem kam dieses System von Criminaljustiz den Bewohnern von Valparaiso sehr strenge vor, denn sie betrachteten gewöhnlich einen Mörder gleichsam als den Märtyrer des Schwertes der Könige und der vollziehenden Gewalt. Wurde nun endlich ein Uebelthäter wegen wiederholten und schauderhaften Verbrechen zum Tode verurtheilt, dann herrschte in der ganzen Stadt ein allgemeiner Schmerz, eine offenbare Bestürzung: Jedermann drückte sein Mitgefühl, seine Trauer, seinen mitleidigen Zorn aus. Man hätte glauben können, ein Heiliger gehe zum Tode. Der Verurtheilte wurde in förmlicher Procession, mit entblößtem Haupt, aber mit allen erdenklichen Rücksichten an einen Ort geführt, wo er drei Tage lang in der Capelle blieb, um sich zum Tode vorzubereiten, und während dieser Zurückgezogenheit hielt man es für Pflicht, denselben zu besuchen, ihm Trost und Geschenke beizubringen; die Reichen schickten demselben durch ihre Diener die Leckerbissen ihrer Tafeln. Vier und zwanzig Stunden vor dem zur Vollstreckung des Urtheils bestimmten Augenblick ertönte durch die Straßen der Stadt ein Glöckchen und man sammelte Almosen für den Mörder, und empfahl ihn den Gebeten der Frauen und der Bewunderung der Männer. Endlich nach Verlauf von drei Tagen verließ er die Capelle, um den Weg zur Hinrichtung anzutreten, deren Schrecken und kleinlich ceremoniöse Vorbereitungen man ihm zu verbergen bemüht war, und wenn nun, niedergekniet auf einen hölzernen Schemel, der hiezu auf dem Hinrichtungsplatze bereit gehalten wird, zwölf Kugeln sein Haupt zerschmettern sollten, kam gewöhnlich eine Estafette vom bischöflichen Palaste hergeeilt mit der Begnadigung des Schuldigen, welche der Prälat theils aus Gewohnheit, theils aus Mitleid unterzeichnete, und trotz der allgemeinen Ueberzeugung, daß die Hinrichtung nicht stattfinden würde, erregte die vom Bischof ausgesprochene Begnadigung stets eine lebhafte Rührung, so sehr hatten die Zurüstungen zur Hinrichtung das Mitleid zu Gunsten des Verurtheilten erregt. Die französischen Vaudevilles gehen durchgängig mit einer Heirath aus, was der Zuschauer von der ersten Scene an voraussieht, und worauf er viel sicherer als auf den Geist des Verfassers rechnet, dennoch wartet er mit einer Ungeduld und Neugierde auf solche Entwicklungen, als wären diese nicht vorauszusehen gewesen.

Auf diese Weise wurde durch eine alte Strafbestimmung das Verbrechen nicht mehr gestraft; Diego Portales erschrack über dieses sonderbare Privilegium, und hob vor Allem einen zum Gesetze gewordenen Gebrauch, welcher bei allen Fällen von Mord die Betrunkenheit als Entschuldigungsgrund zuließ, auf. Die neue Gesetzgebung bestimmte streng, jeder, welcher tödte, würde mit dem Tode bestraft. Es dauerte nicht lange, so bestätigte ein Beispiel mit Nachdruck den Muth des Gesetzgebers. Portales ließ den Mörder auf einem schwarz behängten Karren zur Hinrichtung führen; sein vom Rumpfe getrenntes Haupt und sein rechter Arm auf dem Richtplatz ausgestellt, zeigten den Chilesen, daß die Strafe der Wiedervergeltung in ihren Strafgesetzen feststehe.

(Fortsetzung folgt.)

In der Versammlung der königlichen Gesellschaft in London vom 22 März las Capitän Newbold einen Aufsatz über den Regar oder schwarzen Baumwollenboden Indiens vor. Nach chemischen Untersuchungen besteht derselbe aus sehr fein vertheilten Silicaten, verbunden mit Kalk, Thonerde, Eisenoxyd und sehr kleinen vegetabilischen und animalischen Ueberresten, weßhalb man gewöhnlich glaubte, er sey aus der Zersetzung von Trappfelsen entstanden. Der Verfasser aber untersuchte die zahlreichen Trappgänge, welche die Formation dieser Landstriche durchziehen, und fand unabänderlich, daß sie sich in einen eisenschüssigen rothen Boden auflösen, ganz verschieden von der Schichte des schwarzen Regars, aus dem der Trapp hervorsteht. Da dieser Regar einen sehr großen Theil der Halbinsel von Indien bedeckt, so glaubt der Verfasser, derselbe sey ein Niederschlag aus stehendem Wasser.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Abbildung des Maffra-Klosters.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Nr. 117.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 April 1838.

Die Thags.

. . . . . Alles, was entsteht,
Ist werth, daß es zu Grunde geht.
Goethe's Faust.

Mütterlich besorgt für die neu erschaffene Menschheit, die von einem Dämon von so ungeheurer Größe, daß die Wasser in den unergründlichsten Tiefen des Meeres nicht die Mitte seines Leibes erreichten, aufgefressen wurde, zog eine Göttin Kali, auch Bhavani geheißen, gegen diesen Dämon in den Kampf und erlegte ihn. Doch wie war die Göttin erstaunt, da sie aus jedem Blutstropfen des Ungeheuers, sobald er die Erde erreichte, ein neues Ungeheuer entstehen und so das Uebel, durch das Bestreben, es auszurotten, nur vervielfältigt sah. Und was half es auch diesem Ungeheuer Blut zu vergießen, da es ebenfalls, wenn es die Erde erreichte, ein Same neuer Dämonen war! Es war daher ein Mittel auszusinnen, die Berührung des Blutes der Ungethüme mit der Erde zu verhindern. Die allgemein angenommene Sage der indischen Mythologie ist, die Göttin habe es mit ihrer Zunge aufgefangen, die Thags hingegen behaupten, sie habe, statt das Schwert gegen ihre Feinde zu gebrauchen, zwei Menschen aus ihren Armen erzeugt, selbe mit einer Schlinge versehen, und ihnen die Dämonen damit zu erdrosseln befohlen. Heldenmüthig vollendeten die zwei Göttersöhne ihren Auftrag. Bald war die Erde von Ungeheuren gereinigt, und sie legten die Schlinge zu den Füßen ihrer Herrin. Doch sie schenkte ihnen das Werkzeug unblutigen Mordes zum Lohne ihrer Großthaten, damit sie und ihre Nachkommen solche Menschen, die nicht Diener ihrer Gottheit sind, tödten sollen, um sich ihrer Habe zu bemächtigen. Es ist daher schuldiger Gottesdienst, der heilige Zweck des Lebens und das ehrenvollste Gewerbe eines Thags, welche die Nachkommen jener zwei Göttersöhne sind, das Geschenk der wohlthätigen Göttin zu benutzen, dem unheiligen Wanderer aufzulauern und ihn zu erdrosseln; doch darf auch dabei kein Blut vergossen werden. Auch hierin stand in glücklichern alten Tagen die göttliche Mutter ihren Verehrern bei, und übernahm den unangenehmern und weniger heroischen Theil der Arbeit; sie verbarg nämlich die Leichname der Ermordeten, und soll sie verschlungen haben, bis ein Novize der Kunst aus Vorwitz oder Mangel an Glauben sich nach der Erdrosselung nach dem Leichnam umsah, was doch von der Göttin verboten war, und so den Zorn der Göttin reizte. Auch hier war das leichte Vergehen des Einen das Verbrechen und das Unheil Aller. Denn von nun an waren sie verdammt, die Ermordeten selbst zu begraben. Doch versagt die Göttin ihren Gläubigen ihren Beistand nicht ganz. Sie gab ihnen einen Zahn aus ihrem Munde als Pike, das heilige Palladium der Thags, eine ihrer Rippen als Messer und den Saum ihres Kleides als Schlinge; sie sandte ihnen ferner Wahrzeichen, um sie zu belehren und auf ihren ritterlichen Zügen zu leiten, und schwellte ihre Brust mit Unerschrockenheit und Eifer zur Erfüllung ihrer Pflicht — sie gibt ihnen ihre göttliche Gnade.

Dieß ist der Ursprung einer Classe von Raub-Mördern, welche ihr Gewerbe pünktlich nach einem überaus künstlichen System betreiben, und von Vater auf Sohn vererben, geheiligt durch eine Sage, die fast mit allen Traditionen, die je für göttlich galten, in den Hauptpunkten übereinstimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Barbareskenstaaten.

Stellung der Franzosen in Algier.

(Schluß.)

Die Provinz Oran, in welcher vor wenigen Jahren während der Kämpfe mit Abdel-Kader ein so reges Leben herrschte, ist wie verschollen; nur mühsam liest man aus den Correspondenzen französischer Blätter einiges heraus, was aber ziemlich unverständlich ist, wenn man es nicht mit dem frühern Zustande zusammenhält, und worüber eine Broschüre des vor ein Kriegsgericht gestellten Generals Brossard: quatre-vingt-deux jours de commandement de la province d'Oran, einigen, wenn gleich nicht sehr genügenden Aufschluß gibt. Eine Correspondenz im Messager vom 25 Januar d. J. sagt: „In Oran beklagt man sich nicht mehr, denn die Sachen stehen bereits

Digitized by Google

ſo, daß ſie nicht mehr ſchlimmer werden können." Ziehen wir auch hievon jede Uebertreibung ab, ſo bleibt doch immer noch ſo viel übrig, daß die Sachen keineswegs glänzend ſtehen. Wir wollen verſuchen, ſo viel aus den abgeriſſenen Berichten zu entnehmen iſt, ein Bild des jetzigen Zuſtandes zu entwerfen.

In Folge des unglücklichen Kampfes an der Makta und des erfolgloſen Zugs nach Mascara — erfolglos, weil er keine Spur hinter ſich ließ, als eine verbrannte Stadt — wurde Oran von den mit Abdel-Kader verbundenen Stämmen immer enger umſchwärmt, und die Verbindung mit Tlemſan zu einer höchſt ſchwierigen Operation gemacht. Doch das Schlimmſte war, daß auf dieſe Weiſe die Franzoſen gar keine Lebensmittel aus dem innern Lande bezogen, und die mit ihnen verbündeten Stämme der Duairs und Smelas dem größten Mangel preisgegeben wurden, und mehr und mehr Anſtalt machten zum Feinde überzugehen. In der genannten Broſchüre heißt es darüber S. 9: „Unter die Kanonen von Oran zurückgedrängt, hatten die verbündeten Araber außerhalb derſelben nicht den gehörigen Raum, um ihre Heerden zu weiden; die Pferde der Duairs und Smelas kamen aus Mangel an Fourrage um, das wenige Korn, was ſie ſich verſchaffen konnten, reichte nicht zum Unterhalte ihrer Familien hin, und eine Deſertion ſtand nahe bevor." Zum Verſtändniß, warum dieſe Duairs und Smelas auf franzöſiſcher Seite ſtehen, führen wir hier eine Stelle aus dem Journal des Débats vom 17 November 1837 an: „Die Duairs und Smelas, obwohl arabiſchen Urſprungs, bilden doch ein ganz beſonderes Geſchlecht, denn ihr urſprünglicher Charakter wurde durch die Art der Functionen, die ſie in der Provinz Oran erfüllten, ungemein modificirt. Dieſe durch ihren Muth berühmten Stämme lagerten in der Umgegend der Stadt, und bildeten eine zur Verfügung der Beys ſtehende und Magzen genannte Truppe, welche von den widerſpänſtigen Stämmen die Auflagen eintrieben; ſie bildeten alſo eigentlich eine militäriſche Corporation, welcher die Beys Ländereien anwieſen, die von allen Abgaben frei waren. Dieſe unruhige Miliz beging alle möglichen Erpreſſungen gegen die Stämme, wenn ſie mit der Erhebung der Abgaben beauftragt war, und hatte übrigens im Lande keine rechte Wurzel, weil ſie in keinem Verband mit den übrigen Arabern ſtanden und weder mit Handel noch mit Ackerbau ſich abgaben. Die Sittenloſigkeit der Duairs und Smelas geht ins Unglaubliche. Nachdem ſie ſich drei Jahre lang gegen uns geſchlagen hatten, ſuchten ſie unſer Bündniß, weil ſie unter der nationalen Oberherrſchaft Abdel-Kaders ſich nicht mehr durch die Plünderung anderer Stämme bereichern durften. Muſtapha-Ben-Ismael, ihr alter Anführer, deſſen Familie ſeit langer Zeit im Beſitz der erſten Stellen geweſen war, konnte nicht ohne Eiferſucht die wachſende Macht und Würde Abdel-Kaders ſehen, den er einſt ſelbſt mit ſeinem Almoſen unterſtützt hatte; einem Araber zu gehorchen, ſchien ihm, dem Diener der Türken, abſcheulich. Die Duairs und Smelas wurden ſomit auf unſere Seite herüber gezogen, in der Hoffnung, uns bei dem Sturze Abdel-Kaders zu helfen, um ſeiner Regierung die alte türkiſche Herrſchaft zu ſubſtituiren. Muſtapha Ben-Ismael geſtand offen, daß er auf den Titel eines Paſcha's Anſpruch mache."

Dieſe Leute mußten natürlich bei den Franzoſen aushalten, ſo lange es irgend möglich war; da aber dieß doch nur bis auf einen gewiſſen Punkt gehen konnte, ſo ergriff General Broſſard Maaßregeln, um ihren Zuſtand zu erleichtern; er beſetzte Miſerghin und ſicherte dadurch eine Strecke Landes von mehrern Quadratlieues, ſo daß nicht nur die Araber Luft bekamen und ſich mit ihren Heerden ausbreiten konnten, ſondern auch die ſehr herabgekommenen Reiterei- und Artilleriepferde wieder hinreichende und geſunde Nahrung fanden, und die Möglichkeit gegeben war, Viehheerden für den Gebrauch der Garniſon zu unterhalten, welcher es ſehr an Fleiſch fehlte. Indeß war dieß nur ein ſehr temporäres Hülfsmittel, denn Abdel-Kader hatte ſchon damals den übrigen Stämmen befohlen, ſich aus der Umgegend von Oran, welche mit wenigen Ausnahmen nur eine dürre Wüſte iſt, zu entfernen, ſo daß es manchmal den franzöſiſchen Truppen an Lebensmitteln, namentlich an Vieh fehlte, und ſie ſchon damals an die Geneigtheit Abdel-Kaders, ihnen ſolches zu liefern, angewieſen waren. Auch zeigte es ſich damals bereits zur Genüge, daß er nicht geneigt ſey, ihnen ſo viel zu liefern, daß ſie Vorrath anſammeln könnten.

Vom Anfang des Jahres 1837 an erhielten die Duairs und Smelas doppelte Rationen Brod, einen halben Franken täglichen Sold und eine Ration Pferdefutter, was ſie in ihrer damaligen Lage ſehr nöthig hatten und auch wohl verdienten; denn ihre Kamele und andere Laſtthiere waren durch den Dienſt bei den verſchiedenen Zügen gegen Mascara, Tlemſan, nach der Tafna und dergleichen von 1000 auf 400 zuſammengeſchmolzen. Die Zahl der Truppen, welche die Duairs und Smelas zuſammen ins Feld ſtellen konnten, betrug 600 Reiter und 2700 Fußgänger — eine reſpectable Hülfe, namentlich wegen der Landeskenntniß dieſer Truppen. Broſſard berichtet, daß man früher die Vornehmſten dieſer beiden Stämme gezwungen habe, ihren Sold gleich den andern als gemeine Reiter in Empfang zu nehmen, daß er ſelbſt aber die Anführer mit großer Auszeichnung behandelt habe. Iſt dieß wahr, ſo gibt es einen fatalen Maaßſtab für die Art, wie die Franzoſen die Eingebornen zu behandeln geneigt ſind, und man darf ſich dann eben über die Aeußerung der Correſpondenz des obenangeführten Meſſager nicht wundern, wenn es daſelbſt heißt: „Alle für Frankreich günſtig geſinnten Stämme ſind entmuthigt durch die Art, wie man die Smelas und Duairs im Stich gelaſſen hat." Es geht daraus zum mindeſten hervor, daß man ſie ſeit der Mitte des Jahrs 1837, wo man ihrer ſehr nöthig bedurfte, wieder vernachläſſigte. Als man freilich die Linie der Tafna und Tlemſan wieder aufgab, mochten ihre Dienſte entbehrlicher erſcheinen.

Wir wollen zum Schluß noch drei Stellen aus Correſpondenzen vom 13 und 29 Januar und vom 13 Februar anführen, die, ſo dürftig ſie ſind, auf den Zuſtand der Provinz oder vielmehr auf die dortige Lage der Franzoſen einigermaßen Licht werfen. Im National vom 31 Januar heißt es aus Oran: „Um uns her iſt Alles ruhig, aber die Lebensmittel aus dem Innern kommen ſpärlicher an, ſey es, daß das Land erſchöpft iſt oder man andere Abſatzwege ſucht." Im Toulonnais heißt es aus Oran vom 29 Januar: „Die Küſte an der Tafna iſt ſehr

Digitized by Google

gut gelegen, um Contrebande zu treiben*) und die Marocconer treiben dort einen bedeutenden Handel; sie vermeiden auf diese Weise die Bezahlung der Zölle, die man zu Oran erhebt, und die Araber der Küste erhalten ohne Vorwissen Frankreichs Munitionen und Waaren aller Art. Man wird Schiffe ausrüsten um das Korn abzuholen, das Abdel-Kader an der Tafna ausliefern soll, vorerst muß aber abgewartet werden, daß Abdel-Kader die Erlaubniß der Einschiffung des Korns ertheile." Ein Schreiben endlich vom 13 Februar (s. National vom 2 März) sagt: „der Handel auf diesem Platze ist sehr unbedeutend, und die Araber bringen nur wenig und ziemlich schlechtes Korn auf den Markt; der eigentliche Handel der Provinz geht auf der Mina, die in den Schelif fällt, wohin Abdel-Kader alle Landesproducte und selbst die Waaren und Heerden aus der Wüste schickt, die viel natürlicher auf unsre Märkte kämen und hier besser bezahlt würden, wenn man sie nicht zwänge, einen andern Weg einzuschlagen, damit sie von den Agenten des Emirs um wohlfeilen Preis eingekauft werden können. Aber dieß ist eine der geringsten Verletzungen des Tractats von der Tafna, und man könnte Tag für Tag schreiendere anführen." Setzt man hinzu, daß die Diener des Residenten Abdel-Kaders einen Araber auf dem Markte von Oran verhaften wollten, weil er Lebensmittel daselbst verkauft hatte, daß wiederholt wachestehende Soldaten niedergeschossen und innerhalb des von den Franzosen besetzten Bezirks Versuche gemacht wurden, die der Armee-Intendanz gehörigen Viehheerden zu stehlen, und daß endlich die von Bugeaud decretirte Militäransiedlung zu Misserghin fast nur im Tagsbefehl dieses Generals existirt, so kann dieß einen Begriff von der Lage der Franzosen und einen Maaßstab für das geben, was Abdel-Kader sich anmaßt und sich erlauben zu können glaubt.

Indeß scheint jetzt die Regierung zur Erkenntniß gekommen zu seyn, daß sie bei dem gegenwärtigen System nutzlos Menschen und Geld opfert, daß sie Algier nicht aufgeben kann, und somit eine entschiedenere Bahn einschlagen muß. Schon zeigt sich dieß in den Handlungen des Gouverneurs. Coleah ist bereits von den Franzosen in Besitz genommen worden, Belida wird bald nachfolgen, und somit wird man wenigstens dasjenige, was der Tractat von der Tafna übrig gelassen hat, zu behaupten und gegen weitere Eingriffe zu schützen suchen. Möglich, daß Abdel-Kader vor einem entschiedenern Auftreten von Seite der Franzosen zurückweicht, denn noch scheint für ihn die Zeit, wo er feindlich gegen Frankreich verfahren könnte, nicht gekommen zu seyn.

*) Es soll nämlich dem Vertrage gemäß aller Handel nur durch die von den Franzosen besetzten Städte gehen.

Erdbeben in Chili.

Englische Blätter melden: am 7 December vorigen Jahres wurde die Stadt Valdivia durch ein Erdbeben, stärker als je eines in diesem Lande sich fühlbar gemacht hatte, gänzlich zerstört. Das Erdbeben begann um 8 Uhr 5 Minuten Morgens, und dauerte 10 Minuten lang; während dieser Zeit war die Erschütterung des Bodens so heftig, daß man sich nur mit Mühe auf den Füßen hielt, und merkwürdiger Weise blieb das Meer, das in solchen Fällen gewöhnlich erst zurücktritt und dann plötzlich wiederkehrt, mehrere Tage lang zurückgetreten, und nahm nur allmählich und in voller Ruhe seine gewöhnlichen Gränzen wieder ein.

Diego Portales.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1835 ging Portales noch weiter; er brachte ein spanisches Gesetz wieder in Wirkung, das im Andenken des Landes noch nicht erloschen war, und welches bestimmt, daß ein des Mordes schuldiges Individuum rücklings auf einem Esel zum Richtplatz geführt werde. Der Verwandte eines ehemaligen Ministers erfuhr, als er eines Mordes überwiesen war, diese erniedrigende Procession in ihrer ganzen Beschimpfung. Man begreift leicht, welche Erbitterung ein solch strenges Verfahren unter der Partei und in den Familien der Verbrecher, welche davon betroffen worden waren, erregte. Ungefähr um denselben Zeitpunkt wurde ein alter mit Wunden bedeckter Neger, welcher bei der Musik angestellt war und den Unabhängigkeitskrieg rühmlich mitgefochten hatte, weil er einen seiner Gläubiger mit Steinwürfen getödtet hatte, ohne Gnade der Strenge der neuen Gesetzgebung überliefert, trotz der lebhaften Einwürfe Prieto's und der Minister, welche mit Schrecken gewahrten, daß die eiserne Hand des Vicepräsidenten selbst auf die dem Volke von Valparaiso heiligsten Ueberbleibsel, auf die Gründer seiner Freiheit, mit aller Schwere niederfalle.

Im Grunde hatte Diego Portales Recht: bei politischen Krisen gibt es eine nothwendige Gleichheit, welche selbst bis zu den Herden des Vaterlandes reichen muß, wenn sie thöricht genug sind, dem strengen Gesetze der Umstände zu trotzen; die Uebertreibung dieses Princips war es, welche, verstärkt durch persönlichen Haß, Danton von den Bänken des Bergs auf die Stufen des Schaffots führte. Allein in der Anwendung, wie es der Erfolg Robespierre's beweist, hat manchmal der Sieger Unrecht, wenn er sich unversöhnlich zeigt, weil das Volk weniger das allgemeine Interesse wahrnimmt, als es die erwiesenen Dienste hochschätzt.

Die offenkundige Dictatur, von Portales auf eine eben so reine als unbeugsame Weise gehandhabt, begann nach und nach die Gefühle des Ehrgeizes und des Grolles zu wecken, welche sein Patriotismus anfangs zurückgehalten hatte. Die Anhänger der frühern Regierung konnten ihm die in der Staatsverfassung vorgenommenen Abänderungen und die Einheit in der Verwaltung nicht verzeihen, welche Chili mehr Energie in seinen diplomatischen, wie in seinen innern Verhältnissen ertheilten; die Hoffnungen auf Bürgerkrieg und fremden Einfall waren ebenfalls verschwunden.

Portales, welcher die Organisation der Gewalt verstand, hatte die Anzahl der Wahlmänner auf die angesehensten Staatsbürger, nämlich auf lauter solche beschränkt, deren Personalvermögen entweder in liegenden Gütern oder in einem Handelsbetriebe bestand, und in einer Demokratie von Südamerika bilden diese Elemente eines Congresses, bis eine neue Ordnung der Dinge eintritt, den moralisch kräftigen Theil der Nation. Eben so wenig verzieh man ihm seine streng ökonomische Handlungsweise und die vollständige Uneigennützigkeit in seiner Verwaltung; wir wissen aus sicherer Quelle, daß er, in dessen Händen

Digitized by Google

die Befugniſſe mehrerer Miniſterien und die Gouverneurſtelle von Valparaiſo vereinigt waren, beinahe ſeinen ganzen Gehalt im Nationalſchatz ließ, oder den Betrag deſſelben dem öffentlichen Dienſt weihte. Dieſe verſchiedenen, von der offenbarſten Vaterlandsliebe eingegebenen Maaßregeln hatten den Präſidenten Prieto und die Nominalminiſter an eine Gewalt gewöhnt, welche übrigens Diego niemals in ſeinem Privatintereſſe ausübte; allein alle diejenigen, welche er bei ſeiner politiſchen Einſetzung entweder verbannt, oder durch das gebieteriſche Joch ſeiner Reformen verletzt hatte, hauptſächlich aber die Freunde Freyres, eines ſeiner Mitbewerber, den er im Jahre 1829 geſtürzt, und der ſich von jener Zeit an nach Peru geflüchtet hatte, alle dieſe verziehen ihm eine Regierungsweiſe nicht, welche Chili auf ihre Koſten befeſtigte.

Ihre gehäſſige Oppoſition brütete jedoch im Schatten; im hellſten Licht und nach allen Seiten glänzend aber zeigte ſich der mehr und mehr rationelle Einfluß der Regierung. Befriedigt durch das Reſultat ſeiner Verwaltung, überzeugt, daß ſeine offene Autorität weder zur Bezähmung der Anarchiſten, noch zur Aufrechthaltung ſeiner Reformen weiter nöthig ſey; überzeugt ferner, daß man in einem demokratiſchen Staate den Argwohn des gemeinen Volkes niemals aufregen ſolle, legte Portales, dem Beiſpiele Waſhingtons gemäß, mit welchem er manche Aehnlichkeit hatte, im Jahre 1833 die Stelle als Vicepräſident nieder, die er gänzlich aufzuheben bemüht war, indem er dieſelbe als eine unnütze und läſtige Function anſah. Er war kaum 39 Jahre alt, und Wittwer, und zog ſich nun auf ſeine Hacienda, einige Lieues von Valparaiſo, zurück. Mit Thätigkeit wachte er daſelbſt fortwährend über die Angelegenheiten des Landes, welches er in geſchickten Händen zurückgelaſſen hatte. Die Aemter, welche für ihn ſtets ſehr kurz geweſen waren, verſchafften ihm auch hier keinen längern Schlaf, und indem es ſchien, als genieße er auf dem Lande die Ruhe eines ermüdeten Staatsmannes, der die Frauen liebt und noch in der Blüthe ſeiner Jahre ſteht, trug ſein Geiſt, wie früher, die ganze Laſt der Regierung.

So war die politiſche Lage der Republik Chili in den letzten Jahren, als Santa Cruz, der Präſident des Staates Bolivia, Protector der in die peru-bolivianiſche Conföderation vereinigten Republiken von Peru und Bolivia, durch den Gang der Ereigniſſe dem Diego Portales gegenüber geſtellt ward; dieſe beiden Männer theilten zuverſichtlich miteinander die Souveränetät über den ganzen geographiſchen Rayon am Südmeere, zwiſchen der Meerenge von Magellan und Guayaquil; ſelbſt Columbia und Buenos-Ayres beugten ſich unter ihren Einfluß. Don Andreas Santa Cruz, ein alter Waffengefährte Bolivars, ein Mann voll Gewandtheit, deſſen romantiſche Geſchichte und reißend ſchnelles Emporſchwingen eine ſeltſame Biographie bilden würde, übt auf alle Claſſen der Bevölkerung in Peru und Bolivia eine Gewalt aus, die ſich an ſeinen fabelhaften und einheimiſchen Urſprung anſchließt; er ſoll von den Incas abſtammen. In der Ueberzeugung, daß nichts ſo ſehr die Theilnahme des Volkes in Anſpruch nimmt, als das Geheimniß der Geburt, ſuchte Santa Cruz ein vages Gerücht weder zu widerlegen, noch zu beſtätigen. Santa Cruz befand ſich im Jahre 1829, aus Peru verbannt, in Chili, als er zur Präſidentſchaft von Bolivia berufen wurde. Zu jener Zeit erkannte er ſchon das Streben von Portales; er ſah voraus, wie ſich der Handel Chili's, bereits ausgebreitet über die ganze Küſte, unter der Leitung ſeines Rivalen entwickeln würde, welcher den Einfluß Valparaiſo's zur See wohl kannte, und ſich die Regierung jener Stadt nur deßhalb vorbehalten hatte, um ihn noch zum Nachtheile Peru's auszudehnen. Die politiſche Eiferſucht von Santa Cruz wurde außerdem noch durch die Abhängigkeit ſehr gereizt, in welcher Bolivia zu Europa nothwendigerweiſe bleiben mußte, da Chili der Schlüſſel zum innern Amerika iſt, und Valparaiſo eigentlich die Thore der Civiliſation für die junge Demokratie des Centrums bewahrt. Codija oder Puerto Lamar, der einzige Seehafen Bolivia's an der Küſte, am Eingange der Wüſte von Acatama, iſt ein elender Schlupfhafen, der bei ſeinem Mangel an ſüßem Waſſer, bei gänzlicher Unfruchtbarkeit der Umgegend und mit ſeiner unzulänglichen Rhede ſtets nur ein lächerlicher Erſatz für Ober-Peru im Südmeer ausmachen wird.

Santa Cruz ſah daher ein, daß die Ueberlegenheit Chili's zur See durch ſeinen wahren Gegner, durch die Republik Nieder-Peru, bekämpft werden müſſe; es handelte ſich darum, die Städte Lima und Valparaiſo miteinander in Streit zu bringen; die ganze Frage beruhte auf ihren Zerrüttungen, welche die Intervention und das Schiedsgericht Bolivia's nach ſich ziehen konnten. Man mußte Portales über Callao auf dem ſtillen Ocean entgegentreten. Auf dieſe Weiſe wollte Napoleon, nur in größerem Maaßſtab, unſere engliſchen Beſitzungen in Indien angreifen.

Portales, genau bekannt mit der Geſinnung und den Hülfsmitteln von Santa Cruz, überzeugt von ſeinem Ehrgeiz, den er im Exil in der Nähe beurtheilt hatte, verlor ſeinerſeits denſelben nicht aus den Augen. Seine Reformen waren nichts als Vorſichtsmaaßregeln, und durch all den commerciellen Wohlſtand, den er Valparaiſo verſchaffte und durch den er Lima zu Grunde richtete, befeſtigte er Chili gegen alle zukünftigen Unternehmungen der bolivianiſchen Republik.

Jeder der beiden Rivalen wartete auf den günſtigen Moment, um die Maske abzunehmen, als im Jahre 1835 der Präſident Gamarra durch Salaberri aus Peru verjagt wurde und ſich nach Bolivia flüchtete. Santa Cruz, unklugerweiſe von Obregoſo berufen, führte unter dem Vorwande, den Frieden im Innern von Peru wieder herzuſtellen, mit Gamarra eine bolivianiſche Armee dahin. Salaberri wurde beſiegt, und mit den vornehmſten Officieren ſeiner Partei Santa Cruz überliefert, wobei jener hinſichtlich ſeines Lebens und deſſen ſeines Generalſtabes auf die Treue der Verträge zählte; nichtsdeſtoweniger wurden die Gefangenen insgeſammt hingerichtet.

Nach dieſem Staatsſtreiche dehnte Santa Cruz ſeine Macht in Nieder-Peru mehr und mehr aus; mit Uebergehung von Obregoſo und Gamarra zum Protector der peru-bolivianiſchen Conföderation ernannt, zeigte Santa Cruz bald, durch den erklärten Schutz, welchen er den politiſchen Verbannten Chili's bewilligte, welche Geſinnungen ihn Portales gegenüber beſeelten. Eine der erſten Handlungen ſeines Protectorats war ein Geſetz, vermöge deſſen alle Handelsſchiffe, welche zuerſt Valparaiſo berührten, in den Häfen von Peru, in welche ſie ſpäter einliefen, um Erfriſchungen einzunehmen, doppelte Zölle bezahlen müſſen. Santa Cruz, welcher der Eigenliebe des Portales dieſe Wunde beizubringen gewagt hatte, offenbarte um ſo lebhafter ſeine Sympathie für die Opfer der Regierung von Chili. Freyre erhielt zwei Kriegsſchiffe, jedoch vermied man, auf denſelben peruvianiſche Truppen einzuſchiffen; der Verbannte ſollte ſein Schiffsvolk und ſeine Militärmacht durch lauter Abenteurer vollzählig machen, welche an den Geſtaden der Südſee zu einer ſolchen Unternehmung ſtets zu finden ſind. Damit das Gerücht von einer ſo unerwarteten Bewaffnung nicht zu den Ohren des Gouverneurs von Valparaiſo gelange, legte man auf die im Hafen von Callao befindlichen chileniſchen Schiffe Beſchlag; allein ein franzöſiſches Schiff lichtete die Anker und brachte die Nachricht ſo ſchnell nach Chili, daß daſelbſt Maaßregeln wie gegen eine ſchon lange vorausgeſehene Unternehmung getroffen wurden.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 118.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 April 1838.

Der Palast von Necessidades.

(Mit einer Abbildung.)

Vom Mittelpunkt Lissabons, der Praça dos Romulares, führt die lange Straße San Paulo an der Kirche gleichen Namens und noch an vielen Kirchen, ehemaligen Klöstern, Fontänen und Gärten hin, über hochgelegene Terrassen und tiefe Largos nach demjenigen Theil der Stadt, welchen die gegenwärtige Residenz der Königin Dona Maria, der Palast das Necessidades, krönt. Der Weg ist weit, und man braucht, ihn zurückzulegen, mindestens eine Stunde; es ist ziemlich gleich, ob man zu Fuß oder zu Wagen geht, da die Maulthier-Sejas der auf- und absteigenden Straßen wegen sich nur wenig schneller als ein Fußgänger bewegen. Besser thut man am Romulares-platz, den der Tajo begränzt, ein Boot zu besteigen und sich vom Barqueiro nach dem Hafen von Pampulia rudern zu lassen, wobei man auf dem Wasser die Sehne des Bogens zieht, den die Stadt auf ihren Bergen bildet. Auch ist diese Fahrt zwischen den herrlichen, über alle Beschreibung schönen Ufern höchst ergötzlich. Leicht gleitet man unter dem Spiegel zahlloser Schiffe, die einzeln auf dem Strome liegen, dahin, und erfreut sich der angenehm kühlenden Luft, die vom Meere her weht und die Gluth der Sonnenstrahlen mildert. Pampulia heißt, wie gesagt, der Hafenplatz, den man nach halbstündiger Fahrt erreicht, wo man unter einem steinernen Damm landet, der auf Treppen erstiegen wird. Es ist dem Verfasser unbekannt, ob vielleicht der ganze hier dicht am Strom gelegene Stadttheil Pampulia heißt, der Platz aber, den man nach Durchwanderung einiger engen aufwärtsführenden Straßen erreicht, ist die Praça do Alcantara. Von hier gehen zwei breite, jedoch nicht gerade Straßen, immer noch steigend auf eine große, freie, prächtige Terrasse, die von den Gebäuden begränzt ist, welche unser Blatt zeigt. Es ist der Palast Necessidades mit seinen Hinter- und Nebengebäuden, Don Miguels, jetzt Dona Maria's Residenz. Er ist eher klein als groß zu nennen, hat nur zwei Höfe, und diese Höfe wimmeln von herrenlosen Hunden, Bettlern von allen Farben (größtentheils Neger), Maulthieren, Eseln, Wagen, Hofbedienten, Soldaten. Seine Haupttreppe ist schön und die Einrichtung der Gemächer prächtig, jedoch mit jenem Anstrich von außer-europäischem, brasilianischem Luxus, den man nirgend anderswo findet. Die Fenster, links vom Altan, führen zu den Zimmern der Königin und des Prinzen Don Fernando. Sie haben sehr große Fensterscheiben, wie manche Läden in Paris und London, und solches wird für eine besondere Pracht gehalten. Das erhöhte Gebäude hinter dem Glockenthurm mit seinem unverhältnißmäßig großen Hahn aus glänzendem Metall ist das ehemalige Kloster das Necessidades, ein weitläuftiges und schönes Gebäude, in dessen Zellen gegenwärtig die subalterne Dienerschaft der Königin, und die deutschen und ungarischen Bedienten ihres Gemahls wohnen. Noch stehen in den düstern Gängen dieses Gebäudes Heiligenbilder, welche aus ihrem Dunkel hervor zürnend auf das weltliche Treiben um sie her zu blicken scheinen. Ein großer Garten beginnt hinter diesem Kloster, dessen Tujobäume man über das Dach ragen sieht. Er ist jedoch, trotz der vielen Gärtner darin, nur nachlässig beaufsichtigt und bearbeitet. Was würde ein deutscher Hofgärtner unter günstigen Umständen aus der prachtvollen unendlichen Vegetation machen, welche hier wuchert. Wild schlingt sich die Rebe hier um die kostbarsten Bäume von Krone zu Krone und deckt (Verfasser war zuerst am 12 April in diesem Garten, wo er es ganz so fand) mit ihren großen Blättern die saftige Apfelsine, die goldblinkende Citrone zu, die Granatblüthe, die Dattel. Tausende von Rosen bekleideten in dichten Büscheln jede Wand; hohes Unkraut stritt mit den Blumen auf den Beeten um den Vorrang. Der Brunnen im Vordergrund ist eine von den Fontänen, Agoas libres genannt, deren Lissabon mehrere Hunderte besitzt, und die beständig von Wasserschöpfenden, Trinkenden und Schlafenden dicht umlagert sind. Jedoch hat nicht Jeder das Recht davon zu schöpfen, sondern nur die Agoateiros, Wasserträger, welche der Municipalität dafür eine Abgabe zahlen.

Die Thags.

(Fortsetzung.)

Die Fraternität der Thags oder Phansigars, deren Haupterwerbszweig Mord ist, ist fast über ganz Indien ausgedehnt.

Digitized by Google

Dazu gehören Hindu von allen Kasten und Mohammedaner von allen Secten. Sie sprechen die Sprache ihres Landes, einige Redensarten, Anspielungen, Zeichen und technische Ausdrücke ausgenommen, die wohl keinem Gewerbe fehlen. Mehr als Sprache, gemeinsame Abkunft und ursprünglichen Glauben, vereinigt sie aber gemeinsames Interesse und die zu ihrer ursprünglichen Religion hinzugefügte Verehrung der Göttin Kali. Unter manchen frühern Regierungen (den Polygars) sollen die Thags, nach englischen Berichten, ihren Gewerbzweig als legale Beschäftigung betrieben haben. Jedoch scheinen diese, obwohl officielle Nachrichten, wenig Glauben zu verdienen, denn wie könnten sich sonst die Engländer entschuldigen, daß sie dieser Menschenclasse, welche die Einwohner ihrer Besitzungen morden, die den Schutz der Gesetze doch so theuer bezahlen, erst in neuester Zeit gewahr wurden? Man kann daraus sehen, wie wenig uns Indien noch im Detail bekannt ist. Wahrscheinlicher ist es, daß ihre nächsten Nicht-Thag Nachbarn tolerant gegen sie sind, da sie ihre Mordthaten nie in der Nähe ihrer Heimath, sondern auf entfernten Zügen verüben, und dann, mit Beute beladen zurückkehrend, ihrer nächsten Umgebung ganz gewiß einen Theil ihres Erwerbes zufließen lassen. Wenn sie zu Hause sind, so halten sie es nicht unter ihrer Würde Feldbau zu treiben. Während ihrer Abwesenheit besorgen ihre Weiber die Felder.

Auf ihren Streifzügen wirken gewöhnlich mehr als Hundert nach Einem Plan, und werden in patriarchalisch-militärischer Regierungsweise von einem Dschemadar geleitet. Der Dschemadar, wie der Scheikh bei den Beduinen, regiert mehr durch Ansehen als Gewalt, die jedoch in außerordentlichen Fällen dictatorisch ist; auch sein Wort gilt nicht, wenn es der Meinung der Menge entgegenläuft. Klugheit im Rathe gibt daher den meisten Anspruch auf diese Würde, Heldenthaten oder Ruhm der Voreltern bleiben nicht unberücksichtigt, auch Entschlossenheit und Körperkraft, der Adel des Aeußern und Anstand empfehlen; einen besondern Anspruch hat einer auf diesen Posten, wenn er Ansehen vor den Localbehörden und der Justizverwaltung besitzt. Und endlich, wenn es auch sonst der Vernunft widerstreitet, daß Reichthum den Menschen adle, so scheint es hier unter Raubmördern ganz logisch zu seyn, daß einer, der die Bande einen oder zwei Monate ernähren kann, ihr Führer sey.

Wenn die Thags eine Expedition vorhaben, so wird zuerst ihr heiliges Palladium, die Pike, geweiht. Schon die Verfertigung dieses Instrumentes geschieht mit manchen Ceremonien. Ein glücklicher Tag wird dazu ausersehen, und geheimnißvolles Stillschweigen beobachtet, wahrscheinlich in der Furcht, daß, wenn es die Menge wisse, böser Zauber auf die noch nicht geheiligte Masse geübt werden könnte, der von der einmal geweihten Pike wohl zurückprallte. Der Anführer begibt sich zum Meister, dem die Arbeit anvertraut wird, in die Schmiede, deren Thüren geschlossen werden, und verläßt sie nicht eher als bis die Pike vollendet ist. Montag, Dienstag, Mittwoch und Freitag sind die glücklichen Tage für die Einweihung der Pike, auf die der Schatten keines lebenden Wesens gefallen seyn darf. Ein in thagischer Theologie tief erfahrener Gelehrter sitzt als Ceremoniär mit gegen den Untergang gekehrtem Gesichte, vor ihm liegt auf messingenem Teller die Pike, die in einer zu diesem Zwecke gegrabenen Grube zuerst in Wasser gewaschen wird. Darauf wird sie in Zuckerwasser und zum drittenmal in saurer Milch und zuletzt endlich in geistigen Getränken gewaschen. Dann wird sie mit sieben Punkten bezeichnet, und nebst einigen Kokosnüssen, Knoblauch und weißem Sandelholz, Zucker und einigen andern Specereien auf den messingenen Teller gelegt. Darauf wird ein Feuer angezündet, dessen Brennmaterial Kuhmist (die Kuh ist bekanntlich das heilige Thier der Hindus) und Mangoholz ist; darin werden obige Artikel, mit Ausnahme der Kokosnüsse, verbrannt, und der Priester, die Pike in beiden Händen haltend, fährt siebenmal damit durch das Feuer. Den Kokosnüssen wird die äußere Schale abgenommen, auf den Boden gelegt und der Priester die Pike in der Hand ruft aus: „soll ich schlagen?" Auf die bejahende Antwort der Umstehenden schlägt er mit der umgekehrten Pike auf die Nüsse unter den Worten: „Heil mächtige Kali, eiserne Mutter!" „Heil! die Thags sollen leben!" antworteten die Umstehenden. Sollten jedoch die Kokosnüsse dem Streiche widerstehen, so ist es ein Zeichen, daß die Göttin ihr Angesicht von ihrer Gemeinde abgewendet habe, und die Ceremonie muß an einem glücklichern Tag aufs neue vorgenommen werden. Ist sie aber zerschlagen, so wird die Schale und ein Theil des Kerns in das Feuer geworfen, die Pike in eine weiße Leinwand gewickelt und gegen Westen gelegt, die Anwesenden fallen auf ihr Angesicht, gegen dieselbe Weltgegend gekehrt, nieder, um die Pike zu verehren, worauf der Kokosnußkern unter die Anwesenden vertheilt wird. Die etwa übrigen Stückchen werden vergraben, damit sie nicht durch Fußtritte entheiligt worden.

Ist die Weihe des Palladiums auf die beschriebene Art vollendet, so wird es einem vorsichtigen, nüchternen und beherzten Mann anvertraut. Wenn die Bande stationirt, so wird sie die Spitze gegen jene Gegend, nach der sie hinzuziehen gedenken, vergraben. Sollte jedoch die vorhabliche Richtung nicht zum Heile der Gemeinde seyn, so dreht sich die Pike durch die Macht der Göttin gegen jene Gegend, welche vorzuziehen ist. Andere Thags legen die Pike in einen Graben, und wird sie mit der dazu gehörigen Formel gerufen, so kommt sie von selbst in die Hand des Trägers. „Was," sagten einige Thags im Verhöre, als der Richter dieß Factum als Gaukelei erklärte, „was! sollen nicht hundert Thaggenerationen im Stand seyn, die Wunder Gottes von den Kunstgriffen der Menschen zu unterscheiden. Sind sie denn nicht himmelweit verschieden?"

„Wir erweisen der Pike," sagte ein Anderer bei der nämlichen Gelegenheit, „jeden siebenten Tag göttliche Verehrung, sie ist unsere Standarte; wer hat sie jemals, wenn ein Grab gemacht wurde, gehört, außer ein Thag? wer kann bei der Pike einen falschen Eid schwören."

Und wirklich ist dem Thag der Eid bei der Pike so heilig, daß eine Mutter ihren Sohn vor Gericht angab, durch diesen Eid gebunden die Wahrheit zu sagen.

Nach der Weihe des Palladiums müssen erst die Wahrzeichen beobachtet werden, ehe die Expedition angetreten werden kann. Ein erfahrener Zeichendeuter setzt sich nebst dem Führer

Digitized by Google

und vier andern angesehenen Thags auf einen Teppich, die Uebrigen, welche die Expedition mitzumachen gedenken, nehmen ihre Sitze rings um außerhalb des Teppichs. Dann bringt man eine Schüssel mit Reis, Korn und zwei Kupfermünzen vor den Zeichendeuter als Opfer, worauf ihn der Anführer fragt, welches die beste Zeit zur Eröffnung ihres Streifzuges sey, und welche Richtung sie wählen sollen. Der Zeichendeuter bestimmt dieß nach den gehörigen Ceremonien. Am bestimmten Tage geht der Führer an der Spitze der Bande, einen Krug mit Wasser gefüllt in der Rechten, und die Pike über die Brust in der Linken haltend, in festlichem Zuge außerhalb der Stadt in der bestimmten Richtung. Weiber, Greise und Kinder feiern, den Zug begleitend, dieses Fest mit. Außer der Stadt läßt sich die Procession in einem Garten oder offenem Platze nieder, und der Anführer, die Augen gegen den Himmel gerichtet, spricht: „Große Göttin, Allmutter! ist dir unsere vorhabende Reise genehm, so schenke uns deinen Beistand und sende uns deine Zeichen. Die Gemeinde wiederholt das Gebet. Kommt innerhalb einer halben Stunde ein glückliches Zeichen von der Rechten und dann von der Linken, so muß die Unternehmung sehr glücklich ausfallen, doch auch eine günstige Erscheinung von der Rechten allein genügt. Aber ungünstige Erscheinungen am ersten Tag der Expedition nöthigt diese, den Zug noch einmal zu eröffnen. Doch sollte die Göttin ihr Mißfallen später durch schlimme Erscheinungen kund thun, so kann sie durch Opfer versöhnt werden. Schlimme Erscheinungen sind: eine Leiche aus der eigenen Stadt, Klagen um einen Verstorbenen, einem Oelhändler, Tischler, Tanzmeister, Töpfer oder einem Blinden und Lahmen zu begegnen. Hingegen gelten eine Leiche aus einem fremden Orte, das Weinen um eine von den Eltern Abschied nehmende Braut, ein Mädchen mit einem vollen Wasser Krug und manche Thiere für gute Zeichen. Doch ist die Zeichenlehre verschiedener Thags verschieden, und wer möchte wohl in ihre Mysterien eindringen. Unterdessen wird eine voreilige Sucht nach Beute nicht nur bei Eröffnung der Reise, sondern während der ganzen Dauer derselben durch die kältere Ueberlegung des Zeichendeuters gemildert; nie handelt ein Thag ohne oder gegen Zeichen.

(Fortsetzung folgt.)

Zusammenstürzen eines Felsens.

Das Echo du Monde Savant entlehnt aus dem Journal des Pyrénées orientales nachfolgendes merkwürdige Ereigniß. In einem Feld auf dem Gebiete von Caixas stand ein Fels, der unter dem Namen Roc de Sabère bekannt war. Er hatte eine pyramidenförmige Gestalt und über 20 Meters Höhe. An seinem Fuß entsprang eine starke Quelle mit gutem Wasser, wohin die Bewohner der Umgegend sich zu Vergnügungspartien zu versammeln pflegten. Dieser Felsen besteht nicht mehr. Am 1 März d. J. vernahm man gegen 1 Uhr Nachmittags ein Geräusch, das einem fernen Donner glich, fühlte hierauf einen Erdstoß, auf den abermals ein Geräusch, noch stärker als das erste, folgte. Alles dieß war das Werk von 3 oder 4 Secunden. Leute, die auf dem Felde waren, liefen nach der Richtung hin, und sahen, daß der Fels nur noch Trümmer gleichsam calcinirter Steine darbot, unter denen die Quelle völlig verschwunden war.

Diego Portales.

(Fortsetzung.)

Portales stand damals wieder am Staatsruder; die langsamen, aber sichern Fortschritte der Herrschaft von Santa Cruz hatten diesen eisernen Mann seiner thätigen Zurückgezogenheit entrissen. Der Versuch der Verbannten ward leicht unterdrückt; Freyre nebst einem der peruvianischen Schiffe fielen in Portales Hände, der, Gleiches mit Gleichem vergeltend, auf alle in der Rhede von Valparaiso vor Anker liegenden Schiffe Beschlag legte, und ein Geschwader von drei Fahrzeugen nach Callao abschickte, um von der Regierung von Lima Genugthuung zu erhalten. Die chilenische Flotille bemächtigte sich aller peruvianischen Kriegsschiffe in Callao, verschonte jedoch die Handelsschiffe; Portales hatte, in der klugen Absicht, eine große Anzahl der Anhänger des Santa Cruz für sich zu gewinnen, förmlich erklärt, der Handel der beiden Staaten werde bei diesem unglücklichen Streite von seiner Seite keinen Schaden leiden.

Der Angriff der chilenischen Flotte ließ keinen Zweifel mehr über die Energie des wirklichen Präsidenten dieser Republik; man traf Rüstungen gegen Valparaiso, und verlangte Erklärungen von Portales. Waren es nun die politischen Talente des Santa Cruz, welche wirklich die Eifersucht des chilenischen Ministers rege machten, oder schien ihm der commercielle Einfluß Bolivia's auf dem stillen Ocean mit dem Wohlstande Valparaiso's zur See nicht vereinbar, kurz er antwortete, er werde die Waffen nicht niederlegen, so lange Santa Cruz in Peru verbleibe. Dieses hieß nun ausdrücklich kundthun, der Präsident von Bolivia solle seine Obergewalt und seinen Ehrgeiz zwischen die beiden Andesketten beschränken. Eine solche Forderung konnte Santa Cruz nur aufreizen, und somit wurde der Krieg unvermeidlich.

Portales war fortwährend thätig. Der Präsident des Staates Columbia, der den politischen Interessen des Santa Cruz anhing, wurde durch Rocafuerte gestürzt, während General Rosas, der Chef der argentinischen Republik, die Mitwirkung von Buenos-Ayres versprach. Man bereitete die Expedition seit langer Zeit vor; bei Quillota wurde ein Uebungslager errichtet, und Freyre wurde nach Vandiemensland deportirt.

Der Ruf aller dieser Zurüstungen ertönte in ganz Peru und Bolivia. Der Glaube an die Macht des Santa Cruz stand daselbst noch nicht so fest, daß man nicht den glänzenden und patriotischen Eigenschaften des Diego Portales hätte Gerechtigkeit widerfahren lassen. Zur selben Zeit fand ein Mordversuch gegen die Person dieses so merkwürdigen Staatsmannes statt, und nur dem Zufall, daß er einen Mantel trug, welchen die Mörder nicht vermuthet hatten, verdankte er sein Leben. Man behauptete, es habe ein geheimer Abgesandter von Peru seine Hand bei diesem hinterlistigen Anfall im Spiele gehabt, allein diese bei allen derartigen Ereignissen gebräuchliche und abgenutzte Vermuthung verlor sich gänzlich. Portales verschmähte es den Mörder zu bestrafen, und die Vorbereitungen zur Expedition wurden mit Thätigkeit und Eifer fortbetrieben.

Die Verschwörung im Süden, von ihrem Ausbruch an der äußersten Gränze von Chili und Peru her so genannt, verzögerte diese energischen Demonstrationen keinen Augenblick. Man bezeichnete bereits Antonio

Digitized by Google

Bidaurre, den Obristen des Regiments von Valdivia, den Chef des Generalstabes der Expeditionsarmee, als solchen, der seine Mitwirkung eines gegen Waffenbrüder Bolivars, gegen eine Republik, deren Freiheit die Tochter der Unabhängigkeit Chili's ist, unternommenen Kriegs nicht verberge. Es war diese Expedition in Valparaiso eigentlich nicht populär; allein das Ansehen des Portales, die auf die aufrührerischen Versuche Freyre's und seiner Anhänger geworfene Mißgunst, die Handelsinteressen der ganzen chilenischen Küste, das Andenken an die Ermordung Salaberri's und die von Santa Cruz gesuchte Vorliebe für die Franzosen, welche in den drei Republiken nicht geliebt sind, alles dieses machte die Gemüther mit einem Bruche vertraut, den die Rivalitäten der beiden Seestaaten und der wachsende Ehrgeiz Bolivia's in dem politischen Erbe Bolivars früher oder später herbeiführen mußte.

Diese entscheidende Wendung hatten die Angelegenheiten genommen, als Portales, am 2 Junius letzten Jahres, in seiner Function als Kriegs- und Seeminister, sich in das Lager von Quillota begab, um die Manöuvres in Augenschein zu nehmen, in welchen er die zur Expedition nach Peru bestimmten 4000 Mann auserlesener Truppen üben ließ. Bidaurre wußte gegen die schon zu lange dauernden Vorbereitungen zur Einschiffung alle nur erdenklichen Hindernisse vorzubringen; er hatte seinen Officieren sogar öffentlich erklärt, er werde den Befehlen zur Abfahrt keine Folge leisten und auf die Verrichtungen als Chef des Generalstabes verzichten. Ein der Sache des Obristen Bidaurre ergebenes Bataillon von 400 Mann sann bald auf einen militärischen Aufstand; Unzen Goldes waren insgeheim unter die Soldaten vertheilt worden. Halb durch Furcht, halb durch Verrath ward der Rest der im Lager befindlichen Truppen im Zaume gehalten. Portales war ohne Gefolge, bloß in Begleitung des Obrist Eugenio Necochea angekommen. Sonnabend den 5 Junius, im Augenblick der Musterung, umgaben die Hauptleute der verschiedenen Compagnien des aufrührerischen Corps jeder mit einem Piket seiner Leute den General Portales, und mit angeschlagenem Gewehre riefen die Empörer dem Minister zu, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Zwei Flintenschüsse hatten das Zeichen zum Aufstande gegeben, den man eben so wenig hatte voraussehen können, als er plötzlich wieder unterdrückt werden konnte. Zu gleicher Zeit begab sich Bidaurre in das Lager der Cavallerie, welche abgesessen war. Dieser Umstand, verbunden mit den zweideutigen Gesinnungen, welche dieses Regiment anfangs an den Tag legte, machte, daß Bidaurre sich weiter begab und nicht auf dessen Mitwirkung bestand; er entsendete statt dessen vierhundert fünfzig Mann Infanterie, von den zuverlässigsten, nach Valparaiso, um sich dieser Stadt durch einen Handstreich zu bemächtigen.

Inzwischen war Sonntags um vier Uhr Morgens die Nachricht vom Aufstand im Lager von Quillota an Don Ramon de la Cavareda, den Militärgouverneur dieses Platzes, gelangt. Dieser besprach sich sogleich mit dem Vicеadmiral Encalada, und diese beiden ließen sofort den vor der Stadt gelegenen Serro del Baron durch die Bürgergarde und das Bataillon von Valdivia besetzen. Die Aufrührercolonne rückte an die Quebrada, oder Engpaß von Cabritera, und erwartete Bidaurre, welcher endlich an der Spitze der übrigen Truppen und der Cavallerie, die sich nun entschlossen hatte, ihm zu folgen, aus dem Lager herbeikam. Allein auf der Hälfte Wegs, bei Tabolango, ritt die Cavallerie in aller Stille an der Flanke der kleinen Armee voraus, schlug Seitenwege ein, und schloß sich den getreuen Truppen an, welche Valparaiso vertheidigten. Der Obrist verlor bei diesem unerwarteten Abfall weder seine Kaltblütigkeit, noch gab er sein unsinniges Unternehmen auf; er machte sogar bekannt, das Manöuvre der Cavallerie sey eine reine Kriegslist, und ihr Rückzug sey weiter nichts, als eine strategische Bewegung. In diesem Augenblick ließ er Portales vor sich führen, und erpreßte von ihm, unter Androhung des Todes, ein von ihm eigenhändig unterzeichnetes Schreiben in Betreff der Uebergabe der Stadt und des Geschwaders. Widerstand war nicht möglich, und Portales, hinlänglich überzeugt, daß man ihm nicht gehorchen würde, fertigte den Befehl aus.

Als nun Bidaurre, welcher in Eilmärschen vorrückte, wirklich am 6 Morgens drei Stunden von Valparaiso erschien, und die von Portales ertheilte Einwilligung dem Obristen Cavareda überbringen ließ, erklärte dieser Officier, der Minister wäre nicht fähig, von freien Stücken einen solchen Befehl zu ertheilen, er werde, trotz der Unterschrift, mit den Einwohnern und der Garnison lieber auf den Kanonen sterben, als den Platz übergeben. Auf so viel Energie und Treue war Bidaurre nicht gefaßt; nichtsdestoweniger aber verfolgte er die Ausführung seines Angriffs- und Aufruhrplanes.

Das vierzehnhundert und fünfzig Mann starke Corps der Insurgenten stellte sich mit Ordnung und ohne Geräusch am Fuße des Serro de la Cabriteria auf, dessen Defilé es nach dem Ausrücken aus Quillota durchzogen hatte. Am Abend stießen die Plänkler des Vicеadmirals Encalada, unter dem Befehle des Don Pedro Angulo, vor dem Serro del Baron auf die Vorposten Bidaurre's. Auf das Wer da! Don Pedro's gaben die Empörer ein gut unterhaltenes Feuer, worauf sie im Sturmschritte gegen die in der Quebrada verschanzte Bürgergarde anrückten; sie hofften durch einen plötzlichen Angriff den Vicеadmiral in Bestürzung zu setzen. Das Feuer begann im selbigen Augenblick auf der ganzen Linie des Serro; die Insurgenten stürzten sich mit Wuth in den Kampf, drangen in das Defilé und griffen die getreuen Truppen mitten in der Schlucht an, die jedoch unerschrocken während des ganzen Morgens ihre wiederholten Bajonnetangriffe aushielten. Allein die Wuth Bidaurre's und seiner Anhänger war völlig umsonst. Von der Anhöhe herab von den Plänklern Encalada's und von zwei Feldgeschützen beschossen, flohen sie nach einem vierstündigen wüthenden Kampf in allen Richtungen. Unter dem Geschrei: „Es lebe die Republik," verfolgten die Soldaten der Stadt die Fliehenden. Nur der tiefen Finsterniß der Nacht ist es zu verdanken, daß bei dieser unordentlichen Flucht wenig Blut vergossen wurde. Die Insurgenten wollten sich hinter der Bina de la Mar verschanzen, allein der größte Theil derselben hatte keine Zeit mehr, sich dahin zu flüchten, und streckte die Waffen. Bidaurre, gezwungen sich mit einigen Officieren eiligst in die Gebirge zurückzuziehen, und berechnend, daß er verloren sey, kühlte seine Rache im Blute Portales, dessen Tod er beschloß.

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 37** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Agrumi. (Schluß.) — Frankenstein, oder der moderne Prometheus. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Der Palast von Necessidades.)

Digitized by Google

KLOSTER und PALAST. [illegible]

Residenz der Königin Donna Maria.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nr. 119.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 April 1838.

Privatsammlungen in Paris.

Die Sammlung des Hrn. Dusommerard.

Als die Romantiker und Doctrinäre durch ihre literarischen Productionen ihr phantastisches Licht über Frankreich auszubreiten anfingen, und der durch die materialistische Philosophie des 18ten Jahrhunderts irregeleiteten Vernunft so lange von Glauben und Moral vorpredigten, bis sie in heuchlerische Verstockung und auf unmoralische Abwege gerieth, entstanden zuerst in Paris und bald auch in allen Theilen Frankreichs zahlreiche Sammlungen von mittelalterlichen Kunstgegenständen. Diese Vorliebe für Antiquitäten offenbarte sich schon fünf oder sechs Jahre nach dem Pariser Frieden unter der florentinischen Regierung Ludwigs XVIII. Aller Orten sammelte man die im Innern Frankreichs zerstreuten Trümmer von Monumenten, Handschriften, Möbeln, Rüstungen, Waffen und Hausgeräth. Man suchte Gastfreundschaft in der ärmsten Hütte, weil man dort den Betzult des in der Nachbarschaft zerstörten Schlosses oder den geschnitzten Chorstuhl einer geplünderten Abtei zu finden, und für wenige Thaler an sich zu bringen hatte. Die Curiositätenhändler des Quai Voltaire machten förmlich Jagd auf alte Stühle, und sandten Reisende in alle Departemente aus, um Vorräthe von Bric à Brac anzukaufen. Die Künstler und Literaten hatten anfangs bloß den Wunsch, das Privatleben des Mittelalters bis in seine unbedeutendsten Einzelnheiten kennen zu lernen; später aber gesellte sich das Bedürfniß, in jenes Poesie- und Glaubensmeer des Mittelalters zu tauchen, hinzu, und beides zusammen förderte die Leidenschaft zu Antiquitäten ans Tageslicht. Die Einbildungskraft schuf sich damals das Bedürfniß, und alle jene aus der ersten romantischen Periode hervorgegangenen Werke sind nichts als Phantasien, Capricen und bizarre Schöpfungen einer exaltirten Imagination und germanisirte Geistesutopien, ohne Farbe und Bestimmtheit, immer formlos, unstät umherschwankend, selbst in den wesentlichsten und wichtigsten Punkten. Die Künstler empfingen den Impuls vorzüglich durch den Roman und das Theater. Die Romanschreiber deckten in ihren historischen Darstellungen alle Lagen des Mittelalters auf und lieferten den Malern, Bildhauern u. s. w. einen unermeßlich reichen Stoff zu ihren Gebilden; andererseits begünstigten die geschichtlich genauen Theatercostumes und Decorationen die wieder erwachende Liebe zur gothischen Kunst. Die historischen Maskenbälle, welche die Herzogin von Berry im Pavillon Marsan veranstaltete, beweisen für unsere Ansicht. Diesen Bällen verdanken die Pariser, daß die große Oper zu einem so hohen Grad von Vollkommenheit in Costumirung und Decoration gelangt ist; Hr. Duponchel, der jetzige Director der großen Oper, war damals der officielle Zeichner für die Maskenbälle bei Hofe. In jenen glänzenden Quadrillen mußte jede Mode der Vergangenheit aufs sorgfältigste nachgeahmt werden; man durchstöberte die öffentlichen Bibliotheken, Kupferstichcabinette und Costume-Laden; vornehme Damen ließen sich in ihren Caleschen nach der Rue Richelieu fahren, um die Büchersammlungen über einzelne Trachten des Mittelalters um Rath zu fragen; jede Näthérin sprach von Vertugadin, jede Kammerzofe von Reliquienkästchen, jeder Costume-Verleiher von Halskrause und Brustlatz.

Die Julitage kühlten diese fieberhafte Aufregung und die Manie fürs Gothische auf einige Zeit ab, aber die Mehrzahl ist bald wieder in denselben Fehler verfallen. Wenige sind bei kaltem Blute geblieben, und haben die guten und schlechten Früchte dieser Umkehr zur Vergangenheit eingesammelt; Wenige fühlen, daß die durch das Studium der Vergangenheit mit Poesie und Liebe erfüllten Herzen einen starken, festgeformten Glauben und unwandelbare Principien bedürfen; noch Wenigere endlich haben eingesehen daß die Deutschen und Engländer eine geistige, moralische Kraft besitzen, welche in Frankreich von den Roués der Regentschaft und den Philosophen des vorigen Jahrhunderts zerstört worden und daß jene Völker, vermöge dieser moralischen Kraft, sich ungestraft den Launen und Capricen ihrer Einbildungskraft hingeben können, während sie dagegen in Frankreich so viel Uebel angerichtet. Diese Wenigen haben sich neuerdings wieder zum Studium der Philosophie, so wie zu den Kirchenvätern und Scholastikern gewandt; sie suchen in der Geschichte etwas Anderes, als mehr oder weniger farbenreiche und talentvolle Gemälde; sie finden in der Religion etwas Anderes, als mehr oder weniger naive, poetische Traditionen; mit Einem Wort,

Digitized by Google

sie sind von der romantisch-gothischen Schule zu der scholastisch-romantischen übergegangen, welche indeß noch nicht viele Anhänger zählt. Die Schüler der ersten sind noch immer so zahlreich, als Sandkörner am Meer; in den drei letzten Jahren sind alle Abtrünnigen, welche die Republik, der Saint-Simonismus und der Fourrierismus verführt hatte, wieder in ihren Schooß zurückgekehrt, und die Liebe zu Alterthümlerei ist gegenwärtig so stark, als während der Restauration. Alles Gothische ist Mode und außer Preis. Jeder pfuscht ins Handwerk, und da die unwissenden Laien das Schlechte sowohl als das Gute kaufen, so müssen die Kenner die geringste Kleinigkeit sehr theuer bezahlen und große Summen daran wenden, um sich ein Antiquitätencabinet von einiger Bedeutung anzulegen.

Diese überall bemerkbare Umkehr zur Kunst hat auf den ersten Anblick etwas höchst Ueberraschendes in einem Jahrhundert, welches ausschließlich mit materiellen, positiven Interessen beschäftigt, von Melodramen, Journalen, Assisenverhandlungen und öffentlichen Hinrichtungen übersättigt ist, den besten Theil des Tages mit Speculation auf der Börse und den übrigen Rest mit zweck- und geistlosen Manieren auf den Boulevards hinbringt. Wie ist es gekommen, daß gerade dieses Jahrhundert sich in die wunderbaren Kunstwerke und architektonischen Zierrathen vergangener Zeiten verliebt hat? Es liegt nicht in unserer Absicht, diese Frage hier zu erörtern, denn das würde uns viel zu weit von dem vorgesteckten Ziele abführen. Jedoch können wir sie nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. Stellen wir zunächst eine Thatsache fest: die neue französische Regierung hat wider ihren Willen diese Rückkehr zu den Moden und Künsten der Vergangenheit in Schwung gebracht.

Da die Juliusrevolution Alles zu nivelliren drohte, hat sie die alten Adelsansprüche wieder ins Leben gerufen und den Stolz der neuen Emporkömmlinge entfesselt. Manche altadelige Familie, deren Wappen unter der vorigen Regierung verborgen gehalten wurde, hat jetzt siegreich ihre Namenszüge und Farben wieder aufgestellt; die schönen Hotels des noblen Faubourg Saint-Germain, in deren Höfen das Gras wuchs, haben ihre Thorwege mit großem Geräusch wieder geöffnet und ihre Ahnenportraits abgestäubt, um auf diese Weise gegen die neue Dynastie zu protestiren. Neben dem ächten, alten Adel hat, wie das bei solchen Gelegenheiten immer geschieht, ein neugeborener Adel Platz genommen, welcher gleichfalls seine Quartiers und seinen Stammbaum geltend machen wollte. Je verlegener sich diese eingeschmuggelten Parvenus fühlten, auf den Teppichen der Tuilerien herumzutreten, je ungewohnter es ihnen vorkam, Stern und Ordensband zu tragen, desto höher stieg ihnen der Kamm, wenn sie daheim waren, desto heftiger brannte das Verlangen, vornehme Manieren und läppisches Junkerthum nachzuäffen. Ich kenne hier ganz vortreffliche Familienväter, alle von ehrenwerthem Kaufmannsstande, welche, von der Adelswuth und Stammbaumsucht angesteckt, große Summen verschwendet haben, um ihre Wohnung gothisch ausmöbliren und ausmalen zu lassen. So traf es sich, daß der Faubourg Saint-Germain und die Chaussée d'Antin gleiche Interessen hatten; ersterer flüchtete sich in die Vergangenheit, wie hinter eine Schanze, um sich zu vertheidigen und den feindlichen Angriff zurückzuschlagen; letztere wollte eine Schanze improvisiren. Die reichen, kostbaren Möbel, die prachtvollen Geschmeide, die glänzenden Toiletten, die Hofbälle, die Audienzen im Schlosse genügten der Bürgerclasse nicht mehr; um den Mangel von Titeln zu ersetzen, kam sie auf den Einfall, sich mit Kunstgegenständen aus der Feudalzeit zu umgeben, gothische Betten, alte Tapeten u. s. w. zu kaufen; die Bankiersfrauen gingen mit bemalten Gebetbüchern in die Messe von Saint-Roch, und Hr. Thiers, ich weiß es aus zuverlässiger Quelle, schickte einen Expressen nach Antwerpen, um einen gothischen Betpult zu holen.

(Schluß folgt.)

Die Thags.

(Fortsetzung.)

Ist der Zug sehr zahlreich, so reisen sie in kleinen Abtheilungen auf parallelen Wegen, als gewöhnliche Reisende, oft nehmen sie den Charakter von Krämern an, und wenn mit Beute bereichert, reisen sie als reiche Kaufleute zu Pferd mit Gezelten. Ueberhaupt heucheln sie, wie die Gauner in Europa, stets jenen Charakter, der ihnen am leichtesten das Zutrauen gewinnt. In Städten gehen nur drei oder vier mit einander, und nehmen den Anschein an, als begegneten sie sich dort aus Zufall ohne vorhergegangene Bekanntschaft. Sie schicken allenthalben ihre Spione aus, nur um zu wissen, wer reiset, wann und wohin? und wie viel er Geld oder Geldeswerth bei sich habe. Sie machen mit dem Wanderer Cameradschaft, wechselseitiger Sicherheit wegen. Haben sie einen tauglichen Ort erreicht (am liebsten wählen sie Stellen, wo es leicht ist ein Grab zu machen), so bewegen sie den Wanderer sich zu setzen, um Erfrischung aus dem Reisevorrath zu nehmen. Doch seine Kräfte sind ihm nicht lange mehr nöthig; einer wirft ihm von hinten die Schlinge über den Kopf und hält sie am einen Ende, ein zweiter packt das andere, und ein dritter versichert sich der Hände des Unglücklichen, oder er packt ihn bei den Füßen um ihn umzuwerfen; Waffen, jedoch so, daß sie kein Blut vergießen, helfen den Tod beschleunigen. Sind mehr Wanderer, so werden sie auf ein gegebenes Zeichen Alle auf einmal abgefertigt, daß sie auch durch keinen Laut ihre Gefahr kund geben können. Während die That verübt wird, ist der Weg allenthalben mit Wächtern besetzt. Sollte sich Jemand nahen, so gebrauchen sie verschiedene Mittel, um ihn aufzuhalten. Er kann seinen unzeitigen Besuch auch mit dem Leben büßen, oder der Wächter fällt nieder und krümmt sich und winselt wie von Kolik gemartert, um ihn aufzuhalten. Die Leiche des Ermordeten wird sogleich begraben, doch in einer hinlänglich tiefen Grube, damit ihn nicht Schakals ausgraben, und er wird vorher aufgeschnitten, daß das Schwellen der Gefäße keine Sprünge des Bodens verursache. Sollte es jedoch unmöglich seyn, den Leichnam sogleich zu beerdigen, spannen sie ein Gezelt auf, bringen ihn in das Innere, welches als Harem jedem Fremden verschlossen

Digitized by Google

iſt, und beerdigen ihn dort. Ueber den Gräbern der auf Befehl ihrer Göttin Erdroſſelten ſchüren ſie Feuer an zur Bereitung der Speiſe, um das Grab unkenntlich zu machen. So wird auch alle Spur der Unglücklichen vertilgt, kein Blutstropfen bezeichnet das entflohene Leben.

Unterdeſſen wird manches Opfer des eigennützigen Aberglaubens durch Aberglaube, durch widrige Zeichen gerettet, Andere durch ihre natürliche Schwäche oder ihr Gewerbe. So tödten ſie in der Regel kein Weib, außer ſie iſt alt und reich, in welchem Fall einer die Verantwortlichkeit auf ſich nimmt. Ferner ſind ausgenommen: Schneider, Dichter, Tanzmeiſter, Muſiker, Gangeswaſſerträger (doch nur wenn ſie mit Waſſer beladen ſind), Wäſcher, Schreiner, Lahme und Ausſätzige, und (aus einer ſehr natürlichen Urſache) Fakirs.

Noch bequemer läßt ſich das Gewerbe der Thags zu Waſſer (auf Flüſſen) ausführen. Selbſt von anſehnlichem Aeußern, zum Theil als zum Boote gehörig, theils als anſehnliche Reiſende ſuchen ſie den frommen Pilgrim, den nimmerſatten Kaufmann oder den wißbegierigen Reiſenden an Bord zu locken, wo er für geringen Preis alle Bequemlichkeiten findet. Sehen ſie ſich mit ihrer Fahrt hinlänglich allein, ſo ſetzen ſich zu jedem Reiſenden drei Thags, während die Uebrigen auf dem Verdecke ſingen und ſpielen, auf ein gegebenes Zeichen werden alle in demſelben Augenblicke erdroſſelt, und zu Nachts ihre Leichen über Bord geworfen.

Daß die Handlungsweiſe der Thags nicht ganz gewöhnliche Räuberei ſey, ſondern ein im innerſten mit Religion zuſammenhängendes Syſtem, zeigt am beſten die Theilung der Beute. Zuerſt wird für die Wittwen und Waiſen der Fraternität der gehörige Theil auf die Seite gelegt und die Ausgabe der religiöſen Ceremonien beſtritten, dann erſt beginnt die Theilung unter den Theilnehmern der Expedition. Von dieſem bekommt der Anführer zwei Theile, dann die welche in Verübung der Mordthat beſchäftigt waren, jeder anderthalb Theile, die Uebrigen von der Bande jeder ein Theil. Es iſt daher nicht der bloße Egoismus des einzelnen, der ihn zum Morden bewegt, denn die Beute iſt ja Gemeingut, und in der That ſind ſie darin ſo gewiſſenhaft, daß der Fall, daß einer einen Theil der Beute verbirgt, ſelten, vielleicht nie vorkommt. Wie wahr iſt es was ein perſiſcher Dichter ſagt: Die Gerechtigkeit iſt dem Menſchen ſo nothwendig, daß ſie ſelbſt unter Dieben und Räubern herrſchen muß, wenn ſie fortbeſtehen ſollen." Es läßt ſich leicht denken, daß ſie bei einem ſo ausgebildeten Syſtem ihres Gewerbes, in Entäußerung der Beute nicht minder vorſichtig ſind, als in Erwerbung derſelben. Der Verkauf des Erbeuteten geſchieht nur in, von dem Platze der Mordthat ſehr entfernten Orten, wo die Thäter ganz unbekannt ſind.

(Fortſetzung folgt.)

Café de l'Olympe.

Man kündigt in Paris ein neues Etabliſſement an, das an Pracht alle übertreffen ſoll, welche der Luxus mit großen Koſten zu Paris aufführte. Es wird in der Nähe des Boulevard eröffnet werden und den Namen Café de l'Olympe führen. Inmitten der gothiſch-romaniſchen Bewegung wird es weſentlich claſſiſch ſeyn. Es wird ſich von dem Styl des Mittelalters und dem der Wiedergeburt der Kunſt entfernen, und nur an die Mythologie halten. Man wird zuerſt durch unterirdiſche Gänge hineinkommen. An dem Ufer eines See's angelangt, wird man hier den alten Charon mit ſeiner Barke finden, der die Reiſenden für ein artiges Fährgeld auf das andere Ufer überſetzen wird. Die dunkeln Sterblichen, die nur Bier trinken und die abſcheuliche Gewohnheit des Rauchens haben, werden in einfache Grotten treten, wo roth- und ſchwarzgekleidete Männer zu ihrem Dienſte harren, die ein ziemlich treues Bild der Anwohner des Phlegethon darſtellen werden. Eine Proſerpina, den Kopf mit Narciſſen umwunden, wird auf einem Ebenholzthrone die Opfergaben der Gläubigen empfangen. Dieß wird der hölliſche Diwan ſeyn. Die auserleſenern Gäſte werden von der Fortuna in die bezauberten Haine Idaliens geleitet, wo Schwärme von Hebe und Ganymeden ſie mit Gefrorenem und friſchen Liqueurs bedienen; das Comptoir ſtellt ein mit Tauben beſpannter Wagen vor, von dem aus eine Venus voll Anmuth und Liebreiz das Gold und den Weihrauch der ſchwachen Sterblichen anzunehmen geruht. Die anmuthige Polyhymnie wird den Vorſitz in einem Muſikſaale führen, wie die muthwillige Terpſichore im Tanzſaale; mit Einem Wort, alle Götter der Fabelwelt werden in Contribution geſetzt. Ein Schriftſteller wird ſich dem Unternehmen anſchließen und den Namen Apollo tragen. Eine einzige Frage bleibt zu löſen: wird das Unternehmen einige Gemeinſchaft mit Plutus haben? Die ganze Pariſer Limonadenwelt iſt in Bewegung und zittert auf ihrer Grundlage.

Diego Portales.

(Schluß.)

Hier beginnt oder endigt vielmehr ein ſchauderhaftes Drama.

Mit kräftigen Worten hatte Portales gleich bei ſeiner Feſtnehmung dem Obriſten Bidaurre die Größe ſeines Verbrechens vorgeſtellt; allein dieſer erwiederte bloß mit Achſelzucken und ließ ihn in einen Kerker werfen. Gebunden mit Stricken, geführt auf einem Karren im Gefolge der Armee bis an die Linien der Cabreteria, empfing der Reſtaurator der chileniſchen Freiheiten die Kunde, daß ſein Tod für den Fall beſchloſſen ſey, wenn die Regierung von Valparaiſo ſich weigerte, das Geſchwader und die Stadt auszuliefern. Als Bidaurre die Antwort Cavareda's erhielt, erwartete er den Ausgang des Kampfes, und nachdem die Niederlage der Seinigen keinem Zweifel mehr unterlag, ſandte er den Befehl ab, Portales zu tödten. Die mit dieſer eben ſo lächerlichen als gräßlichen Execution beauftragten Soldaten fanden den Kriegsminiſter ruhig auf ſeinem Karren ſitzend, wo er gerade mit Don Eugenio Nicochea über die für den Frieden Chili's ſo traurigen Folgen des Aufſtandes ſprach. Bei dem Anblicke der Mörder zerfloß Don Eugenio in Thränen, und ſtürzte zu den Füßen Diego's nieder; dieſer aber, empört über ſolche Schwachheit, wandte ſich gegen ſeine Henker, und warf ihnen ſpöttiſch vor, daß ihr Chef ſo ſchmählicherweiſe zögere, ſein letztes Verbrechen zu vollführen. Bidaurre hoffte immer noch durch die Abweſenheit des Miniſters die Truppen von Valparaiſo zu überzeugen, daß Diego ſeine Bewegung billige. Als aber das Gewehrfeuer den Obriſten enttäuſcht hatte, hieß ein Unterofficier, Namens Florin, in Begleitung zweier Sergenten, eines Corporals und eines

Digitized by Google

Soldaten den Gefangenen von dem Karren herabsteigen. Portales, welcher wohl sah, daß seine letzte Stunde da sey, umarmte Don Eugenio, und trug ihm auf, in Valparaiso zu sagen, er sterbe mit der festen Ueberzeugung, daß man seinen Tod rächen werde; hierauf befahl er mit ernster Stimme seinen Henkern, ihm die Arme loszubinden. Nachdem dieß geschehen war, riß er mit beiden Händen heftig sein Hemd auseinander, gleichsam um die Stelle seines Herzens zu zeigen, und rief: Malvados! yo moriré, pero mi sangre sera vengada muy pronto, porque el pays no podra sufrir vuestro crimen....! In demselben Augenblick trafen ihn zwei Kugeln, die eine in den Kopf, die andere in die Seite; ein heftiger Kolbenschlag auf die Stirne streckte ihn vollends augenblicklich todt nieder. Florin durchbohrte ihn noch mit mehrern Degenstößen und beraubte ihn gänzlich; hierauf ließ man den Leichnam liegen.

Nichts vermag den Schmerz und die Entrüstung der Chilenen auszudrücken; die Bestrafung der Mörder, die Erwartung eines baldigen Krieges mit Peru und die dem Andenken an Portales erwiesenen Ehrenbezeugungen allein waren im Stande, den ersten Ausbruch der öffentlichen Trauer zu beschwichtigen. Die allgemeine Meinung, sie mag falsch oder wahr seyn, ist die, daß Santa Cruz bei dem in der Bucht von El-Barron begangenen Meuchelmorde seine Hand im Spiele hatte. Wie dem nun auch sey, am 4 Julius wurden Vidaurre, Florin, Toledo, Carvalho, Ulloa und Fiorelius, letzterer ein Schwede und ehemaliger bei Bernadotte in Ungnade gefallener Officier, auf dem Orrego Plaze erschossen. Den rechten Arm Florins stellte man an einer Pike auf dem Plaze des Verbrechens auf; das Haupt Vidaurre's wurde auf dem Quillota-Plaz an einem Pfahl aufgesteckt, nebst einem Anschlag, worauf der Ausspruch des Tribunals zu lesen war.

Die Municipalität von Valparaiso beschloß, der Name Diego Portales sollte mit goldenen Buchstaben auf eine Marmortafel in ihrem gewöhnlichen Sitzungssaal eingegraben werden. Zu seinem Andenken wurden auf Subscription zwei Denkmäler, das eine im Serro del Barron, das andere in der Stadt errichtet. Sein Leichenbegängniß war der Größe seines Verlustes würdig.

Der Leichnam des Portales, welcher auf einem von Abtheilungen der Nationalgarde gezogenen Wagen nach Valparaiso gebracht wurde, langte unter Begleitung einer unzähligen Menschenmenge und gefolgt von allen auswärtigen Consuln daselbst an. Auf seinem Sarge waren die Stricke zu sehen, mit denen ihm die Hände gebunden waren. Die Kriegs- und Handelsschiffe senkten als Zeichen der Trauer während des Begängnisses ihre Flaggen. Die brittische Flagge wehte am Bord einer englischen Fregatte, dem einzigen fremden Kriegsschiffe, welches zur Zeit der Katastrophe von Quillota im Hafen von Valparaiso vor Anker lag. Die nähern Bestimmungen für die Trauerfeierlichkeiten waren durch hohen Beschluß des Senats der Republik von San Jago aus mit eben so viel Glanz als Genauigkeit vorgeschrieben worden. Nach dem Trauergottesdienste wurden die irdischen Reste Portales nach San Jago gebracht, wo der Donner der Kanonen vom Schlosse San Lucio aus der Bevölkerung die Ankunft derselben ankündigte. Der Präsident der Republik empfing an der Spize aller hohen Beamten Chili's den Sarg, und ließ ihn in die Gruft des Presbyteriums der Kathedrale hinabsenken. Zuletzt wurde für die Dauer eines Monats im Namen des Vaterlandes eine allgemeine Trauer geboten.

So starb ein Mann, der, bei sehr wenig Erziehung, in einem jungen Land und inmitten wilder Sitten, während seines kurzen Daseyns alle Verbesserungen vornahm, welche eine fortschreitende Civilisation mitten in den Stürmen der jungen Republik Chili zu entfalten fähig ist, von den Statuten des Nationalcongresses an bis zu den Vorschriften für Erziehung junger Mädchen in Pensionsanstalten. Wenn, wie man behauptet, Diego Portales einen tiefen Haß gegen Fremde in sich trug, so muß man dabei vom Gesichtspunkte der Interessen seiner Administration ausgehen; es hieße gewissermaßen seinem Andenken grollen, wenn man in seinem politischen Leben den gewandten Gesezgeber und den patriotischen Chilenen nicht unterscheiden wollte.

Santa Cruz dagegen, dessen Sitten einschmeichelnd und von ausgesuchter Höflichkeit sind, scheint in seinen Rücksichten auf Europa vielmehr durch das innerste Bewußtseyn seines persönlichen Werthes, als durch das Gefühl der Nationalmeinungen geleitet zu werden. In Beziehung auf das Protectorat, welches er bereits über zwei blühende Republiken ausübt, und das er allem Anschein nach bald auch auf die Nachfolger des unglücklichen Portales ausdehnen wird, scheint der ehrgeizige Präsident von Bolivia das Reich Bolivars wieder herstellen zu wollen, allein mit andern Absichten als der Befreier Peru's. Um sich davon zu überzeugen, braucht man bloß einen Blick auf die politische Geographie der Staaten zu werfen, welche er unter einer einzigen Dictatur zu vereinigen gedenkt. Chili und die Provinzen von Ober- und Nieder-Peru haben denselben revolutionären Ursprung; spanisches Blut fließt ohne Unterschied in den Adern von drei Bevölkerungen, und die Sitten, die Sprache, das Charakteristische der Physiognomie, die Religion, die Vorurtheile sind zu Valparaiso dieselben, wie in Callao und zu Chuquisaca. Allein aus der Gestaltung des Landes oder den materiellen Bedürfnissen ihrer Eingebornen entstehen Schwierigkeiten, und diese Schwierigkeiten führen zu Spaltungen, welche jeden Plan auf Einheit vollkommen illusorisch machen. Chili, Bolivia und Peru sind zu verschiedenem Wohlstande, zu entgegengesetztem Gedeihen berufen, und sie setzen sich mehr und mehr in ihren entgegengesetzten Interessen fest; unvermeidliche Conflicte werden unvermuthet sich ergeben, örtliche Hülfsquellen werden monopolisirt werden; dieß ist das Schicksal dieses Theils von Amerika. Es ist daher unmöglich, daß der Protector der peru-bolivischen Conföderation, als Mann von Geist und Verstand, an eine wirkliche Vereinigung denke. Sein Ehrgeiz könnte demnach bloß nach einer moralischen Gewalt, nach einer consultativen Dictatur, nach einem Napoleonischen Einfluß streben; aber eine solche Einheit bildet unter den Bedingungen, worunter junge Republiken sich gegenseitig aufrecht erhalten, einen noch illusorischen politischen Traum, als der erstere.

Santa Cruz besitzt die volle List, die volle Beharrlichkeit eines Indianers; man muß auf neue Bemühungen, auf neue Combinationen von seiner Seite gefaßt seyn. Er hat bereits Caperbriefe gegen alle Feinde der peru-bolivischen Conföderation erlassen; er ergreift gegen die Fremden die willkürlichsten Maaßregeln, unter dem Vorwande, sie seyen als Spione verdächtig. Die Zeitschriften sagen es wiederholt, er wolle die Zeiten des Inka Jupanqui wieder einführen. Aber die Rächer des Portales schlafen noch nicht; während wir schreiben, wird die Frage entschieden; man sagt sogar, Bolivia zeige Unwillen und Bewegung der Unzufriedenheit. Der Dictator steht dem tarpeiischen Felsen nahe. Es hat etwas Peinliches, daß zwei Männer, wie Portales und Santa Cruz, nicht über die Mittel einig geworden sind, das Gleichgewicht junger Republiken zu erhalten, ohne sie in ihrem Gange gegeneinander stoßen zu lassen, und daß der Eine Ereignissen unterlag, welche die Zunahme der Macht des Andern viel zu sehr begünstigen. Dieser Ausgang eines großen Kampfes führt in Südamerika zu Aenderungen, welche für Europa von großer Wichtigkeit sind.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 120.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 April 1838.

Die Thags.

(Fortsetzung u. Schluß.)

Ich glaube immer, daß der einzige höhere Trieb des Menschen das Bedürfniß sey, thätig zu seyn, und das Resultat der That — sich wichtig zu machen. Alle übrigen Leidenschaften, die nicht bloß in den Sinnen ihre Quelle haben, lassen sich daraus ableiten. Eine gewisse Rangordnung und hart zu ersteigende, aber mit großem Nimbus umgebene Stufen, waren daher stets das Princip und Band von Verbindungen, die sich einer Dauer erfreuten; denn dadurch wird die Thätigkeit und Einbildungskraft dessen, der vorwärts strebt, in Anspruch genommen, und hat er die Höhe erstiegen, so fühlt er sich so wichtig, daß ihm auch sein Nichtsthun als That erscheint. Damit aber der Candidat die Würde für strebenswerth halte, sind die heiligenden Ceremonien nöthig.

In diesem Sinne nun, um das Naturgefühl gehörig zu tödten, muß der junge Thag unter einem erfahrenen Zauberer ein langes Noviziat durchmachen, und damit das Amt eines Erdrosslers in Ehren bleibe, verehrt der Candidat diesen seinen Lehrer, der ihn zu dieser heiligen Kunst einführte, mehr als seine Eltern, und aus demselben Grunde, darf man sein erstes Meisterstück erst nach feierlicher Initiation und nach befragten Wahrzeichen vornehmen, damit ja der Nicht-Thag vom Eingeweihten unterschieden sey. Auch findet eine strenge Unterscheidung der verschiedenen Aemter statt, z. B. dem eines Erdrosslers, Grabmachers, Anlockers, Wächters u. s. w. Uebrigens werden nur bloß Thags von Geburt zum Noviziate zugelassen.

Nach jedem Morde wird von den Eingeweihten eine Art Sacrament genossen, woran die Katechumenen nicht Theil nehmen dürfen. Auf ein reines Tuch wird nämlich unraffinirter Zucker, eine Silbermünze zum Opfer und die Pike gelegt. So viele von den Vornehmen unter den Thags, als möglich ist, nehmen auf demselben Tuche Platz, die Uebrigen stehen rings um. Auch hier wenden sie sich vom Aufgang des Lichtes, alles Lebens ab, und kehren sich nach Westen. Die Augen gen Himmel gekehrt spricht dann der Vornehmste unter ihnen das hochpoetische Gebet: „Große Göttin, lasse uns sechzigtausend Rupien erbeuten!“ nach einigen andern Ceremonien wird der Zucker unter den Anwesenden vertheilt und mit Ehrfurcht verzehrt. Dieser Zucker weckt Wunder in dem Gläubigen; denn alle Kraft kommt von uns selbst, in dem aber, der an äußere Zeichen glaubt, kann sie durch solche erweckt werden. „Wer,“ sagte ein Thag im Verhöre, „wer kann der Begierde, ein Thag zu seyn, widerstreben, sobald er vom heiligen Zucker gegessen hat. Ich hatte bedeutendes Vermögen und den Rang eines Staatsbeamten; doch nachdem ich den heiligen Zucker verzehrt hatte, zwang es mich unwillkürlich, meinem Berufe zu folgen.“

Außerdem feiern die Thags noch ein anderes Opfer oder vielmehr Fest, welches wir Agape nennen möchten. Es wird dabei eine oder mehrere Ziegen geschlachtet und der geweihte Zucker verzehrt, übrigens wiederholen sich dabei nur bereitsgedachte Ceremonien. Dieses Fest ist nicht an eine bestimmte Zeit geknüpft, sondern wird gefeiert, so oft ein Gläubiger die Mittel und den guten Willen hat, die Unkosten zu bestreiten.

Die zahlreichen Sühnungen, welche für Vergehen gegen die Gebote ihrer Göttin oder die Gebräuche ihres Gewerbes verrichtet werden, betreffen meistens nur den Einzelnen.

Die Erscheinung, daß Handlungen, welche alle geselligen Bande gefährden, durch Religion geheiligt werden, ist nicht selten, aber bei den Thags besonders auffallend. Und doch, wollen wir nicht Alles, was nicht mit unserer eigenen Ueberzeugung übereinstimmt, Aberglauben heißen, müssen wir einem Systeme, welches von einer ganzen Menschenclasse anerkannt wird, den Namen Religion zuerkennen.

Man würde sich aber sehr täuschen, wenn man annehmen wollte, daß die Religion die Quelle der Verbrechen der Thags oder irgend einer Gewohnheit bei irgend einer Nation sey. Das Vermeiden, Blut zu vergießen, das sorgfältige Begraben der Ermordeten, geheiligt durch ihr schützendes Palladium der Pike (welche sie in der That vor Entdeckung der That schützt), nebst allen andern Gebräuchen und Gesetzen zeigen deutlich, daß sie anfangs die Klugheitsmaaßregeln von Mördern waren, denen Gewissen und religiöse Grundsätze wohl sagten, was sie verbrochen haben; daß diese Klugheitsmaaßregeln durch Herkommen geheiligt, wird die Vernunft, welche sich immer vor ihrem eige-

Digitized by Google

nen Tribunale zu entschuldigen bemüht ist, endlich zum Gesetz erhoben, sie in ein System vereinigt und durch göttlichen Ursprung und Offenbarung geheiligt haben, wie es immer und unwillkürlich geschieht, wenn der Mensch etwas aufrecht zu erhalten wünscht, dessen Gründe ihm nicht klar sind, oder wofür er gar keine finden kann. So geht die Religion immer vom Volke aus, welches sie anfangs factisch ausspricht, die Theorie folgt dann, und kann wohl, wie bei Arabern, in einem so sehr im Geiste der Nation denkenden Mann, daß er der Repräsentant desselben zu heißen verdient, zuerst theoretisch ausgesprochen und gebildet werden. So wird das Volk nie von der Religion geleitet, wenn auch bisweilen gestärkt, aber stets der einzelne Gläubige. Dieses ist besonders bei den Thags klar. Menschen, die so kaltblütige Mordthaten begehen, daß sie es für eine Sünde hielten, Jemanden zu berauben, ohne ihm das Leben zu nehmen, sind überaus gewissenhaft in Befolgung anerkannter Pflichten. Nie verbirgt einer einen Theil der Beute, sie versorgen die Wittwen und Waisen ihrer Verbrüderung, und Mütter verriethen ihre Söhne, um nicht den bei der Pike geleisteten Eid zu brechen, und wenn Thags gefragt wurden, ob sie sich ihrer Missethaten nicht schämten, war stets die Antwort: „wer kann sich seines Gewerbes, seines Glaubens schämen?

So lassen sich selbst die schlimmsten und thörichtesten Vorurtheile dem Einzelnen durch Erziehung einschärfen, nie aber einem ganzen Volke. Völker verfolgen unaufhaltsam ihren Lauf, gut und schlecht, vernünftig und widersinnig; und sollte auch die Oberfläche in Thatlosigkeit für einige Zeit wie gefroren stille stehen, so läuft doch das Wasser unter der Schale fort, und wenn das Eis bricht, so ist das Wüthen des Stromes seinem Laufe entlang nur desto unaufhaltsamer, und leider auch verheerend.

Privatsammlungen in Paris.

Die Sammlung des Hrn. Dusommerard.

(Schluß.)

Daher darf es uns nicht wundern, wenn in Paris eine Menge Sammlungen von antiquarischen Seltenheiten bestehen, worauf die Eigenthümer so stolz sind, daß sie dieselben höchst bereitwillig jedem Fremden zeigen. Jeder Dandy vom Boulevard de Gand hat sein Antiquitätencabinet; denn nichts gilt hier für leichter, als das Alterthümlerhandwerk. Jeder, wer einen zinnernen Teller, einen Topf aus Herculanum, einen geschnittenen Stein oder einen türkischen Dolch, mit Einem Wort die kleinste Sammlung von Kunstgegenständen aus den verschiedensten Epochen besitzt, ist ein Antiquitätenliebhaber. Man thut sehr Unrecht, den ersten besten für einen Alterthümler zu erklären. Die hervorstechenden Merkmale dieses von Walter Scott so vortrefflich beschriebenen und auf eine so feine Weise verspotteten Charakters sind in unsern Augen ein sicherer, untrüglicher Tact und ein tiefes Zartgefühl für die Natur, so wie für die Kunstformen. Diese Eigenschaften besitzt in hohem Grade Hr. Dusommerard, welcher in dem alten Hotel de Cluny in der Rue des Mathurins St. Jacques, eine ausgezeichnete Sammlung angelegt hat. Jeden Donnerstag ist dem Publicum freier Zutritt gestattet; man hat vollauf Muße, die reichen Schätze dieser Sammlung zu betrachten; außer einigen Deutschen und Engländern trifft man daselbst wenig Besucher; die Pariser wissen gar nicht, daß ein so merkwürdiges Kunstcabinet in ihrer Vaterstadt existirt. Woher sollten sie es wissen? Die „Wegweiser durch Paris" lesen sie nicht, und Journale haben keinen Platz übrig, um von Privatsammlungen zu sprechen. Es ist in der That befremdend: so oft ein Orangutang, ein gelehrter Pudel, eine Beduinentruppe oder sonst etwas Unbedeutendes in der französischen Hauptstadt anlangt, so kann man sicher darauf zählen, daß alle Zeitungen voll sind und alle Badauds sich auf die Beine machen, um das neue Wunder in Augenschein zu nehmen, koste es was es wolle. Die beiden siamesischen Zwillinge, welche sich vor zwei Jahren hier für Geld sehen ließen, haben sich eine Rente von 20,000 Franken erworben. Findet sich dagegen ein Mann, welcher, wie z. B. Hr. Dusommerard, weder Zeit noch Geduld, noch Vermögen spart, um die Erzeugnisse aller Künste, aller Jahrhunderte oder ausschließlich die Meisterwerke einer besondern Kunst und einer einzigen Epoche in seiner Wohnung zu sammeln; welcher sodann in der löblichen Absicht, seinen Mitbürgern die Arbeit vergangener Geschlechter vor Augen zu führen, den verborgensten Winkel seines Hauses öffnet; — so wette ich Zehn gegen Eins, daß, mit Ausnahme von einigen wenigen Künstlern und Literaten, welche Studien machen müssen, Niemand sich die Mühe geben wird, alle diese Kunstschätze zu examiniren; oder wenn ein liberaler Weltmann es nicht verschmäht, einen flüchtigen Blick auf diese Ueberbleibsel einer entschlafenen Civilisation zu werfen, so wird er nicht ermangeln, beim Heraustreten aus der Wohnung des Alterthümlers lächelnd auszurufen: „Das ist ein Narr!"

Als Hr. Dusommerard seine Alterthümer zu sammeln anfing, warf man ihm mehr als Einmal diesen unvernünftigen Bannfluch an den Kopf; man wunderte sich ganz besonders, wie ein Mitglied vom königlichen Rechnungshofe Zeit fände, Credenztische und Gabeln aus der Zeit Ludwigs XIII zu kaufen, anstatt an den Fiscus zu denken. Die HH. Richter wußten sich diese Leidenschaft eines ihrer Collegen für das Jahrhundert Rabelais' durchaus nicht zu erklären, da es doch augenscheinlich bewiesen war, daß der satyrische Pfarrer von Meudon ihre erlauchte Körperschaft zu wiederholtenmalen geschmäht hatte. Hr. Dusommerard lief große Gefahr, in der Person seiner Collegen am Rechnungshofe neue Ikonoklasten zu finden, welche über seine schöne Sammlung herfallen würden, sobald sich die Gelegenheit dazu böte. Der unverdrossene Alterthümler ließ sich jedoch durch nichts abschrecken; er sammelte, was er fand, und bald wurde sein Inventarium so stark, daß er es in seiner Wohnung nicht mehr unterbringen konnte; kaum war noch ein Plätzchen für ihn selbst übrig; er sah sich daher gezwungen, ein anderes Nest zu bauen. Das alte und schöne Hotel de Cluny wurde gerade zum Verkauf ausgeboten, er machte sich zum Eigenthümer desselben und verlegte dahin seine Sammlung. Nach der Julirevolution machte er der Regierung den Vorschlag,

Digitized by Google

das Hotel de Cluny mit dem benachbarten römischen Badepalast, in der Rue de la Harpe, zu vereinigen, und in diesem Local ein Museum französischer Alterthümer zu gründen. Hr. Alexandre Lenoir lieferte einen einfachen und höchst ökonomischen Plan zu diesem Neubau, der nach dem Anschlag des Architekten nur 750,000 Fr. kosten sollte. Der damalige Minister Thiers und der Generalinspector der Monumente in Frankreich, Hr. Vitet, verschoben die Ausführung des Projects, und Hr. Dusommerard mußte sich darauf beschränken, den Theil des Hotels, welcher in bewohnbarem Zustande ist, zu einem Museum einzurichten. Dieser Theil umfaßt die obere und die untere Capelle. Die letztere hat noch keine specielle Bestimmung erhalten; der Besitzer hat im Sinn, eine Todtengruft daraus zu machen. Die obere Capelle war noch im Jahre 1832 eine Buchdruckerei, gegenwärtig hat sie ihr ehemaliges Mönchskleid wieder angezogen; sie enthält mehrere Mannequins mit gold- und silbergestickten Meßgewändern, einige Räucherfässer und Chorpulte aus dem 15ten und 16ten Jahrhundert, elfenbeinerne Bischofsstäbe und kupferne Monstranzen, stark übergoldet mit dem Datum 1504, ein schönes Tragkreuz und eine ziemliche Anzahl von Reliquienkästchen. Das große und schöne Altarblatt, welches die Mitte der Seitenwand links vom Allerheiligsten einnimmt, stammt aus der Abtei von Everbern bei Lüttich. Alle Meubles dieser Capelle, als da sind: Credenztische, Chorpulte, Betstühle, Oberstühle, Chormäntelschränke, Balustraden, Leuchter u. s. w. rühren aus Epochen her, die in die Erbauungszeit der Capelle fallen (1490 bis 1510). Der Charakter der architektonischen Zierrathen, die Zeichnung der Figuren, die Costumes und die Form der Wappen erinnern an die Arbeiten aus der Mitte des 16ten Jahrhunderts. Mehrere Gemälde in enkaustischer Manier, ein Altarblatt von Hemmeling, eine Reihe kostbarer, auf Pergament gedruckter Gebetbücher, mit reichen Einbänden und Holzschnitten; ferner mehrere religiöse Manuscripte mit zahlreichen Vignetten und goldenen Leisten aus dem 14, 15 und 16ten Jahrhundert, ein kleines Tagebuch Heinrichs III, das sind in kurzem die hauptsächlichsten Details dieser Capelle, deren neuerdings von Hrn. Dusommerard aufgefundene gothische Fresken ein neues Interesse gewähren.

Das Zimmer Franz's I fesselt ferner unsere Aufmerksamkeit: es ist mit merkwürdigen Gegenständen aus der Regierungszeit Franz's I und seiner fünf unmittelbaren Nachfolger angefüllt. Hr. Dusommerard behauptet, daß Franz I hier die Capitulation dictirt habe; die Liebhaber von Meubles und Merkwürdigkeiten aus dem 15ten Jahrhundert betrachten mit großem Vergnügen ein aufgestelltes Schachspiel von durchsichtigem, vielfarbigem Bergkrystall; zu beiden Seiten des Schachbretts sind hölzerne Ritter zu Pferde in voller Rüstung, welche mit eingelegter Lanze auf einander losrennen. Die übrigen Meubles und verschiedenen Geräthe dieses Saals rühren im Allgemeinen aus dem 16ten Jahrhundert. Wir bemerken darunter ein Bett mit Karyatiden und Geländersäulen, welches einen Tragbimmel mit Karnießen im Geschmack der Renaissance stützt. Dieß Bett gehörte einem Savoyer Bischof; auf den Kissen liegen zwei vollständige Rüstungen. Außerdem enthält dieses Zimmer ein Portrait Karls V in voller Waffentracht, die Steigbügel und Sporen, welche Franz I in der Schlacht bei Pavia trug. Die Steigbügel sind von vergoldetem Kupfer, sie tragen auf der Oberfläche die Inschrift F. Rex, und auf den Rändern die bekannten Salamander, welche sich auf ihren in Gestalt eines Stricks zusammengewundenen Schwänzen stützen und die französische Krone über ihren Köpfen haben; unten lieset man die Devise: nutrisco et extinguo. Die Flamberge, die langen Stoßdegen für zwei Hände, die Schilde, Helme, Schutzlappen, Sturmhauben, Streitärte, Kampfsichel, die Luntenkasten für die Hakenbüchsen, welche sich in eben diesem Saale finden, sind sowohl in historischer als in künstlerischer Hinsicht sehr merkwürdig. Ein Paradedegen zeichnet sich besonders durch seine wunderbar schöne Arbeit aus. Auf der Klinge sind die zwölf Apostel eingetrieben. Hr. Dusommerard behauptet, er sey aus der Werkstätte Benvenuto Cellini's hervorgegangen.

Von der Galerie und Hintergalerie, zwei Vestibules, welche mit Kunstgegenständen aus der Renaissance angefüllt sind, haben wir nur Weniges zu sagen. Die treffliche Broschüre, welche Hr. Dusommerard über das Hotel de Cluny und den Badepalast der römischen Kaiser herausgegeben hat, enthält über dieses pittereske Mobiliar von Buffets, Trinkkannen, Statuetten u. s. w. die ausführlichsten Andeutungen. Das kleine Badezimmer (pièce des Thermes), welches auf diese Galerie folgt und durch ein kleines Cabinet direct mit dem großen Saale des Badepalastes communicirt, verdient einen Augenblick unsere Beachtung. Kunstfreunde werden die Eingangsthüre mit Vergnügen, und namentlich ein Basrelief aus Marmor betrachten, worauf eine Entführungsscene abgebildet ist. Der Speisesaal ist auf eine höchst geistreiche Art von den Hrn. Sechon und Feucheres mit Scenen nach Rabelais ausgemalt worden.

Die Sammlung des Hrn. Dusommerard ist unbedingt die reichste Privatsammlung in Paris; dazu kommt noch, daß es nicht wohl möglich war, ein passenderes Local dafür aufzufinden. Von den übrigen Privatsammlungen in Paris ein anderesmal.

Chronik der Reisen.

Reise des Astronomen Fedorow in Sibirien.

(Aus dem Berichte des Ministers für die Volksaufklärung vom 3 (15) März 1838 entnommen und in der Nordischen Biene vom 22 März mitgetheilt.)

Die Geographie Sibiriens kann eine feste Grundlage nur vermittelst astronomischer Bestimmung der Hauptpunkte erhalten; da trigonometrische Messungen nur in einzelnen kleinen Theilen möglich sind, deren genaue Kenntniß von besonderer Wichtigkeit erscheint. Um diesem Mangel abzuhelfen, bestätigte die Regierung im Jahre 1831 den Plan zu einer astronomischen Reise, deren Ausführung dem ehemaligen Adjuncten am Dorpater Conservatorium, Hrn. Fedorow, übertragen wurde. Da es für einen Astronomen unmöglich war, ganz Sibirien zu durchwandern, so mußte die Reise Fedorows auf den südwestlichen Theil beschränkt werden, wo schon eine bedeutende Anzahl genauer Untersuchungen angestellt worden war; zudem war auch die Kenntniß dieses Theils für die Regierung von besonderer Wichtigkeit. Es wurden vier-

Digitized by Google

zehn Hauptpunkte und sechs und dreißig Punkte von secundärer Wichtigkeit auf der Strecke zwischen dem Ural bis zum Jenisei, oder zwischen Orenburg und Krasnojarsk, eine Ausdehnung von 58 Längen- und 50 bis 60 Breitegraden, zur Beobachtung bestimmt. Bei dem jetzigen Stande der praktischen Astronomie bietet die Bestimmung der Breite keine Mühe mehr dar, aber die Länge von vierzehn Hauptpunkten mußte durch astronomische Beobachtungen genau bestimmt, und die Länge von sechs und dreißig Punkten zweiter Wichtigkeit vermittelst der Chronometer mit den ersten in Verbindung gebracht werden.

Im Anfange des Jahres 1832 stellte Fedorow in Dorpat seine vorbereitenden Beobachtungen an, und beendigte auch im Ausgange des Jahres 1837 daselbst seine Arbeiten; seine gelehrte Reise dauerte also im Ganzen ungefähr 6 Jahre. Statt der fünfzig ihm vorgeschriebenen Punkte bestimmte er neun und siebzig, und zwar auf einem viel weitern als durch den Plan festgesetzten Umkreis, nämlich auf einer Strecke von 50 Längengraden zwischen Orenburg und Jakutsk, und 20 Breitegraden, nämlich zwischen 46 und 66 von der chinesischen Gränze bis an die Länder, welche ans Eismeer stoßen. Die Lage von sieben und zwanzig Punkten im Ural, nahe an dem Gebirge Saratau, bei Kusnezk und Targabatai, nicht weit von der chinesischen Gränze, wurden durch trigonometrische Messungen bestimmt, und auf dieselbe Weise die relativen Höhen vieler bemerkungswerthen Punkte aufgefunden; zugleich dienen die während der ganzen Reise fortgesetzten barometrischen Beobachtungen dazu, das Profil dieses Theils von Sibirien wenigstens annähernd herzustellen. Ueberdieß stellte Fedorow in Auftrag der Akademie der Wissenschaften an zwölf wichtigen Punkten Beobachtungen über die Abweichungen der Magnetnadel und über die Stärke der magnetischen Anziehung an, Beobachtungen, welche zu den genauesten gerechnet werden müssen, was bis jetzt in dieser Art geschehen ist.

Der unermüdliche Astronom überschritt zweimal die chinesische Gränze: das erstemal, um den Punkt zu bestimmen, wo der Irtisch aus dem Saisan-See kommt, zum zweitenmal, um die Mündung des Flusses Lepsa zu bestimmen, welche in den großen Balkasch-See fällt. Dieser See, den bis jetzt noch kein einziger europäischer Reisender besuchte, scheint hinsichtlich seiner Größe den vierten Rang in Asien einzunehmen, indem er nur dem kaspischen Meere, dem Aral-See und dem Baikal nachsteht. Fedorow vergewisserte sich, daß dieser See salziges Wasser hat, wie das kaspische Meer und der Aral-See. Was seine Lage auf den Landkarten betrifft, so ist um 2 Grade der Breite oder etwa 200 Werste gefehlt. Der Fluß Lepsa fließt auch nicht von Norden nach Süden, wie die Karten angeben, sondern von Südosten nach Nordwesten, und nicht weit von seiner Einmündung von Süden nach Norden, den Angaben auf den Karten gerade zuwider.

Im Laufe der 5 Jahre ließ Fedorow vielleicht keine zehn Durchgänge des Mondes durch den Meridian unbeobachtet, und so sammelte er die fast unglaubliche Zahl von 537 Mondesdurchgängen, und der größere Theil dieser Beobachtungen wurde bei einer Kälte von 20 bis 35° R. angestellt, wo der Astronom gegen die rauhe Witterung nur durch ein Zelt von Segeltuch geschützt war, das während der Beobachtung offen stand. Diese dreihundert sieben und dreißig Mondesdurchgänge, nebst fünf und vierzig Sternbedeckungen und einer Sonnenfinsterniß dienten als Grundlage für die Längenbestimmungen im westlichen Sibirien.

Die vollständige Herausgabe der Reisen Fedorows wird von der Beendigung der Berechnung sämmtlicher astronomischer Beobachtungen abhängen. Dazu müssen die entsprechenden, an bestimmten Punkten angestellten Beobachtungen gesammelt werden, eine Arbeit, welche Professor Struve über sich genommen hat. Solchergestalt wird das Werk Fedorows aus zwei Theilen bestehen: aus dem Reisetagebuch und den Beobachtungen, und aus den Resultaten, welche aus der Berechnung dieser und der berechneten Beobachtungen entnommen wurden. Die astronomische Reise Fedorows kann in der That als Muster dienen, und die astronomisch-geographischen Arbeiten, welche in den letzten zehn Jahren in der Türkei, in Kleinasien, am Fuße des Kaukasus und in Sibirien angestellt wurden, sichern Rußland den Ruhm, in der Anwendung der Astronomie auf die Geographie es allen andern Nationen zuvorgethan zu haben.

Nachricht über die Keilinschriften in Persien.

Obrist Briggs las in der Versammlung der asiatischen Gesellschaft vom 7 April ein Schreiben vom Major Rawlinson aus Teheran vom Januar dieses Jahres vor, demzufolge der Letztere mit Forschungen über die in manchen Theilen Persiens so zahlreichen Keilinschriften beschäftigt ist, und es soll ihm bis zu einem gewissen Grade gelungen seyn, sie zu entziffern. Eine dieser Inschriften zu Bisitun enthalte 1000 Linien, und zähle die östlichen Eroberungen von Darius Hystaspes im Detail auf; Persepolis enthält eine ähnliche über die Triumphe des Xerxes, und außerdem noch manche, welche über den Zustand Persiens vor der macedonischen Eroberung Aufschluß geben. Major Rawlinson legte eine Uebersetzung des Anfangs der Inschrift von Bisitun bei, welche die Genealogie von Darius Hystaspes enthält, und das Zeugniß Herodots (VII, 11) bestätigt; er erklärte sich bereit, wenn die Gesellschaft Interesse an der Sache nähme, die Resultate seiner weitern Forschungen mitzutheilen.

Vermischte Nachrichten.

In einer Versammlung der philosophischen Gesellschaft in London stattete ein Professor Henslow einen Bericht über die Pflanzen ab, welche der durch seine geologischen Forschungen in Südamerika und der Südsee bekannte Darwin von den Keeling-Inseln mitbrachte. Dieß sind Korallen-Inseln von neuerer Formation, und liegen südlich von Sumatra, gehören zu den sogenannten Lagunen-Inseln, und ihre durchschnittliche Höhe über dem Wasser beträgt nicht mehr als 6 Fuß; erst seit kurzem sind sie von Menschen bewohnt. Die einheimischen Pflanzenarten sind vier und zwanzig an der Zahl, und Hr. Darwin hat hievon zwei und zwanzig mitgebracht, welche ein und zwanzig verschiedenen Geschlechtern und achtzehn verschiedenen Familien angehören.

*

Hr. v. Farde, der durch seine antiquarischen Forschungen im alten Carthago hinreichend bekannte Däne, hat mehrere Höhen zwischen Bona und Constantine barometrisch bestimmt, und seine Angaben wurden durch den mit ihm reisenden Sir Grenville Temple der Londoner geographischen Gesellschaft mitgetheilt. Es geht daraus hervor, daß das Lager zu Edaraan 280 Fuß, Kaitmah (Guelma?) 924 Fuß, die Spitze des Berges Umm-el-sefsaf, der höchste Punkt, über den man kam, 5575 Fuß und die Kasbah von Constantine 2500 Fuß über dem Meere liegen; die Breite der letztern Stadt wurde auf 36° 21' bestimmt.

*

Die französische Regierung schickt gegenwärtig einen jungen Mann, Namens Dulaurier, nach England, um daselbst die zahlreichen ägyptischen Alterthümer und die koptischen Manuscripte zu studiren.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat April.)

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Eilfter Jahrgang.

1838.

Mai.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1838.

☞ Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. Mit den Blättern zur Kunde der Litteratur des Auslands, wovon wöchentlich 2 bis 3 Nrn. erscheinen, 20 fl. oder 11 Rthlr. 8 gr. — Sämmtliche respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Beisatz zum Titel unserer Zeitschrift: „Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker" bezeichnet die allgemeine Bestimmung desselben, die freilich dem jeweiligen Redacteur einen weiten Spielraum läßt. Zeitgeschichte, namentlich fremder Welttheile, Schilderung der Sitten und Zustände anderer Völker ist die eigentliche Aufgabe, die jedoch immer nur sehr bruchstückweise gelöst werden kann, denn der Umfang ist groß, und es handelt sich deßhalb hauptsächlich darum, aus dem reichen Schatze der Nachrichten dasjenige auszuwählen, was für den Augenblick interessant und wichtig ist. Entwicklung der Thatsachen aus ihren verschiedenen Ursachen ist dabei ein Haupterforderniß. Dieser Zweck unserer Zeitschrift erfordert mannichfachen Wechsel, je nachdem die öffentliche Aufmerksamkeit sich auf diesen oder jenen Gegenstand der Weltbegebenheiten hinlenkt, und in diesem oder jenem Welttheile sich Merkwürdiges ereignet, und neue Erscheinungen sich kund geben.

Die Redaction glaubt diesem Zwecke um so gewisser treu zu bleiben, wenn sie es sich zur Aufgabe macht, das Gebiet der Erd- und Völkerkunde zu ihrem Hauptgegenstande zu machen, in so weit dieß, ohne in wissenschaftliche Erörterungen einzugehen, möglich ist. Diese Quelle hat sich auch so ergiebig gezeigt, daß die Verlagshandlung und die Redaction sich veranlaßt sahen, hinsichtlich dieses speziellen Gegenstandes eine Erweiterung eintreten zu lassen in der „Sammlung von Reisen und Länderbeschreibungen"; wenn auch diese noch so reichlich ausgestattet wird, so bleibt immer noch dem Auslande genug Ausbeute übrig.

So leicht die Aufgabe des Auslandes hinsichtlich andrer Welttheile zu stellen ist, so schwierig und noch weit fragmentarischer werden die Mittheilungen über Europa. Mit der steigenden Bevölkerung und Bildung werden die Verhältnisse, nicht nur die politischen, sondern auch die gesellschaftlichen, verwickelter, unklarer, und unterliegen mannichfachern Deutungen. Wer könnte auch dieß Gebiet übersehen, und mit nie wankendem Geiste die mannichfachen Erscheinungen erklären! Die europäische Welt ist in einem Uebergangsprozesse begriffen, in einem socialen nicht weniger als in einem politischen, wie wenig Begebenheiten stellen sich in dieser trüben Gährung klar heraus, und wie sehr werden sie durch Leidenschaften aller Art entstellt! Auch ist in Bezug auf Europa dem Ausland die Gränze schärfer gezogen; Alles was auf Tagspolitik Bezug hat, gehört nicht in sein Gebiet, und nur die rein menschliche Seite davon, die oft genug entstellt wird, darf es herausheben und zum Gegenstand seiner Schilderung machen.

Wenn man nach diesen allgemeinen Andeutungen über den Zweck des Auslandes die Ausführung betrachtet, so kann das Fragmentarische und Lückenhafte wohl keinem entgehen, und es ist auch um so verzeihlicher, da der mit jedem Tage wachsende und sich erneuernde Stoff nicht gestattet, Versäumnisse nachzuholen. Daß indeß die Leser des Auslandes dem großen Umfange des gesteckten Ziels Rechnung getragen, und sich an dem Fragmentarischen und Lückenhaften nicht gestoßen haben, ermuthigt die Redaction, die einmal betretene Bahn trotz ihrer Schwierigkeiten nicht zu verlassen.

Digitized by Google

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehende Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen Oktober 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexiko. 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow, jun., ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis P. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexikanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufſätze.

Aegyptens induſtrielle Corporationen. Nr. 121. 122. — Der Schiffbruch des Dampfſchiffs Wilhelm I. auf dem Korallenriff Lucipara im indiſchen Archipel. Nr. 121—128. — Ueber das Klima für den Theebau. Nr. 122. — Lebensbilder aus Portugal: Erſter Ausflug nach Setubal. Nr. 123—127; zweiter Ausflug nach Setubal. Nr. 151—155; Aufenthalt in Setubal. Nr. 140—144; Ausflug nach Somporta. Nr. 146—151. — Das Muſeum von Madrid und die Malerei in Spanien. Nr. 124. — Gemälde von Siebenbürgen: 1) Phyſiognomie des Landes. Nr. 125; 2) die Einwohner. Nr. 127—129; 3) öffentliche Sicherheit und Bequemlichkeit. Nr. 130; 4) das Volksleben. Nr. 131. — Ueber die Ufer des weißen Meeres. Nr. 126. — Bilder aus Paris: 1) eine Oſterfeier im Conſervatorium. Nr. 128; 2) die Penſionate in Paris. Nr. 139. 140; 3) die Goſſen der Stadt Paris. Nr. 141; 4) die Ueberſicht der neueſten Leiſtungen der Franzoſen auf dem Gebiete der Geſchichte, der Alterthumskunde und Philologie. Nr. 145. 146; 5) Generalſitzung der fünf Akademien in Paris. Nr. 147. — Straf- und Beſſerungs-Anſtalten in der Schweiz und in Frankreich. Nr. 129. 130. — Die Zigeuner in der Moldau und Wallachei. Nr. 132. — Der Fiſchfang bei Neufundland. Nr. 133. — Sajjed-Said, Fürſt von Maskat. Nr. 134. — Die Barbareſken-Staaten: religiöſe Verhältniſſe. Nr. 135. — Die letzte Thronveränderung in Perſien. Nr. 136. 137. — Die karliſtiſche Expedition des vorigen Jahrs: 1) vom Auszug der Expedition bis zur Schlacht von Huesca. Nr. 137—139. — Das Loos der unbemittelten Blinden in Frankreich. Nr. 138. — Die muſelmänniſchen Provinzen Rußlands in Aſien. III. Die Provinz Karabag. Nr. 141—148. — Die Mammuthknochen im Samojedenlande. Nr. 142. — Ueber die Coloniſation der Römer in Nordafrika. Nr. 143. — Ueber die alte ruſſiſche Geſchichte. Nr. 144. 145. — Rückblick auf den Ackerbau in Carolina. Nr. 148. — Bombay. Nr. 149. — Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde: über die nordweſtliche Durchfahrt und die Reiſe der HH. Deaſe und Simpſon. Nr. 150. — Aegyptens Induſtrie-Etabliſſements. Nr. 150. 151. — Der König der Schwarzen in Braſilien. Nr. 151.

Chronik der Reiſen.

Ueber die ſyriſchen und ciliciſchen Thore; von Ainsworth. Nr. 119—120. — Douglas Reiſen am Oregon- oder Columbiafluß, in Nordcalifornien und auf den Sandwich-Inſeln von 1824—1827 und von 1829—1834; Einleitung. Nr. 131; 1) Reiſe am Columbia. Nr. 131—135; 2) Sommerausflug in die Columbia-Gegenden. Nr. 136. 137; 3) Ausflug nach Nordcalifornien und in die Ufergegenden des Umptqua oder Arguillarfluſſes zur Aufſuchung der Rieſenfichte. Nr. 138. 139; 4) Reiſe von Vancouverfort durch das Felſengebirg nach der Hudſonsbay. Nr. 140. 141. — Auszug eines Schreibens des Reiſenden Boué über die nördliche europäiſche Türkei. Nr. 149. 150.

Kleinere Mittheilungen.

Vulcane unter der Meeresfläche Nr. 122. — Der Ameiſenbaum von Guiana. Nr. 123. — Reiſe des Hrn. Boré nach Aſien. Nr. 124. — Ueber die Cultur des Kautſchuk in Indien. Nr. 124. — Anbau der Vanille in Lüttich. Nr. 125. — Geologiſche Notizen: Auffindung eines ungeheuren Zahns im nördlichen Frankreich; aufgefundenes Mammuthſkelett. Nr. 149; Erſcheinung einer neuen Inſel an der Küſte von Auſtralien. Nr. 151. — Litterariſche Notizen: merkwürdiger Evangelien-Codex. Nr. 126; Nachrichten von Dr. Löwe. Nr. 127; Anwendung der Lithographie zur Herausgabe perſiſcher Schriften. Nr. 133; ein Manuſcript über die Geſchichte Dünkirchens. Nr. 138; nachgelaſſene Werke des orientaliſchen Salvalini. ibid.; wichtiges Manuſcript für die franzöſiſche Geſchichte. Nr. 151. — Ankündigungskarten in London. Nr. 128. — Ein weißer Bär zu St. Omer. Nr. 150. — Ertrag der Gold- und Silberminen in Nordamerika. Nr. 134. — Die Stadt Bankok. Nr. 135. — Die Frauen in Weſtindien. Nr. 137. — Ueber die Bevölkerung von Vandiemensland. ibid. — Hundefleiſch auf den Märkten von China. Nr. 141. — Merkwürdiger Begräbnißort. ibid. — Seltener Münzfund. Nr. 142. — Nivellirung zwiſchen dem Mittelmeer und dem Euphrat. Nr. 144. — Merkwürdiges altes Scribanium. Nr. 145. — Statiſtik des Runkelrübenzuckers in Frankreich. Nr. 146. — Steigender Flor des Hafens von Boulogne. Nr. 150. — Sonderbare Wurmkrankheit in Bombay. Nr. 151. — Fortſchritte der Geſellſchaft zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe in China. ibid. — Bündniß des Fürſten von Candabar mit England. ibid.

☞ Die verehrlichen Buchhandlungen, welche die in ihrem reſp. Verlag erſcheinenden Schriften, ſofern dieſe in den Bereich der „Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands“ gehören: als Ueberſetzungen neuer poetiſcher, philoſophiſcher und religiöſer Werke aus fremden Sprachen in dieſen Blättern angezeigt und beurtheilt wünſchen, werden gebeten, die Einſendung durch Buchhändler-Gelegenheit an Dr. G. Pfizer in Stuttgart zu machen.

Digitized by Google

Nr. 121.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Mai 1838.

Aegyptens industrielle Corporationen.

(Aus den Privatmittheilungen eines Reisenden.)

Im Orient beruhen die Grundprincipien industrieller Organisation auf keiner gesetzlichen Basis: der Koran bestimmt nichts über die Constituirung einer Handwerkerzunft, über deren Verhältniß, Hierarchie und Religion, und doch hatte der Prophet ohne Zweifel durch Lehre und Beispiel die Heiligkeit der Industrie dargestellt. Er beschäftigte sich zwar damit, einige, die Gesundheit fördernde Regeln aufzuzeichnen, und seine Nachfolger haben selbst religiöse und zugleich commercielle Feste angeordnet, wie z. B. die Eröffnung einiger Jahrmärkte, die Abreise der Karawane von Mekka u. dgl.; aber im Allgemeinen hatte der Mohammedanismus hierüber nichts vorgeschrieben, noch weniger die Industriezweige selbst geordnet. Die Corporationen der Künste und Gewerbe, welche in Aegypten heutzutage existiren, stehen dem Mohammedanismus der Zeit nach vor, und ihr Ursprung geht wahrscheinlich bis auf die Pharaonen zurück; doch ist nicht zu bezweifeln, daß die Griechen viel, z. B. die praktische Kunst mitgebracht, und die Römer eine strengere Disciplin eingeführt haben; die Khalifen, welche die Corporationen schon eingerichtet fanden, weit entfernt sie umzustoßen, mögen ihnen wohl eine mehr religiöse Solidarität gegeben haben; die Türken endlich, die letzten Eroberer Aegyptens, stellten, wenn auch unter mancher Bedrängung für die Zünfte, deren directeres Verhältniß zur politischen Gewalt her, benützten sie aber auch zugleich als Polizei- und Regierungsmittel. Mehemed Ali war zu klug, um diesen Zustand der Dinge nicht erhalten zu wollen; jeder Aegyptier, Stadt- oder Landbewohner, welcher nicht in unmittelbarem Dienste des Gouvernements steht, muß in einer industriellen Corporation (Zunft) eingereiht seyn; hievon sind aber die Fellahs auszunehmen, welche eine große Classe für sich, die der Landbebauer, bilden. Die ganze gewerbtreibende Bevölkerung der Stadt Cairo ist so in 164 Zünfte eingetheilt, welche alle möglichen Arten von Industrie bis zu den Tarabuka-Spielerinnen und den Schlangenbeschwörern herab, in sich fassen. Diese Corporationen haben keine materiellen Vereinigungssymbole, wie die der italienischen Republiken des 15ten Jahrhunderts, keine heiligen Schutzpatrone, wie die des Mittelalters, aber statt dessen ein weit stärkeres und reelleres Vereinigungsband. Die Mitglieder einer jeden Corporation sind durch die Gemeinschaft ihrer Arbeit, Gewohnheit, Wohnplatz und oft durch ihre Baarschaft unter einander verbunden, denn sie haften ihrem Chef alle solidarisch für die Bezahlung der persönlichen wie der außerordentlichen Abgaben. Der Corporationschef oder Zunftvorsteher handhabt über seine Corporation eine Art natürlicher Disciplin, hält das gute Einverständniß zwischen Arbeiter und Meister aufrecht, und vertritt die Individuen seiner Zunft gegenüber der öffentlichen Gewalt. So ist z. B. der betreffende Corporationschef der Bedienten, der Kameltreiber, der Eselverleiher, der Schiffer, der Läufer, der Ausrufer, der Portiere ꝛc., auch für deren Tauglichkeit und Treue verantwortlich; bei ihm bringen die Privaten ihre Beschwerden gegen die Individuen der einen oder andern Corporation vor, und er bestraft sie oder überliefert bei größern Vergehen den Fehligen der höhern Behörde. Ferner sind diese Kunst- und Gewerbecorps auch durch die politische Gewalt unter sich vereinigt. Zu Cairo existirt ein oberster Chef oder Generalprevot, unter dessen Leitung und Aufsicht die 164 Zünfte der Hauptstadt stehen. Dieses Amt wird heutzutage von der Regierung verpachtet. Die pecuniären Vortheile des Generalprevots sind die Gewerbsteuer, welche nach dem Verhältnisse des Reichthums der Corporation in einer Versammlung der Corporationschefs von diesem selbst festgesetzt wird; ferner bezieht er noch die Strafe und Bußgelder bei Verurtheilungen von Gewerbe- oder Kunstvergehen, deren competenter und oberster Richter ebenfalls er ist. Der Generalprevot und die Zunftvorsteher werden bei den Festen des Ramadan und andern feierlichen Gelegenheiten vom Pascha empfangen, und wohnen den jährlich statt habenden großen muselmännischen Processionen bei, jeder an der Spitze seiner Zunft, wobei diese ein Meisterwerk ihrer Kunst oder ihres Gewerbes in Natur oder Abbildung, auf dem Rücken eines prachtvoll geschirrten Kamels getragen, den Augen aller Welt zur Schau gibt. Diese Chefs werden auf Wahl und Antrag der Corporation von der Regierung ernannt; es gibt indeß nichts einer solch augenblicklich schnellen Wahl Aehnliches, deren Idee im Orient eigentlich gar

Digitized by Google

nicht zu exiſtiren ſcheint; denn der Wohlhabendſte und Einflußreichſte unter ihnen präſentirt ſich, mit Zuſtimmung der älteſten Meiſter der betreffenden Zunft, ſelbſt als den neu zu ernennenden Corporationschef. Jeder dieſer Chefs erhält als Retribution eine Art Zehnten, den er von der Perſonalabgabe ſeiner Corporationsindividuen zurückbehält; dieſe Abgabe, deren verantwortlicher Einnehmer er iſt, wird verhältnißmäßig für die Gagirten, nach ihrem monatlichen Gehalte, und für die Uebrigen nach ihrem beiläufigen Verdienſt und Gewinn berechnet, und wenn irgend einer ſich weigert ſeine Quote zu bezahlen, ſo iſt der Chef verbunden, ihn der höhern Behörde anzuzeigen. Wird der Zunft eine außerordentliche Abgabe auferlegt, ſo hat der Chef für die Herbeiſchaffung der verlangten Summe Sorge zu tragen; requirirt das Gouvernement irgend eine Dienſtleiſtung oder ein Individuum der Corporation, ſo iſt ebenfalls er dafür verantwortlich, und in dieſer unbeſtimmten Solidarität des Chefs liegt im Allgemeinen das Grundprincip des orientaliſchen Verwaltungsſyſtems.

Keine der Corporationen genießt Privilegien, ſondern Talent und moraliſcher Charakter allein geben Anſpruch auf Beförderung, und da die verſchiedenen Induſtriezweige Aegyptens auf einem noch ſehr beſchränkten Grade von Ausbildung ſtehen, ſo kann jeder Zunftlehrling mit der Zeit leicht Meiſter werden. Es iſt übrigens nicht der Fall, daß die Individuen keine große mechaniſche Geſchicklichkeit beſitzen, denn die Hand, der Fuß und das ganze Muskelſyſtem eines Volkes, ſey es nun induſtriös oder nicht, iſt eigentlich immer ein und dasſelbe, ſondern dem hieſigen Volke fehlen nur Anweiſung und Handwerkszeug. Bei allen dieſen kleinen Induſtriezweigen, deren Boutiquen und Werkſtätten die Bazars füllen, iſt die Hierarchie folgende: Man findet zuerſt den Meiſter der Werkſtätte oder den Herrn der Boutique, ſodann einen oder zwei Arbeiter, welche als Gehülfen oder Aſſociés bei ihm ſind, und endlich den ſogenannten Waled, einen Lehrjungen von 10 bis 14 Jahren, der unter der Aufſicht des Meiſters und der Arbeiter iſt. Der Meiſter ſteht in unmittelbarer Verbindung mit ſeinem Zunftvorſteher, welcher über das ganze Perſonal der unter ihm ſtehenden Gewerbe wacht. Dieſe höchſt einfache Einrichtung ſichert jedem Arbeiter den kommenden Tag, die Meiſter concurriren nie unter ſich, und der Arbeiter geht nie einer Arbeit nach, ſondern ſie kömmt ihm ſo zu ſagen entgegen; jeder Gewerbszweig iſt auf ſein beſtimmtes Quartier in der Stadt, jeder Gewerbsmann auf ſeine Wohnung angewieſen; die Mitglieder einer Zunft wandern nie von einem Lande in ein anderes, daher man auch hier nicht wie in Europa jene Maſſen reiſender und umherziehender Handwerker ſieht, die, bald eine Ueberfüllung, bald einen Mangel an Arbeitern verurſachend, die geſellſchaftliche Ordnung ſtören.

Es iſt zwar wahr, daß in dieſer Unbeweglichkeit ein Hinderniß für das Fortſchreiten der Künſte und Gewerbe liegt, doch in den warmen Klimaten des Orients hat der Induſtrietreibende viele Vorliebe zum Sitzen, und das Gouvernement zieht dieſe Eigenſchaft des Nichtbewegens, was ihm zugleich die Aufſicht erleichtert, bei weitem einer Beweglichkeit vor, die es vielleicht nicht zu leiten wüßte. Es gibt übrigens einige Zünfte, deren Perſonal durch die Natur ihres Gewerbes, und weil dieß nicht lange Lehrzeit erfordert, beweglicher iſt, wie z. B. die Zünfte der Bedienten, der Läufer, der Portiere, der Kameltreiber, der Waſſerträger, der Schiffer u. dgl. Dieſe Zünfte recrutiren ſich aus den Fellahs, welche vom Lande kommen und dahin wieder zurückgehen, wenn ſie entweder ihren Lebensunterhalt in der Stadt nicht mehr gewinnen können, oder das Gouvernement ſie zwingt, zu ihren Feldarbeiten wieder heimzukehren. Die Matroſen der Nilſchiffe ſind ebenfalls Fellahs von den Ufern des Fluſſes; man nimmt ſie auf der Reiſe im nächſt beſt gelegenen Dorfe mit und entläßt ſie wieder, eben ſo bei einem andern; denn nur der Rais (Schiffsherr) und der Waled (Schiffsjunge) ſind ſtabil auf der Lange. Die Eſel, die Kamele, die Utenſilien der Eſeln und Kameltreiber, der Waſſerträger, und ſelbſt die Langen der Rais ſind in der Regel das Eigenthum der Zunftälteſten. Von den Kaufleuten des Bazars ſind einige Eigenthümer ihrer Boutiquen, andere, und zwar der größere Theil erhalten ihr Capital von irgend einem Reichen auf Credit. Eben ſo verhält es ſich mit einigen Induſtriezweigen, die einen gewiſſen Fonds erfordern, wie dieß der Fall iſt bei den Bäckern, Stickern, Waffenſchmieden, Schwertfegern, Bortenwirkern, Schuhmachern, Goldſchmieden, Lederbereitern, Pfeifenmachern, Schneidern u. ſ. w.; bei den übrigen, da ſie gewöhnlich nur ein ſehr mäßiges Capital nöthig haben, iſt in der Regel der Meiſter der Werkſtätte auch Eigenthümer aller darin befindlichen Utenſilien und Gegenſtände, die zu ſeinem Gewerbe gehören. Dieſe kleinern Gewerbsleute kaufen gewöhnlich auf Credit, und da nach muſelmänniſcher Geſetzgebung kein Bankerott möglich iſt, ſo gedulden ſich die Verkäufer mit ihren Debitoren, und werden auch faſt immer redlich bezahlt.

In Mitte ſeiner Corporationen genießt jeder Einzelne die größte Freiheit, und iſt er das Haupt einer Familie und eines Gewerbes zugleich, ſo iſt er wahrhaft unumſchränkter Herr und Meiſter in ſeinem Hauſe und ſeiner Boutique; er verkauft an wen und wie es ihm beliebt, er beſitze nun ſein Capital als Eigenthümer oder erhalte es von einem ſeiner Gönner; die Zunft hat weder ſeine mercantiliſchen Operationen, noch ſeinen Gewinn oder Verluſt, noch ſeine Handelsverhältniſſe zu unterſuchen, ſondern er braucht nur die allgemeinen Handels- und Gewerbsverordnungen und Gebote zu beachten, um unangefochten zu bleiben. Die Lage eines Arbeiters iſt faſt noch unabhängiger: ſeinem Meiſter ergeben, und frei von aller Sorge und Bekümmerniß um ſeine Zukunft, beſitzt er alle Geiſtesruhe und das nöthige Kief, wie die Orientalen ſagen, um ſich in ſeiner Kunſt auszubilden; er hat ſelbſt für ſeine dem Zunftvorſteher zu entrichtende Perſonalabgabe keine Sorge zu tragen, denn gewöhnlich beſorgt dieſe der Meiſter, indem er ſie vom Lohn abzieht. Der Arbeiter wird nach Tagſchichten oder Stücken bezahlt, je nachdem es die Beſchaffenheit ſeines Gewerbes erfordert, und obwohl durch Gewohnheit und Erkenntlichkeit gewiſſermaßen an ſeinen Meiſter gefeſſelt, iſt er dennoch nichts weniger als an ihn gebunden; es ſteht ihm frei, denſelben zu verlaſſen, wann und wie es ihm beliebt, man macht ſelbſt keinen Contract für eine beſtimmte

Digitized by Google

Lehrzeit, ſondern wenn ein Wakeb ſich bei dem einen Meiſter nicht gefällt, ſo geht er zu einem andern. Die Mitglieder der Zunft, Meiſter und Arbeiter, können von derſelben austreten, wenn ſie ihre bisherige Profeſſion verlaſſen wollen, um eine andere zu ergreifen; denn in dieſer Beziehung beſchränken die Muſelmänner nie die individuelle Freiheit, da für ſie kein Band ewig und unauflösbar iſt, ſelbſt das der Ehe nicht. Obwohl demzufolge jeder nach Belieben ſeinen Platz vertauſchen kann, ſo bleibt er eben aus Gewohnheit und Neigung auf dem einmal eingenommenen; denn die Schwierigkeit, einen neuen Stand zu verſuchen, die Vorliebe für den ſchon gewählten, die religiöſe und bürgerliche Solidarität, alles dieß macht den muſelmänniſchen Arbeiter treu und ergeben ſeiner Kunſt, ſeinem Gewerbe, ſeinem Meiſter und ſeiner Zunft. Man ſieht dieſe Leute ihr Leben nicht mit ſtückweiſer Erlernung verſchiedener Gewerbe verſändeln, ſondern bei dem einmal gewählten bis an ihr Ende ausharren, und es möchte wohl in der großen Ausdehnung der Freiheit, welche ihnen geſtattet iſt, zu erlernen und zu treiben, wozu ſie Luſt haben, ein Grund dieſer ihrer Beſtändigkeit und Ausdauer liegen. Bei Anfertigung ſeiner Erzeugniſſe und deren Qualität genießt der Gewerbtreibende nicht geringere Freiheit; keine Zunft übt keine Controlle aus, es gibt keine Markenſtempel, beſtimmten Preis oder Tarif, ſondern bei dem Käufer ſetzt man die nöthige Sachkenntniß voraus, daß er die Qualitäten zu unterſcheiden verſtehe, die ihm entſprechende Wahl zu machen und den wahren Preis auf die gewählte Sache zu legen wiſſe; mit Einem Worte, das Handeln und Feilſchen zwiſchen Käufer und Verkäufer iſt völlig frei und ungebunden; und jenes unaufhörliche Drängen und Treiben, Kommen und Gehen, Stoßen und Ausweichen, Lärmen und Rufen, womit ſich die wogende Menſchenmaſſe durch die Straßen der Bazare treibt, gewährt zwar ein höchſt eigenthümliches, aber für Jeden unverſinnliches Bild, der ſich noch nicht in Mitte eines orientaliſchen Bazars befunden hat. Uebrigens ſind es eigentlich außer denen, welche die Straßen in anderer Beſchäftigung durchziehen, nur die Käufer, die ſich ſo bewegen, während die Verkäufer mit unterſchlagenen Beinen, ihre Pfeife oder Narguilé ſchmauchend, mit ächt orientaliſchem Phlegma von ihren bunten und zierlichen Buden aus dem Volksgedränge zuſehen oder ihre Geſchäfte abmachen. Doch gibt es einige abſolut und allgemein nothwendige Gewerbszweige, deren Erzeugniſſe, ſo wie die Qualität dieſer, einem Tarife und einer Controle unterliegen, wie z. B. die Bäcker, Fleiſcher, Cafetiers, die Eßwaarenverkäufer u. dgl., aber nicht die betreffende Zunft, ſondern das Gouvernement beſtimmt die Preiſe des Brodes, des Fleiſches und der übrigen Lebensmittel, und hält Aufſicht, daß dieſe Gegenſtände von guter und unſchädlicher Qualität ſind. Wenn bei Profeſſionen, die ihren Beſtand in der Miethe des Gewerbszweiges haben, der Arbeitslohn ein Reſultat freier und zwangloſer Uebereinkunft zwiſchen Meiſter und Arbeiter iſt, ſo übernimmt die Zunft es nicht, die Dauer der Arbeit oder den Preis zu fixiren; denn bei ſolchen Unterhandlungen weiß jeder Aegyptier allein ſeine Rechte und Anſprüche zu vertheidigen und geltend zu machen.

(Schluß folgt.)

Der Schiffbruch des Dampfſchiffes Wilhelm I auf dem Korallenriff Lucipara im indiſchen Archipel im Frühjahre 1837.

Der Oberſtlieutenant de Stuers hatte im letzten Krieg auf Java gegen Diepo Negoro bis zu deſſen Ende als Flügeladjutant ſeines Schwiegervaters, des würdigen Generallieutenants de Kok, Lieutenant-Gouverneurs von Java, manche Probe ſeines angebornen Muthes und eines fleißig ausgebildeten militäriſchen Talents abgelegt. Seine Geſundheit hatte aber nicht allein von den Strapazen der fünf höchſt mühſeligen Feldzüge, ſondern auch durch die beim Erſtürmen des Kratons Pleret, 9 Junius 1826, erhaltenen Wunden ſo viel gelitten, daß ein Urlaub nach dem Mutterlande nothwendig, und für den Obriſt deſto erwünſchter wurde, weil er ſeinen Schwiegervater dahin begleiten konnte, der nach der Beruhigung Java's, die wohl größtentheils des Generals eigenes Werk geweſen war, ſeine Stelle niedergelegt hatte.

Statt der Ruhe gab dieſer Urlaub neue Arbeit, aber auch neue Gelegenheit zur Auszeichnung, weil der General den Oberbefehl der niederländiſchen Truppen in Seeland übernahm, als man ſich daſelbſt im Herbſt 1830 gegen einen Angriff rüſten mußte, womit die abgefallenen Belgier das linke Scheldeufer bedrohten. Der General und ſein Adjutant, de Stuers, leiteten die Unternehmungen an der belgiſchen Gränze in jenem Diſtricte während des ruhmvollen zehntägigen Feldzuges im Auguſt 1831. Im folgenden Jahre arbeitete der Obriſt die leſenswerthen Denkſchriften über den letzten Krieg in Java aus, welche im Jahre 1833 herausgegeben wurden, worin er, wie auch deßwegen angefeindet, von ſeiner Wahrheitsliebe ein bleibendes Zeugniß abgelegt, und ſeiner Regierung, trotz aller weltſchweifigen, aber wenig ſagenden Widerlegungen, viele wichtige und ſpäter bei der Verwaltung der oſtindiſchen Beſitzungen von dieſer Regierung vielfach benutzte Winke gegeben hat.

Im Herbſt 1836 kehrte er mit ſeiner Familie nach Java zurück und ward zum Gouverneur der Molukken ernannt. Im April 1837 verließ er Java, um ſich mit dem kurz vorher zu der Fahrt nach jenen Beſitzungen in Dienſt geſtellten Dampfſchiffe, Wilhelm I, nach Amboina zu begeben.

Da man im Anfang Junius auf Java Berichte von Amboina vom 26 Mai erhielt, in denen der Ankunft der Reiſenden nicht erwähnt ward, ſo mußte man vermuthen, daß ihnen ein Unfall begegnet ſey, und mehrere Fahrzeuge gingen von der Küſte von Java in See, das Dampfſchiff aufzuſuchen. Bald nachher erhielt man von Amboina die Schreckensbotſchaft, daß dort den 30 Mai ein Boot vom Dampfſchiffe Wilhelm I mit dem zweiten Steuermann und einigen Matroſen angekommen ſey mit einem Berichte des Obriſt de Stuers vom 26 Mai.

„Sein Fahrzeug ſey den 5 Mai auf dem Korallriff Lucipara geſcheitert, und er mit 140 Menſchen, Paſſagiere mit Frauen und Kindern, Seeleuten und Soldaten, befänden ſich ſeit jenem Tag auf einer kleinen trocknen Platte der genannten Bank mit wenig Lebensmitteln und noch weniger Trinkwaſſer — ein Mann ſey bereits vor Durſt umgekommen, ohne Schutz noch Obdach gegen die brennende Hitze des Tages und gegen die Kälte der Nächte; die Schiffbrüchigen würden, trotz der Kargheit, womit man die Vorräthe austheile, davon doch nur noch fünfzehn Tage ihre Exiſtenz friſten können. Der Obriſt

Digitized by Google

ſey entſchloſſen, wenn nicht zeitig Hülfe erſcheine, ſich mit allen Schiffbrüchigen auf einem Floße, woran ſie arbeiteten, der See preiszugeben. Schon früher ſey ein Boot mit dem Bericht und mit der Bitte um Rettung abgeſchickt worden, aber nicht zurück gekommen."

Das einzige Kriegsfahrzeug, welches im Hafen von Amboina, aber abgetakelt lag, die Brigg Nautilus, ward in der größten Eile ſegelfertig gemacht und den 1 Junius in der angegebenen Richtung ausgeſchickt, mußte aber nach einem zweitägigen Kampfe gegen widrige Winde unverrichteter Sache zurückkehren. Den 5 Junius ging dieß Schiff nochmals unter Segel, und ward von einem Kauffahrteiſchiffe, den Erich, zu dem Ende gedungen, gefolgt.

So weit gingen die Berichte von Amboina vom 7 Junius, und da auch die von Java ausgeſendeten Fahrzeuge nach vergeblichen Kreuzzügen zurückgekehrt waren, ohne eine Spur vom Dampfſchiffe zu entdecken, ſo ward die Unruhe über das weitere Schickſal der Schiffbrüchigen zur ängſtlich verzweifelnden Vorſtellung von der ſchrecklichſten Art ihres gewiſſen Unterganges, und tief bekümmert harrte man noch 6 Monate nachher in Europa der Nachrichten von den wahrſcheinlich ſchrecklichen Details jenes Unterganges.

Endlich erhielt man im November in Europa den Bericht aus Java, daß der Capitän eines von Ternate nach Java gekommenen amerikaniſchen Schiffes in jener Niederlaſſung einen der Schiffbrüchigen, den Hrn. v. Spreeuwenburg, geſprochen habe, der dort von Amboina angekommen war, und die Nachricht von der Rettung der ſämmtlichen Unglücksgenoſſen jenes Schiffbruches gebracht habe.

Mit einem im December aus Oſtindien zurückgekehrten Schiff erhielt man endlich den Bericht, welchen der Obriſt de Stuers aus Amboina nach ſeiner Rettung an den Gouverneur von niederländiſch Oſtindien abgeſchickt hatte, und der ſo ungemein leſenswerth iſt, daß eine Ueberſetzung gewiß in Deutſchland willkommen ſeyn wird.

Vlieſſingen, 1 Januar 1838.

G. v. H.

Bericht des Oberſtlieutenants de Stuers über den Schiffbruch des Dampfſchiffes Wilhelm I, Commandant Lamſieth, auf dem Korallenriff Lucipara.

Amboina, 16 Junius 1837.

Aus meinem Briefe von Surabaya werden Eure Excellenz erſehen haben, daß ich nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte daſelbſt, zufolge einiger am Dampfſchiffe noch erforderlichen Ausbeſſerungen, den 26 April von dort mit den Meinigen, mit einigen andern Paſſagieren und einem Detaſchement Truppen abgereiſt war. Obgleich der Wind immerfort und oft auch die Strömungen uns entgegen waren, und trotz manches Aufenthaltes durch Ausbeſſerungen an der Dampfmaſchine, ging unſere Reiſe doch gut von Statten, denn am Morgen des 6 Mai hatten wir bereits Buru-Island oder die Brandinſel im Geſichte. Dieß war Freitag. Es war alſo nicht unmöglich, den folgenden Tag Abends in Amboina zu ſeyn. Doch die Vorſehung hatte es anders beſchloſſen, und es war uns ſtatt deſſen das Unglück beſchieden, in derſelben Nacht, ungefähr halb 2 Uhr, auf dem Korallenriff Lucipara Schiffbruch zu leiden. Drei gewaltige Stöße, von denen wir alle erwachten, verkündigten uns das furchtbare Unglück.

Die Schnelligkeit unſeres Schiffaufes war 5 bis 6 Meilen in der Wacht geweſen. Nachts 12 Uhr hatte noch der Commandant ſein Beſteck gemacht, und darauf mehr öſtlich als Tags zuvor ſteuern laſſen, weil er vermuthete, durch die Strömung zu viel weſtlich abgetrieben zu ſeyn. Das Schiff ſaß feſt; eine Todesſtille herrſchte darauf — doch war nicht alle Hoffnung verloren. Das Geräuſch der Schöpfräder, welche man rückwärts in Bewegung ſetzte, mengte ſich nun in das Brauſen der Brandung, das wir von allen Seiten um uns hörten, ohne die Brandung ſelbſt deutlich unterſcheiden zu können. Das Zurückrudern des Dampfſchiffes und auch andere Mittel, es flott zu machen, wurden vergeblich verſucht. Das Fahrzeug ſaß unbeweglich feſt. In dieſem kummervollen Zuſtande harrten wir mit Ungeduld der erſten Lichtſtrahlen des folgenden Morgens. Der Tag brach an, und ließ uns nun das Entſetzliche unſerer Lage gewahr werden. Vor uns lag ein unabſehbar ausgeſtrecktes Korallenriff, allenthalben von Felſen umgeben, woran ſich die Meereswellen mit Ungeſtüm brachen. In der Entfernung einer Viertelſtunde erhob ſich auf dieſem Felſen eine kleine völlig trockne Fläche, die auch bei hohem Waſſerſtande trocken zu bleiben ſchien. Fern am Horizont zeichneten ſich undeutlich die Umriſſe von Holzung auf einigen kleinen Inſeln.

Der Commandant des Dampfſchiffes, tief ergriffen von dem Verluſt eines ſo koſtbaren Fahrzeuges, und völlig niedergebeugt von dem Unheil, was ihn ſelbſt und uns getroffen hatte und noch bedrohte, ſchien außer Faſſung zum Angeben und Ausführen durchgreifender Maaßregeln, wie unſer Zuſtand ſie erheiſchte. Nicht daß ich glaubte, es würde jedem Andern haben glücken können, das Schiff wieder flott zu machen und zu retten, aber da der größte Theil der Mannſchaft aus Soldaten beſtand, die ſchon während der Reiſe nicht eben Urſache gehabt hatten, mit ihrem Looſe zufrieden zu ſeyn, ſo konnte unſere Lage mit jedem Augenblick allerbedenklichſt werden, und alle Hoffnung auf Erhaltung und Rettung, ſo gering ſie auch bereits war, völlig verloren gehen, wenn man nicht auf die ſtrengſte Zucht und Ordnung unter den Truppen und Seeleuten bedacht war.

Ich ſtellte mich vor allen Dingen ſicher, daß mein eigener und des Capitäns Vorrath von ſtarkem Getränke gehörig unter Verſchluß ſeyen. Das Schiff konnte jeden Augenblick zertrümmert werden. Wir hatten Neumond und Springfluth. Die Brandung wurde immer heftiger. Gegen 6 Uhr kam meine Frau mit allen meinen Kindern und ihrer Bonne auf das Verdeck. Erſt mit dem Anbrechen des Tages hatte ich ſie mit unſerem verhängnißvollen Zuſtande bekannt gemacht. Sie war gelaſſen und ruhig. Halb 7 Uhr begab ſie ſich ans Land — wenn man eine kleine trockne Stelle auf dem großen Korallenriff ſo nennen darf — mit ihren vier Kindern, der Bonne, Frau Beckmann mit ihren beiden Kindern und Frau von Spreeuwenburg. Nicht zu beſchreiben iſt das Gefühl, womit meine Augen jeder Bewegung der Schaluppe folgten. Bald war dieſe durch die heftigſte Brandung hindurch; doch blieb ſie nun auch auf der Klippe feſtſitzen und ward gewaltig hin und her geworfen. Unſere vier Kinder wurden nun getragen. Meine ſeit 5 Monaten ſchwangere Frau mußte beinahe eine halbe Stunde lang bis unter die Arme im Waſſer, von einem Matroſen geführt und ihre Blicke unabgewendet auf die Kinder gerichtet, über den ſcharfen Korallenboden gehen, ehe ſie die trockne Stelle erreichten. Das verlaſſene Wrack eines indiſchen Fahrzeuges war der einzige Gegenſtand, deſſen trauriger Anblick ihre Seele traf. Waren die Unglücklichen, mit dieſem Fahrzeuge hieher verſchlagen, gerettet worden? oder hatten ſie hier ihr Grab gefunden? Dieß Wrack diente nun nebſt einigem Segeltuch zum Aufrichten eines kleinen Gezeltes oder Hüttchens, die Schiffbrüchigen einigermaßen vor dem Sonnenbrande des Tages und gegen die Kühlung der Nächte zu ſchirmen.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 122.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Mai 1838.

Ueber das Klima für den Theebau.

Hr. Stanislaus Julien, Professor der chinesischen Sprache und Literatur am Collége de France, legte in der französischen Akademie einen Brief des Hrn. Abbé Voisin, vormaligen Missionärs in China, über das in den Provinzen, in denen Thee gebaut wird, herrschende Klima vor.

Schon seit langer Zeit, sagte Hr. Julien, dringen ausgezeichnete Agronomen in mich, eine ausführliche Abhandlung über die Cultur des Thees und seine verschiedenen Zubereitungen, nach chinesischen Autoren, herauszugeben. Sie sind der Meinung, ein solches Werk würde von demselben Nutzen seyn, wie die Sammlung chinesischer Abhandlungen über die Cultur der Maulbeerbäume und die Seidenwürmerzucht, welche ich im vorigen Jahre auf Befehl der Regierung übersetzt und herausgegeben habe. Allein unsere Landwirthe haben bis jetzt den Thee kaum im warmen Treibhause gepflanzt, und Viele, die nicht wissen, was in China in kältern Gegenden, als bei uns, üblich ist, wagen es kaum zu hoffen, daß der Thee auch nur im Süden Frankreichs gedeihen könne. Die Nachweisungen des Hrn. Abbé Voisin, welcher sich zwölf Jahre lang in China, in dem Theile der Provinz Sse-Tschuen, welche an Tibet stößt, aufhielt, wo alle Gattungen von Thee gebaut werden, dürften zeigen, daß jene Besorgniß ganz grundlos ist.

In dieser Gegend gedeiht der Thee nicht allein in der Ebene, sondern auch auf den Bergen, obgleich daselbst die Kälte größer ist als bei uns in dem strengsten Winter, und der Schnee nie vor Ende Aprils schmilzt. Die französische Regierung wird nächstens durch Hrn. L. Hebert, welchen der Handelsminister nach China geschickt hat, um die besten Arten von Seidenwürmern nach Frankreich zu bringen, Samen von den besten Theegattungen erhalten. Wenn der Thee in einigen Theilen Frankreichs fortkommen kann, so wird unser Land um einen neuen Industriezweig reicher, dessen Vortheile nicht zu berechnen sind. Es gibt eine Monographie über den Thee, welche vier und zwanzig chinesische Abhandlungen aus dem siebenten Jahrhundert bis auf unsere Zeit enthält; man könnte daraus die zur Cultur des Thees nothwendigen Nachweisungen schöpfen, allein bevor ich diese schwierige Uebersetzung unternehme, muß ich abwarten, bis der Anbau von Thee auf freiem Felde an mehrern Stellen Frankreichs versucht worden und bis günstige Resultate den Hoffnungen entsprochen haben, zu denen der Brief des Hrn. Abbé Voisin wohl berechtigt.

Auszug aus dem Briefe des Hrn. Voisin.

„Ich machte im Jahre 1833 eine Reise nach Mu-Pin, einem kleinen Fürstenthum in Tibet, im Westen der Provinz Sse-Tschuen, in der Breite von Tsching-Tu-Fu, welches die Hauptstadt desselben ist. (Diese Stadt liegt unter 30° 40′ der Breite und unter dem 12° 18′ des Meridians von Peking). Ich war ganz erstaunt, als ich auf den Bergen, welche ich auf dem Wege nach Mu-Pin zu passiren hatte, ganz schöne schwarze Theebäume traf. Wir befanden uns damals in den ersten Tagen des Monats Mai, und man fing erst an, den Mais zu säen.

„Als ich von Tsong-Thin-Tscheu (unter derselben Breite), einer neun Lieues von Tsching-Tu-Fu in der Ebene gelegenen Stadt, abreiste, hielt man die Gersten- und Weizenernte, und auf jenen hohen, mit Theebäumen bedeckten Bergen war der Schnee noch nicht überall verschwunden. In der Nacht vom 4 auf den 5 Mai fiel er wieder in Masse. Ich kann bezeugen, daß die Kälte auf jenen Bergen viel heftiger ist als in Paris, selbst in den strengsten Wintern. Einer unserer Mitbrüder, den die Hitze in der Ebene belästigte, wurde nach Mu-Pin geschickt, um sich in der chinesischen Sprache vollends zu vervollkommnen. In der kurzen Zeit, welche er daselbst zubrachte, raubte ihm die strenge Kälte zweimal das Bewußtseyn, gerade während er Messe las, so daß er gezwungen wurde, sich schnell in ein milderes Klima zu begeben.

Der Winter vom Jahre 1832 auf 1833 war selbst in der Ebene, wo ich mich befand, so streng, daß das Wasser der Flüsse und Teiche drei bis vier Zoll dick gefroren war. In der Gegend von Khiang-Tscheu, 15 bis 16 Meilen von der oben erwähnten Hauptstadt, wo man alle Gattungen von Thee erhält, war zu jener Zeit die Kälte noch bedeutender. Dennoch waren die Einwohner keineswegs wegen ihrer Theebäume in Sorgen. Ich habe die ganze Provinz Fo-Kien, welche eine unermeßliche Masse von ausgezeichnetem Thee liefert, von Süden nach Nordwest

Digitized by Google

(unter 25° bis 27° B.) durchreiet. Diese durchaus bergigen Provinzen sind im Winter so kalt, daß man selbst in den südlichern Theilen oft auf der Straße vor Frost umgekommene Menschen findet."

Aegyptens industrielle Corporationen.

(Schluß.)

Als Mehemed-Ali europäischen Kunstfleiß in Aegypten einführte, und jene großen Fabriken und Werften schuf, ward sein Augenmerk besonders darauf gerichtet, diese kleinen einheimischen Industriezweige dadurch in ihrer Existenz nicht zu gefährden, weßhalb er jene neue Industrie, deren Thätigkeit bloß seiner Armee alle benöthigten Gegenstände liefern sollte, als einen Anhang seiner Kriegsmacht betrachtend militärisch organisirte, und ihr Personal dieser Organisation unterwarf. Dieß war daher nicht, wie man fälschlich glaubte, eine Verwendung der Armee zu öffentlichen Arbeiten und eine Umwandlung des Soldaten zum Handwerker, sondern im Gegentheil eine Umwandlung des Arbeiters zum Soldaten, eine militärisch organisirte Industrie. Man bildete die Cadres dieser militärisch-industriellen Corps, und um sie auszufüllen, machte man Werbungen, und stellte in jedem Atelier einen europäischen Vorarbeiter an, so daß auf diese Art die ältern Zünfte Aegyptens weder an Verfassung noch am Personal irgend eine Veränderung oder Nachtheil erlitten, und dieß letztere um so mehr, da die europäischen Vorarbeiter die Handwerker des Bazars, welche aufgenommen zu werden verlangten, ihrer angenommenen Arbeitsgewohnheiten wegen sogar abwiesen. Um übrigens von der Menge und Verschiedenheit der Gewerbe und Künste Aegyptens, welche die Basis der gesellschaftlichen Existenz bilden, einigen Begriff zu haben, sey ein, wenn auch unvollkommenes Verzeichniß derselben hieher gesetzt.

Handwerks-Industrie.

Schneider; Babuschmacher; [1]) Bortenwirker; Schwerlfeger; Blechschmiede; Kupferschmiede; Lederbereiter; Tischler; Zimmerleute; Maurer; Steinmaler; Schiffbemaler; Steinschneider; Tarbuschputzer; [2]) Musikinstrumentenmacher; Verzinner; Shawl-Kenner oder Tadler; Sticker; Pfeifenrohrbohrer; Bäcker; Fleischer; Pastetenbäcker; Matratzen- und Diwanmacher; Goldarbeiter; Färber; Leinweber; Mattenflechter; Kaffasverfertiger; [3]) Hufschmiede; Waffenschmiede; Grobschmiede ꝛc.

Mercantilische Industrie.

Tabakhändler; Materialisten; Gewürzhändler; Tuch-, Seidewaaren- und Juwelenhändler; Shawl- und Bindenhändler; Tarbuschverkäufer; Leinwandhändler; Früchte-, Käse- und Butterhändler; Eßwaaren- und getrocknete Früchteverkäufer; Fischhändler; Haschischverkäufer; [1]) Zibibverkäufer; [2]) Kurzwaarenhändler; Krämer; Parfumeurs; Geldwechsler; Narguilé- und Tombakverkäufer; [4]) Bettdeckenhändler; Baumwollverkäufer für Diwans; Teppich- und Burnußhändler; [4]) Zitz- und Musselinhändler; Töpfe- und Glaswaarenhändler; Kebabverkäufer [5]) ꝛc.

Gemischte Industrie-Zweige.

Wasserträger; Kamel- und Eseltreiber; Lastträger; Nilschiffer; Fischer; Küstenfahrer; Mäkler; Ausrufer; Badinhaber; Barbiere; Cafetiers; Sänger und Sängerinnen; Mährchenerzähler; Portiere; Läufer; Bediente; Ammen; Nachtwächter; Schlangenbeschwörer; Eidechsenfänger; Tänzer- und Tänzerinnen; Gaukler und Taschenspieler; Hunde- und Affendresseurer; Straßenkomödianten; Tschibukiers [6]) und Tarabuka-Spielerinnen [7]) ꝛc.

Das Personal dieser verschiedenen Gewerbe ist bei weitem zahlreicher als das der Arbeiterregimenter der großen Industrie (welche 10,000 Waffenfähige zählt), und der größte Theil desselben im ganzen Lande vertheilt, während jene in ihren Werften und Fabriken cantonnirt sind; indeß sind die Zünfte der verschiedenen Städte sich gegenseitig fremd, und stehen unmittelbar unter der Localbehörde; auch besteht zwischen ihnen und den Regimentsarbeitern nicht das geringste Einverständniß. Im Grunde ihres Herzens hegen diese Zünfte für Mehemed-Ali und sein Regierungssystem sehr wenig Liebe, und in ihnen spricht sich die allgemeine Meinung der gesammten industriellen Masse Aegyptens aus, welche zwar nur im Stillen, aber dennoch eifrigst gegen jede Art von Reorganisation ihres Zunftwesens und einer Vereinigung mit jenen Arbeiterregimentern protestirt. Die militärische Einrichtung der Werften und Fabriken scheint den ägyptischen Zünften höchst zuwider zu seyn, und die strenge Disciplin und Ordnung derselben verträgt sich durchaus nicht mit dem „Gehenlassen" und dem „Kief," was eigentlich den Charakter des Bazararbeiters bildet; zudem wären sie auch völlig unanwendbar bei vielen Professionen, deren Natur und Beschaffenheit ein stetes Hin- und Herbewegen erforderlich macht, wie dieß der Fall bei den unter Lit. C. Bezeichneten ist. Diese mi-

[1]) Babusch sind eine Art türkischer Ueberschuhe.

[2]) Tarbusch wird die im Orient allgemein getragene rothe Mütze mit blauer Quaste genannt.

[3]) Unter Kaffas versteht man aus Palmenzweigen gefertigte Geräthschaften, als Bett- und Diwanstellen, Sitzschemel und eine Art Koffer, deren man sich besonders auf Mitreisen bedient, um den Mundvorrath aufzubewahren.

[1]) Haschisch ist ein stimulirendes Kraut, das gewöhnlich als Zuckerbackwerk verkauft wird.

[2]) Zibib werden die getrockneten Rosinen genannt, woher unser deutsches „Zibebe" vielleicht stammt.

[3]) Narguilé ist eine ihres Ursprunges indische, aber im Oriente nunmehr einheimische Tabak-pfeife, aus welcher nur Tombak (persischer Tabak) geraucht wird. Sie besteht aus einem weiten und großen Thonkopfe mit senkrechtem Stiele, ferner aus einem bis zur Hälfte mit Wasser angefüllten, meistens gläsernen Untersatze, der die Form und Größe einer Weinflasche hat, reichlich mit Gold verziert ist, und auf welchem der den Tombak enthaltende Thonkopf aufgesetzt wird, endlich aus einem 6 bis 8 Fuß langen flexiblen Rohr, das oben an der Seite des erwähnten Wasserbehältnisses angebracht, den Rauch durch das Wasser zwar angenehm kühl, aber etwas mühsam und nur mittelst an sich gezogenen Athems zum Munde führt.

[4]) Burnuß ist ein weißer oder schwarz gefärbter Mantel mit einer Kapuze, aus Wollenzeug gefertigt und mit rothseidenen Quasten etwas phantastisch geziert.

[5]) Kebab, am Spieße gebratenes Fleisch.

[6]) Tschibukiers, Pfeifenputzer.

[7]) Tarabuka, ein mit Schellen oder Glöckchen behangenes Tamburin, dessen man sich zur Begleitung des Gesanges bedient.

Digitized by Google

litärische Verfassung der Werften und Fabriken mußte daher, um sie auf das ganze Industriesystem Aegyptens anwendbar zu machen, einer großen Modification, ja einer förmlichen Reorganisation unterliegen. Entstanden in Frankreich unter Ludwig XI, vervollkommnet unter den Regierungsjahren einer Reihe von Königen, und durch Napoleon, dem sie ein Werkzeug des französischen Waffenruhms ward, auf ihren höchsten Gipfel gebracht, sehen wir sie heute urplötzlich nach Aegypten verlegt. Aber hier begegnete sie einem mehr auf friedlichen und bürgerlichen Grundlagen errichteten Corporationswesen, dessen Ursprung bis zur Wiege der ägyptischen Industrie zurückgeht, und stieß als eine neue und allzu dominirende Schöpfung auf unerwarteten Widerstand. Die napoleonisch-militärische Constituirung würde vielleicht einer industriellen Armee entsprechen, die in steter Bewegung große Arbeiten im Freien auszuführen hätte, aber angewandt auf eine stehende, fast unbewegliche Industrie, und sogar auf Manufacturarbeiter mußte sie unvermeidlich die Individualität, die Freiheit und das Selbstgefühl des Muselmanns tief verletzen.

Die Abneigung der Zunftarbeiter gegen die der Regimenter verursachte anfangs einiges Hinderniß für die Annahme des europäischen Handwerkszeuges und Verfahrens, doch fangen die Fabrikarbeiter nunmehr an, sich deren mit einigem Erfolge zu bedienen; da sie aber mit den Arbeitern des Bazars in keiner Berührung stehen, so können sie diesen zu gleichen Fortschritten nicht behülflich seyn. Es liegt übrigens in der Methode und den Werkzeugen der europäischen Industrie Etwas, was dem Araber widerlich ist, und er wird sich dieselben nie vollkommen eigen machen können, ohne ihnen das Siegel seiner Individualität aufzudrücken. Man muß aber auch zugeben, daß es einige einheimische Industriezweige gibt, welche eine Kraft oder Geschicklichkeit erfordern, worin die Araber den Europäern weit überlegen sind; so könnten z. B. die Pfeifenmacher, Sticker, Läufer, Badeinhaber, Barbiere, Cafetiers u. dgl. m. ihren Collegen in Europa ohne Widerspruch Unterricht ertheilen; in den übrigen Industriezweigen scheint Europa seine Superiorität mehr dem Werkzeuge als der geschickten Hand des Arbeiters zu verdanken. Um Holz, Metalle oder Steine zu bearbeiten, haben die Araber nur einige unbehülfliche Werkzeuge, aber die Gewandtheit ihrer Muskeln supplirt die Unvollkommenheit ihrer Instrumente, und sie können sich mit den complicirteren Werkzeugen europäischer Kunst nicht vertraut machen, welche auch ihre in der That oft bewunderungswürdige Geschicklichkeit überflüssig zu machen scheint.

Wenn einst Zeitumstände eine Modification des von Mehemed-Ali geschaffenen Industriesystems werden herbeigeführt haben, so möchte es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die Werften- und Fabrikarbeiter sich von selbst mit jenen der Zünfte einverständigen, und sodann ein doppeltes Fortschreiten der Industrie befördern werden, d. i. eine Transformirung des europäischen Werkzeuges und dessen Verfahrens nach der industriellen Geschicklichkeit des Arabers vornehmen, und die allgemeine Annahme dieser auf solche Art vervollständigten Handwerkszeuge und Arbeitsmethoden bewerkstelligen; nimmt endlich das Gouvernement mehr den Charakter eines friedlichen und bürgerlichen als kriegerischen und militärischen Industriesystems an, so werden sich die Corporationen nicht nur zum pecuniären, sondern auch zum wissenschaftlichen und moralischen Vortheile ihm fester anschließen, und dieß möchte dann die Stufe seyn, welche sie als Institutionen im Staate zu erreichen haben.

Vulcane unter der Meeresfläche.

Seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts hatten mehrere Seeleute die Beobachtung gemacht, daß, wenn sie in die Gegenden von 0° 30′ südlicher Breite und 22° westlicher Länge (von Paris?) kamen, sie daselbst das Meer sehr unruhig fanden und häufig Stöße verspürten, wie wenn sie auf Untiefen gestoßen wären. Mehrere hatten Bimssteine bemerkt und sogar gesammelt, von denen das Meer bedeckt war. Die ersten Beobachtungen wurden im Jahre 1747 gemacht, und kurze Zeit nacheinander wiederholt. Dieselben Erscheinungen wurden im November 1852 von dem Capitän Le Marié vom Schiffe la Seine, und im Jahre 1856 von Capitän Jayer vom Schiffe Philantrope aus Bordeaux wieder bemerkt; auch enthält das Journal der asiatischen Gesellschaft von Bengalen in einer Nummer des November 1856 mehrere Beobachtungen englischer Capitäne, welche dieselben Zufälle an denselben Stricken erfuhren, und welche Asche und Rauchsäulen am genannten Orte dem Meer entsteigen sahen. Wahrscheinlich wird in Bälde an dieser Stelle eine Klippe aus dem Meere hervorkommen, wie dieß vor kurzem mit der Insel Julia an der sicilianischen Küste der Fall war. (Sitzung der französ. Akad. der Wissenschaften.)

Der Schiffbruch des Dampfschiffes Wilhelm I auf dem Koralleuriff Lucipara im indischen Archipel im Frühjahre 1857.

(Fortsetzung.)

Nach dieser ersten Landung gingen der Prediger Beckmand, der Hr. Spreeuwenburg und der Militärarzt Hollander nebst einigen Soldaten und einer jungen Unterofficiersfrau von Bord ab und nahmen noch einiges Segeltuch mit. Ich blieb anfangs an Bord zurück, und ward unterrichtet, daß man Unzufriedenheit und aufrührerische Bewegungen unter den Soldaten und Seeleuten bemerkt habe, die, weil sie jede Rettung für unmöglich hielten, sich die kärgliche Austheilung von Wasser, Reis und Speck nicht gefallen lassen wollten, wozu ich gleich vom Anfang an Befehl gegeben hatte.

Fest entschlossen zu den furchtbarsten Mitteln einer unerbittlichen Strenge, brauchte ich doch glücklicherweise meine Zuflucht zu keinen Gewaltthätigkeiten zu nehmen. Ich ließ Seeleute und Soldaten auf das Verdeck kommen, und ermahnte sie mit wenigen ernstlichen Worten zur Ordnung und Ruhe, wodurch allein Rettung noch möglich, aber ohne welche wir sicher Alle verloren wären. Die Uebelgesinnten verwies ich auf jene Frauen und Kinder, die ohne Wasser, ohne Nahrung und ohne Obdach sich auf der Klippe befanden, und doch gelassen, vertrauend und hoffend blieben. Endlich versprach ich, sie Alle mit jeder Maaßregel bekannt zu machen, die ich zu unserer Rettung erdenken und anwenden würde, und bat sie, mir zu vertrauen.

Ein allgemeiner Beifallsruf war die Antwort. Ich eilte nun, diese gute Stimmung mir zu Nutze zu machen, und mich mit der

Digitized by Google

unterdeß zurückgekehrten Schaluppe nach der Platte zu begeben, wobei ich zugleich einiges trockne Brod, gekochten Reis und Trinkwasser mitnahm. Die unterdeß herreingebrochene Fluth machte meine Ueberfahrt gefährlich, und ohne den starken Arm eines stämmigen Matrosen hätte ich das trockne Fleckchen wohl schwerlich erreicht. Von meinen Lebensmitteln brachte ich nur einen kleinen Theil hinüber.

Ich bemerkte nun, daß zwei Stellen auf der Bank trocken blieben, worauf es möglich seyn würde, Alle zu vereinigen und vor der Fluth sicher zu stellen.

Nachmittags kehrte ich an Bord zurück. Zu gleicher Zeit kam der zweite Steuermann von einer nach jenen kleinen Inseln gewagten Fahrt zurück. Er hatte wegen der gewaltigen Brandung, wovon er von fern die Inseln umringt sah, die Unternehmung aufgegeben.

Ein muthiger und dienstbeflissener Officier, der zweite Lieutenant Naauwo, versuchte mit noch einigen Unterofficieren und Soldaten in der Nacht und am folgenden Morgen den Schiffbrüchigen auf der Platte noch mehr Lebensmittel zuzuführen. Der Sergent Bauerberg kam dabei in große Lebensgefahr, wurde aber vom Corporal Bleger gerettet. Nur wenig konnte hinübergeschafft werden. Die heftige Brandung schlug die Flaschen von den Schultern der Soldaten hinweg.

Acht und vierzig Stunden lang mußten also Frauen und Kinder sich sehr kärglich behelfen. Scharfe Korallensteine waren ihr Lager; einige Seekrabben und Austern, am Feuer geröstet, ihre Nahrung. Bei Tag waren sie der brennenden Sonnenhitze, bei Nacht dem Regen und Wind preisgegeben. Und doch haben wir in diesem Zustande nachher noch 37 Tage zugebracht. Selten wohl waren Schiffbrüchige in einem ähnlichen Zustand und sehr selten wohl blieb ihnen so wenig Aussicht auf die Möglichkeit einer Rettung, als uns hier erschien.

Jeden Augenblick konnte das Schiff zu Trümmern und damit alle Hoffnung verloren gehen, einige Lebensmittel herbeizuschaffen. Die kleine dürre mit scharfen Korallensteinen dichtbestreute Platte bot auch nicht das geringste Hülfsmittel dar. — Die Schildkröten, wovon man in den ersten Tagen einige fing, blieben bald aus. Nur das eine unserer Boote war brauchbar, konnte aber nur wenige Menschen fassen. Eine furchtbare Brandung umgab das Riff von allen Seiten. Gewiß würden darum alle Schiffe sorgfältig vermeiden, in seine Nähe zu verfallen. Die Meinung des Commandanten war, Amboina sey bei den veränderlichen Winden des Monats Mai durchaus unerreichbar. Es lag 50 Seemeilen von uns entfernt. Nach Amboina war eine portugiesische Niederlassung uns die nächste, und schien auch, nach Wind und Strom, am leichtesten zu erreichen. Doch kein Mißgeschick vermag die Hoffnung auf Rettung bei dem Sterblichen völlig niederzuschlagen, wenn er mit kindlicher Ergebung auf die helfende Hand des Allmächtigen vertraut. Strenges Festhalten einer unverbrüchlichen Ordnung auf der einen Seite, und ein unbedingtes Vertrauen, was von der andern Seite in einen der Unglücksgenossen gestellt wird, dessen Leitung man sich ruhig in allen von ihm zur Rettung Aller ausgedachten Maaßregeln überläßt — dieß macht einen guten Erfolg möglich.

Während ich so auf Rettungsmittel sann, wurden alle Vorräthe aus dem untern Schiffsraume nach oben geschafft, und so viel möglich in die Cajüte der Compagnie unter Dach gebracht.

Es war verabredet und beschlossen worden, Sonntag Morgen den ersten Steuermann mit der Schaluppe nach Amboina zu senden, um dorthin die Nachricht von unserer Lage mit der Bitte um schnelle Rettung zu bringen. Die Schaluppe ging ab. Beinahe den ganzen Tag sahen wir sie unter Regenschauern und Windstößen gegen die hohe See kämpfen, ohne viel ostwärts zu fördern, welches doch, nach dem Urtheile des Commandanten, eine unerläßliche Bedingung der Möglichkeit war, ihr Ziel zu erreichen. Spät Nachmittags mußte die Schaluppe zurückkehren.

Montag ward noch ein letzter Versuch mit dem Dampfschiffe selbst angestellt, weil man nämlich erkannte, daß es doch noch nicht so völlig unbrauchbar sey, als man anfangs geglaubt hatte; aber auch dieser Versuch, es flott zu machen, blieb ohne Erfolg. Die See ging hoch und war ungestüm, die Brandung heftig. Die Wellen schlugen furchtbar hoch gegen das Schiff, und drängten es wo möglich noch fester gegen den Felsen, während der Dampf es in die entgegengesetzte Richtung zwingen sollte. Man mußte damit aufhören, wenn man nicht das Fahrzeug, was bereits so viel gelitten hatte, völlig auseinander reißen wollte.

Nun ließ ich sogleich mit allen Kräften und Händen den heraufgebrachten Vorrath vom Hintertheile nach dem Vordertheile des Schiffes bringen, weil zu besorgen war, das Schiff würde nun bald in der Mitte durchbrechen; dieß ward am Montag Abend verrichtet.

Von nun an machte ich den Anfang mit dem Ausschiffen der Truppen und Vorräthe. Das Ausschiffen aller andern Güter, sowohl der meinigen, als derer, die Andern zugehörten, hatte ich durchaus verboten, da nur Unordnung dadurch entstehen und wenige Lebensmittel auf den Felsen kommen würden. Das Ausschiffen selbst war eine unbeschreiblich mühselige und dabei gefährliche Operation. Nur des Abends und Nachts war der Wasserstand niedrig genug, es ohne Lebensgefahr zu durchwaten. Ich stellte die Soldaten von 50 zu 50 Schritt von einander auf vom Schiff an bis in die Nähe unseres kleinen Magazins, und ließ auf diese Art einige Sachen von einem zum andern fortschaffen. Alles, was zu schwer war, ging verloren, weil die Meisten strauchelten, umfielen und ihre Beine verwundeten.

Ich selbst ging immerfort, von einem Mann unterstützt, die Reihe auf und ab, den Leuten Muth einzusprechen; aber länger als eine gute Stunde konnte die Arbeit auf diese Art nicht fortgesetzt werden, dann waren die Menschen völlig erschöpft. Auf diese Art haben wir mehrere Nächte nacheinander einige Lebensmittel hinüber gebracht; aber es ward immer mühsamer, weil den Leuten der Muth entsank, als sie meist ihre Schuhe verloren und die Beine schwer verwundet hatten. Ohne die muthige Anstrengung des Hrn. v. Spreeuwenburg, des Conducteurs Derkse, des Sergent Bisaan und des Füseliers Demarer mit noch einigen Andern würden wir anfangs nur wenig Lebensmittel und Trinkwasser herbeigeschafft haben. Später waren uns die indischen Matrosen von großem Dienste. Diese wagten es noch zuweilen bei Tage mit der eintretenden Ebbe schwimmend das eine und andere vom Schiffe herbeizuholen, dann sandte ich die Soldaten an den Rand der Brandung, das Herübergebrachte anzunehmen und weiter zu schaffen.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 38** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Neugriechische Wiegenlieder. — Frankenstein, oder der moderne Prometheus. (Fortsetzung.) — Paul de Kock.

Im Abonnement bleibt dem Auslande beigegebenen Literaturblatte, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 123.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Mai 1838.

Lebensbilder aus Portugal.

Erster Ausflug nach Setubal.

Ich kann mir wohl denken, mein Freund, daß dir ein kurzer Bericht von einer kleinen Ausflucht aus Lissabon nach der jenseits des Tajo gelegenen und fünf Stunden entfernten Hafenstadt Setubal, von fremden Schiffern gewöhnlich St. Ubes genannt, nicht unwillkommen seyn wird. Eine solche Tour, so unbedeutend sie auch übrigens ist, gibt doch schon einen kleinen Vorgeschmack dem, der sich auf weitere Reisen im Lande einlassen will. Man hat auf dieser so kurzen Strecke verhältnißmäßig mit mehr Unbequemlichkeiten zu kämpfen als auf manchen größern Reisen, denn hier gibt's nicht nur Unbequemlichkeiten, ja selbst der Gefahren zu Lande, d. h. von Flöhen und Wanzen zerbissen und zerstochen, von störrischen Maulthieren geschlagen und abgeworfen zu werden, oder mit ihnen zu stürzen, von Räubern geplündert, vielleicht gar gemordet zu werden, und im heißesten Sommer auf einer zu durchreisenden schattenlosen beinahe 3stündigen Sandwüste, den Sonnenstich zu bekommen; sondern es gibt auch Unbequemlichkeiten und Gefahren zu Wasser, indem man zu der Ueberfahrt nach dem Flecken Monta, welches der geradeste Weg ist, den man einzuschlagen pflegt, auf den gewöhnlichen Stationsbarken, die täglich hin und her zu fahren pflegen, selbst ohne einen bequemen Sitz dem Wind und Wetter, so wie der brennenden Sonne ausgesetzt ist und sich gefallen lassen muß, alle die kleinen Krubeler, die das gemeine Pack, welches diese Fährschiffe gegen Bezahlung von 80 Reis einnimmt, von sich wirft, friedlich und ohne Murren aufzunehmen. Ueberdieß bei Mangel an Wind, oder bei conträrem Wind, bringt man auf dieser Ueberfahrt, die unter den glücklichsten Auspicien in $1\frac{1}{2}$ Stunde bewerkstelligt wird, zuweilen 4 bis 5 Stunden zu, ja zuweilen kommt man gar nicht weiter, und bleibt, wenn die Ebbe schon zu tief gesunken, in den schlammigen Flußverzweigungen des jenseitigen Ufers festsitzen, und muß alsdann sechs Stunden lang auf die neu ankommende Fluth warten, um wieder flott zu werden; oder kommt nun gar während der Ueberfahrt ein unvermutheter Sturm, bleibt man dabei noch obendrein auf einer Sandbank hängen, dann ist man in der größten Lebensgefahr. Wie viele Fahrzeuge sind auf diese Art nicht verunglückt; wie oft habe ich in frühern Jahren, wo ich noch ein passionirter Jäger war, wo ich sehr oft mit Freunden nach jenen Sumpfgegenden auf Enten- und Becassinenjagd überschiffte, ganze Nächte hindurch auf Sand und Schlamm festgesessen, während der Sturm uns mit Wellen bedeckte und wir uns nur mit Noth festhalten konnten, um nicht vollends ins Wasser gespült zu werden! Man ersieht aus diesen oberflächlichen Andeutungen, daß es eine der ersten Bedingungen ist, wer auf die wenigst unangenehme Art die Ausflucht nach Setubal machen will, daß er dieselbe nicht bei zweifelhaftem Wetter unternehme, um einer schnellen und glücklichen Ueberfahrt gesichert zu seyn, und dann die fernere Reise zu Lande so einzurichten, daß er nicht die Nacht in Monta zuzubringen braucht, wo einem die größten nächtlichen Plagen bevorstehen. Um davon eine gehörige Idee zu geben, will ich dir von zwei Abstechern erzählen, dem einen im Monat Februar, dem andern im Junius vergangenen Jahrs, die ich zum Theil geschäftshalber, zum Theil auch in geognostischer Beziehung mit einigen Freunden unternahm. Gedenken wir also zuerst der Februarsreise, wo die Tage kurz, das Wetter unbeständig war, und wo wir wegen eintretender Fluth entweder des Morgens um 4 Uhr oder erst Nachmittags 4 Uhr absegeln konnten. Ersteres war den meisten meiner Bekannten, lauter Setubalensern, in deren Gesellschaft ich gehen wollte, zu unbequem; es war ihnen zu früh, das weiche warme Lager zu verlassen und sich auf das kalte Wasser und in den kühlen Morgenwind zu begeben, es wurde also beschlossen, erst den Nachmittag abzusegeln, wo wir denn nach einer schnellen Ueberfahrt und dann mit guten Maulthieren und Pferden versehen, um 8 Uhr Abends in Setubal eintreffen, im schlimmsten Fall aber bei späterer Ankunft in Monta übernachten konnten. Zur bestimmten Stunde fanden wir uns auf dem Quai zusammen, wo die unzähligen Barken für die Flußschifffahrt, mit ihren hohen spitzigen Schnäbeln liegen, geziert mit Heiligenbildern, Hirschgeweihen und flatternden rothen Bändern, deren Führer mit ihren braungebrannten schwarzbärtigen Gesichtern und rothwollenen Mützen hier zu Hunderten zusammenstehen oder auf dem Pflaster liegen, das Aus- und Einladen

Digitized by Google

beſorgen und dabei furchtbar lärmen und ſchreien, ſo daß man ſich in einen fortwährenden Zank verwickelt glaubt, und doch handelt ſich's um weiter nichts als um eine friedliche Ein- und Ausſchiffung, um abzuſchließende Accorde und dergleichen. Wer ſich hier nach irgend einem Orte einſchiffen will, muß genau die Oertlichkeiten und die Gewohnheiten dieſer Barkenführer, die nur darauf bedacht ſind, die größtmögliche Fracht zu erhalten, ſo wie die größte Anzahl von Paſſagieren, worüber ſie oft die Zeit der Abfahrt verſäumen, kennen, um nicht nur nicht übervortheilt zu werden, ſondern auch keinem Hinderniſſe im Fortkommen zu begegnen; denn die Leute verſichern oft, ſogleich abzufahren, um ſich nur der Paſſagiere zu vergewiſſern, und verſchieben die Abfahrt von einer halben Stunde zur andern, in der Hoffnung, daß noch mehr Paſſagiere ſich einfinden werden, worüber zuweilen Wind und Fluth verloren gehen, ſo daß die Abfahrt um zwölf Stunden verſchoben werden muß; oder ſie fahren zu ſpät ab, und man kommt nicht zu rechter Zeit an Ort und Stelle, legen ſich auch wohl gar unterwegs vor Anker, wenn ſie nicht weiter kommen können. Der Paſſagier iſt alsdann ganz in ihren Händen, jedoch kann er ſicher darauf rechnen, daß er von dieſen gemeinen Schiffern mit mehr Aufmerkſamkeit behandelt wird, wie die Paſſagiere auf manchen Kauffahrern, wo man ſie nicht beſſer wie Frachtballen behandelt und ſich berechtigt glaubt, ſie von einer Ecke in die andere zu ſchieben. Um alſo alles Unangenehme bei der Abfahrt zu beſeitigen, thut man wohl daran, Jemanden vorher zu beauftragen, der Bekanntſchaft mit den Schiffern hat, um das Einſchiffen zu beſorgen. Einige meiner Reiſegefährten hatten ihre eignen Reitpferde bei ſich, die mit eingeſchifft werden mußten, und aus dieſem Grunde mußten wir in einem ordinären Fährſchiffe überſetzen, die, abgeſehen von ihren wenigen Bequemlichkeiten für Menſchenfracht, doch die ſicherſten Segler ſind. Zu den Pferden, welche darin aufgenommen wurden, geſellte man auch noch einige Ochſen, deren Einſchiffung umſtändlicher war, als die der Pferde. Das Ufer iſt an dem Einſchiffungsplatze ſo flach, ſo daß bei niederm Waſſerſtande die Barken nicht an den hohen ſteinernen Quais anlegen können. Man legt deßhalb eine von ſtarken Bohlen gefertigte Leiſtentreppe zum Schiffe heraus ins Waſſer, und dieſe mußten die Thiere, denen man einen langen Strick um den Hals bindet, wodurch ſie feſtgehalten und der immer mehr verkürzt wird, hinanklettern und dann auch wieder in den finſtern Schiffsraum auf einer anderen ſolchen Treppe hinab. Pferde und Maulthiere, die ſolche Einſchiffungen ſchon gewohnt ſind, thun einige Sätze, und ſie ſind im Schiffe, andere aber ſträuben ſich gewaltig dagegen und beſonders die ſchwerfälligen Ochſen, die man mit Gewalt hinanziehen muß. Den untern größern Raum eines ſolchen Schiffs oder Barco da Carreira, wie man es hier nennt, nehmen alſo die Thiere ein, oder Frachtgüter, und für die Paſſagiere bleibt entweder der hintere erhabenere kleine Raum bei dem Ruder oder der vorne bei dem Schnabel, wo man die Freiheit hat entweder zu ſtehen oder ſich der Länge nach auf den Boden zu ſtrecken, ſich von der Sonne verbrennen, vom Winde durchwehen oder dem Regen durchnäſſen zu laſſen.

Endlich waren wir ſo weit, daß man den kleinen Anker einzog und die beiden großen lateiniſchen Segel losgebunden wurden, die nun wie zwei Nadel- aber Spitzdärme gegen 80 Fuß hoch in die Lüfte ragten, allein ganz ſchlapp und ohne Anſpannung hängen blieben, denn es regte ſich auch nicht das geringſte Lüftchen; eine gänzliche Windſtille war eingetreten, der Waſſerſpiegel, der ſich hier über drei Stunden in die Breite ausdehnt, war ſpiegelglatt, und die ſchon tief im Weſten herabgeſunkene Sonnenſcheibe ſpiegelte ſich darin mit der eignen Heiterkeit, welche hier eine Begleiterin der Frühlingsſonne zu ſeyn pflegt. Es war einer der ſchönen ſüdlichen Februar-Tage die den deutſchen Mai-Tagen gleichen, wenn Alles blüht und grünt, laue warme aromatiſche Lüfte wehen. Für dießmal aber wäre uns ein tüchtiger Nord- oder Nordweſtwind lieber geweſen als alles Aroma in der Atmoſphäre, was ohnehin in der Umgebung des Stadtviertels, aus dem wir abfuhren — dem ſtinkenden Alfama-Viertel mit ſeinen oft nur 3 bis 4 Fuß breiten Berg- und Sackgäßchen, wo noch der Unrath haufenweiſe liegt und auf Regenſchauer gewartet wird, um ihn wegzuwaſchen — nicht von ſonderlichem Wohlgeruche war. Bei ſolchen gänzlichen Windſtillen wird man nun zwar von der Fluth und dem Strome weiter getrieben, jedoch nur höchſt langſam; unſere Schiffer nahmen daher ein kleines Boot mit 4 Ruderern zu Hülfe, welches vorgeſpannt wurde, um uns ſo lange zu bugſiren, als der Wind fehlte, und ſo ſteuerten wir denn gerade in der Richtung auf die hohe Burg von Palmella zu. Außer uns fünfzehn, die wir zuſammengehörten, waren in dem Schiffe noch drei alte Bauernweiber mit ihren leeren Körben, welche Gemüſe nach Liſſabon gebracht hatten. Dieſe ſetzten ſich ſogleich im engen Kreiſe mit übereinandergeſchlagenen oder vielmehr untergeſchlagenen Beinen bei dem Steuermann nieder, der bei einem ſo ruhigen Waſſer ſein Amt, das breite Schwertruder zu regieren, auch ſitzend verrichten konnte, und da die Weiber, nachdem ſie mit geläufiger Zunge ſich ihre Verrichtungen und deren Reſultate mitgetheilt, endlich aus langer Weile ſich einander mit den Köpfen in den Schooß fielen, die Regen- oder Sonnentücher von ihren wirren ſchwarzen und ſtrammen Haaren nach hinten ſchoben, und nun die kleine Jagd exercirt wurde, retirirten wir uns vornhin nach dem Schiffsſchnabel, wo ein kleiner, freundlicher Santo Antonio ein mit rothen Bändern geziertes Hirſchgeweih zum Piedeſtal hatte und lüſtern in die aufgeregten Fluthen hinabſchaute, als wenn ihm darnach gelüſtete ein Bad zu nehmen. Hier fanden wir zufälligerweiſe einige Gebinde Stroh, die einen vortrefflichen Sitz gewährten, von dem man mit der größten Bequemlichkeit die herrliche Beleuchtung der untergehenden Sonne beobachten konnte, die ſie nicht nur über die große Hügelſtadt ergoß, ſondern auch über die große, auf 6 Stunden weite Tagusfläche bis Villa Franca hinauf, wo dann blaue Berge der Fernſicht in den Weg treten, rechts aber ſich in die unendlich ſcheinenden Ebenen von Alemtejo mit den niedrigen Ufern und Inſeln verlieren, die durch die ſonderbare Erſcheinung der Fata-Morgana gleichſam in der Luft zu ſchweben ſchienen.

Konſtantinopel und Liſſabon, welche ſtets und bis noch vor kurzem den großartigen Schmutz, ſchlechte Polizei und die vielen herrenloſen Hunde mit einander gemein hatten, ſind unſtreitig

Digitized by Google

aber auch die beiden Städte Europa's, welche den großartigſten, impoſanteſten Anblick gewähren. Der Tajo und der Bosporus mit ihren herrlichen Anſichten bieten dem Auge gleiche Herrlichkeiten dar von einer bevölkerten Waſſerfläche mit beweglichen Häuſern und dem großen Ueberguß über Berg und Thal von kleinen und großen Gebäuden, von Paläſten und Hütten, Tempeln, Ruinen und erbärmlichen Baraken, von Fruchtfeldern in der Stadt, dunkelgrünen Orangenbäumen, — hie und da noch eine einzelne Palme und hochſtrebende, unheimlich bewegungslos daſtehende Cypreſſen, die hier wie dort der troſtloſe Schmuck der Todtenhöfe ſind. Die Sonne ſandte noch ihre letzten Strahlen, die Schatten verlängerten ſich ins Unendliche, die nieoere Stadt lagerte ſchon im Dunkeln, während der Dom der hohen Citadelle und das Caſtell noch in der herrlichſten Beleuchtung ſtanden. Aber auch hier tauchte bald das Dunkel von unten aufwärts und umſtorte ohne anhaltende Dämmerung bald Alles mit undeutlichen Umriſſen. Während deſſen hatten wir den Hauptſtrom quer durchſchnitten, und fuhren nun in die ruhigern, ſumpfigen Gewäſſer zwiſchen Landzungen und Inſeln in den ſogenannten Sack von Monta, an welchem rechts und links einzeln ſtehende Gebäude für Mühlen, oder auch große Baſſins oder Salzpfannen zur Bereitung des Seeſalzes angebracht und vertheilt ſind. Noch immer regte ſich kein Lüftchen, die Sterne funkelten im ſchönſten Glanze, es begann eine der ſtillen, geräuſchloſen Südnächte, die wahrhaft dem Februarshimmel Ehre machten, und in denen man das geringſte Geräuſch in großen Entfernungen vernimmt, weiter aber auf dem Waſſer als auf dem Lande, und weiter in einem hochſtämmigen Urwalde als in offenen Feldern. Schon fing das Waſſer an wieder abzulaufen, die Fluth war vorüber, die Ebbe trat ein, und mit doppelten Kräften mußten die Vorgeſpannten rudern, um gegen den Strom zu ſchwimmen; doch dieſes war endlich nicht wirkſam genug, das Strombette wurde hier und da zu enge, die Ruder berührten den Schlammboden zur Seite, oder wurden durch entgegenkommende Barken, die nun von der Ebbe profitirten, um nach der Stadt zu fahren, daran gehindert. Die Ruderer beſtiegen alſo die Barken, das kleine Boot wurde hinten angebunden, und nun ergriffen ſie die langen Stangen, und ſchiebend, mit den unbändigſten Anſtrengungen, brachten ſie uns dem Ziele langſam näher und näher, während es immer ſtiller und dunkler wurde, die Stille aber zuweilen noch durch das ſanfte Dahingleiten eines begegnenden Fahrzeugs unterbrochen ward, deren Führer dann und wann den ſo weit ſchallenden Recitativ-Geſang hören ließen, der eben nicht das Ohr ergötzt, aber dennoch ganz eigenthümlich iſt, und mit dem türkiſchen Volksgeſang gleichen Rhythmus hat; oder ſie ſpielten, ſich ſorglos dem Strom überlaſſend, die ſo melancholiſchen Weiſen portugieſiſcher Modinhos auf ihren Guitarren.

(Fortſetzung folgt.)

Der Ameiſenbaum von Guiana.

In der Verſammlung der Londoner botaniſchen Geſellſchaft vom 4 April wurde eine Mittheilung des bekannten Reiſenden Schomburg über die Triplaris americana oder Ameiſenbaum von Guiana vorgeleſen. Der Stamm iſt ſchmächtig, wächst gerade auf und die aufrechtſtehenden Zweige bilden eine Pyramide; die Blätter ſind 9 bis 12 Zoll lang, ſtark geripyt und von dunkelgrüner Farbe; der Baum gehört ohne Zweifel in die Ordnung der Polygonien. Die männlichen Blumen dauern nur wenige Tage, wo ſie dann auftrocknen, und ein Gleiches iſt mit den Blättern der weiblichen Blumen der Fall. Die Segmente des Kelchs aber fahren fort zu wachſen, wechſeln während des Wachſens in der Farbe von grün zu weiß und hochroth, und werden ſo dünn, daß die Rippen leicht bemerklich werden. In dieſem Zuſtande ſind ſie dreimal ſo groß als die Frucht, welche noch immer von dem Kelche beſchützt iſt. Der Baum wächst in Menge auf den ſandigen Ufern der Binnenflüſſe von Guiana, wo die durch die Armuth des Bodens verkrüppelten Geſträuche kaum 5 oder 6 Fuß hoch werden, bis zu einer Höhe von 50 oder 60 Fuß. Wer das Land nicht kennt, ſollte glauben, der Baum ſey mit weißen, etwas rothgefärbten Blüthen bedeckt, unter denen die dunkelgrünen Blätter nur hie und da vorſehen. Der unvorſichtige Botaniker, welcher, durch den täuſchenden Anblick gelockt, dem Baume ſich nähern wollte, um die Blüthen zu pflücken, würde den Verſuch ſchwer bereuen. Der Stamm und die Zweige des Baumes ſind hohl, und mit Abtheilungen verſehen, die der Stellung der Blätter an der Außenſeite entſprechen. Dieſe Höhlungen ſind von einer hellbraunen, etwa zwei bis drei Zehntels Zoll langen Ameiſe bewohnt, deren Biß höchſt ſchmerzlich iſt. Ihre Zähnchen ſtehen nahe an der Mitte des Vorderkopfes, die Freßzange iſt dreieckig u. ſ. w. Sie fallen mit der größten Heftigkeit über ihre Beute her, und ſetzen, ſobald ſie mit einem weichen Stoff in Berührung kommen, ihre Freßzangen ein, wobei ſie einen weißlichen Saft ausfließen laſſen; ihr Biß verurſacht mehrere Tage lang Geſchwulſt und Jucken. Die Arawak-Indianer nennen den Baum Jacuna und die Ameiſe Jacuna Sai, die Warowo Epanhari, was wörtlich überſetzt der Ameiſenbaum bedeutet; die Karaiben Itaſſi und die Coloniſten wegen ſeiner Geſtalt den „langen John.“ Das Vorhandenſeyn der ſcorioſen Nebenblätter in Form einer Düte iſt hinreichend zur Beſtimmung der natürlichen Ordnung, wozu Triplaris gehört; andere Kennzeichen, wie die Bildung der Blätter, die Befruchtungsorgane und insbeſondere das aufwärts gerichtete ovulum und die radicula superior laſſen keinen Zweifel über die Verwandtſchaft mit den Polygonien übrig.

Der Schiffbruch des Dampfſchiffes Wilhelm I auf dem Korallenriff Lucipara im indiſchen Archipel im Frühjahre 1837.

(Fortſetzung.)

Wir bemerkten einen Unterſchied von 5 bis 6 Fuß zwiſchen dem Waſſerſtande der Ebbe bei Tag und dem in der Nacht. Wie glücklich wäre es ſonſt geweſen, hätten wir bei Tag etwas vom Schiffe holen können — aber ſo konnten wir dieß nur ſpät Abends oder in der Nacht unternehmen. Auf dieſe Weiſe hatten wir denn endlich ein kleines Magazin zu Stande gebracht. Doch war auch Vieles unbrauchbar angekommen, weil es durch das Seewaſſer geſchleppt werden mußte. Die erſten und allgemeinſten Bedürfniſſe, Reis, Brod, Kartoffeln, Arrak und Genever fehlten uns. Dagegen hatten wir von meinen und des Capitäns Vorräthen viel Wein, Schinken, Wurſt, Bier, zwei Fäſſer

Digitized by Google

Mehl, Liqueur, Butter, Zucker, Thee u. dgl. zusammenbringen können. Viele Mühe kostete es mir, einem Jeden begreiflich zu machen, daß wir Alles zur gemeinschaftlichen Austheilung zusammenhalten müßten. Lieber hätte jeder, ohne lange zu überlegen, etwas für sich selbst mitgenommen. Die Folgen würden schrecklich gewesen seyn.

Ich versuchte es, Vertrauen in die Soldaten zu zeigen und von diesen eine Wache bei dem Magazin aufzustellen. Aber der Entbehrungen waren zu viele gewesen. Sie widerstanden der Versuchung nicht und betranken sich. Von dem Augenblick an hielten die Passagiere selbst bei Nacht die Wache und lösten sich alle zwei Stunden ab. Der Prediger Beckmans war so gut, selbst zuerst die Wache zu beziehen. Er, dem alle militärische Strenge so fremd seyn mußte, unterwarf sich gelassen den Dienstvorschriften, und erwies sich mir überhaupt zu jeder Zeit so dienstfertig, als seine wankende Gesundheit es nur immer zulassen wollte. Von nun an ward auch ein Magazinmeister angestellt. Dieß war der Conducteur Torreman. Ihm ward gegeben, was jeden Tag ausgetheilt werden sollte.

So lange wir das Glück hatten, Schildkröten zu finden, was aber nur wenige Tage dauerte, kochte man eine ziemlich gute Suppe, zur Hälfte mit süßem, zur Hälfte mit Seewasser. Später ward das Essen erbärmlich. Nur 10 bis 12 Pfund Reis durften für 140 Personen ausgetheilt werden, mit einem Schinken und ein wenig gesalzenem Fleisch, ungefähr 19 Pfund. Genever und Arrak gab es beinahe gar nicht, so daß ich bei dem wenigen Trinkwasser, was wir im Anfange hatten, ein- bis dreimal des Tages ein wenig Wein bei jedem kleinen Trunk Wasser austheilen ließ. War es sehr warm und hatte man von dem in der Nacht gefallenen Regen einiges Wasser sammeln können, dann vertheilte ich dreimal des Tages unter die Schiffbrüchigen Wasser mit Rum gemischt, oder wenn sie es wünschten, allein Wasser. Nach einer Namensrolle wurde jeder herbeigerufen, seinen Schluck Wasser auszutrinken, auch die Frauen und Kinder. Im Anfange hatte ich selbst meine Gattin ersucht zugegen zu seyn. Sie kam dann mit den Kindern, die sich unbefangen zwischen den Soldaten und Seeleuten herzudrängten. Unser zweijähriges Töchterchen, auf dem Arm eines Soldaten herbeigetragen, erhielt ihr Schlückchen Wasser eben so wie die Andern.

Dieß eine und andere mag wohl den Grund zu dem ehrerbietigen Betragen Aller gegen die Frauen gelegt haben, und zu der regelmäßigen Zucht und Ordnung, welcher ich so glücklich war, alle Schiffbrüchigen zu unterwerfen, und ohne welche wohl Niemand seines Lebens sicher gewesen wäre. — Obgleich die kleine Stelle, die wir inne hatten, nur 8 oder 10 Schritte von der ihrigen entlegen war, erlaubte sich doch keiner der Soldaten oder Matrosen, zu uns zu kommen, ohne sich vorher höflich anzumelden, wenn er das eine oder andere sich erbitten, oder die Stückchen abgerauchter Cigarren auffammeln wollte.

Nach dem vergeblichen Versuch am 7 Mai zum Wegsenden einer Schaluppe nach Amboina hatte ich unausgesetzt mit dem Commandanten überlegt, wie es doch am besten anzufangen sey, irgendwohin von unserer Lage Nachricht gelangen zu lassen, da wir uns außerdem für verloren halten mußten. — Denn wo und wenn würde man auf den Gedanken kommen, daß wir gerade hier Schiffbruch gelitten hatten? und wenn man uns dann auch aufsuchte, wie unwahrscheinlich war es, daß man uns auf dieser niedriglegenden und beinahe unzugänglichen Stelle entdecken würde? — Ich durchsah nochmals mit Aufmerksamkeit Horsburghs Directory, und wir beschlossen, unsere beste Schaluppe (die andere — wir hatten nur zwei — war sehr schwach) nach Delhi zu schicken. Hatte sie das Glück, dort anzukommen, wofür Wind und Strom günstig schienen, dann konnten wir hoffen, daß die Nachricht von unserer Lage — es sey mit derselben Schaluppe oder mit einem gemietheten indischen Fahrzeuge — Bima oder Java bald erreichen würde.

Da ich dem Schiffsvolk und den Soldaten, die ich auf das Verdeck gerufen hatte, mein Vorhaben mittheilte, und nachdem ich ihnen die Sache mit der Karte in der Hand ausgelegt hatte, bezeugten sie große Freude, und baten mich, doch selbst mitzugehen, so viel Vertrauen stellten sie in einen glücklichen Erfolg.

Ich beschloß aber, den Lieutenant Raauws zu senden, da meine Gegenwart zu Erhaltung der Ordnung auf dem Riff nöthig war, und weil überdieß meine Frau fest entschlossen schien, mich nicht allein abreisen zu lassen. Um dieser Unternehmung einen guten Erfolg zu verbürgen, und weil ich wohl wußte, daß in Delhi ohne Geld wenig auszurichten sey, that ich den Passagieren den Vorschlag, den Lieutenant Raauws und den ersten Steuermann Muller mit Geld zu versehen. Sogleich trug jeder das seinige hiezu bei. Ich selbst gab 500 fl. an Gold und 1200 fl. an Banknoten; der Prediger Beckmans in Silberbanknoten 750 fl., der Ingenieur van der Duffen 100 fl. in Gold; der Hr. v. Spreeuwenburg an Silberbanknoten 170 fl. und 64 fl. baar Geld; der Militärarzt Hollander 125 fl. an Banknoten, und meine Frau eine Schnur feiner Perlen mit drei Juwelenringen. Auch Capitän Lamiett sagt mir, er habe einiges Geld mitgegeben. — Ich schrieb dem portugiesischen Befehlshaber auf Delhi einen französischen und einen englischen Brief, worin ich unsern Zustand meldete, mit der Versicherung, unsere Regierung in Batavia werde gewiß die zu unserer Rettung angewendeten Kosten reichlich zurückerstatten, wenn die mitgegebene Baarschaft unzureichend wäre.

Mit sehr günstigem Wetter ging unsere Schaluppe in See, und auch in den folgenden Tagen waren Wind und Wetter nach unserer Berechnung so im Vortheile der Schiffenden, daß wir hoffen durften, sie würden den 15 oder 16 in Delhi seyn können. Der Eifer, den der Lieutenant Raauws sowohl als der erste Steuermann Muller für diese Unternehmung an den Tag gelegt hatten, verdiente das höchste Lob. Leider, und zu unserem großen Schmerz, wissen wir bis heute noch nicht, welches das Loos dieser Schaluppe und der Braven gewesen ist, die damit von uns wegfuhren. Wie gewagt und wie unsicher waren auch überhaupt diese ersten zu unserer Rettung angewendeten Mittel! *)

Niemand war davon mehr überzeugt, als ich selbst, ob ich mich gleich hütete, dieß merken zu lassen; deßwegen war ich aber auch immerfort auf andere Mittel bedacht. Zuerst ersuchte ich den Commandanten, kleine Flöße verfertigen und auf jedem eine Art Mast, mit einer niederländischen kleinen Flagge versehen, gut befestigen zu lassen. Unter jedes Floß ließ ich eine gut dichtgekorkte Flasche aufhängen, worin ein malayischer und holländischer Brief gethan war mit der Nachricht von unserem Zustand, und mit der an alle Häupter der mit uns in gutem Vernehmen stehenden Volksstämme, ja selbst an Seeräuber gerichteten Bitte, uns beizustehen, oder doch Nachricht von uns nach den nächsten niederländischen Etablissements zu senden, wofür eine Belohnung versprochen ward. (Fortsetzung folgt.)

*) Erst nach der Rettung und nach diesem Bericht erfuhr man das Schicksal der Schaluppe. Sie ward den 14 Mai von Seeräubern angehalten, die Mannschaft ausgeplündert und völlig nackt in einer Prauw acht Tage von den Räubern mitgeführt, die nach langer Berathschlagung über Tod und Leben der Gefangenen den Lieutenant endlich wegschickten, ein sehr beträchtliches Lösegeld herbeizuschaffen. Dieß geschah, und die europäische Mannschaft der Schaluppe ist seitdem in Amboina angekommen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 124.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Mai 1838.

Das Museum von Madrid und die Malerei in Spanien.

Madrid hat mit Ausnahme der merkwürdigen Souterrains wenig Antikes. Ganz Spanien, zumal Andalusien und Altcastilien, ist reich an Werken und Monumenten römischer, maurischer und gothischer Kunst, nur der Hauptstadt fehlen sie. Ihre Kirchen sind gewöhnlich, wie die von Lisboa, modern römisch, klein, überladen, geschmacklos, ihre Theater unbedeutend; das neue königliche Schloß, obgleich kaum zur Hälfte des ursprünglichen Planes ausgeführt, ist zwar schon imposant und prächtig, auch herrlich, burgartig, über dem Thale des Manzanares nach der hohen, meist immer mit Schnee bedeckten Sierra de Guarama hin gelegen, aber die andern Paläste der Stadt sind wenig ausgezeichnet; die Häuser, so wie alle Stadttheile, haben ein modernes, doch immer ächt spanisches, massives, festes Ansehen. Nur Einen Schatz von unnennbarem Werthe, der weit die ganze spanische Nationalschuld decken würde, wollte man ihn verhandeln, wie man — doch kein Spanier — vorzuschlagen sich nicht entblödet hat; Einen Schatz hat Madrid, um den Rom es beneidet: das Museum, el Museo de las Pinturas! Zu der Zeit, wo Spanien zu einer kräftigen Einheit herangereift war, und sowohl dieserhalb als auch wegen Gunst der Umstände die Präponderanz in Europa und herrschenden Einfluß über alle Länder, worin die Kunst blühte, über Italien, Brabant, selbst über Deutschland erlangt hatte, damals wurde dieser Schatz an Gemälden, zumal von Karl V und Philipp II angesammelt. Zur nämlichen Zeit versank die schöne Architektur in Spanien, dagegen erreichte die Malerei dort ihren Glanzpunkt. Dieser Gegensatz findet sich noch an andern Orten, wie in Deutschland und in den Niederlanden, und hat einen naheliegenden Grund. Denn muß jede Kunst, damit sie Gehalt, Bedeutung habe und lebendig sey, historisch im Volke entwickelt seyn und von der Nation getragen werden, so gilt dieß insbesondere von der Architektur. Unsere Dome und Stadthäuser errichtete der religiöse Sinn unserer Väter — vor ihrer Größe verschwinden die Casernen, Zeughäuser, Schlösser und Museen der Fürsten. Karl V ließ viel bauen, auch noch im gothischen Style; aber er verdarb damit das Eigenthümliche vieler unersetzlichen Gebäude, wie der zauberhaften Moschee in Cordoba. Die reiche, dem andalusischen Himmel anpassende maurische Kunst wurde mit Füßen getreten, selbst die hochstrebende gothische in Altcastilien unbeachtet gelassen; Felipe Segundo vollends baute nur nach seiner Laune, nachäffend, die kolossalsten Werke im kleinlichsten Style, den Escurial, einförmige ungeheure Massen, düster und seelenlos. Aber die Malerei hängt von jenem gemeinen Sinne weniger ab, der Maler trägt fast alle Mittel zu seinem Kunstwerke in sich selber; so mag auch der anstrebende Gemeingeist noch kräftig genug seyn, seine Kunst anzuregen und entwickeln zu helfen. Hier sey nur noch bemerkt, daß man mit Unrecht jene nachäffende geschmacklose Richtung in der Architektur allein aus Frankreich herleitet, sie war in Spanien bereits früher, und mußte nothwendig im Gefolge aller sich bildenden reinen Monarchien erscheinen, worin der gemeinsame und religiöse Sinn getödtet wurde. In manchen Ländern Europa's sah ich Gemälde aus den spanischen Schulen, hie und da einen schönen Murillo, einen kühnen Ribera, einen reichen Velasquez; aber erst in Spanien lernte ich sie kennen. Dieses Land hat einen außerordentlichen Reichthum an Gemälden aus seinen eigenen Schulen und was sich davon im Auslande vorfindet, steht damit im unbedeutenden Verhältnisse: fast jede Kirche und Capelle, jedes Kloster, jedes Hospital, jedes Stadthaus, jeder Justizpalast, jedes Castillo hat deren aufzuweisen. In Andalusien dürfte man in jeder Stadt eine Gemäldegalerie aufbringen und ein Museum bilden können bloß aus den Schätzen, die in den jetzt aufgehobenen Klöstern vergraben lagen. Ihre Gemälde sind theils in Kirchen untergebracht, theils im Stadthause zusammengestellt, und es mögen noch viele Jahrzehnte vergehen, ehe sie einen angemessenen Platz erhalten. Das Zerstören der Klöster ist überhaupt ein widerwärtiger Vandalismus — die freche rohe Hand wüthet gleichgültig über das Gute und Schlechte. Spanien bietet einen günstigen Augenblick zum Beutemachen; französische und englische Emissäre überschwemmen auch das Land in höherem Auftrage und suchen die kostbarsten Werke spottwohlfeil an sich zu ziehen. In Andalusien hält man jeden Fremden für einen Kunstspeculanten. Auch unter Napoleon schleppten die Fran-

Digitized by Google

zosen eine Masse unersetzbarer Kunstschätze nach Frankreich und Paris, die vortrefflichsten Sachen des Madrider Museums wanderten in das Louvre, kehrten glücklicher Weise jedoch später größtentheils auf ihren alten Platz zurück. Aber der spanische Schatz an Gemälden ist unerschöpflich.

Die Hauptsitze der alten spanischen Malerei waren im Mittelpunkte des Landes, in Madrid, ein berühmterer im üppigen Valencia, aber der glänzendste, reichste im ewig heitern Andalusien, „das die Wonne (las delicias) des goldenen Zeitalters zu bewahren scheint," an den duftenden Ufern des Bätis (Guadalquivir, großen Fluß nannten ihn die Araber), im feenhaften Sevilla. Für dießmal jedoch will ich nur noch Etwas über die moderne Malerei in Spanien mittheilen. Daß sie in jeder Beziehung vor der ältern, classischen zurücksteht, ist wohl kaum zu bemerken nöthig. Bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts war sie völlig versunken, Francisco Goya, Bayeu y Subiar und Maella halfen ihr wieder einigermaßen auf; doch noch immer nicht hat sie sich von dem Manierlichen, Affectirten los gemacht und den Weg des Schönen wieder betreten. Eine Art moderner spanischer Schule hat wiederum Jose Aparicio gestiftet, der sich unter David in Paris ausbildete und ihn copirte. Er wurde in Valencia 1773 geboren. Eben so ausgezeichnet ist Jose Patrazo, 1781 in Santander geboren, auch ein Schüler und Anbeter Davids. Ein Schüler des erstern, Rafael Tejeo aus Murcia, noch ein junger Mann, lieferte bereits einige anziehende Gemälde. Was diese moderne Schule Lobenswerthes hat, beschränkt sich im Grunde nur auf die Wahl der Gegenstände aus der vaterländischen Geschichte, welche Wahl man auch den deutschen Künstlern anempfehlen möchte. Frankreich verherrlicht seine letzten Jahrzehnte durch Gemälde, Statuen, Monumente aller Art, die neufranzösische Kunst hat eine nationale Richtung und Tendenz, und ist deßhalb immer anziehend und bedeutungsvoll; in unsern Kunstsälen, etwa München ausgenommen, findet man fast keine Spur von patriotischer Begeisterung. Spanien bietet übrigens den Künstlern noch reichen Stoff, das spanische Volk und besonders das Weib ist das graciöseste, die festen Landestrachten, besonders wieder die von Andalusien sind wahrhaft malerisch, man denke nur an die reizende Mantilla und den Fächer der Frauen, an die mehrfach umgeschlagenen, weitgefalteten Mäntel der Männer, an die schönen, nur durch Sandalen geschützten Füße, an die breite Binde um den Leib, an die reiche Jacke und den geschmackvollen Hut; seine anmuthigen Tänze kommen auch der Malerei zu Hülfe. — Das spanische ist noch ein plastisches Volk.

Lebensbilder aus Portugal.

Erster Ausflug nach Setubal.

(Fortsetzung.)

Es war eine wahre Romanzennacht, und gerne wäre ich noch die Nacht hindurch auf dem Wasser geblieben, allein um 8 Uhr kamen wir an dem Quai von Monta an und mußten, da wir wegen zu niederen Wassers und schon daliegender Barken nicht näher kommen konnten, über drei oder vier derselben hinsteigen, und gelangten endlich aufs Trockene. An ein Weiterreisen war nun nicht mehr zu denken, nicht wegen der Dunkelheit, sondern weil um Mitternacht, wo wir in Setubal hätten ankommen können, uns Niemand mehr erwartete; wir mußten also uns entschließen, in dem furchtbarsten aller Gasthöfe, dem Haupt-Estallagem, von Monta, diesem Hotel für Schweinetreiber und Arrieiros, diesem Nothstall vornehmer Gäste, zu übernachten. Die Entrée dieses einstöckigen Gasthauses ohne Glasfenster bestand aus dem Drawingroom, wie ihn die Engländer taufen würden, das aber doch ein ganz charakteristisches portugiesisches Vorgemach ist, in welchem nicht nur der Durstige an einer schmalen Schenktafel Wein und Branntwein erhalten, sondern auch der Hungrige, der hier nur im Vorbeigehen zuspricht, einen gedeckten Tisch mit vorstehender Bank findet, um seinen Appetit zu befriedigen, was um so leichter und schneller geschehen kann, da in einer Ecke desselben Raumes die Kochtöpfe an einem hoch auflodernden Feuer stehen, und aus denselben die Mahlzeit von Bohnen, Rüben, gekochtem Fleisch oder Stockfisch brühheiß auf den Tisch gesetzt werden kann. Hier waren nun eine Menge Gäste versammelt, worunter besonders sich einige durch ein großes Maul auszeichneten, die nicht lange hier mit einer großen Heerde fetter Schweine aus Alemtejo angekommen, die sie den folgenden Tag nach Lissabon überschiffen wollten, und es dauerte eine geraume Zeit, bevor uns nur eine schmutzige und stämmige Magd, die ihre homogeneren Gäste lieber zu bedienen schien, einige Aufmerksamkeit widmete und uns ganz barsch auf unsere Frage, ob wir Betten haben könnten, ein Nein zurückgab, es sey schon Alles besetzt. Solche verneinende Antworten kennt man hier zu Lande aber schon; sie erfolgen gewöhnlich in solchen Häusern, die umgekehrt wie in andern europäischen Wirthshäusern sich betrüben, anstatt daß sie sich freuen sollten, wenn Gäste kommen; denn in dem Augenblicke nimmt das Gefühl der dadurch unterbrochenen Bequemlichkeit die Oberhand, und sie weisen lieber Gäste von sich, als daß sie sich in ihrem gewöhnlichen Lebensgange stören lassen. Versteht man aber dann diese Leute gehörig zu behandeln, besonders ihrer Eitelkeit zu schmeicheln, so hat man sie bald für sich gewonnen, und es erscheint dann Alles im Ueberfluß und so gut wie möglich, selbst das, worin sie früher einen gänzlichen Mangel vorschützten. Wollte man sich aber barsch gegen die Leute benehmen, ihnen trotzen und mit Ungestüm oder auf eine etwas befehlende Art fordern, alsdann würde auch Alles vergebens seyn, etwas zu erlangen, ja die Menschen würden die größten Vortheile von der Hand weisen, wenn man sie auf diese Art einmal beleidigt hat.

Um also unsern Zweck zu erreichen, mußte die garstige Aschenbrödel erstlich cajolirt werden, in welcher Kunst einer unserer Reisegefährten Meister war. Zuweilen findet man in diesen Kneipen auch Leute, die zu allerhand Diensten bereit, eigentlich aber nur Tagdiebe sind, an die man sich nur zu wenden braucht, und mit der Aussicht, bei dieser Gelegenheit etwas zu verdienen, dienen sie alsdann als Fürsprecher bei den Wirthsleuten, um Gästen das zu verschaffen, was sie bedürfen, und selten schlagen sie diesen Zwischenträgern, welche die personificirte

Digitized by Google

Höflichkeit selbst sind, etwas ab. Die Wirthsleute, oder wer hier eigentlich das Regiment führte, ließen sich gar nicht blicken, die Magd war hier Koch und Kellner, Buchhalter und Cassirer, und hatte nur zu ihrer Hülfe als Adjutanten ein kleines zehn- oder eilfjähriges Mädchen, das bei den vollen Töpfen am Feuer dennoch wie der leibhaftige Hunger aussah, und so lustig gekleidet war, daß es bei der nun immer kühler werdenden ganz in dicken Nebel gehüllten Nacht mit den Zähnen klappte, ungeachtet eines über den Kopf gehangenen, großen, schmutzigen Tuches, welches ehemals ein farbiger Shawl gewesen. Dieses kleine Geschöpf wurde nun von der freundlicher gewordenen Oberkellnerin nach der obern Etage expedirt, um Quartier zu machen, oder vielmehr, es sollte erst angefragt werden, ob noch Quartier und vier Betten zu haben, was aber gar keinem Zweifel mehr unterlag; doch bevor die Antwort kam, verging mehr denn eine halbe Stunde, weil erst verschiedenes gemeines Gesindel, als Eseltreiber und Gallegos, die von Setubal gekommen und die besten Zimmer in Beschlag genommen hatten, ausquartirt werden mußten. Endlich und endlich hieß es denn, daß wir die Treppe hinaufsteigen könnten. Hinter der Hausthüre war eine schmale Oeffnung, die auf eine noch schmalere steile Treppe führte, auf der zwei Personen nicht neben einander vorbeikommen könnten, und diese erkletterten wir. Links oben trat man in ein kleines, vier Schritte langes und breites Kämmerchen mit schneeweißen frisch bemalten Wänden, dessen Möbel aus einem alten, wurmstichigen, wackelnden Tische bestanden und drei hölzernen handfesten Stühlen; das Zimmerchen hatte nur Eine Fenster-Oeffnung, die mit einem Luft durchlassenden Laden und mit einem ordentlichen Balken als Querriegel (Tranca) verschlossen war. Eine alte blecherne Oellampe, vom Roste halb zerfressen, mit einem ganz dünnen Dochte, stand auf dem Tische und verbreitete das spärlichste Licht. In unserm deutschen Vaterlande, wo man Heller zu sparen pflegt, um einen Thaler zusammenzubringen, d. h. wo man die Hausökonomie bei einer guten Wirthschaft aufs ökonomischste und sparsamste einrichtet, würde man vielleicht auf die Idee gekommen seyn, den Docht der Lampe so dünn zu machen, um etwas Oel zu sparen, und der, welchem man eine solche Lampe vorsetzt, würde auch sogleich den Verdacht hegen, daß bei einer solchen Einrichtung Sparsamkeit zum Grunde liege. Allein hier würde man den Leuten höchst unrecht thun, ja man würde sie aufs höchste beleidigen, wenn man sie einer solchen oft lobenswerthen, aber auch oft zu weit getriebenen Sparsamkeit beschuldigen wollte; mit der größten Verachtung würden sie einen solchen Vorwurf von sich weisen und sagen: graças a deos (Gottlob), wir haben zu leben, wir haben noch Vorrath von Oel und brauchen es nicht in den Lampen zu sparen, und wenn Sie mein Herr irgend welches bedürfen, so steht es zu Diensten. Eine solche Antwort würde auch in der bedürftigsten Familie gegeben werden, wenn man ihrer Ehre zu nahe träte und ihr aus Armuth Handlungen des Geizes oder vielmehr der Sparsamkeit schuld geben wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Reise des Hrn. Boré nach Asien.

Hr. Boré, Mitglied des Conseils der asiatischen Gesellschaft, ist nach Konstantinopel abgereist, um von dort aus nach Syrien zu gehen und die Klosterbibliotheken im Libanon zu untersuchen. Er will sich sodann eine Zeitlang bei den Samaritanern zu Naplus aufhalten, und von da nach Armenien gehen, um Nachforschungen über die Literatur und Archäologie dieses Landes anzustellen. Die gelehrte Welt kann wichtige Resultate von dieser Reise eines Mannes erwarten, der alle nöthigen Eigenschaften besitzt, um ein eben so schwieriges als gefährliches Unternehmen zu einem guten Ende zu führen. (Echo du Monde savant.)

Der Schiffbruch des Dampfschiffes Wilhelm I auf dem Korallenriff Lucipara im indischen Archipel im Frühjahre 1837.

(Fortsetzung.)

Seitdem man keine Schildkröten mehr fangen konnte, die unsere beste Kost in den ersten Tagen gewesen waren, ward das Volk kleinmüthig. Die sparsamen und so genau zugemessenen Austheilungen aus meinem kleinen Magazin stillten den Hunger nicht, und jeder dachte also darauf, noch andere Nahrung zu suchen. Mit der Ebbe ging dann auch Alles, was nur Schuhe oder untergebundene Sohlen an den Füßen hatte, auf Jagd und Fischerei nach etwas Eßbarem aus. Da wurde noch Manches herbeigebracht, und mit Seewasser und etwas Butter, die ich liefern konnte, zugerichtet. Man fing große See-Austern, Krabben, schwarzen Tripang und einigemal auch See-Aale, die ihre Schlupfwinkel unter den Felsstücken hatten. Austern wurden am meisten gefangen, und von den Soldaten gern gegessen, ob sie gleich anfangs Diarrhöen und bei einigen heftige Koliken verursachten. Viele hatten einen Widerwillen dagegen. Ich gab mir Mühe, Suppe davon kochen zu lassen, aber der Geruch erregte bei Allen Ekel.

Bei diesem Suchen nach Nahrungsmitteln bemerkte ich oft, wie gut der Soldat daran war, der eine inländische Frau zur Gesellin hatte. Waren seine Beine verwundet, oder lag er, von Hitze, Leiden und Hunger ermattet, muthlos auf dem harten Korallenboden, außer Stand, für sich selbst zu sorgen, dann scheuten die armen Frauen keine Mühe, doch etwas für ihn aufzufinden. Oft waren sie, lange ehe ein Soldat so etwas wagen durfte, bei Mondlicht und vor der Morgendämmerung bis unter die Arme im Wasser mit langen Stöcken an der Arbeit, kamen dann nie ohne einige Beute zurück und ruhten nicht, gönnten sich keine Erholung, bis das Herbeigebrachte zubereitet und dem Soldaten aufgetischt war, wobei sie immer nur wenig für sich selbst behielten. Die angeborne Frugalität des Inländers gibt diesem überhaupt mehr Muth und Ausdauer in Entbehrung, Kummer und Elend, als der Europäer besitzt.

Ich hatte beschlossen, unsere zweite bei uns zurückgebliebene Schaluppe, weil sie als Rettungsmittel durchaus keinen Werth für uns hatte, da sie höchstens acht Menschen fassen konnte, zu einem andern Zwecke zu benutzen. Ich dachte nämlich seit einigen Tagen auf die Verfertigung eines platten Fahrzeuges, womit ich mehr als Eine Absicht verband. Erstlich wollte ich die Hoffnung auf Rettung bei den Schiffbrüchigen nähren, damit sie sich immer unbedingter meinen Befehlen zur Erhaltung der Ordnung unterwerfen möchten, und dann bekam ich

Digitized by Google

dadurch ein Mittel in die Hand, sparsam im Austheilen der Lebensmittel bleiben zu können, da man mir wiederholt um reichlichere Austheilungen anlag. Meine Antwort war dann jedesmal, was denn unser Fahrzeug, wenn es fertig sey, uns helfen würde, wenn wir keinen Proviant für die Reise hätten? Damit stellte man sich dann zufrieden, und mußte es wohl thun.

Nachdem wir bereits viele, wiewohl keine gefährlichen Kranken gehabt hatten, starb am 14 Mai einer der Schiffbrüchigen, ein inländischer Matrose. Er hatte in den ersten Tagen viel vom Durste gelitten, und später nicht wieder zu Kräften kommen können. Ich ließ ihn in der Frühe des Morgens auf ein Brett gebunden mit der Füße in See treiben; Erde, ihn zu begraben, war nicht da.

Bis zum 15 Mai hatte ich meine Pferde am Leben erhalten können, ob sie gleich beinahe kein Futter und nur wenig Regenwasser erhielten. Nun wurde ihr Fleisch, wie mager auch, sehr schmackhaft gefunden. Ein Theil ward eingesalzen oder zu Dingdan getrocknet.

Nach dem kleinsten Strohhalm greift der Ertrinkende, sagt man, und überall meint der Schiffbrüchige Rettung und Erlösung zu entdecken — so auch wir auf dem Riff. Einmal an einem schönen Nachmittage, wo kein Wölkchen die Luft trübte, meinten einige Matrosen ganz in der Ferne eine Anzahl Piroguen zu sehen. Die Täuschung war in der That treffend. Im Westen unserer Korallenbank erhoben sich sehr spitzige hohe Felsklippen, nur bei sehr heiterer Luft sichtbar. Die sich daran brechenden Wellen schienen schneeweiße Segel. Wir alle meinten Piroguen zu sehen. Endlich sagte uns die unbewegliche Stätigkeit der gewähnten Fahrzeuge, daß wir getäuscht waren.

Am Abend vor diesem Tage hatte eine andere Erscheinung die Schiffbrüchigen in Bewegung gebracht. Vom Wrack des Dampfschiffes, worauf einige Matrosen die Wache hielten, erscholl ein Hurrah. Wir flogen alle auf und aus unsern Hütten, zu wissen, was dieß bedeute. Wir sahen nichts. — Erst mit dem Morgen konnten wir erfahren, daß man in der Ferne das Licht eines Fahrzeuges gesehen zu haben meinte — wahrscheinlich nur eine Sternschnuppe, die etwas länger als gewöhnlich in derselben Gegend des Horizonts verweilt hatte.

Der Commandant Lamleth beharrte bei seiner Meinung, es sey unmöglich, mit unserer Schaluppe Amboina, Buru oder Amblaw zu erreichen. Unterdessen frugen mich die Soldaten und Seeleute so wiederholtemal, ob wir denn nicht die Schaluppe, wenn auch nicht dorthin, doch irgendwohin aussenden könnten, daß ich mir vornahm, sie über Boulon nach Bindhain oder Bulocompah zu schicken, um längs diesem Weg eine Nachricht von uns nach Macassar zu bringen — nicht daß ich diese Unternehmung für so zuverlässig oder leicht gehalten, oder wirklich gehofft hätte, dadurch bei dem jetzt so ungünstigen Mousson so schleunig, als unser Zustand dieß erheischte, Hülfe erlangen zu können — sondern allein, um mich dem Wunsche der großen Menge zu fügen, und unser Schicksal einmal nach Batavia zu botschaften. Eine alte Beschreibung dieser Meere vom Schout by Nacht Stavorinus hatte mich in den Stand gesetzt, eine vollständige Anweisung niederzuschreiben, die dem Zuge, wenn man sich dazu entschlösse, mitgegeben werden sollte.

Den 18 Mai ging die Fluth mit dem Vollmond und bei heftigem Wind ungewöhnlich hoch. Ich fürchtete eine Ueberströmung unserer Platte, und beobachtete mit Unruhe das Wachsen des Wassers. Glücklicherweise kam es so hoch nicht. In der darauffolgenden Nacht ward das Schiff völlig umgedreht und legte sich auf die Seite. Von dem Augenblick an hatte es von der Brandung viel zu leiden, und wenige Tage darauf brach es mitten durch, wobei der größte Theil meiner und Anderer Güter in den Wellen versank; doch war es uns geglückt, vorher noch einen großen Theil Tannenbretter ans Land zu schaffen, womit wir die Zimmerung unseres Floßes oder platten Fahrzeuges anfangen konnten.

Am 18 Nachmittags ließ mich der Untermaschinist Moßelman ersuchen, zu ihm zu kommen. Ich hatte ihm früher als einem wohlerzogenen Mann von einnehmendem Betragen Aufmerksamkeiten erwiesen. Nun lag er seit einigen Tagen krank. Er bat mich, einiges Geld, was er bei sich habe, in Verwahrung zu nehmen und damit nach Gutfinden zu handeln. Auf meine Frage nach seinen Angehörigen in den Niederlanden oder auf Java sagte er mir, daß seine Frau in Amsterdam wohne und er ihr seinen Nachlaß bestimme. Mühsam reichte er mir einen Köcher mit Papieren und ein Säckchen mit baarem Gelde. Das letztere mußte ich ihm zurückgeben, da ich nicht wußte, ob es, im Fall wir noch gerettet würden, möglich seyn werde, etwas von Schwere mitzunehmen. Für die Verwahrung des Papiergeldes versprach ich zu sorgen, ohne jedoch mich für ein Verderben desselben durch Seewasser verantwortlich zu machen. Der Inhalt des Köchers wurde in Gegenwart des Predigers Beckmans und des Hrn. v. Spreeuwenburg nachgesehen und gezählt.

Träge und in trüber, wohl kleinmüthiger Stimmung schlichen unsere Tage dahin. Daran war auch wenig zu verbessern, denn unser Zustand brachte es mit sich. Meine Frau blieb ziemlich gesund, ob sie gleich abgefallen und ermüdet aussah. Sie war sehr von der Sonne verbrannt und litt viel. Bei dem allem bewunderte ich ihre Gelassenheit. Sie war mit Allem zufrieden. Oft ermunterte sie Andere, und hatte den Muth, hie und da zu schreiben und Anzeichnungen für ihren verehrten Vater aufzusetzen, dessen Geburtstag bald war. Auch unsere Kinder blieben über alle Erwartung gesund. Sie hatten keine Schuhe mehr an den Füßen, entfernten sich aber doch manchmal zu drei bei niedrigem Wasser ziemlich weit von uns und suchten Muscheln auf. Dann liefen sie auf Stückchen Holz von der Form ihrer Füße, die ihnen einer der Matrosen für eine Cigarre oder für einen Schluck Wasser oder Wein schnitzte. Unsere Lebensweise hatte, eben so wie die der Soldaten und Matrosen, einen regelmäßigen, aber betrübt eintönigen Gang.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Spray hat der asiatischen Gesellschaft in England durch den Professor Royle mehrere naturhistorische Mittheilungen gemacht. Er bemerkt darin unter Anderem, daß der Kautschuk, obwohl India Rubber genannt, doch bis jetzt nur aus Südamerika nach England gekommen, und bis zum Jahre 1828 als indisches Product auf den indischen Märkten gänzlich unbekannt gewesen sey, die Cultur desselben habe indeß mannichfaltige Aufmerksamkeit erregt, und in Calcutta sey eine Kautschuk-Compagnie zusammengetreten. Dr. Wallich habe bereits einen Centner dieser Waare nach England geschickt, und ohne zweifel könne man bald so viel bekommen, als England nur immer bedürfe. — Auch wurde bereits eine gewisse Masse Thee aus Assam nach England abgefertigt, wovon das Pfund nur zwei Anas oder vier Pence kostet. Bis jetzt wurde nur schwarzer Thee gewonnen, doch erwartet man in Assam einige Chinesen, die sich auf den Bau des grünen Thee's verstehen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 125.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Mai 1838.

Gemälde von Siebenbürgen.

(Von J. G. Eisner.)

1. Physiognomie des Landes.

Gleich der vom Sturm aufgewühlten See, wo Woge an Woge sich drängt, und diese bald höher, bald tiefer gehen, und wo zwischen denselben gleichsam Furchen und Risse durch das aufgeregte Element ziehen, so ist die Oberfläche von Siebenbürgen, von seinen Berggipfeln herab, anzuschauen. Das ganze Land enthält nur einige kleine Ebenen, von denen wenige über zehn Quadratmeilen betragen. Die beträchtlichsten ziehen sich an der Marosch von Ennyed bis nach Karlsburg, an der Szamasch, von Szamasch-Ujwar gegen Bistrih, und an der Alth (Alutha) zwischen Hermannstadt und Kronstadt hin. Von den Gebirgen des Landes steigen mehrere mit ihren Gipfeln mehr denn 8000′ über das schwarze Meer empor. Ringsum, mit wenigen und geringen Unterbrechungen, ist das Land von demselben wie mit einer Mauer umgeben, und man findet auf ihnen, trotz ihrer südlichen Lage, die mit der von der Schweiz gleich ist, selbst auf 5 bis 6000′ noch mitten im Sommer Schnee. Charakteristisch sind an ihnen die ungeheuren Spalten, welche die Berge mitunter senkrecht theilen, und mehrere tausend Fuß Höhe betragen. Häufig bilden diese Spalten das Bett von Flüssen, von denen sie ohne Zweifel auch gebildet worden. Formen und Züge der Gebirge haben viel Aehnlichkeit mit denen von Tyrol. Aber eigenthümlich und höchst merkwürdig sind die aus reinem Steinsalz bestehenden, sich mitunter gleich Basaltkegeln emporrichtenden Berge, deren man in der Gegend von Marsch-Wasardely mehrere trifft. Da der größte Theil der Gebirgszüge bewaldet ist, so fehlt es im Allgemeinen an Holz nicht, obgleich man in der Mitte des Landes in mehreren Districten Mangel daran leidet, weil es hier an Waldungen fehlt, und der Transport von den Gebirgen her weit und schwierig ist. Hier bedient man sich häufig des Maisstrohes zur Feuerung, denn es wird diese Frucht in den milden, von den Gebirgen geschützten und mit fruchtbarem Boden versehenen Ebenen und Thälern in Menge gebaut, und sie bildet die Hauptgattung aller Nahrungsmittel. Fast völlig in der Mitte des Landes liegt die Mezöscheeg, ein überaus fruchtbarer, aus einem fortgehenden Hügelschlage bestehender Landstrich, welcher sich in einer Ausdehnung von etwa zwölf Meilen Länge und zehn Meilen Breite erstreckt, und die Kornkammer von Siebenbürgen genannt wird. Von der Geilheit und Fruchtbarkeit des Bodens auf derselben macht man sich kaum einen Begriff, wenn man sich nicht durch den Augenschein davon überzeugt hat. Und als hätte die Natur ihn in einer ihrer günstigsten Launen hieher versetzt, so hat sie ihm auch noch einen reichen Zusatz von Kalk gegeben, welcher seine Fruchtbarkeit, bei seinem natürlichen überschwenglichen Reichthum an Humus, noch vermehrt. Der Mais erreicht hier, wo er nur vor rauhen Winden geschützt ist und mit einiger Sorgfalt gepflegt wird, Mannshöhe, und trägt seine Frucht so reichlich, wie auf den Ebenen der Lombardei. Nur ist man freilich in seinem Anbau bei weitem sorgloser, wie dort, weil man um seine Subsistenz weniger besorgt zu seyn braucht, indem das Land, bei fleißigem Anbau ohne Schwierigkeit eine doppelt so starke Bevölkerung, wie die gegenwärtige, ernähren könnte.

Auf den Gebirgen Transylvaniens entspringt eine Menge von Bächen und Flüssen, welche sich fast alle in den drei Hauptströmen, Marosch, Samosch und Alth, sammeln, die sämmtlich ihren Weg aus dem Lande, und zwar jeder in einer andern Richtung nehmen: denn es geht die Marosch nach Westen, die Samosch nach Norden und die Alth nach Süden. Würde es nun auch nicht schon der Augenschein lehren, daß Siebenbürgen rings um das höchst gelegene Land ist, so spräche dieser Umstand dafür. Wie reich an edlen Metallen das Land sey, das ist bekannt, und es liefert unter andern auch den Goldsand, welchen die genannten Ströme mit sich führen, und welcher beim Auswaschen eine sehr lohnende Ausbeute gewährt, dafür den Beweis. So weit geht dieß, daß an einigen Orten in den Bergschluchten, welche diese Ströme durchrauschen, nicht unbedeutende Adern von Gold und Kupfer zu Tage streichen. In der romantisch wilden Gebirgsgruppe um Zolathna hat Plutus seine Schätze besonders aufgehäuft.

Zu den Reichthümern des Landes gehört auch das viele Salz, welches Siebenbürgen in seinem Schooße birgt. Seine Steinsalzmassen sind unerschöpflich und könnten die Bevölkerung

Digitized by Google

von ganz Europa auf Jahrhunderte verſorgen. Eine Frucht derſelben ſind die an ſo vielen Orten hervorſprudelnden Salzquellen, welche, wären ſie nicht ein Regal des Staatsärars, den Einwohnern dieß nothwendige Lebensbedürfniß unentgeltlich liefern würden. So viel jedoch der Bedarf der Umgegend von dergleichen Quellen erfordert, das wird den Einwohnern zu entnehmen geſtattet. Nächſt den Salzquellen iſt das Land mit einer Menge der kräftigſten Geſundbrunnen geſegnet, die vorzugsweiſe im Lande der Szekler fließen, und von denen nicht allein ganz Siebenbürgen, ſondern auch die Nachbarſchaft verſorgt wird. Stellt man dieß Alles zuſammen, ſo kann man ſich des Gedankens nicht enthalten: was wohl dieſes Land ſeyn müßte, wenn es auf einem Grade der Cultur und der Bevölkerung wie Deutſchland ſtünde.

Lebensbilder aus Portugal.

Erſter Ausflug nach Setubal.

(Fortſetzung.)

In dieſer von aller Bequemlichkeit entblößten Kammer, in welcher durch den an mehrern Stellen verfaulten und durchlöcherten Fußboden der unausſteblichſte Geruch aus dem darunter gelegenen Pferdeſtall in die Höhe drang, und wo der vierte nur auf einer ſteinernen Fenſterbank ſeinen Sitz fand, mußten wir nun Stunden lang harren, bevor das verſprochene gebratene Schweinefleiſch und der grüne faſtige Kohl für uns zum Abendeſſen aufgetiſcht wurde. In einer andern, etwas größern Kammer, worin ein unſauberes Bett ſtand, hatte man zwar die Tafel mit einem ſchneeweißen Tuche bedeckt; das Schweinefleiſch ſah höchſt appetitlich aus, auch die zinnernen Teller und die eiſernen Gabeln, welche dabei lagen, waren ziemlich rein geſcheuert und glänzend, allein die dumpfe Atmoſphäre und der Modergeruch des faulen Strohs im Bette verleideten beinahe alle Eßluſt. Thüren und Fenſter mußte man aufſperren, um mit einer feuchten Nachtluft wenigſtens mehr Sauerſtoff einzuathmen, was aber ein ächter, in ſeinen dicken Mantel gehüllter Portugieſe uns Fremdlingen ſehr verdachte, und meinte, daß dieſe Nachtlüfte weit ſchädlicher als alle Stubendünſte, auch die verpeſteten, auf die Geſundheit wirkten, und beſonders hier in den ſumpfigen Gegenden leicht kalte oder andere bösartige Fieber erzeugten. Daß der Mann nicht ganz Unrecht habe, und daß ein Reiſender in fremden Klimaten ſolche Volksmeinungen, die ſich forterben und auf ſtete Erfahrungen gegründet ſind, nicht außer Acht laſſen muß, habe ich auf meinen weiten Reiſen, beſonders in den tropiſchen Gegenden, ſo wie auch hier und in Spanien, vielfältig erprobt; auch zeigt das elende und erdfahle Ausſehen der Menſchen in dieſen Gegenden, daß ſie nicht die geſundeſte Luft einathmen: die aufſteigenden Miasmen aus den vielen Sümpfen und ſtehenden Gewäſſern bleichen die Geſichter, und allerhand Fieber ertheilen den Bewohnern einen ſiechen Körper. Nachdem alſo das Zimmer etwas gelüftet, verſchloß ich das Fenſter wieder; die Gegenwart war wenigſtens erträglicher geworden, und für die Zukunft ſchöpften wir gute Hoffnung. An eine gute Unterhaltung, da wir uns ſchon ausgeſprochen hatten, war nun nicht weiter zu denken; auch war es ſchon ſpät, und ſobald wir unſer Lebensbedürfniß befriedigt hatten, hieß es, daß die übrigen Betten nun auch bereit wären. Ungeachtet meine Reiſegefährten mir dieſes Zimmer als das beſte überlaſſen wollten, ſo zog ich doch vor, mich nach einem andern zu verfügen, wo ich wenigſtens eine beſſere Atmoſphäre anzutreffen hoffte. Es wurde mir auch wirklich eine Kammer zu Theil, worin eine reinere Luft war. Nach genauerer Unterſuchung fand ich, daß ich in eine ehemalige Küche logirt war, worin noch ein unbrauchbarer Herd exiſtirte und der zum Dache hinausführende Schornſtein, welcher wegen Ventilation mir jetzt die vortrefflichſten Dienſte leiſtete. Mit dem Local konnte ich alſo zufrieden ſeyn, nicht ſo aber mit der Lagerſtätte, welche aus einigen auf Böcken liegenden Brettern, auf denen ein mit Tüchern überdeckter Strohſack lag, ſo wie aus einem beſudelten Kopfkiſſen, welche wohl ſeit vier Wochen allen hier durchziehenden Eſels- und Schweinetreibern zum Lager gedient haben mochten, bedeckt mit einer alten wollenen Decke und einem Ueberwurf von dunklem buntem Kattun, deſſen Farbe das Alter und den Schmutz verbarg. Sich auszukleiden, unter eine ſolche Decke zu ſtrecken, war unter dieſen Verhältniſſen nicht rathſam; ich entledigte mich alſo nur der unbequemen Stiefel und legte mich, ganz in meinen Mantel vom Kopf bis zu den Füßen eingewickelt, oben aufs Lager, wohlweislich das Licht brennen laſſend, und hoffte, von der Seeluft ermüdet, bald einſchlafen zu können. Allein auch hier hielten mich der Modergeruch des Strohſacks und noch anderer Gerüche lange Zeit wach; es war mir, als wenn ein Aas, vielleicht gar ein todter Menſch unter dem Bette läge, und als mir dieſe Idee vor die Seele trat, ſprang ich auch gleich mit Einem Satze auf die Beine, um unter das Bett zu leuchten; da fand ich nun zwar nicht, was ich zu finden befürchtete, allein in ſeinen Wirkungen etwas eben ſo furchtbares — zwei volle Nachtgeſchirre verſchiedenen, verpeſtenden Inhalts. Mit abgewandtem Geſichte und angehaltenen Athem griff ich zu und verſetzte dieſelben unter den Schornſtein, wo der darin ſich erzeugende Gährungsproceß und die Luftentwicklungen mich nicht weiter incommodiren konnten. Es war mir eine ſolche Schweinerei nichts Neues, denn in den meiſten portugieſiſchen Straßenwirthshäuſern findet man dergleichen Hinterlaſſenſchaften früher dageweſener Reiſenden, die man nicht eher bei Seite zu ſchaffen pflegt, als bis zur Ankunft eines neuen Gaſtes, und dann wird es in Eile oft vergeſſen, daß man noch ein altes Neſtchen auszuleeren hat. Nachdem dieſer Uebelſtand beſeitigt war, fand ich nun auch Ruhe und Schlaf; das bunt geſtipperte Hemd und die vielen Millionen rother Pünktchen, die ich am folgenden Tage an meinem Körper trug, waren aber das untrüglichſte Zeichen, daß ich zahlreiche Geſellſchaft gehabt, Beſuch von Tauſenden homöopathiſcher Vampyren, die mir das Blut ausgeſaugt; und doch waren wir jetzt in der Station der kältern Jahreszeit, wo dieſer Plagegeiſter weit weniger ſind, und wo das ganze Geſchlecht der Wanzen, was in ſolchen Häuſern millionenweiſe vorhanden iſt, den Winterſchlaf hält und alſo nicht zum Vorſchein kommt. Welcher Gräuel,

Digitized by Google

welche Hölle muß es seyn, in dem Hotel von Monta eine warme Sommernacht zuzubringen. Mit Tagesanbruch waren wir auf den Beinen; an ein Frühstück von Kaffee oder Thee in dem Wirthshause war gar nicht zu denken, und überhaupt liebt der Portugiese auch nicht, am so frühen Morgen etwas zu genießen; nüchtern begibt sich der Reisende auf den Weitermarsch, oder wenn es hoch kommt, so nimmt er einen kleinen Schluck Branntwein zu sich. Selbst in dem dem Wirthshause gegenüberliegenden kleinen Kaffeehause war zu so früher Stunde nichts zu haben; wir hatten uns aber vorgesehen, führten selbst Thee bei uns, und der fünfte Reisegefährte, der sich von uns abgesondert und in einem Privathause bei Bekannten ein reinlicheres Nachtquartier gefunden, wußte es so einzurichten, daß in diesem Hause für uns Alle der Thee bereitet wurde. Während der Zubereitungen desselben machte ich einen Spaziergang durch die Straßen dieser Villa, die über 1200 Einwohner hat, größtentheils Leute, die auf dem Wasser ihr Brod verdienen, Barkenführer und Fischer, welches die rüdeste Classe von Menschen ist. Viele sind auch Maulthiertreiber, da der Verkehr zwischen Lissabon und Setubal nicht unbeträchtlich und fortwährend Frachten hin und hergeführt werden, oder Reisende diesen Weg zurücklegen. Um so mehr ist es dann zu verwundern, daß an einem so frequentirten Orte keine größern Bequemlichkeiten für Reisende zu finden sind; in jedem andern Lande würden an einem solchen selbst elegante Wirthshäuser anzutreffen seyn, allein ähnliche Versuche, die auch schon hier gemacht worden sind, würden hier zu Lande fehlschlagen, wenigstens in den ersten Jahren; denn wenige Leute gibt's, die dazu aufgelegt sind, so lange Opfer zu bringen, bis endlich sich die ländlichen Gewohnheiten und Sitten ändern. Das anständigste und bequemste Wirthshaus in Monta würde selten einen Verdienst haben, denn der Portugiese, der von Lissabon nach Setubal reist oder umgekehrt, ist im Stande die ganze Tour nüchternen Leibes zurückzulegen, um nur unterwegs kein Geld auszugeben. Nur die größte Noth kann ihn zwingen in Monta zu bleiben, und dann führt er von Haus aus gewöhnlich einige Provision bei sich, um in dem Wirthshause nichts zu verzehren.

Nur mit dem größten Widerwillen entschließt sich der Portugiese dazu, sein Geld in einem Wirthshause auf Reisen auszugeben, wo möglich sucht er immer die Gastfreundschaft von Privatpersonen in Anspruch zu nehmen, die selten auch verweigert wird. Ein anständiges Wirthshaus würde also aus diesem Betrachte schon nicht aufkommen; sollte es nun aber zugleich eine Herberge für die Maulthiertreiber und das gemeine Volk seyn, die den Estallagem den meisten Verdienst geben, so würde das eleganteste Haus auch bald wieder zu einer erbärmlichen Kneipe herabgewürdigt seyn, denn der gemeinste Kerl hält sich auch für gut genug, sich in das beste Gastzimmer einzulogiren, und dann hat auch der Portugiese zu wenig Sinn für eine gewisse Ordnungsliebe, die in einem solchen Hause herrschen muß, wenn es anständig seyn und bleiben soll; sind ja selbst die meisten Gasthäuser in Lissabon, die von Portugiesen gehalten werden, noch wahre Schweinställe. Der größte Theil der Häuser in Monta besteht nur aus Erdgeschossen, alle sind aber von Stein und nur wenige haben eine aufgesetzte Etage mit offenen Fensterlöchern ohne Glasscheiben. Der sandige unfruchtbare Boden der Umgegend, welcher über den Sümpfen erhaben liegt, ist hier beinahe keiner andern Cultur als der des Weinstocks fähig, zwischen welchem dann zur gehörigen Jahrszeit einiger kümmerliche Mais gezogen wird, so daß also auch von dieser Seite die Bewohner wenig Verdienst haben; denn daß man die unfruchtbaren sandigen Niederungen, oder auch die so häufigen Steppenplänen durch den gehörigen Dünger und durch Vermengung mit andern Erdarten verbessern könnte, daran denkt Niemand, das ist ihnen viel zu mühsam.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schiffbruch des Dampfschiffes Wilhelm I auf dem Korallenriff Lucipara im indischen Archipel im Frühjahre 1837.

(Fortsetzung.)

Bei allen Austheilungen war ich zugegen, mochten sie nun für uns oder für die übrigen Schiffbrüchigen geschehen. Kein Tropfen Wasser durfte ohne meine Zustimmung gegeben werden. Alle Mittage kostete ich die Suppe der Menage, die zuweilen ziemlich eßbar war, oft aber widerte sie mich an, wovon ich natürlich nichts merken ließ. Den Soldaten und Matrosen schmeckte sie gut. Die Hütte, unser Aufenthalt, war sehr eng, nicht hoch und bei Tage glühend warm. Die Länge war vier, die Breite dritthalb niederländische Ellen, und doch mußten wir zu dreizehn darin schlafen. Bei Tage vereinigten wir die übrigen Passagiere, so viel thunlich, in und um unsere Hütte. Bei dem allem herrschte Reinlichkeit und Ordnung. Die junge Gattin des Hrn. v. Cypresuwenburg war uns sehr nützlich. In Batavia geboren, wußte sie sich vollkommen in Alles zu fügen, und war mit Allem zufrieden. Auch sie begriff unsern Zustand. Sie scheute sich nicht, stundenlang bei einem offenen Feuer unter der sengenden Sonne zu sitzen, wenn Kaffee oder Thee für uns bereitet wurde, da das Wasser an sich schon abscheulich genug von Farbe und Geruch war, um es durch Unachtsamkeit noch mehr verderben zu lassen, und weil man wohl sorgen mußte, daß die uns so sparsam zugemessenen Antheils Kaffee oder Thee nicht noch durch diesen oder jenen der inländischen Mannschaft weggenommen würden, denn diese würden sich kein Gewissen daraus gemacht haben, statt des sogenannten süßen Wassers Seewasser hinzu zu thun.

Wie ekelhaft unsere Nahrung auch zuweilen war, so aßen zu meiner Verwunderung meine Frau und Kinder doch davon, und manche Dinge selbst mit Appetit. Auch gegen diese theuern Meinigen, wie gegen die Passagiere, mußte ich eben so streng, als dieß vom Anfang an gegen die Soldaten und Seeleute geschehen war, und äußerst karg mit den Austheilungen seyn. — Wie schmerzlich es mir auch fiel, mußte ich doch nur zu oft den Kindern ein Stückchen harten schwarzen Schiffszwieback oder sonst etwas verweigern, wonach sie hungerten — aber wie glücklich waren sie auch, wenn sie es erhielten, froh und zufrieden liefen sie dann von mir weg. Oft habe ich sowohl vor ihnen als vor dem Soldaten alles Erbarmen in meiner Brust verschließen müssen, denn ich hatte mir eine völlig gleiche Behandlung Aller zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht.

Digitized by Google

Wenn ich dann zuweilen auf einem etwas abgelegenen Felsstücke saß, ringsum von der See umgeben, und dann, durch das betäubende Brausen der Brandung zur Wehmuth gestimmt, nach meinen Kindern hinsah, wie sie kummerlos und froh nach Muscheln suchten, oder nach meiner Gattin, wenn diese in Stille ihre frommen Blicke zum Himmel wendete, wenn ich es dann wagte, an das zu denken, was kommen konnte, o! dann schien mir auch die geringste Hoffnung auf Rettung eitel, und o! welches Loos stand uns bevor? Was mußte aus meiner Frau in ihrem Zustand auf diesem unglücklichen dürren Felsen werden? ohne Arzneien, ohne einen geschickten Arzt, ihr alsdann beizustehen? selbst ohne eine Spanne Erde, im traurigsten Fall ihre Gebeine zu bedecken? Bei ihr, die so völlig gelassen war, und die nie mit der geringsten Klage, mit dem kleinsten Zeichen eines Unzufriedenseyns meinen peinlichen Zustand vermehrte, bei ihr fand ich Trost und Aufrichtung, mir so unentbehrlich, weil jeder auf mich sah und sein Vertrauen und seine Hoffnung auf mich gebaut hatte. Auf mir ruhte Alles, und dieses ehrende Vertrauen war es, was mich zu jeder Anstrengung fähig erhielt. Jeder theilte mir seine Gedanken mit, und wie wunderlich diese oft auch waren, so hörte ich sie doch mit Geduld an. Auch unternahm ich nichts zu unserer Rettung, außer es fand allgemeinen Beifall.

So wurde denn auch am 22 Mai die seit einigen Tagen besprochene Entdeckungsreise nach den fünf östlich von uns gelegenen kleinen Inseln unternommen, wozu der Hr. v. Spreeuwenburg und der Conducteur Derks sich freiwillig angeboten hatten.

Ich stellte ihnen das Gefährliche einer Unternehmung vor, wobei sie mit einem schwachen Boote zweimal die Brandung durchfahren mußten, ohne noch zu wissen, ob sie nicht auf feindlich gesinnte Bewohner der Inseln treffen würden — aber nichts konnte die muthigen Männer zurückhalten. Steuermann Kasch steuerte das Boot. Nach 26 Stunden kehrten die Reisenden zu unserer größten Freude zurück, denn wir waren bereits ihretwegen in Unruhe gewesen, weil wir sie früher zurückerwartet hatten. — Meine Frau war entzückt beim Anblick einiger Kokosnüsse, grüner Blätter und wilder Blumen, die sie mitbrachten. Ihre Augen hatten von den Sonnenstrahlen, die vom harten Korallenboden blendend zurückprallten, gelitten. Bei dem Betasten von etwas Grünem, bei dem Bestreichen damit fühlte sie sich nun recht glücklich. Ich machte alle Schiffsrüchigen mit dem Erfolge der Unternehmung bekannt. Da sich unglücklicherweise in demselben Zeitpunkte Zwistigkeiten zwischen den Soldaten und Seeleuten entsponnen hatten, deren ich meinte schleunig ein Ende machen zu müssen, so bot mir die Rückkehr der Schaluppe eine schickliche Gelegenheit dar, dieß durch Lob, durch Belohnungen und durch eine gemeinsame vertrauliche Mittheilung zu bewirken, und wir hatten das Glück, seitdem die Einigkeit keinen Augenblick mehr gestört zu sehen. — Ich habe die Ehre, Eurer Excellenz eine Abschrift meiner Bekanntmachung an die Schiffsrüchigen hier beizulegen.

Da man nun einmal die kleine Schaluppe als einen guten Segler kennen gelernt hatte, so meinte der muthige Steuermann Kasch, damit alle und jede Reise unternehmen zu können. Dieß ward bald unter den Soldaten und Seeleuten ruchtbar, und es war ja auch das Einzige, wovon man sich noch einen Ausweg versprechen konnte. Abends 10 Uhr, als ich meine Runde that, fand ich einige Unterofficiere mit dem Steuermann Kasch, dem Bootsmann und dem Maschinisten im Gespräche zusammenstehen. Sie sagten mir, daß sie mich zu sprechen wünschten, und fragten, was ich zu dem Anerbieten einiger muthigen Männer wohl dächte, mit dieser Schaluppe nach Amboina zu segeln. Ich antwortete, daß ich einen solchen Vorschlag beherzt und aller Ehren werth fände; ich müsse ihnen aber sagen, Capitän Lamlieth habe zu wiederholtenmalen zu erkennen gegeben, eine solche Unternehmung lasse nur sehr wenig Hoffnung zu einem glücklichen Erfolge — deßwegen könne ich also die Verantwortlichkeit eines solchen Wagestücks unmöglich auf mich allein nehmen. Am andern Tage ward dasselbe Anliegen allgemein bei mir wiederholt, und darauf beschloß ich sogleich, alles deßwegen Verhandelte und Vorgefallene schriftlich aufzuzeichnen, ließ dann den Commandanten Lamlieth, den Steuermann Kasch und den Bootsmann zu mir kommen, und rief auch alle Passagiere herbei.

Wir hatten zwei Seekarten. Die Länge und Breite des Punktes, worauf wir uns vermuthlich befanden, ward auf beiden verglichen und nur wenige Minuten Unterschied befunden. Darauf gründete ich meine fernere Berechnung, die mich zu dem Resultate führte, daß wahrscheinlich die Schaluppe noch weiter durch die Strömungen abgetrieben werden würde, als die Entfernung der Luciparas von Amboina selbst beträgt, und dann noch Mühe haben werde, Buru nicht vorbei zu fahren, daß man aber, könnte man Buru erreichen, wahrscheinlich dort eine Gelegenheit nach Amboina finden werde. Nachdem noch einige mehr oder weniger einsichtsvolle Anmerkungen angehört worden waren, wurde beschlossen, das Unternehmen zu wagen. Ich würde unrecht gehandelt haben, nun nicht zuzugeben oder ferner noch auf einige zaghafte Einwendungen zu hören, da ich es ja nicht war, der Andere zu einer gefährlichen Unternehmung antrieb, sondern die Ausführung mir ganz freiwillig angetragen wurde. Ueberdieß würde es einen ungünstigen Eindruck auf Soldaten und Seeleute gemacht haben, jetzt noch nicht zu thun, was Alle wünschten, um so mehr, da es doch nicht eine durchaus unausführbare Sache war, und ich mich wohl erinnerte, von jenem Engländer gehört zu haben, der, mit einer Schaluppe von Amboina nach Surabaya segelnd und rudernd, wohlbehalten daselbst angekommen sey.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein Herr Morren hat an die französische Akademie der Wissenschaften Proben von Vanille eingesendet, die er in dem botanischen Garten zu Lüttich gezogen hat.

Zu Rumaucourt, im Departement Pas de Calais, fanden einige Arbeiter kürzlich 25 Fuß unter dem Boden einen ungeheuren Zahn, der 10 Pfund wiegen soll; man weiß noch nicht, welcher Thierart er angehörte.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 39** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Spanien unter Ferdinand VII. Von dem Marquis de Custine. — Frankenstein, oder der moderne Prometheus. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 126.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Mai 1838.

Ueber die Ufer des weißen Meeres.

(Aus des Akademikers Baer Mittheilungen an die kaiserlich russische Akademie im Bulletin scientifique de l'Académie de St. Petersbourg Tom III. Nr. 9.)

Merkwürdig ist die Vegetation auf den hohen Ufern des festen Landes nach Osten, wo wir auf den gegen Norden geschützten und nach Südwesten gerichteten meshgory'schen Abhängen einen für so hohe Breiten außerordentlich üppigen Pflanzenwuchs fanden. Aehnlich fanden wir die Vegetation auch noch an den Winterbergen, an der Ostküste des weißen Meeres unter 65° 20′ n. Br., an denen wir über eine Woche verweilen mußten, lange genug, um uns das Bild dieser Gegend recht lebendig einzuprägen.

Um so tiefern Eindruck machte es auf uns, als wir endlich nach kurzer Ueberfahrt, an der Südküste von Lappland bei Pjalitsa (66° 10′ Breite) landeten, und wie durch Zauber in eine andere Welt uns versetzt sahen. Ausgeworfene Massen von Tangen, unter denen die Schalen im Norden weit verbreiteter Formen von Buccinum, Murex, Cyprina, Cyclas nebst den Schalen eines großen Seekrebses sich häufig fanden, empfingen uns gleich beim Landen, erwiesen sich aber als Spenden einer entfernten Gegend, denn außer einem Seesterne, haben wir wenig Interessantes lebendig gefunden. Vom Strande erhob sich auf 80 bis 120 Fuß ein grüner, nach Süden gerichteter Abhang, der in der geringsten Einbucht noch kleine Schneemassen in den ersten Tagen des Julius zeigte, statt des Waldes nur Weidenbüsche trug, und durch viele neue Pflanzen von den bisher besuchten Küsten des weißen Meeres sich auszeichnete. Was sich von früheren Pflanzen hier wieder vorfand, hatte sich auffallend verkürzt. Aber erst als wir den Abhang vollständig erstiegen hatten, schloß sich die Welt unsern Blicken vollständig auf. Ein Meer von Flechten, nicht zahlreich an Arten, doch unzählbar an Individuen, dehnte sich vor uns aus, so weit das Auge reichte, und schien die eingeschlossenen Pflanzen höherer Bildung auch nächstens verdrängen zu wollen. Selbst der Wachholder, dessen Gedeihen bei uns als Zeichen eines dürren Bodens gilt, hatte hier ein krankes, gelbgrünes Ansehen. Einzelne zerstreute grüne Büsche von kreisförmigem Umfange erwiesen sich bei näherer Betrachtung als krummholzförmige Birken, deren Breite zuweilen das Dreifache ihrer Höhe betrug.

Für diese Flechtenwüsten haben die Sprachen südlicher Völker keinen Namen. Die Finnischen bezeichnen sie mit dem Worte „Tuntur" oder Tundra. Tundern heißen aber bekanntlich nicht bloß die Flechtenplätze, sondern überhaupt baumlose Flächen, die in hiesiger Gegend nicht mit Gras, sondern mit Kryptogamen bewachsen sind, entweder mit Flechten oder mit Moosen, und dann vorzüglich mit Sphagnum und Polytrichum. So kann man trockne und nasse Tundern unterscheiden. Die trockne Tundra wird aber von Zeit zu Zeit von Streifen der nassen Tundra, wie von Adern, durchzogen, denn überall, wo das Schneewasser abfließt und den Boden einreißt und durchweicht, wechselt schwappendes Mooslager, in welches man oft bis ans Knie einsinkt, und wo man außer einigen Seggen und Rubus Chamämorus wenig andere Pflanzen findet, mit dem dürren Boden der Lichenen. So kann man Lappland mit Recht das Land der Flechten und Moose nennen. Wo der Boden während des Sommers austrocknet, erzeugen sich Flechten, wo er feucht bleibt, Moose, und umgekehrt scheint der Ueberzug von Flechten den Boden noch mehr auszutrocknen — denn er bildet eine Art von trocknem Torf, — und der Ueberzug von Moosen ihm die Feuchtigkeit länger zu bewahren. Der Flechtenboden erhitzt sich, wie Wahlenberg sagt, im Sommer so sehr, daß er fast die Füße der Wanderer verbrennt. Offenbar schien es mir, daß Flechten und Moose mit der übrigen Vegetation in fortgehendem und immer siegreichem Kampfe begriffen sind, wie wenn zwei Völker in demselben Lande ansäßig sind, von denen aber das eine mehr Hülfsmittel zur Existenz hat, das andere dann allmählich verkümmert und ausstirbt. Diese Ueberzeugung drängte sich mir besonders entgegen, als ich einen Wald, der das Gesichtsfeld zu begränzen schien, näher untersuchen wollte. Nicht nur löste er sich bei größerer Nähe in einzelne, von einander entfernte Bäume auf, die auf einem ausgetrockneten Boden standen, auf dem die Flechten schon zu wuchern anfingen, sondern die vordersten Reihen waren schon längst abgestorben und ihre weißen, abenteuerlich verdrehten und knorrigen Stämme erschienen wie Mumien der Vergangenheit. Dann folgten Bäume

Digitized by Google

die etwas mehr gerade gerichtet, noch an einigen Aesten grünten, bis allmählich der Baum seine gerade Richtung annahm und auf dem Boden ein dünner Graswuchs, von Ranunkeln und Trollius etwas verziert, sich zeigte. Nach Durchwanderung dieses trauernden Gehölzes erhob sich der Boden terrassenförmig, aber diese Terrasse war von einer dicken Lage schwappender Moose bedeckt, weil von noch höhern Gegenden das Schneewasser fast durch die ganze Breite der Terrasse abfloß, die nur seitlich mehr erhöht war, und dort gesundere Baumgruppen, als die bisher gesehenen, trug. So folgten noch mehrere Terrassen auf einander. Immer glaubte ich einen trockenen Wiesenboden zu finden, wenn ich den nächsten Abhang hinauf gestiegen seyn würde, und immer fand ich nur neue Moosflächen von Rubus Chamämorus und Vaccinium uliginosum durchwachsen; die etwas über die übrigen Flächen erhobenen Punkte trugen Waldpartien, in denen der Baumwuchs allmählich an Kräftigkeit zunahm.

Fügt man noch hinzu, daß in der Nähe der kleinen Flüsse oder an andern, wasserreich sich erhaltenden Stellen niedriges, aber oft undurchdringlich dichtes Weidengestrüpp sich bildet, so hat man ein allgemeines Bild der gesammten Küstengegend des russischen Lapplands, die wir theils besucht, theils vom Schiffe aus immer im Auge behalten haben. Allerdings waren die Gegenden nicht ganz gleich unter sich, und die Tundra bei Tri Ostrowa (an der Ostküste unter 67° Breite), in die wir zwei Meilen weit bis zum Dorfe Ponoi vordrangen, ist etwas verschieden von der bei Pjalitsa und Sosnowets gesehenen, da sie, besonders an der Küste, weniger entschieden in Moos- und Flechten-Tundra sich theilte, aber dafür reicher an den rasenförmig sich ausdehnenden Wucherungen von Diapensia lapponica, Arbutus alpina, Azalea procumbens, Empetrum nigrum und Heidekraut ist. Der Fels war hier weniger bedeckt von Erde und organischen Resten und trat häufig aus dieser Decke hervor. Ich halte diese Tundra, in der es an Bäumen ganz fehlte, und wo auch das Weidengesträuch weniger dicht und kräftig war, für weniger vorgeschritten in der Bildung, als die weiter nach Süden und Westen gelegenen Gegenden.

Lebensbilder aus Portugal.

Erster Ausflug nach Setubal.

(Fortsetzung.)

Unser Frühstück war endlich genossen, und Maulthiere standen auch schon bereit, um uns auf ihren Rücken zu nehmen. Der gewöhnliche Preis der Miethe derselben beträgt 600 Reis (1 Thaler), der Untugenden und Gebrechlichkeiten, die man bei ihnen gewöhnlich findet, sind aber gar mancherlei; bei vielen müssen erst allerlei Kunststücke angewendet werden, bevor sie den Reiter aufsitzen lassen, sie schlagen hinten aus, beißen und quicksen vor Kitzel der wunden Rücken; sitzt man endlich auf ihnen, so geht's zwar vorwärts, denn sie wissen den Weg auswendig, der Cavalleiro braucht sie nicht zu führen, allein dann fällt es manchem plötzlich ein, besonders wenn man ganz allein ist, nicht von der Stelle gehen zu wollen, und es fängt an am Wege zu grasen, bis es ihm gefällig ist, weiter zu marschiren; da hilft kein Schlagen, und Sporen thun keine andere Wirkung, als daß sie hintenausfeuern und dennoch auf der Stelle bleiben und fortfahren Gras oder Büsche zu benagen; wieder andere gibt's, und fast die meisten, die, wenn sie in der zu passirenden Sandwüste auf so recht losen tiefen Sandweg kommen, alsdann Halt machen, die vier Füße einander näher bringen, sich auf die Kniee ganz gemächlich niederlassen, dann seitwärts legen, und sich nun recht so nach Eselslust links und rechts im Sande wälzen. Hat ein Thier einmal diesen Vorsatz gefaßt, sich zu wälzen, dann ist es auch von diesem Gedanken nicht wieder zurückzubringen, Sporn und Peitschenhiebe bleiben ohne Wirkung, zuweilen hilft aber ein furchtbares Schreien, und damit ist ein portugiesischer Reiter gleich bei der Hand; mit Leibes- und Lungenkraft stößt er ein arre Mula oder ein arre Macho aus, und dann richtet es sich oft wieder auf, wenn man dazu noch Peitsche und Sporn zu Hülfe nimmt, allein in den meisten Fällen läßt es sich nicht irre machen, und dann ist es gerathen, sich behend herabzuschwingen, bevor sie sich die Erlaubniß nehmen den Reiter unter sich zu drücken. Doppelt unangenehm ist es in einem solchen Fall, wenn man allein ist, und sich ein so wälzendes und wieder aufgesprungenes Thier nicht wieder ergreifen oder nicht besteigen lassen will, da hat man dann keinen andern Ausweg, als zu Fuß dem immer vorherlaufenden Thiere nachzufolgen, bis endlich der Zufall hülfreiche Hände entgegenführt. Noch andere dieser Thiere sind so erbärmlich auf den Knochen, daß man auch auf dem ebensten Weg mit ihnen stürzt, und mehr noch auf diesem als auf schlechtern Wegen, wo sie von selbst vorsichtiger ihren Gang bewachen. Zu den Nebensachen gehören nun noch, daß Zügel reißen, daß die Steigbügelriemen platzen oder die Gurten der breiten Sättel lose werden und der schlechte Reiter mit diesen hinten hinab oder unter den Bauch rutscht. Hat man nun Alles glücklich überstanden und kömmt ohne Hals- und Beinbruch in Setubal an, so ist man aller Fürsorge für die Thiere entbunden; man steigt ab, gibt ihnen einen Peitschenhieb und überläßt sie ihrem Schicksal, sie wissen schon, wo sie ihr Unterkommen finden sollen.

Wir waren nun endlich so weit, um aufzusitzen; die zu besteigenden Maulthiere hatten dießmal keine Reitersättel, ähnlich den deutschen Schulsätteln, worin man einen tiefen, festen Sitz hat, und die hier fast durchgängig auf Maulthieren in Gebrauch sind, mit großen hölzernen mit Eisenblech oder Messing beschlagenen Kasten-Steigbügeln, sondern man hatte ihnen breite Tragsättel, sogenannte Albardas aufgelegt, worauf das Gepäck bequemer fortgebracht werden kann, die zum Quersitz, wer daran gewöhnt ist, auch höchst bequem sind, allein zum ordinären Reitersitz mit gespaltenen Beinen, da sie so ungemein breit sind, so äußerst ungeschickt gebaut, daß man nach einem langen Ritt, wegen der großen Spaltung der Beine am Becken, dieselben wenigstens acht Tage lang nicht ohne Schmerzen zusammenbringen kann. Nach manchen Schwierigkeiten, um auf die Thiere zu kommen, und sich das langhaarige Ziegenfell, womit der Sitz bedeckt ist, bequem zu legen, so wie den Riemen,

Digitized by Google

worin die Kästen hängen, oder als Steigbügel dienen, die rechte Länge zu geben, setzte sich die Cavalcade in Bewegung, das arre Mula! der Arrieros erschallte, was bei den Langohren mehr wirkt als Sporn und Peitsche, und sie rannten in vollem Trabe davon, und der Geschwindschritt dauert wenigstens so lange, als sie die Stimme des Arriero vernehmen, der den Reisenden gewöhnlich nur bis zu dem Orte hinaus bugsirt und dann zurückbleibt. Ungeachtet alle diese Maulthiere mit Scheuledern versehen sind, so daß sie nicht rückwärts schauen können, so wissen sie dennoch auf ein Haar, wenn ihr Peiniger sich davon geschlichen und fallen sogleich in einen langsamen Schlenderschritt, aus dem sie durch gewöhnliche Reitermittel nicht so leicht herauszubringen sind, so daß der Kundige hier andere Mittel in Thätigkeit setzen muß; denn der Bauch oder die Weichen sind für die Sporen schon ganz unempfindlich, ja man könnte ihre Rippen damit ganz bloßlegen, und es würde keinen Eindruck machen, vielleicht dieses nur einen Kitzel verursachen, der sie zum Steben und Hintenausschlagen bringt; ihre magere Croupe ist ebenfalls schon so mürbe geschlagen, daß daraus alles Gefühl verschwunden, Prügel nichts mehr helfen, wenn nicht etwa ein dicker Knüppel darauf fällt, der das Mark in den Knochen erschüttert. Man nimmt also zu folgenden Schinderkünsten seine Zuflucht: man spielt nicht etwa mit seinem scharfen Gebiß, sondern man reißt es damit aus seinen Träumereien hervor durch stetes starkes Zucken, wohl vermögend ihm die Unterkiefer zu zerbrechen, oder hebt das eine Bein und sticht es mit den scharfen Sporen vorne an den Bug oder den Hals, oder so weit wie man nur reichen kann, oder endlich man nimmt einen Sporen von den Stiefeln, oder schnitzt sich ein spitzes Holz, gebraucht auch wohl gar ein spitzes Taschenmesser oder einen Nagel und sticht damit das faule Thier, dem oft die Kraft zum Schnellergehen fehlt, entweder vorne auf den Widerrist oder hinten auf den Rücken nahe am Sattel. Dieses sind die ihm empfindlichsten Stellen, und wenn man diese gehörig zu benutzen versteht, so bringt man auch das erbärmlichste Geschöpf in einen regern, lebendigern Gang.

Man rechnet von Monta bis Setubal drei portugiesische Leguas, die man mit guten Maulthieren in $2\frac{1}{2}$ Stunden zurückzulegen pflegt, wovon die ersten beiden Leguas bis an den Fuß des Berges von Palmella eine wahre afrikanische Sandwüste einnehmen, die nur in der Nachbarschaft von Monta und andern Ortschaften der Umgegend einige Cultur von Wein zeigen; übrigens aber sprossen in diesen diluvianischen Sandsteppen, die vor Jahrtausenden das Hauptstrombett des Tajo waren, der längs der Serra d'Arrabida hinströmte und sich bei der jetzigen Lagoa da Albufeira ins Meer ausmündete, alle diese vornehmen Erscheinungen der Pflanzenwelt, die unter dem nordischen Klima zur ausländischen Aristokratie des Pflanzenreichs in kostbaren Treibhäusern gehegt und gepflegt werden, hier aber zur untersten, gemeinsten Stufe des Pflanzenpöbels gehören. Diese großstacheligen Agaven, diese fettblättrigen, bestachelten Cactus mit der indianischen Feige, die dort als Wunder gezeigt und in Zeitungen angekündigt werden, wenn sie in Blüthe gerathen, dienen hier zur Einfriedigung der Felder und Wege. Diese Cisten, Rosmarin und Myrten, wilder Lavendel und hundert andere aromatische Sträucher und Pflanzen, die man im Norden nur in Töpfen zieht und ihren Wohlgeruch in den Zimmern verbreiten läßt, wuchern hier wie Unkraut und dienen zur prosaischsten Verwendung, zur gewöhnlichen Streu des lieben Rindviehes. Ach, wie herrlich muß dieses seyn! höre ich da manche Enthusiasten ausrufen, unter solchen Wohlgerüchen und zwischen einer solchen Vegetation auf einem Saumthiere dahin zu reiten, und vielleicht auch noch einen Guitarrespieler, auf seinem Maulthiere sitzend und melancholische Lieder singend, was hier gar nichts Seltenes ist, mit anzuhören! Indessen wer sich dieses Alles mehr in seiner Nähe und Wirklichkeit beschaut, und wenn er auch noch so sehr Enthusiast ist und eine reich begabte Phantasie ihn bethört, muß sich endlich doch selbst gestehen, und um so früher, je mehr und je öfter er alle die kleinen Malheurs mit Maulthieren und Eseln erlebt, die Unbequemlichkeiten in den Wirthshäusern erfahren und ohne Schutz vor einer brennenden Sonne oder den fallenden Regengüssen auf unwegsamen Straßen gewandelt, daß das Dahinrollen in einem bequemen Wagen, in welchem man gegen Sonne und Regen geschützt, auf einer ebenen, gebahnten Straße, zwischen den wogenden prosaischen Kornfeldern unsers lieben Deutschlands, wo der Kutscher sein Stückchen pfeift, dennoch behaglicher und erquicklicher ist, als alles Aroma des Südens mit all dem wohlklingenden Guitarrengeklimper; Dinge, die nur einem Neuling im Lande anfänglich auffallen, später aber ganz überhört und übersehen werden. Aber das herrliche Klima hier und der kalte nordische Winter dort, mit seinem grauen Werkeltagshimmel! stimmt der Enthusiast wieder an; diese Heiterkeit der Atmosphäre, der blaue Himmel mit seinen Millionen Sternen! — Wohl wahr! allein diesen Vorzügen ist doch auch hier Manches entgegenzusetzen; welche gräuliche Hitze und Dürre während beinahe ganzer fünf Monate, in denen fast alle Vegetation erstirbt, wenn nicht ein kleiner Rest noch durch das immer seltener werdende Wasser künstlich erhalten wird. Die Wirkungen eines heißen Sommers im Süden sind eben so tödtend für die Vegetation, wie die des Winters im Norden; dieses möchte sich wohl so gegeneinander aufheben. Des fortwährend heitern und wolkenlosen Himmels in dieser Jahreszeit wird man eben so satt, man sehnt sich eben so sehr nach aufsteigenden Wolken und einem überdeckten Himmel, wie man sich dort nach einem Sonnenblick aus dem Himmel, grau wie Löschpapier, sehnt, und da fragt sich's nun, was ist erträglicher oder unausstehlicher für Körper und Geist: ein heißer, fünfmonatlicher, langer, dürrer Sommer, während welcher Zeit es beinahe kein Mittel gibt, sich mit einer kühlern Atmosphäre zu umgeben, so daß man von Morgens 8 Uhr bis Abends 6 Uhr ohne die größte Unbequemlichkeit, ohne im Schweiß gebadet zu seyn, nicht auf die Straße gehen kann; oder ein fünfmonatlicher, langer, kalter Winter, während welchem man sich durch die bequemsten Wärme-Anstalten in die südlichste Atmosphäre nach Belieben versetzen kann und im Freien durch warme Kleidung, so wie durch die Bewegung, gegen die Kälte geschützt ist? Hätte ich die Wahl zwischen dem Einen und dem An-

Digitized by Google

dern, so würde ich ohne Bedenken das süddeutsche Klima zum Lebensgenuß vorziehen und hätte ich Freiheit und Mittel, dann würde ich ein deutsches Frühjahr, einen deutschen Sommer und Herbst, und einen portugiesischen Winter als das geeignetste Klima zum Genuß des Lebens wählen, denn der Winter in Portugal ist nicht nur ein deutscher Frühling, sondern er kommt oft einem deutschen Sommer nahe.

(Schluß folgt.)

Merkwürdiger Evangeliencodex.

(Aus einer Privatmittheilung.)

Der Erzbischof von Konstantinopel besitzt einen Codex in hebräischen Charakteren (auch Sprache?), welcher vier und zwanzig Evangelien enthält, also viel vollständiger ist, als der Codex apocryphus des Fabricius. Wir hören, daß einige päpstliche Agenten es sich angelegen seyn lassen, eine Abschrift dieses merkwürdigen Buches zu erhalten, und vielleicht auch bekannt zu machen. Wenn nur kein frommer Betrug dahinter kommt, bevor es dem Publicum vorgelegt wird!

Der Schiffbruch des Dampfschiffes Wilhelm I auf dem Korallenriff Luciyara im indischen Archipel im Frühjahre 1837.

(Fortsetzung.)

Die Reise war also beschlossen. Ich ließ die Schaluppe, so gut thunlich, mit kupfernen Reifen versehen, ihren Rand gegen das Hereinschlagen der Sturzwellen erhöhen und ein kleines Zelt darauf anbringen, worunter der Mann, der nicht am Ruder saß, in der Nacht trocken bleiben konnte. Dieß war auch für die kleine Ausrüstung nöthig, welche ich dem Boote mitgab. Um dieser Expedition für alle möglichen Fälle doch einigen Erfolg zu verbürgen, hatte ich die Fürsorge gebraucht, sechs Briefchen malayisch und holländisch zu schreiben, in denen unser Zustand bekannt gemacht, und demjenigen eine Belohnung in Geld versprochen wurde, der unsere Lage nach einer der niederländischen Etablissements, wo auch, zuerst berichtet haben werde. Es war nämlich viel wahrscheinlicher, daß die Schaluppe irgendwo stranden, als daß sie auf Amboina ankommen werde. In dem Fall nun, würde die Bemannung vielleicht genöthigt seyn, sich zu zerstreuen, und der Eine würde hier, der Andere dorthin gerathen, dann würde von diesen Briefchen, die ich in Blei und darüber getheerte Leinwand eingewickelt einem jeden der inländischen Matrosen um den Hals befestigt hatte, und die sie nun als Djimat (Amulet) betrachteten, doch das eine oder das andere an seine Bestimmung gelangen, wenn auch die Schaluppe verloren gegangen wäre.

Den 26 Mai des Morgens 7 Uhr ging die Schaluppe mit einem getretener Ebbe in See. Dem Steuermann Kash hatte ich einen Brief an den befehlführenden Beamten in Amboina mitgegeben. Lange Zeit folgten unsere Blicke und unsere Wünsche dem kleinen Boote. Bis dahin hatten wir fortwährend östlichen Wind, dann einmal mehr nördlich, dann wieder mehr südlich gehabt. Auf einmal wehte der Wind aus Westen, und blieb auch so unveränderlich den ganzen Tag. Fürwahr ein herrliches Vorzeichen, denn nun konnte die Schaluppe um vieles östlicher fördern. Am folgenden Tage ward im Osten von unserer Krippe ein Fahrzeug erblickt. Ein allgemeines Hurrah erhob sich, und Viele vergossen Thränen von Rührung und Freude. Der Commandant, der sich Abends zuvor noch einmal nach dem Wrack begeben hatte, um das Herbeischaffen von Holz für unser Floß zu beschleunigen, kam nun außer Athem durch die Brandung herbeigeeilt, unsere Rettung zu verkündigen. Von unserer Stelle unterschied man immer mehrere und endlich alle Segel. Vom Wrack aus meinte man auch den Rumpf des Schiffes deutlich unterscheiden zu können. Mit Ungeduld erwartete man, daß es sich nähern solle — aber zur schmerzlichsten Täuschung unserer Hoffnung sah man das Schiff wieder seewärts steuern — wahrscheinlich, um nicht in die Nähe der fünf kleinen Inseln zu gerathen. Abends ließ ich ein großes Feuer anlegen und die ganze Nacht hindurch unterhalten. Wir schmeichelten uns mit der Hoffnung, das Fahrzeug am Tage wieder zu erblicken, und vermutheten, es habe sich nur entfernt, weil es zu spät am Tage gewesen, um den Zugang zu der Bank gehörig zu untersuchen. Kaum war es also Tag, so durchliefen Aller Blicke den Horizont in der Runde, um das Schiff wieder zu entdecken — aber es war verschwunden, und erschien nicht wieder. Groß war nun die Niedergeschlagenheit und Muthlosigkeit bei Allen. Viele hielten von nun an die Rettung für unmöglich. Man muß in der Lage gewesen seyn, worin wir uns befanden, um zu begreifen, wie uns beim plötzlichen Verschwinden der so nah geglaubten und wirklich schon erblickten Rettung zu Muthe war.

Bis zu dem darauffolgenden 7 Junius fiel nichts Besonderes bei uns vor; allein in der Zwischenzeit litt meine Gattin an ungemein heftigen Krämpfen. Die Nacht vom 6 auf den 7 brachte ich in der größten Unruhe zu. Da lag sie höchst elend und leidend. Wir hatten keine Arzneien. Sie bat um Erleichterung, sie flehte um Linderung ihrer Schmerzen, die man ihr nicht verschaffen, nicht gewähren konnte. Am folgenden Morgen hatten sich die Schmerzen gelegt, aber sie war sehr erschöpft. Ich ließ in dieser Zeit mit Eifer an unserem Floß oder platten Fahrzeuge zimmern. Täglich arbeiteten zehn Mann daran, wofür jeder des Abends einen Schluck Wein, eine Cigarre und alle zusammen ein Viertelpfund Sago zu einer Austersuppe erhielten. Wir Andern streiften unterdessen truppweise auf der Bank umher, die Stücken Holz aufzusammeln, welche die See vom Wrack immerfort anspülte, und wovon wir nicht allein das Feuer unterhielten, sondern auch das daran gefundene Eisen benutzten.

Nachmittags 5 Uhr befand ich mich mit dem Hrn. v. Spreeuwenburg bei dieser Arbeit, als wir mit einem Mal ganz unerwartet im Osten ein Fahrzeug erblickten, welches Curs nach uns zu hielt, und sichtbar sich mehr und mehr näherte. Deutlich erkannten wir es für eine Brigg. Ein jubelndes Freudengeschrei erhob sich von allen Seiten. Nur die Erinnerung an die erst vor kurzem erfahrne Täuschung mäßigte dann und wann die laute Freude. Ich eilte zu meiner Frau und zu den übrigen Passagieren, um ihnen die Stelle anzuweisen, wo man das Schiff erblickt hatte. Meine Frau hatte sich noch nicht völlig erholt, und ich leitete sie daher über die unwegsame Bank nach einem Standpunkte, von wo aus man das Schiff gut sehen konnte. Zu wiederholtenmalen frug sie mich, ob man uns wohl von dem Schiff aus gewahr werden könne? Ich zweifelte selbst daran, als auf einmal ein Kanonenschuß, dem mit Zwischenräumen von einigen Minuten noch zwei andere folgten, mir die sichere Hoffnung gab, daß dieß ein zu unserer Rettung abgeschicktes Fahrzeug sey, vielleicht in Folge der glücklichen Ankunft unserer Schaluppe auf Amboina.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 127.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Mai 1838.

Gemälde von Siebenbürgen.

2. Die Einwohner des Landes.

Wenige Länder bieten eine solche lange Stufenleiter von der niedrigsten bis zur höchsten Bildung des Volkes dar, wie Siebenbürgen. Am schlagendsten tritt einem dieß vor die Seele, wenn man unmittelbar nach einander aus der Hütte des Wallachen in eine der besten Wohnungen in Hermannstadt oder Kronstadt tritt. Dort Rauch, Schmuz, und alle nur erdenkliche Unbequemlichkeit, hier westeuropäischer Comfort und hohe Eleganz. Die Hütte des Wallachen und noch mehr die des Zigeuners würde einem Ordnung und Reinlichkeit liebenden deutschen Landwirthe zu einem Viehstalle zu unbequem und unsauber seyn; in der Wohnung eines reichen Hermannstädter fühlt sich auch der verwöhnte Franzose und Engländer behaglich. Aber wir brauchen, um den Contrast darzustellen, gar nicht einmal das platte Land mit der Stadt zu vergleichen. Schon der Vergleich des Landes unter sich hebt ihn hervor. Man sehe die Wohnung und das Geschäft eines wohlhabenden Sachsen in der Gegend von Hermannstadt und Kronstadt. Schon das Aeußere zeigt Behaglichkeit und Ordnung. Die Gebäude sind massiv und weitläufig, ganz so wie in den besten Gegenden Deutschlands; seine Viehstämme sind gut genährt und in bequemen und reinlichen Ställen untergebracht, während der Wallache die Seinigen mit sich unter Einem Dache und in Einem Raume hat. Der Sachse baut sein Feld mit Sorgfalt und nährt sein Vieh reichlich, der Wallache kratzt den Boden nur auf, und thut dieß kaum mit dem sechsten Theile, der ihm angehört; sein Vieh überläßt er meistentheils sich selbst und reicht ihm seine Nahrung nur zur Noth im Winter. Im äußern Habitus von Beiden findet man eine eben so große Verschiedenheit. Begegnet man am Sonntag oder in der Woche dem Wallachen, so ist er mit rohen und groben, meist selbst verfertigten Stoffen bekleidet. Den Sachsen sieht man in der Woche in ordinären, obgleich guten Kleidern, am Sonntage aber in vollem Staate, der besonders bei den Frauen in Luxus ausartet, und wegen des daran sich zeigenden Geschmacks und des vielen Weißzeuges äußerst ansprechend ist. Reist man des Sonntags durch diese Districte, so glaubt man in den wohlhabendsten und gebildetsten Strichen von Deutschland zu seyn. Aber an demselben Tage kann man noch zu den Wallachen mit Zigeunern vermischt kommen, und sich plötzlich unter die Wilden Nordamerika's versetzt glauben.

Aber nicht in der Civilisation allein durchläuft die Bevölkerung Siebenbürgens eine solche Stufenleiter, sondern auch in den Ständen. Vom Cavalier herab bis zum Zigeuner werde ich alsbald die Stufen durchgehen. Jener ist ein Nabob, dieser ein Paria. Jener ist Souverän auf seinen Besitzungen, und hat Niemanden über sich als das Gesetz, dessen geringe Gewalt ihn wenig schreckt; dieser achtet es schon für eine besondere Gnade, wenn man ihm nur seine gemeinsten Menschenrechte nicht vorenthält. Ich will nunmehr die verschiedenen Stände in der Bevölkerung Siebenbürgens besonders bezeichnen.

a) Der Adel. Nur denen, welche einen großen Besitzstand haben, und die sich zum hohen Adel zählen, legt man das Prädicat „Cavalier" bei. Magnat ist ziemlich synonym damit, nur daß ein hoher Adeliger zuweilen, obgleich er als Cavalier gilt, doch noch kein Magnat ist. Das Besitzthum der Magnaten und Cavaliere ist nicht überall besonders ausgedehnt, und steht in der Regel an Umfang dem der ungarischen Großen bedeutend nach. Daher findet man auch in Siebenbürgen keinen so exorbitanten Reichthum, wie in Ungarn, und ein jährliches Einkommen von 80 bis 100,000 fl. Conv. M., was bei den ungarischen Großen noch gar nicht zu dem höchsten gehört, ist in Siebenbürgen schon eine Seltenheit. Die Vorrechte des hiesigen hohen Adels sind jedoch noch ausgedehnter wie die des ungarischen, so zwar, daß man in dieser Hinsicht hier mit Stolz auf jene herabsieht. Das Grundeigenthum gehört in einem großen Theile des Landes dem hohen Adel ausschließlich, und wer nicht zu diesem gehört, kann es nur auf eine Art von Zeitpacht erwerben. Denn wenn er es auch käuflich an sich bringt, so muß er immerfort jeden Augenblick gewärtigen, daß ihm der Cavalier den Handel aufsagt, und sein Eigenthum an sich nimmt, unter der Bedingung, daß er ihm zurückzahlt, was er dafür gegeben hat, ohne alle Entschädigung für Bauten und Verbesserungen. Da denn also, und dieses Recht durch die Constitution des Landes

Digitized by Google

sanctionirt ist, so begreift man leicht, daß Niemand besondere Lust hat, sich in eine so precäre Lage zu setzen. Das ist es auch, was alles Colonisiren in diesem Lande so sehr erschwert und fast unmöglich macht, und was jeden industriösen Ausländer abschreckt, hier Grundeigenthum zu erwerben, auf welchem sonst so reicher Gewinn zu machen seyn würde. Diese Beschränkung erstreckt sich nicht auf den Ausländer oder auf den Bürgerlichen allein, sondern sie trifft auch jeden vom niedern Adel, es sey denn, daß ein Individuum dieses Standes ein freies Allodialgut in Besitz habe. Dieser niedere Adel steht übrigens auf einer so niedrigen Stufe in der Rangordnung, wie in Ungarn, und man findet eine Menge solcher Individuen unter den Dienstboten und in den untersten Ständen.

Der Mehrtheil der Cavaliere wohnt in Clausenburg oder Hermannstadt, und bringt nur einen Theil des Sommers auf seinen Besitzungen zu. Auf diesen sind große Castelle oder Schlösser selten. Nur in ganz neuer Zeit haben einige Cavaliere mit viel Aufwand und Geschmack sich Wohnungen, die man Schlösser nennen kann, erbaut.

Der Cölibat ist unter den Cavalieren häufig und zwar aus dem Grunde, den ich wenigstens oft genug anführen hörte, weil es zu wenig junge Damen gibt, welche einem Hauswesen gehörig vorstehen können, und vielmehr Putz- und Vergnügungssucht die meisten einzig und allein beschäftigt. Zufügen könnte man hiezu wohl, daß die Gewöhnung an ein freies ungebundenes Leben auf Reisen die jungen Cavaliere dem Ehestande abhold macht und wohl zur Ehelosigkeit eben so viel beiträgt, wie jene Ausstellung an den jungen Damen.

Im Allgemeinen zeigen die Cavaliere eine hohe Bildung, welche sie sich meistentheils auf Reisen erworben haben. Insbesondere haben sie eine große Fertigkeit in Sprachen, und es ist gar nichts seltenes, daß sie deren vier bis fünf so fertig sprechen, wie ihre Muttersprache. Dieß macht ihren Umgang überaus angenehm, zumal sie meistentheils auch in den Wissenschaften nicht fremd sind, und mit ihrem feinen Benehmen viel Hospitalität verbinden: in ihren Privatcirkeln spielt Fortuna eine große Rolle, indem sie hohes Spiel leidenschaftlich lieben und treiben.

Der niedere Adel verliert sich dermaßen in den untern Classen, daß von ihm keine besondere Rede seyn kann, und nur seine, dem Adel im Allgemeinen zukommenden Prärogativen unterscheiden ihn in etwas von denselben. Die vorzüglichsten derselben sind: ein eximirter Gerichtsstand, Mauthfreiheit auf den Straßen; Verschonung von niedern Strafen z. B. Stockschlägen und dergleichen.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensbilder aus Portugal.

Erster Ausflug nach Setubal.

(Schluß.)

Nun aber weiter im eigentlichen Reiseterte: die ganze Gegend, die allgemeine Niederung eines ehemaligen Wasserbeckens, die sich südöstlich mit ihren unfruchtbaren und größtentheils uncultivirten Steppen über ein wellenförmiges, hügeliges Land verbreitet, erstreckt sich weit in die Provinz Alemtejo hinein, und gibt der Vermuthung alle Wahrscheinlichkeit, daß vor Jahrtausenden, bei dem höhern Meeresstand, die Gewässer des Tajo mit denen des Rio Sado in Verbindung standen, und den an seinem höchsten Punkte 1700 Fuß hohen Bergzug der Serra d'Arrabida, der gegen Osten mit den felsigten Häfen von Palmella, gegen Westen aber mit dem Cap Espichel, von den deutschen Schiffern gewöhnlich Cap Spiegel genannt, endigt, umgaben, und ihn zu einer hohen, aus dem Meere hervor tauchenden Insel machten; dieß Land ist neben der Straße, auf der wir uns durch den Sand hindurch arbeiteten, mit einzeln dastehenden oder in Gruppen vereinigten Tannen, traurige Reste eines ehemals hier dichter bestandenen Waldes, bewachsen, der sich zwar immer von selbst wieder neu besamt, allein auch von neuem wieder zerstört wird, indem zum Theil die hier zu Tausenden weidenden Ziegen, die jungen Sprößlinge emporstrebender Bäumchen abnagen, oder endlich, wenn ein solches Bäumchen mit seiner Krone den Zähnen jener Thiere entwachsen ist, so wird dasselbe durch Messer und Art der zerstörenden Hand der Menschen unterworfen, von unten bis oben beschnitzelt und seiner Aeste beraubt um die Büsche zu benutzen, die an Bäcker und Kalkbrenner verkauft werden. Gelangt nun ein so entstellter und seiner Hauptzierde beraubter junger Baum zur Stärke eines Arms, oder wenn es hoch kommt eines Beins, alsdann wird er ohne Gnade und Barmherzigkeit zu Brennholz gefällt, und die Forstmänner behaupten hier, daß das Ausschneiden der Tannen und ihre Fällung, wenn sie 15 bis 20 Jahre alt sind, dem Eigenthümer mehr Gewinn bringen, als ausgewachsene und fußdicke Bäume. Es ist hier nicht der Ort, um sich in forstmännische Erörterungen einzulassen; jedoch wer das Land kennt, dem leuchtet es bald ein, daß ein großer Baum in den meisten Gegenden dem Eigenthümer weniger nutzt als ein kleiner, da ersterer auf den unzugänglichen Wegen nicht zu transportiren und erst in kleine Stücke zerlegt werden muß, was ihm den Hauptwerth benimmt, ihn aber in solche Stücke zu zertheilen fast eben so viel kostet als das Holz werth ist, oder wofür man es verkaufen kann. Gerade auf der Hälfte des Weges zwischen Monta und Palmella, steht noch eine uralte, mehr denn hundertjährige Pinie, mit der man das Mitleiden gehabt, dieselbe unverstümmelt zu lassen. Ein wahrer Prachtbaum mit seiner auf hundert Fuß im Durchmesser haltenden schattigen Krone, deren untere Aeste beinahe den Kopf des Reiters berühren und unter dem man gerne eine Zeit lang verweilt, um sich einige Minuten den versengenden Sonnenstrahlen zu entziehen, die hier doppelt empfindlich wirken, nicht nur von oben herab, sondern auch von unten hinauf durch Refraction und Reflexion des Lichts und der Wärme von dem glühendheißen losen Sande der Straße, in welchen die Thiere an manchen Stellen bis über die Knöchel versinken. Wunder über Wunder möchte man schreien, daß das Volk, welches so ein abgesagter Feind von schattigen Bäumen ist, daß man es als wahre Schattenerwürger betrachten könnte, diesen Baum hat unversehrt gelassen, besonders da er auch oft

Digitized by Google

als Platz des Rendez-vous von Spitzbuben und Räubern, die diese übrigens so einsame Straße oft sehr unsicher machen, gelten soll. Mancher Mord ist auf dieser Straße schon begangen, viele Hunderte sind hier schon ausgeplündert worden, nicht nur bei der Nacht, wo man noch am sichersten durchkommt, wenn es nicht etwa schon verrathen wurde, so daß man von den Räubern erwartet wird, sondern meistens am hellen Tage; weßhalb man die Reise in diese Oede, wo sich die Wegelagerer in dem Gebüsche leicht verbergen können, besonders wenn man weiß, daß die Gegend unsicher ist, in großen Karawanen zu machen pflegt, oder man geht ganz von der Hauptstraße ab und nimmt Umwege auf wenig betretenen Pfaden, auf denen die Räuber keinen Reisenden erwarten. Nur hie und da erblickt man seitwärts von der Straße, wo einige Niederungen ein fruchtbares Erdreich entfalten, einzelne kleine Wohnungen mit weiß übertünchtem Anstrich, worin die Wächter dieser Felder, auch wohl die ganze Familie des armen Eigenthümers wohnt. Sie gewähren dem Reisenden einen trostlosen Anblick, und besonders da sie in dem Rufe stehen, daß die Bewohner derselben, wo nicht selbst Räuber, doch die Helfer derselben sind, die ihnen Schutz und Aufenthalt gewähren. Erst am Fuße des Berges von Palmella stößt man auf mehr Cultur, das Erdreich wird consistenter, Weinpflanzungen sind üppiger und der Oelbaum gedeiht hier in seiner vollen Pracht, der ganze sanfte Abhang des Berges ist mit ihm bepflanzt und macht hier einen der interessantesten und einträglichsten Zweige des Einkommens für den Agronomen aus, unter dessen Schatten überdieß auch noch Roggen, Futterkräuter, so wie auch Mais gezogen wird. Auf einer ziemlich schlecht unterhaltenen Pflasterstraße steigt man ungefähr eine Viertelstunde lang den Berg hinan bis in die Villa de Palmella, die theils auf jüngern Kalkstein tertiärer Bildung, welcher im nackten Felsen ansteht und viele Versteinerung enthält, gebaut ist, und trotz ihrer Bevölkerung von mehr denn 2700 Einwohnern und der schneeweißen kleinen Häuser wie ausgestorben daliegt, nackt und bloß auf den Felsen ohne Bäume und ohne Gärtchen mit dem belebenden Grün der Gemüse. Nur rechts am Eingange der Villa erblickt man ein geschmackvoll gebautes Haus mit gelbem Anstrich und Glasfenstern, eine Thorfahrt mit eisernem Gitterwerk, Baumpflanzungen und Beschattungen am südlichen Abhange hinab, und das Ganze trägt das Gepräge eines ausländischen Ursprungs, einer lieblichen Quinta, in der sichs wohl ganz confortable wohnen läßt. Hoch über der Villa erhebt sich die alte Burg Palmella mit einem nun aufgehobenen Kloster, welches eine Comthurei des Ordens von St. Jago war und worin der Großprior dieses Ordens mit mehrern Ordensrittern die das Gelübde der Keuschheit abgelegt hatten, geistliche Ritter, aber darum doch keine Ordensgeistliche waren, im Wohlleben sich ergingen und dabei eine der herrlichsten Aussichten nach Lissabon und Setubal nebst der gesundesten Luft genossen, wovon aber ein andermal gehandelt werden soll, denn auf dieser Tour gebrach es an Zeit sich hier länger zu verweilen, meine Gefährten wollten zeitig in Setubal eintreffen, und deßhalb setzten wir unausgesetzt den Marsch fort auf der von hier aus zum Theil in Felsen gehauenen Straße, am steilen Abhang des Berges hin, und dann im Zickzack etwas jäh auf einem ruinirten Pflaster hinab, in die fruchtbare, herrlich angebaute Niederung von Setubal, in der sich ungefähr eine Stunde lang ein herrlicher schattiger Weg hinzieht zwischen Orangenquintas, Fruchtfeldern und Weingärten mit den überschatteten Gängen der herrlichsten Traubengehänge. Einige Brunnen an der Straße mit dem frischesten Quellwasser sind zur Erquickung des Wanderers geschaffen. Zwischen den Gärten, wo alle Aussicht zum Theil durch hohe Mauern beschränkt ist, tritt man endlich auf die große mit hohen Ulmen in Alleen umgebene Wiese oder Anger von Bomfim heraus; ein herrlicher, ausgedehnter Platz vor den Thoren, mit einem geschmackvollen Springbrunnen in seiner Mitte, der ebenfalls von Ulmen und Silberpappeln umgeben ist. Um 12 Uhr gelangten wir an Ort und Stelle, gaben den Maulthieren ihren Abschied mit Peitschenhieben, und wurden von Freunden herzlich bewillkommt.

Nachrichten vom Dr. Löwe.

(Aus Privatmittheilungen.)

Dr. Löwe schreibt von Theben, daß er von seinen Reisen in Oberägypten und Nubien auf dem Rückwege sey und zu Ende Januar in Cairo einzutreffen hoffe. Die Ausbeute seiner Reise ist nach seiner Versicherung überaus groß. Er hat eine Anzahl alter Inschriften abgezeichnet. Von der Anzahl hieroglyphischer Inschriften sagt er in seinem Brief an Mrs. Davids: „Wenn ich Schrift und Sprache so leicht läse als meine Muttersprache, und täglich von Tagesanbruch bis spät Abends an der Arbeit wäre, so wäre ich doch in sechs Monaten nicht im Stande alle Inschriften zu lesen. Ich weiß nicht, soll ich Theben einen Wald von Monumenten oder das ägyptische London nennen.“ Er findet seine im Asiatic Journal (März 1837) aufgestellte Theorie über die Sprache der alten Aegyptier immer mehr bestätigt.

Eine sehr interessante Arbeit mag sein in Nubien gesammeltes Wörterbuch, Grammatik und Gedichte in der Landessprache seyn, welche mit keiner ihm bekannten Sprache Aehnlichkeit hat, es sey denn mit dem Berberischen.

Traurig ist das Bild, das er uns von dem Zustande des Volkes in Aegypten entwirft, doch Niemanden unerwartet, der die Folgen von Gewalt kennt. Das Volk schmachtet im größten Elende, man sieht selten einen Mann, der nicht verstümmelt ist. Sie baten ihn häufig um Schießpulver, um sich zu verstümmeln, um nicht als Soldat weggeführt zu werden. Mögen auch die Türken — die Beherrscher des unglücklichen Volkes — Einiges von europäischer Ueberfeinerung nachäffen, so ist es nur, um ein scheinbares größeres Recht, brutalstolz zu seyn, zu haben und die Wege der Schwelgerei zu vermehren. Von wirklicher Bildung haben sie keine Idee. — Das sind die Früchte der Tyrannei, welche Gestalt sie auch annehmen mag!

Wir können nicht umhin, hier eine heiterere Erscheinung im Orient anzuführen, welche, da sie vom Volk selbst ausgeht, und also ein inneres Bedürfniß zeigt, gewiß weit mächtiger ist, als die Schulen und französischen Officiere des Pascha's. Dieß sind die nestorianischen Christen um Mosul und Bagdad, welche man, als Bewohner der Ebene und türkische Unterthanen, von den freien Gebirgsbewohnern unterscheiden muß. Ihr Clerus und Handelsstand ist sehr aufgeklärt, und weit von

Digitized by Google

dem im Orient den Muhammedanern und Chriſten in gleichem Grad eigenen Fanatismus entfernt. Ob. Ehesney brachte einen Neſtorianer mit nach London, Namens Jſa (Jeſus) Ruſſam. Außer einer vollſtändigen Kenntniß des Chaldäiſchen (Syriſchen) und Arabiſchen war er mit der engliſchen Sprache und Literatur ziemlich vertraut. Er hat Mehreres ins Arabiſche überſetzt, z. B. Robinſon Cruſoe, eine kleine Aſtronomie, Algebra und mehrere theologiſche Schriften, wie Bunian u. ſ. w. Dieſe Schriften wurden in Malta in der Preſſe der Churchmissionary society gedruckt, und wie intereſſant ſie auch ſind, ſo ſcheinen ſie den Orientaliſten des Continents doch nur wenig oder gar nicht bekannt zu ſeyn.

Während ſeines Aufenthalts in England bewirkte er Stipendien für acht junge Neſtorianer, um ſich in Oxford zu bilden; ferner faßte er den Entſchluß, zwei Preſſen für Chaldäiſch (Syriſch), Arabiſch, Türkiſch und Kurdiſch in Moſul zu etabliren und eine Zeitſchrift zu gründen, ein Unternehmen, wozu ihm ſeine Landsleute alle möglichſe Unterſtützung verſprachen. Mit dieſem Entſchluſſe kehrte er nach ſechsmonatlichem Aufenthalt in England in ſeine Heimath zurück.

Der Schiffbruch des Dampfſchiffes Wilhelm I auf dem Korallenriff Lucipara im indiſchen Archipel im Frühjahre 1837.

(Fortſetzung.)

Die Richtung, in welcher das Schiff fortſegelte, und die von Zeit zu Zeit gröſten Kanonenſchüſſe ließen Niemand mehr an der Nähe unſerer Rettung zweifeln. Matroſen und Soldaten eilten herbei, mir dazu Glück zu wünſchen. Gern ließ ich auf ihre Bitte reichlich Reis und eine doppelte Ration Wein austheilen. Am Abend ließ ich nun wieder ein großes Feuer anlegen und die Nacht hindurch unterhalten. Die gröſte Stille herrſchte in unſerem Bivouak. Jedes ſchien nach den Kanonenſchüſſen zu lauſchen, womit, unſerer Erwartung nach, das Schiff ſich fortwährend ankündigen würde, und wir wurden in der Erwartung nicht getäuſcht. Alle zwei Stunden fiel ein Schuß, dann einmal dumpf, dann wieder einmal deutlicher, je nachdem ſich das kreuzende Schiff näher oder ferner befand. Dann hörte man allein den Ruf: „ein Kanonenſchuß!“ und gleich war Alles wieder todtenſtill.

Der Tag war am 8 Junius noch nicht angebrochen, als ſchon jedes ſeine Augen am Horizont rundum gehen ließ, das Schiff zu erblicken. Darf ich es ſagen — trotz meiner Ueberzeugung, daß es zu unſerer Rettung abgeſchickt ſey, regten ſich neue Zweifel, neues Zagen vor einer nochmaligen Täuſchung bei mir, da ich beim erſten Herumſchauen das Fahrzeug nicht ſogleich entdeckte. Ja, auch dann, als ich an der Anweſenheit des Schiffes nicht mehr zweifeln konnte, hatte ich noch kein Vertrauen auf die Gewißheit der Rettung. Denn dringend nöthig ſchien es mir für meine Frau und für die Uebrigen, daß die Rettung ſchleunig ſey, und dazu doch mußte das Wetter uns erſt günſtig werden, ſollten wir nicht mit den Schaluppen in der Brandung umkommen, wollte man Alle wohl erhalten an Bord des Schiffes bringen. Gegen 8 Uhr des Morgens am 8 Junius war die Kriegsbrigg deutlich im Geſicht unſerer Klippe und ſandte eine Schaluppe nach uns ab. Ich bitte, einen Mann mit einer Flagge am Rande der Brandung zur Bezeichnung des wenigſtgefährlichen Landungsplatzes aufzuſtellen, ſah aber bald ein, daß dieß unnöthig ſey, denn zu unſer Aller großen Freude ſaß der Steuermann Kaſch in der Schaluppe mit einem Officier zur Seite, ſo, daß ich nicht mehr zweifelte, die Brigg ſey der in Amboina ſtationirte Nautilus. Wir bewillkommten mit unbeſchreiblicher Freude den Lieutenant Bieweg, erſten Officier am Bord der genannten Kriegsbrigg. Meine Frau drückte ihm die Hand, war aber vor großer Rührung außer Stand, ein Wort zu ſprechen. Meine Kinder thaten eine Menge Fragen an ihn. Er überreichte mir einen Brief vom Befehlshaber auf Amboina.

Ich vernahm nun, daß der Steuermann Kaſch die Ueberfahrt nach Amboina in fünf Tagen und fünf Nächten zurückgelegt, und das Glück gehabt hatte, innerhalb der Bai anzukommen, ohne noch zu wiſſen, wo er ſich befand. Man fand es unbegreiflich, wie dieſer Mann eine ſolche Reiſe mit ſo unglaublichem Erfolge hatte vollbringen können.

Der Brief des Aſſiſtent-Reſidents Köhler unterrichtete mich, wie ſich Alles ſo glücklich zu unſerer Rettung vereinigt hatte. Sogleich nach der von unſerem Unglück erhaltenen Nachricht eilte der Lieutenant Müller, Commandant des Nautilus, ſein abgetakeltes Fahrzeug aufzuzeugen und in Ordnung zu bringen. Dieß geſchah in der Nacht unter heftigen Regengüſſen. Nichts konnte den wackern Seemann, unterſtützt von ſeinen Officieren und der dienſtgeſtiſſenen Equipage, von der Arbeit zurückhalten, bis ſie zu Stande gebracht war. Am Morgen des 1 Junius ging das Schiff unter Segel, wurde aber am 2 außerhalb der Bai von einem ſo heftigen Sturme überfallen, daß man vorſichtshalber innerhalb der Bai zurückkehren mußte, weil das Tauwerk zu alt und zu wenig ſtraff geſpannt war, um viel damit wagen zu können. Den 5 Junius ging die Brigg aufs neue unter Segel, und nun glückte es dem Commandanten, den 7, wie wir geſehen haben, uns ſeine Nähe zu verkündigen.

Die See ging zu hoch und die Brandung war zu ungeſtüm, um den 8 ſelbſt einſchiffen zu können. Ich erſuchte den Lieutenant Bieweg, ſeinem Commandanten zu ſagen, er möchte morgen früh, wenn nach ſeinem Urtheile das Wetter dazu günſtig ſeyn werde, mit einem Kanonenſchuſſe das Signal zum Einſchiffen geben; ich ſelbſt würde dafür ſorgen, daß es mit Ordnung von Statten gehe.

Ich ließ nun die Schiffbrüchigen zuſammenkommen, ſagte ihnen, daß wir morgen wahrſcheinlich gerettet werden würden, daß aber bei dem Einſchiffen die gröſte Ordnung herrſchen müſſe, weil ohne dieſe Unglücksfälle zu beſorgen ſeyen. Ich hatte hundert und einige vierzig Nummern von Papier verfertigt, und ließ einem jeden die ſeinige ziehen mit dem Bedeuten, daß man jeden nach ſeiner Nummer, und zwar die niedrigſten Nummern zuerſt, zum Einſchiffen herbeirufen werde, ferner, daß einem jeden, Mann oder Frau, vergönnt ſey, ein Paket bis zu der Größe eines Torniſters mit ſich zu nehmen — aber auch nichts mehr.

Nachmittags kam auch das Kauffahrteiſchiff Erich angeſegelt, welches man, weil ſich kein zweites Kriegsfahrzeug in Amboina befand, zu unſerer Rettung gemiethet hatte — eine ſehr zweckmäßige Maaßregel, weil wir ohne dieſelbe wohl mehrere Tage mit dem Einſchiffen zugebracht haben würden, da die Boote nur wenig Menſchen zugleich einnehmen konnten. Am Bord der Erich befand ſich der Magiſtrat und Fiscal auf Amboina, Hr. de Rixmer, der ſich die Erlaubniß, mitzugehen, erbeten hatte, um mir behülflich zu ſeyn. Mitten in der allgemeinen Freude hatte auch noch ein trauriger Auftritt ſtatt. Der Maſchiniſt Moßmann nämlich, deſſen ich früher erwähnt habe, war am 8 geſtorben. Sein Leichnam ward, in Leinwand genäht, auf ein Brett feſtgebunden und einige hundert Schritte unter dem Winde der See preisgegeben. Der Mann hatte viel ausgeſtanden, und da er an Allem Mangel leiden mußte, ſo war ſeine Erhaltung unmöglich geweſen. Zu wie viel wehmüthigen Betrachtungen gab die traurige Handlung in dieſem Augenblick und auf dieſer Stelle Anlaß!

(Schluß folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 128.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Mai 1838.

Bilder aus Paris.

1. Eine Osterfeier im Conservatorium.

Es war am ersten Osterfeiertag. Das Programm des Concertes verkündete: Die Symphonie in in G mol von Mozart; „Benedictus" von Schwenk; ein Violoncell-Solo von Franchomme; ein Duett aus der Iphigenia von Gluck und die Pastoralsymphonie von Beethoven. Das Haus war während der ganzen Woche belagert, aber keine Hoffnung auf einige etwa leer gebliebene Plätze. Wo Mozart den Eingang, Beethoven den Schluß bildet und zwischen beiden Gluck eintritt, hat das Conservatorium in Paris keinen Raum für die Spätlinge. Selbst im regelmäßigen Gange werden die meisten Plätze ein Jahr lang voraus gemiethet. Ich wünschte in den Augenblicken der Ausführung der Mozart'schen und Beethoven'schen Musik einen Blick in jene überirdischen Räume thun zu können, in denen gerechter Weise ein Reich von Harmonie und alle das hienieden so grausam versagte Glück diese Geister umfassen muß, ich möchte den Ausdruck ihres Antlitzes haben, wenn aus dem Saale des Conservatoriums die Töne ihrer unsterblichen Schöpfungen zu ihnen hinaufsteigen. Welche Weihe! Welche fromme, tiefe Andacht für die Dichtung unsrer großen Meister. In der Loge, in welcher ich mich befand, theilte ich den Raum von etwa drei Schuhen im Gevierte mit acht andern Personen, lauter Schriftstellern, Künstlern und Journalisten. So wie wir, war der Rest des Saales gepfercht, aber Niemand dachte an sich, und der Körper war nur insofern etwas, als er dem Geiste das Werkzeug, das Ohr verlieh, um zu genießen. Mir gegenüber in einer der vordersten Logen saß ein blasses Weib, das schon durch ihre ungewöhnliche Gesichtsfarbe und den Ausdruck ihrer Züge meine Aufmerksamkeit erregte. Sie schien der übrigen Gesellschaft nicht anzugehören, und weit von ihr weg in einer andern Region zu leben. Als das dicht besetzte Orchester anfing, die Mozart'sche Symphonie, dieses Muster von gefühlvoller und reiner Tondichtung mit aller Vollkommenheit der innigsten Erfassung, zu spielen, als die Violinpartie und die Bässe, dieser Triumph des Pariser Conservatoriums, in Virtuosität miteiferten, erhob sich von Zeit zu Zeit in dem Saale ein mühsam verhaltenes schnell vorübergehendes Geräusch, wie wenn ein Windstoß die stille Fluth bewegte. Kein Athemzug war außerdem vernehmbar. Die blasse Gestalt schien einer krampfhaften, stets bekämpften innern Bewegung preisgegeben, bis sie endlich durch einen Thränenstrom sich Luft machte. Bei dem Spiele der Beethoven'schen Symphonien geschah es mehrmals schon, daß das Parterre, nachdem es lange Zeit mit verhaltenem Athem gelauscht, plötzlich wie in einstimmiger Beifallswuth sich erhob und die Mauern des Gebäudes durch sein lautes Jauchzen erschütterte. Was ist Sterben, wenn der menschliche Geist also in seinen Werken auf Erden fortlebt! Denen, die niemals im Conservatorium zu Paris gewesen, mögen solche Auftritte außerordentlich scheinen, sie sind in der That durch dessen Leistungen in der Instrumentalmusik erklärbar. Selbst in der großen Oper, wo die meisten der nämlichen Künstler im Orchester beschäftigt sind, herrscht nicht die nämliche Vollendung, es fehlt die Andacht, die religiöse Weihe, es fehlt die reine Begeisterung für die Kunst, um ihrer selbst und allein willen. In der großen Oper ist es ein Tagewerk, eine Aufgabe des Lebenserwerbes, welche die Künstler erfüllen, im Conservatorium ist es der heilige Dienst der Kunst selbst, ohne materiellen Gewinn, denn die Künstler werden nicht anders als durch Eintrittskarten bezahlt, der höchste Preis für sie ist die Auszeichnung, in dieser Schaar der Auserwählten einen Platz einnehmen zu können.

Ich enthalte mich jeder einzelnen Beschreibung; was kann die Schilderung eines Profanen bei solcher Vollkommenheit! der Menuet in der Mozart'schen Symphonie, in welchem die verschiedenen Saiten- und Blasinstrumente in den launenhaftesten und zierlichsten Tondildungen sich durchkreuzen und verschlingen, wie das feinste, geschmackvollste Stickwerk auf seidenem Grunde, wurde stürmisch wieder verlangt. Alsbald gehorchte das Orchester mit größter Bereitwilligkeit dieser Anforderung und schien in der Wiederbelebung sich selbst zu übertreffen, stolz, den Beifall dieses Publicums in vollem Maaße zu verdienen. Wer einigermaßen in der Personalstatistik von Paris bewandert ist, kann in dem Saale des Conservatoriums eine Bildergalerie finden, wie sie wohl kein anderer Ort der Welt mehr aufzuweisen vermag. Nichts wäre interessanter als die Mannich-

Digitized by Google

faltigkeit des Eindrucks zu beobachten, wie sie sich auf den Gesichtszügen all dieser berühmten Persönlichkeiten, Dichter, Componisten, Staatsmänner, Schriftsteller u. s. w. äußert. Aber dazu gehörte die Möglichkeit, seine Aufmerksamkeit zu theilen, und das Orchester bemächtigt sich unser mit so ausschließlicher Tyrannei, daß für das Schauspiel nichts übrig bleibt.

Warum ward es Beethoven nie vergönnt, seine Pastoralsymphonie, jene in C mol, seine heroische Symphonie im Conservatorium zu Paris zu hören? ich möchte dem Schicksal diese Ungerechtigkeit vorwerfen, denn nur dieser Triumph hätte den großen Dichter für die harten Launen seines Lebensglückes entschädigen können.

Als diese denkwürdige Feierlichkeit beendigt war, sagte einer meiner Logennachbarn mit einem tiefen Seufzer: faites donc de la musique après celà! Nach dieser Vollkommenheit, bemerkte ein anderer, bleibt nur mehr ein einziger Virtuos mehr hörbar. Und welcher, fragte man? — die Nachtigall, war die Antwort, und ich will sie, nun die Concerte des Conservatoriums schließen, je eher je besser fern von der Stadt in irgend einem schönen Walde aufsuchen.

Ihr Feinde von Paris, die Ihr so viel von den Nachtheilen der Centralisation der Hauptstadt, von ihrer selbstsüchtigen Aneignung alles Großen und Schönen in Frankreich, zum Nachtheil der Departemente sprecht: kommt doch in das Conservatorium und hört statt zu reden. Wollt Ihr etwa sechs und achtzigmal für Frankreich haben, was die ganze Welt für alle Länder nur Einmal besitzt? und ist Euch der Stolz, daß Euer Land diesen musikalischen Parnaß besitzt, nicht hinreichend?

Kommt und hört! bei meiner Treue, die Aufführung einer einzigen Beethoven'schen Symphonie im Conservatorium zu Paris ist mehr werth, der Menschheit und ihrem geistigen Daseyn förderlicher, wohlthuender, nützlicher, als all Eure Theorien und Träume einer egoistischen, engherzigen Gleichmachung der Güter!

Gemälde von Siebenbürgen.

2. Die Einwohner des Landes.

(Fortsetzung.)

b) Der Bürgerstand. Nur in den deutschen Districten, und in den vorzüglichsten Städten der Ungarn und Wallachen hat sich ein solcher gebildet. Aber noch nirgends hat er sich zu der Selbstständigkeit erhoben, wie in vielen Staaten Deutschlands, obgleich er auf den Landtagen seine eigenen Vertreter hat. Im Lande der Sachsen ist er übrigens zu ziemlicher Wohlhabenheit gelangt, wie in demselben überhaupt mit dem Genusse einer größern Freiheit das Volk sich auch materiell viel besser befindet. Hier ist auch das vorhin dargestellte Feudalsystem völlig beschränkt, und es kann ein Jeder, welcher nur die Mittel dazu hat, Grundeigenthum erb- und eigenthümlich erwerben. Gewerb- und Kunstfleiß hebt überall den Bürgerstand mehr als alles Andere empor, und gibt die Mittel zum Handel und zur Erwerbung von Reichthum. In Siebenbürgen ist man darin, im Vergleich zu Deutschland und zum westlichen Europa überhaupt, noch zurück, obgleich man schon für den größten Theil der derartigen Bedürfnisse des Landes zu sorgen im Stande ist. Wer hier sein Gewerbe nur einigermaßen inne hat, der nährt sich gut davon. Meistens sind es in den ungarischen und wallachischen Bezirken eingewanderte Deutsche, die, wenn sie nur nicht ganz ungeschickt sind und das Erworbene nur einigermaßen zu Rathe halten, ihr Glück machen.

c) Der Stand der Bauern. Einzig und allein in den deutschen und Szekler Districten trifft man diesen Stand in seiner eigentlichen Bedeutung an, in den andern Theilen des Landes gibt es nur Herren und Knechte, und neben dem besitzenden Adel findet man nur Fröhner und Leibeigene. Daher ist dieser Stand auch nur in den gedachten Districten auf dem Landtage vertreten. Hier aber herrscht, wie ich schon gesagt habe, große Wohlhabenheit, verbunden mit einem hohen Grade von gesunder Intelligenz. Diese macht sich nicht selten auf dem Landtage in dem Maaße geltend, daß die besten Redner aus diesem Stande auftreten und ihre Sache verfechten. Wäre Siebenbürgen in seiner ganzen Ausdehnung von einer solchen Bevölkerung bewohnt, wahrlich das Land würde Epoche machen. So aber haben gerade die intelligentesten Einwohner den unfruchtbarsten Landesstrich inne, obgleich sie diesem bei weitem mehr abgewinnen, als die Ungarn und Wallachen ihrem überaus fruchtbaren.

Wie ich schon angeführt habe, so herrscht bei den Bauern in den deutschen Districten Ordnung, Reinlichkeit und Wohlhabenheit. Schon ihr Körper verräth Kraft und aus ihren Reden und Handlungen spricht ein gesunder Geist. Das weibliche Geschlecht ist munter und meistentheils gut gebildet, ja man trifft unter ihm oft genug wahre Schönheiten. Im Allgemeinen herrscht religiöser Sinn unter ihnen, weßhalb denn auch Unzucht weit seltener ist, als in vielen andern Ländern. Ihr ganzes inneres Hauswesen ist gut geordnet und zeigt allenthalben die größte Zweckmäßigkeit. Obgleich man dem Trunke nicht gerade abhold ist, so sind eigentliche Trunkenbolde doch höchst selten. Doch ich ergänze diese Charakteristik, wenn ich weiter hin die Bevölkerung Siebenbürgens nach den verschiedenen Nationen des Landes aufführe.

d) Der große Volkshaufe der niedern Classen. Da Siebenbürgen noch weit hin hat bis zur Uebervölkerung, da es vielmehr noch um ein gutes Drittheil mehr Einwohner zählen könnte, wie jetzt, ehe es nur so bevölkert wäre, daß überall die Nothwendigkeit einer stärkern Betriebsamkeit einträte, so folgt hieraus schon von selbst, daß der Haufe der Proletarier hier ungleich kleiner seyn müsse, wie in den meisten Ländern des westlichen Europa's. Fast nur die Zigeuner allein gehören im strictesten Sinne in diese Kategorie. Unter den Deutschen und Szeklern findet sie sich theilweise wohl auch schon repräsentirt, jedoch ist dort keinem die Subsistenz so erschwert, daß er sie nicht bei einigem Fleiße noch ohne große Schwierigkeit gewinnen sollte. Im ganzen Lande bieten sich übrigens allenthalben Gewerbszweige dar, welche den, der sie nur ergreifen mag, leicht nähren und vor Armuth verwahren. In der That trifft man auch in wenig Ländern die Bettler in so geringer Anzahl wie

Digitized by Google

in Siebenbürgen. Dieß liegt einestheils eben in dem leichten Erwerbe, und anderntheils in der Genügsamkeit des hiesigen Volkes. In den Bezirken der Ungarn und Wallachen gibt es nur Wenige, welche nicht immer auf einige Zeit hinaus für ihre Bedürfnisse versorgt wären; denn haben sie auch kein großes und erbliches Grundeigenthum, so sind sie doch, als glebæ adscripti, für die Bedürfnisse des Magens gedeckt, und nebenbei auch in Stand gesetzt, für die Bedeckung ihrer Haut selbst zu sorgen. Die Wolle von ihren Schafen, deren jeder kleine Grundbesitzer mehrere hält, und die Häute von dem Vieh, was sie zu ihrem Bedarf schlachten, gewähren ihnen hiezu die Mittel. Dabei sind sie Gerber, Tuchmacher, Schneider u. dgl. selbst. Insbesondere leisten darin die Frauen treffliche Dienste.

(Schluß folgt.)

Ankündigungsarten in London.

Man kann schon in Paris manches Haus von oben bis unten beschrieben sehen mit einem Catalogue raisonné aller Artikel, welche im winzigen Hausthüchen zu haben sind. Bisweilen wird dem Vorübergehenden wohl noch in der Hauptstadt der Franzosen ein Zettelchen in die Hand gedrückt, welches einem sagt, daß dieser oder jener Chirurg einem diese oder jene Krankheiten vertreiben wolle. Und auf dem rechten Ufer der Seine werden Anschlagszettel angeheftet, daß man sie von dem linken lese, so mikroskopisch ist der Druck. Doch wie weit überbieten die Engländer auch in der Avertirungskunst die Franzosen! Einige Meilen von London schon kann der Neuankommende auf den Zäunen lesen, wo er Wichse, Schneider, Gin, Schuhmacher finden könne, und alles cheap!! cheap!!! (wohlfeil). Kommt er in die Stadt, so sieht er gleich, daß es der Chirurg Sloane u. Comp. — denn auch die Heilkunde wird hier nach der Elle gemessen — übernommen habe, die Stadt mit Papieren zu einem gewissen Gebrauche zu versehen. Doch wird er darin von andern Gewerbsleuten mächtig unterstützt. Hr. Wood ließ, als er zum Parlamentsmitglied gewählt wurde, gleichfalls den Vorübergehenden Zettel in die Hand drücken, in welchen er ihnen für ihr Vertrauen bei der Wahl dankt, und sie zur Danksagung einladet, von seinem Gin, Branntwein, Rum u. s. w. zu kaufen.

Ein abgetakelter Lohnkutscher baute eine ungeheure, weite und hohe viereckige Kiste auf seinen Wagen und überkleidete sie ganz mit Anschlagzetteln, mit denen er den ganzen Tag langsam in der Stadt herum spazieren fuhr. Er fand viele Nachahmer, unter Anderem einen Hutmacher, der einen Hut in der Stadt herumführen ließ, in welchem sein ganzes Waarenlager nebst seiner Familie Platz gefunden hatte. Doch wird er gegenwärtig von einem Sohn des Aeculaps überboten, der einen hölzernen Obelisken, vor dem der steinerne vor zwei Jahren in Paris mit so vielen Kosten aufgestellte erröthen müßte, spazieren fahren läßt mit einer großen Ankündigung.

Daß Ankündigungen und Kataloge in die Häuser geschickt oder an die Hausthüren geklebt werden, geschieht sehr häufig. Doch sah ich keine eclatantere Bekanntmachung als die des Weekly Chronicle. Ein zweispänniger Wagen war mit Trompetern besetzt, welchem ein paar Dutzend Männer mit Tafeln, auf welche die Ankündigung geschrieben war, auf Stangen tragend folgten.

Der Schiffbruch des Dampfschiffes Wilhelm I auf dem Korallenriff Lucipara im indischen Archipel im Frühjahre 1837.

(Schluß.)

Den 9 Junius des Morgens 7 Uhr, bei ziemlich gutem Wetter, fiel der Signalschuß vom Nautilus, worauf zugleich die Schaluppen vom Schiff abstießen. In der einen befand sich der Lieutenant Bierweg, in der andern der Lieutenant Mossa. Auch der Erich schickte seine Boote ab. Ich ließ zuerst die Damen mit den Kindern und den übrigen Passagieren einschiffen. Da ich nach Leuten frug, meine Frau und Kinder in die Schaluppe zu tragen, boten sich alle Soldaten und Seeleute zugleich an. Ich wählte vier Matrosen, meine Frau auf einem Stuhl sitzend zu tragen. Sie hatte viel gelitten, nahm aber alle ihre Kräfte zusammen, den neuen Gefahren die Stirne zu bieten und über ihre Kinder zu wachen. Diese sah sie vorausgehen, und folgte nun völlig beruhigt.

Während ich mich bei der Einschiffung in der Brandung befand, hatte ich beim Lebensmittelmagazin einige vertraute Soldaten auf Wache gestellt, um zu verhüten, daß sich Jemand betrinke. Ich selbst folgte meiner Frau und Kindern. Sie kamen glücklich in die Schaluppe. Die Brandung war heftig. Unsere Bonne, die nur wenige Minuten zu spät kam, konnte mit den ersten Booten nicht wegfahren, denn wenn diese sich zu lange in der Brandung aufhielten, schlugen sie um oder geriethen voll Wasser. Die Schaluppe, worin meine Frau und Kinder mit noch andern Passagieren saßen, war in großer Gefahr zu sinken, als sie bei der Brigg ankam. Durch die hohe See war mehr Wasser hereingekommen, als man auszuschöpfen vermochte. Auch das an Bordkommen war noch mit Gefahr verbunden, vorzüglich für meine Frau in ihrem Zustande. Sie verließ die Schaluppe nicht eher, bis sie die Kinder oben wußte, dann folgte sie, kam auch glücklich auf dem Verdeck an, fiel aber nun völlig erschöpft und von Rührung übermannt ohnmächtig nieder. Durch die herzliche Aufmerksamkeit und Sorgfalt des Commandanten Müller und des Schiffsarztes van der Hoeven kam sie wieder zu sich, blieb aber voll Unruhe meinetwegen, ob ich ihr gleich vorher gesagt hatte, daß ich bis zuletzt auf dem Riffe bleiben müsse, um für das Einschiffen Aller und vor allen Dingen der Kranken zu sorgen; denn jeder hatte so viel mit sich selbst zu thun, um in die Schaluppen zu gelangen, daß man an Andere wenig dachte, und selbst gefühllos für die Gefahren Anderer ward. Ohne die wiederholten edelmüthigen Anstrengungen des Commandanten Lamleth, der mir stets treu zur Seite blieb, und ohne das, was ich selbst glücklich genug war dazu beizutragen, hätten gewiß einige Kranke und auch Andere das Leben verloren. Es waren die letzten achtzehn oder zwanzig Schritte, wo die meiste Gefahr drohte. Hatte man das Glück, in der Zwischenzeit weniger Minuten, welche die eine der furchtbar gegen den Felsen heranrollenden und dagegen sich brechenden Wellen von der nächstfolgenden schied, jenen kurzen Weg abzulegen, die Schaluppe zu erreichen und hineinzuspringen, oder doch sich gegen den Ungestüm der Wellen daran fest zu klammern, dann konnte man sich für gerettet halten. War aber die Schaluppe nicht erreicht worden, dann ward man umgeworfen oder von der Welle überdeckt, und kaum wieder zu Athem gekommen, folgte Welle auf Welle, überströmte die Unglücklichen und warf sie endlich besinnungslos um, wo sie dann, wenn keine Hülfe kam, umkommen mußten. Ich fand unsere Bonne und mehrere An-

Digitized by Google

dere, die in diesen Zustand gerathen waren, als sie die ersten Boote nicht erreichen konnten, und die, glücklich noch bei Zeiten nach einem weniger gewaltigen Wellenschlag zurückgewichen, da die Zurückkunft der Boote erwarteten.

Den ganzen Tag hindurch fuhren die Boote hin und wieder, und nahmen jedesmal eine Anzahl Schiffbrüchige mit. In der Mitte des Tages zur Fluthzeit mußte man einen Stillstand machen, weil dann die Brandung so heftig war, daß die Boote umschlugen und nicht hindurch zu bringen waren. Sobald die See mit eingetretener Ebbe ruhiger ward, wurden alle Kräfte angestrengt, um mit allen am Strande zurückgebliebenen Booten zugleich die letzten Schiffbrüchigen, vierzig an der Zahl, hinüber zu fahren. Ich und der Lieutenant Bieweg vertheilten sie in gleiche Trupps, und nun ließen wir sie alle zugleich nach den verschiedenen Stellen eilen, wo die Boote lagen. Ob sich gleich mehrere Kranke und Frauen darunter befanden, die schon mehrmals versucht hatten in eines der Boote zu gelangen, aber jedesmal wieder hatten umkehren müssen, so ging doch Alles glücklich und regelmäßig von Statten. Nur Ein Mann, ein javanesischer Matrose, verlor dabei das Leben. Nun war es 5 Uhr am Abend des 9 Junius. Die Brigg hatte den ganzen Tag sehr geschickt manduvrirt, um das an Bordkommen der Geretteten zu begünstigen, und hatte nun ihrer 100 an Bord; der Erich ungefähr 40. Auf dem Riff waren noch ich selbst mit dem Herrn van der Düssen, der mich nicht verlassen wollte, der Commandant Lamieth, der Sergentmajor Schwab und zwei Matrosen. Das letzte Boot des Nautilus wollte noch einmal zurückkommen, uns abzuholen, aber Wind, See und Brandung erhoben sich so gewaltig, daß die Fahrzeuge selbst genöthigt waren, sich von dem Riff mehr seewärts zu entfernen. Auch den folgenden Tag, am 10 Junius, war es aus denselben Ursachen unmöglich, ein Boot auszusetzen, und überdieß hatten die Boote des Nautilus bereits zu viel in der Brandung gelitten, um anders als bei stillem Wetter gebraucht zu werden.

Erst am 11 Junius, obgleich die See noch sehr ungestüm und hohl ging, eine Eigenschaft des banda'schen Meeres, auf welchem wir uns befanden, und trotz der heftigen Brandung versuchte man es, uns zu retten. Auf Zureden und mit Zuthun des Magistrats de Kirmer wagte es der zweite Steuermann vom Erich, mit einem starken Boote nach uns zuzusteuern. Die Wellen gingen so hoch in Vergleich mit der niedrigen Stelle, worauf wir uns befanden, daß das Boot von einer Brandungswelle in die Höhe geschleudert in einem Moment auf den Strand geworfen ward. Es war keine Zeit zu verlieren, weil das Wasser noch immer im Zunehmen war. Ich frug den Steuermann, ob er sich getraue, uns an Bord der Brigg zu bringen. Er versprach es, wenn nämlich seine javanesischen Ruderer (8 Mann) Kräfte genug haben würden, das Boot durch die Brandung zu rudern. Ich versprach, sie reichlich zu belohnen, wenn sie mich an den Nautilus gebracht haben würden. Sie strengten alle ihre Kräfte an, und obgleich es sehr beschwerlich war, an Bord zu kommen, wurde dieß mir und meinen Schicksalsgenossen doch durch die geschickten Manduvres der Brigg erleichtert. Man empfing uns an Bord mit lautem wiederhohlem Hurrah.

Wir waren nun Alle gerettet, hatten aber meist alle viel, meine Gattin vor Allen sehr viel, gelitten, und ob wir nun gleich wieder Alle vereinigt waren, konnte ich doch nicht ohne Bekümmerniß für sie in die Zukunft blicken.

Man gab mir das mir zukommende Salut; der Commandant frug nach meinen Befehlen; ich bedachte mich keinen Augenblick, Curs nach Amboina stellen zu lassen. Wenn ich auch früher daran gedacht hatte, wegen des Zustandes meiner Gattin und wegen des gänzlichen Verlustes meiner Habe noch erst nach Batavia zurückzukehren, so waren doch andere Gründe überwiegend, und bestimmten meinen Entschluß, mich sogleich, wie auch unsere Lage seyn möge, nach dem Orte meiner Bestimmung zu begeben. Während der Ueberfahrt ward uns an Bord die herzlichste Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu Theil — aber mit 100 Seelen mehr auf einer Brigg, die an und für sich wenig geräumig ist, waren wir so aufeinander gepackt, daß meine Frau während der Ueberfahrt noch wenig Erholung genoß.

Die Theilnahme, womit uns die Einwohner Amboina's von jedem Stand und Rang empfingen, ist nicht zu beschreiben, denn die Nachricht unseres Unglücks hatte über ganz Amboina Niedergeschlagenheit verbreitet. Mit Rührung betrachtete und umarmte man unsere Kinder, als man sie nach dem Wagen geleitete. Wir traten in dem Hause des Hrn. Köhler ab. Dieser herzliche Mann und seine Gattin thaten alles Mögliche, uns das ausgestandene Leiden vergessen zu lassen. Den 14 des Morgens übernahm ich den Oberbefehl. Ich hatte an Leib und Seele viel gelitten, darum war ich bei der Feierlichkeit sehr gerührt, und ward dieß noch mehr, als einer der Umstehenden, auch ein Unglücksgefährte, der Hr. v. Spresuwenburg, tief gerührt auf mich zueilte und mir mit Thränen um den Hals fiel. — Den folgenden Tag trat ich auch meine Stelle als Militärbefehlshaber der Molukken an.

Die Erinnerung an das furchtbare Unglück, dessen Beschreibung ich versucht habe, wird uns wohl, auch noch in späten Jahren, nicht verlassen. Möchte sie nie durch mögliche fernere Folgen jenes Unglücks noch schmerzlicher werden! Nimmer wird mich aber das angenehme Gefühl verlassen, daß ich das Glück gehabt habe, meine Bemühungen zu Aller Erhaltung und Rettung mit einem so glücklichen Erfolge bekrönt zu sehen, daß wir beim Schiffbruch sowohl als nachher bei der beinahe eben so gefährlichen Wiedereinschiffung nur eines einzigen Mannes Verlust zu betrauern hatten. Seeleute und Soldaten fanden sich bewogen, mir dafür öffentlich eine schriftliche Danksagung anzubieten, wovon ich die Ehre habe Eurer Excellenz eine Abschrift hier beizufügen. Für mich selbst wird dieß Blatt immer ein ehrendes theures Andenken bleiben.

Meiner Pflicht, Eurer Excellenz diejenigen zu nennen und zu empfehlen, die sich in der kritischen Lage, worin wir uns befanden, durch Brauchbarkeit und gute Dienste ausgezeichnet haben, ist bereits in den frühern besondern Berichten Genüge geleistet. Zum Schlusse dieses Berichtes habe ich also nur noch die Bitte an Eure Excellenz beizufügen, mich wegen der vielleicht allzu weitschweifigen Erzählung dieser besondern Umstände zu entschuldigen. Die Erinnerung an so manchen Beweis von Eurer Excellenz Wohlwollen gegen mich ließ mich darauf schließen, daß das Schicksal der 140 Schiffbrüchigen Ihre Theilnahme auch in den weniger bedeutenden Umständen erregen werde.

De Steurs.

NB. Um dieser letztern Ursache willen hat auch der Uebersetzer keines der weniger bedeutenden Details aus der Erzählung weglassen wollen. Sie waren bedeutend in jener Lage. Man denke an die traurige Oede und Einförmigkeit des hoffnungslosen, muthlosen Lebens auf der Klippe — sie tragen dessen Stempel, aber drücken auch den Stempel der Wahrheit auf diesen ebenso naiven Bericht, und werden darum manchem gefühlvollen und wahrheitsliebenden Leser willkommen seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 129.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Mai 1838.

Straf- und Besserungsanstalten in der Schweiz und in Frankreich.

Bekanntlich gingen vor ungefähr zwanzig Jahren die ersten wahren menschenfreundlichen und christlichen Ideen über diesen Gegenstand von Nordamerika aus, während man darüber in dem civilisirten Europa noch im Dunkeln tappte, und sich in Gräueln gefiel, die des Mittelalters, seines Criminalverfahrens und seiner hochnothpeinlichen Halsgerichtsordnung würdig waren. In Frankreich bestand und besteht mit geringen Veränderungen noch das furchtbare Bagno-System in Toulon, Brest und Rochefort. An sittliche Aufrichtung und Reinigung, an die Wiedererhebung der Verbrecher zu tadelfreien, würdigen Menschen, an Unterricht, an ihre Befähigung, künftig durch irgend eine Fertigkeit ihr Brod redlich zu verdienen und achtenswerthe Mitglieder der Gesellschaft zu werden, — daran wurde diesseits des Oceans nicht gedacht. In Deutschland hielt man es sogar noch lange nachher für überspannte, schwärmerische Träumerei, was sich in Nordamerika schon zur Wahrheit und unläugbaren Wirklichkeit gestaltet hatte. In England machte man zuerst einige Versuche, hierin das überseeische Land nachzuahmen, auf dem europäischen Continent aber zuerst in der Schweiz, denn schon vor eilf Jahren wurde in Genf ein Pönitenzhaus ganz nach jenem System gebaut, eingerichtet und verwaltet. Die Resultate, die sich hier ergeben haben, sind überraschend und hocherfreulich für Jeden, dem das Fortschreiten der Menschheit zum wahrhaft Bessern am Herzen liegt. Diese Anstalt würde aber bei aller Trefflichkeit ihrer Verwaltung doch geringere sittliche Erfolge haben, wenn nicht dem Director ein ganz von ihm unabhängiges Comité zur Seite stände, das sich mit der Aufsicht über die Moralität der Sträflinge und mit ihrer Versorgung, wenn sie aus dem Strafhause treten, ernstlich, aber väterlich beschäftigt. Von Grellet, einem der würdigsten und eifrigsten Mitglieder dieses Ausschusses, ist jetzt eine historische, theoretische und praktische Darstellung des Pönitenzsystems erschienen, unstreitig das beste auf Erfahrung gegründete Werk über diesen Gegenstand. Wir heben einiges Charakteristische aus.

In der Geschichte des Pönitenzsystems lassen sich genau drei verschiedene Zeiträume unterscheiden: die Zeit des Paganismus, wo man darüber sprach, ohne zu handeln; die Zeit des Christenthums bis zum Anfang dieses Jahrhunderts, wo der christliche Eifer sprach und handelte, ohne die Mitwirkung und Hülfe der Regierungen; endlich die neueste Zeit, wo die Regierungen mit Moral und Religion zusammenwirken, um die den Verbrechern von der Justiz auferlegte Strafe zur sittlichen Besserung derselben zu benutzen. Der Grund, warum Verbrechen begangen werden, ist auch sehr verschieden. Viele lehnen sich gegen die bürgerliche Gesellschaft, ihre Ordnung und Gesetze auf und setzen sich Strafen aus, weil sie unwissend sind und keine passende Erziehung genossen haben; Andere aus Schwäche, denn sie waren nicht stark genug, um gegen das Beispiel und den Einfluß ihrer Umgebungen und gegen den Drang der Leidenschaften mit Erfolg zu kämpfen; noch Andere verweigern bösartig und halsstarrig den Pfad des Rechts zu wandeln, und wenn man mit Rath und Ermahnungen zu ihnen spricht, so nehmen sie dieß mit bitterm oder grobem Spott und mit Ungläubigkeit auf. Natürlich sind die Sträflinge jener ersten Classe am leichtesten in guten Pönitenzhäusern zu bessern, und bei ihnen ist am schnellsten guter Erfolg zu bemerken. Auch die Sträflinge zweiter Classe werden unschwer gebessert, gerathen aber leicht wieder ins Laster, und unter ihnen sind Rückfälle am häufigsten. Alle Versuche der Besserung scheitern in der Regel an den verhärteten Verbrechern der dritten Classe; doch gibt es einige, wiewohl seltene Fälle, wo es gelingt, sie auf den rechten Weg zurückzuführen. Bei diesem Besserungsgeschäft muß man aber gefaßt seyn auf schmerzliche Täuschungen und betrogene Hoffnungen, und man darf sich nicht abschrecken und entmuthigen lassen, wenn der Erfolg nur selten ganz günstig ist. Diese Täuschungen beweisen ja nichts gegen das System. Ginge aus ihnen auch nur einiges Gute hervor, das außerdem nicht erreicht worden wäre, so braucht es weiter nichts zu seiner Rechtfertigung. Ueberdieß muß nicht bloß der Augenblick der Gegenwart, sondern auch die Zukunft betrachtet werden, wo die Resultate der neuen Ordnung sich noch günstiger stellen, und sich die großen Vortheile des Pönitenzsystems in ihrem vollen Lichte zeigen dürften. Die Gefängnisse sind nun nicht mehr Schulen des gegenseitigen Unterrichts in

Digitized by Google

Lastern und Verbrechen; die entlassenen Sträflinge sind in ihnen wenigstens nicht schlimmer, verdorbener und gefährlicher geworden; im Gegentheil, eine Reihe Jahre von Sitte, Ordnung, Arbeit, Unterricht, freundlicher Zusprache, ohne alle Einflüsse und Beispiele, muß nothwendig eine günstige Veränderung bei ihnen hervorbringen. Wenn auch jetzt nur Wenige ganz gebessert das Pönitenzhaus verlassen, so wird doch die Zahl der Verbrecher in der Folge immer geringer werden, weil die vorigen Zuchthäuser und Bagnen nach und nach eingehen; diese aber bildeten und lieferten — zur Schande der Regierungen sey es gesagt — die meisten großen Verbrecher durch ihre unsinnige Einrichtung, ihre alten Mißbräuche und ihre grausame Strenge.

(Schluß folgt.)

Gemälde von Siebenbürgen.

2. Die Einwohner des Landes.

(Schluß.)

Nachdem ich von den verschiedenen Ständen der Bevölkerung Siebenbürgens gesprochen habe, muß ich nun noch eine andere Rangordnung, und zwar die der verschiedenen hier wohnenden Nationen anführen. Den alten und ausgedehntesten Rechten nach, in deren Besitze sie sind, muß ich vor allen andern zuerst nennen:

A. Die Ungarn (Magyaren.) Von dieser Nation stammen ursprünglich fast alle Magnaten, und nur im Laufe der Zeit sind einige Wallachen und Deutsche in deren Reihe getreten. Ihr Charakter verläugnet sich nirgends. Spanische Grandezza, deutsche Geradheit, orientalische Gastfreundschaft und Prachtliebe, nebst der Neigung zum italienischen Dolce far niente und zur Geselligkeit — dieß sind die Grundzüge desselben. Gestalt, Gesichtsbildung und äußeres Benehmen läßt sie alsbald von allen andern Nationen unterscheiden. Außer den durch das ganze Land verbreiteten Magnaten und Edelleuten besteht aus dieser Nation der Haupttheil der Bevölkerung im westlichen und nördlichen Theile des Landes, mit Ausnahme des Bistritzer Stuhles, wo Deutsche sind. Man findet sie jedoch fast nirgends völlig unvermischt, so wie dasselbe auch von den übrigen Volksstämmen gilt. Die Magyaren zeichnen sich, wie in ihrem eigentlichen Vaterlande Ungarn, auch in Siebenbürgen durch eine gewisse Scheu vor allzu großer Anstrengung aus. Es scheint, als wäre dieser Volksstamm nur zum Herrschen und zum Genießen geboren, und als hätte ihm deßhalb die Natur auch in seinem Aeußern den Stempel des Herrn aufgedrückt. Denn neben seiner Grandezza zeigt seine Körperbildung auch einen gewissen Adel. Ich will mich hier nur auf die Zeichnung der Männer beschränken. Ihre Gestalt ist von mittlerer Größe, symmetrisch in allen ihren Theilen, und gerade aufgerichtet. Ihr Gesicht ist meistentheils nach den Linien der Schönheit geformt, dabei voll und kräftig, die Augen schwarz und voll Feuer, die regelmäßig geformte Nase wird durch den schwarzen Schnurrbart — der Stolz des Magyaren — in ihrer günstigsten Gestalt gezeigt; Mund und Kinn deuten auf Gutmüthigkeit. Man kann behaupten, es liege der ganze Nationalcharakter des Ungarn auf seinem Gesicht ausgeprägt. Dasselbe könnte man fast von seiner Sprache gelten lassen, welche einzig und frei von aller Aehnlichkeit mit jeder andern ist. Trotz ihrer Härte, die aber nur im Munde des Ausländers grell hervortritt, hat sie etwas Grandioses und macht selbst auf den, der sie nicht versteht, durch ihren Klang Eindruck.

B. Die Wallachen. Wenn ein Volksstamm durch mehr als anderthalbtausendjährige Sklaverei nicht zur völligen Erniedrigung herabgesunken ist, so müssen die Elemente seines Nationalcharakters vorzüglich seyn. Und dieß kann man mit ziemlicher Zuversicht von den Wallachen sagen. Sie sind freilich tief gesunken und stehen in ihrer Masse auf einer sehr niedrigen Stufe der Civilisation. Treten sie jedoch, wo immer durch äußere Verhältnisse begünstigt, aus der Knechtschaft heraus, so zeigen sie so viele geistige Bildungsfähigkeiten und entwickeln einen so ansprechenden Charakter, daß man alsbald Vertrauen und Liebe zu ihnen bekommt. Sie sind arbeitsam, wenn der Zwang sie dazu antreibt, ergeben sich aber, wo ihr freier Wille waltet, dem Nichtsthun fast noch lieber, wie der Magyar. Haben sie auf einige Zeit zu leben, wie dieß z. B. im Herbste der Fall ist, dann sind sie für die Zukunft völlig unbesorgt, halten es sogar für einen Frevel gegen die Vorsehung, wenn sie das, was sie ihnen gegeben hat, nicht in Ruhe genießen sollten. Große Neigung haben sie für Wirthshäuser, was einen dreifachen Grund hat: einmal lieben sie es zu zechen und sich zu berauschen; zum zweiten entgehen sie gern ihren engen und rauchigen Hütten; und zum dritten lieben sie leidenschaftlich die Geselligkeit und hören vorzugsweise gern erzählen. Dabei kann man ihnen, gleich Kindern, die fabelhaftesten Mährchen aufbinden, und sie glauben sie wie ein Evangelium. Hieraus folgert man wohl von selbst schon, daß sie abergläubisch sind, was im höchsten Grade der Fall ist. Um ihre Religion ist es schlecht bestellt, zumal auch ein großer Theil ihrer Geistlichen der höhern Bildung und Weihe ermangelt. Man wird selten den christlichen Gottesdienst auf eine gemeinere und unwürdigere Weise abhalten sehen, als in einer Menge von Kirchen der Wallachen in Siebenbürgen, die sich zum griechisch-unirten Cultus bekennen. Hierin findet zwischen ihnen und den Magyaren ein großer Unterschied statt, denn diese, zum Theil sich zur römisch-katholischen, zum Theil zur protestantischen Confession bekennend, verläugnen ihre Grandezza auch beim Gottesdienste nicht, und verrichten ihn, wenn ich so sagen darf, mit einem gewissen vornehmen Anstande.

Der Zahl nach übertreffen die Wallachen die Magyaren bei weitem. Sie bewohnen außer dem nordwestlichen Striche von der Gränze von Nieder-Ungarn bis nach Clausenburg meistentheils den mittlern Theil des Landes, d. i. den fruchtbarsten, die Mesöschereyd. Das so sehr gesegnete Land begünstigt ihre Trägheit, und die Einfachheit ihrer Bedürfnisse ist dabei ein Verbündeter. Die meiste Arbeit wird den Frauen aufgebürdet, die sich im Fleiß vor den Männern rühmlich auszeichnen.

Der Wallache trägt in seiner Physiognomie das treue Gepräge seiner gemischten Abkunft. In die reine, Hoheit ande-

Digitized by Google

tende, kaukasische Gesichtsbildung, hat sich die slavische tief eingeprägt, sie, aus deren feinen Zügen Schlauheit, Neigung zum Vergnügen, dabei ein wenig Servilität, hervorleuchtet. Aus diesem Gemisch aber entwickeln sich Köpfe, welche classisch sind, und als Modell für Gemmen benutzt werden könnten — Köpfe, die auch im Innern das bergen, was ihr Aeußeres andeutet; denn schnellere Fassungskraft, offneren Verstand, größeren Scharfsinn, verbunden mit Gewandtheit des Verstandes, wie mitunter der gemeinste Wallache zeigt, findet man nirgends. Dieß Volk vereint und zur höchsten Civilisation hinaufgebildet, wäre geeignet, an der Spitze der geistigen Cultur der Menschheit zu stehen. Und um dieß voll zu machen, ist auch seine Sprache so wohlklingend und reich, daß sie sich für das gebildetste Volk der Erde besonders eignen würde.

C. Die Sachsen (Deutschen). Den ganzen Süden von Siebenbürgen, mit Ausnahme des vordern und hintern Endes, in einer Breite von etwa acht und einer Länge von dreißig Meilen, bewohnen die Deutsche, hier Sachsen — so wie in Ungarn Schwaben — genannt. Wiederholen muß ich nur hier ein für allemal, daß im ganzen Lande keiner der Volksstämme unvermischt mit dem andern wohnt, und daß also auch hier Ungarn, Wallachen und Szekler mitunter ganze Ortschaften inne haben. Kommt man vom Norden her, von den Magyaren und Wallachen in das Land (die Districte oder Stühle) der Sachsen, so wird man alsbald aufs angenehmste überrascht: denn hier glaubt man sich, sowohl bei Ansicht des Landbaues, als der Bauart der Ortschaften, auf einmal in die reichsten Gegenden Deutschlands versetzt. Man findet unter diesem Stamme eine große Wohlhabenheit, welche sich nicht allein in der Kleidung und dem Hauswesen, sondern auch an den Personen selbst zeigt: denn sie tritt an Allen durch ein gewisses Selbstvertrauen hervor. Heitere Gesichter, kräftige Gestalten, vor allem aber Schönheit des weiblichen Geschlechts findet man unter den Sachsen überall. Ihre Sprache, welche sie unter sich reden, ist so corrumpirt, daß, obgleich deutsch, man nur wenig davon versteht, und nur aus einzelnen Worten den Zusammenhang errathen kann. Sie sind jedoch, groß und klein, hoch und niedrig, auch nichtsdestoweniger des reinsten Hochdeutsch mächtig, welches sie alsbald mit dem Fremden sprechen. Da sie vor den andern Districten Siebenbürgens viele Privilegien, und vor Allem das des freien und unbeschränkten Besitzes des Grundeigenthums voraus haben, und dabei fleißig und betriebsam sind, so ist es leicht erklärbar, warum sie bei weitem wohlhabender sind, als die andern Stämme. Die Glaubensbekenntnisse, zu denen sie sich halten, sind das katholische und das evangelische.

D. Die Szekler. Vom magyarischen Stamm entsprossen, sprechen die Szekler auch dessen Sprache, obgleich in ihrem eignen Dialekte. Durch besondern Fleiß und große Betriebsamkeit zeichnen sie sich vor ihren Stammgenossen aus. Der Landstrich, welchen sie bewohnen, zwingt sie dazu, denn an der Gebirgskette, die sich an den Gränzen der Moldau hinzieht, bringt das Land keine Frucht ohne Mühe; auch sind die anbaufähigen Strecken im Verhältniß des Ganzen nur klein. Dieß Volk hat eine eisenfeste Körperconstitution, weßhalb es auch zu der schwierigen Gränzbewachung Siebenbürgens ganz vorzüglich geeignet ist. Im Durchschnitt sind sie nicht von besonderer Größe, aber desto mehr fest und untersetzt und für Ertragung von Strapazen mehr als irgend ein Volk geeignet. Ihre Tapferkeit ist weltbekannt, und ihre Kühnheit erregt Bewunderung. Sie sind ziemlich industriös, und in Verfertigung dessen, was sie zu ihrem Landbau an Acker- und Wagengeräthe bedürfen, so wie dessen, was ihre Bekleidung erfordert, sehr geschickt. Ihr Charakter ist zuverlässig, und wenn auch in ihrem Aeußern ein düsterer Ernst den Fremden fast abstoßen möchte, so sind sie nichtsdestoweniger in aller Art gefällig und gastfrei, ebenso überaus zuverlässig in Allem, was sie zusagen. Im ganzen Militärdistrict, d. h. von dem Winkel an, wo die Moldau und die Bukowina mit Siebenbürgen zusammenstoßen, bis herab nach Ungarn sind sie verbreitet, und bilden den Haupttheil der Gränzwächter. Ihre Kleidung ist einfach und zweckmäßig. Gut conditionirte Sandalen oder Zischmen, anschließende, aber nicht zu knappe Beinkleidung, eine kurze Weste, eine Jacke, nach Art eines Dollmans, und ein runder Hut mit breiter Krempe sind ihre Bekleidung. Ihren Sold, als Gränzwächter, beziehen sie von den ihnen überwiesenen Ländereien, welche von den Individuen der Familien angebaut werden, die nicht im activen Dienste sind. An ihren Frauen lobt man Sittsamkeit und Keuschheit, was man z. B. den Wallachinnen nicht gerade als einen Hauptvorzug nachrühmt.

E. Die Zigeuner. Im ganzen Lande zerstreut ist dieser Volksstamm. Sie bewohnen keine besondern Ortschaften, sondern sind allenthalben anzutreffen und haben sich gewöhnlich außerhalb der Dörfer in Erdhütten angesiedelt. Weniger, wie anderwärts, sind sie hier dem herumziehenden Leben ergeben, ja sie sind eigentlich der arbeitsamste Theil der Bevölkerung, besonders in den Bezirken der Wallachen. Auch Bettelei treiben sie nicht so stark wie anderswo, z. B. in Niederungarn. Alle Arbeiten, welche die übrige Bevölkerung entweder schimpflich oder zu lästig findet, werden ihnen aufgebürdet. Bei Verrichtung derselben behalten sie stets ihren guten Humor, und vollenden sie singend und scherzend. In ihren Bedürfnissen sind sie äußerst genügsam, so zwar, daß mit wenigen Kreuzern eine ganze Familie einen Tag ausbält; obgleich sie hinwiederum besonderes Wohlgefallen daran finden, wo sich die Gelegenheit bietet, auch sich ein Gutes zu thun. Abgehärtet sind sie über die Maßen und dieß von Jugend an, denn es ist nichts Seltenes, in der strengsten Kälte ihre Kinder völlig nackend herumgehen zu sehen.

Der Zahl nach stehen die Wallachen allen andern Völkerschaften in Siebenbürgen vor; dann folgen die Ungarn. Die Deutschen und Szekler sind ziemlich gleich. Am geringsten ist die der Zigeuner.

Was die politische Wichtigkeit anlangt, so behaupten wiederum die Ungarn den Vorrang, eben weil aus dieser Nation die meisten Magnaten stammen; sodann folgen die Deutschen, die Szekler und die Wallachen. Die Zigeuner sind in dieser Hinsicht völlig unbeachtet.

Im ganzen Lande zerstreut finden sich Armenier, die aber

Digitized by Google

weder eine besondere Nation, noch eine politische Körperschaft bilden. Sie machen den Hauptttheil des Handelsstandes aus, sind überaus industriös und meistentheils musterhaft redlich, obgleich man im Lande manche Vorurtheile gegen sie hat. Ihnen und ihrer Handelsbetriebsamkeit dürfte es wohl hauptsächlich zuzuschreiben seyn, daß in Siebenbürgen die Juden gar nicht recht aufkommen können.

Chronik der Reisen.

Ueber die syrischen und cilicischen Thore. Von Ainsworth.

Der Meerbusen von Jskenderun ist beinahe ganz von Gebirgen eingeschlossen. Gegen Süden gränzt er an den Rhossus, welcher gegen 5000 Fuß hoch ist, und fast ganz schroff in den Dschebel Kaiserlk und Ras Khanzir übergeht, die an dem Meere liegen und kaum Raum zum Durchgang einer Armee lassen; wenn aber diese Schwierigkeit überwunden werden könnte, so zeigt sich eine andere im Dschebel Musul, einer mehr südlich gelegenen Gebirgskette, welche steil in das Meer hineinragt, und an deren westlichem Fuße die Ruinen von Seleucia in Pieria liegen, und die durch die Galerien von Seleucia durchschnitten wird.

Die Rhossuskette erstreckt sich von Osten etwas nördlich nach der Parallele von Jskenderun, wo sie dann durch einen Gebirgszug des Amanus durchschnitten wird, welcher von Südwest nach Nordost läuft. Dieser Paß heißt der Beilan-Paß. Er ist der einzige gewöhnlich gangbare Weg von Cilicien nach Syrien, und unten an demselben lag Pagrä. „Pagrä," sagt Strabo (Buch XVI), „hat die Aussicht über die Ebene von Antiochia hin," nun Ol Umk genannt, und am Rande der Ebene liegt Khan Kharamata, das von Truppen des Pascha's bei dem Uebergange dieses Passes, als er nach Kleinasien vorrückte, besetzt war. Nahe an der obersten Fläche des Passes, aber etwas nordwestlich von dem Gebirgskamme, liegt die neue Stadt Beilan, welche wegen ihrer reinen Luft und ihres Wassers sehr geschätzt ist. Mehr als 500 Fuß über der Stadt findet sich ein längliches Thal, welches durch einen Weg, der an der Seite des sogenannten Beilan-Berges hingeht, mit Bayas in Verbindung steht.

Weiterhin liegt das größtentheils verödete Jskenderun oder Skanderun, und zwischen diesem und Myriandros befinden sich die Ruinen des Schlosses Gottfrieds von Bouillon und einiger steinerner Befestigungen. Die Bai von Jskenderun dehnt sich noch mehr westlich am Fuße der Gebirge aus, und der Reisende, welcher zu Lande nach Bayas geht, muß eine kreisförmige Richtung verfolgen, bis er zu einem verfallenen marmornen Thorweg gelangt, von wo sich der steile Abhang des Berges in einer sanften mit Buschwerk bedeckten Erhöhung bis an das Meer hinabzieht. Ueber diesen engen Paß ist der Weg mit Sorgfalt geführt, und obgleich steil, ist er doch durchaus gepflastert. Jener zerfallene Thorweg, welcher von dem Meer aus den Anblick zweier Säulen bietet, wurde von den Seeleuten die „Jonas-Säulen" genannt. Unmittelbar über dem marmornen Thore fängt der Weg an sich zu erweitern, daselbst ist eine neuere türkische Festung, Merkez genannt, auf einem 500 Fuß hohen Berggipfel, welcher den Paß beherrscht — sie ist aber jetzt geschleift.

Zwischen Kerses und Bayas ragen zwei Vorgebirge in das Meer. An dem nördlichsten Ende des einen findet sich ein kleiner Golf mit nur einigen Fuß tiefem Wasser, in welchem sich die Ueberbleibsel eines Pfeilers und einer Brücke befinden; nahe dabei liegt ein kleines Dorf, und in der Ebene ist ein neueres castellartiges Gebäude, das den Hafen beherrscht. Zwischen Bayas und Issus sind zwei Dörfer — das südlichere davon heißt Usefer, das nördlichere Köi Tschai, oder „Wasserdorf." Der Pinarus oder Issus fließt zwischen dem letztern und dem Dorf Urgin oder Urk-su-li: er heißt der Delal Tschai oder tolle Fluß. Zu der Zeit, wo wir denselben besuchten (im Januar 1836), war er ungefähr 45 Fuß breit, mit felsigem Bette; er kommt von dem Berg Amanus her und fließt in einer etwas südwestlichen Richtung durch die Ebene. An der Westseite des Thales, am Fuß eines Hügels, etwa sieben Meilen vom Meere, stehen die Ruinen einer bedeutenden Stadt, in welcher noch viele öffentliche Gebäude zu finden, und wo eine Akropolis und eine Wasserleitung noch in ziemlicher Vollkommenheit vorhanden sind.

Es ist dieß wahrscheinlich die Stadt Nikopolis, welche von den Macedoniern zu Ehren des daselbst erfochtenen Sieges zuerst Issus genannt wurde; Strabo und Ptolemäus sprechen aber von Issus und Nikopolis als von zwei verschiedenen Plätzen.

Nach Westen wird die Fläche allmählich schmäler; nahe am Meere, südlich von Issus, ist ein Hügel, Kara Hui genannt, welcher aus schwarzen Lavagerölen besteht und auf dem Gipfel Ruinen von Lavamauern zeigt. An das hügelige Land schließen sich bald höhere Hügel von plutonischen Felsmassen an, und die Richtung des Gestades wendet sich nun südwestlich. In dieser Ebene befinden sich viele Ruinen aus frühern Zeiten; ein kleiner Bach fließt mitten durch dieselbe am Fuß eines runden, zum Theil künstlichen Hügels, worauf sich Ueberreste von Festungswerken befinden; in der ganzen umgebenden Ebene findet man noch ferner Ueberreste von Forts und Balen. Diese Ruinen gehören wahrscheinlich zu dem Castabalum der Römer.

Gegen Norden wird ein Paß über eine Sandsteinkette durch ein Thor und einen Thurm beschützt, dessen Trümmer aus Backsteinen besonderer Art bestehen, und zwei Massen von unvollkommener obeliskartiger Form darstellen. In der Hälfte dieses Passes, etwa 500 Fuß über der Meeresfläche, wo der Paß kaum 500 Fuß breit ist, befindet sich ein Bogen von ausgezeichneter Arbeit. Dieses Bauwerk besteht aus vieleckigen Steinen, die mit großer Genauigkeit zusammenpassen, schichtenweise geordnet, von der gleichen Höhe und ziemlich beträchtlichen Dimensionen sind; seine Bestandtheile sind Kalkstein, und oben befinden sich Mauern aus eckigen Lavamassen, die fest an einander schließen und aus der dritten Aera der cyklopischen Baukunst stammen. Man findet auch noch Ueberreste eines Dammweges. Dieß Thor heißt Kara Kapu, oder schwarzes Thor.

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 40 u. 41** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Russische Dichtungen.** Mitgetheilt von Tieß. — **Spanien unter Ferdinand VII.** (Schluß.) — **Frankenstein, oder der moderne Prometheus.** (Schluß.) — **Zukunft der französischen Literatur.**

Zu dem Monatswerk dieses Auslande beigegebenen Literaturblatten, von welchem wöchentlich 1-2 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 130.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Mai 1838.

Gemälde von Siebenbürgen.

3. Oeffentliche Sicherheit und Bequemlichkeit.

Wenn man im Westen von Europa an die Länder des Ostens denkt, und von einer Reise dahin hört, so wird man unwillkürlich von einem Gefühl der Unheimlichkeit beschlichen, welches seine Entstehung der Vorstellung verdankt, daß dort nichts als ein rauhes und wüstes Land, und rohe, ja blutdürstige Menschen zu finden seyen. An reizende Gegenden kann man dabei allenfalls wohl denken, aber es zieht sich über das Bild, welches man sich davon macht, ein düsterer Schatten, weil man sich diese Gegenden als einsam und verödet, und dabei im höchsten Grade unsicher zu bereisen vorstellt. Kommt man nun dahin, so wird man an den meisten Orten aufs angenehmste überrascht, wenn man Civilisation im weitesten Sinne des Wortes dort so gut wie im Westen, wenn gleich freilich nicht in solcher Allgemeinheit trifft. Was ich in dieser Hinsicht in Siebenbürgen fand, will ich getreulich mittheilen.

A. Sicherheit des Lebens und Eigenthums. Mag es in der Ehrlichkeit des Volkes oder in dem Umstande liegen, daß dasselbe, namentlich in den wallachischen Bezirken, so wenig besitzt, daß jeder Diebstahl alsbald dadurch auffallen und entdeckt werden müßte, weil der Dieb das Gestohlene nicht hinter dem, was er sonst besessen, verbergen könnte, genug, Diebstahl und Raub sind in Siebenbürgen höchst selten. Wer das erstemal in dieß Land kommt, und diese Wahrheit noch nicht factisch kennen gelernt hat, dem ist solches freilich unwahrscheinlich, weil er meint, diese zerlumpten, mitunter höchst wild aussehenden Menschen, denen er auf den Straßen begegnet, müßten jede sich ihnen darbietende Gelegenheit, etwas zu erbeuten, benützen, und diese gerade bei dem fremden Reisenden geboten sehen. Dem ist aber nicht also, und man kann unbesorgt, bei Tag und bei Nacht, selbst mit Schätzen reisen, ohne einen Anfall von Dieben und Räubern fürchten zu dürfen. Ich selbst habe davon die überzeugendsten Beweise erfahren.

Aber auch in ihren Häusern und in ihrem Eigenthume sind die ansässigen Einwohner des Landes eben so sicher, so daß Einbruch und Diebstahl dort seltener vorkommen wie bei uns. Die große Genügsamkeit und die Einfachheit der Bedürfnisse des größten Theiles des Volks sind wohl der Hauptgrund dieser günstigen Erscheinung. Man könnte diese Tugend der Ehrlichkeit unter diesem Volke auch noch in der durch die Umstände herbeigeführten Gewohnheit suchen, indem es hier wenig Gelegenheit zum Diebstahle gibt, da z. B. auf den Dörfern, außer den Grundherren Wohlhabenheit zu den Seltenheiten gehört. Auch die patriarchalische Nomadensitte, das Vieh im Sommer ohne Bewachung bei Tag und bei Nacht im Freien zu lassen, gebietet eine gegenseitige Ehrlichkeit.

Daß da, wo man seiner Habe so sicher ist, man es auch nicht minder seines Lebens seyn müsse, das sieht man wohl von selbst voraus. Mord und Todtschlag findet um des Raubes willen höchst selten statt, öfter wohl bei Händeln und Raufereien, die sich bei Zechgelagen entspinnen. Dieß hat aber auf den Reisenden keinen Einfluß, vielmehr kann er ruhig vorüberreisen an ganzen Banden betrunkener wallachischer Landleute, die selbst unter einander vom Streite erhitzt sind, und man wird ihn nicht allein unangetastet lassen, sondern ihm auch Platz machen, vorausgesetzt, daß er sich nicht in ihre Händel mischt.

Auch von wilden Thieren ist für den Menschen nicht das Mindeste zu fürchten. Bären sind nur noch höchst selten im Lande, und wo deren noch vorkommen, halten sie sich in hohen, fast unzugänglichen Waldgebirgen auf. Wölfe vergreifen sich, wenn man ihnen nicht selbst feindselig in den Weg tritt, niemals am Menschen, es sey denn im strengen Winter und bei Nacht, wo diese Bestien in Rudeln auf Raub ausziehen.

B. Landstraßen und Gasthöfe. Wer würde wohl, wenn er es nicht selbst gesehen, oder von glaubwürdigen Reisenden erzählen gehört hat, glauben, daß man in Transsylvanien, dem Lande der Berge und Wälder, gute Straßen und Gasthöfe findet. Wirklich ist dem also. Die Hauptstraßen, wie z. B. die von Groß-Wardein nach Clausenburg, ferner von dieser Stadt nach Bistritz und in die Bukowina, wiederum nach Hermannstadt und Kronstadt bis hinaus in die Moldau und Wallachei, sind gut und kunstmäßig angelegt, so daß man auf denselben ohne alles Hinderniß rasch dahin fährt. Die Seitenwege sind freilich von schlechterer Beschaffenheit. Aber ist dieß

Digitized by Google

etwa ein Nachtheil, in welchem Siebenbürgen gegen das übrige Europa ſteht? Mich dünkt Nein! Man reiſe nur einmal im zeitigen Frühjahre oder im ſpäten Herbſte durch manche Provinz um die Erfahrung zu machen, daß man ſich hinſichtlich der ſchlechten Wege es nicht zuvor thun läßt.

Wenn nun in Siebenbürgen ſo gute Landſtraßen ſind, ſo iſt dieß vielleicht darum kein ſo großer Vorzug, weil in einem gebirgigen Lande überall das Material nahe und leicht zu haben iſt. Das kann man nun gerade im Allgemeinen nicht ſagen, vielmehr fehlt es in vielen Gegenden auf beträchtlichen Strecken, und muß ziemlich fern her geholt werden. Einen großen Theil bieten die Flüſſe dar, die allenthalben eine Menge Steingerölle mit ſich führen, was bekanntlich die einfachſte macadamiſirte Straße gibt.

Die Gaſthäuſer und Gaſthöfe in Siebenbürgen ſind freilich nicht ſo brillant und comfortable eingerichtet, wie die in Frankfurt am Main, bieten jedoch bei weitem mehr Bequemlichkeit und Genuß dar, als man in dieſem Lande, bevor man es genauer kennen gelernt hat, zu erwarten ſich berechtigt glaubt. An allen Hauptſtraßen findet der Fremde faſt in jedem Dorfwirthshauſe ein Extrazimmer, wo er wenigſtens vom großen Haufen abgeſondert ſeyn kann. Dieſen Comfort trifft man z. B. in Schleſien, dem Vorhofe von Polen, zur Zeit nur noch auf wenigen Dörfern, obgleich dieſe Provinz in Landesinduſtrie, folglich auch in der Civiliſation, einen hohen Rang einnimmt. In Städten und Märkten gibt es in Siebenbürgen zum Theil völlig gute, ja faſt nobel eingerichtete Gaſthöfe, und was noch mehr ſagen will, man findet in denſelben gute Koſt und meiſtentheils prompte Bedienung, ſo wie lobenswerthe Reinlichkeit. Wie ſehr dieß Alles den Genuß des Reiſens erhöht, iſt Jedem bekannt, der in ſeinem Leben auch nur Einmal eine Strecke über das Weichbild ſeiner Vaterſtadt hinaus gekommen iſt.

(Schluß folgt.)

Straf- und Beſſerungsanſtalten in der Schweiz und in Frankreich.

(Schluß.)

Um ſchon jetzt die Pönitenzhäuſer nützlich und wohlthätig zu machen, muß man ſich dabei kein geringeres Ziel vorſetzen, als die totale, ſittliche Umgeſtaltung und neue Erziehung der Sträflinge, wiewohl es durchaus nicht wahrſcheinlich iſt, daß ſie je gelingen wird. Nur indem man ſich einen ſo hohen Zweck des Strebens vorſetzt, gelingt es, wenigſtens etwas davon zu erreichen. Es gibt zwei ganz verſchiedene und entgegengeſetzte Mittel für die Beſſerung der Verbrecher, die Milde und Strenge. Nur die letztere hatte man lange und großentheils noch jetzt angewandt, ja gemißbraucht. Ehemals kannten die Regierungen gar nichts Beſſeres als die freilich ſehr bequeme und leichte Strenge zur Beſtrafung der Schuldigen, und die Gefängniſſe waren entſetzliche Schreckensorte, wo Hunger, Tortur und fürchterliche Schläge, Ketten und andere Pein mit einander abwechſelten. Auch jetzt noch fürchten Anhänger des Pönitenzſyſtems, die Behandlung der Sträflinge ſey zu mild, und fordern daher als durchaus nothwendig die gänzliche Iſolirung der Gefangenen in ihren Zellen, Tag und Nacht. So aber iſt es nicht in dem Genfer Pönitenzhaus. Da iſt nicht allein nicht die Rede von jenen grauſamen Exceſſen des Mittelalters, ſondern nicht einmal von dem isolement absolu, um die Sträflinge zu beſſern. Merkwürdig iſt die Antwort eines ſehr aufrichtig und ganz von ſeinen Verirrungen zurückgekommenen Verbrechers, als man ihn darüber fragte, welche Wirkung nach ſeiner Anſicht jene gänzliche Iſolirung auf die Sträflinge hervorbringen dürfte? „Wenn man mich vom Anfang bis zum Ende meiner Zeit in eine Zelle gebannt (claquemuré) hätte, ſo wäre mir dieß nur als eine grauſame Rache vorgekommen, und hätte man mir geſagt, die Tortur immerfort dauernder Iſolirung ſolle dazu dienen, mich zu beſſern und einen andern Menſchen aus mir zu machen, ſo hätte ich dieß der bürgerlichen Geſellſchaft nicht nur nicht verziehen, ſondern mir auch feſt vorgenommen, ſie bei meiner Entlaſſung aus dem Strafhauſe für ihre grauſame Anmaßung dadurch zu ſtrafen, daß ich ihr ſo viel Uebel als möglich zufügte.“

Uebertriebene Milde würde aber keine geringern Nachtheile haben. Die Philanthropen haben zwar der Menſchheit einen ſehr großen Dienſt erwieſen, indem ſie zuerſt die Sturmglocke zogen und alles Elend, alle Schande, alle Mißbräuche und Grauſamkeiten der bisherigen Zuchthäuſer laut beſprachen; ſie ließen ſich aber in ihrem edlen Eifer für Menſchenwohl oft zu weit treiben, denn ſie vergaßen, daß Strafe, Correction und Beſſerung immer in Verbindung ſtehen müſſen.

Der wahre Zweck des Pönitenzſyſtems iſt kein anderer, als die Erziehung derjenigen Menſchen von neuem vorzunehmen, die durch Umſtände, Lage, Neigungen oder böſe Beiſpiele zum Laſter getrieben worden ſind. Dieß Syſtem iſt eine nachträgliche, eine ſupplementariſche Erziehung, die auf dreifache Art wirken ſoll, zuerſt durch Verwiſchung der alten Eindrücke und Erinnerungen, dann durch Wahrung vor neuer Anſteckung, und endlich durch Unterricht. So müſſen ſich auch drei Kräfte, materielle, ſittliche und religiöſe Kraft, vereinigen, um auf den Körper, die Vernunft und das Herz, die erkrankt ſind, heilend und wiederherſtellend zu wirken.

Das erſte Beförderniß dieſes Pönitenzſyſtems iſt ein paſſendes Local, das Sicherheit, Geſundheit und leichte Aufſicht nach allen Punkten hin vereinigt. Durch eine ſolche genaue, gewiſſe und ſtete Beobachtung, kluge und aufs beſtimmteſte ausgeführte Reglements wird die Flucht der Sträflinge viel beſſer und ſicherer verhindert als durch Ketten, Riegel und dicke Mauern, Gräben und dreifache Wachen. In dieſer Beziehung iſt das panoptiſche Bauſyſtem, wo aus dem Centralcabinet des Directors alle Theile des Hauſes, Corridore, Werkſtätten und Arbeitsſäle überſehen, und von dieſem Cabinet aus durch Sprachröhren in den Mauern in einem Augenblicke Bemerkungen und Befehle ungehört von den Sträflingen an die Unteraufſeher und Werkmeiſter erlaſſen werden können, ein vortreffliches Mittel.

Ein gleich wichtiges Erforderniß iſt die ſtrenge Beobachtung des Stillſchweigens, das ein gebeſſerter Sträfling ſehr bezeichnend den „Redner der Gottheit“ genannt hat, und das nach allen Erfahrungen der gänzlichen Iſolirung oder dem solitary

Digitized by Google

confinement weit vorzuziehen iſt. Dieß zu ſtarke Strafmittel, das jetzt einige Schriftſteller hoch rühmen, iſt der Geſundheit der Sträflinge ſehr ſchädlich, und führt in allen Strafhäuſern, wo es eingeführt iſt, eine doppelte Mortalität in Vergleich derer mit ſich, die wie das Genferiſche Pönitenzhaus nach dem Auburn'ſchen Syſtem ohne dieſe Iſolirung eingerichtet ſind. Dagegen darf darin unter den Sträflingen in den Höfen, Corridors, Arbeitsſälen u. ſ. w. kein Zeichen gewechſelt werden, ja Tadel und Verweiſe werden ihnen von den Aufſehern nur leiſe ausgedrückt, ſo daß es die Andern nicht hören, und die bei Verbrechern in Frankreich ſo kitzliche Eigenliebe nicht beleidigt wird. Dieſe Leute ſchämen ſich nicht zu ſtehlen, zu rauben, und wenn's ſeyn muß zu morden, empören ſich aber über einen gerechten Verweis!

Sehr gut iſt auch die Eintheilung der Sträflinge in mehrere Claſſen nach ihrem Betragen, und gewiſſe Belohnungen, die ſie zu allem Streben und Beharren im Beſſern aufmuntern, z. B. ein Theil ihres Arbeitslohns, um darüber zu Gunſten ihrer Familie oder zu Wiedererſtattungen verfügen zu können; eine Veränderung in ihrer Lage, wodurch ſie es beſſer haben oder ſelbſt eine Verkürzung der Strafzeit.

Auch die Strafen für Vergehen oder Anordnungen, die im Pönitenzhaus begangen werden, z. B. für Faulheit, Weigerung zu arbeiten, Ungehorſam, Unſittlichkeit und Empörung ſind gleichfalls aller Aufmerkſamkeit werth. Die ſchwerſte, aber faſt allein nöthige, iſt die Iſolirung des Sträflings in eine dunkle Zelle. Die Erfahrung lehrt, daß ſie ſehr Hartnäckige zähmt, auch hat ſie den großen Vortheil, nichts Infamirendes an ſich zu tragen. Infamie aber iſt unvereinbar mit correctiver Erziehung. Zwar iſt es dem Pönitenzſyſtem noch nicht gelungen, das Vorurtheil oder die mißtrauende Beſorgniß zu zerſtören, womit entlaſſene Sträflinge im bürgerlichen Leben aufgenommen werden, aber es bereitet doch das Vertrauen vor und flößt dem Entlaſſenen den lebhaften Wunſch darnach ein; er wird ſich alſo alle Mühe geben, es durch gutes Betragen zu gewinnen und zu verdienen.

Aber alles dieß genügt noch nicht, und wäre nur halbes Werk ohne einen Schutzverein, eine Société de patronage, die nach der Entlaſſung eines Sträflings außer dem Pönitenzhaus fortſetzt, was das Comité der Sittenaufſicht in demſelben beſorgte und leitete. Beide haben ſittliche und religiöſe Richtung, und müſſen ganz unabhängig ſeyn von der Direction des Hauſes, wenn ſie günſtigen Einfluß auf die Sträflinge haben ſollen. Für das Unterkommen der Freigelaſſenen in Dienſt oder Handwerk ſorgt jener Schutzverein, gibt genau auf ihr Betragen Acht, läßt es nicht an verdienter Unterſtützung, aber auch nicht an väterlicher und ernſter Zuſprache fehlen. So ſetzt er außer dem Hauſe das Werk des Comité's fort, und beide bilden den Schlußſtein des die Menſchheit ehrenden Pönitenzſyſtems, das nur wenig wäre ohne ihre Thätigkeit und ihren mächtig helfenden Einfluß.

Acht Jahre lang hatten bereits Pönitenzhäuſer mit gutem Fortgang an Frankreichs Gränzen beſtanden, als der franzöſiſchen Regierung der Gedanke kam, an ihrem abſcheulichen Strafſyſtem, an dem Bagne-Gräuel dürfte wohl Einiges zu ändern ſeyn. Es wurden nun an mehrern Orten ſogenannte Centralhäuſer errichtet, um Verſuche damit zu machen. Weiter als zu Experimenten kam es bisher nicht, wiewohl es bereits in Paris zur Mode geworden iſt, über Gefängniſſe und Gefängnißſyſteme zu ſchreiben und zu ſprechen. An die Einführung des Pönitenz-Regime's denkt Niemand ernſtlich, der mit eigenen Augen geſehen hat, wie kalt und handwerksmäßig dergleichen Dinge in Frankreich getrieben werden; die Vorſteher jener Centralhäuſer ſind auch faſt alle ſehr dagegen, Einige beſonders deßwegen, weil die Pönitenz nicht von Frankreich, ſondern von Nordamerika ausgegangen ſey. Andere behaupten, das in den Strafhäuſern Nordamerika's, Englands und der Schweiz eingeführte Stillſchweigen würde in Frankreich das ganze Syſtem lächerlich machen und dadurch ruiniren. Wieder Andere lächeln über das unausgeſetzte Streben, die Sträflinge auf dem Wege ſtrenger Sittenlehre und der Religion zum Beſſern zu führen; ſie lächeln über die Bemühungen des Sittencomite's und des Schutzvereins, und behaupten, erklärende Vorleſungen über den Code pénal mit eingemiſchten philoſophiſchen und moraliſchen Bemerkungen thäten bei den Sträflingen viel mehr Wirkung, als die beſte Predigt. Daran iſt gar nicht zu zweifeln, denn die nähere Kenntniß des Code pénal kann den Sträflingen zu neuen Unthaten ſehr dienlich ſeyn, wenn ihre Strafzeit vorüber iſt, und ſie wieder in die Welt treten. Schwer aber iſt's zu begreifen, wie ſolcher Unterricht das Wunder thun ſoll, einen Verbrecher tugendhaft, aus einem liederlichen Vagabunden einen arbeitſamen und redlichen Arbeiter zu machen. Dazu braucht es mehr als Worte und Unterricht, ſelbſt mehr als guten Rath, dazu gehört ein ſtreng geordnetes, regelmäßiges Leben, ernſte Gedanken, gute, ſanfte, unermüdlich wiederholte Lehre, paſſende Bücher, religiöſe Erhebung des Gemüths, vollſtändige Iſolirung in verſchloſſener Zelle des Nachts und gänzliches Stillſchweigen bei unausgeſetzter Arbeit des Tages. Nur dadurch kann der neue Boden für einen neuen Samen verbreitet werden.

Ein weißer Bär zu St. Omer.

Am 8 April um Mitternacht vernahm man im Canal der Vorſtadt haut Pont ein ſtarkes Geräuſch. Man eilte herbei, und ſah eine große weißliche Maſſe, bald ſchwimmend, bald untertauchend, die man anfangs für eine Kuh hielt, doch bald für ein anderes Thier erkannte. Niemand wollte ſich in deſſen Nähe wagen, aber ein Schuß traf es an der Stirne, und nachdem es noch geraume Zeit ſich umhergewälzt hatte, gab es endlich kein Lebenszeichen mehr. Ein Schiffer fuhr hinauf nach der Stelle, und brachte ein Thier auf den Kai, das man für einen weißen Bären aus dem Eismeer erkannte. Man vermuthet, daß das Thier auf Eisſchollen nach der flandriſchen Küſte und durch die Schleußen von Dünkirchen in den Canal kam. (Franz. Bl.)

Chronik der Reiſen.

Ueber die ſyriſchen und ciliciſchen Thore. Von Ainsworth.

(Schluß.)

Bei Auseinanderſetzung der Fragen der hiſtoriſchen Geographie im Zuſammenhange mit dem Lande, das wir ſo eben beſchrieben haben,

Digitized by Google

war eine Stelle Strabo's eine der Hauptveranlassungen zum Irrthum; er sagt in derselben, „nach Mallus, Agä; dann die amanischen Thore mit einer Anterstation.“ Die amanischen Thore mögen entweder den Beilan-Paß, das Thor von Kersus oder den marmornen Thorweg von Sakal Tutan, beide nahe bei Jskenderun, bedeuten; aber nach einer andern Stelle, wo er sagt, „Pagrä liegt an dem Wege, welcher über den Amanus von den amanischen Thoren nach Syrien führt,“ ist kein Zweifel mehr, daß eines von den zwei letztern gemeint ist. Es zeigen sich wenige Schwierigkeiten, wo eine genaue Kenntniß der Lage der Plätze bei der Bezeichnung der Localitäten stattfindet, die in der historischen Geographie oft verwirrt beschrieben und verschiedenartig benannt worden ist.

Bekanntlich führte Cyrus auf den Zügen, über welche uns Xenophon eine so bewundernswürdige Beschreibung hinterlassen hat, seine Armee durch diese Pässe. Nach der Erzählung dieses Feldherrn und Geschichtschreibers macht Cyrus von Pyramus (Dschesun) in zwei Tagmärschen fünfzehn persische Meilen, und kam zu Jssus, der letzten Stadt von Cilicien, an; sie liegt nahe am Meer, und stellt eine große, reiche und gut gelegene Stadt dar, wo er drei Tage lang verweilte. „Von da macht Cyrus in Einem Marsche fünf persische Meilen bis zu den Gränzscheiden von Cilicien und Syrien. Hier standen zwei Festungen, wovon die innere, Cilicien am nächsten gelegene, von Syennesis mit einer Wache von Cilicieru besetzt war, und die äußere, Syrien zunächst liegende, von des Königs Truppen vertheidigt worden seyn soll. Zwischen diesen beiden Festungen strömt der Kersus-Fluß, in einer Breite von 100 Fuß. Der Raum dazwischen betrug drei Stadien, oder 625⅓ englische Ellen, und es war unmöglich, einen Weg durch denselben zu erzwingen — indem der Paß sehr eng war, die Festungen bis ins Meer reichten und rings von unersteigbaren Felsen umgeben waren. In diesen beiden Festungen standen die Thore.“ Von da rückte Cyrus durch Syrien vor, und legte in Einem Marsche fünf persische Meilen bis Myriandros, einer nahe am Meere gelegenen Stadt, zurück. Im Zusammenhange hiemit muß bemerkt werden, daß, diesem Geschichtschreiber zufolge, „Cyrus zur Eroberung dieses Passes seine Schiffe abschickte, damit, wenn diese schwer bewaffneten Leute sowohl innerals außerhalb der Thore landeten, sie ihren Uebergang durch die syrischen Thore, wenn diese von dem Feinde vertheidigt wären, erzwingen könnten.“

Die zunächst wichtigsten Texte sind die Geschichtschreiber Alexanders, welcher auf demselben Wege nach Osten vordrang, daselbst auf den persischen König stieß und ihn besiegte, wodurch die Ebenen des Jssus berühmt geworden sind.

Qu. Curtius (III, 7) erzählt, daß „Alexander, nachdem er eine Brücke über den Pyramus geschlagen, über denselben gezogen und in der Stadt Mallus angekommen sey;“ zwei Tage später habe er Castabalum erreicht; Castabalum scheint am oder jenseits des Kara Kapu gelegen zu haben. Hier stieß er auf Parmenio, welcher vorausgeschickt worden war, um den Weg durch das Defilé Kara Kapu, welches zwischen ihm und Jssus liegt, zu recognosciren. Nachdem dieser Feldherr sich der Pässe bemächtigt hatte, ließ er eine hinlängliche Besatzung in ihnen zurück, und nahm dann Jssus ein, aus welchem die Barbaren entflohen waren. Hierauf rückte er von Jssus aus vor, vertrieb den Feind, welcher die innern Anhöhen des Amanus besetzt hielt, und stellte daselbst starke Truppenabtheilungen auf; von da eilte er zurück und meldete dem König seinen Erfolg. Alexander verließ hierauf Castabalum und rückte nach Jssus vor.

„Am nächsten Tag,“ sagt Arrian, „rückte Alexander vor, um auf Darius und seine Perser zu stoßen, und nachdem er den Paß zurückgelegt hatte, lagerte er am zweiten Tage bei Myriandros.“ Dadurch, daß der Marsch nach Jssus hier nicht erwähnt wird, entsteht der Zweifel, ob mit dem angeführten hier der zwischen Mallus und Jssus (Kara Kapu), oder der zwischen Jssus und Myriandros (Sakal Tutan) gelegene Paß gemeint. Wahrscheinlich war es der letztere.

„Durch Zufall kam Alexander gerade in derselben Nacht an dem Paß an, der den Eintritt von Cilicien bildet (dieß bezeichnet offenbar den Paß, durch welchen man von Cilicien nach Syrien eintritt, nämlich Sakal Tutan), und Darius kam an der Stelle an, welche man die amanischen Thore nennt. Die Perser hegten auch keinen Zweifel, daß die Macedonier entflohen seyen, da das von ihnen eroberte Jssus ganz unbesetzt gelassen war.“ Man kann auf die dem Alexander von einem Vorposten gegebene Mittheilung über die Entfernung unter so ängstlichen und beunruhigenden Umständen keinen großen Werth setzen; immerhin aber mag die Entfernung etwa zehn (englische) Meilen betragen, und so viel mögen auch wirklich die Vorposten einer am südlichen Ufer des Jssus aufgestellten Armee entfernt gewesen seyn. „Alexander konnte ihnen kaum glauben, und schickte Kundschafter aus, welche ihm die Wahrheit bestätigten; hierauf befahl er seiner Mannschaft sich zum Kampfe bereit zu halten, und marschirte Nachts um zwölf Uhr zurück. Bei Tagesanbruch kamen sie bei dem Engpaß an, welchen sie zu besetzen beschlossen hatten.“

Arrian gibt folgenden Bericht über seinen Marsch in der Zwischenzeit: „Darius kam durch den Paß, welchen man die amanischen Thore nennt, über den Berg, zog nach Jssus, und stellte sich so in den Rücken Alexanders, welcher nichts von seinen Bewegungen wußte. Den folgenden Tag rückte er gegen den Pinarus vor. Als Alexander hörte, daß Darius in seinem Rücken sey, und diesen Bericht nicht für glaubwürdig hielt, so schiffte er einige von den Leibwachen in einer dreißigruderigen Galeere ein, mit dem Befehle, die Wahrheit des Berichts zu untersuchen. Diese fuhren ab, und da das Meer hier eine Krümmung oder Bucht bildet, so entdeckten sie die gelagerten Perser um so leichter, und machten die Meldung, daß Darius bei der Hand, oder vielmehr „in seiner Hand“ sey.“

„Alexander befahl seinen Truppen, sich zu erfrischen, schickte einige Reiterei und Bogenschützen in der Richtung „der Thore“ ab, mit dem Befehl, den Weg auszukundschaften, und indem er sich selbst, sobald es Nacht war, an die Spitze seiner Armee stellte, marschirte er ab, um „die Thore“ zum zweitenmal zu besetzen. Um Mitternacht bemächtigte er sich des Passes wiederum, und nachdem er sorgfältig Schildwachen auf den Felsen ausgestellt hatte, gestattete er seinem Heere für den Rest der Nacht Ruhe.“

Die Oeffnung, wovon ich vorhin sagte, daß sie in dem Amanus oder an der Küste von Bayas vorkomme, wurde von Capitän Korry und so auch von den meisten neuern Landkartenverfertigern als der Paß angenommen, durch welchen Darius nach Jssus herabkam; wenn aber dieß der Fall war, so ist es gewiß nicht derjenige, durch welchen er seinen Rückzug nach der Schlacht bewerkstelligte, und welcher doch gewiß derselbe war, durch den er sich von Sochi aus Jssus näherte; denn er hätte sich durch Alexanders siegreiche Armee, welche die Ebene am Pinarus besetzte, zwischen Bayas und Jssus mit Gewalt seinen Weg bahnen müssen. Prococke nennt ihn den mittlern der drei Pässe in Cilicien. Aber man vermeidet die Flüsse, welche sich in den See bei Antiochia ergießen, eben so wenig durch einen Marsch von Bayas nach Aleppo, als von Beilan aus; das Stillschweigen Xenophons hierüber bleibt nicht minder unerklärlich.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 5.)

Digitized by Google

№ 5.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Deutsche Viertel-Jahrsschrift.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Deutsche Viertel-Jahrsschrift.

2tes Heft: April — Junius 1838.

gr. 8. in Umschlag broschirt. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Inhalt: Rückblick auf praktische Seiten des antiken Münzwesens, von **Creuzer.** Wöhnlichkeit und Lebensgenuß in Deutschland, von **A. M.** Die Cholera, von **H.** Die Romane, von **W. M.** Blicke auf die neuesten Bearbeitungen der französischen Staats- und Rechtsgeschichte, von **L. A. Warnkönig.** Die Menschenracen, von **H. H.** Die Gesangbuchsreform, von **G.** Ueber die Entstehung und Erweiterung des großen deutschen Zollvereines, von **F. Nebenius.** Uebersicht der Leistungen der Konstantinopolitanischen Presse in den letzten sieben Jahren, von **Hammer-Purgstall.**

Die Zahl der gebildeten Männer aus allen Classen, welche den Beruf und das Bedürfniß fühlen, sich über Alles, was die geistige Welt im Großen anregt, auf dem Laufenden zu erhalten, und die Stellung genau zu erkennen, welche das Wissen gegen das Leben nimmt, wächst immer mehr und mehr an. Je mehr sie in ihren besondern Fächern vorzuschreiten streben, desto nothwendiger fühlen sie das Bedürfniß einer fortwährenden Zuthat allgemeiner Bildung, welche sie über dem Täglichen erhalten soll. Für sie, die an Allem Theil nehmen möchten, was die Zeit bewegt, aber nicht Muße genug haben, was für sie wichtig ist in den gelehrten Zeitschriften zusammenzusuchen, oder nicht die Mittel, sich alles hieher Gehörige anzuschaffen, für sie zunächst soll durch die Viertel-Jahrsschrift gesorgt werden. Sie soll die Ergebnisse eifriger Forschung und gründlichen Denkens, auch für denjenigen, den das praktische Leben ganz in Anspruch nimmt, verständlich und nutzenbringend, die wohlerwogenen, leidenschaftlosen Urtheile eines geläuterten Geschmacks für einen weitern Kreis denkender, strebender und lernbegieriger Geister zugänglich machen; kurz eine Verbindung zwischen dem einsamen Arbeitszimmer und den verschiedenartigen Lebenskreisen der nicht gelehrten Welt herstellen durch das Zusammenwirken einer größern Anzahl wohlmeinender, über die zu verfolgenden Zwecke einverstandener Männer. Strebend nach Ernst und Gründlichkeit, wird diese Zeitschrift — als Organ der Ueberzeugung und Wahrheit — hauptsächlich und durchweg es als ersten Zweck verfolgen, übersichtlich dem praktischen Leben näher zu bringen, was das Reich der Geister bewegt.

Mit wenig Worten:

zwischen dem praktischen Leben und der in der Litteratur für dasselbe liegenden Ausbeute will die Viertel-Jahrsschrift vermitteln.

Was sie zu erreichen wünscht, wäre also für den jeweiligen Standpunkt der verschiedenen geistigen Richtungen, eine Reihe von leading articles, nicht im Geiste eines Tagblatts, sondern in dem einer Viertel-Jahrsschrift übersichtlich aufgefaßt, und zwar mit sorgfältigerer Beachtung des Nothwendigen und Praktischen, mit reiflicher Erwägung dessen, was gerade an der Zeit ist, mit gänzlicher Entfernung der Leidenschaften des Tags, mit deutscher Unparteilichkeit und deutschem gutem Glauben, und mit dem ruhigen würdigen Tone, welcher der Wissenschaft ziemt, und welcher allein einer guten Sache frommen kann.

In diesem Sinne beizutragen zu der Viertel-Jahrsschrift, laden wir eben so angelegentlich als ehrerbietig alle diejenigen ein, welchen das Bedürfniß, besonnen vorzuschreiten und die Nothwendigkeit vorschwebt, daß die Berufs-Gelehrten sich auch in Deutschland der praktischen Richtung und Bildung in dem Maaße nähern müssen, in welchem diese sich zum Wissen steigert.

Entsprechende Beiträge werden anständigst honorirt werden, und im Wege des Buchhandels, aus Norddeutschland über Leipzig durch Hrn. L. H. Bösenberg daselbst, aus Süddeutschland aber durch Beschluß unserer **litterarisch-artistischen Anstalt** zu München, unserer **Verlags-Expedition** zu Augsburg, des Hrn. Aug. **Recknagel** zu Nürnberg, der **Andreä**'schen Buchhandlung zu Frankfurt, oder direct durch den Postwagen, uns am besten zukommen.

Stuttgart und Tübingen, April 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Conversations-Lexikon

der

Gegenwart.

Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement

zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, so wie zu jeder frühern und zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Gr. 8. In Heften von zehn Bogen.

Preis eines Heftes:

Auf weißem Druckpapier 8 Groschen.
Auf gutem Schreibpapier 12 Groschen.
Auf extrafeinem Velinpapier 18 Groschen.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Die allgemeine Theilnahme, welche das **Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Litteratur** von 1832 gefunden, gab der Verlagshandlung Veranlassung, schon im Nachworte am Schlusse dieses Werkes zu bemerken, daß der hier abgerissene Faden kunftig wieder aufgenommen, und in einer dazu geeigneten Form ein neuer Spiegel der Zeit aufgestellt werden solle.

Jahre sind seitdem verflossen; eine neue Auflage (die achte) des **Conversations-Lexikons**, das trotz aller Concurrenz in immer weitern Kreisen Verbreitung gefunden hat, ist beendet worden und in diese das **Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Litteratur** seinem wesentlichen Inhalte nach übergegangen. Es hat demnach dieses Werk aufgehört, ein nothwendiges Supplement des **Conversations-Lexikons** zu seyn, obschon es als ein treues Abbild jener aufgeregten Zeit von 1830 nicht bloß in Hinsicht der geschilderten Begebenheiten, Zustände und Personen, sondern auch durch die Art und Weise der Darstellung selbst, in welcher sich nicht minder deutlich die Zeit seines Erscheinens ausprägt, einen bleibenden Werth behalten wird.

Dringend stellt sich bei den immer raschern Fortschritten in der Entwicklung des gesellschaftlichen Zustandes und bei der immer lebendigern Theilnahme, welche die Zeitgenossen dieser Entwicklung widmen, das Bedürfniß wieder heraus, die Masse der Begebenheiten, welche die jüngste Vergangenheit bewegt, und die Resultate, die während dieser Zeit in Wissenschaft, Kunst und praktischem Leben erstrebt wurden, in einem lebendigen Bilde vorgeführt zu sehen. Diesem Bedürfnisse soll das

Conversations-Lexikon der Gegenwart

dienen, das in Anlage und Form mit der achten Auflage des Conversations-Lexikons übereinstimmend,

ein für sich bestehendes Ganzes

bildet, insofern alle darin enthaltenen Artikel in sich abgeschlossene Darstellungen sind, das aber zugleich die achte Auflage des Conversations-Lexikons, namentlich was die neueste Zeit betrifft, ergänzt und somit den Besitzern dieser, so wie aller frühern Auflagen, aller Nachdrucke und Nachbildungen desselben, als ein

unentbehrliches Supplement

sich darbietet.

In dem **Conversations-Lexikon** kann die Geschichte, selbst der neuesten Zeit, nur in allgemeinen Umrissen gezeichnet, die staatswissenschaftlichen Entwicklungen und andere Erörterungen interessanter Fragen können nur in ihren Resultaten gegeben, eine Menge Gegenstände nur im Allgemeinen berührt und nur die ausgezeichnetsten Persönlichkeiten biographisch geschildert und charakterisirt werden. Das neue Werk wird als Supplement in allen den berührten und vielen andern Beziehungen das Hauptwerk **ergänzen und bis zur Gegenwart fortführen**; es wird aber als ein selbstständiges Werk nicht immer da beginnen, wo das Hauptwerk aufhört; es wird die historischen Darstellungen nicht gerade von dem Punkt aus fortsetzen, der ihnen in dem Hauptwerk als Gränze gesetzt ist; es wird im Gegentheil immer bis zu dem Punkte zurückgehen, ohne dessen Berührung die Gegenwart nicht vollkommen verstanden werden kann.

Das **Conversations-Lexikon der Gegenwart** wird Alles umfassen, was in der neuesten Zeit in irgend einer Richtung bedeutend hervorgetreten ist. Es wird in Beziehung auf das **Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Litteratur** von 1832 gleichsam ein zweites Zeitbild seyn; wie jenes die Zeit von 1829 an schilderte, so ist dieses bestimmt, die Gegenwart zu schildern, und ein frisches aus dem Leben gegriffenes Bild derselben zu geben. **Es wird mit einem Worte Alles enthalten, was dem Gebildeten zum Verständniß der Gegenwart dient, und auf diese Weise als einen treuen und besonnenen Führer und Berather im Gedränge der Ereignisse sich zu bewähren suchen.** Der Standpunkt aber, von welchem dasselbe ausgeht, kann kein anderer seyn, als der **liberale** — im edeln Sinne des Wortes — denn **anständige Freimüthigkeit** ist die allgemeine Forderung und das Losungswort der Gegenwart.

Der Verlagshandlung ist es gelungen, in den meisten europäischen Staaten für die betreffenden geschichtlichen Artikel Männer zu gewinnen, welche die Verhältnisse genau kennen und mit unbefangenem Auge beurtheilen. Ebenso hat sie hinsichtlich der Artikel aus dem Gebiete der Wissenschaft, der Kunst und des praktischen Lebens, so wie der Biographien der thätigsten Mitwirkung der namhaftesten und hinsichtlich der Darstellungsgabe gewandtesten Fachgelehrten, Kunstkenner und Techniker sich versichert. Was endlich die zur Bearbeitung der Biographien nöthigen Materialien betrifft, so haben sich fast durchgehend mit großer, dankbar zu erkennender Bereitwilligkeit die zuverlässigsten Quellen eröffnet. Die Verlagshandlung darf demnach hoffen, ihren Plan auf das befriedigendste ausführen und nicht nur ein nützliches und tüchtiges Werk zum Nachschlagen, sondern auch zugleich ein namentlich durch gewandte Darstellung anziehendes Lesebuch liefern zu können.

Die Reichhaltigkeit des neuen Werkes einigermaßen zu bezeichnen, lassen wir das Verzeichniß einiger der bedeutendsten und interessantesten Artikel aus dem Buchstaben A folgen:

Abarca (Bischof von Leon, Minister des Don Carlos). — **Abbas Mirza** (der früh verstorbene Thronfolger in Persien). —

Abd-el-Kader (das Haupt der Beduinenstämme in Algier). — **Abel** (bayerischer Staatsrath). — **Abolition** (rechtliche Entwicklung und die Bestimmungen darüber in den neuern Constitutionen). — **Abrantes** (die fruchtbarste Schriftstellerin der Gegenwart). — **Absolutismus** (zur Beurtheilung der verschiedenen Ansichten.) — **Actenversendung** (historische Darlegung; Untersagung derselben). — **Actienwesen** (allseitige Betrachtung der Vortheile und Nachtheile). — **Adel und Bürger** (Gestaltung der Verhältnisse in neuerer Zeit). — **Afrika** (ein Zeitbild des Landes und seiner Bewohner). — **Aguado** (der Pariser Bankier). — **Aegypten** (Schilderung des Landes unter Mohammed Ali und Aussichten). — **Ahumada** (Mitglied des Regentschaftsrathes in Spanien). — **Alava** (spanischer General). — **Albrecht** (einer der sieben Göttinger Professoren). — **Algier** (Verhältnisse, neueste Geschichte, Aussichten). — **Allard** (Feldherr des Rundschit Singh). — **Almodovar** (spanischer Staatsmann). — **Alten** (hannover'scher Kriegsminister, ehemaliger Chef der deutschen Legion). — **Alterthumsvereine.** — **Alvensleben** (preußischer Finanzminister). — **Amerika** (topographisches Bild des gegenwärtigen Zustandes). — **Amsberg** (Finanzdirector in Braunschweig). — **Andersen** (der originelle dänische Dichter). — **Andorra** (Verhältnisse dieser alten Republik in den Pyrenäen). — **Anhalt** (Geschichte der drei Fürstenthümer in neuester Zeit). — **Appropriationsclausel** (Bedeutung, Geschichte). — **Aprilunruhen und Aprilproceß.** — **Archäologie** (gegenwärtiger Stand der Wissenschaft). — **Archivwesen** (geschichtlich und anregend). — **Argelander** (Astronom). — **Argentanfabricate** (im Allgemeinen. Schädlichkeit derselben). — **Aristokratie und Liberalismus** (im Lichte der Gegenwart aufgefaßt). — **Armansperg** (Mitglied der Regentschaft in Griechenland). — **Arnoldi** (Begründer der Lebensversicherungsbank für Deutschland). — **Arriaza** (spanischer Dichter). — **Aschbach** (Geschichtsforscher). — **Asiatische Gesellschaft.** — **Asien** (gegenwärtiger Zustand). — **Assecuranzen** (Idee und Charakter in neuester Zeit). — **Associationen** (die Arbeiter- und Handwerkervereine in England, Frankreich und in der Schweiz). — **Aesthetik** (Fortbildung derselben in neuester Zeit). — **Athen** (Bild der Residenz). — **Attentate** (auf Ludwig Philipp). — **Auslieferung** (in Berücksichtigung der neuesten Gesetze). — **Australien** (neuestes geographisches Bild). — **Auswanderung** (allgemeine Betrachtungen).

Das **Conversations-Lexikon der Gegenwart** wird, um die Artikel, da sie sich auf die Gegenwart beziehen, bald nach ihrer Abfassung in das Publicum zu bringen und die Anschaffung zu erleichtern, in

Heften von 10 Bogen

zu dem Preise:

auf weißem Druckpapier	8 gr.,
auf gutem Schreibpapier	12 gr.,
auf extrafeinem Velinpapier	18 gr.,

ausgegeben werden. Der Umfang läßt sich, da die Zeit stets Neues bringt, nicht genau bestimmen; indeß werden wohl 20 — 24 Hefte zu einer genügenden Ausführung des Plans hinreichen. Die Hefte sollen sich so rasch folgen, als die auf die Bearbeitung und Redaction zu wendende Sorgfalt es irgend gestatten.

Das erste Heft ist bereits erschienen, und in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten.

Leipzig, im März 1838. **F. A. Brockhaus.**

In allen Buchhandlungen Deutschlands ist zu haben:

Thespis.

Original-Spiele für die deutsche Bühne

von

Friedr. Clemens Gerke.

1r Band.

8. Altona. Hammerich. geheftet 1⅓ Rthlr.

Inhalt: **Die Auswanderer am Ohio**, Lustspiele in 5 Aufzügen.
Das Zöpfchen, Lustspiel in 2 Aufzügen.
Das Automat, dramatische Skizze.

Taschenbuch

der

FLORA DEUTSCHLANDS

zum bequemen Gebrauche

auf botanischen Excursionen

von

Dr. M. B. Kittel.

54 Druckbogen in 12. Nürnberg, Verlag von J. L. Schrag. Preis 1 Thlr. 16 gr. oder 2 fl. 48 kr.

In dem hier angekündigten *Taschenbuch der deutschen Flora* erhalten die Freunde der Botanik einen Führer auf ihren botanischen Excursionen, wie ihn kein anderes ähnliches Werk darbietet. Alle bisher erschienenen Floren Deutschlands sind so voluminös, daß sie dem Botanisirenden auf seinen Wanderungen mehr zur Beschwerde fallen, als den Zweck fördern. Diese neue Flora aber ist leicht zu haben und leicht unterzubringen.

Außerdem verbindet dieses Taschenbuch die Vorzüge des Linneischen und des natürlichen Systems und weihet den Anfänger auf gleiche leichte und angenehme Weise in beiderlei Methoden zur Bestimmung der aufgefundenen Pflanzen ein. Dabei ist es so abgefaßt, daß es die glückliche Mitte zwischen der trockenen Aufführung kurzer Definitionen und weitwendigen Beschreibungen hält. Sein Preis ist so mäßig gestellt, daß es auch dem Wenigbemittelten vergönnt ist, des so reinen und belebenden Vergnügens theilhaftig zu werden, welches mit dem Botanisiren so wesentlich verbunden ist. Diese Eigenschaften mit einander vereinigt, müssen das Werkchen nicht bloß für den Anfänger, sondern auch für den schon gebildeten Botaniker zu einer willkommenen Erscheinung machen.

Die große Chronik

oder

Geschichte des Welthampfes

in den Jahren

1813, 1814 und 1815.

Von

Johann Sporschil.

Mit 40 bis 50 Stahlstichen nach berühmten Gemälden, historisch-geographischen Uebersichtskarten und Planen.

Subscriptionsbedingungen.

Die große Chronik erscheint in 12 bis 18 Lieferungen; jede Lieferung mit 3 Stahlstichen und 1 Bogen Text auf feinem Velinpapier kostet 8 gGr., 10 Sgr. od. 56 kr. rhein. Ausgabe in Royal-Quart, mit Abdruck auf chines. Papier 16 gGr., 20 Sgr. od. 1 fl. 12 kr. rhein.

Man subscribirt auf das ganze Werk, zahlt aber nur bei Empfang einer jeden Lieferung. Subscribentensammler erhalten auf 12 bezahlte Exemplare eins frei. Das erste Heft ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

Philipp Reclam in Leipzig.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Betrachtungen

über das

Gebet des Herrn.

8. broch. Preis 15 kr. oder 12 gr.

Die Absicht des Verfassers war, die Einwirkung der Glaubensformen auf das äußere Leben, die Verhältnisse der Regierungsformen zur Menschheit, und die Stellung der verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft zu einander in verschönendem Sinne zu besprechen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Knapp's evangelischer Liederschatz.

In der unterzeichneten Verlagshandlung ist erschienen und durch alle guten deutschen und schweizerischen Buchhandlungen zu haben:

Evangelischer Liederschatz
für Kirche und Haus.

Eine Sammlung geistlicher Lieder aus allen christlichen Jahrhunderten, gesammelt, systematisch geordnet und nach den Bedürfnissen unserer Zeit bearbeitet von

M. Albert Knapp,

Zwei Bände in großem Median-Octav, zusammen 1650 Seiten mit 3590 Liedern, einer Abhandlung über das Kirchenlied und 4 Registern, nämlich einem biographischen, alphabetischen, Melodien- und Spruchregister.

Preis: für 1 Exemplar auf weißem Druckpapier 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.
für 1 Exemplar auf weißem Velinpapier 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 gr.
Freiexemplare bei 50 zwei und bei 100 fünf.

Der Verfasser suchte in dieser umfassenden Sammlung es der evangelischen Kirche Deutschlands thatsächlich vor Augen zu legen, was sie an guten geistlichen Liedern besitzt, und dadurch einen Beitrag zu der so wünschenswerthen Gestaltung eines deutschen evangelischen Nationalgesangbuchs zu geben. Zu dieser Arbeit bewog ihn vorzüglich die große Dürftigkeit der meisten Kirchengesangbücher, und der Blick auf die verkehrten Grundsätze, wornach viele derselben gefertigt sind, — sodann aber auch der innige Wunsch, in jeder deutschen evangelischen Familie ein recht vollständiges, gediegenes und allen Bedürfnissen genügendes geistliches Liederbuch zu sehen, das in Freude und Leid ein ächter Hausschatz wäre. Daher wurden nicht allein die sämmtlichen evangelischen Kernlieder, sondern auch viele hundert andere, meist verschollene oder ganz unbekannte Gesänge in zarter, den billigen Forderungen des Christengeschmacks entsprechender Bearbeitung aufgenommen, also, daß bloß die Sprachfehler, Sprachhärten und alte unpassende Bilder entfernt, das Gepräge der Lieder selbst jedoch und der einfache evangelische Geist unverkürzt gelassen wurden. Das Ergebniß hiervon dürfte dieses seyn, daß eine bedeutende Zahl bisher wenig beachteter Lieder den bekannteren Kernliedern nun würdig zur Seite steht, und der brauchbare Liedervorrath der deutschen Kirche einen ansehnlichen Zuwachs gewonnen hat.

Die unterzeichnete Verlagshandlung hat nicht nur für schönen, auch älteren Augen leserlichen Druck, und gutes, dauerhaftes Papier gesorgt, sondern auch den Preis auf's niedrigste gestellt, damit dieser umfassende Liederschatz ein wahres Volksbuch werden und auch in die Häuser der Unbemittelten den Weg finden könne. Möge diese redliche Absicht durch Mitwirkung vieler Freunde des evangelischen Christenthums wohlwollend und kräftig befördert werden. —

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Technologische Encyklopädie,

oder

alphabetisches Handbuch der Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens.

Zum Gebrauche für

Cameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art.

Herausgegeben von **Joh. Jos. Prechtl,**

k. k. u. k. wirklichem Regierungsrathe und Director des k. k. polytechnischen Instituts in Wien ꝛc.

Achter Band.

Hygrometer—Küferarbeiten.

Mit den Kupfertafeln 151 bis 177.

Ladenpreis 6 fl. od. 3 Rthlr. 12 gr. Subscriptionspreis 4 fl. 48 kr. od. 2 Rthlr. 16 gr.

Inhalt:

Hygrometer. Indig. Kalander. Kali. Kalk. Kämme. Kattundruckerei. Kattundruckmaschine. Keil. Kerzen. Ketten. Kienruß. Kitte. Knopffabrication. Kobalt. Kohlen. Kohlensäure. Korbmacherarbeiten. Korkarbeiten. Krahn. Kratzbürste. Krempeln, Krempelmaschinen. Küferarbeiten.

Stuttgart u. Tübingen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen:

Reden und Vorträge
über
Gegenstände aus dem Gebiete
der
Naturforschung
von
Karl Fr. Ph. v. Martius.

8. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Inhalt: Reden zu Linné's Gedächtniß. — Ueber den philosophischen Gedanken in Linné's Werken. — Aus Linné's Rede vor dem Könige von Schweden. — Die Stufenalter des Menschenlebens. — Vom magischen Einflusse der Natur auf den Menschen. — Die Lejden und Freuden des Naturforschers. — Linné'sche Lieder und Litanei. — Vier Vorträge über die Metamorphose der Pflanzen. — Die Seele der Pflanzen. — Die Unsterblichkeit der Pflanze. — Die Anforderung der Zeit an den Naturforscher.

Der Hr. Verfasser behandelt hier mehrere Gegenstände von hohem allgemeinem Interesse. Seiner Darstellung liegt überall eine begeisternde Ansicht von der Natur zum Grunde, und er sucht die Beziehungen zwischen der physischen und moralischen Welt hervorzuheben.

Der Erlös des Werkchens ist für die Unterstützung von Waisen an der Cholera Verstorbener bestimmt.

Stuttgart u. Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Nr. 131.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Mai 1838.

Lebensbilder aus Portugal.

Zweiter Ausflug nach Setubal.

Jetzt, Freund, nachdem ich dir in meinem letzten Brief eine Ausflucht nach Setubal in den Frühlingsmonaten geschildert, möge nun eine andere nachfolgen, die ich mit einigen Freunden im Junius vergangenen Jahres unternahm. Selten wird man in dieser Jahreszeit auf Reisen von einer gemäßigt temperirten Luft und einem bedeckten Himmel begünstigt, gewöhnlich herrscht die furchtbarste Hitze bei der brennendsten Sonne, und heiße Wirbelwinde führen Staubwolken bis an die obern Regionen, so daß eine Reise in dieser Jahreszeit, und wenn sie auch nur einige Stunden weit geht, wie z. B. nach Setubal, mehr zur Last als zur Lust- und Vergnügungsreise wird. Für diesesmal war der Zweck unserer Reise nur in so ferne dem Vergnügen gewidmet, als wir uns mit geognostischen Untersuchungen beschäftigen wollten, und diesem konnte also einige Bequemlichkeit freiwillig geopfert werden, und um so mehr, da seit einigen Tagen schon als eine ungewöhnliche Erscheinung der Himmel getrübt war, und sich zuweilen in Regen auflöste, begleitet von kühlen Winden. Dieser getrübte Zustand des Himmels war uns also sehr willkommen, und selbst während eines kleinen Sprengregens begaben wir uns Morgens um 6 Uhr, wo die Fluth (maré) günstig zur Abfahrt war, nach den Quais, wo die Barken zur Abfahrt nach Monta zu liegen pflege; allein um diese Stunde wollte noch keines der gewöhnlichen Fuhrschiffe absegeln, wenigstens so war das Vorgeben der Schiffer, die wohl merken mochten, daß wir eilten, um fortzukommen, und daraus einen Vortheil für sich zu ziehen hofften. Denn wenn wir mit ihnen in der gewöhnlichen Barke fuhren, konnten sie nicht mehr als 240 Reis von uns Dreien verlangen, nahmen wir aber unsere Zuflucht zu einem kleineren Fahrzeuge, die hier immer zur Hand sind und welche wo nicht diesen Schiffern selbst gehören, doch sich mit ihren Führern aufs beste verstehen, so verdienten sie das Doppelte, wo nicht das Drei- und Vierfache dieser Summe, je nachdem die Reisenden zu accordiren verstehen oder sich prellen lassen. Nur eine einzige kleine Falua mit einem Segel, — denn die ächten Falua haben deren zwei große dreieckige oder sogenannte lateinische Segel, — lag hier vor Anker und erbot sich, uns nach Monta zu führen, wenn wir ihnen 2400 Reis (4 Thaler) bezahlen, ein enormer Preis und Unterschied des obengenannten Fährgeldes auf dem Postschiff; allein die Leute gedachten, da keine Concurrenten vorhanden waren, die es wohlfeiler gethan hätten, uns übers Ohr zu hauen, und glaubten, daß wir als Estrangeiros so dumm seyn würden dieses zu bezahlen. Darin aber irrten sie sich. Um indeß nicht länger zu handeln, boten wir ihnen gleich die Hälfte von dem, was sie gefordert, und erklärten, wenn sie dieses nicht annehmen wollten, so wäre es uns auch nicht weiter darum zu thun unsre Abreise noch einige Stunden zu verschieben, und dann mit dem Fährschiffe zu gehen. Anfänglich sträubten sie sich zwar, ließen auch etwas von der Forderung herunter, jedoch da sie sahen, daß es unser Ernst war, und nachdem sie den Umstehenden ganz verstohlenerweise einige bedeutende Blicke zugeworfen, was mir nicht entgangen war, gaben sie nach, uns für 2 Thaler hinüberzubringen; ein solches Nachgeben pflegt jedoch immer mit einer Miene von nothgedrungener Aufopferung begleitet zu seyn, wie sie nur die Noth dazu zwingen könne einen so geringen Verdienst anzunehmen, wie es aber doch besser wie nichts sey ꝛc. Studirt man dabei aber ihre Physiognomien und besonders die ihrer Cameraden, welche diese Expectorationen mit anhören, und hat man überdieß noch einige Erfahrungen über das, was man bei ähnlichen Umständen zu bezahlen pflegt, alsdann kommt man bald dahinter, wie der Redner ein Schalk ist, und wie er bei seinem verdrießlichen Gesichte in seinem Innern lacht, nicht nur darüber, daß er Jemanden geprellt und besonders wenn es ein Ausländer ist, sondern weil er auf eine unerwartete Weise mehr gewonnen, als er zu gewinnen oder zu verdienen hoffte. Auch hier war dieses der Fall, die Leute hätten uns für noch weit weniger nach Monta gebracht, wenn wir ihnen weniger geboten hätten. Jetzt wurde nur noch die Bedingung hinzugefügt, daß sie augenblicklich abfahren sollten; das versteht sich von selbst, sogleich in dieser Minute, hieß es, fahren wir ab, und somit bestiegen wir denn das grün und roth bemalte Fahrzeug mit seinen bequemen Bänken, an dessen Hauptrücklehne, wo das Ruder ist, Nossa Senhora da Conceiçaõ, in bunten

Digitized by Google

Lettern geschrieben stand, die mit allerhand Schnörkeln und Arabesken umgeben waren. Auch diesen kleinen Flußschiffen pflegt man Namen von Heiligen beizulegen, so gut wie den meisten Seeschiffen, und wenn sie auch für gewöhnlich diese Namen nicht führen, so zeigt doch wenigstens die Fracturschrift den Namen des oder der Heiligen, dem oder der man das Schiff geweiht hat; zuweilen ist der Name auch noch mit einem biblischen Spruche oder einem gottesfürchtigen Wunsche begleitet. Hier saßen wir nun auf den ersten Bänken, unter unsre Schirme geschmiegt und in die Mäntel gehüllt, denn es rieselte gar anmuthig vom Himmel herab, und erwarteten die Abfahrt. Die drei Schiffer, welche das Fahrzeug führten, thaten ungemein geschäftig, als wenn sie sich beeilten, um fortzukommen; allein man sah wohl, daß es nur eine scheinbare Geschäftigkeit war, die nichts förderte, und dabei waren ihre Augen nur immer auf die Quais gerichtet, um zu sehen, ob nicht allenfalls noch ein Passagier ankäme, der als Zugabe ihnen noch mehr Verdienst verschaffte. Es erschienen auch sogleich zwei alte garstige Weiber mit leeren Gemüsekörben, wahrscheinlich Landsmänninnen, die man für das halbe gewöhnliche Fährgeld mitnahm, die aber keinen Sitz auf unsern Bänken erhielten, woran ihnen übrigens auch nichts gelegen war, da die Weiber hier lieber ihre eigenen weichen Beine zum Stuhle machen als ein hartes Brett; sie setzten sich also drei Schritte vor uns auf den Boden nieder, mit einem kleinen zweijährigen Kinde, dem Töchterlein der Einen, dessen Vater zu seyn gewiß von Niemanden beneidet wurde. Dieses hätte man sich noch Alles gefallen lassen können, selbst daß das Kind von Schooß zu Schooß der beiden Weiber ging und ihm die Läuserchen abgesucht wurden, sobald der nachlassende Regen dieses erlaubte. Das Lausen ist nun einmal dem gemeinen Volke zu einer unentbehrlichen Beschäftigung geworden, der sie gar nicht widerstehen können, und wenn es auch nicht noth thut, was doch auch oft der Fall ist, besonders bei denen, die wegen ihres schönen dunkeln Haars, womit die meisten Schönen zu renommiren pflegen, auf die größte Reinlichkeit desselben halten: allein dieses einander im Schooße liegen, dieses Krabbeln und sanfte Fingern auf dem Kopfe herum, dieses Knipsen mit den Nägeln, als wenn wirklich ein Mord begangen, welches eben so klingt, als wenn man Funken aus einem Elektrophor zieht, erregt wirklich ein unbeschreibliches, behagliches Gefühl, eine Art Wollust, die man nicht so leicht müde wird. Es scheint auch in der That, als wenn hiebei ein magnetisch elektrischer Strom thätig wäre, der aus den Fingerspitzen der fleißigen Person hervorströmt und eine wohlthätige Wirkung auf die Kopfnerven ausübt, zu denen er übergeht. Die armen Leute nun, die so wenig Vergnügen sich verschaffen, die so selten sich einmal etwas zu Gute thun können, wie man wohl zu sagen pflegt, verschaffen sich wenigstens so oft wie möglich dieses unschuldige Vergnügen, was ihnen gar nichts kostet und was sie zu jeder Zeit und an jedem Orte haben können, da dasselbe als ein wechselseitiger Freundschaftsdienst betrachtet wird. Die Armen hier haben wenigstens dieses Vergnügen vor den Armen der meisten andern Länder, wo die Sonne nicht so warm scheint, und wo eine falsche Scham die Leute abhält, sich in einer Lausposition vor andern Leuten erblicken zu lassen, voraus, was gar nicht zu verachten ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gemälde von Siebenbürgen.

(Schluß.)

4. Das Volksleben.

Es dürfte scheinen, als sey das, was sich hierüber sagen lassen kann, bereits durch das im zweiten Hauptabschnitte Verhandelte erschöpft. Indeß ist hier noch vorzutragen, wie die so verschiedenen Nationalelemente im öffentlichen Leben und Treiben sich zu einem Ganzen verschmelzen. Handel nach und von außen, Gewerbe im Innern; Sinn für öffentliche Vergnügungen und die Art der Befriedigung desselben, und was sonst noch dem ähnlich ist, kann einen Spiegel abgeben von dem nationellen Leben und Treiben der sämmtlichen Bevölkerung des Landes. In Kürze theile ich hier einige derartige Punkte mit.

A. Handel und Gewerbe. Hier kann ich mich schon deßhalb sehr kurz fassen, weil ich in den vorhergehenden Abschnitten schon viel Wesentliches davon angeführt habe. Als Ergänzung dessen habe ich hauptsächlich nur anzuführen, welche Producte das Land ein- und ausführt, von welchem Umfange der Handel sey, und in welchen Formen er sich bewegt.

Die Ausfuhrartikel Siebenbürgens bestehen fast einzig und allein in rohen Producten, als Vieh, Wolle, Häute, Talg, Wachs, Honig u. s. w. Eingeführt werden eine Menge von Fabrik- und Manufacturwaaren.

Von Vieh sind es Pferde und Rinder, welche in großer Zahl abgesetzt werden. In frühern Zeiten stand aber die Pferdezucht fast auf einem höhern Flor, wie gegenwärtig, und wenn es auch nicht in Abrede zu stellen ist, daß die siebenbürgischen Pferdezüchter durch Einführung edler, vorzüglich arabischer und englischer Pferde zur Emporbringung und höheren Veredlung ihrer inländischen Stämme keine Opfer scheuen, so hat man dennoch extensiv die Pferdezucht durch Einführung veredelter Schafe schon theilweise beschränkt; obgleich hinwiederum nicht ohne Grund anzunehmen ist, man werde jenen lang cultivirten Zweig aufs neue fester ergreifen, zumal die veredelten Schafe, wegen Ungeübtheit der Schäfer in der Wartung und Pflege derselben, bis jetzt noch kein sonderliches Glück machen. Von den Pferden des Landes gehen alljährlich beträchtliche Partien als Remonten an die kaiserl. österreichische Armee ab, und sie werden mit Preisen bezahlt, die für jenes Land als hoch zu achten sind. Denn 100 fl. Conv. M. ist ein gewöhnlicher Satz für ein taugliches Roß. Dergleichen Lieferungen werden in der Regel von Armentern und Juden übernommen, und der dabei zu machende Hauptgewinn beruht auf den Verbindungen mit tüchtigen Pferdezüchtern. Vor dem vollendeten vierten Jahre wird in der Regel kein Thier als Remonte angenommen. Im Privathandel werden zur Zeit hauptsächlich gute Kutschenpferde, Abkömmlinge von arabischen Mesti-Staten und englischen Hengsten, gesucht und mit guten Preisen bezahlt. Ein derartiger

Digitized by Google

Zug von vier ganz zu einander passenden Thieren ist vom Züchter selbst nicht unter 800 bis 1000 fl. Conv. M. zu kaufen.

Rinder werden auf den üppigen Weidetriften Siebenbürgens fett gehütet, in zahlreichen Heerden nach Pesth und Wien getrieben, und es entfällt bei diesem Handel, wenn ihn kein besonderer Unfall trifft, bedeutender Gewinn. Es ist die weißgraue, silberfarbige, sogenannte podolische Rasse, die man zu diesem Zwecke hält. Außer den im Lande gebornen Heerden werden deren noch viele aus der Moldau eingeführt, in Siebenbürgen den Sommer hindurch auf der Weide gehalten, und sodann im Herbste ins Ausland zum Verkauf getrieben. Dieser Handel ist fast einzig und allein in den Händen der Armenier.

Außer dem Handel mit Vieh ist der in Landesproducten, als da sind: Wolle, Häute, Wachs, Honig u. dgl. der beträchtlichste. Die Wolle, welche das Land liefert, gehört größtentheils zu den allergeringsten Sorten, so daß man auch im Auslande unter der Firma der siebenbürgischen, eine ganz gemeine Wolle versteht. Rinderhäute und Talg sind ein fernerer bedeutender Ausfuhrartikel, was aus dem Flor, auf welchem hier die Rindviehzucht steht, leicht zu entnehmen ist. Wachs und Honig könnte das Land bei seiner reichen Flora, die der Bienenzucht so überaus günstig ist, in noch weit größerer Menge zur Ausfuhr liefern, wenn man diesem Erwerbszweige mehr Aufmerksamkeit schenken wollte. Und wie Vieles wäre überhaupt noch dem gesegneten Lande abzugewinnen, was zur Zeit noch in seinem Schooße ruht und künftigen Geschlechtern auszubeuten bleibt, vorausgesetzt, daß Intelligenz und Industrie sich mit der Zeit noch mehr entwickelt. Mit dem Reichthum seines Salzes ist Siebenbürgen nur auf seinen eigenen Bedarf beschränkt, da es fast ringsum von Ländern, die gleichen Reichthum besitzen, umgeben ist, und da es nach Ungarn deßhalb nur wenig absetzen kann, weil dieses Land sich fast gänzlich aus Galizien versorgt.

Noch muß ich eines Artikels erwähnen, welcher nur als vorübergehend erschienen ist, der aber, hätte man ihn wahrzunehmen verstanden, ziemlich bedeutend hätte werden können. Es sind dieß die Blutegel. Von Frankreich aus stellt sich seit einigen Jahrzehnten ein sehr dringendes Bedürfniß dieser Thiere heraus. Zuerst suchte man sie in Deutschland auf, wo sie aber in viel zu geringer Menge gefunden wurden, um lange vorzuhalten. Man drang nach Ungarn vor, fand sie häufiger, räumte aber auch dort dergestalt auf, daß man immer weiter nach Osten suchte, also auch nach Siebenbürgen kam. Hier lieferten eine Menge Teiche der Waare genug, man schätzte sie aber zu gering, gab sie für eine Kleinigkeit hin, und so beutete man sie, weil die, welche sie sammelten, guten Gewinn machten, allzu schnell und allzu rein aus. Die Folge davon ist nunmehr, daß man sie nur noch in geringer Anzahl findet, und mit dem Aufsuchen bereits bis an die östlichsten Gränzen des Landes vorgerückt ist, und schon darüber hinaus, d. i. in die Wallachei geht. Die Sache war, als dieser Handel im Flor war, einträglicher, als man glauben sollte, und sie hat während ihrer Dauer dem Lande Millionen von Gulden eingetragen.

Die Ausfuhr sämmtlicher Rohproducte geht nach dem Westen und dirigirt sich nach den beiden Plätzen Pesth und Wien. Die Fracht ist überaus billig, so zwar, daß man vom Centner von Clausenburg nach Pesth auf 54 Meilen Entfernung selten mehr als $1\frac{1}{2}$ fl. C. M. bezahlt.

Was Manufacturen und Fabriken so wie höherer Kunstfleiß schaffen, das wird Siebenbürgen größtentheils von Außen zugeführt. Pesth und Wien sind auch hiefür seine Waarenplätze.

Im Allgemeinen bewegt sich der Handel des Landes noch in engen Gränzen, und es nehmen an ihm, wenn wir ihn im Großen auffassen, nur wenige Häuser Theil.

Die Gewerbe befinden sich zum Theil noch in ihrer Kindheit, und wo sie sich aus dieser bereits herausgearbeitet haben, da tragen sie beträchtlichen Gewinn. Dieß aber kann man nur von den größern Städten, Clausenburg, Hermanstadt, Kronstadt und einigen andern sagen.

B. Oeffentliche Vergnügungen. So wie ein großer Theil der Bevölkerung noch in seiner Kindheit ist, so sind auch seine Ansprüche an öffentliche Vergnügungen noch die der Kinder. Dieß zeigt sich hauptsächlich bei Volksfesten, bei denen z. B. Musik nicht fehlen darf, die aber meistentheils nur aus einigem Fideln und Pfeifen von Zigeunern besteht, nach denen man aber nach Herzenslust tanzt. Jedoch ist auch der Tanz des Volkes noch der von Kindern: ein einfaches Umherlaufen und Springen, wobei die innere Lust den Rhythmus diktirt und die Beine in Bewegung setzt. Daß das, was ich hier Volksfeste nenne, sich nur auf enge Kreise beschränkt, muß ich darum erinnern, weil eigentliche Nationalfeste, welche das Volk in einem weiten Umkreise vereinigen könnten, bis jetzt in Siebenbürgen noch eine unbekannte Sache sind.

Das Theater hat sich in diesem Lande auch noch zu keiner sonderlichen Vollkommenheit ausgebildet. Zwar muß man dem deutschen in Hermanstadt Gerechtigkeit wiederfahren lassen, da es, so weit seine materiellen und intellectuellen Hülfsmittel reichen, sein Möglichstes thut, und mitunter auch in seinen Leistungen sich zu denen des zweiten Ranges emporschwingt. Weniger aber läßt sich dieß von dem ungarischen in Clausenburg sagen. In beiden jedoch wird die Kunst durch große Nachsicht und durch rauschenden Beifall, wo dieser nur irgend anzubringen, sehr aufgemuntert. Marionettenspiele und Farcen, welche die Zigeuner in Dörfern und Flecken aufführen, finden viel Zuspruch und Beifall, denn es sind sämmtliche Volksstämme Siebenbürgens sehr schaulustig.

Wie in allen südlichen Ländern, so auch hier, liebt es das Volk, seine Geschäfte im Sommer im Freien zu betreiben. Daher sieht man allenthalben Männer und Weiber mit ihren Arbeiten vor den Häusern.

Für die Cavaliere besteht ein Hauptvergnügen in der Jagd, welche in Siebenbürgen nicht unbedeutend ist. Besonders ist es die auf Wölfe, welche in vielen Districten des Landes noch ziemlich zahlreich zu finden sind, zumal sie von leidenschaftlichen Jagdliebhabern, den Landesverordnungen zum Trotz, geflissentlich geschont werden, um die Jagd auf dieselben desto unterhaltender zu machen.

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Douglas' Reisen am Oregon oder Columbiaflusse, in Nordcalifornien und auf den Sandwichsinseln, von 1824 bis 1827 und von 1829 bis 1834.

Der Name des früh dahingeschiedenen brittischen Reisenden, dessen wechselvolle und ereignißreiche Wanderungen in einer Weltgegend, wovon die meisten Striche noch von keinem Naturkundigen vor ihm betreten worden waren, der deutschen Lesewelt auf folgenden Blättern zum Erstenmal geschildert werden, ist an alle die seltenen und größtentheils anziehenden Gewächse geknüpft, die in den letztern Jahren aus den vom Oregon bespülten Gebieten in England eingeführt worden sind. Von dort aus sind sie nicht nur über das übrige Europa, sondern sogar nach der westlichen Hemisphäre zurück verbreitet worden.

Diese Reiseschilderungen sind theils aus den Tagebüchern geschöpft, die unbegreiflicherweise jahrelang unbeachtet und ungekannt im Archive der großen Londoner Gartenbaugesellschaft gelegen haben, und erst vor kurzem der Oeffentlichkeit übergeben worden sind, theils dem Briefwechsel entnommen, den Douglas mit Sabine, Hooker und andern brittischen Pflanzenforschern unterhalten hatte. Ein erhöhtes Interesse gewinnen sie eben jetzt, wo durch Washington Irvings Astoria*) die öffentliche Aufmerksamkeit jener bisher so dunkeln Weltgegend zugewendet worden, welche der Schauplatz der botanischen Entdeckungen von Douglas gewesen ist.

D. Douglas war 1799 zu Scone, einem Dorfe bei Perth in Schottland, geboren. Den Familiennamen seiner Mutter, welche eine Drummond war, erwähnen wir aus dem Grunde, weil es sicherlich ein merkwürdiges Spiel des Zufalls, daß denselben Namen ein englischer Naturforscher und Reisender, nämlich Thomas Drummond, trug, welcher ungefähr im gleichen Lebensalter wie Douglas, fast um dieselbe Zeit, in demselben Beruf ein frühes Grab fand.

Nichts gewährte schon dem zarten Knaben mehr Ergötzen, als von fernen Erd- und Seestrichen, von Reisenden, besonders von kühnen Seefahrern zu vernehmen, und seine Lieblingsbücher waren Sindbad der Matrose und Robinson Crusoe. Eben so früh schon zeigte er einen entschiedenen Hang zum Pflanzensammeln und eine merkwürdige Vorliebe für den Vogelfang. Der arme Knabe, welcher tagtäglich eine Strecke von sechs englischen Meilen nach und aus der Schule zurücklegen mußte, verwendete den ihm zum Kauf eines Imbisses angewiesenen Penny zur Bestreitung des Futters für seine Vögel, an deren Beobachtung er sich weidete!

Wer möchte es in Abrede stellen, daß auch der ächte Naturforscher wie der ächte Dichter geboren wird? Wie unvergleichlich hat sich der große nordamerikanische Ornitholog und Naturmaler J. J. Audubon in seiner leider so wenig bekannten Selbstbiographie darüber ausgedrückt:

„Kaum noch dem Gängelband entwachsen und im Stande, jene stets so süßen Erstlingsworte zu lallen, war ich schon auf die mich rings umwebende großartige Natur hingewiesen; sie wurde bald meine Gespielin, und ehe ich noch den Unterschied zwischen den azurnen Tinten des Firmaments und dem smaragdenen Schmelze des glänzenden Wälderlaubes zu fassen vermochte, fühlte ich mich schon unwiderstehlich zu ihr hingezogen, fühlte ich schon, daß nicht bloße Freundschaft, sondern eine an Raserei gränzende Inbrunst für die Natur meine Schritte durchs Leben begleiten müsse..... Ich war von jenen frühen kindlichen Eindrücken dergestalt umstrickt, daß wenn ich aus den Wäldern, den Auen und Mooren entfernt war, oder den Anblick des unermeßlichen Weltmeeres entbehrte, meine Seele eine unaussprechliche Oede empfand. Kein Obdach däuchte mir so sicher und reizend, als das dichte Laubgewölbe, worunter das herrliche Federspiel jenes Erdstrichs sich birgt, oder die schaurigen Klippen, unter welchen der dunkelbeschwingte Kormoran und der Bruchvogel Nachtruhe und Schirm vor der Wuth des eichenzerschmetternden Orkans suchen."

Im botanischen Garten zu Glasgow, worin er in der Folge arbeitete, zog er durch seinen regen Eifer die Aufmerksamkeit des berühmten schottischen Botanikers Hooker auf sich, den er später auf einer wissenschaftlichen Reise durch die westlichen Hochlande begleitete. Auf seine Empfehlung wurde Douglas von der großen Londoner Gartenbaugesellschaft im Jahre 1824 nach der Nordwestregion des nordamerikanischen Festlandes gesendet, um die damals noch unbekannten oder doch sehr wenig erforschten Pflanzenschätze der am Oregon und südwärts gen Californien hin gelegenen Landstriche zu untersuchen, wozu die Hudsonsbai-Gesellschaft bereitwillig die Hand bot.

Auf der Ueberfahrt wurde unter Anderem bei dem durch Joe's Robinson Crusoe, diesem eigentlichen Urahn aller „ethnographischen Romane und Marine-Novellen," berühmt gewordenen Eiland Juan Fernandez angelegt, wo Douglas eine Menge europäische Gartensämereien aussäete. Im Frühjahre 1825 langte er am Columbia an.

Auf jenem in naturgeschichtlicher Hinsicht damals noch beinahe jungfräulichen Boden begann nun Douglas eine Reihe von vornehmlich botanischen Entdeckungen, wie sie in neuester Zeit nur Wenigen beschieden gewesen sind. Ihm verdankte man während seines ersten dortigen Aufenthalts den Fund der so zierlichen Clarkie, die verschiedenen neuen Pentstemon-, Lupine-, Oenotherus- und Ribes-Arten, so wie eine Fülle anderer neuer Ziergewächse, wovon jetzt schon viele die botanischen Gärten und Gewächshäuser beider Hemisphären schmücken. Unter Anderem fand und sandte er jene riesigen Fichtenarten nach Europa, deren Vorhandenseyn bis dahin halb fabelhaft, wie etwa bis zur Stunde noch dasjenige vom Einhorn geschienen hatte. Eine davon nannte er zu Ehren des Verfassers eines berühmten Prachtwerkes über die Pinusgattung die „Lambertefichte;" eine andere hat von Sabine den Namen „Douglasfichte" erhalten. Im Frühjahre 1827 wanderte er vom Vancouverfort über die „Felsengebirge" nach der Hudsonsbai, wo er mit den Nordpolsfahrern Franklin und Back, die auf der Rückkehr von ihrer zweiten Reise begriffen waren, zusammentraf und mit ihnen nach England heimkehrte.

Nach einem zweijährigen Aufenthalte daselbst ging er 1829 abermals nach dem Columbiafluß ab, wo er bis 1833 verweilte, und seine frühern Entdeckungen bedeutend vermehrte.

Auf der Sandwichsinsel Owaihi, wohin er sich 1833 begeben hatte, um seine Untersuchungen dort fortzusetzen, fiel er im folgenden Jahr auf einer Bergreise in eine von jenen Gruben, worin die wilden Büffel gefangen werden, eben als kurz zuvor ein solcher hineingestürzt seyn mochte, und wurde von dem wüthenden Thiere zermalmt!

Das schauderhafte Ende eines so jungen, einsigen, reichen Forscherlebens erregte allenthalben die lebhafteste Theilnahme, und ein im Vaterlande des Unglücklichen ergangener Aufruf, ihm ein Denkmal zu setzen, hat auch bei den deutschen Pflanzenliebhabern und Gartenvereinen Anklang und bereitwillige Unterstützung gefunden.

Ferd. Maria Malven.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine neue Verdeutschung desselben ist ganz kürzlich in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 132.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Mai 1838.

Die Zigeuner in der Moldau und Wallachei.

(Aus der nordischen Biene Nr. 77 v. d. J.)

Bei dem großen Zuge der Zigeuner durch Europa blieb eine bedeutende Anzahl derselben in der Moldau und Wallachei zurück, wo Alexander der Gute ihnen gestattete, in der Luft und auf der Erde umher zu ziehen, und ihnen Feuer und Eisen zum Beschlagen der Pferde zu geben; gegen diese Vergünstigung verloren sie ihre Freiheit, und das Wort Zigeuner wurde gleichbedeutend mit dem Worte Knecht. Ihre Verbindlichkeiten wurden durch den moldauischen Codex vom J. 1833 festgesetzt, und in der Wallachei stehen sie unter demselben Gesetz. In beiden Fürstenthümern gehören die Zigeuner entweder dem Staat oder den Gutsbesitzern; solcher, die dem Staate gehören, rechnet man in der Moldau 3851 Familien, in der Wallachei 3000. Sie zerfallen in vier Classen: 1) die Rudares oder Aurar haben allein das Recht Gold in den Flüssen und im Bergsand zu suchen, und bezahlen dafür der Fürstin eine Steuer als Nadelgeld. Gegenwärtig ist ihr Gewerbe nicht sonderlich vortheilhaft. 2) Die Ursar oder Bärenführer, ziehen in Städten und Dörfern umher mit abgerichteten karpathischen Bären, denen die Zähne ausgebrochen, die Klauen ausgerissen und die Augen angebrannt sind, damit sie nicht deutlich sehen. Die Ursar treiben auch das Höckergewerb, und bezahlen dafür 7 bis 10 Rubel vom Kopf. 3) Die Lingurar oder Holzlöffelfabricanten, machen außer den Löffeln, wovon sie den Namen haben, alle Arten von Holzgeschirren und verkaufen Kohlen. 4) Die Lajeß oder Vagabunden haben keine bestimmte Beschäftigung; sie sind Steinmetzen, Schmiede, Kammmacher u. dgl. Dieß ist die verdorbenste Kaste von Zigeunern, denn sie dürfen im ganzen Fürstenthum herumwandern. Gegen Bezahlung einer Steuer von zehn Rubeln vom Kopf an die Regierung, können sie ihre Pferde in der Umgegend der großen Dörfer und der Straßen weiden lassen. Sie leben fast alle von Diebstahl und Betrug; bei der Arbeit sind sie gewandt und geschickt, thun aber nichts. Bei Tag schlafen sie, und bei Nacht gehen sie auf den Diebstahl aus. Ihre Frauen durchziehen die Straßen, wahrsagen aus den Händen, legen Träume aus, und bitten an den Kirchen um Almosen, indem sie ihre halbnackten Kinder den Vorübergehenden zeigen.

Diese vier Classen von Zigeunern haben keine ständigen Wohnungen; im Sommer leben sie in Zelten und im Winter in Gruben, die sie in den Wäldern, nahe bei Dörfern, um den Diebstahl treiben zu können, in die Erde graben. Neun oder fünfzehn Familien wählen sich einen besondern Richter und gehorchen ihm; die Richter stehen unter einem Bulibassa, der in Ungarn und Siebenbürgen Wojewode heißt. Auch der Bulibassa wird von den Zigeunern gewählt; er muß aus angesehener Familie, besser als die andern bekleidet, bejahrt, von hohem Wuchse und wohlgestaltet seyn. Die Wahl geschieht an einem offenen Orte; man hebt den Gewählten unter dem Freudengeschrei der Versammlung dreimal auf den Händen über den Haufen hervor. Richter und Bulibassen sind zur Auszeichnung von den gemeinen Leuten stets zu Pferde, tragen einen Bart und ein langes Purpurgewand, gelbe oder rothe Stiefel, eine Mütze aus Hammelfellen, und eine Peitsche mit drei Strängen im Gürtel, womit sie die straffälligen Zigeuner züchtigen. Die Bulibassen genießen eine große Gewalt über ihre Genossen; sie sind Richter erster und zweiter Instanz, erhalten aus den gesammelten Steuern zwei Piaster vom Hundert, haben das Recht, Schuldige zu strafen, und vertreten ihre Untergebenen bei der Regierung.

Die nicht dem Staate gehörigen Zigeuner stehen unter den Klöstern oder Bojaren, und zerfallen in Lajessen und Watrassen. Die Privaten gehörigen Lajessen gleichen denen des Staats vollkommen; sie wandern allenthalben unter der Aufsicht von Richtern umher, und wenn ihre Herren ein Gebäude aufführen wollen, so sind die Lajessen verpflichtet, ihnen als Steinmetzen zu dienen, wofür sie 25 Kopeken (wahrscheinlich Kupfer) erhalten. Die Watrassen haben beständige Wohnungen und werden nicht Zigeuner genannt; sie haben Sprache, Sitten und Gewohnheiten ihrer nomadischen Stammgenossen völlig vergessen, und sind von den Moldauern und Wallachen kaum zu unterscheiden. Ein kleiner Theil der Watrassen lebt in Dörfern, wo sie sich mit dem Landbau beschäftigen, aber zugleich Schneider, Schuhmacher oder Schmiede sind; der größere Theil lebt in den

Digitized by Google

Städten in den Bojarenhäusern, wo die Männer als Schneider, Bäcker, Steinmetzen, Kutscher und Köche dienen, während die Weiber die Zimmer reinigen, waschen und in Gold oder Silber sticken, worin sie eine große Fertigkeit haben. Nur bei nichtreichen Bojaren dienen sie als Lakaien und Köche; an Unsauberkeit und Unreinlichkeit gewöhnt, machen sie die Küche zum Stall.

Die Watrassen sind die besten Musiker in der Moldau und Wallachei; sie kennen keine Noten, spielen aber eine Einmal gehörte Sonate von Mozart oder eine Symphonie von Beethoven oft besser als der, von dem sie solche gehört haben. Ich sah oft, wie ein Zigeuner in Jassy mit der Geige in das französische Theater ging, aufmerksam die Ouverturen und die Arien anhörte, und am Ende der Oper die ganze gehörte Musik, besser als das Orchester, nachspielte. Die Zigeuner spielen die Geige, ihr Lieblingsinstrument, die Kobsa, ein besonderes neunsaitiges Instrument ähnlich der Mandoline, die Naia (ein Pansflöte), das Tamburin und die Moskal, die alte Syrinx, zu der sie eine besondere Neigung haben. Doch spielen sie nicht nur, sie componiren auch glücklich, die Namen Suzeawa, Angeluzza, Barba sind in der ganzen Moldau und Wallachei bekannt, und der Name des in Pesth lebenden Zigari ist überall in Ungarn berühmt. Viel bekannte Volksmelodien begleiten sie mit eigenen Worten, und ihre Stimmen sind vortrefflich. In Sommernächten hört man in allen Straßen von Jassy fröhliche Klänge; die Bojarenfamilien spazieren umher mit einem Gefolge von europäischen Musikern, ärmere Leute mit Zigeunern. Diese nächtlichen Wanderungen mit fröhlichen Gesängen und lärmender Musik sind voll Poesie, und nirgends so gewöhnlich wie in den Städten der Moldau und Wallachei.

Zum Tanze dient die Musik der Zigeuner vorzugsweise vor der europäischen, denn die Zigeuner beobachten den Tact sicherer. Von Weihnachten bis Aschermittwoch hört man in den Straßen rufen: Kukly! Kukly! Ruft man die Ausrufer herbei, so tragen zwei Männer ein kleines erleuchtetes Theater herein von 7 oder 8 Fuß Länge und 3 bis 4 Fuß Höhe. Das Theater stellen sie auf Stühle; auf der Scene erscheint eine Hirtin und spielt mit einem Lamm, dann kommt ein Zigeuner mit einem Bären, und ihnen folgt Hr. Wasilachi mit zwei Schönen, während seine Frau ihn in allen Straßen der Stadt sucht. Endlich erscheint ein Türke und ein Kosak, die in Streit gerathen und mit einander fechten; als die Türken noch die Moldau besaßen, besiegte der Türke den Kosaken, jetzt, wo die Russen in der Moldau sind, spießt der Kosak den Türken an seine Pike; der Zigeuner spricht hinter dem Theater, langsam und gravitätisch für den Türken, lebhaft und laut für den Kosaken.

Lebensbilder aus Portugal.

Zweiter Ausflug nach Setubal.

(Fortsetzung.)

Dieses Geschäft der Weiber mit dem Kinde konnte man sich, wie schon gesagt, noch gefallen lassen, allein späterhin sein Geschrei und sein ekelhaftes Besudeln versetzte uns ins größte Mißbehagen, Weib und Kind hätte man über Bord werfen mögen, und doch waren beide unschuldig daran. Noch immer zögerten die Bootsleute, bis wir endlich unsre Stimme erhoben, und wir drohten, wieder ans Land zu gehen, wenn sie nicht augenblicklich abstießen. Dieses geschah denn endlich, allein anstatt gleich quer in den Fluß zu stechen, hielten sie sich noch längs dem Quai, als wir aber auch dieses Manövres bald müde wurden und auf Abfuhr drangen, mußten sie unsern Willen thun und den Wind, der noch spärlich wehte, so daß sie auch mit den Rudern helfen mußten, in volle Segel nehmen. Schon waren wir eine Viertelstunde weit vom Lande, und ihre Augen noch immer dahin gerichtet, um zu sehen, ob nicht noch ein Passagier durch ein Signal sich zu erkennen gäbe, als auch wirklich ein kleines Boot angerudert kam, welches Zeichen zum Halten gab, wozu unsere Schiffer, trotz unserer Protestationen dagegen, sogleich auch bereit waren, und es war schlechterdings nicht zu verhindern, daß sie zwar fortwährend Ruderschläge thaten, die aber das Fahrzeug mehr aufspielten, als daß sie es weiter gebracht hätten, und so kam denn auch bald das kleine Boot näher und setzte einen bekannten Engländer aus Setubal in das unsrige ab, den wir nicht zurückweisen mochten. Die Wünsche der Schiffer schienen nun befriedigt, der Wind blies stärker aus Nordwest, und nun ging's, als flögen wir davon. In Zeit von nicht vollen anderthalb Stunden gelangten wir an den Quai von Monta, wo sogleich eine Menge geschäftiger, böser Buben bei der Hand sind, um das leichte Gepäck ans Land zu schaffen. Von dem Quai begaben wir uns nach dem kleinen, schon erwähnten Kaffeehause, worin es wenigstens recht reinlich und nüchtern aussieht — ein durch Schenktische abgeschlossener Raum, hinter welchem der Cafetier vor einer Art Schrank steht, bunt angestrichen und groß genug, um in seinen verschiedenen Abtheilungen, die für die darin zu prangenden Liqueure bestimmt sind, hundert Flaschen enthalten zu können. Dermalen befanden sich aber in demselben nur zwei Flaschen und einige Schnapsgläschen: die eine enthielt Anis, die andere Pfeffermünze, und als Imbiß standen daneben auf einem Teller kleine weiße Schiffszwiebacke, wie die deutschen sogenannten Judenmatzen. Kaffee war hier keiner fertig zu haben, konnte aber auf Verlangen gemacht werden, so wie auch Chocolade, die hier allenthalben anzutreffen. Für jetzt begnügten wir uns nur mit einigen Gläschen Liqueur, der feuchten Luft und des Nebels wegen, der sich nun ganz herabzusenken schien, und uns einen heitern, trockenen Tag versprach. Maulthiere waren bald bei der Hand, und in Zeit von einer halben Stunde konnten wir diese besteigen und davon reiten. Der Himmel war uns gnädig, die von Regen feuchte Erde dünstete stark aus, und neue Wolken zeigten sich am Firmament, die abwechselnd vor die brennende Sonne traten und deren Strahlen mäßigten und brachen, so daß wir ohne große Beschwerden die Sandwüste und Steppen durchzogen und gegen 11 Uhr in Palmella ankamen, woselbst wir beschlossen, einige Stunden zu verweilen und die Burg zu besteigen. Ein kleines Wirthshaus zur Linken, gleich am Eingange des Orts, wo eine hochschwangere Frau uns gar freundlich auf unsere Anfrage nach

Digitized by Google

einem Unterkommen einlud, abzusteigen, zeigte, daß wir vor der rechten Schmiede wären und unsere Pferde durch die Hinterthüre in den Stall bringen könnten, der von der Wirthsstube, der Schlafkammer, der Küche und dem Schenktische, was hier Alles in Einem Raum beisammen, nur durch einige klaffende Bretter getrennt war.

Nachdem dieses geschehen, wobei der Hausherr, der nun auch herbeigekommen, uns aufs thätigste und gefälligste beistand, und da wir Alles so ungemein reinlich in diesem Hause fanden, eine große Ordnung in jedem Winkel dieses zu manchem Zwecke eingerichteten Raumes herrschte, ungeachtet die vier kleinen Kinder des Hausherrn da herumliefen, so beschlossen wir auch hier unser Mittagsmahl zu halten, und die Wirthin sagte, daß sie gutes Rindfleisch, Schweinswurst, Speck und Kohl im Topfe habe, auch einige Eier bereiten könne. Wir machten also unsere Bestellung, und begaben uns nun mit einem kleinen zudringlichen Führer auf den Weg, um den Kloster- und Burgberg zu ersteigen, der sich wohl gegen 300 Fuß über der Villa erhebt. Allenthalben treten selbst in den Bergstraßen des Fleckens die nackten Kalkfelsen hervor, auf denen in dieser warmen Jahreszeit alle Vegetation erstorben, so daß im Reiche der Botanik hier keine Ausbeute erfolgte; dem Geognosten traten auf dieser Seite nur die einseitigen Schichten der nach Norden zu einfallenden tertiären Bildungen entgegen, auf denen sich zum Theil in Felsen gehauen, zum Theil von Mauern unterstützt, der Weg im Zickzack bis zu einem vorgeschobenen festen Burgthore erhob, woselbst wir zufälligerweise einen der acht als Besatzung liegenden Veteranen antrafen, den wir baten uns die Burg zu zeigen, wozu er auch sogleich willig war. Der größte Theil der ehemaligen alten Burg, die wohl noch aus der Maurenzeit herrühren mag und gewiß sehr fest war, liegt schon längst in Trümmern, und besonders soll das große Erdbeben von 1755 hier beträchtlichen Schaden angerichtet haben. Nur einzig noch gut erhalten und steinfest steht da der hohe mächtige ausgezackte Thurm mit seinen Schießscharten auf der Plattform und seinen festen Gewölben im Innern, aus grauem sandigem Gestein erbaut, und ganz oben auf demselben ein jetzt unbenutzter Telegraph mit Signalstange angebracht, welche in dem miguelistischen Kriege errichtet wurde. Ueberhaupt wurde damals, als Lissabon von dem Herzog von Terceira genommen worden war und später die miguelistischen Truppen Setubal und selbst Lissabon wieder bedrohten, Palmella als ein vorzüglicher Observationspunkt betrachtet, und daher alle Befestigungsmauern des untern Theils des Burgbergs neu ausgebessert und mit Kanonen versehen, und die weitläuftige Esplanade, die sich auf der höchsten Höhe bei dem Thurm bis zum jähen Abhange hinzieht und mit Mauer umgeben ist, wurde schön geebnet, und ebenfalls mit schwerem Festungsgeschütz besetzt, welches gegenwärtig auf der Erde liegt und verrostet. Eine kleine Besatzung von einigen hundert Mann, kann sich hier lange Zeit gegen Tausende halten, wenn sie mit Lebensmitteln versehen ist; Wasser hat sie hinlänglich in großen Cisternen. Die eigentliche Burg liegt nach der Ostseite, die bis jetzt wohlerhaltenen Klostergebäude mit ihren massiven Mauern auf der Westseite des schmalen Bergrückens, der nach Norden ein sanfteres Ansteigen, nach den drei andern Weltgegenden aber lauter abgebrochene steile Felsenwände mit den interessantesten geognostischen Gebirgsdurchschnitten, vom rothen Todtliegenden mit dem Zechstein bis zu den jüngsten Bildungen des tertiären Sandsteins und Grobkalkes ꝛc., darbietet. Der noch rüstige Veteran, bei dem Thurme angekommen, überantwortete uns einem andern Soldaten, der eben im Begriff war seinen Bart zu machen, und der gegenwärtig als alleiniger Burgwart zurückbleiben sollte, denn alle Andern hatten sich schon die Erlaubniß genommen, auf Urlaub zu den Ihrigen zu gehen, weil man sie nicht bezahlte, und der eine, welcher uns zu seinem Cameraden geführt, war so eben im Begriff denselben Weg zu wandern. Das Einzige, was man ihnen gab, war Brod, das nun dem Zurückgebliebenen zu Gute kam, das er verkaufen und sich dafür andere Bedürfnisse anschaffen konnte. Mit einer solchen Einrichtung war demnach Allen geholfen, und da es hier auch nichts weiter zu bewachen gab, kein Feind die Burg zu erstürmen drohte, so verursachten die fehlenden Soldaten der Besatzung auch keinen weitern Nachtheil. Wenn sich die Militärs der hier und dort in so vielen Forts der Küste und des festen Landes stationirten Detachements nicht auf diese Art zu helfen wüßten, so müßten sie bei dem Mangel an regelmäßiger Bezahlung unstreitig das unglücklichste Leben führen; und da man dieses nicht ändern kann, so kräht auch kein Hahn und kein Huhn darnach, wenn der Commandant eines solchen Forts und festen Platzes den größten Theil der Besatzung beurlaubt und sich selbst dazu, wenn er sich an einem andern Orte besser durchbringen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Douglas' Reisen am Oregon u. s. w.

(Fortsetzung.)

Erste Reise am Columbia.

Wir übergehen die kurze Schilderung seiner Seefahrt von der Themse nach der Bai von Rio-Janeiro, und lassen ihn nun selber sprechen: Gegen Ende September 1824 bekamen wir das Vorgebirge Frio zu Gesicht, und an einem Abend wurde das Schiff, eine der Hudsonsbai-Gesellschaft gehörige Brigg, von mannichfaltigem Seegevögel umringt, und da wurde ich zuerst des herrlichen Albatroß ansichtig. Die Pracht der Bai von Rio ist allbekannt. Einen Charakterzug der brasilischen Landschaft, der dem europäischen Auge vor Allem auffällt, bildet der Umstand, daß die größten Palmen stets auf den höchsten Bergspitzen angetroffen werden. Während meines kurzen Aufenthalts zu Rio wurde ich mit William Harrison, einem kenntnißreichen Pflanzenfreund, bekannt, der zu Botofago wohnte.

Durch seine Bemühungen sind viele damals neue Ziergewächse, besonders Epidyden, zuerst nach England gebracht worden.*) Er selbst zieht gegen siebzig Orchideenarten mit großem Erfolg auf eine zugleich sinnreiche und einfache Weise. In einer Boliöre, die er unter-

*) Die meisten derselben sind in den großen Londoner botanischen und Gartenzeitschriften abgebildet, und seiner dabei stets aufs ehrenvollste gedacht worden.

hält, sieht man mehrere seltene und herrliche brasilische Vogelarten. *) Von Rio wurde nach einem kaum einmonatlichen Aufenthalte die Fahrt nach dem Columbia fortgesetzt. Auf der Höhe des La Plata zogen unabsehbare Tangwälder am Schiffe vorüber, wovon einige Gewächse eine Länge von 60 Fuß hatten. In dieser Parallele begannen zwei Procellaria-Arten in großer Menge vorzukommen. Während wir zwischen dem Festland und den Falklandsinseln hinsteuerten, befiel uns plötzlich eine unbeschreiblich schneidende Kälte, die uns als Vorbote galt, daß wir uns der so unwirthlichen, so gefürchteten Region des Cap Horns näherten, welches wir in der That schon nach wenigen Tagen zu Gesicht bekamen.

Zwischen der 50 und 59 Parallele bot sich Douglas mannichfaltige Gelegenheit zur Anstellung von Untersuchungen über die drei gewöhnlich vorkommenden Albatrosarten dar. In den meisten Reisebeschreibungen und Naturgeschichten, sagt er, ist bisher immer die Angabe wiederholt worden, daß dieser gewaltige Vogel bei ruhigem Wetter ungemein leicht gefangen werden könne. Dieß ist aber irrig; ich habe beständig die durchaus entgegengesetzte Erfahrung gemacht, daß nur im heftigsten Sturmwetter der Fang der Albatrossen gelingen mag. Sie kämpfen während den rasendsten Windstößen um den ausgeworfenen Köder, den sie oft mit dem Haken verschlingen. Ihr Aussehen ist ungemein majestätisch. Die Flügelweite des größten unter neun und sechzig, die ich fing, betrug 12¾ Fuß und die Körperlänge 4 Fuß. In der Bewegungs- und Flugweise gleichen sich sämmtliche Arten. Wenn der Albatros auf den Meereswogen sitzt, dann sind seine Fittige auf ganz gleiche Weise wie die des Schwanes emporgehoben; noch höher emporgereckt und in einer unablässig zitternden Bewegung nach Art der Habichtsgattung sind sie während er ißt. Wenn er sich in die Lüfte erheben will, fährt er erst eine ungefähr hundert Klafter lange Strecke auf dem Gewässer dahin, wobei er mit den Schwingenspitzen über die Fläche hinstreicht, und schwingt sich dann nach diesem, wie es scheint unerläßlichen Vorspiel mit ungemeiner Anmuth und kaum wahrnehmbarer Bewegung der Fittige in die Höhe. Sein wildes und kühnes Naturell zeigt sich vorzüglich, wenn er gefangen ist. Die in der Ornithologie den Beinamen Chlororynchus führende Art wird, obgleich sie kleiner ist, von allen andern gefürchtet und scheu gemieden. **)

*) Also ein Miniatur-Seitenstück zu der berühmten Voliere des wahrhaft ausgezeichneten englischen Kaufmannes T. Beale auf Macao, welche an Fülle und Seltenheit der darin gehegten prachtvollen Vogelarten, worunter sich sogar ein Paradiesvogel, und zwar der männliche Emerande oder Smaragd-Paradiesvogel befindet, vielleicht auf dem ganzen Erdkreise kaum ihresgleichen haben dürfte. Der Besitzer war seit geraumer Zeit bemüht, sich auch eine Sie von dieser Art zu verschaffen, um dem so anziehenden, noch niemals stattgefundenen Versuch der Paradiesvogelzucht anzustellen. M.

**) Obige Angabe, daß der Fang des Albatros nur bei stürmischem Wetter gelingen könne, dünkt uns neu, denn selbst G. Bennet, in dessen Reisewerke, so viel wir wissen, das Neueste und Vollständigste darüber vorkommt, erwähnt ihrer nicht. Wie viel ist seit Anson, welcher dieses wundersame Weltmeerwesen, wie so manche andere großartige Erscheinung der See- und Tropenwelt zuerst der europäischen Phantasie vorgeführt hat, über Leben und Weben des Albatros, der mit der rasenden Windsbraut des Cap Horns spielt, als wäre sie ein fächelnder West, berichtet worden, und nun nach Verlauf von fast einem Jahrhundert müssen wir die erste richtige Angabe über die günstigste Weise seines Fanges erhalten! F. Malven.

Bei der Insel Juan Fernandez wurde angelegt. *) Dieses classische Eiland, welches füglich das Madeira der südlichen Halbkugel genannt werden darf, ist äußerst gebirgig und vulcanisch. Die Kuppen der reizend begrünten Anhöhen sind, außer bei sehr heiterem Wetter, stets von Gewölken umlagert. Als wir in der von Anson sogenannten Cumberlandsbai Anker warfen, gewahrten wir ein kleines Fahrzeug, und am Strand eine Hütte, aus welcher Rauch aufstieg. Die abenteuerliche Lebensgeschichte ihres einsamen Bewohners, welcher alsbald aus einem nahen Gebüsche herbeieilte und uns freudig bewillkommte, wollen wir mit wenigen Worten andeuten. Er war aus London gebürtig, hieß William Clark, und war auf einem Liverpooler Kauffahrer als Matrose nach der chilenischen Küste gekommen, wo er entlassen wurde. Nach mancherlei Schicksalen gelangte er auf diese Insel, wo er von den Spaniern zur Erlegung von verwilderten Hornvieh und Pfoten, welche da in großer Menge vorhanden sind, verwendet wird. Er besaß eine Büchersammlung, die aus siebzehn Bänden bestand, worunter eine Bibel, ein anglikanisches Gebetbuch, einige alte englische Romane und Reisebeschreibungen, Cowpers Gedichte, wovon er das Lied auf Alexander Selkirk auswendig wußte, und endlich ein matt gebundener Abdruck vom Robinson Crusoe, wovon er selbst füglich als die letzte und vollständigste Auflage angesehen werden konnte.

Die vor einigen Jahren von den Spaniern hier angelegte Niederlassung ist wieder aufgegeben worden. Als Ueberreste davon lagen noch sechs und zwanzig große Geschütze am Strand. Auch die Trümmer eines von Anson errichteten Ofens sind noch vorhanden, und dienen einer kleinen blauen Taubenart zum Schlage.

Unter den Gewächsen fiel mir eine große blaßrothe Erdbeerenart auf, die entweder da einheimisch oder von der nicht mehr als gegen drei und neunzig geographische Meilen entfernten chilenischen Küste eingeführt worden ist.

Der reizende idyllische Charakter dieses nun eigentlich wieder unbewohnten Eilandes ist unbeschreiblich. Silberbäche gleiten in Fülle durch die in üppigem Grün prangenden Thäler dahin, welche in dunkle Felsenschluchten auslaufen, wo die gefiederten Zweige der Lomatien, Asplenien und Polypodien wehen. Verschiedene Arten davon sind neu, und von wahrhaft majestätischer Gestalt und hohem Wuchse. Während meines kurzen Aufenthaltes auf dem Eilande sammelte ich siebzig verschiedene und äußerst anziehende Gewächse. **) Die mir vorgekommenen Vogelarten dagegen waren wenig und nicht schön.

(Fortsetzung folgt.)

*) D. h. doch wohl bei der größern, Mas-a-Tierra genannten, von den beiden Inseln, welche den Gesammtnamen Juan Fernandez führen. Die Schilderung, die Douglas von ihr entwirft, ist doch wohl nur auf die Nordseite derselben, über welche er auch wohl nicht hinausgekommen ist, zu beziehen. M.

) „. . . terminating in dark and rocky dells, where wave the feathery fronds of * several species of which are new and of truly princely form and growth.“ Mrs. Maria Graham, jetzt Mrs. Calcott, entwirft in ihrem Tagebuch eines Aufenthalts in Chili eine noch begeistertere Schilderung dieses Eilandes. M.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 42** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Die Weissagung des Dante. Von Byron. — Prometheus. Von Edgar Quinet.

Im Abonnement bleibt dem Auslande beigegebenen Literaturblätter, von welchem wöchentlich 2–3 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 42.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

12 Mai 1838.

Die Weissagung des Dante.

Von Byron.

Mein Sphärenlauf des Lebens strahlt mystische Kunde,
Und Schatten voraus wirft die kommende Stunde.
Campbell.

Lord Byron schrieb dieses Gedicht im Sommer des Jahres 1819 zu Ravenna, nach dem Wunsche der schönen Gräfin Guiccioli, welche sein „Klagelied Tasso's" gelesen, und nun etwas Aehnliches über Dante's Exil verlangte, der bekanntlich in Ravenna begraben liegt. „So entstanden," sagt der Dichter in der Vorrede, „folgende vier Gesänge. Finden sie Beifall, so bin ich gesonnen, das Gedicht bis zu seinem natürlichen Schlusse im gegenwärtigen Jahrhundert fortzuführen (was nicht geschehen ist). Der Leser denke sich Dante zu ihm sprechend in der Zwischenzeit zwischen der Vollendung seiner göttlichen Komödie und seinem Tode, und zwar kurz vor dem Eintritt des letzteren. Er sagt die Schicksale Italiens in den folgenden Zeiten voraus. Bei Entwerfung dieses Plans hatte ich Lykophrons Kassandra, die Prophezeyung des Nereus bei Horaz, so wie auch die Weissagungen der heiligen Schrift vor Augen. Das gewählte Versmaß ist die Terzine, die bis jetzt in der englischen Sprache, meines Wissens, noch nirgends angewandt worden ist, so daß man dieses Gedicht als einen metrischen Versuch betrachten kann."

Widmung.

Wenn für das Laub, das kalte, nebelgraue,
Wo anfing, doch nicht ende meine Bahn,
Ich Deines Welschlands hohem Dichter-Ahn
Nachahmend hier die Terza Rima baue,

Von Südens Harmonieen diese rauhe
Abschrift in Runen: — Du gabst mir den Wahn
Ins Herz, und hab' ich wagend fehlgetban,
Ist's, Herrin! Deine Huld, der ich vertraue.

Du sprachst in Reiz- und Jugendstolz gewöhnet
Zu sprechen und gehorchen Dir zu sehn;
O sonn'ger Süden, der so klangreich tönet

Und der so schöne Formen sieht entstehn;
So süßer Laut durch solchen Mund verschönet,
An welche Arbeit hieß' er uns nicht gehn!

Ravenna, 21 Jun. 1819.

Erster Gesang.

Nochmals zur schwachen Menschenwelt hernieder,
Der ich entrückt für immer mich geglaubt,
Und Staubgewicht der Erde fühl' ich wieder! —
Zu bald des ewigen Gesichts beraubt,
Das, heil von Schmerz, zu Gott mich hob empor
Vom Abgrund, der sonst Rückkehr nicht erlaubt,
Wo hoffnungslos Verdammte mir das Ohr
Erfüllten; — auch vom Ort der Qual, die kleiner,
Drauß gluthgeläutert geht der Mensch hervor,
Sich Engeln anzureihn, als deren einer
Mich meine Beatrice, überschwenglich
Mit ihrem Licht beseligend, zu Deiner
Thronstufe führte, Gott! du uranfänglich,
Dreieinig, einzig, ewig, unerfaßt —
Mich, den von aller Glorie unversenglich
Von Stern zu Stern gestiegnen Erdengast,
Bis ich zum Thron der Allmacht vorgerückt,
Du, deren schöne Glieder lang' die Last
Der Scholle und des kalten Steins gedrückt,
O Beatrice, Seraph, einz'ge, reine,
Früherste Liebe! die mich so entzückt,
Daß meinen Busen sonst bewegte keine,
Und die Begegnung deiner Seele drüben
Die war des Wesens, ohne das die meine
Wie Noah's Taube sich hätt' umgetrieben,
Ruhlos, bis sie dich fand, und unvollkommen
Wär' ohne dich mein Paradies geblieben.

Digitized by Google

Seit mir die zehnte Frühlingsſonn' entglommen,
Warſt du mein Leben, Denken, ſchon geliebt,
Eh' ich den Namen Liebe noch vernommen;
Noch herrlich leuchtend jetzt, iſt auch getrübt
Mein Aug' von Jahren, Krieg, Exil und Thränen
Um dich, die ſonſt kein Weh' mir eingeübt.
Denn meines Geiſts Natur iſt nicht von denen,
Die Tyrannei und Pöbellärm bezwingt,
Und, ſpannt' umſonſt der lange Kampf die Sehnen,
Und werd' ich niemals (wenn nicht leichtbeſchwingt
Mein innres Aug' die Wolf' am Apennin
Bis nach Florenz, deß Ruhm ich war, durchdringt)
Die Heimath wieder ſehen, wär's, darin
Zu ſterben nur, iſt dem vertriebnen Alten
Der ernſte hohe Geiſt doch nicht dahin.
Doch ſinkt die Sonn', ob lange klar erhalten; —
Ich griff' in Thaten, Denken, Zeit und trat,
Stirn gegen Stirn, zerſtörenden Gewalten
Auf allen ihren Wegen in den Pfad.
Mich ließ die Welt, wie ſie mich fanden, rein,
Und erntet' ich nicht ihres Lobes Saat,
Sucht' ich's auch nicht durch Lockung, die gemein.
Der Menſch thut Unrecht, doch es rächt die Zeit;
Kein dunkles Denkmal wird mein Name ſeyn.
War auch mein Ehrgeiz nicht die Eitelkeit,
Zu ſeyn von den ruhmſüchtigen Geſellen,
Die großthun in des Rufes Kleinlichkeit,
Mit ſchwachem Menſchenhauch ihr Segel ſchwellen,
Und denen es die höchſte Glorie ſcheint,
Sich in der blut'gen Chronik aufzuſtellen
Bei dem Eroberer und dem Tugendfeind.
Florenz, Florenz! frei wollt' ich dich und groß;
Du aber, wie Jeruſalem, beweint
Vom Heiland einſt, du wollteſt nicht dies Loos.
Wie's Vöglein mit den Flügeln deckt die Jungen,
Hätt' ich geheget dich im Vaterſchooß.
Wär' ungehört dir nicht mein Ruf verklungen;
Du aber ſprizteſt Gift dem Buſen zu,
Taubwilde Viper, der dich dicht umrungen,
Zerſtörteſt meines Glückes ſtille Ruh
Und dieſen Leib verdammteſt du zum Feuer. *)
O Fluch des Vaterlands, wie herb biſt du
Dem, der gern ſtürbe für ſein Land, ein Treuer,
Doch nicht verdient, durch es den Tod zu finden,
Und dem 's doch lieb, im Zorn noch lieb und theuer!
Wohl kommt ein Tag, da wird ſein Irrthum ſchwinden,
Wohl kommt ein Tag, da 's auf den Staub ſtolz wäre,
Den jetzt es zu verſtreu'n befiehlt den Winden;
Da 's übertrüge gern des Grabes Ehre
Deß, dem 's die Heimath nahm; — doch ſo nicht ſoll's! —
Mein Staub lieg', wo er fällt von Ungefähre.
Das Land, das mich gebar, doch hart und ſtolz
Ausſtieß, zu athmen an dem Wanderſtab,
Soll drum noch nicht mich haben, weil 's des Grolls
Und der Verdammung launiſch ſich begab.
Nein, es hat mir, was mein, verſagt — den Herd,
Es habe nicht, was ſein nicht iſt — mein Grab.
Zu lange hat 's kriegsrüſtig abgewehrt
Die Bruſt, die ihm bereit mit ihrem Blute,
Den Geiſt, der in Verſuchungen bewährt,
Den Mann, der focht, der reifte, der nie ruhte
In Bürgenpflicht, und dem 's den Lohn gebracht,
Zu ſchauen, wie im Argliſt-Uebermuthe
Der Guelf die Bosheit zum Geſetz gemacht.
Dieß alles ſind nicht Dinge zum Vergeſſen,
Eh' ſinkt Florenz in des Vergeſſens Nacht.
Die Wund' iſt noch zu friſch, zu tief gefreſſen
Hat 's Unrecht und der Schmerz iſt noch zu neu,
Als daß Verzeih'n und Schuld ſich ſühnt' indeſſen,
Kam ihm auch endlich, wenn auch ſpät, die Reu' —
Doch, doch! mein Leid wird ſanfter wegen ſeiner,
Und du, Beatrix, weckſt mir heil'ge Scheu,
Am Boden mich zu rächen der einſt meiner,
Und noch geheiligt iſt durch dein Gebein,
Zur Mörder-Freiſtatt, hehr genug mit Einer
Graburne tauſend Feinden Schutz zu leihn.
Mag 's mir wie Marius in Minturnä's Sumpfe
Und auf Karthago's Schutt zu Muthe ſeyn,
Mag ich die Todeszuckungen am Rumpfe
Manch ſchnöden Feinds im Traum ſich winden ſehn,
Und überwölbt die Hoffnung auf Triumphe
Die Stirne mir — mag das vorübergehn!
Es ſind die letzten Schwächen im Gefühle,
Derer, die trugen mehr als Erdenweh'n.
Und, irdiſch noch, nur auf der Rache Pfühle
Ruh finden — ſie, die ſchlafend träumt von Blut,
Und wachend lechzt, daß Rades-Umſchwung kühle
Des Durſtes ew'ge, oftgetäuſchte Gluth.
Auf daß, wer trat, ſink' unter unſern Tritten,
Und Tod und Ate nun dem Uebermuth
Komm' über niedrig Haupt und Rumpf geſchritten —
Gott! nimm von mir ſolch Denken, ſolches Bild!
In Deine Hand geb' ich was ich gelitten;
Der Allmacht Ruthe räch' es. Sey mein Schild,
Wie Du es warſt in Fahr, in ſchweren Tagen,
In ſtürmiſchen Städten, auf dem Zeltgefild,
In Noth und Mühſal für Florenz getragen
Umſonſt — Von ihm geh' ich an Dein Gericht,
Du jüngſt in Herrlichkeit Erſchauter! klagen —
Erſchauter in dem ſtrahlenden Geſicht,
Das ſehn und leben Keinem iſt gewähret,
Und mir haſt Du 's gewährt und Andern nicht.

*) „Ut si quis prædictorum ulla tempore in fortiam dicti communis pervenerit, talis perveniens igni comburatur, sic quod moriatur" — ſo lautete der zweite Urtheilsſpruch der Florentiner gegen Dante und die vierzehn Mitangeſchuldigten. Das Latein iſt des Urtheilsſpruchs würdig.

Digitized by Google

Mit welchem Druck auf meine Stirn rückkehret
Gefühl der Erd' und ird'scher Dinge Zank!
Schwerdumpfer Sinn und Leidenschaft, die gähret,
Des Herzens Krampf auf geist'ger Folterbank;
Tag lang, Nacht leidig; Rückblick auf ein trüb
Und blutig halb Jahrhundert, das versank,
Und was an wen'gen schwachen Jahren blieb,
Grau, trostlos; doch zu tragen minder hart,
Da ich zu früh' ans öd' Gestade trieb,
An der Verzweiflung Riff geschleudert ward,
Als daß ich noch aufs schnelle Segel schaute,
Das diesen Fels umfliegt mit sichrer Fahrt.
Ich rufe nicht; wem läg' am Wehelaute?
Nicht diesem Volk gehör' ich, dieser Zeit!
Doch was ich sang, das Denkmal, das ich baute,
Wird sie erretten von Vergessenheit,
Wann längst kein Aug' mehr ihren wirren Jahren
Nachspürte und dem wüth'gen Bürgerstreit,
Wärd' nicht mein Reim so manche That bewahren
Werthlos an sich, wie er, der sie gethan.
Fluch ist's, den Geister meiner Art erfahren:
Gestumpft, gefoltert seine Lebensbahn
Hinzehrt der Dichter, und er stirbt alleine;
Dann treten Tausend' an sein Grab heran,
Pilger der Fremde suchen sein Gebeine,
Gelockt vom Namen — er nur noch ein Hall —
Huldigung verschwendend überm stummen Steine,
Verbreiten nun sie dessen Ruhmesschall,
Der nicht mehr hört; — und theurer kommt mir meiner!
Der Tod ist nichts; doch solche Art Verfall,
Herniederbeugen meinen Geist von seiner
Unendlichkeit, seyn eine Alltagsschau
Für Alltagsbang', bevugt im Kreise Kleiner,
Irr wandernd — hat der Fuchs doch seinen Bau! —
Von Freunden, Heimath, Allem weggerissen,
Was süß Gemeinschaft macht, Schmerz minder rauh,
In Einsamkeit gleich Königen mich wissen,
Doch bar der Macht, die leichtert Kronenlast,
Der Taube Nest und Schwinge neidend missen,
Zu fliegen, wo der Apenninenast
Zum Arno schaut, vielleicht da schwebt sie nieder
In meine harte Vaterstadt zur Rast,
Die meine Kinder zählt als ihre Glieder
Und sie, das Weib, verhängnißvoll und kalt,
Des Mitgift Unheil war: *) — dieß immer wieder
Sehn, fühlen unveränderter Gestalt,
Die Lehr' ist bitter; — frei doch bleib' ich immer;
Nie sucht' und fand ich, was für niedrig galt,
Verbannter ward ich, aber Sklave nimmer.

Altenhöfer.

*) Dante's Gattin hieß Gemma, und stammte aus einem der mächtigsten Guelfengeschlechter, dem der Donati: Corso Donati war der Hauptgegner der Ghibellinen. Sie wird bei Giannozzo Manetti geschildert als „admodum morosa, ut de Xanthippe Socratis philosophi eamque scriptum esse legimus."

Prometheus.

Von Edgar Quinet.

Bei der Herausgabe seines letzten Werkes: Napoleon, verwies E. Quinet, um sich gegen den Verdacht von Mangel an religiöser Gesinnung zu schützen, auf ein Gedicht, welches später folgen und die Trilogie ergänzen sollte, die nunmehr, aus Ahasverus, Napoleon und Prometheus bestehend, vollständig dem Publikum vorliegt. Der Verfasser hat jedoch in der Vorrede zu seinem neuesten Werke das Verhältniß desselben zu den früheren nicht festgestellt, und wir übergehen deßhalb diesen Punkt um so mehr, als das vor uns liegende Gedicht für sich genommen, Stoff genug für unsere Reflexion darbietet.

Wir begrüßen dieß lyrisch-dramatische Gedicht als eine willkommene und glückbedeutende Erscheinung in der französischen Literatur aus mehr als Einem Grunde. Edgar Quinet gehörte, trotz den phantastischen Ueberschwänglichkeiten, welche wir bei der Anzeige seines Ahasverus und zum Theil auch seines Napoleon bemerklich gemacht haben und von welchen wir auch vorliegendes Gedicht nicht ganz frei sprechen können, doch zu der kleinen Zahl der ernsten und keuschen französischen Dichter, die aus der Poesie wirklich einen Kultus machen, die nicht daran verzweifeln, die Geister und Herzen für die Poesie zu gewinnen und zu erwärmen, dadurch, daß sie nach Inhalt und Form sie zu erheben und zu adeln trachten, — während so Viele kein Bedenken tragen, sie zu erniedrigen und zu entwürdigen, um durch solche Opfer den Beifall der profanen und frivolen Masse zu erkaufen; zu der Klasse der Dichter, welche sich als Priester und Herolde von dauernden, großen und wichtigen Ideen, nicht als Lakaien des Zeitgeschmacks, der Mode, als Einschläferer der blasirten Langweile betrachten. Seine Poesie ist, mit einem Wort, verwandt mit der Philosophie, der Wissenschaft des Ewigwahren, während ein so großer Theil der poetischen Literatur Frankreichs den Interessen, den Tendenzen und Skandalen des Tags sich zuwendet und huldigt; und augenblickliche Unterhaltung und Spannung des Publikums, ein augenblickliches Aufsehen als höchstes Ziel ihres Strebens beabsichtigt. Wir behaupten gar nicht, daß die ächte und höchste Poesie eine Tochter der Philosophie oder Speculation sey; im Gegentheil glauben wir, daß der reinsten Entfaltung der Poesie die Abhängigkeit von der Philosophie eher nachtheilig werden muß; aber wenn einmal der Quell der Poesie nicht mehr in jugendlicher Fülle und Frische in einem Volke sprudelt; wenn die Dichtung nicht mehr hauptsächlich das Produkt der mächtigen Naturkraft, sondern in höherem oder geringerem Grade auch das der Bildung ist: dann glauben wir ist es von großer Wichtigkeit und von gedeihlichster Wirkung, wenn die Dichter, versteht sich neben dem Studium der lebendigen Welt, der Natur und der Geschichte, der Erforschung der höchsten religiösen und metaphysischen Ideen und der Entwicklung derselben in der Geschichte der Menschheit sich widmen, wenn sie durch solche Betrachtung des Ewigen ihren Geist sammeln und concentriren, statt sich, wie die Lieblinge und Helden der Modeliteratur, in taumelndem Genuß, im Haschen nach den Interessen des Tages

Digitized by Google

zu zerſtreuen und zu verflachen; wenn ſie, ſtatt das Frivole, Nichtige und Gemeine mit künſtlichen Reizen aufzuſtutzen, die Wahrheit im reinen Gewande und in den keuſchen Formen des Schönen dem Auge näher bringen. Die ausgezeichnetſten neueſten Dichter Deutſchlands und Englands können als Zeugen für unſere Anſicht genannt werden; vor allen Schiller, welcher ſich der Philoſophie faſt mit eben ſolchem Eifer widmete, wie der Poeſie ſelbſt, und der deßhab nicht minder populär wurde, ja der vielleicht ſeinen großen Einfluß auf ſein Volk großentheils ſeiner philoſophiſchen Geiſtesrichtung verdankt, die ſeinen Produktionen ihre ideale Weihe verlieh. Cultivirte Goethe die Philoſophie minder ſyſtematiſch, ſo blieben ihm doch ihre Probleme nichts weniger als gleichgültig; auf ſeine Art eignete er ſich die Reſultate der verſchiedenen Philoſophien an; auf ſeine Art beantwortete er ſich die großen Fragen der Spekulation, welcher er, neben manchen Gedichten, in ſeinem Fauſt ſeinen Tribut auf eine ſo glänzende, in der Geſchichte der Poeſie epochemachende Weiſe abtrug. Jean Paul, Tieck, Novalis — Alle ſtanden unter dem mächtigen Einfluß der Philoſophie. Von Engländern wollen wir als philoſophiſche Dichter nur erwähnen: Coloridge, Wordsworth, Shelley. In Frankreich iſt die philoſophiſche Poeſie einigermaßen vertreten von Lamartine, welchem ſich Edgar Quinet zugeſellt. Dieſer Letztgenannte hat ſich auch in ſeinem Vaterland durch die Ueberſetzung von Herders Ideen zu einer Geſchichte der Menſchheit ein Verdienſt und einen Namen erworben, und ſeine poetiſchen ſowohl als ſeine ſonſtigen Arbeiten geben Zeugniß von der Empfänglichkeit und dem Eifer, womit er, der auch in einer deutſchen Stadt ſeinen längern Aufenthalt genommen, die Schätze des deutſchen Geiſtes und der deutſchen Poeſie in ſich aufnimmt und verarbeitet. Wenn die Ergebniſſe eines ſolchen Strebens, das Beſte und Gediegenſte fremder Bildung und Poeſie ſich anzueignen und gleichſam zu nationaliſiren, auch nicht gerade vollendete poetiſche Meiſterwerke ſind, ſo iſt doch ſchon die ernſte und würdige Tendenz als ein erfreuliches Zeichen anzuerkennen, und wenn auch dieſe Werke ſelbſt noch keine tiefe Wurzeln im franzöſiſchen Geiſt zu ſchlagen im Stande ſeyn ſollten, dienen ſie doch gewiß, den Geſchmack für tiefere Poeſie vorzubereiten und zu kräftigen. Die erſte Vermählung des deutſchen Geiſtes mit dem franzöſiſchen im Romanticismus war etwas haſtig und übereilt; manches wilde Reis wurde aufgepfropft und verdorrte wieder oder blieb ohne Früchte; jetzt ſcheint Frankreich, obgleich im Gebiet der ſchönen Literatur eine Stockung eingetreten iſt, doch in der Stille mit größerem Fleiß und tieferer Gründlichkeit die geiſtigen Schätze Deutſchlands, beſonders in den Fächern der Philoſophie und Geſchichte, in Saft und Blut verwandeln, und mehr durch tüchtige Benützung der gemachten Studien, als durch oberflächliche Entlehnung und Nachahmung einen dauernden Rapport herſtellen zu wollen. Nachdem wir hiemit kurz den Geſichtspunkt angedeutet, von welchem aus dieß neue Gedicht uns vorzüglich intereſſant iſt, gehen wir zu deſſen Analyſe und Beurtheilung über.

Das lyriſche Drama Prometheus zerfällt in drei Theile: Prometheus der Feuererfinder, der gefeſſelte Prometheus, der befreite Prometheus. In dieſer Behandlung und Eintheilung ſchließt ſich Edgar Quinet, wie man ſieht, ganz an die Trilogie des Aeſchylus an, von der jedoch nur das mittlere Stück, der gefeſſelte Prometheus, uns erhalten iſt. Kein Einſichtsvoller wird dem Verfaſſer einen Vorwurf daraus machen oder zum voraus das Verdienſt ſeines Gedichts geringer anſchlagen, weil er einen ſchon behandelten Stoff gewählt und in der Anlage ſeines Werks dem großen Griechen gefolgt iſt. Die wahre Poeſie und Kunſt geht nicht ſo ſehr auf Neuheit des Stoffes aus wie z. B. der Roman oder die Novelle, welche vom Neuen den Namen trägt; die alten Tragiker der Griechen ſelbſt behandelten vielfach einen und denſelben Stoff, wobei dann, innerhalb eines gegebenen Kreiſes, die produktive Kraft des Dichters ſich nur um ſo mehr angeſpornt fühlte, in Variirung der Anlage im Einzelnen, in den Motiven und in der Nuancirung der Charaktere das Höchſte und Vollendetſte zu leiſten. Je entwickelter der poetiſche und Kunſt-Sinn iſt, um ſo mehr verſchwindet das nur ſtoffartige Intereſſe, um ſo weniger verlangt man Ueberraſchung durch Neues. Schon bei mehr hiſtoriſchen Thematen iſt, wie die Erfahrung zeigt, eine große Mannichfaltigkeit der poetiſchen Behandlungsweiſe möglich, noch mehr aber iſt dieß der Fall bei ſolchen Vorwürfen, welche mehr in die Sphäre des Ideellen fallen, wo das Faktiſche, die Tradition mehr nur den Werth von etwas Symboliſchem hat, das jeder Bearbeiter dann wieder auf ſeine Weiſe faßt und interpretirt. Jedoch hat E. Quinet nicht bloß den Aeſchylus zum Vorgänger; die Idee des Prometheus hatte auch Goethe einmal aufgefaßt und das kurze Fragment, das er bearbeitete, iſt durch philoſophiſche Streitigkeiten, welche darüber ausbrachen, berühmt geworden. Byron und Shelley haben, jener in einer Ode, dieſer in einem lyriſchen Drama das Thema behandelt. „Jeder dieſer Dichter," ſagt E. Quinet, der ſie auch anführt und ihnen noch Calderon und Beethoven zugeſellt, „konnte doch auf ſeine Weiſe originell ſeyn, da dieſer Gegenſtand zu den wenigen gehört, welche von vorn herein alle Fragen umfaſſen, die auf den Menſchen Bezug haben, und gewiſſermaßen nur von der geſammten Menſchheit ſelbſt erſchöpft werden können." — Prometheus iſt in dieſer Hinſicht dem Fauſtthema ähnlich; er iſt der Träger und Repräſentant einer umfaſſenden Idee, welche auf die mannichfachſte Weiſe ſich modificiren läßt.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 133.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Mai 1838.

Der Fischfang bei Neufundland.

(Aus dem Phare de la Manche.)

Wenn das Fahrzeug in seinem Hafen sicher vor Anker liegt, so beschäftigt sich ein Theil des Schiffsvolks damit, dasselbe abzutakeln, und nichts als die beiden Maste an ihm zu lassen. Während dieser Zeit stellen die Zimmerleute und Calfaterer die Schiffe her, welche jedes Jahr an der Küste zurückgelassen werden, und man bessert die Beschädigungen an den Schiffsverschlägen (den Wohnungen des Stabs und der Schiffsmannschaft) aus, die sie im Laufe des Winters erlitten haben. Auch wird die Darre (chauffaud) wieder hergestellt, wo der Stockfisch zubereitet wird. Dieß ist ein langer, am Meeresufer auf Pfählen errichteter Schuppen, der einige Klafter über das Wasser hervorragt; auf der Meeresseite endigt er mit einer Galerie, der Fischraum (poissonnerie) genannt; man muß denselben einrahmen, d. h. mit Tannenzweigen umgeben, welche da durch die aus nahe an einander stehenden kleinen Balken gebildeten Mauern verkleiden; ferner muß man ihn bedachen (tauder), d. h. mit einem Segeltuche bedecken, welches hiezu hergerichtet ist, und das man taude nennt. In der Darre werden die Tische aufgestellt, an welchen die Kopfabschneider und die Aufschneider arbeiten, ferner die hölzernen Stühle, welche den letztern als Sitz dienen, und die Fässer, in welche sich die Kopfabschneider zu ihrer Arbeit stellen. Auch wird der Waschplatz eingerichtet, wo der Stockfisch gereinigt wird. Man holt in den Gebirgen das Holz für die Einrahmungen und die übrigen Bedürfnisse der Wohnungen. Zu gleicher Zeit errichtet man die Behälter (cageot), worein man die Lebern der Stockfische wirft, um Oel daraus zu gewinnen. Dieser Behälter besteht aus einer viereckigen, mit erhabenen Rändern umgebenen Plattform. Mitten in dieser Plattform erhebt sich ein großer, umgekehrter Kegel, mit parallelen Seiten, gebildet aus nahe an einander stehenden Stäbchen, und innen mit Packleinwand gefüttert. Der Kegel wird in seinen Winkeln und im Mittelpunkt einer jeden seiner Seiten durch Stützen gehalten. In diesen trichterförmigen Behälter werden die Stockfischlebern geworfen, ihr Oel läuft nun durch die Packleinwand auf die Plattform, von wo es durch einen Hahnen, der unten an der Randerhöhung, welche das Ueberlaufen des Oeles verhindert, angebracht ist, in ein Stückfaß abgelassen wird. Endlich schifft man die Geräthschaften für den Fischfang, und die zum Aufenthalt an der Küste nöthigen Lebensmittel, so wie auch das Salz aus, welches man in der Darre niederlegt. Wenn noch Zeit übrig ist, so richtet man den Trockenplatz (la grave) ein.

Der Stockfisch wird entweder mit dem Schleppnetze oder mit der Leine gefangen; diese letztere Art theilt sich noch in den Fang mit dem kleinen oder dem großen Köder. Schleppnetz nennt man ein 180 Klafter langes Netz, das durch die Randbesetzung und die Aufziehstricke bis auf 90 verkürzt, 20 bis 23 Klafter hoch ist, und in der Mitte einen Sack von 40 Klaftern, mit Maschen von 3¼ Zoll bildet. Der untere Rand des Netzes ist mit Bleikugeln beschwert, um dasselbe sinken zu machen, der obere Rand ist mit Korkhölzern besetzt. Dasselbe wird auf einem Fahrzeug, welches man das Schleppnetz-Boot nennt, und das mit acht Mann besetzt ist, geführt. Das am Hintertheil des Schleppnetz-Bootes aufgerollte Netz wird, indem man mit einem seiner Enden anfängt, an dem sich ein Gewicht befindet, worein ein kleiner Haken eingefügt ist, in das Meer ausgeworfen. Das Boot beschreibt nun einen Kreis, indem es immer das Netz auswirft, und faßt vermittelst des Wurfes (eines an das andere Ende befestigten Seiles) die Boje des zuerst eingesenkten Hakens wieder auf. Wenn die beiden Netzenden zusammen kommen, zieht man zugleich an beiden Enden, bis man die an beiden Enden des Sackes befestigten Pflöcke erreicht, dann zieht man an dem mit Blei beschwerten Ende des Netzes, bis es ganz am Bord ist; nun ist man im Besitze aller der Stockfische, die sich im Sack befinden. Außerdem haben diese Boote Netze bei sich, welche als Behälter für die mit dem Schleppnetze gefangenen Stockfische dienen, die nicht sogleich in die Darre gebracht werden können. Diese Säcke sind mit Bojen besetzt, worauf der Name des Capitäns oder des Schiffs eingezeichnet ist, und werden mittelst eines kleinen Ankers und eines Taues in das Wasser hinab gelassen.

Die Schleppnetz-Boote verlassen gegen ein oder zwei Uhr des Morgens die Wohngebäude, und es folgen ihnen immer

Digitized by Google

ein oder zwei andere Boote, welche bei Handhabung des Netzes helfen, den Ertrag des Fanges aufnehmen und denſelben in die Darre bringen.

Die bei dem Fange mit dem kleinen Köder angewandte Lockſpeiſe heißt Capelan. Es iſt dieß ein kleiner, 5 bis 6 Zoll langer Fiſch, deſſen Fleiſch weiß und nahrhaft iſt. Er hält ſich vom 20 Junius bis zum 5 oder 10 Oktober an den Küſten von Neufundland auf. Dieſer Köder wird mit einem Boot gefangen welches man Capelanier nennt, auf welchem ſich vier oder fünf Männer befinden. Es iſt mit einem Netze verſehen wie die Schleppnetz-Boote, jedoch von geringerm Umfange; außerdem führt es Sallebardes mit ſich, eine Art von Säcken, die an einen Reif befeſtigt und mit einer langen Stange verſehen ſind. Der Capelanier verläßt die Niederlaſſung mit Sonnenaufgang.

Die Boote, welche den Fang mit der Leine ausführen, ſind bloß mit drei Mann verſehen, welche mit dem Namen Meiſter (maitre), Vor (avant), Gehülfe (aussât) bezeichnet ſind; ſie fahren mit Tagesanbruch aus, und ſind mit Leinen von verſchiedener Größe und mit Angeln verſehen, welche mit dem Namen Sichelangel, Handgriffangel und Grundangel bezeichnet werden; die Leinen zur Sichelangel ſind die größten, die zur Handgriffangel die mittlern, und die zu den Grundangeln die kleinſten. Ferner ſind ſie noch mit Fiſchfangblei, mit Stockfiſchhaken und Spitzhauen verſehen.

Der Fang mit dem großen Köder fängt an, wenn der Capelan die Küſte von Neufundland verläßt; er geſchieht wie der mit dem kleinen Köder, nur mit dem Unterſchiede, daß man als Lockſpeiſe anſtatt des Capelans die Makrele, den Häring und den Tintenfiſch mit Kopfloſſen nimmt. Man ſchneidet dieſe Fiſche in Stücke und gibt dieſen die Form eines kleinen Fiſches, um ſie an die Angel zu ſtecken.

Zum Aufnehmen des Stockfiſches iſt ein Boot vorhanden, welches man Serreur nennt; ſobald dieſes ſeine Ladung hat, bringt es dieſelbe in die Darre hin. Hier angekommen, wirft die Schiffsmannſchaft ihre Ladung an Stockfiſchen vermittelſt Stangen und Piken auf die Galerie oder den Fiſchplatz. Sogleich ſchicken ſich nun die Aufſchneider, die Kopfabſchneider, die Aufheber, die Schlepper, die Leger und die Einſalzer an, den Fiſch herzurichten.

Der Aufheber nimmt den Fiſch auf die Galerie und legt ihn auf die Schlachtbank neben den Kopfabſchneider. Dieſer mit einem zweiſchneidigen, koniſch geformten Meſſer verſehen, ſchneidet dem Fiſche den Kopf ab, und läßt dieſen ſammt den Eingeweiden durch ein Loch, welches man Carniau nennt, und das am Boden der Darre angebracht iſt, in das Waſſer fallen. Er behält bloß die Leber zurück, welche er in einen Korb zu ſeiner Rechten wirft, und die in den Oelbehälter gebracht wird. Hierauf kommt der Stockfiſch in die Hände des Aufſchneiders, welcher vor ihm ſitzt. Der Aufſchneider, verſehen mit einem einſchneidigen Meſſer, mit am Ende viereckiger Klinge, ſchneidet ihn ſo auf, daß er ihm den Bauch vom Halſe bis zum Schwanz öffnet; er nimmt die Gräte heraus, welche durch ein links von ihm angebrachtes Loch in das Meer fällt. Den aufgeſchnittenen Stockfiſch legt er auf eine zu ſeiner Rechten ſtehende Schleife, welche der Schlepper zu dem Einſalzer zieht. Der Leger nimmt den Fiſch, legt ihn ſchichtenweiſe, um Haufen daraus zu bilden. Wenn er in Haufen geſetzt iſt, ſtreut der Einſalzer mit einer Schaufel das Salz ſo gleichmäßig als möglich darüber.

Man legt den Stockfiſch in 4 bis 5 Fuß hohe Haufen, welche dadurch, daß ſie ſich ſenken, bis auf ungefähr 3 Fuß herabkommen. Der Fiſch bleibt ſo drei bis fünf Tage in Haufen gelegt; hierauf bringt man ihn zu dem am Meeresufer errichteten Waſchplatze. Die Aufſchneider, mit 15 Fuß langen Stangen verſehen, bewegen ihn im Waſſer, und dieſe Reibung reinigt ihn von dem Schmutze, welchen das Salz, nachdem es flüſſig geworden, zurückläßt.

Das beſte Salz iſt das von der Inſel Ré; es iſt gewöhnlich grau, und enthält einen Schlamm, welcher zur Erhaltung des Lackes auf der Oberfläche des Stockfiſches beiträgt.

So wie der Stockfiſch gewaſchen iſt, bringt man ihn an verſchiedene Plätze oder Gruben, um ihn in Haufen zu legen, welche man Düngerhaufen (fumiers) nennt. Hier läßt man ihn einen oder mehrere Tage, je nachdem er Zeit braucht, vom Waſſer frei zu werden, und bis er der Trocknung nahe iſt.

Es gibt verſchiedene Arten ſolcher Gruben oder Plätze, um den Stockfiſch auszubeuten; man breitet ihn auf engliſche Art auf ſogenannten Flaguen oder Plätzen aus, die mit in gleicher Richtung übereinander gelegten Tannenzweigen bedeckt ſind; auf rances oder kleinen, wie die Beeten eines Gartens angelegten und durch Fußwege getrennten Flaguen; auf Geſtellen, die auf Stangen ruhen, unter denen die Luft durchzieht, oder endlich auf dem Strande oder dem mit kleinen Geröllen bedeckten Boden.

Man breitet den Stockfiſch früh Morgens aus, zuerſt das Fleiſch nach oben. Es iſt gut, wenn er vor Sonnen Untergang wieder zuſammengehäuft wird. Man legt ihn dann in Ballen, die ungefähr einen Centner wiegen. Dann breitet man ihn wieder aus, die Haut nach oben gelegt, und zwar ſo lange, bis dieſe getrocknet iſt. Dann kehrt man ihn um. Wenn er trocken iſt, legt man ihn auf Reiswellen, um ihn zu den Hauptarbeitern zu bringen, die ihn in Haufen legen.

Nachdem er einige Tage in dieſen Haufen geſtanden, breitet man ihn neuerdings aus, um das Ausgeſchnittene zu trocknen; wenn die Sonne ſtark iſt, ſo kann man ihn in drei Tagen in den gewünſchten Zuſtand von Trockenheit bringen. Man trägt ihn dann in Umladungen von 25 Stücken, die man Vierlinge (quarterm) nennt, mit Hülfe eines Cancan genannten Holzſtückes, das mittelſt zweier Stücke am Halſe befeſtigt iſt, auf die Galerie der Darre über, wo dann die Boote ihn abholen, um ihn an Bord des Schiffes zu bringen, wo er endlich von den ſogenannten Appleurs zurecht gelegt wird. Dieſe Operation wird baskiren genannt, wahrſcheinlich weil dieſes Verfahren von den Basken herrührt.

Digitized by Google

Lebensbilder aus Portugal.

Zweiter Ausflug nach Setubal.

(Fortsetzung.)

Wie, mein Freund, soll ich dir nun aber die Rundsicht, dieses großartige Panorama beschreiben, welches sich von der Höhe des Thurmes, der sich mit seinem felsigen Untergestell, gegen 815 Fuß hoch über das Meer erhebt, dem Beschauer darstellt? Alle Wunder der Natur und Kunst zeigen sich von hier aus in großartigem Maaßstabe der Formen und Farben. Wenden wir uns nach Norden, so blicken wir von einer schwindelnden Höhe herab, in Vogelperspective, auf die kleinen, nackten, weiß angestrichenen Häuser der Villa Palmella, wo die erwachsenen Leute in den Straßen wie Kinder aussehen, die Kinder aber nicht größer als Däumlinge erscheinen. Gleiten wir aber über diese Häusergruppen hinaus, die zwar nichts Düsteres und Finsteres an sich tragen, auch nichts Anmuthiges und Freundliches, wohl aber etwas Nüchternes und Fades, indem sie keine grüne Vegetation umgibt, also für das Auge das sind, was ein Bouillon ohne Salz für die Zunge, so schweift der Blick weit hin über die seeische Niederung der früher beschriebenen Steppengegenden zwischen den Ufern des Tajo und dem Bergzuge von Arrabida, die mit ihren Millionen vereinzelter Tannenbäumchen, denen man nur eine grüne Spitze gelassen, wie an einem mit Bändern geschmückten Festbaume, und mit dem Grün der sie umgebenden Wachholderbüsche, Myrtengesträuche, dem Heidekraut und den aromatischen Pflanzen sich, aus der Ferne gesehen, unterhaltender und lustiger ausnehmen und mehr Genuß gewähren, als wenn man sich inmitten dieses wilden und öden Paradieses vornehmer Pflanzen befindet, aus dem überdieß noch hier und dort ein weißglänzendes Häuschen als schöner Glanzpunkt der Cultur erscheint, der in der Nähe aber verschwindet. Der Gesichtswinkel wird nun immer größer, er umfaßt mehr und mehr die Gegenstände, die sich von Norden nach Osten und Westen ausdehnen; eine Menge weiß anzestrichener Ortschaften und einzelner Gebäude, wovon die hauptsächlichsten Aldea, Gallega, Monta, Couna, Barreiros, Cassilhas und andere im Sonnenglanze glänzen, ziehen sich längs dem hier in tiefen, zum Theil schmalen Buchten ins Land eindringenden und verzweigenden Tajo an dessen Ufern hin, und gleichen belebten, wohlhabenden Handelsstädtchen, denen der schöne mercantilische Strom die größten Vortheile gewährt, die aber ebenfalls, in der Nähe betrachtet, der Ferne nicht entsprechen. Sie geben ein vollkommenes Bild des Charakters des Volks, welches hauptsächlich nur das äußere Decorum beachtet, nach äußerem Glanz strebt und sich um den innern Gehalt nicht kümmert. Man beurtheilt nur den Mann nach dem Rock, und so geht es denn auch diesen Villas, die immer von neuem wieder einen weißen Anstrich erhalten, so daß man in der Ferne Wunder glaubt, welcher schöne und nahrhafte Ort es sey, wenn man ihn aber betritt, so leuchtet aus Allem dermaßen eine Erbärmlichkeit des Zustandes der Menschen hervor, eine Apathie und Trägheit, nichts Lebendiges und Thätiges, was in andern Ländern die Uferstrecken schiffbarer Flüsse so sehr auszeichnet, daß man oft gar nicht begreift, wovon die hier zusammengehäufte Menschengruppe eigentlich lebt.

Nächst den Ortschaften erregt natürlicherweise nun das Wasser unsere Aufmerksamkeit: der große Strom, der von Osten herabkommt, 6 Stunden oberhalb noch schmal und zwischen regelmäßigen Ufern läuft, dann sich weiter ausbreitet, bauchig wird und wie ein Polyp seine drei langen Arme in die südlichen Ufer von Alden Gallega, Monta und Couna hineinerstreckt, eine breite Wasserfläche von 3 Leguas bildet, mit Inseln und Untiefen, alsdann sich wieder eng bei Cassilhas zusammen zieht, so daß man mit gutem Winde in einer Viertelstunde das gegenseitige Ufer erreicht, und endlich nach zweistündigem Lauf zwischen den Anhöhen von Lissabon und denen von Almada sich ins Meer ergießt. Natürlicherweise verschwindet in dieser Ferne das bedeutende Leben der kleinern Fahrzeuge, die darauf ihren Verkehr treiben; allein die größern und mittlern aus- und einsegelnden Seeschiffe, die man selbst am fernsten Horizont des im Westen sich verlierenden Meeres mit ihren weißen Segeln erblickt, treten auch hier ganz deutlich vor die Augen ohne einen Dollond; und dahinter nun das majestätisch über Berg und Thal ausgespreizte Lissabon mit seinen Feldern und Gärten, dessen Häuserreihen sich fast ununterbrochen mehrere Stunden weit an den Ufern des Flusses bis zu seiner Mündung hinabziehen! Oestlich die Ortschaften und Vorstädte von S. Antonio, Grillo, Poço do Bispo, dann westlich die von Junqueira, Belem, Pedroicas, Cachias, Paco d'Arcos und andere Villas, die ganz für sich bestehen, glaubt man alle zusammenhängend mit der Hauptstadt. Den Hintergrund dieses Bildes machen nun die hügeligen bis zu 550 Fuß ansteigenden, mit tausend Windmühlen besetzten Anhöhen, aus denen dann ganz zuletzt die zum Theil zackigen Felsenberge der 1800 Fuß hohen Serra de Cintra emporsteigen. Dieser Gesammtanblick des nordischen Quadranten des Panorama's ist unstreitig einer der verschiedenartigsten, reichsten und imposantesten, da hier das Menschenleben sich am wirksamsten zeigt, die Natur zu menschlichen Zwecken bezwungen, Berg und Ebene überbaut, die Wasserfläche mit Schiffen belebt ist. Am steilsten ist wohl der östliche Quadrant, jedoch auch nicht ohne Reize. Zunächst unter uns ein jäher, mit Olivenbäumen bepflanzter Abhang, der sich bis hinunter in eine scheinbar sohlige Steppenebene erstreckt, die sich mit der größten Einförmigkeit und ohne die freundlichen Januarbäumchen etwas südöstlicher in eine unübersehbare Fläche zu verlieren scheint, mit einem grauen Anstrich, aus welchem nirgends das durch Cultur bezeichnete Leben des Menschen hervortritt; eine duftig transparente Ferne, über diese Ansichten eines öden müßigen Landes ergossen, bringt zwar eine gewisse Täuschung hervor und man denkt an eine unübersehbare Ebene mit Kornfeldern, allein man vermißt Bäume und menschliche Wohnungen. Somit kann man sich's nicht verhehlen, daß man hier nur einen Boden des Unkrauts vor sich hat, eine ausgedehnte Weide für Bienen, Ziegen und Heidschnucken oder das kleine, schwarzwollige Schaf, dessen ungefärbter Pelz die Farbe der Nationalkleidung des Volks ist. Erweitern wir aber unsern Sehwinkel etwas nördlich, dann wird der Anblick lebendiger: man schweift

Digitized by Google

über den schmäleren Tajo hin zu den freundlichen Uferstädten Povoa, Alvergue, Alhandara, Villa Franca, Castanheira ꝛc., in deren Hintergrunde grüne, mit Wein und Olivenbäume bepflanzte Hügelreihen sich zeigen, über die hinaus in blauem Dufte die 2000 Fuß hohe Serra de Monte Junto und noch weiter die höhere sargförmige Serra de Minde hervortreten, so wie, wenn man etwas mehr gegen Südost sich wendet, die Anhöhen von Alcaçer do Sal, deren Fuß der salzreiche Rio Sado bespült.

(Fortsetzung folgt.)

Anwendung der Lithographie zur Herausgabe persischer Schriften.

(Aus einer Privatmittheilung.)

Kürzlich sind in London Selections from the bostan of Sadi by Forbes Falconer lithographirt erschienen. Hätten wir mehrere ähnliche Ausstattungen orientalischer Classiker, so würde diese Literatur bald Modesache werden. Schon das kleine niedliche Format ist einladend. Die Lithographie selbst ist im Geist ächt persischer Calligraphie, und hat daher für den Kenner den Werth eines Gemäldes, dem Anfänger dient es als Einleitung ins Lesen der Ta'alikmanuscripte. Es ist in der That die Lithographie viel geeigneter zur Vermehrung orientalischer Werke als Typographie. Wir sehen daher auch, daß die in Teheran erscheinende Zeitung lithographirt wird.

Chronik der Reisen.

Douglas' Reisen am Oregon u. s. w.

Erste Reise am Columbia.

(Fortsetzung.)

Von dort steuerten wir nach den Gallopagos, wo bei der Jacobsinsel (James Island) angelegt wurde. Dieser unter der Linie gelegene Archipel ist durchaus vulcanisch, mit Spuren vieler Krater. Der sehr fühlbare Mangel an Quellen mag hauptsächlich schuld an der auffallenden Dürftigkeit des Grüns seyn. Baumarten fand ich wenige, die vorhandenen aber sind in den Thälern von ansehnlicher Größe. Reich war dagegen die Fülle des Geflügels, wovon manche Arten ausnehmend schön, besonders eine fast orangefarbige Weihenart. Sie waren so harmlos und zutraulich, daß sie mit dem Stock erlegt werden konnten. Mehrere von den kleinern Vögeln setzten sich auf Douglas' Hut, und sogar auf das Feuerrohr, das er trug. Die Haifische, wovon die Rhede wimmelte, waren so gefräßig, daß sie immer in die Ruderpfützen bissen, wenn sie aus dem Wasser gehoben wurden. Die Gehölze waren mit Landschildkröten angefüllt, wovon manche eine Viercentnerlast wogen, und die See-Ufer mit Seeschildkröten bedeckt. Während des dreitägigen Aufenthaltes bei der Jamesinsel, wo ich nur zwei Stunden täglich verweilte, wurden 175 Pflanzenarten und 45 Vögel von 19 Gattungen gesammelt. Durch höchst ungünstiges Wetter ging erstere Sammlung bis auf fünfzig und die andere ganz bis auf eine einzige Art zu Grunde. Sehr nahe ging mir vorzüglich der Verlust einer neuen dunkelorangenfarbigen Eidechsenart. Der beide Sammlungen betroffene Unfall war um so schmerzlicher, als die Flora und Fauna des Gallopagos-Archipels, wie überhaupt dessen ganze Naturgeschichte, noch so unbekannt sind. Von einer seltsamen, wahrscheinlich neuen Opuntienart, die in den Thälern wächst, bei einem Umfange von 2 bis 3 Fuß eine Höhe von 50 Fuß erreicht, und mit großen hellgelben Blumen prangt, so wie von einer gelbblumigen, sehr anmuthigen Baumwollenstaudenart wurde glücklicherweise der Same unversehrt erhalten und nach England geschickt.

Bei der Vorüberfahrt an der Ostküste der zum selben Archipel gehörigen Albemarle-Insel nahmen wir wahr, daß sie bewohnt sey. Unter 34° N. B. fing ich eine damals noch unbeschriebene Albatrossenart.

Um die Mitte Februars befand sich das Schiff in der Breite des Columbia, konnte aber der unablässigen heftigen Stürme halber erst nach beinahe acht Wochen in die Bakersbai auf der Nordseite des Columbia einlaufen. Douglas erklärt die in den Gewässern des nordwestlichen Amerika herrschenden Stürme für weit schlimmer, als die so verrufenen des Cap Horn. In jenen Gewässern kommt eine im zartesten durchscheinendsten Azur prangende kleine Physalisart in großer Menge vor, die bei stürmischem Wetter mit dem Wogenschaum öfter aufs Verdeck gespült wurde. Auf dem sogenannten Disappointment-Vorgebirge betrat ich zuerst das nordwestliche Amerika, und schon die nächsten Gewächse, die ich alsbald mit unaussprechlichem Entzücken pflückte, waren solche, die ich bis dahin nur dem Namen nach gekannt, oder dann und wann als Seltenheiten in Herbarien gesehen hatte. Die ganze Gegend bis am äußersten Horizontsaum war mit mannichfaltigen Föhrenarten bedeckt. Die atlantische Seite dieses großen Festlandes übertrifft die Australoceanseite desselben in der Mannichfaltigkeit der Waldbaumgattungen; denn da gibt es weder Buchen, noch Magnolien, noch Gleditschien u. dgl. Das sogenannte Cap Disappointment, oder Vorgebirge der fehlgeschlagenen Hoffnung, ist ein merkwürdiges Felsenvorland von ungefähr 700 Fuß Meereshöhe, das mit Föhren und Strauchholz bedeckt ist. Die Breite des Columbia an seiner Mündung, ohne Einschluß der Bakersbai, die eine starke Krümmung macht, beträgt fünf englische Meilen; die Strömung ist äußerst reißend. Einige Tage nach meiner Landung ging ich nach den 90 Meilen von der Küste entfernten Fort Vancouver ein, welches den Namen des berühmten Seefahrers führt. Die ringsumher gelegene Landschaft ist erhaben großartig; hohe dichtbewaldete Bergzüge, mit ewigem Schnee gekrönte Hochgipfel, namentlich der Hood und Jefferson, weitgestreckte natürliche Wiesengründe und üppig grünende Alluvial-Ebenen mit einer Fülle blühender Gewächse.

Vom 20 April, dem Tage meiner Ankunft dort, bis zum 10 Mai war fast jede Stunde durch den Fund irgend eines neuen oder doch wenigstens noch seltenen Gewächses bezeichnet; so z. B. Ribes sanguineum, ein lieblicher Strauch, welcher an den Felsgestaden des Columbia und seiner Tributströme in Fülle vorkommt, und einen verschwenderischen Blumenreichthum, dagegen aber (mit Ausnahme derjenigen, die in den schattigen Wäldern wachsen, und da verhältnißmäßig nur wenig Blumen treiben) wenig Früchte trägt. Und wie könnte ich die schöne, ja ich darf ungescheut sagen, die Großartigkeit der vielblättrigen Lupinus und seiner weißblumigen Spielart mit Stillschweigen übergehen, welche an Stromufern unabsehbare Niedergelände bedürft, und auf überschwemmten Stellen eine Höhe von 6 bis 8 Fuß erreicht, oder die Gualtheria Salal — nicht Shallon, wie Pursh sie irrig benennt — welche in den kühlen Föhrenwaldungen in der Nähe der Seeküste am freudigsten gedeiht. Dieses Gewächs, welches sehr reichliche und schmackhafte Früchte trägt, dürfte, wie ich hoffe, über kurz die ihm gebührende Stelle im brittischen Frucht- und Ziergarten einnehmen. Ich habe es, wenn auch nicht so vollkräftigen Wuchses als am Ocean, vierzig Meilen jenseits der großen Stromschnellen des Columbia angetroffen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 134.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Mai 1838.

Sajjed Said, Fürst von Maskat.

(Aus Wellsteds Travels in Arabia.)

Sajjed Said ist 52 Jahre alt und regiert seit 27 Jahren, seine Gestalt ist schlank und stolz, seine Züge mild, aber ausdrucksvoll, sein Benehmen höflich, leutselig und würdig. Er hat die Einfachheit eines Beduinen beibehalten, ist frugal bis zur Ascese, trägt nie Juwelen, und seine Kleidung zeichnet sich, die Feinheit der Stoffe ausgenommen, nicht vor der der angesehenen Einwohner aus; bei seinem öffentlichen Auftreten ist er nie von Pomp und Gepränge umgeben. Die Araber bemerken, als einen Beweis der Wärme seiner Zuneigung, daß er täglich seine Mutter besuche, die noch am Leben ist, und in allen Dingen ihren Wünschen unbedingt Gehorsam leiste. In seinem Verkehr mit Europäern zeigt er stets die wärmste Aufrichtigkeit und Freundlichkeit, und wenn man Einen eingebornen Fürsten den Freund der Engländer nennen kann, so ist es der Imam von Maskat.

Seine Regierung zeichnet sich dadurch aus, daß er weder drückende Steuern noch willkürliche Strafen auferlegt, den Kaufleuten jeder Nation, die in Maskat wohnen wollen, eine ausgezeichnete Aufmerksamkeit erweist, und alle Religionen gleichmäßig duldet, während auf der andern Seite seine Redlichkeit, seine Unparteilichkeit und seine Milde im Strafen, in Verbindung mit der strengen Rücksicht auf die allgemeine Wohlfahrt seiner Unterthanen, ihm bei den städtischen Arabern eben so viel Achtung und Bewunderung erwarben, als seine Freigebigkeit und sein persönlicher Muth ihn den Beduinen werth machten. Diese glänzenden Eigenschaften verschafften ihm im Orient den Namen des zweiten Omars.

Sajjed Said ist der Sohn Sultans, des dritten Sohnes von Ahmed Ibn Said, welcher im Jahre 1730 sein Land vom persischen Joche befreite. Obgleich diese Linie nicht von den Jabarabi ul Asab *) stammt, welche die Herrschaft von Oman 250 Jahre lang behaupteten, und denen Ahmed Ben Said von den Jaherabi-ul-Aside folgte, so stammen doch beide Dynastien durch Seitenverwandtschaft von demselben Ahnherrn Asad ab, welcher Name auch dem ganzen Stamm zukommt, in den beide Zweige eingeschlossen sind. Der gegenwärtige Beherrscher von Oman heißt bei den Arabern nicht Imam. Um diesen Titel zu erreichen, ist es nöthig, daß er zur Zeit seiner Wahl hinreichende theologische Kenntnisse besitze, um von den zu seiner Wahl versammelten Häuptlingen und deren Gefolgen zu predigen; auch darf er kein Schiff besteigen. Ueber den letztern Punkt ist man indeß hinweggegangen, indem schon Saaf, einer seiner Vorgänger, die Häfen an der afrikanischen Küste in Besitz nahm; das erstere aber gilt für so unerläßlich, daß Sajjed Said, der entweder nicht die nöthigen Kenntnisse besitzt, oder sie sich nicht zutraut, und deßhalb diese Ceremonie nicht mitgemacht hat, in Folge dessen von seinen Unterthanen nur Sajjed, das heißt, Fürst, genannt wird.

*) Jarab war der Sohn Sultans, des Sohns Eberd und Bruder des Peleg, und von ihnen leiten die alten Araber ihr Herkommen ab. Die Jabarabi, welche dem Hauptstamm am nächsten zu seyn behaupten, führen darum auch ihre Genealogie weiter zurück, als die andern Stämme in Arabien, und können ohne Zweifel für die älteste Familie der Welt gelten. Man hat auch schon, nicht ohne einen Schein von Richtigkeit, den Namen Arabien von ihnen ableiten wollen.

Lebensbilder aus Portugal.

Zweiter Ausflug nach Setubal.

(Fortsetzung.)

Kehren wir aber nun den Rücken und schauen nach dem westlichen Quadranten, so zeigt sich steil unter uns ein kleiner Theil der nächsten Villa, und der felsige Abhang, an welchem die Straße nach Setubal führt, von da hinab in einen wüsten, zerrissenen, zum Theil mit Oelbäumen bewachsenen Grund von rother Färbung, als Zeichen einer veränderten Gebirgsart, die bei näherer Betrachtung sich als das grobkörnige Conglomerat der ältern Sandsteinbildung, als das rothe Todtliegende zu erkennen gibt. Aus dem tiefen Grunde erheben sich fast eben so steil die Abhänge eines zweiten, abgesonderten Bergs, der Serra de S. Luiz, an der sich rechts ein sanftes, muldenförmiges und mit Feldfrüchten bebautes Thal hin erstreckt. Auf der höchsten

Digitized by Google

Höhe dieſes Berges, der 1190 Fuß ſich über die Meeresfläche erhebt, ſtehen einzelne und verwaiſte Tannenfamilien, um deren Gedeihen ſich Niemand bekümmert. Die höhere Serra in der Nähe vertritt den Augen den Weg zu dem größten Theil der noch höhern Serra d'Arrabida, deren Rücken ſich weſtlich fortzieht; nur ſeine nördlichen, weiß ſchimmernden Felſenwände kommen zum Vorſchein, und das darunter anmuthig gelegene, gut cultivirte, muldenförmige Thal der Villa de Azeitao, deren weiße Häuſer zerſtreut zwiſchen den hier ins Große getriebenen Anpflanzungen der ſchönſten und kräftigſten Oelbäume liegen, die wegen ihrer dunkeln Färbung einer Landſchaft zwar kein heiteres Bild verleihen, jedoch den charakteriſtiſchen ſüdlichen Anſtrich, zu dem das ganze Uebrige des ſüdlichen Lebens und Treibens paßt. Das Caſtell von Zezimbra zeigt ſich im Hintergrund mit deutlichen Umriſſen über der fernen blauen Meeresfläche. Sonderbar, daneben und über die baum- und ſtrauchvolle und dennoch öde und unfruchtbare Niederung hinaus, durch die einſtens der Tajo ſtrömte, überblickt man den einige hundert Fuß hohen, kahlen Sandwall, der ſich längs der Meeresküſte vor dieſer alten Mündung aufgethürmt hat. Könnte man denſelben einige Tauſend Fuß hoch in die Lüfte verſetzen, ſo würde man ganz das Bild eines Gletſchers vor ſich haben, der bei untergehender Sonne im ſchönſten Roſenroth glänzt; denn auch dieſer lockere Sandberg glänzt im Sonnenſchein wie eine verbleichte, blaſſe Roſe, oder wie ein Schneefeld, über welches der Wind Staub geweht; er nimmt ſich alſo über dem Dunkelgrün der Nachbarſchaft ganz eigen aus, und beſonders neben dem bei Charnuá ſich darauf hinziehenden Walde mächtiger Pinien, mit ihren großen, breiten, tellerförmigen Kronen, die ganz herrlich in dieſem loſen Triebſande gedeihen, wenn man anfänglich nur die Bäumchen mittelſt Umzäunungen gegen das Anwehen des Sandes durch den Wind beſchützt.

Man dreht ſich wohl zehnmal auf dem Abſatze herum und ſchauet und vergleicht das Ferne mit dem Nahen, das Großartige mit dem Unbedeutenden, die nichtsſagenden Steppen, die daran gränzenden Sumpfländer wie norddeutſche Bruchgegenden, mit der üppigen Fülle der Cultur, in der Nähe Setubals, und das Auge wird immer länger in der Ueberſicht dieſer ſo freundlichen Paſſage, wie die eines großen Gartens mit Luſthäuſern und Sommerpaläſten, und Binnenſeen neben dem großen Weltmeere verweilen, als auf jeder der drei andern Weltgegenden. Man wird ſeine Richtung immer wieder dem Südquadranten zuwenden, wo die reizende Nähe ſo viel zu ſchaffen gibt. Die Burg ſchwebt hier über einem grauſenden, ſelbſt an vielen Stellen ganz unterwaſchenen Felſenabgrunde, der ihr, bei dem mürben Geſtein, welches nur ein ziemlich loſe zuſammen gebackener Sand tertiärer Bildung iſt, wenn die Zeit durch das ſtete und unausbleibliche Nagen an demſelben noch größere Einfreſſungen verübt, endlich den Untergang droht, ein Untergang, der vielleicht nur, wo auch ſchlechterdings nichts mehr auf die Erhaltung der Kloſtergebäude verwendet wird, vielleicht früher herbeigeführt wird, als man glaubt. Das Kloſter iſt zu den Staatsgütern gezogen und wird zur Staatsruine werden, da ſein Ankauf Niemand nützen kann. Ueber den Abgrund hin gleitet das Auge den Berg hinab, der hier zum Theil ein zerriſſenes Anſehen hat, durch die hervorſtehenden Felſenmaſſen, die hier nicht nur urſprünglich entblößt erſcheinen, ſondern auch durch Steinbrüche entblößt worden ſind, und die intereſſanteſten geognoſtiſchen Gebirgsprofile der verſchiedenartigen Auf- und Anlagerungen des alten Sandſteins, des Alpenkalks und der jüngern Bildungen geben. Etwas rechts davon die tiefere zerriſſene rothe Schlucht, und jenſeits derſelben der ſteile buſchige Abhang des Vorbergs der Serra de S. Luiz, der nun gleichſam den Rahmen des Gemäldes auf dieſer Seite macht, hinter welchem die ſüdlichen Seitenabhänge der Serra d'Arrabida hervortreten, deren Vorberge in der Nähe der Stadt mit manchen in die Augen fallenden Gebäuden, wie z. B. das romantiſch gelegene große Kloſter Brancane, das jetzt auch herrenlos daſteht, und dann weiter hin oben das große Fort von S. Felipe, welches mit ſeinen Batterien die Stadt beſchützen ſoll, noch weiter aber die ſteile, felſige Arrabid , die ſich aus dem Meere erhebt und an ſeinem Fuße ein Caſtell hat, A torre de Outao genannt, welches daſelbſt den ſchmalen Eingang des Hafens, den Ausfluß des Rio Sado vertheidigt; darüber aber ein Farol auf dem Felſenberg, der den Seefahrern zur Richtung dient. Sehen wir aber nun gerade hinab in die Ebene, welche bis an den Berg von Palmella reicht, und mit dem Anblick der freundlich gelegenen Villa endigt, die längs den Gewäſſern des Sado erbaut iſt, der hier einen großen, mehrere Stunden breiten Binnenſee bildet, ganz analog dem des Tajo oberhalb Liſſabon, und ſich dann in einen ſchmalen Ausgang ins Meer endigt, ſo haben wir gleichſam vor unſerm Blick einen großen Park mit den ſchönſten Baumgruppirungen in den verſchiedenartigſten Schattirungen, von dem ganz dunkeln Grün der Orangen bis zu dem ſchillernden Weiß der Silberpappeln, die hier an den Wegen ſtehen, zwiſchen durch nun Mais- und Getreidefelder, eingefaßt mit beſchatteten Wegen von Rebengehängen, die weißen zerſtreuten Landhäuſer neben den ſmaragdgrünen Weinpflanzungen: alles dieſes zuſammen ſtellt eins der lieblichſten Bilder einer ſüdlichen Landſchaft dar, die mit einer unendlichen Ferne öſtlich in die Ebenen Alemtejo's, weſtlich aber in den Ocean ſich verliert, gerad aus aber durch die blauen, metallreichen Gebirge von Grandola begränzt wird.

Wirklich, Stunden lang kann man ſich an dieſen verſchiedenartigen Ausſichten auf dieſer Burg ergötzen, ohne davon ermüdet zu werden, allein der ſich nun nach und nach einſtellende Appetit mahnte uns zur Rückkehr; dankbar empfing der rüſtige Veteran, der uns geführt, das Aequivalent eines achttägigen Soldes von uns, und ſomit begaben wir uns nach der Herberge, wo unſerer das frugale Mahl wartete. Doch bevor uns dieſer Genuß zu Theil wurde, mußten wir erſt noch eine polizeiliche Prüfung beſtehen, die gar nicht ſtattgefunden haben würde, wenn wir gerade durchpaſſirt wären. Da wir uns aber hier aufhielten und noch dazu die Burg beſichtigten, ſo war dieſes den Spürhunden der Polizei verdächtig vorgekommen, zwei von ihnen umſchlichen unſer Abſteigequartier, traten auch ein und ſteckten ſich ihre Cigarren an, um etwas zu erhorchen, ſprachen mit der Wirthin, die uns einen bedeutenden Wink gab, den

Digitized by Google

wir wohl verſtanden, da wir dieſe Kerls ſchon längſt als das erkannt hatten, was ſie waren; ihre Geſichter, ihre abgeſchabten Anzüge, das Hungrige und Verſchmitzte zugleich, was an ihnen ausgeprägt iſt, verrathen dieſe Menſchen ſogleich, und hätten wir mit ihnen alsbald ein freundſchaftliches Geſpräch angefangen, ihnen einmal zugetrunken, wie es hier Sitte iſt, ſo würden ſie auch keine weitere Notiz von uns genommen haben. Allein da wir uns während ihres mehrmaligen Erſcheinens und Verſchwindens gar nicht um ſie bekümmerten, ſo wurmte ihnen dieſes, ſie beſchloſſen ſich an uns zu rächen, uns den Appetit zu verderben; denn gerade als das Eſſen auf den Tiſch geſetzt wurde, traten ſie abermals ein, und der Eine fragte mit der Amtsmiene, allein im ganz höflichen Ton, wer wir wären, woher und wohin und ob wir Päſſe hätten. Zu einer ſolchen Ausflucht nach Setubal pflegte man ſonſt nie einen Paß ſich geben zu laſſen, und folglich führten wir auch keine mit uns, worauf ſie dann erklärten, uns ſogleich vor den Provedor (Ortsvorſteher) führen zu müſſen, und wir fuhren uns genöthigt ihnen nach einer entlegenen Straße zu folgen, woſelbſt der Provedor uns in einem kleinen Kramladen ebenfalls mit Amtsmiene empfing, von ſtrengen Befehlen aus Liſſabon wegen durchpaſſirender Reiſenden ſprach, uns aber doch endlich als unverdächtige Menſchen entließ.

Dieſe Freiſprechung durch den ehrlichen Krämer, dem man wohl anſah, daß er ſein Amt als Provedor des Diſtricts, welches ihm nichts einbringt, und ungefähr dasſelbe bezeichnet, was ein Maire in Frankreich iſt, mit Widerwillen verſah, und das bald zu beſeitigen ſuchte, was ihm Arbeit und Unbequemlichkeit verurſachen konnte, war den beiden Sbirren, die man Cabos da policia nennt, und die bei dieſer Gelegenheit etwas zu verdienen glaubten, höchſt ungelegen. Da hieraus aber nichts wurde, und der Provedor es uns an den Naſen anſah, daß wir keine Landſtreicher, auch keine Revolutionäre und verdächtige Perſonen waren, die im Begriff ſtanden, oder die Abſicht hatten Remechidos Banden zu verſtärken, wogegen jetzt beſonders die Maaßregeln wegen der Päſſe geſchärft wurden, ſo ſchlugen ſie jetzt andere Saiten an, entſchuldigten ſich tauſendmal, daß ſie uns dieſe Unbequemlichkeit verurſacht, daß ſie aber als treue Staatsdiener ihren Dienſt nach Pflicht und Gewiſſen verſehen müßten, um ihr kleines Amt nicht zu verlieren u. ſ. w., beſonders der Eine mit einem ungeheuer großen und grobgeſtalteten Uebergeſicht und kleinen Schweinsaugen ohne Wimpern, ſuchte unſere Generoſität zu rühren und anzuregen, ſagte uns das Schmeichelhafteſte und erbot ſich zu allen möglichen Dienſten, während er uns fortwährend zur Seite ging und bis ins Wirthshaus begleitete, wo er mit eintrat und ſich abermals eine Cigarre anzündete. Einen ſolchen Zudringlichen würde man in jedem andern Lande etwas kurz abſpeiſen, jedoch hier thut man wohl daran, wenn man ſeinen Beutel nicht ziehen und ſich durch eine Gabe ihrer entledigen will, daß man ſich wenigſtens eben ſo höflich gegen ſie benimmt, als ſie ſelbſt ſich ſtellen. Man kann nämlich nicht wiſſen, wie man irgend einmal wieder mit ſo einem Kerl zuſammentrifft, wo Umſtände ſich ereignen dürften, daß ſo ein Menſch einem nicht nur von großem Nutzen ſeyn, ſondern auch höchſt ſchädlich werden kann; denn zugefügte Beleidigungen oder eine erlittene Herabſetzung und Geringſchätzung vergeſſen dieſelben nie, und benützen die erſte beſte Gelegenheit, um ſich alsdann auf eine ſchadenfrohe Weiſe zu rächen. Solche Leute beſonders ſind es, die bei allen vorkommenden Revolutionen den Pöbel gegen ihre Unterſehenen aufhetzen, den aufgeregten Pöbel aber auch wieder beruhigen können, wenn ſie gewiſſe Perſonen gegen denſelben in Schutz nehmen. Tauſendfältig hat ſich dieſes in den vielen auf einander folgenden Revolutionen in ein und der andern Hinſicht erprobt, denn ſie und ihr Gelichter waren die Hauptangeber, welche Tauſende, beſonders in der Miguelliſtiſchen Zeit, in die Gefängniſſe brachten oder den royaliſtiſchen Knüppelträgern Preis gaben. Auch in den früheren friedlichern Zeiten hatte ein Reiſender, und beſonders ein Ausländer dieſe Art Menſchen, dieſe Helfershelfer der Juſtiz- und Polizeibehörden, die damals noch in Eins verſchmolzen waren, zu fürchten; es waren nicht ſowohl die obern Beamten, welche einen Druck aufs Volk ausübten, ſondern vielmehr dieſes Heer der Exekutoren der Befehle, die Eſcrivaes, Alcaides und Meirinhos, welche den Armen bis aufs Blut ausſaugten, von dem Reichen Nutzen zu ziehen wußten und Reiſende chikanirten. Mit Gefängniß waren ſie gleich bei der Hand, und da dieß ſichs denn gelöffelt, wie man in Heſſen zu ſagen pflegt, man mußte den Beutel ziehen, um wieder frei zu kommen. Schon Link in ſeiner Reiſe beklagt ſich über dieſe Claſſe von Menſchen, und wie ſie ihn bisweilen behandelt, und ſeitdem ſind ſie um kein Haar beſſer geworden gegen Fremde und Reiſende, ungeachtet ſie jetzt unter anderm Namen erſcheinen. Nur Druck gegen die Einwohner dürfen ſie ſich nicht mehr unterſtehen, das Volk hat ſich emancipirt, es ſchlägt nicht nur diejenigen todt, denen es einfällt, eine Gewalt über ſie ſich anzumaaßen, ſondern auch die, welche auf die Vollziehung der Geſetze halten; das Volk glaubt, daß ſeit der Aufhebung der Aemter und Benennungen von Corregedores, Juizes de Fora, Ouvidores und der verſchiedenen Claſſen der untern Gerichtsperſonen, wie Alcaides, Eſcrivaes und Meirinhos, an deren Stellen erſt Präfecten, dann Adminiſtradores Geraes dos Diſtrictos, Secretarios Geraes, Juizes do Direito, Adminiſtradores dos Conſelhos ꝛc. traten, es dieſen nicht zu gehorchen brauche. Mit dem Untergang der Namen der alten Aemter iſt auch der Reſpekt gegen die Perſonen der neuen Aemter untergegangen, und man hegt gegen die erſten Beamten im Lande, gegenwärtig weniger Hochachtung, ja nicht einmal die geringſte Furcht, wie vormals in den guten alten Zeiten, wo auch Alles in ſeinem gehörigen Geleiſe war, gegen einen Eſcrivao oder einen Meirinho. Ein anarchiſcher Zuſtand iſt nun endlich daraus entſtanden, der ſchon Jahre lang währt, und deſſen Ende nicht abzuſehen iſt; eine Anarchie, der ſchon mehrere tauſend Leben durch Meuchelmord geopfert, Unzähligen ihr Hab und Gut gekoſtet hat.

(Schluß folgt.)

Ertrag der Gold- und Silberminen in Nordamerika.

Die amerikaniſche Regierung hat eine Tabelle über den Ertrag der Goldminen entwerfen laſſen. Es geht daraus hervor, daß dieſelben

Digitized by Google

o zu sagen unproductiv geworden sind. Die Tabelle umfaßt eine Periode von 15 Jahren: im Jahre 1854 ergaben die Minen für 890,000 Dollars reines Gold, im verflossenen Jahre nur für 282,000 Dollars; die Minen von Georgien und den beiden Carolinas waren die ergiebigsten. Die Totalsumme, die man während den 15 Jahren erhielt, beträgt 6,196,500 Dollars: vom Jahre 1824 an stieg der Ertrag der Minen bis zum Jahre 1854, wo er sein Maximum erreichte, und dann allmählich sich verminderte. Man hat sich demnach getäuscht, indem man den amerikanischen Minen eine so große Wichtigkeit zuschrieb; es gibt allerdings viel Gold in den südlichen Staaten, man weiß aber auch, daß seine Ausbeutung viel Geschicklichkeit und große Kosten erfordert, so daß die Capitalisten ihr Geld lieber anderswo anlegen. (Echo du Monde Savant. Nr. 17.)

Chronik der Reisen.

Douglas' Reisen am Oregon u. s. w.

Erste Reise am Columbia.

(Fortsetzung.)

Um Mitte Junius 1825 wurde endlich die Binnenlandreise vom Vancouverfort aus in den Booten der Hudsonsbai-Gesellschaft auf dem Columbia angetreten. Die Scenerie rings um den 46 englische Meilen davon vorkommenden großen Stromschnellen des Oregon ist wild-romantisch. Der Columbia, welcher bis dahin das von mächtigen mit riesenhohen Föhrenwäldern bedeckten Bergzügen eingefaßte Längenthal majestätisch durchfluthet hat, wird plötzlich in eine etwa 170 Klafter breite und ungefähr 2 englische Meilen lange Felsenschlucht gezwängt, die mit Steinblöcken besäet ist. Stellenweise ragen die Uferwände mehrere hundert Fuß hoch senkrecht über den Stromspiegel empor, und hie und da stürzen Wasserfälle von ihnen herab. Dicht am Stromrande sind ganze versteinerte Baumstämme sichtbar.

Da eben Salmenfangszeit war, so hatte Douglas Gelegenheit, diese auf äußerst einfache Weise betriebene Fischerei des köstlichen Columbialachses, welcher im Durchschnitte gegen 15 Pfund wiegt, zu beobachten. Bis zu dem gegen 70 englische Meilen vom Ocean entfernten Niederarm des Multnomah ist die Landschaft ununterbrochen gebirgig, aber auf dem von Vancouver sogenannten Belvedere werden die Ufer wieder niedrig und der Hintergrund erhebt sich stufenweise. Südwärts in der Gegend, wo der Multnomah entspringt, streicht eine Kette von Schneebergen hin, worunter ein alle andern überragender Hochkegel ohne Zweifel der von Lewis und Clarke sogenannte Jeffersonsberg ist. In der Nähe des großen Falles, der von der großen Stromschnelle gegen 70 englische Meilen entfernt ist, werden die Columbia-Ufer felsig, abschüssig, die Berghöhen immer niedriger und niederer, und an die Stelle des Föhrenhochwaldes tritt Knieholz und nur wenige Schuh hohes Gebüsch. Da fächelt keine wolkenhohe Föhre, keine abendländische Thuja dem Wanderer Kühlung zu, und an dem unabsehbaren Laubenbeden der lieblichen Zitterpappel kann er da nicht seine Blicke weiden: denn so weit das Auge reicht, breitet sich eine, nur hie und da mit spärlichem Grasewuchs bedeckte dürre Steppe aus. Doch gerade dort fand Douglas zuerst die wunderschöne Clarkie — Clarkia pulchella,*) — dann zwei ebenfalls neue Lupinenarten, und noch zwei andere neue Gewächse. In dieser Jahreszeit konnte er nur wenige Meilen oberhalb des großen Falles hinauskommen, entdeckte aber auf der so kurzen Wegstrecke verschiedene Pentstemonarten — welche schöne Pflanzengattung zuerst von ihm eingeführt worden ist — und mehrere andere Gewächse.

Gegen Ende August 1825 schrieb er in sein Tagebuch: „Seit meiner Ankunft im nordwestlichen Amerika vor nun fast fünf Monaten habe ich erst drei Nächte in einem Hause zugebracht, und diese waren die drei nächsten nach meiner Landung; die ganze übrige Zeit hindurch übernachtete ich bald unter einem kielaufwärts gekehrten Canot, bald unter einem Föhrenbaum, und im günstigsten Fall in einer aus Wildsellen oder aus Thuja-Borke verfertigten Hütte."

Um dieselbe Zeit trat er vom Vancouverfort aus eine Bergfahrt auf dem Multnomah, einem von den südlichen Zuflüssen des Columbia, an. Es ist, berichtet er, ein herrlicher Strom, mit ungemein fruchtbaren Ufern. Sechs und dreißig englische Meilen oberhalb seiner Einmündung in den Oregon bildet er einen 42 Fuß hohen gewaltigen Wasserfall, der in dieser Jahreszeit die ganze ungeschmälerte Stromesbreite einnimmt, im Früh- und Spätjahr aber sich in drei Sturzbäche theilt. An den Ufern des Multnomah schwärmt das weißgeschwänzte Reh, so wie eine andere schwarzschweifige Art in ansehnlicher Menge, erstere nennen die Jäger „das Springwild," es ist sehr klein, von hellgrauer Farbe, der Schweif bis gegen Fünfviertel Schuh lang, das Gehörn etwas länger und stark einwärts gebogen. Die andere Art ist viel größer und minder zahlreich: die Farbe ist ein bläuliches Grau, die Bauchfarbe aber gelb. Beide sind vorzüglich in der großen Gebirgskette, welche die von den Schlangen- und Flachkopf-Indianern bewohnten Landstriche durchsetzt. Der Strom selbst birgt unter Anderem Störe von außerordentlicher Größe. Einer, welchen Douglas sah, maß 12½ Fuß in der Länge und 7 im Umfange. Zwei Tagereisen weiter hauset der Stamm der Calapuris, ein friedlicher, harmloser Schlag der Eingebornen. In der Nähe des Zeltes unseres Reisenden befand sich eine salzhaltige Quelle, welche unter Anderem von einer schön geringelten Taubenart besucht zu werden pflegte, deren zierliche Bewegungen beim Aufpicken der am Quellenrande zerstreuten Salztheilchen ihn, der, wie wir oben gesehen haben, schon im frühen Knabenalter am Thun und Treiben des Gefieders sich stundenlang weiden konnte, ungemein ergötzte.

Auf den weitgestreckten Ebenen, die westlich vom waldgebirgigen Küstenstrich und gen Morgen von hohen Bergzügen begränzt werden, dann an den Gestaden des Sandiam, einem von den reißenden Armen des Multnomahflusses, entdeckte er eine Fülle neuer und prächtiger Pflanzenarten, und ein bis dahin ebenfalls noch unbekanntes Thier, welches seitdem unter dem Namen „Geomys Douglasii" in die Zoologie eingeführt worden ist. In den Tabakeranzen der Eingebornen fand er um dieselbe Zeit Föhrensamen, der, wie er auf den ersten Blick erkannte, einer ausnehmend großen Art angehören mußte, welche auf den südwärts liegenden Gebirgen wächst. Diese Föhrenart ist es, die von ihm den Namen Lamberts-Föhre erhalten hat, und noch fortwährend führt.

(Schluß folgt.)

*) Wie schnell sich die Cultur dieses von Douglas entdeckten Ziergewächses über die ganze europäische Welt verbreitet hat, mag unter Anderem folgender Umstand beweisen: ein Freund des berühmten schottischen Botanikers Hooker, welcher im Sommer 1836 auf einer Reise durch die skandinavische Halbinsel nach Hammerfest im nördlichsten Norwegen, des Kanntlich der arktischesten Handelsstadt der alten Welt, kam, fand dort die „Clarkia Pulchella" in Fenstergärten mit emsiger Sorgfalt gepflegt. M.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 135.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Mai 1838.

Die Barbareskenstaaten.

Religiöse Verhältnisse.

Es ist schon wiederholt und mit Recht darauf aufmerksam gemacht worden, daß Abdel-Kader vor Allem die religiösen Vorneigungen seines Volks zu erfassen strebt, und sich mehr und mehr als das geistliche Oberhaupt hinzustellen sucht, überzeugt, daß dieß der sicherste Weg ist, auch die weltliche Macht zu gewinnen, die der Moslem noch nicht von einander zu scheiden gelernt hat. Wir haben in einem frühern Blatte (s. Nr. 35 v. d. J.) gesagt, Abdel-Kader habe das Kirchengebet (Khutbe) für den Sultan der Türkei abstellen, und solches in seinem Namen verrichten lassen. Hievon ist nur das Erstere wahr, nicht aber das letztere: Abdel-Kader fühlte sich noch nicht stark genug, sich ganz unabhängig zu zeigen, wandte sich an Marokko, woher ihm seit dem Anfang seiner Kämpfe zahlreiche Unterstützungen zugekommen sind, und läßt das Kirchengebet im Namen des Kaisers von Marokko verrichten.

Das Kirchengebet ist bekanntlich bei moslemitischen Völkern die Anerkenntniß der Unterwürfigkeit unter die Herrschaft dessen, für den es verrichtet wird. Ursprünglich wurde es nur für den Einen Khalifen gesprochen, der zu Bagdad residirte; mit dem Sturze der Ommajaden trat eine Spaltung ein: in Asien, Aegypten und Cyrenaika ward es für die neuern abbassidischen Khalifen verrichtet, im Westen (el gharb) für den Sprößling der Ommajaden, der sich dahin geflüchtet, als Emir-al-Mumenin in Spanien residirte, und in ganz Nordafrika, von der großen Syrte an, als rechtmäßiger Nachfolger Mohammeds anerkannt wurde. Von jener Zeit an dauert die Spaltung der moslemitischen Welt in den Osten und Westen. Als die Herrschaft der Araber in Spanien sank, ging das kirchliche Primat des Westens auf den Herrn von Fez und Marokko über, und in allen Barbareskenstaaten ward bis ins sechszehnte Jahrhundert das Kirchengebet für den Kaiser von Marokko gehalten. Als Chaireddin Barbarossa mit seinen Türken Algier eroberte, ließ er es für den Sultan der Osmanlis verrichten, und dieß geschah fort und fort in allen Städten, deren sich die Türken bemächtigten, während an den übrigen Orten das Gebet fortwährend für den Kaiser von Marokko verrichtet wurde.

Abdel-Kader hat dieß in denjenigen Orten, wo er gebietet, erneuert, ein Umstand, der seine vielfachen Verbindungen mit Marokko und die Unterstützung, welche er von dort her erhält, hinreichend erklärt. Wo Achmed Bey, der Kulugli, gebietet, wird das Gebet noch immer für den Sultan verrichtet, und in den Städten der Franzosen gleichfalls, indem diese an dem bisherigen Gebrauch wohlweislich nichts geändert haben. Man kann nicht umhin, dieß Verfahren Abdel-Kaders als einen Meisterstreich der Politik zu betrachten, er sagt sich dadurch von den gehaßten Türken und den Franzosen auf einmal los, und macht seine Sache zu einer religiösen Angelegenheit für das ganze Volk, dem mit Einemmal eine allen verständliche Fahne gegeben ist. Achmed Bey, und vermuthlich noch mehr der Bey von Tunis, mögen den Schlag schwer genug gefühlt haben, denn hält sich Abdel-Kader, so sind sie unwiederbringlich verloren. Wahrscheinlich geschah es auf ihren Antrieb, daß ein Abgeordneter des Sultans sich zu Abdel-Kadern begab. Die französischen Blätter vom 21 April bringen ein Schreiben aus Mers-el-Kebir vom 2ten desselben Monats, demzufolge marokkanische Juden, die des Handels wegen nach Mers-el-Kebir kamen, ausgesagt haben, daß ein türkischer Abgesandter zu Tetuan in Begleitung eines Ulemas, der schon früher in Algier angestellt war, gelandet habe und nach Tlemsen gegangen sey, um Abdel-Kadern Firmane und Geschenke zu überbringen, und von da nach Mekinez, der Residenz des Kaisers von Marokko, zu gehen. Welcher Art die hier gepflogenen Handlungen waren, wissen wir nicht, aber Abdel-Kader setzt seine Bemühungen fort, und soll kürzlich die Stadt Dellis (östlich von Algier in der Provinz Constantine) bewogen haben, die Khutbe gleichfalls für Mulei Abderrahman, Kaiser von Marrokko, zu halten.

Dieß ist gegen alle türkische Herrschaft und somit auch gegen Achmed Bey so wie gegen die Franzosen gerichtet. Es ist deßhalb nicht zu verwundern, wenn bereits der Krieg zwischen Abdel-Kadern und Achmed entbrannt ist, und die Nachricht, daß ein Friede zwischen den Franzosen und Achmed geschlossen, gewinnt dadurch gleichfalls an Wahrscheinlichkeit. Den Franzosen wird jetzt ein Bündniß mit dem letztern eigentlich aufgenöthigt, und sie sind ganz erstaunt, in was für eine seltsame Lage sie

Digitized by Google

auf einmal verſetzt ſind. So ſagt ein Brief vom 14 April: „in der Provinz Conſtantine, ſo wie in dem von Algier und Oran finden ſich zwei ſehr beſtimmt geſchiedene Parteien, die arabiſche und die mauriſche, in welch letztere ſich die Kabylen,*) die Kuluglis und die Türken verſchmelzen. Die arabiſchen Scheikhs (der Provinz Conſtantine) haben Emiſſäre an Abdel-Kader geſendet, um ſeinen Beiſtand in Anſpruch zu nehmen, im Falle Frankreich ihnen wieder Achmed aufbürden wollte; ſo könnte es ſich in nicht ſehr ferner Zeit ergeben, daß unſere Soldaten Achmed gegen ſeinen Nebenbuhler vertheidigten: dieß wäre merkwürdig genug."

Die Sache nähert ſich nun der Entſcheidung, Abdel-Kader in geheimem Einverſtändniß mit den Arabern der Provinz Conſtantine und in offenem Bündniß mit El Mokrani, dem Kaid der eiſernen Thore, oder des Paſſes, der aus der Provinz Algier nach der von Conſtantine hinüber führt, ſteht auf dem Punkt, in Widerſpruch mit dem Tractat von der Tafna in die Provinz Conſtantine einzurücken, und ein erſter Unfall, den ſeine Truppen gegen die Beni Abbes an der Gränze derſelben erlitten haben, ſcheint ihn um ſo weniger abzuſchrecken, als nach den neueſten Nachrichten aus Algier vom 21 April ſich Farhad ben Said,**) Achmeds alter Feind, wirklich nun mit Abdel-Kadern vereinigt hat. Wer wird ſiegen: der Araber oder der Türke? wird man künftig in den Barbareskenſtaaten für den Sultan des Oſtens oder des Weſtens das Kirchengebet verrichten? Und was wird Frankreich, das nun erſt nach einer Reihe verfehlter Maaßregeln ſeine wahre Stellung erkennt, thun?

Lebensbilder aus Portugal.

Zweiter Ausflug nach Setubal.

(Schluß.)

Treten wir aber nun wieder in unſerm Reſtaurant ein, wo wir ſogleich, um allen Chicanen auf künftigen Reiſen durch Palmella vorzubeugen, dem großmauligen Cabo da Policia ein Quartilho Wein vorſetzten, was er auch mit Dank annahm, erſtlich einmal ausſpuckte — eine gewöhnliche Angewohnheit des gemeinen Portugieſen, bevor er trinkt — und dann nach vorhergegangenen ora! viva meos Senhores! wohlgefällig in langſamen Zügen den dunklen ſchweren Rebenſaft in ſich zog, und ſich dann empfahl. So wie er den Rücken kehrte, ſchlug die lebhafte Wirthin, die indeſſen nun den Tiſch zum zweitenmale ſervirte, ein Kreuz hinter demſelben und ſagte mit leiſer Stimme, dieſer esfomeado (Ausgehungerte) war wohlhabend, hat aber Alles durchgebracht, und jetzt nährt er ſich von ſchlechten Streichen, die ihn aber doch wohl noch an den Galgen bringen werden. Eine dicke kräftige portugieſiſche Brodſuppe mit dem Lieblingskraut, der Pfeffermünze in kleinen Zweigen, gewürzt, wurde jedem in einem kleinen Näpfchen von Steingut vorgeſetzt; darauf erſchien das Rindfleiſch mit Kohlblättern und Wurſt und Speck — denn ohne Speck und ohne Wurſt oder Schinken, glaubt man hier, daß man der Fleiſchbrühe zu Suppen und dem Gemüſe gar keinen Wohlgeſchmack geben könne — alsdann kam ein Teller voll dickgekochten Reiſes, ohne welchen man nie eine Mahlzeit zu halten pflegt, ſelbſt in den vornehmſten Häuſern nicht; zuletzt die ausgeſchlagenen Eier, Alles ſehr gut und reinlich bereitet. Holländiſcher Käſe und Roſinen beſchloſſen das Mahl, was uns ganz vortrefflich geſchmeckt. Von friſchen Früchten, die man überhaupt ſehr ſelten auf dem Lande in Gaſthäuſern bekommt, waren auch hier keine zu erhalten. Nach dem Eſſen machten die andern beiden Gefährten eine kleine Excurſion in das tiefe und einförmige fruchtbare Thal hinab, während welcher Zeit, da die Sonne ſehr heiß brannte, ich den Schatten des Hauſes und die Kühlung darin vorzog. Ungeachtet aber Millionen Fliegen Einem hier die Ruhe mißgönnten, die ich, auf einer Bank hingeſtreckt, vergebens ſuchte, ſo gewährte mir doch die Muſterung, die ich nun mit den Menſchen und der ganzen Wirthſchaft anſtellte, eine unterhaltende Stunde. Das Haus, wie ſchon geſagt, beſtand aus einem einzigen Raume für verſchiedene Zwecke. Von der Straße aus ſchritt man zwei Stufen hoch durch die ſchmale Hausthüre, an welcher ein grüner Tannenzweig — das Aushängeſchild einer Weinſchenke — hing, in das Innere, das zu ſeinem Fußboden den lieben Erdboden mit allen ſeinen natürlichen Erhöhungen und Vertiefungen hatte. Gleich rechts neben der Hausthüre war jedoch ein kleines, etwas erhabenes Stratum von ungehobelten Brettern, auf dem die Wirthin mit untergeſchlagenen Beinen zu ſitzen pflegte, und ihre weiblichen Arbeiten verrichtete, oder ſich mit ihren Kindern beſchäftigte. Neben dem Stratum befand ſich das kleine Fenſterloch — welches dem Zimmer das Licht gab, wenn man die Thüre verſchloß — mit ſeinen beiden ſteinernen Fenſterſitzen. In der Ecke dahinter war der niedere Küchenherd mit ſeinem ſchwarzen Schornſtein, dieſer Hauptverſammlungsort der Familienglieder und der Gäſte an kühlen naſſen Tagen, um ſich an einem lodernden Feuer zu erwärmen. Gerade vis-à-vis der Hausthüre ſtand der Gaſttiſch mit zwei Bänken ohne Lehne; an deſſen Kopfſeite aber, die einer vorſpringenden Wand zugekehrt war, hinter welcher das Ehebett, ſtand ein großer, altmodiger, lederner, breiter Stuhl, den man wahrſcheinlich einmal in einer Auction erſtanden. Den unterhaltendſten Anblick über dem Tiſche an den beiden Wänden machten die hunderterlei Gegenſtände von Küchen-, Koch-, Kaffee- und Theegeſchirr, von bunten Taſſen, Tellern und Schüſſeln, von Gläſern verſchiedener Formen und Geſtalten, von Leuchtern, Laternen, Lampen, Lichtputzen, Gabeln und Löffeln u. ſ. w., die alle zuſammen hier

*) Zwiſchen den Kabylen und den Mauren kann keine nahe Verbindung beſtehen, und obige Nachricht wird ſich wohl darauf beſchränken, daß die Kabylen den Arabern zum Theil feindlich gegenüber ſtehen, was immer wichtig genug iſt.

**) Der Toulonnais, welcher dieſe Nachricht neuerdings beſtätigt, thut es mit einem Zuſatz, welcher beweiſt, wie wenig der Verfaſſer jenes Briefs, und mit ihm viele Franzoſen, die dortigen Verhältniſſe begreifen. Er ſagt, Farhad habe ſich gegen ſein gegebenes Wort mit dem Emir vereinigt, da er doch bei Gelegenheit ſeiner Anweſenheit in Conſtantine verſprochen habe, Achmed aufs äußerſte zu bekämpfen. Dieß that er auch, und eben darum ſteht er jetzt auf der Seite Abdel-Kaders; er handelt alſo ganz conſequent, und es iſt nur der Fehler der Franzoſen, wenn dieſe glaubten, Farhad habe ſich um ihretwillen gegen Achmed erklärt, und werde nun ihr Verbündeter ſeyn.

Digitized by Google

blank geſcheuert und gewaſchen, in buntеſtem Quodlibet, theils auf einer ſogenannten Kannbank aufgeſtellt, theils an Nägeln aufgehenkt waren, und inmitten dieſes Krames ſtand in einer kleinen Niſche Noſſa Senhora mit dem Jeſus-Kindlein gar ſchön geputzt und mit Papierblumen ausgeſchmückt. In der Richtung des Stücks Querwand, hinter welcher das Ehebett durch einen Schirm von Schilfrohr von der andern Seite den Späher-Augen entzogen war, lief der ſchmale Schenktiſch bis zur andern Wand, dahinter war nur in eins gefaßt, der Schlaf- und der Kellerraum, links das große Bett, rechts ein Weinfaß, aus dem nach Bedürfniß für die Gäſte gezapft wurde in die drei verſchiedenen Maßgläſer, wovon das eine ein halbes, das andere ein ganzes, das 3te zwei Quartilhos faſſen konnte, und die umgeſtülpt auf einem an der Wand befeſtigten und eingekerbten Schilfrohr ſteckten, mit ihren verſchiedenartig roth und changeant durch den Gebrauch gefärbten Rändern. Es iſt wirklich zum Erſtaunen, wie mit der Zeit die mehrere tauſend Ein Glas berührende Lippen, die nicht immer die appetitlichſten zum Küſſen ſind, endlich dermaßen einen Farbenrand in ein ſolches nur zuweilen ausgeſpültes aber nie rein gewaſchenes Glas, einäßen können, daß dieſer in der Folge auch durch gewöhnliche Mittel nie wieder gereinigt werden kann. Man iſt übrigens eine ſolche Schweinerei in dieſen Tavernas gewohnt, und Niemanden fällt es ein, zum Weintrinken ein reineres Glas zu fordern, und der Schenkwirth thut ſich ordentlich auf ſolche Ränder-Gläſer etwas zu gut: ſie zeigen, daß er guten Wein und daher auch vielen Zuſpruch hat. Die portugieſiſchen Weinwirthe haben nun überdem das voraus, daß ſie ihre Gäſte alle aus einem Glaſe trinken laſſen können, denn hier gibts keine Gäſte wie in Deutſchlands Wein-, Bier- und Branntweinshäuſern, wo ſich dieſelben Stundenlang bei einem Schöppchen Wein, einem Kännchen Schnaps oder einer halben Bier niederſetzen, kannengießern, oder aus ihren Pfeifchen Dampfwolken an die Decke blaſen. Dieſe Leute trinken nicht weil ſie Durſt haben, ſondern um ihren Gaumen zu kitzeln. Nicht ſo aber der Portugieſe, der trinkt nur wenn er Durſt hat, rennt alsdann in aller Eile in eine Taverne, tritt vor das Schenkbrett, fordert ſein Quartilho oder Schoppen, trinkt dieſen auf einen Zug aus, bezahlt, und geht dann wieder von dannen. Während ich ſo meine Betrachtung über die Einrichtung des Hauſes anſtellte, deſſen Decke aus dem bloßen Ziegeldache beſtand, welches von der Sonne erhitzt, wie ein ruſſiſcher Bauernofen Wärme ins Innere ſtrahlte, ſetzte ſich nun die Familie an den Tiſch, zu Mittag zu ſpeiſen. Mit Ausnahme der Eier, wurden dieſelben Gerichte in einem großen irdenen Napfe aufgetragen, Suppe, Gemüſe und Fleiſch befanden ſich darin beiſammen, und jedes Familienglied hatte einen zinnernen Löffel, um zuzulangen. Die Gegenwart eines Fremden, wie ich war, ſtörte durchaus nicht, und man benahm ſich ſo ungenirt als wenn Niemand zugegen. Der Hausvater, nachdem er einige Löffel voll der unten im Napfe ſitzenden dicken Brodſuppe genoſſen, und die Kinder, welche die Löffel nicht zu handhaben verſtanden, mit den Händchen ſich die Brocken halten, ergreift nun auch mit den Fingern das darin liegende Stück Fleiſch und zerſchnitt es in Stücke, und eben ſo verfuhr er mit der dicken Wurſt und dem Speck, ſo daß jedes nehmen konnte, was ihm beliebte; die langen ſich in dem Gemengſel befindenden Kohlblätter zog man ebenfalls mit den Fingern hervor, und zuletzt als nur noch die Brühe im Napfe war, ſetzte ihn der Mann zuerſt an den Mund und trank davon, darauf reichte er den nächſtſitzenden Kindern davon, denen das meiſte bei dem Munde vorbeifloß, und die Mama gab dann den Reſt den andern Kindern, für ſich nichts behaltend; nebenbei aßen ſie das ſchönſte ſpaniſche Weißbrod, was der Vater in Stücken zerreißt, und da dieſe nicht aufgezehrt wurden, ſo gab er den Reſt mit noch einigen übrig gebliebenen Fleiſchbrocken dem erſten Armen, der an der Thür erſchien. Dieſe Familie gehörte gewiß nichts weniger als zu einer wohlhabenden; ja man konnte wohl aus Allem erſehen, daß es wohl manchmal ſehr ſpärlich zugehen mochte, allein es war Sonntag, man wollte ſich wahrſcheinlich einmal etwas zu Gute thun, und man kochte mit einemmale ſo viel Fleiſch, Speck und Wurſt, daß eine deutſche Bauernfamilie damit acht Tage lang hätte ihre Kartoffeln oder Erbſen und Bohnen ſchmelzen können. — Vorräthe haben dieſe Leute hier durchaus nicht, man ſchafft ſich das Nöthige nur für den Tag an, und dieſes muß an demſelben Tage auch aufgezehrt werden, und da hatten dann dieſe Menſchen noch von Glück zu ſagen, daß wir hier einkehrten und verzehren halfen. In Liſſabon hätten wir für dieſes Mittagsmahl einen halben Thaler für die Perſon bezahlen müſſen, und ungeachtet wir hier zuſammen nur einen halben Thaler bezahlten, ſo war es doch hinreichend das ganze Mahl zu vergüten, was die Familie mitgenoſſen. Nachdem der Tiſch abgeräumt war, ſetzte ſich die Frau auf ihr Tabulat und unterſuchte die Köpfe der Kinder; der Mann klagte über Schmerzen im Unterleibe, und wälzte und krümmte ſich auf einer Bank; jeden Tag bekomme er dieſe Schmerzen nach dem Eſſen, erzählte die Frau, und kein Mittel dagegen hätte ihm noch geholfen. — Meine Gefährten kehrten nun endlich auch von ihrer Excurſion zurück, und nachdem die Sonne ſchon tief am Horizonte ſtand, beſtiegen wir unſere Thiere und kamen noch vor Untergang derſelben in Setubal an.

Die Stadt Bankok.

(Aus Dr. Ruſchenbergers Reiſe um die Welt.)

Bankok iſt am Fluſſe Menam gebaut, etwa 20 engliſche Meilen in gerader Linie vom Meer, und an einem Punkte, wo der Fluß ungefähr 1000 Schritte breit iſt. Sie erſtreckt ſich 2½ Meilen längs dem Fluß und 1 bis 1½ Meilen weit auf beiden Seiten. Das eigentliche Bankok liegt auf dem rechten oder weſtlichen Ufer, während die Stadt auf dem linken nach dem dort befindlichen Palaſt Sia Yuthia genannt wird, dem Auge aber erſcheinen beide nur als Eine Stadt. Sie iſt unregelmäßig angelegt und allenthalben von Canälen durchſchnitten; die Straßen ſind ſchmutzig und eng, und der gepflaſterte Weg in der Mitte kaum breit genug, daß zwei Perſonen nebeneinander gehen können. Als Grund dafür geben die Siameſen an, daß keine zwei Perſonen von gleichem Range ſich im Königreiche befinden, und die Etikette Leuten von verſchiedenem Range nicht geſtatte, nebeneinander zu gehen. Viele Häuſer ſind von bedeutendem Umfang, aber der größere

Digitized by Google

Theil sind elende Bambushütten, ohne die geringste Bequemlichkeit. Bäume trifft man allenthalben in großer Zahl, und die vielen Wats oder buddhistischen Tempel mit ihren vergoldeten und verglasten Dächern und Spitzthürmen, die in der Sonne glänzen, geben der Stadt ein malerisches Aussehen, und einen Schein von Reichthum und Pracht. Beide Seiten des Flusses sind mit Häusern besetzt, die auf Bambusflößen erbaut sind, welche durch Anker oder sonst an die Ufer befestigt werden. Der vordere Theil ist offen wie Veranda's, und es sind verschiedene Waaren darin zum Verkauf ausgestellt. Eine Reihe chinesischer Dschonken von 2 bis 600 Tonnen jede erstrecken sich über zwei Meilen weit, und ankern in der Mitte des Stromes, wo sie oft Monate lang bleiben, und ihre Ladungen en detail verkaufen. Obwohl Straßen, Kanäle und Strom stets mit Menschen angefüllt sind, so ist doch hier bei weitem nicht der Lärm und das Geschrei, das man in jeder gleich dicht bevölkerten christlichen Stadt treffen würde. Von Morgen bis Abend bietet der Fluß eine bedeckte Scene dar: die Gondeln dieses östlichen Venedigs, Sampans genannt, sind von jeder Größe, von einer wahren Nußschale an bis zu der, die von sechs Rudern getrieben wird; auch gibt es einige sehr große längs den Ufern der Canäle, die fortdauernd von ganzen Familien besetzt sind. Bankok hat gegenwärtig eine Bevölkerung von einer halben Million Menschen, es ist die Hauptstadt des fruchtbarsten Landes in Asien, und könnte unter einer guten Regierung die größte Stadt des Orients werden. Die Chinesen, welche den größten Theil der Bevölkerung ausmachen, sind friedlich und betriebsam, aber aus Mangel einer angemessenen Belustigung in den Erholungsstunden dem Spiel arg ergeben. Die privilegirten Spielhäuser sind deßhalb eine reiche Quelle von Einkommen, und um sie noch ergiebiger zu machen, ist das Spielen in Privathäusern streng verboten.

Chronik der Reisen.

Douglas' Reisen am Oregon u. s. w.

(Schluß.)

Erste Reise am Columbia.

Bald darauf unternahm er in Begleitung eines Häuptlings der Tschinuk- (Chenook-) Indianer einen Ausflug nach der Bakersbai. Am berüchtigten Unwetter-Cap (Cap Foulweather) mußte er eine der grauenvollsten Regen- und Sturmnächte, die er je erlebt, ohne Feuer und ohne Nahrung, außer einigen Beeren des Arbutus Uva-Ursi, ganz durchnäßt zubringen. Alles wilde sturmgewohnte Geflügel (schreibt er) hatte ein schützendes Obdach aufgesucht, und wir allein waren der Wuth der entsetzlichen Windsbraut preisgegeben. Lange vor Tagesanbruch verließen wir das unwirthliche Vorgebirge mit der Ueberzeugung, daß es seinen bösen Leumund in vollem Maaße verdiene. *)

Auf dem Tschihilisfluß (Cheeheelie), den er von seiner See-Einmündung an bis zur noch unbekannten Quelle beschiffen wollte, gelangte er nur 60 englische Meilen weit hinauf, weil er durch häufige Wasserfälle und Untiefen am Weiterfahren gehindert wurde. „Er ist so breit, berichtet er, wie die Themse (wo?), sehr reißend, reich an Wasserfällen, und fluthet zwischen föhrenbewaldeten steilen Ufern dahin. Sein Weg weiser auf dieser Fahrt, ein Tschinuk-Indianer, welcher unter seinem die Nordseite des Tschihili bewohnenden Stamme den Stichnamen „der Bart," oder eigentlich „der Starkbart" führt, und einige Ansprüche auf Civilisation, ja sogar auf Dandyism macht, bat ihn beim Abschied, ihm den Bart zu scheeren, welchem Ansinnen Douglas sogleich willfahrte. Auch den Kanalidet (Cowalidet), einen der beträchtlichsten Zuflüsse des Columbia, befuhr er, und Ribes spect. war auf dieser Fahrt seine botanische Hauptausbeute. Bei der Rückkehr nach dem Columbia mußten der Mantel und die Nachtdecke unseres Reisenden als Canotsegel dienen.

Im Vancouverfort kommt nur (berichtet er 1825) Einmal des Jahres (im November) eine Paketsendung, oder, wie sie dort genannt wird, die Post von der Hudsonsbai, und auf diesem Weg aus England und überhaupt der civilisirten Welt an. Gelangt etwas auch nur eine Stunde nach dem Abgang der Paketboote, welcher gewöhnlich um die Mitte Julius erfolgt, dorthin, so muß es in jener fast durch die ganze Breite des großen nordamerikanischen Festlandes vom Vancouverfort getrennten Gegend bis zum Julius des künftigen Jahres liegen bleiben.

Hr. M'Leod, einer von den höhern Agenten im Dienste der Hudsonsbai-Gesellschaft, welcher fünf Jahre lang am Mackenziefluß zugebracht hat, kennt die an seinen Ufern gelegenen Landstriche, so wie die Volksstämme, von denen sie bewohnt werden, und deren Idiome er geläufig spricht, genauer als irgend ein anderer Europäer. Von ihnen hat er erfahren, daß ein mit dem Mackenzie parallel nach Westen ziehender Fluß, welcher ihm auch in der Breite gleicht, sich in der Nähe des Eliscaps ins Meer ergießt. Bei der Mündung, berichteten sie ihm ferner, befinde sich auf einem Eiland eine Factorei, welche mit den Eingebornen Verkehr treibt. Die Leute darin trügen lange Bärte und seyen schlimm. „Diesen Angaben darf man wohl Zutrauen schenken, um so mehr, da mir Hr. M'Leod einige von dort herrührende russische Münzen, außerdem auch allerhand Sachen, als Kämme, Stahl- und Eisenwaaren, gezeigt hat, deren Aussehen von denen, welche die englische Handelscompagnie an die eingebornen Volksstämme verkauft, sehr abweicht." — „Den schlagendsten Beweis jedoch, daß man zur See dahin müsse gelangen können, gewährt der Umstand, daß man rohgearbeitete eherne Töpfe, welche vier bis sechs Gallonen fassen konnten, und daher zu schwer für den Landtransport sind, unter den dortigen Eingebornen gefunden hat. M'Leod hatte im verflossenen Jahre (1824) eine Expedition dahin im Sinn, und schon Vorkehrungen dazu getroffen, als er plötzlich nach der Hudsonsbai abgerufen wurde." Die westlich vom Mackenzie gelegene Meeresstrecke soll nach Verlauf des Julius offen seyn, so daß es nicht schwer seyn würde, zur See nach dem Eiscap zu gelangen.

Von Mitte November bis Ende December 1825 mußte Douglas, welcher durch Beschwerden und Ungemach aller Art erkrankt war, in einer kleinen Hütte von Thujaborke zubringen, worin am Christabend das Regenwasser 14 Zoll hoch stand. Die ersten Monate des Jahres 1826, während welchen er keine weiten Ausflüge zu unternehmen im Stande war, beschäftigte er sich mit der Untersuchung der Fauna der Umgegend. Seine unter der Ueberschrift: „Ueber die Fauna des Columbia," im Tagebuch mitgetheilten Bemerkungen, auf die wir in der Folge wieder zurückkommen werden, verbreiten sich 1) über den weißköpfigen (silber-) Adler, 2) und 3) den großen und den kleinen braunen; 4) den Calumet-Adler, 5) den californischen Geyer; 6) das Waldrebhuhn; 7) das große Birkhuhn; 8) den kleinen blauen Häher; 9) den Schwan; 10) das Elch (Elk); 11) den Biber und 12) den Lachs.

(Fortsetzung folgt.)

*) Das Foulweather-Cap liegt nicht, wie in der unter Douglas Aufsicht gezeichneten Karte zur Flora Boreali von Richardson irrigerweise angegeben worden ist, auf der Südseite des Columbia, sondern auf der Nordseite. Anm. d. Herausgebers.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 136.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Mai 1838.

Die letzte Thronveränderung in Persien.

Wir haben schon in Nr. 57 v. d. J. eine vorläufige Mittheilung aus Baillie Frasers Schrift über den Aufenthalt der drei persischen Prinzen in London gemacht, und theilen nun hier die vollständige Erzählung der Begebenheiten mit, welche der Abreise jener Prinzen nach England vorausgingen. Obwohl schon manches Bekannte mit unterläuft, so glauben wir doch durch die Gesammtdarstellung unsern Lesern noch einen Dienst zu erweisen.

Fateh-Ali-Schah, der verstorbene König von Persien, hatte vielleicht die zahlreichste Nachkommenschaft, die je einem Manne geboren wurde. Wie viele Weiber er hatte, ist nicht leicht anzugeben, denn nicht nur starben seine Frauen gleich andern Frauen, in welchem Falle sie alsbald wieder ersetzt wurden, sondern man traf auch häufige Aenderungen im großen Garten seines Harems, indem er gelegentlich die verbleichten oder ihrer Schönheit beraubten Blumen ausrauste, und solche verjährte Schönen als Zeichen seiner besondern Gunst an gewisse Lieblings-Officiere verschenkte, welche tüchtig dafür zahlen mußten. Diejenigen Frauen, die ihm Söhne geboren, wurden selten verlassen oder ganz hintangesetzt: im Augenblick, wo er erfuhr, daß eine seiner Frauen einen Knaben geboren habe, erhielt sie augenblicklich eine kostbarere Einrichtung und gewann ein Ansehen und einen Einfluß, die denen, welche nur Kinder ihres eigenen Geschlechtes geboren hatten, versagt waren. Da aber der König die Veränderung liebte, und nach einander jede heurathete, nach der ihn gelüstete, so kann man sich denken, daß die Zahl seiner Frauen ziemlich bedeutend war.

Unter den Moslems gibt es zweierlei Arten von Heurath: die Frauen, welche nach der ersten Art geehelicht sind, heißen Abdi; ein Mann kann ihrer nur vier heurathen und mit diesen ist die Verbindung lebenslänglich, wenn sie nicht durch eine regelmäßige und formelle Scheidung aufgehoben wird. Die, welche nach der zweiten Art geehelicht sind, heißen Mutah, und mit diesen dauert der Vertrag nur auf eine bestimmte Zeit, auf Jahre, Monate, Wochen, Tage, selbst Stunden, nach deren Verlauf sie sich trennen oder die Verbindung erneuern können, wie es ihnen gutdünkt. Von diesen Mutahs ist die Zahl unbeschränkt, auch gilt die Verbindung nicht für schimpflich; Alles, was die betheiligten Parteien zu thun haben, beschränkt sich darauf, den Vertrag die bestimmte Zeit hindurch redlich zu halten. Vornehme, die viele Frauen unterhalten können, betrachten diese Art Heurath als ein Mittel, ihr Harem und die Aussicht auf gesetzliche Nachkommenschaft zu vermehren, und so sind viele ihrer Lieblingssöhne von Mutah-Frauen geboren. Die größere Zahl der Kinder Fateh-Ali-Schahs stammte natürlich von solchen Muttern, und man behauptet, er habe an Frauen beider Classen gewöhnlich 800 bis 1000 in seinem Harem unterhalten. Selbst zur Zeit seines Todes soll derselbe noch zwischen 700 bis 800 enthalten haben. Von dieser artigen Sammlung wurden ihm 120 bis 130 Söhne und etwa 150 Töchter *) geboren, eine schöne Nachkommenschaft, welche die Fruchtbarkeit und den Ehrgeiz ihres Vaters erbte; und da sie frühzeitig die Mittel erhielt, ihre Lüste zu befriedigen, vermehrte sich das königliche Geschlecht mit solcher reißenden Schnelligkeit, daß zur Zeit von des Königs Tode seine sämmtliche Nachkommenschaft wohl 5000 Köpfe, Männer, Weiber und Kinder zusammen, betragen mochte. Eine so ausgezeichnete Fruchtbarkeit, so wünschenswerth sie in patriarchalischen Zeiten seyn mochte, wo man Menschen bedurfte, um die Stärke eines wandernden Stammes zu vermehren, war hier nichts weniger als ein Segen, weder für den Stammherrn noch für das Land: die letzten Jahre des erstern wurden verbittert durch den Hader seiner Söhne, durch ihre Verworfenheit und ihre mehr als zweifelhafte Treue, während das Land durch ihre Raubsucht und Verschwendung verarmte. Jede Provinz, jeder bedeutende District, jede Stadt, ja fast jedes Dorf von mehr als gewöhnlicher Größe hatte seinen Schahzadeh oder Prinzen, mit seinem Hof in größerm oder geringerm Maaßstabe, der seine Handvoll unglücklicher Reiots aussaugte, bis endlich diese königlichen Blutegel die Hülfsquellen des Königreiches so völlig erschöpften, daß verhältnißmäßig sehr wenig Einkommen des Staats in den Schatz des Königs floß.

*) Eine früher (s. Nr. 104. Jahrg. 1834.) mitgetheilte Nachricht, nach einem Schreiben aus Tiflis in der nordischen Biene, gibt die Zahl von 145 Söhne und 215 Töchter an.

Digitized by Google

Dieß war aber nicht Alles. Die Krone Perſiens gehörte zu allen Zeiten dem ſchärfſten Schwert und dem ſtärkſten Arm, und jeder dieſer kleinen Könige glaubte ſich berufen, ſeinem Vater oder Großvater auf dem Throne zu folgen, und ſuchte durch alle möglichen, auch die verworfenſten Mittel ſich für den Kampf zu ſtärken, den alle nach dem Tode des regierenden Hauptes erwarteten, ſo daß die Saat unzähliger und endloſer Bürgerkriege im Lande ausgeſtreut wurde. Um, ſo viel menſchliche Vorſicht vermochte, gegen eine ſo drohende Ausſicht Vorkehrungen zu treffen, erklärte der König ſeinen zweiten, aber edelſt gebornen Sohn, Abbas-Mirza, zum Thronerben, und ſeine Verbündeten erkannten nicht nur dieſe Wahl an, ſondern erklärten ſich auch bereit, dieſelbe nach Kräften aufrecht zu erhalten. Dieſe Feſtſetzung der Thronfolge wurde unglücklicherweiſe nichtig durch den Tod Abbas-Mirza's, aber der König ließ ſich bewegen, deſſen älteſten Sohn, Mohammed-Mirza, an der Stelle ſeines Vaters zum Thronfolger zu ernennen, und dieſe neue Wahl wurde gleichfalls von England und Rußland anerkannt und gewährleiſtet: zum Unglück jedoch, mindeſtens für ſie ſelbſt, fügten ſich weder die Oheime noch die Vettern des Ernannten, das heißt die Söhne und Enkel des Schahs, in die Entſcheidung ihres Königs und Vaters, ſondern erklärten im Gegentheil offen, daß ſie ſich nie vor einem Knaben beugen würden, und jeder ſammelte ſeine Hülfsmittel und bereitete ſich zum drohenden Kampfe.

Als Fateh-Ali-Schah im October 1835 ſtarb, erhoben ſich deßhalb eine Menge Thronerben; unter dieſen waren außer Mohammed-Mirza nur drei wahrhaft furchtbar. Dieſe waren Silli-Sultan, *) Vollbruder Abbas-Mirza's, zweitens Huſſein-Ali-Mirza, Firman Firmai genannt, als Generalgouverneur der wichtigen Provinz Fars, und drittens, Haſſan Ali-Mirza, einſt Gouverneur von Khoraſan und nachher von Kerman, woraus ihn Abbas-Mirza mit des Schahs Erlaubniß wegen ſeines ſchlechten Benehmens verjagt hatte. Dem Silli-Sultan fehlte es durchaus an jeder Eigenſchaft des Herrſchers, und furchtbar war er nur als Gouverneur der Citadelle von Teheran, wo die Schätze des Königs lagen. Huſſein Ali-Mirza war mächtig durch den Beſitz der Hülfsquellen von Fars, welche Provinz den ganzen Süden Perſiens beherrſcht, aber er war ein Mann ſchwachen Verſtandes und unentſchloſſenen Geiſtes, und ſeine Familie hatte ſich noch überdieß vielen Adeligen des Landes durch tyranniſche Handlungen verhaßt gemacht. Die drei Prinzen, welche ſpäter nach England gingen, ſind die Söhne Huſſein-Ali-Mirza's. Sein Bruder Haſſan-Ali-Mirza war ein Mann von größerer Fähigkeit und Geiſtesſtärke, und die Popularität, die er ſich in einem großen Theile des Königreichs durch Freigebigkeit und Muth errungen hatte, hätte ihn zum gefährlichſten aller Thronbewerber gemacht, wären nicht dieſe Vortheile durch eine Unklugheit und Unkenntlichkeit neutraliſirt worden, welche ihm das Vertrauen ſeines Vaters raubten, und ihn von ſeinem Bruder dem Firman-Firmai gleichſam abhängig machten; ſeine größere Kühnheit und Entſchloſſenheit aber gaben ihm einen mächtigen Einfluß auf ſeinen Bruder, und bei dem Widerſtande gegen die Anſprüche Mohammed-Mirza's handelt e ſie in völliger Uebereinſtimmung.

Als der letztgenannte Prinz, jetzt Mohammed-Schah, durch England und Rußland unterſtützt, von Tabris nach Teheran marſchirte, entdeckten die ſchwachen Kronbewerber, die einen Augenblick in ihren kleinen Beſitzthümern den König geſpielt hatten, beide ihren Irrthum, und da Khane und Adel ſich um den jungen Herrſcher ſammelten, dem ſie keinen Widerſtand zu leiſten vermochten, ſo kamen ſie einer nach dem andern herbei, um durch eine zeitige Unterwerfung Verzeihung zu erkaufen. Der Silli-Sultan dagegen, der ſich in der Hauptſtadt unter dem Titel Ali-Schah ſelbſt gekrönt hatte, hielt noch aus und verſchwendete Geld aus der Schatzkammer, um Truppen auszuheben und die Treue ſeiner Anhänger zu ſichern. Als ſein Neffe heranrückte, ſchickte er ihm einen ziemlich anmaßenden Brief entgegen, des Inhalts, daß es Gottes Wille geweſen ſey, die Krone Perſiens auf ſein Haupt zu ſetzen, und da das Reich nur Einen König haben könne, ſo fordere er Mohammed-Mirza als ſeinen Neffen und Unterthanen auf, vor ihm zu erſcheinen, den Eid der Treue zu leiſten, und dagegen von der königlichen Gunſt die Provinz ſeines Vaters Adſerbeidſchan zur Verwaltung zu empfangen. Dieſem Schreiben folgte eine Armee unter Imam Werdi-Mirza, einem andern Sohne des verſtorbenen Königs. Aber der Erfolg entſprach den Erwartungen nicht, denn die Truppen, erſchreckt durch den imponirenden Aufzug des Heeres aus Adſerbeidſchan, das von engliſchen Officieren befehligt und von der engliſchen und ruſſiſchen Geſandtſchaft unterſtützt war, verließ die königlichen Fahnen in ſolcher Anzahl, daß ihr Anführer, Imam Werdi-Mirza, es für gerathen hielt, ihrem Beiſpiele zu folgen, und bei dem jungen König um Verzeihung zu bitten. Der Marſch der königlichen Armee von Kaswin nach der Hauptſtadt war ein wahrer Triumphzug; aller Widerſtand war verſchwunden, und der unglückliche Silli-Sultan, der eben ſo wenig zu fliehen als zu fechten vermochte, mußte ſich auf Gnade und Ungnade ergeben.

Die Niederlage der übrigen Thronbewerber ſchreckte noch keineswegs den Beherrſcher von Fars und ſeinen ehrgeizigen Bruder; im Gegentheil hatte der Firman-Firmai, welcher bei ſeinem Vater zu Jeſahan bis auf wenige Tage vor des alten Mannes Tode geweſen war, ſich bei ſeiner Rückkehr nach Schiras unter dem Titel Huſſein Schah ſelbſt gekrönt, und begann mit aller Macht Truppen auszuheben, um ſeinen Anſprüchen Kraft zu geben. Ihn unterſtützte in dieſem rebelliſchen Verfahren Amin-Ed-Daulet, erſter Miniſter des verſtorbenen Königs, der in dieſer Beziehung gewiß gegen ſeinen Auftrag und eben ſo unredlich als unklug handelte, da er den Willen ſeines verſtorbenen Herrn kannte, und wußte, daß derſelbe unterſtützt werden würde.

Die Folge dieſes Benehmens von Seite Amin-Ed-Daulets, ſo wie von Hadſchi-Seyed-Mohammed-Bakher, dem Scheikh-ol-Islam oder Haupt der Geiſtlichkeit von Jeſahan, war für dieſe Stadt im höchſten Grade verderblich. Von den Behörden,

*) Silli-Sultan bedeutet der Schatten des Herrſchers, ſo hieß er als Gouverneur der Haupt- und Reſidenzſtadt, ſein eigentlicher Name aber war Ali-Schah (ſ. Jahrg. 1834 Nr. 101.)

Digitized by Google

welche die Ordnung hätten aufrecht erhalten sollen, verlassen, begannen die Luthis, eine Masse von Vagabunden und Dieben, wie sie in einer jeden großen persischen Stadt in Menge sich finden, eine systematische Plünderung, wobei sie von dem Scheik-ul-Islam unterstützt wurden, der trotz seines Rufs von Heiligkeit, welcher ihn in Jesdahan allmächtig und zu einem höchst gefährlichen Widersacher jedes Königs machte, im Herzen doch nicht nur ein höchst ehrgeiziger, sondern auch ganz unredlicher Mann war. Er nahm des Löwen Theil an dem gewonnenen Raube und die Diebe unter seinem Schutz machten die große Moschee zur Hauptniederlage ihrer Beute. So vollständig war die Anarchie in dieser einst großen Hauptstadt Persiens, daß alle Sicherheit der Person und des Eigenthums zu Ende war: Häuser wurden erbrochen, Weiber und Waaren von diesen Elenden offen fortgeschleppt, wie in einer der Plünderung preisgegebenen Stadt, so daß alle ehrlichen Leute, die noch fliehen konnten, sich von diesem Schauplatz der Verwirrung und des Verbrechens entfernten. Die Stadt aus dieser kläglichen Lage zu reißen war nicht minder wichtig, als zu verhindern, daß sie nicht in die Hände des Firman-Firmai falle, der den aus Fars erhaltenen Nachrichten zufolge unter seinem Bruder Hassan-Ali-Mirza und fünf oder sechs seiner Söhne und andern Prinzen eine Armee abgeschickt hatte, um sich derselben zu bemächtigen. Diesen Auftrag ertheilte der junge Schah dem Sir Henry Bethune Lindsay, der ein Jahr vorher nach Persien geschickt worden war, um die Reorganisirung der Armee und namentlich die Artillerie des Schahs zu leiten, und welcher in den Kriegsoperationen, die Mohammed Schah den Thron sicherten, eine hervorstechende Rolle gespielt hatte.

Sir Henry marschirte im Februar an der Spitze von nicht mehr als 4000 Mann, worunter etwa 500 Reiter, und mit 14 Kanonen von Teheran ab. Als er in ein Dorf, zwischen 70 und 80 (engl.) Meilen von Jesdahan kam, erhielt er die Nachricht, daß die Armee des Firman-Firmai bis auf wenige Tagmärsche von jener Stadt vorgedrungen sey, worauf er mit charakteristischer Entschlossenheit einen forcirten Marsch machte, der ihn innerhalb etwa 30 Stunden vor die Thore der Stadt brachte, eine fast beispiellose Anstrengung, welche eben so sehr von der Willfährigkeit und Ausdauer der Truppen, als von dem Eifer und der Entschlossenheit des sie führers ein günstiges Zeugniß ablegt. Bei seiner Annäherung verschwanden die Luthis und Plünderer, die Ordnung wurde augenblicklich wieder hergestellt, und Jesdahan war gerettet.

Sir Henry hatte indeß kaum sich und seiner kleinen Armee einige Tage Ruhe in der befreiten Stadt gegönnt, als sichere Nachricht anlangte, daß die Armee von Fars heranziehe. Völlig überzeugt, wie wichtig es sey, rasch zu Werke zu gehen, brach er augenblicklich, ohne auch nur die versprochene und im Anmarsch befindliche Hulfe abzuwarten, auf, ließ die Trommeln rühren, und eine Stunde später war er in vollem Marsch gegen Kumaischa, in dessen Nähe man den Feind zu finden hoffte; dieser aber, dessen Truppen hauptsächlich aus Reiterei bestand, und der ein Zusammentreffen mit der königlichen Armee zu vermeiden suchte, hatte, in der Hoffnung, die Stadt überfallen zu können, statt der gewöhnlichen großen Straße den Weg in die Berge eingeschlagen. Auf diese Nachricht führte Sir Henry seine Truppen quer durch das trockene Bett eines Flusses, schnitt dem Feinde dadurch den Weg ab, und stellte sich ihm, nicht fern von dem Dorfe Jefrain gerade gegenüber auf.

Hassan Ali-Mirza, der, wie es scheint, in Person commandirte, war nun gezwungen zu fechten oder zu fliehen, entschloß sich aber zum erstern, und theilte seine Reiterei in fünf Dasdehs oder Corps, und stellte sie so auf, daß sie einander gegenseitig unterstützten. Seine Serpasen oder regelmäßigen Truppen, die nur 800 Mann betrugen, stellte er hinter einer alten Gartenmauer auf, um durch ihr Feuer die königlichen Truppen aufzuhalten, wenn sie zum Angriff vorrückten. Sir Henry aber ließ sein durch 6 Kanonen aus Jesdahan verstärktes Geschütz auffahren und schoß die besagte Mauer zusammen, nebst einem guten Theil der dahinter aufgestellten Serpasen. Die Reiterei, durch das Schicksal der regulären Infanterie erschreckt, that nur einen schwachen Widerstand, und floh nach wenigen Schüssen aus den wohlbedienten Kanonen nach allen Richtungen; die Niederlage war so vollständig, daß der Befehlshaber Hassan Ali-Mirza nebst den übrigen Prinzen kaum 50 Reiter auf ihrer Flucht zusammen bringen konnten. Die Serpasen wurden alle gefangen genommen und alles Heergeräthe erbeutet; hätte Sir Henry Bethune mehr Reiterei gehabt, so wäre nach so einer Niederlage das Gemetzel viel größer geworden; so aber kamen von dem Feinde nur etwa 100 Mann um, während von des Schahs Truppen nur einige wenige verwundet wurden. Um seinen Sieg möglichst zu nützen, setzte Sir Henry Bethune seinen Marsch sogleich gegen Schiras fort, gefolgt von dem Moatimed-ed-Daulet (Vertrauten des Herrschers) Menu-Scheher-Khan, einem georgischen Eunuchen, der bei dem verstorbenen König in großer Gunst gestanden, zum Befehlshaber in Fars ernannt worden, und mit einer beträchtlichen Armee in Jesdahan eingetroffen war, nachdem Sir Henry Bethune es verlassen hatte. Die Anstrengungen des Firman-Firmai waren durch die Niederlagen seiner Truppen bei Kumaischa bedeutend gelähmt, und nicht nur zeigten sich seine eigene Hülfsquellen bedeutend unzureichend, um den Kampf fortzusetzen, in den er sich so unbesonnen gestürzt hatte, sondern sein Einfluß bei den mächtigen Häuptlingen des Landes, die ihm einen wirksamen Beistand hätten leisten können, war so tief gesunken, daß er sich auf ihre Hülfe nicht verlassen konnte. Nur kurze Zeit zuvor hatte er Mohammed-Ali-Khan, einen Mann, der wegen seines Einflusses unter den wandernden Stämmen zum Il-Khani oder Herrn der Iliyads ernannt worden war, verhaften und einkerkern lassen, und obwohl sein Leben unangetastet blieb, wurde er doch nicht frei gegeben, als bis er große Geldsummen gezahlt hatte, worauf er „à la mode de Perse," ein Ehrenkleid erhielt und in sein Land und zu seinen Stämmen zurückkehrte. Obwohl aber die, welche ein Fürst mißhandelt hat, die erfahrne Kränkung verbergen mögen, so lange er mächtig und glücklich ist, so brennt doch die Wunde im Innern fort, und wenn die Gelegenheit sich ergibt, wird der Beleidigte sie mit Begierde ergreifen, um sich an seinem Unterdrücker zu rächen. Als der Il-Khani jetzt nach

Digitized by Google

Schiras entboten wurde, kam er auch in der That mit seinem Contingent, aber nicht um dem in Noth befindlichen Fürsten beizustehen, sondern um seine Zeit abzupassen, und den Mann zu verrathen, der ihn so tief beleidigt hatte.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Douglas' Reisen am Oregon u. s. w.

(Fortsetzung.)

Sommerausflug in die Columbiagegenden.

Am 20 März 1826 endlich, nach einer langen nothgedrungenen Rast, trat er vom Vancouver-Fort eine neue Binnenreise an, und langte am andern Tage bei der großen Stromschnelle an. Da ist die Landschaft über alle Beschreibung großartig: die hohen Bergzüge sind mit mannichfaltigen und zum Theil ungeheuer hohen Pinusarten bewaldet, deren weitgestreckte Aeste gewaltige Schneedome tragen. Ein Regenbogen schwebt über dem Dunstkreise, den das über Klippen und zwischen den steilen Ufern erzürnt dahin tosende Gewässer unablässig webt: traurig und doch angenehm tönt der Widerhall des brausenden Stromes im stilleinsamen Waldthal, dessen Tannen- und Föhrengrün gegen das blendende Weiß des Schnees ungemein anziehend absticht. Auf dem Trageplatze bei dem großen Fall entging er nebst seiner Reisegesellschaft einem feindlichen Angriffe der Eingebornen nur durch die plötzliche, fast wunderbare Erscheinung eines Häuptlings der Keimuß-Indianer (Keyemuß), welcher Stamm den Weißen sehr zugethan ist. „Dieser Häuptling, welcher mit drei Jünglingen seines Stammes den scheu zurückweichenden Eingebornen entgegentrat, war eine der stattlichsten Mannsgestalten, die mir jemals vorgekommen, und siebenthalb Schuh hoch. Beim Abschiede von unserem Erretter bohrte ich, der bei den Indianern dieser Gegend nur unter dem Namen des „Gras-Mannes" oder auch des „König-Georgs-Häuptlings" bekannt ist, in den einzigen Schilling, den ich noch besaß, ein Loch, und hing ihm denselben als Merkmal und Siegel unverbrüchlicher Freundschaft an die Nase." Wir glauben hier am schicklichsten eine Angabe einschalten zu dürfen, welche in Douglas' vorhin erwähntem Aufsatze über die Fauna des Columbiagebietes vorkommt: er habe wahrgenommen, daß es etwas sehr Wichtiges und seine Reisezwecke Förderliches sey, dann und wann, wenn er in die Nähe von Wohnungen der Eingebornen, vorzüglich derer vom Tschinuksstamme, komme, einen Vogel im Fluge zu schießen, sich aber dabei so zu stellen, als ob es eine ganz geringfügige Fertigkeit, die sich von selbst versteht, wäre. Dieß macht einen um so verdüsternderen Eindruck, als sie nichts, was in schneller Bewegung ist, zu treffen vermögen.

Von dieser Gegend bis zur Wallah-Wallah-Factorei hin ist das Land ganz baumlos, und der Pflanzenwuchs weicht von demjenigen der Küste gänzlich ab. Gegen Südosten, in einer Entfernung von ungefähr 90 englischen Meilen, sieht man eine hohe Schneegebirgskette, die sich in südwestlicher Richtung gegen 800 englische Meilen lang bis in die Nähe des Meeres hinzieht. Von der Wallah-Wallah-Factorei bis zur Einmündung des Lewis- und Clarke's-Flusses in den Columbia ist die Gegend eine ununterbrochene Ebene. Dieser Fluß ist an vielen Stellen 120 bis 150 Klafter breit, sehr reißend, und wie seine Zuflüsse fischreich. Von der im Felsengebirge entspringenden Quelle an bis zur Einmündung in den Columbia beträgt seine Längenerstreckung nicht weniger als 1500 englische Meilen.

Der Boden des Ufergeländes besteht aus einem leichten, braunen Erdreich, das der Wind oft bis zu 50 Fuß hohen Bühels emporthürmt. „Die Gegend, wo der Spokan in den Columbia fällt, ist die bei weitem schönste und wechselreichste, die mir am Columbia noch vorgekommen: unabsehbare Ebenen voller Föhrenschonungen, so daß man sich auf eine englische Waldlichtung versetzt wähnt, da und dort kleine bebuschte Bühel und bemooste föhrenbestandene Felsen. Unter den höchst anziehenden (neuen) Gewächsen, die ich hier gewann, ist eines, welches einem von Lilium gänzlich verschiedenen Genus angehört, und oberhalb des großen Falles allenthalben in Fülle vorkommt, ungemein reizend, und dürfte eine der lieblichsten Zierpflanzen werden. Auch ein anmuthiges Dodekatheon wächst da in großer Menge, und hie und da eine weiße Spielart desselben. Wo sie beisammen blühen, da verleihen sie dem dürftigen Flurengrün des nordwestamerikanischen Frühlings eine Lieblichkeit, welche mich an die niedliche carmoisingetüpfte Blume, an die blassen Primeln-Gebreite meines Heimathlandes gemahnte. Ich weiß nicht (schreibt er am 15 April aus dieser botanisch wichtigen Columbiagegend an Hooker in Glasgow), wonach ich zuerst greifen soll, eine solche Fülle noch undeschriebener köstlicher Gewächse umdrängt mich, und ich bin fast nicht im Stande beim Schreiben zu bleiben." Nach einigen Ausflügen in die jener Spokan-Einmündung benachbarten Landschaften setzte er seine Reise nach der 90 englische Meilen weiter oben am Kettle-Fall gelegenen Colville- oder Cohite-Factorei fort, woselbst er für den Sommer und Herbst seinen Wohnsitz aufzuschlagen gedachte.

Der ganze Landstrich von der Spokanmündung bis zum Kettle-Fall ist gebirgig, und steigt je näher dem Felsengebirge immer höher an. Die Ufer des Columbia sind mit mancherlei Fichtenarten bewachsen. Viele von Stürmen entwurzelte Stämme maßen bis zu 145 Fuß. Der Kettle-Fall bietet ein außerordentliches Schauspiel dar: der Oregon stürzt sich hier einen 24 Fuß hohen lothrechten Felsen herab, bildet noch einige kleinere Fälle, und wird eine Strecke von 150 Yards weiter durch einen bebuschten Werder in zwei Arme getheilt. Die Ausbeute der täglichen Streifereien, die er während eines vorläufigen dreiwöchentlichen Aufenthaltes allhort unternahm, bestand unter Anderem in zwei neuen Rosenarten, einem kleinen Fasan, einem sehr zierlichen Berghaselhuhn, welches nur in Gebirgsgegenden vorkommt und östlich vom Felsengebirge nicht angetroffen wird, und einer ebenfalls noch unbeschriebenen Kibithart, welche niemals in Moorgründen wohnt, dagegen aber in trocknen Gegenden in Menge haust, ihre Eier auf die bloße Erde legt und auf Bäumen die Nachtruhe hält, in ihrer Lebensweise also von der europäischen durchaus abweicht.

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 43** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Prometheus.** (Fortsetzung.) — **Nisard über Chateaubriand's Uebersetzung von Miltons verlorenem Paradies ins Französische.**

Das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 137.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Mai 1838.

Die carlistische Expedition vorigen Jahres.

Vom Auszug der Expedition bis zur Schlacht von Huesca.

Wir haben in frühern Jahrgängen die Berichte eines englischen Officiers, Namens Lyng Hall, über die Thaten und Leiden der englischen Legion in Spanien, so wie über die Kreuz- und Querzüge der christinischen Armee mitgetheilt, bei welcher sich Lyng Hall gleichsam als Geschäftsträger der englischen Nation aufhielt. Seitdem hat zwar das Interesse an den spanischen Angelegenheiten bedeutend abgenommen, indessen bietet jener langwierige Kampf doch fortwährend manche Züge dar, welche die Aufmerksamkeit mehr als die gewöhnliche Tagespolitik in Anspruch nehmen, und wir glauben darum, daß unsern Lesern die nachfolgenden Mittheilungen nicht unwillkommen seyn werden. Sie sind dem englischen United Service Journal von einem ehemaligen carlistischen Officier mitgetheilt, der augenscheinlich den Zug mitgemacht haben muß.

Das unbedeutende Resultat der Niederlage der brittischen Legion vor Hernani am 16 März öffnete endlich den carlistischen Anführern die Augen über die Unklugheit des bisher verfolgten Systems, den Eingang in die baskischen Provinzen mit solcher Hartnäckigkeit zu vertheidigen; denn auf diese Weise versetzten sie den Kriegsschauplatz auf den für sie ungünstigsten Boden in der ganzen Halbinsel, und wählten zum Kampfplatz eine Stelle, wo alle Vortheile der Verbindung zur See, die Mitwirkung einer Kriegsmacht und einer furchtbaren Artillerie gegen sie in die Schranken traten, und wo die Mauern von St. Sebastian und die Donner der englischen Marine die Rolle der Homerischen Venus gegen den besiegten Paris spielten, und dem trotzigen Bergvolk die Früchte des hart errungenen Sieges entrissen. Daß ein den Lehren und dem Beispiele Zumalacarregui's — des einzigen bemerkenswerthen Charakters und ausgezeichneten Soldaten, den 40 Jahre voll Krieg und Umwälzungen in Spanien erzeugten — so entgegengesetztes System von den verschiedenen Anführern der Carlisten nach seinem Tode befolgt wurde, läßt sich nur aus dem Gefühl ihrer eigenen Unbedeutenheit und aus einem entsprechenden Mangel an Vertrauen von Seite der Bevölkerung, so wie von Seite eines unkriegerischen Hofes erklären, der durch seine Nähe am Kriegsschauplatz einen nachtheiligen Einfluß auf die Ereignisse desselben ausübt. Seit Zumalacarregui genoß kein Oberbefehlshaber hinreichenden Ruf und Popularität genug, sich einem Unfall oder dem Eindruck auszusetzen, den die Verheerungen einer einbrechenden feindlichen Colonne auf die Bewohner des Landes oder den wankelmüthigen Hof machen konnten. Zumalacarregui ließ nicht nur die christinischen Colonnen ins Land herein, sondern lockte sie sogar ins Herz von Navarra und Guipuscoa, woraus nach wenigen Wochen oder Tagen zerstreute und muthlose Ueberreste wieder flüchteten, wie aus einem verzauberten Lande, wo der Stern des Unglücks über ihnen waltete, wo ihr größter Erfolg darin bestand, eine Straßenlinie zu besetzen, die sich bald als unhaltbar bewies und nie die Bewegungen ihres Gegners hemmte, und wo Hunger, Ermattung und ein nie ermüdender Feind, der, geschlagen oder siegreich, seine Angriffe nie aussetzte, sicher die eingedrungene Colonne in kurzer Zeit halb oder ganz vernichteten.

Wie Napoleon der Erste war, der die neuere Welt belehrte, welche Massen von Hülfsmitteln ein fruchtbares Land liefern kann, so verstand es Zumalacarregui, auf eine vorher nie gesehene Weise, die natürlichen Schwierigkeiten des Landes und die große Anhänglichkeit der Bevölkerung zu benützen. Seine Nachfolger waren aber Leute, die auf nichts dachten, als Auskunftsmittel von einem Tag auf den andern zu finden, und die darum mit Ausnahme weniger, gleichsam zur Probe angestellter Expeditionen sich beinahe zwei Jahre hindurch bemühten, den Feind in Entfernung zu halten und den Eingang in die Provinz zu vertheidigen, statt das kecke Spiel ihres Vorgängers fortzusetzen, das wahrscheinlich längst zum Siege geführt haben würde. Was den Einfluß betrifft, den ein anderes System auf das Schicksal der englischen Legion ausgeübt hätte, so ist es einleuchtend, daß ein unordentlicher Rückzug, gleich dem bei der ersten Recognoscirung gegen Hernani, oder eine Flucht, wie die am 16 März, viel vernichtender für die Legion ausgefallen wären, wenn sie mitten im feindlichen Lande und nicht

Digitized by Google

bloß einen Kanonenschuß von einer befreundeten Festung stattgefunden.

(Fortsetzung folgt.)

Die letzte Thronveränderung in Persien.

(Schluß.)

Ein zweites Unglück für den Firman-Firmai war, daß selbst die Serpasen in diesem kritischen Augenblick ihres einzigen tüchtigen Anführers entbehrten. Sie waren von einem englischen Officier abgerichtet und befehligt worden, den auch schon der berühmte Daud Pascha in Bagdad in gleicher Eigenschaft verwendet hatte. Dieser Mann, der schon seit einiger Zeit kränkelte, war kurz vor dem Marsch der Truppen gegen Jsahan gestorben, und man wollte, wissen, er sey auf Befehl des Firman-Firmai aus dem Wege geräumt worden, in Folge seiner Weigerung den Befehl über die Truppen zu übernehmen, die gegen eine von der englischen Regierung unterstützte Sache fechten sollten. Dieß ist jedoch nicht wahrscheinlich, denn mochte er sich nun geweigert haben oder nicht, gegen Mohammed Schah zu marschiren, so erklärt doch die Art seiner Krankheit, die durch üble Gewohnheit noch verschlimmert, wenn nicht überhaupt hervorgerufen worden, seinen Tod hinreichend, ohne daß man Jemand die Schuld eines Mordes aufzuladen braucht.

Während der Firman-Firmai sich zu einem so wichtigen Kampfe vorbereitete, berief er alle seine Söhne und sonstigen Verwandten, auf die er sich verlassen zu können glaubte, zu einer Berathung zusammen; aber der Kampf war schneller zu Ende, als irgend Jemand erwarten konnte, denn kaum waren die Truppen unter Sir H. Bethune vor Schiras erschienen, so erklärte sich der Jl-Khani für den Schah, und vereinigte sich mit dem Feinde — ein Ereigniß, das die Prinzen im Innern der Stadt erst dadurch erfuhren, daß sie entdeckten, wie die Thore und Hauptpunkte der Stadt im Besitze der Truppen dieses Häuptlings waren. Nichts zeichnet auffallender die gänzliche Untauglichkeit derer, die sich so unbesonnen in dieses gefahrvolle Unternehmen eingelassen hatten, als die kindische Schwäche, durch welche sie in dieses Dilemma geriethen, und ihre völlige Unfähigkeit auch nur eine Auskunft zu versuchen. Der älteste Sohn des Firman-Firmai zwar hatte lange Zeit vor dem Erscheinen der königlichen Armee vor Schiras seinen Vater inständig gebeten, sich nicht in die Stadt einzuschließen, sondern außerhalb derselben eine Stellung zu nehmen, von wo er über seine Hülfsquellen verfügen, oder nöthigenfalls fliehen könne; er war aber von seinem Oheim Hassan-Ali-Mirza überstimmt worden. Die Folge war, daß der unglückliche Gouverneur von Fars, als die Feindseligkeiten von außen durch Verrath im Innern unterstützt wurden, völlig überrascht war und nicht wußte, was er thun solle. Jn diesem kritischen Augenblick begaben sich sechs seiner Söhne, begleitet von einigen seiner Brüder, in die innern Gemächer des Palastes, und beschworen ihn zu fliehen; aber er konnte zu keinem Entschluß kommen, und fiel so in die Hand seiner Feinde; sein endliches Schicksal haben wir schon früher erzählt (m. s. Nr. 53. d. J.).

Die Prinzen, sechs an der Zahl, hielten, so lange es möglich war, eines der Thore besetzt, um ihrem Vater zur Flucht behülflich zu seyn; endlich aber mußten sie, von der Menge überwältigt, das Thor aufgeben, hieben sich durch die außenstehenden Feinde und sprengten fort gegen die Berge zu. Da sie lauter vorzügliche Pferde ritten, so waren sie bald den Verfolgern voraus, und ehe der Abend einbrach, erreichten sie den Kohi-Ber oder Schneeberg, einen ihrer beliebtesten Jagdplätze, so genannt wegen der Menge Schnee, welche hier den größten Theil des Jahres hindurch liegen bleibt. Ihre Kenntniß der Gegend setzte sie leicht in Stand, allen Verfolgungen auszuweichen und eine Höhle unter dem Schnee in den höhern Strichen des Berges zu erreichen, wo sie vor jeder weitern Nachforschung sicher seyn konnten; aber es war eine bitter kalte Nacht im Februar, sie hatten weder Mäntel noch Decken, und selbst keine Nahrung für sich und kein Futter für ihre Pferde. Die Nacht ging indeß vorüber, und da sie nicht länger, als durchaus nothwendig, in dieser gefahrvollen Nähe verweilen wollten, so ritten sie, nachdem sie mit ihren Ferngläsern die Gegend wohl durchsucht hatten, zwischen den Bergen fort, in der Richtung nach dem berühmten Kala-Sefid oder der weißen Veste, wo Mohammed-Wali-Khan, Häuptling der Mamassini-Ylyads sich aufhielt. Dieß ist ein Stamm der Ureinwohner dieser Gegenden, der sich in diesem Räuberlande durch seine Raubsucht auszeichnet. Wali-Khan, der Chef dieser Räuberhorde, war aber ein Mann von solcher Bedeutung und Macht, daß der Firman-Firmai seine Tochter für Timur Mirza, einen der flüchtigen Prinzen, zur Ehe begehrt hatte. Daher war es natürlich, daß die Prinzen ihren Weg nach seinen Zelten nahmen.

Wali-Khan nahm sie mit offenen Armen auf, und gab nach einigen Tagen seinem Schwiegersohne Timur Mirza 500 Reiter mit, um in der Nähe von Schiras zu streifen, die Aufmerksamkeit der königlichen Truppen auf sich zu ziehen und das Land zu plündern, damit wo möglich die Absendung des Firman-Firmai und der andern Gefangenen verzögert werde, bis etwas Wirksameres zu ihrer Befreiung geschehen könne. Boten wurden abgefertigt, um die Stämme Bakhtiari und Laristan aufzubieten; aber der Firman-Firmai, von den Schritten seiner Söhne unterrichtet, schrieb ihnen einen Brief, der mehr gesunden Verstand enthielt, als man dem schwachen Manne hätte zutrauen sollen. Er machte auf seine frühere glückliche Lage in Vergleich mit seinem jetzigen herunter gekommenen Zustand aufmerksam, und warnte seine Söhne, sich nicht durch falsche Hoffnungen täuschen zu lassen, die sie nur noch tiefer ins Verderben stürzen könnten. „Wenn ich," schrieb er, „im Besitze von ganz Fars und seiner Hülfsquellen, eines zahlreichen Heeres, eines reichen Schatzes und aller Hülfsmittel einer königlichen Stellung mir den Thron nicht sichern konnte, bildet ihr euch ein, daß ihr die geringste Aussicht auf Erfolg habt, mit Hülfe von einigen Hunderten oder auch Tausenden elender Abenteurer, ohne Geld, ohne Waffen, und ohne Kriegsvorräthe das zu erringen, was ich nicht erlangen konnte? Nein, es ist augenscheinlich nicht Gottes Wille, daß das Königreich unser sey, und es geziemt uns, seinen allmächtigen Beschlüssen Folge zu leisten. Uebrigens würde die erste

Digitized by Google

Nachricht von eurem Beginnen das Signal meines Todes seyn. Wenn ihr euch von mir leiten lassen wollt, so könnt ihr nur zweierlei Wege einschlagen; wählt zwischen ihnen. Wenn ihr gleich mir der Welt müde seyd und euch entschließen könnt, ihre Vergnügungen und Eitelkeiten aufzuopfern, so zieht euch nach Kerbelah oder Nadschef-Aschraf zurück, führt dort ein heiliges und religiöses Leben und betet für mich und für euch selbst; wenn ihr aber diesen demüthigen, frommen Entschluß nicht fassen könnt, und Muth zu dem Entschlusse habt, so begebt euch nach England, und fleht dessen Herrscher um Schutz und Hülfe an. Die Engländer waren stets meine Freunde, sie sind mächtig und edelmüthig, und ihr werdet euch nicht umsonst an sie wenden."

Die Prinzen, namentlich der ältere, entschlossen sich, den Rath ihres Vaters zu befolgen und das Schreiben als Wassijet Nameh, oder Testament, zu betrachten. Prinz Timur Mirza ward zurückgerufen und kehrte widerstrebend zurück, nach dem Kala-Sefid. Doch schienen noch nicht alle kriegerischen Demonstrationen aufgegeben worden zu seyn, denn Timur begab sich noch einmal nach dem District Bebachan, um von dem dortigen Gouverneur, der ihm viele Verbindlichkeiten hatte, Hülfe und Beistand zu erlangen, aber mit ihrem Glück hatte auch die Gesinnung dieses Mannes sich geändert, der Rath des ältesten Prinzen drang nun durch, und sie begaben sich auf die Reise nach Basara.

Als sie mit vieler Gefahr über den Fluß Seidum gesetzt waren, kamen sie in das Land der Schaab-Araber, die an der Nordseite des persischen Golfs und an den Mündungen der darein sich ergießenden Flüsse wohnen. Auf dem Wege nach Felahi, der Wohnung des Scheikhs dieses Stammes, kam ihnen ein Verwandter desselben mit einer zahlreichen Schaar von Arabern entgegen, und auch zu Felahi selbst wurden sie von dem Scheikh Samid mit aller möglichen Achtung und Gastfreundschaft aufgenommen; Hülfsanerbietungen, um ihr Land und ihre Würde wieder zu erringen, wurden gemacht, und Versicherungen gegeben, daß zu der arabischen Truppenmacht, die man zu ihrer Verfügung stellen wolle, mancher Häuptling der Lors und Bakhtiaris stoßen würde. Und dieß war kein leeres oder eitles Anerbieten, denn in Persien fehlt es nie an mißvergnügten großen und kleinen Häuptlingen, die stets bereit sind sich in Waffen gegen den herrschenden Fürsten zu erheben, und sich an einen Abenteurer anzuschließen, dessen Unternehmung ihnen Hoffnung gibt, ihre ehrgeizigen Absichten zu befördern oder ihre Neigung zu Unruhen zu befriedigen.

Unter diesen zeigten die Häuptlinge der Lors und Bakhtiaris stets vor allen andern ihren Muth und ihre Raubsucht, und durch das Land der Schaabs konnte je kaum eine Karawane sicher reisen; wären die Prinzen noch im Besitz der Gewalt gewesen, so wären sie hier wahrscheinlich wie schon oft früher, auf Widerstand gestoßen. So lockend diese Anerbietungen waren, wies sie doch der ältere Prinz alle zurück, wie die seines Freundes Wali-Khan und der Häuptlinge des Serhadd oder obern Landes, und nach kurzem Aufenthalte setzten die Prinzen über den Schat-el-Arab nach Basara hinüber.

Die Frauen in Westindien.

Stewart gibt in seinem Werke über Jamaica nachfolgende Schilderung der dortigen Frauen: „Die meisten Frauen in Westindien sind im Allgemeinen von einer etwas schmächtigen Form. Ihre Gesichtsfarbe, auf die sie viele Sorgfalt verwenden, ist entweder ein reines Weiß oder Brunet, mit wenig oder gar keinem Roth der Wangen, was ihnen in den Augen eines Fremden anfangs ein kränkliches Aussehen gibt, welcher Eindruck jedoch allmählich verschwindet. Ihre Züge sind weich und regelmäßig, ihre Augen mehr ausdrucksvoll als glänzend, ihre Stimmen sanft und gefällig, und der ganze Ausdruck ihres Wesens zart und weiblich. Trotz eines äußerlichen Anscheins von Trägheit sind sie doch manchmal lebendig und aufgeregt, namentlich beim Tanzen, welches Vergnügen sie vorzugsweise lieben, und wobei sie eine natürliche Anmuth und Beweglichkeit entfalten, die einen Fremden in Erstaunen setzen. Sie lieben die Musik, und nur wenigen fehlt es an einer eigenthümlichen Anlage dazu; auch haben sie meist schöne Stimmen. Man beschuldigt sie einer unmäßigen Trägheit, und übertriebene Beispiele davon werden von Leuten erzählt, die sie lächerlich zu machen suchen; diese Uebertreibungen aber sind mehr Caricatur als Wahrheit. Die Hitze des Klima's, vereint mit den ruhigen Gewohnheiten eines sitzenden Lebens, erzeugen natürlicherweise eine Mattigkeit, eine Sorglosigkeit und Trägheit, die bei Frauen nördlicherer Klimate unbekannt sind. Das tägliche Liegen im Bett vor der Mahlzeit ist eine so angenehme Zerstreuung, daß sie ihnen fast so nothwendig geworden ist als die Nachtruhe. Um den Charakter der creolischen Damen in wenigen Worten zu schildern, so muß man sagen, daß sie Vergnügen und Belustigungen unmäßig lieben; daß namentlich Bälle ihr größtes Vergnügen; daß sie Allem abgeneigt sind, was körperliche oder geistige Anstrengung erfordert, das Tanzen ausgenommen; daß sie nichts lesen, als allenfalls um eine müßige Stunde zu füllen, und daß Emsigkeit, Fleiß und Sparsamkeit nicht zu ihren Tugenden gehören."

Chronik der Reisen.

Douglas' Reisen am Oregon u. s. w.

Sommerausflug in die Columbiagegenden.

(Schluß.)

Im Mai unternahm er von dort aus eine Reise durch die Gebirge nach einer 110 englische Meilen entfernten vormaligen Niederlassung, um einen dort wohnenden canadischen Büchsenschäfter, Namens Finlay, aufzusuchen, den einzigen in einem Umkreise von 800 englischen Meilen, der eine Flinte auszubessern im Stande war. Zugleich wollte unser Reisender bei diesem Manne, welcher eine Art von Lausendkünstler und im Ruf einer ausgebreiteten Kenntniß des ganzen Landgebietes stand, die erforderlichen Erkundigungen einziehen. Von dem letzten Höhenzuge herab, welcher zwischen dem Columbia und dem Spokanflusse hinstreicht, erblickte er ein unabsehbares Gewirre schroffer Berge, tiefer Thäler und vielgewundener Bäche.

Den armen Canadier fand er in tiefem Elende, denn er und die Seinigen hatten seit mehrern Wochen bloß von den Wurzeln zweier Gewächse und einem an den Fichtenstämmen wachsenden Lichen gelebt. Für ein Pfund Tabak, welcher, wie Douglas an einem andern Orte seiner Tagebücher bemerkt, in jener Region des nordwestlichen Amerika's

Digitized by Google

vorzüglich im Verkehr mit den Eingebornen die Stelle des Geldes vertritt,*) setzte er das Gewehr wieder in brauchbaren Stand. „Ich erkundigte mich, erzählt Douglas, bei ihm unter Anderem nach einer in jener Gegend vorkommenden, noch wenig bekannten Schafart, welche anstatt Wolle ein kurzes, dickes, grobes Haar von bräunlich-weißer Farbe trägt, und daher von den Reisebeschreibern den Namen „Mouton Gris" erhalten hat. Sie lebt nur im Hochgebirge, und wird heerdenweise selten anderwärts als auf jenen Bergen angetroffen, deren Kuppen mit ewigem Schnee bedeckt sind. Der Canadier versprach, bei dem nächsten Besuch des Hochgebirges Alles aufzubieten, mir trotz der außerordentlichen Scheuheit des Thieres und der Unzugänglichkeit der Gegenden, wohin es sich, wenn ihm nachgestellt wird, zurückzuziehen pflegt, eines dieser höchst merkwürdigen Bergschafe zu verschaffen. Eine allem Anschein nach neue Ribesart, die ich dort entdeckte, dürfte auch, abgesehen von dem Wohlgeschmack und dem reichen Ertrag der Frucht, schon wegen ihrer schneeig-weißen duftenden Blüthen ein gesuchtes Ziergewächs werden.

Nach seiner Zurückkunft zum Kettle-Fall machte er einen Ausflug nach dem Dihs- (Deafe-) Fluß (?), einem der nördlichsten Zuflüsse des Oregon, welcher ebenfalls im Felsengebirge zu entspringen scheint, bis dahin noch nie von einem Europäer befahren worden war. Auf einem Abstecher nach einer südlich vom Kettle-Fall gelegenen Berggegend schlief er einst, vom Pflanzensuchen ermüdet, in einem lieblichen Thalgrund unter einer Thuja ein, und erwachte erst, als es schon Abend wurde, 20 englische Meilen von Hause entfernt. Um die Mitte Junius 1826 trat er eine Reise in eine gegen 150 Meilen vom Kettle Fall entfernte Schneegebirgskette an, welche, wie er in einem Schreiben berichtet, wenigstens 9000 Fuß Seehöhe hat, und 7500 Fuß über das umliegende Gebirgsland emporsteigt. „Diese Schneekuppen sind vor mir sicherlich noch niemals von dem Fuß eines Europäers betreten worden." Dieses Hochgebirge ist sehr reich an anziehenden Erscheinungen. Unter denen der Pflanzenwelt, die ihn am meisten erfreuten, war die den Namen des berühmten Robert Brown führende Päonie, die einzige in Amerika vorkommende Art dieses Blumengeschlechtes. Der eigentliche Lieblingsstandort dieser Päonienart ist die dichte Nähe des ewigen Schnees, wo sie in reicher Dunkelpurpurpracht, innen jedoch gelbfarbig, blüht, wogegen sie in der gemäßigten Gebirgszone schon klein und verkümmert erscheint, und in der Ebene unten ganz verschwindet. Eine neue gelbblüthige Lupinenart, welcher Douglas den Namen seines Wohlthäters und bekannten Pflanzenforschers Sabine beilegte, den auch eine jener bereits erwähnten riesenhaften Fichtenarten erhalten hat, bedämmte meilenweit das Gelände, und gemahnte ihn an die traulich stillen Ginstermoore seines Heimathlandes. Die Felsenspalten waren an vielen Stellen mit einer weißblühenden Pedicularis und einer noch unbekannten Draba geschmückt, und die Sachgestade mit noch unbekannten Pentstemonarten umsäumt. Ein Mahl, das ihm in einer Hutte der Keimuß-Indianer vorgesetzt wurde, bestand aus Schnitten vom weißschwelligen Reh (C. leucurus) und Thee. Die Blätter der Gaultheria Shallon vertraten die Stelle der Teller, und ein Horn des oben erwähnten, so äußerst seltenen Felsengebirgsschafes oder Mouton Gris der Reisenden diente als Löffel. Den Lewis- und Clarke's-Fluß beschreibt er als ein sehr tiefes und reißendes Gewässer, welches im Durchschnitt zwischen 250 bis 500 Yards breit ist. Fünf und zwanzig englische Meilen oberhalb seiner bereits erwähnten Einmündung in den Columbia steigt sein bis dahin nur hügeliges Ufergelände zum schroffen Hochgebirge an, welches, außer in den Thalgründen und in der Nähe von Quellen, keinen Grashalm darbietet. Der Salm kommt in diesem Flusse weder in solcher Größe, noch in solcher Fülle wie im Columbia vor. An der 150 englische Meilen vom Columbia entfernten Auszweigung des Lewis und Clarke fand Douglas ein Lager von Eingebornen, welches aus drei verschiedenen Volksstämmen bestand, die er die Tschoheptan- (Chawhaptan-), Tschemnimuk- (Chamnimuk-) und bohrnasige (pierced-nose) Indianer nennt. Einen Indianerstamm, der in der Nähe der Columbiaquelle haust, nennt auch Douglas Kutenih (Cootanie). Von da unternahm er einen Ausflug nach einer 80 englische Meilen entfernten Bergkette, wo er auf einer Kuppe einen natürlichen Springquell fand, dessen Wasserstrahl abwechselnd zwischen 9 bis 8½ Fuß hoch emporspritzt. Dieser Springquell, dem er den Namen Munroquell beilegte, war ringsumher von einem Gebüsch eingefaßt, welches aus einer zwölf bis fünfzehn Fuß hohen neuen und unbeschriebenen Ribesart bestand, deren der Stachelbeere sehr ähnliche Frucht einen zarten, köstlichen Geschmack hat. Er nannte sie R. Munroi, unter welchem Namen sie auch im Botanical Register Tab. 1500 abgebildet worden ist.

Nachdem er seinem bereits oben erwähnten Plane gemäß bis in den Spätsommer 1826 am Kettle-Fall verweilt, und von dort aus eine Reihe von größern und kleinern ausbeutereichen Reisen und Ausflügen in die nahen und fernen Landstriche, Berg- und Flußgegenden ausgeführt hatte, kehrte er gegen Ende August nach der Küste, und zwar nach dem Vancouver-Fort zurück, und vollbrachte die 800 englische Meilen weite Reise durch das Columbia-Thal ohne Begleitung eines Weißen in zwölf Tagen. Er kam auf derselben durch die steinige Schlucht, welche einst das Bett des Columbia war. „Ein wunderlicher Strich, der stellenweise acht bis neun englische Meilen breit ist, und hie und da ungeheure Felsen enthält, welche gewaltige Kataraktе gebildet haben müssen. Die Schluchtwände, ehemalige Ufer, steigen zwischen 1500 bis 1800 Fuß lothrecht empor. Hin und wieder sieht man Stellen, welche Werder und Holme gewesen seyn mögen. Das Gestein zeigt allerwärts vulcanische Beschaffenheit, und ich las verschiedene verglaste Lavastücke auf. Dieses ehemalige, nun ausgetrocknete Columbiabett (oder eigentlich diese Bettstrecke) soll, wie ich erfahren habe, eine Längenerstreckung von 200 englischen Meilen haben, mit dem dermaligen Bette bei den sogenannten „steinigen Werdern" zusammenstoßen, indem es einen runden Umlauf von anderthalb Graden gen Süden darstellt, der durch die gerade Linie des dermaligen Oregonlaufes durchschnitten wird. Die den Felsenufern des Columbia eigenthümlichen Gewächse kommen auch da, jedoch nicht in den dazwischenliegenden Gegenden, vor. Die Quellen waren alle so bitter, und — was doch ebenfalls als ein Zeichen vulcanischer Bodenbeschaffenheit gelten darf — mit Schwefel geschwängert, daß die Pferde selten daraus trinken wollten."

(Fortsetzung folgt.)

Vor einigen Jahren war die Verbrecherbevölkerung in Vandiemensland im Vergleiche mit den Freien wie 30 zu 1, gegenwärtig wie 6 zu 1, was sich daraus erklärt, daß unter den Verbrechern nur wenige Heurathen geschlossen werden, während sie unter den Freien nicht nur sehr zahlreich, sondern meistens auch sehr fruchtbar sind.

*) „The Tobacco is, as it were, the currency of the country, among the Indians namely."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 138.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Mai 1838.

Das Loos der unbemittelten Blinden in Frankreich.

Eines Gliedes ermangeln, eines Sinnes entbehren, sey es daß man ihn nie besessen oder in der Zeit verloren, ist das größte Unglück, das einem Menschen widerfahren mag. Doppelt schmerzlich aber ist dieser Verlust, wenn er jene Sinne betrifft, die uns mit der uns umgebenden Welt in unmittelbare Verbindung bringen, die als die Canäle zu betrachten sind, durch welche unsrer Seele alle Wahrnehmungen und Erkenntnisse zufließen, die als Grundbedingung menschlicher Erziehung, Entwicklung und Selbsterhaltung betrachtet werden müssen. Man hat oft gefragt: ob der Blindgeborne oder der Taubstumme unglücklicher sey, ohne daß Jemand eine befriedigende Antwort hierüber ertheilt hätte. Man würde diese Frage vielleicht nie gestellt haben, wenn man sich von der Natur und der Bestimmung des Auges und des Ohres genaue Rechenschaft zu geben versucht hätte. Eine Untersuchung dieser Art würde bald dargethan haben, daß der Sinn des Gehörs den des Gesichtes und umgekehrt unterstellt. Es gehört zu den besondern Verdiensten der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, Untersuchungen dieser Art im Wege der Erfahrung theils angestellt, theils veranlaßt zu haben. Besonders befruchtend und anregend wirkten in dieser Beziehung die Werke des Abbé Condillac. Da durch seine Philosophie die Fragen dieser Art der Speculation entzogen wurden, gewannen sie an praktischer Wichtigkeit, und von nun an sann man immer mehr auf Mittel, das Loos der Blindgebornen und Taubstummen zu mildern, zu verbessern. Was für die letztern seit den unvergleichlichen Leistungen des ehrwürdigen Abbé Sicard in den beiden civilisirten Welttheilen geschehen ist, brauche ich deutschen Lesern nicht ins Gedächtniß zurückzurufen. Etwas spätern Ursprungs und minder glücklich in ihren Resultaten sind die Versuche zum Frommen der Blinden, obgleich auch hier die Leistungen die kühnsten Erwartungen weit übertroffen haben. Es sind diese Leistungen um so höher anzuschlagen, da sie weit mehr noch, als jene zu Gunsten der Taubstummen, dem Armen, dem Unbemittelten zu Gute kommen; denn es ist erfahrungsmäßig, daß der größte Theil der Blinden armen Familien angehört; das Warum bedarf keiner Auseinandersetzung.

Nach dem bereits Gesagten dürfte man geneigt seyn anzunehmen, daß in Frankreich, dem Lande philanthropischer Anregung, bisher am meisten für diese Unglücklichen geschehen sey. Allein dem ist nicht so: hier mehr als anderwärts strecken sie in den Straßen und an öffentlichen Gebäuden die Hände aus. Die Gleichgültigkeit der Regierung in dieser Beziehung muß sehr groß seyn, da sich durchaus keine Materialien zu einer Statistik der Blinden vorfinden. Erst neulich trug der Minister des Innern den Präfecten auf, Listen zu diesem Behuf anfertigen zu lassen. Fußend auf eine von der belgischen Regierung mit Sorgfalt veranstaltete Zählung, hat man eine annähernde Schätzung der Blinden versucht, deren Richtigkeit jedoch nichts verbürgt. Nach der genannten Zählung betrug im Jahre 1835 die Anzahl der Blinden männlichen und weiblichen Geschlechtes in den neun Provinzen des Königreichs Belgien 4117 Individuen, so daß auf 1009 Seelen ein Blinder kommt. Hiernach müßte man für Frankreich 32,000 Blinde annehmen. Wenn man einerseits, um zu zeigen, daß diese Zahl zu groß sey, einwandte, daß in Belgien die bekannte Augenkrankheit in der Armee die Anzahl der Blinden bedeutend vermehrt habe — ein Uebel, von dem Frankreich verschont blieb — so machte man andrerseits geltend, daß die Zahl der Blinden in dem Maaße zunimmt, als man von Norden gegen Süden weiter vorwärts schreitet. In ganz Frankreich bestehen nur zwei Anstalten zur Linderung der Noth hülfsbedürftiger Blinden, beide in der Hauptstadt. Die erste, l'Hospice des Quinze-Vingts, verabreichte im Jahre 1835 an 550 Blinde in Paris und in den Departementen Pensionen von 100, 180 und 200 Franken, deren Gesammtbetrag eine Ausgabe von 80,000 Fr. bildet. Von den 15mal 20 oder 300 blinden Internen machten 83 von der Erlaubniß, die Wortheile der Wohnung gegen eine Pension von 250 Fr. auszutauschen, Gebrauch; diese 83 Pensionen geben eine Summe von ungefähr 20,000 Fr., welche zu den obigen 80,000 Franken hinzufügen ist. Die Einkünfte des in Rede stehenden Jahres betrugen 316,285 Fr. Ziehen wir von dieser Summe 100,000 Fr., den Betrag der Pensionen, ab, so bleiben noch 216,285 Fr. zum Unterhalte für 217 Blinde, welche das Haus bewohnen, in dem Verhältnisse von ungefähr 1000 Fr. auf den

Digitized by Google

Kopf, übrig. Für dieſe Summe erhält der Blinde in den Quinze-Vingts ein Zimmer zu 1 Fr. 2 C.; ¾ Pfund 20 Unzen Brodes per Tag; alle zwei Jahre einen vollſtändigen Anzug, und 15 C. auf jedes Kind, wenn er verheurathet iſt.

Das Alles könnte man wahrlich um einen weit geringern Preis in der Provinz haben. Mit Recht erhebt man ſich daher gegen die Centraliſation der Wohlthätigkeitsinſtitute in der Hauptſtadt, wo Alles, was zum Lebensunterhalte gehört, ſo überſchwänglich theuer iſt. Dieſer Uebelſtand erſcheint um ſo größer, wenn man bedenkt, daß in dem genannten Jahre 1835 zwei Drittel der Blinden im Hospice des quinze-vingts nicht zum Seinedepartement gehörten, einige ſogar aus den Gränzdepartementen waren. Die zweite Anſtalt dieſer Art iſt die **Institution des jeunes aveugles**, über welche wir bereits im vorigen Jahrgange dieſes Blattes ziemlich ausführlich berichtet haben. Dieſe Anſtalt entſpricht ihrem Namen, als Erziehungs-Inſtitut betrachtet, vollkommen. Das dem Unterrichte zu Grunde liegende Syſtem iſt bewunderungswürdig und die Ausführung entſprechend. Sie nimmt 100 bis 120 Blinde auf, die ſie im Leſen, Schreiben, Rechnen, der franzöſiſchen Grammatik und deren Anwendung, in Anfertigung ſchriftlicher Aufſätze, der Geographie und Muſik *) unterrichtet. In dem zuletzt genannten Zweige leiſtet das Inſtitut Unglaubliches. Auch lernt jeder Zögling irgend ein Handwerk. Acht Jahre bleiben ſie hier auf Koſten des Staates. Wirft man einen Blick auf das Budget dieſer Anſtalt, ſo gewahrt man zu ſeinem großen Erſtaunen, daß die Erziehung dieſer Kinder eben ſo viel koſtet, als die der wohlhabenden Claſſen, und gleichwohl fallen Viele bei ihrem Austritt aus der Anſtalt den Ihrigen wieder zur Laſt. Das gegenwärtige Local der jeunes aveugles iſt im höchſten Grade unſauber und ungeſund. Das Gouvernement verlangte jüngſt von der Kammer einen Credit zum Neubau eines Hauſes auf dem Boulevard Mont-Parnaſſe. Anfangs hatte man entſchieden, die Anſtalt ſolle nach Verſailles verlegt werden; auch ward wirklich zu dieſem Behuf ein Haus angekauft. Nach geſchehenem Kaufe fand man das Haus zu klein. Darauf beſchloß man, das Inſtitut in die Nebengebäude des Hospice des quinze-vingts zu verlegen, und die Kammer votirte für die Inſtandſetzung der Gebäude zu dieſem Behuf 100,000 Fr. Aber auch hier fand es ſich, daß die vorhandenen Gebäude ſchlecht, der Boden feucht und ungeſund waren. Gegenwärtig verlangt man einen Credit zur Aufführung eines neuen Gebäudes, das nach den vorläufigen Anſchlägen 1,600,000 Fr. koſten ſoll.

Die Carliſtiſche Expedition vorigen Jahres.

Vom Auszug der Expedition bis zur Schlacht von Huesca.

(Fortſetzung.)

Endlich erkannten die Carliſtiſchen Generale ihren Irrthum, und fanden, daß ein ſolcher Vertheidigungskrieg nicht ſonderlich geeignet ſey, die Intereſſen ihrer Partei zu befördern, und ſelbſt die baskiſchen Anführer beſchloſſen nach dem Gefecht vom 16 März, angreifend zu Werke zu gehen und den Krieg in einen andern Theil Spaniens zu ſpielen, da Don Carlos entſchloſſen war, wo möglich zu verhindern, daß die baskiſchen Provinzen wieder von den Schrecken des Krieges heimgeſucht würden; außerdem hätten ſie vorgezogen, den Krieg nach Zumalacarregui's Syſtem zu führen. Man kam überein, daß Don Carlos in Perſon an der Spitze einer bedeutenden Truppenzahl über den Ebro ſetzen und gerade auf die Hauptſtadt losrücken ſolle, ſobald man im Stande ſey, Eſpartero ſo zu beſchäftigen, oder ſo weit nordwärts zu ziehen, daß die Carliſtiſche Colonne einige Tage Vorſprung gewänne. Um dieß zu bewirken, zog der Infant Don Sebaſtian, der nomine e Oberbefehlshaber, obwohl Morena, Villareal und Eliot in Wirklichkeit die Operationen leiteten, ſeine Truppen in der Richtung von St. Sebaſtian zuſammen, bedrohte die anglochriſtiniſche Linie, bis Eſpartero mit ſeiner Armee von den Ufern des dadurch unbewacht gelaſſenen Ebro's herbeikam, in der Hoffnung einen im Grunde ſehr unbedeutenden Platz zu erobern. Sobald man erfuhr, daß er ſeine Truppen zu Caſtro eingeſchifft habe, und ſie nach San Sebaſtian an die Ufer des Ybaizabal führe, räumten die Carliſten Hernani und die Umgegend und begannen ihren Marſch. In Irun und Fuentarabia wurden kleine Garniſonen zurückgelaſſen, um den Feind aufzuhalten, und über die wahren Abſichten der Carliſten zu täuſchen. Man ſetzte natürlicher Weiſe voraus, daß Evans hinreichend Spione im Lande unterhalte, um augenblicklich von einer ſo wichtigen Bewegung, wie die Räumung dieſer lange beſtrittenen Linie, benachrichtigt zu werden, und daß er nicht einen Augenblick zögern würde, dieſelbe in Beſitz zu nehmen. Aus dieſem Grunde erhielt Zorroa, Gouverneur von Irun, den Befehl, die Stadt auf jede Gefahr 48 Stunden lang zu vertheidigen, obwohl es kaum klug ſeyn mochte, mit Aufopferung von 1000 Mann, woraus die beiden Beſatzungen beſtanden, zwei weitere Tage zu erkaufen, namentlich da man 12 oder 14 bereits gewonnen hatte, indem Eſpartero, um der aus den Gebirgen hervorgebrochenen Carliſtiſchen Colonne zu folgen, denſelben Umweg, auf dem er gekommen war, wieder zurücknehmen mußte, weil ein Verſuch, das Land quer zu durchziehen, ſelbſt beim günſtigſten Erfolg ihn allzuſehr geſchwächt haben würde. Evans nahm indeß erſt am dritten Tage Beſitz von Hernani und rückte gegen Irun vor, das Zorroa immer noch beſetzt hielt, obgleich, da die erſten 48 Stunden verſtrichen waren, der geſunde Menſchenverſtand ihm hätte eingeben ſollen, dasſelbe zu verlaſſen; er hielt ſich aber ſtreng an den Buchſtaben ſeiner Inſtruction, und beſchloß, der Feind möge kommen wann er wolle, 48 Stunden gegen denſelben auszuhalten.

Inzwiſchen hatte ſich eine Armee von 12,000 Mann Fußvolk und 1200 Pferden, lauter erleſene Truppen, nebſt zwei Batterien Feldartillerie in der Umgegend von Eſtella verſammelt. Da der Ebro zu jenem Zeitpunkt nicht durch eine Furt zu paſſiren war, ſo ſollte eine Brücke darüber geſchlagen, und ein Marſch gegen die Hauptſtadt verſucht werden, da Don Carlos

*) Verſteht ſich nach einer eigenen Schrift, eigenen Büchern, eigenen Karten u. ſ. w

Digitized by Goog

die Expedition persönlich begleitete. Eine zweite Armee, unter Zariategui, sollte Espartero folgen, sobald dieser seine Truppen aus dem Norden zurückgezogen hätte, um der königlichen Armee nachzueilen. Das wahre Commando der letztern führte Moreno als Chef des Generalstabs; seine Armee, welche neu bekleidet und ausgerüstet, voll Enthusiasmus und überhaupt in vortrefflicher Verfassung war, zerfiel in vier gleiche Brigaden, die nach den Bataillonen, aus denen sie bestanden, die Navarresen, die Alavesen, die Castilianer und die Aragonesen genannt wurden; die erste Division commandirte Tablo Sanz, die zweite Sopelana, die dritte Don Basilio Garzia, die vierte Vilez. Villareal, Simon de la Torre und Zabala folgten in der Eigenschaft als Adjutanten. Der König selbst mit etwa 60 Personen seines Hofs, dem Inspector der Infanterie General Cabanas und dem der Cavallerie Grafen del Prado zog zwischen der ersten und zweiten Brigade der Armee.

Eilf Stunden nach dem Ausmarsch wurde entdeckt, daß die Brücke nicht lang genug sey, um über den Ebro zu setzen. Da man den Bau derselben einem gewöhnlichen Zimmermann überlassen hatte, statt sie den Ingenieurofficieren aufzutragen, die, obwohl nicht zahlreich, sich doch gefunden hätten, so durfte man sich darüber nicht allzu sehr verwundern, aber die Sache hatte für das Schicksal des Feldzugs die wichtigsten Folgen. Da es nicht gerathen war, Truppen, welche die Aussicht auf einen Einfall in feindliches Land belebte, wieder zurückzuführen, oder am Uferstrich des Ebro zu verweilen, wo bei dem geringsten Aufenthalt der Feind schnell eine bedeutende Masse Reiterei zusammenbringen konnte, so beschloß man über den Argon zu gehen, und in Aragonien einzudringen. Die Brücke war gerade lang genug, um über diesen Fluß zu setzen, sobald aber die gesammte Infanterie hinüber war, wurde behauptet, sie könne die Artillerie nicht tragen, und ohne den Versuch auch nur mit einem einzigen Stücke zu machen, wurde dieselbe bis auf das letzte Stück zurückgesendet. Diesem Umstand, und dem Mangel an einer Art Heerverpflegamt, ist das endliche Fehlschlagen der Expedition hauptsächlich zuzuschreiben; der Feind erkannte bald diesen Mangel an Kanonen, und belästigte die Carlistische Colonne aus der Ferne, während der Hunger vollbrachte, was das Schwert wahrscheinlich nie allein gethan hätte, indem er den Muth brach und die Subordination zerstörte.

Der Zweck der Carlisten war nun, wo möglich in Aragonien über den Ebro zu setzen, oder wenn dieß zu schwer oder zu gefährlich wäre, nach Catalonien vorzudringen, dort zu den insurgirten Catalonier zu stoßen und diese in den Stand zu setzen, einen Uebergang in der Nähe der Mündung des Stromes ins Werk zu setzen. Man glaubte, ganz Oberaragonien sey der Sache von Don Carlos feindlich gesinnt, er wurde aber überall nicht nur ohne Widerstand, sondern selbst mit Wohlwollen aufgenommen. Das Erste was die Cavallerie, welche durch den unklugen Eifer ihres Inspectors bei ihrer Ausrüstung in Estella mit ledernen Halsbinden versehen worden war, that, bestand darin, daß sie bei der ersten Heerde, welche sie trafen, trotz aller Vorstellungen ihrer Officiere von den Pferden sprangen und die Halsbinden den Schafen umbanden. Der Haß der spanischen Bauern und der Basken, insbesondere gegen allen Zwang des Hal es, ist so groß, daß er während des Bürgerkriegs oft auf die Wahl der Partei Einfluß ausübte. Abgesehen hievon wurde der Marsch mit der größten Ordnung und Regelmäßigkeit fortgesetzt, und man gelangte ohne den geringsten Widerstand nach Huesca.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Douglas' Reisen am Oregon u. s. w.

(Fortsetzung.)

Ausflug nach Nordcalifornien und in die Ufergegenden des Umptqua- oder Arguilar-Flusses zur Aufsuchung der Riesenfichte.

Douglas hatte, wie wir oben gesehen haben, die erste Kunde von der größten Fichtenart des nordwestlichen Amerika's, und überhaupt wohl dem höchsten Baume der bekannten Erde, durch die Ansicht eines Zapfens davon und durch die ihm von den Eingebornen mitgetheilten Angaben erhalten. Um die Indianer zutraulich und zur Beantwortung der an sie gerichteten, ihre Heimath betreffenden Fragen geneigt zu machen, muß man sie vorher mit einer Pfeife Tabak bewirthen, was ihnen als der köstlichste Genuß gilt. Auf diese Weise hatte Douglas nun erfahren, daß diese Fichte in den südwärts vom Columbia liegenden Gebirgen wachse, und — wie ihm einer von den Pelzjägern der Hudsonsbai-Gesellschaft berichtete — bis zu 50 Fuß im Umfang und 250 Fuß Höhe erreiche. Der ungemein gerade emporschießende Stamm sey bis in geringer Entfernung vom Wipfel gänzlich zweiglos, und letzterer bilde einen vollkommenen Schirm. Die Holzasche enthalte einen süßen Stoff, welcher den dortigen Stämmen die Stelle des Zuckers vertrete.*) Der Same wird gegen Ende Sommers gesammelt, getrocknet, zerstoßen und zu einer Art von Fladen verbacken, die den Eingebornen als Leckerbissen gelten, womit sie den Fremdling vor allem Andern bewirthen, wie denn diese überaus gastlichen Stämme dem Gastfreunde bei jeder Gelegenheit sogleich das in ihren Augen Seltenste und Beste anbieten. Die von den Umptqua-Indianern bewohnte, zwei Grade südlich vom Columbia gelegene Landschaft, berichtete man ihm, bringe diesen Baum in großer Menge hervor.

Im October 1826 trat er die lange beschlossene Reise dahin, oder, was gleichviel ist, nach der Quellgegend des Umptqua an, welche damals, außer von einigen Jägern der Gesellschaft, noch nie von einem Europäer untersucht worden war. Als Begleiter diente ihm der Sohn eines Häuptlings des dort, wie überhaupt am Ober-Umptqua, hausenden Stammes. Die gelbblättrige Castanie, berichtet er, welche auf der Ebene nur als ein Strauch erscheint, wird im Gebirge zum stattlichen Baume, der bis zu einer Höhe von 60 bis 100 Fuß emporschießt. In seinem Schatten wächst ein anmuthiger Strauch, wahrscheinlich eine Clethra. Das Laub dieses Baumes verleiht der Landschaft einen ganz eigenthümlichen Farbenton. Wie jenen, noch von keinem Künstlerblick aufgefaßten Gebirgsgegenden hiedurch ein besonderes Colorit zu eigen, so erhalten sie durch eine andere Baumart, welche dem Anschein

*) „A substance, meldet er in einem Schreiben an Sconler, which I am almost afraid to say, is sugar." So sehr zitterte er wohl, daß diese Entdeckung in der Folge den Untergang dieser prachtvollen Baumart herbeiführen könne. M.

Digitized by Google

nach zu den Myrtaceen gehört, einen lieblichen Wohlgeruch. Laub, Frucht, Borke und Holz, Alles haucht balsamischen Duft. Die Fruchtkerne scheinen eine Lieblingskost der Eichhörnchen zu seyn, welche denn auch, unter Anderem eine seltsam gestreifte Art, diese Stämme vorzüglich beleben. Der auch diesen Gebirgsstrich bewohnende schwarzgeschweifte Hirsch, der übrigens selten weiter als bis 47° nördlicher Breite vorkommt, wird häufig in Schlingen gefangen, die aus einer Iriart (I. tenax) verfertigt werden, und, obgleich nur fingersdick, so stark sind, daß sie selbst den gewaltigsten Büffel und das Elch unzerreißbar fesseln.

In einer öden waldigen Berggegend, näher dem Ziele seiner Wünsche, als er es ahnete, erlebte er eine ähnliche Sturm- und Regennacht, wie jene oben geschilderte am Cap Foulweather. Das Zelt, worunter er lag, stürzte mitten in der Nacht über ihn zusammen, und so mußte er, in seine durchnäßte Decke gewickelt, auf dem Farrenkrautlager (von Pteris aquilina) bis zum grauenden Morgen, wo der Sturm etwas nachließ, verweilen. „Selbst unsere armen, dem entsetzlichen Unwetter schirmlos preisgegebenen Pferde waren über das Donnergetöse der ringsumher niederstürzenden, von der rasenden Windesbraut entwurzelten Riesenföhrenstämme dermaßen entsetzt, daß sie mich um Schutz anzusprechen schienen. Sie drückten sich dichter an meine Seite, neigten die Köpfe über mein Lager und wieherten."

Am zweiten Tage darauf — es war der 26 October — eben als er in der Frühe sein Lager verlassen hatte und in der Gegend umherstreifte, begegnete er einem Indianer, der, als er ihn erblickte, seinen Bogen spannte, die Linke rasch in einen Aermel von Rakuhnfell steckte, und sich, da er wahrscheinlich noch nie einen Weißen zu Gesicht bekommen hatte, in Vertheidigungsstand setzte. Douglas legte, um ihm seine friedliche Absicht zu zeigen, seine Büchse auf den Boden, und winkte ihm näher zu kommen, was er denn auch langsam und äußerst schüchtern that, und auf den ihm durch Gebärden zu erkennen gegebenen Wunsch Bogen und Köcher neben das Feuergewehr legte. Nachdem Douglas ihn einige herzhafte Züge aus seiner Tabakspfeife thun lassen, ihm einige Glasperlen geschenkt und somit zutraulicher gemacht hatte, entwarf er schnell eine rohe Zeichnung eines Fichtenbaumes und des Zapfens der noch unbekannten Art und zeigte sie ihm: er deutete sogleich mit der Hand nach einem südwärts gelegenen Bergzuge, welcher 15 bis 20 Meilen entfernt seyn mochte, und als Douglas ihm durch Gebärden seine Absicht, dahin zu gehen, ausdrückte, machte er sich wohlgemuth auf, ihn dahin zu begleiten. Um die Mittagszeit langte er endlich bei den ersten Stämmen der längst ersehnten Fichte an. Es war einer der glücklichsten Augenblicke seines Lebens. *) Er schickte sich ungesäumt an, Zapfen und Samen zu sammeln, und die vom letzten Nachtsturm entwurzelten Riesenstämme, deren mehrere dahingestreckt lagen, genau zu untersuchen. Der größte darunter maß 5 Fuß über dem Boden 57½ Fuß im Umfang, 13 Fuß darüber maß er 17½ und die Länge betrug 245 Fuß. Die Stämme sind durchgehends äußerst glatt, das Holz sehr feinkörnig und schwer. Die schlanksten Stämme sind bis zu zwei Drittel ihrer Höhe völlig zweiglos, die Aeste etwas niederwärts geneigt, die von ihren Spitzen herabhängenden Zapfen zuckerhutförmig, die Nadeln kurz und hellgrün. In einem Schreiben an seinen ehemaligen Reisegefährten, den bekannten Pflanzenforscher Scouler, nennt Douglas diesen Baum die gewaltigste Erscheinung der ganzen Pflanzenwelt. „Was würde, fügt er hinzu, mein Hooker darum geben, unter einem solchen Baum sein Mahl einzunehmen, und nun gar Lambert, der würde, wie ich glaube, vor Entzücken gar nichts essen können." Da die umherliegenden Stämme keine ganz unverletzten Zapfen darboten, und er sich überdieß ganz frischen Samen verschaffen wollte, es aber unmöglich war einen dieser Kolosse zu erklimmen oder zu fällen, so bemühte er sich einige Zapfen durch Büchsenschüsse herunter zu bringen. Das dadurch in der lautlosen Waldgegend verursachte Getöse führte plötzlich acht Indianer herbei, welche mit rother Erde bemalt, mit Bogen, Speeren und Steinmessern bewehrt, und keineswegs freundselig aussahen. Douglas suchte ihnen durch Gebärden die Absicht, welche ihn daher geführt, begreiflich zu machen; sie schienen auch befriedigt, und setzten sich nieder, um zu rauchen. Plötzlich aber begann einer seinen Bogen zu spannen und ein zweiter sein Steinmesser zu wetzen, das er hierauf an das rechte Faustgelenke hing. Unser Reisender wußte nun, woran er war. Flucht war unmöglich; er trat also schnell entschlossen fünf Schritte zurück, schlug mit der Büchse auf sie an, zog zu gleicher Zeit eine seiner Pistolen aus dem Gürtel und hielt sie vor sich hin. So standen sich beide Theile gegen 10 Minuten lang einander lautlos gegenüber, *) als einer von den Eingebornen, welcher der Anführer zu seyn schien, durch eine Gebärde zu verstehen gab, daß sie Tabak brauchten. Douglas bedeutete ihnen durch eine Gegengebärde, sie könnten welchen haben, jedoch unter der Bedingung, daß sie ihm eine Anzahl frischer Zapfen brächten. Sie zerstreuten sich augenblicklich, um welche zu suchen; kaum waren sie ihm aber aus dem Gesicht, als er seine herabgeschossenen Zapfen, drei an der Zahl, nebst einigen umherliegenden Zweigen aufraffte und spornstreichs nach seinem Lager zurückeilte. Den Indianer, der ihm zum Wegweiser gedient, dessen Verhaltens bei diesem Vorgang er jedoch seltsamerweise mit keiner Silbe erwähnt, entließ er, um einem etwaigen Verrath vorzubeugen, eine Strecke vom Lager. Die folgende Nacht wurde in steter Angst vor einem Ueberfalle der getäuschten Eingebornen zugebracht.

(Schluß folgt.)

*) In einer vergleichenden Geschichte der Reisen und der Reiseliteratur (ein Werk, welches der hochverehrte Redacteur dieser Blätter, wie seine um jeden Jahresschluß erscheinenden unübertrefflichen „Rückblicke" darthun, vor allen Andern zu schreiben berufen wäre) würde dieser Moment in seiner Art mit demjenigen verglichen werden können, wo Mungo Park — wie er in seiner ersten Reise schildert — zum Erstenmal den lange gesuchten Nigerstrom im Morgensonnenschein erblickte. M.

Vermischte Nachrichten.

Der Maire von Dünkirchen kaufte kürzlich von einem Hrn. Bolzin Laforge, ehemaligem Notar von Tours, ein sehr wohlerhaltenes Manuscript in Folio mit Karten, das den Titel führt: „Mémoires concernant la Flandre Gallicane et Flamingante;" der zweite Theil derselben ist vom Jahre 1697. Man findet in diesem für die Gemeindebibliothek bestimmten Werke sehr interessante Nachrichten über den ehemaligen Zustand von Dünkirchen hinsichtlich des Handels, der Schifffahrt, der Bevölkerung u. s. w.

Kürzlich starb der ausgezeichnete Orientalist Salvatini und hinterließ mehrere wichtige Werke, unter Anderem eine Analyse der Inschrift von Rosette und eine Erklärung der Inschriften auf dem Obelisken von Luxor.

*) Eine Parallele zu diesem stummen Auftritte bildet der von einem frühern Reisenden im Columbiagebiete, Roß Cox.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 139.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Mai 1838.

Bilder aus Paris. Nr. 2.

Die Pensionate in Paris.

In Frankreich, besonders in Paris, erziehen nur sehr wenige Eltern ihre Kinder selbst. Der Bettler läßt die seinigen auf der Straße herumlaufen, der Bemittelte steckt die seinigen in ein Pensionat oder Collegium, der Vornehme endlich hält einen Hauslehrer, dessen Pflicht es ist, die Eltern im vollen Sinne des Wortes überflüssig zu machen. Bei weitem die meisten Väter haben so viele und so dringende Geschäfte, daß ihnen kein Augenblick übrig bleibt, um sich mit ihren Kindern zu befassen; und auch nur äußerst wenige Mütter erachten es für nothwendig, einer so untergeordneten Angelegenheit einige Minuten des Tages zuzuwenden. Die Kinder der Bettler sind im Grunde am besten gestellt; denn wachsen sie auch in völliger Unwissenheit auf, so genießen sie doch einer Freiheit, die ihre Jugend beglückt, während der meist schlechte Unterricht, der den Kindern der Wohlhabenden und Vornehmen ertheilt wird, von einer Sklaverei begleitet ist, die ihnen die Gegenwart verkümmert, ohne ihnen darum besondere Vortheile oder Genüsse für die Zukunft zu bereiten. Vor Allen bedauernswerth sind diejenigen Kinder, welche ihre Erziehung in den Pensionaten erhalten. Ein Wort über die Art und Weise, wie sie entstehen und bestehen, wird die Wahrheit dieser Aussage zur Genüge darthun.

Wer ein Pensionat gründen will, wendet sich zuerst an einflußreiche Männer, denen er sein Project vorlegt, um ihr Gutachten darüber einzuholen. Erhält dasselbe ihren Beifall, so entwirft er einen Prospectus, der Alles verspricht, was man nur immer verlangen mag. In demselben wird zugleich dargethan, daß das zukünftige Institut einem wesentlichen Mangel der Stadt und Umgegend abhelfen und von den segensreichsten Folgen seyn werde. Die herrschenden Tagesideen werden dabei in einer Weise geltend gemacht, die klar zeigt, daß es sich eigentlich um weiter nichts handle, als sich eine recht ergiebige Industrie zu schaffen.

Die zu lehrenden Gegenstände werden als die einzig nothwendigen, und die anzuwendende Methode als etwas Neues, in seinen Erfolgen Unberechenbares mit einer Zuversicht dargestellt, die ans Unglaubliche gränzt. Die Namen berühmter Künstler und Gelehrten leisten leider in diesem Taschenspiele einer niedern Gewinnsucht keinen geringen Vorschub. Denn in Frankreich, vor Allem in Paris, hängt jedes Unternehmen mehr oder weniger von gefeierten Namen ab. Ist die Sache so weit gediehen, so wendet sich der Unternehmer an alle Gönner und Gönnerinnen seines Viertels mit der Bitte, alle ihre Bekanntschaften für sein Etablissement zu interessiren, auf daß es einerseits an Zusagen zur Bevölkerung nicht fehle, und andrerseits die nöthigen vorläufigen Ausgaben durch Eröffnung eines ausgedehnten Credits bestritten werden können.

In dieser Weise ist die Gründung eines neuen Pensionates zugleich auch immer eine Lotterie- und Börsenangelegenheit. An der Börse hauptsächlich wird das Verdienst des Unternehmers am strengsten erwogen, hier werden die Gründe des Gelingens oder Nichtgelingens am sorgfältigsten geprüft. Man begreift leicht, daß sich die Lüge und Intrigue geneigte Ohren verschafft und kein Mittel unbenützt lassen werden, ihre Zwecke durchzusetzen. Nun erscheint das Programm, der Tag der Eröffnung wird in allen Zeitungen verkündigt und gedungene Werber durchwandeln die Quartiere der Hauptstadt, um die Verdienste des Directors und seiner Gehülfen in ihr gehöriges Licht zu setzen. Diese Gevatterleute richten ihre, dem Anscheine nach absichtlosen Lobreden an die guten Epiciers, die sie in der Regel dadurch gewinnen, daß sie denselben weiß machen, in dem fraglichen Pensionate gehe die geistige Entwicklung ihrer Kinder einen so schnellen Gang, daß sie ihrem zukünftigen Berufe entgegenzufliegen schienen. Dieser Grund wirkt so mächtig, daß sich das Haus beinahe plötzlich mit Zöglingen anfüllt. Der Reiz der Neuheit, dem der Franzose nicht leicht widersteht, so wie die Macht des Beispiels bestimmen viele Väter, ihre Kinder den ältern Anstalten dieser Art zu entziehen und der neueröffneten zuzuführen, weil sie in den erstern wenig oder gar nichts lernten und eher verzogen als erzogen würden. Doch sie irren sich sehr, wenn sie glauben, daß in der neuen Anstalt das Erziehungswerk besser als in den alten gefördert werde: dieselben Fehler, dieselben Uebelstände finden sich mit geringen Modifica-

Digitized by Google

tionen wieder, weil sie aus der Natur dieser Anstalten selbst hervorgehen. Denn angenommen, es sey möglich, daß das Reglement eines Pensionates, das dem Knaben von sechs bis acht Jahren dasselbe wie dem Jünglinge von 16 bis 18 Jahren gebietet und verbietet, das alle Charaktere so zu sagen über denselben Leisten schlägt, das den Weichen wie den Harten, den Widerspenstigen wie den Gefügigen, den Geweckten wie den Schlummernden behandelt, angenommen, es sey möglich, daß ein solches Reglement die Zwecke der Erziehung reizen könne, — was nimmermehr der Fall ist —, so stehen der Ausführung des Reglements selbst von Seite derjenigen, die damit beauftragt sind, so viele und so große Hindernisse im Wege, daß an einen glücklichen Erfolg gar nicht zu denken ist. Denn um mit dem Director anzufangen, so ist, er möge nun ein Laie oder ein Geistlicher seyn, der Erwerb das höchste, wenn nicht das einzige Ziel seines Strebens. Es handelt sich also nicht so sehr um die Bildung der Jugend, als um einen baaren Ertrag. In Collisionsfällen behauptet die letztere Rücksicht ein unbedingtes Uebergewicht über die erstere. Ich will die Sache durch ein Beispiel klar machen. Ich kenne ein Pensionat — und diesem steht gerade ein Geistlicher vor — worin sich noch zur Stunde ein Zögling befindet, der mehrere seiner Mitschüler zu Lastern verleiten wollte, deren Namen einen Vater mit Furcht und Entsetzen erfüllen; man hat ihn zweimal auf der That ertappt, man hat die Sache dem Director vorgestellt; doch die Vorstellung blieb ohne Erfolg. „Ich kann," sprach er, „den Eltern dieses jungen Menschen die Schmach nicht anthun, ihn über die Schwelle zu weisen, und zu dem habe ich keine Lust, 1500 Fr. ohne weiteres zu verlieren, und meine Anstalt durch einen auffallenden Schritt in übles Gerede zu bringen. Ich bitte Sie, meine Herren Mitarbeiter, Ihre Aufmerksamkeit zu verdoppeln, um den Verirrten wieder auf den rechten Weg zu bringen; mit Gottes Beistand ist Alles möglich, darum nur Muth gefaßt." Einen Lehrer der Anstalt traf, und das nicht ohne Grund, ein gleicher Verdacht; doch ward ihm deßhalb weder Entlassung noch Verweis zu Theil; er blieb im Hause bis zu Ende der Ferien, wo ihn der Director, um seiner auf eine bequeme Weise los zu werden, einem seiner Freunde, der so eben den Prospectus eines Pensionats für Kinder vornehmer Eltern in Umlauf gesetzt hatte, als einen wahren Hausegen empfahl.

(Schluß folgt.)

Die Carlistische Expedition vorigen Jahres.

Vom Auszug der Expedition bis zur Schlacht von Huesca.

(Schluß.)

Iribarren, der am Ebro commandirende Christinische General, einer der geschicktesten und tapfersten Officiere der Königin, war inzwischen nicht müßig, sondern sammelte 15,000 Mann, worunter 2000 Pferde nebst einer zahlreichen Artillerie, sobald er hörte, daß Don Carlos Aragonien betreten habe, verfolgte ihn mit der größten Thätigkeit und marschirte größtentheils zwischen ihm und dem Ebro, bis er ihn in der letztgenannten Stadt überraschte. Während des ganzen Zugs richteten die Carlisten nur geringe Aufmerksamkeit auf den wesentlichen Punkt, sich genaue Nachrichten von den Bewegungen des Feindes zu verschaffen, und obwohl Huesca mitten in einer großen Ebene liegt, ließen sie sich doch so vollkommen überraschen, daß eine auf dem Marktplatz niederfallende Bombe die erste Nachricht von der Annäherung feindlicher Truppen gab. Ohne den glücklichen Umstand, daß ein Bataillon noch außerhalb der Stadt aufgestellt war und seine Gewehre bloß in Pyramiden gestellt hatte, während es den Befehl zur Einquartirung in der Stadt erwartete, wäre die Cavallerie von Iribarrens Vortrab augenblicklich in die Stadt gedrungen, wo die Straßen von Soldaten, die mit ihren Quartierbilleten herumliefen und Maulthiertreibern mit ihren beladenen Thieren angefüllt waren, so daß die Armee ohne den alsbaldigen Widerstand des erwähnten Bataillons vernichtet worden wäre; dieses jedoch benützte die Unebenheit des Bodens, schickte die Hälfte seiner Compagnien als Plänkler aus, und besetzte eine kleine Anhöhe, von wo es ein so lebhaftes Feuer eröffnete, daß der Christinische Vortrab Halt machte. Inzwischen wurde in der Stadt Allarm geschlagen, und die Carlistischen Soldaten stürzten ohne alle Ordnung zu den verschiedenen Thoren hinaus; doch hielten sie auch unter diesen ungünstigen Umständen glücklicher Weise in Bataillonen zusammen, und da die Obersten im Allgemeinen sehr einsichtsvolle Officiere waren, so formirten sie sogleich ihre Leute, führten sie schnell um die Stadt herum und nahmen auf der südöstlichen Seite auf eine Art Stellung, die ihrer Beurtheilungskraft große Ehre machte.

Oberst Reyna, Secretär des Inspectors der Cavallerie, dessen Tapferkeit später auch hauptsächlich zu dem Erfolge beitrug, verhinderte viel Unordnung dadurch, daß er fast die ganze Reiterei zur entgegengesetzten Seite, als wo der Feind herkam, hinaus und rasch um die Stadt herumführte. Iribarren begann den Angriff längs der ganzen Carlistischen Linie mit der größten Heftigkeit, traf aber überall auf entschlossenen Widerstand, und die Angegriffenen, die voll Enthusiasmus waren, trieben trotz des heftigen Feuers seiner Artillerie seine Colonnen aus dem unebenen Terrain um die Stadt auf den ebenen Boden herab. Hier wurden sie von der zahlreichen und wohlgerüsteten Artillerie des Feindes angegriffen, aber von der übrigen lebhaft unterstützt; Iribarren selbst, der seine durchbrochene Reiterei zu sammeln suchte, ward durch einen Lanzenstoß tödtlich verwundet und starb bald darauf; Leon Iriarte, der Befehlshaber seiner Reiterei, blieb auf dem Platze, und mit Ausnahme einer Reiterreserve, die in guter Ordnung die Artillerie vom Schlachtfelde hinweg zu führen sich bemühte, wurden die Christinischen Truppen in wenigen Stunden völlig geworfen und zersprengt. Die Carlistischen Officiere hatten während des ganzen Kampfes keine höheren Befehle erhalten; sie wußten nicht, was um sie her vorging, und da sie ihre Regimenter in bewundernswerther Ordnung hielten, so gelang es ihnen unglücklicherweise eine Verfolgung zu verhindern, welche Iribarrens Armee völlig vernichtet haben müßte und vielleicht den Siegern gestattet hätte, mit den Geschlagenen zugleich in Saragossa einzudringen.

Diese Schlacht, in welcher die Carlisten 800, die Christinos

Digitized by Google

1800 Todte und Verwundete hatten, war eine der merkwürdigsten während des Bürgerkriegs, indem die Carliſtiſchen Truppen ſich ſchlugen, ohne während des ganzen Tages auch nur einen Befehl von ihren Generalen zu erhalten, und macht den erſtern eben ſo viel Ehre, als die letztern wegen Mangel an Wachſamkeit und Geiſtesgegenwart Tadel verdienen. Auch erſieht man aus dem Ausgang dieſer Schlacht, daß die Truppenmacht, welche die baskiſchen Provinzen verließ, vielleicht wohl zugereicht hätte, das Schickſal des ganzen Kampfes zu entſcheiden. Unter den zahlreichen Handlungen perſönlicher Tapferkeit verdient der Angriff Reyna's mit einer ſchwachen Escadron Lanciers gegen eine Schwadron Garde-Cuiraſſiere beſondere Erwähnung. Der imponirende Anblick dieſer ſtahlbekleideten Reiter hatte ſchon mehrere Schwadronen der Royaliſten geſchreckt, bis Reyna, der die Gefahr erkannte, ſich an die Spitze einer derſelben ſtellte, und entſchloſſen zum Angriff vorrückte. Das ruhige Verhalten des Feindes beunruhigte indeß ſeine Reiter, und alle hielten, taub gegen ſeine Vorſtellungen, an einem zwiſchen laufenden Graben an, während ein Sergentmajor von den Cuiraſſieren mit eingelegter Lanze *) jeden zum Kampfe herausforderte. Reyna ſprengte ohne Zögern über den Graben, parirte den Stoß der Lanze und ſtreckte ihn todt zu Boden. Angefeuert durch dieſes Beiſpiel, griffen ſeine Leute augenblicklich an, und hieben die Cuiraſſiere nieder; die leichten und gewandten Navarreſen zogen die durch ihre Rüſtung und ihre Lanze beläſtigten Reiter von den Pferden und ritten ſie nieder.

Der wüthendſte Kampf während des ganzen Tages fand ſtatt zwiſchen der 1500 Mann ſtarken franzöſiſchen Fremdenlegion und der franzöſiſchen Fremdenlegion bei Don Carlos, welche aus 400 Ausreißern der erſtern beſtand; Pardon wurde natürlicherweiſe von keiner Seite erwartet, und die Wuth beider Theile war ſo groß, daß ſie in dieſem Gefecht und in dem darauffolgenden von Barbaſtro, wo ſie, ſeltſam genug, wieder aufeinander ſtießen, ſich gegenſeitig vernichteten und als Corps völlig zu exiſtiren aufhörten.

Drei Carliſtiſche Oberſten wurden in dieſer Schlacht getödtet, und unter den Fremden blieben Capitän Rubichon und die Barone Rappart und Pleiſſen auf dem Platze.

Statt nach dieſem Erfolg einen entſcheidenden Schritt zu thun und entweder über den Ebro zu ſetzen, oder ſogleich nach Catalonien zu gehen, blieben die Carliſten mehrere Tage unthätig zu Huesca ſtehen, und gaben dadurch den Chriſtinos, welche ungeſchreckt durch die Niederlage und den Tod Iribarrens eine ungewöhnliche Thätigkeit entwickelten, Zeit, neue Truppen gegen ſie heranzubringen. Iribarren war ein unerſetzlicher Verluſt für die Sache der Königin, deren beſter General er zu werden verſprach; er hatte unter Ferdinand ein Bataillon als Oberſtlieutenant commandirt, und er, Zumalacarregui und Urbiſtondo galten für die beſten Taktiker und Adminiſtratoren der Armee; es ſoll ſogar eine Art von Rivalität unter dieſen Officieren beſtanden haben, von denen bereits zwei ruhmvoll im Kampfe gefallen ſind.

*) Die ganze ſpaniſche Cavallerie iſt jetzt mit Lanzen bewaffnet.

Ueber den Palmenölhandel in Frankreich und England.

Bis zum Jahre 1817 war das im weſtlichen Afrika in ungeheurem Ueberfluß erzeugte Palmenöl, welches daſelbſt gerade ſo wie das Olivenöl in Europa gebraucht wird, in Frankreich und England unter die Artikel der Arzneiwaaren gerechnet, auch wurde es in dieſe beiden Länder in ſo unbedeutenden Quantitäten eingeführt, als daß man es auf den officiellen Tabellen aufgeführt hätte. Die Handelsſchiffe, welche bis zu jener Zeit die Weſtküſte von Afrika beſuchten, waren mehr mit dem Sklavenhandel, als mit dem Studium der Erzeugniſſe des Bodens beſchäftigt. Erſt im Jahre 1817 kam ein Parfumeur in London auf die Idee, bei Verfertigung von Toilette-Seifen das Palmenöl anzuwenden, wobei er demſelben den ihm eigenthümlichen, ſehr angenehmen Wohlgeruch ließ. Man erhält dieſes Oel bekanntlich von verſchiedenen Palmengattungen, hauptſächlich aber von der Elais Guineaensis. Die Qualität dieſer Seife wurde bald gewürdigt; der Erfinder derſelben erwarb ſich ein glänzendes Vermögen, und der Verbrauch nahm bedeutend zu. Die engliſche Marine bemühte ſich, dieſen Abſatz zu benutzen, und nacheinander wurden mehrere Schiffe an die Küſte von Afrika geſchickt, um Palmenöl zu holen, welches nun, nachdem es auf den engliſchen Märkten in größerem Ueberfluſſe vorhanden war, zu ſolchen Preiſen geboten wurde, daß es möglich ward, daſſelbe zu gewöhnlicher Seife zu verwenden. Der Erfolg dieſer Seifen war ſo, daß ſich die Einfuhr von Palmenöl in einigen Jahren ungeheuer hoch belief, wie man ſich aus folgendem Verzeichniſſe überzeugen kann.

Verzeichniß der Einfuhr von Palmenöl nach England vom Jahre 1817 bis zum Jahre 1836.

Jahr.	Kilogr.	Jahr.	Kilogr.
1817	72,000	1828	6,527,850
1820	874,800	1829	10,673,190
1822	5,194,900	1830	28,556,500
1825	4,274,800	1836	32,127,560

Gegenwärtig koſtet auf den Märkten von London die Tonne Palmenöl 53 bis 54 Pfd. St.

Somit wurde im Verlaufe von 19 Jahren ein bisher ſo zu ſagen unbekannt gebliebenes Product als Gegenſtand der Fabrication, des Transports und des Tauſches für den Handel von unermeßlicher Wichtigkeit. Als Gegenſtand der Fabrication hat das Palmenöl in die Erzeugung von Seife eine ſolche Entwicklung gebracht, daß ſie von 32,415,000 Pfd. St., worauf ſie im Jahre 1820 ſtand, im Jahre 1850 auf 127,567,000 Pfd. St. ſtieg, und ſeit der Zeit fortwährend geſtiegen iſt. Als Gegenſtand des Transports betrachtet, ſichert die Einführung dieſes Artikels England heutzutage eine vortheilhafte Fracht für 200 Schiffe, jedes zu 300 Tonnen, für Reiſen von 7 bis 8 Monaten.

Als Gegenſtand des Tauſches bildet das Palmenöl die Grundlage zu einem um ſo einträglichern Handel, da man es nur um Manufacturgegenſtände, wie gewirkte Stoffe, Stahlwaaren, Handwerkszeuge, Waffen, Pulver u. ſ. w., kaufen kann, und es hiedurch für die verſchiedenen engliſchen Manufacturen einen großen Nahrungszweig bildet. Da die Palmenſeife durch einen ziemlich einfachen Fabricationsproceß die Eigenſchaft erhält, ſich im Meerwaſſer aufzulöſen, ſo findet ſie durch die Ausfuhr nach den Colonien einen bedeutenden Abſatz, und wird dadurch ein neues Mittel zum Tauſche gegen die Erzeugniſſe der Länder, wohin man ſie verſendet.

Der durch zu viele Einſchränkungen und Verbote gehemmte Handel

Digitized by Google

Frankreich kann es nicht, wie der englische, mit einem unbekannten Producte versuchen; erst wenn die Engländer durch langjährige Erfahrung den Gewinn eines Handelszweigs erkannt haben, erst dann kann die französische Marine die Einfuhr wagen; dieses war mit dem Palmenöl der Fall. Im Jahre 1850 wurde ein Versuch gemacht, und die amtlichen Verzeichnisse desselben Jahres geben eine Einfuhr von 29,000 Kilogrammen dieses Artikels an. Der Zoll, welcher auf dieses Oel gelegt war (15 Fr. für 100 Kilogr.), machte es bloß den Parfumeurs, deren Erzeugnisse zu erhöhten Preisen abgehen, möglich, solche Versuche anzustellen. Die Jahre 1851, 1852, 1853 und 1854 weisen bloß unbedeutende Einfuhren nach. Erst im Jahre 1855, und auf die Gewißheit hin, daß der Zoll auf 12 Fr. 50 Cent. für 100 Kilogr. herabgesetzt werde, eine durch die Ordonnanz vom Monat Julius 1855 bestimmte Herabsetzung, rüstete ein Marseiller Haus ein bloß zu diesem Handel bestimmtes Schiff aus, und schickte es an die Küste von Afrika, von wo es im Laufe des Jahres 1856 eine Ladung von 350,000 Kil. Palmenöl zurückbrachte; seither hat dasselbe Schiff eine zweite Reise unternommen und eine ziemlich hübsche Ladung zurückgebracht. Nachdem diese Versuche mit Erfolg gemacht waren, konnten die Schiffsausrüster von Nantes, welche mit der Küste von Afrika in alten Verbindungen stehen, nicht zögern, dieselben zu benutzen; mehrere Schiffe wurden dahin abgesandt; 2 sind schon seit einigen Monaten zurückgekehrt, 5oder 6 andere sind entweder unterwegs oder werden ausgerüstet.

Wenigstens zwei Drittheile des Olivenöls, welches Marseille gegenwärtig bei Fabrication der Seife anwendet, kommen ihm von Sicilien, Sardinien, der Levante u. s. w. zu. Diese verschiedenen Länder schicken jährlich für 130 bis 140 Millionen ihrer Producte nach Frankreich, wovon Oel und Seide die Hälfte ausmachen. Dagegen erhalten sie an französischen Producten nur für eine Summe von 80 bis 85 Millionen, worunter die Erzeugnisse französischer Fabriken nur eine Summe von 40 bis 50 Millionen Franken ausmachen. An der Küste von Afrika dagegen wird der Palmenölhandel nur gegen Fabrikgegenstände getrieben, und bietet den verschiedenen Gewerbszweigen Frankreichs einen viel einträglichern Erwerb dar.

Ein anderer Vortheil, welchen die Zukunft im Interesse von Marseille realisiren muß, entspringt offenbar aus dem Anbau der Pflanze, welche das Palmenöl liefert, und für welche Algier große Hoffnungen des Erfolgs wegen der Aehnlichkeit seines Klima's mit dem von Fez, Tafilet und Bambara, wo es in so großer Menge ausgebeutet wird, darbietet.

Chronik der Reisen.

Douglas' Reisen am Oregon u. s. w.

Ausflug nach Nordcalifornien und in die Ufergegenden des Umptqua- oder Arguilar-Flusses zur Aufsuchung der Riesenfichte.

(Schluß.)

Ueber die Gewässer und andern Verhältnisse dieses unbekannten Landstrichs theilt Douglas nachstehende, zum Theil von einem der vielerfahrensten und bewährtesten Agenten der Compagnie, dem bereits vorher erwähnten M'Leod, erhaltene Angaben mit: Der Umptqua oder Arguilar ist an seiner Mündung drei Viertelmeilen breit; eine sich querhin ziehende Sandbank machte ihn jedoch dort unbefahrbar. Sechzig Meilen weiter südwärts, etwa unter 41° N. B., soll nach der Aussage der Eingebornen ein den Columbia an Größe übertreffender mächtiger Fluß, an dessen Ufern sehr zahlreiche Volksstämme hausen, in den Ocean fallen. Der Bemerkung M'Leods zufolge änderte sich der Charakter des Pflanzenwuchses immer mehr und mehr, je weiter er gegen Süden vordrang. Die Föhre verschwand völlig, und machte der oben beschriebenen myrtenähnlichen Baumart (Laurus reg.) Platz, wovon er Stämme antraf, die 12 Fuß im Umfang und 70 bis 100 Fuß in der Höhe maßen. Wenn das würzeathmende Laub vom leisesten Windhauche bewegt wird, verbreitet sich der Duft durch das ganze Gehölz. *)

Alle die Indianerstämme, auf die er stieß, hatten, gleich den Eingebornen, denen Douglas auf seiner Wanderung nach den Arguilarquellen begegnete, noch nie einen Weißen gesehen. Sie zeigten sich — vermuthlich eben dieses glücklichen Umstandes halber, und also noch unverdorben durch den Verkehr mit Weißen — äußerst gutmüthig und gastfreundlich, dienstfertig und zuthätig, und über die unbedeutendste Kleinigkeit von europäischer Arbeit, die man ihnen schenkte, hoch erfreut. Ihre Wohnung und Kleidung glichen denen der mehr nördlich hausenden Stämme.

Hier ist wohl der schicklichste Ort, die von unserem Reisenden anderwärts mitgetheilten Angaben über die Tracht der Umptqua-Indianer, wie über die Flechtarbeiten der Tschinuks und anderer Stämme einzuschalten: dieselbe besteht aus einer Art von Hemd und aus Beinkleidern von rohen Schmalthierfellen. Bei den Vornehmern ist dieser Anzug mit Muscheln, besonders Seemuscheln, verziert, welcher Umstand ihre Seenähe beweist. Der Anzug des Frauenzimmers, welches durchgehends tättowirt ist, vorzüglich im Untergesichte, wo von Ohr zu Ohr Streifen gezogen sind, besteht aus einem Rock vom Baste des Thuja-Baumes, der zu einem Zeuge verarbeitet wird, und aus einem Ueberwurfe von zugerichtetem Wildleder mit weißen Hermeln. Die Hüte der Tschinuks sind aus den Wurzelfasern der Helonias tenax, welches Gewächs von den Columbiastämmen Quip-Quip genannt wird, auch aus denen der Thuja und andern verfertigt. Ein zwölfjähriges Tschinuk-Mädchen, Tochter eines der obersten Häuptlinge, verfertigte unserem Reisenden in drei Monden einen solchen Hut nach europäischem Zuschnitt, wovon einer mit Anfangsbuchstaben — wessen Namens ist nicht angegeben — die aus den Fasern einer dunkelfarbigen Binsenart hineingeflochten waren, verziert, in seiner Art vielleicht die Vergleichung mit jenen berühmten Strohflechtereien des Arno-Thales kaum zu scheuen haben dürfte. Von der Reise ins Umptquagebiet kehrte Douglas in den ersten Tagen des Decembers nach dem Vancouver-Fort zurück.

(Fortsetzung folgt.)

*) „Its fragrant leaves, when shaken by the least breeze of wind, diffuse a fragrance through the whole grove."

Berichtigung.

In Nr. 157 ist S. 547 Z. 24 v. o. u. l. v u Basara statt Bassora aus Versehen stehen geblieben.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 44** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Zwei englische Romanschreiber aus den untern Volksclassen. — Prometheus. (Fortsetzung.)

Das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 140.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

20 Mai 1838.

Lebensbilder aus Portugal.

Aufenthalt in Setubal.

Während meiner erſten Ausflucht nach Setubal wurde ich gaſtlich in dem Hauſe der beiden Gebrüder und meinen alten Bekannten, den HH. B . . . aufgenommen, Conſuln dreier großer nordiſcher Reiche, deren Wappen in ihrem Handelscomptoir Reſpect einflößen. Von einem Rigaer, alſo gewiſſermaßen deutſchen, Vater, und einer engliſchen Mutter in Portugal geboren, in Riga erzogen, durch Reiſen in Deutſchland und andern Ländern gebildet, durch den Tod ihres Vaters zur Unabhängigkeit gelangt, führen dieſe jungen Männer ein ſehr anſtändiges und angenehmes Junggeſellenleben. Man findet bei ihnen deutſchen Sinn, engliſche Sitte und portugieſiſche Gaſtfreundſchaft, ſo daß ein Gaſt wie ich ſich bei ihnen ganz zu Hauſe fühlt, und weder genirt noch genirt wird. Ich hatte mir vorgenommen, nur vier bis fünf Tage in Setubal zu bleiben, um in deſſen Nachbarſchaft eine oberflächliche Beſichtigung eines Torflagers vorzunehmen; allein aus den 4 Tagen wurden 14, da ich der Einladung, länger zu verweilen und auch weitere Ausflüge in die Umgegend zu machen, nicht widerſtehen konnte. Ein geſellſchaftlicher Ton, der doch eigentlich das Hauptagrement eines Orts iſt, herrſcht eben ſo wenig in Setubal, wie faſt durchgängig in allen andern Provincialſtädten. Die Menſchen ſind ſtets in ſtreitende Parteien getheilt, die entweder Familienzwiſte, Neid, Weibergeklatſch oder Betrug zum Grunde haben, Uebervortheilung des Einen gegen den Andern, oder Verſtöße der Autoritäten gegen Untergebene und Chicanen dieſer gegen die Vorgeſetzten, zu welchen Geſammtübeln ſich nun in den letzten Decennien auch noch die politiſchen Meinungsverſchiedenheiten hinzugeſellt haben, wodurch dieſe geſellſchaftlichen Spaltungen noch hervorſtechender werden, indem nun die Partei, die den Schutz von oben herab genießt, die gerade am Ruder ſitzt, drückend auf der andern laſtet. Aller alte Haß kommt da zum Vorſchein und wird neu aufgewärmt, die Politik leiht den Vorwand zur Rache, man ruht und raſtet nicht, bis man ſeinen Gegner unglücklich gemacht. Mord und Todtſchlag auf die hinterliſtigſte Weiſe entſtehen daraus, und daß Setubal in dieſem Betracht vor andern Provincialſtädten nicht zurückbleibt, davon iſt wohl der ſchlagendſte Beweis, daß im Jahre 1836 daſelbſt und in der nächſten Umgebung einige dreißig Mordthaten verübt wurden. Die Anzahl der Ermordeten im vergangenen Jahre iſt noch nicht bekannt geworden, ſie ſoll aber auch nicht gering ſeyn; denn da gibt's conſtitutionelle Gemäßigte und Exaltirte, da gibt's Migueliſten und Realiſten, Chamorros und Demokraten, die einander nicht im Wege anſehen, ſich ausweichen oder in den Haaren liegen, und bei nächtlicher Weile ſich Meſſerſtiche geben, oder auch eine Kugel durch den Kopf jagen. So und nicht anders war es damals in Setubal beſchaffen, daß ſelbſt diejenigen, welche ſich gar nicht um Politik bekümmerten und mit Niemanden in Hader und Streit lebten, des Abends ſich nicht getrauten aus dem Hauſe zu gehen; denn Setubal hat keine Beleuchtung der Straßen, und mithin konnten da oft Verwechslungen vorgehen, ſo daß der Unſchuldige wohl für den Schuldigen genommen werden konnte, was nicht ſelten ſchon vorgekommen.

Alſo, wie geſagt, der geſellſchaftliche Ton in Setubal, wenn einer exiſtirte, war gegenwärtig ganz verſchwunden, ungeachtet es doch ein Seeſtecken, eine Hafenſtadt iſt, wo immer mehr Leben zu ſeyn pflegt, eine Villa von 15,000 Einwohnern, mit vielen Beamten und Kaufleuten, ſonſt auch mit einer Garniſon, die ſie aber jetzt nicht hat. Damen habe ich in den ganzen 14 Tagen auch nicht Eine auf der Straße oder den ſchönen Spaziergängen geſehen, geſchweige denn geſprochen, außer zwei niedlichen Nachbarinnen, die vis-à-vis meinem Zimmer wohnten, und deren Bekanntſchaft ich den Faſtnachtspoſſen, dem Carneval, zu verdanken hatte, an welchen Tagen alle Schranken der ſtrengen Zucht und Ehrbarkeit einſtweilen bei Seite geſchoben werden. Die Wahrheit zu geſtehen, vermißt man den geſellſchaftlichen Umgang in Setubal weniger als an andern Orten; denn nach vollendeten Geſchäften, freiwilligen oder gezwungenen, hat man genug an den herrlichen Umgebungen, die ſo hundertfältige Abwechslungen bieten, um zu Fuß, zu Pferd oder auf dem Waſſer dieſelben zu genießen, und auf eine ſolche Art einige Stunden des Tages auf die angenehmſte Art zu verbringen. Hat man überdieß ſich mit Lecture verſehen, die

man sehr leicht aus Lissabon erhalten kann (denn in Setubal ist trotz seiner 15,000 Einwohner auch nicht ein einziger Buchkrämer, und Leihbibliotheken kennt man in Portugal, mit Ausnahme Lissabons, wo nur eine einzige höchst unbedeutende existirt, noch gar nicht, weil der Geschmack für Lecture, wenn es nicht politische Tagsblätter sind, sich hier noch nicht eingefunden hat), und erhält man an langen Abenden den Besuch von einigen Freunden, wie es bei meinen Wirthen der Fall war, so führt man hier ein ländlich-städtisches Leben, was vor den meisten portugiesischen Provincialstädten einen großen Vorzug hat; ja, hätte ich mir einen Wohnort in Portugal zu wählen, so würde Setubal dazu von mir auserkoren werden.

Setubal besitzt nur die Rechte einer Villa und nicht einer Stadt, Cidade, — ein Name, der nur einem Orte zukommt, welcher der Sitz eines Bischofs ist. Nicht Mauern und Thore sind in Portugal das Merkmal einer Stadt, einer Cidade, sondern eine Bischofsmütze, und diese zu beschützen braucht es jener Befestigungen und Sicherungsanstalten nicht. Daher haben denn manche Städte weder Mauern noch Thore, manche Marktflecken aber, hier Villas genannt, die der Sitz von Justizbeamten des Districts sind und manche Gerechtsame wie die Städte haben, sind reichlich mit alten Mauern und Thoren versehen. Das beinahe eine Viertelstunde langgezogene, am Hafenstrande hinabziehende Setubal besteht eigentlich aus zwei Ortschaften, die bloß durch eine Brücke von einander getrennt sind, wovon der westliche ältere Theil den Namen Troina führt, der ursprünglich nur ein Fischerdorf war, allein den Grund zur folgenden Opulenz des Hafens und Handels wurde, so daß dadurch der neuere Anbau von Setubal entstand, der nun den Vorrang behauptet, ungeachtet jener das primum mobile war, weßhalb denn auch zwischen den Bevölkerungen beider Theile eine stete Eifersucht herrscht, die oft in Händel ausbricht. Das Mährchen, das von allen Geschichts- und Chronikenschreibern mitgetheilt wird, daß Tubal Cain der Erbauer Setubals gewesen, daher auch die Derivation des Namens, glaubt Niemand mehr. (Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Paris. Nr. 2

Die Pensionate in Paris.

(Schluß.)

Gegen alles dasjenige, was gerügt werden kann, ohne das Ansehen der Anstalt zu gefährden, ist der Director ungemein streng; besonders hart wird gezüchtiget, was an Ungehorsam oder Insubordination gränzt. Mit eiserner Zuchtruthe und ganz nach Willkür regiert sich's auch hier am leichtesten. Achtzig bis hundert zum Necken, Raufen, Balgen, zu jedem Muthwillen und jeder Verkehrtheit aufgelegte Knaben und Jünglinge vermag, so glaubt man, nur die Furcht vor Strafe in Schranken zu halten. Wer wird mir glauben, wenn ich sage, daß ich Knaben von sieben bis zehn Jahren wegen geringer Vergehen in der Mittagsstunde, während ihre Cameraden um sie herumspielten, auf dem Pflaster des Hofes knien sah? Wie oft mußten andere im Schulsaale die ganze Unterrichtszeit über auf diese unwürdige Weise büßen! Ein Lehrer zwang sogar einst in kalter Winternacht einen Knaben auf den Platten des Schlafgemaches zwei Stunden lang in dieser Stellung zuzubringen. Wie oft sah und hörte ich, wie man die armen Kinder für Dinge, die keineswegs von Bosheit, sondern lediglich von Muthwillen zeugten, mit unbarmherzigen Streichen züchtigte! Wie oft sah ich andere zwei, drei, vier bis acht Tage auf Wasser und trockenes Brod setzen! Beinahe zu jeder Stunde werden sie zur Strafe für meist gleichgültige Sachen mit Abschreiben und Auswendiglernen gehudelt, der betäubenden Ermahnungen und Mercurialien nicht zu gedenken, die so recht geeignet sind, das Gefühl für Anstand und Sitte im Keime zu ersticken.

Es läßt sich nicht beschreiben, mit welcher Sehnsucht diese armen Gefangenen den Urlaubstag erwarten, an welchem es ihnen gestattet ist, ihre Eltern und Verwandten zu besuchen; nichts auf Erden gleicht der Ungeduld, mit welcher sie die Minuten zählen, wenn ihnen der Vater, die Mutter oder eine Tante einen Besuch versprochen haben. In dieser Weise zeigen die Directoren ihr moralisches Uebergewicht und werden würdig unterstützt von ihren Mitarbeitern am Erziehungsgeschäfte den Professoren und Studienlenkern. Der intellectuelle Zustand dieser Herren entspricht meistens ihrem moralischen vollkommen. Um Chef oder Director eines Pensionates zu werden, genügt es Bachelier ès lettres zu seyn, und dieses zu werden ist nicht schwer; denn weder Beschränktheit noch Unwissenheit ist, wie der Augenschein lehrt, ein Hinderniß; gegen 60 Franken baar verabfolgt die Universität das Diplom.

Die Lehrer stehen in intellectueller und moralischer Beziehung im günstigsten Falle ihrem Director gleich; bei weitem die meisten sind über alle Maßen unwissend und roh. Unter Tausend findet sich kaum einer, der die zum Lehramte erforderlichen Studien gemacht hätte. Höchstens haben sie ihr Collegium absolvirt; die meisten kommen aus den sogenannten Seminarien oder Vorbereitungsschulen zu den Priesterseminarien. Auf diesen kleinen Seminarien ruht aber bekanntlich statutenmäßig die ägyptische Finsterniß; denn nirgends wird so planmäßig auf Verdummung und Herabwürdigung des menschlichen Erkenntnißvermögens hingewirkt als in diesen Anstalten. Die aus ihnen hervorgehenden Professoren der Pensionate machen sich ohne allen Anstand anheischig, Alles zu lehren, wenn sie auch selbst nie etwas gelernt haben. In den Monaten September und October sieht man sie von allen Seiten herbeieilen, um sich ein Unterkommen für den rauhen Winter zu suchen; täglich und stündlich klopfen sie an bei den Vorstehern der Pensionate. So wie sie sich ohne große Schwierigkeit um geringe Besoldung wie Knechte oder Mägde verdingen, sind sie auch stets bereit ihre Station zu verlassen, sobald sich ihnen die geringste Aussicht auf Verbesserung ihre Lage darbietet. Wenn sie dieß wollen, so haben sie nur 14 Tage vorher den Director davon in Kenntniß zu setzen. Kann der Director seinerseits bequem den einen oder den andern missen, so bittet er ihn ebenfalls 14 Tage vorher, sich um einen andern Dienst umzusehen. So geschieht es, daß sich in den meisten Pensionaten alljährlich das ganze Lehrerpersonale ändert; bei vielen reicht ein halbes Jahr dazu hin. Ich

Digitized by Google

kenne selbst ein Pensionat, das sich in Bezug auf seine Lehrer, in weniger als einem Monate, ganz neu recrutirte. Diese wandernden Lehrer nun lehren Lateinisch, Griechisch, Französisch, Mathematik, Physik, Naturgeschichte, Chemie, Geographie, Geschichte, Poetik, Rhetorik, Religion, überhaupt was man nur immer verlangt. Von Verstößen gegen die Erziehungsgrundsätze, wie sie hier gemacht werden, hat Gottlob der Deutsche keinen Begriff. Auch haben die Zöglinge nicht die geringste Achtung vor ihren Lehrern. Beinahe in jeder Stunde legen sie ihnen Fallen, um ihre Unwissenheit auffallend zu machen. Aus diesem Grunde ist es auch in den meisten Pensionaten den Zöglingen verboten, eine Frage an den Lehrer zu thun. In beinahe allen Anstalten dieser Art lernen Lehrer und Schüler täglich ein gewisses Stück aus den betreffenden Lehrbüchern wörtlich auswendig. Ob sie verstehen, was sie auswendig lernen oder nicht, darnach wird weiter nicht gefragt, weder vom Director, noch auch, wie es scheint, von den Eltern. Die letztern sind in der Regel überglücklich, wenn bei einer öffentlichen Prüfung, der gewöhnlich dreiwöchentliche Proben vorangingen, ihr Kind nicht stumm ist, nicht stecken bleibt, und keine Antwort gibt, die nicht auf die gestellte Frage paßt. Um die Sache recht feierlich zu machen, ladet der Director viele Freunde der studirenden Jugend ein, die an diesem Tage das Ehrenamt der Examinatoren übernehmen. Ihnen das Geschäft zu erleichtern, übergibt er ihnen ein genaues Verzeichniß aller Fragen, worauf die Schüler eine Antwort auswendig gelernt haben. Ich habe bei dieser Gelegenheit alte Männer, in der Absicht, den Tag dadurch noch mehr zu verherrlichen, Verse ihrer eigenen Fabrication vor den Zöglingen deklamiren, und andere lange Reden, ich weiß nicht mehr worüber, vortragen hören. Die Preisvertheilung setzt dem Ganzen die Krone auf. Wie reichlich auch die Preise vertheilt werden, so erkennt dennoch jeder Vater und jede Mutter in dem gekrönten Söhnchen ein großes Genie. Ich glaube nicht, daß es außer den Franzosen noch ein zweites Volk unter der Sonne gebe, das die Spiegelfechtereien dieser Prüfungen und die Komödie der Preisvertheilungen mit einem solchen Wohlgefallen anzusehen im Stande wäre.

Also noch einmal; die Vorsteher und Lehrer dieser Anstalten können nicht anders als nachtheilig auf ihre Zöglinge wirken. Unfähig zu unterscheiden, was passend ist und unpassend, verstehen sie weder zu loben noch zu tadeln, weder zu bestrafen noch zu verzeihen. Sie können nichts anrühren, ohne es zu verderben; in ihrer Hand wird die heilsamste Sache zum Mißbrauche, in ihrem Munde werden die Sprüche Salomons zur Thorheit.

Wenn in diesen Anstalten sehr schlecht für die geistigen Bedürfnisse der Zöglinge gesorgt wird, so steht es um die leibliche Pflege derselben nicht viel besser. Zu spärliche, kraftlose, oft schlecht zubereitete Nahrungsmittel, das Zusammenschlafen so vieler Zöglinge in oft dumpfigen, verhältnißmäßig zu kleinen Schlafgemächern, der Mangel an frischer Luft und hinreichender Bewegung bewirken, daß die meisten ein leidendes, krankhaftes Aussehen haben. Die Augen der meisten sind wie erloschen, das jugendliche Roth ist von Lippen und Wangen gewichen, ihr Gang, ihre Haltung ist ohne alle Zuversicht. Die Pflege, welche ihnen in Krankheitsfällen zu Theil wird, verdient ebenfalls kein großes Lob. Häufig wird der Arzt zu spät gerufen. Viele Kinder kränkeln Wochen lang, ohne daß man sie auch nur befragte, was ihnen fehlt.

So hält man es in den Pensionaten für Knaben. Was die Pensionate für Mädchen anbelangt, so habe ich darüber kein Urtheil aus eigener Anschauung. Nach dem zu schließen, was mir Andere, die ich in dieser Beziehung für wohl unterrichtet halte, sagten, wären sie ebenfalls nichts weniger als empfehlenswerth, doch sollen im Allgemeinen die Mißbräuche und Mißgriffe in diesen Anstalten weniger handgreiflich, weniger augenfällig, gleichwohl aber erheblich genug seyn, um ihnen nicht blindlings sein Vertrauen zu schenken. Eine Skizze, die wir uns vorbehalten, unsern Lesern nach näherer Erkundigung mitzutheilen, wird hierüber Maaß und Ziel geben.

Was ist es doch, wird man nun fragen, was diese Anstalten, ihrer großen Mängel und Gebrechen ungeachtet, aufrecht erhält? Offenbar an vielen Orten Pflichtvergessenheit von Seite der Eltern; in Paris sind es hauptsächlich die Localitäten. Wird die Universität, wird man ferner zu fragen geneigt seyn, nicht dahin wirken, daß dem Unfuge einigermaßen gesteuert werde? Ich weiß es nicht, und soll ich der öffentlichen Meinung, soll ich dem öffentlichen Urtheile und jenem sachkundigen Freunde im Erziehungs- und Unterrichtssache folgen, so darf ich mich kaum einer Hoffnung hingeben. So viel ist mir jetzt schon klar und erwiesen, daß die Universität kein besonderes Interesse, im trivialen Sinne des Wortes, hat, diese physischen, moralischen und intellectuellen Verbesserungen durch gründliche Reform der Pensionate einzuführen. Denn, wer Bachelier ès lettres werden will, muß bei ihr das Diplom kaufen und bezahlen, und die Universität empfängt gern und je mehr je lieber. Wer zum Chef eines Pensionats ernannt wird, entrichtet an sie eine bestimmte Steuer für das Patent. Ist das Pensionat im Gange, so wird ihr von jedem Zöglinge abermals eine gewisse Steuer erlegt, die nach der Natur der Anstalten mehr oder minder bedeutend ist. Bei so klingenden Beweggründen das Bestehende zu lieben, wie sollte sich die Universität ein Herz zu Neuerungen fassen. Innovation, das klingt beinahe wie Revolution, und Gott weiß, daß die Universität sich von allem Verdacht des Revolutionirens fern hält. Das war bei weiland ihrer Ureltermutter, der Sorbonne, unter Heinrich III freilich anders.

Alle Mißbräuche, die etwas eintragen, sind schwer abzustellen. Nur diejenigen beseitigen sich ohne Mühe und von selbst, die keine Casse füllen. Das ist wahr, im Staate wie in der Kirche.

Chronik der Reisen.

Douglas' Reisen am Oregon u. s. w.

(Fortsetzung.)

Reise vom Vancouver-Fort durch das Felsengebirge nach der Hudsonsbai.

Um Ende März 1827 trat Douglas mit der alljährlichen Paket-Expedition die Reise nach der Oberfactorei an der Hudsonsbai an um

Digitized by Google

von dort nach England zurückzukehren. Die gewaltige Wegstrecke bis zu dem uns bereits aus seiner frühern Schilderung bekannten Kettle-Fall des Oregan, wozu seine Reisegesellschaft 25 Tage brauchte, legte er, seinem Forscher- und Sammlerberufe stets unverbrüchlich getreu, zu Fuß zurück, und kein Tag verging, der ihm nicht, wie er sagt, irgend etwas botanisch oder zoologisch Anziehendes gebracht hatte. Das lieblich großblumige Erythronium und Claytonia lanceolata standen mitten im Schnee in voller Blüthe. Acht und zwanzig Meilen jenseits des Obensee, einer von den Columbia-Seen, wo sich der Columbia unvermuthet wendet und dem Anschein nach im Gebirge zu verlieren scheint, beut sich ein entsetzenerregendes, unbeschreiblich großes Schauspiel den Blicken dar.

Der mächtige Strom drängt sich durch eine nur etwa 55 Yards oder halbfloster breite Thalschlucht, tobt, mancherlei Schnellen, Strudel und Springfluthen bildend, zwischen den gegen 6000 Fuß hoch (?) emporgethürmten Bergzügen dahin. Schroff und lothrecht starren die finstern Wälle dicht am brüllenden Strom auf, welcher ungeheure, von den Halden herabgestürzte Baumstämme, an deren Wurzelgeflechte noch gewaltige Erdstöcke haften, hinwälzt. Die untergehende Sonne tupfte nur noch mattgolden die Bergzinnen, als unser Wanderer durch die schauerliche Gegend kam, die, durch die schon in tiefem Abendschatten dämmernden Zöhren betrachtet, noch grauenvoller erschien.

Gegen Ende April langte man am Fuße des eigentlichen Felsengebirges oder richtiger der columbisch-missourischen Cordillera an. Beim Anblick dieser ungeheuren Alpenscheide des nordwestlichen Amerika's mit ihren schwindelnden Hochgipfeln und ernsten unnahbaren Gletschern erschien ihm, wie er berichtet, Alles, was er dort bis dahin Großes und Erhabenes gesehen, nur winzig und unbedeutend. Der Hauptarm des Oregon ist dort 60 Yards breit, der sogenannte Canotfluß 40, und der mittlere, längs dessen Gestaden sie nun in östlicher Richtung durch das Gebirge zogen und vier und zwanzig Mal übersetzten oder durchwateten, 50 Yards. Morgens stand das Thermometer (wohl Fahr.) auf 2° unter dem Gefrierpunkt, um Mittag dagegen 44° darüber.

Ein zwischen der Zwischengewässerscheide, welche dieser mittlere Columbia-Arm bildet, gelegene hohe Berg oder Gebirgskamm, Big-Hill genannt, worüber der Weg führt, und auf welchem man, eine englische Meile hoch oben, vom 30 April auf den 1 Mai übernachtete, wurde an diesem Tage vollends überstiegen, und der an seiner Ostseite dahin fließende Zwillingsarm des mittlern Columbia erreicht. „Um die Mittagsstunde machte ich mich auf, um einen nördlich gelegenen Pic zu besteigen, der dem Anschein nach der höchste dieser nördlichen Kette ist, und wohl nicht weniger als 16 bis 17,000 Fuß Seehöhe haben mag (?). 4800 Fuß hoch hatte aller Pflanzenwuchs aufgehört. Die Aussicht vom Gipfel dieses höchsten Schneeberges des nördlichen Festlandes von Amerika *) war schauerlich erhaben. Nach allen Richtungen hin, so weit der Blick reichte, nichts als ein unermeßliches Gewirr übereinander getürmter, unbeschreiblich wilder und schroffer Berge, im hellsten Sonnenscheine der noch dienenden, durch die Schneestrahlung erglänzender Gletscher; dazu die Regenbogentinten der von den steilen Felsen herabhängenden ungeheuren Eiszapfen; das Donnergetöse der majestätisch schrecklichen Lawinen, die von den südwärts gelegenen Felsenhäuptern herabbrausten, und in den fernen Thälern widerhallten, als ob die Erde erbebte! — Zu Ehren des großen Pflanzenforschers Robert Brown nannte er diesen Pic nach ihm. Einen etwas südlicher gelegenen, beinahe gleich hohen, aber spitzigspitzigern Pic, dem er den Namen seines frühern Lehrers und Freundes Hooker verlieh, konnte er nicht besteigen.

Am 2 Mai erreichte ich das Becken dieses mächtigen Flusses — des Oregon — ein kleiner in der Mitte des Thales gelegener kreisförmiger See, zwanzig Yards im Durchmesser, dem sich westlich der Columbia und östlich einer der Arme des Athabasca entwinden. „Dieß ist nicht der einzige Fall, daß zwei in entgegengesetzten Richtungen ziehende Flüsse einem und demselben See entströmen. Dieser merkwürdige See liegt der dortigen Annahme zufolge halbwegs zwischen Vancouver-Fort und der Hudsonsbai." Sieben Meilen unterhalb desselben erweitert sich der Athabasca nach Art der auf der Westseite des Felsengebirges sich in den Columbia ergießenden Flüsse zu einem kleinen See. Viele von den zu seiner Rechten hinstreichenden Bergen tragen ewigen Schnee. An den Gestaden des nun schon gegen siebzig Yards breiten Athabasca stand eine neue Anemonenart, nach einem der neuesten nordamerikanischen botanischen Durchforscher des Felsengebirges, die Nuttall-Anemone genannt, in voller Blüthe. „Wenn man dieses Gebirge hinter sich hat, gibt sich der Wechsel des Himmelsstriches, der Unterschied des Bodens und der Pflanzenwelt auf eine so auffallende staunenerregende Weise kund, daß man sich in eine andere Welt versetzt wähnen möchte." Jenseits der letzten Ausläufer der Vorberge waren die Gewässer des nun in einer Breite von 100 bis 150 Yards dahinfluthenden föhrenumwaldeten Athabasca mit wildem Geflügel bedeckt, und an den Abenden ließ der Eistaucher immer seine tiefen, weichen, melancholischen Töne vernehmen.

Vom sogenannten Felsengebirgshaus, einer der Factoreien der Compagnie, ging die Reise auf dem Flusse nach dem 93 Meilen entfernten Jasperhaus, dann nach dem 184 Meilen weiter gelegenen Assinaboyne — diese, wie die folgenden, lauter Unterfactoreien der Compagnie — von da nach dem kleinen Sklaven-See, und dann in Begleitung eines einzigen Wegweisers nach Edmonstonhaus am Saskatschewan, in dessen Umgegend Douglas zehn Tage verweilte, und dann nach Carltonhaus schiffte. Auf dieser Flußfahrt entdeckte er während der sehr kurzen Raßzeiten mehrere sehr anziehende Gewächse, worunter drei neue Astragaleen.

In Carltonhaus traf er mit seinem Strebensgenossen Drummond zusammen, welcher den in der Nähe der Columbia- und Athabasca-Quellen gelegenen Strich durchforscht hatte, und dessen Reisen wir unsern Lesern ebenfalls schildern werden. Von Cumberlandhaus, der nächsten Ansiedlung, wo er den berühmten arktischen Reisenden Sir J. Franklin vorfand, wurde die Reise nach Norwayhaus, und von da in Begleitung Franklins über den Winipeg-See nach der Niederlassung am rothen Flusse fortgesetzt, wo der Statthalter der Colonie *) D. M'Kenzie residirte. Von Yorkhaus, dem damaligen Sitz des Oberintendanten der Hudsonsbai-Gesellschaft, schiffte er sich um die Mitte Septembers nach England ein, wo er einen Monat später anlangte.

(Schluß folgt.)

*) Diese Angabe, so wie die andern, welche wir mit Fragezeichen versehen zu müssen geglaubt haben, wollen wir bis auf weitere Ermittlung, wozu vielleicht diese unsere erste allgemeinere Bekanntmachung der Douglas'schen Reise mit beitragen dürfte, dahin gestellt sein lassen. Bis jetzt sind der St. Elias und nach ihm der Scho-wetterberg, beide im russischen Amerika, für die höchsten Berghäupter des mitternächtlichen Amerika gehalten worden. M.

*) Wohl die von Lord Selkirk 1811 dort angelegte ist hierunter verstanden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 141.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21. Mai 1838.

Bilder aus Paris. Nr. 3.

Die Gossen der Stadt Paris.

Die Wichtigkeit der medicinischen Polizei war schon von den ältesten Gesetzgebern anerkannt. Reinlichkeit des menschlichen Körpers, so wie der Kleider, die ihn umhüllen, Sauberkeit und Lüftung der Wohnungen, Sorge für die Geräthschaften, welche zur Bereitung oder Aufbewahrung der Nahrungsmittel dienen, macht das mosaische Gesetz den Nachkommen Abrahams zur Pflicht, und gibt darüber die speciellsten Gebote und Verbote. Gott selbst schreibt die Waschungen wie die Gebete vor. Auch bei den übrigen Völkern des Alterthums sehen wir die Reinlichkeit des Körpers mit der Reinheit der Seele in Verbindung gebracht. Selbst der Eintritt in die christliche Kirche ist durch eine Waschung bedingt, welche den Leib des Neugebornen reinigt und zugleich die Seele entsündigt. Allenthalben sehen wir die Sanitätsmaaßregeln als Gottes- oder Kirchengebote erscheinen, oder wenigstens auf irgend eine Weise damit in Verbindung gebracht. Für die Gesellschaft in ihrer Kindheit muß Alles auf Gott oder die Götter bezogen werden, weil, wo die Vernunft nicht entwickelt ist, das Ansehen, die göttliche Weisung allein Gehorsam findet. Die Kanones der christlichen Kirche im Mittelalter verdienen in dieser Beziehung etwas näher betrachtet zu werden, als bis jetzt geschehen ist. Bisher wurden sie, wie auch die päpstlichen Bullen und Breves nur als Quellen der Glaubens- und Sittenlehre, oder zur Erörterung hierarchischer Streitfragen ausgebeutet. Auf den Gebrauch, den die Kirche von ihrer polizeilichen Allmacht, von ihrer Wiege ab bis auf Martin Luther, gemacht hat, war man wenig aufmerksam. Seit der Reformation, die man als die Epoche des erwachenden Selbstbewußtseyns bezeichnen könnte, geht die Polizei immer mehr und mehr in die Hände der Regierungen über, und die Centralisation der Gewalt, welche sich zuerst in Frankreich, dann auch in den übrigen Ländern Europa's bis zum Despotismus geltend machte, erlaubte durchgreifende Maaßregeln in Betreff aller Gebäude und Gewerbe, welche die öffentliche Sicherheit und Gesundheit bedrohen; und von nun an fing man an, für die Reinlichkeit der Straßen und öffentlichen Plätze Zwangsmaaßregeln anzuwenden. Die Zunftvorstände und Magistrate der Städte arbeiteten in dieser Beziehung dem Fürsten in die Hand. Denn, wie wir aus den Statutenbüchern mehrerer Städte im 16ten Jahrhundert ersehen, beantragten die Städte die nothwendig erachteten Maaßregeln selbst, und holten die zur Ausführung erforderliche Genehmigung durch eine Bittschrift bei dem Fürsten ein. Der Einfluß der Kirche erscheint in dieser Zeit schon bedeutend vermindert, und lediglich auf die Regulirung der auf den Gottesdienst bezüglichen Anordnungen beschränkt. Polizeiliche Maaßregeln dieser Art wurden von den Domcapiteln beantragt. Seit dieser Zeit sahen wir die Epidemien sich vermindern, und gewöhnlich nur im Gefolge verheerender Kriege, wo die bereits angeordneten Maaßregeln nicht zur Anwendung kommen konnten, was besonders im 30jährigen Kriege so häufig der Fall war. Vom westphälischen Frieden bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts, gingen die Verbesserungen in dieser Hinsicht langsam, aber sicher vorwärts. Die zweite Hälfte des 18ten Jahrhunderts machte größere und schnellere Schritte möglich. Namentlich gewann die medicinische Polizei durch die großen Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften eine solidere Grundlage. Die ersten Grundsätze in dieser Beziehung sind in den Werken von Fenelon niedergelegt. Ein System aber in dieser Beziehung haben zuerst die Encyklopädisten aufgestellt. Dieses System finden wir mit den nöthigen Abänderungen und Erweiterungen in dem französischen Gesetzbuche wieder. Die übrigen Länder Europa's konnten in dieser Beziehung nicht lange zurückbleiben. In den größern Städten wird die Nothwendigkeit eines vollständigen Systems in dieser Beziehung täglich offenbarer. Es bedarf hier einer besondern Aufmerksamkeit, um die Straßen reinlich und die Luft von schädlichen Dünsten frei zu erhalten. Die Gossen haben hauptsächlich diese Bestimmung. Denn sie nehmen nicht nur das Regenwasser, das sich in den Straßen sammelt, sondern auch das mit Schmutz und stinkenden Materien angefüllte Wasser auf, das aus Häusern, Werkstätten, Fabriken u. s. w. auf die Straßen fließt. Sind auch die Gossen von Paris in keiner Beziehung mit den Cloaken von Rom zu vergleichen, so nöthigen sie dennoch dem Fremden Bewunderung

Digitized by Google

ab, nicht als Meisterwerke der Architektur, wie die römischen, sondern wegen ihrer Anzahl und ihrer geschickten Vertheilung. Seit 1830 ward ihre Anzahl außerordentlich vermehrt. Einige sind ganz von Hausteinen aufgeführt; bei andern ist es bloß der Grund und der Fuß des Mauerwerks; die obern Theile bestehen aus Mühl- oder Warzstein; bei einigen ist der Grund gepflastert. Die Dimensionen derselben wechseln zwischen zwei Metres und 50 Centimetres. Wenn eine Gosse von einem Gasleiter durchschnitten wird, was man so viel wie möglich vermeidet, so gibt man dem letztern immer eine Bekleidung von Guß, um Unglücksfällen bei dem Reinigen der Gossen vorzubeugen. Alle Gossen werden wöchentlich einmal gereinigt; manche zwei- bis dreimal. Diejenigen, welche am wenigsten Schmutz mit sich führen, werden von oben herab durch das einfließende Wasser gereinigt; diejenigen, welche des Schmutzes viel mit sich führen, sind mit einem Schutze versehen, der, nachdem sich das Wasser in gehöriger Menge oberhalb desselben angesammelt, und nachdem man Alles von Grund aus aufgeführt hat, aufgezogen wird. Die Gewalt des Wassers, unterstützt durch die Rührrücken der Gossenreiniger, führt sofort das ganze Gemisch der Seine zu, worein alle Gossen münden. Wie sehr auch die Anzahl der Gossen zugenommen hat, so ist dennoch die Anzahl der Gossenreiniger beinahe immer dieselbe geblieben. Die Brunnen, welche unter dem Namen fontaines bonnes in großer Menge in den Straßen vorhanden sind, erleichtern das Geschäft der Reinigung sehr, und beugen den Unglücksfällen vor, welche sonst die Gossenreiniger so häufig trafen. Mehrere Gossen verunreinigen das Wasser der Seine in einem bedeutenden Grade. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, hat man vorgeschlagen, an den beiden Ufern der Seine, so weit sie die Stadt durchfließt, zwei große Gossen anzulegen, worein sich alle andern ergießen sollen. Diese großen Gossen würden das aufgenommene Wasser unterhalb der Stadt der Seine zuführen. Doch werden bedeutende Einwendungen, gegen dieses Project gemacht, unter welchen der Kostenanschlag keineswegs die unerheblichste ist.

Lebensbilder aus Portugal.

Aufenthalt in Setubal.

(Fortsetzung.)

Längs der Häuserreihe, welche dem Hafen zugewendet ist und etwas bogenförmig läuft, so daß man sie von einem Ende zum andern ganz übersieht, läuft ein großer, über 50 Schritt breiter Quai, oder eigentlich nur ein sandiges, uneingefaßtes offenes Gestade, an welchem alle kleinern Fahrzeuge anlegen und bei niederm Wasser auf dem Trockenen sitzen. Hier herrscht nun das Hauptleben, hier wird aus- und eingeschifft, hier geht man in der Kühlung spazieren, hier werden die kleinen Barken ausgebessert, hier reitet und fährt man, und die Bewohner der nächsten Häuser genießen aus ihren Fenstern eine der herrlichsten Aussichten, zum Theil über den Hafen hinüber in die Ebenen Alemtejo's und die Gebirgen von Grandola oder über den Sandwall von Troja, woselbst noch die Ruinen einer phönicischen und später einer römischen Colonie sich vorfinden, ins Meer hinein; daneben den schmalen, offenen Hafen, den alsdann rechts die steilen grotesken Felsenberge der Serra d'Arrabida begränzen, bewacht durch verschiedene, an der Küste hervortretende Forts, wovon das von S. Felippe das beträchtlichste und großartigste, wohl aber zur Vertheidigung des Hafens am wenigsten geeignet ist, da es zu hoch liegt. Schade nur, daß dieses Gestade, oder die Praia, wie man es hier zu nennen pflegt, nicht mit schattigen Bäumen bepflanzt wird, um im heißen Sommer die furchtbare Sonnengluth, die von dem heißen wüsten Sandboden reverberirt, zu mildern. Allein in Setubal ist der Sinn dafür noch nicht rege geworden, ungeachtet man das Beispiel in Lissabon vor Augen hat, wo seit zwei Jahren bereits der Stadtrath darauf bedacht ist, alle öffentlichen Plätze nach und nach mit Bäumen zu bepflanzen. In Setubal läßt man sogar die schönen großen Ulmen auf dem Campo de Bomfim, die diesen grünen Platz so wie die mitten darauf befindliche niedliche Fontaine umgeben, und die vor mehr denn fünfzig und hundert Jahren gepflanzt waren, zu Grunde gehen; ja diese Nichtachtung für Anpflanzungen an öffentlichen Plätzen und für Verschönerungen wurde in Setubal so weit getrieben, daß man diejenigen, welche von Beamten während Don Miguels Königthum bei der Fontaine von Bomfim gemacht worden waren, vorsätzlich wieder zerstörte. Nach dem östlichen Ende der Praia hat man einen sehr bequemen und mit Quadern gemauerten Quai von mehr denn 150 Schritten Länge und 60 bis 70 Schritten Breite in den Fluß hinein vorgeschoben, an dessen äußersten Enden bequeme Treppen zum Einschiffen angebracht sind. Der Raum in der Mitte dieses Quai's ist aber zu e ier zwar kleinen, allein für eine Garnison von 3 bis 400 Mann hinreichenden Caserne erbaut, deren Gebäude einen schmalen Hof einfassen, worin die Garnison aufgestellt werden kann, der nach der Stadt zu durch ein Thor verschlossen wird, so daß man also die Soldaten darin völlig wie in ein Fort einschließen kann. Nach der Wasserseite ist überdieß noch auf jeder Ecke eine Brustwehr angebracht, worauf im Fall der Noth Geschütz zur Vertheidigung eines Angriffs zu Wasser aufgestellt werden kann. Ich gestehe aber, daß ich dieses so wie die Größe der Caserne nicht so genau beachtet habe, um diese Angabe für ganz richtig zu halten, da dieses ohnehin nichts Wesentliches ist. Die eine Ecke dieser Caserne, nach der Stadtseite zu, enthält das Haus des Militärgouverneurs der Stadt und hat einen aufgesetzten Stock, währenddem die eigentlichen Casernen nur aus Erdgeschoß bestehen. Nach dem westlichen Ende der Praia hin, wo die Gränze zwischen Droina und Setubal ist, herrscht ein anderer großer Vorbau ins Meer hinein, ein ganz offenes Fort, eigentlich eine bloße Wasserschanze, auf der wohl 20 Stücke Geschütz Platz haben und die gegen einen Angriff zu Wasser einen der vorzüglichsten Vertheidigungspunkte des Hafens und der Stadt abgibt. Zur Zeit, als Don Miguel Setubal durch seine Truppen zu erobern trachtete, um in der Gewalt eines Seehafens zu bleiben, wurden alle Befestigungswerke um Setubal herum, so wie auch diese Schanze, von neuem ausgebessert und in gehörigen Stand

Digitized by Google

geſetzt, überdieß noch auf der Landſeite viele neue Befeſtigungen, ſo wie es das Local mit ſich brachte, hinzugefügt, um dieſe Hafenſtadt gegen einen Coup de main ſicher zu ſtellen, wodurch man auch völlig ſeinen Zweck erreichte, und Don Miguels Truppen, die kein Geſchütz bei ſich führten, nach einigem Verluſte und vergeblichen Angriffen unverrichteter Sache wieder abziehen mußten.

Die Waſſerſeite iſt auch die ſchöne Seite, ſo wie die vornehme Setubals, und wo jetzt die Häuſerreihe ſteht, lief ehemals die alte Stadtmauer, wovon hie und da noch Reſte ſtehen, welche durchbrochen, die Eingänge in die kleinen engen Straßen der innern Stadt ſind, wo noch aller Unflath in ſeiner Großartigkeit wie noch vor einigen Jahren in Liſſabon, Wochen lang in den Straßen liegen bleibt, ſo daß man ſelbſt in der trockenſten Jahreszeit hier im größten Schmutze wandelt, der überdieß auch nicht zum Beſten riecht. Viele Straßen ſind ſo eng, daß ſie nicht befahren werden können, und ſelbſt in den breitern hat man ſeine Noth, einem beladenen Eſel auszuweichen. Dieſes iſt nun die Schattenſeite des Orts, womit ein Fremdling, ja ſelbſt der vornehmere Geſchäftsmann gar nichts zu thun hat, oder nur höchſt ſelten: denn dort wohnen nur Handwerker, die kleinen Krämer; dort ſind die Spelunken für Tavernas, wo man Wein und Branntwein ſchenkt. Seit kurzem hat man das Innere der Stadt aber doch etwas verſchönert; ein altes Thor und noch ein Stück dicker Stadtmauer mit einigen alten Häuſern, die den engen Marktplatz, wo ein recht hübſcher, altmodiſcher Springbrunnen und das ſchöne Gebäude des Rathhauſes ſteht, von der Waſſerſeite einſchloſſen und abſonderten, wurde abgeriſſen, ſo daß nicht nur der Marktplatz dadurch um ein Beträchtliches vergrößert wurde, ſondern auch mit der Praia gleichſam in Eins verſchmolzen und durch die freie Ausſicht aufs Waſſer aus einem ſonſt ſo düſtern, eingeſchloſſenen Raum in einen freundlichen, öffentlichen Platz umgewandelt worden iſt.

Laſſen wir aber das Innere der Stadt und halten uns mehr in den Straßen, die dieſen ſchmutzigen Kern umgeben, dann gelangen wir, wenn wir von der Waſſerſeite, nach Oſten zu, uns eine Hügelſtraße hinab begeben, durch einen bei Nachtzeit etwas ſchauerlichen, überwölbten und einſamen Thorweg, in welchem ſchon oft die Rache ihr Opfer erreicht hat, und der durch die Verbindung eines Kloſters mit einer Kirche entſtanden, auf eine breite Straße und einen großen, weitläuftigen, hellen, ſandigen Platz, an welchen die Gebäude des großen Bernhardinerkloſters ſtoßen, die nun ebenfalls aus Mangel an gehöriger Unterhaltung in Verfall gerathen, da das Gouvernement die Einnahmen der Klöſter verſchleudert hat, und dieſe Paläſte zu kaufen Niemanden von Nutzen iſt. Wenden wir uns von hier aus links den ſchönen Platz hinab, in einer breiten Straße, ſo behalten wir zur Linken die größern ſtädtiſchen Häuſer, zur Rechten aber ländliche kleine Wohnungen mit Gärten und ſchattigen Rebengehängen, wo die Stadt für einen Feind am zugänglichſten und auch am hitzigſten im April 1834 von 5000 Miguelisten angegriffen wurde. Die damalige kleine Beſatzung von 1100 Mann, die geſchickt in die hier neu angelegten Verſchanzungen vertheilt waren, hielt ſich aber tapfer und um ſo muthiger, da die ſchlecht angeführten Miguelisten, ungeachtet der größte Theil der Stadt miguelistiſch geſinnt war, gar keinen Hauptangriff wagten. Jetzt wächst in dieſen Verſchanzungen mit ihren Bruſtwehren und Schießſcharten, die man für andere Gelegenheiten wenigſtens in ihren Hauptumriſſen zu erhalten ſucht, Kohl und anderes Gemüſe; es blühen die Roſen und Blumen darin. Geht man noch weiter in dieſer Straße hinab, dann kommt man wieder an ein Stück alter Ringmauer, auf der überragende Häuſer mit hellen Fenſtern ſtehen, und hie und da tritt auch noch ein alter, viereckiger Thurm hervor. Die freundliche Straße ſchließt ſich aber nun, und lenkt in eine ſchmutzige, düſtere, nach dem Innern der Stadt ein, aus der man ſich jedoch bald wieder rechts, durch einen Thorweg und über eine Brücke, auf die freie Hauptſtraße nach dem Platz von Bomfim wenden kann.

Dieſe breite Straße, die nach dem Platze von Bomfim führt, iſt auch zugleich die Hauptſtraße nach Liſſabon, die wirklich hier in ihrem Beginn ein heerſtraßenmäßiges Anſehen hat, da ſie ſehr breit und gepflaſtert iſt. Doch verliert ſich dieß da, wo ſie zwiſchen die Gärten einbiegt und ſich von der auf Bogen gebauten Waſſerleitung, an der ſie eine Strecke weit fortläuft, bald wieder verliert, und alsdann iſt ſie nicht beſſer als jeder andere Landweg, der hin und wieder Zeichen an ſich trägt, daß man ihn einſtens einmal in eine breite Straße habe umgeſtalten wollen, womit man aber nicht zu Stande gekommen.

(Fortſetzung folgt.)

Die muſelmänniſchen Provinzen Rußlands in Aſien.

III. Die Provinz Karabag.*)

1. Gränzen und Ausdehnung.

Die Gränzen der Provinz Karabag bilden gegen Norden der Kreis von Jeliſabetpol und die Provinzen Schekі und Schirwan; gegen Oſten die muganiſche Steppe; gegen Süden die Provinz Nachitſchewan und der Fluß Araxes, welcher das ruſſiſche Gebiet von Perſien trennt; gegen Weſten die Provinzen Nachitſchewan und Eriwan, und die Flüſſe Kurak Tſchai und Kara Tſchai, welche an der Gränze gegen den Kreis von Jeliſabetpol hinfließen. Die Ausdehnung des Landes wird auf 15,000 Quadratwerſte gerechnet.

2. Bodenverhältniſſe.

Dieſe an Wäldern reiche Provinz hat den Namen Karabag erhalten, was im Tatariſchen „ſchwarzer Garten" bedeutet. Sie iſt größtentheils von den Vorbergen des Ararats durchzogen, die meiſt mit Wald oder dichtem Graſe bedeckt ſind, und nur im Magal Migri güne treten unfruchtbare Felſen hervor. Für den höchſten Berg gilt der Sary Dara, der ſich auf 5000 Fuß über die Fläche des kaſpiſchen

*) Die einzelnen Theile des mehr erwähnten Werkes, woraus dieſe Mittheilungen entnommen worden, ſind von verſchiedenen Mitgliedern derſelben Commiſſion, die zur Erforſchung der transkaukaſiſchen Provinzen abgeſendet wurde, verfaßt. Die beiden erſten Mittheilungen über Schirwan und Talyſch ſind von einem Hrn. Waſili Lenkobytow, der Abſchnitt über Karabag von einem Hrn. Dmitri Gubarew unterzeichnet.

Meeres erhebt. Uebrigens beginnt von der Mündung des Kara Tschai an eine weite Ebene, welche sich an dem rechten Ufer des Kur hinzieht, und bis hinüber zum Araxes, fast bis an die Brücke von Chudaferin, erstreckt. Auf dieser Ebene befinden sich die Magale: Jäger-Mildert, Dschiwanschir, Käberli Nr. 1 und 2, Oekonom, Otuś-Jekin, Tatli-Muganli, Disach-Dschiwanschir und Araspar. Es gibt auch noch einige kleine enge Thäler an den Mündungen der Flüsse Afjäri oder Bargu-schat, Tschaundur und Basit. Alle diese Gegenden zeichnen sich durch Fruchtbarkeit aus.

Der Boden der Provinz Karabag ist sehr verschieden: Dammerde bedeckt die bergigen Striche, mit Ausnahme des Magals Migrigüne, wo der Boden steinig ist; in den Ebenen, bis des Afjäri, Tschaundur und Basit ausgenommen, besteht der Boden aus Thon und Sand, und ist zum Theil mit einer Salzkruste bedeckt. Die bergigen Striche können wegen des gemäßigten Klima's nur Weizen, Gerste, Spelt, Flachs und zum Theil Hirse erzeugen. Die Ebenen sind aber geeignet zu Hervorbringung aller Arten von Pflanzen eines heißen Klima's, jedoch nur da, wo hinreichend Wasser zu Bewässerung der Felder vorhanden ist. Die am besten bebauten Ländereien finden sich in den Kreisen Chatschin, Warandin, Disach, Oekonom, Sangäfur, Sissian, Latin, Tschaundur und Barguschat; die unbebauten Striche finden sich in bedeutender Menge auf dem linken Ufer des Araxes und dem rechten Ufer des Kur, vom See Kanmo Göl bis zur Quelle des Flusses Barsardschi Tschai, so wie im Magal von Talysch, Tschelabürt und Tossian. Alle diese bleiben unangebaut, theils wegen geringer Bevölkerung, theils wegen Mangel an Wasser. Zu den unfruchtbaren Strichen gehören nur die Felsen des Magals Migrigüne, und die hohen Berge, die bis zum Ende des Frühjahrs mit tiefem Schnee bedeckt sind.

3. Klima.

In den bergigen Theilen ist das Klima jederzeit gesund und kühl, die Kälte steigt bis auf 10 Grad und darüber, der Schnee fällt im Anfang Octobers, bedeckt aber die Berge nicht vor Ende Novembers oder Anfang Decembers; der Frühling beginnt mit Ende Aprils, ist aber zu dieser Zeit von fast unaufhörlichen Regengüssen begleitet. Der Sommer ist gemäßigt, der Herbst größtentheils regnerisch. Auf den Ebenen, namentlich an den Flüssen Kur und Araxes, an den Mündungen des Afjäri, Basar Tschai, Kapan Tschai und Basit Tschai, ist das Klima ausnehmend heiß, und erzeugt bitzige und kalte Fieber; der Schnee zeigt sich im December und Januar, bleibt aber nie über eine Woche liegen. Frühjahr und Herbst sind gewöhnlich äußerst schön, der Sommer aber unmäßig heiß, übrigens sind die Nächte dort im Allgemeinen ziemlich kühl.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Douglas' Reisen am Oregon u. s. w.

Reise vom Vancouver-Fort durch das Felsengebirge nach der Hudsonsbai.

(Schluß.)

So hatte Douglas' erste an Entdeckungen und Abenteuern reiche Reise im nordwestlichen Amerika, welche sich vom Australocean bis zu den Columbia- oder Oregan-Quellen und von da bis zum atlantischen Meer erstreckte, glücklich geendet.

Es ist ein Glück für ihn wie für die Wissenschaft zu nennen, daß er sich die Westseite des Felsengebirges zum Schauplatze seiner Forscher- und Sammler-Reisen erkoren hatte, denn eben in dem Zeitraume, wo er dieselben bewerkstelligte, wurde die Ostseite dieses columbisch-missourischen Cordillerenzuges von den oben genannten gleichfalls britischen Naturforschern Drummond und Richardson bereist. Ersterer beinahe in derselben Parallele mit Douglas, der andere mehr in der Polargegend, und das Ergebniß ihrer vereinten Bestrebungen ist eine Masse reicher und unschätzbarer Sammlungen gewesen, welche ein neues Licht über die Naturgeschichte verbreitet, zu gleicher Zeit aber auch, obwohl nur nebenbei, die geographische Kunde jener vorzüglich in dieser Hinsicht noch unerforschten Erdstriche bereichert haben.

Vor Allem aber ergebnißreich ist die botanische Ausbeute der eben — so gut als es die unvollständigen und offenbar eilfertig abgefaßten, und sagen wir es unumwunden, nicht mit der gebührenden wissenschaftlich-kritischen Sorgfalt durchgesehenen und herausgegebenen Tagebücher gestatteten — geschilderten ersten nordwestamerikanischen Reise des H. Douglas gewesen. Einem von Lindley angefertigten Verzeichnisse zufolge beläuft sich nur allein die von Douglas auf der ersten Reise entdeckten und nach England geschickten neuen Gewächsarten auf hundert und vier und sechzig, worunter drei Fichten, deren eine die bis jetzt bekannte höchste Baumart, drei Clarkien, ein Rhododendron, eine Anemone und eine Malva. *)

Vermischte Nachrichten.

Ein Hr. Downing hat kürzlich ein Werk über China herausgegeben, worin er sich namentlich über die häuslichen Sitten der Chinesen ausbreitet. Im Capitel über die Hunde bemerkt er, daß sie häufig gleichfalls zur Speise dienen, und daß die Fleischer in Canton immer einen Stock oder eine andere Waffe bei sich führen müssen, um die Angriffe der lebenden Hunde abzuwehren, welche den Mord der andern Hunde rächen wollen. Das Fleisch wird auf dem Markt ausgehängt, wie bei uns das Schafsfleisch, und die jungen Hündchen, welche eben so wie in Europa die Lämmer als ein Leckerbissen gelten, werden in Käfigen oder Körben, die man in Bambusstäben auf der Schulter trägt, auf den Markt gebracht.

•

Ende April wurde zu Meung in Frankreich eine seltsame Entdeckung gemacht; einige Arbeiter entdeckten bei der Arbeit in einem Steinbruch einen runden mit Sculpturen verzierten Stein, der einen nicht sehr tiefen Brunnen bedeckte, auf dessen Boden man das vollständige Skelet einer Frau fand. An einem der Finger trug sie zwei Ringe, einen glatten silbernen und einen sehr starken von reinem Gold, auf welchem ein Ritter mit einem Helm und einem am rechten Arm hängenden Degen abgebildet war. Man verliert sich in Vermuthungen über den Ursprung dieses Fundes, der wahrscheinlich die Geduld der Alterthumsforscher auf die Probe stellen wird.

•

*) Daß wohl auch manche davon nicht nach Europa gelangt seyn mag, möchte man unter Anderem aus einer Bemerkung des berühmten Herausgebers schließen, welcher einer Angabe von Douglas, daß er auf einem Ausfluge vom Vancouver-Fort aus ein neues Lebum gefunden habe, hinzufügt: es sey solches weder unter den Sammlungen, noch auch eine Beschreibung davon in den Handschriften vorgefunden worden. Dieselbe Bemerkung fügt er der Angabe Douglas' bei, daß er in der Gegend des Kettle-Falls ein liebliches Gewächs, vermuthlich eine Cletdra, gefunden habe, welche in den dortigen Gehölzen in Fülle vorkomme, und hoffentlich bald seine Stelle im englischen Ziergarten einnehmen werde. M.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 142.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Mai 1838.

Die Mammuthknochen im Samojedenland.

(Aus dem Bulletin scientifique der k. russ. Akademie.)

Das Mammuth (russisch mamont) ist nach den Begriffen der Samojeden ein riesenhaftes Thier, das die Tiefen der Erde bewohnt, wo es sich finstere Gänge und Pfade gräbt und sich von Erde nährt. Auch führt es in ihrer Sprache den Namen Jengora, d. i. Hengst der Erde, oder im Sinne der Sprache: Wirth der Erde, Herr der Erde. Sie glauben, daß dieses Thier noch jetzt lebe, da die Gebeine desselben so frisch und wohlerhalten gefunden werden. Nahe bevorstehender Tod aber ist das traurige Loos dessen, der das Unglück gehabt auf seinen Wegen dergleichen Gebein des Erdbeherrschers zu begegnen; er muß ihm bald zur Erde folgen, wenn er sein düsteres Verhängniß nicht durch ein Opfer abwendet, das er den Dämonen (Tadebzinn) mit einem Rennthier darbringt. Dann aber hält er sich auch für den Besitzer des Knochens und erwirbt sich durch das dargebrachte Opfer das Recht, denselben zu verkaufen oder nach Gefallen zu verwenden. Alles Dunkle, Geheimnißvolle, das nur in der Sage lebt, und wovon einzelne Spuren nur an das Tageslicht gelangen, birgt die Erde in sich. So halten die Samojeden dafür, daß die Tschuden oder Sihrtje, wie sie sie nennen, die früher ihr Land bewohnt und deren Spuren man hie und da findet, noch gegenwärtig im Schooße der Erde hausen, ein reiches Geschlecht, reich, weil sie an den Quellen des Reichthums, bei den edlen Metallen leben, die sich in der Erde befinden. Daß sie diese wohl kennen, ersieht man daraus, daß man Blei und Zinn, Geräthschaften aus Kupfer und Gußeisen in den Erdhügeln der Sihrtje findet.

Unter dem Namen mamontowy kosti, Mammuthknochen, samojedisch Jenjamd, Erdknochen, werden von den Bewohnern des östlichen Theils des archangel'schen Gouvernements alle Gebeine urweltlicher Thiere überhaupt begriffen. Man findet sie bisweilen in den Ländern der europäischen Samojeden hie und da an Seen und Flüssen, aus deren hohen Ufern sie durch Unterwaschung des Erdreichs zum Vorschein kommen; und ich habe bei den Samojeden mancherlei Kleinigkeiten, als Knöpfe an ihren Harjei (der Stange zum Antreiben der Rennthiere), die Knöchelchen, die beim Anspann der Rennthiere gebraucht werden, Pfeifen ꝛc. aus dergleichen verfertigt gesehen, und nicht selten haben sie sie den Russen und Syrjänen verkauft, durch welche sie nach Cholmogory und Archangelsk kamen, wo aus fossilem Elfenbein mancherlei artige Zierrathen gedrechselt werden. Am häufigsten jedoch werden die fossilen Gebeine im hohen Norden Sibiriens, bekanntlich an den Ausflüssen des Obj und Jeniseï gefunden, dann aber auch auf der arktischen Halbinsel, die von dem karischen Meere bespült, zwischen diesem und der obischen Bucht gelegen, und von Samojeden des Harjuzistammes bewohnt wird, bei den Russen das karatscheische Land der Samojeden genannt. Des erwähnten religiösen Aberglaubens wegen hält es für einen Reisenden schwer, bei den sonst treuherzigen Samojeden etwas Umständlicheres und Wahrhaftes über die in ihrem Lande sich findenden Gebeine urweltlicher Thiere zu erkunden. Sie mögen mit den ominösen Knochen nicht gern etwas zu schaffen haben; offener und treuherziger sind sie in dieser Hinsicht gegen die Mesener und die Bauern von Pustosersk, die alle Jahre mit ihren Rennthieren die Tundra besuchen und des vortheilhaften Handels mit den ehrlichen Samojeden wegen bis in die entferntesten Gegenden der Harjuzihalbinsel hinaufziehen, jeden Winter aber auf dem Jahrmarkt in Obdorsk erscheinen, wo sie nebst andern Waaren auch immer eine Quantität fossiles Elfenbein bei den Samojeden eintauschen, das sie dann weiter nach Archangelsk hinschaffen. Mit diesen sind die Samojeden bekannter, verbunden mit ihnen durch Handelsverhältnisse, und Gefährten ihres derweiligen Nomadenlebens. Gegen diese sind sie daher auch geschwätziger als gegen einen durchreisenden Fremden und ein Schluck Branntwein thut endlich das Letzte, um eine erwünschte Kunde herauszulocken. Auch ist den Russen selbst das Land durch Autopsie weit und breit bekannt, und Vieles muß ihnen selbst auf ihren Wanderungen aufstoßen, was ihnen auch die Eingebornen verschwiegen hätten.

Lebensbilder aus Portugal.

Aufenthalt in Setubal.

(Fortsetzung.)

Bevor man auf diesem Wege nach dem Campo kommt, läßt man zur Linken einen kleinen Platz, mit einer beinahe

Digitized by Google

isolirt stehenden Kirche, vor welcher ein großes steinernes Kreuz steht, das mich stets sehr interessirt hat, da es ganz und gar aus polirten Felsenstücken des älteren Sandsteins mit den conglomeratartigen Verbindungen seiner verschiedenen Felsbildungen zusammengesetzt ist. Auch das Portal der Kirche, so wie das Innere der Kirche, die wahrscheinlich zu einer der ältesten in Setubal gehört, und gewiß mehrere hundert Jahre alt ist, enthält eine Menge freistehender und spiralförmiger Säulen, welche das Gewölbe der Decke tragen, die alle aus diesem festen Conglomerate bestehen, welches polirt, dem Breccien-Marmor gleicht, und von dem Eisenoxyd, welches dasselbe enthält, eine röthliche Färbung hat. Die Bestandtheile dieses Conglomerats — welches, beiläufig gesagt, zu der Formation des Rothtodtliegenden gehört, woraus die nächsten Berge Setubals hauptsächlich bestehen — hier anzuführen, würde den meisten Lesern von wenigem Interesse seyn, wird also übergangen, dagegen aber noch bemerkt, daß an den hintern Theil der Kirche mehrere Gebäude stoßen, die zu einem ehemaligen oder noch jetzt vorhandenen Nonnenkloster gehören. Diese Klöster, als die Sitten noch einfacher, waren sonst die Hauptversammlungsörter der vornehmeren Welt, woselbst in dem weitläuftigen Sprachzimmer die Nonnen, durch Gitter getrennt, ihre Soirées gaben. Da erklang Gesang und Saitenspiel, man trieb allerlei Scherz, man liebängelte durch die Eisenstäbe, und kleine Wägelchen, statt Präsentirteller mit Confituren, fuhren hin und her durch die doppelten Eisenstangen; manches billet doux war mit eingebacken und fand seinen rechten Mann; manche Verabredungen darin wurden genommen, wie man trotz aller Schlösser und Clausur dennoch sich zusammenfinden konnte: denn da gab's bestechliche Pförtnerinnen oder solche, denen man während des Schlafs die Schlüssel raubte, oder man versteckte sich in der am Tage offenen Kirche, aus der man sehr leicht dann ins Kloster gelangte. Man überstieg mit Leitern die hohen Gartenmauern, oder benutzte die darin durch Zufall oder mit Vorsatz entstandenen, durch Buschwerk verborgenen Oeffnungen, und gelangte auf diese Art in die Arme seiner schmachtenden Nonne. Dieses geschah Alles zu einer Zeit, wo noch viele junge Mädchen freiwillig sich dem Klosterleben widmeten, denn es hatte noch seine eignen Annehmlichkeiten, oder wo man sie mit Gewalt einsperrte, und die hier dennoch oft mehr Freiheiten genossen, als im elterlichen Hause. Seit zwanzig und mehreren Jahren, besonders seit dem Peninsularkriege — der eine freiere und irreligiösere Denkungsart unter die Menschen gebracht, das weibliche Geschlecht gewissermaßen emancipirt hat, so daß es jetzt mehr Oeffentlichkeit in sein Leben bringt, sich nicht mehr wie ehemals versteckt, und seine Handlungen in ein geheimnißvolles Dunkel verbirgt — hat sich nicht nur der Geschmack fürs Klosterleben verloren, sondern die Eltern sind auch vernünftiger geworden; sie haben endlich gefunden, daß es besser ist eine Tochter an Mann zu bringen, als sie zu einer unkeuschen Braut Christi zu verdammen. Die Klöster sind also gegenwärtig nur mit solchen Nonnen besetzt, die abgelebt sind und ausgeliebt haben; folglich ist die Attractionskraft derselben ganz und gar verloren gegangen, Niemand bekümmert sich mehr um Nonnenklöster, sie haben ihre Bedeutung verloren und darum vernachlässigte ich's auch, hierüber genauere Erkundigungen einzuziehen. Nicht fern von dieser Kirche kommt man wie unter zwei Thorfahrten unter der langen, ungefähr 20 Fuß hohen, steinernen Wasserleitung hindurch auf die grüne Wiese von Bomfim, gegen welche dieser weiß angestrichene lange Aquäduct mit seinen großen untern und kleinern aufgesetzten Bögen, die über die Niederung laufen und ihren Anfang an den Bergen nehmen, zu einer besondern ausgezeichneten Decoration dient, die, ungeachtet sie etwas kartenhausmäßig aussieht, sich doch ganz freundlich gestaltet, wie überhaupt dieser Platz einer der freundlichsten ist, den man nur sehen kann, und besonders auch in die Augen fallend, da es etwas gar Seltenes in Portugal ist, eine solche grüne Wiese oder vielmehr einen Rasen so nahe bei einer Stadt zu sehen. Während eines anhaltenden dürren Sommers stirbt freilich auch hier der größte Theil des Grases ab, und nur in der Mitte desselben, wo die alsdann auch nur spärlich laufende Fontaine noch einige Erfrischung dem Boden zuführt, erhält sich das Gras.

Dieser Platz ist unregelmäßig geformt und hat in seiner größten Ausdehnung, von der Wasserleitung an bis zu der kleinen Capelle von Bomfim, die von hohen, alten, dickbelaubten Ulmen beschattet ist, eine Länge von 500 Schritten und seine größte Breite mag wohl 350 Schritte betragen. Rund um denselben läuft, wie schon gesagt, eine mit alten Bäumen begränzte Allee aus Ulmen und Silberpappeln zum Fahren und Reiten, die aber von Jahr zu Jahr mehr Lücken bekommt. An diese Allee stoßen Landhäuser und Gärten, dazu nun die Gruppe von Bäumen mit der geschmackvollen Fontaine in der Mitte und den dabei angebrachten Sitzen, so wie die Schafheerden, welche auf dem grünen Anger vertheilt werden: so genießt man hier einen Anblick, der mehr an eine deutsche als portugiesische Landschaft erinnert; der Platz ist aber still, von Wenigen wird er besucht, er ist zu abgelegen, um häufiger frequentirt zu werden, und nur dann wird es lebhafter auf demselben, wenn die Nationalgarde von Setubal ausrückt und hier exerciren muß, was in jedem Monat gesetzmäßig nur Einmal geschehen soll. Von diesem Campo aus führen eine Menge Wege zwischen wohlgebauten Gärten hin in die Umgegenden und gewähren die angenehmsten einsamen Spaziergänge, die aber von Portugiesen nicht geschätzt werden, da diese die Einsamkeit nicht lieben. Hier hört man vom Monat März an bis in den Monat Junius hinein den Gesang ungemein vieler Nachtigallen, welche den Genuß der Promenaden auf diesen Wegen noch erhöhen; allein auch dieses läßt einen Portugiesen ungerührt: um Nachtigallen zu hören, setzt er keinen Fuß vor die Thüre. Die schönste aller Promenaden aber ist die zwischen den Gärten hin, nach dem auf einer Anhöhe romantisch gelegenen Kloster Brancane, aus dem nun auch die Pfaffen vertrieben und das jetzt der Zerstörung der Zeit und dem Frevel der Menschen anheim gefallen. Welchen herrlichen Sommersitz für einen reichen Particulier würde dieses nicht abgeben? Da man ihm aber außer der nächsten Umgebung eines kleinen künstlichen Blumengartens mit Buchsbaum- und Myrtenhecken und künstlichen Cascaden, einem tiefer liegenden, dunkeln Oelgarten und einem Weinberg an der hintern

Digitized by Google

Seite, alle seine übrigen Einkünfte genommen hat, und reiche Leute hier keinen Geschmack für ländliche Besitzungen haben, die nichts einbringen, auch das Landleben überhaupt nicht lieben, so findet sich kein Käufer zu diesem Kloster, ungeachtet dasselbe für ein wahres Spottgeld, für 1500 Thaler, feil geboten ist, so daß man glaubt, daß es am Ende werde abgebrochen und die Baumaterialien verkauft werden. Wenn man den ersten Hügel auf einem breiten Fahrwege erstiegen, so kommt man auf einen geräumigen, aber ansteigenden, mit steinernen Kreuzen besetzten Vorplatz, der mosaikartig gepflastert und zu beiden Seiten mit alten Ulmen besetzt ist, die einen dunkeln Schatten verbreiten, ein feierliches Düster, angemessen der Sitte des Orts, der Wohnung frommer Mönche. Gerad aus führt diese Baum-Allee nach dem großen Portal der Klosterkirche, einige steinerne Stufen hinauf. Die Kirchthüre stand offen, als wir sie besuchten, ich glaube gar, es existirte keine mehr, man hatte sie gestohlen; inwendig sah es wüst aus, die hölzernen Altarzierrathen waren abgerissen, hier und dort lagen Trümmer von Heiligenbildern, ein großes Stück von der Decke war herabgestürzt, und so stellte dieses schon ein trauriges Bild der Vergänglichkeit und zugleich einer schlechten Regierungsverfassung dar, die aus Sorglosigkeit Alles zu Grunde gehen läßt, was nicht einen augenblicklichen Nutzen gewährt. Neben der Kirche war die eigentliche Klosterpforte, zu der wir den Schlüssel von der Stadtbehörde erhalten. Aber auch hier, trotz des Verschlusses, war ein trostloser Anblick, Alles wüst und leer, manche ausgehobene und zerschlagene Thüren und Fensterläden; denn nach Abzug der Mönche hatte man nicht einmal die Vorkehrungen getroffen, daß die Behörden das Restirende unter Schutz und Schirm genommen: es war Alles völlig dem Volke Preis gegeben, jedweder raubte, was ihm nützlich und werth schien, und nur, als endlich nichts mehr zu stehlen war, fiel es dem Gouvernement ein, die Verlassenschaft der Mönche unter die einstweilige Beaufsichtigung der Ortsbehörden zu stellen. Allein was hilft nun eine solche Beaufsichtigung, da nicht nur das Werthvollste schon abhanden gekommen, sondern auch den Behörden keine Mittel gegeben werden, wenigstens die Gebäude nothdürftig erhalten zu können, die Löcher in den Dachziegeln zu stopfen, durch die der Regen dringt, der in kurzem Wände, Decke und Fußboden zerstört? In dieser Hinsicht wirkt in keinem Lande die Zerstörung schneller wie hier, wo die beiden Extreme, übermäßige Feuchtigkeit und die größte Ausdorrung, vorkommen. Dieses Gebäude besteht aus vier Flügeln, mit einem Hof in der Mitte, wie fast in allen Klöstern, wovon aber nur zwei bewohnt wurden, denn die eine Seite nahm die Kirche ein, und die andere bestand nur aus einem schmalen Corridor. Die Aussicht aus den Fenstern, ohne Glasscheiben, dieses abgelegenen stillen Asyls der Frömmigkeit, über die Orangengärten, Weinberge, Landhäuser, die Stadt, das Wasser, und nach der hohen Felsenburg von Palmella, ist einzig in ihrer Art, und aus der kleinen Besitzung, die das Gebäude umgibt, da es derselben auch nicht an Wasser fehlt, ließe sich ein Elysium schaffen. Selbst die Pfaffen hatten schon Vieles gethan, doch in ihrem Geschmack, um sich ihren Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen; sie hatten schattige Gänge von Reben mit den herrlichsten Trauben, kühlende Bassins, und sogar einen Pavillon auf der höchsten Höhe des Hügels ihrer Besitzung, von dem die Aussicht noch erweiterter war, und zum Meer hinaus reichte. Dieses Kloster soll eines der kostbarsten Originalbilder von Rubens besessen haben, und man weiß nicht recht, wo dasselbe hingekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Seltener Münzenfund.

Die mit Ausgrabungen zur Anlegung von Gasleitungsröhren in den Straßen von Chalons beschäftigten Arbeiter haben eine beträchtliche Zahl Münzen des Alterthums und des Mittelalters gefunden: unter Anderem eine Lucilia Augusta, einen seltenen D. N. Justinianus, einen Viertelsthaler von Karl X, Cardinal von Bourbon, König der Ligue, 1594; eine ziemlich seltene Münze von einem Herzog von Burgund; mehrere Münzen von Heinrich von Dombes, 1605, und von Maria von Dombes, 1626; endlich eine Münze von Heinrich I, König von Frankreich von 1031 bis 1060. Diese äußerst seltene Münze ward zu Chalons sur Saône geprägt. Die Vorderseite zeigt zwei P., welche ein Kreuz bilden, mit der Umschrift: Henricus Rex. Auf der Rückseite liest man: Civitas Cavilon, mit einem B. im Schild. Auch hat man ein antikes, sehr schönes kleines Pferd von Erz gefunden. (Franz. Bl.)

Die muselmännischen Provinzen Rußlands in Asien.

III. Die Provinz Karabag.

(Fortsetzung.)

4. Gewässer.

In der Provinz Karabag finden sich drei Seen: Kanmo Göl, Tschoymo Göl und Kara Göl, welche mehr an der eriwanischen Gränze liegen. Der erste hat 7 Werste im Umkreise, die andern sind unbedeutend. Die bedeutendsten Flüsse sind: der Kur, welcher von der rechten Seite den Araxes, den Kargar, den Terter, den Intscha Tschai, Kara Tschai und Kurak Tschai aufnimmt. *) In den Araxes ergießen sich von der linken Seite der Migri, der Basit, Malwatin, Tschaundur oder Kapan, der Akjäri, Chatschin, Chanatin und Koslu Tschai. **) Der Basit Tschai entspringt im Magal Dschaundur aus dem Berge Scheschkürt und fällt 4 Werste oberhalb der Mündung des Kapan Tschai in den Araxes. Der Malwatin entspringt aus den Quellen des Berges Mamadych und fällt 55 Werste oberhalb der Mündung des Basit in den Araxes. Der Tschaundur oder Kapan, welcher von dem Frieden von Gulistan bis zu dem von Turkmentschai der Gränzfluß zwischen Rußland und Persien war, entspringt in dem Magal Kapan, aus dem Berge Kappschik. Der Akjäri, der in seinem obern Laufe

*) Diese Aufzählung ist von Südost gegen Nordwest gemacht, die Karte aber gibt, in derselben Ordnung aufgezählt, zuerst den Araxes, dann den Kargar, welchem ein Chatschin Tschai folgt, nach diesem kommt der Terter, hierauf zwei unbenannte Flüsse, die nicht bis in den Kur gelangen, sondern sich in der Ebene verlieren, sodann ein Giran Tschai und endlich der Kurak Tschai. Wahrscheinlich hat die Karte Unrecht, da sie auch sonst mehrere alte Fehler zeigt.

**) Hier gibt die Karte den Migri, dann drei kleine Flüßchen, hierauf den Saw, den Saundur, den Akra, in den sie früher schon der Bergusch ergossen, und einen starken halben Grad weiter östlich vier ungenannte Flüsse. Das Auffallendste ist, daß das Buch einen Chatschin Tschai, als von der linken Seite in den Araxes fallend, aufführt, während die Karte ihn als in den Kur fallend angibt.

Digitized by Google

Tschinli heißt, bildet sich in dem Magal Hadschi Samli aus zwei Flüssen, der Schalwa und Alächtscha, und fällt in der Nähe des Dorfes Scharifan in den Araxes. Der Basar Tschai*) kommt aus dem Berge Sary Dara. Der Chatschin kommt aus den Bergen in dem Magal Chatschin, seine Gewässer erreichen aber selten den Araxes, und er verbreitet sich größtentheils in den Feldern und Gärten in dem Magal Otus Jekin. Der Chanaschin oder Kondeman entspringt im Magal Warandin aus den Kabschar-Bergen. Der Kostu Tschai entspringt aus den Bergen des Magals Disach, nahe bei dem Dorfe Tagisir, seine Gewässer erreichen jedoch selten den Araxes, da sie auch in die Gärten und Felder des Districts Chürdapara vertheilt werden. Der Kargar bildet sich aus drei Flüssen in der Nähe der Festung Schuscha, und wird tiefer unten gleichfalls in Gärten geleitet. Der Terter, der bedeutendste Fluß in der ganzen Provinz, entsteht in dem Magal Hadschi Samli aus zwei Flüssen, dem Istisu und Saltich, und fällt in den Kur. Der Jntscha Tschai entspringt in dem Magal Dscheläbürt aus dem Berge Gulistan, und wird in die Felder des Magals Jäger-Mibort geleitet. Der Kara Tschai entspringt im Magal Tscheläbürt am Berge Mirow, und theilt sich im Districte Kara Tschinar in zwei Arme, von denen nur der eine, Geran genannt, in den Kur fällt, der andere aber sich über die Felder verbreitet. Der Kurak Tschai, der Gränzfluß der Provinz Karabag gegen Jelisabetpol hin, kommt aus den Bergen der letztern Provinz. Der Kur fließt zwischen hohen zerrissenen Ufern, und der Araxes von dem Dorfe Migri bis zu der Brücke von Choudaferin zwischen hohen Felsen; deßhalb dient ihr Wasser nicht zur Bewässerung der Felder, und nur ein einziger Canal ist aus dem Araxes nach den Feldern von Dschabrail und einigen Dörfern des Districts Araspara geleitet. In Bezug auf den Landbau sind die bedeutendsten und nützlichsten Flüsse der Provinz der Terter, welcher 137 Dörfer, der Kargar, welcher 42, der Basar Tschai, welcher 22, der Atjäri, welcher 55, der Kayan Tschai oder Tschaundur Tschai, welcher 12, und der Kendalet Tschai, welcher 7 Dörfer mit Wasser versieht.**)

Alle oben beschriebenen Flüsse laufen in ihrem obern Theile zwischen hohen Bergen, und nur in geringer Entfernung von der Mündung können Canäle daraus abgeleitet werden. Im Allgemeinen sind sie seicht, und man kann zu allen Jahreszeiten durch Furten übersetzen, den Kur, Araxes, Terter, Kargar und Basar Tschai ausgenommen, welche im Frühjahr sehr tief werden; da sie in steinigen Betten rasch dahin strömen, so sind sie für die Schifffahrt ganz unbrauchbar. Hinsichtlich des Fischfanges sind der Kur und Basar Tschai bemerkenswerth, im erstern werden Störe, Sewriggen, Lachsforellen und Aale gefangen, im letztern eine vortreffliche Forelle mit rothen Flecken.

5. Naturerzeugnisse.

Aus dem Thierreiche finden sich hier dieselben Arten, wie in der Provinz Schirwan. Aus dem Pflanzenreich, außer den Kornarten und andern Gewächsen jener Provinz, eine Menge Trüffeln und andere Pilze, so wie auch verschiedene Straucharten. Die Wälder bestehen größtentheils aus Eichen, Platanen, Wallnußbäumen, Pappeln, Espressen, rothen Rüstern, Eschen, Birken u. dgl.; alle Berge sind davon bedeckt, und auf dem rechten Ufer des Kur, so wie auf dem linken des Araxes, von dem Nomadenlager Gadschali bis zur Mündung des Araxes, befinden sich gleichfalls Eichenwälder. Von der Brücke von Choudaferin bis zum Magal Disach Dschiwandschir, am Ufer des Araxes auf der gegen den Magal Gochtschai hinliegenden Seite, in den Magals Sinei, Tschaundur und Barguschat sind waldlose Striche. Im Allgemeinen ist das Holz in Karabag dauerhaft und gut zum bauen, doch braucht man es hauptsächlich zum Erwärmen der Wohnungen, da die Einwohner vom October bis zum April fast unaufhörlich Feuer unterhalten. Nach der Veste Schuscha werden Holz und Kohlen aus den Dörfern des Magals Warandin zum Verkaufe geführt, und aus dem Magal Migrigüns gehen Kohlen nach Ordubad. Das Holz kostet 20, die Kohlen 40 K. S. die Last.

Aus dem Mineralreiche findet sich Naphtha in geringer Menge, Kupferkies, Schmirgel, Kalkstein, Töpferthon, Sag, eine besondere Art Thon, die man zu Bearbeitung der Säbel- und Dolchklingen anwendet, und Salz, das man 7 Werste von dem Dorf Achschabad aus zwei Seen gewinnt, von denen der eine 500, der andere 100 Klafter im Umkreise hat. Im Frühjahr füllen sich die Seen durch den auf den Bergen schmelzenden Schnee mit Wasser, im Sommer, wenn das Wasser ausgetrocknet ist, bedecken sie sich eine halbe Arschine tief mit Salz, wovon die Einwohner der umliegenden Dörfer manchmal 100,000 Pud einsammeln. Es ist etwas bitter, doch wird es für das Hornvieh, Pferde und Schafe, so wie zum Einsalzen der Fische dem von Nachitschewan vorgezogen. Wenn der Regen ausbleibt, gibt es kein Salz, dagegen zeigt es sich in einem regnerischen Sommer mehrere Mal, und um jedes Jahr Salz im Ueberflusse zu haben, braucht man nur Wasser aus dem Flusse Kargar auf die benachbarten Felder zu leiten.

6. Verbindungswege.

Durch die Provinz Karabag führen drei ziemlich gut angelegte und für Wagen brauchbare Straßen: die erste von der Gränze des Kreises Jelisabetpol nach Schuscha über die Posten von Seiwi, Terter, Schachbulach und Askeran; die zweite aus Schuscha durch den Magal Jäger-Mibort und über den Fluß Kur nach Nucha, und die dritte durch die Magals Jäger-Mibort, Dschiwanschir Käberly, Otus Jekin, Disach Dschiwandschir und Disach nach Persien. Der letztere Weg durchschneidet die Flüsse Kurak Tschai, Kara Tschai, Jntscha Tschai, Terter und Kargar, über die man durch Furten setzt, und den Araxes, über den eine mächtige steinerne Brücke, Choudaferin genannt, erbaut ist. Saumstraßen führen aus Schuscha über die Dörfer Gürüssy und Parnaut nach Nachitschewan, und durch das Dorf Migri und den Magal Warandi nach Ordubat und der Provinz Eriwan. Der erstere und der letztere der geschilderten Wege sind im Winter wegen des tiefen Schnees, der die Berge vom December bis Ende Aprils bedeckt, unbrauchbar. Die Anlegung einer Straße von Schuscha nach Nachitschewan über die Dörfer Gürüssy und Parnaut hält man für die nächste Verbindungsstraße zwischen Tiflis und Tebris, und außer der Erleichterung des Handels bietet sie auch den Vortheil, daß die in Schuscha garnisonirenden Regimenter sich aus dem Kreise Sangäsur, der einen großen Reichthum an Wiesen und ein gesundes Klima hat, mit Fourage versehen können, statt aus der Umgegend der Veste Askaran im Kreise Gokschali, wo das Klima für nicht so gesund gehalten wird.

(Fortsetzung folgt.)

*) In der Nähe seiner Mündung Barguschat genannt.

**) Man ersieht aus diesen letztern Aufzählungen die Gründe einiger Fehler auf der Karte wohl, im Ganzen genommen aber ist es unmöglich, den Angaben des Buchs auf der Karte zu folgen, und hauptsächlich deßwegen sind die im Buche sehr sorgfältig aufgezeichneten Nebenflüsse weggelassen worden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 143.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Mai 1838.

Ueber die Colonisation der Römer in Nordafrika.

(Aus einem Vortrag des Hrn. Dureau de la Malle in der französischen Akademie.)

Das von den Römern in den eroberten Provinzen eingeführte Regierungssystem ist noch nicht hinlänglich studirt worden, obwohl es zu großen Resultaten geführt hat. Hr. de la Malle sagt: während wir sehen, wie die griechischen Colonien, durch zufällige Umstände und manchmal durch geringfügige Ursachen veranlaßt, sich fortwährend von ihrem Mutterlande trennen, ziemlich häufig gegen dasselbe kämpfen, und trotz der mächtigen Bande des gemeinsamen Cultus, der Sitten und Sprache, welche sie mit ihrem Mutterlande vereinigten, im Laufe eines Jahrhunderts ihre Verbündeten und Beschützer wiederholt ändern, bieten uns im Gegentheil die römischen Colonien und die dem Reiche einverleibten freien oder monarchischen Staaten das Schauspiel einer beinahe unauflöslichen Vereinigung mit dem Mutterland oder mit dem erobernden Volke dar." Diese Wirkung ist um so überraschender, als die römische Regierung, da Rom im Grunde nur eine Municipalität war, weiter nichts als ein Ensemble von Municipal-Institutionen war, was die Aufrechthaltung des gesellschaftlichen Verbandes in einem so großen Reich äußerst schwierig machte. Dennoch dauerte diese Einheit länger als fünf Jahrhunderte.

Die Zeugnisse, welche uns das Alterthum über das System der römischen Verwaltung in Numidien, welches das ganze Gebiet der Regentschaft von Algier, einige Landstriche des Kaiserthums Marokko und das Gebiet von Tunis umfaßte, hinterließ, sind gering an der Zahl und sehr lakonisch abgefaßt; sie beschränken sich auf wenige Zeilen. Dio Cassius sagt, im Jahre 729 der Stadt Rom seyen einige Kantone Numidiens und Gätuliens wieder zur römischen Provinz gemacht worden; auch habe Claudius später Mauritanien in zwei Provinzen getheilt, welche er nach dem Namen ihrer Hauptstadt das cäsarische und das tingitanische Mauritanien nannte. Plinius, Tacitus und Aurelius Victor stimmen hiemit überein.

Es ist dieß Alles, was die gleichzeitigen Schriftsteller uns über die Form der römischen Regierung in Numidien mittheilen. Allein Hr. Dureau de la Malle bemerkt ganz richtig, daß wir die nach der Eroberung des carthagischen Gebietes durch Scipio Aemilius in Sicilien, Asien und selbst in Afrika angewandte Organisation der römischen Provinz wieder erkennen. Daraus schließt er mit Recht, daß nach der Eroberung Numidiens durch Julius Cäsar daselbst dieselbe Organisation in Anwendung gebracht worden seyn müsse. Man findet auch wirklich in der uns von Plinius hinterlassenen, geographischen Beschreibung Numidiens und des cäsarischen Mauritaniens, zur Zeit Vespasians, alle Elemente der römischen Provinz, wie dieselbe in Sicilien bestand.

Nach sehr sorgfältigen Untersuchungen über die vergleichende Geographie fügt er noch bei: „Mauritanien umschloß im Ganzen, wenigstens zu Anfang der Regierung Vespasians, dreizehn römische Colonien, drei freie Municipalstädte, zwei Colonien, wovon die eine das lateinische, die andere das italische Recht genoß. Alle andern Städte waren frei oder zinsbar. Zur Zeit des Plinius hatte Numidien zwölf römische, lateinische oder italische Colonien, fünf Municipalstädte und einunddreißig freie Städte; die übrigen waren dem Tribut unterworfen."

„Man sieht, wie viele Mittelpunkte der Civilisation, Stapelplätze zum gegenseitigen Tausche, Schutzwehren zur Vertheidigung des Gebietes sich die Römer in Afrika durch die Errichtung jener Militärcolonie geschaffen hatten, welche Cicero in seinem poetischen Style die Schießscharten des Reiches nennt, so wie durch die Gründung jener friedlichen Colonien, welche er die Propaganda der römischen Civilisation genannt hat."

Der Verfasser erklärt hierauf, was man unter dem Rechte von Latium, unter dem italischen Rechte, unter dem der Municipal-, der freien oder verbündeten Städte, ferner unter den Rechten und Lasten der zinsbaren Städte und Kantone verstand, und glaubt, die Meinung Savigny's widerlegen zu müssen, demzufolge das italische Recht nur auf Städte, nicht aber auf Personen sich beziehe. Diese Behauptung wird durch einen förmlichen Ausspruch von Livius und durch eine Stelle Cicero's widerlegt.

Man erhält hier einen Begriff von der Gewandtheit des römischen Senats, welcher seinem, seit dem Beginn der Republik eingeführten, Agglomerationssystem folgend, nach der Reihe die

Digitized by Google

mächtigen Triebfedern der Furcht, des persönlichen Interesse's und der Eitelkeit anwendete, um die eroberten Völker an die Hauptstadt zu fesseln, und um die politische Einheit in einem großen Reiche, der verworrenen Anhäufung verschiedener Nationen, Sitten, Religionen und Sprachen aufrecht zu erhalten.

Dadurch unterscheidet sich auch wirklich, wie der Verfasser am Eingange bemerkt, das System der römischen Colonisation von dem der griechischen Colonie; auch erklärt dieser Unterschied die Verschiedenheit der Resultate. Während der aus seinem Vaterlande verwiesene Colonist zu Athen und Sparta alle seine Rechte verlor, ohne jemals den Rang seiner Väter wieder erlangen zu können, konnte im Gegentheil zu Rom ein Barbar, wenn er im Heere gut diente, wenn er in seinem Vaterlande eine obrigkeitliche Stelle ehemals bekleidete, gesetzmäßig, gleichsam von Stufe zu Stufe, anfangs zum vollständigen Bürgerrecht, in der Folge zum Consulat und sogar zur Kaiserwürde gelangen.

Lebensbilder aus Portugal.

Aufenthalt in Setubal.

(Fortsetzung.)

Hinter dem Kloster in nordwestlicher Richtung erstreckt sich ein sanft muldenförmiges Thal zwischen fruchtbaren Anhöhen hinauf, in dem die fruchtbarsten und vorzüglichsten Orangen-Quintas der Setubalenser liegen; auch wächst darin der beste Wein, der wegen seiner Güte eine gewisse Berühmtheit erlangt hat. Die Orangen Setubals hält man mit für die besten Portugals, und ganze Schiffsladungen gehen davon ins Ausland. Wollte man im Einzelnen alle Annehmlichkeiten der Umgegend Setubals anführen, so könnte man ganze Bogen damit anfüllen; ich beschränke mich also nur darauf, im Allgemeinen auf die schönen, ländlichen Partien, die einen so freundlichen Anblick gewähren, aufmerksam zu machen; ferner zu erwähnen, daß an schönen heitern Tagen, und bei ruhigen Gewässern eine Wasserpartie an der wilden felsigen Küste hinab, bis zu dem letzten Wassercastell — dem Thurm von Outao, auch wohl noch etwas weiter und völlig zum Hafen hinaus, bis zu einer großen Kalkhöhle in den Felsen — zu einem der unterhaltensten Ausflüge besonders für einen Geognosten, so wie überhaupt auch für einen Naturforscher gehört, der die Mühe nicht scheut von dem Castell aus das hohe felsige Gebirg von Arrabida zu besteigen, dessen Basis das alte Conglomerat ist (woraus die Säulen in der oben angeführten Kirche gebrochen wurden), mit aufgesetztem Alpenkalkstein, der bis zum höchsten Gipfel hinanragt, und, mit Ausnahme von niederem Buschwerke, das zwischen den fast allenthalben bloßliegenden Felsen Wurzel geschlagen, keine Bäume hat, da derselbe fast von aller Dammerde entblößt ist. Nur in tieferen Gründen, wo sich diese mehr angehäuft hat, wie z. B. bei dem auf der Höhe 1 Stunde vom Thurm entfernten einsiedlerischen Kloster von Arrabida, wächst die Südeiche und besonders der Lorbeerbaum in dicken Gehegen. — Schad, daß man hier von jeher so wenig darauf bedacht gewesen ist, sich um die Geschichte der ursprünglichen Stiftungen der Klöster zu bekümmern! Die Pfaffen waren zu faul, ihre eigenen Chroniken zu schreiben, ungeachtet sich die Traditionen in den Klöstern fortvererbten. Mit dem Untergang der Klöster gehen nun auch diese Traditionen mit dem Absterben der noch lebenden Vertriebenen unter, so daß zuletzt nichts als die Ruinen dieser frommen Anstalten übrig bleiben; von denen nach Jahrhunderten wohl keine Erinnerung, daß einmal hier ein Kloster gestanden, mehr vorhanden seyn wird.— Das in dieser furchtbaren, luftigen und wilden Einöde erbaute Kloster von Arrabida, welches dem Capuziner-Orden eigenen Namens — dos Arrabidos — zugehörte, ist gewiß eines von denen, deren ursprüngliche Geschichte interessant seyn muß. Ein besonderer Geist mußte in den Menschen herrschen, die hier den ersten Grundstein zu einem Kloster legten, wenn man sie nicht für verrückt halten will: die Volkssage spricht hier von einem Schiffbruche und Rettung, die sich an der gerade unter dem Kloster liegenden Felsenküste begeben, und daß ein Gelübde in der Noth, oben auf dem Berge ein Kloster zu erbauen, die Veranlassung dazu gewesen.

Bisher hatten wir uns in der fruchtbaren und cultivirten, so wie in der felsig-romantischen Umgebung Setubals, die an den Ocean stößt, umgesehen; kehren wir aber unsere Blicke nach Osten und Süden, dann zeigt sich ein ganz anderer Charakter: jene zeigte sich im Kleinen wie der Boden des gelobten Landes, des glücklichen Arabiens, im Gegensatze des steinig felsigen; diese dagegen gleicht den Wüsten Aegyptens, den sandigen Ufern des Nils, der verzweigt, zum Theil im Sande versiegt. Sandhügel ziehen sich längs dem Sado hinauf mehrere Meilen weit, bis sie sich in die weiten ebenen Steppen verlieren, die bis an die Ufer des Tajo gränzen. Es ist das nämliche diluvianische Terrain, welches den Wanderer von Monta bis an den Berg von Palmella begleitet, mit aller seiner wilden Pflanzenwelt wie dort, die nur in einem solchen Boden gedeiht, der, einer bessern Cultur unterworfen, herrliche Früchte tragen würde. Der portugiesische Agronom hat aber noch nicht begriffen, daß ein solcher Boden wirklich urbar gemacht werden kann, wenn man ihm die gehörige Kraft gibt; er wird einen Jeden damit abspeisen, zu sagen: esta terra nada produz (dieser Boden erzeugt nichts), denn er ist der Meinung, daß ein Land, das ohne Dünger nichts hervorbringt, aller Cultur unfähig sey, ungeachtet er wohl weiß, daß ein schlechtes Land, das wenig erzeugt, durch Dünger verbessert werden kann. Allein darin liegt der Hauptanstoß, woher diesen Dünger nehmen, da die Viehzucht so außerordentlich gering ist, und höchstens nur ein Paar Zugochsen auf dem Stall gehalten werden, und der Dünger, der dadurch entsteht, kaum hinreichend ist, das nächste Gartenland damit zu versehen. Eben so wenig begreift er, daß Vergrößerung der Viehzucht ihm tausendfältige Früchte bringen würde, wenn er auch sonst gar keinen Nutzen daraus zöge als die Vermehrung des Düngers. Oder wenn er es auch begreift, so ist ihm dieses viel zu mühevoll, und die Wahrheit gestanden, bei dem so außerordentlich schlechten Gesinde hier zu Lande, das so selten thut, was die Herrschaft verlangt, wo jedes seinen Aufseher haben muß, wenn nur etwas geschehen soll,

Digitized by Google

und die Aufseher wieder Oberaufseher haben müssen, wenn sie ihre Schuldigkeit thun sollen, kann man es den Oekonomen nicht verdenken, wenn sie nur nothdürftig das erzielen, was sie auf dem Wege des gewöhnlichen Schlendrians erlangen. Daher findet man denn auch so große wüste Strecken in Portugal, besonders aber in der Provinz Alemtejo, wo die Entvölkerung so groß ist, daß man nur 332 Seelen auf die Quadratlegua zählt — eine Entvölkerung, die sich fast über ganz Portugal erstreckt, und deren Grund einzig und allein in der schlechten Landwirthschaft zu suchen ist, die nicht im Stande ist, mehr Menschen zu ernähren, so daß selbst für die wenigen noch Korn aus dem Auslande herbei geschafft werden muß. Portugal hat eine Oberfläche von 3150 Quadratleguas und nach den letzten Angaben eine Bevölkerung von 3,100,000 Seelen; diese mit Ausnahme der Bevölkerung von Lissabon und Porto aufs ganze Land vertheilt, geben für die Quadratlegua (20 auf 1°) 890 Bewohner. Schon hieraus allein kann man abnehmen, wie viel wüstliegendes Land in Portugal existiren muß. Die angebauteste und bevölkertste Provinz Portugals ist die von Minho, wo man 2920 Einwohner auf die Quadratlegua zählt.

Diese unfruchtbaren Gegenden Setubals sind aber doch nicht ohne Interesse, denn mitten in dieselben hinein streckt der Rio Sado polypenartig seine Arme aus, Ebbe und Fluth heben und senken hier den Wasserstand. Das Local begünstigt die Anlegung der Salinen zur Bereitung des Seesalzes, welches hier von besonderer Güte und der vorzüglichste Handelsgegenstand der Setubalenser ist, so daß man es weit und breit nach Amerika, so wie nach dem nördlichen Europa verführt. Viele Hundert Salzpfannen, große und kleine Caldeiras, wie sie hier heißen, liegen hier längs den Ufern des Sado und seinen Seitenarmen entlang auf 6 Leguas hinauf bis in die Nachbarschaft des alten Marktfleckens Alcacer do Sal, die viele Millionen eingebracht und wovon sich Tausende nährten und noch nähren. Allein durch die so ungemein herabgesunkenen Preise des Salzes und die geringere Nachfrage hat auch dieser Industriezweig außerordentlich gelitten, und zwar so, daß sich seit jener Zeit, dem höchsten Flor des Salzhandels in Setubal, die bis zum Jahre 1803 existirte, die Bevölkerung der Stadt, welche damals noch über 20,000 Einwohner zählte, um 5000 verminderte. In vielen Caldeiras wird gar kein Salz mehr bereitet, denn Jahre lang liegen die so schneeweißen Salzpyramiden an den Ufern jetzt angehäuft, ohne Absatz zu finden. Diese Salzbereitung ist äußerst einfach und wenig kostspielig, sobald man nur das Local dazu vorbereitet hat. Es werden hiefür an den Flußufern große viereckige Teiche ausgegraben, deren Grund und Boden sehr eben nivellirt seyn muß, und der etwas höher liegt als der niedrigste Wasserstand des Flusses, von dem er durch einen Aufwurf oder eine wasserdichte Mauer, in welcher ein Schütz zum Einlassen des Wassers angebracht, geschieden ist. Bei voller Fluth wird das Schütz geöffnet, und der Teich oder die Caldeira füllt sich mit Salzwasser. So wie nun die Ebbe beginnt, schließt man das Schütz, und die ganze Wassermasse bleibt zurück. Sie wird von der lieben Sonne beschienen, von trockenen Winden bestrichen und verdunstet in wenigen Wochen, wo man dann neues Salzwasser hinzuläßt, und so diese darin bleibende Salzsoole immer stärker wird, bis man sie endlich ganz verdunsten läßt und die Salzkrystalle wie eine schneeweiße Fläche und in beträchtlicher Menge sich niederschlagen. Darauf häuft man sie mit hölzernen Krücken in kleine Häufchen zusammen, wo sie von der Sonne erst noch recht weiß gebleicht werden, schafft sie alsdann mit Körben oben auf die dazu bereiteten Tennen und schichtet sie in hohen pyramidalischen Haufen auf, die zur Regenzeit, wenn man sie bis dahin nicht hat abführen können, mit Stroh bedeckt werden. Dieser Proceß der Verdunstung, der hier so außerordentlich durch die lang anhaltende trockene Witterung, vom Mai an bis zum Ende Octobers, befördert wird, kann also im Verlauf dieser Zeit sehr oft wiederholt werden, so daß man, je nach der Größe der Pfannen, in dieser Zeit und mit weniger Mühe eine außerordentliche Quantität Salz gewinnen kann.

(Schluß folgt.)

Die muselmännischen Provinzen Rußlands in Asien.

III. Die Provinz Karabag.

(Fortsetzung.)

7. Einwohner.

Am Ende des verflossenen und am Anfang dieses Jahrhunderts war die Provinz Karabag unaufhörlichen Verwüstungen durch Feinde, namentlich durch Perser und innere Unruhen, ausgesetzt. Um sich dem Schwerte der Feinde oder den Bedrückungen des Khans zu entziehen, wanderten die Einwohner in Schaaren nach Persien oder Grusien aus, und kehrten erst im Jahre 1805, als das Khanat unter russischen Schutz kam, zurück. Später, im Jahre 1822, als der letzte regierende Khan von Karabag nach Persien floh, entfernte sich mit ihm eine bedeutende Anzahl der mosleminischen Familien. Nach dem Ende des persischen Kriegs aber hat sich die Volkszahl wieder theils durch die Rückkehr vieler Einwohner aus dem persischen Gebiet, theils durch die Ansiedlung der aus Persien ausgewanderten Armenier auf den Ländereien zwischen dem Araxes und dem Kayantschai vermehrt. Bei dem Cameral-Census vom Jahre 1832 zählte man in der Stadt Schuscha und den 741 Dörfern im Ganzen 20,546 Rauchfänge mit 54,841 Köpfen männlichen Geschlechts; darunter befanden sich 13,965 muhammedanische und 6491 armenische Familien, eine kleine Anzahl Zigeuner (Bosch) und Nestorianer. Im Verhältnisse zur Ausdehnung des Landes kommen nur etwa vier Menschen auf die Quadratwerst.

Die Bewohner von Karabag zerfallen in Adel, Geistlichkeit, Maasen und Bauern. Den Adel bilden diejenigen, welche russische Officiersstellen und Orden erhielten, die Khane, Agas, Beks und Beisades; gegenwärtig gehören 1190 Familien zu diesem Stande.

Die armenische Geistlichkeit zerfällt in die schwarze, wozu die in den Klöstern wohnenden Erzbischöfe, Bischöfe und Wartabeten oder Archimandriten gehören, und in die weiße, d. h. die Priester, Diakonen und die ganze Weltgeistlichkeit überhaupt. Die Erzbischöfe, Bischöfe und Wartabeten werden vom Patriarchen bestätigt, der ihnen nach der von dem heiligen Gregor eingeführten Ceremonie die Hände auflegt. Man rechnet die gesammte armenische Geistlichkeit auf 145 Familien. Uebrigens kann man sagen, daß es bei den hiesigen Armeniern keinen eigentlichen geistlichen Stand gibt, weil jeder, der nur ein wenig zu

Digitized by Google

lesen versteht, auch Geistlicher werden kann. Zur Erlangung dieser Würde muß der Neueintretende mit einem Mädchen, und zwar in erster Ehe, verheurathet seyn, vor der Einweihung vierzig Tage in der Kirche oder in einer besonders dazu erbauten Kammer bleiben und sich mit dem Lesen der heiligen Schrift beschäftigen; dann erst wird er von dem Erzbischof durch Händeauflegen zum Geistlichen geweiht. Die Diakonen oder Tirazen wählt man aus dem gemeinen Volke, gewöhnlich Leute von jugendlichem Alter. Anfangs leben sie in den Klöstern, um Lesen und Schreiben zu lernen, und dann gehen sie in die Kirchsprieg. Wenn ein Wittwer gewordener Geistlicher sich wieder verheurathet, so verliert er dadurch das Recht, geistliche Functionen vorzunehmen; ebenso auch die Diakonen.

In der Provinz Karabag sind zwei Eparchien, die unter den Erzbischöfen der Klöster Kanfassar und Tatiw, und unter der Oberleitung des Patriarchen von Etschmiadzin verwaltet werden. Fast jedes Dorf hat einen, zwei und manchmal sogar drei Geistliche. Die Klöster unterhalten sich durch ihre Einkünfte aus Dörfern, Ländereien und Gärten, die ihnen gehören, und durch freiwillige Gaben der Einwohner. In der Provinz Karabag finden sich fünf bewohnte Klöster: im Magal Chatschin 1) das Kloster des heiligen Johannes, des Vorläufers, Namens Kanfassar, mit einem Erzbischof und drei Wartadeten; ihm gehört das Dorf Wank-kent, das aus 57 armenischen Häusern, einem Weingarten, zwei Mühlen und einem Mühlsteinbruche besteht. 2) Das Kloster des heiligen Jacob hat drei Wartadeten und besitzt zwei armenische Familien in dem Dorfe Kala-dat. In dem Magal Waranda liegt 3) das Kloster des heiligen Gairapet, worin ein Wartadet lebt. In dem Magal Tatiw liegt 4) das Kloster der heiligen Apostel Peter und Paul, Tatiw genannt; in demselben wohnen ein Erzbischof, zwei Bischöfe und neun Wartadeten. 5) Das Kloster der allerheiligsten Mutter Gottes mit zwei Wartadeten. Diesen Klöstern gehört das Dorf Kütschüwanid mit 25 Familien, und im Dorfe Tatiw 4 Familien nebst Ländereien für 590 Tschetwert Aussaat einer Mühle, einer Oelschlägerei und einem Weingarten. Außerdem erhält das Kloster Tatiw noch von drei Dörfern die Hälfte des der Krone zukommenden Waldschagat, d. h. des Zehnten von der Weizen-, Gerste- und Weinernte. Die Pfarrgeistlichen beziehen ihre Einkünfte aus der Verrichtung der kirchlichen Ceremonien bei Geburten, Taufen, Heurathen u. s. w., außerdem gibt jedes Dorf dem Geistlichen ein gewisses Maaß von Weizen und Gerste. Die Aufklärung hat unter der armenischen Geistlichkeit noch keine großen Fortschritte gemacht, ihre Kenntnisse beschränken sich auf das Lesen und die kirchlichen Ceremonien, und sie sind im Allgemeinen so abergläubisch wie die Weltlichen.

Die mosleminische Geistlichkeit zerfällt in dieselben Grade wie in den andern Provinzen. Die Akhunds und Mullahs beziehen ihre Einkünfte aus der Unterweisung der Kinder im Lesen und Schreiben, aus der Erfüllung ihrer Obliegenheiten bei Geburten, Todesfällen u. s. w., und aus freiwilligen Gaben; übrigens beschäftigen sie sich auch mit Handel und Handwerken. In den Dörfern erhalten die Mullahs von den Einwohnern zwei Tschinachs*) Weizen und einen Tschinach Gerste von jedem Haus, und den Sekat. Man rechnet die mosleminische Geistlichkeit auf 207 Familien, worunter sich 2 Kadis, 2 Akhunds, 5 Effendis, 22 Agamiren, 26 Seiden, 114 Mullahs aus der Secte der Schiiten und 36 aus der Secte der Sunniten befinden. Zu dieser Classe kann man auch noch rechnen: die Imam Sade oder Nachkommen der eifrigen Beförderer des Islam aus der Secte der Schiiten, welche Imame genannt werden; ferner die Derwische, welche in zwei Classen: Adschais und Chakissar, zerfallen. Wer Derwisch werden will, muß einem bekannten Derwisch 1001 Tag dienen, und während dieser Zeit den Koran lesen, die Regeln des Glaubens, die geistlichen Gesänge und dergleichen lernen. Nach Verlauf dieser Frist erhalten sie ein geschriebenes Zeugniß, oder es wird ihnen ein rundes Zeichen auf der rechten Schulter eingebrannt. Die Adschais können sich verheurathen und zu Hause leben; die Chakissar aber müssen eine Zeitlang ein ehelosses Leben führen, in verschiedenen Ländern herumwandern, geistliche Lieder singen u. dgl. Wenn ein Chakissar einige Jahre herumgewandert ist, in irgend eine mosleminische Stadt kommt und sich unbeweglich vierzig Tage lang hinsetzt, den Koran liest und zu seiner Nahrung nur eine einzige Nuß in 24 Stunden zu sich nimmt, so kann er von den Moslems Alles verlangen, was er will; nach der Meinung der Rechtgläubigen erscheinen ihm die bösen Geister während dieser Zeit in allerlei Schreckbildern. Die Derwische leben gewöhnlich nur von Almosen, denen sich kein Muhammedaner entziehen kann.

Zu der Classe der Maasen gehören die Dorfältesten, Sultane, Jusbaschen, Meliks, Ak-sakals, Kewcha und Ketchuda genannt; sodann deren Gehülfen, Tschauschen und Gsiren genannt, und deren Verwandte, die Armenier, welche den Islam angenommen haben, die Verwandten und Diener der Beks, die gewesenen Diener des Khans und dergleichen. Unter der Regierung der Khane dienten die Maasen dem Khan persönlich, waren Krieger und wurden zu Sendungen verwendet; ihre Anzahl war damals beschränkt. Jetzt, wo die Würde der Aeltesten fast erblich geworden ist, rechnet man auch selbst die entferntesten Verwandten derselben zu den Maasen, d. h. sie betrachten sich häufig als von der Bezahlung der Abgaben und Steuern frei.

Die Bauern in der Provinz Karabag zerfallen in die der Krone, der Kirche, der Beks und in freie Landleute. Zu den Kronsbauern gehören die, welche nach der Flucht einiger Beks und des Khans an den Staat fielen; sie bezahlen eine Geldsteuer und einen Theil des Bodenertrages als Pacht, Baschi und Waldschagat; auf ihnen liegt auch die Leistung der Landfrohnen in Natura. Von Kirchenbauern zählt man 76 Familien. Einige derselben wurden den Klöstern von den alten armenischen Regenten Karabags verliehen, andere erhielten sie von den Personen, welche die Klöster verwalteten. Bauern der Beks oder Gutsbesitzer gab es früher nicht in Karabag. Die Khane bezahlten nämlich gleich den persischen Schahs ihren Dienern keine Geldbesoldungen, sondern gaben ihnen eines oder mehrere Dörfer zur Verwaltung mit dem Beding, außer den dem Khan zukommenden Abgaben eine besondere für sich zu erheben. Aber selbst die Verleihung von Dörfern war unter den ersten Khanen Karabags sehr selten. Zu den freien Bauern gehören die aus Persien übergesiedelten Armenier und Nestorianer, denen eine sechsjährige Steuer und Frohnfreiheit bewilligt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Tschinache sind verschieden, und enthalten an Weizen 15¼ bis 24 Pfund, an Gerste 12¼ bis 21 Pfund.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 45** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Zwei englische Romanschreiber aus den untern Volksclassen.** (Schluß.) — **Prometheus.** (Fortsetzung.)

Das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 1—2 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für den Buchhandel jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 144.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Mai 1838.

Ueber die alte russische Geschichte.

Thaddäus Bulgarin hat von seinem seit längerer Zeit angekündigten Werke: „Rußland in historischer, statistischer, geographischer und literarischer Beziehung," den 5ten und 6ten Band herausgegeben, welcher den 3ten und 4ten der Geschichte ausmacht, und spricht sich in der nordischen Biene Nr. 81 von diesem Jahr über die ersten Bände seiner Geschichte folgendermaßen aus.

Jede Geschichte hat ihre sogenannte vorhistorische Epoche, d. h. eine Reihe von Ereignissen, welche nicht von Zeitgenossen systematisch niedergeschrieben sind, sondern in späterer Zeit aus Volksüberlieferungen, Sagen, Gedichten, Gewohnheiten, sprüchwörtlichen Redensarten, religiösen Ansichten, alten Denkmälern und endlich aus der Geschichte und den Ueberlieferungen benachbarter Völker entnommen und abgeleitet wurden. Ein schönrednerischer Geschichtschreiber, wie Titus Livius, bildet aus diesen Bruchstücken ein Ganzes, und stellt es als historische Wahrheit hin; spätere Geschichtschreiber sind nun an den ersten gewiesen, der die Bruchstücke zu einem Ganzen sammelte. Wenn nun dieser erste Erbauer der Geschichte sich von seiner Einbildungskraft hinreißen ließ, sein Geschäft nicht verstand und ein Mährchen als Geschichte hinstellte, so gilt das schön erzählte Mährchen als Geschichte, bis eine gesunde historische Kritik dagegen auftritt. Auch unsere russische Geschichte hat eine solche vorhistorische Epoche, welche in zwei Perioden, die slawische und die slawisch-russische zerfällt. Die erste Periode, die slawische, wurde bei uns bisher gar nicht erforscht, und fast Niemand richtete seine Aufmerksamkeit darauf. Unsere Geschichtschreiber sprachen davon nur in ihrer Einleitung zur russischen Geschichte, mischten Stämme, Dialekte, Begebenheiten, Sitten und Gewohnheiten unter einander, und stellten dem Leser ein falsches Bild unserer Vorfahren in einem trügerischen Lichte hin und zeichneten Physiognomien, die den Originalen keineswegs glichen. Viele glaubten und glauben noch, daß die Geschichte aller slawischen Stämme etwas Ueberflüssiges in unserer Geschichte sey. In der vorhistorischen Epoche waren alle slawischen Stämme zerstreut auf der weiten Strecke von der Wolga bis zur Elbe und Saale, und vom baltischen bis zum schwarzen und adriatischen Meere, zerstreut, gleich den Trümmern eines mächtigen, durch ein Erdbeben zerstörten Gebäudes. Aber jedes Bruchstück, so verschieden auch seine Form seyn mochte, trug den Stempel seiner Herkunft. So bemerkt man z. B. an allen slawischen Gesetzgebungen den Geist des nowgorodischen russischen Rechts; überall waren die slawischen Genossenschaften auf einerlei Weise regiert, patriarchalisch im Frieden und monarchisch in Kriegszeiten; alle Slawen waren tapfer, gutmüthig, gastfrei, alle verehrten den Perun u. dgl. Aber trotz aller Aehnlichkeit in den Hauptzügen unterschieden sie sich in den Einzelnheiten, je nach Ort und Umständen. Da die slawischen Stämme unter fremden Völkern sich niedergelassen hatten, nahmen sie von diesen Sitten und Gewohnheiten an, und seit dem neunten Jahrhundert bildeten sich besondere Völker. Wer sich mit der Geschichte Eines slawischen Volkes beschäftigt, muß durchaus die Geschichte aller slawischen Völker kennen, so wie die Geschichte ihrer Nachbarn, um die Lücken und Auslassungen in der Geschichte jedes slawischen Stammes ausfüllen zu können. Diese Wahrheit ist von allen großen Historikern des 19ten Jahrhunderts anerkannt, und ich habe, überzeugt von derselben, die slawische Periode geschildert. Sie ist darum im Verhältniß zum ganzen Werke etwas weitläufig ausgefallen, weil ich zuerst dieses Feld betrat, und wußte, daß bei uns noch sehr wenig Kenntnisse über diese Periode verbreitet sind.

Die zweite Periode, die slawisch-russische habe ich zur vorhistorischen Epoche gerechnet, weil meiner Ueberzeugung nach es bei uns bis Jaroslaw keine eigentliche ächte Geschichte gibt. Die einzige Quelle dieser Periode ist eine Chronik, die unter dem Namen der Nestorianischen bekannt ist. Der Verfasser dieser Geschichte gesteht selbst, daß er nach Sagen und Ueberlieferungen schrieb; wir haben im Texte der Geschichte behauptet, daß zwar im russisch-slawischen Lande Sagen und Gedichte historischen Inhalts in Runenschrift verzeichnet bestanden, daß sie aber theils durch die Einführung des Christenthums vernichtet wurden, theils unzugänglich waren, denn sie konnten keine vollständige Geschichtserzählung enthalten. Die eigentliche Geschichte beginnt erst mit der dauerhaften Befestigung des Chri-

Digitized by Google

stenthums und der Ausbreitung der cyrillischen Schrift. Erst Wladimir legte hierzu den Grund, und Jaroslaw breitete sie aus und befestigte sie, als er die unumschränkte Herrschaft über alle slawischen Stämme, die sich Russen nannten, ergriff. Nestor schrieb um das Jahr 1110. Seine Erzählung bis zur zweiten Hälfte der Regierung Jaroslaws, oder richtiger bis ans Ende, ist verworren, unvollständig, kurz, mit Auszügen aus griechischen Chronikenschreibern, mit Betrachtungen über Religion und Moral, mit Wiederholung fremder Begebenheiten und Vergleichungen derselben mit Rußland angefüllt. Es ist augenscheinlich, daß Nestor Ueberlieferungen sammelte, und aus Sagen und gleichzeitigen Gedichten schöpfte. Die eigentliche Geschichte beginnt mit der zweiten Hälfte der Regierung Jaroslaws, und von dem Ende derselben, als der Bestand der Klöster bereits gesichert und schriftgelehrte Mönche sich darin niedergelassen hatten. Es ist schwer zu glauben, daß die erste ächte Handschrift an uns gelangt seyn soll: sie wurde umgeschrieben, verbessert, erhielt Zusätze oder Abkürzungen. Die Abschreiber oder Umarbeiter der Chronik stellten Rurik, Oleg, Igoar, Swaetoslaw, und die ihnen unterworfenen slawischen Stämme nicht in ihrer ursprünglichen wirklichen Gestalt, sondern nach den Vorstellungen ihrer eigenen Zeit dar. Die Chronikschreiber ließen sich nicht in Untersuchungen über Ursachen und Folgen ein, sondern erzählten bloß, was sie gehört oder gelesen hatten, und betrachteten die Gegenstände aus ihrem eigenen Gesichtspunkt. Darum finden wir in unsern Chroniken keine Nachrichten, wer diese oder jene Russen waren, woher Rurik kam, auf welchen Grundlagen seine Macht beruhte, was die Einrichtungen und die Regierungsform unter den ersten Fürsten waren u. dgl. Unsere Chronikschreiber sprechen nicht von der Herkunft der fremden Völker in der Nähe der slawischen Stämme, und theilen uns weder geographische noch statistische Beschreibungen der Länder mit, in welchen die Begebenheiten vorfielen; über alles dieß geben sie nur gelegentliche, abgerissene und ungenaue Kunde.

(Schluß folgt.)

Lebensbilder aus Portugal.

Aufenthalt in Setubal.

(Schluß.)

Diese Bereitung mit anzusehen, ist allerdings von Interesse für den, dem es etwas Neues ist. Aber auch ein anderer Gegenstand, wenn man nach diesen Gegenden hin und längs den Ufern des Flusses hinauf einen Spaziergang unternimmt, erregt die besondere Aufmerksamkeit des Naturforschers und Geologen. Ungefähr in einer Entfernung von fünf- bis sechshundert Schritten von den letzten Häusern der Stadt, wo die gelben Sandhügel mit ihren lose zusammen gebackenen Bestandtheilen, meistens Quarzkörnchen mit gelblichem Eisenoxyd verbunden, steil emporragen, da ihre Basis fortwährend von der Strömung des Flusses weggewaschen wird und alsdann oft Nachrutschungen von oben entstehen, die nur hie und da durch eine magere Vegetation und einzelne darauf wachsende kleine Pinienstämme verhindert werden, tritt aus diesem losen Sande ein grotesker, dunkler, fast schwarz aussehender Felskopf hervor, mit tausend Löchern und Höhlungen, wie von der Zeit zernagt und zerfressen, weßhalb man ihm auch den Namen pedra furada (der durchlöcherte Fels) gegeben hat. Seine Höhe vom Wasserspiegel kann wohl an die 60 Fuß betragen mit ungefähr 40 Fuß im Durchmesser nach allen Seiten zu. Nach drei Seiten zu steht derselbe ganz frei, die Rückseite ist aber noch in den Sandberg vergraben, so wie der Sand auch wohl die andern drei Seiten ehemals umgeben haben mag, bevor der Strom sich immer weiter in diese nördlichen Ufer einfraß und dieselben so lange fortspülte, bis endlich dieser Felskopf ganz bloß gelegt wurde. Betrachten wir aber diesen Felsen genauer und zergliedern ihn in seine Theile, so gewahrt man, daß diese aus nichts Anderem bestehen, als den nämlichen Bestandtheilen der sandigen und losen Umgebung, die hier aber durch eine beträchtlichere Quantität von schwarzem und rothbraunem Eisenoxyd zu einer festern Substanz mit einander verbunden sind, und an vielen Stellen so innig, daß es hier sich nicht nur von einer mechanischen Zusammenbackung handelt, sondern es mußten bei deren Bildung auch chemische Verbindungen und Solutionen mitwirken um die Bestandtheile gleichsam in einander zu verschmelzen, und in einen Guß zu bringen. So begreift man denn wohl, daß eine solche Solution an dem einen Orte wohl stärker war als an dem andern, daher festere und losere Felsenpartien entstanden, wovon die letzteren leicht auswitterten, von der darauf wirkenden unbeständigen Temperatur zernagt wurden, während die festern Theile stehen blieben, dem Ganzen also dieses zernagte und zerfressene Ansehen gegeben wurde, was so wunderbar erscheint und so charakteristisch ist; denn dieses Ausgefressene dringt oft tief in das Innere des Felsens hinein, wie Drusen-Räume auf Gängen, und bildet nicht nur Höhlungen von mehreren Fuß im Durchmesser und in der Tiefe, sondern an manchen Orten — jedoch nur an den loseren Stellen, wo sich die Masse mit den Fingern zerreiben läßt — hat derselbe Millionen kleine Löcher nach allen Richtungen hin, wie Wurmlöcher, die wahrscheinlich auch keinen andern Ursprung haben. Nun kommt aber eigentlich das Räthselhafte an diesem Felsen: daß man nämlich sowohl auf der Ost- als auf der Südseite eine Menge verticaler, auch zuweilen etwas geneigt stehender, oder mit einer geringen Biegung versehener cylinderförmigen Röhren anstehen sieht, sowohl einzeln und zerstreut in der sie umgebenden lockern Masse, als auch mehrere bündelförmig beisammen, sowohl von der Dicke eines kleinen Fingers als der von 4, 6, 8 und 10 Zoll Stärke; an einer andern Stelle, nach dem Gipfel der Felsenwand auf der Südseite — wo die Masse am compactesten und ganz schwarz erscheint mit einem bläulichen Schiller, fast wie taubenhälsig angelaufen, und wie manche phosphorsaure Eisengattung sich zu erkennen gibt — zeigte sich zwar nicht die Cylinderbildung, jedoch eine Annäherung dazu, es sieht aus wie krummschalige Ablösungen, wie hintereinander gestellte Hohlziegel. Die Länge der sich dem Auge darstellenden Cylinder ist sehr verschieden, man sieht deren bis zu 1 Fuß Länge aus dem Grunde hervorragen,

Digitized by Google

in welchem sie sich dann verlieren, knolliger werden, und in die Masse übergehen, d. h. so verhielten sich einige, denen ich nachgraben ließ, andere aber setzten sich in die Tiefe fort, und einen ganz frei stehenden 6zölligen, der wie ein Pfeiler die darauf sitzende Felsenmasse trägt, konnte ich bis zu 4' Tiefe verfolgen, die Arbeit aber wegen der Gefahr des Herabstürzens der obern Felsenmasse nicht weiter fortsetzen. Diese Cylinder sind, wie schon gesagt, alle röhrenförmig; ihr Kern ist hohl, allein die Höhlung ist durchaus mit dem feinsten Sande angefüllt, so fein, daß man ihn zu den Sanduhren gebrauchen könnte. Die Höhlung, nachdem man sie vom Sande befreit hat, ist entweder zirkelrund oder oval; und an manchen Cylinderstücken zeigt sich beides, auf der einen Seite rund, auf der andern oval. Der Durchmesser dieses hohlen Raums steht fast immer im Verhältnisse mit dem Durchmesser des ganzen Cylinders und verhält sich wie 1 : 3, oder er beträgt $^1/_3$ vom Ganzen. Die innern Wände der Höhlung sind so glatt, wie es bei einer feinen Sandsteinmasse nur möglich ist, von außen sind diese Cylinder aber sehr rauh, oft knollig. Beschaut man sie auf ihrem Querbruch und analysirt mit dem Auge ihre Bestandtheile, so findet man, daß sie quarzig sind, durch Eisenoxyd braunröthlich gefärbt. Die ganze Masse ist nach dem Kern zu compacter fest und dunkler gefärbt, wie wenn sie hier eine Schmelzung erlitten; nach der Peripherie zu aber wird die Färbung immer heller, so wie auch das Zusammenverschmolzene sich verliert und nur eine Zusammensinterung von Quarzkörnchen erscheint, die endlich in eine zerreibliche Oberfläche übergehen. In Deutschland und andern Staaten würde dieser merkwürdige Fels schon längst eine geologische Berühmtheit erhalten haben; man würde aus großer Ferne zu ihm wallfahrten, und sein Judicium über die Entstehung dieser Cylinder-Röhren an ihm geschärft, und lange voluminöse Tractate darüber geschrieben haben; hier aber, ungeachtet er den Menschen vor der Nase steht, hat er noch weiter keines Menschen Aufmerksamkeit auf sich gezogen, als daß man sich davon mit einem alten Weiberschnak trägt, wie bei Nacht daselbst Geister umgehen. Ich war daher der Erste, der ihn einer genaueren Untersuchung würdigte, wovon die Resultate auch in den Memorias da Academia das Sciencias mitgetheilt werden. Mein erster Gedanke bei Ansicht dieser Cylinder war an Blitzröhren, jedoch nach öftern Besuchen, die ich diesem Felsen abstattete, mußte ich diese Idee verwerfen, und es schien mir wahrscheinlicher, daß diese Cylinder durch Incrustationen einer im Sande untergegangenen Pflanzenwelt, besonders des Schilfrohrs entstanden, wobei chemische Kräfte, Auflösungen und Anziehungen mitgewirkt. Ich glaubte dieses zur Evidenz erwiesen, und ließ es in den genannten Memorias drucken; da stiegen mir aber bei abermaligen Untersuchungen auf der zweiten Ausflucht nach Setubal wieder neue Zweifel auf, und es scheint mir jetzt am wahrscheinlichsten, daß diese Cylinder-Röhren, als der Boden noch unter Wasser stand, und auf diesem Platze durch die Anhäufung von Phosphoreisen mehr schlammig war, durch Freiwerdung unterirdischer heißer Dämpfe, die sich Oeffnungen durch die weiche Masse schufen, die allenthalben nachgab, entstanden sind. Diese Ideen, sowohl die einen als die andern, näher zu entwickeln, gehört nicht hieher, und sollen für ein anderes dahin einschlagendes Werk aufgespart werden.

Nivellirung zwischen dem Mittelmeer und dem Euphrat.

Während der Expedition des Obrist Chesney auf dem Euphrat unternahm ein Hr. Thompson die Nivellirung des Landes zwischen dem Euphrat und dem Mittelmeer, um zu wissen, ob es möglich sey, Canäle oder Eisenbahnen anzulegen. Das Hauptresultat dieser großen Arbeit war, daß das Bett des Euphrats *) 638 englische Fuß (191 M. 4 Centim.) über dem Niveau des Mittelmeeres liege. Der Zwischenstrich zerfällt in vier Abtheilungen, die sich in Höhe, geologischer Structur, Vegetation, so wie in den Sitten der Einwohner unterscheiden. Die erste Gegend, vom Euphrat aus gerechnet, ist ein Kreideterrain, das eine Höhe von 1500' erreicht, schwach undulirt und sehr fruchtbar an Korn und Baumwolle ist; die Höhen sind von ansässigen Turkomanen und Arabern bewohnt. Die großen Ebenen des Landes sind nach allen Richtungen von zahlreichen, mehr oder minder runden, theils natürlichen, theils künstlichen Hügeln besäet, an deren Fuße gewöhnlich ein Dorf liegt. Die zweite Region umfaßt den Kalkstrich im Thale Ghuderieh mit einer mittlern Höhe von 450'; er ist sehr fruchtbar und größtentheils von ackerbautreibenden Kurden bewohnt. Die dritte Region ist die Ebene von Kuf, etwa 505' über dem Mittelmeere; sie ist größtentheils nur mit Grospflanzen bedeckt, und dient den nomadischen Turkomanen als Weide. Die vierte Region umfaßt das felsige, unregelmäßige Thal von Antiochia, das 220 bis 340' Höhe hat, und es gehören dazu die Alluvialebenen des Orontes, welche sich allmählich gegen das Mittelmeer herabsenken. Dieser Strich ist mit stets grünem Buschwerke bedeckt, und von einigen syrischen Familien bewohnt, die in dieser pittoresken Einsamkeit eine gemischte Religion üben.

Die muselmännischen Provinzen Rußlands in Asien.

III. Die Provinz Karabag.

7. Einwohner.

(Schluß.)

Der Herkunft nach bestehen die Bewohner von Karabag aus Armeniern, Tataren, Kurden und Nestorianern. Die Armenier sind die Nachkommen des ältesten Volkes in Asien, und eines von den ersten, die das Christenthum annahmen. Die Tataren, welche sich Moslems nennen, zum Unterschiede von den Persern, die von ihnen den Namen Kissl Basch, Arachli und Kadscharen erhalten, und von den Türken, die sie Osmanen nennen, bestehen aus sehr verschiedenen Stämmen, deren Namen theils von Anführern, theils von den Wohnorten, theils von Handwerken, die sie ehemals trieben, hergenommen sind. Die Kurden oder Kürden stammen wahrscheinlich von den alten Parthern, die in Assyrien und Mesopotamien zerstreut waren. Einige behaupten, die Parther hätten in syrischer Sprache Kerad geheißen, ein Wort, das nachher in Kurden oder Kürden umgewandelt worden sey. In Karabag zerfallen sie in die Gemeinden Karatschorlu, Hadschi-

*) Wohl da, wo die Dampfschiffe zusammengesetzt wurden, ungefähr unter 36° N. B.

samü, Koboni, Püssian, Minschumentü, Tschetoslanti mit manchen andern Unterabtheilungen. Die Nestorianer nennen sich selbst Nastran, und zogen nach dem Frieden von Turkmentschai aus Persien herüber. Einige wollen wegen der Sprache, und weil die Gothen bei der Annahme des Christenthums sich zu der Lehre des Arius bekannten, die Nestorianer von den Gothen ableiten, und meinen, sie hätten sich, als das Concilium von Ephesus den Fluch über Nestor und seine Anhänger aussprach, nach Asien gezogen; sie selbst halten sich für Nachkommen der Griechen. Die größere Zahl der Nestorianer bewohnt die unzugänglichen Gebirge an der Gränze von Persien gegen die Türkei; sie haben ihren eigenen Patriarchen, und führen fast unaufhörlich Krieg mit ihren nächsten Nachbarn, den Kurden.

Die armenische Kirche zerfällt bekanntlich seit dem Mittelalter, wo päpstliche Missionäre nach Armenien kamen, in die eigentlich armenische und in die katholisch-armenische Kirche, obwohl auch die erstere einige Gebräuche und namentlich die Anordnung der Altäre von den Katholiken entlehnt hat. Der Mangel an Bildung der armenischen Geistlichkeit und die Herrschaft der Muhammedaner hat der armenischen Kirche sehr geschadet. Die Armenier von Karabag gehen ohne alle Zeichen von Ehrfurcht mit den Mützen auf dem Kopf in die Kirche; beim Gebet machen sie laute Ausrufungen gleich den Muhammedanern, sie glauben an Talismans und tragen sie bei sich, opfern den Heiligen verschiedene Arten von vierfüßigen Thieren und Vögeln, indem sie sie am Eingang in die Kirche und manchmal in der Kirche selbst abschlachten, sie treiben Vielweiberei mit allen Gebräuchen der Trauung, ja selbst die Taufe ist bei ihnen entartet, und die Geistlichen geben gewöhnlich den Kindern mostemitische Namen.

Die Muhammedaner zerfallen in Sunniten, Schiiten und Aliakahen. Diese letztern sind muhammedanische Sectirer, welche Ali statt Muhammed als Propheten (oder eigentlich der Bedeutung ihres Namens nach als Gott) ansehen, keinen Tabak rauchen, noch schnupfen, dagegen aber Wein und Branntwein trinken.

Die Bewohner von Karabag sprechen armenisch, tatarisch und kurdisch: das letztere ist ein verdorbenes Persisch mit einem Gemenge von türkisch-tatarischen Worten. Die gebräuchlichste Sprache ist die tatarische. Persisch sprechen sehr wenige und nur gebildete Leute, oder solche, die in Persien gelebt haben. Die Nestorianer sprechen ihre eigene Sprache, in welcher türkisch-tatarische, griechische, und, wie Einige glauben, auch gothische Worte vorkommen.

Da die Eingebornen der Faulheit ergeben sind und sich wenig mit körperlichen Arbeiten beschäftigen, so zeichnen sie sich nicht durch die den Söhnen des Nordens eigene Körperkraft aus, übertreffen aber dieselben an Schönheit der Formen und Höhe des Wuchses; ihre Gesichtsfarbe ist dunkelbraun, ihre Haare schwarz. Die Armenier in Karabag sind zum Betrug, die Tataren zum Diebstahl geneigt; beide sind kriechend vor Höhern, hochmüthig vor Niederern; sie sind ungemein geldgierig und eigennützig, und halten alle Mittel für erlaubt, wenn sie nur Geld damit zu erwerben hoffen. Weder Tataren noch Armenier zeichnen sich durch Tapferkeit aus, obwohl ihr äußeres Ansehen und ihre gewöhnliche Keckheit bei Wettrennen das Gegentheil zu zeigen scheinen; die zum Kurdenstamme gehörigen Nomaden sind tapfer und kühn. Eine gewaltige Neugierde und Hang zum Lügen zeichnet sie alle aus. Ein falscher Eid, Verleumdung und lügenhafte Angaben sind etwas sehr gewöhnliches.

Die Tataren beobachten im Allgemeinen die Vorschriften ihrer Religion sehr strenge: zur Fastenzeit, Orutsch, nehmen sie von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang nicht nur durchaus keine Speise zu sich, sondern trinken nicht einmal Wasser und rauchen nicht einmal den so sehr geliebten Tabak. Nur sehr wenige von ihnen trinken gebranntes Wasser; Speisen, die von Andersgläubigen zubereitet sind, genießen sie nicht; Kleider und Schuhe, die von ungläubigen Händen verfertigt sind, halten sie für unrein. Angesehene Beks und Khane reiten nie anders aus ihrer Wohnung als in Begleitung einer Schaar von Reitern, d. h. von Dienern, von denen einer vor dem Pferde her, zwei an den Steigbügeln, der vierte hinter dem Pferde geht, der fünfte die Pfeife trägt, der sechste die Pferdedecke u. s. w. Beim Eintritt eines Gastes von vornehmer Herkunft stehen alle, die im Zimmer sitzen, auf, und man läßt den Neuangekommenen, je nach seinem Range, weiter oben oder weiter unten sitzen.

Die Frauen, mit Ausnahme der Kurdinen, zeigen sich nie vor fremden Männern, und gehen nie anders als verschleiert aus dem Hause. Vielweiberei ist zwar gestattet, doch haben nur wenige Moslems mehr als eine Frau. Das Zusammenwohnen von Armeniern mit Moslems und die seit Jahrhunderten dauernde Abhängigkeit von denselben gewöhnte die erstern an die Sitten und Vorurtheile ihrer Beherrscher. Unter den Khanen gab es Beispiele, daß Armenier mehrere Frauen hatten, mit denen sie in der Kirche getraut waren. Tataren und Armenier führen ein sehr nüchternes und mäßiges Leben; bei den Tataren zeichnet sich das weibliche Geschlecht durch Keuschheit aus, was man von den Armenierinnen nicht sonderlich rühmen kann. In der Kleidung sind Tataren und Armenier sparsam bis zum Geiz, so daß Leute von wohlhabenden Umständen manchmal in Lumpen einhergehen.

In der Provinz finden sich sieben Schulen, wovon drei Knabenschulen in den Klöstern St. Jacob und Latiw und dem Dorfe Tschinachtschi, eine Mädchenschule im Dorfe Schiper, und drei tatarische Knabenschulen in den Dörfern Aldara, Nuady und Bolz-Agmetli. Außer diesem unterrichten die armenischen Geistlichen und die tatarischen Mullahs die Jugend in den Kirchspielen. In den Schulen und den Kirchspielen wird Lesen und Schreiben in armenischer, tatarischer, arabischer und manchmal auch in persischer Sprache gelehrt. Die Zahl der Lehrer in den Dörfern beträgt 150.

Im ganzen transkaukasischen Lande gibt es keine unreinlichern Wohnungen, als die der Tataren von Karabag: ausgegrabene Erdhütten, die kaum mit Reisholz und Erde gedeckt, dunkel und rauchig sind, bilden die Winterwohnungen, zu Sommerwohnungen dienen Rohrhütten, die mit Filz gedeckt sind. In den Magalen Kjäderli, Otuskeli und Ostonom wohnen sie in Schuppen von Strauchwerk, die mit Thon und manchmal mit Dünger beworfen sind, und diese Schuppen sind in Vergleich mit den übrigen Wohnungen reiche Gebäude. Die Armenier, die im Gebirge wohnen, und die Tataren des Magals Migrigüne haben viel bequemere Häuser; viele sind von Stein gebaut und ziemlich reinlich. Die Gewohnheit des Nomadenlebens und ein mildes Klima nöthigen die Tataren nicht, sich um bequemere Wohnungen zu bekümmern, so daß der größere Theil von denen, die ein nomadisches Leben führen, nicht einmal Erdhütten haben, sondern das ganze Jahr in Alatschugen oder Rohrhütten leben, und stets den Wohnort wechseln, um für ihr Vieh das beste Futter aufzufinden.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 145.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Mai 1838.

Bilder aus Paris. Nr. 4.

Uebersicht der neuesten Leistungen der Franzosen auf dem Gebiete der Geschichte, der Alterthumskunde und der Philologie.

Die meisten geschichtlichen Werke der Franzosen hatten seit dem Beginne der ersten Revolution immer nur den Tag und die nächste Vergangenheit im Auge, und behandelten sie die ältern Epochen, so wurden sie beinahe immer mehr oder weniger als ein Tummelplatz der Leidenschaft und des Parteihasses betrachtet, auf dem jeder sich frei und ungehindert bewegen durfte. Auch die Julusrevolution hatte einige dieser Producte in ihrem Gefolge. Die Zeit hat sie bereits gerichtet, und es steht eine Rückkehr dieser verderblichen, die Wahrheit entstellenden Richtung nicht mehr zu befürchten. Nüchterne Beobachtung und eine gewisse Selbstverläugnung sind an die Stelle des politischen Fanatismus getreten. Allenthalben zählt die historische Forschung ihre Liebhaber, und um ein Urtheil über die Vergangenheit fällen zu können, sucht man vor der Hand die Documente ans Licht zu ziehen und zu erklären.

Das umfassendste Unternehmen dieser Art ist unstreitig die Collection de Documens inédits sur l'histoire de la France, publiés par ordre du roi et par les soins du ministre de l'instruction publique, wozu Guizot, aus was für Absichten kümmert uns nicht, die Idee angegeben hat. Vierzehn Bände sind bereits erschienen. Die Lieferungen des vorigen Jahres enthalten:

1) Die Histoire de la croisade contre les hérétiques Albigeois, in provençalischen Versen von einem gleichzeitigen Dichter nebst der Uebersetzung des Herausgebers, M. C. Fauriel. Dieses Gedicht, das aus einer Bibliothek in die andere wanderte, ohne einen Herausgeber zu finden, gehört gegenwärtig der königlichen an. Es gibt uns ein treues Bild von der Zeit, in der es abgefaßt wurde, und kann häufig den Geschichtsschreibern der Epoche zum Commentare dienen. Die Einleitung des Herausgebers enthält Alles, was erforderlich ist, um es zu verstehen und in poetischer wie in historischer Hinsicht zu würdigen.

2) Die Réglemens sur les arts et métiers de Paris au treizième Siècle, bekannt unter dem Namen des Livre de métiers d'Etienne Boileau erscheinen hier ebenfalls zuerst vollständig. Der Herausgeber, H. Depping, hat die Handschriften der königlichen Bibliothek und der verschiedenen Archive des Königreichs benutzt. In der Einleitung, so wie in den Noten, zeigt der Herausgeber viel Urtheil und eine solide Gelehrsamkeit.

Als Zugabe folgt nach S. 327, wo das Buch über die Gewerbe schließt: Les ordonnances sur le commerce et les métiers, rendus par les prévôts de Paris depuis 1270 jusqu'en 1300, nebst verschiedenen hierauf bezüglichen Belegestücken.

3) Paris sous Philippe-le-Bel. Unter diesem Titel hat Hr. H. Géraud die Sammlung mit sehr wichtigen Beiträgen beschenkt. Das Portrait der Stadt Paris unter dem genannten Könige ist nach den betreffenden Originaldenkmalen, besonders nach jenem Manuscripte, welches die Besteuerungsliste der Bewohner von Paris im J. 1292 enthält, mit großer Treue entworfen. Die Noten, so wie eine historische und statistische Uebersicht geben diesem Werke einen besondern Werth. Der Anhang: les rues de Paris in Versen, und le Dictionnaire de Jean de Garlande in lateinischer Sprache aus der Mitte des eilften Jahrhunderts, welches eine Nomenclatur der verschiedenen Gewerbe enthält, ist dem Alterthumsforscher besonders angenehm.

Diese drei Bände zeigen, daß den Franzosen weder die Gelehrsamkeit noch der Fleiß, welche zu so großen Unternehmungen erforderlich sind, abgehen. Friede nach außen und Ruhe im Innern werden die jüngere Generation allmählich der Wissenschaft zuführen.

Das genannte Werk findet allenthalben Anklang und Nachahmung; besonders befruchtend wirkte es auf die Provinzen. Man ist seit so langer Zeit daran gewöhnt, alles Ausgezeichnete auf dem Gebiete der Wissenschaft, Literatur und Kunst in der Hauptstadt ans Licht treten zu sehen, daß ein umfassendes, gediegenes Werk, welches in einer Provincialstadt erscheint, als ein Phänomen betrachtet wird. Besonderes Aufsehen macht in dieser Beziehung l'Ancien Bourbonnais, unternommen von Achille Allier und fortgeführt von Adolph Michel, welches zu

Digitized by Google

Moulins bei Desrosier erscheint. Plan, Disposition, Redaction, Druck, Holzschnitte, Kupferstiche, Lithographien sind das Werk der in Rede stehenden Provinz. Schade, daß ein frühzeitiger Tod Allier der historischen Forschung entriß. Hr. Adolph Michel hat von der Mitte der 18ten Lieferung ab den ersten Band zur höchsten Zufriedenheit aller Kenner beendigt. Dieser Band enthält die eigentliche Geschichte des Bourbonnais.

Der zweite, welcher die Beschreibung der Provinz enthalten soll, ist einem jungen Literaten von anerkannten Fähigkeiten, Hrn. Louis Batissier, anvertraut.

Den dankenswerthen Leistungen im Gebiete der historischen Forschung sind ferner beizuzählen der XIV und XV Band des Werkes: Archives curieuses de l'Histoire de France von Ludwig XI bis auf Ludwig XVIII, eine Ausbeute der verschiedenen Archive des Königreichs.

Die Société de l'histoire de France gab im verflossenen Jahre den dritten Band des Gregor von Tours mit verbessertem Text und einer Uebersetzung von J. Guadet und Taranne heraus. Sie hat gleichzeitig mit dem Gregor von Tours die Mémoires de Pierre de Fenin nach einem zum Theil inedirten Manuscript der königlichen Bibliothek, mit Anmerkungen begleitet, herausgegeben. Diesen Band hat Mlle. Dupont bearbeitet. Die seltene Correctheit des Textes, die tiefe Gelehrsamkeit und der wahrhaft kritische Sinn, der sich in der Vorrede und dem Commentar kund gibt, ein hinzugefügtes Glossarium, vollständige Inhaltsanzeigen, die Genauigkeit in den Citaten, so wie die Vortrefflichkeit der Anordnung des ganzen Bandes, dürften Mlle. Dupont die Mitgliedschaft in mehrern Akademien zu Wege bringen, wenn es Sitte wäre, den Frauen hier eine Stelle zu gönnen. Die Gesellschaft hat ihre Publicationen von 1836 mit dem Annuaire Historique für 1838 geschlossen. Es enthält die Liste der Erzbisthümer und Bisthümer Frankreichs, ein Verzeichniß der Klöster und einen Versuch über die alten Territorial-Eintheilungen der Normandie nebst einer französischen Karte aus dem 15ten Jahrhundert und einem Versuch über die religiöse Architektur des Mittelalters in Frankreich.

Wir dürfen nicht unerwähnt lassen die Herausgabe der Grandes chroniques de France oder Chroniques de St. Denis, deren zweiter Band ebenfalls im vorigen Jahre erschienen ist und viele Ergänzungen nach vollständigern Handschriften, als den Benedictinern zu Gebote standen, enthält. Diese Ausgabe ward von Paulin Paris, dem Herausgeber des Ville-Hardouin, welches Werk so eben die Presse verläßt, besorgt.

Hr. Michelet hat im vorigen Jahre den dritten Theil seiner Geschichte Frankreichs und einen Band der Origines du droit français herausgegeben, und Hr. Augustin Favre seine Geschichte der Provence beendigt.

(Schluß folgt.)

Ueber die alte russische Geschichte.

(Schluß)

Daraus entsprangen Streitigkeiten und Zänkereien der Gelehrten über unsere vorhistorische Epoche. Die Russen beschäftigten sich wenig damit, und überließen den wichtigsten Theil ihrer Geschichte deutschen Gelehrten, von denen der größte Theil die russische Sprache nicht verstand, und viele sogar niemals Rußland gesehen hatten. Indem sie jedes Wort der Handschrift nach ihrem Sinne deuteten, manchmal den Text der byzantinischen Historiker im buchstäblichen Sinne nahmen, ein anderes Mal, von occidentalischen Chronisten wie von einem Compaß geleitet, die Sätze nach ihren Ansichten auslegten und an den Slawianismus deutsches Maaß und Gewicht anlegten, haben viele geachtete deutsche Gelehrte unfreiwillig unserer alten Geschichte geschadet, indem sie von der eigentlichen Quelle sich entfernten, und ihre einfachen Anfänge verwirrten. Aus den unrichtigen Ableitungen und Theorien deutscher Gelehrten, die auf eine Menge abgerissener Sätze fränkischer und byzantinischer Schriftsteller gegründet waren, erbauten unsere schönrednerischen Schriftsteller das alte Rußland nach dem Vorbilde der germanischen Reiche im westlichen Europa, ersannen einen in Rußland nie vorhanden gewesenen Feudalismus, eine nie vorhandene Reichseinrichtung, schufen Personen, die Rußland und den Slawen gleich fremd waren, und ließen sie handeln nach dem Vorbilde der deutschen Merowinger und Carolinger. Wir erkennen mit Dank, daß sich viel Gutes und Wahres in den Forschungen Schlözers, Müllers, Thunmanns und anderer deutschen Gelehrten findet, aber wir müssen auch offenherzig bekennen, daß sehr wenige unsrer Schriftsteller nur das Gute benützten und es vom Schlechten ausschieden, sondern ohne Unterschied das ganze Chaos annahmen. Die historische Kritik hatte überhaupt im achtzehnten Jahrhundert eine falsche Richtung, und diese namentlich diente vielen unserer Geschichtschreiber als Grundlage für den Aufbau unsrer alten Geschichte. Die vortrefflichen Forschungen Lehrbergs und Krugs beschränken sich unglücklicherweise auf wenige Gegenstände und umfassen nicht die ganze vorhistorische Periode. Die Arbeiten Fráhns erwiesen sich für unsere alte Geschichte von großem Nutzen. Ewers ist, trotz seiner Irrthümer in Bezug auf die Russen, ein Licht erster Größe an dem dunkeln Horizont der vorhistorischen Epoche. Diese vier Männer, nicht slawischen Ursprungs, haben der alten russischen Geschichte die bedeutendsten Dienste geleistet: zu ihnen kann man auch noch Thunmann rechnen. Das bedeutendste Verdienst Schlözers bestand darin, daß er die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf die russische Geschichte hinwendete, aber das Uebel, was er der Geschichte durch falsche Auslegungen und seine bittere Streitsucht, welche die Gegner zum Stillschweigen bewog, zugefügt hat, überwiegt das Gute, was er gethan hat.

Indem ich mich zu den ersten Quellen der Geschichte zurückwandte, sie kritisch sichtete und die Forschungen deutscher Gelehrten an dem lebendigen, historischen Material erprobte, das heißt an unsrer alten und der Volkssprache, an den bis jetzt in Rußland erhaltenen Gewohnheiten und Ueberlieferungen des Volks, an denjenigen Orten nämlich, wo die moderne Bildung noch nicht die alten Spuren des frühern Lebens verwischt hat, so überzeugte ich mich, daß die Slawen, die sich später Russen nannten, nicht so waren, wie sie die Gelehrsamkeit der

Digitized by Google

letzt vergangenen Zeit und die Schönrednerei schilderte. Indem ich das alte Rußland unter einem neuen Gesichtspunkt darstellte, der mir als der ächte erschien, konnte ich nicht den gewöhnlichen Weg einschlagen, den man bei uns den historischen oder erzählenden nennt. Darum werden mich wahrscheinlich die Leute tadeln, welche eine malerische Darstellung der Begebenheiten gewöhnt sind; ich mußte die Lücken mit Forschungen ausfüllen, um falsche Meinungen und daraus gezogene Deutungen zu widerlegen, welche, wie man zu sagen beliebt, die Erzählung zerreißen. So mußte Karamsin in der vorhistorischen Epoche verfahren, so verfuhr Michelet im ersten Theil seiner französischen Geschichte, zu diesem Mittel mußte Geyer in seiner vortrefflichen Urgeschichte Schwedens seine Zuflucht nehmen, und so beinahe alle Historiker des 19ten Jahrhunderts. Glücklicher als alle in dieser Beziehung war der Franzose, der fast Alles schon vorgearbeitet fand, und das Gemälde des Alterthums verzieren und mit den Blumen der Einbildungskraft beleben konnte; ich mußte geraden Weges auf mein Ziel los gehen und mich nicht um rhetorische Künste bekümmern. Einige Freunde riethen mir die Untersuchungen von der Erzählung zu trennen und nach dem Vorbild anderer sie in besondern Anmerkungen niederzulegen; hätte ich aber diesem Rathe gefolgt, so wären aus meiner Arbeit zwei Werke von fast gleichem Umfang hervorgegangen: fast jeder Satz, jedes Wort im Text hätte eine besondere Anmerkung verlangt; ich mußte die Auslegungen und Schlüsse mit den Beweisen und Deductionen vermischen und verschmelzen, und glaube, daß ich nicht wohl anders verfahren konnte.

In der slawischen Periode haben meine Leser ersehen, daß die russischen Slawen zwei Hauptvereine bildeten, den nördlichen, dessen Vereinigungspunkt in Nowgorod war, und den südlichen, der seinen Sammelpunkt in Kiew hatte. Die nördlichen und südlichen slawischen Stämme unterscheiden sich von einander durch scharfe Züge, konnten sich lange nicht vereinigen und brachten dem gemeinsamen Vaterland durch ihre Eifersucht großen Schaden, bis endlich die russischen, nach Nowgorod berufenen Fürsten sich im Süden durch das Recht der Eroberung festsetzten; von dieser Zeit an beginnt die slawisch-russische Periode, d. h. es fängt das Reich sich zu bilden an, welches endlich durch den christlichen Glauben, durch die monarchische Vollgewalt und durch die Gesetzgebung sich befestigt. Bis dahin war ein Chaos! wie dieß allmählich geschah unter großer Arbeit, das werden die Leser in den beiden jetzt erschienenen Bänden aus einander gesetzt finden; die Untersuchungen sind jetzt zu Ende, und im folgenden Theile beginnt die reine Erzählung.

Die muselmännischen Provinzen Rußlands in Asien.

III. Die Provinz Karabag.

(Fortsetzung.)

8. Nationalreichthum.

Zu der Ackerbauindustrie der Einwohner gehört der Anbau von Weizen, Gerste, Spelt, Hirse, Reis, Baumwolle, Sesamkraut, Lein und Tabak, so wie die Unterhaltung von Maulbeerbaumgärten, Fruchtbäumen und Reben. Weizen, Gerste, Spelt und Flachs werden fast ausschließlich in den bergigen Strichen gebaut, weil die Ebenen zu heiß sind und zu Bewässerung der Felder nicht genug Wasser haben; zudem baut man auf den Ebenen werthvollere Pflanzen, wie Reis, Baumwolle, Tabak, Sesamkraut und manchmal Hirse, welche vortrefflich gedeiht. Man säet in der Provinz über 12.000 Tschetwert Weizen, 11.000 T. Gerste, 250 T. Spelt, 400 T. Hirse, 2250 T. Reis, 850 T. Baumwolle, 50 T. Leinsamen und nicht über 5 T. Sesamkraut. Außerdem werden jährlich 215 Dessätinen als Küchengärten benutzt, und man gewinnt etwa 450 Pud Tabak. Da zwei Drittheile des Ackerlandes jährlich brach liegen bleiben, mit Ausnahme der Kreise Bargueschat und Tschaundur, wo man den Boden nicht ruhen läßt, so kann man die ganze Ausdehnung des Ackerlandes auf etwa 100.000 Dess. anschlagen. Diese unbedeutende Anzahl im Vergleiche mit der Ausdehnung der Provinz erklärt sich daraus, daß der größere Theil der Ländereien von Karabag, welche zwischen dem See Kara Göl und dem Quellbezirke des Basartschai, so wie am Ufer des Araxes vom Dorfe Migri bis zur Mündung des Tschaundur, von der Brücke von Chudaferin bis zur Mündung des Araxes und am Ufer des Kur hinauf ganz öde liegen bleiben, theils wegen der geringen Bevölkerung, theils wegen Mangel an Wasser; ferner dadurch, daß diejenigen Einwohner von Karabag, welche ein nomadisches Leben führen, sehr wenig, und einige Städte und Dörfer sich gar nicht mit dem Ackerbau beschäftigen, sondern zahlreiche Heerden haben, zu deren Unterhalt sie nur die Weideplätze aufsuchen; daß der größere Theil der bessern Ländereien im Besitze der Beks ist, welche nur gegen sehr drückende Bedingungen Land an Ackerbauern geben, und endlich daraus, daß ein sehr bedeutender Theil der Provinz aus Bergen besteht, die mit Wäldern bedeckt, und aus Steppen, die mit dichtem Schilfe bewachsen sind; diese letztern können zwar in fruchtbare Ländereien umgewandelt werden, aber nicht ohne Mühe, welche die Eingebornen scheuen.

Die fruchtbarsten Ländereien in Karabag liegen an den Mündungen der Flüsse Akäri, Tschaundur und Basittschai, ferner längs der Ufer des Chatschin, Terter und Kargar, endlich in den Magalen Sangäfur, Püssian, Sissian und Difach. Die Weizenernte beträgt in bergigen Strichen das Fünffache, in den Ebenen das Zehn- bis Fünfzehnfache. Die Gerste in den Bergen das Siebenfache, in den Ebenen das Zwölf- und selbst das Zwanzigfache; der Reis trägt achtzehn bis vierundzwanzigfach, in Bargueschat und Tschaundur sogar fünfzigfach; die Hirse achtzig bis hundertfach; der Lein achtfach. Bei der Baumwolle gewinnt man aus einem Pud Samen ein Pud Baumwolle und zwei Pud Samen; das Sesamkraut trägt zehnfach, der Spelt siebenfach. Eine mittlere Ernte mag in Karabag betragen an Weizen 220.000 Tschetwert, 165,000 T. Gerste, 33.750 T. Reis, 26.000 T. Hirse, 1750 T. Spelt und 400 T. Lein; an Baumwolle gewinnt man 2500 Pud und 1100 T. Samen, an Sesamkraut 50 T., an Gertschak*) 56 und an Tabak 450 Pud. Hirse säet man in großer Menge, wenn eine gute Weizenernte nicht zu hoffen ist. Mit dem Anbau des Spelts, der Linsen und des Leins beschäftigen sich die Armenier, bereiten aus dem Samen des letztern Oel und benutzen den Stängel zum Viehfutter, werfen ihn aber auch manchmal ganz weg. Aus dem Gertschak machen sie gleich-

*) Nach dem Lexikon Wasserpfeffer (Polygonum Hydropiper), vielleicht aber auch Senf.

Digitized by Google

faſſs ein Oel, das ſie im Sommer den Büffeln einreiben, damit die Haut nicht ſpringe; doch brauchen ſie es auch manchmal zur Beleuchtung. Aus dem Seſamkraut machen ſie in Karabag kein Oel, ſondern genießen den etwas gebratenen Samen als Leckerbiſſen. Melonen bringen ſie, außer was ſie im Hauſe brauchen, auch zum Verkaufe nach Schuſcha, in einigen Dörfern bereiten ſie indeß auch Syrup daraus.

In den bergigen Gegenden ſäet man den Weizen und die Gerſte im September und October, die Hirſe im März und April, in den niedrigen Gegenden aber dauert die Ausſaat der erſtern Fruchtgattungen fort bis in die Mitte Decembers, die der Hirſe bis in den Junius-Julius und ſelbſt bis zum Anfang Auguſts; Weizen und Gerſte reifen in den gebirgigen Diſtricten im Anfang Julius, in den minder gebirgigen in der Mitte Junius, auf den Ebenen am Ende des Mai's oder im Anfang Junius, und die Hirſe drei Monate nach der Ausſaat. Weizen- und Gerſtenfelder bewäſſern ſie gleich nach der Saat, einigemal im Herbſt, und im Fall von Trockenheit auch im Frühling; auch die Hirſe wird gleich nach der Ausſaat bewäſſert, hierauf beim Aufgehen, wenn die Pflanze geld zu werden anfängt, und endlich, wenn das Korn ſich mit einem durchſichtigen Safte zu füllen beginnt. Den Sommerweizen und die Sommergerſte ſäet man nur in den gebirgigen Diſtricten im März, und ſie reifen am Ende Junius; die Körner ſind ſchwärzlich und klein. Den Reis ſäet man im April und bis in die Hälfte Mai's, und ſchneidet ihn Ende September und Anfang Octobers. Wenn der Boden noch nie vorher mit Reis angebaut war, ſo wird er auf die gewöhnliche Weiſe umgepflügt, im entgegengeſetzten Fall aber wird er mit Schaufeln umgegraben und viereckige Löcher gemacht, um das Waſſer herein zu laſſen, das man auch ſtehen läßt, bis es in den Boden gedrungen iſt; hierauf weicht man den Samen in Waſſer ein, ſo daß ſich die Keime zeigen, und ſtreut ihn auf dem feuchten Feld aus. Sobald die Stängel des Reiſes einige Zoll hoch ſind, läßt man von neuem Waſſer auf fünf, ſieben oder zehn Tage hinein, und endlich, wenn die Wurzeln ſich befeſtigt haben, noch einmal. — Spelt und Lein ſäet man im Frühjahr, Seſamkraut und Gertſchak gleichfalls im April, und ſie reifen im October.

Zur Ausſaat des Baumwollenſamens bearbeitet man das Feld vor Ende März bis Mitte April, indem man mit dem Hackenpflug dreimal darüber geht; hierauf wird das Feld bewäſſert, und nach zehn Tagen, wenn der Boden anfängt trocken zu werden, ſtreut man den Samen aus, nachdem man ihn vorher zwölf Stunden lang im Waſſer eingeweicht hat. An einigen Orten werden die Pflanzungen alle zwanzig Tage, an andern nur dreimal, nämlich im Junius, Julius und Auguſt, bewäſſert. Damit das Gras die Baumwollenſtaude nicht erſticke, werden die damit eingeſäeten Felder dreimal und öfter im Sommer ausgejätet. Im Anfang Octobers wird die Baumwolle reif. Zu dieſer Zeit reißt man die Köpfchen ab oder rupft ſie an den Stängeln aus den Hülſen und ſcheidet ſodann den Samen aus. Zwiſchen die Baumwolle ſäet man gewöhnlich Seſam und Gertſchak.

Tabak ſäet man in der zweiten Hälfte Aprils, und wenn er aus dem Boden hervorkeimt, verpflanzt man ihn in Reihen wie Kohl, und begießt ihn dann 7 Tage hindurch alle ander Tage, dann eben ſo lange hindurch gar nicht, und hierauf bis zum Auguſt alle 14 Tage. Wenn die Stängel die gehörige Größe erreicht haben, ſchneidet man die Spitzen ab und bricht die untern Blätter aus, ſo daß nicht mehr als acht an dem Stängel zurückbleiben. Gewöhnlich reifen die untern Blätter in der Mitte Auguſts und die obern im Anfang Septembers; man trocknet ſie ſechs Tage lang an der Sonne, indem man ſie abgeſondert von einander auf dem Boden ausbreitet.

In der Provinz Karabag pflügt man mit gewöhnlichen ſowohl als mit Hackenpflügen; die letztern ſind namentlich in den Ebenen gebräuchlich. Zu einem Pfluge braucht man 6 paar Büffel und 7 Menſchen, oder 2 paar Büffel, 6 paar Ochſen und 8 Menſchen, um den Pflug zu lenken, die Ochſen zu leiten, den Pflug von Schmutz zu reinigen und ihn auszubeſſern, ſo wie endlich zur Hut des Viehes. Zum Hackenpflug braucht man 1 paar Büffel und 1 Menſchen, oder 2 paar Ochſen und 2 Menſchen. An einem Tage bepflügt man in der Ebene mit dem gewöhnlichen plumpen Pflug hinreichend Land, um ein halbes bis ein ganzes Tſchetwert Korn auszuſäen, im Gebirge nicht mehr als für ein halbes Tſchetwert; mit dem Hackenpflug bepflügt man in einem Tage nicht mehr Land, als um 6 Tſchetwerik (3/4 Tſchetwert) auszuſäen. Man rechnet in der ganzen Provinz über 4000 gewöhnliche Pflüge und Hackenpflüge. Manche an Vieh reiche Leute geben den Armen Vieh zur Arbeit um den Ertrag der halben Ernte.

Zur Ernte des Getreides bedient man ſich der Sicheln, und ſchneidet das Stroh ziemlich hoch über der Wurzel ab. Die Bitſchantſchi, d. h. die Reisſchnitter, erhalten für ſich den fünfzehnten Theil, und gewinnen ſo in drei Tagen einen halben Tſchetwert Reis; die, welche Weizen, Gerſte und Hirſe ſchneiden, arbeiten für den zehnten Theil der geſchnittenen Garben, und gewinnen des Tages etwa 2½ Tſchetwerik (wovon acht auf einen Tſchetwert gehen) dieſer Erzeugniſſe; die Tſchinatſchi, welche die Baumwolle einſammeln, erhalten ein Achtel, manchmal auch ein Zehntel, und gewinnen in drei Tagen einen Tiflaniſ-Batman, d. h. 53¾ Pfund Baumwolle; nach dem herrſchenden Gebrauche verköſtigen ſich die Reisſchnitter und die Baumwollenſammler ſelbſt während der Arbeit, die Weizen-, Gerſte- und Hirſeſchnitter aber erhalten die Nahrung von dem Landbeſitzer. Die Leute, welche ſich mit dem Schneiden des Korns und dem Sammeln der Baumwolle abgeben, machen in Karabag eine bedeutende Zahl aus, nichtsdeſtoweniger kommen in die an Perſien ſtoßenden Dörfer viele aus der Provinz Kara Dag herüber, um dieſe Arbeiten zu verrichten. Die Sorgloſigkeit beim Einheimſen des Korns und der übrigen Erzeugniſſe hat unter dem hieſigen Volk eine Anzahl müßiger Leute und Faullenzer erzeugt, die bei den Tataren Baſchlachtſchi heißen; ſobald das Schneiden des Korns und das Einſammeln der Baumwolle vollendet iſt, gehen ganze Familien auf die Felder, und ſammeln die übrig gelaſſenen Aehren oder die nicht aufgeleſene Baumwolle; dieſes Handwerk iſt ziemlich einträglich, und ein Baſchlachtſchi kann an einem Tag ungefähr 1 Tſchetwert Getreide oder gegen 7 Pfund Baumwolle ſammeln, um ſo mehr, als manche gottesfürchtige Tataren abſichtlich Manches auf den Feldern zurücklaſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Kaufmann in Gent beſitzt ein merkwürdiges Scribanium von Ebenholz, das mit Flußpferdelfenbein ſo künſtlich eingelegt iſt, daß kein neuerer Künſtler es nachahmen konnte. Karl V erhielt es zum Geſchenk vom König von Perſien, der darauf in der Mitte ſeines Serails abgebildet iſt. Derſelbe Kaufmann beſitzt einen Schenktiſch aus derſelben Zeit, der auf vier gewundenen Säulen von der reichſten Arbeit ruht. Auf den einzelnen Feldern ſind Landſchaften, Gebäude und dergleichen dargeſtellt, deren Zeichnung und Schattirung bewundernswerth und mittelſt verſchiedenfarbiger Hölzer bewirkt ſeyn ſoll.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 146.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Mai 1838.

Lebensbilder aus Portugal.

Ausflug nach Comporta.

Es war an einem sehr neblichten Februarmorgen — die hier so frisch und kühl sind, wie norddeutsche Tage des Spätherbstes, wann sich die Wälder bleichen, das Laub von den Bäumen rieselt, Schneißen gestellt werden, und nach auf- oder niedergegangenem dickem Morgennebel der Jäger den schönsten Jagdtag, der Landmann das herrlichste Wetter zur Aussaat seiner Winterfrucht hat — als wir uns um sechs Uhr auf dem Hauptquai von Setubal, in einem besonders dazu gemietheten, kleinen, bequemen Boote mit zwei Ruderern einschifften, und die Fluth benutzend nach dem tief in einer Bucht gelegenen, 3 Legoas entfernten Comporta überfuhren, bewaffnet als Jäger, bestiefelt um Sümpfe zu durchwaten, worin Schnepfen zu Tausenden, Schwärme wilder Enten und anderer Wasservögel hausen, so daß sie beim Aufschwärmen die Sonne verdunkeln und Schatten auf die Erde werfen. Bei Nebel herrscht kein Wind, das Meer war spiegelglatt, Segel waren unnütz, und so kamen wir nur durchs Rudern weiter. Wohin, dieses überließen wir dem erfahrnen, alten, kräftigen Schiffer mit gebleichtem Bart und Haar, denn sehen konnte man durch den immer dichter werdenden Nebel, je mehr die Sonne sich über ihn erhob, keine zehn Schritte weit, und nur der hellere Nebelglanz in der Richtung des Sonnenstandes diente dem Schiffer als Merkmal des Wegs nach Süd-Osten, den wir steuern mußten. Eine tiefe Ruhe herrschte auf dem Wasser, und nur wenn wir uns einer Landzunge näherten, deren hier, wenn man sich nahe dem schmalen Sandwalle zur Rechten hält, der dieses Binnenmeer von dem Ocean trennt, so viele hervortreten, störte das Plätschern der Ruder die Ruhe der Schaaren scheuer Wasservögel, Seemöven, Pelikane, Regenpfeifer, Wasserraben, Taucher, Enten und Strandläufer, die sich familienweise am Strande gruppiren und ihre Nahrung suchen. Der Flügelschlag so vieler Tausende erscholl dann jedesmal wie ein dumpfer rollender Donner, vermischt mit einem Schreckensrufe in den verschiedenartigsten Tönen. Alles dieses hörten wir, sehen konnten wir aber, ungeachtet dieser Vögeltumult wohl keine zwanzig Schritte von uns entfernt sich zutrug, nichts, und nur hin und wieder streifte eine der blödsichtigen Möven, die überdieß weniger menschenscheu sind, in schnellem Fluge uns so dicht über den Köpfen dahin, daß man sie wohl mit den Händen hätte ergreifen können. In einem solchen Zustande verhielten wir uns also ganz passiv, dicht in unsere Mäntel gehüllt, auf denen der Thau in großen Tropfen stand. Erst nach zweistündiger Fahrt gewann die Sonne so viel Kraft, den Nebel nach und nach so herabzudrücken, daß er sich über dem Wasser verdichtete, während der zur Rechten, 150 Fuß hohe Sandwall mit seinem kahlen Rücken über der Nebelwolke im Sonnenschein wie eine Schneelawine glänzte und die optische Täuschung hervorbrachte, als ragte er wenigstens zehnmal höher in die Lüfte. Bald verlor sich aber auch dieser tiefere Nebel, und die fliegenden Wasserbewohner schienen sich dessen zu freuen; sie verhielten sich nicht mehr so am Strande geduckt und gleichsam in Trauer vertieft, das Leben wurde unter ihnen rege, schreiend und lärmend schwärmten sie von einer Seite zur andern nach den kleinen grünen Inseln und den entferntern, mit Pinien bewachsenen Ufern zur Linken, welche die Fata morgana — diese Luftspiegelung südlicher Klimate — als ein über der Erde schwimmendes Feenbild darstellte. Selbst die Fische wurden lebendig von dem hellen Glanze der Sonne, der in die Tiefe drang; sie kamen nach oben, wo nicht ihr kaltes Blut zu erwärmen, doch sich an den Strahlen zu erfreuen, und wurden dabei so übermüthig und muthwillig, daß Hunderte von ihnen aus ihrem Elemente herausſprangen, Purzelbäume in der Luft machten und Räder schlugen. Doch, genauer betrachtet, sind dieses meistens nur Noth- und Angstsprünge, um sich ihren Verfolgern zu entziehen und dennoch in deren Rachen zurückzufallen; oder es sind Schreckensprünge vor den wie ein Pfeil das Wasser durchschießenden Delphinen, denen sie übrigens um den Mund herumspielen, wenn dieselben keine Eile haben, und sich nur in Bogensprüngen oder wie ein Rad langsam im Wasser bewegen und ihren runden Rücken mit aufstehendem Horn auf der glatten Wasserfläche präsentiren. Jetzt war es Zeit, die Gewehre zur Hand zu nehmen, meinen Doppelläufer aus der Werkstätte des bekannten Ströhleins in Friedberg, der seit geraumer Zeit in seinem

Digitized by Google

ledernen Futteral gerukt; wundervoll schleuderte er sein Blei nach den Luftstreichern, und bald stürzte eine Ente, bald ein Pelikan, bald ein anderer Wasservogel, so daß wir reichliche Beute machten und beladen damit endlich an der Endspitze dieses tiefen Meerbusens, bei Comporta, landeten. Comporta — dessen Name von den Schleußen herrührt, die hier Comportas heißen, und die man zur Abhaltung der Fluth von einem tief gelegenen Landstriche anlegte — war früher eine Besitzung, die den jedesmaligen Königinnen gehörte, so wie ein großer Theil der fruchtbaren Lezirias, oder der Niederungen am Tajo und Sado, die vor einigen Jahren in Erwartung einer bessern Benutzung durch den Verkauf an Privatpersonen und einer großen Einnahme für den Staat zu den Staatsgütern geschlagen wurden. Und dieses hatte wohl auch in der Theorie seine Richtigkeit, allein in Portugal pflegen alle Theorien in der Praxis zu Schanden zu werden; so erging es denn auch mit dem Verkauf und der Benutzung der Lezirias, diesen den Ueberschwemmungen ausgesetzten, fruchtbaren Niederungen, die anstatt eine Staatsspeculation zu werden, zu einer Privatspeculation sich umgestalteten.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Paris. Nr. 4.

Uebersicht der neuesten Leistungen der Franzosen auf dem Gebiete der Geschichte, der Alterthumskunde und der Philologie.

(Schluß.)

Wenden wir uns nun zu dem Gebiete der Alterthumskunde! Die Voyages en Corse, à l'île d'Elbe et en Sardaigne par M. Valérie sind gemischter Art, und könnten, weil das historische Element in ihnen dem antiquarischen das Gleichgewicht hält, auch zu den historischen Werken gezählt werden. Dasselbe gilt von den Mémoires de la société des antiquaires de l'Ouest, deren zweiter Band ebenfalls 1837 erschien. Unter den Werken der eigentlichen Alterthumskunde sind vor allen zu nennen der 8te und 9te Band der Ergänzung des großen numismatischen Werkes, wodurch Hr. Mionet als Fortsetzer der Doctrina numismatum von Eckhel erscheint. Der letzte Theil bietet ein besonderes Interesse dar, weil er die afrikanischen Schaumünzen, so wie die sämmtlichen Abbildungen enthält. Die Denkmünzen der königlichen Bibliothek, deren der bekannte Diebstahl das numismatische Cabinet beraubt hat, sind in den Zeichnungen Mionets der Wissenschaft erhalten.

Die Wichtigkeit der Annali dell' Instituto di Corrispondenza archeologica, die seit 1829 zu Rom in lateinischer, italienischer und französischer Sprache erschienen, ist so anerkannt, daß sie keines Lobredners bedürfen. Im J. 1836 trennte sich die französische Abtheilung von den übrigen, und gab ein erstes Heft von einem herrlichen Atlas begleitet, unter dem Titel: Nouvelles annales publiées par la section française de l'Institut archéologique heraus. Die Namen der Mitarbeiter: Quatremère de Quincy, de Luynes, F. Lajard, Ch. Lenormand, Letronne, Raoul-Rochette und J. de Witte bürgen für die Vortrefflichkeit dieser Publication. Die Untersuchungen des Hrn. Lajard über den Venusdienst geben dem mythologischen Studium in Frankreich eine neue Richtung. Wie die Forschungen der deutschen Gelehrten in dieser Hinsicht auf Frankreich gewirkt haben, gewahrt man auf den ersten Blick. Die Leistungen der Franzosen auf dem Gebiete der Alterthümer sind sehr ausgedehnt, obgleich sich bei weitem weniger Gelehrte von Profession als in Deutschland damit befassen. Sie sind es hauptsächlich darum, weil diesem Lande mehr Mittel als jedem andern des Continents hiezu zu Gebote stehen. Durch die große Centralisation alles dessen, was Aufsehen erregt, an einem einzigen Punkte, ist der Zersplitterung der Kräfte vorgebeugt, die sich in unserm lieben Vaterlande so vielfach kund gibt.

Was die eigentliche Philologie anbelangt, so stehen die Leistungen denen der Deutschen weit nach. Das bedeutendste Unternehmen auf diesem Gebiete ist die Ausgabe der Werke des heil. Chrysostomus, welche bei den Gebrüdern Gaume erscheint. Hr. Sinner wird in einem Supplementbande die von den Benedictinern nicht herausgegebenen Stücke nachtragen. In der profanen Philologie beschäftigen die Schriften des Aristoteles viele gute Köpfe. Neues werden freilich deutsche Leser hier nicht finden, es wird ihnen Bekanntes in einem neuen Gewande geboten. Lesenswerth ist Aristote considéré comme historien de la philosophie; thèse de littérature.

Die neue Herausgabe der Rethorik des Aristoteles durch den Griechen Minoides Minas erregte große Erwartungen. Er ist kein Corais. Die hinzugefügte französische Uebersetzung befriedigt in keiner Beziehung.

Erheblicher, und in jeder Hinsicht fruchtbarer für den Text und das Verständniß dieses Schriftstellers sind die Arbeiten des Hrn. Barthélemy Saint-Hilaire. Die projectirte Herausgabe der Werke des Aristoteles mit Uebersetzung und Commentar kündigt sich auf eine ganz vorzügliche Weise in den erschienenen zwei Bänden über die Politik an. Die Logik soll bald nachfolgen.

Der Longin von Egger, Professor an der Universität, verdient ebenfalls Berücksichtigung. Besonders aber empfehlen wir dem philologischen Publicum die Inscriptions, grecques et latines recueillies en Grèce par la commission de Morée et expliquées par Ph. le Bas, und die Ausgabe in 32° des Theokrit, Bion und Moschus v. Boissonade. Die Scriptorum græcorum bibliotheca cum interpretatione latina et indicibus nominum rerumque locup. edita Parisiis a Firmin Didot fratribus, ist ein zeitgemäßes und solid gehaltenes Unternehmen. Die classische Literatur verdankt den Gebrüdern Didot überhaupt sehr Vieles; keine ihrer Publicationen verdient jedoch mehr Anerkennung, als die neue Ausgabe des Thesaurus linguæ græcæ von Heinrich Stephanus, dem Angelpunkte der griechischen Literatur in seinem Jahrhunderte, dessen Verdienste nie genug gewürdigt werden können. Eine willkommene Gabe ist daher allen Freunden des classischen Alterthums das Werk: Annales de l'Imprimerie des Estiennes, ou Histoire de la

Digitized by Google

famille des Estiennes et de ses éditions par A. A. Renouard in 8°; chez Jules Renouard. Von demſelben Verfaſſer wird im Laufe dieſes Jahrs erſcheinen: Histoire des illustres typographes.

Statiſtik des Runkelrübenzuckers in Frankreich.

Ein ſeit einem Jahr erſcheinendes und bloß dem Intereſſe der Runkelrübenzuckerfabrication gewidmetes Journal, unter dem Titel: Bulletin des Sucres français et étrangers, gibt in Nr. 28 vom 15 April d. J. nachſtehende Statiſtik. Am Ende des Jahres 1856 beſaßen 42 Departements Rübenzuckerfabriken, die, 582 an der Zahl, wovon 89 im Bau begriffen, in 451 Gemeinden vertheilt waren. Von den 42 Departements gehörten 28 der nördlichen Region Frankreichs an, und enthielten von den 582 Fabriken nicht weniger als 556. Das heißt, dieſe Induſtrie beſchränkt ſich faſt ganz auf den Norden Frankreichs. Vier Departements von den 28 enthalten allein 489 Fabriken, oder vier Fünftheile der Geſammtzahl, nämlich das Departement du Nord 216, Pas de Calais 135, Somme 47, Aisne 41. Hierauf kommen Seine et Oise mit 16, Oise mit 12 u. ſ. w. In der ſüdlichen Region ſteht das Departement de l'Isère mit 12 Fabriken oben an. Von den 42 Departements erzeugen nur drei die Rüben nicht ſelbſt, die 39 andern erzeugten und verarbeiteten im Jahre 1856 668,986,762 Kilogr. Runkelrüben, welche Zahl nach einer Schätzung im Jahre 1856 ſich auf 1,012,770,589 Kilogr. gehoben haben muß. Indeß vertheilt ſich das Steigen nicht auf alle Departements, im Gegentheil zeigt ſich im Dep. Loiret, Mosel, Oberrhein, Sarthe, Unterſeine u. ſ. w. eine merkliche Abnahme, wogegen in andern natürlicherweiſe die Vermehrung um ſo bedeutender iſt, z. B. das Maas-Departement, das im Jahre 1855 nur mit 545,000, im Jahre 1856 dagegen mit nahe an 8 Millionen Kilogr. in der Liſte figurirt. Noch bedeutender war die Vermehrung im Dep. Vaucluſe, wo der Rübenertrag vom Jahre 1855 bis 1856 von einer halben Million auf 21 Millionen Kilogr. ſtieg, obwohl das Departement nur 4 Fabriken zählt. Die Zuckerproduction betrug im Jahre 1855 50,549,540 Kilogr., und im Jahre 1856 ſchätzt man ſie auf 83,968,905 Kilogr.

Die muſelmänniſchen Provinzen Rußlands in Aſien.

III. Die Provinz Karabag.

8. Nationalreichthum.

(Schluß.)

Die vorhandenen Mühlen werden alle durch Waſſer getrieben; man zählt in Karabag 471, theils kaiſerliche, theils Privatmühlen, und der Müller erhält für das Mahlen den zwanzigſten Theil des Mehls. Zur Reinigung des Reiſes gebraucht man einen gezahnten eiſernen Cylinder, der am Ende eines Hebebaumes befeſtigt iſt, den man mit den Füßen in Bewegung ſetzt. Dieſe Arbeit iſt ſehr mühſam, und ſie wird vorzugsweiſe von den nach Karabag kommenden Kaſy-Kumyken und Awaren aus dem Gebirge betrieben, welche dafür ein Fünftel des gereinigten Reiſes erhalten.

Lein, Seſamkraut und Senf (Gertſchak) werden nur des Oels wegen gebaut, indeß wird das Senföl wegen ſeiner ungemeinen Bitterkeit nicht zu Speiſen genommen. Es finden ſich zehn Oelſchlägereien oder Waſſer-Khana in der Provinz, und dieſe erhalten ein Zwanzigſtel des geſchlagenen Oels. Mit dem Anbau des Leins beſchäftigen ſich ausſchließlich die Armenier.

Als Mittelpreiſe des Getreides und anderer Erzeugniſſe in Karabag kann man Nachfolgendes annehmen. 1 Tſchetwert Weizen 3 bis 4 R.; Gerſte 2½ R.; Hirſe 1 R. 40 K.; Spelt 2 R.; Reis 4 bis 5 R.; 1 Pud Baumwolle 3 bis 4 R.; Leinöl 4 R. bis 4 R. 80 K.; Tabak 1 R. 80 K. S.

Die Seidenzucht in Karabag iſt unbedeutend, aus demſelben Gründen, weßhalb der Landbau nur langſam fortſchreitet und ſich ausbreitet. Um die Würmer zu ernähren, die aus einem Stil oder fünf Achtel Pfund Eier entſpringen, braucht man in bergigen Gegenden 18 bis 20,000 Maulbeerbäume, auf den Ebenen nur 10 bis 15,000, weil hier, namentlich am Fluſſe Kur, die Maulbeerbäume viel höher und reicher an Zweigen ſind als in den bergigen Diſtricten. Man reißt hier den Bäumen gewöhnlich die Gipfel ab, um ſie nicht zu ſehr in die Höhe wachſen zu laſſen, weil man glaubt, die Blätter der größern oder ältern Bäume ſeyen kein ſo gutes Futter für die Würmer. Die Anlegung von Maulbeerbaumgärten geſchieht in Karabag gerade auf dieſelbe Weiſe, wie in den andern transkaukaſiſchen Provinzen. Um 15,000 Maulbeerbäume in einem Frühjahr anzupflanzen, braucht man fünf Menſchen; die jungen Maulbeerbäume, Lochmatſchari, koſten 20 bis 40 K. S. das Hundert, und ſind nach vier Jahren hinreichend gediehen, um Seidenwürmer zu nähren. Im Sommer bewäſſert man ſie aus Canälen, die in die Gärten geleitet werden, und im März düngt man den Boden unter ihnen. Dieß geſchieht jedoch nicht bei denen, welche an den Ufern der Flüſſe, namentlich des Kur, wachſen, weil das austretende Waſſer einen düngenden Schlamm mit ſich führt. Die in bergigen Diſtricten gewonnene Seide iſt glänzender, feiner und reiner als die, welche man in den Ebenen gewinnt. Die Zahl der Maulbeerbaumgärten in ganz Karabag, mit Ausſchluß derer, die am rechten Ufer des Kur den Bewohnern von Scheki gehören, beträgt 1600, und außerdem wachſen bei vielen Dörfern Maulbeerbäume in den Wein- und Fruchtgärten. Der Hauptſeidenbau wird in den Kreiſen Migrigüne, Tſchaundur, Barguſchat, Dſchibrail, Ehyrdapara, Araspara, Waranda, Otuejirl, Käderli, Dſchiwandſchir, Jäger-Mibert, Oekonom und Tſchelabürt getrieben. Diejenigen Seidenzüchter, welche ſelbſt keine hinreichende Menge Bäume zur Nahrung der Würmer haben, kaufen Blätter bei andern und bezahlen für die Laſt 20 K. S. Man rechnet in der ganzen Provinz 1430 Stil oder 894⅜ Pfund Eier. Von den Würmern, die aus einem Stil oder ⅝ Pfund Eiern hervorgehen, erhält man in Karabag 1¼ bis 2 und ſogar bis 2¼ Tiflis-Batman Seide, d. h. 50% bis 85% Pfund. Das Gewicht der rohen Cocons verhält ſich zum Gewichte der trocknen wie 10:4, und das Gewicht der letztern zu der daraus gewonnenen Seide wie 4:1. In der ganzen Provinz gewinnt man über 1700 Pud Seide, welche zu 80 K. bis 1 R. S. der Stil verkauft werden; übrigens wird ſie größtentheils gegen perſiſche Baumwollenzeuge und andere Stoffe von den armeniſchen Kaufleuten eingetauſcht und zum Theil nach Rußland verſendet. Das Abhaſpeln der Seide wird bis jetzt noch auf die in dieſen Ländern allgemein übliche Weiſe getrieben, doch haben auch Einige angefangen daſſelbe auf europäiſche Weiſe zu treiben.

Der Weinbau liegt noch völlig in der Kindheit; der Wein von Karabag hat eine röthliche Farbe, einen ſäuerlichen Geſchmack, und

Digitized by Google

hält sich selten über ein Jahr, ohne zu verderben. Nur die Armenier beschäftigen sich mit dem Weinbau, die Tataren dagegen bereiten Syrup aus den Trauben, oder führen sie zum Verkaufe nach Schuscha, wo sie 1 bis 1½ Rubel für die Eselslast erhalten. Die Bewohner des Kreises Migrigüne vertauschen ihre Trauben in der persischen Provinz Karadag gegen Korn. Weingärten rechnet man in Karabag über 5080. An Wein werden 70,000 Wedros, Branntwein 5400 Wedros gewonnen; außerdem kocht man gegen 4800 Pud Batmas oder Syrup. Die Tunga Wein kostet 15, die Tunga Branntwein 80 K. S.; der Syrup wird zu 80 K. S. der Tiflis-Batman *) verkauft. Außer dem Weinbranntwein bereiten die Armenier auch Branntwein aus Feigen, Maulbeeren und andern Früchten.

Eigentliche Fruchtgärten gibt es in Karabag nicht über 100, die aus Pfirsichen, Aprikosen, Feigen, Granatäpfeln, Quitten, Kirschen und andern gewöhnlichen Bäumen bestehen. Diese Fruchtbäume wachsen größtentheils zwischen Wein- und Maulbeerbaumgärten. Getrocknete Aprikosen bilden in der Fastenzeit die einzige Nahrung der Armenier.

Obwohl mit der Viehzucht sich vorzugsweise die nomadischen Einwohner beschäftigen, so unterhalten doch auch die ansässigen Einwohner Vieh in hinreichender Menge. Im Allgemeinen kann man mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß sich in der Provinz Karabag gegen 20,000 Pferde, 100,000 Stück Hornvieh, 500,000 Stück Schafe und Ziegen und etwa 100 Kamele befinden. Die Pferde von Karabag sind im transkaukasischen Lande wegen ihrer Schönheit und Schnelligkeit berühmt, und haben meist eine Goldfarbe (Sarpiär). Es gibt in der Provinz 11 Gestüte mit 250 Hengsten und 1650 Stuten.

Die Pferdehäute werden nirgends gebraucht, Büffel-, Ochsen- und Kuhhäute aber zu Schuhen und dergleichen verarbeitet. Aus der Schafwolle bereiten die Weiber Decken, Strümpfe und Schawls, oder ein Wollzeug, woraus sie ihre Oberkleider (Tschocha) verfertigen. Im Sommer weidet das Vieh gewöhnlich in den Bergen, im Winter auf den Ebenen am Kur und Araxes. Im Allgemeinen ist Karabag reich an Weideplätzen, welche die ganze Strecke vom See Kara Göl bis an das Quellgebiet des Bafartschai, von der Brücke von Chudaferin bis an die Mündung des Araxes, und von da bis zu den Nomadenlagern der Tätli, so wie den Magal von Kayan einnehmen. Im Herbst, wenn die Sommerhitze das Gras auf den Ebenen zerstört hat, nährt sich das Vieh von den trocknen Blättern des Gesträuchs.

Die Bienenzucht beschäftigt vorzugsweise die Armenier, und nur sehr wenige von den ansässigen Tataren. In der ganzen Provinz rechnet man gegen 7500 Bienenstöcke, aber in den Magals von Kayan, Tschelabürt und namentlich dem von Chatschin finden sich in den Wäldern eine Menge wilder Bienen; an Honig werden etwa 600, an Wachs 100 Pud gewonnen.

Der Fischfang wird im Kur, im Araxes, von seiner Mündung an bis hinauf zum Dorfe Maralian, **) an der Quelle des Bafartschai und dem Chatschin betrieben; in den übrigen Flüssen aber finden sich wegen ihrer geringen Tiefe sehr wenig Fische. Im Kur und Araxes fängt man Lachsforellen, Aale, kleine Störe, Gewrugen, Weiße und dergleichen; der Bafartschai ist reich an vortrefflichen Forellen mit rothen Punkten. Die in der Nähe von Schuscha lebenden Einwohner führen lebendige Fische dahin und verkaufen den Batman zu 80 K. bis 1 R. S.

Die Jagd der wilden Thiere wird hier, wie in den andern Provinzen, mehr zum Vergnügen als um des Gewinnstes willen betrieben. Die Bewohner der am Kur und Araxes liegenden Dörfer gewinnen manchmal aus dem Fange der Fischotter eine schöne Einnahme. In den Wäldern der Magale Dilsch, Tschelabürt und Chatschin jagt man Marder; in allen bergigen Gegenden Bären, Hirsche und Elennthiere; in den dichten Gebüschen an den Ufern des Araxes und Kur wilde Schweine, Schakals und Panther; in den Ebenen eine Art Antilopen (Dscheran), Hasen und Füchse finden sich allenthalben in Menge. Bärenfelle bringt man selten zum Verkaufe, denn die Tataren halten sie für unrein; die Armenier tödten aber die Bären und gebrauchen ihr Fett als Seife. Es ist indeß zu bemerken, daß das hiesige Pelzwerk von keiner guten Qualität ist, sowohl hinsichtlich der Wolle als der Bearbeitung.

In den Dörfern der Provinz Karabag gibt es durchaus keine Fabrikindustrie, außer daß in einigen die Weiber, und nur sehr selten die Männer, grobe seidene und baumwollene Stoffe weben. Mit der Bearbeitung seidener Stoffe beschäftigen sich etwa 500 Menschen; diese Stoffe werden zu Bettdecken, Hemden und Schalwaren genommen, und zu 5 bis 8 R. S. das Stück verkauft. Mit dem Weben dicker Baumwollzeuge (Bläs) beschäftigen sich mehr die Armenierinnen, und außerdem kommen in die an Persien stoßenden Dörfer zur Winterszeit Weber aus der persischen Provinz Karadag herüber. Die Anzahl derer, die sich mit dem Weben des dicken Baumwollzeugs abgeben, beträgt über 1200. Mit dem Verfertigen von Teppichen, wollenen Strümpfen, Pferdedecken, Quersäcken und Schawls oder Wollstoffen zur Kleidung beschäftigen sich die Weiber fast in allen Dörfern.

In dem Magal Tschelabürt macht ein einziger Meister, der vier Arbeiter hat, Gewehr- und Pistolenläufe; ein Gewehrlauf kostet 10, ein Pistolenlauf 4 bis 5 R. S. In den Dörfern Wänk und Schescha fürt befindet sich je ein Meister, der Gewehrschäfter macht. Außerdem beschäftigen sich die Dorfbewohner mit den gewöhnlichen Handwerken, worunter sich ein Gerber im Magal Waranda auszeichnet. Handel treiben die Landleute nicht, außer daß sie ihre landwirthschaftlichen Erzeugnisse nach Schuscha bringen. Die Bewohner des Kreises Migrigüne bringen Kohlen nach Ordubad und Trauben nach Karadag, und verkaufen von den erstern die Last zu 40, von den letztern zu 80 K. S., oder sie vertauschen die letztern gegen Weizen, wobei sie für einen Batman Trauben einen Batman Weizen erhalten. Die Bewohner des Dorfes Choity im Magal Dschiwandschir bringen nach Persien Färberröthe, Wachslichter, Nadeln und verschiedene andere Kleinigkeiten, und holen von dort Zimmt, Gewürznelken, China und dergleichen. Einige Nomadenstämme holen in Nachitschewan Salz zu 10 K. S. den Batman, und verkaufen es in Karabag um das Vierfache. Die Bewohner des Dorfes Jerkätsch treiben Schweine nach Kachetien und verkaufen sie zu 4 bis 5 R. S. das Stück. Einige Leute treiben auch einen Handel mit Tebris in verschiedenen Baumwollzeugen und Tüchern.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Tiflis-Batman hat 54 Stil oder 33¾ Pfund.

**) Der Fischfang im Araxes ist Kronseigenthum und wird verpachtet.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 46 u. 47** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: William Wordsworth. — Die Weissagung des Dante. Zweiter Gesang. — Prometheus.** (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 R., halbjährlich 3 R. und vierteljährlich 1½ R. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 R.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 147.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Mai 1838.

Bilder aus Paris. Nr. 5.

Generalsitzung der fünf Akademien in Paris.

In dem Institute sollten nach dem Willen des organischen Gesetzes in Betreff desselben alle Zweige menschlichen Wissens durch die Häupter der verschiedenen Fächer repräsentirt und insgesammt zu einem harmonischen Ganzen vereinigt werden. Es sollte, wie Lacanal in seinem Berichte an den Nationalconvent sich ausdrückt, eine lebendige Encyklopädie seyn, die durch ein gleichzeitiges Zusammenwirken aller Kräfte der Erkenntniß das erforderliche Ansehen besäße, um einen entschiedenen Einfluß auf die Richtung der Geister auszuüben. Der erste Consul, dessen Herrschergenie einen solchen Einfluß nicht mochte, suchte demselben zuvorzukommen. Nach dem Decrete vom J. 11 war das Institut weiter nichts mehr als die Vereinigung der ehemaligen vier Akademien. Die erste jüngst eingeführte Abtheilung der moralischen und politischen Wissenschaften verschwand vor seiner Allmacht, und es blieb von der fruchtbaren Idee, welche die Schöpfung des Nationalinstitutes charakterisirte, wenig mehr als der Name und die jährliche Vereinigung der Akademien übrig. Ob sich das gegenwärtige Gouvernement geneigt fühle, dem Institute seine ursprüngliche Organisation wieder zu geben, vermag ich nicht zu entscheiden; so viel ist gewiß, daß ein großer Theil der Mitglieder des Instituts dieses wünscht.

Die Jahressitzungen haben gewöhnlich nur geringes oder gar kein Interesse. Was die dießjährige anbelangt, so mag es deutschen Lesern nicht unangenehm seyn, zu vernehmen, daß die Akademie der Inschriften einen hohen Werth auf das vergleichende Sprachstudium legt, und die Wichtigkeit der Leistungen unsrer Nation auf diesem Gebiete erkannt hat. Eigentliches Interesse erhielt aber die Sitzung nur durch einen Vortrag von Becquerel unter dem Titel: Réflexions sur le traitement électro-chimique des minérais d'argent, de cuivre et de plomb. Die Laien wie die Männer vom Fache fanden sich durch Anhörung dieser Vorlesung gleich befriedigt, denn Jedermann ward durch die seltenen Resultate der Anwendung der Elektricität zur Reingewinnung der Metalle aus ihren Erzen in hohem Grade überrascht. Dieses neue Verfahren wird hoffentlich die sogenannte amerikanische Amalgamation, die Ch. Juncker für das Silberbergwerk zu Huelgoat, im Departement Finisterre, eingeführt hat, bald verdrängen. Vernehmen wir die Anwendung der elektrisch-chemischen Behandlung auf die Silbererze. In diesen Erzen befindet sich das Silber manchmal in metallischem Zustande, manchmal verbunden mit Chlor, Schwefel, Arsenik, Kupfer, Eisen u. s. w., mit Beimischungen von Kies, Kalk ꝛc. Wie bei der Amalgamation, unterwirft man das Erz verschiedenen vorläufigen Verfahren, die durch die Natur desselben, so wie die chemischen Producte, welche das Land darbietet, bedingt sind. Sofort läßt man einen elektrischen Strom in die gehörig vorbereitete und angefeuchtete Mineralmasse. Dieser Strom bemächtigt sich des Silbers und führt es unoxydirbaren Körpern zu, wo man es als Pulver, als Krystalle oder als Plättchen, je nach der Stärke der zersetzenden Einwirkung, sammelt, während die Säuren und Alles, was sich wie dieselben verhält, nach einer andern Richtung getrieben, sich an einen besondern Ort begeben, wo sie die allgemeine Wirkung verstärken. Um diesen Strom hervorzubringen bedarf es weder complicirter noch kostspieliger Apparate, sondern einiger Eisenplatten, die sich in einer solchen Lage befinden, daß sie sich bald verändern. Die Elektricität, so fährt Hr. Becquerel fort, die sich während einer Minute entwickelt, würde selbst dann, wenn sich nur eine einzige Platte von einigen Quadrat-Decimetern Oberfläche in dem Erze befände, hinreichen, um uns Alle zu zerschmettern, wenn es möglich wäre, sie zu hemmen. Doch das ist noch nicht Alles: man verdoppelt, verdreifacht, vervierfacht die zersetzende Kraft dieser Elektricität, indem man alle agirenden Theile, wie in der Voltaischen Säule, coordinirt.

Die sich in dem chemischen Processe entwickelnde Elektricität war bisher nicht benutzt worden; man mußte sich ihrer bemächtigen, um sie eine eben so bedeutende Rolle spielen zu lassen als die Hitze. Dieß hat man gethan. Um die erforderliche Menge Wärme, welche die Bedürfnisse der Metallurgie erheischen, zu erhalten, bedarf es eines großen Reichthums an Brennmaterial, das sich nicht überall findet, während man sich leicht die zur Zersetzung der metallischen Massen im Großen erforderliche Elektricität verschaffen kann, denn zur Erlangung

Digitized by Google

derſelben Wirkungen, welche die Hitze hervorbringt, bedarf es nur einer gewiſſen Anzahl von Stücken alten Eiſens, das man überall findet, wohin die Cultur gedrungen iſt. In Ermangelung alten Eiſens würden die Maſſen Meteoreiſens, die ſich hin und wieder auf den Ebenen Amerika's finden, den indianiſchen Stämmen überall erlauben, das Silber aus ihren Erzen zu gewinnen, wo es an Seeſalz nicht mangelt.

Sobald die Elektricität in die vorbereiteten Mineralmaſſen eindringt, nöthigt man ſie, indem man ihr gewiſſe Schranken ſetzt, ſich des Silbers zu bemächtigen, das ſie ſofort nach außen mit ſich führt, während ſie die übrigen Metalle, mit denen das Silber verbunden iſt, an ihrer Stelle zurücklaßt. In dieſer Weiſe gelang es, das Silber vom Kupfer zu trennen, eine Operation, die durch den großen Verbrauch von Brennmaterial nach den gewöhnlichen Scheidungsmethoden ſehr koſtſpielig iſt.

Die erſten Verſuche wurden an ſehr geringen Quantitäten Erzes, dann an einigen Hundert Kilogrammen angeſtellt; ganz neulich hat man mit vollem Erfolge mehrere Tauſend Kilogramme dieſem Verfahren unterworfen.

Die Löſung der Frage nach einem großen Maaßſtabe verlangte die Mitwirkung vermögender, aufgeklärter Männer. Hr. Becquerel fand dieſe Mitwirkung in den Eigenthümern der Mine von Huelgoat, die zu Paris Erze und eine Schmelze zu ſeiner Dispoſition geſtellt haben. Die Einrichtung dieſer Schmelze iſt auf die jährliche Behandlung von 200,000 Kilogrammen Erz, d. i. des fünften Theiles von dem, was man der Amalgamation in einer gewöhnlichen amerikaniſchen Schmelze unterwirft, berechnet. Zweitauſend Kilogramme wurden unmittelbar mit völligem Erfolge behandelt.

Die Operation dauert, die Vorrichtungen mit gerechnet, nicht über 14 Tage, wenn der Silbergehalt in den Erzen nicht ein bis zehn Tauſendſtel überſteigt, während die Amalgamation einen Monat und oft noch längere Zeit erfordert. Der Unterſchied dieſer beiden Behandlungsarten iſt ſehr groß. Die in Rede ſtehende empfiehlt ſich durch Zeiterſparniß und Genauigkeit der Ausbeutung der Erze, ohne Anwendung des Mercurs, ein Vortheil, den die Amalgamation nicht darbietet.

Man kann dieß Verfahren auch auf die Kupfer- und Bleierze anwenden. Die Zerſetzung der letztern geht jedoch langſamer vor ſich. Selbſt auf die Eiſenerze läßt es ſich anwenden. Das ſo gewonnene Eiſen bietet den Anblick des reinſten Silbers dar. Die Elektricität, als chemiſche Kraft betrachtet, wird höchſt wahrſcheinlich eine Revolution in gewiſſen Zweigen der Induſtrie hervorbringen, woran weder Franklin noch Volta denken konnten.

Lebensbilder aus Portugal.

Ausflug nach Comporta.

(Fortſetzung.)

Einige kluge Köpfe benutzten ohne Zeitverluſt die damalige Manie (im Jahre 1835 und 1836) des Zuſammentretens von Compagnien zu allerhand Unternehmungen, und ſtifteten eine bedeutende Compagnie zum Ankauf der Lezirias, welche öffentlich ausgeboten wurden, und zwar an den Meiſtbietenden. Bei dieſem Ausgebot und dem dazu ganz kurz geſtellten Termin gab ſich ſogleich das für den Staat nachtheilige Einverſtändniß des Finanzminiſters kund; denn man mußte wohl, daß wenn man ſammt und ſonders die Lezirias in Bauſch und Bogen losſchlüge, ſich keine Käufer zum Ueberbieten finden würden, wenigſtens hier in Portugal nicht, und andere Speculanten aus dem Auslande, beſonders Engländer, die ſich ſchon früher immer geäußert, viele Staatsgüter in Portugal anzukaufen, hielt man dadurch fern, daß man einen äußerſt kurzen Termin zum Verkauf anſetzte, ſo daß die Nachricht davon kaum hin und her, nach und von England mit einem Entſchluſſe kommen konnte. Die Unternehmer der hier gebildeten Compagnie hatten alſo ſchlechterdings kein Aufſchrauben des Preiſes zu befürchten, denn eine zweite mächtige Compagnie mit ſo bedeutenden Fonds, wie erfordert wurden, war hier nicht zuſammen zu bringen. Hätte man aber die Lezirias in eben ſo viele Theile getheilt, als ſie ganz von einander abgeſonderte Beſitzungen bilden, die in keinen Verbindungen mit einander ſtehen, ſo würden ſich mehrere kleinere Compagnien haben bilden können, ja ſelbſt einzelne reiche Privatperſonen würden darauf geboten haben, und aller Wahrſcheinlichkeit nach würde der Staat dabei wenigſtens das Doppelte gewonnen haben. Doch ſo etwas convenirte den Entrepreneurs der großen Compagnien nicht, die ſich für die Folge ſowohl das Directorium als auch die Adminiſtration natürlicherweiſe vorbehielten; ungeachtet dieſes nachgehends öffentlich nicht völlig ſo den Schein hatte, denn bei der Adminiſtration eines großen Unternehmens, in welche ſich leichter eine Verwirrung bringen, und die ſich ſchwieriger überſehen läßt, als eine kleinere, fiſcht man auch leichter im Trüben. Man kann keck und kühn behaupten, daß es bei allen ſolchen Adminiſtrationen hier zu Lande nie auf eine gute Adminiſtration abgeſehen iſt, ſondern nur darauf, eine gute Beſoldung zu erhalten und das nefas im Amte geſchickt zu handhaben. Die Compagnien, oder vielmehr die Entrepreneure derſelben, brachten es alſo bei dem Finanzminiſter dahin, daß zwar die Lezirias des Tajo und Sado abgeſondert taxirt, allein gemeinſchaftlich ausgeboten wurden, für den Geſammtwerth von nicht völlig 2000 Contos in baarem Gelde, welches ungefähr den jährlichen Revenuen der Ländereien als Intereſſen des Capitals entſprach; jedoch iſt dabei zu bemerken, daß bei der bisher geführten ſchlechten Adminiſtration auf Staatskoſten wohl kaum der achte Theil dieſer Ländereien bebauet würde. Die Compagnie erbot ſich alſo ſogleich dieſe ſo vortheilhafte Schätzung in runder Summe zu überbieten und 2000 Contos (3,333,333 Thaler) dafür zu offeriren — ein Gebot, wobei ſchlechterdings nichts zu riskiren war, denn wenn man auch mit gleicher ſchlechter Adminiſtration fortfuhr, ſo hatte man doch die Gewißheit die Zinſen des Capitals daraus zu löſen. Der Staat war aber ſchon damals in Finanznoth, man verſprach die Hälfte des Kaufpreiſes ſogleich zu bezahlen, und die andere Hälfte am Ende des Jahrs, und da der Form nach dreimal in drei Terminen das Ausgebot gemacht worden, und wohl vorherzuſehen war, daß kein Mehrgebot erfolgen würde, wurden die Lezirias, von denen alle Sachverſtändigen verſichern, daß ſie wenigſtens vier-

Digitized by Google

mal mehr werth wären, für den Preis von 2000 Contos zugeschlagen. Die Folge hat denn nun auch gezeigt, daß die Administration noch keine Verbesserungen vorgenommen, die Ländereien vereinzelt verpachtet hat, die Administratoren sich aber gut dabei stehen.

Comporta gehörte nun zu den Lezirias des Rio Sado, die bloß zu der geringen Summe von 12 Contos taxirt waren, ungeachtet das Terrain aus mehrern Tausend Morgen Landes besteht, wovon das fruchtbarste sich mit einer Breite von Tausend Schritten drei Stunden weit zwischen Sandhügeln hinzieht und einen Moorgrund hat, mit einer Unterlage des herrlichsten Torfs, auf dem hier nicht nur der herrlichste Reis, sondern auch Weizen und Mais gedeiht. Von diesem fruchtbaren Thalgrunde war nun kaum der zwanzigste Theil angebaut, das Uebrige lag wüste, ungeachtet es schon seit Pombals Zeiten durch die großartigsten Anlagen von drei großen und Stunden langen Canälen mit den rechtwinkeligen, kleinern Seitengräben, durch welche alle die stehenden Wasser abgeleitet werden können, und das Land trocken gelegt werden kann, culturfähig ist. Ein großer, hoher Damm von Tausend Schritten Länge, mit zwei Schleußen versehen, schützt dieses ganze Thal vor der eindringenden Meeresfluth, und sobald die Ebbe eingetreten, können alle in den Canälen angesammelten Wasser gegen 8 Fuß tief ablaufen.

Auf dieses Terrain nun hatte ich meine Speculation gerichtet, bevor die Lezirias-Compagnie dasselbe an sich brachte, um daselbst Torfstechereien zu betreiben, die bei dem großen Mangel und der Theurung des Brennmaterials in Lissabon gewiß von großem Nutzen gewesen, und einen beträchtlichen Gewinn abgeworfen haben würden. Die Untersuchung dieses Landstrichs war also der Hauptzweck der Excursion nach Comporta, deren Resultat auch zu meiner größten Zufriedenheit ausfiel, was aber nicht weiter hieher gehört, denn da das Project der großen Compagnie das Meinige vereitelte, so bedarf dieses auch weiter keiner Erwähnung. Wir landeten gegen 11 Uhr auf dem Damm von Comporta mit seinen Schleußen, die sich in schlechtem Zustande befanden, so daß die Fluth ungehindert in den Canälen hinauftreten und die Ländereien überschwemmen konnte, und kehrten in dem auf diesem Damm stehenden kleinen Wirthhause ein, einer Estallagem, die jährlich so viel Pacht bezahlt, als das ganze Haus nicht werth ist, allein hier ist ein äußerst lebhafter Verkehr aus Alemtejo nach Setubal hin, so wie nach Lissabon, besonders zur Zeit, wo man die Heerden von fetten Schweinen überschifft, so daß sich der Wirth hier doch sehr gut dabei steht; denn die hier besonders ankommenden Maulthiertreiber, welche Landesproducte nach Setubal führen, müssen, während dem sie nun diese dahin überschiffen und dorten verkaufen, hier ihre Maulthiere zurücklassen. In dieser Estallagem, die nur aus einem Erdgeschoß besteht, ist also auch weit mehr für die Bequemlichkeit der Maulthiere als die der Menschen gesorgt, wir durften diese also hier gar nicht erwarten, und waren daher sehr zufrieden, als man uns ein kleines, fünf Schritte langes und drei Schritte breites, schneeweiß angestrichenes und reinliches Kämmerchen anwies, mit einem Fensterloche nach der Thalseite hin. Zwei erhabene Lagerstätten mit dicken, reinlichen, noch ganz neuen Schilfmatten belegt, sicherten uns wenigstens ein weiches, wenn auch um diese Jahrszeit eben kein warmes Nachtlager; anderes Bettzeug war hier nicht zu haben, und unsre Mäntel mußten dann das Beste thun. Ein kleiner Tisch, und ein paar hölzerne Stühle machten das übrige Ameublement aus.

Nachdem wir hiervon Besitz genommen, bestellten wir ein Mittagsmahl, und während dem dieses bereitet wurde, nahmen wir unsere Gewehre, wateten durch schlammigen Boden und in Sümpfen, uns mit der Jagd der Becassinen zu vergnügen, deren man jede fünf Schritte eine aufstöbert, und brachten dann auf diese Art ein herrliches Gericht für unsern Abendtisch zusammen. Auch besahen wir nun das am andern Ende des Walls auf der Anhöhe der Sandhügel gelegene Dorf, was gegen 40 Häuser zählt, die ohne etwas dahinter noch davor auf den losen Sand gebaut sind, in den man hier stets bis an die Knöchel versinkt. Aber was für Häuser sind dieses? Man erstaunt! denn sie sind einzig in ihrer Art, man glaubt wirklich in einen Kraal, in ein Kaffernduf zu kommen; mit Ausnahme eines Magazingebäudes mit steinernen Wänden und Ziegeldach und des Wohngebäudes des ehemaligen Administrators, Almoraxife der königlichen Besitzung von Comporta, welche in Vergleich der übrigen Hütten, wahre Paläste sind, sind alle diese Häuser, an welchen besonders auf der Wetterseite das Dach beinahe bis zur Erde niedergeht, ganz und gar aus Schilfrohr erbauet. Nur das Hauptskelet, die Hauptstützen und das Dach besteht aus unbeschlagenen jungen Pinienstämmen; Außenwände, so wie die innern Wände für Abtheilung der Gemächer, und das Dach bestehen aus Schilfrohr, das dick über einander gelegt, gestellt und geflochten wird, so daß eine solche Hütte, denn Haus kann man es doch nicht nennen, im Winter einen warmen und im Sommer einen kühlen Zufluchtsort gewährt. Fensteröffnungen haben sie keine, das Licht fällt nur durch die Thüre hinein, Schornsteine haben sie auch nicht, der Rauch zieht nur über dem Herde durch ein kleines Loch hinaus, und daher ist es wirklich zu bewundern, daß solche Hütten nicht von oben bis unten ein räucheriges Ansehen haben. Den Fußboden des Innern dieser Hütten, der übrigens mit Thonerde und Pferde- oder Kuhmist gemengt wird, hat man zur festen Tenne geschlagen, und man hält ihn fortwährend reinlich gekehrt. Die Bewohner derselben sind lauter Leute ohne Grundbesitz, die sich vom Tagelohn nähren, oder gegen Abgabe der Hälfte des Ertrags, so viel von den nahen königlichen, jetzt Compagnieländereien pachten, als sie mit ihrer und ihrer Familie Händearbeit urbar machen und bestellen können. Es ist also die ärmste Classe von Bauern, die hier ihren Sitz hat, sich ihre Häuser selbst bauet, und das Material dazu nur aus den nahen Sümpfen und den benachbarten Pinienwäldern auf den Schultern herbeizuschleppen braucht.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die muſelmänniſchen Provinzen Rußlands in Aſien.

III. Die Provinz Karabag.

(Fortſetzung.)

9. Die Stadt Schuſcha mit der Feſtung und hiſtoriſche Nachrichten über die Provinz.

Das Land, was jetzt Karabag heißt, war im Alterthum unter dem Namen Rana bekannt, und es lag darin eine Stadt Barda, die ſich durch ihre Größe und Bevölkerung auszeichnete, aber bei dem Einfall Tamerlans von Grund aus verheert wurde. Karabag war vor alten Zeiten eine Provinz Armeniens, nach dem Fall dieſes Reichs kam ſie an Perſien, dem es unter der Regierung des Schahs Sophi die Türken entriſſen; unter Schah Nadir wurde Karabag wieder mit Perſien vereinigt. Schah Nadir verſetzte den größten Theil der Tataren nach Choraſſan, ihren urſprünglichen Wohnſitz. Von dieſen verpflanzten Tataren überredete Pana Khan, der älteſte des Stammes von Dſchiwanſchir, im Jahre 1747 (dem Todesjahr Nadir Schahs) viele ſeiner Stammesgenoſſen Choraſſan zu verlaſſen, und begab ſich wieder nach Karabag, wo ihn die mit der perſiſchen Regierung unzufriedenen Einwohner freudig aufnahmen und zu ihrem Regenten wählten, in welcher Würde ihn ſpäter auch der perſiſche Hof anerkannte. Anfangs reſidirte Pana Khan in der Veſte Bajät, welche in der Nähe der Trümmer der Stadt Barda liegt, hierauf in der von Nadir Schah erbauten Veſte Schachbulak, und endlich verlegte er ſeinen Wohnſitz nach der von ihm ſelbſt im Jahre der Hedſchra 1167 (1769 n. Ch.) erbauten Veſte Schuſcha. Pana Khan beherrſchte indeß die Provinz nicht in Ruhe, ſondern mußte 30 Jahre lang unaufhörlich Krieg führen mit dem Anführer der dortigen Armenier, dem Melik Atam Schachnaſar, welcher in der Veſte Dſchürmyk reſidirte, und endlich von Pana Khan beſiegt nach Perſien floh.

Als Pana Khan im Jahre 1790 ſtarb, folgte ihm ſein Sohn Ibrahim in der Würde eines Khans von Karabag. Befreit von ſeinem gefährlichen Feinde, dem Melik Atam, der bei ſeiner Rückkehr aus Gandſcha nach Karabag an Gift ſtarb, richtete Ibrahim Khan, jetzt unumſchränkter Herrſcher des Khanats, ſeine Aufmerkſamkeit auf die Wiederherſtellung der innern Ordnung. Bald darauf aber, nämlich im Jahre 1795, drang der perſiſche Schah Aga Muhammed Khan in Karabag ein und belagerte die Veſte Schuſcha, wurde aber mit großem Verluſte zurückgeſchlagen und verließ Karabag wieder, zog von da mit ſeinem Heere nach Georgien, richtete dort furchtbare Verheerungen an und zerſtörte die Hauptſtadt Tiflis. Im Jahre 1797 zog Aga Muhammed Khan von neuem vor Schuſcha, und da er es mit Gewalt nicht bezwingen konnte, nöthigte er es durch Hunger zur Uebergabe. Ibrahim Khan, der nach einem ſo hartnäckigen Widerſtande die Rache Aga Muhammed Khans fürchtete, floh nach Dſchar. *) Doch bald nahmen die Angelegenheiten eine andere Wendung: acht Tage nach der Einnahme von Schuſcha wurde Aga Muhammed Khan von ſeinen eigenen Dienern ermordet, und die Regierung von Karabag übernahm ein Verwandter Ibrahim Khans, Mammad Bek, nach zwei Monaten aber kehrte Ibrahim Khan zurück und übernahm von neuem die Regierung. Als die Ruſſen die Veſte Gandſcha (Jelisabetpol) erobert hatten, fürchtete Ibrahim Khan das Loos Dſchawats, Khans von Gandſcha, ſtellte ſich im Jahre 1805 vor dem General, Fürſten Zizianow, der mit ſeinen Truppen am Kurakiſchai ſtand, und bat denſelben, ihn und das Khanat Karabag in ruſſiſchen Schutz zu nehmen. Nach einem von dem Fürſten Zizianow den 14 Mai deſſelben Jahres abgeſchloſſenen und von Kaiſer Alexander beſtätigten Vertrage ſagte ſich Ibrahim Khan von der Souveränetät Perſiens los, und verpflichtete ſich, an Rußland einen jährlichen Tribut von 8000 Ducaten zu bezahlen. Auf dieſen Vertrag hin beſetzte ein Theil der ruſſiſchen Truppen die Veſte Schuſcha, und Ibrahim Khan wurde kurz darauf zum Generallieutenant ernannt. Als der Schah von Perſien erfuhr, daß ſein Verwandter *) unter ruſſiſchen Schutz ſich begeben habe, nahm er zur Ueberredung ſeine Zuflucht, um dieſes Bündniß zu zerreißen. Ibrahim Khan ſchwankte nicht lange: in der Erwartung der Ankunft der perſiſchen Truppen verließ er Schuſcha mit ſeiner Familie und ſeiner Dienerſchaar, und ſchlug einige Werſte von der Veſte ſein Lager auf. Der Major Liſſanewitſch, der damals die Garniſon von Schuſcha commandirte, forderte ihn zur Rückkehr in die Feſtung auf; da aber Ibrahim Khan ſich deſſen entſchieden weigerte, und Liſſanewitſch vorausſah, daß, im Fall der Vereinigung des Khans mit den perſiſchen Truppen, die Beks von Karabag ſich gleichfalls empören würden, ſo beſchloß er, den Khan mit Gewalt zu Erfüllung ſeines Anſinnens zu zwingen. Zu dieſem Ende begab ſich der tapfere Major Liſſanewitſch **) mit einigen Soldaten in das Lager Ibrahim Khans und wiederholte ſeinen Vorſchlag; da aber der Khan ſtatt der Antwort Befehl gab ſich ſeiner zu bemächtigen, und Liſſanewitſch ſich vertheidigen mußte, ſo entſpann ſich ein hartnäckiger Kampf, in welchem Ibrahim Khan mit ſeiner Frau, ſeiner Tochter und einer Menge Diener auf dem Platze blieb. Dieſes verrätheriſche Benehmen Ibrahim Khans fand im Jahre 1806 ſtatt, ein Jahr nachdem er ſich freiwillig der Oberherrſchaft Rußlands unterworfen hatte. Liſſanewitſch kehrte nach Schuſcha zurück, berief ſogleich in den Diwan Khane (das Zimmer, wo der Khan zu Gericht ſaß und Proceſſe anhörte) die angeſehenſten Einwohner der Stadt, und erklärte den älteſten Sohn Ibrahim Khans, Mechti Kuli Khan, im Namen des ruſſiſchen Kaiſers zum Nachfolger ſeines Vaters. Alle Einwohner erkannten ihn mit Vergnügen als ihren Herrſcher an. Während der Regierung Mechti Kuli Khans fiel derjenige Theil des Khanats, der zwiſchen dem Araxes und Kapantſchai oder Tſchaundur liegt, an Perſien, weil ſein Bruder, Abdul Feth Khan, der noch bei Lebzeiten ſeines Vaters dieſen Antheil verwaltete, bei deſſen Tode die Oberherrſchaft Perſiens anerkannte. Im Frieden von Guliſtan fielen die Ländereien auf dem linken Ufer des Kapantſchai an Rußland und wurden zu Karabag geſchlagen. Das Land aber zwiſchen dem Kapantſchai, Migritſchai und Araxes verblieben Perſien bis zum Frieden von Turkmentſchai, wo ſie gleichfalls mit Rußland vereinigt wurden. Mechti Kuli Khan blieb Regent von Karabag bis zum Jahre 1822, wo er nach Perſien floh, worauf die Provinz ganz unter ruſſiſche Herrſchaft kam.

(Schluß folgt.)

*) D. h. zu dem leſghiſchen Stamme dieſes Namens im Gebirge.

*) Eine Tochter Ibrahim Khans war mit Feth Ali Schah vermählt.

**) In ſpäterer Zeit wurde er Generallieutenant, commandirte die Truppen an der kaukaſiſchen Linie und verwaltete zugleich die kaukaſiſche Provinz. Bei einer Unterredung mit den kaukaſiſchen Gebirgsvölkern fiel er, gleich dem Fürſten Zizianow, der unter den Mauern von Baku ermordet wurde, als ein Opfer ſeiner Unerſchrockenheit und ſeines Zutrauens unter dem Dolch eines der Gebirgsbewohner. Sein Andenken lebt noch in Transkaukaſien, wo er unter dem Namen Dali Major, des unerſchrockenen Majors, bekannt iſt. Seine Thaten, ſo wie die Kotzebewelts, ſind, als waren ſie fabelhaft, in die Sagen des Volks übergegangen, und bilden eine der Lieblingserzählungen; auch Volkslieder ſind auf ſie gedichtet worden, die ſelbſt in Perſien geſungen werden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 148.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Mai 1838.

Rückblick auf den Anbau Carolina's.

Ein amerikanisches Blatt, der Southern Agriculturist, gibt eine merkwürdige historische Uebersicht der Stapelwaaren Carolina's, woraus wir Nachstehendes entheben.

Im Jahre 1693 war ein Hr. Smith, welcher in Madagaskar Reis gesehen hatte, Gouverneur von Carolina; er besaß ein Stück niedrig gelegenen Landes, was, wie er glaubte, zum Anbau dieser Frucht passen würde, wenn man sich Samen davon verschaffen könnte. Um diese Zeit legte ein aus jener Insel kommendes Schiff aus Noth im Hafen an, und der Koch desselben besaß zufälliger Weise einen Sack Reis. Man säete ihn aus, er kam zur Blüthe, und man vertheilte nun überall hin Samen; da man fand, daß Sümpfe der geeignete Boden dafür sey, so ward der Reis bald zur Stapelwaare. Die Production stieg innerhalb 20 Jahren auf 18,000 Fässer, in den nächsten zehn Jahren zusammengenommen auf 269,488 Faß, und sie verdoppelte sich in zehn weitern Jahren. Dreiundvierzig Jahre nach der Einführung der Pflanze erntete man in Einem Jahre 71,481 Faß: dieß war der Anfang des jetzt so umfassenden Reisbaues und des ungeheuren Handels damit. Im J. 1699 wurde der Indigo eingeführt; man hatte ihn von Hindustan nach Westindien gebracht, und Gouverneur Lucas von Antigua, sandte zufälliger Weise eine Samenprobe an seine in Carolina sich aufhaltende Tochter, die eine Liebhaberei an Pflanzen hatte. Wiederholt säete sie dieselben aus, aber die Pflanze litt durch Frost und Würmer, und nur nach mehreren fehlgeschlagenen Versuchen gelang es ihr, die Pflanze zur Blüthe und Reife zu bringen. Der Gouverneur schickte jetzt einen gelernten Indigobereiter, der erste Indigo in Carolina wurde gewonnen, und die Folge war, daß dieß unternehmende junge Mädchen, bei ihrer Verheurathung, als reiche Aussteuer von ihrem Vater die ganze Indigo-Ernte, die jenes Jahr auf der Pflanzung gewonnen wurde, erhielt. Jedermann wollte nun auch Indigo bauen, und bald wurden in Einem Jahre 200,000 Pfund nach England gesendet. Die Sache ging über Erwartung günstig, und vor dem Kriege im Jahre 1775 betrug die Ausfuhr über 1,100,000 Pfund. Nach dem Unabhängigkeitskriege versorgten sich die Engländer aus Ostindien, und nun gelangte die Baumwolle auf den Thron. Der Boden taugte für die Pflanze, und das ganze Agriculturſystem es Landes änderte sich so zu sagen in Einem Jahre. Baumwolle war zwar schon im J. 1680 gebaut worden, wurde jedoch erst im J. 1747 als Ausfuhrartikel angesehen, in welchem Jahre, zufolge einer alten, kürzlich wieder aufgefundenen Broschure, sieben Ballen Baumwolle zu einem Werthe von 78 Dollars aus dem Lande versandt wurden. Während des Kriegs mußte Baumwolle zu groben Tüchern aus Noth gebaut werden. Im J. 1794 fing sie an zu steigen. Damals führte Whitney seine berühmte Reinigungsmaschine ein, wodurch Baumwolle mit Einem Mal zur Stapelwaare wurde, und alle südlichen Staaten eine Wichtigkeit erlangten, die sie außerdem nie erreicht haben würden. In dem genannten Jahre wurden 8340 Ballen ausgeführt; in den seitdem verlaufenen 40 Jahren 1,284,328 Ballen, wozu noch einige Hunderttausende von den letzten zwei Jahren kommen. Vor kurzem wurden an Einem Morgen in Liverpool an 18,000 Ballen Carolina-Baumwolle verkauft, mehr als das Dreifache der ganzen amerikanischen Ausfuhr vor 44 Jahren. Dieß ist die Geschichte eines einzigen Bodenerzeugnisses, dessen Werth in 44 Jahren von 32,000 Dollars, auf ein und sechzig und eine halbe Million gestiegen ist. Nach einer neuerlichen Nachricht kamen von der vorjährigen Ernte vom 1 October bis zum 16 Februar d. J. 330,000 Ballen nach Neu-Orleans.

Lebensbilder aus Portugal.

Ausflug nach Comporta.

(Fortsetzung.)

Den werthlosen schlechten Boden haben sie auch umsonst, ja der Eigenthümer ist sogar froh, wenn sich Leute darauf anbauen, ihm dann das bessere Land abpachten oder als Tagelöhner bei den schweren Landarbeiten behülflich sind. Nun sollte man glauben, daß in diesen Hütten die größte Armuth und selbst Bettelei herrschen müßte, da man auf den ersten Anblick gar

Digitized by Google

nicht einmal begreift, wovon die Leute leben, und doch ist dem durchaus nicht so. Man betrete nur eine solche Wohnung, ich habe einen Blick in viele derselben gethan, und man wird hier zwar keinen Ueberfluß antreffen — die Menschen leben gewiß höchst frugal und aus der Hand in den Mund, denn Vorrathskammern sieht man bei ihnen gar nicht — allein es herrscht in allen diesen Hütten eine gewisse Reinlichkeits- und Ordnungsliebe, und eine ruhige Zufriedenheit mit den häuslichen Verhältnissen ruht besonders auf den Antlitzen der Weiber, so daß man aus all diesem zusammen abnehmen kann, daß sie wenigstens keinen Hunger leiden und mit Wenigem zufrieden sind. Die ungesunden Sumpfgegenden tragen aber viel dazu bei, daß die Bewohner dieser Gegenden vom Monat Mai und Junius an bis in den October hinein, wann die Regenzeit beginnt, sehr stark von kalten Fiebern heimgesucht werden, die in manchen Jahren einen bösartigen Charakter annehmen, so daß der Tod hier eine eben so furchtbare Decimirung unter den Lebenden veranstaltet, als kaum die Cholera anstiften kann. Dieses ist denn auch der Hauptgrund, weßhalb die Leute fast alle ein kränkelndes Ansehen haben; vergebens wird man sich nach einem blühenden, gesunden Gesichte umsehen, ja selbst rothe Lippen zu sehen, ist hier eine Seltenheit, denn wer nicht das Fieber hat hat es gewiß vor kurzem gehabt, und lebt nun in der Hoffnung, daß er es nächstens wieder bekommen werde. Die Männer sind indessen diesem Uebel mehr ausgesetzt wie die Weiber, weil sie mehr wie diese sich den brennenden Sonnenstrahlen bloßstellen, während sie mit den Füßen im Wasser stehen, Gräben im Sumpfboden ziehen, um diesen urbar zu machen, oder Schilf aus den Sümpfen holen, nicht nur zum eigenen Gebrauche für ihre Hütten und Lagerstätten, sondern zum Verkauf nach andern Gegenden oder zur Bereitung der so elastischen, oft drei Zoll dicken Schilfmatten, die im heißen Sommer ein sehr kühles Lager zur Sesta (Siesta) gewähren. Viele beschäftigen sich auch mit der so ungesunden Arbeit des Sammelns von Blutegeln, deren vorzüglichste Gattungen in den benachbarten Sümpfen zu Hause sind. Die Blutegel von Comporta sind berühmt, der Handel damit brachte allein der königlichen Administration der Besitzung jährlich gegen 1000 Thaler ein.

Tische und Stühle bedürfen diese Leute nicht, da sie fast immer wie die Türken auf ihren Teppichen, so hier auf ihren Matten oder Esteiros an der Erde sitzen; hie und da sieht man allenfalls einen kleinen Schemel oder eine Bank für den Hausherrn und andere Liebhaber, die gerne höher sitzen. Außer den über den Boden erhabenen Lagerstätten, wovon die für das Ehepaar und das weibliche Geschlecht hinter Schilfwänden sich befinden, und die zum Theil aus nichts Anderem als Schilfmatten und, wenn es hoch kommt, aus einem Sack mit angefülltem Maisstroh bestehen, so wie einer wollenen Decke, was Alles auf Brettern liegt, deren Untergestell zwei hölzerne Böcke sind, sieht man kein anderes Meublement. Ein einziger hölzerner Kasten enthält alle ihre Reichthümer, ihren Sonntagsstaat, der nicht viel von dem an Werkeltagen unterschieden ist. Das wenige Küchengeschirr aber, was sie besitzen, glänzt hell gescheuert und gewaschen an den Wänden; ein großes, irdenes, unglasurtes Wassergefäß von einigen Fuß Höhe im Durchmesser, welches das Wasser stets auf seiner Oberfläche verdunstet und daher immer kühl erhält, steht auf einem Klotze oder einem Stein in einer Ecke; seine weite Oeffnung ist mit einem irdenen Tellerchen bedeckt, und auf diesem umgestülpt steht ein kleines, bauchiges Krüglein derselben Masse, eine Pucara, mit welchem das Wasser aus dem Pote oder Falha, wie man diese Gefäße hier nennt, geschöpft wird, und aus dem die ganze Familie trinkt. Da der Portugiese einen frischen Trunk Wasser weit höher schätzt als Wein und anderes Getränke, so wird auch stets auf die Reinlichkeit des Wassergefäßes viel gehalten; in vielen Häusern findet man deßhalb auch eine blecherne Pucara auf dem Wassertopfe.

In andern Ländern macht man wohl die Bemerkung, daß, je ärmer die Menschen sind, desto mehr Grobheit und Ungeschliffenheit bei ihnen zu Hause ist; sie wissen sich schlechterdings gegen vornehmere und gebildete Classen nicht zu benehmen; in allen ihren Handlungen und Redensarten, in ihrem Blick und ganzen Wesen leuchtet eine ungemeine Ungelenkigkeit und Stupidität hervor. Nicht so aber hier: man betrete die ärmlichsten dieser Hütten, und man wird von ihren Bewohnern, besonders wenn man ihnen bekannt ist, mit aller möglichen Courtoisie und mit denselben verbindlichen Redensarten empfangen werden, wie man es nur von wohlerzogenen Menschen erwartet; man wird mit diesen Leuten eben so gut eine Conversation über Ackerbau, Viehzucht, ihr Gewerbe oder die Witterung, ja selbst über die Politik der Zeit anknüpfen können, die oft unterhaltender und belehrender ausfällt, als die mit einem nonchalanten Fidalgo, einem aufgeblasenen Rechtsgelehrten und Cortesdeputirten oder einem dickthuenden Kaufmann. Man fordere hier einen Trunk Wasser — fast das Einzige, was diese Menschen geben können — und es wird mit der größten Freundlichkeit dargereicht, sowohl dem angesehenen Manne als dem Bettler; sie thun dabei oft noch ein Uebriges und offeriren den schönsten Honig dazu, der in den benachbarten Steppen des Alemtejos vielfältig gezogen wird, ohne ein anderes Interesse, als sich complaisant zu zeigen — eine Complaisance, die nicht sowohl durch angeborne aber vorübergehende Gutmüthigkeit, als durch natürlichen Hochmuth der Männer und die stets hervortretende Eitelkeit der Weiber erzeugt wird. Man will zeigen, daß auch der Arme dem Reichen gefällig seyn kann; der Arme fühlt sich reicher wie Crösus, wenn er seine Armuth einmal mit dem Reichen theilen kann, und wenn dieser dafür mit aller Aufmerksamkeit seine Erkenntlichkeit dafür zu erkennen gibt. Nicht sowohl das Gefühl, daß der Vornehme sich zu ihnen herabgelassen, macht sie glücklich, denn auch der Geringste dünkt sich so gut wie der Hochgeborne, sondern das beglückt ihn am meisten, eine Gelegenheit zu haben sich zu ihm zu erheben und cameradschaftlich einen vornehmen Gast zu bewirthen.

Nach so manchen Bemerkungen, die ich über die Bewohner dieser Hütten machte, die als gute Freunde zu Allem zu gebrauchen, als Feinde aber auch um so mehr zu fürchten sind, da in diesen Gegenden keine Justiz gehandhabt wird, keine Polizei Ordnung hält und die Leidenschaften dieser Menschen ungezügelt hervortreten können, kehrten wir nun am späten Nach-

Digitized by Google

mittag in unſer Hotel zurück, um unſer Mittagsmahl zu halten, welches aus ſtark gepfefferter Wurſt in Stückchen geſchnitten und einem Ueberguß von Eiern, gebratenem friſchem Schweinefleiſch mit Reis beſtand, und uns nach der Jagd und ſonſtiger Motion wohl zehnmal beſſer mundete als nach einer achttägigen Eingeſeſſenheit die herrlichſten Gerichte der franzöſiſchen Reſtaurants in Liſſabon. Mit gutem Wein aus Setubal waren wir ſelbſt verſehen. Nach dieſer Mahlzeit, welche wir an der langen ſchmalen Tafel des allgemeinen Raums der Wirthſchaft zu uns nahmen, richtete ſich erſt unſere Aufmerkſamkeit auf das, was uns umgab, und ein geſchickter Maler würde hier Stoff genug zu charakteriſtiſchen Genrebildern finden. Schon die Wohnung allein lohnt der Mühe ſie darzuſtellen — dieſer Geſammtraum, in welchem der Fußboden Gottes Erde, das Dach die bloßen Ziegel ſind, an der einen Wand eine lange, ſchmale Tafel ſteht mit dahinter und davorſtehenden Bänken, belegt mit einem groben Tiſchtuche (für uns hatte man ein ganz ſchneeweißes aufgedeckt), welches die ganze Woche über allen Gäſten gedient. Gegenüber dem Tiſche ſtand ein ungeheuer großer Kaſten, gefüllt mit Gerſte für die hier einkehrenden Maulthiere und Pferde; rechts hinter der Hausthüre war der Küchenraum mit ſeinem Herde in der Ecke, durch die lange Schenktafel abgeſchieden; hier hockte die weibliche Familie des Hauſes am Feuer mit den Kindern und beachtete die ſprudelnden Töpfe; weiter hin nach einer andern Ecke zu war eine lange ſteinerne Bank, auf der eine Reihe große Waſſergefäße ſtanden mit ihren Pucaras: denn da hier das Trinkwaſſer nur immer bei der eingetretenen Ebbe aus den ſüßen Quellen der Moor- und Bruchgegend geſchöpft werden kann, was nur alle 6 Stunden auszuführen iſt, weil bei eintretender Fluth die Quellen durchs Meerwaſſer bedeckt werden, und der Zuſpruch durſtiger Menſchen hier immer ſehr groß iſt, ſo mußte man auch ſtets einen großen Waſſervorrath haben. Ueber dieſen Potes ſtand und hing nun an der Wand das ganze Küchen- und Tiſchſervice in blankem Kupfer, Zinn, Blech und Eiſen. Die Wand eines kleinen Verſchlags, hinter welcher die Familie ihre Betten hatte, war mit einem Geſtell wie ein Bücherbrett verſehen, auf welchem allerhand beſtaubte Flaſchen und Garafinen ſtanden, in denen Branntwein und verſchiedene Liqueure für den Liebhaber ſich befanden. Der Abend war nun herangerückt, eine Blechlampe wurde auf die Tafel geſetzt, an der, nachdem wir abgeſpeiſet, zuerſt unſer Bootsmann mit ſeinem jungen Gehülfen Platz nahm, welche das aufgebrten, was wir übrig gelaſſen und wohl noch für vier genug geweſen wäre, um ſich daran ſatt zu eſſen; allein dieſes iſt kein Hinderniß, daß auch zwei Perſonen die vier Portionen und noch mehr zu ſich nehmen können. Es gränzt faſt ans Unglaubliche, was ſolche Leute in ſich ſtopfen, wenn es ihnen vorgeſetzt wird; ſie würden ſich ein Gewiſſen daraus machen, auch nur einen Biſſen übrig zu laſſen, ihr Magen iſt wie ein Sack, den man ſo lange zu füllen ſucht, als nur noch etwas hinein geht. Und um ſo recht viel zu freſſen, trinken dieſe Leute nur ſehr mäßig dabei ihren Wein, der denn die Wirkung thut, die in dem Magen entſtehenden Luftblaſen heraus zu jagen; da knallt es dann bald hier, bald dort an einer ſolchen Tafel in den ſchönſten, gezogenen grunzenden Lauten. Will endlich aber gar nichts mehr in einen ſolchen Freßbauch hinein gehen, oder hat man nichts mehr zum Verſchlucken, dann trinkt man noch eine Pucara voll Waſſer hinterher, nicht aus Durſt, ſondern als diätetiſches Mittel zur Beförderung der Verdauung, die denn auch ohne alle Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten während der Entwicklungen der verſchiedenartigſten Luftarten aufs beſte von ſtatten geht. Die Nachbarſchaft ſolcher Leute iſt dann juſt nicht die angenehmſte.

(Fortſetzung folgt.)

Die muſelmänniſchen Provinzen Rußlands in Aſien.

III. Die Provinz Karabag.

9. Die Stadt Schuſcha mit der Feſtung und hiſtoriſche Nachrichten über die Provinz.

(Schluß.)

In der Provinz Karabag findet ſich eine einzige Stadt, Schuſcha, welche auf einem hohen Felſen liegt, der, nach der Meſſung eines von den in Schuſcha ſich aufhaltenden Miſſionären von der Baſeler evangeliſchen Geſellſchaft, ſich auf 4000 Fuß über die Oberfläche des kaſpiſchen Meeres erhebt. Die auf drei Seiten von der Natur vertheidigte Feſtung iſt völlig unerſteiglich; von der vierten Seite hat ſie eine künſtliche Befeſtigung, die in einer kleinen ſteinernen Mauer beſteht, welche übrigens das Feuer einer Belagerungsartillerie nicht aushalten könnte. Die Häuſer der Stadt ſind ohne die geringſte Ordnung angelegt. Die Straßen ſind bergig und an vielen Stellen von tiefen Schluchten durchſchnitten. Die Häuſer ſind faſt alle von Stein, größtentheils von einem Bretterdache bedeckt, doch gibt es auch kleine Erdhütten, die man hier Dordas nennt; die Dächer ſind hier, gegen die Gewohnheit der Aſiaten, nicht flach, ſondern mit Dachſparren verſehen. Man zählt 1698 Häuſer in der Veſte, mit 5079 Köpfen männlichen Geſchlechts; außerdem zehn Krongebäude, und eines, das der Baſeler evangeliſchen Geſellſchaft gehört. Die geſammte Bevölkerung umfaßt 31.762 armeniſche und 936 tatariſche Familien; darunter befinden ſich 56 Beks, 64 Mullahs und Seiden und 21 Familien armeniſcher Geiſtlichkeit; viele Einwohner beſchäftigen ſich mit Handel und Handwerken. Die Veſte Schuſcha wird vermittelſt einer auf Koſten eines hieſigen Armeniers gebauten Waſſerleitung mit Waſſer verſehen, aber dieſes Waſſer, ſo wie auch das in den Brunnen, die ſich in einigen Häuſern finden, gilt für ungeſund, und darum holen die Einwohner das Trinkwaſſer jenſeits des armeniſchen Zollhauſes, eine Werſt von der Stadt, aus einer kleinen am Fuß eines Berges entſpringenden Quelle. Uebrigens findet ſich in dem kleinen Bache Schuſchatſchai, der in der Nähe der Veſte in einer tiefen Schlucht vorüberfließt, gleichfalls gutes Waſſer, wegen des ſteilen Abhanges aber iſt es ſehr mühſam ſolches zu holen.

Schuſcha hat ein geſundes Klima, und wegen ſeiner hohen Lage iſt es keiner großen Hitze ausgeſetzt, dagegen gehen aber im Herbſt unaufhörlich Regen nieder und es herrſchen dichte Nebel.

In Schuſcha finden ſich 10 Schulen für den Unterricht der Jugend. Eine davon iſt von den Miſſionären der Baſeler evangeliſchen Geſellſchaft geſtiftet und wird auf ihre Koſten unterhalten; es erhalten darin 40 Jünglinge unentgeltlichen Unterricht in der Religion, der armeniſchen Sprache, in Arithmetik und Geographie; die, welche hierin größere Fortſchritte gemacht haben, beſchäftigen ſich mit der griechiſchen und

Digitized by Google

englischen Sprache. Es befindet sich dabei eine Druckerei mit einer Presse, auf welcher verschiedene Lehrbücher in armenischer Sprache gedruckt werden. In der armenischen Unterrichtsanstalt erhalten über 50 Kinder Unterricht. Die dritte Schule ist in einem armenischen Frauenkloster errichtet, und 10 Mädchen erhalten daselbst Unterricht im Lesen und Schreiben. Die übrigen 7 Schulen sind tatarische: in 6 derselben erhalten gegen 150 Schüler Unterricht in tatarischer und persischer Geschichte; der siebenten steht der Kadi selbst vor, und unterrichtet 20 erwachsene Jünglinge, welche Mullahs werden wollen, in der arabischen Sprache, den Lehren des Islam, der Arithmetik, Astrologie und Medicin. Es erhalten also in Schuscha gegen 250 Personen beiderlei Geschlechts Unterricht. Die Lehrer in den tatarischen und armenischen Unterrichtsanstalten erhalten von jedem Schüler, je nach den Vermögensumständen der Eltern, 20 Kopeken bis 2 R. S. des Monats. Zu Ehren der Bewohner von Schuscha muß man sagen, daß sie um den Unterricht der Jugend eifrig bemüht sind, und erst noch im Jahre 1828 freiwillig ziemlich bedeutende Summen opferten, um in Schuscha eine Unterrichtsanstalt zu begründen, in welcher ihre Kinder nicht bloß in den Landessprachen, sondern auch in der russischen Unterricht erhalten könnten. Von Seite der russischen Regierung wurde gleichfalls eine Kreisschule eingerichtet, worin sich 5 Lehrer und 50 Zöglinge befinden.

Die Bewohner von Schuscha beschäftigen sich mit dem Feldbau. In der Stadt gibt es 42 Seidenwebstühle, 28 Baumwollwebstühle, 20 Gerbereien und eine der Krone gehörige Seifensiederei. Im Jahre 1829 wurden hier von verschiedenen Seidenstoffen über 7200 Stück, 740 Halstücher und 6100 Stück Kassan verfertigt, bei welchem letztern Zeuge der Zettel von Seide und der Einschlag von Baumwolle ist; man gebraucht sie zu Unterkleidern und Schalwaren. Es sind 524 Weber und andere Arbeiter damit beschäftigt, und die Zahl der Webstühle beträgt 152. Der Weber erhält vom Stück 90 Kopeken, der Aufroller von 27 Stück 1 R. 20 K., der, welcher den Zettel zurichtet, 10 R., der Schlichter 1 R. S. Die Seide wird in Schuscha gekauft; für das Dunkelblaufärben zahlt man 1 R. 20 K. von 80 Stil, für das Schwarzfärben 20 K., für das Rothfärben von 14 Stil Seide 2 R. S. Ein Stück Seidenstoff von 10 Werschok bis 1 Arschine Breite und 25 Arschinen Länge werden 8 R. S. und darüber bezahlt. — Von baumwollenen Geweben wird nur der bekannte dicke Stoff Biäs bereitet. Die Zahl der Webstühle beträgt ungefähr 80, worauf gegen 3000 Stücke jährlich verfertigt werden, jedes von 10 chanischen Arschinen Länge und 7 Werschok (44 Centimeter) Breite; sie werden zu 80 K. bis 1 R. S. das Stück verkauft.

Der Handel in der Provinz Karabag ist sehr unbedeutend, und beschränkt sich auf die Zufuhr von Seide, seidenen, baumwollenen und wollenen Stoffen, und einigen andern unbedeutenden Gegenständen aus Rußland, den übrigen transkaukasischen Provinzen, Persien und der Türkei. Drei Armenier aus Schuscha kaufen Seide in Karabag, Schekl, Schirwan, dem Kreise Jelisabetpol, dem Districte Dscharo Belokan und Persien auf und versenden sie nach Rußland; einer derselben, dessen Umtriebscapital in die Millionen Rubel beträgt, hat in Persien, Rußland und einigen transkaukasischen Städten Correspondenten, die sich mit dem An- und Verkauf der Seide beschäftigen. Die Masse der aus Persien nach Karabag kommenden Waaren beträgt gegen 140,000 R. S., und die Kaufleute stehen in fortdauerndem Verkehr mit Tebris und zum Theil mit Jsfahan; der Verkehr mit der Türkei ist dagegen unbedeutend, und beträgt nicht über 500 R. S., denn es findet kein täglicher Verkehr mit der Türkei statt, und gewöhnlich bringen die von der Pilgerfahrt zurückkehrenden Kaufleute Waaren zu jenem Belange mit. Mit den transkaukasischen Provinzen mag der Handel etwa 90 R. S. betragen. Früher gingen die hiesigen Kaufleute, namentlich um Baumwollenstoffe aufzukaufen, nach Moskau und Nischneinowgorod, jetzt aber beziehen sie solche meist aus Tiflis, und der directe Verkehr mit Rußland hat aufgehört. Die Kaufleute von Schuscha, welche in Tiflis und Nucha russischen Zitz, Nanking, Shawls, Filzröcke, Tuch u. dgl. kaufen, versenden davon jährlich für 50,000 R. S. nach Tebris, nach Rußland dagegen für 1,000,000 R. S. Seide. Die aus Persien und Georgien hergeführten Waaren werden in Schuscha nur etwa mit 15 Procent über den Kaufpreis verkauft.

In Jsfahan bezahlen die Kaufleute für die Lastpferde 50 K. S. für den Batman, jedoch unter der Bedingung, daß die Besitzer der Pferde den Zoll für die Waaren von Jsfahan nach Tebris bezahlen; unter denselben Bedingungen bezahlen sie für die Fracht von der Stadt Jesda nach Tebris 65 K. S. vom Batman, von Kaschan nach Tebris 50 Kopeken. Die Fracht, ohne die Vereinigung des Zolls, kostet von Tebris nach Schuscha nicht über 50 K. der Batman, von Choi 20 K., von Urmia 25 K. und von Tiflis 1 R. S. für das Pud. Außer diesen Kosten für ein- und ausgeführte Waaren und einer Abgabe von 5% wird noch ein Zoll von 1 R. S. für die Last von den Tataren und von 3 R. S. von den Armeniern in den persischen Städten erhoben; in Karabag selbst bestehen viele Zollstätten, wo Zoll für die eingeführten Waaren bezahlt werden muß.

10. Von Maaßen, Gewichten und Münzen.

Zum Messen des Getreides braucht man den Tschinach, welcher in der Stadt Schuscha von dreierlei Art ist; auch die Magals Disach und Waranda haben besondere Tschinachs. Nach russischem Gewichte stellen sie sich folgendermaßen:

	Weizen.	Gerste.	Hirse.	Reis.
In Schuscha				
Tsch. erster A	51 Pf.	25 Pf.	27 Pf.	25 Pf.
do. zweiter A	12 Pf. 51 S.	10 Pf.	11 Pf. 24 S.	9 Pf. 19 S.
do. dritter Art	11 Pf. 88 S.	9 Pf. 59 S.	10 Pf. 76 S.	8 Pf. 49 S.
Im Magal Disach	24 Pf. 7 S	20 Pf. 80 S.	24 Pf. 62 S.	19 Pf. 16 S.
Im M. Waranda	15 Pf. 48 S.	12 Pf. 48 S.	15 Pf. 48 S.	11 Pf. 48 S.

Für Flüssigkeiten braucht man die Tunga, welche 4 Tschurek oder 9 Pfund enthält, und den Partsch, welcher 8 Pfund 78 Stil hat. — Die Arschine von Karabag ist gleich $1^{6}/_{7}$ r. A. — Das Gewicht ist dreierlei Art: 1) Tsiani, 2) Misani, 3) Otar. Im Tsiani-Gewicht ist der Stil gleich 60 Solotnik, der Batman gleich 54 Stil oder 53 Pfund 72 Sol.; danach werden verkauft Mehl, Reis, verschiedene andere Eßwaaren, Früchte, Naphtha, Baumwolle. Nach dem Misani-Gewicht hat der Stil 55 S. und $16^{2}/_{3}$ Theilchen, der Batman ist gleich 50 Stil oder 28 Pfund. Nach dem Misani-Gewicht wird die Seide beim öffentlichen Schatz angenommen, unter den Einwohnern aber besteht ein besonderer Batman, der 48 Stil oder 24 Pfd. 61 S. enthält. Nach dem Otar-Gewicht hat der Stil 58 S. und 26 Theilchen, und nach diesem werden Zucker, Thee, Kaffee, Gewürze, Bisi u. dgl. verkauft.

In Schuscha und in der Provinz circuliren russische Münzen, holländische Ducaten, karabagische silberne Penagabaten (20 K. S.) und Jarimschagen, ferner georgische, schirwanische, schekinische und jelisabetpolische Abasen, persische Tumane und Reales.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 149.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Mai 1838.

Bombay.

(Aus Dr. Ruschenbergers Reise um die Welt.)

Die kleine Insel Bombay, an der malabarischen Küste, unter 18° 56′ N. B., hat eine Länge von 10 und eine Breite von 3 englischen Meilen und gibt der ganzen Präsidentschaft den Namen. Sie ist von der Insel Salsette im Norden durch eine etwa 1000 Schritt breite Straße, der Fluß Mahim genannt, getrennt; es führt jedoch ein Dammweg hinüber. Bombay-Castle, am südlichen Ende der Insel gelegen, ist 8 oder 10 Meilen von dem festen Lande entfernt. Die Insel ist fast durchaus niedrig und eben und von schönen macadamisirten Straßen durchschnitten. Der Boden ist einen großen Theil des Jahres hindurch fruchtbar, da er aber in der Regenzeit häufig überschwemmt wird, so ist das Klima ungesund: die herrschendsten Krankheiten sind Wechsel- und typhöse Fieber und Durchfall. Lange Zeit, nachdem die Insel zuerst von Europäern besucht war, betrachtete man sie mit Abscheu, und nur wenige Personen hatten den Muth an einem Orte zu wohnen, wo das Klima so verderblich war, daß man sprüchwörtlich sagte: das Leben eines Menschen dauert hier zwei Munsoons. Als man zuerst davon Besitz nahm, waren die Fluren mit Bambus und Palmen überwachsen, und wurden mit verfaulten Fischen gedüngt; Sümpfe und Teiche verpesteten die Luft, und diese zerstörenden Miasmen würden die Engländer weggetrieben haben, hätte die Insel nicht den besten Hafen in ganz Hindustan, den einzigen, mit Ausnahme von Goa, welcher Linienschiffe aufnehmen kann. Man hieb die Wälder nieder, entwässerte das Land, und befreite es auf diese Weise großentheils, wenn auch nicht ganz, von seiner schädlichen Beschaffenheit. Gegenwärtig bietet die Insel statt der Sümpfe und Teiche den Anblick eines wohlbebauten Gartens dar. Es gibt wenige Quellen auf der Insel und frisches Wasser erhält man fast nur aus großen Eisternen, welche durch den Regen gefüllt werden, es gilt aber für ungesund, und hält sich auch nicht gut auf dem Meere, weßhalb Schiffe mit Passagieren auf ihrem Wege nach Europa gewöhnlich in Ceylon anlegen, um sich dort mit diesem wichtigen Artikel zu versehen.

Die Mauern von Bombay haben etwa 3 Meilen im Umkreis. Die Straßen sind macadamisirt und durchschneiden einander in unregelmäßigen Winkeln. Die Häuser sind hoch, viele haben 5 bis 6 Stockwerke, und sie sind meistens in portugiesischem Styl gebaut. Die Stadt enthält einen mittelmäßigen Gasthof, mehrere Kirchen, zwei Leihbibliotheken, eine Bibliothek, die einer Gesellschaft angehört und ein Zweig der asiatischen Bibliothek ist, und ein Lesezimmer. Die öffentlichen Gebäude bestehen aus dem Stadthaus und der Münze; das erstere hat einen hübschen Porticus, der aber durch eine große Treppe verunstaltet ist, und steht auf einer Seite eines offenen Vierecks, in dessen Mitte dem Lord Cornwallis ein Denkmal errichtet ist, an welchem häufig Blumen und Kränze zum Opfer dargebracht werden.

Die Bevölkerung der Insel ist verschieden geschätzt worden, in den neuesten Berichten aber ist sie auf 230,000 Seelen in 20,786 Häusern angegeben, welche in den verschiedenen Städten Bombay-Castle, Dangari, Mahim, Beikalah und Kolaba vertheilt sind. Nach dem Census von 1828 wohnen daselbst Engländer 938, Parsis 10,738, Armenier 39, Hindus 82,592, Chinesen 48, Portugiesen 8020, Juden 1270, Muhammedaner *) 25,920, Mabars 3005, Militär 10,000. Die unsichere Bevölkerung wird auf 30,195 angegeben, und hiezu kommen noch etwa 5000 Anglo-Asiaten von reiner europäischer Abkunft. Mit Einschluß des Englischen und Portugiesischen, werden auf diesem Fleck Lands, der nicht mehr als 18 englische Quadratmeilen enthält, nicht weniger als 19 verschiedene Sprachen gesprochen. Bombay ist der Mittelpunkt für den Handel des westlichen Indiens, und ein Entrepot für die Länder am rothen Meere, die Ostküste von Afrika, Arabien, den persischen Golf, so wie für einen großen Theil des indischen Archipels und China.

Lebensbilder aus Portugal.

Ausflug nach Comporta.

(Fortsetzung.)

Nachdem unsere Schiffer vom Tische aufgestanden, ein kurzes Stoßgebetchen mit vor der Brust ausgestreckten zusammengelegten

*) Im Original Moors, was aber sicherlich keine Mauren in unserm Wortverstand, und auch schwerlich bloß Araber sind.

Digitized by Google

Händen und übers Kreuz gelegten Daumen verrichtet hatten, nahm der Wirth Platz an demſelben mit ſechs Andern, die wahrſcheinlich für ihn gearbeitet hatten. Es wurde ihnen ebenfalls Wurſt, Schweinefleiſch und Reis aufgetiſcht, was ſie gemeinſchaftlich aus einer großen Schüſſel auf alle Art und Weiſe mit Löffel und Säbel, ſelbſt mit den bloßen Fingern herausholten, wobei die lebhafteſte Converſation geführt wurde. Als nun endlich auch dieſe das Mahl beendigt und ihren Mund am Tiſchtuche abgeputzt, erhoben ſie ſich, ohne zu beten; ſie gingen wie die Sau vom Troge, was gewiß vor zehn Jahren noch für eine entſetzliche Religionsverachtung gegolten haben würde. Man würde ſolche Leute ohne Gebet und ohne Zeichen des Kreuzes für Juden und Ketzer ausgeſchrien haben, jetzt aber iſt man darüber hinausgekommen, die altväteriſchen ehrbaren Gewohnheiten und Sitten und ſelbſt das Gebet werden vernachläſſigt. Alſo auch hierin iſt das Volk ſchlechter geworden, und muß fortwährend noch ſchlechter werden, wenn nicht bald Gegenmaaßregeln getroffen, zu einer Kirchenreform geſchritten und würdige Geiſtliche angeſtellt werden, die auf die Moral und den religiöſen Sinn des Volks kräftig einwirken. Jene Tafel wurde nun von Genießenden zwar leer, allein nun nahmen Maulthiertreiber, worunter einige kecke Kerls mit kleinen runden andaluſiſchen Hüten und vielknöpfigen ſammetnen kurzen Jacken, den Tiſch ein, und ließen ſich einige Quartillos Wein vorſetzen: man erkannte an ihrem ganzen Weſen, daß ſie viel Verkehr mit dem Nachbarlande trieben, da ſie ſo ganz ſpaniolirt waren. Indeſſen ſah man ihnen doch wohl an, daß es bloße Copie war, da ihnen das Eigenthümliche, das Angeborne der ſo ſtolzen Haltung des Spaniers fehlte, die aus dem Innern herauskommt, und nicht abgelernt werden kann. Ihre Converſation trieb ſich um lauter Geſchichten von Unſicherheit der Straßen, Raubanfällen und Mordthaten; der eine von ihnen — ein kleiner, ſchwarzer, ſtämmiger Kerl, mit den brennendſten Augen, und angethan mit einer Pelzjacke aus ſchwarzem Lämmerfell, wovon die wollige Seite nach außen gekehrt, und die Ränder der Jacke mit rothem Leder eingefaßt waren, der ſein ſcharfes und ſpitziges Meſſer zog, um damit ein Stückchen Rolltabak zu ſchneiden, und ſich eine Papiercigarre zu verfertigen — verſicherte, daß er erſt vor 14 Tagen noch von drei Räubern auf der Straße von Badajoz nach Elvas angefallen worden ſey, die ihm zwar Alles geraubt, und ihn für todt durch einen Schlag vor den Kopf auf der Straße liegen gelaſſen, allein er habe doch die Genugthuung gehabt, bevor er den Schlag erhalten, dem einen Räuber daſſelbe Meſſer, womit er jetzt die Cigarre bereite, und ſein tägliches Brod ſchneide, bis zum Hefte in den Leib zu rennen, und darin umzudrehen, ſo daß dieſer gleich niedergeſtürzt, und dem Nächſten würde er es eben ſo gemacht haben, hätte er nicht den Schlag eines Andern von hinten bekommen. Noch hatte er ſeinen Kopf verbunden, und zeigte die furchtbare Wunde. Es war alſo keineswegs an der Wahrheit der Ausſage zu zweifeln.

Jetzt bildete ſich nun eine andere ſpeiſende Gruppe am Küchenfeuer, wo auch ein Hausfreund und der Stalljunge Platz genommen. Erſterer, der hier nur den Abend verplaudern wollte, erhielt den gewöhnlichen Sitz des Hausherrn, ein Klötzchen in der einen Ecke des ganz niedrigen Küchenherdes, wo man zunächſt dem Feuer iſt, und der Kopf in den Schornſtein reicht. Gegen ihm über in der andern Ecke kauerte der Stalljunge, der das Feuer ſchürte, und auf die Broſamen lauerte, die von des Herrn Tiſche fielen. Die Hausmutter, eine erwachſene Tochter, ein dickes junges Mädchen, was Mägdeſtelle verſah, und zwei Kinder von 4 und 6 Jahren, ſaßen auf einer Eſteira vor dem Herde mit untergeſchlagenen Beinen. Zwiſchen ihnen wurde auf derſelben Matte ein Tuch ausgebreitet, eine irdene Schüſſel geſtellt, und in dieſe ein Topf mit gekochten braunen Bohnen ausgeleert, die mit einer dickflüſſigen Brühe umgeben war. Während dem nun die Umſitzenden dieſe Schüſſel auslöffelten, auch Maisbrod jedes nach Belieben einbrockte und mit den Fingern dann wieder auffiſchte — was Alles mit der äußerſten Langſamkeit geſchah, und wobei nicht ein einziges Wort geſprochen wurde, ſondern es ſchien, als wenn jeder Biſſen mit einem langen und tiefen Gedanken hinabgleitete, und als wenn einer dann auf Nachricht wartete, ob er im Magen angekommen, um alsdann einen neuen wieder in den Mund zu nehmen — mußte der Stalljunge ein halbes Duzend Sardinhas auf den Kohlen röſten, jedoch um bei dieſer Arbeit, wobei er ungemein mit dem Rauche des Schornſteins zu kämpfen hatte, nicht ganz leer auszugehen, erhielt er ein großes Stück Maisbrod, und hatte dann auch die Erlaubniß, ſich eine von den gebratenen Sardinhas zuzueignen, denn von den Bohnen war für ihn nichts übrig geblieben. So wie eine Sardinha geröſtet war, langte nun auch die Familie zu und holte ſich dieſelbe aus dem Feuer; heiß und dampfend legt man ſie auf ein Stück Maisbrod, ſo daß das noch auströpfelnde Fett derſelben ins Brod dringt, und nun rupft man ein Stückchen nach dem andern davon ab, indem man beim Schwanze immer zuerſt anfängt, und beim Kopfe endigt. Nach jedem kleinen Biſſen der Sardinha ſtopfte man ein großes Stück Brod hinten nach. Dieſe Tafelei dauerte viel länger als die der Männer; als man aber fertig, und auch hier aus der Waſſerpucara fleißig nachgegoſſen worden war, wälzte ſich das kleinſte Mädchen auf dem Schooße der Mutter und ſchlief endlich unter Krabbeln auf dem Kopfe ein; das feine Taſtgefühl erprobte ſich dabei ſehr oft, der Fang war gut, und wurde jedesmal den Flammen überliefert.

Nachdem wir uns lange genug mit dieſen ländlichen Wirthshausſcenen unterhalten, die Nacht immer kühler wurde, und ein feuchter Dunſtnebel zu der offenſtehenden Hausthüre eindrang, ſo daß ſelbſt unſer alter Schiffer in ſeinen Capote oder Schanzlaufer aus grobem braunem Saragoça die Arme eingefädelt, und die daran befeſtigte ſpitz aufſtehende Capuze über den Kopf gezogen, die Maulthiertreiber aber ihre geſtreiften wollenen Decken wie Shawls umgehangen, der caſtilianiſirte Almocreve dagegen ſeinen umfangreicheren braunen Mantel à española von der Rechten zur Linken mit dem einen Zipfel über die Schulter geworfen, ohne daß dieſer davon herabglitt — ein Mantelwurf, den ſo leicht kein Nordländer nachahmen kann, und der mit ſeinen maleriſchen Faltenſchlag an römiſches Coſtume erinnert, wie man es an vielen Statuen findet — kam uns auch bald die Luſt an, den Rückzug nach unſrer Clauſe zu nehmen, die ihren Eingang auf

Digitized by Google

einem langen ſchmalen Corridor hatte, der nach dem Stalle führte, und wo ſchon eine Menge Maulthiertreiber und Landleute, auf den Eſeiras gebettet und mit Decken umwickelt, wie Mumien dalagen, über welche wir nicht ohne Gefahr des Anſtoßens hinzuſchreiten hatten, und unſre Reflexionen darüber machten, wie wenig hier für die unbemittelte Claſſe dazu gehört, ſich eine Schlafſtelle zu bereiten, und wie man ſelbſt in den kühlſten Wintertagen hier ein warmes Federbett und ein geheiztes Zimmer entbehren kann. Bei alledem, hätte mir Jemand gegen Mitternacht eine Federdecke auf mein kühles Schiffslager geworfen, ich würde ſie nicht von mir geſchoben haben, denn es wurde mir in der Nacht recht friſch zu Muthe, ſo daß ich darüber einigemale erwachte, und endlich, da ich zum Unterlager drei Matten genommen, um elaſtiſcher zu liegen, eine davon hervorzog und dieſelbe auf mich legte. Daß wir unter ſolchen Umſtänden nicht in den Tag hineinſchliefen, war wohl anzunehmen, und kaum daß der ſchnelle Uebergang von dem Dunkel zur Helle vollbracht, waren auch wir ſchon auf den Beinen. Bevor wir aber die feuchte Nebelluft, die über den Sümpfen ruhte, betraten, nahmen wir einen Schluck Rum, auch Geſicht und Hände wurden mit Branntwein eingerieben, denn ich habe die Erfahrung in den ungeſundeſten Gegenden Braſiliens gemacht, daß dieſe Vorſichtsmaaßregeln immer das beſte Präſervativ ſowohl gegen kalte als auch andere bösartige Fieber waren. Der Nebel war an dieſem Tage lange nicht ſo heftig als an dem vorhergehenden, und es war daher aller Anſchein, daß er ſehr bald verſchwinden würde. Um aber die Zeit vor dem Frühſtück, welches wir uns beſtellt, zu benutzen, erſtiegen wir den wohl 150 bis 200 Fuß hohen Sandberg, der dieſes Sumpfthal von dem Ocean trennt, ſich ſehr ſteil erhebt, alsdann oben verflacht und in verſchiedenartigen, flach muldenförmigen Vertiefungen nach und nach bis zum Meere hinabſenkt, und ſo ganz und gar das wahre Bild einer beſtaubten Schneefläche darſtellt, in welcher ſich die menſchlichen Fußſtapfen abdrücken, ſo wie die Fährten des Wildes und ſelbſt der Vögel

Das Erſteigen dieſes Berges, auf dem es weder Weg noch Steg gibt, da der loſe Sand zum Spiele des Windes wird und in kurzem alle Wegſpuren verwiſcht, war höchſt beſchwerlich; denn man mußte in demſelben nicht nur wie in tiefem Schnee bis über die Knöchel waten, ſondern an der ſteilen Wand gab der Sand auch dermaaßen nach, daß wenn man einen Schritt vorwärts that, man immer wieder einen halben Schritt oder auch noch mehr zurück ſank. Unſere Mühe wurde indeß nachher herrlich belohnt, denn auf der Höhe angekommen, erblickten wir nun keine 200 Schritte von uns die ſanfte, glatte, reinliche, bogenförmige Seeküſte und das ſpiegelglatte Meer, welches ſich in die Unendlichkeit auszubreiten ſchien. Zur Rechten am Ende dieſer 3 Stunden langen Sandküſte traten die Ruinen von Troya an der Spitze des Sandwalls hervor, und darüber hinaus lag das freundliche Setubal mit ſeinen weißen Häuſern und daneben die ehrwürdige ernſte Serra d'Arrabida; zur Linken ſüdlich verliert ſich halbmondförmig die glatte Küſte bis in die blaue Ferne von Grandola. Der Sandberg, an und für ſich ſo öde, bietet indeſſen doch manche Unterhaltung dar, indem man hier bis zu ſeinem höchſten Gipfel hinauf Millionen kleiner Muſcheln mit dem Sande vermengt findet, meiſtens nur Fragmente, doch zuweilen auch noch ganz wohl erhalten, denen der Liebhaber hier mit Eifer nachſpüren kann. Für den Jäger gibt es hier aber noch mehr Zeitvertreib, wenn er ſich damit begnügt, die Fährten der Thiere zu prüfen; denn daß er ſelbſt einem Thiere begegnen ſollte, ſo wenig wie dieſes auf einem ausgebreiteten Schneefelde geſchieht, iſt nicht leicht der Fall, da der Jäger ſchon von weitem nicht nur geſehen, ſondern auch in dem kniſternden Sande gehört wird. Die ſo deutlich auf dem durch den Nebel feucht gewordenen Sande eingedrückten Spuren, die wir hier auffanden, gehörten hauptſächlich Fiſchottern, Füchſen, Haſen, Kaninchen und Wieſeln an, aber auch ein Wolf hatte in der letzten Nacht dieſe Oeden heimgeſucht, und war längs dem Geſtade hin geſchritten, nach Troya zu, wo es keinen Ausweg gab, und wo man ihm den Rückzug auf dieſer ſchmalen Erdzunge ſehr leicht hätte abſchneiden können. Viele Landleute, welche in Comporta kein Fahrzeug nach Setubal finden, nehmen ihren Weg zu Lande auf der langen Erdzunge hin längs dem von den Wellen beſpülten Meeresrande, wo ſich der Sand feſtgeſetzt hat, und laſſen ſich dann bei dem alten Troya nach dem jenſeitigen Ufer überſetzen; ſelbſt Frachtkarren nehmen dieſen Weg, wenn das Binnenwaſſer zum Einſchiffen zu ſtürmiſch iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Auszug aus einem Schreiben des Reiſenden Boué über die nördliche europäiſche Türkei.

(Aus dem Echo du Monde Savant Nr. 17 v. d. J.)

Es ſcheint, daß zu Kragujevatz in Serbien ein literariſches Sonntagsblatt erſcheint. Der Dichter Milutinowitſch, geboren in dem ſchönen Serajevo, der Hauptſtadt Bosniens, der ſeinen Wohnſitz in Belgrad hatte, gab im Jahre 1837 zu Leipzig ſein Gedicht: die Grazien, die Geſchichte der Kriege der Serben unter Czerny Georg in den Jahren 1813, 1814 und 1815, ferner 121 ungedruckte Nationalgeſänge der Montenegriner und der Herzegovina und eine Tragödie heraus. Da er ſich fünf Jahre hindurch in Montenegro aufgehalten und wieder dahin eine Reiſe gemacht, ſo hatte er Muße genug, dieſe Sammlungen zu machen.

In Konſtantinopel beſtehen zwei Militärſchulen, die der Garde, oder der Caſerne außerhalb Pera (auf dem Plateau oberhalb Dolmabagtſche), und die alte von Selim in Kaſſimpaſcha gegründete. Dieſe letztere wird gegenwärtig vernachläſſigt, obgleich Ingenieurs und erträgliche Officiere aus derſelben hervorgegangen ſind. Man lernte in derſelben wenigſtens die Anwendung der einfachſten Inſtrumente für Meſſungen und für Aufnahmen. Dieſe Schule beſitzt in ihrer Bibliothek eine ziemliche Anzahl gut gedruckter türkiſcher Ueberſetzungen, Elementarbücher über Geometrie, Trigonometrie, Algebra, Phyſik, Mechanik, Aſtronomie, logarithmiſche Tabellen, über Kriegskunſt u. ſ. w. Es ſind im Allgemeinen Ueberſetzungen franzöſiſcher Werke von Bezout, Lacroix u. ſ. w. Der Ueberſetzer ſoll ein türkiſcher Jude geweſen ſeyn.

Digitized by Google

Es gibt sogar besondere Elementarabhandlungen mit wenigern Kupferstichen, als die andern großen Werke haben. Die Türken besitzen gegenwärtig für die Armee auch Werke, die mit vielen Figuren zum Exercitium der Infanterie, der Cavallerie und zu militärischen Evolutionen ausgestattet sind. Diese letztern werden gelesen und allgemein angewendet, während die andere zahlreiche Sammlung nützlicher und gründlicher Werke beinahe nie in Gebrauch zu kommen scheint. Inzwischen war sie doch für einen guten Lehrer ein erster Grund zu Studien für die Türkei; allein wo findet man in Konstantinopel unter dieser Masse von Intriganten und Abenteurern diese wirklich fähigen Lehrer? Der türkische Atlas ist immer noch der unter Selim erschienene, der ein sehr großes Format hat. Die Türkei ist eine der letzten Karten in demselben, ohne alle Specialkarten. Alle jene schwülstigen Nachrichten über die angeblichen neuern höhern Studien in Konstantinopel sind leider nichts Anderes, als Lügen von Charlatans. Man kann höchstens die Körper der Christen seciren.

Wir haben hier, im Kloster der Armenier, eine orientalische Druckerei, wo in fünf und zwanzig orientalischen Sprachen gedruckt werden kann. Ihr kleines Museum für Naturgeschichte und ihr physikalisches Cabinet könnten in dem Orient nützliche Ideen erwecken, denn in dem Kloster sind bloß Orientalen. In jenen Ländern sind die Klöster noch von sehr vielem Nutzen, und man darf wohl sagen, daß die christliche Bevölkerung ohne die Klöster in der Türkei nicht so compact geblieben wäre, als sie es ist, was die Ottomanen sehr wohl wissen.

Die Stadt Bosna Serai, oder Serajevo, hat die Form eines großen römischen Amphitheaters, das im Grund und an dem Kreisrand eines tiefen Thales liegt. Im Grunde desselben fließt die Bosna, über welche zwei steinerne Brücken führen. Die Stadt hat sehr viele Moscheen, Vergnügungsplätze, gute türkische Gasthöfe und einen schönen Kanal des Wassers. Die Citadelle beherrscht die Stadt und liegt südöstlich auf dem erhabenen Plateau, an welches die Stadt gebaut ist. Wenn man aus jenen schönen kalkartigen Gebirgen herauskommt, so ist man ganz erstaunt, auf einmal diese Masse von Wohnungen in gepflasterten und reinlichen Straßen vor sich zu schauen. Wie auf dem Meere kann man aus der Entfernung im Gebirge nur die Spitzen der Minarets erblicken.

Ich wünschte sehr, einen Reisegefährten auf meiner Tour durch die westliche Türkei zu haben. Mein Plan ging dahin, nach Bosnien zurückzukehren, die Herzegovina zu durchziehen, das ganze südliche Dalmatien, ferner ganz Albanien bis zu den griechischen Inseln zu besuchen, und über Thessalien, Macedonien und Morea zurückzukehren. Ein Maler hätte hiebei Gelegenheit, viele Landschaften und verschiedene Trachten zu sehen. So oft ich auf die Bekleidungen zu sprechen komme, so kann ich nie umhin, eine Idee von der Buntscheckigkeit der Trachten, hauptsächlich aber der weiblichen in Bosnien, Albanien und auf den Balkansgebirgen zu geben. Wie in den Pyrenäen, hat jedes Thal etwas Eigenthümliches. In der Umgebung von Sophia geht der bulgarische Bauer in der Tracht der Ritter des Mittelalters, wie wir sie auf unsern Theatern sehen. Die so verschiedenartigen Bewegungen, die eigenthümlichen Gebärden und die Tänze dieser Völkerschaften böten ebenfalls eine Quelle für materische und neue Darstellungen dar. Will man sich aber in Betreff der Landschaften in das dreizehnte Jahrhundert zurückversetzen, dann muß man nach Bosnien gehen. Welch seltsame Behausungen trifft man da! Was wir auf unsern Gemälden des Mittelalters sehen, jene großen Säle, das Innere der Häuser, der Gasthöfe, diese Heerden mitten in unermeßlich großen Ställen, diese Mauern mit Schießscharten, diese Citadellen, aus runden, abgestutzten Thürmen zusammengesetzt, alles dieß findet man hier wieder, und manchmal liegen sogar noch Waffen, Schilde, Speere u. s. w. aus jenem Zeitalter in der Dunkelheit irgend einer Casematte, wie zu Antivari in Albanien. Von allen Ländern der Türkei, welche ich in diesem Jahre bereist habe, sind dieß die interessantesten. Der bosnische Muselmann ist nicht so wild, als man sich ihn vorstellt; ich habe nirgends beim ersten Empfang so freundliche Gefälligkeit gefunden. Ich werde vielleicht einmal die ganz eigenthümliche Stellung dieses schönen Volkes auseinandersetzen. Selbst der Montenegriner beobachtet in seiner Heimath die Gesetze der Gastfreundschaft; allein er hat mit dem Albanesen die Blutrache gemein, das heißt, daß eine Beleidigung das Blut dessen, der sie zugefügt hat, oder eines von den Seinen, oder von seinem Stamme fordert, was zu langen Erbitterungen und zu Mordthaten führt. Man sucht so oft wie möglich die Beleidigungen durch Geldsummen wieder gut zu machen, denn in jenen Ländern haben ein Ohr, ein Finger, ein Arm gerade so ihren bestimmten Preis, wie bei uns das Brod. Bei solchen Händeln hat übrigens der Reisende nichts zu thun; es kann sogar in der That der Fall vorkommen, daß man aus Artigkeit das Gewehrfeuer einstellt, um einer Karawane den Durchzug zu gestatten. Man muß immer bedenken, daß die Kämpfe in jenem Lande ganz anderer Art sind, als bei uns, daß sie hauptsächlich durch Plänkler, die sich hinter Felsen, Bäumen u. s. w. aufstellen, ausgeführt werden. Die Türken nennen dieß Kutschuk feler, einen kleinen Krieg.

Die Albanesen kennt man eben so wenig wie die Bosniaken, und ihre eigenthümliche Sprache ist noch ein Hinderniß zu jeder Verständigung; beide wollen in ihrer Heimath nicht türkisch sprechen, selbst wenn sie es manchmal so weit verstehen, um ein wenig zu plaudern. Die Malsos-Albanesen, die nördlich vom Drin, um Clementi u. s. w. wohnen, und die Myrditen sind katholisch, und die wahren Nachkommen der Geächteten Scanderbegs. Da sie ihre Geistlichen von Venedig erhalten, so sind sie dieser Republik anhänglich geblieben, eine Sympathie, die sich auf Oesterreich vererbt hat. Der Deutsche, Remtschs, ist der Bruder dieser tapfern Gesellen, die im Sommer ohne Hemd und Strümpfe, bloß mit Beinkleidern und einem Ueberrocke von grobem, blauem Tuche bekleidet, die Türken zittern machen. „Wir kennen bloß den Krieg und wissen das Gewehr zu handhaben," sagen sie, „den Türken bezahlen wir nicht einen Heller; wir dulden nicht einmal ihre Soldaten bei uns. Zur Zeit, wo wir den Türken Truppen geliefert haben, hatten diese das Kreuz auf ihrer Fahne." Dona, ihr Oberhaupt, hat seinen Sitz zu Oros, und sorgt für die Ordnung in seinem Lande. Die Debres sind ihre Bendéer. Ein Mitglied dieser Familie war im Dienst Oesterreichs.

(Schluß folgt.)

Nach dem Echo du Monde Savant (Nr. 19) erwartet man in Kürze im Jardin des Plantes zu Paris ein vollständiges Mammuth-Skelett, das man in einer unterirdischen Grotte der Insel Podrefsk in der Nähe von Nowaja Semlja fand. Es gibt bis jetzt nur zwei vollständige Skelette dieses Thieres, von denen sich das eine zu Moskau, das andere zu Alexandrien befindet.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 6.)

№ 6.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

So eben ist erschienen und versandt:

Der

Cavalier auf Reisen.

Vom Verfasser

der

„Ansichten aus der Cavalierperspective im Jahre 1835."

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 20 gr.

Inhalt:

Der Geburtstag. — Warnungsstimme. — Politisches Glaubensbekenntniß des Verstorbenen. — Der neue Mirabeau. — Die Volksrepräsentanten. — Die Hoffnung aus Osten. — Kaiser Siebenpfeiffer I. — Die Carbonaris. — Die Freimaurer. — Die Strapazierrenscher. — Die schönen Polinnen. — Das Haus Romanow. — Tout paraît beau de loin. — Die Straßnits. — Auflauf und Tumult. — Die Mißheirathen. — Die Bauerncommissionen. — Das Handbuch für Hof und Staat. — Die märkische Ritterschaft. — Krähwinkel. — Dobberan. — Die Legitimitätsfrage. — Der Censor. — Die Patrimentalgerichte. — Die Frommen im Lande. — Der Toast. — Der Judenball. — Der Hansemann und seine Landsleute. — Das rheinische Adelsstatut.

Die Uebersicht des Inhalts und eine Erwähnung der von demselben Verfasser herausgegebenen „Ansichten aus der Cavalierperspective" (Leipzig, Frohberger, 1836, 2 Thlr.) werden hinreichen, auf diese interessante Erscheinung aufmerksam zu machen. Leipzig, im April 1838.

F. A. Brockhaus.

Neuigkeit.

Dr. Ferdinand Hand,

Prof. und Geh. Hofrath.

Aesthetik der Tonkunst.

Erster Theil.

26 Bogen. gr. 8. geh. Preis 2 Thlr.

Eine Aesthetik der Tonkunst wurde seit langer Zeit gewünscht und von vielen Seiten angeregt; denn unsere Wissenschaft besaß noch keine vollständige und wissenschaftlich durchgeführte Untersuchung. Was wir hier darbieten, soll darauf hinwirken, daß in die ästhetischen Grundansichten von der Musik Einheit und Klarheit kommen; so wie es überhaupt bestimmt ist, den Freunden der Tonkunst das Urtheil über musikalische Werke und Meister zu befestigen und das Schwanken in den Grundbegriffen zu mindern. Fern von aller Polemik will das Buch als ein Product der reinsten Liebe für die Sache der Kunst aufgenommen seyn, und eine lebendigere Begeisterung für das Schöne vermitteln. (Der 2te (letzte) Band zu Ostern.)

Leipzig.

C. Hochhausen & Fournes. (Allg. Niederl. Buchh.)

So eben ist bei uns erschienen, und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes vorräthig: der erste Band der neuen Ausgabe von

Gotthold Ephraim Lessings

sämmtlichen Schriften

herausgegeben von

Karl Lachmann.

Zwölf Bände in Großoctav auf Velinpapier, mit Lessings Portrait in Stahlstich.

Subscriptionspreis 12 Thlr.

Wir überraschen hiermit das deutsche Publicum diese neue, sehr vermehrte, correcte Ausgabe der Lessing'schen Werke, als erste dieses großen Mannes würdige; für die äußere Ausstattung haben wir alle Sorgfalt verwendet, und wird dieselbe gewiß allen Anforderungen entsprechen. Die folgenden Bände sind unter der Presse, und werden möglichst schnell erscheinen. Prospecte sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Berlin, im März 1838.

Voß'sche Buchhandlung.

So eben erschien:

Cooper, E. F., Wanderungen in Italien, 2 Bände, nach dem Englischen von Dr. F. Steger, geh. 3 Rthlr.

Den Freunden von Coopers geistvollen Schilderungen wird dieses Werk, das keinem seiner früheren an Vortrefflichkeit und reichem Interesse nachsteht, eine willkommene Erscheinung, und eine wünschenswerthe Vermehrung ihrer Sammlungen seyn. Für Eleganz der äußern Ausstattung ist das Beste gethan.

Braunschweig, den 11 April 1838.

Friedr. Vieweg u. Sohn.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Betrachtungen über Diplomatie

von **Friedrich Kölle.**

8. in Umschlag geheftet Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Die Verlagshandlung nimmt sich die Freiheit, auf dieses Buch nicht nur die Männer vom Fach, sondern das gebildete Publicum überhaupt aufmerksam zu machen. Es enthält das Ergebniß vieljähriger Uebung und Beobachtung, und behandelt eine so sehr verkannte Disciplin unparteiischer, vollständiger und mit mehr Rücksicht auf die Richtung der Geister, als irgend eine Schrift älterer und neuerer Zeit deutscher oder ausländischer Litteratur.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlags-Bureau zu Adorf ist erschienen:

DAMEN-

Conversations-Lexikon

in 10 Bänden, mit 10 Stahlstichen.

Elegant broschirt 10 Thaler, prachtvoll cartonnirt 11⅔ Thlr.

Dieß so eben beendete Werk ist für Frauen, die nur einigermaßen auf Bildung Anspruch machen, um so unentbehrlicher, als es das einzig existirende Buch ist, welches das gesammte nothwendige Wissen der Frauen in Beziehung zur Welt in seinen Bereich gezogen hat. Zu Geschenken für das weibliche Geschlecht dürfte Männern wohl nichts willkommener seyn, indem sich hier das Schöne mit dem Nützlichen verbindet. Jede Buchhandlung kann Exemplare zur Ansicht liefern, und so die Wahrheit des Gesagten ins hellste Licht setzen.

Denen entgegen zu kommen, welche die Ausgabe auf Einmal scheuen, wurde vom 1 März 1838 an, eine neue, unveränderte Ausgabe veranstaltet, und zwar monatlich in broschirten Bänden à 1 Thlr. und wöchentlich in Heften à 5 gr. Auch hiervon sind in allen Buchhandlungen Exemplare einzusehen.

ΘΟΥΚΥΔΙΔΟΥ ΤΟΥ ΟΛΟΡΟΥ

ΠΕΡΙ ΤΟΥ ΠΕΛΟΠΟΝΝΗΣΙΑΚΟΥ ΠΟΛΕΜΟΥ ΒΙΒΛΙΑ ΟΚΤΩ.

Thucydidis, Olori Filii

de Bello Peloponnesiaco

libri VIII.

Ad editionem

CAR. ANDR. DUCKERI,

cum omnibus auctariis recusi.

Accesserunt variae lectiones duorum codicum animadversiones

JOANNIS CHRISTOPHORI GOTTLEBERI A. M.,

Rectoris quondam Scholae provinc. Misnicae,

Coeptum opus perfecit

suas notas adjecit

indicem Duckeri et Glossarium Gottleberi

auxit

CAROLUS LUDOVICUS BAUERUS A. M.,

Scholae ad Hirschbergam Rector,

et

CHRIST. DAN. BECKIUS,

Prof. Lips.

II. Vol. 4 maj.

Früherer Ladenpreis 10 Rthlr. 12 gr. Herabgesetzter 5 Rthlr. od. 8 fl. 30 kr.

Wir empfehlen dem philologischen Publicum diese Ausgabe, von der wir eine nicht unbeträchtliche Anzahl Exemplare übernommen haben, mit um so größerer Zuversicht, da sie neben allen Leistungen der neuesten Zeit immer einen ganz eigenthümlichen Werth dadurch hat, daß sie die einzig vollendete Ausgabe ist, die den gelehrten Apparat von H. Stephanus, Hudson, Wasse, Duker u. A. vollständig mit allen Nachträgen und den trefflichen Zugaben von Gottleber, Bauer und C. D. Beck enthält, und mit sehr brauchbaren Indices Rerum et Verborum versehen ist.

Stuttgart und Tübingen, März 1838. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Schwabs Bodensee.

Die Unterzeichnete erlaubt sich, den Reisenden nachstehendes, in ihrem Verlag erschienenes Werk in Erinnerung zu bringen:

Der Bodensee

nebst dem

Rheinthal von St. Luzisteig bis Rheinegg.

Ein Handbuch

für Reisende und Freunde der Natur, Geschichte und Poesie

von

Gustav Schwab.

Mit 2 Karten.

Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 4 gr.

Dieses Handbuch zerfällt in vier Hauptabschnitte: I. Landschaftliches. II. Geschichtliches. III. Topographisches. IV. Gedichte. Anhang. Die Fahrten der Dampfschiffe. — Durch ein vollständiges Register wird die Brauchbarkeit dieses Buches noch erhöht.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen für 2 fl. 45 kr. zu haben:

Oestreichs

Donaustrom

mit

allen an den Ufern desselben von Engelhardszell bis Wien vorkommenden Merkwürdigkeiten.

Ein

Taschenbuch für Donaufahrer.

Von

J. A. Schultes, M. Dr. etc.

Dieses Werk, welches die Donaufahrt von Engelhardszell bis Wien beschreibt, kann als der zweite Theil der Donaufahrten des Verfassers betrachtet werden. Aus den besten Quellen geschöpft, mit Geist aufgefaßt und dargestellt, und mit Kenntnissen und allem bereichert, was den Reisenden der Donau nur interessiren kann, wird es sich gewiß des allgemeinen Beifalls erfreuen, den es verdient.

Folgendes ist der Inhalt: I. Von Engelhardszell bis Aschach. Engelhardszell. — Rana-Riedl. — Marsbach. — Schlägen. — Ober-Wichl. — Neuhaus. — II. Aschach. Aschach. — Schaumberg. — Ober-Walsee. — Eschelberg. — Mühllacken. — Bauernkrieg. — III. Von Aschach bis Linz, Pupping. — Efferding. — Ottensheim. — Wilbering. — IV. Linz. Die Stadt. — Unterrichts- und Wohlthätigkeits-Anstalten. — Fabriken. — Nächste Umgebungen. — V. Von Linz bis Mauthausen. Steyereck. — Ebersberg. — Pulgarn. — Lustenberg. — St. Florian. — Tilly's-Burg. — Spielberg. — VI. Mauthausen. Ens. Lorch. — VII. Von Mauthausen bis Grein. Erla-Kloster. — Baumgartenberg. — Nieder-Walsee. — Clam. — Kreutzen. — Grein. — VIII. Von Grein bis St. Nikola. Strudel und Wirbel. — Alte Burgen an demselben. — IX. Von St. Nikola bis Marbach. St. Nikola. — Sarblingstein. — Freistein. — Bösenbeug. — Dyhs. Säusenstein. — X. Von Marbach bis Melk. Marbach. — Maria Taferl. — Pechlarn. — Weideneck. — Luberegg. — XI. Von Melk bis Spitz. Melk. — Emmersdorf. — Wachau. — Schönbühel. — Aggsbach. — Aggstein. — Willendorf. — Schwallenbach. — Arnsdorf. — XII. Von Spitz bis Dürrenstein. Spitz. — St. Michael. — Wesendorf. — Weißenkirchen. — Rührsdorf. — Dürrenstein. — XIII. Von Dürrenstein bis Stein. Stein. — Mautern. — Krems. — Göttweih. — XIV. Von Stein bis Tuln. Tiulern. — Hohenburg-Traisenmauer. — Tuln. — Neuegen. — Trietwensee. — XV. Von Tuln bis Nußdorf. Stockerau. — Greifenstein. — Kornneuburg. — Klosterneuburg. — Kallenberg. — Nußdorf. — XVI. Agenda für Fremde bei ihrer Ankunft in Nußdorf und Wien. Schriften über Wien und seine nächsten Umgebungen. — Anhang. 1. Ueber die Bewohner der Ufer der östreichischen Donau. — 2. Einige Bemerkungen über das östreichische Donau-Thal. — 3. Einige oryktologische Bemerkungen über das eigentliche Donau-Thal. — 4. Ueber die Gärten und Garten-Anlagen in und um Wien. — 5. Verzeichniß der von Engelhardszell bis Wien an beiden Ufern der Donau gelegenen Städte, Märkte, Dörfer und Schlösser, nebst Angabe ihrer Entfernungen und der Zahl ihrer Häuser und Einwohner, nach den neuesten Quellen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

In der litter. artist. Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München ist so eben erschienen, und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Reise-Karte
von
Tyrol und Vorarlberg
mit den angränzenden Ländertheilen.

Nach den Special-Karten des k. k. österr. Generalstabes und andern authentischen Materialien bearbeitet von

Gg. Mayr.

Illuminirt. Preis 1 fl. 48 kr. od. 1 Rthlr. 3 gr., auf Leinen gezogen und in Futteral 2 fl. 30 kr. od. 1 Rthlr. 12 gr.

Außer einem geschmackvollen und übersichtlichen Aeußern zeichnen diese Karte noch folgende Zusätze aus: 1) ein kleines Kärtchen der Verbindungsrouten mit den benachbarten Ländern nebst den Postentfernungen zwischen den Hauptorten; 2) Höhenprofil der Tyroler Hauptalpenkette nebst einem Theil der Salzburger Alpen; 3) Profil der Straße über das Wormser oder Stilfser Joch (Giogo di Stelvio).

Karte
von Oberbayern.

nach den Vermessungen der k. b. Steuerkataster-Commission mit den neuesten Ergänzungen bearbeitet.

Preis illuminirt 1 fl. 30 kr., auf Leinen gezogen und in Futteral 2 fl. 12 kr.

Zugleich vollständige Karte

des bayerischen Hochgebirges,

mit einer genauen Angabe der Chausseen, Vicinalstraßen, Fahrwege und Gebirgssteige, bildet dieses Blatt einen sichern Führer für diese beliebte Gegend. Für den Geschäftsmann aber ist die Karte besonders wichtig durch gewissenhafte Angabe aller Notizen, welche in statistischer, administrativer und landwirthschaftlicher Beziehung von Bedeutung sind. Es versteht sich von selbst, daß hierin eine genaue Bezeichnung der Landgerichts-Bezirke mit eingeschlossen ist.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Actenstücke,

die landständischen Anklagen

wider den kurfürstlich hessischen Staatsminister

Hans Dan. Ludw. Friedr. Hassenpflug

betreffend.

Ein Beitrag zur Zeitgeschichte und zum neuern deutschen Staatsrecht.

Die Vertheidigungsschriften von dem Angeklagten selbst

und von

Prof. **Dr. R. Mohl** in Tübingen.

Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Die kurhessische Ständeversammlung hat bis jetzt allein in Deutschland von der verfassungsmäßigen Befugniß einer Minister-Anklage Gebrauch gemacht, und zwar sogar wiederholt gegen denselben Ministerialvorstand. Die klagende Versammlung ist allerdings vor Gericht nichts weniger als glücklich gewesen; allein dieser Ausgang schwächt natürlich das Interesse nicht, welches der Staatsmann, der Rechtsgelehrte und der sorgfältige Beobachter der Zeitereignisse an der Thatsache und an den beiderseitigen Gründen nehmen müssen. Wenn nun aber das größere Publicum bis jetzt über die ganze Sache nur nach den sehr unvollständigen und einseitigen Berichten der einen Partei zu urtheilen genöthigt, und somit vielfach schwerem Irrthum ausgesetzt war, so kann es eine vollständige Sammlung der Actenstücke, welche auf die beiden ersten gegen den Staatsminister Hassenpflug angebrachten Staatsanklagen Bezug haben, nur mit Beifall aufnehmen. Eine kurze Einleitung stellt Jeden auf einen Standpunkt, welcher ihm ein Urtheil erlaubt. Da es, wo nicht zur juristischen, doch zur moralischen Beurtheilung von Personen und Verhältnissen beiträgt, so sey es erlaubt, darauf aufmerksam zu machen, daß die in der Bekanntmachung dieser Sammlung liegende Berufung auf das gesammte Vaterland nicht von den besiegten Klägern, sondern vom siegenden Beklagten ausgeht.

Stuttgart, im Februar 1838. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist früher erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu beziehen:

Pinel, Ph, über den Primat des römischen Papstes. Frei aus dem Lateinischen übersetzt und vermehrt mit einer Einleitung, Bemerkungen und Schlußbetrachtungen von Dr. K. E. v. Breidenstein. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl.

Eine Schrift, wie die vorstehende, worin die Lehre vom päpstlichen Primat gründlich erörtert und der Einfluß seiner Wirksamkeit auf die Regierung der Kirche in ihren allgemeinen und besondern Verhältnissen genau dargestellt ist, dürfte am ehesten geeignet seyn, Licht zu verbreiten über die Veranlassung zu den Irrungen in der Verwaltung des Erzbisthums Köln.

Stuttgart u. Tübingen 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der **litterarisch-artistischen Anstalt** in **München** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Des Kaisers Schatten
von
A. J. Büssel.

Preis 1 Thlr. 4 Gr. oder 1 fl. 48 kr.

Wir entnehmen folgendes Urtheil über diese treffliche Dichtung den „Süddeutschen Blättern für Leben und Kunst." 1837. Nr. 66:

„Napoleon, dieser Atlas der Fabel, der die ganze moderne Welt auf seinen Schultern trug, ward zuerst und am lebendigsten von Beranger als poetischer Gegenstand ins französische Nationalgefühl eingeführt. Nach diesem versuchte sich Edgar Quinet's phantastische Romantik. Walter Scotts Intentionen aus dem Standpunkte nationaler Antipathie, so wie Hazlitts, seines Landsmanns, enthusiastische Liebe für den großen, auf Helena gestorbenen Helden, dessen Jugend er mit aller Fülle der Einbildungskraft schmückte, reiben sich an Manzoni's Ode. Die deutsche Poesie erwählte mehrmals Napoleon.

„Grabbe, Zedlitz und Gandy feierten ihn. A. Büssels vorliegendes Gedicht (schon in einer im Jahre 1825 erschienenen Elegie von ihm in seiner Anlage angedeutet), das aus 189 dreizehnzeiligen Canzonen besteht, vertieft sich in den welthistorischen Gegenstand und breitet sich in ihm aus; es ist ein großes, deutsches Lied, den Manen Napoleons gesungen, bei dessen Betrachtung man um so lieber verweilt, als man findet, daß darin, vom Boden wahrhafter Poesie aus, Saiten erklingen, die auf das innere Leben und Weben der gewaltigen Zeit zurückdeuten. — Büssels Auffassung gehört ganz ihm eigen an! — Schon das Motto, dem Munde Napoleons selbst entnommen: Mon immortalité c'est la postérité — ist bedeutsam und klärt auf, wie der Dichter seinen Gegenstand gefaßt hat. Napoleon, dieser antik-moderne Geist, der das Ideal des alten Weltreichs in sich trug und es zu verwirklichen mit Riesenarmen in das Rad der Weltgeschichte griff: er hatte kein anderes Jenseits als die Nachwelt.

„Wir befinden uns mit dem Dichter auf einer Geisterfahrt, die der Held, dem Dichter zur Seite, auf dem Friedhofe seiner Thaten macht; ein Traumbild, aus dem Schattenreich beschwerend, naht er ihm und entführt ihn nach Italien und nach Aegypten. Vortrefflich ist in der Dichtung das alte Wunderland Aegypten benützt, alle Erinnerungen von den Pyramiden und den königlichen Schläfern, die sie decken, an, bis zu den Zeiten des Pompejus und Cäsar herab, verschlingen sich innig mit dem Zuge Napoleons. Das Ferne wird nahe, das Geschehene erklingt aus Prophetenmund, über die Gegenwart fällt ein Schleier; sie ist ein Traum auf dem Grab einer großen Vergangenheit. Leicht schwebt und wallt der Gedanke des Dichters durch die Gestalten der Vor- und Mitwelt, bis er sich zum

freundlichen Klange des Liedes krystallisirt. In schwindelnder Höhe schreitet es über die blutigen Schlachtfelder Italiens, Aegyptens, Deutschlands, Spaniens, Rußlands ꝛc. Charakteristisch sind die Züge, mit welchen der Dichter den Helden zeichnet. Wo eine schroffe Härte hervortritt, wird sie häufig an andern Stellen wieder verschwimmend gemildert; wir machen z. B. auf die Macht des Glockentons aufmerksam, den letzterer auf Napoleons Gemüth übt, und die Benützung solcher Momente wird dem Verfasser mit Recht zum Verdienst angerechnet. Die Tonweisen sind alle aus einem musikalischen Grundton gehalten, und bieten in dieser Unterordnung unter ein Gemeinsames wieder schöne Abwechslung dar."

In unterzeichnetem Verlage sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Antike Bildwerke,

zum erstenmale bekannt gemacht

von

Eduard Gerhard.

Erste Centurie, fünftes Heft, und zweite Centurie, erstes Heft, oder Tafel Nr. 81 — 120.

gr. Folio.

Preis 10 fl. oder 6 Rthlr. 8 gr.

Den Freunden der Kunst und des Alterthums ist das vorliegende Werk, seinen erschienenen Abtheilungen nach, seit längerer Zeit bekannt. Es umfaßt die von dem Herausgeber an verschiedenen Orten Italiens veranstalteten Abbildungen von etwa sechshundert bisher unbekannten antiken Kunstdenkmälern, und übertrifft, bei kunstgerechter Größe und Ausführung, alle ähnlichen Unternehmungen an Reichthum des Inhalts und Wohlfeilheit des Preises.

Nachdem die früher erschienenen vier Hefte dieses Werks eine mannichfaltige Bilderschau an Götter- und Heroendarstellungen, religiösem Ceremoniell und altclassischem Alltagsleben zusammengestellt hatten, ist die mythologische Reihe in den vorliegenden beiden Heften neu aufgenommen worden. Auf vierzig Tafeln sind über anderthalbhundert antike, bisher unbekannte, großentheils sehr figurenreiche Denkmäler hier abgebildet, deren größere Anzahl den besten Kunstepochen des Alterthums angehört. Die nöthigste erklärende Auskunft ist, nach früher beobachteter Weise, einstweilen auf den Umschlägen gegeben worden.

Stuttgart und Tübingen, December 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Cetaceen

zoologisch-anatomisch dargestellt

von

Wilhelm Rapp,

Professor der Anatomie in Tübingen.

Mit Abbildungen.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 2 Rthlr.

Inhalt.

Vorrede. Geschichtliches. I. Zoologischer Theil. Pflanzenfressende Cetaceen: Manatus. Halicore (Duyong). Stellerus. Aechte Cetaceen: Delphinus. Monodon (Narwall). Physeter. Balaenoptera. Balaena. II. Anatomischer Theil. Von den Knochen. Von den Muskeln. Auge. Gehörorgan. Nasenhöhle. Allgemeine Bedeckungen. Nervensystem. Verdauungswerkzeuge. Athmungswerkzeug. Harnwerkzeuge. Gefäßsystem: Herz, Schlagadern, Blutadern, lymphatische Gefäße. Werkzeuge der Fortpflanzung: männliche Fortpflanzungswerkzeuge, weibliche Fortpflanzungswerkzeuge, Milchdrüse. Erklärungen der Abbildungen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Litterar. artist. Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schön-Röslein.

Ein Mährchen

erzählt von

Guido Görres,

gezeichnet von

Franz Graf v. Pocci.

In Holz geschnitten von H. Neuer.

als Anhang einer Nummer der Allgem. königl. Hof-Rosenzeitung.

mit Vignetten.

Ausgabe Nr. 1 einfach cartonnirt 1 fl. oder 16 gr.
" " 2 in buntem Umschlag carton. 1 fl. 24 kr. oder 22 gr.
" " 3 in buntem Umschlag mit Gold carton. 1 fl. 30 kr. od. 1 Rthlr.

Das Mährlein von Sneewittchen,

mit Bildern

den

Kindern gewidmet,

von

Franz Grafen v. Pocci.

Geheftet. Preis 36 kr. rhein. oder 8 gr.

Hänsel und Grethel,

ein Mährlein mit Bildern

von

Franz Grafen v. Pocci.

Geheftet. Preis 27 kr. oder 6 gr.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Vorhalle
zur Griechischen Geschichte und Mythologie,

von

Johann Aschold,

Professor am königl. bayerischen Gymnasium zu Straubing.

Erster Theil.

Preis 1 fl. oder 2 Rthlr. 12 gr.

Inhalt: **Einleitung.** Ueber den Werth der griechischen Sagengeschichte. Inhalt der griechischen Sagengeschichte. Ueber die ältesten Quellen der griechischen Sagengeschichte. Ueber die Folgen der menschlichen Darstellung der griechischen Götter. Ueber das Verhältniß der verschiedenen Quellen der griechischen Sagengeschichte zu einander. Ueber die Grundsätze und Anhaltspunkte bei der Mythenerklärung. — **I. Ueber die mythische Bedeutung der griechischen Sagengeschichte.** Ueber die göttliche Natur und göttliche Verehrung der Heroen. Ueber die körperliche Unsterblichkeit der Heroen und ihren Aufenthalt in dem Olympos und Elysion. Ueber die göttliche Abkunft der Heroen. Ueber die Erzieher und den Aufenthalt der Heroen in Grotten und auf Bergen. Ueber die Beschäftigung und Kunstfertigkeiten der Heroen. Ueber die geistigen Vorzüge der Heroen und Heroinnen. Ueber die Vermählung der Heroen mit Göttinnen und ihre Verbindung mit vielen Frauen. Ueber die Kinder der Heroen und die Anzahl derselben. Ueber den Inhalt der genealogischen Verzeichnisse. Ueber das Auftreten der Heroen zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten. Ueber die Wanderungen und Irrfahrten der Heroen. Ueber die Paläste und Schatzhäuser der Heroen. Ueber den Aufenthalt der Heroen in Tempeln. Ueber die Kleidung und den Schmuck einiger Heroen und Heroinnen. Ueber die Speere und Bogen einiger Heroen. Ueber die Schilde des Achilleus, Herakles und Agamemnon. Ueber die Argo und einige ähnliche Fahrzeuge. Ueber den Kasten des Eurypylos und die einiger anderer Heroen. Ueber das Hinabsteigen des Odysseus in den Hades. Ueber die Beschäftigung der Heroen in dem Hades. Ueber die Dienstbarkeit des Herakles und anderer Heroen. Ueber die große Herrschaft des Minos, Agamemnon und Diomedes. Ueber den großen Reichthum einiger Heroen. Ueber den Reichthum der Heroen an Heerden. Ueber die Flügelrosse des Achilleus und anderer Heroen. Ueber die symbolische Bedeutung des Raubes und der Entführung. Von der symbolischen Bedeutung der Erlegung schädlicher Thiere.

Der Verfasser dieser Schrift hat durch seine Geschichte des trojanischen Krieges bereits bewiesen, wie sehr er mit dem griechischen Alterthum vertraut ist. Während er sich aber in jener Schrift auf den gefeierten Krieg und die zunächst mit demselben in Verbindung stehenden Stoffe beschränkte, verbreitet er sich in dieser Vorhalle über alle jene dunklen Sagen, welche bisher wenig beachtet wurden, mit einer solchen Gründlichkeit, daß dieselben dadurch nicht blos ihre volle Bedeutung bekommen, sondern überhaupt die ganze Urgeschichte und Mythologie der Griechen neues Licht und eine sichere Grundlage gewinnt. Daher zweifeln wir nicht, daß dieses Werk zur Lösung vieler bisher streitigen Punkte wesentlich beitragen und bei der einfachen Darstellung des Verfassers und dem hohen Interesse des Gegenstandes allen Freunden der Litteratur, besonders jener des classischen Alterthums, eben so viel Vergnügen gewähren dürfte, als den Gelehrten vom Fache.

Stuttgart und Tübingen, März 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Nr. 150.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Mai 1838.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Ueber die nordwestliche Durchfahrt und die Reise der HH. Dease und Simpson.

Viel Aufsehen haben in neuester Zeit die Reise und der Reiseplan dieser beiden Herren gemacht, und ausgezeichnete, durch Erfahrung und Wissenschaft bewährte Männer, wie Barrow, Back und Richardson haben ihren großen Antheil daran zu erkennen gegeben, obwohl ein Strich erforscht wurde, wo anerkanntermaßen wenig eigentlich Neues zu entdecken war, wenigstens nichts, was die vielfach angeregte Frage über die nordwestliche Durchfahrt entscheiden konnte. Sie fuhren nämlich den im Allgemeinen recht wohl bekannten Mackenziestrom hinab und erreichten am 9 Julius v. J. den nördlichen Ocean, auf welchem sie 21 Grad weit westlich fuhren und die Küste aufnahmen. Dieser Meeresstrich ist schon befahren worden und bietet weder besonders große Schwierigkeiten dar, noch ist die Lösung des Räthsels über die nordwestliche Durchfahrt überhaupt hier zu suchen. So verdienstlich also auch die Aufnahme dieser Küste, und so vortheilhaft sie für künftige Seefahrer seyn mag, so ist es doch nicht diese Fahrt, welche das Interesse so besonders für sie in Anspruch nimmt, sondern die auf den folgenden Sommer, d. h. den des laufenden Jahres, verschobene Unternehmung. Hier soll die Frage gelöst werden, welche sich auf immer engere Gränzen zusammen drängt, und die durch die Behauptung des Capitän Roß, daß zwischen dem 93 und 94° w. L. von G. und unter 69½° n. B. sich ein Isthmus befinde, darum nicht gelöst wurde, weil die einsichtsvollsten und urtheilsfähigsten Leute, wie die oben genannten Barrow und Richardson, diesen Behauptungen keinen Glauben schenkten. Barrow sprach sich im Journal der Londoner geographischen Gesellschaft (s. V. Band pag. 408 f.) entschieden gegen die Behauptung von Roß aus, und in dem Hefte des folgenden Jahres (pag. 34 ff.) wo er zu weitern Unternehmungen in dieser Beziehung aufmuntert, sagte er gleichfalls wenigstens indirect, daß er aus den nähern Untersuchungen der Reise von Back, so wie der von Roß selbst, keinen Grund habe schöpfen können, hier ein zusammenhängendes Land anzunehmen. Bei Gelegenheit der Reise der HH. Dease und Simpson bemerkt er deßhalb abermals: „Es ist nun 20 Jahre her, daß ich meine Ansicht über die arktischen Entdeckungen aussprach, und die durch das Lesen der ältern Reisen in mir erweckte Ueberzeugung, daß hier ein offenes, beschiffbares, und mit Ausnahme der Nähe der Inseln und des Ufers, nicht von Eis bedecktes Meer vorhanden sey, wurde mir durch die Berichte von Parry, Franklin und Roß bestätigt, und jetzt haben auch die HH. Dease und Simpson in gleichem Sinne sich vernehmen lassen. Wir wissen jetzt, daß die Küsten Asiens und Amerika's sich nur bis etwa zu dem 70sten Grade der Breite erstrecken, und es ist also Grund zu der Annahme eines Polar-Bassins von 40 Graden im Durchmesser vorhanden. Kann man wohl annehmen, daß in einer solchen Ausdehnung sich nicht eine offene See finden solle?" In gleicher Art ließ sich Richardson vernehmen, denn beide fühlten sich durch die Schroffheit und Zuversichtlichkeit verletzt, womit Roß die Wirklichkeit seines höchst problematischen Isthmus behauptete.

Die HH. Dease und Simpson sind mit dem Land und den hier wohnenden nördlichsten Indianerstämmen, mit der Lebensweise und der Art, die dürftigen Hülfsmittel des Landes zu benützen, sehr wohl bekannt, da sie schon seit längerer Zeit im Dienste der Hudsonsbay-Compagnie sind; auch hat der erstere die Reise mit Capitän Franklin gemacht, und ist also auch in den hierauf bezüglichen Meerfahrten kein Neuling. Seine Vermuthung, daß ein offenes Meer zwischen der Hudsonsbay und Franklins Cap Turnagain sich finde, gründet sich hauptsächlich auf das lange Vorherrschen östlicher Winde, und auf die gewöhnlichen Meeresströmungen. Er hat also ein persönliches wissenschaftliches Interesse dabei, das was noch an der Untersuchung fehlt, zu ergänzen, um, wenn immer möglich, seine Ansicht als die richtige herauszustellen. Die Instruction, welche er und sein Gefährte, und zwar für die Reise im Sommer dieses Jahrs erhielt, lautet folgendermaßen: „Der Zweck ist, die Küste von Franklins Cap Turnagin östlich bis zu dem Eingang in Backs großen Fischfluß, den Thlew-ee-cho-dezeth, zu verfolgen. Zu diesem Ende werden Sie ihr Boot von dem nordöstlichen Ende des großen Bärensees nach dem Kupferminenfluß hinüberschaffen, ehe der Winter zu Ende ist, beim

Digitized by Google

Aufgeben der Schifffahrt nach dem Meere hinabfahren, und die Küste so genau als möglich aufnehmen, indem Sie beim Cap Turnagain beginnen und bis zu Backs großem Fischfluß fortfahren, im Falle die Meerenge oder Durchfahrt vorhanden ist, welche nach der Angabe dieses Officiers das feste Land von dem Boothia-Felix des Capitän Roß trennt; *) sollte es sich aber bei der Untersuchung ergeben, daß keine solche Straße existirt, und die Angabe des Cap. Roß, daß es eine Halbinsel und keine Insel ist, bewährt finden, so werden Sie ihr Boot verlassen, und zu Fuß über den Isthmus gehen, wobei sie das Material zum Erbauen zweier kleinen Canots mit sich nehmen, um der Küste wiederum zu folgen bis zum Cap Richardson, Cap Maconochie, oder irgend einem andern Punkt, an den Cap. Back gelangt ist."

Es ist kaum nöthig zu erwähnen, daß sich die von Cap. Roß und Back gelieferten Karten durchaus nicht vereinigen lassen; erstere ist jedenfalls darin unrichtig, daß sie ein geschlossenes Land angibt, wo die zu einer ungeheuren fast einen Grad tiefen Meeresbucht sich erweiternde Mündung des großen Fischflusses sich befindet. Erwägt man diesen, durch Back außer Zweifel gesetzten Punkt, und fügt man hinzu, daß der geologische Charakter des von Roß mit dem Namen Boothia belegten Landes **) ein ganz anderer ist, als der des festen Landes, so ist allerdings die Wahrscheinlichkeit gegen die Angabe des Capitän Roß und das Vorhandenseyn eines Isthmus. Die von Cap. Roß gegebene Karte scheint bei genauer Betrachtung, selbst nicht sehr für das Vorhandenseyn eines Isthmus, wohl aber für ein Labyrinth von Inseln zu sprechen, so daß auch, wenn eine Durchfahrt existirt, wohl wenig Heil von derselben zu erwarten ist, wogegen in der höhern Breite der Barrowstraße vielleicht eher ein freies Meer sich findet.

Lebensbilder aus Portugal.

Ausflug nach Comporta.

(Fortsetzung.)

Daß früher das Meer nach dieser Seite hin ganz offen dalag, und mit den jetzigen Binnenwassern nur Eine Wasserfläche ausmachte, so wie daß der Sandwall sonst nie existirte, und nur nach und nach erst entstanden ist durch die beiden widerstrebenden Kräfte, die Gewalt des Sadostromes von der einen Seite, so wie die entgegen wirkende Fluth von der Meeresseite, ist nur zu gewiß. Er mußte nach und nach auch höher werden, und dieses war nun vorzüglich das Werk der Südwestwinde, welche den von den Wellen fortwährend aus Ufer geschleuderten und alsdann trocken gewordenen Sand nach N. O. führte und aufthürmte, weßhalb denn auch die nordöstliche Seite steil abfällt, während sich die südwestliche verflacht. Den Beweis, daß der Wind hauptsächlich diesen Berg gebildet hat, kann man hier fortwährend bei den Windströmungen am Sande mit seinen Muschelfragmenten beobachten, die in steter Bewegung den Berg aufwärts sind, und da wo es jenseits wieder abwärts geht, ordentlich überhängende Wehen am Abhang bilden, ganz ähnlich den Windwehen bei tiefem Schnee, die man an geschützten Berggehängen findet, welche von der andern Seite aber vom Winde bestrichen werden. Haben doch die Geologen schon so viel über Entstehung und Bildung der Berge geschrieben, durch Wasser und durch Feuer so wie durch Expansion der Luftarten, welche die Ebenen über sich zu Bergen umgestalten, so daß diese wie Pilze aus der Erde emporschießen; daß aber auch Winde Berge bilden können, dieses ist wohl noch keinem beigefallen, und wer weiß denn, ob dieser bis jetzt noch aus lockerem Sand bestehende hohe Seewall, der an der Küste der Halbinsel zwischen dem Cap Espichel und Trafaria an manchen Stellen wohl eine Höhe von 300 Fuß erreicht, nach Tausenden von Jahren, wenn er noch höher geworden, nicht in einen Sandstein umgewandelt seyn wird, über dessen Entstehung sich dann nachkommende Geologen eben so die Köpfe anstrengen werden, wie wir über die jetzt existirenden festen Sandsteinbildungen mit ihren eingeschlossenen Resten der organischen Welt? Wer steht uns dafür, daß jene fester geschichteten Sandsteinberge nicht ebenfalls vergängliche Erzeugungen des Windes sind, und im Verlaufe von Jahrtausenden erst die Consistenz annahmen, die sie jetzt besitzen?

Nachdem wir uns nun lang genug auf diesem Sandberge herumgetrieben, traten wir den Rückweg an; der Nebel war gänzlich verschwunden, man erblickte und überschaute von hier aus den ganzen Reichthum, so wie die Armuth, die commercielle Wichtigkeit und agronomische Sterilität derselben. Der Reichthum gibt sich auch hier in den Anlagen vieler Salzpfannen zu erkennen, die ehemals so rentirend waren, jetzt aber ein Bild der Armuth abgeben, da die meisten gar nicht mehr benutzt werden. Arm und steril treten alle die höher als die Sümpfe gelegenen Gegenden empor, in denen auf dem Sandboden nur wildes Strauchwerk gedeiht, und auf dem nur einzelne Fichten stehen. Commercielle Wichtigkeit aber haben oder könnten vielmehr diese Gegenden haben, da allerwärts die Landesproducte auf die bequemste Art auf diesen Binnenwässern eingeschifft, und nach der Hafenstadt Setubal zur weitern Ausführung in alle Welten transportirt werden können. Den interessantesten Anblick gewährt jedoch das stundenlange schmale, ebene, durch den Damm mit Schleußen abgeschlossene Thal mit seinen großen und kleinen Canälen, welche diese Feldmark in lauter regelmäßige Quadrate theilen, und geschickt zum Ackerbau und zur Viehzucht machen. Es kann einen aber wirklich im Innern betrüben, wenn man gewahrt, wie wenig nach diesen großen Vorkehrungen der Canalisirung aus diesem Terrain Nutzen gezogen wird, da das Meiste davon wüste daliegt, ohne cultivirt zu seyn; nicht einmal ein Stück Rindvieh oder Pferd, deren hier viele Hunderte weiden könnten, erblickt man hier, und

*) Nach Backs Angabe kam nämlich an der Mündung des großen Fischflusses die Meeresströmung immer noch von Westen her, wonach das Meer in dieser Richtung hin offen seyn müßte.

**) Dieses gehört der Kalkformation an, während das feste Land hauptsächlich Granit ist. Barrow führt dieß mit als einen Grund an, der für das Nichtzusammenhängen beider Länder spreche; indeß kommt Kalksteinformation doch auch, und zum Theil in bedeutender Ausdehnung auf der nördlichen Abdachung des nordamerikanischen Continents vor, sogar hart neben Granit, wie denn der Sklavenfluß sich in den Sklavensee zwischen dem Kalkstein und dem Granit ausmündet.

Digitized by Google

alles dieſes aus Nachläſſigkeit, aus Mangel einer guten Verwaltung.

Schneller kamen wir den Sandberg hinunter als wir hinauf geklettert, und mit einem kleinen, breitkufigen Schlittchen oder mit lappländiſchen Schneeſchuhen würden wir wahrſcheinlich noch ſchneller hinabgekommen ſeyn. In dem Wirthshauſe angelangt, fanden wir unſer Frühſtück ſchon bereit, nicht Kaffee, nicht Thee war hier zu bekommen, Chokolate fehlte zwar nicht, allein da dieſe beinahe durchgängig in Portugal von ſchlechter Qualität iſt, verfälſcht mit Mehl und der Cacao eingerieben mit ſchlechten, fettigen Subſtanzen, ſo hatten wir darauf verzichtet und hielten uns an das kräftige, ländliche Gericht einer derben Brodſuppe, hier Sorda genannt, die aus weiter nichts beſtand, als Weißbrod mit wenig Waſſer, bis zum Trockenwerden eingekocht, etwas Knoblauch und Salz daran gethan und zuletzt mit Oel geſchmelzt. Für manche delicate Zunge mag ein ſolches Knoblauchsfrühſtück wohl ein Gräuel ſeyn, auch iſt die Converſation mit Menſchen, welche ein ſolches Frühſtück genoſſen, und beſonders für einen Nüchternen, nicht die angenehmſte; allein auf dem Lande, wo jeder menſchliche Hauch und alle Ausdünſtungen der Menſchen faſt ſtets nach Zwiebeln und Knoblauch riechen, iſt ſo etwas nicht auffallend; riechen doch unſre gebildeten Deutſchen auch oft nach Knoblauchswurſt, und manche feine Dame erhalirt den noch abſcheulichern Geruch von Meerrettig. Daß übrigens Zwiebeln und Knoblauch in den ungeſunden, ſumpfigen Gegenden ein Antidotum gegen die aufſteigenden, ſchädlichen Miasmen ſind, davon iſt hier jeder Bauer überzeugt. Wir verſpeiſten alſo unſre Sorda mit dem größten Appetit und ſpülten ſie mit dem geiſtreichen Trank hinab. Erſt gegen 5 Uhr Nachmittags konnten wir nach der Verſicherung unſeres Fährmanns die Rückreiſe antreten; wir hatten alſo hinlängliche Zeit zu der oberflächlichen Unterſuchung des Torflagers, dem man hier nicht den geringſten Werth beilegte, ungeachtet die Leute wohl wußten, daß dieſe ſchwarze Erde, wenn man ſie trocknete, brennt, auch war ihnen der Name Turfo im Gedächtniſſe geblieben, der ihr vor 60 und mehrern Jahren, als man ſie bei Anlegung der Canäle entdeckte, und nach einer Unterſuchung durch den damaligen Botaniker, Domingos Vandelli, gegeben worden war. Damals verſuchte man auch dieſelbe zu benutzen, man ſtach eine große Menge Torf, trocknete ihn, und viele Schiffsladungen davon wurden nach Liſſabon geführt, um in den Arſenalen benützt zu werden. Daß dieſes juſt die Werkſtätten waren, wo derſelbe am wenigſten gebraucht werden konnte, war wohl vorher zu ſehen, er wurde deßhalb alsbald auch für untauglich erklärt, und ſeit der Zeit hat ſich Niemand mehr um den Torf bekümmert; das Anathema, was damals über ihn ausgeſprochen wurde, ruht noch immer auf demſelben, ungeachtet die Feuerung mit Holz für Fabriken, Ziegel- und Kalkbrennereien hier ſo theuer zu ſtehen kommt. Niemand denkt ſogar an die Benutzung dieſes Torfs, und wenn man auch einen Fabrikherrn, der viele Feuerung jährlich verbraucht, darauf aufmerkſam macht, daß der Torf eine weit wohlfeilere Feuerung abgeben würde, ſo hält er es kaum der Mühe werth, auch nur auf die Rede zu achten. (Schluß folgt.)

Manufacturen und Induſtrie-Etabliſſements in Aegypten.

(Aus dem Echo du Monde Savant Nr. 19.)

In Aegypten zählt man gegenwärtig dreißig Kattunfabriken, welche, ein Jahr in das andere gerechnet, zwölfmalhundertauſend Kattunſtücke liefern, wovon die Regierung einen Nutzen von ſechs Piaſtern per Stück zieht; die Manufacturen von Leinwand lieferten eine Million ſchmale Stück und dreißigtauſend Stück breiter Leinwand; daß übrigens der Nutzen nicht ſehr beträchtlich war, läßt ſich daraus ſchließen, daß der Vicekönig den Entſchluß gefaßt hat, das Monopol aufzuheben; auch wurde dieſer Anbau ſehr beſchränkt und dem der Baumwolle geopfert.

Die hauptſächlichſte Anſtalt dieſer Art, welche Aegypten dem Hrn. Jumel verdankt, demſelben, der es mit dem Anbau der Baumwolle ausgeſtattet hat, iſt eine zu Bulak, der Vorſtadt von Cairo, errichtete Manufactur, welche unter dem Namen Malta bekannt iſt. Es ſind daſelbſt vierzig Webſtühle vermittelſt vierzehn Treträdern in Thätigkeit, welche durch acht Stiere getrieben werden. Zweihundert Webſtühle zum Weben des Baumwollengarns, durch eine aus Frankreich gekommene Dampfmaſchine in Bewegung geſetzt, fabriciren daſelbſt Barkiſe, Cambries und Muſſeline. Es werden daſelbſt jährlich über eine Million Stück Kattun ſowohl durch Platten, als durch mechaniſche Vorrichtungen gedruckt; im Allgemeinen aber iſt der Druck ſehr unvollkommen und die Farben nicht ſehr haltbar; auch ſind dabei Werkſtätten für Schreinerei, Gießhäuſer zu Maſchinen, ferner zum Holzſchneiden und Drechſeln, kurz Alles, was für eine Fabrik nothwendig iſt, errichtet, und man bildet daſelbſt Arbeiter, welche dazu beſtimmt ſind, die Maſchinen aller Manufacturen in Aegypten, ſo gut dieß möglich iſt, zu repariren. Ganz in der Nähe der Malta befindet ſich eine Tuchfabrik, welche im Jahre 1818 ihre erſten, jedoch unglücklichen Verſuche machte; nachdem ſie hierauf von Arbeitern aus Languedoc übernommen und geleitet ward, verfertigte ſie aus den Wollen von Mennih, Dſirgeh und Fayum Tücher, welche, trotz ihrer ſchlechten Qualität, zur Bekleidung der Soldaten hinlänglich gut befunden wurden; gegenwärtig werden jährlich höchſtens achtzehnhundert Stück Tuch daſelbſt verfertigt.

Auch zu Damanhur befindet ſich eine Manufactur, welche für die Armee Tücher und Mäntel von grober Qualität verfertigt, die jedoch im Gebrauche ziemlich gut ſind. Man kann annehmen, daß in dieſer Stadt jährlich 120,000 Ellen Tuch fabricirt werden. Die verſchiedenen Wollenarten von Aegypten ſind übrigens zur Verfertigung ſchöner Gewebe ſehr wenig geeignet; der Salpeterſtaub, den ſie mit ſich führen, macht ſie hart und ſpröde, ſo daß ſie mehr als zwei Drittheil Abfall geben, ehe ſie gewoben werden können; man iſt gezwungen, ſie gemeinſchaftlich mit tuneſiſcher, ſpaniſcher und ruſſiſcher Wolle, die man mit großen Koſten kommen läßt, zu verarbeiten. Außerdem iſt die Fabrication von Seidenwaaren vielleicht eine der am meiſten gewinntragenden Speculationen, die der Paſcha, deſſen Unternehmungsgeiſt von keiner jener fremden Kunſtzweige zurückweichen will, verſucht hat. Er ließ im Jahre 1819 zu Cairo, bei dem Platze Birket-el-Fil, eine Fabrik errichten. Man ließ aus Konſtantinopel Armenier kommen, die Gewebe aus Seide, und aus Gold und Seide, ſo wie man ſie in jener Stadt und in Indien macht, zu verfertigen verſtanden. Dieſer Verſuch, welcher ganz nach dem Geſchmacke des Landes war, iſt gelungen; einhundert und ſechzig Webſtühle ſind mit Seiden-, Gold- und Baumwollgeweben beſchäftigt.

Digitized by Google

Die kürzlich eingeführte Fabrication des Salpeters durch Verdünstung an freier Luft bildet für den Pascha einen bedeutenden Erwerbszweig. Hr. Laffi, ein römischer Chemiker, führte dieses, nur unter dem reinen Himmel Aegyptens mögliche Kunsterzeugniß, wozu die Haufen von Schutt, mit denen das Land bedeckt ist, eine unerschöpfliche Quelle bieten, im Jahre 1834 ein. Im Verlauf einiger Jahre wurden nach seiner Methode zu Hermopolis, zu Alt-Cairo, in der Nähe von Sakkarah und an mehrern andern Orten Salpetersiedereien errichtet. Diese bestehen aus mehrern, an einer abhängigen Stelle in mehrern Reihen aufgeführten Mauerwerken; die Erde, auf welche man wirken kann, wird in die oberste Reihe gelegt, hierauf mit dem Wasser hin und her bewegt, welches, mit Salpeter vermischt, nach und nach in jede Bassinreihe kommt, sich dadurch reinigt, und endlich durch Verdünstung, bloß vermittelst der Sonnenstrahlen, Krystalle von ziemlicher Reinheit hervorbringt. Man zählt gegenwärtig in Aegypten sehr große Anstalten dieser Art; sie erzeugen jährlich über zwanzigtausend Centner Salpeter, wovon bedeutende Sendungen nach Europa gehen.

Ein weiterer einträglicher Zweig der Fabrication, welcher dem Monopol nicht entgangen, ist die Verfertigung des Rosenwassers. Die zur Distillirung des Rosenwassers bestimmten Rosenstöcke werden in Fayum gebaut. Von der Mitte des Februars an sammelt man jeden Morgen vor Sonnenaufgang die Rosen, während sie noch vom Thau feucht sind, und wirft sie sogleich in den Distillirkesseln, damit sie nicht trocken werden oder gähren, wenn sie zu lange nicht zur Distillirung kommen. Man kann annehmen, daß jährlich vierhundert Centner Blätter erzeugt werden, aus denen man ungefähr vierzigtausend Pfund Rosenwasser von verschiedenen Qualitäten zieht. Nur die Regierung darf die Rosen einernten, bis die Anbauer derselben um geringe Preise an sie zu verkaufen verbunden sind.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Auszug aus einem Schreiben des Reisenden Boué über die nördliche europäische Türkei.

(Schluß.)

Die lateinischen Albanesen, wie sie sich nennen, machen, wenn sie sich mit einem Europäer verbrüdern wollen, sogleich das Kreuz; sie haben kleine Kirchen, die in den Thälern versteckt liegen; auch haben sie zu Scutari und Prizrend Bischöfe; gegen die Montenegriner hegen sie, da diese Griechen sind, einen ziemlich starken Haß, und üben Räubereien an denselben aus; mit den muselmännischen Albanesen machen sie aber in kritischen Zeitpunkten gemeinsame Sache, wie sie dieß im Jahre 1835 thaten, um den Pascha von Scutari zu zwingen, auf die Recrutirung zu verzichten. Südlich von diesen Debres-Albanesen befinden sich die Chamiden, und noch weiter unten die Tokiden und die Toppden, ferner gibt es hier vier freie Bezirke mit Privilegien. Jede dieser Völkerschaften hat etwas Besonderes. In Albanien und Bosnien wird die Gastfreundschaft mit ungegränzter Zuvorkommenheit und Gefälligkeit ausgeübt; nur die Arnauten aus Moesien, die aus Eifersucht oder aus Verachtung der Christen die Besuche nicht lieben, sind hievon auszunehmen. Bei einem bosnischen Muselmanne befindet man sich wie zu Hause, ohne an eine von unsern ausgeklügelten Phrasen gebunden zu seyn. „Wollt Ihr uns aufnehmen?" — „Mit Vergnügen, Alles, was ich habe, steht zu Ihren Diensten. Allein leider habe ich für den Augenblick kein Heu und keine Gerste: man wird indessen das Mögliche thun, treten Sie ein, es versteht sich." Und das Diwanzimmer wird nun, selbst wenn es neben dem Zimmer der Frauen ist, zur Verfügung des Reisenden gestellt. In Albanien ist, mehr noch als in der übrigen Türkei, das Dach hinsichtlich der Blutrache geheiligt. Ein Feind kann bei seinem Gegner schlafen, wenn ihn der Zufall unter dessen Dach führt: nur auf freiem Felde muß er sich wohl in Acht nehmen. Hat er mit seinem Gegner gegessen oder getrunken, und wurde er als Gast von demselben behandelt, so ist er gerettet.

In den muselmännischen Dörfern in der Türkei, wo Mangel an Gasthäusern ist, und wo diese überdieß auf Entfernungen von ganzen oder halben Tagereisen liegen, macht sich der reichste Besitzer eine Pflicht daraus, ein besonderes Haus mit zwei oder drei Zimmern zur Aufnahme von Fremden zu halten. Als Kennzeichen ist das Hofthor an diesen Häusern stets geöffnet, weßhalb man ohne weiteres eintritt, der Herr des Hauses mag da seyn oder nicht. Gewöhnlich wohnt er in einem nahe gelegenen Haus. Ist er gerade auf der Reise, so wird man von seinen Verwandten oder seinen Weibern bedient, und in der That sehr gut; man bespricht sich durch ihre kleinen Kinder, oder man redet mit ihnen durch die Thüren und Zäune. Für Frühstück, Mittagessen und Nachtlager wird nichts verlangt; gewöhnlich aber gibt man den Kindern ein Trinkgeld. Wenn der Herr zu Hause ist, so wohnt er dem Mahle bei und bietet Kaffee an. Man sieht, daß die Eisenbahnen in diesem Lande noch nicht existiren, denn eine einzige Ladung zweibeiniger Wesen wäre hinreichend, einen der guten muselmännischen Besitzer zu Grunde zu richten. Bei Gelegenheit des Essens bemerke ich, daß ich zu Jeni Sagra in Thracien eine wahre Fabrik von ausgezeichneter frischer Butter, die einzige in Thracien, aufgefunden habe. Dieß zur Nachricht für die Herren Liebhaber des toast bread. Diese Butter hat schon Reisen bis Bucharest gemacht.

Steigender Flor des Hafens von Boulogne.

Die Zahl der Reisenden, welche durch Boulogne passiren, wird von Jahr zu Jahr bedeutender; man zählte deren im Jahre 1854 nur 18,526, im Jahre 1857 aber stieg die Zahl auf 56,809. In diesem Jahre betrug sie während des Januars 2207, während sie in demselben Monat 1857 nur 1475 betragen hatte. Ebenso schreiten die Zolleinnahmen vorwärts: im Jahre 1851 betrugen sie nur 542,545 Franken, seitdem sind sie von Jahr zu Jahr gestiegen, und betrugen im Jahre 1856 nicht weniger als 862,965 Fr. Der Januar des vorigen Jahres hatte nur 55,010 Fr. eingebracht, in diesem Jahre aber ertrug derselbe 76,703 Fr. (Annales des Voyages, Avril 1858.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 48** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: William Wordsworth.** (Fortsetzung.) — **Religiöse Anklänge aus Frankreich.** — **Dante in Frankreich.**

Das Blätterwerk dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für das Quartal des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Derjenigen, welcher das Ausland nicht hält, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 151.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 Mai 1838.

Lebensbilder aus Portugal.

Ausflug nach Cumporta.

(Schluß.)

Im Allgemeinen kostet es hier zu Lande ungemein viel, die Menschen dazu zu bewegen, in einer oder der andern Sache von ihrem alten Schlendrian abzuweichen; da helfen keine Demonstrationen und nicht die klarsten Beweise der zu hoffenden Vortheile, sie schütteln ungläubig die Ohren und bleiben beim Alten, bis endlich ein Ausländer kommt, der auf seine Kosten eine Umgestaltung vornimmt, und so wie sie dann sehen, daß es damit gut geht, dann sind sie auch gleich bei der Hand, das Ding nachzuahmen. Aber nicht etwa, daß sie sich deßhalb Instructionen erbäten von dem, der es zuerst eingeführt, bewahre, dazu sind sie zu hochmüthig, sondern sie suchen Alles nur im Geheim abzusehen und ins Werk zu richten, wobei sie denn oft gar gewaltig fehlschießen und unnöthiges Geld verthun, allein es gereicht ihnen zur Genugthuung, sagen zu können: ich bin Niemanden Dank dafür schuldig; bei ihren Landsleuten thun sie wohl auch noch groß damit, und geben es dann für eigene Erfindung aus. Vielfältige Erfahrungen habe ich in dieser Hinsicht gemacht und bin endlich zu dem Resultate gekommen, daß Mißtrauen zum Hauptgrund unterliegt, weßhalb man sich scheut, Jemanden um Nachweisungen über Dinge zu bitten, über welche er schon Erfahrungen gemacht; man lauscht sie ihm lieber ab, denn da überhaupt die Portugiesen gerne Alles in ein mystisches Dunkel hüllen und Geheimnißkrämer sind, wie es gewöhnlich alle Ignoranten zu seyn pflegen, so glaubt man überzeugt zu seyn, daß wenn man gradaus geht und nach diesem oder jenem fragen wollte, daß man alsdann gewiß unrichtig berichtet werde, und noch obendrein sich dafür zu bedanken habe. So z. B. in Brasilien, woselbst die Menschen als portugiesische Abkömmlinge auch ganz Portugiesisch denken, hatte ich bei den Goldwäschereien endlich auf meine Kosten zuerst die nassen Pochwerke eingeführt, nachdem ich ohne Erfolg Jahre lang diesen und jenen reichen Bergwerksbesitzer vergebens dazu zu bereden gesucht. Nachdem das erste nun im Gange war und die großen Vortheile davon so klar am Tage lagen, machte ich öffentlich bekannt, daß sich jeder Bergwerksbesitzer, der ein solches Pochwerk bauen wolle, nur direct an mich wenden könnte, und ich würde ihm nicht nur alle nöthigen Anweisungen geben, sondern selbst die Leitung der Ausführung übernehmen und wie sich von selbst verstände, ohne irgend eine Recompens dafür, weil es mein Beruf war, weßhalb ich mich in der Provinz Minas Geraes aufhalten mußte. So etwas begriff man aber nicht einmal, daß ich mein Wissen so ganz gratis auspacken sollte; sie meinten in ihrer Pfiffigkeit, daß noch etwas dahinter stecken müsse, und so war denn, mit Ausnahme eines Einzigen, auch nicht Einer, der meines Rathes bedurft hätte. Dagegen aber kamen von allen Seiten geheime Emissäre und geschickte Zimmerleute, die unter verschiedenen Prätexten das Pochwerk und die dabei sich befindende Steinmühle ansahen, heimlicherweise die Maaße nahmen und sich Modelle in Papier schnitten und nun ähnliche Pochwerke in Ausführung brachten. Als ich einstens einmal nach einem solchen Pochwerke kam, wovon ich bestimmt wußte, daß der Zimmermann, der es erbaut, mein Pochwerk besehen und die genauen Maaße davon genommen, war der Eigenthümer obendrein so frech, mir weiß machen zu wollen, daß er sich das Ding selbst so ausgedacht, und that dabei, als wenn es ihm ganz etwas Neues wäre zu hören, daß ich in Ouro Preto eben so ein Pochwerk stehen habe, worauf ich doch nicht unterlassen konnte, nachdem ich erst gläubig gethan, ihn zu beschämen, indem ich die Zeichnung und Maaße meines Pochwerks hervorzog, die Zoll für Zoll mit dem vorstehenden übereinstimmten. Solche Menschen kommen aber nicht leicht in Verlegenheit; er meinte, daß der Zimmermann, dem er den Bau nach seinen Angaben übertragen, vielleicht das meinige gesehen haben könne, und dieses sich zu Nutze gemacht.

So geht es hier nun auch mit dem Torf. Niemand will anbeißen, weil noch Niemand einen Nutzen davon gesehen hat; allein wenn dieser einmal sich dargethan hätte, so würde man gewiß von allen Seiten Torf verlangen, da er hier zu so außerordentlich billigen Preisen geliefert werden könnte, nicht allein weil er bei dem im Sommer so sehr austrocknenden Klima sehr schnell und ohne die Procedueren des öftern Umsehens der

Digitized by Google

Torfkuchen ausgetrocknet werden, ſondern weil man ihn an Ort und Stelle auch ſogleich verſchiffen und mithin auf die wohlfeilſte Art verſenden kann. Wir miethten hier nun für eine Kleinigkeit zwei Eſel und einen kleinen Treiber, um eine Tour im Thale hinauf zu machen und an verſchiedenen Stellen das Sumpfterrain zu unterſuchen. Ein ſogenannter Scharwenzel, eigentlich ein Tagdieb, deren es in allen Wirthshäuſern gibt, wurde auch herbeigezogen und mit einer Hacke und einem Korbe verſehen, und ſomit zogen wir denn längs dem canaliſirten Terrain auf dem höhern Sandwege im Thale hinauf, wo die Sonne furchtbar heiß brannte. Unſere Gewehre hatten wir quer vor uns liegen, um nebenbei vielleicht irgend eine Beute zu erlegen, denn in den buſchigen Steppen zur Linken halten ſich viele Rebhühner (die perdrix rouge) auf, unſerm Hühnerhunde war es aber auch zu heiß, und wir drückten kein Gewehr los. Anderthalb Stunden weit verfolgten wir das Thal bis zu einem einzeln ſtehenden Schilfhauſe, man nannte es hier a torre, der Thurm, ungeachtet von keinem Thurm etwas zu ſehen war; von hier führte das Thal noch anderthalb Stunden weiter, und man verſicherte, daß ſich allenthalben in demſelben der ſchwarze Boden befände, der, wenn man im heißen Sommer das trockne Gras darauf abbrenne, ſich ebenfalls entzünde und mehrere Wochen lang fortbrenne, alſo das untrüglichſte Zeichen, daß die ganze Niederung aus Torf beſteht. Hier war es in der Nachbarſchaft dieſes Hauſes, wo ich ungeachtet des Waſſers, was beinahe den ganzen Boden, wegen ſchlechter Unterhaltung der Abzugscanäle bedeckte, nur ganz oberflächlich mehrere Proben des Torflagers nehmen konnte, um ihn, getrocknet, alsdann beſſer prüfen zu können; und hier war es auch, wo wir gaſtfreundſchaftlich eingeladen wurden, einzutreten, und uns gegen die furchtbar heiß brennende Sonne zu ſchützen, was wir uns auch nicht zweimal heißen ließen. Es war nun freilich in der Hütte nichts weiter zu bekommen, als ein friſcher Trunk Waſſer, der dicht am Hauſe aus einer viel höher als der Sumpf gelegenen Quelle geſchöpft wurde, welche dieſer Anſiedlung, die wie eine Eremitage in der Wüſte da liegt, auch die Entſtehung gab, denn ein reines klares Waſſer, unter einem heißen Himmelsſtrich und in einem ſandigen unfruchtbaren Boden, iſt von ungemeinem Werthe, und wenn auch weit und breit die Natur todt und kümmerlich iſt, ſo entſteht an einer Quelle bald ein reichhaltigeres Leben, Menſchen und Thiere verſammeln ſich, es entſteht ein grüner Boden, Bäume und Früchte gedeihen, und ſo lag denn auch dieſe Schilfhütte auf einer Oaſe im Sandmeer, ſie hatte ihr angebautes Gärtchen, einige Feigenbäume und andre wilde Bäume, die man als die einzigen in dieſem Thale ſchon aus großen Fernen ſieht; der Wanderer eilt, um zu ihnen zu kommen und ſich in ihrem Schatten zu laben. Der Hausbeſitzer und Anſiedler auf königlichem Eigenthum war eben beſchäftigt, an dem Rande des tiefern Moorlandes ein Stückchen Land urbar zu machen, um Weizen darauf zu bauen; welche Arbeit ſich der gute Mann damit machte, das war zum Erſtaunen. Mit einer 10 Pfund ſchweren Hacke, die 8 Zoll breit war, und auf der Schneide ausgeſchweift in zwei lange Spitzen auf den beiden Ecken auslief, und mit jedem Hieb beinahe einen Fuß tief in den lockern, etwas ſchwärzlichen, mit Millionen Wurzeln untermengten Sandboden eindrang, grub derſelbe dieſes Erdreich drei Fuß tief auf, ſo daß er ſtets in einem eben ſo tiefen Graben ſtand, und die Erde hinter ſich aufwarf, ſorgfältig alle Wurzeln, welche dem Moorgrunde und dem Torf ſeine Entſtehung geben und hier an den trockneren, höher gelegenen Stellen bis zu Arm-Dicke vorkamen, ausleſend und oben auf dem ſchon aufgegrabenen Terrain ausbreitend. Ich bezeigte ihm meine Verwunderung darüber, daß er den Boden ſo tief ausgrabe, und ſich dadurch eine ſo ſaure Arbeit mache, worauf ich die Antwort erhielt, daß man das Land hier ſo bearbeiten müſſe, ſonſt würde es keine Früchte tragen; die Wurzeln laſſe man erſt trocken werden, und dann würden ſie verbrannt, was dem Boden die Hauptnahrung gebe, und ohne tief zu graben fände man keine hinreichenden Wurzeln. Alſo der Wurzeln wegen ließ ſich's der Mann ſo ſauer werden, und als wenn trocknes leichter zuſammengebrachtes Geſträuch auf einem ſolchen Acker verbrannt, nicht dieſelben Dienſte thun würde, und noch beſſer, wenn der Mann die wenigen Ziegen und Schafe, die er wild umherlaufen ließ, auf dieſem Acker bei Nacht zuſammenſperrte, und ihn auf die Art düngen ließ, würde er dann nicht weit mehr Früchte ziehen? Solche Fragen und Bemerkungen warf ich ihm mehrere hin, die aber alle beinahe mit einem mitleidigen, doch gütigen Lächeln aufgenommen und beantwortet wurden, gleichſam als wenn ich ſo etwas nicht verſtände, daß ſo etwas wohl in andern Ländern anwendbar ſey; hier aber gehe das nicht ſo, wie man glaube, denn hier zu Lande hätte man weit mehr Rückſichten auf Nebendinge zu nehmen, ja ſogar auf den Mond, da bei abnehmendem Monde hier weder geſäet noch gepflanzt werden dürfte. Wo ſolche Vorurtheile noch beim Landmann herrſchen, die ſelbſt in dem conſtitutionellen Volkskalender von 1837 als landwirthſchaftliche Lehren noch abgedruckt werden, da iſt freilich noch wenig für eine Vervollkommnung des Landbaues zu hoffen.

Nachdem wir uns allmählich etwas abgekühlt, traten wir unſern Rückweg an, und kamen gerade noch zur rechten Zeit, um mit eintretender Ebbe uns einzuſchiffen, und noch vor Abend in Setubal einzutreffen. Unſere Fahrt wurde dießmal auch durch einen gelinden Wind aus Oſten begünſtigt, ſo daß wir das Segel beiſetzen konnten, und um ſo ſchneller vorwärts kamen; und da wir uns auch näher der linken Küſte hielten, an welcher ſich die gefiederte Welt zu Tauſenden aufhielt, ſo wurden auch die Gewehre wieder zur Hand genommen, und ſo lange gefeuert und gemordet, bis wir desſelben ganz müde wurden, und endlich gegen Sonnenuntergang auf dem Quai von Setubal wieder landeten. Dem Schiffer hatten wir für dieſe zwei Tage 4 Thaler bezahlen müſſen, unſer Nachtlager und Eſſen und Trinken im Wirthshauſe koſtete 3 Thaler, was ein kleines Pröbchen abgeben mag, wie theuer hier ſolche Vergnügungen zu ſtehen kommen, wo man nicht einmal ein ordentliches Bett findet.

Digitized by Google

Der König der Schwarzen in Brasilien.

Die Schwarzen in Amerika haben ihre Saturnalien so gut, wie sie die Sklaven der alten Römer hatten. Jedes Jahr erlaubt man ihnen, einen König zu erwählen, dessen Würde jedoch bloß in der Ehre besteht, denn obschon er eine Königin und einen Hofstaat hat, so bleibt er doch immer weiter nichts, als ein armer Arbeiter, und wenn er Sklave ist, der Peitsche seines weißen oder schwarzbraunen Herrn unterthan. Seine Landsleute gewinnen bei diesem Königreiche weiter nichts, als ein paar Festtage, bei welchen es ihnen vergönnt ist, die Leiden des Jahres zu vergessen, und sich so gut, als möglich, zu belustigen. Und daran lassen sie es auch nicht fehlen. In den großen Städten Brasiliens ist am Tage der Einsetzung des schwarzen Königs die ganze Bevölkerung auf den Beinen. Die Familie des Königs wird durch diese kurzdauernde Erhöhung in Prinzen und Prinzessinnen verwandelt, Kammerherren und Hofdamen verfehlen nicht, sich vorzustellen, und es erscheint ein glänzendes Gefolge, wenn sich der König zuerst in die Kirche begibt. Ein Reisender erzählt von dem Feste der Schwarzen, das er in Tejuco mit ansah, Folgendes:

„Schwarze, welche Fahnen trugen, eröffneten den Zug. Ihnen folgten andere Schwarze, die die Bilder des heiligen Franciscus, des heiligen Salvador und der heiligen Jungfrau trugen. Alle Heiligen waren von schwarzer Farbe, wie die der Tragenden. Nach den Heiligen kamen die Musiker, von einem schwarzen Musikmeister geführt. Sie waren mit kleinen Mänteln von rother oder violetter Farbe bekleidet, die aber in einem schlechten Zustande waren. Auf dem Kopfe trugen sie lange Straußfedern. Ihre Instrumente bestanden in Tamburins und Schellen, denen die lärmende Canza und die dumpfe Marimba beigesellt war. Ein Marschall, mit einem Degen in der Hand, kündigte das Erscheinen des schwarzen Hofes an; er ging unmittelbar vor den Prinzen und Prinzessinnen her, welche Schleppkleider anhatten, deren Schleppen von Pagen getragen wurden. Nun erschien der König des vorhergehenden Jahres nebst seiner Königin, er trug noch den Scepter und die Krone, hierauf kam das neuerwählte königliche Paar, mit Diamanten, Perlen, Medaillen und andern Kleinodien, die überall zusammengehäuft waren, bedeckt. Den Zug schloß das schwarze Volk, mit brennenden Wachskerzen in den Händen und Stöcken, die mit Silberpapier überzogen waren. Als der Zug in der Kirche von unserer schwarzen Dame angekommen war, übergab der König des vorhergehenden Jahres Scepter und Krone feierlich seinem Nachfolger. Nach dem Gottesdienste machte der neue König dem Intendanten des Districts der Diamanten, der zuvor davon in Kenntniß gesetzt war, seine offizielle Aufwartung. Letzterer fand nicht für nöthig, deshalb sein Morgennegligé abzulegen, er empfing den schwarzen Hof im Schlafrock und in der Nachtmütze. Der neue König, der ein freier Schwarzer und Schuhmacher von Profession war, zeigte etwas Verlegenheit vor dem hohen Staatsbeamten. Der ganze Hof zog unter Musikgetön an der Familie des Intendanten vorbei, wobei jedes zum Zeichen des Respects die Kniee beugte, und kehrte sodann in seine traurigen Hütten zurück.

„Der folgende Tag war wieder ein Festtag. Der König und die Königin empfingen schwarze Gesandte aus fernen Gegenden. Die Procession begab sich auf den Marktplatz, wo der ganze Hof auf Stühlen Platz nahm, und das Orchester einen betäubenden Lärm machte. Die Musiker gewährten einen merkwürdigen Anblick, sie hatten einen rothen und einen gelben Schuh an, einen weißen und einen schwarzen Strumpf, gelbe und rothe Hosen und durchlöcherte Mäntel. Dann kam eine Truppe Tänzer, welche die Geschäfte von Ceremonienmeistern versahen; sie verkündeten unter Luftsprüngen und fürchterlichen Grimassen die Ankunft der Gesandten, und überreichten in deren Namen Geschenke. Diese Tänzer glichen mehr Affen, als Menschen.

„Der König ertheilte die Versicherung, daß seine Häfen und sein Herz den Repräsentanten der fremden Monarchen offen ständen, und ließ sie neben sich niedersetzen. Es folgten hierauf Acte seiner königlichen Gnade, indem er Ehrenstöcke und Ordensdecorationen unter seine Hofleute vertheilte.

„Die Libationen, die nun folgten, verfehlten ihre Wirkung nicht, der Hof und das ganze Volk trank, bis Alles betrunken war, sämmtliche Schwarze vergaßen auf einige Stunden ihre Leiden. Aber das Erwachen ist schmerzlich. Den Tag nach dem Feste müssen sie die Sklavenkette wieder tragen, oder mühsam arbeiten, um ihren täglichen Unterhalt zu verdienen."

Manufacturen und Industrie-Etablissements in Aegypten.

(Schluß.)

Man muß gestehen, daß Aegyptens Boden zahlreiche Beweise des thätigen, unternehmenden und abenteuerlichen Geistes Mehemet Alis trägt; er wollte Alles versuchen, Alles angreifen, indem er ohne Zweifel glaubte, sein Wille würde Wunder thun. Aber was kann ein einziger Mann, er mag so stark seyn, als er will, wenn sein Volk nicht sein natürlicher Verbündeter, oder das verständige Werkzeug seiner Thaten ist? Auch ist die in Aegypten sich zeigende Bewegung vielmehr ein Hin- und Hertreiben, als ein wirkliches Fortschreiten; alle diese Neuerungen zeigen einen Geist der Eile und Ungeduld, einen unmäßigen Drang nach dem Genusse, gleich als sollte man keine Erben hinterlassen; man macht Unternehmungen ohne Wahl, ohne irgend einen Plan; man fängt Alles an und bringt Nichts zu Ende. Man theilt z. B. dem Pascha die Idee mit, ein Gestüte zu errichten; man sagt ihm, er werde einst Europa die schönsten Pferde zu liefern im Stande seyn; sogleich wird der Befehl gegeben, ein Gestüte nach dem schönsten Muster, wie man in ganz Europa keines hat, anzulegen; man geht ans Werk, es wird gebaut; bald aber zeigen sich Hindernisse; es ist kein Geld vorhanden, man muß den Bau einstellen; später fängt man wieder an, um wieder auszusetzen; man macht die Sache stückweise; die Arbeiter, die schlecht bezahlt sind, arbeiten auch schlecht; die Unternehmer, um so viel als möglich zu gewinnen, geben dem Bau so wenig als möglich Festigkeit, und wenn es nahe daran ist, daß Alles fertig wäre, droht einem Theile des Gebäudes schon wieder der Einsturz. Als es sich um die Räumung der Barre handelte, so gab es anfangs nicht genug Arme, nicht genug Fahrzeuge, Materialien, Holz und Stein; der Pascha rechnete schon den Gewinn aus, und alle diese großen Zurüstungen beschränken sich am Ende bloß darauf, daß man einen Canal gegraben und einige Millionen weggeworfen hatte.

In diesem Augenblick herrscht in Aegypten, nach den Berichten von Personen, die erst kürzlich von da zurückgekommen sind, die Hungersnoth; der Baumwollenbau, der Alles verschlungen, hat Mangel an Getreide herbeigeführt. Am schrecklichsten aber, wenn es Wahrheit ist,

Digitized by Google

wäre, daß die Magazine der Regierung mit Getreide angefüllt seyn sollen, welches der Pascha, als Kornwucherer, nur um sehr hohe Preise an die Fellahs verkauft. Zu Alexandrien sah man vor ungefähr zwei Monaten auf einem Platz im türkischen Viertel Weiber und Männer in großer Anzahl Getreide kaufen, das die Regierung verkaufte; alle diese Unglücklichen drängten und stürzten sich darauf los, um zuerst davon zu bekommen, dabei machten ihnen die Verkäufer noch harte Bedingungen, und wenn Einsprüche erhoben wurden, so antworteten die Soldaten der unbewaffneten Menge mit heftigen Peitschenhieben und Stockschlägen.

Ein Schauspiel, welches oft vorkommt, ist, daß sich die Fellahs mit Disteln, als dem letzten Hülfsmittel, ernähren, und ich war einmal Zeuge eines Vorfalls, den ich nicht leicht vergessen werde. In der Nähe eines Dorfes, am Ufer des Nils, schwamm ein todtes Kamel im Wasser, und wurde nach und nach ans Ufer getrieben. Ein Haufe von Leuten jeden Alters und Geschlechts erwartete dasselbe am Ufer versammelt, und als der verpestete Leichnam angekommen war, warf sich Alles darüber her. In einem Augenblick war es zerrissen, und jeder entfernte sich mit einem Stück von diesem scheußlichen Aas, während die Hunde umher heulend warteten, bis die Menschen den Platz verließen, und die Geyer mit kläglichem Geschrei die Luft durchkreisten, jammernd, daß man ihnen ihre Beute raubte.

Nach solchen Thatsachen ist ein Mann hinlänglich beurtheilt, vor Allem, wenn dieses Elend sein eigen Werk ist, wenn er, statt es zu vermindern, das Unglück nur zu vergrößern gesucht hat.

Aegypten hat mehr als je erzeugt; der Pascha hat Schätze daraus gesammelt, und die Araber sind dabei ärmer geworden. In der Nähe des Palastes des Pascha's befindet sich ein Dorf, Namens Schubrah; dieses Dorf, das, wie alle ägyptischen, aus elenden Hütten von Lehm und Kameldung besteht, liegt an der Straße, die vom Palaste nach Cairo führt. An allen diesen Hütten hin hat man eine angeweißte Mauer von Erde aufgeführt, um dem Pascha, wenn er sich nach Cairo begibt, den ärgerlichen Anblick dieses Elendes zu entziehen.

Sonderbare Wurmkrankheit in Bombay.

(Aus Dr. Ruschenbergers Reise um die Welt.)

Der Gebrauch des Wassers in Bombay soll eine eigenthümliche Krankheit erzeugen; ein Insect oder Wurm wird dadurch in das System eingeführt, und erscheint nach einiger Zeit auf der Oberfläche des Körpers in einem Geschwür, oft so groß wie ein halbes Hühnerei. Wenn dieß Geschwür geöffnet wird, sieht man das Ende eines weißen, fadenartigen Wurms, umgeben von einer gallertartigen Flüssigkeit. Um die Krankheit zu heben, wird das Ende des Thieres gepackt und allmählich um etwas Baumwolle herumgewunden, wobei nur wenige Mal täglich gedreht wird, bis das Ganze herausgezogen ist. Man muß vorsichtig dabei verfahren, denn wenn das Thier abreißt, so zieht es sich zurück und erscheint an einem andern Punkte, wo man dieselbe Procedur wieder von vorn anfangen muß. Das Thier erreicht manchmal eine Länge von mehreren Fuß, und verursacht dem Patienten heftige Schmerzen; ein Diener an Bord unseres Schiffes litt mehrere Wochen an einem solchen Wurme, der sich zuerst in der Wade zeigte.

Erscheinung einer neuen Insel an der Küste von Australien.

In Folge des furchtbaren Erdbebens, welches die Stadt Manilla auf Australien verheerte (s. Nr. 85 v. d. J.), ist eine Insel von bedeutendem Umfang, etwa 6 englische Meilen von der Küste, aus dem Meer emporgestiegen. Einige Personen haben den Muth gehabt, sie zu durchsahren, und wir theilen aus ihrem Berichte Nachstehendes mit: „Der Boden der Insel scheint aus kalkartigen, lavaähnlichen Stoffen zu bestehen, ist aber 6 bis 8' in der Tiefe sehr zerreibbar. Drei Felsen von einem sehr weichen Stein erheben sich an der Südseite; sie sind von Moos und Seepflanzen bedeckt, welche ihren langen Aufenthalt unter dem Wasser, ehe sie an die freie Luft emporstiegen, beweisen. Die Oberfläche der Insel ist im Allgemeinen sehr uneben; von Hügeln und Granitfelsen bedeckt, ragt sie auf der Nordseite mehr als 150 Fuß über dem Meer empor. Sie ist ganz baumlos; die einzigen Spuren von Vegetation sind Algen, Rosenbüsche und sehr hohe und dichte Gräser; an einigen Orten scheint der Boden anbaufähig: Körner, die man hinwarf, sind fast augenblicklich in Pflanzen aufgeschossen. Wahrscheinlich wird man sie anbauen, wenn nicht allenfalls das Wasser seine Beute wieder verschlingt, wie dieß vor einiger Zeit mit der Insel Julia im Mittelmeere der Fall war. Die Insel ist 1¼ holländische Meile lang, ¾ Meilen breit und hat einen Umfang von 5 Meilen." (Calcutta Monthly Register.)

Vermischte Nachrichten.

Einer der Commissäre, die von der französischen Regierung nach Spanien geschickt wurden, um die Bibliotheken der bedeutendsten Städte zu untersuchen, richtete ein Schreiben an den französischen Minister des Unterrichts, woraus das Echo du Monde Savant (Nr. 20 v. d. J.) nachfolgende Stelle mittheilt: „Das interessanteste Manuscript über die Geschichte Frankreichs ist unstreitig dasjenige, welches im Jahre 1516 zu Toulouse von Bernard Guiden, Dominicaner und Inquisitor, lateinisch abgefaßt wurde. Es enthält eine Liste der Päpste, der römischen Kaiser, der Könige von Frankreich, eine sehr detaillirte Geschichte der Grafen von Toulouse mit Stammbäumen, eine Geschichte der HH. von Limousin, die der Concilien, der Mönchsorden, und einen besondern Bericht über den Premonstratenser-Orden und das Augustinerkloster zu Limoges. Dieser kostbare Band endigt sich mit einer sehr merkwürdigen Beschreibung Frankreichs.

*

Bekanntlich existirt in Canton eine von Morrison und Gützlaff gestiftete Gesellschaft zur Verbreitung europäischer Kenntnisse in China. Nach einer Mittheilung im Echo du Monde Savant (Nr. 19) soll es ihr jetzt gelungen seyn, ihren Schriften Absatz in China zu verschaffen, namentlich dadurch, daß sie ihrem Journal Preiscourante, Wechselcurse u. dgl. beifügten. Die Gesellschaft muß indeß ihr Journal in Singapur drucken lassen, da die chinesischen Behörden den Schriftschneidern verboten haben, ihnen ihre Hülfe zum Abdruck ihrer Werke zu leihen. Die Gesellschaft bestand bei ihrer zweiten Versammlung am 10 März 1837 aus 16 anwesenden Mitgliedern; ihre Finanzen waren in sehr gutem Stande, und sie konnte sich rühmen, die Kenntniß und Anwendung von preußisch Blau in China einheimisch gemacht zu haben.

*

Nachrichten aus Candahar zufolge hat der dortige Fürst, aus der Familie der Barekzi, welcher das Land seit dem Fall des afghanischen Reichs beherrscht, die Absicht gehabt, eine Gesandtschaft an den Schah von Persien zu senden, um einen Frieden mit ihm zu schließen, d. h. unter den jetzigen Umständen seine Oberherrschaft anzuerkennen; er erhielt jedoch von Seite der Engländer einen Brief, der ihm Hülfe gegen die Perser versprach, und somit unterblieb die Gesandtschaft.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat Mai.)

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Eilfter Jahrgang.

1838.

Junius.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1838.

☞ Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. Mit den Blättern zur Kunde der Litteratur des Auslands, wovon wöchentlich 2 bis 3 Nro. erscheinen, 20 fl. oder 11 Rthlr. 8 gr. — Sämmtliche respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen für 2 fl. 45 kr. zu haben:

Oestreichs

Donaustrom

mit

allen an den Ufern desselben von Engelhardszell bis Wien vorkommenden Merkwürdigkeiten.

Ein

Taschenbuch für Donaufahrer.

Von

J. A. Schultes, M. Dr. etc.

Dieses Werk, welches die Donaufahrt von Engelhardszell bis Wien beschreibt, kann als der zweite Theil der Donaufahrten des Verfassers betrachtet werden. Aus den besten Quellen geschöpft, mit Geist aufgefaßt und dargestellt, und mit Kenntnissen und allem bereichert, was den Reisenden der Donau nur interessiren kann, wird es sich gewiß des allgemeinen Beifalls erfreuen, den es verdient.

Folgendes ist der Inhalt: I. Von Engelhardszell bis Aschach. Engelhardszell. — Rana-Riedl. — Marsbach. — Schlägen. — Ober-Michl. — Neuhaus. — II. Aschach. Aschach. — Schaumberg. — Ober-Walsee. — Eschelberg. — Mühllacken. — Bauernkrieg. — III. Von Aschach bis Linz. Pupping. — Esserding. — Ottensheim. — Wilhering. — IV. Linz. Die Stadt. — Unterrichts- und Wohlthätigkeits-Anstalten. — Fabriken. — Nächste Umgebungen. — V. Von Linz bis Mauthausen. Steyereck. — Ebersberg. — Pulgarn. — Luftenberg. — St. Florian. — Tilly's-Burg. — Spielberg. — VI. Mauthausen. Ens. Lorch. — VII. Von Mauthausen bis Grein. Erla-Kloster. — Baumgartenberg. — Nieder-Walsee. — Slam. — Kreinzen. — Grein. — VIII. Von Grein bis St. Nikola. Strudel und Wirbel. — Alte Burgen an denselben. — IX. Von St. Nikola bis Marbach. St. Nikola. — Sarblingstein. — Freistein. — Bösenbeug. — Yps. Säusenstein. — X. Von Marbach bis Melk. Marbach. — Maria Taferl. — Pechlarn. — Weideneck. — Luberegk. — XI. Von Melk bis Spitz. Melk. — Emmersdorf. — Wachau. — Schönbühel. — Aggsbach. — Aggstein. — Willendorf. — Schwallenbach. — Arnsdorf. — XII. Von Spitz bis Dürrenstein. Spitz. — St. Michael. — Wesendorf. — Weißenkirchen. — Rührsdorf. — Dürrenstein. — XIII. Von Dürrenstein bis Stein. Stein. — Mautern. — Krems. — Göttweih. — XIV. Von Stein bis Tuln. Thalern. — Hotenburg. Krasenmauer. — Tuln. — Neueigen. — Triebensee. — XV. Von Tuln bis Nußdorf. Stockerau. — Greifenstein. — Korneuburg. — Klosterneuburg. — Kallenberg. — Nußdorf. — XVI. Agenda für Fremde bei ihrer Ankunft in Nußdorf und Wien. Schriften über Wien und seine nächsten Umgebungen. — Anhang. 1. Ueber die Bewohner der Ufer der östreichischen Donau. — 2. Einige Bemerkungen über das östreichische Donau-Thal. — 3. Einige oryktologische Bemerkungen über das eigentliche Donau-Thal. — 4. Ueber die Gärten und Garten-Anlagen in und um Wien. — 5. Verzeichniß der von Engelhardszell bis Wien an beiden Ufern der Donau gelegenen Städte, Märkte, Dörfer und Schlösser, nebst Angabe ihrer Entfernungen und der Zahl ihrer Häuser und Einwohner, nach den neuesten Quellen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Johann Gottfried v. Herders

sämmtliche Werke.

60 Bändchen,

☞ **herabgesetzter Preis 24 fl. oder 14 Rthlr.**

Die einzelnen Abtheilungen erlassen wir zu folgenden verhältnißmäßigen Preisen:

I. Abtheilung. **Zur Religion und Theologie** in 18 Bändchen. 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr. 6 gr.

Inhalt: Vom Geist der hebräischen Poesie. Salomons Lieder. Aelteste Urkunden des Menschengeschlechts. Christliche Reden. Erläuterungen zum Neuen Testament. Johannis Offenbarung. Briefe, das Studium der Theologie betreffend. Zum Studium der Theologie. Christliche Schriften.

II. Abtheilung. **Zur Litteratur und Kunst** in 20 Bändchen. 8 fl. oder 4 Rthlr. 18 gr.

Inhalt: Fragmente zur deutschen Litteratur. Gedichte. Der Cid. Legenden. Stimmen der Völker. Blumenlese. Zur griechischen Litteratur. Terpsichore. Kritische Wälder. Ursachen des gesunkenen Geschmacks. Abhandlungen und Briefe über Litteratur und Kunst. Früchte aus den sogenannten goldenen Zeiten. Antiquarische Aufsätze. Nachlese.

III. Abtheilung. **Zur Philosophie und Geschichte** in 22 Bändchen. 8 fl. 48 kr. oder 5 Rthlr. 6 gr.

Inhalt: Die Vorwelt. Ursprung der Sprachen. Tithon und Aurora. Auch eine Philosophie. Geschichte der Menschheit. Ideen zur Geschichte der Menschheit. Postscenen zur Geschichte der Menschheit. Seele und Gott. Sophron. Adrastea. Briefe zur Beförderung der Humanität. Nachlese historischer Schriften. Verstand und Erfahrung. Kalligone. Herders Leben.

Stuttgart und Tübingen, Januar 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Thiersch, über die neuesten Angriffe auf die deutschen Universitäten.

In der Unterzeichneten hat so eben die Presse verlassen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Ueber die neuesten Angriffe

auf die

deutschen Universitäten,

von **Dr. Friedrich Thiersch.**

Den Manen

Gerlach Adolphs Freiherrn von Münchhausen,

des Stifters und Pflegers der Universität

Georgia Augusta zu Göttingen,

gewidmet zu ihrer ersten Säcularfeier am 17 September 1837.

gr. 8. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

Zugleich als vierte Beilage zum dritten Bande des Werkes über die gelehrten Schulen.

Inhalt: Die Vorgänger des Hrn. Diesterweg und er selbst. Die Anklage der Universitäten. Falsche Richtung der Anklage. Der Ankläger selbst. Die Studirenden. Die Reform der Universitäten nach Hrn. Diesterweg. Belang und Absicht der falschen Anklage. Die Universitäten und die Confessionen nach dem Anonymus der Wiener Jahrbücher. Ein deutsches Staatsministerium begutachtet die Umwandlung der Universitäten in Specialschulen. Beweggründe der genannten Staatsmänner, vergenommen aus den angeblichen Wünschen der Zeit und den Bedürfnissen der Gegenwart. Beruf der Staatsmänner zu ihrem Geschäft und ihre Meinung von demselben. Weitere Begründung der Vorkehrungen der Staatsmänner durch die Lage der Anstalten, streitige Ansichten der Gegenwart und ihre Forderungen an Erziehung und Unterricht. Mißverhältniß, in welchem allgemeine und specielle Bildung durch diesen Widerstreit gerathen sind, vorzüglich in den allgemeinen und in den speciellen Facultäten. Historische Begründung der Ansicht und des Plans der Verfasser. Die philosophische Begründung der vorgeschlagenen Ordnung. Menschliche Natur, Lage und Behandlung der Jugend. Ob es unmöglich ist, die allgemeinen oder freien Studien zu beleben, ohne die Facultäten zu trennen. Weitere Entwicklung des Vorschlags der Verfasser. Specielle Vorschläge für die philosophische Facultät. Ihre Ausstattung. Ueberweisung an die Gemeinden u. s. w. Doctrinelle Vorkehrungen für die Schöpfung der neuen Universität. Lehrer und Schüler derselben. Die Akademie nach der Universität. Schluß.

Stuttgart und Tübingen, September 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehend Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow, jun., ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis P. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Die Neger-Emancipation. Erster Artikel Nr. 152—155. Zweiter Artikel. Nr. 170—175. — Physische Ansicht des Landes von Nowajas Semlja. Nr. 155. — Nachtrag zu den Ansichten von Pesth. Nr. 154. — Lebensbilder aus Portugal: eine Wasserreise nach der Villa d'Alcaçer do Sal. Nr. 155—161; fernerer Aufenthalt in Setubal. Nr. 166—169; Rückkehr von Setubal nach Lissabon. Nr. 174—177. — Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde: die Insuffels. Nr. 158; die Handelssprache von Turkestan. Nr. 167. — Die Banianen zu Zanzibar. Nr. 157. — Die Jagd des Gauri-Gau. Nr. 158. — Abschaffung der Pilgertaxe in Indien. ibid. — Panama. Nr. 159. — Die muselmännischen Provinzen jenseits des Kaukasus: IV. die Provinz Schirwan. Nr. 159—167. — Die Kosaken vom schwarzen Meere. Nr. 160. — Die Barbaresken-Staaten: Achmet Bei. Nr. 161—162. — Geschichte und Organisation des ägyptischen Heeres. Nr. 162—166. — Etwas über Mendoza. Nr. 165. — Mittheilung über die Pampas. Nr. 164. — Französische Versuche die Entzifferung der Keilschrift betreffend. Nr. 165. — Neueste französische Literatur: der Fall eines Engels, Episode von A. de Lamartine. Nr. 168. — Stora. Nr. 169. — Weibliche Erziehung in Frankreich. Nr. 171. — Dr. Gosse in Griechenland und die orientalische Pest. Nr. 172. — Perlenfischerei bei Ceylon. Nr. 175. — Allgemeine Ansicht der Ruinen von Palmyra. Nr. 176. — Die Mündung der Seine. Nr. 177—179. — Beirut. Nr. 178. — Der Tarai. Nr. 178. 179. — Ausflug in die Bergwerke von Werchnetwinsk, Werchnetagilsk, Newiansk und Neschewsk. Nr. 179—181. — Die Ruinen von Baalbek. Nr. 180. — Einige Tage zu Santiago. Nr. 181.

Chronik der Reisen.

Reise in Arabien von L. Wellsteab. Nr. 151—157. — Douglas' zweite Reise am Columbia und am Rio Colorado. Nr. 168—171; Douglas' Reise nach der Sandwichsinsel Owaihi und Besteigung der dortigen Hochvulcane Mauna-Koa und Mauna-Roa. Nr. 172—177. — Schomburgs Reise ins Innere von Guyana. Nr. 179. — Reise nach Bauiermaßing von Cap Orléans. Nr. 180. 181.

Kleinere Mittheilungen.

Literarische Notizen: Herausgabe des Werks von Ibn-Khallikan. Nr. 152; Fortschritte der Histoire parlamentaire von Buchez und Roux. ibid.; officielle Statistik Frankreichs. ibid. — Der Themse-Tunnel. Nr. 155. — Von dem Einflusse der Musik auf Schlangen und von den Schlangenfängern Ostindiens. Nr. 154. — Anlegung eines Canals durch den Isthmus von Panama. Nr. 155. — Hungersnoth in Indien. Nr. 156. — Hr. Watermare. Nr. 157. — Ausfuhr indischer Eingeborner. ibid. — Giftige Seeschlange. Nr. 158. — Nachricht von den Indianern in Guatimala. ibid. — Tod Cailliers. ibid. — Neue Art Spargel. Nr. 159. — Erfindung von undurchdringlichen Holzpappendeckeln. Nr. 159. — Thags im südlichen Mahrattenlande. Nr. 160. — Neue Entdeckungen bei den Nachgrabungen in Carthago. ibid. — Wissenschaftliche Expedition nach Kurdistan. ibid. — Geologische Notizen: über die fossilen Lithophagen im Jurakalk des Calvados. Nr. 160; Erdstöße zu Genua. Nr. 176. — Fossile Knochen von unbekannten Wiederkäuern. Nr. 181. — Ertheilung der geographischen Denkmünze an Oberst Chesney. 161. — Alter Plan der Stadt Grenoble. ibid. — Unbekanntes Säugethier. Nr. 167. — Wahrscheinlicher Blumenhandel aus Amerika nach England. Nr. 165. — Oeffentliche Arbeiten in Schweden. Nr. 164. — Reise des Dr. Aubert in Abyssinien. Nr. 165. — Der Name Mandschu. Nr. 167. — Herstellung der Nomenclatur auf den Karten des rothen Meeres. Nr. 169. — Entdeckung der Ausmündung des Murray in Australien. Nr. 170. — Unternehmung zu Entdeckung des obern Laufes des weißen Nils. ibid. — Großer Filtrirapparat in Paris. Nr. 171. — Verbesserung der Schafracen in Dekan. Nr. 172. — Die Kangjars in Indien. Nr. 175. — Steigender Flor von Marseille. Nr. 176. — Antiquitätenfund in Dublin. Nr. 177. — Maschine zum Auspumpen der Schiffe. Nr. 179. — Verkauf eines amerikanischen Löwen. ibid. — Altes Manuscript der Bibel zu Marseille. Nr. 180. — Unverbrennlichmachung des Strohs. ibid. — Die heißen Quellen bei Manimein. Nr. 181. — Alte Steinsärge. ibid. — Plan der Häfen und Rheden von Alexandrien. ibid.

☞ Die verehrlichen Buchhandlungen, welche die in ihrem resp. Verlag erscheinenden Schriften, sofern diese in den Bereich der „Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands" gehören: als Uebersetzungen neuer poetischer, philosophischer und religiöser Werke aus fremden Sprachen in diesen Blättern angezeigt und beurtheilt wünschen, werden gebeten, die Einsendung durch Buchhändler-Gelegenheit an Dr. G. Pfizer in Stuttgart zu machen.

Digitized by Google

Nr. 152.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Junius 1838.

Die Negeremancipation.

Man hat den Engländern, und wahrscheinlich gar nicht mit Unrecht, sehr eigennützige Absichten beim Abschaffen des Sklavenhandels Schuld gegeben, und geradezu behauptet, daß sie die Zuckererzeugung in Amerika, namentlich in Westindien, gern zu Grunde gerichtet hätten, um dadurch sich eine Art Monopol des Zuckerhandels zu sichern, und den Continent von Ostindien aus zu versorgen. Man kann solche Beschuldigungen zugeben, ohne im mindesten redlichen und ehrenwerthen Männern, wie Wilberforce und seinen Nachfolgern, zu nahe zu treten. Indeß hat der Erfolg den gehegten Erwartungen nicht entsprochen: seit der großen Entwicklung, welche die Zuckererzeugung aus Runkelrüben in Frankreich gewonnen, und welche sich nothwendig allmählich über den Continent verbreiten muß, sind alle diese monopolistischen Berechnungen zu Schanden geworden. Es tauchte jedoch bald ein neues Interesse für England auf. Die Sklaven in Westindien, nicht mehr durch stets neue Zufuhr aus Afrika in der ärgsten Rohheit zurückgehalten, machten allmählich Fortschritte: sie wurden der That nach Kinder und Bürger des Bodens, den sie bauten, das Beispiel von Hayti konnte seine Wirkung nicht verfehlen, und ein Geist der Widerspänstigkeit that sich mehr und mehr kund, den keine Waffengewalt und keine Sklavenpeitsche bezwingen konnte, weil er in einen passiven Widerstand überging, und sich in Trägheit, Arbeitsverweigerung unter den verschiedensten Vorwänden und einer Menge kleiner Tracasserien zeigte, die der Dienende stets gegen den Befehlenden ausüben kann, und wogegen alle Strafen nichts helfen. So war der Werth der Plantagen bedeutend gesunken, und es ist jetzt eine durch unwiderlegliche Zeugnisse bestätigte Thatsache, daß Hunderte von Pflanzern in den englischen Besitzungen am Rande des Abgrundes standen, daß Gläubiger auf Plantagen durchaus keine Vorschüsse mehr machen wollten, und daß somit die Emancipationsacte mit der bedeutenden Entschädigung, welche sie gewährte, eine Menge der Plantagenbesitzer vom Verderben rettete. So sehr aber diese Maaßregel von der Menschlichkeit und gesunden Staatsgrundsätzen geboten war, so hatte sie, wie gewöhnlich die menschlichen Handlungen, doch auch einen minder ehrenwerthen Grund, nämlich den einem rasch heranwachsenden Feinde zu schaden. Immer stärker trat in den Vereinigten Staaten der Krebsschaden der Sklaverei hervor, und da in dieser locker zusammenhaltenden Republik die Regierung keine solche Gewalt über die Masse des Volks ausübt, wie die englische Regierung und das Parlament über die entlegenen westindischen Pflanzer, vielmehr in Amerika alle Interessen sich schonungslos der Regierung gegenüber aussprechen und behaupten, so hat diese kein Mittel in der Hand, um, sey es langsam, sey es rasch, das Uebel zu vertilgen. In den Vereinigten Staaten sind die Schwarzen und ihre mannichfachen Abkömmlinge eben so wohl, und sogar in noch höherem Grade als in Westindien, Kinder und Bürger des Bodens geworden; aber ein fanatischer Haß gegen den fremden, andersfarbigen Stamm, ein Haß, den wohl das aus der Sklaverei hervordrohende Unheil erzeugt und genährt hat, hält nicht nur die eigentlichen Sklaven in harter Knechtschaft, sondern stößt auch die freien Farbigen mit schonungsloser Härte zurück.

Die Sklaverei ist die Achillesferse der Vereinigten Staaten, der Krebs, an welchem die Union erkrankt ist und sterben wird, sterben muß, weil das einzige Mittel, eine Emancipation im englischen Sinne, d. h. eine allmähliche Umformung der Sklaven in ein hörigs Landvolk oder eine freie dienende Classe, mit erbittertem Hasse zurückgestoßen wird von den Sklavenbesitzern, die durch die fortschreitende Theilung des Eigenthums und den raschen Wechsel des Glücks immer tiefer in Rohheit versinken, und unfähig werden, die Nothwendigkeit einer solchen Emancipation einzusehen. Die westindischen Pflanzer besaßen zwar diese Einsicht eben so wenig, aber England besaß die Mittel, ihnen die Maaßregel auch gegen ihren Willen aufzuzwingen, und diese Mittel fehlen der Regierung der Vereinigten Staaten gänzlich. Es bleibt ihr demnach beinahe nichts übrig, als der Sache den Lauf zu lassen, denn die Weißen verlachen alle Furcht vor einem Sklavenaufstand, da sie aus Erfahrung wissen, daß die Sklaven vor dem überlegenen Muth der Weißen nicht Stand zu halten vermögen. Indeß beweisen die mannichfachen Vorsichtsmaaßregeln dennoch die lebhafte Furcht dieser letztern, ihre Sicherheit hängt an einem Haar, und ein Paar

Digitized by Google

englische Negerregimenter, die bei Neuorleans oder in Charleston das Land beträten, könnten den ganzen Süden der Vereinigten Staaten in Flammen setzen.

Nordamerika krümmt sich unter der Ruthe, die das alte England über ihm geschwungen hält, und wenn die gegen Frankreich so keck herausfordernde Republik gegen England ohne Vergleich milder auftritt, wenn selbst offenbare Gebietsbeeinträchtigungen der Engländer, wie die Besitznahme des ganzen Landes am Columbiastrom, das den Verträgen zufolge den Vereinigten Staaten gehört, nur schwach gerügt werden, selbst jetzt, wo der Termin eingetreten ist, an welchem diese Differenzen ausgeglichen werden sollen, so darf man den Grund dieser Nachgiebigkeit nur in der Stellung suchen, welche England durch die Sklavenemancipation gegen Nordamerika eingenommen hat. Seit einiger Zeit ist merkwürdiger Weise eine neue Recrudescenz der alten Tiraden gegen die Gräuel der Sklaverei in England eingetreten, Meetings ohne Zahl werden gehalten, Bittschriften gesammelt, und Englands erster Redner, Lord Henry Brougham, läßt seine gewaltige Stimme erschallen, fordert alsbaldiges Aufhören der Lehrlingszeit, verkündigt in seiner poetischen Sprache, daß die Zeit gekommen ist, wo der unglückliche Afrikaner die Sklavenkette abschütteln kann, und sendet so, wie ein Journal sich ausdrückt, eine Stimme hinüber über das atlantische Meer nach Amerika, doch nicht als eine freundliche Lehre, sondern als ein drohendes Wort an die Sklaventreiber des freien Amerika's.

Daß es darauf abgesehen war, eine Parade zu machen, und es der schwarzen Bevölkerung Amerika's ins Gedächtniß zurückzurufen, daß England ihr Schutzpatron, und daß es, so weit seine Macht reiche, bereit und Willens sey, die Rechte der Menschheit zu vertheidigen, ergibt sich aus dem Umstande, daß vor den Ereignissen in Nordamerika, welche ein Zerwürfniß der Vereinigten Staaten mit England befürchten ließen, keine Rede davon war, die noch übrige Lehrlingszeit abzukürzen, und man ergriff nur den zufälligen Umstand, daß die Lehrlingszeit der Hausneger mit dem 1 August dieses Jahrs zu Ende geht, um mit großem Geräusche dasselbe für die Feldneger zu fordern. Als nämlich der Grundsatz einmal festgestellt war, daß der Uebergang der Neger aus der Sklaverei zur vollkommenen Freiheit durch einen Mittelzustand bewerkstelliget werden solle, in welchem der Neger noch für seinen Herrn arbeiten müsse, aber seiner Jurisdiction nicht mehr unterworfen sey, und er nur noch unter Beiziehung eines von der Krone ernannten Magistrats gestraft werden dürfe, so hatte man es für nöthig gefunden einen Unterschied zwischen Feld- und Hausnegern zu machen. Die erstern, welche anfangs alle Tage arbeiten mußten, sollten nun zwei Tage für sich haben, oder auch je nach Wahl und Uebereinkunft zwar alle Tage, aber dann nur acht Stunden, für den Herrn arbeiten müssen. Da sich eine solche Anordnung bei Hausnegern nicht treffen ließ, diese auch ihrer Stellung nach schon mehr Freiheit genossen, und fähiger waren, aus dem Sklavenstande in den freier Dienstboten überzutreten, so wurde festgesetzt, daß sie zur Entschädigung für die ihnen nicht zufließende Arbeitsfreiheit zwei Jahre früher, nämlich am 1 August 1838, der vollen Freiheit theilhaftig werden sollten. Dieser Umstand wurde, wie gesagt, ergriffen, um für sämmtliche Neger völlige Freiheit anzusprechen. An Beispielen, daß die ehemaligen Herren der Sklaven die ihnen noch gelassene Macht mißbrauchten, daß sie mehr Arbeit forderten und weniger für ihre Sklaven sorgten, konnte es freilich nicht fehlen: Barbados z. B., welches zuletzt die von der Regierung verlangte „Acte zur Abschaffung der Sklaverei" erließ, soll es den Pflanzern gelungen seyn, das Lehrlingssystem völlig dem so widerwillig aufgegebenen Sklavensystem gleich zu machen. In einem kürzlich erschienenen Werke: Sturge's and Harvey's Tour in the Westindies in 1837 heißt es von dieser Insel; „eine gleiche, wo nicht eine noch größere Masse unbezahlter Arbeit wird jetzt von den Negern erpreßt, während ihre Lage, namentlich die der Mütter und Kinder, in vieler Beziehung schlimmer ist, als während der Sklaverei, da ihre Eigenthümer nicht mehr dasselbe Interesse an ihrem Leben und ihrer Gesundheit haben." Dieß mag sehr wahr seyn, und überhaupt die Beispiele von Härte und Unmenschlichkeit von Seite der Herren, wie auf der andern Seite die von Bosheit und Widerspänstigkeit der Sklaven, namentlich der Hausklaven, nicht weit zu suchen seyn; allein dieselben Verfasser sagen doch an einer andern Stelle von Barbados, der verschrieensten Insel hinsichtlich der Behandlung der Sklaven, „daß hier die Hausklaven ihre noch übrige Dienstzeit rasch auskaufen, und daß ein einziger Magistrat manchmal dreißig Freilassungen in Einem Monat unterzeichnet"; Beweis genug, daß es weder an Sklaven, die ihre Freiheit, wenn auch zu hohem Preis, erlangen wollen, noch an Herren fehlt, welche den Kauf annehmen. Um zu zeigen, daß man die Sklaven augenblicklich ganz freilassen solle und könne, berief man sich auf das Beispiel Antigua's, welches gar keine Lehrlingszeit angenommen, sondern die Sklaven sogleich ganz in Freiheit gesetzt hatte, aber Antigua ist in einer ganz eigenthümlichen Lage, die sich mit der der andern westindischen Inseln nicht vergleichen läßt: Antigua ist ein dürres Land, das nur durch Regen, nicht durch Flüsse und Bäche bewässert wird, und die Colonisten beziehen ihre Lebensmittel, namentlich Mehl und gesalzenes Fleisch, theils aus Canada, theils aus Nordamerika; diese Zufuhren sind zum Unterhalt der Einwohner unerläßlich, und wenn die Sklaven sich gegen die Herren auflehnen wollten, so würden sie in kurzer Zeit einer Hungersnoth ausgesetzt seyn. Eben dieser Umstand aber machte auch den Unterhalt der Sklaven und die Sklavenarbeit sehr theuer; indem also die Pflanzer ihre Sklaven freiließen, mußten sie keine müssigen Hände mehr ernähren, und konnten faule Arbeiter wegschicken. Sie ersahen also wohl ihren Vortheil. Ein Pflanzer in der Nähe von Willoughby-Bay hatte vor der Emancipation 110 Sklaven auf seiner Pflanzung, konnte aber manchmal kaum siebzehn bis zwanzig auf das Feld bringen: ihre Unterhaltung kostete wöchentlich 27 Pfund Sterling; nach der Emancipation hatte er 57 freie Arbeiter, und diese kosteten ihn 15 Pf. St. die Woche. Aus diesem Beispiel läßt sich die Lage der Pflanzer vor und nach der Emancipation abnehmen; mehrere Pflanzungen standen auf dem Punkte verlassen zu werden, und nur die Emancipation konnte sie retten. Eine derselben mit 400 der schönsten Sklaven der Insel war so in Schul-

Digitized by Google

den verwickelt, daß der Eigenthümer in London nichts davon wissen, und die Briefe seines Agenten weder annehmen noch beantworten wollte, so daß dieser keine Mittel hatte, den Anbau fortzuführen, und durch gerichtliche Einschreitungen wegen des gesetzlichen Unterhalts der Sklaven in Verlegenheit gesetzt war. Die Emancipation emancipirte den Pflanzer, die überflüssigen Hände oder vielmehr Mäuler wurden entlassen, und der Anbau ward mit neuer Aussicht auf Erfolg wieder aufgenommen. Und doch litten auch die Sklaven nicht. Der Gouverneur von Antigua, Oberst Light, sprach in sehr günstigem Tone von den Folgen der gänzlichen Aufhebung, und man war im Allgemeinen der Ansicht, daß das Volk physisch und moralisch gewonnen habe. Freilich aber waren nicht alle Inseln in so günstiger Lage, und so mußte denn in diesen der Versuch mit dem Lehrlingssystem gemacht werden.

Es ist vielleicht noch, so lange die Welt steht, kein legislatives Unternehmen, wie man es wohl nennen kann, begonnen worden, ähnlich dem, eine Zahl von 800,000 Sklaven zu emancipiren, ein Unternehmen, das noch durch den Umstand erschwert ward, daß diese Sklaven von einer andern Farbe, von ganz anderer Race sind, als ihre Herren. Der Gedanke lag nahe, daß man diese Sklaven erst in gewisser Art für die Freiheit vorbereiten müsse, und zu diesem Ende verfiel man auf das Mittel einer Lehrlingszeit. Die Sklaven wurden der Jurisdiction ihrer Herren entzogen, und die Polizei über dieselben durch Magistrate geübt, während man ihnen zugleich einen Theil ihrer Arbeitszeit schenkte, damit sie Freiheit hätten, für sich und ihren Unterhalt zu arbeiten. Es ist jetzt eine müßige Frage, ob dieß der beste Ausweg war, genug, er wurde ergriffen, und mit dem Erfolge wollen wir uns jetzt beschäftigen.

Das Lehrlingssystem mußte, wie alle halben Maaßregeln, lebhafte Gegner finden, und kein Theil war recht damit zufrieden: die Herren der Sklaven nicht, weil ihre Autorität dadurch eingeschränkt wurde, die Freunde der Sklaven eben so wenig, indem sie nicht mit Unrecht bemerkten, daß auf diese Weise nur die Sklaverei unter anderm Namen fortdaure, und daß die Sklaven schlimmer daran seyn würden als vorher, da jetzt der Herr keinen Vortheil mehr dabei habe, seine Sklaven glimpflich und schonend zu behandeln. Die Sklaven wurden, wie begreiflich, bei der ganzen Angelegenheit, die doch sie hauptsächlich anging, am wenigsten befragt, und doch hing von ihnen gerade das Gelingen und Mißlingen des Plans ab. Dieser hatte bei allen Mängeln im Allgemeinen das Gute, daß er den Sklaven eine augenblickliche, wenn auch nicht sehr bedeutende Erleichterung gewährte, und ihnen die Aussicht auf gänzliche Freiheit nach wenigen Jahren eröffnete. Diese beiden Hauptzüge sicherten sein Gelingen, so widerwillig auch die Herren an die Anwendung desselben gingen. Aber die Regierung hatte den rechten Weg eingeschlagen; ein Spruch des Parlaments erklärte am 28 Aug. 1833, daß am 1 Aug. 1834 die Sklaverei bestimmt aufhören müsse, die Sklavenbesitzer möchten nun in den legislativen Versammlungen der Colonie Vorsorge getroffen haben oder nicht; als Schadenersatz ward eine Entschädigung von 20,000,000 Pf. Sterl. ausgesetzt, deren Auszahlung aber erst dann erfolgen sollte, wenn wirksame Maaßregeln ergriffen wären, um die neu emancipirte Bevölkerung zu schützen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise in Arabien. Von L. Wellstead.

Die Zeit ist noch nicht lange vorüber, wo die gränzenlose Phantasie Alles, was der Zeit oder dem Raume nach ferne lag, in Wunder einkleidete. Dieß gelang um so leichter, da die lustigen Schreckbilder den Neugierigen vom Eindringen in die Geheimnisse zurückhielten, wie feurige Drachen vor Schätzen Wache haltend. Mehr als andere Länder war hinter diesen Vorhang, der sorgfältig einen leeren Raum verbarg, das Land der Patriarchen — das uralte Arabien — verhüllt. Der Schein des Wunderbaren erhob sich schon zur Zeit des Salomon wie Mirage hinter seinen Wüsten. Die bloße Benennung Arabia felix wäre Beweis, daß das Land jenseits der Arabia deserta nicht bekannt und der Spielraum glücklicher Träume war; denn wer hat je ein Land, nachdem er es gesehen hatte, unbedingt glücklich gepriesen?

Doch wie hätte Arabien nicht das Land der Wunder seyn sollen? woher aus unnahbarem Aufenthalt in Sitteneinfachheit lebende Kaufleute alle Producte des Südens (indische und afrikanische) brachten. Welch seltener Bund, Reichthum und Tugend! — Es mußte daher Arabien stets wie eine Schöne erscheinen, dicht bis zu den Augen verschleiert, und selbst die Augen, obwohl darin in Feuerzügen Sehnsucht und Liebe geschrieben steht, doch niedergeschlagen.

Andere Länder haben an Klarheit gewonnen, aber häufig an Interesse verloren, seit die Aufklärung diese Schreckbilder der Einbildungskraft zerstreut und kecke Lüge beschämt hat, doch in Bezug auf Arabien haben wir weder an Kenntniß viel gewonnen, noch hat das Land dadurch, daß wir nichts Wunderbares erwarten, an Interesse verloren. Noch immer haben wir dort das älteste lebendige Monument der Erde zu suchen. Denn welches Volk hat seit Jahrtausenden so treu alte Verfassung, Sitten und Denkart erhalten, welches ist nie durch eine auswärtige Macht erobert worden, außer Arabien? Wir haben in Arabien eine, ja eine nicht unbedeutende Stufe ganz originell entwickelter Geistesrichtung zu beobachten, deren Frucht die größte der Zeiten, das Mittelalter, war; denn lange ehe es in Europa Sitten gab, handelten die Schüler des Muhammed schon in ihrem Geiste. Jene wurden erst durch Contact und Widerstand mit und gegen die Moslimen, was sie wären.

Der Verfasser der in der Aufschrift genannten Schrift hatte viel Gelegenheit, Einiges zur nähern Kenntniß Arabiens und der Araber beizutragen, aber vielleicht nicht sehr viel Beruf, doch hat er das Verdienst, eine vor ihm unbesuchte Gegend beschrieben zu haben, und enthält daher manches Neue, welches wir hier, wie beschränkt auch der Raum seyn möge, unsern Lesern mittheilen.

Unser Reisender schenkt dem Publicum zwei Bände, der erste enthält seine 1835 und 1836 gemachte Reise in Oman, nebst einem frühern Besuche in Nakab-el-Hadschar. Der Inhalt des zweiten Bandes ist weniger interessant, da die Gegenden, die er umfaßt, größtentheils schon früher beschrieben worden sind. Es sind nämlich der Berg Sinai, die arabische und nubische Küste am rothen Meere. Wir können daher,

Digitized by Google

das Bekannte übergehend, uns auf seine Nachrichten über Oman beschränken.

Oman heißt das Küstenland am indischen Meere vom Vorgebirge Mussendom (L. 56° 39′, Br. 26° 24′) bis zu einer von der Insel Mazeira (L. 58° 56′, Br. 20° 48′) senkrecht auf das Festland gezogenen Linie. Im Westen wird es von der großen Sandwüste begränzt. Vor dieser wird es durch einen von Südosten nach Nordwesten fast parallel mit dem Ufer laufenden Gebirgszuge beschützt, der sich in der Mitte des Landes (Br. 23°) in drei Zweige theilt, zwei davon laufen ziemlich parallel nach Nordwesten. Der andere bildet mit diesen zweien einen nur sehr wenig spitzigen Winkel, und ragt unter dem Namen Grünberg (Dschebel Achdhar) in die Wüste hinein. Die Breite dieser Gebirgskette beträgt nicht über 12 bis 15 englische Meilen, die mittlere Höhe zwischen 5000 bis 5500 Fuß, doch erheben sich einige Gipfel des Grünberges gegen 6000 Fuß über die Meeresfläche. Die größte Breite des bewohnten Landes zwischen dem Ocean und dem Sandmeere beträgt etwa 150 englische Meilen. Oman selbst kann man inmitten den zahlreichen und fruchtbaren Thälern als eine Wüste von vielen Oasen unterbrochen betrachten. Die Oasen, von weniger als einer englischen Meile bis acht englische Meilen Umfang, sind gewöhnlich oval, und dehnen sich in rechten Winkeln gegen die Ströme aus, die sie bewässern.

Die in den Städten und Dörfern lebenden Araber (Mostarabâ) haben feste Sitze, und sind etwas fleischiger und hübscher, als ihre wandernden Brüder, die mit ihren Heerden in den dazwischen liegenden Wüsten herumziehen. Unterdessen ist die Trennung zwischen beiden nicht so constant. Der Sohn eines Beduinen läßt sich oft in einer Stadt oder Oase nieder, während umgekehrt der seßhafte, oft der Ruhe müde, seinem Hange zum Beduinenleben folgt.

Die Beduinen haben patriarchalische Verfassung, und stehen mit dem Imam von Muscat (der gegenwärtige Fürst hat aber den geistlichen Titel Imam nicht) nur in weniger Berührung. Die Ansässigen hingegen erkennen mehr oder weniger seine Oberherrschaft. Doch nicht so in dem zu Sohar gehörigen Gebiete, welches ganz unabhängig, ja wohl dem Sultan von Muscat feindlich ist. Sehr wenig Einfluß, wenn irgend einer, scheint der Sultan in den nördlichen Gegenden zu besitzen.

Der Sultan ist in Bezug auf unmittelbar ihm gehorchende Gegenden gänzlich unabhängig, überläßt aber Civilgeschäfte meistens dem Kadi.

Der jetzt regierende Sultan ist ein einsichtsvoller Mann, aber als Usurpator mußte er seine Macht auf das Ausland bauen, besonders auf die Engländer, daher ist er auch sehr unpopulär, und seine Regierung kann in vielen Stücken mit der des Pascha von Aegypten verglichen werden. Doch wenden wir uns nun zu unserem Reisenden, und warten, bis dieser uns den Sultan aufführt.

Lieutenant Wellsted war einer der Officiere, die von der englisch-indischen Regierung das rothe Meer aufzunehmen beauftragt waren. Er wollte sich zu Anfang des Jahres 1835 der gegen den Imam ziehenden ägyptischen Armee anschließen, doch die Einwilligung seiner Regierung (zu Bombay) kam, zu seinem Glück, zu spät, denn die Armee des Ali Pascha war aufgerieben, ehe sie ihn erreicht hatte. Er wandte daher seine ganze Aufmerksamkeit gegen Oman, weil es fast ganz unbekannt, und wegen des freundschaftlichen Benehmens seines gegenwärtigen Beherrschers gegen die englisch-indische Regierung sehr leicht und vortheilhaft zu bereisen war. Die Regierung zu Bombay fertigte ihm, um sein Vorhaben zu fördern, folgenden Paß aus: „Wir bestätigen hiemit, daß Lieutenant Wellsted mit der Sanction Sr. Exc. des Präsidenten im Rathe zu Bombay eine Reise durch verschiedene Theile von Arabien unternehme, und ersuchen Alle, welche die Freundschaft mit der brittischen Regierung aufrecht zu erhalten wünschen, ihm jede Aufmerksamkeit und Gefälligkeit zu erweisen.“ Er schiffte sich am 9 November 1835 ein und erreichte nach zwölf Tagen Muscat. Am Tage nach seiner Ankunft bekam er auf sein Verlangen eine Audienz beim Sultan, in welcher Niemand als der Sohn des Beherrschers zugegen war. Die Aufnahme übertraf selbst die kecksste Erwartung: „Eine solche Gelegenheit, sagte der Sultan, wie diese, macht mir vieles Vergnügen, da sie mich in den Stand setzt, zu zeigen, wie herzlich meine Anhänglichkeit an die brittische Regierung ist.“ Am folgenden Tag erhielt unser Reisender ein Pferd von Nedschd, eine Koppel Jagdhunde und ein mit Gold eingelegtes Schwert zum Geschenke, zugleich wurde ihm gesagt, daß er das Beste, was das Land besäße, während seines Aufenthalts in Oman als sein betrachten soll, daß der Sultan alle seine Ausgaben bestreiten, und ihn mit Empfehlungsbriefen an die Scheiths der zu durchreisenden Länder versehen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Nachrichten.

Das neueste Heft des Journal asiatique Avril 1838 kündigt die vollständige Ausgabe des berühmten Werks von Ibn Khallikan: „Biographien berühmter Männer,“ durch den bekannten Orientalisten Mac Guckin de Slane an. Die erste Lieferung von 160 Seiten Quart ist erschienen, und das Ganze wird acht oder neun solcher Lieferungen ausmachen. Das Werk ist eines der wichtigsten der arabischen Literatur, da es Nachrichten von Fürsten, Dichtern, Kriegern, Religionslehrern und andern ausgezeichneten Personen des Islam von Muhamed bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung enthält. Der Verfasser, der sehr wichtige Stellen bekleidet und nacheinander Cairo und Damascus bewohnt hatte, schöpfte aus den sichersten Quellen. Seit langer Zeit fühlte man in Europa das Bedürfniß einer guten und vollständigen Ausgabe.*) allein die Manuscripte sind selten und meist durch grobe Fehler entstellt, so daß die Schwierigkeit des Unternehmens viele zurückschreckte, denn es bedürfte zur Herausgabe, außer den Manuscripten, deren freilich die Pariser Bibliotheken ein Dutzend enthalten, eine vollständige Kenntniß der arabischen Sprache, und man müßte auch einen großen Theil der Werke, aus denen der Verfasser schöpfte, zu seiner Verfügung haben.

•

Die merkwürdige Histoire parlementaire der HH. Buchez und Roux schreitet immer vorwärts, und der 38ste Band ist erschienen. Leider treffen diese ausgezeichneten Forscher nicht immer auf freundliche Mittheilung, und der Gerichtsarchivar hat unter sehr futilen, wenigstens nicht sehr begreiflichen Gründen die Auslieferung von Actenstücken verweigert, indem er sie auf die constitutionelle Charte verwies, welche Vergessenheit des Vergangenen vorschreibt, und verbietet, den Meinungen der Einzelnen während der Revolution nachzuforschen. Für die eigentliche Revolution, nämlich den Zeitraum von 1789 bis 1800, ist doch wohl die Geschichte schon angebrochen.

•

Das französische Handelsministerium hat eine weitläufige Arbeit über die Statistik Frankreichs unternommen. Der erste Band umfaßt Alles, was auf das Gebiet selbst und die Bevölkerung Bezug hat, und erschien im Jahre 1837. Der zweite Band sollte den Ackerbau behandeln, aber die mannichfachen und langwierigen Nachforschungen, die zu dem Ende nöthig waren, machten es bis jetzt unmöglich, diesen Band zu vollenden, und es ist an dessen Stelle der Band über den Handel Frankreichs erschienen, der sich seit dem Jahre 1825 um 668 Millionen oder etwa um die Hälfte gehoben hat, und im Jahre 1836 1866 Millionen betrug.

*) In Deutschland ist ein Bruchstück lithographirt erschienen.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 153.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Junius 1838.

Ansicht des Landes von Nowaja Semlja.

(Aus dem Bulletin scientifique de l'Académie de St. Pétersbourg Tom III. Nr. 22.)

Der völlige Mangel an Bäumen nicht nur, sondern an jeglichem Gesträuche, das ohne gesucht zu werden, das Auge auf sich zu ziehen ansehnlich genug wäre, gibt den Polarlandschaften einen eigenthümlichen, tief eindringenden Charakter.

Zuvörderst geht alles Maaß für das Auge verloren. In Ermangelung der gewohnten Gegenstände von bekannter Dimension, der Bäume und der menschlichen Bauwerke, hält man die Entfernungen für viel geringer als sie sind, und eben deßhalb auch die Berge für niedriger. Diese Erfahrung wurde schon oft gemacht und war mir nicht unbekannt, doch fand ich die Täuschung, auf die ich vorbereitet war, viel vollständiger als ich erwartet hatte. Ich wußte, daß aus diesem Grunde sogar eine Expedition, die König Friedrich II von Dänemark nach Grönland ausgerüstet hatte, ihren Zweck verfehlte. Mogens Heinson, der für einen tüchtigen Seemann jener Zeit galt, führte das Schiff, bekam auch die Küste von Grönland zu Gesicht, und steuerte mit günstigem Winde auf sie zu; allein, nachdem er mehrere Stunden in derselben Richtung gesegelt war, schien es ihm, daß er dem Ufer nicht näher komme. Es ergreift ihn die Besorgniß, daß irgend eine verborgene Kraft im Grunde der See ihn halte; er wendet das Schiff und kehrt nach Dänemark mit dem Berichte zurück, daß er die Küste Grönlands durch einen Magnetfelsen gefesselt, nicht habe erreichen können. Mit dieser Erfahrung und mit der naiven Aeußerung von Martens über Spitzbergen: „Die Meilen scheinen auch gar nahe, wenn sie aber auf dem Lande sollen gewandert werden, findet sichs viel anders und man ermüdet gar bald," war ich also sehr wohl bekannt, und doch fand ich die Täuschung viel größer, als ich sie mir gedacht hatte, und für mein Auge so vollständig, daß keine Reflexion sie aufheben konnte. Auch bin ich überzeugt, daß sie nicht allein auf dem Mangel an gewohnten Gegenständen, sondern auch auf einer besondern Durchsichtigkeit der Luft beruht, denn an trüben Tagen ist sie nicht so vollständig als an hellen und in flachen Gegenden nicht so auffallend als in gebirgigen. An ganz hellen Tagen oder Stunden scheint die Luft fast ohne Färbung zu seyn, und da die Höhen, welche das Auge sieht, theils mit Schnee bedeckt sind, theils ein dunkles und durch den Gegensatz noch dunkler erscheinendes Gestein zeigen, so ist die geringe Färbung welche die Luft noch besitzen mag, nicht zu erkennen. Die Berge rücken also dem Auge scheinbar ganz nahe und vielleicht für den am meisten, der Gebirge in anderer Luftperspective zu sehen gewohnt ist.

Eine andere Wirkung des Mangels an Baumwuchs, ja selbst an kräftigem Graswuchse, ist das Gefühl von Einsamkeit, das nicht bloß den reflectirenden Denker, sondern auch den rohesten Matrosen ergreift. Es hat durchaus nichts Beängstigendes, sondern etwas Feierliches und Erhebendes, und kann nur mit dem mächtigen Eindrucke verglichen werden, den der Besuch von Alpenhöhen auf immer zurückläßt. Ich konnte die einmal aufgetauchte Vorstellung, als ob der Schöpfungsmorgen erst angebrochen sey, und das Leben noch folgen sollte, nicht wieder unterdrücken. Doch sieht man in Nowaja-Semlja dann und wann ein Thier sich bewegen. Man erblickt selbst in einiger Entfernung von der Küste zuweilen eine große Möwe in der Luft schweben oder einen flüchtigen Lemming auf dem Boden. Sie sind aber nicht hinlänglich, um der Landschaft Leben zu geben. Es fehlt, bei stillem Wetter, an Lauten und an hinlänglicher Bewegung, wenn man, wie wir, einen Zug in das Innere unternimmt, nachdem die zahlreich an den Seen ihren Federwechsel abwartenden Gänse weggezogen sind. Lautlos sind alle ohnehin spärlichen Landvögel Nowaja-Semlja's, lautlos sind auch die verhältnißmäßig noch viel spärlichern Insecten. Auch der Eisfuchs läßt sich nur in der Nacht hören. Dieser vollständige Mangel an Lauten, der besonders an heitern Tagen herrscht, erinnert an die Grabesstille, und die aus der Erde hervorkommenden, in gerader Linie fortgleitenden, und schnell wieder in sie verschwindenden Lemminge erscheinen wie Gespenster. Trotz dieser Zeichen des thierischen Lebens scheint es zu fehlen, weil man zu wenig Bewegung sieht. Wir sind aus andern Gegenden gewohnt, daß die Blätter höher aufgeschossener Pflanzen und der Bäume uns auch leise Luftzüge sichtbar machen, aber diese niedrigen Pflänzchen des Hochnordens erreicht

Digitized by Google

ein leiser Windzug nicht, — man könnte sie für gemalt ansehen. Auch sind beinahe gar keine Insecten beschäftigt, auf ihnen die Befriedigung ihrer kleinen Bedürfnisse zu suchen. Aus der zahlreichen Familie der Käfer wurde nur ein Individuum, eine Chrysomela, die vielleicht neu ist, gefunden. Wohl sieht man an sonnigen Tagen und erwärmten Stellen, z. B. um kleine, vorragende Felsspitzen, eine Erdbiene umherfliegen, aber sie summt kaum, wie an feuchten Tagen auch bei uns. Ein wenig häufiger sind Fliegen und Mücken. Aber auch diese sind doch so selten, so friedsam und matt, daß man sie suchen muß, um sie zu bemerken. Ich erinnere mich nicht, gehört zu haben, daß Jemand von uns durch eine Mücke gestochen wäre, und man kann sich wahrlich nach den lappländischen Mückenstichen sehnen, um nur Leben in der Natur zu verspüren. Der augenscheinlichste Beweis für die Seltenheit der hiesigen Insecten liegt aber wohl darin, daß wir in einem todten Wallrosse, das über 14 Tage am Ufer gelegen hatte, eben so wenig eine Spur von Insectenlarven fanden, als in den Knochen in frühern Jahren erschlagener Thiere, auch wenn es an eingetrockneten Fleischtheilen nicht fehlte.

Der Reichthum oder die Armuth an Insecten ist nächst der Pflanzenwelt der sicherste Maaßstab für das Klima einer Gegend. Beide bedürfen zu ihrem Bestehen einer bestimmten Menge und einer bestimmten Dauer von Wärme. Für beide fehlt sie in der heißen Zone nie, weiter nach Norden aber immer mehr, — doch werden die Insecten weniger leicht verpflanzt als die Gewächse. Diesem Grunde wohl ist es zuzuschreiben, daß man aus Spitzbergen gar keine wahren Insecten kennt. In Nowaja-Semlja hat Hr. Lehmann doch bis zehn Arten beobachtet, und unter diesen sieben, die nicht parasitisch sind. — Aus Grönland hat Fabricius viel mehr Arten beschrieben, und unter diesen sogar mehrere Schmetterlinge, und Scoresby hat aus Ostgrönland noch einige neue Arten hinzugefügt. Aber Westgrönland, das man freilich im gemeinen Leben als den Typus aller hochnordischen Länder betrachtet, weil es vor längerer Zeit schon durch die Missionarien der Brüdergemeinde allgemein bekannt geworden ist, muß, besonders in seinen südlichen Gegenden, ein viel begünstigteres Land seyn; denn es hat, auch wenn wir auf die alten fabelhaften Berichte nicht Rücksicht nehmen, noch jetzt unter 61° n. Br. Birken von zwei bis drei Klafter Höhe und von der Dicke eines Beins und Ebereschen unter ihnen. Egede fand das Korn, das er unter 64° Breite versuchsweise gesäet hatte, am 13 September nicht nur in Aehren, sondern schon mit kleinen Körnern.

Da sieht es also anders aus als in Nowaja-Semlja, und die Witterungsbeobachtungen lehren hinlänglich, daß dort viel mehr Wärme ist. Aber auch Gegenden, welche eine viel geringere, mittlere Jahrestemperatur haben, als Nowaja-Semlja, sind viel reicher an Leben, wenn nur der Sommer mehr Wärme entwickelt. Um ein weniger bekanntes Beispiel zu wählen, verweise ich auf Nyshne-Kolymsk mit — 10° C. mittlerer Temperatur. Nach Wrangells Beobachtungen ist die Gränze der hochstämmigen Wälder nicht weit und vielleicht würde sie ohne die Nähe der Küste bis an diesen Ort reichen, denn noch gibt es bei Nyshne-Kolymsk verkrüppelte sibirische Cedern und Gesträuche in Menge. Die Mücken werden dort im kurzen Sommer zu einer unleidlichen Plage.

Die Sklavenemancipation.

(Fortsetzung.)

Jetzt war keine Zeit zu verlieren, es mußte gehandelt werden. Man mußte Maaßregeln treffen, eine Sklavenbevölkerung in einen ruhigen und glücklichen Bauernstand umzubilden. Die Schwierigkeit für die Regierung war nicht gering: sie konnte allerdings die Gesetze der Colonialversammlungen verwerfen, wenn sie ungehörige Bestimmungen enthielten, und die Entschädigung zurückhalten, bis die bestrittenen Artikel verbessert würden, aber sie konnte das Gesetz nicht selbst vorschreiben. In den Versammlungen saßen nur Sklavenbesitzer; diese sollten die durch einen Parlamentsspruch befreiten Sklaven durch Gesetze wirksam in ihrer Freiheit schützen; Advokaten, Güterverwalter, Sklavenaufseher, alle waren durch alte Vorurtheile verblendet, und durch die den Sklaven gewordene Vergünstigung erbittert, und sollten in die gehörigen Schranken zurückgewiesen werden; die Neger selbst, mit der ganzen Schmach der Sklaverei belastet, argwöhnisch, schlau, unwissend, für Ehre unempfindlich, und zu sehr an die Peitsche gewöhnt, um sich so leicht durch leichtere Strafen leiten zu lassen, sollten, mit der Aussicht auf gänzliche Freiheit, dahin gebracht werden, 40½ Stunden wöchentlich zu arbeiten; die von der Regierung ernannten und von England her gesendeten Magistrate mit schwerer Arbeit und geringem Lohn,*) plötzlich zu einem höchst kritischen und mühseligen Amt berufen, worin keine Erfahrung sie leitete, und einer Menge Neckereien und Hemmnissen in Erfüllung ihrer Pflicht ausgesetzt, sollten die Gerechtigkeit verwalten, und über ihnen, als Apellationsgericht, standen die westindischen Gerichtshöfe, deren Beisitzer aus Sklaveneigenthümern bestanden, mit den gewöhnlichen Vorurtheilen vollgepfropft und gegen die Magistrate erbittert, weil man diese mit einer Gewalt bekleidet hatte, von der sie selbst durch das Gesetz ausgeschlossen waren. Es sollten nämlich nur Leute aus England zu Magistraten ernannt werden, die mit Sklavenbesitzern in gar keiner Verbindung standen. Unter solchen Umständen konnte der Erfolg freilich nie ganz befriedigen, es konnte nur eine allmählige Verbesserung eintreten, und der neue Gesellschaftszustand konnte höchstens im Vergleich mit dem vorhergehenden gut genannt werden.

Als am 8 Okt. der Gouverneur von Jamaica,**) Lord Mulgrave, die Maßregel der Aufmerksamkeit der Colonialgesetzgebung empfahl, sie auf die Gefahr der Verzögerung aufmerksam machte, und mit der Aussicht auf bessere, künftige Zeiten zu ermuntern suchte, nahm man die Botschaft mit einer gewissen finstern Ruhe auf. Die Antwort lautete im Allgemeinen, sie hätten

*) Sie hatten 450 Pf. St. jährlich, und sollten alle zwischen Pflanzern und Sklaven in ihrem Districte sich erhebenden Streitigkeiten entscheiden.

**) Wir müssen uns hauptsächlich auf diese Insel beschränken, weil von dieser die Mittheilungen am reichlichsten sind.

Digitized by Google

wie die Sklaverei als etwas Gutes an sich, sondern nur als etwas ihnen vortheilhaftes vertheidigt; sie wünschten von Herzen einen bessern Zustand der Negerbevölkerung herbeizuführen, und wenn die Probe sie nicht ihr Vermögen kosten solle, so würden sie gerne nach bestem Wissen und Gewissen den Versuch machen, und Alles was in ihren Kräften stehe, anwenden, um die guten Folgen eines legislativen Versuchs, der ohne Beispiele in der Weltgeschichte sey, zu sichern, und das möglicherweise daraus entspringende Uebel abzuwehren. Bis in die Mitte Decembers ward eine Acte abgefaßt und angenommen, welche die Art der Ausführung der Maaßregel bestimmte. Diese Acte hatte ihre bedeutenden Mängel: die Vergehen der Lehrlinge und die dafür festgesetzten Strafen waren sehr unbestimmt gegeben, die Verpflichtungen des Herrn gegen den Lehrling noch unbestimmter; die Lieferung von Lebensmitteln, Kleidung, Arzneien u. s. w. war gar nicht bestimmt, sie sollte „dem Herkommen gemäß" oder „zureichend" seyn, und die Bestimmung dessen, was für zureichend erachtet werden sollte, war der Kirchspielsverwaltung, d. h. den Herren selbst überlassen; gegen die Anwendung grausamer Strafwerkzeuge oder hartes Gefängniß war gar keine Vorsorge getroffen, und eine willkürliche Bestrafung, und zwar keine leichte, blieb in der Hand des Herrn. Er konnte nämlich, wenn er eine Klage gegen den Lehrling hatte, und der Magistrat nicht gleich bei der Hand war, den Lehrling einsperren, bis die Magistratsperson herbeigeholt war, was freilich nicht über 24 Stunden dauern durfte. Ferner enthielt die Acte keine genaue Bestimmung, ob ein Lehrling als Haus- oder als Feldneger angesehen werden sollte, und die Reglements über die gezwungenen Freilassungen waren in vielen wesentlichen Punkten mangelhaft. Die Acte ward an Lord Stanley, damaligen Colonialminister, eingesendet; dieser hatte versprochen, sie so nachsichtig wie möglich auszulegen, und that dieß auch, indem er, vielleicht etwas zu nachsichtig, die mannichfachen Mängel mehr als Nachlässigkeiten denn als absichtliche Abweichungen von dem Geiste der Parlamentsacte betrachtete, und erklärte, die Acte der Colonialgesetzgebung sey „angemessen und genügend (adequate and satisfactory) und Jamaica zu seinem Antheil an der Entschädigung berechtigt." Vielleicht ist diesem Entschluß des Lord Stanley mancher später eintretende Uebelstand zuzuschreiben, aber die Sache war einmal geschehen, die Acte gültig, und mit Hülfe derselben sollte nun das große Werk der Emancipation begonnen werden.

Inzwischen prorogirte Lord Mulgrave die Versammlung, und die Mitglieder begaben sich nach Hause, um jede Aufregung, welche die große Neuerung unter den Sklaven erregen mochte, möglichst dämpfen zu helfen. Die Zahl der Truppen ward verdoppelt, die Miliz zum augenblicklichen Ausmarsch in Bereitschaft gehalten, und Lord Mulgrave selbst durchreiste die Insel, um Ruhe und Zuversicht zu verbreiten. Er trat inzwischen wegen schwacher Gesundheit im März ab, und ihm folgte Lord Sligo, selbst Plantagenbesitzer in Jamaica, früher sogar der Emancipation entgegen, aber menschlich gesinnt, offen, und eifrig in der Erfüllung seiner Pflicht. Von der Zeit seiner Ankunft auf der Insel bis zum ersten August stellte er genaue Nachforschungen über den Zustand derselben an, machte einige Inspectionsreisen, ließ Proclamationen unter den Sklaven verlesen, empfing die nach und nach aus England ankommenden Magistrate, und ertheilte ihnen die nöthigen Verhaltungsbefehle. Unter den Pflanzern änderte da und dort einer sein System, und Maaßregeln zur Organisirung einer tüchtigen Polizei wurden getroffen. So kam allmählich der erste August heran, dieser wichtige Tag, an welchem sich das Schicksal der Pflanzer und die lange bestrittene Frage entscheiden sollte, ob die Sklavenpeitsche ohne Blutvergießen niedergelegt werden könne.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tunnel in London.

Die außerordentliche Unternehmung des Tunnels unter der Themse rückt langsam, aber mit Ausdauer vorwärts, und man kann gegenwärtig sicher seyn, daß das ungeheure Werk vollendet werden wird. Man arbeitet Tag und Nacht; die Arbeiter sind in drei Abtheilungen getheilt, die sich von acht zu acht Stunden ablösen: die Abtheilung besteht aus 112 Mann, und zahlreiche Supernumeräre sind da, um nöthigenfalls mit Hand anzulegen. Während der acht Stunden wird den Arbeitern nur eine halbe Stunde Ruhe gegönnt, um ihr Mahl einzunehmen, das sie an Ort und Stelle erhalten. Der Lohn ist sehr hoch und beträgt 40 bis 45 Sch. (24 bis 27 fl.) in der Woche, so daß man nur sehr geschickte Arbeiter anwendet. Gegenwärtig, wo man in einem beweglichen Sandboden gerade unter dem Bette des Flusses arbeitet, schätzt sich der Ingenieur glücklich, wenn in 24 Stunden 9 Zoll Gewölbe fertig geworden sind. Jeder Backstein wird nach seiner Einmauerung einer harten Probe unterworfen, denn man schlägt mit einem 14pfündigen Hammer auf den Stein und den Kitt. Wenn sich dann ein Sprung im Kitt zeigt oder der Backstein weicht, so muß der Arbeiter, je nach dem Belange der Sache, Strafe zahlen oder wird weggeschickt. Gegenwärtig sind 1200 Fuß vom Gewölbe vollendet. (Echo du Monde Savant Nr. 20.)

Chronik der Reisen.

Reise in Arabien. Von L. Wellstead.

(Fortsetzung.)

Maskat wurde 1508 von den Portugiesen eingenommen, und zu einer Station ihrer Schiffe zwischen ihren indischen Besitzungen und der Insel Ormuz im persischen Golf gemacht. Doch eroberten die Araber die Stadt und ließen die Garnison über die Klinge springen. Die Festungswerke und zwei Kirchen, wovon die eine im Schutte liegt, die andere aber in einen Palast für den Sultan verwandelt ist, sind die einzigen Denkmäler, die noch an die Portugiesen erinnern. Die Residenz der Imame von Oman war Rostak, bis auf den gegenwärtigen, Seyed Said, doch besuchten sie gelegentlich Maskat. Statt des Panegyrikus unseres Reisenden auf den Sultan (s. Nr. 154) wollen wir sein Bekenntniß, daß ihn die Beduinen herzlich hassen, und seine Thronbesteigung anführen. Die Scheikhs hatten den Vetter des gegenwärtigen Sultans, Sedr Ibn Saif, als Beherrscher erwählt, doch der jetzt regierende Sultan, Seyed Said, mißbrauchte das Vertrauen, als Sedr, um seine Verwandten zu besuchen, nach Burkah kam und allein zwischen ihm

und seinem Bruder saß, und stieß ihm seinen Dolch in die Brust. Der Imam, nicht tödtlich verwundet, stürzte sich zum Fenster hinaus und suchte sich durch die Schnelligkeit seines Pferdes zu retten, wurde aber von seinen Vettern eingeholt und zum zweiten Mal verwundet, jedoch hätte er sich noch gerettet, wäre er nicht von einem nubischen Sklaven mit einem Speere durchbohrt worden. Said war nun im Besitze der Herrschaft, doch schienen die Wahabiten bestimmt zu seyn, Vergeltung an ihm zu üben. Die Britten aber hatten doppelte Ursache ihn zu beschützen, auf der einen Seite, weil die Wahabiten etwas schwer zu behandelnde Nachbarn waren, auf der andern Seite, nach der alten Gewohnheit der Compagnie, Usurpatoren zu unterstützen, denn ubi duo rixantur tertius gaudet. Doch scheint der Sultan deßwegen nicht das Spielzeug der Engländer geworden zu seyn. Er hat seitdem die fruchtbare Insel Zanzibar als seinen Aufenthaltsort gewählt und sich mit den Nordamerikanern in Verbindungen eingelassen. Es war den Engländern nicht gleichgültig in Zanzibar amerikanische Soldaten zu sehen. Sie schickten daher ein Schiff der ostindischen Flotte, um Erklärung hierüber zu fordern, doch der Sultan wußte, mit wem er es zu thun habe. Er machte dem König von England mit einem neuen Kriegsschiff ein Geschenk, und die Amerikaner sind noch im Vortheile vor den Britten im Handel mit Zanzibar (um 2½ Procent).

Die Stadt Maskat ist am Ende einer kleinen Bai gelegen, deren Gewässer fast die Häuser bespülen, doch erhebt sich der Boden landeinwärts mehr und mehr über die See. Auf beiden Seiten ziehen sich, einander nähernd, drei bis fünfhundert Fuß hohe felsige Anhöhen gegen das Meer hin, welche die Bai bilden, über die sie sich fast senkrecht erheben und den Landungsplatz sicher machen. Diese Anhöhen sind mit ziemlich gut erhaltenen Festungswerken versehen, welche, nebst dem weißen Aussehen der Häuser, im Contraste mit den dunkeln Felsenmassen auf beiden Seiten, dem von der Seeseite Ankommenden einen einladenden Anblick gewähren. Doch findet er sich hier, wie in jeder orientalischen Stadt, getäuscht, sobald er sie betreten hat; er verliert die Minarets aus den Augen und befindet sich dafür in einem verwirrenden Gewühl, in engen Gassen, schmutzigen Bazars und zwischen über die Einwohner halb hereinfallenden Häusern. Die Bauart in Maskat kommt der persischen näher, als der im übrigen Arabien. Es fehlt auch nicht an schönen Gebäuden, wohin das Palais des Sultans, das seiner Mutter, die der dankbare Sohn täglich besucht, und deren Wünsche dem Herrscher Gebot sind, und die Häuser einiger Großen. Die Stadt ist, die Seeseite ausgenommen, mit einer vierzehn Fuß hohen Mauer und einem trocknen Graben umgeben. Ihre zwei Stadtthore werden täglich bei Sonnenuntergang geschlossen.

Die Einwohnerzahl mag sich auf 60,000 belaufen. Ein tiefer Graben versieht die Stadt mit Wasser, der zur Kriegszeit bewacht wird, damit sie dessen nicht beraubt werden könne. Maskat trägt in jeder Hinsicht den Charakter einer handeltreibenden Stadt unter einer liberalen und toleranten Regierung. Menschen von allen Nationen des Orients, finden sich daselbst ein: Araber, Perser, Hindus, Syrier, Kurden, Afghanen, Beludschen u. s. w., alle können ungehindert ihrer Religion folgen, alle stehen unter gleichen Gesetzen, mit dem einzigen Unterschiede, daß für den Mord eines Hindu Ersatz angenommen werden muß, während es der freien Wahl der Angehörigen anheim steht, solchen anzunehmen, wenn ein Muhammedaner von einem Hindu ermordet worden ist. Wenige Afghanen sind hier ansässig, doch viele reisen durch in ihrer Wallfahrt nach Mekka, die Beludschen spielen in Maskat die Rolle der Deutschen in großen Städten des Auslandes, besonders in Konstantinopel: sie sind die Bauarbeiter, sehr arm, und vermischen sich so viel als möglich mit den Eingebornen. — Die Perser hatten während der Regierung des Imam Saif eine Garnison in Maskat, welche, die Trunkenheit des Fürsten benutzend, die Festungswerke besetzte und die Regierung usurpirte. Nachdem die Perser vertrieben waren und die arabische Herrschaft wieder begründet war, durften die Perser nicht mehr in zu großer Anzahl in der Stadt leben, damit sich die Fabel von der kreisenden Hündin nicht wiederhole. Doch seit der Heurath des Imam mit der Prinzessin von Schiraz hörte diese Beschränkung auf, ja Rechtsfälle der Perser werden sogar von ihrem eigenen Kadi entschieden. Die in Maskat ansässigen Perser sind größtentheils Kaufleute, andere haben Gewehrfabriken, da dieser Artikel stark ins Innere des Landes geht. Die Banianen (Hindus) werden auf 1500 angeschlagen, sie verlassen ihr Vaterland und ihre Familie gewöhnlich auf fünfzehn oder zwanzig Jahre, dann kehren sie zu ihren Weibern zurück, die sie unter keinen Umständen mit sich nehmen, wohl aber bringen sie heilige Kühe zur Verehrung mit sich. Wenn ein Banian Bankerutt macht, so setzen sie sich bei hellem Tage mit brennender Kerze in den Laden; vielleicht wollen sie einen Freund in der Noth finden nach dem deutschen Sprüchwort: „Wer einen treuen Freund will finden, muß bei Tag ein Licht anzünden." Unterdessen zeigen sich die Gläubiger nicht gar mild und freundschaftlich, oft drücken sie ihre Unzufriedenheit wohl gar mit Schlägen aus, nichtsdestoweniger belästigen sie den Schuldner, wenn er sich wieder erholt.

Maskat ist einer der heißesten Plätze in der Welt. Es war December, doch die Hitze war drückend, deßwegen ist es auch für den Fremden sehr ungesund.

Den ersten Besuch stattete er den Bädern des Imam Ali ab. Er ging daher mit einem Boote nach Matarah, denn obschon diese Stadt nur eine englische Meile von Maskat entfernt ist, so ist doch der Weg zu Land so schlecht, daß man es gewöhnlich vorzieht, ihn zu Wasser zu machen. In Matarah leben gegen 20,000 Menschen. Ihr Erwerbszweig ist Wollenweberei für die arabischen Mäntel. Die heißen Quellen liegen weiter landeinwärts. Am Fuß eines Hügels springt mächtig ein Strom Wasser hervor von 112° Fahrenheit. Es hat weder Geschmack noch Geruch, und die Einwohner benutzen es abgekühlt als Trinkwasser und zur Bewässerung ihrer Felder, die in der That sehr fruchtbar sind. In der Nähe der Quelle befindet sich ein Reservoir, in dem sich die Patienten, die von weit entfernten Gegenden sich hier versammeln, baden, oder richtiger brühen. Das Wasser hat in diesem Reservoir eine Temperatur von 110° Fahrenheit, und doch werden die Kranken mit Gewalt untergetaucht. Wenn diese Cur den Tod nach sich zieht, so erfolgt er nur, weil der Patient das Bad nicht oft genug gebraucht hat. —

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 49** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Dramatische Poesie in Frankreich.** Von Alfred de Vigny. — **William Wordsworth.** (Forts.

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 1–2 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 154.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Junius 1838.

Nachtrag zu den Ansichten von Pesth.

(Von J. G. Eisner.)

Als ich im vorigen Herbste meine Ansichten von Pesth in diesem Blatte mittheilte (s. N. 308 ff.), kam mir keine Ahnung von dem traurigen Schicksal, was dieser Stadt so nahe bevorstand. In welcher Art und Ausdehnung die unglückliche Katastrophe vom 14 bis 16 März d. J. meine damals niedergeschriebenen Ansichten geändert, und neue traurige hervorgerufen hat, das will ich hier in Kürze aussprechen.

Fast ganz unverändert, und wie von dem Unglück unberührt, sieht man den Donaustrand mit seinen prachtvollen Gebäuden. Sie haben sämmtlich den Fluthen widerstanden, und ihren soliden Bau bewährt. Das Leben und Treiben hat hier seinen frühern Charakter beibehalten, die Dampfschiffe machen ihre regelmäßigen Ladungen und Abfahrten; das Landvolk bringt seine Producte zu Markte; die Brücke ist stets voll von Fußgängern, Reitern und Wagen, — kurz, Pesth ist hier noch die ansprechende und imponirende Stadt, wie sie es im vorigen Jahre war. Aber nun dringe man nur ein wenig tiefer ein, man mache einen Gang durch die Winzergasse, den Bazar, wo Kunst- und Luxusgegenstände das Auge blenden. Wohl thun sie dieß auch jetzt, aber da stoßen wir mehreremal auf gestützte Häuser, und müssen großen, aus Kellern und Gewölben geschafften Schutthaufen und Rinnsalen von Wasser, welches man an mehreren Orten auspumpt, ausweichen. Die Menschenmenge, welcher wir sonst begegneten, ist geringer, und hie und da sieht man ängstliche Blicke an den gestützten Häusern sich emporheben. Dennoch aber mangelt eine gewisse Heiterkeit nicht, und die lieblichen Frauengesichter blicken so rein und unbefangen aus ihren Gazellen-Augen, wie vormals. — Aber Schlimmeres erwartet uns, je weiter wir vordringen; immer häufiger werden die Stützen an den Häusern, bis wir denn auf die eingestürzten stoßen, die mit jedem Schritte zunehmen. Wir befinden uns auf dem Wege nach der Franz-Stadt, einer Vorstadt, in welcher von 529 Häusern nur 19 unbeschädigt geblieben und 438 völlig zusammengestürzt sind. Waren dieselben auch wirklich meistentheils nur klein, so waren sie zum Theil doch recht comfortabel und der Anblick eines Eigenthümers, welcher auf den Trümmern seiner Wohnung steht, bleibt am Ende wohl immer gleich traurig, mag diese groß oder klein gewesen seyn. — Gehen wir nun im Halbcirkel die andern Vorstädte durch, so kommen wir zunächst in die Joseph-Stadt. In dieser, welche bei weitem größer ist, wie die vorige, indem sie 1355 Häuser enthielt, sind nur noch 249 unbeschädigt, und 891 gänzlich zerstört, und zu der letztern Zahl gehören schon mehrere größere Etablissements. Noch trauriger werden wir beim Eintritt in die Theresienstadt gestimmt. Denn hier hatte die Industrie ihren Hauptsitz aufgeschlagen, und es befanden sich in derselben eine Menge von Manufacturen und Fabriken, welche nunmehr meistentheils in Trümmern und Schutt liegen. Von 1381 Häusern, welche sonst hier standen, sind nur 166 unbeschädigt geblieben, und 811 eingestürzt. Läßt sich auch behaupten, daß in den andern Stadttheilen das angerichtete Elend noch greller hervortritt, als hier, so wird hier doch vorzugsweise das Gefühl wehmüthig angeregt, weil man so vielen Wohlstand vernichtet, und die Schwäche und Vergänglichkeit der menschlichen Werke so klar zu Tage gelegt sieht. — Vollenden wir unsern Cursus mit der Leopoldstadt, so erholen wir uns wieder ein wenig, weil hier von 394 Häusern 256 unbeschädigt geblieben sind.

So steht nun die innere Stadt wie ein Gemälde in einem zertrümmerten Rahmen da, wie ein Gemälde, in welches eine feindliche Gewalt Risse gemacht hat, mit denen es fast auf die ganze Zerstörung abgesehen war.

Diese Darstellung ist die, wie Pesth sie im April dieses Jahres bot. Ohne allen Zweifel wird Fleiß und thätige Menschenliebe die geschlagenen Wunden heilen, und dieß vielleicht früher, als man jetzt noch hoffen und erwarten kann. Die Wichtigkeit des Platzes stellt für den ganzen österreichischen Staat die Nothwendigkeit heraus, das Wiedererstehen dieser Stadt als eine Nationalsache anzusehen, was auch bereits factisch sich in dieser ganzen Monarchie bekundet hat. Denn die gereichten und fortwährend eingehenden milden Spenden übersteigen alle Erwartung und Vorstellung.

Wir wollen jetzt zu der gegebenen Ansicht eine ganz schwache

Digitized by Google

Darstellung von einigen Jammerscenen, wie sie in Menge während der Katastrophe vorkamen, geben, und zwar so, wie sie dem Referenten von Augenzeugen mitgetheilt wurden.

Als trotz aller Anstrengungen und Vorkehrungen, der Strom unterhalb Waitzen ausbrach, und mit wildem Ungestüm sich auf Pesth zuwälzte, da entstand ein Laufen und Rennen in der Stadt, wie es sich Niemand, der es nicht selbst gesehen, vorstellen kann. Zu diesem Aufruhr denke man sich das Läuten der Sturmglocken, das Jammern der Eltern, welche Beruf und Geschäfte von ihrer Wohnung entfernt hatte, worin sie ihre Kinder gelassen, und zu welchen sie bei der reißend zunehmenden Fluth nicht mehr gelangen konnten. In den Vorstädten, welche die Ueberschwemmung so plötzlich und so von allen Seiten zugleich überraschte, liefen die Menschen bald hinaus nach dem Freien, bald nach dem Innern der Stadt, überall vom Wasser verfolgt, und immer tiefer in demselben watend. Bei diesem ungewissen Treiben kamen auch die meisten, insbesondere aber Kinder um. In der Nähe des Donaubettes war das Brausen des Stroms und das Prasseln und Krachen der Eisschollen fürchterlich. Dennoch vertrauten sich viele Menschen in Kähnen dem wüthenden Strom an, und flüchteten nach Ofen. Diese zerbrechlichen, zwischen den Eismassen sich durchwindenden Fahrzeuge boten ein den Busen zusammenpressendes Schauspiel. Dennoch nahm diese Flucht immer zu, und die Hand der Vorsehung brachte alle glücklich hinüber, bis auf einen einzigen mit acht Menschen beladenen Kahn, welcher, schon dem Ziele ganz nahe, an ein Seil anfuhr und umschlug. So groß jedoch auch die Angst und Bestürzung im Anfange war, so erreichte sie erst ihren Gipfel, als am dritten Tage (den 16 März) selbst im Innern der Stadt Häuser einstürzten. Jetzt hielt man sich nirgends mehr für sicher, und Viele überließen sich weit lieber der Gefahr, welcher sie sich in einem kleinen zerbrechlichen Fahrzeuge aussetzten, als daß sie in steter Angst und Besorgniß, von den Trümmern der Gebäude erschlagen zu werden, schweben wollten. — Auf dem neuen Marktplatze drängten sich Tausende zusammen, und suchten in den dort aufgeschlagenen Buden Schutz. Solchen fanden auch eine große Anzahl von Menschen in der evangelischen Kirche, die frei vom Wasser blieb; deßgleichen in dem großen Invalidenhause. Vor Allem aber flüchtete aus der Franz- und Joseph-Stadt ein großer Theil der Bevölkerung in das am Ende der Stadt neu aufgebaute Ludovicum, in welchem sich endlich über 10,000 Menschen befanden. Diese hatten im Anfange vor den übrigen Geflüchteten den Vortheil voraus, daß ihr Asyl für die vom Lande hereingebrachten Lebensmittel zugänglich war, sie mithin nicht von einer zweiten Geißel, dem Hunger, welcher in seiner ganzen Schreckgestalt in vielen Theilen der überschwemmten Stadt sich einstellte, betroffen wurden. Jede Vorstellung, die man sich auch nachher, am Orte der Verwüstung selbst, von dem furchtbaren Zustande, in welchem sich ein Jeder während dieser Schreckenszeit befand, zu machen bemüht, bleibt weit hinter der Wirklichkeit. In einer so schönen und belebten Stadt, in den meisten Straßen das Wasser 8 bis 10 Fuß hoch; diese von rettenden Kähnen durchfahren; aus allen Fenstern Jammer- und Hülferuf; die Menschen an Leitern, Seilen, Tüchern, oder was gerade zur Hand ist, herabklimmend, um in einen solchen Kahn zu gelangen; eine schwarze regnichte Nacht, durch welche nur die Fackeln, die man auf den Fahrzeugen mit sich führt, leuchten; in den Vorstädten ein ewiges Krachen und Staubaufsteigen von den einstürzenden Häusern, dazwischen das Brüllen der im Wasser oder unter den Trümmern umkommenden Thiere, und mitten in allem diesem als schauderhafter Grundton das Rauschen und Toben der Fluthen — wer sollte sich dieß Alles recht so vorstellen können, als ob er es selbst gesehen hätte! Denkt man es sich lebhaft, so wird man es begreiflich finden, daß selbst Menschen, welche all' das Ihrige verloren hatten, als das Wasser zu fallen anfing, freudig ausriefen: „Gott sey Dank, nun fällt das Wasser, nun ist Alles gut!"

Gegenwärtig bietet Pesth das Bild eines großen Menschengewühls dar, weil man damit beschäftigt ist, den Schutt wegzuräumen, um die Stadt neu, und ohne Zweifel wohl schöner als sie war, wieder erstehen zu sehen.

Die Negeremancipation.

(Fortsetzung.)

Nachstehendes ist aus Lord Sligo's Bericht vom 15 August entnommen: „In allen Theilen der Insel, mit einziger Ausnahme des Kirchspiels St. Anna, ist der Uebergang aus der Sklaverei in die Lehrlingszeit auf die befriedigendste Weise vorüber gegangen, und es ist ein merkwürdiger Zug, daß der erste August in den meisten Theilen der Insel mit religiösen Uebungen hingebracht wurde. Man hat allgemein bemerkt, daß an diesem Tage kaum Ein Betrunkener auf der Straße gesehen wurde. Der Sonnabend war zwischen Arbeit und Belustigung getheilt. Mehrere Personen in den Städten gaben ihren neuen Lehrlingen Mahlzeiten, auf sehr vielen Pflanzungen wurden von den Herren Schafe geschlachtet, und, außer den gewöhnlichen Festtagsaustheilungen von Zucker, Rum und gesalzene Fischen an die Neger ausgetheilt, so daß die Lehrlinge in Stadt und Land ihren gehörigen Antheil an den Vergnügungen hatten. Am Sonntag waren die Kirchen wieder ungewöhnlich angefüllt, und der Tag ging auf die ordentlichste und ruhigste Weise vorüber. Neuere Nachrichten aus allen Theilen der Insel, mit Ausnahme des Kirchspiels St. Anna geben an, daß am Montag die Lehrlinge mit mehr als gewöhnlicher Willigkeit, an einigen Orten mit Lustigkeit und alle in guter Laune an die Arbeit gingen." Es zeigte sich später, daß in vier oder fünf Kirchspielen einige kleine Störungen statt gefunden hatten, die aber meist durch die Unklugheit und Härte von Aufsehern und Agenten veranlaßt worden waren, denn diese entfernten die bisher gewöhnlichen Feldköche, sperrten die Wege von den Hütten der Neger nach ihren eigenen Feldern, und hatten hie und da den Müttern die nöthige Zeit, ihre Kinder zu säugen, verweigert; alles dieß war leicht beseitigt worden. An Einem Orte fand eine Arbeitsverweigerung statt, die nicht ohne strenge Strafen

Digitized by Google

und Herbeiziehung von Militär überwältigt wurde; an einem andern Orte ward ein Versuch gemacht, Lehrlinge der Strafe zu entziehen, und in der Verwirrung wurde ein Hintergebäude in Brand gesteckt, aber es fand sich, daß nur zwei Leute dabei betheiligt waren, und die Ordnung ward hergestellt, ohne daß man zu weiterer Strenge hätte schreiten müssen. Der übrige Theil der Insel scheint ganz ruhig gewesen zu seyn, und der mit so viel Furcht erwartete Tag ging ohne bedeutende Störung vorüber.

Wie die schlimmen Erwartungen hinsichtlich der ersten Tage der erlangten Freiheit nicht in Erfüllung gingen, so auch die folgenden nicht: man hatte behauptet, der Neger werde ohne die Peitsche nicht in Zucht und Ordnung zu halten seyn, die That widerlegte diese Behauptung, und bald auch die zweite, daß er ohne Zwang nicht arbeiten werde. Von allen Seiten liefen Berichte an Lord Sligo ein, die Neger wollten nicht um Lohn arbeiten. Drei Committees wurden niedergesetzt, um die Sache zu untersuchen und Vorschläge zu machen; diese vernahmen 32 Personen, welche Zuckerplantagen verwalteten. Von diesen 32 erklärten 27 das Lehrlingssystem für schlecht, und befürchteten einen Ausfall im Ertrag: 9 davon schätzten ihn auf die Hälfte, 13 auf ein Drittheil, der 28ste meinte jedoch, die Sache gehe ziemlich gut, und der Ausfall werde nicht über ein Viertheil ertragen; nur die letztern vier äußerten sich günstig über das Lehrlingssystem, und befürchteten keinen großen Ausfall. Die erste Committee berichtete am 13 Nov.: „der Zustand der Zuckerplantagen sey hoffnungslos, und das Rohr müsse auf dem Felde verfaulen." Alle diese Befürchtungen erwiesen sich als eitel, die Annäherung der Ernte zeigte den Pflanzern, daß sie sich in das Unvermeidliche fügen, und die freiwilligen Dienste der Neger gut bezahlen müßten. So konnte Lord Sligo am Ende Februars, wo die Zuckerernte vorüber war, berichten, „daß auf allen Plantagen, wo zwei bis drei Wochen lang harte Arbeit nothwendig gewesen, und der Lohn am Samstag Abend regelmäßig bezahlt worden war, jede Arbeit habe ausgeführt werden können. Die Ernte hatte gegen eine Durchschnittsernte um 12, und gegen die vorjährige nur um 8 Proc. zurückgeschlagen.

Als die Ernte vorüber war, wurden die Pflanzer und namentlich die Güterverwalter wieder härter; es war, als wollten sie sich an den armen Negern rächen, daß sie ihnen hatten gute Worte und Geld geben müssen. Alle Mittel, Plackereien gegen die Neger zu üben, die unglücklicher Weise noch in ihren Händen waren, wurden hervorgesucht, und Erleichterungen derselben, die herkömmlich geworden waren, wurden verweigert oder Extraarbeit mußte dafür geleistet werden; alte und schwache Personen, Mütter vieler Kinder wurden zu Arbeiten verwendet, die das Herkommen der Sklaverei erlassen hatte. Frauen in der letzten Zeit der Schwangerschaft, oder kurze Zeit nach der Entbindung mußten auf dem Felde arbeiten. Das Achtstunden-System *), dessen Zweck augenscheinlich war, den Negern am Freitag ihren halben Feiertag zu nehmen, wurde sehr allgemein angenommen, und sichtlich verbreitete sich Mißvergnügen über die ganze Insel. Die Pflanzer aber thaten sich selbst moralisch und politisch den größten Schaden, indem sie sich die Gemüther der Neger entfremdeten. Indeß die Zahl dieser Widerstrebenden wurde doch mit jedem Tage kleiner, da sie zu klar einsahen, daß sie den Gang der Sache im Ganzen nicht aufhalten konnten. Immer zahlreicher wurden die Berichte von Seite des Gouverneurs und der einzelnen Magistrate, daß sich unzweifelhafte Anzeichen eines allgemeinen Fortschritts unter den Negern ergeben, daß die neue Stellung und die neuen Verbindlichkeiten besser begriffen, daß Vergehen minder zahlreich, Beispiele gegenseitigen Zutrauens häufiger würden, daß mehr Ehen geschlossen, mehr Lohn bezahlt, mehr Arbeit gethan werde, daß der Anbau des Bodens seinen frühern Umfang wieder gewinne, ja sogar an einigen Orten sich ausdehne, daß die Bearbeitung der Zuckerfelder eine Lieblingsbeschäftigung werde, weil sie die einträglichste sey, daß hie und da der Pflug an die Stelle der Erdhaue trete, da man findet, „daß sogar Neger denselben zu leiten verständen, was man bisher gar nicht hatte glauben wollen." Am Ende Decembers 1835 meldete endlich Lord Sligo, „eine außerordentliche Veränderung in den Gesinnungen zwischen Herren und Lehrlingen mache sich auf der ganzen Insel kund, die Pflanzer schienen die gefährlichen Folgen ihrer Härte einzusehen, und mit Ausnahme einiger Hartnäckigen komme eine ganz andere Behandlungsart an die Tagesordnung, welche die glücklichsten Resultate verspreche."

(Schluß folgt.)

*) Dieser Anordnung zufolge mußten die Neger in den ersten fünf Tagen der Woche acht Stunden statt neun Stunden in den ersten vier Tagen und 4½ Stunden am fünften arbeiten. Das Gesetz ließ beides zu.

Von dem Einflusse der Musik auf Schlangen und von den Schlangenfängern Ostindiens.

Dr. Spry erzählt in seinen Modern India Folgendes: „Während ich in dem Militärspitale von Dum Dum (eine 5 Meilen von Calcutta gelegene Militärstation) war, hatte ich Gelegenheit zu sehen, wie die Personen, welche sich mit dem gefährlichen Geschäfte, Schlangen zu fangen, abgeben, dabei zu Werke gehen. Ich muß gestehen, daß ich den Wundern, die man uns von ihrer Geschicklichkeit erzählte, sehr mißtraute; auch traf ich eine Menge Vorkehrungen, um mich vor Betrügereien zu sichern. Ich führte einen Schlangenfänger in die Nähe eines großen vertrockneten Sumpfes (maro), der mit Dornen und Unkraut bedeckt war. Er fing nun an eine Art von Gesang, oder vielmehr eintönigem Gesumme, anzustimmen, indem er langsam vorwärts schritt und ich ihm folgte, um keine seiner Bewegungen aus den Augen zu verlieren. Wir hatten kaum einige Schritte in dem Unkraute gemacht, als der Schlangenbeschwörer mit der Hand in einen Dornenbusch griff, aber er zog sie bald zurück und fuhr mit seinem Gesange fort. Bald darauf fuhr er von neuem zwischen die Blätter, zog eine sehr große Schlange daraus hervor, die er weit von sich warf, so daß sie mich fast am Gesichte streifte. Der Schlangenfänger bat mich, sie in Freiheit zu lassen, damit ich Zeuge seyn möchte von dem Einflusse, den seine Musik auf das Thier habe. Und in der That schien das Thier, als er sein Gesumme von neuem anfing, ganz wie bezaubert, und fing an den Kopf zu wiegen auf eine Weise, welche deutlich zu

Digitized by Google

erkennen gab, daß sie die Töne vernehme. Wir untersuchten nun unsern Zang: es war eine Klapperschlange (?), und ihre Gifthaken waren in vollkommenem Zustande. — Diese Versuche sind jedoch nicht ohne Gefahr; kurze Zeit vorher waren zwei Schlangenfänger, welche ihre Zöglinge üben wollten, beide tüchtig gebissen worden. Der eine starb am Abend desselben Tages, der andere einige Stunden später."

Chronik der Reisen.

Reise in Arabien. Von L. Wellsted.

(Fortsetzung.)

Am 15 November trat unser Reisender seinen Zug, um das Innere des Landes kennen zu lernen, an. Er schiffte sich deßhalb nach Sur ein, und drang dann zu dem Beduinenstamme der Beni Abi Hasan vor. Sur ist der Hafen für den District Dschalian. Die Stadt ist sehr alt und soll von den Syriern erbaut worden seyn. Sollte diese Meinung durch die Aehnlichkeit des arabischen Namens der Stadt Tyrus (Esur mit Sad) entstanden seyn, so glauben wir, daß der Name Sur (Stadtmauer, feste Wohnungen) zum Unterschiede der unstäten Beduinen-Wohnungen gewählt wurde. In Sur wurde Wellsted auf die Empfehlung des Sultans von Maseat mit aller Aufmerksamkeit aufgenommen, obwohl die Herrschaft des Sultans nur nominal ist. Nicht weniger gastfreundlich wurde er von dem in den Ebenen weiter landeinwärts herumirrenden Beduinenstamme Beni Abi Hasan empfangen, der ungefähr 1200 Mann stark, ohne Weib und Kinder.

Ungeachtet aller Gegenvorstellungen seines Gastfreundes, welcher ihm den Stamm der Beni Abi Ali als Feinde des Sultans (von Maseat) und der Engländer und daher als „vollkommene Teufel" darstellte, hatte unser Reisender dennoch den Muth, diesen Stamm zu besuchen.

Die Beni Abi Ali stammen aus den arabischen Oberlanden (Nedschd), woselbst noch einige sich befinden sollen. Sie gehörten früher zur Secte der Charedschiten, „Rebellen." So hießen die zwölftausend Mann, welche sich gegen Ali im Verlaufe seines Kampfes gegen Moawijah empörten (37 J. der Hedschra). Sie mußten dafür über die Klinge springen. Doch neun entkamen und streuten den Samen der Irrlehre weiter aus. Im Jahre 1811 gingen sie, durch den Einfall des Abd-el-Asis motivirt, zur Lehre der Wahabiten über, wodurch sie sich die Feindschaft der übrigen Stämme zuzogen. Sie hatten deßwegen harten Stand, als ihr bewaffneter Bekehrer (Abd-el-Asis) bei Bediah aufs Haupt geschlagen war. Doch konnten ihnen bald ihre Feinde nichts anhaben, ja sie wurden ihnen sogar furchtbar. Deßwegen bat der Sultan von Maseat den Capitän Thompson, der sich mit 800 Mann Sipahis auf der Insel Rischm befand, um Hülfe. Da sie zugleich der Seeräuberei beschuldigt wurden, sandte Capitän Thompson einen Officier, um Erklärung ihrer Handlungsweise zu fordern, dieser aber wurde grausam von ihnen ermordet. Auf diese Nachricht landete Capitän Thompson in Sur, verband sich mit den Truppen des Sultans und zog gegen Beni Abi Ali, welches etwa 50 englische Meilen landeinwärts liegt. Die Beduinen zogen sich anfangs zurück, bis sie ihre Gegner in einem ungünstigen Terrain sahen, hier stürzten sie plötzlich auf sie hervor und tödten zwei Drittel der brittischen Soldaten nieder. Diese Schmach zu rächen, wurde von der Regierung zu Bombay Sir Lionel Smith mit 3000 Sipahis geschickt. Die Beduinen verloren den durch guten Erfolg erhöhten Muth beim Anblick der Ueberzahl nicht. Sie verabredeten mit den Beni Dschänabah einen nächtlichen Ueberfall, um den in einer Entfernung vom Heere gelagerten Generalstab abzuschneiden. Verrath oder Mißverständniß veraudte den Plan seines vollen Erfolges.

Als sich die brittische Armee ihrer Beste näherte, stürzten sich die Beduinen mit allem Enthusiasmus, den Unabhängigkeitsliebe und Söldlingsverachtung einflößen muß, über den Feind her, obwohl ihre Zahl, die durch ihre Weiber vergrößert war, welche in den Reihen der Männer kämpften, nicht über achthundert betrug. Dießmal wurden sie von den Bajonnetten der Ueberzahl begrüßt, an denen ihre Tapferkeit scheiterte; doch nur Tod oder schwere Verwundung konnte ihren Muth kühlen, ihren Arm lähmen. Nebst einigen andern Verwundeten wurde ihr Scheikh als Kriegsgefangener nach Bombay abgeführt. Nach zweijähriger Gefangenschaft wurde er mit Geschenken und Geld, die Stadt wieder aufzubauen, in seine Heimath zurückgeschickt.

Nach diesen Vorgängen war es nun freilich kritisch für einen Engländer, sich zu den Uebergebliebenen zu begeben, die den Verlust so vieler Angehörigen durch seine Landsleute zu bedauern hatten.

Doch wie ganz gegen seine Erwartung wurde er aufgenommen. „Kaum hatte ich mich als Engländer zu erkennen gegeben, als Alles in Bewegung war und Freudengeschrei erhob. Die wenigen alten Kanonen wurden von den verschiedenen Festungsthürmen abgefeuert, und ihre Musketen feuerten bis Sonnenuntergang. Alt und Jung, Mann und Weib drängten sich ihr Bestes zu thun, um mich zu bewirthen und zu unterhalten. Sie schlugen mir mein Gezelt auf, schlachteten Schafe und brachten Milch in Gallonen — — — Sie hatten Alles vergessen, gerührt von meinem Zutrauen, mit dem ich mich in ihre Mitte begeben hatte." Abends kam der Sohn des Scheikhs (denn sein Vater war abwesend) mit etwa vierzig Mann zum Gezelt unseres Reisenden als Ehrenwache. Weil das Gezelt zu klein war, alle aufzunehmen, nahm unser Reisender seinen Teppich, um unter seinen Gastfreunden außerhalb des Gezeltes die heitere Nacht zuzubringen.

Am folgenden Morgen führte ihn der Sohn des Scheikhs zu seiner Mutter und Tante. Sie gingen durch einen schmutzigen Hof, in dem sich das Vieh befand, welches sich bis in die Wohnung des Stammhauptes gedrängt hatte. Aber wie überhaupt ein alltäglicher Besuch immer neuern und seltenern weichen muß, so wurde auch hier bei der Ankunft unseres Reisenden das Vieh aus der Wohnung getrieben. Die Frauen waren vom Scheitel bis zur Sohle verschleiert, auch kein Finger war zu sehen, doch konnte der Besuchende seine Augen am Anblick einiger sehr hübschen Abyssinierinnen weiden. Das Gespräch mit diesen Schönen zeigte, daß die frühern Feindseligkeiten gerade der Grund der Achtung des Stammes gegen die Engländer war, denn es war ganz nach dem Geschmacke der Beduinen, man hatte sich tüchtig geschlagen, dann aber Großmuth gezeigt.

Die Frauen zogen sich zurück, und es wurde Kameelfleisch, ein ganzes gebratenes Schaf und Reis aufgetragen. Nach diesem Mahle kehrte Wellsted mit seinem Begleiter in ihre Gezelte zurück, wo sich unterdessen fast der ganze Stamm, gegen 250 Mann, zur Aufführung eines Waffentanzes versammelt hatte. Sie bildeten einen Kreis, fünf oder sechs traten in die Mitte und jeder forderte durch einen leichten Schlag mit dem flachen Schwert einen aus dem Kreise zum Kampfe heraus, bei dem sie viel Leichtigkeit der Bewegung entwickelten.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 155.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Junius 1838.

Lebensbilder aus Portugal.

Eine Wasserreise nach der Villa d'Alcacer do Sal.

Das Anerbieten und die Einladung meiner gastlichen Hauswirthe, eine Tour mit ihnen nach dem sechs Legoas von Setubal gelegenen Alcacer zu machen, wo sie Geschäfte hatten, veranlaßte mich, meinen Aufenthalt in Setubal zu verlängern, besonders da ich jene Gegenden — woron sowohl die alte als die neuere Geschichte so viel zu erzählen weiß, indem daselbst die alten Könige zuweilen hausten und zu Don Miguels Zeiten die furchtbarsten Mordthaten begangen wurden — noch gar nicht kannte. Am 16 Februar schifften wir uns des Morgens nach 9 Uhr, in einem dazu besonders gemietheten Boote mit vier Rudern bemannt ein, und glitteten, die Fluth benutzend, sanft den Rio Sado hinauf, uns nicht fern von dem rechten Ufer haltend, an welchem sich die Sandhügelkette mit ihren vereinzelten Pinien gegen 1 1/2 Legen hinanzieht. Zur Rechten dehnte sich die weite Wasserfläche aus, die tief bald hier, bald dort in das niedere Moorland eindringt, und stehende Moräste und Sümpfe bildet, die in jenen Gegenden einen so nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit haben. Es war einer der heitersten Frühlingsmorgen, das Wasser glatt wie eine Eisfläche. Wir waren an der Spitze der Hügelreihe angelangt, die sich nun in eine unübersehbare Fläche und Niederung ins Land hinein erstreckte bis zu den Ufern des Tajo, der wahrscheinlich hier seinen letzten Verbindungearm mit dem Sado hatte. Beide Flüsse strecken sich auch noch hier ihre Arme entgegen, jedoch können sie sich nicht mehr erreichen: Sandflächen sind dazwischen getreten, die zu durchgraben ein Leichtes, und in jedem andern Lande, wegen der unaussprechlichen Vortheile, die sie dem Handel und der Schifffahrt gewähren würden, gewiß schon längst ausgeführt worden wären; allein in Portugal, wo so zu sagen von jeher ein Fluch auf allen öffentlichen und Staatsunternehmungen zu liegen scheint, war dieses bisher unmöglich, ungeachtet von vielen thätigen und einsichtsvollen Ministern diese Idee einer Verbindung des Tajo mit dem Sado schon längst aufgefaßt, und wohl schon zehnmal alle Ausmessungen und Nivellirungen deßhalb vorgenommen, und die exactesten Zeichnungen, Plane und Aufrisse davon entworfen worden waren. Auch die Cortes von 1820 beschäftigten sich sehr ernstlich damit, allein die Kostenanschläge, die man davon entwarf, und die sich nach dem letzten Ueberschlag auf acht Millionen Cruzados belaufen sollten, schreckten davon ab, obwohl ein Sachverständiger an den Fingern absehen kann, wie außerordentlich übertrieben dieser Anschlag ist, und daß ein Canal von drei Stunden Länge durch ein ganz ebenes, niederes Terrain von Sandschichten und Thonlagen, woraus dasselbe zusammengesetzt ist, unmöglich 8 Mill. Cruzados (5,333,000 Thaler) kosten kann, besonders da man hier nicht einmal Schleußen anzubringen brauchte, weil beide Flüsse in einem und demselben Niveau liegen, und Ebbe und Fluth sich darin immer gleichstellen würden. Durch diese Verbindung würde die gefährlichere Schifffahrt von Setubal nach Lissabon, und umgekehrt, die bei etwas widrigen Winden, ohne Gefahr mehrere Tage unterwegs zu seyn, nicht unternommen werden kann, ganz unterbleiben, bei jedem Wind und Wetter würde ein lebhafter Commerz zwischen beiden Hafenstätten stattfinden können. Jede Anstalt, die man aber hier auf öffentliche Kosten unternimmt, soll auch immer aufs prachtvollste und gleich im größten Maaßstabe, folglich auch aufs kostspieligste, ausgeführt werden, daher man denn auch so viel Großartiges hier angefangen und nur Weniges vollendet sieht, denn am Ende fehlen die Mittel, man muß die Arbeiten einstellen, und das Ausgeführte wieder zerfallen lassen, oder man erschrickt vor den veranschlagten Ausgaben und unternimmt gar nichts, wie es denn auch mit diesem projectirten Canalplan der Fall, der bloß von theoretischen, aber keinen praktischen Ingenieuren entworfen worden war. Die Ebene, die sich an der Hügelspitze ins Land hineinzieht, verengt sich am Einflusse des kleinen Wasserarms, dessen Name mir entfallen, und der hier in den Sado fällt, so daß sich an dem linken Ufer desselben abermals die Hügel erheben, welche sich längs dem Sado bis nach Alcacer hinziehen und ein fruchtbares, zum Theil angebautes Erdreich haben, das ganz mit Olivenbäumen überzogen zu seyn scheint. An der Spitze dieser Hügelkette liegt der kleine Ort Pinheiro, mit einem recht freundlichen Anblicken aus der Ferne, dem wahrscheinlich die Nähe nicht entspricht, wie man stets in Portugal die Erfah-

Digitized by Google

rung in allen und jeden Städten macht. Bei Pinheiro war sonst ein königliches Jagdgehege, Hirsche und wilde Schweine gab es hier in Menge, da Niemand eine Flinte anrezen durfte; besonders aber waren in den nahen Sümpfen mit ihren buschigen Verstecken die Entenjagden so ergiebig, daß selbst Don Miguel, wenn er in dem nahen Zamora manche Woche verweilte, Tage lang in diesen Verstecken saß und 3 bis 400 Patronen verschoß, und des Entenmordes gar nicht satt wurde. Seit Don Pedro's Zurückkunft wurden alle Jagdgehege, die nicht in Thiergarten eingeschlossen sind, aufgehoben, und dem Volke freigegeben, was sich denn dieses auch sogleich zu Nutze machte, und in Jahresfrist existirte auch nicht ein Hirsch, nicht eine Sau mehr in der Gegend. Die Ausrottung derselben mußte um so schneller vor sich gehen, da in Portugal keine Jagdgesetze gehalten werden. Von uralten Zeiten her existiren zwar solche Gesetze, daß man kein Wild während der Wurf- und Heckezeit erlegen, selbst keine Fische in Flüssen zur Laichzeit fangen soll; Uebertreter dieser Gesetze wurden mit der Exportation nach Afrika bedroht, allein solche Gesetze, die noch vor Pombals Zeiten gegeben wurden, sind längst verjährt, Niemand erinnert sich ihrer mehr. Man schießt daher zu jeder Zeit, und ohne Rücksicht auf Geschlecht, ob es männlich oder weiblich, ob es trächtig ist oder auf Eiern brütet, Alles nieder, was nur das Gewehr erreichen kann, weßhalb denn auch in ganz Portugal das Jägerhandwerk nichts einbringt, und auf den Märkten der Hauptstädte außer Kaninchen, Rebhühnern und Enten keine Art von Wildpret zu finden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sklavenemancipation.

(Schluß.)

Diese Darstellung über die Folgen des Lehrlingssystems sind aus einem Artikel des Edinburgh Review vom Januar d. J. gezogen. Dieser Artikel ist zu einer Zeit geschrieben, wo man noch nicht an die neuern Verhältnisse zu den Vereinigten Staaten dachte, und darum ist die Schilderung unbefangener ausgefallen. Der Verfasser verhehlte sich freilich nicht, daß manche partielle Bedrückung vorgegangen seyn mochte, und bemerkt deßhalb: „Wo ein brutaler Aufseher mit einer schwachen Magistratsperson zusammen traf, da läßt sich freilich unmöglich sagen, bis auf welchen Grad die Unwissenheit der Neger benutzt wurde: Gewaltthaten wurden hie und da verübt, die Befugniß, einen Neger 24 Stunden einzusperren, mißbraucht, Spitäler unter dem Vorwand von Gesundheitsmaaßregeln in Gefängnisse umgewandelt; bei dem Mangel an Uhren mochten die Neger über die gesetzliche Zeit bei der Arbeit zurückgehalten, die Magistrate bei dem Versuch, diese Vergehen zu bestrafen, behindert worden, Anklagen gegen Personen, die ihre Macht gegen die Sklaven mißbrauchten und entdeckt wurden, mögen häufig verworfen worden seyn. Aber wenn man zugeben muß, daß große Ungerechtigkeit in weiterm Umfang auf diese Art verübt wurde, so kann man eben so sicher behaupten, daß große Grausamkeit nicht verübt werden konnte. Grausamkeit in einzelnen Fällen mag vorgekommen seyn, mehr als man sich träumen läßt, aber systematisch geübte Grausamkeit in weiterem Umfang konnte unmöglich verborgen und ungestraft bleiben, und es ist bekannt, daß in allen Districten kaum ein Monat verging, wo nicht irgend ein Aufseher auf die Klage eines Negers hin gestraft wurde." Dieß mag wohl die richtigste Ansicht seyn, und rechtfertigt, was wir oben sagten, daß der durch das Lehrlingssystem hervorgerufene Zustand nur im Vergleich mit dem vorhergegangenen gut genannt werden konnte.

Wenn demnach auch für die Feldneger der Erlaß der weitern Lehrlingszeit gefordert wird, so kann man diese Forderung nicht gerade tadeln; von Gefahr bei dem Uebergang zur Freiheit kann jetzt nicht mehr die Rede seyn, ja die Gefahr könnte eher bei einem längern Zögern wachsen, und wenn die Pflanzer über Ungerechtigkeit klagen, so kann man ihnen mit vollem Rechte erwiedern, daß sie die Entschädigungssumme eingesteckt, die Bedingungen der Zahlung aber nur widerstrebend und in sehr ungenügendem Maaße erfüllt hätten. Der Schaden der Pflanzer möchte überhaupt mehr eingebildet als wirklich seyn, denn wie in Antigua seit der Freilassung die Productionskosten um ein Sechstheil bis ein Fünftheil sich ermäßigten, so geschah es auch auf den Bermuden, wo gleichfalls die Sklaven alsbald freigelassen wurden, und auf manchen einzelnen Pflanzungen der verschiedenen Inseln, so daß nach dem Zeugniß der oben erwähnten Herren Sturge und Harvey mehr als ein Plantagenaufseher erklärte, völlige Emancipation möchte wohl für beide Theile das Beste seyn, da, wie einzelne Erfahrungen ausweisen, ein Metayersystem den Interessen des Gutsherrn und des Negers am entsprechendsten seyn würde; übrigens ist die Furcht, daß nach der gänzlichen Emancipation die Felder aus Mangel an Arbeitern nicht würden bestellt werden können, so gut als verschwunden, wenn es gleich auf der andern Seite richtig ist, daß viele Neger die Feldarbeit aufgeben, und sich in der Hoffnung leichterer und einträglicherer Arbeit in die Städte ziehen werden.

Was indessen auch noch für Unbequemlichkeiten und einzelne Nachtheile aus dem gegenwärtigen Zwischenzustande hervorgehen mögen, ob die Feldneger gleichfalls wie die Hausneger am ersten August dieses Jahres die vollkommene Freiheit erhalten oder noch ein oder zwei Jahre als Knechte, aber ohne Lohn, arbeiten müssen; alles dieß sind jetzt ziemlich gleichgültige Dinge geworden, denn im Ganzen ist die Emancipation als gelungen anzusehen, und der Beweis ist hergestellt, daß sich die farbige Bevölkerung mit ihren mannichfachen Abstufungen auf dem amerikanischen Boden im bürgerlichen Leben entfalten und ausbilden wird. Zwar herrscht auch hier, wie natürlich, ein bedeutendes Vorurtheil gegen die Farbe, namentlich in Barbados, das in einer Zeitschrift deßhalb mit boshaftem Seitenblick Little America genannt wird, obwohl gerade hier die farbige Bevölkerung durch Reichthum und Zahl bedeutend ist, auch einige der angesehensten Kaufleute der Insel in sich schließt. Aber Englands Herrschergewalt ist stark und verständig genug, um den Haß der Farbe in die gehörigen Schranken zurückzuweisen; schon sind manche Farbige zu Magistraten ernannt worden, und England wird sich seine Stellung

Digitized by Google

eben dadurch sichern, daß es als Vermittler zwischen der weißen und farbigen Classe auftritt, die, sich selbst überlassen, nur in eine erbitterten Kampf gerathen könnten, der nicht zum Vortheil der Weißen ausschlagen würde.

Die nun als vollzogen zu betrachtende Emancipation kann nicht ohne bedeutenden Einfluß auf das Schicksal Amerika's bleiben, zunächst aber wird sich dieser Einfluß auf die nichtenglischen westindischen Inseln und Nordamerika erschränken. Holland und Dänemark haben gleich nach Eingehung der Verträge zu Abschaffung des Sklavenhandels Maaßregeln ergriffen, um die Neger einem bessern Zustande entgegen zu führen, und man hört zum Mindesten nichts, daß ihre Besitzungen im Innern gefährdet wären; aber in Cuba werden fortdauernd neue Sklaven eingeführt, und hier gewährt nur theils die mildere Behandlung, theils der wohlthätige Einfluß der gemeinsamen Religion einigen Schutz, auch ist noch zu viel Land unangebaut, und die Lage von Cuba gegenwärtig zu eigenthümlich, und dem Fortschritt behülflich, so daß hier die Sache noch geraume Zeit den alten Gang gehen mag. In den französischen Inseln aber ist bereits dieselbe Lage der Dinge eingetreten, wie auf den englischen vor der Emancipation: die Sklaven sind im Werthe gefallen, der Handel der Colonie leidet, und eine starke Truppenzahl ist nöthig, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Die Regierung sucht das Loos der Sklaven zu verbessern, viele Freilassungen fanden auch statt, aber von Martinique entfliehen die Sklaven auf schlecht gebauten Flößen nach den benachbarten englischen Colonien Dominica und Ste. Lucia, auf welcher letztern bereits 600 derselben angesiedelt sind. Die zahlreiche farbige Classe, worunter sich viele Gutsbesitzer befinden, sind für alsbaldige Emancipation, aber die französische Deputirtenkammer ist zu sehr mit ihren kleinlichen Intriguen beschäftigt, zu machtlos und zu unwissend, um sich ernstlich mit dem Zustand der Colonien zu beschäftigen, die übrigens auch wegen ihrer geringen Zahl zu wenig die allgemeine Aufmerksamkeit der Nation in Anspruch nahmen, welche durch die Ereignisse der Revolution und des Kaiserreichs aller Colonialpolitik entfremdet wurde.

Den bedeutendsten Einfluß muß die Emancipation immer auf Nordamerika äußern, dessen Sklaven und dessen farbige Bevölkerung sehnsüchtige Blicke auf die englischen Besitzungen richten, wo es keine Sklaven mehr gibt, und der freie Farbige als Mensch, nicht als Auswürfling behandelt wird, und eine achtungswerthe Stellung in der Gesellschaft einnimmt. Mögen daher die westindischen Pflanzer den Jahrestag der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten feiern, wo der Herr noch unumschränkt über seine Sklaven gebietet, und das Gesetz sie von allem Unterricht ausschließt, sie werden so wenig die Emancipation ungeschehen machen, als die Pflanzer der Vereinigten Staaten sie verhindern können; denn das Klima und die Natur des Bodens ist mit den Farbigen gegen die Weißen im Bunde, welche den Boden nicht bearbeiten können, ohne in kurzer Zeit hinzuwelken und zu sterben. Die einzige Frage ist nur, wie wird die Veränderung vor sich gehen. In diese Frage ist das Schicksal Nordamerika's oder vielmehr der Union eingeschlossen.

Anlegung eines Canals durch den Isthmus von Panama.

Nachrichten aus Quito vom 29 October v. J. scheinen den frühern Mittheilungen über die Anlegung eines Canals durch den Isthmus von Panama eine gewisse Consistenz zu geben. Eine französische Compagnie wird sich mit der Ausführung dieses großen Unternehmens befassen, sobald die Sache beschlossen ist, und die nöthigen Fonds durch die reichsten Einwohner, Pflanzer und Kaufleute von Martinique (?) unterzeichnet sind. Das officielle Journal der Regierung von Quito, die Gaceta del Ecuador, enthält hierüber ein Schreiben des Hrn. Victor Bécaffe an den Präsidenten der Gesellschaft der „Freunde des Landes" zu Panama. Hr. Bécaffe und einige andere Gelehrte scheinen sich nach Panama begeben zu haben, um die Oertlichkeit zu untersuchen, und sich der Mittel zur Ausführung des Vorhabens zu versichern. Diese Ingenieure sind in verschiedenen Richtungen von Panama abgereist, und das Resultat ihrer Nachforschungen scheint sehr günstig ausgefallen zu seyn. Alle Schwierigkeiten des Unternehmens wurden reiflich abgewogen, und trotz der zahlreichen Hindernisse, die sich auf mehrern Punkten darbieten werden, setzen sie doch das vollkommenste Zutrauen auf das Gelingen des großen Plans. Das Institut, an welches diese Zuschrift gerichtet war, hat der Compagnie ihren Schutz und Beistand in Allem, was diese unermeßliche und wichtige Arbeit befördern kann, versprochen.

Chronik der Reisen.

Reise in Arabien. Von L. Wellsted.

(Fortsetzung.)

Wellsted wünschte nun einige Tage unter den Beni Dschânabah, deren Scheikh sein Freund geworden war, zu verleben. Am 6 December trat er nebst fünfzig Begleitern auf Kameelen den Marsch durch die Wüste an. Der Tag war heiter und frisch. Die unbegränzte eintönige Ebene ohne Wasser, kaum noch irgend etwas Lebendem, bildete mit den ungeschlachten Bewegungen der Beduinen, mit ihrem leichten Wuchs, entschlossenem Auge, compactem Körper und schwarzen Haaren, die frei bis auf den Gürtel hinabfließen, ein großartiges Ganzes. Nach einem Ritte von sechs Stunden kamen sie zu Hügeln mit Gummibäumen (Acacia vera) bewachsen. Es wird hier nur wenig Gummi gesammelt, da der Verkauf desselben die Mühe nicht bezahlt. Sie hielten in dieser Gegend und lagerten sich unter einem Baum um ein großes Feuer, einige Beduinen, die zu ihnen stießen, wurden um Lebensmittel gesandt; sie brachten Reis und Datteln, welche ein kräftiges Abendessen gewährten. Erzählungen eigener und der Väter Großthaten füllten nebst Heldengesang den Abend aus. „Die einzige Begleitung des Gesanges ist ein rohes Saiteninstrument mit zwei Saiten. Obwohl nichts entfernter von unsern Begriffen von Melodie ist, als ihre Arien, so passen doch ihre Gefühle und der Ausdruck bewunderungswürdig zu den Scenen, die sie beschreiben, und sie sind das vollkommenste Gepräge ihrer Seele." Es ist zu bedauern, daß wir fast keine beduinischen Arien besitzen, ja daß selbst der eigentliche Beduinen-Roman (wie Antar) dem größern Theil des Publicums unbekannt ist.

Die Beni Dschânabah (Söhne der Fremde), ungefähr 8500 Mann stark, sind die südlichen Nachbarn der Beni Abi Ali. Sie dehnen sich zerstreut bis gegen das Vorgebirge Isolette hin aus. Ihr Scheikh,

Digitized by Google

der über wichtigere Fälle entscheidet und dem Sultan von Makrat über das Verhalten des Stammes verantwortlich ist, hält sich in Sur auf. Sie theilen sich in zwei Haufen, wovon der eine vom Fischfange lebt, die andern sind Hirten, die sich zur Zeit des Monsun mit ihren Heerden in die Thäler zurückziehen und in Höhlen leben als regelmäßige Troglodyten. Es ist merkwürdig, daß die arabische Küste bis gegen Makran in Indien von einem sich in mancher Hinsicht ähnlichen Menschenschlage bewohnt wird, welche von den eigentlichen Beduinen in manchen Gegenden so verachtet werden, daß sie sich auf keine Weise mit denselben vermischen wollen. Die See ist zwar sehr fischreich, doch sind die Fischer außerordentlich schlecht ausgerüstet. Sie haben nicht einmal Boote genug. Sie behelfen sich daher meistens mit einer oder zwei aufgeblasenen Häuten mit einem Brette quer darüber. Es läßt sich leicht denken, daß Unglücksfälle sehr häufig sind, und nicht selten ein großer Fisch Jagd auf den Fischer macht.

Am 9 December kehrte Wellsted zu den Beni Abi Ali zurück, die er am folgenden Tage verließ. Er mußte seinen Gastfreunden, die ihn, bis er das Dorf Beni Abi Hasan erblickte, begleitet hatten, versprechen, das nächste Jahr wieder zu kommen und länger in ihrer Mitte zu verweilen, dann wollten sie ihm ein Haus, wie sie in Indien sind, erbauen.

Dem Wadi Getha entlang, dessen Ufer mit Gesträuchen bewachsen sind, zog unser Reisender durch ganz Dschanan hinauf und erreichte (nach 42 englischen Meilen) Bediah. Unter diesem Namen versteht man sieben Dörfer von 2 bis 500 Häusern, in sieben Oasen gelegen. Der Platz, auf dem sie stehen, ist 6 bis 8 Fuß aufgegraben und die Erde am Rande in Hügel zusammengetragen. „Da dieß die erste Oase war, die ich in meinem Leben sah, so war meine Aufmerksamkeit mächtig gespannt. Diese, wie alle Felder in Oman, verdanken ihre Fruchtbarkeit der Bewässerung, welche hier mehr chinesisch als arabisch ist. Da der größere Theil des Landes weder Quellen noch Flüsse auf der Oberfläche hat, so suchen sie unter derselben auf Anhöhen Quellen und Brunnen. Wie sie diese auffinden können, weiß ich nicht. Es scheint sich eine eigene Menschenclasse damit zu beschäftigen, welche zu diesem Zweck im Lande herumziehen. Ich sah einen Brunnen 40 Fuß tief, was für ihre Kunst spricht. Von der Quelle wird ein Canal mit mäßigem Abfall in jener Richtung, wohin man das Wasser zu führen gedenkt, gegraben, etwa 4 Fuß breit und 2 Fuß tief. Es gibt wenige bedeutendere Städte, welche nicht vier oder fünf solche Wasserleitungen (falaich) besäßen. Auf diese Art bewässertes Land erzeugt fast alle Früchte Arabiens, Persiens und Indiens ohne andere Cultur in der größten Ueppigkeit. Mandel- und Feigenbäume sind von so enormer Größe, und die Orangenbäume sind so dicht mit Früchten übersäet, daß man, wie ich glaube, kaum den zehnten Theil davon sammeln kann. Wie dicht der Schatten unter dem Laubwerke sey, mag die Kühle zeigen. Ein Thermometer dahin gebracht, fiel um 10 Grad."

Eine Eigenthümlichkeit jeder Wüste, die auch von Wellsted beständig erwähnt wird, ist der große Thau, der den Boden wie ein mäßiger Regen benetzt. Der Grund scheint uns dieß zu seyn: unter dem Sande liegt an vielen Orten Wasser, wie oben angedeutet wurde, welches zum Theil durch den in der Sonnenhitze glühenden Sand verdünstet wird. Nach Untergang der Sonne aber nimmt der Sand als guter Wärmeleiter wegen dem darunter befindlichen Wasser eine sehr niedere Temperatur an, und verdichtet so die häufigen Dünste. Die Nächte sind daher selbst nach dem heißesten Tage kühl — verhältnißmäßig kalt. Bei dieser durch den Sand künstlich erzeugten Temperaturerhöhung und daraus hervorgehenden Dunstentwicklung erklärt sich die enorme Fruchtbarkeit der Oasen sehr leicht. Denn diese, obwohl immer noch in einer bedeutend hohen Temperatur, sind, weil sie die Sonnenstrahlen nicht so reflectiren wie der Sand, viel kühler als die umgebende Wüste, deren Dünste sie daher fortwährend verdichten. Wo immer eine Pflanze steht, findet sich viel Feuchtigkeit unter ihrem Laube.

Der nächste Platz von einiger Bedeutung ist Ibrah. Der Weg dahin führt zwar in der Hauptsache durch die Wüste, jedoch wird das Oede durch viele Oasen mit unter schattenreichen Bäumen versteckten Dörfern gemildert. Ibrah liegt nun größtentheils in Ruinen. Sobald man von der Wüste in die Oase tritt, fühlt man einen auffallenden Unterschied der Atmosphäre. Die Luft ist kalt und feucht, der Boden allenthalben mit Feuchtigkeit gesättigt, und weil der Schatten so dicht ist, hat das Ganze ein finsteres und düsteres Aussehen. Die Häuser sind daher sehr hoch, um doch einige Sonne zu haben, und mit Verzierung in Stukko überhäuft, wovon manche sehr geschmackvoll sind. Auf den Dächern erblickt man wohl bisweilen Kanonen. Ibrah ist wegen der Schönheit seiner Frauen mit Recht berühmt. Dabei spielen sie nicht so sehr die Zurückgezogenen. Außer der Stadt sah unser bedeutender Reisender sich einige solcher Nymphen baden, deren schöne Glieder, ungeachtet er sich näherte, unbedeckt blieben. Als er in sein Gezelt kam, war es mit Weibern gefüllt, jedes Kästchen war umgekehrt und ausgeleert zu ihrer Einsicht, und als er Vorstellungen gegen ihr Betragen machen wollte, verhielten sie ihm den Mund mit ihren schönen Händen. Gegen Abend verließen sie sein Gezelt. Doch nun kam eine weit unangenehmere Visite. Ein Mola (Maula) mit einigen fanatischen jungen Leuten kam zu ihm, um zu disputiren (nicht directe zu bekehren). Es wäre nur gute Lebensart, wenn die Araber auch einmal die Engländer in ihr Paradies einlüden, da doch die Engländer so viele Missionäre und Bibelübersetzungen senden, um die Moslimen in den Himmel einzuführen.

In Semmed, einer bedeutend großen, doch nur von 400 Menschen bewohnten Oase, hatte unser Reisender das Vergnügen, seinen Waffenbruder Lieutenant Whitelock zu treffen. Fast jeder auch noch so unbedeutende Ort dieser Gegend hat einige Festungswerke, welche in manchen Städtchen, wie in Mima, von Bedeutung sind. Die verschiedenen Städtchen sind nämlich von einander völlig unabhängig und deßwegen sehr häufig in Zehden miteinander, welche um so heftiger sind, weil wegen der freien Regierungsart jeder persönlich von Eifersucht oder Rachelust glüht. Denn obwohl der Scheikh in manchen Fällen sehr große Macht besitzt, so geht diese doch nur so weit, als er im Sinn seiner Gemeinde handelt, was, da diese so klein ist, gar leicht geschehen kann. Das Gefühl der Freiheit, Waffenlust, Stammesstolz und Eifersucht, oder Verachtung der Nachbarn scheinen die rein menschlichen Anlagen des Beduinen genug zu beschäftigen, daß sie weder in schmutzige Gewerbsucht, noch Fanatismus ausarten. Einer ihrer Weisen äußerte mit dem Beifall aller Anwesenden, daß für jedes Land seine Religion die beste sey, und anderswo sah Wellsted ungescheut Branntwein trinken, in Tanuf (Ta'nuf?) wurde er wohl gar in eine Moschee (Medschid) einquartirt, welche in Oman allgemein zugleich als Karawanserai benutzt wird, während die Sophien-Moschee in Konstantinopel, die Moschee Azhar in Cairo und der ganze Hedschas seinem Unglauben zugänglich ist, denn Fanatismus und Contemplation gehen Hand in Hand mit Knechtschaft.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 156.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

5 Junius 1838.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Die Juſuffei's.

Die Studien der Orientaliſten, die politiſchen Beſtrebungen und die Reiſen einzelner ausgezeichneter Männer bringen allmählich einiges Licht auch auf die dunkelſten Partien der Geſchichte und Ethnographie Aſiens. Der wichtige Stamm der Juſuffei's, *) Euſofzys von den Engländern geſchrieben, war noch vor dreißig Jahren, ja noch vor zehn, kaum dem Namen nach recht bekannt, und doch hat er unter dem Namen der Patans, der Rohillas, der Afghanen, eine große Rolle in den Angelegenheiten Indiens geſpielt. Ritter hat ſchon (ſ. Aſien Bd. V. S. 213 ff., Bd. IV. S. 1142 ff.) auf ihre Wichtigkeit aufmerkſam gemacht, und ſie als eine neue Einwanderung kräftiger, nördlicher Stämme unter das erſchlaffende Volk der Hindus bezeichnet, und Dorn aus ihrer Geſchichte ein bedeutendes Bruchſtück im Bulletin scientifique de l'Académie de St. Petersbourg. Tom IV. Nr. 1 et 2 mitgetheilt, ein Bruchſtück, das zwar nur einen Theil ihrer ältern Geſchichte umfaßt, doch aber auf ihre Wichtigkeit ſchon in jener frühern Zeit, nämlich im 16ten und 17ten Jahrhundert ein bedeutendes Licht wirft, ihre Verhältniſſe mit dem Herrſcherſtamm der Mongolen, deſſen beſte Stütze ſie in den letzten zwei Jahrhunderten waren, aus einander ſetzt, und durch die Mittheilung der Zeit ihrer Einwanderung ins öſtliche Afghaniſtan Bewunderung erregt über ihre weite Ausbreitung und die Macht, die ſie unter verſchiedenen Namen und Formen in einem großen Theile Indiens ausgeübt haben und noch ausüben.

In dem erwähnten Auszug aus der Geſchichte der Juſuffei's heißt es: „Die Schechi-Nation, wozu auch die Juſuffei gehören, wohnte urſprünglich in Garra und Roichkeo, allein ein unglücklicher Krieg mit den Gurgakhail, die Mukkur und Karabagh *) bewohnten, bewog ſie nach Cabul auszuwandern.“ Ihre Hülfe verſchaffte dem Mogolen Ulug Begh, der ſich mit einer kleinen Schaar ſeiner Landsleute damals im Afghanenlande befand, die Oberherrſchaft. Dieß Ereigniß mochte in die Jahre 1460 bis 1480 fallen, den Ulug Begh war damals noch jung und ſtarb im Jahre 1501. Dieſe Hülfe ward ſchlecht vergolten, denn Ulug Begh entledigte ſich ſpäter ſeiner Freunde, indem er eine große Anzahl der vornehmſten Häupter der Juſuffei's verrätheriſch überfallen und niedermetzeln ließ, worauf der Stamm ſich auf den Südoſtabhang des Gebirgs in die Nähe von Peſchawer hinzog, und im Laufe von etwa 20 Jahren das ganze Gebiet bis an den Indus und zum Theil noch oſtwärts von demſelben unter ſeine Botmäßigkeit brachte. Die mannichfachen Fehden mit den benachbarten Stämmen, ſo wie mit den Mogolen unter Ulug Begh und nach ihm unter Baber, können uns hier gleichgültig ſeyn; wichtig iſt aber, daß, als Baber die mogoliſche Dynaſtie in Hindoſtan geſtiftet hatte, ſie es waren, aus denen ſich hauptſächlich die mogoliſchen Heere recrutirten, und daß ſie im Laufe der nächſten drei Jahrhunderte ſich, immer gegen Oſten fortrückend, allmählich der Vorberge des Himalaya bis gegen die Gränzen von Nepal hin bemächtigten, dabei aber fortwährend ſich von den übrigen Bewohnern des Landes aus hindu'ſchem Stamme, wie in Sprache, ſo auch in Körperbau und politiſchen Einrichtungen unterſchieden, und nur ſehr wenig ſich mit ihnen vermengten. Dabei zeichneten ſie ſich von jeher als fanatiſche Moslems aus, und wie ſie als ſolche ſchon den letzten Mogolkaiſern gegen die Mahratten weſentliche Dienſte leiſteten, ſo ſetzen ſie jetzt in dem Lande Peſchawer und im öſtlichen Afghaniſtan überhaupt den Kampf gegen die Sikhs fort mit jener wilden Tapferkeit, die ſie öfter ins Verderben, doch aber auch manchmal ſelbſt gegen disciplinirte Truppen, wie die der Sikhs, zum Siege geführt hat. An ihrem Muthe hat ſich bis jetzt alles Vordringen Randſchit Singhs gegen Cabul hin gebrochen, und die oft erwähnten Kämpfe am Kheiberpaſſe ſind

*) Dieß iſt nach der Mittheilung des Orientaliſten Dorn im Bulletin scientifique de l'Académie de St. Petersbourg. Tom. III. Nr. 17, die rechte Schreibart. Der Stamm iſt dort nach der alphabetiſchen Ordnung als der letzte aufgezeichnet, er umfaßt aber im Grunde die Mehrzahl der öſtlichen Afghanenſtämme. Der Name bedeutet, Söhne Joſephs, indem die Endung sei im afghaniſchen Dialekt (Puſchtu) dasſelbe wie im perſiſchen Sadeh (genitus) bezeichnet.

*) Dabei darf man freilich nicht an das Karabagh in der kaukaſiſchen Landenge, eben ſo wenig wie bei den Scheki an die Provinz jenes Namens ſüdlich vom Kaukaſus denken, obwohl das Zuſammentreffen allerdings ſeltſam iſt.

Digitized by Google

von ihnen hauptſächlich gefochten werden, da auch die Rheikeris zu ihrem Stamme gehören.

Die öſtlichen Juſufſei's, in dem ſogenannten Rohillend *), ſind ſeit dem J. 1803 unter engliſche Herrſchaft gefallen, beugen ſich aber nur widerwillig unter das fremde Joch. Randſchit Singh und die Engländer haben ein gleiches Intereſſe gegen ſie, und wenn erſterer mit Tode abgeht, ſo wird eine neue Zeit der Thätigkeit für ſie anbrechen, denn ſeine Kriege und Eroberungen haben namentlich ſie am meiſten betroffen. In dem großen Drama, das vielleicht bald in den Landen zwiſchen dem kaſpiſchen Meere und dem Indus aufgeführt wird, werden ſie gewiß noch eine große und wichtige Rolle ſpielen; ihr wilder Muth, ihre ausdauernde Tapferkeit können den Engländern, je nach dem Gang der Ereigniſſe und der Geſchicklichkeit in der Leitung, große Vortheile oder große Gefahr bringen; denn die zahlreichen Muhammedaner des Pendſchab werden, ſobald durch den Tod Randſchit Singhs die Herrſchaft der Silhs wankend wird, gewiß mit ihnen gemeinſame Sache machen, um ſich dem aufgezwungenen oder drohenden Joche der Ungläubigen, d. h. der Sikhs, zu entziehen. Dieß iſt der Zeitpunkt, wo die Engländer in die Angelegenheiten des Pendſchab werden eingreifen müſſen.

Lebensbilder aus Portugal.

Eine Waſſerreiſe nach der Villa d'Alcacer do Sal.

(Fortſetzung.)

In der Gegend von Pinheiro verengert ſich das breite Waſſerbaſſin bis auf ½ Legoa Breite, jenſeits rechts aber zieht ſich ein niederes Land bis an die gegen 5 Legoas entfernte Serra de Grandola. Fährt man aber nur noch eine kleine Strecke weiter, ſo treten die Ufer des Fluſſes noch näher, und wohl höchſtens bis auf einige hundert Schritte zuſammen, und auf eine Erſtreckung von beinahe drei Legoas bis zur letzten großen Krümmung des Stroms, wo er dann nur die Breite der Fulda bei Kaſſel hat, erblickt man zu beiden Seiten Salinen, bald zuſammenhängend, bald unterbrochen, bald mehr auf der einen, bald mehr auf der andern Seite. In der trocknen Jahrszeit ſind dieſe in der größten Thätigkeit, gegenwärtig, im Februar, wo die meiſten Regen zu fallen pflegen, auch die Pfannen von Ueberſchwemmungen oft heimgeſucht werden, ſtanden ſie aber alle verlaſſen; hie und da erblickte man noch eine mit Schilfſtroh überdeckte Salzpyramide, zum Zeichen, daß das Salz keinen Abgang gefunden. Lachende Ufer, ſo wie man ſie an deutſchen und franzöſiſchen Flüſſen findet, wo die Cultur der Felder, die Baumzucht, die beholzten Berge, die Flecken und Dörfer ſo hundertfältige Abwechſelungen bieten, ſelbſt die uferhaltenden Weidenpflanzungen ſo angenehm ins Auge fallen, ſieht man hier nirgends, höchſtens erblickt man nur ſtellenweiſe eine Schilfbekleidung auf weichem Schlamm, ſelten ein Stück urbar gemachtes Land, und die Anhöhen mit den dunkel belaubten Olivenbäumen bepflanzt, die wahrlich kein freudiges Bild einer Landſchaft abgeben, keine freundlichen Ortſchaften, kein grüner Wald kommt zum Vorſchein. In dieſer Hinſicht hatten wir alſo ſehr wenig Genuß, und ich bin verſichert, daß, hätte uns nicht ein gebildeter, ſehr erfahrner Landeigenthümer und Pächter großer Güter, der uns als Freund meiner Wirthe begleitete, um nach ſeinen Beſitzungen bei Alcacer zu gehen, auf eine belehrende Weiſe von ſeiner Landwirthſchaft und dem Schaden unterhalten, den er durch Don Miguels Truppen erlitt, die ihm ſeine Häuſer anzündeten, wir einen großen Theil dieſer einförmigen Waſſerfahrt wahrſcheinlicherweiſe verſchlafen haben würden, denn ſelbſt nicht einmal Möven erſchienen, auf die man die Gewehre hätte abdrücken können. Erſt nur, als wir in den großen Bug des Sado einlenkten, der hier zwiſchen näher gerückten Bergreihen hervorkommt, veränderte ſich die Scene, und es zeigte ſich kaum noch eine Viertelſtunde entfernt das alte Alcacer mit ſeinem verwitterten Caſtell und Kloſter auf dem darüberhangenden Berge, auf eine überraſchend maleriſche Weiſe, die hinreichend für die bisherige Monotonie entſchädigte. Unten, längs dem rechten Flußufer, zieht ſich das Städtchen in einer langen Straße hin, deren Hinterhäuſer durchgehends vom Fluſſe beſpült werden, ſo daß dieſe äußerſt bequem zur Ein- und Ausſchiffung von Waaren liegen, was denn auch dieſem Orte, deſſen ſteinerne Häuſer alle einen weißen Anſtrich haben, ein gewiſſes Anſehen von Handelsbelebtheit und Induſtrie gibt, beſonders da auch hier immer eine Menge kleiner und großer Flußſchiffe mit Segeln liegen, welche Holz, Kohlen, Getreide, Kork, Salz und andere Landesproducte nach Setubal zu bringen pflegen. Dieſer Anblick des untern Theils mit einer hervorragenden großen Kirche, an deſſen anderm Ende ein Wäldchen von hohen Pappeln ſich anſchließt, die gegenwärtig noch blätterlos waren, davor eine lange, gelb angeſtrichene niedere Mauer, die auf einer Ecke einen niedlichen Pavillon zu tragen ſchien, dann die grünen Saatfelder auf dem linken Flußufer, alles dieſes war ungemein freundlich, und hätten den Beſchauer nicht ſchon aus der Ferne die hohlängigen Fenſterlöcher ohne Glasfenſter angeſtarrt, die auch dem ſchönſten Orte ein ödes und wüſtes Anſehen geben, wie wenn hier ein feindlicher Einfall geſchehen, die Fenſter zerſchlagen, die Häuſer leer ſtänden, man würde nicht geglaubt haben, in Portugal zu ſeyn. Dieſes, und dann die ſchwarzen an dem hohen Burggehänge ſtehenden, ungemein großen Olivenbäume, dann die Burg ſelbſt mit ihren gezackten Mauern, den unregelmäßig vorgeſchobenen, abgeſtutzten, viereckigen Thürmen, dazwiſchen die ausgedehnten Gebäude mit hohen und niedern Dächern, Wänden mit großen und kleinen Fenſteröffnungen, ein ſeltſames Gemiſch von willkürlich zuſammengehäuften Anhängſeln und Nebenflügeln, eine barocke Bauart, zum Theil alterthümlicher Feſtungsſtyl und dann wieder Kloſtergeſchmack, erinnern aber nur zu deutlich und anſchaulich, daß man unter einem fremden Klima, in einem fremden Lande und in Portugal lebt, daß man einen Ort vor ſich ſieht, der ſeine alte und neue Geſchichte haben muß, da dieſe ſcenſche Decoration des Fleckens ſchon allein darauf hinweiſt. Vielleicht komme ich noch in der

*) Roh heißt im Pendſchabdialekt, der Berg. Rohilla das Bergvolk, ein Name, den ihnen die benachbarten Bewohner der Ebene beilegten, denn ihnen ſelbſt iſt dieſer Name unbekannt.

Digitized by Google

Folge auf jene zurück. Gegen 4 Uhr erst landeten wir auf dem gemauerten Quai, der an den kleinen, viereckigen Platz stößt, worauf das Rathhaus, die Casa da Camara steht, mit ihrer Gerichts- oder auch Schandsäule in der Mitte. Die Lamentationen von Verbrechern, vielleicht auch Schuldlosen, aus den mit Eisengittern versehenen Fensterlöchern der untern Räume des Rathhauses um Brod schreiend, waren das Erste, was uns entgegenschallte, und man muß gewiß herzlos seyn, wenn man ungerührt diese heulenden Stimmen anhören und die halbnackten Gestalten hinter den Eisenstäben mit ansehen kann. P. L., der wohlhabende Landmann, der gegenwärtig einen Sitz in den Cortes einnimmt, wo er aber sich schweigender als in unserm Schiffchen benimmt, bestieg sogleich ein schönes Maulthier mit breitem Sattel, welches schon für ihn bereit stand, legte sein Gewehr quer vor sich, und ritt, begleitet von seinem Hühnerhunde und einem Knechte zu Fuß, der einen alten Muskedonner verkehrt auf die Schulter nahm, von dannen nach seinem Pachtgute, dessen Eigenthümer, wenn ich recht vernommen, der Graf von Sabugal ist.

Einen Gasthof, oder Estallagem, hatten wir nun nicht lange zu suchen, er nahm die ganze eine Seite des kleinen Rathhausplatzes, diesem gegenüber, ein; es war ein großes, steinernes Haus mit adeligem Wappen, ich weiß nicht welcher Familie, an seiner Ecke, in einen hervorstehenden Stein mit Grafenkrone gehauen. Hé hum palacio velho, sagte man, denn die portugiesische Großthuerei in diesem Stücke gibt darin der italienischen nichts nach; das Haus eines Edelmanns ist immer ein Palast, und wenn es auch nicht viel größer ist als manche wohlhabende Bauernhäuser. Doch in manchen Gegenden Deutschlands heißen ja auch noch die ganz gewöhnlichen alten Wohnungen der Edelleute Schlösser, und in Frankreich sind es die Chateaux.

Wir traten in das Hauptportal dieses Palastes ein und befanden uns auf einer nicht sehr breiten Hausflur, die eigentlich nur einen Gang bildete, der gerade aus zum Pferdestall führte, links aber abbog und den Eingang zu der Treppe nach der obern Etage bildete. Kurz vor uns waren hier eine Menge mit Oel beladener Maulthiere eingekehrt, und ihre Ladung, in geschmeidigen und von dem Inhalte beschmierten Bocksbeuteln, diesen vollstrotzenden Oders, die wie abgeschlachtete fette Schweine dalagen und alle Viere von sich streckten, gestattete kaum eine Passage zur Treppe, da man sie so ganz ungenirt auf dieser schmalen Flur ausgebreitet hatte. Später am Tage wurden diese stinkenden Beutel zwar etwas mehr geordnet, allein doch nicht so, daß ich nachher im Dunkeln und in der Eile, womit ich den Gang durchschritt, nicht über den einen hingestolpert, und dann einen andern, der mich sehr weich empfing, umarmt hätte. Die breite hölzerne Treppe führte zuerst in einen Raum, der, der gewölbten Decke nach zu urtheilen, anfänglich ein weiter großer Saal war, den man aber jetzt zum Logement für Gäste in viele kleine Kammern durch bretterne Wände getheilt hatte, deren Gewicht, ungeachtet die Scheidewände nicht so hoch waren, daß sie bis an die Decke reichten, dennoch so groß war, daß der Fußboden sich hie und da senkte und solche Undulationen machte, die auf einen baldigen Einsturz schließen ließen. Diese kleinen Schlafkämmerchen, in welchen aller Wahrscheinlichkeit nach in der heißen Jahrszeit Millionen von Wanzen hausen, die ihren Sitz in den tannenen Brettern haben, sind nur für Gäste des niedern Ranges bestimmt; wir drei Vornehmeren wurden sogleich in ein großes langes und recht reinliches Zimmer mit vier Fenstern nach dem Platze zu, und drei Betten nebst zwei massiven Tischen und sechs hölzernen Stühlen einquartiert. Ein noch junges, aber höchst mürrisches Geschöpf schloß uns die Thüre auf und entfernte sich, ohne weitere Anfrage, ob uns auch etwas gefällig sey.

(Fortsetzung folgt.)

Hungersnoth in Indien.

Das Asiatic Journal vom Mai dieses Jahres enthält hierüber Folgendes: „Furchtbar sind die Berichte, welche jeder Monat über das Elend bringt, welches durch die Theurung in mehrern Theilen der englischen Besitzungen, namentlich in den obern Provinzen, veranlaßt wurde. In Europa kann man sich kaum einen Begriff von der Größe und Ausdehnung des Unglücks machen, welches aus einer solchen Ursache entspringt. Unter einer Bevölkerung, die ganz von Korn lebt, ist Mangel an diesem unentbehrlichen Artikel unendlich zerstörender, als in Ländern, wo auch eine Menge andere Dinge gegessen werden. Fügt man hinzu, daß das Volk im Orient wenig oder gar nicht an den kommenden Tag denkt; daß sie keine Vorräthe für eine Zeit des Unglücks aufgehäuft haben; daß sie wenig oder kein bewegliches Vermögen besitzen, das sie verkaufen können; daß es keine Wohlthätigkeits-Gesellschaften, keine Arbeitshäuser, keine öffentliche Mildthätigkeit gibt, und daß Privatmildthätigkeit eine in Indien fast unbekannte Tugend ist; daß die Aussicht auf eine Hungersnoth die handeltreibenden Classen der Eingebornen veranlaßt Korn aufzukaufen, um einen hohen Preis zu erpressen; daß sie auf diese Weise eine künstliche Theuerung erzeugen, so muß die Lage der Armen in einer solchen Zeit wirklich kläglich seyn. Die Einzelnheiten aus dem Innern Indiens ergeben wirklich, daß das Land in einem furchtbaren Zustand ist; daß Hunger und Elend in einem unglaublichen Grade herrschen; daß das unglückliche Volk flieht, ohne zu wissen wohin, nur aus der Heimath fort, wo sie sterben müssen, und alles dieß ist eher zu wenig, als zu viel gesagt. Auch scheint in diesem Fall nicht einmal diejenige Milderung einzutreten, die aus der Ueberzeugung entspringt, daß das Elend nur vorübergehend sey; denn es ist höchst wahrscheinlich, daß in manchen Strichen auch die Frühlingsernte fehlschlagen wird." Die Nachrichten reichen bis zu Mitte Februars.

Chronik der Reisen.

Reise in Arabien. Von L. Wellsted.

(Fortsetzung.)

Etwa 65 geographische Meilen von Muscat landeinwärts ist der Grünberg (Dschebel achdhar), eine Gruppe von Bergen, welche von Osten nach Westen (in ihrer größten Ausdehnung 50 englische Meilen) hinläuft, die größte Breite beträgt 18 englische Meilen, der südliche und nördliche Abhang ist steil. Während der Winterregen fällt nicht selten Schnee auf diesen Bergen, doch bleibt er nie liegen. Die Be-

wohner dieser Gebirgsgegend sind die Beni Ryam, welche kaum mehr als 1000 Seelen zählen. Sie mögen sich mit Recht rühmen, niemals unterjocht gewesen zu seyn, obwohl ihre reichen Thäler wenigstens den Muth der benachbarten Stämme reizen möchte. Von ihrem Charakter gibt Wellstead nicht das vortheilhafteste Zeugniß, wahrscheinlich weil sie ihn in Schiraß in kein Haus aufnahmen. Als er nämlich von dem Berge herabgestiegen war, wurde ihm in einigen sehr romantisch gelegenen Weilern Gastfreundschaft angeboten, die er in Hoffnung, in Schiraß, einem Orte von etwa 200 kleinen Häusern, noch wärmer aufgenommen zu werden, zurückwies. In Schiraß wurde er — obwohl ein Engländer und Freund des Sultans von Mascat — wo er immer anklopfte, zurückgewiesen. Endlich führten sie ihn in die Wohnung eines alten Weibes, und hießen ihn es sich bequem machen. Doch die Eigenthümerin, welche bald, nachdem ihr Gast eingekehrt war, mit ihren Schafen und Ziegen nach Hause kam, wendete all ihr Ansehen, ihre Rechte, Scheltworte, Beredsamkeit und vielleicht gar den Besen an, um ihres ungebetenen Gastes los zu werden. So war er nun genöthigt, die Nacht im Freien zuzubringen. Am nächsten Morgen kamen die Einwohner von Schiraß, um ihn zu fragen, wie er geschlafen habe. Wahrlich, im December, in einer Gebirgsgegend, mag dieser Spaß nicht sehr angenehm seyn. Nach dieser Behandlung konnte nun freilich das Urtheil, welches überdieß zum Theil von einigen ihrer die Ebenen bewohnenden Feinde herrührt, nicht sehr gut ausfallen.

„Sie sind zwar robuster und athletischer, als ihre die Ebenen bewohnenden Nachbarn, doch haben sie nicht das gesunde, kräftige und entschlossene Aussehen, das sonst die Gebirgsbewohner auszeichnet, sie scheinen vielmehr früh zu altern, was gewiß dem übermäßigen Genusse des Weines zuzuschreiben ist, der nie bei ihrem Essen fehlen darf; sie entschuldigen das Weintrinken durch das kalte Klima ihrer Gebirge.

„Ihr Wein ist an Geschmack dem in Schiras in Persien wachsenden sehr ähnlich. Er wird in großen Quantitäten in den umgebenden Ländern verkauft (obwohl sie, wie die Beni Ryam selbst, sämmtlich Muhammedaner sind). Die Sitten dieses Stammes sind rauher, als die der wilden Stämme der Wüste. Sie zeigen keine natürliche Neugierde, weder um sich zu belehren, noch zu ergötzen, und, wie es scheint, ermangeln sie wenigstens jener Tugenden der Geradheit und Gastfreundschaft, welche uns an einem Beduinen entweder sogleich einen erklärten Freund oder Feind erkennen lassen."

Ein besseres Urtheil fällt er von den Frauen.

„Die Weiber gehen unverschleiert, doch scheinen die Männer durchaus nicht eifersüchtig zu seyn. So oft wir sie sahen, waren sie entweder mit den Reben beschäftigt, oder einer andern Arbeit für das Hauswesen. Da sie beständig der freien Luft ausgesetzt sind, haben sie eine Festigkeit und Sauberkeit der Züge, die wir vergebens in ihren flachländischen Nachbarn suchen. Dieß, nebst ihrer lebhaften Gemüthsart und großen, doch niedlichen Gestalten, macht sie weit interessanter, als ihre Männer. Und ich bedauerte oft, daß ihnen das Geschick nicht ein besseres Loos anwies."

Nach dieser Gebirgsreise kehrte unser Reisender nach Neswah zurück; während er daselbst mit der Zeichnung der Karte beschäftigt war, ging sein Freund Whitelock nach Mascat, um Geld zu holen, und einen Mann von Ansehen als Führer zu ihrer vorhabenden Reise nach der Hauptstadt der Wahabiten sich vom Sultan zu erbitten. Eine abschlägige Antwort von Seite des brittischen Agenten und der brittischen Kaufleute in Mascat mag Whitelock um so unangenehmer überrascht haben, da er selbst vom Fieber ergriffen war, und als er als Reconvalescent so schwach, daß er weder stehen noch sitzen konnte, zu seinem in Neswah harrenden Freunde zurückkehrte, er ihn nebst seinem Gefolge mit dem Fieber behaftet fand. Seine Krankheit war eine Folge des längern Aufenthalts in dieser Stadt, deren schlechtes Klima keinen Fremden unverschont läßt.

Die Aufmerksamkeit und Gefälligkeit der Beduinen zeigte sich hier nicht minder gut als bei anderer Gelegenheit. Das beste, was Wellstead thun konnte, war, sobald als möglich sich nach Sid zu begeben, einer Stadt, die am Meere gelegen und wegen des gesunden Klima's berühmt ist. Und in der That entsprach das Klima in Bezug auf unsern Reisenden ganz seinem Rufe; zu seiner vollen Genesung mag übrigens die Liberalität des Sultans, die Wellstead von seinen finanziellen Sorgen befreite, nicht wenig beigetragen haben.

Unterdessen zeigte sich ein neues Hinderniß seiner vorhabenden Reise: die Bewohner von Abri, welches auf seinem Wege lag, waren in Feindseligkeiten mit ihren Nachbarn. Unterdessen, obwohl ihm der Sultan diesen Umstand zu beherzigen empfahl, gab Wellstead seinen Plan doch nicht auf, und der Sultan sandte ihm daher einen mit dem Lande wohl bekannten Mann als Führer.

Fünf Tagereisen, nachdem Wellstead Sid verlassen hatte, erreichte er Suwnik. Auf seinem Wege dahin hatte er ein heftiges Ungewitter. Der heftige Regen füllte die Bäche, welche während der warmen Jahreszeit ausgetrocknet sind, mit Wasser, und konnten auch die Kamele leicht hindurchgehen, so verloren doch die Esel leicht ihren festen Stand. Herrlich war der Einfluß der Feuchtigkeit auf die umgebende Wüste. Auf einmal war der Sand mit freundlichem Grün bekleidet. Freilich dauert, da der Thau allein nicht hinreichend ist, das zarte Gras zu nähren, dieser heitere Anblick nicht lange.

Suweik ist am Meere gelegen, mit Mauern umgeben und durch eine Festung geschützt. Die Häuseranzahl beläuft sich auf 700. Die Einwohner leben meistens von Ackerbau und Fischerei, wie überhaupt die Küstenbewohner. Der Beherrscher ist Seyd Hilal, ein Mann von außerordentlicher Schnellkraft, bis zur Verschwendung freigebig und prachtliebend. Die Zahl der Sklaven seines Hauses beträgt nicht weniger als hundert, obwohl sein Gebiet gegenwärtig sehr beschränkt ist, da ihn sein Nachbar, der Scheikh von Sohar, den Einfluß über viele Stämme dadurch raubte, daß er ihnen versprach, keinen Tribut von ihnen zu fordern. Ein Zug weiblichen Muthes verdient hier Platz zu finden. „Vor einigen Jahren fand sich Hilal unter dem Versprechen schon Gehalts bewogen, nach Mascat zu gehen. Er ward angeklagt, daß er die Beduinen zur Empörung gegen den Sultan (von Mascat) reize. Sobald dieß seine Gemahlin vernahm, sammelte sie die Beduinen, die an dem Wohl ihres Mannes Interesse hatten, und wollte selbst mit ihnen vor Mascat ziehen, doch ehe noch die Amazone ihre Streitmacht sammeln konnte, schickte der Sultan einen Theil seiner Macht nach Suweik, um die Festung in Besitz zu nehmen, mit der Botschaft, daß er, würde sie nicht freiwillig übergeben, den Scheikh ermorden wolle. „Gehet zurück," sagte das Weib zu den Boten, „gehet zurück zu denen, die euch sandten, und sagt ihnen, ich wolle die Festung mit meiner ganzen Kraft vertheidigen, und sollten sie meinen Gemahl vor meinen Augen in Stücken zerhauen, so wird es mich nicht ändern." Sie vertheidigte sich auch mit so viel Muth, daß sich die Belagerer mit Verlust zurückziehen mußten. Bald darauf überzeugte sich der Sultan, daß die Anklage gegen Seyd Hilal falsch war, und ließ ihn daher wieder frei. Nicht minder zeichnete sich bei einer andern Gelegenheit die Schwester des Scheikhs aus.

(Schluß folgt.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 157.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen-Lebens der Völker.

6 Junius 1838.

Die Banianen zu Banzibar.

(Aus Ruschenbergers Reise um die Welt.)

An dem Zollhause sahen wir mehrere hoch und schlank gewachsene Männer von hellerer Gesichtsfarbe und weicherer Haut als die Araber. Ihr Costume ist sehr malerisch. Der Kopf ist geschoren bis an den Scheitel, hinten aber ist das Haar lang gewachsen, die Locken aber oben auf dem Kopfe zusammengewunden, und unter einem rothen oder weißen Turban versteckt, welcher ziemlich hoch, ungefähr in der Form einer Bischofsmütze gestaltet ist. Er ist in schöne querlaufende Falten gelegt, statt wie der der Araber gedreht zu seyn, und in der Mitte des untern Rands ist ein kleiner Knoten, dessen Form die Secte bezeichnet, zu welcher der Träger gehört. Die Kleidung besteht aus einem weißen Rock, welcher fest am Nacken anliegt, wie ein Hemd ohne Kragen, und ist mit Hülfe eines Gürtels um die Hüften so zusammen gehalten, daß der untere Theil des Schenkels bloß bleibt. Hinten ist er von entgegengesetzter Seite her zusammengefaltet, so daß er einen spitzen Winkel nach oben bildet; die Aermel sind gerade und weit. Die Füße sind durch Pantoffeln mit aufrecht stehenden Spitzen geschützt. Dieß ist der Anzug der Banianen von indischem Stamme, der unter den Moslems dieselbe Rolle spielt, wie die Juden unter den Christen. Sie sind von den Arabern verachtet und müssen Beleidigungen hinnehmen, ohne sie erwiedern oder sich rächen zu können, selbst wenn ihre Religion, welche Blutvergießen verbietet, ihnen dieß gestattete. Ihre Speisen sind Milch, Ghi oder geklärte Butter, und Gemüse. Man weiß von keinem Morde, den irgend einer von ihnen begangen hätte, obgleich viele Beispiele bekannt sind, daß Banianen von den Arabern ermordet wurden.

Die Züge des Banianen sind regelmäßig, und der Ausdruck ihres Gesichtes mild und gütig. Sie sind die Haupthandelsleute auf der Insel, und man rechnet ihre Anzahl auf 350 zu Zanzibar; sie haben kleine Läden, die einen oder zwei Fuß über die Straße erhaben sind, und hier kann man sie den größten Theil des Tages hindurch mit hinaufgezogenen Knien sitzen, und ihre Rechnungen machen sehen. Sie lassen ihre Familien in Indien, und bleiben vier bis fünf Jahre abwesend, nach deren Verfluß sie auf ein Jahr oder darüber zurückkehren.

Als Vasco de Gama zuerst das Cap der guten Hoffnung umschiffte, befand sich der größere Theil des Handelsreichthums Indiens in den Händen der Banianen. Sie waren berühmt wegen ihrer Offenheit, und eine sehr kurze Zeit genügte, um die wichtigsten Geschäfte abzumachen. Der Verkäufer nannte den Preis seiner Waaren mit gedämpfter Stimme und in wenigen Worten, der Käufer ergriff seine Hand, und zeigte durch Einschlagen oder Ausstrecken einzelner Finger, welche Ermäßigung im Preise er verlange; so wurde oft ein Kauf abgeschlossen, ohne ein Wort weiter zu wechseln, und zur Bestätigung desselben drückten sie einander die Hand. Ergab sich irgend eine Schwierigkeit, was selten vorkam, so beobachteten sie einen merkwürdigen Anstand und Höflichkeit gegen einander. Ihre Söhne waren bei allen Contracten anwesend und wurden von der frühesten Jugend an in dieser friedlichen Art, Geschäfte zu führen, unterwiesen; kaum entwickelte sich bei ihnen der Verstand, so wurden sie in die Geheimnisse des Handels eingeweiht, so daß sie manchmal schon mit 10 Jahren im Stande waren, an die Stelle ihrer Väter zu treten.

Die Banianen hielten einige abyssinische Sklaven, die sie mit ausgezeichneter Menschlichkeit behandelten, sie wie ihre eigenen Kinder oder Verwandte erzogen, sie in Geschäften unterrichteten, ihnen Geld vorstreckten, und nicht nur den Gewinn ließen, sondern ihnen auch gestatteten, darüber zu Gunsten ihrer Kinder zu verfügen. So waren die Banianen vor 500 Jahren, und man hat Grund zu glauben, daß sie nicht ganz verändert sind.

Lebensbilder aus Portugal.

Eine Wasserreise nach der Villa d'Alcacer do Sal.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir uns hier ein wenig häuslich eingerichtet, und unsre Toilette gemacht, schlenderten wir nun durch die lange Straße bis an ihr Ende, stromaufwärts bis zu dem kleinen Pappelwäldchen, welches auf der einen Seite an Saatfeldern,

Digitized by Google

auf der andern an den Fluß stößt, und im heißen Sommer gewiß einen der angenehmsten Erholungspunkte im Morgen und Abendschatten abgibt. Kunstlos stehen hier die hohen Pappeln durch einander gepflanzt, und vielleicht doch wohl zum Zweck des öffentlichen Vergnügens, der öffentlichen Promenade gewidmet, ein Passeio Publico für die Bewohner Alcacers. Es mochte zu seiner Zeit auch recht eben und trocken unter diesen Bäumen ausgesehen, vielleicht selbst Bänke dagestanden haben; allein jetzt hatte es ein etwas wüstes Ansehen; das Wasser hatte hie und da Gräben gerissen, und an manchen Stellen war es naß und sumpfig. Man sah dem Ganzen an, daß wenn dieses wirklich einstens ein Vergnügungsort war, seit Jahren nichts zu seiner Erhaltung geschehen, — und wie sollte auch Jemand gegenwärtig noch daran denken, da man noch immer die miguelistischen Gräuel vor Augen hat? Nicht fern von diesem Pappelhaine lag längs dem Landwege ein vierkantig behauener und wie eine Säule aussehender langer Stein, der nicht von grauem Alter, aber auch nicht von Frischheit zeugte, auf dem ich meinen Ruhesitz nehmen wollte; als ich ihn genauer betrachtete, fand ich eine noch wohl erhaltene lateinische Inschrift, die darauf hinwies, daß es ein Grabstein war. Die Worte und Namen, trotz dem, daß sie einer neuern Zeit angehörten, klangen aber so altrömisch, daß ich sie in meine Schreibtafel aufzeichnete. Niemand konnte mir über denselben Bescheid geben, und unter den Portugiesen gibt es gegenwärtig Niemand, der sich für Alterthümer interessirt, und doch finden sich deren so viele noch in Portugal, viele noch aus den Zeiten der Phönizier und unzählige aus den Zeiten der Römer, geschweige denn der aus den Zeiten maurischer Herrschaft, die achthundert Jahre lang diese Länder regierten, die zu dem alten Mauretanien gehörten; auch Alcacer ist noch ein alter Rest dieser alten Herrschaft, worauf schon sein arabischer Name, die feste Burg, hindeutet. Für einen Archäologen würde in Portugal noch sehr viel zu thun seyn, auf Manches ist auch hie und da in ältern Schriften, im Rezende, in der Geografia Lusitana von Lima und Andern angedeutet; auch hat ein gewisser Monsenhor Ferreira, Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Lissabon, jetzt Veteran, eine große Menge von alten Inschriften und Lapidarterten, so wie Zeichnungen von Monumenten und Reliquien des Alterthums übergeben, die allenthalben im Lande sich verbreitet finden, sowohl in und an antiken Gebäuden, als auch selbst an Heerstraßen und verwilderten Orten mit Resten ehemaliger bevölkerter Städte. So wenig wie aber noch Jemand daran gedacht hat, diese verlornen Alterthümer zu sammeln, oder unter Schutz gegen den Frevel der Menschen zu stellen, eben so wenig werden in den Akademien der Wissenschaften Anstalten dazu getroffen, die Ueberlieferungen des Monsenhor Ferreira in Druck zu geben, da ihr alle Mittel dazu fehlen.

So gerne hätte ich die alte Burg auch noch bestiegen, allein der Abend rückte heran, wir mußten nach dem Gasthofe zurück, unsre Mahlzeit zu genießen, um alsdann den Thee bei einem Bekannten meiner Freunde, ebenfalls einem Oekonom, einzunehmen. Als wir in der Dämmerung auf den kleinen Platz vor unserm Hotel kamen, standen hier ein halbes Duzend Honoratioren des Orts gruppirt, theils in Mänteln, theils in der kleinen Uniform der Nationalgarden, zu denen wir hinzutraten, da sich einige Bekannte unter ihnen befanden. Sie waren nicht allein hier nach alter Gewohnheit aller kleinen Villas in Portugal, wo man gegen Abend an einem solchen öffentlichen Platze zusammenzukommen pflegt, um Neuigkeiten zu verbreiten oder mit anzuhören, so wie auch politische Kannengießereien hier zu treiben, sondern gelegenheitlich alsdann auch uns den Höflichkeitsbesuch abzustatten und ihre Dienste anzubieten, was nie unterlassen wird. Uebrigens gewährt ein solcher Besuch eine kleine Abänderung in dem sonst so monotonen kleinstädtischen Leben, und was in einem andern Lande gewissermaßen eine Last ist, wohin vorzüglich die Cerimonienbesuche gehören, wird hier zu einem unterhaltenden Zeitvertreibe, und selbst dem Fremdlinge ist dieses nicht unangenehm, denn er lernt sogleich die ersten Personen des Orts kennen, und kann von ihnen, wenn es ihm darum zu thun ist, auch die beste Auskunft über Alles erlangen. Die vornehmste und angesehenste Person in Alcacer war gegenwärtig der Administrador do Concelho, was ungefähr einem Maire in Frankreich entspricht, Apotheker des Städtchens und auch Commandant des hier errichteten Bataillons Nationalgarden. Er befand sich mit unter dieser Gruppe, und schien, vermöge seiner Stellung, das Wort zu führen. Politik, Cortes, Justizverwaltung und dergleichen waren der Inhalt der Conversation, die wir auf einen Augenblick unterbrachen, und die erst dann wieder in den Gang kam, als von vier bewaffneten Bauern ein halbnackter Gefangener, nebst einem langen Schreiben, dem Administrator überantwortet worden war. Nachdem dieser mit der gehörigen Amtsmiene das Schreiben gelesen, und den Bauern den Befehl gegeben, den Gefangenen — dem man, um nicht flüchtig zu werden, die beiden Daumen zusammengeschraubt, und der überdieß noch mit einem Strick an einen seiner Führer festgebunden war, um auch die Schnelligkeit seiner Beine nicht in Versuchung zu bringen — in dem Gefängnisse des Rathhauses dem Carcereiro zu überliefern, erzählte er, daß dieser arme Teufel ein Deserteur der königlichen Marine sey, den man in Algarbien ergriffen, und der nach Lissabon transportirt werden sollte, ohne daß der Mensch im geringsten etwas habe, um seinen Hunger zu stillen, was denn auch sogleich das Mitleiden Aller rege machte, und Alle, die zugegen waren, steckten dem gefangenen Seemann eine kleine Gabe zwischen seine zusammengeschraubten Hände. Dieses gab nun ein reichhaltiges Thema zu den Bemerkungen des Administrators. Zuerst wunderte er sich, wie der Administrator des Districts, welcher ihm den Gefangenen zugeschickt, dazu habe Bauern nehmen können, da durch die Verfassung alle solche gezwungene Dienste aufgehoben wären, und sicherlich würde der Administrator die Leute für diesen Dienst nicht aus eigener Tasche bezahlen, oder es müßte denn seyn, daß die Bauern jenes Districts noch im Stande der Unschuld lebten, nichts von den Neuerungen wüßten, und dem alten Gehorsam ergeben wären. Er für sein Theil würde es nicht wagen dürfen, Leute zu beordern, um die Gefangenen weiter zu transportiren, man würde ihm nicht gehorchen, und überdieß wären die Administratoren auch

Digitized by Google

gar nicht beauftragt dazu, Gefangene transportiren zu laſſen, ſondern ihr Amt erfordere nur, dem nächſtſtehenden Militär-commando die Anzeige zu machen, daß ein Gefangener vorhanden ſey, der weiter transportirt werden ſolle. Gegenwärtig, da keine Militärbeſatzung in Setubal ſey, müßte er ſich nun nach Liſſabon wenden, damit man den Gefangenen abhole, der arme Teufel könne folglich unter jenen Mördern und Spitzbuben, wovon das Gefängniß voll ſey, wenigſtens drei bis vier Wochen und vielleicht noch länger ſitzen, bevor man ihn abhole, wenn man das Abholen nicht etwa gänzlich vergeſſe, und er deßhalb neue Erinnerungen nach Liſſabon abgehen laſſen müſſe. In der Zeit würde dieſer Menſch aber zehnmal verhungern können, da er hier keine Verwandten, wie die andern Gefangenen habe, die für ihn Sorge trügen, denn von Staats wegen werde keinem Gefangenen Nahrung gereicht, die Municipalität habe auch nicht dafür zu ſorgen, ein ſolcher Unglücklicher hänge alſo ganz und gar von dem Mitleiden wohlthätiger Menſchen ab, und da laufe doch auch mancher Faſttag mitunter. Der Pharmacent räſonnirte wirklich recht vernünftig über dieſen Gegenſtand, und über die Umgeſtaltungen, welche die Landesverwaltung durch die neuen Einrichtungen erlitten; wie ſchwierig es ſey, den neuen Veränderungen nachzukommen, da man jeden Augenblick auf Hinderniſſe und Widerſprüche ſtoße. Unter dieſen Geſprächen war die mondhelle Nacht völlig eingebrochen, die Fenſterladen der Gefängniſſe, aus denen fortwährend das Geheul um Almoſen zu uns herübergeſchallt, wurden vorgeſchoben, und wir verließen dieſen ſtehenden Verſammlungsplatz, dieſes Forum der Müßiggänger Alcacers, um uns in unſer Hauptquartier zu begeben, wohin uns denn die ganze Geſellſchaft begleitete, und ſich dann ſtumm niederließ. Ich erkundigte mich hier nach den Merkwürdigkeiten des Orts, allein man wußte keine zu nennen, als daß gerade unſerm Hauſe gegenüber, in Zuſammenhang mit der Caſa da Camara, die noch ſtehenden alten Wohnungen der frühere Palaſt des Königs Don Manoel geweſen, wo derſelbe eine Zeit lang reſidirt, ſo daß man ihnen auch jetzt noch den Namen Palacio gebe. Die alten Geſchichtſchreiber erwähnen nun zwar hievon nichts, und ich weiß nicht, was der Apotheker für eine Autorität zu dieſer Sage aufzuweiſen hat, allein eine alte lateiniſche Inſchrift an der Kirche, welche die dritte Seite dieſes Platzes ſchließt (die vierte iſt der Quai des Fluſſes), die ich leider vernachläſſigt habe abzuſchreiben, und welche um jene Zeit, als Don Manoel lebte, eingehauen wurde, ſcheint mir zu beweiſen, ſo viel ich mich noch davon erinnern kann, daß hier ein Aufenthalt königlicher Perſonen war, was auch Veranlaſſung zur Stiftung der genannten Kirche gab. Von der Burg, Alcacer, von der die Benennung auch auf das Städtchen übergegangen, mit dem Zuſatz und Beiwort — do Sal — des Salzes, weil die Mauern dieſer Burg vorzüglich zum Schutz der Salzfabricanten der Sado-Ufer gegen räuberiſche Einfälle dienten, meinten dieſe Herren, daß es nicht die Mühe lohne den Berg zu erſteigen, um nichts weiter als alte Mauern zu ſehen und ein faſt verödetes Nonnenkloſter. Eben dieſes war für mich das Anziehendſte, weßwegen ich die Mühe wohl daran gewandt und ſelbſt noch bei hellem Mondſchein den Gang unternommen haben würde, wenn ich dazu meine Begleiter hätte bewegen können, und allein dahin zu gehen, wurde mir als Fremdem mit fremdem Accent der Sprache, in jetzigen unruhigen und zügelloſen Zeiten, in der jeder als Freiherr auftritt, abgerathen, beſonders da in den kleinen Häuſern, die an dem Burgwege ſtehen, lauter Geſindel wohne. — Nach einer halben Stunde entfernte ſich der cerimonielle Beſuch, wir hielten unſer Soupé, auf das wir ſchon mit Ungeduld gewartet, und begaben uns darauf nach dem Hauſe des Bekannten, welcher uns zum Thee eingeladen, ein Bauern-Gentleman, der ein kleines, aber recht anſtändig möblirtes Häuschen bewohnte. Hier fanden wir Sopha, Spiegel, Spieltiſche, allerlei Putzſachen auf Tiſchen und modiſche Stühle; lauter Dinge, die man vor zwanzig Jahren hier noch bei keinem Bauern gefunden hätte. Der Prior von Alcacer, ein ziemlich wohlbeleibter Herr im Oberrocke mit rothem Chriſtus-Bändchen im Knopfloche, war mit von der Partie, es erſchienen zwei Hausdamen ganz geſchmackvoll nach der Mode gekleidet, man ſtellte einen Spieltiſch zurecht, allein man konnte keine Partie zuſammenbringen, und ſo wurde denn der ganze Abend verplaudert, nachdem von einem anſtändigen Mädchen der Thee in feinen Porcellantaſſen herumgereicht worden war.

(Fortſetzung folgt.)

Hr. Vattermare.

Das Athenäum vom 28 April dieſes Jahres enthält über die Bemühungen dieſes in England unter dem Namen Alexandre bekannten Mannes, der auch in London bereits mit der Regierung in Verkehr getreten iſt, nachſtehende Angaben: „Es iſt uns vor kurzem ein Plan zu einer Geſellſchaft vorgelegt worden, deren Zweck iſt, unter den verſchiedenen europäiſchen Regierungen eine Austauſchung der zahlloſen, in den verſchiedenen öffentlichen Bibliotheken und Muſeen vorhandenen Duplicate zu veranſtalten. Hr. Vattermare hat ſeit mehrern Jahren ſeine Aufmerkſamkeit auf dieſen Gegenſtand gerichtet, und ſeinen Plan dem Kaiſer von Rußland, dem verſtorbenen Kaiſer von Oeſterreich und vielen andern gekrönten Häuptern von Europa vorgelegt, welche denſelben nicht nur billigten, ſondern auch zu unterſtützen verſprachen; ſollte er nun die Zuſtimmung der engliſchen Regierung erlangen, ſo will er alsbald Maaßregeln ergreifen, um eine ſolche Geſellſchaft zu Stande zu bringen. Obwohl wir recht gut wußten, daß Duplicate in allen öffentlichen Sammlungen vorhanden ſind, ſo hatten wir doch keinen Begriff von dem Umfange derſelben, bis wir die Petition des Hrn. Vattermare an die franzöſiſche Deputirtenkammer laſen, und vielleicht werden unſere beſtunterrichteten Leſer erſtaunt ſeyn zu erfahren, daß in der einzigen Bibliothek von München nicht weniger als 200,000, in der von Jena 12,000, in der von Petersburg 54,000, in Wien 50,000 Duplicate ſich finden, und daß ferner die entomologiſche Abtheilung mit 25,000 Duplicaten überladen iſt. Die Duplicate ſind für die ganze Welt, ſelbſt für die Bibliotheken, in deren Beſitz ſie ſind, ſo gut wie verloren, während ihr Tauſchwerth ſehr bedeutend iſt. Welche glänzende Vermehrung würde der Bibliothek des Arſenals zu Paris zu Theil werden, welche jetzt drei Exemplare der von Guttenberg gedruckten Bibel beſitzt, von denen jedes auf 20,000 Franken geſchätzt wird. Die

Digitized by Google

Details des Plans sind noch nicht festgesetzt, im Allgemeinen soll aber zu Paris oder an irgend einem andern Centralpunkt eine Gesellschaft mit einem mäßigen Capital gestiftet und unter die Leitung competenter Männer gestellt werden; diese sollen von den Bibliothekaren der verschiedenen Länder und Städte Listen derjenigen Duplicate erhalten, die sie gegen andere Bücher auszutauschen bereit sind. Diese Listen würden monatlich gedruckt und an die verschiedenen Regierungen gesendet, welche dann nach Gefallen daraus wählten; jedem Buch würde der Preis von der betreffenden Bibliothek beigesetzt, und die endliche Ausgleichung würde zu einer einfachen Kaufmannsrechnung." Der Einsender des Artikels glaubt, daß dieser Austausch namentlich auch für Münzcabinette sehr zu Statten kommen würde; auch Privatpersonen würde dadurch der Weg zum Absatz oder Ankauf von Sammlungen geöffnet. — Nach den neuesten Nachrichten sind die Unterhandlungen des Hrn. Batterman mit dem englischen Ministerium so weit gediehen, daß an das Parlament eine Petition gerichtet werden soll, wie dieß früher schon an die französische Deputirtenkammer geschehen.

Chronik der Reisen.

Reise in Arabien. Von L. Wellstead.

(Schluß.)

Wellstead verließ Suweik mit einer Escorte von 40 Mann zu Pferde, welche ihn, dem ausdrücklichen Befehl des Seyid Hilal gemäß, bis Obri begleiten sollten; jedoch ehe sie noch den dritten Theil des Weges zurückgelegt hatten, verließen sie ihn und kehrten zurück. Dieser Umstand mußte den Reisenden um so unangenehmer seyn, weil das Land damals besonders unsicher war wegen der Einfälle der Wahabiten, und weil in jeder Stadt die lästige Nothwendigkeit, um eine Escorte zu bitten, sich wiederholte, da fast jede Stadt unabhängig für sich ist. In Obri war es ihm endlich vollends unmöglich, eine Bedeckung aufzutreiben, und glauben wir dem freilich nicht sehr wahrheitliebenden Reisenden, so konnte ihn nur sein unerschrockenes, standhaftes Benehmen von den in der Stadt herumschwärmenden Beduinen retten, da ihm der Scheikh, ungeachtet einer sehr nachdrücklichen Empfehlung vom Sultan, wenig Schutz und Gastfreundschaft angedeihen ließ.

„Hier kam man uns nicht, wie wir es in andern Orten von Oman zu finden gewohnt waren, mit Lebensmitteln und andern Bequemlichkeiten entgegen." Wellstead schüttelte daher den Staub von seinen Füßen mit dem Entschlusse, nach Sib zurückzukehren, um sich von dort aus zu Wasser der Hauptstadt der Wahabiten zu nähern.

In Suweik wurde er bei seiner Rückkehr nicht minder freundlich aufgenommen als das erstemal. „Wenn Sie, sagte Seyid Hilal, den einzig noch übrigen Weg, um nach Derapah, der Hauptstadt der Wahabiten, zu kommen, versuchen wollen, so will ich ein gutes Boot ausrüsten, das Sie nach Schiras bringen soll; ferner will ich dem dortigen Scheikh schreiben, daß er Sie unter Bedeckung nach Birelmah, welches an der Gränze des wahabitischen Gebietes gelegen ist, bringe."

Wellstead nahm diesen Vorschlag an, und kam nach einer Küstenfahrt von drei Tagen in Schiras an. Die Küste zwischen Suweik und Schiras ist mit so vielen Städten und Dörfern übersäet, daß sie vielleicht unter die bevölkertsten Plätze der Erde gehört. Die wichtigste unter diesen Städten ist Sohar, bei den Portugiesen Soar, welche nur von Muscat in Bezug auf Handel übertroffen wird. Es hat 9000 Einwohner. Vor Alters segelten die arabischen Schiffe von seinem Hafen nach China. Der Beherrscher dieser Stadt ist Ahmed Ibn Alsan; der Sultan von Muscat sieht ihn mit Eifersucht an, und lauert nur auf eine Gelegenheit, ihm die Herrschaft zu entreißen; doch scheint Ahmed ziemlich mächtig und fest in seinem Besitze zu seyn, denn die Regierung ist mild, und was im Orient selten ist, regelmäßig. Da der Sultan von Muscat von den Orthodoxen nicht als Imam anerkannt wird, so bietet Ahmed Ibn Alsan Alles auf, um sich zum Herrn von Oman zu machen. Er heuchelt große Heiligkeit. Er weint oft Stunden lang, ohne ein Wort zu sprechen. Er gibt sich auch den Anstrich, künftige Dinge zu wissen, und findet darin Glauben.

Schiras hat einen kleinen Hafen, und ist überhaupt nicht von großer Bedeutung. Als unser Reisender daselbst ankam, wurde er anfangs sehr kalt aufgenommen, doch als er den Brief des Sultans von Muscat, unter dessen Herrschaft die Stadt gehört, vorwies und drohte, im Fall sie ihm auf seiner Reise nicht behülflich seyn wollten, nach Muscat zurückzukehren, um den Sultan mit ihrem Benehmen bekannt zu machen, wurde der Scheikh etwas geneigter, seinen Wünschen zu entsprechen. Wellstead sandte den Brief des Sultans an den Anführer der Wahabiten, welchen er noch in Beiramah glaubte, und ließ ihn wissen, daß er, wenn er geneigt sey, ihn zu empfangen, des gefährlichen Zustandes des Landes wegen eine Anzahl Männer schicke, die ihn sicher in sein Lager brächten. Unterdessen war dieser Brief wegen des Anrückens dieses Häuptlings gegen Derapah fruchtlos, weßwegen sich Wellstead entschloß, die noch übrige Frist der schönen Jahreszeit auf der Makranküste zu verweilen.

Ausfuhr indischer Eingeborner.

Unter diesem Titel theilt das Asiatic Journal vom Mai d. J. folgenden Aufzug aus einem indischen Blatt mit. Im vorigen Monat (Januar d. J.) ist ein mit Kulis beladenes Schiff nach Demerara unter Segel gegangen; ein zweites wird jetzt zu diesem Zweck ausgerüstet, und wird bald gleichfalls absegeln. Der Agent, der diese unglücklichen Leute absendet, soll sich ermächtigt erklärt haben, 10,000 Kulis anzuwerben. Diese sollen die Stelle der Neger einnehmen, welche unter dem Lehrlingssystem nicht arbeiten wollen. Wir rathen den Freunden der Eingebornen, die entsetzlichen Details dieses Menschenhandels zu lesen, und fragen, ob es wahrscheinlich ist, daß Bengali-Arbeiter unter dem Einflusse des Klima's oder der Peitsche des Sklaventreibers werden ausdauern können? Die ursprünglichen Einwohner der westindischen Inseln, ein viel stärkeres Geschlecht als die Bengalis, sind unter den unmäßigen Anstrengungen des Zuckerbaues und der Zuckerbereitung erlegen. Wir erwarten nur genauere Nachrichten aus den besten Quellen, um das ganze Geheimniß des angeblichen Colonisationssystems zu St. Mauritius in sein wahres Licht zu stellen; für den Augenblick mag die Bemerkung genügen, daß nach den letzten Nachrichten aus Mauritius die Kulis im Aufstande sind.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 50** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Dramatische Poesie in Frankreich.** (Fortsetzung.) — **William Wordsworth.** (Fortsetzung.)

Da das Museum dieses dem Auslande beigegebene Literaturblatt, von welchem wöchentlich 6–7 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Theilnehmer des Auslands jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 158.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Junius 1838.

Die Jagd des Gauri-Gau.

Das Journal der asiatischen Gesellschaft von Bengalen enthält eine Mittheilung des öfters erwähnten Hrn. Hodgson über dieses merkwürdige Thier, dessen wir schon früher (s. N. 47 v. J.) gedacht haben.

Der Gauri-Gau verläßt nie die tiefsten Gründe des Sal-Waldes und vermeidet den nahen Tarrai auf der einen und die Berge auf der andern Seite. Er lebt in Heerden von 10 bis 30 Stück, wovon die Weibchen weit die Mehrzahl ausmachen, obwohl selbst in einer kleinen Heerde gewöhnlich 2 oder 3 erwachsene Männchen sind, deren Amt es ist, die Heerde zu leiten und zu bewachen. Diese Pflicht erfüllen sie mit ungewöhnlicher Thätigkeit, welche beweist, daß das Thier nicht nur sehr feine Sinne, sondern auch nöthigen Falls einen unbezwinglichen Muth besitzt, so daß weder Tiger, noch Rhinoceros, noch auch der Elephant die Heerde zu belästigen wagen. Während der Hitze des Tages ruht sie im tiefsten Dickicht, und kommt nur Morgens und Abends heraus, um auf den kleinen, offenen, im Walde zerstreuten Weidegründen zu grasen. Hier zerstreuen sich die Thiere natürlicherweise, um ihr Futter zu suchen, aber auf dem Zuge nach den Weidegründen und wieder zurück, ziehen sie einzeln hintereinander längs der schmalen Pfade, die sie selbst oder Elephanten, Rusas und andere große Bewohner dieser einsamen und fast undurchdringlichen Wildniß ausgetreten haben.

Auf einem Elephanten und bei Tage kann man sich der Heerde mit Leichtigkeit nähern, und ich habe Männchen in der Entfernung von wenigen Schritten mit sorgloser Gleichgültigkeit dastehen sehen, wahrscheinlich weil sie weder den wilden Elephanten fürchten, noch je von Jägern mit Hülfe von zahmen Elephanten belästigt werden, da nach den Schastras „der Gauri gleich dem Ochsen ist.“ Kein angesehener Mann des Landes würde einen Gauri tödten, und Leuten niederer Caste, die manchmal ein minder zartes Gewissen haben, fehlt es gewöhnlich an den nöthigen Mitteln. Wer die Jagd unternimmt, muß sich in den tiefsten Wald hinein wagen, und wegen des Geruchs alles Kochen und wegen der ungewöhnlichen Farben fast alle Kleidung vermeiden. Drei oder vier Leute, gewöhnlich nur mit Wasser und gedörrtem Korn zur Nahrung versehen, ziehen in die Nähe des Lagers einer solchen Heerde, nehmen ihren Aufenthalt aus Furcht vor den Tigern in einem Baume, und steigen dann täglich herab, um die Thiere auf ihrer Weide auszukundschaften. Ist diese gefunden, so umzingeln die Jäger den Grasplatz unter dem Schutze des Dickichts, müssen aber dabei sorgfältig vermeiden, sich zwischen den Wind und die Thiere zu stellen, da diese einen ausnehmend feinen Geruch haben. Trotz aller Vorsichtsmaaßregeln stellen sich doch die Jäger häufig umsonst auf die Lauer, da die Heerde bei dem geringsten ungewöhnlichen Symptom sich ins tiefste Dickicht zurückzieht, und zwar mit einer bei der Größe dieser Thiere erstaunenswerthen Schnelligkeit. In einem solchen Falle sind die Hoffnungen des Tages dahin; sind aber die Jäger bis auf 30 oder 40 Schritte herangekrochen und haben sie einen Baum, auf den sie sich zurückziehen können, so wird gefeuert und der Baum sogleich erklettert, sobald das verwundete Thier den Jäger bemerkt hat. Außerdem bleibt man im Versteck und wiederholt das Feuer, denn es ist selten auf einmal tödtlich, und die ganze erbitterte Heerde, doch gewöhnlich nur das verwundete Thier, dringt in das Gebüsch, um den Angreifer zu suchen. Wehe diesem, wenn er entdeckt wird und seinen Baum nicht erklimmen kann, denn das Thier übt furchtbare Rache, und wird seinen Angreifer nicht nur tödten, sondern auf ihm herumtreten, bis die Leiche in Stücke zerfällt. Kann er den Baum gewinnen, so hält der Gauri darunter Wache, und es fragt sich nur ob der Jäger sein Gewehr mit genommen hat oder nicht. Im letzten Falle kann er Hunger sterben, wenn seine Cameraden nicht herbeikommen, um den Gauri zu tödten. Im ersten Falle kann ihn der Jäger erlegen, denn so lang es lebt, weicht das Thier nicht ohne Rache vom Platze; wenn auch ein Gewehr ihm vors Gesicht gehalten und wiederholt abgedrückt wird, wird es fortdauernd an den Baum stoßen und den Angreifer bedrohen, bis es todt ist. Man hat Fälle, daß der Gauri, da dem unglücklichen Jäger sein Gewehr entfallen war und seine Gefährten nicht alsbald zu seiner Rettung heran zu kommen wagten, vierundzwanzig Stunden lang am Fuße des Baumes stehen blieb, und wahrscheinlich, so lang der Mann oben blieb, nie vom Platze gewichen wäre, wenn man ihn nicht endlich erlegt hätte.

Digitized by Google

Lebensbilder aus Portugal.

Eine Wasserreise nach der Villa d'Alcacer do Sal.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage hatte der eine unserer Begleiter, welcher Administrator der Fischcompagnie in Setubal war, eine gute Legua weiter am Flusse hinauf ein kleines Geschäft wegen Holzhandel und Transport des Holzes nach Setubal zur Erbauung von Fischerbarken abzuthun, und wir beiden andern Unzertrennlichen durften ihn doch nicht allein dahin ziehen lassen, besonders da er eine beträchtliche Summe Geldes bei sich führte, die ihm sehr leicht hätte abgenommen werden können, wenn man dieselbe bei ihm geahnet hätte, und da er überdieß bei unsrer Ausschiffung gestern diesen Sack mit Geld ganz öffentlich auf seinen Armen trug, so würde ein Angriff auf die klingende Münze gar nichts Außerordentliches gewesen seyn, besonders in so hungrigen Zeiten wie jetzt; eine bewaffnete Escorte, wie wir andern Beiden ausmachten, war also nicht zu verachten. Mit Tagesanbruch wollten wir aufbrechen nach eingenommenem Frühstück, Thee, mit einer Menge weichgesottener Eier und Rösterbrod; allein da zögerte die Ankunft der Maulthiere, die wir gemiethet hatten, um eine ganze Stunde, und darauf gab es einen abermaligen Aufenthalt an der Fähre, in welcher wir auf das linke Ufer übersetzen mußten, ein ganz flaches, starkes Boot, wie eine Flöße, die theils mit Stangen, theils mit Rudern in Bewegung gesetzt wird. Das Einschiffen der Maulthiere ging sehr schnell von statten, um so mehr machten aber einige magere Kühe zu schaffen, die man beinahe hinein tragen mußte, und eine derselben riß sich sogar los und rannte durch die Straßen.

Jenseits angekommen, boten uns die Stufen eines steinernen Kreuzes die größte Bequemlichkeit dar, um die breiten Sättel unsrer Maulthiere zu besteigen, und nun ging es in muntern Schritten vorwärts, erst noch in der sumpfigen Niederung auf einer Pflasterstraße, der Hauptheerstraße nach Algarbien, von der wir aber bald links ablenkten und auf sandigen Feldwegen in dem Flußthale hinauf ritten, einem der schönsten und gewiß auch fruchtbarsten Thäler, in welchem der Sado, gleich dem Nil, jährlich seinen schlammigen Boden absetzt, so daß diese Felder nie gedüngt zu werden brauchen. Und dennoch lagen die meisten dieser Felder wüste, man sah ihnen an, daß seit vielen Jahren kein Pflug sie berührt hatte. Große Stücke von ihnen in diesem Viertelstunden breiten Thale wurden gegenwärtig urbar gemacht, was etwas ganz Neues war und für ein Aufblühen des Ackerbaues gehalten wurde; wir sahen hier zehn schwerfällige Pflüge in Arbeit, jeder mit sechs mächtigen Ochsen bespannt, neben denen zwei Treiber gingen mit ihren 12 bis 15 Fuß langen Treiberlanzen bewaffnet, die meistens aus einem schlanken Rohre bestehen und an deren Spitze ein kleiner eiserner Stachel ist. Den Pflug führte ein Dritter. Aus dieser Procedur allein schon erklärt sich fast Alles, und besonders da die Knechte oder Taglöhner obendrein so theuer bezahlt werden müssen, daß die Bestellung eines Ackers hier dreimal höher zu stehen kommt, als in den meisten Gegenden Deutschlands. Knechten oder Taglöhnern, denen man keine Kost gibt, muß man, je nachdem die Arbeit ist, zum allerwenigsten, z. B. für das Ackern, 8 Vintem (8 Silbergroschen) täglich geben. Gibt man ihnen aber die Kost, so bekommt man sie für 3, auch 2 Silbergroschen; allein da behaupten die Landwirthe, daß man sich im ersten Falle, wo die Leute a seco (aufs Trockene, d. h. ohne Nahrung) gestellt sind, weit besser stehe, als ihnen Essen und Trinken zu geben, denn die meisten von diesen Arbeitern, die, wenn sie sich selbst verköstigen müssen, äußerst genügsam sind und sich nur mit Wenigem begnügen, sind Nimmersatte, wenn sie die Kost bekommen. So lange diese Leute nur im Stande sind, noch etwas hinunter zu würgen, muß ihnen auch aufgetischt werden; und wenn dieses nicht geschieht, so sagen sie, man gebe ihnen nicht satt zu essen, und bleiben alsdann von der Arbeit weg: denn hier zu Lande bindet sich Niemand an einander auf ein ganzes langes Jahr, höchstens engagirt man sich auf Monate, und trennt sich, sobald man sich nicht mit einander verträgt oder sonstige Unzufriedenheit sich einstellt, an jedem beliebigen Tage. Schickt der Herr den Knecht vor Ablauf des Vertrags fort, so muß er ihm den Lohn für die ganze Zeit des Vertrags auszahlen; geht aber der Knecht vor Ablauf desselben fort, so muß er auf seinen Lohn verzichten. Diese wissen es aber schon so einzurichten, daß sie dabei nichts verlieren. Die Oekonomen behaupten, daß wenn sie ihren Arbeitern die Kost geben und diese zu Geldeswerth anschlagen, ihnen alsdann die Arbeit doppelt so hoch kommt, als wenn sie ihnen einen simplen Taglohn verabreichen. Sie verstehen sich also auch nur dann dazu ihnen Kost zu geben, wenn sie Ueberfluß an eigenen Productionen haben und solche auf keine vortheilhaftere Art absetzen können. Die Art des Ackerns hier gewährt einen ganz eigenthümlichen Anblick, ganz verschieden von dem auf deutschen Feldern, wo jeder Pflug seinen besondern Acker verarbeitet, der alsdann durch eine breitere und tiefere Furche des andern Ackers oder Sattels getrennt bleibt. Hier nicht so, das größte Feld wird nur an einem Stücke bearbeitet, man sieht hier zu Lande Aecker, die über eine Viertelstunde lang sind, wie z. B. in den fruchtbaren Ebenen von Santarem, und da ziehen denn die Pflüge, so viele es ihrer auch sind, alle an einem Acker dicht hintereinander fort, und man kann dann leicht denken, was dieses bei zehn Pflügen, jeder mit sechs Ochsen bespannt, für eine Colonne gibt, 60 Ochsen und 30 Menschen und dann der lange Pflug dazwischen, dabei nun das fortwährende Rufen und Schreien der Treiber und der so äußerst langsam sich fortbewegende Schneckenzug. Die so prächtigen, großen, fetten und schweren Ochsen hier, gleich denen der ungarischen mit doppelter Kraft, sind ungemein träg und langsamern Schrittes wie die deutschen; sie harmoniren ganz mit dem trägen Wesen ihrer Führer, die auch nicht gerne sich in einen schnelleren Gang versetzen.

Unser Weg führte nun bald dicht an dem Flußufer hin, die hier mit hohem Schilfe fast durchgängig bewachsen sind, bald über die sich dem Sado nähernden Hügel sandigen Bodens, die theils mit Oliven bewachsen, großentheils aber noch aus Haidebergen oder Pinienwaldungen bestehen. Das fruchtbare Thalland, in welchem gegenwärtig Weizen angesäet wurde — so-

Digitized by Google

genannter Dreimonatsweizen von weicherem Kern und der diesen Namen führt, weil er bei günstigem Wetter in Zeit von drei Monaten ausgesäet und geerntet werden kann — erwartete großentheils noch vergebens die Schar des Pfluges. An vielen Stellen war es sumpfig und brachte hohes Gras und Binsen hervor, und war der Aufenthalt unzähliger Enten und Kibitze, deren Jagd wir auf den Rückweg verschoben. Nach Verlauf einer Stunde kamen wir ungefährdet an den Ort unsrer Bestimmung, einem sehr kleinen Dorfe von wenigen Häusern, Arepouco genannt, und kehrten in dem Hause eines reichen Bauern ein, mit welchem der Transport des Schiffsbauholzes veraccordirt worden war und dem das Geld eingehändigt werden sollte. Dieser Mann, den man für sehr reich hält, war aber außerdem auch als der größte Geizhals und Filz bekannt, so daß wir, aller Hoffnung beraubt, hier mit einem Frühstück oder gar einem Mittagsessen bewirthet zu werden, uns vorgesehen und mit kalter Küche und Wein versorgt hatten. Sein niederes, fensterloses Wohnhaus mit kleinen Nebengebäuden lag hoch auf den steilen, sandigen Ufern des Sado, und war nur durch den Fahrweg von diesen getrennt. Neben dem Wohngebäude, etwas zurückgeschoben, war ein kleineres Häuschen, mit offen stehender Thür, welches als Taubenschlag diente und mit einer ungemeinen Menge Nester angefüllt war, in welchen jetzt die Hauptbrütezeit begonnen. Man sah, die Taubenzucht war eine Liebhaberei des Senhor Manoel Jozé, jedoch schien sich diese nicht viel weiter zu erstrecken, als auf den Nutzen, den er durch Verkauf der Jungen zog. Freund B.. und ich formirten bei dem Anblicke dieser offenen Voliere sogleich unsern Plan, uns an diesem Knauser zu rächen, im Fall er uns mit keiner Mahlzeit regaliren sollte; denn es war nichts leichter, als in diesem Taubenschlage ein halbes Duzend Tauben zu ergreifen und sie in unsere Jagdtaschen zu verbergen, um alsdann in Alcacer uns eine Abendmahlzeit davon zurichten zu lassen. Während dieser flüchtigen Betrachtungen, die wir gleich nach dem Absteigen von unsern Thieren machten, wurde nach mehrmaligem Anklopfen an die Hausthüre endlich geöffnet, und wir traten von der Straße ins Zimmer, das auch hier Alles in Allem war, Küche und Keller, Schlafkammer, Wohnzimmer und Vorrathsgemach. Wir überraschten den Hausherrn bei seinem Mittagsmahl, welches er, am niedern Herd sitzend, auf dem ein glimmendes Feuer brannte, in den braunen Mantel gehüllt und mit über den Kopf gezogener spitzer Capuze, und vor sich stehend auf einem Schemel, eben im Begriff war zu sich zu nehmen und das er bei unserem Eintritte sogleich mit einem Tuche bedeckte. Von Teller, Messer und Gabel war nichts zu sehen, und wahrscheinlich vertraten seine Finger und Nägel diesen Gesammtdienst. Der Geiz in diesem Betracht ist so was Seltenes bei den Portugiesen, daß jeder Andere ungenirt fortgespeist und uns sogleich eingeladen haben würde, daran Theil zu nehmen; allein dieser, um des Einladens überhoben zu seyn, that lieber, als wenn er nichts vor sich stehen hätte, um erst nach unserm Aufbruche mit seiner Mahlzeit fortzufahren.

(Fortsetzung folgt.)

Abschaffung der Pilgertaxe in Indien.

Die Partei der Frommen in England dringt darauf, daß der Rath der Directoren alle Taxen auf die Pilger als unmoralisch, irreligiös und das Heidenthum begünstigend abschaffen solle. Indische Blätter aber scheinen nicht ganz der Ansicht, und wir entnehmen aus einem derselben, Gyanna Neschun genannt, nachstehende Notizen über den Stand der Sache: „Im Jahre 1833 verpflichtete sich die Regierung, das herkömmliche Geschenk zum Unterhalt des Tempels von Dschaggernath fortzusetzen; schon im Jahre 1809 war die Aufsicht über das Gebäude dem Radscha von Khurda übertragen worden, um alle europäische Einmischung zu vermeiden, und für die bessere Verwaltung der innern Angelegenheiten des Tempels zu sorgen. Im Jahre 1808, unter der Verwaltung Lord Minto's, wurde untersucht, was die vorhergegangene einheimische Regierung für die Ausgaben des Tempels gezahlt hatte, und man setzte dem Ergebnisse dieser Untersuchung zufolge die Summe von 65,000 Rupien fest, und lieferte den Priestern zugleich aus den Waarenhäusern der Regierung die zu gewissen Ceremonien nöthigen Wollentücher, wogegen sie, als im Jahre 1830 die Waarenhäuser der Regierung aufgehoben wurden, eine Entschädigung von 1000 Rupien erhielten. Die von der vorherigen Regierung zu Erhaltung des Tempels bewilligten Ländereien warfen etwa 21,000 Rupien ab, so daß noch 56,000 Rupien aus andern Hülfsmitteln zu entnehmen sind. In den ersten zwei Jahren, nach der Erwerbung des Districts Cattack, wurde keine Pilgertaxe zu Puri erhoben, seit dieser Zeit aber wurden die Ausgaben des Tempels durch eine Taxe auf die dahin wallfahrtenden Pilger bestritten, und es ist nicht unmerkwürdig, die Summen zu vergleichen, welche die Regierung an drei berühmten Orten, nämlich zu Dschaggernath, Geiah und Allah-Abad erhob. Vom Jahre 1810/11 bis 1850/51, also in 21 Jahren, wurden zu Dschaggernath erhoben 2,657,570 Rupien, davon sind aber 1,154,440 R. als Ausgaben abzuziehen, und es verbleiben demnach nur noch 1,287,790 R., was also ein jährliches reines Einkommen von 61,101 R. gibt. Zu Allah-Abad wurden von 1811/12 bis 1850/51 1,646,657 R. erhoben. Hiervon gehen 140,788 R. für Ausgaben ab, und es bleiben also 1,505,869 Rubel, oder jährlich 75,293 R. reines Einkommen. Zu Geia wurden von Pilgern von 1806/7 bis 1850/51, also in 24 Jahren, erhoben 6,346,762 Rubel. Die Ausgaben betrugen 997,185 Rubel, das reine Einkommen also betrug 5,349,575 Rubel. Leider können wir die Angaben nicht bis auf das laufende Jahr fortführen. Es ist übrigens aus dem Obigen einleuchtend, daß die Regierung bei dem Tempel von Dschaggernath ein bedeutend geringeres Einkommen hat, als bei den beiden andern heiligen Orten, und wir erfahren, daß das wirklich erhobene reine Einkommen und mehr noch dazu verwendet wird, die Straße von Calcutta nach Puri, ein Pilgerhospital daselbst u. s. w., zu unterhalten, so daß die Regierung bei der Taxe nichts gewinnt, außer in so weit, daß die Pilger ihre Ausgaben für ihre abergläubischen Gebräuche selbst bezahlen müssen, welche die Regierung sonst aus andern Quellen zu bestreiten hätte. Während der Mahratten-Regierung wurde eine Taxe von dem Verkaufe der sogenannten heiligen Speisen innerhalb des Tempels, von dem Verkaufe des Holzes zur Errichtung von Gerüsten, von Geschenken u. dgl. erhoben. Statt diesen kleinen Summen, zu deren Einsammlung ein Beamter von Seite der Regierung hätte angestellt werden müssen, und um diesem auszuweichen, kam man über eine bestimmte Summe überein, welche sodann von der

Digitized by Google

Beisteuer der Regierung abgezogen wurde; nichtsdestoweniger wurden die obigen Gegenstände, Verkauf des Holzes, Verkauf der heiligen Speisen u. dgl., in den Rechnungen fortgeführt, so daß die Herren Missionäre auf den Einfall kamen, die Regierung treibe einen Handel mit diesen Dingen, und in ihren Blättern davon sprechen, daß die abergläubischen Ceremonien mit aller Pracht, welche die Unterstützung der Regierung gewähre, stattfänden. Wer ähnliche Schauspiele im südlichen Indien gesehen hat, wird sich zu Dschaggernath stets sehr getäuscht finden, und wer es einmal gesehen hat, geht gewiß aus Neugierde nicht mehr hin. In den letzten Jahren sah man hier drei hölzerne Karren, umgeben von etwa 50,000 schmutzigen, halbnackten Menschen, von denen viele ein Bild des Elends darboten, ein Dutzend Elephanten, die zu Dschaggernath gehören, und einige neugierige Europäer. Die Priester des Tempels, Aunda genannt, glauben, alle Europäer, die der Ceremonie beiwohnen, thäten dieß zur Ehre Dschaggernaths, und sind darum hoch erfreut, und laden die umwohnenden Europäer häufig ein, so daß von den wenigen Missionären, die bei dieser Gelegenheit sich einfinden und predigen, viele wahrscheinlich nur diesem Umstand ihre Sicherheit verdanken; übrigens schenken ihnen wenige Leute Aufmerksamkeit, oder verstehen auch nur, was sie sagen, und die Tractätlein, die sie so emsig austheilen, fördern den beabsichtigten Zweck keineswegs. Da es aber der Wunsch der Behörden ist, daß die Pilgertaxen abgeschafft werden, so muß, wenn man nicht das gegebene Wort brechen will, die Summe von 57,000 Rupien jährlich an den Tempel bezahlt werden, dessen Ländereien nur 21,000 R. ertragen. Es sind also nur zwei Fälle möglich: entweder muß die Regierung 36,000 R. jährlich aus ihrem Schatz an die Priester bezahlen, oder es muß mit dem Radscha von Khurda eine Uebereinkunft geschlossen werden, daß dieser die Taxe erhebt, und den Ueberschuß über die nothwendigen Ausgaben in seine Tasche steckt.

Gegen den ersten Plan ergibt sich nur die Einwendung, daß die Regierung nicht nur die Summe von 36,000 R., sondern auch den frühern reinen Gewinn von 61,000 R. verliert, die zur Unterhaltung der Straße von Calcutta nach Puri, der Pilgerhospitäler u. dgl. verwendet wurden. Abgesehen von diesem Uebelstand, ist auch noch zu bemerken, daß nach Abschaffung der Pilgertaxe einige Jahre lang eine viel stärkere Anzahl Pilger, namentlich von den ärmern Classen, zu erwarten ist, und daß die Brutto-Einnahme, welche jetzt 116,000 R. jährlich beträgt, den Priestern zufließen wird, deren Einfluß und Thätigkeit durch diesen plötzlichen Anwachs von Reichthum gewiß nicht werden vermindert werden.

Der zweite Plan bietet mehrere Schwierigkeiten dar. Um die Taxe zu erheben, dürften nur bestimmte Zugänge offen gelassen werden, und man müßte auch dem Radscha gestatten, Niemand ohne Zahlung nach Puri zu lassen, bis er sich überzeugte, daß der Ankommende kein Pilger sey; dieß würde zu unaufhörlichen Streitigkeiten Anlaß geben. Der Radscha könnte Leute, welche nicht die Mittel haben, den geforderten Betrag zu bezahlen, ausschließen, bis ihre Zahl der öffentlichen Ruhe gefährlich würde. Man kann sich leicht vorstellen, daß der Radscha und seine Beamten alle Mittel aufbieten würden, um Geld zu erpressen; er ist zudem einer der Berg-Radschas, und sein Volk ist ihm sehr ergeben, so daß es gefährlich wäre, ihm in seinem eigenen Land eine solche Gewalt einzuräumen, die seinen Einfluß und seine Hülfsmittel ungeheuer vermehren, und bei geschickter Verwaltung in späterer Zeit der Regierung ernstere Verlegenheiten bereiten könnte. Man hat neulich erfahren, wie viel das Volk von Sumsar für seine Häuptlinge erduldet hat: die Gestaltung des Landes und der Charakter des Volkes sind so ziemlich dieselben, und auch die Sprachen gleichen sich sehr; auch ist der frühere Aufstand in den Jahren 1817 und 1818, der mit so vieler Schwierigkeit unterdrückt wurde, noch nicht vergessen. Aus diesem Gründen möchte wohl die Ueberlassung der Taxe an den Radscha von Khurda nicht rathsam seyn, und die Regierung besser thun, geradezu selbst den Verlust zu tragen.

Giftige Seeschlange.

Hr. Bland, Arzt auf dem Kriegsschiffe Wolf, hat im Madras Spectator einen Todesfall angezeigt, der die Folge des Bisses einer Seeschlange war. Die Schlange kam an die Seite des Schiffes und wurde von einem Matrosen mit einem Bootshaken an Bord gezogen. Ein Matrose, Namens Hyman, ein rüstiger junger Mann von 21 Jahren, packte das Thier, das ihn in den Zeigfinger der linken Hand biß, und mit Gewalt losgemacht werden mußte. Er ging in den Schiffsraum hinab, um zu frühstücken, wurde bald darauf unwohl und schwindlich, fühlte Schmerz in der Kehle, die aufzuschwellen begann, wurde fühllos, und starb genau drei Stunden, nachdem er gebissen worden. Unmittelbar nach dem Tode veränderte der Hals seine Farbe, der Körper wurde mit dunkeln Flecken bedeckt, und nach wenigen Stunden so stinkend, daß man ihn noch denselben Nachmittag begraben mußte. Die Schlange wurde aufbewahrt: sie war 6 Fuß 6 Zoll lang, 6 Zoll im Umkreis an ihrem dicksten Theile, von wo der zusammengedrückte Schweif gleich dem breiten Theil eines Ruders auslief; sie war von gelber Farbe, und hatte vom Kopf bis zum Schweif drei und vierzig schmale, schwarze Ringe in ziemlich gleichen Abständen; beide Kiefern und die Gaumenhöhlen sind mit kleinen, gebogenen Zähnen wohl versehen, von denen viele Alters halber zerbrochen waren. Die Schlange ist die Coluber laticaudatus von Linné; dieselbe, welche Shaw Hydrus colubrinus nennt, und die in dem ganzen indischen Ocean, in der Straße von Malacca und in den Baien und Flüssen Indiens sehr häufig ist.

Vermischte Nachrichten.

Die Times theilen, jedoch auf eine sehr vage Weise, die Nachricht mit, daß sich im Staate Guatimala die Indianer empört und sich mehrerer Städte bemächtigt hätten. Ueber den Grund des Aufstandes ist nichts gesagt; er verdient aber immer Bemerkung, da in diesem Theil Amerika's die indianische Bevölkerung entschieden das Uebergewicht hat und wohl des Jochs der gehaßten Creolen allmählich müde werden dürfte. Darauf scheint die Angabe hinzudeuten, daß die Sache wohl mit einer Aenderung der Constitution enden werde.

René Caillier, der bekannte Reisende, der bis Tombuctu vordrang, ist am 25 oder 26 Mai gestorben; er hatte in der letzten Zeit den Plan entworfen, nach Afrika zurückzukehren, und einen Weg zwischen den französischen Besitzungen in Afrika und den reichen Minen von Buri*) zu öffnen. Die Regierung hat ihm aber die dazu verlangten Mittel abgeschlagen.

*) In dem goldreichen Lande Bambuk auf der Mandingoterrasse, sieben Tagereisen östlich von Tamba. Siehe Ritters Afrika, zweite Auflage, S. 360.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 159.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Junius 1838.

Panama.

(Aus Scarletts: South-America and the Pacific.)

Panama liegt unter 7° 47′ N. Br. und 79° 30′ W. L. v. G. Ich habe außer dem Hafen von Rio nichts gesehen, was sich mit diesem Hafen an Schönheit vergleichen ließe. Die Stadt hat Mauern und Wälle, liegt auf einer Landzunge, und bietet mit ihren zahlreichen Kirchen, steinernen Häusern mit Ziegeldächern und alten, zum Theil verfallenen Klöstern, in deren Mitte Bäume wachsen, einen sehr malerischen Anblick dar. Sie liegt am Fuße einer grünen, undulirenden Hügelkette, die mit tropischen Bäumen bedeckt ist und den Vordergrund einer höhern Classe von Gebirgen bildet, die sich wie eine Scheidewand zwischen den beiden Meeren hinziehen. Doch sind auch die höchsten Berge auf dem Isthmus nicht so hoch, daß sie nicht selbst bis zum Gipfel mit Bäumen und Buschwerk bedeckt wären.

Die unmittelbare Umgebung von Panama ist in Gärten und Weideland abgetheilt, einige Villas geben ihr ein gefälliges Ansehen und contrastiren anmuthig mit der ernsten Größe der dahinter liegenden Wälder. Diese erstrecken sich über den ganzen Isthmus hin, und nur hie und da hat die Art des Negers einen Raum gelichtet für die rohe Hütte einer einsamen Familie, deren Wohnung die Einförmigkeit der Waldscene unterbricht.

Als ich landete, ging ich nach dem Hause des englischen Vice-Consuls, Hrn. Russell; er konnte mir kein Bett geben, verschaffte mir aber in einer benachbarten Straße ein großes Zimmer, wo ich erträglich logirt bin, aber jeden Tag mit ihm frühstücke und zu Mittag esse. Er erfüllt die Pflichten der Gastfreundschaft, so gut es hier möglich ist, denn die Kochkunst ist in dieser Stadt, wo nur fünf Europäer wohnen, so wenig bekannt, und die Märkte so spärlich versehen, daß ich in meinem Leben nicht schlechter gegessen habe. Es kommt daher sehr zu statten, daß die unmäßige Hitze den Appetit vermindert und die hier so nöthige Tugend der Mäßigkeit, ja selbst der Enthaltsamkeit leicht macht.

Ich hatte Zeit, die Stadt und ihre Umgebungen zu Fuß und zu Pferde zu durchwandern. Die Stadt ist nicht groß, enthält aber mehr Proben architektonischer Schönheit, als ich in irgend einer andern Stadt Südamerika's gesehen habe. Das Kloster auf der Plaza ist mit einigen schönen Säulen mit corinthischen Capitälen geziert, und in einem der halbzerstörten Klöster bemerkte ich einen zierlichen, hohen Bogen von 45 Fuß Spannung. Als Festung ist die Stadt übel gelegen, denn obwohl ihre Mauern von solider Bauart sind, so ist sie doch von einem Hügel in der Nähe völlig beherrscht.

Mit Ausnahme eines Hrn. Ferraud, Consul der V. St., des englischen Viceconsuls und des Agenten eines Handelshauses, sind keine Europäer von Bedeutung hier; alle Eingebornen, mit Ausnahme der Regierungsbeamten, sind Krämer, und ich glaube der Gouverneur selbst treibt Handel. Nordamerika, Europa und Westindien versehen den Isthmus mit fremden Waaren, von denen noch eine geringe Menge, wie früher, nach den Häfen der Südsee ausgeführt wird; sie gelangen den Fluß Chagres hinauf nach dem Dorfe Cruzes, und werden von da 21 (engl.) Meilen des schlechtesten Wegs, den man sich denken kann, auf Maulesein nach Panama gebracht. Die Bevölkerung besteht hauptsächlich aus Mulatten, doch sind auch einige spanische Creolen hier. Die Frauen, namentlich die braunen, sind sehr hübsch und ihr Costume ungemein zierlich. Die Bevölkerung ist jetzt nicht mehr halb so groß als zur Zeit der Blüthe unter der spanischen Herrschaft. Das üppige Gras, das in den Straßen wächst, die zerstörten Klöster und verfallenen Mauern erinnern den Reisenden sogleich daran, daß die Stadt einst bessere Tage gesehen.

Ich ritt häufig mit dem Consul früh Morgens aus, und wir kamen, nachdem wir die Gärten in der Nähe der Stadt im Rücken hatten, auf schmalen, nassen Pfaden in dichte Wälder; das Unterholz ist ganz undurchdringlich, selbst für die Luft, und dieser Mangel an Circulation, nebst den zahlreichen, verfaulten Pflanzen und Stauden, verpestet die Atmosphäre. Alles dieß würde aufhören, wenn das Land vom Wald gereinigt und mehr bewohnt würde. Die Mannichfaltigkeit der Bäume, Stauden und Pflanzen jeder Art ist über alle Beschreibung; sehr wenig davon sind selbst den Eingebornen bekannt und durch besondere Namen unterschieden, und die Menge außerordentlicher Pflanzen, die miteinander an Pracht und Schönheit wetteifern, bieten

Digitized by Google

gewiß dem Botaniker noch ein undurchforſchtes Feld dar. Hier erwacht Alles erſt bei Nacht zu neuem Leben. Die brennende Hitze des Tages veranlaßt die ganze Bevölkerung die Läden zu ſchließen, und halb oder ganz ſchlafend in ihren Hammaks zu liegen; aber wenn die Sonne unter-, und der Mond aufgegangen, dann iſt die ganze Stadt in Bewegung. Kauf und Verkauf, Geſchwätz und Promenade, und ſelbſt die Proceſſionen gehen dann erſt vor ſich. Oft bin ich mitten in der Nacht durch den unaufhörlichen Lärm der Neger und Mulatten, die in einem benachbarten Wirthshauſe tanzten, aufgeweckt worden. Man kann das Haus krachen hören von dem Geſtampfe der Füße, und die Luft ertönt von dem Gejauchze wie von dem Geraſſel einer halb mit Steinen gefüllten Kürbisflaſche, die ein ſehr beliebtes Muſikinſtrument iſt, und dem monotonen Klang einer ſpaltigen Guitarre und eines pfeifenden Flageolets begleitet. Dieſe Beluſtigung geht ohne Unterbrechung fort von 11 Uhr bis 4 Uhr Morgens.

Lebensbilder aus Portugal.

Eine Waſſerreiſe nach der Villa d'Alcacer do Sal.

(Fortſetzung.)

Nachdem unſer Begleiter ſein Geld an dieſen Mann abgegeben, welcher den Transport des Holzes aus dem Walde bis an den Fluß übernommen hatte, und wir uns ein Glas ausgebeten, um von unſerm eignen Wein zu trinken — ein kleiner avis au lecteur, den man aber nicht verſtehen wollte — empfahlen wir uns dem Knicker mit der Bemerkung, daß wir jetzt in den Wald reiten, um die gehauenen Bäume zu beſichtigen, nachher aber wieder kommen würden, um mit ſeiner Erlaubniß unſre kalte Küche zu verzehren, die wir mitgebracht. Pois naõ! meine Herren! esta casa está as suas Ordems, war ſeine Antwort; er könne uns aber nicht in den Wald begleiten, weil er ſeit einigen Tagen conſtipirt ſey, eine Benennung, die man jeder kleinen Verkältung oder dem Schnupfen und Huſten gibt (constipação). So ſetzten wir uns denn wieder auf unſere Thiere, und ritten in den nicht hundert Schritte weit entfernten Wald von hochſtehenden Pinien, welcher zu den Beſitzungen des Nonnenkloſters in Alcacer gehört, und einige Meilen im Umfange hat. Daß die Nonnen nichts von Forſtwirthſchaft verſtanden, konnte man dem Walde wohl anſehen, und längſt ſchon würde wohl hier kein Baum mehr zu finden ſeyn, wenn derſelbe näher einem bevölkerten Orte läge, wo Abſatz für Bauholz wäre. Dieſer geringe Abſatz aber, da Holz beinahe allein zum Brennen aus dieſem Walde verführt wird, hat ihn bisher vor gänzlichem Ruin geſchützt, denn es wird hier nur immer abgehauen, allein nichts wieder von neuem beſamt, und die Selbſtbeſamungen können darin nicht aufkommen, da ſie nicht in Hege gelegt, und Jahr aus Jahr ein Tauſende von Ziegen hierin aller Orts weiden, die jedes aufkeimende Bäumchen ſogleich abnagen. Der Wald war alſo ſchon außerordentlich gelichtet, ſelten daß man noch Plätze fand, wo die breiten, tellerförmigen, ſchönen Kronen der Bäume noch ſich einander berührten, große Erſtreckungen waren ſchon ganz baumlos, ſo daß ein deutſcher Forſtmann hieran ſeinen Jammer haben würde. Hier handelt ſich's in forſtmänniſcher Hinſicht, ſeit vielen Generationen ſchon, nur um die Ernte und nicht um die Saat, und ſelbſt die Staatsforſtadminiſtration führt daher auch nicht einmal den Titel von Conſervatorien, oder Forſtökonomien, ſondern der Adminiſtration des Holzſchlagens — da corte das Madeiras — und wenn nicht unſer deutſcher Landsmann, Ingenieuroberſtlieutenannt v. W... ſeit 15 Jahren bereits an der Spitze dieſer Staatsforſtwirthſchaft ſtände, deren Hauptwaldungen in der Nachbarſchaft von Leiria liegen, man würde fort und fort nur an Holzſchlag und an den daraus zu ziehenden Gewinn denken, und nie an Pflanzungen und neue Anſaaten, ungeachtet man doch die ſo traurigen Erfahrungen gemacht, daß, ſeitdem Portugal ſeine Wälder verloren, die ſonſt die Gebirge bedeckten, welche gegenwärtig ganz nackt und baumlos ſind, ſeine Sterilität begonnen hat. Dem Reſte portugieſiſcher Wälder ſteht nach und nach daſſelbe Ende bevor, wie den frühern; man wird ſo lange dreinhauen, bis nichts mehr zu hauen da iſt, und das Feuer — dieſe Steppenbrände, die allenthalben um ſich greifen, um junges, grünes Futter für die Ziegen hervorzulocken — wird überdieß hülfreich dazu beitragen, die Zerſtörung ſchneller herbeizuführen. Die Fiſch-Compagnie von Setubal mit den patriotiſchen Geſinnungen ihrer Adminiſtratoren, die nur in den großen Beutel zu greifen brauchten, um auf Koſten der Actionnaire ihren Patriotismus an den Tag zu legen, hatte in ihrem heiligen Eifer für das Wohl des Vaterlandes mit den Nonnen von Alcacer einen Vertrag abgeſchloſſen, 800 der ſchönſten Bäume für Schiffbau, nach den verſchiedenen Zwecken und an den bequemſten Orten in ihrem Walde, fällen zu dürfen, und zwar nach einem ſo gemäßigten Accorde, daß ſie für einen Baum von 60 Fuß Länge, und durchgängig 20 Zoll Durchmeſſer im Quadrat, nachdem derſelbe beſchlagen, nicht mehr als 700 Reis (1 Thlr. 4 Sgr.) an die Nonnen zahlten. Allein die ferneren Koſten eines ſolchen Baums beliefen ſich noch dreimal ſo hoch. Für jeden Baum, Stück für Stück zu hauen, zahlte man 240 Reis; ihn aus dem Walde bis an den höchſtens zwei bis dreihundert Schritt entfernten Fluß zu bringen, koſtet 700 Reis nach Accord mit dem obengenannten Landmann, das Beſchlagen deſſelben 500, und der Transport zu Schiff bis nach Setubal 900 Reis, ſo daß alſo ein ſolcher Baum auf 3000 Reis bis an Ort und Stelle zu ſtehen kam (5 Thaler), ein Preis, wofür man ſie weit wohlfeiler aus Schweden und Norwegen hätte kommen laſſen können. Allein hierin zeigte ſich eben der Patriotismus, das Geld dafür ſollte nicht außer Land gehen, wovon man doch ſpäter wieder abgekommen iſt. Was nun unſer Adminiſtrator in dem Walde ſehen wollte, das wußte er eigentlich ſelbſt nicht, denn er verſtand weder etwas davon, ein Stück Holz zu beurtheilen, ob es ſeinem Zweck entſpreche oder nicht; er beſaß keine Liſte von der Anzahl der verſchiedenen Stücke, die gefällt werden ſollten; er wußte nicht, wie viel ſchon gefällt und transportirt worden war, zählte auch nicht einmal nach, was abermals gefällt da lag und transportirt werden ſollte, notirte ſich auch nichts auf von dem, was ihm der Schiffszim-

Digitized by Google

mermann, der zur Auswahl der Bäume hieher geschickt worden, mittheilte; es schien ihm ganz gleichgültig zu seyn, ob der Mann die Wahrheit sagte oder ob er log, und dieser war es doch hauptsächlich, der bei einem solchen Auftrage seinen Hauptschnitt machte, sobald er sich nur mit denen verstand, die den Land- und Wassertransport besorgten; denn die Nonnen stellten auch keinen Aufsichter, um die gehauenen Bäume zu zählen, statt 800 konnten die Leute tausend hauen und wegtransportiren. Die enorme Fracht der 800 schloß die 200, die darüber waren, schon in sich ein, und auf diese Art konnte man die Nonnen und die Compagnie betrügen, und verkaufte dann die 200 Stück Ueberschuß für eigne Rechnung; denn so wenig der Administrator die Holzstücke zählte, eben so wenig zählt er auch die nach, die in Setubal ankamen, und dann sogleich an der Küste in den feuchten Meeressand, zur bessern Erhaltung und zum Ausziehen der Harztheile, eingegraben wurden. Oder auch konnte der Betrug auf eine andere Art statt finden; indem man angab, daß man z. B. die 800 Bäume nach Setubal verschifft habe, und es doch nur vielleicht 600 gewesen, in welchem Fall sich alsdann der Zimmermann mit dem Geschäftsführer der Nonnen verstehen konnte, um Theil an dem Gewinn von den 800 Bäumen zu haben, da doch nur 600 gehauen wurden. Mit Einem Worte, die Spitzbübereien bei solchen Administrationen, die schlecht bedient sind, was beinahe immer der Fall ist, werden auf eine unendlich vielfältige Art betrieben, und dieses nicht im Kleinen, sondern gleich im Großen. Einen kleinen Diebstahl, eine unbedeutende Betrügerei zu begehen, hält man für höchst verächtlich, für ridiculo, wie man sich ausdrückt; und Jemand, der sich so etwas zu Schulden kommen läßt, verliert alle Achtung, man raisonnirt über ihn bei jeder Gelegenheit. Indessen, wer es so recht grob macht, mit beiden Händen zugreift, wo er nur kann, über einen solchen verliert man kein Wort, man bezeigt ihm aller Orten und Enden, und so lange er sich zu halten versteht, alle mögliche Achtung. Fällt er aber endlich, nachdem er sein Schäfchen geschoren hat, dann lacht er in sein Fäustchen, und Andere machen höchstens die Bemerkung, aproveitou a occasiao, d. h. er hat sich seine Stelle wissen zu Nutze zu machen, und ein Dummkopf ist derjenige, der dieses nicht thut, setzt man noch hinzu. Ein Beamter, der hier so recht im Großen gestohlen und nun auf seinen Lorbeeren ruht, ungeachtet derselbe von seinen Feinden und Mißgönnern öffentlich für einen Dieb und Spitzbuben erklärt wird, verliert dadurch nie seine Ehre, man schließt ihn nirgends aus, es ist genug, daß er Geld hat zu ostentiren, um keine Notiz von allen den Verunglimpfungen zu nehmen. Dieses ist einer der Hauptgründe, warum hier alle industriellen Unternehmungen fehlschlagen, indem bei den Administrationen derselben immer nur zwei Alternativen vorkommen, entweder die Administratoren sorgen für sich und das Wohl der Ihrigen, den eigenen Beutel mehr als den der Administration berücksichtigend; oder sie sind zu nachlässig und sorgen weder für sich noch für ihr Amt, lassen sich betrügen und bestehlen, vertrauen nur auf Untergebene, um in ihrer Bequemlichkeit nicht gestört zu werden, sich die Mühe von scrupulösen Untersuchungen zu ersparen, sich dadurch Freunde zu machen und alle Feindschaften, welche diese gemeiniglich mit sich bringen, zu entfernen. So und nicht anders war denn auch unser Administrator der Fischgesellschaft in Setubal, der nun in ein besseres Leben übergegangen — es war ihm gleichgültig, ob die Fisch-Compagnie Vortheil oder Nachtheil von diesem Holzkaufe hatte; er unterschrieb die Rechnungen, die man ihm vorlegte, für gültig, glaubte was man ihm sagte, und bezahlte, wenn man ihm das Geld dazu einhändigte. Die Fällungsinspection des Administrators hatte also auch nichts Anderes zum Zwecke, als in seinem Berichte an die Hauptadministration der Fonds sagen zu können: „ich habe in dem 7 Leguas entfernten Wald die gefällten Bäume besichtigt und Alles in der Ordnung gefunden."

Ermüdet, mehr von dem heißen Sonnenbrande und der dumpfen Hitze, die in Tannenwäldern zu herrschen pflegt, die durch den stets ausdünstenden Harzgeruch um so fühlbarer wird, kehrten wir zu dem Hrn. Manoel Joze zurück, nicht nur um unsern Mittag zu halten, sondern auch um die Sonne etwas tiefer herabsinken zu lassen. Der Geizhals saß noch auf dem selben Flecke am Küchenfeuer, das auf einem breiten, niedern Herde brannte. Der Mann, der uns, bevor wir in den Wald gingen, nichts offerirt hatte, und sein Mittagsessen so sorgfältig verborgen, schien während unsrer Abwesenheit in sich gegangen zu seyn; zu unserm Erstaunen fanden wir einen schön weiß gedeckten Tisch mit silbernen Messern und Gabeln, dann Porcellan-Service und Krystallgläsern, lauter Gegenstände, die wohl seit einem Vierteljahrhundert das Tageslicht nicht erblickt haben mochten. Er entschuldigte sich, daß er uns nicht besser bewirthen könne, da er von unserer Ankunft nichts gewußt und in dieser Einsamkeit nichts zu haben sey, als was allenfalls ein armes Haus, wie das seinige, produciren könne, wir müßten also vorlieb nehmen; und genau genommen mußten wir auch vorlieb nehmen: der Filz hätte können Hühner und Tauben schlachten, kochen und braten lassen, allein davon war nichts zu sehen, denn diese Thiere waren so gut wie baares Geld; ein Huhn konnte er für 1 Thlr. verkaufen, 1 Taube für 4 gGr., das wäre also ein zu kostbares Mahl gewesen. Man tischte uns also nur gebratene, sehr salzige und fette Würste auf, von denen, die im Schornstein hingen, alsdann kalten, süßen Reis und zuletzt eine Art Krapfeln, ein Backwerk mit einer Zuckersauce. Es war für einen Geizhals noch immer ehrenwerth, da er überdieß auch noch von seinem Weine hergab, der nicht schlecht war.

In Rücksicht dessen, was er demnach für uns gethan, unterließen wir den Angriff auf den Taubenschlag und begaben uns gegen 3 Uhr auf den Rückweg nach Alcacer, wo wir an einem Gehölze auf fünf Reiter mit hohen, kräftigen, andalusischen Maulthieren stießen. Spanier waren in ihnen nicht zu verkennen, alle mit Clavinen und weitmündigen Musketonnern bewaffnet, die vorne an ihren breiten und hohen Sätteln herabhingen, spitze Hüte, schwarze Sammtjacken mit hundert blanken Knöpfchen, braunen, ledernen Gamaschen mit Sporen; Leute mit unternehmenden, resoluten Gesichtern, die sich nicht einen Augenblick bedenken, was sie thun sollen, wenn ihnen Gefahr droht, heute Contrebandiers, morgen Räuber und Guerilheiros

Digitized by Google

sind; eine gefährliche Race Menschen, da wo es eine Rache auszuüben gibt, aber auch dienstwillig, generös und von einer ritterlichen Höflichkeit, die ungemein ansprechend ist. Guarda dios, dabei ein wenig den Hut lüftend, war ihr Gruß, und so ließen wir sie bei uns vorüberreiten, denn unsere magern Maulthiere konnten mit den übrigen nicht Schritt halten. Bald kamen wir nun nach den Lezirias, diesen Sumpfgegenden, wo wir im Vorübergehen unsere Maulthiere verließen, und Jagd auf Kibitze und Becassinen machten, dabei aber jeden Augenblick bis an die Kniee in Koth und Schlamm einsanken, was uns denn länger aufhielt, als wir gewollt, so daß wir erst in der Dämmerung wieder in Alcoser einrückten. Da wir den folgenden Tag in aller Frühe uns wieder nach Setubal einschiffen wollten, so hatte ich nicht nur den Verdruß, mehrere Merkwürdigkeiten aus dem Alterthume, deren ich später noch erwähnen werde, nicht gesehen zu haben, sondern ich konnte auch nicht einmal die alte feste Burg besehen, welche die festeste in Portugal gewesen seyn soll, und wo sich die maurischen Araber am längsten gegen die Heeresmacht des ersten portugiesischen Königs, Don Alfonso Henrique, vertheidigten. Der Höflichkeit mußte überdieß auch das Opfer gebracht werden, sich von dem Schlamm zu säubern, und allen Personen, die uns becomplimentirt hatten, noch einen Gegenbesuch zu machen. Weder Ermüdung, noch der späte Abend und unser morgender früher Aufbruch würde uns bei diesen Leuten entschuldigt haben, wenn wir dieses unterlassen hätten; sie würden es für eine Nichtachtung, und uns für ungesittete Menschen gehalten und so etwas nie vergessen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Die muselmännischen Provinzen Rußlands jenseits des Kaukasus.

IV. Die Provinz Scheki. *)

1. Lage, Gränzen und Ausdehnung.

Die Provinz Scheki liegt zwischen 40° 10′ und 41° 16′ N. B. und zwischen 64° 57′ und 65° 48′ O. L., gränzt gegen Norden an den Hauptrücken des Kaukasus, Salwal-Dag und Schach-Dag genannt, jenseits dessen unabhängige lesghische Stämme: die Durschtschli, Chnow, Gidimin, Achty-Para und Docus-Para, wohnen; gegen Osten an die Provinz Schirwan, von welcher es nordwärts durch den Goch-Tschai bis an das auf dem Bergrücken Bas-Dag liegende Dorf Weik, und dann durch eine Landgränze bis zum Flusse Kur getrennt ist; gegen Süden an die Provinz Karabag, wo der Kur die Gränze macht; gegen Westen an die Besitzungen des Sultans von Elissui, und die zum Dorfe Samuch im jelisabetpolischen Kreise gehörigen Ländereien; gegen Südwesten gleichfalls an den jelisabetpolischen Kreis, wo der Kur die Gränze bildet. Die Provinz hat in gerader Linie eine Länge von 110 und im nördlichen Theil eine Breite von 105 Werften. Der südliche Theil endigt sich in einer Spitze. Die ganze Ausdehnung beträgt etwa 9000 Quadratwerste.

*) Geschildert von Alexander Janowski.

2. Beschaffenheit des Bodens.

In der Provinz Scheki finden sich vier Bergzüge: 1) der Kaukasus; 2) der Bos-Dag; 3) der Achdyd; 4) der Chanabat.

Die Zweige des Kaukasus laufen unter dem Namen Salwal-Dag und Schach-Dag fast 15 Werste in die Provinz herein mit ihren südlichen Ausläufern, von denen die dem Hauptrücken zunächst liegenden von Schieferformation sind, und theils unfruchtbare Felsen darbieten, theils mit Erde bedeckt sind und als Sommerweide dienen; die Vorberge aber sind Alluvialgebilde, und bestehen aus gelbem oder röthlichem Thon, mit zertrümmerten oder abgerundeten Steinen gemischt, und in der Nähe des Dorfes Bideis aus einem porösen, weichen und an der Luft sich verhärtenden gelblichen Stein. Sie sind mit Wald bedeckt, der nur selten auf den Schiefergebirgen vorkommt. Unter den besondern Höhen sind zu bemerken: der Dost-Dag oder Freundschaftsberg, Armud-Daladan, Aibas, Daschagil, Kaftan-Utschan und Tikintü; die vier letztern sind auf der Nordseite nie von Schnee frei. In den vordern Ausläufern finden sich viele Waldschluchten, die gegen Norden laufen, und sich in andere kleinere theilen. Die bedeutendsten darunter sind die von Güinik oder Schin, Sunut, Sefsit, Keibek, Daschagil, Dschalet, Wartaschin, Chatchal, Chatschwas, Korintschal, Tikintü, Kutkaschin, Wandam und Gochtschai.

Der Bergrücken Bos-Dag, das heißt der graue Berg, läuft gegen Kachetien hin, wird im Gebiete von Elissui von dem Fluß Alasan durchschnitten, und läuft nach Scheki hinein in zwei Ausläufern, welche sich 5 Werste westlich von dem Dorfe Daschbulach vereinigen und das enge Thal Garabscha bilden. Der Bos-Dag erstreckt sich durch die ganze Breite der Provinz, fast parallel mit den letzten Ausläufern des Kaukasus, wendet sich dann an seinem östlichen Ende etwas gegen diesen hin und läuft in die Provinz Schirwan hinein. Nahe an dem Dorfe Gotü-Duch trennt sich von ihm gegen Südosten ein schmaler Ausläufer, der das Thal Gelan bildet, und mit dem Berge Küd am rechten Ufer des Flusses Aldschegan endet; im Magal Bym wird er von einem Thale durchschnitten, worin mehrere Flüsse laufen. Der Bos-Dag hat eine Breite von 5 bis 6 Werften, besteht theils aus scharfen, theils aus abgerundeten Steinen, die mit gelbem Thone vermengt sind, und zeigt auf der Oberfläche eine Zimmtfarbe, die mit kleinen Steinchen besäet ist. Der südliche Theil enthält auf der Westseite viel Salz, und besteht aus einerlei weißgelblichem Thon. Gegen Westen, von dem Dorfe Dasch-Bulakan, haben die Felsen eine graue Farbe, aber an dem von dem Flusse Turian eingerissenen Tiefthale sind sie röthlich. Die Oberfläche bietet eine ziemlich hohe, nach beiden Seiten zu abschüssige Fläche dar, die mit Erde bedeckt ist; in den Schluchten und Tiefthälern wächst kleines Holz, und längs dem ganzen Kamme hin sind Dörfer von Armeniern zerstreut, die sich meist mit Ackerbau beschäftigen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

In dem Botanical Journal steht die Nachricht, daß ein Engländer, Namens Orton, der botanischen Gesellschaft eine besondere Art Spargeln vorgelegt habe, welcher den Namen Zimmerspargel erhielt, und im Winter so gut wie im Sommer wächst; vermittelst eines besondern Düngungsmittels kann man diesen Spargel wie die Jonquille im Zimmer ziehen, und sie dient zu gleicher Zeit als Zimmerverzierung und als wohlschmeckendes Nahrungsmittel.

Den HH. Montgolfier soll es gelungen seyn, bei der Papierbereitung die Lumpen mit Holz zu ersetzen, und sie werden bald einen undurchdringlichen Holzpappendeckel (carton-bois) in den Handel bringen, der bei der Bedachung der Gebäude den Schiefer mit Vortheil ersetzen soll.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 160.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Junius 1838.

Die Kosaken vom schwarzen Meere.

Wir theilen hier auszugsweise eine Schilderung dieses Volkes aus Spencers Travels in Circassia, Krim Tartary etc. mit, weil es einigen Aufschluß über die jetzige Lage und Stellung dieser Anwohner des schwarzen Meeres (Tschernomore) gibt.

Das von den Kosaken bewohnte Land ist eine Fortsetzung der ungeheuren Steppe im südlichen Rußland, scheint übrigens viel fruchtbarer als die meisten übrigen Theile derselben, denn ich sah allenthalben zahlreiche Heerden weiden. Diese Kosaken sind von einem ganz andern Stamm als die übrigen, und gleichen mehr den Bewohnern des Kaukasus als den Slaven Rußlands, welchen die Natur nicht eben die schönste Gestalt gegeben hat. Sie sind meist schlank und gut gebaut, von kraftvoller Gestalt, und ihr Profil ist gewöhnlich griechisch oder römisch; ihr Haar ist stets dunkelbraun oder schwarz, und sie haben hinreichend asiatisches Blut in den Adern, um ihren Zügen das scharfe Gepräge zu geben, das die Völker des Orients auszeichnet.

Seit Jahrhunderten waren sie die großen Vertheidiger des Kreuzes, die Gränzwächter Europa's gegen die Einfälle der fanatischen Muhammedaner, und bei ihrer wohlbekannten Tapferkeit brachte ihre Verbindung mit Rußland, von dem sie nie erobert wurden, diesem Reich die größten Vortheile in den Kämpfen gegen Türken und Tataren. Trotz der Dienste, welche die Kosaken dieser Länder geleistet haben, sind sie bei den Russen nicht beliebt und gelten als unzuverlässige Barbaren, als Räuber von Handwerk, deren Tapferkeit mehr mit dem Ungestüm eines Wilden, als dem Muthe eines tapfern Soldaten zu vergleichen ist. Natürlicherweise bleibt der Tschernomorier im Hasse nichts schuldig, um so weniger, als er von Freund und Feind als der tapferste unter den Kosaken des russischen Reiches betrachtet wird, und nur dem unbezwinglichen Tscherkessen nachsteht, der sich lieber in Stücke hauen läßt, als daß er sich ergäbe.

Bekanntlich stammen diese Kosaken von den Saporogern ab, welche im J. 1792 von der Kaiserin Katharina an den Kuban versetzt wurden. Sie nehmen jetzt das ganze rechte Ufer dieses Flusses, von der Einmündung der Laba bis zu dem Ast oder Ai in der Nähe des azowischen Meeres ein, welches sie von den donischen Kosaken trennt. Hinsichtlich seines Aeußern übertrifft er den donischen Kosaken bei weitem, und obwohl er nicht so schön ist als sein Nachbar, der Tscherkesse, so hat doch die gegenwärtige Generation bereits viel an Schönheit gewonnen, da häufig tscherkessische Mädchen von den Kosaken geraubt werden. Zwischen beiden Theilen herrscht wegen des fortdauernden kleinen Kriegs ein entschiedener Haß, und auf beiden Seiten leben Viele nur von dem Raube, den sie im fremden Lande begehen. Wenn sich übrigens der Tscherkesse über die Raubsucht seiner Nachbarn beklagt, so muß man bemerken, daß er im Ganzen doch wesentlich gewonnen hat, denn der Tschernomorier nahm bei seiner Wanderung vom Dnieper her die häuslichen Sitten, die Bequemlichkeit und Reinlichkeit der Europäer mit, so wie ein besseres Kriegssystem, und in allem diesem hat er den wilden Tscherkessen unterrichtet, der eben dadurch ein furchtbarerer Feind für Rußland geworden ist. Die Kosaken dagegen, dem Einflusse eines ungesunden Klima's, den giftigen Miasmen der Sümpfe und den unablässigen Feindseligkeiten der Tscherkessen ausgesetzt, nehmen täglich an Zahl ab, denn sie können jetzt nicht über 12,000 Mann ins Feld stellen, während sie zur Zeit ihrer ersten Niederlassung am Kuban 50,000 Krieger zählten, eine Abnahme, wozu freilich auch die letzten Kriege, namentlich mit Polen, das Ihrige beigetragen haben mögen.

Lebensbilder aus Portugal.

Eine Wasserreise nach der Villa d'Alcacer do Sal.

(Fortsetzung)

Diese forcirten Besuche brachten für mich doch einiges Gute hervor; denn da ich nicht nachließ mit Erkundigungen über die Verhältnisse älterer Zeiten und das Geschichtliche derselben, so wie über manches Alterthümliche und Merkwürdige — was wohl hier noch vielleicht ganz versteckt sich vorfindet, so daß die wenigsten Einwohner etwas davon wissen — versicherte ein gewisser ältlicher Herr, daß er ein altes Buch besitze, welches er einstens in Lissabon auf der Feira da Ladra gekauft, bloß des

Digitized by Google

dicken Papiers wegen, um Düten für seinen Kramladen daraus zu machen, allein da er zufälliger Weise den Namen Alcacer darin gefunden, und weil dieses eine merkwürdige Stadt gewesen, so habe er dasselbe aufbewahrt. Natürlicherweise war sogleich mein größtes Verlangen, dieses Buch zu sehen, und auf meine Bitte war der Mann auch so gefällig dasselbe mir zuzusenden. Es war das Dicionario Geografico von Carbosо in Folio, der 1ste Theil, wovon nur drei Theile bis zum Buchstaben C im Jahr 1747 erschienen sind, und dann keine weitere Fortsetzung erfolgte. Mit Begierde fiel ich darüber her, und wie sehr bedauerte ich, nicht früher genauer davon unterrichtet gewesen zu seyn, welch merkwürdiger Ort Alcacer gewesen, um gleich anfänglich die Vorkehrungen getroffen zu haben, wenigstens einen Tag länger daselbst zu verweilen. Mit dem schweren Carbosо in den Händen, streckte ich mich auf mein Nachtlager, und schloß nicht eher die Augen, bis das lange Capitel Alcacer, was so manches Interessante darbietet, zu Ende gelesen war.

Unser Boot, womit wir gekommen waren, hatten wir sogleich wieder zurückgesandt, und daher jetzt unsere Plätze auf dem gewöhnlichen Markt- und Transportschiffe genommen, welches noch vor Tagesanbruch mit eintretender Ebbe abfahren sollte. Die Schiffer kamen deßhalb auch schon vor 4 Uhr uns zu wecken, der Mond war längst untergegangen, und es war stockfinstre Nacht. Ein Licht hatten wir brennen lassen und die Bestellung gemacht, vor unsrer Abreise Thee mit Eiern zum Frühstück zu bekommen; allein so etwas ist hier immer mit großen Schwierigkeiten verknüpft, selbst in den besten Gasthäusern Lissabons, da man in denselben nie gewohnt ist, Gäste in später Nacht zu erwarten, die mit Diligencen oder Extraposten wie in andern Ländern zu jeder Stunde der Nacht anzukommen oder abzureisen pflegen, was hier nie vorkommt, da es weder Diligencen noch Extraposten zum Reisen gibt. Die Wirthsleute selbst würden sich des Morgens um keinen Preis aus ihrer Ruhe stören lassen, sie geben also, wenn einmal ein so außerordentlicher Fall kommt, daß ein früh aufbrechender Reisender erst noch ein Frühstück zu haben wünscht, dem Aufwärter oder der Magd den Auftrag dafür zu sorgen, und diese legen sich ruhig nieder, und vergessen meistens das Aufstehen, so daß der Fremde dieselben erst wecken muß. Auch hier trug sich dieses auf die Weise zu: Alles lag noch im Todesschlafe, als wir längst auf den Beinen waren, und wohl eine halbe Stunde lang mußten wir rufen, lärmen, und an den verschlossenen Thüren trommeln und klopfen, bevor sich die mürrische Magd erhob und Feuer zum Theewasser anzündete, so daß sich unsere Abreise etwas verzögerte, und die lärmenden Barqueiros fluchten und schimpften, und nur durch einen Schluck Branntwein insofern zu besänftigen waren, daß sie uns nicht im Stiche ließen und allein abfuhren; denn da die schnellere Fahrt von Wind und Fluth abhängt oder der Strömung des Wassers, so muß auch jeder günstige Augenblick benutzt werden, oder man läuft Gefahr, alsdann durch widrigen Wind und Strömungen mehrere Stunden aufgehalten zu werden, oder bei zu schnell eintretender Ebbe und den vielen Untiefen des Flusses, auf einer Sandbank so lange hängen und festsitzen zu bleiben, bis die Fluth wieder eintritt und die Gewässer ansteigen. Die Schiffer hatten also so Unrecht nicht, ungeduldig zu werden, und solche Art Leute anderer Nationen würden alle Rücksichten bei ähnlichen Gelegenheiten bei Seite setzen und ohne Weiteres abgefahren seyn, wie ich es auch zu öfterem auf meinen Reisen sowohl in England und Frankreich als in Deutschland erlebte, und auch hier würden sie es nicht besser machen, wenn man sie schnöde und wegwerfend behandeln wollte; allein durch Höflichkeit ist ungemein viel von den Portugiesen zu erlangen, und besonders auch deßhalb, da Zeitverlust bei ihnen gar nicht in Anschlag kommt; sie verschieben so gern Alles auf den folgenden Tag, und wissen sich sogleich zu trösten, wenn ihnen ein Vorsatz für heute vernichtet wird, der nun morgen erst zur Ausführung kommt. Dieser wenige Sinn für Zeitersparung und Zeitbenützung zeigt sich durch alle Classen hindurch, von den Ministerien und der Volksrepräsentation an, der Verwaltung und Justizpflege, bis zur Werkstätte des Schusters und der Bestellung eines Ackers herab.

Im Finstern tappten wir nun über den Quai neben dem Zwinger der Mordgesellen und Räuber vorbei, die auf kalten Steinplatten gebettet waren, nach dem Schiffe, wo nur mehrere Gestalten in dunkeln Umrissen zu erkennen, die hier schon Platz genommen. Gruppenweise standen oder lagen sie, in Mäntel gehüllt, am kühlen und feuchten Morgen, schweigend der Abfahrt harrend. Ich näherte mich einem derjenigen, die sich auf dem Boden niedergelassen hatten, und die, wie ich wohl mit meinen Füßen fühlen konnte, auf Betten oder Strohsäcken zusammengekauert saßen; Kisten und Kästen standen daneben, die ihnen Obwand gaben, und auf eine ganz leise Weise gleitete auch ich zwischen diesem Gepäcke nieder und erhielt einen weichen Sitz auf dem überragenden Strohsacke. Zu sehen war in der Dunkelheit nichts, zu hören eben so wenig, denn am frühen Morgen sind die wenigsten Menschen aufgelegt, besonders unter ähnlichen Verhältnissen, eine Conversation zu führen.

Eine dicke, corpulente, mehr denn 60jährige Frau, die mit ihrem Kopfe unter dem Mantel, wie in einem Schilderhause steckte, war, wie sich bei Tageslicht zeigte, meine weiche Rücklehne gewesen, und das Erste, was sie that, als sie aus ihrem Schlummer erwachte, war, sich umzuschauen, wer ihr Rückenwärmer gewesen. Als nun endlich die Sonne einige wärmende Strahlen auf unser Schiffchen warf, thaute auch ihre Zunge in dem zahnlosen Munde auf, und es zeigte sich bald, daß sie von guter Familie und äußerst genialer Laune war. Sie war jetzt auf der Reise nach Lissabon begriffen, um eine Pension zu reclamiren, die man ihr seit zwei Jahren schon ungerechter Weise vorenthielt, und sie wußte dieses so haarklein und mit einer solchen Wohlredenheit aus einander zu setzen, daß ihr Recht gar nicht bezweifelt werden konnte. Die andern drei Weiber, welche meine Reisegefährten kannten, waren Personen von Welterfahrung, die als ehemalige Geliebten von englischen Stabsofficieren den Peninsularkrieg mitgemacht, und dessen Gefahren in Glück und Unglück getheilt hatten. Dieses ist nun beinahe 30 Jahre her, sie waren also jetzt schon ganz verblühte Schönheiten, die aber noch

Digitized by Google

ganz angenehme, anmuthreiche Züge hatten, mit Ausnahme der Einen, die zum wahren Rippenstücke geworden. Die eine besonders mit füllereichen Gliedern und einer interessanten Beweglichkeit, so wie einem unvergleichlichen Blick ihrer noch jetzt feurigen Augensterne, mußte in ihrer Lebensfrische ein wahrhaftes Bild zum Bezaubern gewesen seyn. Die Alte wurde nun die Seele der Unterhaltung, der wir uns anschlossen, auch die andern Weiber sprachen gut und verständig, und ungeachtet keine von ihnen aus höhern Cirkeln abstammte, so befand man sich doch wohl in ihrer Nähe, da sie einen gewissen Anstand und eine Würde behaupteten, die den meisten Portugiesinnen, selbst aus den niedrigsten Ständen eigen ist, und für sie einnimmt.

Betrachten wir aber ein wenig Schiff und Ladung, so wie die übrigen Passagiere, die sich hier zusammengefunden. Ersteres war ungefähr 50 Fuß lang, mit einer Breite von 11 Fuß, und hatte ungefähr eine Tiefe von 6 bis 8 Fuß, so daß es durchgehends mit einem Verdecke versehen war, wo sich die Passagiere befanden, indem der untere Raum bloß für die Ladung bestimmt war, die dießmal fast gänzlich aus Oel in ledernen Schläuchen bestand, die man an dem Orte ihrer Bestimmung alsdann ausleert und wieder zurücksendet, um darin neue Ladungen vorzunehmen. Solche Säcke oder Schläuche, die aus gut zusammengenähten und alsdann gegerbten Ziegenfellen, wo die geschorne Haarseite nach innen gekehrt und gepicht wird, verfertigt werden, sind unstreitig die bequemste und leichteste emballage zum Transport auf Maulthieren, auf denen hier Alles wegen der schlechten Straßen und unbehülflichen Fuhrwerke, fortgeschafft wird; auch den Wein versendet man auf dieselbe Art zu Lande nach den Seestädten, allein es ist nicht zu läugnen, daß alles Oel, so wie der Wein, der in solchen Säcken war, einen Beigeschmack annimmt, den eine feine Zunge gleich herausfindet, und dieses Bocksartige, sowohl an Geruch als Geschmack, was indessen bei dem Wein für Manche nicht unangenehm ist, verliert sich nur erst mit der Zeit.

(Schluß folgt.)

Thags im südlichen Mahratta-Lande.

Auf einmal erscheinen jetzt die Thags, die man im nördlichen Indien für fast vertilgt hielt, tiefer im Süden, wo man sie bisher nicht vermuthet hatte. Nach einem Schreiben in der Bombay Gazette vom 29 Januar, von einem Untersteuereinnehmer, ergab sich der Verdacht, daß ein in seinem Bureau angestellter Mann von Thags ermordet worden sey. Der Untersteuereinnehmer stellte sogleich eine Untersuchung an, ob sich diese Mörder auch in diesem Theile des Landes befänden, und das Resultat seiner Nachforschungen war, daß in einem einzigen Jahre über 70 Personen in dem Districte verschwunden seyen, ohne daß man sich im geringsten die Sache erklären könnte. Dieß wurde an das Gericht und von da an die Regierung gemeldet, welche die Angabe anfangs für einen Irrthum erklärte; als aber die Regierung von Bengalen Thag-Agenten (d. h. Leute, die bei den umfassenden Polizeimaasregeln gegen die Thags sich hinreichende Erfahrung erworben haben) in die bezeichneten Districte gesendet hatte, erstatteten diese einen noch viel furchtbarern Bericht, und erklärten, „die Thags hätten das Land längs der Ufer der Flüsse Whima und Khrishna mit Skeletten gepflastert."

Die muselmännischen Provinzen Rußlands jenseits des Kaukasus.

IV. Die Provinz Scheki.

2. Beschaffenheit des Bodens.

(Schluß.)

Das Gebirge Achdyd beginnt am Flusse Alasan, nahe am Bos-Dag, im Gebiete des Sultans von Elissui, von da läuft es gegen Süden und wendet sich dann gegen Osten, wo es auf der Südseite an die Ländereien des Dorfes Samucha im jelisabetpolischen Kreise stößt, hierauf zieht es sich durch die Provinz Scheki in ihrer ganzen Breite durch und endet in Schirwan. Von der jelisabetpolischen Gränze an wendet es sich einigermaßen gegen Südosten, und von dem Dorfe Chanabat an, wo es von dem Flüßchen Aldschegan durchschnitten wird, läuft es gerade gegen Osten, und ist von dem Bergrücken des Bos-Dag durch eine Hochfläche getrennt. Die an diese Hochfläche stoßende Nordseite des Achdyd flacht sich sehr ab und erhebt sich wenig über sie; die südliche dagegen ist hoch, voll steiler Abfälle, und stellt gleichsam einen Durchriß von Bergen dar, die zur Hälfte eingestürzt sind. Die größte Höhe des Achdyd, Serchow-Dag genannt, liegt nahe an der schirwanischen Gränze zwischen den Dörfern Arab auf der Südseite und Tschinach-Bulach auf der Nordseite; gegen Osten behält auch der Bergrücken die Benennung Serchow-Dag. Er besteht aus einem weißlichen, salzhaltigen Thon, der nur an sehr wenigen Stellen mit Kiesein gemischt ist. Der südliche, zum Kornbau untaugliche Theil erzeugt nur Gebüsche, und den von den Tataren Sekis genannten Baum; der nördliche Theil ist fruchtbar und mit Gras bedeckt. Dieses Gebirge ist waldlos, die obere Höhe des Serchow-Dag ausgenommen, auf der sich Bauholz findet.

Das Gebirge Chanabat ist vom Flusse Kur durchschnitten, und bedeckt die Provinz Scheki von dem jelisabetpolischen Kreise her. Es ist von derselben Beschaffenheit, wie der Achdyd auf der Südseite, voller Steinfelsen und unfruchtbar, auf der Nordseite sanft abhängig und mit Grün bedeckt. Der Gebirgsrücken Chanabat hat am Kur eine Breite von 5 Werften und eine bedeutende Höhe, wird aber von hier an allmählich schmäler und niederer, und verschwindet am Fluß Aldschegan, 17 Werste vom Kur, völlig.

In der Provinz Scheki finden sich drei große Ebenen, die nördliche, mittlere und südliche, und zwei Thäler: Saradscha und Belan.

Die nördliche Ebene dehnt sich durch die ganze Breite der Provinz, von dem Elissui-Gebiet bis Schirwan, zwischen den Enden der Ausläufer des Kaukasus und dem Bos-Dag, hat eine Länge von 105 Werften, ihre größte Breite aber zwischen den Dörfern Oselnly und Dschafar-Abat beträgt 20 Werste. Sie besteht aus einer flachen, stellenweise unebenen Abdachung, die sich von Norden gegen Süden neigt, und ist von einer Menge kleiner Flüsse und Bäche bewässert, welche größtentheils von dem kaukasischen Gebirge herabkommen, dessen Thalschluchten gegen sie hin auslaufen. Die mittlere Ebene liegt zwischen den Gebirgsrücken Bos-Dag und Achdyd, und erstreckt sich

Digitized by Google

von Nordwesten gegen Südosten auf eine Strecke von 90 Werste; ihre Breite beträgt gegen 18 Werste. Diese Ebene liegt ziemlich hoch, hat kein Wasser, und ist darum sehr wenig bevölkert. Die südliche Ebene nimmt den ganzen südlichen Theil der Provinz ein. Im Norden wird sie durch das Gebirge Achdyd begränzt, von der jelisabetpolischen und karabagischen Ebene wird sie durch den Kur getrennt und zieht sich nach Schirwan hinein. Ihre Ausdehnung in der Länge vom Kur bis an die schirwanische Provinz beträgt 75, ihre größte Breite 65 Werste. Auf der westlichen Seite wird sie einige Werste weit vom Gebirgsrücken Chanadat durchschnitten, hat vom Achdyd gegen den Kur hin einigen Abhang und bietet viele Niederungen dar. Da sie von den Flüssen Aldschegan, Turian und den daraus abgeleiteten Canälen bewässert wird, so ist sie ziemlich bevölkert.

Die Thäler Saradsche und Belan, die innerhalb des Bos-Dag liegen, sind ohne Wasser und nicht bevölkert: das erstere geht bis zu dem Fluß Araxan, das letztere bis zu dem Fluß Aldschegan; sie haben eine Breite von 2 bis 5 und eine Länge von 6 bis 8 Werften.

Der Boden der nördlichen Ebene und des westlichen Theils der mittlern bis zum Gebirge Achdyd besteht aus Alluvionen, gegen das östliche Ende der letztern zu zeigen die Schluchten des Turian, des Geldigian und Demiraparan denselben Boden, wie auch die südliche Ebene. In den bewohnten Schluchten des Kaukasus findet sich fast immer eine feste Dammerde, die nur selten in eine zimmtroth- oder gelb gefärbte Erde übergeht. Der Boden der nördlichen Ebene gegen die Ausläufer des Kaukasus hin und in dem ganzen östlichen Theile derselben ist von derselben Beschaffenheit, mit Beimischung von schwärzlichem Sand an einigen Stellen; in dem westlichen Theile zeigt sich eine feine Dammerde, die stellenweise mit einem festen und steinigen Grunde abwechselt; bei den Dörfern Unter-Güinük, Kudurri und Oriet ist der Boden etwas salzhaltig.

Auf dem Bos-Dag ist der Grund steinig, zimmtfarbig, und geht stellenweise in eine feste und feine Dammerde mit graulicher und gelber Schattirung über. In den Thälern Saradsche und Belan ist überall eine feine Dammerde. Hinsichtlich des Bodens gleicht die mittlere Ebene sehr dem von Bos-Dag, nur daß er im westlichen Theil einen Salzsee und am östlichen Ende Salztheile enthält. Die nördlichen Seiten des Achdyd und Serchew-Dag, welche an die mittlere Ebene stoßen, haben eine gelbe und näher dem Thale zu eine röthliche Farbe. In der südlichen Ebene ergeben sich drei Arten von Boden: auf den Höhen, am Achdyd und Chanadat, ist er größtentheils thonig, stellenweise sandig, einer feuchten Asche ähnlich, und gelb und grau von Farbe, am Ufer des Kur im Wald ist Dammerde. Im mittlern Thale sind viel Salzlaken, wo man Reis säet.

Die nördliche Ebene ist zum Kornbau sehr geeignet, theils weil sie hinlänglich Wasser hat, theils wegen ihres gemäßigten Klima's: Reis und verschiedene Kornarten gedeihen hier vortrefflich, die Seidenzucht geht besser als in der mittlern und südlichen Ebene, und überdieß ist die Kornernte auf dem Bos-Dag vortrefflich. Die mittlere Ebene ist zu jedem Anbau tauglich, doch nur, wenn an Wasser durchaus kein Mangel ist, woran es aber oft ziemlich fehlt. Auf der südlichen Ebene gewinnt man Reis, Baumwolle und einige Früchte, die eine höhere Temperatur verlangen. Die Seidenzucht gedeiht hier nicht so gut, wie auf der nördlichen Ebene, und im Allgemeinen kann die Erzeugung der Pflanzen eines gemäßigten Klima's hier keinen Fortgang haben. Nachstehende Tabelle einer sehr guten Ernte zeigt die Fruchtbarkeit des Bodens in den verschiedenen Theilen der Provinz.

	Im nördlichen Thale.			Im mittlern Thale.	Im südlichen Thale.
	Im westlichen Theile.	Im östlichen Theile.	Auf dem Bos-Dag.		
Reis . . .	20 — 30	20		16 — 20	15 — 20
Weizen . .	6 — 7	8	10	7 — 8	4 — 5
Gerste . .	7 — 8	6 — 10	8	6	4 — 4½
Hirse . . .	30 — 40	60	40 — 50	50 — 60	25 — 30

Die ganze nördliche Ebene, die Tiefthäler, die darin ausmünden, und der Bos-Dag sind gut angebaut; in der mittlern Ebene finden sich Dörfer nur am westlichen und östlichen Ende; die Mitte ist aus Mangel an Wasser unbewohnt. Auf der nördlichen Seite des Achdyd, an der Gränze von Schirwan, liegen zwei Dörfer. Die südliche Ebene ist hinreichend bewohnt, mit Ausnahme derjenigen Ländereien, welche kein Wasser haben, und darum nur als Winterweide dienen können.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Bei den Nachgrabungen, die man zu Carthago angestellt hat, wurde bei dem Burdsch-Dschedid, am Ufer des Meeres, ein schönes Haus entdeckt. In mehrern Zimmern fand man Freskomalereien, ähnlich denen von Pompeji, prächtige Mosaiken, welche Nymphen, Männer- und Frauengestalten, Fische aller Arten, Tiger, Gazellen und dergleichen darstellen. Fünfzehn Kisten mit diesen kostbaren Resten des Alterthums finden sich gegenwärtig zu Toulon, von wo man sie nach Paris senden wird. (Echo du Monde Savant Nr. 21.)

Es soll mit nächstem aus England eine Expedition nach Kurdistan abgehen unter den HH. Ainsworth und Rossaur, deren Zweck ist, die nestorianischen Christen und das Land, das sie bewohnen, in den Districten Hakari, Dschulamerik und Amadiyah näher kennen zu lernen. Die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Wissenschaft rüstet die Expedition aus, und die geographische Gesellschaft steuert 500 Pfund Sterling bei.

Ein Hr. Deslongchamps hat ein Memoire über die fossilen Lithophagen-Muscheln aus dem Jurakalk in Calvados bekannt gemacht, und vermuthet, daß Eine davon wenigstens zu den Pholaden gehört habe.

Berichtigung.

In dem Blatte vom 7 Junius ist Seite 631 der 2ten Spalte Zeile 17 und 18 v. u. Rupien zu lesen statt Rubel.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 51** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Dramatische Poesie in Frankreich.** (Fortsetzung.) — **William Wordsworth.** (Fortsetzung.)

Der Abonnementspreis dieser dem Auslande beigegebenen Literaturblätter, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingesendet werden; er beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 161.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Junius 1838.

Die Barbareskenstaaten.

Achmed Bey.

Die Einsicht, daß mit der Vernichtung der Macht Achmed Bey's etwas sehr Thörichtes begangen wurde, scheint der französischen Regierung zwar schon seit mehr als einem Jahre gekommen zu seyn, doch erst in neuerer Zeit entschließt sie sich, auch im Sinne dieser Erkenntniß zu handeln. Das Journal des Debats vom 23 Mai enthält einen Artikel, der auf die Nothwendigkeit hinweist, sich des Einflusses und der Macht, die Achmed noch geblieben ist, zu bedienen, und ihn als Gegengewicht gegen die wachsende Macht Abdel-Kaders zu gebrauchen. Der Artikel ist aber wie für Kinder geschrieben, die Sache wird beim Ei angefangen, um sie ja einem jeden verständlich zu machen; und um nicht den Gedanken aufkommen zu lassen, daß Constantine, an das sich die Nationalehre geklammert zu haben scheint, aufgegeben werden könne, wird mit recht deutlichen Worten erklärt, daß nicht nur die Ehre, sondern namentlich auch der Vortheil Frankreichs die Beibehaltung Constantine's erfordere.

Der Artikel kann durchaus keine Bedeutung haben, als auf ein Bündniß mit Achmed Bey, das allen Umständen nach schon abgeschlossen ist, zu präludiren. Denn in Afrika selbst, namentlich in der Provinz Constantine, ist diese Nachricht schon seit einiger Zeit, und nach Briefen aus Constantine durch Ben Aissa, den Khalifa Achmed Bey's, denselben, der Constantine gegen die Franzosen mit so viel Muth vertheidigte, verbreitet worden. Der National, nebst dem Journal des Debats das einzige französische Blatt, das sich ernsthaft mit den Angelegenheiten der französischen Besitzungen in Afrika beschäftigt, hat die Nothwendigkeit eines Bündnisses mit Achmed schon seit einiger Zeit behauptet. In seinem Blatte vom 3 Mai d. J. sagt er, nach Mittheilung einiger Nachrichten über den Kampf Abdel-Kaders mit Achmed, gerade zu: „Welche Rolle wird unsere Regierung in diesem wichtigen Kampfe spielen? die Neutralität scheint ihr das Beste, aber sie wird in kurzem wider Willen genöthigt seyn, gegen Abdel-Kader aufzutreten. Ferne davon, sich mit den traurigen Concessionen des Vertrags von der Tafna zu begnügen, benützt er geschickt den Frieden mit Frankreich, um seine Herrschaft vermittelst des Bandes der Religion zu befestigen, um seine Emissäre in unsere Städte zu senden, und während er seine Macht ausdehnt, durch die Niederlage des ehemaligen Bey's von Constantine seine Armee zu stärken. Ist einmal Achmed Bey besiegt, so stehen wir allein dem kecker gewordenen Emir gegenüber, und dann ist es nicht mehr der Scheikh eines Duairs oder der Bey einer Stadt, den wir zu bekämpfen haben, sondern der Sultan, der Fürst der Gläubigen Afrika's; denn darauf steuert Abdel-Kader los. Sobald wir einmal von diesem ungeheuren Halbmond eingeschlossen seyn werden, dessen Mittelpunkt Medeah und dessen Endpunkte Constantine und Tlemsan sind, dann ist die Regierung zur Räumung des Littorals oder zu einer neuen Eroberung Afrika's gezwungen." Hier ist der Stand der Dinge und die nothwendigen Maaßregeln zur Abwendung eines solchen Dilemmas genau angegeben, und es bedarf kaum mehr der Folgerung, welche das Journal des Debats (vom 23 Mai) daraus zieht, wenn es sagt: „erwägen wir wohl, daß wenn der letzte Repräsentant der türkischen Macht in Afrika gänzlich fällt, so fällt Alles, was wir nicht besitzen, unvermeidlich in die Hände Abdel-Kaders. Er fühlt dieß recht wohl, und darum führt er in diesem Augenblick Krieg gegen Achmed Bey unter dem Vorwand irgend einer geringfügigen Beleidigung. Will er etwa unsern Feind in unserem Interesse vernichten? Nein, sondern in seinem eigenen. Achmed Bey ist besiegt und flüchtig, aber er hat noch eine gewisse Gewalt. Abdel-Kader will ihn vernichten, und so das Werk, das die Einnahme Constantine's begann, vollenden, aber zu seinem eigenen Vortheil; ist Achmed Bey vernichtet, so steht Abdel-Kader allein noch in Afrika da, aber nur um uns zu bekämpfen."

Man kann unmöglich naiver die ungeheuren begangenen Mißgriffe eingestehen; freilich wird jeder Minister antworten, daß nicht er, sondern sein Vorgänger den Fehler begangen habe, aber das eben ist die unselige Frucht dieser ewigen Wechsel der Gewalt, daß kein Plan mit Stätigkeit verfolgt werden kann, da doch ein schlechter, consequent durchgeführter weniger Nachtheil brächte, als diese ewigen Schwankungen. Drei Viertheile

Digitized by Google

des Bluts und des Goldes, die seit sieben Jahren in Afrika verschwendet wurden, sind nur in Folge dieses Schwankens verschwendet worden. Doch wir haben es hier nicht mit der innern Politik Frankreichs zu thun, und wenden uns wieder nach Afrika zurück, wo der Gang der Ereignisse endlich der französischen Regierung eine vernünftigere Politik aufgezwungen hat. Ueber die Plane Abdel-Kaders ist man jetzt im Klaren; was man mit den Promenaden in der Provinz Constantine gewinnt, was von den angeblichen Unterwerfungen der Stämme, deren Scheikhs von dem französischen Heerführer den Ehrenburnus empfangen, und ihn dafür am folgenden Tage mit Kugeln begrüßt haben, zu halten, darüber ist jetzt kein Zweifel mehr, und Marschall Valée zeigt jedenfalls durch sein Verfahren in der Metitschad, durch seine Besetzung von Coleah und Belida, durch seine Errichtung von Lagern im Osten und Westen der letztern Stadt, daß er nur noch der Gewalt der Waffen und nicht einem Scheinfrieden traut, der mit jedem Augenblick problematischer wird, und den die Franzosen mit nächstem selbst brechen müssen, denn Abdel-Kader hat die Gränzen des ihm durch den Vertrag angewiesenen Gebiets auf eine für sie sehr beunruhigende Weise überschritten, die eisernen Thore, den Gränzpaß zwischen den Provinzen von Algier und Titteri, durchzogen, und von da an ist ihm keine Schwierigkeit mehr aufgestoßen: er hat Bordsch. Med chara (Equisetum der Römer) und Sidi Embarak (Lumelli) berührt, und befand sich Ende Aprils in der Nähe von Setif, 15 bis 18 Meilen von Constantine, und eben so weit von der Gränze der Provinz Titteri entfernt.

(Schluß folgt.)

Lebensbilder aus Portugal.

Eine Wasserreise nach der Villa d'Alcacer do Sal.

(Schluß.)

Wie schon gesagt, befand sich die ganze Gesellschaft auf dem Verdeck, wo dieselbe herumlag, stand oder saß, und faßte noch folgende Individuen in sich: zwei Cavalleristen des Lanciercorps in ihren geschmackvollen Uniformen, blau mit carmoisinrothen Aufschlägen, Kragen und gelben Schnüren, roth und gelb gestreiften Halsbinden. Leider sahen sie etwas zerrissen aus und kamen aus dem Kriege mit Remechido, wo sie ihre Pferde verloren und nun mit Sporen an den Stiefeln zu Fuß nach Lissabon geschickt wurden, wo der Stab des Regiments stand. Da sich dieselben die Sättel ihrer seligen Pferde nun selbst auflegen mußten, ihre Cavots aber auch verloren gegangen oder aufgetragen worden waren, so schützten sie sich gegen die Kälte mit den gestreiften wollenen Pferdedecken; die Köpfe bis über die Ohren herab hatten sie mit ihren Schnupftüchern umhüllt und darüber ihre Mützen gestülpt, wie wenn die Kälte 10 Grad unter dem Gefrierpunkt wäre. Der eine von ihnen hatte schon 28 Jahre gedient, den ganzen Peninsularkrieg mit durchgefochten, und mehrere Blessuren erhalten; früher diente er in einem Jägerregiment und wohnte in dem großen Kriege sechs großen Schlachten bei, war bei der Bestürmung von Badajoz und Vitoria, kämpfte in zwanzig Scharmützeln und kleinern Affairen, sowohl in Europa als in Brasilien gegen die Monte-Videos, verließ Don Miguel und ging zu Don Pedro auf die Insel Terceira, und wurde in Porto unter die Cavallerie versetzt, da er reiten konnte und mit Pferden umzugehen verstand. Er war jetzt ein hoher Vierziger, noch rüstig und von einem so martialischen Ansehen durch den langen bis auf die Brust herabhängenden pechschwarzen Bart, wie man selten einen findet; er meinte, daß er noch gerne gegen alle Nationen der Welt zu Felde ziehen wolle, nur nicht gegen den Remechido in den unwirthlichen Gebirgen Algarbiens, der allenthalben sich zeigte und doch nirgends zu finden wäre; sein Pferd sey, von einer Kugel getroffen, todt unter ihm niedergestürzt, und er habe nicht einmal gesehen, wo es gedampft hätte; die Kerls ließen sich zuweilen, wenn man das Gebirge durchstreiche, in Trupps von 50 beisammen auf hohen Gebirgskövfen sehen, gäben dann eine Ladung auf ihre Verfolger, und wenn man nun mit der unsäglichsten Mühe sie umzingelt und gestürmt, so finde man Niemanden mehr; es sey gerade, als wenn sie sich in die Erde verkriechen könnten, und dann an einem andern Orte wieder zum Vorschein kämen. Vergebens suche man Tage lang in der Nachbarschaft, wo sie verschwunden, bis man endlich vernehme, daß sie in der Entfernung von mehreren Meilen abermals einen Ort geplündert und Contributionen ausgeschrieben. Ein solcher Krieg, wo man den Feind stets suchen müsse, dieser nicht Stich halte, den möge der Teufel holen, und wenn man ihn zwingen wolle, wieder nach Algarbien gegen Remechido zu ziehen, dann desertire er, und flüchte zu dem portugiesischen Corps in Spanien. — Das klingt ja ganz sonderbar, wird mancher Militär sich denken, von einem Corps zum andern zu desertiren; wird denn so etwas gelitten? — gibt es denn keine Militärgesetze? Ob ganz gewiß! und zwar recht scharfe Gesetze; allein sie werden nicht gehalten, und so kommt es denn hundertfältig vor, daß man von einem Corps zum andern desertirt, ohne daß dieses zur Sprache gebracht wird, man stellt kein weiteres Examen über das Subject an, das sich bei einem Corps zur Annahme meldet, und noch weniger führt man deßhalb Correspondenzen oder läßt Bekanntmachungen an Civil- oder Militärbehörden ergehen. Die Desertion wird aber in dem Hauptbuche des Regiments bemerkt und nach Jahren vielleicht kommt man einmal zufälliger Weise dahinter, wo dieser Deserteur hingekommen. Ist er in einem andern Regimente, nun so drückt man zur Vermeidung aller Weitläufigkeiten die Augen zu, und läßt ihn in Ruhe; findet man ihn aber ohne Dienst, so hält man ihn fest, und stopft ihn so lang in ein Gefängniß unter andere Verbrecher, bis das Kriegsgericht über ihn entschieden, dessen Urtheil gewöhnlich dahin lautet: für die erste Desertion zweijährige Strafarbeit in irgend einer Veste; für mehrfache Desertion aber fünf- bis sechsjährige Verweisung nach den überseeischen Besitzungen, was, wenn diese nach Angola oder nach Mozambique ausgesprochen wurde, nicht viel besser als eine Verurtheilung zum Tode ist, denn von zehn Verwiesenen sterben neun an den Folgen des ungesunden Klima's. Auf Desertion in Kriegszeiten steht unmittelbar der Tod, wenn der Deser-

Digitized by Google

teur den Kriegsgerichten übergeben wird; fällt er aber erst in die Hände von Justizbeamten, so hat man häufige Beispiele, daß sie Jahre lang in Gefängnissen steckten, um eine Gelegenheit abzuwarten, in welcher eine allgemeine Amnestie gegeben wird, zu welcher Amnestie die königlichen Herzen sich nur zu oft von jeher bewogen fühlten, so daß man selbst bei noch zu begehenden Verbrechen schon darauf rechnete. In in der That, kämen nicht solche Amnestien vor, wäre die Justiz nicht oft blind, wie würden die Gefängnisse zureichen, die Verbrecher zu fassen, woher die Schiffe nehmen, um diese in andere Welttheile zu exportiren? — Beschauen wir aber nun die andern Reisegefährten: da sitzen vier Spanier mit spitzen Hüten von Sammet oder aus schwarzem Manchester mit seidenen Glöckchen und blanken Schnällchen, die einen mit braunen, die andern mit schwarzsammetnen kurzen Jacken und vielen runden Metallknöpfchen, kurzen blauplüschenen Beinkleidern mit hundert Knöpfen zur Seite herauf, einen schweren rothseidenen Gurt um die Hüften und braunlederne gesteifte Gamaschen mit eingepreßten Blumen, Arabesken und künstlichen Schnörkeln, die als Relief zum Vorschein kommen, und die dickwadigen stämmigen Beine zieren; auch sie trugen unter den Hüten die Köpfe turbanartig mit gelb- und rothseidenen Tüchern umwickelt, um sich vor Verkältung zu schützen, und hatten dabei ihre Mäntel in malerischem Faltenwurf über die Schultern geworfen. So, wie ein Spanier seinen Mantel trägt, vermag ihn keine Nation umzuhängen, man sollte glauben, sie würden mit Mänteln geboren; als wenn er einen Theil ihres Körpers ausmachte, so nimmt derselbe jede Lage an, die sie ihm zu geben belieben, und verhält sich trotz aller Bewegungen des Körpers so lange darin, ohne im geringsten génant zu seyn, bis sie ihm wieder einen andern Faltenwurf geben. Sie rauchten ihre Papiercigarren und waren meistens in dem lebhaftesten Gespräche begriffen. — Mehrere Portugiesen in halb-militärischer Tracht der Nationalgarden, braune Jacken mit hellblauen Aufschlägen, langen Beinkleidern derselben Farbe, mit einem blauen Streife zur Seite, wahrscheinlich Handwerker und Krämer, standen auf dem Vordertheil des Schiffs mit ineinandergeschlagenen Armen, sahen schweigend ins Wasser und froren trotz ihrer Mäntel mit den spitzen Capuzen und trommelten mit den Füßen. Ein ziemlich schmutziger Bauer, der seinen Bart seit acht Tagen nicht geschoren, nebst seiner eben so schmutzigen Ehefrau und einigen zerlumpten Kindern, der, wie man später erfuhr, seinen Umzug hielt, sich von Alcacer nach Setubal versetzte, um hier eine Wein- und Branntweinschenke aufzurichten, lag noch mit seiner lieben Familie auf einem Strohsacke gebettet; rund um dieselbe stand ihr ganzes Hab und Gut, das aus nichts mehr und nichts weniger bestand, als einer alten hölzernen Kiste, deren Inhalt unbekannt, zwei Schemeln mit 3 Beinen, einer hölzernen Bank, zwei Rocken zum Spinnen, einem großen Wassergefäß, einem leeren Weinschlauche und dem Strohsacke, worauf sie lagen. Endlich ein junger reisender Engländer, ein großer schöner Mensch, in etwas abgetragener Kleidung, einem blauen Mantel, den er nach spanischer Sitte zu tragen sich bestrebte, und auch das Rauchen der Papiercigarren den Castilianern nachmachte; man sah, daß er aus Spanien kam, er hielt sich dennoch aber ganz abgesondert, und sprach nach englischer Weise Niemanden an. Ich hielt ihn zuerst wenigstens für einen Reisenden in Handelsgeschäften, eine Art Gentleman, allein ich wurde doch bald andern Sinnes, indem ich bemerkte, daß er keine Handschuhe trug, die so unzertrennlich von der Hand eines wahren englischen Gentleman sind, und auch mein Begleiter B... meinte, daß er gewiß nichts Anderes als ein Pferdeknecht sey; als solchen sah ich ihn auch später in Lissabon.

Erst gegen Abend landeten wir in Setubal, nachdem wir 14 Stunden auf dem Wasser, und mehrere darunter auf einer Sandbank zugebracht.

Die muselmännischen Provinzen Rußlands jenseits des Kaukasus.

IV. Die Provinz Scheki.

3. Klima.

Das Klima ist in den verschiedenen Theilen von Scheki nicht gleichförmig. Auf der nördlichen und mittlern Ebene ist es vom October bis Junius, und auf der südlichen vom November bis zum Mai sehr angenehm sowohl für Fremde, als für Einheimische. Selten fällt in der kalten Zeit das Quecksilber bis auf den Gefrierpunkt, bei der Hitze steigt es nicht über 20° R.; in den Thälern des Kaukasus fällt manchmal Schnee, er bleibt aber nur wenige Tage liegen. Um diese Jahreszeit gibt es selbst unter den Europäern keine Krankheiten, die man dem Einflusse der Witterung zuschreiben könnte. In den übrigen Sommermonaten dagegen machen die unerträgliche Hitze, namentlich im südlichen Thal, und verschiedene andere Ursachen, wie z. B. die Ausdünstung der Sümpfe und der Reisfelder, das Klima sehr nachtheilig. Die Eingebornen werden bleich und abgemattet, die Fremden aber können den Einfluß desselben gar nicht ertragen; selbst die Einwohner des nördlichen Theils sind den südlichen Krankheiten unterworfen. Der südwestliche Theil des nördlichen Thales gleicht hinsichtlich des Klima's dem südlichen sehr. Auf dem Bos-Dag, und namentlich im mittlern Thal, ist die Hitze heftig, aber das Klima für die Eingebornen nicht nachtheilig, weil hier keine Sümpfe, kein Gerölbricht und wenig Reispflanzungen sind; in dem Dorfe Daschbulach, das an dem höchsten Punkte des Bos-Dag liegt, sind auch die Fremden keinen Krankheiten unterworfen. Beim Eintritte der Hitze bieten die Bergschluchten das angenehmste Klima dar, darum halten sich auch die Bewohner der reichsten Dörfer der nördlichen Ebene vom Mai bis September in diesen Bergthälern auf, und pflanzen hier Weizen und Gerste. Im Sommer herrschen hitzige und kalte Fieber, mit Ausnahme der kaukasischen Bergthäler, allenthalben. Zur Verbreitung dieser Krankheiten tragen außer der Hitze und den schädlichen Ausdünstungen die kalten Sommernächte und der häufige Genuß fast immer unreifer Früchte bei. Endlich ist an einigen Orten auch der Gebrauch des Wassers der Gesundheit schädlich. Man theilt dasselbe in folgende drei Arten: 1) Flußwasser, welches größtentheils trübe und von weißlicher Farbe ist; doch ist es vergleichungsweise gut und unschädlich, mit Ausnahme des Flüßchens Demir-Aparana, des Karatschai und des obern Laufes des Turian; 2) Quellwasser,*) welches nur in den Eilats und auf dem Bos-Dag, und

*) Das Flußwasser nennen die Tataren weißes, das Quellwasser schwarzes Wasser.

zwar nur zur Winterszeit, gut ist; 5) Wasser aus den Canälen, welches meistens unrein und folglich nicht unschädlich ist. In den Ebenen sind die Menschen häufig Geschwulsten, die manchmal tödtlich sind, und einem ansteckenden Husten unterworfen, welcher Jataglych genannt wird. Im Sommer weht aus dem Liefthale von Dagna gegen das Dorf Dschafar-Abad hin ein warmer, tödtlicher Wind, Samelen genannt; die davon getroffenen Menschen werden schwarz und sterben bald. Von 200 armenischen Familien aus Chol, welche sich in diesem Dorf angesiedelt hatten, waren nach 20 Jahren keine 80 mehr übrig. Bemerkenswerth ist jedoch, daß dieser Wind auf die in demselben Dorfe, jedoch viel niederer, wohnenden und der Krone gehörigen Seidenarbeiter, so wie auf die Bewohner der Dörfer Dagna und Sutschli, welche auf der Südseite dieses Thales liegen, keinen so nachtheiligen Einfluß ausübt. Im Allgemeinen sind die Bewohner derjenigen Dörfer, die auf felsichtigen Gründen wohnen, den Krankheiten weit weniger ausgesetzt als die andern.

In Scheki gibt es Aerzte, welche Brüche und Wunden sehr geschickt heilen, das gemeine Volk aber nimmt in Krankheiten größtentheils zu abergläubischen Mitteln seine Zuflucht: es gibt hier eine Menge für heilig (pir) gehaltene Orte, wohin man die Kranken führt, ihnen in Wasser aufgelöste Erde zu trinken gibt und Schafe zum Opfer schlachtet. Im nördlichen Thale gibt man den Kranken Saft von Kräutern zu trinken, welche Erbrechen verursachen, da man dieß für ein wirksames Mittel gegen Krankheiten hält. In der Stadt Nucha wendet man eine besondere Art Heilung, namentlich gegen kalte Fieber, an: man setzt den Kranken in ein kaltes Bad und gibt ihm schwere Sachen in die Hände, mit denen er allerlei Bewegungen machen muß, bis er den Schweiß an sich ausbrechen fühlt.

4. Gewässer.

Die hauptsächlichsten Flüsse in der Provinz sind: 1) der Kur, 2) der Agri, 3) der Aldschegan, 4) der Turian, 5) der Demir Aparana und 6) der Gochtschai.

Der Kur fließt von Nordwesten gegen Südosten, und trennt die Provinz Scheki von Karabag und zum Theil vom jelisabetpolischen Kreise. Sein Lauf bis zum Dorfe Mingetschaur ist sehr reißend; seine Breite beträgt 60 bis 100 Klafter, seine Tiefe gegen 10 und selbst bis 15 Arschinen. Bei der Anschwellung steigt sein Wasser um 6 bis 7 Arschinen über die gewöhnliche Höhe, überschwemmt an einigen Stellen auf fünf und mehr Werste weit das Land, doch nicht die am Ufer liegenden Dörfer, welche auf Anhöhen gelegen sind. Das Bett des Flusses ist sandig, an einigen Stellen jedoch ist es steinig oder schlammig; seine steil angehenden Ufer bestehen aus Erde. Es finden sich Inseln darin, die mit Wald bedeckt sind. In kalten Wintern erhält er eine schwache Eisdecke, aber nur da, wo sein Lauf still ist. In der Provinz Scheki kann dieser Fluß von der schirwanischen Gränze aus bis zum Dorfe Mingetschaur mit Barken und großen Booten befahren werden. Oberhalb Mingetschaur aber ist er wegen der Stromschnellen nicht schiffbar. Seine Ufer sind zu Leinpfaden (Bitschewnik?) geeignet. Der Kur nimmt von der linken Seite zwei Flüsse, den Aldschegan und Turian, auf.

Der Agri (was in tatarischer Sprache der Krumme bedeutet) kommt aus dem Berge Daschagil, oberhalb des Dorfes dieses Namens, läuft unter der Benennung Daschagilytschai durch das Liefthal von Daschagil und die nördliche Ebene, theilt sich am Dorfe Serengi in zwei Flüßchen, von denen der eine in den Alasan, der andere in den Aldschegan fällt; beide sind nicht über eine Arschine tief und 7 bis 9 Klafter breit. Oberhalb des Dorfes Serenga ist aus dem Agri ein Canal abgeleitet, der den Namen Dagna Bach führt, durch das Hochthal von Dagna läuft und sich in der mittlern Ebene in Gärten und Feldern verliert. In den ersten Agri fallen die in der nördlichen Ebene fließenden Flüsse: a) der Küngüt oder Keldetschai, welcher aus dem Berg Albus oberhalb dem Dorfe Basch-Küngüt kommt, und von Norden nach Süden das Thal von Küngüt und die nördliche Ebene durchströmt. Seine Gewässer theilen sich in zwei Canäle, der Rest fällt unterhalb Serenga in den Agri, zur Zeit der Schneeschmelze aber oder bei starkem Regen vereinigt er sich bei dem Dorfe Kuburri mit dem Agri. b) Der Sefsitschai oder der große Karasu bildet sich aus Quellen am Fuße der letzten kaukasischen Ausläufer zwischen dem Bergvorsprunge Bibi und dem Dorf Adaga Sefsil, und läuft in einer tiefen Schlucht gegen Südwesten. c) Der Kisch, der im Winter nur ein schwacher Bach, zur Zeit der Schneeschmelze und starken Regens aber äußerst reißend wird und unterhalb Alt-Karabagli in den Agri fällt; in seiner Anschwellung reißt er mächtige Steine mit sich fort, und zerstört Gärten und Häuser in den Dörfern und in der Stadt Nucha. d) Der Murdal, ein ähnliches Gebirgswasser. e) Der Gülnüktschai oder Schintschai kommt aus dem Berge Salwat-Dag oberhalb dem lesghischen Dorfe Schin und fällt in den Murdal. Weiter westlich kommt noch ein ungenannter Bach in derselben Richtung herab.

Der Aldschegan bildet sich am nördlichen Fuße des Bos-Dag, aus dem östlichen Agri und Wartaschintschai, durchläuft die mittlere und südliche Ebene und fällt bei dem Dorfe Bekdili in den Kur. Er hat 5 Klafter Breite und 1 bis 2 Arschinen Tiefe, und bewässert vermittelst der aus ihm abgeleiteten Canäle den ganzen Magal von Aresch und das Krongut Melik-Arch.

Der Wartaschintschai bildet sich aus Quellen und Schneewasser, vereinigt sich mit dem östlichen Agri hart am Bos-Dag und bildet den Fluß Aldschegan; er nimmt von der rechten Seite drei Flüßchen auf, die alle aus Kaukasusthälern herabkommen.

Der Turian, in der Höhe Chatschmas-Tschai genannt, kommt aus dem Hochthale dieses Namens oberhalb dem Dorfe Jilisti, läuft durch die nördliche, mittlere und südliche Ebene und bewässert den ganzen Magal von Agdasch. Das Wasser des Turian im nördlichen Thal ist zimmtroth und zur Zeit der Ueberschwemmung vollkommen schwarz; auf dem Grunde sind eine Menge schwarzer Steine und Sand. Zu gewöhnlicher Zeit beträgt seine Tiefe nicht über 1 bis 1½ Arschinen, seine Breite stellenweise gegen 10 Klaftern. Auf der rechten Seite fällt hart am Bos-Dag der östliche Sarasu und bei dem Dorf Jndiarchi der Bach Karasu in den Turian, der deßhalb auch von dem letztgenannten Dorf an manchmal Karasu genannt wird. Von der linken Seite, d. h. von dem Kaukasus her, fallen fünf Gebirgsbäche hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

In einer der letzten Sitzungen der geographischen Gesellschaft in London erhielt Obrist Chesney für seine Erforschung der Euphratländer die jährliche Denkmünze der Gesellschaft.

Ein Hr. Pilot hat zu Grenoble bei dem Durchsuchen der alten Archive einen Plan der Stadt gefunden, wie sie im 16ten Jahrhundert war.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nro. 7.)

Digitized by Google

Nr. 162.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Junius 1838.

Geschichte und Organisation des ägyptischen Heeres.

Seit 16 Jahren, seit dem Tage, wo die griechische Revolution das ottomanische Staatsgebäude zu erschüttern angefangen hat, ist der Orient der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit von Seite der europäischen Cabinette geworden. Der Sultan bringt nicht mehr, wie früher, in träger Unthätigkeit, unbekümmert um die Zukunft, nur den sinnlichen Genüssen sich überlassend, den größten Theil seines Lebens in dem Serail zu. Auf den Zustand der Unbeweglichkeit und des Stillstandes, in welchem sein großes Reich Jahrhunderte hindurch gleichsam geschlummert hat, ist der Geist der Neuerung und des Fortschrittes gefolgt.

Ehe noch der Großherr durch Aufhebung der Janitscharen in der Türkei den ersten wichtigen und schwierigsten Schritt zur Vorbereitung einer künftigen Civilisation that, erhob sich aber ein anderes Reich im Orient. Mehemed Ali hat gewissermaaßen eine neue Zeit in Aegypten gegründet; seine kühnen Unternehmungen, seine militärischen Talente und seine administrativen Plane zeichnen ihn vor den andern muselmännischen Regenten aus, und weisen ihm eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte an. Seit der Vernichtung der Mameluken unumschränkter Gebieter von Aegypten, gründete er eine Macht, welche bald derjenigen seines Herrn gefährlich werden sollte, und die Schlacht bei Koniah hat deutlich gezeigt, in welch hohem Grade sie dieß werden konnte. Wenn sich nun auch nach derselben durch die Vermittlung der europäischen Großmächte wieder ein friedliches Verhältniß zwischen der Pforte und ihrem Vezier gestaltet hat, so läßt sich doch voraussehen, daß es früher oder später zu einem zweiten, wahrscheinlich blutigern Kampfe in Syrien kommen wird. Da nun all die kühnen und großartigen Unternehmungen Mehemed Ali's, die Befestigung seiner Herrschaft, die Ausbreitung seines Gebietes auf seiner bewaffneten Macht beruhen, so dürfte es nicht ohne Interesse seyn, nach einem kurzen Ueberblick über die Geschichte, deren Bildung, die innere Einrichtung derselben, und die hierauf sich beziehenden Anstalten nach zuverlässigen Quellen kennen zu lernen, zumal, da die widersprechendsten und sehr unrichtigen Nachrichten über die ägyptische Heeresmacht verbreitet worden sind. Auch darf es nicht befremden, wenn über ein Land, in welchem so viele ihre sanguinischen Hoffnungen getäuscht gefunden haben, während andere, besonders Reisende von hoher politischer Stellung, mit der ausgesuchtesten Aufmerksamkeit aufgenommen worden sind, sehr verschiedene und befangene Urtheile gefällt werden.

Geschichte der ägyptischen Reform in Aegypten.

Die mißtrauische Politik der Pforte, welche mit Eifersucht das blühende Emporkommen Aegyptens und die immer wachsende Macht ihres Veziers betrachtete, gab diesem den ersten Anlaß oder Vorwand, um den längst gefaßten, großen Entwurf einer neuen Heeresverfassung in Ausführung zu bringen. Getreu ihrer gewöhnlichen Taktik, einen ihrer Feinde durch den andern zu vernichten, ertheilte sie dem Vicekönig den schwierigen Auftrag, die Wechabiten zu unterwerfen. Mehemed Ali säumte nicht, diesem Befehl zu gehorchen; allein die geringen Erfolge, welche er mit seinen unregelmäßigen Truppen über die Wechabiten errang, und der Friedensschluß oder vielmehr Waffenstillstand, welchen sein Sohn Tussun-Pascha nur mit Mühe mit dem Anführer dieser Araber, Abdallah-ibn-Sehud, schloß, veranlaßte ihn, die Einführung seines neuen Systems zu beschleunigen. Der Nizam Dschedid, d. h. die neue Ordnung der Dinge, wurde daher im Julius 1815 bekannt gemacht, und alle Truppen erhielten Befehl, sich nach den französischen Reglements zu organisiren.

Die Ausführung dieses Entwurfes war jedoch in einem zu großen Maaßstabe unternommen, als daß sie gelingen konnte. Die Vorurtheile des Volkes, die Gewohnheit der Zuchtlosigkeit unter den Soldaten und die Interessen der militärischen Vorgesetzten, die zum erstenmal einer strengen Controle unterworfen werden sollten, wurden zugleich verletzt, auch äußerte sich sogleich der heftigste Widerstand. Die strengen Maaßregeln, zu welchen der Pascha unklugerweise schritt, steigerten die Erbitterung aufs höchste. Eine furchtbare Empörung brach aus, die wüthenden Truppen marschirten gegen Cairo, und kaum hatte Mehemed Ali noch Zeit, sich in die Citadelle zu flüchten. Sein Palast wurde belagert und geplündert, die größte Unordnung herrschte

Digitized by Google

mehrere Tage lang in der Hauptstadt, und nur, indem der Vicekönig sich stellte, als verzichte er auf seine Plane, gelang es ihm, der Zügel der Regierung sich wieder zu bemächtigen. Er gab jedoch den Plan einer militärischen Wiedergeburt keineswegs auf, sondern verschob nur die Ausführung desselben auf eine günstigere Zeit.

Da die fremden Soldaten, das wahre Element der alten ägyptischen Armee, seinen Entwürfen am meisten Hindernisse in den Weg legten, so sann er nur auf deren Vernichtung, um sie durch Fellahs (ägyptische Grundholden) zu ersetzen. Zu diesem Ende wurde eine zweite Expedition gegen die Wechabiten unter der Anführung Ibrahim Pascha's vorbereitet und die unruhigsten Corps hiezu bestimmt.

Dieser Krieg war lange nichts als eine Reihe von Verlusten an Menschen und Material. Nachdem Ibrahim endlich jene muselmännischen Puritaner mehr zerstreut als besiegt hatte, kam er im Jahre 1819 nach Cairo zurück.

Indessen blieben noch in Aegypten einige Banden Arnauten, gegen welche sich täglich neue Klagen erhoben. Mehemed Ali beschloß, auch diese zu entfernen und zugleich einen zweiten Lieblingsplan auszuführen. Angelockt durch die große Anzahl Sklaven und hauptsächlich durch den Goldstaub, welchen die Karawanen jedes Jahr aus Dongola und Sennaar brachten, und wovon er die Gruben zu entdecken hoffte, beschäftigte er sich damit, seine Eroberungen südlich auszudehnen. Die Wiederherstellung der legitimen Dynastie von Waled-Adlan, welche aus Sennaar verjagt worden war, gab den Vorwand zu diesem Unternehmen, worüber Mehemed Ali seinem Sohne Ismail-Pascha das Commando anvertraute. Der Defterdar-Bey, Schwiegersohn des Vicekönigs, wurde mit der Eroberung von Kordofan beauftragt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Barbareskenstaaten.

Achmed Bey.

(Schluß.)

Auf diese Weise ist Buchstabe und Sinn des Vertrags von der Tafna verletzt, und den Franzosen steht das Recht zu, Rechenschaft über diese Verletzung zu verlangen. Hier aber zeigen sich die wahren Schwierigkeiten: Rechenschaft wäre wohl schon gefordert worden, wenn man nur wüßte, auf welche Art Recht erhalten. Die Besorgnisse der Franzosen reichen bereits weit. Nach einem Schreiben im Toulonnais aus Algier vom 4 M. d. J. soll El Barcani, der die Armee Abdel-Kaders in der Provinz Constantine commandirt, mit Achmed Bey zu einem Vertrage gekommen und ein Waffenstillstand abgeschlossen worden seyn. Achmed habe sich hierauf mit den ihm noch zur Verfügung stehenden Truppen nach einem Ort, Namens El Kantara, in der Nähe von Constantine gezogen, um einem fernern Zusammentreffen mit El Barcani auszuweichen, und sich den Kabylenstämmen zu nähern, von denen er eine energische Unterstützung hoffte, falls der Feind ihn verfolgen sollte. (Dieß würde mit dem Gerücht zusammenstimmen, welches General Negrier auf seinem Zuge gegen Stora unter den Kabylen allgemein verbreitet fand, daß Achmed Bey bald wieder in Constantine einziehen werde). El Barcani setze inzwischen seinen Marsch in der Richtung gegen die tunesische Gränze fort und empfange die Huldigung der arabischen Stämme, deren Chefs er, im Namen Abdel-Kaders, mit dem rothen Burnus zum Zeichen ihrer Würde bekleide. An dieser Nachricht mag nun so viel oder so wenig wahr seyn, als will, so geht doch immer so viel daraus hervor, daß unter der französischen Bevölkerung Afrika's die Ansicht verbreitet ist, daß Abdel-Kader fortwährend seine Herrschaft über die arabischen Stämme ausbreite, und an der Ueberschreitung der ihm durch den Tractat von der Tafna gesteckten Gränze kann ohnehin kein Zweifel mehr seyn. Nach den neuesten Nachrichten ist El Barcani auf dem Rückmarsch, wie Einige glauben wollen, in Folge der Vorstellungen des französischen Gouverneurs, indeß hatte El Barcani immerhin Zeit gehabt, die Provinz Constantine bis an die tunesische Gränze hin zu durchziehen.

Gegen diese Ausdehnung der arabischen Macht ist es schwer, ein Mittel aufzufinden, und die Franzosen selbst können sie mit dem besten Willen und bei aller Anstrengung nicht hindern: sie haben zu wenig Einfluß im innern Lande, und Expeditionen so weit ins Innere zu machen, kann auch dem Unbesonnensten nicht in den Sinn kommen. So sind sie also jetzt auf einem Punkte angekommen, wo es ihnen unumgänglich nothwendig ist, einen schon im Lande selbst bestehenden Einfluß zu benützen, und ihm daher Concessionen zu machen — ein Verfahren, zu dem sie bis jetzt immer noch nicht sich hatten entschließen wollen. Dieser schon bestehende Einfluß ist nun die alte Macht der Türken und der Kuluglis, als deren Haupt gegenwärtig Achmed betrachtet werden kann.

Es läßt sich unmöglich sagen, welche Gewalt noch den Türken und Kuluglis zu Gebot steht, wir möchten aber beinahe glauben, daß in dieser Beziehung schon sehr viel verloren ist. Die Eroberung von Constantine ist es keineswegs allein, was den türkischen Einfluß schwächte, sondern hauptsächlich, daß im Laufe der letzten Jahre die ohnehin den Türken nie sehr unterwürfigen Stämme des Innern sich ihrer Unabhängigkeit vollkommen bewußt wurden, und ihrem alten Hasse gegen die Türken freien Lauf lassen konnten. Bedeutende Punkte, wo die Türken und Kuluglis sich hielten, wie Tlemsen, sind in die Hände der Araber gefallen; Abdel-Kader hat aus Medeah, Miliana, und wahrscheinlich auch aus andern Städten, die Kuluglis, denen er nicht traute, nach dem Innern abführen lassen, wo sie ganz machtlos sind, und Farhad den Said, dem Achmed nach dem Jahre 1830 das ihm übertragene Commando über die arabischen Stämme im Süden von Constantine aus Mißtrauen entzogen, und der deßhalb sich empört hatte, konnte im ganzen Laufe dieser Zeit von Achmed Bey nicht bezwungen werden, Beweis genug, daß der Einfluß des Letztern auf die arabischen Stämme im südlichen Theile der Provinz Constantine sich auf nichts reducirt, oder zum mindesten sehr gering ist, namentlich jetzt, wo Farhad ben Said sich entschieden mit dem Feldherrn Abdel-Kaders vereinigt hat. In dieser Beziehung also dürfte ein Bündniß mit Achmed selbst etwas zu spät kommen.

Digitized by Google

Aber ein Bündniß, nicht mit Achmed allein, sondern mit den Türken und Kuluglis überhaupt, eine umfassende Organisirung derselben zur Befestigung der französischen Macht, Verwendung derselben zu Diensten der innern Polizei, dieß ist jetzt eine Nothwendigkeit geworden, die sich mehr und mehr herausstellen wird, je mehr man die Unzuverlässigkeit der arabischen Bundesgenossen und Söldlinge erkennt. So schreibt der National (vom 14 Mai) aus Oran vom 5 desselben Monats: „Während man den Frieden und die Beruhigung des Landes will, organisirt sich Alles für Krieg und Verheerung. Waffen und Munition werden auf allen Punkten hergegeben; aus Ueberläufern und Ausreißern macht man Spahis und Zuaven (d. h. einheimische Reiter und Fußgänger im Solde der Franzosen). Einige Araber haben sich auf unserm Gebiete niedergelassen: man liefert ihnen Gewehre und Munition, womit sie häufig Handel treiben, und damit sie ja nicht sich an Arbeit gewöhnen und das Land bauen, bewilligt man ihnen einen Sold, der ihnen gestattet, in Trägheit zu leben, ohne sich auch nur mit der Bewachung ihrer Heerden und Zelte zu beschäftigen. Trotz der ungeheuren Ausgabe, welche diese Eingebornen verursachen, kann man doch keinen Dienst von ihnen erhalten, nicht einmal die Verhaftung einiger Diebe und Räuber, die sich bis ins Innere unsrer Colonie herein wagen, mit einer Kühnheit und einem Erfolg, welche die Treue einiger der von uns Besoldeten sehr verdächtig machen." Von eben diesen getreuen Verbündeten mögen wohl auch die zahlreichen, in demselben Briefe enthaltenen Nachrichten herrühren, wonach eine Anzahl Stämme in der Provinz Oran so gut wie im völligen Aufstande gegen Abdel-Kader begriffen sey, — Nachrichten, die gewiß mit mehr als gewöhnlicher Vorsicht aufgenommen werden müssen, denn Abdel-Kader hätte wohl schwerlich Mascara und die Provinz Oran ganz verlassen, um nach Medeah zu ziehen, wenn er so gefährliche Feinde in seinem Rücken gelassen hätte.

In der Provinz Oran haben wohl die Franzosen am wenigsten wahre Verbündete zu suchen, denn schon die Dey's stießen dort auf den meisten Widerstand, sie werden sich vielmehr veranlaßt sehen, ihre eigene Macht in Algier concentrirt zu halten, und Achmed Bey in der Provinz Constantine zu unterstützen. Eine neue Aera ist demnach für Algier angebrochen: Abdel-Kader ist als der entschiedene Feind, als der gefährliche Gegner der Franzosen angesehen und anerkannt, Achmed Bey dagegen, den man vor einem halben Jahre noch mit solchem Ingrimm verfolgte, ist jetzt der Verbündete, und zwar ein Verbündeter, dessen man sehr bedarf.

Unbekanntes Seesäugethier.

Das Echo du Monde Savant Nr. 21 v. d. J. enthält Folgendes: Ein Thier, das der uns gegebenen Beschreibung zufolge sich dem Seelalbe nähert, wurde zu Berdon auf der Spitze von Grave schlafend überrascht: es hatte den Kopf im Wasser, der übrige Theil seines Körpers lag auf dem Sand. Es ist von schwarzer Farbe; seine beiden Vorderpfoten haben Klauen, und sein Körper endigt in einem Schweif von etwa 6 Zoll Länge, seine Augen gleichen dem des Ochsen und sein Kopf dem eines Bullenbeißers. Ein Hr. Garous, der sich mit einem Nachen in der Nähe befand, hat es gefangen; es leistete übrigens einen heftigen Widerstand, und nur mit vieler Mühe gelang es, sich seiner zu bemächtigen.

Die muselmännischen Provinzen Rußlands jenseits des Kaukasus.

IV. Die Provinz Scheki.

4. Gewässer.

(Fortsetzung.)

Der Demir Aparan kommt aus dem Thale von Kutkaschin. Er hat ein um so schmutzigeres Wasser, je weiter er von seinem Ursprunge sich entfernt, und da er bei Kutkaschin über einen schwarzen Grund läuft, so nimmt er, namentlich bei Ueberschwemmungen, eine völlig schwarze Farbe an. Oberhalb Kutkaschin theilt er sich in zwei Arme und diese wieder in eine Menge anderer, die in mehrere kleinere Flüsse, namentlich aber in den Gochtschai, fallen, der aus dem Thale dieses Namens kommt, durch das nördliche Thal läuft, die Gebirge Boß-Dag und Achbyd durchbricht und wieder in die Provinz Schirwan tritt. In der nördlichen Ebene nimmt er das Flüßchen Dastamant auf, das aus dem Gebirgsthale Wandam herabkommt. *)

In der Provinz Scheki finden sich einige kleine Seen, namentlich in der nördlichen Ebene; sie haben süßes Wasser. In der mittleren Ebene aber, an der Gränze des Cisflußgebiets, ist ein Salzsee von anderthalb Werften in der Länge; ein zweiter findet sich auf der südlichen Ebene. Es schlägt sich jedoch in beiden kein Salz nieder, wenn aber das Wasser austrocknet, kochen die ärmsten unter den Einwohnern Salz aus dem den Grund des ersteren Sees bildenden Boden. In den Magals Scheki, Chatschmas, Bum, Kutkaschin und Agdasch finden sich viele Sümpfe, die im Frühjahr und Herbst durch ihre bösartigen Ausdünstungen die Luft verpesten.

Aufmerksamkeit verdienen die heißen Schwefelquellen in den Thälern von Bum und Chalchal. Sieben Werste nördlich vom Dorfe Bum dringen in der Nähe des Flusses Bum drei Quellen hervor, welche eine Temperatur von 28° haben. Die Eingebornen bedienen sich des Wassers vom Monat Julius an, aber nicht mehr als drei Tage lang; sie halten dieses Wasser für äußerst gesund. Die nördlich liegenden Quellen des Thals Chalchal sind ganz unbenützt.

5. Naturerzeugnisse.

Von den vierfüßigen Thieren finden sich hier alle, die dem Lande überhaupt eigenthümlich sind, und außerdem kommen im südlichen Theile der Provinz auch Panther vor, in den Gegenden am Kur trifft man viele wilde Ziegen, welche besonders die Salzlacken lieben. Unter den Vögeln findet man Schwäne, Kraniche und Kropfgänse. Die Fische, die man im Kur fängt, sind Störe, Sewriugen, Hausen, Lachsforellen, eine große Art Karpfen, Weiße, Neunaugen und Aale. Unter den nützlichen Insecten sind zu bemerken Bienen und Seidenwürmer, von den schädlichen trifft man Taranteln und Skorpionen,

*) Die Karte ist hinsichtlich der meisten dieser Flüsse völlig verzeichnet, denn nach derselben entspringt der Turiantschai nicht fern vom Kur, fließt nordwärts, während sich andere Flüsse von Nordosten her in ihn einmünden, wendet sich aber dann nordwestlich, und läuft in dieser Richtung fort, bis er in den Alasan fällt, ein Flußlauf, der aller Configuration des Landes widerspricht.

Digitized by Google

jedoch selten; schwarze und graue Schlangen finden sich namentlich am Bos-Dag in Menge. In den wasserlosen Strichen der südlichen Ebene, namentlich in der Nähe des Kur, zeigen sich Schlangen in außerordentlicher Anzahl.*) In den Gegenden, wo Rohrwerk wächst, namentlich an den Ufern des Kur, ist die Atmosphäre im Sommer mit kleinen Fliegen angefüllt; man schützt sich dagegen, indem man mit Naphtha bestrichene Netzchen über den Kopf zieht; die Thiere verlieren manchmal das Gesicht oder ersticken.

Die Provinz Scheki ist sehr reich an Wald, und man kann die damit bedeckte Strecke auf 1500 Quadratwerste anschlagen. Die vordern Ausläufer des Kaukasus, die südlichen Ausläufer der Bergthäler, der ganze östliche Theil der nördlichen Ebene, in den Magals Chatschmas, Bum, Kutkaschin, bis Höhe des Serchow-Dag, ein Theil der Ländereien um den Chanabat und der Ufer des Kur sind mit zum Bau tauglichem Holze bedeckt, welches aus Eichen, rothen Rüstern (Karagatsch), weißen Rüstern (Dschagan), Zwergrüstern (Waläsk), Zystych (ein der Buche ähnlicher Baum), Sekis, Kistlagatsch, Pappeln, Ahorn und Linden besteht. Fichten und Tannen wachsen in geringer Menge in den nördlichen Theilen der Hochthäler des Kaukasus, und erreichen nicht die gewöhnliche Höhe und Dicke; Platanen, Sahl- und Trauerweiden trifft man selten. Von wilden Fruchtbäumen verdienen der Wallnußbaum, die Zapfenträger und Kastanienbäume, welche im Magal Kutkaschin und im Hochthale von Gütnük in Menge wachsen, besondere Aufmerksamkeit. Von diesen Bäumen werden als Bauholz und zum Verarbeiten am häufigsten verbraucht, die rothe und die Zwergrüster, die Eiche, die Argan und die Pappel; aus der letztern baut man gewöhnlich Boote. Brennholz wächst im westlichen Theile der nördlichen Ebene; auch wird viel zu Kohlen verbrannt, und im südlichen Theile gewinnt man aus der Pappel eine Pottasche, indem man den Baum von der Wurzel abbrennt, woraus nicht selten Waldbrände entstehen. — Buschwerk wächst in großer Menge und wird zum Heizen der Wohnungen verwendet; es besteht aus Kreuzdorn, von den Tataren Karatikan genannt, Granatstauden, Karagan (Sumach?), der zur Gerberei verwendet wird, Rosenbüsche, Berberitzstauden, Jelgun, welcher aus rothen, glatten und sehr festen Zweigen besteht, Karagan, woraus man auch eine Pottasche gewinnt, und Sussus.**)

Die Hochthäler und Ausläufer des Kaukasus bieten im Sommer üppige Weiden dar, zwischen deren Gräser Salep und ähnliche Apothekerpflanzen wachsen; auf der nördlichen Ebene, namentlich im östlichen Theile, werden Fruchtbäume im Ueberflusse gezogen, unter denen sich die Birnen von Nucha durch ihre Größe und ihren vortrefflichen Geschmack auszeichnen. Die mittlere Ebene ist nicht ganz angebaut, und auf der südlichen gibt es sehr wenig Früchte; dagegen wachsen in den Gärten eine Menge Granatäpfelbäume, die eine stärkere und süßere Frucht geben, als die in den Wäldern. Maulbeerbäume werden überall gezogen, wo es möglich ist, sie einigemal im Jahre zu bewässern. Baumwolle pflanzt man größtentheils im südlichen Theile, von den Korngewächsen säet man meistens Weizen, Gerste, Hirse und Reis. Die Anpflanzung des gewöhnlichen Tabaks hat sich auf beiden Ebenen seit der Festsetzung der russischen Herrschaft sehr vermehrt. Von Färberpflanzen findet man hauptsächlich wilden Krapp und Nas, eine Pflanze, welche eine gelbe Farbe gibt. Außerdem wächst in der nördlichen und südlichen Ebene in großer Menge ein starkes Schilf, welches zu Aufführung von Dächern und größtentheils auch zu Mauern verwendet wird.

Hinsichtlich der Metalle bietet die Provinz Scheki nichts Besonderes dar. Obwohl die Benennung Demir Aparan (der Eisenführende) und die schwarze Farbe der Gewässer sowohl in diesem Flüßchen, als im obern Theile des Turian und Karatschai zur Vermuthung Anlaß geben, daß man in dem Thale des ersten Eisenerze finden müsse, und obgleich man im Bette dieser drei Flüsse hie und da auf Steinkohlen stößt, so ist doch diese Vermuthung bis jetzt noch nicht durch Nachforschung bestätigt worden.

6. Verbindungswege.

Der jetzige Zustand der Wege bringt weder der Industrie noch dem Handel Schaden, weil alle schweren Gegenstände von den Eingebornen, wie von allen Asiaten, auf Lastthieren fortgeschafft werden; darum erfordern nur die Uebergänge über den Kur, namentlich der bei Karchun, wohin gewöhnlich die persischen Karawanen kommen, einige Sorgfalt. Für den russischen Handel ist die Schifffahrt auf dem Kur bis zur Furt von Mingetschaur sehr vortheilhaft, denn von dieser bis Tiflis sind es nicht über 260 Werste auf der Poststraße, welche für Wagen ganz bequem fahrbar ist. Die Scheliner reiten gewöhnlich, bedienen sich zum Fortschaffen der Waaren der Lastthiere und nur selten der Wagen, auch wo diese fahren können.

Die dhagestanischen Völker kommen auf allerlei Wegen über die Berge herüber, selbst mit ihren Schafheerden, zur Winterweide; aber diese Wege sind nur im Sommer brauchbar, und immer mit großen Unbequemlichkeiten verknüpft. Die Kubaner kommen hie und da auch übers Gebirge durch das Thal von Kutkaschin, ziehen aber meist durch Schirwan.

Die hauptsächlichsten Wagenstraßen sind folgende: 1) die Poststraße, welche über die Furt von Mingetschaur nach der südlichen Ebene am Fuße des Chanabat und Achdyd hinführt. 2) Die sogenannte Damus, welche am nördlichen Fuße des Bos-Dag durch die Schlucht von Gelbigilan in die mittlere Ebene und dann durch das Thal des Gochtschai im Serchow-Dag führt und auf die Poststraße in Schirwan ausläuft. 3) Von der Gränze des Gebiets von Kissjui läuft eine Straße über die Stadt Nucha bis zu dem Dorfe Kutkaschin auf der nördlichen Ebene am Ende der Ausläufer des Kaukasus. 4) Von dem Dorfe Chaidan im Magal Aresch läuft eine Straße südöstlich nach dem Dorfe Karchun und theilt sich hier in zwei Straßen, von denen die eine am Kur hin nach Schirwan, die zweite über den Kur nach Karabag geht. 5) Eine Straße, die von Karabag über den Kur nach dem scheliischen Dorfe Pirasp führt und sich hier in zwei Straßen theilt, von denen die eine nach der Poststraße, die andere nach Norden läuft. Von dem jelisabetpolischen Kreise nach der Furt von Samuch führt die Straße Ogrudscha durch den Distrikt Palatkai und das scheliische Dorf Dagna; sie dient hauptsächlich für die Saumthiere. Aus Dagna kann man nach Nucha entweder auf der Poststraße oder über den Bos-Dag nahe an dem Dorfe Dasch-Bulach nach Oriät gehen. Obwohl es über die Flüsse und Bergwasser keine Brücken gibt, außer einer auf der Poststraße über den Setsit-Tschai und eine zweite auf der südlichen Ebene über den Turian, so sind doch die Furten brauchbar, wenige Tage im Jahr ausgenommen, wo die Verbindung wegen der Anschwellung der Gewässer unterbrochen wird.

(Fortsetzung folgt.)

*) Gegen den Schlangenbiß braucht man folgendes Heilverfahren: man bindet oberhalb der Wunde den gebissenen Theil des Körpers, schneidet an zwei oder drei Stellen in die Wunde und drückt den schädlichen Stoff heraus; hierauf bestreicht man sie mit saurer Milch. Kann man aber dieß nicht gleich nach dem Bisse thun, so gibt man dem Kranken möglichst viel Airan, ein aus saurer Milch bereitetes Getränk, zu trinken, legt ihn sodann auf einen Teppich, und schüttelt ihn so lange, bis er sich erbricht. Dieß hält man für ein sehr wirksames Mittel. Vieh heilt man auf die erstere Art.

**) Kein russisches Wörterbuch gibt die Erklärung dieser Wörter.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 163.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12. Junius 1838.

Etwas über Mendoza.

(Aus Scarlett's South-America and the Pacific.)

Das Zurückbleiben meines Gepäcks nöthigte mich einige Zeit zu Mendoza zu bleiben, was übrigens ein sehr angenehmer Ort ist. In der Architektur seiner Kirchen und Häuser ist nichts Besonderes zu bemerken: sie sind alle aus Adobes (an der Sonne getrockneten Backsteinen), wie sie in Chili und Mendoza allgemein gebräuchlich sind, aufgeführt, obwohl in Buenos-Ayres und Montevideo der gewöhnliche rothe Backstein jetzt allgemein an die Stelle derselben getreten ist. In vielen Straßen sind die Häuser nicht einmal mit Kalk beworfen, und die nackten, braunen Mauern haben ein sehr unsauberes Ansehen. Die Alameda ist von doppelten Reihen schlanker schattiger Pappeln eingeschlossen, die eine herrliche Promenade abgeben, und sie läuft an einem rasch strömenden Bache hin, der durch den schmelzenden Schnee der Gebirge genährt wird, und durch die Alameda eine gesunde, frische Luft verbreitet. Hier genießt man in einem köstlichen Klima die kühlen Lüfte von den Anden her, welche viel näher scheinen, als sie wirklich sind. Ein griechischer Tempel, auf Säulen gestützt, ist an einem Ende der Alameda aufgeführt, und in demselben, so wie längs der Alleen, sind Sitze aufgestellt. In einem benachbarten Hause kann man Eis haben, das freilich nicht allzu gut bereitet, aber immerhin in der Hitze eines Mendoza-Sommers äußerst angenehm ist.

Die Berge erheben sich auf der einen Seite in der Entfernung von etwa einer Stunde, und zwischen diesen und der Stadt breiten sich Weingärten, Wiesen und Tabaksfelder aus. Jenseits dieser Berge erblickt man die Schneeketten der Anden, unter denen der Tupungato besonders hervorragt. Die Häuser haben flache Dächer und nie mehr als zwei Stockwerke, meist aber nur eines. Jedes Haus hat einen Patio oder Hofraum im Innern, wo man Pferde gesattelt und gezäumt stehen sieht, da die Männer hier, wie zu Buenos-Ayres selten zu Fuß ausgehen. In dem Hause, wo ich wohnte, liehen sie mir bereitwillig ihre Pferde und begleiteten mich als Ciceroncs. Mehrere derselben hatten große Landgüter und Weingärten in der Nähe, und von einem derselben kaufte ich etwas Mendoza-Wein, der seit zwölf Jahren im Keller gelegen war, und gutem altem Xeres glich. In diesem herrlichen Klima und fruchtbaren Boden gedeiht jede europäische Frucht bis zur höchsten Vollkommenheit. In den Straßen sowohl als in den Gäßchen, die nach allen Richtungen zur Stadt hinaus führen, sind Gräben gezogen, die sehr kaltes, von den Bergen hergeleitetes Wasser führen, und alle Wege sind bis auf eine ziemliche Entfernung mit der geliebten Pappel besetzt, was den Ritt durch dieselben selbst bei der Hitze des Tages schattig und angenehm macht.

Die Provinz Mendoza ist hinsichtlich des Ackerbaus sehr vor Buenos-Ayres voraus: die Ausfuhr von Häuten ist zwar nicht so groß als in den weiter von den Bergen entfernt gelegenen Staaten, aber sie bereiten Seife und erzeugen Wein, Tabak und Mais im Ueberfluß. Zum Mahlen des letztern haben sie angefangen Wassermühlen zu bauen. Ein großer Theil ihrer Producte findet in Karren und auf Maulesein seinen Weg nach dem Plata. Die Einwohner sind, wegen der geringern Verbindung mit der alten Welt, einfacher in ihren Sitten, aber nicht minder intelligent als die von Buenos-Ayres, und die Gauchos sind ganz entschieden civilisirter; auch besitzen sie viel natürliche Schlauheit. Die andern Provinzen der argentinischen Republik werden aus Mendoza mit einer bedeutenden Menge Wein versehen, der in Häuten über die Ebenen verführt wird; über die Berge nach Chili geht bis jetzt noch keiner, weil der hohe Zoll wie ein gänzliches Verbot gewirkt hat. Die Regierung von Mendoza indeß hat der von Chili einen Handelsvertrag vorgeschlagen, der, wenn er angenommen wird, zu einem beiden Staaten gleich vortheilhaften Waarenaustausch führen muß. Gegenwärtig trinken die Chilenen selbsterzeugten Wein, der jedoch viel geringer als der jenseits der Anden erzeugte ist.

Obwohl die Hitze in der Mitte des Sommers ungeheuer hoch steigt, so ist doch das Klima von Mendoza auch dann nicht drückend. Die Luft ist so frisch und der Himmel so klar und heiter, daß man sich nach den sumpfigen Mosquitogegenden der Pampas ganz erfrischt fühlt. Der Herbst, Winter und Frühling sind köstlich, und die Gesichter der Eingebornen zeigen die Gesundheit an, die allgemein in der Provinz herrscht. In dem ganzen Distrikt herrscht nicht wie anderswo ein feuchter Dunst,

Digitized by Google

und in Fällen von Auszehrung und Rheumatismen soll der Aufenthalt hier sehr wirksam seyn. Es finden sich hier in der Nähe der Uspallata-Straße einige natürliche warme Bäder, welche so werthgeschätzt sind, daß schon Leute aus Buenos-Ayres herkamen, um sie zu benützen.

Geschichte und Organisation des ägyptischen Heeres.

(Fortsetzung.)

Nachdem Mehemed Ali auf diese Weise Aegypten von einer meuterischen Soldateska, die täglich mit neuen Empörungen drohte, befreit hatte, sah er seinen militärischen Reformprojecten kein bedeutendes Hinderniß mehr im Wege stehen. Jedoch wäre es unklug gewesen, die Organisation der regelmäßigen Truppen in der Nähe der Hauptstadt vorzunehmen, wo sich die öffentliche Meinung so entschieden ausgesprochen hatte; man verlegte daher den Sitz dieser wichtigen Veränderung nach Assuan, an die Gränzen von Aegypten und Nubien. Casernen wurden gebaut, und die Mameluken des Pascha's und der Großen bildeten den Kern des neuen Corps.

Das ganze Organisationsgeschäft wurde einem französischen Officier, Namens Selves, seither Soliman Pascha, übertragen, und es bedurfte der ganzen Beharrlichkeit und unerschütterlichen Festigkeit dieses Mannes, um die Schwierigkeiten aller Art, welche sich ihm entgegenstellten, zu überwinden; allein er trotzte allen Entbehrungen, und der glänzendste Erfolg krönte seine Anstrengungen.

Selves bestimmte anfänglich ein kleines Corps von 300 bis 400 Mameluken, aus der nächsten Umgebung des Pascha's, den Kern der neu zu schaffenden Armee zu bilden. Dieß waren junge, aufgeweckte, gewandte und verständige Leute; überdieß waren die Mameluken von jeher von den Aegyptiern gefürchtet, sie übten eine moralische Kraft aus, die sich von ihrer Abkunft herschrieb, und diese moralische Gewalt, von Talent und Fähigkeit unterstützt, mußte unwiderstehlich seyn. Es kam daher bloß darauf an, diese Mameluken für sich zu gewinnen, abzurichten und zu disciplíniren, und gerade hierin lag die größte Schwierigkeit.

Man schickte dieses Corps nach Assuan, an der Südgränze Oberägyptens, um es vollkommen zu isoliren, und vor allen Intriguen sicher zu stellen, welche es den Absichten des Pascha's entfremden konnte. Selves, selbst ein gewandter, geschickter Reiter, wußte die persönliche Zuneigung dieser jungen Mameluken zu gewinnen, indem er an ihren Spielen Antheil nahm, und so wurde auch der ganze Unterricht in dem europäischen Exercitium anfangs spielend ertheilt und empfangen.

Der Unterricht war in verhältnißmäßig kurzer Zeit beendigt, und die Mameluken bildeten ein Muster-Bataillon, welches die Rahmen der neuen Truppen lieferte. Man recrutirte ägyptische Bauern, exercirte sie ein, und die ägyptische Armee war organisirt.

Viele Jahre hindurch wurden die Officiersstellen ausschließlich mit Türken oder Mameluken besetzt, denn der Pascha wollte sich nicht in die Hände der arabischen Bevölkerung liefern und gänzlich von ihr abhängen; allein in dem Maaße, als sein Ansehen sich befestigte, und er der Zuneigung seiner Armee gewiß war, ließ er auch die Araber zu Subalternofficiersstellen zu. Die arabischen Unterofficiere bewährten sich als sehr verständige, ungemein thätige Leute, und die Officiere, welche aus ihrer Mitte hervorgingen, wurden in kurzem die besten in der Armee. Heutzutage sind sie durch keinerlei Beschränkung mehr in ihrem Avancement aufgehalten, und können auch Stabsofficiere werden.

Stand der ägyptischen Armee nach der neuesten Organisation.

Die Infanterie besteht aus 30 Regimentern von 4 Bataillons, worunter 3 Bataillons Linieninfanterie, und eines leichte Infanterie; hievon sind zwei Garderegimenter. Die Bataillons der Linieninfanterie bestehen aus 4 Compagnien, jede von 5 Officieren, 8 Feldwebels, 60 Corporals, 4 Tambours und 160 Soldaten; jede Compagnie ist in vier Züge eingetheilt. Das leichte Bataillon besteht aus drei Compagnien, jede zu 210 Mann, mit verhältnißmäßiger Anzahl Officiere und Unterofficiere.

Dieses Bataillon hat die Bestimmung, das Regiment zu beobachten, und jedem detaschirten Bataillon wird zu diesem Behufe eine Compagnie beigegeben.

Die Reiterei formirt 20 Regimenter, jedes Regiment zu 6 Schwadrons, und die Schwadron zu 5 Officieren und 156 Pferden, woraus sich der Stand eines Regiments etwa zu 850 Pferden ergibt. Von diesen 20 Regimentern sind 8 für den schweren Reiterdienst bestimmt. Die übrigen 12 sind leichte Reiterregimenter und sollen theilweise mit Lanzen bewaffnet werden.

Die Artillerie formirt vier Regimenter, zwei Regimenter reitende und zwei Regimenter Fuß-Artillerie.

Die Truppen vom Geniecorps bilden 4 Bataillone, jedes Bataillon zu 8 Compagnien, und zwar eine Mineur-, ein Pontonnier- und 6 Sappeurecompagnien. Diese sind nicht nur allein mit dem Baue der Festungen und Feldwerke beauftragt, sondern auch mit Straßen-, Brücken- und Canalbau, so wie mit der Ausbeutung der syrischen Waldungen und Bergwerke.

Diesem zu Folge würde sich die Stärke der ägyptischen Armee, wenn die Regimenter vollzählig angenommen werden, in runden Zahlen etwa folgendermaßen ergeben:

Infanterie . .	105,000	Mann
Reiterei . .	17,000	—
Artillerie . .	5000	—
Geniecorps . .	5000	—
Drei Bataillons Veteranen	2000	—
Im Ganzen . .	134,000	Mann.

Die große Mangelhaftigkeit der Controle, die Schwierigkeit der Recrutirung, der Mangel an Menschen, der sich jedes Jahr mehr fühlbar macht, und die Leichtigkeit, womit die Obersten, in Uebereinstimmung mit ihren Regimentsquartiermeistern, mehr Leute in ihren Listen führen können, als sie wirklich unter den Fahnen haben, Alles dieses berechtigt zu glauben, daß der effective Stand der Bataillone und Schwadronen bedeutend unter dem vollzähligen steht.

Digitized by Google

Hiezu kommt noch, daß die Regimenter in Mekka und Kordofan, welche durch große Wüsten von Aegypten getrennt und und theils im Kampfe mit den Wechabiten und Negern, theils durch die Ungesundheit des Klima's beständigen Verlusten ausgesetzt sind, unmöglich vollzählig angenommen werden können, obgleich sie schon mehrere Male ergänzt worden sind und gegenwärtig größtentheils aus Negern bestehen.

Da auch die Armee in Syrien, namentlich durch Desertion einem beständigen Abgang unterworfen zu seyn scheint, so dürfte es gewiß nicht zu viel gesagt seyn, wenn man die reguläre ägyptische Armee höchstens zu 100,000 Mann annimmt, wovon noch die in den Spitälern befindlichen Kranken abzuziehen wären.

Außer der nach europäischem Fuße organisirten Armee unterhält der Vicekönig auch unregelmäßige, aus Albanesern und Candioten bestehende Truppen, sowohl Infanterie als Reiterei, in seinem Dienste. Ferner sind für den Dienst der leichten Truppen 10,000 Beduinen in 8 Regimenter zu 8 Schwadronen formirt.

Die in Syrien stationirte active Armee soll etatmäßig aus 4 Infanterie- und 4 Reiterdivisionen bestehen, jede Infanteriedivision von 4 Regimentern mit einer angemessenen Anzahl Artillerie. Die Reiterdivisionen sollen jede eine reitende Batterie haben. Die Artilleriereserve soll 10 Batterien formiren und zwar 5 reitende und 5 Fußbatterien, der Park 5 Batterien. Jeder Infanteriedivision soll überdieß 1 Regiment Beduinen von 1200 Mann zugetheilt werden.

Die Vertheilungsweise dieser Truppen soll, wenn nicht Umstände eine Aenderung gebieten, folgende seyn: eine Infanteriedivision und eine Reiterdivision, den rechten Flügel der Armee bildend, cantoniren auf der Linie des Euphrats; die Division des Centrums zu Antiochien und Latakieh; der linke Flügel, bestehend aus einer Infanterie- und einer Reiterdivision, zu Adana und Tarsus; die vierte Infanteriedivision und 2 Reiterdivisionen zu Damascus, Sur, Tripolis, Beirut, Baalbek, Jerusalem, Jaffa und in andern Städten Syriens; die Artilleriereserve zu Homs.

Die Zweckmäßigkeit dieser Vertheilung springt in die Augen, denn sie erleichtert nicht nur den Aufenthalt der Truppen, sondern gestattet auch, dieselben schnell nach allen Richtungen zu vereinigen. Die fünfte Division besteht aus arabischen Truppen und Beduinen; die sechste, oder sogenannte afrikanische Division ist, wie schon erwähnt, aus Nubien und Sennaar recrutirt. Die 7te und 8te Division, so wie die Depots aller Corps sind in Aegypten stationirt und halten Mittel- und Unterägypten besetzt.

Dem Kriegsminister ist die Verwaltung des Heeres so wie die obere Leitung aller Militärangelegenheiten übertragen, und obgleich nichts ohne die vorangegangene Genehmigung Mehemed Ali's geschieht, so ist doch der Einfluß dieses Ministers sehr bedeutend. Selten geschieht es, daß seine Reform- und Verbesserungsvorschläge von dem Vicekönig verworfen werden; auch muß man zugeben, daß dieser Verwaltungszweig bei weitem der geordnetste ist, obgleich auch noch manche Verbesserungen in demselben eingeführt werden könnten.

Die innere Verwaltung der verschiedenen Corps ist den Chefs derselben überlassen. Sie sind es, die für den Unterhalt ihrer Untergebenen sorgen und die Rationen und Portionen austheilen lassen. Der Kriegsminister ist die Centralstelle, mit welcher alle Corps direct communiciren. Als Abgeordneter befindet sich bei jedem Regimente ein mit dem Rechnungswesen beauftragter Major, und jedes Bataillon hat noch überdieß einen koptischen Schreiber, welcher die Listen führt. Die schändlichsten Unterschleife herrschen bei dieser Verwaltung, und der Oberst, häufig des Lesens sogar unkundig, setzt sein Siegel auf Rechnungen, deren Richtigkeit er gar nicht beurtheilen kann; übrigens benutzen auch in der Regel die Obersten der entfernt liegenden Regimenter zu ihrem eigenen Vortheil eine Unordnung, welche keine strenge Controle ihrer Verwaltung zuläßt. Der Vicekönig kennt diesen Uebelstand, und hat auch schon mehrere des Unterschleifes überwiesene Obersten ihrer Stellen entsetzt, allein dessen ungeachtet sind die Mißbräuche noch keineswegs abgeschnitten.

(Fortsetzung folgt.)

Die muselmännischen Provinzen Rußlands jenseits des Kaukasus.

IV. Die Provinz Scheki.

(Fortsetzung.)

7. Einwohner.

Im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt wohnten die Udenen oder Uden in dieser Provinz; nach Ueberlieferungen aber soll Barda in Karabag in der Nähe des Kur ihre Hauptstadt gewesen seyn. *) Ein Theil der Udenen wurde durch den Apostel Elisa zum Christenthume bekehrt, Elisa aber von den heidnischen Udenen in der Nähe des Dorfes Bum auf einem Berg, und drei seiner Schüler in dem Dorf Jndsch erschlagen. Die Eingebornen zeigen noch die Orte, und sowohl Tataren als Armenier zeigen die größte Verehrung dafür. Die Gebeine des heiligen Elisa wurden zu jener Zeit nach Karabag geführt, und über die Gebeine seiner Schüler wurde in Jndsch eine armenische Kirche aufgeführt. Diejenigen, welche in den dichten Wäldern wohnten, blieben Heiden bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts, wo ein christlicher Priester, Namens Johannes, sie zur griechisch-russischen Kirche bekehrte. Da aber bald darauf die Verbindungen zwischen Georgien und dem Khanat Scheki abgebrochen wurden und viele der Neubekehrten ohne Geistliche blieben, so traten einige zur armenischen Kirche über, andere nahmen den Jslam an. Endlich unter der russischen Regierung wurden 157 in dem Dorfe Wartaschin wohnende Familien wieder zur griechisch-russischen Kirche bekehrt; sie haben eine kleine Kirche und der Gottesdienst wird in georgischer Sprache gehalten, welche sie jedoch nicht ver-

*) Das Land Udi schloß einen Theil der Gegend in sich, welcher unter den orientalischen Schriftstellern unter dem Namen Arana bekannt ist, und es bestand aus dem jetzigen Karabag, Scheki, Schamchor und Schamschadil. Einige Geographen nannten es Otena (Udena?). Nach dem Untergange der Arsaciden kam Udi an die Agowanen, und im 8ten Jahrhundert war Barda (Parta, Berdach) die Residenz der agowanischen Fürsten; es wurde im 85sten Jahre der Hedschra gegründet und lag am Ufer des Terter, nicht weit vom Kur. Jetzt führt ein unbedeutendes Dorf diesen Namen.

Digitized by Google

stehen. Vom Stamme der Udonen sind im Magal Bum nur noch 400 Familien übrig, die ihre eigene Sprache sprechen, doch aber auch Armenisch und Tatarisch, indem sie sich durch nichts von diesen Völkern unterscheiden. Tataren siedelten sich hier seit der Erscheinung der Mongolen jenseits des Kaukasus an.

Als der politische Bestand des armenischen Reichs aufhörte, zerfiel das dazu gehörige Scheki in mehrere Theile, die unter eigenen Fürsten standen. Die bedeutendsten dieser Fürstenthümer waren Aresch, im westlichen Theile der südlichen Ebene, wo jetzt der Magal dieses Namens liegt, und Kabala, im östlichen Theile der nördlichen Ebene, wo die Magale Chatschmás, Bum und Kutkaschin zerstreut sind, welche noch jetzt die Benennung der kabalinischen Magale behalten haben.

In Aresch, und überhaupt in der ganzen südlichen Ebene, sind keine Spuren des Alterthums übrig, mit Ausnahme eines muhammedanischen Begräbnißplatzes zwischen den Dörfern Gudschak und Chaldan, und eines kleinen armenischen, in der Nähe des Berges Serchow-Dag, welcher seinen Namen von einem dort lebenden Räuber Serchow erhalten hat. In Kabala dagegen auf der Ebene, bei der Vereinigung der Flüsse Bumtschai und Gumsalitschai, sind die mit Wald überwachsenen Trümmer einer Stadt, die von einem tiefen, vermittelst Schleußen an der Vereinigung jener Flüsse mit Wasser gefüllten Graben umgeben war; auch findet sich hier ein tatarischer Begräbnißplatz mit arabischen Inschriften, die sich auf die Zeit Tamerlans beziehen, welcher man die Zerstörung der hier gestandenen Stadt Kabala zuschreibt. Diese Meinung ist aus folgenden Umständen sehr wahrscheinlich. Gegen Westen von den Trümmern auf dem rechten Ufer der Schlucht des Bumtschai steht ein Dorf Tschuchur-Kabala, d. h. Kabala in der Grube; dasselbe stand früher in der Schlucht, wurde aber auf die Ebene verlegt, weil der Fluß jährlich Verwüstungen darin anrichtete. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieses Dorf eine Vorstadt oder einen Theil der Stadt bildete, und wegen seiner Lage die Benennung Tschuchur-Kabala erhielt. Uebrigens wissen die Eingebornen über die Benennung Kabala durchaus keine Auskunft zu geben. *)

Andere Ueberreste des Alterthums bestehen aus Schlössern und Thürmen, welche größtentheils Gjaur-Kala (Schloß der Ungläubigen) und Kys-Kala (Mädchenschloß) heißen. In der Nähe des Dorfes Maluch, im Magal Scheki, finden sich zwischen Schluchten Ueberreste, welche vielleicht einer ehemals hier gestandenen und gleichfalls Kys-Kala genannten Stadt herrühren.

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts waren Aresch und Kabala von Sultanen regiert. Im ersten war der größte Theil der Einwohner Moslems von der Secte der Schiiten, welche sich unter Schah Ismail Sofi zu diesem Glauben gewendet hatten; in Kabala aber, und überhaupt im nördlichen Theile der Provinz besteht die Bevölkerung größtentheils aus Armeniern, obgleich die Tataren auch mächtig sind. Da über die Gründung des Khanats Scheki keine schriftlichen Zeugnisse vorliegen, so muß man sich an die noch im Volke vorhandenen Traditionen halten. Ein gewisser Tschelabi, der Enkel eines armenischen Geistlichen an einer jetzt noch zwei Werste von Nucha vorhandenen Kirche von Kisch, diente im Heere Nadir-Schah's, nahm den Islam an, war in Mekka und kehrte unter dem Namen Hadschi-Tschelabi nach Nucha zurück, welches damals ein Dorf war. Bald darauf fiel Nadir-Schah in die Provinz Scheki ein. Die Bewohner der südlichen Ebene unterwarfen sich ihm; die Einwohner des nördlichen Theils aber ergriffen die Waffen. Die Kabaliner blieben in ihren dichten Wäldern; die übrigen aber erwählten Hadschi-Tschelabi zu ihrem Anführer und vereinigten sich in dem unersteiglichen Hochthale Gloß Gan — Giora-Gan.*) Hadschi-Tschelabi rechtfertigte vollkommen die Erwartung des Volks: er leistete hartnäckig Widerstand, fügte überall den feindlichen Truppen bedeutenden Schaden zu, und nöthigte Nadir-Schah, ohne Erfolg abzuziehen. Das Volk bekleidete Hadschi-Tschelabi, zum Zeichen seiner Erkenntlichkeit mit der obersten Gewalt, welche er über die Sultane von Kabala und Aresch auszudehnen wußte, ohne sie ihrer Besitzungen zu berauben. Nachdem er fast alle Armenier zum Islam übertreten bewogen hatte, belegte er die übrigen mit einer Steuer, die in Seide bestand und den Namen Din-Ipagi, d. h. „Seide für den Glauben," führte. Dieser Steuer wurden die Dörfer Wartaschin Indsch, Dschourti, Metikli und Cultan-Nucha unterworfen. Alle übrigen Armenier haben sich in späterer Zeit aus Karabay übergesiedelt; namentlich erst seit vierzig Jahren unter dem Nachfolger Hadschi-Tschelabis Mahmed Hassan-Khan, welcher Kabala und Aresch vollständig mit seinem Khanat vereinigte, und zuerst demselben einen politischen Bestand gab: er theilte das Volk in Classen ab, ordnete bestimmte Steuern an, errichtete zur Landesvertheidigung eine Truppe unter dem Namen von Maasen, bevölkerte öde Strecken mit Auswanderern und dergleichen.

In der Zwischenzeit von Hadschi-Tschelabi bis Mahmed-Hassan-Khan litt das Khanat Scheki durch die Verheerungen der Thronprätendenten, welche Lesghier zu Hülfe riefen, die fast immer die Leibwache der Khane bildeten und die Plünderung des Volkes vollendeten. Auf diese Weise führte auch Mahmed-Hassan-Khan mit seinem Bruder Selim Krieg, wurde besiegt und seines Gesichts beraubt. Selim trat seinem eigenen Wunsche gemäß im Jahre 1805 unter die Herrschaft Rußlands und verpflichtete sich, jährlich einen Tribut von 7000 Ducaten zu zahlen. Da aber bald darauf von seiner Seite sich Verrath und feindselige Umtriebe kund thaten, so marschirte eine Abtheilung russischer Truppen unter Führung des Generals Nedolisn gegen ihn, schlug seine Truppen am Sekitschai und belagerte Nucha; der Verräther selbst aber rettete sich durch die Flucht nach Persien. Im Jahre 1807 setzte die russische Regierung den gewesenen Khan von Choi, Dschafar Kuli, zum Khan in Scheki ein, und dieser verpflichtete sich, jährlich 7000 Ducaten und überdieß aus seinem eigenen Schatze 2000 Ducaten zu zahlen. Ihm folgte sein Sohn Ismail Khan, nach dessen Tod, im Jahre 1819, das Khanat Scheki unter dem Namen der Provinz Scheki vollständig mit Rußland vereinigt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Ein prächtiges Bouquet, das der Great Western aus New-York mitbrachte, wurde von einem der Passagiere am Tage der Ankunft auf der Rhede einer Dame zu Bristol zum Geschenke gemacht. Die Blumen waren sehr schön, und so gut erhalten, als ob sie eben erst gepflückt worden wären. Man hofft, daß am Ende des Jahres noch der Markt von Coventgarden im Ueberflusse mit Blumen und Früchten aus Amerika versehen werden wird.

*) Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese verschwundene Stadt Kabala das Chabala des Ptolemäus und Kabalaka des Plinius ist, welches nach ihrem Zeugniß in Albanien lag, das auch die jetzige Provinz Scheki in sich schloß.

*) Diese tatarischen Worte bedeuten: „du gehst und siehst."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Fr. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 164.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Junius 1838.

Etwas über die Pampas.

(Aus Scarlett's: South-America and the Pacific.)

Das Gebiet, an deßen Gränzen die Städte Montevideo, Buenos-Ayres und Mendoza liegen, iſt ſo groß, wie Frankreich, aber ſehr dünn bevölkert, und enthält faſt nur ungeheure Eſtancias, wo Vieh gezogen wird, wozu es wegen der reichlichen Weide und dem nie fehlenden Zufluß an Waſſer, das in zahlloſen Bächen die Ebene in allen Richtungen durchſchneidet, beſonders geeignet iſt. Eine fleißige europäiſche Colonie würde hier bald einen blühenden Staat gründen. Von Buenos-Ayres bis Mendoza ſind drei verſchiedene Striche, welche die Provinzen von Buenos-Ayres, Santa Fé, Cordova und Mendoza einnehmen. Der erſte Theil der Ebene auf der Straße nach Mendoza iſt mit Diſteln bedeckt, die zweite erzeugt hauptſächlich Klee, Alfalfa genannt, der im Frühjahr und Herbſt grün und üppig, im Sommer aber verbrannt und ganz braun iſt. Der letzte Diſtrict, welcher ſich von der Stadt St. Luis durch die Provinz Mendoza bis an die Anden erſtreckt, iſt völlig mit niederem Buſchholz überwachſen, wovon die Algaroba und Eſpina, oder der amerikaniſche Immergrün dorn den größten Theil einnehmen. Andere einheimiſche Pflanzen ſind der Ombu, den man zu Buenos-Ayres ſieht, die Aloë und die Stachelbirne, welche letztere oft die Hütten der Gauchos umgibt, und als Schutzmittel gegen die Indier gepflanzt wird. Feigen und Pfirſiche findet man allenthalben, obgleich ſie urſprünglich aus Europa verpflanzt worden ſind. In Städten und Dörfern ſind ſie ſehr zahlreich, ich habe aber auch einzelne Bäume, ſelbſt einzelne dieſer verſchiedenen Arten in der Nähe der Ranchos oder Hütten auf den Pampas geſehen, und wurde oft durch dieß Signal nach einer Wohnung geleitet.

Faſt dieſer ganze ungeheure Diſtrict beſteht aus einem reichen Alluvialboden, wo nicht ein Stein zu finden iſt. Die Diſteln wachſen im Frühjahr ſo ſchnell, daß ſie vor Ende des Sommers zehn Fuß hoch ſind, und ſo dicke Stengel haben, daß ein mich begleitender Kriegsmann glaubte, in dieſer Jahreszeit würde eine Armee dadurch aufgehalten werden. Sie zerfallen indeß eben ſo ſchnell, und der Klee bricht dann über die vertrocknete und gefallene Diſtel hervor, bis das ganze Ausſehen des Landes verändert iſt.

Zahlreiche Flüſſe ſtrömen ſtill durch dieſe flachen Ebenen hin; der Rio Tercero und Quinto, der Deſaguadero und Tunuyan ſind darunter die bedeutendſten. Der Tercero iſt der einzige, der weit genug gegen Oſten ſtrömt, um in den Parana zu fallen. In trockenen Jahreszeiten verliert er ſich in einem Sumpfe, kommt aber unter dem Namen Carcaranna wieder heraus, und fällt 18 Leguas oberhalb Santa Fé in den mächtigen Parana. Auf einem Theile ſeines Laufes wird er ſalzig, eine Eigenſchaft, die er mit vielen Flüſſen gemein hat, die langſam durch weite Ebenen fließen und in Sümpfen oder Seen enden. Rieſenhafte Knochen wurden in ſeinem Bette gefunden, die, wie man jetzt weiß, dem Megatherium und Maſtodon angehören. Die zahlreichen Flüſſe, welche dieſe Ebenen durchſtrömen, werden vielleicht in künftiger Zeit den Handel unter gebildeten Nationen erleichtern, jetzt aber ſind ſie bloß ein Hinderniß für den Reiſenden und die beladenen Maulthiere.

Das Klima der Pampas im Winter iſt ungefähr wie das unſrige im November, der ihrem April entſpricht. Dann ſind ſtarke Fröſte in der Nacht häufig, und im Frühjahr, unſerm Herbſt, fand ich oft zu Buenos-Ayres ein Feuer recht annehmbar. Aber das Klima unter derſelben Breite wechſelt, je nach der Entfernung vom atlantiſchen Meer und der größern Höhe über dem Meere. Die feuchte Moskitogegend, die ſich bis auf 500 (engl.) Meilen vom Meer an erſtreckt, hat eine von der friſchen, elaſtiſchen Luft zu Mendoza ganz verſchiedene Atmoſphäre; ich habe an letzterem Ort in freier Luft auf dem Boden geſchlafen, und fand Morgens keine Spur von Feuchtigkeit auf dem Poncho, der mir zur Decke gedient hatte; öfters bemerkte ich todte Thiere am Wege, die in ihren Fellen vertrocknet waren, zum Beweis daß die Temperatur nicht die Fäulniß befördert.

Die Pampas ſind ganz frei von der in Griechenland und Italien ſo vorherrſchenden Malaria. Ich ſah von Buenos-Ayres bis Mendoza nur Einen Kranken. Der Pampero, der mit der Heftigkeit eines Orkans über die Ebenen dahin weht, trägt zur Geſundheit des Landes nicht wenig bei.

Digitized by Google

Geſchichte und Organiſation des ägyptiſchen Heeres.

(Fortſetzung.)

Uniformirung, Bewaffnung und taktiſche Ausbildung der Armee.

Die Uniform der Infanterie iſt bei allen Regimentern ohne Unterſchied gleich und beſteht im Winter aus einem Beinkleid und Spencer von rother Sarſche und einem ledernen Gürtel. Seit dem Feldzuge in Syrien erhält noch jeder Mann überdieß eine Art Capotte von braunem Tuch. Im Sommer beſteht die Kleidung bloß aus weißer Leinwand.

Die ganze Reiterei, ſo wie die Artillerie, iſt in blaue Sarſche gekleidet, allein die Montirungsſtücke ſind größtentheils ſchlecht gemacht und ſchlecht unterhalten. Der Feß, eine rothe Mütze ohne Schild, iſt die allgemeine militäriſche Kopfbedeckung.

Die Waffen ſind nach franzöſiſchen Modellen angefertigt, und anfänglich größtentheils aus Lüttich bezogen worden; jetzt genügen aber die eigenen, in Kairo errichteten Fabriken, von welchen ſpäter die Rede ſeyn wird, vollkommen für die Bedürfniſſe des Heers.

Ebenſo geben die Feß und übrigen Stoffe für die Bekleidung der Truppen aus den Fabriken des Vicekönigs hervor, kommen aber auf dieſe Weiſe weit höher zu ſtehen, als wenn dieſelben durch Handelshäuſer geliefert würden.

Behufs des taktiſchen Unterrichts iſt jedem Regiment ein europäiſcher Inſtructor (Taalimdſchi) zugetheilt, ſo wie für die Geſundheitspflege ein europäiſcher Wundarzt. Beide zählen aber nicht in den Reihen der Armee. Die Religion ſteht ihnen immer als ein unüberwindliches Hinderniß im Wege, und ihr Avancement beſteht nur in einer Gehaltserhöhung, wenn man mit ihren Dienſten zufrieden iſt. Der Gehalt der Inſtructoren ſteigt, außer einer jährlichen Entſchädigung für Kleidung von 250 Fr., von 2000 bis 8000 Fr., je nach ihren Leiſtungen und dem Orte ihres Aufenthaltes, denn diejenigen, welche in Kordofan oder bei der Armee in Arabien ſtehen, ſind ungleich beſſer bezahlt als die übrigen.

Die falſche Stellung, in welcher ſich Männer befinden, die, ohne einen Rang in der Armee einzunehmen, täglich in die Nothwendigkeit kommen, den Unterricht der Stabsofficiere zu beaufſichtigen, ſetzt ſie beſtändigen Placcerien aus; auch haben beinahe alle Inſtructoren von Verdienſt, die noch irgend ein anderes Exiſtenzmittel hatten, ein Land wieder verlaſſen, wo ſie nichts als Widerwärtigkeiten erfahren haben, und die meiſten Zurückgebliebenen ſind wegen politiſcher Vergehen aus ihrer Heimath vertriebene Italiener.

Da dieſe Inſtructoren theils wirklich geübte Exerciermeiſter ſind, theils aber ſolche, welche dieſe Erwerbszweige ohne alle Vorkenntniſſe nur in Ermanglung eines beſſern ergriffen haben, da ferner die Oberſten einen ſehr ungleichen Eifer für das neue Syſtem an den Tag legen, ſo ſtehen auch die verſchiedenen Regimenter hinſichtlich ihrer taktiſchen Ausbildung auf ſehr verſchiedenen Stufen, und bei der Infanterie dürften nur die Garderegimenter einen Vergleich mit europäiſchen Truppen aushalten.

Die Reiterei hat Ibrahim Paſcha erſt nach ſeiner Rückkehr aus Morea neu zu organiſiren angefangen, was nicht ohne große Schwierigkeiten geſchah, da alle Orientalen beſonders zu Pferd ſich gerne dem Ungeſtüm des einzelnen Gefechts überlaſſen und eine Abneigung gegen regelmäßige, geſchloſſene Bewegungen haben, und da es ferner im Nilthale an Pferden fehlt. Man war deßhalb genöthigt, aus Syrien, Caramanien und Rumelien Pferde kommen zu laſſen; auch kaufte man den Beduinen einen Theil ihrer Stuten ab, um Geſtüte zu bilden.

Jetzt ſieht man die ägyptiſchen Reiterregimenter mit ziemlicher Genauigkeit auf europäiſche Weiſe manövriren.

Die Artillerie war lange Zeit ſo ſehr vernachläſſigt worden, daß ſie nach dem Feldzuge in Morea im Grunde nur noch dem Namen nach exiſtirte. Aus der Artillerie ergänzte man die Infanterieregimenter, welche zu irgend einer Unternehmung marſchiren mußten, ſo daß dieſes Corps beſtändig Recruten nachzubilden hatte. Ibrahim Paſcha hat dieſer Waffe das Vorrecht, die tauglichſten und ſchönſten Recruten auszuwählen, zurückgegeben, und die Mannſchaft läßt jetzt nichts zu wünſchen übrig; auch das Material iſt ſehr zahlreich und in gutem Zuſtande.

Zwei Meilen von Alt-Kairo cantonniren beſtändig ein Regiment Fuß- und ein Regiment reitende Artillerie in ſtehenden Baracken, und haben ſich ein Polygon als Uebungsplatz hergerichtet. Das Regiment reitende Artillerie von 6 Compagnien manövrirt mit vieler Schnelligkeit, Ordnung und Genauigkeit. Die Mannſchaft iſt auserleſen, wohlunterrichtet und von ſchöner, militäriſcher Haltung; die Beſpannung trefflich. Zwar ſind die Pferde nicht groß, aber kräftig und gewandt; die Kanoniere ſind gut beritten, der Oberſt ein Mann voll Kenntniſſe und Dienſteifer, endlich das Feuer pünktlich und genau.

Das Fuß-Artillerieregiment von 18 Compagnien iſt ebenfalls gut eingeübt; das Schießen nach der Scheibe mit Kanonen gibt ganz befriedigende Reſultate; weniger Geſchicklichkeit zeigen die Kanoniere beim Wurfgeſchütz.

Recrutirung.

Die ägyptiſche Armee ergänzt ſich hauptſächlich aus Fellahs (ägyptiſche Landbauern), ſodann aus Arabern, Türken und Negern. Die Araber der Wüſte geben zwar wegen ihrer kriegeriſchen Sitten und wegen ihrer Abhärtung, die eine Folge ihrer Lebensweiſe iſt, vortreffliche Soldaten, allein ihre Liebe zur Unabhängigkeit, ſo wie das ungebundene Leben, an welches ſie gewöhnt ſind, laſſen ſie nur ungerne den Zwang, welcher bei regulären Truppen ſtattfindet, ertragen.

Die Türken ſind größtentheils Freiwillige, ſo wie z. B. das 9te Jägerregiment zu Pferd, welches ſich in Syrien rühmlich ausgezeichnet hat, aus lauter freiwillig angeworbenen Türken beſteht; ſie ſind in der Regel ſchöne Leute, voll Ausdruck kriegeriſchen Muthes.

Die ſchonungsloſe Weiſe, womit in Aegypten alle Neuerungen und ſo auch das neue Militärſyſtem ohne alle Berückſichtigung der durch Jahrhunderte begründeten Sitten und Gebräuche eingeführt worden ſind, und das deſpotiſche Verfahren

Digitized by Google

bei den Recrutenaushebungen sind unstreitig die Hauptgründe, welche den Militärdienst in Aegypten so unpopulär gemacht haben. Schon der gänzliche Mangel an Geburtsregistern, welche Mehemed Ali auffallender Weise noch nicht eingeführt hat, lassen bei der Conscription dem Zufall und der Willkühr freies Spiel. Wenn nämlich eine Aushebung angeordnet ist, so theilen die Gouverneure den betreffenden Gemeinden die Anzahl Recruten zu, welche sie zu stellen haben, und schicken sodann die in ihrem Dienste befindlichen Albanesen aus, um die bestimmte Zahl Männer aus den Dörfern wegzunehmen. Sobald man nun diese Soldaten den Dörfern sich nähern sieht, ergreifen alle Bauern die Flucht, die Albanesen verfolgen sie quer durch die Felder und zertreten mit ihren Pferden die Saaten in allen Richtungen. Nach einem oder mehreren Treibjagen dieser Art bringen sie endlich die erforderliche Anzahl zusammen, allein die meisten der Unglücklichen, welche sie ergriffen, sind entweder noch halbe Kinder oder Greise und Schwächlinge, die auf der Flucht zurückblieben.

Alle diese werden nun gefesselt in die nächste Stadt gebracht und dort vom Arzte visitirt. Die als untauglich Erfundenen schickt man sodann zurück, die Menschenhetze beginnt von neuem und wird oft zweimal wiederholt, bis endlich die Zahl voll ist. Während dieser ganzen Zeit werden die Ernten verheert, die Felder bleiben unbebaut, und oft ist der Ertrag des ganzen Jahres verloren. Schon hieraus ergibt sich, wie hoch dem Pascha ein Recrut zu stehen kommen muß.

Hohes Alter und schwere Gebrechen sind die einzigen Gründe, welche vom Militärdienst befreien. Weder der Ehestand, noch der Unterhalt einer zahlreichen Familie bedingen eine Ausnahme, und man hat schon sechs verheurathete Brüder wegnehmen sehen, die mehr als dreißig Personen brodlos zurückließen. Deßhalb folgt auch den Conscribirten immer ein Heer von Weibern und Kindern, die bei den Regimentern ihrer Männer bleiben, und neben jedem ägyptischen Lager sieht man ein zweites, nicht minder zahlreiches von Weibern und Kindern, eine Quelle tiefen Elendes und sittlicher Verderbniß. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen der Widerwille gegen den Kriegsdienst so tief gewurzelt ist, daß die Fellahs, um dienstuntüchtig zu werden, sich die obern Zähne ausziehen lassen, ja Kalk in die Augen streuen, um zu erblinden, ungeachtet die Todesstrafe auf Selbstverstümmlung gesetzt worden ist.

Hätte man bei der Bildung und Ergänzung des Heeres den religiösen Glauben des Muselmannes, den Fatalismus, zu benützen gewußt, hätte man in jeder Gemeinde die betreffende Anzahl Recruten durch das Loos bestimmt, so würden gewiß die auf solche Weise Bezeichneten sich vor dem höchsten Willen gebeugt haben, wären freiwillig bei den Fahnen angekommen, und die moralische Kraft der Regierung müßte nothwendig dadurch gewonnen haben.

Auch konnte dem Dienste eine reichliche Ergänzungsquelle eröffnet werden, wenn man sich der armen Soldatenkinder annehmen und sie für den Dienst erziehen würde. In Aegypten bleiben viele Ländereien aus Mangel an Bevölkerung unangebaut. Diese könnte man unter die Regimenter vertheilen, daselbst Baracken erbauen lassen, und Erziehungsanstalten für die Kinder begründen, womit zugleich eine Versorgungsanstalt für Invaliden sich verbinden ließe.

Man schätzt die Anzahl der Soldatenkinder auf 15 bis 20,000. Diese Kinder sind gegenwärtig ganz verlassen, leben im Elende und sterben größtentheils noch vor Erreichung des Mannesalters. Auf die angegebene Weise würden sie erhalten, im Geiste ihrer künftigen Laufbahn erzogen, und eine treffliche Schule für künftige Unterofficiere bilden, wie dieß in Rußland zum wahren Besten des Dienstes geschieht.

Ungeachtet des allgemein herrschenden Widerwillens gegen den Kriegsdienst wird jedoch der ägyptische Fellah (wenn er einmal dem Regimente einverleibt ist) ein recht guter und tapferer Soldat, der mit der größten Mäßigkeit und Genügsamkeit eine beinahe unglaubliche Ausdauer, besonders im Marschiren, verbindet. Vielleicht ist unter allen Völkern des Islam keines so sehr von der muselmännischen Resignation durchdrungen, als das ägyptische, ohne daß jedoch sein natürlich heiterer und biegsamer Charakter dadurch gedrückt würde. Als während des syrischen Feldzuges die Cholera in der Armee herrschte, sahen die Aegyptier ihre Cameraden mit der größten Kaltblütigkeit davon ergriffen und derselben unterliegen; sie beerdigten die Todten in der Stille ohne ein Zeichen des Schmerzes, während die Neger vom Heimweh ergriffen, bittere Thränen über den Tod der ihrigen vergossen, und ein Geschrei der Verzweiflung erhoben.

Selbst nach den blutigsten Gefechten versammelten sich die ägyptischen Soldaten Abends zwischen ihren Zelten, und vergaßen bei Gesang und Tanz, oder bei ihren mährchenhaften Erzählungen die Verluste des Tages und die Gefahren, welche der folgende drohte.

(Fortsetzung folgt.)

Oeffentliche Arbeiten in Schweden.

Die schwedische Regierung hat kürzlich eine Militärkarte herausgegeben, auf welcher alle Arbeiten für den öffentlichen Nutzen verzeichnet sind, die unter dem jetzigen König begonnen, fortgesetzt oder vollendet wurden. Man findet darunter 15 Canäle, welche 64,057,095 Franken kosteten; 8 Häfen und Hafendämme kosteten 1,450,000 Fr.; 8 Straßen 1,445,000 Fr.; 9 Vertheidigungslinien 10,225,000 Fr. Die Gesammtsumme von 77,177,095 Fr. wurde von dem Schatze geliefert und keine Anleihen dabei gemacht. (Echo du Monde Savant Nr. 22.)

Die muselmännischen Provinzen Rußlands jenseits des Kaukasus.

IV. Die Provinz Schekí.

7. Einwohner.

(Fortsetzung.)

In der Cameralbeschreibung vom Jahre 1835 sind in der Stadt Nucha und in 270 Dörfern und Nomadenlagern der Provinz Schekí 21,824 Familien mit 55,725 Köpfen männlichen Geschlechts aufgezählt. Darunter befinden sich 46,300 Tataren, 8958 Armenier und 485 Juden.

Digitized by Google

Von den Muhammedanern sind etwa 16,000 Familien Sunniten und etwa 1000 Schiiten. Schätzt man die Ausdehnung der Provinz auf etwa 9000 Quadratwerste an, so kommen auf jede Quadratwerst nicht über 12 Seelen.

Seit der Zeit Mahmeds Hassan Khans theilt sich das Volk von Scheki in Beks, Geistlichkeit, Maasen, Ragaten und Retschdaren. Die Würde eines Beks gebührt den Kindern und Verwandten der Nachkommen des Khans und der kleinen Fürsten, wie der Sultane, Meliks u. dgl., welche genöthigt wurden, die Herrschaft des Khans über sich anzuerkennen und ihre Besitzungen mit dem Khanat von Scheki zu vereinigen; endlich auch Leuten aus dem steuerbaren Stande oder Maasen, welche diese Würde durch geleistete Dienste erhielten. Es gab Beispiele, daß die Khane auch solche ihrer Unterthanen als Beks anerkannten, welche wegen ihrer Räubereien oder aus andern Ursachen ihnen furchtbar waren. Diese Würde hat ihre Grade: im ersten Grade waren die Kinder des Khans und die Sultane, welchen letztern Titel vorzugsweise die ältesten der ehemaligen besondern Fürstenfamilien von Kutkaschin und Aresch erhielten. Uebrigens wurden auch die ausgezeichnetsten Beks zu Sultanen befördert. Zur zweiten Classe gehörten die armenischen Meliks, denen die Verwaltung der armenischen Magals oder Kreise anvertraut war; zur dritten Classe rechnet man die eigentlichen Beks. Gegenwärtig zählt man 1 Sultan, 2 Meliks, 260 tatarische und 11 armenische Beks. Ihre Rechte und Verbindlichkeiten sind dieselben, wie in den andern Provinzen.

Die Geistlichkeit in ganz Scheki beträgt 75 armenische, 10 jüdische und 546 tatarische Familien. Die armenische Geistlichkeit befindet sich in 17 Kirchen und in 2 Klöstern: Dschafet und Kisch. Sie zeichnet sich auch jetzt noch nicht durch Reichthum aus, war aber unter den Khans noch ärmer, da sie jetzt von der Staubensteuer, Din-Iyagi, und dem Charatsch befreit ist. Sie steht unter einem Archimandriten, der sich zu Jetisabetpol aufhält. In den Klöstern finden sich drei Archimandriten und eine geringe Anzahl Mönche. Die Klöster haben einiges unbewegliche Vermögen, welches aber, namentlich bei dem Kloster Kisch, nicht bedeutend ist.

Die jüdische Geistlichkeit findet sich bei den Synagogen in dem Dorfe Wartaschin (Dschugutlar), wo alle Juden wohnen, welche unter Mahmed Hassan Khan aus Kuba und Baku herüber kamen. Die jüdische sowohl als die armenische Geistlichkeit wird durch das Volk selbst von der Bezahlung der Steuern sowohl als Abgaben befreit, lebt von freiwilligen Gaben, die sie für die Ceremonien und den Unterricht der Kinder im Lesen erhalten, so daß weder bei den Armeniern noch bei den Juden allgemeine Schulen sich finden. Die muhammedanische Geistlichkeit zerfällt in sunnitische und schiitische; Derwische und Seiden genießen in der Provinz einer größern Achtung als an andern Orten; ihre Anzahl beträgt gegen 40 Familien. Mit dem Unterrichte der Jugend beschäftigen sich nur die Mullahs. Die Moscheen haben keine Verzierungen, und zeichnen sich durch nichts von den gewöhnlichen Wohnhäusern aus; nur einige in den Städten haben Minarets. Wo keine Moscheen sind, beten die Bewohner häufig unter freiem Himmel. Zur Zeit der Khane hatte die muhammedanische Geistlichkeit ihre geordnete Verwaltung: in jedem Magal führte ein aus den Effendis gewählter Kadi die Aufsicht über die geistlichen Personen in den Moscheen; da, wo die Kadis durch ihre richterlichen Geschäfte allzu sehr in Anspruch genommen waren, wurden aus den Effendis sogenannte Amr-Marufs ernannt, welche den Gottesdienst beaufsichtigten. Nach den Kadis und Amr-Marufs kamen die Effendis und Akhunds, aus deren Mitte die Wais oder Prediger gewählt wurden. Die, welche sich durch ihre Gelehrsamkeit oder ihre Schriften besondere Achtung erworben hatten, wurden Beiuk-Effendi oder Groß-Effendis genannt; zeichnete sich aber ein solcher Gelehrter außerdem noch durch einen tadellosen Lebenswandel aus und verdiente er das öffentliche Vertrauen, so wurde er Imam Effendi genannt. Der Geistliche, welcher sich durch seinen Lebenswandel Verehrung und Vertrauen erworben hatte, erhielt den Namen Pisch-Namas (Vorstand des Gebets). Mullahs fanden sich bei jeder Moschee, und hatten Sechte und Thalabis *) zu Gehülfen.

Gegenwärtig geht die Würde eines Kadis auf seine Kinder über, und diese besitzen noch, obwohl sie keiner Geistlichkeit mehr vorstehen, die von den Khanen ihren Vätern verliehenen Dörfer und Einkünfte; die Amr-Marufs bestehen nicht mehr, und jeder Muderris-Effendi befördert ohne alle Prüfung seine Schüler zu Effendis, wenn sie auch nicht zuvor Mullahs gewesen. Jeder, der das Gebet (Namas) lesen kann, nennt sich Mullah, und selbst viele aus dem steuerbaren Stande, welche Lesen gelernt haben, eignen sich diese Würde an.

Die Maasen bildeten die Landesbewaffnung, und waren unter den Khanen von Steuern und Abgaben befreit. Dafür mußten sie aber bei der ersten Aufforderung mit eigenen Pferden und Waffen in den Krieg ziehen. Jetzt zählt man von Maasen 670 Familien.

Die Ragaten oder Krondauern, welche die steuerbare Classe des Volkes bilden, sind in derselben Lage geblieben, wie unter den Khans. Alle Ragaten, mit Ausnahme der nomadischen, sind auf Krongütern angesiedelt und zahlen die Steuern nur an die Krone. Zu dieser Classe rechnet man auch: 1) die Kaufleute, Krämer und Handwerker, welche keine besondern Rechte haben, und ihrem Stande gemäß, in gleicher Art wie die andern Ragaten, Steuern zahlen. 2) Diejenigen Einwohner, welche sich auf Privatgütern niedergelassen haben; außer den Steuern und Abgaben an den Staat bezahlen sie an die Besitzer des Bodens den Maldschagat, d. h. den zehnten Theil des Bodenertrags, den fünften Theil der gewonnenen Seide und außerdem die Spreu, das Brennholz u. dgl. Die Zahl dieser Ragaten beträgt 727 Familien, welche in 15 Dörfern wohnen. 3) Krondauern, welche von den Khanen an Privatleute verliehen wurden, obwohl bei dem Tode desjenigen, dem die Verleihung ursprünglich gemacht wurde, weder die Kinder noch die Verwandten desselben ohne besondere Vergünstigung des Khans einen Anspruch darauf zu machen hatten, weil die Khane niemals Dörfer in erblichen Besitz vergaben. Die Zahl der Familien, welche von den Khanen mit allen Einkünften an Privathände übergeben wurden, rechnet man auf 1437, diejenigen, welche einen Theil des Einkommens bezahlen mußten, auf 1006, und die nomadischen auf 588; außerdem waren einige Nomaden-Dörfer noch unter der khanischen Regierung in den Besitz von Beks übergegangen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Diese beiden Worte bedeuten Studirende; das erste ist persisch und bedeutet eigentlich der Brennende, das zweite ist arabisch und bedeutet der Suchende.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 52** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Dramatische Poesie in Frankreich.** (Fortsetzung.) — **William Wordsworth.** (Schluß.)

Zu den Abonnement dieses dem Auslande dringendsten Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Deutschland, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 165.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Junius 1838.

Französische Versuche, die Entzifferung der Keilschrift betreffend.

Obgleich das Studium des Alterthums vielleicht in keinem Lande Europa's weniger Liebhaber zählt als in Frankreich, so ist dasselbe doch keineswegs darum hier vernachlässigt. Es fehlt Frankreich weder an Anstalten noch an Männern, die geeignet sind, den Schleier der Vergangenheit zu lüften und selbst da neue Aufschlüsse zu geben, wo die tiefsten Forscher anderer Nationen hülf- und rathlos stille standen. Die Leistungen eines Boissonade auf dem Gebiete der eigentlich so genannten Philologie, die Arbeiten eines Letronne im Bereiche der Baudenkmale und Inschriften, so wie die Verdienste eines Raoul-Rochette um die Kunstgeschichte sind so groß, daß man von ihnen eine neue Epoche in der Geschichte der Alterthumswissenschaften beginnen könnte. Besonders angebaut jedoch ist bei ihnen das Gebiet der orientalischen Sprachen. Die orientalische Philologie, als deren Mittelpunkt noch nach seinem Tode Silvestre de Sacy betrachtet werden muß, erhielt und erhält fortwährend von dem französischen Gouvernement so kräftigen Beistand, daß ein glücklicher Erfolg nicht ausbleiben konnte und auch fernerhin nicht ausbleiben wird. Nicht zufrieden damit, sich in Besitz der reichsten Sammlung von Literaturdenkmalen des Morgenlandes gesetzt zu haben, hat diese Regierung durch die Gründung des Institutes für morgenländische Sprachen der historischen Forschung ein lebendiges und belebendes Organ gegeben, wie man vergebens in Europa ein zweites sucht. Hr. Eugene Burnouf, Sohn des Verfassers der in Frankreich allgemein eingeführten griechischen Schulgrammatik, hat in einem Mémoire gezeigt, wie weit die linguistische Combination gehen könne, wenn sie durch solides Wissen und ein scharfes Urtheil unterstützt ist. Es werden hier zwei Inschriften in Keilschrift erklärt, die sich auf zwei Säulen von rothem Granit befinden, welche nahe bei Hamadan stehen. Als man sich zuerst damit befaßte, den Schlüssel zur Keilschrift zu finden, schlug man genau denselben Weg, wie bei den Hieroglyphen ein. Da sich die Keilschrift besonders häufig in Persepolis, der Residenz der Perserkönige, fand, so nahm man an, ihr Inhalt beziehe sich auf die Könige; man glaubte sich hiezu um so mehr berechtigt, weil in der Nähe befindliche Bildsäulen offenbar damit in Verbindung zu stehen schienen. Ein Wort der ersten der beiden in Rede stehenden Inschriften, genannt Darius-Inschrift, befand sich auch in der zweiten, genannt Xerres-Inschrift, und das zwar an einer Stelle, welche die Sohnschaft zu bezeichnen schien. Man nahm an, dieses Wort sey Darius in der ersten Inschrift und unterstellte deßhalb für die zweite, Xerres, Sohn des Darius. Ferner zwei bis auf die Endung identische Worte, die ebenfalls in beiden Inschriften vorkamen, sah man als Titel an, und unterstellte, daß sie bezeichneten: König der Könige. Nun heißt König auf altpersisch Khschah, woher das Wort Schah oder Schach stammt. Dieses Wort, welches mit dem sanskritischen Xatra in Verbindung steht, findet sich in dem Namen Xerres wieder. Auf diese Weise konnte man den Werth einiger Buchstaben bestimmen, und indem man so der Enträthselung weiter nachging, las man die Namen Darius, Xerres und Achämenides. Doch damit war der Text noch nicht erklärt. Zur Erreichung dieses Zweckes nahm Hr. Burnouf die Zendsprache zu Hülfe und erlangte folgendes Resultat:

Darius-Inschrift. „Ormuzd ist das göttliche Wesen. Er gab den vortrefflichen Homa (eine heilige Pflanze). Er gab den Himmel. Er gab den Menschen. Er gab die Nahrung den Menschen. Er erzeugte Darius, den König, diesen König der Tapfern, dieses Haupt der Tapfern. Dieß ist Darius, der göttliche König, der König der Könige, der König der Lande, welche die Tapfern hervorbringen, der König der vortrefflichen und göttlichen Welt, der Gefürchtete, der Beschützende, der Sohn Goschtaspa's, des Achämeniden."

Xerres-Inschrift. „Ormuzd ist das göttliche Wesen. Er ist das höchste Wesen der Wesen. Er gab den vortrefflichen Homa. Er gab den Himmel. Er gab den Menschen. Er gab die Nahrung dem Menschen. Er erzeugte Xerres, den König, diesen König der Tapfern, dieses Haupt der Tapfern. Dieß ist Xerres, der göttliche König, der König der Könige, der König der Lande, welche die Tapfern hervorbringen, der König der vortrefflichen und göttlichen Welt, der Gefürchtete, der Beschützende, der Sohn des Darius, des Königs, des Achämeniden."

Digitized by Google

Diese Inschriften befinden sich am Fuße des Berges Alwand, nahe bei Hamadan. Sie sind äußerst vollkommen auf einem ungeheuren Block von rothem Granit, dessen Schönheit die Reisenden rühmen, eingegraben. Zehn Fuß englisch über der Erdoberfläche gewahrt man zwei Höhlen, deren Tiefe einen Fuß auf ungefähr fünf Fuß Länge und eben so viel Breite beträgt. Jede dieser Höhlen enthält drei Colonnen Keilschrift, welche parallel neben einander stehen. Die erste Colonne der Höhle zur Linken ist die Inschrift des Darius, und die erste Colonne der Höhle zur Rechten ist die des Xerxes; eine jede enthält zwanzig Zeilen. Die zweite und dritte Colonne wiederholen höchst wahrscheinlich den Inhalt der ersten in jenen zwei Schriftarten, die St. Martin mit dem Namen der medischen und assyrischen bezeichnet hat; denn bekanntlich gibt es drei Gattungen von Keilschrift. Aehnliche Inschriften finden sich in den Ruinen von Persepolis, wo sie sich theils über, theils zur Seite von zwei großen Figuren befinden. Eine jede dieser Figuren stellt eine männliche Person von hoher Gestalt, mit langen Kleidern angethan, mit der Tiara auf dem Haupte und einem großen Stab oder Scepter in der Hand, vor. Hinter ihr befinden sich Personen von geringerer Dimension und ohne Kopfbedeckung. Eine hält einen Sonnenschirm über das Haupt der großen Figur und eine andere trägt einen Fliegenwedel in der Hand.

Aus der Analyse der Worte und ihrer grammatischen Formen schloß Hr. Burnouf, daß dieselben sich auf einen Zweig der indo-persischen Sprachen zurückführen lassen; daß dieser Zweig die Zendsprache sey, und daß mehrere dieser Worte Beispiele von Buchstabenveränderungen liefern, wie man sie häufig in dem Neupersischen, verglichen mit der Zendsprache, wahrnimmt.

Geschichte und Organisation des ägyptischen Heeres.

(Fortsetzung.)

Avancement und Gehalte.

Hinsichtlich des Avancements findet durchaus keine gesetzliche Bestimmung statt, und es geht ganz nach Gunst, man berücksichtigt jedoch bei der Besetzung höherer Stellen sowohl die Dienstzeit, als die persönlichen Fähigkeiten und geleisteten Dienste.

Um über Vergehen, welche nicht mehr im Disciplinarwege gerügt werden können, ein Urtheil zu fällen, ist das Ober-Kriegsgericht allein die competente Behörde. Von der Würde des Officiers hat man jedoch in Aegypten gar keinen Begriff, und sein Rang schützt ihn nicht mehr, als den gemeinen Soldaten vor der Bastonnade. Das Verhältniß der Subalternofficiere gegen die Stabsofficiere und Generale ist mehr kriechend und knechtisch, als achtungsvoll zu nennen, was auch daher kommt, daß der Gehalt der höhern Officiere im Vergleich mit demjenigen der niederern unverhältnißmäßig groß ist. Die Wahrheit dieser Behauptung wird aus folgender Uebersicht hervorgehen: der Gehalt der Pascha's oder Generallieutenants ist nicht genau bestimmt, kann aber füglich auf etwa 46,000 Gulden geschätzt werden, ohne hiezu die Mundportionen (taam in), deren Anzahl mit den Graden steigt, zu rechnen. Die einfache Portion für den Soldaten ist zu 3 fl. 30 kr. monatlich berechnet. Die Officiere erhalten den Betrag in Geld.

Zahlungs-Liste.

	Gulden.	Mundportionen.
Generalmajor (Mir-liwa)	21,000	24
Oberst (Mir-alai)	14,000	15
Oberstlieutenant (Kaimakam)	5043	8
Bataillonscommandant (Pimbaschi)	4200	6
Regimentsadjutant (Sagh-Kol-agassi)	2100	4
Bataillonsadjutant (Sol-Kol-agassi)	1100	3
Hauptmann (Juz-bachi)	835	3
Oberlieutenant (Mulazim)	501	3
Unterlieutenant (Mulazim Sani)	420	3
Oberfeldwebel (Basch-Tschausch)	50	1
Feldwebel (Tschausch)	40	1
Corporal (On-baschi)	31½	1
Soldat (Nefer)	25½	1
Der türkische Rechnungsführer	1500	2
Der koptische Rechnungsführer	1245	2

Anfänglich mag wohl eine solche ungleiche Vertheilung durch die Umstände geboten gewesen seyn, indem es zum Gelingen der von Mehemed Ali beabsichtigten Reform unumgänglich nöthig war, daß der Impuls von den einflußreichsten Männern ausging, und daß diese demnach persönlich interessirt waren, die neue Ordnung der Dinge gegen die Angriffe der Menge zu vertheidigen. Allein jetzt, wo das System des Vicekönigs befestigt ist, und die Vollziehung seiner Befehle keinen ernsten Widerstand mehr zu fürchten hat, jetzt wäre es Zeit, die Verschwendung gegen die Großen, so wie andere Mißbräuche aufzuheben, und hauptsächlich das Loos der Soldaten zu verbessern, deren geringer Sold nicht einmal regelmäßig bezahlt wird.

Bildungsanstalten, Waffen, Fabriken u. s. w.

Dem Kriegsminister ist auch die oberste Leitung der neuen Schulen, worüber Soliman Pascha die Aufsicht führt, übertragen. Die wichtigste, weil in derselben die Zöglinge die Vorbildung für alle übrigen Schulen erhalten, ist diejenige von Kasr-el-Ain, wo 1200 Kinder von 6 bis 10 Jahren türkisch und arabisch lesen und schreiben lernen, und von wo aus sie in die Specialschulen treten.

Zwei Meilen von Alt-Kairo, in Turia, ist eine Artillerie- und Marineschule. Sie zählt gegen 400 Zöglinge, wovon die jüngsten nur 10 Jahre alt sind. Man lehrt daselbst die arabische, türkische, französische, englische und italienische Sprache, Mathematik, Mechanik, Befestigungskunst, das Zeichnen, und Alles, was von den höhern Wissenschaften auf die Artillerie und Schifffahrt anwendbar ist. Hundert dieser jungen Leute sind für den Seedienst bestimmt, und außer den Zöglingen für die Artillerie werden auch noch andere Individuen gebildet, die man in jedem Zweig des Dienstes verwenden kann.

Im Allgemeinen sind die jungen Leute (lauter Araber) vom größten Eifer beseelt, sehr fleißig in ihren Studien, voll Verstand und Eigenliebe; 38 Professoren und Correpetitoren sind bei dieser Schule angestellt, worunter jedoch nur drei Europäer,

Digitized by Google

die übrigen sind Araber und größtentheils in dieser Schule selbst gebildet worden.

Die jungen Leute werden sehr gut gehalten, haben ein anständiges Aeußere, wohnen bequem, sind gut genährt, und werden allem Anschein nach den Erwartungen des Vicekönigs entsprechen, wenn auch der gegenwärtig ertheilte Unterricht in mancher Beziehung noch sehr mangelhaft ist.

Zu Dschihad-Abad wurde im Jahre 1827 mit sehr bedeutenden Kosten eine Generalstabsschule durch den Oberst Gaudin gegründet, welche anfänglich Resultate versprach, auf die man jetzt nicht mehr zählen darf, indem der Vicekönig ihr neuerer Zeit seinen kräftigen Schutz entzogen hat, ohne welchen in Aegypten Alles untergeht. Gegen hundert Officiere von 20 bis 25 Jahren, wovon die meisten nicht einmal die Elemente der Arithmetik kennen, wohnen Vorträgen über Geometrie und Befestigungskunst bei, welche sie nicht verstehen könnten, wenn sie auch besser gehalten würden. Nach einem Cursus von zwei Jahren soll ein Theil derselben als Instructoren in die Regimenter treten, um allmählich die europäischen zu ersetzen.

Eine zahlreich besetzte Infanterieschule befindet sich zu Damiette; der darin ertheilte Unterricht ist ihrer Bestimmung gemäß weniger umfassend.

Eine vierte Schule für die Reiterei besteht zu Ghize; sie zählt 360 junge Leute, welche drei Schwadronen bilden, und steht unter der Leitung ihres Gründers, des Oberstlieutenants Varin, ehemaligen Generaladjutanten des Marschalls Gouvion-St. Cyr. Diese Schule hat bereits einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht, und leistet Alles, was den eigentlichen Reiterdienst betrifft. Die Zöglinge sind sehr gute Reiter, manövriren mit der größten Schnelligkeit und Genauigkeit, haben eine treffliche Haltung, und sind vom besten Geiste beseelt. Es sollen aus dieser Schule die Reiterofficiere genommen werden.

Eine Anstalt, die noch im Entstehen begriffen, ist das neu errichtete Gestüt bei Schubra, unweit Kairo, welches auf 500 Mutterpferde gebracht werden soll. Die Leitung ist einem im Dienste des Pascha's stehenden französischen Thierarzte, Hammon, anvertraut; außer den erforderlichen Stallungen, Reitbahnen und Oekonomiegebäuden sind 100 Feddan Land zum Anbau von Futterkräutern angewiesen. Diese Anstalt wird um so nützlicher werden, als die Türken durchaus keine richtigen Begriffe über Pferdewartung haben; auch ist die schöne Pferderace der Mameluken, welche durch eine Kreuzung asiatischer Hengste mit ägyptischen Stuten erzielt worden, beinahe ganz verschwunden. Die einheimische Pferderace ist an Kraft und Schönheit heruntergekommen, und taugt nicht zu anstrengenden Diensten; die guten, kräftigen Pferde aber, die man sonst in Oberägypten antraf, sind seit der Expedition von Hedschas ganz verschwunden.

Mit diesem Gestüte kommt eine Thierarzneischule in Verbindung, so daß die Zöglinge mitten unter den Geschöpfen leben, deren Kenntniß und Behandlung sie berufen sind. Bisher bestand eine solche Schule zu Abuzabel, und umfaßte den vollständigen Unterricht in der Thierarzneikunde, Anatomie, dem Hufbeschlag u. s. w. Auch wird die französische Sprache gelehrt.

(Schluß folgt.)

Reise des Dr. Aubert.

Nachrichten aus Alexandrien zufolge hat ein Dr. Aubert so eben eine Reise durch einen Theil Abyssiniens vollendet, das er mit großer Sorgfalt untersucht hat. Er beabsichtigt eine Beschreibung derselben herauszugeben, die um so mehr Interesse haben wird, als dadurch die der HH. Combes und Tamisier, zum Theil wenigstens, controlirt wird. Hr. Dufey, der ihn begleitet hatte, befindet sich noch in Abyssinien, und ist damit beschäftigt, einige sehr seltene Thiere nach Europa zu bringen, wie den Ochsen mit langen Hörnern, den schon Bruce beschrieben hat. (Echo du Monde Savant Nr. 22.)

Die muselmännischen Provinzen Rußlands jenseits des Kaukasus.

IV. Die Provinz Scheki.

7. Einwohner.

(Schluß.)

Die Retschdaren gehörten den Khanen, Beks, den Geistlichen Jus-Baschen und selbst Bürgern von Nucha, welche die Einkünfte von ihnen bezogen, und dafür verpflichtet waren, die Steuer für sie zu zahlen. Die dem Khan, jetzt der Krone gehörigen Retschdaren beschäftigen sich mit Seidenzucht und Reisbau. Die Khane bevölkerten ganze Dörfer mit Leuten, die aus den benachbarten Ländern ausgewandert waren, oder die sie aus verschiedenen Nomadenlagern oder Dörfern ausgewählt hatten, ließen durch sie Maulbeerbaumgärten anlegen, dieselben unterhalten, und ließen ihnen dafür einen Theil des Einkommens; in einigen Dörfern erwarben sie Gärten durch Kauf, und nöthigten die Eigenthümer, ihre Retschdaren zu werden, indem sie einen bestimmten Theil Seide als Abgabe von ihnen forderten. Einige Retschdaren-Dörfer bezahlten und bezahlen noch Steuern wie die Kronbauern, entrichten das bei der Umlage von ihnen geforderte Geld zur Unterhaltung der Posten und der Ueberfahrt über den Kur bei Mingetschaur. Die Zahl aller Retschdaren, die sich mit Seidenzucht beschäftigen, beträgt 477 Familien. Andere Retschdaren sind zum Anbau des Reises bestimmt; sie erhielten von den Khanen Vieh, Ackerwerkzeuge und Samen, mußten den Reis anbauen und erhielten dafür einen gewissen Theil der Ernte. So blieb auch mit geringer Veränderung der Reisbau unter der russischen Regierung.

Die Retschdaren von Privatpersonen theilen sich in drei Arten: zu der ersten gehören die Auswanderer und Flüchtlinge aus andern Khanaten, die sich auf irgend einem Grund angesiedelt haben, und alle Forderungen der Gutsbesitzer erfüllen müssen, welche ihnen gewöhnlich für die Bearbeitung der Ländereien und der Gärten im südlichen Thal, in den Magals von Agdasch und Aretsch zwei Fünftel, in allen übrigen aber auf der nördlichen Ebene die Hälfte der Ernte geben. Eine andere Art Retschdaren sind diejenigen Familien, welche keine Heimath haben, und von den Khanen, ihren Günstlingen, geschenkt wurden, um sie auf ihren Gütern anzusiedeln; sie erhielten von den Gutsbesitzern Alles, was die Auswanderer aus andern Khanaten erhielten, und befanden sich durchaus in gleicher Lage mit ihnen. Alle Retschdaren zahlten an die Khane und jetzt an die Krone keinerlei Steuern, sondern leisteten nur Naturalabgaben. Die dritte Art der Retschdaren sind diejenigen Nagaten, welche aus irgend einem Umstande

Digitized by Google

genöthigt wurden, ihr unbewegliches Eigenthum zu verkaufen und die Retschdaren des Käufers zu werden. Von den sämmtlichen Retschdaren in der Provinz Scheki finden sich 587 Familien auf Krondörfern und 450 Familien auf Dörfern, welche einzelnen Beks auf Lebenszeit verliehen wurden. *)

Hinsichtlich des äußern Aussehens unterscheiden sich die Bewohner der Provinz Scheki, je nach Herkunft und Wohnort, bedeutend von einander. Die Tataren, von mittlerer Größe und meist gut gebaut, haben größtentheils längliche, braune Gesichter und dunkle Augen; in ihren Bewegungen zeigt sich Lebendigkeit, Gewandtheit und Kraft. Die Armenier gleichen den Tataren hinsichtlich der körperlichen Bildung, übertreffen sie aber an Schönheit; ihre Gesichter sind etwas runder und nicht so dunkelfarbig, in ihren Blicken zeigt sich eine gewisse List, in ihrem Benehmen und ihren Bewegungen eine große Biegsamkeit. Die Armenierinnen sind meist schöner als die Tatarinnen. Auswanderer aus Karabag zeichnen sich durch ziemlich runde Gesichter, einen mehr als gewöhnlichen Wuchs und Muskelkraft aus; ihre Physiognomie trägt den Stempel einer gewissen Aufrichtigkeit. Die Juden gleichen den europäischen, nur daß sie im Allgemeinen dunkler gefärbt sind. Der äußere Anblick der Udinen, welche sich von den im Thale hausenden Tataren und Armeniern wenig unterscheiden, hat etwas wildes, aber treuherziges; diejenigen, welche den Islam angenommen haben, gleichen mehr den Tataren, die Christen mehr den Armeniern.

Die Schekiner, namentlich das gemeine Volk, sind still, arbeitsam und tapfer, sie meiden den Diebstahl, und überdachte Verbrechen sind bei ihnen selten; sie sind den Befehlen der Regierung gehorsam, so daß sie selbst im Fall eines offen von den Lesghiern an ihnen verübten Raubes nicht zur Selbsthülfe schreiten. Es ist indeß zu bemerken, daß einige Beks, Geistliche und Kaufleute, welche mit Persern in Handelsverbindung stehen, diese lobenswürdigen Eigenschaften nicht besitzen, sondern im Gegentheile Frechheit mit Niederträchtigkeit und Feigheit vereinigen. Die Schekiner haben dieselben Gewohnheiten und Vorurtheile, wie die Bewohner von Schirwan, Karabag und den andern Provinzen. Nur bei Ehebündnissen kommt einiges Besondere vor: die Eltern der Braut erhalten keinen Kalym, sondern bestimmen in der Heurathsacte die Summe, welche die Frau empfangen soll, wenn der Mann sie verläßt. Die Frau hat kein Recht, von dem Mann ohne dessen Einwilligung die Scheidung zu fordern, der Mann aber kann seiner Frau dreimal einen Scheidebrief geben, und eben so oft sie wieder heurathen, wenn nur die Frau und der Mann einwilligen, bei dem sie nach der Scheidung war.

Die Moslems halten den Arwat Talag für den höchsten Eid (d. h. wenn man bei der Scheidung von seiner Frau schwört). Bei den Schiiten besteht dieser Eid nicht, sondern es wird der Name Gottes nebst der Aufzählung seiner Eigenschaften vor dem Koran angerufen; diesen letztern Eid verwerfen auch die Sunniten nicht.

Die Armenierinnen sowohl als die Tatarinnen verschleiern sich, sobald sie mit Männern zusammentreffen, und nur bei nahen Verwandten unterlassen sie es; an Festmahlen nehmen sie nicht mit den Männern zugleich Theil, und selbst bei Hochzeiten vergnügen sie sich in besondern Zimmern. In Dörfern wird eine Heurath von Seite des Bräutigams vermittelst des Geistlichen abgeschlossen, der mit angezündeter Kerze in das Haus der Braut geht, und wenn die Eltern in die Heurath willigen, so nehmen sie ihm solche aus der Hand. Uebrigens gleichen die Heurathsgebräuche denen der Armenier in Jelisabetpol. Bei Krankheiten nehmen die Tataren zu den Gräbern ihrer Heiligen, die Armenier zu alten Kirchen ihre Zuflucht, beide lösen Erde in Wasser auf, trinken dieselbe und lassen sodann einen Fetzen von ihrer Kleidung zurück. Im Fall einer Viehkrankheit führen sie die Thiere an dieselben Orte, und treiben sie um das Grab oder um die Kirche herum.

Die Spiele und Vergnügungen der Schekiner bestehen in Tanz, Musik und Gesang. Die Tatarinnen tanzen unter dem Klange der Trommeln lesghische Tänze; die Armenierinnen die Tänze von Karabag und Choi. Die Musik besteht aus einer Surna (?), einer kleinen Trommel und Pauken. Der Gesang wird gewöhnlich mit dem Spiel auf der Balalaika, einer zwei- oder dreisaitigen Cither, mit metallenen Saiten begleitet, auf welchem sie mit einem Schilfrohr hin und her fahren; auch bedienen sie sich der Trommel und einer kleinen Geige von besonderer Form, auf welcher sie mit einem Violinbogen spielen wie auf einem Violoncelle. Im Ganzen sind die Gastmähler bei den Armeniern lärmender und üppiger als bei den Tataren.

Die Schekiner stehen mit den Bewohnern der andern dortigen Provinzen auf gleicher Stufe der Bildung; man muß indeß bemerken, daß sie wißbegierig sind, und für die Errichtung einer Schule gern 4000 R. S. aufopferten. In Nucha wurde von der Regierung eine Unterrichtsanstalt gegründet, in der 2 Lehrer und über 40 Schüler sich befinden.

Die Schekiner leben größtentheils im Wohlstand; es gibt unter ihnen keine sehr reichen Leute, dafür aber auch wenig ganz arme. Die Bewohner der nördlichen Ebene sind arbeitsamer als die der südlichen, haben einen bessern Boden, und sind darum auch reicher. In den kaukasischen Bergschluchten sind die Wohnungen aus rohen, unbehauenen Steinen mit Thon oder Kalk aufgeführt; auf der nördlichen Ebene aus rohen Backsteinen oder mit Thon überstrichenem Reishols; auf der südlichen gleichfalls aus Backsteinen oder aus Schilf. Die Dächer werden sehr geschickt aus Schilf gemacht und gleichen den europäischen; das Licht kommt gewöhnlich nur durch die Thüre ins Zimmer. Bei den Reichen werden einige abgesonderte Häuser gebaut, die dann für den Hausherrn, seine Frau und für die Gäste bestimmt sind. Die Auswanderer aus Karabag, welche sich auf dem Bos-Dag niedergelassen haben, wohnen in geräumigen Erdhütten.

Die Kleidung der Männer ist fast dieselbe wie in Georgien. Die reichen Tataren tragen über dem Archaluch einen kurzen Rock von Marder oder Iltis mit sehr kurzen Aermeln. Der Schmuck der Weiber hat gleichfalls nichts Besonderes: die Tatarinnen tragen bunte, die Armenierinnen weiße Schleier. Die Schekiner sind sehr mäßig im Essen. Die Tataren essen meistens Plow und Schaschlik, d. h. am Spieße gebratenes Hammelfleisch; bei den Reichen werden zu dem Plow in Honig gekochte Wurzeln und kleine Früchte gegeben. Die Armenier verzehren außer dem Plow viel Grünes und Wurzeln, namentlich in der Fastenzeit; Gurken und andere Früchte werden mit sehr viel Geschick eingesalzen. Das Brod ist bei den Armeniern dasselbe wie in Georgien, und besteht aus flachen Kuchen. Die Tataren bewirthen einander nur bei Festmahlen mit Scherbet, gewöhnlich aber trinken sie Wasser, die Armenier trinken immer Wein; im Sommer trinken beide Airan, ein aus saurer Milch bereitetes kühlendes Getränke.

(Fortsetzung folgt.)

*) Bei den Retschdaren erster Art finden sich keine Urkunden, bei der zweiten Art müssen khanische Bewilligungen vorgelegt werden, und bei der dritten ein freiwilliger Vergleich mit den Grundbesitzern.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 166.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Junius 1838.

Lebensbilder aus Portugal.

Fernerer Aufenthalt in Setubal.

Während meines ersten Aufenthaltes in Setubal und wenige Tage nachher, als wir von Alcacer zurückgekommen, hatte sich ein Liebhabertheater gebildet, in einem der alten Häuser am Strande, die ehemals einen königlichen Palast ausmachten, von dem noch die Sage geht, daß ein portugiesischer König, der hier mit seinem Liebling ganz vertraulich am Fenster stand und conversirte, mit einemmale diesen beim Schopf nahm und zum Fenster hinunter stürzte, so daß er zerschmettert niederfiel, wozu eine Verschwörung dieses Günstlings gegen das Leben des Königs die Veranlassung gegeben haben sollte. Noch habe ich nicht entdecken können, welcher König dieses gewesen, und überhaupt, ob sich die Geschichte so verhält. In diesem Palaste also hatte man in einem der alten Räume Parterre auf Subscription ein Theater eingerichtet und sogar mit Logen in doppelten Reihen, wovon die obersten bloß für die Damen bestimmt waren, die untern oder die Frisna für den gemeinsten Pöbel gehörten; die Honoratioren aber nahmen die Bänke des Parterre's ein. Die erste Vorstellung sollte nun gegeben werden; bevor dieses jedoch geschah, fand die Direction für unumgänglich nothwendig, nachdem man schon mehrere andere Mittel vergebens angewendet hatte, eine Heerde Schafe ins Theater zu treiben und hier mehrere Stunden verweilen zu lassen, in einer Absicht, die so leicht nicht zu errathen ist. Vergebens würden wohl die größten Gelehrten deßhalb ihre Köpfe anstrengen, denn auf keinem Theater in aller Herren Ländern ist wohl noch etwas Aehnliches geschehen. Es handelte sich um nichts mehr und nichts weniger, als die Millionen und Billionen Flöhe, welche den Raum dieses Theaters in Besitz genommen, erst zu vertreiben. Ihrer waren Legionen, so daß selbst eine künstliche Ueberschwemmung, die man veranstaltet, nichts fruchtete, worauf denn ein gescheidter Kopf auf die Idee kam, Schafe hineinzutreiben, in deren Wolle sich die Flöhe verkriechen und aus der sie sobald nicht wieder den Ausgang finden würden. So wurde denn auch wirklich durch diese List dem Theater der größte Theil dieser schwarzen Springer entzogen; ja es würde vielleicht ganz von ihnen verlassen worden seyn, wenn man noch eine frische Heerde hinein getrieben. Da dieses aber nicht geschah, so blieben noch immer so viele Traineurs zurück, daß jeder Zuschauer während der Vorstellung seinen Antheil davon erhielt und sie als Gäste mit nach Hause nahm. Die Einrichtung des Theaters war nicht ganz schlecht und beinahe eben so gut, wie das in seiner Urgestalt existirende Theater der Rua dos Condes in Lissabon. Auf dem Vorhange schwebten die neun Musen im Ringeltanze in furchtbaren Gestalten mit aufgeschürzten Kleidern, unter denen die langen Beine hervortraten; vor ihm saß das Orchester aus lauter Liebhabern, die recht frisch darauf losgeigten und fiedelten, indem man mit dem Hymno Constitucional begann, wobei sich die Zuschauer von ihren Sitzen erhoben und die Hüte zogen, die Einen aus Nationalrespect, die Andern wußten nicht warum, und die Meisten, weil sie befürchteten, daß ihnen der Hut vom Kopfe geschlagen würde; denn es gab viele hellblau gestreifte Hosen im Theater, deren Insassen als Nationalgardisten in diesem Stücke keinen Spaß verstanden. Nach dem Hymno ging der Vorhang auf, man sah einen Platz und Straßen, deren Namen an den Straßenecken mit großen schwarzen Buchstaben in weißen Feldern verzeichnet waren, Namen der bekanntesten Straßen in Setubal, wo das Stück spielte, eine Decoration, die allgemeinen Beifall fand und beklatscht wurde. Wie das Stück hieß, ist mir entfallen; es war aber ganz nationell und von einem Dramatiker Setubals verfertigt, der selbst eine Rolle dabei übernommen, und zwar die des ersten Liebhabers. Eine ganz gewöhnliche Liebesintrigue auf der Straße, bei der ein Gallego — dem oft ein Knopf an der Hose aufsprang, was dann immer von dem ganzen Publicum, selbst von den Damen beklatscht wurde — den Hauptacteur machte. Die Actricen waren verkleidete junge Bursche, und so kann man sich wohl schon eine Idee davon machen, welchen Genuß man bei dieser Vorstellung hatte; allein die Setubalenser vergnügten sich göttlich dabei, und besonders, da diese Unterhaltung gratis war und Jedweder Eintritt hatte, welcher sich ein Billet dazu von den Directoren verschaffen konnte. Es versteht sich wohl von selbst, daß die ersten Honoratioren Setubals, die in Opposition mit der Gesellschaft standen, welche ein zweites Liebhabertheater errichtet, an diesen Vorstellungen Theil

Digitized by Google

nahmen, wobei die Einrichtung getroffen war, daß keinem Herrn der Zutritt in die Logen der Damen gestattet wurde, und selbst nicht den Familienvätern, Brüdern und Geschwistern, damit ja recht Alles decent zugehe, was aber eben einen Beweis von den unlautern Gesinnungen seiner Bewohner gibt und eine offenbare öffentliche Beleidigung gegen das weibliche Geschlecht war. Es scheint dieses noch sich besonders auf die altherkömmliche Eifersucht der portugiesischen Männer gegen ihre Frauen zu gründen, die man von jeher gern in aller Abgeschiedenheit hielt, so daß die Männer selbst auf deren Gesellschaft eine Zeit lang verzichteten, wenn dieses Veranlassung zu Annäherung anderer Männer gab. Nach dem ersten Acte wurde abermals der constitutionelle Hymnus aufgespielt, und wir schlichen uns von dannen, um nur bald möglichst die kleinen Peiniger wieder los zu werden, von denen wir ganz überzogen waren und mit dem Vorsatze, nie wieder dieses Theater zu besuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte und Organisation des ägyptischen Heeres.

(Schluß.)

Die Citadelle von Kairo mit der dazu gehörigen Stückgießerei, Gewehrfabrik u. s. w.

Die Citadelle liegt auf einer Anhöhe, welche die Stadt beherrscht; sie hat zwei von einander gesonderte Ringmauern.

Da die Citadelle von dem Berge Mokattem, dem Endpunkte des arabischen Gebietes, beherrscht wird, so hat der Pascha diesen mit einem Fort besetzen lassen; das Fort besteht aus einem kleinen Viereck, mit Verkleidung und einem Thurm in der Mitte; sowohl das Viereck als der Thurm sind mit Kanonen besetzt. Die Citadelle enthält außer einer bedeutenden Anzahl von Häusern den Palast des Pascha und mehrere Kasernen. Der Raum zwischen beiden Ringmauern ist zugleich der Sitz mehrerer wichtiger Anstalten. Man findet daselbst ein sehr verständig angelegtes Wagen- und Lafettenbauarsenal, ferner eine Stückgießerei, welche allen Bedürfnissen der Artillerie entspricht, und auch die Marine mit allen möglichen Kupferarbeiten versieht.

Unweit des Arsenals befinden sich Magazine und Werkstätten für die Armee, in welchen alle Sattlerarbeiten u. dgl. verfertigt werden. Was aber am meisten Bewunderung verdient, ist eine Gewehrfabrik, aus welcher die vollendetsten Erzeugnisse hervorgehen. Man arbeitet darin ganz nach französischen Mustern und wendet auch dieselbe Controle an, um sich von der Güte der Waffen zu überzeugen.

Alle diese Anstalten stehen unter der Leitung ihres Gründers, des Artilleriegenerals Eteim-Bey, eines in der europäischen Türkei gebornen Türken, der seit mehreren Jahren im Dienste des Pascha steht, und sich ganz allein durch seine Willenskraft, ohne Lehrer, erstaunenswerthe mathematische Kenntnisse erworben, in der Artilleriewissenschaft aber in einem solchen Grade ausgebildet hat, daß er den vorzüglicheren Artillerieofficieren und den geschicktesten Materialdirectoren in Europa gleichgestellt werden kann.

Eine zweite Waffenfabrik befindet sich in der Stadt in geringer Entfernung von der Citadelle, eine dritte außerhalb Kairo. Diese drei Fabriken verfertigen jährlich 36,000 Gewehre, und die übrigen Waffen im Verhältniß des Bedarfs.

An der Rückseite des Berges Mokattem befinden sich in eigenen Höhlen die Pulvermühlen und Feuerwerkslaboratorien.

Die Flotte und das See-Arsenal.

So groß auch der Verlust war, welchen Mehemed Ali durch die Schlacht von Navarin erlitten hatte, wo seine Flotte von 63 Kriegsschiffen und einer großen Anzahl Transportschiffen beinahe ganz zerstört wurde, so ließ er sich dadurch in Verfolgung seiner Plane doch keineswegs muthlos machen. Mit der ihm eigenthümlichen Feinheit wußte er den Eindruck zu verbergen, welchen das unglückliche Ereigniß auf ihn gemacht, und sann nur darauf, durch vermehrte Thätigkeit sich eine neue Flotte zu schaffen, was ihm auch in bewundernswürdig kurzer Zeit gelang. Gegenwärtig zählt die ägyptische Flotte:

10	Linienschiffe	von 82 bis 134	Kanonen	
8	Fregatten	von 24 — 52	—	
5	Corvetten	von 22 — 24	—	und
8	Briggs	von 14 bis 18	Kanonen.	

Die ägyptischen Linienschiffe haben nur Geschütze von einem und demselben Kaliber, nämlich 30 Pfünder, und feuern demnach Geschosse von gleichen Dimensionen. Das Gewicht der Stücke wechselt jedoch, indem auf dem Vorder- und Hintercastelle längere Geschützröhren aufgestellt sind. Die Fregatten haben durchgängig 24 Pfünder. Der große Vortheil, welchen die Einrichtung, nur einerlei Munition auf einem Kriegsschiffe zu haben, bei dem Gewirre eines Seegefechts gewähren muß, fällt von selbst in die Augen, und es ist auffallend, daß ein so einfaches System nicht zuerst bei den großen europäischen Seemächten in Anwendung gebracht worden ist.

Ein großes Verdienst um die ägyptische Marine hat der eigentliche Minister dieses Departements Besson-Bey, ein ehemaliger französischer See-Officier Besson. Die Schnelligkeit, mit welcher er die Schiffsmannschaft bildete und einübte, verdient Bewunderung. Die Matrosen sind sämmtlich Eingeborne, und größtentheils unter den Nilfahrern ausgehoben. Die Officiere sind gleichfalls fast durchgehends Aegyptier, oder Türken oder Mameluken, die der Vicekönig angekauft und ursprünglich für den Landdienst bestimmt hatte; nur eine geringe Anzahl französischer und italienischer Officiere befindet sich darunter. Heutzutage machen die Schiffe regelmäßige Fahrten und Manöuvres und kreuzen Monate lang, selbst bei vorgerückter Jahreszeit, in den beengten und gefahrvollen Gewässern, welche die Küsten Kleinasiens, Syriens und Aegyptens bespülen. So wie bei dem Landheer, so herrscht noch viel mehr bei den Seetruppen in allen Graden die strengste Disciplin.

Unter allen Schöpfungen des Vicekönigs ist das See-Arsenal zu Alexandria diejenige, bei welcher er am meisten seine ungemeine Beharrlichkeit und unbezwingbare Willenskraft entwickelt hat, überzeugt, daß er aus demselben das Hauptelement seiner

Digitized by Google

Macht schöpfen würde. Der einzige Ort, den man für diese Anstalt verwenden konnte, war ein sumpfiges, an mehrern Stellen mit stehenden Gewässern bedecktes Terrain, und in sechs Jahren wurde dieses Arsenal geschaffen, das bereits Resultate liefert, von denen man glauben sollte, daß sie eine ganze Reihe von Jahren erfordert hätten. Werkstätten, Magazine für alle Bedürfnisse und eine Seilerbahn von 1040 Fuß Länge, die überall als Muster dienen könnte, trifft man dort an, eben so zahlreiche Arbeitsleute in allen mit dem Seedienste in Verbindung stehenden Fächern, als Schmiede, Zimmerleute, Schreiner, Büchsenmacher u. dgl., und diese sind alle Eingeborne, die erst gebildet werden mußten und nun wohl geübt sind. Bedenkt man, daß aus diesem Arsenal schon in den sechs ersten Jahren nach dessen Gründung 10 Linienschiffe, der Fregatten verschiedenen Ranges, Corvetten und Bricks nicht zu gedenken, hervorgegangen sind, daß alles dieses in einem Lande geschah, wo es weder Holz, noch Eisen, noch Kupfer gibt, und wo man keine Arbeitsleute, Matrosen, Marineofficiere, noch irgend eines jener Elemente, die zur Bildung einer Escadre erforderlich sind, vorfand, so wird man zugeben müssen, daß die Geschichte kaum zu irgend einer Zeit etwas Aehnliches aufzuweisen habe. Diese außerordentliche Schöpfung verdankt Mehemed Ali nächst seinem eigenen, eisernen Willen dem Talent und Ordnungssinne des Marine-Bauingenieurs Cerisi, vielleicht der ausgezeichnetste und ehrenwertheste unter den vielen Europäern, welche er in seinen Dienst gezogen hat.

Cerisi formirte 17 Handwerkscompagnien, jede von 100 Mann: die Officiersstellen wurden denjenigen Arbeitern ertheilt, welche in ihren betreffenden Fächern am geschicktesten waren. Der Araber besitzt die Gabe der Nachahmung im höchsten Grade; geschickt, lebhaft, voll Eifer, geschmeidig und gelehrig, wie er ist, kann man Alles aus ihm machen, was man will. In kurzer Zeit bildeten sich alle diese Leute, die man unter den Bauern der Bevölkerung ausgehoben hatte, jeder in dem ihm zugewiesenen Handwerke zu sehr tüchtigen Arbeitern, und man beschränkte sich nicht bloß auf die gewöhnlichen gröbern Handwerker, sondern bildete auch Arbeiter für diejenigen Fächer, welche die größte Pünktlichkeit erfordern. So hat man es dahin gebracht, Instrumente für die Schifffahrt, als Compasse, Quadranten, Octanten, Fernröhre u. dgl. von bewundernswerther Genauigkeit zu liefern.

Bis jetzt geschehen alle Arbeiten im Hafen von Alexandrien aus freier Hand, da der Arbeitslohn in Aegypten sehr wohlfeil, das Brennmaterial dagegen sehr theuer ist. Dieß dürfte sich jedoch für die Zukunft ändern, wenn einmal die Steinkohlengruben Syriens in voller Ausbeutung begriffen seyn werden.

Aus dieser Schilderung der Organisation des ägyptischen Heeres geht von selbst hervor, das dasselbe, ungeachtet seine Einrichtungen an mannichfaltigen Gebrechen leiden, dennoch eine nicht gering zu schätzende Macht bildet, und es läßt sich mit ziemlicher Gewißheit voraussehen, daß dieses Heer, wie auch die Verhältnisse nach Mehemed Ali's Tode sich gestalten mögen, eine Rolle in der Geschichte des Orients spielen wird.

Zum Schlusse mag es noch gestattet seyn, einige wesentliche Mißgriffe in der Verwaltung zu berühren, welche, wenn ihnen nicht begegnet wird, früher oder später das mit so vieler Anstrengung und ungeheuren Kosten aufgeführte Gebäude des Vicekönigs in seinen Grundfesten erschüttern werden. Hieher gehört, wie schon früher erwähnt worden, das höchst despotische, aller Willkür freies Spiel lassende Recrutirungssystem, wodurch nicht nur der Kriegsdienst immer mehr unpopulär wird, sondern auch ein stets zunehmender Mangel an männlicher Bevölkerung entsteht und der Anbau des Grund und Bodens wesentlich leidet.

Der zweite Punkt betrifft Syrien. An einen unbeugsamen Despotismus, als einzige Regierungsform gewöhnt, hat der Vicekönig außer Acht gelassen, daß die Bewohner Syriens nicht wie die Aegyptier unter dem Sklavenjoche geboren und aufgewachsen sind, daß das Land im Gegentheil von kriegerischen, unruhigen, leicht beweglichen Völkerschaften bewohnt ist, die sich leicht gegen einen allzu harten Druck, den man ihnen auferlegt, erheben und in der eigenthümlichen, von Gebirgen durchschnittenen Beschaffenheit des Landes stets eine sichere Zufluchtsstätte gegen die Verfolgungen der Tyrannei finden.

Um eine solche Bevölkerung für sich zu gewinnen, mußte der Vicekönig ihre Sitten und Gebräuche schonen und sie nicht in ihren materiellen Interessen verletzen; allein Mehemed Ali wollte Syrien ausbeuten, wie er Aegypten ausgebeutet hat, die Steuern wurden mehr als verdoppelt. Emir-Beschir, jener alte Häuptling, den Ibrahim-Pascha auf seinem Eroberungszug so wesentliche Unterstützung verdankte, wurde seiner Würden entsetzt, und endlich die Conscription auf dieselbe barbarische Weise, wie in Aegypten, eingeführt.

Die Früchte dieses Verfahrens blieben auch nicht aus; bald sah man an verschiedenen Orten Aufstände ausbrechen, die ohne die gänzliche Erschöpfung, in welcher die Pforte danieder lag, gewiß nicht so schnell wieder gedämpft worden wären, ja vielleicht Mehemed Ali's ganze Herrschaft in Syrien ernstlich bedroht hätten, und wenn derselbe bei seinem bisherigen System beharrt, so wird Syrien stets ein unsicherer Besitz bleiben, der nur durch die Gewalt der Waffen behauptet werden kann.

Wenn aber der Vicekönig sich bestimmen läßt, seine Verwaltungsweise zu ermäßigen, mildere Formen einzuführen, wenn er das Wohl seiner Unterthanen sich ernstlich angelegen seyn läßt und seiner Armee fortwährend die größte Sorgfalt und Aufmerksamkeit widmet, so ist auch kein Grund vorhanden, warum sein angefangenes Werk der Civilisation nicht von Dauer seyn sollte.

Die muselmännischen Provinzen Rußlands jenseits des Kaukasus.

IV. Die Provinz Scheki.

(Fortsetzung.)

8. Nationalreichthum.

Die ganze Industrie der Schekiner besteht in Ackerbau, Seidenzucht, der Unterhaltung von Fruchtgärten und der Erzeugung von Baumwolle.

Digitized by Google

Der Kornbau bildet den wichtigsten Zweig der Landwirthschaft in Scheki. Mit dem Anbau von Weizen, Gerste und Hirse beschäftigen sich vorzugsweise die Armenier, welche auf dem Gebirgsrücken Bos-Dag hin wohnen; die auf den Ebenen pflanzen mehr Gerste und Hirse. Gerste wird von zweierlei Art gewonnen: schwarze, die für die beste gilt, und gelbliche. Die Schekiner malen die Hirse zu Mehl, um Brod daraus zu backen. Die Ernte geschieht im Julius, und zwar vermittelst der Sichel, die noch etwas gekrümmter ist als die europäische; das Korn wird, wie in den andern Provinzen, gedroschen. Um die Garben die steilen Berge hinabzubringen, wendet man eine Art Schlitten an, auf den ebenern Strichen zweiräderige Karren. Das gereinigte Getreide wird in Gruben aufbewahrt, die mit Thon verstrichen und gut ausgetrocknet sind.

Der Reis wird in Ebenen gesäet, wo Wasser genug zum Bewässern ist. Die Aussaat beginnt im Mai, die Ernte im November. Zur Aussaat des Reises wählt man festen und lockern Boden, selbst salzhaltigen: der feste Boden wird umgepflügt, in den leichten ohne alle Vorbereitungen Wasser hineingelassen, um ihn aufzuweichen; hierauf werden Gruben gegraben, um das Wasser zurückzuhalten; sodann säet man endlich den Reis, nachdem man den Samen eine Zeitlang in feuchten Gruben behalten, um die Keime sich entwickeln zu lassen. Fünf Monate lang bleiben die Felder mit Wasser bedeckt, sonst verwandelt sich der Reis in Sulus, eine Art schlechter Hirse (?), der übrigens auch auf wohl bewässerten Feldern wächst. Auf der nördlichen und mittlern Ebene werden die Felder zwei Jahre hintereinander mit Reis eingesäet, worauf man sie nicht weniger als vier Jahre ruhen läßt; auf der südlichen Ebene läßt man nach jeder Aussaat die Felder 5 bis 8 Jahre brach. Das Einheimsen und das Dreschen des Reises wird wie bei dem Getreide vorgenommen; um den Reis vor Fäulniß zu bewahren, der er sehr schnell unterworfen ist, so lange er noch nicht von den Hülsen gereinigt, wird er alsbald ausgehülst, wo er sich dann besser hält.

Mit der Seidenzucht beschäftigen sich fast alle Bewohner der Ebenen. Die hiesigen Maulbeerbaumgärten bestehen aus kleinen, nur etwa zwei Arschinen hohen Bäumen, die ziemlich enge gesetzt sind. Um einen Maulbeerbaumgarten anzulegen, säet man Samen von dem schwarzen Maulbeerbaum, und im folgenden Jahre werden die hervorgewachsenen Pflanzen (Tokmatschar) zwischen Mitte März und Mitte April auf einen bewässerten Boden verpflanzt. Nach vier Jahren benutzt man die Blätter bereits zur Nahrung für die Würmer. Im Allgemeinen dauern die hiesigen Maulbeerbaumgärten nicht lange: nicht selten entstehen auf dem stark bewässerten Boden Würmer, Kumli genannt, und fressen die Wurzeln der Bäume an; dabei verkürzt auch das Abreißen ganzer Zweige, um sie den Würmern hinzuwerfen, die Lebensdauer der Bäume, so daß sie nach 20 Jahren gewöhnlich alle Lebenskraft verloren haben, und von neuem durch Tokmatschare ersetzt werden. Alle Gärten werden vermittelst Canäle zwei- bis dreimal des Jahres bewässert. Gewöhnlich fängt man in den ersten Tagen des Aprils an die Würmer aus den Eiern auskriechen zu lassen, und sammelt die Cocons am 20 oder 25 Mai. Im nördlichen Theile der Provinz errichtet man zur Fütterung der Würmer in den ausschließlich hölzernen Häusern Hürden von Flechtwerk, und erwärmt diese im April ziemlich häufig: im südlichen Theile, namentlich in den Magals Agdasch und Aresch, baut man Schuppen aus Schilf. Nach den Bemerkungen der Eingebornen sowohl als nach den an Ort und Stelle angestellten Beobachtungen ist es als ausgemacht anzunehmen, daß im nördlichen Theile der Provinz die Seidenzucht mit größerem Vortheile betrieben wird als im südlichen, wo die Würmer nicht selten Krankheiten unterworfen sind und hinsterben, wahrscheinlich weil die Bewohner des Kur beim Austreten desselben in Kähnen herumfahren und die Maulbeerbaumzweige zur Fütterung der Würmer abreißen, ohne sich Mühe zu geben, die Blätter vor dem Naßwerden zu bewahren; dazu fressen auch die Wasserschlangen häufig die Würmer auf und manchmal reißt die Ueberschwemmung die Schuppen gar hinweg.

Das Abhaspeln der Seide wird unmittelbar nach der Coconbildung vorgenommen; man kocht dieselben in Wasser mit einem Zusatze von Alkali, um der Seide einen größern Glanz zu geben. Das Abhaspeln selbst geschieht auf den dort gewöhnlichen Maschinen, ohne alle Aufmerksamkeit auf die Gleichheit des Fadens, so wie auf die gehörige Trennung der obern und untern Schichten an den Puppen, denn überall sucht man nur möglichst viel Seide zu bekommen, ohne sich um die Qualität zu kümmern. Uebrigens haben sie Niemand, von dem sie eine bessere Methode hätten annehmen können, und erst jetzt, seit der Errichtung der Gesellschaft zu Ausbreitung der Seidenzucht und der Handelsindustrie, einer Gesellschaft, welcher alle der Krone gehörigen Maulbeerbaumgärten von Scheki zur Aufsicht übergeben wurden, haben die Einwohner ein Beispiel von Musterwirthschaft hinsichtlich der Maulbeerbaumgärten, der Erziehung der Würmer und des Abhaspelns der Seide vor sich, und werden es zur Verbesserung dieses wichtigen Zweiges der Nationalindustrie benutzen. Uebrigens fängt das Volk an sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß sein Eigenthum sicher ist, und damit wird auch nach und nach seine Thätigkeit sich entwickeln. Bei dem bedeutenden Bedarf und dem guten Absatz der Seide fühlt es die Wichtigkeit dieser Industrie, und sieht darin seinen zukünftigen Wohlstand. Alle hiesige Seide wird im November und December zu 50 bis 60 Rubeln das Pud zur Versendung nach Rußland aufgekauft. Im Jahre 1822 wurden aus der Provinz verschickt 1760 Pud; im Jahre 1823 2394 P.; im Jahre 1824 5785 P.; im Jahre 1825 6030 P.; im Jahre 1826, wegen der damaligen Unruhen, nur 2918 P., dafür aber im Jahre 1827 8170 P.; im Jahre 1828, gleichfalls wegen ungünstigen Umständen, nur 5715 P. Daraus ist ersichtlich, daß im Laufe von 5 Jahren, von 1822 an gerechnet, die Seidenzucht sich fast um das Fünffache vergrößerte. Mit aller Wahrscheinlichkeit kann man annehmen, daß unter günstigen Umständen die Provinz Scheki allein, nach einem oder zwei Jahrzehnten, 15 bis 20,000 Pud Seide erzeugen wird.

Im Jahre 1829 wurde in der Provinz Scheki eine Kronanstalt zur Abhaspelung der Seide nach europäischer Methode errichtet, und in derselben alle Seide aus den der Krone gehörigen Maulbeerbaumgärten, deren 490 sind, abgehaspelt; man rechnet auf denselben 75¼ Pfund Seidenwurmeier. Die Würmer von jedem Pfund Eier geben von 245 bis 292 Pfund roher Cocons, und nach der unter den Eingebornen gewöhnlichen Art des Abhaspelns rechnet man 1 Pfund Seide auf 5 bis 4 Pfund Cocons, nach der neuern Methode jedoch 8 bis 10 Pfund; dafür aber hat die letztere Seide einen unvergleichlich höhern Werth. Aehnliche Anstalten wurden in Schirwan und Karabag errichtet.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 167.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Junius 1838.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Die Handelssprache von Turkestan.

Burnes erzählt ein Abenteuer, das ihm während seiner Reise auf dem Wege von Khullum nach Balkh zustieß. Seine Karawane traf bei Nacht auf einen Trupp Reiter, den sie für räuberische Turkomanen hielten; beide Theile riefen einander an, und ein vorlauter Jüngling fing an Persisch zu reden, worauf ihm ein alter Mann sogleich ins Wort fiel und Turkomanisch sprach. Sie wollten, wie nachher erklärt wurde, nicht als Kaufleute, sondern als Krieger erscheinen, die Sprache der Krieger aber ist das Turkomanische, die der Handelsleute Persisch. So seltsam dieß auf den ersten Anblick erscheinen mag, so einfach ist doch die Sache bei näherer Beleuchtung. Das ganze Land diesseits und jenseits des Orus bis über den Sir hinaus gegen Norden, und östlich nach Ferghana hin, so wie die Thäler des hohen Pamer hinauf war einst persisches Land, nicht nur von Persern beherrscht, sondern von Persern bewohnt, und die Mehrzahl der Städtebevölkerung, die man unter dem Namen der Tadschiks, der Sarten oder bucharischen Kaufleute kennt, spricht noch heutzutage persisch, obwohl sie wahrscheinlich alle das Turkomanische in seinen verschiedenen Mundarten verstehen. Der Name Tadschik hängt wohl mit dem alten Namen der Dahä zusammen, über den Namen der Sarten ist man aber noch getheilter Ansicht, indem z. B. Heinrich Müller in seinem ausgezeichneten Werke über den ugrischen Volksstamm den Namen von dem der alten Seren (Seidenhändler, von Ser, Seide im Chinesischen) ableitet (S. p. 67) und die Erklärung, daß Sart einen Handelsmann bedeute, verwirft, welche dagegen Ritter (Erdkunde von Asien, Bd. V. S. 725) annimmt. Wir wagen nicht, zwischen diesen beiden Ansichten zu entscheiden, an denen am Ende auch wenig liegt, und verweisen über diese merkwürdige Handelsbevölkerung Turkestans, deren Verbindungen und Reisen, wie nach Rußland hinein, so bis hinauf nach Sibirien und selbst bis nach China hin und nach Kiachta reichen, auf eben die genannten Werke (Müller, S. 62 bis 68; Ritter, Bd. V. 713 bis 726.)

Es ist dieß wohl eines der merkwürdigsten Beispiele von orientalischer Herrschaft. Diese Tadschiks, deren Stammgenossen in Persien gleichfalls noch von den eigentlichen Parsi so wie in Afghanistan von den Afghanen getrennt sind, bilden fast allein die handel- und gewerbtreibende Classe des Volks, und sind den herrschenden Turkomanenstämmen, deren Festsetzung im Lande mit Dschengis-Khan begann und seitdem fortdauerte, unterworfen, ohne sich mit ihnen zu vermengen, was nicht nur in Persien, sondern auch in Afghanistan, wo die Afghanen gleichfalls als eingedrungenes und herrschendes Volk den Tadschiks gegenüber stehen, vielfach der Fall ist. Der Grund davon ist die Sprache: die Sprache der Parther oder Dahen ist eine persische, und somit auch dem Puschtu oder der Afghanensprache verwandt, aber völlig fremd den Turkisprachen, mit denen sie sich darum nicht vermischt, wenn sie gleich manche einzelne Wörter aufnehmen muß.

Der alte Gegensatz von Iran und Turan gibt sich hier wieder kund. Seit den Tagen Dschengis-Khans ist Turan völlig siegreich; das durch die Eroberung der Araber und des Islam zerbrochene und zerfetzte Iran konnte dem hereinbrechenden Turan nicht mehr widerstehen. Alle die nordöstlichen Länder von Iran: Sogd und Samarkand, Bukhara, und Balkh Badakschan und Ferghana sind in den Händen der Turanier, die vor einigen Jahren über das seit so langer Zeit räuberisch durchzogene Khorasan sich ausgedehnt haben, so daß einmal selbst Mesched in ihre Hände gefallen seyn soll. Gegenwärtig bringt der Zug des Schahs von Iran gegen Herat alle dortigen Stämme in Aufregung. Die Turkomanen am kaspischen Meere sind gedemüthigt worden, und selbst der turkomanische Herrscher von Bukhara hegt die Besorgniß, daß die Wüste am Orus ihn nicht schützen möge, denn er hat mit dem Beherrscher von Cabul, angeblich gegen Randschit Singh, in der That aber gegen den Schah von Persien, ein Bündniß geschlossen. Sollte Persien mit Hülfe Rußlands im Stande seyn, die Turkomanen-, oder eigentlich Usbekenstaaten am Orus, Khiwa und Bukhara, zu bezwingen, so würde es allenthalben nicht nur viele Tausende von Persern aus der Sklaverei befreien, sondern auch eine bedeutende Anzahl reicher und gehorsamer Unterthanen finden, die durch Gleichheit der Sprache mit ihm verbunden wären. Ihre

Digitized by Google

Zahl wird auf 650,000 angegeben oder ungefähr auf die Hälfte der Usbeken. Freilich sind diese Tadschiks unkriegerisch, aber sie sind ihren Herren an geistiger Bildung weit überlegen, und ihre Stammsgenossen in Afghanistan haben sich wiederholt auch in neuer Zeit sehr tapfer bewiesen.

Wird einmal jener Landstrich, wie man mit Zuversicht erwarten hat, durch den jetzt noch stillen, wahrscheinlich aber bald offenen Kampf Rußlands und Englands in Asien mit in den Kreis der europäischen Politik hinein gezogen, wird Persien, wie es allen Anschein hat, zu größern Kraftanstrengungen genöthigt, und erhebt es sich aus seinem tiefen Verfall — keine so unmögliche Sache, wie das Beispiel Nadir Schahs gezeigt hat — dann wird auch das friedliche Volk der Tadschiks, das Handelsvolk der Sarten, wieder zu einer nicht geahnten Bedeutung gelangen.

Lebensbilder aus Portugal.

Fernerer Aufenthalt in Setubal.

(Fortsetzung.)

Außer den beiden Liebhabertheatern, woran doch eigentlich nur eine gewisse Classe Menschen aus dem Bürgerstande, vorzüglich Antheil nimmt, und auch in dieser Hinsicht sich in Parteien getheilt darf, finden nirgends öffentliche Vergnügungen statt, und es geht dermaßen auch in dem Privatumgange kleinstädtisch zu, daß die meisten Familien in ewigem Hader und Zwiste leben, nur wenige Männer unter sich Umgang haben, die Frauen aber beinahe ganz und gar nicht. Der Fremde also, der vielleicht hier auf Vergnügungen rechnete, würde sich ungemein langweilen, wenn er sich nicht selbst Vergnügungen schaffte und in der Umgebung der Natur Unterhaltung suchte, die herrlichen Orangegärten besuchte und Weinberge bestiege, bald eine Tour nach dem hohen Palmella unternähme, um die schönste Aussicht in der Welt zu genießen, oder die noch höhere Felsen-Serra von Arrabida zu besteigen, das alte Promontorio Barbario, an welchem sich die Meeresfluthen mit Gewalt brechen, deren äußerste Spitze mit dem Cap Espichel endigt. Ein merkwürdiges isolirtes Gebirge, dessen Hauptgebirgsbildung aus dem alten Conglomerat, dem Rothentodtliegenden besteht, welches die Basis des darüber sitzenden Alpenkalksteins ausmacht, der bis zu seinem Gipfel reicht, und in außerordentlich starker nördlicher Neigung sich alsdann unter jüngern Formationen, die das Bassin des Tajo bilden, verliert, hierin also eine große Mulde zu bilden scheint, da derselbe Kalkstein jenseits des Tajo in der Nähe des Gebirgs von Cintra wieder zum Vorschein kommt, und daselbst einen südlichen Abfall hat. Das Wort Arrabida wollen einige aus dem lateinischen von rabidus herleiten, wegen der ungestümen Wellen die sich an ihm brachen, andere aber von einer Stadt Arabrica, die an seinem Fuße gelegen haben soll, von der man aber keine Spuren mehr entdeckt, und nach andern von dem barbarischen Volke dos Sarios, welches die Serra bewohnte. Dem sey nun wie ihm wolle, der Name thut nichts zur Sache, um eine Excursion nach diesem wilden Gebirge, von dem man die verschiedenartigsten Aussichten genießt, und einem Botaniker eine große Ausbeute der seltensten Pflanzen verspricht, höchst unterhaltend zu machen. Sein Gebirgsrücken ist nicht anhaltend fortlaufend von Ost nach West, sondern oft unterbrochen durch felsige Thäler und tiefe Schluchten, aus denen sich dann wieder ganz abgesonderte Gebirgsköpfe erheben, unter denen die vorzüglichsten unter verschiedenen Benennungen auftreten, z. B. Castello de Olivide, wo noch die Ruinen einer alten Befestigung sind, die Cabeça Gorda, der Cabeço da Visaõ, die Mata da Louriceira, der Monte Formosinho dem Kloster Arrabida gegenüber, wo man auch einige Ruinen entdeckt, die man einem alten Tempel des Apoll zuschreiben will, so wie man auch, da wo heutzutage das Fort de Outaõ steht, die Reste eines Tempels des Neptun entdeckt haben will; denn als König Don Joaõ IV dieses Castell nach der Landseite zu vergrößern ließ, fand man bei Ausgrabung des Grundes ein Stück von einer Statue aus Marmor mit einigen Versen zum Lobe Neptuns, so wie auch eine andere Statue des Neptuns aus Metall zwischen den Ruinen alter Mauern mit Fragmenten von Säulen und Bogen, so wie einige Steine mit lateinischen Inschriften, welche besagten, daß dieser Ort Promontorium Neptuni hieß, woraus denn auch hervorgeht, daß nicht das ganze Gebirge unter dem Namen Promontorio Barbario begriffen wurde. Carbosa theilt diese Nachrichten zuerst in seinem Dictionnaire mit, und sagt, daß er dieselben aus dem Manuscript der Geografia da Provincia do Alemtejo gezogen, welches Manoel Severim de Faria, ein Geistlicher in Evora, unvollendet hinterlassen, worin auch eine Zeichnung der Statuen, so wie auch Abdrücke von kupfernen Medaillen der Kaiser Vespasian, Titus und Adrian gewesen, die man zur selben Zeit gefunden. Die Statuen aus Stein und Medaillen erhielt Don Pedro de Alencastre, Erzbischof von Braga; die metallene Statue aber wurde zu Kanonen für dasselbe Fort eingeschmolzen — eine Barbarei ohne Gleichen — deren aber die heutigen Portugiesen eben noch so fähig sind, wie die vormaligen. Strabo erzählt, daß in diesem Gebirge auf Zinn und andere Metalle gearbeitet würde, wovon man aber bis auf heutigen Tag nichts entdeckt hat. Auf dem ganzen Gebirge, sagt Cardoso, findet man eine Menge Algares (Erdfälle, Schlünde), ein Name, den man hier großen tiefen Schlünden gibt, wo die Felsen von der Oberfläche bis zum Niveau des Meers gespalten sind. Der tiefste davon, den man bis jetzt aufgefunden, ist der, welcher sich auf dem Wege von Senhora do Carmo eröffnet, wo er den Namen Val-Bom führt, und bis zum Orte Agua Branca eine ganze Meile unter der Erde hinläuft.

An dem südlichen Abhange der Serra, beinahe in der Mitte derselben, der Längerichtung nach, liegt das berühmte Kloster der Franciscaner von dem strengen Orden der Capuciner, welches den Namen de Arrabidos führt, und im Jahre 1512 von dem Padre Frei Martinho de Santa Maria, einem Spanier und Sohn des Grafen de Santistefan del Puerto gestiftet wurde, welcher das Gebirge als Donation von Don Joao de Alencastre, Herzog von Aveira, seinem Verwandten, erhielt. Viele heilige

Digitized by Google

Väter haben seitdem hier residirt, und das Muttergottesbild darin wurde aus England von einem gewissen Haildebrant dahin gebracht, den man als Augustinermönch kleidete, der nachher aber als englischer Krämer dargestellt wurde. In der Chronik von Arrabida findet man auch eine lange Geschichte über das Wunder, wie Nossa Senhora de Alportuche durch eine unsichtbare Hand vom Schiffe aus nach der Serra in die Ermida da Memoria transportirt wurde. Dieses Kloster besteht aus keinem zusammenhängenden Gebäude, wie gewöhnlich die Klöster sind, sondern die Zellen der Mönche befinden sich abgesondert, die einen von den andern entfernt, innerhalb einer großen Ringmauer, die ihnen als Clausur dient. Die Zellen sind so klein und armselig, daß ihre Bewohner sich kaum darin rühren können. Ihre Kirche, die drei Altäre hat, steht im Verhältniß mit der Armuth des Klosters. Don Alvaro und Dona Juliana, seine Frau nebst Kindern, Herzog von Aveiro, liegt in dieser Kirche begraben. Etwas oberhalb dem Kloster entspringt aus einer Grotte die einzige Quelle des Gebirgs, auf seiner Höhe von Setubal bis nach Cerembra, die den Mönchen zur Labung dient und ihren kleinen Garten bewässert. Von einem Bergkopfe an, Monte Cabro genannt, erblickt man eine Menge Ermidas, die in der Chronik von Arrabida alle beschrieben werden, besonders merkwürdig ist die von Bom Jesus, welche im Jahr 1650 von Don Antonio de Alencastre, Sohn des Herzogs von Aveiro, gebaut wurde, der sich hieher als Einsiedler zurückzog, um ein anachoretisches Leben zu führen, nachdem er das wundervolle Bild der Nossa Senhora da Piedade geschaffen, dessen Wunderthaten er noch erlebte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Name Mandschu.

Das ostasiatische Volk, welches in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts China eroberte und diesem Reich eine neue, jetzt noch herrschende Dynastie gab, führt bekanntlich den Namen Mandschu. Woher stammt dieser Name? Viele Gelehrte haben sich vergeblich angestrengt, dieß auszumitteln. Die endliche Lösung dieser schwierigen Frage hat Isaak Jacob Schmidt gefunden. Er verdankt dieß einer zufälligen Entdeckung in einem zur reichen Sammlung des Barons Schilling von Kannstadt gehörigen mongolischen Werke, welches den Titel führt: „Auf Allerhöchsten Befehl verfaßtes genealogisches Verzeichniß der Fürsten sämmtlicher Stämme der auswärtigen Mongolen und Türken nebst ihrer Geschichte.“ Diesem zufolge wurde im Jahre 1642 in einem Glückwunschschreiben dem Khan in Mukden, der Hauptstadt des Landes, der Titel Mandschus' ri jeke Choangti, d. h. großer Kaiser Mandschus' ri, beigelegt. Da nun solchergestalt der Titel des Buddha's der Weisheit (dieß ist Mandschus' ri bei den Buddhisten) auf den Chakan überging, so verblieb seit der Zeit (Worte des mongolischen Textes) der Hauptklang des Titels, das Wort Mandschu, als Titel. Der Name ist also durch buddhistischen Einfluß entstanden. (Annalen von Berghaus.)

Die muselmännischen Provinzen Rußlands jenseits des Kaukasus.

IV. Die Provinz Scheki.

8. Nationalreichthum.

(Schluß.)

Mit der Unterhaltung von Fruchtbäumen beschäftigen sich vorzugsweise die Bewohner der nördlichen Ebene, namentlich im nördlichen Theile, so wie auch die in der Stadt Nucha; auf der südlichen Ebene werden Fruchtbäume nur in den Maulbeerbaumgärten gehalten. Die hiesigen Früchte sind im Allgemeinen gut, dienen aber nur zum innern Gebrauche: die Einwohner verstehen nicht die Kunst sie zu trocknen, und erhalten darum die getrockneten Früchte aus Persien. Aus den Trauben bereiten die Armenier Wein, und aus den Maulbeeren, so wie aus den Trestern der Trauben, Branntwein. Obwohl die Trauben schmackhaft sind, so ist doch der gewonnene Wein von geringer Qualität, theils wegen der schlechten Bearbeitung, theils liegt wohl auch der Grund im Boden selbst; nur in dem der Krone gehörigen Weingarten von Dschafarabad wird ein ziemlich guter Wein gewonnen.

Baumwolle säet man im Mai und erntet im October, man gewinnt indeß nicht über 60 Pud. Es wäre sehr vortheilhaft, unter den Einwohnern Samen der langhaarigen Baumwolle zu verbreiten, wozu das Klima und der Boden sich völlig zu eignen scheinen.

Mit der Viehzucht beschäftigen sich vorzugsweise die nomadischen Einwohner, welche 50,000 Schafe und gegen 5000 Stück Hornvieh haben. Von den angesessenen Einwohnern besitzt allein das tatarische Dorf Litschi, das aus 189 Familien besteht, gegen 10,000 Schafe, die übrigen zusammen haben nicht über 5000. Uebrigens hat jeder Ackerbauer 1 bis 10 paar Ochsen, und einige der reichsten Beks 50 bis 100. Pferde hält man nur zum Reiten. Der Kaufpreis des Hornviehes wechselt sehr: in dem Jahre 1827 zahlte man für einen Büffel 30 bis 40 Rubel, Stiere zu 10 bis 20, Hämmel zu 1 bis 2 R. S. Der Stil oder 82 Solotnik Butter kostet in Nucha 17 K. S. (etwa 20 kr.).

Die Bienenzucht ist sehr unbedeutend, und es gibt in der ganzen Provinz nicht über 200 kleine Bienenstöcke. Den Honig behalten die Einwohner selbst, und das Wachs verkaufen sie an die hiesigen Armenier für die Kirchen; nur sehr wenig wird ausgeführt.

Der Fischfang wird nur im Kur von den Uferbewohnern betrieben, welche die Fische an die Regierung oder deren Pächter zu einem bestimmten Preis abliefern müssen, so daß der Fang immer im Besitze der Regierung bleibt. Jährlich werden für 16 bis 20,000 R. S. Fische verkauft.

Die Jagd der wilden Thiere bildet keine besondere Industrie; übrigens lieben die Tataren und Armenier, die in den kaukasischen Hochthälern wohnen, die Jagd, und finden nicht selten beim Verfolgen der wilden Ziegen und der Berghämmel über die schroffen Felsen den Tod; zum Erklettern der Felsen bedienen sie sich der Steigeisen.

Außer der oben beschriebenen kaiserlichen Anstalt in Nucha zur Abhaspelung der Seide gibt es daselbst noch 15 Gerbereien, auf denen 156 Meister und Gehülfen arbeiten; jede derselben setzt jährlich 2 bis 5000 Rubel um. Seidenstoffe werden von den Weibern auf Dörfern bereitet. In dem Dorfe Chatschmas macht man einen guten, sehr festen und vielfarbigen Stoff zu Schalwaren; ein Stück zu einem Schalwar kostet 5 bis 7 R. S. In Nucha weben 25 Meister einen

Digitized by Google

vielfarbigen, gestreiften Stoff, Namens Dschidsch, der zu Oberkleidern verwendet und zu 50 K. S. die Arschine verkauft wird. Die Frauen, namentlich die der Nomaden, weben Teppiche, seidene und wollene Taschen und wollene Schafwaare; die angesessenen Einwohner kaufen dazu die Wolle von den Lesghiern. Die übrigen Industriezweige sind unbedeutend, nur ist allenfalls noch die Treffenbereitung zu erwähnen, da die zu Nucha gefertigten im ganzen transkaukasischen Lande für die besten gelten; den Gold- und Silberfaden dazu erhalten sie aus Rußland. Solche Treffen sind im Lande sehr gebräuchlich, und nicht nur die höhern Classen, sondern auch gemeine Leute besetzen ihre Kleider damit. Hinsichtlich des Handels ist zu bemerken, daß die Verbindungen der Schelimer sich fast ganz auf Transkaukasien beschränken, und nur wenig nach Persien und Astrachan gehen. Der Haupthandelsort in der Provinz ist die Stadt Nucha, wo die Karawanen zusammenkommen. Die Lesghier und die nicht städtischen Kaufleute kaufen hier ihre Waaren auf, die von Kleinhändlern in die Dorf-Bazars geführt werden, welche alle Wochen einmal in den Dörfern Dschafaradad, Wartaschin, Chaldan, Karabagly-Padar, Chatschmas, Padar, Bum, Jndsch, Kutkaschin und Sultan-Nucha gehalten werden. Fast nach allen diesen Bazars führen Wagenstraßen. Der Handel der Provinz stellte sich im Jahre 1827 ungefähr folgendermaßen: ausgeführt wurde für 652,000 R. S., wovon für 551,000 R. Seide, die übrigen bedeutendern Posten waren Korn, Vieh und Fische. Die Einfuhr betrug 452,000 R. für verschiedene Zeuge, Kupfergeschirr, Eisenwaaren u. dgl. Aus Schirwan kamen Seidenstoffe, Kupfergeschirr und Eisenwaaren; aus Karabag Baumwollenstoffe; aus Baku Naphtha, Salz und Eisen; aus Tiflis russische und andere europäische Baumwollen- und Seidenstoffe, Metallwaaren, Glas u. s. w.; aus Daghestan Filzmäntel, Filzdecken, Tuch, Gewehre, Pistolen, Dolche, gegerbte Lämmerfelle, Pulver, Blei und Schafwolle für 100,000 R. S.; aus Tebris seidene, baumwollene und wollene Stoffe von persischer und europäischer Arbeit, Goldstoffe, grüner Saffian u. dgl. für 250,000 R.

In Nucha fanden sich im Jahre 1827 166 Kaufleute mit 1000 bis 20,000 R. Capital, von der letztern Kategorie indeß nicht mehr als 10. Mit geborgtem Capital handeln nur wenige, und diese bezahlen gewöhnlich 10 Procent jährlich. Von Tataren gehen nicht mehr als 15 Kaufleute nach Tebris, um dort persische und europäische Waaren zu kaufen, und nicht mehr als drei gehen mit Seide über Tiflis nach Moskau und Nischnei-nowgorod, von wo sie immer nur Geld zurück bringen. Von den Armeniern gehen fünf nach Astrachan und sechs nach Tiflis. Alle Juden, die in dem Dorfe Wartaschin wohnen, treiben nur gewöhnlich auf den Dorfmärkten einen Kleinhandel, und holen ihre Waaren in Nucha, Schirwan, zum Theil auch in Baku. Zur Zeit der Khane hatten die fremden dahin kommenden Kaufleute nur das Recht, ihre Waaren im Ganzen, und zwar nur je eine Last, zu verkaufen, was noch jetzt in Bezug auf die Lesghier beobachtet wird, und eine bestimmte Zeit hindurch beschäftigten sich etwa 40 persische Kaufleute in Nucha mit dem Kleinhandel, wodurch die Kaufleute in Nucha beeinträchtigt wurden. Der dauernde Aufenthalt der persischen Kaufleute in Nucha setzte sie in den Stand, den Handel mit den Lesghiern ausschließlich zu treiben. Bei allem dem haben die Einwohner der Stadt keine Vortheile von dem Aufenthalte der Perser in der Stadt, weil dieselben sehr mäßig und selbst geizig sind.

9. Von Gewichten, Maaßen und Münzen.

In der Provinz Scheki sind russische, persische und schekinische Gewichte im Gebrauche. Nach russischem Gewichte werden nur in der Stadt Nucha die aus Rußland und Tiflis dahin gekommenen Waaren verkauft, wie Eisen, europäischer Zucker, Zinn, Safmiak u. dgl. Das persische Gewicht, Saadda, besteht aus kleinen Gewichten mit kupfernen Schalen und Girds; die größte Girá hat 10 persische oder 10,2 russische Solotnik, die kleinste Girá 1 Solotnik; außerdem werden noch verschiedene kleinere Gewichte von ½, ¼ und ⅛ Solotnik gebraucht. Das russische Pfund rechnet man zu 88 persischen Solotnik. *) Nach Saadda-Gewicht wiegt man in der Stadt Nucha die Ducaten, das Silber, Seidenfaden, rohe und gefärbte Seide u. dgl.

Das Scheki-Gewicht besteht aus Batman (Meiban, Misan und Sakat). Der Batman hat 48 Stil; nach Meiban-Gewicht rechnet man den Stil zu 75 persischen oder 81⅓ russischen Solotnik; nach Misan-Gewicht zu 45 persischen oder fast 49 russischen Solotnik; nach dem Sakat zu 85 persischen oder 58 russischen Solotnik. Indeß finden eine Menge Abweichungen statt, und häufig macht sich jeder seine Gewichte selbst; statt der Girá gebrauchen sie Steine, Eisenstücke und auf einigen Dorfmärkten getrocknete Knochen.

Die Kornmaaße sind die Tagara, der Gais und der Tschinach, wo man wieder die von Scheki und von Agdasch unterscheiden muß. Die Tagara von Scheki zerfällt in 6 große Tschinachi, oder 10 Gais, oder 20 kleine Tschinach, die von Agdasch in 10 Gais oder 50 Tschinachi.

Als Längenmaaß braucht man Arschinen, Kulatschen und Agatschen. Die Arschine hat ¾ der russischen, die Kulatsch ist dem Kloster (Sashene) gleich, aber sehr selten im Gebrauche, die Agatsch rechnet man gewöhnlich auf 7 Werst. Zur Vermessung des Landes bedient man sich des Maaßes Jp, welches 5000 tatarische Quadratarschinen enthält; übrigens ist es nur bei Vermessung der Maulbeerbaumgärten zum Behufe der Steuerumlage im Gebrauch, und man schätzt außerdem das Land nur nach der Menge des ausgesäeten Getreides, sehr selten nach dem, was man in einem Tag umpflügen kann.

Zu bemerken ist, daß nach und nach russische Maaße und Gewichte in Gebrauch kommen, worauf auch sämmtliche Localbehörden eine besondere Aufmerksamkeit richten.

Im gewöhnlichen Verkehr cursiren außer den russischen Silber- und Kupfermünzen die Münzen der Khane von Scheki, Abasen von Schirwan, Penagabaten von Karabag und Sahid-Kirane von Persien; die gebräuchlichste khanische Silbermünze ist der Tschürük, im Werthe von 20 Kopeken, da er 4 kupferne khanische Kara-Pul oder 5 Kopekenstücke enthält; nach russischer Währung gilt der Tschürük 8 K. S. Russische Silberrubel und halbe Rubel sind sehr beliebt, namentlich bei den Lesghiern, welche nur diese Münzen nach Daghestan bringen; Assignaten gehen sehr wenig; georgisches Geld geht nur in Nucha, eben so auch Ducaten, die zum persischen Handel dienen.

*) Da 96 russische Solotnik auf ein Pfund gehen, so hat also das russische Solotnik ⁸⁸/₉₆ des persischen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 53** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Lockharts Leben Sir Walter Scotts. — Dramatische Poesie in Frankreich.** (Schluß.)

☞ Das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit angetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 168.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Junius 1838.

Neueste französische Literatur.

Der Fall eines Engels, Episode v. A. de Lamartine.

Als Hr. de Lamartine seine Méditations heraus gab, vermißten viele Leser an manchen Stellen jene Reife des Urtheils, welche erforderlich ist, um das Werk einer feurigen Phantasie genießbar zu machen. Eine feurige Phantasie erkannte man ihm also zu, und das war viel. Als ein zweiter Schwarm von Méditations nachfolgte, schüttelten dieselben Leser sehr bedenklich die Köpfe und meinten, ohne daß sie es schon laut zu sagen wagten, Hr. de Lamartine sey nicht recht bei klarem Sinne. Man bemerkte mit Erstaunen, daß man an den ersten Méditations für den Flug einer ungebändigten Phantasie genommen hatte, was man gleich für Schwulst und Bombast hätte erkennen sollen. In „Jocelyn" erkannte jeder Unbefangene, was Hrn. de Lamartine noththue, und der erst jüngst erschienene „gefallene Engel" enthält so große Verstöße gegen die psychologische Wahrscheinlichkeit, daß man Bedenken tragen muß, ihn selbst mit dem Namen eines Fiebertraumes zu beehren.

Hr. de Lamartine hat bekanntlich eine Reise in den Orient gemacht und einen Bericht darüber heraus gegeben. Er reiste, wie er selbst in genannten Berichten sagt, als Poet und Philosoph. Wenn man sich nach dem Reiseberichte des Hrn. de Lamartine einen Begriff von der Art und Weise wie Philosophen und Dichter reisen, machen wollte, so würde man annehmen, daß diese beiden Menschenclassen es für nöthig erachten, den Ort zu verändern, um von sich selbst zu sprechen. Herodot hat zu seiner Zeit auch große Reisen angestellt. Doch an eine Verherrlichung seiner Person hat er nie gedacht. Von seiner Person ist so gut wie nichts bekannt, und er hat nichtsdestoweniger eine Unsterblichkeit erlangt, wie sie Hr. de Lamartine, der Alles, was seine Person anbelangt oder ihr angehört, bis auf sein Hündchen und Abcbuch beschreibt, schwerlich finden wird.

Das vorliegende Gedicht muß als die Nachgeburt dieser Reise in den Orient angesehen werden. Auf dem Gipfel des Berges Libanon wohnt in einer nur Hrn. de Lamartine zugänglichen Grotte ein Greis, der die Läufe der Zeiten kennt und um die Geheimnisse der Seraphim weiß. Die Geschichte des gefallenen Engels, die der Greis Hrn. de Lamartine erzählt, fällt in die Kindheit der Welt, die von einem zweiten Greise in den abenteuerlichsten Bildern geschildert wird. In dieser Zeit pflegten die Kinder Gottes, die Engel, Umgang mit den Töchtern der Menschen, aus welchen Mißverbindungen die Riesen hervorgingen. Einer dieser Engel, Cedar, verliebte sich in ein zwölfjähriges Mädchen von wunderbarer Schönheit. Ein zwölfjähriges Mädchen! wirst du Leser ausrufen. Wir sind im Orient, wo bekanntlich Alles früher der Vollkommenheit entgegenreift als im Occident, obgleich auch hier die römische Kirche nicht mehr als zwölf Jahre zur ehelichen Verbindung vom Weibe verlangt. Cedar hatte Daidha, so hieß die Zwölfjährige, in einer mondhellen Nacht ganz nackt unter Blumen schlummern sehen. Er entschloß sich, Mensch zu werden, um seiner Neigung zu genügen, d. h. in andern Worten, er fiel. Ein gefallener Engel steht nur sehr langsam wieder auf: nach Hrn. Lamartine gehören Tausend Jahre und eine ungeheure Menge anderer Dinge dazu, die mehr oder weniger Aehnlichkeit mit den zwölf Arbeiten des Hercules haben. Nicht die Jahre, sondern die Arbeiten machten Cedar stutzig, wie sehr er auch verliebt war. Da raubten auf einmal sieben Riesen, von Baalbek kommend, die eingeschlafene Daidha, um sie den Kindern Baals zu verkaufen. Nun überflügelt das Erbarmen die Liebe; Cedar schwankt nicht mehr. Mit Blitzesschnelle ist die Menschwerdung vollbracht. Sechs Riesen beißen im Nu ins Gras; doch der siebente leistete heftigen Widerstand. Lange ringt Cedar mit ihm und der Kampf hätte kein Ende genommen, wären nicht beide in einen Strom gesunken. Hier läßt sich der Riese vom gefallenen Engel den Schlund öffnen und trinkt sich zu Tode.

Die gerettete Daidha kehrt zu ihren Eltern zurück. Hier erwartet gewiß heißer Dank unsern Helden? Keineswegs; als Fremdling im Lande sollte er eigentlich sterben; er muß es daher als hohe Gnade erachten, wenn man ihn zu harter Sklaverei verdammt. Man windet ihm ein Baumseil um den Hals und befestigt seinen Ellenbogen an den Gurt. Wie stark unser Held auch sey, er vermag es nicht, sich zu befreien und was sein Unglück vergrößert, er kann noch nicht sprechen. Daidha ertheilt ihm Unterricht. Was man sonst an Lehrern und Lehre-

Digitized by Google

rinnen gerne sieht, nämlich daß sie ihre Zöglinge lieben, sollte der armen Daidha nicht gelten. Sobald die Mutter merkte, daß die Tochter dem Sprachschüler zu zärtlich begegne, trennte man beide. Daidha wird mit ihrem eigenen Haar in einer dunkeln Höhle angebunden. Vergebens: sie zernagt ihre Fessel mit den Zähnen, um in die Arme des Geliebten zu fliehen, mit dem sie am einsamen Orte die Nächte zubringt. Am Tage findet sich das verliebte Paar jedes an seinem Platz. Nach Verlauf der bekannten Monatszahl geneset Daidha von einem Zwillingspaar, einem Knaben und einem Mädchen, ohne daß Jemand ihre Schwangerschaft bemerkt hätte. Cedar, noch immer Sklave, hat einen andern Herrn, Namens Segor, dessen Schafe er hütet. Heimlicherweise übergibt Daidha dem Geliebten die Zwillinge, der sie seinerseits den Sorgen einer Gazelle überläßt. Als dieß Segor erfährt, beschließt er ohne weiteres die Kinder zu ertränken, was einen großen Jammer unter den Müttern der Umgegend verursacht. Daidha erklärt sich sofort als Mutter, und eines unerlaubten Umgangs mit einem Sklaven überwiesen, wird sie zum Hungerthurme verdammt. Die Maurer jedoch, die den Hungerthurm erbauen, lassen darin irgendwo eine Spalte im Einverständnisse mit den Müttern der Umgegend. Die Mütter bringen die Zwillinge an die Spalte und Daidha reicht ihnen die Brust, bis der Quell unter den Zähnen der Kinder versiegt.

Cedar war inzwischen an einen Baumstamm festgebunden und in den Orontes versenkt worden. Daß man ihn nicht an einen Stein, sondern an einen Baumstamm festband, das war ein glücklicher Zufall; denn so konnte er sich retten. Sobald er die Wellen verlassen hat, eilt er instinctmäßig dem Thurme zu, wo eine sterbende Stimme, die seinen Namen ausspricht, sein Ohr berührt. Cedar säumt nicht, den Thurm von oben nach unten niederzureißen. Inzwischen versammeln sich die Bewohner der Gegner, um ihn an seinem Beginnen zu hindern. Mit Blitzesschnelle liegen die Gegner im Staube. Nun begibt er sich mit Daidha und den Zwillingen in ein fremdes Land. Auf dieser Reise besteht er in dunkler Nacht einen Kampf mit einem Löwen, in dem er Tages darauf seinen treuen Hund erkennt, der ihm in die Wüste gefolgt war. Wichtiger als diese Begebenheit ist eine zweite. Ein Adler nimmt die Kinder und trägt sie in eine Höhle auf dem Berge Carmel, wo er sie zu den Füßen eines dritten Greises niederlegt. Dieser lehrt die Kinder Gott aus einem Buche kennen, dessen Einband sorgfältig beschrieben wird.

Nachdem die Lection beendigt ist, kommt ein Wagen durch die Luft geflogen, aus dem drei Männer steigen, welche den Greis von der Höhe des Felsens herabstürzen, das Buch verbrennen, und Vater, Mutter und Kinder mit sich davon tragen. Nach einem kurzen Lauf steigt der Wagen zu Baalbek nieder, das damals die Hauptstadt des Titanenreiches war. Diese Stadt, von deren Trümmern in Hrn. de Lamartine's Reise in den Orient mit großer Emphase gesprochen wird, steigt, ein gefallener Engel, aus ihren Ruinen empor. Großer Gott, welch eine Stadt ist Baalbek! und was für Wesen sind nicht die Titanen, ihr König Nemphed, sein Minister Asrafiel und dessen Geliebte Lakmi! dann der Palast und seine Verzierungen, so wie das Theater der Titanen. Die Schönheit Cedar's und Daidha's erweckt die Leidenschaft Lakmi's und Asrafiels. Darauf Verschwörungen, Kämpfe, Sieg. Cedar will sich mit Gemahlin und Kindern nach dem Lande der Kinder Jehovah's begeben. Stagyr, der ihm als Führer durch die Wüste dienen sollte, verläßt ihn treuloser Weise; die beiden Kinder sterben vor Hunger und Durst; Daidha verliert die Vernunft, verliert das Leben. Da schichtet Cedar einen Scheiterhaufen und verbrennt sich mit den Seinigen. Die Flamme schlägt alsbald von allen Seiten zusammen und eine himmlische Stimme kündigt dem gefallenen Engel an, daß er erst nach neun Verwandlungen in den Himmel aufsteigen könne.

Welch eine Erfindung, welch ein Plan, welch eine Ausführung! Eine abenteuerlichere Phantasmagorie, eine seltsamere Ausstaffirung des Ungereimten hat man nie gesehen. Alles bis auf die grammatische Construction und den Ausdruck ist Unsinn in diesem Producte.

Es ist bekannt, was Lady Stanhope auf Libanon von Lamartine und seiner angeblichen Frömmigkeit sagte: „Ich glaube nicht an die wahre Frömmigkeit dessen, der so lange schon seinen Gott sucht und ihn nicht finden kann." Bekanntlich ist dieß der sehr vage und sehr schwerfällig immer wiederkehrende Rahmen aller Dichtungen Lamartine's. Beim Anblick der absteigenden Fortschreitung in seinen Werken bleibt kaum ein Zweifel mehr, daß er auch die Spur des Gottes der Poesie verloren, und daß er als Entschädigung für die verkümmerte Dichterkrone nicht die Weihe eines praktischen Parlamentsredners, eines Finanzmannes und Staatsökonomen erhalten, beweisen zur Genüge seine bleiernen Vorträge in der Deputirtenkammer. Hr. Alphonse de Lamartine heißt eigentlich Martin und ist nicht adeliger Abkunft. Eine gewisse kleinliche Eitelkeit vermochte ihn oder schon seine Mutter, Martin, das so gemein klingt, in Martine zu verwandeln. Martine war zu nackt und bedurfte einer Verlängerung, die man ihm durch das Wörtchen la gab, und bald ward unter unserm Helden selbst aus Lamartine das heutige de Lamartine. Bekanntlich ist der Verfasser des gefallenen Engels auf seine Adelstitel stolzer als ein Sprößling der berühmten Geschlechter der Montmorency oder Rohan! Das fällt Einem unwillkührlich ein, wenn man den neuesten Entwicklungsgang dieses Mannes betrachtet, der sich groß irrt, wenn er meint, daß das Ziel seiner egoistischen und unpoetischen Bestrebungen nicht allenthalben durchblicke. Dieses Ziel, um dessentwillen er gleichmäßig Dichtung und politische Partei verlassen, ist — das Portefeuille eines Ministers!

Lebensbilder aus Portugal.

Fernerer Aufenthalt in Setubal.

(Fortsetzung.)

Der Aufbau dieser Ermida, Einsiedelei und Betecapelle, kostete 16,000 Cruzados. Sie hat nur einen einzigen Alt r der sich von vier Seiten darstellt, und an dem vier Messen zu-

Digitized by Google

gleich gehalten werden können. Nicht weit von der Capelle steht ein kleines Häuschen, worin der Einsiedler wohnt, und welches die Wohnung illustrer Männer gewesen, nicht nur in Tugenden, sondern auch von Geburt. Der ehrwürdige Diener Gottes, Don Joao de Mello, der nachgehends Bischof von Elvas, alsdann von Viseu und zuletzt von Coimbra wurde, wo er als Heiliger starb, ging aus dieser Wohnung hervor. Nicht fern von dem Kloster ließen sich die Herzoge von Aveiro eine Wohnung bauen, worin sie zuweilen residirten, besonders zur Fastenzeit. Unterhalb dem Kloster, am Fuße des Gebirgs, liegt eine große Höhle (Lapa), die mehr als 500 Personen in sich aufnehmen kann, und der heiligen Margarida, der jungfräulichen Märtyrerin, gewidmet ist, welche hier auf einem kleinen Altar verehrt wird. Jährlich wird hier von den Bewohnern von Seixal und Arcutella ihr Fest gefeiert, weil die Traditionen sagen, daß ihre Vorfahren, die sich vor einem Sturme auf der See in diese Höhle retteten, hier schon ihr Bildniß fanden. Zwei Brüder, der Padre Manoel Soares und Francisco da Cruz, angesehene Personen aus Setubal, lebten bis an ihr Ende in dieser Höhle als Einsiedler, und da sagt man, daß der König Don Pedro nicht fern davon im Jahre 1670 das Fort erbauen ließ, um die Landung der maurischen Seeräuber zu verhindern, welche oft die Ruhe der Einsiedler störten. Der Höhle gegenüber, steil vom Meere aufsteigend, liegt der Felsen Penedo do Duque genannt, weil hieher der Herzog Don Alvara oft zu fischen kam; da geht dann auch noch die Sage, daß man vor Zeiten hier einen Meer-Menschen gesehen, der aus dem Wasser hervortauchte, den Fischern die Fische stahl, und dann wieder untertauchte und noch vor kurzem (d. h. vor hundert Jahren, als Cardoso diese Nachrichten gab) wollte man einen Meermenschen gesehen haben, sehr weiß und gut gestaltet, der bis zur Hälfte des Körpers hervortauchte, sich allenthalben umschaute, und mit dem Kopfe schüttelte, und daß er einen außerordentlich starken Haarwuchs hatte von meergrüner Farbe. Eine Sage, die nur um deßwillen hier angeführt wird, um zu zeigen, daß auch in Portugal an solche Meerwesen geglaubt wird. Aus dieser kurzen Beschreibung der Serra d'Arrabida mit ihren Naturwundern, so wie den übernatürlichen, von welchen die alte Geschichte spricht, geht hervor, daß der Wanderer, und wenn er überdieß auch noch Naturalist ist, für viele Tage reichliche Unterhaltung an diesem Gebirge findet, Stoff genug zum Beschauen, so wie zum Denken und Philosophiren. Das Kloster steht jetzt ebenfalls ganz leer, und ist dem Staate verfallen. Man hat die ganze Besitzung für eine Kleinigkeit ausgeboten, allein noch finden sich keine Käufer dazu, und so wird denn wahrscheinlich alles in Ruinen verfallen, wie ein früheres Kloster, was an seiner Stelle gestanden, wovon in der Chronik der Padres Eremitos Augustinianos de Portugal und in dem Santuario Mariano des Padre Agostinho de Santa Maria Erwähnung geschieht, und daß es diesem Orden der Augustiner gehörte, und von diesem verlassen wurde. Kehren wir aber nun wieder nach Setubal zurück, und lesen noch was die alte Geschichte von diesem Orte meldet, und was deßhalb in der Geografica Historica angeführt wird.

André de Resende, Gaspar Barreiros und andere alte Geschichtschreiber und Geographen, ohne daß sie die Landung Tubals in Spanien läugnen, nahmen doch an, daß der Name Setubal von Cetobriga, der berühmten Stadt zur Römerzeit, hergeleitet werden müsse, den man später in Setobra und Setobala umwandelte, woraus denn endlich Setubal entstand. Diese Stadt, welcher auch Ptolomäus erwähnt und zwar unter dem Namen Cetobrix, lag gegenüber dem jetzigen neuen Setubal, südlich, und an der Stelle, wo man gegenwärtig Troya hin verlegt. Cet im Griechischen heißt eine jede Art von großen Fischen, und Briga bedeutet Stadt. Trotz dieser Meinung der Geschichtschreiber haben wir aber schon nachgewiesen, daß unmöglich auf jener steilen Sandzunge eine volkreiche Stadt existirt haben könne, höchstens wohl ein Fischerdorf, was nur momentan bewohnt wurde, während man an der Küste fischte und deren Wohnungen nur bloße Hütten waren, die man vielleicht scherzweise Fischstadt, nannte. Das eigentliche Cetobriga mag aber wohl diesseits gelegen haben, und war bis zu den Zeiten der Gothen in großem Ansehen, ging aber völlig zu Grunde mit dem Einrücken der Mauren. Erst viele Jahre nachher rotteten sich einige Fischer zusammen und baueten sich da an, wo das heutige Setubal liegt, und gaben ihm, zum Andenken des alten, denselben Namen. Resende, der vor beinahe dreihundert Jahren lebte, gab damals dieser neuen Stadt schon ein Alter von 450 Jahren, und man glaubt allgemein, daß dieselbe vom Könige Don Alfonso Henrique bevölkert wurde, welcher Einwohner aus Palmella dahin versetzte, und dieselbe dem Orden von St. Jago schenkte. Erst nach und nach erhielt sie ihre Befestigungen, die zum Theil noch existiren und in gutem Stande, zum Theil auch verlassen sind und jetzt in Ruinen liegen. Zuerst wurde sie mit einer Mauer umgeben, die durch viereckige Thürme vertheidigt wurde, und ihre Thore hatte, so wie eine Anzahl kleinere Ausgänge (Postigos). Von allen diesen Aus- und Eingängen existiren jetzt nur noch wenige, da man viele der alten Mauern und Thürme schon niedergerissen, so daß es nun eine beinahe ganz offene Stadt ist. Da die Bevölkerung der Stadt sehr bald zunahm, so daß sie innerhalb der Mauern keinen Raum mehr hatte, so entstanden außerhalb der Mauern nach Osten zu, die Vorstadt Palhaes und nach Westen die von Trouno, nicht Droina, deren Alter und Name mir anfänglich unrecht berichtet wurde. So war das Ansehen Setubals zur Zeit des Königs Don Joao IV, welcher zur stärkeren Befestigung nun beide Vorstädte mit einschloß. Die neuen Befestigungen bestanden aus eilf ganzen und zwei halben Bastionen. Die auf dem Quai der Nossa Senhora da Empfängniß als Schutzheiligen gewidmet, umfaßt die Soldatencaserne mit den nöthigen Magazinen in sich, und besaß sonst eine gute Artillerie, sowohl von Bronze als aus Eisen, verschiedenen Calibers. Dann folgen zwei halbe und neun ganze Bastionen. Von Außenwerken existirten das Hornwerk bei Pedra Furada, ein Fort mit vier Bastionen a Estrella genannt; das Fort von S. Luiz Gonzaga, oberhalb dem Kloster Brancanes; das Hornwerk oberhalb dem Nonnenkloster Jesus, und noch eines dergleichen, welches die Caserne dos Olhos d'agoa flankirte. Alle diese äußern Befestigungen zur Vertheidigung verfielen

Digitized by Google

größtentheils in Ruinen, so daß von mehreren z. B. der bei Pedra Furada, gar keine Spur mehr ist, andere aber wurden in der ganz neuesten Zeit bei dem Angriff der miguelistischen Truppen auf Setubal wieder ausgebessert, um in Zukunft abermals zu verfallen, da sie ohne Besatzung und Aufsicht sind. Die ganze Villa wird hauptsächlich von dem starken Castell von S. Filippe beherrscht, welches König Philipp III von Spanien erbauen ließ. Eine tiefer liegende Batterie dieses Castells, welche parallel mit dem Strome lauft, beherrscht diesen. Auf dem Castell existirt eine herrliche Cisterne, so daß die Besatzung nie Wassermangel hat. Eine andere Befestigung weiter am Strome hinab, Albarquel genannt, so wie a Torre de Outao, dessen schon mehrmals erwähnt, und wo der Tempel des Neptun stand, wurden ganz zur Vertheidigung des Eingangs des Hafens erbaut, und ebenfalls unter Don Pedro ganz neu ausgebessert, und mit guter Artillerie versehen. Noch weiter hinaus legte man das kleine Fort Vieiras an, um in dessen Nachbarschaft die Landung von Seeräubern bei der Capa zu verhindern. Setubal hat vier Kirchspiele, Sante Maria da Graça, S. Julião, der Nossa Senhora da Annunciada in Trouna und von S. Sebastiao.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Douglas' zweite Reise am Columbia und am Rio Colorado.

Douglas war nach seiner Zurückkunft einer der „regierenden Löwen" der Hauptstadt, besonders der dortigen zahlreichen gelehrten und zum Theil wohl auch nur schein-gelehrten Vereine geworden. Er sah sich aufgesucht, vorgezogen, gefeiert, umdrängt. Doch bald traf auch ihn das Loos, welches dort so Manchen schon betroffen, und den Dichter Cowper in so tiefe Betrübniß versenkt hatte. Bald nachdem die erste Neugierde gestillt war, sah er sich vernachlässigt, hintangesetzt, und fühlte sich dadurch schmerzlich gekränkt. Nun sah er ein, daß er, wie einer seiner wahren Freunde (William Booth) sich ausdrückte, einem eitlen Schemen nachgejagt.

Die Londoner Gartenbaugesellschaft hatte den Vorsatz gehegt, seine Reisetagebücher auf ihre Kosten herauszugeben, und es war ihm bei dieser Arbeit die Mitwirkung Lindley's und Sabine's angeboten, von ihm aber abgelehnt worden. Er war jedoch zur alleinigen Ausführung dieses literarischen Unternehmens wenig geeignet, und obgleich er sich während seines Aufenthalts in England damit beschäftigte, brachte er es doch nie zu Ende. Es wurde nun beschlossen, ihn auf eine zweite Reise, und zwar zum Theil auch nach demselben Schauplatze, worauf er sich bereits so ungemein ausgezeichnet hatte, auszusenden. Die Kosten derselben sollten theils von der Gartenbaugesellschaft, welcher er, wie früher, botanische Sendungen zu machen, und theils vom Colonialamte bestritten werden, dem er geographische Beobachtungen einzusenden gehalten seyn würde. *)

Um ihn auch hiezu geschickt zu machen, ertheilte ihm der bekannte Capitän Sabine, Bruder des in diesem Berichte schon mehrmalig erwähnten Botanikers, lehrreiche Anweisungen auf der Greenwicher Sternwarte.

Ueber den im Vereine mit diesem trefflichen Brüderpaar und andern wohlwollenden, kenntnißreichen Männern entworfenen Reiseplan äußerte er sich in einem Schreiben an Hooker vom August 1829 unter Anderem: „Mein Hauptzweck geht dahin, die Pflanzenschätze des Innern von Californien von der Nordgränze Mexico's, in der Nähe des Golfanfangs, an auszubeuten und bekannt zu machen. Die in Europa dermalen noch ganz unbekannte Pflanzenwelt des Rio Colorado und seines Flußgebietes wird, wie ich zuversichtlich hoffe, ehe ein Jahrfünf vergeht, so bekannt wie jetzt die des Columbia seyn."

Die Regierung ließ ihm alle Instrumente, welche Capitän Sabine als Secretär der königlichen Gesellschaft, unter Anderem auch zur Anstellung magnetischer Beobachtungen, für erforderlich hielt und mit deren Auswahl dieser beauftragt war, für die Dauer der Reise zustellen, besonders treffliche Hygrometer, weil die Erforschung pflanzengeographischer Verhältnisse mit zu seinen botanischen Aufgaben gehörte. „Ich werde, schrieb er an Hooker, sowohl auf verschiedenen Gebirgshöhen als in verschiedenen Erdbreiten genaue hygrometrische Beobachtungen anstellen und combiniren, was, wie ich hoffe, viel zur Bereicherung der Pflanzengeographie beitragen soll." Welch eine herrliche Aussicht! Nicht nur eine unabsehbare Reihe neuer Gewächse und anderer Wesen, sondern auch von Beobachtungen aller Art von einem und demselben Reisenden auf beiden Festländen mit denselben Instrumenten in einander entsprechenden Breiten unter ähnlichen Umständen angestellt zusammenzubringen! „Ich werde jeden Tag Alles aufzeichnen, und zwar über Alles und Jedes, so daß wenn auch ich vielleicht nicht zurückkehre, doch diese zerstreuten Blätter in die Heimath gelangen."

Daß der nun folgende Bericht über Douglas' zweite, unter so äußerst günstigen Umständen stattgefundene Reise ihrer großen und vielseitigen Wichtigkeit ungeachtet so mangel- und lückenhaft erscheinen dürfte, rührt von einem beklagenswerthen Verhältnisse her, das wir in gedrängtester Kürze angeben wollen: Bald nach seiner Ankunft am Columbia fand in Folge eines Zerwürfnisses, worüber die englischen Blätter seiner Zeit berichtet haben, eine Aenderung in der Stellenbesetzung der großen Londoner Gartenbaugesellschaft statt, welcher Douglas seine Reiseberichte und Tagebücher von Zeit zu Zeit einzusenden verbunden war.

Als er nun erfuhr, daß sein Gönner und Wohlthäter Sabine abgetreten und die von ihm bekleidete Secretärsstelle der Gesellschaft dem bekannten Botaniker Bentham übertragen worden war, legte er sogleich auf ächt brittische Weise seine Stelle als Sammler der Gesellschaft nieder und verließ ihren Dienst. Er sandte ihr alle bis dahin zusammengebrachten Sammlungen mit dem Beifügen zu, daß er hinführo alle neuen Sämereien und lebenden Pflanzen dem Gesellschaftsgarten als Geschenk übermachen werde. Diesem wahrscheinlich durch ein Mißverständniß oder durch ein zu weit getriebenes Zartgefühl bewirkte Entschluß darf allem Anschein nach der Verlust beinahe aller seiner Reisetagebücher beigemessen werden, denn unter seinen von Oweihi nach England gekommenen nachgelassenen Sammlungen hat sich außer einem „Tagebuche über seine Reise vom Columbia nach dem Sandwichs-Archipel und über seine Besteigung des Mauna-Koa und des Mauna-Roa" leider kein Reisebericht vorgefunden.

Zur Erscheinung der von ihm an Capitän Sabine eingesandten physikalisch-geographischen u. s. f. Berichte — denn die dem Colonialamte übermachten sind wohl unter den dermaligen Umständen nicht zur Veröffentlichung geeignet — ist gegründete Hoffnung da, doch dürfte wohl noch einige Zeit darüber verfließen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ein Beweis, daß die hohe politische Wichtigkeit jenes wenig erforschten Erdstrichs, welche jetzt durch den kürzlich erlassenen Beschluß des nordamerikanischen Senats immer bedeutsamer hervortreten dürfte, von der brittischen Regierung schon damals anerkannt wurde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 169.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Junius 1838.

Stora.

Die Ruinen von Stora, das ehemals Rusicada hieß, liegen im Hintergrund einer Bai, die im Südwesten, Süden und Nordosten kleine Landungsplätze untermischt mit Felsen hat. Das höhere Land im Innern flacht sich allmählich ab, und die Bäume, mit denen es bedeckt ist, geben ihm einen angenehmen Anblick. Rückwärts dehnt sich eine ungeheure aus Wiesen und Ackerland bestehende Ebene aus. In geringer Entfernung rechts ist eine kleine Bucht von 200 Metres Tiefe und 2500 Metres Oeffnung, wo einige Schiffe während des Winters Schutz finden können. Diese kleine Bucht ist ein vortrefflicher, von der Natur begonnener Hafen, und ganz in der Nähe findet sich die große Bai von 1½ Lieues Küstenausdehnung. Felsige, unbebaute und mit Buschwerk bedeckte Berge schützen sie gegen die West-, Südwest- und Nordwestwinde. Gegen die Nordwinde ist man nicht geschützt, aber sie sind wenig zu fürchten in der schönen Jahreszeit, weil sie dann schwach sind und schönes Wetter prophezeyen. Das Cap Skikda besteht aus einem Landvorsprung von 190 Metres Höhe, der sich landeinwärts allmählich senkt; seine höhern Theile sind sehr waldig. Er bildet die Ostgränze der Bai von Stora. Oestlich von diesem Cap läuft ein Fluß Wed-el-Kebir, der große Fluß, genannt, der sich quer durch eine Sandbank ins Meer ergießt, wodurch die Mündung sehr schwer zu unterscheiden ist; man hat ihn mit dem Wed Rummel verwechselt, der bei Constantine vorbeifließt, und den die Araber, wie noch manche andere Flüsse, gleichfalls Wed-el-Kebir nennen.

Das Merkwürdigste auf dieser Küste ist die Menge von Ruinen auf einem sehr kleinen Raume. Dem mittlern Landungsplatz gegenüber und ganz in dessen Nähe sind die Mauern eines großen, alten Gebäudes, dem die Araber den Namen „Vorrathshaus" geben, weil man lange Zeit hier Alles aufhäufte, was die Eingebornen an die Europäer verkaufen oder nach Algier senden wollten. Folgt man der Küste gegen Osten, so findet man kleinere Ruinenreste fast auf allen Hügeln, und nähert man sich dem Landungsplatze vorwärts dem Cap Skikda, so findet man sie hier auf einem schönen, freien Raume in größerer Menge als anderswo: man unterscheidet hier Gewölbe, Cisternenreste und Mauerstücke, die vom Ufer des Meeres sich ins Innere hineinziehen und allen Wendungen der Hügel folgen. Dieß sind die Ruinen der alten Römerstadt Rusicada, die, als der nächste Hafen, vielfachen Verkehr mit Constantine unterhalten haben muß. Leo Africanus sagt, daß man zu seiner Zeit (1512 bis 1514) noch eine den römischen Straßen in Italien ähnliche, mit schwarzen Steinen gepflasterte Straße sah.

Diese Ruinen liegen in einem höchstens 200 Metres weiten Thale zwischen 5 bis 400 Metres hohen Bergen, zwischen denen ein Bach mit sehr gutem Wasser durchläuft. Jetzt stehen nur einige schlechte Häuschen inmitten der Ruinen. Der benachbarte Landstrich ist gleichfalls mit Erdhütten wie übersäet, und man zählt in der Nachbarschaft 5 oder 6 Duars (Dörfer), welche arabischen Stämmen zur Wohnung oder ist auch nur zum augenblicklichen Zufluchtsort dienen. Die Beni Madana, welche in den Ruinen Stora's hausen, sind zahlreich und tapfer. Nach Shaw's Angabe hatten sie sich noch vor hundert Jahren den Türken nicht unterworfen, und waren stets gegen die Beys von Constantine unter den Waffen. Dieser Geist des Widerstandes hat bis jetzt fortgedauert, und wahrscheinlich ist Stora in Folge der Feindseligkeit der Algierer zerstört und verlassen worden.

Stora kann in kurzer Zeit wieder werden, was es unter den Römern war, eine Niederlassung von großer Wichtigkeit; die Entfernung nach Constantine ist nur halb so groß, als die von Bona aus, denn man kommt in zwei Tagen zu Pferde und in vier Tagen zu Fuße hin.

Lebensbilder aus Portugal.

Fernerer Aufenthalt in Setubal.

(Schluß.)

Habe ich schon früher auf einige Plätze aufmerksam gemacht, die erst in spätern Zeiten entstanden, so erwähnen die Alten schon einiger, die noch jetzt, allein in verändertem Zustande erscheinen, wie z. B. von Sapal, Annunciada, Fonte novo und dem Rocio. Die vorzüglichsten öffentlichen Gebäude in Setubal sind: das Haus der Misericordia, ein Hospital und zehn

Digitized by Google

Klöster, zu denen in neuern Zeiten nur noch die Casa da Camara hinzugekommen, dagegen aber sind die meisten Klöster eingegangen, und werden mit der Zeit in Ruinen zerfallen. Innerhalb der alten Stadtmauern liegt das Kloster der Santa Theresa, Carmeliter Barfüßerinnen, von dem man schon nicht mehr weiß, wann es gestiftet wurde. Außerhalb dieser Mauern liegt das Kloster do Carmo, von Carmeliter-Mönchen mit Schuhen (calcados) bewohnt, welches im Jahr 1598 in dem Stadtviertel von Trouno erbaut wurde; in demselben liegt auch das Kloster der Santissima Trindade. In dem Viertel von Palhaes findet man das Kloster von S. Domingo, welches König Don Sebastiao im Jahre 1566 stiftete; ferner das Hospitium der Augustiner Barfüßer und das ehemalige Collegium der Jesuiten. Nach dem nördlichen Ende liegt das Kloster von Jesus, worin die Capuzinerinnen der strengen Regel von Santa Clara residiren, und das ein Werk Königs Don Manoel ist, auf Bitte seiner Amme, Justa Rodrigues genannt. Außer dem Bereiche der Fortificationen liegen ferner: das Kloster de S. Francisco der Provinz Algarbiens, welches von Maria Annes Cecolar im Jahr 1410 gestiftet wurde; das von S. Joao Baptista der Dominicanerinnen, welches im Jahr 1529 von dem Großmeister des St. Jago und Aviz-Ordens, Herzog Don Jorge und der Herzogin Dona Brites de Vilheva erbaut wurde; zuletzt endlich das von Nossa Senhora dos Anjos, den Franciscaner-Missionarien zugehörig, welches auf Kosten des Königs Don Pedro im Jahre 1682 von Frei Antonio das Chagas gebaut wurde an dem Orte Branca Annes genannt. Wie schon öfter gesagt, so sind von allen den Klöstern nur noch die Nonnenklöster bewohnt, einige von den andern sind schon an Particuläre verkauft, und zu andern wollen sich keine Käufer finden, da man ihnen keine Bestimmung geben kann, und ihre Unterhaltung zu viel kostet. Herrliche Fabrikgebäude würden aus ihnen zu machen seyn, allein da Fabriken hier nicht aufkommen können, weil alle Fabricate des Landes zum Theil keine Concurrenz in den Preisen mit den auswärtigen halten können, auch sonstige große Schwierigkeiten zu überwinden sind, um eine Fabrikanlage in Aufnahme zu bringen, so fehlt es natürlicher Weise an Unternehmern dazu; jeder Capitalist wird abgeschreckt durch die traurigen Resultate solcher Unternehmungen, die man verschiedentlich schon erlebt.

In der Mitte des 17ten Jahrhunderts scheint Setubal seinen höchsten Flor, besonders durch den so beträchtlichen Salzhandel erlangt gehabt zu haben, wo dann auch die Bevölkerung bis auf 20 000 Menschen angestiegen gewesen seyn soll, die gegenwärtig wieder auf 15,000 herabgesunken ist. Bedenkt man, daß im Districte von Alcaer do Sal allein über 900 Salzpfannen in Betrieb standen, die sämmtlich ihr Salz in Setubal zur Ausfuhr absetzten, und daß in dem Districte von Setubal doch wenigstens auch halbmal so viele Pfannen oder Caldeiras im Betriebe standen, so mußte die Exportation davon ungemein stark seyn, was auch schon aus den Abgaben, die davon erhoben wurden, hervorgeht; denn aus diesen Abgaben allein wurden durch die Tractate von 1661 und 1669 einige Millionen Gulden, die man an Holland schuldete, bezahlt. Zur Erhebung dieser Einkünfte existirte damals ein besonderes Salzamt, was auch, ungeachtet dieser wichtige Zweig der Staatseinkünfte schon längst herabgekommen war, noch immer beibehalten wurde und mehr Kosten verursachte, als es Einnahmen hatte. Erst seit Jahr und Tag, da der ganze Salzhandel ins Ausland fast nur einzig noch auf wenige Schiffe reducirt ist, die damit nach Brasilien und andern Theilen Amerika's oder nach russischen Häfen gehen, hat man jenes Salzamt mit seinem Intendanten aufgelöst. In jenen guten Zeiten bezahlten die Ausländer für das Moio Salz (60 Alqueiros oder Kasseler-Metzen) bis zu 4000 Reis (6⅔ Thaler), und gegenwärtig ist der Preis auf 1500 Reis herabgekommen, ohne hinreichende Abnehmer zu finden, denn mehr wie drei oder vier ausländische Schiffe, die Salz oder Korkholz laden, sieht man gegenwärtig nicht mehr in dem Hafen von Setubal, und überhaupt ist der Commerz in neuester Zeit außerordentlich herabgekommen. Man glaubte ihn durch die Beförderung der Fischereien an den Küsten wieder auf eine andere Art zu heben, und errichtete auch hier, so wie in Lissabon, im Jahre 1835 eine große Fischcompagnie, gleichsam in Opposition mit der in Lissabon, so daß diese alles Mögliche anwandte, um eine Vereinigung beider Compagnien zu Stande zu bringen, was ihr endlich auch gelang, wovon aber die Folge gezeigt hat, daß die Compagnia Setubalense für die Fischereien wahrscheinlich besser daran gethan hätte, ihr Geschäft abgesondert zu betreiben, denn die große Compagnie mit ihrem ungeheuren Fonds von 2000 Contos fing nun auf löbliche portugiesische Weise sogleich so großartig an, setzte so viele Beamten mit beträchtlichen Besoldungen ein, kaufte 16 große Seeschiffe für den Stockfischfang an der Küste von Neu-Fundland, so wie ein noch größeres für den Wallfischfang, daß, da sie weder auf Neu-Fundland eine Besitzung hat, um den Stockfisch zu trocknen, noch Leute hatte, die jenen Fischfang verstanden, sie Ausländer dazu engaziren mußte, und jene hatte bei diesen großartigen Unternehmungen nur Schaden, und nicht den geringsten Nutzen, so daß die Actionnäre noch fortwährend zuschießen müssen, währenddem beinahe der dritte Theil der Fonds verausgabt und gar keine Hoffnung eines Gewinns, unter einer so schlechten Administration, vor Augen liegt, weßhalb denn auch viele Actionnäre jetzt zurücktreten und keine Beiträge mehr liefern, lieber keine Ansprüche mehr an die Gesellschaft haben wollen, und gerne das verlieren, was sie schon beigetragen, um nur nicht noch mehr zu verlieren; wenn nun die Meisten so denken, so ist vorauszusehen, daß das ganze Unternehmen zu Grunde gehen muß. An der Spitze der Fisch-Compagnie in Setubal, die bloß Küsten-Fischerei zum Zwecke hatte, standen die Gebrüder O'Neill, ein reiches Handelshaus in Lissabon. Für eigne Rechnung bauten diese an einem dazu wohlgeeigneten Platze einen Dock für die Fischerbarken, nicht sowohl um für Stürme gesichert zu liegen, sondern auch um ihre Ladungen bequem in diesen neu erbauten Magazinen unterzubringen, wo man zugleich beabsichtigte, nicht nur die Fische einzusalzen, sondern auch Thran daraus zu brennen. Da man aber mit diesem Baue nicht solid genug zu Werke ging, so mußte er wohl durch starke Stürme aus Süden einem baldigen Ruin oder stäten kostspieligen Ausbesserungen unterworfen seyn. Sonderbar genug, daß in Portugal die

Digitized by Google

besten und wissenschaftlichsten Ingenieure durchaus in dem größten Mißkredit stehen, und ein Particulier einen mächtigen Bau lieber einem praktischen Maurer oder Zimmermann anvertraut, der Alles verpfuscht, als einem solchen Ingenieur, wovon man aber schon im voraus weiß, daß er auf dem Papiere Alles ganz vortrefflich darstellt und berechnet, die Ausführung aber wenigstens dreimal höher zu stehen kommt, weil es an praktischen Kenntnissen fehlt, die Katheder-gelehrsamkeit nicht zureichend ist, und es stets an einer gewissen Ordnung und Regelmäßigkeit der Arbeiter mangelt, was doppelte Ausgaben verursacht. Uebrigens aber entsteht besonders in neuern Zeiten dieser Mißkredit gegen Ingenieure daher, weil jedweder, der nur über diesen oder jenen Gegenstand etwas gelesen hat, oder vielleicht im Auslande dieses und jenes gesehen, sich auch für fähig hält, Alles besser zu wissen, und eine Sache so gut wie jeder Andere in Ausführung zu bringen. Gelingt dieses nun zufälligerweise, so ist sein Ruf gegründet, und alle andern müssen gegen ihn zurückstehen. So geschah es denn, daß man zum Bau dieses Docks in Setubal als Baumeister einen ganz gewöhnlichen Menschen anstellte, der einigemal als Steuermann in England war, dort Docks gesehen hatte, und versicherte, nun auch diesen hier anordnen zu können. Wörtlich genommen, baute er ohne Grundlage auf Sand, so daß dieser Bau, wenn er etwas unterwaschen wird, durchaus zusammenstürzen muß; ein Wunder würde es seyn, wenn er die dießjährigen Februar-Stürme ausgehalten haben sollte. Mit dem Verfall der großen Fischereigesellschaft in Lissabon muß die von Setubal auch zu Grunde gehen, da es ihr an besondern Fonds nun fehlt, und sowohl der Dock als die Magazine werden wohl leer bleiben.

Pombal hatte zu seiner Zeit ebenfalls eine große Fischereicompagnie in Algarbien gestiftet, die viele Jahre hindurch blühte und den Actionnärs einen ungemeinen Vortheil brachte. Mit solchen sanguinischen Hoffnungen schmeichelte man sich auch gegenwärtig, zum wenigsten diejenigen, welche ihr Geld dazu hergaben; sie bedachten aber nicht, wie die gegenwärtige Generation mehr egoistisch ist als die zu Pombals Zeiten, wo man mehr das allgemeine als das Privatinteresse vor Augen hatte.

Noch Manches könnte wohl hier aus Setubal berichtet werden, z. B. wie die drei letzten Faschingstage hier zugebracht wurden, die sich übrigens von denen in Lissabon nicht durch besondere Witze auszeichneten: sie beschränken sich ebenfalls nur auf Werfen, Naßschütten und Pudern, so daß unsere schönen Nachbarinnen, bei denen das Tollen von dem Morgen bis in die Nacht dauerte, aussahen, wie wenn sie in Mehlsäcken gesteckt hätten. Von Polizei wegen war aber der Befehl ergangen, daß alle Kaffeehäuser und Weinschenken geschlossen blieben, um wo möglich allen öffentlichen Skandal zu vermeiden, da dieses leicht Veranlassung zu Parteireibungen hätte geben können; die Tage vergingen also ganz ruhig. Daß während meiner Anwesenheit daselbst einige Mordthaten verübt wurden, gab keine weiteren Störungen, da so etwas hier gar nichts Neues und in dem laufenden Jahre schon 28 Mordthaten daselbst verübt worden waren; es gibt höchstens Stoff zur Unterhaltung für einen Tag, eben so wie die Geniestreiche eines lateinischen Schullehrers, der zugleich päpstlicher Consul und Kaufmann, und dessen Absicht besonders dahin gerichtet ist, die Landleute zu prellen, bei denen er sich den Ruf erworben, Verstorbene auf Verlangen zu citiren und darüber Gewißheit zu erlangen, ob sie noch im Fegefeuer sind oder nicht. Ohne daß er deßhalb zur Rechenschaft gezogen wird, treibt er diesen Spuk schon lange, ja man sagt sogar, daß er schon seit längerer Zeit mit dem Geistlichen der Capelle von Bomfim unter einer Decke stecke, um besonders seinen Spuk mit den Weibern und Mädchen treiben zu können, die, wenn sie sehen wollten, ob eines ihrer Angehörigen noch im Fegefeuer stecke, sich ganz nackt in der Capelle entkleiden und in diesem Zustande vor dem Altare herum sich wälzen und kriechen mußten, unter fortwährendem Gebet, wobei er denn allerhand Hocuspocus machte, bis endlich mit Hülfe des Geistlichen ein Gespenst oder die Seele des Verstorbenen zum Dache hinaus fuhr, wobei er denn ausrief; seht, seht, da geht die Seele zum Himmel, sie ist aus dem Fegefeuer erlöst, und in demselben Augenblicke ertönte das Thurmglöckchen wie ganz von selbst, und die Gläubigen glaubten daran. Man erzählte sich auch noch, daß alte Weiber, die auf diese Art ihre Verstorbenen sehen wollten, doppelte Bezahlung leisten mußten.

Vielfältige Unterhaltung gewährte damals auch die neue Verordnung, daß die Bewohner der Kirchspiele von nun an ihre Pfarrer selbst bezahlen sollten, weil das Gouvernement keine Mittel sie zu bezahlen hatte. Bis jetzt waren sie ihnen gut genug gewesen, und keine Untugenden wurde gerügt, allein nun kamen sie mit Einemmale zusammen zum Vorschein.

Herstellung der Nomenclatur auf den Karten des rothen Meeres.

Von einem Hrn. Thomson d'Abbadie ist an die Londoner geographische Gesellschaft ein Schreiben vom 10 März d. J. aus Massaua eingelaufen. Hr. d'Abbadie verließ England in der Absicht, Abyssinien im October v. J. zu besuchen, ging über Alexandrien und Cairo, und schiffte sich auf dem rothen Meere zu Kosair (Cosseir) nach Massaua ein. Er hatte im Laufe der Fahrt, die er auf einem arabischen Boote machte, die größte Schwierigkeit, die Namen der verschiedenen Vorgebirge, Berge u. dgl., wie sie auf den besten Karten, mit denen er versehen war, verzeichnet sind, zu erkennen; er schrieb dieß Anfangs der Unwissenheit der Schiffer zu, als er aber bei seiner Ankunft zu Massaua viele der dort anwesenden Schiffer ausgefragt, fand er, daß der Grund hauptsächlich in der äußerst ungenauen Orthographie auf allen Karten liege. Hr. d'Abbadie ließ daher in Verbindung mit Hrn. Fresnel eine arabische Liste der Namen entwerfen, wie er sie von den erfahrensten Schiffern erhielt, und schickte sie an die geographische Gesellschaft ein, damit diese nach bestimmten Grundsätzen der Aussprache sie in lateinische Schrift umsetzen lasse.

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Douglas' zweite Reise am Columbia und am Rio Colorado.

(Fortsetzung.)

Nachstehende Angaben über Douglas' Wanderungen und Forschungen in den weiten Gebieten der Hudsonsbaigesellschaft und in Californien, wo er eine so reiche und herrliche Ernte gehalten hat, mußten daher aus seinen Briefen in die Heimath, vorzüglich aus denen an den berühmten Hooker in Glasgow, welche die inhaltreichsten, geschöpft werden.

Im Spätherbst 1829 ging Douglas von London nach dem Columbia ab. Auf der Ueberfahrt wurde an der Ostküste von Südamerika nirgends angelegt, und erst zu Oweihi, der Hauptinsel des Sandwichs-Archipels, vor Anker gegangen. Den siebengipfeligen Hochvulcan Mauna-Koa, den höchsten Pic der oceanischen Gebirgswelt, und den Mauna-Roa, welcher eben in gewaltigen vulcanischen Gährungen begriffen war, konnte er aus diesem Grunde damals nicht besteigen. „Letzterer hat wohl den ungeheuersten Krater unter allen Feuerbergen der Erde." Dagegen bestieg er den hohen Mauna Parrii (soll wohl heißen Woroai?), den Sitz des mächtigen Atua oder Feuergottes der Mythenwelt jenes Archipels. Da es dort eben Winterende war, so bestand seine Pflanzenernte bloß aus Moosen und Farnkräutern, er versparte daher auch die botanische Durchforschung der hochwichtigen Insel auf seine beschlossene dereinstige Rückkehr dahin. „Ich wünsche sehnlichst, schreibt er, Stoff zu einer Flora dieser Inselgruppe zu sammeln, deren höchste Punkte ein unvergleichliches Feld zum Studium der Pflanzengeographie von der Palmenregion an bis zur Region der Lebermoose darbieten. Von der Bevölkerung, besonders von denjenigen, die mit den sandwich'schen Majestäten in England in Verbindung stehen, ist mir die freundlichste Aufnahme zu Theil geworden. Ich habe mir Exemplare von allen bis jetzt (1830) auf Owahu (der regierenden Insel) und den andern Eilanden erschienenen Druckwerken verschafft und für Ihre Bibliothek bestimmt. Der Einband ist ganz mit Schildkrot belegt, was prächtig aussieht. Als ich am Columbia anlangte und die Reise von der Seeküste nach dem Innern antrat, war da mittlerweile schon der Julimond herangerückt, die Frühlingsflora, welche da bei weitem die zahlreichste, schönste und merkwürdigste unter den Zeitfloren ist, bereits verwelkt. Auf dem hohen Gebirgszuge, den ich schon im Julius 1826 besucht habe, fand ich mein „Blümchen Wunderhold," meine liebliche Pionie (Paeonia Brownia) wieder. *) Ich habe drei Wochen in einem Walde, der aus Edeltichten **) besteht, zugebracht, und ihn Tag für Tag bewundert. Im August 1830 machte ich einen Ausflug nach der Cordillera von Neu-Albion. Ich wünschte auf meiner Reise in Neu-Californien das Thal von Buenaventura zu besuchen, durch welches ein beträchtlicher Fluß strömt, und sich in der Bai von Monterey in den Australocean ergießt. Das Südende auf der Landkarte ist die Quellgegend dieses Flusses, des Umptqua, und dieselbe, wo ich bei der Entdeckung der Riesenfichte auf die feindseligen Eingebornen stieß. Seit jener Zeit sind zwei Jägertrupps der Compagnie dort von den Eingebornen umgebracht worden. Ich habe mit Hülfe meiner Instrumente bereits eine Menge wichtiger Beobachtungen angestellt, welche zur Bereicherung der physischen Geographie dieser Landstriche und zur Auflösung ihrer magnetischen Erscheinungen beitragen werden."

Douglas langte noch im December 1830 in San Carlos de Monterey, dem Hauptorte von Neu-Californien, an, wo er von der Territorial-Regierung die Erlaubniß zu einem einjährigen Aufenthalt erlangte. Zehn Monate später schreibt er von dort: „Diejenigen Gegenden dieses Landes, welche ich besucht habe, haben eine reiche Mannichfaltigkeit von Anhöhen, die mit Eichen, Fichten, Castanien und Lorbeerbäumen bestanden sind und mit üppig begrasten Ebenen abwechseln, aber keine großen Ströme sind da vorhanden. Mit Fug und Recht verdient es seinen Namen Californien.*) Die Hitze ist ungemein heftig, öfters 29°, und die Trockenheit der Atmosphäre außerordentlich, ja vielleicht auf dem ganzen Erdkreise nirgends in dem Maaße vorhanden. In der That sucht man auch in Californien vergeblich nach einem Moose. Oft habe ich den Innen-Thermometer des Daniell'schen Hygrometers viele Grade unter Null herabgesenkt, bis die Glocke des Instrumentes mit Reif überzogen wurde, nie aber habe ich auch nur die allergeringste Spur von Feuchtigkeit, der schärfsten Untersuchung ungeachtet, wahrnehmen können. Mein meteorologisches Tagebuch über Californien ist, wie ich mir schmeichle, vollständig, und dürfte reiche Beiträge zu einer meteorologischen Geographie dieses merkwürdigen Erdstrichs liefern. Ich habe im Laufe meiner Reisen im nördlichen und nordwestlichen Amerika die Erfahrung gemacht, daß alle in gemäßigten Himmelsstrichen gelegenen Bergländer, welche von vulcanischen Kräften aufgeregt und von mächtigen Strömen durchspült werden, die in den Gebirgen Risse und Schluchten bilden, der Pflanzenforschung eine unerschöpfliche Fundgrube darbieten."

So früh er in diesem Küstenland auch angekommen war (Ende Decembers), so hatte der Lenz doch schon begonnen. Das erste Gewächs, das er pflückte, war Ribes speciosum, so bemerkenswerth wegen der Länge und dem Karmingianz seiner Staubfäden. Die Schönheit der Blüthe, deren erste Entdeckung schon im Jahre 1779 von Archibald Menzies gemacht wurde, mag selbst von der herrlichsten Fuchsie nicht überboten werden. An demselben Tag erblickte und brach er auch die Vorbotin und Verkündigerin des californischen Frühlings, die veilchenhaft-demüthige, aber ungemein liebliche Nemophila insignis, welche die Fluren Neu-Californiens mit dem zartesten azurnen Blumengewebe überzieht. Der Anblick dieses anmuthigen Geblümes gewährt dem Auge, welches durch die heftige Strahlenbrechung der Sonne auf dem aschfarbigen Sande, worin es wächst, angegriffen wird, ein wahrhaftes Labsal.

Vom Januar bis April 1831 beschränkte er sich auf kleinere Ausflüge in die Umgegenden von Monterey; anfangs Mai aber unternahm er eine Reise nach dem Süden, und erreichte S. Barbara, welches nach seiner Angabe unter 34° 45' N. B. liegt, wo er von Mitte Mai's bis Ende Junius verweilte, die umliegenden Landstriche bereiste und hierauf mitunter durch die Gebirgsthäler nach der Küste zurückkehrte.

(Fortsetzung folgt.)

*) In einem kurz vor Antritt seiner zweiten Reise an Hooker gerichteten Schreiben hatte er es gerugt, daß derselbe in seiner Flora Am. Bor. I von dieser von ihm (Douglas) entdeckten und benannten einzigen amerikanischen Päonienart keine Abbildung gegeben habe. M.

**) Pinus nobilis, der zwar nicht größten, aber sicherlich schönsten Art in diesem für das ganze Geschlecht classischen Erdstrich. M.

*) Die Längenerstreckung von Neu-Californien, oder, wie er es meistens nennt, von Ober-Californien, gibt er folgendermaßen an: von dem Hafen San Diego, der unter 32° 30' 43" N. B. liegt, eine Strecke von 690 englischen Meilen von Norden nach Süden (?).

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 170.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Junius 1838.

Die Negeremancipation.

Zweiter Artikel.

Seit wir den ersten Artikel über diesen Gegenstand in Nr. 152 ff. niedergeschrieben, sind uns mehrere Schriftchen über denselben Gegenstand, und zwar dießmal französische in die Hände gefallen, welche zur Aufklärung des Standes der Sache nicht wenig beitragen; erstens ein Artikel in der Revue des deux Mondes von einem Hrn. Agenor de Gasparin, betitelt: des diverses tentatives d'émancipation; zweitens, Reflexions sur l'affranchissement des esclaves dans les colonies françaises par M. de Lacharrière; drittens, Abolition de l'esclavage dans les colonies françaises par Mr. Favard, délégué de la Guyane française. Die Verfasser dieser beiden letzten Schriften sind selbst Sklavenbesitzer und augenscheinlich Männer von Erfahrung und Einsicht; der erste ist Präsident des königlichen Gerichtshofes auf Guadeloupe, der zweite ist von den Colonisten des französischen Guyana abgeordnet, um ihre Sache im Mutterlande zu führen, wo sich die Stellung der Colonisten verschlimmert hat, da die liberale Partei, welche in den fünfzehn Jahren der Restauration keinen directen Einfluß auf die Colonien üben konnte, und nur von Declamationen gegen die Sklaverei wohlfeilen Ruhm erntete, ans Ruder gekommen ist, und mehr als einmal Miene machte, den hochtrabenden Phrasen von Menschenfreiheit und Brechung der Sklavenketten Nachdruck zu geben." Favards Schrift ist hauptsächlich gegen den ganz unpraktischen Vorschlag Passy's gerichtet, der auch in der That unmöglich angenommen werden kann, wenn nicht die schlimmsten Folgen für die Neger selbst daraus hervorgehen sollten. Alle die genannten Schriften haben das Gemeinsame, daß sie sich einstimmig gegen eine allgemeine Emancipation aussprechen, daß sie von der englischen Emancipationsmaaßregel keinen sonderlich guten Ausgang erwarten, und deßhalb in die französische Regierung dringen, wenigstens keinen entscheidenden allgemeinen Schritt zu thun, ehe nicht die Folgen der englischen Maaßregel klar vor Augen liegen. Der Vorschlag ist billig, und die Furcht wohl chimärisch, daß die Sklaven auf den französischen Inseln bei dem Hinblick auf die halbe Freiheit der Schwarzen auf den englischen Inseln unruhig werden möchten, denn einestheils ist die Freiheit, welche die englischen Sklaven bis jetzt genießen, wo sie fortwährend durch strenge Strafen zur Arbeit angehalten werden, nicht sehr groß, und andrerseits kann das Beispiel des spanischen Theils von St. Domingo, wo die Sklaven ruhig blieben, obwohl sie im französischen Theile völlig entfesselt waren, als Beruhigung dienen.

Die beiden Schriftchen der HH. Favard und Lacharrière sind völlig in demselben Geiste geschrieben, und weisen namentlich auf den Umstand hin, daß ursprünglich die Afrikaner in einem zu rohen Zustande seyen, um in einem nach unsern Begriffen geordneten Gesellschaftszustande zu leben, daß die Neger überall, wo sie zu früh der Leitung der Weißen entzogen wurden, wieder in einen Zustand von Barbarei zurückgefallen seyen, und daß die Creolenneger sehr bedeutende Vorzüge vor den aus Afrika angekommenen voraus hätten; bei welcher Gelegenheit wir denn auch erfahren, daß der Sklavenhandel selbst auf den französischen Inseln noch bis zum Jahre 1830 betrieben wurde, so daß sich noch sehr viele eingeborne Afrikaner auf denselben befinden. In dieser Beziehung sind freilich die englischen Inseln den französischen um ein Bedeutendes voraus, was einen nicht geringen Unterschied macht; ob nicht aber dennoch die Zeit, welche seit der Abschaffung des Sklavenhandels durch die englische Regierung (seit dem 1 Januar 1808, nach welcher Zeit doch noch manche Sklaven eingeschleppt worden seyn mögen) verflossen ist, nicht vielleicht immer noch zu kurz war, um den afrikanischen Typus und dessen vorausgesetzte Unverträglichkeit mit einer wohlgeordneten Gesellschaftsverfassung in den Hintergrund zu drängen, dieß ist eine Frage, welche die Zeit lösen muß.

Was die genannten beiden Schriften dem englischen System, so wie jeder allgemeinen und erzwungenen Maaßregel hauptsächlich vorwerfen, dieß ist die nicht zu läugnende Thatsache, daß in dem Augenblick, wo man die Sklaven noch von einer andern Gewalt abhängig erklärt, als von der ihres Herrn, ein Zustand von Feindschaft zwischen beiden Racen, zwischen Schwarzen und Weißen begründet wird, der, was man auch sagen mag, jetzt nicht in hohem Grade vorhanden ist. So lange der Neger nur von seinem Herrn abhängt, wird dieser auch um seines eigenen Nutzens

Digitized by Google

willen väterlich für ihn sorgen, und der Sklave ihm anhänglich seyn aus Furcht und aus Gewohnheit; sobald ein Dritter dazwischen tritt, welcher dem Sklaven Vortheile gewährt, mit oder ohne den Willen seines Herrn, so fällt die Anhänglichkeit hinweg, und an ihre Stelle tritt, da der Herr doch immer noch Gewalt über den Sklaven ausübt, ein bitterer Haß; jetzt ist der Weiße sein Feind, vorher war er nur sein Herr, wenn auch manchmal sein harter Herr. Aus diesem gar nicht verwerflichen Grunde widersetzen sich die beiden angeführten Verfasser, Favard und Lacharrière, jedem directen Beschleunigungsmittel der Emancipation, der Ertheilung eines besondern Eigenthumsrechts an die Sklaven (péculo), wie dem gezwungenen Loskauf und dem Lehrlingssystem. Mögen sie vielleicht in dieser Beziehung hinsichtlich der Sklaven einer irrigen Meinung seyn, so haben sie gewiß Recht in Bezug auf die Entwicklung des gesellschaftlichen Zustandes in den Antillen überhaupt.

Interessant ist die Darstellung des afrikanischen und des Creolen-Negers in dem kleinen Schriftchen von Lacharrière, und wir heben die wichtigsten hieher bezüglichen Stellen aus. Daß die Neger in geistiger Hinsicht tief unter den Weißen stehen, ist allgemein anerkannt und für jeden, der nach den Grundsätzen einer allgemeinen Perfectibilität solches läugnen wollte, genügt ein Hinblick auf die Geschichte der Negerländer, die seit 5000 Jahren so ziemlich stationär geblieben sind. Am schwächsten scheinen bei dem Neger das Gedächtniß und das Schlußvermögen; besser bedacht ist er hinsichtlich der Einbildungskraft, so daß er manchmal zum Redner wird und häufig sehr gut erzählt. Wie alle noch kindlichen Völker hat er ein kräftiges vegetatives Leben, welches ihn vor der langen Weile schützt, dieser schrecklichen Geißel der civilisirten Welt. Sobald er eine unbeschäftigte Stunde hat, beginnt für ihn eine Ruhe des Körpers und ein Schlaf des Gedankens, während dessen die Zeit unbeachtet verstreicht: es folgt daraus, daß die Einsperrung für ihn eine sehr zweifelhafte Strafe ist, und daß er sie manchmal der Arbeit vorzieht. Er ist sehr empfänglich für Musik, und die Religion hat über ihn mehr Gewalt durch ihre Gesänge als durch ihre Predigten. Der Tanz ist seine Leidenschaft und beinahe ein Bedürfniß für ihn; zur sinnlichen Liebe ist er sehr geneigt, aber eine mehr als sinnliche Neigung scheint ihm großentheils zu fehlen. Er denkt nicht an die Zukunft, und die Gegenwart beschäftigt hinreichend seinen schwachen Verstand. Er hat wenig Bedürfnisse, weil das Klima ihm deren weniger auferlegt als den Menschen von anderer Race, sein Körper übrigens kräftig und abgehärtet ist, und nicht durch die Thätigkeit des Geistes in fortwährender Aufregung erhalten wird. Alle seine Neigungen, z. B. die Eßbegierde, treten vor der Neigung zum Nichtsthun zurück, welche bei ihm die vorherrschende und auch vom Klima begünstigt ist, denn kein Winter stachelt seine Voraussicht und nöthigt ihn für Kleidung und Nahrung zu sorgen; die dem Europäer so furchtbare Sonne seines Landes ist für ihn, den Neger, ohne Nachtheil, so daß er keiner Kleidung bedarf und sich mit der bekannten Negerschürze begnügt. An dem Creolen-Neger erkennt man augenblicklich, daß der afrikanische Typus verschwindet und der des civilisirten Menschen sich bildet; seine neuen Gewohnheiten, so wie die Macht und das Beispiel des Weißen führen ihn der Civilisation entgegen; wenn aber der Einfluß dieses letztern sich schwächt oder verschwindet, gewinnt auch die ursprüngliche Natur wieder ihre Obergewalt. Namentlich in der Nacht zeigt sich die Rohheit des Negers: der europäische Bauer ruht dann in der Mitte seiner Familie, der Neger aber hat meistens noch gar keine, und seine Geliebte wohnt oft mehrere Stunden weit entfernt; Polygamie und Wankelmuth ist überhaupt sein Charakterzug, und zwar derjenige, welcher seine Fortschritte zur Civilisation und Freiheit am meisten hindert. Der Creolen-Neger ist zwar schon weit vor dem Afrikaner voraus, doch noch nicht hinreichend an die Arbeit gewöhnt, der natürliche Widerwille des rohen Menschen gegen anstrengende Arbeit noch nicht gehörig überwunden, namentlich weil er noch nicht Bedürfnisse genug hat, daß die Lust, sie zu befriedigen, die natürliche Abneigung vor der Arbeit überwältige. Indeß hat er doch schon bedeutende Fortschritte gemacht: ursprünglich war der Sklave nur mit einem einfachen Unterbeinkleide bedeckt, und alle seine Arbeitsstunden waren für den Herrn, welcher ihn nähren und pflegen mußte wie ein Kind; jetzt theilt der Neger seine Zeit und seine Arbeit mit dem Herrn. Er hat ein Stück Land und hinreichend Zeit, es zu bebauen; auch hat er sein Vieh und seine Ernte, und was er daraus gewinnt, gehört ihm, und er kann darüber nach Gefallen verfügen; er ist gut gekleidet, gut genährt, und mancher Luxus ist ihm nicht mehr fremd. Diese glücklichen Aenderungen tragen zur Entwicklung seines Verstandes bei, und der Neger unserer Tage gleicht bei weitem nicht mehr demjenigen, welcher vor hundert oder fünfzig Jahren das Feld des Weißen bearbeitete.

Diese Fortschritte sind es, welche eine wahre Emancipation gründen, und Lacharrière sagt darum mit Bezugnahme auf den geselligen Zustand der Inseln: „Das materielle und geistige Wohl unsere Ackerbaubevölkerung zu mehren ist der Zweck, welchen man sich vorsetzt, die Abschaffung der Sklaverei ist hiezu nur ein Mittel, und man muß es ergreifen, wenn es zu diesem Zwecke führt, verschieben, wenn es die Erreichung dieses Zwecks verzögert; denn wir wenigstens sind der Ansicht, daß wenn die Emancipation zur Folge hat, daß die Feldarbeit aufgegeben wird, daß somit Ackerbau und Handel verschwinden, und die Bevölkerung wieder in Barbarei, Trägheit und Elend zurücksinkt, dann die Emancipation ein Geschenk wäre, ebenso verderblich für die Sklaven, als nachtheilig für die Ehre derjenigen, die sie gewährten." Die Frage reducirt sich also hauptsächlich darauf: Kann man in dem gegenwärtigen Augenblicke die Sklaverei aufheben, ohne zugleich auch der Feldarbeit ein Ende zu machen? Hiezu aber glaubt Lacharrière wenig Aussicht zu haben, wenn er sagt: „Die Autorität der Weißen gestattet keine Rückkehr zur Unordnung und Trägheit, und doch ist es noch keineswegs allen gelungen, ihre Sklaven zu einer regelmäßigen und freiwilligen Thätigkeit zu vermögen; viele derselben müssen noch durch Zwang dahin gebracht werden, für sich selbst zu arbeiten, und auf manchen Plantagen muß ein Aufseher sie an den ihnen überlassenen Tagen auf ihre eigenen Felder führen

Digitized by Google

und unter ſeinen Augen arbeiten laſſen; ſelbſt auf den am weiteſten vorgeſchrittenen Plantagen muß es theilweiſe geſchehen, was ſeinen Grund in dem Umſtande hat, daß dieſe, lange Zeit hindurch vermittelſt Einfuhr aus Afrika recrutirte Bevölkerung noch keineswegs homogen iſt, denn neben Einzelnen, deren Väter und Mütter Creolen waren, findet ſich eine große Anzahl, deren Eltern von der Guineaküſte kamen und eine geringere, doch immer noch ziemlich beträchtliche Zahl, die ſelbſt aus Afrika ſtammen.

(Fortſetzung folgt.)

Unternehmung zur Entdeckung des obern Laufes des weißen Nils.

In einer der neueſten Sitzungen der geographiſchen Geſellſchaft zu London wurde ein Schreiben von dem bekannten Hoskins vorgeleſen, welches ſich im Namen einer Anzahl engliſcher Reiſenden in Aegypten an die geographiſche Geſellſchaft wandte; eine Anzahl dieſer Reiſenden hat ſich eine Geſellſchaft gebildet, um einen Eingebornen aus Dongola, Namens Muhammed Kher, zur Erforſchung der Quellen und des Laufes des Bahr-el-Abiad auszuſenden. Muhammed Kher iſt ein intelligenter junger Mann von etwa 30 Jahren, von denen er ſieben in Europa, namentlich in Italien, zugebracht hat; er ſpricht fließend Italieniſch und ziemlich gut Franzöſiſch. Wir heben aus dem Proſpectus der Geſellſchaft nachſtehende Bemerkungen auf: „Von allen geographiſchen Fragen hinſichtlich des innern Afrika's hat keine ein größeres oder verdienteres Intereſſe erregt, als der Lauf und die Quellen des weißen Fluſſes, des weſtlichen und Hauptarms des Nils. Wir ergreifen daher mit Vergnügen eine ſich darbietende Gelegenheit, dieſe große Lücke auszufüllen, und drücken unſere Ueberzeugung aus, daß wir Jemand gefunden haben, der zu dieſem Zwecke wohl geeignet iſt. Er iſt ein Eingeborner aus Dongola, der Sohn eines Häuptlings, hat ſieben Jahre in Europa zugebracht und befindet ſich gegenwärtig in London. Mehrere Perſonen, in deren Dienſt er ſich befand, haben ihm vortreffliche Zeugniſſe ſeines Wohlverhaltens ausgeſtellt, und nach Allem, was wir erfahren und beobachten konnten, glauben wir, daß er Zutrauen verdient und vielleicht die Unternehmung ausführen kann, zu der er ſich mit Eifer und Intereſſe bereit erklärt. Um ihn zu der Reiſe vorzubereiten, hat man vorgeſchlagen, ihm den nöthigen Unterricht ertheilen zu laſſen; wir laden daher diejenigen, welche an dieſer wichtigen geographiſchen Unterſuchung ein Intereſſe nehmen, ein, die jetzt vor ſich gehende Subſcription zu unterſtützen, aus der nicht nur die Reiſekoſten beſtritten, ſondern auch ein Fond zu ſeiner Belohnung nach ſeiner Rückkehr gebildet werden ſoll. Wir wünſchen ſehr, die Sache in dem gegenwärtigen Augenblicke zu betreiben, da die unter der Regierung Mehemed Alis gebotene günſtige Gelegenheit mit ſeinem Tode vielleicht verloren geht und nicht wiederkehrt. Es iſt kaum nöthig zu bemerken, daß der große Menſchenverluſt im Laufe der afrikaniſchen Entdeckungen, wo man ſich weißer Leute bedient, den großen Vortheil der Verwendung von Schwarzen augenſcheinlich macht, wie kürzlich auch noch der Tod Davidſons bewies, deſſen ſchwarzer Geführte deshalb ſein Schickſal theilte, ſondern ungehindert nach Timbuctu weiter reiſen durfte. Bisher hat man keine Schwarzen gefunden, welche Bereitwilligkeit, Eifer und Tauglichkeit genug gehabt hätten, Entdeckungsreiſen zu unternehmen. Der Mann, den wir vorſchlagen, beſitzt jedoch alle dieſe Eigenſchaften, und außerdem eine große Reiſeluſt; auch hat er den Vortheil, in ſehr gutem Vernehmen mit den Schilluks zu ſtehen, einem an den Ufern des Bahr-el-Abiad wohnenden Stamme, ohne deſſen Freundſchaft alle Verſuche in dieſer Richtung hoffnungslos ſeyn würden.“ Die geographiſche Geſellſchaft hat gleichfalls zu dem beabſichtigten Zweck 50 Pfd. St. beigeſteuert.

Chronik der Reiſen.

Douglas' zweite Reiſe am Columbia und am Rio Colorado.

(Fortſetzung.)

Auf einer bald darauf unternommenen Reiſe nach S. Francisco und von dort gen Norden (alſo in die Nachbarſchaft der ruſſiſch-californiſchen Niederlaſſung Bodega) gelangte er, wie er berichtet, bis zu 58° 45′ N. B., wo er die letzte aſtronomiſche Beobachtung anſtellte, ſo daß alſo, ſeiner Angabe zufolge, von dieſer Gegend bis zu derjenigen hin, wohin er im Spätjahr 1826 gelangt war, ein Blanko von 65 engliſchen Meilen verblieb, das er nicht auszufüllen im Stande war.

„Die zur Pflanzenſuche in Californien geeignete Jahreszeit dauert nicht länger als drei Monate. Frühling und Frühſommer eilen mit außerordentlicher Schnelligkeit davon, und wie auf dem Tafellande von Mexico und auf den Hochebenen der chileſiſchen Anden, ſo blühen auch hierlands in Californien die Blumen nur einen Tag. Gegen Anfang des Junimondes tritt die große Hitze ein, welche alsbald jeden Grashalm dahinrafft. Um die californiſche Flora nur einigermaßen zu erforſchen, müßte man wenigſtens drei Jahre dazu verwenden. Unter meiner in dieſem Jahre hier zuſammengebrachten, aus nur ungefähr fünfhundert Arten beſtehenden Pflanzenausbeute, mögen ſich wenigſtens neunzehn bis zwanzig neue und meiſtens höchſt merkwürdige Gattungen und gegen dreihundert und vierzig neue Arten befinden.“ *)

Die größte, die eigenthümlichſte Schönheit der californiſchen Pflanzenwelt aber iſt eine Taxusblumart, welche den Gebirgen einen höchſt ſeltſamen, ich möchte beinahe ſagen „ſchauerlichen“ Charakter verleiht, ein gewiſſes Etwas, welches uns deutlich ſagt, daß wir nicht in Europa ſind. Mehrere von mir gemeſſene Stämme dieſes Baumes, welcher, was ich jedoch nicht mit Gewißheit behaupten kann, von Nees van Eſenbecks Tax. Rootkatenſis verſchieden iſt, maßen gegen 270 Fuß in der Länge und drei Schuhe oberhalb der Wurzel 33 Fuß in der Dicke. Einige, die ich ſah, waren ſogar 300 Fuß hoch. Douglas macht mehrere von den Pflanzenfamilien, Gattungen und Arten namhaft, die durch ſeine californiſchen Entdeckungen am meiſten bereichert, ja mitunter ſogar verdoppelt worden ſind; **) wir müſſen jedoch dieſe ins Einzelne gehenden

*) Eine ebenfalls hier entdeckte anziehende Art der Gabineskichte, welche den meiſten das nordweſtliche Amerika bewohnenden Fichtenarten an Größe zwar nachſteht, aber in andern Beziehungen als eine der merkwürdigſten und ſchönſten Arten dieſes Nadelholzgeſchlechts angeſehen werden darf, iſt von Douglas in den „Verhandlungen der Londoner Gartenbaugeſellſchaft“ ausführlich beſchrieben worden. An den Weſthalden der Cordilleren von Neu-Albion erreicht dieſe äußerſt maleriſche Baumart in einer ſehr großen Seehöhe nur etwa 1500 Fuß unterhalb der Schneelinie eine viel anſehnlichere Größe, als in dem gemäßigtern nach der Küſte abwärts gelegenen Strichen. M.

**) Eine prachtvolle Gruppe mehrerer der von Douglas in Californien entdeckten Blumengewächſe der Gattung Calowia, welche in den Gärten der Londoner Gartenbaugeſellſchaft gedeiht haben, iſt im erſten Bande der neuen Folge der Verhandlungen dieſes Vereins auf der achtzehnten Kupfertafel dargeſtellt worden.

Angaben, wie manche von den folgenden, da sie nicht wie andere, von uns bereits mitgetheilte unmittelbar zur Schilderung des Charakters des Landes und der Landschaft beitragen, also obschon botanisch und botanisch-geographisch wichtig, der geographisch-ethnographischen Sphäre des Auslandes fremd sind, mit Stillschweigen übergehen. Ich bin, fährt er hierauf fort, bereits zweimal mit den russisch-amerikanischen Behörden in persönliche Berührung gekommen und aufs zuvorkommendste von ihnen behandelt worden. „Der Statthalter des russischen Nordamerika's, Freiherr von Wrangel, den man den russischen Parry nennen darf, hat mir zweimal geschrieben, und mich aufs verbindlichste eingeladen, ihn in Sitka zu besuchen, wo ich mit offenen Armen aufgenommen werden solle. „Sollten Sie Ihre Rückreise nach Europa durch Sibirien bewerkstelligen wollen — heißt es unter Anderem in diesem Schreiben — so wird im künftigen Jahr ein russisches Schiff zu Ihrer Verfügung stehen, um Sie nach Ochotsk zu bringen, wo auf allerhöchsten Befehl Ihnen die freundlichste Aufnahme bereitet wird."

Ueber die katholischen Missionäre in Californien äußert sich unser Reisender nicht minder günstig: „Ich glaube, schreibt er, daß Beechey sie zu streng beurtheilt hat. Wenn man sich ihnen in lateinischer oder kastilianischer Sprache verständlich machen kann, so fährt man gewiß gut mit ihnen, und gewahrt alsbald, daß ihr Wissen weit über ihr Brevier hinausreicht, und daß diese in so sehr eingeschränkten Verhältnissen lebenden armen californischen Priester eine sehr wohlthätige Wirksamkeit ausüben."

Da der Hudsonsbaifahrer, auf dessen Ankunft zu Monterey Douglas für den Spätherbst 1831 gerechnet hatte, nicht erschien, so mußte er bis um die Mitte Julius 1832 in Neu-Californien bleiben, wo er noch im März dieses Jahres eine der prachtvollsten Pinusarten, der er den Namen P. venusta beilegte, auf den höchsten Cordilleren entdeckte, wo sie nie auf einer niedrigern Seehöhe als 6000 Fuß vorkommt.

Während seines dortigen Aufenthalts langte auch der seitdem so bekannt gewordene englische Botaniker Coulter, ein Schüler des berühmten Decandolle, aus den Binnenstaaten der mexicanischen Union dort an. Er rühmt von ihm, daß er der größte und gewandteste Salmenfischer, der ihm jemals vorgekommen, und selbst dem J. Walton Schottlands, dem so gefeierten Walter Campbell zu Islay überlegen sey. Auch mit dem deutschen Naturforscher F. Deppe aus Berlin traf er dort zusammen, und berichtet von ihm, daß er sich hauptsächlich mit Forschungen über die californische Fauna beschäftigt habe.

Endlich im Julius bot sich Douglas Gelegenheit zur Ueberfahrt nach den Sandwicheinseln dar. „Wer würde es sich (ruft er aus) noch vor vier Jahrzehnten haben beikommen lassen, in einem so winzigen Fahrzeug — es war ein nordamerikanischer Kauffahrer von nur 46 Tonnen — mehr als die Hälfte des gewaltigen Australoceans, „dieses stürmischsten aller Oceane, dem man mit Unrecht den Beinamen des stillen beigelegt hat" zu durchschiffen."

Sein diesmaliger Aufenthalt in diesem Archipel, wo er im August anlangte, war jedoch nur von kurzer Dauer, weil er von der lange beschlossenen Besteigung der dortigen Hochvulcane und nicht minder von der Erforschung der dortigen Farrenkräuter-Flora, die, wie er äußert, auf den Sandwich-Inseln nicht weniger als fünfhundert Arten darbieten muß, durch stetes Unwohlseyn abgehalten wurde. Wir sehen ihn daher im October schon wieder am Columbia, von wo er an einen der Söhne Hookers schreibt. Dieser mächtige Fluß ist für den Salmen-, Forellen- und Störenfang, und zwar sowohl was die Trefflichkeit als die Menge dieser Edelfische anbelangt, der erste auf der ganzen Erde. Was werden Sie aber, mein junger Freund, dazu sagen, wenn Sie hören, daß auf den Sandwichsinseln, wo ich eben verweilt habe, gewisse Seefische sogar domesticirt werden? Zwei Meeräschenarten, eine graue und eine weiße, dann eine andere ungemein köstliche Fischart, welche bei den Eingebornen Awa heißt, werden, wenn sie noch ganz klein sind, in der See gefangen, und in große etwas brackliche Weiher versetzt, wo sie einige Wochen gelassen und hierauf in Süßwasserteiche gebracht werden, worin sie eine ungemeine Größe erreichen. Das Nordlicht, wonach Sie sich so angelegentlich erkundigen, habe ich auf meinen bisherigen Reisen im nordwestlichen Amerika, außer einmal in der Nähe der Hudsonsbai, niemals sonderlich glänzend gesehen, doch werde ich es, da ich in kurzem höher hinauf gen Mitternacht vorzudringen gedenke, in seiner vollen Pracht sehen und Ihnen darüber berichten.

Um dieselbe Zeit beschäftigte er sich auch mit der Bereicherung der Naturgeschichte der Seetange. Wie leer und dürftig, äußert er, sieht es noch auf diesem Feld aus. Da ich besorgte, daß ich die in den Küstengewässern des nordwestlichen Amerika's zerstreuten zahlreichen Inselgruppen, welche so ungemein reich an dieser Seegewächsfamilie sind, nicht werde besuchen können, so habe ich alle mir nur irgend bekannten Personen, welche dahin zu kommen pflegen, vorzüglich die Capitäne der Hudsonsbaifahrer, ersucht, Alles, was diesem Seepflanzengeschlecht anzugehören scheint und ihnen aufstößt, zu sammeln und ganz einfach an der Sonne zu trocknen, da diese Gewächse, gleich den Moosen, nach der Hand wieder in frischen Zustand gesetzt werden können.

Den Winter von 1832 bis 1833 brachte er in der Nachbarschaft von Vancouver-Fort zu, während welcher Zeit er sich hauptsächlich mit astronomischen Beobachtungen beschäftigte. Anfangs März unternahm er einen Streifzug nördlich vom Columbia nach Neu-Georgia, um die Berge der dortigen Vorgebirge und Vorlande, so wie die Culminationspunkte mehrerer von den außerordentlich hohen Schneebergen des Innern zu bestimmen, welcher Zweck, da er dabei vom trefflichsten Wetter begünstigt wurde, ganz nach Wunsch gelang. Auf dieser Reise wurde auch der Puget-Sund besucht, wo unter Anderem drei ungemein stattliche Seetange, welche in Turners großem Werke nicht vorkommen, entdeckt wurden.

Der Columbia, berichtet er in einem Schreiben aus dem Innern des Oregangebietes (unter 48° 5' N. B. und 119° 23' W. L. vom April 1833), war bei der Menzies-Insel, wo er über eine Meile breit ist, vier Wochen lang zugefroren; der Fahrenheitische Thermometer zeigte 22°, was für das Küstenland des Australoceans in der 45sten Parallele eine herbe Kälte ist. Der Bereicherung meiner astronomischen Beobachtungen wurde jedoch dadurch bedeutend Vorschub geleistet, und es wurden nicht weniger als 8000 Beobachtungen in ungefähr 500 Reihen angestellt, die behufs der Best-Ausmittlung der absoluten Länge vom Vancouver-Fort einzeln berechnet wurden. Außerdem wurden auch die schöne Mondesfinsterniß vom 5 bis 6 Januar d. J. (1833) und viele Jupitersstradanten-Bedeckungen beobachtet.

(Schluß folgt.)

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft vom 28 Mai wurde ein Schreiben aus der neuen Stadt Adelaide in Australien vorgelesen, dem zufolge der lange gesuchte Ausfluß der Murray in die See endlich entdeckt wurde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 171.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Junius 1838.

Weibliche Erziehung in Frankreich.

Von Frankreich gingen seit 60 bis 70 Jahren die unglücklichsten und verkehrtesten Ideen und Grundsätze über weibliche Erziehung aus, in dem Lande selbst stand es damit aufs kläglichste und kümmerlichste, bis endlich den Leuten die Augen aufgingen und sie den ganz irrigen Weg erkannten, den sie bisher eingeschlagen hatten.

Napoleon sagte 1806 zu Madame Campan: „Die alten Erziehungssysteme taugen nichts, unsere jungen Mädchen werden nicht gut erzogen, woran fehlt's ihnen in Frankreich?" — „An Müttern", erwiederte Frau v. Campan. Dieses sehr richtige Wort fiel dem Kaiser auf, in Einem Augenblicke erkannte er seine ganze Wahrheit, und sein Blick wurde lebhaft. „So recht, Madame," sagte er rasch, „da haben wir gleich ein ganzes Erziehungssystem, Sie müssen uns Mütter bilden, die ihre Kinder erziehen können." Unter Napoleon und Mad. Campan gelang dieß aber nicht, eben so wenig unter der Restauration und bis auf den heutigen Tag. Darum sagt Aimé Martin, der geistreiche Verfasser eines Werks über die éducation des mères de famille, das vor kurzem erschienen ist und den großen Preis der französischen Akademie erhalten hat: „Erwarten wir nichts von der jetzigen Generation, erwarten wir auch nichts von der öffentlichen Erziehung der Mädchen, sondern bilden wir vorerst Mütter, die ihre Kinder erziehen können."

Schon J. J. Rousseau, der größte Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, war durchdrungen von dem wohlthätigen Einfluß guter Mütter auf ihre Töchter, und von dem Unglück, das aus dem Vergessen der mütterlichen Pflichten hervorgehe. Darum verwandte er die ganze Macht seines Genie's, um die Mütter wieder auf gute Wege zu bringen, woran sie selbst seit lange nicht mehr gedacht hatten. Mitten in dem Verderben und in der Fäulniß seiner Zeit erkannte er das einzige rechte Mittel. Rousseau sah aber die Sache nur von Einer Seite an, wenigstens entwickelte er nur die materielle Seite der Mütterlichkeit und meinte, es sey schon genug, wenn die Frauen tüchtige Gattinnen und Mütter würden. Er vertraute ihnen nur die physische Erziehung der Kinder, und damit war freilich schon viel gewonnen. Der Verfasser zeigt nun die Nothwendigkeit, daß die Mütter beispielgebend, lehrend und mahnend auch auf Gemüth und Geist ihrer Kinder, besonders der Mädchen, wirken. Alles Grundsätze, die in Deutschland schon seit langer Zeit Anerkennung und Anwendung gefunden haben. Also auch in dieser Beziehung wieder Nachahmung deutscher Art in Frankreich.

Da, wo der Verfasser von der Bildung auf dem Lande durch die Frauen spricht, gibt er eine Beschreibung von den Sitten des Landvolks und von der Lage der Frauen in den Dörfern, die Alles übersteigt, was wir bisher in Frankreich über diesen Gegenstand gehört und gesehen haben. „Das große Unglück unserer Dörfer liegt in der Herabwürdigung der Frauen, welche Arbeiten verrichten müssen, die nur den Männern zukommen. In ihrer ersten Jugend führen sie die Heerden und schneiden das Getreide. Wachsen sie heran, so werden sie schnell kokett, weßhalb sie keinen Theil mehr nehmen an den rauhern Arbeiten des Landbaus; die Mütter, welche auch Heurathsgedanken für sie im Kopf haben, begünstigen diese conservirende Zurückgezogenheit. So wie aber die Mädchen verheurathet sind, ändert sich Alles in ihrem Leben, sie müssen das Haus verlassen und mit dem Manne an die Feldarbeit gehen. Da sieht man sie Tage lang mit weniger Unterbrechung zur Erde gebückt schwere Arbeit verrichten und schwere Lasten tragen. In manchen Gegenden Frankreichs — wir sprechen nicht von Afrika — werden sie mit Ochsen und Esel zusammen an den Pflug gespannt. Dadurch wird ihre Haut runzelig und springt auf, die Gesichter schwärzen sich und nehmen grobe, männliche Züge an, sie selbst werden früh alt und häßlich. Während aber die Frauen so die Männerarbeiten theilen, vernachläßigen sie alle Verrichtungen im Innern des Hauses, ja sie kennen sie nicht einmal. Es gibt nichts Schmutzigeres und Ungesunderes, als die Bauernhütten in Frankreich. Da leben auf dem feuchten Boden Hühner, Enten und Schweine zusammen; der Koth fließt über die Thür in die Stube, und wenn ja Fenster da sind, so gehen sie auf den Mist. In dieses morastige Loch, das der Hütte eines Wilden gleicht, mitten unter das Grunzen und Blöcken des Viehes, zwischen seinen Unrath und seine Ausdünstungen treten Mann und Frau des Abends ein, wenn sie ermüdet von der Arbeit

Digitized by Google

kommen. Niemand empfängt sie, nichts erfreut ihre Augen, leer, schmutzig und stinkend ist der Tisch, kalt und dunkel der Herd. Aber neue Arbeiten erwarten hier die arme, ermüdete Frau, denn ehe sie noch daran denken kann, für die Kinder zu sorgen und das Abendessen zu bereiten, muß sie in den Stall, um dem Vieh Futter zu geben, auszumisten und neue Streue zu machen. Indessen ruht der Mann auf einer schmalen Bank aus. Dieser Uebelstand wird in ganzen Provinzen angetroffen, in den reichsten wie in den ärmsten. In Perigord sind die Frauen im tiefsten Stand des Schmutzes und der Erniedrigung, was sich der ganzen Familie mittheilt. In der Picardie und im Limousin werden sie wie ganz niedere Wesen angesehen und bedienen daher den Mann nur, ohne je an seiner Seite Platz zu nehmen; in der Bresse arbeiten sie wie Taglöhner und Lastthiere, in der niedern Bretagne endlich leben Mann, Frau und Kinder wie Wilde mit ihrem Vieh in einem Loch, wo sie mit ihren Schafen und Schweinen Schwarzkorn aus demselben Trog fressen."

Wie kann dieß aber anders seyn in einem Lande, dessen Landleute nach jahrhundertlanger Leibeigenschaft auf einmal durch eine heftige Umwälzung zur Freiheit übergingen, ohne daß sonst für sie gesorgt wurde, denn bis auf den heutigen Tag wurden sie bei ihren Vorurtheilen gelassen, und dem Einfluß einer Geistlichkeit hingegeben, die nur gar zu oft abergläubisch oder unwissend ist. In Frankreich, wo man 1789 hätte damit anfangen sollen, das Volk aus seiner tiefen Unwissenheit zu reißen und Unterricht zu verbreiten, in Frankreich ist dieß auch jetzt nach einem halben Jahrhundert noch das erste und nothwendigste Bedürfniß, mit dem angefangen werden muß. Vor Allem aber müssen Mädchenschulen errichtet werden, damit aus ihnen ein besseres Frauen- und Muttergeschlecht hervorgehe. Dann läßt sich wenigstens für die kommende Generation Besseres hoffen und erwarten. Es ist eine ausgemachte Erfahrung, daß sich das Ansehen eines Dorfes schnell ändert, daß Lumpen, Schmutz und Elend bald daraus verschwinden, sobald die Mädchen und Frauen eine bessere Erziehung bekommen, sobald letztere nur leichtere Arbeiten zu verrichten haben und ihnen die Zeit gelassen wird, für das Innere des Hauses Sorge zu tragen.

Ein anderes merkwürdiges Capitel handelt von der Nothwendigkeit körperlicher Arbeit, die dem Menschengeschlecht zu seinem Gedeihen durchaus unentbehrlich zu seyn scheint. Ein junger Gelehrter hat Untersuchungen darüber angestellt, und nach ihnen die Ueberzeugung gewonnen, daß wenn vier Generationen auf einander folgen, ohne daß wenigstens Eine sich der Handarbeit hingibt, die Kinder der fünften Generation jung, schwächlich und an Lungenkrankheiten sterben, da die starke Bewegung der Arme durchaus nothwendig ist für die Entwicklung und Lebensfähigkeit der Athemorgane. Auch die Geschichte scheint diese Beobachtung zu bestätigen. Der Feudaladel war stark und kräftig, so lange ihm schwere Waffen und Ritterübungen oblagen; seine Geschlechter wurden aber schwach, kränklich und selbst elend, als sie sich nach der Erfindung des Schießpulvers dem Müßiggange hingaben.

Um der weiblichen Erziehung in Frankreich aufzuhelfen, ist aber vor Allem nöthig, daß die Religion ihre rechte Stelle in allen häuslichen und Lebensverhältnissen einnehme, denn ohne ihre Einwirkung ist alles übrige Bemühen nur Stückwerk, ohne dauernden Erfolg. Das Bemühen, Religion in Frankreich zu verbreiten, stößt aber auf drei große, in jenem Lande gleich mächtige Feinde, nämlich auf Unglauben, Gleichgültigkeit und Fanatismus, und es ist schwer zu bestimmen, welcher Widersacher dort am mächtigsten das Aufkommen des religiösen Sinnes hindert.

In dem trefflichen Werke, das Frau v. Saussure in Genf (die Familien- und Geistesverwandte und Biographin der Frau v. Staël) über die éducation progressive vor kurzem vollendet hat, kommen auch vorzügliche Bemerkungen über die ganz vernachlässigte weibliche Erziehung in Frankreich vor.

Die Negeremancipation.

(Fortsetzung.)

Favard sagt in seiner Schrift: „Besitzer einer Pflanzung, die von nahe an 200 Sklaven bebaut wird, beschäftigte mich stets die Verbesserung ihres Looses; niemals waren sie in meinen Augen etwas anders als Unglückliche, welche das Schicksal unter meine Abhängigkeit gestellt hatte, und denen ich Schutz und Obhut schuldig war. Ich wünschte ihre Lage ändern zu können, und dachte oft daran, das mir gehörige Land unter sie zu vertheilen und mich mit mehrern kleinen Pachtungen zu umgeben, stets aber sah ich mich durch die Sorglosigkeit, den Mangel an Voraussicht und die Trägheit, wovon diese armen Menschen mir täglich unzweifelhafte Beweise gaben, genöthigt, die Ausführung aufzuschieben; ich sah ein, daß sie noch meines Schutzes, meiner Leitung und meiner unablässigen Aufsicht nöthig hätten, und ich behielt noch die Sklavenkette in meiner Hand." Dieser Gedanke, welcher mit der Frage identisch ist, ob die Neger, sich selbst überlassen, arbeiten würden, beschäftigt die Schriftsteller wie die Pflanzer; diesen Maaßstab legt man an alle Maaßregeln an die des Convents, welcher die Neger ohne weiteres für frei erklärte, wie an das Lehrlingssystem der Engländer.

Merkwürdig ist die Geschichte der französischen Inseln, St. Domingo mit eingeschlossen. Das Decret vom 18 Pluviose des Jahrs II (7 Febr. 1791) erklärte ganz einfach: „Die Sklaverei ist in allen französischen Colonien abgeschafft;" aber schon ein Jahr später verfügte das Gesetz vom 5 Thermidor des Jahres III (23 Julius 1795) „in allen Colonien sind die Landbauer gehalten, ihre Arbeiten fortzusetzen." Fügt man noch hinzu, daß zu gleicher Zeit auf allen Inseln die strengsten Gesetze gegen die Vagabondage erlassen wurden, so ist der Werth dieser Freilassung hinreichend erklärt, sobald man weiß, was unter den Worten „Landbauer" (Cultivateur) und „Vagabund" zu verstehen sey. Cultivateur war jeder, welcher nicht eine eigene Pflanzung von nicht unbedeutendem Umfange besaß, und Vagabund jeder, welcher nicht Eigenthümer und auch nicht bei irgend Jemand zur Arbeit verdingt war. Jeder Landbauer, welcher sich in diesem letztern Falle befand, wanderte alsbald ins Gefängniß, und überdieß waren die Bedingungen des Vertrags

Digitized by Google

zwischen Landeigenthümern und Landbauern nicht der Willkür überlassen, sondern von dem Gesetze bestimmt. Dieß ist die Freiheit, welche die Masse der Schwarzen noch jetzt auf St. Domingo genießt, und welche auch den Sklaven der andern französischen Inseln zu Theil werden würde, wenn heute die Aufhebung der Sklaverei durch die Regierung ausgesprochen werden sollte; denn die Colonisten verlangen als erste Bedingung ein Gesetz über die Vagabunden, wie dieß Las Casas auf der Tribune der Deputirtenkammer erklärt hat. Der Zustand, der dadurch herbei geführt werden würde, ist allerdings nicht mehr die Sklaverei, doch aber ist die gezwungene Arbeit beibehalten, und so ein Mittelzustand geschaffen zwischen Sklaverei und Dienstbarkeit. Es würde ein theoretischer, aber nicht eigentlich ein praktischer Schritt zur Freiheit der Neger geschehen.

Das Beispiel von Guyana ist lehrreich und vollständig in Betreff der plötzlichen und gänzlichen Freierklärung der Neger, denn hier kamen weder innere Unruhen anderer Art wie in St. Domingo *), noch fremde Eroberung, dazwischen wie in Guadeloupe und Martinique.**) Nach Erlaß des Decrets vom Pluviose des Jahres II, hielt der Convent für nöthig, in dem Departement Guyana die Freiheit zu organisiren; der Bürger Jeannet, Danton's Neffe, wurde hingeschickt, und sein erster Schritt war, jeden, der nicht eine eigene Pflanzung besaß und nicht zur Arbeit verdingt war, als Vagabunden zu erklären. Wer sich nicht verdingte, sollte ins Gefängniß wandern. Die Maaßregel erreichte ihren Zweck nicht, die neuen Freien wollten nicht arbeiten, und am 16 Vendemiaire des Jahres III (8 October 1794) erließ die Colonialversammlung ein Decret folgenden Inhalts: „in Erwägung, daß die Baumwollenernte verloren geht, weil sie nicht eingesammelt wird; in Erwägung, daß der Dienst der Spitäler der Republik unterbrochen ist; in der Absicht, allen Bürgern die von der Natur verliehene kostbare Unabhängigkeit, welche nur durch Tugenden und Arbeitsamkeit erhalten wird, zu sichern, wird verordnet: alle Arbeiter sind von diesem Augenblicke an in Requisition"; d. h. nach dem damaligen Sprachgebrauch: sie konnten in jedem Augenblick zu jeder beliebigen Arbeit gezwungen werden. Die Schwarzen hielten sich nicht an die hochtönenden Worte, sondern an die Sache: man wollte sie wieder zur Arbeit zwingen und dieß verweigerten sie; daher fielen wiederholt Unruhen vor, die mit Strenge gedämpft werden mußten. Dreiviertel Jahre später wurden die angeführten Bestimmungen noch verschärft und namentlich die Strafen genauer festgesetzt; diese Strafen konnten von den Eigenthümern und von den Arbeitsaufsehern, kurz ganz willkürlich wie früher unter der Sklaverei, ausgesprochen werden, nichtsdestoweniger aber sollten alle diese Bestimmungen den natürlichen Rechten des Menschen und Bürgers keinen Eintrag thun (préjudicier en rien aux droits naturels de l'homme et du citoyen). In gleichem Sinne verfuhr der Convent selbst und verordnete durch ein Decret des 6 Prairial des Jahres III, daß alle Bürger und Bürgerinnen, welche gewöhnlich sich mit Feldarbeit beschäftigten, für die nächste Ernte in Requisition seyen; Widerstand gegen die Requisition sollte als Verbrechen der Contrerevolution gestraft werden, d. h. mit andern Worten, man strafte die Arbeitsverweigerung mit dem Tode; die Neger hatten indeß da und dort kleine Flecken Landes gekauft und glaubten dadurch als Eigenthümer gegen die Requisition geschützt zu seyn, andere hatten sich in die Städte geflüchtet und nährten sich dort, theils als freie Dienstboten, theils als Lastträger, Fischer u. dgl. Dieß hinderte aber die Colonialversammlung keineswegs, und sie verordnete am 1 Fructidor (19 August 1795), daß alle seit zwei Monaten errichteten Culturetablissements aufhören und deren Eigenthümer einen neuen Dienstvertrag eingehen müßten; diejenigen, welche sich in die Stadt geflüchtet hatten, erhielten Befehl, sie binnen zehn Tagen zu räumen.

Am 2 Messidor des Jahrs IV erließ Jeannet, weil die Colonie von Hungersnoth bedroht war, und die Widersetzlichkeit fortdauerte, ein Decret, um die Freiheit durch die Arbeit zu sichern; es wurden dadurch sämmtliche Neger als in Requisition befindlich erklärt, die Zeit, welche jeder Arbeiter für den Eigenthümer arbeiten müsse, der Tarif, nach welchem er bezahlt werden sollte, festgesetzt, und strenge Strafen zur Aufrechthaltung dieses gezwungenen Vertrags ausgesprochen. Kurze Zeit darauf wünschte sich Jeannet in einer Proclamation Glück zu den Resultaten seiner Verordnung, wodurch Leute, für welche kurz zuvor noch Arbeit und Sklaverei synonym gewesen, aus der Trägheit herausgerissen worden wären.

Jeannets Nachfolger, Burnel, war noch strenger: er bedrohte alle Arbeiter, welche sich weigern würden, den Arbeitsaufsehern (Chefs d'ateliers) zu gehorchen, mit dem Tode, und in einer Verordnung vom 16 Frimaire des Jahrs VII erklärte er: da die Arbeiter, wenn sie nicht klug und kraftvoll geleitet sind, sehr oft durch die Leichtigkeit, sich die Gegenstände erster Nothwendigkeit zu verschaffen, veranlaßt werden, die Colonie ohne Unterhaltsmittel zu lassen, so wird verordnet: alle Arbeiter sind in Requisition gesetzt; während zwei Jahren können sie die Wohnungen, in welchen sie gegenwärtig beschäftigt sind, nicht verlassen. Weiter konnte man die Komödie wohl nicht treiben, und sie war auch ihrem Ende nahe: die Revolution vom 18 Brumaire hatte inzwischen stattgefunden, und Napoleon, welcher das Possenspiel verachtete, gab Befehl die Sklaverei offen wiederherzustellen, indem das Gesetz vom 30 Floreal des Jahres X den Negern ankündigte, daß die Sklaverei in den französischen Colonien in Gemäßheit der Gesetze und Reglements, wie sie vor 1789 bestanden, aufrecht erhalten werden solle. Ein Widerstand von Seiten der Sklaven gegen diese Verordnung fand nicht statt.

Unschwer sind die Schlüsse aus dieser Erzählung zu ziehen. Die Leichtigkeit, sich den nöthigen Lebensunterhalt, ohne eine so anstrengende Arbeit, wie auf den Pflanzungen, zu verschaffen, war

*) In St. Domingue begann eigentlich der Streit zwischen den Farbigen und den Weißen, und von beiden Seiten wurden die Sklaven zu Hülfe gerufen.

**) Die Insel Bourbon kann hier gar nicht in Betracht kommen, weil die dortige Colonialversammlung das Decret vom Pluviose des Jahrs II. gar nicht in Ausführung brachte, und die Neger in Unterwürfigkeit erhielt.

Digitized by Google

Ursache, daß die Neger die Pflanzungen in Masse verließen, und um sie dahin zurückzuführen, bedurfte es des Zwangs, wenn man nicht die Industrie und den Handel derselben vernichtet sehen wollte. Sorglosigkeit, Mangel an Voraussicht, ließen die Neger nur gerade zur höchsten Nothdurft arbeiten, so daß eine Hungersnoth drohte. Im Jahre 1750 wanderten 20,000 holländische Sklaven aus Surinam aus, und die holländische Regierung mußte nach vielen vergeblichen Versuchen, sie wieder zum Gehorsam zurückzuführen, endlich ihre Unabhängigkeit anerkennen. Der bekannte Malouet besuchte sie 25 Jahre später und schilderte ihren Zustand als sehr traurig. Handwerker jeder Art waren mit ins Innere entwichen, sie hatten die Bequemlichkeiten und den Luxus des europäischen Lebens gekannt, sie hätten sich mit wenig Arbeit in dem reichen Lande Ueberfluß jeder Art verschaffen können, aber sie wollten Nichts als Trägheit und Ruhe. Der auf die äußerste Nothdurft beschränkte Anbau des Bodens setzte sie häufig der Hungersnoth aus, wo dann Jagd und Fischfang ihr einziges Unterhaltsmittel waren, und um sich nur die nöthigen Waffen und Werkzeuge zu verschaffen, waren sie genöthigt, mit den Holländern einen Vertrag abzuschließen, und diesen die flüchtigen Sklaven, welche sich zu ihnen oder überhaupt in die Wälder retten wollten, auszuliefern. Seit der Zeit dieser Schilderung sind 60 Jahre verflossen, der Anbau des Bodens wurde mehr und mehr vernachlässigt, der Mangel trat häufiger ein, und jetzt ist diese Völkerschaft, welche bei der Fruchtbarkeit der Negerinnen und des Landes recht leicht 100,000 Seelen zählen könnte, auf weniger als die Hälfte der ursprünglichen Zahl herabgesunken.

(Fortsetzung folgt.)

Großer Filtrirapparat.

Im Anfange dieses Monats fand zu Paris an der Pompe Notre-Dame in Gegenwart des Seinepräfecten und einer glänzenden Versammlung von hohen Staatsbeamten und Gelehrten eine Probe mit dem Filtrirapparate statt, den die französische Filtrircompagnie hier aufgestellt hat. Es wurde dadurch von neuem die Kunst und Ausführbarkeit des Systems anerkannt, dem die Akademie der Wissenschaften auf den Bericht einer Specialcommission hin einstimmig ihre Billigung ertheilt hatte. Der Gang der Maschine war so vollständig, daß ein einziger Apparat in der Minute 240 Litres, also in 24 Stunden 4000 Hectolitres Wasser von wunderbarer Reinheit gab, und zwar nur mit dem Drucke von anderthalb Atmosphären. Die Reinigung des Apparates, diese beim Filtriren so wesentliche und gewöhnlich so lange und kostspielige Operation, geschah mit nicht minderer Leichtigkeit, und allgemein bewunderte man das ausgezeichnete Resultat dieses Systems, das die bedeutendste Schwierigkeit der Filtration im Großen löst. (Echo du Monde Savant Nr. 23.)

Chronik der Reisen.

Douglas' zweite Reise am Columbia und am Rio Colorado.

(Schluß.)

Ich will Ihnen nun eine flüchtige Skizze der Streifzüge und Ausflüge entwerfen, die ich für dieses Jahr noch vorhabe: Sobald es die Jahreszeit gestattet, was wohl in einigen Tagen — um die Mitte Aprils — der Fall seyn wird, will ich nordwärts gehen, bald zu Canot, bald zu Pferde, meist aber zu Fuß. Das Land ist rauh und gebirgig, die Flüsse sind zahlreich, und nicht wenige Seen von beträchtlichem Umfange vorhanden. Es soll ein äußerst unwirthlicher Landstrich seyn; nichts als öde, wolkenhohes Gebirge, wohin sich, wie die Eingebornen sagen, die für ihre ganze Kost auf einige Wurzeln angewiesen sind, nur höchst selten ein verscheuchtes Wild verirrt.

Um die Mitte Aprils trat er mit einem Geleite, das aus einigen Eingebornen bestand und einem Dutzend Saumpferden, welche den erforderlichen Mund-, Jagd- und Lagerbedarf, das Herbarienpapier und dergleichen trugen, die Reise gen Norden an. Der Angabe eines Hudsonsbaifahrers, Namens A. M'Donald, zufolge, beschiffte er auf diesem seinem letzten unglücklich geendeten Streifzug im Columbiagebiete, über welchen, aus einer Ursache, die wir sogleich von ihm selbst umständlicher erfahren werden, alle Nachrichten mangeln, den Thompsons-Fluß, besuchte Oder-Caledonia, befuhr den Simons-Fluß, welcher sich 2 bis 5° nördlich von M'Kenzie's so genanntem kleinem Fluß, in den Australocean ergießt, und litt um die Mitte Junius 1835 auf dem Frasers-Fluß Schiffbruch.

Nach diesem Unfall trat er die Rückkehr nach Vancouver-Fort an, unternahm aber noch von der uns bereits aus seiner ersten Columbiareise bekannten Factorei Wallah-Wallah aus einen Ausflug nach den „Blauen Bergen," und bestieg später den Hood-Berg. Im Spätherbst sagte er dem Columbia für immer Lebewohl und ging nach dem Sandwichsarchipel ab.

Der 15 Junius 1835 (berichtet er selbst in einem Schreiben an Hooker von der Insel Woahu im Mai 1834) war einer der unglücklichsten Tage meines wechselvollen Reiselebens, denn da verlor ich, was ich „Mein Alles" nennen kann. Am Morgen jenes Tages scheiterte mein Canot auf dem Frasers-Flusse (dem Columbia M'Kenzie's,*) bei den sogenannten Felseninseln, und, mit Ausnahme der astronomischen und barometrischen Tagebücher, eines flüchtigen Notizenbuches, der Karten und Instrumente ging Alles zu Grunde. Meine botanische Notizensammlung sammt dem auf dieser Reise gesammelten Herbarium, welches unter Anderem 250 Moose enthielt, sind dahin, und was mich am tiefsten bekümmert, auch mein eigentliches Reisetagebuch, welches niemals wieder, selbst von mir selbst nicht mehr, ersetzt werden kann.

Der Landstrich, den ich bereist hatte, war durchweg gebirgig, am stärksten aber nach dem westlichen Ocean zu, und dennoch wird er in Bälde bevölkert seyn. Ich habe an den Unterstaatssecretär des Colonialministeriums, Hrn. Hay,**) in Betreff der Gränzlinie des Columbia Bericht erstattet, da die nordamerikanische Regierung sich dort festzusetzen strebt.

*) Man sehe die der Quartausgabe seiner Reise beigefügte Karte. Douglas.

**) Er ist, wenn wir nicht irren, kürzlich zum Statthalter des unter den jetzigen Umständen für Brittisch-Amerika und Brittisch-Westindien mehr als je strategisch wichtigen Bermuden-Archipels befördert worden. M.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 54** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Voltaire 1838 in Frankreich. — Lockharts Leben Sir Walter Scotts.** (Fortsetzung.)

Je das Abonnement dieses dem Auslande dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Mitglieder des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Buchhandlungen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 172.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Junius 1838.

Dr. Gosse in Griechenland und die orientalische Pest.

Unter den edlen Männern, die ächter Enthusiasmus und warme Menschenliebe nach Griechenland führten, war auch der Dr. Gosse aus Genf. Gegen das Ende 1826 ging er in das wild aufgeregte Land, zu den auf Tod und Leben kämpfenden Griechen, um ihnen als Arzt auf alle Weise nützlich zu seyn.

In solchen Umständen, wo ein Volk mit Tod und Leben ringt, und nicht nur für seine Freiheit, sondern auch für seine Existenz streitet, ist eine Specialität, ein bestimmter, beschränkter Beruf nicht genügend, und in solchen Augenblicken drängender Noth muß der rechte Mann überall Hand anlegen. So mußte auch Dr. Gosse gleich eine Menge seinem Beruf als Arzt ganz fremde Beschäftigungen übernehmen. Zuerst wurde er Generalcommissär der Flotte, und mußte in dieser Eigenschaft die Arbeiten und die Verproviantirung der Marine beaufsichtigen, sich mit der Aufstellung und Einrichtung eines Arsenals beschäftigen, Schiffe bauen oder ausbessern lassen. Bald darauf wurde er noch Steuereinnehmer, und mußte die Abgaben auf den Inseln, oft selbst mit Execution einfordern — ein Geschäft, das für einen freundlichen guten Mann, wie Dr. Gosse, so peinlich als schwierig war. Bei allen diesen ganz ungleichartigen Geschäften vergaß er jedoch sein ärztliches und wundärztliches Wirken nicht. „Bald — so erzählt er — bald war ich Arzt, bald Chirurg; so verband ich den tödtlich verwundeten Karaiskaky und pflegte den jungen Napoleon, Sohn Lucians, in seinen letzten Augenblicken. Von der Unterzeichnung eines Bons auf Lebensmittel schritt ich zu der Austheilung von Kanonen, Kugeln, Pulver, Schiffstauen und Segeltuch. Dann mußte ich wieder zu einer Amputation, zur Ausschneidung von Kugeln eilen, oder Fieberkranke besuchen.“ Alle diese Geschäfte brachten ihn in genaue Verbindung mit dem Admiral Cochrane und dem Grafen Capodistrias. Dr. Gosse könnte viel Interessantes und Aufklärendes über den politischen Gang dieser beiden Männer sagen, die auf Griechenlands Schicksal so großen Einfluß gehabt haben, desgleichen über die Parteien und Umtriebe, und die Umstände, die den General Cochrane veranlaßten, sich früher aus Griechenland zurückzuziehen, als er sich selbst vorgenommen hatte. Ganz neu, und der gewöhnlichen Ansicht ganz widerstreitend war uns die Bemerkung, daß nicht Rußland oder andere europäische Mächte für die Ernennung Capodistrias' zum Präsidenten gewirkt hätten, sondern der Admiral Cochrane. Möchte doch Dr. Gosse seine an Ort und Stelle gesammelten Materialien über Griechenlands Geschichte und politische Verhältnisse in jener Zeit bald herausgeben!

Fürs erste sind kürzlich seine Bemerkungen über die orientalische Pest 1837 und 1838 erschienen, die nicht allein für Aerzte von hohem Interesse sind, sondern auch für alle Regierungen, welche Anstalten gegen diese Krankheiten einrichten oder erhalten. Denn wenn längere Erfahrung die Beobachtungen des Dr. Gosse bestätigt, so müssen die ärztliche Behandlung der Pest und die Quarantaineanstalten gegen sie wesentlichen Veränderungen unterworfen werden. So behauptet der Verfasser der Relation de la peste qui a regné en Grèce en 1837 et 1838, daß die Inoculation dieser Krankheit, d. h. die Zeit zwischen dem Augenblicke, wo Jemand den Keim der Krankheit empfängt, und dem Augenblicke, wo sie sich zeigt und ausbricht, nie über zwölf Tage daure. Ist diese Beobachtung richtig und ganz allgemein, so kann die Quarantaine für die mehrsten Reisenden, die mit Segelschiffen aus dem Orient kommen, ganz wegfallen, oder braucht doch nicht mehr, wie jetzt, vierzig Tage zu dauern, denn dreizehn bis vierzehn reichten hin. Dieß wäre ein unermeßlicher Vortheil für den Handel, der durch die Maaßregeln der Sanitäts- und Quarantaineanstalten oft sehr empfindlich leidet.

Dr. Gosse hält bestimmt die Pest für ansteckend und behauptet, sie habe sich nur in Folge des Einfalls der ägyptischen Armee in Morea über Griechenland verbreitet, denn in diesem Heere war die Pest, und durch eine Auswechslung der Gefangenen theilte sie sich den Griechen mit. Zur Bestätigung seiner Ansicht führte er zum Ueberfluß einige merkwürdige Fälle an. So schützte sich die Stadt Nauplia ganz vor der Pest durch die Vorsicht ihrer Behörden, die alle Verbindung der Einwohner mit den Leuten von außen verboten und verhinderten. Die Krankheit wüthete in den Vorstädten, drang aber nicht in die Stadt selbst. Die Griechen, in Berührung mit bereits von der Pest angesteckten Aegyptiern oder eigenen Landsleuten, wurden nicht nur von dieser Krankheit ergriffen, sondern trugen sie auch

Digitized by Google

an alle die Orte hin, die sie berührten. So verbreitete die griechische Fregatte Aphrodite die auf ihr herrschende Pest auf allen Stellen der Küste, wo ihre Mannschaft ans Land stieg.

Hinsichtlich der Mittheilungsart nimmt der Dr. Gosse nach seiner Erfahrung zwei ganz verschiedene Wege an, die jedoch zu demselben Ende führen, nämlich die Berührung und den Hauch, entsprechend dem Virus und dem Miasma. Im ersten Falle wird die Krankheit durch Berührung so zu sagen inoculirt, und zeigt sich gleich in ihrem Beginnen local mit schwarzen Flecken, Eiterbeulen u. s. w. Die Hauptbehandlung besteht hier in der Cauterisirung, die manchmal das Uebel in seiner Wurzel ergreift und heilt, indem sie diese zerstört. Hierauf folgt dann eine innerliche Cur. Im zweiten Fall geht die Krankheit durch den Hauch ins Blut über, es ist ein ins Innere dringendes, gerade das Leben angreifendes Miasma. Es kommt Schwindel, Fieber, unaufhörlicher Durst, dann erst im zweiten Stadium schwarze Flecken und Pestbeulen, die nicht cauterisirt oder weggeschnitten werden, weil sie nur Folge des eingeathmeten und ins Blut und den ganzen Körper übergegangenen Miasma's sind. In diesem Falle muß die Behandlung im Anfang innerlich seyn.

Dieser Unterschied in dem Krankheitsprincip hat dem Dr. Gosse seine Pestcuren so erleichtert und gesichert, daß ihm von 114 Kranken, die alle schwarze Flecken und Pestbeulen hatten, nur vier gestorben sind. Solch ein merkwürdiger Erfolg beweist sehr für die Genauigkeit seiner ärztlichen Beobachtungen, und macht auf das Erscheinen des zweiten Theils seiner Arbeit aufmerksam, worin er von dem Ursprung der Pest, von ihren ansteckenden und nicht ansteckenden Eigenschaften, von der Art, die Krankheit zu besiegen oder zu concentriren, so wie von den Sanitäts- und Quarantaineanstalten handelt.

Die türkische Regierung hat endlich vor kurzem Sicherungsmaaßregeln gegen die Pest genommen, Quarantäne und Lazarethe werden angelegt, und an der Spitze dieser Sanitätsanstalten steht der Dr. Bulard, der französische Arzt voll selbstverläugnenden Eifers. Wie Dr. Gosse, studirte auch er die Pest im Orient an Ort und Stelle, machte vielfältige Versuche und widmet sein ganzes Leben dem Bemühen, über diese Geißel der Menschheit Herr zu werden. Beide Aerzte stehen — Dr. Gosse mit seinen frühern Beobachtungen — jetzt auf dem Punkt, wo eine der für die Menschheit wichtigsten Fragen entschieden werden muß.

Die Negeremancipation.

(Fortsetzung.)

Solche Beispiele sind freilich nicht sehr reizend; in den französischen Colonien wurde die Freiheit ausgesprochen, und die Sklaverei nur unter anderm Namen vermittelst barbarischer Gesetze aufrecht erhalten, in dem holländischen Guiana aber, wo die Neger sich gänzlich selbst überlassen sind, wo sie, nach Art der Marrons in einigen englischen Colonien, sich frei gemacht haben, führte die Trägheit zur Hungersnoth und zur Abnahme der Bevölkerung. Solche Beispiele vor Augen, kann freilich das Urtheil über den englischen Emancipationsversuch nicht sonderlich günstig ausfallen, und wir wollen deßhalb die wichtigsten Punkte dagegen zusammenstellen. „Das Lehrlingssystem, sagen die Gegner, ist geglückt, aber dieß beweist nichts für die Emancipation selbst: das Wort „Sklaverei" ist abgeschafft, aber die Sache, nämlich die gezwungene Arbeit, ist geblieben. Weigert sich der Lehrling zu arbeiten, so erhält er die Peitsche wie früher *); empört er sich, so sind die Truppen da, um ihn mit Gewalt zur Ordnung zurückzubringen." Dieß ist allerdings nicht zu läugnen, und somit erscheint die Lehrlingszeit, nicht wie man anfangs gern glauben möchte, als eine Art Uebergangsperiode zwischen Sklaverei und Freiheit, als eine moralische Vorbereitung, sondern nur als ein Theil der den Sklavenbesitzern zugeschiedenen Entschädigung. Doch das Schlimmste kommt noch, und wir müssen hier die betreffende Stelle aus Favard selbst anführen: „Man glaube doch ja nicht, daß das englische Ministerium über die wahrscheinlichen Folgen der Emancipation beruhigt sey, daß seine Selbsttäuschung so weit gehe zu glauben, daß Alles ohne Schwierigkeit vorübergehen und der Colonialreichthum nicht darunter leiden werde; ich weiß recht wohl, daß es im Parlament das vollkommene Gelingen seines Versuchs ankündigt; die Reden im Parlament circuliren im Auslande und sollen Nachahmer erwecken, aber sie können die Thatsachen nicht ändern, und nur daran sollen ernste Männer sich halten. Lord Brougham scheut sich zwar nicht zu behaupten, die Zuckerproduction habe sich überall verdoppelt, aber die Zollisten beweisen, daß zwei Jahre nach dem Beginn der Lehrlingsperiode eine Reduction von mehr als 25 Proc. stattgefunden hatte. Lord Glenelg hält im Parlament eine Rede zu Gunsten der Lehrlinge gegen die Pflanzer, er kann sich aber die Gefahren nicht verhehlen, welche das Colonialeigenthum bedrohen, er sieht ein, daß da, wo noch aus Mangel an Armen ungeheure Landstriche unbebaut liegen, es sehr schwer seyn wird, den freien Neger als Taglöhner bei den alten Pflanzungen zurückzuhalten, und er ergreift zum voraus seine Vorsichtsmaaßregeln. Ein Circular vom 20 Januar 1836 verbietet jedem Gouverneur der Colonien, in Zukunft Landverwilligungen zu ertheilen, außer an Personen, die durch ihr bereits erworbenes Vermögen dazu ein Recht hätten, und schreibt zugleich vor, alle Ländereien zu einem solchen Preise anzusetzen, daß sie nicht von Leuten ohne Capital angekauft werden könnten. Demnach wird es also der brittischen Menschenliebe gelungen seyn, an die Stelle der Sklaverei ein Proletariat zu setzen, das dermaaßen organisirt wäre, daß der Neger, wenn nicht mehr durch Strafen, doch durch Hunger zur Arbeit gezwungen würde. Und trotz aller dieser Vorsichtsmaaßregeln fürchte ich, daß die brittische Klugheit sich hier verrechnet haben möchte." Wenn es wahr ist, was hier in Aussicht gestellt wird, daß sich auch auf den englischen Inseln beunruhigende Symptome des Aufgebens der Feldarbeit und der Entwerthung der Güter zeigen, dann ist freilich der große Emancipationsplan als halb mißlungen anzusehen.

*) Nach den Angaben der Abolitionisten selbst sollen in den englischen Colonien während 22 Monaten nicht weniger als eine halbe Million Peitschenhiebe ausgetheilt worden seyn.

Digitized by Google

Spricht aber, möchte man fragen, nicht das Beispiel von Antigua, wo bekanntlich gar keine Lehrlingszeit stattfand, und neuerdings das von Barbados, wo die Colonialversammlung die Lehrlingszeit der Neger abzukürzen im Begriffe steht, gegen diese Ansicht? Auch darauf haben die Gegner der Maaßregel eine Antwort, welche freilich nur allzu wahrscheinlich wird, wenn man erwägt, daß die Colonisten auf Barbados mit für die beherzigsten gelten, daß demnach die Abkürzung der Lehrzeit nicht aus uneigennützigen Quellen fließt, wenn gleich Lord Brougham vor wenigen Tagen im Parlament erklärte, die Colonialversammlung von Barbados habe sich durch die Abkürzung der Lehrlingszeit unvergänglichen Ruhm bei der Mit- und Nachwelt erworben. Das Räthsel löst sich dadurch, daß auf beiden Inseln durchaus kein anbaufähiges Land mehr übrig ist, welches nicht schon seinen Eigenthümer hätte; die neugebackenen Freien sind also der Willkür ihrer Herren überlassen, welche den Taglohn bestimmen können, so daß die Neger ihnen eben so viele Stunden arbeiten müssen, als ob sie noch Sklaven wären. Die Colonisten zahlten anfangs den in der Emancipationsbill festgesetzten Taglohn, nämlich 5 S. 9 d. (1 fl. 5 kr.) des Tages; indem nun die Neger 4½ Tag arbeiteten, wie es für die Lehrlinge bestimmt war, gewannen sie ihren Unterhalt für die Woche, und waren an den übrigen 1½ Tagen zur Arbeit nicht zu bewegen, so daß bereits die Pflanzer zu der Drohung geschritten sind, den Taglohn herabzusetzen. Diese Drohung führte die meisten Neger zur Arbeit zurück, doch glaubt man, würden die Pflanzer später noch zur Verwirklichung ihrer Drohung schreiten. Gleiche Verhältnisse walten in dem verrufenen Barbados ob, und es läßt sich darum von diesen Inseln kein Schluß auf die übrigen machen, vielmehr bestätigt sich daraus die oben citirte Ansicht Favards, daß die Neger, wenn nicht mehr durch Strafen, so doch durch Hunger zur Arbeit gezwungen werden sollen.

Es fragt sich aber, ist dieß Mittel, der Hunger, in allen Colonien anwendbar, und hierauf muß man mit Gasparin, Favard und Lacharriere entschieden antworten: Nein, es ist nicht möglich. Wir wollen auf einzelne ungünstige Symptome, wie sie hauptsächlich auf Dominica und Nevis stattfanden, wo Zuckerpflanzungen in Brand gesteckt wurden, nicht eingehen, und uns an den nächsten und hauptsächlichsten Grund halten. In Guyana, in Trinidad und Jamaica ist noch Land in Menge übrig, und die Wälder bieten einen leichten Zufluchtsort dar. In Guyana hält man sich überzeugt, daß nach Beendigung der Lehrlingszeit die Bearbeitung der Zuckerfelder unmöglich seyn werde, und sucht alle Mittel auf, um fremde Arbeiter herbeizuziehen, wie wir auch kürzlich gesehen haben (s. Nr. 157), daß ein einziger Agent in Bengalen Auftrag hatte, 10,000 Kulis dort anzuwerben. Diese einzige Thatsache spricht für alle übrigen und macht die Nachricht glaublich, daß die Lehrlinge durch ihr ganzes Benehmen die Absicht kund geben, die mühsamen Zweige des Landbaues zu verlassen, und daß man ihnen jetzt schon die außerordentliche Arbeit zu einem unmäßigen Preise bezahlen muß. Zudem hausen, wie wir oben gesehen haben, freie Negerstämme im Innern, wenigstens des holländischen Guyana, und Indianerstämme sind in der Nähe.

Noch schlimmer wo möglich ist der Fall in Trinidad. Hier ist kaum der vierzehnte Theil der Insel angebaut, viele ehemalige Pflanzungen sind verlassen, und im Innern haust ein beträchtlicher Stamm freier Neger, welcher durch die Auflösung der schwarzen Truppen in Englands Solde entstand, und durch die auf den Sklavenschiffen weggenommenen Neger, so wie durch Marrons aus allen Theilen der Insel vermehrt wurde. Man kann sich leicht vorstellen, welche Aufregung die Nähe einer solchen Colonie bei den Negern unterhält, und um den jetzigen, wie den künftigen Zustand der Insel zu beurtheilen, braucht man nur zu wissen, daß binnen zwei Monaten, nach Bekanntmachung der Emancipationsacte, von 24,000 Lehrlingen sich 3000 den Marrons im Innern angeschlossen haben.

Die wichtigste Insel bleibt indeß immer Jamaica, und Hr. Gasparin bemerkt mit Recht, daß das Gelingen auf dieser Insel England für Alles entschädigen würde, wenn die Sache auch auf den übrigen noch so schlecht gehe. Allein hier gerade treffen manche höchst ungünstige Umstände zusammen: die Pflanzungen sind meist ungeheuer groß und enthalten zum Theil Tausende von Negern; nicht die reichen englischen Eigenthümer selbst wohnen hier, sondern ihre Agenten, welche fast allein, nur mit wenigen weißen Aufsehern, der ganzen Sklavenmasse gegenüber stehen, und kein Interesse, so wie gewöhnlich auch keinen Willen haben, die Civilisation der ihrer Obhut anvertrauten Neger zu befördern. Hier mochte das Eingreifen der specialen Magistrate am nöthigsten seyn, und doch vergleichungsweise am wenigsten fruchten, so wie auch hier an eine Vorbereitung zur Freiheit durch das Lehrlingssystem gewiß nicht zu denken ist. Die 300,000 Neger stehen den Weißen in bitterm Hasse gegenüber, und dieser Haß ist auch schon im J. 1831 in einem großen Aufstande zum Ausbruch gekommen. Ueberdieß besitzt noch Jamaica, wie Trinidad, eine Menge unangebauten Bodens, und in seinen unzugänglichen blauen Bergen eine schwarze Colonie, den Kern eines freien Volks, welches einst furchtbar werden kann. Die englische Regierung sah sich sogar bereits genöthigt, mit diesen Marrons zu unterhandeln, und ihre Unabhängigkeit anzuerkennen. Bei so bewandten Umständen läßt sich der auf ein starkes Mißtrauen auf den Ausgang der Sache deutende Befehl des Lords Glenelg in Betreff der noch unbebauten Ländereien, leicht erklären. Uebrigens führt noch Hr. Gasparin in dem Eingangs citirten Artikel den Umstand an, daß die Mehrzahl der Eigenthümer ihre Geschäfte auf eine Art ordneten, daß sie die Insel im Jahre 1840 verlassen könnten.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Douglas' zweite Reise am Columbia und am Rio Colorado.

(Fortsetzung.)

Reise vom Columbia nach der Sandwichsinsel Owaihi, Besteigung des dortigen Hochvulcans Mauna-Koa und Mauna-Roa.

Im October 1833 segelte Douglas vom Vorgebirge der verfehlten Hoffnung (Cape Disappointment) ab, verweilte einige Zeit im Hafen

von San Francisco, erblickte bei der Ankunft auf der Höhe der Sandwichsinseln das hochgipfelreiche Eiland Mauwi in einer Entfernung von 42 Meilen im Abendsonnenschein erglänzend, und langte um Weihnachten zu Owahu an. Den Seeanblick von Owaihi (oder Hawaii nach der v. Chamisso'schen sich genau nach der englischen richtenden Schreibweise), wohin er bald darauf segelte, schildert er als unbeschreiblich erhaben, das Große, Schöne und Anmuthige auf eigenthümliche Weise vermählend.

Besteigung des Mauna-Koa. *)

Anfangs Januar 1854 wurde die Reise auf den Mauna-Koa angetreten. Mit dem Eintritt in die den untern Gürtel dieses siebengipfeligen Vulcans beschattende Waldung begann sich eines der herrlichsten Tropenschauspiele zu entfalten. Gewaltige Baumstämme waren mit mannichfaltigen Schling- und Hängegewächsen überwoben und zahlreiche Baumfarrnarten gewährten anhaltende Beschäftigung. Die erste stürmische Regennacht wurde schon oberhalb der Bananenregion, doch noch immer im Waldgürtel, aus Mangel an trocknem Holz, aber ohne Feuer in einigen kleinen Hütten zugebracht. Das Ende der plötzlich aufhörenden Waldzone wurde am folgenden Tage beim heftigsten Regen, der erst am Tage darauf gegen Abend nachließ, mühsam erreicht. Die Baumstämme, welche auch da noch zwischen 60 und 70 Fuß hoch waren und von 8 bis 10 Zoll (?) im Umfange maßen, waren mit Moosen überzogen, welche nebst den zahlreichen Tillandsien und Farrnkräutern eine außerordentlich feuchte Atmosphäre andeuten. „Da die Wohnung eines da oben hausenden Wildhornvieh-Jägers noch anderthalb Meilen höher hinauf an einem schroffen Lavastrome liegt, so verschob ich die in botanisch-geographischer Beziehung wichtige Höhenmessung des Waldgürtelendes bis zu meiner Heradkunft, und ruhte eine Weile auf dem Rasenboden aus, der dicht mit Erdbeerstauden verschiedenerlei Arten überzogen war, wovon einige in Blüthe standen, andere wenige auch schon von Beeren geröthet waren." Die grasbewachsenen Halden des Berges wimmeln, wie man mir sagte, von wildem oder eigentlich verwildertem Hornvieh, dessen zahme Stammeltern von dem berühmten Seefahrer Vancouver nach dem Archipel gebracht worden waren.

Am Tage darauf — dem dritten der Mauna-Koa-Besteigung — erblickte ich während eines kurzen Intervalls, wo der Regen nachließ, den obersten Gipfel des Berges, welcher aus den Gewölken, die ihn umlagerten, hervortrat; er war mit Schnee bedeckt. Bei Nacht klärte das Wetter sich auf, und die Sterne und Sternbilder erglänzten an der unumwölkten Himmelsveste in unbeschreiblicher Pracht. In eben so unumwölkter Heitre brach der folgende Morgen an, und ich versuchte nun, vom erwünschtesten Wetter begünstigt, einige von den Hochpics des Berges, die nur dünn mit Schnee bedeckt waren. Die Lava war meistens von röthlicher, hie und da jedoch von schwarzer Farbe. Auf der Kuppe des höchsten Pics zeigte der Thermometer Fahrenheit (in welcher Tageszeit ist nicht angegeben) im hellen Sonnenscheine 40°; wurde er aber auf das merklich warme Lavagestein in einen Winkel von ungefähr 15° niedergelegt, so stieg die Säule auf 83°. Der Wind wehte oben aus allen Weltgegenden, denn die außerordentliche Höhe und die gewaltige Masse von Wärmestoffen zerstören den Passat gänzlich. *) Das letzte Gewächs am Ende der Vegetationsgränze war eine gewaltige Compositä-Art, **) welche eine Säule hohlzylinderförmig übereinander gebogener spitziger, mit einem seidenartigen Flaum überzogener Blätter darstellt.

Der große Einfluß, den der vulcanische Zustand des Mauna-Koa auf seinen Pflanzenwuchs ausübt, und die dadurch bewirkte Verschiedenheit des letztern von demjenigen anderer Bergriesen, treten deutlich hervor. Auf dem Mauna-Koa ist keine Gränzlinie zwischen den phanerogamen und kryptogamen Gewächsen vorhanden; die Marken des Pflanzenwuchses selbst aber sind aufs schärfste gezogen, und die Arten nehmen nicht, wie es auf so großen Berghöhen doch allerwärts der Fall ist, allmählich in Zahl und Höhe ab. Am obern Rande der Waldzone, oder wie man sie auch nennen könnte, der „Baumlinie," zeigte der Barometer 21,450' (englisches Maaß), der Thermometer 46° um 2 U. n. M. Unmittelbar darauf beginnt eine Region, in welcher 8 bis 400 Fuß hohe Lavablöcke mit tiefen Klüften und gähnenden Spalten abwechseln. Diese Zone des Berges ist überaus malerisch und erhaben. Der Pflanzenwuchs derselben besteht aus drei niedern oder eigentlichen Zwergbaumarten, womit die Blöcke hie und da bewachsen sind, dann einer Himbeerart, der Erdbeere in mannichfaltigen Arten, einigen Alpengewächsen u. s. f. Sie erstreckt sich bis hinan, wo der Barometer 20,620', der Thermometer 46° und der Hygrometer 50° zeigen. Die dritte Region scheint der große Born und Herd der Lava zu seyn, und reicht bis dahin, wo der Barometer 20,010', der Thermometer 55° zeigten. An dem Orte, von wo am nächsten Morgen in Begleitung zweier nordamerikanischen Reisenden die Besteigung der eigentlichen Gipfelhöhe des Berges unternommen wurde, stand der Barometer um 6 Uhr früh 20,000', der Thermometer 24°, der Hygrometer 20°, und von der Kuppe herab blies ein schneidender Wind, welcher vorzüglich den durchaus unabgehärteten Fingerbeeren, die sich bei uns befanden, hart zusetzte, so daß wir sie mit noch mehr Decken und Röcken verwahren mußten. Der gegen 4 Meilen lange sanft ansteigende Weg ging über mächtige Lavablöcke und Schlacken von der mannichfaltigsten Form, Größe und Farbe, die alle Abstufungen der Calcination zeigten. Diese Region kann man das Tafelland oder das Plateau nennen, auf welchem die zahlreichen eigentlichen Vulcane liegen. Sie gleicht in ihrem Aussehen einem emporgehobenen Bett oder Rinnsal eines gewaltigen Flusses. An manchen Plätzen sind die runden Lavahügel so regelmäßig hingestellt, und der Sand ist ringsumher so geebnet, daß man sich auf einem Hochwege oder Damme zu befinden wähnt; in andern Gegenden scheint dagegen die Lava stromartig hingeflossen zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

*) Nachstehender Mittheilung der ersten botanischen Reise auf die beiden höchsten Berge des Sandwichsarchipels und der botanischen Welt überhaupt wollen wir eine jetzt wohl schon vergessene bedeutsame Stelle aus G. Hafels im Jahre 1825 erschienener „Vollständigen und neuesten Erdbeschreibung von Australien" voranschicken: „Die Flora dieser Inseln (der Sandwichsgruppe) erwartet noch ihren aufmerksamen Beobachter; vor Allem bieten die dem ewigen Schnee angränzenden Höhen von Owaihi bei ihrer Abgeschiedenheit die geheimnißreichste, reizendste Aufgabe für den Botaniker. M.

Capitän Burnes hat in den Ländern westlich vom Indus mehrere große Heerden vorzüglicher Schafe angekauft, um sie nach Dekkan zu schicken. Er war mit diesem Ankaufe beauftragt in der Absicht, die indische Wolle dadurch zu verbessern und dem Handel des Landes einen neuen Aufschwung zu geben.

*) Completely destroy the trade wind. Diese zwischen den Tropen liegenden hohen Inseln sind nämlich dem ewigen Passat ausgesetzt. M.

**) Das Argyrophyton Douglasii, abgebildet in Hookers Icon. Plant. T. 76.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 173.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Junius 1838.

Die Perlenfischerei bei Ceylon.

(Aus Dr. Ruschenbergers Reise um die Welt.)

Die Perlen-Bänke von Ceylon bestehen aus Corallenriffen, die sechs bis zehn (englische) Meilen vom Ufer entfernt sind; ihre gewöhnliche Tiefe beträgt fünf bis sieben Klafter, nur an den Bänken von Arippo, wo die beinahe bis an die Oberfläche des Wassers steigenden Corallen einen Schutz gegen die Gewalt der Passatwinde und Strömungen bilden, erreicht die Perlenauster hauptsächlich ihre Vollkommenheit. Sobald die jungen Austern aus dem Ei kriechen, schwimmen sie in unermeßlichen Haufen im Meer umher; wenn sie an Umfang und Schwere ein wenig zunehmen, sinken sie unter, und hängen sich vermittelst eines Bartes und eines aus ihnen erzeugten klebrigen Stoffes sogleich an den Felsen an; daselbst bleiben sie sicher, bis die Länge der Zeit die Fibern ihrer Bärte geschwächt oder sie der Kraft, sich anzusaugen, beraubt hat, alsdann fallen sie von ihren Corallenstützen ab, und liegen haufenweise unten auf dem Sandgrunde. Die Taucher behaupten, die Auster sey sechs und ein halbes Jahr alt, wenn sie von den Riffen abfällt; angenommen wird, daß sie in sieben Jahren auswächst, und bald darauf stirbt. Während der Zeit, wo sie hängen, sind sie an den Felsen manchmal in fünfzehn Zoll oder zwei Fuß dichten Haufen beisammen. Die besten Perlen findet man gewöhnlich an dem fleischichten Theil der Austern, nahe an der Häspe der Schaale, jedoch sind sie auf keinen Theil des Thiers beschränkt. Man hat Beispiele, daß eine einzige Muschel über sechzig Perlen enthielt; allein die Seltenheit dieser Schätze wird daraus offenbar, daß die Muscheln während des Fangs zu Aripo weniger kosten, als die Austern in England.

Die Perlenfischerei ist ein Regierungsmonopol, welches nach sehr gerechten und verständigen Grundsätzen gehandhabt wird, denn ohne ein Schutz-System würde die Perlenfischerei bald ohne Nutzen seyn; die Betten und Bänke würden verwüstet werden, und die Austern selbst aus den Gewässern von Ceylon verschwinden.

Während der im November herrschenden Windstille werden die Bänke von erfahrnen Beamten untersucht, und Muster von Austern nach dem Sitze der Regierung gesendet. Zeigte sich das Resultat der Untersuchung günstig, so wird der Fischfang vermöge einer öffentlichen Anzeige bekannt gemacht, welche bestimmt, wann und an welcher Bank derselbe stattfinden, wie weithin derselbe gehen, und wie viele Boote zur Betreibung desselben in Anwendung gebracht werden dürfen. Diese Boote sind von sehr plumper Bauart, meistens zu acht bis fünfzehn Tonnen und ohne Verdeck. Sie verlassen um Mitternacht, von Landwinden begünstigt, das Ufer, und legen sich in der Nähe der Wachtschiffe der Regierung und der Fischbänke vor Anker. Kurz vor Anbruch des Morgens wird ein Signal zum Anfang des Tauchens gegeben, und um Mittag wird ein Geschütz abgefeuert, worauf dasselbe aufhört.

Die Mannschaft des Bootes besteht aus einem Tindal oder Meister, aus zehn Tauchern, und dreizehn weitern Männern, welche das Boot führen, und die Taucher während des Fangs bedienen. Jedes Boot hat fünf Rauchsteine (die zehn Taucher lösen einander ab); denn fünf Taucher sind während der Fangzeit immer in der Arbeit. Das Gewicht eines Tauchsteins beträgt 15 bis 25 Pfund, je nach der Größe des Tauchers; einige kühne Leute hielten es für nothwendig, 1 bis 5 Pfund Stein im Gürtel zu tragen, um sich in den Stand zu setzen, auf dem Meersgrunde fest zu stehen, und ihr Netz mit Austern zu füllen. Die Form eines Tauchsteins gleicht einem Tannenzapfen, und derselbe hängt an einem doppelten Stricke.

Das Netz besteht aus Coir-Garn, ist 18 Zoll tief, und an einem 18 Zoll weiten Reif befestigt, der mit einem einzigen Seile in die Höhe gehoben wird. Wenn man sich zum Fang bereitet, so ziehen sich die Taucher ganz aus, bis auf ein kleines Stück Tuch; nach vollbrachtem Gebet tauchen sie plötzlich in das Meer und schwimmen zu ihren Tauchsteinen, welche ihre Handlanger an einem Seile über die Seite der Boote hinausgehoben haben, ihren rechten Fuß oder die Zehen setzen sie zwischen das doppelte Seil am Tauchsteine, und befestigen den obern Theil des Seiles an einen auf der Seite des Bootes hervorragenden Stab. Dadurch, daß er alle Theile des Seiles festhält, ist er in den Stand gesetzt, sich selbst und den Stein zu halten, und er hebt diesen oder läßt ihn nieder, nach seinem Belieben, während er

Digitized by Google

auf der Oberfläche bleibt; dann setzt er seinen linken Fuß auf den Reif des Netzes und drückt es an den Tauchstein, indem er zugleich das Seil in der Hand behält. Die Handlanger sind dafür besorgt, daß die Seile stets ungehindert vom Boote ablaufen können.

Wenn der Taucher auf diese Weise vorbereitet ist, so hebt er seinen Körper so viel er im Stande ist, hierauf athmet er aus voller Brust auf, drückt seine Nasenlöcher mit Daumen und Zeigefinger zu, und fährt so schnell als der Stein sinkt, in die Tiefe. Sobald er den Grund erreicht, verläßt er den Stein, welcher von den Handlangern in die Höhe gezogen wird, hält sich im Grunde fest und fängt an sein Netz zu füllen. Um dieses zu thun, kriecht er manchmal über einen Raum von acht oder zehn Klafter hin und bleibt eine Minute unter dem Wasser: wenn er wieder in die Höhe steigen will, so zieht er an dem Seile des Netzes, was augenblicklich von den Handlangern bemerkt wird, welche es so schnell als möglich in die Höhe ziehen. Der Taucher bleibt mit dem Netze zurück, bis dasselbe so weit vom Boden frei ist, daß es nicht in Gefahr kommt, hängen zu bleiben, und fängt dann an, sich selbst mit den Händen an dem Seil aufzuziehen, welches die Handlanger gleichfalls in die Höhe ziehen. Wenn hiedurch sein Körper einen Trieb aufwärts erhalten hat, so läßt er das Seil los, setzt seine Hände in die Lenden, und erhebt sich schnell auf die Oberfläche, schwimmt zu seinem Tauchsteine, und nachdem indessen der Inhalt seines Netzes in das Boot ausgeleert ward, ist er schon wieder bereit, hinabzufahren. Ein einziger Taucher ist im Stande, in einem Tage 1000 bis 4000 Austern zu sammeln. Selten bleiben sie länger als eine Minute unter dem Wasser, meistens bleiben sie 53 bis 56 Sekunden unten; verlangt man aber, daß sie so lange als möglich unten bleiben, so halten sie es manchmal über 80 Sekunden unter dem Wasser aus. Sie werden durch ein singendes Geräusch in den Ohren gemahnt, in die Höhe zu steigen, und zuletzt durch eine dem Schlucker ähnliche Empfindung.

Die Taucher haben einen großen Glauben an die Macht des Haifisch-Zauberers, und viele von ihnen wollen nur dann unter das Wasser, wenn er gegenwärtig ist; der ehrliche Zauberer wird daher von der Regierung bezahlt, und flößt zum wenigsten den Tauchern eben so viel Zutrauen, als den Haifischen Schrecken ein. Ein Viertheil der erhaltenen Austern gehört den Tauchern, der Rest wird öffentlich versteigert. Der jährliche reine Ertrag der Perlenfischerei wird auf 14,000 Pf. St. berechnet; im J. 1833 aber, wo 1230 Taucher angestellt waren, belief sich derselbe auf mehr als 25,000 Pf. St.

Die Negeremancipation.

(Fortsetzung.)

Geht man fortwährend von dem Standpunkt aus, den jetzigen Culturzustand Westindiens, und namentlich die jetzigen Culturarten zu erhalten, dann ist, wie sich aus dem Bisherigen ergibt, von einer allgemeinen Emancipationsmaaßregel allerdings kein Heil zu erwarten, und was auf den französischen Inseln geschehen ist, möchte wohl noch am meisten zum Guten führen. Herren und Sklaven sind mit der Zeit fortgeschritten: der Herr z. B. kann, obwohl er streng genommen das Recht dazu hat, dem Sklaven sein Erworbenes nicht entziehen und sich zueignen, er würde sich dadurch entehren und zudem wahrscheinlich bald ruinirt seyn, denn die Neger, erbittert über sein Benehmen, würden ihn verlassen und Marrons werden. Eben so ist es gewissermaaßen unmöglich, Neger zu kaufen ohne deren stillschweigende Einwilligung, und ein Herr, der im Rufe der Grausamkeit stünde, würde seinen Kauf bald bereuen. Somit ist im Grunde die Sklaverei wenig mehr als eine Auflage auf die Arbeitszeit des Negers, und in diesen allmähligen Fortschritt könnte eine allgemeine Emancipationsacte nur störend eingreifen. Die alten Colonialgesetze waren alle darauf berechnet, die Sklaverei für immer aufrecht zu erhalten, und sie hatten deßhalb die freiwilligen Emancipationen einzelner Sklaven sehr erschwert. Diesem Uebelstand ist durch eine Ordonnanz vom 11 Julius 1832 abgeholfen worden: um einen Sklaven zu emancipiren, bedarf es jetzt nichts mehr als einer Erklärung vor einem einschlägigen Beamten. In Folge dieser Erleichterung sind im Laufe der letzten 6 Jahre 32,000 Sklaven freigelassen worden, ein Zehntheil der ganzen Sklavenbevölkerung der französischen Antillen. Auf diese Weise treten eine Menge Neger nach und nach in den Stand der Freien über, sie lernen sich als Freie fühlen, wenn sie gleich vielleicht die Freiheit mit harter Arbeit erkaufen müssen, aber die Freiheit hat noch einen besondern Werth, denn sie ist noch kein gemeinsames Gut.

Indeß ist auch dieser Weg erst dann als ganz sicher zu betrachten, wenn die Freigelassenen allmählich sich zu Feldarbeiten bereit zeigen, was bis jetzt noch nicht der Fall ist; Feldarbeit gilt für das Merkmal eines Sklaven, weil sie bisher nur von Sklaven betrieben wurde, und darum will sich der Freie nicht dazu bequemen. Die Freigelassenen strömen in die Städte, wo sie ohne genügende Beschäftigung und gesicherte Unterhaltsmittel, eine gefährliche Plage der Gesellschaft zu werden drohen; darum ist eine strenge Polizei in den Städten nöthig, welche sie hinaustreibt auf das Land, wo sie dann zur Feldarbeit irgend einer Art greifen müssen. Die ungeheure Zahl Proletarier, wie sie die englische Emancipationsacte auf einmal erschafft, wird immer äußerst schwer zu organisiren und in Ordnung zu halten seyn; aber auf den französischen Inseln, wo die Classe der unbeschäftigten Freigelassenen, im Verhältniß zu der besitzenden Classe und den noch zur Feldarbeit gezwungenen Sklaven, klein ist, kann man viel leichter zum Ziele gelangen. Denn es mehrt sich die Zahl der Freien mit jedem Tage, und sie müssen auf neue Unterhaltsmittel denken, die Handwerke genügen nicht mehr, und so durch die Noth gedrängt, und durch kluge Maaßregeln der Regierung dazu aufgefordert, werden sie vielleicht doch am Ende zur Feldarbeit greifen. Hier stoßen wir auch auf einen Punkt, welchen, wie es scheint, der in Paris erzogene Gasparin gar nicht erwähnt, die beiden Pflanzer Favard und Lacharriere aber mit großem Nachdruck hervorheben, nämlich die Nothwendigkeit eines Religionsunterrichts für die Neger. Unglücklicher Weise ist aber noch in den französischen Colonien,

Digitized by Google

wie auch in St. Domingo, der Gedanke an den Priester mit dem an die Sklaverei verknüpft; als der Convent die Freiheit der Schwarzen aussprach, wurde zugleich der Cultus abgeschafft und die Priester verfolgt. Diese Ereignisse ließen einen tiefen Eindruck bei abergläubischen, nur geringer Ueberlegung fähigen Menschen zurück, und sie sind vom Vater auf den Sohn und den Enkel wie eine Tradition übergegangen. Die Regierung hat seit einiger Zeit etwas für den religiösen Unterricht gethan, aber der alte Geist des Unglaubens und des Hasses gegen die Geistlichkeit bricht bald da bald dort hervor: so wollte der Marineminister nach der Revolution von 1830 die dem Seminair von St. Esprit, welches die Priester für die Colonien lieferte, bewilligte Unterstützungssumme streichen, und stand nur auf die dringenden Vorstellungen der Colonisten davon ab. Diese letztern rechnen hauptsächlich auf den Religionsunterricht, daß er die Ehen befördere und Ordnungsliebe unter den Schwarzen erhalte. Im Grunde sehen sie also in der Religion nur ein weiteres Polizeimittel.

Der Plan der Colonisten, oder richtiger gesagt der Plan, den die beiden Herren Favard und Lacharriere vorschlagen, ist ganz einfach. Seit der gänzlichen Abschaffung des Negerhandels ist der Grund zur Emancipation gelegt; ehe nicht der Negerhandel abgeschafft war, konnte man an keine Emancipation denken, weil die Sklaven fortwährend durch ganz rohe Afrikaner recrutirt wurden; jetzt aber ist dieß Hinderniß gehoben und zugleich durch die Erleichterung der Freilassungen die Schranke niedergebrochen, welche die Vermehrung einer freien Mittelclasse hinderte. Diese erstarkt jetzt allmählich und vermehrt sich mit jedem Tage: sie ist nicht so zahlreich, daß sie Unruhen erwecken könnte, und darum genöthigt, ihren Unterhalt durch Arbeit, vielleicht bald auch durch Feldarbeit zu suchen. Ist dieß Letzte einmal erreicht, so kann man (ihrer Ansicht nach) so ziemlich gewiß seyn, daß die ganze Umwandlung ohne Störung der Ruhe und Wohlfahrt der Colonien vorübergehen, binnen 30 Jahren etwa vollendet seyn wird, und zwar ohne daß der Staat, wie in England, eine Entschädigung zahlt, welche sich nach einer mäßigen Berechnung auf 3 bis 400 Millionen Franken belaufen müßte.

Noch haben wir hier einige Worte über Passy's Plan zu sagen, bei welchem es wahrscheinlich nur auf Popularitätsjagd abgesehen war: nach demselben soll jedes Kind, welches von nun an in den Colonien geboren wird, frei seyn, und der Eigenthümer der Eltern für dessen Unterhalt jährlich 50 Franken bis zum 10ten Jahre des Kindes erhalten; ferner soll jeder Sklave das Recht haben, sich um eine durch Schiedsrichter, welche vom Staate ernannt sind, bestimmte Summe loszukaufen, und verheurathete Sklaven sollen beim Verkauf nicht getrennt werden. Letztere Bestimmung verräth die Unwissenheit des Hrn. Passy, denn schon das Edict vom Jahre 1685 verbietet dieses.

Den größten Einwurf, welchen man gegen die Bestimmung erheben kann, „daß das Kind frei, die Eltern aber Sklaven seyn sollen," liegt in dem tiefgewurzelten Vorurtheil, das die Freien und die Sklaven trennt; vor dieser Schranke verschwindet Alles, und die Familienbande, die erste Bedingung aller gesellschaftlichen Verfassung, werden zerrissen. Doch abgesehen hievon sind alle Umstände gegen eine solche Maaßregel, und es bedarf zu diesem Ende eines einzigen Blicks auf die Behandlung der schwangern Sklavinnen und der Kinder. Favard sagt hierüber: „Sobald eine Negerin ihre Schwangerschaft erklärt, wird sie jeder Arbeit enthoben, die ihrer Lage schaden kann, und kommt in das sogenannte kleine Atelier, wo sie nur mit leichten Arbeiten beschäftigt wird, die ihr die nöthige Bewegung geben, denn sonst möchte sie immer liegen bleiben, was ihr sehr schädlich wäre. Ihre Nahrung ist jetzt gewählter, und ihre kleine Haushaltung wird auf einen bessern Fuß gestellt. Zur Zeit ihrer Niederkunft bleibt stets eine der Matronen der Pflanzung bei ihr, um sie zu pflegen, und oft wird sogar auf ihr Verlangen eines ihrer Kinder zu ihrer Verfügung gestellt. Der Herr trägt alle Kosten ihrer Niederkunft, wie bedeutend diese auch seyn mögen, und während des ersten Monats erhält sie die Kost von seinem Tische. Erst nach drei Monaten kehrt die Mutter in das kleine Atelier zurück, wo sie stets ihrem Kinde die Brust reichen kann, und dieses letztere wird der Sorge alter, zu diesem Dienste bestimmter Frauen übergeben, welche alle mögliche Sorge dafür tragen. Schon lange hat das Interesse der Herren in unsern Colonien ohne alles Geräusch die Institute geschaffen, welche die Philanthropie unter dem Namen der Kleinkinderschulen (Salles d'asile) als eine ihrer edelsten Schöpfungen lobpreist; auf jeder Pflanzung befindet sich eine solche Anstalt, wo die Kinder unter der Aufsicht zweier alten Frauen stehen, die sie nie aus den Augen lassen; alle Abende werden sie ihren Müttern zurückgegeben, von denen man sie nicht ganz trennen will. Auf diese Weise werden sie bis ins 12te oder 13te Jahr erzogen, wo sie allmählich einige kleine Dienste leisten können." Was soll nun an die Stelle dieser Versorgung treten? So wie der Herr weiß, daß das neugeborne Kind nicht einst von ihm abhängen und durch seine Arbeit seinen Reichthum vermehren soll, so beginnt die kalte Berechnung: wird man noch die Schwangern und die Mütter so sorgsam pflegen? wird der Eigenthümer für das Kind, welches nicht mehr ihm gehören soll, noch eben so viel Sorge tragen und Kosten aufwenden? Das heißt auf die Menschlichkeit, Großmuth und das Wohlwollen der Pflanzer ein wenig viel bauen. Die Lage des armen Kindes ist also nicht besser, sie ist weit schlechter als vorher, und die Freiheit, welche es einst als erwachsener Mensch genießen soll, wird es kaum für die Leiden der Jugend entschädigen, vorausgesetzt, daß das Kind sie überdauert; denn wie wird die Mutter das Kind pflegen, nähren und kleiden, da alle ihre freie Zeit dem Herrn gehört? Wo man also hinsieht, stößt man auf Schwierigkeiten, und das Mindeste, was man von dem Vorschlage in dieser Beziehung sagen kann, ist, daß er sich bei genauer Untersuchung als ganz unpraktisch zeigt. Mehr Schein hat der Vorschlag des gezwungenen Loskaufs, und doch findet auch dieser bei den Gegnern einer allgemeinen Emancipationsacte keine Gnade; die Gründe dagegen sind in kurzen aber vielsagenden Worten von Favard zusammen gestellt: „Man hüte sich doch, den Herren und Sklaven einander feindselig gegenüber zu stellen, da dieß nur sehr ernste Nachtheile und selbst Gefahren zur Folge haben kann: auf der einen Seite macht man aller Freigebigkeit des Herrn ein Ende, und zerstört das Gefühl des Wohlwollens,

Digitized by Google

das ihn gegenwärtig bewegt, seinem Sklaven alle Mittel zu verschaffen, seine Lage zu verbessern, einigen Wohlstand zu gewinnen, überhaupt ein Eigenthum zu erwerben, das von dem Herrn stets geachtet wird, weil der Sklave keinen den Interessen desselben zuwiderlaufenden Gebrauch davon machen kann. Auf der andern Seite erweckt man bei dem Sklaven gefährliche Leidenschaften, die ihn nur zum Bösen treiben können; denn von dem Augenblicke an, wo man dieses Recht des Eigenthums ihm verleiht, wo man ihn aufmerksam macht, daß er sich vermittelst seines Besitzthums die Freiheit erwerben kann, von diesem Augenblicke an, sind ihm alle Mittel recht, sich solches zu erwerben, der Diebstahl ist hiezu das leichteste, und wird auch das gewöhnlichste seyn. Der Sklave, der sich nicht selbst angehört, ist natürlich auch nicht sehr geneigt, das Eigenthumsrecht zu achten, bis jetzt aber haben Disciplinarstrafen hingereicht, diese Neigung zu unterdrücken; da er meist nur physische, leicht zu befriedigende Bedürfnisse kennt, so kann die Versuchung sich fremdes Gut anzueignen nie sehr lebhaft seyn; gibt man aber dieser Neigung den mächtigen Reiz, die Freiheit zu erlangen, dann wird er wohl wahrscheinlich keinen Zügel mehr kennen, und wird sehr schwer zu unterdrücken seyn."

(Fortsetzung folgt.)

Die Kangjars in Indien.

Die Kangjars sind ein zigeunerartig umherstreifender Stamm, welche namentlich auf die Vögel Jagd machen vermittelst eines leichten Wurfspeers. Sie essen kein Rindfleisch, aber Krokodile, und was ihnen sonst in den Weg kommt. Die Männer sammeln Pfauenfedern zum Verkauf, und machen Stricke aus einem Gras, Sabe genannt, was ihre Hauptarbeit zu seyn scheint, um sich Korn zu verschaffen; in der heißen Jahreszeit machen sie sich einen Verdienst, indem sie eine gewisse Art Graswurzeln für Europäer sammeln. Ihre Frauen sind in einem der von ihnen bewohnten Districte (in der Nähe von Patna) fast die einzigen, welche die weiblichen Hindus tättuiren. Sie verehren eine Göttin, Namens Bibi (ein persisches Wort, das eine Frau bedeuten soll), und einen Mann, Namens Porandhami. Sie bringen Opfer, und der Priester, dessen Amt erblich ist, heißt Phuldhariya. Sie behaupten, daß Leute aus hohen Kasten schon zu ihnen übergetreten seyen, nehmen aber Niemand aus niedern Kasten auf. Sie leben gewöhnlich in kleinen tragbaren Schuppen, in Patna aber haben sie zwei oder drei Buden, wo sie Stricke und Graswurzeln verkaufen; die Eigenthümer derselben haben einiges Capital, und verwenden ihre Brüder zum Einsammeln. (Eastern India.)

Chronik der Reisen.

Douglas' zweite Reise am Columbia und am Rio Colorado.

Besteigung des Mauna-Koa.

(Schluß.)

Die Besteigung des großen Pics begannen wir von der Nordostseite und vollbrachten sie in einer Stunde. Dieser Pic ist der höchste unter den Kuppen oder Feueröffen des Mauna-Koa, die sich von einem entsetzlich rauhen, 665 Fuß lang in nordwestlicher Richtung hinstreichenden Lavakamm erheben. Vier Fuß unterhalb der obersten Kuppe dieses Hochgipfels zeigten der aufgehängte Barometer um 11 Uhr 20' N. M. 18,562', der Thermometer 35°, der Hygrometer 0'' 5. Auf den bloßen Lavaboden in einen Winkel von 27° gelegt und dem Wind ausgesetzt, zeigte der Thermometer 87°, und um die Mittagsstunde 41°; wurde er aber in der Hand gehalten und der Sonne aufgesetzt, so stieg er gar nicht im geringsten. Die Um- und Aussicht war unaussprechlich erhaben. Mittags begannen am Saume des Gesichtskreises einige Schneeverkündende weiße Wolken sichtbar zu werden, und alle Anzeichen eines herannahenden Gebirgssturmes erschienen. Die ganze Südostspitze der Insel war den ganzen Tag hindurch mit einem Wolkenschleier bedeckt, so daß sie einer großen Schneefläche glich. Es läßt sich wohl annehmen, daß auf einem so gewaltigen Feuerberge, wie der Mauna-Koa, welcher überdieß von dem unermeßlichen Australocean umgeben ist, die Schneelinie bedeutend höher hinaufgerückt seyn muß. Wirklich war, mit Ausnahme des Nordabhanges oder einiger durch große Lavablöcke geschützte Stellen, nirgends oben Schnee zu sehen, und selbst auf der Spitze des Hügels, an welchen der Barometer befestigt war, lagen nur einige Flockenhaufen. Unter Anderem fiel mir der Umstand, daß der Ton oben dem Anschein nach keine Verringerung erlitt, als merkwürdig auf. Ich meine hiemit nicht eine Veränderung der Schnelligkeit seiner Fortpflanzung, die einem wohlbekannten Gesetz unterliegt, sondern seiner Intensität. Außer der Schneelosigkeit des Mauna-Koa mag auch die eigenthümliche oryktognostische Beschaffenheit desselben zur Bewirkung dieses Umstandes beitragen. Auf Bergen, welche niedriger als der Mauna-Koa, deren über die Schneelinie hinausragender Gipfel jedoch mit ewigem Schnee und Eis bedeckt sind, mußte ich öfter jedem Laut, so heftig ich es nur vermochte, meinen Begleitern ins Ohr schreien, um von ihnen verstanden zu werden, und auf den hohen Schneepics des nordwestlichen Amerika's wird die doch so furchtsame Antilope durch den Knall eines in ihrer Nähe abgefeuerten Gewehres nicht aufgescheucht.

Als ich am folgenden Morgen nach einer stürmischen Regennacht die weitere Rückkehr antrat, waren der Mauna-Koa, wie auch der Mauna-Roa, bis tief zur Waldregion hinab in Schnee gehüllt. Die gesammelten Pflanzen, worunter eine herrliche Reihe von ungefähr zweihundert Farnarten, darunter wahrhaft riesenhafte, welche den Vergleich mit den von Wallich gesammelten nicht zu scheuen haben, und ungefähr hundert Moose, waren in Körben aus Coa gepackt. Die Coa ist ein großer, prächtiger Baum von der Akaziengattung, dessen Holz mahagonyartig, jedoch von hellerer Farbe ist. Auch eine oryktognostisch-geologische Sammlung vom Mauna-Koa befand sich dabei.

Die Scenerie ringsumher war so namenlos prachtvoll, daß ich mich des gräulichen Unwetters ungeachtet mehrmals unwillkürlich unter irgend einem hohen, weitschattenden Baumfarrn, der mehr zur Föhren- als zur Farrnfamilie zu gehören schien, niederließ, um mich an der unerschöpflichen Mannichfaltigkeit der mich umgebenden Pflanzen- und Gesteinformen zu weiden. Der Fund einer Farrnart, welche dem Asplenium viride meines schottischen Heimathlandes sprechend ähnlich ist, erfüllte mich mit unsäglicher Freude, und erweckte zugleich süße und wehmüthige Gefühle, Erinnerungen an die so ferne Heimath, in meinem Busen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 174.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Junius 1838.

Lebensbilder aus Portugal.

Rückkehr von Setubal nach Lissabon.

Als ich das erstemal nach einem längern Aufenthalte in Setubal wieder nach Lissabon zurückkehren wollte, mußte ich mich entschließen, diese Tour ganz allein anzutreten, da sich auch Niemand zufälligerweise fand, der mir Gesellschaft geleistet hätte, was nichts weniger als angenehm in einer Gegend ist, die so oft durch Räuber unsicher gemacht wird. Wenn auch eine Gesellschaft von einigen Personen eben keinen großen Schutz gewährt, so reist man doch getroster, man hat wenigstens die Beruhigung, nicht so ganz allein aus der Welt zu fahren, oder daß der eine und der andere der Gesellschaft sich rettet und Hülfe herbeiführen oder wenigstens die Nachricht überbringen kann: da oder dort hat man diesen und jenen erschlagen, erschossen oder erstochen. Aus der Welt geschafft zu werden, ohne daß man weiß, wo man hingekommen, verschollen zu seyn und hinter einem Busche oder in einem Graben von Raubthieren gefressen zu werden oder zu verfaulen, hat von jeher immer etwas Gräßliches und Unheimliches für mich gehabt, und doch hätte mir dieses oft begegnen können, da ich so Manches in meinem Leben wagte, was ein Anderer nicht gewagt haben würde. Erst dann, wenn ich mitten drinnen saß und nicht mehr vor noch rückwärts konnte, fiel mir ein, daß ich einen dummen Streich gemacht. So hatte ich mich einstens in den unermeßlichen, hügeligen Grassteppen Brasiliens auf der Jagd verirrt; durch Verfolgung eines angeschossenen Hirsches, den ich jeden Augenblick zu erreichen glaubte, kam ich gänzlich von meinen Gefährten ab, und wurde dermaßen nach einer andern Richtung verlockt, daß ich gar nicht mehr wußte, wo hinaus ich mich wenden sollte, um meine Gefährten wieder zu finden. Um meine Verlegenheit noch zu vergrößern, trübte sich der Himmel, es stiegen schwere Gewitter auf, die mit aller Gewalt losbrachen, und der Regen schüttete in Strömen vom Himmel herab; ein Sturm wehte so heftig, daß ich mich kaum auf meinem Maulthiere (alle Jagden macht man dort reitend) halten konnte, absteigen mußte und an seiner Seite in diesen baumlosen Oeden einigen Schutz fand. Es war schon spät am Nachmittag und erst gegen Abend verzogen sich die Gewitter und wurde es ruhiger, so daß ich mich wieder aufsetzte und aufs Gerathewohl die Richtung einschlug, welche mein Thier wählte; denn diese finden instinctmäßig immer besser die Richtung des Ziels als der Mensch; allein dieses war durch den so heftig gefallenen Regen ebenfalls irre geworden, jeden Augenblick blieb es stehen und sah sich bald dahin, bald dorthin um, schüttelte den Kopf, als wenn es sagen wollte, ich weiß mich nicht zurecht zu finden, und ging dann wie in Gedanken verloreuer Erinnerungen weiter, einer Anhöhe zu, an dessen Fuß ein kleines Bosket lag, in dem wahrscheinlich ein Quellwasser entsprang. Bevor ich dieses aber noch erreicht, war die Nacht vollends eingebrochen, und ich sah nun ein, daß es gerathener sey, den Weg nicht weiter fortzusetzen und in dem Bosket die Nacht zuzubringen, indem ich mich in dem menschenleeren Sertao immer mehr verirren und immer weiter von meinen Gefährten abkommen konnte, die mich gewiß suchen würden. Angekommen bei dem Bosket, band ich mein Maulthier fest, so daß es weitum grasen konnte. Ein Feuer anzuzünden, war bei der Nässe unmöglich; um aber nicht auf der feuchten Erde zu liegen, hieb ich mit meinem Waidmesser eine Menge Büsche ab, die ein elastisches Lager bildeten, breitete darüber meine langzottige Satteldecke, die ein vollkommenes Unterbett bildete, und nachdem ich mehrere Schüsse aus meiner Flinte gethan, theils als Signal für die Gefährten, wenn sie etwa in der Nähe wären, theils auch um die wilden Thiere zu verscheuchen, die Unzen, den Jaguar und den gelben, großen Wolf, deren es so viele in diesem Sertao gab, hüllte ich mich in meinen Mantel und streckte mich aufs elastische Lager mit dem Sattel zum Kopfkissen. Daß mein Schlaf nicht der ruhigste war, besonders da von Zeit zu Zeit das Knurren der Unzen und das Geheul der Wölfe in der Ferne zu vernehmen, läßt sich wohl denken. Das Vertrauen auf Gott gab mir aber eine ungemeine Kraft des Geistes, so daß der Gedanke, hier vielleicht von wilden Thieren zerrissen zu werden, was doch wohl hätte geschehen können, nicht einmal in mir aufkam. Verhungern in diesen menschenleeren Grassteppen konnte ich auch nicht leicht, da ich noch für einen ganzen Tag in meiner ledernen Tasche Passeca

Digitized by Google

hatte nebſt einem halben Zuckerkuchen (Paſſoca iſt geröſtetes Maismehl, welches mit gebratenem Fleiſche zuſammen in einem Mörſer zerſtoßen wird und eine kräftige Nahrung auf Reiſen iſt, womit man ſich in jenen Sertoes immer für den Tag verproviantirt). Auch fand man hier und dort einzelne verkrüppelte wilde Fruchtbäume, Gagaibeiras genannt, die damals wohlſchmeckende, reife Früchte trugen, und überdieß wußte ich, daß wenn ich auch meine Gefährten nicht wieder auffinden ſollte, ich nach drei Tagmärſchen ganz beſtimmt auf Wohnungen ſtoßen würde, wenn ich mich nur nach Oſten wendete. Mit einem ſolchen Troſte entſchlief ich auch zuweilen, allein jedesmal wenn ich erwachte, ſchoß ich meine Flinte ab und erſchrack dann immer ſelbſt am meiſten über den furchtbaren Knall in dieſer Einſamkeit. Endlich graute der Tag, die Sonne tauchte in voller Glorie über dem fernen Horizont empor, und ich erſtieg nun den hohen, kühlen Grasberg vor mir, von dem aus ich ein Signal meiner Gefährten zu entdecken hoffte; denn in ſolchen Sertoes ſieht man unendlich weit, beſonders nach Gewittern und ſtarken Regen, wo die Atmoſphäre ſo ungemein durchſichtig iſt. Ich hatte mich auch nicht geirrt; in weiter Ferne, wohl einige Stunden weit, erblickte ich eine aufſteigende Rauchſäule: dort mußten Menſchen ſeyn, mein Taſchenperſpectiv beſtätigte, daß es Rauch und keine Dünſte waren, und bald darauf ſtieg in einiger Entfernung noch eine ſolche Säule auf, ſo daß mir nun kein Zweifel übrig blieb, daſelbſt meine Leute zu finden, denn es waren die Sertoesſignale, die man ſich zu geben pflegt, wenn man Jemanden die Richtung des Wegs anzeigen will. Ich für mein Theil bemühte mich nun ebenfalls ein Feuer anzuzünden, um ihnen ein Zeichen meines Lebens zu geben, was mir endlich auch gelang; das naſſe, zuſammen geſcharrte Gras gab eine prächtige Rauchſäule, als es ſich zu entzünden begann, und als ich nun noch mit meinem bergmänniſchen Taſchencompaß die Richtung der Gegend ganz genau nahm, die ich nach den Rauchſäulen nehmen mußte, ſetzte ich mich zu Maulthier und hatte nach einer Stunde das Vergnügen, meine Leute mir entgegenkommen zu ſehen, die indeſſen um mich in der größten Beſorgniß geweſen.

Von dieſer Abſchweifung kehren wir aber nun zu meiner Retour nach Liſſabon zurück, wozu ich zwei Thiere gemiethet hatte, das eine zum Reiten für mich, das andere für mein Gepäck, zu welchem ſich der Arrieiro ſetzte. Erſt um 6 Uhr Abends brauchte ich in Monta zu ſeyn, um alsdann mit der eintretenden Ebbe nach Liſſabon abzuſegeln, ich ritt alſo erſt nach der Mittagsmahlzeit von Setubal ab und hoffte zur rechten Zeit in Monta anzukommen; allein ein kleines Pferdchen, was man mir gegeben hatte, was weder Schritt noch Trab gehen konnte, ſondern ſo einen kurzen Hundetrott, bei dem man nicht aus der Stelle kam, verzögerte die Reiſe, ſo daß uns noch die Nacht auf dem öden, tiefen Sandwege erreichte, und der Arrieiro hundert Geſchichten von Räuberanfällen an dieſer und jener Stelle und von Morden erzählte, auch daß er ſelbſt vor nicht gar langer Zeit angefallen worden, daß die Räuber ihm zwar nichts zu Leide gethan, allein Alles abgenommen hätten bis aufs Hemd. In dieſem Zuſtande hätten ſie ihn mit dem Rücken an einen Baum feſtgebunden, wo er drei Stunden, mit einem Knebel im Munde, ſo daß er nicht hätte ſchreien können, habe harren müſſen, bis endlich die Poſt vorüber gezogen, die ihn befreit. In dieſem Augenblick hörten wir ein Geklingel, ſo wie das eines deutſchen Schlittenpferdes; o Correio, der Courier (Poſt), ſagte der Arrieiro, und es war ein ordentlicher Troſt in dieſer abendlichen Einöde etwas Lebendiges zu hören.

(Fortſetzung folgt.)

Die Negeremancipation.

(Fortſetzung.)

Dagegen läßt ſich wohl wenig einwenden, und wenn wirklich wie Favard und Lacharriere beſtimmt verſichern, der Gebrauch der Peitſche fortwährend abnimmt, wenn, wie ſie vorſchlagen, verheurathete Leute von der Peitſche ganz befreit werden, indem die Ehe als ein Fortſchritt betrachtet, und um zur Nachahmung zu reizen, mit dieſer Auszeichnung belohnt wird, dann möchte man wohl auch kaum ſchwanken zwiſchen der engliſchen allgemeinen Emancipation und der franzöſiſchen, die nur Schritt vor Schritt vorgenommen werden ſoll, welche beide Syſteme in folgender Weiſe einander gegenüber geſtellt werden: „Zwei Wege liegen vor, um die Sklaverei in unſern Colonien zu vernichten. Nach dem einen ſoll die Emancipation der Sklaven augenblicklich durch eine Maaßregel der Legislatur ausgeſprochen, und die ſociale Erziehung des Negers nach ſeiner Freilaſſung vorgenommen werden. Dieſes Syſtem macht die Zahlung einer Entſchädigung von 5 bis 400 Millionen, die Organiſation und Erhaltung einer bedeutenden Truppenmacht zur Aufrechthaltung der Ordnung und zum Schutze der Perſonen und des Eigenthums nothwendig, erſchafft ein ungeheures Proletariat, die Quelle mannichfacher Unruhen, ſtellt augenblicklich die beiden in den Colonien wohnenden Racen einander gegenüber, und erzeugt Feindſeligkeiten. Das andere Syſtem erfordert Zeit, ein Vierteljahrhundert, vielleicht mehr, ſetzt aber keiner Gefahr aus, und verurſacht nur geringe Koſten; es will den Neger vor ſeiner Freilaſſung durch Moral und Religion geſellſchaftlich bilden, und erfordert keine Entſchädigung, weil keine Außerbeſitzerklärung ſtattfindet. Die neue Geſellſchaft bildet ſich ohne Ruheſtörung, weil die Freilaſſung allmählich ſtattfindet, und Jeder den Platz einnimmt, der ihm durch die Lage der Dinge zugeſchieden zu ſeyn ſcheint. Es erhebt ſich endlich keine Feindſeligkeit zwiſchen beiden Racen, weil ihre Lage ſich nicht gewaltſam bildet, und wenn man auch nicht ihre vollſtändige Miſchung hoffen kann, ſo kann doch eine geſellſchaftliche Verſchmelzung ſich herſtellen, wo die durch den urſprünglichen Zuſtand geſchaffenen Unebenheiten ſich ausgleichen.“

Aus allem bisherigen geht hervor, daß man bei jeder langſamen oder ſchnellen Emancipation durchaus nur die Erhaltung und Ausbildung des jetzigen Culturſtandes und der damit weſentlich zuſammenhängenden Geſellſchaftsverfaſſung im Auge hat. Dieß iſt der Grundgedanke alles deſſen, was man über Sklavenemancipation geſagt hat, und hierin liegt gerade der hauptſächlichſte

Digitized by Google

Irrthum. Wir erinnern hier nur an die Worte Jeffersons in seinen Memoiren, wo es heißt: „Nichts ist deutlicher im Buche der Geschichte geschrieben, als die Freilassung der Schwarzen, und eben so gewiß ist es, daß beide Racen im Genusse gleicher Freiheit nicht unter derselben Regierung leben können: Natur, Gewohnheit und Meinung haben unübersteigliche Schranken zwischen ihnen aufgeführt.“ Dieser Ausspruch wird sich bewahren, wenn auch der Uebergang lang und mühsam ist.

Gegenwärtig will man, auch nach Aufhebung des Namens der Sklaverei, die Neger doch in Knechtschaft zurückhalten: auf Antigua, auf Barbados mag es geraume Zeit gelingen, die Neger durch Hunger, wie früher durch die Peitsche, zur Arbeit zu treiben, allmählich aber muß mit dem Schwächerwerden der Weißen und dem Erstarken der farbigen Bevölkerung, mit der allmählichen Entwicklung des Unabhängigkeitsgefühls unter den Negern, auch hier nothwendig eine Aenderung eintreten, und wenigstens die harte anstrengende Arbeit auf den Zuckerpflanzungen und in den Zuckersiedereien wo nicht aufhören, doch bedeutend sich vermindern. Auf Inseln wie Trinidad und Jamaica, so wie in Guyana, erwartet man, wie aus dem obigen zu ersehen, schon jetzt nicht anderes: es ist widersinnig zu glauben, daß der Neger auf Jamaica zu Tausenden auf einer Pflanzung bleibe, und um geringen Lohn harte Arbeit übernehme, während wenige Stunden davon ihm Wald und Fluß den nothwendigen Unterhalt bei geringer Anstrengung gewähren, und die Wärme des Klima's ihm die Kleidung fast überflüssig macht. Am meisten muß nothwendig die bisherige künstliche Beförderung der Zuckerproduction ihren Zweck verfehlen, und eher noch könnte die Kaffeegewinnung, so wie die gleichsam absichtlich unterdrückten Cacaopflanzungen neuen Aufschwung gewinnen. Die Bemühungen, für die fehlende Negerarbeit einen Ersatz aus Europa, namentlich aus Deutschland und dem Mittelmeere, zu erhalten, müssen im Ganzen nothwendig scheitern, und wir möchten sehr bezweifeln, ob die Anwerbungen in Bengalen einen bessern Fortgang haben werden, um so mehr, da die Erfahrung auf Mauritius zu beweisen scheint, daß die Kulis die anstrengenden Arbeiten in die Länge nicht ertragen können und sich empören. Fast lächerlich klingt es, wenn Favard vorschlägt, zum Ersatz der wahrscheinlich fehlenden freiwilligen Arbeiter, Neger am Senegal anzuwerben, und wenn er das Beispiel der Engländer preist, welche die auf den Sklavenschiffen befreiten Schwarzen in Trinidad als Lehrlinge verwenden. Wir möchten fragen, ob dieß nicht wiederum der Sklavenhandel nur unter etwas milderen Formen ist, und ob nicht dadurch gerade eines seiner Hauptargumente gegen eine allgemeine Emancipation, nämlich die angebliche Uncivilisirbarkeit der eingebornen Afrikaner wegfällt, oder wenigstens gegen den darauf gebauten Grundsatz schwer gesündigt wird. Um was sollen denn diese geworbenen Afrikaner besser seyn, als die mit Gewalt weggeführten? bringen sie denn nicht auch afrikanische Vorurtheile und Rohheit mit? werden sie denn nicht auch dazu beitragen, den afrikanischen Typus zu erhalten? Doch genug, alle diese Versuche, sich von andern Orten her mit Arbeitern zu versorgen, beweisen nur die Ueberzeugung, daß man nicht hofft, die Neger dauernd bei den bisherigen Arbeiten verwenden zu können; von allgemeinem Belange können sie, wenn man nicht geradezu den Sklavenhandel nur unter einem andern Namen erneuern will, nie werden.

Was die persönlichen Verhältnisse der Weißen zu den Schwarzen betrifft, und namentlich die Frage, ob die Schwarzen nicht die weiße Race mit Gewalt verdrängen werden, so kann zwar allerdings der endliche Ausgang, nämlich das völlige Ueberwiegen der farbigen Bevölkerung über die Weißen, keineswegs zweifelhaft seyn; indeß modificiren der Einfluß und die Macht Europa's, so wie die speciellen Verhältnisse der einzelnen Inseln die Sache ungemein, und im Allgemeinen kann man nur sagen, daß die Umwandlung an denjenigen Orten am friedlichsten vor sich gehen wird, wo die freien Farbigen in größerer Anzahl vorhanden sind, und das Mutterland Macht genug besitzt, gewaltsamen Aufständen vorzubeugen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Douglas' Reisen u. s. w.

(Fortsetzung.)

Besteigung des Mauna-Roa.

Unter den Eingebornen Hawaiis hat sich die Ueberlieferung erhalten, daß der treffliche Archibald Menzies, der noch zur Stunde unter dem Namen des „rothgesichtigen Mannes, welcher Gras sammelte,“ in ihrem Andenken lebt, den Mauna-Roa bestiegen habe. Seitdem war dieser Feuerberg, welcher trotz seiner verhältnißmäßig nicht eben außerordentlichen Höhe, die nur gegen 13,570 englische Fuß beträgt,*) einer der merkwürdigsten der Erde ist, von Niemand bestiegen worden (!). Auf dem Gipfel desselben befindet sich ein gegen 24 englische Meilen im Umkreise haltender Vulcan, der in schreckenerregender Thätigkeit ist. Man darf diesen Gipfel-Vulcan des Mauna-Roa, der von den gewöhnlichen Vulcansformen gänzlich abweicht, nicht mit demjenigen verwechseln, welcher auf einer der Seiten dieses Berges liegt, und von Lord Byron, wie von den Missionären beschrieben worden ist. Die Beschreibung eines so unermeßlichen Gegenstandes, wie der erste dieser Vulcane, ist ein mißliches Beginnen. Der Beschauer wird von Grausen und Staunen fast überwältigt beim Anblick eines unabsehbar weit gähnenden Abgrundes, worin ein fünf Geviertmeilen großer Feuersee bald ruhig, bald stürmisch, zu Zeiten wie von einer unterirdischen Windsbraut aufgewühlt, gewaltige Gluthwogen wälzt, und sie in 50 bis 70 Fuß hohe Säulen emportreibt. Hie und da hat die verhärtete Lava förmliche sogenannte gothische Spitzbögen gebildet, welche einer über den andern aufgethürmt sind; durch dieselben drängt sich die Feuerfluth mit einer Strömungsschnelligkeit, die Dreiviertelmeilen in der Stunde beträgt, und stürzt dann in bodenlose Klüfte. Die Tiefe dieses Kraters ist 1272 Fuß, d. h. bis zum Spiegel des Feuersees hinab, denn diejenigen der darin gähnenden Klüfte, Spalten und Höhlen ist nicht zu ermessen.

Der Mauna-Roa scheint eigentlich mehr ein Hochplateau als ein Berg zu seyn. Er stellt sich als ein hoher, gewaltiger Dom dar, welcher aus einer zahllosen Menge von Schichten vulcanischer Auswürfe der

*) Nach v. Kotzebue's Messung beträgt sie 14,896 Fuß. M.

Digitized by Google

diesen Krater entstanden zu seyn scheint. Höher als 11,000 Fuß geht auf ihm kein Gewächs irgend einer Art hinauf. Die Lava ist so porös, daß der Schnee, wenn er zu schmelzen beginnt, alsbald wie von einem Schwamm aufgesogen wird. In der höhern Region der Pflanzenzone kommen einige Erd- und Himbeerarten u. dgl. vor. Ich besuchte auch den Kirauea, welcher der Lateralvulcan des Mauna-Roa; er hat gegen 9 Meilen im Umkreise, der Krater ist 1157 Fuß tief und ebenfalls in schrecklicher Thätigkeit.

Nach dieser in einem Schreiben an Hooker aus Woahu vom 6 Mai 1854 vorkommenden vorläufigen Uebersicht der Mauna-Roa-Reise wenden wir uns nun zur umständlichern Beschreibung derselben im Tagebuche: Als wir die Byrons-Bai im Rücken hatten, kamen wir durch eine Gegend, worin lauter kleine Taro-Pflanzungen auf Teichen angelegt waren. Diese Wasserbehälter werden durch künstliche Ueberschwemmung gebildet, und deren Grund nach dem Wiederabflusse des Wassers mit Schichten von Farrnblättern belegt, um ihn feucht zu erhalten. Da waren auch reizende Brodfruchtbaumgehölze und Avafischteiche vorhanden. Diese ganze wirklich entzückende Gegend ist mit gartenumgebenen Gehöften besäet. Den auffallendsten und eigenthümlichsten Zug in der Physiognomie dieser Sandwichslandschaften, besonders des Pflanzenwuchses derselben, bilden der Baumfarrn, dann einige kleinere Arten dieses Pflanzengeschlechtes und ein seltsames eupatoriumartiges Gewächs aus der Familie der Compositä.

In einem schon hoch über dem Tiefstande gelegenen Hause, worin ich bei Einbruch der Nacht einkehrte, war ein hübsches, junges Frauenzimmer singend mit der Bereitung eines Hundes auf heißen Steinen beschäftigt. *)

Kurz vor Tagesanbruch, als ich mich eben zum Weitergehen anschickte, trat mein Hauswirth vor die Thüre und rief laut einige seltsam klingende Worte, deren Aussprache wohl eine unauflösbare Aufgabe für unser einen seyn mochte: **) einem lauten Grunzen, das als Antwort darauf aus einem anstoßenden Baumfarrndickicht hervorscholl, folgte die Erscheinung eines stattlichen schwarzborstigen Schweines, das, zum Dank für seine unverweilte Einstellung auf den gewohnten Morgenruf, alsogleich gepackt und zu meinem Reisebedarf geschlachtet wurde. Nachdem es üblicherweise auf heißen Steinen gar gemacht und dann in Bananen- und Ti-Baumblätter gewickelt worden war, wurde es von drei Eingebornen die 25 englische Meilen weite Strecke bis auf die Gipfelhöhe des Vulcans getragen.

Gleich jenseits eines schmalen Waldgürtels, wo die großen Baumstämme mit Schmarotzerfarrn überzogen waren, gelangte ich in eine Knieholzgegend, wo ich eines der erhabensten Schauspiele, die sich denken lassen, ansichtig wurde. Der Mauna-Roa reckte seine schneebedeckte Firste hoch über die Pflanzenlinie hinaus; die Landschaft Hilo (sonst auch Ahidu genannt) und die Byrons-Bai, die ich am Tage zuvor verlassen hatte, erschienen in grüner und silberglänzender Pracht, wogegen der Strich, auf dem ich mich befand, mit den grausen Spuren ostmaliger vulcanischer Verheerung grell abstach. In der Ferne gen Südwesten zeugte das dichte, schwarze Gewölk, das über dem großen Vulcane hing und wogegen sich die lachende Aetherbläue reizend abhob, von den gewaltigen Gährungen, die im Schoße dieses ungeheuren Feuerberges vorgehen. Die Lavamassen, die mich ringsumher umgaben, waren von den mannichfaltigsten Formen, Farben und Beschaffenheiten. An manchen Stellen glichen die regelmäßigen Linien schmalen Basaltsäulenreihen, an andern bildeten sie in Zickzack laufende niedrige Wälle; allerwärts zerstreut aber klaffen zahlreiche erloschene, schroffe, meist kreisrunde Krater von 100 bis 500 Fuß Tiefe. Der aus den Spalten aufsteigende Dampf deutete die Nähe der Gipfelhöhe an, wo ich Nachmittags anlangte, und auf dem Nordende für die Nacht das Lager aufschlug. Ich umging die Westseite, die dermalen der thätigste Strich des Vulcans, und ein Schauspiel darbietet, das den Beschauer mit sprachlosem Grauen erfüllt; ich ließ mich hierauf nieder, um es mit Muße zu betrachten.

Nach den Schilderungen früherer Reisenden zu schließen, muß sich der Mauna-Roa dermalen im Zustande vergleichungsweiser Ruhe befinden. Ein Feuersee, dessen Umfang ungefähr den dreizehnten Theil des ganzen Kraters betragen mag, siedet und braust jetzt aufs heftigste, wird dann plötzlich ruhig und eben, und nur die zahlreichen Gluthstreifen auf der Oberfläche deuten die innere Bewegung an, auf einmal aber schießt die Lava, wie von einem riesigen Wasen ausgespritzt, zischend empor, bildet Säulen von 40 bis 70 Fuß Höhe, der See schlägt wüthend an den schwarzen Lavakranz (the black ledge), der ihn umfriedet, und feiert dann wieder einige Augenblicke. Dicht in der Nähe desselben sendet ein gegen 40 Fuß hoher Schlot immer vor der jedesmaligen Rast des Sees so gewaltige Dampfmassen in die Lüfte, daß man die Qualmsäulen eines ganzen Geschwaders von Dampfschiffen vor sich zu sehen wähnen möchte. Im Mittelpunkte des großen Kraters liegt ein zweiter, ebenfalls kreisrunder, doch kleinerer Feuersee, welcher ungefähr dieselben Erscheinungen darbietet. Das Getöse überstieg alle Beschreibung. Mein Lagerzeit war zehn Klafter weit von dem Kraterende aufgeschlagen.

Als die Sonne hinter die Westhalde des Mauna-Roa hinabsank, wurde die große Scene noch viel hehrer, als nun aber der Vollmond in all seiner tropischen Silberpracht an der unbewölkten Abendveste heraufstieg, und die tosenden und brüllenden Gluthseen, ihren grellen Feuerschein dämpfend, mit seinem Zauberlichte überschattete, da gewann das Schauspiel eine wahrhaft überwältigende, niederwerfende Majestät. Meiner Sinne nicht mächtig, war ich diese unvergeßliche Nacht durchaus unfähig zur Anstellung astronomischer Beobachtungen, und saß stundenlang in der Betrachtung der unbeschreiblichen Scene versunken, deren Pracht durch einen dichten Nebelschleier, welcher um Mitternacht die Gegend überbreitete, nur wenig vermindert wurde.

(Schluß folgt.)

*) Der Geschmack des Fleisches vom Sandwichshunde, dessen Genuß, wenn wir nicht irren, wenigstens vor Einführung des Christenthums, nur den Jetis oder dem Adel erlaubt war, ähnelt dem des Ziegenfleisches, und dieses Gericht gilt als ein Leckerbissen. M.

**) Nach v. Chamisso's kürzlich erschienenen Versuch einer Grammatik der Hawai-Sprache, so wie überhaupt nach den längst vorhandenen Angaben über diese oceanische Sprache, einer Tochter des herrlichen Malaiischen, übertrifft sie das Englische an Wohllaut und Wohlklang bei weitem. M.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 55** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Gedichte von R. Burns.** Uebersetzt v. Bockelmann. — **Voltaire 1838 in Frankreich.** (Forts.) — **Lockharts Leben Sir Walter Scotts.** (Fortsetzung.)

Im Abonnement bezogen dem Auslande beigegebenen Literaturblättern, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 175.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Junius 1838.

Die Negeremancipation.

(Schluß.)

Hier ist es nöthig, der spanischen Colonien zu erwähnen, deren Beispiel um so bedeutender ist, als es hier gerade dem Mutterlande an Mitteln zu Unterdrückung gewaltsamer Aufstände am meisten fehlt. Dennoch bieten die spanischen Inseln hinsichtlich der Sklaven mehr Sicherheit dar, als alle übrigen, und zwar darum, weil eine leichte Stufenfolge von der Sklaverei zur Freiheit besteht. Seit den ersten Zeiten der Negereinfuhr besteht dort ein Loskaufsrecht, das auch ganz mit den Sitten verschmolzen ist: der Sklave kann nämlich immer einen Tag von der Woche von seinem Herrn freikaufen, und ist es ihm einmal durch Anstrengung geglückt, sich zwei bis drei Tage der Woche freizukaufen, so kann ihm die völlige Loskaufung nicht schwer werden. Es scheint jedoch, als ob manche Sklaven sich absichtlich nicht ganz loskaufen, nur um fortwährend den Schutz ihrer Herren zu genießen. Es verschwindet indeß auf diese Weise, namentlich auf Portorico, die Sklaverei mit jedem Tage mehr, ohne daß eine Maaßregel der Gesetzgebung die Freilassung beschleunigte; der Freigelassene wird hier allmählich zum kleinen Grundeigenthümer, erzeugt zwar allerdings wenig, arbeitet aber doch, baut sein Feld, und verdingt sich auch an benachbarte große Grundeigenthümer zur Arbeit, da der Anbau des Bodens hier nicht als das Kennzeichen der Sklaverei betrachtet wird. So spinnen sich immer mehr und mehr Verhältnisse unter den verschiedenen Classen an, die Vorurtheile fallen nach und nach, die Racen kreuzen sich, und bald wird eine neue Generation erscheinen, der die Sklaverei unbekannt seyn wird. Bei einem solchen Systeme ist es auch kein so großer Nachtheil, daß der Sklavenhandel, namentlich in Cuba, immer noch fortdauert, denn hier weiß der Sklave, sobald er nur die Insel betritt, zu welchem Preise er sich loskaufen kann. Auch hat hier die Sklaverei bei weitem nicht die Härte, wie auf den französischen und englischen Inseln, denn hier tritt die Autorität des Priesters zwischen den Herrn und den Sklaven, zügelt die Rohheit des letztern, und schützt ihn auch nöthigenfalls gegen die Härte des Herrn. Diese Autorität ist allmächtig, wurde von den Weißen immer geachtet und von den Schwarzen immer angerufen.

Leider besteht auf den französischen und englischen Inseln weder eine solche Autorität, noch eine solche Stufenfolge der Freiheit, und darum ist auch die Zahl der freien Farbigen viel geringer. In einigen der bedeutendsten Colonien, so wie namentlich in Jamaica, läßt sie sich gar nicht angeben, und überdieß ist die gegenseitige Abneigung, veranlaßt durch den Stolz der Weißen, nicht gering. Dieser Stolz äußert sich auch auf den französischen Inseln, deren Vorsprecher, Favard und Lacharriere, so liberale und menschenfreundliche Ansichten in Betreff der Schwarzen entwickeln, auf eine sehr herbe Weise, und dieser unbändige Kastengeist ist es, welcher noch das Verderben der europäischen Bewohner Westindiens herbeiführen wird; denn auf was können sie pochen, als auf ihren Reichthum und den Schutz des Mutterlandes, beides in gewöhnlichen Zeiten sehr mächtige Stützen, allein von wenig Bedeutung, wenn einmal der Kampf der beiden Racen gegen einander entbrennen sollte?

Von welcher Seite man immer die Sache betrachten mag, so stehen die Aussichten ziemlich schlecht für die Ansprüche der Weißen, es ist kaum mehr eine Frage, daß die Zukunft Westindiens den Schwarzen und Mulatten gehört. Geht man von diesem Standpunkte aus, so ist es hauptsächlich von Bedeutung, welche Metamorphosen diese selbst noch durchmachen werden. Die Absicht der Europäer geht gegenwärtig dahin, die Masse der Schwarzen zu einem ruhigen Taglöhnervolke zu machen, wo der Mann durch seiner Hände Arbeit sich und seine Familie ernährt, und durch Bande der Neigung und Pflicht, verstärkt durch die Lehren der Religion, an seine Familie gefesselt ist und ihr seine Kraft widmet. Geht man aber hiebei nicht ein wenig allzusehr von unsern europäischen Ideen aus? ist Monogamie für den Neger passend? ist Polygamie, welche man nur als eine üble Gewohnheit des Afrikaners betrachten will, nicht dem Klima entsprechend, in einem Lande, wo das weibliche Geschlecht mit 8 bis 9 Jahren mannbar, und mit 24 bis 30 eine Matrone ist, der Mann dagegen vom 15ten bis 55sten Jahre im vollen Besitze seiner männlichen Kraft bleibt? Wenn irgendwo, so liegt hier die Polygamie in der Natur der Dinge;

Digitized by Google

es ist nichts leichter, als über die Rohheit des Afrikaners zu declamiren, und ihm die Civilisationsfähigkeit abzusprechen, weil er sich nicht in unsere Formen gießen lassen will. In den eigentlichen Negerländern hat der Mann immer mehrere Frauen, und diese Frauen besorgen alle Geschäfte des Hauses, wie sie an andern Orten von Sklaven verrichtet werden. Es findet sich in den Negerländern weniger tyrannische Gewalt von Seite des Herrschers, als man gewöhnlich glaubt, bloß weil das einzelne Familienhaupt in der Zahl seiner Kinder eine Stütze findet, und in seinem Kreise mächtig ist. Hängt nicht diese Polygamie und die daraus herfließenden socialen Verhältnisse mit der Natur des Negers und des heißen Erdstrichs zusammen, und wird nicht der Neger vielleicht erstarken, so wie er in eine natürlichere Lage versetzt wird? Bisher war der Zustand der Negersklaven unnatürlich, denn die Art des Sklavenhandels brachte es mit sich, daß man mehr Männer, als Frauen aus Afrika herüber führte; noch jetzt ist auf vielen Inseln das männliche Geschlecht überwiegend. Geht man aber die Bevölkerungslisten der verschiedenen Inseln, so weit sie vorliegen, durch, so drängt sich der Gedanke auf, daß seit der Abschaffung des Sklavenhandels, wo die Bevölkerung ihrer natürlichen Vermehrung überlassen ist, die Zahl des weiblichen Geschlechtes im Vergleich mit der des männlichen steigt. Ueber die Geschlechtsverhältnisse in den freien Neger-Republiken in Guyana, Trinidad und Jamaica wissen wir nichts; wenn aber auch hier das männliche Geschlecht überwiegen sollte, so würde dieß noch keinen Beweis gegen die Polygamie abgeben, da auch diese Völkerschaften noch nicht in einem naturgemäßen Zustande sind, indem die Lage der Dinge es mit sich bringt, daß mehr Männer als Weiber sich ins Innere flüchten, wo sie mit den Waffen in der Hand ihre Freiheit wahren müssen. Wer kann sagen, ob nicht der Grund der Bevölkerungsabnahme in der Negerrepublik in Guyana hauptsächlich in einem Mißverhältniß der männlichen zur weiblichen Bevölkerung liegt?

Die Ueberwältigung, oder das allmähliche Verschwinden der Weißen, ist nur noch eine Frage der Zeit; die Bildung der Negerstaaten in Westindien ist im Fortschreiten begriffen, obwohl ihnen noch manche Elemente zur Consolidirung fehlen. Um so interessanter aber ist es, diesem Entwickelungsgang zu folgen, und es ist nur zu bedauern, daß die Nachrichten nicht allzu reichlich fließen, und, da die Schwarzen und Farbigen selbst nichts schreiben, die Mittheilungen über sie uns immer durch die gefärbte Brille der Weißen zukommen.

Lebensbilder aus Portugal.

Rückkehr von Setubal nach Lissabon.

(Fortsetzung.)

Das Schellengeläute kam näher und näher, und endlich nach dem Umbug einer Waldecke erschien der Correio im hellen Mondscheine, nicht so wie in Deutschland die ehemaligen Felleisenreiter auf magerem Pferde mit Posthorn und einem großen ledernen Mantelsacke und abgeschabter Livrée, sondern ein rüstiger und wohlbeleibter Mann mit starkem Backenbarte, einem großen breitrandigen Hute, einer schwarzen Sammetjacke mit vielen Knöpfchen a la Espanhola, mit einem bloß um die Hüften herumgeschlagenen weiten Mantel, unter welchem ein Muskedonner hervorblickte, saß auf einem kurz untersetzten, kräftigen Maulthiere, welches mit der größten Emsigkeit und im halben Trott vorwärts durch den tiefen Sand schritt, und dessen Brustriemen und Kopfgestell voller Schellen hing — ein Attribut für alle Postreiter, woran sie zu erkennen und die man respectiren muß. An einer langen Leine, die er um seinen Körper geschlungen, zog er hinter sich drein ein anderes Maulthier, künstlich und schwer bepackt mit großen ledernen Mantelsäcken, so wie auch von starkem Segeltuche, worin die Briefe und andere Effecten, die mit der Post befördert wurden, für die ganze Provinz Alemtejo und besonders Algarbien enthalten waren, welche in Setubal alsdann verschiedene Richtungen nehmen. Auf dieser schweren Ladung saß nun noch ein anderer Kerl, welcher lieber dem Thiere noch seine Last aufbürdete, als daß er durch den Sand zu Fuße gegangen und als Arrieiro dasselbe getrieben hätte. Der meinige war ein alter Bekannter des Correio und als solcher natürlicherweise mußte auch, nachdem man still gehalten, die Hüte abgethan und die gewöhnlichen gegenseitigen Complimente, wie man sich befunden habe, was die lieben Angehörigen machen u. s. w., beseitigt hatte, ein Gespräch angeknüpft werden, welches vorzüglich die Unsicherheit der Straßen in Alemtejo betraf, wo man schon zweimal in diesem Jahre denselben Correio ausgeplündert, allen Inhalt der Mantelsäcke, der einigen Werth hatte, raubte und die Briefe verbrannte. Die Ueberfälle waren immer plötzlich und unvermuthet geschehen, so wie auch stets von so vielen Räubern, daß eine Gegenwehr ein wahrer Unsinn gewesen seyn würde. Jedoch das Letztemal, so sagte der Correio, sey er den Räubern in der Gegend von Beja zuvorgekommen, indem er seinen Muskedonner in Bereitschaft gehabt, der mit Kollern oder Posten geladen gewesen. Zwei Räuber hätten sich ihm genähert, und er hätte ihnen zugerufen sich zu entfernen, oder er würde losdrücken; diese aber hätten auf einen Hinterhalt gezeigt, wo noch zehn Andere im Gebüsch gestanden, um ihn damit in Schrecken zu setzen, und da sie ihm dennoch näher gekommen, habe er Feuer gegeben, worauf beide getroffen niederstürzten, er aber hätte sein Lastthier im Stiche gelassen und wäre unter einem Kugelregel der übrigen Räuber davon gesprengt, ohne daß ihn eine einzige getroffen. Seit der Zeit hätte er sich aber nie wieder in jener Gegend sehen lassen, indem sein Tod gewiß sey.

Diese Correios sind keine besoldeten Gouvernementsdiener, sondern es sind Privatpersonen, welche sowohl die Brief- als Effectentransporte für eine gewisse Summe von dem Gouvernement übernehmen und dann auch der Sicherheit wegen eine Caution stellen müssen. Mit diesem Postentransport waren denn auch früher gewisse vortheilhafte Privilegien verbunden, so daß sich immer Unternehmer dazu fanden, und die Transportkosten weit wohlfeiler zu stehen kommen, als wenn die Postverwaltung auf eigene Kosten den Transport besorgt hätte.

Es war nun schon völlige Nacht, als ich in Monte ankam,

Digitized by Google

und nun zu meinem Verdruſſe hören mußte, daß die gewöhnlichen Barken ſchon abgegangen. Es war mir ein Gräuel in dem unfläthigen Wirthshauſe abermals eine Nacht zubringen zu müſſen; da erſchienen aber zu meiner großen Freude zwei Bootsleute, die in einem kleinen Fahrzeuge einen Reiſenden hieher gebracht, und wohl ohne andern Verdienſt leer nach Liſſabon zurückgefahren wären. Ich kam ihnen nun noch zur gelegenen Zeit in den Wurf, und da ſie meine Unzufriedenheit gewahrten, nicht weiter kommen zu können, meinten ſie, wenn ich ſie gut bezahle, ſo wollten ſie noch abfahren, und verlangten nicht weniger als 5 Cruzados, die ich ihnen auch gerne gegeben haben würde, wenn ſie darauf beſtanden hätten. Nun that ich aber, als wenn ich keine Eile hätte, und ohne ſie einer Antwort zu würdigen, beſtellte ich mir das Nachtquartier. Dieſes that ſeine Wirkung, und ſie ließen nun vom Preiſe herab bis zu 2 Cruzados, die ich ihnen gerne verwilligte. Allein nachdem ich ſchon im Boote ſaß der Mond ſich mit Wolken umzog und die Leute noch dieſes und jenes am Lande erſt zu ſchaffen hatten, fiel mir doch ein, wie gewagt in dieſen Zeiten es ſey, wo es ſo viele Miſſethäter gab, die um eine Kleinigkeit zu rauben das Menſchenleben nicht ſcheuen, mich ganz unbekannten Menſchen auf dem Waſſer anzuvertrauen, und hätte mich nicht die Scham zurück gehalten, ſo würde ich unfehlbar wieder aus dem Boote geſtiegen ſeyn. Indem ich aber noch zwiſchen dieſen Gefühlen von Bedenklichkeiten, Vernunftſätzen und Scham hin und herſchwankte, erſchienen die Bootsführer mit noch zwei Paſſagieren in grauen Soldatenmänteln, mit Gewehr und Waffen von dem Regimente, das vor einigen Tagen in Setubal eingerückt war, und die ich ſchon unterwegs auf der Straße bemerkt hatte. Von nun an waren alle meine Skrupel beſeitigt, und nachdem ich von den Soldaten vernommen, daß ſie nach Liſſabon geſchickt würden, um Geld zu holen, machte ich mir es erſt recht bequem auf dem Schiffsboden, und verſchlief die ganze Fahrt, die wir in weniger als anderthalb Stunden zurückgelegt hatten. Hier muß ich noch eines kleinen ſtolzen Zugs der Soldaten erwähnen: als wir nämlich in Liſſabon landeten und ich die Bootsleute bezahlte und die Soldaten auch bezahlen wollten, ſagte ich ihnen, daß ich das Boot für mich gemiethet und ſie nichts zu bezahlen hätten; ſie antworteten (ſie wußten nicht, daß ich portugieſiſcher Militär war) daß ſie dieſes nichts angehe, denn ſie hätten ihre Ueberfahrt mit den Schiffern verdungen, welche 6 Vintem betrage. Gut, ſagte ich, hier ſind die 6 Vintem, die ich dem Bootsmann gab, allein auch davon wollten die Soldaten nichts wiſſen, ſie hätten noch ſo viel, daß ſie dieſes bezahlen könnten. Da lobte ich denn ihren Stolz, von einem Fremdlinge nichts annehmen zu wollen, ſagte ihnen aber nun, wer ich wäre, und drückte ihnen ein Stück Geld in die Hand, um meine Geſundheit zu trinken, wogegen nichts einzuwenden war.

(Fortſetzung folgt.)

Steigender Flor von Marſeille.

Wenige Städte Frankreichs haben in kurzer Zeit ſolche Fortſchritte in Handel und Bevölkerung gemacht als Marſeille; im J. 1817 hatte es kaum 100,000 Einwohner, jetzt 160,000. Seine Einfuhr betrug im J. 1856 84 Millionen Kilogramme Zucker, wovon 25½ Millionen aus den franzöſiſchen Colonien; im J. 1817 nur 5 bis 6 Millionen, wovon 5 bis 4 Mill. aus den franzöſiſchen Colonien. Die Kaffee-Einfuhr betrug im J. 1817 nur 1 Mill. Kilogr., im J. 1858 dagegen 8 Mill. (Echo du Monde Savant Nr. 28.)

Chronik der Reiſen.

Douglas' Reiſen u. ſ. w.

Beſteigung des Mauna-Roa.

(Schluß.)

Am folgenden Tage konnte ich, vom heiterſten Wetter begünſtigt, den Vulcan und ſeine Umgebung aufs genaueſte aufnehmen. Der große Thermometer, welcher in mehrere von den Vertiefungen des Kraterrandes gelegt wurde, zeigte eine Temperatur von 195° 5', während die äußere Lufttemperatur 71° war. In Begleitung dreier Eingebornen unternahm ich um die erſte Nachmittagsſtunde die Hinabſteigung in den großen Krater. Die Lehnen und Spalten der erſten Partie oder Terraſſe des Abhanges waren mit beträchtlich hohem Pflanzenwuchſe bekleidet, was wohl als ein Merkmal einer bereits langen Ruhe gelten konnte. Vorzüglich ſcheint der kleine Krater, der von dem großen durch eine Art von Platform getrennt iſt, ſchon ſeit ſehr geraumer Zeit gefeiert zu haben, denn er iſt bis dicht an den Saum der Lavarinde mit ſtattlichen Bäumen bewachſen, an denen ich 60 bis 124 Jahrringe zählte. Auf dem Grunde floß ein Lavaſtrom, deſſen Breite zwiſchen 40 bis 70 Yards oder Halbklafter betragen mochte, und der aus einer Stelle kam, die ſich in ungefähr gleicher Entfernung von den beiden Kratern befindet. Dieſer Strom iſt die einzige da vorhandene flüſſige Lava. Bei der Ankunft am Rande des ſchwarzen Lavakranzes oder Friſſes *) eröffnet ſich den Blicken des Reiſenden eine Scene, die Alles, was Grauen erwecken kann, in ſich vereinigt. Er ſieht ein ungeheures Becken vor ſich, das ſich noch kürzlich in glühender Bewegung befunden haben muß, nun aber in der Verkaltung begriffen einen Anblick darbietet, der ſich etwa mit demjenigen vergleichen läßt, wie ihn die großen nordamerikaniſchen Seen zur Zeit, wenn das Eis aufbricht, gewähren. Stellenweiſe iſt die Oberfläche ſpiegelleben, hie und da aber ſtehen gewaltige vielgeſtaltige Maſſen emporgethürmt und in tauſenderlei Windungen verſchränkt, ja da und dort iſt die Lava gleich feinem Haar ausgefaſert und ausgefranzt. Ein höchſt peinliches Gefühl bemächtigt ſich überdieß des Reiſenden, wenn er gewahr wird, daß die Lava hohl und verrätheriſch iſt und jeder Tritt ihm Verderben bringen kann. Der Thermometer zeigte auf dieſer Stelle, 5 Fuß über dem Boden, eine Lufttemperatur von 89°, auf den Lavagrund gelegt in der Sonne 118° und im Schatten 112°. Am Rande des obenerwähnten großen Feuerſees ſtieg er auf 124°. Ueber einige von den Lavaſpalten gehalten, aus welchen ein mehr grauer als bläulicher Dunſt aufſtieg, zeigte er 94°. Ich verweilte gegen zwei Stunden im Krater, während welcher Zeit ich bei einem ſtarken und unregelmäßigen Pulsſchlag unausgeſetzt heftiges Kopfweh litt, die Zunge lechzte, und überhaupt alle Symptome des Fiebers bemerklich waren. Bei der Zurückkunft ins Zelt hatte ich den ganzen Umkreis dieſes ge-

*) Douglas bezeichnet dieſen Lavaſaum, welcher wahrſcheinlich die Höhe andeutet, bis zu welcher die glühende Lava vor Zeiten geſtiegen war, ſtets mit dem Ausdrucke the black ledge. M.

waltigen Kraters durchmessen. Der Abend war nebelich und ich legte mich zeitlich zur Ruhe. Als ich um die zweite Frühstunde aus einem tiefen Schlaf erwachte, strahlte der Mond in unaussprechlicher Hehre über eine mitten im nördlichen Australocean gelegene Hochgebirgs- und Vulcanoscene, die in dieser Stunde und Beleuchtung wohl noch nie das Auge eines Europäers erblickt hatte. Ich stand auf, um Lunarbeobachtungen anzustellen; obgleich aber der Thermometer 41° zeigte, fiel mir wohl hauptsächlich in Folge der ungemeinen Hitze und des Ungemachs, die ich bei dem langen Verweilen im Krater ausgestanden hatte, der schneidende Bergwind so beschwerlich, daß ich nothgedrungen den Versuch aufgeben mußte, und saß nun beim lodernden Feuer in den Anblick des außerordentlichen Schauspiels versunken. Im Laufe der Nacht waren drei neue Lavaglutbäche ausgebrochen. Einer meiner Begleiter, ein Eingeborner aus Woahu, schlief mit dem Kopfe nach dem Feuer zugekehrt aufs behaglichste, und weder das Brüllen des Vulcans, noch die Gluth der nahen Lohe störten seine Ruhe.

Ausflug nach Kapupala.

Von dieser Stelle aus unternahm Douglas am Tage darauf einen Ausflug nach einem südlichen Bezirke der Insel, den er Kapupala nennt. Auf dem Wege dahin, der zum Theil durch ganz unwegsame Striche führte, theilweise hingegen über sanft anschwellendes, üppig berastes Gelände zog, wo der Maurari-Baum, welcher ungemein dem englischen Labernum ähnelt, in reicher Blüthe stand, überzeugte sich Douglas, daß der westliche Kamm des Mauna-Roa-Gebirgsstockes entschieden der höchste Strich des Tafellandes sey. Ein niedriger Kamm streicht vom Berge südwärts nach der See und endet mit einer Anzahl Kratern von verschiedener Form und Größe. Das obenerwähnte sanft ansteigende, grasbewachsene Gelände des Mauna-Roa enthält viele zum Theil sehr hohe und breite Höhlen, wovon einige außerordentlich lang und uneben sind. Diese streichen sämmtlich in rechten Winkeln mit dem Dom des Mauna-Roa und der See. Etliche dieser natürlichen Tunnels haben erwiesenermaßen eine Länge von mehreren englischen Meilen, und ihre Wölbungen sind hie und da zerklüftet, die Spalten aber durch große Bäume und Farrn verdeckt; diese Stellen sind daher sehr gefährlich. Stellenweise sind die Höhlengewölbe durch Erderschütterungen, von denen dieser Inselbezirk zuweilen heimgesucht wird, ganz eingestürzt, und solchergestalt 2 bis 500 Yards große Vertiefungen entstanden.

Von der Bevölkerung werden diese Höhlen auf mancherlei Weise benutzt, theils als kühle Werkstätten zur ohnedieß so schwierigen Verfertigung der Tapa oder des einheimischen Zeuges aus der Borke des Papiermaulbeerbaumes, oder zur Zimmerung und Aufbewahrung ihrer Canots, die durch die sengenden Sonnenstrahlen sehr leicht Risse und Spalten bekommen, theils als Ziegenhürden. Die vorerwähnten Vertiefungen, d. h. diejenigen Höhlenpartien, deren Decke eingestürzt ist, werden da, wo deren Boden mit einer tiefern Schichte von Pflanzenerde bedeckt ist, zum Anbau von Pompelmußen und andern Früchten u. dgl. benutzt. Das Innere dieser Höhlenzüge, deren Bau und Wölbung vollkommen regelmäßig, und die überdieß mit mannichfaltigen Farrn, Moosen und Jungermannien aufs reizendste überwoben und geschmückt sind, nimmt sich überaus herrlich aus, und beut somit dem Pflanzenforscher einen einladenden Zufluchtsort vor den Gluthstrahlen einer tropischen Sonne dar. Der Thermometer, der an der Außenseite einer solchen zehn englische Meilen nördlich von Kapupala streichenden Gruppe im Schatten 82° zeigte, stand im Innern auf 51°, und die Temperatur kleiner Pfuhle, die von dem von der Gewölbdecke herabträufelnden Wasser gebildet worden waren, betrug 50°.

Da diese Gegend der Insel selten von Fremden besucht wird, so wurde der Reisende bei der Ankunft zu Kapupala von einem Schwarm neugieriger Eingebornen jedes Alters und Geschlechts umlagert. Sein Wegweiser, Dolmetscher, Reisefourier, kurz sein Alles in Allem, ein Owaihier, Namens Honori, der ihn auf den Mauna-Kea und Mauna-Roa begleitet hatte, war aus Kapupala gebürtig, und predigte am nächsten Tage, der ein Sonntag war, Morgens und Abends im Schulhause vor einer Gemeinde von Eingebornen beider Geschlechter, deren Zahl an zweihundert betragen mochte. Die Stelle der Glocke zur Zusammenberufung der Gläubigen vertrat eine große Schneckenmuschelschale, die von einem winzigen Bürschlein, das auf einem dem Schulhause gegenüber gelegenen Lavablocke stand, aus Leibeskräften geblasen wurde. Der weibliche Theil der Versammlung war, mit Ausnahme der Frau des Vorstehers und einiger anderer Honoratiorinnen, welche Calicokleider nach europäischem Zuschnitt trugen, sämmtlich äußerst nett auf einheimische Weise angezogen. Das Haar war entweder in zierlichen Locken geordnet, oder in Flechten an den Schläfen aufgenommen, und mit Schildkrottkämmen von einheimischer Arbeit, wie auch mit süßduftenden Blumenkränzen, den prachtvollen Traubenbüscheln des Maurari-Baumes und schimmernden Vogelfedern verziert. Die Männer waren alle ohne Ausnahme in der einheimischen Inseltracht gekleidet. Nach der Frühpredigt las die Gemeinde unter der Leitung ihres, so wie überhaupt des Ortsvorstehers, das zweite Capitel des Briefes an die Galater, und zwar immer einer nach dem andern einen Satz. Das Frauenzimmer war bei weitem der aufmerksamste und empfänglichste Theil der Versammlung. Auf die Frage, wo er den Text zu seiner Predigt hergenommen habe, erwiederte Honori, er hätte keinen Text gewählt, sondern Anlaß genommen, den Leuten einige zweckgemäße Worte über den Aufenthalt des Apostels Paulus in Rom zu sagen. — Er war übrigens, wie deutlich ersichtlich, mit seiner Predigt ungemein zufrieden, und seine Hörerschaft schien es nicht minder gewesen zu seyn.

Der Pflanzenwuchs und der Anbau des Bezirks oder der Gegend von Kapupala stehen übrigens tief unter dem von Hilo (oder Ahilu), welcher die östliche Region von Owaihi, worüber der Mauna-Roa seinen Tafelgipfel erhebt, der in der nun verschollenen Mythe der Sandwichsgruppe eine so wichtige Rolle spielt. Die Bevölkerung ist weder so landwirthschaftlich betriebsam, noch so gewerbfleißig als diejenige von Ahilu; sie hegt keine Fischteiche, zieht keine Bananen u. dgl., und baut überhaupt wenig mehr als Tarowurz, den sie trocknen Taro nennt, und etwas Zuckerrohr.

Zur Rückreise auf den Mauna-Roa hatte mir Honori einen Vogelsteller empfohlen, der mir wegen seiner durch die lange Ausübung seiner Beschäftigung erlangten genauen Kenntniß des ganzen Gebirgsstockes sehr dienlich seyn würde. Das Geschäft der owaihi'schen, wie überhaupt der sandwich'schen Vogelsteller besteht in der Aufsuchung und dem Fang derjenigen dort einheimischen Vogelart, *) aus deren Federn die zur altherkömmlichen Tracht dieses Archipels gehörigen Mäntel verfertigt, oder eigentlich womit sie besetzt werden.

*) That particular kind of bird. Dieß klingt sehr unbestimmt, und im Mund eines Naturforschers, wie Douglas, der doch zu verschiedenen Malen auf dem Sandwichsarchipel zur naturhistorischen Erforschung desselben verweilt hat, etwas seltsam. Wäre denn diese Vogelart, oder vielmehr wären denn die Vogelarten, aus deren Federn die berühmten sammtartig aussehenden Stoffe verfertigt werden, so schwer auszumitteln gewesen, und doch finden wir nirgends angedeutet, daß es von seiner Seite geschehen ist. Sind es die Nectare Coccinea, deren Federn einen Theil des Tributs ausmachen, und der Bienenvogel, dessen Gefieder ebenfalls zum Putze dient? M.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 176.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Junius 1838.

Allgemeine Ansicht der Ruinen von Palmyra.

(Aus Addison's Damascus and Palmyra.)

Durch die Lehmhütten des ärmlichen Dorfes Tadmor hindurch, welche um den großen Sonnentempel her sich häufen, und von einzelnen Säulen, Bruchstücken des majestätischen doppelten Porticus, umgeben sind, der einst diesen ungeheuren Platz schloß, kamen wir aus dem engen Thorweg heraus und blickten über die gelbe Sandebene, die sich von der hohen Plattform der Ruinen bis an den Fuß der mit langen Säulengängen zerstörten Thoren und zertrümmerten Tempeln bedeckten Berge erstreckt; aber erst beim Hinabgehen nach der Ebene, wo man links eine zerfallene Moschee liegen läßt, und über zerstörte Säulen und Steinhaufen hinschreitet, enthüllen sich diese wundervollen Ruinen in ihrer ganzen imposanten Ausdehnung und ihrer großartigen Lage erst recht dem Auge. Kein neuer Bau stört hier den Blick, kein Zeichen des Lebens oder des Anbaus lockt ab von der tiefen Einsamkeit dieser Stelle, das glänzende Licht strömt hindurch zwischen Säulenlinien, verliert sich allmählich in der Ferne, und Steinhaufen, welche den Sand in verschiedenen Richtungen überschatten, bezeichnen die Stelle eines Tempels oder Palastes.

Einer meiner Reisegefährten fand sich sehr getäuscht in seiner Erwartung, da die Säulen dieses Porticus nicht halb so hoch waren, als die Säulen des großen Tempels von Baalbek, ich aber hatte nicht erwartet, Säulengänge von einer halben Stunde Länge zu finden, deren Säulen von derselben riesenhaften Größe wären, wie die im Umkreise eines Tempels; auch bin ich keineswegs der Meinung, daß die Details dieser Architektur keine Bewunderung verdienen; allerdings haben die Capitäler der Säulen und alle die zierlichen, ausgehauenen Theile nicht den tiefen und scharfen Schnitt, wie die zu Baalbek, dieß ist aber eine Folge des zerstörenden Sciroccos aus der Wüste, denn wenn man diejenigen Theile untersucht, welche gegen das Wetter geschützt sind, und diese abgefallenen Bruchstücke vom Sande entblößt, worin sie begraben liegen, so findet man sie schön und tief ausgemeißelt. Diese Ruinen sind ganz verschieden von denen Baalbeks, und es läßt sich gar keine Vergleichung anstellen zwischen diesen beiden. Die Ruinen von Baalbek bestehen bloß aus zwei prächtigen, in eine Art von Citadelle eingeschlossenen Tempeln, während man hier auf einem unermeßlichen Raume durch die Ruinen langer Porticos wandert, die zu zerstörten Tempeln und unbekannten Gebäuden führen. Hier sehen wir kreisförmige Säulengänge mit ihren zerstörten Thoren an beiden Enden, dort die zusammengestürzten Mauern oder die zerstörten Kammern eines Tempels oder Palastes; hier untersucht man das Innere eines Baues oder die Ruinen einer Wasserleitung, dort steigt man die einsamen Treppen hinauf, und wandert durch die stillen Kammern der Gräber, geschmückt mit Büsten, Inschriften und Nischen für die Särge voll modernder Gebeine; von dem Gipfel fünfstöckiger Begräbnißthürme schaut man herab auf diese geheimnißvolle Masse alter Größe, und jenseits derselben auf die ungeheure flache Wüste, die sich gleich dem ungeheuren Ocean hindehnt, bis sie sich in der Ferne verliert. So weit das Auge reichen kann, sieht man keine Menschenwohnung, die Unermeßlichkeit des vorliegenden Raums weckt eine Art Grauen, und die in Staub zerfallenden Denkmäler menschlichen Stolzes rings umher regen trübe Gedanken auf an die Unstätigkeit aller menschlichen Größe.

Lebensbilder aus Portugal.

Rückkehr von Setubal nach Lissabon.

(Fortsetzung.)

Während meines ersten Aufenthalts in Setubal war ich, wie gleich anfänglich erwähnt wurde, Gast der Herren Gebrüder B . . . ., und bei meiner zweiten Ankunft daselbst waren sie abermals so freundschaftlich, mich aufnehmen zu wollen, was ich aber meiner Reisegefährten wegen, die wir Freud' und Leid mit einander zu ertragen verabredet hatten, nicht annehmen konnte. Wir kehrten also in einem bis dahin noch wenig bekannten Gasthause eines Engländers ein, welches auf der breiten Straße der Wasserseite liegt, mit einer herrlichen Aussicht. M. Callier, so heißt der Herr des Hauses, an den wir besonders durch ein Billet von einem Freunde desselben empfohlen wurden, empfing uns nach englischer Sitte höchst trocken und mit einer

Digitized by Google

großen Einsylbigkeit; desto mehr aber ließ sich die geläufige Zunge einer gebräunten portugiesischen Dame vernehmen, die ungeachtet ihres portugiesischen Aeußern dennoch etwas Fremdartiges in ihren Zügen hatte, und erst später erfuhren wir, daß es Calliers Frau war und eine Cigana sey. Es gibt nämlich in Portugal eine Menge Zigeuner, die zwar eine eigene Kaste bilden und zusammenhalten, auch ihre eigene Sprache haben, allein nicht ein so nomadisches Leben führen wie in andern Ländern, sondern meist ansässig und viele von ihnen wohlhabend sind; freilich stehen die meisten auch nicht in dem besten Rufe, man beschuldigt sie der Betrügereien u. s. w., besonders die, welche sich mit Pferde- und Maulthierhandel beschäftigen, im Ganzen genommen sind sie aber hier keine so verachtete Classe, wie z. B. in Deutschland. Ihr Teint ist hier weniger abstechend und abfallend, so daß man mitten unter diesen Leuten seyn kann, ohne sie zu erkennen. M. Callier, wie man sagt, war einer von den Vielen, denen oft das Mißgeschick und das Unglück mitspielt. Als wohlhabender Mann in England soll er, ich weiß nicht auf welche Art, sein Vermögen verloren haben, verließ deßhalb das Vaterland und trat als Officier in das englische Corps, was unter Don Pedro diente, wobei er es bis zum Rang eines Capitäns brachte. Nach dem Kriege lag dieses Corps bis zu seiner Auflösung in Setubal zur Besatzung, in welcher Zeit sich die Bekanntschaft Calliers mit dieser Dame entspann, die damals Wittwe war und das Gasthaus hielt. Der größte Theil des aufgelösten Corps, welches meistens aus Schotten bestand, ließ sich in spanische Dienste engagiren, Callier aber zog den häuslichen Frieden vor und heurathete. Ob er diesen Frieden nun auch wirklich gefunden, lassen wir dahin gestellt seyn. Man sah wohl, daß die Frau das Regiment führte, er aber mit dem größten englischen Phlegma Allem zusah und nur das Billard bediente oder aus Gefälligkeit selbst eine Partie spielte, wenn sich Niemand dazu fand. Nur noch so viel von diesem Gasthause, daß man es als das beste in Setubal anempfehlen kann und sehr billig darin mit englischer Anständigkeit behandelt wird. Wer Musik und Gesang liebt, kann auch bei Madame, die beides mit einiger Grazie ausübt, indem sie Modinhas singt und dazu Guitarre spielt, einen unterhaltenden Abend zubringen.

Mit Tagesanbruch hatten wir uns die besten Maulthiere bestellt, die nur in Setubal aufzutreiben waren, um unsere Rückreise nach Lissabon nicht auf dem gewöhnlichen Wege über Palmella und Monta, sondern über Azeitao und Coina zu nehmen, nicht nur um einmal mit den Gegenden zu wechseln, sondern besonders um die geognostischen Verhältnisse der nördlichen Seite der Serra d'Arrabida etwas näher zu prüfen. Anfänglich führte uns der Weg zwischen den fruchtbaren Quintas hinter dem Kloster von Brancannes in dem muldenförmigen Thal aufwärts bis auf die unfruchtbaren buschigen Anhöhen, wo die Bildung des alten Sandsteins dem Alpenkalkstein Platz macht, und dann ein jenseitiges Thal die zur Rechten gelegene Serra de S. Luiz von dem Gebirgsrücken der Serra d'Arrabida sondert. In diesem Thale, was nur hin und wieder von Cultur zeugt, meist aber in wüsten, mit Strauchwerk bedeckten Strecken daliegt, treten die jüngern Gebirgsbildungen von buntem Sandstein, Thon- und Mergellagen hervor, woraus auch vorzüglich der obere Theil der Serra de S. Luiz zu bestehen scheint. Das Thal läuft immer längs der Arrabida hin in großer Erstreckung, indem es auf der einen Seite von der hohen, steilen Felsenwand, von der andern aber nur durch einen etwas steil ansteigenden Felsenriff von 3 bis 400 Fuß Höhe gebildet wird — ein Riff oder eine Felsengräte, die sich dann auf der nördlichen Seite der Serra de S. Luiz gerade nach Palmella hinzieht und nach Osten zu mit jener ein fruchtbares, besonders gut angebautes Weinthal darstellt. Es besteht wie bei Palmella aus dem Kalksteine tertiärer Bildungen mit allen seinen Abwechselungen, die wir an den Hügeln von Lissabon bemerken. Nach Ersteigung dieses Felsenrückens breitet sich der Blick über eine ganz sanft abfallende Gegend aus, die nur ein großer Olivenwald zu seyn scheint mit dazwischen liegenden Fruchtfeldern und zerstreuten weißen Landhäusern, die bald ganz einzeln liegen, bald gruppirt beisammen sind. Weiter nördlicher aber sieht man die buschigen Sandsteppen mit den einzelnen Pinien dann den Tajo mit seinen Buchten, und darüber hinaus die glänzenden Häusermassen von Lissabon mit der Serra de Cintra im Hintergrunde. Azeite heißt im Portugiesischen Oel, woher denn auch, da dieses Product hier so vielfältig producirt wird, der ganze District den Namen Azeitao erhalten hat, und aus acht von einander abgesonderten Aldeas oder Dörfern besteht, die zusammen genommen jetzt die Villa de Azeitao ausmachen und folgende Namen führen: Aldea Rica, Aldea de Oleiros, Aldea dos Irmaos, Porto da Villa, Coina a Velha, Aldea da Piedade und Aldea da Portella. Bis nach Coina a Velha (Alt-Coina) reichte ehemals der Arm des Tagus, der gegenwärtig in der Villa de Coina endigt. Der Tajoarm hat sich nach und nach so sehr versandet und verschlämmt, daß der ganze große Landstrich zwischen Altcoina und der Villa de Coina aufs Trockene gekommen und eine fruchtbare Niederung bildet. In der Aldea Nogueira als vorzüglichster Ort liegt die Pfarrkirche der acht Ortschaften, nicht fern von dem Palaste, der ehemals den Herzogen von Aveiro, gegenwärtig aber, wenn ich nicht irre, dem Marquis von Ponte Lima gehört. Auch das Kloster von S. Domingo liegt in der Nähe dieser Kirche, die im Jahre 1350 erbaut wurde. Nach Cardozo soll die Kirche einige kostbare Gemälde besitzen, unter andern das Abendmahl Christi und die Wunder des Sto. Lourenzo, des Märtyrers und Schutzpatrons dieses Gotteshauses. In einem Seitenaltare steht das Bild da Nossa Senhora da Conceiçao, und wie ebenfalls in dem Dicionario geografico de Cardozo erzählt wird, befinden sich darin auch die kostbaren Reliquien, abermals wie in Alcacer, ein Tröpfchen der jungfräulichen Milch da Nossa Senhora, Erde vom Calvarienberge, die wohl unter den Reliquien am wohlfeilsten zu erhalten ist, und dann auch ein Stückchen Fleisch von dem heiligen Francisco Xavier. Alle diese Reliquien befinden sich in einer kostbar und meisterhaft gearbeiteten Capsel von Silber, welche eine Herzogin von Arcos, Donna Maria de Guadalupe, aus Spanien hieher zum Geschenk sandte.

Das Kloster des Dominicanerordens, Santa Maria da

Digitized by Google

Piedade genannt, iſt eine der älteſten Dominicanerſtiftungen in Portugal und wurde unter der Regierung des Königs Dom Duarte und ſeiner Donna Leonor im Jahr 1435 geſtiftet, auf Antrieb ihres Beichtvaters, des Dominicaners Frei Joao de Santa Eſtevao. Man wählte vorzüglich dieſe Gegend zu dem Aufbau des Kloſters wegen des geſunden Klima's und wegen der Nähe von Setubal, Cerimbra und dem Tajo, damit es dem Orden, der damals nur Fiſche zu ſeiner Nahrung genoß, nie an Fiſchen fehlte, die ihm hier mit der größten Bequemlichkeit von allen Seiten zugeführt werden konnten. Als der König und die Königin noch mit der Ausführung des Kloſterbaues, zum Dienſte Gottes, zur Ehre der heiligen Mutter Gottes und des glorreichen Patriarchen S. Domingos, beſchäftigt waren, kam zum König ein reicher Mann dieſer Gegend, der ſich Vaſall des Königs betitelte (ein Titel, den nur angeſehene Leute damals führten) und bot dem Könige den größten Theil ſeiner Landbeſitzungen für dieſes Kloſter an, und als er und ſeine Frau nach einigen Jahren der Welt müde waren, vermachten ſie auch noch den Reſt ihrer Beſitzungen dieſem Kloſter und dem Kloſter der Dominicanerinnen von S. Salvador in Liſſabon. Darauf trennten ſich beide Eheleute, Eſtevao Eſteves und Maria Lourenço genannt, und die Eine nahm den Schleier, der Andere die Kutte. Die Schenkungsacte ihrer Beſitzungen wurde im J. 1434 am 15 December beſtätigt, und wurde in dem Archive des Kloſters ſtets aufbewahrt. Ungeachtet der trüben Zeiten, die damals waren, that der König, ein frommer Herr, alles Mögliche, um den Bau des Kloſters zu vollenden, und erlangte auch als ein großes Vorrecht von dem Papſte Martinho V volle Vergebung und Vergeſſung der Sünden in der Todesſtunde, für alle Kloſterväter, welche in dieſem Kloſter lebten und ſtarben. Als der König Don Duarte im Jahre 1438 an der Peſt ſtarb, folgte der Sohn Don Alfonſo V, in Hinſicht dieſes Kloſters dem Geiſte des Vaters, beſuchte es ſehr oft und gab ihm reichliche Almoſen, auch ſchenkte er ihm ein jährliches Einkommen von 3 Moios Weizen und 1000 Reis für den Transport deſſelben. Seine Enkel und Urenkel traten in dieſelben Fußſtapfen, und Don Joao, Herzog von Coimbra, um den Mönchen durch ſeine öftere Gegenwart nicht läſtig zu werden, baute ſich einen Palaſt neben das Kloſter, der mit der Kirche in Verbindung ſteht, und lebte hier oft mit ſeinem ganzen Hofſtaate, in welchem auch in ſpätern Zeiten zuweilen die Könige und Infanten ſich aufzuhalten pflegten. Die Kirche dieſes Kloſters enthält 11 Capellen, wovon die Hauptcapelle, nach Cardozo, ein vorzügliches Gemälde der Jungfrau enthalten ſoll, wie ſie ihren eingebornen Sohn in ihre Arme aufnimmt, als man ihn vom Kreuze hebt. Von allen Heiligenbildern dieſer Kirche hält man für das merkwürdigſte die der Noſſa Senhora do Roſario und S. Miguels. Erſteres, ſagt Cardozo, iſt weder aus Stein noch von Holz oder zum Ankleiden, noch aus einem Stück gemacht, ſondern es iſt aus dem feinſten chineſiſchen Porcellan aus kleinen Stückchen zuſammengeſetzt, und wurde von einem Dominicanermönch aus China hieher geſchickt und mit Kitt zuſammen geſetzt. Letzteres Bild S. Miguels iſt gigantesk und ein vorzügliches Werk der Bildhauerkunſt. S. Miguel ſteht in kriegeriſche Stellung mit Schwert und Helm und elegant erhabenem Arm, um den Streich gegen den vor ihm ſich aufrichtenden hölliſchen Drachen zu führen. Auf dem Schilde, mit dem er ſich deckt, iſt das Wappen der Herzoge von Aveiro ſkulpirt, woher denn auch die Meinung ſich zu beſtätigen ſcheint, daß jene Herzoge dieſes Bild aus Caſtella kommen ließen, ſo wie das des Santo Chriſto dos Paſſos, welches ſich in der Kirche der Santa Caſa da Miſericordia dieſes Diſtricts befindet, von wo aus jährlich die Proceſſion dos Paſſos nach der Kloſterkirche geht, woſelbſt er als göttlicher Gaſt verweilt. Um dieſer Proceſſion noch mehr Verehrung zu geben, leiht ihr das Kloſter eine Portion des heiligen Holzes des Kreuzes Chriſti in einer ſilbernen und vergoldeten Capſel, welches ein gewiſſer Frei Duarte Sodre dem Kloſter verehrte. Das Kloſter ernährte gewöhnlich 30 bis 40 Brüder, für welche Raum war. Außerdem findet man in Azeitao eine Caſa da Miſericordia, welches eine fromme Stiftung des Don Alfonſo de Lancaſtre, Marquis von Porto Seguro, Sohn des Herzogs von Aveiro, Don Alvaro war, und im Jahre 1622 gemacht wurde. Neben der Kirche der Miſericordia ſtiftete ebenfalls die Frömmigkeit des Padre Pedro de Mesquita Carneiro im J. 1640 ein Hoſpital mit einem gewiſſen jährlichen Einkommen.

Dieſes iſt das einzige Bemerkenswerthe jener fruchtbaren Gegend, die das beſte Oel und einen ganz vorzüglichen Wein hervorbringt. Die geſunde Gegend verurſachte auch, daß ſich hier mehrere Familien von Fidalgos anbauten und dann ihren Sommeraufenthalt daſelbſt nahmen. Als oberſte Gerichtsbarkeit beſaß Azeitao ehemals einen Juiz de Fora, was aber in der neueſten Zeit ſich abgeändert hat, und ich kann hiervon nichts weiter mittheilen, als daß ich vor einigen 30 Jahren, als ich in der Nachbarſchaft eine bergmänniſche Unterſuchung anſtellen mußte, von dem daſelbſt reſidirenden Juiz de Fora aufs gaſtfreundſchaftlichſte aufgenommen wurde, und dieſen bei der Abendmahlzeit eine Fiſch von 8 Pfund verſpeiſen ſah, und ungeachtet ihm in der Nacht die furchtbarſte Indigeſtion zuſtieß, ſo war er doch am folgenden Tage in ſo weit wieder hergeſtellt, daß er beim Mittagsmahl zum Deſſert 25 Orangen verzehrte und verſicherte, daß er ſich nach der Indigeſtion doch etwas ſchonen müſſe, denn er pflege gewöhnlich 50 Orangen zu eſſen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reiſen.

Douglas' Reiſen u. ſ. w.

Zweite Beſteigung des Mauna-Roa und der eigentlichen tafelartigen Gipfelhöhe deſſelben.

Der Weg von Kapupala nach dem Mauna-Roa führte durch eine mitunter herrliche Gegend der Inſel, wo hie und da auf den reichbegraſten Wellenflächen anmuthige Coa-, Tutui- und Mamma-Gehölze ſtanden. Von einſamen Hütten, die der jeweilige Aufenthalt von Vogelſtellern und Sandelholzfällern, gelangte der Reiſende endlich, ſchon über dem Waldgürtel, zu einem mitten in Lavageſtein rieſelnden Born, deſſen Ränder mit hohen Erdbeerbüſchen eingefaßt waren. Von da an ging es immer ſteiler und ſchroffer aufwärts dem ſüdöſtlichen Kamm zu, welcher am leichteſten zugänglich iſt. Unter dem Genuſſe — denn man

befand ſich bereits in der Knieholzregion — wurde eine Art von blätterloſer Brombeerenart gefunden, deren Frucht der Angabe der Eingebornen zufolge weiß ſeyn ſoll. Bei der Ankunft an der Knieholzlinie oder der Gränze der Buſchregion wurde, obſchon es noch nicht Abend war, beſchloſſen, da zu übernachten, weil höher hinauf kein Feuerungsſtoff mehr vorhanden geweſen wäre. Die Wolke, welche unabläſſig über dem großen Vulcan ſchwebt, verſchleierte den Horizont, und ragte gleich einer hohen Warte in die Lüfte. Gegen Sonnenuntergang gewann die ganze Scene indeß ein ganz anderes Ausſehen; die über dem Vulcan gelagerte Nebelwolke, die im Sonnenſchein ſilberweiß glänzt, war von einem Gluthſchein umgeben, der die Abendveſte viele Meilen weit umher erhellte. „Nie, ſelbſt an einem tropiſchen Himmel, ſagt er, habe ich ſo viele Sterne geſehen als in dieſer Nacht, und ihr folgte eine Frühe, deren Schilderung, ſo wie diejenige der Herrlichkeit des Morgenhimmels, und überhaupt der hehren Scenen des ganzen Tages, ein vergebliches Beginnen wäre.“

Der Aufweg fing nun an äußerſt gefährlich zu werden. Die Lava war hin und wieder ſo glatt und dabei ſo holperig und alterwärts zerklüftet, daß jeden Augenblick ein Sturz in eine von den bodenloſen Spalten zu beſorgen ſtand. Wir befanden uns ſchon an der Schneegränze. Ueberall klafften weite Krater oder Mündungen, in Form, Größe und Geſteinsfarbe von einander verſchieden. Die daraus geſtrömene Lava bietet ein wahrhaft neues und fremdartiges Schauſpiel dar: aus einigen, ja zuweilen ſogar aus einem und demſelben Krater ſtehen die nun verhärteten Lavaſtröme kreuzweiſe übereinander (transversally) oder in krummen Segmenten zu Tage, wogegen bei andern wieder die runden oder geringelten Maſſen gewaltigen Tauen gleichen, da und dort aber ſo fein wie der zarteſte Seidenfaden geſponnen und vom Winde weithin gezogen worden ſind.

In ſpäter Nacht gelangte ich auf die Kuppe eines ſanft anſteigenden ſtumpfen Grats, der als der Südtheil des Mauna-Roa-Domes angeſehen werden darf. Der Thermometer zeigte da 37°. Der Schnee wurde von dieſer Gegend an, von wo am folgenden Morgen wieder aufgebrochen wurde, um nordwärts zur Mitte des Domes zu gelangen, ſehr tief, und durch das von den Sonnenſtrahlen bewirkte Schmelzen der Schneedecke, welche das Gehen auf den ſcharfen Lavaſpitzen erleichtert hatte, das Fortkommen äußerſt beſchwerlich, obgleich der Weg bei weitem nicht mehr ſo ſteil war, da der Gipfel flacher iſt. Kurz vor Mittag hielt ich in der Nähe des höchſten ſchwarzen Kraters, um den Sonnendurchgang zu beobachten. Damit ſpätere Mauna-Roa-Beſteiger die Richtigkeit meiner Angaben zu ermitteln vermögen, mache ich bei Anführung nachſtehender Beobachtungen die Oertlichkeit namhaft, wo ſie angeſtellt worden ſind. Südweſtlich von dieſem Krater, 510 Fuß davon, erhebt ſich ein gegen 70 Fuß hoher Lavahügel. Die in ſeiner Nähe unter äußerſt günſtigen Umſtänden gemeſſene Mittagshöhe war 104° 52′ 45″; der Barometer 18,955; der Thermometer 41°, in der Sonne 48° 5′, im Schnee vergraben zeigte er 31°; der Hygrometer 7°. Der Wind wehte aus Südweſt.

Die Gipfelhöhe dieſes außerordentlichen Berges iſt ſo flach, daß von oben herab kein Theil der Inſel zu ſehen iſt, ja nicht einmal die Hochgipfel des Mauna-Roa, noch auch der entfernte Seehorizont wahrgenommen werden können, obſchon während meines ganzen Aufenthalts oben das Wetter ungemein klar und heiter war. Sie bildet einen Horizont für ſich ſelbſt, deſſen Durchmeſſer gegen 7 engl. Meilen beträgt.

Die topographiſche Kenntniß des bereits erwähnten Vogelſtellers vom Mauna-Roa beſchränkte ſich, wie wohl voraus zu ſehen war, auf die Waldregion, und nun konnten weder er, noch die beiden andern Eingebornen einen Schritt mehr thun. Ich machte mich daher ohne ſie auf den Weg, und nach ungefähr dritthalb Meilen ſtand plötzlich der große Erd- oder Gipfelvulcan oder Kegel des Mauna-Roa vor meinen Blicken. Alle meine Verſuche aber, den ſchwarzen Lavahang zu erklimmen, blieben fruchtlos, weil die Spalten und Riſſe ſo verſteckt und verdeckt waren, daß offenbare Lebensgefahr mit dem Unternehmen verbunden ſchien. So mußte ich, ohne dieſen Gipfelkrater erklimmt und ſeine außerordentliche Tiefe gemeſſen zu haben, wieder umkehren. Ich wandte mich nun, die Oſtſeite entlang am Rande des hohen Grates hinwandelnd, nach dem „Buckel,“ wenn ich ſo ſagen darf, des Berges, welcher, vom Mauna-Koa aus geſehen, ſich als der ſcheinbar höchſte Punkt des Mauna-Roa darſtellt. Als ich am Rande des Grates ſtand, blies der Wind ſo heftig aus der Höhlung, daß ich mich mit genauer Noth aufrecht erhielt. Der Umfang des ſchwarzen Lavakranzes oder Abſatzes des faſt kreisrunden Kraters beträgt nach meiner Ermittlung, die ſo genau war als es die Umſtände geſtatteten, 6¼ Meilen, während derjenige des alten Kraters 24 Meilen iſt. Die durch eine genaue Meſſung mit dem Senkblei ermittelte Tiefe beläuft ſich auf 1270 Fuß. Im Grunde gähnen entſetzliche Abgründe, die an manchen Stellen ſo unergründlich tief hinab zu reichen ſcheinen, als wie wenn der Berg bis zu ſeinen Wurzeln zerriſſen und geſpalten worden wäre. Es muß ein furchtbares Schauſpiel geweſen ſeyn, als dieſer Feuerberg in Thätigkeit war. Der Barometer blieb während meines ganzen Aufenthalts auf der Gipfelhöhe ſtationär, und es war überhaupt weder in der Temperatur, noch im Thaupunkt irgend eine Aenderung erſichtlich.

Als ich zwiſchen 8 und 9 Uhr Morgens im bereits heißen Sonnenſchein bei einer Temperatur von 56° 57′ über Lavenabſätze ging, die von dichterer Textur waren, ertönte ein lieblicher melodiſcher Laut, der aus den kleinen Riſſen und Spalten gleich dem leiſen verſchwebenden Klang von Spielgläſern herauf hallte, zugleich aber vernahm ich ein ſummendes Getön wie von einem Bienenſchwarm. In einer tiefern Region würde ich dieſes Getön für eine liebliche Harmonie von Inſecten gehalten und vielleicht nicht beachtet haben, auf dieſer Höhe aber, hoch über der Pflanzen- und Inſectengränze, mußte es mich höchlich überraſchen.*) Obgleich dieſer Tag windſtiller als derjenige (der 12 Jan.) war, wo ich auf der Gipfelhöhe des Mauna-Koa ſtand, nahm ich dennoch eine große Verſchiedenheit des Schallverhältniſſes zwiſchen dort und hier wahr. Hier auf dem Gipfel des Mauna-Roa konnte ich nicht halb ſo weit hören als auf dem Mauna-Koa, obſchon dort der Wind heftig wehte. Dieß mag hauptſächlich davon herrühren, daß der Mauna-Roa mit Schnee bedeckt, während der Koa ganz ſchneelos war.

(Schluß folgt.)

Am 6 Mai ſpürte man zu Genua zwei Erdſtöße, die jedoch keinen Schaden anrichteten; der eine fand um 10 Uhr 40 Minuten, der zweite um 11 Uhr 35 Minuten ſtatt; einige Perſonen wollen behauptet haben, man habe kurz nach Mitternacht einen dritten Stoß verſpürt. (Echo du Monde Savant Nr. 25.)

*) Dieſe merkwürdige Angabe gewährt einen neuen Beitrag zu der langen Reihe verwandter Erſcheinungen, welche von dem verewigten Autenrieth in der vor mehreren Jahren im Tübinger Morgenblatte mitgetheilten wichtigen Abhandlung über Lufttöne aufgeführt worden iſt. M.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 177.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Junius 1838.

Die Mündung der Seine.

Die Quelle der Seine ist noch immer ungewiß; sie entspringt in einem Dorfe von Burgund, sechs Meilen nordwestlich von Dijon; allein die Geographen sind über den Namen des Orts nicht einig. Sie kommt plötzlich aus der Oeffnung einer bewaldeten Anhöhe zum Vorschein, und bildet sofort einen kleinen Bach, welcher ehemals mit seiner ganzen Wassermasse durch die Küche eines Klosters floß. Bevor die Seine also zu ihrem europäischen Rufe gelangte, mußte sie, wie die Kaiserin Katharina von Rußland, anfangs als Küchenmagd dienen und das Geschirr abwaschen. Nachdem die Seine als unbedeutender Fluß Burgund und die Champagne durchschnitten hat, macht sie im Vorbeigehen bei Montereau die Bekanntschaft der Yonne (Icauna bei Julius Cäsar), welche in ihren Armen den Geist aufgibt, und sie zur Gesammterbin ihres ganzen Wasserreichthums einsetzt. Nach dieser Erbschaft kann sich die Seine schon herausnehmen, etwas vorstellen zu wollen; indessen wird sie erst bei Nogent in den Adelsstand erhoben, d. h. zu einem schiffbaren Strom. Bei der Brücke von Charenton wird sie als Mündel von der Marne adoptirt, welche als großmüthige Matrone ihrer Pupille sämmtliches Vermögen einhändigt, damit sie würdevoll in der Hauptstadt auftreten, ein anständiges Haus machen, und alle Unkosten der ihr obliegenden Verrichtungen bestreiten könne. Bei ihrem Eintritt in Paris empfangen sie die Ehrenpforten der Brücke von Austerlitz; bald aber findet sie sich zwischen hoch aufgemauerten Quais eingeengt, bis sie, mit dem Tribut aller unterirdischen Cloaken der Stadt und Vorstädte bereichert, durch die Bögen der schönen Jenabrücke zum Thore hinauszieht, und sich in unzähligen Krümmungen lange fortwindet, wie wenn ihr der Abschied von Paris sehr schwer aufs Herz fiele. Dicht oberhalb Pontoise bei Conflans, einem alten Landungsplatz der Römer (wie Coblenz aus Confluens gebildet), mündet die aus den Ardennen herabkommende Oise, die römische Isara. Weiterhin liefern links die Epte und Andelle, rechts die Eure, ihre beträchtlichen Zuflüsse und Zuschüsse an die Seine, welche mit so verstärkten Kräften, stolz und siegreich durch die Triumphbögen einer prächtigen steinernen Brücke in die alte Hauptstadt der Normandie einzieht. Von hier an ist die Seine ein tiefer, breiter, mächtiger Strom, mit Dampfschiffen, Remorqueurs, Kauf- und Küstenfahrern aller Nationen belebt. Bei Quillebeuf hat ihre Oberfläche eine Ausdehnung von anderthalb Stunden. Wenn man um die Ecke bei Quillebeuf biegt, spürt man bereits leise die Einwicklung und Nähe des Meeres, und so oft die Fluth eintritt, kann man hier ein wunderbares Phänomen beobachten, welches übrigens nicht bloß der Seine eigenthümlich ist, sondern sich bei der Mündung aller Flüsse wiederholt, die sich in das Aermelmeer oder in den atlantischen Ocean ergießen. Um die Zeit der steigenden Fluth nämlich, wenn das Meer aus uns so gut wie unbekannten Gründen wieder an den Strom zurückeilt, und ihn von neuem bedeckt, werden die Gewässer der Seine, welche den Augenblick zuvor noch so ruhig abflossen, plötzlich gewaltsam zurückgedrängt. In diesem ungleichen Kampfe muß, wie man es sich leicht denken kann, der Fluß nachgeben, weichen, und die Flucht ergreifen. Diese demüthige Unterwerfung hemmt aber das Nachrücken des schrecklichen Feindes nicht; die Fluth steigt und steigt, bald ist das Flußbett erobert und der fliehende Strom, welcher voll Entsetzen an seine Quelle zurückkehren zu wollen scheint, verwüstet auf seinem Rückzuge seine lachenden Ufer. Zweimal täglich läßt das Meer den Flüssen auf diese Weise seine unwiderstehliche Gewalt fühlen; zweimal täglich sehen die Bewohner von Rouen und Elbeuf ihren eben noch so munter dahinfließenden Strom in wilder Unordnung 40 Meilen weit von seiner Mündung zurückkommen und ihnen anzeigen, daß das Meer gestiegen ist. Die Schiffer nennen diese merkwürdige Erscheinung la Barre; der Dichter Bernardin de Saint-Pierre erzählt uns, wie ihm die Barre auf einer Reise nach seiner Vaterstadt Havre beinahe das Leben gekostet hätte. „Schon stand das Gestirn des Bären mitten in seinem Lauf, als wir von Ferne einen dumpfen, brüllenden Lärm, wie das Rauschen eines Wassersturzes hörten; ich stand unvorsichtig auf, um zu sehen, was das seyn könnte; an dem weißen Schaume erkannte ich einen Wasserberg, welcher von dem Meere her sich auf uns zuwälzte; er nahm die ganze Breite des Stroms ein und links und rechts über die Ufer hinaus tretend, brach er sich mit einem schrecklichen

Digitized by Google

Gebrach wider die Baumstämme des Waldes. In einem Nu hatte er unser Schiff erreicht und auf die Seite geworfen, bei welcher schiefen Neigung ich ins Wasser fiel."

(Fortsetzung folgt.)

Lebensbilder aus Portugal.

Rückkehr von Setubal nach Lissabon.

(Schluß.)

Der kühle Morgen hatte sich, als wir Azeitao verließen, in einen brennendheißen Mittag verwandelt, und nun stand uns, nachdem der fruchtbarere höhere Landstrich im Rücken blieb, der Zug durch eine Sandwüste mit Buschwerk und kleinen verstümmelten Pinien bewachsen, bevor, ähnlich der von Palmella nach Monta. Zwar nicht so ausgedehnt, wie jene, denn in Zeit von $^5/_4$ Stunden ist sie zurückgelegt, allein wilder und unwegsamer, weniger gebahnt und mit tieferem, lockerem Sande, so daß der Transport der Producte jener Gegenden nach Lissabon außerordentlich erschwert wird, und, anstatt auf gut eingerichteten Lastwagen zu geschehen, nur mit Maulthieren geschehen kann, denen man nicht mehr als das Gewicht von zwei Centnern aufladen darf, oder auf diesen so schwerfälligen Walzenkarren, die noch ihre völlige Ungestalt aus den Römerzeiten beibehalten haben, die von zwei der kräftigsten Ochsen gezogen, dennoch nicht mehr als 10 Centner aufladen können, und mit dieser geringen Last dennoch oft in dem Sande mit ihren tief eindringenden und zugeschärften Radkränzen stecken bleiben und Vorspann nehmen müssen.

Portugal ist bereits nun schon viele Jahrhunderte alt, allein so weit ist die Civilisation hier noch nicht vorgerückt, daß man es bis zu fahrbaren Landstraßen, so wie zu zweckmäßigeren Lastwagen und Transportanstalten gebracht hätte; so oft man auch mit ersteren wenigstens schon den Anfang machte, so wurde doch nichts vollendet, es fehlte ein festes unumstößliches System für Straßenbau und Straßenerhaltung; bevor noch ein Stück Straße vollendet, war das anfänglich vollendete schon wieder ruinirt; die verschiedenen Privatinteressen, die dabei auch ins Spiel kamen, wirkten eben so nachtheilig, der Eine wollte diese, der andere jene Straße gebaut haben, man fing bald hier, bald dort an, und vollendete nichts; denn mit dem Wechsel der obersten Leiter wechselten auch die Ideen, und so blieb man denn immer ohne Straßen, selbst an die nützlichste und nothwendigste, welche so ungemein viel zum Aufblühen der Gegenden zwischen Lissabon und Setubal, und selbst zu dem Flor des Handels und der Betriebsamkeit Setubals beitragen könnte, hat man noch nicht einmal gedacht, wohl aber in den letzten vier Jahren daran, eine Chaussee nach dem Vergnügungsorte Cintra auf Staatskosten zu bauen, an welcher man auf einer Erstreckung von $1^1/_2$ Stunde mehr Geld verschwendet hat, als man in Deutschland zur Anlegung einer ganz neuen Straße von vier Meilen Länge verbraucht. Gegenwärtig, wo es nun zu jeder Sache an den Mitteln fehlt, wo die Angestellten, die Armee, die Pensionirten, Wittwen und Waisen aus Mangel an Bezahlung beinahe verhungern, und nichts auf Straßen verwendet werden kann, ist die Vollendung jener auch wieder ins Stocken gerathen, und da auch für die Erhaltung des Gemachten nicht gesorgt werden kann, so wird sie wahrscheinlicherweise ebenfalls bald wieder in ihren primitiven Zustand verfallen. Der Enthusiasmus, die Straße von Lissabon nach Porto zu bauen, wozu ein gewisser Oberst Lucot das Privilegium zu einer Actienunternehmung erhielt, was von den Cortes bestätigt, und besonders von der Partei der September-Revolution, als ein patriotisches Unternehmen, unterstützt wurde, hat, wie vorauszusehen, ebenfalls keinen Fortgang, ungeachtet man dazu wahre, sehr gut besoldete Straßeningenieurs aus Frankreich hat kommen lassen, und auch den Anfang des Straßenbaues gemacht hat; allein es fehlt nicht nur an Actionnären, um die gehörigen Fonds zusammenzubringen, welche nach einem Ueberschlage eine Million Thaler betragen müssen, um die 53 Legoas lange Straße bis Porto zu vollenden, sondern es fehlt dem Gouvernement auch an Geld, um die Entschädigungen für die Expropriationen zu bezahlen, wozu es sich anheischig gemacht hat, und dieses ist der Hauptgrund, weßhalb schon gegenwärtig die angefangenen Arbeiten ins Stocken gerathen sind, denn die Landeigenthümer verlangen zuerst ihre Entschädigung, bevor man ihnen von ihren Besitzungen ein Stückchen zur Straße abschneidet, sie wissen, daß das Gouvernement ein schlechter Bezahler ist, und geben daher keinen Credit. Unter solchen traurigen Umständen wird Portugal noch lange Zeit ohne Straßen bleiben, und besonders die Hauptstadt fortdauernd theures Brod essen, da die Kornfrüchte einem so theuren Transporte unterliegen, der auf eine Entfernung von 15 bis 20 Legoas dreimal so theuer kommt, als der Transport aus Rußland, von Riga aus bis Lissabon. Wie können unter solchen Umständen der Ackerbau und die Industrie aufkommen? Wie kann man da nur im Innern des Landes daran denken, Fabriken zu errichten oder bergmännische Anstalten zu unternehmen, da die Exportation der Producte so ungemein schwierig und kostspielig ist, daß am Ende bei dem Absatz nicht der geringste Gewinn, ja sogar ein wahrscheinlicher Verlust entsteht.

Nachdem wir endlich den beschwerlichsten Weg zurückgelegt, aus der bewohnteren Gegend von Azeitao, worin ungeachtet ihres fruchtbareren Erdstrichs kaum eine Bevölkerung von 1500 Einwohnern gezählt wird, nun in die Sumpfgegenden der so höchst erbärmlichen Villa de Coina kamen, sah man zwar wieder etwas mehr Cultur in dem trocken gelegten Landstriche, wo sonst der Arm des Tajo bis nach Alt-Coina hinauflief, allein im Ganzen war doch nicht zu verkennen, wie die Villa, die wohl kaum aus hundert zerstreut liegenden Wohnhäusern besteht, in ihrer größten Decadenz daliegt, da sie doch einen ganz vorzüglichen Hafenplatz mit einem lebhaften Verkehr nach Azeitao, Cezimbra und andern am Fuße der Serra d'Arrabida gelegenen Ortschaften abgeben könnte, wenn dahin eine ordentliche Straße führte. Viele Häuser der Villa schienen gar nicht bewohnt zu seyn, mehrere lagen in Ruinen, nicht einmal Kinder erblickten wir in den wie ausgestorbenen Straßen; sie waren so menschen-

Digitized by Google

leer, als wenn Cholera und Pest hier gewüthet hätten. Etwas Aehnliches ist's auch, was der Bevölkerung dieses Orts hinderlich ist, denn die Gegend ist eine der ungesundesten der Ufer des Tajo, ihre Sümpfe erhalten die schädlichsten Miasmen, die kalten Fieber lassen hier beinahe gar nicht nach, und arten in manchen Jahren, besonders in den Monaten Julius, August und September, in eine solche Bösartigkeit aus, daß ganze Familien davon hinweggerafft werden.

Vor einigen dreißig Jahren, und kurz vor meiner Ankunft in Portugal, wurden bei der Grabung des Fundaments eines Hauses, im Sandboden, der hier eines der Lager der tertiären Bildungen ausmacht, und den ich Grünsand dieser Formation benenne, Spuren lebendigen oder gediegenen Quecksilbers entdeckt, und dem Gouvernement davon Anzeige gemacht, welches sogleich den Ingenieuroberstlieutenant Niemeyer, einen Hannoveraner von Geburt, der mit dem Grafen von der Lippe nach Portugal gekommen, dahin schickte, um die nöthigen Nachgrabungen vorzunehmen, ungeachtet derselbe sich nie mit bergmännischen Arbeiten beschäftigt hatte, wie er mir nachgehends selbst gestand. Die Resultate zweijähriger Arbeiten, die an eine sehr kostspielige und keineswegs bergmännische Art ausgeführt wurden, waren, daß man mehrere Centner Quecksilber (es ist mir in diesem Augenblick nicht erinnerlich, ob 10 oder 20 Centner), während der trocknen Monate auffammelte, so daß der Werth desselben die Arbeitskosten gedeckt haben soll, nachgehends aber die Arbeiten wieder einstellte, weil sich die Menge des im Sande zerstreuten Quecksilbers verminderte, und man auf die Idee kam, daß an diesem Ort in früheren Zeiten vielleicht ein Magazin gewesen, worin Quecksilber aufbewahrt wurde, und welches durch irgend einen Zufall zu Grunde ging, das Quecksilber aber im Sande sich verlor und immer tiefer senkte. Niemeyer suchte das Gouvernement in dieser Idee zu bestärken, um die Arbeiten an diesem so ungesunden Orte, wo er den Schmerz hatte, drei seiner Kinder in Zeit von wenigen Wochen zu verlieren, aufzugeben. Erst spätere Erfahrungen über das Vorkommen des Quecksilbers, was man auch innerhalb der Mauern Lissabons, bei Grabung der Grundlagen von Gebäuden, besonders der der Kirche von S. Paulo und andern Orten in dem genannten Grünsande gefunden hat, so wie an dem Abhange des Castells von Almada, jenseits des Tajo, haben mich überzeugt, daß jenes Quecksilber in Coina nicht zufällig dort angehäuft lag, sondern daß es dieser Formation eigenthümlich angehört, so wie der diluvischen Sandbildung der Halbinsel zwischen dem Tajo und Sado bis zur Meeresküste hin das Gold in kleinen Körnern und Staub.

Wir ritten vom Mittelpunkte der Villa aus, wo wir uns vergebens nach einem Tannenbusch als Zeichen einer Weinschenke umgesehen, nun längs einem tiefen Sumpfe hinab, der mit Quer-Dämmen versehen war, auf dem kleine Mühlen angebracht sind, welche nur so lange in Gang gesetzt werden können, als die Ebbe eintritt, und kamen endlich bei einer Reihe niederer Häuser an die Spitze des Tajo-Arms, wo die kleinen Fahrzeuge an einem bequemen Quai anlegen. Hier stiegen wir an einer kleinen Taverne ab, und erquickten uns mit Brod und Wein; außer diesen beiden Dingen war schlechterdings nichts zu haben, hingegen war uns das Glück so günstig, hier ein kleines Boot aus Lissabon vor Anker liegend zu finden, und uns darin einzuschiffen, wo nicht, so hätten wir noch einige Stunden weiter bis nach Cassilhas auf dem unangenehmsten Wege durch Sandsteppen und Büsche reiten müssen. Der Administrator von Coina, ein recht angenehmer, gebildeter Landmann, von dem wir mehrere Aufschlüsse über die gegenwärtige Decadenz dieser Gegenden erhielten, gesellte sich noch zu uns, so daß wir eine angenehme, unterhaltende Fahrt hatten, und nach einer Stunde in Lissabon am Cais do Sodré ans Land stiegen.

Antiquitätenfund in Dublin.

Ein alter Tumulus, den man seit langer Zeit unter dem Namen Cnoc Math Righ, oder der Hügel des guten Königs, kennt, wurde im Phönixpark zu Dublin eröffnet. Der erste Gegenstand, den man fand, war ein vollständiges Cromlech oder Altargrab tief in der Mitte des Hügels, das aus einer rohen, ungemeißelten, 6½ Fuß langen und 3½ Fuß breiten Steinplatte bestand, die auf fünf 3½ Fuß hohen Säulensteinen lag, von denen zwei auf jeder Seite und eins am Fuße sich befand, so daß das Ganze eine kleine Kammer bildete, da mehrere platte Steine die noch übrigen Oeffnungen schlossen. Bei Eröffnung der kleinen Kammer fand man zwei sehr wohl erhaltene menschliche Skelette in einer Stellung, daß sie sitzend begraben worden zu seyn scheinen; das eine Gerippe soll einem Mann, das andere einer Frau angehört haben. Außerdem fanden sich Bruchstücke von zwei irdenen Urnen, augenscheinlich von sehr hohem Alter, und eine Menge kleiner weißer Kamm-Muscheln, deren Spitzen abgenommen waren, so daß sie an den dadurch gebildeten Löchern angefaßt werden konnten, und so wahrscheinlich einen Halsschmuck der Frau bildeten. (Athenäum vom 9 Junius.)

Chronik der Reisen.

Douglas' Reisen u. s. w.

Zweite Besteigung des Mauna-Roa und der eigentlichen tafelartigen Gipfelhöhe desselben.

(Schluß.)

In der Nähe der Kuppe sah ich einen Vogel von der Größe des Sperlings; sein Gefieder war hellgrau und die Farbe des Schnabels blaßgelb; er war das einzige lebende Wesen, das ich jenseits der Waldzone traf, und so zahm, daß ich ihn von dem Lavablock, auf dem er saß, mit der Hand wegnehmen konnte; ich gab ihm aber sogleich die Freiheit zurück. In einer Vertiefung der Lava lag ein todter Hadicht. Dieser Berg scheint ganz anders gebildet zu seyn als der Koa, und aus einer zahllosen Menge von Lavaschichten zu bestehen, die durch die verschiedenen Ausflüsse des großen Kraters entstanden sind. In den tiefen Höhlen von Kapurala von 2000 Schuh Seehöhe sind die verschiedenen Strata sehr deutlich abgemarkt, und wechseln in Dicke je nach der Stärke der Eruption, durch die sie entstanden. Zwischen vielen davon liegen Erdschichten von 2 Fuß bis 2 Fuß 7 Zoll Dicke, welche Pflanzenstoffe enthalten, und von den langen Ruheintervallen zeugen, die

Digitized by Google

zwiſchen den Ausbruchsperioden ſtattgefunden haben. Ein bemerkenswerther Umſtand iſt es, daß die dickſten Strata meiſtens auch die unterſten oder eigentlich tiefſten, und je höher nach der Oberfläche zu immer dünner werden. An manchen Plätzen zählte ich 27 ſolcher Erdſchichten, welche in ihrer wagerechten Lage genau mit der Neigung des Berges übereinſtimmten. In den 40 bis 70 Fuß tiefen Höhlen, die ich in der Nähe meines Nachtlagers unterſuchte, und wo Lava- und Erdſchichten miteinander in der Art abwechſelten, daß auf eine Reihe von den erſtern immer eine von letztern kam, war näher als 18 Lavaſchichten nach der Oberfläche zu keine Erdſchichte wahrzunehmen. Thierreſte irgend einer Art habe ich in den Lavaſchichten u. dgl. beider Berge nicht bemerkt, ja keine Spur davon wahrgenommen.

Am ſpäten Nachmittage wurde der Rückweg angetreten, welcher noch müh- und gefahrvoller als der Aufweg war. Die vor Kälte halb erſtarrten Owaihier kamen nur langſam weiter, und obgleich das Zwielicht in dieſer Region von beträchtlicher Dauer iſt, brach durch die langen Zögerungen nun doch die Finſterniß herein, ſo daß eine kleine Höhle, die ſich gerade in der Nähe befand, zum Nachtlager gewählt werden mußte. Dieſe gewährte nun wohl Schutz vor dem Nordweſtwinde, der nach Sonnenuntergang immer heftiger zu wehen begonnen hatte, da ſie aber noch hoch über der Pflanzenwuchslinie lag, alſo weit umher kein Feuerungsſtoff vorhanden war, der Thermometer auf 19° ſtand, und die Kälte durch die von Schweiß ganz durchnäßte dünne Kleidung noch empfindlicher wirkte, ſo wurde der Aufenthalt an dieſem Orte ſo unerträglich, daß ich aller Gefahr ungeachtet noch vor Mitternacht wieder aufzubrechen beſchloß, um zu dem tiefer unten befindlichen Zeltlager zu gelangen, und dazu nur den Aufgang des Mondes abwarten wollte. Nie werde ich die namenloſe Freude vergeſſen, womit das erſte Heraufflimmen des willkommenen wegweiſenden Geſtirnes über dem Vulcan, deſſen Erſcheinung ich in der unwirthlichen, troſtloſen Einöde ſitzend mit geſpannter Beklemmung entgegenſah, mich plötzlich durchzuckte. Höchſt ſeltſam war die Geſtalt des ſo frohlockend begrüßten heraufziehenden Geſtirnes. Der verfinſterte Rand erſchien zu oberſt, dann ein ſchmaler 4 bis 5° hoher Silbergürtel, der aus der ſchwarzgelben feurigen Wolke, die über dem Vulcan ſchwebte, hervortauchte. Das erſte Erblicken deſſelben hielt ich für ein Aufblitzen des Feuers, doch nach einigen Augenwinken ſchon ſtrahlte er herauf der liebliche Mond an der wolkenloſen Nachtveſte, und verbreitete ſeinen wegweiſenden Schein auf meinen ſchroffen Pfad, den ich alsbald freud- und dankerfüllt betrat. Die drei Owaihier, worunter der Vogelſteller, waren jedoch aus der Höhle, worin ſie dicht zuſammengekauert lagen, nicht wegzubringen, ſo daß ich ſie denn auch hier zurückließ, und den mitternächtlichen Hinabzug bloß in Begleitung meines treuen Dieners, der mir überall hin wie mein Schatten folgt, antrat.

Bei dieſem Anlaſſe wollen wir hier vor dem Schluſſe dieſes langen Reiſeberichts die verſchiedenen, die Eingebornen von Owaihi betreffenden Angaben zuſammenfaſſen, welche darin zerſtreut vorkommen. Sie mögen vielleicht einigen Aufſchluß über die außerordentliche Abnahme der owaihi'ſchen Bevölkerung gewähren, worüber A. v. Chamiſſo in einer der letzten Sitzungen der Berliner Geſellſchaft der Wiſſenſchaften ſo traurige Angaben mitgetheilt hat: Die Maſſe von Nahrung, beſonders von Poe, deren der Owaihier im Lauf einer Woche bedarf, kommt an Gewicht beinahe demjenigen ſeines Körpers gleich; von letzterer, wie überhaupt von pflanzlichen Lebensmitteln, kann er daher nicht mehr als den Bedarf einer Woche tragen, ein Umſtand, der vorzüglich bei Bergreiſen durch die ungemeine Vermehrung und Erſchwerung des Gepäcks äußerſt hinderlich iſt. Kein Volk des Erdkreiſes, ruft Douglas irgendwo aus, mag der Vielefſerei ſo fröhnen, als das owaihiſche. Die unzertrennliche und obligate Begleitung und Herzſtärkung des Owaihiers beim Antritte von Bergreiſen bildet eine lange Zuckerrohrſtange, die von Stunde zu Stunde kürzer wird. Vorzüglich auf Bergreiſen, denen ſie trotz des durchaus gebirgigen Charakters des Archipels ſehr abhold ſind, muß man ſie unausgeſetzt im Auge behalten, ja förmlich vor ſich her treiben; wird dieſe Vorſicht vernachläſſigt, ſo ſetzen ſie ſich, ſobald der vorausgegangene Reiſende ihnen aus dem Geſicht iſt, nieder, kauen Zuckerrohr, rauchen, plaudern, machen es ſich ſo behaglich als nur möglich, ſchlendern dann auch wohl eine kleine Strecke weiter, raſten wieder, und verbringen den Tag unbekümmert darum, ob er bei ſeiner Ankunft an der zum Raſtort oder zum Nachtlager beſtimmten Stelle etwas von dem Mund- und anderem Bedarf, den ſie tragen, brauchen möge oder nicht, ja ſie erwiedern nicht einmal ſeinen fernen Ruf. Ihrer geringen Abhärtung und großen Empfindlichkeit gegen die Kälte iſt bereits mehrmals gedacht worden.

Das ſtrahlende Sternbild des Orion, das in meinem Heimathslande ſeit den Tagen der Kindheit mich ſo ſehr angezogen und woran meine Blicke ſtundenlang gehangen hatten, war mein Leitſtern. Es war kürzlich erſt durch den Meridian gegangen. Vorſichtig von Abſatz zu Abſatz herabſteigend, gelangte ich um die zweite Frühſtunde auf eine mit Knieholz bedeckte ebene Stelle; doch war das Ausſehen dieſer Zwerggebüſche ſtämmiger als das derjenigen, die in der Nähe des Lagers, dem ich zueilte, wuchſen, ein Umſtand, der mir auffiel. Ich zündete ein Feuer an, und nun ergab die Unterſuchung des Barometers, daß dieſe Stelle ſchon 500 Fuß *unterhalb* des Lagers, das ich aufſuchte, lag. Der ſtämmigere Wuchs des Knieholzes war nun auch leicht erklärlich. Unſer oftmaliges Rufen blieb unerwiedert. Kaum hatte ich mich an dem hellauflodernden Feuer zu erwärmen begonnen, als ich von einer heftigen Entzündung der Augen befallen wurde, deren Vorboten, namentlich ein durch die Schneeſtrahlung bewirkter ſtechender Schmerz, ſich ſchon oben auf dem Gipfel gezeigt hatten. Von heftigem Durſt geplagt, ſchlief ich ein, und träumte während eines mehrſtündigen unruhigen Schlummers von nichts als von plätſchernden Cascaden, worüber ſchimmernde Regenbogen hingen und deren Sprühſchaum mich durchnäßte, während meine Lippen von brennendem Durſt vertrocknet waren. Als die aufgehende Sonne des 30 Januar 1854 die Schneehalden des Mauna-Roa vergoldete, gewahrte ich erſt, welche ſchwierige und gefährliche Pfade in den mitternächtlichen Stunden zurückgelegt worden waren. Vom Lager aus, wo eine von Honori behend herbeigebrachte Kürbisſchale voll köſtlichen Eiswaſſers ein langerſehntes Labſal gewährte, wurde bald darauf die Weiterreiſe nach Kapupala angetreten, wo unſer Reiſender, den wir hier für immer verlaſſen, am Abend deſſelben Tages anlangte.

Ueber ſeine Streifzüge von dieſem Zeitpunkt (Ende Januars 1854) an bis um die Mitte Julius deſſelben Jahres, wo er auf der Rückreiſe nach Hilo, ungefähr 50 engliſche Meilen davon auf der Nordſeite des Mauna-Roa, bei einem Orte, den die Miſſionäre in ihrem Bericht an den großbritanniſchen Generalconſul zu Woahu Lauapahoehoe nennen, auf die im Lebensabriß erzählte entſetzliche Weiſe das Leben verlor, mangeln alle Angaben. F. Malven.

München. in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 178.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Junius 1838.

Beirut.

(Aus Addison's Damascus and Palmyra.)

Beirut ist bei seiner geringen Größe den meisten türkischen Städten, in Betreff der Architektur seiner Gebäude, vorzuziehen, die Straßen sind viel reiner, nicht so mit Kothpfützen angefüllt, und die bedeutendsten Häuser aus Stein aufgeführt. Am Abend gingen wir in den Palast Soliman Pascha's, des bekannten französischen Renegaten; von hier aus, so wie von den umliegenden Höhen hat man eine sehr liebliche Aussicht: der undulirende Boden ist bis an die See hinab mit Maulbeerbäumen bedeckt, und jenseits eines breiten Golfs erblickt man die hohe Kette des Libanon, dessen zwei höchste Spitzen ganz das Aussehen von Schneegipfeln haben, wahrscheinlich von der Farbe des Bodens. Bei Sonnenuntergang war ein herrlicher Purpurschimmer über die ganze Kette verbreitet.

In der Nähe des Palasts wurden kürzlich zwei alte Mosaikböden entdeckt, und von den europäischen Consuln, welche sie fortschaffen wollten, auf eine barbarische Weise zerstört; einige Bruchstücke, die ich sah, glichen den Mosaiks von Pompeji. Auch wurden kürzlich in geringer Entfernung einige schöne Sarkophage und mehrere werthvolle Münzen und Gemmen gefunden. Hart an des Pascha's Palast sind die Trümmer einer starken Mauer, die aus der Zeit Herodots des Großen stammen soll, und einige kleine Bruchstücke zertrümmerter Säulen sieht man längs dem Hügel hin. Die Hauptruinen des alten Berytus erstrecken sich längs dem Vorgebirge, westlich von der Stadt, hart am Meeresufer hin und etwa eine halbe Stunde von dem westlichen Thore, wo die Grundlagen mächtiger Mauern zu sehen sind, die sich ziemlich weit ins Meer hinein erstrecken, und mit dem weißen Schaum der Brandung bedeckt sind. Die Küste ist schroff und zerrissen, und die Berglandschaft längs dem Wasser hin sehr großartig. Längs dem Quai und dem Hafen liegen manche Reste, die von der Pracht des alten Berytus zeugen. Ueberhaupt findet man rund um Beirut her Bruchstücke schöner Säulen, zum Theil in dem sandigen Boden begraben. Wenn die große Hitze vorüber, der Wind noch nicht ganz hingestorben, und die ganze Natur in der stillen Ruhe eines südlichen Abends begraben ist, gewährt es ein großes Vergnügen, ein kleines Araberboot, so schlecht diese auch sind, zu besteigen und auf den tanzenden Wassern dahinzufahren, um das schöne Panorama der Berge zu betrachten, die sich nach allen Seiten hin erstrecken.

Es ist ein großer Nachtheil für Beirut, daß es keinen sichern Hafen hat; in der Nähe des Lazareths jedoch ist eine tief eingekrümmte Bai und ein ziemlich guter Ankerplatz. Hier war ehemals ein künstlicher Hafen, der durch einen Molo gebildet war, aber dieser ist, wie die andern syrischen Häfen, durch die Saracenen zerstört worden, damit sie den Kreuzfahrern keine Zuflucht geben sollten.

In den Straßen der Stadt sieht man sehr wenig Frauen, und sie haben überhaupt ein düsteres Ansehen, theils wegen der finstern Steinhäuser, aus denen sie bestehen, theils wegen des Mangels an Kaufläden. Es findet sich eine große Anzahl Franken hier, Missionäre und Kaufleute, und der Anblick runder Hüte und kurzer Kleider zerstört immer auf eine unangenehme Weise den orientalischen Charakter eines Ortes. Die amerikanischen Missionäre haben Schulen hier und erziehen einige Kinder von Armeniern, Druſen und Maroniten; einige derselben haben sich zum Protestantismus bekehrt, solche Proselyten sind aber sehr selten.

Die Mündung der Seine.

(Fortsetzung.)

Jetzt begreifen wir auch die Furcht der Soldaten Alexanders, wie sie bei der Mündung des Indus den Fuß mit fürchterlichem Toben aus seinen Ufern treten und die Ebenen rings umher überschwemmen sahen; wir haben bei Quillebeuf vor Anker gelegen und an allen Gliedern gezittert, als wir von weitem die Barre schaumbedeckt, und wie vom wüthenden Meere ausgespieen, auf uns zukommen sahen, und ihr dumpfes, unheimliches Gekrach fast eine halbe Stunde vorher brüllen hörten, ehe sie das Vogspriet unsers Schiffes küßte. Diese schreckliche Barre, welche den keckſten Schiffern Angst verursacht, erhält

Digitized by Google

einen noch höhern Grad von zerstörender Kraft, wenn sie weit bis in das Flußbett der Seine vordringt, wo die Ufer näher zusammentreten und die nöthige Tiefe des Fahrwassers fehlt, welches für die kubische Ausdehnung der Wassermasse zu eingeschränkt ist. Die Fluth steigt dann gegen den Strom auf, drängt und treibt Alles vor sich her, was ihr unterwegs begegnet, zerwühlt und zerstört die sich ihr entgegenstemmenden Landzungen, überschwemmt links und rechts die Wiesen, verschlingt die alten Inseln oder bildet neue, und bestürzt den armen Landmann, dessen Besitzthum sie vernichtet, überall Schrecken und Verheerung verbreitend. Um die Zeit des Voll- und Neumonds, und während der ganzen Dauer der Tag- und Nachtgleiche ist die Barre am gefährlichsten.

Die Schifffahrt von Quillebeuf nach Havre wird nicht ohne Gefahr bewerkstelligt; entzückend und majestätisch aber ist das Gemälde, welches die Natur auf der ganzen Fahrt vor unsern Augen ausbreitet. Der kleine Flecken Quillebeuf hat ein nebelgraues, kaltes Aussehen und erinnert fast an die Ufer der Themse. Hier wie dort fahren wir mit Erstaunen zwischen ganzen Flotten von Kaufmannsschiffen hindurch und passiren vor einer schwarzen Schaar von Remorqueurs vorüber, welche, dem Strom und Wetter trotzend, die beladenen Fahrzeuge die Seine hinaufziehen, ganz aus Eisen und Feuer, wie ihre Namen: Pluton, Vulcain, la Foudre, Phlégéthon, Vésuv, Etna. Diese Remorqueurs kommen von Havre und schleppen an einem Taue Schiffe hinter sich her, welche dreimal so groß sind, wie sie selbst. Zwischen Quillebeuf und Havre ist die Seine gegenwärtig fast eine Eisenbahn, wo die Dämpfer zu gewissen Stunden hin- und hergehen und der Dienst eben so pünktlich besorgt wird, wie bei der Eilpost. Wegen der gefahrvollen Seineschifffahrt ist es strenge Vorschrift, einen Piloten von Quillebeuf mitzunehmen, welcher die Felsenriffe und Sandbänke genau kennt. Die Pilotenschaft in Quillebeuf besteht aus 99 Mann, welche Zahl nie auf 100 gestiegen ist, weil es ein alter Brauch verbietet, den die Einwohner, trotz der Aufhebung der Zunftrechte, heilig halten und beobachten.

Die Hauben der Frauen von Quillebeuf sind ein malerischer, herrlicher Kopfputz; eine Art von weißem Scheiteltäppchen, wie die Riegelhäubchen der Münchnerinnen, nach hinten übergeworfen, macht das Hauptstück davon aus, und über dieses Hauptstück fliegt ein Streifen von Musselin, der mit Spitzen besetzt ist. Die Frauen sind, wie ihre Hauben, elegant, hübsch, gewandt und alle einander ähnlich. Als Bewohner einer von jeder großen Stadt und fast aller Nachbarschaft entfernten Halbinsel, bilden sämmtliche Quillebeufer so zu sagen nur eine einzige Familie von 12 oder 1500 Personen, welche ganz glücklich zusammenleben und niemals in Versuchung kommen, anderswo ein Weib oder einen Freund zu suchen. Sobald ein junger Bursche hier zu Lande sich ein Mädchen ausersehen hat, so betrachtet sich das Mädchen als mit ihm verheurathet und bemächtigt sich ohne alle weiteren Ceremonien des Hauswesens ihres Freiers, welches sie be- oder verwirthschaftet, wie es ihrer Laune beliebt. Das hat für die Zukunft durchaus keine üblen Folgen auf sich, und wenn das junge Paar, nachdem es sich einige Zeit *studirt* hat, wie sie sagen, findet, daß sie nicht für einander passen, so gehen sie wieder von einander, und das Mädchen kehrt zu ihren Eltern zurück, und wartet geduldig so lange, bis ihr beim nächsten Tanz ein anderer Bursch eine neue Probe vorschlägt. Sie hat deßhalb in Niemandes Augen etwas verloren. Die Dinge werden hier, wie gesagt, brüderlich abgemacht, mit einem wahrhaft bewundernswürdigen Zutrauen. Mißgriffe und Irrthümer sind übrigens selten. Man muß bedenken, daß in diesem kleinen Orte sich Jedermann kennt, duzt und küßt. Die Männer in Quillebeuf treiben zweierlei Gewerbe: sie sind entweder Piloten oder Fischer; die Frauen haben nur *ein* Handwerk, sie klöppeln Spitzen. Jede Heurath und Taufe ist für Quillebeuf ein Volksfest; um den Tod eines Einzigen legen alle Bewohner Trauer an. Die Duelle sind in Quillebeuf unbekannt; alle jungen Leute sind Brüder und behandeln als Vater den ersten Greis, welcher ihre Zänkereien tadelt. Auch gibt es keine Armen in Quillebeuf; wer nicht mehr arbeiten kann, hat das Recht, sich an dem Tische desjenigen niederzulassen, welcher arbeitet. Quillebeuf ist ein wahres Phalanstère, wie es die Phantasie Fouriers erträumte.

Bis auf Heinrich IV war Quillebeuf ein sehr ärmliches, elendes Dörfchen. Der Bearner, welcher die wichtige geographische Lage des kleinen Orts zu würdigen wußte, vergrößerte und befestigte es, worauf er es Henriqueville taufen wollte, gleich wie Franz I den Versuch gemacht hatte, das auf seinen Befehl restaurirte Städtchen Havre Françaiseville zu taufen. Aber Quillebeuf war so undankbar, als Havre; es bestand hartnäckig darauf, Quillebeuf zu bleiben, trotz des Diploms Sr. Majestät, und als der Herzog von Bellegarde im Namen seines königlichen Freundes das Commando der Stadt und Festung Henriqueville übernehmen wollte, weigerten sich die Quillebeufer, ihn anzuerkennen, und schlugen den Herzog mit großem Verlust zurück, worauf den tapfern Lümmeln, welche keine königliche Livre tragen wollten, gnädigst erlaubt wurde, sich nach wie vor Quillebeufer zu nennen.

Hinter Quillebeuf wird das Schauspiel immer großartiger; je nachdem die Nähe des Meers heranrückt, erweitert sich die Seine und breitet sich zu einem unermeßlichen Strome aus; fast möchte man glauben, daß sie über ihren bevorstehenden Untergang böse wird, und daß sie vor dem Absterben im Meere den Vorübergehenden ihr Unglück hat versinnlichen, und es so einrichten wollen, daß Niemand angeben könne, wann sie noch Seine, und wann sie es nicht mehr ist. Factisch ist, daß wenn man ihre in Nebelscheine eingehüllten, kaum wahrnehmbaren Ufer so weit zurücktreten sieht, man versucht wird, aus ihren Wellen zu trinken, um sich zu überzeugen, ob sie nicht schon Meer ist. Das wäre eine schöne Brücke, welche man zwischen Quillebeuf und Lillebonne aufschlüge; gewiß so groß und imposant, wie die Brücke, welche die Gränze des Walliserlandes bezeichnet und worunter Schiffe von 300 Tonnen mit vollen Segeln hinwegfahren. Dean was wir dort zu unserer Rechten wie einen grünlichen, im Raum verschwimmenden Schatten erblicken, ist Lillebonne, die alte Julia bona der Römer, nach dem Periplus des Ptolemäus und der Theodesianischen Tafel. Sie wurde von Julius Cäsar gegründet zum Andenken seines Namens Julius,

Digitized by Google

oder von Augustus zum Andenken seiner Tochter Julia, welches die französischen Gelehrten Cuvier, Longuerue und Valois förmlich in Abrede stellen. Die Archäologen mögen das unter sich ausmachen. So viel ist gewiß, daß Lillebonne zahlreiche Spuren eines unläugbaren hohen Alterthums aufzuweisen hat. Römische Straßen, römische Gräber, ein römisches Theater, bronzene Statuen, Basreliefs und Medaillen aller Art, welche man bei den Ausgrabungen gefunden hat, liefern den Beweis, daß die Römer, als Herren von Gallien, ehemals Lillebonne zu einem militärischen Hauptpuncte gemacht hatten, von wo aus sie die Seine beherrschten. Gegenwärtig ist die alte Julia bona durch ihre Ledergerbereien und Baumwollspinnereien berühmt. Ueber der Stadt erheben sich in romantischer Schöne die Ruinen des Schlosses von Harcourt, des ehemaligen Herrensitzes Wilhelm des Eroberers, welcher aus Lillebonne eine seiner Lieblingsresidenzen gemacht hatte. Hieher berief er im J. 1066 eine Versammlung der normännischen Edelleute, um ihm mit ihrem Gelde und mit ihren Leuten in der Eroberung Englands beizustehen. Zum Andenken der Vorliebe, welche sein Vater für die Bewohner von Lillebonne hegte, machte Heinrich I aus dem alten römischen Flecken einen der wichtigsten Plätze der Normandie und schenkte das Schloß an die Familie von Harcourt, ein Stamm tapferer Krieger, welche fast alle erbitterte, unversöhnliche Feinde der Engländer waren, bis auf einen einzigen, Geoffroi d'Harcourt, der unter Philipp von Valois in die Dienste des Kronprätendenten von England Eduards III übertrat, und die Schlacht bei Crécy gewinnen half.

„Dort oben erheben sich hohe, mit Schießscharten versehenen Thürme, aus deren Höhe große Bäume emporgewachsen sind, welche ihren dichten Laubwuchs in die Luft hinausstrecken; hie und da, zwischen dem die Mauer bedeckenden Epheuteppich, erblickt man gothische Fensteröffnungen, welche Höhleneingängen ähnlich sehen; nichts wie Bustarte umflattern schweigend diese öde Stätte, und wenn man daselbst bisweilen die Stimme eines Vogels vernimmt, so ist es das Schreien einer Eule, welche darin ihr Nest macht. Als ich mich beim Anblick dieses Rittersitzes daran erinnerte, daß er ehemals von kleinen Machthabern bewohnt war, welche, vor der gehörigen Begründung der königlichen Gewalt, hie und da ihre Vasallen und sogar die Reisenden plünderten und beraubten, glaubte ich das Gerippe und die Knochen irgend eines wilden Ungeheuers zu sehen."

Mit diesen Worten schildert Bernardin de Saint Pierre in seinen Studien der Natur das alte Schloß von Tancarville, ein Palast von Granit, kühn, wie ein Adlernest, auf dem Gipfel eines ganz nackten, weißen Felsens gebaut, gegenwärtig in Trümmer zerfallen, welche sich trauererfüllt über das Ufer hinüberzubeugen scheinen, wie wenn sie darin den gigantischen Schatten ihrer ehemaligen Pracht und Herrlichkeit zittern sehen wollten. Dieses Schloß, dessen Geschichte so blutig ist, daß es vom Volk die Henkerveste genannt wurde, war das Erbgut der berühmten Kammerherren von Tancarville, jener hohen Würdenträger des Herzogthums der Normandie und der Krone von Frankreich, welche das Silbergeschirr ihres Souveräns in Verwahrung hatten, die Namen der Aufwartenden in das Audienzzimmer des Königs riefen, die fürstliche Wohnung mit Laub und Binsen versorgten, und deren Geschlecht noch bis auf den heutigen Tag einen hohen Rang unter den englischen Tories einnimmt.

Während der Regierung Philipp des Schönen brach, alten Chroniken der Normandie zufolge, eine heftige Fehde zwischen dem Hrn. von Harcourt und dem Kanzler von Tancarville aus. Die Veranlassung dazu gab eine Mühle, welche gegenwärtig noch zum Theil erhalten ist, und als Merkwürdigkeit gezeigt wird; denn der um den Besitz dieser Mühle geführte Streit war so erbittert, daß die Könige von England und von Navarra sich ins Mittel legen, und dem Blutvergießen Einhalt thun mußten. Die Herren von Lillebonne bekamen am Ende die glückliche Mühle, als nämlich Margaretha von Tancarville den Jacques von Harcourt heirathete, um Schwiegermutter des tapfern Dunois zu werden. Darauf erhielten die Latour d'Auvergne, die Grafen von Evreux, die Besitzung von Tancarville und verkauften sie für 800,000 Franken an den schottischen Bankier Law, welcher den Tag nachher Bankerott machte. Gegenwärtig gehört das Schloß von Tancarville der Familie Montmorency, welche es um 6000 Fr. vom Stadthospital in Havre zurückgekauft hat. Es ist nicht sehr lange her, als man es nebst sieben Morgen Acker für 350 Fr. jährlicher Miethe haben konnte. In diesem Augenblicke will es Niemand für so hohen Preis mehr. Wenn ich Künstler wäre, würde ich mich auf dem Schlosse von Tancarville einmiethen; es ist ein herrlicher Aufenthalt. Zu unsern Füßen strömt die zwei Meilen weite Seine; rings um uns her das klagende Gestöhn der Wogen, die sich wider die Felsen brechen und der liebliche Gesang der Vögel, welche in dem Laube der Bäume kosen; überall Luft, Sonnenschein, Himmel und oben auf dem alten „Adlerthurm" eine Aussicht von 50 Meilen im Umfang mit Hügeln, Thälern, Ebenen und Wäldern, und am Ende von allem diesem das Meer. Fürwahr, der Akademiker Lebrun hatte einen guten, aber entschieden romantischen Geschmack, als er sich jenen oben erwähnten Adlerthurm zur Wohnung erkor, um darin seine berühmte Tragödie, Maria Stuart, nach Schillers unsterblichem Meisterwerk zu dichten.

(Schluß folgt.)

Der Tarai.

Die Halbinsel Indiens ist im Vergleiche mit den unmittelbar nördlich daran gränzenden Ländern im Allgemeinen als eine große Ebene mit brennend heißem Klima zu betrachten, wo sich die Europäer nicht ohne Gefahr der nachtheiligsten Folgen der Sonne aussetzen können. An der nördlichen Gränze dieser Gegend zieht sich eine weite Kette der höchsten Gebirge der Erde hin, die größtentheils mit ewigem Schnee bedeckt, rauh, unfruchtbar und öde, und da, wo sie bewohnbar sind, eher den Thälern von Norwegen mit ihren Fichten- und Birkenwäldern, als einem Lande gleichen, das so nahe an den heißen Ebenen von Hindustan liegt.

Eine lange und schmale Strecke pestartiger Sümpfe theilt diese beiden Landstriche; sie ist nirgends über 20 Meilen breit, häufig um vieles schmäler und verschwindet an manchen Stellen ganz, allein länger

Digitized by Google

als sieben Monate im Jahre, vom Anfang April bis zur Mitte November, bildet sie eine Scheidewand, die man ohne Todesgefahr nicht überschreiten kann. Diese Gegend nennt man Tarai oder Taryani. Der Bischof Heber ward von ihrem düstern Aussehen im Vergleiche mit den Ebenen von Hindustan sehr ergriffen. Dieses „Thal des Todes" ist gewöhnlich mit einem dumpfen, heißen, milchweißen Dunst bedeckt, welcher die Dunkelheit noch vermehrt; es findet daselbst keine Abkühlung statt, und die Vegetation ist durch die Hitze und Feuchtigkeit zugleich, wie Hodgson, der brittische Geschäftsträger in Nepal, sagt, „so ausnehmend üppig und rasch, daß man, nach orientalischem Ausdruck, die Pflanzen beinahe wachsen sieht und hört."

Zu dem pestartigen Klima jener gräßlichen Gegend kommt noch, daß sehr viele Tiger und eine eben so bedeutende Menge von Löwen in deren Schlupfwinkeln sich aufhalten. Hodgson hat in seinem Bericht über die Säugethiere von Nepal den Löwen nicht unter die einheimischen Thiere des Tarai gerechnet, allein man trifft denselben häufig im westlichen Theile des Landes, am Fuße der Kemaon-Berge. Für Reisende im Tarai, welche die gewöhnliche Straße bei Tag einschlagen, droht von Seite wilder Thiere keine Gefahr. Zu dieser Zeit halten sich die Tiger selbst in ihrem Versteck verborgen, und die europäischen Jäger, die zu allen Jahreszeiten ihr Leben aufs Spiel setzen, in der Hoffnung, das königliche Thier in seinem Lager zu treffen, finden meistens viele Schwierigkeit dasselbe aufzujagen. Für die Bewohner der Dörfer in der Nähe des Tarai sind dieselben sehr lästig, da sie keine Elephanten haben, und es ihnen überhaupt an Mitteln fehlt, sie mit Sicherheit anzugreifen. Trotz aller Gefahren aber sind jene Leute doch kühn genug, es zu thun, und wenn ein Tiger sich in der Nähe eines Dorfes aufhält, so rückt schnell die ganze Bevölkerung mit Piken, Schwertern und Luntengewehren zum Angriff gegen das furchtbare Thier aus. Ihre große Anzahl macht sie gewöhnlich zu Siegern über dasselbe, allein da sie zu Fuß kämpfen und in das Gebüsch dringen und dasselbe durchstöbern müssen, als das einzige Mittel, das Thier aufzujagen, so endigt selten eine Tigerjagd ohne den Verlust von einem oder zwei Menschenleben. Von Seite der Regierung ist für jedes eingelieferte Tigerhaupt eine Belohnung von zwei Rupien ausgesetzt, und die Nachricht, daß ein Löwe oder ein Tiger in der Nachbarschaft sey, versetzt die Jäger vom Militär oder vom Civil sogleich in Thätigkeit. Diese, wenn sie gute Schützen sind, verfehlen selten von ihrem Elephanten aus das Thier zu tödten.

Außer dem Tiger zählt Hr. Hodgson noch mehrere andere Bewohner dieses verpesteten Thales auf. „Es ist bemerkenswerth," sagt er, „daß sich in diesem Landstrich, aus welchem alle Menschen acht Monate im Jahre fliehen, beständig einige der reißendsten vierfüßigen Thiere der Welt aufhalten und daselbst erzeugt werden. Der Königs-Tiger, der Leopard, der Panther, der Elephant, der Arna oder wilde Büffel, das Rhinoceros und Hirsche vom edelsten Wuchse sind daselbst in Menge vorhanden; auch ernährt dieselbe pestartige Gegend, was uns weniger sonderbar vorkommen wird, Boa Constrictors der größten Gattung und andere Ungeheuer dieser Art." Diese Behauptung des beständigen Aufenthalts von Thieren steht im Widerspruche mit dem, was Bischof Heber versicherte, indem er sagt, „es ist ein wahres „Todesgürtel," welchem sich die Eingebornen mit Zittern nähern, und den während des ganz außerordentlichen Regens sogar die Affen verlassen sollen." In einer weitern Stelle sagt er, „ich fragte Hrn. Wauderson (den Bezirkseinnehmer), ob es wahr sey, daß die Affen während der ungesunden Monate jene Wälder verlassen, worauf er mir antwortete, „daß nicht die Affen allein, sondern jedes lebende Wesen vom Anfang April bis zum October dieselben instinctmäßig verlasse. Die Tiger ziehen auf die Hügel, die Antilopen und wilden Schweine machen Einfälle auf die bebauten Ebenen, und Personen, wie die Briefträger oder Militärbeamte, welche ihre Geschäfte in den betreffenden Monaten durch die Wälder führen, behaupten, daß in dieser schrecklichen Oede nicht einmal ein Vogel zu sehen oder zu hören sey." Hr. Hodgson bemerkt, daß die Annahme übertrieben sey, daß die Elephanten, Rhinocerosse u. s. w. alle zusammen die Wälder verlassen sollen, allein Heber sprach bloß von dem an den Kemaon gränzenden Theile des Tarai, welchem er selbst durchzog; dieser Theil ist todtbringender, als der am Fuße der Nepalberge, welchen Hr. Hodgson kennen lernte, und der dreihundert Meilen davon entfernt ist. Hr. Hodgson gibt zu, daß zahme Thiere derselben Art, welche im Tarai gedeihen, wenn man sie in der ungesunden Jahreszeit dahin bringt, das Malaria-Fieber bekommen und sterben.

Die Dörfer in der Nähe des Tarai sind elende, niedrig gelegene, feuchte und schmutzige Orte, die kein Wind durchzieht; das Volk ist häßlich und im Elende; sie haben dicke Köpfe, hervorragende Ohren, platte Nasen, aufgeschwollene Bäuche, dünne Glieder und eine gelbliche Gesichtsfarbe; ihre alleinige Kleidung besteht in einer Decke von schwarzer Wolle. Trockne und höher gelegene Wohnungen, wozu sie in der Nachbarschaft hinlänglich Materialien hätten, und eine etwas bessere Bekleidung wären hinreichend, ihnen eine bessere Gesundheit und ein erfreulicheres Daseyn zu sichern; allein das jährliche Fieber, dem sie unterworfen sind, scheint die zu solchen Unternehmungen erforderliche Kraft zu zerstören, ohne jedoch die mörderischen Kämpfe, welche unter der bewaffneten Bevölkerung des nördlichen Indiens nur zu gewöhnlich sind, zu verhindern. Diese Menschen sind dem Malaria-Fieber mehr unterworfen, und leiden auch mehr unter demselben als die Europäer, was ohne Zweifel von ihrer armseligen Lebensart herkommt. Ihr Puls ist stets schwach, und beim ersten Anfall der Krankheit versinken sie gleich in hoffnungslose Verzweiflung; hiezu kommt noch ihre Nachlässigkeit. In dieser Beziehung sind alle Indier wie die Kinder; ein Europäer, der Begleitung mit sich nimmt, muß sehr wachsam seyn, seine Leute davon abzuhalten, an Gegenden unter freiem Himmel auf der Erde zu schlafen, wo, wenn man sich eine einzige Nacht aussetzt, meistens ein gewisser Tod erfolgt. Zelte und erhöhte Bettstellen, warme Kleider, gute Lebensweise, Portwein u. s. w. sind die besten Verwahrungsmittel, auch ist der Musquito-Vorhang von großem Nutzen, und man hält denselben in Indien für undurchdringlich für die Malaria.

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 56** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Ein Verräther. Aus den historischen Blättern des Mittelalters. — Voltaire 1829 in Frankreich. (Schluß.)

Zu den Ehrenpreisen dieses dem Auslande dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 6–7 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für den Ehrenpreis des Auslands jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 179.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Junius 1838.

Ausflug in die Bergwerke von Werchneiwinsk, Werchnetagilsk, Newiansk und Reschewsk.

(Aus der nordischen Biene Nr. 102 f. v. d. J.)

Die Erzeugnisse der russischen Bergwerke, unter denen den uralischen ohne Zweifel der Vorzug gebührt, sind nicht nur hinreichend, um allen Bedürfnissen Rußlands zu genügen, sondern kommen auch in großer Menge in den auswärtigen Handel, man kann daraus auf die Größe der Capitalien schließen, welche zu dem Betriebe derselben verwendet werden.

Es ist daher von Interesse, einen Blick auf die gegenwärtige Lage unsrer Bergwerke, ihren blühenden Zustand und die Verbesserung ihres Betriebs zu werfen. Wer in Jekaterinburg lebt, und nur einigermaßen freie Zeit hat, für den lohnt es der geringen Mühe, die besten Bergwerke, d. h. die durch ihre Menge sowohl als ihre Güte bedeutendsten zu sehen. Jekaterinburg ist auf allen Seiten von Hüttenwerken umgeben, und wir theilen hier die Namen der bedeutendsten davon mit. Nischnetagilsk ist das vorzüglichste aller uralischen Bergwerke, Reichthum, ja man kann sagen, ein gewisser Luxus ist in den Einrichtungen bemerklich; die Besitzer, die HH. Demidow, sind bekannt durch ihren Eifer für den Nutzen und den Ruhm ihres Vaterlandes. Nach Nischnetagilsk kommt unmittelbar Werchisetsk, das von Jekaterinburg nur eine Werst entfernt ist, und dem Hrn. Iwan Jakowlew gehört. Newiansk gehört den Erben des verstorbenen Paul Jakowlew. In der Nachbarschaft von Newiansk liegt Alapajewsk, das den Erben eines dritten Jakowlew gehört. Südlich von Jekaterinburg liegt das den Erben des Kaufmanns Rostorgujew gehörige Kaslinsk. Fünfzehn Werste von Jekaterinburg liegt das der Gräfin Stroganowa gehörige Gußeisenwerk Bilimbajewsk, zwischen diesem Hüttenwerke und der Stadt liegt Schaitansk das dem moskauischen Kaufmann Jarzew, und Rewdinsk das den HH. Demidow gehört. Jenseits Bilimbajewsk liegen Utkinsk, ein zweites Schaitansk und Sylwinsk, das einem Hrn. A. Jakowlew und ein zweites Utkinsk und Sukfunsk, das den Demidow'schen Erben gehört. Werchneiwinsk, Werchnetagilsk und Reschewsk gehören dem Eigenthümer von Werchisetsk, Iwan Jakowlew, und liegen gleichfalls in geringer Entfernung von Jekaterinburg. Außer diesen und vielen andern Hüttenwerken, welche Privatpersonen gehören, liegen um Jekaterinburg auch die Kronhüttenwerke; abgesehen von den jekaterinburgischen, deren Oberverwaltung in Jekaterinburg selbst sich befindet, und die aus Nischneisetsk, Kamensk, Beresowsk, Uktusk und der jekaterinburgischen Münze bestehen, muß man noch Slatoustowsk, Bogoslawsk und Goroblagodatsk erwähnen. Diese Lage von Jekaterinburg mitten unter den uralischen Bergwerken macht es zu einer wahren Bergwerksstadt. Die russischen Hüttenwerke, welche ihre regelmäßige Einrichtung seit höchstens hundert Jahren erhalten haben, konnten in dieser kurzen Zeit noch nicht die Blüthe erreichen, wie die englischen Eisenwerke, nichtsdestoweniger aber sind sie auch in ihrem jetzigen Zustande für Rußland von eben so großer Bedeutung. Ich wünschte darum sehr, einige um Jekaterinburg herumliegende Bergwerke zu sehen, Zeit und Umstände gestatteten mir aber nur vier davon, nämlich Werchneiwinsk mit dem dazu gehörigen Neiwinskorudiansk, Werchnetagilsk, Newiansk und Reschewsk in Augenschein zu nehmen.

Das erste von diesen Hüttenwerken, Werchneiwinsk, ist auf der Ostseite des Urals am Flusse Neiwa erbaut. Beim Eintritt stellt sich dem Auge des Reisenden ein breiter Teich dar, der sich 10 Werste weit ausdehnt; eine so große Wassermasse muß durch bedeutende Dammarbeiten zurückgehalten werden, und der Damm dieses Hüttenwerks hat auch in der That eine Länge von mehr als 400 Klaftern, und entspricht seiner wichtigen Bestimmung vollkommen. Er ist so richtig und mit solcher Dauer angelegt, daß er die Strömung des Wassers ohne alle Beschädigung aufhält. Auch in andern Beziehungen ist die Lage von Werchneiwinsk von ihrem Begründer, dem Fürsten Demidow (im J. 1762) nicht minder glücklich ausgewählt worden: es ist von Wäldern umgeben und hat in ziemlich geringer Entfernung Kupfer- und Eisengruben, so daß das Erz sehr wohlfeil in das Hüttenwerk geliefert werden kann. Außer diesem hat Werchneiwinsk noch andere locale Bequemlichkeiten und Vortheile, und bei verständiger innerer Verwaltung kann es dem Eigenthümer

Digitized by Google

große Vortheile bringen. In diesem Hüttenwerke sind nachstehende Einrichtungen: ein Hochofen zum Guße des Eisens, in welchem in 24 Stunden gegen 700 Pud Gußeisen gegossen werden können; letzteres kann vermittelst eines Frischofens auf demselben Hüttenwerke in geschmiedetes Eisen umgewandelt werden. Die Methode des Schmiedens ist in Werchneiwinsk dieselbe, wie sie auf den übrigen Hüttenwerken des uralischen Landstrichs befolgt wird. Ein Meister mit zwei Leuten, die ihm bei der Arbeit helfen, schmiedet in einer Woche, das heißt in sechs Tagen 80 bis 140 Pud. Die Walzmaschinen verdienen Aufmerksamkeit wegen ihrer guten Einrichtung und ihrer vorzüglichen Production. Fast alles in Werchneiwinsk geschmiedete Eisen wird unter diesen Maschinen in schwarzes Dachplatteneisen verwandelt. Die auf Werchneiwinsk verarbeiteten Metallwaaren werden zu Winterszeit nach einem Hafen am Flusse Tschussowaja gebracht, und von da mit den Karawanen der übrigen Hüttenwerke zu Wasser nach dem Jahrmarkt von Nischegorod verschifft, oder sie gehen, je nach dem Bedarf, nach St. Petersburg. Wenn man von Werchneiwinsk spricht, darf man auch das dort befindliche Hospital, und die steinernen Magazine zu Aufbewahrung von Mehl und Haber nicht vergessen. Besondere Aufmerksamkeit verdient das Hospital, das ein schöner Bau ist, und in vorzüglicher Ordnung und Reinlichkeit erhalten wird; es steht unter der Aufsicht eines Dr. Wagner.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mündung der Seine.

(Schluß.)

Auf dem entgegengesetzten linken Ufer liegt der Marais Vernier, eine weite, verderbliche Sumpfgegend, worin eben so starker Gemüsebau getrieben wird, wie in der Umgegend von Nürnberg: es wachsen hier gelbe und andere Rüben so dick wie Mannsschenkel und so kolossale Kohlhäupter, daß der ehemalige Besitzer dieses Sumpfstrichs, Hr. v. Nagu, einst ein Kohlhaupt nach Paris schickte, welches 300 Pfund wog. Wenn aber die Gemüse in Marais Vernier vortrefflich gedeihen, so gedeihen zum Ersatz dafür die Menschen sehr schlecht. Man findet hier Leute, die fünfmal Wittwer geworden sind; alle haben ein blasses, mageres, fieberkrankes und leichenartiges Aussehen. Dennoch wollen sie nicht leiden, daß man diese vergifteten Triften austrockne und gesund mache; einzelne Versuche dieser Art haben die Bewohner mit Gewalt abgewehrt, weil sie die Fruchtbarkeit beeinträchtigen, welche ihnen den Tod bringt, aber sie auch bereichert.

Nicht weit von diesen Sümpfen erhebt sich das Vorgebirg Laroque, früher das Lager der Engländer benannt, weil die ehemaligen Herren der Normandie es wegen seiner militärisch wichtigen Lage befestigt hatten. Am Abhang dieses Vorgebirgs steht ein mächtiger Birnbaum, welcher in manchen Jahren 2000 Maaß Birnmost liefert, und gegen den Fluß befindet sich die Einsiedelei des heil. Veranger, ein düsteres Loch, welches man für eine Freibeuterhöhle oder für ein Mauthversteck halten könnte, und welches der Blitz in dem Felsen ausgehöhlt hat. Auf der Hälfte des Wegs von Laroque nach Honfleur findet man die Ueberreste der alten, durch die Scheelsucht ihrer Mönche berüchtigten Abtei von Grestain. Der kleine Kirchhof dieses Dorfes ist, wie viele andere Friedhöfe der Normandie, mit Aepfelbäumen bepflanzt, weil, wie Olivier Basselin singt:

On plante des pommiers ès bords
Des cimetières près ès morts,
Pour nous remettre en la memoire
Que ceux dont là gisent les corps,
Ont aimé, comme nous à boire

Neben diesem Kirchhof stand die Benedictinerabtei, welche im J. 1040 von Helouie oder Herlouie, Grafen von Conteville, gegründet ward und das Grab der schönen Arlette, Mutter Wilhelms des Eroberers, enthielt. Diese Abtei war so reich, daß ihre Mönche eine ganze Straße in London besaßen, welche ihnen jedes Jahr Scheffel voll Geld eintrug. Das Leben der Benedictiner scheint nicht sehr klösterlich gewesen zu seyn; der fromme Bischof von Lisieux, Arnolf, schrieb im zwölften Jahrhundert an den Papst Alexander III: „Die Mönche von Grestain vernachlässigen nicht allein ihre religiösen Obliegenheiten, sondern sie lassen sich auch noch alle Arten von Verbrechen zu Schulden kommen; sie haben sich mit Messerstichen im Kloster verwundet und eine kranke Frau mitten im Winter in eisiges Quellwasser gesenkt, unter dem Vorgeben, daß sie die Kranke heilen würden, wenn sie siebenmal dieselbe Operation aushielte, über welcher Cur die Arme den Geist aufgegeben. Der Küchenmeister der Abtei, welcher neulich sah, daß einer von den Mönchen seine Frau zu häufig besuchte, machte ihm deßhalb Vorwürfe, man ereiferte sich; auf den Wortwechsel folgten Schmähungen, darauf Schlägerei, und der Frater, eine enorme Mörserkeule ergreifend, welche ihm in der Küche, wo die Scene vorging, gerade zur Hand war, führte damit einen so gewaltigen Streich auf den Kopf des Küchenmeisters, daß sein Blut über die in der Nähe stehenden Schüsseln spritzte, welche eben aufgetragen werden sollten. Ein anderer Mönch hat sich noch ganz kürzlich im Refectorium beim Mittagsessen betrunken und mit seinem Messer nach zweien seiner Tischgenossen gestochen, die ihn mit Knütteln zerbläuet haben." Auf dieses Schreiben reformirte der Papst das Kloster und machte dem Skandal ein Ende. Auf den Ruinen der Abtei steht gegenwärtig ein allerliebster kleiner Herrensitz.

Jetzt nähern wir uns dem Meer; wir unterscheiden deutlich den Strich von gelbem und blauem Wasser, welcher die Seine und das Meer trennt, und wir fühlen bereits die heftige Aufrüttlung unserer Eingeweide, welche die entgegengesetzte Bewegung des Flusses und des Meeres hervorbringt. Der Augenblick, wo die Seine mit ihren sämmtlichen Gewässern sich ins Meer ergießt, ist der traurigste, feierlichste und komischste während der ganzen Ueberfahrt nach dem Havre. Auf der Stelle angelangt, wo die größte Breite des Flusses ist und wo die Wellen von einer Seite her eindringen, von der andern Seite zurückdrängen, weiß man nicht mehr, welche von den beiden verborgenen Kräften, die uns schütteln und aus dem Gleich-

Digitized by Google

gewicht bringen, die Ueberhand bekommen wird. Man ist wie verlassen von der Erde, deren Unermeßlichkeit vor der Unermeßlichkeit des Meeres zu fliehen scheint. Man steige vom Verdeck in die untern Gemächer hinab, wo man besser und schneller erfährt, was in den Tiefen des Wassers vorgeht; man betrachte die armen Passagiere, welche halb taumelnd sich einander fragen: „sind wir oder sind wir nicht im Meere?" Die unglücklichen Frauen haben solche Eile, seekrank zu werden, daß sie sich eine Stunde vorher ihr Bett machen: der ganze Raum wird zum Spital eingerichtet, während die dünnen Bretterwände des Schiffes von dem Andrang der Wogen in ihren Fugen erkrachen und stöhnen. Die Viertelstunde der Ueberfahrt auf dem Meere ist für die Kranken im untern Raume abscheulich, da der menschliche Körper in seiner Unbedeutenheit bekanntlich alle Schwankungen des Schiffes spürt. Nichts ist aber lustiger anzusehen, als die Passagiere auf dem Verdeck, welche wie trunken umher taumeln und sich unter einander mit jener komischen Zärtlichkeit der Trunkenbolde behandeln, weil sie fürchten, sie möchten zusammen ersaufen. Auf dem Wasser allein und auf den Brettern eines Schiffes, die eben so zerbrechlich und vergänglich, als die Existenz, welche sie tragen, sieht man, daß die Menschen sich wahrhaft brüderlich nach dem Naturgesetz einander helfen und stützen, daß die Feinde sich aussöhnen und sich lieber einander um den Hals als ins Wasser fallen, daß die mit denselben Handelsartikeln reisenden Commis-Voyageurs ihre Nebenbuhlerschaft vergessen und süßlende Menschen werden, kurz daß Jedermann sich beeilt, die Summe seiner Leiden zu verringern und sein Gleichgewicht zu vermehren, indem alle Anwesenden zu einem Defensiv- und Offensivbündnisse zusammengetreten sind.

Unter diesen Umständen sind die wenigsten Passagiere im Stande, das prachtvolle Naturpanorama um sie her zu betrachten. Links vor uns in weiter Ferne dämmert ein grüner, mit Laubholz bewachsener Berg herüber, dessen Abhänge mit rothen Fabrikgebäuden besäet sind. Das ist die Küste von Grace, an welcher Harfleur liegt. Mit einer guten Brille oder noch besser mit guten Augen bewaffnet, entdeckt man oben auf dem Berge, welcher Harfleur beherrscht, das eingehauene steinerne Crucifix, welches vor der berühmten Capelle von Notre-Dame-de-Grace aufgepflanzt ist, und in einer so großen Entfernung gesehen, ziemlich klein erscheint. Vor uns, in jenem blauen Horizont, welcher immer höher aufsteigt, und sich mit dem blauen Himmel vereint, entfaltet eine ganze Flotte ihre majestätischen Segel, welche bald düster und traurig, bald weiß und glänzend erscheinen, je nachdem die Sonne sie beleuchten oder nicht beleuchten will. Hinter uns verwischt sich alles und flieht, so weit das Auge reicht; kein Land, keine Küste ist mehr sichtbar; Wasser, nichts als Wasser. Jene schlanke, graziöse Pyramide endlich, welche wir zu unserer Rechten erblicken, die aus dem Wasser emporgewachsen scheint, und sich aus dem Thalgrunde einer kleinen Bucht, zwischen zwei im saftigsten Grün schimmernden Höhen gen Himmel erhebt, ist der Kirchthurm von Honfleur; jene demüthig an den Fuß des Thurmes hingelagerten Häuser sind die Gerbereien, Zuckersiedereien und Waschanstalten von Harfleur, welches früher ein prächtiger Hafen, und lange Zeit die Perle der Normandie war, um deren Besitz sich die Franzosen und Engländer ewig stritten, bis die Stadt eines Tages, des unaufhörlichen Blutvergießens und Bombardirens müde, vom Meere fortging — wie die Sage der Schiffer berichtet — und sich eine halbe Meile weit zurückzog. Gegenwärtig hat sie keinen Hafen mehr. Heu und Binsen wachsen da, wo sonst ihre Schiffe mit buntbewimpelten Masten standen.

Harfleur ist eine Ruine zwischen zwei Ruinen, dem Schloß von Orcher und der Abtei von Graville. Das Schloß von Orcher, eins der vierzehn, welche der unglückliche Law zur Zeit seines Glücks besaß, kam später in die Hände der wohlthätigen Marquise von Nagu, welche auch Eigenthümerin vom Schloß La Meilleraie bei Rouen war, wo das Andenken dieser vortrefflichen Frau in der ganzen Gegend fortlebt und heilig gehalten wird. Die Abtei Graville hatte sechs Canonici, deren einzige Function die Bewachung des wunderthätigen Sarkophags der heiligen Hauvoine war, und welche dafür ein jährliches Einkommen von 40,000 Fr. bezogen, das sie ganz nach den Regeln der Huseland'schen Makrobiotik verzehrt zu haben schienen, wie es folgender Brief beweisen mag, den einer dieser ehrenwerthen Väter an seinen 84 Jahr alten Freund Jules schrieb, und der also lautet: „Mein lieber Bruder, ich werde heute 101 Jahre alt, und schreibe dir diesen Brief beim Lampenlicht; ich habe würdevoll und anständig gelebt, und empfehle dir das Regime, welches ich in deinem Alter befolgt habe. Füge zu deiner gewöhnlichen Mahlzeit täglich eine Flasche Wein hinzu, und der Himmel erhalte noch lange deine Lebenstage, welche deiner Heerde so ersprießlich sind. Das ist, mein theurer Julius, der aufrichtigste Wunsch deines Bruders." Pierre Lejardin.

Eine plötzliche Schwenkung des Schiffes hätte uns beinahe zu Boden geworfen; wir drehten uns um, und sahen einen dürren Felsen, dann einen Wald von Masten, und zuletzt einen dicken, runden Thurm, der Thurm Franz I benannt. Das Dampfschiff, la Normandie, that einen Kanonenschuß, und begrüßte im Vorbeifahren die dreifarbige Fahne, welche auf dem Leuchtthurm des ins Meer hineingebauten Hafendamms flattert. Alle Passagiere, die sich noch auf den Beinen halten konnten, stürzten aufs Verdeck und dankten ihrem Schöpfer, als ihnen der Capitän die Worte zurief: Nous sommes au Hâvre.

Chronik der Reisen.

Schomburgks Reisen in Brittisch-Guiana.

Die Londoner geographische Gesellschaft erhielt von diesem eifrigen Reisenden ein Schreiben vom 18 November 1837 aus einem Ort unter 2° 52′ N. B. und ungefähr 58½° W. L. Er verließ Georgetown zum drittenmal im September 1837, fuhr abermals den Essequibo hinauf bis zu seiner Vereinigung mit dem Rupununy, folgte dem obern Laufe dieses letztern in westlicher Richtung und erreichte die Einmündung des Rewa, den er in südöstlicher Richtung hinauffuhr bis zu seiner Vereinigung mit dem Quitaro, der von Südsüdost in denselben einmündet. Wir fuhren, erzählt Schomburg, letztern Fluß hinauf, und landeten am 7 November an, um den Ataraipu, eine natürliche Pyramide, von welcher ich viele widersprechende Gerüchte gehört hatte, zu besuchen.

Digitized by Google

Unser Weg dahin führte durch dicke Wälder, und nach einem mühsamen Marsche von zwei Stunden erreichten wir den Fuß eines Gneißhügels, der, mit Ausnahme einiger wenigen parasitischen Pflanzen, als Orchideen, Farren und Cluſien, die aus einer dünnen Schichte Dammerde in den Felsenspalten, ihre spärliche Nahrung zogen, ganz unfruchtbar war. Als wir 300' hoch gestiegen waren, öffnete sich der Blick gegen Westen, und aus dem vor uns liegenden Abgrund erhob sich der berühmte Ataraipu, eines der größten Naturwunder von Guiana. Sein Fuß ist etwa 550 Fuß hoch bewaldet, von da erhebt sich die von aller Vegetation entblößte Granitmasse in pyramidaler Form noch um weitere 550 Fuß, so daß ihre Gesammthöhe über der Ebene 900 Fuß beträgt. Von dem Gipfel des Hügels, auf dem wir standen, hatten wir eine ausgedehnte und prächtige Aussicht: in geringer Entfernung erhob sich die ebenerwähnte Granitmasse; etwas südlich davon eine fast gleiche Masse von Gneiß, und in der Entfernung stieg Kette über Kette empor und bildete gegen Westen ein Amphitheater; ich erkannte die Sarrari-Berge und den Darorou in der Richtung des Forts St. Joaquim. Meine Beobachtungen gaben für Ataraipu 2° 55' N. B. und 58½° W. L. v. G.

Als ich weiter aufwärts südlich vordrang, wurde der Quitaro fast unfahrbar, und ich war froh endlich die Stelle zu erreichen, wo ein Pfad hinüberführt zu der Niederlassung zu Carbeam oder Acatauri im Westen. Als wir am folgenden Morgen über die Savanne zogen, stießen wir auf etwa 600 Fuß lange Strecken, wo eckige Quarzstücke so regelmäßig lagen, als hätte man den Boden damit gepflastert; kurz darauf erreichten wir Strecken mit Granitrollsteinen, die sich gleichfalls in östlicher und westlicher Richtung erstreckten, und oft so groß waren, daß sie Festungswerken glichen.

Bei Sonnenuntergang erreichten wir ein Lager von etwa fünfzig Waypeschanas, und fühlten uns sehr ermattet, da wir in zwei Tagen von den Ufern des Quitaro her 65 Meilen zurückgelegt hatten. Aus den hier eingezogenen Erkundigungen geht hervor, daß unser weiterer Weg drei Tage weit südostwärts führt nach der ersten Niederlassung der Jarumas am Cuyuwini; die Wolfwoyas sollen an einem Flusse südwärts von den Quellen des Essequibo, oder, wie die Eingebornen sagen, Sipu, wohnen; in wenigen Tagen werden wir auf unserem Wege dahin nach den südwärts gelegenen Carawepui-Bergen aufbrechen; Alles, was weiter hin liegt, ist unsicher.

Der Tarai.

(Schluß.)

Für das Volk, welches an den Gränzen des Tarai wohnt, ist diese Gegend nicht ganz ohne Nutzen. Jedes Jahr, sobald die Malaria im Abnehmen ist, zünden die Hirten an den dicken Dschungelgesträuchen Feuer an, welche die Wälder lichten und eine freie Circulation der Luft gestatten: dieses Verfahren trägt zu der gesündern Beschaffenheit jenes Landes um diese Jahreszeit so viel bei als ein Witterungswechsel. Für diejenigen, welche um diese Zeit durch den Wald reisen, kann das Feuer manchmal gefährlich seyn, auch haben schon Reisende durch dasselbe gelitten; die Hauptwirkung desselben jedoch ist sehr angenehm, denn wenn das junge Gras aufgesproßt und die abgedorrten Bäume wieder Blätter haben, so ist eine Reise durch einzelne Theile des Tarai malerisch und angenehm. Tausende von Kühen und Büffeln weiden dann in dem üppigen Grase, welches so schnell in die Höhe schießt, daß es an vielen Plätzen unmöglich ist, länger als zwei Monate Rindvieh darauf zu lassen: die üppige Vegetation verwandelt jene temporären Weiden in die gleiche Wildniß wie vorher. Um dieselbe Zeit kommen die Bergbewohner herab, um die trocknern Stellen des Waldes mit Weizen und Gerste anzupflanzen, die sie zu Anfang Aprils ernten und auf ihre Berge zurückführen, wo sie gerade zu rechter Zeit ankommen, um auch das einernten zu können, was sie vor ihrem Abzug in die Thäler gesäet hatten.

Gänzlich unverbesserlich scheint der Tarai nicht zu seyn, sondern es läßt sich viel thun, um die Ungesundheit zu vermindern. An der östlichen Seite ist es unter der nepalesischen Regierung gewiß besser, als es unter der Herrschaft unbedeutender Radschas war, deren gegenseitige Eifersucht keine Verbesserung zuließ: vieles ist verbessert worden, bedeutende Strecken sind bebaut und eine große Masse von Getreide ist ausgeführt worden. Nach Beendigung des Krieges im Jahre 1815 behielt die englische Regierung Besitz vom Tarai, allein da es in Folge des bösartigen Klima's unmöglich befunden wurde, während einer Hälfte des Jahres irgend eine Autorität daselbst auszuüben, so wurde die ganze Strecke aufgegeben, ein Theil davon an die Nepalesen, das Uebrige an den König von Audh für die Summe von zwei Crore Rupien (ungefähr zwei Millionen Pfund Sterling), die man während des Krieges von ihm geborgt hatte. Der westliche Theil des Waldes ist schlechter, als er vor 35 Jahren war. Damals war er in einem etwas bessern Zustande, so daß jedes Jahr die Hirten tiefer in denselben vordrangen, auch schlugen die Jäger ihre Zelte auf einige Tage an Plätzen auf, wo jetzt der Aufenthalt einer einzigen Nacht gewiß ein gefährliches Fieber herbeiführen würde. Ruderpur, wo gegenwärtig die Todesfälle so zahlreich sind, daß man mit großer Schwierigkeit eine Niederlassung daselbst aufrecht erhalten kann, war damals eine bevölkerte und wohlhabende Stadt. Der Verfall derselben rührt von der Verheerung der Gegend durch Mir Khan her, welcher im Jahre 1805 die ganze Strecke verwüsten ließ. Von diesem Schlage hat sie sich noch nicht wieder erholt; die Milde der gegenwärtigen Regierung hat einen mächtigen Beweggrund zur Auswanderung in solche ungesunde Gegenden bei Seite geschafft; die armen Einwohner halten es nicht länger für rathsam, aus ihrer Heimath an Orte zu fliehen, wohin der Unterdrücker ihnen nicht zu folgen wagt, sondern sie bleiben da, wo sie ihr Leben am besten genießen, und ihr kleines Erbe in Frieden anbauen können.

Vermischte Nachrichten.

Ein französischer Ingenieur hat ein Patent auf eine Entdeckung genommen, welche von der höchsten Wichtigkeit für die Marine werden kann. Es ist eine hydraulische Maschine, eine Art Pompe, um das Wasser aus dem Schiffsraume zu entfernen, sobald es darin eindringen sollte. Mit dieser Maschine kann man, im Fall ein Achtundvierzigpfünder in den Schiffsraum einschlägt, das Wasser schneller auspompen, als es eindringt.

Bei einem Verkaufe lebendiger wilder Thiere, der neulich in London stattfand, bemerkte man einen sehr schönen Conguar oder Puma, sonst der amerikanische Löwe genannt. Er ist so zahm, daß man ihn frei mit einer Dogge herumlaufen läßt, die ihm als Begleiter und Wächter dient. Der Preis dieses schönen Thieres wurde bis auf 18 Guineen hinaufgetrieben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 8.)

Digitized by Google

№ 8.

Intelligenzblatt
zum
Ausland.

In meinem Verlage erschien so eben:

Bunte Skizzen
aus
Ost und Süd.

Entworfen und gesammelt in Preußen, Rußland, der Türkei, Griechenland, auf den jonischen Inseln und in Italien, von

F. Tietz.

Zwei Theile. 8. Geheftet 3 Thlr.

Leipzig, im April 1838. F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Anleitung
zum
praktischen Ackerbau
von
Joh. Nep. von Schwerz.

Drei Bände.

Mit 15 lithographirten Tafeln.

Zweite vermehrte, mit dem Bildniß des Verfassers geschmückte Auflage.

Preis 10 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 16 gr.

Der dritte Band führt den besondern Titel:

Unterricht
für
Anfänger in der Landwirthschaft
über
Natur, Wahl und Werth aller bekannten Feldsysteme oder Fruchtfolgen.

Es ist gewiß überflüssig, bei der zweiten Auflage dieser Schrift sich über ihren Inhalt und ihren Werth zu verbreiten, da diese jedem gebildeten Landwirthe Deutschlands bereits bekannt sind. Auch außerhalb der Gränzen unseres Vaterlandes findet sie immer mehr Anerkennung. Besonders hat der dritte Band, welcher die Feldsysteme oder Fruchtfolgen umfaßt, diese wichtige Materie auf eine bis jetzt unübertroffene Weise erschöpft und sich daher des allgemeinsten Beifalls zu erfreuen; im Jahre 1831 erschien zu Metz eine von C. und F. Villeroy unternommene Uebersetzung desselben ins Französische, und im Jahre 1834 veranstaltete die Petersburger Landwirthschaftsgesellschaft eine Uebertragung in die russische Sprache.

Vermehrt ist diese zweite Auflage durch das Bildniß, ein Facsimile der Handschrift, ein Vorwort und eine kurze Biographie des berühmten Verfassers; dessen ungeachtet wurde der Preis des Werks von 14 fl., was die erste Auflage gekostet, auf 10 fl. 48 kr. ermäßigt.

In dem Vorworte verabschiedet sich der ehrwürdige 77jährige Veteran von dem landwirthschaftlichen Publicum und entzieht ihm dadurch die Hoffnung, die Lehre vom Anbau der Gewerbspflanzen von seiner Hand unmittelbar zu erhalten; dagegen gibt er die Zusicherung, daß Hr. Oekonomierath Pabst in Darmstadt, welchem er seine sämmtlichen Notizen und Erfahrungen sowohl über jene, als über verschiedene andere landwirthschaftlichen Gegenstände eingehändigt habe, dieselben ordnen und in einem vierten Band des vorliegenden Werks herausgegeben werde.

Stuttgart und Tübingen, März 1838. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte
von
Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben.

8. Velinpap. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Das öffentliche Urtheil wird gewiß dem Dichter eine ausgezeichnete Stelle unter den Schülern Goethe's anweisen. Neben dem poetischen Talent sind die Gedichte Producte umfassender Bildung und einer tiefen Weltanschauung; sie sind ein Cyclus, in dem sich die Entwicklungsstufen eines reichen Gemüths darstellen, und der Form nach höchst mannichfaltig, wie schon die Anordnung zeigt. Die Sammlung zerfällt in folgende Bücher: Trieb. Resultate. Gelegenheitlich, persönlich. Im Sinne des Alterthums. Sonette. Ghaselen. Erzählend. Dem Dichter. Sinn. Uebersetztes.

Stuttgart und Augsburg, im Mai 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei gegenwärtiger Frühlings-Saison beehrt sich die Unterzeichnete, Reisende und Freunde des Vaterlandes auf das in ihrem Verlag erschienene, in allen guten Buchhandlungen zu habende

Taschenbuch
auf
Reisen durch Würtemberg,

mit einem Anhang über die besuchten Bäder Würtembergs, einem Ortsregister und zwei lithographirten Abbildungen und auf Verlangen mit einer Karte von Würtemberg. 12. Preis brosch. mit Karte 2 fl., ohne Karte 1 fl. 24 kr.,

aufmerksam zu machen.

Ein Handbuch, das, wie dieses, ganz Würtemberg umfaßt, das der Reisende unterwegs zu Rath ziehen kann, um sich mit den Schön-

Digitized by Google

heiten, Merkwürdigkeiten, den verschiedenen Entfernungen der einzelnen Orte, so wie mit den besuchteren Straßen und deren Richtung und Verbindung mit der Schweiz und den andern Nachbarländern bekannt zu machen, wird gewiß Vielen willkommen seyn, vor allen anderen diejenigen, welche die vaterländischen Bäder besuchen.

Stuttgart und Tübingen.
F. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Matzeraths Gedichte.

In der Unterzeichneten sind so eben erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Chr. J. Matzerath.

8. in Umschlag broschirt. Preis 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

Wir übergeben hier dem Publicum eine neue Gedichtsammlung, welche durch ihren eigenen innern Werth sich gewiß Beifall und Freunde gewinnen wird. Fülle der Ideen und Schönheit der Form, jugendliches Feuer und gereiftes Maaß sind in diesen Dichtungen verbunden, die in reicher Mannichfaltigkeit die verschiedensten Töne anschlagen und welchen allen das gemeinsam ist, daß sie das Gemüth des Lesers in eine wahrhaft poetische Atmosphäre versetzen und es über die prosaische Wirklichkeit kräftig emporheben. Der Inhalt zerfällt in Balladen und Romanzen. Vermischte Gedichte. Dithyramben. Elegien, Idyllen, dramatische Scenen.

Die Erscheinung dieser Gedichte ist für die Rheinlande um so mehr von Interesse, je länger diese schöne Gränzprovinz des Gesammtvaterlandes durch ihre frühere Geschichte von der allgemeindeutschen Litteratur ausgeschlossen worden, und je dringender es daher gilt, in dem schönen Fortschritt dieser Litteratur auch sie würdig zu repräsentiren.

Stuttgart und Tübingen, März 1838.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen:

Reden und Vorträge

über

Gegenstände aus dem Gebiete

der

Naturforschung

von

Karl Fr. Ph. v. Martius.

8. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Inhalt: Reden zu Linné's Gedächtniß. — Ueber den philosophischen Gedanken in Linné's Werken. — Aus Linné's Rede vor dem Könige von Schweden. — Die Stufenalter des Menschenlebens. — Vom magischen Einflusse der Natur auf den Menschen. — Die Leiden und Freuden des Naturforschers. — Linné'sche Lieder und Litanei. — Vier Vorträge über die Metamorphose der Pflanzen. — Die Seele der Pflanzen. — Die Unsterblichkeit der Pflanze. — Die Anforderung der Zeit an den Naturforscher.

Der Hr. Verfasser behandelt hier mehrere Gegenstände von hohem allgemeinem Interesse. Seiner Darstellung liegt überall eine begeistigende Ansicht von der Natur zum Grunde, und er sucht die Beziehungen zwischen der physischen und moralischen Welt hervorzuheben.

Der Ertrag des Werkchens ist für die Unterstützung von Waisen an der Cholera Verstorbener bestimmt.

Stuttgart u. Tübingen.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu beziehen:

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Erstes und zweites Heft.

Dieß Werk ist ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes, bildet aber zugleich einen Supplementband zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, so wie zu jeder frühern Auflage, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben. Um die Anschaffung zu erleichtern, erscheint das Werk in Heften von 10 Bogen, deren jedes

auf weißem Druckpapier 8 gr.,
auf gutem Schreibpapier 12 gr.,
auf extrafeinem Velinpapier 18 gr.

kostet. Das Ganze wird aus 20 — 24 Heften bestehen, die sich rasch folgen werden.

Die beiden ersten Hefte sind in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten.

Leipzig, im Junius 1838. F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an diejenigen Buchhandlungen, welche darauf subscribirt, versandt worden:

August Graf von Platen's

gesammelte Werke.

Prachtausgabe in Einem Band in zwei Lieferungen.

Mit des Verfassers Bildniß in Stahl gestochen und einem Facsimile seiner Handschrift.

Erste Lieferung,

oder Bogen 1 — 20 mit Platens Portrait.

Subscriptionspreis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Wir hoffen dem Wunsche vieler Freunde und Verehrer Platens durch diese würdige Ausgabe seiner Werke, welche in Format, Schrift und Papier der Ausgabe von **Goethe's Werken in Zwei Bänden** sich anreiht und mit gleicher Sorgfalt behandelt ward, entgegenzukommen. Diese erste Lieferung, zumeist das Poetische enthaltend, bringt auch die noch nie gedruckten letzten Poesien des Verfassers, deren Veröffentlichung man seit dem Tode des Dichters sehnlich entgegengesehen.

Der nur noch kurze Zeit offen bleibende Subscriptionspreis für das ganze Werk ist 6 fl. oder 3 Rthlr. 16 gr., und ist derselbe je bei Empfang jeder Lieferung mit 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr. zu entrichten. Später tritt ein erhöhter Ladenpreis ein.

Stuttgart und Tübingen, April 1838. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen:

Goethe's

poetische und prosaische Werke

in Zwei Bänden.

Unter den schützenden Privilegien sämmtlicher Staaten des deutschen Bundes.

Mit acht Stahlstichen

und einem Facsimile der Handschrift Goethe's.

Zweiten Bandes zweite und letzte Lieferung.

Mit einer Mappe, die noch restirenden sieben Stahlstiche enthaltend.

Subscriptionspreis für beide Bände 24 fl. oder 14 Rthlr.

Um diesen niedrigen Preis, welcher nur noch kurze Zeit bestehen wird, können jetzt vollständige Exemplare durch alle Sortiments-Buchhandlungen bezogen werden.

Stuttgart und Tübingen, Januar 1838. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Gruß an Berlin.

Ein Zukunftstraum

von

Heinrich Stieglitz.

gr. 8. geh. 20 gr.

An der Hand der Poesie durch die Straßen der großen Hauptstadt wandernd, schildert der Dichter das Leben und Treiben in seinen verschiedenartigen Gestaltungen, vornehmlich aber den höchsten Interessen sich zuwendend, führt er wie in einem geistigen Panorama alle Namen, welche die Vergangenheit und Gegenwart Berlins in irgend eine Beziehung zu Kunst und Wissenschaft stellte, an seiner Phantasie vorüber und schöpft aus der Erinnerung an eigne Erlebnisse das Orakel der Zukunft.

Ein Blick auf das Verzeichniß der vorgeführten Persönlichkeiten zeigt, daß das Gedicht nicht allein Berlin, sondern die Interessen des gesammten Deutschlands berührt.

Leipzig, im Junius 1838.

F. A. Brockhaus.

Thierſch, über gelehrte Schulen.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber

gelehrte Schulen,

mit besonderer Rücksicht auf Bayern

von

Friedrich Thierſch.

Dritter oder constructiver Band.

Ueber die Einrichtung und Führung der gelehrten Schulen.

Vierte Abtheilung.

gr. 8. **Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.**

Inhalt. **Ueber Einrichtung, Ausstattung und Führung der Universität.** 1) Vorrede. 2) Von der Aufgabe der Universität und dem Umfange des Lehrpersonals. 3) Wahl, Besoldung und Stellung der Professoren. 4) Bildung der Corporation der Universität und Begründung eines unabhängigen Vermögens derselben. 5) Von dem Vermögen der Universität und seiner Verwaltung. 6) Ueber den Verkehr der Professoren unter einander. 7) Von den Studirenden und der Studienfreiheit. 8) Geschichtliches über die innere, die Studien betreffende Gesetzgebung der Ludwig-Maximilians-Universität zu München. 9) Ueber die akademischen und socialen Verhältnisse der Studirenden. Anhang. Belehrungen für die Studirenden des Königreichs Bayern. Vorerinnerung. 1) Einleitung. 2) Allgemeine Uebersicht der Wissenschaften. 3) Verhältniß der Wissenschaften unter einander und zum wissenschaftlichen Beruf. 4) Die philosophische Facultät oder die Facultät der allgemeinen Wissenschaften. 5) Theologische Facultät. 6) Die juristische Facultät. 7) Die staatswirthschaftliche oder cameralistische Facultät. 8) Medicinische Facultät. 9) Ueber Umfang und Ordnung der akademischen Studien im Allgemeinen. 10) Besondere Belehrungen über das Studium der allgem. Wissenschaften, mit Bezug auf die Verordnungen über die Prüfung aus ihnen. 11) Belehrungen über das Specialstudium der allgemeinen Wissenschaften. 12) Belehrungen über das Specialstudium der theologischen, juridischen, cameralistischen und medicinischen Facultät. 13) Ueber die Methode des akademischen Studiums. **Personen- und Sachregister zu allen 3 Bänden.**

Stuttgart u. Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Ludwig Uhland's Sagenforschungen.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Sagenforschungen

von Ludwig Uhland.

I.

Der Mythus von Thôr

nach nordischen Quellen.

8. Velinpap. brosch. **Preis 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.**

„Aus den Tiefen einer Vorzeit, in die keine äußere Geschichte hinabreicht, haben die Völker altnordischen Sprachstamms sich ein großartiges Geistesdenkmal gerettet, eine volle Mythologie, eine umfassende religiöse Weltanschauung in Sinnbildern."

In diese Tiefen hat der als Dichter so berühmte Verfasser das Grubenlicht der Forschung gebracht, und in gedrängter, klarer, jedermann zugänglicher Darstellung die Resultate jahrelanger, gelehrter Studien niedergelegt, durch welche eine Hauptgruppe des nordischen Göttersystems allseitig beleuchtet und eben so neu als genügend erklärt wird.

Die Fülle und das Gewicht des Inhalts wird den Gelehrten, der seinen Gegenstand erschöpft, die Schönheit und Ueberschaulichkeit der Form, den Dichter, der seinen Stoff beherrscht, auch in diesem neuen Werke in vollem Maße erkennen lassen.

Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Johann Gottfried v. Herders

sämmtliche Werke.

60 Bändchen,

herabgesetzter Preis 24 fl. oder 14 Rthlr.

Die einzelnen Abtheilungen erlassen wir zu folgenden verhältnißmäßigen Preisen:

I. Abtheilung. **Zur Religion und Theologie in 18 Bändchen. 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr. 6 gr.**

Inhalt: Vom Geist der hebräischen Poesie. Salomons Lieder. Aelteste Urkunden des Menschengeschlechts. Christliche Reden. Erläuterungen zum Neuen Testament. Johannis Offenbarung. Briefe, das Studium der Theologie betreffend. Zum Studium der Theologie. Christliche Schriften.

II. Abtheilung. **Zur Litteratur und Kunst in 20 Bändchen. 8 fl. oder 4 Rthlr. 18 gr.**

Inhalt: Fragmente zur deutschen Litteratur. Gedichte. Der Cid. Legenden. Stimmen der Völker. Blumenlese. Zur griechischen Litteratur. Terpsichore. Kritische Wälder. Ursachen des gesunkenen Geschmacks. Abhandlungen und Briefe über Litteratur und Kunst. Früchte aus den sogenannten goldenen Zeiten. Antiquarische Aufsätze. Nachlese.

III. Abtheilung. **Zur Philosophie und Geschichte in 22 Bändchen. 8 fl. 48 kr. oder 5 Rthlr. 6 gr.**

Inhalt: Die Vorwelt. Ursprung der Sprachen. Tithon und Aurore. Auch eine Philosophie. Geschichte der Menschheit. Ideen zur Geschichte der Menschheit. Postscenen zur Geschichte der Menschheit. Seele und Gott. Sophron. Adrastea. Briefe zur Beförderung der Humanität. Nachlese historischer Schriften. Verstand und Erfahrung. Kalligone. Herders Leben.

Stuttgart und Tübingen, Januar 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Vorhalle

zur Griechischen Geschichte und Mythologie,

von

Johann Uschold,

Professor am königl. bayerischen Gymnasium zu Straubing.

Erster Theil.

Preis 1 fl. oder 2 Rthlr. 12 gr.

Inhalt: **Einleitung.** Ueber den Werth der griechischen Sagengeschichte. Inhalt der

Digitized by Google

griechischen Sagengeschichte. Ueber die ältesten Quellen der griechischen Sagengeschichte. Ueber die Folgen der menschlichen Darstellung der griechischen Götter. Ueber das Verhältniß der verschiedenen Quellen der griechischen Sagengeschichte zu einander. Ueber die Grundsätze und Anhaltspunkte bei der Mythenerklärung. — **I. Ueber die mythische Bedeutung der griechischen Sagengeschichte.** Ueber die göttliche Natur und göttliche Verehrung der Heroen. Ueber die körperliche Unsterblichkeit der Heroen und ihren Aufenthalt in dem Olympos und Elysion. Ueber die göttliche Abkunft der Heroen. Ueber die Erzieher und den Aufenthalt der Heroen in Grotten und auf Bergen. Ueber die Beschäftigung und Kunstfertigkeiten der Heroen. Ueber die geistigen Vorzüge der Heroen und Heroinnen. Ueber die Vermählung der Heroen mit Göttinnen und ihre Verbindung mit vielen Frauen. Ueber die Kinder der Heroen und die Anzahl derselben. Ueber den Inhalt der genealogischen Verzeichnisse. Ueber das Auftreten der Heroen zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten. Ueber die Wanderungen und Irrfahrten der Heroen. Ueber die Paläste und Schatzhäuser der Heroen. Ueber den Aufenthalt der Heroen in Tempeln. Ueber die Kleidung und den Schmuck einiger Heroen und Heroinnen. Ueber die Speere und Bogen einiger Heroen. Ueber die Schilde des Achilleus, Herakles und Agamemnon. Ueber die Argo und einige ähnliche Fahrzeuge. Ueber den Kasten des Eurypylos und die einiger anderer Heroen. Ueber den Hinabsteigen des Odysseus in den Hades. Ueber die Beschäftigung der Heroen in dem Hades. Ueber die Dienstbarkeit des Herakles und anderer Heroen. Ueber die große Herrschaft des Minos, Agamemnon und Diomedes. Ueber den großen Reichthum einiger Heroen. Ueber den Reichthum der Heroen an Heerden. Ueber die Flügelrosse des Achilleus und anderer Heroen. Ueber die symbolische Bedeutung des Raubes und der Entführung. Von der symbolischen Bedeutung der Erlegung schädlicher Thiere.

Der Verfasser dieser Schrift hat durch seine Geschichte des trojanischen Krieges bereits bewiesen, wie sehr er mit dem griechischen Alterthum vertraut ist. Während er sich aber in jener Schrift auf den gefeierten Krieg und die zunächst mit demselben in Verbindung stehenden Stoffe beschränkte, verbreitet er sich in dieser Vorhalle über alle jene dunklen Sagen, welche bisher wenig beachtet wurden, mit einer solchen Gründlichkeit, daß dieselben dadurch nicht blos ihre volle Bedeutung bekommen, sondern überhaupt die ganze Urgeschichte und Mythologie der Griechen neues Licht und eine sichere Grundlage gewinnt. Daher zweifeln wir nicht, daß dieses Werk zur Lösung vieler bisher streitigen Punkte wesentlich beitragen und bei der einfachen Darstellung des Verfassers und dem hohen Interesse des Gegenstandes allen Freunden der Litteratur, besonders jener des classischen Alterthums, eben so viel Vergnügen gewähren dürfte, als den Geleirten vom Fache.

Stuttgart und Tübingen, März 1838. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Karte von Spanien
und
Portugal.

In der Unterzeichneten ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Karte von dem Iberischen Halb-Insellande oder den Königreichen Spanien und Portugal,

entworfen und bearbeitet
von
Dr. H. Berghaus, in Kupfer gestochen von Brose.

Maafsstab $\frac{1}{500.000}$ Preis 4 fl. 30 kr.

Die vorstehende Karte, deren Verfasser beide rühmlichst bekannt sind und in ihrem Fache eines so ausgezeichneten Rufes genieſsen, dürfte in den jetzigen für beide Länder so hochwichtigen Zeiten durchaus keiner weiteren Empfehlung bedürfen.

München, im August 1838. **Litterarisch-Artistische Anstalt.**

In der litter. artist. Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Beherzigung
der Lehre Jesu Christi
und seiner Jünger,

oder

Kern christlicher Sitten- und Tugendlehren.

Vom Verfasser der Betrachtungen über die Psalmen.

Mit einem Titelkupfer.

Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gr.

Der würdige Verfasser dieser Schrift, Hr. J. N. v. Schwerz in Koblenz, der auch in einem anderen Gebiete der Litteratur sich einen bedeutenden Namen erworben, schlieſst das obige Buch mit den Worten der heiligen Theresia, die seinen kirchlichen Sinn bezeugen mögen: „Ich unterwerfe mich in Allem, was ich hier oder anderswo geschrieben habe, dem, was die heilige römische Kirche glaubt und lehrt. Und sollte etwas in meinen Schriften seyn, was ihrer Lehre entgegen wäre, so erkläre ich hiermit, daß ich solches verwerfe."

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen für 2 fl. 65 kr. zu haben:

Oestreichs
Donaustrom
mit
allen an den Ufern desselben von Engelhardszell bis Wien vorkommenden Merkwürdigkeiten.

Ein
Taschenbuch für Donaufahrer.

Von

J. A. Schultes, M. Dr. etc.

Dieses Werk, welches die Donaufahrt von Engelhardszell bis Wien beschreibt, kann als der zweite Theil der Donaufahrten des Verfassers betrachtet werden. Aus den besten Quellen geschöpft, mit Geist aufgefaſst und dargestellt, und mit Kenntnissen und allem bereichert, was den Reisenden der Donau nur interessiren kann, wird es sich gewiß des allgemeinen Beifalls erfreuen, den es verdient.

Folgendes ist der Inhalt: I. Von Engelhardszell bis Aschach. Engelhardszell. — Rana-Riedl. — Marsbach. — Schlägen. — Ober-Michl. — Neuhaus. — II. Aschach. Aschach. — Schaumberg. — Ober-Walsee. — Eschelberg. — Mühllacken. — Bauerntrieg. — III. Von Aschach bis Linz. Pupping. — Efferding. — Ottensheim. — Wilhering. — IV. Linz. Die Stadt. — Unterrichts- und Wohlthätigkeits-Anstalten. — Fabriken. — Nächste Umgebungen. — V. Von Linz bis Mauthausen. Steyereck. — Ebersberg. — Pulgarn. — Luftenberg. — St. Florian. — Tilly's-Burg. — Spitzberg. — VI. Mauthausen. Ens. Lorch. — VII. Von Mauthausen bis Grein. Erla-Kloster. — Baumgartenberg. — Nieder-Walsee. — Clam. — Krenzen. — Grein. — VIII. Von Grein bis St. Nikola. Strudel und Wirbel. — Alte Burgen an denselben. — IX. Von St. Nikola bis Marbach. St. Nikola. — Sarblingstein. — Freistein. — Bösenbeug. — Pyh. Säusenstein. — X. Von Marbach bis Melk. Marbach. — Maria Taferl. — Pechlarn. — Weideneck. — Luberegk. — XI. Von Melk bis Spitz. Melk. — Emmersdorf. — Wachau. — Schönbühel. — Aggsbach. — Aggstein. — Willendorf. — Schwallenbach. — Arndorf. — XII. Von Spitz bis Dürrenstein. Spitz. — St. Michael. — Wesendorf. — Weißenkirchen. — Rührsdorf. — Dürrenstein. — XIII. Von Dürrenstein bis Stein. Stein. — Mautern. — Krems. — Göttweih. — XIV. Von Stein bis Tuln. Thalern. — Holenburg. Traseumauer. — Tuln. — Neuegen. — Triebensee. — XV. Von Tuln bis Nußdorf. Stockeran. — Greifenstein. — Kornenburg. — Klosterneuburg. — Kallenberg. — Nußdorf. — XVI. Agenda für Fremde bei ihrer Ankunft in Nußdorf und Wien. Schriften über Wien und seine nächsten Umgebungen. — Anhang. 1. Ueber die Bewohner der Ufer der östreichischen Donau. — 2. Einige Bemerkungen über das östreichische Donau-Thal. — 3. Einige orytologische Bemerkungen über das eigentliche Donau-Thal. — 4. Ueber die Gärten und Garten-Anlagen in und um Wien. — 5. Verzeichniß der von Engelhardszell bis Wien an beiden Ufern der Donau gelegenen Städte, Märkte, Dörfer und Schlöſser, nebst Angabe ihrer Entfernungen und der Zahl ihrer Häuser und Einwohner, nach den neuesten Quellen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Nr. 180.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Junius 1838.

Die Ruinen von Baalbek.

(Aus Addisons Damascus and Palmyra.)

Die großen und geheimnißvollen Ruinen von Baalbek werden von der arabischen Sage dem Salomo zugeschrieben, der sie mit Hülfe der Dschinn oder höheren Geister erbaut haben soll. Der alte ursprüngliche Name Baalbek, hat sich unter den Eingebornen Bebauern des Bodens stets erhalten, und auch in neuerer Zeit wieder das Uebergewicht über die griechische Benennung Heliopolis (Sonnenstadt) erhalten. Der Name Heliopolis ist eine bloße Uebersetzung des alten Namens Baalath, wovon Baalbek wahrscheinlich nur eine Corruption ist. Ob irgend ein Theil der jetzigen Ruinen noch von der alten Stadt Baals herrührt, ist ungewiß. Der einzige Theil derselben, worüber man in Zweifel seyn kann, sind die riesenhaften Steine an der nördlichen und westlichen Mauer der Plattform, auf welcher die Tempel stehen; sie sind doppelt so groß, als irgend andere bekannte behauene Steine in der Welt, so daß leicht unter unwissenden Menschen der Gedanke entstehen mochte, nur höhere Geister oder ein Zauberer habe sie hieher bringen können.

Diese wirklich riesenhaften Steine, das größte Wunder des Orts, bilden einen Theil der Grundmauer einer großen erhobenen Plattform, auf welcher die Ruinen aus neuerer Zeit stehen. Auf der Westseite ruht die niederste Reihe dieser Blöcke auf einer Grundlage von rohen Steinen und besteht aus 8 Blöcken, von denen der kleinste 31 Fuß, der größte 38 Fuß lang, 11 Fuß breit und 13 Fuß hoch sind. Die Reihe darüber besteht nur aus drei einzelnen Steinen, die zusammen 190 Fuß lang sind, indem jeder 63 bis 61 Fuß hat. Auf der Nordseite sind zehn mächtige Blöcke, doch weit kleiner als die obigen, indem der größte etwa 32, der kleinste etwa 30 Fuß Länge, 13 Fuß Höhe und 10½ Fuß Dicke hat; auch diese ruhen auf einer Grundlage von rohen Steinen, die man an jedem andern Orte ungeheuer nennen würde, und doch sind diese mächtigen Massen ohne Mörtel so genau an einander gefügt, daß man auch nicht die Spitze eines Federmessers in die Fugen hineinbringen kann. Diese letzteren stehen ganz abgesondert von der Plattform, und bilden vor derselben eine mächtige Mauer aus einzelnen Steinen; durch die feste Masse des einen derselben ist ein Thor gehauen, durch welches wir in eine Art Graben zwischen dieser und der äußern Mauer der Plattform kamen; vermittelst einzelner Steine und oben herabgefallenen Schutts erklimmten wir die letzte Reihe dieser Riesensteine, und schritten nun auf der breiten Terrasse in Staunen verloren auf und ab. Diese Steine haben ein dunkleres, von der Zeit stärker mitgenommenes Aussehen, als die Mauern der Plattform. Ein vorspringender Winkel der neuern Mauern läuft quer über die Linien der alten Steine, und ein ungeheures Gewölbe ist darüber aufgeführt. Dr. Richardson bemerkt: „Diese Steine sind schief behauen, gerade wie die Steine an den unterirdischen Säulen des Haram Scherif zu Jerusalem, welche von jüdischer Arbeit sind", und setzt hinzu, auch auf die alten Steine sey eine neue Oberfläche eingehauen, um sie mit der neuen Mauer gleichförmig zu machen; einige der Steine sind nur halb bearbeitet.

Es ist in der That seltsam, daß eine so wunderbare Masse von Gebäuden wie diese in solche Dunkelheit gehüllt ist, und daß kein alter Schriftsteller Nachricht gibt von diesen größten behauenen Steinen in der Welt, da weit minder merkwürdige Gebäude der Gegenstand zahlreicher und langweiliger Beschreibungen geworden sind. Die Steinbrüche, aus denen diese Steine gehauen wurden, sind noch sichtbar, und man findet darin einen Stein, größer als alle in den Ruinen, der ausgehauen, aber nicht weggeführt wurde. Die Tempel auf der ungeheuren Plattform schreibt man mit Wahrscheinlichkeit dem Antoninus Pius zu, zu dessen Zeit die Korinthische Ordnung bei den Römern sehr in der Mode war. Das einzige Zeugniß dafür ist eine Stelle im Johannes von Antiochia, wo es heißt: „Aelius Antoninus Pius baute dem Jupiter zu Heliopolis, nahe am Libanus in Phönicien, einen großen Tempel, welcher eines der Wunder der Welt war." Einige römische Münzen wurden gefunden, auf deren Rückseite ein diesen Tempeln ähnliches Gebäude abgebildet ist, mit der Inschrift: „Colonia Heliopolitana Jovi Optimo Maximo Heliopolitano."

Mir scheinen drei verschiedene Zeitalter unterschieden werden zu müssen. 1) Das der riesenhaften behauenen Steine, welche zu irgend einem alten, dem Dienste des Baals oder der Sonne

Digitized by Google

gewidmeten Gebäude gehört haben mögen. 2) Das der römischen Tempel und Ruinen aus der Zeit Antonins des Frommen, und 3) die darüber aufgeführten saracenischen Mauern und Thürme aus der Zeit, wo dieser Ort von den Khalifen in eine Veste verwandelt wurde. Die römischen Tempel bieten eine der schönsten, noch vorhandenen Proben der Korinthischen Ordnung dar, und haben durch ihre hohe imponirende Lage eine wunderbare Größe und Pracht. Von der Ebene aus betrachtet, ist der vortretendste Gegenstand ein hoher Porticus von sechs Säulen, ein Theil des großen Sonnentempels, und die Mauern und Säulen eines andern zerstörten, etwas tiefer gelegenen und von grünen Bäumen umgebenen Tempels.

Bald nach Sonnenaufgang stiegen wir von der Seite der mächtigen Steingrundlage hinauf, auf welcher der kleinere Tempel steht; ungeheure Bruchstücke und Säulencapitäler waren den steilen Abhang hinabgerollt, und über diese mußten wir hinsteigen, oben aber auf der Plattform erblickten wir mit einemmal die majestätischen Säulen des Porticus, und die ganze ungeheure Steinmasse trat mit einemmal vor unsern Blick. Auf einer erhöhten Grundlage von großen Steinen, standen sechs majestätische Säulen, die ohne Sockel und Capitäler 58, mit beiden aber 72 Fuß hoch sind. Die Grundlage, auf der sie stehen, hat eine Höhe von beinahe 20 Fuß, so daß die Gesammthöhe vom Boden bis an den Gipfel des Porticus nahe an 100 Fuß beträgt.

Gleich links ist der kleinere, ziemlich gut erhaltene Tempel; von den 50 Säulen, die er einst besaß, stehen noch zwanzig, von denen 11 auf der Nordseite noch jetzt ein reich skulptirtes, gewölbtes Steindach tragen, das den Hof zwischen den Säulen und der Tempelmauer deckt. Dieses Dach ist durch reiche Skulpturen in zierliche Abtheilungen getheilt, wo mehrere Büsten mit mythologischen Figuren, z. B. Leda mit dem Schwanen, Ganymed, der vom Adler fortgeführt wird, u. s. w. ausgehauen sind. Die Arbeit ist im höchsten Grade bewundernswerth. Geht man von dem kleinen Tempel vorwärts, so folgt eine Reihe zerstörter Kammern und Mauern: sie scheinen die Ruinen der Seitenmauern von Corridors, Vestibulen und Porticos, gewesen zu seyn, aber die Säulen sind zerstört und die Statuen fortgenommen. Man kann die Welt durchsuchen, und wird nicht leicht ein überraschenderes Gemälde von Verfall und Zerstörung finden.

Der große und augenscheinlich auch der älteste Tempel stand auf einer erhöhten Grundlage und hatte zehn Säulen in der Fronte und 19 auf der Seite, von denen jetzt noch 6 stehen und den oben erwähnten majestätischen Porticus bilden. Die Piedestale fast aller andern kann man noch erkennen. Einige Bruchstücke cannelirter Säulen liegen umher, die äußern Säulen der beiden Tempel waren aber cannelirt. Die östliche Fronte des großen Tempels, welche gegen Sonnenaufgang gerichtet war, war im höchsten Grade großartig und majestätisch, ist aber durch eine neue Mauer, die augenscheinlich den Eingang schließen sollte, sehr verdorben. Wenn man durch ein kleines Loch kriecht, das durch diese barbarische neue Mauer geschlagen wurde, erstaunt man über die Pracht des großen Thors und die Schönheit des innern Tempels, dessen Mauern mit zahlreichen Korinthischen Säulen und Pilastern, zwischen denen Nischen für Statuen sich befanden, geziert waren. Die Gesammtlänge des Tempels ist etwa 160 Fuß, die Breite achtzig.

Etwas nordwärts von diesem Tempel und parallel mit ihm ist eine hohe, steinerne Plattform, auf der ein anderer Tempel gestanden haben muß, wie man aus zwei Säulenschäften von rothem, ägyptischen Granit erkennt.

Diese Ruinen, so prächtig sie auch sind, stehen doch denen von Athen weit nach: es ist eine eigenthümliche Einförmigkeit in diesen Friesen, Entablaturen und Karnießen, die Zierrathen sind alle gleich, die Festons von Trauben und Rebenblättern hängen an Ziegen- und Pferdeköpfen, und so reich und schön sie auch ausgemeißelt sind, können sie sich doch mit den Friesen am Pantheon u. dgl. nicht messen.

Ausflug in die Bergwerke von Werchneiwinsk, Werchnetagilsk, Uewiansk und Ueschewsk.

(Fortsetzung.)

Bei der bedeutenden Thätigkeit, die auf dem Hüttenwerke Werchneiwinsk herrscht, finden sich hier über anderthalbtausend Menschen, welche sich in die verschiedenen Beschäftigungen und Arbeiten theilen. Uebrigens sind diese Leute nur hinreichend für die inneren Arbeiten, denn die äußern, als das Herbeiführen von Erz, das Brennen und die Herbeischaffung von Kohlen, das Zurichten des Holzes und dergleichen, geschieht durch andere und zum Theil durch freie, gedungene Leute. Die Aufseher (Meister) erhalten eine genügende Bezahlung, werden mit Proviant versehen, den ihnen der Hüttenbesitzer zu bestimmten Bedingungen gibt, und so können sie ziemlich gut leben. Die Arbeitsamen haben stets etwas freie Zeit, die sie zu eigenen Arbeiten verwenden können, und sie finden darin eine neue Quelle zur Verbesserung ihrer Lage. Wenn man die gut gebauten, zierlichen Häuschen der Bewohner sieht, so kann man sich noch mehr von ihrer Wohlhabenheit überzeugen. Werchneiwinsk liegt 100 Werst von Jekaterinburg. Man kann nicht sagen, daß diese geringe Entfernung mit Leichtigkeit zurückgelegt werden könne, denn stellenweise ist der Weg so schlecht, daß die Stöße auch den geduldigsten Reisenden in Zorn versetzen können. Wer gewohnt ist, auf flachen, breiten Wegen zu fahren, schleppt sich unangenehm genug auf dieser Straße hin, die so eng ist, daß kaum drei Pferde neben einander gehen können. Einer guten Herstellung der Straßen zwischen den Hüttenwerken stehen hauptsächlich Localhindernisse entgegen. Sehr häufig trifft es sich, daß man auf einer Strecke von nicht mehr als 20 Werften über fünf hohe und steile Berge muß, welche das Fortkommen nicht wenig verzögern und erschweren; diese Hindernisse finden im Winter größtentheils nicht statt, da man hier an vielen Orten über die gefrornen Sümpfe und Flüsse geht und viele Berge deßhalb ganz umgangen werden. Nach Werchneiwinsk führen zwei Straßen, eine Sommer- und eine Winterstraße, und die letztere ist fast um das Doppelte kürzer als die erste; um auf der Sommer-

Digitized by Google

straße nach Werchneiwinsk zu gehen, muß man über 8 Stunden die Stöße in seiner Equipage ertragen, während man auf der Winterstraße nicht über 4 Stunden braucht; darum wählt man auch durchaus den Winter, um Erz, Kohlen und andere Erfordernisse herbei zu holen, und schwere Sachen von einem Hüttenwerke ins andere zu schaffen.

Acht Werste von Werchneiwinsk liegt das Hüttenwerk Neiwinskorudiansk gleichfalls an der Neiwa. Dieses Hüttenwerk, minder groß als das erstere, ist auch später gebaut, und gilt nur als Hülfshüttenwerk. Jetzt befindet sich darin eine Kupfergießerei, das Schlußverfahren der Kupferbereitung wird aber in Werchneiwinsk vorgenommen, wo auch das Walzen des Kupfers zu Platten geschieht. Das Zutagefördern des Kupfererzes geschieht hier auf die gewöhnliche Weise; die Kupfergruben sind nicht sehr tief und man fährt mit den Schachten nicht weiter als 15 bis 35 Klafter in die Erde. Neiwinskorudiansk producirt jährlich einige Tausend Pud Kupfer und wirft dem Eigenthümer sehr bedeutenden Gewinn ab; aber der größte Reichthum dieses Hüttenwerks besteht in dem goldführenden Sande, welcher durch seinen Gehalt fast den ersten Rang im ganzen Ural einnimmt; man gewinnt jährlich nicht weniger als 10 Pud Gold, was eine Summe von etwa 2,000,000 Rubel ausmacht. Der Fundort ist so weit umfassend, daß im Sommer, der bequemsten Zeit zur Wäsche des goldhaltigen Sandes, täglich gegen 4000 Menschen arbeiten. Vor 6 oder 7 Jahren war das Lager noch viel größer und man gewann noch mehr Gold wie jetzt. Man verschafft sich den goldhaltenden Sand auf zweierlei Arten: denn entweder liegt der Sand nicht tief in dem Boden, und dann wird der Rasen oder andere Bodenschichten, die darüber liegen, abgehoben und dadurch der Sand bloß gelegt, ausgegraben und an die Wäschen geführt, oder aber, wenn das Hangende zu dick ist, so werden Schachten abgeteuft, welche Arbeit freilich viel mühsamer ist als die vorhergehende. Das Waschen ist jetzt auf diesem Hüttenwerke zur größtmöglichen Vollkommenheit gebracht, die Werkzeuge wurden unaufhörlich verbessert und sind jetzt in einem solchen Stande, daß das Auswaschen zehnmal schneller von statten geht wie früher; ehemals konnte ein Mann nicht mehr als 60 Pud Sand im Tage auswaschen, jetzt etwa 600 Pud. Dieß allein schon liefert einen sehr bedeutenden Vortheil, er wird aber noch vollkommener dadurch, daß das Geschäft mit größerer Reinlichkeit vorgenommen wird. Ueberdieß hat die Vervollkommnung der Werkzeuge auch den Vortheil, daß man selbst denjenigen Sand auswaschen kann, der bei den frühern Waschbänken keinen Vortheil gewährte, da die Ausgabe kaum durch das gewonnene Metall gedeckt wurde.

Nicht weit von den Hüttenwerken Werchneiwinsk und Neiwinskorudiansk, liegt Werchnetagilsk am Flusse Tagil. Auf diesem Hüttenwerk, das nicht so groß ist, wie Werchneiwinsk, findet sich ein Hochofen, ein Frischofen und einige andere Einrichtungen. Der Damm auf diesem Hüttenwerke ist ziemlich groß. Auf jedem Hüttenwerke, das durch Wasserkraft getrieben wird, ist der Damm, der die nöthige Wassermasse zurückhält, der Hauptbau; ist dieser fest und gut gebaut, so ist das Hüttenwerk sicher. Der Damm von Werchnetagilsk kann hinsichtlich seiner Festigkeit zu den besten gerechnet werden. Hinsichtlich der Zeit der Gründung ist Werchnetagilsk eines der ersten im Ural erbauten Hüttenwerke, da es schon im J. 1718 angelegt wurde. Sein Gründer, Nikita Demidow, trug durch seine Bemühungen zur Entwicklung der Bergwerksindustrie ungemein viel bei. Jetzt gehört dasselbe dem Hrn. Jakowlew, dem Besitzer von Werchneiwinsk und Neiwinskorudiansk, mit denen es jetzt in Verbindung arbeitet. Früher, so lang auf den uralischen Bergwerken fast nur Stangeneisen erzeugt wurde, konnte Werchnetagilsk, das einen Hochofen zum Gießen des Eisens und einen Frischofen besaß, abgesondert arbeiten; jetzt aber, seit statt der einzigen Bearbeitung des Stangeneisens auch die des Dachplatteneisens eingeführt ist, kann man es nur noch mehr als ein Hülfsbergwerk für Werchneiwinsk ansehen. Uebrigens ist Werchnetagilsk auch jetzt noch ziemlich groß und hat etwa 3000 Einwohner; die Lage dieses Hüttenwerks ist schön und reizend. Gegen 300 Häuser sind auf beiden Ufern des Tagil, und zum Theil am Abhang des benachbarten Berges zerstreut; in der Mitte des Dorfs, auf einem ziemlich geräumigen, ebenen Platze steht eine hübsche, mit Birkenpflanzungen gezierte Kirche, weiter hinab, jenseits des Dammes stehen die Hüttenwerke in geringer Entfernung von einander, und darunter ragt der Hochofen über die andern hervor; zwischen allen diesen liegt der zum Hüttenwerk gehörige See und der geschlängelte Fluß. Die dunkelblauen, mit Wald bewachsenen uralischen Berge in der Ferne umgeben das Hüttenwerk fast von allen Seiten.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Auszug einer Reise nach Banjermassing (Insel Borneo), unternommen vom Capitän Despérour, und nach dessen Notizen verfaßt vom Capitän G. Lafond.

Der Küste von Borneo entlang, die, von der nördlichen Spitze Sataian ausgegangen, in einer Entfernung von etwa 12 Lieues eine nördliche Richtung bekommt, gelangt man an die Mündung des schönen Flusses Banjermassing (Strom des Ueberflusses), welcher daselbst nur 2 Meilen breit ist, der jedoch, wenn man ihn hinaufährt, an Breite zunimmt und für die größten Schiffe fahrbar ist. Seine nicht hohen Ufer bestehen aus sehr weichem Schlamm und sind nicht gefährlich; an denselben zieht sich ein Wald hin, dessen Bäume bis in das Wasser hineinragen, welches fast immer deren Fuß überdeckt. In diesen Gehölzen halten sich Affen verschiedener Gattungen, besonders aber eine größere Art derselben von röthlicher Farbe mit langer Schnauze auf. Die daselbst herrschende Einsamkeit und Stille wird bloß durch das Geschrei jener Thiere und durch das der Vögel gestört, welches das Echo weiter trägt und hallend wieder gibt.

Obwohl diese Striche verödet scheinen, so räth dennoch die Klugheit, hauptsächlich des Nachts auf seiner Hut zu seyn, denn die Dayacks, Eingeborne, die auch Korsabschneider genannt werden, lauern auf die Gelegenheit, sich einer Beute zu bemächtigen, und überfallen sogar Schiffe. Es wäre sehr unklug, wenn man sich mit einem Fahrzeug in die Nähe der Ufer des Flusses begeben würde, an denen sie oft im Hinterhalte liegen.

Digitized by Google

Wenn man ungefähr 15 Lieues aufwärts gefahren iſt, ſieht man rechts den Zuſammenfluß mit dem Strome Tatas; man folgt nun dem Laufe dieſes Fluſſes, welcher nach vielen Krümmungen zu der Stadt gleichen Namens, wo die Holländer eine Niederlaſſung haben, führt. Dieſe indianiſche Stadt iſt auf ſchwimmenden Baumſtämmen gebaut, welche durch Taue an das Land befeſtigt ſind, ſo daß ſie ſich im Fall einer Feuersbrunſt, welches ſehr häufig vorkommt, ganz in Bewegung ſetzt, wobei jedes Haus ſo geleitet wird, daß es dem Feuer ausweicht. Sie iſt deßhalb ſo gebaut, weil bis an dieſe Stelle, und ſelbſt noch mehr im Innern, die Ländereien beinahe immer, außer bei niedrigem Waſſerſtande, überſchwemmt ſind; die Häuſer oder die Flöße, welche ſie tragen, ruhen dann auf dem Schlamme. Die Einwohner ſind faſt lauter Chineſen und Malayen. Es wird daſelbſt ein bedeutender Handel mit Diamanten, Goldſtaub, Rotamp, Wachs, Vogelneſtern, mit Aloëholz u. ſ. w. getrieben. Jedes Jahr kommen chineſiſche Dſchonken dahin, welche die Hauptgeſchäfte daſelbſt machen.

Fährt man den Fluß weiter hinauf, ſo gelangt man in die ſchönſten Beſitzungen des Sultans, des Beherrſchers dieſes Landes, allein man darf die Gränzen der Stadt Tatas nur mit einem mit dem Siegel dieſes Fürſten verſehenen Erlaubnißſcheine überſchreiten; Mordwerkzeuge, welche an einer Schnur von einem Ufer zum andern aufgehängt ſind, zeigen demjenigen, der mit keinem ſolchen Schutzbriefe verſehen iſt, die Gefahr, der er ſich ausſetzt.

Auch an andern Stationen oder Dörfern ſieht man ſolche Kennzeichen, um die Einwohner in ihren betreffenden Gränzen zurückzuhalten; es ſind dieß ſtets gegenwärtige Warnungen, welche ſie nicht ungeſtraft überſchreiten.

Zwiſchen Tatas und Martapura erhebt ſich das Ufer des Fluſſes allmählich und der Boden wird feſter; man ſieht einige Reisfelder, der größte Theil des Bodens iſt jedoch unbebaut. In dieſem Fluſſe befinden ſich Krokodile der größten Gattung in Menge, welche nicht ſelten die Einwohner, die ſich in das Waſſer wagen, verſchlingen; man ſieht deren am Ufer in der Sonne liegen, wo ſie mit gähnendem Rachen ihre Beute abwarten. Ebenſo ſind die Schlangen daſelbſt ſehr gewöhnlich; die Bäume, welche am Fluſſe ſtehen, ſind mit einer ſehr kleinen Gattung dieſer Reptilien bedeckt, die ſich an die Zweige hängen; dieſe Gattung iſt ſehr gefährlich, ihr Biß ſoll tödtlich ſeyn; inzwiſchen fürchtet man ſie wenig, weil man nicht leicht von ihnen angegriffen wird. Sie nähren ſich von Inſecten und Fliegen, welche in jenen Sümpfen in großer Menge vorhanden ſind.

Man braucht einen Tag und darüber, um mit einem leichten, mit zwanzig Ruderern verſehenen Fahrzeuge von Tatas nach Martapura, der alten Reſidenz der Sultane, zu gelangen, deren Einwohner faſt alle Steinſchneider ſind und die Diamanten-Minen in der Umgegend ausbeuten. Dieſe Arbeit iſt ſehr mühſam, denn da ſie in der hydrauliſchen Wiſſenſchaft gänzlich unbewandert ſind, ſo verwenden ſie zum Trocknen dieſer, kaum 15 bis 20 Toiſen tiefen Minen mehr Zeit, als zur Ausführung des Hauptgeſchäftes, das in der Herausſchaffung des Erdreichs beſteht, welches in der Folge gewaſchen wird, um die Diamanten davon zu ſcheiden. Sie gehen dabei auf folgende Art zu Werke: ſtaffelweiſe 3 bis 4 Mann hoch übereinander aufgeſtellt, mit der Fronte gegen die in den untern Stockwerken, reichen ſie ſich die Eimer, welche anfangs Waſſer, und in der Folge, wenn dieſes erſchöpft iſt, Erde aus der Mine enthalten.

Die Menge des faſt täglich fallenden Regens, welcher dieſes Land überſchwemmt, hindert ſie oft an der Vollendung des erſten Theils dieſer Arbeit. Das Erdreich, worin ſich Diamanten befinden, iſt durch eine mit weißem und durchſichtigem Kieſel bedeckte Oberfläche kenntlich; die Erde iſt weißlich, und das ſich darauf ſammelnde Waſſer nimmt an ſeinem Rand eine grünliche Farbe an; hieran ſind die Stellen, welche ſolche koſtbare Steine enthalten, mit ziemlicher Gewißheit zu erkennen. Dieſer Boden, der auch ſehr feines Gold enthält, iſt für Vegetation gar nicht günſtig und mit lauter verkrüppelten Bäumen bedeckt.

Zu Martapura ſieht man den alten Dalom oder Palaſt des Sultans, ein großes hölzernes, im Innern mit ſchönen gemalten und vergoldeten Bildhauereien geſchmücktes Gebäude. Es nähert ſich jedoch ſeinem Verfall, und iſt von den Fürſten verlaſſen, die ſich aus Politik wegen des Fortſchreitens der holländiſchen Niederlaſſungen weiter ins Innere zurückziehen. Dieſe Fürſten führen ein beinahe nomadiſches Leben; ihre Hauptgeräthſchaften beſtehen in vielen tragbaren Käſten, in welche ſie ihre Reichthümer verſchließen, um ſogleich weiter ziehen zu können, was ihnen auch ſo häufig begegnet, daß man oft kaum weiß, wo man ſie finden ſoll. Auch läßt im Allgemeinen das Aeußere ihrer Wohnungen kaum auf die Reſidenz eines Souveräns ſchließen. Es ſind meiſtens einfache Hütten, welche ſich von denen ihrer Unterthanen nur durch die Größe unterſcheiden. Ganz anders aber ſieht es im Innern derſelben aus, wo Alles ganz prachtvoll iſt. In großen Sälen, deren Wände mit Gold und Seide bedeckt ſind, zeigen ſich dieſe Fürſten an Feſt- oder Repräſentationstagen als die Beſitzer von Diamanten-Minen, indem ſie mit verſchwenderiſchem Aufwande die ſchönſten Erzeugniſſe aus denſelben zur Schau bringen, bei welchen Gelegenheiten der Zuſchauer die Wunder von Tauſend und Einer Nacht ſich verwirklichen ſieht.

Bei einer ſolchen Gelegenheit ſind die Familienglieder vom Kopf bis zu Fuß damit bedeckt, hauptſächlich aber haben diejenigen, welche Nationaltänze aufführen, eine ſolche Maſſe auf dem Kopfe, wie wenn ſie Kränze von weißen Blumen trügen, welche bei den Malayen das Haupt der Neuvermählten zieren, und in Gewinden auf ihre Schultern herabhängen. An ihren Zehen, an den Armen und am Halſe tragen ſie deren ſehr große; die Männer auf der Binde, welche ihre kurzen Beinkleider am Schenkel feſt hält; die Frauen am Mieder, unten am Sarong (einer Art von Rock), und wenn das Gemach ſehr hell iſt, ſo iſt dieſer Schmuck ſo blendend, daß das Auge beinahe nicht darauf ruhen kann.

(Schluß folgt.)

Vermiſchte Nachrichten.

Man hat in den Archiven der Präfectur zu Marſeille ein Manuſcript der Bibel in Großfolio mit colorirten Vignetten und mit Blumen gezierten Buchſtaben gefunden. Die Schrift dieſes Manuſcripts, deſſen Deckel von Holz iſt, ſcheint aus der Mitte des 13ten Jahrhunderts. Das Manuſcript beginnt mit einer Einleitung, die den Titel führt: Epistola sancti Hieronymi Presbyteri ad Paulinum Presbyterum de omnibus divinis libris. Hierauf beginnen die Bücher Moſis bis zum Buche Hiob, der Reſt des alten Teſtaments aber fehlt, und ſtand wahrſcheinlich in einem zweiten Bande, der nicht wieder aufgefunden werden konnte. (Echo du Monde Savant Nr. 25.)

Nach dem Echo du Monde Savant Nr. 25 ſoll es durch mehrere Proben erwieſen ſeyn, daß das mit einer Auflöſung von Kalk oder gewöhnlicher Lauge geſättigte Stroh faſt unverbrennbar werde.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 181.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Junius 1838.

Einige Tage zu Santiago.

(Aus Scarlett's: South-America and the Pacific.)

Ich bestieg einen mitten in der Stadt gelegenen Hügel, Santa Lucia genannt, auf welchem ein Fort liegt; die Felsen und das vulcanische Aussehen desselben, vereinigt mit den am Fuße liegenden Häusern, geben Santiago einen besondern Charakter: es sieht fast aus, als sey die Spitze eines benachbarten Berges von seiner Grundlage weggeschleudert worden und mitten in der Stadt niedergefallen. Von dieser Höhe hat man eine vortreffliche Aussicht über die ganze Stadt mit ihrer Plaza, ihren Kirchen und Gärten, so wie über die Bergreihe, welche in kurzer Entfernung die Stadt beinahe einschließt. Die zwischenliegende Ebene ist vielfach mit Mais bebaut und mit Weinreben bepflanzt, Alles aber hat jetzt (Ende Februars) ein verbranntes Aussehen. Beim Heradsteigen wanderte ich an der Seite des Mapocho auf einer gepflasterten Promenade, die einen Uferbau bildet, damit das Wasser nicht in die Stadt überströme.

Ein weiterer Spaziergang brachte mich nach der Alameda, die mit mehrern Baumreihen umpflanzt ist, welche jedoch nicht groß genug sind, um viel Schatten zu gewähren, obwohl dieß die einzige Promenade für die Bürger von Santiago ist. Eine Anzahl chilenischer Truppen in weißen und lichtblauen Uniformen exercirte hier, meist kräftige, hübsche Leute. Die Eingebornen zeigten eine starke Abneigung gegen unser fremdes Costume, und der Kellner in unserm Hotel bat mich deßhalb, dasselbe abzulegen; ich that dieß und warf meinen staubigen Poncho über, aber die Neugierigen von Santiago beiderlei Geschlechts hielten sämmtlich an, um die Breite meines Guayaquilhuts zu begaffen, und am folgenden Tage mußte ich auch diesen bei Seite legen.

Auf der Plaza ist ein Kaffeehaus, El Café de Comercio genannt, das einen Garten mit Springbrunnen und Orangebäumen enthält, wo man Mate und Limonade trinkt und Eis ißt, oder Billard spielt. In einem andern Theile der Stadt badete ich in einem großen kalten Bade, das durch Weinreben gegen die Sonne geschützt war und neben demselben zeigte man mir den Hauptvergnügungsort für die unterhaltungslustigen Geistlichen der Stadt, nämlich ein zu Hahnengefechten eingerichtetes Zimmer. Hahnengefechte sind hier ausnehmend Mode, Stiergefechte weniger als in andern Staaten Südamerika's; doch sind diese letztern die Hauptvergnügung des schönen Geschlechts. Das Theater, das wir gleichfalls besuchten, ist ein sehr hübsches Gebäude; jede Loge ist eine Art Balkon mit offenem Geländer, so daß man die Damenkleider von Kopf bis zu den Füßen mustern kann. Ganz Santiago war eben damals (Februar 1835) höchst aufgeregt über das Erdbeben, das Concepcion, Talcahuana, den besten Seehafen in der Republik, und gegen zwanzig andere Städte und Dörfer verheert hatte. Das Innere von Chili hatte nicht so viel gelitten, obwohl die Stöße, welche das Unglück im südlichen Theile des Landes verursacht hatten, noch stark genug waren, um die Bürger von Santiago mit den schlimmsten Ahnungen zu erfüllen, und bis zum 23 Febr. herrschte noch die größte Angst um die eigene Sicherheit. Leichte Stöße kamen noch mehreremale nach unserer Ankunft vor, und ich war Zeuge des Eindrucks, den sie auf das Volk machten, welches bei einer dieser Gelegenheiten aus den Häusern auf die Straßen und die Plaza stürzte, während ich selbst keinerlei Bewegung der Erde bemerkte. Die Erfahrung lehrte sie die am meisten zu fürchtende Art von Bewegung sogleich zu unterscheiden, und der Schrecken ist allgemein, ehe ein Fremder auch nur im mindesten eine Ursache dazu bemerkt. Diese Plage ist so häufig und so beunruhigender Art, daß sie einem wohl den Aufenthalt in einem der reichsten und schönsten Länder der Welt verleiden kann. Zu eben der Zeit, als jenes furchtbare Erdbeben Concepcion zerstörte, zog ich über die Anden, und fühlte zwar keinen Stoß, erinnere mich aber, daß plötzlich von den Höhen über uns eine Lawine von Steinen und Erde sich losriß, und als ich später die Zeit verglich, traf sie mit der des Erdbebens genau zusammen.

Die Gesellschaft zu Santiago ist nicht besser, als die zu Buenos-Ayres, doch soll dieselbe Artigkeit und Gefälligkeit in Chili wie in dem übrigen spanischen Amerika herrschen und sich selbst auf die niedern Stände ausdehnen, was in Buenos-Ayres nicht so der Fall ist. Die niederen Classen zeichnen sich durch besondere Zanksucht aus, welche letztere durch die Gewohnheit,

Digitized by Google

in den Pulperias zum Trinken zuſammen zu kommen, nicht wenig vermehrt wird.

Schulen nach dem Lancaſter'ſchen Syſtem finden ſich in den bedeutendſten Städten von Chili, aber der Unterricht iſt ausnehmend beſchränkt. Zu St. Jago iſt eine Bibliothek von mehrern Tauſend Bänden, und einigen merkwürdigen Manuſcripten über die Indier, der größte Theil davon beſteht aber aus Büchern über ſcholaſtiſche Theologie. — Die Regierung proclamirte einſt die Freiheit der Preſſe, ſobald aber das Verfahren der Regierung ſelbſt kritiſirt wurde, packten dieſe Proſelyten der Freiheit den Drucker und verbannten ihn nach der Inſel Juan Fernandez, wohin gewöhnlich Staatsverbrecher ins Exil geſchickt werden.

Das Klima iſt vortrefflich. Obgleich in der Mitte Februars ausnehmend heiß, iſt doch in der Luft eine liebliche Elaſticität und Klarheit, und ſtets weht ein angenehmes Lüftchen. Santiago liegt 2600 Fuß über dem Meere, und bei der Kühle, welche die Folge hievon iſt, können faſt alle europäiſchen Pflanzen gedeihen, namentlich auch Wein, wenn man ihn nur beſſer zu bereiten verſtünde. Der Wein von Chili iſt viel geringer als der von Mendoza. Der Eſſig iſt vorzüglich und wird aus einer beſondern Traube gezogen. Der Boden iſt allenthalben vortrefflich. In der Nachbarſchaft von Santiago liegt unmittelbar unter einem reichen Boden ein 18 bis 40 Fuß tiefes Kieslager, durch welches die Waſſerquellen emporbringen und vielleicht Urſache der außerordentlichen Weizenernten ſind. Der größte Theil des Bodens wird als Viehtrift benützt, und in einigen Diſtricten kann man gutes Land zu einem Dollar den Acre haben. Die Pferde ſind vortrefflich und im Allgemeinen gut gezähmt und gelehriger als in Buenos-Ayres.

Bergbau iſt ein in Chili vielfach betriebener Induſtriezweig. Weit im Innern wurden kürzlich ſo reiche Silber- und Kupferadern entdeckt, daß ſie einen bedeutenden Gewinn abwerfen müſſen, ſobald die Regierung hinreichend befeſtigt iſt, um zu ſolchen Unternehmungen aufzumuntern. Der geringſte Zufall führt oft zu Entdeckung einer Silbermine; vor kurzem bemerkte ein Bauer, daß ſein Eſel, den er vor ſich hertrieb, mit dem Fuß an einen großen Stein ſtieß; als er der Stelle näher kam, fand er, daß der Stein eine Silbermaſſe war, die aus der Erde hervorſah. Auf dem Boden der Silbermine von Santa Roſa in der Nähe von Iquique in Peru, wurde eine foſſile Meermuſchel 600 Fuß unter der Oberfläche entdeckt, welche ganz mit Silbererz angefüllt war. Wenn die Kenntniß des Bergbaues in Südamerika ſteigt, ſo wird man vielleicht Mittel finden, das Erz mit geringern Koſten zu bearbeiten, jetzt aber iſt es noch faſt ſprüchwörtlich, daß wer eine Kupfermine findet, ſicherlich gewinnt, wer eine Silbermine findet, gewinnen kann, wer aber eine Goldmine findet, gewiß verliert.

Der Handelsverkehr zwiſchen England und Chili iſt jetzt größer als der von England nach jedem andern ſüdamerikaniſchen Hafen, Rio-Janeiro ausgenommen. Abgeſehen vom europäiſchen Handel, führen die Chilener eine Menge Weizenmehl nach Peru aus, und überhaupt hat Chili größere Fortſchritte gemacht, als irgend ein anderer Staat des ſpaniſchen Amerika's. Die Bevölkerung beträgt nach der letzten Berechnung etwa 1,250,000.

Santiago iſt eine artige Stadt; gleich allen andern ſpaniſchen Städten gleicht ſie einem Schachbrett, mit der Plaza in der Mitte, auf welcher einige größere Gebäude, nämlich die Münze, eine Kathedrale und einige Regierungsgebäude ſtehen. Die eine Seite des Vierecks beſteht aus Arkaden, unter denen eine Promenade und Läden jeder Art ſich befinden. Die Häuſer ſind ganz verſchieden von denen zu Buenos-Ayres gebaut, haben weniger flache Dächer und ſind meiſt mit Ziegeln gedeckt. Die Fenſter innerhalb der Patio's haben verzierte, manchmal vergoldete Eiſenſtangen, welche dem Innern des Hofraums das Gefängnißartige benehmen. Ueber den durch die Stadt laufenden Mappocho geht eine gute ſteinerne Brücke, die einzige, die ich noch in Südamerika geſehen habe.

Ausflug in die Bergwerke von Werchneiwinsk, Werchnetagilsk, Newiansk und Reſchewsk.

(Schluß.)

Geht man von dem eben beſchriebenen Hüttenwerk Werchneitagilsk zwanzig Werſte weiter, an dem kleinen Hüttenwerk Schuralinsk, welches gleichfalls dem Hrn. Jakowlew gehört, vorüber, ſo gelangt man nach Newiansk. Dieſes Hüttenwerk wurde im Jahre 1700 von der Krone erbaut, alſo ganz im Anfang des regelmäßigen Bergwerksbetriebs im Ural. Bald darauf wurde es an Nikita Demidow verliehen, von welchem, und noch mehr von ſeinem Sohne Akinthi, es in den beſten Stand verſetzt wurde. Dazu trug übrigens die damalige Bergwerksverwaltung im Ural ſehr viel bei: wohl einſehend, wie wichtig für das Land die Ausbreitung und Verbeſſerung der Hüttenwerke ſey, gewährte dieſe den erſten Gründern deſſelben die größtmöglichen Vortheile und Vorrechte. So wurde auch Newiansk von der Krone an Demidow verliehen, mit allen Wäldern, Ländereien und Erzgruben, die als unerläßliche Zugehör betrachtet wurden. In der Folge wurden noch dieſem Hüttenwerke ſo wie einigen andern zum beſſern Betrieb einige Bauerndörfer zugetheilt, deren Bewohner ſtatt der Reichsabgaben zu den verſchiedenen Hüttenarbeiten verpflichtet wurden. So gelangte Newiansk durch die Vorſorge der Regierung und die Bemühungen ſeiner Beſitzer in ſehr kurzer Zeit ſo weit, daß es als das beſte Hüttenwerk des dortigen Landes zu jener Zeit betrachtet werden konnte. Die mächtigen, ſteinernen Gebäude, die von dem Demidow aufgeführt wurden, beweiſen, daß jenes Hüttenwerk damals im blühendſten Zuſtande war. Das Schmieden des Eiſens, welches daſelbſt im größten Umfange betrieben wurde, konnte dem Beſitzer ſehr große Vortheile gewähren. Wenn jetzt Newiansk auch nicht mehr auf der höchſten Stufe ſeines Wohlſtandes ſteht, ſo iſt ſein Betrieb darum immer doch noch ſehr umfaſſend: man bereitet auf demſelben hauptſächlich Stangeneiſen, das im Handel unter dem Namen des „alten Zobels" bekannt, und wegen ſeiner Güte beſonders geſchätzt iſt. Die Goldwäſchereien von Newiansk ſind gleichfalls ziemlich bedeutend, und liefern jedes Jahr etwa 25 Pud.

Digitized by Google

Zu Newiansk gehören auch noch die Hüttenwerke Büngow und Petrolamensk, deren gute innere Verwaltung dem jetzigen Vorsteher A. Th. Lebedjew, einem im Bergwesen kenntnißreichen Manne, alle Ehre macht. Newiansk ist das volkreichste aller dortigen Hüttenwerke; die Zahl seiner Einwohner beträgt 11,500, die Zahl der Häuser über 2000. Newiansk hat auch noch eine Seltenheit, welche einige Aufmerksamkeit verdient; dieß ist ein großer Thurm, welcher dem Hauptcomptoir des Hüttenwerks gegenüber auf einem freien Platze steht. Dieser Thurm wurde von Demidow gebaut, bald nach der Gründung des Hüttenwerks; seine Höhe gleicht fast der des berühmten Iwanischen Glockenthurms im Kreml zu Moskau. Oben an demselben ist eine große Uhr angebracht. Dieser Thurm ist besonders dadurch bemerkenswerth, daß er gleich den bekannten Thürmen in Pisa und Bologna sich sehr auf die östliche Seite neigt und darum gleichsam zu fallen scheint.

Nach dem Hüttenwerk Newiansk, welches durch seine bedeutenden Eisenstangenschmieden bemerkenswerth ist, verdient das Hüttenwerk Reschewsk nicht weniger Aufmerksamkeit, da in demselben eine sehr bedeutende Menge Dachplatteneisen producirt wird. Die Hochöfen erzeugen jedes Jahr gegen 200,000 Pud Gußeisen, und diese Masse wird auf demselben Hüttenwerke fast ganz in Stabeisen umgewandelt. Bei der Verarbeitung des Gußeisens in den Frischöfen dieses Hüttenwerks geht nur etwa der vierte Theil verloren, während auf andern Hüttenwerken dieser Verlust nicht weniger als den dritten Theil beträgt. Noch beachtenswerther ist aber auf diesem Hüttenwerke die Bearbeitung des Dachplatteneisens. Diese Platten müssen, ehe sie das glänzende Ansehen erhalten, in welchem sie zum Verkaufe ausgestellt werden, durch mehrere Hände, mehrere Feuer und mehrere Hämmer gehen. Zur Bearbeitung dieser Dachplatten schmiedet man eine besondere Art Stangeneisen, das dann etwas breiter als gewöhnlich ist; dieses Stangeneisen wird nach der vollständigen Verarbeitung unter den Hämmern in Stücke von einer Arschinen Länge geschnitten, und diese Stücke in besonders dazu erbauten Oefen erhitzt, und dann zwischen gußeisenen Cylindern in Platten gewalzt, die nach erlangter gehöriger Dünne wieder zerschnitten werden, so daß jede Platte zwei Arschinen lang und eine breit wird. Nach diesem Schneiden wird das Platteneisen noch einer weitern Bearbeitung unterworfen, indem man es unter großen Hämmern von besonderer Einrichtung glättet, und überall eben macht; hierauf erst erhält es den Glanz, und wird endlich in verschiedenen Sorten getheilt. Die Verarbeitung dieses Eisens in Reschewsk ist so bedeutend, daß manchmal bei großem Begehr 100,000 Pud in einem Jahre verarbeitet werden. Das Platteneisen von Reschewsk gilt für das beste; seine Weichheit ist so groß, daß man die Ecke einer Platte nicht anders abbrechen kann, als indem man sie zwölfmal umbiegt. Der Verwalter dieses Hüttenwerks, ein Hr. Jagernow, hat durch seine Thätigkeit und seine Bemühungen zum günstigen Fortgang dieser Production sehr viel beigetragen.

Die heißen Quellen bei Maulmein.

Das Moulmein Chronicle vom 16 December v. J. enthält eine Mittheilung des deutschen Reisenden Dr. Heifer über diese Quellen, welche etwa zwei (englische) Meilen von der alten, jetzt verlassenen Stadt Athan liegen. „Um zu diesen Quellen zu gelangen, mußten wir einige Leute voraussenden, um einen Weg durch das hohe Tigergras zu hauen, das hier mit beispielloser Ueppigkeit wächst. Der Boden ist stark mit Eisen geschwängert, und das Wasser, das über den rothen Ocker hinläuft, hat einen sehr zusammenziehenden Geschmack. Die Temperatur des Wassers stieg 1200 Schritte von den Quellen um 10°, und nahe an den Quellen war es fast zu heiß für die barfüßigen Kulis. Die Vegetation wurde üppiger, je mehr ich mich den Quellen näherte, und bildete eine ununterbrochene grüne Masse. Da der Ort früher bewohnt war, so müssen die Dschungeln niedergehauen worden seyn, und eine Grasvegetation nahm die Stelle der Bäume ein. Um die Quellen her stehen einige schöne alte Kokosnußbäume und andere Palmen; es scheint aber, daß die Bewohner nicht bloß nützliche, sondern auch Zierpflanzen bauten, wenigstens nach einigen schönen Cassia acata zu schließen, welche bei einem angemessenen Boden und dieser hohen Temperatur prächtige Blumen trugen. Es sind zehn Quellen, oder vielmehr Heißwasserteiche, von denen ich nur Einen untersuchen konnte, da der Zugang zu den übrigen durch allzu tiefes Wasser von 150° F. ging. Der genannte war ein halbkreisförmiger Teich von etwa 50 Fuß im Umkreis. An Einer Stelle war er 55 Fuß tief, ich konnte aber nur an den Ufern messen. Mit Ausnahme einiger Stellen, wo ein leichtes Aufbrausen wie von entwickelter Kohlensäure stattfand, war er ganz ruhig. Kleine dünne Schichten von kieselartiger Incrustation schwimmen auf der Oberfläche. Die Luft oberhalb der Quellen war 97½, das Wasser 146° F. Trotz dieser hohen Temperatur sind die Ränder dicht mit Vegetation bedeckt, und eine Art Feigenbaum hat seine Wurzeln im Wasser selbst. Die Behauptung, daß sich Fische im Wasser befinden, gränzt ans Fabelhafte. Daß dieß Wasser medicinische Eigenschaften besitzt, kann kein Zweifel seyn, und es scheint in seiner Zusammensetzung sich den berühmten Wassern von Töplitz zu nähern. Sollte Amherstown später ein Aufenthalt für Invaliden aus Indien werden, so kann die Nähe dieser Quellen von großer Wichtigkeit seyn, namentlich für die, welche unter Hautkrankheiten leiden.

Chronik der Reisen.

Auszug einer Reise nach Banjermassing (Insel Borneo) unternommen vom Capitän Despérour, und nach dessen Notizen verfaßt vom Capitän G. Lafond.

(Schluß.)

In einiger Entfernung nördlich von Martapura wird der Fluß Tatas schmäler und bekommt ein steileres Ufer; dasselbe erhebt sich nach und nach und ist bis zu der Stadt Matavaman mit einer Reihe von Wohnungen, umgeben mit schönen Obstgärten, besetzt; das Land bietet hier einen freundlichen und zauberischen Anblick dar. Ein Arm des Flusses führt nach Cara-Intann (Strauß von Diamanten), der gewöhnlichen Residenz des Herrschers. Die anfangs ebene Gegend ist hier bergig; die Gewässer schlängeln sich durch die Hügel hin, und

werden manchmal so reißend wie ein Waldstrom, so daß es die ganze Kraft vieler Ruderer erfordert, um die kleinen Boote des Landes aufwärts zu bringen. Vor Cara-Intann, nicht weit von ihrer Quelle, verlieren diese Gewässer ihre Schnelligkeit und Tiefe, und fließen ganz friedlich auf einem Bette kleiner durchsichtiger Steine aller Farben, und einer Art Karniol und Agat; bei der Klarheit des Wassers kann man alle ihre Schattirungen bemerken.

Cara-Intann und dessen Umgebungen bieten den Anblick eines prächtigen, beinahe ganz ebenen, mit schönen Hügeln durchschnittenen Landes, bewässert von mehrern Flüssen, die sich in schöne, für die größten Fahrzeuge zugängliche Ströme ergießen. Der Boden ist reich und zu verschiedenen Arten der Cultur geeignet; leider aber bleiben die Ländereien aus Mangel an Einwohnern brach liegen und sind größtentheils mit Waldungen bedeckt. Die alleinigen Besitzer jener Gegend, die Ueberbleibsel einer japanesischen Colonie, vermischt mit kleinen Stämmen Eingeborner, sind unbedeutend an der Zahl, und beschäftigen sich lieber mit Aufsuchen von Gold und Diamanten, als mit dem Ackerbau. Der Mangel an Einwohnern ist auf Borneo allgemein, was man großentheils dem grausamen Gebrauche der Eingebornen, sich gegenseitig aufzureiben, zuschreiben kann. Bei den Dayacks, der ursprünglichen auf allen Theilen der Insel verbreiteten Völkerschaft dieses schönen Landes, das man beinahe einen Continent nennen dürfte, befindet sich jeder Bezirk, sogar jedes Dorf, im fortwährenden Zustande des Krieges mit seinen Nachbarn, um sich stets Menschenköpfe, die ihnen bei ihren Ceremonien unumgänglich nothwendig sind, verschaffen zu können. Bei einer Heurath z. B. muß der Gatte seiner Zukünftigen als Zeichen seiner Ehrfurcht zwei von ihm eroberte Häupter zu Füßen legen. Dieses Volk unternimmt nichts, bevor nicht ein Menschenopfer einen günstigen Erfolg vorhergesagt; sie bilden sich ein, daß diejenigen, deren Köpfe sie abgeschnitten haben, sie bei ihrem Tod auf dem schwierigen Weg ins andere Leben unterstützen werden; diesen gräulichen Gebrauch findet man auch auf den benachbarten Inseln, namentlich auf Celebes unter den nördlichen Stämmen dieser Insel.

Der Dayack ist vom Kopf bis zu den Füßen tättowirt, am abscheulichsten aber machen denselben seine Ohren, in deren Lappen sich ein Loch befindet, das nach und nach durch den verschiedenen Schmuck, den er daran hängt, größer wird, und endlich beinahe bis auf die Schulter hängt. Der Dayack ist kupferfarbig, seine Haare glatt, und die Physiognomie gleich der der Malayen. Seine Waffen sind der Parang, ein sehr schwerer und in der Richtung des platten Theils der Klinge gekrümmter Säbel mit ausgezeichneter Schneide; ferner ein ganz kleiner Dolch, eine Lanze, deren Schaft von Eichenholz und ausgehöhlt ist, so daß er ihnen zum Abschießen vergifteter Pfeile dient, und ein Schild von länglicher und schmaler Form. Obwohl die Anzahl der Eingebornen bei weitem nicht im Verhältnisse zu der Größe des Landes steht, so ist dieselbe dennoch bedeutend, denn der Sultan von Banjermassing, dessen Unterthanen den Gebrauch der Schießgewehre kennen, macht sich furchtbar, und übt ein Oberlehensrecht über mehr als hunderttausend Dayacks aus. Eine noch größere Anzahl bezahlt dem Sultan von Kotey Abgaben, und alle andern malayischen Fürsten, welche auf Borneo Besitzungen haben, haben deren mehr oder weniger unter ihrer Oberhoheit. Außerdem gibt es noch ziemlich viele Stämme, die gar keine Autorität anerkennen, hauptsächlich diejenigen, welche das sogenannte Groß-Dayack-Land bewohnen.

Trotz ihrer wilden Gebräuche bebauen sie das Land, und ernten Reis, auch beschäftigen sich diejenigen, welche in der Nähe der fremden Niederlassungen wohnen, mit Handel, bringen Rotang, Wachs, Gummi und Gold, und tauschen es gegen Eisen und andere europäische Manufacturartikel aus. Diejenigen aber, welche im Innern leben, sind die furchtbarsten Wilden, die es gibt. Die Civilisirteren wohnen in großen auf Pfeilern gebauten Hütten, die viele Menschen fassen, um sich darin gegen die Angriffe ihrer Nachbarn zu schützen; die übrigen suchen ihren Aufenthalt in Höhlen und Baumstämmen, und nähren sich von Wurzeln, Schlangen und andern Thieren, die sie sich auf der Jagd verschaffen.

Ein Stamm, welchen man die Pari nennt, nähert sich noch mehr dem Thier, und verdient die Benennung Orang-Utang eher, als der Affe, dem man diesen Namen beigelegt hat. Diese Menschenclasse flößt den Dayacks den größten Schrecken ein, indem diese ihnen eine übernatürliche Kraft und Gewandtheit zuschreiben; sie versichern, daß fünfzig von den Ihrigen nichts gegen zehn Pari's vermögen.

Vermischte Nachrichten.

Als unlängst einige Fischer aus Melsesham (Wiltshire) ein Netz aus dem Avon herauszogen, fanden sie darin ein ungeheures Horn; sie suchten im Flusse weiter nach, und entdeckten nacheinander einen Schädel, eine Rippe und ein Schienbein, ebenfalls von außerordentlicher Größe, und endlich ein zweites Horn wie das erste. Die beiden Hörner haben jedes 59½ Zoll in der Länge und ihr Umfang beträgt unten 18 Zoll; auf dem Schädel sieht man, daß sie 12¾ Zoll von einander entfernt waren. Das Museum des Thiergartens zu London hat diese Knochen gekauft; sie sind daselbst angekommen und in die große Galerie der Versteinerungen gestellt worden. Die Naturforscher haben erklärt, daß diese Ueberbleibsel von einem antediluvianischen Thiere von der Gattung der Wiederkäuenden herkommen müssen, dessen Art aber bis jetzt völlig unbekannt ist.

•

In einem Felde der Gemeinde Menet, Arrondissement Murat, fand man kürzlich mehrere Steinsärge, die einer sehr alten Zeit anzugehören scheinen. Der Präfect hat eine gewisse Summe bewilligt, um die Nachgrabungen, welche interessant zu werden scheinen, fortsetzen zu können. (Echo du Monde Savant Nr. 22.)

•

Ein Plan der Häfen und Rheden von Alexandrien, welcher im Jahre 1835 unter der Begünstigung Mehemed Ali's von dem Corvetten-Capitän Saulnier de Badhelio aufgenommen wurde, ist kürzlich auf Befehl des Marineministers Admiral Rosamel herausgegeben worden. Diese vortrefflich ausgeführte Arbeit enthält alle für die Schifffahrt nothwendigen Details. (Echo du Monde Savant Nr. 25.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 57** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Scenen aus Bulwers neuem Schauspiel. — Ein Verräther. (Fortsetzung.) — Gedichte von R. Burns. Uebersetzt von K. Beckelmann.

Das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat Junius.)

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Eilfter Jahrgang.

1838.

Julius.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1838.

☞ Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. Mit den Blättern zur Kunde der Litteratur des Auslands, wovon wöchentlich 2 bis 3 Nro. erscheinen, 20 fl. oder 11 Rthlr. 8 gr. — Sämmtliche respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Resultate der Sittengeschichte.

IV.

Politie oder der Staaten Verfassungen.

Zweite Auflage.

Mon métier et mon art c'est vivre.
MONTAIGNE.

Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 6 gr.

Inhalt. Nur diese drei Elemente sind denkbar. Ihre Vortheile und Nachtheile. Die Unterentnisse der Widersacher. Die Idee der Mischung, und wie sie gleichsam in der Natur liegt. Die Schwierigkeit richtiger Proportionen. Die Eigenschaften der Gewalt und ihre Abarten; bis zum Weltstürmer und zur Tendenz nach Universalmonarchie. Hemmung und Widerspruch. Die Rede und das Schweigen. Despotism; seine Bezichtigungen und seine Strafen. Die Gegenmittel. Theokratie. Irdischere Einrichtungen. Die Trennung und Minderung der Königsrechte auf dreierlei Wegen; durch Abkürzung, Halbirung, Bedingung. Aegypten. Das hohe Priesterthum. Der Großrichter. Der Congreßfeldherr. Der Schatzmeister. Capitulationen. Das doppelte Königthum. Triumvirate, Septemvirate, Decemvirn. Der Könige Staatenbund in Aegypten, in Schweden und in England. Die Filtis'dnige. die Heptarchie. Deutschland. — Der Bundesstaat. Die Amphiktyonen. Der achäische und ätolische Bund. Sparta. Carthago. Rom. Der Wilde. Der Germane, einheimisch und auf fremdem, erobertem Boden. Alfred und die Sachsen. — — Die Systeme und leitenden Ideen politischer Weltweisen. Aristoteles. Cicero. Montesquieu. Rousseau. Großbritannien. Die Krone. Das Ministerium. Das Oberhaus. Das Unterhaus. Opposition. Beredsamkeit. Die unbedingten, die bedingten und die schädlichen Theile der brittischen Verfassung. Der ungünstige Schein unserer Zeit. Frankreich. Nordamerika. Südamerika. Die Reise. Der Einwand. Die natürlichen Rechte und die Hoheit des Verstandes. Die Eigenheiten und Nachtheile unserer friedlichen Zeit. Der Schluß.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der litterar.-artist. Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Katholisches Andachtsbuch für Gebildete des weiblichen Geschlechts,

die im Geist und in der Wahrheit beten.

Von

J. B. Trach.

Vierte Auflage. 8. Mit einem schönen Stahlstiche. 1 fl.

Katholisches Andachtsbuch für Gebildete des männlichen Geschlechts,

die im Geist und in der Wahrheit beten.

Von J. B. Trach.

Dritte Auflage. 8. 1 fl.

Diese beiden Gebetbücher, welche sich jetzt bereits in mehreren Auflagen in den Händen des Publicums befinden, haben die Billigung würdiger Männer gefunden, und verdienen, wie sie das denn schon geworden, in die Reihe religiöser Hausbücher aufgenommen zu werden.

Dieselben sind von der Verlagshandlung auch gebunden in schwarzen Saffian mit Goldschnitt zu beziehen.

Deutsches Nationalwerk für alle Stände.

In der Unterzeichneten ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Deutschen

von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten

von

Wolfgang Menzel.

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage

in

Einem Bande in zwei Abtheilungen,

mit dem wohlgetroffenen Bildniß des Verfassers in Stahl, und einem Register.

Da der Name des Verfassers als Schriftsteller längst, wie neuerdings als freisinniger und muthvoller Volksvertreter ruhmvollst bekannt ist, und auch schon die früheren Auflagen dieses Werkes mit so großem Beifall aufgenommen wurden, so glauben wir nur andeuten zu dürfen, daß derselbe auf die dritte Auflage nochmals die sorgfältigste Mühe verwandt hat, um eine Arbeit, der er mit ganz besonderer Liebe obgelegen, möglichst zu vervollkommnen. Dieses Geschichtswerk enthält nicht nur die politische Geschichte Deutschlands, fortgesetzt bis auf die jüngsten Tage, sondern sie giebt auch mehr, als es bisher bei irgend einer populären Geschichte der Deutschen der Fall war, in die Specialgeschichten der einzelnen Provinzen und in die Geschichte der Sitten, der Kunst und Wissenschaft ein, und bringt im verhältnißmäßig engsten Raum die größte Fülle und Mannichfaltigkeit zur klarsten Uebersicht. Insbesondere bei dieser neuen Auflage ist der Verfasser dem Wunsche vieler Leser entgegengekommen, die schönsten und bedeutungsvollsten Einzelnheiten noch genauer auszumalen und dadurch, ohne sie den Totalblick über das Ganze zu verlieren, doch jede besondere Zeit und Oertlichkeit aufs lebendigste zu vergegenwärtigen. Durch diese zahlreichen Verbesserungen und Zusätze erscheint das Werk jetzt nahezu um ein Viertel seines frühern Inhalts vermehrt.

Für Belehrung wie für Unterhaltung gleich gründlich und anziehend behandelt und von der wärmsten Vaterlandsliebe dictirt, ist dieß ein recht eigentlich dem deutschen Volke zugeeignetes Nationalwerk, das in keinem Hause fehlen sollte.

Um unsrerseits zur möglichsten Verbreitung dieses Werkes beizutragen, und es auch dem weniger Bemittelten käuflich zu machen, haben wir ungeachtet seiner bedeutenden Erweiterung und der Zugabe eines feinen Werth gar sehr erhöhenden Registers wie des Portraits des Verfassers dennoch nur den frühern Preis von 8 fl. 45 kr. oder 5 Rthlrn. auch für diese Ausgabe festgestellt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die

Maaße und Gewichte

der deutschen Zollvereins-Staaten

und vieler anderer Länder und Handelsplätze in ihren gegenseitigen Verhältnissen.

Nach den neuesten amtlichen und andern zuverlässigen Angaben berechnet

von

C. L. W. Aldefeld,

Königlich preußischem Regierungs-Secretär.

8. in Umschlag brosch. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Inhalt: Anhalt-Köthen und Anhalt-Dessau. Baden. Bayern. Belgien. Birkenfeld. Böhmen. Braunschweig. Bremen. Croatien. Dänemark. Dalmatien. England. Frankfurt a. M. Frankreich. Gallizien und Lodomirien. Hamburg. Hannover. Kurfürstenthum Hessen. Hessen-Darmstadt. Hessen-Homburg. Holland. Holstein. Illyrien. Kirchenstaat. Krakau. Lippe-Detmold und Lippe-Schaumburg. Lombardisch-Venetianisches Königreich. Lucca. Lübeck. Luxemburg. Mecklenburg-Schwerin. Mecklenburg-Strelitz. Modena. Nassau. Oesterreich. Oldenburg. Parma mit Piacenza und Guastalla. Polen. Portugal. Preußen. Fürstenthümer Reuß. Rußland. Königreich Sachsen. Sachsen-Altenburg. Sachsen-Coburg-Gotha. Sachsen-Meiningen-Hildburghausen. Sachsen-Weimar-Eisenach. Sardinien. Schweden. Schweiz. Sicilien. Siebenbürgen. Slavonien. Toscana. Ungarn. Waldeck. Wallachei. Würtemberg. Anhang: Uebersicht der Münz-, Gold- und Silbergewichte.

Das vorliegende Werk ist ein Handbuch für Kaufleute, Beamte und Geschäftsmänner jeder Art; es wird auch als Quellenschrift nicht unbeachtet bleiben, indem es nach den neuesten Bestimmungen bearbeitet und für jeden Platz die daselbst am häufigsten vorkommenden Vergleichungen liefert. Die Wahl der verglichenen Maaße und Gewichte ist weder, wie bei Jedel, allgemein gleichartig, noch ist sie dem Zufall überlassen worden; der Verfasser verdankt sie der Mittheilung erfahrener Kaufleute. Die Anordnung und Reihenfolge der Artikel anlangend, hat der Verfasser, abweichend von ähnlichen Schriften, vorgezogen, die Staaten unter sich alphabetisch zu ordnen; diese bilden demnach Hauptabtheilungen, welche zuerst die gesetzlichen oder allgemein üblichen, und demnächst die Local- und älteren Maaße und Gewichte enthalten. In dem Anhange sind behufs besserer Uebersicht des Unterschiedes die verschiedenen, unter dem Namen der Kölnischen Mark bestehenden Gewichte verglichen mit französischen genauen Grammen, holländischen Troy-As und der preußischen Mark zusammengestellt. In der Vorrede sind die argen Verstöße in andern Werken, namentlich hinsichtlich der Gewichtsangaben im Reitenbrecher'schen Taschenbuche, nachgewiesen.

Stuttgart und Tübingen, April 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehende Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow, jun., ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis P. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Die Engländer in Indien: 1) Muhamedanische Periode. Nr. 182—184; 2) die europäisch-indische Periode. Nr. 187—194; 3) die englisch-indische Periode. Nr. 198—203. — Die Jaguarjagd in Paraguay. Nr. 188. — Der Feldzug der Carlisten im vorigen Jahre: 2) von der Schlacht bei Huesca bis vor der Schlacht gegen Buerens. Nr. 184—186. — Briefe aus Ungarn: 1) Silein. Nr. 185; 2) Kremnitz. Nr. 188; 3) Schemnitz. Nr. 190; 4) Weizen. Nr. 102; 5) von der Theiß. Nr. 194—196; 6) Mezö-Hegyes. Nr. 197; 7) Boros-Sebes. Nr. 262—204. — Findelhäuser in Frankreich. Nr. 156. — Ueber einige Alterthümer in der Universität zu Mexico. 189. — Ueberreste alter Völkerstämme in der Provinz Kurland. ibid. — Die Bergschule in Mexico. Nr. 191. — Etwas über die Salzseen in den Gouvernements Astrachan und Kaukasien. Nr. 193. — Schreiben über französische Literatur. Nr. 195. — Arabien (Auszug aus einem Briefe von Fresnel, dat. von Dschidda am rothen Meere. Januar 1838.) Nr. 196. 197. Zustand der Geistlichkeit in Frankreich. Nr. 199. — Ausflug von Mexico nach Tepeyacac und dem Pennon de los Bannos. Nr. 200. — Bilder aus Paris. — 6) Quacksalber und Wunderärzte. Nr. 201. — Frankreichs Seehäfen: Cherbourg Nr. 202. 204; Brest Nr. 209—211; l'Orient. Nr. 212. — Administration der Stadt Paris. Nr. 204. 205. — Wrangels Nachrichten über die russischen Besitzungen in Amerika. Nr. 205—209. — Nishny-Nowgorod oder Nishegorod. Nr. 205—207. — Orientalische Literatur in Paris. Nr. 206. — Neueste französische Literatur. Bemerkungen über das Werk Villemains. Nr. 207. — Couramo. Eine südamerikanische Erzählung. Nr. 208—210. — Rechtspflege in Frankreich; Ferrand und Mariette. Das ertränkte Kind. Nr. 208. — Meerfahrt auf der Ostküste von Afrika. Nr. 210—212. — Budschak. Nr. 211. Ueber die neuern Leistungen der Franzosen auf dem Felde der Geschichte. Nr. 212.

Chronik der Reisen.

Mühlenpfordts Reisen in Mexico; Rückkehr von der Hauptstadt nach Oajaca. Nr. 182—188. — Untersuchung des Sacramentoflußes in Californien durch Cap. Belcher. Nr. 190—161. — Reise über Ystad und Jönköping nach Fredrikshall. Nr. 192—201. — Nachricht von der Entdeckungsreise unter Cap. d'Urville. Nr. 210.

Kleinere Mittheilungen.

Erdbeben im südlichen Chili. Nr. 183. — Näheres über die Expedition nach Kurdistan. Nr. 184. — Chinesisches Kraut. Nr. 183. — Erbauung eines Theaters von Eisenblech. Nr. 186. — Aufgefundenes Mastodonskelett in Frankreich. Nr. 187. — Merkwürdiges altes Schwert Nr. 188. — Färberpflanze in den russischen Steppen. Nr. 191. — Etwas über die Insel Santorin. Nr. 193. — Die Niederlassung am Schwanenfluße. Nr. 194. — Neues Instrument, der Schnitter genannt. ibid. — Nachrichten aus Tunis. Nr. 195. — Die chinesisch-englische Sprache. Nr. 196. — Etwas über den Salamander. Nr. 197. — Nachrichten von Dr. Helfer. Nr. 198. — Wilde Hunde in Cuba. Nr. 199. — Ein malaischer Albino. Nr. 200. — Die Penny Schauspiele in London. Nr. 203. — Kunst in Mexico. Nr. 204. — Bibliographische Notizen aus Rußland. ibid. — Opium als Mittel zum Zähmen der Schlangen. ibid. — Uebergabe Adens an die Engländer. Nr. 206. — Handel zwischen Maulmein und der chinesischen Gränze. Nr. 207. — Kohlen in Indien. Nr. 211. — Nähere Nachricht über die Niedermetzlung der ausgewanderten Boers. ibid. — Die Nicobar-Inseln von den Dänen aufgegeben. ibid. — Das Hospital für chinesische Kranke in Canton. ibid. — Bürgerkrieg auf Madagascar. ibid. — Die Geyer in Indien leben heerdenweise. ibid. — Güte des Assamer Thees. ibid.

☞ Die verehrlichen Buchhandlungen, welche die in ihrem resp. Verlag erscheinenden Schriften, sofern diese in den Bereich der „Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands" gehören: als Uebersetzungen neuer poetischer, philosophischer und religiöser Werke aus fremden Sprachen in diesen Blättern angezeigt und beurtheilt wünschen, werden gebeten, die Einsendung durch Buchhändler-Gelegenheit an Dr. G. Pfizer in Stuttgart zu machen.

Digitized by Google

Nr. 182.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Julius 1838.

Die Engländer in Indien.

(Mit einer Karte.)

Wir theilen hier die Montgomery Martin's Schilderung der englischen Besitzungen in Ostindien beiliegende Karte mit, welche vermittelst der durch Farben herausgehobenen Gebietsabtheilung, einen bildlichen Ueberblick über die verworrenen Verhältnisse der Engländer in jenem Lande gewährt. Mit jedem Tage gewinnt ihre dortige Stellung an allgemeiner Wichtigkeit und Bedeutung durch den Antagonismus, in welchen sie mit Rußland und China getreten sind, und durch die unaufhaltsam fortschreitende Ausbreitung über die Gränzen Indiens hinaus. Schon haben sie durch die Besitznahme von Arracan und Tenasserim diese bedeutend überschritten, und der wohl kaum zu vermeidende Krieg mit Birma muß die Engländer immer weiter nach Hinterindien hineinziehen, bis endlich früher oder später die Stunde schlägt, wo sie durch Naturhindernisse am Weiterumsichgreifen gehindert, unter der Last ihrer Eroberungen erliegen.

Man betrachtet gewöhnlich die englische Herrschaft in Indien als von ziemlich langem Datum, dieß ist aber ganz falsch, denn noch hat sie nicht einmal die mittlere Dauer einer der zahlreichen muhammedanischen Dynastien erreicht; noch nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts spielten sie dort eine sehr untergeordnete Rolle, und sie traten erst nach der furchtbaren Schlacht auf dem alten Entscheidungsfelde von Paniput, wo die Muhammedaner und Hindus ihre Macht zum letztenmale gegen einander gemessen, mit entschiedenem Uebergewicht, wiewohl anfangs hauptsächlich als Rivalen Frankreichs, auf, und erst mit dem völligen Sieg über den französischen Einfluß kann man sagen, daß die englische Herrschaft beginnt. Zur leichtern Uebersicht theilen wir demnach unsre Bemerkungen in drei Abschnitte, welche wir den muhammedanisch-indischen, den europäisch-indischen, und den englischen nennen möchten. Der erste beginnt mit Sultan Mahmud dem Ghaznaviden, und umfaßt die mannichfachen Kämpfe zwischen Muhammedanern und Hindus bis zum Jahre 1765; im zweiten sieht sich europäischer Einfluß gegenüber, und nur nach blutigen Kämpfen, wo oft die Wage schwankte, müssen die Franzosen weichen, und mit ihnen unterliegen die eingebornen Fürsten; diese Periode umfaßt die Jahre 1765 bis 1807. Die dritte Periode, in welcher die Engländer durchaus als vorherrschende Macht in Indien auftreten, aber auch alsbald über die Gränzen desselben hinausgerissen werden, ist noch jetzt im Fortgang; denn die Verhältnisse, welche seit jener Zeit sich angesponnen haben, sind noch in steter Wirksamkeit und Fortschritt, und das Rad noch keineswegs abgelaufen.

Die muhammedanisch-indische Periode.

Schon im 44sten Jahre der Hedschra beginnen die Züge der glaubenseifrigen Moslems gegen die Hindus, und diese Einfälle werden, als mehr und mehr die Afghanen sich zum Islam bekehren, immer bedeutender und heftiger. Schon in den Jahren 60 bis 70 der Hedschra wurde die Landschaft Peschawer, welche eine Art Vorland gegen Indien hin bildet, der Schauplatz unaufhörlicher Kämpfe, und die indische Bevölkerung derselben im Laufe dieser Zeit nicht bloß verdrängt, sondern größtentheils ausgerottet, und durch Afghanen von persischem Stamme ersetzt: die Umwandlung des Stamms und mit ihm der Sprache beginnt. Bald sieht sich auch der Hinduradscha von Lahore, dessen weichliche Truppen das rauhere Klima von Peschawer nicht vertragen konnten, genöthigt, Afghanen in seinen Sold zu nehmen, ja einzelnen Häuptlingen ganze Guvernements anzuvertrauen, und so ward dieser rohen, aber kraftvollen Bevölkerung mehr und mehr der Weg nach Indien geöffnet.

So blieben die Sachen geraume Zeit ohne große Erschütterung, bis Sobokthegin sich zum Herrscher von Ghazna aufwarf, und die Dynastie der Ghaznaviden im J. 357 der Hedschra (971 nach Chr.) gründete. Sobokthegin war, wie sein, weder persischer noch arabischer, Name schon zeigt, ein Türke, einer der vielen glücklichen Abenteurer, die damals aus Turan nach Iran und an den Sitz des Khalifats gingen, sich zu Provincialgouverneuren aufschwangen, und in jenen Zeiten der Verwirrung leicht sich von ihrem Oberhaupte unabhängig machten. Mit ihm beginnt die Reihe der glaubenswüthigen Herrscher aus türkischem Stamme, welche so viele Jahrhunderte hindurch Verwü-

Digitized by Google

stung und Tod über Indien verbreiteten, und das unglückliche Land zu dem machten, was es größtentheils noch jetzt ist, zu einer Wüste mit einzelnen Oasen voll Cultur und Reichthum. Glaube, Sitten und Gesetz mußten vor den grimmigen Siegern sich beugen, und, wie in alter Zeit die Braminen den Stempel ihrer Herrschaft und Gesetze fast der ganzen Halbinsel aufdrangen, so daß die abweichenden Secten nur in den von den großen Straßen entlegenen Strichen sich hielten, so ist auch der Islam zu einer großen Herrschaft gelangt, die wahrscheinlich nur durch die Einmischung der Europäer an ihrem weitern Fortschritt verhindert wurde.

Gleich im ersten Jahre seiner Regierung beschloß Sobokthegin einen heiligen Krieg (Ghrazzie) *) gegen die indischen Götzendiener, und der Erfolg war, daß alles Land westwärts vom Indus für immer der Braminenherrschaft entrissen wurde, und daß seit dieser Zeit bis auf unsre Tage, nämlich bis auf Randschit Singh, kein indischer Fürst mehr das Westufer des Indus als Sieger betrat. Doch überschritt Sobokthegin selbst den Indus noch nicht. Dieß war seinem Sohne Muhammed aufbehalten, welcher das beim Antritt seiner Regierung gethane Gelübde, jedes Jahr einen heiligen Krieg gegen Indien zu führen, buchstäblich zu erfüllen sich bemühte. In zwölf Feldzügen, vom J. 1001 bis 1025 nach Christus durchzog er Indien bis über Agra hinaus, brach die Macht der Fürsten, schleppte Hunderttausende in die Gefangenschaft, und plünderte und zerstörte die größten Heiligthümer der Hindus. Sein letzter Zug ging nach Guzerat hinab, so daß er alles Land nördlich und westlich von dem Hochland Malwa, wenn auch nicht gerade dauernd unterwarf, doch seinen Arm dermaßen fühlen ließ, daß die Hindumacht in Nordindien für immer gebrochen war.

Wüthend hatten sich bei mehr als Einer Gelegenheit, namentlich bei der Erstürmung des Tempels von Somnath, die Radschputen gewehrt, aber die Masse des Volks, der Waffen unkundig, kannte nur den Muth der Verzweiflung, ein allgemeinerer Widerstand gab sich während Mahmuds Kriegszügen nicht zu erkennen, und erst nach dessen Tode begann die Reaction. Schon der dritte Nachfolger, Modud (von 1042 bis 1047), verlor gegen die verbündeten Hindufürsten alles Land bis über Lahore hinaus, und eine innigere Vereinigung der Hindus gibt sich kund; doch ist es merkwürdig, daß sie auch jetzt nicht im Stande sind, die Muhammedaner ganz zurückzuwerfen, obwohl die geschwächte Dynastie der Ghaznaviden noch über ein Jahrhundert, nämlich bis 1186 dauerte. Die Anstrengungen der Hindus scheinen sich an den unaufhaltsam über den Indus in das Bergland des Pendschab eindringenden Afghanen gebrochen zu haben, die jedoch, wie wir später sehen werden, wahrscheinlich keineswegs lauter Moslems, doch den meisten derselben stammverwandt waren.

Ein neuer Sturm begann mit der Dynastie der Ghuriden, von denen die der Ghaznaviden verdrängt worden war; das bergige Afghanenland war arm, aber enthielt tapfere Männer in Menge, was bedurften sie weiter als Gold, um über ungeheure Heere zu gebieten? Dieß führte sie stets wieder nach Indien. Dießmal waren aber die Hindufürsten besser gerüstet. Als Mohammed Ghuri im Jahre 1189 in Indien einbrach, ward er von dem Radscha von Delhi, mit welchem die übrigen indischen Fürsten sich verbündet hatten, zurückgeworfen: im J. 1191 aber kam er wieder, drang über den Setledsch nach Delhi vor, und traf auf den Feldern von Paniput, nordwärts von Delhi auf dem Westufer des Dschumna auf die Hindus, welche 300,000 Mann und 3000 Elephanten zusammengebracht hatten. Die Radschputenfürsten hatten bei den heiligen Wassern des Ganges geschworen zu siegen oder für ihren Glauben zu sterben. Aber das Loos fiel gegen sie, obwohl Mohammed Ghuri nur 120,000 Reiter führte. Kurze Zeit darauf ward Delhi erobert und blieb von jetzt an der Hauptsitz der mohammedanischen Herrscher.

Von nun an breiteten sich diese unaufhaltsam aus. Kanudsch (Kanouge) und Benares wurden erobert, Bengalen fällt nach geringen Widerstand gleichfalls in ihre Hände, und schon im Jahre 1227 auch das Hochland Malwa, das Land zwischen dem Vindhyangebirge und dem Nerbudda, was schon zu Dekan gehört. Hier fiel auch die alte heilige Hindustadt Udschayni (Ojein) zugleich Sitz der Wissenschaften und Künste, des Handels und einst auch eines Kaiserthums — ein Maharadscha oder Großkönig residirte dort — in ihre Hände. Diese Eroberung gelang schnell, wie es scheint, weil in diesem Lande aus alter Zeit her mancherlei Stämme wohnen; die ursprünglichen Bhils sind fast verdrängt und ausgestoßen, Radschputen vom Norden her waren ins Land gedrungen und hatten sich großentheils mit Hülfe ihrer ehemaligen Herrscher im Norden des Ganges hier festgesetzt. Vielleicht war es dieser Widerstreit der Bevölkerung, welcher den Muhammedanern den Sieg erleichterte und sie tiefer in das centrale Indien hineinführte, von wo dann später ihre gefürchtetsten Widersacher kommen sollten.

Zur Zeit der Ghuriden scheint in der Nordhälfte Indiens der innere Kampf der widerstrebenden Völker und Religionen am erbittertsten gewesen zu seyn. Bei den beständigen Kriegen mußten die Heerführer mit Provinzen belohnt werden; sie gehorchten, so weit sie mußten und wollten; so zerfiel das ungeheure Reich in eine Menge stets wechselnder Gouvernements. Dabei mußten natürlich oft die Padischahe zu Delhi fast machtlos werden: den Hindus konnten sie nicht trauen, und es kam so weit, daß Gheiseddin Bulbun, der Ghuride (von 1166 bis 1186) es zum Gesetz erhob, keinem Hindu in seinem Reiche ein Amt zu verleihen. Hindus und Mohammedaner standen sich schroff gegenüber, die ersten an Zahl, die zweiten durch Macht am bedeutendsten; eine nationale indische Macht konnte sich also im Norden nicht entwickeln, und die mohammedanische konnte nicht national werden, sondern blieb doch immer nur eine fremde, jedem Windstoß unterworfene Eroberung.

So konnte die innere Zerrüttung nur zunehmen, und um das Unglück des Landes zu vollenden, begannen nun auch die Stürme der Mongolen. Schon im J. 1241 drang ein Mongolenheer bis Lahor, und plünderte es, wurde aber bald wieder zurückgeworfen. Doch schon im Jahre 1245 erschien ein

*) Das Wort und die Sache dauert noch fort in den fast alljährlichen Zügen der Insulfels vom Afghanerstamm gegen die Sikhs.

Digitized by Google

zweites, und obwohl auch dieses gleichfalls nicht weiter kam, als das erste, so bildete sich doch ein völlig feindseliges Verhältniß zwischen den indischen Herrschern und den am Orus und in ganz Ostpersien sich festsetzenden Mongolen, woher es auch kam, daß der obenerwähnte Gheiseddin Bulbun nicht weniger als fünfzehn durch die Mongolen vertriebene Königsfamilien an seinen Hof aufnahm, welcher dadurch der Mittelpunkt aller mohammedanischen Bildung und Gelehrsamkeit wurde. Hieran änderte der Umstand nichts, daß die Ghuriden im J. 1288 durch eine Afghanendynastie, die Khildschis, verdrängt wurden, denn der Neffe des ersten Khildschi, Alaeddin, der nach einem kühnen Zuge südwärts gegen Ellitschpur, die alte Hauptstadt von Berar, seinen Oheim vom Throne stieß, hatte gleichfalls einen furchtbaren Sturm der Mongolen auszuhalten. Dießmal (1297) drangen sie bis vor die Thore von Delhi, und abermals ward hier um die Herrschaft Hindustans auf den Feldern von Paniput gestritten: 300,000 Reiter mit 2700 Elephanten soll Alaeddin hier den 200,000 Mongolen entgegen geführt haben, aber er war glücklicher als sein Hinduvorfahrer, und die Mongolen, welche fast ganz Asien bezwungen, mußten hier weichen.

Dieß hob den Stolz Alaeddins und seiner Nachfolger, der Toghluk: Alaeddin drang bald darauf nach Guzerat und bis nach Cambay, der reichen Handelsstadt im Südwesten, und südwärts bis Ellora vor, wo die wunderbaren Grottentempel sind, und brachte unmäßige Schätze mit; aber trotz seiner angestrengten Bemühungen konnte er diese Länder nicht in Ordnung halten, und seine Dynastie ging mit seinem Nachfolger unter. Ihm folgte die Dynastie der Toghluk, gleichfalls vom Afghanenstamme, mit nicht minder maaßlosem Ehrgeiz. Zwar gelang es Mahmud Toghluk (1325 bis 1351) ganz Indien, mit alleiniger Ausnahme der Südspitze, als wirkliche Provinzen zu unterwerfen, und wie er trotz des herrschenden Elends ungeheure Armeen gegen die Orusländer wie gegen China sandte, so hatte er auch den wahnsinnigen Einfall, den Sitz seiner Herrschaft von Delhi nach Deoghir (unter 20° n. B.), von ihm Dauletabad, die Stadt der Herrschaft, genannt, zu verlegen. Der unsinnige Plan scheiterte und führte zu noch etwas Schlimmerem als zur Verödung vieler Städte, nämlich zu einer Hinduconföderation mit dem entschiedenen Zweck, die Mohammedaner aus ganz Dekan zu vertreiben. Die Conföderation hatte ihren Mittelpunkt im eigentlichen Stammland der Mahratten, auf dem Hochland von Maharastra zwischen den Flüssen Bhima und Kristna, und Bidschapur (Bedjapoor) war ihre Bundesfeste. Wenige Jahre nach ihrer Erbauung blieb den Muhammedanern nichts als die unbezwinglich gemachte Feste Dauletabad, und bald darauf riß sich auch B engalen als fast völlig unabhängige Macht los. Doch hatte diese Conföderation fürs erste keine weitern Folgen, und unter Mahmuds Nachfolger, Firuz Toghluk, wurden zum erstenmal seit langer Zeit die Künste des Friedens wieder befördert, ein nothwendiger Stillstand, denn bereits hatte die Hungersnoth ganze Provinzen entvölkert.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Mühlenpfordts Reisen in Mexico.*)

Rückkehr von der Hauptstadt nach Oajaca.

Wir verließen Mexico am 9 Junius zu Pferde. Unsere Gesellschaft hatte sich durch den Bruder meines bisherigen Gefährten vermehrt, welcher eine Reise in den Süden der Republik machen wollte, um diese Gegenden kennen zu lernen. Er ist ein gebildeter Mann, der früher als mexicanischer See-Officier gedient, und mit seinem Schiff eine Reise um das Cap Horn von Acapulco nach Veracruz gemacht hatte.

Durch die seit einigen Tagen gefallenen Regen war der See von Tezcuco ziemlich angefüllt worden, und die flachen Wellen, welche, des Wassers bar, bei unserer Ankunft sumpfigen Aengern, oder da, wo sie mit Tequisquite**) bedeckt waren, lehmigen Aeckern gleichsahen, boten jetzt dem Auge einen weiten Wasserspiegel dar. Der Weg über den Damm hin war außerordentlich schmutzig.

Auch die Niederungen jenseits Apotla fanden wir häufig mit Wasser bedeckt. Es mußte hier in der Nähe der Gebirge stärker geregnet haben als in der Stadt.

Schon seit frühem Morgen war der Himmel trübe gewesen; Regen hatte gedroht, doch waren nur einzelne Tropfen gefallen. Als wir uns aber dem Fuße der Gebirge nahten, begannen die Schleußen der Wolken, welche dessen Gipfel umlagert hielten, und die Schneehäupter der Vulcane unsern Augen verbargen, sich zu öffnen und den Regen in Strömen herabzusenden. Wir flüchteten, da kein näheres Obdach sich bot, in die etwa eine halbe Legua seitwärts liegende Hazienda Buena Vista. Nach etwa einer Stunde hörte der Regen auf, einzelne Sonnenstrahlen begannen die Wolken zu durchbrechen, und hie und da ein Stück des vor uns liegenden Thales zu erleuchten, auf das, so wie auf die umgebenden Gebirge, man bei heiterem Wetter von hier aus einer schönen Aussicht genießt. Sogar die „weiße Frau" (Ixtaccihuatl) erhob auf einen Augenblick den Schleier, welcher sie bislang verhüllt hatte; ihr stolzer Gemahl, Herr Popocatepetl, aber würdigte uns seines Anblicks nicht. Von seiner erhabenen Stirn verschwanden nicht die dunkeln Wolken des Zorns, vielmehr sahen wir sie, bald nachdem wir Buena Vista verlassen, immer dichter und schwärzer werden, bald auch seiner Gemahlin Haupt, und endlich Alles umher wieder verhüllen. Abermals strömte der Regen herab, die Straße ward zu einem Schlammbett, und wir waren genöthigt, unsern Vorsatz, heute noch Rio Frio zu erreichen, aufzugeben, und in der Venta de Cordova unser Nachtquartier zu nehmen. Trotz der Weitläuftigkeit der Gebäude dieser Venta fanden wir doch die Zimmer äußerst elend, noch elender die Bewirthung. Kaum konnten wir einen Teller mit Frijoles und einige Tortillas bekommen, und waren daher froh, einige gebratene Hühner von Mexico mitgenommen zu haben. Mexico ist von hier zehn gute Leguas entfernt.

Einem Apriltage glich der folgende, der uns nach San Martin brachten. Sonnenschein und Regen folgten einander in beständiger Abwechslung. Die bei Texmelucca stationirten Dragoner fanden wir schon als „Pronunciados," das heißt als Anhänger der aufrührerischen

*) Siehe Nr. 218 f. v. vor. J.

**) Ein unreines Sodacarbonat, welches sich in der trocknen Zeit als eine Kruste an den Ufern des Sees von Tezcuco niederschlägt. Der Name ist das corrumpirte aztekische Tequisquitl.

Digitized by Google

Generale Duran und Arista. Sie hielten uns an, und befragten uns über den Zustand der Hauptstadt und über die Gesinnungen der Bürger in Hinsicht der Revolution. Wir verhehlten ihnen nicht, daß, so viel wir beobachten können, die Bewohner Mexico's im Allgemeinen ganz dagegen seyen, was sie indeß nicht recht glauben wollten.

Auf den Kornfeldern hier bemerkte ich eine besondere Art von Timmen. Sie glichen fast langen, niedrigen Scheunen mit prismatischen Dächern.

In San Martin trafen wir auf das ganze, etwa vier- bis fünfhundert Mann starke Corps des Generals Arista: es führte vier Kanonen mit sich, und schien eine Diversion auf Puebla zu beabsichtigen. Niemand begreift den Zweck der gegenwärtigen Revolution. Die Aufrührer nennen sich Beschützer der Religion und der Constitution. Beide sind durch die jetzige Regierung nicht angegriffen worden. Sie wollen, daß der gegenwärtige Präsident, Antonio Lopez de Santa Anna, zum Dictator oder Präsidenten auf Lebenszeit erwählt werde, und greifen damit selbst ins innerste Wesen der Constitution. Die Meisten glauben, und vielleicht nicht ohne Grund, daß die Altspanier diese Revolution angestiftet haben. Unter der vorigen Regierung ist unklugerweise einer großen Zahl der 1829 vertriebenen Spanier die Rückkehr nach Mexico erlaubt worden, und mit ihnen selbst einer sehr bedeutenden Menge Anderer, die nie zuvor hier waren. Diese Leute können nicht ruhig seyn; sie sind nicht im Stande, sich damit zu begnügen, hier mit andern Ausländern auf gleicher Linie zu stehen, und streben beständig nach Wiedererlangung der Gewalt und des Einflusses, die sie einst in diesen Landen besaßen. Kein Mittel ist ihnen zu schlecht, diesen Zweck zu erreichen. Unter der jetzigen Regierung sahen sie die Aussichten verschwinden, welche die vorige ihnen eröffnet hatte, und so können sie leicht durch ihr Geld und ihre Ueberredung die Generale Duran und Arista mit ihren Anhängern zu dem gegenwärtigen Aufstande vermocht haben. Den fanatischen Haufen machen die Aufrührer glauben, daß die Religion in Gefahr sey umgestoßen zu werden, wobei sie sich eines Gesetzes zum Vorwande bedienen, neulich vom Generalcongresse erlassen, welches der mexicanischen Nation das Patronatrecht über ihre Bisthümer ertheilt; den Föderalisten suchen sie vorzuspiegeln, daß mit der Kirche zugleich die Constitution fallen werde, und dem General Santa Anna werfen sie mit der angetragenen Dictatur eine Lockspeise hin, um diesen Mann und seinen mächtigen Anhang für sich zu gewinnen. Die Nation im Ganzen ist indeß gegen die Revolution. Santa Anna, an der Spitze der besten Truppen in Mexico, zog sogleich selbst den Aufrührern entgegen, und es steht zu hoffen, daß diese neue Unruhe bald gestillt seyn werde. Für uns aber wird es nothwendig, unsere Reise zu beschleunigen, da es in Oajaca wahrscheinlich Mancherlei für uns zu thun geben dürfte.

Alle Wirths- und öffentlichen Häuser in San Martin waren durch die Truppen in Beschlag genommen, weßhalb wir in einem Privathaus ein Unterkommen für diese Nacht suchen mußten. Dieß fanden wir denn auch im Haus eines wohlhabenden Indiers. Wir trafen gefällige Leute, und in dem uns angewiesenen sogenannten Saale große Haufen frischen Strohs, auf denen es sich sehr sanft schlafen ließ.

Herrliches Wetter war's am folgenden Morgen. Alle Gebirge umher hatten die Nebelkappen abgesetzt. Nur um die Vulcane spielten noch leichte Wolken. Wir brachen früh auf und nahmen unsern Weg über Cholula, um die große Pyramide oder Teocalli daselbst zu betrachten. Unsere heutige Tagereise bis Puebla betrug nur 7 Leguas; so hatten wir Zeit genug übrig.

Die Pyramide liegt am östlichen Ende der einst bedeutenden Stadt Cholula. Der erste Anblick der ungeheuren Masse erregt wirklich die größte Bewunderung. Welche Kräfte, welche ungeheure Anzahl arbeitender Hände muß dazu gehört haben, diesen Berg von ungebrannten Luftsteinen aufzuthürmen! —

Die Basis der Pyramide bildet ein Quadrat von 1459 Fuß Seitenlänge, eine Seitenlänge, fast doppelt so groß als die der Basis der Pyramide des Cheops. Ihre Höhe beträgt 177 Fuß. Sie besteht aus vier Terrassen übereinander, die noch deutlich zu erkennen sind, obschon die Seiten fast ganz mit Cactus, Aloën und andern Gewächsen bedeckt und ziemlich zerstört sind.

Man steigt eine Treppe hinan zur Platform. Diese ist ein Quadrat von etwa 218 Fuß Seitenlänge. Auf ihr steht jetzt eine hübsche kleine Kirche, unserer lieben Frau von der Hülfe — nuestra Señora de los remedios — gewidmet. Die Straße nach Puebla ist durch einen Theil des Fußes der Pyramide geschnitten, wodurch ihre innere Structur erkennbar geworden. Man entdeckte bei dieser Gelegenheit eine Begräbnißkammer im Innern. Es fanden sich in derselben verschiedene Gegenstände, die aber leider nicht aufbewahrt worden sind, und von denen mir auch Niemand in Cholula eine bestimmte Nachricht geben konnte. Die Seiten der Pyramide sind ziemlich genau nach den vier Weltgegenden orientirt. In Hinsicht der Construction aus Lehmwagen gleicht sie dem berühmten Tempel des Belus und den Pyramiden von Menschich-Dashour bei Sakhara in Aegypten. v. Humboldts Beschreibung der Pyramide von Cholula ist sehr genau, aber die Zeichnung von derselben in seinem „Atlas pittoresque" gibt eher ein Bild ihrer Form im vollkommenen Zustand, als in ihrem jetzigen zerstörten.

Neben dem Haupttocalli befinden sich zwei kleinere Pyramiden von ähnlicher Structur. Die nach Nordosten, Cerro de la Cruz genannt, ist nicht zu ersteigen. Ihre zerstörten Seiten sind steil abgeschnitten. Ein Kreuz erhebt sich auf ihrem Gipfel. Die andern ersteigt man leicht. Sie wird Alcojac oder Ojtenenetl genannt. Man findet auf ihr häufig Bruchstücke irdenen Geschirres, und der Messer und Waffenspitzen der Alten aus Obsidian.

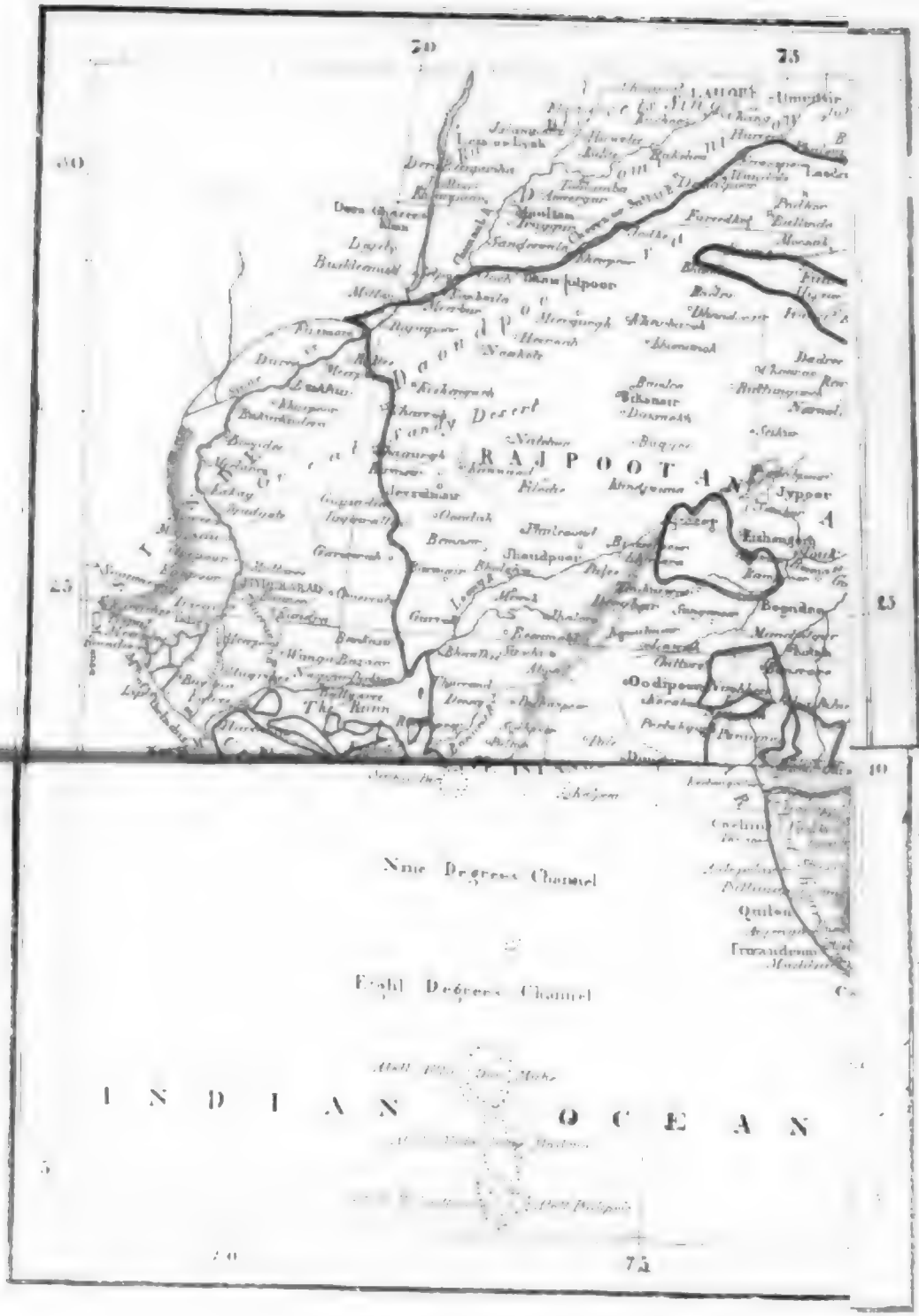
Von der Platform der großen Pyramide hat man eine der schönsten Ansichten der umliegenden, sehr fruchtbaren und angebauten Ebene mit ihren zahllosen Kirchen, Haziendas, Dörfern, Magueypflanzungen und Kornfeldern. Vor uns erhebt sich das zackige Gebirge der Malinche und des Bonete. Links im Westen ragen die majestätischen Pyramiden der Natur Popocatepetl und Jztaccihuatl hoch in den azurnen Himmelsdom hinauf, und rechts im Osten blickt der glänzende Schneegipfel des Pics von Orizava aus der Ferne herüber. Düstere, schroffe Gebirge umschließen an allen Seiten die Ebene. Wahrlich, das ungeheure Monument menschlicher Kraft wird zum elenden Ameisenhaufen in der Nachbarschaft dieser majestätischen Zeugen des Allmächtigen! —

Zu unsern Füßen liegt Cholula, vor der Eroberung die Hauptstadt einer Republik, deren Gebiet von dem von Tlascalla durch das Gebirge der Malinche geschieden war. Der jetzige Ort scheint noch viel von seinem ehemaligen Ansehen beibehalten zu haben. Er hat viele regelmäßige und breite Straßen, einen großen Marktplatz, hübsche Gärten und eine Menge Kirchen. Die Häuser sind fast sämmtlich einstöckig mit platten Dächern. Die Einwohnerzahl beträgt kaum 6000. Die Gegend um den Ort her ist sehr angebaut, besonders bemerkt man viel Maguey.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Mit einer Karte von Indien.)

Digitized by Google


70
75
30
25
LAHORE
Umritsir
Loodiana
Thanesir
Sirhind
Kaithul
Hurriana
Rajpoora
Patiala
Jhujjur
Dadree
Furreedkot
Bhutnair
Bhutinda
Muneak
Dera Ghazee Khan
Leia
Leiah
Lugaty
Bukkraunee
Mooltan
Jumboo
Sandowala
Khanpoor
Bhawulpoor
Ferozepoor
Fuzilka
Mamdote
Hurrund
Nuggur
Nuggur Parkur
Nuggur
Nuggur
Nugg

Digitized by Google

Nr. 183.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Julius 1838.

Die Jaguar-Jagd in Paraguay.

(Aus Rengger's Nachlaß.)

Die Jagd, welche die mehrste Befriedigung gewährt, weil sie mit einiger Gefahr verbunden ist, und also Muth und Geistesgegenwart erfordert, ist die des Jaguars. Sie findet gewöhnlich auf folgende Art statt. Einige Jäger, theils mit Flinten von starkem Kaliber, theils mit Lanzen bewaffnet, durchstreifen mit ihren Hunden den Wald, wo sie einen Jaguar vermuthen. Haben die Hunde seine Fährte aufgefunden, so schlagen sie herzhaft an. Der Jaguar, wenn er Muth hat, bleibt in seinem Verstecke zwischen Gebüsch oder Bromelien liegen; fürchtet er sich aber, so steigt er auf einen Baum oder ergreift die Flucht. Im ersteren Falle bilden die Hunde einen Kreis um ihn her, wagen sich aber nicht leicht an ihn, denn durch einen einzigen Schlag mit der Tatze streckt er einen Hund zu Boden, so daß derselbe todt oder wenigstens unfähig zum Kampfe liegen bleibt. Die Jäger nähern sich unterdessen und suchen den Jaguar entweder in den Kopf oder auf den Stich, oder, was die sicherste Stelle ist, auf das Blatt (die Schulter) zu schießen. Wird er schwer verwundet, so fallen die Hunde über ihn her, aber auch im Todeskampfe ist er denselben noch fürchterlich. Ist dagegen die Wunde nur leicht, so springt er mit Gebrüll auf den Schützen los, stellt sich vor ihm auf die Hinterbeine, und sucht ihn mit den Vordertatzen am Kopfe oder an den Schultern zu ergreifen. In diesem Augenblicke empfangen ihn die Jäger mit den Lanzen und stechen nach ihm, so aber, daß sie die Lanze nach jedem Stoße wieder an sich ziehen, und sich auf einen neuen Anfall bereit halten. Der Jaguar nämlich ist schwach auf seinen Hinterbeinen, wenn er aufrecht steht, und fällt von einem kräftigen Stoße leicht zu Boden, rafft sich aber eben so schnell wieder auf, und greift von neuem an. Zuweilen sind einige gut angebrachte Lanzenstiche schon hinreichend, um das Thier zu tödten, zuweilen feuert man zugleich von neuem auf dasselbe, bis es niederfällt. Unterdessen sind die Hunde auch nicht müssig geblieben; sie packen den verwundeten Feind herzhaft an, und dieses vorzüglich im Augenblicke, wo er aufrecht steht und sich nicht wehren kann. Die größern Hunde suchen ihn im Genicke zu fassen, die kleinern zwicken ihn in die Hinterbeine oder ziehen ihn beim Schwanze; so wie er aber zu Boden und auf die vier Füße fällt, entledigt er sich ihrer durch wenige Tatzenschläge; auch weichen alsdann die schwächeren unter ihnen von selbst zurück. Liegt der Jaguar auch schwer verwundet auf dem Boden, so darf man sich ihm doch nicht ohne große Vorsicht nähern, denn er rafft oft noch seine letzten Kräfte zusammen, und stürzt sich auf seinen Gegner. Eben so wenig soll man ihn mit der Lanze ganz zu durchbohren und an den Boden festzunageln suchen, indem man Beispiele hat, daß er dieselbe mit der Tatze abbrach, und sich dann, wie wohl mit dem Eisen im Leibe, auf seinen wehrlosen Gegner warf. Ist der Jaguar auf einen Baum gestiegen, so bringt man ihm, mit mehr Sicherheit, als wenn er im Gebüsche versteckt ist, einen tödtlichen Schuß bei. Aber auch in diesem Falle steigt er, wenn er nur leicht verwundet ist, pfeilschnell vom Baume herunter, und greift den Jäger an. Begibt sich endlich der Jaguar auf die Flucht, so erreichen ihn die Hunde nur selten; bringen sie ihn jedoch zum Stehen oder zwingen sie ihn einen Baum zu besteigen, so vertheidigt er sich eben so kräftig, als wenn er gleich anfangs Stand gehalten hätte.

Ein guter Schütze und ein Paar Männer mit Lanzen können auf diese Art immer eines Jaguars Meister werden. Nur will ich jeden Fremden gewarnt haben, sich nicht dem ersten besten, der sich zur Jaguarjagd darbietet, anzuvertrauen, denn leicht wird er von solchen Menschen im Augenblicke der Gefahr verlassen, und kann so ein Opfer seines Zutrauens werden. Er muß sich erprobte Männer aussuchen, indem es einiger Entschlossenheit bedarf, dem brüllenden Raubthiere, das wüthend auf seinen Feind losstürzt, fest entgegen zu stehen.

Es gibt Jäger in Paraguay, welche den Jaguar mit Hunden aufsuchen, und ihn dann bloß mit der Lanze angreifen und niederstechen. In der Vajada am Parana habe ich deren gesehen, die den linken Arm mit einem Schaffelle umwickelten und diesen so den Tatzen des Raubthieres vorhielten, während sie ihm mit der Rechten einen großen zweischneidigen Dolch in die linke Seite der Brust stießen. Solche Jäger enden aber mehrentheils unter den Klauen eines Jaguars ihr Leben.

Man erwartet zuweilen auch den Jaguar auf dem Anstand, indem er, wenn er ein Pferd oder eine Kuh getödtet hat, gewöhnlich in der folgenden Nacht zum Aase zurückkehrt. In der Nähe von diesem macht sich nun der Jäger einen Sitz auf einem Baume zurecht und erwartet hier das Raubthier. Thut er dann einen Fehlschuß auf dasselbe, oder verwundet er es nur, so darf er ja nicht vom Baume herabsteigen, denn er könnte sogleich von dem lauernden Thiere angegriffen werden; er muß im Gegentheile auf seinem Sitze ruhig den Tag erwarten, wo sich dann der Jaguar entfernt. Man will Beispiele haben, daß Jäger sogar auf den Bäumen von diesem Thiere angefallen worden.

Noch eine Art, sich des Jaguars zu bemächtigen, besteht darin, daß man ihm eine Falle mit einem Köder richtet. So wie er in dieselbe hineingeht und an dem Fleische zieht, senkt sich hinter ihm die Fallthüre, und er ist gefangen. Der Köder muß aber aus einem Thiere bestehen, das er die Nacht vorher selbst getödtet hat, sonst geht er nicht in die Falle.

Zuweilen fängt man auch den Jaguar mit der Wurfschlinge (Lasso), wenn man ihn nämlich zu Pferde und auf offenem Felde einholen kann, wohin er sich jedoch nur selten und bloß, um von einem Walde zum andern zu gelangen, wagt. Auf offenem Felde ist der Jaguar sehr furchtsam, und flieht den Menschen; vermögen ihm dann die Landleute nahe genug zu kommen, so wirft ihm der eine seine Schlinge um den Hals, der andere die seinige um einen der Füße, und so erwürgen sie ihn, indem sie die Schlingen in entgegengesetzter Richtung anziehen.

Die Engländer in Indien.

Die muhammedanisch-indische Periode.

(Fortsetzung.)

Leider war diese Periode von kurzer Dauer. Nach dem Tode Firuz Toghluks (1351 bis 1385) traten neue Zerrüttungen ein, Pest und Hungersnoth wütheten in dem gesegneten Indien, und um das Unglück voll zu machen, brach Timurleng herein (im J. 1397), und erobert Delhi nach kurzem, aber blutigem Kampfe; die Stadt ging in Flammen auf, und die Bevölkerung wurde theils niedergehauen, theils fortgeschleppt. Noch liegen die Trümmer jener prachtvollen Stadt weit umher, denn das neuere Delhi ist eine ganz andere, in der Nähe errichtete Stadt. Ein merkwürdiger Umstand bei jener furchtbaren Begebenheit ist das Verfahren Timurs gegen die Guebern; gegen sie verfuhr er mit gränzenloser Wuth und auch sie selbst suchten und erwarteten keine Schonung. Gleich nach dem Uebergang über den Indus stieß er am Ravi auf eine Guebernstadt, weiterhin, jenseits des Setledsch, waren sie in Menge angesiedelt, aber sie wurden niedergehauen, wo man sie erreichte. In Delhi stürzten sie sich mit ihren Familien in die Flammen, und was so nicht den Tod fand, ward niedergemetzelt. Von Delhi zog Timur den Duab aufwärts, und auf diesem Wege, so wie auf dem weitern Rückmarsch durch die Bergthäler und Vorketten des Himalaya nach dem Indus zurück, wo sich einzelne Guebernfürsten fanden, ward die Guebernbevölkerung mit einer barbarischen Grausamkeit ausgerottet. Ueber die Gründe dieses Verfahrens wissen wir um so weniger etwas gewisses, als man nicht einmal von dem Daseyn dieser Bevölkerung historisch unterrichtet war; indeß lassen sich einige wahrscheinliche Vermuthungen hegen. Die Afghanen scheinen damals noch bei weitem nicht alle zum Islam bekehrt gewesen zu seyn, wie sie denn, mit Ausnahme einzelner Stämme, noch jetzt laue Moslems sind. Die Kildschi und die Toghluk waren afghanischen Stammes, und bei beiden Dynastien läßt sich vermuthen, daß einige ihrer Herrscher, und zwar die bedrutendsten, wie Alaeddin unter den Kildschis und Firuz unter den Toghluk, geheime Feueranbeter waren. Als nämlich Alaeddin den oben erwähnten glänzenden Sieg gegen die Mongolen erfochten, kannte sein Stolz keine Gränzen mehr, die Geschichte berichtet von ihm, daß er sich Alexander II nannte, und eine neue Religion einführen wollte, was allen Umständen zufolge keine andere seyn konnte, als die Lichtreligion Zoroasters. Firuz Toghluk, jener durch Gerechtigkeit und Milde ausgezeichnete Monarch, verfährt bei seiner friedlichen Regierung ganz nach den Lehren Zoroasters; er hob den Ackerbau, unternahm große Arbeiten zur Bewässerung des Landes, entwarf den großen Plan, den Dschumna mit dem Setledsch zu verbinden, legte Dörfer und Städte an, ganz im Geiste der zoroastrischen Lehre. Die Wahrscheinlichkeit, daß hier feueranbetende Afghanen wohnten, wird noch durch den Umstand bestätigt, daß man von den südlichen Parsen, nämlich in Guzerat, nur ein einziges Beispiel kennt, daß sie je bewaffnet sich in politische Angelegenheiten gemischt hätten. Diese Guebern im Norden Indiens, in den Vorbergen des Himalaya wehren sich mit dem Muthe der Verzweiflung, sie stehen unter Fürsten, haben sich zum Theil sogar von der Herrschaft der Padischahe von Delhi so gut wie unabhängig gemacht, was nur durch das stillschweigende Gutheißen der ihnen befreundeten Herrscher aus dem Kildschi- und Toghlukstamme der Fall seyn konnte. Nimmt man hiezu noch den Umstand, daß die Afghanen noch bis auf den heutigen Tag in Rohilkand, d. i. im Lande ostwärts vom obern Ganges, wo Timur nicht hinkam, zahlreicher sind als in Surmur (dem Land zwischen Setledsch und Dschumna) und in Kohestan, und daß diese Colonie der Rohilla-Afghanen somit von dem Stammland jetzt fast abgeschnitten ist, so kann man sich der Vermuthung nicht erwehren, daß diese Guebern großentheils Afghanen waren, und daß Timur nicht bloß einen Religions-, sondern auch einen Stammhaß gegen sie trug, indem wohl sie es hauptsächlich waren, welche die verschiedenen Einfälle der Mongolen in den Jahren 1241, 1245 und 1297 zurückschlugen, und deren Herrscher, namentlich die Khildschis, nicht nur Armeen bis nach Khorasan hineinschickten, um sich dem Siegeslauf der Mongolen zu widersetzen, sondern auch die vertriebenen Königsgeschlechter mit offenen Armen aufnahmen. Einige Versuche der Kildschis, durch die Pässe des Himalaya nach Hochasien einzudringen, mögen vollends die Vermuthung begründen, daß damals die persischen Kaiser Hindostans mit den Mongolen in steter Feindschaft lebten. Die Folge derselben war die fast völlige Vertilgung des Feuerdienstes in Indien, und die spätere Verschmelzung sämmtlicher in Indien angesiedelten Westasiaten gegen die Hindus.

Digitized by Google

Daß Timur aus Haß gegen die Afghanen gehandelt, und nur die Religion zum Vorwand genommen, zeigt sich aus dem Verfolg, aus dem wüthenden Haß, welchen die Afghanen gegen die im Pendschab fast einheimisch gewordenen Türken und Mongolen, so wie gegen die Timuriden insbesondere hegten, und daß die Macht der Afghanen wohl den Zorn Timurs und seine Rache reizen mochte, ergibt sich aus dem Umstand, daß nicht nur nach Timurs Abzug wiederum zwei afghanische Dynastien auf den freilich ungemein geschwächten Thron kamen, sondern auch daß von 17 fast unabhängigen Reichen, welche im Norden von Hindostan sich erhoben, drei Viertheile afghanische Herrscher hatten. Freilich waren diese Reiche unter sich uneins, und nur durch den Haß gegen die Timuriden zusammengehalten, aber doch stark genug gegen gewöhnliche Einfälle. Doch ein Held und Staatsmann, wie Baber der Dschagataier, welcher sich seit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts in Kabul festgesetzt hatte, konnte immerhin den Zerfall des großen Reiches von Delhi in eine Menge kleiner Staaten benützen, und abermals auf den Feldern von Paniput, mit 15,000 Mann einen Sieg erringen, wie ihn frühere Eroberer mit Hunderttausenden nicht erfochten hatten. Aber immer hing ein solcher Erfolg von der Thatkraft eines einzigen Mannes ab, und wenn es einem Helden wie Baber gelang, die Mehrzahl der unabhängig gewordenen Provinzen zu erobern, so zeigte schon die Geschichte seines Sohnes das Unsichere eines solchen Glückes. Humajun (1530 bis 56) gerieth bald in Kampf mit den zahlreichen Afghanenhäuptlingen, welche, wie erwähnt, überall die Throne der frühern Hindu-Radschas oder der spätern Statthalter sich bemächtigt hatten, schlugen ihn im Jahre 1540 aus dem Felde, und 14 Jahre lang mußte er in der Verbannung umherwandern, während welcher Zeit abermals ein Afghane, Namens Schir Schah, den Thron einnahm.

Von jetzt an tritt eine große Veränderung ein. Humajun begab sich nach langem Umherirren nach Persien, und bat Schah Tamasp um Beistand. Dieser gewährte ihn, von persischen Truppen unterstützt, kehrte Humajun zurück nach Indien, siegte über Schir Schahs Sohn zu Paniput am 18 Jun. 1555, und gelangte wieder auf den Thron, von welchem ihn jedoch schon im folgenden Jahre der Tod abrief. Ihm folgte sein großer Sohn Akbar, welcher 50 Jahre den Thron einnahm, und mit Hülfe des weisen Abul-Fazl das Reich zu einem bisher nie gesehenen Glanze erhob. Akbar und sein Vezir erkannten wohl, was zu Befestigung ihrer Macht nothwendig sey; sie legten den Mongolen und den Religionsfanatiker ab, und wurden Perser und tolerant, um auf der einen Seite die mächtigen Afghanen-Häuptlinge, welche im Lande hausten, nicht zu ewigen Feinden zu haben, andererseits um ein Gegengewicht gegen eben diese Afghanen zu gewinnen, zu welchem Ende sie der bisherigen Zerstörungswuth und dem fanatischen Hasse gegen die Hindus steuerten, und nicht nur indische Gesetze und Sprache achteten, sondern auch Hindus zu hohen Aemtern emporhoben, und ihnen einen Einfluß gestatteten, wie diese ihn seit der muhammedanischen Eroberung nicht mehr besessen hatten. Politische Consistenz konnten die Hindus im Norden Indiens nicht erringen, und Akbar hütete sich, tiefer in das Centralland einzudringen. Merkwürdig ist überhaupt seine Politik, welche sichtlich bei weitem mehr gegen die zahlreichen Afghanenstaaten, als gegen die Hindus gerichtet war: östlich in Behar und Bengalen, westlich bis in den Hindukusch hinein, südlich bis über den Nerbudda und Tapti hinaus mußte er Afghanen-Stämme und afghanische Dynastien zum Theil unter sehr blutigen Kämpfen unterjochen oder wenigstens zur Ruhe bringen, während er in viel geringerer Entfernung vom Hauptsitze seiner Macht, nämlich nördlich und nordöstlich, in den Vorbergen des Himalaya, so wie im Südwesten in Guzerat, und Radschputana die Hindufürsten bestehen ließ und mit ihnen auf dem Fuße guten Einverständnisses stand. Dieß erklärt sich daraus, daß er zwar nach und nach die Stämme der Afghanen, aber nicht die Herrscher-Familien für sich gewinnen konnte.

Sobald aber die Mogol-Dynastie, gestärkt durch die lange und kraftvolle Regierung Akbars nichts mehr von den Afghanen zu fürchten hatte, so brach auch der alte muhammedanische Fanatismus und Eroberungsgeist wieder aus, und Aurengsib (1656 bis 1707) drang tief bis ins südliche Dekan vor, wo er bald die ganze Macht der dortigen Kriegerstämme, die Reste der alten Kriegerkaste, unter dem Namen der Marhatten gegen sich in die Schranken rief.

(Schluß folgt.)

Das neueste Erdbeben in Chili.

Lord Palmerston theilte in der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu London am 11 Junius nachstehende Notizen über das letzte Erdbeben in Chili mit: Man fühlte dasselbe zu Valdivia am 7 November 1837 Morgens, und es soll das heftigste gewesen seyn, dessen man sich in dieser Stadt erinnert. Der erste Stoß erfolgte 5 Minuten nach 8 Uhr, dauerte bis ein Viertel nach 8, und die Bewegung des Bodens während dieser Zeit war so stark, daß man nur mit Mühe aufrecht stehen konnte. Die Stöße dauerten mit Unterbrechungen fort bis Dreiviertel nach 12, doch mit geringerer Heftigkeit. Die beiden einzigen Kirchen der Stadt, so wie alle öffentlichen Gebäude sind völlig zerstört, und wahrscheinlich wäre es mit den Privatgebäuden derselbe Fall gewesen, wenn diese nicht aus Holz aufgeführt wären. Man fühlte das Erdbeben auch, jedoch leicht, in der Stadt Concepcion, und bemerkte, daß die See theilweise bis in die Mitte der Bai von Talcahuano zurückwich, und die Ebbe und Fluth einige Tage unterbrochen war.

Chronik der Reisen.

Mühlenpfordts Reisen in Mexico.

Rückkehr von der Hauptstadt nach Oajaca.

(Fortsetzung.)

Cortez in seinen Briefen an Kaiser Karl V nennt das heutige Cholula Churultecal, und beschreibt die Stadt im dritten Briefe mit folgenden Worten: „Die Einwohner sind besser bekleidet als Alle, welche wir bisher gesehen haben. Wohlhabende Leute tragen Mäntelchen

(Albornoz) über ihren Kleidern. Diese Mäntel haben Taschen; sonst gleichen sie in Schnitt, Gewebe u. s. w. denen der Mauren. Die Umgebungen der Stadt sind sehr fruchtbar und wohlerbaut. Beinahe alle Felder können bewässert werden. Die Stadt ist schöner als irgend eine in Spanien, denn sie ist wohl befestigt und auf sehr ebenem Boden erbaut. Ich kann Ew. Hoheit versichern, daß ich von der Höhe einer Moschee (Mezquita-Tevacali) mehr als vierhundert Thürme gezählt habe, und sie alle sind zu Moscheen gehörig. Die Einwohner sind so zahlreich, daß es keinen Zoll unbebauten Erdreichs gibt, und die Indier dennoch zuweilen Hungersnoth haben; auch gibt es viele Arme, welche in den Straßen, auf dem Markt und in den Häusern die Reichen um Almosen ansprechen, wie es solche in Spanien und andern Ländern gibt, die civilisirte Einwohner haben (gente que piden, como hay en Papaña y otras partes que hay gente de razon)." Der Eroberer führt hier das Daseyn von Bettlern als einen Beweis der Civilisation an. Das klingt sonderbar, ist aber, obschon kein Compliment für die civilisirten Länder, eine leider sehr triftige Bemerkung. —

Die Zahl der Bewohner Cholula's zur Zeit der Eroberung muß sehr groß gewesen seyn, wenn man der Angabe der alten Historiker glauben darf, daß Cortez 70,000 Cholulaner hinrichten ließ, als er deren Plan erfuhr, ihn durch falsche Freundlichkeit und willige Aufnahme in ihre Stadt zu täuschen, dann aber während der Nacht ihn mit den Seinen zu ermorden.

In Cholula schon erfuhren wir, daß man sich in Puebla stark auf einen Angriff durch die „Pronunciados" rüste. Bei der großen Brücke, eine Legua diesseits der Stadt, von der oben geredet worden, trafen wir auf einen Dragonerposten. Man hielt uns an, und nachdem wir die vorgelegten Fragen, woher? und wohin? gebührend beantwortet, sagte uns der wachthabende Unterofficier, daß er Ordre habe, alle Passagiere, welche von Mexico kämen, nach Puebla zu begleiten, wo sie auf der Präfectur dem Generalcommandanten der Stadt und dem Gouverneur des Staats ihre Aufwartung machen müßten. Er entschuldigte sich sehr artig, daß er von dieser Pflicht auch bei uns nicht abweichen könne, und bestieg dann sein Pferd, uns zu begleiten. Die Straße führt am Fuß eines die Stadt von dieser Seite beherrschenden Hügels hin, auf dessen Gipfel man bereits Anstalten zu seiner Befestigung getroffen. Am Mauthhause vor der Stadt wurden wir abermals angehalten, und um Namen und Vaterland befragt. Meinen Namen zu buchstabiren und zu schreiben, war dem Herrn Thorschreiber zu schwer. Er begnügte sich also damit, daß er Don Eduardo — Aleman (Deutscher) auf seinen Zettel kritzelte. Auch unsere Pässe wollte man sehen. Deren hatten wir indeß keine, und präsentirten statt derselben nur unsere „Licencias de armas" — Erlaubnißscheine zum Tragen von Waffen — welche denn auch vollkommen den Zweck erfüllten.

Da die vom Marktplatze zum Thore leitende Straße bereits durch Barricaden geschlossen war, so mußten wir, um zu jenem und der im Palaste befindlichen Präfectur zu kommen, einen Umweg durch die Vorstädte nehmen. Dieß verschaffte mir Gelegenheit, im Vorbeigehen eine zu Bädern eingerichtete Schwefelquelle am Eintritt in die Stadt, ein Monument, dem Vater des Generals Bravo, der hier von den Spaniern im Revolutionskrieg erschossen worden,*) mehrere hübsche Springbrunnen u. s. w. zu sehen. Das Monument Bravo's verdient keine Bemerkung. Es ist eine Art Triumphbogen im elendesten Geschmack. An einem kleinen Platz in der Vorstadt bemerkte ich eine Menge von Badehäusern für kalte und warme Bäder. Gewiß sehr nützliche Institute in einem Klima, wie das hiesige.

Die Straße, durch welche wir uns dem Marktplatze näherten, war ebenfalls schon durch eine Barricade geschlossen, vor welcher ein tiefer und breiter Graben gezogen war, und aus deren Mitte uns die schwarze Mündung eines Zwölfpfünders dräuend entgegengähnte. An einer Seite hatte man indessen eine Oeffnung zum Durchschlüpfen gelassen, vor der eine Schildwache stand. Hier mußten wir absteigen und unsere Waffen ablegen, die wir jedoch nur unsern Dienern einstweilen übergaben. Dann gab der uns begleitende Dragoner die Parole, man ließ uns durch die Oeffnung, und wir gelangten zur Präfectur im Palaste. Man führte uns zuerst zum Commandanten, General Bamus, der uns dann zum Gouverneur des Staats sandte. Hier wurden wir, nachdem wir unsere Papiere vorgezeigt und uns als unverdächtige friedliche Reisende erwiesen, um den Zustand der Hauptstadt und das befragt, was wir von den revolutionären Truppen unterwegs gesehen. Alles dieß geschah mit der größten Artigkeit. Man lud uns ein, in Puebla zu bleiben, und die Stadt vertheidigen zu helfen. Diesem Verlangen konnten wir indeß nicht willfahren, und wurden nun freundlich entlassen. Beim Abschiede sagte uns der Gouverneur noch: „Digarle Vds: al Señor Gobernador Ramirez, que los poblanos nos sabremos defender, y que esperamos de los Oajaqueños que harán lo mismo si fuese necessario." (Sagen Sie dem Herrn Gouverneur Ramirez, daß wir Poblaner uns zu vertheidigen wissen werden, und daß wir hoffen, die Oajaquenjer werden dasselbe thun, wenns nöthig seyn sollte.)

Der Marktplatz von Puebla bot heute eine Scene dar, ganz verschieden von der, welche er uns vor nur zwölf Tagen zeigte. Keine Buden standen unter den Colonnaden, keine Schaaren von Käufern drängten sich unter ihnen. Nur wenige Läden waren geöffnet, und ernsten Gesichts und schweigend schritten die wenigen Bürger vorüber, die Geschäfte oder Wahl hieher führten. Soldaten trieben allenthalben ihr Wesen, standen in Gruppen in den Säulengängen oder übten sich auf dem Platz in den Waffen. Ueberall sah man Gewehre blitzen, Kanonen dräuen. Alle Zugänge, alle zum Markte führende Straßen waren durch dreifache Barricaden geschlossen, mit Geschütz wohl versehen. Handel und Gewerbe waren ins Stocken gerathen, der finstere Gott des Krieges war eingezogen in die friedliche Stadt, und allenthalben las man in den wohlgetroffenen Anstalten, wie in den ernsten, entschlossenen Gesichtern der Bürger, wie der Soldaten, daß der Gouverneur Recht hatte, wenn er sagte: „Wir Poblaner werden uns zu vertheidigen wissen."

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Vater des Generals Bravo befehligte im Revolutionskriege, wie seine Söhne, ein sogenanntes Insurgentencorps. Er ward von den Spaniern gefangen. Der General, an einem andern Punkte befehligend, erfuhrs. Er hatte so eben den königlichen Truppen 300 Mann Gefangene abgenommen. Diese ließ er dem spanischen Befehlshaber zum Lösegelde für seinen Vater bieten, mit der Drohung, daß wenn man den Austausch nicht bewilligte, die Gefangenen dasselbe Schicksal erwarte, welches man seinem Vater bereiten werde. Hohnend ließ der Spanier diesen in Gegenwart des Parlementärs erschießen. Bravo, nachdem er sich mehrere Stunden einsam seinem Schmerze überlassen, befahl, die 300 Gefangenen in Freiheit zu setzen, damit er der Verschnung zu billiger Rache entgehen möge.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 184.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Julius 1838.

Der Feldzug der Carlisten im vorigen Jahre.*)

II. Von der Schlacht bei Huesca bis vor der Schlacht gegen Barens.

Als die Carlistische Expedition lang genug zu Huesca geblieben war, um den Christinos Zeit zu lassen, eine zweite Armee längs den Ufern des Ebro zu sammeln, zog sie auf der Straße nach Catalonien ostwärts Barbastro zu. Da die carlistischen Generale die ihnen durch den letzten Sieg gewordene Gelegenheit, nach Niederaragonien vorzudringen, verscherzt hatten, hielten sie es für das Sicherste, sich zuerst mit den aufgestandenen Catalanen und dann mit Cabrera zu vereinigen, bis sie gleich einem durch seine Zuflüsse geschwellten Strome ihre Truppenzahl so vermehrt hätten, daß sie mit Einemmale über die Hauptstadt herfallen könnten. Als sie jedoch zu Barbastro bemerkten, daß der Feind ihnen abermals folge, warteten sie hier, um ihm noch einmal eine Schlacht zu liefern, ehe sie weiter vorrückten. Der unebene Boden und die Olivengärten, welche die Abhänge der Berge um die Stadt her und bis auf eine halbe Legua von ihren Mauern bedeckten, gewährten der Infanterie und namentlich den Tirailleurs äußerst vortheilhafte Stellungen. Oraa, welcher außer den Resten der französischen Fremdenlegion und einer zahlreichen Artillerie 13,000 Mann zusammen gebracht hatte, säumte keinen Augenblick, die carlistische Armee anzugreifen, welche ihn auf dem oben beschriebenen Boden ruhig erwartete. Wie in der vorhergehenden Schlacht bei Huesca drangen auch hier die Truppen der Königin äußerst hitzig vor, aber ihr Anführer, der wohl sah, daß er die Carlistische Linie später nicht mehr sprengen könnte, wenn es nicht im ersten Anlauf geschehe, setzte wahrscheinlich den Angriff nur deßhalb fort, um die Carlisten aus ihrer vortheilhaften Stellung zu locken. Die französische Fremdenlegion rückte mit großer Unerschrockenheit vor, wurde aber von ihren eigenen Ausreißern und mehreren einzelnen Compagnien von Provincialbataillonen tapfer empfangen und wich in großer Unordnung zurück. Oberst Conrad wurde tödtlich verwundet, wie man sagt von seinen eigenen Soldaten, als er sie wieder ins Gefecht zurücktreiben wollte. Der Fall des tapfern Conrad war der Todesstoß für dieses Corps, das seit seiner Landung von Afrika her der Sache der Königin nicht unbedeutende Dienste geleistet, und wenn auch in moralischer Beziehung schlecht, so doch in militärischer sich lobenswerth benommen hatte. Wie dieß das letzte Schlachtfeld für Conrad war, so auch für die Legion, und mit charakteristischer Undankbarkeit bemühten sich die Generale der Königin, nach Vernichtung des Corps Schande und Schmach auf die Ueberliebenden zu häufen, indem sie ihnen Unbotmäßigkeit und Feigheit Schuld gaben, obwohl alle Officiere im Gefecht getödtet oder verwundet worden waren. Meist aus alten Soldaten, Deserteuren von allen Armeen der Welt, oder den schlechtesten Subjecten der französischen Armee zusammengesetzt, hatten sie sich durch den langen und mühseligen Dienst gegen die Beduinen zu Veteranen gebildet, und so lange sie durch eine äußerst strenge Disciplin zusammengehalten wurden, war ihre vorzügliche Tauglichkeit in militärischer Beziehung unläugbar. Aber alle Schrecken des Bürgerkriegs wurden durch die abscheuliche Grausamkeit und tiefe Verworfenheit dieses Corps in Schatten gestellt, wo die eigenen verwundeten Cameraden ermordet wurden, um sich ihrer geringen Habe zu bemächtigen. Die Galeerensklaven und Mörder schienen alle in diesen „schwarzen Banden" eine Zuflucht gefunden zu haben, und die fast gänzliche Vernichtung des carlistischen wie des christinischen Theils der Legion zu Huesca und zu Barbastro ist fast das einzige Ereigniß während des Bürgerkriegs, das man ohne Bedauern betrachten kann.

Als der Angriff des Feindes glücklich zurückgeschlagen war, ergriff Moreno, der Chef des Generalstabs der Carlisten, ermuntert durch den Enthusiasmus seiner Leute, die Offensive. Die Reiterei der Provinzen, obgleich viel geringer an Zahl, war, wie schon bemerkt, in vortrefflichem Zustand, und rückte stolz auf ihren Sieg zu Huesca so keck vor, daß nach wenigen glücklichen Angriffen ihre Gegner den Rückzug in großer Verwirrung antraten, und auf demselben einen bedeutenden Verlust erlitten. Aber mit der ganzen Vorsicht des Alters scheute sich Moreno den Strom des Sieges, sobald er sich für ihn entschieden hatte, zu benützen, und begnügte sich damit, den Feind vom

*) S. Nr. 187 ff. d. J.

Digitized by Google

Schlachtfelde zu verjagen. Beide Parteien hatten im Gefechte sehr gelitten, die Carlisten, da sie anfangs sehr geschützt standen und später der Ausgang für sie günstig war, weniger als die Christinos, doch hatten auch sie 500 Kampfunfähige. Die Reiterei schlug sich vortrefflich, und hatte in diesem Gefechte, so wie bei Huesca 40 getödtete und verwundete Officiere. Hinsichtlich der Art des Gefechts, so wie des Ausgangs gleicht diese Schlacht der vorhergegangenen ungemein, und die carlistischen Generale benahmen sich nach derselben auf eine eben so unverständige und unerklärliche Weise wie damals. Sie hatten beschlossen, über die Cinca zu gehen, das einzige natürliche Hinderniß auf dem Wege nach Catalonien, blieben aber so lange nach der Schlacht unthätig, daß der Feind volle Zeit hatte, sich von dem Schlage zu erholen. Man setzte auf Booten und Flößen über den Fluß, und die ganze Armee war bereits hinüber, mit Ausnahme des 5ten castilischen Bataillons, welches zum Schutze des Gepäcks zurückgelassen war, als der Feind auf den benachbarten Höhen erschien und ein heftiges Artilleriefeuer eröffnete, wobei es demselben unmöglich wurde, den Uebergang schnell zu bewerkstelligen. Sie erkannten dieß vollkommen, und obwohl die Maulesel und das Gepäck des Hofs die Boote einnahm, machten die tapfern Castilianer doch keinen Versuch, sich hineinzudrängen, trotz dem, daß sie einer Masse elender Lakaien und Maulthiertreiber geopfert werden sollten, welche, aus Furcht verfolgt zu werden, nach ihrer Ankunft an dem Ufer undankbar genug waren, die Boote zu versenken und so ihre Vertheidiger dem Verderben Preis zu geben. Fast alle stürzten sich in den Fluß, aber nur etwa 80 Mann und ein Capitän kamen glücklich hinüber, alle Uebrigen wurden getödtet, ertranken oder fielen in die Gefangenschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Die Engländer in Indien.

Die muhammedanisch-indische Periode.

(Schluß.)

Indien zerfällt geographisch in mehrere auffallend geschiedene Theile: in das Thal des Indus, des Ganges, und die beiden zusammenhängenden Hochländer Malwa und Dekan, von welchem letztern dann die Küstenstriche Concan und Malabar im Westen, Carnatik und Orissa im Osten mehr oder minder abhängig sind. In diesem centralen Hochland sind die Mohammedaner nie recht Meister geworden, und es kostete den Ghaznaviden schon hitzige Kämpfe sich dort festzusetzen. Später versuchte es Alaeddin, der Khildschi, und Mahmud, der Toghluk, beide mit temporärem Erfolge, allein wenn auch aus den dort errichteten Provinzen später mohammedanische, oder richtiger gesagt, von Mohammedanern beherrschte Reiche hervor gingen, so war der Eindruck, den diese vorübergehenden Herrschergeschlechter auf die Masse des dem Hinduglauben anhängenden Volks machte, äußerst gering. Aurengsibs Heerzüge, der Druck, den er ausübte, und der wieder erwachte mohammedanische Fanatismus regten diesen alten Sitz des Brahmenthums in der Tiefe auf. Die Bewohner des Landes Maharaschtra, gewöhnlich Mahratten genannt, zwischen dem obern Nerbudda und dem Kistna hatten sich von allen Berührungen mit Mohammedanern ziemlich fern gehalten. Wo nicht Ackerland ist, besitzen sie ungeheure Pferdeheerden, und als Reiter erscheinen sie auch hauptsächlich in ihren Kriegen, weniger durch Tapferkeit in den Schlachten, als durch Ausdauer und List gefährlich. Sewadschi, ein geringer Gutsbesitzer, trat noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts als glücklicher Krieger unter ihnen auf, und als Aurengsib seine Feldzüge gegen Dekan begann, trat er, wohl erkennend, daß er sich der Macht des Moghulkaisers, die damals auf ihrer Höhe stand, nicht entgegenstellen könne, scheinbar auf seine Seite, und während Aurengsib in den östlichen Plateaux sich ausbreitete, setzte er sich in den Ghats fest, erzwang von Aurengsib nicht nur die Anerkennung seiner Unabhängigkeit, sondern eine Art Tribut, nämlich den vierten Theil (Tschout) der Einkünfte des Dekan, die Veranlassung der spätern Raubzüge, und ließ sich im J. 1674 als Großfürst aller Mahrattenländer (Maharadscha oder Raigurh) ausrufen. Seine Herrschaft umfaßte damals alles Land vom 15° bis 21° N. B. und von der Westküste des Concan bis ungefähr 76° O. L. v. Gr. In seinen Gebirgen trotzte er allen Anstrengungen Aurengsibs, und hinterließ bei seinem Tode (1682) diese jugendliche Herrschaft seinem Sohne. Ein solcher Nachbar machte für den Moghulkaiser den Besitz der östlichen Plateaux und des Küstenstrichs ziemlich unsicher, und wenn gleich Aurengsib im J. 1690 die Bezwingung des Dekans für vollständig erklärte, so war hier doch keineswegs auf Gehorsam zu rechnen.

Sewadschi's Nachfolger verloren zwar bald alle politische Gewalt, aber an ihre Stelle trat der erste Minister, oder Peischwa, welche Gewalt schon im J. 1720 erblich wurde. Die Mahrattenschaaren überströmten nach Aurengsibs Tode in jährlichen Raubzügen alle benachbarten Länder, drangen wie nach Carnatic und Orissa hinab, so auch in das Thal des Dschumna und nach Guzerat hin, und im Jahre 1740, als der zweite Nachkomme Sewadschi's starb, war schon ganz Indien, mit Ausnahme Bengalens, das durch die großen Ströme geschützt blieb, von den mahrattischen Raubhorden ausgeplündert worden, und das kraftlose Reich des großen Moghul konnte um so weniger Widerstand leisten, als es eben damals durch Nadir Schah heimgesucht wurde, der mit Einemmal die Anfälle von Westen her erneuerte.

Dieses Ereigniß blieb nicht ohne bedeutende Folgen, denn bekanntlich gründete Ahmed Schah Durani, ein Feldherr Nadir Schahs, im J. 1747, dem Todesjahre dieses letztern, das Reich von Westpersien oder Afghanistan, wozu auch der Pendschab gehörte, da die Sikhs damals noch zu unmächtig waren, um den Afghanen, von denen sie mehrmals als aufrührerische Unterthanen tüchtig gezüchtigt wurden, die Spitze bieten zu können. Die Macht der Afghanen war wiederum im Steigen; die Häuptlinge in Rohilkand allein konnten 80,000 Krieger stellen, und jetzt waren sie es, die den Moghulkaiser stützten, wenn dieß auch nicht gerade ihre Absicht seyn mochte; die Mahrattenhäupter beachteten den machtlosen Besitzer von Delhi kaum mehr. Aber die Afghanen, durch gemeinsame Religion mit dem Moghulkaiser verbunden, und durch die furchtbaren Raubzüge der Mahratten gleichfalls bedroht, traten ihnen endlich mit vereinigter Macht entgegen, und am 14 Junius 1761 trafen sich die feindlichen

Digitized by Google

Heere abermals auf den Feldern von Paniput, die so oft schon das Schicksal Indiens entschieden hatten, und es auch jetzt entscheiden sollten. Hier zeigte es sich, daß die Mahratten, Meister im Rauben und Plündern, im offenen Kampfe den tapfern Afghanen nicht Mann zu stehen vermochten: 150,000 Afghanen und 200,000 Mahratten, lauter Reiter, standen sich gegenüber; da gingen die Dschats, welche als Hindus sich im Lager der Mahratten befanden, zu dem Feinde über, und in der darauf erfolgten Schlacht wurden auch die Mahratten so gänzlich geschlagen, daß von nun an jede Aussicht, daß eine Hindumacht gegen die Mohammedaner wieder aufkommen könne, völlig verschwand. Hätten die Mahratten gesiegt, so wäre der Peischwa der fast alleinige Herr Indiens gewesen, und eine neue Brahmenherrschaft hätte sich auf den Trümmern der mohammedanischen Reiche erhoben.

Aber der Sieg der Afghanen konnte dem sinkenden Moghulreiche nicht aufhelfen, die Niederlage der Mahratten nur die Uebermacht des Peischwa brechen, nicht die Macht der Mahratten selbst, und hier zeigt sich die gänzliche Unmacht aller in Indien seit alter Zeit heimischen oder seit Jahrhunderten heimisch gewordenen Völker, einen dauernden Zustand zu begründen — eine Unmacht, die sie zuerst den Intriguen, dann der Macht der Europäer in die Hände lieferte. Wie das Reich des großen Moghul in seine einzelnen Provinzen sich auflöste, so auch der Mahrattenstaat, der aus einer unumschränkten Monarchie zu einem ziemlich lose verknüpften Staatenbund wurde. Am obern Tapti erhob sich einer der Häuptlinge zum Radscha von Berar oder Nagpur, der Herr von Guzerat und Cambay zum Guicowar; im Carnatic machte sich der ohnehin nur schwach mit den Mahratten verbunden gewesene Nabob von Tandschor (Tanjore) von ihnen ganz unabhängig, eben so der Nizam von Heiderabad, der im J. 1719 sich von den Moghulkaisern losgerissen und anfangs in Freundschaft, nachher in Abhängigkeit von den Mahratten gestanden hatte: in Meisor (Mysore) benützte der glückliche Abenteurer Heider Ali die Verwirrung, um auf Kosten der alten Hindudynastie die Würde eines Sultans an sich zu reißen. In dem Hochland Malwa setzte sich der vielfach berühmt gewordene Madhadscha Scindiah fest, durch seine Stellung und seine Klugheit für Delhi, Puna und Calcutta gleich drohend. In Sattara lebten die Schattenkönige der Mahratten, in Puna der Peischwa, der mit dem Abfall der tributären Fürsten fast seine ganze Wichtigkeit verlor, um so mehr, als Mulhar Rao Holkar, erster Vezier desselben, sich gleichfalls losriß und ebenfalls in Malwa (zu Indor) als Nebenbuhler Scindiahs eine Macht begründete. Zum Lohne des Verraths erhielt der Radscha der Dschats, Dschewahir Sing, bei der allgemeinen Theilung Agra mit einem nicht unbedeutenden Gebiet gegen Westen, die Sikhs aber setzten sich von jener Zeit an im Pendschab fest. Alle diese Staaten bestehen noch, freilich in größerer oder geringerer Abhängigkeit von England, die Besitzungen der Moghulkaiser und Afghanen sind aber mit Ausnahme des Königreichs Audh (Oude), wo der Vezier des Großmoghuls sich festgesetzt hatte, alle schon unter directe englische Herrschaft gefallen. Wie dieß ergangen, soll der nächste Abschnitt zeigen.

Ueber die Expedition nach Kurdistan. *)

In der Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft vom 11 Junius wurden die Instructionen für die Expedition nach Kurdistan vorgelegt, um daselbst mit den nestorianischen Christen in nähere Berührung zu treten, und das Vorgland in den Districten Hakari, Dschulamerik, Amadiyah u. s. w. zu erforschen. Die Leitung der Mission ist Hrn. Ainsworth anvertraut, der als Arzt und Naturforscher der Euphrat-Expedition vortheilhaft bekannt ist; ihm beigegeben sind Hr. Russell und Hr. Rassam, ein nestorianischer Christ aus Mosul. Die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß und die geographische Gesellschaft haben gemeinschaftlich 1000 Pfd. St. beigesteuert, um die Zwecke der Expedition zu befördern. Hr. Rassam ist bereits nach Malta abgereist, und die HH. Ainsworth und Russell sollten ihm unverweilt folgen, und mit ihm zu Konstantinopel zusammentreffen.

Chronik der Reisen.

Mühlenpfordts Reisen in Mexico.

Rückkehr von der Hauptstadt nach Oajaca.

(Fortsetzung.)

Im Posthause der Diligence konnten wir heute kein Unterkommen finden, daher mußten wir uns bequemen, in einem der hiesigen Mesons zu logiren. Wir wandten uns zum „Meson de Santo Christo," dem besten der Stadt. Es ist ein weitläuftiges, zweistöckiges Gebäude, dessen Binnenhof sowohl unten als in der Etage breite Säulengänge umlaufen, aber die Bequemlichkeiten, welche man antrifft, sind nicht besser, als in ähnlichen Häusern anderer Orte. Zwar sind eine große Anzahl von Zimmern vorhanden, aber nur die, welche nach der Straße hinaufgehen, haben Fenster. Das Ameublement besteht, wie gewöhnlich, nur aus einer bretternen Pritsche und einem alten schmutzigen Tische nebst roh gezimmertem Stuhle. Für ein solches Zimmer und ein spindeldünnes Talglichtlein, was der Wirth jeden Abend liefert, und in Ermangelung des Leuchters auf den Tisch klebt, bezahlt man zwei Reales (8 gG.) für jede in ihm verbrachte Nacht. Für Pferdestallung muß noch besonders vergütet werden. Mit Futter für Pferde versorgt der Wirth die Reisenden, so wie diese selbst auch Wasser zum Trinken, und zwar umsonst, von ihm erhalten können. Auch Chocolate kann man, glaube ich, haben. Bedürfte man aber sonst noch etwas zur Nahrung seines Leibes, so muß man dieß in Garküchen (Fonda's), Restaurationen und Wein- und Kaffeehäusern suchen. Hier hatten wir eine „Fonda" in demselben Hause, wo man recht gut und wohlfeil speiset, nur daß daselbst eben keine holländische Sauberkeit gebräuchlich ist.

In der Einfahrt des Hauses sah ich eine Tafel hängen, welche Nachricht über die Preise ertheilte, welche man für die in ihm zu findenden Bequemlichkeiten zu zahlen hat. Das Ding ist so übel nicht; so erfährt doch ein Jeder, ohne den Wirth mit lästigen Fragen zu behelligen, gleich bei, oder eigentlich noch vor seinem Eintritt in das Haus, wie hoch seine Rechnung sich belaufen wird, und welche Bequemlichkeiten er mit Fug erwarten darf, beides in vielen Fällen sehr wünschenswerth.

Heute ward ich auch durch eigene Erfahrung belehrt, wie man in

*) Siehe Nr. 160 v. d. J.

Digitized by Google

Puebla Kaffee zu trinken pflegt. Wir begaben uns nämlich in eine der zahlreichen „Cafeterias," und verlangten von der nett und sauber gekleideten, anziehenden Wirthin das braune Getränk. Große Setten Milch, stark überzogen mit köstlichem Rahm, und wohlgeputztes Kaffee- und Chocolategeschirr nebst Glaskästen mit Biscuit und andern feinen Bäckerwaaren machten den Schmuck der höchst sauber gehaltenen Schenkstube aus, in die man durch eine Glasthüre unmittelbar von der Straße trat. Bald war der Kaffee bereitet, und reinliche Tassen von einheimischem Porcellan nebst Zuckerdose und Küchenteller vor uns auf schneeweißem Laken aufgestellt. Die Vorbereitungen waren lockend, und machten mich nur lüsterner auf eine Schale meines lange entbehrten Lieblingstrankes. Jetzt erschien, die wachsbleichen Wangen geröthet vom Feuer des Herdes, einer freundlichen Hebe gleich, unsere wirklich recht hübsche Wirthin. In der einen Hand trug sie den blanken messingenen Kaffeetopf, in der andern das Porcellangefäß mit köstlicher Sahne, und verlangte, daß wir unsere Tassen mit Zucker versehen möchten. Nachdem dieß geschehen, begann sie aus beiden Töpfen zugleich die Tassen zu füllen. Meine beiden Gefährten waren das auch sehr wohl zufrieden, als sie aber zu mir kam, bat ich sie, mir das Einschenken selbst zu erlauben, und sie war nun höchlich erstaunt, mich eine ganze Tasse voll Kaffee und nur wenig Milch nehmen zu sehen. So, meinte sie, habe sie noch Niemand Kaffee nehmen sehen, was ich ihr denn auch gern glaubte, da der allgemeinere Gebrauch dieses Getränks hier im Lande überhaupt noch neu ist. Uebrigens war der Kaffee sehr gut bereitet, was ich bei folgender andern Gelegenheit eben nicht so recht finden konnte. Ich war einst in einem der besten Häuser Oajaca's zu einem Mittagessen geladen, was sehr splendid war, wenn auch vielleicht manches ziemlich mit spanischem Pfeffer gewürzte Gericht manchem europäischen Feinschmecker den Gaumen verbrannt haben würde. Als das Dessert aus Früchten und allerhand Süßigkeiten eingenommen war, sagte mir der Wirth mit selbstgefälligem Lächeln: „Ich weiß, daß ihr Europäer gewohnt sind, nach Tische Kaffee zu trinken, und habe deßhalb befohlen, daß davon für Sie bereitet werde." Der Trank erschien. In einer großen Tasse von vergoldetem französischem Porcellan stellte der Herr des Hauses, sie dem aufwartenden Diener abnehmend, mit triumphirenden Mienen und den Worten: „Aqui está su Café," eine Flüssigkeit vor mich hin von dicklicher Consistenz, und grau wie ein trüber Decembertag in den Harzgebirgen. Nachdem ich lange den Inhalt der Tasse betrachtet, ohne errathen zu können, was seine Bestandtheile seyn möchten, fragte ich endlich den Wirth, aus was dieser Kaffee denn eigentlich bereitet sey? „Aus guten Bohnen von Cordova," versicherte er, „nur darf es Sie nicht wundern, daß er nicht schäumt, die Köchin sagt, sie habe aus Leibeskräften gequirlt, aber ihn dennoch nicht zum Schäumen bringen können." Ich fiel aus den Wolken. Die guten Leute hatten geglaubt, der Kaffee werde wie Chocolate bereitet, den die Mexicaner durch heftiges Quirlen ganz zu Schaum zu schlagen pflegen, und in diesem Zustande für am delicatesten halten. Die Köchin hatte demnach den im Mörser zerstoßenen gebrannten Kaffee mit Milch und Zucker in den kupfernen Chocolatekessel gegossen, diese drei Ingredienzien wohl gekocht und endlich derb gequirlt in die Tasse gegeben. Als ich nun dem guten Wirthe die Bereitungsart des Kaffee's erklärte, meinte er: „Ja, ja, darum haben wir Mexicaner auch bisang keinen Kaffee trinken mögen."

In dem Haus eines Bekannten meiner beiden Reisegefährten, welches wir am Abend besuchten, sah ich ein Exemplar einer besondern Art — kaum weiß ich, ob ich sagen darf Gemälde — welche in Puebla verfertigt werden. Es stellte die Figur eines Früchte verkaufenden Indiers dar, und war, fast mustvartig, aus lauter kleinen Stückchen verschieden gefärbten Tuches so künstlich zusammengesetzt, daß man, selbst in der Nähe, die Zusammensetzung kaum bemerkte, aus einiger Ferne gesehen aber das Ganze für ein sehr lebhaft gemaltes Pastellbild hielt. Diese Kunst gehört Puebla ausschließlich an, wird aber nur von Wenigen, und fast nur von Frauenzimmern, geübt. Man sagte mir, daß die Künstlerinnen auch Portraits von der täuschendsten Aehnlichkeit auf diese Weise verfertigen.

Erst spät konnten wir am Morgen des 12 Junius Puebla verlassen, denn es war ein Festtag, und an einem solchen würden es unsere mexicanischen Diener für die größte Sünde gehalten haben, die Messe in der Kathedrale zu versäumen. Die Erlaubniß, zur Messe zu gehen, darf man hier zu Lande nur in seltenen Fällen den Dienstboten abschlagen; thäte man es, so würde man wenigstens für einen Ketzer, wenn nicht gar für einen Gotteslängner und — Juden gehalten werden. Auch meine Reisegefährten und ich selbst gingen zur Kirche, aber nicht zur Kathedrale, sondern zum Augustinerkloster. Die Kirche dieses Klosters enthält einen prachtvollen, mit Silberplatten bedeckten und mit lebensgroßen Marmorstatuen geschmückten Altar. Die Fenster der Kirche wie des Klosters bestehen jedes aus einem einzigen Stücke Tecali. Ein sanftes, dem des Mondes ähnliches Licht fällt dadurch ein, sehr günstig dem Studium und dem Nachdenken. Es dürfte kaum ein anderes Material geben, welches sich so vorzüglich wie dieses zu Fenstern von Bibliothekssälen, Musen und Studirzimmern, wie auch zu Kirchenfenstern eignete. Schade, daß der Mangel an wohlfeilen Transportmitteln von Puebla zur Küste seine Ausfuhr nach Europa zu schwierig macht. — Auch der Taufstein und andere Kirchengefäße sind aus Stücken dieses kohlensauren Kalks geschnitten. Er findet sich wenige Leguas von der Stadt.

Der Himmel war heute trübe, die Gebirge von Wolken umhüllt, doch fiel kein Regen. In Amazoque nahmen wir in einer „Fonda" ein Frühstück ein. Die höchste Sauberkeit herrschte hier, und das Porcellan-, Erden- und Glasgeschirr, mit dem die Fonda ausgeputzt war, beurkundete die Nähe von Puebla. Wir besuchten die eine der Kirchen des hübschen Ortes, in der so eben Messe gehalten ward. Sie ist wohlgebaut und sehr reich. Es gab mehrere Altäre in ihr, von denen zwei im guten römischen Styl sehr gefällig verziert waren. Die übrigen, so wie eine große Zahl von Heiligenbildern, waren mit Zierrathen von Gold und Silber überladen. Besonders reich mit Perlenschnüren, goldenen Ketten und edlen Steinen bedeckt war die Statue eines auf weißem Rosse dahersprengenden, den Drachen tödtenden Ritters Georg.

Gegen Abend zogen sich um Tepeaca, wo wir heute übernachteten, schwarze Wolken zusammen. Der Donner begann zu rollen, und man erwartete das Ausbrechen eines starken Gewitters, weßhalb denn, um Uebel abzuwenden, ein Gebet von den Thürmen geläutet ward. Wirklich schien es auch, als habe dieß Einfluß gehabt auf die kampfdrohenden Naturkräfte. Die Wolken verzogen sich, der Abend ward heiter. Sogar der Popocatepetl entblößte sein Haupt, und erglänzte in Purpur und Gold, beleuchtet von den letzten Strahlen der den Augen der niedrigern Welt bereits entschwundenen Sonne.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 185.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Julius 1838.

Briefe aus Ungarn.

(Von J. G. Flöner.)

Erster Brief.

Silein. Mitten in den Karpathen gelegen, bietet sich hier ein Rundgemälde dar, welches wohl werth ist, daß man es einige Minuten betrachte. Ich kam von Teschen über Jablunka hieher. Obgleich erstere Stadt noch zu Schlesien gehört, so ist doch das ganze dortige Wesen und Treiben so rein slawisch, daß man nicht mehr in Deutschland zu seyn glaubt. Sprache, Sitte, Volkstracht u. dgl. sind nicht mehr deutsch. Alles bietet eine gewisse Mitte zwischen Polen und dem slawakischen Ungarn. Uebrigens herrscht in Teschen ziemlich viel Leben, da hier die Hauptstraße von Gallicien und der Bukowina nach Deutschland, vornehmlich nach den österreichischen Erbstaaten durchgeht. Ein starker, gut gebildeter Menschenschlag bildet die Bevölkerung. Auffallen muß dem Fremden die Frauentracht des Landvolks, denn sie besteht unter anderm aus einem Rocke, welcher zur Noth bis auf die Kniee reicht, und die ganzen Beine, welche meistentheils mit vollen und schönen Waden versehen sind, blos zeigt. An den Füßen trägt man Strümpfe, welche kaum über die Knöchel gehen. So ist es wenigstens im Sommer. Ein enges Mieder hält den Körper zusammen und hebt die volle Brust. Als Maske würde man nach unsern Begriffen von Decenz die untere Bekleidung für höchst frivol halten.

So wie man bei Jablunka in den Bereich der Karpathen gelangt, nimmt die Aermlichkeit mit jedem Schritte zu. Sie zeigt sich an der Natur und am Menschen. Denn so erhaben und romantisch auch die erstere in den höhern Gebirgen auftritt, so ist die Gegend hier doch noch fade und der Boden arm und unfruchtbar.

Auf den meisten Landkarten findet man oberhalb Jablunka eine Schanze in der Art eines Castells, ja auf manchen gar deren zwei verzeichnet. So sehr ich mich nun auch nach derselben umgesehen, so habe ich doch keine entdeckt. Ueberhaupt ist der von hier nach Ungarn führende Paß kein enger, und er wäre von einer Armee sehr leicht von beiden Seiten zu umgehen. Sehr allmählich steigen die Berge. Eine gut gebaute Straße führt bis an die Gränze, so wie man aber diese erreicht, geht ein ungarischer Weg an. Straßen und Wege in diesem Lande leiden noch stark an Uncultur. Unter andern sind die Brücken meistentheils so elend, daß nur Uebung und Gewohnheit den Reisenden endlich sicher machen können. An Wegweiser ist nicht zu denken, was für den der Landessprache Unkundigen doppelt schmerzlich ist, da er nicht fragen kann. Der Aufwand auf dergleichen nützliche Gegenstände ist so unbedeutend, und die Mühe, die Aufschriften neben der Landessprache auf Deutsch darauf zu setzen, wäre so gering, daß man sich in der That wundern muß, wie man nicht bei den vielen Fortschritten, welche Ungarn macht, schon längst auch daran gedacht hat.

Wir sind hier im Lande der Gorallen, d. i. der Karpathenbewohner, welche sich in ihrer armen Heimath nicht alle zu ernähren vermögen, und deßhalb auf mancherlei Art in der Fremde Erwerb suchen. Die weit nach Deutschland, Ungarn und Polen hineinwandernden Drathbinder stammen aus diesen Gegenden. Zerstreute kleine, zumeist nur aus wenigen Hütten bestehende Dörfer liegen an den Bergen hin, oftmals mitten im Gebüsch. Der Ackerbau ist überaus beschwerlich, und auch die Viehzucht trägt keinen großen Gewinn, da auf dem kalten, steilen Boden der Graswuchs nur gering ist. Wohnungen und Menschen, nicht minder die Hausthiere verrathen Armuth und Dürftigkeit. Im kuhhaarnen kurzen Mantel, dem schottischen Plaid nicht unähnlich, gehen die Männer zu allen Jahreszeiten, er ist ihr Fest- und Werktagsanzug. Die Weiber kleiden sich in der Woche meist grau, an Sonn- und Festtagen aber weiß, und zwar meistentheils in selbst gewebtes und gebleichtes Leinen. Was ich hier schon beobachtete und unter dem slawakischen Volksstamm in ganz Ungarn bestätigt fand, so sind im Allgemeinen die Männer schöner wie die Frauen, denn unter diesen sieht man oft genug abschreckende Gesichter. Kröpfe sind in den Karpathen wie in andern hohen Gebirgsländern eine gewöhnliche Erscheinung.

Bei Tschatza tritt man in das Thal der kleinen Utza. Diese gehört zu den Gebirgsbächen, die oftmals kaum zu bemerken, dagegen desto reißender sind, wenn der schmelzende Schnee oder im Sommer heftige Regengüsse sie anschwellen. In diesem Thale fängt man schon an, an Ungarn zu denken, was vorhin

Digitized by Google

in der That schwer war, da man sich von diesem Lande stets eine Vorstellung von mildem Klima und gesegnetem Boden macht. Die Straße, welche von Birlip und folglich von Polen und Gallicien her mit der von Teschen vereinigt nach Trentschin und von da abwärts nach Preßburg führt, könnte wohl ein wenig besser unterhalten seyn, obgleich sie eben nicht zu den schlechtesten in Ungarn gehört.

Silein ist ein kleines Städtchen an der Waag, und es theilt sich hier die Straße wiederum in drei Zweige, wovon der eine nach Trentschin die Waag hinab, der zweite nach Neutra und der dritte nach Kremnitz geht. Die Waag ist hier schon ein nicht unbedeutender Strom, obgleich sie noch kaum 20 Meilen von ihrem Ursprunge entfernt ist. Von dem Geiste und der Bildung der Einwohner dieses Städtchens mag Beweis geben, daß man mit allem Eifer bemüht ist, keinen Protestanten darin aufkommen zu lassen, und daß die meisten Hauseigenthümer lieber ihre Häuser leer und ungenutzt stehen lassen, als daß sie einen solchen aufnehmen. Daher sperren sie sich auch von der Außenwelt gleichsam ab, und daher soll es auch kommen, daß die meisten Handwerke so schlecht gepflegt werden, daß man, um ein Paar gute Schuhe zu haben, solche von anderwärts kaufen muß.

Die Natur hat hier einen großartigen Charakter. Im Osten thront die Kette des Magura-Gebirges, welches die Physiognomie der Tyroler Alpen trägt und mehrere Häupter zeigt, die fast den ganzen Sommer hindurch im Schnee- und Eisglanze schimmern; im Süden und Westen ziehen sich die das reizende Waagthal einschließenden Gebirge staffelartig fort; nur allein im Norden ist die Gegend prosaisch und deutet so zu sagen hin auf die Armuth der dasigen Bevölkerung. Man könnte allerdings fragen, woher es komme, daß solches im reichen und gesegneten Ungarn zu finden sey? wenn nicht die Antwort zum Theil schon in der Sparsamkeit, womit die Natur hier in der Austheilung ihrer Schätze verfahren ist, gegeben wäre. Aber der Grund liegt wohl auch in dem hier herrschenden Mangel an Fabriken und Manufacturen, welche anderwärts der Armuth von dergleichen Gebirgsgegenden aufhelfen. Sonst ist der Slawe betriebsam, aber im ersten Auffinden und Anregen bedarf er gewöhnlich fremder Hülfe. Diese ist ihm z. B. weiter hin nach Osten zu Theil geworden, wo unternehmende Deutsche sich angesiedelt haben. Ich darf nur unter anderm die Zipser Gespannschaft nennen, und kann dabei eben so wenig die an sie angränzenden unberührt lassen.

Nicht unerwähnt kann ich den, auf dem Wege von Silein nach Kremnitz liegenden sogenannten Trätschenberg lassen. Ueber diesen geht die Straße so steil, daß zwei Pferde am leeren Wagen stellenweise ruhen müssen. Dabei ist er so ungangbar, daß Stein- und Felsstücke mitten im Gleise liegen, über welche die Räder in hohen Sprüngen gehen. Dazu kommt noch, daß an vielen Stellen der Weg an steilen Abhängen, unter welchen die Waag schäumend dahin rauscht, dicht dahin geht, so daß man bei dem mindesten Unfall Gefahr läuft, hinabzustürzen. Viel Resignation gehört dazu, über diesen Berg im Wagen sitzen zu bleiben. Was den Uebergang über denselben noch erschwert, das ist das Abrutschen bedeutender Erdmassen, welches nach Regenwetter oftmals stattfindet, und wodurch zuweilen der ganze Weg gesperrt wird. Uebrigens hat man auf der Höhe die herrlichste Aussicht. Unten die rauschende Waag, an den Seiten schön decorirte Bergwände, an welchen einige Ruinen von alten Burgen, und in der Ferne das schöne Land im Waagthale, welches auf beiden Seiten von hohen, romantisch gebildeten Bergen eingeschlossen ist.

Der Feldzug der Carlisten im vorigen Jahre.

2. Von der Schlacht bei Huesca bis vor der Schlacht gegen Burens.

(Fortsetzung.)

Nach dem Uebergang über die Cinca, marschirte die Armee rasch nach Catalonien hinein, durch den Conque de Tremps, und hier begannen die Entbehrungen und Leiden, wodurch die Armee so sehr vermindert und ihr rechter Arm, die disciplinirte Reiterei, fast durch Hunger aufgerieben wurde. Der König hatte so lange in Oberaragonien gezögert, daß der Baron de Meer eine imponirende Truppenmacht gesammelt, und in der Richtung von Guisona sich zurückgezogen hatte, wo er durch eine Kette von Garnisonen gegen Mangel geschützt in Beobachtung stehen blieb. Tristany el Rod d'Eroles „der rothharige Mann d'Eroles", und mehrere andere catalonische Häuptlinge, kamen mit einer bedeutenden Truppenzahl, die in regelmäßige, aber schlecht ausgerüstete und undisciplinirte Bataillone getheilt war, machten die größten Versicherungen der Treue und Ergebenheit, leisteten aber wenig wahren Gehorsam, und ließen die Armee ganz ohne Lebensmittel. So groß ist der Provincialgeist der Catalanen, und ihr Haß gegen alle Fremden, daß, obwohl die ganze Bevölkerung mit Ausnahme der Seeküste und einiger wenigen großen Städte carlistisch genug war, um ganz allein die Regierung der Königin in drei Viertheilen des Fürstenthums zu stürzen, sie dennoch, als der Souverain, für dessen Sache sie die Waffen ergriffen hatten, mit einer Armee ankam, diese keineswegs als Kämpfer für dieselbe Sache aufnahmen, sondern ihre Eifersucht und Abneigung gar nicht verbargen, und sich lieber von den zahlreichen Häuptlingen, die kein Interesse hatten, den Bürgerkrieg zu beendigen, plündern und tyranniſiren ließen, als ihren Zweck mit Hülfe einer nicht catalonischen Truppenmacht erreichen wollten. Obwohl die Schaaren der Catalanen sehr gut genährt waren, so konnte man sich doch für die regelmäßige Armee, weder für Menschen noch für Pferde, Rationen verschaffen, da der böse Wille der Eingebornen, welche ihre Vorräthe vergruben oder auf andere Weise verbargen, alles regelmäßige Herbeischaffen von Lebensmitteln unmöglich machte. Ganze Tage lang blieben die Truppen ohne Austheilung von Lebensmitteln, zeigten eine bewundernswerthe Geduld und Ausdauer, mußten aber endlich nothgedrungen von ihren Colonnen sich entfernen, um Lebensmittel aufzutreiben.

Unter diesen Umständen beschloß Moreno die Christinos anzugreifen, in der Hoffnung, daß ein Sieg die Catalanen gün-

Digitized by Google

stiger stimmen und ihn in eine Lage setzen würde, strengere Maaßregeln zu gebrauchen, um sich Gehorsam und die Mittel des Unterhalts zu versichern. Als er eine bedeutende Masse Catalanen unter Tristany el Ros zusammengebracht hatte, zog er gegen Guisona. Der Baron de Meer, dessen vortheilhafte Stellung auch überdieß durch eine Kette von Forts befestigt, und dessen Truppen wohl genährt und in guter Ordnung waren, erwartete den Angriff. Das Glück schien anfangs die Carlisten zu begünstigen, bis die Catalanen von einem panischen Schrecken ergriffen flohen, eine entsetzliche Verwirrung in die Reihen brachten und die ganze Armee nach allen vier Winden zerstreut wurde. So vollständig war die Niederlage, daß am nächsten Morgen weder Don Carlos noch Moreno wußten, ob sie wieder 1000 Mann zusammenbringen könnten. Die Christinos jedoch erwiderten die Höflichkeit, welche die Carlisten bei Huesca und Barbastro gezeigt hatten, stellten alsbald die Verfolgung ein, und blieben lange genug unthätig, um der geschlagenen Armee Zeit zu lassen, sich wieder zu sammeln. Der Verlust an Getödteten, Verwundeten und Gefangenen war geringer, als man hätte erwarten sollen, und überstieg nicht 1000 Mann, da die catalonischen Bauern Alles aufboten, um die Flüchtlinge, welche sie nicht vor dem Hunger und der daraus herfließenden Zuchtlosigkeit und Unordnung schützen wollten, wenigstens vor dem Schwerte des Feindes zu retten.

Die Entblößung der Expedition nach ihrer Niederlage bei Guisona, war fortwährend im Zunehmen, selbst Generale litten buchstäblich Hunger, und sahen sich wiederholt genöthigt, in ranzigem Oele geschmorte Kleie zu essen. Alle Subordination hörte auf, die Soldaten brachten, durch ihre Versuche sich theils einzeln, theils in kleinen Schaaren, Lebensmittel zu verschaffen, das Landvolk noch mehr gegen sich auf, und in der Umgebung von Solsona, im Herzen des insurgirten Landes, wurden etwa 40 navarresische Nachzügler von den Catalanen ermordet. Obwohl die catalonischen Carlisten nahezu 19,000 Mann unter den Waffen hatten, so gab man doch alle Hoffnung auf, sie mit der Expedition zu vereinigen, deren Zahl durch die drei gelieferten Treffen so wie durch Krankheit bedeutend vermindert worden war; die Obersten jedes Bataillons, wozu sich diese zahlreichen catalonischen Guerillas gebildet hatten, waren völlig unabhängige Häuptlinge, meist Leute von Localeinfluß, welche aber die über ihre Anhänger erworbene Macht durch schändliche Bedrückungen in ihrem Distriete grob mißbrauchten, nur zu schlimmen Zwecken sich vereinigten, und insgesammt darauf hinarbeiteten, die von Don Carlos und seinen Generalen verfolgten Zwecke zu vereiteln, da deren Anwesenheit nur ihrer Autorität Eintrag that.

Alle Hoffnungen richteten sich nun auf Cabrera, der Boten an den König absandte, mit der Bitte, den Uebergang über den Ebro zu versuchen, dessen südliches Ufer er mit einer starken Truppenmacht besetzt hatte. Wie gewöhnlich bei Spaniern, übertrieb er seine Stärke und seine Hülfsmittel, aber bei den verzweifelten Umständen, in denen sich die Provincialarmee befand, steigerte die Hoffnung noch deren Größe. In dem Augenblick, als Baron de Meer aus der Unthätigkeit erwachte, welche recht eigentlich die Armee gerettet hatte, erhielt man Nachricht, daß Cabrera die den Ebroübergang bewachende Colonne geschlagen und ihre bewaffneten Boote hinweggenommen habe. Die königliche Armee erreichte die Ufer dieses schönen Stromes im elendesten Zustande. Eine ungeheure Zahl Kranker war zu Salsona zurückgelassen worden, und der undisciplinirte Haufe, zu dem die kriegerischen, wohlgerüsteten Bataillone, die über die Arga gingen, herabgesunken waren, sah abgezehrt und verhungert aus. Von 1200 vortrefflichen Pferden kamen nur 450 über den Ebro, der Rest war aus Mangel an Futter gefallen. Moreno hielt es sogar nicht für rathsam, sich dem Angriff einer kleinen Colonne auszusetzen, die noch das nördliche Ufer besetzt hielt, und hinterging diese auf eine geschickte Weise, indem er die Stadt San Pedor belagerte und dann rasch über den Strom setzte. Cabrera empfing den König auf der andern Seite mit einer starken Truppenzahl, und ein auffallender Unterschied gab sich augenblicklich kund zwischen dem unglücklichen, durch Eifersucht und Zwietracht der zahlreichen Häuptlinge zerrissenen Catalonien und dem Lande jenseits des Ebro unter der despotischen Herrschaft Eines Mannes, der sich noch dazu als einen vortrefflichen Administrator beurkundete. Die Bataillone unter Cabrera waren alle gut bewaffnet, disciplinirt und bekleidet; die Einwohner leisteten allen seinen Befehlen den blindesten Gehorsam, und zum erstenmal, seit die Provincialarmee Catalonien betreten, erhielt sie regelmäßig ihre Rationen; die Anordnungen, die er zur Verhinderung von Unruhen und zum Schutze des Landvolks und zwar alle unter pena de la vida — eine streng in Ausführung gebrachte Drohung — getroffen hatte, übten einen magischen Einfluß auf die Wiederherstellung der Disciplin unter den königlichen Truppen aus. Die reichliche Zufuhr aber, die jetzt im carlistischen Lager herrschte, und das Aussehen der neuen Hülfstruppen erweckten Hoffnungen, die später nicht realisirt wurden. Cabrera hatte zum Empfang des Königs seine beste Mannschaft gesammelt, aber Süd-Catalonien so wie die Gebirge von Aragon und Valencia waren keineswegs das Land der Fülle, wie man anfangs geglaubt hatte. Die beiden ersten sind rauh und unfruchtbar, und Valencia, obwohl Ein schöner Garten, erzeugt nicht Korn genug für seinen eigenen Bedarf, und Trauben und Orangeblüthen können das Brod nicht ersetzen. Nur die vortreffliche Verwaltung Cabrera's machte es möglich, seine 22,000 Mann starke Armee zu erhalten, die, wenn die Sachen gegangen wären wie in Catalonien, in den ersten 14 Tagen durch den Hunger auseinander getrieben worden wären.

(Fortsetzung folgt.)

Chinesisches Kraut.

Das Echo du Monde Savant (Nr. 25) entlehnt aus dem in Piemont erscheinenden Repertorio d'agricoltura einige Notizen über eine durch Missionäre aus China nach Europa gebrachte Gemüsepflanze, Petsale in China, in Frankreich chou chinois (brassica sinensis) genannt. Sie gehört zum Geschlecht unserer Kreuzpflanzen, braucht keinen stark gedüngten, aber etwas feuchten Boden, wird 2 Fuß hoch und wiegt 2 bis 6 Kilogramme. Man läßt sie bis zur ersten Kälte im Boden, doch werden sie auch in allen Perioden ihres Wachsthums gegessen.

Digitized by Google

In Montpellier sucht man bereits die Pflanze zu akklimatisiren, und auch in Piemont sollen Versuche damit angestellt worden seyn.

Chronik der Reisen.

Mühlenpfordts Reisen in Mexico.

Rückkehr von der Hauptstadt nach Oajaca.

(Fortsetzung.)

In Venta del Corte, wo wir gegen eilf Uhr des folgenden Morgens ankamen, überfiel uns der Regen, der schon den ganzen Morgen gedroht hatte. In Strömen entstürzte das Wasser den schwarzen Wolken; die Flüsse und Bäche der Ebene traten aus ihren Ufern, und es schien, als seyen plötzlich weite Landseen auf ihr entstanden. Dumpfbrausend wälzten sich die Fluthen dahin, Stücke Erdreichs, entwurzelte Bäume, selbst einige der leichten Indierhütten mit sich fortreißend. An ein Weiterkommen war für uns heute nun nicht zu denken, selbst nicht als gegen vier Uhr der Regen aufhörte und die Wolken sich zu verziehen begannen. Die tief in die Ebene eingeschnittenen Wege waren sämmtlich überschwemmt, und wir durften nicht hoffen, daß sich das Wasser vor Morgen hinreichend verlaufen werde, die Passage gefahrlos zu machen. Gegen Abend entwarf ich eine Ansicht der nun wieder sichtbar gewordenen Gebirge der Malinche und des Bonete für mein Skizzenbuch. Auch die Venta zeichnete ich. Gern hätte ich ein Gleiches mit den Vulcanen gethan, aber sie blieben in Wolken gehüllt. Nur der Popocatepetl blickte auf einen Augenblick in undeutlichen Umrissen durch den Nebel.

Am Abend hatten wir Musik und Tanz. Es war ein herumziehender Harfenist hier eingekehrt, nach dessen Spiel unsere Bedienten sogleich den beliebten Garave mit der alten Köchin des Hauses zu tanzen begannen. Der Mexicaner tanzt sehr gern. Ist nur eine Guitarre oder Garaeita zu haben, die fast jeder zu spielen versteht, so wird der Ball sogleich eröffnet. Sind keine Damen da, so tanzen zwei Männer miteinander und umgekehrt. Dem Pulqueglase wird dabei fleißig zugesprochen, und die Sorgen des Erdenlebens sind vergessen. Sehr belustigte es mich, die alte Köchin, eine Frau von nahe sechzig Jahren, ernsten Gesichts mit süß zusammengezogenem Mund und fliegenden Haaren in ihrer nicht eben allzu netten Küchenkleidung, einer jungen Dirne gleich, mit dem stolz-graziösen Anstande der Andalusierin den Lieblingstanz aufführen zu sehen. Es schien, als genösse sie noch einmal in vollen Zügen der Freuden ihrer Jugend. Spät erst endete der Ball.

Wir verließen die Venta del Corte gegen sechs Uhr Morgens. Der Weg, gegen Süden führend, war stellenweise noch überschwemmt. Das Wasser stand oft so tief, daß wir nicht wohl hindurchreiten konnten, und gezwungen waren, über die Aenger zur Seite unsern Lauf zu nehmen. Dieß war indeß wegen der zahllosen, hier durch Wiesel und Maulwürfe gebildeten Gränze, in die unsere Pferde jeden Augenblick einbrachen, höchst unbequem, ja gefährlich. Der Himmel war heiter, und noch einmal, zum letztenmal für diese Reise, sahen wir die glänzenden Häupter der Vulcane von Puebla. Bald treten die östliche und westliche Gebirgskette näher zusammen. Die Ebene senkt sich allmählich nach Süden hinab, und wird zum breiten Thal, in welchem Tlacotepec und Tehuacan die größten Ortschaften sind.

Zwischen Tlacotepec und Tehuacan trafen wir zu unserem großen Erstaunen einen unserer in letzterem Orte zurückgelassenen Diener, nebst meinem Pferd und Maulthier. Er sagte uns, daß der Biregouverneur von Oajaca, Hr. Barela, auf einer Courier-Reise von Oajaca nach Puebla in die neue Revolution betreffenden Geschäften am Tage zuvor in Tehuacan angekommen. Da er nun daselbst andere Thiere zu seiner Weiterreise nicht sogleich bekommen können, so habe er sich der meinigen, als des Eigenthums eines Bürgers von Oajaca, dazu bedient, ihm, dem Bedienten, aber befohlen, sie heute aus Tlacotepec, wo er sie lassen werde, wieder abzuholen. Wahrscheinlich dachte Barela wie einst Napoleon: „C'est la guerre.“ —

Wir erreichten Tehuacan erst spät am Abend. Unsere dort früher zurückgelassenen Begleiter waren froh, uns wieder zu sehen. Sie klagten sehr, daß sie schlecht verpflegt worden, was uns in einen Streit mit unserer dicken Wirthin verwickelte, welche natürlich das Gegentheil behauptete.

Wir blieben einen Tag in Tehuacan. Der Ort hat hübsche, breite, großentheils gut gepflasterte Straßen, verschiedene Kirchen und Klöster, und einen ganz hübschen Springbrunnen auf dem Markte, sonst aber nichts Bemerkenswerthes. In den Wohngebäuden reichen die Fenster gewöhnlich bis zum Straßenpflaster hinab, eine Einrichtung, welche ich nur noch in Jalapa, sonst in keiner andern Stadt, angetroffen. Vor der Eroberung war Tehuacan, damals Tehuacan, eines der berühmtesten Sanctuarien der Nation Mixteca. Während der Revolution war es einst der Sitz der unabhängigen Regierungsjunta, und spielte überhaupt eine bedeutende Rolle. Jetzt ist es nur noch wegen seiner „Dulces,“ Gelées und Marmeladen von Früchten und Zucker berühmt, welche von hier aus nach allen Gegenden der Republik versandt werden. Das Wasser in Tehuacan, im Kalktuff entspringend, ist so sehr mit kohlensaurem Kalk geschwängert, daß die Wasserleitungen, ja sogar die Bewässerungsgräben der Felder, in welche das von der Sonne erwärmte Wasser seinen Kalkgehalt absetzt, oft ganz damit angefüllt sind.

Einer meiner beiden Begleiter befand sich gegen Abend unwohl. Er wünschte deßhalb etwas Milch zu trinken, und es ward einer unserer Burschen ausgesandt, zu sehen, ob er dergleichen, die man gewöhnlich nur Morgens haben kann, auftreiben könne. Bald kam er zurück und sagte, daß er zwar keine Milch finden können, aber in eine Liebude gegangen sey, dort Milchreis gekauft und dieß am Feuer zerlassen habe. Er meinte seine Sache recht klug gemacht zu haben, und war höchlich erstaunt, als wir ihm sagten, daß er diese Milch zur Belohnung für seine Mühe nur selbst trinken möge.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 58 u. 59** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Scenen aus Bulwers neuem Schauspiel.** (Fortsetzung.) — **Ein Verräther.** (Forts.) **Gedichte von R. Burns.**

In das Monnement dieses dem Auslande hingegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 186.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Julius 1838.

Findelhäuser in Frankreich.

Unter die Gegenstände innern Lebens, die für Frankreich von hohem Interesse sind, gehört die Frage, über deren Für und Wider sich jetzt bedeutende Stimmen vernehmen lassen, zumal sie mit dem furchtbar sinkenden sittlichen Zustande dieses Landes in naher Verbindung steht. Die Frage ist: was soll künftig mit den Findelkindern angefangen, wie sollen die Findelhäuser eingerichtet werden, da sie nicht so bleiben können, wie sie sind? Hier steht man vor einem der großen Probleme, die aus dem jetzigen Zustand des gesellschaftlichen Lebens in Frankreich entstehen, und Jedem ans Herz gehen, der künftig für sociale Anstalten und Institutionen nur Eine Grundlage will, nämlich gute Sitten und Religion. Was ist nun besser? die Aussetzung der Kinder zu erschweren, oder aus Furcht vor noch größern Verbrechen zu erleichtern? Darüber sind die Meinungen der Aufgeklärtesten scharf geschieden; beide Theile stützen sich aber auf die Moral und dringen in ihrem Namen auf ganz entgegengesetzte Maaßregeln.

So sprach Lamartine jüngst in einem Verein im Pariser Hotel de Ville mit großer Wärme und Indignation gegen die Abschaffung der sogenannten Dreher oder Tours in den Findelhäusern, wodurch es sehr leicht wurde, Kinder auszusetzen, und dadurch schlechtdenkenden Eltern großen Vorschub zu thun. „Diese Dreher, die Tag und Nacht offen standen und leicht zugänglich waren, um jeder armen oder schuldigen Mutter durch das Geheimniß die Schande und Verzweiflung zu sparen und sie vor Verbrechen zu bewahren; diese Dreher, wodurch an die Stelle der mütterlichen Liebe die Sorge und Zärtlichkeit des Christenthums oder des ganzen Bürgervereins trat; diese Dreher hat man in vielen Departements zugemauert, ja sie werden überall zugemauert werden, diese Pförtchen, wodurch das öffentliche Mitleid heimlich schlüpfen könnte. Die verführte, von dem lebenden Zeugen ihrer Schwäche überraschte Mutter wird künftig nur zu wählen haben zwischen der Schande und dem bittern Tadel ihrer Familie, der Rache eines verrathenen Gatten oder ... ich wage es nicht auszusprechen, aber was alle Morgen auf unsern Straßen gefunden, was alle Tage vor den Assisenhöfen verhandelt wird, nennt es deutlich genug. Für die Mutter sind künftig nur drei Wege offen: die Schande der Mutter, die Aussetzung des Kindes an einsamen Orten, oder der Kindermord. Das ist die Folge der Dreherabschaffung. Die Aussetzung an einsamen Orten ist das gewöhnliche Mittel. Wenn nun das in der Nacht ausgesetzte Kind eine ganze Nacht oder einen ganzen Tag hülflos in einem einsamen Straßenwinkel, hinter einer Thür, auf der Schwelle einer Kirche, am Rand einer Straße, unter den Hufen der Pferde nicht vor Hunger, Durst oder Erschöpfung stirbt, wenn es in der Nacht nicht von einem Wagen überfahren wird, so findet es endlich ein Vorübergehender, hebt es auf und trägt es zu einem Stadtsergeanten, dieser zum Polizeicommissär und dieser endlich auf das Bureau eines Hospizes. Dem Hospiz aber wird bald nicht mehr verstattet seyn, es an- und aufzunehmen; was soll dann damit geschehen? Die Staatsökonomen sagen es nicht, wohl aber ihre Lehrer, und Malthus, ihr Meister, wagt es sogar zu schreiben. . . ."

Dieß sind allerdings sehr beredte Worte, die einen wohl rühren können, aber Eins ist gleich auf den ersten Blick daran zu tadeln, nämlich die Tendenz des poetischen Redners, der Sünde ein Mäntelchen anzuhängen, die Schuld nur Schwäche zu nennen, und durch schöne Worte die allgemeine Theilnahme dafür zu erregen. Dieß ist ächt französisch, und kann zugleich erklären, warum in Frankreich, in der Gesellschaft wie in der Literatur, die Sittlichkeit immer mehr sinkt, denn seine edelsten Charaktere sind lange nicht streng genug gegen Laster und Ausartung. Mit den Worten: Leidenschaft, unwiderstehliche Leidenschaft und Schwäche verkleben sie allen sittlichen Schmutz, und dulden ihn dann in der Gesellschaft, statt ihn beim rechten Namen zu nennen, und ohne Nachsicht auszustoßen. Um Frankreich sittlich wieder aufzuhelfen, müßten ganz andre Maaßregeln ergriffen werden. Vor Allem strengere Gesetze, die freilich die jetzige Deputirtenkammer nicht für gut finden wird, strenge Bestrafung aller Verführer, unnachlässiger Tod für Kindermord und Kinderaussetzung, auch für den Mann, wenn er davon weiß, jahrelange Strafarbeit für Ehebrecher und Ehebrecherin, weß Standes sie auch seyen. Dergleichen, würden aber auch die Gesetze wirklich gegeben, wäre jedoch, mit einer

Jury ſchwer durchzuſetzen, denn dieſe wird aus guten Gründen immer geneigt ſeyn, den ſchuldigen durchſchlüpfen zu laſſen, ganz zu retten, oder entſchuldbar zu finden, oder wegen mildernder Umſtände dem Richter zur Nachſicht zu empfehlen. Geſchah dieß doch neulich bei einem vorſätzlichen Vatermörder.

Kehren wir aber zu unſern Findelhäuſern zurück. Lamartine hat auch die Schattenſeite des Alles erleichternden Drehers weislich nicht berührt. Ihre Abſchaffung wurde dringend von Männern angerathen, die nicht weniger Gefühl und Herz haben, als er. Zu ihnen gehört unter Andern der wackere Deleſſert, der in jenem Verein in ſeinem Bericht ſagt: „Als die neugebornen Kinder ohne alle Schwierigkeit und Förmlichkeit in den Hoſpizen aufgenommen wurden, ohne alle Erklärung und Rechtfertigung der ſie überbringenden Perſonen, unter dem nur zu mächtigen Einfluß unſrer Sittenentartung, mußte die Zahl der verlaſſenen Kinder ſchnell alle natürlichen Gränzen überſchreiten, da uneheliche und eheliche Kinder ſogar von Vätern ohne Mitwiſſen der Mütter, von Müttern ohne Wiſſen der Väter, von Schweſtern, Verwandten, Krankenwärterinnen, Fuhrleuten, Hebammen und Aerzten, manchmal ſelbſt gegen den Willen der Eltern abgeliefert wurden. Ein Augenblick übler Laune, ein Zank, einige ökonomiſche Verlegenheit entſchieden oft über das Schickſal eines armen Kindes. Jetzt hingegen, wo die Hoſpizadminiſtration zum wohlverſtandenen Vortheil der Menſchlichkeit und öffentlichen Moral die Anwendung und Ausführung eines ſchon früher beſtehenden Geſetzes wieder aufgenommen hat, wird die Aufnahme eines Kindes ins Hoſpiz nicht unmöglich, ſondern nur einigen ganz einfachen Formalitäten unterworfen, die ſchon früher vorgeſchrieben waren, aber ſehr mit Unrecht und zu lange vernachläſſigt wurden. Jetzt wenden die Polizeiofficianten mit Eifer alle Mittel an, um Mütter freundlich an ihre Pflicht zu erinnern und dabei zu unterſtützen; jetzt ſorgt die Hoſpizadminiſtration dafür, armen Müttern zu helfen, wenn ſie ihre Kinder behalten wollen, und durch dieſe Mittel ſind der ausgeſetzten Kinder bedeutend weniger geworden, und dieß nicht allein zum großen financiellen Vortheil der Stadt Paris, ſondern auch zum Vortheil der öffentlichen Sittlichkeit und der Behaltung der Kinder."

Man hat behauptet, jene Förmlichkeiten für die Aufnahme der Kinder in den Findelhäuſern wären ſo ſchwierig, daß ſie der gänzlichen Aufhebung der Hoſpize gleichkämen, und daß ſie die Zahl der Kindermorde nicht verringern würden. Dieß iſt jedoch ein Irrthum, den Deleſſert mit folgenden treffenden Worten widerlegt: „Einige leicht zu erfüllende Förmlichkeiten, beſtehend in einer einfachen Erklärung vor einem, zu ſtrenger Verſchwiegenheit angewieſenen Beamten, eine Erklärung, die für das ganze künftige Daſeyn des Kindes von hohem Nutzen iſt, dieſe geringen Förmlichkeiten werden eine Mutter gewiß nicht zum ſchrecklichen Verbrechen, zum Kindermord, treiben. Die Furcht vor einer, nur einen Augenblick dauernden Beſchämung vor einem mit ſolchen Mittheilungen vertrauten verſchwiegenen Mann wird wohl keine Mutter dazu bringen, die Stimme der Natur ganz zu erſticken und ihr Kind zu erwürgen. Die Urſache dieſes zu furchtbarer Zahl angewachſenen Verbrechens iſt auch nicht ſowohl in der Unterdrückung alles Muttergefühls, als in unſerer erſchrecklichen Sittenausartung zu ſuchen. Aus der Statiſtik der Criminaljuſtiz ergibt ſich, daß ſich bei uns ſeit zehn Jahren die Kindermorde in demſelben Grad vermehrt haben, wie die andern Verbrechen, d. h. da, wo am mehrſten peinliche Erkenntniſſe ausgeſprochen worden ſind, da ſind auch die meiſten Kindermorde vorgefallen."

Immerhin läßt ſich behaupten, daß dieſe Frage nicht leicht zu entſcheiden iſt. Dieß kann wohl nur eine genaue, mehrjährige Erfahrung. Denn wenn es auch nicht zu läugnen iſt, daß Elend und Schwäche gar manche Mutter zur Ausſetzung ihres Kindes gebracht hat, ſo iſt doch nicht weniger offenkundig, und allgemein zugeſtanden, daß ſchamloſes Laſter ſie da oft mit verächtlicher und ſtrafwürdiger Gleichgültigkeit ausſetzt. Lamartine ſagte in jenem Vereine: „Ich verſichere Sie, ein einziges Laſter, eine einzige Unordnung richtet in der Geſellſchaft mehr Unglück an, als tauſend Handlungen der Wohlthätigkeit." Dieß iſt eine von den oben bezeichneten, bequemen und ſchönklingenden Geſellſchaftsphraſen, der wir ein anderes Princip entgegenſetzen wollen: „Wohlthun auf Koſten der Moral iſt die reichfließende Quelle der Verbrechen, über die der Poet mit ſo viel Beredſamkeit ſeufzet."

Der Feldzug der Carliſten im vorigen Jahre.

3. Von der Schlacht bei Huesca bis vor der Schlacht gegen Burens.

(Fortſetzung.)

Man kann Cabrera's Land nicht durchziehen, ohne zu dem Schluſſe zu kommen, daß er kein gewöhnlicher Menſch iſt, namentlich wenn man auf einer Reiſe durch Obercatalonien durch den Contraſt in Stand geſetzt wurde, ſich einen Begriff von den Schwierigkeiten zu machen, die er überwand. Sein Aeußeres iſt nicht minder bemerkenswerth, als ſein Charakter; er iſt unter Mittelgröße, aber ſeine ſchlanke, rührige Geſtalt ſteht mit dieſer Größe im Verhältniß; ſeine Züge ſind eigentlich unedel, werden aber ausnehmend gehoben durch die Lebhaftigkeit ſeiner dunkeln Augen, die bei ſeiner mauriſchen Schwärze, welche mit der Weiße ſeiner Augäpfel ſeltſam contraſtirt, ſeinem Geſicht oft einen Ausdruck von unbegreiflicher Wildheit geben. Die Weite ſeiner Naſenlöcher macht ſein Ausſehen keineswegs gefälliger, erinnert aber an das feurige Roß von Valencianer Race, das er reitet. Sein ſtarker, ſchwarzer Bart, obwohl mit Ausnahme eines ſchmalen Streifs auf der Oberlippe wohl geſchoren, iſt doch ſehr bemerklich. Sein Anzug beſteht aus einem grünen Militärüberrock, lichtblauen Beinkleidern, und einem weißen Barett. Er reitet gewöhnlich die ſchnellſten Pferde, die er finden kann, ſitzt aber ſehr unzierlich, indem die Fußſpitze abwärts gekehrt iſt, um den langen Steigbügel zu erreichen; er galloppirt faſt immer und iſt von einem zahlreichen Stabe begleitet, indem ſeine natürliche Unruhe und Thätigkeit ihm niemals Ruhe geſtattet.

Cabrera iſt jetzt etwa 27 Jahre alt; ſein Vater, der ein

Digitized by Google

Kaper war, ließ seine Mutter in sehr ärmlichen Umständen zurück, da diese aber ihren Sohn für die Kirche erziehen wollte, schickte sie ihn in das Collegium von Tortosa, wo er indeß so wenig Fortschritte machte, und so ausnehmend wild war, daß er nie über die sogenannte erste Tonsur hinaus kam. Er zeichnete sich durch kindliche Anhänglichkeit an seine Mutter aus, deren unglückliches Ende später so vielen Unwillen und Abscheu erregte. Wenn seine Freunde kein Mittel finden konnten, ihn an seine Studien zu fesseln, so war der Kummer, den er seiner Mutter machen würde, und die Opfer, die sie bringe, um ihn im Collegium zu erhalten, stets ein Argument, das einen albaldigen, wenn auch vorübergehenden Eindruck machte. Bei Ferdinands Tode vertheidigte er öffentlich die Legitimität des Don Carlos in einem der Kaffeehäuser von Tortosa vor einigen Officieren der Garnison, welche die Sache an den Gouverneur berichteten. Der Gouverneur schickte nach dem jungen Studenten, und drohte ihn ins Gefängniß zu werfen, wenn er nicht im Ausdruck seiner politischen Gesinnungen vorsichtiger sich benehme. Cabrera verließ die Stadt noch denselben Abend und stieß zu der Bande Carnicers. Er blieb als Lieutenant bei diesem Häuptling, bis dessen Anhänger zerstreut wurden, stieg nach dessen Tode allmählich im Vertrauen seiner Gefährten, sammelte eine kleine Truppenzahl unter seinen eigenen Befehlen, und vereinigte durch jene Ueberlegenheit, welche kräftigen Geistern so schnell ein verdientes Uebergewicht gibt, alle Insurgentenhäuptlinge in Eine Armee unter seinem unbeschränkten Befehle. Sein unvergleichlicher Muth, der fast dem der Helden aus der Fabelzeit gleichkommt, war vermuthlich eine Haupturſache seines schnellen und leichten Steigens; völlig glaubwürdige Personen erzählen nachfolgende Anekdote von ihm: in seinem ersten Gefechte, als eine Abtheilung Guerilla's im Hinterhalte lag, um eine kleine Colonne, die man in der Ebene erspäht hatte, zu überfallen, hieß man ihn zurückgehen, da er keinen Säbel habe; er aber wies auf den Officier, der an der Spitze seines Zuges heranritt und sagte, der Säbel, den dieser führe, und das Pferd, das er reite, sollten ihm gehören. Die Guerilla wurde zwar zurückgeschlagen, Cabrera aber, nur mit einem eichenen Knüttel bewaffnet, erschlug diesen Officier, und nahm seine Waffen und sein Pferd mit sich. In dem Gefechte von Chivas, wovon später die Rede seyn wird, hatte eine Abtheilung Cuiraſſiere auf ein durchbrochenes Bataillon Navarresen eingehauen; Cabrera, der nur 9 Officiere und Ordonnanzen um sich hatte, griff ohne Zögern an, hieb den Anführer mit eigener Hand nieder, und zog sich erst zurück, als 6 von seinen 9 Leuten todt auf dem Kampfplatze lagen. Vor dem Tode seiner Mutter, ein Ereigniß, dessen er stets erwähnt, zeichnete er sich durch seine Menschlichkeit aus, seit dieser Zeit aber scheint eine entschiedene Wildheit, wovon seine Züge nur allzu treues Zeugniß geben, an die Stelle der milden Gefühle getreten zu seyn, welche die Barbarei seiner Feinde ausrottete.

Das Talent Cabrera's ist trotz dieser kriegerischen Züge nicht eigentlich ein militärisches. Obgleich seine außerordentliche Thätigkeit und die Energie seines Charakters ihn in den Stand setzten, einen äußerst glücklichen Guerillakrieg zu führen und die zerstreuten Kräfte seiner Partei zu sammeln, so ist er doch weit weniger im Stande und fähig, sie gleich dem geschickten Schachspieler mit dem besten Vortheile zu brauchen. Er hat keine militärische Eitelkeit: er hatte seine 22,000 Mann nach dem Beispiele Zumalacarregui's aus der Beute des Feindes bewaffnet und sich nach 52 Gefechten und Scharmützeln, wovon 30 glücklich für ihn ausfielen, eines bedeutenden Landstrichs bemächtigt; aber er gestand frei, daß seine Truppen denen der Christinos nachstünden, und daß er, unbekannt mit dem technischen Theile des Kriegs, wesentlich seine Erfolge dadurch erhielt, daß er immer einem Gefechte auswich, wenn er nicht mit dreifacher Macht über den Feind herfallen konnte. Bei näherer Einsicht fand es sich auch in der That, daß die Disciplin und Vertheilung seiner Armee oberflächlich und mangelhaft war; er hatte den unbezähmbaren Geist der Guerillas gebrochen und sie zu völligem Gehorsam gebracht; aber obgleich er solchergestalt Meister des ganzen Materials geworden, verstand er doch nicht den minder schwierigen Theil seiner Aufgabe, nämlich die Maschine gehörig in Bewegung zu setzen. Allerdings hat jeder, der an der Spitze einer Truppenmacht steht, mit einem seltsamen Nachtheil zu kämpfen, wenn er niemals eine einigermaßen militärische Erziehung erhalten oder in regulären Armeen gedient hat, denn die jetzige Einrichtung derselben, das Ergebniß der Erfahrungen vieler Jahrhunderte, kann mit einer Pyramide verglichen werden, zu der jeder Krieg und jeder bedeutende Anführer etwas hinzugethan haben, deren Höhe aber Niemand zu erreichen hoffen kann, wenn er nicht die Arbeiten seiner Vorgänger als Grundlage annimmt, und die Erfahrungen derselben benützt. Die Ueberlegenheit Cabrera's als Administrator zeigt sich indeß allenthalben, und das vortreffliche System, das er eingeführt hatte, setzte ihn in den Stand, seiner Macht eine sicherere Grundlage zu geben, als die bloßen Wechselfälle von Sieg oder Niederlagen. In jedem Dorfe hatte er Waffencommandanten eingesetzt, welche alle Polizeidienste für Don Carlos verrichteten, und in ganz Valencia und Aragon fast alle waffenfähigen Leute enrolirt, welche regelmäßig in Bataillone und Compagnien aufgezeichnet waren, obwohl sie nur dann berufen wurden, wenn er sie mit Waffen versehen konnte, oder die in seinem Corps entstandenen Lücken ausfüllen wollte.

(Schluß folgt.)

Erbauung eines Theaters von Eisenblech.

Das Cabinet de lecture theilt in Nr. 806 nachstehende Notiz mit: Folgende Nachricht ist uns aus Amerika zugekommen, und wir machen nicht allein Künstler, sondern Jedermann, der sich für die Zukunft der dramatischen Kunst in Frankreich interessirt, darauf aufmerksam. Hr. Ananiali, Baumeister und Decorationsmaler, hat zu Boston, im Staate Massachusetts, ein Theater vollständig aus Eisenblech erbaut. Dieser Einfall, zu welchem die zahlreichen Feuersbrünste in der jüngsten Zeit den Anlaß gaben, ist mit vollem Erfolg und in sehr kurzer Zeit ausgeführt worden. Die Vorhänge, die Coulissen, die Bänke, die Logen, die Galerien, sogar das Souffleurloch und der Fußboden der Bühne sind von Eisenblech. Die Malerei hat viel mehr Leben, und macht einen ganz andern Effect, als die auf Leinwand ausgeführte; von den

Digitized by Google

Reden der Schauspieler ging keine Sylbe verloren. Zu allen diesen Vortheilen kommt noch der geringere Kostenaufwand, indem diese um ein Drittheil weniger betrugen, als die zu einem gewöhnlichen Theater. Bei der ersten Vorstellung äußerte das Publicum den lebhaftesten Beifall und rief den Erfinder heraus; der Kaufmannsstand machte dem Hrn. Ananiati eine Dose im Werthe von 25,000 Dollars zum Geschenk, und das Volk begleitete ihn im Triumphe nach Hause.

Es wäre zu wünschen, daß Erkundigungen darüber eingezogen würden. Jedenfalls hätte, wenn die Bewegungen auf der Bühne kein unangenehmes Geräusch hervorbringen, was man nach dem Enthusiasmus, mit welchem diese Neuerung aufgenommen wurde, schließen kann, die Anwendung jenes Metalls einen unermeßlichen Vorzug vor allen andern sogenannten unverbrennbaren Stoffen.

Chronik der Reisen.

Mühlenpfordts Reisen in Mexico.

Rückkehr von der Hauptstadt nach Oajaca.

(Fortsetzung.)

Um Mitternacht weckte uns plötzlich das Geläute aller Glocken der Stadt und das Knallen von tausend in den Nachthimmel aufsteigenden Raketen. Wir sprangen auf, zu sehen, was diese Freudenbezeugungen bedeuten, und fanden denn, daß Barela von seiner Sendung nach Puebla so eben zurückgekehrt war, und die Nachricht gebracht, der General Arista habe sich in Folge einer mit dem Präsidenten Santa Anna gehabten Unterredung dem Gouvernement wieder unterworfen, und die Revolution sey als beendet anzusehen. Diese Nachricht hatte Barela den sogleich zusammenberufenen Ortsbehörden mitgetheilt; diese ließen die Glocken läuten, und das erfreute Volk legte seine Zufriedenheit, wie gewöhnlich, durch Raketenwerfen an den Tag.

Bei der Hazienda Rancho de la Caladera, neun Leguas von Tehuacan, verließen wir am folgenden Tage die gerade Straße nach Oajaca, uns links, östlich, dem Orte Teutitlan del Camino zuwendend, dem Hauptorte des Districts gleiches Namens und Sitz des Departements-Gouverneurs für diesen, mit welchem wir Geschäfte hatten. Zwischen Hügeln und Felsen von Breccien der jüngsten Bildung, oft über sie hin, leitet der Weg durch einen Wald tropischer Gewächse. Man kommt an einer Zuckerplantage vorüber, deren tiefgrüne Felder sich im Thal entlang ziehen, durch welches ein klarer Gebirgsfluß mäandrisch sich windet.

Teutitlan del Camino liegt auf dem Plateau eines niedrigen Vorberges der östlichen Kette. Daher der Name Teutitlan, welcher „Fuß des Gebirgs" bedeutet. Es ist ein großes, sehr schattenreiches Dorf. Der District, dessen „Cabezera" Teutitlan ist, erstreckt sich südwestlich bis Dondominguillo, östlich und nordöstlich bis zum Golf von Mexico, wo er mit dem Staate Veracruz, nordwestlich bis La Caladera, wo er mit dem Staate Puebla gränzt. Er ist unter den verschiedenen Departements, in welche der Staat Oajaca getheilt ist, das dritte im Rang. Es liegt fast ganz in der „Tierra Caliente." Nur auf den Gebirgen herrscht Kälte und Nebel. Die Küstengegenden des Departements produciren in Menge die seit kurzem als Heilmittel gegen Biß und Stich giftiger Insecten, wie der tollen Hunde, so berühmt gewordene Schlingpflanze, den Guaco. Der Departements-Gouverneur, Don Francisco Romero, hatte Befehl, hundert Centner dieses Holzes für den Präsidenten der Republik aufzukaufen. Er war so gefällig, uns mit einigen Pfunden davon zu beschenken. Die Pflanze selbst habe ich noch nicht gesehen. Sie ist ein Schlinggewächs mit holzigem Stamme, kaum über einen Zoll stark. Die Borke ist uneben und rauh, wie Eichenborke. Schneidet man das Holz der Quere nach (über Kirn), so zeigt sich ein fünfstrahliger regelmäßiger Stern, woran es am leichtesten zu erkennen ist. Man schneidet das Holz in kleine Stücke, und macht davon entweder eine Infusion in starkem Branntwein, oder ein Decoct in Wasser. Beide sind von äußerst bitterem Geschmack. Ist man von einem Insect, einer Schlange oder dergleichen gebissen oder gestochen worden, so nimmt man einige Löffel voll der Infusion oder des Decocts ein und wäscht zugleich die Wunde damit. Es soll sogar als Präservativ gegen alle üblen Folgen solcher Bisse und Stiche dienen, wenn man jeden Morgen zwei bis drei Theelöffel voll davon einnimmt. Daß es als ein Vorbeugungsmittel gegen Fieber, welche von Erkältung, Erhitzung und Nässe entstehen, diene, kann ich aus häufigen eigenen Erfahrungen bestätigen. Die Bewohner der an das Departement von Teutitlan gränzenden Theile des Staats Veracruz hatten bisher häufig die Gränze überschritten, um auf dem Gebiete von Oajaca diese Pflanze zu schneiden und das Holz auszuführen. Seit kurzem hatte der Gouverneur von der Regierung des Staats Befehl erhalten, diesen Eingriffen der Veracruzaner zu steuern. Die Blätter und Blüthen der Pflanze haben dieselben medicinischen Kräfte als das Holz, jedoch nicht in gleichem Maaße.

Es war dem Gouverneur von Teutitlan noch unbekannt, daß die Revolution Durans so gut als zu Ende sey. Er theilte uns dagegen die Nachricht mit, daß der Staat Oajaca ein Gesetz erlassen, zufolge dessen alle Altspanier innerhalb dreier Tage die Stadt und binnen vierzehn Tagen den Staat verlassen sollen. Alle Ortsobrigkeiten waren angewiesen, streng über die Ausübung dieses Gesetzes zu wachen. Dergleichen Maaßregeln scheinen hart, da durch sie mancher Familienvater aus dem Kreise der Seinen gerissen wird, sind aber nothwendig, wenn endlich die Revolutionen aufhören sollen, denen die Spanier immer mehr oder weniger zum Vorwand oder zur bewegenden Ursache dienen. Die Expulsionen werden indeß nichts fruchten, so lange die Vertriebenen Grundeigenthum in der Republik besitzen und dieß durch ihre Agenten verwalten lassen dürfen.

Ein guter Weg führt von Teutitlan, wo wir die Nacht im Hause des Gouverneurs sehr angenehm verbracht hatten, ins Thal hinab. Eine reiche Vegetation, Mimosen, Feigenarten, Aeonen u. s. w., über- und durchwachsen mit Ipomöen und andern schönblühenden Schlingpflanzen, umgibt den Weg. Allenthalben trifft man auf bebaute Felder. Die Gegend scheint hoher Cultur fähig. Bald erreicht man die Zuckerfederei Apotla, und ist nun wieder auf der großen Straße nach Oajaca.

Um den furchtbaren Teufels-Rückgrat zu vermeiden, nahmen wir heute unsern Weg über das Dorf Quiotepec, wo wir die Nacht blieben. Kurz vor dem unbedeutenden Orte durchfurtet man den Rio Grande, der während der Regenzeit sehr tief und so reißend wird, daß er selbst nicht mit Canoas zu passiren ist. Um diese Zeit dürfen deßhalb die Reisenden den „schwindelnden Pfad" über den Espinazo nicht scheuen. Jetzt war der Fluß ziemlich seicht. Die Anlegung einer guten Brücke wäre hier nicht schwierig, auch nicht sehr kostspielig.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 187.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

6 Julius 1838.

Die Engländer in Indien.

Die europäiſch-indiſche Periode.

Der Zerfall des Moghulreiches und die Trennung des großen Mahrattenſtaates in viele kleinere, nur loſe mit einander verknüpfte Bundesſtaaten führte die in Indien angeſiedelten Europäer erſt zum eigentlichen Landbeſitz. Als das Reich des Moghuls noch in voller Kraft beſtand, hatten ſie unterwürfig um Handelsprivilegien nachgeſucht; als aber die Provincialſtatthalter ſich um die Befehle des Kaiſers nichts mehr kümmerten, waren die Fremden mannichfachen Plackereien ausgeſetzt und mußten ſich mehr und mehr, anfangs in Vertheidigungsſtand ſetzen, dann in die innern Angelegenheiten der Provinzen, worin die Factoreien lagen, einmiſchen, und was anfänglich aus Noth geſchah, wurde endlich mit Abſicht aufgeſucht, weil man dem europäiſchen Feinde ſchaden und ihn verdrängen wollte. Im Anfang des 18ten Jahrhunderts hatten Engländer, Franzoſen und Holländer kleine Niederlaſſungen in Bengalen, die Engländer zu Calcutta, die Franzoſen zu Tſchandernagor, die Holländer zu Tſchinſura; außerdem beſaßen die Engländer Madras im Carnatic, die Franzoſen Pondichery und ſpäter noch Carical an demſelben Küſtenſtrich. Auf der Weſtküſte war Bombay die einzige Beſitzung der Engländer. Die Beſitzungen der übrigen europäiſchen Staaten, wie der Portugieſen zu Goa, und der Dänen, können hier nicht in Betracht kommen. So blieb es weſentlich bis gegen die Mitte des 18ten Jahrhunderts, wo England und Frankreich in Europa ſich bekriegten, und der Kampf auch nach Indien ſich ausdehnte.

Der Franzoſe Dupleix iſt der erſte Europäer *), welcher, durch langen Aufenthalt in Indien mit den dortigen Verhältniſſen vertraut und zugleich von einem unternehmenden Geiſte beſeelt, Plane faßte, deren Ausführung damals chimäriſch ſcheinen mußte, deren Möglichkeit aber der ſpätere Erfolg der Engländer zur Genüge beweiſt. Er kam im J. 1730 als Handelsvorſteher nach Tſchandernagor, deſſen Handel er eine vorher unbekannte Ausdehnung gab, und da er ſich auf ſeinem dortigen Poſten mit allen Verhältniſſen des Moghulhofes vertraut gemacht hatte, wurde er 12 Jahre ſpäter nach Pondichery berufen, um die Leitung der Angelegenheiten der franzöſiſch-oſtindiſchen Compagnie zu übernehmen. Damals ſtand ein Krieg zwiſchen England und Frankreich bevor, und Labourdonnais, Gouverneur von Isle-de-France, ſchlug der franzöſiſchen Regierung vor, eine Eſcadre in die indiſchen Meere zu ſenden, dort den Ausbruch der Feindſeligkeiten in Europa abzuwarten und dann ſogleich die engliſche Chinaflotte auf ihrer Rückkehr nach Europa wegzunehmen und über die engliſchen Niederlaſſungen auf dem feſten Lande in Indien herzufallen. Das Miniſterium billigte den Plan und ſchickte die Eſcadre ab, die ſchwachköpfigen Leiter der franzöſiſch-oſtindiſchen Compagnie aber, welche ſich mit der eiteln Hoffnung ſchmeichelten, daß die Handelscompagnien der beiden kriegführenden Nationen in Indien die Neutralität beobachten würden, und zugleich durch die Heimlichkeit, mit der die Abſendung der Flotte behandelt wurde, ſo wie durch die von ihnen ganz unabhängige Stellung Labourdonnais', ihre Eitelkeit verletzt fühlten, beſtürmten das Miniſterium, ſeine Eſcadre zurück zu rufen, was auch thörichter Weiſe geſchah. Der Erfolg war, daß nach Ausbruch des Kriegs faſt alle franzöſiſchen Handelsſchiffe im indiſchen Meere weggenommen wurden. Labourdonnais konnte dieß nicht verſchmerzen, ſammelte ohne Erlaubniß der Regierung eine kleine Flotte, welche aus einem Schiffe von 60 Kanonen und einigen bewaffneten Kauffahrern beſtand, ſchlug damit die engliſche Eſcadre, verjagte ſie von der Küſte von Coromandel, und nahm Madras, damals die Hauptniederlaſſung der Engländer. Dieß konnten ihm die Directoren der Compagnie, welche ihm früher durch ihre Intriguen den Oberbefehl über die Flotte entriſſen hatten, nicht verzeihen; ſie erweckten ihm tauſenderlei Hinderniſſe, wozu leider auch Dupleix die Hand bot, ſo daß Labourdonnais endlich, nachdem noch vollends ein Sturm ſeine Eſcadre zerſtreut hatte, voll Unwillen nach Europa zurückkehrte, wo man ihn wegen Unbotmäßigkeit ins Gefängniß warf. Wäre Labourdonnais von ſeiner Regierung kräftig unterſtützt worden, ſo hätten die Niederlaſſungen der Engländer in Indien damals ihr Ende erreicht; aber Labour-

*) Mit Ausnahme vielleicht von Sir Joſiah Child, der ſchon im Jahre 1686 Plane zur Erwerbung größern Landbeſitzes entwarf, aber ſcheiterte.

dannals war, wie Dupleix, in der Kenntniß der indischen Angelegenheiten zu sehr vor seiner Zeit und seinen Landsleuten voraus, und konnte sich den engherzigen Handelsansichten der französisch-ostindischen Compagnie nicht fügen.

Von diesem furchtbaren Gegner befreit, griffen die Engländer jetzt ihrerseits die Franzosen an und belagerten Pondichery, wo aber Dupleix seinen Fehler wieder gut machte und durch eine tapfere Vertheidigung die Engländer zum Rückzug nöthigte. Bald darauf machte ein Friede diesem ersten Kampfe der Engländer und Franzosen in Indien ein Ende, und Madras wurde den Engländern zurückgegeben. Aeußerlich somit war die Ruhe hergestellt, aber im Innern gingen die feindseligen Bestrebungen fort und ruhten von nun an nicht mehr, bis der eine Theil völlig ausgetrieben war.

Dupleix, welcher während seines Aufenthalts in Bengalen den Hof des Mogulkaisers hatte kennen lernen, und wußte, was mit Intriguen und Bestechungen zu gewinnen sey, bemühte sich die Subah oder Provinz von Delan, welche im J. 1748 erledigt worden war, einem seiner Schützlinge, einem Sohne des vorhergehenden Subahdar, zu verschaffen. Nach dreijährigen Bemühungen gelang es ihm, und ein kleines Corps Franzosen nebst einem indischen Heere führte den neuen Subahdar nach seiner Hauptstadt Aurungabad. Der damit beauftragte französische Agent, ein Hr. v. Bussy, that sein Möglichstes, ihn in seiner Herrschaft zu befestigen, wiewohl seine Unfähigkeit eine Menge Verlegenheiten herbeiführte. Dennoch gelang es; er herrschte ruhiger, als man nach den vorliegenden Umständen hätte erwarten sollen, denn die fortdauernden Einfälle der Mahratten und die Ernennung anderer Subahdars an die Stelle Salabat-Sings — so hieß der von Dupleix begünstigte Subahdar — waren Hindernisse, welche sich nur durch Geduld und Ausdauer besiegen ließen. Indeß leisteten die Franzosen diese Dienste nicht umsonst: nicht nur wurden die Gebiete um Pondichery und Carical bedeutend ausgedehnt, sondern sie ließen sich auch die Insel Scheringham abtreten, welche durch zwei Arme des Cavery gebildet wird, ein äußerst wichtiger Punkt, theils durch einen berühmten Tempel, welcher weit und breit die Pilger anzog, noch mehr aber durch den Einfluß, welchen es den Franzosen auf die umliegenden Länder, namentlich auf Tandschor (Tanjore) gab, dem sie das Wasser zur Ueberschwemmung der Reisfelder abschneiden konnten. Noch wichtiger war aber die Abtretung mehrerer großer Striche am Ausflusse des Krischna, wo sie Mazulipatam, Condavir, Elor, die Insel Divi (Diu)ꝛc. erhielten, so daß sie eine Strecke von mehrern hundert Lieues Seeküste besaßen. Dupleix, welcher sich in asiatischem Pompe gefiel, wurde mit der Würde eines Nabob dieser Provinzen bekleidet und gewann somit auch noch den Vortheil, daß er jetzt mit Personen, welche er vorher um Schutz angehen mußte, auf einem Fuße der Gleichheit unterhandeln konnte. Der Traum seiner Größe fängt an sich zu verwirklichen, ein Traum, welcher auf nichts Geringeres hinauslief, als sich von den Portugiesen Goa abtreten zu lassen und dann sich des ganzen Dreiecks zwischen Goa, Mazulipatam und dem Cap Comorin zu bemächtigen. So übertrieben dieser Plan scheint, so lag er durchaus nicht jenseits der Gränzen der Möglichkeit, wenn man erwägt, daß die Franzosen durch den in ihren Händen befindlichen Subahdar von Dekan schon den bedeutendsten Einfluß auf die Verwaltung von drei Vierteln dieses ungeheuren Landes ausübten und die Mündungen zweier seiner größten Flüsse beherrschten. Aber die Zeit war für solche Plane noch nicht reif,*) denn in Europa ließ man sich von solchen Dingen und ihrer Möglichkeit nichts träumen, und eine Nebensache in dem großen Entwurfe machte Alles zu nichte.

Dupleix hatte, um in der Nähe von Pondichery und Carical auf Unterstützung zählen zu können, einem gewissen Tschanda-Sahib zur Würde eines Nabob von Carnatic verholfen, der Gouverneur von Madras aber, ein gewisser Saunders, scheint die Plane der Franzosen wohl durchschaut zu haben, und stellte einen Gegen-Nabob in der Person des Mohammed-Ali auf, unter deren beiden Namen sich Engländer und Franzosen bekämpften. Diese Fehde weckte Besorgnisse in Europa, ein Vergleich wurde abgeschlossen im J. 1755 und Dupleix zugleich abgerufen. Clive war es, welcher durch seinen Muth und Feldherrngeist die Entwürfe der Franzosen vereitelt hatte: er wurde von seinen Vorgesetzten mit Dank und Lobeserhebungen überschüttet, während Dupleix mit Undank behandelt wurde; die Zeit sollte aber kommen, wo die französische Regierung die Wichtigkeit ihrer Stellung in Indien besser würdigen lernte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Feldzug der Carlisten im vorigen Jahre.

L. Von der Schlacht bei Huesca bis vor der Schlacht gegen Burens.

(Schluß.)

Der bergige Theil von Südaragonien, dessen Hauptschutz in der Rauhheit und Armuth des Landes liegt, war seit dem Anfang seines Aufstandes die Hauptveste Cabrera's gewesen. Gleich den meisten andern carlistischen Führern traute er klüglich mehr auf die natürliche Stärke des Landes als auf steinerne Mauern und Festungen, und hatte keinen Ort mit einer Besatzung versehen, außer Cantavieja, wo er seine Spitäler, seine Gießerei und seine Waffen- und Schießpulverfabriken angelegt hatte, und selbst Cantavieja, eine Stadt von unbedeutender Größe, verdankt ihre Festigkeit weit weniger den Befestigungsbauten, als der Undurchdringlichkeit des umliegenden Landes. Auf drei Seiten ruhen seine Mauern auf hohen perpendiculären Felsen, auf der vierten aber bietet ein weites Plateau alle Bequemlichkeit dar, die Stadt zu belagern, vorausgesetzt, daß die Belagerer ihre Artillerie durch die nächsten sechs Leguas durchbringen können, wo Defileen, Abgründe und Guerillas das Vordringen mit jedem Schritte erschweren. Durch seine Lage außer Stand, Hülfe von außenher zu erhalten, sah er

*) Man hatte von Seite des Subahdar von Dekan Dupleix die Stelle eines Nabob von Carnatic angeboten, aber die Directoren der Compagnie wollten nicht in die Annahme willigen, obgleich dadurch mit Einemmale das Uebergewicht der Franzosen auf der ganzen Küste von Coromandel entschieden worden wäre.

Digitized by Google

sich auf die prekären Hülfsmittel beschränkt, die er von seinen Feinden erobern oder erkaufen konnte, denn die christinischen Behörden verkauften nicht selten im ächten Handelsgeiste zu wohlfeilem Preise die Waffen und Munition, die sie noch wohlfeiler von England erhalten hatten. Aber die Eifersucht desjenigen Theils der luchsäugigen Städtebevölkerung, welcher bei dem Handel nichts gewann, und das Mißtrauen der contrahirenden Theile ließen den Handel nicht so blühend werden, als man es gegenseitig wünschte. Cabrera litt daher fast immer Mangel an Pulver, wovon seine Soldaten wie alle unregelmäßigen Truppen eine bedeutende Menge verbrauchten, und der Mangel an Patronen war nie größer, als in dem Zeitpunkte, wo die königliche Armee, die ganz von diesem nothwendigen Artikel entblößt war, ihre Vereinigung mit ihm bewerkstelligte. Er hatte zwar einige Salpeterladungen erhalten, obwohl aber alle Arbeiter zu Cantavieja geschäftig waren, sie in Pulver zu verwandeln, so waren doch die königlichen Divisionen so sehr von von Munition entblößt, daß es unmöglich war, thätige Operationen zu beginnen, ehe man sich nicht diese verschafft hatte. Cabreras ganze Artillerie bestand aus einigen schweren Kanonen, aber in der kurz zuvor errichteten Gießerei versuchte er es, einige Feldgeschütze gießen zu lassen, deren Mangel die Expedition schon so schmerzlich gefühlt hatte. Inzwischen wurde ein Versuch gegen die Stadt Valencia gemacht, die von den Christinos in sehr ungenügendem Vertheidigungszustande gelassen war, aber die portugiesische Legion wurde zu Barcelona an Bord einiger englischer Dampfboote eingeschifft und landete bei Valencia, ehe die Carlisten die Stadt erreichten, während Oraa mit einer Armee von 15,000 Mann zu Lande heranrückte, und die Carlisten bei Chivas überfiel, wohin sie sich nach dem Mißlingen ihres Coup de Main zurückgezogen hatten. Einige ganze Compagnien von einem Bataillon, dessen Soldaten in dem unten liegenden Dorfe einquartirt ihre Gewehre reinigten, wurden entweder gefangen genommen oder niedergehauen, der Rest der Armee aber war bald auf den Höhen in Schlachtordnung aufmarschirt, wo sie von Oraa mit der größten Entschlossenheit angegriffen wurde. Obgleich genöthigt ihre Munition zu sparen, wurden die von den Royalisten besetzten Stellungen doch mehrere Stunden lang mit ungemeiner Hartnäckigkeit vertheidigt, worauf sie sich mit der größten Kaltblütigkeit und Ordnung auf die nächsten Höhen, von denen die eben verlassenen beherrscht wurden, zurückzogen. Hier fing dasselbe Spiel von vorne an, und so vertheidigten sie sich, allmählich zurück eichend, so tapfer, daß Oraa seinen Angriff, so wie auch die Verfolgung aufgab.

Das carlistische Hauptquartier zog sich jetzt in die Nähe von Cantavieja zurück, wo es leichter war, einem Gefechte auszuweichen, bis Zufuhr und Artillerie in Bereitschaft seyn würden. Um diesen Zweck desto leichter zu erreichen, und die Schwierigkeit zu beseitigen, eine wenn auch nur kleine Armee in einem so unfruchtbaren und rauhen Lande zu ernähren, blieben nur zwei Divisionen bei dem Könige. Cabrera besetzte, um eine Diversion zu machen, die Gränzen von Valencia und Aragon; Sanz mit den Navarresen marschirte nach der Seeküste um Castellon de la Plana, wo er Pferde- und Mundvorräthe zusammenbrachte; Quilez mit den Aragonesen wurde nach einer andern Richtung ausgeschickt, und die sämmtliche Armee nach den reichen Ebenen, südlich von Saragossa, wo, wie man hoffte, der Reichthum an Fourrage und die Ebenheit des Landes zur Verbesserung ihrer Lage bedeutend beitragen würden. Oraa rückte vor, und unterhielt sich damit, Don Carlos und seine zwei Divisionen zu verfolgen, welche fortwährend vor ihm flohen, aber stets in einem Cirkel, wie im Anfang des Kriegs in den baskischen Provinzen geschehen war. Bei einer Gelegenheit war er in der That nahe daran, ihn bei Mirambelle zu fangen; Don Carlos war von seinem Führer, der die Richtung, nach der man gehen wollte, mißverstanden hatte, gerade auf den Feind zugeführt worden, und der Irrthum wurde erst entdeckt, als man nur noch eine Viertelstunde von den Christinos entfernt war. Die Annäherung Espartero's, welcher mit 18,000 Mann zu Daroca seyn sollte, verursachte die größte Bestürzung, da man vor 10 oder 14 Tagen unmöglich die Munition, Schuhe ꝛc. in Bereitschaft setzen konnte, welche unerläßlich waren, um die Armee in schlagfertigen Stand zu setzen; inzwischen konnte durch eine solche Truppenmacht Cantavieja und alle seine Magazine genommen, und die Stellung des Königs höchst verzweifelt werden. Zum Glück wurde in diesem Augenblick Espartero zu einer rückgängigen Bewegung nach der Hauptstadt gezwungen durch das rasche Vordringen Zariategui's, der mit einer zweiten Expedition die Provinzen verlassen hatte, und zwischen dem Ebro und Madrid Alles vor sich hertrieb; die Divisionen oder vielmehr Brigaden von Quilez und Sanz wurden einberufen, mehrere Hundert Nachzügler aus Catalonien nebst einigen Recruten waren wieder zur Provincialarmee gestoßen; diese betrug achttausend Mann, und marschirte in so vortrefflicher Ordnung, daß Oraa sich zu schwach fühlte, sie in den Bergen anzugreifen, und da er anfing Hunger zu leiden, zog er sich nach Daroca zurück, und theilte seine Streitmacht in zwei Divisionen, von denen die eine unter Burens stand, die aber beide zur Beobachtung der Carlisten stehen blieben.

Als die Austheilung von Schuhen und Patronen geschehen, und die Expeditionsarmee vier kleine Feldstücke erhalten hatte, die zwar sehr gut gegossen, aber, da sie nur Vierpfünder waren, wenig Dienste versprachen, marschirte sie nach den reichen Ebenen von Carinena und machte bei Villar de los Navarros, einem kleinen Dorfe an den Gränzen des ebenen und bergigen Landes, Halt. Moreno fand hier, daß Burens in der Ebene stand, und Oraa, welcher Daroca auf seiner Linken besetzt hielt, ihm augenblicklich in den Rücken fallen würde, sobald er vorrücke; da er aber nicht vorrückte, beschloß Burens, ihn anzugreifen, und schickte eine Botschaft an Oraa, damit dieser von der entgegengesetzten Seite zugleich vorrücke und sie ihre Vereinigung vor dem Feinde bewerkstelligen möchten. Der Ueberbringer wurde aber in dem Dorfe Herrera aufgefangen, die Depesche bei ihm gefunden, und wenige Stunden später begann Burens, der von diesem Unfall nichts wußte, seinen Marsch und kam nach Herrera, das etwa eine Legua von Villar de los Navarros, am Ende einer breiten, unebenen Fläche zwischen diesen beiden Orten

Digitized by Google

liegt. Da Moreno aus der Unthätigkeit Oraa's schloß, daß keine zweite Botschaft an ihn gelangt sey, schickte er die alavesische Division unter Sopelana auf die Straße, welche längs dem Ufer des Flusses Almonacid von Carinena nach Daroca führt und ließ längs demselben Reiterabtheilungen aufstellen, um augenblicklich Nachricht von jeder Bewegung zu erhalten, damit die Carlistische Armee Zeit habe, sich zurückzuziehen. Nach diesen Vorsichtsmaaßregeln rüstete sich Moreno zur Schlacht gegen Burens.

Aufgefundenes Mastodon-Skelett in Frankreich.

Hr. Lartet fand zu Gers fast die Hälfte des Skeletts eines schmal gezähnten Mastodons, das sehr gut erhalten war. Die Hälfte der untern Kinnlade zeigt deutlich die Lücke eines starken Schneidezahns, von welchem auch ein Bruchstück aufgefunden wurde. Das Vorhandenseyn von Schneidezähnen in dem Mastodon angustidens stimmt mit der Beobachtung Cuviers nicht überein, und es wird ein Gegenstand der Erörterung werden, ob eine neue Species anzunehmen ist, oder ob diese Anomalie in einem Geschlechtsunterschiede liegt.

Chronik der Reisen.

Mühlenpfordts Reisen in Mexico.

Rückkehr von der Hauptstadt nach Oajaca.

(Fortsetzung.)

In dem einzigen Haus, in welchem man zu Quiotepec logiren kann, im Curato, trafen wir eine Gesellschaft vor uns angekommener reisender Damen. Sie hatten die „sala“ *) eingenommen, waren indeß gefällig genug, uns zu erlauben, im Nebenzimmer zu schlafen. Meine beiden Gefährten schlugen ihre Betten lieber unter zwei großen Bäumen vor der Thüre des Hauses auf; ich aber, der ich den Nachtthau fürchtete, hing meine Hängematte im Nebenzimmer auf, wo ich denn von einer Art kriechendem Ungeziefers, Tataje genannt, jämmerlich zerstochen wurde. Dieß Thier hält sich in der „Tierra Caliente“ gemeiniglich in Menge im Staube des weder gedielten noch gepflasterten Fußbodens der Hütten auf. Sein Stich schmerzt anfangs nicht, schwillt aber am folgenden Tage zu einer Pustel an, die große blaue und braune Räuber bekommt, und ein entsetzliches Jucken verursacht. Das beste Heilmittel ist, Citronensaft und Salz auf die Pusteln gelegt.

Wir verließen Quiotepec früh um fünf Uhr. Nachdem man zunächst den Rio Grande und dann zu verschiedenen Malen den Gebirgsfluß Arrollo de Quiotepec durchfurtet hat, steigt der sehr steinige und schlechte Weg eine Anhöhe hinan, und leitet dann die Rücken einer Hügelreihe hinan, Cuesta de Cuicatlan genannt, bis er sich später wieder steil zu dem Dorfe Cuicatlan hinabwindet, welches im Thale des Rio Grande, fünf Leguas von Quiotepec, unmittelbar am Fuße der „Cuesta“ liegt. Diese Hügel hängen im Osten mit den hohen Gebirgen von Copula zusammen, während ihr Fuß im Westen vom Rio Grande umspült wird. Unser heutiger Ritt über sie hin in der Frische des Morgens war sehr angenehm. Kühlend umspielte uns ein leises Morgenlüftchen, und trug auf seinen Fittigen den würzigen Duft der in voller Blüthe prangenden Akazien, Mimosen, Jasminen, Plumierien und Agaven zu uns herüber, welche hier allenthalben den Weg umgrünten. An verschiedenen Stellen öffnen sich dem Blicke herrliche Aussichten über das Thal des Rio Grande hin auf die an seinen Ufern liegenden lachenden Zuckerrohr- und Maisfelder von Guendolein und Los Ovos. Hoch im Westen dräut der Felsenrücken des Espinazo del Diablo.

Jenseits des eine Legua von Cuicatlan entfernten kleinen Dorfes San Pedro Chicozapote, so genannt von den vielen uralten Stämmen der angenehmen Frucht Zapote Chicozapote, deren weitgebreitete blätterreiche Zweige seine Rohrhütten überschatten, durchritten wir abermals das Bett des Rio Grande. Dann zieht sich der Weg rechts an dem Abhang einer Hügelkette hinan, wo er an einer Stelle fast über den tief unten wirbelnden Fluthen des Flusses hängt. Bald erreicht man die breite Straße nach Guendolein; im raschen Trabe geht es weiter, das Thal entlang, die Ranchos vorüber. Man gelangt zum Rio Cuellas, reitet etwa eine Stunde sein steiniges Bett entlang, einige steile Felsen vorüber, und ist in Dondominguillo. Hier bezogen wir für diese Nacht wieder unser altes Logis im Curato.

Am Abend spät empfingen wir von den nach uns angelangten, in einem Privathause logirenden Damen von gestern eine ziemlich sonderbare Botschaft. Sie ließen uns nämlich ersuchen, ihnen etwas von unserem Abendessen abzulassen, da sie durchaus nichts bekommen könnten, indem, wie man ihnen gesagt, wir Alles, was im Dorfe zu haben gewesen, bereits für uns genommen; auch beklage sich die eine von ihnen, Madame Mimiaga, gewaltig, daß wir heute Morgen in einem Rancho am Weg alle Milch weggekauft und sogar getrunken hätten, da sie sich doch schon seit gestern darauf gefreut, in demselben Rancho Milch zu trinken. In Antwort ließen wir den Damen neben unserem ganz gehorsamen Respect vermelden, daß wir zwar selbst nur drei Hühnlein und eine Schüssel voll Frijoles zum Abendessen für unsere acht Mann starke Reisegesellschaft besäßen, daß es uns aber dessen ungeachtet äußerst angenehm seyn werde, wenn die Damen uns mit ihrer Theilnahme daran beehren, und das frugale Mahl durch ihre angenehme Gegenwart uns würzen wollten, nur müßten wir gehorsamst ersuchen, keine Bedienten, weder weibliche noch männliche, mitzubringen. Was die getrunkene Milch betreffe, so habe es damit leider allerdings seine Richtigkeit, und bedauerten wir nur, daß Madame Mimiaga uns nicht gestern ihren Wunsch, Milch im Rancho zu trinken, kund gethan, wir würden dann unserem Gelüste gewiß pflichtschuldigst den Kappzaum angelegt haben. Nach diesem hörten wir nichts weiter von den reisenden Schönen, die übrigens zu den ersten Familien in Oajaca gehörten, und sahen, da sie am folgenden Morgen einen andern Weg nahmen als wir, auch nichts mehr von ihnen. „Ha visto Vd mas impudencia!“ rief Heredia, als der Abgesandte der Damen fort war, und setzte verächtlich hinzu: „Pero — ya se vé — son Oajaqueñas pues!“ *) Madame Mimiaga aber war keine „Oajaqueña,“ sondern eine geborne Französin.

(Schluß folgt.)

*) Das größte Zimmer eines Hauses oder einer Hütte heißt hier stets „La sala,“ der Saal.

*) Haben Sie größere Unverschämtheit gesehen? — Aber — was wollen Sie — es sind Oajaquenerinnen — pues! — (Die Bewohner von Oajaca gebrauchen das Wörtchen „pues“ (nun, weil, denn) so häufig und oft so sonderbar, daß die übrigen Mexicaner es deßhalb zum Spottnamen jener gemacht haben.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 188.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Julius 1838.

Briefe aus Ungarn.

(Von J. G. Eisner.)

Zweiter Brief.

Kremnitz. Weltbekannt ist diese an sich kleine Stadt, und wäre sie es auch für Viele nur wegen der hier geprägten Ducaten. Die Schätze, welche die Natur in andern, und zwar in den fruchtbaren Theilen von Ungarn auf die Erde hingestreut hat, die hat sie hier den Berggeistern zu bewachen anvertraut, mit denen sich der Mensch in ein Bündniß setzt und großen Gewinn macht. Von Bergen umgeben, welche jene Schätze in sich schließen, liegt das freundliche Kremnitz. Der Mehrtheil seiner Bevölkerung, so wie der in den umliegenden Dörfern besteht aus Deutschen, die vor Jahrhunderten des Bergbaues wegen hieher wanderten und sich niederließen. Sie nähren sich mühsam, und von den Ducaten, für welche sie das Gold mit Anstrengung und Gefahr aus den Bergen holen, verirrt sich nur sehr selten einer in ihre Taschen. Ihre Sprache ist eine so eigenthümlich gebildete Mundart, daß man große Mühe hat, sie zu verstehen. Den Erzgebirgischen und Mannsfeldischen Dialekt aber glaubte ich in demselben herauszuhören, obgleich er sehr verändert und corrumpirt klingt. Sie haben mitunter auch slavische Wörter in ihre Sprache aufgenommen. Gutmüthigkeit und Gradheit, so ward mir mehrfach versichert, haben sie, ihrem alten Deutschthum Ehre machend, treu bewahrt.

Ehe ich, meiner Gewohnheit gemäß, eine Höhe bei der Stadt bestieg, besah ich erst mehrere Wasch- und Schmelzwerke. Hunderte von Arbeitern, insbesondere Kinder, sind hier beschäftigt. Es ist interessant, zu sehen, wie man das an den minder aufwärts stehenden Poch- und Waschwerken entschlüpfte Gold weiter unten immer wieder auffängt und aus dem Schlamme zu gewinnen bemüht ist.

Von dem Dorf Berg an, welches seinen Namen mit der That führt, beginnen die Pochwerke, neben denen überall Erzwäschereien sind. Nachdem nämlich in den ersten die Erze zu Staube zermalmt sind, kommen sie auf diese, und werden ausgewaschen, der Schlamm wird durch das Wasser vom Metall entfernt. Das dabei beobachtete technische Verfahren ist bekannt genug, so daß es überflüssig seyn würde, es hier zu beschreiben. Bei diesem Waschen aber schwimmen mit dem Schlamme eine Menge feine Metallkörnchen fort. Um diese nicht verloren gehen zu lassen, wird das Wasser durch kleine Weiher geleitet, in welchen sich der Schlamm sammt dem Metall ablagert. Beides wird aufs Neue, vermittelst durchgelassenen Wassers, auf die unterhalb der Weiher angebrachten Waschwerke geleitet, und da das zurückbleibende Metall gewonnen. Dieß wird bis unterhalb Kremnitz einigemal wiederholt. Und dennoch bleibt das abfließende schlammige Wasser immer noch mit Metall, vorzüglich Goldstäubchen, geschwängert. Um auch diese zu gewinnen, leitet man es über Wiesen und Aenger, wo jene Stäubchen sammt dem Schlamme sich ablagern. Auf dergleichen Plätze wird alsdann völlig bergmännisch gemuthet, d. h. wer die Auswaschung des abgelagerten Schlamms betreiben will, der muß beim Bergwerke einkommen, und sich von diesem sein Revier genau ausmessen und bestimmen lassen. Was er alsdann beim Waschen gewinnt, das muß er, bei Vermeidung gesetzlicher Strafe ans Aerar, d. i. hier ans Bergamt, gegen eine bestimmte Taxe abliefern. Man sollte freilich meinen, es könne dabei kaum ein mäßiger Arbeitslohn herauskommen, und dennoch befinden sich die Unternehmer nicht übel bei diesem Betriebe.

Die um Kremnitz herumliegenden Bergwerke liefern fortwährend reiche Erze, und erst ganz neuerlich hat sich eine Grube, irre ich nicht, so ist es die Margaretha, als ganz besonders gesegnet gezeigt. Sachkundige behaupten, daß dieser Reichthum auf ferne Zeiten hinaus unerschöpflich sey. Einen großen Vortheil bei der Gewinnung der Metalle aus den Erzen gewährt das stets aushaltende Wasser, welches man beim Betriebe des Pochens, Waschens und Schmelzens bedarf. Selbst in dem trockenen Jahre von 1834 bemerkte man keinen Mangel daran. Dazu kommt noch der starke Fall, den dieß Wasser hat, wodurch seine Kraft so sehr vermehrt wird. Dieser Fall beträgt vom obersten Pochwerke bis zur untersten Wäsche gegen 600 Fuß.

Der Arbeitslohn der hier angestellten Leute ist verschieden, und geht von 15 kr. Conv. M. herab bis auf 3 kr. Letzteren erhalten kleine, kaum acht Jahr alte Kinder, welche in den Wäschereien arbeiten.

Digitized by Google

Welch ein Leben und Treiben in diesem ganzen Reviere herrsche, das kann man sich leicht denken, wenn man hört, daß ein Paar Tausend Menschen in den Bergwerken, den Poch- und Waschwerken und in der Münze angestellt sind.

Das Münzgebäude ist in der Stadt. Sechs Prägstöcke sind im Stande, wovon aber bei meiner Anwesenheit nur zwei beschäftigt waren, die eben Zwanzigkreuzerstücke prägten. Der eine lieferte binnen einer Stunde 1200 und der andere 1500 Stück, in Summa wurden also in dieser Zeit 900 fl. C. M. fertig. Das reine und scharfe Gepräge sämmtlicher kaiserl. östr. Münzen ist bekannt, und unter diesen zeichnen sich die Kremnitzer noch aus. Das Marienbild auf der einen, so wie das Bildniß des Kaisers auf der andern Seite, zeigen in Contour und Correctheit eine Vollkommenheit, die man bewundern muß. Ehe die Münzen zur Ablieferung oder zur Ausgabe zurück gelegt werden, sieht man sie alle genau durch, und es wird jede, an welcher das Gepräge nur einigermaßen mangelhaft ist, zurückgeworfen, um umgeschmolzen zu werden.

Wenn man die Arbeiter bei der Münze mit den Gold- und Silberstücken wie mit Scherben umgehen sieht, und dabei ihr im Ganzen ärmliches Aussehen betrachtet, so kann man sich des Gedankens kaum erwehren, daß sie die Lust anwandeln müsse, zuweilen ein Stück in ihre Taschen schlüpfen zu lassen. Davon soll aber seit langer Zeit kein Beispiel vorgekommen seyn. Denn sie üben die strengste Aufsicht unter einander, weil Alles, was unter ihre Hände kommt, ihnen zugezählt und zugewogen wird, folglich jeder, auch der mindeste Unterschleif alsbald entdeckt werden würde, wofür sie denn sammt und sonders haften müssen.

Bei Kremnitz darf ich das zwei Stunden entfernte und der Stadt gehörige Bad Stuben nicht übergehen. Es enthält vier Bassins, in denen die Quellen die Temperatur von 15 bis 28 Grad Réaumur haben. Zwei dieser Bassins, wovon das eine den höchsten, das andere den niedrigsten Wärmegrad hat, sind für die gewöhnlichen Badegäste, die andern beiden für die Armen und für die Juden bestimmt. Trotz der ungarischen Freiheit und Liberalität, und trotz dem, daß die Juden in diesem Lande sich gut nähren, sind sie dennoch sehr zurückgesetzt, und besonders beim Volke der Verachtung Preis gegeben. Was den Badestuben als Anlockung für Fremde fehlt, das sind angelegte Spaziergänge, und eine im Ganzen schönere Umgebung. Denn so romantisch auch das ferne Gebirge im Osten daliegt, so ist doch die nahe Umgebung kahl und einförmig.

Die Engländer in Indien.

Die europäisch-indische Periode.

(Fortsetzung.)

Während so die Plane der Franzosen scheiterten, geriethen die Engländer mit dem Nabob von Bengalen in einen Streit, der damit endete, sie zu Herren von Bengalen zu machen. So lange die Mogulkaiser stark blieben, waren die Nabobs und Subahdars schwach, und wurden sehr oft gewechselt, weßhalb man sich gegen sie Manches herausnahm. So hatte sich auch in Calcutta die Gewohnheit gebildet, Verbrecher, die vor der Rache des Nabob flohen, aufzunehmen, und sich diese Aufnahme bezahlen zu lassen. Dieß machte sich ein Beamter des Nabob, der bedeutende Summen unterschlagen hatte, zu Nutzen, die Sache erregte aber dermaßen den Zorn des Nabob, daß er die englischen Etablissements und auch Calcutta überfiel, und in diesem letzten Orte die gefangenen Engländer fast alle in der bekannten „schwarzen Höhle" (black hole) umkommen ließ. Auf die Nachricht hievon lief eine Eskadre unter Admiral Watson von Madras aus, und hatte Landungstruppen unter Clive an Bord. Dieser Expedition gelang es nicht nur Fort William *) wieder zu nehmen, sondern auch die Truppen des Nabob zu schlagen, so daß derselbe kaum einen Monat nach Eröffnung der Feindseligkeit (6 Febr. 1757) sich zu einem Vertrag bewogen sah, der nicht nur alle Privilegien der Engländer bestätigte und Rückgabe der Niederlassungen zu Calcutta, Cossimbazar und Dacca versprach, sondern sie erhielten auch Erlaubniß, Calcutta selbst zu befestigen und daselbst eine Münze zu errichten.

Dieß war der Anfang der Verwicklungen, welche die Engländer binnen wenigen Jahren zum Besitze von Bengalen und Orissa führten. Clive argwöhnte, die Franzosen zu Tschandernagor möchten wohl den Nabob Seradsche ed Daulah, zu Feindseligkeiten gegen die Engländer aufgemuntert haben, marschirte gegen dieselben und nahm Tschandernagor gleich in dem darauf folgenden Monat ein (23 März 1757.) Da inzwischen das Benehmen des Nabobs fortdauernd Verdacht einflößte, so wurde eine gegen denselben angesponnene Verschwörung unterstützt; Clive marschirte gegen ihn, schlug seine Truppen (23 Jun. 1757) bei Plassey und setzte Mir Dschafer (gewöhnlich Jaffier geschrieben) auf den Thron. Natürlich war die Mühe nicht umsonst, denn Dschafer hatte sich schon zuvor anheischig gemacht, der Compagnie angeblich für die Verluste bei der Einnahme Calcutta's 10 Mill. Rupien zu zahlen, die dortigen englischen Einwohner noch besonders zu entschädigen, und das Land von Calcutta südlich bis Calpi (Gulpee auf der Karte) an der Mündung des Hughly den Engländern abzutreten.

Von jetzt an blieb fast zwei Jahre Ruhe in Bengalen. Die Franzosen aber rasteten nicht. Law, der gewesene Gouverneur von Tschandernagor, hatte sich nach Delhi begeben, und, wahrscheinlich weil er den alten Kaiser selbst zu keinen thätigen Maaßregeln mehr bewegen konnte, den schwachköpfigen Schahzade (Königssohn) den nachherigen Schah Allum, zu einem Zuge gegen den Dschafer, Subahdar von Bengalen und Behar, d. h. gegen die Engländer bewogen. Clive aber schlug ihn zurück und marschirte sodann gegen die Holländer in Tschinsurah, die ihre europäischen Truppen bedeutend vermehrt hatten, wahrscheinlich, um im Einverständniß mit dem Franzosen Law sich der Uebermacht der Engländer zu widersetzen. Sie wurden zu Land und zu Wasser geschlagen, und mußten sich völlig dem Willen der Engländer fügen.

---

*) In geringer Entfernung unter Calcutta am Hughly.

Digitized by Google

Indeß lieferte Mir Dschafer das erste Beispiel, das jetzt von so vielen indischen Fürsten gegeben wird: durch die Macht der Engländer auf den Thron erhoben und darauf erhalten, kümmerte er sich um die Verwaltung nichts, die gänzlich in Unordnung kam, während zugleich die Truppen nicht bezahlt wurden. Der Rath von Calcutta fand deßhalb nöthig ihn zu entthronen, und seinen Schwiegersohn Cassim Ali Khan zum Subahdar zu erheben,*) natürlich wieder nicht ohne große Entschädigung: nicht nur wurde derselbe Vertrag wie mit Dschafer stipulirt, so wie die Bezahlung der von dem letztern noch schuldigen Summen, sondern man erwarb auch (im Umkreis um Calcutta her) die Länder von Burdwan, Midnapur und Dschittagong (Chittagong) auf dem östlichen Ufer des Golfs von Bengalen. Außer diesen Vortheilen wurden in dem Bericht an die Directoren der Compagnie noch mehrere andere Punkte aufgezählt, und dann hinzugesetzt: „wir können jetzt noch nicht in die Details der ungeheuren Vortheile dieser Concessionen eingehen." Wohin diese Bewilligungen führten, werden wir sogleich sehen.

Der Schahzade war im December des Jahres 1760 abermals gegen die Provinz Behar anzerückt, und die Engländer, welche diese, so wie Bengalen selbst, bereits als ihr Eigenthum ansahen, marschirten ihm entgegen und schlugen ihn am 15 Jan. 1761 gänzlich, wobei Law mit seiner Abtheilung Franzosen und seinen Kanonen gefangen genommen wurde. Wie sehr Law die Seele dieses Unternehmens gewesen war, ergibt sich aus dem Umstand, daß der Schahzade, als kurz darauf sein Vater ermordet worden war, sich sogleich an die Engländer wandte, um durch ihre Hülfe auf den Thron gesetzt zu werden, wofür er ihnen die Belehnung mit ganz Bengalen versprach. Bis nach Delhi wollten sich aber die Engländer noch nicht wagen, der Nabob von Audh (Oude) jedoch, dessen Gebiet von der Gränze von Behar bis nahe an Delhi reichte, erbot sich ihn dahin zu führen, und wurde zu diesem Ende zu seinem Vezier ernannt, d. h. Schah Allum gab sich als Werkzeug in seine Hände. Die Engländer glaubten hierin keine Gefahr zu sehen und vermochten ihn selbst dazu.

Indeß waren sehr ernste Streitigkeiten mit dem von ihnen selbst ernannten Subahdar von Bengalen und Behar, Cassim Ali, eingetreten: die englischen Beamten hatten ihre Stellung mißbraucht, den Einwohnern des Landes Waaren zu einem Spottpreis abgenöthigt, keine Zölle bezahlt, kurz sich Eingriffe jeder Art gestattet. Diese Bedrückungen waren es vermuthlich, welche das bittere Gefühl der Abhängigkeit von den Engländern in Zorn umwandelten und schnell einen Bruch herbeiführten, ohne daß man nöthig hätte, nach dem Bericht des Rathes in Calcutta anzunehmen, „daß geschäftige Personen eine feindselige Gesinnung zwischen ihnen und dem Subahdar, Cassim Ali, zu nähren bemüht seyen." Der Rath in Calcutta hatte nicht umhin gekonnt, das Verfahren der Compagniebeamten hinsichtlich des innern Handels zu mißbilligen, und darauf hin hatten die Beamten des Subahdar, freilich ihrerseits vielleicht auch wieder etwas zu gewaltthätig, sich den Willkürlichkeiten der Compagniebeamten widersetzt. Auf die Klagen der Compagnie antwortete Cassim Ali mit der Forderung, daß die Compagnietruppen von Patna (an der Westgränze seines Gebiets) wo sie noch von der Expedition gegen den Schahzade her standen, und jetzt ihn, den Subahdar, beaufsichtigten, zurückgezogen werden sollten. Dieß ward verweigert, und der Kampf begann mit einer Blutgierde, welche hinreichend beweist, welche Erbitterung im Herzen Cassim Ali's kochte. Die Gesandtschaft, die an ihn abgeschickt worden war, ließ er auf dem Rückweg überfallen und zum Theil ermorden; die Engländer in Patna suchten sich der Stadt zu bemächtigen, wurden aber überwältigt, gefangen, und als die Truppen des Subahdar nach ungewöhnlich hitzigem Widerstand (am 3 Aug. 1763) geschlagen worden waren, sämmtlich niedergemetzelt. Die Engländer waren inzwischen beschäftigt, die Festungen des Subahdar's zu nehmen und zogen erst am Ende Octobers gegen Patna, das sie am 6 Nov. mit Sturm nahmen. Cassim floh, und die Engländer erhoben, wie zum Spotte, den alten Dschafer noch einmal zum Subahdar.

Inzwischen zog der Vezier von Audh angeblich zur Unterstützung der Compagnie heran, und führte den schwachen Kaiser Schah Allum mit sich. Cassim floh zu ihm, wurde gut aufgenommen, die Engländer aber verlangten seine Auslieferung, die der stolze Schudscha-ed-Daulah nicht gewähren wollte, worauf alsbald auch mit ihm der Kampf begann und er am 23 Oct. 1764 gänzlich geschlagen wurde; er floh, ließ sein Land, die Provinz, (das nachherige Königreich) Audh, im Stich, und entwich zu den Rohillas, d. h. zu den östlichen Afghanen. Schah Allum erhielt die eigentlich durch Erbrecht ihm gehörige, aber nie besessene Provinz, mußte jedoch, um für die Kriegskosten zu entschädigen, alles Land bis nach Benares abtreten.

Kurz darauf starb der alte Mir Dschafer, das unglückliche Werk- und Spielzeug der Engländer. Sie setzten seinen ältesten Sohn Nazim-ed-Daulah als Subahdar ein. Ihm wurde ohne Umschweife angedeutet, daß er nur unter dem Einfluß und der Autorität der Compagnie regiere, und daß ihrer Gewalt die seinige untergeordnet sey, zu welchem Ende ihm untersagt wurde, Truppen zum Schutze der Provinz zu halten, und Europäer in Dienst zu nehmen. Man bemerkte ihm, daß Mir Dschafer durch die Truppen der Compagnie und ihren Einfluß allein zum Subahdar erhoben worden sey, und der Rath von Calcutta daher weder ihm noch seiner Familie ein Erb- oder Ernennungsrecht zuerkennen könne, das nicht von ihm ausgehe und bestätigt sey. Die alte Herrschaft war somit gestürzt und die europäische an ihre Stelle getreten.

So erfüllte sich, was der Rath zu Calcutta schon im December 1763 bei Gelegenheit neuer Klagen des alten Mir Dschafer an die Directoren geschrieben: „Das bestehende System ist der Art, daß nur mit großer Mühe mit irgend einem Nabob Freundschaft erhalten werden kann; unsere Verbindungen im

*) Diese Erhebungen zum Subahdar geschahen auf eine eigenthümliche Weise. Da das Volk in den weiten Provinzen des Mogulreichs noch eine religiöse Verehrung für den Namen des Padischah hatte, wenn gleich seine Macht gesunken war, so wurde von dem Usurpator einer Provinz ein Document geschmiedet, das ihn zum Statthalter ernannte, diesem falschen Dokument die einem ächten zukommende Verehrung erwiesen, und auf diese Art die Installation vorgenommen.

Digitized by Google

Innern sind durch die Ausdehnung des Privathandels (im Gegensatz gegen den Compagniehandel) in entlegenen Theilen des Landes so ausgedehnt, und die Gewalt der Agenten durch das Gewicht des englischen Namens so gesteigert worden, daß des Subahdars Beamte und Steuereinnehmer die Pflichten ihres Amts nicht mehr versehen können, sobald ein englischer Agent oder ein mit ihnen handelnder Kaufmann oder sonstiger Einwohner betheiligt ist. Diese Umstände veranlassen unaufhörliche Klagen des Subahdars, ganz ähnlich denen Cassim Ali's." Gab man auf der andern den Beamten des letztern Vollgewalt, so wurde sie in neun Fällen unter zehn mißbraucht, so daß die Handelsgeschäfte der englischen Agenten ganz gehindert wurden. So stießen beide Regierungen stets an einander.

Auf diese Weise waren endlich die reichen Provinzen Bengalen und Behar in den vollen, wenn auch noch nicht nominellen Besitz der Engländer gekommen, und Clive's Ansicht hatte sich bewährt, wenn er schon mehrere Jahre früher an die Directoren schrieb: „seitdem unsere Aussichten sich erweitert haben, seit der Handel nicht allein die ganze Stütze der Compagnie ist, müssen wir weiter gehen. Zurückzuschreiten ist unmöglich. Die Nabobs werden immer entweder lüstern nach unsern Besitzungen oder eifersüchtig auf unsere Macht seyn. Ehrgeiz, Furcht und Geiz werden stets auf eine Gelegenheit lauern, uns zu vernichten. Ein Sieg kann nur temporäre Hülfe gewähren, denn nach der Entthronung des einen Nabobs wird jeder Nachfolger, wenn sein Schatz es erlaubt, den Weg seines Vorgängers betreten. Wir müssen in der That selbst Nabobs werden, wenn auch ohne den Namen." So war es gekommen und die Bahn eröffnet zu allen weitern Eroberungen.

(Fortsetzung folgt.)

Altes Schwert.

Eine seltene und merkwürdige Schwertklinge wurde kürzlich zu Lochnell verkauft, wo sie nahe ein Jahrhundert hindurch blieb. Sie wurde aus einem alten Grabhügel zu Beregonium, der alten Hauptstadt der Caledonier (dem Selma Ossians), von General Wade's Soldaten ausgegraben, als sie eine Militärstraße in jenem Districte bauten, und wurde dem Sir Duncan Campbell von Lochnell geschenkt, der sie stets als das „Schwert Luno's, der keine zweite Wunde gab," betrachtet. Sie ist augenscheinlich sehr alt, und zeugte, da sie mit Einer Hand geführt werden mußte, von der herkulischen Stärke der alten Caledonier. Die Klinge, welche unglücklicherweise kürzlich einen Zoll an der Spitze verlor, maß 5' 4" Länge, ihre Breite am Heft 2 Zoll; ihr Gewicht ist 2 Pfund 14½ Unzen, und als das Schwert noch vollständig mit Griff u. dgl. versehen und ehe es vom Rost angefressen war, konnte es nicht weniger als 6 bis 7 Pfund gewogen haben. (Naval and Milit. Gaz. vom 16 Junius.)

Chronik der Reisen.

Mühlenpfordts Reisen in Mexico.

Rückkehr von der Hauptstadt nach Oajaca.

(Schluß.)

Den Rancho del Capulin, wo wir wieder bei den freundlichen Hirten einkehrten, erreichten wir früh. Wir frühstückten unterwegs am Ufer des Flüßchens La Olla. Hier wächst sehr häufig eine Art Pfefferstrauch, von den Eingebornen Huaje genannt, dessen junge Blattspitzen (punta de huaje) gegessen werden. Auch ich kostete sie, und fand ihren Geschmack piquant, fast dem der Gartenkresse gleich.

Die Hirten in Capulin, als sie hörten, daß ich ein Freund von Alterthümern sey, erzählten mir viel von vermauerten Oeffnungen in einem steilen Felsen in der Nähe, die bei den Bewohnern der Gegend unter dem Namen „las ventanas tapadas," die vermauerten Fenster, bekannt seyen. Einer der Hirten erbot sich, mich dahin zu begleiten, falls ich sie sehen wollte. Man gab mir eines von den Pferden der „Vaqueros," und im raschen Trabe gings fort durch unwegsames Gebirge, auf bloß vom Viehe gebildeten Pfaden, auf denen nur die an solche Wege gewöhnten, in der Gegend erzogenen Pferde sicher fußen können, steile Abhänge hinauf und hinab, oder am Rande dieser Abgründe hin, zu einer fast senkrecht sich erhebenden Kalkfelsenwand nahe bei dem ärmlichen Gebirgsdörfchen Cotahuisla. Hoch oben an diesem Felsen, zu dessen Fuß wir uns durch einen dichten Wald verschlungener Lianen arbeiten mußten, und den ich, über herabgestürzte Felstrümmer kletternd, so weit erstieg, als es möglich war, bemerkt man drei Stücke Mauerwerk, an Stellen, zu denen jetzt Niemand mehr, wenigstens nicht ohne Hülfe weitläufiger künstlicher Vorrichtungen, gelangen kann. Das Mauerwerk scheint oben, wie ich durchs Perspectiv bemerken konnte, schmale Oeffnungen lassend, die unregelmäßig geformten Eingänge zu einer oder mehrern, vielleicht natürlichen, vielleicht auch künstlichen Höhlen zu verschließen. Sehr wahrscheinlich ist es, daß diese Höhlen einst den alten Indiern der Gegend zu Adoratorien, oder auch zu Begräbnißorten gedient haben, und daß nach der Eroberung und der damit verbundenen Einführung des Christenthums die Eingänge vermauert und alle Zugänge zu ihnen zerstört wurden. Das letztere wird wahrscheinlich, wenn man weiß, wie sehr die Indier noch nach ihrer Bekehrung danach strebten, dergleichen Oerte den Blicken der ersten Prediger des Evangeliums zu entziehen, damit sie von diesen Eiferern nicht zerstört werden möchten. Sehr gern hätte ich versucht, diese Eingänge zu öffnen, da hinter ihnen wahrscheinlich manches Merkwürdige verborgen ist; aber zu diesem Unternehmen gehörten, wie gesagt, mechanische Hülfsmittel, und mehr Zeit, als mir eben jetzt zu Gebote stand.

Unsere fernere Reise von Capulin über San Francisco Huigo, wo wir übernachteten, nach Oajaca bot nichts Bemerkenswerthes. Wir begegneten mehrern Altspaniern, welche in Folge des oben angezogenen Gesetzes im Begriffe standen, das Land zu verlassen. — Am Abend des 21 Junius traf ich in meinem stillen Gartenhause zu Oajaca wieder ein, und ruhte im lieben Kreise der Meinen von den Beschwerden der Reise aus.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 60** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Scenen aus Bulwers neuem Schauspiel. (Fortsetzung.) — Ein Verräther. (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 189.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Julius 1838.

Ueber einige Alterthümer in der Universität zu Mexico.

(Aus Mühlenpfordts Reisen.)

Im Corridor der untern Etage der Universität befinden sich eine Menge alter aztekischer Sculpturen, meist Götzenbilder. Unter ihnen zeichnen sich besonders aus die Statue der Kriegsgöttin Teopanomiqui und der sogenannte Opferstein oder Temalacatl.

Die Statue der Teopanomiqui, dieses entsetzlichen Ungeheuers, ist 9 Fuß hoch. Sie ist aus einem einzigen Basaltblocke gehauen. Die Umrisse ähneln einer Menschenfigur. Zwei große Schlangen bilden die Arme. Auch die ganze Draperie besteht aus Schlangen, die auf eine gräßliche Weise in einander verschlungen sind. An den Seiten hat sie Geyerflügel. Tigerklauen, ausgestreckt, als wollten sie eben die Beute packen, bilden die Füße. Der Kopf einer Klapperschlange, welche sich vom Leibe des schauderhaften Gebildes herabzuwinden scheint, liegt zwischen ihnen. Sie trägt einen Halsschmuck aus Menschenherzen, Händen und Schädeln, auf die Eingeweide gereiht, oder eigentlich mit ihnen zusammengebunden. Die unförmlichen Brüste der Göttin sind das einzige Nackte an ihr. Höllenbreugbel, Callot und Füseli würden umsonst versucht haben, das Scheußliche dieses Götzenbildes zu mehren. Man sieht noch Spuren von den Farben, mit denen es einst bemalt war.

Der Opferstein oder Temalacatl hat etwa 8½ Fuß im Durchmesser. Er scheint zu der Art von Opfern gedient zu haben, welche Clavigero (Storia di Messico) gladiatorische nennt. Der runde Stein erhob sich auf der Plattform eines künstlichen Hügels. Der vornehme oder tapfere Kriegsgefangene (denn nur solche ließ man zu diesem Opfer zu) ward mit dem rechten Fuße an einen im Steine befestigten Ring gebunden. Man gab ihm Schild und Schwert, übrigens war er nackt. So mußte er nach einander sechs der tapfersten Azteken bekämpfen, welche in voller Rüstung ihm entgegengestellt wurden. Erlegte er diese glücklich, so war vollkommene Freiheit und Ehrenbezeugungen sein Loos. Besiegt ward er, lebend oder todt, dem dazu bestimmten Priester, dem Chalchiulepehua topiltzin, übergeben, zum eigentlichen Opferaltare auf der Höhe des Teocalli (Opferpyramide) geschleppt, und dort auf die gewöhnliche Weise geopfert.

Der Stein ist Porphyr mit basaltischer Base. Im Mittelpunkte befindet sich, in Basrelief, ein Kopf. Ihn umgeben verschiedene Gruppen, jede aus zwei Figuren, immer in derselben Stellung zu einander, bestehend. Die eine der Figuren, welche immer wiederkehrt, steht in der Stellung eines Siegers da. Ihre Gesichtszüge, Kleidung, Waffen u. s. w. sind in allen Gruppen gleich. Vor ihm kniet die Figur eines andern Mannes, welcher jenem ersten allerlei Friedensopfer, Blumen, Zweige ꝛc. darreicht. Diese Figur ist in Tracht und Bewaffnung immer verschieden. Hinter ihr steht ein hieroglyphisches Zeichen. Auch die Seitenfläche des Steines enthält solche Gruppen in Relief. Wahrscheinlich deuten sie auf durch die Azteken eroberte Städte oder Landstriche hin. Eine Rinne in der obern Furche des Steines soll zum Abfließen des Blutes gedient haben. Der Temalacatl ward 1790 entdeckt.

Die Engländer in Indien.

Die europäisch-indische Periode.

(Fortsetzung.)

Während so die Engländer in Nordindien, dem eigentlichen Hindostan, nicht bloß die stets schwache Macht der Franzosen brachen und ihren Einfluß vernichteten, entwickelten sich die Verhältnisse in Südindien, d. h. in Dekan, auf eine höchst überraschende Weise. Die eigene Macht der Franzosen ging auch hier zu Grunde, aber ihr Einfluß, ihre Thätigkeit und ihr Haß gegen England schienen in gleichem Maaße im Innern jenes Landes zu wachsen, das den mohammedanischen Eroberern solche Ströme von Blut gekostet hatte, und doch nicht dauernd erobert worden war. Auch die Macht der Engländer ist jetzt noch immer jenseits des Ghatpasse, d. h. also in den innern Plateaux, die neun Zehntheile des innern Landes umfassen, ziemlich unsicher und mannichfach gefährdet.

Der Krieg, den wir in Europa unter dem Namen des siebenjährigen kennen, sah alle Besitzungen der Franzosen in Indien fallen. Zuerst wurden Masulipatam und die dazu gehörigen Provinzen eingenommen, dann rückte man der französischen Macht näher zu Leibe. Der Kampf fand statt zwischen Ma-

Digitized by Google

dras unter 13° und Carical unter 11° N. B. Die einheimischen Mächte die ins Spiel kamen, waren Salabat Sing, der Subahdar von Delan, den die Franzosen aufgestellt hatten, dessen Macht aber durch die Mahratten sehr geschwächt war; der Nabob von Carnatic, Mohammed Ali, dem die Engländer gegen seinen von den Franzosen aufgestellten Nebenbuhler Tschanda Sahib das Uebergewicht verschafft hatten, der aber durchaus noch nicht völlig Herr war; endlich der König von Maisor und sein treuloser Premierminister, Heider Ali, der hier zum erstenmal auftritt.

Die Engländer machten von Madras südlich hinab rasche Fortschritte, schlugen die Franzosen in einem hitzigen Treffen, wo der mehrerwähnte Bussy mit vielen andern Officieren gefangen genommen wurde, und nahmen die wichtigsten Orte, wie Arcot, Tschittapett und Tritschinapoli, kurz darauf auch Carical, und als die französische Flotte gleichfalls geschlagen worden war, wurde Pondichery selbst zur See und zu Land belagert. Indeß hatten die Mahratten den Subahdar Salabat Sing geschlagen und ihn zur Abtretung bedeutender Landstriche so wie der Veste Danlatabad, des alten Dergbir, das Mahmud der Toghluk unüberwindlich gemacht hatte, genöthigt. Die Engländer fürchteten, die Mahratten möchten auch in das Carnatic einbrechen, um den Tschout (s. oben) zu verlangen, und dadurch die Fortsetzung ihrer Plane, namentlich die Belagerung von Pondichery stören, weßhalb sie den Nabob von Carnatic bewogen, sie mit 10 Millionen Rupien abzukaufen. Die Mahratten nahmen dieß um so lieber an, als sie eben im Norden von den Afghanen bedroht waren, gegen welche sie auch kurz darauf die berühmte Schlacht auf den Feldern von Paniput verloren. Endlich im Januar 1761 fiel Pondichery in die Hand der Engländer und ward von ihnen auf eine barbarische Weise zerstört, wie sie überhaupt allenthalben räuberisch hausten, und namentlich die Festungswerke sprengten, so daß sich von jener Zeit an keine der französischen Niederlassungen, obwohl Tschandernagor, Pondichery und Carical, wie auch Mahe auf der Westküste, nach dem Frieden von 1763 zurückgegeben wurden, zu einiger Bedeutung erhob, und ihnen in Indien nichts blieb als der Durst nach Rache.

Während des Kriegs hatte sich eine Abtheilung Truppen aus dem Gebiet von Maisor an die Franzosen angeschlossen, ein englisches Corps drang deßhalb von Tritschinapoli aus am Cavery aufwärts und nahm die Veste Carur, was damals noch zu Maisor gehörte. Der König von Maisor schrieb aber an den englischen Präsidenten von Madras und entschuldigte sich, nicht er, sondern sein rebellischer Premierminister, Heider Naik, habe sich den Franzosen angeschlossen. Heider scheint von jetzt an bis zu seinem Tode von Franzosen geleitet worden zu seyn, er wurde das Centrum der französischen Thätigkeit, und frühe schon betrachteten ihn auch die Engländer als einen aufstrebenden, gefährlichen Feind.

Bis jetzt waren die Unternehmungen der verschiedenen Präsidentschaften vereinzelt gewesen, höchstens hatten Madras und Bengalen auf dem Seewege gemeinsame Maaßregeln in Ausführung gebracht, jetzt aber, seit die Engländer durch ihre Festsetzung in Bengalen und im Carnatic, nicht nur mit den Küstenstrichen, sondern mit den Binnenstaaten bis an die westlichen Ghats hin in Verkehr getreten, bildeten sich politische Verhältnisse aus, welche ganz Südindien vom Dschumna bis an das Cap Comorin umfaßten. Die erste Veranlassung gaben schon im Jahre 1761, noch vor der mehr erwähnten Schlacht bei Paniput, die Mahratten, welche damals auf dem Punkte standen, ein über die ganze Halbinsel sich ausbreitendes Hindureich zu gründen. Ihre leichten Reiterschaaren hatten den Ganges noch nicht überschritten, aber die Furcht vor ihren Einfällen nöthigte den Rath von Bengalen, mit großen Kosten ein Truppencorps an der Gränze zu unterhalten. Dieser Nothwendigkeit wünschte er überhoben zu seyn, und schlug daher dem Rath von Bombay gemeinsame Maaßregeln vor, dieser aber, der wahrscheinlich die Schwierigkeit der Unternehmung durch seine größere Nähe am eigentlichen Hauptsitz der Mahrattenmacht besser kannte, hielt dieß nicht für rathsam, die Sache unterblieb, und so herrschte mehrere Jahre hindurch ein großes Schwanken der englischen Politik. Die Mahratten mit ihren Einfällen waren ein stets drohender Feind, und in Heider Ali hatte man nicht nur einen höchst aufstrebenden, unternehmenden Geist erkannt, sondern witterte auch französischen Einfluß.

Heider Ali, der Sohn eines unbedeutenden Festungscommandanten in Maisor, hatte sich durch Muth und Thätigkeit zum ersten Minister des Radscha von Maisor aufgeschwungen, aber auch alsbald dessen Schwäche benützt, und, wie der Peischwa (oder erste Minister) der Mahratten gegen seinen Herrn verfuhr, so hatte er gleichfalls den seinigen zu einer Puppe gemacht und hielt ihn gefangen (schon seit dem Jahre 1759). Da er die Nothwendigkeit erkannte, Communicationen nach außen zu unterhalten (eine Nothwendigkeit, worauf ihn vielleicht die in seinem Dienst befindlichen Franzosen aufmerksam gemacht hatten), so rückte er gegen Westen vor, eroberte 1763 die wegen der Bergpässe wichtige Festung Bednor (fast unter 11° N. B.) und drang von da in Canara ein und bis an die Seeküste. Eifersüchtig auf seine steigende Macht griffen ihn die Mahratten an und brachten ihn sehr ins Gedränge, so daß die Engländer, um ihn nicht ganz fallen zu lassen und den Mahratten gewonnenes Spiel zu geben, ihm Kriegsvorräthe verkaufen mußten, obgleich die Directoren wiederholt warnten, den ehrgeizigen Mann nicht zu stark werden zu lassen. Die gegenwärtige Furcht vor den Mahratten überwog aber die Besorgniß vor künftigen Gefahren von Seite Heiders, und der Rath von Bombay vermittelte zwischen den Mahratten und Heider Ali einen Frieden (1765).

Kaum seiner Bedrängniß entledigt, nahm Heider wieder seine Unternehmung gegen Canara auf, und eroberte die ganze Küste von Cap Ramas bis Ponany (15° bis 11° N. B.), so daß die Engländer zu Bombay zum Kriege rüsteten; aber zu Madras herrschten größere Besorgnisse: Heider war im Besitz der Ghatpässe, die nach dem Carnatic hinabführen, und man fürchtete, er möchte mit seiner Reiterei diese Provinz heimsuchen, ehe man wirksame Maaßregeln gegen ihn ergreifen könne. Ein weiterer Grund, es nicht zum Kriege mit Heidern kommen zu lassen, war die Lage der Engländer in Orissa, d. h. in demjenigen Theile, den man jetzt noch die nördlichen Circars (Districte) nennt. So kam es zu einem Vertrage mit Heider, worin man

Digitized by Google

ihm verſprach, ihm jährlich 3 bis 4000 Gewehre und ſo viel Pulver als er brauche, zu verkaufen. Heider war im Vortheil, und dankte dieſen Vortheil ſeinen Feinden, den Mahratten, welche den Engländern, wie wir gleich ſehen werden, die größte Sorge bereiteten.

Schudſchah-ed-Daulah, der vertriebene Vezier von Audh, hatte Mittel gefunden, einen Mahrattenhäuptling für ſich zu gewinnen, und ſuchte mit Hülfe deſſelben wieder in den Beſitz ſeiner Staaten zu gelangen, wurde jedoch von den Truppen der Compagnie abermals geſchlagen, und ergab ſich nun der Großmuth ſeiner Feinde, die ihn auf beſondern Befehl der Directoren welche ihn als Gegengewicht gegen die verſchiedenen Afghanenſtämme, ſo wie auch als ein Hinderniß gegen die Einfälle der Mahratten betrachteten, wieder nach ſeiner Hauptſtadt Lucknow führten und ihm ſein Reich zurückgaben, worauf im J. 1766 ein Congreß zu Tſchupra ſtatt fand, wo der Präſident Lord Clive, der engliſche General Carnac, Schudſcha-ed-Daulah, ein Geſandter des Schah Allum und Abgeordnete der Dſchat- und Rohilla-Häuptlinge zuſammen kamen, um einen Vertrag zur gegenſeitigen Vertheidigung gegen alle künftigen Einfälle der Mahratten abzuſchließen.

Die Engländer ſcheuten ſich indeß, ſich in ſo weitführende Verbindlichkeiten einzulaſſen, und aus demſelben Grunde wieſen ſie auch die Anforderung Schah Allums zurück, der durch ſeinen Miniſter in ſie drang, ihn mit Waffengewalt in ſeine Hauptſtadt Delhi zurückzuführen. Aus dieſer war er durch Ahmed Schah Abdallah, den Afghanenkönig, ehemaligen Feldherrn Nadirs, der nach deſſen Tod nicht nur im eigentlichen Afghaniſtan, ſondern auch im Pendſchab und bis nach Delhi hin den Herrn ſpielte, verjagt worden, und noch immer hauſten die Afghanen dort, und machten Geldforderungen an den König. Die Compagnie hatte keine Luſt, ſich mit dem weitverbreiteten Afghanenſtamme zu überwerfen, doch ſtellte ſie, als im J. 1767 Ahmed Schah abermals, und zwar dießmal aufgereizt durch den bekannten Caſſim Ali, ſich mit einem Heere Delhi näherte, und dadurch den ganzen politiſchen Zuſtand Indiens bedrohte, eine Truppenmacht gegen ihn auf, welche ihn bewogen zu haben ſcheint, ſich mit einer bedeutenden Geldſumme (2,500,000 Rupien) zu begnügen, und nach Lahor zurückzugehen. Der arme Schah Allum kam aber darum doch nicht nach Delhi, wo fortwährend Afghanen (unter dem Namen Patan) herrſchten, und ſo furchtbar waren, daß die Compagnie nicht nur ſelbſt nichts gegen ſie unternehmen wollte, ſondern auch den Vezier von Audh, der große Luſt dazu bezeugte, davon abmahnte.

Man war alſo völlig in einem Syſtem der Unbeweglichkeit. Im Süden balancirte man zwiſchen Heider Ali und den Mahrattenſtaaten, und im Norden glaubte man Schudſcha-ed-daulah, die Dſchats, deren Gebiet ſich von Agra aus bis auf wenige Meilen nach Delhi im Weſten und bis Etawah, im Oſten erſtreckte, und die Rohilla-Afghanen im Nordoſten von Audh durch eine ſtarke Beſatzung in Allahabad im Zaume halten zu können. Aber die Hoffnung, auf die e Weiſe den Frieden zu behaupten, zeigte ſich bald als trügeriſch.

(Fortſetzung folgt.)

Ueberreſte alter Völkerſtämme in der Provinz Kurland.

Unter den heutigen Urbewohnern dieſer Provinz haben ſich noch aus fernen Jahrhunderten die Ueberreſte zweier merkwürdiger Völkerſchaften erhalten: die kuriſchen Könige und die Kreewingen. Nicht nur in dieſer Beziehung, ſondern auch wegen der Treue, mit der ſie ſich noch zum Theil ihre alten Sitten, Gebräuche und bedeutenden Vorrechte vor der übrigen Bevölkerung zu bewahren wußten, bieten ſie eine ſehr merkwürdige Erſcheinung.

Die kuriſchen Könige ſind in der Goldingen'ſchen Oberhauptmannſchaft gedachter Provinz zu Hauſe, wo ſie in ſieben beſondern, gleichſam für ſich von der übrigen Bevölkerung abgeſchiedenen Dörfern wohnen. Sie ſind eigentliche Freibauern lettiſcher Abkunft, deren Vorfahren, wahrſcheinlich durch beſondere den Heermeiſtern geleiſtete Dienſte, ſich vor ihren übrigen Mitbewohnern bedeutende Vorrechte erwarben, die faſt denen des Adels gleichkommen, und die man ihnen ſeit dem J. 1820, wo die Ordensherrſchaft in den Oſtſeeprovinzen dominirte, zuſchreibt. Von ihrer heutigen Benennung, unter der ſie ſchon von alten Zeiten her in ganz Kurland bekannt ſind, wie von ihrem eigentlichen Urſprunge gibt die Provincialgeſchichte keine beſtimmte zuverläſſige Auskunft. Einer unverbürgten Tradition nach ſollen ihre frühſten Vorfahren bei Ankunft der Deutſchen die Regenten von Kurland geweſen ſeyn, woher denn auch ihr heutiger Name ſich herſchreiben mag, der zuerſt in einer Urkunde des Ordensmeiſters Plettenberg, die einem gewiſſen Andreas Pennecke dieſen Titel beilegte, vorkommt. Die erſten ausführlichen Nachrichten über dieſen Volksſtamm finden ſich in der dem kurländiſchen Provincialmuſeum in Mitau einverleibten Rock'ſchen Urkundenſammlung und in Brotze's ſylloge diplomatum Livoniam illustrantium. In neueſter Zeit gab uns Kruſe*) in ſeinem 1828 in Mitau erſchienenen Kalender, der aber nicht über die Gränzen der Provinz kam, mehrere intereſſante Mittheilungen über ihn. Dieſen zufolge führten ſie wirklich, wie obberegte Tradition anführte, vor Ankunft der Deutſchen das Regiment über die übrigen kuriſchen Nationalen. Als einen der ausgezeichnetſten kuriſchen Könige führen ſie den obgedachten Andreas Pennecke unter der Ordensmeiſterherrſchaft an, dem die übrigen den Namen Pan (Herr) beilegten, indem ſie ihm im Verwaltungsweſen als Räthe und Unterbefehlshaber unterworfen waren. Dieſer Pennecke leiſtete dem Ordensmeiſter Plettenberg wichtige Dienſte in ſeinen Feldzügen gegen Rußland. Sie ſtehen noch bis jetzt unter keiner der conſtituirten Behörden, ſondern ſubordiniren allein dem Oberhauptmann zu Goldingen, dem ſie auch zu einigen ſehr geringen Frohndienſten verpflichtet ſind. Jedes der obgedachten ſieben Dörfer wählt aus den Eingeſeſſenen ſeinen Vorſteher (Aelteſten), der ehedem die Rechte und das Anſehen eines Bürgermeiſters beſaß, und von den ſeinigen auch ſo genannt wurde. Sie pflegen mit den andern Nachbarbauern Umgang nur ſelten und gezwungen, noch ſeltener geſchehen zwiſchen dieſen und ihnen Heirathsverbindungen; um ſo reiner und unvermiſchter haben ſich bis jetzt ihre alten Volksſitten erhalten. Von dem übrigen kurländiſchen Landvolk unterſcheiden ſie ſich bedeutend durch ihre Körperform, ihren größern häuslichen Wohlſtand, die ihnen eigenthümliche Tracht und Sprache. Sie ſind von hohem Wuchſe, haben breite Schultern und ſehr blondes Haar. Ihr Hausſtand iſt reicher und üppiger als der des übrigen Landvolks, an Vieh, Pferden und Getreide hat ſie der Segen Gottes vornehmlich gut bedacht. Die Feier ihrer Jahres-

*) Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität zu Dorpat.

Digitized by Google

feste, wie Weihnachten, Ostern, Pfingsten, begehen sie mit viel größerem Aufwande, als die übrigen Landleute, an welchen sie vornehmlich gern den alten Gebräuchen ihrer Vorfahren folgen. Ihre Sprache ist ein schlechtes Jargon des kurischen Volksdialekts. In ihrer geistigen Entwicklung stehen sie den übrigen Ackerbauern der Provinz nach. Niemand von ihnen kann lesen und schreiben, und obgleich ihre physischen und politischen Vorzüge sie merklich von erstern unterscheiden, so haben sie doch mit ihnen die herrschenden moralischen Gebrechen, wie Trunkenheit, Trägheit, Aberglauben, gemein; wie sie, hängen sie hartnäckig der Weise der Väter an, den Boden zu bearbeiten, und wollen keine der wohlthätigen und nützlichen Neuerungen in der Landwirthschaft annehmen. Ihre Kleidung ist einfach, und unterscheidet sie sehr zum Nachtheile von den übrigen Landleuten. Als Kopfbedeckung tragen sie einen unaufgekrämpten Hut, von einem Halstuche wissen sie nichts, eben so wenig von eigentlichen Strümpfen und Stiefeln; statt der erstern haben sie Socken, statt der letztern Sandalen-Bastein. Ihr Festtagsstaat, wenn sie zur Kirche oder zu einem Gelage gehen, besteht in einem selbstfabricirten langen Rocke, der eine Hand breit unter die Waden reicht, vorn mit messingenen Knöpfen befestigt ist. Zur festern Anschließung umspannen sie ihn mitten am Leibe mit einem breiten gelbledernen Gürtel vermittelst einer großen messingenen Spange. Ein gewisser fester Blick, den sie dabei auf ihre Umgebung werfen, unterscheidet sie sehr von den furchtsam-scheuen livländischen Bauern. An gewöhnlichen Tagen tragen sie einen Rock von grober Wolle (Wadmal). Das Frauenzimmer hat den Kopf in sehr fein gewebte Tücher gehüllt, die oft so dicht um das Gesicht gezogen werden, daß man bei manchen nur die Augen und die Nasen sieht; dabei tragen sie kurze Kamisöler, die nicht länger als eine Spanne unter der Brust reichen und gewöhnlich von röthlichem Tuche sind. Hierüber haben sie einen aus sehr vielen kleinen messingenen Gliedern zusammengesetzten Gürtel, an dem bei den Frauen auf der einen Seite die Schlüssel hängen. Ihr Oberkleid besteht zu jeder Jahreszeit in einem schwarzen Ueberrock oder vielmehr Kittel, den sie selbst verfertigen und färben. Die Wohlhabenden haben gemeiniglich darüber noch eine feine weiße Schürze vorhängen, alle aber gleich den Mannspersonen Sandalen — Bastein — an den Füßen. Ueber das Oberkleid hängen sie noch ein großes Umschlagtuch. Unten rund herum hängt eine Menge von Schellen, die ein solches Geläute machen, daß man sie aus der Ferne hören kann, ohne sie zu sehen. Das Umschlagtuch haben sie auf der Brust mit silbernen Breetzen (Agraffen) von verschiedenartiger Größe, von denen sich eine in die andere fügt, befestigt. In diesen Breetzen besteht ihr größter Staat, weil solche bei einigen von ihnen mehr als 20 oder 30 Rthlr. an Werth betragen. Das Haar ist auf dem Scheitel getheilt, das Hinterhaar fällt in zwei Flechten herab, die mit bunten Bändern und Perlen eingeflochten sind. Rund um den Kopf geht eine messingene vergoldete schmale Krone, die auf einen kleinen Ring von Ponceau-Tuch gepaßt ist, damit die Krone Haltung hat, und durch die Farbe gehoben wird. Ohrringe tragen sie nicht.

Zu den bedeutendsten ihrer noch geltenden Vorrechte gehört, daß sie, mit Ausnahme einer geringen Leistung von Frohnen und Arbeiten, die sie ihren Grundherren prästiren müssen, unbeschränkte Herren des Bodens für immer sind, auf dem sie sich angesiedelt haben. Stirbt der Vater, so erbt der Sohn seine Wohnung mit dem dazu gehörigen Land, ohne Consens des Grundherrn. Ehemals führten sie ihre eigenen Wappen, welches Recht ihnen aber seit langem schon genommen ist. Sie besitzen eine eigene Pfarrkirche, in der man dasselbe noch stehen sieht. Es stellt einen kurischen König als Reiter zu Pferde dar, mit der Feder auf dem Hut, einen Degen an der Seite, ein paar Pistolen vor dem Sattel, einer ausgebreiteten Standarte mit der Umschrift: Wappen der kurischen Könige, und die Jahrzahl 1644 darstellend. Man sieht hieraus, welche bedeutende Rolle sie in frühern Jahrhunderten in der Provinz müssen gespielt haben. Die bei dieser Kirche befindliche Glocke schenkten ihre Vorfahren derselben unter der Bedingung, daß sie und ihre Nachkommen für immer freies Geläute an derselben bei ihren Leichenbegängnissen haben sollten; doch seit dem Jahre 1708 haben sie diesen Vorzug verloren, sie müssen jetzt gleich den übrigen Landgemeinden fürs Geläute ihrer Leichen bezahlen. Auf dem Umfange dieser Glocke sind die kurischen Könige auf der Jagd begriffen dargestellt, wie sie Haasen und Wölfe verfolgen. Sie sind in ihrer gewöhnlichen Kleidung zu Pferde sitzend, hatten in der Linken ihre Hunde an der Leine, in der Rechten Wurfspieße. Man findet bei ihnen noch eine alterthümliche Merkwürdigkeit aufbewahrt: eine rothangestrichene hölzerne Bowle, die ungefähr zehn rigische Stofe hält, auf der goldene Sterne und anderes bunte Schnitzwerk mit Goldfarbe angebracht sind. Sie hat einen Griff, fast wie ein Löffel gestaltet, auf dem die Jahrzahl 1297 eingeschnitten ist. Obgleich dieses Völkchen seinen Hauptsitz in den obgedachten sieben Dörfern der Oberhauptmannschaft Goldingen hat, so findet man sie doch auch in den kurländischen Districten Frauenburg und Bauske zerstreut.

Nicht minder merkwürdig als der vorgedachte ist der Ueberrest eines zweiten alten Volksstammes in Kurland: die Kreewingen; wiewohl ihre Vorahnen nicht die bedeutende geschichtliche Rolle der erstern unter den Urbewohnern mögen gespielt haben, auch keineswegs ihre bedeutenden Vorrechte der Vorzeit auf die Gegenwart vererbten. Dieses Völkchen unterscheidet sich noch jetzt merklich von seinen übrigen Mitbewohnern durch Sitten, Sprache und Kleidung. Seine Sprache stimmt mit der der alten Liven*) überein, mit welchen es überhaupt unverkennbare Spuren gleicher Nationalabstammung hat, wie es aber hieher gerathen, wie es von seinem Stammvolke, den alten Liven, getrennt und unter die Letten verbreitet ward, darüber schweigt die Geschichte der Ostseeprovinzen. Die Kreewingen haben ihre heutigen Wohnsitze in der kurländischen Hauptmannschaft Bauske, im Kirchspiele gleichen Namens, wo man ihrer noch im Ganzen an 1600 männliche Individuen zählt. Allmählich verschmilzt ihr sittlicher Charakter, wie ihre Lebensweise mit denen der Letten, nur unterscheidet sie noch von letztern ein größerer Hang zum Cynismus. Mit den folgenden Generationen wird aber wahrscheinlich jede sie von den übrigen Nationalen unterscheidende Type aufhören. Die männliche Kleidung unterscheidet sich von der der übrigen Bauern bloß durch einen mit farbiger Wolle gestickten Halskragen am Hemde. Die weibliche Tracht ist ein loses Gewand von blauem Tuche, mit Korallen gestickt, über eine Schulter gelegt. Der Halskragen am Hemd ist mit einer feinen Borte von wollenem Garn wie bei den Männern besetzt. Zum Kopfputze haben sie einen aus hellfarbigem Zeuge gefertigten, mit Borten besetzten Schleier, welcher mit einer großen silbernen Nadel am Kopfe befestigt ist. Die Mädchen tragen nach Weise der übrigen Lettinnen bloße Köpfe, oder zieren sie auch wie sie mit einem Kranze.

*) Ein Rest dieses alten Urvolks in Livland bewohnt noch heutiges Tags ein paar Dörfer am Strande des rigaischen Meerbusens, an der Mündung des Sand-Flusses. Ihre dürftige Verfassung ist ganz gleichgestellt mit den übrigen Bauern in den drei Ostseeprovinzen.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

itized by Google

Nr. 190.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Julius 1838.

Briefe aus Ungarn.

(Von J. G. Eisner.)

Dritter Brief.

Schemnitz. Ueber Heiligen Kreuz, einen Marktflecken an der Gran, in einer fruchtbaren Ebene und sehr anmuthigen Gegend gelegen, kommt man nach Schemnitz, und trifft unterwegs noch das von den Einwohnern dieser Stadt sehr fleißig besuchte Bad **Glashütten**. Dieses Bad hat viel Aehnlichkeit mit dem in Schlesien, unweit Fürstenstein, gelegenen Altwasser. Man geht damit um, hier neben dem bereits bestehenden Bade auch eine Wassercur-Anstalt, der in Gräfenberg im österreichischen Schlesien ähnlich, zu errichten. An reinem und kaltem Quellwasser fehlt es in dieser, von allen Seiten mit hohen Bergen umgebenen Thalschlucht nicht, und wenn nur ein Mann, dem Priesnitz ähnlich, dieser neu zu errichtenden Anstalt vorstünde, so steht zu erwarten, daß Heilung Suchende von allen Seiten herbeiströmen würden.

Einzig in ihrer Art ist die Stadt Schemnitz wegen ihrer Zerstückelung. Auf lauter Hügeln und in engen, zwischen denselben sich windenden Schluchten stehen die Häuser, und es würde schwer halten, in der ganzen Stadt ein Plätzchen von nur zehn Quadratfuß zu finden, welches eine vollkommen horizontale Ebene wäre. Nach welcher Richtung man sich immer bewegen mag, überall muß man bergauf und bergab steigen. Die hiesigen Einwohner haben sich daran gewöhnt und finden es nicht lästig, aber für den Fremden ist dieß eine große Unbequemlichkeit. Da nun auf diese Weise die Stadt von keinem Punkte aus eine Totalansicht gewährt, und überdieß ungleich mehr kleine und schlechte, als große und schöne Häuser hat, so bietet sie eben kein anziehendes Bild. Jedoch ist sie durch den hiesigen Bergbau und die Bergakademie sehr belebt. Letztere zählt gegenwärtig noch über 200 Akademisten, welche aus allen Erdgegenden sich hier zusammenfinden. Man rühmt ihr sittlich gutes Betragen, welches man auch als Fremder alsbald erkennt. Denn spielen Viele auch ein wenig den Studenten, so ist ihr Benehmen doch anständig und ruhig.

Schemnitz steht auf einer vollständigen Mine, denn sämmtliche Berge und Anhöhen, worauf es erbaut ist, sind mehr oder weniger von Stollen und Schächten durchfahren. Daß ein Erdbeben, wenn es einmal die Gegend beträfe, um dieses Umstandes willen für die Stadt besonders gefährlich werden müßte, das ist wohl kaum zu bezweifeln. Denn stürzten bei einem solchen auch nur einige Gänge zusammen, so würden die darauf erbauten Häuser unausbleiblich nachfolgen. Man fährt zu Tage ein und zwar ohne irgend eine Unbequemlichkeit. Mit einem Bergwerkshabit angethan, und von einem Schichtmeister und einem Häuer (Knappen) begleitet, welche mit ihren Lampen den Pfad erleuchteten, trat ich die unterirdische Wanderung an. Horizontal, mit einer ganz unmerklichen Aufsteigung, geht es tausend Klafter lang unter der Erde fort, bis man endlich an einem, vom Eingange ziemlich entfernten Punkte den Ausgang erreicht und in einer Art von Halbcirkel den Berg durchfahren ist. Ich spreche hier vom Bacher- oder Elisabeth-Stollen. Interessant ist es, die alte und neue Arbeit zu vergleichen. Jene ist einzig und allein mit Schlägel und Eisen ausgeführt, und daher sind die Felswände wie vom Steinmetz bearbeitet; diese ist meist mit Pulver beschleunigt und mit den Händen nur nachgeholfen, weßhalb sie denn auch eine Menge von Unebenheiten zeigt. Jahrhunderte alt ist dieser Stollen, und Millionen sind durch ihn zu Tage gefördert worden; aber auch Ströme würden die Schweißtropfen, die hier schon geflossen sind, bilden, wenn sie vereinigt wären. Ungefähr auf einem Drittheile der Fahrt steigt man mehrere Stufen über eine Treppe hinab und geht dann wieder horizontal weiter. Einem fernen Donner ähnlich traf ein Getöse an unsre Ohren. Man hatte eben geschossen und ein dichter schwefeliger Qualm umhüllte uns, als wir weiter gingen. Hammer und Hackenschläge schallten nunmehr in unsrer Nähe aus der Tiefe herauf. Wir waren dicht an einem Schacht, in den wir hinabstiegen. Gar nicht unbequem und völlig gefahrlos thut man dieß auf schräg liegenden Leitern. Es sind nämlich die Schächte und Kammern hier so weit und geräumig, daß man nicht, wie in andern Bergwerken, nöthig hat, die Leitern senkrecht zu stellen. Jetzt waren wir mitten in den Trümmern des vom Schusse gelösten Gesteins. Sechs Knappen waren in voller Arbeit, und wegen der Wärme, die hier herrscht, halb

Digitized by Google

nackend. Die Temperatur, die hier, gegen 100 Klafter unter der Oberfläche des Berges, herrscht, stellt sich meistentheils auf 15 bis 16 Grad nach Réaumur, und behält zu allen Jahreszeiten so ziemlich dieselbe Höhe. Flimmernd und glitzernd spielte im Scheine der Lampen das erzerfüllte Gestein, und mit vieler Freude zeigten die Häuer eine reich und mächtig in den Berg streichende neue Ader, auf welche sie ihre Arbeit eifrig fortsetzten. Der Fels ist ungemein hart und fest, und es kostet nicht selten mehr als einen halben Tag Arbeit, um einen Schuß fertig zu bekommen, der dann zuweilen noch blutwenig loslöset.

Man wird von einem ganz wunderbaren Gefühl beschlichen, wenn man hier über 2000 Fuß tief unter der Erde das mühevolle Treiben der Menschen sieht, um Metalle ans Licht zu fördern, die weit öfter Unheil als Segen stiften, und doch für den Verkehr der menschlichen Gesellschaft so nöthig sind. Die Gefälligkeit des Schichtmeisters, welche ich nicht genug rühmen kann, ließ mich solchen Gedanken wenig nachhängen, denn mit unermüdeter Bereitwilligkeit zeigte und erklärte er mir Alles, was um uns war, und dieß mit einer Klarheit, die mich Alles schnell begreifen ließ, so daß ich in dieser kurzen Zeit eine Menge Gegenstände und Ausdrücke mit ihrer Bedeutung kennen lernte, die mir sonst völlig fremd und unverständlich waren.

Beim weitern Vordringen kamen wir an ein mit Wasser völlig gefülltes Bassin, welches seinen Zuschuß aus den in Stollen sich sammelnden Wassern hat, und zum Treiben eines großen Rades bestimmt ist, vermittelst dessen man Wasser und Erze aus der Tiefe heraufwindet. Ein furchtbares Gebrause, welches in diesen unterirdischen Räumen wahrhaft schauerlich ist, entsteht jedesmal, wenn der Bergmann die Brense zieht, um das Wasser auf diese oder die andere Seite des Rades zu leiten. Es wird dieses nämlich fortwährend abwechselnd in entgegengesetzte Richtung getrieben, um seinen eben angegebenen Zweck zu erfüllen. Wir stiegen hier wieder in die Tiefe hinab und mußten anfangs dicht am Rade vorbei. Ein wahrer Gußregen benetzte uns und beflügelte unsere Schritte. Dabei war aber einige Gefahr, und es fehlte wenig, daß nicht der Schichtmeister selbst in das zwei Klafter tiefe Bassin gestürzt wäre. Nur die immerwährend lehrreiche Unterhaltung ließ die Beklemmung nicht aufkommen, die eine nothwendige Frucht des ungewohnten Aufenthalts bei mir hätte seyn müssen.

Die Erze und Berge, welche das Wasserrad heraufhebt, werden im Stollen ausgeschüttet und auf einer noch im Baue begriffenen Centraleisenbahn zu Tage gefördert. Man wendet seit kurzem zur Heraufhebung Drathseile an, die aber bis jetzt die Probe nicht sonderlich bestanden, denn sie waren schon einigemal gebrochen. Man hat bei ihrer Anwendung eine doppelte Absicht: zum ersten glaubt man, sie werden, wenn sie nur erst die Probe halten, dauerhafter seyn, wie hanfene, und zum zweiten sind sie auch, vermöge ihrer Dünne, leichter als diese, vermindern mithin den zum Heben nöthigen Kraftaufwand.

Auf dem Rückwege fing das Oel an, unsern Lampen zu gebrechen, weßhalb wir denn unsere Schritte beschleunigen mußten.

Als Beweis, wie sehr Schemnitz unterminirt ist, mag dienen, daß vor noch nicht gar langer Zeit die Bergleute bei dem Abbau einer aufwärts streichenden Erzader in den Keller eines Kaufmanns geriethen, in welchem eine Quantität Wein lag. Sie benutzten diesen Umstand und füllten sich alle Nächte eine Kanne. Der Kaufmann wußte sich die Entwendung nicht zu erklären. Er verwahrte die Thüre des Kellers mit Schloß und Riegel, aber Alles umsonst. Endlich wachte er einmal eine Nacht hinter den Fässern und war nicht wenig erstaunt, als die Diebe, anstatt durch die Thür zu kommen, aus der Erde herauf stiegen. Die Sache kam zur Anzeige, und der Bau ward gegen den Keller zu verlegt und verschüttet.

Das Mineraliencabinet und die Medaillenkammer sind beides sehr sehenswerthe Gegenstände in Schemnitz. Alles ward mir mit der größten Zuvorkommenheit gezeigt, welches ich nebst der Bereitwilligkeit der dabei Angestellten, vornehmlich der Anordnung des Oberst-Kammer-Grafen, Hrn. v. Schweitzer, verdankte, welchem hier öffentlich meinen Dank auszusprechen ich mich um so mehr verpflichtet fühle, als ich es persönlich zu thun verhindert wurde.

Lobend habe ich noch zu erwähnen, daß alle die hier Angestellten, mit welchen ich in Berührung kam, eine ganz besonders tiefe und vollkommene Kenntniß ihres Fachs verriethen, was sie thatsächlich bekundeten, indem sie mir Laien Alles, was sie mir mittheilten, so faßlich zu machen wußten, daß ich eine völlig klare Ansicht bekam.

Das ganze unter das Oberbergamt von Schemnitz gehörige Revier umfaßt außer den Bergwerken bei dieser Stadt die bei Kremnitz so wie die bei Alt- und Neu-Sohl. Ueber 6000 Bergleute sind dabei in Arbeit, die Kinder und Erwachsenen, welche bei den Erzwäschereien beschäftigt sind, ungerechnet, und es trägt dieß Revier alljährlich ein Paar Millionen Gulden Brutto ein, wovon etwa zwei Drittheile auf den Betrieb und die Verwaltung aufgehen mögen, so daß ein Drittheil als Reinertrag ins Aerar fließt. Gold, Silber und Kupfer bilden die Hauptzweige des Ertrags. Da nun die Bergwerke im Banat noch ergiebiger sind als die hiesigen, und die in Siebenbürgen beide Reviere übertreffen, so kann man daraus die Rechnung von den Revenüen machen, welche der österreichische Kaiserstaat alljährlich aus den ungarischen Bergwerken hat, zugleich aber auch entnehmen, um wie viel dieselben den Geldvorrath vermehren helfen.

Das Klima ist in den Karpathen, bis nach Schemnitz herüber, rauh, so daß dieß Jahr am ersten Mai die Bäume noch unbelaubt waren und nur die frühen Holzarten erst ihre Knospen zu entwickeln anfingen. In der Stadt lagen an diesem Tage noch bei vielen Häusern, wo die Sonne wenig Zugang hatte, Haufen von Schnee. Im Winter sehen einige an der Mitternachtseite liegende Gassen, die Sonne eine Zeit lang gar nicht. Sicher würde man dieser Gegend wenig Aufmerksamkeit schenken, verbärge sie nicht in ihrem Schooße Plutus' Schätze. Ich war am ersten und zweiten Mai hier, welches in und um Schemnitz dieses Jahr die ersten beiden schönen Tage waren, und um diese noch zu verherrlichen, glänzte den ganzen Tag am ersten Mai ein bunter, helleuchtender Sonnenring am Himmel, welcher des Abends durch einen Mondhof abgelöst wurde.

Digitized by Google

Die Engländer in Indien.

Die europäisch-indische Periode.

(Fortsetzung.)

Die Ansicht der Engländer, des Raths von Calcutta wie der Directoren in England, daß „die Sicherheit der Compagnie in dem Gleichgewichte der indischen Mächte liege, welches zu erhalten, ihre Hauptsorge seyn müsse," erwies sich bald als sehr trügerisch, und wandte sich gegen sie selbst. Außer den Engländern waren im Dekan drei Mächte: Heider Ali, die Mahratten und der Nizam *), der letztere unter allen der schwächste, weil seine Macht weder, wie bei den Mahratten, auf einem nationalen Kriegssystem, noch, wie bei Heider, auf einem energischen persönlichen Charakter beruhte. Man hoffte, daß immer zwei gegen den dritten sich vereinigen, und dadurch die Ruhe sich erhalten würde, aber dieses Spiel, welches die Compagnie trieb, fiel so schlecht aus, daß alle drei auf dem Punkte standen, vereint gegen die Compagnie loszuschlagen, und diese mit Heider auf jede Bedingung hin Friede machen mußte.

Die Compagnie hatte die nördlichen Circars von dem Kaiser abgetreten erhalten, um sie aber wirklich in Besitz zu nehmen, mußte sie mit dem Subahdar von Decan, d. h. mit dem Nizam in Unterhandlung treten. Dieß geschah, und nicht ohne Grund machte man ihm gute Bedingungen, und versprach, einen guten Theil der Einkünfte an ihn abzutragen, da man durch das Bündniß mit demselben (12 November 1766) die Mahratten und Heider im Zaume zu halten glaubte, ohne zu bedenken, daß „des Nizams Schwäche und Hülflosigkeit," wie der Rath der Directoren sich in einem Schreiben nach Madras ausdrückte, den Engländern gar wenig Nutzen und Hülfe bringen würde. Sobald Heider von dieser Verbindung Kunde erhielt, unterbrach er seine Eroberungen auf der Westküste, und rückte mit dem Heer an die südöstliche Gränze seines Gebiets vor, um in das Carnatic einzubrechen. Die Ansicht der Directoren erwies sich als richtig, denn noch ehe Heider den Krieg begann (Julius 1767), hatte der Nizam bereits mit den Mahratten Verbindungen angeknüpft, und zeigte Neigung sich mit Heider zu vereinigen, wahrscheinlich, weil dieser ihm eine bedeutende Summe Geldes versprochen hatte. Die Vereinigung kam auch wirklich zu Stande, und schon einen Monat, nachdem Heider in das Carnatic eingerückt war, stießen des Nizams Truppen zu ihm. Anfangs zwar waren die Engländer dennoch siegreich, und der Nizam schloß schon im Februar (1768) Frieden mit ihnen, wodurch Heider auf einige Zeit in eine schlimme Lage versetzt wurde, namentlich, weil jetzt auch die Präsidentschaft Bombay seine neuen Besitzungen auf der Westküste angriff, und ihre Unternehmungen mit denen von Madras aus combinirte, indem ein Armeecorps den Cavery aufwärts zog, und durch das Land Coimbator mit den Truppen der Präsidentschaft Bombay in Verkehr zu kommen suchte, das erste Beispiel dieser Art, was in den spätern Kriegen erst sich in größerem Umfange wiederholte. Zu gleicher Zeit rückte ein Corps von Arcot aus, und nahm die Festungen und Päße der östlichen Ghats bis nach Bangalor hin. Heider kam wirklich in große Noth, doch schnell wandte sich das Glück. Plötzlich erschien er mit 8000 Mann Fußvolk, 4000 Pferden und einer hinreichenden Anzahl Kanonen, welche er durch Elephanten hatte über die Gebirge tragen lassen, vor Mangalor, welches die Truppen von Bombay eingenommen hatten, und verjagte sie wieder aus dieser, so wie aus den andern Besitzungen auf der Westküste. *) Sobald er sich hier freie Hand verschafft hatte, wandte er sich wieder gegen Osten, und der nationalen Kriegführung seines Landes vertrauend, brach er mit seinen Reiterschaaren in das Carnatic ein, verwüstete das Land weit und breit, und schnitt den einzelnen englischen Besatzungen im Innern des Landes alle Verbindung ab, so daß sich mehrere derselben empörten, und die Festungen wieder geräumt werden mußten. Gegen eine solche Kriegführung hatte der Rath von Madras kein Mittel, weil es ihm fast ganz an Reiterei fehlte, und die wenigen tausend Mann, welche man durch den Nabob von Carnatic zusammenbringen ließ, bei dem ersten Erscheinen von Heiders Schaaren auseinander liefen. Zugleich machte Mhaderao, der Peischwa der Mahratten, welcher die Schwäche der Besatzung von Bombay wohl kannte, Miene, diesen Platz anzugreifen.

Der Rath von Madras gerieth in unbeschreibliche Verlegenheit, um so mehr, als es ihm auch an Geld fehlte, und der Nabob von Carnatic, welcher das Schicksal des Subahdars von Bengalen befürchtete, sich oft nur widerstrebend den Rathschlägen oder vielmehr Befehlen des Raths von Madras beugte. Heider streifte bis vor Madras, und erschreckte die Stadt nicht wenig durch seine Ankunft, doch erkannte er selbst nur zu wohl, daß diese auf Sturmesflügeln gewonnenen Erfolge keinen sonderlichen Bestand haben könnten, und klüglich that er jetzt selbst Friedensvorschläge, welche von dem Rathe zu Madras begierig ergriffen wurden. Beide Theile gaben die gemachten Eroberungen zurück, es sollte nach dem gewöhnlichen Ausdruck Friede, Freundschaft und gutes Einverständniß zwischen beiden Theilen bestehen, und dieß gute Einverständniß ging so weit, daß in dem Handelsvertrage, wonach der auf der Küste von Malabar gewonnene Pfeffer an die Compagnie verkauft werden sollte, die Bedingung gemacht wurde, daß man den Betrag davon in Kriegsbedürfnissen zahlen solle. Man entschuldigte sich damit, daß Heider als Gegengewicht gegen die Mahratten gehalten werden müsse, aber nichtsdestoweniger ist es einleuchtend, daß Heider im Grunde die Bedingungen des Friedens vorschrieb.

(Fortsetzung folgt.)

*) Auch der Subahdar oder bloß Subah genannt; es ist dieß noch derselbe Saladat Singh, welchem die Franzosen, obwohl schon sein Vater so gut wie unabhängig vom Mogul Kaiser sich gemacht hatte, doch die Würde eines Subahdar von Decan verschafft hatten.

*) Die Räumung der besetzten Plätze fand in vollem Schrecken so eilfertig statt, daß eine Menge Material zurückgelassen und die Commandanten wegen Feigheit und Unfähigkeit vor ein Kriegsgericht gestellt wurden.

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Untersuchung des Sacramento-Flusses in Californien durch Capitän Belcher, den Commandanten des Schiffes Sulphur, mitgetheilt vom Capitän Beaufort.

Unter dem 37° 48′ N. B. und dem 122° 37′ W. L. v. Gr., an den westlichen Küsten von Nordamerika, liegt der Hafen von San Francisco in Neu-Californien; an dem nördlichen Ende desselben liegt die breite, aber seichte Bai von St. Paul; sie hat einen Durchmesser von etwa 12 (englischen) Meilen, und nimmt auf ihrer Ostseite den Sacramento-Fluß und wahrscheinlich noch andere auf, mit denen sie durch die 2 Meilen breite und gegen 20 Meilen lange Meerenge von Karquines zusammenhängt. Capitän Beechey gelangte in den Jahren 1727 — 1828 bis an den Anfang der Meerenge; über diese Stelle hinaus hat man bloß Erzählungen von Eingedornen. Wir verließen am 26 October 1837 das Schiff mit fünf Booten, und fuhren zuerst in östlicher, später in nördlicher Richtung den Fluß hinauf: in kurzer Entfernung, wo sich eine große Wasserfläche gleichsam wie ein See ausdehnt, blickten wir vergebens nach den versprochenen Mündungen des Maria- und San Joaquim-Flusses. Im Norden zeigte sich eine breite Mündung, aber diese, von einem Berg aus gesehen, der über einen Theil des mit kleinen Inseln besäeten Hauptstroms hervorragte, schien mir ein Arm des Hauptstroms.

Nachdem wir 15 Meilen weiter vorgerückt waren, wurde uns ein anderer Arm zu unserer Rechten, der mit einer großen Bai zusammenhängt, von unserem Steuermann als der San Joaquim bezeichnet; wir waren jedoch bloß mit dem Sacramento beschäftigt, auf welchem wir, mit Einschluß mehrerer bedeutenden Krümmungen, gegen 150 Meilen vorrückten, und nach fünf Tagen die äußerste schiffbare Stelle erreichten, wo sich der Fluß unter dem 58° 46½′ der Breite und dem 121° 54′ der Länge spaltet. Wir hatten zwei Chronometer bei uns, und kannten unsere Breite sowohl Nachts durch die Sterne, als durch unsere Beobachtungen bei Tag, so daß wir die verschiedenen Lagen am Fluß als genau bestimmt ansehen können. So weit der Fluß von seiner Mündung an reicht, bildet das daran liegende Land eine einförmige Fläche, die in der Entfernung von der 5770 Fuß über die Meeresfläche erhabenen Sierra Bolbones, westlich und nordwestlich von der Sierra Diablo, und östlich von der Sierra Nevada (oder Schneegebirge), von welcher der Fluß ohne Zweifel sein Wasser hat, begränzt ist. Unsere Fahrstraße ging zwischen Ufern von 20 bis 30 Fuß Höhe, die sich offenbar durch angeschwemmten Thon und lockere Erde gebildet haben. Hie und da bringt eine Sandbank, aber kein Felsen oder Steingerölle einigen Wechsel in die Einförmigkeit der Ufer, die mit Weiden, Eschen, Eichen und Platanen (Platanus occidentalis) besetzt sind, welch letztere in ungeheurer Höhe den Fluß beschattet, so daß man kaum begreifen kann, wie ihn die Erde hinreichend fest halten kann. Innerhalb und am Rande der Ufer stehen sehr große Eichen in Menge, auch Wallnußbäume, Castanien und düstere Birken befinden sich in großer Anzahl in dem Wald. Eine Eiche, von welcher wir das Maaß nahmen, hatte neun Ellen im Umfang; eine andere hatte erst in einer Höhe von 60 Fuß Zweige, und über sechs Ellen im Umfang. Die Bäume an den Ufern liefern einen unwiderlegbaren Beweis von der Gewalt des Stroms, und ein schlammiger Absatz, bis zu welchem wir das Maaß nahmen, zeigte, daß der Fluß vor nicht langer Zeit 10 Fuß über seiner gegenwärtigen Fläche strömte. Während der Regenzeit soll er seine Ufer überschreiten, wo alsdann seine Strömung so stark ist, daß die Schifffahrt darauf unmöglich wird. Die jährlichen Regen überschwemmen inzwischen nicht nothwendigerweise das niedere Land, allein bei strengen Jahreszeiten bilden sie einen unermeßlichen See, aus dem bloß einzelne Höhen, welche Natur oder Kunst gebildet hat, wie Inseln hervorragen; auf diesen suchen dann die Bewohner der niedern Gegenden ihre Zuflucht. Diese kleinen Inseln sind meistens künstlich; sie bilden runde Erdaufwürfe in einer Höhe von ungefähr 15 Fuß und 100 Ellen im Durchmesser; es ist furchtbar, in diesem kleinen Bezirke die Verheerungen zu betrachten, welche während einer strengen Jahreszeit die Krankheiten anrichten müssen: vor kurzem hatten gewöhnliche und kalte Fieber ganze Stämme weggerafft, so daß die Präne, welche sie bebauen wollten, ihre eigenen Gräber wurden. Der Stamm, welcher an dem Trennungspunkte beider Ströme wohnt, heißt die Wallacks; alle unsere Bemühungen aber, in irgend eine Berührung mit denselben zu kommen, waren fruchtlos; etwas Tabak und ein Messer, welches ich als Geschenk zurückließ, blieben unberührt, und als wir unsern Dolmetscher zu ihnen schickten, konnte ich an ihren Bewegungen sehen, daß sie jeder Unterhaltung abgeneigt waren. Einer, den ich für ihr Oberhaupt hielt, hatte ein breites metallenes Band um seine Stirne, in welchem mehrere schwarze Federn steckten. Gleich bei unserer Ankunft flohen sie eilig, und ließen mehrere 100 Pfund Eicheln und ihre groben Geräthschaften liegen, welche sie, erst nachdem wir unsere Abfahrt begonnen, wieder holten. Als wir den Fluß hinabfuhren, hatten wir eine Unterredung mit einem Stamme, welcher Quiescharnati heißt, die gleichsam darauf gefaßt waren, uns aufs beste zu empfangen, und, wie es schien, irgend einen Kleiderschrank ausgeplündert hatten. Einige waren zum Theil mit Hemden, Jacken u. s. w. bekleidet; in einigen Fällen fiel dem Einen nur der Aermel einer Jacke oder die eine Seite eines Beinkleides durchs Loos zu; Andere waren von der Schulter bis zu den Ellenbogen entblößt, phantastisch mit schwarzer, weißer oder rother Farbe angestrichen, vielleicht als Nachahmung eines gestreiften Hemdes. In ihrem Dorf, oder vielmehr in einem Haufen von Mattenhütten, die niedriger liegen als der Fluß, trafen wir einige, welche in Mäntel aus Häuten von schieferfarbigen Enten gekleidet waren, was recht hübsch aussah. Wenige von ihnen waren tättowirt. Sie schienen alle sehr beschäftigt; die Weiber stießen Eicheln und machten Brod daraus, Andere kochten wilde Castanien u. s. w., und die Männer machten Pfeile. Ihr einziges Obdach war eine unfreundliche Hütte aus Matten, und ihr ganzes Aussehen zeugte vom äußersten Elende; Geräthschaften hatten sie wenige und von der einfachsten Art, denn da sie ein wanderndes Volk sind, so können sie sich mit keinen, wenn gleich nützlichen und nothwendigen Artikeln, beschweren. Wir fanden, daß sie ihren Sitz bei einem wilden Castanienbaum und in der Nähe einer an Eicheln reichen Gegend genommen hatten; vermuthlich ziehen sie so lange umher, bis sie so viel beisammen haben, als sie im Winter brauchen, und dann ziehen sie sich auf ihre Hügel oder kleinen Inseln zurück, wo sie von Tausenden von wilden Gänsen und Enten umgeben sind, und sich für ihren Lebensunterhalt auf Pfeil und Bogen verlassen. Der Fluß ist überreich an Muscheln und Fischen, von denen sie nur kleine Quantitäten nehmen, denn sie scheinen nicht geschickt genug zu seyn, die größere Gattung zu fangen, die wir in Menge sahen, und die offenbar der Stör war. Auch das Elennthier und Rothwild ist ziemlich reichlich vorhanden.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 191.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

10 Julius 1838.

Die Bergſchule in Mexico.

(Aus Mühlenpfordts Reiſen.)

Das Gebäude der Bergſchule möchte ich für das ſchönſte der Hauptſtadt erklären. Es ward durch den Baumeiſter Tolſa im Anfange dieſes Jahrhunderts auf Koſten der reichen Bergleute in Mexico errichtet, welche dazu 600,000 Peſos (800,000 Thaler) hergaben.

Die Hauptfaçade iſt im alt-doriſchen Style erbaut, und von einer Solidität und einfachen Pracht, wie man ſie an keinem andern Gebäude Mexico's wieder findet. Das Material iſt Porphyr von hellgrauer Farbe mit glaſigem Feldſpath. Das Portal zieren freiſtehende, alt-doriſche, canelirte Säulen. Durch dieſes gelangt man in den innern Hof, welchen in beiden Etagen bedeckte Säulengänge umgeben. Der des innern Stockwerks iſt neu-doriſcher Ordnung, mit Säulenſtuhl und Baſe, der des zweiten joniſcher Ordnung mit dem Capitell des Michael Angelo. Unten befinden ſich die Wohnungen der Aufwärter, die Küchen, Laboratorien, ein zweiter innerer Hof ꝛc. In der Etage, zu der eine prachtvolle, doppelte Treppe aus Porphyrquadern führt, befinden ſich die großen, hellen Lehrſäle, der prächtig mit Stuccatur, ebenfalls in joniſcher Ordnung, geſchmückte Examinationsſaal, mit Eſtraden für die Katheder verſehen; die ebenfalls in joniſcher Ordnung reich verzierte und mit ſchönen Deckengemälden, dem Bilde der Jungfrau von Guadalupe (als Altarbild) und einigen gut gearbeiteten Statuen geſchmückte Capelle; die Wohnungen der Schüler; die Räume für Sammlungen u. ſ. w. In einem andern Theile des Gebäudes, zu dem ein beſonderer Eingang von der Straße aus führt, der aber auch im Innern mit dem eben beſchriebenen durch Thüren in Verbindung ſteht, ſind die Wohnungen der Profeſſoren. In dieſem Theile befindet ſich jetzt einſtweilen das preußiſche Conſulat. Ich ſah ſein Inneres nicht.

Das Gebäude iſt, wie faſt alle in Mexico, des lockern, naſſen Bodens wegen, auf einem Pfahlroſte erbaut. Dieſer war fehlerhaft conſtruirt, und das Gebäude ſenkte ſich bald nach ſeiner Vollendung auf einer Seite ſo tief, daß die Fußböden des Erdgeſchoſſes, nie ſehr über den Boden erhöht, in dieſem Theile unter ihn hinabſanken. Die Wände barſten, die Säulen verloren ihre ſenkrechte Stellung, und das Gebäude war ſchon wenige Jahre nach ſeiner Entſtehung einer Ruine gleich. In dieſem Zuſtande blieb es lange, und man fürchtete ſeinen Einſturz. Da es ſich indeß nicht weiter ſenkte, ſo hat man jetzt begonnen, es auszubeſſern. Die Reparaturen ſchienen raſch und gut fortzuſchreiten. Vieles war ſchon hergeſtellt worden, aber noch ſah man überall Spuren der Verwüſtung. Einige der Säulen in den Säulengängen der Etage haben eine merklich ſchiefe Richtung behalten. In dem Examinationsſaale waren die Stuccaturverzierungen der Decke und der Wände an vielen Stücken geborſten und herabgefallen. So war es auch, jedoch in geringerm Maaße, in der Capelle. Die Fußböden in den Wohnzimmern der Bergſchulen waren ſehr abhängig, und hatten ſich von den Wänden losgezogen; Thüren und Fenſter ſchloſſen nicht mehr. Am meiſten zu bedauern iſt der Verluſt der ſchönen Kuppel, welche einſt über der Treppe prangte und die ihr Licht gebende Laterne bedeckte. Man hat ſich genöthigt geſehen, ſie herabzunehmen, da ſie geborſten, und ihre Laſt unter den obwaltenden Umſtänden für die Widerlagen zu ſchwer war, und ſie iſt nun durch eine Laterne von Holz erſetzt, welche noch nicht vollendet war, als ich die Gebäude ſah.

Am bemerkbarſten war der Schaden, welchen das Sinken des Gebäudes in ihm angerichtet hatte, an dem kleinen Obſervatorium, das ſich über dem Hauptportale des Gebäudes über das Dach erhebt. Mit Furcht ſtieg ich die verſchobenen, aus ihren Fugen gewichenen Holztreppen in den geborſtenen Wänden hinan. Wahrſcheinlich wird man auch dieß ganz abnehmen müſſen.

Eine eiſerne Baluſtrade umgibt, ſtatt der Attica, das platte Dach. Man hat von ihm eine herrliche Ausſicht über die Stadt und das Thal, die der von den Thürmen der Kathedrale wenigſtens gleich kommt. Die Bergſchule iſt eines der höchſten Gebäude in Mexico, wenn gleich nur zweiſtöckig. Jedes Stockwerk mag nahe an 30 Fuß Höhe haben. Möge die Reparatur dieſes ſchönen Gebäudes, dem vielleicht kein anderes zu ähnlichem Zwecke beſtimmtes auf der Welt gleichkommt, gelingen, und dieß Denkmal des einſtigen, bis jetzt noch nicht wieder erreichten Reichthums

der Gruben Mexico's und der Liberalität ihrer Besitzer, dieser Schmuck der Stadt, ihr erhalten werden.

Die Engländer in Indien.

Die europäisch-indische Periode.

(Fortsetzung.)

Besorgniß hatte den Engländern dabei auch das Verhalten der Franzosen erweckt, welche 4000 Mann nach Isle de France geführt, Tschandernagor und Pondichery wieder befestigt hatten, und einen lebhaften Verkehr mit Heider unterhielten, von welchem man auch Briefe an sie auffing; sie bildeten auf Isle de France 30 Compagnien, je zu 100 Mann, worunter eine große Anzahl Handwerker jeglicher Art vertheilt waren, und die Sache ging so weit, daß die englische Regierung bei der französischen in Europa Vorstellungen machte, was jedoch ohne weitere Folgen blieb. Heider hatte in diesem Kriege vielleicht oft nach dem Rathe, doch nicht mit eigentlicher Unterstützung der Franzosen gehandelt, und wenn dennoch dieser erstere, größere Kampf, den die Engländer in dem Innern von Dekan zu bestehen hatten, so ungünstig ausfiel, so kann man sich einen Begriff von den Gefahren machen, welche den Engländern bei einer thätigen Unterstützung von Seite der Franzosen bevorstanden, um so mehr, als Heider nach den gemachten Erfahrungen wohl erkannte, daß entweder er oder die Engländer unterliegen müßten — eine Ueberzeugung, worin ihn seine französischen Freunde gewiß bestätigten.

Im Norden Indiens schleppten sich indessen die Verhältnisse der verschiedenen Parteien unentschieden fort. Es gab im Grunde hier nur drei Mächte, Engländer, Afghanen und Mahratten. Der Subahdar von Bengalen und Behar war ohnehin eine völlige Null, der Vezir von Audh führte im Gedränge zwischen Rohilla-Afghanen und Mahratten ein unsicheres Dasein, der Moghulkaiser wandte sich bald an den Vezir, bald an die Engländer, und endlich gar an die Mahratten, um wieder in seine Hauptstadt Delhi eingesetzt zu werden. Die ganze Politik der Engländer lief darauf hinaus, es zu keiner völligen Umwälzung kommen zu lassen, die Mahratten, so viel möglich ferne zu halten, die Afghanen aber nicht zu reizen, und wenn sie endlich mit dem Vezir von Audh einen Krieg gegen die Rohillas unternahmen, so lag, abgesehen von der speciellen Veranlassung, der Grund hauptsächlich darin, daß diesen, als dem nähern und tapferern Feinde, der erste Schlag beigebracht werden mußte, während es wenig helfen konnte, eine Raubschaar der Mahratten im Norden Indiens zu bekämpfen; diesen mußte man in ihren Hauptsitzen selbst beizukommen suchen.

Ehe wir zu den neuen Kämpfen mit dem furchtbaren Heider kommen, müssen wir deßhalb der damaligen Verhältnisse unter den Mahratten erwähnen, die schon zu jener Zeit zu Einmischungen der Engländer in ihre innern Verhältnisse und später zu ihrer Bezwingung führten.

Ballodschi, der Peischwa der Mahratten, welcher den Ruhm und die Macht seines Volks am höchsten hob, starb im Jahre der Schlacht von Paniput (1761). Ihm folgte Mhaderao, ein zu jener Zeit viel genannter Name, ein tapferer Führer, aber nicht der ausgezeichnete Staatsmann, wie sein Vorgänger. Von dieser Zeit an datiren sich die Spaltungen unter den Mahratten, deren Häupter *) der Peischwa oder erste Minister, welcher zu Punah residirte, und der Bulschi oder Oberfeldherr waren, dessen Sitz zu Nagpur war, und der jetzt noch den Titel Radscha von Berar oder Nagpur führt. Mit Mhaderao's Tode (1772) kamen die innern Unruhen zum Ausbruch, um so leichter, als auch der Bulschi, der Mahrattenhäuptling in Berar, fast zu gleicher Zeit starb. Narrain Rao folgte seinem Bruder Mhaderao, ward aber schon im August folgenden Jahrs in seinem Palast zu Punah ermordet von den Anhängern seines Oheims Ragobah, der auch alsbald als Peischwa ausgerufen wurde. Jedoch schnell bildete sich eine Partei gegen diesen, der er nicht gewachsen war; er knüpfte Unterhandlungen mit der Präsidentschaft Bombay an, welche ihn zu unterstützen versprach, und trat ihr Bassein, Salsette und einige andere Punkte ab, auf welche die Compagnie großen Werth legte. Diese willkürliche Abtretung erbitterte die Gegenpartei nur noch mehr, und die Engländer spielten bei der ganzen Angelegenheit eine schimpfliche Rolle. Sie schickten einen Abgeordneten nach Punah, der einen Vertrag abschloß, dem zufolge Ragobah seiner Würde verlustig gehen und nur eine bedeutende Pension beziehen, die Engländer aber auch Salsette und Bassein räumen und durch einen andern, eben so viel eintragenden District entschädigt werden sollten. Die Directoren, denen es nicht um das Landeinkommen, sondern um die wichtige Lage von Salsette und Bassein zu thun war, nahmen den Vertrag an, mit Ausnahme der Wiederherausgabe von Salsette und Bassein; sie wollten also ihren Schützling gern aufopfern, aber nur das Pfand, das er ihnen zum Lohn für den zu leistenden Beistand gegeben hatte, nicht wieder herausgeben. Natürlicherweise war dieß Benehmen nicht geeignet, das Vertrauen zu ihnen zu erhöhen, und die Franzosen ermangelten nicht, diese Lage der Dinge zu benützen, um einen für die Engländer sehr nachtheiligen Einfluß zu Punah zu erlangen. Dieß nöthigte die Letztern energischer aufzutreten, und im Oct. 1778 — die Sache hatte sich mehrere Jahre durch hingezogen — wurde ein Vertrag mit Ragobah geschlossen, daß man ihn mit 4000 Mann nach Punah zurückführen wolle.

Dießmal hatten sich die Engländer schwer verrechnet: von Punah aus wurde dieß Corps von 4000 Mann über die Ghats geschickt, und drang bis auf wenige Meilen von Punah vor, hier aber wurde es überfallen und gänzlich geschlagen (Januar 1779) Nach dem hierauf geschlossenen Vertrage sollten alle die abgetretenen Orte zurückgegeben und Ragobah ausgeliefert werden; dieser hatte sich aber bereits mit seinen Truppen entfernt, und der Vertrag ward nicht ratificirt. Der Rath von Bengalen, der die Gelegenheit ergriff, die Mahratten zu demüthigen, die ihm in Nordindien schon genug zu schaffen gemacht hatten, und

*) Das nominelle Oberhaupt war der Ram Radscha zu Sattarah, der noch das Ehrenkleid an den Peischwa ertheilte, aber ganz machtlos geworden war.

Digitized by Google

der die wichtige Erwerbung von Salsette und Baſſein durchaus nicht aufgeben wollte, hatte ſchon im Mai 1778 ein Corps abgeſchickt, das zu Lande nach Bombay marſchiren ſollte, das erſte Beiſpiel dieſer Art. Dieſes Corps kam im Februar 1779 in Surat an unter Anführung eines Oberſt Goddard, der die Vollmacht hatte, mit den Mahratten wegen des Friedens zu unterhandeln, „jedoch ohne die Franzoſen zuzulaſſen, und ohne eine Eroberung oder ſonſtigen Erwerb aufzugeben.“ Goddard benützte die Spaltung der Mahratten, die überall, ſo auch in Guzerat herrſchte: zwei Brüder ſtritten ſich hier um die Herrſchaft, von denen der eine von Ragobah, der in der Nähe ſtand, unterſtützt wurde. Goddard verband ſich mit dem andern, Futty Sing, eroberte für ihn die Hauptſtadt von Guzerat, Ahmedabad, zog hierauf gegen die Mahratten unter Scindiah und Holkar,*) die mit 25,000 Reitern in der Nähe ſtanden und ſchlug ſie völlig. Die Engländer ſpielten nun in dieſer Gegend den Meiſter, und auch Baſſein mußte ſich ihnen noch in demſelben Jahre (1780) ergeben, aber das Glück dauerte nicht lange. Ohne eigentliche Schlachten zu liefern, kamen ſie ſo ſehr ins Gedränge, daß ſie endlich, freilich auch durch den Krieg gegen Heider in große Noth verſetzt, im Mai 1782 einen Frieden abſchloſſen, in welchem ſie nicht nur Ragobah aufopfern, ſondern auch alle Eroberungen zurückgeben mußten, ſo daß ſie auf der ganzen Weſtküſte von Indien durchaus nichts mehr als Bombay beſaßen.

Faſt noch ſchlimmer erging es ihnen gegen Heider. Im J. 1774 war dieſer von den Mahratten mit Krieg überzogen und ſo ſehr ins Gedränge gebracht worden, daß er ſich bis Seringapatam zurückziehen mußte, und von dort aus vergeblich die Engländer um Beiſtand anging, den ſie ihm, wenn man den vorhergehenden Frieden ſtreng auslegen wollte, allerdings ſchuldig waren. Aber die Engländer blieben unbeweglich, und Heider mußte ſich ſelbſt helfen. Dieß erhöhte noch ſeinen ohnehin ſtets gegen ſie genährten Haß, und ſobald er durch die Uneinigkeit der Mahratten freie Hand hatte und die Engländer mit ihnen beſchäftigt ſah, griff er alsbald, unterſtützt von den Franzoſen, zu den Waffen und brach unaufhaltſam in das Carnatic ein (Julius 1780), belagerte Arcot, und als das von Madras ausgezogene Corps ſich mit einem zweiten unter Oberſt Baillie, das aus den Circars heranmarſchirt war, bei Condſcheveram, nach vergeblichen Bemühungen Heiders es zu verhindern, vereinigt hatte, zog er ihnen entgegen, und vernichtete das ganze feindliche Heer in einer blutigen Schlacht, aus der von 10,000 Mann nur etwa 200 Engländer durch die Menſchlichkeit der bei Heider ſich befindenden Franzoſen das Leben retteten. Nach dieſem fürchterlichen Schlage koſtete es allen Muth und alle Beſonnenheit des neuen engliſchen Befehlshabers Sir Eyre Coote, auch nur die nächſte Umgebung von Madras frei zu erhalten, und vielleicht wäre jetzt mit Hülfe der Franzoſen der Herrſchaft der Engländer in Carnatic ein Ende gemacht worden, wenn nicht Heidern am Ende des Jahres 1783 der Tod ereilt hätte.

Sein Sohn Tippu Sahib erbte ſeinen Haß gegen die Engländer, und wenn auch nicht ſeine Klugheit und Ausdauer, doch ſeinen Muth. Schon vor ſeines Vaters Tode hatte er ein Corps Engländer an der Gränze von Tandſchor gänzlich geſchlagen, ſo daß auch dießmal wieder nur die Menſchlichkeit des Franzoſen Lally eine allgemeine Niedermetzlung hinderte. Noch bei Lebzeiten Heiders hatte das Gouvernement zu Bombay Truppen nach Canara geſchickt, und Onor, Mangalor und Calicut erobert, als man aber Heiders Tod erfuhr, wurde ſogleich ein Corps die Ghats hinauf gegen die Feſtung Bednor geſchickt, welches auch im März 1784 erobert wurde. Tippu eilte mit 40,000 Mann und einigen Franzoſen herbei, ſchlug die engliſchen Truppen zurück und belagerte Bednor, das ſchon im April wieder in ſeinen Händen war; hierauf rückte er in Canara ein, und blokirte Onor und Mangalor, da der inzwiſchen geſchloſſene Friede zwiſchen Frankreich und England ihn des Beiſtands des franzöſiſchen Hülfscorps beraubte.*) Indeß fühlte ſich Tippu immer noch ſtark genug, und die Angelegenheiten der Compagnie ſtanden auch in Carnatic fortdauernd ſo verzweifelt, daß man, als Tippu Friedensvorſchläge machte, auf Alles einging, nur um ihn aus dem Carnatic zu entfernen, wozu die Engländer bei ihrem dermaligen Mangel an Geld und an Reiterei gar keine Mittel hatten. Indeß mußten ihm mehrere wichtige Punkte, namentlich einige Feſtungen, die den Eingang ins Carnatic öffnen, und die Diſtricte Carur, Dureparam u. ſ. w. abgetreten werden; dieſe liegen an einem Zufluß des obern Cavery (Carur gerade unter 11° N. B.), welcher in das ſüdliche Carnatic und nach Tandſchor hinabführt. Man erſieht hieraus, daß Tippu nur mit der Ausſicht, ſich für die Zukunft ſeine Unternehmungen zu erleichtern, Friede ſchloß, und daß der Rath von Calcutta wohl Recht hatte, wenn er an die Directoren nach England ſchrieb, „daß der Friede mit Tippu nicht länger dauern werde, als er ſelbſt es ſeinem Intereſſe gemäß finde.“

Dießmal alſo noch hatten die Engländer gegen die Mahratten und gegen Maiſor den Kürzern gezogen, und die Hoffnung ihrer Feinde wuchs mit ihren Erfolgen und der Schwäche, und Uneinigkeit, welche die Engländer während dieſes Kriegs an den Tag gelegt hatten.

(Fortſetzung folgt.)

*) Siehe deren Staaten auf der Karte.

*) Mangalor fiel jedoch bald darauf in ſeine Hände noch vor dem Frieden, der ihm ohnehin ganz Canara zurückgab.

Färberpflanze in den ruſſiſchen Steppen.

Im ganzen Süden von Rußland, hauptſächlich in der Nähe von Dörfern oder an Stellen, wo ehedem Wohnungen ſtanden, hat man zahlreiche Büſchel der Harmel oder Steppenraute (Peganum harmala, von den Tataren inserlik genannt) gefunden. Häufig ſieht man ſogar ganze Flächen, die ausſchließlich mit dieſer Pflanze bedeckt ſind, deren ſtarke und zähe Wurzel ziemlich tief in die Erde dringt, dem Pfluge widerſteht und der Arbeit des Landmannes ein ſchwer zu beſiegendes Hinderniß entgegenſtellt. Obgleich dieſe Rautenart, die auf trockenem Boden beſſer fortkommt, in der ſtrengſten Sonnenhitze ihre Friſche beibehält, ſo bietet ſie dennoch für den Unterhalt von Heerden keinen Nutzen: der Geruch derſelben iſt ſo unangenehm, daß die Thiere

Digitized by Google

sie nie berühren, selbst wenn sie sehr hungrig sind. Die Russen dürfen sich deßhalb um so mehr über die gemachte Entdeckung freuen, als diese in andern Beziehungen schädliche und schwer auszurottende Pflanze für ihre Fabriken von sehr großem Nutzen werden kann.

Schon früher hatte man die Idee, den Samen derselben zum Wollenfärben zu verwenden, namentlich bediente man sich desselben in einer Tuchfabrik zu Sadip in der Krim, 16 Werste von Sympheropel, vor mehr als 50 Jahren, um die sogenannten Feß oder Mützen der Griechen, die damals in großer Menge daselbst verfertigt wurden, roth zu färben. Inzwischen war die damals angenommene Art und Weise, den Färbestoff aus dem Samen zu ziehen, sehr verwickelt, und da dieselbe beträchtliche Kosten verursachte, so kam man erst nach Verlauf von sechs Monaten zu einem Resultate. Später, als die Fabrication der Feß keine solchen Vortheile mehr bot, wurde das Färben mit Hülfe des Samens jener Pflanze gänzlich aufgegeben.

Der Minister des Innern hat vor kurzer Zeit eine bedeutende Quantität Harmelsamen aus Sympheropel kommen lassen; und Hr. Göbel, ein Chemiker und Professor an der Universität zu Dorpat, welcher mit der Untersuchung desselben beauftragt war, hat bald das Wesen des darin enthaltenen Färbestoffes erkannt. Diese Substanz, welche als schwache Säure wirkt, indem sie Salze mit verschiedenen Basen bildet, scheint in vielen Beziehungen denen vorzuziehen zu seyn, die man gewöhnlich zum Färben verwendet. Gleich geeignet, Seide, Wolle, Baumwolle und Leinwand roth zu färben, bietet sie zugleich alle Schattirungen dieser Farbe, vom zartesten Rosenfarb bis zum dunkelsten Carmoisin, und die schöne und glänzende Farbe ist dem Abschießen nicht unterworfen. Die von Hrn. Göbel angewandten Mittel, um diese Substanz von dem Samen zu scheiden, deren Erfindung man ihm zu danken hat, sind äußerst einfach, so zwar, daß man in einer Viertelstunde eine kleine Quantität davon zubereiten kann; selbst wenn man die Sache in einem größern Maaßstab ausführt, braucht man nicht länger als zwei Tage dazu. Eine halbe Unze dieser rothen Farbe ist hinreichend, um ein Stück Seidenstoff von 6 Arschinen im Gevierte dunkelcarmoisinroth zu färben, und mit eben so viel könnte man sogar 20 bis 60 Arschinen ins Gevierte rosenroth färben, je nachdem man die Farbe stark oder schwach nehmen würde.

Diese Entdeckung scheint den industriellen Anstalten Rußlands große Vortheile bringen zu wollen, auch beschäftigt man sich in diesem Augenblick schon damit, den Arbeiten Hrn. Göbels eine größere Entwicklung zu geben. (Echo du Monde Savant Nr. 25.)

Chronik der Reisen.

Untersuchung des Sacramento-Flusses in Californien durch Capitän Belcher, den Commandanten des Schiffes Sulphur, mitgetheilt vom Capitän Beaufort.

(Schluß.)

Unser Steuermann, ein geborner Indianer, der im Dienste der spanischen Mission in San Francisco sich aufhielt, benachrichtigte uns, daß die Ufer an unserem ganzen Wege hin einst dicht mit solchen Winterquartieren besetzt gewesen seyen, welche die Spanier Rancherias nannten. Allein diese Bewohner sind jetzt fast ganz erloschen, und die Ueberbleibsel derselben findet man nur noch bei den Missionen. Wahrscheinlich haben die amerikanischen Jäger von den Felsengebirgen, welche über den Fluß sehen, zugleich mit den Delaware-Indianern jene Leute zur Flucht veranlaßt, indem das Feuergewehr, womit die erstern bewaffnet sind, für sie eine zu mächtige Waffe ist. Dennoch sollen sie häufig bedeutende Kämpfe geführt haben, bei denen sie sich eher vernichten ließen, als daß sie gewichen wären. Der Sacramento war einst wegen seiner Biber und Fischotter berühmt; auch sind diese noch jetzt nicht selten.

Die Indianer von der Mission sprachen uns sehr zu, uns jetzt mit dem zu versehen, was wir uns weiter nördlich nicht mehr würden verschaffen können. Bei Tag war das Klima mild, zwischen 47 und 77° F.; in einer Nacht fiel es auf 36°. Die Temperatur des Wassers wechselte zwischen 53 und 56°; zwei Tage hindurch hatten wir unbedeutenden Regen, sonst war das Wetter sehr schön. Unsere Sammlung wurde durch einige werthvolle Enten, Eulen, Falken und andere Vögel, die in Menge am Ufer waren, bereichert. Vierfüßige Thiere wurden wenige erlegt, ein Coyota oder der Schakalfuchs, eine Fischotter und ein Wiesel. Ich schoß zweimal auf kleine Tiger oder Tigerkatzen, allein für kleines Schrot hatten sie ein zu dichtes Fell; es gelang uns ein Elennthier und ein Stück Rothwild zu fangen, auch erlegten wir eine Menge Wildgänse. In der Nähe der Mündung des Flusses wird die Erde torfartig, so daß es schwer war, wegen der durch die Ebbe und Fluth des Stroms entstehenden Vibration genaue astronomische Beobachtungen anzustellen. Bei ruhigem Wasser war dieß nicht der Fall. Die Fluth überschwemmt bei Springfluthen alle niedern Ländereien, die mit hohem Gras und Binsen bewachsen sind, aus denen die Eingebornen ihre Balsas oder Flöße errichten. Der Boden zeigt keine Festigkeit, bis der Fluß mit frischem Wasser angefüllt ist, wo er dann ein sehr gutes Erdreich bietet. Hier gedeihen alsdann Rosen, Erdbeerbäume und andere kleine Gesträuche aufs üppigste, auch wilder Hafer wächst und säet sich selbst weiter, und gewährt dem Rothwild eine reichliche Weide. In der trocknen Jahreszeit brennen ihn die Eingebornen nieder, und zerstören dadurch wahrscheinlich manche junge Haferpflanzung, welche sonst reichlicher gewesen wäre. Der californische Hafer ist nicht hoch, obwohl der nämliche in Amerika allgemein im Gebrauch ist; die Esche ist ausgezeichnet, erreicht aber keine besondere Höhe; gewöhnlich ist sie mit wilden Weinstöcken bewachsen, was in jener Jahreszeit ein schönes Farbenspiel hervorbringt; die in Menge vorhandenen wilden Weintrauben hatten einen guten Geschmack und sehr große Samenkörner. So weit die Schifffahrt gelangt ist, bietet der Fluß für kleinere Schiffe bis zu dem Fort keine Schwierigkeit, jedoch scheint es nicht vortheilhaft zu seyn, über die Mündung hinaus ein großes Fahrzeug zu führen, indem das Flußbett bis zu jenem Punkte frei und mehr als hinlänglich tief ist. Wenn man den Hafen von San Francisco mit dem Sacramento-Fluß sieht, so findet sich, daß hier ein gutes Feld für Capitalanlagen wäre, wenn die Regierung ihre Bürger beschützen könnte; gegenwärtig sind sie in den elendesten Zustand versetzt: gequält von ihren eigenen Dienern, welche Eingeborne sind, davonlaufen und ihr Eigenthum mitnehmen, bedroht von den Delaware-Indianern, welche wie Räuber das Land durchstreifen, und Pferde und Rindvieh mit fortführen, endlich voll Unruhe über die letzte Erklärung und Widerrufung ihrer Unabhängigkeit, bitten sie flehentlich um die vermittelnde Hand Englands und Amerika's, daß sie ihnen Beistand leisten möchten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 192.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Julius 1838.

Briefe aus Ungarn.

(Von J. G. Elsner.)

Vierter Brief.

Weitzen. Diese, mit dem Sitze eines Bischofs geschmückte ungarische Landstadt imponirt so wenig, daß man sie leicht nur für einen Flecken halten könnte. Indeß zählt sie eine bedeutende Bevölkerung, die sich nahe an 12,000 Seelen belaufen soll. Dieß findet man leicht glaublich, wenn man sie der Länge nach durchfährt, wo wenig zu einer halben Meile fehlen mag. Die Fluthen der Donau haben sich beim heurigen Eisgange auch an ihr sehr verheerend gezeigt, und es lagen gegen 400 Häuser in Trümmern. Man könnte es befremdend finden, daß ein Ort, welcher an einem so bedeutenden schiffbaren Strome liegt, und außerdem gleichsam als der Schlüssel oder vielmehr als der Verbindungspunkt zwischen den Ebenen und dem hier nördlich sich hinziehenden Gebirge — einer Ausästung der Karpathen — zu betrachten ist, nicht mehr Wohlhabenheit verräth, zumal er noch jährlich einige nicht unbedeutende Märkte hat. Aber es schließt der Deutsche in Ungarn fast überall fehl, wenn er die dasigen Zustände streng nach denen in Deutschland beurtheilen will. Handel und Verkehr bewegen sich in Ungarn noch in engen Gränzen, weil es sich mehr um rohe Naturerzeugnisse als um die der Industrie dabei handelt. Nun aber bemächtigen sich in solchen Fällen gewöhnlich nur einige Wenige des Handels und ziehen den Gewinn allein. Dazu kommt dann für das Land noch der Nachtheil, daß unter diesen Wenigen fast allemal ein Theil Fremde sind. Gewinnbringend ist solcher Handel in der Regel, und es stehen dafür mehrere Beispiele als Zeugen da. So unter andern haben einige Individuen im Frucht- (Getreide) Handel sich bereichert, und man sucht an der Donau herab, in den kleinen Städten und Märkten nicht vergeblich nach dergleichen Individuen. — Auch in Weitzen soll es recht wohlhabende Leute geben.

Die Gegend hat hier einen ungemein ansprechenden Charakter. Im Norden nichts als Rebenhügel, im Westen die Bergschlucht, durch welche die Donau daher strömt, und in welche mehrere Ortschaften, denen man sonst Wohlhabenheit ansah, sich gleichsam hineingedrängt haben. Ich sage „sonst" weil die letzte Ueberschwemmung einige fast ganz zerstörte und mehrere stark beschädigte. Im Süden die Andreas-Insel mit Dörfern und Fluren, freilich auch mit Sand-Dünen, und hinter dem rechten Donau-Arme ein herrlich decorirtes hohes Gebirge. Gegen Osten allein ist die Gegend fade, und die Reise von hier nach Pesth sehr einförmig und ermüdend.

Das hiesige Bisthum ist, gleich den übrigen in Ungarn, reich dotirt. Der jetzige Bischof, Graf von Nadasdy, ist als ein überaus geistreicher und kluger Mann bekannt, und das Gerücht macht ihn schon längst zum Erzbischof von Gran, folglich zum Primas von Ungarn.

Zwischen Schemnitz und Pesth ist der Verkehr, welcher über Weitzen geht, weit weniger belebt, wie man es zwischen zwei Städten von Bedeutung wohl vermuthen sollte. Man wundert sich darüber um so mehr, als oberhalb Weitzen zwei von und nach der Hauptstadt führende Straßen sich vereinigen, wovon die eine ihre Richtung nach den westlichen, und die andere nach den östlichen Karpathen nimmt. Indeß läßt sich die Sache wohl erklären, wenn man in Erwägung zieht, daß beide, so wie sie sich weiter entfernen, wiederum durch andere abgelöst werden, und z. B. die eine über Trentschin im Waagthale fort nach Preßburg, und von da nach Wien und Pesth, die andere von Leutschau über Erlau u. s. w. nach Pesth geht. Mithin erstrecken sie sich von Weitzen aus nur auf eine kurze Linie, und nehmen lediglich den Verkehr von einer eben nicht sehr ausgedehnten Landschaft auf.

Durch die ganzen Karpathen ist die slawische Sprache die herrschende, und das Volk, die Slawaken, sich ziemlich ähnlich. So wie man aber weiter herab gegen Igol-Shagh kommt, sind schon Ungarn untergemischt, deren man immer mehr trifft, je weiter man gegen die Donau kommt. Deutsche sind mitunter in ganzen Ortschaften zu finden, welches besonders in der Nähe der Gran der Fall ist. Jede dieser Nationen behält, trotz der Vermischung, doch ihre charakteristischen Eigenthümlichkeiten. Diese treten beim gemeinen Volke in gleichem Grade wie bei den höhern Ständen hervor. Bei letzteren kann man solches recht augenscheinlich beobachten, wenn man Gelegenheit hat, die

Digitized by Google

Herren bei den Congregationen (Kreistagen) zu ſehen. Mir ward eine ſolche ſchon mehreremal. In Igol=Schag traf ich es, wo die Herren eben von der Congregation, und nun in den Gaſthof zum Mittagmahle kamen, bei welchem ich mitten unter ſie zu ſitzen kam. Wäre mir es zur Aufgabe geſtellt worden, einen jeden nach der Nation zu bezeichnen, zu welcher er gehörte, ich glaube, ich würde wenig Fehlgriffe gethan haben. Bei dieſem Mahle ging es ein wenig ſtürmiſch her, und alle wollten zugleich befriedigt ſeyn. Man iſt nämlich in Ungarn, wie faſt ohne Ausnahme im ganzen öſterreichiſchen Staate, nach der Karte. Wenn nun zwanzig und mehr Perſonen ihre Beſtellung gleichzeitig und ziemlich kategoriſch machten, ſo mußte man wahrlich den Wirth mit ſeinen Kellern und Dienſtmädchen bewundern, wie gewandt ſie einen Jeden zufrieden zu ſtellen wußten. Raſch ging übrigens das Geſchäft, denn in einer guten halben Stunde waren alle befriedigt, und der Dampf der Tabakspfeifen ſtieg in blauen Wirbeln zur Decke und hüllte, von da zurückſchlagend, bald die ganze Geſellſchaft in den ſchönſten Nimbus.

Aber es war mir bei dieſem Mahle noch ein anderer Genuß vorbehalten. Eine Muſikbande, vermuthlich aus Dilettanten des Orts zuſammengeſetzt, eilf Mann ſtark, drang in den engen und niedrigen Saal, und führte ein Concert von lauter Blasinſtrumenten auf. Der Lärmen war fürchterlich, und ein Mißton verſchlang immer den andern. Wäre es nicht eine Blasphemie gegen die göttliche Muſik, ich würde dieſes Concert einen Höllenſkandal nennen. Meine Herren von der Congregation waren nicht ſo verweichlicht, wie ich. Sie converſirten ganz gemüthlich während dieſes Getöſes, und brachen mit ihren ſonoren Stimmen ſo durch, daß mir alle Nerven bebten. Meine einzige Rettung war die Flucht. Vergleicht man den Böhmen in der Muſik mit dem Ungar, ſo findet man, daß ſie total divergiren. Ich rede vom großen Haufen. Ausnahmen finden auf beiden Seiten in Menge ſtatt.

Mein dießmaliger Brief macht eine retrograde Bewegung. Denn ich nähere mich noch einmal Schemnitz, und bemerke, daß das Thal von da herab, nach Igol=Schag, einen äußerſt lieblichen und freundlichen Anſtrich hat. Auf beiden Seiten eine Bergkette, die mit buntem Gebüſch bekleidet iſt; ein Heer von Nachtigallen, welches wetteifert, in der Mitte ein raſcher Bergſtrom; das Alles trägt zur Verſchönerung bei. Aber unter allem dieſem ſind die hier wohnenden Menſchen am wenigſten anſprechend. Vielleicht ſtießen ſie auch darum ſo ſehr ab, weil ich mir ſie ganz anders erwartet, und geglaubt hatte, hier in dem Lande des Goldes und Silbers müßten auch Manufacturen und Fabriken blühen, und die ganze Bevölkerung müßte auf einer ſehr hohen Stufe der Civiliſation ſtehen. Von dem Allem aber trifft man nichts, und unter Anderm ſtehen die Wirthshäuſer weit unter denen in den wenig bevölkerten niederungariſchen Ebenen.

Die Engländer in Indien.

Die europäiſch=indiſche Periode.

(Fortſetzung.)

Wir haben ſchon oben erwähnt, daß Madhadſchi Scindiah, der Mahrattenhäuptling, ſich in Malwa ein eigenes Fürſtenthum gegründet, und vielleicht nicht ganz ohne Abſicht Udſchain (Oojein), die alte heilige Hinduſtadt, zu ſeiner Reſidenz gewählt hatte. Durch ſeine Bemühungen hauptſächlich war der Moghulkaiſer, Schah=Allum, in Verbindung mit den Mahratten getreten, in der Hoffnung, durch ſie nach Delhi zurückgeführt zu werden, und Scindiahs Gewandtheit gelang es auch den Schah zu vermögen, daß er den Peiſchwa, das nominelle Oberhaupt der Mahratten, zum Wakil=ul=Muluk, d. h. zum Reichsverweſer, ernannte, worauf er ſelbſt, Madhadſchi Scindiah, deſſen Naib oder Stellvertreter wurde. Scindiah war offenbar ein weitſchauender Kopf: dadurch daß er den Peiſchwa zum Wakil des Moguls ernennen ließ, brachte er eine Art Verſchmelzung des mohammedaniſchen und braminiſchen Indiens zu Stande, wobei man wohl nicht ohne Grund vermuthen darf, daß es darauf abgeſehen war, ſich der verhaßten Engländer zu entledigen, und unter dem Deckmantel des Peiſchwa und des Moghulkaiſers, deren wahre Macht ſchon gebrochen war, ſich ſelbſt zum Schiedsrichter von ganz Indien aufzuwerfen. Darauf weiſen auch zwei Nebenumſtände hin: einerſeits daß Scindiah ſich auf jede Weiſe bemühte, die Abſendung eines engliſchen Reſidenten nach Punah, der Hauptſtadt des Peiſchwa, zu verhindern, damit alle Geſchäfte durch ſeine Hand gingen; andererſeits daß die Sikhs, von deren Emporkommen ſpäter die Rede ſeyn wird, den Engländern insgeheim ein Bündniß gegen die Mahratten anboten, zu welchem Zweck ſich bereits 30,000 Krieger ihres Volkes zwiſchen Paniput und Delhi geſammelt hatten. Ein großes Hinderniß der Plane Scindiahs war Tippu. Heider war Moslem und hatte die Hindudynaſtie ſeines Landes geſtürzt; vielleicht erfuhr Tippu, ſein Sohn, Widerſtand bei dem braminiſchen Theile ſeiner Unterthanen, und behandelte dieſe mit Grauſamkeit, indem er z. B. einmal 50,000 Hindus, zum Theil aus mahrattiſchem Gebiet, mit Gewalt zu Moslems machen, und 2000 Braminen von einer beſondern Secte niedermetzeln ließ. Dieß weckte den Zorn der Mahratten, und Feindſeligkeiten gegen ihn waren die Folge davon; Scindiah ſchlug ein Bündniß zwiſchen dem Nizam, dem Peiſchwa und der Compagnie gegen Tippu vor, aber die letztere, welche es recht gerne ſah, wenn die Mahratten und Tippu ſich gegenſeitig ſchwächten, wollte ſich auf nichts einlaſſen, und die Mahratten wurden geſchlagen, während Scindiah, mit ſeinen eigenen Angelegenheiten und ſeiner Vergrößerung beſchäftigt, einer Ladung des Peiſchwa nach Punah keine Folge leiſtete. Dieſe Ereigniſſe veranlaßten ſpäter, daß, als der Krieg gegen Tippu wieder ausbrach, die Mahratten und der Nizam geneigt waren, gemeinſchaftliche Sache mit den Engländern zu machen.

Warum Tippu ſich im Frieden von 1784 die ſüdlichen Diſtricte von Tritſchinapoli nach Coimbator hin hatte abtreten laſſen, wurde jetzt offenkundig: er war bemüht, die Erobe-

Digitized by Google

rungen seines Vaters auf der Westküste fortzusetzen, wohl hauptsächlich um den Engländern den Zugang zu seiner nicht sehr entfernten Hauptstadt zu versperren, griff den Radschah von Travancor, welcher in dem Frieden von 1784 ausdrücklich mit eingeschlossen war, unter einem plausiblen Vorwand an, und bemächtigte sich des nördlichen Theiles seiner Staaten. Die Engländer konnten unmöglich ruhig zusehen, da der Angriff durchaus gegen sie gerichtet war; ein Heer von 15,000 Mann sammelte sich im Carnatic und sollte von Südosten her gegen Coimbator und dann nordwärts ins Innere von Maisor eindringen; ein Corps von 8000 Mann sollte von Bombay aus zur See nach Canara gebracht werden und über die westlichen Ghats zu gelangen suchen, während zugleich die Mahratten und der Nizam eine Diversion von Norden her machten; diese beiden hatten am 1 Julius 1790 ein völliges Schutz- und Trutzbündniß mit den Engländern gegen Tippu geschlossen. So gelang es, den Königstiger — dieß ist die Bedeutung des Wortes Tippu — wie in einem Netze zu fangen, und im Frühjahr 1792 war er zu einem Frieden genöthigt, welcher ihn nicht nur 33,000,000 Rupien, sondern auch die Hälfte seiner Staaten kostete. Die Engländer waren anfangs von Osten her bis vor Seringapatam gerückt, hatten aber wieder umkehren müssen, und waren erst durch die Ankunft der Mahratten in Stand gesetzt worden, wieder bis zur feindlichen Hauptstadt vorzudringen. Tippu's religiöser Fanatismus, der ihn mit den Mahratten unversöhnlich entzweit hatte, war die Ursache seines Unglücks. Die Franzosen, damals im Frieden mit England und in der ersten Gährung der Revolution, konnten ihm keinen Beistand leisten, den Tippu im J. 1791 durch eine besondere Botschaft verlangte.

Doch was das wankende Königthum in Frankreich nicht mehr gewähren konnte, das that die Republik, so viel immer an ihr war: zwar fielen die französischen Besitzungen in Indien, wie leicht zu erachten, schnell vor der englischen Uebermacht, aber auf allen möglichen Wegen strömten einzelne Franzosen in das Innere des Landes, und bald hatte sich in Scindiahs Solde unter de Boigne und Perron ein Corps von 10,000 Mann europäisch-disciplinirter einheimischer Truppen gebildet, und bei dem Nizam befand sich ein gewisser Raymond, welcher mit Hülfe zahlreicher französischer Officiere ein Corps von 14,000 Mann europäisch disciplinirter Truppen bildete, so daß der englische Einfluß auch hier völlig verdunkelt war.*) In dem Hafen von Mangalor traf ein französisches Detaschement ein, marschirte nach Seringapatam und stieß dort zu Tippu, der seine Absicht, die Engländer aus Indien zu verjagen, gar nicht mehr verhehlte, dessen Armee nach dem Berichte des englischen Capitäns Malcolm in einer vortrefflichen Verfassung war, und der mit dem tapfern Afghanenkönig Zeman Schah in Unterhandlung stand, damit dieser, welcher kurz zuvor Lahor besetzt hatte und mit seinen Reiterschaaren bis vor Delhi streifte, zu gleicher Zeit tiefer nach Indien hereinbreche. Als vollends eine französische Armee in Aegypten landete und Botschaft von Napoleon eintraf, daß er von dort aus nach Asien marschiren werde, um mit Hülfe der Perser bis nach Indien vorzudringen, da konnte der entflammte Haß Tippu's sich nicht mehr halten, und er nahm, zu früh für seine Interessen, einen Kampf an, den er vielleicht noch hätte verzögern können. Von nun an folgten sich die Ereignisse Schlag auf Schlag.

(Fortsetzung folgt.)

*) Zwischen den Mahratten und dem Nizam brachen Uneinigkeiten aus, wobei der Letztere den Kürzern zog; allein die Franzosen scheinen durch ihren Einfluß auf beiden Seiten schnell eine Uebereinkunft bewirkt zu haben.

Chronik der Reisen.

Reise von Berlin nach Christiania über Greifswalde, Ystad, Jönköping und Fredrikshall.

Die preußische Fahrpost trifft von Berlin in Greifswalde so ein, daß die Ueberfahrt nach Schweden einige Stunden darauf vor sich gehen kann. Man hat nur eben so viel Zeit, sein Geld in schwedisches umzusetzen, ein Geschäft, was hier um so nöthiger, weil jenseits dem Meere keine Gelegenheit dazu ist. Wir bezahlten für den schwedischen Bancothaler 16¾ Silbergroschen, für den schwedischen Riksdaler 11⅛ Silbergroschen. Der schwedische Thaler hat 48 Schillinge. Einzelne Schillinge, so wie halbe und viertel, hat man in Kupfer. Sonst gibt es Zettel zu 8, 12, 16, 24 Schillingen, zu 1 Thaler Banco bis zu 1 Riksdaler u. s. w. Ich gebe diese Notiz, weil ich selbst vorher (in Berlin sogar), nirgends Auskunft darüber erhalten konnte. Größere Summen über 100 Thaler in schwedischen kleinen Ausgabezetteln bei sich zu führen ist lästig. Uns standen die Taschen weit ab von den Geldpaketen. Das viele Kupfer reißt die Taschen entzwei. Die Geldzettel sind oft sehr beschmutzt, und meist so zerrissen, zerkumpt und wieder geklebt, daß man ihre Gültigkeit in Zweifel zieht. Der Schwede nimmt sie aber immer an, so lange er noch die Unterschriften der hohen Finanzbeamten erkennen kann. Fehlt aber hievon nur Ein Buchstabe, so weigert sich jeder Bauer standhaft gegen die Annahme. Am besten thut man, sich nur bis Stockholm mit altem schwedischem Papiergelde zu versehen, denn hier erhält man auf der Bank ganz neue Geldzettel.

Vormittags 9 Uhr traf unsere Fahrpost in Greifswalde ein. Schon um 2 Uhr Mittags lichtete man die Anker des Dampfschiffes, das uns nach Schweden tragen sollte. Es war dießmal ein preußisches Dampfschiff, das die Ueberfahrt zu machen hatte. Es wechselt dieß mit einem schwedischen. Beim Dorfe Wyk, Dreiviertelmeilen von Greifswalde, liegt die Bucht, in der die Dampfschiffe vor Anker gehen. Bis dahin brachte uns eine Postkalesche. Ein sonderbarer Umstand, wie ich ihn noch nirgends angetroffen habe, ist der, daß uns vom Postamt in Greifswalde der Platz auf dem Dampfschiff angewiesen wurde, den wir zu bezahlen hatten. Ob wir denselben annehmen oder benutzen wollten, galt der Behörde gleich. Sie erbat sich unsern Paß, sah hinein und forderte 10 Thaler für den ersten Platz oder für die erste Cajüte. Wegen stetem Anwandeln der Seekrankheit waren wir gewohnt, uns während solcher kurzen Seereisen, als dergleichen Ueberfahrten sind (da sie kaum 24 Stunden dauert), fortwährend auf dem Verdeck aufzuhalten. Selbst Nachts gingen wir selten in die Koye der Cajüte. Der Platz auf dem Verdeck kostet aber nur 2 Thaler. Wir mußten also eine Standescontribution bezahlen. Man erklärte uns, daß die geringe Frequenz auf diesem Dampfboot eine solche Zwangsmaaßregel nöthig mache.

Digitized by Google

Ein günstiger Südwest blies unsere Segel auf. Er kam der Maschine sehr zu Hülfe. Wir konnten dieß deutlich an der Abnahme der Schnelligkeit spüren, als sich der Wind bald darauf in Nordost umsetzte. — Die Zahl der Passagiere bestand aus zwei: Monsieur Ampère, Sohn des bekannten Professors zu Paris, und ich. Alle Plätze des Schiffes standen uns also zu Gebot.

Rügens Küste mit ihren sonderbar gestalteten und steilen Vorgebirgen Thüssow Hörst und Peerd flogen unsern Blicken schnell vorüber. Es war ein stiller, warmer Sommerabend. Dieß verleitete mich wider die Gewohnheit, zur Nacht ein Ruheplätzchen im Kope zu suchen. Es mochte Mitternacht seyn, als ich aus dem Kope bis in die Mitte der Cajüte flog. Ueber mir auf dem Verdeck war ein lautes Getöse. Das Brausen der Wellen, das Heulen des Sturmes, das Geschrei der Matrosen beim Abnehmen aller Segel mischte sich untereinander. Die Lampe der Cajüte war erloschen. Hülflos lag ich am Boden. Ueber mich her fielen mehrere dicke Folianten Seekarten, die bei solchem Sturm im Kope nicht mehr fest liegen wollten. Bei der Finsterniß um mich her besudelte ich sie mit den Ausbrüchen der Seekrankheit. Es dauerte lange, ehe ich kriechend auf allen Vieren die offene Cajütenthüre erreichte. Sie wurde von den heftigen Schwankungen des Schiffes hin und her geworfen. Ihr Geklappe gab mir die Richtung an, wohin ich steuern mußte, um aus meinem unterirdischen Kerker an freie Luft zu kommen und den unseligen Convulsionen des Erbrechens Einhalt zu thun. Mühsam erkletterte ich die schmale Cajütentreppe, und kaum erhebt sich mein beladenes Haupt in freier Luft, als eine zischende Welle übers Verdeck mir ins Gesicht schlug und die Fortsetzung meiner Auffahrt verleidete. Die Nacht war draußen stockfinster und der Sturm sehr heftig geworden. Ich bin bei Tag und Nacht durch die Nordsee und durchs Kattegat (das Meer der Stürme) gefahren, aber nie erlebte ich eine grausenvollere Nacht. Ich hätte dankend auf die Knies niederfallen mögen, als ich mit Tagesanbruch die grüne Küste Schwedens erblickte, die nach solcher Nacht in seltener Anmuth und Gastlichkeit erscheint.

Mit dem ersten Fuß vom Schiff ist man auch schon in der ersten schwedischen Stadt Ystad, denn die Straßen derselben laufen fast bis ans Meer hinab. Aber wie ist Alles plötzlich anders. Die Erinnerung an das saubere, gegen Ystad großartige Greifswalde war zu frisch. Es lag ja nur eine Nacht dazwischen. Schmutzige, enge, stinkende Straßen, niedrige, elende, verfallene Häuser, unsaubere Gasthöfe, kurz ein Ort, für den der Name einer Stadt zu hoch, der Titel Dorf wieder zu niedrig ist. Dabei ein lebendiger Verkehr, den er seiner Lage als Ueberfahrtsort nach Deutschland verdankt. Ystad scheint für das ganze Land zu betteln, denn so viel Bettelleute sah ich nachher in ganz Schweden nicht.

Alle Producte, die man auf dem Markte sieht, tragen das Gepräge des nordischen Klima's. Die Waaren der Industrie und die Arbeiten der Handwerker zeigen, daß man sich noch nicht weit über den ersten Anfang des städtischen Lebens und Wohlseyns erhoben hat. Auch die Pferde müssen das verkümmerte Bild der nordischen Natur tragen helfen. Mühsam schleppen sie, einzeln vorgespannt, die zweirädrigen Bauernkarren fort, das in Schweden beliebte und einzig gebräuchliche Fuhrwerk der Landleute, auf dem sie ihre wenigen verkäuflichen Producte zu Markte bringen.

Wir kamen aus dem Lande der rothen Kragen, nun sahen wir lauter gelbe Kragen, die schwedische Nationalfarbe. Die Zollbeamten traten uns freundlich und mit feiner Artigkeit entgegen. Es schien, als wollte man uns den Eintritt in ihr rauhes Land versüßen. Die Visitirung unseres Gepäckes ging ohne Plackereien vor sich. Wir hatten Ursache, mit unserem Empfang in Schweden zufrieden zu seyn.

Nun gings zuerst zum Commandanten, um die Paßangelegenheit in Ordnung zu bringen. Ein kleines sonderbares Männchen, der seine Stube so arrangirt hatte, als wenn er jeden Augenblick große Gesellschaft erwartete, obgleich schon Jahre vergangen sind, in denen er selten mehr als zwei bei sich sah. Von jeder Sophalehne zog sich eine lange Reihe Stühle bis mitten in die Stube, zwischen denen man hindurch mußte, um zum Sopha zu gelangen. Sonst gab es keinen Stuhl in der Stube. Ein sonderbares Arrangement, in dem wahrscheinlich eine gewisse Wichtigkeit des Commandantenpostens repräsentirt werden sollte.

Wir wurden sehr artig empfangen, und was uns besonders lieb war, deutsch angeredet. „Wünschen Sie einen Minister-, Cabinets- oder ordinären Paß?" Unvorbereitet auf solche Frage — hinter der übrigens weiter nichts als eine Geldschneiderei lag — baten wir uns ganz gehorsamst eine gefällige Erklärung des Unterschiedes dieser Pässe aus. „Mit dem Ministerpasse gewinnt der Reisende mehr Ansehen und wird auf den Stationen rascher befördert," war die Erklärung. Der eigentliche Unterschied war aber nur der, daß der Ministerpaß 5 Thaler und der ordinäre Paß ¼ Thaler kostete, ein Unterschied, mit dem er uns nachher erst bekannt machte, als wir schon gewählt hatten. Denn wir wurden während der ganzen Reise auf den Stationen selten nach unserem Passe gefragt, hatten also gar keine Gelegenheit mit unserem Ministerpasse zu prahlen, um schneller befördert zu werden. Auch glaube ich, daß man sich wenig daran gekehrt haben würde, wenn wir im Unmuthe des langen Wartens mit unserem Ministerpasse gedroht hätten. Nur einmal erinnere ich mich im folgenden Sommer, wo ich zum zweitenmal Schweden besuchte, daß die Frau eines Stationshalters in einem Dorfe Dalecarliens mir den Paß abforderte, ein Verlangen, was ihr mehr die Neugier als die Amtspflicht abdrang, da ich vor ihrem Fenster umspannte, und eine große Kaffeegesellschaft (es war gerade Sonntag) die Neugier der Wirthin theilte. Ich konnte mich nicht enthalten ihr anzudeuten, daß nur dem Mann, nicht der Frau das Recht und die Pflicht zustände, die Pässe der Reisenden zu revidiren, worauf sie von ihrer unbescheidenen Forderung abstand.

Bringt man übrigens von dem schwedischen Gesandten des Landes, von dem man herkommt, einen Paß mit, der gern unentgeltlich gegeben wird, so ist man aller Kosten überhoben, denn der mitgebrachte Paß wird unentgeltlich visirt.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 61** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Beethoven und sein letztes Quartett.** Ein musikalisches Phantasiestück. — **Scenen aus Bulwers neuem Schauspiel.** (Fortsetzung.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 6–7 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 193.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Julius 1838.

Ueber die Salzseen im Gouvernement Astrachan und der kaukasischen Provinz.

In diesen beiden Landstrichen findet sich eine Menge Salz, das in Seen von verschiedener Größe aufgelöst ist. Diese Seen liegen in den Kreisen Astrachan, Krasnojarsk, Jenotajew, Georgiewsk, Kisljär und Stauropol, und zerfallen in zweierlei Arten: in den einen wird wirklich Salz gewonnen, und sie stehen deßhalb unter der unmittelbaren Aufsicht des Salzamts zu Astrachan, in den andern wird nicht auf Salz gearbeitet, und sie stehen daher nur unter der Aufsicht der Landpolizei.

In dem russischen Journal des Ministeriums des Innern sind diese Seen, so weit sie irgend bekannt und gemessen sind, nach Lage und Größe mit Namen aufgeführt. (S. November-Heft 1837, p. 554 bis 560.) Wir verweisen diejenigen, welche sich um solche statistische Angaben kümmern, auf jene Zeitschrift, und heben nur noch aus, daß sich im Ganzen 151 Seen finden, und daß in etwa 100 derselben auf Salz gearbeitet wird. Das Journal führt zugleich an, daß man jetzt, im Vergleich mit dem Jahre 1803, 48 Seen mehr zähle, sagt aber nicht, ob vielleicht Salzseen entstanden seyen, oder ob man nur um so viel mehr bearbeite. Aus den gesammelten Angaben über die Menge des gewonnenen Salzes geht hervor, daß man vom Jahr 1781 bis 1803 in die Magazine von Astrachan 40,787 Pud, in die von Bertjul 703,782, in die von Tscherüojar 1561, in die von Jenotajew 13,510 Pud lieferte. In die Magazine von Kisljär wird das Salz aus den Seen an der Kuma und dem Ehoduk geliefert. In den zehn Jahren von 1825 bis 1835 wurde aus den astrachanischen und kaukasischen Seen an Salz gebrochen und in die Salzniederlagen geführt 11,540,018 Pud, jährlich also etwas über eine Million; von diesen kommen aber nur etwa 76,000 Pud jährlich auf die kaukasische Provinz, auf die astrachanische dagegen über 1,000,000, und auch hier wieder kommt bei weitem der größere Theil, nämlich ungefähr 900,000 Pud, auf sechs Seen im Kreise von Astrachan, so daß also dieser Landstrich durchaus die Hauptmasse des Salzes liefert.

Die Engländer in Indien.

Die europäisch-indische Periode.

(Fortsetzung.)

Seit dem Jahre 1796 erkannten die Engländer die ganze Größe der Gefahr, welche ihre Besitzungen in Ostindien bedrohte, und waren unablässig bemüht, theils ihre Truppen zu vermehren, theils die Schritte ihrer Feinde zu beobachten. Marquis von Wellesley leitete als Generalgouverneur die politischen Angelegenheiten, und Oberst Wellesley, der nachherige Herzog von Wellington, begleitete einen hohen und bald den ersten Posten unter den dort stehenden Truppen des Königs. Der erste Schritt geschah gegen den schwächsten Feind, den Nizam, welchem selbst vor seinen französischen Verbündeten, deren Truppen unter den Fahnen und Farben der Republik standen, zu grauen begann.*) Am ersten September 1798 wurde ein Vertrag mit ihm geschlossen, demzufolge eine Hülfsmacht von 6000 Mann englischer Truppen ständig in der Nähe seiner Residenzstadt Heiderabad campiren sollte. Auf diese Weise wurde die Möglichkeit gegeben, die von Franzosen disciplinirten und commandirten Truppen entbehrlich zu machen und ihren gefährlichen Einfluß zu zerstören; zugleich wurden die Engländer dadurch der Mitwirkung des Nizam in dem drohenden Kriege mit Tippu versichert. Zum Unglück für die Franzosen war der talentvolle Raymond gestorben. Am 10 October kam das englische Hülfscorps unter Oberst Roberts nach Heiderabad, am 22 wurde unter Mitwirkung von 2000 Reitern des Nizam das Lager der Franzosen umringt, die Sipahis entwaffnet und die französischen Officiere gefangen genommen. Der Plan war mit solcher Heimlichkeit entworfen und ausgeführt worden, daß die Franzosen völlig überrascht wurden, und nicht einmal eine Gegenwehr stattfand.

*) Die französische Partei an des Nizam Hofe stand, wie sich später aus den in Seringapatam vorgefundenen Papieren ergab, im engsten Verkehr mit den bei Tippu befindlichen Franzosen: man erwartete mit jedem Tage den Tod des alten Nizam, und mit Hülfe der von den Franzosen disciplinirten Truppen sollte der zweite Sohn auf den Thron erhoben werden, welcher dadurch natürlich ganz in die Hände der Franzosen gekommen wäre und die Engländer hätte ausschließen müssen.

Digitized by Google

Jetzt ging man weiter. Um alle Verbindung zur See mit den französischen Emissären abzuschneiden, wurde die ganze Küste von Malabar durch englische Truppen besetzt, ein weiteres Corps stand, wie schon gesagt, bei Heiderabad, und eine Armee sammelte sich im Carnatic. Auch zu Punah hätte man gerne ein Corps aufgestellt, aber der Peischwa lehnte hartnäckig den Antrag zu einem Subsidiarvertrage, ähnlich dem mit dem Nizam, ab; eben so auch der Radscha von Berar oder Nagpur, der nominelle Oberbefehlshaber des Mahrattenheeres, den man gleichfalls gern durch einen Subsidiarvertrag gebunden hätte, da man Scindiah — nicht mehr der alte Madhadschi, welcher im Jahre 1794 gestorben war, sondern sein Großneffe Daulet-Rao-Scindiah — sehr mißtraute, und zwar, wie aus der Anwesenheit de Boigne's und Perrons hervorgeht, gar nicht mit Unrecht. Um vor weitern Einbrüchen des Afghanenkönigs Zeman-Schah sicher zu seyn, bewirkte man von Persien aus Demonstrationen gegen Afghanistan, die auch in der That seinen weitern Einfällen ein Ziel setzten. Nach diesen Vorbereitungen schritt man zu offenen Feindseligkeiten gegen Tippu: am 27 März 1799 setzte sich eine Armee von der Küste von Malabar aus gegen Seringapatam in Marsch, und schon am 4 Mai war diese Hauptstadt von den Engländern mit Sturm genommen; Tippu selbst fiel fechtend unter einem der Thore. Die Nachricht von diesem wichtigen Ereignisse gelangte am 11 Mai nach Madras und zwar durch einen geheimen Boten, da das ganze Land noch mit Tippu's Anhängern und Truppen erfüllt war.

Nun kam es darauf an, was mit dem errungenen Erfolge geschehen solle. Nach den Verträgen hatte der Peischwa und der Nizam gleichen Antheil mit den Engländern an der Beute, und obwohl das Betragen des Erstern der Art gewesen war, daß er zu keinem Antheil berechtigt gewesen wäre, so wollten die Engländer ihm doch großmüthig einen Antheil lassen, „vorausgesetzt, daß er ein englisches Hülfscorps zu Punah aufnehme und die streitigen Punkte zwischen ihm und dem Nizam unter Vermittlung der Engländer gütlich ausgleiche." Der Peischwa verwarf diesen Antrag, und kam dadurch in eine entschieden feindselige Stellung gegen die Engländer, ohne daß diese darum die Beleidigung geahndet hätten. Die Provinzen, welche man von Maisor abriß, wurden also, da der Peischwa jeden Antheil ablehnte, zwischen den Engländern und dem Nizam getheilt, und auf den zerstückelten Thron setzte man nicht mehr Tippu's Kinder, da man die ganze Familie als im Hasse gegen England aufgefangt betrachtete, sondern die Nachkommen des vormaligen Hindu-Radschah, welchen Heider Ali verdrängt hatte; die Unduldsamkeit, mit welcher Tippu verfahren war, hatte wohl diesen Entschluß hauptsächlich zur Folge.

Auf diese Weise war der französische Einfluß in den Staaten des Nizam und in Maisor gebrochen, in den Mahrattenstaaten aber hielten sie sich noch, und da die Mahrattenmacht in zwei schwer zugänglichen Ländern, nämlich im Quellland des Kistnah und Bhimah, so wie in Malwa unter Scindiah ihren Sitz hatte, so vermieden die Engländer für den Augenblick sorgfältig, sie zum Kriege zu reizen. Welche Plane damals geschmiedet wurden, mag man aus dem ersehen, was Auber in seinem Werke Rise and Progress of the British Power in India Tom. II. p. 269 sagt: „Der General-Gouverneur erhielt Nachricht von einigen geheimen Unterhandlungen zwischen Frankreich und der batavischen Republik, wonach die letztere Macht Kotschin und andere Besitzungen an Frankreich abtrat. Se. Herrlichkeit fühlte, daß diese Umstände große Vorsicht und Wachsamkeit erforderten. Die Absichten der französischen Regierung, als sie sich in Folge des Friedens von Amiens in Bereitschaft setzte, diese Besitzungen wieder an sich zu nehmen, sind vollständig entwickelt in dem Mémoire eines französischen Officiers, Namens Lefevre, der bei dem Stabe zu Pondicherp angestellt war. Dieß Mémoire bezeichnete die Wichtigkeit Indiens für Großbritannien, die Ausdehnung seiner dortigen Besitzungen, die Behandlung des Mogduls und die Möglichkeit, daß eine französische Armee Indien auf dem Wege über Aegypten erreiche. Der Zweck, welcher bei ihrer Ankunft in Hindostan ihre Aufmerksamkeit beschäftigen solle, sey die Wiederherstellung des Throns der Timuriden, und während die englische Regierung alle ihre Aufmerksamkeit darauf richte, dem Einfall von Westen her zu begegnen, sollte eine geheime Expedition von Spanien aus über Mexico nach Manilla gehen und eine dritte, von der holländischen Republik ausgerüstete, über das Cap nach den spanischen Inseln und von da nach Trincomali, einem für die englische Marine sehr wichtigen Hafen. Der Verfasser dieses Mémoire's war seines Gegenstandes völlig Meister und drückte seine Ueberzeugung aus, daß wenn sein Vaterland nicht in seine Ansichten eingehe, so werde das in Civilisation rasch fortschreitende Rußland seine Aufmerksamkeit auf den Orient lenken." Solche Plane, so chimärisch sie zum Theil aussehen, waren nicht ohne sichere Grundlage und Aussicht des Erfolgs, da das Auftreten eines auch nur geringen europäischen Heeres unter günstigen Verhältnissen dem ganzen Laufe der Begebenheiten eine andere Wendung geben konnte.

Im Anfang dieses Jahrhunderts besaß die Compagnie auf dem Continent von Indien Bengalen, Behar und Orissa in voller Souverainetät, wozu noch die Provinz Benares, mit dem Gebiete westlich vom Ganges kam, das vor kurzem noch zu Audh gehörte, jetzt aber der Compagnie abgetreten war. Der noch übrige Theil der Besitzungen des Vezirs, nachherigen Königs von Audh, war im Süden und Osten, von dem brittischen Gebiete ganz umrungen. Die Küste von Coromandel war lange die Hauptkriegsstation gewesen; das Gebiet in diesem Theile Indiens bestand aus den nördlichen Circars, ihrem alten Besitzthum um das Fort St. George (Madras) her, dem Carnatic, dessen Nabob kürzlich vollends auf Pension gesetzt worden war, und den Abtretungen Tippu's im Jahre 1792 in den Ländern Tandschor und Tinevelly, die vom Carnatic abhängen. Diese Gebiete nebst einigen andern der Compagnie völlig unterworfenen, erstreckten sich in einer fortlaufenden Linie, von dem Meerbusen von Bengalen bis hinüber an die Küste von Malabar. An diese Linie stieß das an den wiederhergestellten Radscha von Maisor abgetretene Gebiet, da aber die Compagnie Seringapatam zurück behalten hatte, so hing seine Vertheidigung ganz von den Engländern ab, und man konnte als die Gränze ihres Gebiets das Land der Mahratten und das des Nizam betrachten. — An

Digitized by Google

der obern Küste von Malabar beſaß die Compagnie die Inſeln Bombay und Salſette, und einige Abtretungen, die der Nabob von Baroatſch kürzlich gemacht hatte.

Feindſeligkeiten konnten ausbrechen von Seite der Mahratten und des Radſcha von Berar, welcher Letztere, obwohl mit dem Peiſchwa, als dem Oberhaupte der Mahrattenmacht, verbunden, doch nicht in demſelben Vaſallenverhältniß zu ihm ſtand, wie Scindiah und Holcar. Das Gebiet des Radſcha von Berar begann an der Weſtküſte des Golfes von Bengalen und ſtieß im Südweſten an das des Nizam; dieſer Letztere war durch den Subſidiarvertrag vom J. 1798 an die Compagnie gefeſſelt. Der verwundbarſte Theil der Gränze der Compagnie ſtieß an die Länder im Beſitze des Scindiahs. Wenn die Mahrattamächte, der Peiſchwa als Haupt, Scindiah und Holcar als Vaſallen, ſich vereinigten und der Radſcha von Berar zu ihnen ſtieß, ſo konnte, da geſchickte franzöſiſche Officiere die Bewegungen leiteten und Scindiah Delhi und die Perſon des Moghul in ſeiner Gewalt hatte, eine furchtbare Macht gegen England aufgeboten werden, deren glückliche Bekämpfung die größten Anſtrengungen von Seite der engliſchen Regierung erforderte.

(Schluß folgt.)

Santorini.

Die Inſel Santorini gewinnt durch einige von Hrn. Bory St. Vincent entdeckte Grabmäler noch an der Bedeutung, die ſie bereits wegen ihrer Vulcane hatte. Wir übergehen die Ruinen von Tempeln, Städten, cyklopiſchen Mauern, Ciſternen u. ſ. w., und erwähnen der Vaſen, welche man in einigen alten Gräbern gefunden hat. Dieſe wurden durch Regengüſſe freigeſpült, und ſo von der Maſſe von Tuff, Bimsſtein u. ſ. w. befreit, unter der ſie ſeit Jahrhunderten verborgen lagen. Eine derſelben war 16 Zoll hoch und hatte 9 Zoll im Durchmeſſer, mit einem engen Hals, an deſſen Oeffnung ſich der Kopf eines Adlers oder Greifs befand; an der Wölbung der Vaſe war ein ſchöner, leichter Griff angebracht; die Farbe glich der des Blutſteines, auch war deutlich ein Luchs, der einen Hirſch mit ſchönem Geweih verzehrte, mit Schwarz darauf gezeichnet. Sie wurde in den verhältnißmäßig neuern Gräbern aufgefunden (denn es gibt einige von noch höherem Alter, die von einem unbekannten Volke gemacht wurden), und zeichneten ſich in Beziehung auf Reichthum der Verzierung und Geſtalt von der ältern Töpferarbeit aus. Letztere beſteht aus einem harten, tönenden Stoff, in welchem ſich viele Körner, vielleicht von Sandſtein, befinden. Die größte Vaſe iſt 2 Fuß 5 Zoll hoch, hat in der Mitte 1 Fuß 9 Zoll im Durchmeſſer, und iſt mit vier Griffen verſehen; eine andere hat bloß zwei Griffe, und enthielt wahrſcheinlich einen Vorrath von Korn für den Verſtorbenen. Der Stein war, mit Ausnahme einiger chocoladebrauner Streifen, nicht künſtlich gefärbt, nur auf einer Seite war ein unvollkommener Schlangenlauf, einige Kreiſe, Zickzacks u. ſ. w. angedeutet; die andere Seite hatte gar keine Verzierung, da dieſelbe eingemauert geweſen war. (Athenäum vom 23 Junius.)

Chronik der Reiſen.

Reiſe von Berlin nach Chriſtiania über Greifswalde, Yſtad, Jönköping und Fredrikshall.

(Fortſetzung.)

In Yſtad hatten wir die Wahl zwiſchen zwei Gaſthöfen, und da jeder der beiden Wirthe keine großen Qualen der Concurrenz auszuhalten hat, ſo iſt ihnen auch an Erhaltung der Sauberkeit, Ordnung und Bequemlichkeit für Reiſende, ſo wie an der Billigkeit ihrer Preiſe wenig gelegen. Der Fremde muß doch kommen und vorlieb nehmen. — Ein ſonderbarer Gebrauch iſt es in den Stuben Tannen-Nadeln auszuſtreuen, gleichſam als ob man den Fremden noch im letzten Augenblick des Schlafengehens in die Fußſohlen peinigen will. Sonſt weiß ich keinen Grund.

Die Gerichte, die wir empfingen, waren zwar genießbar, aber auch weiter nichts, und ich behaupte, daß man bei dieſem milden Urtheil dennoch die deutſche Küche ganz vergeſſen haben muß. Es ſind meiſt Producte der See, mit denen die Tafel angerichtet wird. Jedoch warne ich jeden Bier zu trinken. Zwar hält der Anblick deſſelben ſchon davon ab, aber es könnte dennoch Jemand einfallen, ſeinen Durſt unbeſonnenerweiſe zu löſchen. Er möchte ſeinen Leichtſinn eine geraume Zeit zu bereuen haben. Das Brauen ſteht mit den übrigen Gewerben auf gleicher Stufe. Ein deutſcher oder gar bayeriſcher Brauer müßte hier brillante Geſchäfte machen.

Andern Tags früh 7 Uhr war der beſtellte Skiots (ſyrich Schuß), d. i. Poſtbauer, mit ſeinem kleinen zweirädrigen Karren vor der Thüre des Gaſthofes. Ich wußte anfangs nicht, auf wen dieß Fuhrwerk wartete, da der jämmerliche Gaul mit ſeinem zertumpten Strickgeſchirr eben ſo wenig Vertrauen zu einer Reiſe von 5 Meilen einflößte, als die zerbrechliche Karre. Ich läugne nicht, daß ich mich lange beſonnen habe, ehe ich dieß Fuhrwerk zum Reiſen annahm. Es iſt recht ſchade, daß gerade der erſte Eindruck beim Eintritt in Schweden faſt bei allen Gegenſtänden, mit denen man in Berührung kommt, ſo zurückſchreckend iſt. Ich hätte gewünſcht, daß mir Jemand Muth zugeſprochen, und dabei die gewiſſe Ausſicht gemacht hätte, daß es weiter hinein beſſer werden würde. Yſtad, dieß Fuhrwerk und die erſten Meilen auf einer mit loſen Steinen beſäeten Chauſſee, wo man in drückender Hitze im Staub und auf jener Karre jeden Stoß doppelt fühlt, wird noch Manchen muthlos machen. Mich hätte es faſt von der ganzen Reiſe zurückgeſchreckt.

Auf den ſechs erſten Stationen Herreſta, Trandé, Broſary, Degerberga und Möbeldf ward ich überall ſchnell expedirt. Man merkt, daß man durch eine ackerbautreibende Provinz reiſt, wo in geſchloſſenen Dörfern die Pferde bei der Hand ſind, und nicht erſt meilenweit von der Weide geholt werden dürfen. Nirgends durften wir länger als eine Viertelſtunde aufs friſche Pferd warten. Die Stationen ſind ſelten über 5 deutſche Meilen lang. Wir überſahen große Kornfelder, ſelten eine Baumgruppe. Nur wellenförmige Hügelreihen unterbrechen die weiten ebenen Flächen. Wäre nicht die Oſtſee dazwiſchen, ſo glaubten wir noch in Pommern zu ſeyn, ſo ſehr ähnelt das Bild im Großen unſerem Vaterlande. Wenn wir doch einen Unterſchied angeben ſollten, ſo ſind es die auffallende Menge großer und kleiner Steine, mit denen die Felder wie beſäet erſcheinen. Wir erblicken mitten auf dem Felde große Einfaſſungen von dieſem Material. Wir ſind an dergleichen Befriedigungen gewöhnt, aber ſolche Flächen von mehrern Morgen

Digitized by Google

sahen wir bei uns noch nicht mit Steinmauern umgeben. In den Dörfern sieht man fast gar keine andere Einfassung, und die schwedische Mühsamkeit, Kunstfertigkeit und Ordnungsliebe zeigt sich in der Aufrichtung dieser großen Steine, indem sie solche wie glatte Mauerwände hingestellt haben.

Am interessantesten ist die Gegend zwischen Bråsary und Degerberga. Die Straße erreicht hier allmählich den höchsten Punkt von Schonen, von dem man einen anziehenden Fernblick bis zum Meere hinab hat. In Röddelöf fanden wir einen recht guten ländlichen Gasthof. Der Besitzer schien ein wohlhabender Mann, der für seinen Stand eine ungewöhnliche Bildung zeigte. Seine sonderbare Passion für Uhren, Gewehre und Pistolen machte uns Spaß. Die Wände waren damit überladen. In Station Gränge fanden wir ein so gutes Nachtquartier, daß wir den ersten Eindruck in Ystad vergaßen, uns mit Schweden wieder aussöhnten und frischen Muth faßten. Wir wurden sauber und gut bewirthet, und zahlten andern Morgens 56 Schillinge (9 Silbergroschen). Die Umgegend ist fruchtbar. Alles zeigt Wohlstand. Wir kamen bei einem Denkmal vorbei, welches man dem schwedischen General Wrangel gesetzt hatte. Es bestand in einer einfachen Säule.

Andern Tags veränderte sich schon auf der ersten Station das Bild des Landes. Wir treten in die Provinz Småland (sprich Schmoland), und haben gleich Gebirgscharakter und Viehzucht. Es erscheinen nur noch einzelne Getreideflecken zwischen niedrigen Felsblöcken und Waldgestrüpp. Wir ergötzten uns an dem bunten Gemisch des Laubholzes und an den herrlichen Viehweiden. Auch mit den Häusern geht plötzlich eine Aenderung vor. Sie sind nun ganz aus Holz, dabei dunkelroth angestrichen mit weißen Fensterkreuzen, was sich recht sauber ausnimmt. Mit dem ebenfalls bessern Zustande der Chaussee verschwindet der letzte trübe Eindruck, den wir von Ystad mitgebracht hatten. Kleine anmuthige Gebirgsthäler bringen eine angenehme Abwechslung hervor. Unter Anderem schießt die Helga schäumend zwischen Felsblöcken an der Chaussee entlang.

Einen sonderbaren Anblick gewähren die Meilensteine. Es sind vierseitige, oben abgeschnittene Kegel von 5 bis 6 Fuß Höhe, die man aus Steinen so sorgfältig und glatt aufgebaut hat, daß sie einer aufgemauerten Figur ähneln. Oben auf der Mitte ist eine Steintafel errichtet, an der die Meilenzahl eingegraben ist.

Die Chaussee wird immer besser. Statt der geschlossenen Dörfer erscheint alle 5 bis 10 Minuten ein Gehöfte. Alles, besonders die Frauen, geht sauber gekleidet. Man gewahrt in ihrer Leibwäsche eine blendende Weiße und anständige Reinlichkeit. Die ländlichen Gasthöfe lassen nichts zu wünschen übrig, wenn man darauf vorbereitet ist, 2 bis 3 Stunden aufs frische Pferd zu warten, weil es erst von fernen Weiden geholt wird. Aber auch Wagen und Pferde werden nun besser. Es bleiben zwar noch immer die nationellen zweirädrigen Karren, aber sie sind hier nicht mehr so zerbrechlich, so ungeschickt und unbequem gebaut. Sie bestehen nicht mehr aus einem bloßen viereckigen Kasten, wo der Reisende auf einem aufgenagelten Brett jämmerlich zerstoßen wird. Wir möchten sie hier nicht mehr Karre, schwedisch Kärra (sprich Tschärre), sondern Cabriolet nennen. Man sitzt in einer Bank, die in Federn hängt, oder auf zwei jungen Tannenbäumen ruht, deren natürliche Elasticität noch angenehmer federt, weil sie nicht hin und her wirft. Die Pferde sind zwar klein, aber fleischig, kernig gedrungen. Sie gehen spielend, ohne Anfeuern, mit dem Cabriolet davon.

Auch der Anblick der Dorfkirchen hat etwas Erfreuliches. Sie überraschen den Fremden nicht bloß durch ihr sauberes Aeußere, sie imponiren sogar durch den größern Maaßstab, in dem wir im nördlichen Deutschland nicht gewohnt sind, Dorfkirchen zu sehen. Die schwedischen Dorfkirchen würden oft pommer'sche Stadtkirchen beschämen. Es documentirt sich daraus ein achtungswerther Zug in dem Nationalcharakter des Schweden, und ich konnte mich nicht enthalten, die Bilder mehrerer Kirchen in meinem Portefeuille zu bewahren.

Je mehr wir in Småland hinein kamen, desto dichter wird der Wald. Selten gibt es eine Durchsicht nach tiefliegenden Seen. Der Gebirgscharakter tritt uns immer schroffer entgegen. Wir mußten heute unmerklich immer höher gelangt seyn, denn an die Stelle des Laubholzes traten jene dunklen Pyramiden-Tannen, deren Höhe, Umfang und Wuchs ihnen ein imposantes Ansehen gibt.

Ueberall erwartete man mit ländlichen Ehrenpforten den geliebten Kronprinzen, der sich auf einer Landesreise zur Musterung der Truppen befand. Selten sahen wir heute ein kleines Kornfeld, wo aber ein solches erschien, da strotzte und prahlte es in üppigem Strohwuchs.

In Station Gottose fanden wir ein gutes Nachtquartier, und bezahlten andern Morgens gar nur 24 Schillinge (5 Silbergroschen). Die Rechnungen der Miethe werden immer wohlfeiler. Wenn das so fortgeht, so hört das Bezahlen zuletzt auf. Andern Tags brachen wir schon 4 Uhr Morgens auf, denn wir wollten Jönköping erreichen. Der kleine achtjährige Stiefsohn war schon Abends vorher mit dem Bemerken bestellt worden, sich den andern Morgen zeitig einzustellen. Er erschien schon um 3 Uhr. Es war ein lieblicher, rothbackiger Knabe, der uns durch sein aufgewecktes, munteres Wesen Vergnügen machte.

Vor Station Or ändert sich plötzlich das bisherige Bild der Waldgegend. Sie öffnet sich mit einem weiten, fruchtbaren Wiesenthal, dessen Mitte der Spiegel eines großen Sees schmückte, dahinter die hohe, schöne Dorfkirche von Or liegt. Wir mußten hier zwei Stunden aufs frische Pferd warten, was uns nicht sehr verdroß, weil der Anblick freundlicher und blühend schöner Landmädchen, in einer Gegend, wo Alles das Gepräge der Wohlhabenheit und des Romantischen trägt, den Zeitraum verkürzt, wenn man gerade kein Stockstoiker ist. Es ist die Viehzucht, welche hier, unterstützt von trefflichen Weiden und Wiesen, die Wohlhabenheit erzeugt. Wir wurden mit Milch bewirthet, deren fette Consistenz den Werth der Weide und den Zustand des Viehes bezeugt.

Unweit Or kamen wir bei dem Lager des Kronoborg-Regiments vorbei, welches aus runden und eckigen Zelten bestand, und auf einem freien Platz im Walde nach militärischer Ordnung aufgestellt war. Besonders auffallend und neu erschienen mir die Gewehrpyramiden, welche man in einer Linie vor dem Lager aufgestellt hatte. Vierzig bis fünfzig Gewehre standen in einem Kreis auf einem kleinen, runden, grünen Erdwalle von 2 Fuß Höhe, in dessen Mitte ein Ständer errichtet war, auf dem ein rundes, dichtes Dach von Tannen ruhte, unter dem die Gewehre vor Nässe geschützt sind. Diese zierlichen Gewehr-Bouquets werden mir lange im Gedächtnisse bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Unter den in London im Jahre 1857 amtlich aufgezeichneten Vergehen zählte man 19,728 Fälle von Betrunkenheit, trotz der zahlreichen Mäßigkeitsvereine; 5103 Fälle von Unordnungen, herbeigeführt durch öffentliche Dirnen, und 5995 Fälle des Vagirens. Die Pfarrei von St. James liefert den höchsten Stand. Es kamen 6588 Diebe und 6851 Individuen vor, die wegen schlechter Aufführung eingesetzt wurden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 194.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Julius 1838.

Briefe aus Ungarn.

(Von J. G. Eisner.)

Fünfter Brief.

Von der Theiß. Ein großer Theil von Ungarn und vorzüglich seine Ebenen zeigen noch jetzt klar und deutlich, daß sie in frühern Zeiten Seen waren. Die an vielen Stellen über eine Klafter tief angehäufte Modererde, die vielen Sümpfe, welche noch vorkommen, obgleich man sich mit deren Austrocknung fortwährend beschäftigt, vor allen aber das Unterwasserstehen ganzer Landstrecken im Frühjahr sprechen dafür. Ich hatte die Gegend früher und unter andern auch im Sommer 1836 gesehen, wo sie trocken und zum Theil wie eine nubische Wüste ausgebrannt war, und mußte daher nicht wenig erstaunen, als ich sie dieß Jahr im April in großen Strecken unter Wasser fand und mitunter das lebhafteste Bild von der offenen See hatte. Die Theiß, von ihren Nebenflüssen verstärkt, führt, wenn in den Gebirgen der Marmarosch (des nordöstlichen Theils von Ungarn) und Siebenbürgens der Schnee schmilzt, eine große Menge von Wasser, und da ihr Fall äußerst gering ist, und sie überdieß eine Unzahl von Krümmungen macht, so strömt sie sehr bald über ihre Ufer, was noch vermehrt und auf eine beträchtliche Entfernung aufwärts bemerkbar wird, wenn die Donau hoch geht und folglich die Theiß nicht frei einfließen kann. Dieß war jetzt der Fall. Von St. Marton, in der Sobolt'schen Gespannschaft an bis herab nach Betsche, etwa zehn Meilen unterhalb Segedin, waren mehr denn 100 Quadratmeilen unter Wasser, und da die Ausgießungen mitunter ein Paar Meilen breit waren, so wühlte der Sturm im Wasser und thürmte die Wellen zu einer bedeutenden Höhe. Das Strombett war an wenigen Orten sichtbar. Außer der Theiß aber treiben die in sie einmündenden Nebenflüsse dasselbe Wesen. Hauptsächlich aber thut solches die Körösch mit allen ihren Nebenarmen. Wie weit sich alle diese Inundationen ausdehnen, das entnimmt der, welcher sie nicht selbst gesehen, aus den auf der im geographischen Institute zu Weimar herausgekommenen Karte von Ungarn (von F. W. Streit), als Sumpf gezeichneten Landstrecken. Denn alle diese waren von Wasser übergossen. Man nennt sie auch Inundations-Ländereien. In der Regel fließt das Wasser anfangs Mai ab, und es werden sodann viele dieser Ländereien zum Anbau von Hanf, Kraut (Weißkohl) u. dgl. benutzt. Der größte Theil aber sind Wiesen- und Weideflecken.

Diese Ueberschwemmungen veranlassen mancherlei Unbequemlichkeiten. Für die Theiß selbst haben sie die, daß sie zu dieser Zeit mit keinen Schiffen befahren werden kann, indem solche jeden Augenblick in Gefahr kämen, zu stranden, weil die vielen und scharfen Krümmungen des Flußbettes dieses, sobald das Wasser übertritt, unkenntlich machen. Für die Umgegend erschweren sie die Communication und machen weite Umwege nöthig, indem nur wenige Brücken über den Fluß gehen, von denen aus Dämme über das Inundations-Terrain geführt sind. Sobald aber das Wasser übertritt, sind die Wege überschwemmt und nicht zu passiren.

Für die Schifffahrt ist die Theiß überhaupt ein unbequemer Fluß, indem sie, wie eben bemerkt, bei hohem Wasserstande nicht befahren werden kann. Im Sommer leidet sie am entgegengesetzten Uebel. Denn da ist ihr Wasserstand oftmals so niedrig, daß sie nur kleine Kähne tragen kann.

Wer in die Nähe dieses Flusses kommt, der wird gewiß nicht unterlassen, sich einen Hauptgenuß, den er bietet, zu verschaffen. Diesen gewähren die Fische. Sprüchwörtlich sagt man von ihm, er enthalte so viel Fische als Wassertropfen. Mir mundete diese treffliche Kost, bei welcher der Stör an der Spitze steht, nicht wenig. Es gehört überhaupt zur weisen Benutzung von Reisen, überall das zu genießen, wodurch ein Land oder eine Gegend berühmt ist. Zuweilen wird man freilich ein wenig getäuscht, was man namentlich in Ungarn vom Wein sagen kann. Denn in den gewöhnlichen Wirthshäusern an der Straße trifft man mitunter ein Getränk, welches nichts weniger als ein trinkbares Gold ist. Am übelsten wird man da bedient, wenn mehrere Jahrgänge schlecht gewesen sind. Denn bei den Wirthen ist es üblich, immer Wein, welcher ein, höchstens zwei Jahre alt ist, zum Ausschank zu kaufen. Bis zum Jahre 1836 ging es daher noch an, und man bekam noch einen 1834ger. Aber heuer war man übel daran. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Engländer in Indien.

Die europäisch-indische Periode.

(Schluß.)

Seit dem Vertrage mit den Mahratten (1782) und ihrem Beistand gegen Tippu (1792) hatte die Regierung wenig nähere Verbindung mit ihnen unterhalten, aber Scindiah und Holcar waren inzwischen mächtige Fürsten mit ungeheuren und wohlgeübten Streitkräften geworden.

Scindiah's Familie gehört zu dem ackerbauenden Stamm; sein Vater wurde Soldat im Dienste des Peischwa und setzte sich im Laufe der mahrattischen Eroberungen in Malwa fest. Sein Sohn folgte ihm, und er ist es, von welchem ein Engländer nachstehende lebensähnlich getroffene Schilderung macht: „Er war dem Namen nach der Sklave, der That nach aber der strenge Herr des unglücklichen Kaisers Schah Allum; der angebliche Freund, aber der planvolle Nebenbuhler des Hauses Holcar; in allen Sachen der Form der Untergebene, aber der That nach der Beherrscher der Radschputenprovinzen von Central-Indien; dem Scheine nach der Soldat, der That nach aber der Räuber der Macht des Peischwa." Bei dem Vertrage der Engländer mit den Mahratten im J. 1782 trat er als unabhängiger Fürst auf, obwohl er Unterordnung unter den Peischwa zeigte, welchem er die Würde eines Reichsverwesers von dem Moghulkaiser auswirkte, während er zugleich von dem Peischwa als dessen Stellvertreter angenommen wurde, aber zu der Zeit, wo er nach Punah kam, um dem Peischwa seine Unterwürfigkeit zu bezeugen, war er der eigentliche Herr Nordindiens, vom Setledsch bis nach Agra, der Sieger über die Fürsten von Radschputana, der Befehlshaber einer Armee von 40,000 Mann europäisch disciplinirter, von 300 europäischen Officieren befehligter Infanterie, von 500 Kanonen und 100,000 Reitern; er besaß zwei Drittheile von Malwa und einige der schönsten Provinzen des Dekan. Seine Truppen unter General de Boigne unterwarfen nicht nur mehrere kleine Staaten in Centralindien, sondern brachen auch den stolzen Geist der vornehmen Radschputen und erwarben Besitzungen, die auf 75 Laks Rupien geschätzt wurden. Sein Zweck war, seiner Regierung eine größere Festigkeit und Dauer zu geben, als bisher ein Mahrattenhäuptling besessen hatte; er hielt sich gewöhnlich in Nordindien auf, kam manchmal nach Malwa und blieb kurze Zeit zu Udschain. Die Länder unter seiner eigenen Aufsicht sollen gut verwaltet gewesen seyn, ebenso auch diejenigen, wo das Volk sich gehorsam und unterwürfig zeigte; aber bei seinen Bestrebungen, die Häuptlinge in Nordindien, die Provinzen von Radschputana und die kleinen Radschas von Centralindien zu unterwerfen, wurden von seinem Heere große Grausamkeiten verübt. Madhadschi vererbte seine Besitzungen an seinen Großneffen Daulet-Rao-Scindiah, der bei Madhadschi's Tode (1794) erst 13 Jahre alt war. In der Entfernung von Dekan geboren und erzogen, von Europäern, Mohammedanern und Radschputen umgeben, verachtete er die unregelmäßigen Raubhorden, deren Thätigkeit und Unternehmungsgeist den Ruhm seiner Vorfahren gegründet hatte; so war Daulet-Rao-Scindiah mehr als einer der bedeutendsten Herrscher Indiens zu betrachten, denn als ein Mitglied des Mahrattenbundes. Der Krieg dieses Letztern gegen den Nizam im J. 1795 erzeugte eine vorübergehende Vereinigung, aber der Feldzug endigte schnell durch große Opfer an Gebiet und Schätzen, und war durch Scenen von Verrath und Hinterlist bezeichnet, welche zu den darauffolgenden Erschütterungen in den Mahrattenstaaten führten.

Die Familie Holcar gehörte einem Hirtenstamme an. Mulhar-Rao-Holcar trat in die Dienste des Peischwa, hatte schon im Jahre 1732 bedeutende Besitzungen erworben, und Indor (siehe die Karte) zum Unterhalt seiner Truppen angewiesen erhalten, woraus er sich, wie andere Mahrattenhäuptlinge, ein eigenes Fürstenthum bildete; er war im Vereine mit den andern Mahrattenführern bemüht, die Macht seiner Nation über das nördliche Indien dauernd zu gründen, und seine Operationen dehnten sich von der Provinz Audh westwärts bis an den Indus, von den Bergen von Radschputana bis an die Himalaya-Kette aus. Er erwarb sich bedeutenden Einfluß in Dscheipur und große Besitzungen im Dekan, nebst einem Theil von Khandesch. Er starb im Jahre 1769, aber das Land wurde durch die Wittwe seines Sohnes und einen gewissen Tukadschi-Holcar vortrefflich verwaltet. Der letztere hinterließ bei seinem Tode im Jahre 1797 zwei Söhne, wovon der ältere schwachen Geistes und Körpers, der jüngere aber, Dscheswant-Rao-Holcar, kraftvoll und unternehmenden Geistes war. Die hieraus entspringenden Erbfolgestreitigkeiten brachten den ganzen Mahrattenbund in Unordnung, der junge Scindiah vereinigte sich aus alter Familien-Eifersucht mit dem Peischwa gegen Holcar, aber beide wurden im Jahre 1802 von dem letztern gänzlich geschlagen, worauf der Peischwa sich an die Engländer wandte, und mit ihnen den früher stolz zurückgewiesenen Subsidienvertrag schloß, während Dscheswant-Rao-Holcar sich in Punah behauptete, wohin die Engländer den Peischwa zurückzuführen versprachen.

Die vorhergegangenen 4jährigen inneren Kämpfe hatten die Mahrattenmacht in ihren eigentlichen Grundsitzen völlig desorganisirt, die Engländer standen durch die im Norden von Maisor abgerissenen Distriete (ceded districts) ohnehin im Herzen von Dekan, und da sich vollends mehrere Mahrattenhäuptlinge mit ihnen vereinigten, so war es kein Wunder, daß schon im Mai des Jahres 1803, zwei Monate nach der Eröffnung der Feindseligkeiten, General Wellesley in Punah einrückte. Nicht die zerrüttete Mahrattenmacht, sondern die europäisch disciplinirten Truppen unter Scindiah, konnten allein noch Widerstand leisten. Dieser hatte sich, sobald der Peischwa die Engländer um Hülfe anrief, von ihm losgesagt, und ein Bündniß mit dem Radscha von Berar geschlossen, dem selbst Holcar nicht ganz fremd gewesen zu seyn scheint. Scindiahs Hauptmacht stand in seinen Besitzungen, in der Nähe von Delhi, unter dem Franzosen Perron, der das Land verwaltete, und deßhalb mußten die Engländer ihn von Norden wie von Süden her angreifen. General Lake zog gegen ihn am Ganges aufwärts, und die Wichtigkeit dessen, was durch diesen Feldzug erreicht werden sollte, kann man aus nachfolgenden Instruktionen entnehmen. 1) Es sollen alle Besitzungen Scindiahs zwi-

Digitized by Google

schen dem Ganges und dem Dschumna erobert, 2) die Person des Moghul Schah-Allum unter brittischen Schutz genommen, 3) um Scindiah von den nördlichen Districten Indiens auszuschließen, Bündnisse mit den Radschputen und andern kleinen Staaten jenseits des Dschumna geschlossen und 4) Bundelkund besetzt werden, um die Provinzen von Benares gegen Scindiah und den Radscha von Berar zu decken.

So standen also die Engländer im Herzen Indiens, und der Schlag drohte, der die Kraft der letzten indischen Mächte brechen sollte. Im Norden commandirten Perron und Louis Scindiahs Truppen, und erst nach mehrern hitzigen Gefechten und einer lange schwankenden Schlacht vor Delhi am 11 Sept. 1803 unterlag die Macht Scindiahs und der Franzosen. Fast zu derselben Zeit (am 23 September) wurden auch die vereinigten Heere Scindiahs und des Radscha's von Berar bei Assaye im Dekan völlig geschlagen. Der Sieg war, wie Wellesley selbst erklärte, vollständig, aber theuer erkauft. Damit war jeder ausreichende Widerstand einer größern indischen Macht gebrochen, der französische Einfluß, welcher in den letztern Jahren den Engländern so drohend gegenüber gestanden hatte, vernichtet, und die Engländer, wenn auch noch nicht unbestrittene Sieger, doch ihr Einfluß allenthalben durch Waffengewalt vorherrschend.

Nach diesen beiden Niederlagen ist alles Andere nur noch Nebensache, wenn gleich die Engländer noch manchen hitzigen Kampf zu bestehen hatten; doch ist es merkwürdig zu sehen, wie sie ihre Stellung benützen: durch die Niederlage der Franzosen bei Delhi und den Fall der Feste Aligbur, wo Perron mit mehreren andern französischen Officieren sich ergab, hörte Scindiahs Herrschaft über Delhi auf, der alte Kaiser Allum fiel in die Hände der Engländer, und mit ihm das Anrecht auf Delhi und alles Land bis an den Setledsch. Bundelkund wurde erobert und behauptet, weil es vom Dschumna-Thal her den Eingang in das Hochland Malwa öffnet; in Orissa wurde dem Radscha von Berar das Land von der Seeküste, wo auch Dschaggernath liegt, entrissen, und dadurch die Verbindung zwischen Bengalen und Madras hergestellt; die Radschputen-Staaten auf dem Nordostabdang von Malwa wurden von Scindiah unabhängig, und in Guzerat nahmen die Engländer das Land um den Golf von Cambai weg, um den Handel in ihrer Gewalt zu haben, kurz, sie besetzten allenthalben die Meeresküsten und die den Eingang in die Hochländer bildenden Landstriche. So mußte Alles sich fügen, und der abenteuernde Holcar es noch als eine Gnade ansehen, daß man ihm wieder einen Theil seines Landes einräumte. *) Fast alle Fürsten Indiens wurden durch Subsidiarverträge gebunden, **) und so die Ruhe, freilich nur äußerlich, hergestellt. In die innern Gebirge waren die Engländer nicht eingedrungen, und aus den schwer zugänglichen Wildnissen am mittlern und obern Tapti und Nerbudda, brachen mehr und mehr die Pindarris,*) ein Nachhall der mahrattischen Raubhorden, hervor, und griffen sogar englische Besitzungen an. Scindiah, Holcar, der Peischwa, und der Radscha von Berar wollten sich ihrer insgeheim gegen die Engländer bedienen (seit dem Jahre 1812), und glaubten, als die Engländer mit den Gorkhas beschäftigt waren, ihre Zeit sey gekommen, **) um sich wieder zu erheben; aber alles dieß verschwand wie ein Schemen, der Peischwa büßte darüber seine Länder ein, nach wenigen Monaten kehrten alle übrigen Fürsten zur alten Unterwürfigkeit zurück, und die Pindarris wurden vernichtet. Vom Cap Comorin bis an die Vorberge des Himalaya und von dem bengalischen Golf bis an den Setledsch ist alle Nationalmacht vernichtet, und ob aus den wenig betretenen Gebirgen des Innern wieder eine solche hervorgeht, muß die Zeit lehren. Die Engländer stehen jetzt da, wo die Mohammedaner unter Aurengsib gestanden: die nationalen Fürsten und die Einrichtungen ihrer Staaten sind gebrochen, aber die Völker sterben nicht; ehe jedoch in diese ein Element der Erhebung kommt, müssen zuvor die den Engländern knechtisch unterworfenen Fürsten ganz gefallen seyn.

*) Er war nach einer Menge theils glücklicher, theils unglücklicher Gefechte genöthigt worden in die Sandwüste am Setledsch zu flüchten, und ging von da zu den Sikhs, um diese um Hülfe anzurufen, welche ihm aber in einer Nationalversammlung dieses Volks abgeschlagen wurde.

**) Auf unserer Karte sind die englischen Gränzen roth, die unabhängigen Staaten gelb, die Staaten mit Subsidiarverträgen roth und grün, die Staaten mit bloßen Schutzverträgen grün gezeichnet. Indeß schmilzt dieser Unterschied dem Wesen nach mehr und mehr dahin, und wirklich unabhängig sind nur noch die im äußern Umkreise um das englische Indien herliegende Staaten.

*) Von Pind, welches im Hindostanischen Raub bedeutet.

**) Siehe Jahrgang 1837 Nr. 152 ff. u. 141 ff.

Die Niederlassung am Schwanenflusse.

Das Athenäum vom 25 Junius theilt aus einem Privatschreiben Nachstehendes hierüber mit: „Diese Niederlassung wird als in einem blühenden Zustande befindlich betrachtet; nicht allein in Bezug auf ihre Viehzucht und ihren Ackerbau, sondern es hat sich auch daselbst eine Gesellschaft gebildet, welche an der Küste einen Seehund- und Wallfischfang eingerichtet hat. Im vergangenen Jahre sendete dieselbe 80 Tonnen Oel, das sie von schwarzen Wallfischen gewonnen hatte, nach England. Die Wallfische, welche das Spermaceti geben, sieht man, wie ich erfahren habe, in jenen Seen selten. Die Seehunde werden bloß des Oeles halber gefangen, ihr Fell ist von geringem Werthe. Die Stadt Freemantle ist der Hauptseehafen; sie ist auf einer sandigen Fläche an der südlichen Seite des Schwanenflusses gebaut. Die Häuser dieser Stadt liegen sehr zerstreut umher, auch weiß ich nicht, daß es deren mehr als 180 sind, von denen überdieß [illegible] theils leer stehen und ihrem Einsturz entgegensehen. Diese Verminderung ist eine Folge der Verlegung der Regierung nach Perth, wo sich auch die meisten Einwohner niedergelassen haben. Perth ist gegenwärtig eine große Stadt, zwölf Meilen oberhalb am Schwanenflusse; die weitliegende Gegend an den Ufern des Flusses ist schön und gut angebaut. Die Hügel in der Nähe von Freemantle sind nieder und dünn bewaldet. Der Felsgrund besteht meiner Ansicht nach aus Sandstein, vermischt mit Seemuscheln; er liefert sehr guten Kalk, und heißt deßwegen auch Kalkstein; vielleicht ist es Muschelkalkstein, allein [illegible] zu wenig Geologe, um darüber entscheiden zu können."

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Reise von Berlin nach Christiania über Greifswalde, Ystad, Jönköping und Fredrikshall.

(Fortsetzung.)

Bei Or sahen wir nur kleine Kornfelder, aber der Roggen stand üppig, eine natürliche Folge des günstigen Düngungsverhältnisses, erzeugt von dem starken Viehstande. Hinter Or hatten wir wieder eine monotone Waldstation, aber auf den folgenden Stationen Bö, Starhult und Wrigsta wird die Gegend abwechselnder. Wir genossen freie Blicke über tiefe Thäler, darin sich bald rechts, bald links ein großer See, oder treffliche Wiesen und Weiden zeigen, jedoch selten ein kleines Kornfeld, bis dicht vor Wrigsta, wo die Ackerflächen ausgedehnter werden. Am fernen Gesichtskreise ziehen auf beiden Seiten waldige Bergreihen, die nur zuweilen eine ansehnliche Höhe erreichen. Die Chaussee ist heute vortrefflich, die Expedition langsam, die Pferde gut, die Wagen erträglich. Die oben genannten drei Ortschaften bestehen von Or an wieder aus geschlossenen Dörfern, und außer ihnen trafen wir alle 5 bis 10 Minuten auf einzelne Häuser ohne Hoflage, die, mitten im Busche zwischen Felsblöcken liegend, ein dürftiges Ansehen haben, und wahrscheinlich die Hütten armer Tagelöhner sind. Die Landstraße ist öde, selten begegnet man einem Menschen, noch seltener einem fremden Reisenden. In Station Bö herrscht großer Schmutz. Ein Kind hatte fürchterlich die Pocken; daraus ward nichts gemacht. Es scheint, die Schweden lieben Contraste, denn wo man nicht die größte Sauberkeit trifft, da ist viel Schmutz.

Wrigsta ist ein großer Ort, mit einem großartigen, reinlichen Gasthof; ich möchte diesen Ort einen Marktflecken nennen. Die Bauart fällt auf. Eine zusammenhängende Reihe sogenannter Markthäuser, ähnlich den Leipziger Meßbuden, niedrig, klein, aber aus starken Planken zusammengeschlagen, zum Theil mit Oefen versehen, und für arme Leute bewohnbar gemacht. Ich untersuchte eine solche Hütte, werde aber das Elend nie vergessen, das ich hier antraf. Die Armuth gränzte an Noth, und hatte in den Bewohnern einen Stumpfsinn erzeugt, der das Mitleid in hohem Grad in Anspruch nimmt. Die nicht unansehnliche Geldgabe, welche ich einer alten Frau reichte, wurde lange mit Gleichgültigkeit betrachtet, ehe man sie annahm.

Der Abendtisch im Gasthofe war trefflich angerichtet. Ein gebratener Auerhahn (bei uns die seltene Speise auf Fürstentafeln) war nicht das einzige Gericht, an dem wir den Reiseappetit stillen konnten, und der Portwein ließ sich gut trinken. Der volle Mond schien so schön, der Abend war so mild und unsere Reiseroute noch so lang, daß wir uns entschlossen, nach dem Abendbrod noch eine Station zurückzulegen. Aber sie war länger als wir vermutheten, und so gelangten wir erst Nachts 12 Uhr in Station Svennarum an. Hier waren wir auf verdrießlichen Empfang vorbereitet, da wir die Bewohner aus dem schönsten Schlafe störten. Dennoch hieß man uns freundlich willkommen. Die Mädchen besorgten Alles mit so viel gutmüthiger Bereitwilligkeit, die uns entzückte.

Je mehr wir uns Jönköping nähern, desto offener wird die Gegend. Die Ortschaften sind nun meist geschlossene hübsche Dörfer, und wenn auch ringsum noch große Waldstrecken liegen, in denen die Orte mit ihren Aeckern wie ausgeschnittene Oasen liegen, so hat doch schon manche ansehnliche Waldfläche dem Pfluge Platz gemacht. Ueberraschend ist der Anblick von Jönköping, wenn man endlich aus den Walddergen heraustritt, und jene unabsehbare Ebene vor sich sieht, in der die Stadt zwischen dem Wetter- und Mönk-See zu schwimmen scheint; ein schönes Naturgemälde, von hohen Walddergen weit umkreist.

Die Chaussee wird gegen Jönköping schlechter. Zwischen grünen Festungswällen fuhren wir in die Stadt hinein. Reitende Artillerie hatte die Thorwache besetzt. Vor der Wache standen zwei Kanonen. Niemand forderte uns den Paß ab. Es ist eine freundliche, saubere Stadt, ziemlich regulär, aber öde. Wer in Schweden nur bis Ystad kam, wird nie ein richtiges Urtheil über Schwedens Städte haben, denn eine solche Stadt habe ich nachher nicht wieder gesehen. Jönköping hat eine sonderbar eingeklemmte Lage zwischen zwei großen Landseen, von denen der eine zu den größten Europa's gehört. Die Stadt besteht eigentlich nur aus einer Hauptstraße, von der links kurze Gassen den Durchblick nach dem Wetter-See öffnen, und rechts längere Gassen nach einer Parallelstraße führen, die schmaler ist als die Hauptstraße. Der Markt besteht aus hübschen Häusern. Ueberhaupt sind die Häuser ganz aus Holz, zweistöckig, und mit grüner, gelber und rother Oelfarbe angestrichen, ein Anstrich, der auf Holz glattet und dauerhafter ist und ihnen ein sauberers Ansehen gibt. Am Westende der Stadt erscheinen Festungswerke. Die Erdwälle derselben sind zum Theil mit Granitblöcken ziemlich hoch aufgemauert. In dem tiefen Festungsgraben erblickten wir fruchtbare Gärten.

Ein Canal führt das Wasser aus dem Wetter-See in den Mönk-See. Er geht in rechtwinklich gebrochenen, geraden Linien durch die Stadt, ist 15 Schritte breit und auf beiden Seiten regulär und solid mit Baumstämmen eingefaßt. Er bespült die südlichen Häuser unmittelbar. Auf der Nordseite läßt der Wetter-See einen flachen, schmalen Kiesstrand. Eine fruchtbare Ebene umschließt die Stadt; ich schätze sie bis zu den Walddergen 4 bis 5000 Schritte breit.

Wer einmal in Jönköping ist, muß auch Husqvarna eine Meile von hier sehen. Der bestellte Stolz erschien. Es war eine angenehme Spazierfahrt bei schönen Landhäusern vorbei. Gleich hinter den ersten Vordergen erscheint der Ort Husqvarna mit seiner reizenden Umgebung. Hier ist eine Gewehrfabrik. Sie besteht aus mehrern hölzernen Häusern, hinter denen sich einer der schönsten Wasserfälle darstellt, die ich bisher sah. Es sind besonders die Umgebungen desselben, der Hintergrund, und die auf den Seiten kühn angebrachten Anlagen zum Betriebe des Werks, welche das Bild so interessant machen. Eine ansehnliche Wassermasse stürzt in einer großen Breite ziemlich hoch herab. Sie wird in ihrem Sturze durch drei Felskegel gespalten, die mitten in den Fluthen in ihren zerrissenen Formen mit vielen Spitzen und Zacken ein sehenswerthes Bild der Zerstörung durch Wassergewalt darbieten. Die steile Wand, von der die Wasserstrahlen herabschießen, zieht sich rechts und links fort, ist aber nicht kahl, sondern mit mannichfaltigem Laubgebüsche malerisch und so dicht geschmückt, daß nur hie und da ein verrätherischer Felsblock herausblickt, um dem Beschauer die Grundlage zu zeigen. Aber noch hinter dem Wasserfall erhebt sich diese grüne Wand zu einer ansehnlichen Höhe, um der schönen Naturscene auch einen pittoresken Hintergrund zu verleihen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Hr. Lefèvre, Landwirth zu Gallion (Departement Eure), hat ein Patent für Erfindung eines Instrumentes erhalten, welches er den Schnitter (moissonneur) nennt, und welches die Bestimmung hat, die Ernte am Boden weg abzuschneiden. Hr. Lefèvre wird sich, wie man sagt, alsbald mit Benützung seines Patentes beschäftigen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 195.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Julius 1838.

Französische Literatur.

Paris, den 25 Junius.

Die literarische Welt hier scheint mit Stupidität geschlagen, es erscheint nichts, das eine Idee verräth oder anregt; das letzte Buch, das Aufsehen erregt hat, war die chute d'un ange von Lamartine, oder wie man es hier nennt la chute d'un poète; es hat das gänzlich hohle Wesen des Mannes ins volle Licht gesetzt, und das Publicum von dem überzeugt, was seine Bekannten längst wußten, daß er eine leere Wortmaschine ist. So lange die Frömmigkeit in der Mode war, machte er geistliche Lieder, jetzt, da er glaubt, daß die Immoralität populär sey, schreibt er ekelhafte Verse, weil ihn seine Eitelkeit verzehrt und er um jeden Preis die Augen der Menge auf sich haben will; aber er hat dießmal sein Ziel überschossen und wird Mühe haben sich davon wieder zu erholen. Ein berühmter Name ist hier ein gefährliches Ding, es macht, daß man von einem kleinen, anbetenden, schmeichelnden Hof umgeben wird, der einem die Sonne verbirgt, und die Wahrheit dringt nicht mehr hindurch, bis es zu spat ist; denn sogar Journale vergreifen sich an berühmten Namen erst, wenn sie gänzlich im Publicum gesunken sind, da sie nicht gern in ein Wespennest blinder Bewunderer stechen. Dieß geht bis auf einen unglaublichen Grad, und ein Schriftsteller hält seine Stellung für unerschütterlich, bis der Kreis seiner Bewunderer plötzlich so dünn wird, daß er auf einmal aus seinem Traum aufwacht, und ihm nichts übrig bleibt, als von der undankbaren Gegenwart an eine dankbare Nachwelt zu appelliren. Doch ist vor einigen Tagen ein Buch erschienen, das einige Aufmerksamkeit verdient, es führt den Titel: de l'esclavage, von A. Gasparin, dem Sohn des Exministers. Es ist rhetorisch und declamatorisch geschrieben, aber die Grundidee ist von einer auffallenden Wahrheit, sie ist sehr einfach. In den spanischen Sklavencolonien besteht das Gesetz, daß ein Sklave seinen Werth gerichtlich anschlagen lassen kann, und dann nach und nach durch Bezahlung je des sechsten Theils der Summe, je einen neuen Wochentag loskaufen kann. Dieses Gesetz will Gasparin zur Basis der Emancipation machen, mit dem Zusatze, daß der Staat einen Theil der Summe bezahle; dem Sklaven soll der Samstag sogleich legal zugesprochen, die Erkaufssumme in fünf Theile getheilt werden, und der Staat, sobald der Sklave zwei Drittheile des ersten Fünftheils beisammen hätte, das fehlende Drittheil zusetzen. Der Verfasser wußte offenbar nicht, daß ein ganz ähnlicher Vorschlag im J. 1829 dem englischen Minister Huskisson vorgelegt wurde, der aber keine Rücksicht darauf nahm; nur unterschied sich der letztere Vorschlag dadurch, daß der Staat nicht nur das Drittheil des ersten Tages, sondern die Hälfte eines jeden zuschieße, was offenbar billiger war. Der große Vortheil einer solchen Emancipation wäre, daß die besten und arbeitsamsten Sklaven zuerst befreit würden, und so nach und nach eine freie Classe bildeten, welche die folgenden Emancipirten in sich aufnähmen und sich assimilirten, während die Emancipation in Masse befürchten läßt, daß die Gesammtheit in Trägheit und Elend versinke.

Die Akademie der Wissenschaften hat einen sehr vernünftigen Reiseplan gemacht: sie verlangt, daß die Regierung ein Kriegsschiff ausschicke, das an vorher bestimmten Punkten wissenschaftliche Reisende absetze, deren jeder an seiner Station bliebe, bis das Schiff die nautischen Untersuchungen, mit denen es beauftragt war, vollendet hätte, und jeden bei der Rückkehr wieder aufnähme. Dadurch erhielte jeder Reisende Zeit zu Beobachtungen, welche er bei dem kurzen Aufenthalt des Schiffes in jedem Hafen nicht finden würde, und dieß ist der Grund, warum die bisherigen Reisen der französischen Expeditionen nicht im Verhältniß zu ihren Kosten der Wissenschaft gefruchtet haben.

Die große Mode ist gegenwärtig das Herausgeben von historischen Documenten; sonst ließ man diese Sorge den Akademien, aber seitdem Hr. Guizot die Commission der Documente zur Geschichte von Frankreich gebildet hat, scheint die ganze literarische Welt von einer wahren Documentenwuth ergriffen zu seyn. Salvandy hat die Commission in fünf besondere Commissionen gespalten, welche den fünf Akademien angehängt werden sollten; es war einer der Plane, deren der Minister alle Wochen einige ausbrütet; er fand zu seinem Erstaunen, daß die Akademien nichts von den neuen Hintersassen hören wollten, und begreift, glaube ich, noch immer nicht, woran es liegen könne; aber er hat sich von der Kammer 150,000 Franken geben lassen

Digitized by Google

und so lange er Geld hat, werden seine Commissionen leben und blühen; ihre Plane sind kolossal, die eine will alle altfranzösischen Romane drucken, wohl an die Hunderttausend Mann, wie das Lied sagt, eine andere hat zahllose Encyklopädien aus dem Mittelalter herauszugeben, eine dritte will die Baudenkmale des Mittelalters stechen lassen und mit der Kathedrale von Chartres anfangen, die einige hunderttausend Franken kosten soll. Eine Brigade junger Leute macht ein Verzeichniß aller Papiere aus dem Mittelalter, die in den Cartons der königlichen Bibliothek schlafen, eine andere unter Thierry gibt die Charten der Municipalitäten heraus u. s. w. Aber dabei kommt freilich endloses unnützes Zeug zum Vorschein, und die Masse der altfranzösischen Stücke aller Art in Versen und Prosa, die außerhalb der Comité's ohne Wahl und Verstand herausgegeben werden, ist grausenhaft. Bisweilen finden sich bei diesem Ausstäuben aller Ecken und Winkel gute Sachen; so hat man in der untern Bretagne überaus schöne Volkslieder gefunden, von denen einem der Comité's eine Sammlung von 400 in Text und Uebersetzung vorgelegt worden ist, die zum Theil den serbischen und griechischen nichts nachgeben. Die englische Regierung läßt aus den hiesigen Archiven die Correspondenz der französischen Gesandten in England zur Zeit der Königin Elisabeth drucken; das Werk wird in der königlichen Druckerei mit vielem Luxus ausgeführt und soll fünf Bände bilden, deren zwei fertig sind. So eben erscheint ein Bericht von Graf Beugnot an Salvandy über die Herausgabe einer Auswahl von Stücken aus den Registern des Parlaments von Paris. Man kann daraus schließen, welches Umkehren alter Papiere und Pergamente hier vorgeht. Man sieht darin, daß in den Archiven aus den Papieren das Parlament neun Classen von Acten niedergelegt sind, nämlich 1) die Olim (die ältesten Stücke vom J. 1251 an), 4 Bände; 2) Judicata oder geschriebene Processe, 4476 B.; 3) Consilia in 5322 B.; 4) Processacten, 5514 B.; 5) geheime Deliberationen (über Edicte und Staatsangelegenheiten) 215 B.; 6) Criminalprocesse 900 B.; 7) Ordonnanzen und Edicte, 242 B.; 8) Acten, genannt Après diners (Processacten) 95 B.; 9) Extra gerichtliche Acten 93 B., im Ganzen 9850 Bände. Beugnot schlägt vor, zuerst die Olim vollständig drucken zu lassen, da sie die ältesten Documente der Sammlung sind und eine Menge interessanter Data über die Feudalverfassung enthalten. Das Parlament hatte sich immer geweigert, Abschriften davon nehmen zu lassen, so daß nichts als Auszüge davon ins Publicum gekommen sind, die übrigen 9846 Bände sollen gelesen und classificirt, und eine Auswahl der Stücke gedruckt werden, unter den vier folgenden Rubriken 1) politische Geschichte, 2) Geschichte des Civilrechts, 3) Geschichte des Criminalrechts, 4) Geschichte der alten französischen Administration. Gott gebe den Leuten langes Leben, gesunde Augen, eine gutmüthige Kammer, willige Minister, und besonders Leser. Wenn unsere Enkel nicht gelehrter werden als das jetzige Geschlecht, so ist's unser Fehler nicht.

Briefe aus Ungarn.

Fünfter Brief.

(Fortsetzung.)

Ich muß noch einmal auf die Uebelstände zurückkommen, welche die Ueberschwemmung der Theiß herbeiführt. Als ein vorzüglicher ist die Hemmung des Waarentransports nach und von dem Markte in Debreczyn anzusehen. In solchem Falle muß von Pesth und nach Pesth alles Fuhrwerk über Szolnok gehen. Wenn nun, wie sich dieß an dem Mitte Aprils treffenden Markte gewöhnlich trifft, Regenwetter stattfindet, so werden die durch das Marschland führenden Straßen dermaßen grundlos, daß man fast nicht begreift, wie ein Frachtwagen sich durcharbeitet. Als höchster Glanzpunkt eines solchen Weges kann der von Abony nach Szolnok gelten, und ich fühle mich gedrungen, ihm hier ein öffentliches Denkmal in der Erzählung meiner Abenteuer auf derselben zu setzen. Ich war auf der Rückreise nach Pesth. Mehrere Tage Regenwetter hatten die Straße in einen Zustand versetzt, wovon nur diejenigen, welche jemals unter gleichen Umständen durch Marsch- und Bruchländereien gereist sind, sich eine Vorstellung machen können.

Meine Erzählung beginnt. Auf dem Damm, welcher über die unter Wasser stehende Niederung nach Szolnok führte, steckten in kleinen Entfernungen überall Fuhrwerke, welche Pausen machten, und dann unter furchtbarem Geschrei der Fuhrleute immer wieder auf kurze Zeit flott wurden. Eine Zeit lang bewegte sich mein Wagen, wenn auch nur langsam, doch immerfort vorwärts. Endlich standen die Pferde, schnaufend und außer Athem. Ich stieg ab, und sah an meinem Wagen anstatt der Räder vier schwarze runde Erdklumpen. Vermittelst eines Holzes ward diese Metamorphose wieder zerstört, aber sie wiederholte sich fast auf alle hundert Schritte. Nebenher zu gehen, war eine gymnastische Uebung, denn Balanciren, um nicht auszugleiten und zu fallen, und mit aller Kraft der Füße arbeiten, um den anhängenden Koth fortzuschleppen, war die doppelte Aufgabe. Es wäre gar keine Uebertreibung, wenn man sagte, man habe sich hier durch Erdpech durchzuarbeiten.

Endlich war ich in Szolnok, und blieb, obgleich ich bei gutem Wege noch mehrere Meilen hätte fahren können, bis zum andern Morgen hier. Ich nahm zwei Pferde Vorspann. Sie zogen nicht mit den meinigen gleich, und hundert Schritte vom Gasthofe blieb ich in einem Loche stecken, in welchem der Koth bis an die Achsen ging. Beiläufig gesagt, hätte Szolnok Koth genug, um eine ausgedehnte, schmutzliebende Gegend damit zu versorgen. Um nicht darin stecken zu bleiben, was Kindern, so wie schwachen und kurzbeinigen Personen alle Augenblicke geschehen würde, sind an den Seiten der Straße hölzerne Bohlen als Trottoirs gelegt, von welchen man menschenfreundlicher Weise auch in gewissen Entfernungen Uebergänge über die Straße gemacht hat.

Um in dem gedachten Loche nicht stecken zu bleiben, ließ ich mir fünf Pferde vorspannen, und diese brachten mich auf meinem leichten Wagen auf einzelnen Stellen nur mit Mühe durch und

Digitized by Google

endlich in vier Stunden die kurze Strecke von 1½ Meilen nach Abony. Unterwegs hatte ich mehrmals den widerlichen Anblick gefallener und mitten im Kothe abgeschundener Pferde, so wie stecken gebliebener Fuhrwerke.

Wenn man den großen und ausgedehnten Verkehr kennt, welcher auf dieser Straße getrieben wird, so frägt man allerdings, ob es nicht möglich sey, eine Besserung anzubringen; möglich ist freilich Vieles, also wohl auch dieß, aber die dabei zu besiegenden Schwierigkeiten wären ungeheuer. Denn in einem Umkreise, dessen kleinster Radius wenigstens zehn Meilen beträgt, sind weder Steine noch Kies zu haben. Vielleicht hält man dieß für ungegründet, weil die Theiß in der Nähe fließt. Es führt jedoch dieser Fluß von da an, wo er das Gebirge verläßt, weder Sand noch Kies. Sein langsamer, schleichender Gang bei seinem geringen Falle ist nicht geeignet, dieselben eine Strecke mit sich fort bis in die Ebene herabzuführen.

Debreczin ist durch diese entsetzlichen Wege, auf welchen man allein dahin gelangen kann, sehr verkürzt, und es würde, wenn eine Eisenbahn dahin von Pesth ausgeführt werden sollte (wovon man spricht) außerordentlich gewinnen. Eine solche wäre gerade bei der dasigen Localität sehr leicht auszuführen, indem die fortwährende Ebene keinerlei wegzuräumende Hindernisse darbietet. Freilich müßte dabei erst die Frage genügend beantwortet werden, ob sie sich auch verzinsen würde. Denn so bedeutend auch die Debrecziner Märkte sind, so wären die auf denselben zum Umsatze kommenden Producte allein doch nicht hinlänglich, die Kosten zu decken, zumal in Ungarn die Landfracht trotz aller Erschwerungen unglaublich wohlfeil ist.

Was die Stadt Debreczin selbst anlangt, so liegt sie wie eine Oase in einer einförmigen, höchst prosaischen Gegend. Sie hat ganz den reinen Typus einer ungarischen Stadt. Eine weite Ausdehnung durch lange, nach allen Seiten gehende, und von kleinen, niedrigen Häusern eingefaßte Gassen; einzelne hübsche Häuser, schmutzige Straßen, und außer den Märkten fast gar keinen Verkehr.

Als Beitrag zur Charakteristik von Ungarn und seinem Wesen und Volksleben will ich noch ein Nachtstück, worin ich eine Rolle mitspielte, darstellen. Es war ein düsterer, neblicher Tag (der 19 April d. J.), an welchem ich von Ows-Haza, wo wir übernachtet hatten, mit einem ungarischen Gastfreunde die Straße von da nach St. Miklosch fuhr. Anfangs ging es rasch vorwärts, aber mitunter kamen wir schon auf Stellen, die der fallende Regen verdorben hatte. So kam es denn, daß wir weit später wie wir geglaubt hatten, in Sarwasch, wo wir Mittag machten, ankamen. Dieser Ort gehört zu Großkumanien und zeigt in seinem Aeußern viel Wohlhabenheit. Denn es sind die Kumanier so wie die Jazyger freie Leute, und genießen fast in Allem die Vorrechte des Adels. Der Wirth, ein freundlicher Mann, rieth uns, nicht weiter zu fahren, weil das Wetter immer schlimmer würde und weil wir auf fünf Meilen weit kein Gasthaus träfen, wo wir bleiben könnten. Wir blieben jedoch standhaft bei unserm Vorsatze. Die Rosse trabten frisch und rasch weiter. Der Regen ergoß sich immer stärker und eben nicht zu unsrer Freude erhob sich dazu ein heftiger Sturm. Wir kamen in die Nähe der Theiß. Schäumend stieg die Brandung bis an den Fahrweg. Zum Glück wehte der Sturm vom Wasser her und brachte uns wenigstens nicht in die Gefahr, hineingeworfen zu werden. Es ward gegen 7 Uhr völlig dunkel und nur die hohe See neben uns warf ihr Licht uns zu. Wo wir sie verließen, unterschied man den Weg nur an dem auf ihm stehenden Wasser. Rings um uns gingen Feuer auf, welche wie Leuchtthürme durch das Dunkel strahlten. Es waren die Hirten, welche in Ungarn die Nächte im Freien zubringen, die solche anzündeten. Sie konnten nur dazu dienen, uns, gleich Irrlichtern, vom rechten Wege abzubringen. Unser Joschka (Joseph) fuhr rasch fort. Mein Freund rieth, daß wir auf eine Pusta (eine einsam liegende Länderei mit einem Meierhofe) führen. Joschka war damit einverstanden und versicherte auf Befragen, es sey ihm Weg und Gegend genau bekannt. Mir schien es, als spreche er damit nicht die volle Wahrheit; jedoch um ihn nicht durch Bedenklichkeiten irre zu machen, ließen wir ihn ganz nach seinem Gutdünken fahren. Die Pusta sollte fast eine Meile näher seyn, als St. Miklosch, und doch verging eine halbe Stunde nach der andern, binnen deren wir dort seyn sollten, ohne daß wir, sie erreichten. Zu beiden Seiten des Weges glitzte das sich überall sammelnde Wasser. Endlich erblickten wir ein Licht, und bald darauf mehrere. Als wir näher kamen, sahen wir, daß wir, anstatt auf der Pusta, in St. Miklosch waren. Nun erst entdeckte mir mein Freund, daß Joschka des Abends sehr schlecht sähe, und daß er wohl bemerkt habe, wie wir auf keiner Landstraße wären. Auch fügte er hinzu, daß die Gegend ein wenig berüchtigt, und von Diebsgesindel nicht selten voll sey, was besonders zur Zeit des Debrecziner Marktes, der eben im Gange war, der Fall zu seyn pflege. Die Pferde hatten früher zwar die Tour schon oftmals, jetzt aber seit geraumer Zeit nicht wieder gemacht, und dennoch schienen sie sich, trotz der dunkeln Nacht, völlig zu orientiren, denn man sah augenscheinlich, daß sie da, wo der Kutscher stutzig war, ohne weiteres den rechten Weg einschlugen.

(Schluß folgt.)

Nachrichten aus Tunis.

Von Sir Grenville Temple, welcher gegenwärtig an der Stelle, wo Carthago stand, Nachgrabungen anstellt, hat man Briefe erhalten.

Es ist dieß ein äußerst mühsames Geschäft, indem man oft 20 Fuß und noch tiefer graben muß, bis man irgend etwas Bemerkenswerthes findet. Gegenwärtig ist man mit Ausräumung eines am Meeresufer aufgefundenen Hauses, in welchem sich prachtvolle Mosaiken befinden, beschäftigt.

Obige Briefe theilen auch mit, daß zu Tunis bereits eine Zeitung in italienischer Sprache erscheint, und daß nächstens eine zweite in arabischer Sprache, wozu die Schriften bereits von Triest angekommen sind, erscheinen werde. Der gegenwärtige Bey ist ein Freund des Fortschreitens, auch ist er in Beziehung auf Religion sehr tolerant. Er hat Vollmacht zur Erbauung einer katholischen Kirche ertheilt, und um den Verkehr mit Europa zu vermehren, läßt er in diesem Augenblick vier Dampfboote bauen. (Echo du Monde Savant Nr. 26.)

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Reise von Berlin nach Christiania über Greifswalde, Ystad, Jönköping und Fredrikshall.

(Fortsetzung.)

Das Gemälde war zu anziehend, als daß ich nicht weiter hinauf verlockt werden sollte, um so mehr, da auf beiden Seiten des Wasserfalles Fußpfade sichtbar wurden. Doch die Versuchung hätte mir fast das Leben gekostet. Ich warne Jeden, solche unbekannte Strauch- und Felspartien nicht ohne Führer zu besteigen. Ich war kaum auf der Höhe des Wasserfalles angelangt, als mich der Donner eines zweiten hoch über mir liegenden Falles und der Fernblick in Jönköpings großartiges Panorama noch weiter verlockte. Ohne Weg und Steg drang ich durchs Gebüsch aufwärts, den dumpfen Schlägen des obern Falles folgend, als ich mich verirrt und in dicht verwachsenen Dornen und Sträuchern auf einer überhängenden Stelle so fest geklettert hatte, daß ich eine Zeitlang sogar an dem Rückzug verzweifelte. Jeder Hülferuf war vergeblich, da ihn Niemand hörte. Eine hier kühn aufgestellte Vogelstange half aus der Noth. Ich erreichte den zweiten Wasserfall, und erblickte von hier noch einen dritten und vierten; aber die Lust war mir vergangen, ihre nähere Bekanntschaft zu machen, da sich die Sonne neigte, und dergleichen Unternehmungen bei Nacht noch weniger Reiz haben müssen. Glücklich erreichte ich den Gasthof in Huskvarna bei der Gewehrfabrik. Diese gehört zu den unbedeutenden Fabrikanlagen der Art. Ich übergehe also deren Beschreibung. —

Mein alter Skiots hatte sich unterdeß im Kruge so gütlich gethan, daß er im Cabriolet schwankend neben mir saß. Da er zuletzt meine Schulter für die Rücklehne ansah und einschlummerte, so hielt ich es für rathsamer, ihn abzusetzen, wo er auf grünem Rasen weiter schlief und mich davon fahren ließ. Das Fuhrwerk übergab ich der Behörde in Jönköping.

Bei der unmäßigen Hitze in den langen Tagen gehören die vielerlei Walddbeeren des Nordens mit ihrem kühlenden Saft und aromatischen Geschmack zu den wohlthätigsten Gaben der Natur. Es gab Tage, ja Wochen, wo ich mich bloß von Erdbeeren, Milch und Zucker nährte, jede andere Speise verschmähte, und dabei gar keine Abnahme der Kräfte, vielmehr ein höheres Wohlbefinden verspürte.

Früh 4 Uhr reisten wir von Jönköping ab, um heute noch eine Strecke über Falköping hinaus zu kommen. Wir warfen noch einen Abschiedsblick von der Höhe in die reizende große Ebene von Jönköping, und traten dann wieder in eine öde, monotone Waldgegend, meist Nadelholz, in der wir keine andere Abwechslung trafen, als plötzlich statt der bisherigen zweirädrigen Karren niedrige vierrädrige Wagen mit schmalem Geleise.

In Station Westerkärra waren wir eben beim zweiten Frühstück, als ein armer 76jähriger Schneidergeselle eintrat, welcher barfuß in schlechter Kleidung, aber nicht abgerissen, sich auf der Wanderschaft befand. Unverheurathet, ohne Verwandte, sogar ohne bestimmtes Obdach, erfreute er sich einer Rüstigkeit, wie ich sie in diesem Alter und bei diesem Nothstande nie wieder angetroffen habe. Täglich legte er 7 bis 8 deutsche Meilen zurück. Das schwere Ränzel hatte den alten Rücken noch nicht gebogen, und das blühendvolle Gesicht, die aufrechte Körperhaltung, an dem noch kein Glied durchs Alter auffallend gekrümmt oder entkräftet war, hätten wohl zweifel bei der Angabe des Alters erregen können, wenn nicht die Wirthin, die ihn kannte und reichlich tractirte, sie bestätigte. Da er deutsch sprach, so interessirte uns seine nähere Bekanntschaft, besonders weil er früher einen großen Theil Europa's durchwandert hatte. Unser Wohlwollen für den redlichen Alten dehnte sich so weit aus, daß wir in der Eile aus den bei uns führenden Materialien Punsch bereiteten, um ihm ein Paar fröhliche Stunden zu machen. Wandernde Handwerker sah ich in Schweden nie, aber einen 76jährigen Schneidergesellen habe ich auch in Deutschland noch nicht wandern sehen.

Nach Station Sidtäng wird die Gegend wieder freier, abwechselnder, belebter. Fast alle fünf Minuten erscheint ein Haus oder Gehöfte, auch erblickt man tiefer in den lichten Wald hinein viele einzelne Häuser. In Sidtäng war Jahrmarkt. Schon eine Meile vor dem Orte fiel uns die ungewöhnliche Lebendigkeit auf der Straße auf. Wer noch keinen solchen ländlichen Jahrmarkt in Schweden gesehen hat, kann sich schwer eine Vorstellung davon machen. Auf eine kurze Zeit ist das bunte Gewühl, in dem der Branntwein die Hauptrolle spielt, sogar sehenswerth. Alles was Beine hat zum Laufen strömt weit herbei. Wirkliche Geschäfte haben die Wenigsten. Sidtäng ist viel zu klein die Volksmenge aufzunehmen. Männer, Frauen und Mädchen lagern in den Gräben der Landstraße, auf Wiesen und Feld umher, die mitgebrachten Vorräthe zu verzehren. Die Frauen haben ihre besten Kleider angezogen. Ein Platzregen würde furchtbare Verwüstungen anrichten, da es für solche Menge an Obdach fehlt. Die hohen, robusten Weibergestalten fallen uns auf. Ihre korbartig geflochtenen schwarzen Männerhüte machen sie noch imposanter. Alles ist fröhlich. Die herzlichen Umarmungen der Liebe und Freundschaft können nie offenherziger und öffentlicher geschehen. Man wird zuletzt mit heiter. Je näher wir dem Orte kamen, desto dichter das Gewühl, desto größer der Lärm, das Jauchzen, das Spielen der Leierkasten und anderer Dorfmusicanten, das Trompeten vor den großen Zelten, dahinter Affen, Bären und andere wilde Thiere brüllten. Die Station selbst zu erreichen und ein Pferd zur Weiterreise zu erhalten, gab ich auf, da wir mit allem Bitten, Schelten und Drohen nicht mehr von der Stelle konnten. Wir mußten umkehren, und von einer andern Seite den Stationsort zu erreichen suchen. Dieß gelang. Aber die Stuben waren dicht angefüllt mit Bauern, die eine Hitze verbreiteten, deren Stickluft unerträglich wurde. Mitten im Gewühle stand der Stationshalter, an den von vielen Seiten die stürmischsten Forderungen ergingen, so daß ich von neuem die Hoffnung aufgab, mein Verlangen um ein Pferd befriedigt zu sehen. Die gefällige Bereitwilligkeit, mit der der langmüthige Wirth — äußerlich wenigstens — allen Wünschen seiner Gäste entgegenkam, unterhielt uns, denn es erhielt keiner etwas. Aber ich hatte ein frisches Pferd, noch ehe ich darum bitten konnte. Ich war überrascht, als mein alter Skiots, der mich hergebracht hatte, anmeldete, daß der neue Skiots zu meinem Befehle vor der Thüre stände. Ich verdankte ihm diese rasche Expedition, denn da er meine Verlegenheit sah, so hatte er sich meiner dienstfertig angenommen.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 62** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Gedichte von R. Burns. — Beethoven und sein letztes Quartett. (Schluß.) — Scenen aus Bulwers neuem Schauspiel. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande vorgehenden Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 6 fl., halbjährlich 12 fl. und durchschnittlich 1 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 196.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

15 Julius 1838.

Arabien.

Auszug aus einem Briefe von F. Fresnel, datirt Dſchidda am rothen Meer, Januar 1838.

Man muß mit den Arabern der Halbinſel behutſamer verfahren, als man mit ihren Brüdern in Aegypten zu thun braucht, namentlich ſehen die Einwohner des Hedſchaz ihr Land ungern von Ungläubigen entweiht, beſonders den Theil deſſelben, der bis jetzt unverletzlich geblieben iſt, aber jährlich auf engere Gränzen beſchränkt wird. Denn heutzutage braucht ein Europäer in ſeinen Ausflügen nur die Punkte zu vermeiden, von denen aus er Mecca ſehen könnte, und da die Stadt in einer Schlucht liegt, ſo kann man ſich ihr nähern, ohne ſie zu ſehen. Uebrigens ſchreibt ſich der Haß der Eingebornen dieſer Provinz aus einem andern Grunde her, der zwar mit den heiligen Städten zuſammenhängt, aber ihnen mehr am Herzen liegt, als die Profanation der geweihten Stätten. Denn an Entweihung und Skandal wäre es ſchwer die Meccaner zu übertreffen, die, wie die Chriſten in Jeruſalem, das Sprüchwort rechtfertigen zu wollen ſcheinen: je näher bei der Kirche, je weiter von Gott. Dieſer Grund, der den Bewohnern der heiligen Stadt ſo nahe am Herzen liegt, und den ſie von Geſchlecht zu Geſchlecht mehr zu beklagen haben, beſteht in der ungeheuren Verminderung des Gewinns, den ihnen die Wallfahrten brachten, und der die eigentlichen Einkünfte von Mecca bildet.

Seitdem die Mohammedaner nicht mehr an ihren Glücksſtern glauben, iſt ihr Religionseifer ſehr erkaltet, und dieß iſt beſonders in den höhern Ständen ſichtbar. Bei ihnen, wie bei uns, beginnt die Irreligion von oben, und breitet ſich nur nach und nach in dem Volke aus. Was ſind heutzutage die Pilger? Arme Teufel, von denen ſich nichts ziehen läßt. Selbſt die großen Herren, wenn es noch große Herren unter der Sonne gibt, ſind weit ſparſamer mit ihrem Gold geworden; man ſollte glauben, es hätte an Reiz für ſie zugenommen im Verhältniß, als der Glaube abnimmt. Ehemals machte ein Aga mehr Aufwand, als ein Paſcha gegenwärtig; er hätte ſich ein Gewiſſen daraus gemacht, in Mecca zu markten oder nur zu zählen, warf ſein Geld mit vollen Händen aus, und kehrte mit der Ueberzeugung nach Hauſe, daß er eine vortreffliche Operation gemacht habe. Aber alles dieß hat ſich geändert, und man braucht keinen großen Scharfſinn, um zu ſehen, daß dieſe Aenderung, d. h. der fortſchreitende und unvermeidliche Fall in allen heiligen Waaren von dem Fortſchritt der fränkiſchen Ideen herkommt. Indo irae.

Der Empfehlungsbrief, den mir der ehemalige Großſcherif von Mecca bei meiner Abreiſe aus Cairo (wo er ſich etwas gegen ſeinen Willen aufhält) gegeben hat, und der Firman, den ich Hrn. v. Leſſeps verdanke, ſind ſo abgefaßt, daß ſie mir in allen Theilen des Hedſchaz, die ein Ungläubiger betreten darf, eine gute Aufnahme verſchaffen werden, wenn mich die Wahabiten von Aſir nicht zum Umkehren zwingen. Aber ich werde erſt im Frühjahr die Bekanntſchaft der gelehrten Meccaner machen, und die Früchte meiner Reiſe hieher ernten können. Während ſechs Monaten des Jahrs verläßt der intereſſanteſte Theil der Bevölkerung von Mecca die Stadt, die im Sommer wie ein Ofen glüht, und flüchtet ſich ins Gebirge in ein ſo friſches und ſchönes Thal im Contraſt mit der Umgegend, daß man vermuthet, es ſey urſprünglich in Syrien gelegen geweſen, und durch ein Wunder in die Nähe von Mecca verſetzt worden.

Ich finde mich hier, zum Erſtenmal in meinem Leben, auf einem ganz neuen Terrain, und unter einem Volke, das ſeine urſprüngliche Phyſiognomie behalten hat. In Cairo iſt das Gegenwärtige ſo häßlich, ſo arm und farblos, daß ich das Bedürfniß fühlte, mich nur mit dem Vergangenen dort zu beſchäftigen; überdieß iſt das neue Aegypten von W. Lane auf eine Art beſchrieben, die neuen Beobachtern nichts mehr übrig läßt. Hier iſt es ganz anders. Arabien, ſo wie es heute iſt, bietet eine unendliche Maſſe von merkwürdigen Beobachtungen dar, die man bis ans Ende der Jahrhunderte nicht erſchöpfen würde. Ich glaube, daß man in der ganzen Welt keine Nation finden kann, die heterogener und reicher an Contraſten in Sitten, Meinungen und Kleidung ſey, als die Araber der Halbinſel. Trotz ihrer Kriege unter ſich, welche von Anbeginn der Zeit Arabien zerriſſen haben, widerſtehen ſie faſt überall mit Erfolg den Angriffen nicht nur von Mehemed Ali, ſondern den weit gefährlichern der europäiſchen Sitten, obgleich dieſe am Ende doch die Oberhand gewinnen, und alle Völker der Erde in

ihrem äußerlichen Ansehen gleich machen werden; dann wird die beste Hälfte, das Interesse der Reisen verloren seyn, aber Gottlob! so weit sind wir hier in Dschidda noch nicht. Wir erhalten freilich von Zeit zu Zeit den Besuch einer englischen Corvette, die auf unserer Rhede Anker wirft, den Gouverneur salutirt, und ihn zwingt, ihr Schuß für Schuß zurückzugeben; aber wir sind keineswegs versucht, den eleganten Bau der Corvette zu bewundern, denn wir wissen, daß der Capitän kleine Schweinchen an Bord hat; wir halten uns daher, wie unsere Väter in der lieben heidnischen Zeit, an Boote mit einem Verdeck und ohne Compaß (ich bin auf einer dieser Maschinen aus Suez hieher gekommen). Wir erhalten auch alle Monate den Besuch eines Dampfschiffs, des neuesten Wunders des Occidents, aber wir hüten uns wohl die Maschine zu untersuchen, denn wir wissen a priori, daß es nichts als eine Zauberei ist, daß man einen kleinen Geist mit einer Formel beschwört und in die heiße Maschine einsperrt; da es ihm darin nicht wohl ist, so macht er unaufhörliche und vergebliche Versuche, herauszukommen, und gibt so den Rädern ihre Bewegung. Die europäische Civilisation hat keinen Reiz für uns, weil sie ohne Grazie und ohne Poesie ist, und Alles, was wir davon sehen, ist in keinen Vergleich zu stellen mit einem Abende bei dem Antari (dem Vorleser des Lebens von Antar) oder dem Muhaddis (dem Erzähler aus dem Gedächtniß), oder dem Dichter, der sich mit dem Mondcord begleitet und das ganze epische Gedicht von Abu Zeid singt, was für uns den unerschöpflichen Reiz der Kaffeehäuser bildet. Ich habe natürlich Bekanntschaft mit dem Antari gemacht, er heißt Scheich Abdallah, und wird erst nach Sonnenuntergang zum Antari, denn den Tag über ist mein respectabler Freund Abdallah Tapezier, da sein Auditorium nicht reich oder zahlreich genug ist, um ihm die Handarbeit zu ersparen. Er t mir ein sehr interessantes Exemplar des Lebens von Antar geliehen mit einer merkwürdigen Vorrede.

(Schluß folgt.)

Briefe aus Ungarn.

Fünfter Brief.

(Schluß.)

Im Ganzen sind die Diebe in Ungarn den Reisenden wenig gefährlich, denn von eigentlichem Straßenraube hört man fast niemals etwas. Was aber gestohlen wird, das besteht in Mausereien von unbewachten Wagen, hauptsächlich aber stiehlt man Vieh, indem man dasselbe bald nach dem Raube im Freien schlachtet, unter sich vertheilt und verzehrt.

Bei Gelegenheit des Orientirens der Thiere muß ich hier noch eine Thatsache erzählen, welche in allen ihren Nebenumständen völlig wahr ist, und die mir ein wahrheitliebender Mann, dem sie selbst begegnet war, mittheilte. Es hatte derselbe eine Anzahl junge Rinder aus einer Gegend, die von dem Maierhofe, wohin er sie brachte, beinahe zwanzig Meilen entfernt war, gekauft. Nachdem sie acht Tage an Ort und Stelle waren, trieb man sie mit dem übrigen Vieh auf die Weide, wo sie der Gewohnheit gemäß die Nacht hindurch blieben. Am andern Morgen waren sie verschwunden. Mehrere Tage darauf ging die Nachricht ein, daß sie bis auf zwei Stück sämmtlich an dem Orte angekommen waren, von wo man sie gekauft hatte, und daß sie 36 Stunden nach dem Abende, wo sie von der Weide entwichen waren, eingetroffen seyen. Auf ihrem Wege aber hatten sie die Theiß und die Körösch durchschwimmen, und mehrere Sümpfe durchwaten müssen. Die zwei Stück waren wahrscheinlich unterwegs von Dieben eingefangen worden. Bei dem Vieh, welches Tag und Nacht im Freien zubringt, scheint sich der Ortssinn auf eine auszezeichnete Weise auszubilden, weßhalb sich denn auch die hier gezogenen Pferde überall so gut zurecht finden.

Bei den Hirtenfeuern könnte man fragen, woher der Brennstoff dazu käme, da dieser in den ungarischen Ebenen so rar ist. Ihn gewähren aber die Stoppeln des Maises und das Stroh. Ersteren schneidet man mehr als einen Fuß hoch über der Erde ab, und da er hier sehr üppig und stark gewachsen ist, so geben die Stoppeln ein gutes und dauerndes Feuer. Dieser Stoppeln bedienen sich auch die auf der Reise befindlichen Bauern zu den Feuern in ihren nächtlichen Bivouacs. Wie wenig sparend man mit dem Stroh umgeht, entnimmt man leicht daraus, daß man keinen Dünger für den an sich schon übergeilen Acker bedarf, und ihn fast nur zum Verbrennen zubereitet. Das Stroh ist daher ein Hauptbrennmaterial. Beweise von großer Verschwendung von der Art sah ich auf einigen Feldern, wo man Getreidehaufen, die vom vorigen Jahre, wegen schlechter Witterung, auf dem Felde geblieben waren, ohne weiteres verbrannte, bloß um sich die Mühe des Hinwegschaffens zu ersparen.

Die meisten Leser werden ohne Zweifel schon von den Erdhütten, in welchen in Ungarn viele Menschen wohnen sollen, gehört haben. In den Ebenen auf beiden Seiten der Theiß sind sie sehr gebräuchlich. Man würde sich jedoch einen falschen Begriff davon machen, wenn man sie sich als Löcher voll Nässe und Schmutz denken wollte. Ich war in mehreren derselben, und fand sie recht wohnlich, reinlich und viele fast comfortabel. Ungefähr fünf Fuß gräbt man in die schwarze Erde hinein, bearbeitet die Wände glatt und senkrecht, und läßt sie, bevor man ein Dach darauf setzt, völlig austrocknen. Oben, d. h. dicht unter dem Dache, bringt man einige Fenster an. Die Wände übertüncht man mit Kalk. Ein in konischer Form, wie hier allgemein üblich, gesetzter Ofen ist das erste Möbel, welches man hinein bringt. In den Wänden bringt man zur Bequemlichkeit Nischen und Vertiefungen an, die man als Wandschränke benützt. Freilich erhellt das schräge eindringende Licht die Stuben nicht hinlänglich, aber dennoch ist es darin keineswegs so düster, als man voraussetzen möchte. Trocken fand ich es überall bei weitem mehr, als in vielen von Lehm oder auch von Stein gebauten Bauernhäusern in Deutschland. Da man das Dach von Stroh macht, und dazu auch nur wenig und schwaches Holz anwendet, so geht aus dem Baue von selbst hervor, daß er ungemein wohlfeil herzustellen ist. Stallungen und Remisen macht man in gleicher Art ganz dicht bei der Wohnung. Der Eingang ist etwas abschüssig, da man ihn je-

Digitized by Google

doch etwas verlängert, ſo iſt es keineswegs ſehr unbequem. Im Winter ſind dergleichen Wohnungen, wie es ſich von ſelbſt ergibt, ſehr warm. Man findet ſie in vielen Dörfern, meiſtentheils aber nur vereinzelt unter Gebäuden über der Erde. Aber auf den Puſten trifft man viele, weil es ſich dort um wohlfeilen Bau ganz vorzüglich handelt.

Und nun muß ich am Schluſſe dieſes Briefes noch die längs der Theiß hinlaufende Hügelkette anführen, welche offenbar ein Werk von Menſchenhänden iſt. Sie fängt unterhalb Tokay an, geht in einer Länge von nahe an zwanzig Meilen an der Theiß fort, und zieht ſich dann im Biharer Comitate gegen das Gebirge von Siebenbürgen hin. Form und Höhe dieſer Hügel iſt ſich faſt durchgehends gleich. Letztere beträgt etwa 20 — 30 Fuß, der Umfang aber ungefähr 100 Schritte. Man hat ſchon welche aufgegraben in der Meinung, daß es alte Grabmäler ſeyen, und daß man Alterthümer darin finden würde. Man täuſchte ſich jedoch. Die größte Wahrſcheinlichkeit ſpricht dafür, daß es eine Art von Schanzen, die zugleich die Stelle der Wartthürme vertraten, ſind, welche die Türken während ihrer Herrſchaft in Ungarn errichteten. Dieſe Hügelkette bildet meiſtentheils eine doppelte Reihe, die ungefähr 1000 Schritte aus einander ſteht.

Die chineſiſch-engliſche Sprache.

Das Penny Magazine vom Mai d. J. theilt eine intereſſante Notiz über das Engliſch mit, welches namentlich zu Canton von den Chineſen geſprochen wird; wir entheben daraus nachſtehende Notizen: Faſt alle Europäer zu Canton verkehren mit den Eingebornen vermittelſt der engliſchen Sprache, da nur ſehr wenige Fremde, und meiſt nur europäiſche Gelehrte, Chineſiſch erlernen, aber die Chineſen zu Canton finden es ihrem Intereſſe gemäß, vermittelſt des Engliſchen, was ſie aufſchnappen, ſich den Europäern verſtändlich zu machen; die Worte ſind aber ſo ſeltſam verdreht und werden ſo wunderlich ausgeſprochen, daß ein Engländer, der nach Canton kommt, wenig mehr davon verſteht, als wäre es Holländiſch oder Franzöſiſch. Eben ſo wenig wird ſein unverdorbenes Engliſch von den chineſiſchen Dienern und den Kleinhändlern verſtanden, doch ſetzt ihn eine Uebung von wenigen Wochen in den Stand, mit denſelben zu verkehren. Um die Erlernung dieſer Sprache zu erleichtern, haben die Chineſen Wörterbücher abgefaßt; eines derſelben wurde kürzlich zu Fu-ſchau in der Nähe von Canton gedruckt, es beſteht aus 16 Seiten und enthält etwa 400 Wörter, die in vier Claſſen zerfallen; die erſte enthält die Zahlen, die zweite Benennungen von Menſchen und Dingen, die dritte Worte, die oft in der Converſation vorkommen, als Zeitwörter, Partikeln und vermiſchte Ausdrücke, die nicht in den andern Claſſen enthalten ſind, und die vierte umfaßt die Namen der Eßwaaren. Da die Chineſen kein Alphabet haben, ſo können ſie die Töne eines fremden Wortes, wenn nicht zufälliger Weiſe ein Wort in ihrer eigenen Sprache den gleichen Ton hat, nur ſehr unvollſtändig geben; dieſes Zuſammentreffen iſt ſelten, und ſo müſſen ſie ein Wort, das einigermaßen ähnlich klingt, nehmen. Da dieſe Aehnlichkeit unglücklicherweiſe meiſt ſehr gering iſt, ſo wird ein Chineſe, der nicht von einem ſchon im Jargon Bewanderten die Ausſprache erlernt, einem Engländer ſo unverſtändlich, als wenn er Chineſiſch ſpräche. Das Wort change (ſprich tſchäntſch, Wechſel, Tauſch) iſt dargeſtellt durch zwei chineſiſche Worte, welche tſchen:tſchi lauten; das Wort ground (ſprich graund, Boden) durch kaulang (weil nämlich die Chineſen kein r haben); dirty (ſprich derty, ſchmutzig) durch tähʼti; das Wort directly (ſprich direrty) durch teiʼtikʼti u. ſ. w. Hiezu kommt noch, daß das Wörterbuch mehrere Ausdrücke von Matroſen enthält, Leuten, die leicht mit denen, die ſie nicht verſtehen, in einem gebrochenen Jargon ſprechen, in der Meinung, daß Fremde, die ſchlecht engliſch ſprechen, ein ſchlechtes Engliſch leichter verſtehen würden, als gutes. Einige Worte Portugieſiſch, welche Sprache in Macao die gleiche Verſtümmlung erfahren hat, ſind gleichfalls mit untergelaufen, z. B. kaʼtanʼte, iſt grande, leiʼtanʼtſche iſt laranja, die Orange u. ſ. w. Von Grammatik iſt dabei gar keine Rede.

Chronik der Reiſen.

Reiſe von Berlin nach Chriſtiania über Greifswalde, Yſtad, Jönköping und Fredrikshall.

(Fortſetzung.)

Der neue Stiots hatte ſich leider ſo ſchwer betrunken, daß es mit ihm unmöglich war, durch die enge Budengaſſe geradlinig hindurch zu kommen. Ich wollte ihm das Fahren abnehmen, aber dieß litt ſein Branntweinſtolz nicht. Es konnte nicht fehlen, daß wir eine kleine Schuhmacherbude in Grund und Boden fuhren. Als nun mehrere Schuhmacher über den Unglücklichen herfielen, ward es Licht bei ihm, und er übergab mir Peitſche und Leine. Mit ihm hatte ich aber noch manche Qualen auszuhalten. Bei jedem Kruge wollte er ſtill halten und weiter trinken. Zweimal that ich ihm den Willen und hielt draußen halbe Stundenlang, eine ungewöhnliche Langmuth erzwingend, die ich an mir ſelbſt bewunderte. Das drittemal jagte ich mit dem Geſpann davon und ließ ihn ſitzen. Ich läugne jedoch nicht, daß dieß eine angſtvolle Fahrt war, denn in jedem mir nachjagenden trunkenen Bauern erblickte ich meinen Verfolger, ich mußte alſo auch ſchon im Jagen bleiben. Mein Schimmel war ſehr mager, die Karre etwas zerbrechlich, ich zweifelte, daß beide dieß Probeſtück bis zu Ende aushalten würden, aber der Gaul hielt jeden Wettlauf ſtandhaft aus, wofür ich ihn reichlich belohnte. Mein Ungemach ſchrieb ich ins Stationstagebuch (Rubrik Beſchwerde).

Eine Viertelmeile hinter Städtäng verändert ſich das Bild der ganzen Gegend. Der Gebirgscharakter hört auf. Eine große wellenförmige Ebene mit anſehnlichen Ackerfluren tritt an deſſen Stelle. Alles iſt frei. Nirgends gewahrt man einen Baum. Man glaubt wieder in Schonen oder im nördlichen Deutſchland zu ſeyn. So erreichten wir Falköping, eine wahre Ackerſtadt mit ſchlechten Häuſern, ganz aus Holz, dunkelroth angeſtrichen, Yſtad ſehr ähnlich. Falköping liegt am Fuß einer Bergreihe, welche ſich auf der Nordweſtſeite der Stadt hinzieht. Sie bildet nebſt den Ökes-Bergen, welche wir ſchon diesſeits der Stadt paſſirten, die einzige auffallende Erhebung in dieſer Ebene, woſelbſt im Jahre 1388 jene merkwürdige Schlacht geliefert wurde, in der die Königin von Norwegen, Margaretha — die nordiſche Semiramis — den König Albrecht von Schweden ſchlug und ihn nebſt ſeinem Sohn gefangen nahm. Sie war jene berühmte Königin, die durch ihre Verwandtſchaft die Anſprüche auf drei nordiſche Reiche, Schweden,

Dänemark und Norwegen, geltend machte, als Wittwe des Königs von Norwegen, als Tochter des Königs von Dänemark und als Schwiegertochter des Königs Smek von Schweden, nach dessen Absetzung die Schweden den Herzog Albrecht von Mecklenburg auf den Thron berufen hatten, der hierauf jene Niederlage erlitt, nach der Margaretha durch die Calmar'sche Union alle drei Reiche unter ihrem Scepter vereinigte.

Die Olte-Berge (eigentlich Alle-Berge) bieten mitten in der großen Ebene durch ihre plötzlich steile und ansehnliche Erhebung von circa 500 Fuß eine auffallende Erscheinung dar. Sie sind völlig inpraktikabel und ganz kahl, denn ihre Grundlage ist Fels, welcher da, wo er nicht mit grünem Moose bedeckt ist, überall zu Tage steht. Die Bergreihe nördlich Falköping heißt die Mösse-Berge. Sie sind 844 Pariser Fuß hoch, nur ganz oben bewaldet, weiter hinab jedoch überall angebaut.

Hinter Falköping erreichten wir gegen Abend die Station Göttern, um hier zu übernachten. An dieß schaudererregende Nachtquartier werde ich lange denken. Es geschah mir schon Recht, da ich der hier bekannten Regel nicht eingedenk blieb, die Stationen in der Nähe der Städte zu meiden, weil sie unbenutzt bleiben, und daher zur Aufnahme von Gästen nicht gehörig vorbereitet sind. Der Gastgiver war ein armer, einäugiger Leinweber. Seine Frau ein Jammerbild, erzeugt in Elend, Schmutz und Noth. Die langen Haare flogen herum, schon lange nicht gekämmt. Die Unreinlichkeit starrte uns aus allen Winkeln entgegen. Die Dunkelheit ließ uns noch Manches übersehen. In einer finstern Kammer ward uns das Nachtlager angewiesen. Mit Tagesanbruch entdeckten wir erst, wo wir gelegen hatten. Hungrig vom Abend, ließen wir auch das Frühstück im Stich, und eilten zu Fuß auf der Landstraße voraus, den Befehl hinterlassend, den Skiots nachzuschicken. Es war unmöglich, an diesem Orte menschlichen Elends und menschlicher Entwürdigung länger zu verweilen.

Von hier bis Station Munkesteen, einige Meilen vor Wennerborg, behält die freie Gegend denselben ackerbaulichen Charakter wie bei Falköping. Die Pferde sind größer, stärker, gut genährt, aber nicht so rasch als die kleinen Gebirgspferde. Mitten in den großen, ebenen Ackerfluren des Dorfes Grastorp entdeckten wir von weitem mehrere dunkle Haufen von 30 bis 40 Fuß Höhe und 100 Schritten Umfang. Wir kamen näher und sahen ungeheure Granitblöcke, die, hier sporadisch umherliegend mitten im Korn, einen sonderbaren Anblick gewähren. Sie sind oben ganz abgerundet; zuweilen ziehen sie sich niedrig über die Straße hinweg. Man fährt dann über eine solche Steinplatte 30 bis 40 Schritte lang glatt hinweg. Fern im Hintergrunde der großen Ebene erblickten wir die höchst sehenswerthen Hunne- und Halle-Berge. Bald hatten wir die vordere, imposante Felswand derselben erreicht, welche sich plötzlich auf der Ebene emporschwingt. Die Chaussee führt hart an ihrem Fuß entlang, und stellt dem Blick des Reisenden ein mit vielen Zacken und Spitzen versehenes schauerliches Bild der Zerstörung durch große Naturkräfte dar, denn vor ihr liegen chaotisch übereinandergeworfen die größten Granitblöcke. Aus den Spalten sprießen starke Birken.

Die Station Munkesteen liegt mitten in den Hunne- und Halle-Bergen am Anfange der Nette Stupe. So heißt das sehenswerthe Felsthal dieser interessanten Gebirgspartie. Die Chaussee führt mitten hindurch. Es mag 4 bis 500 Schritte breit seyn. Nie sah ich einen üppigern Korn-, Gras- und Baumwuchs, als in diesem reizenden Thale, welches fast in gerader Linie von Ost nach West zieht und eine halbe Meile lang ist. Auf beiden Seiten von Felswänden eingeschlossen, entwickelt sich in demselben ein hoher Wärmegrad. Ein kleiner Fluß erhält Kühlung und Frucht von unten. Es ist ein wahres Treibhaus, was man nur Abends und Morgens passiren muß, um den Zauber desselben ungestörter zu genießen. Mittags ist die Hitze drückend, und Myriaden stechender Insecten vermehren die Pein. Die treffliche Chaussee führt hart an der rechten (nördlichen) Felswand entlang, deren sonderbare Formen das Auge der Reisenden fesselt. Es ist Basalt, der in so regelmäßigen Säulen dasteht, daß sie den Orgelpfeifen ähnlich sehen.

Auf einer schmalen 30 bis 40 Schritte langen Brücke passirten wir den Göta-Elf. Es ist bekanntlich der Abfluß des ungeheuren Wenner-Sees, der, hier in einem engen Bette zusammengepreßt, wild brausend unter der Brücke hinweg schäumt. Auf diesem Wasserarme kann kein Fahrzeug gehen. Dann folgte ein zweiter Wasserarm, der ruhiger zwischen Wiesen fließt.

Nachdem wir nun noch eine kleine Strecke durch schlechte Kiefern gefahren waren, erschien vor uns die unabsehbare Ebene des Wenner-Sees. Vor demselben die Stadt Wennerborg. Der Anblick eines so ungeheuren Landmeeres ist erhaben schön. Wer vermag das Ende dieses über 18 Meilen langen Sees abzusehen.

Wennerborg ist größer als Jönköping, aber nicht so gut gebaut. Nur in den Hauptstraßen erscheinen jene zierlichen Häuser, deren Anblick uns schon in Jönköping durch den glänzend weißen und hellgelben Anstrich ergötzte, und was der ganzen Stadt ein so freundlich sauberes Ansehen gibt. Der rothe Anstrich ist für die Wohnungen der untern Volksclasse gebräuchlich. Wennerborg ist sehr regulär gebaut. Die geraden breiten Straßen durchschneiden sich rechtwinklich in gleichen Abständen. Sie sind so genau nach den vier Weltgegenden gerichtet, daß man in jeder Straße orientirt ist. Der Umfang der Stadt bildet ziemlich ein regulärres Viereck. Ein flacher Felsstrand, einige 100 Schritte breit, bleibt zwischen dem Wenner-See und der Nordseite der Stadt liegen. Derselbe bildet mehrere in den See vorspringende flache Landzungen, die, von großen Granitflächen durchzogen, der heftigen Brandung widerstehen und ganz kahl erscheinen. Ich begab mich auf die äußerste Spitze einer solchen Felszunge, um den Anblick des großen Landsees in seiner ganzen Größe zu empfinden. Zwölf Segel zogen heran. Die entferntesten erschienen wie auf dem Ocean als schwarze Punkte. Im Vordergrunde treten an verschiedenen Stellen lange Klippenreihen aus dem Spiegel des Sees heraus, die aber nicht hoch sind. Die entferntesten schätze ich 1000 Schritte vom Ufer. Sie erschienen als dunkle Streifen. Rechts tritt die lange Felsenreihe der Halle-Berge als Ufer des südlichen nicht so breiten Theils des Sees hervor. Die schroffe, nackte Wand erschien von der Abendsonne beleuchtet in weißgrauer Farbe. Schmale Waldstreifen bedecken den Fuß derselben und ziehen sich auch auf dem Kamm entlang. Hinter dieser Felsenreihe tritt die schmale Landzunge Wennersnäs, welche fast drei deutsche Meilen weit in den Wenner-See vorspringt, als niedriger, dunkler Streifen vor. Der See wird hinter dieser Landzunge noch beträchtlich breiter. Links steigt das bewaldete Ufer des großen Sees sanft an.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 9.)

Digitized by Google

Nr. 197.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Julius 1838.

Briefe aus Ungarn.

(Von J. S. Eisner.)

Sechster Brief.

Mezö-Hegyes (spr. Mesö-Hedjesch). Ungarn ist seit langer Zeit durch seine Pferde berühmt. Die großen und ausgedehnten Weidetriften, welche dieses Land besitzt, eignen es für die Aufzucht von Pferden ganz besonders. Der einheimische Landschlag ist zwar klein, aber dabei kräftig, und zeichnet sich vornehmlich durch seine Flüchtigkeit und Ausdauer aus. Betrachtet man dessen ganzen Bau und Figur, so findet man viel Aehnlichkeit mit dem arabischen Pferde, obgleich dieses an Schönheit weit über jenem steht. Der Ungar hält viel auf sein Pferd, und so sehr er es auch in der Regel in Anspruch nimmt und mitunter überjagt, so sehr pflegt er es auch seiner Zeit wieder. Das rasche Fahren in diesem Lande ist bekannt.

Dieß als Einleitung für das königliche Gestüt, von welchem ich jetzt sprechen will. Mezö-Hegyes ist schon seit langer Zeit als ein solches eingerichtet, und liefert alle Jahre eine beträchtliche Zahl von Pferden, theils für den Militärdienst, theils als Zuchtthiere für die Landgestüte in den Erbstaaten, theils aber auch zum Verkauf an Privatleute. Alle Jahre im Julius ist nämlich öffentliche Versteigerung von allen jenen Pferden, welche man, wenn den erstgenannten beiden Zwecken genügt ist, noch übrig hat. Man verfährt dabei auf folgende Weise. Zuerst wählt man das Vorzüglichste und hauptsächlich alles dasjenige für das Institut aus, was dessen Züchtungsgrundsätzen am meisten entspricht. Dabei tritt man mit dem k. k. Gestüt zu Babolna (nicht weit von Gran gelegen) in Verbindung, gibt an dieses ab, was seinen Zwecken entspricht, und bezieht von ihm, was man hier wieder brauchen kann. Des ersteren ist jedoch allezeit mehr, wie des letztern. Nachdem dieß geschehen, werden alle übrigen Thiere zusammen- und dem Militär zur Disposition gestellt. Das Cuirassierregiment Graf Hardegg genießt diesen Vorzug. Wenn nun dieses gewählt hat, alsdann kommt das Uebrige zur Licitation. Vernimmt man aber, daß bei derselben noch Preise bis zu 200 Ducaten für einzelne Thiere gezahlt werden, so kann man daraus auf den Werth des ganzen Gestüts schließen. Es ist freilich wahr, daß dieß nur Thiere sind, welche wegen individueller Rücksichten weder für das Institut behalten, noch von dem gedachten Regimente gewählt werden können. Aber dennoch bleibt ein solcher Preis immerhin eine sichere Garantie für den hohen Adel der hier gezüchteten Thiere.

Von jeher hat man in diesem Gestüt dem arabischen Blute den Vorzug vor jedem andern gegeben, und es bildete auch die allerbeste Basis desselben. Da man jedoch den Pferden dieser Race den Fehler einer zu kleinen Figur vorwirft, und sie auch deßhalb gerade für die schwere Cavallerie und für die Artillerie nicht ganz geeignet sind, so hat man mit großen normännischen Hengsten gekreuzt, und unter andern von einem ausgezeichneten Thiere der Art, welches unter dem Namen Nonius in die Stammlisten aufgenommen wurde, äußerst günstige Erfolge gehabt. Die Descendenten desselben befinden sich in Mezö-Hegyes bereits in der dritten oder vierten Generation, und die von ihnen zum Sprunge ausgewählten zählen schon in den Nummern dreißig.

Zu der eben beschriebenen alljährlich vorgenommenen Auswahl und Bestimmung der Thiere kommen dieselben erst immer mit dem vollendeten dritten Jahre. Nur entschieden zurückschlagende Individuen werden schon als Füllen veräußert.

Man hat vor mehreren Jahren einige Stuten böhmischen Schlages hier eingeführt und sie von Nonius bedecken lassen, um vorzüglich große und starke Pferde für die schwere Artillerie zu erziehen. Dieser Schlag aber empfiehlt sich nach seinem Aeußern nicht sonderlich, indem die krummen Ramsnasen und hängenden Unterlippen ihn, von vorn gesehen, nicht als schön darstellen.

Im vorigen Jahre sind zwei neue arabische Originalhengste angekauft worden, die in der That Alles, was man von einem wahrhaft edlen und schönen Pferde fordert, in sich vereinigen. Dabei haben sie eine bei dieser Race seltene Größe und stattliche Figur. Ist ihre Vererbung treu, wogegen sich wohl kein Bedenken aufstellen läßt, so werden sie dem Institut wahrlich keine Verkürzung bringen.

Die mehrern Racen und Schläge, welche man ökonomischer

Digitized by Google

Zwecke wegen hier züchtet, haben Veranlaſſung zu mancherlei, mitunter nicht allzu günſtigen Urtheilen über das hieſige Geſtüt gegeben. Viele ſtrenge Puriſten haben es getadelt, daß man nicht eine Race ganz rein und in ihrer möglich höchſten Vollkommenheit züchtet; ſie haben aber dabei vergeſſen, daß ein derartiges Staatsinſtitut ganz andere Zwecke zu verfolgen hat, wie ein Privatmann. Schon um des einzigen willen, der in der Aufzucht von Landesbeſchälern für eine ſo ausgedehnte Monarchie liegt, in welcher die Pferdezucht nothwendigerweiſe ſehr verſchiedene Richtungen und Zwecke verfolgen muß, kann, wenn das Inſtitut ſeinen Endzweck nicht verfehlen ſoll, nicht Eine Race einzig und allein gezüchtet werden. Ein Gleiches gilt von dem Bedarfe für die Armee.

Das ganze Geſtüt wird rein militäriſch verwaltet. Von einem General beoberaufſichtigt, führt ein Obriſtlieutenant das ſpecielle Commando, und unter ihm ſtehen einige Officiere, ſo wie ein ganzer Train von Soldaten, die hier den Dienſt von Stall- und Oekonomieknechten verrichten müſſen. Eigenthümlich iſt es, wenn man auf den Feldern lauter Ackerleute in Militäruniform und einen Unterofficier zu Pferde als Ackervogt ſieht. Uebrigens wird der mit dem Inſtitute verbundene Ackerbau gegenwärtig auf eine muſterhaft gute Weiſe betrieben, was früher nicht ſo der Fall geweſen ſeyn ſoll: woher es denn auch gekommen ſeyn mag, daß man ſonſt alljährlich eine Menge Früchte zum innern Bedarf kaufen mußte, anſtatt daß man jetzt nicht unbedeutend verkaufen kann.

Die ganze, dem Inſtitute überwieſene Area (ungariſch der Hottar genannt) beträgt etwas über 40,000 ungar. Joch, die ungefähr 60,000 preuß. Morgen oder nahe an 50,000 bayeriſchen Tagwerken gleich ſind. Und dieſe Area enthält einen ganz vorzüglichen Boden. Sie iſt in ihrer ganzen Ausdehnung von einer Umwallung eingeſchloſſen, welche faſt überall mit Gebüſch bedeckt iſt. Die ganze, faſt horizontale Ebene iſt in Tafeln oder Schläge getheilt, welche mit Steinen begränzt und zum Theil durch Wege von einander abgeſondert ſind. Einfach, aber zweckmäßig und anſprechend aufgeführt, ſtehen in angemeſſenen Entfernungen kleine Maierhöfe, in welchen die zum Geſtüt gehörenden Pferde nach ihren Alters- und Geſchlechtsclaſſen aufgeſtellt ſind. In Mezö-Hegyes ſelbſt iſt der Central-Maierhof mit den Wohngebäuden des Directoriums. Das Ganze bietet einen überaus erfreulichen Anblick und gewährt ein um ſo größeres Intereſſe, als ringsum faſt nur Puſten und die nächſten Ortſchaften über eine Meile entfernt liegen. Die eben angeführten Ackertafeln werden regelmäßig bewirthſchaftet. Dem Zwecke des Inſtitutes gemäß iſt fortwährend der größere Theil zum Grünfutter und zur Weide angelegt. Der Lucernerklee ſpielt dabei eine Hauptrolle, und er gedeiht hier, wo die überreiche Ackerkrume ſtellenweiſe bis zu einer Klafter, durchgehends aber wenigſtens vier Fuß tief liegt, vortrefflich. Auch die Eſparſette wuchert und zeigt ſich häufig wild.

Da ich von der arabiſchen, hier als Hauptgrundlage zu betrachtenden Pferderace geſprochen habe, ſo muß ich in Beziehung auf die Pferdezucht in Ungarn im Allgemeinen noch beifügen, daß man in den meiſten Privatgeſtüten in neuerer Zeit dieſer Race nicht mehr den Vorzug ſo gibt, wie es ehemals geſchah. Der Tadel, ſie ſey zu klein und verzwerge am Ende ganz, wenn man nicht große Sorgfalt bei ihrer Züchtung anwende, hat dieſe Umwälzung der Anſicht und des Verfahrens herbeigeführt und bewieſen, daß man nunmehr in den meiſten dieſer Geſtüte engliſche Hengſte, mitunter auch Stuten, eingeführt hat. Bei dieſen ſieht man, neben Vollblut und vorzüglicher Geſtalt, auf Größe und Stärke, eben aus dem Grunde, um die Kleinheit des ſelbſtgezogenen Schlages zu verbeſſern. Wie leicht man ſeine Abſicht erreichen würde, dafür liegt, dünkt mich, die Garantie darin, daß man fürs erſte auf einer guten Baſis operirt; fürs zweite die gehörigen Geldmittel beſitzt, um von England ausgezeichnete Zuchtthiere zu beziehen, und fürs dritte, die Mittel zur Ernährung der Pferde und zu ihrer freien Erhaltung, worin die jungen Thiere die ihnen nöthige Bewegung ſo leicht haben, ſo nahe liegen. Die Erfolge des neuen Verfahrens zeigen ſich bereits augenſcheinlich; denn man ſieht in den gedachten Geſtüten ſo edle und ſtattliche Pferde, an denen ſich das Auge des Kenners und Liebhabers nicht ſatt ſehen kann.

Ob das k. k. Geſtüt in Mezö-Hegyes dem Staate den Gewinn eintrage, den man davon zu gewarten berechtigt ſey, hat man auch ſchon öffentlich gefragt. Als Fremder, und noch dazu nach einer einmaligen flüchtigen Anſicht, kann ich mich unmöglich berufen fühlen, ein competentes und entſcheidendes Urtheil darüber abgeben zu wollen. Die individuelle Meinung, die ich mir jedoch darüber gebildet habe, geht dahin, daß der indirecte Gewinn, welchen die ganze Monarchie von dieſem Inſtitute zieht, wohl groß genug ſey, um die eben geſtellte Frage mit Ja zu beantworten.

In der Aufſtellung ſämmtlicher Thiere, ſo wie in der Reinlichkeit der Ställe, herrſcht die muſterhafteſte Ordnung, die ſich zu einer gewiſſen Eleganz geſtaltet. Es ſind gegen Tauſend Zuchtſtuten mit den dazu gehörigen Beſchälern; alljährlich werden etwa 600 Füllen aufgezogen. Da nun, wie ſchon angeführt, die jungen Pferde bis zu drei Jahren hier bleiben, ſo gibt dieß einen Beſtand an jungen Thieren von etwa 1800 Stück, ſo daß im Ganzen die ſämmtliche, auf dem Geſtüt vorhandene Pferdezahl ſich nahe an 3000 Stück beläuft. Die Füllen ſind nach Alter und Geſchlecht in beſondern Ställen frei aufgeſtellt und ſo zahm, daß man, obgleich fremd, wie zwiſchen Lämmern unter ihnen herumgehen kann. Die Zuchtſtuten ſtehen nach Rang und Race zuſammen geſtellt, die Hengſte deßgleichen.

Noch fühle ich mich verpflichtet, ſchließlich die große Gefälligkeit und Zuvorkommenheit zu rühmen, mit welcher ein Wachtmeiſter auf Anordnung des Hrn. Oberſtlieutenants mir Alles zeigte und über alles das, was ich zu wiſſen wünſchte, Aufſchluß gab.

Arabien.

(Schluß.)

Sie wiſſen doch, daß ich die Araber in allen Theilen der Halbinſel beobachten will, aber es iſt zweifelhaft, ob das Unternehmen in ſeinem ganzen Umfang ausführbar ſey. Die politiſche

Digitized by Google

Confusion in diesem Lande ist durch Mehemed Ali's endlose Kriege auf den höchsten Punkt getrieben worden; erst ganz kürzlich hat er die Provinz Nedschd verloren, und Kurschid Pascha, Gouverneur von Mecca, wird sich nächstens, wie er sagt, in Bewegung setzen, die Autorität seines Herrn wieder dort herzustellen. Die Wahabiten in Asir sind auch nicht leichter zu regieren, als die im Nedschd, und Ahmed Pascha, Gouverneur von Medina, rüstet sich zu einem neuen Krieg gegen sie. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn die Herrschaft der Wahabiten sich wieder aus ihrer Asche erheben würde, was mir aber trotz meiner Vorliebe für die Araber nicht lieb wäre, denn die Wahabis sind Puritaner, welche die Pfeife und das Nargileh verbieten. Der Triumph, den ich wünsche, und der wahrscheinlich nie stattfinden wird, wäre der der nördlichen Stämme, die unter dem Namen der Anayeh begriffen sind; alle meine Wünsche sind für sie, weil sie noch etwas von den alten Sitten haben und den Fanatismus ihrer Nachbarn nicht begreifen. Unglücklicherweise aber ist dieser der einzige Hebel, durch den sich Arabien wieder heben kann. Ehrgeiz und Hochmuth sind für andere Nationen hinreichende Gründe sich zu rühren, aber sie sind es nicht für die Araber, weil diese beiden Leidenschaften sich bei ihnen in Streitigkeiten von Stamm zu Stamm erschöpfen, so daß nichts mehr zu der Eifersucht auf die Türken übrig bleibt. Um sie zu bewegen, sich wieder in den Besitz von Mecca und Medina zu setzen, brauchen sie den Fanatismus einer neuen Religion, und dieß ist der Wahabismus, der eine Art von mohammedanischem Protestantismus ist. Ich sage Ihnen hier nicht was ich wünsche, sondern was ich glaube, Sie können mir daher auch ihrerseits glauben.

Was das glückliche Arabien (oder vielmehr das südliche Arabien, denn die Eintheilung in das glückliche, steinigte und wüste Arabien ist ein Unsinn) betrifft, so ist es unmöglich, die politische Geographie davon zu geben. Ich verdanke Hrn. Edhufan, Generalstabsarzt der Armee des Hedschas, die Bekanntschaft einiger reichen Kaufleute aus Hadramaut oder Madrah, welche hier ansässig sind, namentlich die von Hadschi Saleh Banameh, und die von Hadschi Salim Alhadrami, die Leute von Erziehung sind, mit denen sich reden läßt. Sie sagen mir, daß ihre Heimath, d. h. die ganze südliche Seeküste, bis vier Breitegrade im Innern, in der völligsten Anarchie ist. Es gibt zwar in Kischin, der Hauptstadt der Provinz Mahrah einen kleinen Fürsten, der den Titel Sultan führt, aber seine Macht erstreckt sich nicht außerhalb der Mauern von Kischin. Salim Alhadrami versichert mich, daß die Sonne nie über Hadramaut aufgegangen sey, ohne ein Gefecht zu beschauen. Gestern fragte ich Muhsin, meinen himjaritischen Lehrmeister, wer in seiner Heimath regiere? Wir haben keine Regierung, sagte er. Aber, fragte ich, wenn ich dorthin gehe, wer kann mich beschützen? Dein Säbel. Gibt es denn Niemand bei euch, der das Land bebaut? Antwort: Meine Landsleute leben von Milch und Fleisch, und kennen das Brod nicht, einige säen Bohnen für ihre Kühe, aber der Stärkste erntet sie. Das ist alles sehr interessant, aber eben nicht beruhigend.

In diesem Augenblick gibt es keine Sicherheit für den Reisenden im eigentlichen Yemen (d. h. in dem Landstrich von Asir bis Aden) in Folge des Zugs, den Ibrahim Pascha, der jüngere, in die Gebirge unternommen hat, und der wahrscheinlich zu nichts dienen wird, als die öffentlichen Angelegenheiten noch mehr zu verwirren, wie Alles, was man im Namen von Mehemed Ali thut. Doch hat Ibrahim Faïyz erobert, und man sagt, daß der Imam von Sanna sich unterwerfen wolle, aber diese Nachricht verdient Bestätigung.

Die Halbinsel von Arabien war daher nie schwerer zu bereisen, als gegenwärtig, allein, da man hier, in Dschiddah, Leute aus allen Theilen von Arabien sieht, besonders um die Zeit der Wallfahrt die sich nähert, so hoffe ich bald einige Nachrichten über die unbekannten Theile des Landes einzuziehen. Außer den Schwierigkeiten, welche der Mangel einer regelmäßigen Regierung herbeiführt, findet man bei einer Reise nach Mahrah noch eine ganz besondere, die eben für mich so einladend ist, daß ich mich allen Folgen derselben mit Vergnügen aussetzen würde, wenn ich reicher wäre. Man spricht nämlich auf der ganzen Südküste von Saibut bis Hauf, und bis auf eine Distanz von 15 bis 16 Karawanenmärschen im Innern, eine von dem Arabischen völlig verschiedene Sprache. Salim Banameh zweifelt nicht daran, daß es die alte Sprache der Stämme von Ad und Thamud sey, die zur Zeit von Abraham existirten, von denen der Koran spricht, und deren Namen bei den alten Arabern synonym mit uralt war. Die Araber kennen nichts älteres als den Stamm von Ad, und Alles was in ihren Legenden weiter hinaufreicht, ist von den Juden entlehnt. Ich hoffe Ihnen, ehe ich Dschiddah verlasse, eine Probe dieser alten Sprache zu geben. *)

*) Die Sprache, von der Fresnel hier redet, ist die himjaritische, die so lange ein Problem für die Gelehrten blieb. Er hat ihre Grammatik seit der Abfassung dieses Briefs studirt, und gefunden, daß es eine semitische, aber vom Arabischen verschiedene Sprache ist, die sich dem Aethiopischen nähert, wie verschiedene Gelehrte vermuthet hatten, aber ohne es beweisen zu können, da man die Sprache für verloren hielt. Fresnel hofft daraus bedeutende Hülfsmittel für die Erklärung der Bibel zu ziehen. Der englische Lieutenant Wellsted hat seinerseits kürzlich das Land Mahrah vom Süden her bereist und einige himjaritische Inschriften herausgegeben, welche Fresnel hoffentlich mit Hülfe des äthiopischen Alphabets und seiner Kenntniß des Dialekts von Mahrah wird entziffern können, und die uns einige feste Anhaltspunkte für die sehr dunkle Geschichte der alten Civilisation von Südarabien geben werden.

Etwas über den Salamander.

Hr. Paravey hat an die französische Akademie der Wissenschaften geschrieben, daß ein in der Sammlung des Prof. van Breda zu Leyden befindlicher fossiler Salamander von ungefähr drei Fuß Länge, in dem mit dem Unterleibe correspondirenden Theile, Bruchstücke von Fröschen, Aalen u. s. w. enthalte, welcher dadurch den Beweis liefere, daß die antidiluvianische Gattung dieselbe Nahrung zu sich nahm, wie die Salamander der gegenwärtigen Zeit. Im Museum zu Leyden lebt ein großer von Hrn. Siebold aus Japan mitgebrachter Salamander, welcher bloß mit Fröschen gefüttert wird, fortwährend. Der oben erwähnte Reisende brachte einen männlichen und weiblichen nach Europa, allein

Digitized by Google

letzterer wurde von dem erstern, der einige Zeit ohne Nahrung war, gefressen. Dieser Salamander war in der japanesischen Encyklopädie beschrieben, und Hr. Paravey findet in diesem Werke dieselben Fabeln, welche in Europa in Betreff dieses Thieres, namentlich wegen seiner Unempfindlichkeit gegen das Feuer, vorkommen. Ueber das Chamäleon findet man in jener Encyklopädie dieselben Geschichten, welche Hrn. Paravey wieder zu der Ueberzeugung bringen, daß ein sehr alter Mittelpunkt von Civilisation existirt habe, woher die Ideen über Kunst und Wissenschaft kommen, die von den Griechen und Römern auf uns übergegangen sind, und in den chinesischen Büchern gefunden werden.

Chronik der Reisen.

Reise von Berlin nach Christiania über Greifswalde, Ystad, Jönköping und Fredrikshall.

(Fortsetzung.)

Das Sehenswertheste bei Wennerborg ist der lange Felsdamm. Die Westseite der Stadt umgibt nämlich der Wenner-See mit einer breiten Bucht (Vaßbotte genannt), über die jener 6 bis 700 Schritte lange und brückenförmige Felsdamm nach dem jenseitigen Ufer führt, auf welchem die Hauptstraße nach Norwegen fortgeht. Es ist ein Riesenwerk, dessen Großartigkeit und Festigkeit Bewunderung erregt. Ich schätze ihn 16 bis 20 Fuß hoch. Er wird der Zeit und den Elementen lange trotzen. Die Nachkommen werden an demselben eben so sehr die Kräfte ihrer Vorfahren anstaunen, als wir an manchen großen Denkmälern unserer Altvordern deren übernatürliche Kräfte zu bewundern pflegen. Er ist mit einem Geländer versehen, was ihm das Ansehen einer Brücke gibt. Die gesprengten Felsblöcke, aus denen er besteht, sind aufgemauert. Alle 170 Schritte ist er durch eine 10 Schritte lange Brücke unterbrochen, unter denen das Wasser ablaufen oder gestaut werden kann. Auf der Südseite des Dammes erscheinen trockne Wiesen. Auf der Nordseite ist das Wasser vor ihm stehen geblieben. Am Anfange desselben, an der Nordseite, liegt eine Zugbrücke von 20 bis 30 Schritten, die dort über das eigentliche Fahrwasser führt. Hier liegen zu beiden Seiten Schiffe zum Ausbessern und zum Verladen. Durch den südlichen Ausfluß dieses Vaßbotten geht die Schiffahrt gerade in den Göta-Strom. Der Ausfluß aus dem Vaßbotten schien mir künstlich angelegt, da er ganz geradlinigt fortgeht.

Als ich nach meinem Gasthofe zurückkehrte, erfuhr ich, daß ein durchreisender russischer Kammer-Musicus heute Abend ein Concert geben werde. Die Militärmusik der Garnison unterstützte ihn, und ein Officier accompagnirte auf der Violine. Neugierig, hier die Notabilitäten von Wennerborg versammelt zu sehen, eilte ich hinauf. Zehn Bänke standen in der Mitte des Saales, darauf saßen elf Damen in peinlicher Langweile. Die gelehrte Musik schien ihnen nicht verständlich. Fünfzehn Herren standen ehrerbietig an den Wänden herum. Sie schienen begeistert den Phantasien des alten geckenhaften Künstlers zu folgen, der mit so schrecklichen Grimassen die Saiten strich, daß ich mich entfernen mußte, um nicht den Unwillen der Gesellschaft zu erregen. Unter den Damen sah ich kein feines, edles Gesicht, und da die Figuren auch nicht zu den zarten gehörten, so ward ich irre, ob ich die Honorationen oder nur das Tiers-parti vor mir gesehen hatte. Die Männer quälten sich mit großer Consequenz, die sehr mittelmäßige Musik schön zu finden. Mir fiel der Jude ein, der für sein Geld gerührt seyn wollte.

Gleich hinter Wennerborg ändert sich wieder der Charakter der Gegend. Bewaldeter Felsgrund, nur zuweilen kleine Ackerflächen zwischen demselben.

In Station Hackerud traf ich einen schwedischen Lieutenant, der auf der jährlichen Uebungsreise zu seinem Regiment begriffen war. Außerhalb Stockholm und außer den Garderegimentern trifft man nicht oft auf gebildete Officiere der Infanterie. Wir mußten beide ein paar Stunden auf frische Pferde warten. Ich benutzte die Gelegenheit, ihn per Camerad auf vertrauliche Weise die Merkwürdigkeiten der ihm bekannten Gegenden Schwedens abzulocken. Vergebliches Mühen. Sey es nun, daß er das, was er wußte, für zu unwichtig hielt, oder daß er nichts wußte. Ich vermuthe das Letztere, weil ich später dergleichen Erfahrungen öfters machte. Kurz ich blieb unbefriedigt. Daß er etwas deutsch, sogar auch französisch sprach, hatte mich ihn überschätzen lassen. Es ist die große Achtung, die man in Schweden vor deutscher Literatur hat, welche zur Erlernung unserer Sprache anspornt. Wie man bei uns die französische Sprache zur Unterhaltungssprache der höhern Cirkel gemacht hat, so muß man in Stockholm außer französisch auch deutsch verstehen, und mit den ersten Producten deutscher Literatur nicht unbekannt seyn, wenn man für höher gebildet gehalten seyn will. Die große Unkenntniß im eigenen Lande bleibt aber neben dieser Sprachbildung und neben der feinen Gewandtheit dieser nordischen Franzosen im geselligen Umgang immer auffallend. Mir war sie oft verdrießlich. Mein guter Camerad primte stark. Der braune Tabakssaft war in den Mundwinkeln stehen geblieben; eine Gewohnheit, die man in Schweden bei gebildeten Leuten ersten Standes antrifft, und die mich anfangs irre machte, weil man sie bei uns nur in der untersten Volksclasse sieht. Wir halten diese Gewohnheit, bei der das Gesicht verzerrt wird, mit Recht für unanständig, weil ein öfteres Ausspeien und andere zu sichtbare Unreinlichkeiten damit verbunden sind. Dort, und überhaupt in vielen Seeländern, hält man es für ein Präservativ gegen gewisse Krankheiten, wenn gleich Viele recht gesund bleiben, die es nicht thun. Aber man muß bei übeln Gewohnheiten, die zu Bedürfnissen werden, doch immer einen nützlichen Zweck vorschieben. Man erspart damit die Entschuldigung und erwartet Nachsicht. Damen werden die Verunreinigung dieses Gesichtstheiles niemals vergeben.

Von Station Dykalla über Fölen nach Langobola passirten wir das interessante Gebirge Stifs-Field. Es ist ein wahres Field, denn mit diesem Namen bezeichnet man in Schweden nicht bloß die höchsten Gebirgsreihen, sondern auch niedere, vorzugsweise diejenigen, welche rauh, felsig sind, und lange Züge oder Ketten bilden. Die schwedische Sprache ist reich an Namen für Berge und Gebirge.

Tind heißen die, welche oben mit hohen Eis- oder Felsspitzen (Zähne) auslaufen.
Bräe oder Jökul ein Gletscher.
Fond ein Eisberg.
Stas eine niedere, gedehnte, waldige Bergreihe.
Kullen ein einzelner oben abgerundeter Berg, nicht viel über 1000 Fuß hoch.
Backe ein einzelner, nicht hoher, aber steiler Berg.
Ruden ein runder, wenig hervorragender Kopf.
Egg ein scharfer Rücken.
Hammer ein vorspringender Felsen.
Näs eine Landspitze, die ins Meer oder in die Ebene vorspringt.
Stöt ein plötzlicher Absturz, der isolirt ist.
Helen eine weit sichtbare Höhe.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 198.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Julius 1838.

Die Engländer in Indien.

Die englisch-indische Periode.

Während die Engländer im Dekan und Malwa ihre Siege erfochten, kamen im Westen, Norden und Osten drei Mächte empor, welche jetzt noch bestehen und mit den Engländern die wichtigsten und erfolgreichsten Verbindungen unterhalten; es sind dieß der Pendschab oder das Reich der Sikhs, Nepal oder das Reich der Gorkhas, und Birma. Die Verbindung der Engländer mit diesen Reichen in früherer Zeit ist sehr beschränkt: der Sikhs wird zuerst im Jahre 1792 gedacht, und auch da nur vorübergehend, weil ihre Macht erst bedeutend wird mit dem völligen Sinken des afghanischen Reichs, so daß ihr stärkeres Emporkommen durchaus erst in dieses Jahrhundert fällt. Nepal kommt bei den Engländern zuerst zur Sprache im J. 1767, wo der Radscha dieses Landes, bereits von den Gorkhas gedrängt, die Engländer um Hülfe anruft, welche auch aus Handelsrücksichten gewährt wird, aber mißlingt, weil sie viel zu schwach war: die Engländer sollten erst viel später erfahren, welche furchtbaren Feinde diese Gorkhas seyen. Mit den Birmanen wurden zuerst im J. 1794 Verbindungen angeknüpft und ein Handelsvertrag abgeschlossen. Alle nähern Verhältnisse mit diesen Staaten fallen in dieses Jahrhundert. Es mag nicht überflüssig seyn zu bemerken, daß Ein Charakterzug allen diesen Ländern gemeinsam ist, nämlich der buddhistische Grundsatz der Verwerflichkeit des Kastenunterschieds, ein merkwürdiger Umstand, wenn man erwägt, wie Vieles gegenwärtig in Indien dazu beiträgt, die Kastenunterschiede minder herb zu machen.

Die Secte der Sikhs reicht bis ins 16te Jahrhundert hinauf, und ist um so merkwürdiger, als sie zur Zeit der größten Blüthe der mohammedanischen Macht entstand, und obwohl lange gedrückt und von Mohammedanern umringt, sich doch endlich empor arbeitete, trotz aller Schwierigkeiten siegreich sich behauptete und die indische Herrschaft zum erstenmal wieder seit fast einem Jahrtausend westlich über den Indus hinaus verbreitete. Ihr Hauptsitz ist bloß zwischen dem Setledsch und Beas, jenseits des Dschellume (Jhilum) sind bereits keine ansässigen Sikhs mehr, und die Anhänger dieser Secte bilden bei weitem noch nicht ein Drittheil von den drei Millionen, welche den Pendschab bewohnen; doch ist nach Burnes die Zahl ihrer Anhänger, wie dieß immer bei einem siegenden Glauben der Fall, im Steigen. Nanak, geboren im Jahre 1469, durch Glaubenseifer und Milde der Gesinnung ein wahrer Prophet, suchte in jener Zeit des höchsten Hasses zwischen den Mohammedanern und Hindus beide Theile durch die Lehre von einem einzigen Gott zu vereinen. Dieser Versuch mißlang, und ein wüthenderer Haß war die Folge, welcher seit dem Ende des 17ten Jahrhunderts die bisher friedlichen Enthusiasten zu glaubenseifrigen Kriegern umwandelte. Vor dieser Zeit hatten die Sikhs, meist Proselyten aus den Stämmen der Dschats, zwar auch schon Waffen getragen, wie dieß den höhern Kasten der Hindus und selbst den Braminen gestattet ist, jedoch nur zur Vertheidigung. Guru-Govind aber, der zehnte und letzte in der Reihe der Nachfolger Nanaks, hob dessen Lehre, daß alle Kasten vor Gott gleich seyen, besonders hervor, und erklärte, daß die niedrigen Kasten eben so gut Waffen tragen könnten als die Braminen, setzte in Amritsar, der heiligen Stadt der Sikhs, den Guru-Mata, einen Reichsrath ein, und gab seinem Volke eine Art republicanischer Föderativ-Verfassung. Sein Vater war durch die Mohammedaner ermordet worden, darum glühte er vor Rache gegen sie, und schrieb in der Geschichte seiner Kriege die Worte nieder, daß unter ihm die Bogen der Sikhs siegreich wurden über die Säbel der Mohammedaner, und die Vorschriften des Granth — so heißt ihr heiliges Buch — über die feigen Lehren der Vedas und Schastras. Er war das letzte gemeinsame Oberhaupt der Sikhs, deren Einfluß er allmählich in das benachbarte Bergland ausdehnte. Der Verfall des Mogulreichs leistete ihrer Verbreitung den besten Vorschub, und ihr anfangs heimlich gehaltener Bund trat nun öffentlich auf in Raubbanden, deren Erfolg ihre Anhänger vermehrte. Noch konnten sie sich aber in keiner Art gegen die Afghanen behaupten, sondern wurden von ihnen bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts wiederholt blutig gezüchtigt; da aber die afghanischen Herrscher sich immer wieder in das Land westlich vom Indus zurückzogen, so hatte dieß bloß zur Folge, die Sikhs zum wüthenden Hasse gegen dieselben zu entflammen,

Digitized by Google

ein Haß, welcher jetzt noch immer fortdauert, und die Kämpfe zwischen Randschit-Sing und Dost Mohammed unterhält.

Während der Einfälle der Afghanen in Indien zogen sich die Sikhs, außer Stand, ihnen in offener Feldschlacht zu widerstehen, in die Gebirge zurück; auf dem letzten Zuge Schah-Zemans aber (im J. 1798) hatte Randschit Sing, damals noch ein Jüngling von 16 Jahren, Gelegenheit, ihm einen großen Dienst zu leisten, und benützte dieß, um von ihm die Statthalterschaft von Lahor zu erbitten. Zeman gewährte sie, und dieß ist der erste Schritt Randschit-Sings zur Bildung seines Reichs. Seit dem J. 1800, wo er erst 18 Jahre alt war, legte er es systematisch darauf an, die republicanische Conföderation der Sikhhäuptlinge in einen monarchischen Staat umzuwandeln, und dieß gelang ihm auch über Erwarten. Im J. 1805 machte er zuerst die Bekanntschaft der Engländer, als Holkar von diesen verfolgt, in das Land der Sikhs kam und der englische General Lake bis an den Setledsch nach Ludianah rückte; damals wurde dieser Fluß als Gränze zwischen beiden Mächten anerkannt, obwohl zwei Misals (Stämme) der Sikhs noch ostwärts vom Setledsch wohnen, und dieser Fluß ist auch seit jener Zeit unwandelbar die Gränze geblieben, denn Randschit Sing fühlte allzu wohl, daß er gegen die Engländer nichts ausrichten könne, und somit wandte er sich ganz vom Osten ab, um nur aus der Zerrüttung des Afghanenreichs alle möglichen Vortheile zu ziehen.

In Afghanistan war Schah-Zeman durch seinen Halbbruder Mahmud geschlagen und geblendet worden; an seine Stelle als Gegner Mahmuds oder vielmehr als Gegner der mächtigen Familie der Barekzis, welche Mahmud als Kronprätendenten aufgestellt hatte, trat sein Bruder Schudscha-ol-Mülk, wurde aber im J. 1809 gleichfalls geschlagen und mußte sich mit seinem geblendeten Bruder Zeman nach Lahor flüchten, wo sie von dem habsüchtigen Randschit Sing vollends ihrer letzten Juwelen beraubt wurden. *) Mahmud, der neue König von Afghanistan, zerfiel bald mit der Familie, welche ihn auf den Thron erhoben hatte, und mußte fliehen, worauf noch einmal ein Schattenkönig aus der alten königlichen Familie, mit Namen Ejub, auf den Thron erhoben wurde, aber in den fortdauernden, innern Unruhen bald ebenfalls das Reich räumen mußte, worauf die Familie der Barekzis allein im Besitze des Landes blieb, und da sie unter sich selbst zerfallen war, dasselbe in drei Fürstenthümer Kandahar, Kabul und Peschawer theilte. Im J. 1823 erreichte so das von Ahmed-Schah-Durani im J. 1747 gegründete Reich ein Ende.

Randschit Sing benützte diese Zerrüttung aufs beste: im Jahre 1813 bot ihm der afghanische Befehlshaber der wichtigen Feste Attok am Indus die Auslieferung derselben an, Randschit Sing beeilte sich, dieselbe anzunehmen, die Afghanen eilten zwar herbei, allein Uneinigkeit herrschte in ihrem Heere, und so wurden sie auf den Ebenen von Tschotsch (Chuch) eine kleine Stunde von der Feste geschlagen. Seit diesem Tage sind die Macht der Afghanen auf der Ostseite des Indus, und das Land kam unter die Gewalt Randschit Sings. Im Jahre 1814 zog er gegen die damals noch afghanische Provinz Caschmir, wurde aber zurückgeschlagen; im Jahre 1818 wandte er sich gegen Multan und Bahwalpur, trieb in diesen Ländern Contributionen ein, und eroberte sie im Jahre 1818 völlig. *) Im Jahre 1819 unternahm Randschit Sing einen abermaligen Zug gegen Caschmir, welches Thal dießmal in seine Hand fiel, und seinem Reiche erst einen festen Halt gab. Indeß ging seine Richtung auch von jetzt an bloß gegen Westen: südlich gegen die Emirs von Sind hin sich auszubreiten, verbot ihm die englische Macht, nördlich über Caschmir hinauf, traten ihm kräftige Bergstämme und, einigen Nachrichten zufolge, auch chinesische Truppen entgegen. Im Westen fand er auch fast unaufhörliche Beschäftigung, denn dort hatte unter dem Afghanen-Stamme der Jusufzeis im Gebirge ein zelotischer Reformator, Namens Sejjed Ahmed, die grüne Fahne Mohammeds aufgepflanzt, und machte jedes Jahr wüthende Einfälle in das Gebiet Randschit Sings; diese Einfälle führten letztern im Jahre 1823 weiter über den Indus hinaus, wo er diese fanatischen Schaaren nach hitzigem Kampfe in der Schlacht bei Noschera schlug. Wie die Schlacht auf den Ebenen von Tschotsch die Herrschaft der Sikhs auf der Ostseite des Indus entschied, so befestigte dieser Feldzug ihre Macht zwischen diesem Strome und Peschawer, welche Stadt seit dem an Randschit Sing einen jährlichen Tribut bezahlt.

Seit dieser Zeit hat Randschit Sing nur noch einen einzigen Schritt vorwärts gethan: er hat sich nämlich Peschawers ganz bemächtigt und unterhält dort eine Besatzung, aber in die Gebirge gegen Kabul hin konnte er nicht eindringen, und Dost Mohammed, Herrscher von Kabul aus der wiederholt erwähnten Familie der Barekzis, konnte ihn eben so wenig wieder aus der gewonnenen Stellung vertreiben; der vorherige Beherrscher von Peschawer, Sardar-Sultan-Mohammed-Khan, Bruder Dost Mohammeds, ist zum Pensionär Randschit Sings herabgesunken. Dieser Letztere dankt seine Siege großentheils seinen disciplinirten Truppen, zu deren Bildung die Franken Allard, Ventura und Court das Meiste beitrugen. Doch hatte Randschit Sing noch vor deren Ankunft bereits eine reguläre Truppe gebildet, indem er Ausreißer von den Sipahis der Engländer an sich zog und durch große Belohnungen und Aussicht auf Avancement fesselte. Das Verhältniß der Engländer zu ihm ist jedoch stets ein freundliches gewesen, und nur Einmal schien sein Glaube an deren Bestand in Indien zu wanken, als nämlich der Krieg mit Birma und dessen anfängliches Mißlingen eine allgemeine Aufregung in Indien hervorbrachte. Die Engländer ihrerseits betrachteten, so weit man irgend klar in der Sache sehen kann, seine gerüstete Stellung durchaus nicht mit Eifersucht oder Unruhe, lebhaft überzeugt, daß er ihnen keineswegs gefährlich werden könne, vielmehr ist er ihnen durch seine consolidirte Macht bei der Zerrüttung Afghanistans sehr willkommen für künftige mögliche Fälle, und nach den neuesten (vom Oriental Herald) mitgetheilten Nachrichten, suchen sie sogar eine Annäherung zwischen

*) Sie fanden später Schutz und eine lebenslängliche Pension auf dem brittischen Gebiete und leben noch jetzt.

*) Multan steht unter unmittelbarer Herrschaft der Sikhs. Bahwalpur aber ist gegen einen starken jährlichen Tribut an einen mohammedanischen Häuptling verliehen.

Digitized by Google

Dost Mohammed und Randschit Sing herbeizuführen, zu welchem Ende hauptsächlich neuerdings wieder Burnes an den Hof des erstern nach Kabul abgeordnet wurde, denn es handelt sich um die Errichtung eines neuen Bollwerks, da ein Sturm von Persien her abermals die englische Macht in Indien bedroht. Dieß führt uns auf die Verhältnisse Englands zu Persien, so weit sie nämlich Indien betreffen.

Als die ostindische Compagnie ernstlich damit umging, der Macht Tippu's ein Ende zu machen, und dadurch den gefährlichen Einfluß der Franzosen zu brechen, wurde Capitän Malcolm (im Jahre 1799) nach Persien geschickt, um dort den Stand der Dinge kennen zu lernen, und den Hof von Persien gegen die in Aegypten gelandeten Franzosen und gegen Zeman Schah von Afghanistan zu stimmen. Beides wurde erreicht, und damals zwei Verträge, ein politischer und ein Handelsvertrag, abgeschlossen. Doch bald gewann der französische Einfluß daselbst wieder die Oberhand. Der von Napoleon dahin gesandte General Gardanne wurde am Hofe so mächtig, daß, als der Oberst Malcolm im Mai 1808 in Buschir ankam, er gar nicht Erlaubniß erhalten konnte, sich nach der Hauptstadt zu begeben. Nun wurde aber eine Gesandtschaft von England aus dahin beordert unter Sir Harford Jones, und dieser gelang es, wahrscheinlich nicht ohne bedeutende Geldopfer, einen Vertrag durchzusetzen, in Folge dessen die französische Gesandtschaft entlassen wurde. Um dieselbe Zeit ging Hr. Elphinstone nach Kabul, allein der zerrüttete Zustand jenes Landes machten den Vertrag, welchen er mit dem obenerwähnten Schudscha-ol-Mülk abschloß, zu einem unnützen Buchstaben. Seit jener Zeit ist die Verbindung Persiens mit England und Indien verhältnißmäßig von geringer Bedeutung gewesen, und ihre erneuerte Wichtigkeit datirt sich erst aus der Zeit des letzten persisch-russischen Kriegs. Wir haben des dortigen Standes der Dinge wiederholt gedacht, (s. Jahrgang 1837, Nr. 91. f. und Jahrgang 1838 Nr. 92.), und führen hier bloß an, daß Herat der Kampfplatz für den englischen und russischen Einfluß in diesem Theile Asiens geworden ist, und für den Fall, daß Herat fiele, und dadurch Persien und das mit ihm verbündete Rußland einen überwiegenden Einfluß auf alle wandernden Stämme im Osten Persiens erhielten und sich den Weg zur Eroberung von Afghanistan und Bukhara bahnten, haben die Engländer Vorsorge getroffen, indem sie ein Bündniß zwischen Dost Mohammed und dem König von Bukhara zu Stande brachten; auf der andern Seite haben sie den Fürsten von Candahar, einen Neffen Dost Mohammeds, der aber von seinem Vater her noch in feindlichen Verhältnissen zu ihm steht, durch eine Gesandtschaft für sich gewonnen, so daß er den Gesandten Persiens, welcher ein Bündniß mit diesem und mit Rußland verabreden sollte, zurückwies. In gleicher Art und zu demselben Zweck, nämlich dem reißend um sich greifenden Einfluß Rußlands in Asien entgegen zu wirken, haben sie darauf hingearbeitet, zwischen den beiden alten Feinden, den Sikhs und Afghanen, ein Bündniß herbei zu führen. Ob ihnen dieß gelingen wird, ist sehr zweifelhaft; zum mindesten kann diese Freundschaft zwischen zwei so sehr durch Fanatismus und gegenseitiges Unrecht erbitterten Völkern von keiner Dauer seyn. Indeß mag ein solches Bündniß immerhin den augenblicklichen Zweck erfüllen, daß Randschit Sing nicht Afghanistan fortwährend befehdet, während Dost Mohammed gegen das im Verband mit Rußland heranrückende Persien sich rüstet.

(Fortsetzung folgt.)

Nachricht von Dr. Helfer.

Der Oriental Herald berichtet, daß ihm ein neuerer Brief des Dr. Helfer von der Mündung des Hinze-Flusses aus, vom 10 Januar datirt, zu Gesicht gekommen sey. Nach demselben waren die Mühseligkeiten, die er und seine Begleitung vor ihrer Ankunft zu Ye auszustehen hatten, von keinen ernsten Folgen für sie gewesen. Sie setzen gegenwärtig ihre Reise froh und gesund weiter fort. Er bemerkt unter Anderem: „Ich ging auf meinem Zuge nach Tavoy von dem directen Wege von Westen nach Osten ab und gelangte zum Calet Tschaun, einer Art von Zusammenkunftsort, wohin ich Vorräthe vorausgeschickt hatte, indem ich auf meine Landreise nur das allernöthigste Gepäck mitnahm. Ich benutzte die Gegenwart von Booten zu einer Excursion den Hinze-Fluß abwärts durch eine Art Sunderbund*) bis zum Meere, und untersuchte einen interessanten Bergrücken, der eine Schranke zwischen der Insel bildet, die äußerst tief liegt, und sonst ein Sumpf oder ein Theil des Meeres seyn würde. In den Malwai-Bergen fand ich schönes Eisenerz. Nicht weit von dem Mapantschoung fand ich ein anderes Metall, das wie Blei oder Zink, oder wie eine Mischung von beiden vorkam; vielleicht enthält es auch Silber, was ich jedoch ohne chemische Untersuchung nicht mit Bestimmtheit angeben kann. Heute fand ich in dem Granit am Meeresstrande wieder ein Metall von so verwickeltem Charakter, daß ich meine Ansicht über dasselbe bis zu meiner Ankunft zu Tavoy zurückhalten muß." Dr. Helfer scheint während seiner Wanderungen durch die verschiedenen Theile der Provinzen in Auffindung von Eisenerz sehr glücklich gewesen zu seyn. Da Kohlen und Eisenerz beisammen oder wenigstens nicht weit von einander gefunden werden, so hoffen wir, er werde noch einige Angaben über Kohlen mittheilen, indem es nur wenig nützen wird, zu wissen, daß jene Gebietsstrecken Ueberfluß an Eisenerz haben, wenn wir nicht die gehörigen Mittel besitzen, dasselbe zu nützlichen Materialien umzuarbeiten.

Chronik der Reisen.

Reise von Berlin nach Christiania über Greifswalde, Ystad, Jönköping und Fredrikshall.

(Fortsetzung.)

Gegen Mittag trafen wir in Station Jölen ein, mitten auf dem Stifs-Field. Wehe dem Reisenden, der hier zur Nacht eintrifft. Nie vergesse ich den Eindruck, den der Anblick dieser Menschenwohnung auf mich machte. In der Absicht, Mittag zu essen, trat ich gebückt in die hölzerne Hütte des Gastgivers und Stationshalters, welche hier auf der hohen Felswüste ganz isolirt liegt, und mit der der Ort Jölen bezeichnet ist. Man kann sich kaum eine Vorstellung von der Wüste machen, die man von hier oben übersieht. So weit das Auge reicht,

*) Niedriges, zum Theil überschwemmtes Uferland.

Digitized by Google

nichts als lange, kahle Klippenreihen, die mit ihren gleichlaufenden Zügen feststehenden Meereswellen gleichen. Hie und da einzelne Tannengruppen. Man begreift nicht, wo ihre Wurzeln Nahrung finden, ja wie solche dort überhaupt einen festen Stand haben können. Aber von brennenden Sonnenstrahlen verzehrt, hängen ihre dürren Zweige traurig herab, deren verdorrte Nadeln der ganzen Waldgruppe eine wüste, aschgraue Farbe geben, die im Einklange mit der weißgrauen Farbe der nackten, von aller Vegetation entblößten Klippen steht, und das Abschreckende dieses großen Wüstengemäldes um Vieles erhöht. Selten blickt am obern Theile der Tannen ein dunkelgrünes Büschelchen hervor, welches von der verzehrenden Sonnengluth verschont blieb.

Schmutz und Dürftigkeit starrten mir aus allen Winkeln der Wohnung des Gastgifvers entgegen. Bei dem jammervollen Ansehen der Bewohner ließ sich erwarten, daß ich hier auf Leidesnahrung verzichten müsse. Der Gastgifver, ein langer, hagerer Mann, dessen dunkle Haare wild über die Stirne und über die kleinen, blinzenden Augen herabhingen, hatte das finstere, verhungerte Ansehen eines Verbrechers, der zu lebenswieriger Verbannung auf unwirthbare Felsen verdammt war. Seine zerrissene, schmutzige Kleidung ward noch bei weitem von dem unsaubern Aeußern seiner Gattin übertroffen, die in ihren fliegenden Haaren und bei ihrem abgezehrten Gesicht wie ein wahres Hexenbild Grauen erregte.

Bei meinem Eintritte las der Hausherr seiner Familie aus der Bibel und dem Gesangbuch etwas vor. Es war heute Sonntag, und dieser einsame von einer Kirche so ferne Ort mochte selbst diese Menschen zur Andacht stimmen, wenn der Sonntag an den Dienst des Herrn mahnt, und so die gräßliche Einförmigkeit ihres Lebens in dieser Wüste unterbricht. Bei der großen Hitze hatte ich brennenden Durst. Ich begehrte Milch. Man reichte sie mir in einem hölzernen Becher und aus einem schmutzigen Fasse. Wir befanden uns dabei in einem Zimmer, welches die Logirstube für Fremde und Speisekammer zugleich vorstellte, denn es standen dort zwei unsaubere Betten, aber mit Decken versehen, zwischen denen ein frisch geschlachtetes Schwein hing. Das ganze Mobiliar und alle Hausgeräthe schienen von hohem Alter zu seyn, Alles war verfallen und vom Schmutze starrend, ganz harmonisch mit dem Zustande der Menschen. Ich wünschte mir Glück, hier nicht mit Einbruch der Nacht angekommen zu seyn. Es schien dieß überhaupt ein neu eingerichteter Stationsort zu seyn.

Bis auf Station Lundby, welche mit ihren ansehnlichen und fruchtbaren Ackerfluren wie eine ausgeschnittene Oase daliegt, behalten wir den waldigen Gebirgscharakter durch das ganze Dateland bis Fredrikshall. Von Jölen bis Sturatorp sind es jene eigenthümlichen engen Thäler mit schroffen Wänden, welche die Chaussee durchschneiden und die Fahrten daselbst ängstlich machen, weil man von so steilen Flächen hinabtrabend der zerbrechlichen Karre nicht traut. Es begab sich auch wirklich einmal, daß der Boden meiner Karre bei einer solchen Gelegenheit zerbrach und das ganze Fahrzeug in Trümmer gehen wollte. Mit einem kühnen Satze schwang ich mich noch zur rechten Zeit aus meinem Sitze, während fast zu gleicher Zeit das zerbrochene Fahrzeug neben mir lag. Ich wußte nicht, was ich zuerst bewundern sollte, meine Kühnheit oder den stoischen Gleichmuth meines Skiots, der bis zum letzten Augenblick darauf hängen blieb, und bei dem dieser Unfall gar keine Veränderung hervorbrachte. Auf solche Unfälle in gemüthlicher Hinsicht stets vorbereitet, schien er in anderer Hinsicht ganz unvorbereitet zu seyn, denn die nächsten in der Natur sich darbietenden Gegenstände mußten Alles ersetzen, wozu bei uns Seiler, Schmiede und Stellmacher gehören. Ich hatte Gelegenheit die erfinderische Art zu bewundern, wie er das Fahrzeug mit solchen Mitteln zusammensetzte, und es auf eine unbestimmte Zeit wieder in gangbaren Stand brachte. Noth war ja immer die Mutter der größten Erfindungen.

Heute war ich mit meiner Arrell'schen Postkarte von der Hauptstraße nach Fredrikshall abgeirrt. Ich will damit diese alte gute Karte nicht tadeln, die mich bisher richtig geleitet hatte, denn es war hier eine Veränderung mit den Straßen und Stationen vorgegangen. Ich hatte wenig versäumt, und dabei die Nebenstraßen kennen gelernt, woselbst ich noch schneller expedirt wurde. Die Nebenstraße hatte zwar nur eine Wagenbreite, war aber, ohne chaussirt zu seyn, in einem trefflichen Zustande. Die Stationen schienen zur Aufnahme der Reisenden nicht eingerichtet zu seyn. Wer z. B. Nachts in Station Hindalsbyn ankäme, der müßte bivouakiren. An eine Logirstube ist nicht zu denken. Es war eine drückende Hitze; dabei saß die ganze Familie in der Stube um einen heißen Backofen, schweißtriefend, aber doch behaglich.

Ehe man in die fruchtbare Ebene von Lundby hinabfährt, windet sich die Chaussee noch zuletzt in mehrern Zickzacks über das hohe Tostedals-Fjeld, das höchste, schroffste Gebirge, was wir bis jetzt in Schweden sahen, mit 2000 Fuß absoluter Höhe. Ueberraschend war oben die Erscheinung eines ziemlich ansehnlichen Sees, deren wir überhaupt beim Hinauffahren mehrere in verschiedener Höhe kurz aufeinanderfolgend erblickten. Eine höchst sonderbare Terrasse von Seen. Die Chaussee über dieß schroffe Gebirge ist aus gesprengten Felsblöcken erbaut. Hier waren große Schwierigkeiten zu überwinden. Dabei muß man den trefflichen Zustand derselben anerkennen, und es bewundern, aus welchem höhern Interesse sie gebaut ist, da man nirgends in Schweden Chausseezoll bezahlt, und die Frequenz im Allgemeinen auch nur gering ist. Auf der jenseitigen nordwestlichen Abdachung des Gebirgs stürzt die Chaussee noch steiler hinab. Der Blick von hier oben über die weite fruchtbare Ebene von Lundby ist ergötzlich: große schöne Gehöfte liegen zahlreich umher und verkünden den Wohlstand dieser Gegend.

Nachts 12 Uhr trafen wir in Lundby's ansehnlichem Gasthof ein. Mondschein, Morgen- und Abenddämmerung zugleich machten die Nacht zum Tag. Wir störten die Leute aus tiefem Schlaf. Sie waren freundlich und dienstfertig. Eine Bemerkung, die ich in Schweden recht oft, in Deutschland recht selten gemacht habe.

Die Provinz Dateland, welche wir heute passirt hatten, verdient ihren Namen mit Recht, denn der plötzliche Wechsel von Thal und Berg ist ein charakteristisches Merkmal derselben. Die anhaltende Hitze schien den Boden, wenigstens die Oberfläche, völlig ausgedorrt zu haben. Wir waren mit Staub beladen. Dennoch stand das Getreide überall stramm in üppiger Fülle, und die Wiesen zeigten ein frisches, unverwelktes Grün. Ein Beweis, daß bei dem fruchthaltenden, kalten Untergrunde Wärme das Hauptelement für die Vegetation in Schweden ist.

Andern Tags näherten wir uns dem classischen Boden von Fredrikshall, und es regen sich die Gefühle großer Erwartungen. Högen ist die letzte schwedische Station. Auf der folgenden waren wir schon in Norwegen. Die öde, isolirte Lage von Högen mitten im Walde, der Mangel einer gastlichen Aufnahme, der Schmutz, die Armuth und der Stumpfsinn der Bewohner machten uns den Abschied aus Schweden eben so leicht, als uns Ystad den Eintritt erschwert hatte. Der Gastgifver in Högen, ein junger, unhöflicher Bauerkerl, ritt bei unserer Ankunft weg. Sein englisch verschnittener Leibrock gab ihm ein possirliches Ansehen. Der erste norwegische Gasthof in Prästebacke zeichnet sich desto mehr aus. Die freundliche, schöne Aufnahme, welche wir hier fanden, macht einen bleibend angenehmen Eindruck beim Eintritt in ein fremdes Land. — Der waldige Gebirgscharakter verläßt uns nicht.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 199.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Julius 1838.

Zustand der Geistlichkeit in Frankreich.

Ob die Rückkehr zu religiösen Ideen, die sich gegenwärtig in allen Ländern Europa's kund gibt, wahr, und folglich von Dauer seyn werde, oder falsch, und darum vorübergehend, ist schwer zu entscheiden. Wenn sich jedoch die Gottlosen Mühe geben, Gott zu predigen, so ist dieß ein zuverlässiges Zeichen, daß die Religion bei der großen Mehrzahl in Ansehen stehe. Wäre dem nicht so, so würden sie, um ihre Plane durchzusetzen, zu andern Mitteln greifen. Daß die Priester dem religiösen Geiste Nahrung geben werden, versteht sich von selbst; eben so klar ist, daß sie nicht vergessen werden, für ihre eigene Stellung hieraus Nutzen zu ziehen. Allein wenn sie von einer Herrschaft träumen, wenn sie in irgend einer Weise das Regiment Gregors VII in Anspruch nehmen, so ist das ein Anachronismus, den man der Unwissenheit und Parteileidenschaft zu gut hält, ohne ernstlichen Befürchtungen bei dieser Erscheinung Raum zu geben. Wie man beim französischen Clerus insbesondere eine solche Absicht unterstellen kann, ist begreiflich, wie man dagegen ernsthaft an ein Gelingen seiner Plane denken kann, ist unbegreiflich. Ohne Geist und Kenntnisse erwirbt Niemand die Oberherrschaft in Frankreich, diese Dinge aber sucht man vergebens im dazu erforderlichen Maaße in der französischen Geistlichkeit. Die Wahrheit dieser Aussage wird jedem einleuchten, der nur einen flüchtigen Blick auf die Art und Weise wirft, wie sich dieser Clerus seit längerer Zeit recrutirt. Da seit der ersten Revolution weder Ruhm noch Reichthum in der Kirche zu finden war, so wandten sich die guten Köpfe keineswegs dem Altare zu, sondern bestimmten sich für andere Fächer. Dieser Umstand selbst trug nicht wenig dazu bei, die Geistlichkeit in den Augen der Laien, die ohnehin keine hohe Meinung von ihr hatten, nur noch immer mehr herabzusetzen. Fanden sich nun noch Candidaten, so waren dieselben entweder so arm oder in geistiger Beziehung so schwach, daß sie keine andere Carriere zu ergreifen den Muth hatten. Armuth freilich macht nicht unfähig; allein da, wo es sich um ganze Körperschaften handelt, ist es sehr mißlich, wenn die letztern in der Wahl der Individuen beschränkt sind, und wenn ihnen nicht in jedem Augenblick zu gut kommt, was glückliche Verhältnisse für die geistige Entwicklung des Menschen von seiner Wiege an bis ins Greisenalter zu wirken im Stande sind. Ueberdieß war die Blüthe dieses Standes in der Revolution nach und nach gefallen, so daß es an Köpfen fehlte, die etwas Großes und Dauerhaftes ins Werk zu richten im Stande gewesen wären. Die Sache ward noch schlimmer dadurch, daß die Geistlichkeit gar nicht mehr im Stande war, den unter dem Kaiserreiche errichteten Schulen zur Erziehung der Candidaten Lehrer zu geben, die fähig gewesen wären, der Kirche zu großen Lichtern zu verhelfen. Ich will hiemit keineswegs behaupten, daß sich von jener Zeit bis jetzt nicht noch immer einzelne Individualitäten hervorgethan haben, die auch jeder andere Stand mit Stolz zu den Seinigen zählen würde. Allein das sind seltene Ausnahmen, die sich zu der Zahl der Unfähigen wie 1 zu 100 verhalten, und können im Ganzen nur wenig wirken. Anders wäre die Sache geworden, wenn die Bischöfe, anstatt die kleinen Seminarien zu errichten und sie mit Leuten aus dem Clerus zu besetzen, die Lehranstalten des Landes, wo die Candidaten der übrigen Stände und Stellen ihre Vorbildung genießen, nicht verschmäht und aufgegeben hätten. Denn waren die Lehrer derselben auch nicht so orthodox als man das für Zöglinge des geistlichen Standes verlangen konnte, so waren sie doch wohl unterrichtet und daher im Stande, den genannten Zöglingen alle Kenntnisse zu ertheilen, die erforderlich waren, um das Studium der Theologie mit Erfolg zu beginnen. Dieses würde wahrscheinlich später einen wohlthätigen Einfluß auf die theologischen Schulen selbst ausgeübt haben. Das aber geschah nicht. In den kleinen Seminarien wurden die Zöglinge nur höchst dürftig und in einer Weise unterrichtet, die die Wißbegierde durchaus nicht anzuregen vermochte, und folglich jeden Fortschritt aus eigenem Antriebe unmöglich machte. Außer der lateinischen Sprache, zu der sich später etwas Griechisch hinzugesellte, lehrte man in diesen Schulen nur noch den Katechismus. Der größte Theil der Zeit blieb frommen Uebungen gewidmet. Gegenwärtig lehrt man auch Geschichte, Geographie und die Elemente der Mathematik darin; allein Alles ohne Frucht, weil man sich mit dem bloßen Auswendiglernen des Lehrbuchs begnügt. Naturgeschichte, Physik,

Digitized by Google

Chemie, ſind nach der Meinung der geiſtlichen Obern für den Beruf unnütze, wenn nicht gar ſchädliche Dinge. Aus dieſen armſeligen ſogenannten kleinen Seminarien, wo den Beſchluß eine Philoſophie macht, von der man nicht weiß wie ſie zu ihrem Namen gekommen iſt, wenn nicht katachreſtiſch wie lucus a non lucendo, treten die Zöglinge in die großen Seminarien, wo man nicht wie an den deutſchen Univerſitäten eine wiſſenſchaftliche Theologie lehrt, die in gewiſſe Fächer zerfällt, von denen jedes ein Syſtem von Erkenntniſſen oder Thatſachen darbietet, ſondern ein Durcheinander von Dogmatik, Moral, Kirchengeſchichte, Caſuiſtik u. ſ. w. auswendig lernen läßt. Auf die Rechtgläubigkeit und die pünktliche Erfüllung der Statuten iſt die Aufmerkſamkeit der Lehrer und Superioren ausſchließlich gerichtet. Jedes Wort, jede Handlung, jede Art des Schaffens und Wirkens wird ſorgfältig beachtet und gedeutet. Dieſes erzeugt einerſeits Mißtrauen, andererſeits Neugierde in den Zöglingen. Die Dümmſten unter denſelben geben ſich gewöhnlich zu Spionen her. Von der Welt und dem, was in ihr vorgeht, erhalten ſie entweder gar keine, oder was noch weit ſchlimmer iſt, falſche Begriffe. Daß einzelne kräftige Naturen ſich all dieſer Verkehrtheiten ungeachtet dem Lichte zudringen, iſt gewiß; allein nicht minder gewiß iſt, daß ſie vergebens gegen die Finſterniß der großen Mehrzahl ihrer Mitbrüder ankämpfen, die bei ihrem Austritte aus dem Seminar nichts angreifen können, ohne es zu verderben. Unter ſolchen Umſtänden hat es mit der Einführung der Prieſterherrſchaft in Frankreich keine große Eile. Dieß begreifen auch die einſichtsvollſten Prieſter der franzöſiſchen Kirche, und bieten deßhalb alle Kräfte auf, um es den Biſchöfen nahe zu bringen, wie viel dem Clerus noch zu thun übrig bleibe, bis er zu jenem moraliſchen Uebergewichte gelange, das allein einen politiſchen Einfluß möglich machen kann; dazu reichen Proceſſionen, ſelbſt die Erlaubniß Miſſionspredigten zu halten, nicht hin. Die Journale haben daher meines Erachtens Unrecht, wenn ſie ein großes Gewicht auf Erſcheinungen dieſer Art legen. Was übrigens die ſchlaue Partei anbelangt, die ſich der Religion als Mittel bedienen möchte, um ſelbſtſüchtige Zwecke zu erreichen, ſo iſt ſie ſelbſt von der Nothwendigkeit überzeugt, die Prieſter von allem Antheil an den Staatsangelegenheiten fern zu halten. Was ſie den Geiſtlichen einräumen will, iſt die Freiheit, der Maſſe die Pflichten des Gehorſams und der Unterwürfigkeit gegen die Regierung einzuſchärfen; ein Geſchäft, zu dem ſich nicht alle Mitglieder des Clerus in der Art und Weiſe, wie man es verlangt, hergeben.

Die Engländer in Indien.

Die engliſch-indiſche Periode.

(Fortſetzung.)

So leicht ſich im Weſten die Verhältniſſe allem Anſchein nach zu Gunſten Englands handhaben laſſen, ſo verworren und ſchwierig ſtehen ſie im Norden und Oſten, wo eine ſeit lange ſchon eiferſüchtige, durch das Umſichgreifen der Engländer in Aſien längſt ſtutzig gewordene Macht im Hintergrunde zu ſtehen ſcheint, um ihnen Verlegenheiten zu bereiten.

In den Gebirgen oberhalb Bengalen hauſten urſprünglich Stämme von tübetiſcher Race; ſchon früher war die Buddhalehre hier herrſchend geworden, ohne jedoch, da ſie ſich mit dem Polytheismus recht gut verträgt, den alten Heroengottesdienſt ganz verdrängen zu können. Seit dem 15ten Jahrhundert, d. h. ſeit die mohammedaniſche Macht ſich im Norden Indiens immer feſter ſetzte, drangen Hindus von der Braminen- und der Kriegerkaſte, vertrieben durch die Mohammedaner, in dieſe Gebirge ein, und brachten den Kaſtenunterſchied mit ſich, welcher in dieſem Lande des Buddhismus die ſeltſamſten Verwirrungen anrichtete; es entſtanden außer den urſprünglichen Perſonen von der Kriegerkaſte und ihren Nachkommen durch die Vermiſchung mit den Landeseingebornen nicht weniger als acht bis zehn untergeordnete Kriegerkaſten mit beſonderm Rang, und die große Maſſe derſelben bildet noch gegenwärtig die Mehrzahl der Truppen. In dem eigentlichen Nepal, d. h. in dem großen Thale, wo die Hauptſtadt Khatmandu liegt, war und blieb Sprache und Religion des Urſtamms, der Newars, herrſchend, und auch das Regentenhaus blieb der Buddhalehre zugethan bis nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo die Gorkhalis, deren Hauptſtadt Gorkha nicht ganz einen Grad weſtlich von Khatmandu liegt, die getheilte Macht der nepaleſiſchen Herrſcher angriffen. Prithwi Narayan, der ſiebente der bekannten Gorkhadynaſten, eroberte, unterſtützt von dem kriegeriſchen Geiſt ſeiner Unterthanen, nach blutigen Kämpfen die fruchtbarſten Theile von Nepal, und führte zuerſt den Gebrauch der Feuerwaffen und europäiſche Disciplin in Nepal ein. Gegen ihn war es, daß die Fürſten des eigentlichen Nepal die Hülfe der Engländer im Jahre 1767 anriefen, jedoch ohne daß die unbedeutende Mannſchaft, die ihnen unter Capitän Kinloch zugeſchickt wurde, ihnen einen Vortheil gebracht hätte. Prithwi Narayan ſtarb im J. 1771 und hinterließ ſeinen Söhnen die Obergewalt, welche von ihnen theils durch Krieg, theils durch Liſt, durch Heurathen und Bündniſſe über alle Nachbarſtaaten ausgedehnt wurde. Nadſcha Bahadur Sahi (ſeit 1775) that wohl das Meiſte zur Ausbreitung der Macht ſeines Stammes, aber unter ihm wurde ſie auch von Norden her auf eine unerwartete Weiſe in ihre Schranken zurückgewieſen. Sey es, daß er ſchon in den Jahren 1781 und 1785 Einfälle in Tübet machte, oder daß überhaupt das Umſichgreifen der Gorkha's die Beſorgniſſe der chineſiſchen Regierung weckte, genug, ſchon im Jahre 1786 ſammelte ſich in Tübet ein chineſiſches Heer, um die wiederholt bedrohten Gränzen zu ſchützen. Im J. 1792 überfiel Bahadur Sahi, gereizt durch die großen Schätze in dem Kloſter zu Teſchu Lumbu in Tübet, dieſen Zufluchtsort des Lama's, der nach H'Laſſa flüchtete und dort den chineſiſchen Befehlshaber um Hülfe anſprach, welche ihm auch, vermuthlich ſchon ſeit längerer Zeit ertheilten Vollmachten zufolge, augenblicklich gewährt wurde. Die Nepaleſen erlagen in mehrern hartnäckigen Gefechten der chineſiſchen Uebermacht, mußten vor den ihnen nachrückenden Chineſen allenthalben weichen, und geriethen in große Noth, weßhalb ſie (im J. 1793) die Engländer zu Hülfe riefen, das zweitemal,

Digitized by Google

daß dieſe von den Nepaleſen ſelbſt gerufen in dieß Land kamen. Der Generalgouverneur ſchickte ihnen den Oberſt Kirkpatrick nebſt mehrern andern Officieren und einer geringen Anzahl Sipahis zu, welche die nepaleſiſchen Truppen diſciplinieren ſollten; als aber Oberſt Kirkpatrick dahin kam, war der Friede bereits geſchloſſen, der Gorkhafürſt hatte ſich allen Forderungen der Chineſen unterworfen, und nicht nur verſprochen, die geraubten Schätze zurückzuliefern, ſondern auch einen Tribut an China zu bezahlen. Indeß hatte das Erſcheinen der Engländer das Mißtrauen der Chineſen in hohem Grade erweckt, und da die Zahlungen an dieſelben, wozu ſich die nepaleſiſche Regierung verpflichtet hatte, wegen der im Innern ausgebrochenen Unruhen nicht ſchnell genug erfolgten, behielten die Chineſen die nördlichen Gränzen von Nepal beſetzt, ſuchten auch in den kleinern Staaten zwiſchen Nepal und Bhutan, namentlich in dem jetzt unter engliſchem Schutze ſtehenden Sikim ſich feſtzuſetzen, und es gelang ihnen, wenigſtens die beiden möglichen Eingänge nach Tübet und zum Landhandel nach dem Hochland, ſo wie nach China, von dieſer Seite gänzlich zu ſperren. Zugleich benützte der chineſiſche Heerführer die Gelegenheit, das Land Tübet überhaupt vollſtändiger der chineſiſchen Herrſchaft zu unterwerfen.

Von dieſer Zeit an ſcheinen innere Unruhen die Gorkha's einige Jahre lang an weiterer Ausbreitung ihrer Macht gehindert zu haben, allein im Anfang dieſes Jahrhunderts drangen ſie weſtwärts nach Kemaon, Gherwal und Sirmore bis gegen den Setledſch vor, und verbreiteten einen ſolchen Schrecken, daß keiner der einheimiſchen Radſcha's mehr einen Widerſtand wagte, und ihre Beſitzungen ſich im Gebirge über 11 Längengrade hin ausdehnten. Wahrſcheinlich wäre zu jener Zeit auch das unter der bereits wankenden Herrſchaft der Afghanen ſtehende Kaſchmir in die Hände des furchtbaren Bahadur Sahi gefallen, wenn er nicht (1806) von ſeinem eigenen Bruder ermordet worden wäre, eine in den blutigen Annalen der Gorkha's nicht eben ungewöhnliche Sache, und Randſchit Sing ſich ihnen am Setledſch entgegengeſtellt hätte. Bei dieſem Eroberungsgeiſte und dem Umſtand, daß die Gorkha's einen Theil ihres Korns aus dem ſumpfreichen und fruchtbaren Tarai (ſ. Ausland Nr. 189 ff.) beziehen mußten, war es nicht anders möglich, als daß ſie bald mit den Engländern zuſammentrafen, was auch bereits noch vor dem Tode Bahadur Sahis geſchah. Intereſſant iſt die Art, wie dieſe Feindſeligkeiten ſich entſpannen und hinſchleppten. Wir theilen dieſe Geſchichte nach der Erzählung eines engliſchen Officiers im Aſiatic Journal, September 1836, mit.

„Die Eingriffe der Gorkha's erſtreckten ſich bald faſt über die ganze Gränze des Compagniegebiets, ſo wie auf die Beſitzungen einheimiſcher Fürſten unter engliſchem Schutze. Unter ihren Opfern war Pritdwi Sal Sing, erblicher Radſcha von Palpa und Zemindar von Butal. *) Aus den Bergen vertrieben behielt er noch die Zemindarie, für welche er der Compagnie dieſelbe jährliche Abgabe zu zahlen verſprach, wie er ſie früher an Audh bezahlt hatte, in deſſen Rechte die Compagnie eingetreten war; dadurch erhielt er ein Recht auf den beſondern Schutz der Compagnie; doch rettete ihn dieß nicht, denn die Gorkha's fanden bald darauf Mittel, ihn nach Khatmandu zu locken, wo ſie ihn zuerſt einkerkerten und dann ermordeten. Seine Familie, welche nicht mehr hoffte, die ihr gebliebenen Beſitzungen aus den Klauen des Feindes zu retten, übergab ihr Land der Compagnie, und zog ſich nach Gorakpur zurück, wo ſie von einer Penſion dieſer letztern lebte. Dieß hielt aber die Nepaleſen nicht ab, ihre Angriffspläne zu verfolgen, und ſie verlangten die Zemindarie von Butal, da ſie die Erben der Rechte des verſtorbenen Radſcha ſeyen; zu Unterſtützung dieſer Anſprüche ſammelten ſie ein bedeutendes Truppencorps an der Gränze. Die geeignete Antwort hierauf wäre die Abſendung eines engliſchen Corps geweſen, um die Angreifer zum Rückzug zu nöthigen, aber die Regierung zog den Weg der Unterhandlung vor, und die Folge war, daß die Gorkha's zwei Drittheile des Gebiets von Butal beſetzten und ſich zueigneten. Als Sir George Barlow Generalgouverneur wurde (1806) hielt er es für nothwendig, dieſe faſt vergeſſene Streitfrage wieder aufzunehmen, allein ſein temporiſierendes Verfahren war nicht geeignet, die Ehre und Intereſſen Englands gegen ſo kühne, wachſame und unternehmende Gegner, wie die Gorkha's zu behaupten; er verlangte von ihnen, daß ſie Butal räumen ſollten, und verſprach, ihnen dagegen einen andern Diſtrict Seoradſch abzutreten. Seoradſch gehörte zu dem von Audh an die Compagnie abgetretenen Gebiet, war aber vor der Abtretung von den Gorkha's erobert worden. Der Vorſchlag blieb ohne Erfolg. Die Gorkha's verwarfen den Antrag, und verlangten Butal als Zemindarie von der Compagnie in Pacht zu nehmen. Inzwiſchen ging Sir G. Barlow nach Madras *) und die Sache blieb liegen. Endlich trug Lord Minto (1807) dem in Gorakpur fungirenden Magiſtrat auf, über die nepaleſiſchen Einbrüche zu berichten, und ſchrieb bald darauf an den Radſcha, um ihn aufzufordern, von Butal ſich zurückzuziehen, und in die Wiederherſtellung der engliſchen Autorität zu willigen. Statt dieſem Anſinnen ſich zu fügen, forderte der Radſcha ein noch größeres Gebiet, und führte ſeine Achtung vor der engliſchen Regierung als Grund an, weßhalb man ihm die Beſitznahme geſtatten ſolle; zugleich ſchlug er vor, die Sache durch beiderſeitig abgeordnete Beamte unterſuchen zu laſſen. Hiebei blieben die Sachen abermals geraume Zeit ſtehen, bis endlich des Radſcha's Achtung vor der engliſchen Regierung ſo ſchwach wurde, daß ſie ihn nicht mehr von der Beſetzung der früher erſtrebten Diſtricte zurückhielt. Die Gorkha's gingen durch den Tarai, der bisher ihre Gränze geweſen war, in den Diſtrict von Pali, und dehnten zugleich ihre Einfälle von Seoradſch in den angränzenden Diſtrict Debruah aus. Dieſe neuen Angriffe ließen ſich nicht mehr mit der philoſophiſchen Gleichgültigkeit ertragen, welche die engliſchen Behörden bisher gegen die Eingriffe der Gorkha's gezeigt hatten. Man ſchritt jetzt, nicht zur That, ſondern zu Drohungen, verfiel, wie gewöhnlich, mit einem Geiſte von Nachgiebigkeit. Man zeigte dem Radſcha an, daß ſein Vorſchlag, Commiſſarien nach

*) Bekannt auf der Karte.

*) Er hatte nämlich nur als Stellvertreter des wegen Krankheit abgetretenen Cornwallis fungirt.

Digitized by Google

Butal zu senden, angenommen sey, und Oberst Bradshaw wurde zu dem Ende abgefertigt. Die Ernennung eines Commissärs, um vollkommen klare Rechte zu untersuchen, war weder klug noch würdevoll. Inzwischen stellte sich bei der Unterhandlung das vollkommene Recht der Engländer auf die beiden Districte Seoradsch und Butal heraus, und nun suchten die nepalesischen Commissarien Ausflüchte. Ein Vergleichsvorschlag wurde gemacht, aber von dem Generalgouverneur, wie billig, verworfen, und der Radscha von Nepal aufgefordert, heraus zu geben, was zu behalten er kein Recht hatte. Dieß war der Stand der Dinge, als Lord Moira an Lord Minto's Stelle trat."

(Fortsetzung folgt.)

Wilde Hunde in Cuba.

Das Museum von Paris hat durch Hrn. Alexander Cypriß zwei kleine wilde Hunde aus der Insel Cuba erhalten. Diese Thiere haben eine sehr lange Schnauze und den Schweinsborsten ähnliche Haare. Die Auffindung dieser Thiere in den Wäldern der Insel Cuba macht dem Streite der akademischen Gelehrten ein Ende, welche behaupteten, Columbus habe auf dieser Insel gar keine Hunde sehen können, indem daselbst gar keine vorhanden, und die in seinem Reiseberichte erwähnten Thiere nichts Anderes als Schakals gewesen seyen. (Echo du Monde Savant Nr. 26.)

Chronik der Reisen.

Reise von Berlin nach Christiania über Greifswalde, Ystad, Jönköping und Fredrikshall.

(Fortsetzung.)

Nach einer Stunde erschien mein erster norwegischer Skiots. Es war ein achtzehnjähriger Bursche, dessen feine Gesichtsbildung und ganzer Anzug keinem gewöhnlichen Bauerburschen anzugehören schien. Die sonderbare Reisekärre, die er mitbrachte, frappirte mich anfangs. Ich konnte erst nach langer Ueberlegung eine Vorstellung davon fassen, wie es möglich sey, einen Menschen, geschweige zwei auf derselben fortzubringen. Ich behaupte, daß diese Karre allein im Stand ist, einen Fremden schon an der Gränze Norwegens zu dem Entschlusse zu bringen, gleich wieder Kehrt zu machen. Man denke sich einen zweirädrigen Schinderkarren, aber viel kürzer. An jeder Seite des unsichern Sitzes auf meinem Zelteisen eine kurze Reihe Stäbe, wovon die längsten in der Mitte einen halben Fuß über dem Boden der Karre standen, die andern, nach vorn und hinten abnehmend, gar keinen Schutz vor dem Herunterfallen gewährten. Dazu denke man sich einen steinigen Weg, eine drückende Hitze, um einen Begriff von der Pein zu bekommen, die ich nun auf drei deutsche Meilen weit auszustehen hatte. Da der Vordertheil der Karre höher stand, so mußte ich außerdem rückwärts sitzen. Wie und wie mein modern gekleideter Fuhrmann vorn noch einen Platz gefunden hat, das blieb mir verborgen und kümmerte mich auch wenig, da die Erhaltung der Balance meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Die ersten Wagen, welche die Menschen erfanden, können nicht so unvollkommen gewesen seyn. Niemals habe ich auf meiner folgenden Reise solch Fuhrwerk wieder gesehen.

Kolossale Granitblöcke und ganze Felswände, spärlich mit Tannen bewachsen, hemmen jeden Blick seitwärts. Selten erscheint eine einzelne Wohnung. Nachdem wir uns so zwei deutsche Meilen auf der Höhe eines Waldplateau's durchgequält hatten, standen wir plötzlich am hohen, steilen Nordrande desselben, und waren überrascht von der herrlichen Aussicht. Wir übersahen ein reizendes, weit geöffnetes Thal, welches ein kleiner Fluß durchschlängelt, der eine halbe Meile nördlich auf den Bergen entspringt, die als Hintergrund dieses romantischen Thalbildes alle umliegenden Berge überhöhen, und auf denen wir die schwachen Umrisse der Forts Oeverdierget und Güldenlöw entdeckten. Ersteres erscheint links als der höchste Punkt der ganzen Gegend. Wir dachten daran, daß auch Karl XII hier stand, als er gegen die Festung anrückte. Die vielen schönen Kornfelder und frischen Wiesen, welche den Grund dieses 6 bis 800 Schritte breiten Thales schmücken, und die sich zum Theil an den steilen Thalwänden ziemlich hoch hinaufziehen, so wie die Menge ansehnlicher, sauberer Höfe und vornehmer Landhäuser, welche einzeln herumgestreut oft eine sehr romantische Lage auf dem Thalrande haben, gaben diesem Thal ein belebtes Ansehen, sehr kontrastirend mit der öden Waldstrecke, die wir eben passirt hatten. Auf dem linken Thalrande starren nackte Granitwände aus den dunkeln Tannen. Auf dem rechten sind die Felsen unter höhern, dichtern Tannen versteckter.

Die Chaussee führte uns in mehrern Zickzacks und dennoch sehr steil ins Thal hinab. Sie ist dabei vortrefflich. Beim Hinabfahren bemerkten wir links die Fortsetzung dieses Thales, das mit einer südwestlichen Beugung nach dem Idde-Fiord hinabzieht, sich aber dorthin verengt, von hohen, steilen Wänden eingeschlossen, und wenig, zuletzt gar nicht mehr angebaut ist.

Die nun folgende Fahrt im Thale hinauf ist durch die Mannichfaltigkeit der Gärten, Wiesen und Landhäuser äußerst angenehm. Die Chaussee folgt dabei dem Fuße des linken Thalrandes und überschreitet dann den Fluß. Sie geht ganz eben fort, bis sie sich am Ende des Thales plötzlich links wendend sehr steil und mit mehrern Windungen zur Höhe des Forts Fredriksteen erhebt, vor dem Karl XII seinen Tod fand. Mühsam erklimmten wir die ansehnliche Höhe bis zum Thore jenes Forts. Aber oben wurden wir von einer Aussicht überrascht, die ich zu den schönsten, erhabensten meiner Reise zähle. Das Plötzliche, Unerwartete ist es besonders, welches den Zauber dieses herrlichen Naturgemäldes ungemein erhöht. Die große Mannichfaltigkeit der Gegenstände, die sich tief unter uns zusammendrängen, die schroffen, pittoresken Formen der Berge und Felsenmassen, die Lebhaftigkeit im Hafen und in der Stadt Fredrikshall, in die man fothrecht wie in ein Puppenkästlein hinabsieht, indem sie nach dem letzten Brande ganz neu wieder erstanden ist — alles dieß läßt anfangs keinen festen Blick auf Einen Gegenstand zu. Das trunkene Auge schweift unstät herum, und verliert sich im Felsenschlunde des langen Svine-Sund, der sich mit seinen großen und vielen Windungen dem forschenden Auge noch in weiter Ferne zeigt, und mit seinen zahlreichen herauf- und hinabschwimmenden Segeln das Malerische dieser großartigen Scene erhöht.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 63** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Prometheus. Von Edgar Quinet. Zweiter Artikel. — Scenen aus Bulwers neuem Schauspiel. (Schluß.)

Das Abonnement dieses dem Auslande gewidmeten Literaturblattes, von welchem wöchentlich 1–2 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslands jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für Inländer, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 200.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Julius 1838.

Ausflüge von Mejico nach Tepeyacac und dem Pennon de los Bannos.

(Aus Mühlenpfordts Reisen.)

Eine gute Legua nördlich von der Stadt liegt auf dem felsichten Hügel Tepeyacac die Collegiatkirche der heiligen Jungfrau von Guadalupe. Der Weg dahin führt einen breiten, gepflasterten, mit Bäumen besetzten Damm entlang, der schon zu den Zeiten Moteuczoma's bestand, und gegen die Wasser des Sees von Tezcuco, welche oft Tenochtitlan überschwemmten, aufgeführt war. Zu jener Zeit trug der Hügel den Tempel der Ceres von Anahuac, Tonantzin (unsre Mutter), oder Tinteotl (erschaffende Göttin), oder auch Centeotl (Göttin des Mais) genannt. Der heutige Tempel von Nuestra Señora de Guadalupe, ist ein weitläufiges, altes, gothisches Gebäude. In ihm befindet sich das wunderthätige Bild der genannten Heiligen, der Schutzpatronin der Republik. Diese Heilige gilt für eine Eingeborene, da sie einem Indier erschien, und ihm befahl, vom Bischof von Mejico zu verlangen, daß ihr auf diesem Hügel ein Tempel erbaut werde, auch zum Zeichen der Göttlichkeit seiner Sendung ihr Bild in seinen Mantel druckte, dasselbe, welches noch jetzt mit reichem Rahmen umfaßt hier verehrt wird. Ein dicker Foliant, der in der Kirche aufbewahrt wird, erzählt ausführlich die Geschichte der Erscheinung der Himmelskönigin von Guadalupe. An der Thür der Kirche verkauft man Medaillen aus edlen und unedlen Metallen, mit einem Facsimile des Jungfrauenbildes, welche den Gläubigen, die sie tragen, Schutz gegen alle Uebel gewähren.

Wenn große öffentliche Unfälle der Stadt drohen, so nehmen die Mejicaner ihre Zuflucht zu diesem Bilde, und zu dem der Jungfrau „de los Remedios" (von der Hülfe) welches zur Zeit der Eroberung aus Spanien herüber gebracht worden. Zur Zeit der spanischen Regierung pflegte der Erzbischof zuerst das Bild der Jungfrau de los Remedios in Procession durch die Straßen der Stadt führen zu lassen, und erst wenn dieses nicht mächtig genug war, dem Uebel, z. B. großer Trockniß, abzuhelfen, wovon es einige, obwohl äußerst rare Beispiele geben soll, ward die Dame von Guadalupe herbeigeholt, und um ihre Hülfe ersucht, die denn auch, zur großen Freude der Gläubigen, nie ausblieb. Von dem Vorzuge, welchen man der Jungfrau de los Remedios vor der Dame von Guadalupe angedeihen ließ, entstand das für den Kastenhaß so bezeichnende, mejicanische Sprüchwort: „todo, hasta el agua, nos debe venir de la gachupina," (Alles, sogar das Wasser, soll uns von der Gachupina [Spottname der Spanier] kommen). Es gibt zu Tepeyacac oder Guadalupe warme Bäder. Nachmittags verfügten wir uns zum Pennon de los Bannos. Dieser Porphyrhügel, dem von Chapultepec ähnlich, nur kleiner, erhebt sich im Osten der Stadt, ebenfalls etwa eine Legua von ihr entfernt, aus der Mitte des Sees von Tezcuco. Die hier befindlichen warmen Quellen, von denen der Felsen den Namen de los Bannos (von den Bädern) führt, haben eine ziemlich hohe Temperatur. Sie enthalten Kohlensäure, schwefelsauren Kalk und schwefelsaure und salzsaure Soda. In mehreren Gebäuden am Fuße des Hügels befinden sich gut eingerichtete Bäder.

Hier gibt es auch eine alte Salzsiederei, so alt, als Moteuczoma's Zeit. Der Siedeproceß ist sehr einfach. Man laugt eine mit salzsaurer Soda geschwängerte Thonerde aus, welche sich hier findet, und versiedet sogleich die Lauge, welche nicht über 12 bis 13 Proc. Salz enthält. Die einzige Verbesserung welche seit drei Jahrhunderten an dieser Siederei vorgenommen worden, ist, daß man statt der irdenen Gefäße, zur Zeit des aztekischen Kaiserreichs im Gebrauche, jetzt geschlagene kupferne Kessel von etwa sechs Quadratfuß Oberfläche zum Sieden anwendet. Das hier gewonnene Salz ist sehr unrein.

Die Engländer in Indien.

Die englisch-indische Periode.

(Fortsetzung.)

Es ist unnöthig, über diese Erzählung einen Commentar zu geben; das schlaue und zugleich gewaltthätige Verfahren der Gorkhas, so wie die Nachlässigkeit der Engländer, die das Ganze für einen unbedeutenden Handel ansahen, geht klar daraus hervor. Die Eingriffe der Gorkhas auf diesen beiden Punkten waren indeß nicht

Digitized by Google

die einzigen, wenn gleich die bedeutendsten: auf einem Punkte der Provinz Behar, nahmen sie nicht weniger als 22 Dörfer weg; zugleich griffen sie die Sikhhäuptlinge im Osten des Setledsch an, welche unter englischem Schutze standen. Im J. 1811 rückten sie in den District Kyneghur ein, und errichteten ein Fort auf dem Gebiete der Compagnie. Nichtsdestoweniger zogen sich noch die Unterhandlungen mehrere Jahre hin, bis endlich diese fortgesetzten feindlichen Eingriffe Lord Moira, der sehr schreibselig war, und sich eine große Ueberredungskunst zutraute, zu einem Schreiben an den Radscha veranlaßten, worin er mit augenblicklichen feindlichen Maaßregeln drohte, wenn man nicht den Forderungen der Engländer nachgebe. Als hierauf eine ungenügende Antwort erfolgte, wurden Truppen abgeordnet, welche sich jedoch beim Eintritt der ungünstigen Jahrszeit aus dem ungesunden Tarai zurückzogen. Es konnte nicht fehlen, daß die Gorkhas das zaudernde Benehmen der Engländer, als Furcht ansahen, und so benützten sie den Rückzug der Truppen zu einem gewaltsamen Angriff auf Butal, was folglich den Krieg unvermeidlich machte.

Man ersieht aus dieser Darstellung, wie ungern sich die Compagnie zu einem neuen, weitaussehenden Krieg entschloß, aber sie hatte keine Wahl mehr, die Bahn der Eroberung war betreten, sie stieß auf immer neue Feinde, welche die Schwere der europäischen Waffen noch nicht empfunden hatten, und mit der ganzen Brutalität roher Sieger zu Werk gingen. Der unvermeidliche Krieg sollte nun auch mit Kraft geführt werden: vier Corps wurden zu diesem Ende versammelt; das erste sollte von Patna aus gerade vorwärts über Mackwaunpur gegen Khatmandu vordringen, das zweite etwas weiter westlich über Butal, dem ursprünglichen Gegenstand des Streits, gegen Palpa marschiren, das dritte und vierte gegen Kemaon, Gherwal und Sirmore, wo Almora, Dehra und Nahun die Hauptpunkte waren. Die Gesammtarmee bestand anfangs aus 20,000, und als die Unfälle sich vervielfältigten, aus 30,000 Mann regulärer Truppen außer einer nicht unbedeutenden Anzahl irregulärer Hülfstruppen. Man glaubte den Hauptangriff auf den Westen richten zu müssen, einestheils weil dort der Kern der Gorkhatruppen stand, anderntheils, weil dieß ganz neu erworbene Provinzen waren, und man bei den Einwohnern, die ihren ehemaligen, von den Gorkhas vertriebenen oder unterdrückten Fürsten noch anhängig waren, Unterstützung zu finden hoffte, eine Hoffnung, welche auch nicht täuschte; doch mußten vorerst bedeutende Erfolge erkämpft werden, um Vertrauen in die Macht der Engländer zu erwecken.

Das dritte Corps griff zuerst an und marschirte in das Dehradun, Thal von Dehra (s. d. Karte), wo in geringer Entfernung von Dehra, nicht weit vom Bhagirathi das Fort Nalapani oder Kalanga stand. Am 20 October drang das Corps durch den Timlipaß unter General Gillespie in das Thal ein, langte nach wenigen Tagen vor Kalanga an, und rückte am 31sten zum Sturm vor, wurde aber völlig geschlagen, und Gillespie selbst fiel. Am 21 Nov. wurde der Angriff erneuert, aber mit gleich schlechtem Erfolg; die Engländer litten furchtbar, doch hatten auch die Gorkhas durch das englische Geschütz so viele Leute verloren, daß sie wenige Tage darauf das Fort räumten. Dadurch wurde das berühmte und fruchtbare Thal von Dehra frei, und der Zug ging nun westwärts gegen Nahun, welches ohne Schwertstreich überging, aber ein Fort in der Nähe Namens Dscheitok (Jotok) kostete kaum minder Anstrengung als Kalanga. Die wiederholten Unfälle erschütterten den Muth der Sipahis, welche bisher unter englischer Anführung nur zu siegen gewohnt waren, und sie wichen mehr als einmal vor den entschlossenen Anfällen der Gorkhas, welche, ein schweres, kurzes Schwert in der Faust, auf die englischen Bataillone eindrangen, die Bajonnette verhieben, und mit Einem Stoß ihren Feind niederstreckten: auf diese Weise sollen ganze Compagnien gefallen seyn.

Am schlimmsten ging es auf der Ostseite, wo General Marley nicht nur in seinen Angriffen auf die Verpallisadirungen (stockades) der Gorkhas scheiterte, sondern sich sogar durch den Tarai zurück in das niedere Land ziehen mußte, wo die Gorkhas eindrangen und furchtbar hausten. Doch ward jetzt die Armee verstärkt, die Gorkhas erlitten in den Ebenen einige partielle Niederlagen, und mußten wieder in die Berge zurück, in denen sie sich behaupteten bis zur Regenzeit, wo dann die Engländer ohnehin nichts mehr unternehmen konnten.

Indeß hatte General Ochterlony, welcher im Westen die vierte Division auf der Westseite des Setledsch befehligte, einige bedeutende Erfolge, wenn auch nicht ohne schwere Verluste errungen, und die Gorkhas zum Rückzuge gegen Osten genöthigt, wodurch denn endlich auch die Bewegung der dritten Division gegen Almorah hin von Erfolg war, so daß sich bei den feindlichen Anführern eine Neigung zum Frieden kund gab, der man englischerseits bereitwillig, vielleicht etwas zu bereitwillig entgegen kam, aber die anfänglichen Unfälle der Engländer hatten alle alten Feinde im Norden und Süden von Indien aufgerüttelt, und der Generalgouverneur zeigte darum eine fast ängstliche Hast, zu einem Friedensschluß zu kommen. Die Gorkhas scheinen dieß bemerkt zu haben, und nachdem der Friede schon von den Bevollmächtigten abgeschlossen war, suchten sie noch durch Verweigerung der Ratification Zeit zu gewinnen, und vielleicht die Engländer zu noch größern Concessionen zu bewegen; doch ein neuer Feldzug, auf welchem dießmal Ochterlony, der Sieger im Westen, auf dem Wege von Mukwaunpur gerade gegen die Hauptstadt Khatmandu vordrang, führte endlich die Ratification herbei; Nepal verlor seine Eroberungen im Westen vom Kali, d. h. ganz Kemaon, Gherwal und Sirmore, und mußte für die Zukunft die Unabhängigkeit des Radscha von Sikim respectiren. Dieß sind die Hauptpunkte, alles Andere sind Nebendinge, worüber wir bloß die Bemerkung beifügen, daß die Unterhandlungen nach dem eigenen Zeugniß von Engländern in einer Weise geführt wurden, welche geeignet war, die Anmaßungen der Gorkhas eher zu steigern, als herabzustimmen.

An dem Hofe zu Khatmandu lagen damals zwei große Parteien im Kampfe: die Familie der Thappa hatte eine Art erbliches Majordomat errungen, und besaß fast gleiche Macht mit der königlichen Familie. Das Haupt der Thappa-Familie, Amer Sing, commandirte an der Westgränze, und stand eben im Be-

Digitized by Google

griff, den Uebergang über den Setledsch zu versuchen, und die Eroberungen der Ghorkas über diesen Fluß, und allmählich nach Kaschmir auszudehnen, als der Krieg mit den Engländern hier seinen Fortschritten ein Ziel setzte. Er und sein Sohn Randschor Sing, welcher in Gherwal befehligte, hatten die Hauptangriffe auszuhalten; sie standen in einem feindlich gesinnten, seit kurzem erst eroberten Lande, und wurden, wie aus mehreren Umständen hervorzugehen scheint, von der Regierung zu Khatmandu, welche es vielleicht nicht ungerne sah, wenn der steigende Trotz dieser Familie gebrochen würde, einigermaaßen im Stich gelassen. Auch aus den Friedensverhandlungen erhellt dieser Widerstreit der beiden Parteien, welcher nach den neuesten Nachrichten selbst bis jetzt noch fortdauern, und dem Einfluß der stets wachsamen Chinesen ein weites Feld öffnet. Diese waren dem Gange der Begebenheiten mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt, und wie sie schon während der Ereignisse im J. 1793 die Schritte der Engländer mit Eifersucht bewachten, so war dieß, wie man sich leicht denken kann, jetzt noch bei weitem mehr der Fall: ein chinesisches Heer sammelte sich in Tübet, um auf die erste Nachricht von einem allzu vollständigen Siege der Engländer in Nepal einzurücken. Durch den Frieden kamen diese letztern in den Besitz von ganz Kemaon, Gherwal und Sirmore bis nach Bisahir hinauf, und sie beherrschten diese Alpengaue unter dem Namen der alten, einheimischen Radschas. Sie sind dadurch die Gränznachbarn der Chinesen geworden, und wenn gleich noch durch die höchsten Ketten des Himalaya getrennt, gibt sich doch auf Seite der Chinesen eine ängstliche Bemühung kund, dem Einflusse der Engländer Schranken zu setzen. Moorcrofts Reisen liefern den augenscheinlichen Beweis, daß sie sich in diesem ganzen Landstrich von Ost- und Westtübet hin festzusetzen strebten, und die früher schon erwähnte Nachricht, daß Randschit Sings Truppen beim Vordringen über Kaschmir hinaus auf chinesische Truppen stießen (s. Ausland Jahrg. 1836 Nr. 161.) läßt kaum einen Zweifel übrig, daß sie in ihren wiederholten Bemühungen *) sich dort dauernden Einfluß zu verschaffen, glücklich gewesen sind.

(Fortsetzung folgt.)

*) Siehe hierüber Ritters Asien Bd. II. pag. 509. In Gerkeye hatte Moorcroft ohnehin schon einen chinesischen Militärgouverneur gefunden.

Ein malayischer Albino.

(Nach einer Erzählung Hrn. Newbolds in dem Journal der asiatischen Gesellschaft von Bengalen.)

Bei meiner Landung zu Gressik war ich über das sonderbare Aussehen eines Malayen-Knaben, eines Albino, der im Schatten eines Baumes am Ufer stand, erstaunt. Seine Haut war röthlich weiß, mit einigen Blattern und mit wenigen kurzen weißen Haaren bewachsen. Die Augen waren klein und zusammengezogen; die Iris von ziemlich hellblauer Farbe; die Augenlieder roth, mit kurzen weißen Wimpern; die Augenbraunen klein und von derselben Farbe, die Pupille war beim Licht sehr zusammengezogen. Als man ihm zurief, näher zu kommen, schien er sehr beschämt. Er zeigte sich sehr empfindlich gegen die Lichtstrahlen, indem er seine Augen dadurch stets davor zu bewahren suchte, daß er seine Hände vorhielt. Er erzählte mir, er könne besser als seine Nachbarn bei nicht völliger Dunkelheit, am besten aber bei Mondschein sehen, wie die „mondäugigen" Albino's auf dem Isthmus von Darien. Gegen die Hitze ist er auf eine krankhafte Weise empfindlich: wegen seines ausgezeichneten Verstandes und in Folge der abergläubischen Achtung, mit der ihn die Malayen behandeln, wird er von seinen Verwandten selten zu einer übermäßig harten Arbeit verwendet, obgleich es ihm an physischer Kraft nicht fehlt. Die leichtgläubigen Malayen bilden sich ein, die Genien hätten an der Erzeugung solcher Seltsamkeiten einen geheimen Antheil, obwohl sie dieses als großes Geheimniß erzählen. Bis auf diesen Tag wird das Grab seines Großvaters, welcher ebenfalls ein Albino war, von den Eingebornen für heilig gehalten, und es werden Gebete (niyats) an demselben verrichtet. Seine beiden Eltern waren von derselben Farbe, wie die andern Eingebornen. Seine Schwester aber ist wie er eine Albino. Meiner Meinung nach sind die Albino's auf der Halbinsel nicht gewöhnlich, auch gibt es nicht, wie Voltaire behauptet, Stämme derselben in der Mitte Afrika's. In den beiden obigen Fällen bemerkte ich sogleich, daß die Augen sehr hellblau waren, die Oberhaut war röthlich blau und sehr verschieden von der der zwei afrikanischen-Albino's, welche von Voltaire gesehen und beschrieben, und von Lawrence citirt wurden.

Chronik der Reisen.

Reise von Berlin nach Christiania über Greifswalde, Ystad, Jönköping und Fredrikshall.

(Fortsetzung.)

Zunächst unter uns steigen höchst imposant, wie zwei hohe Waldpyramiden, die Inseln Sau-Oe und Brat-Oe aus dem Idde-Fjord so schroff herauf, daß die hohen Tannen, mit denen diese beiden Felskolosse dicht besetzt sind, aufeinander zu stehen scheinen. Jenseits der Stadt erhebt sich hoch und steil das felsige, dicht bewaldete Ufer des Tistedal-Elv und das Svine-Sund. Auf einer erhabenen Stelle desselben steht seit der Feier des Johannistages ein kolossales Kreuz aufgerichtet.

Schon mehrmals ist Fredrikshall durch Feuersbrünste heimgesucht worden, die um so verwüstender seyn mußten, weil fast die ganze Stadt aus reinem Holz aufgeführt ist. Selbst jetzt ist sie wieder bis auf drei oder vier Häuser aus bloßem Holze neu erstanden. Am verheerendsten war die letzte Feuersbrunst vor 12 Jahren. Nur wenige Häuser am nördlichen Ende der Stadt blieben verschont. Als nämlich die Entbindungsfeier der Kronprinzessin von Schweden durch Kanonensalven von der Festung herab verkündet ward, sollen die Kanonenpfropfen auf die Stadt hinab geflogen und sie an mehrern Stellen angezündet haben. Ein heftiger Wind jagte die Funken wieder bis zur Festung hinauf, sogar über dieselbe hinweg nach entlegenen einzelnen Häusern, und setzte auch diese wie durch einen Zauberschlag in Flammen. Im Festungsthurme lagen einige tausend Centner Pulver, und man erwartete mit Angst und Schrecken die furchtbare Explosion. Der Commandant, General Fleischer, war nach Christiania verreist. Nur den kühnen Anstrengungen der Officiere und Soldaten verdankt man die Abwendung dieser Gefahr. Die ganze Stadt loderte zu beiden Seiten des Tistedal-Elv in hellen Flammen auf. Die Bewohner retteten nichts als das nackte Leben.

Digitized by Google

Die Chauſſee führte uns nun vom hohen Felſen des Forts Fredrikſteen mit mehrern Windungen ſo ſteil in die Stadt hinab, daß wir gern vom Wagen ſtiegen, und dennoch rutſchend hinabglitten.

Gaſthöfe gibts hier gar nicht. Man nimmt Privatlogis bei Kaufleuten. Dieß iſt in mehrern norwegiſchen Städten, ſogar in Bergen, auch in Stockholm eine ſehr gebräuchliche Art zu logiren. Ich ward hier beim Kaufmann Hellſtröm trefflich aufgenommen und bewirthet.

Bei der zwar kurzen, aber ſchönen Brücke, die innerhalb der Stadt über den Tiſtedal-Elv führt, hat man einen herrlichen Anblick der breiten, kahlen Felswand, auf der ſich höchſt impoſant die ausgedehnten Mauern und Feſtungswerke von Fredrikſteen präſentiren. Es iſt das größte der drei Forts, die iſolirt auf jenem Felsplateau liegen, wozu noch ein alter Thurm, Stortornet, kommt. Ich folgte einem Fußwege, der ſich ſteil in mehrern Zickzacks an der 400 Fuß hohen Felswand hinaufzieht und zum Thore der Feſtung führt. Beim Eintritt in den Feſtungshof wird man vom Kettengeraſſel zahlreicher Gefangener, die vor jedem Fremden ehrerbietig die Mütze ziehen, empfangen. Einem Militär, beſonders einem Deutſchen, muß die Freiheit befremden, mit der ihn die Schildwachen überall hingehen laſſen. Ich zeichnete ſogar ungehindert in ihrer Gegenwart die Geſtalt jedes einzelnen Forts, wobei ſie mir, oder vielmehr meinem Schnurrbarte, militäriſche Honneurs erwieſen, denn ich war in Civil.

Die Ausſicht von den hohen Wällen Fredrikſteens iſt unbeſchreiblich ſchön. Sie übertrifft die oben beſchriebene, weil man hier noch höher ſteht, und daher außer jenen Gegenſtänden noch weiter rechts ins Thal des Tiſtedal-Elv hinabſieht.

Ein Tiſchlermeiſter aus Leipzig, der hier ſeit 15 Jahren ganz glücklich lebt und den ich zufällig auf der Straße traf, war ungeachtet der drückendſten Hitze ſo gefällig, mich zur Feſtung und dort überall herum zu führen. Er konnte mir von allen Details gute Auskunft geben.

Das Fort Fredrikſteen bildet ein geſchloſſenes Viereck. Der Wall iſt von dem Rande der ſchroffen Felswand ziemlich hoch aufgemauert. Er iſt en cremaillère herumgeführt, und bildet auf dem etwas erhabenern Theil dieſes Felsplateau's ein unregelmäßiges, längliches Polygon von 6 bis 800 Schritten Umfang. Innerhalb deſſelben ſtehen mehrere maſſive Militär- und andere Gebäude, in denen 2 bis 300 Menſchen wohnen.

Fünf- bis ſechshundert Schritte weiter öſtlich, aber auf dem etwas niedrigern Theile dieſes Felsplateau's, liegt das berühmte Fort Gyldenlöw. Auf dem halben Wege dorthin kamen wir bei dem ſteinernen Obelisk vorbei, welcher die Stelle verewigt, wo Karl XII ſeinen Heldengeiſt aushauchte, während er mit der Belagerung von Fredrikſteen beſchäftigt war. Gyldenlöw hatte er bereits erſtürmt. Der große Held ward hier von einer Piſtolenkugel getödtet. Wer hier an Ort und Stelle die Entfernung von Fredrikſteen betrachtet (circa 300 Schritte), dem leuchtet ein, daß jene verhängnißvolle Kugel, die das thatenreiche Leben des großen Königs beſchloß, nicht aus dem Fort, ſondern nur aus der Piſtole eines Meuchelmörders gekommen ſeyn kann. Wer es nicht weiß, der ſieht es dem unbedeutenden Obelisk nicht an, welche merkwürdige Stelle durch ihn bezeichnet wird. Er iſt kaum 10 Fuß hoch, und auf allen Seiten ſo zerbröckelt, daß kaum noch die ſpeciellen Formen deſſelben zu erkennen ſind, weil ſelten ein Fremder vorbeigeht, der nicht ein Stück zum Andenken abſchlägt. Dieß Monument ſteht auf einem kleinen Raſenplatze von dichtem Laubgebüſch umgeben. Es iſt mit einer Inſchrift verſehen, über welcher der Namenszug Karls XII unter einer Krone ſteht. Früher ſtand hier gar nur ein einfaches Holzkreuz.

So lebhaft ſich auch das Andenken an dieſen großen Kriegsheld in dem Herzen eines jeden Schweden erhält, ſo befremdete es uns doch anfangs ſehr, ſeine Bildſäule in Stockholm zu vermiſſen, um ſo mehr, da dort vier Königen: Guſtav I Waſa, Guſtav Adolph, Guſtav III und Karl XIII koſtbare Statuen aus Erz errichtet ſind. Die unerſättliche Begierde nach Kriegsruhm, die Karl XII unaufhörlich zu den abenteuerlichſten Unternehmungen trieb, mit denen er die koſtbarſten Staatskräfte vergeudete, und den Staat von der anſehnlichen Höhe herabſtürzte, auf die ihn ſeine berühmten Vorgänger geſtellt hatten, wirft einen Schatten auf ſein thatenreiches Leben, und ſcheint nicht mit Unrecht den Ruf zu ſchmälern, mit dem ſich die übrigen ſchwediſchen Heldenkönige umſtrahlten. Später erfuhr ich, daß die Bildſäulen Karls X, Karls XI und auch die Karls XII, jedoch in Marmor, angefertigt werden.

Von Karls XII Monument hatten wir nur noch 800 Schritte bis zum Fort Gyldenlöw, deſſen alte ziemlich verfallene Mauern, die aus geſprengten Felsblöcken zuſammengeſetzt ſind, ein längliches, unregelmäßiges Polygon bilden. Ueber der Mauer erhebt ſich 20 bis 30 Fuß hoch ein aus geſprengten Felſen erbautes Haus, jetzt ein Pulvermagazin. Ein gewölbtes Thor führt von der Weſtſeite durch die Mauer. Das ganze Fort ſteht am nordöſtlichen Ende des Felsplateau's, ſo daß ſeine nördliche und öſtliche Mauerlinie ſich unmittelbar auf dem äußerſten Rande der ſchroffen Felswand erheben. Gyldenlöw iſt kaum ein Viertel ſo groß als Fredrikſteen.

Wir wandten uns nun 100 Schritte ſüdlich zu der merkwürdigen Felswand, die jenes große Plateau auf der Südſeite umgibt, und die Karl XII mit ſeinen Kriegern erſtieg. Sie iſt zwar nicht ſo hoch als die nördliche, deſſen ungeachtet begreift man ſchwer, wie es, ſelbſt mit Strickleitern, möglich iſt, hier herauf zu kommen, indem die Wand oberhalb ganz kahl, und nur an ihrem Fuße mit dichtem Gebüſche ſo wild bewachſen iſt, daß man die eigentliche Tiefe von hier oben nicht ſehen kann.

Ein neuer Blick nach Süden in das reizende Thal hinab, durch das wir heute kamen, öffnet ſich vor unſern Augen. Links ſteigt der öſtliche Thalrand ſteil und impoſant mit Felſen und dunkeln Tannen auf. Eine erhabene, iſolirte Bergſpitze markirt ſich auf demſelben, und überhöht unſern Standort bei Gyldenlöw auf einer Entfernung von 800 bis 1000 Schritte. Da ſie aber oben mit einer ſcharfen Felsſpitze ausläuft, und außerdem von allen Seiten unzugänglich zu ſeyn ſcheint, ſo hat die Nähe dieſer dominirenden Höhe keine militäriſche Wichtigkeit. Die prächtigen Tannen, mit denen ſie auf allen Seiten dicht umgeben iſt, gewähren einen herrlichen Anblick, indem ſie ſich wie hohe Kerzen übereinander thürmen.

Die ganze Oberfläche des Felsplateau's zwiſchen beiden Forts iſt bis auf das wenige niedrige Gebüſch, welches Gyldenlöw, ſo wie Karls Monument umgibt, ganz kahl.

Heute Abend hatte ich die Freude zu ſehen, wie mein Wirth ſeine drei kleinen Töchterchen, von denen die älteſte 15 Jahre alt war, in der deutſchen Sprache unterrichtete. Sie hatten ſchon bedeutende Fortſchritte gemacht. Der Vater ſelbſt ſprach nur gebrochen deutſch. Er war nie in Deutſchland geweſen, und hatte ſeine Kenntniſſe allein der Stadtſchule zu verdanken. In meiner Gegenwart mußten die kleinen Mädchen in Declamationen und andern Leſeübungen ihre Fertigkeit beweiſen, welches ſie auch mit kindlicher Freimüthigkeit thaten.

(Schluß folgt.)

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 201.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Julius 1838.

Bilder aus Paris. Nr. 6.

Quacksalber und Wunderärzte.

Man hat oft gefragt, ob es ein Wissen gebe, das nie und nirgends im Leben seine Anwendung finde. Man hat die Frage bejaht und verneint, und für beide Fälle Belege gegeben. Die gegenwärtige Philosophie ist über ein so kleinliches Sichten hinaus und sieht in der Aufstellung eines jeden neuen Satzes, in der Ausmittlung eines jeden neuen Factums eine Eroberung fürs menschliche Geschlecht. Wer die Geschichte der Wissenschaft nur einigermaßen kennt, weiß, daß die großen Verbesserungen im menschlichen Seyn und Wirken nichts Anderes als die nothwendige Folge eines Wissens sind, das anfangs ein müßiges, oft gar eine Spielerei zu seyn schien. Es ist dieß in den Naturwissenschaften in einem besonders auffallenden Grade der Fall. Allein wenn es die Philosophie verschmäht, als Schiedsrichterin in einem Rangstreite unter den verschiedenen Wissenszweigen einen Ausspruch zu thun, so ist damit keineswegs gesagt, daß man über der Lehre das Leben vergessen solle; es gehört vielmehr zu ihren wichtigsten Aufgaben, beide mit einander zu verbinden und die Wege auszumitteln, wie die erkannte Wahrheit für das menschliche Geschlecht fruchtbar gemacht werden könne.

Der Franzose hat für eine solche Fruchtbarmachung eine besondere Vorneigung, während der Deutsche sich in der geistigen Anschauung glücklich fühlt. In Frankreich hält deßhalb in jeder Richtung das Leben mit dem Wissen gleichen Schritt, in Deutschland dagegen bleibt es immer hinter dem letztern zurück. Nur die Medicin scheint von dieser Regel eine Ausnahme zu machen. In Frankreich gehen alle Entdeckungen und Verbesserungen der Schule unbeachtet und unbenützt an der großen Masse vorüber, während in Deutschland, namentlich in Preußen, alle Classen der Wohlthaten der Heilkunde sich erfreuen.

Frankreich, das Vaterland der Magendie, Cloquet und Orfila, ist zugleich der classische Boden der Marktschreier und Quacksalber. In Paris schlägt der Marktschreier ungestört seine Bude neben der Sorbonne auf, und bietet seine Universalpillen und Pulver selbst den Studenten der Medicin an. Ein galonnirter Gauner kann ungestört vor den Thoren des Institutes von seinem Wagen herab der gaffenden Menge durch seine Prahlereien das Geld aus der Tasche locken, denn er trägt als Palladium sein Brevet d'invention in der Tasche. Nirgends ist es so leicht als hier, sich als Erfinder einer Arznei geltend zu machen. Wer ein Privilegium auf den Verkauf eines solchen medicinischen Einzelnproductes erlangt hat, ist in kurzer Zeit ein reicher Mann. Die Zeitungen wimmeln von Anzeigen patentirter Pulver, Salben, Sirupe, Pillen, Extracte ꝛc. Ein besonderes Glück macht jedesmal, was neu ist. Neben den officiellen Charlatanen schleichen die Winkelärzte und armen Practicanten, die weder patentirt noch documentirt sind, von Haus zu Haus, heilend und tödtend, wie das Schicksal will. Ihr Honorar ist gewöhnlich durch den Erfolg bedingt; dieser Umstand macht ihre Wirksamkeit weniger schädlich, als sie es ohne denselben seyn würde. Sie binden es ihren geneigten Kunden besonders aufs Herz, sie an Freunde, Verwandte, Bekannte, so wie überhaupt an alle discreten Personen zu empfehlen, was ihren Wirkungskreis oft in Monatsfrist ins Ungeheure erweitert. Diese herrlichen Männer, die sich unablässig das Weh vom unglücklichen Nebenmenschen abzuhalten bemühen, und in ihrem regen Eifer alle Nachstellungen der Polizei und den grimmigen Neid der approbirten Aerzte verachten, sind häufig das Idol eines Quartiers und erwerben durch ihr Gaukelspiel ein großes Vermögen. Die fürchterlichsten aller Betrüger jedoch sind jene Aerzte, die aller Verbote ungeachtet, Consultation und Medicamentendebit mit einander verbinden, vorzüglich wenn sie sich auf Specialitäten, wie z. B. die sogenannten geheimen Krankheiten, verlegen. Als Urtypus in dieser Art darf man den Dr. Albert betrachten, von dessen Wirksamkeit man sich einen Begriff machen kann, wenn man bedenkt, daß er jährlich 100,000 Franken auf Maueranschläge und Anzeigen in den Journalen verwendet. Die Consultation ist gratis; der Patient hat bloß die Arznei zu bezahlen. Ein glaubwürdiger Mann hat mir versichert, daß er sich für ein Pulver, das man in den Apotheken zu 15 Sous kauft, 5 Fr. bezahlen läßt. Man bemerke ferner, daß er dem Patienten gleichzeitig mehrere Arzneien mit Angabe des Zweckes verabfolgt. Der Patient wird hier mit vieler Umsicht behandelt. Er läßt beim ersten Besuche seinen Vornamen in das Journal eintragen

Digitized by Google

und erhält sodann eine Nummer, die er bei den folgenden Consultationen vorzeigt. Dieser Mann empfängt den ganzen Tag, und der Andrang der Patienten ist so groß, daß er gezwungen ist, sich Aushülfe leisten zu lassen. Seine Domestiken sollen sämmtlich gehörig qualificirt seyn, um ihn zu vertreten. Wie ist es möglich, wird man fragen, daß in Frankreich, besonders in Paris, dem Sitze aller Aufklärung und Civilisation, ein solcher Unfug statt haben kann?

In Paris ist dieser Zustand zum Theil das Machwerk der graduirten Aerzte selbst, die sich die Consultationen und Krankenbesuche übermäßig bezahlen lassen. Es besteht in dieser Beziehung keine Taxe; das Vermögen des Patienten ist die einzige Norm, nach welcher der Mediciner seine Forderungen regelt. Der Proceß, den im vorigen Jahre Veranger im Namen einer englischen Aristokratenfamilie gegen Koreff führte, kann uns einen Begriff davon geben, wie weit die Aerzte hier in ihren Forderungen gehen dürfen. Die meisten Aerzte geben zwar in bestimmten Stunden Gratisconsultationen; allein der Franzose hat gewöhnlich zu viel Ehrgefühl, um sie in Anspruch zu nehmen.

Als eine zweite Ursache dieser traurigen Erscheinung muß die medicinische Polizei der Franzosen betrachtet werden, die in keiner Beziehung mit der preußischen oder österreichischen den Vergleich aushalten dürfte. Die Hauptursache aber ist die Unwissenheit. So lange die Franzosen die Nothwendigkeit eines vernünftigen Schulzwanges nicht begreifen, wird es leider an einfältigen Menschen nicht fehlen, die dem Gauner ein williges Ohr leihen. Mir will es immer bedünken, als habe der Staat das Recht, jeden Bürger zu zwingen, seine Kinder in die öffentlichen Schulen zu schicken, so lange er nicht nachgewiesen, daß dieselben anderwärts einen Unterricht erhalten, der dem in den öffentlichen Schulen ertheilten nicht nachsteht. Ein Deutscher findet es kaum glaublich, daß es im Weichbilde von Paris Grundbesitzer gibt, die Gaunern gutes Geld bezahlen, um durch Zaubersprüche die Käfer an den Bäumen zu tödten, welche die Heilung eines kranken Gliedes an einem Kinde dadurch zu erlangen hoffen, daß sie die Nägel an den Fingern abschneiden und einmauern, doch so, daß sie Niemand dabei sieht; die sich die Warzen vertreiben, indem sie eben so viele Linsen, doch ohne sie fallen zu hören, in einen Brunnen werfen, als sie Warzen an ihrem Leibe tragen; die krankes Vieh gewöhnlich durch Zaubersprüche heilen lassen. Und dennoch hat sich dieses Alles noch dieser Tage ereignet, wie es ein von einem hiesigen Zuchtpolizeigericht gesprochenes Urtheil beurkundet. In Bezug auf Volksunterricht ist der Deutsche sicherlich praktischer als der Franzose. Um sich hievon zu überzeugen, braucht man nur die in vielen preußischen Volksschulen eingeführten Lesebücher zu vergleichen, die, um dem Aberglauben vorzubeugen und der Quacksalberei Thür und Thor zu verschließen, die Naturwissenschaften, in so weit es geschehen kann, auch den ärmsten Classen zugänglich machen.

Die Engländer in Indien.

Die englisch-indische Periode.

(Fortsetzung.)

Es bleiben uns jetzt nur noch die Verhältnisse zu den Birmanen übrig, deren Verbindungen mit den Chinesen viel mannichfaltiger sind, als die der Nepalesen. Diese Birmanen sind ein ziemlich rohes Volk, und das Land, wie sich aus der bedeutenden Anzahl der darin wohnenden verschiedenartigen Stämme ergibt, von Revolutionen aller Art durchwühlt; aus den Ruinen einiger Städte und Tempel scheint hervorzugehen, daß die ehemaligen Bewohner des Landes einer höhern Cultur genossen, und vielleicht durch Tatareneinfälle im 13ten Jahrhundert unterdrückt wurden und in die Gebirge flüchteten, wo sie allmählich verwilderten. Welchen Umwälzungen das Land später ausgesetzt war, läßt sich durchaus nicht mit Sicherheit angeben, gewiß aber ist, daß in allen Jahrhunderten, ja vielleicht in allen Jahrzehnten Kriege mit den Chinesen stattfanden, welche noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bis zur Hauptstadt vordrangen. Die neuere hieher bezügliche Geschichte datirt sich von der Mitte des vorigen Jahrhunderts her, wo die Birmanen unter der tyrannischen Herrschaft der Peguaner standen: Alompra, ein gemeiner Landmann, erhob sich gegen diesen Druck, und schüttelte nicht nur die Fesseln von Pegu ab, sondern eroberte auch (1757) dieses Land selbst. Er starb bald darauf während eines Feldzugs gegen Siam, und hinterließ die unglückliche Verordnung, daß von seinen sieben Söhnen einer nach dem andern den Thron besteigen solle, was bis auf die neueste Zeit immer Unruhen und Empörungen zur Folge hatte. Schon zu Alompras war im Jahre 1755 ein Capitän Baker als Gesandter geschickt worden, um einen Handelsvertrag abzuschließen, und seit jener Zeit soll sich unter den Birmanen die Meinung gebildet haben, Verderben drohe ihnen von den weißen Menschen, und die Engländer, ein böses Volk, würden sie unterjochen, wie die Bengalesen. Trotz aller innern Unruhen und anderweitigen Beschäftigungen erhielt sich seit jener Zeit eine feindselige Stimmung gegen die Engländer. Der zweite Nachfolger Alompra's zog (1774) gegen Munipur (Muneepoor auf der Karte) einen wichtigen Punkt, den Schlüssel von Ava gegen Assam hin, unterjochte dieses Land und suchte nun westwärts gegen Sylhet und Dschittagong vorzudringen, aber die Tributverweigerung von Siam zog ihn ostwärts, und verwickelte ihn in Kriege mit den Chinesen, welche ihn im Jahre 1767 von Jünnan her überfielen. Diese Ueberfälle sollen sich in den Jahren 1776 bis 1780 unter seinem Nachfolger wiederholt haben. Endlich im Jahre 1781 bemächtigte sich nach mehreren Thronwechseln und blutigen Hinrichtungen Alompra's dritter Bruder, Pa-Dun-Mang, der Herrschaft, und behauptete sie bis zum Jahre 1819. Der Italiener San Germano, ein Missionär, schilderte ihn als einen hochmüthigen, prahlerischen, feigen Projectmacher, der China und die Engländer bekriegen wollte, und doch nach keiner Seite hin etwas Tüchtiges ausrichtete; indeß muß er doch eine rohe Beharrlichkeit besessen haben, denn unter ihm führte Birma lange Kriege

Digitized by Google

mit allen seinen Nachbarn, breitete sich über Arrakan aus, und noch unter seiner Herrschaft wurde der Grund zur Eroberung von Assam gelegt.

Dieses Land, voll Feuchtigkeit, Nebel und Sümpfen, hatte durch diese seine Naturbeschaffenheit den Angriffen der Mohammedaner, welche hauptsächlich unter Aurengsib sehr heftig waren, widerstanden, denn die Tapferkeit seiner Bewohner, welche, wie es scheint, nie in einem sonderlichen Rufe stand, hätte es nicht gerettet. Das Land kam indessen zu keiner selbstständigen Kraft, und als im J. 1810 eine Thronerledigung und in Folge derselben Streitigkeiten zwischen zwei Parteien am Hofe eintraten, rief die eine derselben die Engländer, und, als diese sich weigerten, die Birmanen herbei; diese ergriffen die Gelegenheit sich in die innern Angelegenheiten Assams zu mischen, mit Begierde, marschirten mit einem Heere nach Assam, und setzten die Faction, welche sie herbei gerufen hatte, wieder in den Besitz der Macht. Dießmal noch zogen die Birmanen, nachdem man sie mit Ehrenbezeugungen und Geschenken überhäuft hatte, wieder ab, kehrten aber schon zwei Jahre später (im J. 1818), als die von ihnen erhobene Partei gestürzt worden war, zurück, bemächtigten sich fast des ganzen Landes, und ließen bei ihrem Wiederabzug eine Besatzung zurück, welche ganz als Herr im Lande schaltete, und dießmal nicht nur die Ministerpartei, sondern den König selbst absetzte, bloß um unter dem Namen ihres neuen Schützlings desto sicherer zu herrschen. Die vertriebene Partei wandte sich an die Engländer um Unterstützung, während die Birmanen von den Engländern deren Auslieferung verlangten. Diese willigten, wie natürlich, in keines von beiden, die Stellung aber war nichts weniger, als angenehm, und mußte nothwendig zu Verwicklungen führen. Die Bewohner der brittischen Gränzlandschaften lebten in beständiger Unruhe und Besorgniß, die Birmanen setzten zu verschiedenenmalen über den Gränzfluß von Assam, und begingen die ärgsten Verwüstungen. Die Klage, welche der Generalgouverneur bei dem nominellen König von Assam erhob, blieb unberücksichtigt, und alle Theilnahme an den Gebietsverletzungen wurde nicht allein vom König, sondern auch von den birmanischen Befehlshabern abgeläugnet, und jede Genugthuung zurückgewiesen. Aber auch die Birmanen erhoben Klage gegen die Engländer, namentlich über den Schutz und die Unterstützung, welche die vertriebenen Assamesen von den englischen Gränzbehörden erhalten hatten. Augenscheinlich hatten beide Theile mehr oder minder Unrecht gegen einander.

Merkwürdig ist die Art, wie die Birmanen den Krieg in Assam führten: mit jedem Fortschritt auf dem fremden Gebiete errichteten sie Verpallisadirungen und versahen diese mit Proviant. Jeder einzelne Posten, jeder Haltplatz an einem Strom oder Berg, oder sonst an einer geschützten Stelle wurde von ihnen sogleich verschanzt; sie rückten nicht durch lange Märsche, sondern nur in leichten Stationen vor, schickten aber immer Recognoscirungen voraus und trieben auf allen Seiten Proviant auf mehrere Tage ein, der in die Stockaden gelegt ward. Alle drei Tagmärsche hielten sie ruhe drei Tage und verschanzten sich und recognoscirten. Jedem Hauptcorps schickten sie einen Vortrab auf ein oder zwei Tagmärsche voran, und hinter der vordersten, schnell errichteten Stockade legten die Nachrückenden sogleich eine zweite, höhere an. Die Einrichtung ihrer Stockaden machte diese viel gefahrvoller als reguläre Fortificationen zu seyn pflegen, manche schienen uneinnehmbar zu seyn. Solchen Taktikern konnten die ungeübtern, unkriegerisch gewordenen, feigen Assamesen nicht widerstehen. Auf diese Weise waren die Birmanen bis Gowahati in Westassam vorgedrungen und hatten in diesen festen Ort eine sehr starke Besatzung geworfen, so daß die Engländer sich genöthigt sahen, zur Sicherung dieser Gränze ein Corps aufzustellen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise von Berlin nach Christiania über Greifswalde, Ystad, Jönköping und Fredrikshall.

(Schluß.)

Andern Morgens besuchte ich den langen Hafendamm, der aus gesprengten Felsblöcken erbaut ist, und von der Westseite der Stadt bis in die Hälfte des Idde-Fiords vorspringt. Am äußersten Ende desselben sieht man südlich in den langen Idde-Fiord hinab, der, von hohen, felsigen Waldufern eingeschlossen, einen pittoresken Anblick gewährt.

Die sehenswertheste Gegend in der Umgebung von Fredrikshall ist das Thal des Tistedal-Elv, dessen Wasserfall Niemand versäumen muß. Der bestellte Skiotz erschien mit einem zierlichen Jedercabriolet. Es ist eine der reizendsten Thallandschaften des südlichen Norwegens, 2 bis 500 Schritte breit und von hohen, bewaldeten Felswänden eingeschlossen. Der Tistedal-Elv bildet die Hauptzierde desselben, indem er es mit seinem malerisch gekrümmten Laufe durchströmt und befruchtet. Eine Menge Balken schwimmen fortwährend in den reißenden Fluthen. Am obern Anfange des Thales erscheint der breite, schöne Wasserfall des Flusses. Am linken Ufer desselben ist ein hohes Gerüst von starken Kreuzbalken erbaut, welches eine Wasserrinne zum Betrieb eines Werks trägt. Weiter hinauf liegen Sägemühlen. Der Rückblick von hier oben das Tistedal hinab ist wahrhaft entzückend. Man sieht im Hintergrunde die Festung Fredriksteen auf ihrem hohen Felsen, an dessen Fuß wieder in der Tiefe die Stadt Fredrikshall erscheint. Wir nahmen sowohl von diesem reizenden Gemälde, als von allen merkwürdigen Orten um Fredrikshall Prospecte auf. Sie gehören von allen, die wir später zeichneten, zu unsern angenehmsten Erinnerungen.

Andern Morgens mit Tagesanbruch waren wir auf der großen Straße nach Christiania. In Station Hafslund, wenige Meilen von Fredrikshall, erreichten wir den prächtigen Wasserfall Sarpfoß, den hier der Glommen-Strom, die Hauptpulsader des norwegischen Reichs, bildet. Die Gegend von Fredrikshall bis hieher behält immer noch den Gebirgscharakter, ist aber schon freier. Die Thäler sind weit geöffnet und sehr fruchtbar. Man sieht nur einzelne Bauerhöfe, deren Aeußeres jedoch Wohlhabenheit verräth.

Bei Hafslund liegt das hübsche Schloß des Staatsrath v. Rosenkranz mit zwei vorspringenden Seitenhügeln. Unweit der großen Sägemühle, welche der Glommen treibt, begegneten wir dem Verwalter des Staatsraths, einem fein gebildeten Mann, der sich uns zum Führer

Digitized by Google

anbot. Die Unterhaltung war anfangs franzöſiſch, da ihm aber auch das Deutſche geläufig war, ſo hießen wir ihn doppelt willkommen.

Von allen Waſſerfällen, die wir bisher ſahen, bildet der Sarpfoß das großartigſte Schauſpiel. Seine Ufer ſind flach und kahl, ſeine Umgebungen alſo nicht maleriſch. Das Kochen, Brauſen und Stauben der Fluthen iſt ſchwindelerregend. Vor zwei Tagen ſtürzte ein Menſch hinein. Sein Leichnam wurde zwei Meilen davon ſchrecklich zerſchmettert wieder gefunden. Ein hineingeworfener Baum zerſplittert in viele Stücke.

Der Verwalter führte uns in den ſchönen Park und Blumengarten des Staatsraths. Alles war in trefflicher Ordnung, aber die Roſen trugen erſt Knoſpen (den 1 Julius). Man zog die Melonen in Miſtbeeten. Zuletzt gelangten wir zum Pavillon, der am Ende des Gartens eine reizende Lage auf einem Hügel dicht am mächtigen Waſſerfall hat. Neben dem Pavillon ſteht ein kleines Gebäude, darin man eine vom Waſſer getriebene Uhr bewahrt als Kunſtwerk.

Unſer alter corpulenter Gaſtwirth hielt bei unſerer Rückkehr ein treffliches Mittagsmahl bereit. Er hatte zugleich einen Materialhandel. Sein Sohn ſprach deutſch.

Die nächſte Station nach Haraldſtad zeigte uns wieder eine freie ebene Gegend mit geſchloſſenen großen Ortſchaften, ausgedehnten Ackerfluren und Wieſen. Es iſt das breite, fruchtbare Glommen-Thal. Die Ufer des Stromes ſind kaum 60 bis 80 Fuß hoch, aber ſteil, ganz kahl, ohne Felſen, mit Wieſen bedeckt. Auf einer Fähre wurden wir über den reißenden Strom geſetzt. Die Fährleute hatten volle Arbeit. Sie mußten erſt eine ganze Strecke aufwärts gegen den Strom arbeiten, ehe wir den jenſeitigen Landungsplatz erreichen konnten. Die Chauſſee iſt überall im trefflichſten Zuſtand, eine Bemerkung, die meiſt durch ganz Norwegen gilt. Schwere Frachtwagen kommen nicht vor, und die wenigen leichten zweirädrigen Karren zerſtören nicht viel.

Wir kamen bei dem See Tunavand vorbei. Ein anziehendes Bild, umkränzt von ſteilen, hohen Waldufern. Aus ſeinem Spiegel ſteigen ſchroff und pittoresk mehrere Waldinſeln zu einer anſehnlichen Höhe auf. Hinter Haraldſtad nimmt die Gegend wieder den Gebirgscharakter an. Die Straße windet ſich über hohe, ſteile Waldberge hinweg. Wir kamen durch reizende Thäler, in denen ſich lange Seen hinziehen. Ringsum liegen viele einzelne Gehöfte. Wir ſtehen zuletzt vor dem breiten, fruchtbaren Thale des Bruck-Elv, der in maleriſchen Windungen hindurchſtrömt. Das Thal iſt trefflich angebaut. Ein langer Strick iſt über den Bruck-Elv geſpannt, an dem die Fähre hin und her gezogen wird, mit der man uns überſetzte.

In der letzten Station vor der Stadt Moß-Carlshuſet ſtanden mehrere zierliche Federcabriolets zur Abfahrt nach Moß bereit. Wir durften uns alſo nur einſetzen. Die Chauſſee führt auf einem hochplateau entlang. Wir erblickten links ſchon den blauen Spiegel des Chriſtiania-Fiorden.

Moß iſt ein freundliches, ſauberes, lebendiges Seeſtädtchen, wo wir eine treffliche Aufnahme und Nachtquartier fanden, aber theuer, wie immer in Seeſtädten. Der Stens-Elv ſtürzt mitten durch die Stadt, und treibt in derſelben eine Sägemühle, die einen kühnen Stand auf Felsblöcken hat.

Andern Tags, den 2 Julius, erreichten wir ſchon die Hauptſtadt Norwegens, hatten alſo nur zehn Tage auf dieſer anſehnlichen Strecke zugebracht, und nicht mehr als 50 Thaler Reiſekoſten gehabt.

Von Moß bis Chriſtiania hatten wir noch eine kleine Tagereiſe, auf der ſich der wildige Gebirgscharakter ziemlich gleich bleibt, durchzogen von ſchroffen, mitunter breiten und fruchtbaren Thälern, die meiſt in der Richtung nach Nordoſt ziehen. Selten treffen wir auf geſchloſſene Ortſchaften, deſto öfter auf einzelne Gehöfte. Nirgends ſahen wir wieder jene ſo im Großen angebauten Ackergegenden, wie in der Provinz Schonen und um Falköping. Der Höhenmaaßſtab dieſer felſigen Bergrücken iſt aber unbedeutend.

Je mehr wir uns der Hauptſtadt nähern, deſto vornehmer werden die Gaſthöfe der Stationen, deſto beſſer, ſogar elegant, werden die Wagen, die man auf den Stationen zum Reiſen erhält. Auf der letzten Station gab man uns eine Art Whisky, deren Kaſten die zierliche Form eines Jagdſchlittens hatte, in dem nur Einer Platz hat. Es iſt dieß die beliebte Form der Bewohner der Hauptſtadt, weil dieſer Wagenkaſten à deux mains gebraucht werden kann, indem man ihn im Winter abſchraubt und auf ein Schlittengeſtell ſetzt. Dieſer Gebrauch iſt ſehr natürlich in einem Lande, wo man im Jahre länger auf Schlitten als auf Wagen fährt. Die Wagenfabrik zu Holmſtrand hat es in der zierlichen, ſoliden Anfertigung dieſer Wagen ſehr weit gebracht. Für 40 Thaler iſt man im Beſitz eines ſolchen bequemen, einſpännigen Federcabriolets, das außerdem recht ſinnreich mit allen kleinen Reiſe-Meceſſärs oder Magazins verſehen iſt.

Der Gaſthof in Station Sundby überraſchte uns durch ſeinen vornehmen Anſtrich. Die große Gaſtſtube iſt mit den abgelegten Meubeln eines herrſchaftlichen Schloſſes geſchmückt. Alte große Oelgemälde in goldenem Rahmen, ſchöne Spiegel, vergoldete Commoden mit den weißen Marmorplatten. Fräulein Tochter vom Hauſe lehnte unſere Aufträge um Beſorgung des Frühſtücks verlegen ab. Wir hatten wegen dieſer geringſchätzenden Behandlung um Entſchuldigung zu bitten.

Die Ausſicht nach den Seiten iſt nun meiſt vom Walde beſchränkt, bis endlich hinter Koorſegards Kirche der Blick nach dem Chriſtiania-Golf hinab wieder frei wird. Die hohen Waldufer umkränzen die große von Segeln belebte Waſſerfläche. Die Berge werden nun höher, breiter, alle Dimenſionen erweitern ſich, und bei Station Prindal fährt man in einen tiefen Bergkeſſel hinab, der einen weiten Umfang hat. Er iſt dabei ganz frei, ſehr fruchtbar und trefflich angebaut. Die verſchiedenen Kornfelder und Wieſen bieten in ihren Nüancirungen ein buntes, anziehendes Kreisgemälde dar. Unſer Pferd erklimmt mühſam die entgegenſtehende Keſſelwand. Bald darauf ſtehen wir auf der höchſten Stelle des Ege-Bergs, Chriſtiania tief unter uns. Nie vergeſſe ich den Eindruck, die Ueberraſchung, welche der Fernblick von hier oben auf mich hervorbrachte, und der ſchon ſo viele Reiſende entzückt hat. Wir ſahen von hier oben eines der ſchönſten Rundgemälde, welches die Natur hervorgebracht hat, des Pinſels des größten Künſtlers werth. Es iſt das Erſtemal, daß ich fühlte, wie ſchwach und unvollkommen die Sprache iſt, ſolche Momente zu ſchildern, und viel zu groß, um dieſe erhabene Naturſcene in dem engen Rahmen eines Proſpectes faſſen zu können. Wer in Norwegen war, den wird man ſtets begeiſternd fragen: „Warſt du auf dem Ege-Berg?“ Der Golf mit vielen Segeln und Maſten, die ganze Stadt, die vielen Villen auf friſch grünenden Hügeln, umgeben von dunkeln Parks, und nun im Hintergrunde die weit kreiſenden Waldgebirge, über welche ganz fern die ſchneebedeckten Fjelds in die Wolken hinein glänzen, geben ein ſo buntfarbiges großes Gemälde, daß man Stundenlang voll Entzücken verweilt.

v. B...

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 202.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Julius 1838.

Briefe aus Ungarn.

(Von J. G. Eidner.)

Siebenter Brief.

Boros-Sebes. Hier in einem Thale der weißen Körösch, welche ungefähr zwölf Meilen aufwärts in Siebenbürgen entspringt, und hier schon eine nicht unbedeutende Menge Wasser führt, fühle ich mich wie in meinem deutschen Vaterlande. Auf jede halbe Meile kommt man in ein mehr oder weniger volkreiches Dorf, und wenn auch der Feldanbau noch etwas zurücksteht, so ist er doch bei weitem fleißiger und sorgsamer, als in den ungeheuren Ebenen, die man, um von Pesth hieher zu gelangen, durchreisen muß. Die Einförmigkeit auf denselben, die weite Entfernung bewohnter Ortschaften, die faden, baumlosen Gegenden, dazu noch bei Nässe der kaum zu durchwatende Koth, und bei Trockenheit der lästige Staub bereiten den Reisenden darauf vor, um in freundlichern Gegenden einen desto günstigeren Eindruck zu empfinden. Und wahrhaft freundlich ist die Umgebung von Boros-Sebes. Aber Alles überbot die Gastfreundschaft, die ich hier genoß. Ich habe in der That keine leichte Aufgabe zu lösen, wenn ich von dieser sprechen will. Denn folgte ich ganz dem Drange meines Herzens, so würde das, was ich sagte, entweder wie eine feile Lobrede, oder am Ende wohl gar wie eine Art von Abfindung aussehen. Hier komme ich gerade in eine entgegengesetzte Verlegenheit, aus welcher sich ein Schriftsteller oft genug zu ziehen hat, wenn er etwas gegen seine Ueberzeugung gut finden soll, indem ich etwas nicht so, wie es wohl seyn müßte, darstellen kann.

Doch so, wie ich hier anfange, geht es nicht, und ich erzähle daher zuvor noch Einiges, was mir, bevor ich hier anlangte, aufstieß.

Ich hatte in Pesth die Gastfreundschaft des Hrn. v. A. gewonnen, und machte mit ihm die Reise von der Hauptstadt aus bis hinab an die Gränze von Siebenbürgen. Ich schweige von der Zuvorkommenheit, welche mir dieser humane und gebildete Mann unterwegs in jeder Art bewies. Man rühmt dem Ungar nach, daß man nur sein Vertrauen gewinnen darf, um einen Freund, so zuverlässig wie einen lange geprüften, zu gewinnen, so daß man sich nur schwer wieder von ihm trennen kann. Hätte ich dagegen noch irgend einen Zweifel gehabt, so wäre er mir durch Hrn. v. A. genommen worden. Seine literarische, so wie seine Weltbildung, machten ihn dabei noch zum liebenswürdigsten Reisegefährten. In seiner Gesellschaft übersah ich die Einförmigkeit und Reizlosigkeit der großen Ebenen, weil eine stets lebhafte Unterhaltung uns die Zeit kürzte. Fünfzehn Meilen legten wir in einem Tage mit ungarischem Vorspann zurück, ohne daß wir dabei nöthig hatten, übermäßig früh abzureisen oder des Abends bis spät in die Nacht hinein zu fahren. Als wir endlich wieder Berge zu Gesicht bekamen, war mir, als träten mir alte Bekannte entgegen. Wir rückten rasch gegen dieselben vor, und wie hob sich meine Brust, als ich hier eine Landschaft erblickte, welche sich kühn neben die schönsten meines Vaterlandes stellen kann. Das Thal der Körösch that sich auf, und in ihm und an den benachbarten Höhen blickten Dörfer und hell und freundlich leuchtende Castelle, Wohnungen der Grundherren, herüber.

Schon in der Ebene zeigten jetzt die Ortschaften Gärten und Obstbäume, denn sie sind von Wallachen bevölkert, welche, obgleich in der Cultur zurück, dennoch den Obstbau lieben, und überall, wo es thunlich, Bäume setzen, wenn es auch nur Pflaumen und Zwetschen sind. Darin zeichnen sich sich vor den Ungarn aus, die wenig Sinn für diesen Culturzweig verrathen.

Das Thal der Körösch war noch vor 15 Jahren eine halbe Wüste und Einöde. In seiner ganzen, gegen acht Meilen betragenden Länge hinauf befanden sich nur etwa vier bis fünf zusammenhängende Ortschaften. Einzeln waren die Häuser an den Anhöhen und Bergen hin zerstreut. Daher kommt es auch, daß man auf allen ältern Karten von Ungarn in dieser Gegend nur einige wenige Namen verzeichnet findet, während dieselben, würden sie nach dem gegenwärtigen Zustande vervollständigt, mit Ortschaften und Namen bedeckt seyn müßten. Das ganze Revier war Staatseigenthum und von dazu angestellten Beamten verwaltet. Es trug außer deren Besoldungen blutwenig, und man ging schon lange damit um, irgend eine Reform da-

Digitized by Google

mit vorzunehmen. Mehrere königliche Commiſſarien kehrten mit dem Beſcheide zurück, daß kein entſprechender Gewinn hier zu erzielen ſey, und ſo blieb die Sache eine Zeit lang beim Alten. Endlich kam auch hier der rechte Mann an, und die ganze Sache gewann ſchnell eine andere Geſtalt. Die Beamteten wurden entlaſſen, was ihnen freilich ſchmerzlich war; das Land ward vermeſſen und vertheilt; die Bewohner zogen ſich von den Bergen herab in die alten und in neu angelegte Dörfer; eine neue Straße ward gebaut, welche die Verbindung mit Siebenbürgen herſtellte und belebte; halbwüſte Waldſtrecken wurden gerodet und in Ackerländereien umgewandelt; kurz, die ganze Gegend gewann eine andere, und zwar viel freundlichere Geſtalt, und iſt jetzt eine der anmuthigſten, die man ſehen kann. So viel kann in einem Lande, wie Ungarn, wo der materiellen Kräfte ſo viele ſind, ein einziger Mann mit erleuchtetem Verſtande, verbunden mit Energie und gutem Willen, in ſo kurzer Zeit ausrichten!

(Fortſetzung folgt.)

Die Engländer in Indien.

Die engliſch-indiſche Periode.

(Fortſetzung.)

Alles dieß geſchah im Laufe der drei Jahre von 1819 bis 1822: Aſſam war factiſch eine Provinz des birmaniſchen Reiches geworden, obwohl ihm noch ein König aus einheimiſchem Geſchlechte geblieben war; aber auch dieſer wurde nun von den Birmanen beſeitigt, und ein Gouverneur ihrer Nation mit der oberſten Gewalt bekleidet. An die Stelle eines ſchwachen, von Bürgerkriegen zerriſſenen Staats trat jetzt ein mächtiger, ehrgeiziger Nachbar, welcher der engliſchen Regierung um ſo mehr Beſorgniſſe erwecken konnte, als das Land von zahlreichen Strömen bewäſſert iſt, die, ſämmtlich nach Bengalen zuſtrömend, den Birmanen, welche eben ſo gut zu Waſſer als zu Lande zu fechten verſtehen, eine Straße darbieten konnten zum Einfalle in die Compagnieprovinzen, ohne daß man engliſcherſeits hinreichend ſchnell in Bereitſchaft ſeyn konnte, dem Feinde Widerſtand zu leiſten. Man rechnet die Zeit, in welcher ein Heer zu Waſſer nach Dacca gelangen kann, von den obern Gegenden des Brahmaputra zu 15 und von der Gränze bei Goalpara zu 5 Tagen. Keine weitläufigen Vorbereitungen ſind zu einem ſolchen Zuge erforderlich, denn der birmaniſche Soldat führt außer ſeinen Waffen nichts mit ſich; wegen des Proviants verläßt er ſich auf die Vorräthe, welche er in den Ländern zu finden hofft, die er zu durchziehen hat; iſt ein Birma-Heer auf ſeinem Marſche aus dem Innern des Reiches an den Strömen angelangt, welche in den Brahmaputra ſich ergießen, ſo ſchifft es ſich auf denſelben ein, vermittelſt Flößen, die ſchnell aus Bambus gezimmert werden, bis eine hinreichende Menge von Fahrzeugen und Booten den Uferbewohnern abgenommen worden iſt, was ſehr leicht in einem Lande bewerkſtelligt werden kann, wo vier Monate lang die Communication von Haus zu Haus zu Waſſer geſchieht, und wo in jeder Hauswirthſchaft ein Kanoe ein eben ſo nothwendiges Möbel iſt, als der Pflug oder ein Paar Ochſen. Bei dem bekannten Geiſte des Ava-hofes ſtand es zu erwarten, daß die birmaniſchen Militärbehörden in Aſſam leicht einen Vorwand finden würden, die freundſchaftlichen Verhältniſſe, die bis dahin hauptſächlich durch die Nachſicht der brittiſchen Regierung erhalten worden waren, zu unterbrechen.

Natürlicherweiſe ſetzten ſich die Engländer in Bereitſchaft, um nicht unvorbereitet überfallen zu werden, und erklärten, daß die beiden Bergſtaaten Katſchar und Dſchintiah (zwiſchen Sylhet und Gowahati, ſ. die Karte) unter ihrem Schutze ſtünden; wollten die Birmanen angreifen, ſo mußten ſie dieſer beiden Länder ſich bemächtigen, um ihre Operationen in Arracan und Aſſam zu verbinden, und hiezu kam es auch bald; als die Engländer wegen eines neuen Eingriffs der Birmanen in Arracan Vorſtellungen machten, antwortete der birmaniſche Gouverneur dieſer Provinz: „Der König von Ava werde von Aſſam aus in Bengalen einfallen, und eben ſo Dacca und Murſchedabad beſetzen. Auf ganz Dſchittagong und Dacca habe der König die nächſten Anſprüche, weil dieſe Landſchaften einſt zum Königreich Arracan gehörten.“ Zugleich wurde Munipur von den Birmanen beſetzt, nach Aſſam Verſtärkungen geſchickt, Katſchar und Dſchintiah überfallen, und ihre Vorpoſten ſtanden ſchon bei Ramu im Süden von Dſchittagong, ſo daß die beſtürzten Einwohner auf dem Oſtufer des Ganges bereits ihre Habe nach dem Weſtufer flüchteten. Indeß zeigten ſich die Birmanen keineswegs als ſo furchtbare Feinde wie die Gorkhas. Am 5 März 1824 erfolgte die Kriegserklärung; drei brittiſche Corps, jedoch nur von 3000 Mann, wurden in Dſchittagong gegen Arracan, in der Nähe von Sylhet gegen Katſchar, und in Goalpara gegen Aſſam aufgeſtellt. Die Birmanen wichen alsbald in Aſſam zurück; der politiſche Reſident in Sylhet, ein Hr. Scott, drang von dort aus mit einem kleinen Corps auf bisher unbekannten Wegen über das Gebirge nach Aſſam, wodurch der Rückzug der Birmanen beſchleunigt wurde. Nur die Regenzeit brachte einigen Stillſtand in die Bewegungen, im Februar des folgenden Jahrs aber hatten die Birmanen bereits ganz Aſſam geräumt. Während hier die Operationen glücklichen Fortgang hatten, erſchien eine engliſche Flotte vor Rangun an der Mündung des Irawaddi und nahm ſie nach der erſten Beſchießung ein. Zwar ſetzte auch hier die Regenzeit (von Julius bis November) für einige Zeit den Bewegungen ein Ziel, und die Engländer erlitten in dem feuchtheißen Pegu durch Krankheiten ſchwere Verluſte, aber dieß war auch faſt der einzige wirkliche Unfall, welchen ſie im Laufe des Krieges erfuhren, denn außer den allerdings ziemlich blutigen Siegen, welche ſie während des Januars 1825 vor Rangun erfochten, und welche die Abberufung der birmaniſchen Truppen aus Arracan zur Folge hatten, erfuhren ſie nur vereinzelten Widerſtand, und ſo kam ſchon im Januar des folgenden Jahres (1826) ein Friede zu Stande, in welchem der König von Ava auf die nördlichen Staaten Aſſam, Katſchar, Dſchintiah und Munipur Verzicht leiſten, Arracan und den noch weiter ſüdlich hinablaufenden öſtlichen Küſtenſtrich des bengaliſchen Meerbuſens, Tanghwen mit der Hauptſtadt Sandoway

Digitized by Google

genannt, so wie die vier südlichen Küstenprovinzen Ye, Tavoy, Tenaſserim und Martaban an die Engländer abtreten mußte. Hiezu kam noch eine tüchtige Kriegsſteuer und die Verpflichtung zur Annahme eines brittiſchen Reſidenten am Hofe des Königs von Ava. Dieß iſt der bekannte Friede von Yandabu, der den Engländern durch die Erwerbung der hafenreichen Geſtade von Arracan bis Mergui, durch den für die engliſche Marine höchſt nützlichen Zugang zu den Teakwäldern, durch den faſt unbegränzten Einfluß der Engländer auf Aſſam und Munipur, und durch die Annäherung an die chineſiſche Gränzprovinz Jünnan ungemeine Vortheile gebracht, ſie aber auch tief in die Angelegenheiten der hinterindiſchen Halbinſel verflochten und ihre frühere oder ſpätere Eroberung unvermeidlich gemacht hat, ein Umſtand, der die wachſame Eiferſucht der chineſiſchen Regierung aufs Höchſte ſteigerte.

Birma kam durch dieſen Frieden eigentlich in eine ſeltſame Lage; abgeſehen von der Kriegsſteuer wurden ſeine Einkünfte und ſeine wahre Macht nur wenig beſchränkt, aber ſein Stolz tief gebeugt und zugleich ſeine militäriſche Stellung ſehr gefährdet. Die Engländer, Herren von Aſſam und durch einen Schutzvertrag mit Munipur verbunden, konnten Birma von Norden her angreifen, während ein zweites Corps von Maulmein her das Land im Süden bedrohte. Der König, welcher den Frieden von Yandabu geſchloſſen hatte, war freilich nicht im Stande, ihn zu brechen, denn er verfiel bald darauf in eine Art Wahnſinn, während deſſen die Leitung der Angelegenheiten in die Hände der Königin kam, die als eine bigotte, rachſüchtige und hochmüthige Frau geſchildert wird, und hauptſächlich von ihrem ihr ſehr ähnlichen Bruder geleitet wurde. So lange der König die Verwaltung ſelbſt führen konnte, war der Einfluß des Letztern aufgewogen worden durch das Anſehen Tharawaddis, des Bruders des Königs, der als ein ſanfter, verſtändiger Mann und als den Engländern ſehr ergeben geſchildert worden war; wenigſtens hatte er ſich bei manchen Gelegenheiten ſo gezeigt, freilich, wie nachher die Erfahrung zeigte, nur aus Politik, indem er vielleicht von den am Hofe ſich ſtreitenden Parteien zufälligerweiſe auf diejenige ſich ſtützen wollte, welche für die Engländer und die Verbindung mit denſelben war. Als der König regierungsunfähig wurde, ſcheinen die Königin und ihr Bruder das Land ziemlich willkürlich beherrſcht zu haben, es bildete ſich eine Partei gegen ſie, an deren Spitze Tharawaddi ſich ſtellte und, angeblich im Intereſſe des jungen Thronerben, den Bruder der Königin verjagte, dann aber die Gelegenheit ergriff, ſich ſelbſt auf den Thron zu ſetzen.

Der engliſche Reſident, Oberſt Burney, hatte ſich bei dieſen Streitigkeiten möglichſt neutral verhalten, doch aber am Ende, aus welchen Gründen iſt unbekannt, eher für Tharawaddi gehandelt, und namentlich, als dieſer vor der Hauptſtadt ſtand, durch ſeinen Einfluß es dahin gebracht, daß ihm ohne weiteres Blutvergießen die Thore geöffnet wurden, wobei Tharawaddi das Verſprechen gab, ſeinen Sieg nicht mit blutigen Hinrichtungen zu beflecken. Dieß Verſprechen hielt er, ſo weit es die königliche Familie betraf, denn er entfernte ſeinen Bruder, den König und deſſen Sohn den Thronerben, auf eine in den bisherigen Annalen Birma's unerhört milde Weiſe, aber gegen die Miniſter und andere hochſtehende Perſonen, auch gegen den Bruder der Königin, kurz gegen die eigentliche Gegenpartei verfuhr er mit Strenge und ſelbſt mit Grauſamkeit. Oberſt Burney machte ihm Vorſtellungen dagegen und erinnerte ihn an ſein Verſprechen, was den erſten Anlaß zu Mißſtimmung gegeben zu haben ſcheint, und als Tharawaddi die Abſicht zu erkennen gab, die alte Hauptſtadt Ava zu verlaſſen, und eine neue zu begründen oder nach Amerapura zurückzugehen, ergriff Oberſt Burney die Gelegenheit und begab ſich nach Rangun. Ob er durch beſondere, ihm widerfahrene Unannehmlichkeiten dazu veranlaßt war, iſt unbekannt; jedenfalls aber hatte der angebliche, ehemalige Freund der Engländer in einer ſehr hochmüthigen Sprache erklärt, er werde nicht länger einen „brittiſchen Spionen" an ſeinem Hofe dulden; eben ſo ſprach er die Anſicht aus, der Vertrag von Yandabu, den der vorherige König geſchloſſen habe, binde ihn, den Nachfolger, nicht mehr. Seine prahleriſche Ankündigung, daß er in die Fußſtapfen des großen Alompra treten, alle Fremden entfernen, und die alte Macht und Herrlichkeit des birmaniſchen Reichs wieder herſtellen wolle, weiſſagte gleichfalls nichts Gutes. Seit jener Zeit ſind unaufhörlich Kriegsgerüchte in den Birma benachbarten Provinzen ergangen, bald hieß es in Arrakan, die Birmanen beabſichtigten nach dem Ende der Regenzeit einen Einfall in dieſe Provinz, bald ſollte Munipur beſetzt, bald ein allgemeines Aufgebot im Lande erfolgt ſeyn, bald eine Armee ſich in der Nähe von Martaban ſammeln, um nach Maulmein, deſſen blühender Handel allerdings den birmaniſchen Hafen Rangun ſehr benachtheiligte, zu ziehen, und die Provinzen Martaban und Tenaſſerim wieder zu unterwerfen. Es ſcheint beinahe, als ſeyen dieſe Gerüchte von den Birmanen abſichtlich ausgeſtreut worden, um die Engländer zu allarmiren, und dieſer Plan gelang auch in ſo weit, als der Generalgouverneur für nöthig fand, die Beſatzungen in Sylhet und in Aſſam zu verſtärken, und einige Regimenter nach Maulmein zu ſchicken, ſo wie mehrere Kriegsſchiffe in Bereitſchaft zu halten. Indeß iſt bis jetzt immer noch kein Ausbruch erfolgt, vielmehr ein Abgeordneter und zwar ein Mann von portugieſiſcher Abkunft, Namens Antonio Caramela nach Calcutta gekommen, um den Reſidenten Burney zur Rückkehr nach Amerapura einzuladen; indeſſen war er ohne eigentliche diplomatiſche Miſſion, vielleicht ſollte er mehr das Terrain ſondiren. Auch ſoll er wohl mit Geld verſehen geweſen ſeyn, und ſich um den Preis eines Dampfboots erkundigt haben. Man erſieht hieraus, daß der neue König von Ava ſeine Zeit noch nicht gekommen glaubt, aber die Engländer betrachten ziemlich allgemein den Frieden von Yandabu als gebrochen, und die bedeutenden Kriegsanſtalten, welche von dem Generalgouverneur getroffen werden — nur allein nach Sylhet ſind zwei ganze Regimenter abgegangen — laſſen vermuthen, daß man einen Bruch erwartet, oder, um nicht ewig gerüſtet daſtehen zu müſſen, herbeiführen will.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Frankreichs Seehäfen.

(Aus dem United Service Journal Februar 1838.)

Cherbourg. Werfte. Kriegsschiffe.

Stadt und Hafen von Cherbourg liegt unterm 49° 46′ N. B., 100 (englische) Meilen südlich von Portlandhill, mitten in einer Bucht, zwischen der östlichen Spitze der Rue de Gatteville (wo ein schöner Leuchtthurm gebaut ist) und dem Cap la Hogue an der westlichen Gränze von Nieder-Normandie am Canal und auf einer Art Halbinsel, schlechtweg Presquile genannt. Die Bucht an sich, wie die meisten Küsten dieser Art, besteht aus einer fortdauernden Reihe von Anschwemmungen an den felsigen Rand, und bildet eine Menge kleinerer Buchten von einer Felsenspitze zur andern. Cherbourg bildet die breiteste und tiefste in der Mitte, ohne etwa mehr als andere geschützt zu seyn, und wird besonders durch die Felsenspitze und das Fort Querqueville gegen Westen und die Insel Pelée gegen Osten bezeichnet; obgleich man eigentlich sagen kann, die ganze Bucht dehne sich aus bis zum entferntesten Punkt, den man vom Damm bei Fermonville, wo ungefähr zwölf Meilen davon unerschöpfliche Granitbrüche sind, sehen kann, so gering ist der Schutz und so weit der seichte Durchgang zwischen der Insel Pelée und der Küste, die hier herum, so weit das Auge nach Osten sehen kann, niedrig und sandig ist. Die Berge ziehen sich ungefähr eine Meile zurück und folgen den Strömungen der Küste, während gegen Westen, gleich vom westlichen Damm anfangend, eine ununterbrochene Reihe von schwarzen felsigen Klippen erscheint, zum Theil mit Seegras bedeckt, welches weit häufiger an den französischen als an der englischen Küste getroffen wird, da jene weit mehr den Südwestwinden und dem größern Andrange des Oceans ausgesetzt ist.

Auf diese Weise ist Cherbourg von Natur keineswegs ein Hafen, es bietet kaum einigen Schutz; aber da eine gebieterische Nothwendigkeit Portsmouth gegenüber ein großes Seedepot verlangte, so hat man seit den letzten 50 Jahren fast unaufhörlich an dem Versuche gearbeitet, diesem natürlichen Mangel abzuhelfen — daher das gigantische Unternehmen ihres Dammes (digue), der noch nicht zur Hälfte beendet ist (angefangen 1784), und gewiß so großartig die Werke in Plymouth sind, halten sie doch keinen Vergleich mit diesen aus. Der Plan ist, diesen ungeheuren Granitwall (der 40 Fuß tief unterm Wasser auf den Felsen aufliegt) in einer Linie vom Fort Royal auf der Insel Pelée, nahe an einem engen nördlichen Eingange, 2 Stunden (lieues) weit fast westnordwestlich gegen das Fort Querqueville fortzuführen. Bis jetzt ist erst die Hälfte dieser Entfernung über dem Wasser, und endet, wie in Plymouth, nur höher und breiter bei einem Fort, das dem Fort du Hommet gegenüber errichtet wurde, an der nordöstlichen äußersten Spitze der Werfte. Dieß Ende, das jetzt als die Westgränze erscheint, ist nur der Mittelpunkt des kolossalen Werkes, und hier hat man für den Augenblick inne gehalten — vielleicht wieder für ein halbes Jahrhundert — während man eifrig die östliche Seite zu vollenden strebt, wovon gegen 300 Schritte selbst bei der niedrigsten Ebbe noch nicht über dem Wasser hervorragen. Wie es jetzt ist, bildet es jedoch einen ganz erträglichen Ankerplatz, indem es Alles von Nordwest nach Nordost schützt. Weiter gegen Osten bleibt der Hafen unbeschützt, doch sind die Ostwinde verhältnißmäßig selten, und die seichte Straße zwischen dieser meist festigen Insel und der Küste muß bei niedrigem Wasserstande jeden heftigen Andrang der See von dieser Seite schwächen, während von Südwest eine schwere Deining noch immer durch den westlichen Eingang hereindringen kann, gegen welche man eben die fernere Fortsetzung des Werkes beabsichtigt.

In den letztern Jahren sind die Arbeiten besonders lebhaft betrieben worden, indem eine Menge Boote und Lichter nebst zwei Dampfbooten zur Herbeischaffung der Steine und im Ganzen an 1500 Mann an den Werken und in den Steinbrüchen beschäftigt waren, auch die Arbeiten selbst durch die Sonntage nicht unterbrochen wurden.

Die Stadt Cherbourg liegt auf dem flachen Ufer unterhalb des Mont du Soule und des Roc au Chat, welcher ein Thal bildet, durch welches die Straße von Süden herabkommt, und ein Theil der Bergkette ist, die sich amphitheatralisch herumzieht und durch die Felsenklippen von Querqueville *) bis herab an das Ufer kommt. In der Niederung, am Fuße dieser Berge, liegt die Stadt, und gewiß sehr vortheilhaft, da sie Alles besitzt, sich auf jede Weise zu vervollkommnen. Dabei sind nicht unter die weniger wichtigen Gegenstände zu rechnen die unerschöpflichen Granit- und Flintsteinbrüche eine Meile davon, die durch eine Eisenbahn herabgeführt und in das Bassin für Kauffahrer gebracht werden, oder in seine Straßen, da dieses Bassin auf der östlichen Seite der Stadt seine Gränze bildet — denn auf der andern Seite dieses Hafens, in den man zwischen zwei Dämmen kommt, welche ungefähr 300 Schritte weit in die Bucht hinauslaufen, liegen nur wenige Häuser. Dieser Hafen ist, wie alle ähnlichen längs dieser Küste, Dieppe, Boulogne u. s. w., zur Zeit der Ebbe fast trocken, doch führt er in die schöne Docke für Kauffahrer, das, ein längliches Viereck, 100 Segel fassen kann, und trefflich gebaut und ausgeführt ist mit Granit, Quais u. s. w. Ueber die Fluthgatter zwischen der Docke und dem Hafen führt eine Drehbrücke nach dem Arsenal, den Magazinen und Casernen, einem Theile der schon erwähnten Vorstadt.

Der kleine Fluß Divette tritt durch einen Bogen in den Hafen, indem man ihn aus seinem Thale (des Roc au Chat) längs der Niederung in Gestalt eines gemauerten Canals parallel mit der Docke führt. Oestlich vom Hafen ist das Arsenal und das Bureau des Hafenadmirals, das eine kleine Batterie gegen die Straße vertheidigt. Mit dieser Ausnahme, und auch sie, glaubt man, wird aufhören, ist Alles, was den Seedienst betrifft, an die Werfte oder „Grand Port" gebracht, der ganz am nordwestlichen Ende der Stadt liegt. Dieser Theil der Bucht wendet sich auf einmal nach Nordwest, und bildet eine Felsenspitze, worauf die furchtbare Batterie des „du Hommet" errichtet worden ist, welche mit ihrer doppelten Kanonenreihe nicht allein den westlichen Eingang vollständig beherrscht, sondern auch einen großen Theil des Ankergrundes innerhalb des Dammes.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ein starkes Fort, ungefähr drei (englische) Meilen davon, und eines der Hauptvertheidigungswerke des Platzes.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 64** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Elegie.** Aus dem Polnischen. **Der Traum.** Gallizisch-Reußisch. **Der Glückliche.** Polnisch. — **Prometheus.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande hingegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslands jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 203.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Julius 1838.

Die Engländer in Indien.

Die englisch-indische Periode.

(Schluß.)

Ein Krieg mit Birma muß dieß Land ganz der Gewalt der Engländer überliefern, und wenn man nach den ostindischen Journalen schließen darf, so würde Pegu, d. h. das Land des untern Irawaddi-Laufs, der Siegespreis seyn, und an England fallen, womit aber Birma völlig vernichtet wäre, und zu einem unbedeutenden Fürstenthum ohne Handel und ohne bedeutende Hülfsquellen herabsänke. Sehr bezeichnend für den Stand der Dinge ist eine Stelle aus dem Friend of India vom 19 October vorigen Jahrs: „Sollte der barbarische Monarch von Ava (Tharawaddi) auf dem Throne bleiben, so können wir nie sicher seyn, ob er nicht einen Angriff auf unsere Provinzen beabsichtigt, während wir zugleich ganz ungewiß sind, wohin seine ersten Anstrengungen gerichtet seyn können, ob gegen Sodija (in Assam) im Norden, oder gegen Maulmein im Süden, oder gegen irgend einen der dazwischen liegenden Punkte. Unsere äußersten Nord- und Südposten stehen mehr als 1000 (engl.) M. auseinander. Das Daseyn eines solchen Feindes mit ungeschwächten Kriegsmitteln an unsern Gränzen, muß nothwendig unser ganzes östliches Gebiet in einem Zustande steter Gefährdung erhalten. Der Ausgang des letzten Kriegs erbitterte die Birmanen, ohne sie besonders zu schwächen, und seitdem hat sich ihre Regierung auf eine Erneuerung des Kampfes vorbereitet, indem sie einen großen Vorrath von Gewehren und Schießbedarf sammelte. Mehr als 100,000 Gewehre sollen bereits angekauft seyn, viele davon in Calcutta und mit Lord William Bentincks Vorwissen. Es läßt sich leicht voraussehen, daß wenn nicht unter Lord Auckland (dem jetzigen Generalgouverneur), doch spätestens unter seinem Nachfolger ein Krieg mit dieser Macht unvermeidlich ist. Dieser Krieg wird, wie natürlich, nach dem Grundsatz geführt werden, die Birmanen eines so großen Theils ihres Gebiets zu berauben, als hinreichend ist, sie auf einen Zustand unschädlicher Machtlosigkeit zu reduciren. Dieß muß am Ende das Resultat unsrer Verhältnisse mit dem Hof von Ava seyn. So werden wir trotz aller Vorstellungen der Behörden in England, selbst unsern eigenen Wünschen in Indien zum Trotz, durch die unvermeidliche Macht der Umstände von einer Eroberung zur andern geführt, und es ist kaum zu bezweifeln, daß, ehe noch ein halbes Jahrhundert abgelaufen ist, der Indus im Westen und das chinesische Meer im Osten unsere Gränzen seyn werden."

Hier sind der Stand der Verhältnisse und die wahrscheinlichen Folgen mit großer Klarheit geschildert, und nur die einzige Rücksicht vergessen, ob nicht England doch auch auf ernstliche Schwierigkeiten stoßen, und in den großentheils rohen Völkern Hinterindiens schlimmere, von China her aufgereizte Feinde finden wird, als man sich jetzt träumen läßt. Die vorderindische Halbinsel ist ein im Vergleich mit Hinterindien sehr civilisirtes und viel bevölkertes Land, mit uralten Einrichtungen, die auch den Engländern in ihren Kriegen zu Nutze kamen. So sind auf den innern Plateaux des Dekan die Banjaras, ein kriegerischer Handelsstamm, der die Verbindung zwischen der Ost- und Westküste, über die hohen Gebirge und Plateaux unterhält, und namentlich Kornhandel treibt; ohne sie wären manche Kriegszüge der Engländer im Dekan gar nicht möglich gewesen. Aber Indien ist ein Land, das von einer hohen Cultur mit eigenthümlichen Einrichtungen zurückgekommen ist, während in Hinterindien mehrentheils fast wilde Stämme wohnen, bei denen China's Sitten als das Vorbild aller Civilisation gelten, die aber trotz des Einflusses, den China mannichfach ausübt, keineswegs seine Unterthanen sind, und sich in dem allenthalben von Bergen durchschnittenen Lande leicht gegen eindringende Fremdlinge vertheidigen können.

Tharawaddi galt von jeher für einen sehr klugen Mann, und er hat eine bedeutende Erfahrung für sich; er hatte nach dem eigenen Zeugniß der Engländer die Schwäche und Thorheit der letzten birmanischen Regierung gesehen und verspottet, und hatte selbst gehört, wie der birmanische Hof vor dem letzten Kriege voll Aufgeblasenheit die Eroberung Indiens schon für eine ausgemachte Sache hielt und die Präsidentschaften unter sich theilte; alle diese Erfahrungen können unmöglich spurlos an ihm vorüber gegangen seyn, und er dürfte sich leicht als einen gefährlichern Feind, wie sein Vorgänger, erproben. Schon behauptet man, wohl kaum mit Unrecht, daß er allenthalben die

Digitized by Google

Engländer zu allarmiren suche, um sie zu kostspieligen Rüstungen zu reizen, und dann wieder einen versöhnlichen Ton anstimme; gewiß ist, daß er die Singphos, einen wilden Bergstamm im Norden von Assam, zu Feindseligkeiten aufgereizt, und einen ihrer Häuptlinge, der schon in den Jahren 1834 und 1835 in die englischen Besitzungen verwüstend einbrach, mit Ehrenbezeugungen überhäuft hat; *) daß er durch Proclamationen die Talainen, welche in den zehn letzten Jahren sich auf dem englischen Gebiete bei Maulmein angesiedelt, wieder auf birmanisches Gebiet hinüber zu locken versuchte. Alle diese Dinge bezeugen den feindseligen Geist, ohne entschieden zu Feindseligkeiten heraus zu fordern.

Diese Stellung erhält noch ein besonderes Gewicht durch einige Gerüchte, welche von einem Bündniß zwischen China, Nepal und Birma sprachen. Wenn das Gerücht wahr ist, so ist der Gedanke von China ausgegangen, und es dürfte in dieser Beziehung nicht unwichtig seyn zu bemerken, daß die chinesische Regierung gerade jetzt auch mit besonderer Feindseligkeit in Canton gegen die Engländer verfährt, so daß die Berichte fortdauernd von einer nahenden Krisis sprechen. Zugleich hat der jetzige König von Nepal, der ein sehr verständiger Mann seyn soll, sich von der Herrschaft seiner Majordome, der Thappas, befreit, ein Umstand, den die Engländer zu ihren Gunsten auslegen, der aber jedenfalls für den Augenblick eine Einheit in der Regierungsgewalt herstellt, welche vorher nicht bestand. Amr Singthappa, den wir oben als Befehlshaber der Gorkhas im Westen kennen gelernt haben, galt freilich als der entschiedenste Feind der Engländer, indessen hatte der König so viele Gründe ihn zu hassen, daß man keineswegs nöthig hat, gerade seine Abneigung gegen die Engländer als Grund seines Sturzes zu betrachten, ohnehin da die Intriguen im Innern die erfolgte Revolution ziemlich genügend erklären.**) Die neuesten Nachrichten im Asiatic Journal vom Julius d. J., sprechen von feindlichen Rüstungen, deren Zweck man nicht kenne, die aber kaum gegen Jemand anders gerichtet seyn können, als gegen die Engländer, da er nur drei Nachbarn, China, Bhutan und die Engländer hat. Ob China wirklich feindliche Plane gegen England hege und Nepal und Birma vorschiebe, um sich ihrer gegen die Engländer zu bedienen, läßt sich freilich nicht mit Gewißheit sagen, doch erscheint die Sache nicht unwahrscheinlich, wenn man die oben schon geschilderte Eifersucht erwägt, mit welcher China schon vor 40 Jahren die Bewegungen der Engländer beobachtete. Dieser Eifersucht der Chinesen auf der einen, und dem raschen Vordringen auf der andern Seite, danken eine Menge Zwischenstaaten den Untergang, und um sich auf einer Linie von mehr als 20 Längengraden zu berühren, brauchen nur noch Nepal, Bhutan, und einige rohe Stämme im Osten unter die unmittelbare Herrschaft Englands oder China's zu fallen; eines oder das andere wird unausbleiblich erfolgen, und dann werden sich beide Mann gegen Mann gegenüberstehen.

Diesen nothwendigen Gang der Dinge aufzuhalten, hat die englische Regierung kein Mittel: sie kann ihre bisherigen Eroberungen nicht aufgeben, ohne daß dieß als ein Beweis von Schwäche angesehen würde, der den Krieg um so gewisser herbeiführen würde, und sie kann den herausfordernden Trotz der indochinesischen Halbbarbaren nicht lange ertragen, ohne sich gleichfalls wesentlich zu schaden. Die Lage der Engländer in Indien ist somit, so glänzend sie auch jetzt erscheint, doch nicht beneidenswerth; sie müssen mit den Fürsten, deren Länder zwischen Indien und Persien liegen, Bündnisse schließen, *) sie unter einander durch Bündnisse verknüpfen, und im Osten und Norden bleibt ihnen nach kurzer Zeit nichts übrig, als noch einmal in die Gebirge von Nepal und tief in Hinterindien einzudringen, wo sie im besten Fall unsichere und unruhige Unterthanen und stets neue Feinde finden werden, die ihnen China gewiß erwecken wird.

Briefe aus Ungarn.

Siebenter Brief.

(Fortsetzung.)

Was zur Annehmlichkeit der hiesigen Gegend besonders beitragen hilft, das ist die gut erhaltene Landstraße, welche den Verkehr so sehr erleichtert, und das milde Klima, welches die Fruchtbarkeit vermehren hilft. Wir kamen am Charfreitage, den 15 April, hier an, und fanden die Dörfer wie in Blüthen gehüllt, während bei dem diesjährigen so überaus späten Frühlinge bei Pesth die Bäume drei Tage früher noch völlig wie im Winter, ohne allen Trieb standen. Tritt das Frühjahr zeitig ein, so hat man hier die Blüthe schon im März. Der Wald fing zu grünen an, die Nachtigallen wetteiferten, und eine warme Luft umwehte uns. Auf der Straße zogen Trupps von Wallachen mit ihren Saumrossen nach Siebenbürgen hin, oder kamen von dort her. Jene hatten Getreide in der Gegend von Arad geholt, diese zogen dahin in gleicher Absicht, brachten aber, um einen doppelten Transport zu machen, Böttcher- und Korbmacherwaaren dahin. Diese Menschen machen ihre Reise mit unglaublich geringen Kosten. Ihre Rosse, die ganz verzwergt und kleiner wie Maulthiere sind, lassen sie unterwegs weiden, und für ihre Person kommen sie mit wenigen Kreuzern des Tages durch. Sie laden, so klein auch ihre Pferde sind, dennoch gewöhnlich zwei Preßburger Metzen Frucht auf deren Rücken — eine Last von mehr als 1½ Centnern. — Diese Säumer kreuzten sich mit andern, und zwar Slawaken, welche als Handelsleute das Land durchziehen, und meistentheils in der Zipser- und Marmaroscher-Gespannschaft zu Hause sind. Diese führen meistentheils leinene, mitunter aber auch wollene und baumwollene Waaren, mit welchen sie von Ort zu Ort ziehen, bis sie dieselben alle verkauft haben. Alsdann kehren sie zurück, und bela-

*) Sie sind auch bereits wieder in Assam eingefallen, und haben ein Localcorps übel zugerichtet.

**) Siehe Asiatic Journal, Febr. 1836.

*) Nach den neuesten vom Asiatic Journal mitgetheilten Berichten soll Capitän Burnes an Dost Mohammeds Hofe in Cabul einen heftigen Streit mit einem russischen Wakil (Geschäftsführer) gehabt haben.

Digitized by Google

ſten, ſobald ſie die Ebene, wo das Getreide wohlfeil iſt, verlaſſen wollen, ihre Saumthiere in gleicher Art, wie die Siebenbürger, mit Getreide.

Endlich kamen wir in Sebes (Schebeſch) an. Ein Familienkreis umſchlang freundlich und über ſeine Rückkehr hoch erfreut, meinen Gaſtfreund. Ein wenig verlegen ſtand ich von fern, und wußte noch nicht recht, ob nicht meine Ankunft ſtörend und unerfreulich wäre. Doch das gab ſich bald, und in wenigen Stunden war ich ein Hausgenoſſe. Warum ſollte ich mich vergeblich bemühen, zu ſagen, wie man es verſtand, mir alle erſinnliche Aufmerkſamkeit zu beweiſen, ohne daß es nur im entfernteſten ausſah, als wollte man mir zeigen, was ungariſche Gaſtfreundſchaft ſey? Alles war, als müßte es ſo ſeyn, und darin liegt eben das Wahre einer ſo liebevollen Aufnahme, daß ſie den Aufgenommenen weder drückt noch in Verlegenheit ſetzt. Eine Ueberraſchung löſte immer die andere ab. Fiel mir ein, ich ſey am Ende von Ungarn an Tranſylvaniens Gränzen, und ich befand mich im Kreiſe einer hochgebildeten, liebenswürdigen Familie, ſo koſtete mir es Mühe, beides in Einklang zu bringen; dachte ich an die niedere Stufe der Agricultur, auf welcher nach der Meinung deutſcher Landwirthe jene Gegenden ſtehen, und ich durchwanderte nun mit dem Hrn. v. A. ſeine Oekonomien, wo ich in gut geführten deutſchen zu ſeyn glaubte, ſo mußte ich mich faſt zwingen, daran zu denken, in welcher Gegend ich ſey. Zu ruhiger kalter Reflexion kam ich eigentlich faſt gar nicht, weil ich fortwährend gleichſam in einem Strome wohlthuender Gefühle ſchwamm.

Die Gegend um Boros-Sebes iſt erhaben und freundlich zugleich. Von einer Anhöhe in deſſen Nähe (Zigeunerberg genannt) überſchaut man das fruchtbare Thal, deſſen größten Theil die muſterhaft geführten Oekonomien des Hrn. v. A. einnehmen, und wo man dem Boden ſehr reiche Ernten abgewinnt. Nach den Bergen zu bieten dem Auge die ausgedehnteſten Waldſtrecken ein ſchönes Bild, deſſen Rahmen die hohen Gebirgsrücken des Biharer Comitats geben. In dieſen Wäldern hauſen noch häufig Wölfe, und eben als wir ankamen, war, nicht allzuweit von Sebes, einer von beſonderer Größe erlegt worden. Tiefer hinab dehnen ſich auf der Ebene gegen Norden hin ungeheure Urwaldungen aus, in welchen noch Stellen vorkommen, wo die gällende Axt noch niemals erklungen. Denkt man ſich dieſelben in der Nähe von Sebes, ſo enthielten ſie einen Reichthum für den Schiffbau, welcher ins Ungeheure geht. An den bis an die erſten Aeſte 10 bis 20 Klafter langen glatten Eichenſtämmen ſchlingt ſich die wilde Rebe empor, breitet ſich in der Krone aus, und trägt ihre Trauben für die Bewohner des Waldes. Doch in der Nähe weilt der Blick auf mehreren in die Gebirge ſich verlaufenden Thalſchluchten, in welchen Dörfer liegen, und betriebſame Menſchen wohnen. Mehrere Eiſenwerke, welche Hr. v. A. hier im Betriebe hat, beſchäftigen viele Hände, und beleben mit dem Geräuſch der Triebwerke und Hämmer die Gegend.

Wir machten einen Ausflug, einige Meilen im Thale hinauf bis nach Alt-Tſchill, welches nur noch etwa zwei Meilen von der Gränze von Siebenbürgen liegt. Auf der dahin führenden, gut unterhaltenen Straße findet ein ſteter lebhafter Verkehr ſtatt, indem eine Menge von Getreide aus den fruchtbaren Ebenen Ungarns auf denſelben in die ſtark bevölkerten Bergdiſtricte von Siebenbürgen geführt wird, wo es ſo ziemlich den doppelten Preis hat, als wie am Orte der Erzeugung. Das Thal ſchließt und erweitert ſich abwechſelnd, bietet aber überall freundliche, und wo es dem Blicke die Ausſicht ins Hochgebirge geſtattet, erhabene Anſichten dar. Die hier den Haupttheil der Bevölkerung ausmachenden Wallachen fand ich in mancher Art um eine Stufe höher ſtehend in der Civiliſation, wie in den meiſten von ihnen bewohnten Diſtricten Siebenbürgens.

Eine große und nicht zu überſehende Merkwürdigkeit dieſer Gegend iſt das oberhalb Budien in der Körösch angelegte Theilungswerk. Eine nordamerikaniſche Erfindung der neueren Zeit iſt ein ſolches Werk für alle zum Verſanden geneigten Ströme, das einzige praktiſche, um aus einem Strome, ohne Nachtheil für ſein Bett, Ableitungen in Canäle und Seitenarme anzubringen. Die Theorie deſſelben beſteht in Kürze darin, daß die Anlage ſo gemacht werde, daß weder eine Anſtauung des Waſſers entſtehe, noch dem zu ſpeiſenden Canale bei ſehr niedrigem Stande des Waſſers daſſelbe fehle. Zu dem Ende muß die Sohle des Canalbettes um einige Zoll niedriger gelegt werden, wie die des Fluſſes. Wenn aber dieß geſchieht, ſo würde das Waſſer mit zu großer Gewalt, und in zu reichem Maaße in den Canal ſtrömen, wenn man nicht dagegen Vorkehrungen träfe. Dieſe ſind in dicht am Einfluſſe angebrachten Schleußen gemacht, vermittelſt deren man mehr oder weniger Waſſer nach Belieben einlaſſen kann. Im Flußbette iſt eine Art von Roſt, gleichſam als Filtrum angebracht, durch welches das Waſſer geht, und wodurch verhütet wird, daß nicht Schutt und Steine in den Canal geriſſen werden, und dieſer ſchnell unbrauchbar gemacht werden könnte. So lange nun nur noch ein Tropfen Waſſer im Strome iſt, erhält ihn auch der Canal, und dennoch hat man in erſterem nicht die mindeſte Spannung anzubringen, ſondern kann ihn frei ſeinem natürlichen Laufe überlaſſen.

(Schluß folgt.)

Die Penny-Schauſpiele in London.

London iſt reich an Schauſpielhäuſern für die niedere Volksclaſſe, wo der Eintritt einen Penny koſtet. Es ſind elende Schuppen, die kaum 50 bis 100 Zuſchauer faſſen können. Indeſſen gibt es auch größere für 1000 Perſonen. Sie liegen in den ärmſten Stadtvierteln, und nichts unterſcheidet ſie äußerlich von den benachbarten Häuſern. In dieſen Sälen, wenn man ſie ſo nennen kann, würde eine ſorgfältige Kleidung auffallen, und einen hier gefährlichen Anſtrich von Ariſtokratismus verleihen. Das Penny-Theater iſt der Lieblingsort des Londoner Gamins; alle Mittel ſetzt er ins Werk, um ſich ſo viel zu verſchaffen, daß er das Schauſpiel genießen kann, welches man dem Publicum in dieſen häßlichen, kaum durch ein paar Lichtſtumpfen erleuchteten Spelunken bietet, wo ſchlecht gehobelte Bänke zum Sitz dienen, die ſich von der Erde an, eine höher als die andere, bis zur Decke des Saales erheben. Das Ziegeldach vertritt die Stelle eines Plafonds. Zwei bis drei Bierfiedler, die in einer Ecke ſtehen, bilden das Orcheſter.

Geschriebene Komödienzettel verkündigen die zu gebenden Stücke. Fast immer ists eine Tragödie, Komödie oder irgend eine Farce; allein da man an einem Abend mehrere Vorstellungen zu gleicher Zeit gibt (zuweilen fünf bis sechs), so müssen die Stücke nothwendigerweise sehr kurz seyn. Eine Vorstellung dauert in der Regel Dreiviertelstunden. Darum steht der Regisseur auch immer mit der Uhr in der Hand, um die bestimmte Zeit nicht zu überschreiten. Allein dessen ungeachtet gibt man Shakspear'sche Tragödien. Es ist dieß für einen Director eines Penny-Theaters nicht sehr schwierig. Wenn die für eine Vorstellung bewilligte Zeit sich dem Ende naht, so macht der Regisseur in der Coulisse die Schauspieler darauf aufmerksam, damit sie das Ende beschleunigen, den Helden des Stücks tödten und schließen. Die höchst elend costumirten Schauspieler erhalten wöchentlich 5 bis 7 Schillinge; einige arme Teufel fabriciren die Theaterstücke. Ein Criminalproceß, irgend ein Tagesereigniß, vorzüglich wenn es tragisch ist, genügt, um ihnen Stoff zu einem Stück zu geben, wie sie es bedürfen. (Miscellen von Bran. 1838. Nr. 6.)

Frankreichs Seehäfen.

Cherbourg. Werfte. Kriegsschiffe.

(Fortsetzung.)

Um das Ganze, Bucht, Docke, Stadt, Werfte, Rhede und Damm dazwischen, das Fort Royal auf der Insel Pelée, mit Einem Blicke zu übersehen, muß man die Straße ungefähr eine Meile weit südwärts gehen und den Mont du Roule halbwegs ersteigen, wo Alles zu unsern Füßen zu liegen scheint. Hier ist auch eine Redoute oder ein Fort errichtet, das die Stadt beherrscht. Gegen Norden senkt sich der Fels fast senkrecht in die Steinbrüche herab.

Auf der andern Seite des Thales, etwas weiter gegen Süden und noch höher, liegt der Roc au Chat, auf ihm der Telegraph, der in Verbindung mit einem in der Stadt steht. Hiedurch erreicht eine Depesche Paris in 8 Minuten 56 Secunden.

Am Fuße dieses Berges liegt auch ein Wasserthurm, Château d'eau, der aus einer etwas höher gelegenen Wasserleitung vom Flusse Divette die Stadt mit Wasser versieht, und wie alle andern Verbesserungen in und um die Stadt erst in den letzten Jahren entstanden ist. Vor zehn Jahren bestanden z. B. der Gerichtshof, die Getreidehalle (halle au blé), das Gefängniß und viele der schönen Häuser nicht, welche den Quai der Kauffahrer-Docke und des Hafens umgeben. Auch hat Cherbourg seit dem Frieden an Wichtigkeit, Ausdehnung und Volksmenge zugenommen. Man rechnet jetzt 20,000 Einwohner, ohne diejenigen, welche regelmäßig in den Werften und am Damm arbeiten, die meist aus den Dörfern des Arrondissements und Departements genommen werden.

Die Werfte (le Port), die die nordwestliche Spitze der innern Bucht einnimmt, kann eine große unregelmäßige Festung genannt werden, mit ihren Gräben, Ravelins, Bastionen u. s. w. auf der Land- und Seeseite, und offen nur von der Rhede her, wo man bei seichtem Wasser und festigem Grund bis zum Eingang ins große Bassin, das 1813 zum Erstenmal eröffnet wurde, hervorkommen kann. Die äußere Linie des Werkes von der Landseite kann wohl eine Meile lang seyn, und seine größte Breite von der westlichen Spitze bis zum Fort du Hommet vielleicht eine halbe Meile betragen. Ein Theil dieses Umfanges ist durch eine innere Mauer abgetrennt, aber der offene Raum ist zu jeder Zeit vollkommen nutzbar.

Einige der See-Etablissements, die damit in Verbindung stehen, z. B. die Matrosen, Caserne, Seilerbahn, Bauholzmagazine, Artilleriepark, fangen am Ende der Straße im nordwestlichen Theile der Stadt an, aber die innere Mauer der Werfte fängt weiter draußen eine halbe Meile bei der Bucht an, läuft innerhalb der Werke in einer unregelmäßigen Linie westnordwestlich gegen das Fort Querqueville.

Der erste Hof, der Stadt zunächst, enthält ein ungeheures Gebäude, das, 950 Fuß lang, ihn von Ost nach West durchschneidet. Unten sind verschiedene Schuppen und Arbeitsstätten für Böttcher, Schiffbauer, Laffetten, Spillen u. s. w., zum Theil auch Magazine der verschiedenen fertigen Artikel, nebst Bauholz von allen Arten.

Oben ist das erste Stockwerk in verschiedene Räume abgetheilt. Der erste, zu dem eine hübsche doppelte Treppe führt und 500 Fuß lang ist, gehört für die Plane der zu bauenden Schiffe. Ihm zunächst ist die Modellkammer, in trefflicher Ordnung und Reinlichkeit, und angefüllt mit Modellen schon gebauter Schiffe und Fahrzeuge, aller Arten von Maschinen und neuen Erfindungen, die zum Schiffbau und zur Ausrüstung der Schiffe gehören; dann kommt der Arbeitsboden, in voller Thätigkeit und unterstützt durch einige sehr einfache Maschinen, Drehbänke u. s. w. Die höhern Stockwerke sind den Schiffszimmerleuten eingeräumt für kleinere Arbeiten.

Daneben sind noch andere kleinere Gebäude, Magazine und Werkstätten in Holz und Eisen, auch einige Bureaux. In den Bildhauerwerkstätten ist wenig Thätigkeit, meist Büsten werden geliefert, da ganze Figuren zu schwer, vielleicht auch zu kostbar gefunden werden.

Die Franzosen bauen jetzt nur Fregatten von 60 Kanonen und große Kriegsschaluppen, die an Größe zuweilen den englischen kleinern Fregatten gleichkommen.

Doch ist dieser Theil des Hofes außerhalb der Festungswerke, da er erst in den letzten Jahren hinzugefügt wurde, weil man Platz brauchte, oder wegen der so günstigen Lage in der Nähe der Stadt. Um ihn herum ist nur eine mäßige Mauer von 7 bis 8 Fuß Höhe. Hier ist auch die Staatsbarke des Königs, die ursprünglich für den Kaiser verfertigt wurde, aber noch nie gebraucht worden ist.

Am meisten in die Augen fallend in dem Hofe sind die vier großen Gebäude über die Gerippe der Linienschiffe, die jetzt auf dem Stapel liegen auf der Südseite der großen Docke. Sechzehn viereckige Granitsäulen tragen das Dach eines jeden. Das Licht dringt theils durch Fenster an der Seite, theils durch das Dach. Von diesen Häusern erstreckt sich die Docke nordwärts, und steht durch die Fluthgatter mit der innern Docke in Verbindung. Eine dritte kleinere Docke, fast beendigt, liegt am nördlichen Ende dicht an der Curtine des Rampart und öffnet sich gleichfalls in die innere Docke, von der man durch Sprengung der Werke und Felsen einen nördlichen Eingang für die Schiffe beabsichtigt.

Diese drei Docken nehmen fast die ganze Länge des Hofes innerhalb des südlichen Grabens und Walles ein, mit Ausnahme einiger Magazine und Bureaux bei den Werften. Die größte äußere Docke enthält gegen 100 Quadratellen, und ist durch einen Weg, der von innen 100 Fuß, von außen 70 Fuß Breite hat, mit der Rhede verbunden und von zwei Batterien vertheidigt. Die innere Docke, ganz in den Felsen gehauen und sorgfältig mit Granit ausgelegt, 560 Ellen lang und 260 breit, enthält alle fertigen Schiffe, Dampfboote, Lichter für Taucherglocken u. s. w., nebst allen möglichen Bequemlichkeiten und Befestigungen.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 204.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Julius 1838.

Administration der Stadt Paris.

Paris, den 6 Julius.

Paris wird nach und nach eine schöne, und was Niemand hätte glauben sollen, eine reinliche Stadt; zu beidem gehört noch Zeit und Geld, aber es wird wenigstens daran gearbeitet, und meistens auf vernünftige Art. Die hauptsächlichsten Neuerungen sind das Bauen von unterirdischen Canälen zum Abzug des Wassers, das Etabliren von Trottoirs an den Häusern hin, was vor 15 Jahren eine ganz unmögliche Sache erschien, aber jetzt zur Hälfte geschehen ist, das Wölben des Pflasters in der Mitte, das Erweitern der Quais und ihr Bepflanzen mit Bäumen, der Bau von neuen Landungsplätzen am Flusse, das Erweitern der Straßen und hydraulische Arbeiten. Man kann sich aus den Summen, die auf jedes dieser Objecte verwendet worden, einen Begriff von der Größe der Veränderungen machen, welche die Stadt erleidet, z. B. im letzten Rechnungsjahre cedirte die Stadt 2,369,671 Fr. für Erweiterung der Straßen und öffentlichen Plätze, darunter sind die Erweiterungen der Quais nicht begriffen, die ungeheure Summen kosten, z. B. der Quai de la Grève, der vor einigen Monaten fertig geworden ist, hat 850,000 Fr. gekostet; der Quai de St. Paul, an dem gegenwärtig gebaut wird, kostet 153,000 Fr.; der Quai de l'Ecole kostet 352,000 Fr. Es wird freilich noch lange währen, bis die Straßen der innern Stadt erweitert und in einige Ordnung und Fahrbarkeit gebracht worden sind, denn die große Solidität der Häuser macht ihren Verfall sehr langsam. Die Stadt erlaubt nie eine große Reparatur an einer Façade, ohne daß diese in die Linie zurückgerückt wird, welche die Straße nach dem definitiven Plan einnehmen soll; das auf diese Art für die Straße gewonnene Terrain wird von der Stadt bezahlt, was sie etwa 300,000 Fr. jährlich kostet. Um dem Mangel an Wasser abzuhelfen, werden 1600 neue Brunnen angelegt, und im letzten Jahre dazu und zu den damit verbundenen Abzugscanälen 1,300,000 Fr. ausgegeben; die Arbeiten werden fortgesetzt und sind im laufenden Jahre auf 1,136,000 Fr. angeschlagen. Alle diese und eine Menge ähnlicher Arbeiten sind überaus wohlthätige Unternehmungen und müssen auf die Gesundheit der Bevölkerung den günstigsten Einfluß haben. Aber damit begnügt sich die Stadt nicht, sondern sie hat eine Baulust, welche die Gränzen der Mäßigung beträchtlich überschreitet. Sie hat sich die Champs Elysées vor einigen Jahren vom Staat abtreten lassen, unter der Bedingung, zwei Millionen auf ihre Verschönerung zu wenden, und der Plan, den sie gegenwärtig auf dem Platz Louis XV in Folge dieser Abtretung ausführt und der 1,561,000 Fr. kosten wird, ist wirklich sehr schön. Dabei baut sie ein Stadthaus, das 10 Millionen kostet, erweitert den Gerichtshof, was 7 Mill. kostet, und will von der Madelaine aus ein Boulevard quer durch das Faubourg du Roule nach der Barriere de Mousseaux führen, das ungeheure Summen kosten muß. Dieser Luxus hat eine traurige Kehrseite: 71,000 Menschen sind in die Armenlisten oder Arrondissements eingeschrieben und erhalten öffentliche Unterstützung, ein Drittheil der Bevölkerung stirbt in den Hospitälern und die Hälfte der Verstorbenen muß auf öffentliche Kosten begraben werden, und es ist dabei wohl zu bemerken, daß die Armen hier den allergrößten Widerwillen haben, auf die Listen eingeschrieben zu werden oder in die großen Hospitäler von Bicetre und der Salpetrière einzutreten, und daß sie oft Jahre lang gegen die größte Noth kämpfen, ehe sie sich zu etwas dergleichen entschließen. Dazu kommt noch, daß die Stadt einem großen Theil der armen Bevölkerung Hülfsmittel darbietet, welche in localen Gebräuchen ihren Ursprung haben, und die eine, wenigstens eben so große Menge von Armen der Nothwendigkeit entziehen, sich an die öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten zu wenden; die Bauart erfordert Portiers, welche im Allgemeinen herabgekommene Handwerker sind, welche ohne diese Auskunft und in jeder andern Stadt den Spitälern anheim gefallen wären, es sind ihrer 15,000 Familien. Die unreinliche Gewohnheit der Pariser, allen Kehricht der Häuser auf die Straßen zu schütten, nährt eine noch tiefer gesunkene Classe: die Chiffoniers, welche 4000 Familien betragen und sämmtlich aus Leuten bestehen, die gar nichts mehr besitzen und gar keinen andern Erwerb mehr haben. Die neuen Polizeireglements werden in kurzer Zeit diese Industrie unmöglich machen und die ganze Masse dieser Unglücklichen der Stadt anheim fallen lassen.

Digitized by Google

Es ist freilich unvermeidlich, daß sich in einer so großen Stadt eine große Masse von Elend anhäufe, aber sie ist hier viel zu groß, was von der übermäßigen und schlechtberechneten Besteuerung herkommt. Der Anschlag des ordentlichen Budgets der Stadt im Jahre 1837 betrug 43,058,503 Fr., des außerordentlichen 13,077,785 Fr., im Ganzen 55,136,288 Fr. und die wirkliche Einnahme der Stadt belief sich auf 58,211,377 Fr. Der Anschlag des ordentlichen Budgets von 1838 ist auf 37,261,085 Fr. berechnet, das Außerordentliche ist noch nicht bekannt gemacht. Diese Herabsetzung um 5 Millionen kommt von der endlichen Unterdrückung der Spielhäuser, welche der Stadt etwas über 7 Millionen eintrugen, wovon sie aber 5,500,000 Fr. an den Staat abgab, so daß sie im Verhältniß zu der großen Wohlthat, welche ihr durch die Abschaffung dieser höllischen Anstalt gewährt ist, einen sehr unbedeutenden Nachtheil leidet, oder vielmehr gewinnt sie direct dabei, indem die Abschaffung den Ertrag der übrigen Summen sogleich erhöht hat.

Der radicale Fehler in dem Steuersystem der Stadt Paris so wie überhaupt aller Städte in Frankreich, schreibt sich vom Kaiserreich her. Als Bonaparte die Finanzen des Reichs in Ordnung brachte, behielt er dem Staat alle directe Steuern bevor, und es gehörte ein Senatsbeschluß und gehört gegenwärtig ein Gesetz dazu, damit eine Stadt sich direct besteuern kann, und dieß wird nur temporär zu bestimmten und in der Zeit beschränkten Zwecken erlaubt. Das System der Centimes additionnels war das Lieblingssystem des Kaisers in Finanzsachen, weil es ihm erlaubte, jede Erhöhung der Steuer, welche plötzliche Kriegsbedürfnisse nöthig machen konnten, mit größter Genauigkeit zu berechnen, während jede Erhöhung indirecter Steuern immer unter dem Anschlag bleibt; durch die directe Steuer und die Centimes additionnels dagegen konnte er in jedem Augenblick nicht nur über die Einkünfte, sondern bis auf einen gewissen Grad über das Capital der Grundbesitzer, Hausbesitzer und der Patentirten verfügen. Daher wachte er mit großer Eifersucht auf directe Steuern und schloß die Städte gänzlich davon aus. Da nun überdieß Salz und Tabak vom Staate aufs Aeußerste besteuert waren, so blieb den Städten nichts übrig als Octrois auf Lebensmittel und Baumaterialien zu errichten; dieß geschah durch ganz Frankreich, und so kommt es, daß Paris bei einem Budget von 40 Millionen nur 738,000 Fr. aus directen Steuern zieht.

(Schluß folgt.)

Briefe aus Ungarn.

Siebenter Brief.

(Schluß.)

Das fragliche Theilungswerk ward von dem in Ungarn allbekannten Ingenieur Beffedesch entworfen. Der Erzherzog Palatin, welcher für jede Landesverbesserung Ungarns den regsten Sinn hat, stellte sich an die Spitze der Unternehmung, und so kam sie rasch zur Ausführung. Der Anfang damit ward im Jahr 1851 gemacht, und die Dauer bis zur Vollendung von Hrn. Beffedesch auf fünf Jahre berechnet. Verrechnet hat er sich dabei nicht, denn schon in diesem Jahre wird es fertig, und bereits stehen an dem Canale mehrere Mühlen. Die ganze Länge desselben beträgt noch über 44,000 Klafter, also mehr als eilf deutsche Meilen. Seine Tiefe ist 1 Klafter, seine obere Breite 2 und die untere 1 Klafter. Um den Canal mit Erfolg auszuführen, mußten oberhalb desselben sechs Trans-Sectionen (Durchstiche) im Flusse gemacht und dadurch eine Regulirung desselben bewirkt werden. Sie betrugen in Summa 2170 Klafter, so daß also im Ganzen nahe an zwölf deutsche Meilen Fluß- und Canalbett zu graben waren. Sechszehn Mühlen sollen daran angelegt werden, und da diese alle zusammen 48 Räder führen werden, so läßt sich leicht berechnen, wie viel Jahr aus Jahr ein Getreide darauf gemahlen werden kann. Wie wohlthätig dieß Unternehmen für den ganzen Landstrich, welchen dieser Canal durchzieht, werden müsse, entnimmt man leicht daraus, daß an der Körösch hinab, auf dieselbe Weite, welche nunmehr der Canal hat, sonst nicht die Hälfte so viel Mühlen standen, und daß diese so schlecht conditionirt und dabei so unzweckmäßig, und mitunter sparsam mit Wasser versorgt waren, daß sie bei weitem das Bedürfniß der Gegend nicht decken konnten, und man also zu den, in den wasserarmen Ebenen Ungarns allgemein gebräuchlichen Roßmühlen seine Zuflucht nehmen mußte, welche aber ein überaus schlechtes Mehl liefern, und ein Hauptgrund davon sind, daß man da, wo vorzügliche Frucht wächst, doch meistentheils ein sehr geringes Brod essen muß.

Bei der Aufbringung der Kosten zu dem gedachten Theilungswerke und dem Canale verfuhr man auf folgende Weise. Man machte, wie schon bemerkt, die Repartition auf 48 Räder. Da jedoch weder die Triebkraft des Wassers, welches der Canal bringt, allenthalben gleich ist, noch auch die Mahlgäste sich in allen Mühlen, in Folge der umliegenden Bevölkerung, in gleicher Anzahl einfinden, so hat man dadurch eine Ausgleichung zu Stande gebracht, daß man nach Maßgabe beider Umstände, das Verhältniß von 100, 125 und 150 angenommen hat, und daß nach diesem Verhältniß die Participienten ihre Kostenbeiträge zu leisten haben.

Das ganze Werk war, die Mühlen mit dazu gerechnet, bei seiner Projectirung von Hrn. Beffedesch nicht höher als auf 161,452 fl. Conventionsmünze angeschlagen, konnte aber, wie wohl vorauszusehen war, in keinem Falle für einen so geringen Preis hergestellt werden, und kommt auch, wie es sich jetzt schon ausweist, in der Wirklichkeit, ohne die Mühlen — die aufs Geringste mit 100,000 fl. C. M. anzunehmen sind — mit einzurechnen, auf 180,000 fl., so daß also beinahe der doppelte Anschlagspreis herauskommt. Es ist ein gewöhnlicher Fehler aller Baumeister, daß sie bei allen ihren auszuführenden Werken und Gebäuden den Voranschlag viel zu niedrig stellen, oftmals in der Absicht, um die Unternehmer nicht zu entmuthigen. Wenn nun aber bei einem Werke, wie das hier in Rede stehende, etwas dergleichen vorkommt, so liegt es oft genug nicht außer der Wahrscheinlichkeit, daß die Unternehmer entweder das Vertrauen verlieren, oder daß ihnen die Mittel ausgehen, es zu

Digitized by Google

vollenden, wodurch der guten Sache offenbar geſchadet wird. Hier war dieß glücklicher Weiſe nicht der Fall.

Ohne alle Frage iſt dieſes Theilungswerk als ein Nationalunternehmen zu betrachten, und es macht Ungarn um ſo mehr Ehre, als, ſo viel mir bekannt, in Deutſchland noch kein ähnliches exiſtirt.

Es würde dem gedachten Unternehmen ein Haupthinderniß in den Weg getreten ſeyn, welches in frühern Zeiten vielleicht gar nicht, oder doch nur mit vieler Mühe und Zeitaufwande zu beſeitigen geweſen wäre, und dieß wäre der geſetzlich begründete Einſpruch mehrerer Grundbeſitzer, über deren Terrain der Canal geführt werden mußte, wenn nicht das auf dem letzten ungariſchen Landtag ins Leben getretene Expropriationsgeſetz jene Hemmungen vorhinein beſeitigt gehabt hätte. Denn nach den beſondern Rechten und Geſetzen des Landes hätte man nur mit freiwilliger Zuſtimmung der Grundeigenthümer auf deren Gebiet weiter graben dürfen, und wäre es einem eingefallen, ſich dagegen zu ſetzen, ſo hätte das ganze Werk, ſelbſt wenn das Terrain des Opponenten nur auf einigen Klaftern hätte ſollen durchſchnitten werden, ohne weiteres ſtillſtehen müſſen. Was nicht ſelten vorkommt, und auch wohl hier Anwendung finden dürfte: es überſehen die Einwohner eines Landes nur allzu oft die weit ausſehenden und ausgedehnten Folgen, welche manche, zuweilen nur geringfügig ſcheinende Landesverordnungen haben.

Hr. Beſſedeſch iſt derſelbe talentvolle Mann, welcher die vor mehreren Jahren ſchon vollendete Trockenlegung einer ungeheuren Menge von Sumpfſtrecken am Plattenſee leitete, und der neuerdings einen Plan entworfen hat, gedachten See ſelbſt zum Theil trocken zu legen. Durch das, was bereits geſchehen iſt, wurden über hunderttauſend Joch meiſtentheils vorzügliches Land gewonnen, und durch das, was die Ausführung jenes Plans ins Werk richten kann, wird noch ein gleicher Gewinn zu machen ſeyn. Und dieſer Landzuwachs hat gerade in den Gegenden Ungarns, wo er bewerkſtelligt wird, großen Werth, weil dort eine zahlreiche und betriebſame Bevölkerung von Deutſchen und Slawoniern umwohnt. In manchen andern Strichen dieſes geſegneten Landes, wo Land genug, die Zahl der Menſchen aber ſchwach iſt, würde dieſer Werth geringer ſeyn.

Wie ich ſchon anführte, traf mein hieſiger Aufenthalt auf das Oſterfeſt, indem ich am Charfreitag ankam. Während dieſer Tage tritt faſt in allen verſchiedenen Ländern und Gegenden etwas beſonders Charakteriſtiſches in den äußern Religionsgebräuchen hervor. Die Bevölkerung der hieſigen Gegend iſt von verſchiedenem Glauben. Katholiken, unirte Griechen, Lutheraner und Reformirte ſind gemiſcht. Jedes Glaubensbekenntniß hat ſeine Kirche und ſeinen Gottesdienſt; alle aber leben ziemlich friedlich unter und neben einander. Bei den Katholiken und Griechen (Wallachen) wird die Grablegung und Auferſtehung feierlich begangen. Bei den Katholiken insbeſondere wird möglichſt vieler Pomp entwickelt, und es wallfahrten mitunter die Bewohner von mehreren Dörfern der nahen und fernen Umgebung zu einer Hauptkirche, in welcher allein es nur möglich iſt, jener Stimmung zu huldigen. Bei der Auferſtehung am Sonnabende vor Oſtern und zwar am ſpäten Abende, wird viel geſchoſſen, was ſich am Oſtermorgen wiederholt. Dieß geſchieht in gleicher Art bei den Wallachen (Griechen). Bei dieſen enden nunmehr ihre langen und ſtrengen Faſten, und man darf ſich nicht wundern, daß dem, von der langen Enthaltſamkeit faſt ermatteten Magen jetzt ganz beſonders wohlgethan wird. Wer es nur irgend möglich machen kann, auch der Allerärmſte, ißt an Oſtern einmal Fleiſch in vollem Maaße, und thut ſich auch eine Labung mit geiſtigem Getränk an.

Nach dem kirchlichen Gottesdienſte, ſo wie auch Nachmittags, erfreut ſich die Jugend auf den öffentlichen Plätzen mit Tanz, Ballſpiel und allerlei Kurzweil. Ueberaus charakteriſtiſch ſind dieſe Spiele: manche höchſt plump, andere aber auch graciös, und eine Nationalität widerſpiegelnd, welche an die Abſtammung von den alten, in der Geſchichte mit Ruhm auftretenden Völkern erinnert.

Wenn ich in kurzem dieſe Briefe, deren erſte Abtheilung ich hiemit ſchließe, fortſetzen werde, alsdann wird man ſich aus der Fortſetzung eben ſo, wie allenfalls wohl auch ſchon aus dem, was ich bereits mitgetheilt habe, überzeugen, daß Ungarn ſo Manches bietet, was man auswärts weder genug kennt, noch nach Werth ſchätzt. So manche Reiſende, welche dieß Land durchzogen und ihre Beobachtungen darüber dem Publicum mitgetheilt haben, machten ihre Tour entweder im Fluge, oder es fehlte ihnen der ſcharfe Blick und der richtige Beobachtungsgeiſt, oder ſie kamen mit Vorurtheilen ins Land, und legten einen Maßſtab zu ſeiner Beurtheilung an, der nicht für daſſelbe paßt; oder ſie waren von ihrem Vaterlande ſo eingenommen, daß ſie blind für alles Gute in Ungarn blieben, und nur deſſen Mängel auffaßten, meiſtentheils nur deßhalb, um ſich für die oder jene etwa erfahrne Unbequemlichkeit Genugthuung zu verſchaffen. Daher kommt es denn, daß Ungarn für das übrige Europa in vielen Beziehungen noch gewiſſermaßen eine terra incognita iſt, zumal man es auswärts kaum der Mühe werth achtet, das, was über dieß Land Gründliches und Werthvolles bereits geſchrieben worden, zu leſen.

Kunſt in Mexico.

(Aus Mühlenpfordts Reiſen.)

Man ſieht in Mexico nur wenige Werke alter Meiſter, und eben ſo ſelten Werke von Spaniern oder Mexicanern, welche ausgezeichnet genannt zu werden verdienten. Ich ſah nur zwei oder drei, und dieſe nur Köpfe. Bildhauerarbeiten in Marmor und andern Steinen oder Metall, welche des Nennens werth wären, ſieht man in Mexico gar nicht. Der Grund davon mag wohl mit in dem Umſtande zu ſuchen ſeyn, daß es in Mexico nicht Sitte iſt, den Verſtorbenen Denkmäler zu ſetzen. Bildhauerarbeiten in Holz findet man in ungeheurer Menge in Kirchen und Privathäuſern. Manche dieſer Statuen ſind von guter, zuweilen ſogar von vorzüglicher Arbeit, aber entſtellt durch den bunten Anſtrich — nach dem Leben!

Die Kunſt, in welcher die Mexicaner jedes andere Volk der Erde übertreffen, iſt die des Boſſirens in Wachs. Man kann nichts Niedlicheres, vortrefflicher Ausgeführtes ſehen, als dieſe kleinen Statuen von Heiligen, von Indiern in ihren Trachten, von Reitern, von

Digitized by Google

Thieren aller Art, und diese höchst vollkommenen Nachbildungen von Früchten und allerhand andern Gegenständen. Auch Portraits von der höchsten Aehnlichkeit verfertigen diese Bossirer. Noch mehr erstaunt man, wenn man diese Leute in ihren Werkstätten aufsucht, und die Instrumente erblickt, mit welchen sie arbeiten. Da sieht man in den schmutzigsten Höhlen der Vorstädte zerlumpte, häßliche, wildaussehende Kerle sitzen, von der elendesten Armuth und dem gräßlichsten Schmutz umgeben, und eine Statue der heiligen Jungfrau, himmlische, göttliche Anmuth und Sanftheit im Gesicht, oder eine höchst treue Copie der großen Reiterstatue ausarbeiten. Einige verschieden gespitzte Hölzchen, einige Stücke weißes Blech und einige Glasscherben sind alle Instrumente und Geräthschaften des zerlumpten Künstlers! Und mit diesen arbeitet er Figuren aus, welche die höchste Bewunderung erregen, so gracids, so correct in Zeichnung und Ausführung selbst der Muskeln und Knochen, daß man glauben sollte, der Künstler habe Jahrelang Anatomie studirt, und doch kennt er vielleicht nicht einmal das Wort, ja er hatte vielleicht nie eine Bleifeder, noch weniger einen Pinsel oder Meißel in der Hand! Es gibt keinen Gegenstand, welchen diese Leute nicht auf Verlangen aufs Täuschendste in den natürlichen Farben und Formen nachzubilden verständen. Die Preise dieser Figuren, welche jedes Kunstcabinet, jeden Prunksaal zieren würden, sind dabei so niedrig, daß es unbegreiflich ist, wie die Künstler um so geringen Lohn arbeiten können.

Frankreichs Seehäfen.

Cherbourg. Werfte. Kriegsschiffe.

(Schluß.)

Hier, wie in allen Kriegshäfen, wird auch eine Kriegsschaluppe (Gabarre) bemastet und aufgetakelt gehalten zur Uebung für Knaben, die für den Seedienst erzogen werden, und unter der Führung eines Hochbootsmannes und seiner Gehülfen stehen.

Westlich und der großen Docke gegenüber befinden sich die Bureaux, Magazine, Gießereien, Schmieden u. s. w. Hinter dem Raume, wo jetzt die Fregatte Alceste auf dem Stapel liegt, wird ein neuer Raum ausgehöhlt, der 60 Linienschiffe fassen soll. Zwar wird diese Arbeit nicht sehr eifrig betrieben, doch sind immer 100 Mann und mehrere Karren beschäftigt, die ausgegrabenen und gesprengten Steine fortzuschaffen.

Weiter nördlich, jenseits dieser Docke und außerhalb der Befestigung der Werfte, ist eine Kanonengießerei und ein Artilleriedepot nebst Werkstätten für die Eisenarbeiten an den Laffetten u. s. w.

So weit die gedrängte Ansicht dieses Hafens und seiner hauptsächlichsten und merkwürdigsten Werke. Die Zahl der Arbeiter beläuft sich von 1500 bis 2000 Mann. Alle Handwerker und Baumeister von untadelhaftem Betragen sind in blauen Jacken und Hosen und Glanzhüten. Am Mittage haben sie Fünfvierteistunden Rast, sobald die Glocke tönt, und werden nach der Jahreszeit um 4, 5 oder 7 Uhr entlassen. Alle sind von Beamten beaufsichtigt, die unter dem Capitaine du port, den Lieutenants und andern Officieren stehen, welche von Zeit zu Zeit die Runde machen und ein wachsames Auge auf Alles haben.

Die Schiffe sind gewöhnlich im innern Dock an Ketten befestigt, und keinem Quartiermeister, deren ein Linienschiff drei, eine Fregatte zwei hat, ist es gestattet, ohne eine schriftliche Erlaubniß des Capitäns es zu verlassen. Das Essen wird den Leuten gebracht, aber sie gehen in ihre Wohnung in die Stadt, da keiner in der Werfte wohnen darf. Die Arbeit wird rasch und mit Lust betrieben, und zeugt von der trefflichen Oberaufsicht. Neben dem Hauptbaumeister sind noch zwei oder drei Gehülfen und fünf bis sechs Eleven, die das Fach studiren wollen.

Von jeher war Cherbourg wegen der trefflichen Schiffsbauten bekannt. Männer, die wohl im Stande sind, ein Schiff vom Kiel bis zu den Masten zu bauen, dienen hier als Arbeitsleute, und ihr Lohn, wenn sie Handelsschiffe bauen oder repariren, übersteigt selten 2 oder 2½ Schilling. Im Durchschnitte kostet der Bau eines Kauffahrers von Eichenholz für die Tonne 140 bis 180 Fr., doch ohne mit Kupfer beschlagen zu seyn. In Jersey, wo die Materialien noch leichter oder eben so gut zu haben sind, ist der Preis 9 Pfd. St., und doch ist die französische Bauart besser.

Das Wachtschiff — gewöhnlich eine Kriegsschaluppe — wird hier von einem Schiffslieutenant, der aber in der That Flaggencapitän ist, commandirt. Dem Admiralsamte präsidirt ein Schiffscapitän erster Classe, dem ein Capitän und Commandeur beistehen. Er hat die Leitung der gewöhnlichen Geschäfte, wie auch die Aufsicht über die Werften. Von ihm hängen auch der Maire, Unterpräfect, der Aufsicht führende Capitän u. s. w. mehr oder weniger ab.

So bedeutend aber Cherbourg auch als Kriegshafen und Schiffswerfte geworden ist und noch werden wird, so gering ist der Handel von hier aus. Nach Portsmouth und London werden nur Obst und Eier, nach Jersey und Guernsey Rindvieh und Schafe geführt. Auch bringen sie Etwas nach Westindien, namentlich Maulesel nach Martinique. Die Straßen und Kaufgewölbe der Stadt sind unbedeutend, doch der Markt am Montag und Donnerstag ist reich besetzt und lebhaft. Uebrigens ist das Land hier bei hoher Fluth sehr leicht Ueberschwemmungen ausgesetzt, da es im Ganzen niedriger liegt als der gewöhnliche Wasserstand in den Docks.

Vermischte Nachrichten.

Im Jahre 1857 wurden über 400,000 Bände fremde Bücher in das russische Reich eingeführt, während in den Jahren 1854 und 55 gegen 500,000, und im Jahre 1856 über 550,000 eingeführt wurden. Die Zahl der im Reich erschienenen Originalwerke beträgt 740, und umfaßt 7871½ Druckbogen; der Uebersetzungen sind 126 mit 1806 Druckbogen: zusammen also erschienen 866 Werke mit 9677½ Druckbogen. An periodischen Schriften kamen unter Aufsicht der Censur des Ministeriums für Volksaufklärung 48 heraus, die nach einem Ueberschlage zusammen 4559 Druckbogen bilden. Im Ganzen beträgt also die Zahl der gedruckten Bogen in Büchern und Handschriften 14,031 Bogen. Die Zahl der gelehrten und zum Unterrichte bestimmten Werke hat sich um ⅘, die Zahl eigentlich literarischer Werke um ⅘ vermehrt; von den erstern sind 1151, von den letztern 85 Bogen mehr als im Jahre 1856 erschienen. (Nordische Biene Nr. 157.)

Ein Lieutenant Hutton macht die Bemerkung, daß die Schlangen, mit denen die indianischen Gaukler ungestraft umgehen, mit Opium gefüttert würden, welches sie ruhig und unschädlich macht. Die Wirkung dieses Mittels dauert nicht über vierzehn Tage oder drei Wochen. Lieutenant Hutton bestätigt diese Thatsache durch eigene Erfahrung: eine vergiftete Schlange, die er gekauft hatte, sey nach Verfluß von drei Wochen, ohne daß er daran gedacht, auf ihn losgestürzt und habe ihn beinahe erwürgt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 205.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Julius 1838.

Wrangells Nachrichten über die russischen Besitzungen in Amerika.

Einem Zufall verdanken wir den Besitz einiger Bogen des obigen schätzbaren Werks, welches diesen Augenblick sich unter der Presse in St. Petersburg befindet. Dasselbe verdient eine besondere Aufmerksamkeit, weil die darin mitgetheilten Nachrichten den frühern Gouverneur jener Colonien, den Admiral Hrn. Baron von Wrangell, welcher der literarischen Welt durch verschiedene wissenschaftliche Forschungen schon rühmlich bekannt ist, zum Verfasser haben, demnach als ganz authentisch anzusehen sind, und man ihnen unbeschränktes Zutrauen schenken darf.

Es ist schätzbar, wie aufrichtig der geachtete Verfasser die commerciellen Verhältnisse der Compagnie und den Zustand der unter ihr stehenden Völker schildert und wie interessant Alles vorgetragen ist. Wir halten es für unsere Schuldigkeit, hinzuzufügen, daß wir gehört haben, wie rühmlich der Verfasser jene Colonien verwaltete, indem er sich nicht darauf beschränkte zum Besten der Gesellschaft aus den vorhandenen Elementen neue Hülfsmittel zu erzielen — da Pelzwerk immer seltener wird, sondern sich auch mit der größten Uneigennützigkeit bestrebte, die Lage jener Völker, welche unter der Compagnie stehen, zu verbessern und ihnen die Wohlthaten des civilisirten Lebens genießen zu lehren.

Kurze statistische Uebersicht der russischen Ansiedelungen in Amerika.

Gränzen. Die Gränzlinie der russischen Besitzungen in Amerika läuft von der Südspitze der Prince of Wales Insel, die unter 54° 40' nördlicher Breite, und zwischen 131° und 133° westlicher Länge von Greenwich liegt, gegen Norden längs des Portland Sundes bis zu dem Punkte des Festlandes, wo sie den 56° n. Br. berührt; geht dann weiter längs des Gebirgekammes, der sich parallel mit dem Meeresufer nach Norden zieht bis an den St. Eliasberg (16,760 Fuß hoch), und von hier endlich bildet die Fortsetzung des Meridians bis an das Eismeer die Gränze zwischen den brittischen und russischen Besitzungen. Alle westlich von dieser Linie gelegenen Länder und Inseln gehören Rußland und werden auf Grundlagen eines allerhöchst verliehenen Privilegiums von der russisch-amerikanischen Handelscompagnie verwaltet. Es gehören dazu die ganze Inselkette der Aleuten, die Commodore- und Kurilischen Inseln bis an die Südspitze der Insel Urup. Die Besitzungen dieser Gesellschaft gränzen demnach im Osten an die Länder der englischen Hudsonsbay-Compagnie, im Westen berühren sie Kamtschatka und Japan, im Norden verlieren sie sich in die Eismassen des Pols. An den Küsten von Neu-Albion hält die Compagnie seit 1812 einen Landstrich am Meerbusen Bodega in Besitz und ist dadurch Nachbarin der frühern spanischen Colonien oder der mexicanischen Staaten geworden.

Eintheilung. Man hat die Besitzungen, um sie zweckmäßiger verwalten zu können, in mehrere Bezirke eingetheilt, die von Westen nach Osten aufgezählt jetzt folgende sind: 1) der Bezirk der Kurilen, 2) der Bezirk von Atcha, 3) der Bezirk von Unalaschka, 4) der Bezirk von Kadjak, 5) der nördliche Bezirk, 6) der Bezirk von Sitka, 7) die Colonie Roß auf der Küste von Neu-Albion. Der Mittelpunkt der Colonialverwaltung ist Neu-Archangelsk auf der Insel Sitka; daselbst befindet sich auch das Hauptcomptoir, welches aus allen übrigen Bezirken Berichte erhält und alle Ausbeute der Jagd einsammelt. Von dem genannten Orte gehen alle Befehle nach den verschiedenen Bezirken aus. Auch werden sie von dort aus mit allen erforderlichen Materialien, Provisionen und Waaren versehen. Einige Worte über Neu-Archangelsk und dessen Gründung werden daher den Zustand der russischen Colonien in Amerika im Allgemeinen erläutern.

Die Aleutischen Inseln, Kadjak, der Kenaiskische Meerbusen, die tschugatskische Bucht und Jakutat (Berings-Bai) wurden bis zum J. 1798 von Fahrzeugen besucht, die einzelnen russischen Kaufleuten gehörten, welche an verschiedenen Punkten ihrer Niederlassungen Redouten und Comptoire hatten. In dem genannten Jahre bildete sich die vereinigte russisch amerikanische Compagnie,*) deren Hauptverwaltung in Amerika dem Commer-

*) Im J. 1799 bestätigte der Kaiser Paul das Reglement der Compagnie, und verlieh ihr auf 20 Jahre Privilegien, die der Kaiser Alexander 1821 wieder auf 20 Jahre ausdehnte. Der Compagnie ist vorgeschrieben, folgende Benennung zu führen: „Unter Sr. Majestät Allerhöchstem Schutze stehende Russisch-Amerikanische Compagnie."

Digitized by Google

zienrath Baranow anvertraut wurde, der sich in Kadjak niederließ. Dieser unternehmende Mann, von Handelsspeculation und der Lust an Erweiterungen angetrieben, stiftete im J. 1796 in Jakutat eine Niederlassung und erbaute ein kleines Fort. Im J. 1799 aber legte er am Sitkameerbusen eine kleine Festung und Ansiedlung an, welche letztere 1802 von den Eingebornen, Kaloschen oder Kaljuschen genannt, zerstört wurde. Im J. 1804 nahm Baranow den Kaljuschen ihre eigene Verschanzung ab und gründete in deren Nähe die Factorei Neu-Archangelsk an derselben Stelle, wo sie noch heutigen Tages steht, unter 57° 2′ 50″ n. B. und 224° 42′ d. L. von Greenwich. Die Ursachen der Besetzung des Sitkameerbusens waren, daß in demselben und den benachbarten Meerbusen sich zu jener Zeit die Seeottern in großer Menge aufhielten. Allein auch außer der reichen Ausbeute, welche sich vom Fange dieser Thiere erwarten ließ, schien die neue Besitzung für die Stiftung einer Hauptfactorei sehr bequem und vortheilhaft gelegen. Ein vorzüglicher Hafen, Waldungen, die das herrlichste Bauholz liefern, große Höhe der Fluth, Ueberfluß an Fischen, kurz alle nothwendigen Erfordernisse eines guten Hafenorts, Schiffswerftes und einer nicht unbedeutenden Niederlassung fanden sich bei dem Sitkameerbusen vor und gewähren noch jetzt Neu-Archangelsk große Vorzüge vor allen andern Besitzungen der Compagnie, obgleich die Seeottern gänzlich verschwunden sind.

Die Gebäude sind ohne Ausnahme von Holz, gehören theils der Compagnie, theils Privatleuten und sind zu Wohnungen für die Beamten und Arbeitsleute bestimmt. Zu diesem Behufe sind Quartiere und Casernen erbaut worden; ferner verschiedene Gebäude für das Hospital, die Schule, das Comptoir, die Packhäuser, die Werkstätte des Hafenorts, ein Arsenal, die Kirche, Badstube u. s. w.

Fast alle Gebäude der Compagnie sind mit Eisen gedeckt. Die Ansiedlung ist von einer Seite durch das Meer beschützt, von den andern Seiten umschließt sie eine hohe Holzwand, die an den wichtigsten Punkten Thürme und wohlbediente Batterien trägt. Die Fahrzeuge liegen der Ansiedlung gegenüber im Hafen vor Anker. Alle Fahrzeuge sind mit Kanonen besetzt. Im Bereich einer der Küstenbatterien liegt gegen Westen am Meeresufer ein Kaljuschendorf, das bisweilen an 1000 Bewohner zählt, sämmtlich Eingeborne. Gegen Osten, längs dem Ufer, ist ein niedrig gelegener Landstrich als Kartoffelfeld benützt worden, sowohl zum Gebrauche der Compagnie, als auch für Privatleute. Moräste, Wälder, hohe und sehr steile Berge umschließen Neu-Archangelsk, in dessen Nähe keine grüne Wiese, kein freundlicher Hain zu sehen ist. Im Jahr 1833 belief sich die Zahl der Bewohner dieser Niederlassung auf 847 Individuen, aus Beamten und Arbeitsleuten bestehend, darunter waren 406 Europäer, 307 Creolen und 134 Kadjakische Aleuten und Kaljuschen, Summa 847, worunter 591 Männer und 256 Weiber.

Bevölkerung der von der Compagnie abhängenden Länder überhaupt.

In allen übrigen Bezirken der Colonie, die von der Compagnie abhängen, mit Ausschluß von Neu-Archangelsk, zählte man in demselben Jahre Europäer 246, Creolen 684, Aleuten und Kadjaker 8882, in Allem 9812, worunter 4918 Männer und 4804 Weiber. In diese Zahl sind weder die Kaljuschen, noch die Völkerschaften im Innern der russischen Besitzungen, noch auch die Stämme, welche westlich vom Kenaiskischen Meerbusen, und nördlich von der Halbinsel Alaschka leben, aufgenommen worden; denn mit ihnen steht die Compagnie nur in Handelsverbindungen. Creolen nennt man im russischen Amerika die Kinder von Europäern und Amerikanerinnen. Die Kinder europäischer Eltern heißen Europäer oder überhaupt Russen, wenn sie auch in Amerika geboren sind und es nie verlassen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Administration der Stadt Paris.

(Schluß.)

Um begreiflich zu machen, wie die Stadt Paris jährlich über 40 Millionen Franken durch indirecte Taxen erheben kann, wird es hinreichend seyn, den Ertrag des Octroi zu analysiren, denn dieses ist die Hauptquelle der Einnahmen. Die Stadt hat in detaillirten Tabellen den Belauf des Octroi von 1836 drucken lassen, von dem hier die Summen folgen. Wein und Weingeist bezahlte 11,804,729 Fr.; Bier, Oel und Essig 2,956,703 Fr.; Fleisch 5,194,722 Fr.; Heu und anderes Futter 1,457,332 Fr.; Bausteine und Kalk 1,495,669 Fr.; Bauholz 1,518 010 Fr.; Brennholz und Kohlen 4,738,660 Fr.; Verschiedenes 528,652 Franken. Dieß umfaßt aber keineswegs alle Steuern, welche diese Gegenstände treffen; z. B. Schlachtvieh bezahlt noch außerdem in zwei verschiedenen Steuern 2,383,000 Fr., und da in Folge des Octroisystems alle Lebensmittel zuerst in den öffentlichen Märkten verkauft werden müssen, so bezahlen sie noch verschiedene Auflagen unter allerlei Namen. Es ist klar, daß diese ungeheure Masse von Consumtionssteuern das Leben in Paris beträchtlich vertheuern müssen; wenn jedoch die Stadt Alles oder den größten Theil dessen erhielte, was jeder Einzelne mehr bezahlt, so wäre nichts gegen das System zu sagen — aber dem ist nicht so, denn die Vertheuerung übersteigt die Summe, welche in die Stadtcasse fließt, unberechenbar. Die Zahl der Wagen und Lastthiere, welche jährlich an den Thoren der Stadt visitirt werden, übersteigt 9 Millionen, und schon der Verzug, der Verlust an Material beim Oeffnen aller Fässer und Kisten beträgt eine sehr bedeutende Summe. Die Postwägen ziehen, um dem Aufenthalt zu entgehen, vor, sich bis in die Bureaux escortiren zu lassen, und eine der Administrationen von Diligencen bezahlt über 30,000 Fr. jährlich für diese Escorten. Die Nothwendigkeit, Alles zuerst auf den Märkten zu verkaufen, bringt eine Classe von Zwischenhändlern hervor, welche natürlich den Preis des Detailverkaufs bedeutend erhöhen, da sie Patent für ihr Gewerb bezahlen, obgleich sie ein an sich völlig unnöthiges Zwischenglied zwischen dem Producenten und Consumenten sind. Der Betrag des Zolls wird nothwendig von dem Groß- und Kleinhändler zum Capital geschlagen, und er ist genöthigt seinen Profit in demselben Verhältniß zu erhöhen, und dieß ist die Hauptursache der Theurung, indem die Kleinhändler mit Lebens-

Digitized by Google

mitteln nur ein kleines Capital anwenden, das sie von Tag zu Tag mit hohen Zinsen umschlagen; ein Hökerweib muß 50 bis 80 Procent von ihrem Capital gewinnen, um leben zu können, und der Käufer bezahlt daher von dem Theil des Preises, welcher dem Zoll zuzuschreiben ist, ebenfalls 50 bis 80 Procent mehr als die Stadt erhalten hat. Ein Holzhändler, der nothwendig auf mehrere Jahre Brennholz vorräthig haben muß, ist natürlich genöthigt, die Zinsen und den mercantilen Profit der Millionen, welche die Stadt auf diese Waaren legt, zu schlagen, und der Consument bezahlt vielleicht das Doppelte des Preises, den die Waare vor dem Thore werth ist, obgleich die Stadt nur $^1/_{10}$ oder $^1/_5$ desselben erhalten hat. Doch es bedarf weiter keines Beweises, daß wenn man den Kaufmann zwingt, sein Capital zu verdoppeln, die Waare ums dreifache steigen muß, und darin liegt das Verderbliche indirecter Consumtionssteuern.

Daher kommt es, daß die Stadt langsam an Bevölkerung zunimmt, während alle Städte und Dörfer um sie herum sich mit unbegreiflicher Schnelligkeit ausdehnen, eine Menge Etablissements sind hier unmöglich, weil das Brennmaterial und das Leben der Arbeiter zu theuer ist, und der beständige Zeitverlust und die Plage aller Art, die mit dem Octroi verbunden ist, wird für jedes große Geschäft eine sehr bedenkliche Schwierigkeit. Hätte London ein Octroi wie Paris, so wäre es nie geworden, was es ist, und doch ist London eine besser gepflasterte, besser beleuchtete, besser mit Wasser versehene Stadt als Paris, obgleich die Administration der Aldermen weniger intelligent ist als die eines hiesigen Präfecten. Das englische System, die Bedürfnisse der Stadt durch directe Hausteuern zu befriedigen, ist besser, weil es dem Besteuerten nicht mehr nimmt als die Stadt direct erhält, und weil es allem Handel, Wandel und Gewerbe alle denkbare Freiheit läßt. Ich will nur an Einem Artikel die Folgen des hiesigen Systems zeigen, an Wein. Paris hat im J. 1836 im Ganzen 914,025 Hectoliter Wein in Fässern und 8359 Hectoliter in Bouteillen eingeführt. Dieser Wein bezahlt Eingangszoll für die Stadt 11 Fr. 55 Centimen, und für den Staat 8 Fr. 80 Cent., also im Ganzen 20 Fr. 35 Cent., d. h. etwa eben so viel als der Ankaufspreis der gewöhnlichen Sorten. Der Erfolg ist, daß die Einfuhr nicht Ein Hectoliter per Kopf beträgt, während in den Provincialstädten im Süden (wo die Taxe weit niedriger ist), die Einfuhr per Kopf 2 bis 3 Hectoliter ist: in Mont de Marsan beträgt die Einfuhr 419 Litre, in Larochelle 312 u. s. w. In Lyon, einer weit ärmern Stadt als Paris, wo die Octroi $5^1/_2$ Fr. beträgt, werden 152 Litres per Kopf eingeführt, und in den Vorstädten von Lyon, welche doch nur von armen Arbeitern bewohnt werden, wo aber die Octroi nur 85 Centimes beträgt, steigt die Consumtion sogleich auf 280 Litres. Die Quantität, die in Paris verzollt wird, ist bei weitem zu klein für das Bedürfniß, aber dafür sorgt der Weinhändler, dem die hohe Steuer eine Prämie zur Verfälschung gibt, der er nicht widersteht. Er führt daher starken Wein aus dem Süden ein und mischt ihn mit Wasser, das auf Weinhefe gegohren hat und mit andern ähnlichen Mischungen; wenn das Gemisch zu schwach ist, verbessert er es mit Weingeist, wenn es sauer wird, schmiert er es auf alle Art. Man hört bisweilen, daß das Gericht einige Hundert Fässer verfälschten Wein auf die Straße schütten läßt, aber dieß geschieht nur, wenn man ihn mit mineralischen Substanzen gar zu unverschämt vergiftet, und der gewöhnliche Weinhändler versteht seinen Code zu gut, um sich so fassen zu lassen. Die Folge ist, daß die guten Gewächse zu Grund gehen, denn der Weinbergbesitzer, um sich gegen die Concurrenz dieses Gemisches zu halten, sieht vor allem auf Quantität, und alle Weinberge auf 100 Stunden von Paris, sind durch dieses System ruinirt worden; sie rücken täglich in die Thäler herab, die mit vielausgebenden groben Reben bepflanzt werden, und so ein der Pariser Fabrication ähnliches, schlechtes Product liefern. Daher kommt es, daß die Ausfuhr von Wein nicht zunimmt, während die französische Ausfuhr im Ganzen seit 20 Jahren sich verdoppelt hat. Sie betrug im Jahre 1815, 45 Mill. Fr., im J. 1825 etwas über $44^1/_2$ Mill., und im J. 1835 etwas über 46 Millionen, und man hat kürzlich erlebt, daß Champagnerweine aus der Schweiz durch Frankreich nach Havre zur Ausfuhr nach Amerika transitirt haben. Eine andere klägliche Folge des Systems ist, daß die große Verschiedenheit des Weinpreises zwischen dem Innern der Stadt und der Umgegend die Arbeiter verleitet, sich Sonntags und Montags außerhalb der Thore bestialisch zu betrinken. So viel ist gewiß, daß Frankreich dieses übertriebene System indirecter Steuern theuer bezahlt, und daß die Stadt Paris Alles anwenden sollte, ein System directer Taxen anzunehmen, ihre Thore zu öffnen, ihre Zölle (die sie jährlich 1,950,000 Fr. kosten) zu entlassen, und die zahllosen Schmuggler auf ein ehrliches Gewerbe zu verweisen, auch wenn sie sich anfangs einschränken, und auf einige Bauwerke verzichten, oder wenn sie sich weigern müßte, für ihre Polizei sieben Millionen jährlich zu bezahlen, ohne daß man ihr Rechenschaft darüber ablieferte. Bei der gegenwärtigen großen industriellen Bewegung braucht Frankreich vor allem Freiheit in seinem innern Verkehr, und die Zerstörung der Menge von inländischen Zöllen, wie sie kein civilisirtes Land mehr hat. Als Hr. v. Villele die directe Steuer um 50 Mill. herabsetzte, hätte er den Städten erlauben sollen, sie an der Stelle ihrer Octrois beizubehalten, aber man wollte die Zahl der Wähler vermindern, und diese Maaßregel hätte sie vermehrt. An solchen heillosen Rücksichten scheitert der Wohlstand eines Landes.

Nishnij-Nowgorod oder Nishegorod.

(Nach dem russischen Journal des Ministeriums des Innern, Jahrgang 1837, und Dorpater Jahrbücher Band 3.)

Nishnij-Nowgorod, die Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements, liegt unter 56° 19′ 40″ N. B. und unter 61° 40′ 34″ O. L. auf der großen Heerstraße von Moskwa nach Sibirien, am Zusammenflusse der Oka und Wolga, theils auf der Hochebene des rechten, sehr hohen Ufers dieser Flüsse, theils längs dem steilen Abhange derselben bis dicht am Wasser, und bildet so mit den zahlreichen Kuppeln vieler Kirchen*) und den verschieden gestalteten Thürmen der alterthümlichen

*) Nishnij-Nowgorod zählt deren 45. Unter diesen befindet sich auch eine lutherische und eine armenische Kirche und eine katholische Hauskirche.

Digitized by Google

Festung ein reizendes Panorama. Die steinerne Ringmauer, 5 Faden (35 Fuß) hoch und über 1000 Faden (7000 Fuß) im Umkreis, mit 11 (früher 13) Thürmen, von denen 7 rund und die übrigen viereckig sind, deren Bau von dem Fürsten Boris Constantinowitsch im Jahre 1570 begonnen und im Jahre 1508 auf Befehl des Großfürsten Wassilij Iwanowitsch beendigt wurde, umschließt nur den ältesten, kleinsten Theil der Stadt. Ihre glückliche Lage an der Vereinigung zweier schiffbaren Ströme beförderte das Wachsthum derselben und die Vermehrung der Einwohner dergestalt, daß sich die Stadt allmählich nach allen Richtungen außerhalb der Ringmauer bedeutend erweiterte, und während sie unter der Regierung des Czaren Michael Fedorowitsch Romanow zwar schon 1400 Häuser, 25 Kirchen und 5 Klöster hatte, dennoch im Jahre 1787 schon das Doppelte, nämlich gegen 2800 Häuser zählte, von denen jedoch damals nur 25 von Stein erbaut waren. Nach den Zählungen vom Jahre 1835 befanden sich in der Stadt 15,571 Einwohner männlichen und 9424 weiblichen Geschlechts, zusammen 24,995. Nach officiellen Angaben vom Jahre 1837 hat Nishnij-Nowgorod 50 Fabriken mit 2557 Arbeitern, 558 Kaufläden, 4 Garküchen, 4 Conditorläden, 20 Weinhandlungen, 16 Porterbuden, 42 Einfahrten, 27 Gasthäuser und 26 Trinkhäuser. Hier befinden sich auch große Vorrathsmagazine für das in den Nowousol'schen und Lenwen'schen Salzsiedereien gewonnene Salz, an Quantität circa 4 Millionen Pud (1,600,000 Centner) jährlich. Im Jahre 1836 bestimmte die Regierung aus diesen Magazinen 5 Millionen Pud zum Verkauf. An Lehranstalten sind hier 1 Seminar, 1 Gouvernements-Gymnasium und 5 niedere Schulen; vor kurzem ist auch eine öffentliche Bibliothek angelegt worden. Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehört der zum Andenken an die Vaterlandsbefreier Minin und Pozharskoi errichtete 75 Fuß hohe Obelisk aus finnischem Marmor, dessen Fußgestell mit den Bildnissen dieser Männer geziert ist. Aber die größte Merkwürdigkeit zu Nishnij-Nowgorod ist der dortige Jahrmarkt, als der Centralpunkt des gesammten russischen und asiatischen Handelsverkehrs; ein Markt, der wegen des ungeheuren Umfanges und in Beziehung auf den großen Zusammenfluß von Handelsleuten aus allen Gegenden des weiten russischen Reichs sowohl, als auch aus verschiedenen europäischen und asiatischen Ländern gegenwärtig zu den berühmtesten in der Welt gehört. Seine Bedeutsamkeit beruht auf der Nothwendigkeit des gegenseitigen Austausches der Erzeugnisse zweier Welttheile, deren Bewohner zu solchem Zwecke jährlich an diesem Orte zusammenkommen, welcher durch seine Lage von der Natur selbst zum bequemen Umtausche jener zahllosen Producte der Landwirthschaft und des Kunstfleißes bestimmt scheint. Den Transport dieser Producte sowohl nach Nishnij-Nowgorod, als von hier aus nach den entlegenen Gegenden des Reichs erleichtert, außer andern in dem Klima Rußlands begründeten Umständen, vorzüglich der Zusammenfluß der beiden bedeutenden Ströme, die sich hier vereinigen. — Sibirische Kaufleute bringen ungeheure Quantitäten der zu Kjachta eingetauschten Waaren und des Ertrages der Pelzwildjagd hieher, um sich wieder mit dort gesuchten europäischen Waaren zu versorgen, welche sie zu Wasser nach Perm und von dort mit erster Schlittenbahn nach dem Ort ihrer Bestimmung versenden. Handelsleute aus Mittelasien finden hier nach sechsmonatlicher höchst beschwerlicher Karawanenreise, eben so wie Perser und Bucharen, einen vortheilhaften Absatz für kostbare orientalische Luxusartikel, und für die Reichthümer Daghestans und der Kaukasusländer, wogegen sie die Erzeugnisse europäischen Kunstfleißes eintauschen, und durch ihre Einkäufe die Magazine der russischen Fabricanten leeren. — Hier ist der Marktplatz für die jährliche Ausbeute roher Metalle aus dem Ural und sibirischen Gebirgen und des Fischfanges auf dem kaspischen Meere, so wie für die zahllosen Colonialwaaren und für die kostbaren Erzeugnisse der europäischen Industrie. Mit Einem Worte, hier treibt Europa den Handel mit Asien, und dieser wichtige Punkt des Welthandels übt auf die augenscheinlich fortschreitende Cultur Rußlands den wohlthätigsten Einfluß. Wenn auch, wie in neuern Zeiten fast überall, der sogenannte Kleinhandel gesunken ist, so hat doch der Handel im Großen auf diesem Weltmarkt in dem Maaß an Wichtigkeit gewonnen, als die industriellen Kräfte Rußlands selbst an Bedeutung zunehmen.

Im 16ten Jahrhundert war Kasan noch der Hauptpunkt für den Handel Rußlands mit Asien. Aber schon der Großfürst Wassilij Joannowitsch bestimmte im Jahre 1521, theils um den feindseligen Kasanern Abbruch zu thun, theils wegen der Nothwendigkeit eines allgemeinen Marktes für die untern Wolgaländer des damaligen Rußlands, Makarjew, als einen vortheilhaft gelegenen Platz, zum Jahrmarktsverkehr, und verbot seinen Unterthanen den Besuch des Kasan'schen Sommermarkts. — Anfangs kamen jedoch die fremden Kaufleute nur ungern zum Waarenaustausche nach Makarjew, weil die innern Zehden in Rußland und die feindselige Stellung zu den Tataren ihre Sicherheit gefährdeten, und überhaupt stand dem Aufblühen des neuen Marktes darin eine große Schwierigkeit entgegen, daß man die bisherige Richtung der Asiaten auf Kasan nicht so leicht willkürlich auf einen andern Ort umwandeln konnte. Ein Jahrhundert später (im Jahre 1624 unter der Regierung Michael Fedorowitsch's) wurde indeß das von dem Khan Ulu-Machmet zerstörte Kloster des heiligen Macarius wieder hergestellt, und nun gab der große Zusammenfluß frommer Wallfahrer auch dem Handelsverkehre neues Leben, zumal da die Mönche sich bestrebten, die Wichtigkeit des Jahrmarkts zu heben. Dessen ungeachtet beschränkten sich die Handelsgeschäfte daselbst lange Zeit bloß auf den Austausch der umliegenden und benachbarten Provinzen, und erst gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts verbreitete sich der Ruf Makarjews und des gegenüberliegenden Dorfes Lyskowo immer weiter, und namentlich ersieht man aus einer Verordnung vom Jahre 1691, daß auch schon Ausländer den dortigen Markt zu besuchen pflegten. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Makarjew, Kreisstadt im Nishegorod'schen Gouvernement mit einem Hafen, liegt unter 56° 5′ 8″ N. B. und 62° 44′ 57″ O. L., 94 Werste von der Gouvernementsstadt entfernt, auf dem linken Ufer der Wolga, und wird auf drei Seiten von einem Landsee, dem heiligen See, umgeben. Außerdem befinden sich in der Stadt selbst noch drei kleine Seen. Einige Kaufleute und Bürger handeln mit Holz und verfertigen Kisten, doch ist dieser Erwerbszweig von keiner Bedeutung. Seit der Versetzung des Jahrmarkts nach Nishegorod ist dieser Ort, der, eben so wie das gegenüberliegende Dorf Lyskowo, nur durch diesen Markt berühmt und bedeutend geworden war, ganz herabgekommen, und gegenwärtig befindet sich außer dem Kloster des heiligen Macarius daselbst nichts Merkwürdiges. — Lyskowo ist jedoch, obgleich es durch das Eingehen des Jahrmarkts zu Makarjew gleichfalls viel verloren hat, noch immer ein sehr wichtiger Ort an der Wolga, da es einen sehr vortheilhaft gelegenen Hafen hat, aus welchem in jedem Sommer bedeutende Getreidevorräthe verschifft werden. Von der Bedeutsamkeit des Getreideabsatzes zeugt die Menge der hier angelegten Mühlen: gegen 50 Windmühlen und etwa 50 Wassermühlen. Die Einwohner von Lyskowo (circa 4000) beschäftigen sich auch mit der Leinwandfabrication, zu welchem Behuf sie eine sehr große Quantität Flachs bauen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 206.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Julius 1838.

Orientalische Literatur in Paris.

Paris, den 27 Junius.

Silvestre de Sacy hat der königlichen Bibliothek seine handschriftlich gebliebenen Arbeiten vermacht, und man ist mit der Ausscheidung derselben beschäftigt, findet aber weit weniger, als man vermuthet hatte. Man hat bis jetzt nur einen ausführlichen Auszug aus Makrizi's Beschreibung von Aegypten und eine Beschreibung der Stadt Fez gefunden. Er scheint sich mit großer Stätigkeit, mit jeder Arbeit, die er einmal unternommen hatte, beschäftigt zu haben, bis sie fertig war, und sie dann herausgegeben zu haben. Es ist interessant, den Zustand, in dem man die Papiere eines großen Gelehrten findet, zu beobachten, und daraus auf die Art zu schließen, in der er arbeitete, und die natürlich immer das Gepräge seines Geistes trägt. Bei Remusat fand man beinahe keine Papiere, selbst über Gegenstände, an denen er seit Jahren arbeitete; er häufte alle Materialien im Kopfe an, bis er sie vollkommen classificirt und geordnet und seinen Ideen ihre definitive Form gegeben hatte, wo er sie dann auf Einmal aufs Papier warf und in die Druckerei schickte, ohne mehr etwas daran zu ändern. Bei Saint Martin fand man dagegen eine fast unbegreifliche Menge von theils angefangenen, theils ganz fertigen, aber nicht zum Druck revidirten Werken: wenn er einmal seinen Gegenstand durchlaufen und sich selbst darüber Genüge gethan hatte, so eilte er zu einem neuen Studium, ohne sich der ihm verhaßten Mühe des Durchsehens und Druckenlassens zu unterziehen. Daher kommt es, daß einer der gelehrtesten und arbeitsamsten Männer der Zeit so wenig herausgegeben hat. Die Regierung läßt seinen Nachlaß drucken, es ist aber noch nichts erschienen, obgleich der erste Band, wo nicht völlig, doch ziemlich fertig seyn muß. Der Minister der öffentlichen Erziehung hat auch beschlossen, was man von Remusats chinesischer Naturgeschichte gefunden hat, drucken zu lassen; es versteht sich, daß die obigen Bemerkungen nicht auf ein Werk dieser Art anwendbar sind, und daß man nothwendig Materialien zur Nomenclatur der Pflanzen und Thiere vorfinden müßte, doch sind auch hier alle Details ungeschrieben geblieben. Bei Klaproth fand man wenig oder nichts; er begann den Druck, sobald einige Bogen Handschrift fertig waren und vollendete das Werk, während er die frühern Correcturbogen besorgte.

Von neuen orientalischen Werken ist nicht viel zu sehen: das wichtigste, das angekündigt wird, ist ein arabisch-persisch-türkisches Lexikon von Quatremère in drei Foliobänden; es ist bekannt, daß er dazu seit vielen Jahren ungeheure Materialien aufgehäuft hat, und im Fall das Werk wirklich erscheint, würde es eine große Lücke in der Literatur ausfüllen, denn alle bisherigen orientalischen Lexika sind ohne Ausnahme nicht aus den Schriftstellern gezogen, sondern nur Uebersetzungen orientalischer Lexikographen, welche natürlich für das Bedürfniß europäischer Gelehrten immer große Lücken lassen. Wir brauchen Lexika mit Beweisstellen, und dieß verspricht Quatremère. Die erste Lieferung des biographischen und bibliographischen Lexikons von Ibn Challikan, herausgegeben von Slane, ist bei Didot erschienen; es ist ein Werk von großem Interesse und soll in 9 Lieferungen, die zwei Quartbände bilden und 90 Franken kosten sollen, vollendet werden. Es ist ein Werk von großem Interesse, das zusammen mit Flügels Hadschi Chalfa eine dem Orientalisten unentbehrliche, bibliographische Bibliothek bildet. Der längst versprochene zweite Band der Collection Orientale, welche die Regierung herausgibt, soll endlich in einigen Wochen erscheinen und den ersten Theil des Buchs der Könige von Firdusi enthalten. Der dritte Band soll den ersten Theil des Brahmapurana enthalten, dessen Druck schon begonnen ist. Die Reise von Jacquemont nach Indien fährt fort zu erscheinen, es ist aber ein höchst unbedeutendes Buch; die Regierung hat dazu 100,000 Fr. unterschrieben, die besser angewendet werden könnten.

In chinesischer Literatur ist seit langer Zeit nichts erschienen, als vor wenigen Tagen unter dem Titel Théâtre chinois par Bazin, die Uebersetzung von vier Dramen, mit einer nicht sehr interessanten Vorrede, welche durch eine unnöthige und den Leser unangenehm berührende Bitterkeit gegen Abel Remusat entstellt ist. Die Uebersetzung selbst ist ein sehr guter Beitrag zur Kenntniß des Orients. Loiseleur des Longchamps hat in der Vorrede zu einem neuen Abdruck von Gallands Uebersetzung von 1001 Nacht die Thesis von Schlegel über den Ursprung dieser Er-

Digitized by Google

zählungen aufs neue ausgeführt, ohne jedoch neue Gründe dafür zu finden, deren freilich die unstreitig wahre Theorie von Schlegel nicht bedurfte. Es war einer der wenigen Punkte, in denen sich Sylvestre de Sacy völlig getäuscht hatte.

Die asiatische Gesellschaft hat gestern ihre jährliche Sitzung gehalten. Sie ist offenbar im Fortschritt, ihre Verbindungen mit dem Orient wachsen täglich an, und dehnen sich schneller aus als ihre Mittel, um davon Gebrauch zu machen; ihr Journal wird sichtbar besser, und man hat einige interessante Abhandlungen angekündigt, die in den nächsten Monaten erscheinen sollten, z. B. die Entdeckung der himjaritischen Sprache von Fresnel, einige Aufsätze von Joseph Müller in München über Pehlwisprache, zu deren Druck die Gesellschaft Pehlwischriften stechen ließ, und wichtige Beiträge von Jacquet zu den Entdeckungen von Burnouf und Lassen über persepolitanische Inschriften. Diese Entdeckungen haben von Seiten der Engländer einen sonderbaren Widerstreit gefunden; ein Hr. Romer in Bombay, der Oberst Vans Kennedy und H. Wilson haben sie mit vieler Heftigkeit angegriffen, und die alte Hypothese, daß das Pehlwi und Zend keine Sprachen, sondern Betrügereien der Parsen seyen, noch einmal aufgewärmt. Es gibt Leute, welche glauben, die Kritik bestehe darin, überall Betrug zu vermuthen und das Alterthum jedes Monuments zu läugnen; aber wenigstens Wilson hätte sich erinnern können, daß seine ähnliche Theorie über die Neuheit des Buddhismus durch die Entdeckungen von Hodgson und Remusat zu Rauch geworden ist, und sich enthalten, über Dinge, von denen er nichts versteht, so absprechend zu schreiben. Man sieht hier wenig erscheinen, das ganz besonderes Talent verräth, aber die Wissenschaft ist in einem gesunden Zustand, es wird ein Stein nach dem andern zu dem Gebäude einer künftigen Geschichte des Orients ausgegraben und zubehauen, und zu viel Anderm ist es auch nicht Zeit. Es ist kaum 30 Jahre, daß die orientalische Literatur eine selbstständige, von der biblischen unabhängige Existenz hat, und daß man sich um den Orient um seiner selbst willen bekümmert. Die Masse von dem, was zu thun ist, genügt für die Studien einiger Jahrhunderte, und so lange das Publicum für diese Arbeiten noch zu klein ist, um die Kosten des Drucks orientalischer Werke zu bezahlen, ist an keine große Beschleunigung der Herausgabe zu denken; Regierungen und gelehrte Gesellschaften thun Einiges, und Individuen bringen viele und größere Opfer, als man vermuthen sollte; aber es ist bis jetzt eine Treibhauspflanze, die nur dann erst recht gedeihen wird, wenn sie groß genug geworden ist, um die freie Luft zu ertragen und keine künstliche Beschützung mehr zu erfordern.

Wrangells Nachrichten über die russischen Besitzungen in Amerika.

(Fortsetzung.)

Unterhalt der Bewohner auf Neu-Archangelsk.

Außer dem Getreide, gesalzenem Fleisch und Butter, welches in Californien eingekauft wird, machen frische und gesalzene Fische das Hauptnahrungsmittel aus. Im Februar oder März erscheinen Häringe und unmittelbar darauf bis zum October Salmo Erythräus, Salmo gibberus und andere Fische. Zum Wintervorrath werden von diesen Fischgattungen 50 bis 60,000 Stück eingesalzen, wozu man mehr als 1000 Pud Salz verbraucht. In jeder Jahrszeit angelt man Schollen, wohl an 900 Pud im Jahre. Die arbeitende Classe nährt sich während 4 Monaten im Jahre von gesalzenen Fischen, die übrigen 8 Monate von frischen. Die Beamten versorgen sich durch Gemüsegärten mit Kartoffeln, Rüben, Kohl und anderm Gemüse. Unsere Nachbaren, die Koljuschen, die sich jetzt an die Russen gewöhnt haben und freundlicher geworden sind, versorgen den Markt regelmäßig mit Rehen, Fischen, Schalthieren, Wild und im Sommer mit Beeren, Wurzeln ꝛc.

Ungefähr zwölf italienische Meilen von dieser Niederlassung ist unweit des Sitka-Meerbusens ein großer, der Sage nach grundloser See, welcher sich durch einen äußerst reißenden, einer Stromschnelle ähnlichen Fluß ins Meer ergießt. Dieses Wasser treibt eine Mahlmühle und seit 1833 auch eine Sägemühle. *) Diese letztere ist die zweite an der ganzen Westküste Amerika's bis zum Aequator und auch wahrscheinlich bis zum Cap Horn. Ihrer vortheilhaften Lage nach behauptet sie ohne Zweifel den ersten Rang, und versorgt sowohl die Sandwichs-Inseln als auch die andern Orte, mit welchen die Compagnie in Verbindung steht, mit Brettern und Blöcken von Lärchenbäumen und Tannen. Unweit derselben sind heiße Schwefelquellen, wo eine Badeanstalt und ein für Kranke eingerichtetes Haus angelegt worden ist, — in wohlthätiges Geschenk der Natur gegen chronische Uebel und Rheumatismen, die das hiesige feuchte Klima so häufig erzeugt.

Die Koljuschen.

Von diesen ist jetzt durchaus keine Gefahr zu befürchten. Dieses Volk ist in einer unlängst erschienenen Reise um die Welt unrichtigerweise als höchst gefährlich geschildert worden. Seit zehn Jahren wagen es die Koljuschen nicht mehr, bei den Fahrten auf dem Meerbusen irgend ein Hinderniß in den Weg zu legen. Täglich werden von Neu-Archangelsk Arbeiter in die Wälder geschickt, Boote zum Fischen abgefertigt, und nie fällt die geringste Unannehmlichkeit vor. Es versammeln sich zwar Koljuschen in der Colonie, und bisweilen in ganz bedeutender Anzahl, besonders während der Kaviar bereitet wird und die Häringe gesalzen werden; ihre Tojone (Anführer) werden auch wohl zu dem Oberdirector eingeladen, und in seinem Hause bewirthet, aber von Avancen vor dem Beginne der Jagd, noch von Drohungen jener Wilden, oder ihren dringenden Forderungen wissen wir jetzt irgend etwas.

Capellen, Bibliothek ꝛc. der Colonie.

Der wirkliche Kammerherr Resanow, der im Jahre 1805 als Bevollmächtigter der Compagnie in die Colonie kam, und von menschenfreundlichen Zwecken beseelt, den Handel nur als

*) Die Hudsonsbai-Compagnie hatte am Columbiaflusse schon früher eine Schneidemühle angelegt, welche zu ihrer Zeit die einzige jener Küste war.

Digitized by Google

ein Mittel zu schnellerer Erreichung seines edlen Ziels betrachtete, legte in den Colonien den Grund zu verschiedenen wohlthätigen Anstalten, und auch zu solchen, die zu schnellerer Verbreitung einiger Aufklärung in diesen entfernten Gegenden dienen konnten. Aber sein nur kurze Zeit dauernder Aufenthalt, und sein bald nach der Abreise nach Rußland erfolgter Tod, erlaubten ihm nicht, seine Plane zur Reife zu bringen. Mit Bedauern muß man gestehen, daß nach Hrn. v. Resanow die Compagnie nicht immer aus demselben Gesichtspunkte die ihr von der Regierung anvertraute Colonie betrachtet hat. Die von demselben angelegte, nachdem vergrößerte Bibliothek besteht jetzt aus 1700 Bänden, sowohl in russischer als auch in fremden Sprachen verfaßter Werke, und 400 Hefte periodischer russischer Schriften, und kann von Jedermann benutzt werden. Dem Wunsche der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften gemäß beschäftigt man sich seit 1833 in Neu-Archangelsk mit magnetischen Beobachtungen in einem eigens dazu errichteten Pavillon. Die Colonie besitzt 4 Kirchen und 5 Capellen. In allen Bezirken, wo sich Comptoire befinden, gibt es Krankenhäuser, in denen jeder, der Hülfe bedarf, sie auf Kosten der Compagnie erhält. In Kadjak, Unalaschka, Atcha und Neu-Archangelsk sind Schulen eingerichtet, in denen auf Kosten der Compagnie an 90 Knaben erzogen, unterhalten und unterrichtet werden, wofür sie derselben zehn Jahre dienen müssen, in Kadjak und Unalaschka sind überdieß Waisenhäuser für elternlose Mädchen angelegt, deren 30 auf Kosten der Compagnie in allen weiblichen Arbeiten geübt werden.

Viehzucht, Fabriken, Schiffbau und Schifffahrt.

Auf verschiedenen Inseln hatte die Compagnie 220 Stück Hornvieh. In der Colonie Roß aber war der Viehstand ungleich bedeutender, denn man zählte 719 Stück Hornvieh, 605 Schafe, 415 Pferde, und eine nicht unbedeutende Anzahl von Schweinen, Hühnern, Enten, Gänsen, Truthühnern. Alles dieses ist Eigenthum der Compagnie. In Kadjak und Roß sind Gerbereien und Ziegelhütten, im letztern Ort wird auch aus Schafwolle Filz bereitet, und man macht dort Unterlagen zu Sätteln. Seit langer Zeit hat die Compagnie sich bemüht den Schiffbau in den Colonien empor zu bringen. Das erste und thätigste Werft war in Ochotsk, wo die Schiffe aus Lärchenholz von vorzüglicher Güte gebaut wurden. Vom Jahre 1799 bis 1810 lieferte dasselbe 14 Fahrzeuge, meist Brigs von 150 bis 200 Tonnen. Die Colonie Roß lieferte von 1816 bis 1824 4 Brigs aus Eichenholz von 160 bis 200 Tonnen. Außerdem baute man auch auf Kadjak, im Hafen Woskresensk und in Jakutat aus Lärchenholz verschiedene Fahrzeuge. Jetzt baut man aber nur Schiffe in Neu-Archangelsk, wo man im Jahre 1810 eigentlich erst den Anfang machte, mit einer Brig von 160 Tonnen, 1 Fregatte von 320 und einem Schooner von 120 Tonnen. Daselbst bedient man sich zu den Rippen des Schiffs einer Art Cypressenholz, das dort duschnoje derewo (wohlriechendes Holz) genannt wird, und sich durch seine Dichtigkeit, Trockenheit und merkwürdige Leichtigkeit ganz besonders für den Schiffsbau eignet; vorzüglich aber für den Bau von Ruderbooten, welche die Compagnie nicht nur zum eigenen Gebrauch, sondern auch zum Verkauf an Ausländer erbaut. Zur Bekleidung der Fahrzeuge braucht man Lärchen- und zum Verdeck Tannenholz; letzteres ist indessen nicht dauerhaft, da es auf feuchtem Boden wächst. Im Ganzen ließ die Compagnie bis 1834 aus ihren eigenen Mitteln 41 Fahrzeuge erbauen, wovon sie jetzt 13 Fahrzeuge von zusammen 1565 Tonnen (worunter 3 Dreimaster) in Besitz hat. Dieselben sind mit vieler Kunst und Sorgfalt gebaut, mit Kupfer beschlagen, bewaffnet, equipirt, und haben die Nettigkeit und Eleganz von Kriegsfahrzeugen, indem einige von Marine-Officieren commandirt werden. Zu jeder Jahreszeit laufen aus Neu-Archangelsk Schiffe nach den verschiedenen Bezirken, ferner nach Ochotsk, Californien und den andern Küstenländern Nord- und Südamerika's, und nach den Sandwich Inseln; die Navigation in diesen Gewässern ist, mit Ausnahme der nördlichsten Gegenden, während des ganzen Jahres offen. Ein deutlicher Beweis, wie mäßig kalt die Winter auf der Nordwestküste Amerika's seyn müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Uebergabe Adens an die Engländer.

Ein indisches Blatt enthält hierüber Folgendes: Der Sultan von Aden hat den Engländern diese Stadt gegen eine jährliche Entschädigung übergeben. Diese Stadt, welche von der Compagnie zur Kohlenniederlage benutzt werden soll und den besten Hafen im rothen Meere besitzt, wird nicht allein die Dampfschifffahrt in diesem Meere bedeutend begünstigen und unterstützen, sondern erleichtert auch sehr den Zugang zu dem besten Kaffeebezirk Arabiens, und zu den Producten Yemens und Abyssiniens. Die Türken sollen sich viele Mühe gegeben haben, sich den Besitz zu sichern, und würden wahrscheinlich ihren Zweck erreicht haben, wenn der Sultan nicht den Tractat mit den Engländern eingegangen hätte. Sobald die brittische Flagge dort wehen wird, was bis jetzt durch einige kleine Schwierigkeiten noch verhindert worden, so wird Aden ohne Zweifel bald Mokka in Schatten stellen und seinen Fall herbeiführen, da es wohl nie auch nur die Hälfte seines gegenwärtigen Handels erhalten haben würde, hätte der verstorbene Sultan von Aden nicht so übertriebene Auflagen von allen Handelsgegenständen erpreßt. Auch den Freunden des Alterthums wird durch diese Besitznahme der Zugang zu manchem Denkmale der Vorzeit geöffnet werden, und die Gegend soll daran sehr reich seyn.

Uishnij-Nowgorod oder Uishegorod.

(Fortsetzung.)

Seit der Regierung Peters des Großen stieg nun der Handel auf dem Jahrmarkte zu Makariew in demselben Maaß, in welchem die Civilisation Rußlands selbst wuchs, und die politischen Verhältnisse dieses Reichs zu den übrigen Mächten Europa's und Asiens an Bedeutung gewannen, bis er endlich zu einem der wichtigsten Handelsplätze Europa's wurde.

Zur Niederlage der Waaren dienten anfangs bloße Strohhütten, für welche die Krone gegen 800 Rubel an Abgaben bezog, bis endlich die Regierung im Jahre 1750 einen großen hölzernen Kauf- oder Packhof mit 800 Buden erbauen ließ, welche mit Inbegriff der übrigen

Digitized by Google

Verhältnisse, bald nach Errichtung der Statthalterschaften, dem Staat ein jährliches Einkommen von 80,000 Rubeln gewährten. Im Jahre 1809 wurde die Zahl der Buden des Kaufhofes von der Regierung mit einem Kostenaufwande von 600,000 Rubeln bis auf 1400 vermehrt, und die jährliche Einnahme davon, so wie von den noch außerdem für die Jahrmarktsdauer aufgeschlagenen Gezelten, stieg auf 126,000 Rubel. Nachdem aber am 18 August 1816 eine Feuersbrunst diesen Kaufhof völlig in Asche gelegt hatte, wies die Regierung, in Berücksichtigung der gegenwärtigen Begränzung des Reichs, einen andern noch besser gelegenen Ort für diese Handelsversammlungen an, deren erste Idee dem Großfürsten Wassilij Joannowitsch angehört.

Im Jahre 1817 wurde nämlich der Jahrmarkt nach Nishnij-Nowgorod verlegt. Der gegenwärtig dazu angewiesene Platz befindet sich auf dem linken Ufer der Okka, dort, wo dieser Fluß durch seine Einmündung in die Wolga mit diesem Strom eine niedrige, aber sehr geräumige Landzunge bildet, die den Namen Strjelka führt. Der Jahrmarkt steht mit dem untern Theile der Stadt vermittelst einer hölzernen, 8 Faden (56 Fuß) breiten und 250 Faden (1750 Fuß) langen Brücke in Verbindung. Da das jährliche Austreten der Wolga im Frühjahre den Jahrmarktsplatz jedesmal unter Wasser setzte, so wurde es nothwendig, diesen durch einen Damm von Erde um 6 Faden zu erhöhen. Um die zu einer solchen Erhebung erforderliche Erde zu gewinnen und den Kaufleuten die Bequemlichkeit zu gewähren, ihre Waaren aus den Wasserfahrzeugen so nahe als möglich bei den Buden auszuladen, wurde auf drei Seiten des Jahrmarktsplatzes ein Canal gezogen und durch den Meschtscherskischen See mit der Wolga in Verbindung gebracht; die Buden selbst wurden auf eingerammten Pfählen erbaut. Die Ausführung dieses großartigen Planes zur Einrichtung des Nishegorod'schen Jahrmarktes kostete 11 Millionen Rubel. — Hinter der Okkabrücke, auf einer sandigen Fläche vor dem Jahrmarkte, wurde eine Menge von Behältnissen zu Niederlagen für große Quantitäten Eisen, Gußeisen, Taue, Leder u. s. w. errichtet. Eine zweite Brücke über einen Nebenarm der Okka führt unmittelbar zum Jahrmarkt, der gewissermaßen einer Stadt von lauter Kaufläden gleicht und von dem erwähnten Canal umgeben ist. Längs dem Nebenarme der Okka sind schöne Gebäude für das Jahrmarkts-, Commerz- und Post-Comptoir, für die Polizei, für ein Krankenhaus nebst Apotheke und für die Hauptwache aufgeführt, und ein Hauptgebäude, in welchem sich der Gouvernements-Chef während des Jahrmarkts aufhält, und woselbst sich auch der Börsensaal befindet. Von ihnen aus führt eine breite Hauptstraße durch die ganze Masse der 65 Buden-Corps, die in zwölf Reihen getheilt sind, welche wieder in bestimmten Entfernungen von gleicher Länge, von gleichförmigen Durchfahrten durchschnitten werden, und eben so viele Straßen von geringerer Breite bilden. Die Hauptstraße und die Budenreihen sind gegen 1½ Werste lang; am Ende derselben befindet sich die steinerne Hauptkirche des heiligen Macarius. Zwei Querreihen der Buden ziehen sich zu beiden Seiten der Kirche hin; im chinesischen Geschmack erbaut, gewähren sie dem Auge durch die bizarre Form ihrer unregelmäßigen, mit vielen buntfarbigen Zähnchen gezierten Dächer eine angenehme Abwechslung. Jede dieser in Form von Parallelogrammen erbauten Reihen nebst den zu beiden Seiten belegenen Kaufläden ist mit Eisenblech gedeckt. Vor den Läden befinden sich Galerien, deren Bedachung von 8000 schlanken gußeisernen Säulen getragen wird. Die Zahl aller Buden, von denen jede oben eine kleine Wohnung für die Kaufleute hat, beträgt 2521. Die Einnahme an Miethen für dieselben und für die Niederlagsscheunen, deren es 638 unter verschiedenen Benennungen gibt, ist nicht in jedem Jahre gleich, sondern fällt und steigt nach dem Verhältnisse der Anzahl der wirklich vermietheten Kaufläden und Scheunen. Gewöhnlich beträgt sie, bei einem Kostenaufwande von ungefähr 50,000 Rubeln, jährlich 400,000 bis 450,000 Rubel. *)

Zu beiden Seiten der Jahrmarktshauptkirche, hinter dem Canale, sind eine armenische Kirche und eine tatarische Moschee nebst Minaret erbaut, und neben der letztern hölzerne Gauklerbuden und ein Theater.

Bemerkenswerth ist auch noch die unterirdische Galerie mit Thürmchen, in welcher sich die Cloaken befinden, und die von oberher durch Oeffnungen im Gewölbe erhellt wird; die Reinigung geschieht vermittelst des Durchströmens von Wasser, welches zu bestimmten Stunden durchgelassen wird.

Der Nishegorod'sche Jahrmarkt beginnt am 15 Julius und dauert bis zum 25 August (a. St.); am 25 Julius wird das Fest der Präsentation des heiligen Macarius gefeiert, wobei nach altem Herkommen das Bild dieses Heiligen aus dem Kloster gleichen Namens nach dem Jahrmarkte gebracht wird, woselbst es während der ganzen übrigen Dauer der Messe verbleibt.

Außer von der Ortspolizei wird der Jahrmarkt noch von einer bestimmten Anzahl Kosaken beaufsichtigt, welche auch über den sichern Transport der Waaren auf den Straßen wachen. Für die Jahrmarktsgeschäfte befinden sich hier zwei Comptoirs: das eine besorgt ökonomische Angelegenheiten, das andere aber den ganzen Bank- und commerciellen Umsatz. Während der Messe werden die Posterpeditionen zur Erleichterung der Handelsverbindungen bedeutend verstärkt. Der Zusammenfluß von Menschen auf diesem Jahrmarkt erstreckt sich bis auf 200,000 Personen.

(Schluß folgt.)

*) Nach der Taxe von 1819 betrugen die von der Krone zu beziehenden Abgaben an Budenmiethen nur 345,000 Rubel. Diese Taxe wurde im Jahre 1822 erhöht, wodurch die Gesammteinnahme, mit Ausschluß der Abgaben für die temporäre Niederlage von Waaren, auf 570,275 Rubel steigen konnte. Daher bezog die Krone 1822 auch 600,677 Rubel und 1823 509,542 Rubel an Budenabgaben. 1824 aber wurde die Taxe wieder herabgesetzt, so daß die Abgaben für sämmtliche Buden, mit Ausnahme der für temporäre Niederlagen, auf 367,400 Rubel berechnet sind, und die Einnahmen der Krone betrugen 1824 doch schon 377,671 Rubel, und beliefen sich in den letzten 10 Jahren:

1828	auf	414,291	Rubel
1829	—	418,619	—
1830	—	472,876	—
1831	—	401,060	—
1832	—	408,807	—
1833	—	429,528	—
1834	—	421,961	—
1835	—	428,402	—
1836	—	411,877	—
1837	—	450,981	—

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 65** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Die Mädchenklage.** (Böhmisch.) **Die Brautwahl.** (Böhmisch.) — **Prometheus.** (Schluß.)

Das Abonnement darauf dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmen des Auslands jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für Inländer, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 207.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Julius 1838.

Neueste französische Literatur.

Villemain: Ueber französische Literatur.

Ueberall, wo neue Grundsätze sich erheben und geltend machen, geschieht's, weil man die alten entweder nicht geachtet oder gar mißbraucht hat. Zwei Parteien stellen sich plötzlich einander schlagfertig gegenüber: die eine ficht für das Vergangene, die andere für eine neue Ordnung der Dinge. Beide bestehen gleich hartnäckig auf ihren Forderungen; keine bietet zum Vergleich die Hand. Die neuernde Partei will der am Alten festhaltenden in nichts nachgeben, weil sie den Mißbrauch der Sache mit der Sache selbst verwechselt; die alte Partei will sich auf keinen Vergleich einlassen, weil sie sich im Besitze befindet, und sie besteht um so hartnäckiger auf der Integrität desselben, je ungerechter er ist. Da entscheidet die Gewalt, und die junge Partei, welche immer die thatkräftigste ist, ruht nicht, bis sie das Panier der alten in dem Staub gewälzt hat. Diesen Gang nehmen die politischen Revolutionen, diesen die kirchlichen Reformen, diesen die Veränderungen in der Literatur. Wie sehr noch zu Ende des sechszehnten und selbst noch in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die Scholastik in Frankreich jeden Fortschritt in Kunst und Wissenschaft unmöglich machte, weiß Jedermann. Eben so bekannt ist, daß die Scholastik aus dem Studium der aristotelischen Philosophie hervorgegangen war, in der doch alle Bedingungen zur Fortentwicklung des menschlichen Geistes gegeben zu seyn schienen. Mißverstand und falsche Anwendung eines Theiles, verhinderte den Blick, das Ganze zu umfassen, und der scharfsinnigste Beobachter ward durch die Art und Weise, wie man seine Philosophie auffaßte, der Vater einer grübelnden Dialektik und hohlen Speculation. Da sich die Scholastik gewissermaßen mit dem Christenthum selbst identificirt hatte, so war es keine geringe Arbeit sie vom Throne zu stürzen und der Vernunft zu ihrem Recht zu verhelfen. Die cartesische Philosophie würde ohne das Arrêt burlesque des Boileau, worin die aristotelische Philosophie aufs Haupt geschlagen wird, nimmer in Frankreich zur Anerkennung gekommen seyn. Durch die cartesische Philosophie aber ward die unparteiische Prüfung ins Leben eingeführt, und wenn nun Aristoteles in den Hintergrund trat, so geschah es, um auch den übrigen Heroen des Alterthums die gebührende Hochachtung zu bezeugen. Denn von nun an war man darauf bedacht, die Meisterwerke der Alten nicht nur sorgfältig zu studiren, sondern auch nachzuahmen und wo möglich zu übertreffen. Die Schriftsteller, welche das Zeitalter Ludwigs XIV verherrlicht haben, sind jedoch von dem Vorwurfe einseitiger Auffassung des Alterthums keineswegs frei zu sprechen, und was seltsam erscheinen mag, derselbe Aristoteles, dessen Philosophie sie verlachten und verachteten, machte sich als Kunstrichter geltend, und die engherzige Auffassung seiner Kunstregel legte zum zweiten Male dem menschlichen Geiste Fesseln an, die eine jüngere Kunstperiode zerbrach. In solchen Uebergangsperioden werden die Vermittler überhört, wenn sie nicht selbst Genies des ersten Ranges sind, und praktisch zeigen, wie man gerecht seyn könne gegen die Vergangenheit, ohne darum die gegründeten Ansprüche der Gegenwart zu verkennen. Daß auch die Kritik selbst Kunstwerk werden könne, ja seyn solle, wird von Jedermann zugestanden. Allein wie selten sind Producte dieser Art? Im Gebiete der Kritik hat sich von den Alexandrinern herab bis auf unsere Tage die seichte Vielschreiberei mehr als in jedem andern Zweige menschlichen Wissens einheimisch gezeigt; unsere Zeit aber scheint insbesondere so ganz in Kritik aufgehen zu müssen, daß unsere Nachkommen, wenn sie über uns berichten wollen, darauf beschränkt seyn werden, Kritiken von Kritiken zu schreiben, ein Geschäft, das leider bereits begonnen hat, und fast täglich an Ausdehnung gewinnt. Eine Ausnahme von der traurigen Regel machen die jüngst von Hrn. Villemain herausgegebenen zwei Bände: Cours de littérature française. Als ein durchgebildeter Philosoph umfaßt er mit klarem Blicke die Vergangenheit wie die Gegenwart. Vertraut wie wenige seiner Zeitgenossen mit dem classischen Alterthum, das nur diejenigen gering schätzen, die es nicht kennen, und durchdrungen von der Wahrheit, daß jede Zeit, also auch die unsrige, ihre besondern Bedürfnisse habe, konnte er seinen Zeitgenossen zurufen: man kann und soll die Alten nachahmen, ohne ihr Sklave zu werden; man kann, man soll die Ideen seiner Zeit aussprechen, und dadurch originell seyn, ohne seine Zuflucht zu barbarischen Formen zu nehmen. Niemand hat besser als er begriffen, daß

Digitized by Google

keine Literatur, sie möge nun in der Nachahmung oder in der Originalität ihr Heil suchen, den Einflüssen ihrer eigenen Zeit, so wie denen der Vergangenheit, sich entziehen könne. Niemand unterscheidet so sorgfältig zwischen dem Einheimischen und dem Ausländischen, als er, ohne darum das Fremde anders, als nach seinem innern Gehalte, zu beurtheilen. Ein anderes Merkmal, das ihn wesentlich von dem großen Haufen der Kritiker unterscheidet, ist das Bestreben, neben den allgemeinen Richtungen der Zeit auch die Individualität der Schriftsteller in Anschlag zu bringen. Die Biographie erklärt die Geschichte, die Geschichte die Biographie. Unvergleichlich sind die allgemeinen Ueberblicke, die er vom Zustande der Gesellschaft gibt, wenn sich eine neue Periode in der Literatur vorbereitet, wenn ein neues Gestirn über den Horizont tritt. Niemand verfolgt, wie er, die verschiedenen Phasen der geistigen Entwicklung unseres Geschlechtes, Niemand weiset die Hindernisse, auf die sie stößt, so gewissenhaft nach, Niemand läßt die allwaltende Vorsehung in diesem Wogen entgegenstrebender Kräfte so klar hervortreten, als er. Für den Deutschen ist die Literaturgeschichte des Hrn. Villemain doppelt anziehend, erstlich, weil sie die gediegenste Darstellung der französischen Literatur an sich ist, und dann besonders, weil diese umfassende Darstellung mit seltenem Tacte die Einwirkungen der ausländischen Literatur auf die französische vorurtheilsfrei und unbefangen nachweist; abgesehen davon, daß sie ein Muster von logischer Anordnung und Styl ist, zwei Eigenschaften, die sich in jedem geistigen Erzeugnisse der Ideenfülle beigesellen sollten. Ich lege einen um so höhern Werth auf diese innige Vermählung der Form und des Inhaltes, als sie bei der großen Eile, womit die literärische Industrie in unsern Tagen producirt, als eine unerwartete Erscheinung angesehen werden muß. Das nonum prematur in annum des guten Horaz findet unter uns nur wenig gläubige Ohren. Seitdem man schreibt, um sich zu ernähren, hat man genug gethan, wenn man überliest oder überlesen läßt, was man selbst geschrieben. Und mit dem Inhalte wird man sich nicht sonderlich zu plagen Ursache haben: über Alles und Jedes darf man in unsern Tagen in jeder beliebigen Weise schreiben.

Wrangells Nachrichten über die russischen Besitzungen in Amerika.

(Fortsetzung.)

Financielle Verhältnisse der Colonien in den Jahren 1826 bis 1833.

Sämmtliche Ausgaben der Compagnie in den Colonien betrugen in diesen sieben Jahren 6,608,77 Rubel. Der Gehalt der Beamten und Arbeiter in der Colonie betrug im Jahre 1832 442,877 Rubel; unter diesem Personal, bestehend aus 1035 Personen, waren 156 Russen, 152 Creolen, 317 Aleuten. Ein gewöhnlicher in Rußland angeworbener Arbeiter erhält in der Colonie jährlich einen Gehalt von 350 Rubeln. Um die Ausgaben der Compagnie zu decken, und zu ihrem Vortheile, ist in demselben Zeitraum von sieben Jahren an Pelzwerk und andern in der Colonie gewonnenen Gegenständen nach Rußland ausgeführt worden: See-Otter 9853 Stück, Flußbiber 39,981 St., See-Otterschwänze 8751 St., Flußotter 6242 St., schwarze Füchse 5243 St., rothe Füchse 16,536 St., Polarfüchse 24,189 St., schwarzbäuchige Füchse 7759 St., Luchse 1093 St., Vielfraße 559 St., Zobel 2976 St., Sumpfottern 1335 St., Wölfe 69 St., Bären 1281 St., Bisamratten 505, Seebären 132,160 St., Wallroßzähne 1490 Pud, Fischbein 830 Pud), Bibergeil 7421 Paar. *) Das Capital der Compagnie in der Colonie, bestehend in Waaren (hierbei kommen die Waaren nicht in Betracht, welche zum Umsatz nach Rußland geschickt werden), Vorräthen, Schiffen, Ammunition, Gebäuden und Credit belief sich:

im Jahre 1826 auf 2,961,516 Silberrubel 2 Kopeken.
— — 1833 — 3,658,377 — 42 —

Allgemeine Bemerkungen über die Einwohner der Colonie.

Gewöhnlich gründen wir unsere Begriffe von den Colonien der Europäer in Amerika auf die Voraussetzung, daß der Einfluß, den gebildete, in Gewerben erfahrene Menschen auf die Population eines bisher uncultivirten Landes ausüben, höchst wohlthätig seyn müsse; daß ferner die Uebersiedlung europäischer Cultur, die sich besonders in Lichtung undurchdringlicher Wälder, in Urbarmachung des Bodens, Milderung der Sitten der wilden Bewohner offenbart, nur die heilsamsten Folgen haben könne.

Die russischen Colonien haben aber in ihrem ganzen Zuschnitte wenig mit den andern Niederlassungen der Europäer in Amerika gemein, man könnte sie allenfalls mit den dänischen Besitzungen an der Westküste von Grönland vergleichen. Die Beschaffenheit des Klima's dieser in beständigen Nebel gehüllten Gegend, die entweder mit Wald und Sümpfen bedeckt, oder völlig waldlos, mit Felsen und hohen Bergen besetzt ist, stellt dem Ackerbau und der Viehzucht so unüberwindliche Hindernisse entgegen, daß die Russen sich auf einen schmalen Küstenstrich ihrer Besitzungen beschränkt haben, und gleich den Eingebornen dieses Küstenstrichs und der benachbarten Inseln, die auch nur am Ufer bewohnt sind, hinsichtlich ihres Unterhalts in völliger Abhängigkeit von dem Meere leben. Fische und Seethiere machen ihre Haupt- und bisweilen ihre einzige Nahrung aus. Die Lebensweise der Eingebornen hat sich also in Hinsicht ihres Unterhalts nicht verändern können; es haben sich keine mannichfachen, keine ediern Quellen für sie eröffnet, als die waren, welche sie schon in ihrem völlig wilden Zustande besaßen. So ist auch ihre Kleidung, die vom Klima und von örtlichen Hülfsmitteln bedingt war, dieselbe geblieben, und wenn gleich die Felle, die früher ihre Bekleidung ausmachten, wollenen und baumwollenen Zeugen gewichen sind, so ist durch diese Veränderung dennoch keine Annäherung an die Gebräuche der Europäer geschehen; denn in-

*) Nach obigem waren 252,561 Pelzthiere erlegt. Kein Wunder also daß diese Thiergattungen selten werden, da seit Jahren gegen dieselbe ein unerbittlicher Krieg geführt wird.

Digitized by Google

dem sie den Eingebornen Tuchjacken und wollene Decken anstatt der Biberpelze gaben, haben sie ihnen durchaus keine Erleichterung in ihrem sonstigen physischen Seyn verschafft. Die Einführung von Fangeisen zum Fangen der Füchse und der Gebrauch des Schießgewehrs zum Erlegen verschiedener Land- und Seethiere haben den Eingebornen freilich neue, ihnen bisher unbekannte Hülfsmittel eröffnet; allein bei der großen Menge jener Thiere in früherer Zeit, waren auch die einfachern Mittel, deren sie sich zum Erlegen derselben bedienten, völlig hinreichend, um ihre Bedürfnisse vollkommen zu befriedigen. Man kann also zuversichtlich behaupten, daß die Eingebornen dieses Landstrichs keine Kunstfertigkeit erworben, kein Handwerk erlernt haben, das ihrem Leben irgend eine Bequemlichkeit oder auch nur eine Annehmlichkeit verschaffen könnte, das sie mit einem Worte der Civilisation um etwas näher gebracht hätte. Die wenigen Matrosen und Arbeiter, die in einzelnen Handwerken einige Fertigkeit erworben haben, können nicht als Widerlegung jener Behauptung angeführt werden, weil sie aus der Classe der Eingebornen herausgetreten sind und nur der Compagnie, nicht aber ihren Landsleuten die Früchte ihres Fleißes und ihrer Kunstfertigkeit zuwenden. Die Bedürfnisse der Eingebornen haben sich im Allgemeinen vermehrt und lasten um so schwerer auf ihnen, da die Compagnie ausschließlich die Mittel zu deren Befriedigung in Händen hat. Die Krankheiten haben sich so zu sagen vervielfältigt, und in einigen Gegenden ist ihr nachtheiliger Einfluß auf die jüngere Bevölkerung bereits sichtbar. Die Dörfer sind spärlich bevölkert, ja aus manchen sind die Bewohner ganz verschwunden; in der letztern Zeit ist jedoch die Sterblichkeit weniger bedeutend gewesen und die Zahl der Gestorbenen und Gebornen hielt sich fast das Gleichgewicht. Alles eben Angeführte gilt übrigens nur von den Eingebornen der Aleutischen Inseln und der Insel Kadjak, über welche allein sich die Privilegien der Compagnie erstrecken. Laut dieser Privilegien müssen von der ganzen Bevölkerung alle Männer vom 18 bis zum 50sten Jahre der Compagnie dienen, jedoch jedes Individuum nicht über drei Jahre; nach Verlauf dieser Frist müssen diejenigen, welche ihre Dienstzeit vollendet haben, durch andere ersetzt werden. Die Compagnie bedient sich dieser Leute besonders zur Jagd; sie zahlt für jedes Fell nach einer festgesetzten Taxe in verlangter Waare. Die Bewohner des Festlandes (mit Ausnahme der Kenairen, Tschugatschen und Aläskaer und die der Kurilischen Inseln genießen einer vollkommenen Freiheit, sie treiben mit der Compagnie nur einen freien, völlig zwanglosen Tauschhandel. Wahrheit und Menschenliebe legten mir die Pflicht auf, den Zustand der Aleuten und Kadjaken treu zu schildern; allein ungerecht wäre es, der Compagnie deßhalb Vorwürfe machen zu wollen. Ich will nicht behaupten, daß in diesen entfernten Gegenden kein Mißbrauch der Gewalt statt finde; daß hier nicht wie überall die Folgen des Monopols schädlich einwirkten; seit 1821, in welchem Jahre die Regierung der Compagnie, bei Gelegenheit der Erneuerung ihrer Privilegien auf 20 Jahre, neue Vorschriften gab, behandelt sie die ihr untergebenen Völkerschaften mit mehr Milde und Sorgfalt, um die Wunden, welche denselben vorher geschlagen wurden, so viel als möglich wieder zu heilen; die Verwalter und Chefs der Abtheilungen können für alle Bedrückungen und Beleidigungen einer strengen Verantwortlichkeit unterworfen werden. Bei den Kirchen sind Geistliche angestellt, die jährlich alle übrigen Theile der Colonie besuchen müssen und viele Aleuten, Unalaschken und Atchaer sind gute Christen geworden, wovon manche russisch lesen und schreiben können. Ueberall, wo die Einwohner verpflichtet sind, der Compagnie Dienste zu leisten, braucht man sie nie ohne Bezahlung zu irgend einer Arbeit; dafür zahlen sie keine andere Abgabe und sind wegen ihres ungeordneten Zustandes frei vom Tribut an Pelzwerk. Demnach ließe sich der Zustand der Aleuten und Kreolen noch verbessern, ohne den wahren Nutzen der Compagnie dadurch zu gefährden.

Die Kreolen (Kinder von Russen und Eingebornen) bilden in der Colonie einen besondern Stand und genießen alle dem Bürgerstande in Rußland eingeräumten Vorrechte, doch sind sie von der Regierung weder mit Steuern noch sonst einer Verbindlichkeit belegt; der Compagnie aber müssen sie nur alsdann 10 Jahre dienen, wenn sie auf Kosten derselben erzogen worden sind; einige haben in St. Petersburg in höhern Schulanstalten ihren Unterricht genossen, viele erhielten ihre Erziehung in der Colonie und stehen in der öffentlichen Meinung den Russen fast gleich. Mehrere von ihnen bekleiden bedeutende Aemter, wie z. B. Buchhalter, Schiffsbefehlshaber und der beste Geistliche in der Colonie ist ein Kreole. Alle Kreolen sprechen das Russische vollkommen gut, nicht alle sind aber ihrer Muttersprache, der Aleutischen oder Kadjakischen, mächtig. In ihrer Lebensweise unterscheiden sie sich nicht von den Russen, ihre geistigen Fähigkeiten sind sehr gut und sie zeigen besondern Hang zu mechanischen Arbeiten.

Die Russen endlich bilden daselbst den dritten Stand und unterscheiden sich als Staatsbürger von den Kreolen besonders dadurch, daß sie in derselben Classe bleiben, zu welcher sie in Rußland gerechnet werden und alle Abgaben und Steuern eben so zahlen als hätten sie ihr Vaterland nie gegen ein anderes Erdtheil vertauscht, nur sind sie von der Recrutirung und den Gemeindewahlen befreit. Aus diesem Grunde bemüht sich auch fast ein jeder von Rußland hieher Gekommene in sein Vaterland zurückzukehren, sobald die contrahirte Dienstzeit abgelaufen ist. Der Arbeiter verpflichtet sich zu einem Aufenthalt von 7 Jahren, die Beamten der Colonialverwaltung und die Officiere der kaiserlichen Marine dienen 5 Jahre. In der Colonie gibt es weder Leibeigene noch Sträflinge. Nur sehr wenige Europäer bleiben ganz in den Colonien. Man würde sich demnach einen ganz falschen Begriff von den russischen Besitzungen in Amerika machen, wenn man sich darunter eine feste Niederlassung mit stehender Bevölkerung denken wollte. Die Russen haben ihren Glauben und ihre Sprache auf amerikanischen Boden verpflanzt, sie selbst aber sind nur vorübergehende Erscheinungen. Dieser Umstand übte und übt noch jetzt den größten Einfluß auf die weibliche Bevölkerung aus, welcher, in Ermangelung europäischer Mütter, unser Geschmack, alle Conventionen der Civilisation und des gesellschaftlichen Lebens fremd sind. Der Einfluß der Weiber auf das männliche Geschlecht muß sich in seiner Gegen-

Digitized by Google

wirkung nothwendig in den Begriffen von Moralität und in allen Gewohnheiten dieses Letztern abspiegeln. Dieser Umstand ist wahrhaft bedauernswerth, und man kann nicht umhin, den aufrichtigen Wunsch zu hegen, daß in diesen Gegenden mehr Hang zum Familienleben und zur Häuslichkeit sich einfinde, wovon denn doch das Wohl ganzer Gesellschaften und Völker, das Glück Aller und eines Jeden abhängt. Und dazu ist der erste Schritt gethan, die fortwährende Aufmerksamkeit der Ortsobrigkeiten müssen nothwendig eine wohlthätige Veränderung in den Sitten hervorbringen.

(Schluß folgt.)

Handel zwischen Maulmein und der chinesischen Gränze.

Nach dem Maulmein Chronicle hofft man, daß eine chinesische Handelskarawane Maulmein besuchen wird. M'Leod begegnete einer beträchtlichen Anzahl Chinesen auf seinem Wege, die alle den lebhaftesten Wunsch dazu ausdrückten, einige versprachen gewiß zu kommen. Nur die Länge des Weges könnte sie davon zurückhalten, doch sind sie unternehmend und kühn, und begnügen sich mit geringem Gewinn. Sind sie einmal da gewesen, so kann erst die Frage entstehen, ob der Landhandel mit diesem Platze genugsamen Gewinn abwerfen wird, und ist das der Fall, so wird ihre Zahl sich jährlich vermehren. Sie pflegen Silberklumpen, rohe Seide und chinesische Manufacturwaaren mitzubringen, die sie leicht absetzen werden. Doch wird vielleicht der englische Markt ihnen wenig zum Austausche bieten. Rohe Baumwolle (mit Ausnahme der feinen Sorten, die die Engländer selbst nicht in großer Menge haben) finden sie in Ueberfluß in ihrer Nähe; Seeschnecken, Vogelnester und andere Leckerbissen der chinesischen Tafel finden sich dort nicht, doch in den südlichen Provinzen, aus denen sie leicht dorthin geschickt werden können, wenn ein guter Preis gewonnen werden kann. Doch ist das ein kostbarer Artikel, und es fragt sich, ob diese Kaufleute den Preis werden zahlen können.

Nishnij-Nowgorod oder Nishegorod.

(Schluß.)

Im Jahre 1836 traf der Kaiser selbst am 15 August in Nishnij-Nowgorod ein, nahm ungeachtet der durch anhaltenden Regen veranlaßten schlechten Beschaffenheit der Straßen in dem untern Theile des Jahrmarktsplatzes den Jahrmarkt persönlich in Augenschein, und befahl hierauf einen Plan zur allmählichen Erhöhung auch des von den Niederlagsscheunen eingenommenen Platzes zu entwerfen, zuvörderst aber die Straßen in einen bessern Stand zu setzen. Die Kaufmannschaft beschloß zur Feier der Anwesenheit des Monarchen die Erbauung eines Krankenhauses, worin Personen aus dem Handelsstande gegen eine geringe Vergütung aufgenommen werden sollten, zu welcher Anstalt auch der Kaiser 10.000 Rubel schenkte.

Die Hauptgegenstände des Handelsverkehrs auf dem Nishegorod'schen Jahrmarkte sind folgende.

I. Russische Fabricate und rohe Producte (im Jahre 1837 überhaupt für die Summe von 104,091,578 Rubel, wovon für 86,185,778 Rubel abgesetzt wurden, und zwar: 1) Baumwollenwaaren (Zufuhr für 27,742,570, Absatz für 22,255,670 R.); 2) Wollenwaaren (Zufuhr für 11,008,600 R., Absatz für 8,921,700 R.); 3) Flachs- und Hanffabricate (Zufuhr für 4,906,250 R., Absatz für 3,981,250 R.); 4) Seiden- und Halbseidenzeuge (Zufuhr für 9,516,300, Absatz für 6,744,200 R.); 5) Pelzwerk (Zufuhr für 7,496,080, Absatz für 6,021,680 Rubel); 6) rohe Felle, Leder- und Lederwaaren (Zufuhr 2,224,560, Absatz 1,678,560 R.); 7) Metalle und Metallwaaren (Zufuhr 21,127,700, Absatz 16,645,700 R.); 8) Porzellan, Fayence, Thon-, Glas- und Krystallwaaren (Zufuhr 1,250,600, Absatz 985,600 R.); 9) Getreide (Zufuhr 3,428,965, Absatz 2,776,965 R.); 10) Fische, Caviar u. s. w. (Zufuhr 2,766,952, Absatz 2,471,952 R.); 11) Weine und andere geistige Getränke (Zufuhr 1,905,589, Absatz 1,639,589 R.); 12) landwirthschaftliche Producte, Wachs, Lichter, Seife, Borsten, Kutten, Matten, Pott- und Laugasche, Zucker, Tabak, Meubel, Galanterie- und verschiedene andere Waaren (Zufuhr 10,952,912, Absatz 10,095,912 R.).

II. Ausländische europäische und Colonialwaaren, von welchen für 16,890,927 Rubel zu Markt gebracht und für 13,729,427 R. verkauft wurde, und zwar: 1) Wollenzeuge (Zufuhr 1,587,500, Absatz 1,098,500 Rubel); 2) Baumwolle und Baumwollenzeuge (Zufuhr 2,435,400, Absatz 1,981,400 R.); 3) Flachs- und Hanffabricate (holländischen Leinen, Battist und Spitzen) (Zufuhr 240,400, Absatz 199,900 R.); 4) Seidenwaaren (Zufuhr 2,106,700, Absatz 1,491,700 R.); 5) Kaffee, Oel, Früchte, Wein, Droguerien, Galanterie- und verschiedene andere ausländische Waaren (Zufuhr 10,722,927, Absatz 8,957,927 R.).

III. Asiatische Waaren, welche alle abgesetzt wurden für 25,652,676 Rubel, nämlich: 1) chinesischer Thee (für 17,949,050 R.) und andere chinesische Fabricate (für 52,500 R.); 2) bucharische Waaren (für 4,884,800 R.); 3) persische, grusinische und armenische Waaren (für 2,786,576 R.).

Der Gesammtwerth aller zu Markt gebrachten Waaren im Jahre 1837 betrug demnach 146,638,181 R., wovon für 125,567,881 R. abgesetzt wurde, und mithin für 21,070,300 R. unverkauft blieb. Außerdem wurden Pferde für den Werth von 405,000 R., Hornvieh für 280,000 R. und tscherkessische und gemeine Schafe für 58,500 R. zu Markt gebracht und größtentheils verkauft. Der Umsatz in den Gasthöfen betrug 571,000 R., in den russischen und tatarischen Garküchen 156,000 R. Die Einnahme des Theaters und der Gauklerbuden 39,000 R., der Badstuben 25,500 R., der Schneiderbuden 8200 R., der Barbierstuben 2000 R., der Gold-, Kupfer- und Eisenschmiede 10,500 R. An Hausmiethen während des Jahrmarkts werden von den Stadtbewohnern über 6000 R. bezogen.

Aus folgender Tabelle über den Gesammtwerth der in den letzten 10 Jahren jährlich zu Markt gebrachten Waaren ersieht man am besten die stete Zunahme des Handelsverkehrs auf diesem Weltmarkte.

Jahr.		Russische.	Ausländische.	Asiatische.	Zusammen.
		Rubel	Rubel	Rubel	Rubel
1828	Zufuhr	72 515,549	13,800,125	21,270,200	107,585,874
1829		77,789,486	11,591,950	14,702,150	103,883,586
1830		76,458,590	11,643,900	16,897,150	104,979 640
1831		95 812,400	14,116,825	20 853,575	128,762,800
1832		106,509 989	15 044,892	16,852,757	138,207,618
1833	Zufuhr	112,455,008	15,561,152	17,629,150	146,185,681
	Absatz	88,452,024	10,893,722	17,174,650	117,210 676
1834	Zufuhr	104,605,665	14,145,200	20,725,525	140,474,190
	Absatz	79,518,965	8,208,700	17,731,525	105,258 990
1835	Zufuhr	105,519 080	14,150,160	22,942,480	142,591,640
	Absatz	85,372,780	10 815,560	22,777,400	116 965,740
1836	Zufuhr	107,750,589	16,597,156	24,607,850	148,955,595
	Absatz	88,456 939	13,450 156	24,607 850	126,514,045
1837	Zufuhr	104,091,578	16,890,927	25 652,676	146,638,181
	Absatz	86,185,778	13 729,427	25 652,676	125,567,881

Im Jahre 1825 noch betrug der Gesammtwerth aller zu Markt gebrachten Waaren nur 70,806,814 R., wovon für 48,845,824 R. verkauft wurde.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 208.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Julius 1838.

Couramé.

Eine südamerikanische Erzählung.

(Aus dem Journal of science and litterature.)

Ein junges, indianisches Mädchen, von dem Stamme der Noragen, irrte in ihrem neunten Jahre in den Wäldern von Guiana umher, wo sie dann von einigen Jägern getroffen und in die Wohnung der Frau von St. Croix, der Wittwe eines reichen cayennischen Pflanzers, gebracht wurde, die für ihren weitern Unterhalt sorgte. In ihrem Vaterlande hatte das Mädchen den Namen Couramé, was in der Galibi-Sprache „die Schöne" bedeutet. Manche wilde Völker geben gewöhnlich ihren Kindern solche Namen, die irgend eine angenehme Eigenschaft ausdrücken oder ihre Phantasie reizen durch den Anblick einer schönen Gegend, was sie so sehr fühlen und verstehen. Diese Gewohnheit erhielt sich bei den Galibis von den entferntesten Zeiten her. Couramé erhielt in dem Hause der Frau von St. Croix den Namen Demetrié; von Seiten ihrer Adoptivmutter wurde die größte Sorgfalt auf sie verwendet und keine Mühe gescheut, ihre Erziehung zu vervollkommnen. Als sie in Schönheit heranwuchs, wurden die Gaben der Natur durch schöne und zierliche Kleider noch erhöht. Couramé litt an nichts Mangel, sie kannte keine Entbehrung, allein durch einen sonderbaren Mangel an Urtheilskraft von Seiten derer, mit denen sie in Verbindung stand und lebte, wurde in ihrer Gegenwart beständig der Wilden erwähnt, bei denen sie gefunden worden war, und des Elendes, das auf dieselben harre, so wie auch des glücklichen Looses, welches durch die Güte ihrer Wohlthäterin ihr auf dieser Welt zu Theil geworden sey. Sie glaubten ihr durch ein solches Gespräch ihre neue Lage noch theurer zu machen, brachten jedoch gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor.

Trotz der Gunstbezeugungen, mit denen Couramé überhäuft wurde, war sie dennoch immer nachdenkend und schwermüthig. Es war jene Traurigkeit an ihr zu bemerken, welche sich bei allen denen zeigt, die von dem Lande ihrer Geburt entfernt sind. Sie schmachtete wie eine Blume, die in einen unfreundlichen Boden gesetzt ist, welkt und abfällt. Ihre Neigung widerstand allen Versuchen, die man ersann, um sie in eine andere Stimmung zu versetzen. Sie seufzte nach ihrem Vaterland. Eine geheime Eingebung sagte ihr, daß sie für ein anderes Daseyn geschaffen sey; auch war bei aller der zierlichen Art und Weise, welche sie sich durch ihre gebildete Erziehung erworben hatte, doch noch eine Art von Wildheit an ihr zu bemerken. In ihren Blicken lag etwas Unbestimmtes und Zerstreutes, was sie mitten unter denen, die sie umgaben, zu isoliren schien. Couramé fragte Alle, die schon am Approuague-Fluß waren, ängstlich aus; man hatte ihr erzählt, daß das Land, wo sie das Licht der Welt erblickte, östlich von Cayenne liege; ihre Augen waren deßhalb immer unmittelbar gegen Sonnenaufgang gewendet; auch konnte sie in der That bei ihren täglichen Gängen ihre Blicke nicht auf die ruhige See wenden, ohne eine tiefe Sehnsucht zu fühlen, an den Ort ihrer Kindheit zurückzukehren.

Couramé empfand kein Vergnügen im Umgang mit Mädchen ihres Alters; denn die Kinder, welche ihre Erholungen theilten, waren nicht von ihrem Stamme. Sie jammerte, weil sie weder Bruder noch Schwester hatte. Sie sehnte sich nach den Unterhaltungen ihres Landes. Inmitten des Ueberflusses und Reichthumes war Alles für sie mangelhaft, denn ihre Mutter war nicht da. Sie war, als sie aus dem Walde von Guiana kam, neun Jahre alt gewesen, und in diesem Alter erlöschen Eindrücke auf den Geist nicht so schnell. Für Frau von St. Croix war Couramé stets ein Gegenstand sorgfältiger Pflege. Sie genoß Unterricht von den besten Meistern, die man für Geld bekommen konnte. Couramé hörte ihren Lehrern mit Aufmerksamkeit zu, diese aber sprachen von ihren Fortschritten als von einem Wunder. Sie erhielt auch Unterricht in der französischen Sprache; allein eine Sprache zog sie allen andern vor, es war die der Galibis — so arm an überflüssigen Worten, aber so reich an gefühlvollen und zärtlichen Ausdrücken. Jedes Wort dieses wilden Dialektes, der nie zur Bemäntelung der Gedanken gebraucht ward, und welchen ihre Mutter sie von Kindheit auf lehrte, war ihr werth.

Es ist eigen, daß die Erziehung Couramé's, weit entfernt, die Vaterlandsliebe in ihr zu unterdrücken, gerade diese Leidenschaft stärkte, indem dieselbe alle Triebfedern ihres Geistes in

Digitized by Google

Bewegung setzte. Gerade zu der Zeit ging man mit dem Plan, die Wilden von Guiana zu civilisiren, um, auch war die französische Regierung davon benachrichtigt. Couramé las nun mit dem größten Eifer Alles, was in Beziehung auf die wandernde Nation der Galibis, die Industrie der Noragen, ihre Gewohnheiten, Unterhaltungen und andere sie charakterisirende Verhältnisse erschien. Ihre Einbildungskraft wurde durch mancherlei Erzählungen, die auf ihren liebsten Wunsch hindeuteten, ihre Tage in dem Lande, das ihre Wiege war, zu schließen, aufgeregt. „Geliebtes Land! Land, wo ich die Sonne zum erstenmal erblickte," rief sie aus, „wer kann mir deine Freuden wieder ersetzen, wer kann mir das Glück schaffen, das du mir gewährtest. Wer kann ohne Schmerz an dich denken, ohne Sehnsucht, dich wieder zu sehen." Frau von St. Croix hatte schon lange eingesehen, daß Couramé nicht glücklich war; sie suchte die Einsamkeit auf, und schien mitten unter den Vielen, die sie liebten, ein Wesen anderer Art zu seyn. Niemand wußte, welchem Grund man diese Schwermuth zuschreiben sollte; ihrerseits wagte Couramé nicht, die Ursache ihres Kummers mitzutheilen. Sie befürchtete, für undankbar gehalten zu werden, und ihrer Wohlthäterin wehe zu thun.

Das Einzige, was den Schmerz Couramé's erleichterte, bestand in dem Lesen einiger geschichtlichen Werke, welche ihr Frau von St. Croix mittheilte. Denn ihre Wohlthäterin hatte einen sehr gebildeten Geschmack und betrachtete die Bücher als freundliche Trostbringer, welche den Geist von traurigen Eindrücken entfernen. Couramé zog sowohl aus dieser Quelle, als auch aus der Unterhaltung mit Dr. Valayer, einem würdigen alten Manne, welcher seit mehr als vierzig Jahren der Abgott der Colonie war, mancherlei Nutzen. Er war eben so liebenswürdig als verständig, und wie für den Körper, so war er auch ein Arzt für die Seele. Er war in die geheimen Gedanken Couramé's eingedrungen, verbarg dieß jedoch sorgfältig vor ihr, denn bei den Gesprächen mit seinen Patienten beobachtete er immer ein edles und zartes Wesen, wodurch er sich deren Vertrauen schnell gewann.

(Fortsetzung folgt.)

Wrangells Nachrichten über die russischen Besitzungen in Amerika.

(Fortsetzung.)

Von dem Verkehr der Völker der Nord-West-Küste von Amerika untereinander und mit den Tschuktschen.

Die Sitten, Gebräuche und Beschäftigungen wilder Völker, haben stets die Aufmerksamkeit der civilisirten Welt auf sich gelenkt. Eine treue Schilderung der Lebensweise solcher Nationen, die sich noch im rohen Naturzustande bewegen, oder sich erst auf einer sehr niedrigen Stufe der Geistesentwicklung befinden, erinnert uns unwillkürlich an unsere Voreltern aus einer längst vergangenen Zeit. In jedem Zeitalter, und bei allen Völkern findet man eine gewisse Uebereinstimmung der Handlungen, ganz unabhängig von ihrer Abstammung und den historischen Uebergängen von der Kindheit zum reifern Alter. Gleich wie die Materie in der physischen Welt unter dem beständigen Einflusse der Attraction und Repulsion einen ungeheuren Kreis von Verwandlungen oder Umbildungen durchläuft, nimmt auch das Leben der Menschen unaufhörlich neue Gestaltungen an. Es bilden sich Gesellschaften, aber der Geist der Zwietracht trennt sie wieder; die durch Rachsucht und Habgier entflammten Leidenschaften zerreißen alle Bande der Verwandtschaft; schwächere Geschlechter — Glieder eines Stammes — entziehen sich durch Flucht in entfernte Gegenden der Unterdrückung, und werden mit der Zeit ganz fremde Völker für einander. Handel und Gewerbe führen sie dann wieder zusammen, und stellen längst vergessene Bande der Freundschaft und Eintracht her.

Auf diesem Wege friedlicher Wiedervereinigung beabsichtige ich, einigen wilden Stämmen des nördlichen Asiens und nordwestlichen Amerika's zu folgen; ich hoffe dabei dem Leser ein überraschendes Bild unerwarteter Handelsthätigkeit darzustellen, und ihn mit wenig bekannten Gegenden vertrauter zu machen.

Zwei Völkerfamilien von ganz verschiedener Herkunft bewohnen die Küsten des nordwestlichen Amerika's, von dem Meerbusen von Trinidad bis zu den Eismassen des Nord-Oceans. In der Gegend der Tschugatschen-Bay stoßen sie zusammen; südlich und östlich von dieser Gränzlinie leben Völker von amerikanischer Race, nach Westen und Norden aber mongolische Völker. Zu den erstern gehören die Koloschen, eigentlich früher Koljuschen genannt, welche die Seefahrer der Vereinigten Staaten North-West-Indians nennen, und deren Stammverwandte, die sich vom 60° bis 41° n. Br. niedergelassen haben; zu den letztern rechnet man die Aleuten von Kadjak, deren Sprache bei allen Küstenbewohnern von der Tschugatschen-Bay, bis an die Beringsstraße, und selbst weiter noch die herrschende ist, und alle diese Völkerschaften bilden mit den Eskimos in Grönland ein Ganzes.

In Asien finden wir längs den Küsten des Tschuktschen-Landes Glieder dieses Polarvolkes, unter dem Namen „Anfasuge"-Tschuktschen; ihre sklavische Abhängigkeit von den Rennthier-Tschuktschen *) beweist, daß die letztern spätere Einwanderer und Eroberer des Landes sind, welches sie jetzt inne haben.

Da diese nord-östliche Spitze der alten Welt gegen Norden beständig mit Eismassen umlagert ist, die nur selten einmal im Sommer auf eine geringe Entfernung die Küsten zwischen dem Tschuktschen-Vorgebirge und dem Nord-Cap (Cape Cook) verlassen, und im Innern mit Bergen und gefrornen Morästen bedeckt ist, so übertrifft sie an Rauhigkeit des Klima's und Productenarmuth alle mit ihr in gleicher Breite liegenden Länderstrecken Sibiriens. Längs den Flüssen Kolyma, Alaseja, Indigirka u. a. reicht da die Baumvegetation weit höher hinauf gegen Norden, und an der Lena wächst noch unter dem 71° n. Br. ziemlich hoher Laubwald. Durch das Land der Tschuktschen fließt in der Richtung des Meridians nicht ein einziger bedeutender Fluß: diejenigen, welche sich in das Eismeer ergie-

*) Die Rennthier-Tschuktschen und Korjäken sind zwei Aeste Eines Stammes; sie haben nichts mit den Eskimos und den ansässigen Tschuktschen gemein, weder in der Sprache noch im Aeußern.

Digitized by Google

ßen, entſpringen in den waldloſen Gebirgen, die mit den Parallelkreiſen beinahe gleichlaufend, das ganze Land durchſchneiden. Dieſe Gebirgszüge hemmen den freien Durchzug, ſowohl der Nord- als der Südwinde, und während ſie das Anadyr-Thal (die ſüdliche Gränze des Tſchuktſchenlandes) vor dem vernichtenden Einfluſſe der erſtern ſchützen, ſind ſie eine von den Urſachen der furchtbaren Kälte, die in den nördlicher gelegenen Landſtrichen herrſcht. Die Bewohner des Landes, die Tſchuktſchen, haben dort ihre Freiheit gerettet, deren ihre Stammgenoſſen, die ſüdlicher lebenden Korjäken, verluſtig gegangen ſind; im Beſitz unzählbarer Rennthierheerden ſind ſie in Hinſicht auf Nahrung und Kleidung ſorgenfrei. Ihre Selbſtſtändigkeit und völlige Unabhängigkeit hat ihnen bei den benachbarten Stämmen Anſehen und Reſpect verſchafft; ſie aber benutzen dieſe vortheilhafte Stellung zum Beſten ihrer Mitmenſchen, ohne dabei ihren eigenen Vortheil aus den Augen zu verlieren. Die Tſchuktſchen ſind die Vermittler des Handels zwiſchen den Völkern Nord-Aſiens und Nord-Amerika's geworden*), nomadiſirend führen ſie die Felle des an Pelzthieren ſo reichen waldigen Amerika's und Wallroßzähne von den im Polarmeere zerſtreut liegenden Inſeln, den ruſſiſchen Kaufleuten in Anadyrsk und Kolymsk zu; dagegen erhalten ſie von dieſen im Tauſchhandel Tabak, Eiſen und verſchiedene Putzwaaren; mit dieſen Dingen und mit warmen Kleidungen aus Rennthierfellen verſehen ſie wieder die Bewohner der Inſeln und des nahen, nur durch eine ſchmale Meerenge von ihnen getrennten Feſtlandes von Amerika; die letztern kennen ſie von Alters her durch Kriegszüge, an deren Stelle jetzt friedlicher Verkehr getreten iſt. Die Folgen dieſer neuen Verbindung beſchränken ſich nicht nur auf die engen Gränzen der Beringsſtraße, ſie erſtrecken ſich weiter gegen Norden, bis an das Eis-Cap, gegen Süden bis an die Briſtolbay.

Die Gwosdew-Inſeln gewähren durch ihre Lage beſonders viel Bequemlichkeit für die Zuſammenkünfte der Bewohner beider Continente: im Sommer in Baidaren, im Winter (auf dem Eiſe) in Schlitten, die mit Hunden beſpannt ſind, kommen von der einen Seite die Tſchuktſchen mit ruſſiſchen Waaren und Rennthierfellen, von der andern die Bewohner des Cap Nychta (Prince Wales), mit Wallroßzähnen, die ſie von dem im Kotzebue-Sunde und weiter nach Norden wohnenden Völkerſchaften erhalten.

Die Capitäne Kotzebue und Beechey erwähnen in ihren Reiſen dieſer Handelsverbindungen der Amerikaner mit den Tſchuktſchen; der letztere fand bei der noch jenſeits (öſtlicher) des Eis-Caps lebenden Völkern, eiſerne Keſſel und Meſſer, und wunderte ſich über die Gewandtheit der Eingebornen dieſes Küſtenreichs in allen Handelsangelegenheiten. Franklin fand ſogar bei den Bewohnern, der bis zu ſeiner Reiſe in Europa völlig unbekannten Nordküſte von Amerika, Meſſer von ruſſiſcher Arbeit, die nur durch die Tſchuktſchen dahin gekommen ſeyn konnten.

(Schluß folgt.)

*) Vergleiche Nr. 72. v. d. J.

Rechtspflege in Frankreich.

Beiträge zur Sittengeſchichte.

Ferrand und Mariette.

Im Verlaufe des letzten Winters ſtand in allen Zeitungen: „Ein junges unglückliches Liebespaar hatte beſchloſſen, die dauernde Vereinigung, welche ihm das Leben ſo ſtreng verſagte, dem Tod abzutrotzen. Der neunzehnjährige Ferrand gab ſeiner Geliebten den Tod, wollte ihr folgen, und wurde gerettet, ehe er den finſtern Vorſatz vollführen konnte. Vor die Aſſiſen geſtellt, um wegen des Mädchens gewaltſamem Ende Rechenſchaft zu geben, ward er von den Geſchwornen freigeſprochen, und die gerührten Zuſchauer vergoſſen Thränen der Theilnahme.“ — Und die Maſſe der Leſer ging leicht hinweg über dieſen Fall, der, in ſeiner wahren Geſtalt dargeſtellt, ein neues erſchreckendes Beiſpiel von dem tiefen ſittlichen Verfall in den franzöſiſchen Zuſtänden, vor Allem in den Jury's, darbietet.

Ein leichtfertiger Bube zu Paris ſpann ein Liebesverhältniß mit einem Mädchen von 17 Jahren an, und das Pärchen fand im Grunde keine andern Hinderniſſe, als die allernatürlichſten, denn der Galan hatte erſt noch etwas zu lernen und zu werden, und deßwegen hielt es die Mutter des Mädchens nicht für gerathen, das Stroh beim Feuer zu laſſen. Doch alle Vorſicht war vergebens, und die jungen Leute verſtändigten ſich gar bald, ſo daß ſie alle Sonntage miteinander ausgingen. Indeſſen ſchien Ferrand keine Luſt zu hegen, eines Tages Marietten vor dem Maire und vor dem Geiſtlichen die Seine zu nennen, denn er vermied es, ſich vor ihrer Mutter ſehen zu laſſen, und der ſeinigen von dem Verhältniſſe das Geringſte zu ſagen, woraus hervorgeht, daß etwaigen Heirathsplanen für die Zukunft kein ihm bekanntes Hinderniß im Wege ſtand; anderntheils aber war Mariette zu wohl erzogen, um ſich ihm in Unehren hinzugeben, und fürchtete den Zorn ihrer Mutter für den Fall eines ärgerlichen Ergebniſſes. Da ſagte eines Tages plötzlich Ferrand, er habe einen heftigen Streit mit ſeiner Mutter gehabt, in Folge deſſen ihn dieſelbe über Meer ſchicken wolle; obſchon nun kein wahres Wort an der Geſchichte war, ſo glaubte Mariette ſie dennoch, und da er erklärte, ſich lieber den Tod zu geben, als ſich von der Geliebten zu trennen, verlangte ſie, mit ihm zu ſterben. Er willigte ein. Dieß war Donnerſtags den 24 Auguſt 1837, und der nächſte Sonntag (27 Auguſt) zur Ausführung beſtimmt. — Es iſt nicht zu läugnen, daß Mariettes feſter Entſchluß war, zu ſterben, denn noch am 26 ſprach ſie von ihrem bevorſtehenden gewaltſamen Ende; aber dennoch waren es Ferrands trügeriſche Vorſpiegelungen, welche ſie zu dem Entſchluſſe verleitet hatten. Am 27 Mittags nach 2 Uhr beſtieg Ferrand einen Landau, den er ſchon am Donnerſtag vorher beſtellt hatte, ließ ſich zu zwei Büchſenmachern fahren, wo er zwei Sackpuffer, Pulver und Blei kaufte, dann holte er Marietten, und ſie begaben ſich nach dem Hölzchen von Boulogne; nach dem Mittagseſſen nahmen ſie Abſchied von einer Freundin Mariettens, beſtellten auf der Poſt eine Caleſche mit zwei Pferden, und Ferrand hinterließ ein mit Bleiſtift geſchriebenes Billet an ſeinen Freund Thiébaux des Inhalts: „Ich gehe nach Chars, ich will mit Mariette ſterben. Fahr' wohl, du ſiehſt mich nimmer wieder.“ — Auf der Poſt zu Pontoiſe ſchrieb er ebenſo ein zweites an eine Freundin des Mädchens: „Um Mitternacht iſt es vorbei mit uns. Mariette thut es in ganz Paris um nichts leid, als Sie zu verlaſſen. Empfangen Sie unſere Grüße und unſer Lebewohl.“ — Um 11 Uhr langten ſie zu Chars an, wo eben

Digitized by Google

Kirchweihe war. Sie stiegen den Waldberg hinan, der das Dorf beherrscht; dort wollte Ferrand noch etwas schreiben, hatte aber den Bleistift verloren, weßhalb sie wieder hinabstiegen. Zwischen Mitternacht und 1 Uhr traten sie bei einem Limonadier ein, tranken Kaffee, und Ferrand schrieb in Eile ein paar Zeilen an einen Bekannten mit der Bitte, ihn neben Mariette begraben zu lassen. Dann begaben sich die beiden wieder in das Gehölz. — Am nächsten Morgen um 6 Uhr fand man im Hohlwege Mariette mit aufgelöstem Haar, barfuß, in der linken Seite des Hauptes zwei verschiedene Schußwunden; die rechte Hand am Griff eines kleinen Dolches, der in der linken Brust steckte; rechts lag ein Taschenpistol, eine Schachtel mit Capseln, ein Paket mit Pulver und zwei Kugeln. In einiger Entfernung hing an einem Apfelbaum — nicht etwa Ferrand, sondern ein blutiges Hemd, mit Hosenträgern befestigt, darunter lag ein Pistol und der bei dem Limonadier geschriebene Brief, Ferrands Paß und noch ein Zettel, welcher eine Adresse enthielt. Mariette athmete noch, man trug sie ins Spital, wo sie am Abend vollends verschied, ohne zum Bewußtseyn gekommen zu seyn. — Zu derselben Stunde, da man die sterbende Mariette gefunden, zog ein Müller nicht allzu weit davon aus dem Bache, wo das Wasser zwei Schuhe tief war, den Hrn. Ferrand, mit blutigem Gesicht, aber sonst so wohlbehalten, daß er ohne Mühe seinen Ueberrock anzuziehen vermochte. Bald darauf wunderten sich die herbeigerufenen Aerzte über seinen regelmäßigen Puls; er verlangte zu trinken, und rührte kaltblütig in dem gereichten Wasser den Zucker um; hernach äußerte er große Lust, etwas zu essen. Auf die Frage des Richters erzählte er die Katastrophe folgendermaßen: „Ins Holz zurückgekehrt, gingen wir lange hin und her, dann blieben wir ein paar Stunden sitzen, da immerdar noch Leute vorüberkamen; auch wünschte Mariette, im Schlafe zu sterben, doch vermochte sie nicht einzuschlafen. Sie bat mich, ihr einen Schuß zu geben; ich zauderte lange. Meine zwei Pistolen waren geladen, eine für sie, die andere für mich; da aber der erste Schuß sie nicht tödtete, bat mich Mariette, ihr auch den andern zu geben. Anfangs meinte ich, ich hätte sie ganz gefehlt, wollte von meinem Vorhaben abstehen und allein untergehen; da sie jedoch stark in mich drang, schoß ich sie nochmals vor den Kopf. Ich hielt sie für todt. Ich nahm sie auf meine Schultern und trug sie abwärts; unterwegs legte ich sie einmal nieder, etwa fünf Minuten lang, dann schleppte ich sie vollends an den Ort, wo man sie fand. Dieß war ungefähr um 4 Uhr. Da ich sie zum zweitenmal niederlegte, nahm ich wahr, daß sie noch lebe. Sie schien viel zu leiden, und bat mich, sie endlich vollends zu tödten. Nun schob ich ihr Kleid zurück und stieß ihr das Messer in die Brust, worauf ich in Ohnmacht fiel. Als ich wieder zu mir kam, war es heller Tag; ich holte die Pistolen, die ich oben hatte liegen lassen, dann band ich mein Hemd an einen Ast, um mich zu henken, und schoß mich in den Mund; der Schuß ging fehl, die Schleife war zu schwach, so daß ich zur Erde fiel; nun wollt' ich mich ertränken, aber das Wasser war zu seicht." — Der Richter fragte weiter, warum Ferrand sich nicht erdolcht habe? „Mariette hielt das Messer allzu fest." Warum er nicht wieder geladen und geschossen habe, da ja noch Pulver und Blei dagewesen? „Das Pistol entsank den zitternden Händen." Aber Ferrand war ja mit Gift versehen? „Die zitternden Hände verschütteten auch das Gift."

Unter zwölf Bürgern des Departements der Seine und Oise waren mindestens sieben, welche den Charakter dieser klar erwiesenen und zugestandenen Thatsachen nicht zu würdigen vermochten, und die Geschwornen sprachen ein „Nicht schuldig." — Jede weitere Bemerkung wäre eine Beleidigung des sittlichen Tactes unserer deutschen Leser.

Als ehrenvollen Gegensatz zu der Ferrand'schen Begebenheit stellt sich das Urtheil einer englischen Jury dar. Ein gewisser Allson hatte sich mit einer Emma Crips zugleich vergiftet, aber er war wieder genesen und Emma allein gestorben. Obwohl es nun erwiesen war, daß Allson wirklich seine Gabe Laudanum genommen, und der traurige Entschluß Beweggründen entsprungen war, die den Selbstmord wenigstens erklärlich machten, während dem sich sogar herausstellte, daß der junge Mensch an einer erblichen Krankheit litt, deren Einwirkungen seine Willensfreiheit in Zweifel stellten, so ward er dennoch für schuldig erklärt und zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt.

Das ertränkte Kind.

Die unverehelichte Jsmérie Caux fand sich Sonnabends den 20 Januar bei der Diligence eines gewissen Toulouse ein, um von Paris mit dieser Gelegenheit abzureisen; nach ihr erschien eine Frau mit einem dreijährigen Mädchen, und fragte, ob Niemand nach Roye reise? Die Caux entgegnete, daß sie dahin reise, und jene bat sie nun, das Kind bis zu dem Wirthshause von Cuvilly mitzunehmen, es dort abzugeben, und dem Wirth aufzutragen, es der Frau Delforge nach Montdidier zu überschicken. Mit dem Kinde übergab die Frau der Reisenden ein Päckchen mit Kleidern und Wäsche, und einen Zettel, auf welchem stand: „Ich bitte den Wirth von Cuvilly, das kleine Mädchen aufzunehmen, es ein paar Stunden ruhen zu lassen und dann gelegentlich nach Montdidier zu der Frau Delforge zu schicken, wo man die Auslagen vergüten wird." — Der Wagen kam mitten in der Nacht zu Cuvilly an, und Jsmérie wollte das Kind der Frau des Wirthes übergeben; diese aber behauptete, die Großmutter Delforge zu Montdidier nicht zu kennen, sogar nichts von ihr zu wissen, und nahm die Kleine nicht an, so daß der Caux nichts übrig blieb, als die Last mit sich nach Roye zu nehmen, bitter die leichtsinnige Gutmüthigkeit beklagend, mit der sie sich die so beschwerliche Bestellung hatte aufladen lassen. Die Mitreisenden riethen ihr, das Kind dem Maire von Roye zu übergeben, theils scherzten sie über die Verlegenheit, die sie dadurch vermehrten, so daß Jsmérie beim Aussteigen sehr übler Laune schien, in der sie den Weg nach Maucourt zu Fuß antrat. Hinter der Vorstadt von Roye fließt der kleine Bach von Saint-Firmin, über den eine Brücke führt, auf welcher angekommen Jsmérie in ihrer Verwirrung das Kind und das Päckchen ins Wasser warf, nachdem sie, wie sich später aus dem ärztlichen Gutachten mit hoher Wahrscheinlichkeit ergab, der Kleinen vorher den Hals zusammengedrückt. Den Leichnam fand man des andern Morgens im Schilf, und Jsmérie gestand endlich, daß sie das Kind habe ins Wasser gleiten lassen. — Die ortskundige, an Blödsinn gränzende Dummheit der Mörderin bewirkte, daß die Geschwornen dem „Schuldig!" noch hinzu fügten: „hat ohne Unterscheidungsvermögen gehandelt;" so sprach der Hof sie frei, doch fand die Behörde für gut, sie auf drei Jahre in ein Arbeitshaus zu schicken.

In Calcutta hat eine Anzahl Einwohner eine Petition an die Regierung um Errichtung von Schulen eingegeben, worin ausschließlich das Sanskrit gelehrt werde, um dadurch mit der Zeit eine allgemeine Sprache zu bilden, welche die verschiedenen Dialekte Bengalens in sich auflösen könne.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 209.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Julius 1838.

Wrangells Nachrichten über die russischen Besitzungen in Amerika.

Von dem Verkehr der Völker der Nord-West-Küste von Amerika untereinander und mit den Tschuktschen.

(Schluß.)

Die Tschuktschen begnügen sich nicht mit den Waaren, die sie von jenen Küstenbewohnern erhalten, sie besuchen im Sommer in Baidaren *), im Winter in Schlitten, auch die St. Lorenz-Insel, deren Bewohnern sie warme Kleidungen und Taback liefern, und dagegen große Wallroßzähne zum Handel mit Kolymsk eintauschen. Zu demselben Endzwecke setzten sie sich auch mit den Bewohnern der Insel Ukiwak (Kings Islet, Capitän Beechey nennt sie Oo-ghe-book) die das Festland von Amerika besuchen, in Verbindung. Diese kleine Insel besteht aus einem Felsen, dessen Umfang nicht mehr als eine italienische Meile beträgt, und sich fast senkrecht 756 Fuß über die Meeresfläche erhebt; sie ist ohne alle Vegetation und dennoch bewohnt. Ungefähr 200 Leute, meist unternehmende, unruhige Köpfe, haben auf dem Abhange des Felsens, etwa 150 Fuß über dem Wasser, eine Niederlassung gegründet; die Wohnungen sind in den Höhlungen des Felsens selbst. Die große Menge von Wallrossen, die sich in der Nähe der Insel aufzuhalten pflegen, hat diese Menschen wahrscheinlich von der Küste des Festlandes hinübergelockt. Der Fang derselben sichert ihnen nicht nur den nothwendigen Lebensunterhalt, der Verkauf der Zähne verschafft ihnen sogar manche Gegenstände des Luxus, als: Taback, Glasperlen u. s. w., und was ihnen besonders wichtig ist, warme Kleider aus Rennthierfellen.

Die Insel Asiak (Sledge Island) ist an Umfang nicht größer, als Ukiwak, mit dem sie überhaupt Aehnlichkeit hat, nur ist sie niedriger und weniger steil. Die Bewohner dieser Insel, gleich wie die der gegenüber liegenden Küste des Festlandes, nennen sich Asiac-müten. Sie übertreffen alle ihre Nachbarn an Sagacität in Handelsangelegenheiten, und werden deßhalb von den Tschuktschen als Bevollmächtigte oder Commissarien gebraucht. Auf der Insel Imaklit, einer der Gwosdew-Inseln, treffen die Asiak-müten mit den Tschuktschen zusammen, sie erhalten von den letztern russische Waaren und warme Anzüge, um dagegen an der Küste Amerika's Pelzwerk einzutauschen. Wohl an 10 Baidaren, mit ungefähr 100 wohl bewaffneten Männern besetzt, schiffen jährlich in den ersten Tagen des Julius mit den genannten russischen Waaren längs der Küste gegen Süden und der Krümmung des Ufers folgend, erhandeln sie bei den dort wohnenden Völkerschaften Pelzwerk. So erreichen sie zuletzt die Mündung des Pastols, wohin die Ausbeute der Jagd aus dem Innern des Landes, besonders von den Flüssen Kurchpack und Kuskokwin, und von der Meeresküste bis zur Insel Nunimak und der Mündung des Kuskokwin zusammengebracht wird. Die Pastol-müten (Anwohner des Pastol) erhandeln im Laufe des Jahres von allen jenen Völkerschaften Pelzwerk und Wallroßzähne, und erwarten dann die Ankunft der Asiak-müten, die, sobald sie ihre Baidaren mit den eingetauschten Waaren befrachtet haben, nach Imaklit zurückkehren.

Auf diese Weise versorgen die Tschuktschen mit ihren Waaren die Bewohner eines Küstenstrichs (nämlich nur den äußersten Rand der Küste berücksichtigend) von ungefähr 1000 ital. Meilen, und hätte die russisch-amerikanische Compagnie keine Redouten am Nuschahak und an der Bucht von Kenai angelegt, so würden ohne allen Zweifel die von den Tschuktschen von der Kolyma gebrachten Waaren, als: Kessel, Messer, Taback und Glasperlen, sogar die Kenaizen erreichen, nachdem sie einen Weg von mehr als 1700 ital. Meilen (durch das Land der Tschuktschen mit Rennthieren und später in offenen Booten geführt) zurückgelegt haben. So weit erstreckt sich der Einfluß des Handels der Tschuktschen; alsdann nimmt der Verkehr eine südliche Richtung. Die Kenaizen erlegen wilde Rennthiere und bereiten sehr gute Nawduga (eine Art sämischen Leders aus Rennthierhäuten, das alle Koljuschen zu Unterkleidern und Fußbekleidungen gebrauchen); die Tschugatschen erhalten von den mednow'schen Koljuschen (d. h. den Anwohnern des Kupfer-

*) Baidaren sind kleine aus Fischbein oder leichtem Holze verfertigte und mit Häuten überzogene Boote, in welchen 1 bis 5 Menschen Platz haben. In vielen Reisebeschreibungen findet man sie beschrieben und abgebildet.

Digitized by Google

flusses, Mednoj), gediegenes Kupfer; in Tschilkat, Lynns-Canal wird Rawduga aus Büffelleder (von Bos moschatus) bereitet, welches so stark ist, daß man es im Kriege zu einer Art Panzer braucht; auch webt man dort Mäntel aus der Wolle wilder Schafe. Die Koljuschen von Jakutat (Berings-Bai) die Stachinzen (um Prince Frederiks-Sund) und noch andere Stämme, bereiten aus einem kleinen Fische, den die Koljuschen Sfal nennen, in großer Menge Thran: die Naaster (am Observatory-Inlet) sind durch das Bauen der besten großen Boote berühmt; bei der Königin Charlotten-Insel halten sich sehr viele Schaalthiere von der Gattung Dentalium auf, die an der ganzen Küste zu verschiedenen Zierrathen gebraucht werden. Alle oben genannten Artikel sind unter den angeführten Völkerstämmen Gegenstände eines immerwährenden, lebhaften Handels, so daß vor der Ankunft der Europäer, als das Eisen dort noch unbekannt war, die Bewohner der Königin-Charlotten-Insel ihre Beile und Zierrathen aus Kupfer machten, welches sie vom Kupferflusse erhielten, die Kuskokwinzen dagegen Dentalien trugen, die bei der Königin-Charlotten-Insel waren gesammelt worden. Einen sehr wichtigen Handelsartikel geben die Kalgas (Sklaven der Koljuschen, Kriegsgefangene) ab.

Gegenwärtig ist der Tauschhandel unter den Eingebornen in dem Grade lebhafter geworden, als ihre Bedürfnisse sich vermehrt haben und der Luxus gestiegen ist. Um europäische Waaren zu erhalten, betreiben sie die Jagd mit größerem Eifer; sie ma[illegible] Continents. Die Handelsleute unter den Koljuschen befahren mit ihren Booten die Buchten und Meerbusen, um Pelzwerk aufzukaufen, wodurch sie sich eine ungemeine Geschicklichkeit in allen Handelsgeschäften erworben haben; aber sie bemühen sich auch aus allen Kräften, diesen Handel in ihren Händen zu behalten und wachen darüber mit eben der Sorgfalt und der Eifersucht, als unsre europäischen Handelsnationen zu thun pflegen.

Couramé.

(Fortsetzung.)

Ein besonderes Ereigniß brachte bald in dem Daseyn Couramé's einen glücklichen Wechsel hervor. Hr. Baron v. Besner, ein sehr aufgeklärter Menschenfreund, war zu der Zeit Gouverneur von Cayenne. Er war stets von dem Wunsche beseelt, Jedermann zu nützen, und sein Eifer hierin war unermüdlich; die Indianer liebte er ungemein, und wünschte ihre Lage dadurch, daß sie civilisirt würden, zu verbessern. Zur Förderung seiner Plane suchte er unter verschiedenen Vorwänden einige Indianer von Guiana nach Cayenne zu bringen. Er wünschte sie von dem Werthe aller der Vortheile, die man in Städten genießt, zu überzeugen, und hiezu war es nothwendig, sie dahin zu locken. Seine Absicht war, diese Wilden den civilisirten Einwohnern näher zu bringen, sie zu Freunden der Colonisten zu machen, und ihnen auf diese Weise die Gebräuche anzueignen, die sie in ihren eigenen Augen erheben mußten. Er schmeichelte sich, besonders auf die Sitten der Noragen Einfluß auszuüben, indem diese von allen den Wilden am meisten Moralität zeigen, ihre Eltern ehren, und am meisten auf Gerechtigkeit und Treu und Glauben halten. Auf einer Reise, welche er in die Gegend des Approuague gemacht hatte, war er zu ihnen gekommen und überzeugte sich, daß mit diesem interessanten Volksstamme viel zu machen wäre. Er hoffte Arbeiter aus ihnen zu machen, unter deren Händen das fruchtbare Land, das sie bewohnten, gedeihen würde. Er konnte mit ihnen um so mehr verkehren, als der größere Theil getauft war, und bereits einige Wohlthaten der Civilisation genoß. Hr. von Besner benachrichtigte ihr Oberhaupt Almicki, daß es vielleicht von Interesse für ihn seyn würde, wenn er auf einige Tage mit Gefolge in die Hauptstadt käme, um über manche ihn betreffende Gegenstände, welche zu gleicher Zeit das Wohl des Stammes angingen, zu verhandeln. Die Botschaft wurde sogleich durch einen Gesandten ausgerichtet, welcher sich großen Einfluß auf ihn erwarb.

Bekanntlich treten die Wilden mit Fremden nicht gerne in Verkehr, außer wenn sie mit Gewalt oder durch Mangel dazu gezwungen werden. Seit einiger Zeit waren die Noragen sehr in Armuth gerathen: sie brauchten Aexte, Säbel, Flinten und dergleichen Geräthe. Sie dachten, nicht ohne Grund, daß in dieser Beziehung ihre Reise nicht ohne Nutzen seyn würde, und gingen daher ohne Zaudern auf den Vorschlag des Gouverneurs ein. Der greise Almicki, unfähig seine Hütte zu verlassen, beschloß seinen Sohn abzuschicken, welcher mit mehrern Männern und Weibern des Stammes abreiste. In Cayenne verbreitete sich sogleich die Neuigkeit von der Ankunft der Noragen: unbeschreiblich war Couramés Freude bei dieser Nachricht. Sie hoffte nun zurückzukehren, ihre Mutter wieder zu sehen und ihre Vaterlandsliebe wurde in ihrer ganzen Kraft rege. In ihrer Ungeduld zählte sie die Tage und Stunden bis zur Ankunft ihrer Landsleute. Die Gegenwart ist stets eine Last für die Seele, die hofft. Couramé wiederholte in ihrem Gedächtniß alle Worte der Sprache, die sie vor ihrer Gefangennehmung so wohl gekannt hatte. Sie dachte gewiß, von ihren Freunden wieder erkannt zu werden; denn obwohl sie in reichem Glanze lebte, und ihre Kleider sehr kostbar waren, so behielt sie dennoch immer etwas Indianisches bei, und trug die langen, wallenden Locken der Galibi-Frauen. Ihre Ohren waren mit Korallen geschmückt, um ihren Hals hing eine Kette rother Perlen, und ihre Armbänder bestanden aus rothen Meermuscheln. Frau von St. Croix, welche auf die Eleganz ihrer Adoptivtochter stolz war, freute sich in dem Anzug derselben etwas zu finden, was ihre Nation bezeichnete.

Die Indianer wurden bei ihrer Ankunft mit allgemeiner Freude aufgenommen. Sie gingen in Reihen, hinter einander, so wie sie durch ihre eigenen Wälder gehen müssen. Die ganze Bevölkerung der Colonie kam herbei, um ihren Einzug zu sehen, denn für den civilisirten Menschen bleibt ein Wilder stets ein Gegenstand der Neugierde. Die junge Couramé konnte beim Anblick der Leute ihres Stammes ihre Gefühle nicht mäßigen. Sie bat dieselbe in der Sprache der Galibis, ihr Nachrichten von ihrer Mutter zu geben; sie wandte alle Zeichen und Bewegungen an, um sich verständlich zu machen, und wollte

Digitized by Google

die Antworten gleichsam in ihren Blicken lesen. In ihrer Einbildung erblickte sie in ihnen ihre Eltern, ihre Heimath, und die ganze Gegend am Approuague.

Unter den Indianern, welche mit dieser Deputation zu dem Gouverneur kamen, befanden sich mehrere von schöner Gestalt und edlem Ansehen. Der Sohn Almickis zeichnete sich vor den andern durch seinen Anzug aus, der hübscher und geordneter war, als der der übrigen. Er war wie ein Krieger bewaffnet, und hatte ein gebieterisches Aeußeres, obgleich seine Haltung gedankenvoll und schwermüthig war. Beim Anblick Couramé's heiterten sich jedoch seine Züge auf. Jene widmete ihre Aufmerksamkeit einer Gruppe noragischer Weiber, welche hinten gingen, und gegohrne Getränke nebst etwas Manicomehl trugen, um daraus eine Art dicker Suppe für ihre Männer zu kochen. Die indianischen Weiber waren anständiger gekleidet, als man erwartete, und die meisten von ihnen waren mit Federn geschmückt; sie trugen Röcke von blauem Wollenzeug oder Callico, denn Blau ist die Lieblingsfarbe der Noragen. Einige hatten ihr Gesicht bemalt. Sie hatten Halbstiefel oder Schuhe an, welche sinnreich aus Binsen und wollenen Fäden gewoben waren. Trotz dieses wunderlichen Anzugs war Couramé erfreut, sie zu sehen, und hielt ihren Schmuck für vorzüglicher, als den, welchen sie selbst trug. Sie beneidete deren Loos und wünschte, bei ihnen zu seyn. Die Indianer ihrerseits waren erfreut über Couramé, die sie erkannt hatten, und starrten, um sie herstehend, dieselbe mit dem größten Staunen an. Der Anblick dieser Bewohner der Wälder mitten unter den Bewohnern der Stadt war ungemein interessant.

Sie wurden zum Gouverneur geführt, und baten denselben dringend um Gewehre, Sicheln, Aexte und andere Geräthschaften oder Werkzeuge, die ihnen sehr abgingen. Die Noragenweiber kramten ihre Binsenkörbe und irdenen Gefäße aus, die sie dann denen gaben, von denen sie dafür Gagat-Halsbänder, Armbänder und andere Schmuckstücke erhielten. Inzwischen mischte sich Couramé unter sie; sie suchte ihre Mutter, welche, nicht vermuthend, daß ihre Tochter noch am Leben sey, ihre Hütte nicht verlassen hatte. Der Gouverneur empfieng die Indianer mit der offensten Herzlichkeit; denn, wie schon erwähnt, war es sein heißer Wunsch, sie die Süßigkeiten der Civilisation genießen zu lassen. Kaum aber waren sie angekommen, als sie schon wieder von ihrer Rückkehr in die Heimath zu sprechen anfingen. In der Absicht, sie davon abzuhalten, bemühte sich der Gouverneur, ihre Neugierde rege zu machen, allein nichts konnte sie fesseln. Die Bewunderung der Wilden ist flüchtig und vorübergehend. Die Selbsterhaltung ist die einzige bleibende Leidenschaft bei ihnen. Deßhalb fanden sie nichts außerordentliches an den Gemälden und Meisterstücken der Kunst, die man ihnen zeigte! sie dachten stets an die Vorzüge der Schönheit einer herrlichen Natur, und sehnten sich zu derselben zurück. Alles, was sich nicht auf ihre besondere Bedürfnisse bezog, machte keinen Eindruck auf sie. Die Spiegel, welche sie im Salon des Gouverneurs sahen, erregten kein sonderliches Erstaunen, weil sie sich oft in dem Approuague-Fluß erblickt hatten. Sie drückten keine Ueberraschung aus, wenn man ihnen Bilder vorstellte, denn sie bildeten sich immer ein, sie sähen das Bild irgend eines Gegenstandes im Wasser. Am Meisten ergötzten sie noch die Blasinstrumente der Musik des Regiments, die weit besser waren, als ihre Bambusflöten, mit denen man bloß eintönige Laute hervorbringen konnte.

Hr. v. [illegible] andere Alles auf, um die Deputation gegen Langweile oder Zwang zu schützen. Um sie zu unterhalten, gab er ein großes Fest, wobei sie über die Masse von Schüsseln, die nach und nach aufgestellt wurden, am meisten erstaunten. Sie konnten nicht begreifen, wozu man eine solche Menge von Ueberflüssigkeiten, wie sie bereits in den Häusern der reichen Europäer eingeführt waren, brauchen konnte. Nach der Mahlzeit wurden zu ihrer Unterhaltung verschiedene Spiele ausgeführt, wobei Couramé vor ihnen auftrat, und einen noragischen Tanz auf bezaubernde Weise ausführte. Die Indianer standen um sie her, und schienen jeden ihrer Schritte durch bemerkenswerth genaue Beobachtung des Tactes der Musik zu folgen, entzückt über die unnachahmliche Anmuth ihrer Bewegungen. Couramé vereinte mit der Feinheit, welche ihre Erziehung ihr verlieh, die angeborne Anmuth und Zierlichkeit, die sie von dem Lande ihrer Geburt geerbt hatte.

Die Indianer stellten hierauf mehrere Pantomimen vor, eine bei den Galibi sehr gebräuchliche Art der Unterhaltung. Am Ende des Festes sangen sie nach ihrer Landesart, was die Neugierde der Colonisten sehr ergötzte. Die Musik der Noragen ist traurig und schwermüthig, wie die der Galibis; jedoch sind ihre Töne sehr ausdrucksvoll, wenn sie Kummer und Leiden zeigen. Ein junges Indianermädchen sang in weicher und trauriger Weise eine Hymne, welche den Schmerz einer Mutter über ihr Kind, das beim Austreten des Stromes an der Mündung des Approuague mit fortgeschwemmt wurde — ein nicht selten vorkommender Unglücksfall — ausdrückte. Couramé konnte solche Klagen nicht hören, ohne einen Strom von Thränen zu vergießen. Sie dachte, ihre eigene Mutter schwebe vor ihr, und dieser Gedanke versetzte sie in eine Trauer, welche sie gegen Alles, was um sie her vorging, gleichgültig machte. Die Jugend, Anmuth und die Reize Couramé's hatten jedoch auf die Indianer einen großen Eindruck gemacht; denn wer konnte sie sehen, ohne sie zu bewundern? sie war schön wie eine griechische Statue.

Die Freude der Indianer war übermäßig, daß sie zufällig Jemand ihres Stammes, welcher durch die Civilisation von ihnen getrennt worden, wieder fanden, und wünschten sie wieder in ihr Vaterland zurückzubringen. Couramé sprach mit ihnen in der lieblichen und überredenden Sprache der Galibis. Sie gab ihnen zu verstehen, daß, so viel in ihrer Macht stehe, es ihr heißester Wunsch sey, an ihren Geburtsort zurückzukehren. Die Gefühle der Wilden sind stark und heftig, in Liebe wie in Rache. Kaum hatten sie ihre junge Landsmännin gesehen, so faßten sie schon eine große Neigung zu derselben. Und sie schon an ihre Flucht von Cayenne denkend, trat unter die sie umgebenden noragischen Frauen, die gleichsam den Wunsch auszudrücken schienen, sie mit sich fortzuführen. In einem Augenblicke verstanden sie sich gegenseitig; Zeichen und Blicke drückten aus, was Worte nicht konnten, und allen Mittheilungen horchte

Couramé mit wachsender Bewegung. Sie war mehr als je entschlossen, die Stadt zu verlassen und zu ihrem Stamme zurückzukehren, sie fragte, indem sie die Indianer auf die Seite führte, ob sie dieß für thunlich halten würden.

(Schluß folgt.)

Französische Seehäfen im atlantischen Meere.

Brest. Hafen. Schiffswerfte.

Brest, der schönste Hafen im nördlichen Europa, liegt im Departement Finisterre in Nieder-Bretagne, etwas südlich vom Cap jenes Namens. Dem atlantischen Meere führen zwei Zugänge zu ihm, der enge innere du Four und der äußere l'Iroise genannt, an welcher Seite es offen nach der großen Bucht zu liegt. Die ganze französische Küste von Barfleur bis zur Gironde ist eine ununterbrochene Kette von zackigen, kühnen Felsen, während landeinwärts in der Normandie und Bretagne die Gegend eine angenehme Abwechslung von Bergen und Thälern bildet, mit einer Grundlage von Kalkstein und Granit (zwei Drittel des Departements ist Granit), oft so nahe an der Oberfläche des reichen Bodens, daß sie häufig sichtbar heraustritt und die Landschaft nicht wenig verschönert, die im Allgemeinen auch reich bewaldet ist. Sobald sich die Berge westlich von St. Malo bei Morlaix, Brest, Vannes, Quimper der Küste nähern, werden sie steiler, und endigen oft an der Küste in hohen und schroffen Klippen mit unzugänglichem Ufer.

Der Hafen von Brest ist groß, und könnte allein schon genügen für eine bedeutende Seemacht. Er hat 20 (englische) Meilen im Umfang, ist vom Land eingeschlossen und besitzt Ankergrund für ein Dutzend Flotten des ersten Ranges (die Franzosen sagen, er fasse 400 Kriegsschiffe), frei von allen seichten und entferntern Auszweigungen, da der Handelshafen von Landerneau 5 Stunden (lieues) weit landeinwärts liegt,*) und an einer andern Seite weiter südlich La Faou. Zwar ist nicht aller Ankergrund gut geschützt, aber ein Windstoß vom Westen kann am engen westlichen Eingange doch nur theilweise und schwach empfunden werden. In diesen weiten Hafen mündet der kleine Fluß Penfield, indem er südöstlich zwischen jähen felsigen Ufern hinströmt, die an beiden Seiten wohl eine Meile weit erweitert und weggesprengt worden sind, und wo die Werften liegen; einige hundert Schritte innerhalb des Schlosses und der Batterien an der Mündung auf der Seite der Stadt (auf dem linken Ufer des Flusses) und ungefähr 300 Schritte von den Vorstädten an der Wasserseite, den Quais und Straßen von Recouvrance auf dem rechten Ufer, sind dem Publicum zugänglich, und hier ist auch eine Fähre von einer Straße zur andern eingerichtet.**)

*) Was aber für die Stadt und selbst für den Hafen nicht sehr vortheilhaft ist, doch wegen der Galeerensklaven für nothwendig erachtet wird.

**) Eine Gesellschaft Schiffer besitzt das Privilegium, und 40 bis 50 schwerfällige Boote bewerkstelligen den Uebergang, obgleich eine Schiffbrücke sich sehr leicht würde errichten lassen.

Die Stadt Brest ist regelmäßig (durch Vauban) befestigt; die Werke dehnen sich auf dem rechten oder nördlichen Ufer des Penfield bis an die Vorstadt Recouvrance aus. Der Fluß, der an sich sehr klein ist, hier aber eher ein Einschnitt der See und der innere Hafen genannt werden könnte, dient doch dazu, die Werfte, durch die er fließt, und die Stadt mittelst Wasserleitungen mit frischem Wasser zu versehen.

Die Stadt ist nicht groß, aber gut gebaut, und liegt an einem Abhange über dem Flusse im Nordosten und im Süden der Bai oder Rhede (wie der größere Hafen genannt wird), wo eine schöne Promenade sich befindet, mit einer doppelten Reihe Bäume bepflanzt, 1200 Schritte lang und 56 breit, auf der Curtine der Festungswerke, welche das Castell mit dem südwestlichen Winkel der Befestigungen verbindet. Die jetzige Bevölkerung (1837) mit Einschluß der Vorstadt Recouvrance beläuft sich ungefähr auf 30,000, die Arbeiter auf der Werfte, ungefähr 3000, nebst 2500 Galeerensklaven, die eben daselbst verwendet werden, und eine Garnison von 4000 Mann ungerechnet.

Brest ist noch nicht sehr alt. Zur Zeit der Elisabeth von England und Heinrichs IV war es kaum mehr als ein Dorf mit einem Schlosse. Die jetzige Vorstadt Recouvrance war damals ein unbedeutendes Städtchen von 1500 Einwohnern ohne Handel. Das Schloß hatten früher die Engländer in Besitz, es wechselte aber häufig seinen Herrn. Zu Ende des 15ten Jahrhunderts wurde es endlich den französischen Herzogen der Bretagne übergeben.

Als Heinrich IV 1591 von Elisabeth Unterstützung gegen die Ligue verlangte, wurde Brest als Preis dieser Hülfe genannt, Heinrich aber gab die Stadt Palmpol dafür. Auch 1595, als die Engländer Frankreich räumen mußten, suchten sie sich von Brest Meister zu machen; doch der Versuch mißlang.

Erst 1631 gelang es der Thätigkeit und dem festen Sinne Richelieu's, ein Seearsenal, Magazine u. s. w. zu erbauen und eine regelmäßige Werfte für Kriegsschiffe zu errichten, indem der Bau von 10 Zweideckern und 6 Fregatten begonnen wurde. Zwei Jahre später wurden 25 Kriegsschiffe vollständig ausgerüstet und in der Rhede vor Anker gelegt. Bei Richelieu's Tod und während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV ruhte Brest wieder. Doch Colbert erbaute die schönsten Gebäude der Werfte aus Stein, die bisher nur von Holz waren, und ließ mehrere Kriegsschiffe von verschiedener Größe anfangen. Seit jener Zeit wurde die Werfte nie ganz verlassen; 1668 versammelte der französische Admiral Beaufort hier eine Flotte von 80 Segeln, da Brest förmlich zum königlichen Kriegshafen erhoben wurde, wobei man mehrere Medaillen geschlagen, z. B. eine 1670 mit den Worten: „Res navalis instaurata.“ Brest war damals immer noch eine kleine Stadt von sieben Straßen, und mit Ausnahme des Schlosses und einer oder zweier einzelnen Batterien ohne Befestigung. Erst Marschall Vauban legte seine Werke an, wie sie noch jetzt bestehen, indem er die Form des großen alten Schlosses nicht veränderte, sondern nur stärker machte.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 66 u. 67** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Der Fall eines Engels. Episode von A. de Lamartine. — Attila der Hunnenkönig. Episches Gedicht von W. Herbert.

Das Abonnement dieses dem Auslande hingegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 210.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Julius 1838.

Meerfahrt auf der Ostküste von Afrika.

(Aus Dr. Ruschenbergers: Narration of a Voyage round the world.)

Als wir die Ostküste von Afrika hinauffuhren, neigte sich der Südwestmonsun zu Ende, und auf der Fahrt durch den Canal von Mozambique erfuhren wir öfters Windstillen und Meeresströmungen. Eine der ruhigen Nächte war entzückend schön: der Himmel war wolkenlos, und so glänzend mit Sternen besäet, daß seine tiefblaue Farbe deutlich hervortrat. Zugleich blieb die Oberfläche des Meeres ruhig, warf das Bild des Himmels zurück gleich einem Stahlspiegel, und unser Schiff schien, zwischen beiden schwebend, unter den Sternen dahin zu schwimmen. Eines Tages, als das Thermometer im Schatten auf 78° F. (20′/₂ R.) stand, und große, bewegungslose Wolkenmassen, deren aufgerollte Ränder im Schimmer der Mittagssonne wie Silber erglänzten, von dem Meere zurückgespiegelt wurden, sahen wir zahlreiche kleine Thiere vom Zoophytengeschlecht an uns vorbeischwimmen. Darunter waren sogenannte „portugiesische Kriegsschiffe" (holothuria physalis) und Scheiben von einem halben bis zwei Zoll im Durchmesser, die zur Familie der Medusen gehörten. Matrosen beobachten gern Thiere aller Art, darum begannen sie auch bald nach diesen, die an uns vorüberschwammen, zu fischen, und in kurzem ward eine solche Scheibe gefangen, die der Passionsblume glich. Diese Thiere sind völlig rund, flach, sehr dünn, und schön ausgestrahlt; ihre Farbe ist gelblich weiß, und der Rand mit zarten blauen Fäden befranzt, von einem bis drei Zoll Länge, je nach der Größe des Thiers. Diese Fäden sind ohne Zweifel die Glieder, womit das Thier seine Speise ergreift. Wir setzten ein Boot aus und fingen noch mehr solche „Passionsblumen" und „portugiesische Kriegsschiffe." Dieß letztere ist eine durchsichtige Luftblase von unregelmäßiger Form, zwei oder drei Zoll lang, oben etwas zusammengeschrumpft, und unten mit zahlreichen, kurzen Tentaculä und einem oder zwei zarten Fäden bewaffnet, die mehrere Fuß lang und mit kleinen blauen Knöpfen besetzt sind, so daß sie schönen Korallenschnüren gleichen. Dieß scheint ein Angriffswerkzeug, denn das Thier kann damit stechen, wie unser Ruderer fand, denn sein Finger, der von einem derselben berührt wurde, schwoll auf und machte ihm Schmerz bis in die Schulter hinauf; er verglich denselben mit einem Bienenstich, fand ihn aber am Ende so lästig, daß wir ihn an Bord des Schiffs bringen mußten, wo er schnell durch die Anwendung von Aqua-Ammonia davon befreit wurde.

Das Meer war mit kleinen Thierchen angefüllt, die in allen Richtungen umherschossen: einige glänzten in der Sonne wie Rubinen, andere wie Haarglas. Auf der Oberfläche sahen wir kleine weiße Massen, etwa drei Zoll lang und einen Zoll dick schwimmen, die in geringer Entfernung einem Schaum oder einer Luftblase glichen. Bei näherer Untersuchung fanden wir, daß sie an sehr zarten, violett gefärbten Muscheln hingen, die zu Lamark's Genus Janthina gehören. Ueber die Schwimmblase dieses Thiers wirft das „portugiesische Kriegsschiff" seinen Faden, und gleich einer seine Beute in ihr Gewebe verwickelnden Spinne, trennt es die Muschel von der Blase, und nährt sich von der letztern. Wenn man die Janthina fängt, strömt sie etwa einen Theelöffel voll Feuchtigkeit von dunkler Purpurröthe aus, vielleicht um, wie der Tintenfisch, das Wasser umher zu trüben, und so ihrem Feinde zu entgehen. Ich sah später die Janthina an der Küste von Malabar, im chinesischen Meere, im Golf von Siam, und bei den Sandwichinseln, die von letzterm Orte sind aber unter allen bei weitem die größten.

Unter andern Formen von thierischem Leben bemerkten wir eine, die einem gegen zwei Zoll langen Schild von tiefer bläulicher Farbe glich, der von einem dünnen, wie Glas durchsichtigen und gleich einem gothischen Bogen gestellten Segel diagonal durchsetzt war; ein leichter muschelartiger Bau bildet die Basis, und von der untern Oberfläche hängen eine Menge fadenartiger Tentaculä herab.

Während wir nach diesen verschiedenen Gegenständen fischten, und die Millionen kleiner Thiere beobachteten, die daher schwammen oder nur etwa einen Zoll unter der Oberfläche umherschossen, bemerkten wir, daß im Laufe von fünf Minuten das Wasser durchsichtig wurde, und nichts mehr zu sehen war, als hie und da ein „portugiesisches Kriegsschiff." Ohne alle bemerkbare Ursache waren diese Thierchen verschwunden. Die

Digitized by Google

Janthina hatte ihre Schwimmblase eingezogen, und war in die Tiefen der See hinabgesunken, um von da durch neues Aufblasen derselben, auf eine Weise, die dem Menschen noch ein Geheimniß ist, wieder emporzusteigen. Ich vermuthe, daß das Thier die Kraft hat, die Schwimmblase zu ersetzen, wenn sie durch einen Zufall verloren ging. Ein Fisch, den man den Stachelschweinfisch nennt, weil seine Haut mit Stacheln bedeckt ist, hat einen Apparat, durch den er sich aufblasen kann, bis er fast zu einer Kugelform aufschwillt; wenn er aufgeblasen ist, dreht er sich auf den Rücken um, und schwimmt sodann auf der Oberfläche dahin, so daß er leicht seinen Verfolgern zur Beute würde, ohne die Stacheln, die in Folge des Aufblasens gerade hinaus stehen. Wir fingen mehrere Thiere dieses Geschlechts, zwei Stunden vor Sonnenuntergang aber war nicht ein lebendes Wesen im Wasser zu sehen; die Windstille dauerte dabei fort.

Commodore Kennedy gibt an, er habe einmal zehn Tage lang in einer so vollkommenen Windstille gelegen, daß die kleinen Thierchen starben, und das Meer auf allen Seiten einen unerträglichen Gestank aushauchte. Beispiele dieser Art zeigen die Nothwendigkeit und den Nutzen der Winde und der Bewegung des Meeres: völlige Windstille würde, wenn sie geraume Zeit anhielte, jedes thierische Leben vernichten. Aber solche Katastrophen sind nicht zu fürchten, und wir finden kein Phänomen der Natur zwecklos. Der leise Zephyr und das leicht gekräuselte Meer, wie der Orkan und die schäumenden Wogen tragen gleichartig dazu bei, Stagnation und folglich den Tod aller Natur zu verhindern.

(Fortsetzung folgt.)

Couramé.

(Schluß.)

Inzwischen rückte die Nacht heran; der Gouverneur hatte in der großen Halle des alten Hauses der Jesuiten Schlafstätten errichten lassen, damit die Indianer daselbst sich der Ruhe hingeben könnten; während der Zeit war Couramé wach und traf insgeheim Vorbereitungen zu ihrer Flucht. Ein einziger Gegenstand machte sie unglücklich, nämlich der Kummer, welchen sie durch ihre Abreise der Frau von St. Croix zu bereiten glaubte. Das arme Mädchen schwankte zwischen zwei streitenden Gefühlen; da die Natur uns in diesem Leben kein reines Vergnügen gestattet hat, so gibt es für den Geist nichts Peinlicheres, als zwei widerstreitende Neigungen, jene innern Kämpfe, die um die Oberhand streiten, wenn das Herz durch zwei mächtige, verschiedene Interessen getheilt ist. Endlich fing der Tag zu dämmern an, und nun nahm Couramé allen Muth zusammen, das Haus ihrer Wohlthäterin zu verlassen. Aber wie viele traurige Gefühle erhoben sich in ihrer Brust! Es ist möglich, daß man mit Entzücken in sein Vaterland zurückkehrt, und dennoch auf der gastfreundschaftlichen Schwelle, von der man aufgenommen wurde, Thränen vergießt. Couramé schluchzte convulsivisch, als sie das Haus verließ, wo sie so edel aufgenommen und so sehr geliebt ward. Sie schrieb einen Brief an ihre Wohlthäterin, voll von Gefühlen schwerer Bekümmerniß und glühenden Dankes, legte alle Geschenke der Frau von St. Croix auf den Tisch, und verschloß alle Juwelen, die ihr zum Schmuck gedient hatten, in ein Kästchen.

Sie zog ein einfaches, indianisches Kleid an, ihr einziger Schmuck war ihr langes, wallendes Haar: noch lag die ganze Stadt in Schlaf versunken, als sie mit Eile dem Ufer zuging, wo die Noragen sie erwarteten. Sie begegnete wenigen Leuten zu dieser frühen Stunde, auch schützte sie ihre einfache Kleidung vor dem Erkanntwerden. Sie sprang in ein Kanoe, die Abfahrtshymne wurde gesungen, und mit raschem Ruderschlag flogen sie dem Lande des Approuague zu. Die Indianer nahmen mit Geschenken beladen Abschied von dem Gouverneur, der Wind war günstig, die Reise wurde schnell vollendet, und glücklich kam das Kanoe, welches Couramé trug, am Orte seiner Bestimmung an.

Unbeschreiblich war der Kummer der Frau v. St. Croix, als sie die Flucht ihrer geliebten Tochter erfuhr, die sie mit Gunst überhäuft und so zärtlich geliebt hatte. Anfangs wollte sie an die Möglichkeit eines solchen Mißgeschicks nicht glauben, als sie aber in das Zimmer Couramé's trat, und den Brief las, den das arme Mädchen an sie geschrieben hatte, schwanden alle Zweifel. Frau v. St. Croix war untröstlich; keineswegs aber dachte sie daran, das Mädchen von den Indianern zurückzufordern, indem sie einsah, daß Couramé durch die Rückkehr zu ihrer wahren Mutter nur eine Pflicht erfüllt habe.

Fünf Jahre vergingen, ohne daß man von der Flüchtigen etwas hörte; sie lebte vielleicht glücklich in ihrer Mutter Hütte, und nur diese Idee erleichterte den Kummer der Frau von St. Croix. In der That war Couramé in Cayenne beinahe vergessen, nur selten noch wurde ihr Name im Gespräch erwähnt. Da wollte ein besonderer Zufall, daß der gute Dr. Valayer an die Ufer des Approuague kam. Er hatte ein Gut an jener fruchtbaren Stelle, und wollte dasselbe besuchen. Er ging mit der Idee um, botanische Gärten daselbst zu errichten, da er ein leidenschaftlicher Freund dieses Theiles der Naturgeschichte und zugleich einer der besten Zöglinge Jussieu's war.

Unmöglich ist es, seine Ueberraschung zu beschreiben, als bei seinem Besuche bei den Norag-Indianern, die erste Person, welche er sah, Couramé war, die er sogleich wieder erkannte. Er trat in die Hütte ein, wo er sie von ihrer ganzen Familie umringt sah. Ihr Gatte war der Sohn Almicki's, des Oberhauptes des Stammes, derselbe, welcher mit der Gesandtschaft an den Gouverneur in Cayenne war. Es war derselbe Jüngling, dessen edles Aeußere bei dem den Indianern von Baron Besner veranstalteten Feste so viele Bewunderung erregte, und es war in der That ein glückliches Geschick, daß die Blume der noragischen Frauen mit dem tapfersten der Männer vereint ward. Couramé lebte stets bei ihrer alten Mutter, der sie mit Hülfe und Trost beistand. Einige irdene Gefäße, einige Jagd- und Fischgeräthe, und eine gemächliche Schlafstätte machten die ganze Einrichtung der Wohnung aus, in welcher sie ihre Tage verlebte.

Mit Staunen gewahrte Dr. Valayer den Wechsel, der in

Digitized by Google

dem Wesen Couramé's vorgegangen war. Sie war nicht mehr jenes, mitten in Ueppigkeit und Verfeinerung von Langeweile und Schwermuth erfüllte Mädchen: sie war nun ein Weib, das Vergnügen in ihren mütterlichen Pflichten fand, und das ihre Tage in häuslichem Frieden verlebte. Allein sie war immer noch schön, und hatte ihren Geschmack im Anzuge und Schmuck noch nicht verloren. Sie trug ein Halsband von Tigerzähnen, ihre Locken waren mit kostbaren Steinen aus dem Sande des Ruby-Flusses geschmückt, ihre Armbänder waren von einer schwarzen, indianischen Steinart, die manchmal dem Gagat gleicht. Man darf wohl sagen, daß eine gut eingerichtete Hütte der Aufenthalt patriarchalischer Tugenden ist.

Dr. Valayer versicherte, er habe nie ein rührenderes Bild gesehen. Er pries den Tag, an welchem sein Geschäfte und sein Hang zur Botanik ihm jenen Anblick verschafft hatten. Er stellte eine Menge Fragen über ihre neue Lage an sie, deren Beantwortung zeigte, daß sie mehr als zufrieden war, in ihre ursprüngliche Stellung zurückgekehrt zu seyn. Er fragte sie, was aus allen jenen Talenten geworden sey, die man während ihres Aufenthaltes zu Cayenne so sehr auszubilden bemüht gewesen sey? Er wünschte vor Allem zu wissen, was aus den kostbaren Büchern geworden, welche Frau v. St. Croix ihr zur Vervollkommnung ihrer Erziehung gegeben habe? „Hier sehen Sie meine Bücher!" erwiederte sie, indem sie auf ihre Kinder und auf den Säugling an ihrer Brust zeigte. „Ich bin Weib und Mutter. All mein Wissen ist dahin gegangen, um allein meinen Neigungen Raum zu lassen. Von Allem, was Sie mich gelehrt haben, habe ich nur noch die Erkenntniß Gottes, die mich in allen Schicksalen meines Lebens aufrecht erhalten hat. Ihm verdanke ich den Wohlstand meiner Familie, und das dauernde Glück, das mir auf der Erde zu Theil wurde."

Couramé und der Doctor geriethen hierauf in ein Gespräch, in welchem sie die Nachtheile des civilisirten gegen die des wilden Lebens auf die Wagschale legten. „Sagen Sie mir nichts von Ihrem Wissen," sagte sie zu ihm, „es führt uns zu Zweifeln. Was macht die Noragen so glücklich? Ihr Vogen und ihre Freiheit. Meine Kinder kennen und lieben Gott, allein sie suchen nicht in die Geheimnisse der Vorsehung einzudringen. Ihre Vernunft wird nie gequält; sie genießen ihr Glück hienieden, ohne zu untersuchen, woher es kömmt. Wir haben Voraussicht, diesen beschützenden Genius verständiger Wesen, um uns durch das Leben zu führen. Die Unabhängigkeit, die Sie mit so vielem Eifer suchten, besitzen wir; denn in unsern Wäldern und an dem Busen der wohlthätigen und gastlichen Natur gibt es weder Tyrannei noch Sklaverei. Ihr Gefühl für Ruhm schätzen wir nicht, weil wir es nicht kennen."

Chronik der Reisen.

Nachricht von der französischen Entdeckungsreise.

Die Corvetten Astrolabe und Zelée erschienen am 12 December 1837, einen Monat nach ihrer Abfahrt von Rio-Janeiro, vor dem Eingange der magellanischen Meerenge. Seit der Bouderuse, welche Bougainville im Jahre 1766 dahin führte, ist kein französisches Kriegsschiff mehr bis dahin gedrungen: deßhalb zögerte auch Hr. Dumont d'Urville nicht, sie zu besuchen. Am 13 um 11 Uhr Abends hatten die Corvetten alle die engen Einfahrten zurückgelegt und das Cap Negro umsegelt. Hr. d'Urville hoffte am folgenden Morgen bei Port Famine zu ankern; allein heftige Winde von Südost und Südwest gestatteten ihm erst am 15 Nachmittags daselbst Anker zu werfen. Die Officiere der Expedition benutzten diese Verzögerung, um viele Beobachtungen und Versuche bei Tag und bei Nacht, dem von der Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Programme zufolge, anzustellen. Die auf der Astrolabe und der Zelée eingeschifften Naturforscher haben bei Erfüllung ihrer Sendung denselben Eifer gezeigt. Sie hatten eine ziemlich schöne Sammlung von Vögeln bei sich, von denen einige einer neuen Gattung angehören, auch eine Menge Fische, die unter verschiedenen Breiten gefangen wurden.

Das in jenen strengen Klimaten so selten schöne Wetter war während des Aufenthalts der beiden Schiffe zu Port Famine prächtig. Am 28 lichteten sie die Anker und fuhren um das Cap Forward, die äußerste südliche Spitze des amerikanischen Continents, wo sich in der Meerenge die Gewässer des stillen und die des atlantischen Oceans mischen. Am 29 um 4 Uhr Morgens gingen die Astrolabe und die Zelée in der Bai Fortescue vor Anker. Sie hatten nun zwei Drittheile der magellanischen Meerenge durchfahren, und es wäre nicht sehr klug gewesen, sich weiter vor zu wagen, weil man noch vor hatte, den Südpol gegen das Ende Januar, wo in jenen Meeren das mildere Wetter beginnt, und sie dadurch zugänglich werden, zu untersuchen. Die beiden Corvetten verließen die Bucht Fortescue am 31 December um 4 Uhr Morgens, und ankerten am Mittage desselben Tages in der hübschen Franzosenbai. Am folgenden Tage dachte Hr. Dumont d'Urville in der Bai Elisabeth oder am Cap Gregori mit den Patagonen zu verkehren, von da aus die Eingebornen vom Feuerlande zu besuchen und die magellanische Meerenge gegen den 10 Januar zu verlassen, wobei er sich seiner Berechnung nach am 20 den Eisfeldern gegenüber befinden konnte. Der Gesundheitszustand am Bord der beiden Corvetten war sehr befriedigend, und die Stimmung der Schiffsmannschaft für den Erfolg dieser Fahrt höchst günstig. (Moniteur vom 14 Julius.)

Französische Seehäfen im atlantischen Meere.

Brest. Hafen. Schiffswerfte.

(Fortsetzung.)

Aber weder die Stärke des Hafens, noch seine Größe und die Menge der Schiffe, welche zu irgend einer Unternehmung zusammengebracht werden, gibt die eigentliche Ueberlegenheit bei einem Krieg. Es ist der Geist, welcher das Ganze beseelt, welcher den Ausschlag gibt, und hier kann Frankreich vielfach zum Muster dienen.

Seine Schiffe sind schöner und fester als die englischen und amerikanischen, welchen letztern sie aber an Größe gleich kommen. Man sieht, daß selbst die unbedeutendsten Theile mit Sorgfalt gearbeitet sind. Und diese Dauerhaftigkeit, Zierlichkeit und Vollendung fällt selbst dem Auge des Nichtkenners auf. Ihre Verdecke sind mit schmalen Brettern belegt und sorgsam eingefugt, was bei den englischen Schiffen häufig durch große Unreinlichkeit und Nachlässigkeit beim Verkalken der Fugen unmöglich gemacht wird. Die Ursache aber jener Nettigkeit und dieser

Digitized by Google

Unsauberkeit ist dort die genaue bis ins Einzelne gehende Aufsicht, hier die Nachlässigkeit, womit alle nationalen Arbeiten betrieben werden.

Das Werft selbst beginnt am Fuße der Rue Royale, bei dem Hauptthor an der Stadtseite, und zieht sich an beiden Seiten des Flusses bis zu seiner Mündung hin. Längs der Quais an jener Seite stehen die Hauptgebäude am Fuße der Felsen, die sich über sie aufthürmen und zum großen Theil weggesprengt wurden, um ihnen Platz zu machen; andere sind dahinter auf Terrassen über ihnen gebaut worden, wie die Seilerwerkstatt, das Bagno und über ihnen das Seehospital, dem wieder eine Terrasse höher die Marine-Caserne folgt, welche Gebäude zusammen fast die ganze Breite des schmälern Theils der Stadt nördlich von der Rue Royale einnehmen. Die Befestigungswerke laufen rund herum, und steigen bei den alten Pulvermühlen, die jetzt zu einer Niederlage ausgetrockneten Holzes und zu Anfertigung von Winden verwendet werden, bis zum Werft herab.

Der Fluß windet sich schlangenartig durch das Werft, so daß er von der obern Hafenkette zur untern beim Flaggenschiff am Fuße der Rue Royale einen halben Kreis umschreibt; ein anderer Arm, von einem Fluthgatter und der Brücke eingeschlossen, geht östlich hinauf bis zur Pulvermühle, von welchem Punkte die Felsen und Höhen sich beträchtlich gegen das obere Ende des Werftes senken, das, noch nicht beendet und ohne feste Gebäude, sich täglich vervollständigt.

Tritt man dann durch die Thore des Werftes auf dieser Seite ein, die rundherum mit geringern Gebäuden umgeben ist, so kommt man zu dem Hauptgebäude, das die Bureaux des inspicirenden Capitäns und anderer Beamten, auf dem rechten Flügel aber Magazine von Oel, Papier, Kupfer, Blei, Leder u. s. w. enthält. In dem innern Hofe des Gebäudes, wohin ein Wagen-Portal führt, stehen einige halbe Batterien eherner Kanonen. Das Gebäude selbst, 90 Schritte lang, mit zwei Stockwerken und einem Säulengang, ist ohne Zierrath, den Karniss des Giebels ausgenommen, der eine Uhr und einige Bildhauerarbeit enthält, aus einer Zeit, die trotz ihres schlechten Geschmacks jetzt wieder bewundert wird. Hier ist der Quai am breitesten, hier steht auch vor dem Gebäude die lange eherne Kanone, le Consulaire, vom Hahne Frankreichs überragt, die von einem Venetianer gegossen und 1830 in Algier erbeutet ward. Das Piedestal enthält die Namen des Admirals Bergeret und des Seeministers de Rigny, doch kein Wort vom Marschall Bourmont, der sie genommen.

Weiter hin ist der schöne Springbrunnen Amphitrite vom republicanischen Seepräfecten Caffarelli errichtet. Etwas weiter nach innen stehen zunächst drei Blockhäuser für Schiffsmagazine, theils zum Ausbessern, theils zum Gebrauche fertig; im ersten Stock Segel, Tafel- und Strickwerk, unten Holz- und Eisengeräthe, nebst Bureaux der verschiedenen diese Departements beaufsichtigenden Beamten. Diese Magazine sind 4 bis 500 Schritte lang, und ihre Thüren sämmtlich numerirt und bezeichnet, für welchen Dienst sie bestimmt sind. Dann kommen in doppelter Reihe die Seilerbahnen, eine hinter und über der andern und 500 Schritte lang. In der obern Seilermanufactur sind Maschinen, wodurch Alles vom stärksten Tau bis zum Signaltau gemacht werden kann. 1837 waren hier 200 Seiler, drei Jahre früher bei einer besondern Gelegenheit 900 beschäftigt. Das obere Ende der Seilerbahn schließt sich gegen Osten an die alte Pulvermühle an, von der wir schon gesprochen. Am Anfange des Docks ist das Blockhaus, gegenüber liegt die Küferei, wo die eisernen Wasserbehälter verwahrt, und in einer andern Abtheilung angestrichen und ausgebessert werden.

Gegen Norden oder bei Recouvrance auf dem rechten Ufer, gerade unter der obern Hafenkette, sind Ziegelhütten, Thon-, Lehm- und Kohlenniederlagen u. s. w. Doch scheint dieser Theil erst seit kurzem der Werfte hinzugefügt worden zu seyn. Unter den Kohlenniederlagen sind die Schmiede und die Schuppen für auszubessernde Boote, andere hübsch gebaute Schuppen, die sich bis ans Wasser ziehen, sind noch tiefer.

Hier ist auch eine feste Terrasse aus Holz gebaut, um die Kettentaue (chain-cables) zu sortiren, auszubessern und zu schwärzen. Dann kommen die Häuser für die Masten, in Arbeit und fertig gemalt und mit dem Namen des Schiffes bezeichnet, für welches jede Masse der verschiedenen Masten, Vorder-, Haupt-, Besan- und Bugspriet-Mast, bestimmt ist. Nicht weit davon lagen drei Fregatten und zwei Linienschiffe von 100 Kanonen in Arbeit. Abwärts von diesem Theile des Werftes bis zur untern Kette des Flaggenschiffes sind die Gebäude von Stein und Granit, und enthalten neben den verschiedenen Magazinen, Bureaux und Werkstätten von Stangen, Rudern, Lafetten u. s. w., auch kleinere Magazine von Nägeln, Angeln, Schildern u. s. w., kurz Alles, was nur hier gebraucht werden kann. Auch ist das Seemuseum, Modellkammer, Baubureau und die Plan- und Zeichenschule der Ingenieurschule hier.

Darüber ist das Ruderhaus mit einer gut angelegten, hölzernen, bis ans Wasser gehenden Abdachung, um ins Wasser zu lassen und aufzuziehen, zu untersuchen und auszubessern u. s. w.

An diesem Punkte hat man ein Viereck tiefer in die Berge und Felsen hineingearbeitet, das auf der einen Seite Magazine für Stangeneisen, an der andern eine Reihe von Schmieden enthält.

Oben auf dem Berge über den Felsen steht die Marine-Caserne, ein großes viereckiges Gebäude, zu dem ein breiter Weg im Zickzack in den Felsen gehauen führt. Noch manche andere Gebäude stehen über der Werfte auf diesem Berge, deren Bestimmung aber unbekannt ist. Uebrigens sind beide Theile des Werftes zum Theil mit halben Batterien und Karthaunen besetzt, für welche man Percussionsschlösser macht.

Es versteht sich, daß andere Gebäude von geringerem Belang als Wachthäuser (corps de garde), Primärschulen für Seeleute u. s. w. hier übergangen werden. Vom Bagno haben wir schon gesprochen. Auf dem Berg, am Eingang, steht fortwährend eine starke Wache, unabhängig von den andern, die in ihren Sälen und bei der Arbeit im Werfte über sie zu wachen haben. Bei der Arbeit ist jede Truppe von 10 Galeerensklaven von einer Schildwacht der sogenannten Argousins begleitet. Außerdem sind an allen Thoren und verschiedenen andern Punkten der Werften Militärschildwachen, und die Gendarmen machen fortdauernd die Runde.

Gegen Feuersgefahr im Werft oder auf dem Wasser ist ein regelmäßiges Corps Spritzenleute (sapeurs pompiers) angestellt, und eine Menge von Brunnen und Wasserwerke geben hinreichendes Wasser, ja man hat sogar gegen 3 bis 400 Wassertonnen an die verschiedenen Orte vertheilt. Für Aus- und Einladen des Ballasts sind gegen 20 Krahne an verschiedenen Orten aufgestellt, und die Maschinen zum Reinigen des Hafens (curemoles), so wie andere Maschinen sind in trefflichem Zustande.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Fr. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 211.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Julius 1838.

Budschak oder das südliche Bessarabien.

(In der nordischen Biene von Hrn. Pogowin mitgetheilt.)

Ein bekannter Reisender, welcher Bessarabien im J. 1832 besuchte, nannte es, entzückt durch den Reichthum dieser neuen Erwerbung Rußlands und ihrer vortheilhaften Lage für den Handel, den goldenen Teppich. Budschak oder das südliche Bessarabien bildet den kostbarsten Theil dieses Teppichs. Im Osten wird dasselbe von dem Dniestr und dem Dniestr'schen Liman, im Süden vom schwarzen Meer und im Südwesten von den Mündungen der Donau bespült, so daß es eine ins Meer vorspringende Ecke bildet. Der Dniestr strömt bis zum Dorfe Palanka zwischen steilen Ufern, hat ein tiefes Bett und fünfzehn Saschenen (105 Fuß) Breite. Von diesem Punkte aber dehnt er sich zu einem weiten Liman aus. Es ist schwer, den Eindruck zu schildern, der durch den ersten Anblick des Uebergangs eines gewöhnlichen Flusses zu einem so riesenhaften Maaßstabe erzeugt wird. Bei Akkjerman breitet er sich auf 9 Werste aus und fällt bald darauf ins schwarze Meer. Der Dniestr ist berühmt durch seine schmackhaften Fische, namentlich Sterläde (acipenser ruthenus), welche in großer Menge gefangen werden. Die Stadt Akkjerman, am Ufer des Dniestrischen Limanes der Stadt Owidiopol gegenüber, erbaut, hat ein herrliches Klima; hier blüht auf allen Gesichtern die Gesundheit, und nie ist Pest oder Cholera, welche an andern Orten Bessarabiens wütheten, bis zu diesem glücklichen Orte vorgedrungen. In seiner Umgebung liegen eine Menge Weingärten, deren Zahl man auf 3000 rechnet; die in den sandigen Boden gepflanzten Reben geben eine sehr vollkommene Frucht, und der daraus bereitete Wein ist weit besser als der in der Krim.

Das schwarze Meer, welches das südliche Ende des Budschak bespült, bietet eine merkwürdige Erscheinung dar: getrennt von dem festen Lande durch einen kleinen natürlichen Erdaufwurf, schleudert es im Sturm seine hohen Wellen an das Ufer, und es haben sich dadurch zwei Salzseen, der von Schagan und Ali-Bei gebildet, welche über 100 Werste einnehmen, und in guten Jahren etwa 2,000,000 Rubel abwerfen.

Der Pruth vereinigt sich mit der Donau, unterhalb Reni, nahe an dem Orte, wo die berühmte Schlacht von Kagul vorfiel. Auf dem gegenüber liegenden Ufer zeigen sich die Berge der Moldau, und in der Ferne sieht man Galatz mit seinem schönen Hafen und seinem dichten Mastenwald. Hier bietet sich den Blicken gleichfalls ein großartiges Schauspiel; der Riese Europa's wälzt in seiner mächtigen Bahn eine ungeheure Wassermasse, und ergießt sich in drei Mündungen in das schwarze Meer. Drei große Inseln, Lete, Tschetome und die St. Georgsinsel bilden diese Mündungen. Bis zum letzten Kriege mit den Türken gehörten diese Inseln der ottomanischen Pforte, aber durch den Vertrag von Adrianopel sind sie in russischen Besitz übergegangen — eine wichtige Erwerbung, weil Rußland dadurch den Schlüssel zum schwarzen Meere von der Westseite her besitzt. An den Mündungen der Donau wird ein bedeutender Fischfang getrieben, der mit der Entwicklung der Industrie in Bessarabien und der Vermehrung der Capitalien mit der Zeit ein bedeutendes Einkommen abwerfen kann.

Budschak umfaßt die Hälfte des Kreises von Bender, den ganzen Akkjermanischen Kreis und das Gebiet der Stadtcommandantschaft von Ismail. Im Kreise von Bender sieht man hie und da hügelige Striche, aber der Kreis von Ackjerman bietet eine unabsehbare, allmählich gegen das Meer sich senkende Ebene dar: 200 Werste weit sieht man keinen Baum, nicht die geringste Erhöhung. Alles ist flach und eben wie das Meer. Nur der trajanische Wall, ein riesenhaftes Werk des genialen Kaisers, erstreckt sich in schwarzen Streifen auf der uferlosen Fläche hin. Hier haben sich nach dem Abzuge der Tataren aus Budschak im Jahre 1812 sechs verschiedene Stämme niedergelassen: Moldauer, Russen, Kleinrussen, Deutsche, Bulgaren, und Zigeuner — ein wunderliches Gemisch, welches in hohem Grade das Interesse des Beobachters in Anspruch nimmt. Trotz der nahen Nachbarschaft unterscheiden sie sich in scharfen Zügen von einander. Der moldauische Ansiedler ist gutmüthig, reinlich in seinem Hauswesen, führt ein nüchternes Leben, ist aber ausnehmend träge, was zum Theil von dem Umstande herkommt, daß er vor nicht langer Zeit von dem Hirtenstande in den des Ackerbauers übergetreten ist; er ist noch nicht an seinen neuen Zustand gewöhnt, kann den Pflug noch nicht mit Festigkeit hand-

Digitized by Google

haben, und würde ihn gerne mit der Schalmeie des Hirten vertauschen. Die Kleinruſſen ſind arbeitſam, mäßig, unternehmend, mit Einem Worte, vorzügliche Hauswirthe; ihre Hauptbeſchäftigung bilden Ackerbau und Viehzucht, zu Gewerben aber zeigen ſie keine beſondere Tauglichkeit. Die ruſſiſchen Anſiedler, aus den Gouvernements Kurſk und Orel beſchäftigen ſich nicht gerne mit dem Ackerbaue, zeigen aber eine ungewöhnliche Tauglichkeit zu freien Gewerben und Handwerken, und übertreffen an Verſtand und Gewandtheit alle ihre Nachbarn. Die Deutſchen und Bulgaren haben blühende Colonien gegründet, und in kürzeſter Zeit unglaubliche Erfolge in Ackerbau, Weinbau und Handel errungen. Namentlich unter den Bulgaren gibt es Coloniſten, welche 100,000 Rubel Capital beſitzen. Dieſer beiden Völker wartet eine glänzende Zukunft. Budſchak wird bei ſeiner geographiſchen Lage und der Nähe zweier Handelspunkte, wie Odeſſa und Ismail, mit der Zeit wenn ſeine Bevölkerung geſtiegen iſt, eine ungewöhnliche Handelswichtigkeit erhalten; Deutſche und Bulgaren, als die betriebſamſten Bewohner, werden die Vermittler des Reichthums werden, der ſich durch ihre Hände über ganz Beſſarabien verbreiten wird. — Die Zigeuner ſind träge, unreinlich, im höchſten Grade arm, von verdächtiger Aufführung und zu Ackerbauarbeiten untauglich, in Handwerken jedoch zeigen ſie ſich gewandt und kenntnißreich.

Der Boden von Budſchak iſt eine vorzügliche Dammerde, und befindet ſich ſo zu ſagen noch in jungfräulichem Zuſtande, denn der Pflug des Landmanns hat ihn nie erſchöpft. Dieſer Landſtrich diente bis zum Falle des oſtrömiſchen Kaiſerthums als Heerſtraße, auf der die Barbaren in das römiſche Gebiet eindrangen, und ſo konnte er nie ackerbauend werden. Wandernde Stämme, die einander ablöſten, führten ein Hirtenleben. Auch unter der türkiſchen Herrſchaft und der Regierung der griechiſchen Hoſpodare konnte der Ackerbau nicht blühen, und erſt ſeit der Vereinigung Budſchaks mit Rußland wurde das Land zu einem civiliſirten Leben berufen.

In Budſchak befinden ſich einige Privatwirthſchaften, die eine beſondere Aufmerkſamkeit verdienen. Die bedeutendſten darunter gehören der Gräfin Edling. Dieſe Güterbeſitzerin hat durch ein wahrhaft wiſſenſchaftliches Verfahren, durch wohl überlegte Einrichtungen, und namentlich durch ihre Ausdauer in kurzer Zeit eine Anſtalt gegründet, worauf 30,000 Merinoſchafe gezogen werden. Spaniſche Wolle, Leinſamen und Moorbirſe (im Ruſſiſchen: arnautiſcher Weizen) bilden die Hauptquellen ihres Reichthums. Es iſt in der That zum Erſtaunen, daß der unbebaute Theil des Gutes, der nicht über 20,000 Deſſätinen Landes beträgt, 170,000 Rubel und ſomit einen reinen Gewinn von 45 Procent abwirft. Eine andere bemerkenswerthe Anſtalt, nicht wegen der Vortheile, die ſie dem Gründer abwirft, ſondern wegen des Nutzens, den ſie dem Lande gewährt, gehört der Wittwe des Generals Poncet. Ihr Mann gründete eine Niederlaſſung im Kreiſe von Bender, legte am Ufer des Dnieſtr umfangreiche Weingärten an, verwendete auf ihre Bearbeitung bedeutende Summen und verſchrieb geſchickte Weingärtner, ſo wie die beſten Rebſorten aus Frankreich. Jetzt gilt der Poncet'ſche oder Leontjewſche Wein für den beſten in Beſſarabien und gibt an Geſchmack, Dauerhaftigkeit und Blume dem beſten franzöſiſchen Weine nichts nach. Uebrigens werfen die Weingärten in Beſſarabien keinen ſichern Ertrag ab: die manchmal eintretenden frühzeitigen Fröſte und das unbeſtändige Klima verderben die Weingärten, und ihre Beſitzer erhalten oft ſtatt des erwarteten Gewinns nicht einmal ihre Auslagen.

Meerfahrt auf der Oſtküſte von Afrika.

(Fortſetzung.)

Eines Nachmittags, als uns im Canal von Mozambique Angeſichts der afrikaniſchen Küſte eine Windſtille überfiel, erblickten wir in der Nähe des Schiffs mehrere Haifiſche, und um die Antipathie zu befriedigen, welche die Matroſen bei jeder Gelegenheit gegen dieſe Thiere auslaſſen, wurde ein Haken, woran einige Pfund geſalzenes Schweinefleiſch hingen, an einem kleinen Strick über das Schiff hinausgeworfen. Alsbald näherte ſich ein großer Haifiſch, bewegte ſich nur einige Fuß unter der Oberfläche des durchſichtigen Meeres, ſchoß bald nach dieſer, bald nach jener Richtung umher, bald hielt er an, um ſeine Nachbarſchaft zu recognoſciren, ehe er wieder ſeine Richtung änderte. Allmählich kam er näher, begleitet von dem Lootsmann, der wie gewöhnlich einige Fuß unter ihm ſchwamm und allen ſeinen Bewegungen folgte; endlich zog der Köder ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich und mit einem einzigen Ruck ſich vorwärts ſchnellend, erſchnappte er mit todbringender Gier den Haken. Bis auf dieſen Augenblick hatten Officiere und Mannſchaft ruhig und ſtill ihre Beute beobachtet, jetzt aber riſſen die Fiſcher an der Leine und ein halbes Dutzend Kehlen rief: ihr habt ihn, ihr habt ihn! Trotz ſeines heftigen Sträubens wurde der Fiſch hart an den Stern herangezogen und ſein Kopf über das Waſſer emporgehoben. Officiere und Mannſchaft beugten ſich mit frohlockenden Geſichtern über die Galerie hinaus, um das Thier zu ſehen, das mit ſeinen großen Augen ruhig ſeine Feinde anſtarrte. Das Nächſte war nun, ihm eine Schlinge um den Körper zu werfen, um ihn an Bord zu ziehen; dieß erforderte einige Geſchicklichkeit, denn ſobald der Strick das Thier berührte, ſchlug es ſo heftig um ſich, daß man fürchtete, der Haken würde brechen. Endlich gelang es, und bald ſah man das Unthier auf dem Deck ſich wälzen und mit ſeinem mächtigen Schweif umherſchlagen; in einem Augenblick glänzten ein Dutzend Meſſer um es her, und es war kaum bis zu dem Hauptmaſt hingeſchleppt, ſo war auch ſchon durch wiederholte Streiche mit der Axt der Schweif vom Körper getrennt. Der Bauch des Thieres wurde nun aufgeſchnitten, und das herausgeriſſene Herz lag eine Zeit lang noch zuckend auf einer Ankerhand; doch ſträubte das Thier ſich immer noch, und ſeine Muskelanſtrengungen waren ſo heftig, daß mehrere ſtarke Männer ſie nicht bewältigen konnten. Seine mächtigen, mit fünf Reihen ſcharfer Zähne bewaffneten Kiefer wurden herausgenommen, das Gehirn bloßgelegt, der Kopf abgeſchnitten, und in 5 Minuten ſchmorten einzelne, noch von Leben zuckende Theile ſeines Körpers unter den Meſſern und Gabeln der Köche,

Digitized by Google

während die Finnen und der Schweif als eben so viele Trophäen zum Trocknen aufgehängt wurden. Dieser Fisch war etwa 10 Fuß lang und seine Kiefer weit genug, um einen Mannesfuß abzubeißen, aber manchen Naturforschern zufolge, gehörte er immer noch unter die kleinen.

An jedem Haifisch, den ich saugen sah, hängt gewöhnlich unter einer Finne ein merkwürdiger Fisch, der Sauger genannt; er hängt sich an Haifische und andere Körper, vermittelst einer flachen, ovalen Scheibe, die einen weichen hautigen Rand hat, und von 20 bis 30 Rippen durchzogen ist, welche das Thier nach Gefallen heben oder niederdrücken kann, und wodurch es die Luft und das Wasser von unten aufsaugt, und mit einer Festigkeit und Kraft festklebt, die dem Druck des Wassers oder der Luft von oben gleichkommt. Daher behauptete man, dieser Fisch habe die Kraft, ein Schiff im vollen Segeln aufzuhalten. Die Scheibe oder der Saugapparat befindet sich am Hinterkopf, und gibt dem Fisch das Ansehen, als sey er verkehrt; auch schwimmt er in der That mit dem Rücken gegen unten. Er hat keine Gräten und ist von dunkler Bleifarbe; seine Größe wechselt von wenigen Zoll bis zu einem Fuß und darüber in der Länge.

An der östlichen Küste von Afrika, und in mehreren Theilen des indischen Meeres wird die Haifischfängerei um der Finnen willen betrieben, welche von den Chinesen und einigen andern Völkern als eine Delicatesse betrachtet werden. Das Fleisch des Haifisches ist trocken und von saurem Geschmack; auch weiß ich in der That keinen Fisch des tiefern Meeres, der eine angenehmere Speise abgäbe. Das Vergnügen, das die Matrosen haben, den Haifisch zu quälen und zu peinigen, ist in der That erstaunlich, und ich habe alle Officiere sagen hören, sie hätten nie den Fisch recht betrachten können, weil er immer im Augenblick, wo er aufs Verdeck gezogen wurde, von den Matrosen auch schon verstümmelt war.

So wunderlich es auf den ersten Anblick erscheinen mag, so ist es doch wahr, daß nicht leicht eine Klasse Menschen weniger Fische ißt, als Matrosen; der Grund davon liegt darin, daß sie selten welche erhalten; mit Ausnahme des fliegenden Fisches, und des Delphins, und vielleicht einiger wenigen andern finden sich keine Fische auf dem Meere in großen Entfernungen vom Lande; sie zeigen sich in Menge längs der Küste, in Meerengen und Baien, und werden selten an Orten gefangen, wo das Wasser mehr als 40 oder 50 Faden tief ist. Bis zu einem gewissen Punkt gilt dieß selbst von Wallfischen. Ueberhaupt ist es zweifelhaft, ob die in den großen Tiefen des Meeres hausenden Fische, wenn sich wirklich dort welche finden, je der Oberfläche sich nähern, denn ihre Organisation muß im Verhältniß stehen zu dem großen Druck, den das Wasser über ihnen auf sie ausübte, und sie würden vermuthlich eine ähnliche Unbequemlichkeit fühlen, wie Personen, die sehr hohe Berge besteigen. Fische begeben sich nicht auf das hohe Meer, weil sie dort nichts oder sehr wenig finden, wovon sie leben könnten; denn das Meer ist völlig durchsichtig und fast ganz frei von vegetabilischen Substanzen und von einigermaßen großen Thierchen; wo diese sich zeigen, kann man sicher seyn, daß Land nicht sehr entfernt ist. In vergleichungsweise seichtem Wasser dagegen finden sich Fische in Gesellschaft mit den endlosen Geschlechtern der Mollusken, und sie sind zwischen den Tropen, wo das Klima zu ihrer Erzeugung am günstigsten zu seyn scheint, in größter Menge. Man sollte nun meinen, daß Matrosen, wenn sie in einen Hafen kommen, eben so viel Fische verzehren würden als die Küstenbewohner, da sie aber so lange Zeit hindurch auf gesalzenes Fleisch und hartes Brod beschränkt waren, so finden sie Früchte und frisches Rindfleisch weit mehr nach ihrem Geschmack, als Fische, so schmackhaft diese auch dem Gaumen der Landbewohner erscheinen mögen.

(Schluß folgt.)

Kohlen in Indien.

Bei der auch in Indien immer mehr sich erweiternden Dampfschifffahrt ist es natürlich, daß man auch hier Alles aufbietet, um sich die nöthigen Kohlen in genügender Menge zu verschaffen. Der Bericht der Committee of Investigation into the Mineral Resources of India enthält ein Verzeichniß aller Kohlenlager, die bis jetzt in Indien bekannt sind (es sind ein und vierzig), und macht dabei folgende Bemerkungen:

„Die Kohlenlager gehen von Burdwan gegen Westen längs dem Thale von Palamow, von dort durch den Distrikt von Sohagpur nach Dschebbelpur, und die Umgebung von Sak und den Fluß Town im Nerbudda-Gebiete, 420 Meilen entfernt von Burdwan. Fast in demselben Breitegrade finden sie sich in der Provinz Cutsch, während sie sich durch das mittlere Indien bis zur Nordostgränze von Assam ausdehnen, und einen Gürtel bilden, der sich vom 69 bis 95° O. L. erstreckt und zwischen dem 20 bis 25° N. B. liegt; Chandar am Wardaflusse, Cuttack und Arracan ist seine Gränze, im Süden das Thal von Callindscher, im Westen von Allahabad, der Trestaßfluß am Fuße der Sikim-Gebirge und Ober-Assam die im Norden.

„Außerhalb dieses ausgedehnten und festbegränzten Gürtels finden sich Kohlen nur in zwei Lagern, in Hurdwar und Attock; das erste an der Quelle des Ganges, dieses vom mittlern Laufe des Indus. Wenn auch in der Ebene gelegen, scheinen beide Lager doch zu eng mit dem Himalaya verbunden und zu sehr von dem großen Kohlenlagerdistricte getrennt zu seyn, als daß man daran denken könnte, sie mit ihm in Zusammenhang zu bringen. Indessen sind die Untersuchungen dieser Art noch zu sehr in einem Zustande der Kindheit, um in Bezug auf die Vertheilung der Kohlenlager etwas Anderes zu bemerken, als daß sie für Alles, was Kohlen erfordert, höchst günstig erscheint.

„Cutsch, die äußerste westliche Gränze dieses Kohlendistricts, hat die günstigste Lage, um den Bedarf für die Schifffahrt auf dem Indus, an der Küste von Malabar und dem rothen Meere herbeizuschaffen. Der Fluß Nerbudda erstreckt sich 700 Meilen weit mitten durch diese Zone, und an seinen Ufern wurden schon in drei Lagern Kohlen gefunden. Von ihr werden der Sonne, der Ganges und der Hughley durchschnitten, und der Bramaputra und wahrscheinlich auch der Irawaddi gehen, so weit sie schiffbar, sind mit ihr parallel.

„Hätte sich dagegen der Gürtel vom Pendschab nach Süden zu erstreckt, so würde außer dem Indus allein kein schiffbarer Fluß ihm nahe genug gekommen seyn, und die Schifffahrt hätte so wenig Vor-

Digitized by Google

theil aus dem Daseyn der Kohlenlager ziehen können, als wären sie unter dem Himalaya begraben gewesen. Es ist daher bei dem jetzigen Stande der Untersuchung ermunternd, daß wir die Kohlen so günstig im Allgemeinen vertheilt finden, und es ist wohl aus den Kohlenlagern bei Attock und Hurdwar die Hoffnung zu schöpfen, daß auch für die nördlichen Theile des Ganges und Indus die Schifffahrt hinreichend unterstützt werden wird, sobald man erst geeignete Nachforschungen in jenen entferntern Gegenden anstellen wird."

Französische Seehäfen im atlantischen Meere.

Brest. Hafen. Schiffswerfte.

(Fortsetzung.)

Neben dem Ballaste stehen die Kanonen und Karthaunen. Zuerst 9 Reihen (à 80 bis 100 Stück) 36pfünder, dann eine Reihe langer 30pfündiger Schiffsmörser u. s. w. Dann sieht man 87 Reihen Anker (der Parc aux Ancres). Auch das Pulvermagazin ist auf dem rechten Flußufer. Längs dem ganzen Werft sind die aufgelegten Schiffe, 57 an der Zahl, mit Ketten befestigt.

Die Wachtschiffe führen die Admiralsflagge nicht, sind auch nicht mit Officieren versehen und bemannt, sondern dienen für eine Abtheilung Marine- oder Linientruppen als Corps de Garde.

Auf dem Orion ist die Schule für See-Cadetten, die von eigenen Officieren und geschickten Professoren der Astronomie und Schifffahrtskunde geleitet wird. Die Zöglinge (elèves) sind in zwei Classen getheilt, von denen die erste eine goldene Aiguillette an der rechten Schulter trägt, stehen unter strenger Zucht und kommen selten ans Land.

In Bezug auf die innere Einrichtung des Werftes, der Länge der Arbeitszeit, der Besoldung der Arbeiter verweisen wir auf das, was wir bei Cherbourg gesagt haben. Zur Communication der beiden Seiten stehen an den verschiedenen Truppen stets Hafenboote in Bereitschaft. Die Aufsicht geht eben so ins Einzelne und ist so trefflich wie bei Cherbourg. Nur Eines ist höchst störend: die Galeerensklaven. Zwar sind sie meistentheils von den übrigen Arbeitern getrennt, und werden in den Rädern bei den Hafenreinigungen, Krahnen u. s. w. gebraucht. Viele aber auch, denen man mehr trauen kann, sind von den andern abgesondert, nur mit einem leichten Ringe versehen, und verkehren mit den Arbeitern, selbst mit den Beamten. Auch die schwerern Verbrecher erhalten einen geringen Lohn für das, was sie über ihr gegebenes Tagewerk thun, und dieß scheint die Gefahr der Ansteckung nicht gering zu machen. Zudem ist schon ihre Erscheinung abschreckend (Beinkleider von schmutzigem Ziegelroth und Gelb mit rothen Mützen: die grüne Mütze zeigt die lebenslänglichen Galeerensklaven an).

Die Art und Weise, die Schiffe zu construiren, ist fast eines mit der englischen. Doch sucht man jetzt in den französischen Werften Manches durch einfachere Mittel zu bewirken: wir werden darauf später ausführlicher zurückkommen.

Außer dem Seehospital und der Cadettenschule ist hier auch, wie in Toulon und Cherbourg, eine Anstalt zur Bildung tüchtiger Schiffer. Die Knaben (mousses) sind in zwei Compagnien getheilt, und halten sich in einer alten Corvette in der Rhede (nicht weit vom Orion) auf mit ihren Officieren. Eine kleine Kanonenbrigg dient ihnen zum Exercitium in allen möglichen Uebungen. Des Sonntags gehen sie nach Recouvrance in die Kirche, und werden auch außerdem vom Capitän des Orion begleitet.

So ist Alles vorhanden, um in der kürzesten Zeit eine bedeutende Seemacht ins Leben zu rufen, da das Land selbst alle Bedürfnisse reichlich hervorbringt. Die Kanonengießerei bei Nantes liefert an alle See-Arsenale einen großen Vorrath, und selbst das Eichenholz des Landes wird dem baltischen vorgezogen. Es kommt nur darauf an, wie diese Macht geleitet wird.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der Zuid Afrikaan vom 6 April gibt aus einem Briefe von Hrn. J. P. Müller von Swellendam, datirt Port Natal am 6 März, folgende nähere Details über die Niedermetzelung der ausgewanderten Boers, wodurch diese bisher noch bezweifelte Thatsache bestätigt wird: „Als wir hier ankamen, wurden wir nicht wenig beunruhigt, als wir vom Missionär Owen, einem Augenzeugen der Metzelei, hörten, daß Hr. Retief mit 60 Burghers und einigen „Achterryders" zu Dingaan gegangen sey, um einen Friedensvertrag mit ihm einzugehen; daß die Gesellschaft von Dingaan freundlich empfangen und behandelt worden bis zum vierten Tage, wo, im Begriff abzureisen, Dingaan sie überredete, noch etwas Milch zu trinken, und sie in dieser Absicht unbewaffnet sich an einen gewissen Ort begaben. Hier wurden sie plötzlich überfallen und schändlich ermordet. Dingaan schickte darauf sogleich den größten Theil seiner Macht nach dem Lager bei Maritz, das sie mit Tagesanbruch angriffen, während Alle noch schliefen, und eine große Menge, meist Weiber und Kinder, ermordeten; nach Einigen 240, nach Andern 170 im Ganzen. In einem künftigen Schreiben werde ich die Zahl genauer angeben. Die Boers, sagt man, sind gegen Dingaan auf Commando ausgerückt, und auch von dem hiesigen Platze sind gegen 1000 Mann fort, sich mit ihnen zu vereinigen. Der Angriff von Dingaans Leuten auf das Lager dauerte nur, bis die Boers in Waffen waren, worauf sie sogleich den Feind zurückschlugen, ihn verfolgten, und, wie man sagt, mehrere Tausend tödteten. Doch gelang es dem Feind einiges Rindvieh wegzuführen.

*

Nachrichten von Rangoon erwähnen, daß die Dänen ihre Niederlassung auf den Nicobars-Inseln aufgegeben und ihre Mannschaft weggezogen haben. Man weiß nicht, was sie dazu bewogen.

*

Der Chinese Repository vom Januar enthält den siebenten Bericht von dem Hospital für chinesische Kranke, welches seit 2 Jahren in Canton besteht. Während dieser Zeit sind 4575 Kranke aufgenommen worden, von denen 1225 auf den letzten Termin vom 4 Mai bis 31 December kommen. Die Kosten dieses Jahres betragen 1692 Dollars.

*

Auf Madagascar scheint ein furchtbarer Bürgerkrieg zu wüthen: die Truppen der Königin Ranavala Manjaka, Wittwe des großen Radama, welche das Christenthum zu vernichten strebt, machen Alles nieder, Männer, Weiber, Kinder und Vieh, und verheeren die Felder ohne Unterschied.

*

Lieutenant Hutton, bekannt durch manche Forschungen über Naturgeschichte, hat durch sorgfältige Beobachtung sich überzeugt, daß die bengalischen Geyer in Widerspruch mit dem, was man von den amerikanischen behauptet, heerdenweise beisammen leben; sie nähren sich von frischem und verwestem Fleisch, und suchen ihre Beute durch das Gesicht und den Geruch auf.

*

Der Aufseher über die Theepflanzungen in Assam hat von neuem der Committee Proben vorgelegt, die nach genauer Untersuchung von dieser und der Regierung als brauchbar für den Handel anerkannt wurden. (Aus indischen Journalen.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 10.)

Digitized by Google

Nr. 212.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 Julius 1838.

Neuere Geschichtsstudien in Frankreich.

Ich habe in einem frühern Artikel der großen Thätigkeit erwähnt, welche die französischen Gelehrten seit einigen Jahren auf dem Gebiete der Geschichte entwickeln. Guizot, der als der Beförderer dieser schönen Erscheinung betrachtet werden muß, hatte als Forscher die Geschichte des dritten Standes (tiers-état) einer besondern Aufmerksamkeit bei seinen historischen Arbeiten gewürdigt und den Mangel einer zweckmäßigen Urkundensammlung in dieser Beziehung mehr als jeder Andere empfunden. Er veranlaßte deßhalb die Herausgabe aller auf die Geschichte des dritten Standes bezüglichen Monumente unter dem Titel: Recueil des monumens inédits de l'histoire du tiers-état, ein Unternehmen, dessen Leitung dem bekannten Geschichtschreiber Thierry anvertraut wurde. Dieser hat sich, mit vieler Sachkenntniß, das ganze Gebiet in vier besondere Felder abgetheilt.

Das erste dieser Felder umfaßt Monumente jeder Art, welche sich auf die Municipalverfassung und den Zustand der Städte, Flecken und Pfarreien des alten Königreichs Frankreich, so wie der Provinzen beziehen, deren Vereinigung das heutige Frankreich ausmachen.

Das zweite umfaßt die auf den Zustand der Bürgerschaft und ihrer Zünfte bezüglichen Monumente.

Das dritte enthält eine Sammlung der Actenstücke, welche auf die Zusammenberufung und Abhaltung der Generalstaaten (états-généraux) des Reichs, auf die Wahl der Vertreter des dritten Standes, ihre Anzahl, ihre Gerechtsame und Berathungsweise Bezug haben.

Das vierte endlich bietet eine Sammlung der Actenstücke, welche sich auf den Zustand der nichtadeligen Personen, Leibeigenen sowohl als Freien, auf die Freiheiten der Familien und Individuen, auf die königlichen oder grundherrlichen Ertheilungen des Titels und der Rechte der Bürgerschaft beziehen. Diesen Plan der Arbeiten hat Hr. Thierry bereits den 10 März 1837 dem damaligen Minister des Unterrichts, Hrn. Guizot, vorgelegt, mit der Bemerkung, daß er mit der Sammlung und Sichtung der auf die beiden ersten Felder einschlägigen Monumente beginnen werde. Zugleich berichtete er damals, daß die Musterung der großen Manuscriptensammlungen der königlichen Bibliothek, so wie die Durchforschung der Register du Trésor des chartes in den Archiven des Königreichs (historische Abtheilung) zusammen 2237 Bulletins lieferten, deren jeder Titel, Datum und summarischen Inhalt eines muthmaßlich unedirten, auf die Geschichte der Gemeinden oder der Zünfte bezüglichen Stückes enthielt. Die Nachsuchungen in den Stadtarchiven und Provincialbibliotheken erstreckten sich über 34 Departemente. Zahlreiche Correspondenzen gaben Anzeige von 739 Stücken, von denen Abschrift verlangt wurde; ungefähr 100 dieser Stücke wurden eingesandt.

Ganz anders gestaltet sich die Sache in dem dießjährigen Berichte. Die Musterung der Manuscripte der königlichen Bibliothek trug 15,184 Bulletins aus. Die der historischen Abtheilung der Archive des Königreichs gab 2060 Bulletins und die der gerichtlichen Abtheilung, die seit sechs Monaten begonnen hat, gab bereits 1730 Anzeigen von um so schätzenswerthern Actenstücken, als sie sämmtlich Originalien sind. Die Correspondenz, welche sich über 56 Departemente erstreckte, hatte bisher 1248 collationirte und sorgfältig glossirte Abschriften zur Folge. Ueberdieß ließ Hr. Thierry 150 sehr voluminöse Stücke, deren Originale ihm zu diesem Behufe waren mitgetheilt worden, abschreiben. Diejenige Stelle des Berichtes, welche sich auf das Archiv der gerichtlichen Stücke in der Ste. Chapelle bezieht, verdient wörtlich mitgetheilt zu werden.

„Die gerichtliche Abtheilung der Archive des Königreichs, d. h. die ungeheure Niederlage de la Ste-Chapelle, wenig bekannt und wenig durchsucht, verdient, Hr. Minister, daß ich etwas ausführlicher davon spreche. Denn obgleich sie ihrer Bestimmung nach nur Urtheilen und gerichtlichen Verhandlungen offen steht, so enthält sie doch eine Menge von Documenten, welche auf die Städte, Landgemeinden und industriellen Körperschaften Bezug haben. Hier finden sich alle Register des Parlaments von Paris, dessen Gerichtsbarkeit vor der Einführung der Provincialparlamente sich über das ganze Königreich erstreckte, und das seit dieser Epoche oft in den Processen der entlegensten Städte wegen der Berufungen an das Conseil privé, an das Grand conseil, an das Châtelet, an die Cour des monnaies, so wie

Digitized by Google

an die Cour des aides intervenirte. Die Register des Parlaments umfassen 1) die lettres-patentes et ordonnances; 2) die registres criminels et civils; 3) die Accords."

„Die lettres patentes et ordonnances umfassen die Edicte der Könige über öffentliche Angelegenheiten, sowohl als auch über Privatinteressen. Diejenigen, welche die Geschichte des dritten Standes zunächst angehen, haben zum Gegenstande Gewährung oder Unterdrückung des Gemeinderechts (droit de commune), die Wahl der Bürgermeister (maires) und Schöffen (échevins); Städten und Marktflecken (bourgades) ertheilte Privilegien; Municipalverfassungen; die organischen Statuten der Zünfte, der Künste und Gewerbe; die Capitulationen der mit den königlichen Domänen vereinigten Städte; Concessionen von Jahr- und Wochenmärkten; die Errichtung der Consulargerichtsbarkeit; auf die Ausübung der freien und industriellen Professionen bezügliche Ordonnanzen und Reglements.

Die Civil- und Criminalregister bilden drei Serien: den Rath (conseil), die Vertheidigungen (plaidoiries) und die Urtheilssprüche (jugés), die sämmtlich Acten enthalten, welche die Gemeinden betreffen. Diese Acten verbreiten in verschiedener Beziehung Licht über die Geschichte der Städte. In dem Rath (conseil), einer Sammlung, die sich von 1364 bis 1769 erstreckt, stellen sich die Bewohner gewisser Burgen und Dörfer ihren Grundherren gegenüber vor Gericht; sie setzen ihre Rechte und Freiheiten aus einander; der Hof spricht das Urtheil auf den Vortrag eines Rathsmitgliedes (conseiller). In den Vertheidigungen (plaidoiries) [von 1595 bis 1789] bieten die treu eingetragenen langen Reden der Advocaten schätzenswerthe Aufklärungen über Alter und Ausdehnung der Municipalprivilegien, so wie auch über die Gründung und die allmähliche Vergrößerung vieler Städte und Marktflecken. In den Urtheilssprüchen (jugés), einer Sammlung, die mit dem berühmten Olim beginnt und sich von 1250 und 1789 erstreckt, findet man zahlreiche Urkunden über Gemeindezölle, Bürgerschaften, Freiheiten u. s. w. Hier finden sich alle Processe einregistrirt, in denen Berufung an das Parlament statt hatte. Diese Processe sind gewöhnlich ausführlich erörtert, und beinahe alle liefern Aufschlüsse über die Verwaltung und die innere Polizei der Städte, so wie auch in Betreff der Streitigkeiten über Mein und Dein der verschiedenen Classen der Bevölkerung unter einander, oder mit den Grundherren des Ortes.

Die Sammlung der Accords endlich, welche sich von 1500 bis 1642 erstreckt, enthält die beim Parlamente homologirten Verhandlungen der Stadt Paris, in Betreff aller Streitigkeiten zwischen den Körperschaften der Stadt und den Privaten ....."

Besonders wichtig für die Geschichte des Städtewesens und der Zünfte sind die sogenannten Registres-banniéres des Châtelet (1330 bis 1700), worin sich die auf die Zünfte und Innungen, auf die Polizei von Paris, seinen Handel und seine Verwaltung bezüglichen Actenstücke finden; nicht minder die Register der Cour des monnaies (1315 bis 1789), deren Gerichtsbarkeit sich über ganz Frankreich erstreckte, und sich auf Handwerker und Arbeiter in Münzen und Metallwerken bezog; ferner die Register de la cour des aides u. a.

Der übrige Theil des Berichtes enthält warme Lobsprüche, welche Hr. Thierry denjenigen ertheilt, die ihn in dieser ungeheuren Arbeit unterstützen. Der Zweck des gegenwärtigen Aufsatzes erlaubt es uns nicht, in dieser Beziehung weitere Details zu geben.

Meerfahrt auf der Ostküste von Afrika.

(Schluß.)

Wir kamen zum nördlichen Ende des Canals von Mozambique hinaus, ohne etwas von der Insel Madagascar gesehen zu haben, obwohl der Canal zwischen dieser und der Ostküste von Afrika sich hinzieht. Dagegen erblickten wir die Comoro-Inseln und trafen allmählich auf frischern Wind, der uns nach Zanzibar hinwehte. Die Comoro-Inseln sind vier an der Zahl; die größte derselben hat etwa 90 (engl.) Meilen im Umfang, und ihre Oberfläche bietet eine angenehme Abwechselung von Bergen und Thälern dar. Sie hat gegen 30,000 Einwohner, die vom afrikanischen Continent herstammen, arabisch sprechen und sich zum Islam bekennen; sie leben hauptsächlich von Vegetabilien und Milch, und arbeiten nicht gerne. Dieses Nichtsthun hat bei ihnen ein stolzes, hochfahrendes Benehmen erzeugt, das sich bei den höhern Classen dadurch kund gibt, daß sie die Nägel lang wachsen lassen und diese dann zur Zierde rothgelb färben. *)

Ehe die Engländer das Cap besaßen und eine Niederlassung zu St. Helena hatten, hielten die englischen Schiffe gewöhnlich an diesen Inseln an, um auf ihren Reisen von und nach Indien Erfrischungen einzunehmen. Hier wurden sie freundlich aufgenommen, fanden vortreffliche Früchte, Wasser und Lebensmittel in Menge, so wie ein gesundes Klima. Anfangs bezahlten sie diese Artikel mit Kauries, Glasperlen und andern unbedeutenden Gegenständen, später aber verlangten die Inselbewohner Geld für ihr Rindvieh, ihre Ziegen und ihr Geflügel.

Am ersten September um Mittag befanden wir uns ganz gegen alle Erwartung nur wenige Meilen östlich und in gleicher Breite mit der Südspitze von Zanzibar: eine Strömung hatte uns in etwa 15 Stunden 50 Meilen weit nordwärts geführt, so daß wir, um den Hafen zu erreichen, welcher auf der Westseite der Insel liegt, das Nordende derselben umfahren mußten. Zanzibar liegt etwa 23 Meilen von der afrikanischen Küste entfernt, ist 45 Meilen lang und im Durchschnitt 10 bis 12 breit. Als wir an der Küste hinfuhren, bemerkten wir, daß die Ostseite etwa eine halbe Stunde vom Ufer von einem Korallenriffe umkränzt war, und obwohl das Meer in einem Meilen langen glänzend weißen Schaumstreif sich an diesem Riffe brach, so war doch innerhalb desselben ruhiges Wasser. Die Insel ist niedrig, leicht undulirend, herrlich grün und mit mannichfachen Baumarten, namentlich mit Kokosnußwäldchen, geziert. Wenn man 50 Tage lang den blauen Himmel und das blaue Meer betrachtet hat, so übt ein solcher Anblick einen erheiternden Einfluß aus, den man erfahren haben muß, um ihn zu verstehen.

Spät Nachmittags ankerten wir etwa eine Meile von Tum-

*) Wohl wahrscheinlich mit Henna, wie in Arabien gewöhnlich.

Digitized by Google

hat, einer kleinen unbewohnten Insel am nordwestlichen Ende von Zanzibar. Am nächsten Morgen lichteten wir wieder die Anker, und brachten den Tag damit zu, längs der Insel nach der Stadt hinzufahren. Wir hatten guten Wind, und das Wasser war so glatt, wie das eines Flusses, aber der Nebel in der Atmosphäre war zu groß, als daß wir das afrikanische Ufer hätten erblicken können. Mit Sonnenuntergang ankerten wir vor dem Palaste des Sultan zu Metony oder Mtony, drei Meilen von der Stadt Zanzibar, aber der Sultan war inzwischen nach Mascat gegangen, und so blieb uns nichts übrig als ihm zu folgen. *) Darum sagten wir schon am 8 September, dem 6ten Tage nach unsrer Ankunft, Zanzibar wieder Lebewohl, und steuerten auf die Insel Tumbat zu, wo wir aber wegen ungünstigen Winds erst gegen Abend ankamen, und Anker werfen mußten. Wir landeten, fanden aber nur eine ganz niedere Vegetation und keine andern Bewohner als Piraten, eine Art Krebse, die von den Matrosen so genannt werden, weil sie in den Muscheln anderer Thiere wohnen, die sie austreiben. Nahe an den Resten einer Fischerhütte fand ich eine große Anzahl derselben, die rasch umherliefen und ihre gestohlenen Häuser überall mit sich schleppten. Die Insel ist von Korallenformation, nur dünn mit Erde bedeckt, die jedoch hinreicht, um Pflanzen selbst bis an den Rand des Wassers zu nähren.

Früh am folgenden Tage lichteten wir die Anker, steuerten vorwärts, und kamen bald über die fruchtbare Insel Pemba hinaus; sie ist nicht so groß als Zanzibar, soll aber viel reicher an Producten seyn. Vor Sonnenuntergang noch war alles Land in der Ferne verschwunden, und wir segelten munter dahin auf dem Busen des indischen Meeres.

Als wir die Linie passirt hatten, bot uns die See fast jede Nacht ein herrliches Schauspiel: jede kleine Welle, jeder Schaum der vom Bugspriet aufspritzte, jede brechende Woge schien in Feuer zu seyn. Das Licht, das vom Wasser ausstrahlte, war bleich wie das von langsam verbrennendem Phosphor; manchmal erhellte es unsere Segel. Diese Erscheinung rührt von gallertartigen Massen unendlich kleiner Thiere her, welche durchsichtig sind wie Glas, und bei der Bewegung Licht ausstrahlen wie das Johanneswürmchen. Die Unruhe, welche die Bewegung des Meeres und der Gang eines Schiffes verursacht, erzeugt diese Ausstrahlung von Licht. Manchmal glich auch unser Fahrweg einem Feuerstrom, man konnte Fische in ihren raschen Bewegungen verfolgen, und die durch das Vorrücken unsers Schiffes zu Schaum geschlagene Woge fiel in glitzerndem Regen nieder, gleich Diamantenfunken. Die Nacht des 20sten war sehr angenehm. Das Meer war den Tag über auffallend grün, und obgleich wir noch bei Sonnenuntergang sondirten, fanden wir doch bei 100 Faden keinen Grund. Am Abend flog ein Landvogel an Bord, und um 10 Uhr wurden zwei kleine Vögel mit etwas Seegras gefangen. Trotz dieser Andeutungen aber glaubten wir nicht in der Nähe von Land zu seyn, und setzten volles Vertrauen auf unsere Meridianbeobachtungen, nach denen wir noch 60 Meilen vom Ufer entfernt waren; um 2 Uhr Nachts aber wurden wir durch ein furchtbares Geräusch aus dem Schlaf aufgeschreckt: das Schiff fuhr krachend an einem Riff von Korallenfelsen auf.

Dieser Unfall war wohl hauptsächlich eine Folge der mannichfachen, zum Theil sehr reißenden und trügerischen Strömungen, welche schon vielen Schiffen den Untergang gebracht haben; doch erging es uns noch ziemlich gnädig, denn nach mehrtägiger Arbeit, nachdem einige Tausend Gallonen Wasser ausgepumpt, und endlich auch ein Theil der Kanonen über Bord geworfen war, gelang es, das Schiff wieder rückwärts in tieferes Wasser zu bringen, und so dem völligen Schiffbruch und der Gefangenschaft unter räuberischen Arabern zu entgehen, die schon gierig in der Nähe lauerten. Die Fahrt ward darauf fortgesetzt, und nach wenigen Tagen landeten wir glücklich in Mascat.

*) Das Schiff, auf welchem Ruschenberger seine Reise machte, war der Peacock, welcher unter anderm auch dem Imam von Mascat einen Vertrag überbringen sollte.

Französische Seehäfen im atlantischen Meere.

(Schluß.)

L'Orient.

Die abgerissenen felsigen Berge beim Cap Finisterre, an der Spitze des Golfs von Biscaya, senken sich nach und nach, so wie das Land sich mehr östlich in die Tiefe des Golfs bis L'Orient wendet, und verlieren sich endlich weiter nach Südwest in niedrige, thonige und schlammige Flächen, in welche nach den Mündungen der Flüsse Vilaine, Loire, Escorf und Vivette die See verschiedene Einschnitte macht. Alle Inseln aber längs der ganzen Küste und die Vorgebirge bestehen aus demselben harten Felsen, der aber leicht mit Erde bedeckt ist, und an manchen Stellen sich zu schroffen Klippen erhebt, wie bei La Roche Bernard, an der Mündung der Vilaine. So liegt der obere Theil der Stadt L'Orient auf einer sanft sich erhebenden felsigen Anhöhe, während der untere Theil, wie die Werfte an der Mündung des Flusses östlich von der Stadt auf der schlammigen Seeküste liegt. Ein Theil der letztern liegt so tief, daß sie oft von der Fluth bedeckt wird, wogegen man sie [illegible]zu schützen sucht.

Gegen die See zu ist der Fluß und Hafen, wenig mehr als ein langer Canal, hauptsächlich durch Port Louis (jenseits der kleinen Insel St. Michel) und die Spitze Lalit gegen Westen geschützt. Ile de Croix, gegen sieben Meilen entfernt, legt sich fast quer über die Hafenmündung, und bricht die schwersten Stürme und Seeströmungen von Südwest, gegen Süden und Osten sieht man die Spitze Quiberon und den Leuchtthurm innerhalb der Insel Belle Ile, doch diese nur von der Säule auf dem Werft auf einer Höhe von 100 Fuß über den Häusern.

Es ist bekannt, daß von dem frühern Handel, den L'Orient trieb, wenig oder nichts mehr geblieben ist. Kleine Handelsschiffe für Küstenfahrer sind die einzigen, die man auf den Kaufmannsdocken auf der Westseite erblickt. Dagegen hat sich die Wichtigkeit des Kriegshafens seit dem Frieden von 1815 um das Zehnfache vermehrt. Hier werden vorzugsweise Schiffe gebaut.

Die Stadt steht auf einer Art Halbinsel, durch den Fluß gegen Osten und einen Arm der See gebildet, der nordwestlich ins Land eindringt. Die Befestigungen sind von dem äußern Wall des Werftes auf der Ostseite bis zur Brücke im Westen geführt, die mit dem Land

Digitized by Google

in Verbindung steht. Sie sind alt und haben keine Kanonen mit Laffeten. Die einzige Batterie ist auf der Westseite an der See bei dem Artilleriedepot unter dem Kaufahrteikai. Doch dient sie nicht zur Vertheidigung, da der Ort hinreichend schon von der Seeseite her durch die schweren Batterien des Port Louis außer dem Lazareth auf der Insel St. Michel beschützt ist. Die Küsten sind auf allen Seiten zur Zeit der Ebbe schlammig. Die Stadt ist klein, regelmäßig und gut gebaut, die Straßen licht und luftig, die meisten Häuser bestehen nur aus zwei Stockwerken. Ein Regiment, zuweilen auch drei Bataillone, machen die Garnison aus, und sie brauchen noch weniger Soldaten, da sie der Galeerensklaven los sind, die lange hier waren. Sie sind nach Brest gebracht worden, da sie dort leichter beaufsichtigt werden können.

Unter den öffentlichen Gebäuden sind nur die Casernen innerhalb der Bastionen auf der Nordseite zu erwähnen, die 120 Ellen lang und 60 tief, drei Stockwerke hoch, sich durch Festigkeit und Vollendung der Arbeit auszeichnen. Die einzige Kirche in der Mitte der Stadt ist erst seit kurzem gebaut, wenigstens der Thurm. Auf dem Platze davor wird Markt gehalten, und hier steht auch die Bildsäule des Seelieutenants Bisson, der seine Kriegsschaluppe in die Luft sprengte, als er sie nicht länger halten konnte.

Da der Handel ganz ruht, so ist außer der Garnison, dem Unterpräfecten und dem Werfte, das aber von der Stadt geschieden ist, nichts, was diese beleben könnte. Auch sind die Magazine, Waarenhäuser und Kaufläden in den Straßen sehr dürftig mit ihren eigenen Manufacturen versehen, und selbst nicht durch die ganz Frankreich durchziehenden wandernden Krämer belebt, die aus den Baumwollenmanufacturen der Normandie mit ihren Waaren in den Städten sich für kurze Zeit aufhalten, und durch ungeheure Anschlagzettel („aux habitans de cette ville") und geringere Preise, als andere Krämer sie bieten können, den Absatz ihrer Waaren erzwingen.

Dem Werft von L'Orient steht, wie bei andern königlichen Häfen, ein Seepräfect vor, dessen Haus und Bureaux innerhalb des Werftes liegt, am südwestlichen Ende dicht beim Berge des Observatoriums und der Säule, die in ihren glücklichen Tagen hier von den Kaufleuten errichtet wurde, um nach ihren heimkehrenden Indienfahrern zu sehen. Das Observatorium ist verschlossen.

Die Form des Werftes ist ein längliches Viereck, wenn auch schmäler an seiner südlichen Spitze, wo die Casernen, das Arsenal, Hafenmagazine, Artilleriedepot und Vorrathshäuser liegen, und umfaßt die Kais am Fluß, deren Länge an der untern Hafenkette bis zur obern Mauer ungefähr 1200 Ellen, die größte Breite 400 Ellen beträgt. Von der obern Mauer des Werftes auf der Flußseite gehen die sie schließenden Hafendämme in schiefer Richtung bis zu einem Wachtschiff am Ende der Mauer auf der entgegengesetzten Küste.

Der Fluß, oder vielmehr dieser Arm des Fluthgewässers, ist gegen 500 Ellen breit bis zu dem Damme, der von dem untern Ende des Bauplatzes auf der gegenüberliegenden Seite ausläuft, und in einem Kreisabschnitte sich nach Südwesten wendet bis zur südlichen Spitze des Werftes, als wolle er den Eingang deutlicher bezeichnen.

Der untere Theil des Werftes hat eine doppelte Mauer, die innere trennt die Wohnung und Bureaux des Admirals, und eine Art von Maillbahn davor, die mit Bäumen bepflanzt und zu einem öffentlichen Spaziergange geöffnet ist, von der eigentlichen Werfte, so daß sie eigentlich nicht zu dieser zu gehören scheint, obgleich eine Schildwacht und ein Portier an dem äußern Thor am Ende der Straße ist.

Die Vorrathshäuser, Küferei, Casernen, Dampfmaschinen, Blockhäuser, Schiffsmagazine, Gießereien u. s. w., nebst den Magazinen für kleinere Baubedürfnisse im untern Theile des Werftes, sind wie in Brest massiv aus Stein gebaut und haben zwei Stockwerke, meist sind sie seit 1821 neu reparirt. Ein trefflicher Stapelplatz, geräumig genug für einen Dreidecker oder zwei Kriegsschaluppen, aus Granit erbaut, ist mit jeder möglichen Bequemlichkeit und allen Einrichtungen versehen, welche die Erfahrung seit dem letzten Kriege an die Hand gegeben. Ueber dem Dock, in der Mitte des Werftes, hinter welcher die doppelte Mauer sich längs der Seilerbahn hinzieht, ist eine Reihe von Bureaux, mit dem des inspicirenden Capitäns.

Nördlich vom Dock lagen (October 1837) zwei Linienschiffe auf dem Stapel (von 90 und 100 Kanonen, der Spaard und Jemappes) unter einem halbkreisförmigen Dach auf granitnen Säulen. Weiter nördlich erreichen die Gebäude mehr das Wasser, dabei sind die Schiffshaken (sheers) auf einer dauerhaft und sehr ausgedehnten Terrasse angebracht. Wahrscheinlich war dieser Theil des Werftes seine frühere Ausdehnung, und die andere Hälfte ist später dazu genommen worden. Einige der alten Gebäude sind auch hier niedergerissen und durch andere größere ersetzt worden.

Hinter diesen Gebäuden lagen zwei Fregatten und ein Kriegsdampfschiff auf dem Stapel, an welchem letztern man sehr eifrig arbeitete. Darauf lange Reihen von Bureaux, das Hospital u. s. w. Hier ist das Werft durch einen Canal durchschnitten, theils für Boothäuser und Docks, theils zum Transport der Masten*) und Stangen, die im Mastenhause gefertigt werden, jenseits welchen bis zur obern Mauer große Schichten Eichen- und Fichtenbauholz liegen, auch ist dieser Theil mit großen Steinblöcken, größtentheils Granit, bedeckt für die begonnenen Hafenbauten.

Bei den Sheers hören auch die Hauptgebäude auf, zuletzt steht das Waaghaus hinter der Gießerei und dem Blockhaus, und die Zimmerwerkstätten. Diese Gebäude sind im Viereck erbaut, und ihre Höfe werden für die dahin gehörigen Gegenstände gebraucht; der der Küferei für Fässer, der des Eisenmagazins für die Anker, der der Artillerie für Kanonen u. s. w.

Auch hier ist eine große Gabarre zur Seeschule für Matrosenkinder (mousses) eingerichtet: es sind ihrer 200. Modellkammer, Zeichnenschule und Bildhauerwerkstätten sind hier auch, und die Zöglinge für Schiffsbaukunst sind in eben solche Classen eingetheilt, wie in andern königlichen Häfen. Für Ausrüstung der Schiffe ist hier nicht so viel Thätigkeit wie in Brest, doch arbeiten hier täglich 2000 Mann außer den Soldaten der Garnison, welche dafür einen besondern Sold erhalten.

Die innere Einrichtung entspricht genau der der schon genannten Häfen, in Bezug auf Kommen und Gehen nach der Glocke, der Oberaufsicht eines Postcapitäns u. s. w. Es sind hier nicht so viel Wachen wie in Brest, weil man sie nicht nöthig hat. Die Arbeiten hier wie in andern Häfen sind vollendet in jeder Hinsicht, und jede Vervollkommnung, die ihre Flottenofficiere als erprobt empfehlen, wird sogleich angenommen, und Neuerungen werden leichter als selbst in England eingeführt, da man nicht darauf sieht, wer sie angerathen.

*) Der Hauptmast wird am liebsten aus vierzehn Theilen zusammengesetzt, und kostet im Durchschnitt gegen 25,000 Fr., von denen nur 1000 Fr. als Arbeitslohn genommen wird.

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Od Widenmann.
(Beilage Umschlag zum Monat Julius.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Eilfter Jahrgang.

1838.

August.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1838.

☞ Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. Mit den Blättern zur Kunde der Litteratur des Auslands, wovon wöchentlich 2 bis 3 Nrn. erscheinen, 20 fl. oder 11 Rthlr. 8 gr. — Sämmtliche respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Beisatz zum Titel unserer Zeitschrift: „Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker" bezeichnet die allgemeine Bestimmung desselben, die freilich dem jeweiligen Redacteur einen weiten Spielraum läßt. Zeitgeschichte, namentlich fremder Welttheile, Schilderung der Sitten und Zustände anderer Völker ist die eigentliche Aufgabe, die jedoch immer nur sehr bruchstückweise gelöst werden kann, denn der Umfang ist groß, und es handelt sich deßhalb hauptsächlich darum, aus dem reichen Schatze der Nachrichten dasjenige auszuwählen, was für den Augenblick interessant und wichtig ist. Entwicklung der Thatsachen aus ihren verschiedenen Ursachen ist dabei ein Haupterforderniß. Dieser Zweck unserer Zeitschrift erfordert mannichfachen Wechsel, je nachdem die öffentliche Aufmerksamkeit sich auf diesen oder jenen Gegenstand der Weltbegebenheiten hinlenkt, und in diesem oder jenem Welttheile sich Merkwürdiges ereignet, und neue Erscheinungen sich kund geben.

Die Redaction glaubt diesem Zwecke um so gewisser treu zu bleiben, wenn sie es sich zur Aufgabe macht, das Gebiet der Erd- und Völkerkunde zu ihrem Hauptgegenstande zu machen, in so weit dieß, ohne in wissenschaftliche Erörterungen einzugehen, möglich ist. Diese Quelle hat sich auch so ergiebig gezeigt, daß die Verlagshandlung und die Redaction sich veranlaßt sahen, hinsichtlich dieses speziellen Gegenstandes eine Erweiterung eintreten zu lassen in der „Sammlung von Reisen und Länderbeschreibungen"; wenn auch diese noch so reichlich ausgestattet wird, so bleibt immer noch dem Auslande genug Ausbeute übrig.

So leicht die Aufgabe des Auslandes hinsichtlich andrer Welttheile zu stellen ist, so schwierig und noch weit fragmentarischer werden die Mittheilungen über Europa. Mit der steigenden Bevölkerung und Bildung werden die Verhältnisse, nicht nur die politischen, sondern auch die gesellschaftlichen, verwickelter, unklarer, und unterliegen mannichfachern Deutungen. Wer könnte auch dieß Gebiet übersehen, und mit nie wankendem Geiste die mannichfachen Erscheinungen erklären! Die europäische Welt ist in einem Uebergangsprozesse begriffen, in einem socialen nicht weniger als in einem politischen, wie wenig Begebenheiten stellen sich in dieser trüben Gährung klar heraus, und wie sehr werden sie durch Leidenschaften aller Art entstellt! Auch ist in Bezug auf Europa dem Ausland die Gränze schärfer gezogen; Alles was auf Tagspolitik Bezug hat, gehört nicht in sein Gebiet, und nur die rein menschliche Seite davon, die oft genug entstellt wird, darf es herausheben und zum Gegenstand seiner Schilderung machen.

Wenn man nach diesen allgemeinen Andeutungen über den Zweck des Auslandes die Ausführung betrachtet, so kann das Fragmentarische und Lückenhafte wohl keinem entgehen, und es ist auch um so verzeihlicher, da der mit jedem Tage wachsende und sich erneuernde Stoff nicht gestattet, Versäumnisse nachzuholen. Daß indeß die Leser des Auslandes dem großen Umfange des gesteckten Ziels Rechnung getragen, und sich an dem Fragmentarischen und Lückenhaften nicht gestoßen haben, ermuthigt die Redaction, die einmal betretene Bahn trotz ihrer Schwierigkeiten nicht zu verlassen.

Digitized by Google

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in enger Verbindung stehende Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico. 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow, jun., ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis P. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Wanderungen durch Irland: Die Gegend nördlich von Dublin; das gebrochene Herz; Athlone; Armuth und Bettelei in Irland; über das Armengesetz; der Abgrund des Vatermörders; Druidenaltar zu Dornpatrick; Bestrafung des Verraths; dänisches Fort; die St. Patrickquelle; die Struelbergwallfahrten zu derselben; sonderbare Ceremonien; ihr Ursprung; Zustand in der Nähe von Belfast. Nr. 215—218. — Neueste französische Litteratur: Histoire parlamentaire. Vol. 57 et 58. Nr. 214. — Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde: Die neuesten Folgen der englischen Emancipationsacte. Nr. 215; der Tschadsee und Tschadasfluß. Nr. 229. 230; hängt der Dsangbo Tübets mit dem Irawaddi oder Brahmaputra zusammen? Nr. 241. — Bilder aus Paris: 7) Die Pariser Bouquinisten. Nr. 216; 8) die kleinen Journale. Nr. 228; 9) öffentliche Plätze und ihre Denkmäler: Platz Ludwigs XV oder Revolutionsplatz. Nr. 231. 232. — Skizzen aus Padua. Nr. 217. — Ein Tag auf Corfu. Nr. 218. 219. — Anblick der Ebenen von Constantine. Nr. 218. — Nachrichten über die Anstalten für Wissenschaft, Kunst und öffentlichen Unterricht in St. Petersburg: Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften. Nr. 219—221; die Eremitage. Nr. 222—224; die kaiserliche Bibliothek. Nr. 225. 226; die kaiserliche Akademie der schönen Künste. Nr. 227; die kais. russische Akademie; die medicinisch-chirurgische Akademie; die kaiserliche Universität von St. Petersburg; das Institut für junge Fräulein im Smolna-Kloster. Nr. 228; das Institut des Ordens der heiligen Katharina; die Handelsschule; das Taubstummen-Institut; das orientalische Institut; das technologische Institut; die Schule für die Kauffahrteischifffahrt; das Forstinstitut; die Peterdschule. Nr. 229. — Veracruz. Nr. 220. — Theologische Studien in Frankreich. Nr. 221. 222. — Pelzhandel der britisch-amerikanischen Colonien. Nr. 221—236. — Vorträge über christliche Archäologie in Paris. Nr. 225. — Frauenvereine für Gefängnisse in Frankreich. Nr. 224. — Litterarische Nachrichten aus Indien. Nr. 225. — Nationalreichthum in der Türkei und Persien. Nr. 227. — Bombay. Nr. 227—232. — Ueber die Sterblichkeit unter den englischen Truppen in Westindien. Nr. 228. — Bemerkungen über das russische Unterrichtswesen. Nr. 230. 231. — Briefe aus Griechenland. I. Nr. 232. 233. II. Nr. 234. III. Nr. 237. 238. IV. V. VI. Nr. 243. — Die Indianerstämme an der Küste von Neualbion. Nr. 235. 236. — Der Badeort Füred in Ungarn. Nr. 235. — Miß Martineau's Werke über Nordamerika. Nr. 236. 237. — Briefe aus Ungarn. VIII. Arad. Nr. 238; IX. Gyöngyös. Nr. 240. — Ein Herbstausflug in die toscanische Maremma. Nr. 239—242. — Deutsche Kunst in Paris. Nr. 242. 243. — Bagdad. Nr. 242. 243.

Chronik der Reisen.

Oberstlieutenant Shiel's Reise von Tebris durch Kurdistan über Wan, Bitlis, Se'ert und Erbil nach Suleimanieh im Aug. 1836. Nr. 215—216. — Tagebuch eines Ausflugs von Adelaide an den Murrayfluß in den Alexandrina-See im Dec. 1837. Nr. 219. 220. — Reise der Artemise. Nr. 232. — Hamiltons Reise in Kleinasien. Nr. 233. 234. — Besuch der Mischni-Berge in Oberassam von Dr. Griffith. Nr. 235—240. — Peyssonnels und Desfontaines' Reisen in die Regentschaften Tunis und Algier, herausgegeben von Dureau de la Malle. Nr. 241. 242.

Kleinere Mittheilungen.

Hungersnoth und Krankheiten in Indien. Nr. 214. — Begräbniß eines Hongkaufmanns. Nr. 215. — Die Giganteja. Nr. 216. — Neue chinesische Lettern in Paris. Nr. 217. — Litterarische Notizen: Provinzialbibliotheken in Frankreich. Nr. 217; Jahresrechnung der Aegyptier. ibid.; koptische Manuscripte. Nr. 220; Herausgabe des Buchs Henoch. Nr. 221; Sammlung der Architektur-Denkmale in Frankreich. Nr. 232; merkwürdige neue Theaterstücke in Madrid. ibid.; Sammlung spanischer Theaterstücke. ibid.; Grammatik der nubischen Sprache. ibid.; über die Herkunft der alten Belgier. Nr. 235; Forschungen über die mexicanischen Hieroglyphen. ibid.; englisch-persische Karte von Indien. ibid.; periodisches Blatt in Manilla. Nr. 236; Gemälde Rußlands. Nr. 238; die Bibliothek Doria Pamfili. Nr. 239. — Thätigkeit der Missionäre auf den Sandwichinseln. Nr. 222. — Eiserne Dampfboote auf der Themse. Nr. 223. — Natürliche Sodaquelle. Nr. 224. — Eine Dampforgel. Nr. 225. — Sklavenhandel in Rio. Nr. 226. — Entdeckung Amerika's vor Columbus. Nr. 228. — Merkwürdige Erscheinung auf den Sandwichinseln. Nr. 229. — Zahl der französischen Kriegsschiffe. ibid. — Bertholletia excelsa. Nr. 230. — Der artesische Brunnen bei Grenelle. Nr. 231. — Irische Alterthümer. Nr. 234. — Das Grab des Ungarkönigs Aba. Nr. 236. — Chinesischer Weizen. Nr. 237. — Das Grab von Richard Löwenherz. Nr. 240. — Geologie der Bermuden. Nr. 245.

☞ **Die verehrlichen Buchhandlungen, welche die in ihrem resp. Verlag erscheinenden Schriften, sofern diese in den Bereich der „Blätter für Kunde der Literatur des Auslands" gehören: als Uebersetzungen neuer poetischer, philosophischer und religiöser Werke aus fremden Sprachen in diesen Blättern angezeigt und beurtheilt wünschen, werden gebeten, die Einsendung durch Buchhändler-Gelegenheit an Dr. G. Pfizer in Stuttgart zu machen.**

Digitized by Google

Nr. 213.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 August 1838.

Wanderungen durch Irland.

(Von Leitch Ritchie)

1. Die Gegend nördlich von Dublin. — Das gebrochene Herz. — Newry. — Armuth und Bettelei in Irland; über das Armengesetz. — Der Abgrund des Vatermörders. — Druidenaltar Downpatrick. — Bestrafung des Verrathes. — Dänisches Fort. — Die St. Patrickquelle. — Die Struel-Berg-Wallfahrten zu derselben. — Sonderbare Ceremonien. — Ihr Ursprung. — Zustand der Bevölkerung in der Nähe von Belfast.

Da ich im vergangenen Jahre die südlichen Provinzen von Irland besucht hatte, so verließ ich dießmal Dublin, um meine Schritte nordwärts zu wenden. Der Grafschaft Louth widmete ich zunächst nur eine geringe Aufmerksamkeit, da sie dem Auge wenig Interesse bietet, und der Hauptzweck meiner Reise nur auf das Malerische und Romantische des Landes gerichtet ist. Von Dublin aus blieb die Gegend auf eine ziemlich bedeutende Route flach und ohne Reiz; erst als die schöne Bay von Carlingford mit den jenseits sich majestätisch erhebenden Bergen von Down dem Auge offen lag, änderte sich der einförmige Charakter dieses Landstriches.

Ein Reisender, der aus dem Süden kommt, möchte jedoch diese unmalerische Ebene ganz erfreulich finden. Es mag zwischen dem moralischen Eindruck von Irland und England keinen größeren Unterschied geben, als derjenige ist, den uns die nördlichen und südlichen Provinzen von Irland bieten. Die Bauernhäuser in dem nördlichen Theile sind für Irland ungemein sauber und nett; sie sind mehrentheils mit schneeweißem Kalk abgetüncht, und nicht selten sieht man kleine Gärten im englischen Styl vor denselben angelegt, die, wenn auch nicht auf Reichthum, doch auf ein Streben nach Cultur deuten. *)

*) Hr. Ingalls entwirft ein ganz entgegengesetztes Bild von dieser Gegend. Der Grund dieses Widerspruches mag darin liegen, daß er aus dem Norden, dem Sitze der Manufacturen und der Civilisation, ich dagegen aus dem Süden kam. Eben so bin ich überzeugt, daß die körperlichen Leiden, denen er damals unterworfen war, ihn unempfindlich für heitere Eindrücke gemacht.

Nachdem ich einige Stunden gefahren, kam ich vor einigen Ruinen vorbei, deren höchst reizlose Lage den Reisenden kaum zu einer Frage veranlassen mögen. Endlich erreichte ich Drogheda und den Boyne-Fluß. Mich dünkt, es war an diesem Ort, wo uns der Anblick eines Hundes viel Vergnügen machte, der am Eingange eines Dorfes höchst gravitätisch die Post erwartete, mit unerschütterlichem Ernst den Briefbeutel empfing, und mit einer Wichtigkeit davon lief, als fühle er die ganze Würde seiner Amtsverrichtung.

Drogheda ist eine stattlich, ja sogar jetzt eine gut aussehende Stadt, in der sich Leben und Geschäftigkeit zu regen schienen.

Die Peterskirche ist ein ziemlich ausgezeichnetes Gebäude im griechischen Styl, und steht auf derselben Stelle, wo sich früher die alte Kirche befand, die eines der größten kirchlichen Bauwerke von Irland war. Der Thurm derselben, der vor beinahe zweihundert Jahren durch einen Sturm umgeworfen ward, soll der höchste in der Welt gewesen seyn. Die alte Kirche war noch als Schauplatz einer der blutigen Metzeleien Cromwells berühmt; die Bürger suchten in ihr Schutz vor dem wilden Covenanter, der einen trefflichen Anführer der fanatischen Israeliten, wie sie uns die Propheten zeigen, abgegeben haben würde; aber er achtete nicht der heiligen Stelle, schlachtete zweitausend Menschen, und steckte das Gebäude in Brand.

Die Ufer des Boyne, so wie überhaupt ein großer Theil dieser Gegend, sind mit Ruinen kleiner Kirchen bedeckt, die, wenn der Fußgänger plötzlich auf sie stößt, ihm einen angenehm überraschenden, wenn auch nicht architektonisch interessanten Anblick gewähren. Dagegen befinden sich ungefähr fünf Meilen von der Stadt einige Fragmente, die, obgleich sie nur aus spärlichen Ueberresten bestehen, doch die Reise eines Alterthumsforschers hinlänglich belohnen würden. Dieß sind die Ruinen der herrlichen Abtei von Mellifont. Von diesem Orte bewahrt man noch eine Erzählung auf, die ich dem Leser mittheilen muß. Ich gebe sie in den einfachen Worten des Hrn. Robert Armstrong, der in der Nachbarschaft von Mellifont geboren und jetzt Schulmeister des Sprengels ist.

„Vor ungefähr vierzig Jahren lebte hier in der Gegend ein

Digitized by Google

junger Mann, der seine Neigung einem schönen Mädchen, der Tochter eines Pächters, schenkte und von ihr wieder geliebt wurde. Die Eltern des Mädchens sahen diese Neigung nicht eben gern, denn James war unbemittelt; Mary aber ließ sich das nicht kümmern, und versprach ihm Herz und Hand. Da seine Verhältnisse jedoch nicht die besten waren, und er erst etwas zu erwerben hoffte, so verließ er sich auf ihre Treue, und verschob die Trauung. Mary ward indeß von vielen Freiern heimgesucht, von den Eltern gescholten und ihr zugeredet, und empfand den daraus entspringenden täglichen Verdruß um so mehr, als ihr der Aufschub ihres Geliebten wie eine Gleichgültigkeit, ja wie eine absichtliche Vernachlässigung erschien. In dieser gereizten Stimmung erklärte sie ihm, sie werde den ersten besten heurathen, der um sie anhielte, da sie nicht länger Lust zu warten habe. James, der diese Erklärung für eine plötzlich aufsteigende Laune hielt, antwortete auch trotzig und obenhin, und so schieden sie in großer Verstimmung.

„Der Müller von Mellifont war ein täppischer alter Junggesell mit bäurischen Manieren; allein er besaß nicht nur ein schönes Vermögen, sondern auch eine große Mühle mit einer stattlichen Wohnung, und war daher allen Eltern mit unverheuratheten Töchtern sehr willkommen. Er hatte längst ein Auge auf Mary geworfen, und die Verwandten von beiden redeten oft zu dieser Verbindung zu. Jetzt in der ersten Aufwallung, die ihr das gleichgültige und wie sie glaubte, treulose Betragen ihres Geliebten erregte, gab sie den Vorstellungen ihrer Freunde nach, und versprach den Müller zu heurathen; sie drang sogar auf die größte Eile, die man ihr gern gestattete, und so war sie in 24 Stunden seine Frau.

„Unter den einzuladenden Gästen war James nicht vergessen worden; vielleicht fühlte sie einen kleinen Triumph und wollte ihm zeigen, wie eilig es Andere mit der Hochzeit machten. Er erschien, doch war er still und niedergeschlagen, nahm keinen Theil an der geräuschvollen Fröhlichkeit, wie sie den Dorfhochzeiten eigen ist, und schien überhaupt nicht zu vernehmen, was um ihn vorging. Als die Braut sich entfernt hatte, ward der Müller, der sich gehörig gütlich gethan, in einem völlig besinnungslosen Zustande fortgetragen und an ihre Seite gelegt; die Lichter wurden ausgelöscht, und die arme Mary hatte nun Zeit genug, ihren raschen Schritt zu überlegen und zu fühlen, daß ihr Herz noch immer James gehöre, obgleich ihre Hand das Eigenthum eines Andern war. In diesem trüben Sinnen bemerkte sie plötzlich eine Gestalt an dem Fußende ihres Bettes, und fragte hastig: „Wer ist da?" „Ich bin es, Mary, fürchte dich nicht," hörte sie die Stimme ihres Geliebten antworten. „Wie, James," rief sie, „dieß ist ein sehr unziemliches Betragen; ich bin jetzt die Frau eines Andern, und wenn mein Mann aufwacht oder irgend ein anderer Mensch dich sieht, so ist's um meine Ehre geschehen, verlaß mich sogleich, oder ich rufe zu Hülfe." „Ich kann nicht, Mary," sprach er leise, „denn mir bricht das Herz." Sie fuhr fort in ihn zu dringen, wiederholte fortwährend, er solle gehen, erhielt aber immer nur die eine Antwort: „Ich kann nicht, Mary, denn mir bricht das Herz."

„Endlich sank er völlig erschöpft auf das Bett. Mary rief nun mit lauter Stimme zu Hülfe; man kam herbei und fand ihn todt neben dem Bette; sein Herz war wirklich gebrochen.

„Alles gerieth jetzt in große Verwirrung: man trug den Entseelten in seine eigene Wohnung, wendete Alles an, um ihn wieder in das Leben zurückzurufen — doch es blieb vergebens. Der damaligen Sitte gemäß ward er auf Bretter unter einen großen Tisch gelegt, der so dicht verhängt ward, daß man nichts von der Leiche sah; auf den Tisch selbst stellte man Licht, Tabak, Pfeifen und dergleichen, und hier wachten seine Freunde bei dem Todten.

„Zwei Tage bewachte man ihn, während welcher die arme Mary der Gegenstand allgemeinen Gespräches und Vorwurfes war. Sie verließ ihr kleines Gemach nicht mehr, saß sprachlos, jedem Troste unzugänglich, und schien von tiefen Schmerzen gefoltert. In der zweiten Nacht vermißte man sie; unbemerkt hatte sie das Haus verlassen und war fortgegangen, man wußte nicht wohin; als man sie nach den angestrengtesten Bemühungen nicht fand, kam man zu der Ueberzeugung, sie müsse sich in den Fluß gestürzt haben.

Am andern Morgen machte man sich zur Bestattung des armen James bereit; man schlug die Tücher von dem Tisch zurück und siehe, — die unglückliche Mary lag todt an seiner Seite. Sie hatte sich unbemerkt unter den Tisch geschlichen, ihren Arm unter das Haupt ihres Geliebten gelegt, die seinigen um ihren Hals geschlungen, und in dieser Stellung ihren Schmerzen und Leiden Lebewohl gesagt.

„Wenig bleibt noch von ihnen zu sagen übrig. Sie wurden in der Abtei zu Mellifont in Einem Grabe beigesetzt, und so wenigstens im Tode vereinigt."

Der letzte Ausflug von Drogheda ist nach dem Dorfe Slane, an der Boyne entlang, welcher Weg auf einer Strecke von sechs englischen Meilen sehr viel Malerisches bietet. In der Nähe des Dorfes, bei New Grange, findet sich der sonderbare, unterirdische Tempel, wenn man ihn so nennen darf, der schon so viele Alterthumsforscher in Verlegenheit gebracht hat. Er ist nichts Anderes als eine Art Höhle in einem bedeutenden Hügel, zu der man durch eine Galerie gelangt, welche im Ganzen die Form eines Kreuzes bildet. In dem einen Arm dieses Kreuzes steht eine rohe, steinerne Vase von 5½ Fuß Höhe und eben so viel im Durchmesser; in dem andern Arm sieht man die Trümmer eines ähnlichen Gefäßes, doch hat die Tradition weder ihren Zweck noch ihr Alter überliefert.

Von Drogheda über Dundalk nach Newry ist die Gegend uninteressant. „Wenn man dieses Weges kommt," sagt der Nördliche Tourist, der vor acht Jahren schrieb — „bemerkt der Reisende die Ruinen vieler Hütten, aus denen vor einigen Jahren die elenden Bewohner, einer Laune des Gutsherrn halber, mitten im Winter vertrieben wurden. Man deckte ihnen, da sie nicht im Stande gewesen waren, ihre Miethe zu bezahlen, die Dächer ab, während sie sich noch in den Häusern befanden, und raubte ihnen die letzte Zufluchtsstätte gegen Wind und Wetter." Indem Hr. Hardy, der Verfasser des Touristen, Betrachtungen über diese Grausamkeit anstellt, sagt er, „wenn ein

Digitized by Google

Mensch in einen solchen Zustand versetzt ist, daß er sich gesteht, schlimmer könne es mit ihm nicht werden, so wird er ein geeignetes Werkzeug für die Aufwiegler und der größten Verbrechen fähig." — Dieß ist wahr, aber Hr. Hardy hätte nur noch hinzufügen sollen, daß in solchen Fällen Auflehnung kein Verbrechen mehr ist.

Wenn man sich Newry nähert, wird die Gegend anziehender, und besonders sind die Berge, links von der Straße, merkwürdig genug, um von Reisenden besucht zu werden. Auf dem Gipfel des einen dieser Berge befindet sich ein klarer, fischreicher See, und an der Seite eines andern die Hexenhöhle, an welcher manche sonderbare Tradition haftet. Obgleich die Bewohner dieser Berggegend die Stadt häufig mit ihren Torfladungen besuchen, so ist doch wenig von städtischer Verfeinerung an ihnen zu bemerken. Sie sind fast noch eben so roh wie in den Tagen Georgs II, als der berüchtigte Räuber Redmond O'Hanlon in diesen Bergen hauste.

Newry ist eine hübsche Stadt, und befindet sich, wie jede andere irische Stadt, die sich ihrer Lage nach zum Entrepot eignet, in einem blühenden Zustand. Diese Bemerkung wird vielleicht auffallen, da sie demjenigen widerspricht, was sonst immer von der Bevölkerung Irlands gesagt wird. Die irischen Bauern sind freilich träge, unwissend und sorglos, doch sind sie dieß nur, weil sie keine Hoffnung auf eine Verbesserung ihrer Lage haben. In denjenigen Theilen des Landes, wo Fleiß und Geschick den ihnen gebührenden Lohn erhalten, trifft man einen ganz andern Charakter, und die begünstigten Städte schreiten in ihrer Entwicklung eben so schnell von Stufe zu Stufe, wie überall in der Welt. Wenn das ganze Land auf eine zweckmäßige eise von Canälen und Eisenbahnen durchschnitten seyn wird, dann wird man eine Veränderung an dem ganzen Volke bemerken, eher aber nicht.

Canäle und Eisenbahnen können indeß jetzt noch nicht mit dem gehörigen Erfolg angelegt werden, und zwar wegen des Vorhandenseyns der Zustände, denen sie eben ein Ende machen sollen. Es ist leicht gesagt, „gebt den Irländern Beschäftigung, das ist Alles, was ihnen fehlt." Selbst wenn es möglich wäre, einem Lande, welches an dem Abgrunde einer politischen Umwälzung schwebt, hinreichende Capitalien zu dem erwähnten Zwecke zu verschaffen, so gränzte es doch an Narrheit, davon — wie auf einen Zauberschlag — eine plötzliche Umwandlung des Charakters der Irländer zu erwarten. In den blühenden Städten hat sich der Wohlstand der Einwohner und ihr Sinn für einträgliche Beschäftigung auch nur allmählich ausgebildet; und wenn man im Stande wäre, auf der Stelle sämmtliche Männer, Weiber und Kinder der irischen Bevölkerung mit Arbeit zu versehen, so würde man dennoch die hieraus entstehende moralische Umwandlung ruhig abwarten müssen.

Auf jeden Fall ist Beschäftigung das Hauptmittel; wird es jedoch ohne Vorbereitung angewendet, so schlägt es fehl. Die Gewohnheiten von Jahrhunderten sind zu besiegen. Zur Gewohnheit gewordene Faulheit, Sorglosigkeit, Neigung zum Betteln, lassen sich nicht plötzlich auf der ganzen Insel durch Beschäftigung ausrotten. Mangel an Beschäftigung ist die Ursache des Uebels, doch Beschäftigung allein wird sich nicht als ein wirksames Mittel dagegen bewähren. In ähnlicher Weise kann bei einem Menschen Mangel an Nahrung die Ursache von Schwäche im ganzen Systeme seyn, aber diese kann nicht einzig und allein dadurch gehoben werden, daß man ihm Nahrung reicht. Das Ertheilen von Arbeit wird bei denjenigen nichts fruchten, die aus Abneigung vor der Arbeit betteln, auch kann es denen nichts helfen, die arbeitsunfähig sind. Wenn morgen alle bereitwilligen Hände Arbeit hätten, so würde doch noch eine große Masse Elend im Lande seyn. Was ist da anzufangen? wenn man nun dem Volke hinreichend zu thun gegeben hat — wir wollen des Argumentes halber einmal die Möglichkeit des Unmöglichen annehmen — sollten alsdann die Armen nach wie vor durch die Beiträge der arbeitenden Classe erhalten werden? thäte man dieß, so würde man eigentlich der Bettelei eine Prämie ertheilen, der Bettelstand würde blühen, und der geringe Theil von Krankheitsstoff, der anfänglich existirte, möchte endlich die ganze Masse verderben. Oder will sich die Regierung der Armen annehmen? will sie die zum Handwerk gewordene Bettelei unterdrücken? will sie die Industrie gegen die Ansprüche der Faulheit schützen, welche auf gewisse Weise durch die Gewohnheit geheiligt worden ist? thut die Gesetzgebung dieß nicht, so versäumt sie ihre Pflicht.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Obristlieutenants Shiels Reise von Tebris durch Kurdistan über Van, Bitlis, Se'ert und Erbil nach Suleimaniyeh im August 1836.

Zu Tebris schlug man mir, erzählt Ob. Shiel, zwei Straßen vor, um das türkische Lager zu erreichen, das man nordöstlich von Mosul vermuthete. Die eine führte nach Dschulamerik und von da durch Teiyari (Tiyari), das Gebiet der nestorianischen Christen, deren meist unwegsames Land neben ihrem eigenen kriegerischen Charakter, der immer noch dem von Xenophon geschilderten der Chaldäer entspricht, sie in Stand setzt, den Türken, Kurden und Persern Gehorsam oder Tribut zu verweigern. Die Einwendungen, die man gegen diese Straße machte, waren die Nothwendigkeit, die Rolle eines Derwisch zu spielen, d. h. unter dem Scheine großer Armuth, da man auf andere Weise nicht sicher seyn konnte, zu reisen und einen Theil der Reise zu Fuß zu machen, da die Straße für Thiere theilweise ganz unwegsam ist. Ich wählte daher die ungleich weitere Straße über Van.

15 Julius. Wir verließen Tebriz und kamen, unsere Reise in westlicher Richtung fortsetzend, am Abend des 17 in der Stadt Dilman an, die in dem breiten und fruchtbaren Thale von Selmas liegt, das östlich an den See Urumiyah und westlich an die Gebirge von Kurdistan gränzt. In diesem Bezirke leben sehr viele armenische Christen, und bewohnen ausschließlich ganze Dörfer; man trifft hier auch einige von Römisch-katholischen bewohnte Dörfer, die unter der geistlichen Leitung eines von dem Generalvicar in Bagdad ernannten Khalifahs oder Superintendenten stehen. Wie die Nestorianer, nennen sich diese letztern Kaldanis, was wahrscheinlich eine nationale, nicht eine religiöse Benennung ist, während sie sich auch Katolik heißen, und unter diesem

Digitized by Google

Namen in ganz Kurdistan bekannt sind. Selmas bietet manchen russischen Deserteurs im Dienste Persiens eine Heimath; sie heurathen hier, siedeln sich an, wenn sie alt und dienstuntauglich sind, und bilden eine Art Colonie. Dilman, gemeiniglich „die große Stadt" genannt, ward von Emir Khan Kadschar erbaut. Sie hat eine beträchtliche Ausdehnung und soll 15,000 Bewohner enthalten. Wie fast alle Dörfer im Bezirke Selmas, ist Dilman von Gärten umgeben; die Straßen sind reinlich, die Bazare aber arm und schlecht mit Waaren versehen. Von Dilman aus findet man Karawanen nach Van, Dschulamrik, Tiflis und Erzerum.

18 Julius. Auf unserer weitern Reise schlossen sich uns auf dem Marsche vier kurdische Reiter an, die von ihrem Häuptlinge, Yahya Khan, mit dessen Schwester der gegenwärtige König von Persien vermählt ist, Befehl erhalten hatten mich nach Van zu begleiten. Die Escorte war mit herrlichen kurdischen Pferden wohl beritten; dieser Schlag ist gewöhnlich klein, aber stark, munter, abgehärtet und von arabischer Abstammung; der Führer dieser Kurden war in die gewöhnlich freundliche Tracht der bessern Classen seiner Landsleute gekleidet: kurze gelbe Stiefel, weite Tuchhosen, zwei oder drei Jacken von gestreifter Baumwolle, einen Mantel und einen ungeheuren Turban von gestreifter rother und weißer Seide und Baumwolle, oder sehr buntfarbigen Tüchern. Ihre Waffen bestehen in einer auf der Schulter getragenen Lanze und einem Paar großen Pistolen im Gürtel. Die Kurden sollen es den Persern an Muth, wie an Geschicklichkeit im Reiten zuvorthun, doch gewährt letztern die Flinte einen großen Vortheil; denn wie sehr auch ein Kurde seine eigene Person der Gefahr aussetzen mag, so erlaubt ihm doch seine ängstliche Sorge für die Sicherheit seines Rosses selten, der parthischen Kriegführung der eingebornen Perser erfolgreich entgegenzutreten. Unser Marsch ging westlich; zwei Meilen von der alten Stadt Dilman gelangten wir in die Berge von Kurdistan; sie sind sehr klein, aber von seltsamer Gestalt, wie Kronen, Pyramiden u. s. w. Wir wandten uns hierauf nach Nordnordwest, und zogen an den Ufern eines kleinen Stromes hinauf, der unterhalb Dilman fließt, und um 9 Uhr Abends sagten uns die Kurden, daß wir in der Nähe eines kleinen verlassenen kurdischen Weilers seyen, und daß sich auf zwanzig (englische) Meilen hin keine andere Wohnung finde.

19 Julius. Nach einem neunstündigen Marsch in nordnordwestlicher Richtung über Berg und Thal kamen wir in den Bezirk und das Dorf Kotur, das zur Statthalterschaft Khoi in Persien gehört. Oberflächlich betrachtet, ist dieses aus etwa sechzig Häusern bestehende Dorf ein leidliches Lehmfort auf einer Anhöhe; doch ward es im October 1835 geplündert, und erhielt einen Monat lang Besatzung, die von einem Zweige des Stammes Hekkari, der nominell unter dem Paschalik von Van steht, alles Getreide abgeführt war. Wir wurden in diesem, hauptsächlich von Armeniern bewohnten Dorfe gut aufgenommen; der Ortsvorstand war äußerst höflich, und übergab uns das beste Haus, das einem Armenier gehörte. Einen unreinlichern Ort, als diese Wohnung, hatte ich selten gesehen; denn sie erinnerte mich stark an meine schmutzigen alten Bekannten in Tübet. Die Bewohner werden ganz eigentlich im Koth auferzogen. Jedermann war schmutzig und in Lumpen; ihre Armuth aber mehr scheinbar, als wirklich, denn in dem Hause, das wir bewohnten, gab es, wie in beinahe allen andern, Kühe, Büffel, Kälber u. s. w. in Menge. Die Häuser waren von außen nicht viel höher als vier Fuß; da man aber beim Eintritte bedeutend hinabsteigen muß, so ist inwendig die Höhe um Vieles größer.

20 Julius. Wir verließen Kotur, und setzten auf das linke Ufer des Kotur-Tschai über, der eine sehr reißende Strömung hat. Dann kamen wir in ein weites Defilé, Balandschik genannt, das zwölf oder vierzehn Meilen lang ist und von obigem Strome durchflossen wird. Die Richtung unserer Reise war im Allgemeinen westlich; nach etwa 15 Meilen gelangten wir auf eine sehr große Matte, und nach 20 weitern Meilen machten wir bei dem verfallenen Dorfe Mulla Hasan, am Ufer eines südlich fließenden Baches, Halt. Die Pferde ließ man auf der Matte frei, aber gesattelt, damit sie jeden Augenblick bereit wären. Dieß geschieht wegen der Nähe des Stammes Khan Mahmud, der von dieser Matte Besitz nahm, und sie zum unsichersten Theil der Straße zwischen Khoi und Van machte. Bei Fortsetzung unserer Reise ward nach ungefähr 14 Meilen der herrliche Berg Sipan-Dagh sichtbar; er liegt nordwestlich. Nach zurückgelegten 44 Meilen machten wir bei Sonnenuntergang in dem armenischen Dorf Erdschek Halt; doch nur nach vielem Streite konnten wir uns eine Wohnung verschaffen. Ein großsprecherischer Türke in grobwolligen Pluderhosen, mit einem Paar gewaltigen Pistolen in seinem Gürtel, spielte den Ceremonienmeister, und zeigte sich sehr unhöflich.

21 Julius. Wir verließen Erdschek und setzten unsere Reise in südlicher Richtung längs der Küste des Sees fast drei Meilen weit fort, bis wir uns ganz an seinem südlichen Ende befanden. Nach etwa 15 Meilen gingen wir durch einen niedrigen Paß, und erblickten nun eine herrliche Scenerie; der hohe, rauhe, nackte Fels von Warak-Dagh lag in einer Entfernung von ungefähr sechs Meilen nach Südost, während sich nach Süden hin die mit Dörfern, Gärten und Pflanzungen bedeckte Ebene von Van ausbreitete. Der schwarze Fels von Warak ist ein merkwürdiger Gegenstand; seine Richtung geht von Nordost nach Südwest, doch hat der Bergrücken keine große Ausdehnung; er ist wahrscheinlich 15 Meilen lang; doch zwischen den Klippen steht eine einsame armenische Kirche, die man in großer Verehrung hält; der Grund, warum man sie dahin baute, ist, weil Moses angeblich an diesem Orte zu beten pflegte. Hr. St. Martin behauptet indeß, sie verdanke ihre Heilighaltung einem Kreuze, das an der Stelle der Kirche von einer berühmten armenischen Heiligen, Namens Hrhip'hsime (Ripsime), die bald nach Einführung des Christenthums in Armenien den Martyrtod erlitt, errichtet wurde. Eine Meile weiterhin ward der See von Van sichtbar, und bald darauf sahen wir die Felsen von Van und Sipan-Dagh, während die Schneeberge von Erdoz, welche an das südliche Ende des Sees gränzen, die Aussicht schlossen. Sipan-Dagh ist ein herrlicher Berg; kleiner als der Aghri-Dagh oder der Ararat, kommt er vielleicht beinahe dem Demawend und Savalan in Persien gleich; anscheinend übertrifft er sie, woran aber wohl der Mangel an andern Bergen von großer Höhe schuld ist.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 68** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Der Fall eines Engels.** (Fortsetzung.) — **Attila, der Hunnenkönig.** (Schluß.)

Das Abonnement dieses dem Auslande dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 6–7 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 4 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 214.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 August 1838.

Neueste französische Literatur.

Histoire parlementaire. Vol. XXXVII & XXXVIII.

Der 37ste und 38ste Band der Histoire parlementaire de la revolution française, welche die Herausgeber Buchez und Roux mit Recht „Tagebuch der Nationalversammlungen" nennen, liegen vor. Sie umfassen die Begebenheiten, welche sich von der Reaction des Thermidor bis zum organischen Senatsbeschluß der Constitution vom Jahre 10 ereignet haben. Keine Periode der Geschichte ist durch einseitige Auffassung und Parteileidenschaft so sehr entstellt worden, als die französische Revolution. Um sich einen Begriff von ihrem Beginn und Wesen zu machen, durfte man auf die vorhandenen Geschichtschreiber derselben kaum achten. Sich an die Quellen zu halten, schien hier mehr als sonst wo Pflicht. Je mehr man dieß erkannte, desto mehr sehnte man sich nach einer Urkundensammlung dieser ewig denkwürdigen Zeit. Sie chronologisch zu ordnen und das Ergebniß jeden Tages rein vorzulegen, schien der einzige statthafte Weg. Diesen haben, wie unsere Leser bereits wissen, die Herausgeber befolgt. Sie haben keine Mühe gescheut, die verschiedenen Actenstücke ausfindig zu machen, und die Art und Weise, wie sie dieselben zu einem Ganzen verbinden, verdient den Beifall einsichtiger Leser. In der Geschichte der Reaction des Thermidor werden verschiedene Documente und Thatsachen zusammengestellt, auf welche die bisherigen Geschichtschreiber nicht genug geachtet hatten, wenn sie ihnen anders nicht ganz entgangen waren. Die Directorialregierung, welche vielleicht mehr als jede vorhergehende und nachfolgende, nicht aus Leidenschaft sondern aus Berechnung, entstellt worden war, ist dem Unbefangenen jetzt kein Räthsel mehr. Eben so erscheint hier die Consular-Regierung zum erstenmal in ihrem wahren Lichte. Der Mann des achtzehnten Brumaire tritt hier mit all seinen Planen nach und nach hervor. Was er selbst gethan, was er thun ließ, was man für ihn unaufgefordert that, ergibt sich aus der chronologischen Zusammenstellung der parlamentarischen Verhandlungen und administrativen Maaßregeln auf die ungezwungenste Weise. So wie in der Darlegung der Actenstücke der Directorialverfassung eine ungesetzliche Einwirkung von Außen auf die Gesetzgebung und Administration durch die eingeschaltete Tagesgeschichte zur Anschauung kommt, so wird unter der Zusammenstellung der legislativen Arbeiten der gesetzgebenden Körper mit den administrativen Maaßregeln und dem Gange der Begebenheiten im Lande ein bezaubernder Einfluß der ausübenden Gewalt auf die Majorität des französischen Volkes sichtbar, das sich vom Tage der Annahme der neuen Verfassung seiner Souveränetät so gut wie begeben hat. Alles wird Werkzeug eines einzigen Willens, dem weder Erkenntniß noch Tugend das Gleichgewicht zu halten im Stande sind, den jeder Widerstand schwungkräftiger macht, dem die Feinde wie die Freunde dienstbar werden. Ihm ward es leicht, nicht nur die lebenslängliche Dictatur in Anspruch zu nehmen, sondern was zwei Jahre vorher unmöglich schien, die Monarchie als allein heilbringend darzustellen und sich zum Kaiser wählen, salben und krönen zu lassen. Wenn dieser Gang der Begebenheiten als das Resultat der Bemühungen Bonaparte's aus der bloßen Darlegung des wahren Thatbestandes hervorgeht, so ist auf der andern Seite nicht zu läugnen, daß es nach dem 18 Brumaire in der Gewalt des Usurpators lag, die Consularverfassung zu handhaben und zu befestigen. Die Wahrheit dieser Aussage kann nach den vorliegenden Actenstücken und den Bewegungen der Parteien, wie sie das Tagebuch der Herausgeber der Histoire parlementaire verzeichnet, nicht mehr in Abrede gestellt werden. Da es die Natur des Werkes nicht gestattet in weitere Details einzugehen, so sehen wir uns genöthigt, unsern Bericht über diese beiden Bände mit der Bemerkung zu beschließen, daß der Werth derselben nur von dem wahrhaft erfaßt werden kann, der sie genau und vollständig gelesen hat.

Wanderungen durch Irland.

(Fortsetzung.)

In Irland werden die Armen — wie in jedem andern Lande — unterstützt, doch geschieht dieß auf eine Weise, die den Hang zur Bettelei — nachdem sie ihn wahrscheinlich hervorgerufen — noch begünstigt, und die, während sie dem augenblick-

Digitized by Google

lichen Elende abhilft, es ſtabil macht. Nach dieſer Weiſe unterſtützt man nicht die wirklich Bedürftigen aus den Mitteln der weniger Bedürftigen, ſondern es bekommt ein Jeder, der um Unterſtützung bittet, und ſo drückt alſo nicht allein die Armuth auf die Induſtrie, ſondern auch die Trägheit, das Laſter und die Verſtellung. Die Laſt der Beiträge zu Unterſtützungen ruht hauptſächlich auf der unbemittelteren Claſſe, die ſelbſt dem Bettelſtabe nahe iſt, und dadurch bleibt der vierte Theil der ganzen Nation arm, er lebt in beiſtandsloſer Dürftigkeit oder in offener Bettelei. In einem Lande, wie England, mag die Nothwendigkeit eines Armengeſetzes dahingeſtellt ſeyn, in Irland iſt jedoch das Einſchreiten der Regierung in das Armenweſen ſo nöthig, daß man nicht erſt ein Wort darüber verlieren darf.

Selbſt die Vertheidiger eines Armengeſetzes ſind jedoch ſo ſehr in ein freiwilliges Unterſtützungsſyſtem — welches in Irland ſo große Wunder gethan! — verliebt, daß ſie es wenigſtens mit der geſetzlichen Unterſtützung vereinigt wiſſen wollen. Sie ſcheinen durch die guten Folgen dieſes gemiſchten Syſtems in Schottland irre geleitet zu werden, und bedenken nicht, daß in jenem Lande ganz andere Umſtände obwalten. In Schottland beſtimmt das Volk ſelbſt die Abgaben; anſtatt jedoch das Geld ins Blaue hinein zu vertheilen, geben ſie es in die Hand der Prediger, die es mit Rückſicht der ihnen bekannten Umſtände ihrer Gemeinde-Armen verwenden.

Dort werden die Bettler auf dem Lande häufig eingeladen, am Kaminfeuer Platz zu nehmen; gewöhnlich bekommen ſie jedoch — wenn man ihnen überhaupt etwas gibt — eine Handvoll Mehl oder ein Stück Grützkuchen an der Thür. In Irland betreten ſie hingegen ohne Umſtände jedes Haus, indem ſie dabei „Gott ſegne Euch alle hier" ſagen; und erhalten ſie das gebräuchliche „Gott ſegne Euch gleichfalls" zur Antwort, ſo ſetzen ſie ſich ohne Umſtände auf den beſten Platz am Herd, und langen aus dem Familientopf voller Kartoffeln zu. In Schottland hält es der Bauer außer jenen zufälligen Wohlthaten noch für ſeine Pflicht, von deren Beobachtung ſeine Ehre abhängt, an Sonn- und Feſttagen einen Penny in das am Ausgange der Kirche aufgeſtellte Becken zu werfen. Bei feierlichen Gelegenheiten wird die Gabe noch vergrößert. Der auf dieſe Weiſe entſtehende Fond liefert die Hauptunterſtützung für die ſchottiſchen Armen.

In Irland wäre es gar nicht möglich, einen ſolchen Fond zuſammen zu bringen. Ueber die Hälfte der Bevölkerung gehört zur ackerbauenden Claſſe, und bei ihr iſt von einer Beiſteuer in Geld gar nicht die Rede; kein geſetzlicher Zwang, keine Strafe wäre im Stande, ihr einen ſolchen abzunöthigen, weil ſie kein Geld beſitzt. Sie reichen dem Armen nichts von ihrem Ueberfluß, ſondern von ihrer Dürftigkeit, und ſtellt ſich der Bettler nicht vor der Mahlzeit ein, ſo eſſen ſie ihre Kartoffeln allein auf. Dieſer Umſtand verdient bei der Abhandlung der Frage über das Armengeſetz die größte Berückſichtigung.

Die Folge der Armuth in Irland iſt zunächſt die, wie in allen Ländern, eine gewiſſe Bettelei von Profeſſion und dann eine gelegentliche Bettelei, die hier noch größer, als in andern Ländern iſt, hervorgerufen zu haben. Das Auge des durchreiſenden Fremden vermag das Eine von dem Andern nicht zu unterſcheiden, denn beide tragen gleiche Anzeichen, nämlich Lumpen, und außerdem iſt man auch in keinem andern Lande daran gewöhnt, Leute betteln zu ſehen, die nicht nur — im gewöhnlichen Sinne des Wortes — keine Bettler, ſondern ſogar Landinhaber ſind. Um dieſen Unterſchied zu begreifen, muß man nicht nur Irland bereiſt, ſondern förmlich daſelbſt gelebt haben; es reicht nicht hin, in einem bequemen Wagen die Landſtraßen paſſirt zu haben, ſondern man muß zu Fuß auf allen Nebenwegen umhergewandert ſeyn; nicht die Straßen der Städte müſſen der Gegenſtand der Betrachtung geweſen ſeyn, ſondern man muß die Dörfer und die einzeln gelegenen Bauernhäuſer mitten im Lande beſucht haben. Nur dann erſt kennt man Irland, wenn man im Stande iſt, einen Bettler von Profeſſion von einem gelegentlichen Bettler zu unterſcheiden.

Die Bettler ſind meiner Meinung nach gar nicht ſo zahlreich, wie es von vielen Schriftſtellern angegeben wird, und dieſer Irrthum iſt auch ſehr leicht zu erklären. Die Bettler halten ſich faſt ausſchließlich nur in den Städten und Dörfern auf, wo die Pferde gewechſelt werden. Hier treten ſie den Reiſenden mit ihren Lumpen und Geſchwüren in den Weg, und bitten mit vielem Geräuſch um eine kleine Gabe. Wenn Jemand eine größere Tour durch Irland gemacht hat, und denkt nachher ohne Vorurtheil an dieſe Quälgeiſter zurück, um vielleicht ihre Durchſchnittszahl zu ermitteln, ſo wird dieſe höchſtens einige Tauſende betragen.

Auf der andern Seite kann Niemand weniger zudringlich ſeyn, als der arme Bauer. Sie ſind freilich in Lumpen, in ſchmutzige, elende Lumpen gekleidet; dieß iſt jedoch unter den Bauern und kleinern Pächtern ſo gewöhnlich, daß es dieſe Claſſe weiter nicht beſonders charakteriſirt. Sieht man jedoch eine zerlumpte Mutter mit einem Säugling an der Bruſt und zwei nackte Kinder an der Hand, denen der zerlumpte Vater noch zwei bis drei elende, halb verhungerte Kinder nachführt, ſieht man einen ſolchen Zug in die Hütten an der Straße ſchlüpfen, oder in die Fußwege nach und nach einbiegen, die zu den Pachthäuſern einführen, beſonders aber, wenn man im Vorübereilen den auf die Erde geheftenen Blick der Eltern oder ihre Geſichter abgewendet, oder ihre Blicke voller Verzweiflung in das weite Nichts gerichtet ſieht: ſo kann man ſicher darauf rechnen, eine arme Bauernfamilie auf ihrer Wanderung vor ſich zu haben, welche die Hülfe von Leuten in Anſpruch nimmt, die kaum in beſſern Umſtänden ſind, als ſie ſelbſt. Dieſe gelegentlichen Bettler betteln faſt nur an den Thüren der Pachthäuſer; nur ſelten beſuchen ſie die Herrenſitze, und — mein Herz blutet, indem ich es niederſchreibe — ſie werfen einen Blick auf den wohlgekleideten und reichern Reiſenden, als wären ſie Geſchöpfe ganz anderer Art, zwiſchen denen kein Band des Mitgefühls exiſtirte. Ich habe zu verſchiedenen Jahrszeiten die ärmſten Diſtricte Irlands durchwandert, und ich erkläre feierlich, daß ich, außer in den Ortſchaften, wo die Pferde gewechſelt werden, vielleicht nur zwei- bis dreimal angebettelt worden bin.

Digitized by Google

Der große Einwand, den die Feinde des Armengesetzes machen, ist der, daß das Elend zu groß sey, um durch irgend einen öffentlichen Fonds gehoben werden zu können. Wenn dieß überhaupt etwas bedeutet, so meint es, daß ein Land, welches gegenwärtig nicht nur die wirklich Bedürftigen, sondern auch ein Heer von Faullenzern unterhält, nicht im Stande sey, nach gehöriger Sichtung und eingeführter Ordnung für die Bedürftigen allein zu sorgen; es bedeutet, daß ein Land, in welchem jetzt die Arbeitsscheuen und wirklich Armen nur von den wenigen Armen erhalten werden, seine wirklich Armen allein nicht erhalten könnte, wenn auch die Reicheren genöthigt würden, eine Armensteuer zu zahlen. Dieß heißt gar nicht etwa die Sache parteiisch beurtheilen, da es uns noch gar nicht eingefallen ist, die Arbeitshäuser zu einer Prämie für den Müßiggang machen zu wollen. Sie sollen im Gegentheil nur gegen den Hungertod schützen, und selbst die Ergreifung dieses letzten Mittels soll nicht der eigenen Wahl der Armen überlassen bleiben, sondern erst nach einer genauern Untersuchung von verpflichteten Beamten bewilligt werden.

Die Furcht, daß die Arbeitshäuser zu sehr überfüllt werden möchten, ist um so sonderbarer, da viele der Gegner des Armengesetzes mit dem Factum wohl bekannt sind, daß die Irländer eigentlich trotz ihrer Sorglosigkeit und Unmäßigkeit doch in einem hohen Grade einen gewissen Instinct der Enthaltsamkeit besitzen; und bevor ich die wichtige Beziehung nachweise, in welcher dieser Charakterzug der Nation mit der hier besprochenen Frage steht, will ich seine Ursache herleiten.

Die Thiere niedrigerer Gattung verschlingen alle ohne Ausnahme so viel von der Nahrung, die sich in ihrem Bereich befindet, wie ihnen nur irgend möglich ist. Sie verzehren in Einem Tage die Vorräthe für die ganze Woche und hungern die übrigen sechs Tage. Es ist nur Wesen von höherer Art eigen, so gering ihre geistigen Fähigkeiten und Erfahrungen sonst auch seyn mögen, die Vorräthe einzutheilen. Reichen diese allem Anschein nach nicht aus, so halten sie es mehr mit der Hoffnung, und die Handlungsweise, welche die Folge dieser gewöhnlich trügerischen Hoffnung ist, nennt man Sorglosigkeit; reichen jedoch die Vorräthe aus, wie ihnen die Erfahrung früherer Jahre gezeigt hat, so gehen sie sorgfältig damit um, wie extravagant sie auch in anderer Beziehung seyn mögen.

(Fortsetzung folgt.)

Hungersnoth und Krankheiten in Indien.

Ueber das fortdauernde Elend in Indien enthält das Asiatic Journal vom Julius Folgendes: In den obern und nordwestlichen Provinzen Indiens herrscht noch immer mit Ausnahme weniger Districte Hungersnoth. Der Regen bleibt noch immer aus, und verbreitet dadurch das unsäglichste Elend unter den ärmern Classen der Bewohner. Zwar wandern die Bevölkerungen ganzer Dörfer aus, um Schutz vor dem sie verfolgenden Feinde in den Städten zu suchen. Doch nur die Wenigsten erreichen sie. Auf dem Wege zwischen Agra und Calpi sollen die Leichen Verhungerter bei fünfzig zusammenliegen, und die Gewässer des Dschumna einen Modergeruch von ihnen angenommen haben. Zwar hat das Gouvernement mehr als 200,000 Personen Unterstützung zukommen lassen, und nimmt immer mehrere unter ihren Schutz. Bedeutende Geldsummen werden an die verschiedenen Orte niedergelegt, die Abgaben für die Regierung nicht eingezogen und große Capitalien auf dem Wege von Privatsubscriptionen zusammengebracht (woran auch die reichen Eingebornen Antheil nahmen); aber das Unglück ist so groß, daß das nur vorübergehende Lindern keineswegs das Uebel in der Wurzel vernichten kann. Um das Elend des unglücklichen Volkes voll zu machen, greifen Krankheiten, besonders die Cholera, auf eine erschreckende Weise um sich, und raffen diejenigen hin, welche der Mangel verschonte. In Agra sterben täglich 2 bis 500 an der Cholera. In einem Brief aus dieser Stadt liest man: „Der Magistrat beschäftigt gegen 60,000 Arme, im Armenhause werden täglich gegen 4000 gespeist. Das Volk stirbt wie Hunde, und seine Leichname werden nicht besser behandelt. Ich durchstreifte die Ufer des Flusses, von dem ein Arm völlig ausgetrocknet ist, und fand gegen 25 Todkranke und ungefähr eben so viel Leichname. Ich hörte, daß Mütter bei Nacht die Gelegenheit abwarten und ihre Kinder lebendig in den Dschumna werfen. Eine Person, die den Fluß herauf kam, versicherte uns, er habe Hunde und Schakals Menschen zerreißen sehen, in denen das Leben noch nicht ganz erloschen gewesen."

Chronik der Reisen.

Obristlieutenants Shiels Reise v. Tebris durch Kurdistan.

(Fortsetzung.)

Der Pascha von Van, ein Osmanli, kein Kurde, war ein sehr artiger alter Mann, und glich einem Europäer in seiner Kleidung so sehr, daß man ihn ohne seine türkische rothe Mütze für einen Italiener oder Spanier halten konnte. Wir tranken Scherbet, Kaffee und Thee, während er die Briefe las, die ich überbracht hatte. Er drückte kräftig seinen Wunsch aus, Jedem nützlich zu seyn, der im Dienste des Königs von England steht, zwischen dem (Gott sey gedankt!) und dem Ali Othman, dem Hause Osmans, jetzt, wie es stets gewesen, ein inniges Bündniß herrsche. Der Pascha sandte dann nach seinem Wessir, um ihn über die beste Straße nach dem Lager Reschid Pascha's zu Rathe zu ziehen. Zu Van ist die Scenerie die schönste, die ich je in Asien sah: die Stadt liegt in einer großen Ebene, die zwölf Parasangen (farsakhs) im Umfange haben soll, und mit Dörfern und Gärten besäet ist. Auf die imposanten Berge Warak, Sipan und Erdoz hat man eine volle Aussicht; sie gränzen im Nordnordwesten und Südosten an die Ebene, während der schöne See von Van, 1½ Meilen entfernt, im Westen liegt. Der Felsen von Van ist ein sehr interessanter Gegenstand. Er gleicht seiner Gestalt nach einem Kameelsrücken, indem er sich in der Mitte erhebt und an beiden Enden senkt. Er nimmt seine Richtung von Osten nach Westen, ist ungefähr 800 Yards lang und zerfällt in drei ziemlich gleiche Theile. Der Felsen steht allein, ohne einen andern Hügel in der Nähe, und ist daher seinem Aeußern nach um so merkwürdiger. Die Stadt liegt unter der südlichen Seite des Berges, ist von einer Lehm- und Steinmauer umschlossen, hat große runde und kleine viereckige Bastionen, und wird, obwohl nicht auf allen Seiten, durch einen Graben geschützt. Die Bevölkerung, mit Einschluß der Vorstädte, die sich in den Gärten außerhalb der Mauern befinden, soll sich auf 12,000 Seelen belaufen, darunter 2000 Armenier,

Digitized by Google

die in diesem Paschalik sehr zahlreich sind. Die andern Einwohner der Stadt sind hauptsächlich Türken; der Kurden gibt es wenige. Wie in der Türkei gewöhnlich, ist der Kleinhandel der Stadt in den Händen der Armenier. Die Stadt enthält zwei große Kirchen, vier große Moscheen, zwei Bäder und zwei Karawanserais; obgleich die Straßen eng sind, ist sie doch leidlich reinlich; die Häuser sind aus Lehm und Backsteinen, und, dem sonstigen Gebrauch in Persien zuwider, wo das Auge auf nichts als eine düstere Mauer stößt, hat jede Wohnung vergitterte Fenster auf die Straße, und manche haben auf dem obersten Theile, der über die Straße hängt, hölzerne Abtheilungen, wo die Osmanlis sitzen und rauchen. Ueber jeder Thüre findet man die Worte geschrieben: Allahu Akber (Gott ist groß). Bazare gibt es wenige, und sie werden hauptsächlich von armenischen Webern und Krämern bewohnt. Die Manufacturen liefern nur die groben Baumwollenzüge, welche die Kurden und Türken tragen; Baumwolle und Korn werden aus Persien eingeführt und mit Geld bezahlt.

Der See ist nach der Beschreibung Macdonald Kinneirs 25 oder 30 Meilen lang und 9 bis 12 breit; es scheint jedoch, als sey er doppelt so groß, und wirklich wird ihm auch von den Anwohnern ein viel größerer Flächenraum zugeschrieben; das Wasser ist brackisch, aber trinkbar; mit einigen wenigen Booten treibt man zwischen Van, Akhlat und Tedwan, an der Westseite, Handel, allein wir konnten, obgleich wir mehrere Tage an der Seeküste hin marschirten, keines zu Gesicht bekommen. In einem Dorfe bei Van sah ich ein Boot auf dem Stapel; es war aus sechs Fuß langen und sechs Zoll breiten Brettern gebaut, und mit eisernen Nägeln befestigt; seine Länge betrug etwa 40 Fuß, der Boden war flach und 8 Fuß breit, der oberste Theil dagegen etwa 20.

Van war wegen seiner Wichtigkeit und der günstigen Lage am See im frühen Alterthum wahrscheinlich ein sehr ansehnlicher Platz, was auch durch verschiedene Inschriften einigermaßen bestätigt wird; auf der südlichen Seite des höchsten Theils des Felsens, 60 oder 70 Fuß vom Boden, befindet sich eine etwa 5 Fuß hohe und 4 Fuß breite Inschrift. Dazwischenliegende Häuser hinderten mich, sie auf näher als 150 Yards zu besichtigen, und selbst mit einem guten Teleskop war ich nicht im Stande zu errathen, daß es Pfeilschrift war. Das Klima von Van ist äußerst streng; keine Frucht war noch reif; Schnee fällt etwa am 20 Novbr.; ein Theil des Sees gefriert in sehr strengen Wintern.

Nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen in der Stadt Van reiseten wir nach Bittis ab. Als Erwiederung für die Freundlichkeiten des Pascha's von Van sandte ich ihm eine Uhr, worüber er, wie ich hörte, sehr erfreut war. Bald darauf schickte er mir ein Pferd, das mir aber eben jetzt ganz nutzlos war, weßhalb ich ihn bat, er möge es bis zu meiner Rückkehr behalten. Seine Diener, und vielleicht er selbst, zeigten sich sehr verletzt über meine Ablehnung seines Geschenks; sie sagten, ich hätte wenigstens, wofern ich es nicht annehmen wollte, die Artigkeit haben sollen, des Pascha's Pferd zu untersuchen, seine körperliche Beschaffenheit zu loben, den hohen Werth und das Gebüt desselben zu betheuern, und dann den Stallmeister des Pascha's zu bitten, bis zu meiner Rückkehr Sorge für dasselbe zu tragen. Es war unmöglich, nicht wahrzunehmen, daß die Osmanlis feinere Begriffe von Höflichkeit besitzen, als die Feringis. — Wir zogen vier Meilen lang an dem Ufer des Sees hin, wandten uns, nachdem wir sein südliches Ende erreicht hatten, westlich, und erreichten Artemid, ein großes armenisches Dorf von etwa 550 Häusern, das auf einigen Anhöhen oberhalb des Seegestades erbaut und völlig in Obstgärten, durch welche die Häuser zerstreut sind, begraben ist. Es scheint nicht sehr alt zu seyn, auch gab es keine Erdaufwürfe oder Ruinenspuren in der Nachbarschaft. Bei Fortsetzung unserer Reise erreichten wir nach 10 Meilen das Fort Bastan, im eilften Jahrhundert ein königlicher Wohnsitz, jetzt aber ohne alle Spur ehemaliger Größe. Das Fort, ein kleines Lehmgebäude, steht auf einem den See überhängenden Hügel, während das Dorf und die Gärten unterhalb Erdoz sind. Ungefähr 17 Meilen von Artemid befanden wir uns der felsigen Insel Akhtamar gegenüber, von welcher, wie St. Martin vermuthet, der See den Namen führt. Auf der Insel befindet sich eine viel verehrte Kirche und ein Kloster, beide von der Küste aus sichtbar; sie zogen einst viel Volks herbei, wurden aber ihres Reichthums halber vor einigen Jahren von Khan Mehmed, dem mächtigen Rob Roy dieses Theils von Kurdistan, geplündert.

Die Stadt Bittis, die wir folgenden Tags erreichten, hat ein sehr merkwürdiges Aeußere; sie befindet sich in einer weiten, nach Osten offenen, im Westen aber von hohen Bergen umschlossenen Schlucht. Die Häuser sind an den Seiten der steilen Ufer des Stromes, der dieselbe durchfließt, und auf mehrern benachbarten Hügeln zerstreut. Die Gestalt der Stadt ist daher höchst unregelmäßig; die Häuser sind aus rothem Stein gebaut und im Allgemeinen zwei Stock hoch, mit vergitterten Fenstern auf die Straße, was eine größere Aehnlichkeit mit europäischen als mit persischen Städten erzeugt. Wie in Van, sind die Straßen mit runden Steinen gepflastert. Wegen der Unregelmäßigkeit, in welcher die Häuser zwischen Gärten über die Hügel zerstreut sind, hat die Stadt eine beträchtliche Ausdehnung; sie ist von keiner Mauer umgeben, was auch kaum nöthig, da jedes Haus eine Festung, und noch dazu eine starke, ist. Die Stadt soll 1500 Häuser enthalten, von denen 500 von Armeniern bewohnt werden, zu welcher Classe die Bäcker, Metzger, Specereihändler u. s. w. gehören. Bittis besitzt vier Karawanserais, drei große und zwölf kleine Moscheen, drei Bäder, acht armenische und eine nestorianische Kirche; die großen Moscheen haben jede ein sehr kleines Minaret, das einen angenehmen Effect macht, und sie sollen sehr alte muhammedanische Gebäude seyn. Die Zahl der Metzger, Bäcker, Büchsenmacher und Sliderarbeiter ist sehr beträchtlich; jedes dieser Gewerbe zählt nahe an zwanzig Meister. Die Hauptmanufactur ist der grobe gestreifte Baumwollenzeug, und die Hauptausfuhr Tabak. Birnen, Aepfel, Pflaumen, Aprikosen, Trauben, Melonen, Gurken, Lattich, Kohl und andere Vegetabilien gedeihen aufs vollkommenste. Das Klima ist kühler als in Tebris, obgleich viel wärmer als in dem Lande, das wir erst durchreist hatten. Das Merkwürdigste in Bittis ist das alte Schloß, das mitten in der Stadt auf einem 50 Fuß hohen Felsen steht, und bis zu einer Höhe von etwa 100 Fuß aus Stein aufgebaut ist; die Mauern sind äußerst dick, und ein einziges Thor führt durch die enge Passage, durch die man zum Fort gelangt. Sein innerer Flächenraum kann 120 Yards betragen; es liegt jetzt in Ruinen und ist mit alten Häusern angefüllt. Die Stärke der Mauern wird noch durch mehrere viereckige Bastionen auf der Außenseite erhöht; in einer Höhe von 8 Fuß befindet sich eine in Stein gehauene arabische Inschrift. Ein alter Mann sagte mir, daß, so weit er sich erinnern könne, sich eine Inschrift in der Mauer befunden habe, welche besagte, das Schloß sey 800 Jahre vor Muhammed gebaut worden. Die Frauen gehen in Bittis ohne sonderliche Verhüllung des Gesichts spazieren, und prunken mit jener sehr häßlichen, in Indien gewöhnlichen, asiatischen Zierde, dem Nasenringe; dieses Anhängsel wird in Persien nicht getragen. Ein sehr ehrwürdig aussehender Mullah stattete mir während des Frühstücks einen Besuch ab; er trank einen Becher unvermischten Rum, schwatzte von Columbus und Napoleon, und von einem Engländer, den er 20 Jahre zuvor in Bittis gesehen, ohne Zweifel Macdonald Kinneir; er verabschiedete sich mit der Bitte, ihn zu besuchen, und in Musch, wo er wohnte, mit ihm zu trinken.

(Fortsetzung folgt.)

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 215.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 August 1838.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Die nächsten Folgen der englischen Emancipationsacte.

Diese Maaßregel, welche auf das Schicksal von neun Zehntheilen der Bevölkerung Westindiens einen höchst bedeutenden Einfluß ausüben muß, fängt an sich in ihren Folgen zu zeigen, und wenn man aufrichtig seyn will, so entsprechen diese Folgen den gehegten Erwartungen nicht. Die durch mancherlei Umstände nöthig gewordene Emancipation sollte, wie einst von Seite Frankreichs, durch eine allgemeine Maaßregel, welche alle Sklaven umfaßte, herbeigeführt und durch das Lehrlingssystem vorbereitet werden. Viele glaubten diese Vorbereitung erweise sich fruchtbar und erreiche ihren Zweck (siehe den Artikel über Negeremancipation Nr. 151 ff.). aber die Erfahrung hat gezeigt, daß die Vorhersagungen einsichtsvoller, und keineswegs bei der Sklavenfrage selbst betheiligter Männer nicht ganz grundlos waren. Am 5 Junius eröffnete der Gouverneur von Jamaica die gesetzgebende Versammlung dieser Insel, und schlug in seiner Rede die alsbaldige Aufhebung des Lehrlingssystems vor, indem dasselbe den gehegten Erwartungen nicht entsprochen habe, und es bei der gänzlichen Freilassung der Neger auf einigen andern Colonien (Antigua, Barbados ꝛc.) „physisch unmöglich geworden sey, das Lehrlingssystem mit irgend einer Hoffnung auf ertragreichen Ackerbau zu behaupten." Die Versammlung stimmte dieser Ansicht unumwunden bei, und der Antrag ging durch, die Lehrlingszeit auch für die Feldneger statt am 1 August 1840, schon am 1 August dieses Jahrs aufhören zu lassen. Aehnliche Schritte geschahen auf andern Inseln, wie auf Grenada, Sta. Lucia, St. Thomas, den Bahamas, und sogar auf der in dieser Beziehung sehr wichtigen Insel Trinidad.

Die Veranlassung zu diesen Schritten ging von England aus, und wir müssen hier, wie früher, die Ansicht aussprechen, daß in der Betreibung dieser Sache die Absicht, Nordamerika zu schaden, vorgewogen hat; der Gouverneur von Jamaica sagte hierüber mehr als vielleicht klug war, indem er ganz offen die Versammlung auf die Betreibung dieser Sache in ganz England und die parlamentarischen Debatten verwies, und erklärte, daß eben diese Betreibung der Sache in England und die parlamentarische Discussion hierüber noch nicht zu Ende seyen. Zugleich gibt er auch den Grund an, weßhalb die Minister sich der alsbaldigen Aufhebung der Lehrlingszeit im Parlament widersetzten, sie aber auf den Kroncolonien wie in den mit gesetzgebenden Versammlungen befördert haben: sie wollten nämlich für die noch zwei Jahre laufende Dienstzeit der Lehrlinge keine neue Entschädigung zahlen.

Ist nun aber das Lehrlingssystem anerkanntermaßen nicht mehr haltbar, so fragt sich, was wird man ferner mit den Schwarzen anfangen, und hier ist mit Grund zu fürchten, daß die Sache vorerst denselben Gang nehmen wird, wie in den französischen Colonien nach der Freiheitserklärung der Schwarzen durch die Nationalversammlung: damals zwang man dieselben, trotz aller angeblichen Achtung vor den Rechten des Menschen und Bürgers, doch wieder zur Arbeit, selbst unter Androhung der Todesstrafe; zu ähnlichen Schritten zeigt sich bereits auch auf den englischen Inseln der Anfang, wenn gleich das Endresultat hier nicht, wie in den französischen Colonien, die Wiedereinführung der Sklaverei seyn kann. Wir haben früher (siehe Nr. 171) gesehen, daß das erste, was die französischen Colonisten, im Fall einer Aufhebung der Sklaverei, verlangten, Gesetze gegen die „Vagabondage" waren, d. h. mit andern Worten, Zwangsmittel, daß die Schwarzen die Plantagen nicht verlassen sollten, denn Vagabund ist, nach den Colonialansichten, wer nicht ein großes Gut oder Plantage besitzt und nicht als ständiger Arbeiter bei einem Gutsbesitzer eingeschrieben ist. In diesem Geiste werden bereits auf den Bahama's Maaßregeln entworfen, „damit nicht die Feldarbeiter (predial labourers) mit andern Worten, die Neger, die Colonie ohne Bewilligung des Gouverneurs und Raths verlassen." Diese Erlaubniß wird aber in der Regel nicht ertheilt werden, und somit sind die armen Neger, statt früher die Sklaven eines Einzigen, der bei ihrer Erhaltung interessirt war, jetzt die Sklaven Aller, und nichts steht ihnen frei als die Wahl, dem einen oder dem andern Herrn zu dienen. Darum aber darf man sich nicht einbilden, als ob die Neger sich dahin wenden könnten, wo die beste Bezahlung für die Arbeit geleistet wird; auch dafür ist gesorgt,

Digitized by Google

denn auf Barbados sind bereits öffentliche Versammlungen gehalten worden, um „zu bestimmen, welches Maaß von Arbeit und welcher Taglohn unter dem freien System angenommen werden sollen.“ Die Herren verbinden sich also gegen die Schwarzen, um einen gleichen Lohn und gleiche Arbeitszeit einzuführen, daß kein Neger einen Grund haben solle, den einen Herrn gegen den andern zu vertauschen. Man glaube nicht, daß hier nur Eine Insel für sich so handle, das Verhältniß der Weißen zu den Sklaven ist auf allen wesentlich dasselbe, alle verfolgen gleiche Interessen, und werden auch im Wesentlichen gleichförmig handeln. Der Zweck ist klar: man will die Neger indirect durch Hunger und direct durch allgemeine Polizeimaaßregeln nöthigen, im Ganzen genommen auf dieselbe Weise, wie bisher, zu arbeiten.

Die Frage ist daher bloß, werden die Neger sich auf diese Weise zwingen lassen, und die Antwort hierauf ist schon in den frühern Mittheilungen über die Negeremancipation gegeben: der Plan der Weißen wird in Antigua, in Barbados, so wie überhaupt auf denjenigen Inseln, wo kein oder wenig freies, unangebautes Land ist, so ziemlich gelingen; in Jamaica aber, wo die Gebirge im Innern, und in Trinidad, wo die Wälder und Sümpfe den Negern eine Zuflucht bieten, muß es eben so gewiß mißlingen. Der Abstand zwischen Weißen und Schwarzen ist zu groß, der Kastengeist zu mächtig, als daß eine Verschmelzung so bald möglich wäre: die Weißen haben die Macht und den Reichthum, die Schwarzen die Zahl und das Klima für sich. Da der schlimmste Zwang, das Recht der Weißen gegen die persönliche Freiheit der Schwarzen, einmal aufgehoben ist, so werden die letztern nach und nach Mittel finden, sich der drückenden Herrschaft der erstern, welche nur noch gegen ihre ganze Classe, nicht mehr gegen den Einzelnen gerichtet ist, zu entziehen. Dieß ist das Schauspiel, das wir in der nächsten Zeit zu verfolgen haben.

Wanderungen durch Irland.

(Fortsetzung.)

Dieß ist die gegenwärtige Lage der irischen Bauern. Weder in ihrem moralischen noch physischen Zustande kann sich irgend etwas ändern. Ihr Geschick steht allem Anschein nach so fest, als lebten sie unter der Stereotypform einer asiatischen Herrschaft. Sie wissen aus eigener Erfahrung, aus dem Munde ihrer Eltern, durch Ueberlieferung von ihren Urvätern her, daß ihre Lebensmittel weit hinter dem zurück sind, was die Natur erfordert, und sie handeln danach. Sie entnehmen aus ihrer geringen Ernte, daß sie angewiesen sind, einen gewissen Zeitraum hindurch zu darben, ja sie sind im Stande, ihn im Kalender genau anzugeben, und sie bereiten sich auf diese Unglücksepoche vor.

Das Unwiderrufliche, das Unabänderliche in der Lage des irischen Bauers in Bezug auf Nahrung übt einen natürlichen Einfluß auf seine Gewohnheiten. Es stimmt den Ton seines Gemüthes herunter; es tödtet allen Ehrgeiz; es läßt keine andere Begierde in ihm aufkommen, als die nach Speise und Trank; es veranlaßt ihn, sich mit einer kalten, unbequemen, schmutzigen Hütte zu begnügen, die er durch ganz geringen Fleiß, und ohne viel Geld und Mühe darauf zu verwenden, warm, bequem, nett, sauber und wohnlich machen könnte; es macht es ihm leicht, ohne Scham mit Weib und Kind in Lumpen auf der Straße einher zu ziehen, die ein englischer Bettler nicht vom Dünger aufnehmen würde; es macht ihn unfähig zu einer fortlaufenden, regelmäßigen Arbeit, und macht ihn endlich zu einem Faullenzer, Landstreicher, Bettler, Zigeuner und Gauner. Da er keine andern Hülfsquellen hat, nimmt er seine Zuflucht zu thierischen Genüssen, besonders zu solchen, die ihm die Empfindung seines Elendes tödten oder seinen Kopf mit trügerischen, vorübergehenden Hoffnungen anfüllen. Er raucht zum Exceß, wenn er sich Tabak verschaffen kann; er trinkt zum Exceß, wenn er sich Branntwein verschaffen kann; er heurathet, selbst noch ehe er physisch entwickelt ist. Auf der andern Seite besitzt er die Tugend der Gastfreundschaft, die fast nie den Armen abgeht; er liebt seine Kinder, von denen er später unterstützt zu werden hofft, und sie lieben ihn ebenfalls; er ist in einem gewissen Grade enthaltsam, denn sein frühes Heurathen gestattet ihm keinen Grund, anders zu seyn; er ist brav, weil er verzweifelt ist, er ist stolz auf sein Vaterland, weil er nur dessen fabelhafte Geschichte kennt, und weil er sonst nichts hat, worauf er stolz seyn könnte.

Es wird einem jeden Menschen mit fünf gesunden Sinnen einleuchten, daß für Bauern in diesem Zustande ein nach dem englischen Plan eingerichtetes Arbeitshaus mit seinen strengen Regeln, seiner gefängnißmäßigen Beschränkung, methodischen Industrie und Enthaltsamkeit von allen sinnlichen Genüssen nichts Anders seyn kann, als das nächste Uebel nach dem Hungertode. Die armen Bauern würden sich bestimmt nicht darnach drängen, wenn ihnen noch irgend ein Ausweg bliebe, und die eigentliche Frage ist, wie groß die Anzahl derer sey, die keinen andern Ausweg haben.

Kehren wir jedoch von unsrer langen Abschweifung nach Newry zurück. Die Stadt hat einige hübsche Gebäude, besonders kirchliche; aber die Ueberreste ihrer schönen und alten Cisterzienser-Abtei sind mit in eine der Straßen hineingezogen, und durch diese verwischt worden. In der Nähe liegen jedoch so viel reizende Punkte, daß der Reisende diesen Ort nur als einen Ausgangspunkt benutzt. Das Thal des Newry-Wassers ist in vieler Beziehung das lieblichste in ganz Irland, und ich kenne fast keinen Ausflug, den ein Künstler mit mehr Vortheil unternehmen könnte, als den durch dieß Thal nach Rostrevor und Carlingford an den Ufern der Bai. Die eleganten Landhäuser, welche man hie und da sieht, stören jedoch die Wirkung etwas, und die Einsamkeit von Rostrevor, die unter andern Umständen fast sublim seyn würde, erinnert zu sehr an patricische Zurückgezogenheit.

Die Bai von Carlingford steht vielleicht an Schönheit nur einzig und allein der von Glengariff nach. Die kleine Stadt selbst, welche auf der Gränze der Grafschaft liegt, war früher eine Festung, die aus mehreren Citadellen bestand, von denen sich noch drei sehr merkwürdige Ueberreste erhalten haben. Der

Digitized by Google

bedeutendſte, König Johanns Schloß, ſteht auf einem überhängenden Felſen am Meere, und hat eine herrliche Ausſicht über die Bai, über das köſtlich gelegene Dorf Roſtrevor, und über das jenſeitige Ufer. Das Waſſer bietet ganz den Anblick eines Sees, der nicht zu groß iſt, ſo daß er den majeſtätiſchen Ufern, die faſt jegliche Abwechslung von Fels, Wald und Haiden haben, keinen Abbruch thut. Die alte kleine Stadt Carlingford lebt faſt nur noch von der Auſternfiſcherei, denn ihre Auſtern haben einen bedeutenden Ruf; und es iſt wenig Ausſicht vorhanden, daß dieſe holde Naturſcene entweiht und aus der maleriſchen Bucht ein Schiffshafen werden ſollte. Die Bai iſt ſonſt fünf engliſche Meilen breit und eben ſo lang, und das Waſſer tief genug für ein Kriegsſchiff; die Natur hat jedoch den Eingang durch eine Felſenmauer vertheidigt, welche die Schifffahrt hier zu unſicher machen würde.

Derjenige, welcher Irland in der Abſicht durchwandert, die Veränderungen in dem geſelligen Zuſtande zu beobachten, die entweder durch die Manufacturen oder durch die Miſchung der Racen entſtanden ſind, wird gut thun, von Roſtrevor nach Newry zurückzukehren, und auf der großen Straße nach Belfaſt weiter zu gehen. Der Pilger jedoch, welcher die Menſchen nur wie die Staffage des Gemäldes betrachtet, darf ſich durch keine Rückſicht abhalten laſſen, ſeinen Weg am Meeresufer zu verfolgen. Zu dieſer letzten Claſſe gehörte ich für dießmal, und ich muß daher den Leſer bitten, mich auf einer Wanderung durch die Mourne-Berge zu begleiten.

Die Straße nach Newcaſtle, eine Strecke von etwa zwanzig engliſchen Meilen, bietet eine Abwechslung vom Wilden zum Majeſtätiſchen, und vom Wüſten zum Pittoresken. Wenn man ſich dem Dorfe nähert, entfalten die Mourne-Berge zur Linken eine Steilheit, vor welcher ſich die Einbildungskraft entſetzt, während der Pfad rechts über dem Meere ſchwebt, das ſelbſt bei ruhiger See mit Gebrüll gegen die Felſen donnert; von einigen Punkten iſt die Ausſicht wahrhaft großartig. Newcaſtle hat eine ſchöne Lage am Meeresufer, dicht neben dem höchſten der Mourne-Berge. Wie es häufig an ſo hohen Küſten der Fall iſt, ſo trifft man auch hier Naturgegenſtände, die wohl eines Beſuches verlohnen, als natürliche Säulenſchäfte, Höhlen, und unterirdiſche Gänge. Das Merkwürdigſte dieſer Art iſt eine tiefe Grube auf dem Gipfel eines benachbarten Berges, die eine unterirdiſche Verbindung mit dem Meere haben ſoll, und einen ganz beſondern Eindruck macht. Die vielen Traditionen, welche an dieſer Grube haften, vermehren noch das Grauenhafte des Ortes.

Vor einiger Zeit wurde ein alter Mann durch ſeinen eigenen Sohn in dieſen Abgrund geſtürzt. Der Vatermörder glaubte ohne Zweifel, die Tiefe ſey zu unermeßlich, als daß jemals das Blut des Hinabgeſtürzten ſich gegen ihn erheben und um Rache ſchreien könne; doch weigerte ſich die Natur, dieß entſetzliche Geheimniß in ihrem Schooße zu verwahren: der Leichnam fand ſeinen Weg durch den unterirdiſchen Gang ins Meer, und wurde bald darauf an der St. Johanns-Spitze gefunden.

(Fortſetzung folgt.)

Begräbniß eines Hong-Kaufmannes.

Nach dem Tod eines Chineſen ſetzen ſeine Verwandten einen günſtigen Tag zu ſeiner Beerdigung feſt, und häufig bleibt der Leichnam mehrere Monate über der Erde. Der Hong-Kaufmann King-qua ſtarb ungefähr vor zwei Monaten, und vorigen Montag war der von ſeinen Freunden feſtgeſetzte Begräbnißtag. Da der Leichnam auf dem Fluß eingeſchifft werden mußte, war einſtweilen am Rande des Waſſers ein Thorweg aus Bambus errichtet worden. Um 7 Uhr des Morgens bewegte ſich der Zug nach dem Thor. Eine große Maſſe Volk hatte ſich zu dem Schauſpiel eingefunden, und ſie, wie die doppelte Reihe mit Obſt und Zuckerwaaren bedeckter Tiſche, bildeten eine Gaſſe, durch welche die Proceſſion ging. Zuerſt kamen, jedes in einer Art offenen Tragſeſſel von Kulis getragen, fünfzig gebratene Ferkel mit glänzenden, wie lackirt ausſehenden Fellen, empfindſam mit Blumen ausgeputzt; ihnen folgte eine Anzahl ähnlicher Tragſeſſel mit andern Eßwaaren, die alle auf gleiche Weiſe verziert waren. Dann kamen eine Anzahl Leidtragender. Nach ihnen eine Sänfte mit dem Bildniſſe des Todten, und eine andere mit der Inſchrift aller Titel King-qua's. Ihr folgten die Freunde des Verſtorbenen. Zuletzt kam der Sarg unter einem hübſchen Thronhimmel von bunter Seide, der Hauptleidtragende und andere Glieder der Familie, in Sacktuch gekleidet, unraſirt und mit Strohſandalen, wie ſie von den gemeinſten Chineſen getragen werden. Der Hauptleidtragende ſchien, nach der herrſchenden Etiquette, ſo tief vom Schmerze gebeugt, daß zwei Diener ſeine wankenden Schritte ſtützen mußten, und deſſen ungeachtet ſchien er faſt bei jedem Schritte zu Boden ſinken zu müſſen. Unter dem Thore wurden den Freunden des Verſtorbenen Erfriſchungen angeboten, und ſie zerſtreuten ſich, nachdem der Leichnam unter Kanonenſchüſſen in das Boot gebracht worden. Die fünfzig Ferkel und andere Eßwaaren wurden nach dem Begräbniß erſt den Göttern dargeboten und dann unter die Armen vertheilt. (Canton Preß. Dec. 25.)

Chronik der Reiſen.

Obriſtlieutenants Shiels Reiſe v. Tebris durch Kurdiſtan.

(Fortſetzung.)

Abreiſe von Bitlis nach Se'irt. — An dem Orte, wo wir am nächſten Abend Halt machten, befand ſich ganz nahe bei uns Sherif Beg, der Gouverneur von Bitlis, der eben aus dem Lager Reſchid Paſcha's zurückkehrte. Er ſandte mir ein Mittageſſen aus geronnener Milch, Trauben, ſüßer Milch und jenem allerunverdaulichſten Gericht, einem Weizen-Pilau. Bald darauf kam er ſelbſt, um mich zu bitten, ich möchte Reſchid Paſcha ſagen, ſein Land befinde ſich in trefflicher Ordnung, und ich ſey gut behandelt worden. Er war ein rüſtiger 25jähriger Kurde, und zeichnete ſich durch ſeine Kleidung aus. Sie beſtand aus kurzen gelben Stiefeln, blauen Tuchhoſen von ungeheurer Weite, drei verſchiedenfarbigen Jacken aus Seide und Tuch, darunter eine mit zwei Ellen langen Aermeln; einer breiten ſeidenen Schärpe um ſeine Hüften und einem gewaltigen ſeidenen Turban von allen möglichen Farben; ein weißer arabiſcher Mantel hing um ſeine Schultern; ein Dolch, lange Piſtolen in ſeinem Gürtel und ein Säbel vervollſtändigten ſeine Ausrüſtung. Von den armeniſchen Dorfbewohnern läßt ſich kaum ſagen, daß ſie überhaupt eine Kleidung tragen; ſie iſt gemeiniglich aus Lumpen und Lappen gemacht, und ein Wunder, wie ein Menſch heraus- und

Digitized by Google

hineinkann, wenn er je sich diese Mühe nimmt. Statt der Hosen tragen die armenischen Weiber, was die persischen einbeinige Hosen nennen — ein Ausdruck, unter dem man einen kurzen Weiberrock versteht; sie bedienen sich, wie es unter den Armeniern gewöhnlich ist, eines großen weißen Baumwollenschleiers und des überkleidenden Stückchens weißen Tuchs, womit sie theilweise den Mund verhüllen.

Se'ert liegt in der Mitte einer großen wellenförmigen, baumlosen Ebene, in beträchtlicher Entfernung von hohen Bergen umgeben. Der Anbau in der Nähe dieser Stadt ist groß, besonders an Melonen und Gurken, in der Mitte jedes Feldes befindet sich ein kleines steinernes, gut mit Schießscharten versehenes Haus zum Schutze des Eigenthums. Es gibt mindestens zwanzig dieser Gebäude in der Nachbarschaft von Se'ert, wodurch die Stadt das Ansehen erhält, als sey sie von einer Anzahl kleiner Forts umringt. Sie hat etwa zwei und eine halbe Meile im Umkreise, wird von einer Mauer aus Stein und Kalk mit runden und viereckigen Bastionen umschlossen, die jedoch an vielen Stellen zerstört ist und keinen Graben hat. Auf einem großen Theile des Raumes innerhalb der Mauer stehen keine Gebäude, und die Stadt soll nicht mehr als 1000 Häuser enthalten, welche Kurden, Armeniern und Nestorianern angehören. Sie besitzt drei große und mehrere kleine Moscheen, zwei Kirchen, fünf Bäder und ein Karawanserai. Das Haus des Gouverneurs ist ein großes, von einem tiefen Graben, der mit Wasser gefüllt werden kann, umschlossenes Gebäude, das eine Menge Bastionen und Schießscharten hat. Diese Häuser sind alle gewölbt und aus Stein gebaut, mit sehr dicken Mauern.

5 August. — Sechs Tagereisen von Se'ert zogen wir etwa 300 Fuß tief die niedrigen Hügel hinab, welche das Ufer des Tigris umgeben, und gingen über den kleinen Arm des Flusses, der die Insel bildet, auf welcher die Stadt Dschesireh erbaut ist. Er war nur einige Ellen breit und um diese Jahreszeit nur knöcheltief; in der Nähe der Stelle, wo wir hinübergingen, befand sich eine andere der erstern ähnliche Brücke, von welcher noch fünf Bögen stehen. Die Stadt überdeckt fast das ganze Eiland, ungefähr 2¼ Meilen im Umfange; sie hat eine ovale Gestalt, und ist von einer Mauer umgeben, die an vielen Stellen verfallen, keinen Graben hat, und aus denselben schwarzen Quadersteinen gebaut ist, wie die Brücke. Wegen der niedrigen Lage der Stadt im Bette des Flusses und wegen der Höhe der Ufer ist die Hitze äußerst groß, und man sieht weder auf der Insel noch in ihrer Umgegend einen Baum. Die vollständigste Verwüstung herrschte in der Stadt; sie lag fast gänzlich in Ruinen, und nur nach langem Suchen vermochten wir eine elende Hütte zu finden, worin wir den Tag zubringen konnten; Bewohner waren keine zu sehen; sie enthält, mit Ausnahme einiger hundert armer kranker Soldaten, durchaus keine. Pest, Cholera und Krieg richteten diese Stadt zu Grunde; wir konnten weder Gerste, noch Stroh, noch Gras für unsere Pferde, weder Brod, noch Brennholz, noch irgend etwas Anderes, weder vom Gouverneur noch vom Bazar, bekommen; ersterer war emsig mit der Ausrüstung einiger Soldaten zu einem Raubzuge über den Fluß nach Buhtan beschäftigt. Dschesireh war die Hauptstadt von Buhtan; seit mehrern Jahren hatte sich der Emir geweigert Tribut zu bezahlen oder die Oberherrschaft des Sultans anzuerkennen. Reschid Pascha bemächtigte sich nun seiner Hauptstadt; der aufrührerische Emir zog sich in seine Berge zurück, und wurde so furchtbar, daß er selbst Dschesireh in große Angst versetzte.

Der Tigris scheint, ehe er das Eiland erreicht, von Nordost her zu fließen; dann macht er eine Krümmung und fließt von Norden; die buhtanischen Berge liegen eng am linken Ufer; sie haben ein sehr dunkles und prachtvolles Ansehen, und sind gerade hoch genug, daß ihre Gipfel jetzt mit einigem Schnee bedeckt seyn konnten; sie streichen aus Nordnordost; in kurzer Entfernung oberhalb Dschesireh jedoch wenden sie sich unter einem Winkel von zwei oder drei Meilen Oeffnung östlich und etwas südlich; der Fluß folgt dem Zuge dieser Gebirgsreihe nur wenige Meilen unterhalb der Stadt, wo das Gebirge seine Richtung nach Osten, der Fluß aber nach Süden nimmt; wo der Fluß das Gebirge verläßt, ist eine fünfzehn Meilen lange Ebene, die im Süden an die tausend Berge von Zakhu gränzt; die Buhtan- sowohl, als die Zakhu-Gebirgsreihe, so weit sie sichtbar ist, haben ein sehr rauhes und furchtbares Ansehen: in der erstern sollen viele Nestorianer- und Jesidi-Dörfer seyn. Da wir keine Hoffnung haben konnten, zu Dschesireh Nahrung zu bekommen, so verließen wir es zwei Stunden vor Sonnenuntergang. Nach zwei Meilen setzten wir über den Tigris, der etwa 100 Yards breit, nicht reißend, aber anscheinend tief war. Nach fünf Meilen änderte sich unsere Richtung nach Südsüdost, der Fluß lag eine Meile ab, und die Straße führte durch Kiefelde große Wiesenfläche, die wir durchreist hatten; allein ungeachtet sie von vielen kleinen Bächen bewässert war, fehlte es ihr gänzlich an Dorfschaften und Bewohnern.

Als wir am folgenden Tage wieder auf das linke Ufer des Tigris übergegangen waren, befanden wir uns etwa sechs Meilen weit auf der Wiesenebene, welche die Buhtan- von der Zakhu-Gebirgsreihe trennt; erstere erhebt sich mindestens 5000 und letztere ungefähr 2000 Fuß über die Ebene. Wir marschirten südöstlich, während der Tigris eine südwestliche Krümmung machte, und erreichten nach zwei Meilen das rechte Ufer des Khabur, der aus Osten strömt und zwei Meilen rechts in den Tigris fällt; wir durchwateten ihn knietief; der Strom ist äußerst reißend und 50 Yards breit; nach der Entfernung der Ufer von einander dürfte er nach dem Frühjahre wohl 5 bis 400 Yards breit seyn. Darauf führte uns der Weg durch gut bewässerte unangebaute Wiesgründe, während unermeßliche Ebenen derselben Art sich westlich und südlich am rechten Ufer des Tigris hinzogen; nach etwa zwölf Meilen lenkte eine Straße nach Musul ab, das zwei Tagereisen entfernt seyn soll.

Die Zakhu-Reihe hält Macdonald Kinneir für diejenige, welche die Fortschritte der Griechen aufhielt, ehe sie in das Land der Karduchen kamen. Xenophon beschreibt sie als einen Ort, wo sich auf der einen Seite der griechischen Armee hohe Hügel, und auf der andern ein tiefer Fluß befanden; und wiederum wird sie bezeichnet als ein Ort, „wo der Tigris seiner Breite und Tiefe wegen durchaus undurchgänglich ist, keine Straße sich zeigt und die schroffen karduchischen Berge über den Fluß her hängen." Die Zakhu-Reihe dehnt sich nicht, wie Macdonald Kinneir behauptet, bis an das Ufer des Tigris aus; im Gegentheil, sie ist sechs Meilen davon entfernt, und das dazwischenliegende Land ist, wenn auch ziemlich rauh, doch für Infanterie nicht ungangbar; die Bergreihe scheint äußerst schmal zu seyn und nur aus einem einzigen Bergrücken zu bestehen; doch dürften nach Allem keine andern Berge so gut für den Ort passen, wo die Griechen auf dieses Hinderniß stießen, als diese; denn obgleich die Buhtan-Reihe weit genauer die von Xenophon beschriebene Oertlichkeit darstellt, so läßt sich doch, da er, um sie zu erreichen, über den Khabur gehen mußte, kaum annehmen, er habe die Anführung derselben übergehen wollen, und es ist auffallend, daß er bei seinem Zuge über die Zakhu-Reihe dieses Flusses nicht erwähnt, da er gewiß ganz nahe an demselben gewesen seyn muß. (Schluß folgt.)

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 216.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 August 1838.

Bilder aus Paris. Nr. 7.

Die Pariser Bouquinisten.

Wenn man bei unbedecktem Himmel die Quais der Seine oder auch die Brücken passirt, so sieht man auf den Mauern und Brustwehren derselben eine Menge alter Bücher aufgestellt, die man zu französisch bouquins nennt. Die Eigenthümer derselben heißen Bouquinisten. Ein wahrer Bücherliebhaber geht nie hier vorüber, ohne die feilgebotenen Schätze der Weisheit aller Zeiten und Völker flüchtig anzusehen. Bücher aus allen Fächern, gute und schlechte, finden sich hier oft in bunter Mischung durcheinander. In bunter Mischung finden sie sich immer bei dem Anfänger im Geschäfte; der erfahrene Bouquinist versteht sich auf das Sondern. Bei ihm sind die Werke in Kategorien getheilt. In der ersten befinden sich brauchbare Bücher jeder Art ohne Bestimmung des Preises; darauf kommen die Abtheilungen der festen Preise von 1 Franken bis zu 2 Sous herab. In der ersten Abtheilung nehmen wieder den ersten Rang ein die Incunabeln und die alten Ausgaben der griechischen und römischen Classiker. Es sind hauptsächlich die Ausgaben der alten Classiker, welche die Aufmerksamkeit der Gelehrten und Bücherliebhaber in Anspruch nehmen. Der Bouquinist weiß gewöhnlich, was die Worte editio princeps bedeuten. Man kann sich leicht davon überzeugen, wenn man ihn um den Preis einer Aldina fragt; eben so weiß er die Ausgaben der Etienne zu schätzen. Allein er legt diesen Büchern keinen absoluten, sondern nur einen relativen Werth bei, der oft großen Modificationen unterworfen werden kann; in andern Worten, er läßt mit sich handeln. Bei Büchern, deren Werth der Bouquinist nicht kennt, verfährt er folgendermaßen: er stellt sie auf unter den besten Werken, die er hat, und fordert bei Anfragen in Gemäßheit des Ranges, den sie einnehmen. Sind die Bücher in zweimal 24 Stunden nicht verkauft, so wird der Preis um die Hälfte herabgesetzt; finden sich auch noch so keine Abnehmer in der angegebenen Frist, so sinken dieselben wieder um eine Stufe u. s. w. So steht oft ein Buch, das anfangs sich unter den Notabilitäten befand, nach Verlauf einer Woche unter den Proletariern. Ein Bouquinist von einiger Erfahrung verkauft die Bücher überhaupt um mäßige Preise, weil er die Wahrheit des großen Princips: „schneller Absatz ist die Seele des Handels," eingesehen hat. Man würde sich irren, wenn man glaubte, der ganze Büchervorrath dieser Leute befinde sich auf den Brustwehren der Seine. Die meisten haben außerdem noch große Niederlagen zu Hause. Bei großen Versteigerungen machen sie oft Ankäufe von 1000 bis 2000 Fr. Bei solchen Gelegenheiten wird auf einen Absatz im Großen speculirt. Sie treten nämlich in Verbindung mit eigentlichen Buchhandlungen, die ein Assortiment von Manuscripten, Incunabeln und Ausgaben der Classiker, so wie alles dessen, was auf die Erklärung des Alterthums Bezug hat, halten, und lassen zunächst diese, was ihnen anständig ist, auswählen; nur was hierauf übrig bleibt, tritt in ihren Detailhandel. Eben so werden häufig die medicinischen, juristischen, mathematischen, naturhistorischen und philosophischen Schriften von den Buchhändlern, die sich in der Nähe der Sorbonne befinden, gemustert, um die guten Werke aus den genannten Fächern an sich zu bringen. Ich finde es im Interesse der Alterthumswissenschaften und der classischen Literatur der Griechen und Römer zu bemerken, daß diejenigen, welche auf Seltenheiten in diesen Fächern speculiren, wohl thun, sich mit Bouquinisten in Verbindung zu setzen. Denn außerdem, daß diese Leute jedesmal Nachricht von dem Vorhandenseyn der Schätze ertheilen, verabfolgen sie dieselben um einen Preis, der nicht ein Viertel von dem beträgt, was in der Assortimentshandlung dafür bezahlt wird. Wenn er nicht jüdisch mit ihnen handelt, so haben sie alle erdenkliche Aufmerksamkeit für denjenigen, der sich mit dem Alterthum beschäftigt. Sie ermangeln nicht, bei jeder neuen Acquisition ein Verzeichniß anzufertigen, um es dem Liebhaber zugehen zu lassen. Sie sind besonders dankbar, wenn man ihnen Aufklärung über Werke gibt, die sie nicht kennen. Bei bedeutenden Bücherversteigerungen verabredet sich die Zunft gewöhnlich im voraus zum gemeinschaftlichen Ankauf. Zum Glück für die Verkäufer werden sie bei der Vertheilung der Bücher nicht selten uneinig, was mehrern die Lust benimmt, solchen Vereinen beizutreten. Ist der Bouquinist in seinen Unternehmungen glücklich, und er ist es allemal, wenn er die Bücher weder für zu hohe noch zu niedrige Preise ver-

Digitized by Google

kauft, ſo fängt er ſelbſt einen Aſſortimentshandel an, wobei ihm die im Bouquniſtengeſchäfte erworbenen Kenntniſſe trefflich zu ſtatten kommen. In Betreff der Aſſortimentshandlungen für Alterthümer und claſſiſche Literatur muß bemerkt werden, daß dieſelben in keiner Beziehung mit den holländiſchen, namentlich mit denen in Leiden, den Vergleich aushalten, in welchen letztern man beinahe nichts vergebens ſucht, während in den hieſigen nur zufällig Erworbenes geboten wird. Nichtsdeſtoweniger iſt das Gebotene noch immer beträchtlich, weil der literariſche Verkehr der Stadt Paris ſehr ausgedehnt iſt und die Privatſammlungen bei eintretenden Sterbefällen der Beſitzer gewöhnlich unter den Hammer genommen werden. Bei ſolchen Verſteigerungen kann man inne werden, daß das claſſiſche Alterthum noch immer eifrige Pfleger in Paris hat, und daß das ſolide Wiſſen keineswegs ſo ſelten iſt, als man ſich gewöhnlich vorſtellt.

---

derungen durch Irland.

(Fortſetzung.)

Der höchſte Theil des Gebirgszugs, der ſich von Roſtrevor bis Newcaſtle erſtreckt, iſt der Slieve Donard; er iſt beinahe 3000 Fuß hoch. Der Weg zu ſeinem Gipfel iſt vier engliſche Meilen lang, man kann ſich daher einen ungefähren Begriff von der Steilheit des Berges machen. Seine Nordſeite iſt — beſonders nach anhaltendem Regenwetter — mit vielen Waſſerfällen geſchmückt, die ſich von Felſen zu Felſen ſtürzen, und ſich hie und da in kleinen Becken ſammeln; im Winter verwandelt ſich jedoch die Schönheit des Gemäldes in Grauen, denn die muntern Bäche ſind alsdann zu mächtigen Bergſtrömen angewachſen, die den Wanderer durch ihre brauſende Heftigkeit erſchrecken. Der Berg iſt von runder Form, und nur ſtellenweiſe mit niedrigem Geſträuche beſetzt. Wenn jemals der Geiſt der Wälder in dieſen Regionen geherrſcht hat, ſo muß er wahrſcheinlich mit Fingals Helden entflohen ſeyn. Auf ſeinem Gipfel befinden ſich mehrere aus loſen Steinen gebildete Kammern; ſie dienten einſt den Verehrern des heiligen Donard, der im 5ten Jahrhundert hier oben ſeine Zelle gehabt haben ſoll, zum Aufenthalt.

Ein tiefes, abgeſchiedenes, aber ſchönes Thal trennt den Slieve Donard vom Creeping Mountain oder Kriechenden Berg. Das Thal iſt durch einen Fluß bewäſſert, den ein rauher Felſen überragt, von welchem ſich ein tobender Waſſerfall in den Fluß hinabſtürzt. An der Seite dieſes Falles beginnt der Reiſende auf einem ſchmalen Pfad den Gipfel des Berges zu erſteigen. Vorher wirft er jedoch einen Blick in eine Höhle, die ihn plötzlich angähnt, und erſchrickt über die Stimmen, welche ſein Ohr erreichen, worauf er jedoch in dem dämmrigen Licht bald entdeckt, daß ſie von Eulen und andern lichtſcheuen Vögeln herrühren, die wie Geſpenſter in dieſem finſtern Aufenthalte hauſen. Auf dem Gipfel des Felſens angelangt, befindet man ſich auf einer cirkelrunden Fläche, an deren nördlicher, öſtlicher und weſtlicher Seite der Berg ſo ſteil in die Höhe ſtrebt, als wäre er aufgemauert. An der einen Seite befindet ſich der majeſtätiſche Berg des Slieve Donard, an der andern der Slieve Bringan mit ſeiner Felſenkrone, und in der Fronte das gränzenloſe Meer mit der Inſel Man als Pünktchen.

Die Straße von Newcaſtle nach Dundrum iſt für diejenigen intereſſant, welche ſich für druidiſche Alterthümer intereſſiren: ſie führt an einem Druiden-Altar von außerordentlicher Größe vorüber. Er beſteht aus einer großen Steinplatte von 30 Fuß im Umfange, die auf drei Steinen von vier Fuß Höhe ruht. In der Nähe des Altars befindet ſich ein Kreis von Steinen, die wie Pfeiler aufgeſtellt ſind, mit einem Eingange, der durch zwei größere Steine bezeichnet iſt. Solche Altäre ſind niemals horizontal, ſondern ſtets nach einer Seite hin geneigt, wo gewöhnlich in der Erde ein Graben angebracht iſt. Dieſe Einrichtung beſtätigt den Verdacht, daß man blutige Opfer auf dieſen ſteinernen Tiſchen darbrachte.

Folgt man der Küſte, ſo kommt man durch Killough und Ardglaß. Der letztere Ort zeichnet ſich durch die Ueberreſte einiger Schlöſſer und befeſtigter Waarenhäuſer aus — dafür hält man dieſe Gebäude wenigſtens — in denen die engliſchen und ſchottiſchen Kaufleute ihre Waaren gegen die Raubluſt der eingebornen Häuptlinge vertheidigten.

Sieben engliſche Meilen von Killough liegt die alte Stadt Downpatrick, in der Mitte eines Amphitheaters von Hügeln. Hier ſollen, der Tradition gemäß, auf dem Kirchhof der Kathedrale, deren ehrwürdige Ruinen immer noch die Stadt überſchauen, die Gebeine des Schutzheiligen von Irland ruhen. Dieſer Kirchhof hat jedoch noch außerdem eine auf beſſere Authenticität ſich ſtützende Berühmtheit. Als nämlich der ritterliche de Courcey, — früher Lord Oberrichter von Irland, unter Richard Löwenherz, damals jedoch durch König Johann als Verräther angeklagt, auf deſſen Kopf man einen Preis geſetzt hatte — um Buße zu thun, barfuß um den Kirchhof wandelte, griffen ihn ſeine eigenen, von ſeinen Feinden erkauften Diener an, und überwältigten ihn endlich nach langem Kampf. Ihre That fand den verdienten Lohn. Sie wurden in ein Fahrzeug geſetzt, welches ſie angeblich nach England hinüber ſchaffen ſollte; doch gab man ihnen, obſchon ſie mit Lebensmitteln verſorgt wurden, keinen Piloten und keinen Steuermann, außerdem aber noch die Weiſung, bei Todesſtrafe niemals wieder einen Fuß auf iriſchen Grund und Boden zu ſetzen. Der Paß, den man ihnen ertheilt hatte, um ſie der Gunſt der Engländer zu empfehlen, war verſiegelt, und durfte nicht eher erbrochen werden, bis ſie ihn wirklich gebrauchten. Er lautete wie folgt:

„Ich, Hugh de Lacy, Lord Oberrichter von Irland, Diener meines gefürchteten Oberherrn, Herren Königs Johann, Allen, welche dieß leſen werden, meinen Gruß. Wiſſet, daß dieſe Leute, deren Namen am Schluß verzeichnet ſind, einige Zeit dem Sir John de Courcey, geweſenen Grafen von Ulſter, gegenwärtig in Haft im Tower, gedient, ihn aber für eine Summe in meine Hände geliefert haben. Sie ſind in meinen Augen nicht beſſer als Judas, der Verräther. Wie hart ich auch über de Courcey urtheile, ſo halte ich dieſe doch für zehnmal ärgere Verräther; weßhalb kein Unterthan in des Königs Reich ihnen Schutz angedeihen laſſe, ſondern ihnen ins Geſicht ſpeien und

Digitized by Google

sie ausstoßen soll, damit sie umherwandern mögen wie der ewige Jude."

Die Vorzeiger dieses Passes fanden jedoch keine Gelegenheit, Gebrauch davon zu machen; denn, unbekannt mit der Führung eines Schiffes, wurden sie nach Irland zurückgetrieben, nachdem sie in dem Hafen von Cork eingelaufen, sogleich festgenommen und wegen Uebertretung des Verbotes sämmtlich aufgehängt.

In der Nähe von Downpatrick findet sich ein großes und fast gänzlich erhaltenes Specimen von einem sogenannten „dänischen Fort." Der Reisende, der von diesen Dingen nichts versteht, ist zuweilen erstaunt über das hohe Interesse, welches ein Alterthumsforscher dem Anschein nach für nichts als einen kleinen Hügel mit gradlinigen Erhöhungen und Vertiefungen auf demselben an den Tag legt. In gleicher Weise passirt er auf dem Continent zuweilen ein römisches Lager, ohne etwas mehr zu bemerken als eine geringe Unebenheit des Bodens. In Irland sind diese Werke einer frühern Zeit jedoch durch den Aberglauben des Volkes gegen völlige Vernichtung geschützt worden, und nicht selten erkennt selbst der Unwissende an den Wällen und Gräben, die einen Hügel krönen, einen offenbar kriegerischen Zweck. Einige der Hügel haben keine Wälle, und man hält sie für Begräbnißstätten; alle sind jedoch jetzt durch die Einbildungskraft der Landleute mit Feen oder bösen Geistern bevölkert, und selten naht sich ein Pflug dem bezauberten Orte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Giganteja.

Die Nouvelles Annales, welche von der französischen Section des archäologischen Instituts in Rom herausgegeben werden, enthalten von der Hand Hrn. de la Marmora über dieß berühmte Denkmal des Alterthums Nachstehendes: Die Giganteja, oder der Riesenthurm, ist ein Tempel von sehr hohem Alterthum, der durch allmähliche Nachgrabungen frei gestellt worden ist. Derselbe steht in dem Bezirk von Casal Sciagra, nahe bei Castel Rabbato, dem Hauptorte der kleinen Insel Gozzo, die durch eine sehr unbedeutende Meerenge von der Insel Malta getrennt ist. Die Masse und das Ganze des Monuments zeugen offenbar von zwei sehr verschiedenen Zeitabschnitten der Bauart, wo der druidische Styl mit dem cyklopischen vereint sich zeigt: die eine, sehr alte, trägt den Charakter der Dolmens von Großbritannien und Gallien, der Talayots auf den balearischen Inseln und der Nuraghe in Sardinien; auf die andere, einer spätern Zeit angehörige, bezieht sich die Erbauung der eigentlich sogenannten Giganteja auf demselben Boden und demselben ursprünglichen Umkreise, sie ist aber eine Nachahmung der Tempel des civilisirten Phöniciens, und vielleicht eine Abbildung des Tempels von Paphos im Kleinen. Es wäre demnach das Werk der Phönicier, jener ersten Colonisten des Mittelmeeres.

Die Gestalt des Monuments im Allgemeinen zeigt zwei halbe Ellipsen, und man unterscheidet dabei drei Tempel, welche zu dem dreifachen orientalischen Gottesdienste von Carthago, für jene drei phönicischen Gottheiten, die Astarte, oder die himmlische Göttin, Moloch dem männlichen Gott und Melkath dienten. Zwei dieser Tempel, von denen der eine der himmlischen Göttin (dieß ist der hauptsächlichste), der andere dem Moloch geweiht ist, sind beinahe gleich, wenigstens an einander anstoßend, und in dieselbe kreisförmige Umgebung, jedoch ohne alle äußere Verbindung, eingeschlossen; jeder derselben hat bloß eine einzige offene Thüre in gerader Linie, welche die Façade bildet. Der dritte derselben ist beinahe ganz verschwunden.

Viele und bedeutungsvolle Umstände beweisen den nationalen Ursprung und die religiöse Bestimmung des Monuments: z. B. die innere Vertheilung, die so viel Aehnlichkeit mit der des auf den Medaillen von Cypern abgebildeten Allerheiligsten von Paphos hat; ferner jener heilige Kegel, das Sinnbild des schaffenden Feuers und das bekannte Bild der Göttin der Natur, das man auf dem Pflaster am Fuße der Cedicula liegend fand; endlich noch jene zwei grob gearbeiteten Köpfe, die jedoch zugleich an die Bildnereien der carthagischen Halbsäulen und die Deckel der Vasen in Form von Lampen mahnten.

Chronik der Reisen.

Obristlieutenants Shiels Reise v. Tebris durch Kurdistan.

(Schluß.)

Hitze und Sonnengluth stiegen nun aufs Höchste, und waren von einem heißen Winde begleitet. Man warnte uns vor dem Badi Scham, „dem Wind oder Scham von Syrien," der mit sehr übelm Geruche plötzlich kommt und diejenigen tödtet, auf die er einwirkt. Knoblauchwurzeln sollen ein unfehlbares Schutzmittel wider diese Winde seyn; wahrscheinlich aber hat eine besondere Vorliebe für diese Pflanze sie in eine Arznei umgewandelt. An einem sehr heißen Tage brachte mir Jemand ein Getränk, das ich für Milch hielt; ich kostete es und fand es voll Knoblauch. Ich wies diesen Mischmasch zurück, erhielt aber zur Antwort: „Es ist kein Gott, als der große Gott; was kann an einem Tage, so heiß wie die Hölle, besser seyn als Milch und Knoblauch?"

6 August. — Da ich gehört, daß Reschid Pascha über den Zab gegangen, so entschloß ich mich zu dem Versuch, ihn einzuholen, und verließ Dulom um Mitternacht mit einem leicht beladenen Pferd. In der zwölften Meile erreichten wir die Stadt Erkosch, das eine große, sehr feste und an den Abhang eines niedrigen felsigen Hügels gebaute Kassabah ist; sie ist von einer starken steinernen Mauer umgeben, und die Häuser sind aufs dauerhafteste aus demselben Material gebaut; sie sind sämmtlich im untern Stockwerke gewölbt, und da sie auf einem Abhange stehen, so erheben sie sich terrassenförmig übereinander, was, zugleich auch dadurch, daß alle Häuser mit Schießscharten versehen sind, den Platz äußerst fest macht. Vor einigen Jahren ließ der Emir von Rawendus dreihundert Leuten, die ihm in der Stadt Widerstand leisteten, die Köpfe abschlagen. Die Zahl der Bewohner soll sich auf 2- oder 3000 belaufen, die sämmtlich der römisch-katholischen Religion angehören und nur arabisch sprechen. Die Männer tragen eine Kleidung wie die Kurden der niedern Classen, die Weiber weite blaue Beinkleider und darüber ein großes blaues Hemd; sie gehen unverschleiert, und die Haare hängen in zwei Flechten hinten herab, um den Kopf herum tragen sie eine Guirlande von Silbermünzen. Ich untersuchte diese Münzen, was die Weiber gern geschehen ließen, oft, weil ich alte darunter zu finden hoffte, sie bestanden jedoch insgemein aus alten europäischen Münzen. Das Aussehen der Bewohner gleicht dem der Juden oder Araber, nur haben sie gröbere Züge; in ihrem Benehmen und ihrem Aeußern zeigten sie ein großes Unabhängigkeitsgefühl,

Digitized by Google

ohne den geringsten Schein von Servilität, wie die unterdrückten Armenier. In Elkosch wohnen keine Juden, doch wird es von ihnen als Wallfahrtsort häufig besucht. Die Synagoge ist ein großes, eben so massiv wie die Kirche aufgeführtes Gebäude, und wie alle Synagogen, die ich sah, ganz einfach. Gegenwärtig wird von den Juden kein beständiger Gottesdienst darin gehalten, doch versammeln sie sich zu gewissen Jahreszeiten aus den benachbarten Bezirken, um das Grab Nahum Peighembers, „des Propheten Nahum," zu besuchen, das sich in dieser Synagoge befindet. Die Mauern sind mit kleinen hebräischen Inschriften auf Papier bedeckt; auch befand sich daselbst eine große, in eine hölzerne, cylinderförmige Capsel, die sich in der Mitte öffnet, eingeschlossene Bibel auf zwei Pergamentrollen, und eine Menge anderer Bücher in schönen hebräischen Charakteren. Zwei Meilen östlich von Elkosch steht hoch auf den Felsen von Soti eine große Kirche von ungewöhnlichem Aeußern, die ich aber der Hitze, Ermattung und späten Stunde wegen nicht besuchen konnte; der katholische Führer legt dieser Kirche die größte Wichtigkeit bei, obgleich er nicht genau zu wissen schien, warum.

Zwei Tage später erreichten wir das Lager Reschid Pascha's, das auf einem Berg in einiger Entfernung von einem Dorf aufgeschlagen war. Da ich hörte, daß der Pascha abzumarschiren gedenke, so machte ich mich am folgenden Nachmittage bereit ihm zu folgen. Unser Marsch ging nördlich in den Bezirk Zebari, über den Gebirgszug, der eine Fortsetzung der Amadiyah-Gebirge ist, aber, obgleich sehr hoch, nicht denselben rauhen, unfruchtbaren Anblick hat; das Aufsteigen war äußerst ermüdend, und das Hinabsteigen in der Finsterniß beinahe ebenso. Wir reisten etwa zehn Meilen zum Lager, das sich in einem schönen, mit mehrern, aber unbewohnten Dörfern besetzten Thale befand; Trauben, Feigen und Wallnüsse wuchsen wild; Niemand kannte den Namen dieses Thales, allein der Zab soll sich drei Meilen nordöstlich davon befinden. In diesem kleinen Lager von 2000 Mann waren keine Kurden; der größere Theil der Armee, 7000 Mann regelmäßiges Fußvolk, war einige Meilen voraus.

Am 18 machte ich dem Pascha meinen Abschiedsbesuch. Als wir den Zebari-Gebirgszug hinabstiegen, konnten wir den Zab sehen, der aus Ostnordost fließt. Mehrere Koppeln Kamele, mit Getreide für Reschid Pascha's Lager beladen, zogen an uns vorbei. Dieses Thier scheint zum Reisen in allen Lagen geschickt; Berge und Ebenen, Hitze, Frost und Schnee scheinen ihm gleich. Es waren in ihrer Art schöne Thiere, nicht die linkischen schwerfälligen Kamele Persiens und Indiens, sondern schlanke, muntere Geschöpfe, und beinahe weiß; sie waren arabischer Abkunft und kamen von den Ebenen auf der Westseite des Tigris; doch in Arabien gedeiht jedes Geschöpf: der Mensch (der Gestalt nach wenigstens), Pferd, Kamel, Esel, Ziege, alle sind vortrefflich.

Nach einer zweitägigen Reise in östlicher Richtung kamen wir auf eine Anhöhe, worauf ein Theil der Armee Ali Pascha's von Bagdad unter Mustapha Pascha gelagert war; auf dem Gipfel des Hügels lag das kleine Dorf Darwin, das man zwei Tage zuvor genommen hatte. Wir verließen es am folgenden Morgen mit Tagesanbruch, und setzten unsere Reise in der Richtung über die Ebene des Tigris fort. Abends reisten wir zehn Meilen nach Arbela; die Straße war vortrefflich und eben, und weit zur Linken lagen die Berge von Kurdistan; die Stadt steht auf einer großen, 60 oder 70 Fuß hohen, 800 Yards langen und 200 Yards breiten Anhöhe; sie ist am Gipfel mit einer Backsteinmauer umschlossen, die mit Bastionen versehen und mit einigen kleinen Kanonen besetzt ist; am Fuße der Anhöhe befindet sich eine andere, mit einer Lehmmauer umschlossene Stadt, von welcher ein großer Theil in Ruinen liegt, worin übrigens die obere und untere Stadt einander gleichkommen, letztere besonders ist beinahe verlassen. Es gibt hier keine Ruinen oder merkwürdige Gebäude. Nicht weit von der Stadt entfernt befindet sich ein sehr großer, isolirt in der Ebene stehender Backsteinpfeiler; er hat ein altes Aussehen, scheint aber ein Bauwerk aus muhammedanischer Zeit zu seyn. Ich sah in der Nähe von Erbil keinen Fluß, und die Bewohner erklärten, daß keiner da sey. Die Truppen des Emirs von Rawendus leisteten in diesem Platze kurzen Widerstand, durch die Explosion einer kleinen und unwirksamen Mine aber wurden sie in Schrecken versetzt und ergaben sich. Erbil hat 6000 Einwohner, drei große Moscheen und zwei Bäder.

Nach einem ermüdenden Marsche von etwa 40 Meilen gelangten wir bei Sonnenuntergang nach Altun Kupri. Diese Stadt steht auf einer Insel im Altun Su, oder Goldfluß, über den wir auf einer Brücke gingen, von welcher die Stadt wegen eines früher erhobenen sehr einträglichen Zolles den Namen haben soll, denn Altun Kupri bedeutet „Goldbrücke." Der Fluß war jetzt seicht, ist aber zu andern Jahreszeiten tief, und etwa fünfzig Yards breit, ehe er sich theilt; er fließt aus Nordost, und entspringt in U'schneh, einem Bezirk in Persien in der Nähe des Urumiyah-Sees. Der Vorstand dieser Stadt war äußerst höflich; er gab mir ein über den Fluß hängendes, dreißig Fuß über demselben liegendes Zimmer, das eine schöne Aussicht gewährt. Nach seiner Angabe hatte die Stadt einst 8000 Einwohner, Pest und Hunger aber verminderten sie sehr.

Wir verließen Altun Kupri am Abend und erreichten Kerkuk am Morgen. Immer noch waren wir von unserer sehr nutzlosen arabischen Schutzwache begleitet, die sich indessen mit Singen die Zeit vertrieb. Araber, Kurden und Perser scheinen den Hauptvorzug der Musik ins Geräuschvolle zu setzen. Diese Burschе sangen oder vielmehr brüllten mit wundervoller Kraft, doch nicht unangenehm; ihr Lieblingsgesang war der ihres Stammes: ein Lob des Adels, des Muthes, der Hochherzigkeit und Gastfreundschaft ihres Scheikhs. Jede Strophe schien aus drei oder vier Worten zu bestehen, worauf im Chor das Wort „Scheikha" folgte; die Melodie war sehr eintönig, doch ohne das lästige Schrillen im persischen Singen, das, wie ich glaube, eine Nachahmung der Nachtigall ist.

21 August. — Wir kamen auf einer guten Straße durch ein ziemlich ebenes, gut angebautes Land nach Suleimaniyeh, einer kleinen Stadt von ungefähr 1000 Häusern, der Hauptstadt eines Bezirks desselben Namens, in dessen Mitte sie liegt, und der sich vierzig Meilen in jeder Richtung um sie her ausdehnt. Sie ist im Besitze des kurdischen Stammes Bebah, die für ausgezeichnete Reiter gelten und viele Pferde haben. Ich sah eine Stute, für welche der Eigenthümer 500 Tomans (4800 fl. oder 400 Pfd. St.) verlangte, und ich zweifle nicht, daß, selbst wenn man ihm einen solchen Preis geboten, er sich geweigert hätte ihn zu nehmen. Die Stadt liegt am Ende einer Ebene unterhalb einiger Hügel; sie hat wenige gute Häuser, viele in Ruinen liegende und einen großen und gut versehenen Obst-, Fleisch- und Gemüse-Bazar. Von Suleimaniyeh reiste ich in nordnordöstlicher Richtung etwa 200 Meilen auf einer wohlbekannten Straße nach Sardascht, Lahidschan, So'ak Bulak und über Maragha nach Tebrie-

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 217.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 August 1838.

Skizzen aus Padua.

Durch enge und finstere, fast ohne Ausnahme zu beiden Seiten mit Arkaden versehene Gassen rollte unser Wagen gegen Mitternacht in Padua ein. Die Stadt des Livius und des Ezzelin von Romano war düster und schweigsam, wie es sich zu so später Stunde erwarten ließ; nur an einem Orte, recht im Mittelpunkte der Stadt, der Post gegenüber, strahlte noch die hellste Beleuchtung und regte sich geräuschvolles Leben. Ich meine im Café Pedrocchi, das von seinem Erbauer den Namen, und an Ausdehnung und verschwenderischer Pracht unter den berühmtesten Kaffeehäusern Europa's schwerlich Seinesgleichen hat. Alles Marmor und Vergoldung; die Wände der geräumigen Säle zum Theil mit ungeheuren Spiegelplatten ausgelegt. Der Erbauer, der, wenn ich nicht irre, noch lebt, wollte seinen Namen auf die Nachwelt bringen, und wußte kein besseres Mittel als diese unsinnige Verschwendung. Man weiß nicht einmal, woher der Kaffeewirth die dazu erforderlichen Summen nahm. Die Pataviner behaupten, er habe beim Ausgraben der Fundamente einen großen Schatz in alten Goldmünzen oder Goldgefäßen gefunden; so viel ist gewiß, daß er auf Ruinen eines römischen Prachtgebäudes stieß. Indeß, wie es sich damit verhalten möge, lassen wir gerne auf sich beruhen; hier gilt es nur, ein Bild vom Leben Padua's zu entwerfen. Das Café Pedrocchi ist gewissermaßen die nächtliche Universität Padua's. Von Sonnenuntergang bis um Mitternacht drängen sich die Mehrzahl seiner fünfzehnhundert Studenten und eine beträchtliche Anzahl der übrigen Einwohner in diesen weiten Sälen durcheinander; weniger um zu genießen, als um zu plaudern und zu hören, um zu sehen und gesehen zu werden. Hier hat man die beste Gelegenheit, den italienischen Musensohn in seiner Eigenthümlichkeit kennen zu lernen. Das sogenannte Renommiren ist ihm freilich knapp zugeschnitten; selbst die in Deutschland so beliebten Mützen sind aufs strengste verboten. Dennoch weiß sich auch der Bursch von Padua in seiner äußerlichen Erscheinung kenntlich zu machen. Eine gewisse nachlässige Eleganz der Kleidung, ein keckes und freies Auftreten, ein Bärtchen auf der Oberlippe oder am Kinn, langes, wallendes, mit Sorgfalt gepflegtes Haar, das von dem schief aufgesetzten runden Hütchen nur leicht bedeckt wird, bezeichnen den fröhlichen Musensohn. Es sind fast ohne Ausnahme wohlgestaltete, die Farbe der Gesundheit tragende Jünglinge. Ihr Betragen ist durchaus anständig, geistige Getränke kennen sie kaum dem Namen nach, höchstens schlürfen sie eine Tasse Kaffee oder ein Gefrornes. Um Mitternacht löst sich das Gewühl bei Pedrocchi auf; die Studenten durchziehen in der lauen Sommernacht noch einige Stunden lang die Gassen, singend und trillernd, und hin und wieder einer Schönen ein Ständchen bringend. Erst gegen Tagesanbruch versinkt ganz Padua in tiefen Schlaf.

Einige wenige Vorlesungen beginnen schon um 7 Uhr; aber die Mehrzahl der Angehörigen der Universität erwacht erst zwischen 7 und 8 Uhr zu dem neuen Tagwerke. Dann strömen die Studenten zu Pedrocchi und in andere Kaffeehäuser, um ihr Frühstück einzunehmen, und um 8 Uhr drängt sich Alles nach dem altehrwürdigen Universitätsgebäude, das Pedrocchi schräg gegenüber liegt und den auffallenden Namen al Bò (zum Ochsen) führt. Große Erinnerungen knüpfen sich an diesen uralten Tempel akademischen Wissens und werden rege in der Seele des Beschauers, so wie er in den viereckigen, innern Hofraum tritt, und die Wände der Säulengänge mit den in Relief gearbeiteten und bunt bemalten Wappenschilden der berühmten Männer, namentlich des 16ten und 17ten Jahrhunderts bedeckt sieht, die hier die Weihe der Wissenschaft empfangen haben. Unter jedem Wappenschilde steht der Name des Inhabers, über demselben der Name der Nation, zu welcher, nach der damals hier üblichen Classification, er gehörte. Auch die Wände der Hörsäle sind mit solchen Wappenschilden verziert. Im Uebrigen ist die innere Einrichtung dieser Säle derjenigen auf deutschen Universitäten ziemlich gleich. Aber in der Art und Weise des Studirens zeigt sich manche Verschiedenheit. Gewöhnlich schreiben die Studenten in den Vorträgen der Professoren nicht selbst nach, sondern es circuliren unter ihnen vollständige Hefte, die sie für Geld abschreiben lassen. Man sieht sie daher großentheils ohne Bücher und Mappen in die Hörsäle kommen, und hier setzen sie sich, besonders in den zahlreicher besuchten Vorlesungen, nicht auf die Bänke, sondern zu oberst auf die Tische,

um beſſer zu ſehen und zu hören, auch im Sommer mehr den friſchen Luftzug zu genießen, der durch die offenen Fenſter ſtrömt. Dabei behalten die Muſenſöhne den runden Hut auf dem Kopfe; ein altes Recht, an welchem ſie, trotz ihrer wohlgezogenen Sitten, eben ſo feſt halten, wie der deutſche Burſch an ähnlichen „akademiſchen Freiheiten.“ Beliebte Profeſſoren werden bei ihrem Eintritt in den Saal mit Händegeklatſch empfangen, und beim Weggehen mit noch ſtürmiſcherem Geklatſch begleitet. Von einer ſolchen Scene war ich Zeuge in der Vorleſung des Profeſſors der Geſchichte, Abbate Menin, und wirklich verdiente ſein ſchöner Vortrag eine ſolche Auszeichnung. Ohne ein Heft, ja ohne die geringſte ſchriftliche Aufzeichnung vor ſich zu haben, redete er eine Stunde lang in einer edlen, bilderreichen Sprache, ohne je einen Augenblick zu ſtocken, und ohne in den längſten und verwickeltſten Perioden auch nur Ein Wort zurücknehmen oder verbeſſern zu dürfen. Er war früher Univerſitätsprediger und hat in dieſer Stellung ſein redneriſches Talent ſo ausgebildet. Die Vorleſungen dauern bis 1 Uhr Mittags. Nachmittags werden nur an einzelnen Tagen, und auch dann nur wenige Vorträge gehalten. Der ganze Donnerſtag und außerdem noch ein oder zwei Nachmittage in der Woche ſind frei. Ueberhaupt iſt hier kein Mangel an Ferien. Nach dem Calendario dell' I. R. Università für das laufende Jahr ſind Vacanzen vom 7 Sept. bis zum 3 Nov., und in den übrigen zehn Monaten, mit Einſchluß der Sonntage, hundert und ein ganze und neunundzwanzig halbe Feiertage. Wenn ein Student ſtirbt, wird einen Tag; wenn ein Profeſſor, drei Tage; wenn endlich der Rector, acht Tage lang ausgeſetzt. Unſere Leſer erſehen hieraus, daß in Wirklichkeit alljährlich mehr als die volle Hälfte des Jahres hier gefeiert wird. Am Nachmittag aber hält der Student, wenigſtens in der heißen Jahreszeit, einige Stunden Mittagsruhe, um ſich für das nächtliche Treiben wieder zu ſtärken; dann wird allenfalls, zwiſchen 5 und 8 Uhr, ſtudirt, was ſchon für großen häuslichen Fleiß gilt, um 8 Uhr aber geht es wieder zu Pedrocchi oder ins Theater, und in der Nacht wird der Kreislauf auf die oben geſchilderte Weiſe beſchloſſen. Gar mancher Nachmittag wird auch dem Beſuche des Tagstheaters oder einem Spaziergange, oder Ausflügen nach Vicenza und in die Bäder am Fuße der euganeiſchen Berge gewidmet, und dann bleibt für die oben erwähnten häuslichen Studien keine Zeit. Das Reſultat von dieſem Allem iſt, daß in Padua, in Vergleich mit deutſchen Univerſitäten, herzlich wenig ſtudirt wird. Macht man aber die Italiener darauf aufmerkſam, ſo heißt es, die natürliche Lebhaftigkeit ihres Temperaments geſtattete ihnen nicht, eine anhaltend ſitzende Lebensart zu führen; auch werde in Deutſchland viel unnützes Zeug gelernt u. ſ. w. Bequemer, ſelbſt anmuthiger, iſt freilich das italieniſche Weſen, und darum fehlt es auch nicht an jungen Deutſchen aus Oeſterreich, die nach Padua kommen, um hier ziemlich gemächlich ſich den juriſtiſchen Doctorgrad zu holen und nebenher Italieniſch zu lernen. Hiezu werden ſie noch mehr ermuntert durch den Umſtand, daß die Italiener mehr und mehr ſich vom Staatsdienſte zurückziehen und ſelbſt in den italieniſchen Provinzen den Deutſchen Platz machen.

Nachmittags machten wir einen Gang auf die Specula oder Sternwarte, die am ſüdlichen Rande der Stadt ſteht, und urſprünglich der Hauptthurm von der Burg des berühmten Ezzelin von Romano war. Tags zuvor war ein junger Juriſt zum Doctor promovirt worden, und wir fanden nun die Eckpfeiler der Straßen und die Eingänge aller öffentlichen Orte mit gedruckten Sonnetten und Glückwünſchen beklebt, durch welche, nach hieſiger Sitte, die Freunde des neuen Doctors ſeine Promotion feierten. Die weite Ausſicht von der Sternwarte auf die ausgedehnte Stadt und den großen grünenden Garten der Lombardei entſchädigt für die Mühe des Erſteigens. Um die Pflege der Aſtronomie mag es hier freilich nicht ſonderlich ſtehen. Ich ſah kaum ein anderes Inſtrument, als ein altes und ſchlechtes Fernrohr, das ſchon ſeit undenklichen Zeiten feſt und unverrückt auf den Marcusthurm in Venedig gerichtet iſt. In dem alten Burghofe Ezzelins, am Fuße des Thurms, iſt das Gefängniß und der Arbeitsplatz der Kettenſträflinge.

Am folgenden Tage war das Feſt des berühmten Schutzpatrons der Stadt, des heiligen Anton von Padua, mit welchem hier eine Meſſe (fiera) verbunden iſt, deren wichtigſten Theil der Pferde- und Viehmarkt bildet. Der Mittelpunkt aber des kirchlichen Feſtes iſt die große und reiche Kirche des Heiligen, der hier vorzugsweiſe il Santo heißt. Kein Wunder, wenn die Pataviner ihren heiligen Landsmann mit beſonderer Vorliebe verehren, deſſen Mirakel ſich vor andern durch gute Laune und einen gemüthlichen, humoriſtiſchen Anſtrich auszeichnen. Dahin gehört vorzüglich das Mirakel, als nach dem Tode eines berüchtigten Geizhalſes die Aerzte bei der Section kein Herz in der Leiche fanden, und der heilige Anton dann befahl, die ſchwere Geldtruhe des Verſtorbenen zu öffnen, wo ſein Herz wohlerhalten bei den geſammelten Schätzen lag. Er konnte freilich als Beichtvater dieß am beſten wiſſen, da der Geizhals ſelbſt auf dem Sterbelager es ihm verrathen haben mochte. Viele Tauſende aus der Umgegend waren zu dieſem Feſte und zum Jahrmarkt in die Stadt geſtrömt. Die Vorbereitungen zur Proceſſion hatten ſchon Tags zuvor begonnen, und wurden den ganzen folgenden Tag fortgeſetzt. Aus allen Fenſtern der Gaſſen durch die der Zug kommen ſollte, wehten bunte Teppiche; an allen Straßenecken boten Verkäufer die Geſchichte des Heiligen und Abbildungen ſeiner Mirakel feil. Die eigentliche Proceſſion begann erſt um 6 Uhr Abends. Ein feierliches Hochamt in der Kirche mit herrlicher Muſikbegleitung ging vorher; dann ſetzte ſich der lange Zug in Bewegung, deſſen Beſchreibung wir uns hier wohl erſparen können. Aber charakteriſtiſch war es, daß außer den Geiſtlichen und einigen nothgedrungener Weiſe möglichſt ſpät herbeieilenden Beamten, nur alte Männer und Weiber aus den Spitälern, die Kinder der Armenſchulen, und Männer der untern Volksclaſſen, zu verſchiedenen geiſtlichen Brüderſchaften gehörig, an der Proceſſion Theil nehmen. Die Gaſſen und Fenſter der Häuſer waren dichtgedrängt voll Menſchen, die ziemlich gleichgültig, nur durch Neugierde angelockt, dem Zuge zuſchauten. Die Muſenſöhne ſchlenderten Arm in Arm, zum Theil Cigarren im Munde, neben der Proceſſion auf und ab, und lorgnettirten die Damen auf den Balcons und an den

Digitized by Google

Fenstern. Viele unter ihnen zogen nicht einmal die Hüte ab, wenn die Reliquien oder das Allerheiligste vorüberkamen. Ich erwartete anfangs, sie von der Polizei zurechtgewiesen zu sehen, wie man noch neuerdings von ähnlichen Auftritten in deutschen Städten gelesen hat, aber Niemand nahm an ihrem Betragen Anstoß. Kurz, man sah an dem ganzen Hergange, daß die katholische Kirche sich bewußt ist, in Italien ungefährdet die herrschende Kirche zu seyn, und eben deßhalb, weil man sie gewähren läßt, ist sie hier keine ecclesia militans, und geht an den Windmühlen ruhig vorüber, so oft diese ihr nicht von selbst aus dem Wege gehen.

Nach beendigter Procession, schon um Sonnenuntergang, eilte Alles auf den bekannten Perado de Valle, einen runden mit Statuen der berühmtesten Zöglinge Padua's gezierten Platz, wo seltsamer Weise auch Gustav Adolphs Standbild inmitten von Päpsten und Cardinälen steht, und wo jetzt ein sogenannter Corso gehalten werden sollte. Bald stellten sich hier auch die glänzendsten Equipagen der Stadt und Umgegend ein, und umfuhren rasch im Kreise das mittlere Rund, um sich und die Toiletten der geputzten Damen bewundern zu lassen. Aber die Herrlichkeit hatte früh ein Ende, da schon nach einer halben Stunde das Dunkel der Nacht einbrach; und nun eilten die höhern Stände nach der heute neu eröffneten Oper mit weit größerem Andachtseifer, als sie früher der Procession beigewohnt hatten. Dort fehlte gewiß keine Dame, so daß an diesem Abende Pedrocchi's glänzende Hallen gänzlich verödet waren. Ich aber setzte mich um Mitternacht in den Postwagen, und fuhr durch die laue, monddelle Nacht gen Verona, um noch zur Fronleichnamsprocession früh genug zu kommen, im angenehmen Mittelzustande zwischen Wachen und Träumen mir die Bilder Padua's vor der Seele vergegenwärtigend, die ich hier in leichten Umrissen auf dem Papier wiederzugeben versucht habe.

Wanderungen durch Irland.

(Fortsetzung.)

Die Ruinen der Abteien von Inch und Saul sind beide werth, besucht zu werden, da sie nur eine kurze Strecke von Downpatrick entfernt liegen; befindet sich der Fremde jedoch am Johannistage in dieser Gegend — welches Glück ich nicht hatte, so muß er sich auf jeden Fall nach dem heiligen Berg Struel begeben. Die Ebene am Fuße dieses Berges wird durch einen Fluß bewässert, der aus dem St. Patrickquell kommt, in frühern Zeiten der Quell eines von St. Patrick und St. Bridget erbauten Klosters. Der Fluß bildet in seinem Laufe mehrere Teiche, die mit Gebäuden überdeckt sind. Hieher wallfahrten nun am Johannistage nicht nur Gläubige aus allen Theilen von Irland, sondern, wie man versichert, sogar aus Spanien und Frankreich; dem Leser wird daher folgende Beschreibung der bei dieser Gelegenheit üblichen Förmlichkeiten nicht unwillkommen seyn. Wir entnehmen sie aus dem „Nördlichen Touristen" von Hardy, einem Buch, das höchst interessante Mittheilungen enthält.

Die Büßenden begeben sich zuerst alle nach Downpatrick, wo sich ein Jeder etwas Erde von dem Grabe des Schutzheiligen Irlands verschafft. Es soll sich dieß Grab vor allen andern auf dem Kirchhofe dadurch auszeichnen, daß weder ein Grashalm noch irgend eine andere Pflanze darauf wächst. Von dem heiligen Grabe verfügen sie sich nach einem Hause in der Stadt, wo während der ganzen Woche alle Tage von Morgens bis Abends Messen gelesen werden; nach einem kurzen Aufenthalt brechen sie alsdann zum Struel auf. Die Buße beginnt am Fuße des Berges, den sie auf bloßen, blutenden Knieen auf einem steinigen Felsenpfad erklimmen, der eigentlich als Sinnbild des Weges zum ewigen Leben dienen soll. Wer nur leicht gesündigt hat, mag den Berg barfuß ersteigen, doch thun dieß nur sehr Wenige; diejenigen aber, welche sich großer Verbrechen schuldig gemacht, müssen beim Rutschen auf den Knieen noch einen großen Stein mit fortschleppen, den sie auf dem Genick mit beiden Händen festhalten. Haben sie den Gipfel des Berges erreicht, so laufen sie an der andern hinab, und beginnen den Aufgang von neuem. Dieß wiederholen sie drei-, sieben-, neun-, bis zwölfmal, ja zuweilen noch öfter, je nachdem sie mehr oder minder gesündigt haben. Die Bemittelteren unter ihnen zählen ihre Aufgänge an den Rosenkränzen ab, die Unbemittelten stecken nach jedem Erklimmen ein Steinchen in die Tasche. Haben sie hier gebüßt, so begeben sie sich nach dem sogenannten St. Patricksstuhl. Dieß ist eine Art Stuhl, der aus vier Felsstücken besteht, von denen der eine den Sitz, der andere die Rück- und die übrigen die Seitenlehne bilden. Er steht auf der Mitte des Berges, in geringer Entfernung vom Felsenpfad. Jeder Büßende setzt sich auf diesen Stuhl, und wird durch einen besonders dazu angestellten Mann dreimal umgewendet, wofür dieser von Jedem einen Penny erhält. Dieser Mann wohnt in der Grafschaft Mayo, von wo er sich zur gehörigen Zeit hier einfindet, und er spricht, wie die meisten Bewohner dieses Districts, den reinsten Dialekt der alten Irländer. Er rühmt von seiner Familie, daß sie von St. Patricks Zeiten an stets dieß Amt verwaltet habe, und demgemäß sind ihm die Legenden des Ortes wohl bekannt, die er mit vielem Vergnügen den Fremden vorträgt.

Ist die Ceremonie auf dem Stuhl vorüber, so steigen die Büßenden in die Ebene hinab, wo sie sich um gewisse Steinhaufen bewegen, theils auf den bloßen Knieen rutschend, theils barfuß gehend, wie vorher; ein Jeder muß dabei jedoch einen Stein mit sich führen, den er nach dem Umzuge auf den Steinhaufen wirft. Diese Steinhaufen stehn in Gruppen von sieben und zwölf, womit die Tage der Woche und die Monate des Jahres angedeutet werden sollen. Einige nehmen sie auch für die sieben Kirchen und die zwölf Apostel. Um diese bewegen sie sich siebenmal, oder siebenmal siebenmal, oder zwölfmal, oder zwölfmal zwölfmal, nach dem Grade der Sündhaftigkeit. Hierauf begeben sie sich zum großen Quell, Hauptquell oder auch Sündenquell genannt. Ehe sie jedoch diesen betreten, nahen sie sich mit vieler Ehrfurcht einem großen, in die Wand gemauerten Quaderstein, der eine besonders heiligende Kraft haben soll. Diesen berühren sie mit den Fingern, kreuzen sich alsdann zu

Digitized by Google

wiederholtenmalen, und werden dadurch vorbereitet zur Reinigung in dem heiligen Quell. Sind sie im Stande einige Pence Eintrittsgeld zu zahlen, so erkaufen sie sich den Einlaß zum großen Quell, wo ihnen ein Auskleidezimmer angewiesen wird; wenn nicht, so begnügen sie sich mit dem zweiten Quell, wo sie freien Zutritt haben, sich jedoch unter freiem Himmel entkleiden müssen. Hier hört nun alle Scham und Bescheidenheit auf. Wenn sie sich dem Quell nähern, werfen sie auch ihr letztes Kleidungsstücke ab, treten, männliche und weibliche Pönitenten mit mehr als lacedämonischer Gleichgültigkeit, nackend an das Wasser, werfen sich hinein und baden sich nachdrücklich. Nach dem Bade wird an einem andern Quell die Ceremonie des Augenwaschens verrichtet, und das Ganze schließt mit dem Trinken aus einem dritten Quell, den sie den Quell der Vergessenheit, auch den Quell des Lebens nennen.

So enden die Ceremonien des Tages. Es folgen nun die des Abends, und bilden mit jenen einen schreienden Contrast. Die Verrichtungen des Tages werden als Werke der Tugend betrachtet, die des Abends sind die Belohnungen, welche reichlichen Ersatz für die Mühe bieten. So wie ihre Augen mit dem Wasser des Heils benetzt sind, entdecken sie sogleich den blumigen Pfad des Vergnügens, der sie zu den für sie bereiteten Zelten führt, wo ihnen volle Gläser mit Getränken gereicht werden, mit denen sich das Wasser des Lebens nicht zu messen vermag. Unter diesen Zelten und unter dem Himmelsgezelt auf den anstoßenden Feldern bringen sie die Nacht mit Trinken und unter allen Genüssen hin, zu denen die Gelegenheit nur immer günstig ist; denn es gilt als ausgemacht, daß während das Zusammenseyns an dieser heiligen Stätte keine sündhafte Handlung begangen werden kann!'

(Schluß folgt.)

Neue chinesische Lettern in Paris.

Die königliche Druckerei hat ihr Cabinet orientalischer Typen mit einer Sammlung chinesischer Schriftzeichen bereichert, deren Ankunft für alle diejenigen, welche sich mit den Sprachen und der Literatur Asiens beschäftigen, von Interesse seyn muß. Diese Schriftzeichen, die wir dem eben so thätigen als uneigennützigen Streben unseres gelehrten Sinologen Hrn. Stanislaus Julien und der eifrigen Vermittlung der Missionäre verdanken, sind in China nach Mustern gestochen worden, die von Hrn. Julien selbst von Paris aus in eine kleine Stadt der Provinz Sse-Tschuen in der Nähe von Tübet geschickt wurden.

In der Provinz Sse-Tschuen befindet sich eine große Anzahl von Künstlern, die im Zeichnen und Stechen der zum Druck chinesischer Texte bestimmten Platten sehr viele Gewandtheit besitzen; allein das Stechen beweglicher Schriftzeichen war für sie eine neue Arbeit. Indem sich die Künstler von Ta-tsi-fu nach den Instructionen des Hrn. Julien, der ihnen mehrere in Paris gestochene Muster in der gewünschten Größe und nach einem chinesischen sehr eleganten Texte schickte, genau richteten, gelangen ihnen ihre Arbeiten über alles Erwarten gut. Bisher besaß man noch keine vollständige Sammlung beweglicher chinesischer Schriftzeichen, die man vermöge ihres Umfangs mit den Schriftzeichen unserer europäischen Sprachen hätte zusammenstellen können, die in Paris angekommenen sind so klein und zierlich, daß sie nichts zu wünschen übrig lassen. Sie bilden zwei Sammlungen, von denen jede alle Zeichen des kaiserlichen Wörterbuchs Khang-Hi wiedergibt, auch enthält diese Sammlung fünfundachtzigtausend Lettern.

Die Ausführung dieser Unternehmung wäre ohne das Mitwirken der Herren Directoren der Missionen, und vor Allem ohne die Hülfe und den Eifer des Bischofs von Maxula, des apostolischen Vicars der Provinz Sse-Tschuen, unmöglich gewesen. Dieser französische Missionär, der sich schon seit zwanzig Jahren in China aufhält und dem die chinesische Sprache so geläufig ist wie seine Muttersprache, hat selbst drei Jahre lang bei dem Stiche der Schriften die Aufsicht geführt, und deren Versendung, die mit sehr vielen Schwierigkeiten verknüpft war, besorgt. Von Ta-tsi-fu, wo die Schriften verfertigt wurden, bis Macao ist es eine Strecke von vierhundert Meilen, auf welchem Wege man mehrere Zolllinien zu passiren hat; bekanntlich hat die chinesische Regierung solcherlei Ausfuhren unter den strengsten Strafen verboten. Hr. Stanislaus Julien, welcher die Schriften auf seine Kosten bestellte, hat sich demnach aus Liebe zur Wissenschaft großen Gefahren ausgesetzt. Glücklicherweise langten die Boote, denen der Transport anvertraut war, am 8 December 1837 wohlbehalten zu Macao an.

Die königliche Druckerei hat diese Schriften sogleich angekauft, indem Hr. Stanislaus Julien dieselben der Regierung mit einer seltenen Uneigennützigkeit abtrat. Ihre Stelle war ihnen zum voraus in jeder reichen Sammlung orientalischer Schriften angewiesen, der schönsten in Europa, die durch die einsichtsvolle Sorgfalt, mit welcher sie verwaltet wird, mit jedem Tage noch zunimmt. (Moniteur vom 22 Julius.)

Vermischte Nachrichten.

Ein französisches Provincialblatt gibt nachstehende Liste der Provincialbibliotheken in Frankreich: Bordeaux 120,000, Libourne 4100, Mont de Marsan 12,000, Pau 15,000, Tarbes 10,000, Auch 7700, Toulouse 66,000, Foix et Pamiers 11,500, Carcassonne 10,400, Perpignan 14,000, Montpellier 7000, Beziers 4500, Rismes 50,000, Alais 5500, Villeneuve-les-Avignon 7250, Privas 2000, Albi 12,000, Montaubon 10,000, Agen 55,000.

In der Versammlung der k. irischen Akademie wurde von einem Dr. Hincks ein Memoire „über die Jahre und Cyklen der alten Aegyptier" vorgelesen. Er bestreitet darin die gewöhnliche Meinung, daß die Aegyptier ein Jahr von 360 Tagen gehabt hätten, und behauptet, sie hätten noch im 18ten Jahrhundert v. Chr. ihr Jahr stets zu einer und derselben Periode begonnen, und erst in diesem 18ten Jahrhundert das wandernde Jahr von 365 Tagen angenommen: mit dem Jahre 54 n. Chr. seyen sechs Cyklen von 500 Jahren verlaufen gewesen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 69** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Villemain. — Der Fall eines Engels.** (Fortsetzung.)

Das Abonnement dieses dem Auslande sorgfältigen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht haben, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 218.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 August 1838.

Ein Tag auf Corfu.

Ἐλευθέρα Κέρκυρα! χἀζ' ὅπου θέλεις.
„Frei ist Kerkyra; Kade, wo es dir beliebt."
(Altes Epigramm.)

Es war Vormittags zwischen neun und zehn Uhr, als wir in dem weiten und sichern Hafen von Corfu die Anker warfen. Er bildet eine halbmondförmige Bucht, deren Eingang gegen Osten, und gegen die kaum eine Stunde entfernte Küste von Epirus gerichtet ist. Auf der Landspitze, welche diese Bucht gegen Südosten begränzt, liegt die Stadt und Festung Corfu; und der Citadelle gegenüber, im Bereich eines Kanonenschusses, das Eiland Vido, welches die Engländer gegenwärtig mit staunenswerthen Werken befestigen, zum Zeichen, daß sie den Besitz von Corfu nicht eher aufzugeben gedenken, als bis in einer fernen Zukunft die meerbeherrschende Britannia sich das Scepter der Gewässer entwunden sehen wird. Schon ist die ganze, nicht sehr hohe, aber mehrere (italienische) Seemeilen im Umfang haltende Felseninsel auf ihrem Rücken und an allen vorspringenden Punkten mit Citadellen, Thürmen und Batterien gekrönt und umgürtet; und noch sah ich, namentlich auf der gegen die Stadt gewandten Seite, eine große Anzahl von Arbeitern mit der Anlage ähnlicher Werke beschäftigt. So scheint die Insel der Phäaken bestimmt, in den Händen der Engländer ein zweites Malta und Gibraltar zu werden.

Die Befestigungen der eigentlichen Stadt, auf der Hauptinsel selbst, rühren noch größtentheils von den Venetianern her, und tragen, wie alle Werke aus den Blüthetagen dieser an Altersschwäche dahingestorbenen Republik, den Charakter imponirender Größe und Kühnheit. Zwischen der Citadelle auf der äußersten (östlichen) Spitze des Vorgebirges und einer zweiten Festung auf der Landseite liegt die Stadt eingepfercht, welche wir, nach Beobachtung der üblichen Förmlichkeiten am Gesundheitsbureau, zu betreten die Erlaubniß erhielten. Alles trägt hier noch die deutlichen Spuren der sechshundertjährigen Herrschaft der Venetianer, von den mit einem Schirmdache versehenen Gondeln an, die sich um unser Schiff drängten, bis zu den vier- bis fünfstöckigen Häusern und Palästen, zwischen welchen die engen Gassen hinführen. Italienisch sind die an den Eckhäusern angeschriebenen Namen der Gassen; italienisch die Aufschriften der Schilde an den öffentlichen Bureaux und an den Privathäusern; italienisch begrüßt uns, wer uns begegnet. Man würde in einer Stadt Italiens zu seyn glauben, wenn nicht an den zahlreichen Kirchen griechische Inschriften und Denksprüche daran erinnerten, daß hier Gott in den Formen und in der Sprache des morgenländischen Dogma's verehrt wird. Auch wandeln griechische Priester durch die Gassen, und die zum Markte in die Stadt gekommenen Landbewohner sind griechisch gekleidet, und rufen ihre Waaren griechisch aus. So ist Corfu ein Mikrokosmus sämmtlicher jonischer Inseln; in den Städten und unter den höheren Classen der Bevölkerung herrscht das italienische Element in Sitten und Sprache vor, aber bei den untern Ständen und bei der Landbevölkerung hat griechische Sprache und Gewohnheit ihre durch Jahrtausende wohlhergebrachten Rechte behauptet. Die Engländer sind, bis jetzt wenigstens, zu kurze Zeit in den jonischen Inseln, um als ein drittes Element in dieser Sitten- und Sprachmischung aufgeführt werden zu dürfen; wenn es nicht schon in ihrem Nationalcharakter läge, sich zu isoliren, und sich, im fremden Lande, von jeder Amalgamirung mit den Eingebornen entfernt zu halten. Ueberdieß stehen sie ja auch, wenn gleich factisch die Herren, doch dem Recht und der äußern Form nach nur als die Beschützer der jonischen Republik da, und die hiesigen englischen Truppen stehen gewissermaßen im Solde der letzteren, nachdem das jonische Parlament die Einführung der Conscription verweigert, und es vorgezogen, dem Schutzstaate eine jährliche Subsidie von 40,000 Pfund Sterling zum Unterhalte der Garnison zu bewilligen. Als Grund dafür geben die Jonier an, daß sie fürchteten, wenn sie in die Errichtung von Nationaltruppen gewilligt hätten, diese dann durch die Engländer in ihren Colonien, z. B. in Malta und Gibraltar, oder jetzt in Canada verwendet zu sehen.

Wir gingen durch die Stadt auf die Esplanade vor der Hafencitadelle, wo die Wachtparade aufzog. Es liegt gegenwärtig ein Regiment Rothjacken von der Linie hier in Garnison, lauter stämmige, gegen sechs Fuß hohe Bursche, und exercirt wie die Puppen. Die Esplanade ist ein geräumiger, seit

Digitized by Google

den Zeiten der englischen Herrschaft mit Baumgängen bepflanzter Platz, deren Schatten gegen die Strahlen einer griechischen Sonne schon sehr willkommenen Schutz gewährt. Zwei Monumente zieren diesen Platz, aber beide ohne nationale Beziehung, nur der Verewigung der Fremdherrschaft geweiht. Das jüngste dieser Denkmale ist ein runder jonischer Tempel, am südlichen Ende der Esplanade, den die Schmeicheiei der Kerkyräer dem Sir Thomas Maitland bei seiner Rückkehr aus England errichtete. Das verschlossene Innere des Tempels enthält, glaube ich, die Büste oder Statue des Gefeierten. Aelter, und der venetianischen Epoche angehörig, ist das zweite Monument, ein marmornes Standbild des Feldmarschalls Grafen von Schulenburg, welches der Senat von Venedig diesem Feldherrn, wegen der glücklichen Vertheidigung der Stadt gegen die Türken im Jahre 1715, vor dem Eingange in die Hafencitadelle hat setzen lassen.

Die Nordseite der Esplanade ist begränzt durch den Palast des Lord-Obercommissärs (in der officiellen Sprache der jonischen Inseln ὁ Λόρδ Μέγας Ἁρμοστής). Es ist ein stattliches und nicht geschmackloses Gebäude, aber aufgeführt aus einem sehr weichen und der Verwitterung ausgesetzten Sandstein, so daß es, obgleich kaum ein halbes Menschenalter zählend, nach außen schon ein altergraues Ansehen anzunehmen anfängt. Wir gingen durch einen der Vorhöfe des Palastes nach einem kleineren Palais der Familie Capodistrias, welches gegenwärtig von der Regierung für die sogenannte jonische Universität gemiethet ist. Denn diese Lehranstalt hat ihr früheres Local in der Hafencitadelle wegen seiner unbequemen und excentrischen Lage verlassen, und den Zöglingen des theologischen Seminars eingeräumt. Allein von der Universität selbst, an die sich bei ihrer ersten Gründung durch den begeisterten Philhellenen Lord Guildford so schöne Hoffnungen knüpften, ist außer dem Namen nicht viel mehr übrig, und selbst diese Ueberreste gleichen kaum noch einem unvollständig und confus organisirten Lyceum. Zwar ist noch eine Art von juristischer Facultät vorhanden, aber sie ist ungenügend besetzt, und die jungen Jonier besuchen zu ihrer Ausbildung fortwährend noch die Rechtsschulen Italiens. Eine medicinische Facultät besteht gar nicht mehr. Am besten besetzt sind verschiedene Fächer der philosophischen Wissenschaften. Orioli und Politi sind auch außerhalb Corfu bekannte Namen, und tüchtig und ersprießlich ist das Wirken des in Deutschland gebildeten griechischen Philologen Konstantin Asopios. Aber Alles an dieser Anstalt ist halb, lückenhaft, unzusammenhängend; der geringen Zahl von Zuhörern fehlt die genügende Gymnasialbildung, die Bibliothek ist höchst dürftig, so daß selbst die Bibliothek von Athen im Vergleich mit dieser ein wahrer Schatz ist; aber vor Allem fehlt der belebende, weiterstrebende Geist. Und woher dieß? die Antwort liegt, glaube ich, auf der flachen Hand. Es ist der Mangel an einem selbstständigen, erhaltenden und fördernden Nationalgefühl, vor welchem hier Alles siecht; in jenem oben kurz geschilderten Gemisch von Griechenthum und Wälschthum liegt der krankhafte Zustand, der auf den jonischen Inseln keine Blüthe sich freudig entwickeln, keine Frucht zu gedeihlicher Reife gelangen läßt. Vergebens zieht die Regierung durch schwere Besoldungen italienische Professoren an ihre Anstalt, um hier in italienischer Sprache die Wissenschaften zu lehren; es ist auf diesem Wege kein Heil zu erwarten. Wenn es der wälschen Zunge, trotz ihrer 600jährigen Herrschaft in der Landpflege, in Recht und Gesetz, und während beständig aus Venedig Hunderte und Tausende von Italienern als Beamte, Soldaten, Kaufleute und Colonisten in die Inseln einströmten, dennoch nicht hat gelingen können, das nationale griechische Element zu überwältigen, so wird dieß einem Dutzend italienischer Professoren und einer wandernden italienischen Schauspielertruppe noch weniger gelingen. Darum ist es Zeit, von der bisher befolgten Bahn abzulassen und in der Wiederbelebung des nur zurückgedrängten und schlummernden griechischen Volksthums das einzige wahre Verjüngungsmittel dieses krankhaften Zustandes zu suchen und zu finden.

Solche Ansichten beseelten den edlen Lord Guilford, als er seine Universität schuf. Aber ein reges Nationalgefühl der jonischen Griechen war den Interessen der englischen Regierung zuwider; daher war sie Guilfords Planen abgeneigt und wirkte ihnen entgegen. Die Engländer fanden willige Verbündete an dem einheimischen Adel, welcher, in Sprache, Sitten und Interessen dem Wälschthum verbunden, in der Wiederbelebung des griechischen Volksthums mit richtigem Instinct einen Schritt zur Demokratie, wenigstens einen Eingriff in seine aristokratischen Vorrechte und eine Beschränkung seines althergebrachten Einflusses voraussah. Da brach die griechische Revolution aus. Die große Masse des Volkes, vor allen die Jugend, begeisterte sich auch hier für die Idee eines freien hellenischen Staates; Freiwillige und Unterstützungen aller Art strömten aus den jonischen Inseln nach dem Peloponnes; trotz des Unwillens, der Drohungen, der hindernden Maaßregeln der englischen Verwaltung leisteten die Jonier der griechischen Sache jeglichen Vorschub, der in ihren Kräften stand. Doch nach einigen Jahren ermattete dieser Eifer. Da erwählte im J. 1827 die griechische Nationalversammlung in Trözen den Grafen Johann Capodistrias zum Präsidenten von Hellas, und knüpfte hiedurch ein neues Band zwischen Hellas und den jonischen Inseln. Capodistrias zog viele seiner Landsleute nach Griechenland, und der Verkehr wurde lebhafter als je. Aber bald überschritt der Präsident die Gränzen der Billigkeit und begünstigte die Jonier auf Kosten der eingebornen Hellenen; überdieß waren seine Wahlen nicht immer glücklich, und viele der Jonier gaben gerechten Anlaß zu Klagen; endlich verlor er selbst durch die Richtung, welche er in seiner Politik befolgte, die Liebe und das Zutrauen der Griechen. Der Haß gegen den Präsidenten wurde in reichem Maaße auch auf seine Landsleute übertragen, die obendrein durch ihr Ungeschick in Handhabung der schon sehr gereinigten griechischen Sprache und durch ihre Vorliebe für ein mit italienischen Wörtern gemischtes Patois den Hellenen des Festlandes sich lächerlich machten.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Wanderungen durch Irland.

(Schluß.)

Es muß den Anschein haben, als paßte dieß Gemälde nur auf ein Volk, welches sich noch auf der niedrigsten Stufe der Civilisation befindet; doch ist der Aberglaube, selbst in seinen gröbsten Formen, dennoch nicht mit einem gewissen bereits vorgeschrittenen Grade geselliger Bildung unverträglich. Abgeschmacktheiten wie diese bilden eigentlich keinen Theil der katholischen Religion, sondern es sind Mißbräuche, die von den wohlunterrichteten Katholiken eben so lächerlich gefunden und verachtet werden, wie von den Protestanten. Eigentlich ist es nur die Erziehung, welche zwischen beiden Religionssecten den Unterschied macht. Wäre der irische Bauer eben so gut erzogen wie der schottische so würde in seinem Katholicismus gewiß nichts seyn, was dem menschlichen Verstande Schande machte, obgleich er ein Katholik seyn und bleiben möchte. Das Sonderbarste in Bezug auf die Struel-Quellen kommt jedoch erst. Das Wasser in ihnen fängt nämlich am Abend des Johannistags an zu steigen, und tritt um Mitternacht über seine Ufer. Dieß wird ganz einfach dadurch bewerkstelligt, daß man durch eine Maschinerie den Boden der Becken in die Höhe schraubt, die Menge erblickt jedoch darin die Besiegelung ihres Glaubens. Ein Mann aus Belfast ließ sich im vergangenen Jahr beikommen, das Wunder dadurch unmöglich zu machen, daß er ein Loch in die Umfassung des Beckens bohrte, durch welches das Wasser natürlich abfloß. Die Folge davon war, daß sich im nächsten Jahr verhältnißmäßig nur sehr wenig Pilger einfanden; im folgenden Jahre war die Anzahl der Pönitenten jedoch wieder so groß, als wenn nichts ihren Glauben erschüttert hätte.

Ueber die Entstehung und Einführung dieser Ceremonien berichtet die Geschichte nichts. Einige sind bestimmt christlichen Ursprungs, während andere heidnischen Gebräuchen ähnlich sehen, von denen man in der ersten Zeit des Christenthums viele annahm, um die einfachen Ceremonien für das Volk mehr zu beleben. Die Zeit, in welcher der Struel seine wundervollen Eigenschaften erlangte, hat uns die Tradition ebenfalls nicht überliefert, noch findet sie sich auf einer Münze oder in irgend einer Inschrift angegeben. Der Bauer, welcher der Ceremonie am Stuhl vorsteht, füllt diese Lücke jedoch durch folgende Erzählung aus: nachdem unser allverehrter Heiliger nach diesem Theil von Irland gelangt war, versuchte er, einen alten Häuptling mit Namen Mac Dhu zu bekehren. Als sie eines Tages auf ihrem Wege von Ardglaß, dem Sitz des Häuptlings, nach dem Kloster Saul die damals wasserlose Ebene am Fuße des Struel passirten, war Mac Dhu so sehr von dem ergriffen, was St. Patrick zu Gunsten des Christenthums anführte, daß er einwilligte, sich und seine ganze Familie taufen zu lassen, wenn der Heilige im Stande wäre, die Ebene auf der Stelle mit Wasser zu versehen. St. Patrick berührte sogleich den Fuß seines Begleiters mit einem weißen Stabe, den er beständig in der Hand führte, welches ihn da festzauberte, wo er so eben stand. Als der Heilige ihn abermals mit seinem Stab berührte, vermochte er weiter zu gehen, doch entfloß seinem Fuße ein Strom Blutes. Nachdem dieser eine kurze Strecke geflossen war, verwandelte ihn St. Patrick in einen Bach, der seit der Zeit niemals versiegt ist. Der Häuptling trat in Folge dessen mit allen seinen Anhängern zum Christenthum über, die Ebene aber so wie den Berg und eine bedeutende Strecke Landes schenkte Mac Dhu den Brüdern des Klosters Saul, welches St. Patrick gestiftet hatte.

Im Jahre 1828 wurde ein Versuch gewagt, diesen abgeschmackten Ceremonien ein Ende zu machen, der auch auf einige Zeit einen guten Erfolg hatte, jetzt aber werden sie wieder mit dem größten Eifer vollzogen.

Von Downpatrick nach Belfast kann der Reisende entweder die Postkutsche benützen, oder er kann gemächlich dem Ufer des Strangford-Sees folgen, an dessen südwestlichem Arm Downpatrick liegt. Er kommt in diesem Fall über Newtownards und die Grey-Abtei, welche sehenswerth sind, besonders die letztere wegen der Ruinen dieser berühmten Abtei und ihrer schönen Lage. Während der letzten zehn englischen Meilen zwischen Newtownards und Belfast wird der aus Südirland kommende Reisende Gelegenheit und Veranlassung genug haben, über den höchst bemerkbaren Wechsel im Charakter und Zustand des Volkes zu moralisiren. Die Lumpen, der Schmutz und die elenden Hütten des Südens, die ein mit Abscheu gemischtes Mitleid erregen, werden hier nicht nur durch Landhäuser verdrängt — diese sind eigentlich noch keine Zeichen des allgemeinen Wohlergehens — sondern, was dem Auge und dem Gemüth viel wohler thut, durch nette Pächterwohnungen, hübsche Bauernhäuser und reinlich gekleidete Landleute.

„Dieß ist ganz natürlich," bemerkt vielleicht einer unsrer Leser, „es ist die Folge der Arbeitsamkeit, denn wir nähern uns der irischen Hauptstadt der nützlichen Künste!" „Es ist die Folge der Vermischung der Racen," ruft ein Anderer, „denn die Hauptmasse der Bevölkerung besteht aus Nachkommen der arbeitsamen Schotten!"

Beide haben Recht und beide haben Unrecht. Die Ansiedler Jakobs I verfuhren bei der Besitznahme des Landes, wie Eroberer es gewöhnlich thun: sie machten die Eingebornen zu Sklaven und Ausgestoßenen, und begünstigten nur ihre eigenen Anhänger. Wären diese eben so behandelt worden, wie die Eingebornen, so würden die Schotten auch zu dem geworden seyn, was man heut unter „irischer Bevölkerung" versteht. So aber behielten sie die Sitten und Gewohnheiten ihrer Vorfahren bei, und durch die Vermischung mit den Eingebornen haben sie diese allmählich zu sich empor. Wir sehen hier also nicht die Folgen der Verschiedenheit des Blutes, sondern die des geselligen Zustandes. Man kann bestimmt auch noch heutzutage aus der „irischen Bevölkerung" Alles machen; wollte man jedoch von einer plötzlichen Versorgung der Irländer mit Beschäftigung oder Arbeit eine plötzliche Umgestaltung erwarten, so hieße dieß in der That seine Augen gegen die Erfolge der Geschichte schließen. Für Beschäftigung muß freilich gesorgt werden, doch muß zuvor dem Hange des Volkes zur Bettelei und zum Vagabundiren durch ein Armengesetz gesteuert, die politischen Umtriebe müssen unterdrückt, und die Fesseln des Aberglaubens

Digitized by Google

gebrochen werden. Alles dieß läßt sich nur durch die Erziehung erreichen. Der Mann, welcher von Gewalt und Verfolgung spricht, sollte noch einmal in die Schule geschickt werden, um dort die gewöhnlichsten Erfahrungen der Menschheit von neuem zu vernehmen.

Anblick der Ebenen von Constantine.

Hr. Pullon Boblaye theilt in einem Brief an Hrn. Bory de Saint Vincent folgende nähere Angaben über den Anblick der Ebenen in einigen Theilen von Algier mit.

„Ich habe die Ursache des gänzlichen Mangels an Bäumen und Gesträuchen auf dem ganzen südlichen Abhange der ersten Kette, vom Norden von Misah bis zum Ras-el-Abla und bis zur großen südlichen Wüste, zu erforschen gesucht, und glaube, daß sie mehr in dem Willen der nomadischen Araber, als in dem Einflusse des Klima's und der Lage der Gegenden liegt. Das Küstenland ist sehr bergig, die Abwechslungen des Bodens treten daselbst stark hervor, und die Erde ist nur in den Thälern fruchtbar, der innere Gürtel dagegen besteht aus unermeßlichen Ebenen oder wellenförmigen Plateaus, über welche dichte Felsmassen hervorragen, die in andern geologischen Perioden zu gegenwärtig abgebrochenen Ketten gehörten. Die Nomaden brauchen zur Befestigung ihres Zeltes bloß zwei Pfosten, und einige Distelzweige, um Feuer anzumachen. Die Waldungen schaden ihnen, in so fern dieselben die Plätze für Weiden einnehmen und wilden Thieren zum Aufenthalt dienen, deren Anzahl sich im Verhältnisse zur Abnahme der Bäume verringert hat. Die Araber fällten deßhalb alle Bäume und verbrannten das Buschwerk, um die Kabylen aus ihren Besitzungen zu vertreiben; diese sind eben so sehr ackerbautreibend als Hirten; auch war es für sie nicht so sehr von Interesse, die Wälder auszuhauen, sondern sie ließen dieselben auf den Anhöhen, wo es sogar beschwerlich gewesen wäre, sie auszurotten, stehen. In den Thälern haben sie einige fruchttragende Bäume, wo manche Besitzungen mit lebendigen Hecken eingeschlossen sind und das ursprüngliche Aussehen des Landes geändert haben. Diejenigen Kabylen, die unter dem Namen Schawia in verschiedene Stämme (die Hennesch, die Arakias, die Sepnia u. s. w.) getheilt, das Nomadenleben in den reichen Ebenen, die sich von Tunis bis zum Süden von Constantine hinziehen, beibehalten haben, schaffen auch, so sehr sie können, die Bäume aus dem Weg, und vernichten sogar das geringste Buschwerk. Diese umherziehenden Kabylen sprechen, gelegenheitlich bemerkt, eine andere Mundart als die Kabylen des Nordens.

Zum Beweis, daß alles Holz in dieser Gegend eben so gut wie im Norden fortkommen würde, sieht man überall, wo eine feste Wohnung, ein Marabut, Moschee oder Landhaus in der Nähe von Constantine steht, Palmen, Maulbeerbäume, Citronen- und Feigenbäume in denselben Gärten bei Aprikosen-, Kirschen- und Nußbäumen, und am Meeresufer treten prachtvolle Zitterpappeln und mehrere Ulmengattungen u. s. w. auf. Ich habe in einem kleinen, tiefen und kühlen Thal in den Bergen von Tschatada, drei Meilen südlich von Constantine, prachtvolle Bäume angetroffen, namentlich ungeheure Pappeln und Ulmen, die um die Wohnung eines Marabut standen. Die Lage dieser Einsiedelei würde man selbst in den schönsten Gegenden Frankreichs vorzüglich finden. Die Seiten des Thales waren mit prächtigen grünen Eichen bedeckt. Solche Ausnahmen sind jedoch sehr selten, denn vom Gipfel des Manschurah aus sieht man in einem unermeßlichen Horizont einen einzigen, gleichsam als Seltenheit bekannten Baum, rechts von der Straße nach Milah.

Sie werden sich ohne Zweifel wundern, wenn Sie hören, daß die Palmbäume in der Umgegend von Constantine vortrefflich gedeihen, so daß man mich versichert hat, die Früchte gelangten zur vollständigsten Reife. Inzwischen liegt Constantine 700 Metres über der Meeresfläche und die benachbarten Berge 1200. Die Temperatur der Quellen und Cisternen zeigt im Durchschnitt 15 bis 16°. Ich habe in Beziehung auf das so schöne Gedeihen jener Palmbäume eine Beobachtung gemacht, welche die Erscheinung erklärt. Diese Bäume wachsen, wenn ihre Früchte reif werden, nur an den in der Umgebung von Constantine sehr häufigen heißen Quellen, deren Temperatur nur zwischen 27 bis 28° R. wechselt, und von denen einige warme Bäche bilden; auf diese Weise ist die Stelle, welche ich für die römische Station ad palmas halte, noch von den prächtigen Palmen beschattet, deren Fuß sich beinahe in den heißen Gewässern von Ain-el-Hammah badet.

In dem Walde, welcher den Gipfel des Mahuna bedeckt, fand ich in einer Höhe von 1150 Metres unsere Steineiche vermischt mit der grünen Eiche; die Korkeiche kommt in einer so hohen Lage nicht fort. Keiner dieser Bäume hat über fünf Fuß im Umfang; es befinden sich keine Flechten an denselben. Man kann unmöglich schönere natürliche Wiesen sehen, als die, wo wir während der zwölf Tage unseres Ausflugs zu den Arakias lagerten. Unsere Pferde standen bis an den Bauch darin, ihre Schenkel konnte man nirgends sehen. Unter den vielen daselbst vorkommenden Grasarten sind die hülsentragenden vorherrschend. Ich habe wenigstens drei Luzernen, mehrere Hedysarum, und unter diesen dasjenige gesehen, welches man in unsern Gärten wegen der Schönheit der Blüthen (wahrscheinlich das Coronarium) pflanzt; auch viele Traganten und Klee, zwei vicia, und zwei Gewächse, die ich für Bohnenarten halte, kommen daselbst vor. Außerdem gibt es sehr viele Doldenträger, namentlich eine wilde Carotte. Manchmal steht Alles untereinander; hie und da stehen bestimmte Gattungen an einem Platze beisammen, und in dem Fall bietet in der Blüthezeit das Feld einen bunten, grünen, rothen oder gelben Teppich dar. Wenn an irgend einer Stelle die Carotten vorherrschend sind, so erkennt man sie von weitem an Stellen von blassem Grün, was außerdem einen tiefen und kühlen Boden anzeigt. Außerdem strohen die trocknen Bergabhänge noch von Kreuzpflanzen. Malven und eine hübsche Art von Winden färben den Thalgrund blau oder blaßviolett, hauptsächlich an Stellen, wo die Araber erst vor kurzem gelagert waren; von allen diesen Pflanzen macht jedoch die Esparsette, wenn sie mit mehrern blüht, den glänzendsten Effect; man glaubt Platten vom schönsten Karmin auf dem Feld ausgebreitet zu sehen. Von dieser Art ist, wenigstens im Frühjahr, der Anblick jener Gegend, welche uns die meisten Schriftsteller als mit ewigem Sande bedeckt schildern. Endlich kommen noch die Disteln, die man das Manna des armen Arabers nennen könnte; sie essen nicht allein die Artischoken davon, sondern auch, wie wir dieß von armen Griechen sahen, die jungen von ihrer bittern Rinde befreiten Zweige. Diese Pflanzen sind in einer gewissen Zeit am meisten verbreitet, und könnten selbst dazu dienen, die botanische Region zu charakterisiren. Unter der großen Zahl von Gattungen oder Varietäten, die ich daselbst gesehen, habe ich häufig mehrere derselben mit Vergnügen gesprest, wovon einige gewiß in der Folge unsern Gartenbau bereichern werden. (Echo du Monde Savant Nr. 28.)

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 219.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 August 1838.

Nachrichten über die Anstalten für Wissenschaft, Kunst und öffentlichen Unterricht in St. Petersburg.

(Theils nach vorhandenen, ausländischen Nachrichten, theils nach eigener Anschauung, mitgetheilt von Tieß.)

Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

In dem durch seine regelmäßige Bauart ausgezeichneten Stadttheile Wassili-Ostrow (Wilhelmsinsel), unfern von der prachtvollen Börse, erhebt sich am Kai der Newa, gegenüber von der Admiralität, der Palast der „kaiserlichen Akademie der Wissenschaften," eigentlich aus drei Gebäuden bestehend, die unter sich durch Galerien verbunden sind. Der Hauptbau des dreigetheilten Palastes, mit zwei Etagen und einem Rez-de-chaussé, zeigt ein Frontispiz, geziert mit 8 Säulen, und wurde im Jahre 1790 vollendet; doch entspricht die innere Eintheilung nicht dem Anblicke, den das Aeußere darbietet. Auf dem zweiten erhebt sich ein Observatorium. Die ausgezeichnete Bedeutsamkeit dieses den höhern Wissenschaften in Rußland gewidmeten Etablissements verpflichtet uns, hinsichtlich seiner Geschichte etwas mehr ins Detail einzugehen, und theils aus eigener Anschauung und Kenntnißnahme, theils nach dem darüber zu sprechen, was wir in ausgezeichneten Werken darüber gefunden.

Während seines Aufenthalts in Frankreich faßte Peter der Große die Idee, seinem Reiche eine ähnliche Anstalt, wie die der Akademie der Wissenschaften in Paris zu verleihen, weßhalb er sich an diese wandte und sie um einen Plan ersuchte, nach welchem er seine Gründung einrichten wollte. Die Akademie antwortete darauf, daß der Kaiser diesen Entwurf dem großen Leibnitz anheimgeben sollte, worauf auch sogleich der Zaar eine Zusammenkunft mit diesem ausgezeichneten Gelehrten veranlaßte, der sich angelegentlich längere Zeit mit diesem Auftrage beschäftigte, so daß im J. 1724 der Kaiser alle Vorschläge bestätigte, den Etat der neuen Akademie feststellte und mehrere Gelehrte aus verschiedenen Ländern zu Mitgliedern seiner neuen Schöpfung berief. Die Eröffnung der Akademie erlebte der große Herrscher nicht mehr, indem sie am 25 December 1725 unter der Regierung seiner Gemahlin Katharina I stattfand. Die ausgezeichnetsten ersten Mitglieder der Akademie waren Bayer, de l'Isle, Bulfinger, Bernoulli und der erste Präsident, der Leibarzt von Blumentrost. Zugleich schalten wir hier als am geeignetsten die Reihefolge der Präsidenten und Directoren bis auf die jetzige Zeit ein, nämlich: 1) v. Blumentrost von 1725 bis 1733; 2) Graf Kaiserlingk von 1733 bis 1734; 3) Baron Korff von 1734 bis 1740; 4) von Brewern von 1740 bis 1741; 5) Graf Rasumowski von 1746 bis 1766; 6) Graf Wladimir Orlof von 1766 bis 1774; 7) von Domaschnef von 1774 bis 1783; 8) die Fürstin Daschkof von 1783 bis 1796; 9) Paul von Bakkunin von 1796 bis 1798; 10) Baron Nicolai von 1798 bis 1803; 11) von Nowossilzow von 1803 bis 1810; 12) von Uwarow seit 1818.

Nachdem unter Peter II sich die Akademie wenig Aufmerksamkeit zu erfreuen gehabt, erhob sie sich wieder unter der Kaiserin Anna, die ihr die ersten Statuten verlieh, und unter der Kaiserin Elisabeth, welche verordnete, daß auch die schönen Künste in den Ressort der Akademie gezogen werden sollten. Dagegen gründete Katharina II im J. 1764 eine für sich bestehende Akademie der schönen Künste, und ließ der der Wissenschaften ungeschmälert ihre bisher genossenen Revenüen. Die Akademie der Wissenschaften ward nun aus vier Classen zusammengesetzt, nämlich: Mathematik, physische Mathematik, Astronomie und Physik, wovon die letzte noch die Naturwissenschaft, die Chemie und die Anatomie in sich begriff. Sie zählte achtzehn ordentliche Mitglieder, unter denen Lomonossof, Euler, Gmelin, Pallas, Güldenstädt, Stritter, Georgi, Schubert, Schlözer, Aepinus, Fuß, Scherer, Hermann, Lehrberg und die noch lebenden Frähn, Storch, Krug, Koeler u. a. m. als Gelehrte vom ersten Rang angeführt werden dürften. Von einem der ersten Mitglieder, dem oben erwähnten Bayer, erzählt man die Sonderbarkeit, daß dieser tiefgelehrte Mann, der sich um Archäologie, Geschichte und Sprache der asiatischen Völker große Verdienste erworben, der selbst die chinesische Sprache verstand, es trotz aller Mühe und Anstrengung nicht dahin bringen konnte, die russische Sprache zu erlernen. Als einen Beweis der großen Achtung, die der erwähnte weibliche Präsident, die hochgebildete

Digitized by Google

Fürstin Daschkow, für Gelehrsamkeit und hohes Verdienst hegte, erwähnt man folgenden Vorfall: als die Fürstin zum Erstenmal der Versammlung präsidirte, konnte der Veteran der Akademie, Euler, der fast blind war, nicht gleich seinen gewohnten Platz finden. Die Fürstin ging dem Greise rasch entgegen, und ihn freundlich zu einem Stuhle führend, sagte sie: „wo Sie sich, würdiger Mann, auch niederlassen mögen, so ist der Platz, den Sie einnehmen, doch immer der erste."

Heutzutage besteht nach einem am 30 Januar 1830 vom Kaiser sanctionirten Reglement die Akademie der Wissenschaften aus drei Classen, nämlich aus der für die mathematischen, für die Natur- und für die historischen und politischen Wissenschaften, und zählt einundzwanzig Mitglieder, wovon drei für die Mathematik, zwei für die Astronomie, eines für Geographie und Nautik, zwei für die Physik, zwei für reine und auf die Industrie angewandte Chemie, zwei für Zoologie, eines für Mineralogie, eines für Anatomie und vergleichende Physiologie, eines für politische und statistische Oekonomie, eines für russische Geschichte und Archäologie, zwei für griechische und römische Literatur, und zwei für Geschichte und Literatur der Völker Asiens. Das neue Reglement beschränkt die Zahl der Eleven der Akademie, vermindert die Adjuncten von 20 auf 10, und bestimmt den Etat auf die Summe von 206,100 Rubel. Seit dem Jahre 1728 gibt die Akademie ihre Memoiren in einer bedeutenden Anzahl von Bänden in 4° heraus, welche sechs verschiedene Folgen unter nachstehenden Titeln bilden: 1) Commentarii Academiae scientiarum imp. Petripolitanae ab anno 1726 ad ann. 1746; 14 Bände, wovon der letzte 1751 erschien. 2) Novi Commentarii Acad. sc. imp. Petrop. de 1747 ad 1776, 20 Theile in 21 Bänden. Diese beiden Sammlungen sind in lateinischer Sprache geschrieben. 3) Acta Acad. sc. imp. Petrop. von 1777 bis 1782; 6 Theile in 12 Bänden. 4) Nova Acad. sc. imp. Petrop. von 1783 bis 1802; 15 Bände, wovon der letzte 1806 erschien. In diesen beiden letzten Sammlungen, die in französischer Sprache erschienen, finden sich auch Aufsätze in lateinischer Sprache. 5) Mémoires de l'Acad. imp. des sc. de Saint-Pétersbourg, avec l'histoire de l'Acad. von 1803 bis 1830, 11 Bände. 6) Unter demselben Titel die sechste Folge, in drei Classen getheilt und in Lieferungen von 8 bis 10 Bogen erscheinend, von 1830 bis 1834.

Außer seinen ordentlichen Mitgliedern und Adjuncten hat die Akademie noch eine unbestimmte Anzahl Ehrenmitglieder und Correspondenten, sowohl einheimische, wie auch fremde. Der Kaiser ernennt den Präsidenten und den Vicepräsidenten.

Allgemeine Aufklärung, Beförderung und Verbreitung des Wissens im ganzen Kaiserreich durch gelehrte und gründliche Arbeiten, durch eine fortwährend unterhaltene Aufmerksamkeit auf alles Vorschreiten in andern Ländern, dieß ist der Hauptzweck der Akademie. Dessen ungeachtet ist mit dieser Arbeit noch eine andere seit dem Jahre 1831 vereinigt worden. In diesem Jahre nämlich übergab der Kammerherr P. N. Demidoff (der dritte seines Namens, der eine große patriotische Stiftung machte) der Akademie eine Rente von 20,000 Rubeln, zahlbar Zeit seines Lebens und noch 25 Jahre nach seinem Tode, um davon Preise von 5000 Rubeln zu bilden, die jährlich für die besten eingelieferten Arbeiten in russischer Sprache bestimmt seyn sollten.

Nach der Absicht des Stifters prüft die Akademie die eingelaufenen Werke und erkennt dann den Preis zu. Werke in nicht russischer Sprache dürfen nicht concurriren, außer wenn sie eine wichtige, nur Rußland betreffende Angelegenheit behandeln.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Tag auf Corfu.

(Schluß.)

Nach der Ermordung des Präsidenten Capodistrias und nach dem Sturze seines unfähigen Bruders, der die Herrschaft zu usurpiren versucht hatte, räumten auch die meisten Jonier, freiwillig oder gezwungen, das Land; nur solche blieben zurück, welche, wie Theotokis und Metaxas, von Anfang an sich der griechischen Sache angeschlossen und sich in Hellas schon eingebürgert hatten, oder solche, welche, der jüngsten Generation angehörig, den Rost des halben Wälschthums freudig von sich abstreiften, und sich in das neue Griechenthum ganz hineinlebten. Auf den jonischen Inseln aber, und namentlich auf Kerkyra, bildete sich fortan eine sehr ausgesprochene Abneigung gegen das freie Griechenland, dem sie den Tod ihres Landsmanns Capodistrias und die Verhöhnung oder Vertreibung der übrigen Jonier bis jetzt noch nicht ganz verziehen haben. Diese politische Mißstimmung hatte nothwendig auch die Wirkung, den Eifer für Wiederbelebung griechischer Sprache und Denkweise in der eigenen Heimath merklich abzukühlen. Daher blieben auch die Bestrebungen des liberalen Obercommissärs Lord Nugent während seiner kurzen Verwaltung in solcher Beziehung ohne Erfolg, oder wurden unter seinem Nachfolger rückgängig gemacht. Die nach einem in Vergessenheit gerathenen, durch Nugent erneuerten Gesetze gestattete Verdrängung der italienischen Sprache aus den Gerichten, durch die griechische, ist bis jetzt nicht in Ausführung gekommen; die durch ihn gegründete Ἰόνιος Ἀνθολογία (jonische Anthologie), welche gemischte Aufsätze in den drei hier üblichen Sprachen, der griechischen, italienischen und englischen enthielt, deren eigentliche Bestimmung es aber war, das Griechische als Schriftsprache ins Publicum einzuführen und ihm bei den Gebildeten mehr Eingang zu verschaffen, ist nach seinem Rücktritte beim fünften Hefte stehen geblieben. Das lesende Publicum auf den jonischen Inseln zehrt wieder nur von italienischer Literatur, und selten verirrt sich ein Zeitungsblatt oder ein Buch aus Griechenland hieher.

Indeß wenn gleich, nach dem hier Angedeuteten, die englische Schutzherrschaft sich bis jetzt einer nationalen Bildung und der Entwicklung eines lebhaften Nationalgefühls keineswegs günstig erwiesen hat, und wenn gleich die politische Selbstständigkeit der jonischen Republik nicht viel mehr als ein vocabulum libertatis ist, so daß jenes derbe, diesen Bemerkungen vorgesetzte alte Epigramm sich noch darauf anwenden läßt, indem sowohl

Digitized by Google

die Nationalversammlung als der ausführende Senat nur nach den Winken und Andeutungen des Schirmvogts zu beschließen und zu verfahren gewohnt sind, so muß doch anerkannt werden, daß der materielle Wohlstand der Inseln unter den Engländern einen erfreulichen Aufschwung genommen hat. Der Ackerbau im weitesten Sinne des Worts, der Handel und die Schifffahrt blühen, die Abgaben sind mäßig, die Zollansätze erträglich. Auch der moralische Zustand des Volkes hat sich durch die kräftigere Handhabung der Gesetze verbessert; Raub und Mord, die unter der venetianischen Herrschaft so häufig waren, kommen fast gar nicht mehr vor. Diese guten Wirkungen der englischen Verwaltung werden auch von dem Volke anerkannt, welches daher keineswegs ungeduldig ist, seinen politischen Zustand zu verändern.

Und doch bei allem diesem läßt sich aus mehrern Anzeichen abnehmen, daß dem jonischen Wesen in einer nicht sehr fernen Zukunft eine Veränderung bevorsteht. Die Vorträge eines Asopios und einiger weniger andern Lehrer fassen bei der Jugend Wurzel; die jetzt studirenden Jünglinge fangen an, als Griechen zu denken und zu fühlen, und werden nicht mehr ins Wälschthum zurücksinken. Die augenblickliche, durch das Mißlingen des Grafen Capodistrias hervorgerufene Erkältung zwischen den Joniern und den freien Griechen fängt schon an zu schmelzen und wird bald ganz verschwinden. Nach und nach werden die Jonier sich gewöhnen, statt in Italien, ihre höhere Ausbildung in Athen zu suchen; und durch mehrjährigen Aufenthalt dort völlig nationalisirt, werden sie bei der Rückkehr in ihr Vaterland jenes halbwälsche Bastardwesen unerträglich finden. So wird der Wunsch nach politischer Vereinigung mit ihren Stammverwandten aufs neue erwachen, und wer kann voraussehen, wie sich bis dahin die diplomatischen Verhältnisse in Europa gestalten mögen? wir sind nicht etwa gemeint, hiermit eine Revolution zu weissagen, eine solche würde zu gar nichts führen, würde Allen schaden und Niemanden nützen. Aber man hört viele Engländer selbst über den Werth des Besitzes der jonischen Inseln, mit alleiniger Ausnahme von Corfu, sich zweifelnd äußern. Weit entfernt, die Macht Englands zu verstärken, bieten sie in ihrer Abgelegenheit vom Mittelpunkte der englischen Macht nur eben so viele leicht verwundbare Punkte dar: während nur Corfu als eine Festung, als ein trefflicher Hafen und als der Schlüssel zum adriatischen Meere für den brittischen Dreizack von Wichtigkeit ist. Wenn daher das griechische Reich fortfährt sich glücklich zu entwickeln, und wenn es in seiner innern und äußern Politik eine liberale Richtung einschlägt, wodurch es ein Gegengewicht gegen Rußlands politisches Uebergewicht in diesen Gegenden bilden würde, so gehört es gar nicht in das Reich der Unmöglichkeiten, daß England auf friedlichem und gütlichem Wege, gegen Sicherung einiger Handelsvortheile, in eine Vereinigung der fünf südlichen Inseln mit Griechenland willigen möchte.

Diese Betrachtungen knüpften sich an unsern kurzen Besuch der Universität auf Corfu, und an die im Gespräche mit dortigen Freunden gegenseitig entwickelten Ansichten. Unterdeß war der Nachmittag herangekommen, und es blieb nur noch Zeit zu einem Spaziergange um die Stadt, um wenigstens einen Blick auf die wohlgepflegten, reizenden Baumpflanzungen und Gärten zu werfen. Bald mahnte der von neuem aufsteigende Rauch des Dampfschiffes an die Rückkehr an Bord. Wir kauften schnell am Hafen noch einige Orangen „aus den Gärten des Alkinoos" ein, und bestiegen dann wieder unser schwimmendes Haus, wo sich unter andern neuen Reisegefährten auch eins der fünf Mitglieder des executiven Rathes, der Senator für Zakynthos Hr. Pl. einfand, der bei seiner Abfahrt vom Ufer mit sieben Kanonenschüssen von der Festung begrüßt ward. Die Unterhaltungen während der fernern Seefahrt mit diesem verständigen und wohlwollenden, aber in seiner Bildung durchaus verwälschten und das Griechische nur radebrechenden Manne dienten den oben dargelegten Bemerkungen nur zu weiterer Bestätigung; indeß versteht sich von selbst, daß wir an den Verhältnissen der englischen Schutzherrschaft mit der nöthigen Zurückhaltung vorüberglitten. Freier durfte sich darüber ein verständiger jonischer Krämer auf dem Vordertheile des Schiffes äußern.

Chronik der Reisen.

Tagebuch eines Ausfluges von Adelaide an den Murray-Fluß und den Alexandrina-See im December 1837.

(Von R. Cock, W. Finlayson, A. Wyatt und G. Barton.)

Montag den 25 December. — Nachdem wir uns mit Lebensmitteln auf acht Tage, einem Packpferde hiezu und einer wollenen Decke für jeden der Gesellschaft versehen hatten, reisten wir um 8 Uhr Morgens von Adelaide ab, und erreichten gegen 12 Uhr den Gipfel der Mount-Lofty-Kette. Die Aussicht ist in vielen Strichen dieser Kette sehr großartig. Viele der Abhänge sind mit schönen großen Stämmen von der sogenannten stringy bark (Faserrinde) Gattung bedeckt, unter denen wir zwei Bäume fanden, die beim Messen einen Umfang von 36 bis 40 und einen halben Fuß hatten. Mehrere Hügel waren zu Weinreben sehr geeignet. Ungefähr 6 Meilen weiter kamen wir zu einer seltsamen Quelle; das in ihrer Umgebung wachsende Gras war sehr dick, und die Quelle sprang 4 Fuß über die Fläche des Bodens empor; der ganze Umfang derselben an ihrem Grunde beträgt 50 Fuß. Man erhält das Wasser im Ueberflusse, wenn man das Gras an dem Gipfel dieser konischen Form andrückt. Wir tranken Alle davon und fanden es sehr gut. Als wir einen tiefen Abhang mit sumpfigem Boden passirten, blieb unser Packpferd darin stecken. Nach vierstündiger Arbeit machten wir das arme Thier wieder frei, ohne daß es verletzt war. Für die kommende Nacht schlugen wir unser Lager an der Seite jenes Abhanges auf.

Dienstag den 26 December. — Wir setzten gegen 7 Uhr des Morgens unsern Weg in nordöstlicher Richtung bis Morgens 9 Uhr, den Lofty-Berg südwestlich lassend, fort, wo wir uns südlich wandten. Die Gegend, durch welche wir kamen, war sehr dicht mit stringy bark bewachsen. Wir sahen einen Baum, welchen der Blitz zusammengeschlagen hatte, was uns das furchtbarste Bild von der schrecklichen Wirkung des elektrischen Stoffes gab. Der Baum war offenbar einer der größten gewesen, und mußte durch den Streich wie ein Rohr vernichtet worden seyn. Wir fanden zuerst einen großen Splitter, und

Digitized by Google

als wir etwa 40 Schritte weiter kamen, trafen wir auf eine Stelle, wo die Trümmer des zu tausend Stücken zerschmetterten Baumes umherlagen. Einzelne Stücke waren 50 Zoll tief in den Boden eingeschlagen, so daß unsere Bemühungen, sie herauszuziehen, vergebens waren. Selbst die Bäume in einer größern Entfernung davon hatten durch dieselbe Erschütterung gelitten, indem an der Seite derselben, welche dem zertrümmerten Baume zu lag, alle Rinde abgeschält war. Gegen 10 Uhr Morgens kamen wir durch eine sehr tiefe Schlucht, in deren Grund ein Bach mit sehr hellem und kühlem Wasser floß. Mit vieler Schwierigkeit drangen wir durch das Unterholz, das auf beiden Seiten wuchs und den Strom bedeckte. Die stringy bark Bäume auf beiden Seiten des Abhanges waren sehr groß und schön. Unser Weg in östlicher Richtung ging auf einer schön mit Wald umgebenen Gegend hin, die sich in sanften Hügeln erhob, von denen jedoch der größere Theil steinig war. Gegen 2 Uhr kamen wir in eine aufnehmend fruchtbare Gegend, wo Känguru-Gras dicht und üppig wuchs. Nachdem wir noch eine halbe Stunde Wegs zurückgelegt hatten, gelangten wir zu einer Reihe von Teichen, deren Wasser vortrefflich war. Wir gingen fortwährend durch Ketten von Morästen, bis wir nach Verlauf von anderthalb Stunden deren vier hinter uns hatten. Wir untersuchten einen derselben mit dem Senkblei, und fanden, daß das Wasser zwei Klafter tief war. Aus dem Anschein schlossen wir, daß sie ein, drei, auch vier Klafter tief waren. Niemals erblickte das menschliche Auge eine schönere Gegend; allein bei den niedern Ufern der Flüsse wird sie zu gewissen Jahreszeiten nicht ganz von Ueberschwemmungen verschont bleiben. Wir lagerten uns gegen 6 Uhr Nachmittags. Nachdem unsere Hütte aufgeschlagen war, gingen einige von der Gesellschaft auf die Jagd und schossen eine Taube mit bronzefarbigen Flügeln.

Mittwoch den 27 December. — Gegen 6 Uhr Morgens brachen wir auf, und hatten den Barker-Berg 7 Meilen südöstlich, wohin wir nun unsere Richtung nahmen. Nach einem Wege von 3 Meilen kamen wir an einen großen Sumpf, der in östlicher Richtung in einer ebenen Gegend lag. Mit Ausnahme dieses Sumpfes schien der Boden äußerst fruchtbar, indem auf den höchsten Gipfeln der Anhöhen Känguru-Gras wuchs. In vielen Stellen reichte dasselbe bis an die Brust eines Mannes. Trotz der üppigen Weide sahen wir dennoch bloß ein einziges Känguru. Das Stammholz an dieser Stelle war alles von der Gattung, die man den blauen Gummibaum nennt. Viele dieser Bäume waren von bedeutender Größe. Eine Menge Vögel flog umher, die jedoch so scheu waren, daß man sie selten schießen konnte. Gegen 9 Uhr begannen wir den Barker-Berg zu besteigen. An seinen Seiten wächst Stammholz verschiedener Art. Die Ersteigung dieses Berges ist durch seine felsige Formation erschwert. Wir kletterten jedoch bis auf den Gipfel, und hätten, wenn das Wetter hell gewesen wäre, eine weite Aussicht nach allen Richtungen gehabt. Dennoch sahen wir den Lofty-Berg nordwestlich auf 20 Meilen; Sumpf nordwestlich 5 Meilen weit; den Alexandrina-See südöstlich 30 Meilen weit; Sandhügel, die man für das Gestade der Encounter-Bai hält, 50 Meilen weit. Der Barker-Berg besteht aus zwei Theilen, von denen der eine höher ist als der andere. Wir bestiegen den höhern derselben, welcher einen abgesonderten Berg von sehr bedeutender Höhe bildet, jedoch nicht, wie Capitän Sturt behauptet, das Ende einer Bergkette ist. Wenn man denselben vom See aus sieht, so könnte man dieß sehr leicht glauben, weil das Land zwischen ihm und dem See sehr hüglich ist. Wir verließen nun den Barker-Berg, und fuhren unsern Weg durch eine Gegend fort, die man mit Recht das Hochland dieses Theils der Provinz nennen könnte. Wir fanden daselbst frisches Wasser im Ueberflusse. Nachdem wir den Barker-Berg verlassen hatten, kamen wir im Verlaufe von etwa einer Stunde über drei oder vier Flüsse. Die Gegend ist für den Ackerbau nicht geeignet, nicht allein wegen ihrer Unebenheit, sondern wegen der vielen Felsen, von denen sie durchschnitten ist; dagegen möchte sie zum Halten von Schafen sehr geeignet seyn. Gegen 5 Uhr kamen wir in eine nicht so felsige Gegend mit weit niedrigerem Boden, welcher zugleich von der Sonne sehr ausgetrocknet war. Wir kamen an zwei verlassenen Hütten von Eingebornen vorüber, und erreichten gegen 4 Uhr einen sehr schönen Fluß, welcher bei nasser Jahreszeit bedeutend seyn muß. In der Nähe desselben schlugen wir für den Abend unser Lager auf.

Donnerstag den 28 December. — Da heute der Jahrestag der Ankunft des Gouverneurs auf der Colonie war, so nannten wir zu Ehren Sr. Excellenz den Fluß, den wir passirt hatten, Hindmarsh. Wir feuerten eine Salve ab und gaben drei Freudenrufe, worauf wir unsern Marsch in südöstlicher Richtung fortsetzten. Gegen 8 Uhr kamen wir an eine sehr unfruchtbare Hügelkette, wo uns häufige Spuren von einem kürzlich hier vorgefallenen Brand aufstießen. Wir stießen unterwegs auf neun Kängurus, einige von der Gesellschaft machten Jagd auf sie, jedoch ohne Erfolg. Einzelne Stellen waren grün bewachsen, im Allgemeinen jedoch ist die Gegend unfruchtbar. Gerade gegenüber von uns lag ein scrub *) Wald, dessen Ausgang wir nicht sehen konnten, und der sich über die ganze Umgegend zu erstrecken schien. Da er gerade auf unserem Wege lag, so beschlossen wir, den Durchgang durch denselben zu versuchen. Gegen 11 Uhr traten wir in denselben ein, und fanden, daß der Boden aus reinem Sande bestand, der Scrub war zwei Meilen weit ziemlich licht, wurde aber immer dichter, während unser Weg durch die gefallenen Bäume, die allenthalben umherlagen, sehr ungangbar gemacht war. Einige Zeit drangen wir vorwärts, in der Hoffnung, daß irgend eine Anhöhe uns freies Feld zeigen würde, aber vergebens. Eine Anhöhe nach der andern zeigte uns weiter nichts als ein Meer von dichtem Wald; nachdem wir so gegen 6 Meilen fortgewandert waren, beschlossen wir, nach einem Theile des Scrub, welcher vor kurzem erst abgebrannt war, zurückzukehren, und uns daselbst die Gewißheit zu verschaffen, wo das Feuer entstanden sey. Wir gingen demnach weiter, und erblickten eine Scene von Verwüstung, von der man sich kaum einen Begriff machen kann. Der Wald war vom Feuer verzehrt, dessen schwarze Ueberbleibsel zugleich mit dem blendenden Weiß des Sandes und der überall herrschenden Stille der Gegend ein höchst trauriges Ansehen verlieh. Bald fanden wir wieder grünes Buschwerk, und wurden so in der Hoffnung, einen Ausgang zu finden, getäuscht. Wir beschlossen nun, auf einen Hügel in der Entfernung von 7 oder 8 Meilen loszugehen, und hatten, als wir dessen Gipfel erreichten, das Vergnügen, die Feuer der Eingebornen an dem Ufer des Murray brennen zu sehen. Da unser Wasser beinahe zu Ende war, und wir es für zu gewagt hielten, den Weg durch den Wald wieder zu erzwingen, so gingen wir in der größtmöglichen Eile vorwärts, in der Hoffnung, in dieser Richtung Wasser zu finden. Nachdem wir die Höhe verlassen hatten, wurde die Gegend schnell besser. Wir sahen überall Kängurus weiden. Auf einer Strecke von 3 oder 4 Meilen sahen wir deren gegen zwanzig. Acht Meilen von dem so eben erwähnten Berge kamen wir zu dem Hindmarsh, etwa 7 oder 8 Meilen unterhalb der Stelle, wo wir den vorigen Abend geschlafen hatten. Die Gegend, durch die wir heute noch kamen, war gegen das Ende unserer Reise sehr unbedeutend. Wir blieben hier über Nacht. (Schluß folgt.)

*) Wahrscheinlich eine Cypressenart.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 220.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 August 1838.

Veracruz.

Das Interesse, welches die Streitigkeiten zwischen Frankreich und Mexico in diesem Augenblick der Stadt Veracruz geben, mag folgendes Bruchstück aus der Reise eines anonymen Nordamerikaners nach Mexico im Jahre 1836 nicht unwillkommen machen. Es ist aus dem American Mechanics Magazine entlehnt. „Wir erreichten den Hafen Abends den 18 Jun., und der Tagesanbruch des nächsten Morgens eröffnete uns ein Schauspiel, das unsre Aufmerksamkeit lebhaft erregte. Die Luft war ungewöhnlich klar, und ein leichter Seewind gab ihr eine angenehme Kühlung. Vor uns lag die alte und verfallen aussehende Stadt Veracruz mit ihren prachtvollen Kirchen und ihren Gebäuden in maurischem Styl; hinter uns lag das Fort San Juan de Ulloa, links der Berggipfel von San Martin und sein Nachbar, und eine Menge von Baien und Inseln, welche von Fischerbooten belebt waren; südwestlich erhob sich der Orizaba 17,400 Fuß mit einem majestätischen Schneegipfel, welcher die Strahlen der aufgehenden Sonne in Rosenfarbe zurückwarf. Nach zwei Tagen landeten wir an dem Molo, fanden wenig Schwierigkeiten auf der Douane und etablirten uns in einem reinlichen Hote, das W. Fulton, einem Nordamerikaner, gehört.

Veracruz ist eine regelmäßig gebaute Stadt mit rechtwinklichten, meistens breiten Straßen, die aber sehr unreinlich gehalten werden. Die Masse todter und verfaulender Thiere und anderer Schmutz, welchen man überall liegen sieht, wären hinreichend, die Luft in einem weit kältern Klima zu verpesten. Das Pflaster ist gut, und die breiten Trottoirs, aus Mörtel von Kalk, Sand und Muscheln, sind vortrefflich. Alle Häuser haben flache Dächer, welche mit großer Sorgfalt rein gehalten werden, um das Wasser, das von ihnen in große Cisternen läuft, unverdorben zu erhalten. Die öffentlichen Gebäude bestehen in einem Palast, den der Gouverneur bewohnt, einer Douane, Kirchen, einigen Klöstern, einem Theater, Spitälern und Casernen. Der öffentliche Platz ist groß, aber weder elegant noch interessant. Auf seiner Nordseite liegt der Palast, ein sehr unansehnliches Gebäude, auf der Ostseite die Hauptkirche, von alter, halb maurischer Bauart, auf der West- und Südseite Privathäuser mit Wohnungen über und Buden unter den Säulengängen. Die Privatwohnungen haben große, luftige und hohe Zimmer, einige sind elegant und tragen kleine Thürme auf den Dächern, von denen man die Seeluft genießt, was in diesem Klima ein unschätzbarer Vortheil ist. Die furchtbare, locale Krankheit, il Vomito, herrschte gerade und erlaubte uns nicht in der Sonne auszugehen, aber Abends ergingen wir uns, besonders auf dem Molo, dem Hauptspaziergang der Stadt. Dieser ist gegenwärtig sehr zerfallen, und die längst beschlossenen Bauten zu seiner Wiederherstellung sind noch nicht begonnen. Aber das Klima von Mexico scheint sehr zum Verzögern einzuladen, und man hört nichts als manana (Morgen). Aber so wie er ist, bleibt der Molo den Einwohnern unschätzbar, und sie versammeln sich auf ihm, um zu plaudern, den Seewind zu genießen, und zu rauchen, was beide Geschlechter mit großem Eifer thun.

Die Alameda liegt südöstlich von der Stadt, beginnt an dem Ostthore, und ist etwa eine Drittelmeile lang. Sie muß früher ein schöner, geräumiger und schattiger Spaziergang gewesen seyn, auf dem aber nur noch einige der Bäume stehen, welche früher Alleen bildeten. Der Weg zwischen diesen ist gut gepflastert, und von Distanz zu Distanz mit zierlichen steinernen Bänken für die Spaziergänger besetzt. Die Vertheidigungswerke von Veracruz sind sehr stark. Das hauptsächlichste derselben ist das Fort San Juan de Ulloa, das auf einer Insel, nördlich von der Stadt, in der Entfernung von etwa einer halben englischen Meile liegt. Die Festung ist von guten Ingenieurs und solid gebaut, ist reichlich mit Artillerie versehen, enthält ungeheure Wasserbehälter und Raum für eine Garnison von 3000 Mann. Sie bildet ein Viereck mit vier Bastionen, von denen die südliche an den Hafen stößt, der bis an den Wall hin eine Tiefe von fünf Klaftern hat. An dem Wall hin sind große Ringe in die Mauer eingelassen, an denen Schiffe angelegt werden können, welche die Festung vor dem heftigen Nordwinde des Golfs schützt. Die übrigen drei Bastionen liegen theils am Hafen, theils an einem tiefen und breiten Graben, der ein Glacis hat. Man sagt, daß die Werke 35 Millionen Piaster gekostet haben. Die Bevölkerung der Stadt übersteigt gegenwärtig 5000 Seelen nicht. Früher belief sie sich auf 13-

Digitized by Google

bis 15,000. Aber der Handel hat sehr abgenommen, und die Abnahme der Bevölkerung mit sich gezogen, was theils den unzähligen Revolutionen und der Unstätigkeit aller Dinge im Lande seit zwanzig Jahren, theils der Höhe der Zölle zuzuschreiben ist, welche den größten Theil des Handels in die Hände der Schmuggler werfen. Der Hafen ist mittelmäßig, er ist nicht tief genug, um das Ausladen der Schiffe ohne Boote zu erlauben, und dem Nordwind sehr ausgesetzt, aber es wäre leicht, dem Uebel durch eine Werfte von einer halben Meile im Norden der Stadt abzuhelfen. Die Umgegend ist sandig und unfruchtbar, doch sind die Märkte der Stadt gut versehen, aber zu sehr hohem Preise.

Nachrichten über die Anstalten für Wissenschaft, Kunst und öffentlichen Unterricht in St. Petersburg.

Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

Die Akademie der Wissenschaften besitzt eine große Anzahl von meist sehr kostbaren Sammlungen; nur ist es zu bedauern, daß darüber noch kein ausführlicher Katalog existirt, obgleich verschiedene Akademiker schon seit langer Zeit daran arbeiten, diese Lücke auszufüllen. Zu diesen Sammlungen gehört: 1) die Bibliothek. Die, welche die Akademie im Jahre 1726 empfing, um daraus den Kern der nachmaligen so reichen Sammlung zu gründen, war von dem Leibarzte des Hofes Peters des Großen, Areskin, gestiftet. Anfangs bestand sie nur aus 2500 Bänden, größtentheils theologischen und philosophischen Inhalts, die man in Mitau erbeutet hatte, und sie, nachdem man noch einige physische und medicinische Werke aus Moskau hinzugefügt, im Jahre 1719 im Sommerpalais aufstellte. Als sie sich durch die Sammlungen des Grafen Bruce, des Adam Winnius, Pitkarn's, Palmstrick's, und dann auch durch die von Areskin bis zu 4200 Bänden vergrößert hatte, wurde sie nach einem Hause in dem Litaina-Stadttheil, darauf aber, als sie noch durch einen Ankauf, welchen der Bibliothekar Schuhmacher in Paris gemacht, und durch 484 aus dem Nachlasse des Ministers, Baron Schafirow, herstammenden Bänden bereichert war, im Jahr 1728 nach Wassili-Ostrof in ein an der Newa eigens dafür erbautes Haus versetzt, und zwei Tage wöchentlich dem Publicum eröffnet. Alle Bücher, Plane, Karten und Zeichnungen des erhabenen Gründers der Akademie wurden dieser Bibliothek einverleibt, die im Jahre 1735 noch die Bücher des Feldmarschalls Bruce und des Doctors Policola erhielt. Die Buchhandlung, die in demselben Jahr für die Akademie gebildet wurde, erhielt den speciellen Befehl, alle merkwürdigen Werke, die in allen Ländern erschienen, für die Bibliothek anzuschaffen. Der erste, freilich nicht streng geordnete Katalog erschien 1742 in drei Octavbänden, und ist jetzt sehr selten geworden. Mehrere andere Büchersammlungen wurden der Akademiebibliothek einverleibt, für die, da das alte Gebäude abgebrannt war, ein neues erbaut wurde. Katharina II gab ihr im J. 1772 die berühmte Bibliothek des Fürsten Radziwil in Niesviez, und die bis dahin in Frankfurt befindlichen Manuscripte Keplers zu 18 Bänden. Im J. 1777 zählte man schon 36,000 und 1794 mehr als 60,000 Bände. Seitdem macht man jährlich neue Acquisitionen, andere Akademien und große Gelehrte senden ihre Werke ein, und man kauft, wo man nur kann, Manuscripte, vorzüglich in orientalischen Sprachen. Obgleich die Akademie Mehreres den Universitäten Moskau und Helsingfors abgetreten, zählte ihre Bibliothek nach einer 1831 vorgenommenen Revision doch 101,116 Bände, die Manuscripte mit einbegriffen.

Unter den gedruckten Werken gehören 600 der Theologie an, von welchen einige höchst merkwürdige, wie die Biblia russka von 1518, eine Uebersetzung der fünf Bücher Mosis durch Skorina von Polozk, gedruckt zu Prag in 4° und mit Vignetten und Holzschnitten versehen; dann der Apostol, nämlich die Werke der Apostel und die Episteln, das erste in Rußland, zu Moskau, 1561 gedruckte Buch, auf Papier, das aus englischer Fabrik herzustammen scheint, und mit sehr schönen Buchstaben; die Bibel von Ostrog, Folio, Ostrog 1581, der erste vollständige Bibeldruck; die Moskauische Bibel, Fol. 1663. Dann ist bemerkenswerth ein Handbuch über den Complimentenstyl vom Jahr 1707, das erste mit sogenannter Civilschrift (grashdanskie litery) gedruckte Buch, die Peter der Große in Amsterdam gießen ließ; zwei Werke in glagolitischer Sprache; eine armenische, in Konstantinopel gedruckte Bibel; drei seltene Ausgaben polnischer Bibelübersetzungen; ein Cicero de officiis, auf Velin in klein Folio 1466 von Johann Faust gedruckt; die erste Ausgabe der Commentarien von Herberstein vom Jahr 1551 u. s. w.

Bedeutende Manuscripte griechischer Autoren besitzt die Bibliothek nicht; die vorhandenen sind aus dem 14ten Jahrhundert, also aus einer uns noch zu nahe liegenden Zeit. Dagegen sind die in Sibirien aufgefundenen tangutischen und mongolischen, so wie die in andern orientalischen Sprachen, von hohem Werthe; sie gehören eigentlich dem „asiatischen Museum," dessen wir später erwähnen werden. — Als eine Merkwürdigkeit dürfte noch das naturhistorische Werk der berühmten Miniaturmalerin Marie Sibylle Merian, vom Ende des 17ten Jahrhunderts, anzuführen seyn, das mit Malereien von Blumen, Raupen und Schmetterlingen, welche mit einer bewundernswürdigen Genauigkeit und Feinheit auf Velinpapier ausgeführt sind, geziert ist. Ein ähnliches, für die Naturgeschichte wichtiges Werk, das die Bibliothek im Jahr 1782 erhielt, ist die vorher dem Dr. Fothergill gehörende Sammlung von Abbildungen aus der Thier- und Pflanzenwelt, ausgeführt von den bedeutendsten Künstlern Englands. Andere sehr kostbare Gegenstände sind: 16 Bände in Folio, welche die Geschäftsrapporte der Minister Peters des Großen vom Jahre 1711 bis 1716 enthalten; dann 30 Bände der Ministerialcorrespondenz des Fürsten Mentschikow von 1703 bis 1716; die Originalhandschrift der von Katharina II für die Gesetzcommission entworfenen Instruction, oder wie der Titel sagt: „Materialien, überliefert dem Senat, welche dazu dienen sollen, um eine Instruction für die mit dem Gesetzentwurf beauftragte Commission zu bilden." Außerdem sind noch zu erwähnen: der Nestor von Radziwil,

Digitized by Google

von welchem Peter der Große schon 1713 eine Copie in Königsberg anfertigen ließ; die patriarchalischen Annalen bis zum Jahr 1456; die Chronik der Zaaren von 1254 bis 1423, mit 3300 Abbildungen; die Bücher des Roerâd, und sehr alte genealogische Werke.

2) Ferner gehört zu der Akademie das „asiatische Museum," welches durch die Bemühungen des in jeder Hinsicht ausgezeichneten, wirklichen Geheimenrath Uwarow, Präsidenten der Akademie der Wissenschaften und gegenwärtig Minister des öffentlichen Unterrichts und der Volksaufklärung, und durch das gelehrte Mitglied der Akademie, Hrn. v. Frähn, gegründet wurde. Dieses Museum enthält gegenwärtig alle die in andern Sammlungen früher zerstreut gewesenen Gegenstände, die sich auf Literatur, Alterthümer und Künste des Orients beziehen. Es sind nämlich gegen 3000 kleine, chinesisch gedruckte Bände, welche sich in mehr als 200 Portefeuilles befinden, und zu welchen die Dialoge des Confucius, chinesische Wörterbücher, dann mandschuchinesische und mongolisch-mandschuische Dictionarien und eine Mandschu-Grammatik gehören; ferner eine reiche Sammlung von tibetanischen und mongolischen Werken, mit Charakteren, theils in Gold, theils in Silber und schwarz, welche theilweise im Jahre 1720 in einem Tempel am Irtisch in Sibirien, theilweise auf der Reise der HH. Müller und Pallas aufgefunden wurden. Dann arabische, persische, türkische, japanische u. s. w. Manuscripte. Mongolische, zum Cultus des Buddha gehörende Götzenbilder von vergoldetem Kupfer. Muhammedanische, chinesische und japanische Münzsammlungen. Endlich chinesische Malereien und ausgezeichnet reiche Sammlungen von Instrumenten, Hausgeräthen, Luxusartikeln, Kunstgegenständen, Kleidungen aller Völker des Orients, hauptsächlich aber der Chinesen und Japaner. Es würde zu weit führen, die Manuscripte in orientalischen Sprachen, persische, arabische und türkische, an Zahl mehr als 700, zu detailliren, welche im Jahre 1819 und 1825 von dem Ritter Rousseau, französischen Generalconsul in Bagdad, und dort von demselben gesammelt, gekauft wurden. Es existirt darüber eine ausführliche Beschreibung von Hrn. von Frähn, und wir erwähnen nur, daß sich in dieser Sammlung die ausgezeichnetsten historischen, poetischen und philosophischen Werke befinden. Die muhamedanischen Münzen und Medaillen, deren Anzahl sich 1817 schon auf 14,574 Stück belief, sind hauptsächlich im Jahr 1828 noch durch die Entschädigungssumme vermehrt, welche damals Persien an Rußland zahlen mußte, und worunter sich große goldne Medaillen, größtentheils von der Regierung des Aga Mohammed Khan, viele Silbermünzen, in allem 633 neue Pieçen, und unter diesen ein „Seidschuk'or" von Iran vom Jahr 1095, und ein „Atabek'or" von Mosul, vom Jahre 1177 als höchst seltne und kostbare Stücke befanden. Dieses Cabinet, über welches Hr. v. Frähn einen Katalog geschrieben, dürfte nicht mehr irgendwo seines Gleichen haben.

3) Das „Ägyptische Museum," wurde 1825 aus der Sammlung des Mailänders Castiglione in Alexandrien und Cairo gebildet, und besteht aus ungefähr 1000 Gegenständen, als Papyrusrollen, Mumien, Götzen, Statuen, Basreliefs, Hausgeräthe und Zierrathen. Im Jahre 1831 bereicherte es der Admiral v. Heyden durch einen Grabstein, auf welchem sich hieroglyphische Figuren befanden, und mit einem andern ägyptischen Stein, den er in Griechenland gefunden hatte.

4) Das „ethnographische Museum" wurde 1831 aus den Kleidungen, Geräthen u. dgl. verschiedener sibirischer Völker gebildet, welche Gegenstände man sonst in der Kunstkammer aufbewahrte, und denen man dann noch die Merkwürdigkeiten hinzufügte, welche Mertens auf seiner Reise um die Welt gesammelt hatte, so wie ein Portefeuille mit Zeichnungen, die von den See-Expeditionen der Schiffe Moller und Seniâvin herstammten. Die Sammlung der Zeichnungen besteht aus 1028 Blättern.

5) Das „Medaillen-Cabinet," oder eigentlich sogenannte numismatische Museum ward durch Peter den Großen selbst gegründet, erhielt aber in der Folge nur schwachen Zuwachs. Selbst bis zu den neuesten Zeiten war die Sammlung antiker Münzen, vornämlich griechischer, sehr unvollständig, bis im Jahre 1823 die Akademie für die Summe von 50,000 Rubeln das reiche Medaillencabinet des Generals Grafen v. Suchtelen kaufte. Die Zahl der Stücke, woraus diese kostbare Sammlung besteht, beläuft sich auf 12,000, worunter 183 goldne und 3758 silberne. Der Akademiker und berühmte Hellenist, Hr. Gräfe, hat darüber einen Catalog angefertigt. Man hat auch noch unter Anderm 296 silberne Münzen angekauft, welche Copien von griechischen und römischen Stücken, und mit vieler Kunst von Hrn. Beker zu Offenbach angefertigt sind. Das russische Cabinet ist sehr merkwürdig; man findet darin eine schöne Sammlung von Münzen und Medaillen bis zur Regierung von Katharina II (gegen 6200 Pieçen); Kaiser Nikolaus bereicherte sie noch mit allen Medaillen, die in St. Petersburg unter den drei letzten Regierungen geprägt wurden, nämlich 20 in Gold, 78 in Silber und 2 in Bronze. Ferner findet man hier noch die schwedischen Medaillen, seit Gustav Wasa bis Friedrich IV, angefertigt durch die Medailleure Karlstein und Hedlinger; dann 150 vergoldete Medaillen aus der Reihe der Päpste, vom heiligen Petrus bis Innocenz XI; 276 auf die Begebenheiten aus der Regierung Ludwig XIV bezügliche Medaillen u. s. w. In demselben Locale werden zugleich noch die kostbaren Gegenstände in Gold und Silber aufbewahrt: Diademe, Waffen, Vasen, Götzenbilder u. s. w., die man in mehreren Grabhügeln in Sibirien fand, eben so die aus allerlei Merkwürdigkeiten bestehenden Sammlungen aus eben demselben Lande, die Messerschmidt und andere reisende Akademiker mitbrachten.

(Fortsetzung folgt.)

Koptische Manuscripte.

Man hat aus Cairo Nachrichten von dem Dr. J. Dujardin erhalten, der von dem Minister des öffentlichen Unterrichts nach Aegypten geschickt wurde, um Abschriften koptischer Manuscripte zu sammeln. Hrn. Dujardin, der sich seit zwei Monaten in jener Stadt aufhielt und dort den Hrn. Botta, der für das Museum der Naturgeschichte von Paris reist, getroffen hat, ist es bereits gelungen, sich dreißig Manuscripte

Digitized by Google

zu verſchaffen, welche der königlichen Bibliothek gänzlich fehlen. Dieſe Manuſcripte, theils in dem Dialekt von Memphis, theils in dem von Said geſchrieben, ſind theils einzelne Stücke der Bibel, theils Bücher, welche von der Kirche als apokryph erklärt ſind, darum aber in philologiſcher Hinſicht nicht minderes Intereſſe darbieten, wie z. B. die Geſchichte des heiligen Andreas, des h. Georg, des h. Geſtos, des h. Ptolemäus, und unter den Büchern der Bibel die Propheten Jeſaias und Jeremias, die Weisheit Salomonis, der Prediger, das Buch Hiob und die beiden erſten Bücher der Könige. (Echo du Monde Savant Nr. 80.)

Chronik der Reiſen.

Tagebuch eines Ausfluges von Adelaide an den Murray-Fluß und den Alexandrina-See im December 1837.

(Schluß.)

Freitag den 29 December. — Wir brachen Morgens um 6 Uhr auf und reiſten am Hindmarſh hinab, in der Abſicht, den See in dieſer Richtung zu unterſuchen. An der Stelle, von der wir ausgingen, waren die Tümpel in dem Hindmarſh ein bis zwei Klafter tief, als wir aber weiter hinabkamen, gewann er das Anſehen eines Fluſſes, der ſich hie und da in lange Strecken ohne irgend eine Unterbrechung ausdehnte. Er floß durch ein felſiges Bett, auch ſtrömten ihm alle Gewäſſer der umliegenden Gegend zu. Wir jagten eine Menge wilder Enten auf, und ſchoſſen auch zwei derſelben. Die Gegend war ihrem Charakter nach Hochland, für die Weide ſehr gelegen, für den Aderbau aber nicht paſſend. Gegen 12 Uhr kamen wir in einen kleinen Wald von ziemlich krüppelhaften Fichten. Von hier aus fing das Land an ebener zu werden, was mehrere Meilen währte; der Boden ſchien ſo gut als irgendwo in der Nähe von Adelaide. Nachmittags ſahen wir den See in bedeutender Entfernung vor uns, und kamen an einigen Hütten vorüber, von denen eine von größerer Bauart war, als die in der Nähe von Adelaide, auch ſchien das Holz, aus dem ſie erbaut war, mit einem ſcharfen eiſernen Werkzeuge gehauen zu ſeyn. An den Ufern des Hindmarſh ſahen wir auch viele Muſcheln, und menſchliche Fußſtapfen von Eingebornen, die offenbar zu einer Zeit, wo der Grund naß war, eingedrückt waren. Wir nahmen hier unſern Aufenthalt für die Nacht, und nachdem wir unſere Hütte errichtet hatten, beſtiegen zwei von der Geſellſchaft eine Anhöhe, von wo aus ſie den See 5 oder 6 Meilen weit überſahen.

Sonntag den 31 December. — Gegen 6 Uhr Morgens traten wir unſern Weg nach dem See an, und hielten uns dabei fortwährend an den Hindmarſh. Wir kamen mitunter durch ausgezeichnet ſchöne Gegenden. Ungefähr 2 Meilen vom See hörte der Fluß auf, indem er ſich, wie wir vermutheten, in einem in der Nähe befindlichen Sumpf, den wir zu unſerer Linken ſahen, verlor. Wir waren dem Laufe dieſes Fluſſes 24 Meilen weit gefolgt, auch zeigte die Tiefe einzelner kleiner Tümpel in ſeinem Bett an der Stelle, wo wir ihn zuerſt ſahen, daß wir ziemlich weit von ſeiner Quelle entfernt ſeyn mußten. Gegen 8 Uhr ſahen wir den See in der Entfernung von einer halben Meile. Einer von uns ſtieg auf einen Baum und nahm die Lage auf; der Barker-Berg lag nordweſtlich 55 Meilen entfernt. Nachdem wir eine Viertelmeile weiter gegangen waren, gelangten wir an ein tiefes Thal, das an der Seite des Sees mit Schilf bewachſen war. Einer von der Geſellſchaft wagte ſich durch den Schilf hindurch und erreichte den See; wir Alle folgten bis an die Kniee im Waſſer und erreichten ſeine Ufer. Hier fanden wir uns für alle die Mühſeligkeiten, die wir ſeit unſerer Abreiſe von Adelaide ausgeſtanden hatten, reichlich belohnt. Der See ſcheint ſehr groß, auch iſt deſſen Waſſer ganz ſüß und friſch. Eine kleine Inſel in der Entfernung von 8 oder 10 Meilen öſtlich hemmte unſere Ausſicht in dieſer Richtung; Land konnte aber weder nördlich noch ſüdlich erblickt werden, indem die Ausſicht durch den Schilf zu ſehr verhindert war. Daſſelbe erſtreckte ſich am ganzen Ufer hin, und bildete an der Seite, wo wir ſtanden, für den See eine feſte Schranke. In dem See fanden wir einen ſchönen harten Sand unter unſern Füßen. Das Waſſer hatte eine weißliche Farbe, und der Schaum beſprützte das Ufer, wie die See ihr Geſtade. Das Waſſer ſchien ſehr tief zu ſeyn. Wir vermutheten, der Murray vereinige ſich ungefähr 20 Meilen von da, wo wir ſtanden, mit dem See. Nachdem wir uns mit ſeinem Waſſer erfriſcht hatten, ſagten wir dem Alexandrina-See Lebewohl, ſehr vergnügt, die erſten geweſen zu ſeyn, welche von Adelaide aus zu ihm gelangt waren. Wir ſchnitten einige ſchöne Gattungen Flachs, der in dem Thal im Ueberfluſſe wächſt, ab. Von dem See aus reiſten wir ſchnell in nordweſtlicher Richtung weiter, und kamen etwa nach 8 Meilen zu einem 5 oder 6 Meilen mehr nördlich als der Hindmarſh gelegenen Fluſſe. Derſelbe war beinahe ausgetrocknet; als wir aber 2 oder 3 Meilen aufwärts gekommen waren, fanden wir mehr Waſſer. Dieſer Fluß ſtrömt in paralleler Richtung mit dem Hindmarſh, ausgenommen an ſeinem Ende, wo er ſich nach Weſten zu wendete, und in derſelben Richtung den See zu erreichen ſcheint. Als wir noch weiter aufwärts kamen, ſchien das Bett des Fluſſes weiter und die Ufer ſteiler zu werden, während die ſeeartigen Ausbreitungen des Fluſſes mehr und mehr an Größe zunahmen. Die Gegend auf beiden Seiten des Fluſſes iſt freies Waldland, und war jedenfalls die beſte, die wir geſehen hatten, mit Ausnahme zwiſchen den Ketten des Lofty-Berges und des Barker-Berges, mit dem Unterſchiede, daß die Ebenen an dieſem Fluſſe bei weitem ausgebreiteter waren. Dieſes ſchöne Land reicht bis zu den Gebirgen hin. Graswuchs in Fülle, auch ſahen wir einige ſehr große Kängurus daſelbſt weiden. Hafergras war am meiſten vorhanden. Wir hielten oft an, bewunderten mit Vergnügen den Reichthum der Gegend um uns her, und waren hingeriſſen von der herrlichen Ausſicht mancher Stellen, wobei wir bedauerten, daß wir wegen der Unzulänglichkeit unſerer Vorräthe ſo ſehr als möglich eilen mußten. Zwei Creeks von bedeutendem Umfange fließen an den Fluß. Wir ſchloſſen aus der Tiefe des Bettes, daß zu Zeiten ein großer Waſſerſtrom zwiſchen deſſen Ufern fließen mußte. Wir gaben dieſem Fluſſe den Namen Angas, dem Präſidenten der ſüdauſtraliſchen Compagnie zu Ehren. Gegen 7 Uhr ſchlugen wir in der Nähe der Berge unſer Lager auf; den folgenden Tag gingen wir über die Lofty-Kette zurück, und kamen gerade zu der Zeit zu Adelaide an, die wir uns bei unſerer Abreiſe vorgenommen hatten. Wir begegneten keinem einzigen Eingebornen, und was die eben erwähnten Spuren betrifft, ſo iſt unſere Meinung, daß auf dieſer Seite des Murray und des Sees nur ſehr wenige vorhanden ſind; auch ſcheint hier keine Gefahr von ihnen bei Anlegung von Schäfereien oder landwirthſchaftlichen Etabliſſements auf irgend einem Punkte der großen Strecke, durch welche wir gekommen waren, zu fürchten zu ſeyn. (South Australian Gazette.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 221.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 August 1838.

Theologische Studien in Frankreich.

Auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Theologie geschah in der katholischen Kirche Frankreichs seit dem vorigen Jahrhundert durchaus nichts Erhebliches. Mit dem Verschwinden der Sorbonne und des Port-Royal hat der wissenschaftliche Geist den französischen Clerus in Bezug auf Theologie ganz verlassen. Die hervorragendsten Geistlichen des vorigen Jahrhunderts waren dem Kirchenthume durchaus abgeneigt und wandten ihre Thätigkeit lieber der Philosophie und den übrigen Wissenschaften zu. Wir finden unter ihnen tüchtige Mathematiker, Astronomen, Naturforscher, Geschichtsforscher, Geographen, Rechtsgelehrte und Politiker, dagegen kaum Einen ausgezeichneten Theologen. Die Kämpfe der Revolution erstickten die letzten Regungen wissenschaftlichen Lebens in der Theologie, und das Kaiserreich hatte es bei der Erziehung einer jungen Geistlichkeit mehr auf gehorsame Diener als auf gewandte Denker abgesehen. Die theologischen Schulen, die Priesterseminarien, deren Lenkung Bonaparte in die Hände der Bischöfe gelegt hatte, vollendeten das Werk der Geistestödtung so ganz, daß der selbstständige Gedanke dem gewöhnlichen Geistlichen als Sünde erscheint. Auf das Auswendiglernen eines scholastischen Handbuches der Dogmatik und Moraltheologie beschränkt sich die Erziehung der Alumnen; die Hülfswissenschaften, als da sind: Exegese des Alten und Neuen Testamentes, biblische und christliche Alterthümer, Patrologie und Patristik, Kirchen- und Ketzergeschichte, Homiletik und Katechetik sind nicht einmal dem Namen nach bekannt. Alle selbstständigen Arbeiten der Candidaten der Theologie beschränken sich auf die Anfertigung von schwülstigen Predigtvorträgen, wobei man ein besonderes Gewicht auf den Gebrauch der Redefiguren, so wie überhaupt auf pedantische Anwendung der Regeln der Rhetorik legt. Eine Monographie zu schreiben, ein wissenschaftliches Thema kritisch zu beleuchten, fällt selbst keinem Professor ein. Die Alumnen der Priesterseminarien sollen überhaupt nur die ihnen vorgeschriebenen Bücher lesen, ein anderes wird durchaus nicht in ihren Zellen geduldet. Von den Kirchenvätern wissen sie gerade so viel, als zur Beweisführung fürs Dogma und die Moral in den Handbüchern steht. An ein Lesen der Bücher des Alten und Neuen Testamentes in der Ursprache ist durchaus nicht zu denken.

Wenn sich einige literarische Thätigkeit in der katholischen Kirche Frankreichs zeigt, so bezieht sich dieselbe auf die Abfassung von Büchern zur Belehrung und Erbauung für die Gläubigen. Bücher dieser Art haben gegenwärtig ein großes Publicum. Nebst den wieder aufgelegten ältern Leistungen dieser Gattung finden auch neue Gebet- und Erbauungsbücher großen Absatz. Besonderes Glück machen jene Compilationen, die für ein gemischtes Publicum berechnet sind und die Mitte zwischen wissenschaftlicher und populärer Darstellung halten. Bei diesen schwachen Anfängen literarischer Thätigkeit zeigte sich die Nothwendigkeit tieferer Studien ganz auffallend, und wenn man jetzt an die Verbesserung der theologischen Studien in Frankreich denkt, so ist das Verdienstliche dieser Erscheinung Schriftstellern der genannten Gattung beizulegen. Die bessern Köpfe indessen werden in ihren wissenschaftlichen Bestrebungen auf große Hindernisse stoßen. Manche eingerostete Vorurtheile werden einem Emporstreben nach Licht, wie es sich in der deutsch-katholischen Kirche zeigt, noch lange im Wege stehen. Sie haben eine Art Fatalismus zu bekämpfen, der durch die Grundsätze dieser Kirche veranlaßt wird. Da nämlich der göttliche Geist ununterbrochen für diese Kirche fortwirkt, so sehen die meisten Geistlichen es als überflüssig, wenn nicht gar gottlos an, den eigenen Geist zu gebrauchen. Wenn sie sich überhaupt zu einiger geistigen Thätigkeit verstehen, so geschieht es instinctmäßig, weil der Mensch so wie zu essen und zu trinken, also auch zu denken und zu handeln gezwungen wird.

Man sollte glauben, in der französisch-protestantischen Kirche werde es in wissenschaftlicher Beziehung besser aussehen als in der katholischen. Allein auch hier hat die wissenschaftliche Theologie seit der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eher Rück- als Fortschritte gemacht, denn die herrlichen Leistungen einiger Straßburger Theologen gehören nicht Frankreich, sondern Deutschland an. Doch muß ich zur Ehre der protestantischen Kirche bemerken, daß in ihren Studienanstalten keineswegs der geisttödtende Schlendrian angetroffen wird, der in den katholischen Seminarien sein Wesen treibt. Der Unter-

Digitized by Google

richt der jungen Theologen ist nicht nur vielseitiger, sondern auch gründlicher als der der katholischen Theologen. Eigentlich anregend in wissenschaftlicher Beziehung sind jedoch auch ihre Studien nicht, und wenn hie und da ein gutes Werk zu Tage gefördert wird, so ist es gewiß nicht auf die Rechnung dieser Schulen zu schreiben. In den Unterrichts-, Gebets- und Erbauungsbüchern herrscht ein düsterer Ton. Die Abfasser auch der neuesten Bücher dieser Art stehen noch zu sehr unter der Controle der Reformatoren. In Bezug auf Styl und Anordnung stehen sie denen der Katholiken weit nach.

(Schluß folgt.)

Nachrichten über die Anstalten für Wissenschaft, Kunst und öffentlichen Unterricht in St. Petersburg.

Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

(Schluß.)

Dieses Cabinet, so wie auch die unten folgenden und ein Theil des asiatischen Museums, bildeten früher theilweise das „Cabinet naturhistorischer und Kunstgegenstände," welches Peter I gründete, und zwar durch den Ankauf, den dieser Monarch 1698 in Amsterdam durch eine Sammlung von Vögeln, Fischen und Insecten, und einer Sammlung Mißgeburten aus der kaiserlichen Hofapotheke zu Moskau machte. In der Folge wurde dieses kleine Museum im Sommerpalais zu St. Petersburg aufgestellt, wo es sich 1716 durch das naturhistorische Cabinet des Pharmaceuten Seba und durch die mineralogische und conchyliologische Sammlung des Dr. Gottwald zu Danzig bereicherte. Im J. 1717 kamen auch die trefflichen anatomischen Präparate des berühmten Dr. Ruysch aus Amsterdam dazu, so wie dessen Herbarium und eine Sammlung von mehr als 1000 Pieçen Vögel, Amphibien, Insecten und Schmetterlinge. Unter den Präparaten sind die des menschlichen Auges ausgezeichnet schön, dann der 1690 einbalsamirte Kopf eines jungen Mädchens und eine Menge Embryonen bewundernswerth. Eben so kam 1726 das Cabinet des Leibarztes Areskin hinzu, auf welche Art die Sammlung immer mehr an Ausdehnung gewann. Im J. 1728 wurde sie im neuen Akademiegebäude auf Wassili-Ostrow, zugleich mit der berühmten Gottorp'schen Erdkugel aufgestellt, an welchem Globus man von 1654 bis 1664 gearbeitet hatte, und der ein Geschenk von Friedrich III, Herzog von Holstein, an Peter den Großen war. Bei dem großen Brande 1747 verbrannte dieser Globus, so daß nur das Eisenwerk übrig blieb, wurde aber seitdem durch einen noch viel größern ersetzt. Im J. 1732 empfing die Akademie auch die Wachsbüste Peter des Großen, die nach dem Körper des Verstorbenen vom Grafen Rastrelli gegossen wurde. Diese Büste befindet sich, jetzt einem Gliedermanne aufgesetzt, in einem eigenen Cabinete: Peter der Große sitzt unter einem Baldachin in einem Armstuhl, gekleidet in seinem hellblauen, von der Hand Katharina's I silbergestickten Hochzeitskleide; er trägt seine eignen, dem Verstorbenen abgeschnittenen Haare, eine weiße Halsbinde und Handmanschetten. Unfern von ihm befinden sich noch andere Anzüge des reformirenden Zaars, seine Waffen, der runde, von einer Kugel in der Schlacht von Pultawa durchbohrte Hut, die ausgestopfte Stute Lisette, die er in derselben Schlacht ritt, verschiedene, von seiner Hand angefertigte Elfenbeinarbeiten u. s. w.

Dieses Cabinet, noch durch die des Feldmarschalls Bruce, der Gelehrten Lüder, Müller, Gmelin u. a. m. bereichert, wurde stark beschädigt und verringert durch den Brand von 1747, von dem schon oben die Rede war, und man konnte nur nach und nach die bedeutenden Verluste wieder ersetzen. Gegenwärtig besteht es aus mehrern Abtheilungen.

6) Im „zoologischen Museum" zählte man zu Backmeisters Zeiten 469, theils sehr seltene und bemerkenswerthe Säugethiere. Erman erwähnt darunter als eine ausgezeichnete Merkwürdigkeit ein Bisamthier (moschus moschiferus) aus der Gegend von Irkutsk, einen russischen Auerochsen, einen nördlich vom Flusse Amur getödteten Tiger. Die Vögelsammlung, einzig in ihrer Art, und fast in den Landvögeln complett, ist besonders beachtenswerth durch die Zahl und die Verschiedenheit der Wasservögel, am bemerkenswerthesten die complete Sammlung der vom ochotskischen Meere. Die Zahl der Fische beträgt 355, der Insecten 332, der Zoophyten 1500. Diese, besonders durch die von den Akademikern unter der Regierung Katharinas II unternommenen Reisen, und durch den Ankauf der naturhistorischen Sammlungen von Pallas stark vermehrten Sammlungen, geriethen beim Tode der genannten Kaiserin in einen momentanen Stillstand. Seitdem hat sich das Cabinet aber wieder vergrößert durch die aus Brasilien gemachten Sendungen des Akademikers Langsdorff von Säugethieren, Vögeln, Amphibien u. s. w.; dann durch die Amphibien, Fische und Mollusken, die der Dr. Siewald von seiner Reise um die Welt mitbrachte; durch die entomologische Sammlung, die Hr. Pander während einer Reise in der Krim bildete; durch die zahlreichen Gegenstände, welche Mertens auf seiner Reise um die Erde sammelte; durch die Sammlung des Hrn. v. Kittlitz aus 314, fast gänzlich neuen Vögelarten bestehend; durch die, welche Hr. Jäger zu Port-au-Prince zusammenbrachte, hauptsächlich Muscheln u. s. w. Dann gehören zu diesem Cabinet die Skelette der großen Quadrupeden, die man in Sibirien fand und welche man Mammuthsgerippe nennt, versteinerte Knochen von Elephanten, Rhinoceros, Büffel, Bären u. s. w.

7) Das „Herbarium" wurde nach und nach durch die Ergebnisse der Reisen der Hrn. Steller, die beiden Gmelin, Falk, Kraschennikow, Pallas und Andere gebildet; hauptsächlich ist es aber durch die Bemühungen des gegenwärtigen Botanikers der Akademie, Hrn. Trinius, vermehrt. Auf seinen Vorschlag kaufte die Akademie die Pflanzen des in der Nähe von Moskau gelegenen und dem Grafen Rasumowsky ehörenden botanischen Gartens; dann die reiche kryptogamische Pflanzensammlung des vormaligen Professors an der Akademie zu Moskau, Hoffmann; die nicht weniger reichen Sammlungen von Sieber, aus verschiedenen Welttheilen; ferner machte Hr. von Uwarow ein Geschenk mit einer sehr schönen Collection von amerikanischen Pflanzen; eben dieß that Hr. Parder mit einer andern Sammlung aus der

Digitized by Google

Umgegend von Odeſſa, und Hr. Trinius mit einer dritten, gebildet von dem Dr. Wallich in Calcutta, die faſt alle ſpeciellen indiſchen Arten enthält.

8) Das „mineralogiſche Cabinet," das eigentlich ſchon von Peter dem Großen geſtiftet worden, wurde im J. 1767 durch die Erwerbung der zur Nachlaßmaſſe des Raths der Bergwerke, Henkel, gehörenden 2000 Mineralien vermehrt; dann durch die Sammlung von Nartow, durch die Reiſen mehrerer Akademiker, und ganz kürzlich erſt durch das Geſchenk, welches Hr. Zipſer in Neuſchl mit ſeiner ungariſchen Sammlung der Akademie machte, ſo wie auch i. J. 1830 durch den Ankauf der Sammlung, welche der Staatsrath Struve in Hamburg zuſammengebracht hatte, und deren kryptognoſtiſcher Theil ſich ſchon allein auf 5480 Pieçen belief. Schon früher beſaß dieſes Cabinet zwei kryptognoſtiſche Sammlungen, die eine nach dem Syſtem von Hauy, die andere nach dem Werner'ſchen geordnet. Die ſibiriſchen Mineralien, welche ſeitdem noch der Bergwerks-Adminiſtrator Herrmann zu Slatuſt beigeſteuert, haben die noch beſtehende Lücke in dieſem reichen Schatze ausgefüllt. Man bemerkt überdieß in dieſem Cabinet zwei ungeheure Stämme von verſteinerten Eichen, mehrere Aerolithen, einen Magnet von 40 Pfunden, ſchöne Malachiten, ſibiriſchen Lapis Lazuli, eine Maſſe von rohem Eiſen mit etwas Glas vermiſcht, dabei aber ſehr hämmerbar, eine Seltenheit, die 40 Pfund wiegt und von Pallas in Sibirien entdeckt wurde.

Die noch übrigen Abtheilungen dieſes Muſeums ſind: 9) das phyſikaliſche Cabinet mit Inſtrumenten aller Art; 10) das chemiſche Laboratorium; 11) der magnetiſche Pavillon, im J. 1830 vollendet und verſehen mit allen irgend nothwendigen Inſtrumenten; 12) das Cabinet von Kunſtgegenſtänden, welches außer den Merkwürdigkeiten noch den berühmten mechaniſchen und muſikaliſchen Schreibſchrank von Roentgen enthält, dann Modelle und Inſtrumente jeder Gattung, Basreliefs in Bronze, welche verſchiedene Momente aus der Schlacht von Pultawa darſtellen, Gemälde von Rembrandt u. ſ. w.; 13) die Sternwarte, welche ſich auf einem platten Thurme des Akademiegebäudes befand, die bekanntlich jetzt aber durch das neue Gebäude auf der bei Petersburg belegenen Höhe von Pulkowa verſetzt iſt, und einen wahren Schatz von koſtbaren Inſtrumenten enthält.

(Fortſetzung folgt.)

Pelzhandel der britiſch-nordamerikaniſchen Colonien.

(Aus dem Februarhefte des Penny-Magazine.)

Die ausgezeichnetſte Jagdgegend in der Welt gehört einer engliſchen Compagnie an. Es iſt ein Landſtrich von mehrern tauſend Meilen, von der Hudſonsbai bis zu den Geſtaden des ſtillen Weltmeeres, und von den Gränzen der Vereinigten Staaten bis zum nördlichen Eismeere. Sie iſt reich an Gebirgen, Felſen, Seen, Flüſſen, Waſſerfällen, Sümpfen und Wäldern, und es liefern deren Bewohner, der graue Bär, der minder furchtbare, aber dennoch gefährliche ſchwarze Bär, der zottige Biſon, der Biber, das Eisthier und der Dachs ſehr ergiebige Jagdgegenſtände. Ueber dieſes ganze, weit ausgedehnte Gebiet hin hat die Hudſonsbai-Compagnie ihre „Forts" und „Häuſer," wo ihre Beamten das Pelzwerk von den Jägern ſammeln, welches nachher durch die Hudſonsbai und Montreal, ſo wie auf dem Columbia-Strome nach dem ſtillen Weltmeere verſchifft wird. Die jährlichen Pelzverkäufe, welche im Monat März jeden Jahres in London gehalten werden, locken viele fremde Kaufleute in die Hauptſtadt, welche oft beträchtliche Einkäufe machen, die hauptſächlich auf die große Leipziger Meſſe geſendet, und von da aus nach allen Theilen des europäiſchen Continents verbreitet werden.

Die Hudſonsbai-Compagnie erhielt im Jahre 1670 das Privilegium zum ausſchließlichen Handel mit den Indianern im Norden und Weſten der Bai, wovon ſie den Namen trägt. Allein beinahe ein Jahrhundert lang war noch Canada eine Colonie von Frankreich, die franzöſiſchen Canadier trieben den Pelzhandel mit vieler Geſchicklichkeit, und erwarben ſich Vortheile, welche der Hudſonsbai-Compagnie nicht zu Gebot ſtanden. Die Waldläufer (coureurs des bois) wagten ſich unerſchrocken mit den Indianern in die Wälder; ſie wurden nach und nach ſo abgehärtet wie ihre Gefährten, erlernten ihre Sprache, verheuratheten ſich unter denſelben, und wurden oft in ihre Stämme aufgenommen. Zuletzt waren ſie an den entfernten Geſtaden des obern Sees, des Wälder-Sees, des Winipeg-Sees ſowohl zu Hauſe, als in der Nachbarſchaft von Montreal. In jenen frühern Zeiten belohnte ein reicher Erwerb von Pelz ihre Mühe, obgleich im Ganzen die Kaufleute und Krämer von Montreal, welche „ein behagliches häusliches Leben führten," ſich eines beſtändigern Gewinnes erfreuten. Indem die „Waldläufer" oder „Reiſenden" allmählich die Geduld und Ausdauer der Indianer erwarben, verfielen ſie auch nur allzu oft in die Ausſchweifung und Sorgloſigkeit, welche meiſtentheils den uncivilisirten Menſchen charakteriſiren. Sie vergeudeten oft in Einem Winter den Gewinn von zwei oder drei Jahren, und wenn die Jahreszeit um war, ſo waren ſie wieder ſo bereit wie jemals, nach den Wäldern zu ziehen.

Das flüchtige und unbeſtändige Leben der Reiſenden war nicht darauf berechnet, ſie ſelbſt oder ihre Gefährten, die Indianer, zu beſſern. Die Miſſionäre von St. Lazarus, gegründet durch Vincent von Paula, entſetzt über Alles, was ſie ſahen und hörten, und beſtrebt, die Indianer zu bekehren, ſo wie dem zunehmenden Uebel des unmäßigen Genuſſes von Rum Einhalt zu thun, folgten der Spur der Kaufleute durch die Wälder, und einige von ihnen ließen ſich „in einer Entfernung von 2500 Meilen von dem civiliſirten Theile der Colonien" nieder. In ihrem Beſtreben, Gutes zu thun, gewöhnten ſich dieſe Männer ſelbſt an das wilde Leben, und nahmen ſelbſt die wilden Gebräuche an, eine Verirrung ihrer Urtheilskraft, welche Sir Alexander Mackenzie darum tadelt, weil ſie, dadurch von den Eingebornen abhängig geworden, ſich mehr deren Verachtung zuzogen, als deren Verehrung erwarben.

Obgleich nun kein bleibendes Reſultat gewonnen wurde, ſo ſetzten die Miſſionäre doch der Aufführung der Kaufleute während ihres kurzzeitigen Aufenthalts im neuen Land einigermaßen Schranken. Die Verachtung der Indianer wegen ihrer unkriegeriſchen Geſinnung war gemiſcht mit Zuneigung wegen des Wohlwollens und der Uneigennützigkeit, welche ſie an den Tag legten, ſo daß durch das natürliche Vernehmen der katholiſchen Prieſter einerſeits und das gemeinſchaftliche Leben der Reiſenden mit den Indianern andrerſeits die Franzoſen einen ſolchen Einfluß auf die Indianer gewannen, daß dieſer kaum durch das

Digitized by Google

kluge Benehmen von Großbritannien nach der Besitzung von Canada überwunden werden konnte. Man verfuhr gegen sie sehr gütig, indem, mit Ausnahme der von der Regierung bevollmächtigten Personen, Jedermann verboten war, indianische Ländereien zu kaufen; auch fand eine jährliche Austheilung von Geschenken an die Indianer statt. Wenn Verkäufe von Ländereien stattfanden, so wurden diese regelmäßig und förmlich mit Zustimmung der Indianer abgehalten, und die jährliche Ausgabe des mit Vertheilung der Geschenke beauftragten „indianischen Departements" belief sich auf mehr als 150,000 Pfd. St. Die Anhänglichkeit der Indianer an die Franzosen verschwand aber so langsam, daß 40 Jahre, nachdem England Besitz von Canada genommen hatte, ein kranker, hungriger oder obdachloser Indianer im Sturme viel lieber in das Haus eines französischen Canadiers, als zu einem englischen Ansiedler ging, und Weld sagt, die Indianer hätten häufig versichert, daß „sie nie so glücklich gewesen seyen, als zu der Zeit, wo die Franzosen im Besitze des Landes waren." In Betreff des stufenweisen Erlöschens der indianischen Race stellte er eine Vermuthung auf, welche in kürzerer Zeit verwirklicht wurde, als er angenommen hatte. „Gerade in Canada," sagt er, „wo die Indianer mit so viel Güte behandelt werden, verschwinden sie schneller vielleicht, als irgend ein bekanntes Volk vor ihnen, und machen in jedem Jahre mehr den Weißen Platz. Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß nach 50 Jahren kein einziger Indianer zwischen Quebec und dem St. Clair-See mehr seyn wird, mit Ausnahme der wenigen, die man ein ruhiges, häusliches Leben zu führen bewog."

Weld war im Jahre 1796 Zuschauer einer jährlichen Austheilung von Geschenken an eine Anzahl von Indianern zu Malden bei Detroit, dem Canal, durch welchen die Gewässer des obern Sees mit dem Erie-See zusammenhängen. Er beschreibt die Scene folgendermaßen:

„Eine Anzahl großer Pfähle ward zuerst an verschiedenen Theilen des Platzes eingesteckt, an deren jedem ein Zettel befestigt war mit dem Namen des Stammes und der Anzahl der Personen, welche Geschenke erhalten sollten. Dann wurden aus den Vorrathshäusern mehrere Ballen dicker Decken von blauem, rothem und braunem Tuch und von grob bearbeiteter Baumwolle, dabei große Rollen Tabak, Büchsen, Gewehre, Pulver, Kugeln, Schrot, Taschenmesser, elfenbeinerne und hörnerne Kämme, Spiegel, Tomahawks, Aexte, Scheeren, Nadeln, Karmin in Beuteln, kupferne und eiserne Töpfe und Kessel hergebracht; der Werth hievon belief sich ungefähr auf 500 Pfd. St. Da die Waarenballen offen waren, so wurden die Decken, die Tücher und die Baumwollstoffe in kleine Stücke zerschnitten, wovon jedes für einen Mann zu einem Umhängetuch, einem Hemd, ein paar Beinkleidern, oder was er immer daraus machen wollte, hinreichend war, und die für jeden Stamm bestimmten Antheile an den verschiedenen Gegenständen wurden zusammen auf einem Haufen bei dem Pfahl, auf dem der Name desselben stand, niedergelegt. Dieses Geschäft dauerte mehrere Stunden, da die Austheilung an nicht weniger als 420 Indianer geschah. Wenn nun die Geschenke alle hergerichtet waren, wurde durch den englischen Beamten, welcher über die Vertheilung der Geschenke die Aufsicht führte, eine Rede gehalten. In dieser wurde ihnen gesagt, daß ihr großer und guter Vater, welcher an der entgegengesetzten Seite des großen Sees lebe, nur für das Glück seines ganzen getreuen Volkes wachsam sey, und daß er ihnen in seiner angewohnten Güte Geschenke geschickt hätte, welche nun vor seinen guten Kindern, den Indianern, ausgebreitet seyen; er habe die Gewehre, die Aexte und die Kriegsvorräthe für die jungen Männer, und die Zeuge für die Alten, die Weiber und für die Kinder geschickt; er hoffe, die jungen Männer werden keine Gelegenheit haben, ihre Waffen gegen Feinde, sondern bloß zur Jagd zu gebrauchen, und er empfehle ihnen, aufmerksam gegen das Alter zu seyn, und gütig mit demselben den Gewinn der Jagd zu theilen; er hoffe mit Sicherheit, der große Geist werde ihnen schönes Wetter und eine günstige Jahreszeit für die Jagd verleihen, und wenn das nächste Jahr verflossen sey und er sie fortwährend als gute Kinder finde, so werde er gewiß seine Güte erneuern und ihnen weitere Geschenke über den großen See herüberschicken.

„Diese Rede wurde in englischer Sprache vorgetragen, aber es waren Dolmetscher zugegen, welche dieselbe an die verschiedenen Stämme in ihrer betreffenden Mundart und Sprache Satz für Satz wiederholten; bei dem Ende jeden Satzes drückten die Indianer ihre Zufriedenheit durch einen lauten Ausruf von „hoah! hoah!" aus. Nach beendigter Rede wurden die Häuptlinge vorgerufen, denselben ihre verschiedenen Haufen angewiesen und ihrer weitern Verfügung überlassen. Sie nahmen sie mit Dank in Empfang, und winkten dann ihren Kriegern, worauf schnell eine Anzahl junger Männer aus dem Haufen herbeisprang, welche in weniger als drei Minuten die Geschenke wegtrugen und auf ihre Boote brachten. Jeder Indianer beobachtete dabei die äußerste Ordnung und Anstand. Da war nicht der geringste Zank wegen ihrer Geschenke unter ihnen, noch die kleinste Spur von Eifersucht bei einem der Stämme auf das, was der andere erhalten hatte, zu bemerken; jeder von ihnen war mit dem ihm zuerkannten Haufen zufrieden, und entfernte sich, ohne ein Wort zu sprechen."

Diese jährliche Vertheilung von Geschenken unter die Indianer von Canada von Seite der brittischen Regierung ist seither immer fortgesetzt worden, obgleich der Betrag seit dem Jahre 1816 sehr vermindert ward. Einige interessante Nachweisungen in Betreff „des indischen Departements" und der Beschaffenheit der Geschenke wurden in einem vor etwa drei Jahren bekannt gemachten parlamentarischen Berichte mitgetheilt.

(Fortsetzung folgt.)

Man hat lange gewünscht, daß das apokryphe Buch Henoch, welches Bruce aus Abyssinien mitbrachte und in der Bodleyanischen Bibliothek niedergelegt, im Original herausgegeben werden möchte. Niemand wollte sich daran machen, bis endlich der ehemalige Professor des Hebräischen in Oxford und jetziger Erzbischof von Cashel, die Sache unternahm, wahrscheinlich ohne zu wissen, daß gegenwärtig auch in Deutschland eine Ausgabe vorbereitet wird, nach einem von Hrn. Rüppel mitgebrachten Manuscript.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 70** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Lebewohl.** (Nach Th. Moore.) — **Die Antrittspredigt.** (Nach Th. Moore.) — **An die Gattin.** (Nach Th. Moore.) — **Dirß und das.** (Aus dem Schottischen.) — **Der Fall eines Engels.** (Fortsetzung.) — **Campbell über Burns.**

In das Abonnement dieses dem Auslande bevorgehenden Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 222.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 August 1838.

Nachrichten über die Anstalten für Wissenschaft, Kunst und öffentlichen Unterricht in St. Petersburg.

(Fortsetzung.)

Die Eremitage.

Dieser glänzende Tempel der Künste, der bei dem letzten großen Brande des Winterpalais nur durch die größten Anstrengungen dem Untergange entrissen wurde, ist eigentlich eine Fortsetzung des genannten Palastes, mit welchem er durch bedeckte Galerien verbunden ist. Die Fronte der Eremitage ist nach der Newa gerichtet. Dieß Gebäude, so wie das damit wieder vermittelst einer über einen Canal führenden Galerie verbundene Theater des Palastes, ist von dem Architekten La Motte im Jahre 1765 erbaut, und erlebte seine glänzendste Periode unter Katharina II, welche dort, ihren Purpur ablegend, in einem gewählten Cirkel sich nur als geistreiches Weib zeigte.

Die Eremitage umfaßt eine Menge Säle, Galerien und Cabinete, die mit Merkwürdigkeiten jeder Art erfüllt sind. Man sieht dort herrliche Mosaiktische, Schalen von Bronze, Jaspis, Malachit und Porphyr, Porcellan- und Krystallvasen von kolossaler Größe, Kandelaber, Uhren, gemalte Plafonds, Sculpturen ꝛc. Die Sammlungen, welche in den drei Etagen aufgestellt sind und aus Katharina's Zeit herrühren, sind zahlreich und mannichfaltig, und es möge hier ein Ueberblick derselben folgen:

1) Die „Gemäldegalerie" nimmt alle Räume der ersten Etage beider Gebäude und den Saal ein, durch welchen man in das dritte Gebäude, nämlich in das Theater gelangt. Beim Regierungsantritt Katharina's II befand sich in Rußland nur eine sehr kleine Anzahl von bemerkenswerthen Gemälden vor; zur Bildung der ersten Galerie beauftragte die Kaiserin nach einander Grimm, Reifenstein und Raphael, die Hauptankäufe zu machen und ihr diejenigen Acquisitionen zu empfehlen, welche würdig zu diesem Zwecke wären. Auf diese Art gelangten allmählich nach Rußland die Sammlungen von Anton Crozat zu Paris (400 Gemälde und 19,000 Kupferstiche und Zeichnungen); von Tranchini zu Genua; vom Grafen Baudouin zu Paris; dann das Cabinet des Grafen Brühl zu Dresden; eine kostbare Sammlung, obgleich viele Gemälde mit berühmten, jedoch nicht wahren Namen prunkten; das von Robert Walpole, Grafen von Orford zu Houghton-Hall, erworben 1779; ein Theil des Cabinets von Braamkamp in Amsterdam, 1780; dann unter dem Kaiser Alexander: ein großer Theil der Galerie der Fürsten Giustiniani 1807; das des Bankiers Hope zu Amsterdam, 1814; und das von Malmaison 1815. Dieser Kaiser verband damit auch eine Galerie für die Werke russischer Künstler. Alle auf diese Art zusammengebrachten Gemälde können ungefähr die Zahl von 4400 erreichen; in der Eremitage befinden sich aber nur 1800, und zwar die auserwähltesten.

Aus der italienischen Schule sind die ältesten Gemälde die von Andreas Mantegna und von Giovanni Bellini; von dem Ersten befindet sich hier eine ganz vortreffliche Anbetung der heil. drei Könige; von dem Letztern der heil. Petrus und der heil. Antonius den Heiland anbetend, und ein Jesuskind, hinter dem Maria und vier andere Jungfrauen stehen. Von Leonardo da Vinci zählt man acht Gemälde, obgleich die Aechtheit von allen nicht ganz erwiesen ist, die hauptsächlichsten sind: eine h. Familie, ein vollendetes Meisterstück; dann eine betende Frau, die vielleicht die Mutter Maria seyn soll, das aber schlecht conservirt ist. Ferner Jucunde, im Katalog, obgleich mit Unrecht auch „la bello Ferronnière" genannt. Aus dem, Raphael vorausgehenden Zeitraum sieht man „eine h. Familie" unter einem Säulengange, aus welchem man in eine weite schöne Gegend blickt. Dieß Bild, auf Holz gemalt, und fast 4 Fuß hoch, schreibt man dem Fra Bartolomeo zu, wahrscheinlicher rührt es aber von Perugino selbst oder einem seiner Schüler, vielleicht Baccio Ubertino her. Dann ein Gemälde, unzweifelhaft von Perugino: Jesus angebetet von dem heil. Hieronymus und vom heil. Franz von Sales." Von den fünf Raphaels sind die vorzüglichsten: „eine heilige Familie" aus dem Cabinet von Crozat, von welchem auch ein trefflicher Kupferstich von Jakob Ehereau vorhanden ist; ferner „ein heil. Georg" auf weißem Roß, den Drachen besiegend, aus derselben Sammlung herstammend, und durch Kupferstiche bekannt; dann das sogenannte Bild „la pieçe aux pieds", weil man die Füße unter dem Tische hervorsieht und vorstellend „den Heiland und die Apostel beim Abendmahl," ein Bild, auf Holz

Digitized by Google

gemalt, und von ausgezeichnetem Verdienste. Die Aechtheit einer „Judith" und einer „Heimsuchung" wird bezweifelt. „Die Jungfrau mit dem Kinde, umgeben von Engeln," von Fra Bartolomeo ist ein ausgezeichnetes Gemälde, obgleich man Mangel an Ausdruck in den Gesichtern tadeln will. Ridolfo Ghirlandajo schreibt man, obgleich nicht mit vollkommener Gewißheit, ein Kniestück „die Jungfrau mit dem Jesuskinde" zu. Von Andrea del Sarto findet man eine auf Holz gemalte schöne „heilige Familie," an der man die originelle Gruppirung besonders lobt, und von der man ein ganz ähnliches im Belvedere in Wien sieht; dann die „Jungfrau mit dem Jesuskinde, das auf dem Tische sitzt, während der kleine Johannes ihm ein Kreuz darreicht;" ferner eine „Heimsuchung" früher in Malmaison befindlich; dann noch eine „Jungfrau mit dem Kinde," wo Maria vor einem Felsen sitzt und den Heiland auf ihren Knieen hält, rückwärts aber der heilige Johannes, nur zur Hälfte sichtbar, hervorblickt; endlich das „Portrait einer Frau" gekleidet in einen rothen Mantel. Von Michel Angelo ist nur Ein Gemälde da, und dieses soll auch nur hinsichts der Zeichnung von ihm herrühren; es ist ein durch den Adler des Jupiters entführter Ganymed. Unter den eilf Titians sind von vorzüglicher Schönheit und hohem Interesse „eine Venus," der Liebesgötter einen Spiegel vorhalten, und dann die „Geliebte Titians." Außerdem sind noch aus der italienischen Schule als die vorzüglichsten Gemälde zu erwähnen: „der Kardinal Polus" von Sebastian dal Piombo; „die Vermählung der h. Katharina," nur wenig von dem Gemälde im Louvre abweichend, das denselben Gegenstand behandelt; eine „Madonna," ein „Jesuskind" und ein „h. Johannes," sämmtlich von Correggio; eine „Anbetung der Hirten," „ein schlafender Amor," eine „Versammlung von Kirchenvätern, über die Unbeflecktheit der Jungfrau Maria disputirend," einer von ihnen blickt gen Himmel und sieht entzückt Maria selbst in einer Wolkenglorie von Engeln umgeben, sämmtlich von Guido Reni; „Christus am Grabe," zweimal von Parmesano und Garofalo behandelt; „eine Gärtnerin, die Laute spielend," von Caravaggio; „eine h. Familie" und „Christus, das Kreuz tragend," zwei wahrhafte Meisterwerke von Annibal Caracci. Von ihm und seinen Brüdern Ludovico und Agostino sind noch mehrere Gemälde vorhanden. Eine „Verkündigung" von Albano, die sich bedeutend von der desselben Meisters im Louvre unterscheidet; „Papst Clemens IX" in Lebensgröße; ein schöner „Christus" und die „Anbetung der Hirten," von Carlo Maretti; die „Cyclopen," „Bacchus" und ein „Urtheil des Paris," von Lukas Giordano; „la presto;" die „verstoßene Hagar," von Pietro de Cortone; die „h. Cecilie," von Carlo Dolce; der „verlorne Sohn" und mehrere andere Porträts und Landschaften von Salvator Rosa; die „Vermählung des Dogen mit dem adriatischen Meer," von Campagnella; „der h. Johannes in der Wüste," von Raphael Mengs.

(Fortsetzung folgt.)

Theologische Studien in Frankreich.

(Schluß.)

Die sogenannte französische Kirche, deren Vater Châtel ist, hat, so viel ich weiß, keine Theologie; hier ist Alles Ritual. Ihr Leviticon wird als historische Curiosität die Nachwelt belustigen, während ihre Garderobe und Altartänze die Mitwelt ergötzen. Diese Dinge, und das rastlose Streben, ihre politische Existenz zu retten, verhinderten die Diener der französischen Kirche das neue Testament zu öffnen, um zu sehen, was darin stehe. Sie hat dasselbe blos vorläufig als Panier angenommen. Saint-Simon und die Seinigen haben ihr System so gestellt, daß sie keiner besondern Literatur bedürfen. Hier kann am wenigsten von wissenschaftlicher Theologie die Rede seyn. Ein stereotyper religiös-socialer Weisheitsspiegel, der bereits in den Augen der Systemangehörigen selbst als Thorheit zu erscheinen angefangen hat, ist Alles, was diese wunderliche Secte anstrebt. Die Anhänger Fouviers dagegen gingen nie über ihren Prospectus hinaus. Was sie thaten und thun, ist nur immer Rechtfertigung ihres einhäusigen Dorfes auf Velinpapier mit dem dasselbe umgebenden Texte. Schriftstellertalent kann man den meisten, die in dieser Sache aufgetreten sind, nicht absprechen.

Hätte der Abbé de la Mennais eine Christenheit für sein Christenthum, so würde er unstreitig Wunder wirken; denn in ihm vereinigen sich alle Eigenschaften, die den großen Religionslehrer ausmachen. Er befindet sich in einer falschen Stellung. Um Einfluß auf die Mitwelt auszuüben, mußte er entweder in der katholischen Kirche bleiben oder bei seinem Austritte aus derselben sich einer andern Confession zugesellen, wenn er nicht Stifter einer neuen Secte, was in meinen Augen kein großes Verdienst ist, werden wollte; nun aber ist er die Stimme des Rufenden in der Wüste, der für sich selber predigt. Doch heute, wie damals, als er das Werk über den Indifferentismus schrieb, ist er ein großer Schriftsteller, ein feiner Denker und gründlicher Gelehrter. Man hat zur Zeit behauptet, de la Mennais sey kein Theologe, denn sonst würde er die Worte eines Gläubigen nicht geschrieben haben. Das klingt ungefähr so, wie wenn Jemand sagte: Luther und Calvin waren keine Theologen, weil sie wider das Papstthum geschrieben haben. Eben so sprach man dem Weihbischof Hontheim Urtheil und Kenntnisse ab, weil er die Usurpationen des römischen Stuhles nachgewiesen hatte.

Mit den Bestrebungen der israelitischen Theologen Frankreichs bin ich zu wenig bekannt, um mir ein Urtheil über dieselben zu erlauben. Cahen, dessen Uebersetzung des Alten Testamentes bis zum Jesaias vorgeschritten ist, behandelt seine Aufgabe mit vieler Umsicht. Es ist wahr, er benutzt überall die Vorarbeiten der deutschen Theologen, allein er thut dieses ohne darum ihr Nachbeter zu werden. Die große Wörtlichkeit, deren sich diese Uebersetzung befleißt, ohne darum den Sinn aufzuopfern, macht es zu einer eigenen Erscheinung in der französischen Literatur. Da die erläuternden Noten nie etwas anderes als philologische und historische Erörterungen zum Gegenstande und keineswegs auf theologische Discussionen Bezug haben, so wird diese Uebersetzung von Christen und Juden gesucht, und

Digitized by Google

was wunderbar erscheint, die französischen Katholiken schlagen sie weit höher an als die Juden selbst. Früher als er betrat die literarische Laufbahn der edle Salvador, dessen Buch über das mosaische Gesetz zu den schönsten Leistungen dieser Gattung gehört. Daß er den Geist der Bücher Mosis, so wie sie vorliegen, zu entwickeln gesucht hat, ohne sich auf die kritischen Untersuchungen über die Entstehung und Schicksale des Textes einzulassen, kann ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden. Das was er beabsichtigte, nämlich, den Werth dieser Gesetzgebung in ihr gehöriges Licht zu setzen, hat er erreicht, und alle Vorurtheile, welche durch die Voltaire'sche Schule in Betreff des alten Testaments bei den Franzosen in Umlauf gebracht worden waren, beseitiget. Er hat sich in diesem schwierigen Geschäfte als unabhängiger Denker bewährt, der es der Synagoge nicht immer zum Danke gemacht hat, so wie er es durch seine Bemerkungen über den jüdischen Criminalproceß, worin er einige Erläuterungen der Leidensgeschichte Jesu beibringt, manchen christlichen Zeloten aufgebracht hat. Sein neuestes Werk: Jésus-Christ et sa doctrine erregt ebenfalls großes Aufsehen, und wird in Frankreich sein Glück machen.

Es behandelt dieses Buch seinen Gegenstand mit Kenntniß und einem wissenschaftlichen Ernst, wie er in frühern Forschungen, die von Nichtgläubigen ausgingen, keineswegs angetroffen wird. Für Deutschland dürften die darin entwickelten Ideen keineswegs so hoch angeschlagen werden, als in Frankreich, weil sie hier, wo man mit den Leistungen der Deutschen auf dem Gebiete der Exegese und Kirchengeschichte wenig bekannt ist, als neu erscheinen, was jedoch die wenigsten sind. Aber auch für Deutschland wird die Art und Weise wie diese Ideen dargelegt sind, von Interesse seyn; denn Hr. Salvador ist ein Philosoph im ganzen Umfange des Wortes. Da er kein kirchliches Amt bekleidet, und überdieß ein schönes Vermögen besitzt, so kann er sich ungestört seinen Forschungen überlassen, und kommt nie in Versuchung seine Ueberzeugung Nebenrücksichten aufzuopfern. Diese Beachtung bewog ebenfalls Caben, keine Stelle in der Synagoge zu suchen; denn obgleich er Alles geleistet hat, was von einem Rabbiner gefordert wird, so erscheint er doch in der Versammlung nie anders denn als einfacher Gläubiger.

Thätigkeit der Missionäre auf den Sandwichinseln.

Ein Artikel des American Board of Mission über die Lage und die Aussichten der Missionen auf den Sandwichinseln enthält folgende genauere Details: Während des Jahres 1836 segnete die Mission 1550 christliche Ehen ein, 212 Eingeborne wurden in die Kirche aufgenommen und 157,929 Bücher mit 11,606,429 Seiten gedruckt. Im Ganzen gehören jetzt 91,600 Eingeborne der Kirche; 1018 wurden vom Anfang an aufgenommen. In den Congregationen kommen im Durchschnitt jeden Sonntag 14,500 zur Kirche, oder ungefähr 900 in jeder einzelnen. Vom Kumu Hawaii, einem Blatt, das alle 14 Tage erscheint, circuliren 8000 Exemplare; in Wailuku subscribirten 600 auf dasselbe; auch nehmen die Eingebornen immer mehr Antheil daran. Ein Blatt, das monatlich 12 Seiten gibt und hauptsächlich für Kinder bestimmt ist, wurde vor einem Jahre angefangen. „Obgleich noch unendlich viel zu thun übrig bleibt, ehe das Volk in gleichem Range mit civilisirten christlichen Gemeinden in gesellschaftlichem und häuslichem Verkehr und in Sitten und Lebensweise stehen wird, so bemerkt man doch im Ganzen einen ununterbrochenen Fortschritt zum Bessern in allen diesen Beziehungen. In einer Hinsicht können die Inselbewohner den Vorrang vor allen civilisirten Gemeinden ansprechen: die Fabrication, der Verkauf und Verbrauch von hitzigen Getränken ist, mit Ausnahme von Oahu, auf allen Inseln verboten, und auch auf dieser Insel wurde eine Petition aufgesetzt und von den Häuptlingen und mehr als 5000 der achtbarsten Einwohner von Honolulu und der Umgebung unterzeichnet, worin der König gebeten wurde, den Verkauf, die Fabrication und den Verbrauch solcher geistigen Getränke gänzlich zu unterdrücken."

In Bezug auf die Vertreibung der römisch-katholischen Priester sagt der Board: „Die römischen Priester, welche seit einigen Jahren auf Befehl der eingebornen Regierung aus den Inseln verbannt waren, kehrten voriges Frühjahr in einem englischen Schiffe nach Honolulu zurück, und erhielten von dem gegenwärtigen Gouverneur von Oahu den peremtorischen Befehl, die Inseln in demselben Schiffe zu verlassen, mit dem sie gekommen waren, verweigerten es aber zu thun. Als der Gouverneur diese Vorgänge dem Könige, der damals in Maui war, gemeldet hatte, wurde der Befehl zur Abreise bestätigt, Zwangsmaaßregeln angewendet und die Priester an Bord des Schiffes gehalten. Der Eigenthümer desselben, der gerade an Bord war, verweigerte sie anzunehmen, und als er dazu gezwungen wurde, gingen er und die Mannschaft ans Land, nahmen ihre Flagge ab und übergaben sie dem brittischen Consul, der sie in den Straßen verbrannte. In Folge dieser Ereignisse herrschte große Aufregung in Honolulu." Spätern Nachrichten zufolge erschien Admiral Lalande um diese Zeit in jener Gegend, und zwang die Regierung, die französischen Missionäre in Ruhe zu lassen.

Pelzhandel der brittisch-nordamerikanischen Colonien.

(Fortsetzung.)

So lange die Franzosen sich im Besitze von Canada befanden, hatten ihre Kaufleute den Pelzhandel nach Westen hin bis zu den Ufern des Saskatschewan betrieben, und Mackenzie erfuhr, daß zwei der unternehmendsten Männer es versucht hatten, über die Felsengebirge bis an das stille Weltmeer zu gelangen, der Erfolg davon jedoch blieb unbekannt. Sie gingen nicht sehr weit nordwärts, weil diese Gegend als der Grund und Boden der Hudsonsbai-Compagnie, und England angehörig, betrachtet wurde. Als aber die englischen Unterthanen in Canada, nachdem diese Provinz eine Colonie von Großbritannien geworden, den Pelzhandel betrieben, erhielt dieser einen neuen Impuls. Zuerst wurde der Handel unregelmäßig betrieben, und die englischen Abenteurer wagten sich nicht in' große Entfernung über den obern See hinaus, indem sie sich mit dem begnügten, was gegenwärtig als kurze Expeditionen von 15 oder 1600 Meilen von Montreal betrachtet wird. Hr. Thomas Curry jedoch, kühner als seine Gefährten, kam mit vier Booten bis zum Fort Bourbon, einem verlassenen französischen Posten am Saskatschewan: „seine Gefahren und Mühseligkeiten wurden gut belohnt, denn er kam im Frühjahr darauf zurück,

Digitized by Google

hatte seine Boote mit seinen Pelzen gefüllt, so daß er nicht mehr für nöthig hielt, in das Indianerland zurückzukehren." Ein Beispiel und Erfolg munterte Andere auf, bis die Menge von Mitbewerbern den Handel beinahe zerstörte, indem öfters ein einziger Pelzhändler übermäßige Preise bezahlte, um zu verhindern, daß die Waare nicht in andere Hände falle; ein weiterer Grund war das gewissenlose Betragen vieler dieser Leute, die oft die unseligsten Collisionen mit den Eingebornen veranlaßten. Dieß bahnte den Weg zu der Verbindung der Pelzhändler in Canada im Jahre 1783, welche den Namen „Nordwestcompagnie" führte.

Die Nordwestcompagnie betrieb ihre Operationen unter einem wohlberechneten System, um den Eifer ihrer Diener anzufeuern. Die französischen canadischen Reisenden waren bereits in dem Dienst unterrichtet, und ihre indianische Gewandtheit leistete ihnen wesentlichere Dienste, als die bloße Zähigkeit, Anstrengungen auszuhalten, wodurch sich besonders die Diener der Hudsonsbai aus den Orkney-Inseln und den Hochlanden auszeichneten. Die Beamten der Nordwestcompagnie wurden durch die Aussicht, nach einer gewissen Dienstzeit Theilnehmer zu werden, angefeuert — ein mächtiger Antrieb für thätige junge Leute. Der größere Theil dieser Beamten waren und sind Schotten, einige von ihnen ausgezeichnet verständig, thätig und unternehmend, wie Sir Alexander Mackenzie, *) die Uebrigen sind die muthvollen Männer M'Donald, Frazer, Campbell, M'Leod, M'Gillivray und M'Vicar, von denen viele durch ruhige Ausdauer und Thätigkeit eben so reiche Männer, als angesehene Colonisten wurden. Sie hatten ernste Proben zu bestehen, denn sie waren beständiger Lebensgefahr eben so sehr, wie den mannichfachsten Entbehrungen ausgesetzt. Allein die Hoffnung auf Belohnung machte ihnen den Aufenthalt in einem Land angenehm, wo keine Spur von Civilisation zu sehen war.

Die Nordwestcompagnie errichtete eine Art Zwischenstation zwischen Montreal und ihren Posten im Innern. Dieß war das Fort William, an den nordwestlichen Gestaden des obern Sees. Es war ein ausgedehntes Gebäude, oder vielmehr Reihen von Gebäuden, und wurde wie ein Fort behandelt; es befanden sich häufig eine Anzahl von Theilhabern der Compagnie daselbst, welche mit Schreibern und Subalternbeamten die Verrichtungen von commandirenden Officieren besorgten, während die französischen Canadier und eine Anzahl Indianer die Truppen bildeten. Ein Theil der Beamten und Reisenden war im Sommer damit beschäftigt, die Vorräthe und Handelsartikel von Montreal nach Fort William zu bringen, und die Pelze, welche aus dem Innern nach Fort William gebracht wurden, mit nach Montreal zurückzunehmen. Dieß dauert gewöhnlich den ganzen Sommer, denn der Weg von Montreal nach Fort William hin und zurück beträgt gegen 2500 Meilen; so mühsam dieses auch war, so war es doch in Vergleich mit dem Innern eine Feiertagsarbeit. Die Wege zwischen Fort William und den Posten im Innern, wie Fort Chipewayan am Athabasca-See, waren durch Ketten von Seen und Flüssen, durch Tragplätze und gefährliche Strömungen unterbrochen, und der Winteraufenthalt in einem dieser Posten war manchmal wegen Mangel an Vorräthen mit schmaler Kost gewürzt. Sowohl Beamte als Reisende wurden regelmäßig abgelöst; die Ueberwinterer durften nach einer gewissen Zeit wieder nach Montreal zurückkehren, und die zwischen Montreal und Fort William befindlichen wurden in das Innere geschickt. Die Reisenden, welche sich bloß für die Expedition zwischen Montreal und Fort William anheischig machten, erhielten eine viel geringere Bezahlung, als die Nordmänner und die Ueberwinterer; dennoch sind diese so zahlreich, daß in einigen Dörfern in der Nachbarschaft von Montreal während des Sommers kaum Erwachsene männlichen Geschlechts zu finden sind.

Man sollte glauben, die natürliche Verbindungslinie zwischen Montreal und Fort William müsse durch die Seen stattfinden. Allein obgleich ein Theil der Handelsgegenstände diesen Weg geht, so wurden sie doch größtentheils auf dem Ottawa hin und her gebracht. Betrachtet man die Karte, so wird man sehen, daß der St. Lorenz oder Cataraqui oberhalb Montreal und die Seen Ontario und Erie südwestlich, und wenn man diese passirt hat, der St. Clair und der Huronen und obere See nordwestlich liegen. Dieß verursacht Umwege, und ehe Dampfboote in Gang kamen, mußte man mit Segelschiffen auf den Seen fahren, was die zur Reise erforderliche Zeit für die Pelzhändler weit wichtiger machte, als es im Vergleiche die Wohlfeilheit und die Bequemlichkeit der Straße war. Man schlug daher gewöhnlich den Weg über den Ottawa ein. Folgende Beschreibung gehört in die Periode, bevor das Fort William nach der Verbindung der Nordwest- und Hudsonsbai-Compagnie im J. 1821 seine Auszeichnung als Hauptort verlor.

Wenn die „Brigade" der Boote in der Bai oder dem Hafen von La Chine am äußersten Ende der Insel Montreal zu Anfang Mais, der gewöhnlichen Zeit, wo der Canal vom Eise frei wird, versammelt war — die Güter für den Tauschhandel wurden in Ballen gepackt — nachdem Schweinefleisch, Zwieback und Erbsen an Bord gebracht und die Reisenden beisammen waren, wurde das Zeichen zur Abfahrt gegeben. Sie steuerten dann nach dem nördlichen Ufer des St. Lorenz, wo durch den weiten, der „See der zwei Berge" genannten Canal der Ottawa einfließt. Der See der zwei Berge, wie die Mündung des Ottawa genannt wird, ist ungefähr 20 Meilen lang und 8 breit; am Ende oder vielmehr am Anfang desselben verengt sich der Canal und heißt dann Ottawa. Fünfzehn Meilen höher stößt man auf eine Reihe von Schnellen. Hier beginnt die erste harte Arbeit für die Reisenden. Ungefähr 16 oder 18 Tage lang, während denen sie etwa 280 Meilen weit hinauffahren, müssen sie in Zwischenräumen die Boote erleichtern, indem sie die Güter tragen und die Schiffe ziehen, oder Boote und Güter zugleich tragen. Die Plätze, an welchen die erstere Operation stattfindet, werden „die Ausladungsplätze" (les decharges), die folgenden „die Tragplätze" (portages) genannt. Dann verlassen sie den Ottawa auf einem Fluß und an einem Tragplatze, wovon der erstere sie in den Nippissing-See bringt, und von da kommen sie auf einen andern Fluß, welcher sehr viele Schnellen enthält, in den obern Theil des Huron-Sees. Wenn sie den obern See erreicht haben, fahren sie an dessen nördlichem Ufer hin, bis sie bei Fort William ankommen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Bekanntlich ist Sir Alexander Mackenzie, welcher sich von einem gewöhnlichen Schreiber bis zum einflußreichen Director der Nordwestcompagnie emporschwang, derjenige Reisende, der seinen Namen durch seine Expeditionen nach dem stillen Weltmeer und den Strom, der seinen Namen führt, bis zum Eismeere hinab berühmt machte. Zu den vielen Beweisen, daß der Handel sowohl für Wissenschaft als für Civilisation die Bahn bricht, fügt er noch einen weitern bei: denn der Lauf des Mackenzie-Stromes und das meiste angränzende Land wurde erst durch die neuern Expeditionen des Sir John Franklin und Capitän Back genauer geographisch bestimmt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 223.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 August 1838.

Vorträge über christliche Archäologie in Paris.

Die christliche Archäologie hat seit den Benedictinern in Frankreich sich einer nur sehr geringen Anzahl von Pflegern und Liebhabern zu erfreuen gehabt. Die Ursachen dieser Erscheinung liegen zu nahe, als daß sie einer Auseinandersetzung bedürften.

Der Kampf des Classicismus und des Romantismus machten indessen neue Forschungen über den Geist der christlichen Kunst nöthig. Dieses neu anzubauende Feld zählt bereits viele wackere Arbeiter. Die größten Künstler und Gelehrten der Nation tragen gemeinschaftlich zur Erreichung des gesteckten Zieles bei. Doch Feder und Kreide in Bewegung gesetzt zu haben, schien nicht hinreichend; auch das lebendige Wort sollte befruchtend wirken. Die öffentlichen Vorlesungen Didron's in der Hauptstadt über die christlichen Alterthümer, namentlich über die Bildhauerkunst im Mittelalter, verdienen jene Anerkennung, die ihnen von allen Seiten in so reichlichem Maße zu Theil wird. Er besitzt nicht nur die erforderliche Gelehrsamkeit, um sich mit Erfolg an die Lösung seiner Aufgabe zu begeben, sondern auch jenes besondere Talent, den Nichtunterrichteten in möglichst kurzer Frist mit dem zu behandelnden Gegenstande bekannt zu machen. Denn da die in Betracht kommenden Statuen, Reliefs und Glaswerke, welche die Kirchen des Mittelalters zieren, in so großer Anzahl vorhanden sind, so bedarf es einer guten Methode, um zur Uebersicht zu gelangen. Aber die Uebersicht über das Material schließt das Verstehen noch nicht nothwendig in sich; das letztere wird erleichtert oder erschwert, je nachdem man von verschiedenen Gesichtspunkten ausgeht, je nachdem man das zur Erläuterung der Hauptgesichtspunkte nöthige Detail so oder anders erzählt. Wie sehr Hr. Didron der Mann sey, um sich seines Auftrages gehörig zu entledigen, erhellt am besten aus einigen seiner Vorträge, worin er die Klippen aufzählt, an welchen bisher die vernünftige Erklärung der christlichen Kunstdenkmale scheiterte. Dieser Zweig menschlicher Erkenntniß ward, wie auch die übrigen und vielleicht selbst auffallender, durch die herrschenden Systeme, Meinungen und Vorurtheile der verschiedenen Epochen in seiner Entwickelung gehindert. Didron beginnt mit den Erklärungsversuchen des fünfzehnten Jahrhunderts, einer Zeit, wo man erklärte, was man nicht kannte, wo man erfand, anstatt zu beobachten. Die Leidenschaft des geheimen Wissens hatte sich aller Köpfe bemächtigt, und das äußerlich Gegebene wurde lediglich benützt, um abenteuerliche Lehrmeinungen zu stützen. Die Hermetisten und Alchymisten hatten zu diesem Behufe selbst die Bildwerke der Kirche benutzt. Der leidende und von seinen Freunden verspottete Hiob, welcher das große Portal der Kirche Notre-Dame in Paris ziert, ward durch Gabineau de Montluisant zum Stein der Weisen, dessen Substanz eine Reihe von Versuchen und Veränderungen unterworfen werden muß, um seine gepriesene Wirksamkeit zu erlangen. Ein anderes Basrelief zeigt uns einen Greis, der ein Schwert in der Rechten hält, und mit der Linken ein auf einem Altare kniendes Kind berührt. Die Hermetisten erkannten in diesem Bilde keineswegs Abraham, der, dem Befehle Gottes gehorchend, seinen Sohn Isaak zu opfern im Begriffe steht; ihnen ist das Kind die Materie, die in den Probetiegel gebracht wird; der Greis ist ihnen der operirende Künstler, und die Wolke, aus welcher der Engel steigt, um Abraham an seinem Beginnen zu hindern, ist ihnen die Sonne, das Feuer, oder das zur Verwandlung nothwendige Agens.

Hr. Didron zeigt, wie man im 18ten Jahrhundert, das sonst mit Recht das Jahrhundert der Beobachtung genannt wird, nicht besser verfuhr. Er erwähnt bei dieser Gelegenheit das Werk von Dupuis über den Ursprung der Religionen, worin sich unter Anderm folgende Stelle findet: „Auf dem Portal des Pariser Domes hält ein Weib ein Kind in ihren Armen; es ist die astronomische Jungfrau, welche den Gott des Lichtes unter der Gestalt eines neugebornen Kindes trägt, wie die Alten die Sonne im Wintersolstitium darstellten." Gleichwohl wollte der Künstler gewiß hier nichts Anderes als die Mutter mit dem Jesusknaben darstellen. Ferner in Betreff des Reliefs, wo Jesus von den zwölf Aposteln umgeben dargestellt ist, sagt derselbe Gelehrte: „Die Sonne hat sich über den Horizont erhoben, hat an Alter zugenommen, und erscheint uns unter der Gestalt eines Mannes von ungefähr 35 Jahren, begleitet von den zwölf Zeichen des Thierkreises, die ebenfalls personificirt

Digitized by Google

und durch verschiedene Attribute charakterisirt sind. Man wundere sich nicht darüber, denn alle Bildwerke des Pariser Domes beziehen sich auf das Sonnenjahr; dieser Dom ist ein Monument der Religion der Isis, welcher Issy und Paris selbst ihren Namen verdanken."

Auch das Streben allenthalben historisch-vaterländische Darstellungen zu sehen, kann uns in Irrthum führen. So hat z. B. selbst der ausgezeichnete Montfaucon für Königskronen der ersten fränkischen Dynastie ausgegeben, was im Grunde nur Mützen sind, womit die Künstler in ihren Darstellungen die Juden, Patriarchen, Propheten u. s. w. schmückten. Hr. Didron weiset auf eine höchst ergötzliche Weise nach, wie man im Museum zu Versailles denselben Fehler beging. Die Directoren stellten hier, theils in Abdrücken, theils in Natur gewisse Statuen der alten Kirchen auf, die man Clodwig, Clotildis, Erchinoald, Dagobert, Philipp August u. s. w. taufte, während man darin Salomon, die Königin von Saba, David, Herodes ꝛc. hätte erblicken sollen. Im Dome zu Nevers findet sich auf einem artigen Altarblatte eine sehr reiche Scene, worin man Berge, Wälder, über Wiesen laufende Hunde, eine auf einem Bette ausgestreckte Frau, und ihr zur Seite einen bärtigen Mann abgebildet sieht, der sie mit Zärtlichkeit betrachtet. Ein Pariser Alterthumsforscher erkennt den zweiten Kreuzzug in dieser Darstellung. In den Mauern, die darauf vorkommen, sieht er Konstantinopel, in den Wassern den Bosporus, in den Höhen die asiatischen Ufer und in den Jägern Kreuzfahrer. Die Hauptsache, die Frau und der Mann in der Mitte kümmerte ihn wenig; diese Episode bezieht sich nach seiner Meinung auf einen Excess, wie es deren zu dieser Zeit mehrere mag gegeben haben; es handelt sich nur um die Schändung eines griechischen Weibes. Nichtsdestoweniger stellt die Stadt Jerusalem, die Wasser den Jordan, der Mann und die Frau den Zacharias vor, der sich über das Bett seiner Gemahlin Elisabeth neigt, um ihr eine Suppe zu reichen, denn sie hat so eben Johannes den Täufer geboren. Das ganze Altarblatt bezieht sich in der That auf das Leben dieses Heiligen von seiner Geburt an bis zu seinem Tode.

Nicht minder häufig werden die Texte solcher Bücher, worin gewisse Monumente erwähnt oder beschrieben werden, Veranlassung zu Irrthümern. Als Beispiele dieser Art macht Hr. Didron namhaft: die gegenwärtige Kirche von Brioude ist dieselbe, welche Wilhelm von Aquitanien besuchte; die Kirche von Montmorillon ist ein heidnischer Tempel, die von Venasque eine Venuscapelle; eben so ist das ausgestopfte Krokodil im Naturaliencabinette zu Angouleme der ungeheure Lindwurm, den der heil. Bischof Lambert im 12ten Jahrhundert tödtete.

Ein Beispiel schauderhafter Verirrung in der Erklärung der christlichen Kunstdenkmale gab im verflossenen Jahrhundert der Schauspieler Beaumesnil. Dieser verwandelte die keuschesten Basreliefs, die heiligsten Bilder in die empörendsten Obscönitäten.

Eine ebenfalls sehr ergiebige Quelle von Irrthümern ist endlich die Sucht, allenthalben Symbole und Allegorien zu entdecken. Der Nimbus ist vielen Gelehrten das Bild der Ewigkeit, weil er rund ist; die Bogengräte ist wegen ihrer dreieckigen Gestalt ein Sinnbild der Dreifaltigkeit; die Weinranke an den Capitälen stellt das Blut Christi vor und die blauen Gläser den Himmel. Nach diesem System drückt die goldgelbe Farbe die göttliche Liebe und Weisheit; die weiße das ungeschaffene Licht und das höchste Wesen, die rothe und die blaue die Heiligung durch den Geist Gottes ꝛc. aus.

Es ist nur dem Meister im Fache gegeben, die Klippen der Erklärung mit so viel Geist und Kenntniß nachzuweisen, als das Hr. Didron thut.

Die Art und Weise, wie er in der Behandlung seines Stoffes verfährt, scheint mir sehr zweckmäßig. Zur Grundlage aller Mittheilungen über die bildende Kunst des Mittelalters nimmt er den Dom zu Chartres, dessen Wölbungen, Wände und Fenster die Geschichte des alten und neuen Testamentes, der Kirche und ihrer Heiligen bedeckt. Achthundert bis tausend Figuren entwickeln diesen Text. Der Plan des Künstlers ist auch der des Professors.

Ich muß gestehen, auf eine anziehendere und belehrendere Weise sah ich die Alterthümer nie behandeln.

Nachrichten über die Anstalten für Wissenschaft, Kunst und öffentlichen Unterricht in St. Petersburg.

Die Eremitage.

(Fortsetzung.)

An niederländischen Bildern ist die Eremitage besonders reich, und treffliche Meisterstücke von Gerhard Dow, Franz Mieris, Wouwermann, Tenier, Rembrandt, Van Dyck, van der Neer, Berghem, Potter, Snyder, van der Werf u. s. w. befriedigen das Auge des Beschauers. Von Van Dyck befinden sich hier die größten Gemälde, die man kennt, und als ausgezeichnet dürften von diesem Meister genannt werden: eine „heilige Familie," dann die beiden Portraits der 8- und 9jährigen Töchter des Lord Warton, so wie zwei andere Bilder, auf welchen sich diese beiden Kinder einmal als blühende Jungfrauen und dann als ehrsame Frauen zeigen; ferner Karl I von England und die Königin Henriette, Kniestück; die Portraits seines Freundes Franz Snyder und dessen Gattin; außerdem noch das Märtyrerthum des h. Sebastian, von Rubens; „das Portrait seiner zweiten Frau;" die Portraits „eines holländischen Großen und dessen Gattin;" „ein trunkener Bacchus;" „die Sünderin zu den Füßen des Heilands;" „die Vermählung Flora's und Neptuns." Von Mieris bewundert man eine bis in die kleinsten Einzelnheiten mit der fleißigsten Sorgfalt ausgeführte „Wochenstube einer vornehmen Holländerin." Rembrandt nimmt mit seinen 39 Gemälden allein einen großen Saal ein, worunter die bemerkenswerthesten: „ein Geld zählender Jude;" der „verlorne Sohn;" „Isaaks Opferung;" ein „Jesuskind in der Wiege, Maria darüber hingebeugt;" dann „ein Knabe mit einem großen Folianten, neben ihm ein Greis, der ihm das Gelesene erklärt." Der Knabe in diesem Bilde fesselt besonders durch den seelenvollen Ausdruck seines Gesichts. Die lange Galerie der Gemälde von Snyder enthält 95 wahre Meister-

Digitized by Google

ſtücke der Thiermalerei, dann der Darſtellung von Obſt-, Blumen-, Fiſch- und Küchenſtücken. Tenier nimmt ebenfalls ein eigenes Zimmer ein; zu ſeinen ausgezeichnetſten Sachen gehören: „eine Kirche," eine große „Landſchaft," ein „Schützenaufzug in Antwerpen." Wouvermanns befinden ſich hier 54 an der Zahl. Berghem, Van der Werf und Gerhard Dow haben treffliche Meiſterſtücke, z. B. die Garnwinderin, die Leſende, die Alchymiſten, und die beiden letzten Meiſter noch ausgezeichnete Miniaturbilder geliefert. Von Potter befinden ſich hier mehrere Gemälde, unter welchen beſonders zwei großen Ruf genießen. Es ſind die unter dem wenig äſthetiſchen Namen bekannte „piſſende Kuh," ein Bild, welches der Kaiſer Alexander 1814 in Paris für 25,000 Rubel ankaufte, und dann „das Gericht der Thiere über den Menſchen," welches aus mehrern kleinen Scenen beſteht, die zuſammen ein Ganzes bilden. In mehrern Abtheilungen ſieht man die Grauſamkeit des Menſchen gegen die Thiere; zwei größere Abtheilungen im Mittelgrunde zeigen das Strafgericht der Thiere über ihre Peiniger. Die originelle, barocke Phantaſie, die darin vorherrſcht, haben mich oft und lange vor dieſen Bildern gefeſſelt, und in ſo weit meine Erinnerung es mir zurückruft, ſitzt in der einen Abtheilung der Löwe als König zu Gericht mit dem Tiger, Ochſen und Elephanten als Aſſeſſoren, der Fuchs iſt Secretär, und rund herum ſind als Kläger, Zeugen und Zuſchauer die übrigen Thiere gruppirt. Der Bär ſchleppt den Menſchen bei den Haaren herbei, zwei wilde Schweine führen die Gehülfen des Menſchen, eine Koppel Jagdhunde, vor. In der zweiten Abtheilung des Bildes findet die Execution ſtatt. Man bratet den Menſchen lebendig am Spieße, der Affe begießt den Braten mit Sauce, der Elephant ſchleppt Holz zur friſchen Feuerung herbei. Die Jagdhunde erleiden die Strafe des Stranges. Als Zuſchauer tanzt und jubelt das übrige Vieh um die Schlachtopfer.

Außerhalb Spanien gibt es vielleicht nicht eine einzige Galerie, wie den großen, der ſpaniſchen Schule gewidmeten Saal der Eremitage, wo man die Productionen und die Qualität dieſer Schule ſo gut ſtudiren kann; 106 ausgewählte Gemälde geben davon eine vollſtändige Idee, in dieſer Zahl befinden ſich Meiſterwerke von Murillo, Velasquez, von Morales „el divino," von Las Cuevas u. a. m. Von dem Erſten bewundert man eine „Ruhe auf der Flucht," „eine Himmelfahrt Maria's," eine „Madonna, den ſchlafenden Heiland zwei Engeln zeigend." Von Triſtan befindet ſich das Portrait de berühmten Lopez de Vega. Unter den älteſten Gemälden der ſpaniſchen Schule ſind bemerkenswerth: „Madonna mit dem Kinde," von Antonio del Rincon; dann ein Portrait des „Alexander Farneſe" und ein „Chriſtus" von Alonzo Sanchez Coello.

Die franzöſiſche Schule zeigt von Nicolas Pouſſin 19 Gemälde, darunter eine ausgezeichnet ſchöne „heilige Familie;" „Eſther vor Ahasverus erſcheinend," „Tankred," „Rinaldo und Armida," ein „Moſes, der aus dem Felſen Waſſer ſpringen läßt." Von Claude Lorrain mehrere treffliche Landſchaften und Seeſtücke, unter andern die „vier Tageszeiten," welche Napoleon aus Kaſſel fortführte, und der Kaiſerin Joſephine ſchenkte, von deren Erben ſie dann vom Kaiſer Alexander gekauft wurden. Von Vernet: ein „Mondſchein" und ein „Morgen," dann ein „Seehafen, den man durch eine Felſenhöhle erblickt," und ein ausgezeichneter „Sturm." Im Ganzen enthält die franzöſiſche Schule 109 Gemälde, unter welchen, außer den genannten, die Namen Mignard, Leſueur, Bourdon, Greuze hervorglänzen. Ein meiſterhaftes Bild iſt die „Steinigung des heil. Stephan" von Leſueur.

Die altdeutſche Schule iſt nicht reich, doch zeichnen ſich mehrere Gemälde von Lucas Cranach, Albrecht Dürer, Johann Holbein, Denner und Rottenhammer aus.

Unter den Malereien einer andern Gattung nehmen die ausgezeichneten Copien der „Raphaeliſchen Logen im Vatican" einen hohen Standpunkt ein. Sie befinden ſich längs den Wänden und auf dem Plafond einer Galerie, die ausdrücklich dazu gebaut wurde, und zwar nach demſelben Maaßſtabe und denſelben Verhältniſſen, wie das berühmte römiſche, jetzt durch den Zahn der Zeit ſchon beſchädigte Meiſterſtück. Dieſe Copien ſind durch geſchickte, italieniſche Meiſter gemalt, und ſollen, wie man ſagt, 70,000 Silberrubel gekoſtet haben. Die ſogenannte „Bibel des Raphael," Stellen aus dem Alten und Neuen Teſtament, enthält 52 Bilder, welche mit bewundernswürdigen Arabesken von Giovanni Nanni umgeben ſind.

Unter den hier befindlichen Sculpturen verdienen die höchſte Aufmerkſamkeit: Amor und Pſyche, eine Gruppe in weißem Marmor von Canova; Paris und eine Tänzerin, von demſelben Meiſter, und ein Genius von dem ruſſiſchen Bildhauer Koſſlowski.

(Fortſetzung folgt.)

Eiſerne Dampfboote auf der Themſe.

In kurzer Zeit wird ein ſehr ſchönes von Eiſen gebautes Dampfboot, genannt der Boucher, von der Werfte von Deptford, ſeine Fahrt zwiſchen der Waterloo-Brücke und der Terraſſe von Gravesend, abwechſelungsweiſe mit dem Adler und dem Falken, von der Compagnie, welcher der Boucher auch angehört, beginnen. Dieſes Schiff entſpricht durch ſeine leichte Bauart und ſeinen wenig tiefen Gang vollkommen dieſer Art von Schifffahrt, indem der Fluß abwärts von der Waterloo-Brücke faſt immer ſeicht iſt. Schon zu Anfang des vergangenen Jahres gingen von den Werften Londons mehrere eiſerne Dampfboote aus, die mit Erfolg auf verſchiedenen Gewäſſern fahren. Der Boucher wird das erſte eiſerne Dampfboot ſeyn, das einen regelmäßigen Dienſt auf der Themſe macht. Dieſe Boote haben bei allen andern Vortheilen noch den einer großen Leichtigkeit; außerdem ſind ſie durch ihr Material der Feuersgefahr weniger ausgeſetzt, und dauern länger, ohne Ausbeſſerungen zu bedürfen. Die Eiſenbahn-Compagnie von Southampton läßt gegenwärtig zwei eiſerne Dampfboote zur Fahrt zwiſchen Nine-Elms und der City erbauen; ſie werden in kurzer Zeit vom Stapel laufen. (Temps vom 19 Julius.)

Pelzhandel der britiſch-nordamerikaniſchen Colonien.

(Fortſetzung.)

Nun fangen die „Ueberwinterer" an, aus dem Innern herbeizukommen, und wenn die Ladungen an Pelz ſehr reich ſind, ſo wird

Digitized by Google

die Scene äußerst lebhaft. Das Geschäft wird nicht vernachlässigt; die Pelze werden gezählt und geordnet, die Ballen zurecht gelegt und zur Vertheilung bezeichnet. Es werden die Rechnungen gestellt, der Lohn ausbezahlt, neue Verbindlichkeiten eingegangen und Vorräthe von Lebensmitteln besorgt. Nach dem Mittagessen aber machen sich die Eigenthümer und die Beamten mit den Dolmetschern und Wegweisern in der großen Halle, und die Reisenden und Indianer in dem Hofe lustig. Die Schweinmänner (Porkmen) *) oder die „Kommenden und Gehenden" fragen die „Nordmänner" über ihre Abenteuer im Innern; die Nordmänner erkundigen sich nach ihren Freunden in Montreal. „Die meisten Reisenden, Soldaten, Indianer und Halbkasten u. s. w.," sagt Roß Cox, welcher im Jahre 1817 im Fort William war, „waren außerhalb des Forts in Zelten, in ledernen Häuschen, in mit Matten bedeckten Hütten oder Wigwams gelagert. Bei näherer Untersuchung überzeugte ich mich, daß die in und außerhalb der Niederlassung versammelte Menschenzahl aus Eingebornen folgender Länder bestand: England, Irland, Schottland, Frankreich, Deutschland, Italien, Dänemark, Schweden, Holland, Schweiz, Vereinigte Staaten; ferner fanden sich Canadier, Afrikaner und ein gemischtes Geschlecht von Creolen." Obgleich die Reisenden sich durch ihr unterwürfiges und folgsames Betragen auszeichnen, so waren sie doch, wie die Indianer, sehr geneigt, sich während des Carnevals zu vergessen, und deßhalb war zu Fort William ein Gefängniß oder ein schwarzes Loch, in welches die Widerspänstigen gesperrt wurden, bis sie wieder bei Sinnen waren.

Die Thätigkeit der Nordwestcompagnie feuerte die der Hudsonsbai-Compagnie an, und vor Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts zeigte sich eine lebhafte Eifersucht und Opposition. Die Hudsonsbai-Compagnie machte Anspruch auf ein ausschließliches Recht, in einem großen Theile des Landes Handel zu treiben, wo die Nordwestcompagnie ihre Forts errichtet hatte: dieser Anspruch wurde jedoch nicht beachtet. Mittlerweile breiteten die beiden Compagnien ihre Forts von Canada gegen das nördliche Eismeer hin, und von den Gestaden der Hudsonsbai bis zu den Felsengebirgen aus; und im Jahre 1813 kaufte die Nordwestcompagnie Asteria am Columbia-Flusse, welchen Bezirk wegen unglücklicher durch den Krieg zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten herbeigeführter Umstände Hrn. Astor von New-York und die andern Theilhaber seiner Compagnie zu verlassen genöthigt waren. Die Nordwestcompagnie dehnte durch diese Erwerbung den Umfang ihrer Niederlassungen vom atlantischen bis zum stillen Weltmeer aus. Zuletzt brach ein offener Krieg zwischen den beiden Compagnien aus; die Forts wurden überfallen, man fing Parteien auf und machte sie gefangen, und ein von dem wohlthätigen Zwange des Gesetzes schon weit genug entferntes Land wurde durch den Kampf noch gesetzloser. Diesem Stande der Dinge aber, welcher für beide Compagnien verderblich war, wurde durch die Verbindung der Nordwestcompagnie mit der Hudsonsbai-Compagnie im Jahre 1821 ein Ende gemacht, und die unter dem letztern Namen vereinte Körperschaft nimmt nun den ganzen Continent von Nordamerika, von den Gränzen von Canada und den Vereinigten Staaten bis zum Eismeer, und von den Küsten von Labrador bis zu denen des stillen Weltmeeres, als ihr „Jagdgebiet" in Anspruch.

Wir erwähnen mindestens einen guten Erfolg der Verbindung der beiden Compagnien. Die Neigung der Indianer zum Rum ist wohl bekannt, und die Concurrenz der Nordwest- und Hudsonsbai-Compagnie setzte diese unbesonnenen Menschen in den Stand, zum Theil ihr eigene Bedingungen zu machen. Rum war ein Hauptartikel, den sie forderten. Seit etlichen Jahren jedoch hat die Hudsonsbai-Compagnie unter den übrigen Artikeln des Tauschhandels den Rum nicht mehr aufgenommen, und es werden nur etwa 40 Fässer spirituöser Getränke jährlich dahin abgesandt, wovon der größte Theil in das Gränzland geht, wo fortwährend zwischen den Pelzcompagnien der Vereinigten Staaten und der Hudsonsbai-Compagnie eine große Concurrenz stattfindet.

Die Thiere, welche in dem Pelzlande von Nordamerika gejagt werden, sind Bären von verschiedener Art und Farbe, verschiedene Gattungen von Füchsen, Biber, Waschbären, Dachse, Minks (eine Wieselart), Luchse, Moschusratzen, Kaninchen, Hasen und Eichhörnchen. Der Bison, welcher gegenwärtig nach Norden bis über den großen Sklaven-See wandernd angetroffen wird, wird von den Jägern wegen seines Fleisches und seines Fells verfolgt. Der Pelz des schwarzen Fuchses, manchmal Silberfuchs genannt, wird als der werthvollste betrachtet. Der Pelz des rothen Fuchses wird nach China ausgeführt, wo er zu Einfassungen, zum Füttern und zu Mänteln gebraucht wird, welche fleckenweise oder wellenförmig mit dem schwarzen Pelze der Pfoten desselben Thieres verziert werden. Der Pelz des weißen nördlichen Fuchses und der Eisbären wird manchmal in den Ballen gefunden, welche von den nördlichsten Indianerstämmen den europäischen Kaufleuten gebracht werden.

Der den Pelzen von schwarzen Bären beigelegte Werth veranlaßte sehr bedeutende Verheerungen unter denselben; auch ist das Fleisch dieses Thieres bei den Indianern und Jägern sehr beliebt. Die Einfuhr von schwarzen Bärenhäuten nach England betrug im Jahre 1785 10,500 Stück; im Jahre 1805 25,000 Stück; aber seit der Zeit hat eine sehr große Abnahme stattgefunden; denn die ganze Anzahl von Bärenhäuten (von nicht bestimmter Farbe, aber meistens schwarz), die im Jahre 1855 von den brittisch-nordamerikanischen Colonien nach England eingeführt wurden, betrug 4829; in demselben Jahre jedoch wurden von den Vereinigten Staaten 10,184 eingeführt. Eine schwarze Bärenhaut, welche sonst 20 bis 40 Guineen kostete, gilt jetzt nur noch 20 bis 60 Schillinge.

Unter den Bibern war die Verheerung noch weit größer, als bei irgend einer andern Art der pelztragenden Thiere. Im Jahre 1788 wurden über 170,000 Biberfelle von Canada ausgeführt, und im Jahre 1808 nicht weniger als 126,927 von Quebec allein nach England gesendet. Der Werth der letztern wurde auf 118,994 Pfd. St. 1 Sch. 5 P., im Durchschnitt 18 Sch. 9 P. für jedes Fell geschätzt. Solche Zahlen konnten ohne eine gänzliche Vertilgung nicht fortgeliefert werden, und wir finden übereinstimmend hiemit, daß im Jahre 1827 die Einfuhr nach London von einem Pelzlande von mehr als viermal so großer Ausdehnung, als die war, welche im Jahre 1743 besetzt war, nur etwas über 50,000 betrug. Im Jahre 1829 war eine Zunahme, indem 72,199 Biberfelle von den brittisch-nordamerikanischen Colonien und 4200 von den Vereinigten Staaten eingeführt wurden, und im Jahre 1855 wurden 85,953 von den englischen Colonien und 3516 von den Vereinigten Staaten eingeführt. Das Fell eines andern Thieres, des Coypu, wurde seit dem Jahre 1810 von Südamerika unter dem Namen Nutria-Fell eingeführt, und dieses wird nun häufig als Ersatz für Biberfelle gebraucht.

(Fortsetzung folgt.)

*) So genannt, weil sie Schweinefleisch zu essen bekommen, was tiefer im Innern gar nicht mehr zu haben ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 224.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 August 1838.

Frauenvereine für Gefängnisse in Frankreich.

In dem praktischen England haben sich bekanntlich Frauenvereine gebildet, um an der materiellen und sittlichen Verbesserung der für das weibliche Geschlecht bestimmten Gefängnisse zu arbeiten. Ueber diesen Gegenstand hat Frau Fry, die edle Stifterin dieser Vereine, eine eigene kleine Schrift herausgegeben, mit einer Menge anziehender Einzelnheiten über diesen Gegenstand. Ehe sie jedoch ans Schreiben ging, hat sie lange durch eigene Ansicht und Mitwirkung die unglücklichen Geschöpfe in den Gefängnissen studirt und eine Menge Erfahrungen gesammelt, die durchaus nöthig sind, bevor Frauen hier mit Erfolg handelnd und verbessernd eintreten können. Dann aber sind auch nur sie in solchen Vereinen fähig, heilsam zu wirken.

Die französischen Frauen haben wohl für die Wichtigkeit dieses Gegenstandes nicht weniger Gefühl als die Engländerinnen, zumal in einem Augenblick, wo in Frankreich eine große Aufregung für die Verbesserung der Gefängnisse zu bemerken ist, und auch die Regierung dazu thätigen Willen zeigt. Um die Bildung ähnlicher Vereine zu veranlassen, hat die durch ihre moralische Tendenz sehr verdiente Schriftstellerin, Ulliac Tremadeure, das englische Werkchen ins Französische übersetzt, und mit vielen guten, eigenen Bemerkungen und Erfahrungen vermehrt, denn auch sie hat sich seit einiger Zeit mit den Gefängnissen beschäftigt. Der Minister des Innern trug ihr auf, ein bloß für Weiber bestimmtes Centralhaus zu untersuchen und ihm darüber Bericht zu erstatten. Darin fand sie die dicht zusammen sitzenden Weiber in einem gräuelvollen Zustand von Verdorbenheit und Elend. Darüber sprach sie sich offen in ihrem Bericht an den Minister aus und wies auf alle die nöthigen Veränderungen hin. Ihre aufrichtige und verständige Darstellung wurde höhern Orts sehr gut aufgenommen, und das bisherige, nur von dem Schlendrian des Herkommens und dem Geldinteresse der Beamten aufrecht erhaltene System wird nun wohl bald fallen. Dann wird bei einer neuen, verbesserten Einrichtung die Sorgfalt und Aufsicht vereinigter Frauen in ihrer ganzen Wirkung eintreten können.

Mlle. Ulliac behandelt den wichtigen Gegenstand in einer Reihe sehr anziehender Bemerkungen. Ganz richtig wies sie auch in dieser Beziehung auf die Verschiedenheit des englischen und französischen Nationalcharakters hin, wodurch Gefängnisse für Weiber in beiden Ländern verschieden behandelt werden müssen.

„Freilich," sagt sie, „ist es ohne Zweifel, daß Mangel an Erziehung und Unterricht, Nichtkenntniß oder Vergessen sittlicher und religiöser Grundsätze, schlechte Neigungen, Gewohnheiten und Leidenschaften, überall dieselben Resultate hervorbringen und auf demselben Weg zu demselben Verbrechen führen. Es besteht aber eine große Verschiedenheit in England und Frankreich in der Art und Weise, unwissend, gottlos und verbrecherisch zu seyn. Wenn von sittlicher Besserung und Heilung die Rede ist, so müssen, wie bei einem verständigen Heilverfahren, die Mittel angewendet werden, die durch das Klima und das Temperament des Kranken vorgeschrieben sind. In Frankreich, wie in England, und überall auf unsrer Erde, muß die Religion bei der Erziehung der Gefangenen zum Grund liegen, eben so wie in Schulen und in Familien. In Frankreich wie in England steht die allgemeine Moral oben an, auch der Unterricht, mit einigem Unterschied; denn bei uns ist der Unfromme sehr zum Spott geneigt, aber darum nicht immer roh und gemein verlachend; der Unwissende ist bei uns mehr aufschneidend als grob. Der Verbrecher kann selbst in Ketten über Witziges lachen; der Franzose ist immer derselbe, auf dem Markt und der Straße wie im Gefängniß, er vergißt leicht das Gestern und hofft leicht vom Morgen; er braucht Bewegung und muß seine Stimmung und seinen überströmenden Frohsinn auslassen können, in Gesang, Gesten oder Worten. Die Seelenärzte müssen diesen scharf ausgeprägten Charakter recht auffassen und behandeln, indem sie die rechten Mittel zu seiner Heilung anwenden. Die Frauen mögen dann für ihr Geschlecht in ähnlichem Geiste wirken, und dabei immer die tiefgedachten Grundsätze der Mistreß Fry berücksichtigen und deren Geist der Nation anpassen. Dazu gehört aber vor Allem, daß sie einige Zeit die Gefängnisse besuchen."

Mlle. Ulliac geht nun zu den bisherigen großen Mißbräuchen in Behandlung der weiblichen Gefangenen in Frankreich

Digitized by Google

über, z. B. zu der Verpachtung der Arbeiten an Meistbietende, zum Transport der Gefangenen zu Fuß und in Begleitung von Gendarmen, zur Aufsicht über das Trinken u. s. w. Ueberall zeigt sich, daß sie in diesem Fach Vieles selbst gesehen und eine Reihe von Erfahrungen gemacht hat, die sie mit Genauigkeit und Klarheit ausspricht.

Durch dieß treffliche Buch wird der Gegenstand der Pönitenz-Gefängnisse in Frankreich einen neuen Impuls bekommen. Sehr schön sagt die würdige Verfasserin:

„Säen wir, säen wir, wie das Evangelium sagt, ohne müde zu werden; wenn auch der am Morgen ausgestreute Samen nicht aufgeht, so kömmt auch wohl der vom Abend. Segnet auch Heute Gott unsere Bemühungen nicht, so geschieht dieß vielleicht Morgen, und die, welche nach uns kommen, werden das angefangene Werk fortsetzen. So möge jede Frau nach ihren Kräften, ihrer Thätigkeit, ihren intellectuellen Fähigkeiten oder ihren Geldmitteln ihr Scherflein beitragen zu der sittlichen Regeneration der weiblichen Gefangenen und Freigelassenen. Gewiß, die Tugend im Elend bedarf wesentlich der Unterstützung und Hülfe. Die freundliche Hülfe der Frauen kann hier sehr nützlich seyn. Mögen Einige von ihrem Ueberfluß geben, Andere für die Gefangenen schreiben, noch Andere die Gefängnisse besuchen, um da zu lehren und den Armen freundlich zuzureden. So werden sie die Regierung in ihren Bemühungen unterstützen. Ja, indem sie hier trösten, dort ermuntern und ermuthigen, oder halberstorbene Gefühle der Frömmigkeit und der wahren Ehre wieder aufregen, werden sie die Stelle einnehmen, die ihnen der Himmel und ihre irdische Bestimmung hienieden angewiesen hat, sie werden den Namen tröstender Engel auf Erden verdienen wollen."

Dabei ist mir nur Eines fatal, nämlich, daß diese schönen Worte nicht von einer deutschen Frau zu deutschen Frauen gesagt worden sind. Hoffentlich werden sie aber auch verstanden werden und eine gute Statt bei denen finden, die in den Frauenvereinen von 1813 und 1814 so viel Edles leisteten.

Mr.

Nachrichten über die Anstalten für Wissenschaft, Kunst und öffentlichen Unterricht in St. Petersburg.

Die Eremitage.

(Schluß.)

2) Die Sammlung von Kupferstichen und Zeichnungen ist in der obern Etage der Eremitage aufgestellt, wo sie vier Zimmer einnimmt. Sie bezieht sich eines Theils auf die Geschichte der Zeichnungs- und Kupferstecherkunst, andern Theils auf die Ethnographie und Geographie. Zu dieser letzten Abtheilung gehören die Plane und geographischen Karten, die Trachten verschiedener Völker, die Portraits einer Menge von Monarchen, hauptsächlich der russischen u. s. w. In der ersten Abtheilung befinden sich Kupferstiche von Marc-Antonio, Albrecht Dürer, Rembrandt und Michel Angelo; Originalzeichnungen von Raphael, Entwürfe und Skizzen von verschiedenen andern großen Meistern, architektonische Zeichnungen u. s. w. Man zählt im Ganzen 130,000 in Portefeuilles von allen Größen aufbewahrte Blätter. Anfangs war diese Sammlung sehr unbedeutend, wurde aber nach und nach durch die Sammlungen von Herrmann, Carlo Mequetti, des Grafen Tolstoi und vom Kaiser Alexander vergrößert.

3) Die Sammlung von Medaillen, Antiquen und Cameen befindet sich zerstreut in mehrern Sälen der Eremitage; die Medaillen in der obern Etage, wo sie zwei Zimmer einnehmen. Die russische Sammlung derselben ist von ausgezeichnetem Reichthum und fast ganz complet, von den ältesten Zeiten bis auf die gegenwärtige. Einige unförmliche Pieren gehören jener Zeit an, wo die Münzkunst bei den Russen noch nicht in Gebrauch war; andere Stücke rühren aus der tatarischen Herrschaft her. Die Antiquitäten, die sich in der spanischen Galerie befinden, bestehen aus verschiedenen Gegenständen, die theils in Herculanum, theils in der Moldau gefunden wurden und früher zu den Sammlungen des Grafen Schuwalow und Reifensteins gehörten. Man bemerkt darunter einen liegenden und die Tuba blasenden Triton von Bronze, eine schöne, antike Vase von ciselirtem Silber; ein Wassergefäß, geschmückt mit Basreliefs; Schalen, Ringe, Ketten u. s. w. Die Sammlung von Cameen ist in dem Saale, welcher die Kostbarkeiten von Gold, Silber-Filigran und Edelsteinen enthält, und in dem spanischen Gemäldesaal aufgestellt, und stammt größtentheils aus dem Cabinet des Herzogs von Orleans her, woraus sie später sich durch die Sammlungen von Natter, Saint-Maurice, Tassie, vom Prinzen Strozzi zu Florenz, vom General Hitrovo, Ritter Mallia zu Wien u. s. w. vergrößerte. Mehr als 10,000 in Gold gefaßte Cameen sind hier beisammen, die von den Aegyptiern, Persern, Etruskern, Griechen, Römern, und selbst aus den neuern Zeiten und auch aus Rußland herstammen. Unter den ägyptischen Cameen bemerkt man, außer mehrern Käfern, einen schönen Isiskopf in Malachit und eine Osirisfigur; in einen Diamant ist ein König der Parther geschnitten. Ein etruskischer Theseus ist höchst bemerkenswerth. Unter den griechischen Steinen zeichnen sich einige Jupiter, eine Minerva in Carniol, eine Venus auf Agat-Onyx, eine Diana und mehrere Mars aus. Der Camee, auf welchem Perseus und Andromeda sich befinden, und der früher Mengs gehörte, ist einer der schönsten, welcher existirt. Zu den griechischen aus Aegypten gehört ein Ptolomäus Philadelphus mit der Arsinoe, die bekanntlich seine Schwester und Gemahlin war. Dann findet man hier die ganze Reihe der römischen Kaiser von Cäsar bis zur Zeit des Verfalls, dazu einige sehr schöne Auguste, Tiberius, zwei Faustinen, Agrippa, Drusilla und Livia. Außerdem muß man noch eine Menge Steine mit Chiffren und Devisen erwähnen.

4) Das naturhistorische Cabinet befindet sich in der Raphael'schen Loge. Vor jedem Fenster befinden sich zwei Glasschränke, in Tischform, in welchen Mineralien verschlossen sind. Dieses sehr kostbare Cabinet entstand durch Pallas, von dem es Katharina II im J. 1786 kaufte. Die ganze Sammlung umfaßt 31 Schränke.

Digitized by Google

5) Das Cabinet von kostbaren und Kunstgegenständen ist in einem, mit der spanischen Galerie zusammenhängenden Saale befindlich. Man sieht dort Arbeiten in Gold, Silber, Perlen, Brillanten und andern Edelsteinen; dann sehr merkwürdige Sachen von Perlmutter und Filigran; Zierrathen aus den Zeiten der alten Zaare; Waffen, Instrumente, Pokale, Kannen, Spiegel, Cassetten, Schachteln u. dgl. m., deren sich jene Fürsten bedienten. Zu den merkwürdigsten Gegenständen rechnet man hier die reiche Toilette von Silber der Großfürstin Sophie, Schwester Peters des Großen, dann eine ähnliche der Zaarin Eudoria Fedorowna; eine Sammlung von tibetanischen Götzen; reiche Geschenke, welche der Sultan der Kaiserin Katharina und der jetzige dem Kaiser Nicolaus machte, darunter eine kostbare Brillantdose mit dem Bildnisse des jetzt regierenden Sultans; eine Uhr mit wirklich wunderbarem Mechanismus von Cox, einem Mechaniker in London; Elfenbeinarbeiten, von den eigenen Händen Peters des Großen und seiner Gemahlin gearbeitet u. s. w.

6) Die Bibliothek ist in einem großen Saale und mehrern Nebengemächern im Rez-de-chaussée der eigentlichen Eremitage, unter der Raphael'schen Loge aufgestellt, und soll, wie man sagt, aus mehr als 100,000 Bänden bestehen, die aus dem Nachlasse mehrerer berühmten und gelehrten Männer herrühren. Ein besonderes Cabinet ist eigens für die 6760 Bände starke, und hauptsächlich Geschichte und Philosophie umfassende Bibliothek Voltaire's bestimmt. Die andern Bestandtheile der Bibliothek sind untereinander vermischt; Diderots Bücher, 2904 Bände, behandeln hauptsächlich Philosophie. Außer den französischen Schriften findet man auch lateinische, italienische und englische. Ungefähr 1000 Bände, früher dem Abbe Galiani gehörend, handeln von der Architektur. Die Bibliothek des russischen Historikers Tscherbatow, angekauft im J. 1791, umfaßt beinahe lauter historische Sachen in 5000 Bänden und vielen kostbaren Manuscripten; die von Nicolai und Zimmermann, gekauft in Berlin, sind reich an Werken der deutschen Literatur und zählen gegen 13,000 Bände. Zu den Schätzen dieser Sammlung gehören auch noch die Bücher von d'Alembert; die Sammlung geographischer Karten von Büsching, die eine der reichsten ist. Man vereinigte mit dieser Bibliothek auch noch die Privatbibliothek der Kaiserin, in welcher sich besonders eine große Anzahl von Wörterbüchern und Grammatiken befinden, die der Monarchin zu ihrem sorgsamen Studium fremder Sprachen dienten. „Katharina, führt der russische Schriftsteller Svignin an, hatte ihren Gesandten an fremden Höfen den Befehl gegeben, die besten neuen Werke anzukaufen. Dasselbe that auch der Kaiser Alexander. Exemplare der schönsten russischen und ausländischen Ausgaben sind in dieser Bibliothek vorhanden, wo man die kostbarsten Werke, besonders auch im Fache der Naturwissenschaften, mit colorirten Kupferstichen findet." Der Bibliothekssaal ist reich mit Büsten und andern Verzierungen geschmückt. Man sieht unter andern zwei Büsten Voltaire's, von welchen die von Houdon die ähnlichste von allen vorhandenen seyn soll.

Im Rez-de-Chaussée des zum Winterpalast gehörigen Gebäudes befindet sich eine zweite, gegen 10,000 Bände starke Bibliothek aus allen Wissenschaften, und zwar eine ausschließlich russische. Anfangs war sie dazu bestimmt, für die im Moment unbeschäftigte Dienerschaft zur nützlichen Belehrung zu dienen, zu welchem Zwecke sie der Graf Orlof auf Befehl der Kaiserin errichtete. (Fortsetzung folgt.)

Natürliche Sodaquelle.

Ein amerikanischer Missionär sendete kürzlich aus dem Fort Vancouver (jenseits der Felsengebirge) einen Bericht über seine Reise, worin er eine natürliche Sodaquelle beschreibt, woran er und seine Gesellschaft drei Tagereisen vom Fort Hall vorübergekommen war, und die man als eines der Wunder der Welt betrachten kann. Die Quelle hatte mehrere Oeffnungen. „Eine derselben," sagt der Verfasser, Hr. Spalding, „hat etwa 15' im Durchmesser, und man hat keinen Grund gefunden. Etwa 12' unter der Oberfläche sind zwei große Kugeln, aus denen die Aufkochung hervorzugehen scheint. Wirft man jedoch einen Stein hinein, so kommt nach wenigen Minuten die ganze Quelle in eine heftige Bewegung. Eine andere Oeffnung, die nur etwa 4" im Durchmesser hat, geht durch einen hohen Felsen, aus dem das Wasser in Zwischenräumen von etwa 40 Secunden hervorsprudelt. Das Wasser gleicht in allen seinen Eigenschaften einem künstlich bereiteten, und schäumt und perlt unaufhörlich. Die, welche die Quelle besuchen, trinken eine Menge Wasser mit gutem Erfolge für ihre Gesundheit. (Athenäum vom 26 Mai 1838.)

Pelzhandel der brittisch-nordamerikanischen Colonien.

(Fortsetzung.)

J. H. Pelly, Gouverneur der Hudsonsbai-Compagnie, sagt in einer der Committee des Unterhauses gegebenen Darstellung über die ursprünglich brittischen Niederlassungen, daß die Compagnie nun Biber in ihrem Gebiete zu hegen sucht. Wenn das Thier in irgend einer Gegend zu verschwinden anfängt, so wird der Posten oder das Fort verlegt, und damit wandern auch die Eingebornen fort.

Die Einfuhr von Fellen nach England im Jahre 1835 war:

	Brittisch-nordamerikanische Colonien.	Vereinigte Staaten.	Im Ganzen aus allen Gegenden.
Bär	4,829	10,184	15,041
Biber	85,935	2,516	88,300
Iltis	12	40	47,586
Marder	71,068	47,253	159,945
Minks	25,297	82,950	115,501
Muskuasch	1,147,725	23,252	1,171,659
Nutria	4	—	557,600
Fischotter	17,989	145	18,574
Seehund	332,186	2,081	359,685

Die Zahlen der in demselben Jahre wieder ausgeführten Pelze dieser Gattungen, worüber die Zollstätte berichtet hat, sind:

Länder, in welche ausgeführt wurde.		Marder.	Muskuasch.	Fischotter.
Rußland	551	—	—	—
Preußen	85	—	—	650
Deutschland	8,758	5,106	6,507	18,15

Digitized by Google

Länder, in welche ausgeführt wurde.	Marder.	Muskuasch.	Fischotter.
Holland 207	551	50,425	205
Belgien . . . . . —	188	—	—
Frankreich 1,665	11,222	—	—
Italien 229	—	—	—
Türkei . . . . . —	291	—	—
China . . . . . —	—	—	520
Verein. Staaten von Amerika 146	815	165,558	9,912
11,414	17,961	221,490	24,444

Im Jahre 1836 betrug die Anzahl der unzubereiteten Pelze für den Verbrauch in England: Bären 2522, Biber 87,473, Katzen und Luchse 58,937, Kaninchen 665,991, Hermelin 284,488, Iltis 122,741, Füchse 18,977, Marder 197,894, Minks 63,467, Muskuasch 784,579, Nutria 1,528,017, Fischotter 952, Waschbären 1525 und Eichhörnchen 2,256,725.

Mackenzie gibt Folgendes als den Ertrag der Nordwestcompagnie im Jahre 1798 an, was man mit dem Ertrage von 1835 vergleichen kann, der aus einer Gebietsstrecke bezogen wurde, die wenigstens sechsmal so groß war als das Gebiet, in welchem die Nordwestcompagnie im Jahre 1781 jagte, denn es umfaßt zugleich die Einfuhr von den Vereinigten Staaten nach England.

Ertrag der Nordwestcompagnie im Jahre 1798:

Biber	106,000	Minks	1,800
Bären	2,100	Luchse	6,000
Füchse	1,500	Amerik. Vielfraße . . .	600
Kleine Füchse . . .	4,000	Waschbären	100
Fischotter	4,600	Wölfe	5,800
Muskuasch	17,000	Elenthiere	700
Marder	52,000	Hirsche	750

dabei 1200 bearbeitete Hirschfelle, 500 Mäntel von Bisonfellen und 1600 andere Felle.

Von den zahlreichen Niederlassungen der Hudsonsbai-Compagnie sind die bekanntesten: Churchill Fort, Port Factorel und Moose Fort an der Hudsonsbai; Fort William am obern See; Norway Haus am Winnipeg-See; verschiedene Forts und Häuser an den Flüssen, welche den Felsengebirgen entströmen, z. B. Carlton Haus an dem nördlichen Zweige des Saskatschewan, Chesterfield Haus am südlichen Zweige, und Cumberland Haus an dem vereinigten oder Hauptstrom desselben Flusses, welcher sich in den Winnipeg-See ergießt; Fort Chipewayan am Athabasca-See, von wo aus Mackenzie bei seinen zwei Expeditionen ausbrach; Fort Resolution am großen Sklaven-See, und die Forts Simpson, Norman und „gute Hoffnung" am Mackenzie-Flusse; letzteres ist die am nördlichsten gelegene Niederlassung und ungefähr 3800 Meilen von Montreal entfernt. Die Pelze jedoch, welche man in den nördlichsten Niederlassungen erhält, werden von der Hudsonsbai aus verschifft. Alle von den Pelzhändlern eingeschlagenen Wege sind Ketten von Seen und Flüssen, verbunden durch Tragplätze, wovon einige sehr mühsam für die Reisenden sind, welche Kähne und Gepäck über sie fortschaffen müssen.

Wir erwähnen hier die Entfernungen zwischen einigen Forts, obgleich die bloße Angabe der Meilenanzahl, ohne eine Bestimmung der Tragplätze an den Straßen, ihrer Länge und Beschaffenheit, eine schwache Idee von der Art des Reisens geben wird: vom Fort William am obern See zum Cumberland Hause beträgt die Entfernung 1018 M.; von Cumberland Hause bis zum Fort Chipewayan 840 M.; vom Fort Chipewayan bis zum Fort Resolution am großen Sklaven-See 240 M.; der Mackenzie entspringt aus dem großen Sklaven-See; das erste Fort an demselben, Fort Simpson, ist 888 M. vom Fort Resolution entfernt; das zweite, Fort Norman, liegt 256 M. weiter als Fort Simpson, und das Fort gute Hoffnung liegt 512 M. unter Fort Norman, oder 886 M. vom Fort Resolution entfernt. Dennoch betrachteten die auf diesen Forts angestellten Beamten einander als Nachbarn. Ein Winteraufenthalt in einem der nördlichen Forts muß wahrhaft schauerlich seyn. „In vielen unserer Plätze," sagt Mr. Pelly, der Gouverneur der Hudsonsbai-Compagnie, „werden die Kartoffeln durch Sommerfröste vernichtet, und die Einwohner können kein Korn bauen." Pemmican, oder getrocknetes Fleisch, ist dann der Hauptnahrungsstoff. Mr. Pelly wurde von dem Parlaments-Committee gefragt: „Sie geben diese Posten als sehr zahlreich an; ist an jenen Posten stets ein großer Vorrath von Lebensmitteln für den Verbrauch im Winter vorhanden?" — „Ja," erwiederte er. „Wenn Eingeborne, welche Mangel leiden, sich im Laufe des Winters an solche Plätze wenden, erhalten sie dann solche Vorräthe, wie sie die Compagnie zu geben im Stande ist?" — „Ich glaube, immer..... Wenn die Eingebornen sich in der Noth befinden, so kommen sie herbei und leben zusammen an dem Posten, und werden von der Compagnie erhalten."

Wir haben bereits erwähnt, daß die Beamten der vereinigten Pelzcompagnien meistens Schotten sind. Mr. Pelly sagt, „wenn sie sich als Schreiber gut aufführen, so werden sie befördert, und werden Kaufleute und später Factoren. Die Oberfactoren und Oberkaufleute, wie sie genannt werden, erhalten einen gewissen Theil von dem Gewinne des Handels."

Die Reisenden, oder die französisch-canadischen Bootsmänner, sind gewiß eine besondere Gattung von Menschen. In allen allgemeinen Kenntnissen sind sie sehr unwissend, und dabei sehr abergläubisch, wovon Sir John Franklin ein lustiges Beispiel erzählt. Als er und Capitän Back auf ihrer zweiten Reise Beobachtungen anstellten, belauschte einer der Reisenden die Operation, und als er die Worte: „jetzt," „halt," hörte, auf welche immer wieder Stille folgte, so ging er zu seinen Cameraden, und erzählte ihnen, die Officiere beschwörten den Teufel! Nichtsdestoweniger aber sind die Reisenden eine eifrige, anhängliche und arbeitsame Menschenclasse. Sie sind leicht beleidigt, wenn man ihre Vorurtheile berührt, und sie zeigen manchmal die Rachsucht der Indianer. Ihre französische Abkunft ist leicht erkennbar; einige freundliche Worte, die man kaum Schmeicheleі nennen kann, womit man ihre Geschicklichkeit als Bootsmänner rühmt, sind hinreichend, daß sie denen, unter deren Befehl sie stehen, alle möglichen Dienste erweisen.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 71** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Der Sonnenschein. — Der Fall eines Engels.** (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande besonders Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 225.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 August 1838.

Literarische Nachrichten aus Indien.

Calcutta, den 20 April

Es gibt wenig literarische Neuigkeiten aus Indien zu melden, und diese wenigen beschränken sich fast allein auf das, was hier erscheint. In Bombay rührt sich zwar einiger Eifer, aber es fehlt an Leitung und Concentration der Hülfsmittel. Seitdem sich die asiatische Gesellschaft an die Londoner angeschlossen und ihre eigenen Memoiren aufgegeben hat, ist sie fast eingeschlafen. Der Streit der Guebern unter sich, über die Auslegung des Zendavesta und mit den Missionären, dauert noch fort, ohne aber seit der Ausgabe des Vendidad etwas Interessantes zu liefern. Dagegen hat die geographische Gesellschaft von Bombay den Muth gehabt, sich von der Londoner loszusagen und ihre eigenen Memoiren herauszugeben, von denen zwei Bände erschienen sind, welche viele gute Materialien enthalten. Die Herausgabe der Vedas von Stephenson, von denen Ein Band des Rigveda erschienen, ist aufgegeben worden, und der Herausgeber soll seine Handschriften nach Frankreich verkauft haben. Madras war nie ein literarischer Ort, es ist immer hinter den übrigen Präsidentschaften zurückgeblieben, obgleich es eine Menge der besten anglo-indischen Schriftsteller geliefert hat, wie Malcolm, Briggs, Ellis u. s. w., aber sie haben nie ihre Werke in Madras herausgegeben, weil dort zu wenig wissenschaftliches Leben ist. Das „Madras Journal of Literature" hat sich zwar unter seinem neuen Redacteur, Lieutenant Newbold, etwas gehoben, aber es fehlt ihm an Material. Calcutta bleibt daher immer der einzige Mittelpunkt literarischer Thätigkeit in Indien, und wird es bleiben, so lange die europäische Bevölkerung von Indien so klein bleibt als gegenwärtig. Seit dem Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts hatte die indische Regierung ein System von Beförderung der Literatur angenommen, das reichliche Früchte trug. Die Compagnie pflegte nämlich von jedem Werke, das in Indien erschien, auf 100 Exemplare zu unterschreiben, von denen 60 an das College Fort William abgegeben und 40 nach Europa geschickt wurden. Die Herausgeber pflegten den Preis so zu stellen, daß diese 100 Exemplare die Druckkosten bezahlten, und daher kommen die theuern und schlechtgedruckten Quartbände, welche in den Jahren 1800 bis 1827 in Menge erschienen. Im J. 1828 fing die Regierung aber an, auf ihre eigenen Kosten durch die Commission für öffentliche Erziehung die nöthigen Bücher für ihre hohen indischen und muhammedanischen Schulen herausgeben zu lassen, und die Subscriptionen wurden sehr beschränkt und seltener gegeben. Im J. 1835 wurde das neue System wieder verlassen, ohne jedoch, daß das alte wieder hergestellt würde, und die asiatische Gesellschaft trat ganz unerwartet an die Stelle der Regierung. Die Gesellschaft war damals nicht im besten Zustande, sie hatte viel von ihrem alten Glanze verloren, und ihre Finanzen waren so herabgekommen, daß sie die Herausgabe ihrer Memoiren unterbrochen hatte. Aber sie fühlte das Bedürfniß und stellte sich sogleich in die Lücke. Sie hatte zum Glück an James Prinsep einen Secretär, der die Lage zu schätzen wußte, und bereit war, persönliche Opfer zu bringen, um die Gesellschaft in den Stand zu setzen, die Pflichten, welche sie zu übernehmen im Begriff war, zu erfüllen. Die Gesellschaft unternahm unter seiner Garantie gegen allen Verlust die Beendigung aller von der Regierung aufgegebenen Werke, und diese sind jetzt alle erschienen, mit Ausnahme des letzten Bandes des Mahabharat, von dem die Hälfte gedruckt ist, und der in wenigen Monaten auch erscheinen wird. Zum Glück haben arabische Werke über muhammedanische Gesetzgebung in den Gerichtshöfen und bei der muhammedanischen Bevölkerung einen so guten Verschleiß gefunden, daß sie einen Theil der Kosten der Sanskritwerke decken, welche wenig Absatz in Indien finden. Die große Gesetzsammlung, welche den Titel Fetawa Alemgiri führt und sechs Quartbände bildet, ist erschöpft, so daß ein Eingeborner sich vornimmt, eine neue Auflage auf seine Kosten zu veranstalten. Die Gesellschaft hat den Preis des Mahabharat so niedrig gesetzt, daß dieses Werk sich nicht bezahlen kann, aber für die orientalischen Studien in Europa ist es eine unschätzbare Unternehmung. Das zweite, was Prinsep that, war die Herausgabe des Journals der Asiatischen Gesellschaft von Bengalen. Obgleich dieses den Namen der Gesellschaft trägt, so erscheint es doch auf Kosten von Prinsep allein, der in den ersten Jahren sehr bedeutend daran verlor, obgleich die ganze Auflage ver-

Digitized by Google

ſchloſſen wurde. Es iſt eines der beſten Journale in der Welt, weil es am meiſten neue Facta in der compacteſten Form gibt, und es wurde in kurzer Zeit das Organ aller Entdeckungen in ganz Indien in allen Theilen hiſtoriſcher und naturhiſtoriſcher Wiſſenſchaften. Es iſt von 50 bis 60 Kupfertafeln jährlich begleitet, welche Foſſilien, Karten, Münzen und Alterthümer, und ſeit einiger Zeit beſonders alte Inſchriften enthalten. Prinſep ſelbſt hat den Schlüſſel zu den alten, indiſchen Alphabeten gefunden, und die räthſelhaften Inſchriften auf den Säulen von Allahabad und in den unterirdiſchen Tempeln von Ellora und Salſette ſind durch die europäiſchen Methoden entziffert worden. Sie rühren von einer buddhiſtiſchen Dynaſtie im dritten Jahrhundert vor Chriſtus her. Die Frage über das Alter der unterirdiſchen Tempel iſt freilich noch nicht ganz gelöst, da die Inſchriften neuer als die Tempel ſelbſt ſeyn könnten; aber die Maſſe derſelben, die man jetzt in ganz Nordindien findet und lieſt, gibt jedenfalls ein neues, wichtiges Element zu einer künftigen Geſchichte von Indien. Es ſind bis jetzt 6 Bände dieſes Journals erſchienen, und da es ganz vergriffen iſt, hat man in Philadelphia einen Nachdruck desſelben angekündigt. Es iſt aber wahrſcheinlich, daß in Calcutta eine neue Auflage erſcheinen wird, da die Compagnie auf 40 Exemplare unterſchrieben hat, und die Beſtellungen aus Europa, welche nicht befriedigt werden können, ſehr beträchtlich ſind. Die aſiatiſche Geſellſchaft in Paris allein hat 20 Exemplare verlangt, und man hat ihr nicht Eines ſchicken können.

Dieß hat jedoch Prinſep nicht genügt, und ſein Plan iſt, aus der aſiatiſchen Geſellſchaft ein großes, nationales Inſtitut zu machen, das durch ſeine Sammlungen Individuen und der Regierung alle wiſſenſchaftlichen Hülfsmittel darbieten ſollte, deren ſie bedürfen können. Es iſt kaum zu zweifeln, daß es ihm gelingen werde, dieſen großen Plan auszuführen. Er hat ihn dadurch vorbereitet, daß er der Geſellſchaft eine praktiſche Seite gegeben hat; ſie enthält jetzt neben der urſprünglichen Section für Geſchichte und Alterthümer des Orients, eine zweite für mathematiſche und phyſiſche Wiſſenſchaften, und Committees für Statiſtik und für Ackerbau, welche ihre Verzweigungen ſchon über ganz Indien ausgebreitet haben. Der Zweck der letztern iſt beſonders die Bereitungsart neuer Ausfuhrartikel in Ausübung zu bringen, und das Intereſſe der Regierung bei der Vermehrung der Ausfuhrartikel iſt ſo unberechenbar, daß ſie ihre Augen nicht lange dem Bedürfniß ihrer officiellen Beihülfe verſchließen kann. Indien wird von einer Handvoll von Europäern regiert, und kann nur durch größere Intelligenz von ihnen in Unterwürfigkeit gehalten werden. Je größer das engliſche Reich in Indien wird, um ſo mehr muß die fremde Herrſchaft bedacht ſeyn, der Nation für eine immer gehäſſige fremde Herrſchaft Vortheile zu verſchaffen, und dazu braucht ſie einen großen Focus europäiſcher Wiſſenſchaft, wie ihn Prinſep zu ſtiften ſucht, damit ſie in jedem Augenblick die nöthigen Kenntniſſe zur Entwicklung der natürlichen Hülfsmittel des Landes finde. Genaue und wiſſenſchaftliche Kenntniß der Geologie, des Klima's und der Botanik von Indien ſind der Regierung unentbehrlich und werden es von Tag zu Tag mehr. Die aſiatiſche Geſellſchaft hat dazu ein naturhiſtoriſches Muſeum geſtiftet, das täglich aus allen Theilen des Landes Beiträge erhielt, deſſen Verwaltung aber die Kräfte der Geſellſchaft zu überſteigen anfängt. Der Generalgouverneur hat daher endlich angefangen, etwas dafür zu thun, und proviſoriſch 2400 Rupien jährlich dazu beſtimmt, aber zugleich von der Direction in London verlangt, die Summe auf 10,000 Rupien zu erhöhen, und ſo verkehrt auch der Board of Control bis jetzt das Veto, welches ihm die neue Charte gibt, ausgeübt hat, ſo iſt doch kaum denkbar, daß er die Ausführung dieſes Planes hindere. Wenn es der uneigennützigen Beharrlichkeit von Prinſep gelingt, die aſiatiſche Geſellſchaft auf einen Fuß zu ſtellen, der ſeinem Plan entſprechen würde, ſo würde er einer der größten Wohlthäter dieſes ungeheuren Reiches werden. Sie werden vielleicht denken, daß ich zu viel von ſeiner Perſönlichkeit ſpreche, und wenn er wüßte, daß ich dieſes ſchreibe, wäre er der Erſte, der es finden würde; aber es iſt nirgends häufig, und in dem Klima von Indien ſeltener als irgendwo, eine ſo beharrliche Ausdauer im Verfolgen eines großen Planes zu finden, der für den Unternehmer nur eine Quelle von Opfern iſt und ihm keine denkbare perſönliche Entſchädigung darbietet; denn die Stelle eines Secretärs der aſiatiſchen Geſellſchaft iſt nicht bezahlt, und Prinſep hat das beſchwerliche Amt des Münzmeiſters von Indien, das ihm viele Arbeit und große Verantwortlichkeit gibt.

Nachrichten über die Anſtalten für Wiſſenſchaft, Kunſt und öffentlichen Unterricht in St. Petersburg.

(Fortſetzung.)

Die kaiſerliche Bibliothek.

Sie befindet ſich an der Ecke des Newskiproſpects und der Sadowaja- (Garten) Straße, und bildet demnach zwei Façaden. Die Hauptfronte iſt in der Mitte abgerundet und mit ſechs doriſchen Säulen ſo wie mit den koloſſalen Statuen griechiſcher Philoſophen geſchmückt. Dieſes Gebäude, große und helle Säle enthaltend, wurde auf Befehl Katharina's II nach dem Plane des Architekten Sokolof begonnen und im Jahre 1801 beendigt. Ein runder Saal, zum Auditorium beſtimmt und mit Büſten und Draperien geziert, nimmt die Mitte ein; zu ihm führt eine breite Treppe von Granit. In dieſem Gebäude befindet ſich die einſt in Europa berühmteſte, ſogenannte Zaluski'ſche Bibliothek. Der Graf Stanislaus Zaluski, Biſchof von Krakau, hatte ſie in dieſer Stadt gegründet, und ſein Erbe, Andreas Zaluski, Biſchof von Kiew, vermachte ſie in der Folge der Republik Polen, ſo daß ſie auf ſeinen Befehl gegen die Mitte des 18ten Jahrhunderts von Krakau nach Warſchau gebracht und dort 1746 dem Publicum geöffnet wurde. Die ſpätern Wirren in Polen bewirkten, daß ſie ſeit dem J. 1770 nicht mehr vermehrt wurde, wogegen ſie vorher durch Ankäufe und Geſchenke ſich bereichert hatte. Es ging ſo weit, daß man ſogar Werke daraus verkaufte; dennoch blieben 250,000 Bände übrig, die ſpäter nach Rußland kamen. Als Warſchau von den Ruſſen unter Suworow erobert und dann an Preußen abgetreten wurde, nahm Katharina II dieſen reichen lite-

Digitized by Google

tarischen Schatz für sich in Anspruch, der besonders vollständig hinsichtlich der Geschichte Polens, in der Theologie, Jurisprudenz und andern Zweigen aber doch lückenhaft war. Im J. 1795 kam diese Bibliothek an den Ufern der Newa an, und wurde, bis das im Bau begriffene Local fertig seyn würde, in einem Anbau des kaiserlichen Cabinets aufgestellt, wo sie sechs Jahre verblieb. Als die Bibliothek im J. 1810 ganz geordnet war, betrug die Totalsumme der Bücher 262,646. worunter 45,000 Bände aus zusammenhängenden Werken bestanden, mehr als 40,000 Broschüren und kleinere Schriften, eine Particularbibliothek von 753 Bänden der seltensten Werke im 15ten Jahrhundert gedruckt, und 24,874 Kupferwerke. In der Folge wurde sie durch mehrere Geschenke von Privatpersonen und durch die Doubletten der Bibliothek in der Eremitage bereichert. Im J. 1831 zählte man 273,776 Bände Druckwerke und gegen 13 000 Manuscripte. Außerdem wurde die Bibliothek vermehrt im J. 1835 mit 7728 Bänden der Bibliothek des Fürsten Czartoryski, die man in Pulawy erbeutete, und mit 150,000 Bänden nebst 150 Cartons voll Manuscripte, die man aus Warschau, als dort nach dessen neuester Einnahme die russische Regierung wieder ihre Autorität hergestellt hatte, nach St. Petersburg führte. Sie wurde anfangs von dem Grafen Stroganow, dann von Herrn v. Olenin verwaltet; der Letztere ist noch jetzt Oberdirector derselben, und hauptsächlich ihm hat man die dort herrschende Ordnung zu verdanken. Die Bibliothek ist in drei große Sectionen getheilt, in die für die Wissenschaften, für die Künste und für Philologie und schöne Wissenschaften. Jede Section zerfällt wieder in Unterabtheilungen nach den Sprachen. Die Theologie nimmt einen ungeheuren Raum ein.

Unter die trefflichsten und seltensten hier vorhandenen Sachen zählt man: zwei Manuscripte des Ovid auf Velin, die, nach der Form der Buchstaben und den vielfältigen Abbreviaturen zu urtheilen, sehr alt seyn müssen; dann ein höchst seltenes römisches Missale aus der burgundischen Bibliothek vom Anfange des 10ten Jahrhunderts; das Breviarium argentinense aus Straßburg, Manuscript auf Velin ohne Kupfer, aus dem 12ten Jahrhundert; das Speculum historiale Bellovacense, gedruckt bei Mentelin, ohne Angabe des Orts, 1473; ein Virgil, Nürnberg 1492; die Psalmen Davids, polnisch, mit eingeschalteten lateinischen Stellen. Die Orthographie dieses Buchs (Krakau 1539, bei Hungler) ist aber böhmisch; man glaubt, daß es das erste in polnischer Sprache gedruckte Werk sey. Eine polnische Bibel von 1562 mit Holzschnitten, Krakau in 4. u. s. w.

Die ächten Hauptschätze dieser Bibliothek sind aber nicht von Warschau gekommen; ihre Erwerbung ist viel neuer, und rührt hauptsächlich aus dem Museum von Dubroweki her, eines der reichsten, welches jemals ein Privatmann gebildet hat, und welches 1805 vom Kaiser Alexander gekauft wurde. Dubroweki, geboren in Kiew, diente im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten als Legationsrath; während seiner Reisen in Italien, Spanien, Frankreich, England, Holland und Deutschland brachte er eine kostbare Bibliothek zusammen, welche er in Frankreich, nach Einnahme der Bastille, mit einer Menge Manuscripte bereicherte, die früher in den Archiven dieses Schlosses aufbewahrt wurden, so wie mit den Trümmern der berühmten Bibliothek der Abtei von St. Germain und anderer Klöster, welche damals durch den revolutionären Vandalismus dem Hammer des Auctionators preisgegeben waren.

Diese auf solche Art zusammengebrachten Manuscripte umfassen 15 Jahrhunderte; der größte Theil ist hauptsächlich der Geschichte Frankreichs und der Monarchen dieses Landes gewidmet, und enthält ihre Privat- und officielle Correspondenz. Der wirkliche Staatsrath, Hr. v. Adelung, hat davon einen genauen Katalog angefertigt, aus welchem wir Folgendes herausheben.

Zu den ganz ältesten Manuscripten gehört: der Codex San-Germanensis, welcher die Episteln des Paulus in griechischer und lateinischer Sprache enthält. Man findet darin eine Art von Kanon der heiligen Schriften mit der Zahl ihrer Verse. Die Schrift dieser Capitel besteht aus Uncialbuchstaben des 4ten Jahrhunderts. Der Codex argenteus, geschrieben mit silbernen Buchstaben auf purpurrothem Velin und geziert mit kostbaren Miniaturen; ein lateinisches Manuscript des 5ten Jahrhunderts mit Uncialbuchstaben. Mehrere andere aus dem 6ten Jahrhundert. Das 6te Buch de civitate Dei, in halb Uncialbuchstaben des 5ten Jahrhunderts. Das älteste in Europa vorhandene Manuscript der Werke Gregors des Großen. Ein Isidor von Sevilla, vom Ende des 7ten Jahrhunderts. Ein heil. Ambrosius aus dem 8ten Jahrhundert. Ein Minutius Felix, ein Cicero und ein Columell des 9ten Jahrhunderts. Mehrere andere Manuscripte aus dem 10ten und 11ten Jahrhundert, worunter mehrere auf dem Berg Athos gefundene, mit griechischen Miniaturen. Ein Manuscript aus der Bibliothek Karls V von Frankreich, ganz bedeckt mit Miniaturen und Arabesken; ein von René von Anjou selbst geschriebenes Werk; ein Liebesbrevier aus dem 14ten Jahrhundert mit Miniaturen; ein anderes mit mehr als 300 schönen Miniaturen. Ein Seneca und ein Cicero de senectute, mit Miniaturen von Johanna von Brügge. Ein Gebetbuch, gemalt für Anna von Bretagne, bei Gelegenheit ihrer Vermählung mit Ludwig XII. Ein anderes Manuscript mit Malereien, die, wie man glaubt, unter Raphaels Leitung ausgeführt sind. Ein heiliger Hieronymus mit wirklich bewundernswürdigen Miniaturen; ein Manuscript, welches man für eines der schönsten von allen existirenden hält. Ein Gebetbuch der Louise von Savoyen, mit 24 unter Aufsicht des Leonardo da Vinci ausgeführten Malereien. Ein Gebetbuch, geschrieben mit Carmin und Ultramarin und verziert mit 417 Miniaturen. Zwei Manuscripte von Jarry, die sich durch die Schönheit der Buchstaben auszeichnen. Ein Werk in größtem Format, halb gezeichnet, halb gestochen, auf Befehl des Marquis v. Brumoy für ein Kloster angefertigt. Auszüge aus dem Koran, welche der Fatime, Lieblingstochter Mahomeds, gehört haben sollen. Ein indisches Werk über Mythologie, welches der Marquis v. Hastings nach Europa brachte. Dann Manuscripte in Sanskrit, malabarischer, chinesischer, japanesischer, persischer, äthiopischer, arabischer, türkischer und hieroglyphischer Schrift. Eine Menge von Chroniken und anderer historischer Werke aus dem Mittelalter, wie folgende: Description du monde universel, aus der burgundischen Bibliothek, im größten

Digitized by Google

Format, mit 618 Medaillons und 72 schönen Malereien; die historischen Bücher aus dem 14ten Jahrhundert, 2 Bände im größten Folio; die Chroniken von Jehan von Courcy, 2 Bände in groß Folio; die historia tripartita von Cassiodor, ein lombardisches Manuscript; die Geschichte Gottfrieds von Bouillon aus dem 13ten Jahrhundert mit Miniaturen; das Originalmanuscript der Geschichte von Frankreich von Du Tillet, Karl IX dedicirt, und verziert mit dem Miniaturbildnisse aller Könige von Frankreich; das Werk de origine et factis Francorum aus dem 9ten Jahrhundert; die Chronik von Amboise, Karl VIII dedicirt, u. s. w. Ferner findet man die Originalbriefe mehrerer deutschen Kaiser, Kurfürsten, Pfalzgrafen u. s. w. Karten von Frankreich seit dem 13ten Jahrhundert. Originalbriefe von Ludwig XI, Karl VIII, Anna von Bretagne, Ludwig XII, Franz I u. s. w. Viele von der Hand Heinrichs IV, und 4 von Ludwig XIV als Kind geschrieben. Dann von dem Letztern eine 6mal copirte Schreibeübung, auf der man die Worte liest: Les rois font ce qu'ils veulent, il faut leur obéir. Unter den andern sehr merkwürdigen Documenten zeichnen sich aus: Die Berichte der französischen Gesandten beim Concilium von Trient; die Bulle des Papstes Bonifaz VIII, welche von den Unterstützungen handelt, die die Geistlichen dem Könige leisten müssen; die Verhandlungen des Papstes Alexander VI mit Bajazeth II, um eine Allianz gegen Karl VIII, König von Frankreich zu schließen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Dampforgel.

Das Echo du Monde Savant (Nr. 29) meldet aus London: Unter den zahlreichen Erfindungen, welche die Aufmerksamkeit des Publicums verdienen, erwähnen wir eine Dampforgel, welche an einer Locomotive zu Lyne angebracht werden soll. Sie gehört der Eisenbahngesellschaft, und wurde von dem Geistlichen James Birkett von Oringham erfunden. Das Instrument besteht aus acht Röhren, die eine Octave mit ganzen und halben Tönen bildet. Dieß ist der erste Versuch dieser Art, und es ist nicht zu bezweifeln, daß spätere Verbesserungen diesem Instrumente die mannichfaltigsten Melodien entlocken werden."

Pelzhandel der brittisch-nordamerikanischen Colonien.

(Fortsetzung.)

Wenige Auszüge aus den Erzählungen Sir John Franklins, Capitän Backs und des Dr. Richardson werden die Beschaffenheit des Dienstes beleuchten, zu welchem die Reisenden verwendet werden. Der erste Auszug ist ziemlich lang, aber er zeigt die Art, wie in der Pelzgegend gereist wird. „Die Boote der Expedition," sagt Sir John Franklin in seiner zweiten Reise an die Gestade des Polarmeeres, „waren von der Hudsonsbai 1200 Meilen im Innern voran, bevor noch die Officiere zu ihnen stießen, da die letztern dadurch, daß sie einen größern Umweg über New-York und Canada machten, 2800 Meilen bis zu demselben Punkte zurückzulegen hatten. Diese Vereinigung fand am 29 Junius früh Morgens im Methye-Fluß statt, unter dem 56° 10′ N. B. und 108° 55′ W. L., welcher beinahe auf der Höhe der Gewässer strömt, die von Norden sich in die Hudsonsbai ergießen. Auf der ganzen Reise war die Gegenwart der Officiere nicht so nothwendig gewesen, um das Schiffsvolk anzufeuern und ihnen Muth einzuflößen, weil der Fluß selbst in seinem ganzen Laufe von 40 Meilen so seicht ist, daß kaum ein flaches Boot mit halber Ladung, noch viel weniger aber unsere Boote, welche, wenn sie beladen waren, noch 10 bis 20 Zoll tiefer gingen, darauf fahren konnten. Nachdem dieser Fluß und seine Hindernisse überstanden waren, war der Methye-Tragplatz, 10¾ Meilen lang, nicht weit entfernt, welcher von den unerfahrnen Reisenden für den mühsamsten Theil der Reise gehalten wird. Aber welche Besorgnisse auch die Leute in dieser Beziehung hegen mochten, alles das schien bei unserer Ankunft daselbst zu verschwinden, und Dr. Richardson und ich selbst wurden von Allen mit liebevollen und freundlichen Blicken aufgenommen, von Niemanden aber mit mehr Wärme, als von unserem trefflichen Freund und frühern Dolmetscher Augustus, dem Eskimo,*) und Ootigbuck, welchen er von Churchill als seinen Gefährten mitgebracht hatte. Ein Frühstück wurde schnell bei Hrn. Fraser, einem Schreiber der Hudsonsbai-Compagnie, zubereitet, unter dessen Aufsicht die Boote seit ihrer Abfahrt vom Cumberlandhause sich befunden hatten; ich besah hierauf die Boote und die Vorräthe, welche ich zu meinem Vergnügen in gutem Zustand antraf. Wir hatten Briefe von Verwandten an mehrere der Leute mitgebracht, und es wurde eine Freistunde gewährt, sie zu lesen.

„Um 10 Uhr Vormittags fingen wir an, den Strom hinaufzufahren, allein sehr bald fanden wir, daß die ganze Gesellschaft im Wasser gehen mußte, um die Boote durch den Schlamm zu ziehen. Aber auch auf diese Weise konnten wir nicht lange weiter kommen, da ein jeder genöthigt war, Einiges von der Schiffsladung am Gestade hinzutragen, wo Alle gehen konnten, oder man mußte die Hälfte der Ladung in ein Boot nehmen, an einer Stelle, wo der Fluß tiefer war, und dann wieder zu dem Zurückgelassenen zurückkehren. Indem wir so die Strecke zweimal zurücklegten, dauerte es fünf Tage, bis wir den See erreichten, dem das Wasser des Flusses entströmt.

„Am Abend des 30 Junius erfuhren wir einen jener furchtbaren, aber kurzdauernden Windstöße, welche häufig im Frühling und Herbst vorkommen, und für die Wälder in dieser Gegend so zerstörend sind. Es ging ein ruhiges und sehr schwüles Wetter mit lautem Donner und lebhaftem Blitze voraus. In einem Augenblicke waren die Zelte umgeworfen, und selbst drei der größten Bäume wurden durch seine Gewalt in eine horizontale Stellung gebeugt; in wenigen Secunden bot Alles um uns her das Bild gänzlicher Zerstörung. Nachdem die Heftigkeit des Stoßes vorbei war, durften wir über sein Erscheinen sehr froh seyn, denn der späte, sanfte Wind und der darauf folgende dichte Regen vertrieb die Tausende von Moskuitos, die uns den ganzen Tag über gequält hatten.

(Schluß folgt.)

*) Dieser würdige Mann, von dem Sir John Franklin mit dem höchsten Lobe spricht, brach, nachdem er vernommen, daß Capitän Back im Jahre 1833 wieder im Land angekommen sey, von der Hudsonsbai auf, um sich ihm in Gesellschaft von einem Canadier und einem Iroksesen anzuschließen. Sie verirrten aber unterwegs, trennten sich, und Augustus kam vor Hunger um. „Er war," sagt Capitän Back, „ein redlicher, unriegsamer, nützlicher Mann von freundlichem Sinne, welcher sich nicht nur meine, sondern wie ich wohl sagen darf, auch die Achtung des Sir Franklin und Dr. Richardson durch Eigenschaften erwarb, welche, wo sie auch immer in den niedersten wie in den höchsten Formen des gesellschaftlichen Lebens gefunden werden, die Zierde der Menschen bilden."

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 226.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 August 1838.

Bilder aus Paris. Nr. 8.

Die kleinen Journale in Paris.

Wer kennt nicht den Corsaire und seinen Gefährten Charivari? wer erinnert sich nicht mit Lust des unter der Restauration so beliebten Figaro, der im vorigen Jahre angeblich, nicht aber wirklich, von den Todten auferstanden ist? denn, im Vorbeigehen sey es gesagt, der jetzige Figaro hat von dem ehemaligen nur das Rasirbecken, nicht aber die Seife entlehnt. Wer wirft nicht gern in müßiger Stunde einen Blick auf den Vert-Vert oder den Tam-Tam? Diese und ähnliche Blätter heißen von ihrem bescheidenen Formate die kleinen Journale, im Gegensatze zu jenen Tagesblättern, welche auf den Grund ihres Riesenformates hin den Namen der großen Journale für sich in Anspruch nehmen.

Das Leben in seinen vielfältigen Verzweigungen ist der Gegenstand der Einen, wie der Andern. Die Familie, der Markt, die Straße, Kunst, Wissenschaft, Literatur, Politik, Religion beschäftigen die Kleinen wie die Großen. Weder dem Gegenstande noch dem Zwecke nach sind die kleinen Journale von den großen verschieden. Worin besteht denn nun außer dem Formate der Unterschied zwischen beiden? offenbar in der Art und Weise, wie sie den Gegenstand betrachten und in der Wahl der Mittel, die sie zur Erreichung des gemeinsamen Zweckes in Anwendung bringen.

Die großen Journale fassen jedesmal ihren Gegenstand geradezu auf, und prüfen nach allen Kategorien. Mit dialektischer Schärfe zerlegen sie denselben in seine Bestandtheile, um den Augen des Geistes auch die verborgensten Seiten desselben zugänglich zu machen. Sie erforschen, sie beurtheilen in jeder Richtung; sie behaupten, sie läugnen; sie stellen auf, sie widerlegen. Das Für und das Gegen wird erwogen und der Syllogismus in allen Formen gehandhabt, um ein tüchtiges Quod erat demonstrandum zu Stande bringen. Dabei vernachlässigen sie keineswegs Alles aufzubieten, was der Rede Kraft und Anmuth verleiht, was die Einbildungskraft in lebhafte Thätigkeit versetzt, was dem Gefühle Schwung und Spannung gibt, was die Leidenschaft erregt.

Die kleinen Journale dagegen lieben in ihrer Betrachtung des Gegenstandes die Beschränkung. Nicht von allen Seiten, bloß von einer oder einigen beleuchten sie die Personen und Sachen. Das Widersinnige und Ungereimte in den menschlichen Angelegenheiten auszufinden und auf eine frappante Weise zur Anschauung zu bringen, ist ihre Aufgabe. Wenn sie sich zu einer allseitigen Prüfung anlassen, so geschieht dieß bloß zum Schein und in der Absicht, die durch die Betrachtung erworbenen Resultate einem witzigen Einfalle, einem Stachelworte oder einem Schwanke zum Hintergrunde dienen zu lassen, so daß das vorgeblich Wesenhafte an den Dingen als Folie des Nichtigen erscheint. Durch ein hervorgebrachtes Lächeln oder Lachen verhindern sie die Plane der Ehr- und Habsucht; die Pointe ihrer Artikel bringt abwechselnd den König und seine Minister, die gesetzgebenden Körper und Richter, so wie die gesammte Bürgerzahl zum Bewußtseyn ihrer selbst. Alle Fragen der Gegenwart führen sie jedesmal auf ihren einfachsten Ausdruck zurück und zeigen auf eine eben so sinnige als ergötzliche Weise die herrschenden Thorheiten und Gebrechen der Zeit. Die vermeintliche Aufklärung, die affectirte Tugend, das Laster selbst, in so ferne sich in ihm Thorheit mit Bosheit paart, erfahren Schlag auf Schlag die Macht ihres lebendigen Witzes und die Zaubergewalt ihres lustigen Humors. Ueber jede Autorität erhaben sind sie der reinste Ausdruck der Volkssouveränetät und verurtheilen gewissermaßen, wenn die Zeit dazu gekommen ist, das Gesetz und seine Propheten. Ihre angeblichen Unarten gehen, den Neckereien der Kobolde und Gnomen gleich, ungestraft hin. Wehe dem, der die Hand gegen sie ausstreckt! nur der Witz steht über dem Witz, die Gewalt kann ihm nichts anhaben, sie macht ihn im Gegentheile nur noch wirksamer. Ihrer Natur nach gehören diese Blätter keiner Partei, sondern dem Volke an. So wie sie in Bezug auf Form und Ausdruck nur von sich selbst Rath nehmen, so lassen sie sich auch keine Angelegenheit vor einer andern besonders empfehlen. Am Tage, wo man Abhängigkeit, Verkäuflichkeit und Verrath an der Volkssache an ihnen wahrnähme, würde sie kein Mensch mehr ansehen.

Hierin unterscheiden sie sich ebenfalls wesentlich von den großen Journalen, die jedesmal den Richtungen der Zeit hul-

Digitized by Google

digen, und in der Politik, Religion, Kunst, Wissenschaft, Handel, Gewerben zu einer gewissen Fahne schwören, und ein System als unfehlbar hinstellen und vertheidigen. Sie verlieren sich alle nothwendig in dem Labyrinthe der Metaphysik. Selbst der nüchternste Beobachter wird sich, wenn er an der Redaction eines großen Journales Theil hat, früher oder später ein oberstes Prinzip schaffen oder aufdringen lassen, das auch dann keine Veränderung erfahren darf, wenn selbst der Augenschein und gesunde Menschenverstand seine Unstatthaftigkeit nachgewiesen haben. Den großen Journalen ist die Leidenschaft nie fremd, weil sie als Richter und Partei zugleich erscheinen. Denn weil bei ihnen Wünsche und Hoffnungen eben so sehr als die Beweise in Anschlag kommen, so trägt sehr oft die Leidenschaft den Sieg davon, und die Wahrheit und das Recht treten in den Hintergrund. Die großen Journale stehen sich deßhalb nothwendig immer wie Feinde gegenüber, die bald durch offene Gewalt, bald durch Kriegslist obzusiegen streben. Nur ihre große Anzahl und die völlige Unbeschränktheit in der Erörterung der Interessen des Landes macht sie unschädlich, indem es so unmöglich einem Blatte gelingen kann, sich alsdann noch zahlreicher Leser zu erfreuen, wenn es eine offenbar schlechte Sache selbst mit Geist verficht. Ueberdieß sind sie zu oft genöthigt, das Einzelne zu beurtheilen; wenn es aber das Einzelne gilt, so ist es schwer, sich im Nebel der Phrasen zu halten; man muß wider Willen klar sehen und sprechen, und wird somit genöthigt, gerecht zu seyn.

Der Humor der kleinen Journale dagegen erhebt sich über alle Parteien, und sieht das Gewirre des Lebens mit dem unbefangenen Auge des gemeinen Menschenverstandes, der die Abstractionen und Speculationen der Schul- und Staatsweisheit ignorirend und unbekümmert um die Theorien sich darauf beschränkt, einfach auszusagen, wie ihm die Sachen erscheinen. Sie zeigen einen bewundernswerthen Tact in der Auswahl desjenigen, was sie belachen oder in ihrer Weise beloben wollen. Mit der empfindlichsten Freimüthigkeit nähern sie sich dem Hohen, um daran das Niedere, dem Großen, um daran das Kleine, dem Würdigen, um das sich demselben beigesellende Unwürdige, dem Heiligen selbst, um das Unheilige in seiner Umgebung offenkundig zu machen. Der Unverstand, die Thorheit, die Anmaßung, der Stolz, der Uebermuth, das mißbrauchte Genie, die Tölpelei, der Betrug werden hier ohne Unterlaß in ihrer wahren Gestalt vorgeführt und mit der Geißel der Satyre zurechtgewiesen. Nicht nur auf die Politik ist ihre Aufmerksamkeit gerichtet, nicht bloß den Hof und die Hofbestissenen treffen ihre Sarkasmen, nicht bloß die jüngste Literatur der hirnverwässernden Romane und herzverpestenden Dramen sind die Zielpunkte ihrer archilochischen Pfeile; nicht bloß die geheime Polizei, und die bezahlten und unbezahlten Horcher verwunden ihre muthwilligen Parabasen; nein, alle Thorheiten unter Hohen und Niedern, wie sie die Tages- und Jahreszeiten, die Standes- und Rangverhältnisse mit sich bringen, sind ihr unerschöpflicher Stoff. Sie benennen jede Thorheit mit dem rechten Namen, und vergessen nie denjenigen, der sie an sich trägt, zugleich mit zu nennen, oder doch gehörig zu bezeichnen. Auch hierin unterscheiden sie sich wesentlich von den großen Journalen, die sich, was die Censur der Sitten anbelangt, in engern Gränzen bewegen und selbst innerhalb derselben große Mäßigung zeigen müssen, indem hier der Grundsatz gilt: „Jeder hält es in seinem Hause wie er will," obgleich die Familie den großen Journalen keineswegs gleichgültig ist.

Die kleinen Journale sind reich an Sittengemälden, die, den Mimen der Alten nicht unähnlich, den Menschenbeobachter sehr ergötzen. Vorzüglich ergötzlich erscheinen die erzählenden und dramatisirten Schilderungen des Ministerconseils. Eben so anziehend als natürlich sind die Beschreibungen gewisser Quartiere der Hauptstadt, so wie die pittoresken Schilderungen des niedern Volkes nach Alter und Geschlecht.

Alle diese Journale bestimmen die öffentliche Meinung nicht erst, sie sind vielmehr selbst das wie in einem Spiegel aufgefaßte Bild derselben. Auch hierin unterscheiden sie sich wesentlich von den großen Journalen, die immer darauf ausgehen, Proselyten zu machen und ihr auserwähltes Häuflein vor Ketzerei zu bewahren suchen. Das Publicum der kleinen Journale ist immer wohlwollend und der Apostasie unfähig. Die Gemälde des Charivari über das Wahlgeschäft und die Kammer finden immer lachlustige Leser, und so wie mancher durch die komischen Darstellungen der Umtriebe der Parteien zum Lachen, wenn er auch nicht will, gezwungen wird, eben so wird bei dieser Gelegenheit mancher zu sehen und zu hören genöthigt, der sonst nicht daran gewöhnt ist.

Wenn der übrigen Presse Freiheit des Gedankens zusteht, so machen die kleinen Journale auf Ungebundenheit Anspruch; denn Witz und Laune kann man außer Thätigkeit setzen, nicht aber beschränken. Doch würde man sich einen falschen Begriff von dieser Ungebundenheit machen, wenn man glaubte, daß die Satyre dieser Journale sich über das an sich Gute, Große, Ehrwürdige verbreiten dürfe, oder daß sie je dem Laster und der Unart durch ihre Schilderungen Vorschub leisten wolle. Wenn die Auftritte des Privat- und öffentlichen Lebens ernsthaft und bedenklich werden, so nehmen auch diese Blätter einen andern Ton an; ihre Sprache erhält plötzlich einen Schwung, ihr ganzes Wesen wird Ernst und Unmuth.

Die kleinen Journale sind dem Franzosen wegen seines Charakters ein wahres Bedürfniß, so wie es ihm die großen wegen seiner politischen Stellung sind. Dieses stets aufgelegte, feinfühlende Volk kann sich bei dargebotener Gelegenheit nie erwehren, das Lächerliche zu belachen. So lange die Franzosen lachen und plaudern, sieht es in politischer Beziehung nicht bedenklich aus; doch wenn das Eine oder das Andere nicht mehr statt hat, so ist der Sturm im Anzug. Alsdann zeigt sich die Wirksamkeit der großen Journale, die nun die Herren des Tages werden.

Nachrichten über die Anstalten für Wissenschaft, Kunst und öffentlichen Unterricht in St. Petersburg.

Die kaiserliche Bibliothek.

(Schluß.)

Andere kostbare Gegenstände, die sich in der kaiserlichen Bibliothek vorfinden, sind: zwei sehr gut erhaltene Papyrusrollen;

Digitized by Google

ein Evangelium aus dem 10ten Jahrhundert; die von dem Mönche Laurenti im Jahr 1377 gemachte Copie der Annalen von Nestor; eine Verhandlung von der Hand des berühmten Fürsten Posdarsky und eine Abbildung seiner Fahne; der Talmud, auf Velin; persische, maladarische, chinesische, tibetanische, sanskritische und andere Manuscripte. Im J. 1816 wurden die Manuscripte Frolew's angekauft, unter welchen man vorzüglich sehr alte Nomocanons bemerkt, und zwar einer in griechischer, die andern in russischer Sprache, und ein dreibändiges Dictionnär: chinesisch-mandschu-mogolisch und russisch. Im Jahre 1828 hat sich die Zahl der orientalischen Manuscripte noch ansehnlich vermehrt durch das Geschenk, das sie durch die berühmte Bibliothek von Ardebil, dann durch die von Akhalzik erhielt, so wie durch 17 kostbare, mit der größten Pracht geschriebene und gemalte Werke, welche der Schah von Persien dem Kaiser Nikolaus zum Geschenk machte, und die durch den Prinzen Khosrew Mirza selbst im J. 1829 nach Petersburg gebracht wurden.

Ardebil, eine befestigte Stadt von Adzerbaidschan, im ganzen Orient berühmt durch das Grabmal des Scheik Sefy, gestorben 1334, und durch die Gräber einer ganzen Reihe von persischen Herrschern, die sich dort aufhielten, fiel gegen Ende des J. 1827 in die Hände der Russen. Der General Paul v. Suchtelen bemächtigte sich der Bibliothek des Mausoleums, und schickte sie, trotz der Verwünschungen, welche die Perser gegen ihn laut werden ließen, nach St. Petersburg. Es waren im Ganzen 166 Bände oder 96 Werke, außer den Doubletten. Diese sehr reichen Bücher waren im J. 1608 von Schah Abbas dem Großen der Moschee vermacht worden, wo die Gebeine des Scheiks ruhen. Vignetten, Miniaturen, Einfassungen, Vergoldungen, nichts ist dabei vernachlässigt, und auf dem größten Theil der Titel liest man folgende Zeilen: „Abbas, aus der Familie der Sefy, wachender Hund auf der Schwelle des Grabes Aly's, des Sohnes Abu-Talib's (mit dem der Friede sey!), hat vermacht dieses Buch dem berühmten Grabe des Scheik Sefy (dem Gott Barmherzigkeit verleihen möge!) Es soll Jedermann frei stehen, darin zu lesen, mit der Bedingung, daß er es nicht aus dem Mausoleum hinaustrage. Würde es aber Jemand wagen, es wegzuführen, so falle das Blut des Imam Hussein (dem Gott Frieden verleihen möge!) auf ihn zurück." Die HH. Akademiker Frähn und Charmoy, unterstützt durch den Perser Mirza Dschafar haben, nachdem der Erstere bereits kurze Notizen darüber geliefert, einen Katalog von dieser Bibliothek angefertigt, in welcher sich unter Anderm folgende Werke befinden: eine vollständige persische Uebersetzung der Chronik von Tabery; ein historisches Werk, geschrieben 1405 durch Khosrew ben Abid; alle sechs Theile der Universalgeschichte von Mirkhond; eine Geschichte des Propheten und seiner Familie von Seyd Ata-Allah; das Dschami-Ettevarik; das Sefer-Nameh, Geschichte Tamerlans von Scheref-ed-din Schesdi; das Scheref-Nameh, oder die Geschichte der Kurden; das Teekeret-eschschoara, Geschichte und Chrestomathie der persischen Poesie von Daulet schah; das Schah-Nameh von Firdusi; der Divan von Anvery und viele andere Divans; das Iskender-Nameh; das Schah-Nameh von Thamasp I, und eine Menge anderer persischen Werke.

Akhalzik, eine Stadt der iberischen Provinzen des Kaukasus, wurde durch die hohe Pforte an Rußland 1829 übergeben. In ihrer schönen Ahmed-Moschee, die nach dem Modell der Sophienkirche in Konstantinopel gebaut ist, befand sich eine orientalische Bibliothek von ungefähr 300 Bänden, die der Feldmarschall Paskewitsch-Erivanski ebenfalls nach St. Petersburg transportiren ließ, und welche, gleich der von Ardebil, der Akademiker Frähn im deutschen Journal von St. Petersburg ausführlich beschrieben hat. Der Sieger fügte dazu noch im J. 1830 gegen 50 Manuscripte, deren er sich in Erzerum und Bajazid bemächtigt hatte.

Unter den 18 kostbaren vom Schah von Persien 1829 übergebenen, und sämmtlich, mit Ausnahme eines einzigen, in persischer Sprache geschriebenen Werken, erwähnt man folgender: die Chronik Hafiz Abru, gestorben 1430, ein sehr seltenes, aber unvollständiges Werk; das Schiraz-Nameh von Mu-en Schiraxy, eine historische Topographie der Stadt Schiras; das Scheref-Nameh mit Malereien; das Schahinschah Nameh, oder die Geschichte von Ismail, dem Stifter der Dynastie der Sefiden; das Schah-Nameh von Firdusi; der Divan von Cavery; Sady's vollständige Werke; der Divan von Hafiz; die vollständigen Werke von Dschamy; der Divan von Nevaï oder von Mir Ali Schir, dem Vezier des Abul-gasi-Bahadur Khan, in türkischer Sprache; und der Divan des letzten in Iran regierenden Schah Feth-Aly.

Die 150 arabischen und andere, fast sämmtlich höchst gewählte Manuscripte der Bibliothek des Grafen Italinski hat dieser Diplomat, mit allen seinen andern Büchern dem Reichscollegium, Departement der auswärtigen Angelegenheiten, vermacht, wo dieser Schatz wieder ausschließlich dem orientalischen Etablissement übergeben ist, dem als Chef der gelehrte und geistreiche Hr. v. Adelung vorsteht, und bei welchem als Professoren die HH. Charmoy und Demange angestellt sind. Der seltenen Gefälligkeit und der ausgezeichneten Gastfreundschaft, die Hr. v. Adelung gegen alle ihm empfohlenen Fremden ausübt, hatte auch ich während meines Aufenthalts in St. Petersburg es zu verdanken, daß ich von diesen seltenen Manuscripten Einsicht nehmen durfte. Sehr interessirte mich unter denselben ein kostbares Werk, nämlich eine Sammlung von indischen und persischen Malereien in Miniatur, die sämmtlich, was sorgsame Zeichnung und Farbenpracht betrifft, wahre Meisterstücke genannt werden dürften. Es befindet sich in diesem starken Hefte ein fast gleichzeitiges Bild von Tschingis-Chan, das Hr. v. Adelung damals lithographiren wollte, und das folgende Unterschrift in arabischer Sprache hat: „Ebenbild des verstorbenen Timur Chan, des Turkmanen, verfertigt im J. 1020, der Hedschira (1611 nach christlicher Zeitrechnung) von Sadiki Beg Efschar. Der unterthänigste der Diener Monin Mansour hat es in seine Hände gebracht im Jahr 1095. Möge es glücklich seyn."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Pelzhandel der britisch-nordamerikanischen Colonien.

(Schluß.)

„Nachdem wir den Methye-See durchfahren hatten, kamen wir an dem Tragplatze gleichen Namens an. Hier mußten wir nothwendigerweise eine gleiche Vertheilung der Schiffsladungen vornehmen und auf Mittel zur Weiterschaffung der Boote denken. Die Ballen waren 116 an der Zahl, jede 60 bis 70 Pfund schwer, mit Ausnahme von drei Booten und dem besondern Gepäcke der Mannschaft; um diese Lasten zu tragen, waren nur neunzehn Schiffsleute, zwei Canadier und zwei Jungen da. Zuerst wurden die Ballen gleichmäßig vertheilt, allein mehrere Leute, welche durch ihre vorherigen Anstrengungen geschwächt worden waren, wurden krank; unter diesen war der Eskimo; dadurch wurden wir genöthigt, andere Anordnungen zu treffen, und zuletzt das Schiffsvolk meines Bootes zu verwenden, obgleich ich wegen der großen Anstrengungen, welche dasselbe auf unserer schnellen Reise nach Canada durchgemacht hatte, gewünscht hätte, es jetzt zu schonen.

„Die Boote waren die mühsamsten und schwierigsten Transportgegenstände; eines der kleinen Boote wurde von acht Mann auf den Schultern getragen, wobei Hr. Fraser den Andern mit gutem Beispiel voranging. Ein anderes von derselben Größe wurde wieder von acht Mann getragen, und das größte auf einem Karren geführt, der auf dem Platze dazu gemacht und zu dessen Führung der Kranke verwendet wurde.

„Das Ende jeder Tagereise und auch die dazwischen fallenden Stationen wurde an Stellen gewählt, wo man sich Wasser verschaffen konnte, und unsere Art zu reisen war folgende: um 5 Uhr Morgens aufgestanden, trugen die Leute einen Theil ihrer Lasten bis zur ersten Station, und gingen so lange wieder zurück und wieder hin, bis sie Alles an Ort und Stelle gebracht hatten. Dann schliefen sie einige Stunden, und in der Kühle des Abends wurden die Boote herbeigebracht. Auf diese Weise war Montag den 11 Julius Alles am westlichen Ende des Tragplatzes angelangt.

„In Beziehung auf den Methye-Tragplatz muß ich noch bemerken, daß, mit Ausnahme des steilen Hügels am westlichen Ende, der Weg gut und ziemlich eben ist, und beim Gebrauche von Karren würde offenbar viele Anstrengung und Mühe erspart. Deßhalb wurden im Jahre 1827 im Fort Chipperwayan für die Rückkehr von der Expedition von unsern Wagnern deren zwei verfertigt, welche sehr gute Dienste leisteten. Ich erwähne dieses Umstandes in der Hoffnung, daß mehrere solche Hülfsmittel von den Kaufleuten angewendet werden möchten zur Erleichterung ihrer Reisenden, welche zweimal des Jahres diesen Bergrücken zu passiren haben."

Der nächste Auszug ist aus der Erzählung des Capitän Back über seine neuern Expeditionen an das Eismeer in den Jahren 1833 bis 1835. Er ist kurz, und bezieht sich auf einen Gegenstand der Plage, welche das Vergnügen des kurzen Sommers in der Pelzgegend sehr schmälert, nämlich auf die Myriaden von Mosquitos und Sandfliegen.

„Keine Art von Beschwerde, denen das geplagte Leben eines Reisenden ausgesetzt ist, ist so groß und drückend, als die Pein, welche diese kleinen Blutsauger ausüben. Sie zu vermeiden, ist unmöglich, und wenn es einem auch in der Vertheidigung gegen sie einige Zeit gelingt, sie zu Tausenden zu tödten, so kann man doch den ungleichen Kampf nicht lange aushalten, so daß man zuletzt, niedergedrückt von Schmerz und Müdigkeit, sich mit Verzweiflung mit dem Gesicht auf den Boden wirft, und, halb erstickt in einer wollenen Decke, wenige Stunden schlaflose Ruhe verseufzt."

Dr. Richardson erzählt eine bemerkenswerthe Anekdote von der Kühnheit und Wildheit des grauen Bären:

„Eine Anzahl von Reisenden, welche den ganzen Tag beschäftigt waren, ein Boot den Saccatschewan hinaufzuziehen, hatte sich im Zwielicht um ein Feuer gesetzt, und war beschäftigt, ihr Abendessen zu bereiten, als ein großer grauer Bär über das Boot sprang, welches hinter ihnen angelehnt stand, einen von ihnen bei den Schultern packte und ihn davon trug. Die Uebrigen stoben voll Schrecken, bis auf einen Mann, Namens Bourasso, welcher seine Flinte ergriff und dem Bären folgte, der sich gemächlich mit seiner Beute entfernte. Er rief seinem unglücklichen Cameraden zu, er fürchte ihn zu treffen, wenn er auf den Bären schösse, allein jener bat ihn, ohne Zaudern zu schießen, indem der Bär ihn zu todt drücke. Hierauf zielte er vorsichtig, und schoß den Bären in den Leib, worauf dieser sogleich seine Beute losließ, um den Bourasso zu verfolgen. Dieser entkam mit Mühe, und endlich zog sich der Bär in ein Dickicht zurück, wo er vermuthlich umkam; da die Neugierde der Mannschaft nicht so groß war, wie ihre Furcht, so wurde sein Tod nicht mit Sicherheit ermittelt. Der Mann, der gerettet worden war, hatte einen Arm gebrochen, und war außerdem mehrmals gebissen, allein er wurde wieder vollkommen hergestellt."

Ross Cox erzählt eine ähnliche Geschichte: der Bär faßte einen Reisenden aus einem Haufen von zehn Canadiern, welche um ein lohendes Feuer saßen, und gerade ein Mahl von Hirschfleisch verzehrten. Als einer von ihnen, von mehrern gefolgt, einen günstigen Augenblick abwartete, um zu schießen, rief der Gefangene aus: „Tirez! Tirez! mon cher frère, si tu m'aimes. A la tête, à la tête!" (Schieße! schieße! mein lieber Bruder, wenn du mich liebst, auf den Kopf, auf den Kopf!) Auf dieses wurde der Bär oberhalb der rechten Schläfe geschossen und schnell von hinten mit einem Jagdmesser getödtet. Der befreite Reisende entkam ohne Schaden, mit Ausnahme eines garstigen Risses über das Gesicht.

Der Handel von Rio-Janeiro gewinnt mit jedem Tag eine größere Ausdehnung. Im Jahre 1856 war die Einfuhr weit beträchtlicher, als in den vorhergehenden Jahren, und namentlich wird der Sklavenhandel immer eifriger betrieben. Kein Polizeiregister und kein Zollamtsverzeichniß erwähnt dieses Handels, und doch ist er es, der dem Platze die größte Lebhaftigkeit verleiht. Man kann annehmen, daß im Jahre 1856 etwa 150 Schiffe von der afrikanischen Küste in Rio-Janeiro angekommen sind und 40,000 Neger eingeführt haben. Ein großer Theil des aus diesem Handel entspringenden Gewinnes fließt in die Taschen der Behörden, die ihn beschützen. Die nach Afrika bestimmten Schiffe nehmen brasilische Erzeugnisse in Ladung, wie Branntwein, Reis, Tabak, Zucker, getrocknetes Fleisch, ferner genuesische Glasperlen, und belgische und deutsche Schießgewehre. Die Hauptartikel, wie Eisen, Quincaillerien, Faïence, Pulver und Zeuge aller Art werden von den Engländern geliefert, deren Interessen auf diese Weise mit den philanthropischen Absichten ihrer Regierung im Widerspruche stehen. Die Negerschiffe führen die portugiesische Flagge. Das am 10 December 1856 in Lissabon bekannt gemachte Decret zur endlichen Abschaffung des Sklavenhandels würde, wenn es zur Ausführung gekommen wäre, diesem Handel in Brasilien mit Einem Schlag ein Ende gemacht; allein es ist diesem Decrete wohl eben so ergangen, wie allen seinen Vorgängern, denn es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß das portugiesische Volk jemals von selbst auf etwas verzichten werde, das vom wesentlichen Interesse für dasselbe und ihm zu einer einträglichen Gewohnheit geworden ist. Man versichert übrigens, daß der hohe Preis der Sklaven an der afrikanischen Küste und ihre Seltenheit, welche die Schiffe zwingt, drei bis vier Monate dort zu warten, den Gewinn so sehr vermindert haben, daß gegen Ende des Jahres 1856 die Zahl der Sklavenschiffe merklich abgenommen habe. (Berghaus' Annalen. August und September. 1857.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 227.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 August 1838.

Nationalreichthum in der Türkei und Persien.

(Aus einem neuern Werke über die Türkei und Persien, von Hagemeister. Mitgetheilt in Nr. 150 der Nordischen Biene.)

Aus Mangel zureichender Einkünfte hat die türkische Regierung allmählich den Werth der Münzen erniedrigt. Gegenwärtig sollen für 275,000,000 Piaster in Beschliks oder Fünfpiasterstücken, und etwa 30 Millionen Piaster in kleiner Münze im Umlauf seyn. Dem innern Werthe nach gelten 190 Piaster ein Pfund Sterling, durch die Operationen der Regierung aber ist ihr nomineller Werth doppelt so groß. Die Goldmünze und die neue silberne Münze haben nicht mehr als 18 Proc. Zusatz; da man aber gewöhnlich unter dem Volke Schulden in Beschliks bezahlt, so steht jeder in Gefahr, die Hälfte seines Vermögens zu verlieren, sobald die türkische Regierung nicht mehr im Stande ist, den jetzigen gezwungenen Curs ihrer Münze aufrecht zu erhalten. Sie hatte sogar im Anfang des Jahres 1836 ihre Geldoperationen auf einige Zeit eingestellt, mußte sie aber aufs neue wieder aufnehmen. Der Sultan opfert jährlich einige Millionen Piaster zu diesem Zweck, erhält aber auf der andern Seite einen größern Vortheil durch das Aufkaufen fremder Münze, die er umprägen läßt. Den türkischen Unterthanen ist es verboten, fremdes Geld zu nehmen, und in allen bedeutenden Handelsstädten finden sich Agenten der Regierung (Mubasdschi), welche sie einsammeln. Jetzt stehen die türkischen Piaster zu 22 bis 23 Kopeken (Assignaten, also eben so viel Centimen); sie zerfallen in 40 Paras.

Der jetzige Schah von Persien hat gleichfalls den Werth seiner Silbermünzen um $^1/_8$ erniedrigt. Die kleinste Münze ist von Kupfer, heißt Schahi, und gilt im Curs etwa 6 Kopeken; 10 Schahi machen 1 Panabat, 2 Panabat 1 Sahibkiran, 9 Sahibkiran 1 Ducaten, und 10 einen Toman. Zusatz ist beim Gold und Silber sehr wenig, aber im Innern des Reichs muß die persische Münze über ihrem wahren Werthe stehen; denn Persien, das keine Gold- und Silbergruben hat, schlägt seine Münze aus fremder. So lange die Handelsbilanz entschieden zu Gunsten Persiens stand, kam ihm fremdes Geld wohlfeil zu stehen, jetzt aber hat sich der Curs ausnehmend geändert, und der russische Ducaten oder 3 Rubel Silber stehen manchmal einem Toman gleich.

In frühern Zeiten verschlang Asien einen großen Theil des Goldes und Silbers, das aus Amerika nach Europa kam. Die Türkei behauptete, trotz der gänzlichen Umwälzung des Handels, bei ihrem ungemeinen Reichthum an rohen Producten eine vortheilhafte Handelsbilanz, wie dieß aus ihren Geldoperationen hervorgeht, Persien aber ist völlig erschöpft. Rußland holt zwar im Durchschnitt jährlich für 7 bis 8 Millionen Waaren aus Persien, und schickt nur für $2^1/_2$ bis 3 Millionen seiner Fabrikerzeugnisse hin, indeß wird nicht dieser ganze Unterschied mit Geld gedeckt, denn ein Theil der Waaren, die von russischen Armeniern aus Deutschland nach Tebris geführt werden, muß gleichfalls zu den Gegenständen gerechnet werden, die aus Rußland nach Persien gehen, und letzteres erhält von ersterm jährlich nur für 3 bis 4 Millionen Gold und Silber. Diese Summe ist unzureichend, um die Handelsbilanz auf der Seite von Trapezunt und Indien auszugleichen, welches letztere stets viel baares Geld verschlang. Zum Steigen des Curses der fremden Münze in Persien trugen auch noch die Pilger bei, welche jeden Herbst in Schaaren nach Mekka zogen, denn sie mußten dorthin holländische oder russische Ducaten mitnehmen. Und kein Volk ist zu solchen Reisen mehr geneigt, als die Perser.

Jetzt werden auf den in Pacht gegebenen persischen Münzhöfen fremde Münzen, alte Sahibkirane, so wie die von den Einwohnern verkauften goldenen und silbernen Gefäße umgeprägt, allein auch dieß muß mit der Zeit ein Ende nehmen. Der Schah von Persien ist dem russischen Handel, weil dieser mehr als der europäische auf Gegenseitigkeit gegründet ist, besonders geneigt, und bemüht sich, durch eigenes Beispiel und durch Vorschriften der Einfuhr europäischer Waaren Einhalt zu thun, und an seinem Hofe darf jetzt Niemand in einer aus europäischen Stoffen verfertigten Kleidung erscheinen; aber alle diese Bemühungen bleiben nutzlos.

Der Orient war stets durch seinen Reichthum berühmt, aber mehr darum, weil die Eingebornen den Glanz liebten, und ihr Vermögen zur Schau trugen; sie verwendeten auf den Ankauf kostbarer Steine und goldner Zierrathen, Summen, die in

Digitized by Google

Europa nur zu Lebensbequemlichkeiten ausgegeben wurden. Uebrigens erhielten sich auch bei den kriegerischen Stämmen viele Kostbarkeiten, die zu den Zeiten großer Kriegszüge geraubt worden waren. So brachte z. B. Nadir Schah und sein Heer aus Indien eine Menge kostbarer Steine und andere Reichthümer, welche noch jetzt in den Harems aufbewahrt werden, und wovon Persien noch einige Zeit zehren kann.

Das Gesetz des Islam gestattet keine Zinsen zu nehmen. Dieß Verbot trug wohl zur Steigerung der Zinsen bei. Im Handelsverkehr rechnet man in der Türkei gewöhnlich 1 Procent monatlich; *) in Persien wird zum mindesten eben so viel, oft aber auch 2 bis 3 Proc. monatlich bezahlt. Der Grund hievon liegt weniger in dem Mangel an Capitalien und in dem großen Gewinn, den alle Handelsunternehmungen abwerfen, als in der Unzuverlässigkeit und der Habsucht, indem man auf der einen Seite unmäßige Vortheile haben will, auf der andern Seite stets geneigt ist, sich der Verbindlichkeit der Schuldenzahlung zu entziehen. Ueberdieß ist, obwohl die Capitalien niemals ohne Pfand hergeliehen werden, das Recht zum Verkauf der Pfänder, wenn der Schuldner nicht zu rechter Zeit bezahlt, doch nicht allgemein anerkannt. In den persischen Städten gibt es nicht wenig Wucherer, und die in allen Angelegenheiten herrschende Unordnung, die Verschwendung, und die Sorglosigkeit der Perser sind Ursache, daß man stets Gelder zu hohen Procenten anlegen kann. Selbst Kaufleute, welche die bedeutendsten Geschäfte machen, sind oft genöthigt, Geld zu 2 bis 2½ Proc. monatlich aufzunehmen, und die Weiber versetzen häufig kostbare Steine, Perlen und Shawls, um irgend etwas Neues, das gerade in die Mode kommt, zu kaufen.

Alles ist in Persien viel theurer als in der Türkei. Die nächste Ursache davon sind die Kosten und die Mühe, womit die Bearbeitung des Bodens verknüpft ist, der stets eine künstliche Bewässerung erfordert; die zweite sind die Steuern, welche auf den Landmann drücken. In der westlichen Türkei ist in neuerer Zeit Alles aus denselben Ursachen theurer geworden. Die kleinste Münze in Persien ist 6 Kopeken werth, in der Türkei eine Viertelkopeke. Einem gemeinen Taglöhner zahlt man in Trapezunt 60 Para (1½ Piaster = ⅓ Franken), in Tebris 10 Schahi (60 Kopeken, fast ⅔ Fr.); ein Meister arbeitet an ersterm Orte um 3 Piaster (⅔ Fr.), am zweiten um einen Sahibkiran (1⅓ Fr.)

Die Lage des Volkes in der Türkei hat sich völlig geändert. Bei sehr mäßigen Bedürfnissen, von keinen Steuern belästigt, in einem reichen Lande, waren die Türken sehr wohlhabend, namentlich im westlichen Theile des Reiches, der weniger von innern Erschütterungen heimgesucht war, da hier die Gewalt der Regierung festen Fuß gewonnen hatte; in den entlegenern Provinzen quälten Raub, Plünderung und die Fehden des Feudaladels das Volk. Die nichtmohammedanischen Unterthanen des Sultans waren allenthalben in einer sehr kläglichen Lage. Jetzt sind Ruhe und Frieden fast allenthalben hergestellt, und auch die Bewohner entlegenerer Provinzen, wie z. B. von Trapezunt, gelangen zu Wohlstand. Die Christen, die jetzt gleiche Rechte mit den Türken genießen, sind sehr zufrieden; aber diejenigen namentlich, welche unter der frühern Verwaltung alle Vortheile genossen, die Türken der westlichen Provinzen des Reichs, sind mit Abgaben überladen: auf sie wälzte man alle Auflagen, die für die Reformen des Sultans nöthig wurden, denn er hält sich noch nicht für stark genug, um dieselben lästigen Maaßregeln auf das Ganze auszudehnen. Der ganze reiche Adel ist vom Sultan Mahmud ruinirt, aber die gewerbtreibende Classe, namentlich unter Armeniern und Griechen, findet tausend neue Mittel zur Bereicherung. Die Wohlhabenheit der Einwohner der Türkei, besonders in den entlegenern Theilen des Reiches, ist so zu sagen primitiv, und entspringt aus dem Reichthum der Natur, verbunden mit ihrer Mäßigkeit; aber in Persien gründet sie sich auf eine sehr glückliche Vertheilung der Beschäftigungen unter allen Classen des Volks. Alle Adeligen leben vom Staatsdienste. Die Menge der Diener vergrößert die Anzahl der Verzehrer. Die Stadtbewohner, mit Handwerken und Handel beschäftigt, sind sehr zahlreich im Vergleich mit den Landbauern, welche auch einen Theil ihrer Erzeugnisse an die wandernden Stämme abgeben, die sich mit der Viehzucht beschäftigen. Aber dieses für alle Classen wohlthätige Gleichgewicht wird gegenwärtig durch den Verfall der Landesindustrie gestört.

Das Volk in Persien ist ohne Vergleich weniger gedrückt, als in der Türkei. Die von der Regierung auferlegten Steuern, wenn sie auch sehr zahlreich sind, werden von einem thätigen und industriösen Volke leicht bezahlt. Die in der Türkei so lästigen Frohnen sind in Persien fast unbekannt. Außerordentliche Auflagen, welche gegenwärtig in der Türkei die gewöhnlichen Steuern übersteigen, werden von der persischen Regierung sehr selten ausgeschrieben; die persischen Beamten bemühen sich zwar auch allenthalben, ihre Untergebenen zu plündern, allein sie plündern sie mit List, nicht mit roher Gewalt, wie in der Türkei.

*) Wer sein Capital sicher stellen will, begnügt sich auch mit geringerem Zins, und viele namentlich kaufen Staatsobligationen (Sechim) die 8 Proc. tragen, welche aus den Einkünften der Staatsgüter bezahlt werden. Die Obligationen werden auch Gegenstand der Speculation.

Nachrichten über die Anstalten für Wissenschaft, Kunst und öffentlichen Unterricht in St. Petersburg.

(Fortsetzung.)

Die kaiserliche Akademie der schönen Künste.

Diese, die 1754 von Elisabeth gegründet und schließlich durch Katharina II 1764 organisirt wurde, nimmt auf Wassili-Ostrow am Quai der Newa eines der schönsten Gebäude der Hauptstadt ein, ist in den Jahren 1765 bis 1788 durch den russischen Architekten Kakorinow, theilweise nach Zeichnungen von Lamotte und Velten erbaut, bildet ein großes Quadrat von fast einer halben Werste im Umfange, und besteht aus einem Rez-de chaussée, einer Haupt- und einer attischen Etage. Die Façade am Ufer der Newa ist in ihrer ganzen Länge von 60 Ellen mit Säulen und Pilastern geschmückt, den mittleren Porticus zieren die Statuen des farnesischen Hercules und der Flora;

Digitized by Google

und über ihm erhebt sich eine elegante Kuppel, auf welcher eine kolossale Minerva thront. Das Innere entspricht an Kraft dem Aeußern. Eine prachtvolle Paradetreppe von dem italienischen Architekten Rusco empfängt den Eintretenden.

Die Privilegien und Vorrechte dieser Akademie waren anfangs mitbegriffen in denen der Akademie der Wissenschaften, gestiftet von Peter dem Großen. Elisabeth trennte die Akademie der schönen Künste von jener, und gab ihr zum Director den Grafen Schuwalow, einen der Mäcene Rußlands. Katharine II unterzeichnete 1764 die ersten Statuten, setzte einen Präsidenten, drei Rectoren, zwei Adjuncten für jeden Rector, sechs Professoren, sechs Professoradjuncten und einen Secretär ein, und befahl 60 Kinder im Alter von sechs Jahren aufzunehmen, die während 9 Jahren einen Cursus in drei Classen durchmachen mußten, um sich so zur Künstlerlaufbahn vorzubereiten. Der erste Präsident war der das innigste Vertrauen Katharina's genießende berühmte Betzkoi, wirklicher Geheimerath. Die Zahl der von der Regierung unterhaltenen Eleven wuchs bis zu 300, eine Anzahl, die als definitiv durch die neuen Statuten von 1802 festgesetzt wurde. Außer diesen Pensionnärs eröffnete die Akademie noch eine freie Zeichnungsschule für Jedermann. Durch einen Ukas von 1830 wurden die Statuten noch einmal modificirt, und zufolge dieser Bestimmung muß die Akademie, deren Etat auf 221,825 Rubel festgesetzt ist, 60 Pensionäre, die 14 Jahr alt und mit glücklichen Anlagen ausgerüstet sind, aufnehmen. Außerdem kann sie noch, aber nicht auf ihre Kosten, bis 400 Ueberzählige zulassen. Der in zwei Classen getheilte Cursus dauert sechs Jahre. Die Akademie besitzt treffliche Sammlungen von Modellen, Abgüssen, Originalgemälden, Kupferstichen und Zeichnungen großer Meister, die sie besonders den Bemühungen Schuwalows und Betzkoi's verdankt. Der Graf Strogonow fügte später noch die Cartons von Raphael hinzu. Die 300 Gemälde, die der Erstere aus Italien brachte, sind heutzutage sehr beschädigt und vernachlässigt. Im Jahr 1771 gab der Admiral Spiridow der Akademie eine Masse von Fragmenten von Statuen und Basreliefs, welche er auf den Inseln des Archipels gesammelt hatte. Alexander I fügte noch mehrere werthvolle Geschenke hinzu. Jedes Jahr, im Monat September, findet eine Kunstausstellung statt, während welcher die Säle der Akademie dem Publicum geöffnet sind.

(Fortsetzung folgt.)

Bombay.

(Asiatic Journal Mai 1838)

Bombay hat in malerischem Effect, so wie hinsichtlich der sehr interessanten Alterthümer in seiner Nähe bedeutende Vorzüge vor den übrigen Präsidentschaften; jedoch stehen denselben Nachtheile von sehr ernster Art gegenüber, denen viele Einwohner in Folge der beschränkten Ausdehnung der Insel unterworfen sind. Der Hafen von Bombay bietet eine der schönsten Landschaften dar, die man sich vorstellen kann. Der Reisende, welcher Indien zum erstenmal besucht, erfährt, wenn er sich dem prachtvollen Amphitheater nähert, dessen mit Wäldern und Felsen bedeckte Anhöhen, dessen glänzende Vorgebirge und herrliche Inseln aus der weiten blauen See widerscheinen, nicht die Täuschung, wie die Freunde malerischer Ansichten, wenn sie an die niedrige, flache Küste Bengalens mit ihren kümmerlichen Dschungeln kommen. Eine große Bergkette bildet an dem klaren und sonnigen Himmel einen schönen Umriß; Gesträuche mit den schönsten Farben bedecken die Seiten und Gipfel dieser thurmartigen Höhen, während unten die Festung, umgeben von schönen Bäumen und die in die See auslaufenden Werfte im Ganzen ein imposantes Schauspiel bieten, worauf das Auge mit Vergnügen verweilt.

Die Insel Bombay hat nicht mehr als 20 Meilen im Umfang, und hängt mit der Insel Salsette durch einen Steindamm zusammen, der die Meerenge zwischen beiden durchschneidet. Derselbe besteht aus zwei ungleichen Reihen von Felsen und einem etwa drei Meilen breiten Thal, und war in frühern Zeiten ganz mit einem Kokoswalde bedeckt. Das Fort ist an der südöstlichen Spitze der Insel erbaut, und nimmt ein sehr beträchtliches Stück Land ein, indem die Außenwerke einen Umkreis von zwei Meilen betragen, und in der That so ausgedehnt sind, daß eine sehr starke Garnison dafür erforderlich ist. Die Stadt Bombay liegt innerhalb der Festungswerke, und ist vom Apollos bis zum Bazar-Thore beinahe eine Meile lang, und an manchen Stellen eine Viertelmeile breit; die Häuser bieten bei der Menge von hübschem Schnitzwerk an den Pfeilern und Verandas einen malerischen Anblick; jedoch sind sie auf eine unbequeme Weise zusammengedrängt, auch fallen die hohen, kegelförmigen, rothen Ziegeldächer dem Auge, namentlich wie man es an den flachgedeckten mit Geländern versehenen Palästen von Calcutta gewöhnt ist, unangenehm auf. Das Gouvernementshaus — ein großes, bequemes, aber etwas schwerfällig aussehendes Gebäude im holländischen Geschmack — welches bloß zu Geschäftsverhandlungen benutzt wird, liegt auf der einen Seite eines freien Platzes in der Mitte der Stadt, welchen man den grünen Platz nennt. Die schönsten Häuser und eine sehr hübsche Kirche liegen ebenfalls in diesem Theile der Stadt; an dessen rechter Seite befindet sich ein großer und sehr belebter Bazar. Viele der reichen Eingebornen wohnen in diesem Bazar, in großen auf asiatische Weise gebauten, aber so sehr eingeschlossenen Wohnungen, daß es übermäßig heiß, und für Fremde, welche nicht gewohnt sind, eine so ungesunde Atmosphäre einzuathmen, der Aufenthalt daselbst sehr unangenehm ist. Einer der Hauptvorzüge von Bombay sind die Schiffsdocken und Schiffswerfte: sie sind geräumig, von schönem, hartem Stein erbaut, und das Werk von Parsi-Baumeistern, von denen sich viele durch ihre Talente und ihren Gewerbfleiß von gewöhnlichen Arbeitern bis zu reichen Schiffsbauern emporgeschwungen haben. Viele prachtvolle aus Teakholz — dem besten Baumaterial — verfertigte Fahrzeuge wurden von diesen Docken aus vom Stapel gelassen; bei denselben befinden sich sehr bequeme Niederlagen für Schiffsvorräthe, auch sind sie mit einer Seilerbahn versehen, die sogar von denen bewundert wird, welche die schönsten Schiffswerfte Englands gesehen haben, indem dieselbe keiner nachsteht, als der zu Portsmouth.

Die Insel Bombay wurde aus einem ungesunden Morast in einen sehr gesunden Aufenthalt umgewandelt; obgleich noch Schatten genug da ist, so sind dennoch die überflüssigen Bäume umgehauen, die Sümpfe ausgefüllt; auch gewährt der tägliche Seewind Kühlung. Die sehr starke Bevölkerung an Eingebornen hat in der in der Nähe der Befestigungswerke gelegenen Gegend sehr solid gebaute Vorstädte errichtet.

Digitized by Google

Die unzähligen Wohnungen der sogenannten „schwarzen Stadt" liegen mitten in einem Walde von Kokosnußbäumen — einer seltsamen, geschäftigen, lärmenden, aber gastlichen Gegend, die von Menschen und Hausthieren wimmelt, und jegliche Abwechslung von Sitten und Gebräuchen bietet, die ganz Asien aufzuweisen hat. In diesem volkreichen Districte liegen in Kokosnußgärten Villas von verschiedener Art. Die Gebäude innerhalb der Befestigungswerke sind mehr zusammengedrängt, als zu wünschen ist; diejenigen, welche europäischen Residenten gehören, werden bloß als Amtswohnungen gebraucht, indem die Familien eine angenehmere Lage in den äußern Gegenden aufsuchen. Bei der Erbauung der meisten jener Villas wurde mehr auf Bequemlichkeit, als auf Eleganz gesehen, und Manches, was am äußern Glanze mangelt, ist durch die zweckmäßige innere Einrichtung ersetzt. Sie sind alle nur Ein Stockwerk hoch und sehr dauerhaft gebaut; mehrere derselben sind durch ihre reizende Lage, oder durch den glücklichen Geschmack des Baumeisters sehr zierlich, und geben insgesammt dem Ganzen einen sehr freundlichen Anblick. Nur die Personen, welche durch ihre Geschäfte oder ihr Amt in der unmittelbaren Nähe des Gouvernementsgebäudes zu leben genöthigt sind, nehmen während der Regenzeit die Häuser innerhalb der Befestigungswerke ein; während der übrigen Jahreszeiten leben sie nach der Art, die diesem Welttheil eigen ist. Eine breite und sehr lange Esplanade, die sich zwischen den Wällen des Forts und der See hinzieht, gewährt einen Ruheort. Am äußersten Ende befindet sich ein zum Reiten oder Fahren sehr angenehmer Platz mit feinem und hartem Sande, der an ein schmales Stück Wiesenland stößt, das, mit Ausnahme eines als Paradeplatz für die Truppen der Garnison bezeichneten Theiles, zeitweise mit budenartigen Gebäuden bedeckt ist, wovon einige ausnehmend phantastisch aussehen. Bungalows, aus Stangen und Brettern gebaut und mit Palmblättern gedeckt, stehen in allen Richtungen; viele davon sind von schönen Beeten mit Blumen, die in unzähligen Töpfen blühen, umgeben: das Innere derselben ist mit Zitz ausgeschlagen, und durch manche geeignete Verzierung sehr geschmackvoll ausgestattet. Andere Leute schlagen daselbst Zelte auf, welche sie mit einem Tschopper, oder Strohdach, bedecken, das von dünnen Säulen getragen wird und eine ganz runde Veranda bildet. Diese Wohnungen sind mit Glasthüren und Fenstern versehen, das Innere ist mit hellen Zitzmustern ausgeschlagen, und an den einfachen oder doppelten Stangen befinden sich Lichter, welche von gläsernen Glocken umgeben sind, die wie Leuchter aussehen. Fremde und Militärpersonen, welche nur kurze Besuche machen, sind hinsichtlich ihrer Bequemlichkeit weniger genau, sie schlagen ihre Zelte auf, ohne ein zweites Dach darauf zu machen; diese weißen Pavillons gewähren einen sehr vortheilhaften Anblick, wenn sie auf solche Art inmitten der blätterreichen Bungalows und Waldwohnungen in diesem so gesunden Striche zusammengestellt sind. Man genießt hier, wo man von der Hitze und dumpfen Verschlossenheit der Stadt befreit ist, den ganzen wohlthätigen Einfluß der frischen Seeluft, welcher im indischen Klima einen so hohen Genuß gewährt.

Die Insel Bombay ist durch ihre günstige Lage von jenen heißen Winden nicht heimgesucht, welche in manchen andern Theilen des Landes es nothwendig machen, jeden Windzug, der nicht durch angenetzte Matten geht, abzuschließen. Die Lebhaftigkeit und Schönheit dieses sonderbaren und ganz eigenthümlichen Lagers ist kaum zu beschreiben: man sieht hier die ganze europäische Bevölkerung reitend und fahrend, und es bietet ein sehr reizendes Schauspiel, wenn Wagen, Pferde und alle Arten von Fuhrwerke zu ihren abendlichen Spazierfahrten beisammen sind. An einem passenden Ort ist eine Militärmusik aufgestellt, welche durch ihre ermunternden Stücke die Genüsse der heitern Gesellschaft und die Pracht und Schönheit der umliegenden Landschaft erhöht. Viele, welche Gelegenheit hatten, zwischen beiden einen Vergleich anzustellen, sind der Meinung, daß der Hafen von Bombay mit seinen reizenden Umgebungen der weitberühmten Bai von Neapel in malerischer Hinsicht vorzuziehen sey. Die prachtvollen Reihen von weithin sich erstreckenden Anhöhen, die schönen Aussichten, die sich bei jeder Eindiegung gegen das Festland darbieten, verbunden mit den romantischen Schönheiten der Inseln, den Ueberresten von Klöstern, Kirchen und der prachtvollen Häuser der Portugiesen, zwischen denen sich häufig Wäldchen befinden, den Tempeln und Pagoden, hie und da auch mit den Ruinen einer Mahratta-Festung, alles dieses bringt eine Wirkung hervor, welche keine Schilderung erreicht. In die See reichen Vorgebirge, an denen auf jedem Felsenvorsprunge Wohnungen gleich Nestern hängen — der Isthmus von Colaba, mit seinem kühnen Leuchtthurme, den reizenden Häuptern der Palmbäume und dem federbuschartigen Blätterschmuck der Pisangs erhöhen durch ihr eigenthümlich schönes Laubwerk die Pracht der Landschaft.

Die so zu sagen ländliche Bevölkerung unterhält außerhalb der Wälle des Forts eine äußerst gesellige Gemeinschaft; sie ist nicht zahlreich genug, um sich in besondere Cirkel abzusondern, es besteht unter ihnen eine allgemeine Verbindung und gute Cameradschaft, so daß selten irgend ein Umstand die bestehende Eintracht zu stören vermag. In allen geschlossenen Gesellschaften — denn jede europäische Gesellschaft muß in Indien mehr oder minder ihre Beschränkungen haben — kommt es manchmal vor, daß Mißhelligkeiten und Zwietracht eintreten; davon tritt glücklicherweise in Bombay wenig ein, und diejenigen, welche am längsten und besten Gelegenheit hatten, darüber zu urtheilen, sind der Ansicht, daß hinsichtlich der freundschaftlichen Gesinnung und Einfachheit der Lebensart Bombay den Vorzug vor den übrigen Präsidentschaften habe. In anderer Rücksicht ist vielleicht das Auge derjenige Sinn, welcher das reinste Vergnügen empfindet; denn bei all der verschwenderischen Schönheit der Aussicht hat der Aufenthalt zu Bombay manches Unangenehme. Die unbewohnten Theile, mit Ausnahme der zerstreut umherliegenden Gartenhäuser, sind unerträglich schmutzig; auch wird über das Wasser geklagt, das man für ungesund hält, und das unter den niedern Classen eine schreckliche, sehr verbreitete Krankheit erzeugt.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 72** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **Der Seerabe.** Von Mary Howitt. — **La salle d'armes.** Von Alexander Dumas.

In das Abonnement dieses dem Auslande hergestellten Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 228.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 August 1838.

Ueber die Sterblichkeit der englischen Truppen in Westindien.

Die Naval and Military Gazette vom 28 Julius d. J. theilt aus einem statistischen Bericht „über Krankheiten, Sterblichkeit und Dienstunfähigkeit der Truppen in Westindien," nachstehenden, nicht uninteressanten Auszug mit.

Die Commandos in Westindien sind die der Inseln unter und über dem Wind, Jamaica, die Bahamas und Honduras. Die Truppen in dem Commando der Inseln unter und über dem Wind (windward and Leeward Commando) sind vertheilt vom 6° bis 17° n. B. und von 56° bis 65° w. L. von G. Die erste Eigenthümlichkeit in dem Klima dieses Strichs ist eine hohe Temperatur, aber die mittlere Wärme des Jahres ist eher unter als über der Wärme in ähnlichen Breiten, nämlich 80$^{9}/_{9}$° F. (21$^{1}/_{9}$° R.); auf keiner Insel ist sie über 82° F. (22$^{2}/_{9}$° R.) oder unter 79° F. (20$^{6}/_{9}$° R.) Die nächste Eigenthümlichkeit ist die große Gleichförmigkeit der Temperatur, da der mittlere Unterschied auf denjenigen, die den meisten Wechseln ausgesetzt sind, nur 13° F. und in andern nur 4° F. beträgt. In England beträgt der Unterschied über 34°. Eben so wenig Abwechslung ist im Barometer, denn sie beträgt das Jahr hindurch nur $^{1}/_{4}$ bis $^{1}/_{2}$ Zoll, und selbst Orkane äußern darauf wenig Einfluß. In England beträgt der Wechsel 2 bis 3 Zoll, und jede Veränderung des Wetters wirkt darauf ein. Der Regen beträgt 60 bis 70 Zoll jährlich, oder etwa dreimal mehr als in England, und stürzt in Strömen, nicht in Schauern herab. Der Jahreszeiten sind nur zwei, die nasse und die trockene, und mit Ausnahme der waldigen Districte fällt wenig Thau. Während neun Monaten des Jahrs weht der Wind aus Osten, nur im September, October und November bläst er leicht aus Süden und Westen. Diesem Winde, der bei Tage herrscht, folgt auf den großen Inseln der Landwind, der kurz nach Sonnenuntergang eintritt. Die Orkanzeit erstreckt sich vom August bis Ende Octobers, aber der südliche Theil des Commando's ist von den Verheerungen derselben beinahe frei. Dieß sind die Haupteigenthümlichkeiten auf den Inseln über und unter dem Wind.

Die Truppen bestehen aus den Dienstcompagnien *) mehrerer Linienregimenter, etwa vier Compagnien Artillerie, ein Negerregiment und eine Abtheilung schwarzer Militärarbeiter unter dem Generalquartiermeister. Die weißen Truppen haben in den letzten zwanzig Jahren nur Garnisons- und Regimentsdienst gethan, die Schwarzen aber vollziehen alle mühseligen Arbeiten, und beziehen auch solche Wachen, welche für die Gesundheit der Europäer nachtheilig seyn könnten. Vor 1827 war die Unterkunft in den Casernen so schlecht wie möglich, denn jeder Soldat hatte nur 23 Zoll. Man mußte demnach Hängmatten anwenden; jetzt aber hat jeder Soldat 3' 3" Raum, und man hat eiserne Bettstätten angekauft. Seit 1820 sind die vorher verfallenen Casernen wieder in guten Stand gesetzt worden, so daß hierüber keine Klage mehr statt findet. Die Rationen während der letzten 20 Jahren waren wöchentlich 7 Pfund Brod, 2 Pf. frisches Fleisch, 2 Pf. gesalzenes Rindfleisch, 27 Unzen gesalzenes Schweinefleisch, 9 Unzen Zucker, 10 Unzen Reis, 5 Unzen Cacaobohnen und 2$^{1}/_{2}$ Pinten Erbsen, wofür der Soldat 5 P. (15 kr.) täglich zahlte; bis 1830 erhielt er auch einen Schluck Rum, wofür er 1 P. zahlte. Seine Mahlzeiten bestanden aus Frühstück und Mittagessen.

Dieß sind die einzelnen Umstände, welche auf die Gesundheit der Truppen Einfluß haben konnten. Nachfolgende Angabe bezieht sich bloß auf die weißen Truppen. Aus den Berichten von 20 Jahren, vom J. 1817 bis 1836 incl. über die Zulassungen ins Spital und über die Todesfälle erhält man nachstehende Durchschnittszahlen: ein Jahr ins andere gerechnet, betrug die Zahl der weißen Truppen 4333, die Zahl der Aufnahmen ins Spital 8247, der Todesfälle 340. Also von je 1000 Mann kamen 1903 ins Spital und 78,5 starben; daraus geht hervor, daß jeder Mann alle 6$^{1}/_{2}$ Monate krank gewesen seyn muß. In England kommt ein Mann etwa alle 13 Monate ins Spital, der Soldat in Westindien ist also zweimal so oft dort, und unter 21 Krankheitsfällen ist 1 tödtlich, während in England nur

*) Nach dem englischen System bleiben, wenn ein Regiment auf den Dienst in irgend einer Colonie abgeht, vier Compagnien in England zurück, und nur sechs gehen wirklich ab; hievon macht nur der Dienst in Ostindien eine Ausnahme.

Digitized by Google

1 von 67 tödtlich ist. Die Sterblichkeit in Westindien ist nach den Berichten des ärztlichen und des Kriegsdepartements im Durchschnitt jährlich 85 von 1000, oder etwa der eilfte Theil der ganzen Truppenzahl stirbt jährlich. Die Sterblichkeit in England ist etwa 15 von 1000, die Sterblichkeit auf den Inseln über und unter dem Wind also sechsmal so groß als in England, obwohl die Krankheitsfälle nur doppelt so zahlreich sind. Fieber sind die Hauptkrankheiten, und raffen auch am meisten Menschen hin, denn die Fieberkranken machen etwa ein Drittheil der ganzen Zahl der Kranken, und die Hälfte der Gestorbenen ist am Fieber erlegen. Im Vergleich mit England ist die Zahl der Fieberkranken zehnmal größer, und die Zahl der am Fieber Gestorbenen 25mal. Die Sterblichkeit an Lungenkrankheiten ist 10½ von 1000 jährlich (in England nur 8½ von 1000), und die Auszehrung hat hier ein weites Feld. Leberkrankheiten sind hier nicht so vorherrschend, als in den tropischen Strichen der östlichen Halbkugel, mit Ausnahme von Grenada. An Krankheiten des Magens und der Eingeweide sterben 21 von 1000, 40mal mehr als in England, und die Hauptquelle dieser Krankheiten ist chronische Dysenterie. Krankheiten des Gehirns, namentlich delirium tremens, sind zahlreich und tödtlich, die Krankheits- und Todesfälle viermal so hoch, als unter derselben Anzahl Truppen in England. In Betreff der Wassersucht sind Krankheits- und Todesfälle 8mal häufiger als in England. Von syphilitischen Affectionen ist dieses Commando auffallend frei, und vergebens sucht man die Ursache in einer moralischeren Aufführung des Soldaten oder in einer verschiedenen körperlichen Constitution der schwarzen Bevölkerung. Im Klima selbst scheint etwas zu liegen, was der Entstehung und der Verbreitung dieses Uebels entgegenwirkt. Dagegen leiden die Truppen sehr von Geschwüren und Krankheiten der Augen, wodurch viele Leute dienstunfähig werden; diese Krankheiten sind fünfmal gewöhnlicher, als unter den Truppen in England. Hautkrankheiten aber sind sehr selten, und fünfmal minder häufig als in England selbst.

Nachrichten über die Anstalten für Wissenschaft, Kunst und öffentlichen Unterricht in St. Petersburg.

(Fortsetzung.)

Die kaiserliche russische Akademie.

Der Hauptzweck dieser Anstalt ist die Cultivirung der Landessprache und die Erleichterung des Studiums derselben. Sie wurde durch einen Ukas Katharina's II, vom 30 September 1783 gegründet, und den 21 October desselben Jahrs unter dem Präsidium der Fürstin Daschkow, die damals zugleich Präsidentin der Akademie der Wissenschaft war, eröffnet. Im J. 1785 zählte diese Akademie schon 53 Mitglieder und lieferte, obgleich ihre Mittel sehr beschränkt waren, dennoch bedeutende Arbeiten. Im J. 1794 publicirte sie ihr großes etymologisches Dictionnär in 6 Quartbänden, im J. 1802 ihre Grammatik, in welcher die Nationalsprache auf feste und allgemeine Regeln zurückgeführt wurde; im J. 1806 bis 1822 ihr Dictionnär nach alphabetischer Ordnung in 6 Quartbänden, und seit 1816 ihre seit langer Zeit redigirten Novellen, zu welchen das Meiste der Admiral Tschitschkow, einer der gelehrtesten Slavisten, beigetragen hat, und die in jährlichen Lieferungen erscheinen. Ferner hat die russische Akademie die Redaction eines vergleichenden Dictionnärs in 200 Sprachen unternommen — ein Project, für welches sich schon Katharina II persönlich interessirte, und wovon jetzt zwei Bände erschienen sind, die eigentlich nur erst den Entwurf enthalten. Unter dem Kaiser Paul wurde die Akademie nicht mehr als ein öffentliches, auf Kosten der Krone unterhaltenes Etablissement anerkannt; die gegenwärtigen Statuten sind vom 29 Mai 1818; der Etat beläuft sich auf 60,000 Rubel jährlich. Außer den 60 ordentlichen Mitgliedern, die durch Wahl ernannt werden, hat die Akademie noch eine große Anzahl von Ehrenmitgliedern, beiderlei Geschlechts, sowohl in Rußland, als im Auslande. Das ihr gehörende Gebäude befindet sich in der ersten Linie auf Wassiliostrow; es ist klein, aber elegant, und besitzt zugleich in einem seiner Zimmer eine 1831 gebildete Bibliothek von 2425 Bänden.

Die medicinisch-chirurgische Akademie.

Diese Akademie, zu der die beiden großen Hospitäler, nämlich das für die Land- und für die Seetruppen, gehören, bildet eines der größten Etablissements, das man sich nur denken kann, und nimmt eine lange Reihe von Gebäuden im Wyborg'schen Stadttheile, nicht weit vom linken Newa-Ufer, ein. Die Hospitäler, die 1718 gegründet wurden, können, das eine im Winter 2000, im Sommer 3000; das andere im Winter 1100, und im Sommer 1460 Kranke aufnehmen. In Verbindung mit den großen Militärhospitälern in St. Petersburg und Moskau hatte auch schon Peter der Große medicinisch-chirurgische Schulen errichtet. Paul I reorganisirte sie in beiden Städten unter der Benennung von Akademien. Seine Ukase vom 12 Febr. 1799, diesen Gegenstand betreffend, wurde in der Folge durch die des Kaisers Alexander I vom 29 November 1802 ergänzt. Die Akademie unterhält auf Kosten der Krone 400 Zöglinge, jeden vier Jahre lang, wofür sie verpflichtet sind, in der Folge acht Jahre lang in Kronsdiensten, nämlich bei der Flotte, Armee, den Bergwerken, in den Colonien, Manufacturen und andern Regierungsetablissements, zu bleiben. Der Cursus wird in russischer und deutscher Sprache gemacht; die Praktik ist fortwährend mit der Theorie verbunden; die Examina, die der Verleihung des Doctorgrades vorausgehen, sind streng, wie wohl die kleine Anzahl solcher, die diesen Grad erhalten, am besten beweisen mag. Im Garten der „See-Sloboda" ist das Hauptgebäude gelegen, von Mauersteinen erbaut, mit einer schönen Façade und zwei Seitenflügeln, doch zu sehr durch die umliegenden Häuser verdeckt. Dort befinden sich die Wohnungen der Pensionnäre, die in vier Classen getheilt sind; dann der große Conferenzsaal, das mineralogische Cabinet, die Küchen, die Vorrathskammern u. s. w. In dem mit einer Kuppel gezierten Gebäude, das sich in weiter Ausdehnung am Ufer der Newa fortzieht und das große Militärhospital mit dem der Flotte vereinigt, sind die Hörsäle, das anatomische Theater ꝛc.

Digitized by Google

Die physischen und astronomischen Instrumente rühren aus dem Cabinette des Grafen Butturlin her, von dem sie der Kaiser Alexander ankaufen ließ. Die Bibliothek ist vortrefflich, und zählt mehr als 52,000 Bände. Der botanische Garten, der auf der sogenannten Apothekerinsel ein großes Terrain einnimmt, ist in gewisser Hinsicht eine Pertinenz der Akademie, wird mit großer Munificenz unterhalten, und besitzt die seltensten und kostbarsten Pflanzen, vornehmlich auch solche, die sich durch ihre kolossalen Verhältnisse auszeichnen. Man zählt in ihm ungefähr 80,000 Pflanzen, die etwa zu 11,000 Arten gehören. Der gegenwärtige Etat dieser Akademie ist 386,290 Rubel; sie steht unter der Leitung des Medicinalcollegiums, und die Präsidentschaft befindet sich in den Händen des medicinischen Chefs im großen Generalstabe.

Die kaiserliche Universität von St. Petersburg.

Nach der von Kiew ist sie die jüngste des Kaiserreichs, wurde 1819 gegründet und erhielt im Jahre 1825 dieselbe Verwaltung und dieselben Institutionen, wie die, welche 1804 den andern russischen Universitäten gegeben wurden. Bis jetzt hat sie im moskauischen Stadttheil noch ein provisorisches Local inne, das früher dem pädagogischen Institut gehörte; es verlautet aber, daß sie nächstens in die Nähe der Akademie der Wissenschaften, in die sogenannten Gebäude der zwölf Collegien, versetzt werden soll. Bis jetzt ist ihr Einfluß nur noch schwach. In Moskau behauptet die dortige Universität den ersten Rang unter den wissenschaftlichen Anstalten, in St. Petersburg ist dem nicht so. Hier konnte sie neben den Akademien der Wissenschaften, der schönen Künste, der russischen u. s. w., in so kurzer Zeit noch nicht in ihre Hörsäle die in der Menge jener gelehrten Etablissements zerstreuten jungen Leute ziehen. Zudem sind auch, so viel bekannt, noch nicht alle Facultäten vorhanden. Die Zahl der Universitätslehrer beläuft sich auf einige und 40, die der Studenten gegen 300. Zu dem Umkreise der St. Petersburger Universität gehören nach der Ukase vom 12 Januar 1851 die folgenden sechs Gouvernements: St. Petersburg, Nowogorod, Pskow, Olonetz, Wologda und Archangelsk. Vor 1851 ressortirten von ihr noch eine große Anzahl anderer Gouvernements. Die zu ihrem Gebiete gehörenden Lehranstalten sind eine Universität, 8 Gymnasien, 51 Elementarschulen, 64 kirchliche Volksschulen und 81 Pensionnate, mit 1012 Lehrern und Angestellten und 9214 Schülern.

Mit der St. Petersburger Universität ist das pädagogische Normal-Institut verbunden, welches 1828 errichtet wurde und 25 Professoren mit 1000 Eleven zählt. Die jungen Leute, welche in demselben zu Lehrern gebildet werden, machen in 6 Jahren 3 verschiedene Curse durch, von welchen der letzte der eigentlichen Pädagogik gewidmet ist.

Das Institut für junge Fräulein im Smolna-Kloster.*)

Smolna ist der Name eines Dorfes, welches in dem durch die Newa geformten Winkel liegt, wo sich dieselbe in ihrem Laufe plötzlich gegen West wendet; jetzt ist dieses Dorf ein Theil der Stadt geworden und gehört zum Roschestvenskischen Stadttheile. Die Kaiserin Elisabeth ließ an diesem Orte eine Kirche und ein Palais bauen, das sie nicht lange bewohnte, und es bald darauf zu einem Kloster, unter dem Namen des Woßkressenskischen umwandelte, wo im J. 1744 zwanzig Nonnen eingesetzt wurden. Unter Katharina II wurden die Gebäude größtentheils neu hergestellt und vergrößert, um ein Pensionat im großen Maßstab für junge Mädchen, ein Findelhaus und eine Leihbank oder eine Lombard in sich aufzunehmen. Jetzt bildet der ganze Bau ein schönes und ungeheures, steinernes Viereck, in welchem sich eine große und vier kleinere Kirchen befinden, deren Kuppeln und Spitzen weit dem Auge sichtbar sind. Der Lombard und das Findelhaus wurden bald nach der Mitte der Stadt verlegt. Das im J. 1764 für 50 adelige und 60 bürgerliche weibliche Zöglinge gestiftete Institut blieb aber dort und wurde unter derselben Regierung vergrößert bis auf 200 aus der ersten und 240 aus der zweiten Classe. Allein die ökonomischen Verhältnisse und der Plan der Erziehung in diesem Institut waren so wenig befriedigend, daß Paul I durch eine Ukase vom 12 November 1796 dasselbe unter die Fürsorge seiner Gemahlin, der Kaiserin Maria Feodorowna stellte, dieser Mutter der Waisen, der Zierde ihres Geschlechtes durch die Wohlthaten, die sie ringsum spendete, und in diesem segenreichen Wirken bis zu ihrem Tode fortfuhr. Während dieser 32jährigen weisen Verwaltung blühte das Institut von Smolna, und 3657 junge Mädchen erhielten dort ihre sorgsame Erziehung. Diese Erziehung, welche die dort aufgenommenen jungen Damen von hoher Geburt erhalten, ist sehr brillant und vorbereitend auf das Leben der großen Welt. Die 300 adeligen Zöglinge treten gewöhnlich in ihrem achten oder neunten Jahre ein und bleiben dort neun Jahre. Diejenigen, die sich auszeichnen, erhalten die goldene Chiffre der Kaiserin, welche sie dann ihr ganzes Leben lang tragen können. Die bürgerlichen Eleven werden mit dem eilften Jahre zugelassen und bleiben im Institute sechs Jahre. Der Etat des Hauses, bei welchem eine Masse Angestellter, Professoren und Classendamen attachirt sind, beträgt 650,000 Rubel jährlich.

(Schluß folgt.)

*) Eine ausführlichere und nähere Beschreibung dieses großartigen Instituts befindet sich in dem neuerlich erschienenen: „Bunte Skizzen aus Ost und Süd ꝛc., von Tietz Leipzig. Brockhaus 1858."

Entdeckung Amerika's vor Columbus.

Die wichtige Frage, ob vor den Reisen des Christoph Columbus eine Verbindung zwischen Amerika und der alten Welt stattgefunden habe, ist nun durch die thätigen und gewissenhaften Nachforschungen M. Folsome, eines jungen schwedischen Geschichtschreibers, mit Bestimmtheit gelöst. In der Absicht, sich in der Sache Licht zu verschaffen, begab er sich vor zwei Jahren nach Island, wo er sich mehrere Manuscripte aus dem 10ten Jahrhundert verschaffte, welche anführen, daß zwei isländische Schiffer, Bjoern Herjuelfson (wohl Biarne Herfulfson) und Leif Eriksson Amerika zu Anfang desselben Jahrhunderts entdeckt haben; zugleich enthalten sie eine Beschreibung der beiden heutzutage Cod und Saint Marthe genannten Vorgebirge, so wie der Gegenden, welche den Namen Neu-England und Neu-Schottland erhalten haben,

Digitized by Google

und namentlich auch die einiger Inseln in der Bai von Narragansett, wo die beiden Schiffe und ihre Reisegefährten gegen drei Jahre verweilt hätten. Hr. Folsom, welcher diesem schriftlichen Berichte keinen Glauben schenken wollte, begab sich selbst nach Amerika, und besuchte die Stellen, um sich von der Wahrheit der isländischen Beschreibung zu überzeugen. Er fand sie so genau als möglich; allein auch dieß reichte noch nicht hin, ihn vollständig zu überzeugen; er wollte in Amerika selbst einen materiellen Beweis auffinden, welcher das Daseyn früher stattgefundener Veränderungen der neuen Welt mit Europa mit Bestimmtheit herausstellte. Er setzte deßhalb seine Reisen fort, und war so glücklich, auf Felsen, die im Bezirke von Assacet, in der Nähe des Flusses Taunton, im Staate von Massachusetts, liegen, Inschriften aufzufinden, mit skandinavischen Schriftzeichen (d. h. mit Runenschrift), welche die Namen der isländischen und norwegischen Krieger anführen, die in dieser Gegend ein Lager geschlagen hatten. Leider befindet sich keine Zeitangabe dabei, allein die Form der Schriftzeichen beweist, Hrn. Folsom zufolge, unwiderlegbar, daß sich jene Inschriften noch von früherer Zeit als dem 9ten Jahrhundert herschreiben.

Diese Angabe ist aus dem Echo du Monde Savant Nr. 29 entnommen. Die Nennung des Namens Folsom ist aber wahrscheinlich falsch, denn es kann wohl kein Anderer gemeint seyn als C. C. Rafn, ein Däne, dessen Werkchen von G. Mohnike (Stralsund, Löffler'sche Buchhandlung) aus der dänischen Handschrift ins Deutsche übersetzt wurde.

Bombay.

(Fortsetzung.)

Zu Anfang der Regenzeit tritt auf der kaum so belebten Esplanade eine plötzliche und außerordentliche Veränderung ein; alle die freundlichen Zelte verschwinden, die wenigen Spuren, die sie hinterlassen, werden bald durch das Wasser verlöscht, welches den ganzen Platz bespült, und da einen trüben Teich bildet, wo vor kurzem Hütten und freundliche Gärten lagen. Wenn der Monsoon mit Heftigkeit weht, so gewinnt der Hafen ein neues und auffallendes Ansehen; die umherliegenden Berge sind von Wolken bedeckt, und obgleich für den erfahrnen Seemann keine Gefahr dabei ist, so gewährt doch das durch die Wuth der Winde in Aufruhr gebrachte Wasser einen drohenden Anblick. Während dieser Jahreszeit sind auch im Hafen von Bombay schon Boote zu Grunde gegangen; allein diese Unglücksfälle sind hauptsächlich dem Mangel an Geschicklichkeit oder der Aengstlichkeit derjenigen Seeleute zuzuschreiben, welche als solche nicht im besten Rufe stehen.

Von den Eingebornen sind, wie bereits gesagt worden, eine große Mehrheit Parsi, welche in sehr früher Zeit — im achten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung — vor der Verfolgung der mohammedanischen Eroberer Persiens sich nach Hindustan geflüchtet haben. Da die Feueranbeter auf fremdem Boden Schutz suchten, so beschlossen sie, die Vorurtheile der Anhänger Brama's zu achten, und machten sich verbindlich, die geheiligte Kuh nicht zu schlachten, und in Folge dessen essen sie bis auf diesen Tag kein Rindfleisch, ohne jedoch die Achtung des Hindu vor dem Thier anzunehmen, das jenen verbotenen Nahrungsartikel liefert. Der Cultus der Parsis, die eigentlich nur den allmächtigen Schöpfer — die Quelle des Lichtes, dessen angemessenes Sinnbild die Sonne ist — zum Gegenstande hat, ist mit der dem religiösen Glauben uncultivirter Völker gewöhnlichen Verderbniß von ihren erhabenen und einfachen Formen in groben Götzendienst ausgeartet. Zoroaster und andere Weise werden so zu sagen angebetet. Die heiligen Feuer in den Tempeln dürfen niemals erlöschen, und viele von den Gewissenhaftern löschen nicht gern irgend eine Flamme aus oder putzen ein Licht, außer wenn ihr Daseyn dadurch in Gefahr käme. Die niedern Classen der Parsis sind in Bombay als Bediente sehr gesucht: sie sind in ihren Grundsätzen weit weniger intolerant, als die Moslems oder Hindus, verrichten verschiedenere Arbeiten, auch ist es angenehmer, mit ihnen zu leben; was aber ihr persönliches Aussehen betrifft, so können sie sich mit den bengalischen Dienern nicht messen, die ihnen durch Kleidung und Benehmen weit voranstehen. Der größere Theil des dortigen Reichthums ist in den Händen der Parsi-Kaufleute, die gastfrei, und wenn gleich nicht verschwenderisch, doch in ihren Ausgaben anständig sind. Die Häuser dieser Leute sollen mit europäischen Geräthschaften eingerichtet seyn, auch haben sie manche Gewohnheiten und Gebräuche angenommen, woran die Moslems und Hindus niemals denken werden. Die Weiber, obgleich durch die Eifersucht nicht von jeder Gesellschaft ausgeschlossen, werden doch ziemlich abgeschlossen gehalten; sie nehmen keinen Anstand, gelegentlich die Gatten der Europäerinnen zu empfangen, die sie besuchen wollen, allein in männliche Gesellschaft gehen sie nicht. Die Parsi-Frauen zeichnen sich durch ihr Aeußeres nicht vortheilhaft aus, indem sie eher plump und übelgestaltet zu nennen sind; allein manche beschäftigen sich nützlicher, als die eingebornen Frauen gewohnt sind. Häufig haben sie Arbeitstische, die nach Art der europäischen eingerichtet sind; sie wissen sich bei ihren Stickereien englischer Werkzeuge zu bedienen, und haben englische Toilettentische. Auf die Erziehung der Töchter wird manchmal große Mühe verwendet, sie erhalten Unterricht im Zeichnen und Klavierspielen, und ein sehr reicher Parsi nahm eine englische Erzieherin zum Unterrichte der jungen Damen seiner Familie ins Haus.

Die Juden sind in Bombay in größerer Anzahl vorhanden, auch stehen sie daselbst in einem höhern Ansehen, als in irgend einem Theil Indiens; sie sind gute Soldaten, und dienen in großer Anzahl in den Reihen der Sipahis. Auch sind Armenier da, aber bei weitem nicht so viele, als deren in Calcutta sich aufhalten; außer diesen in dem Land ansässigen Fremden gibt es noch Araber und Chinesen, welche mit den Mahratten, den Radschputen, Mongolen, den portugiesischen und brittischen Ansiedlern eine sehr bunte Masse bilden.

Die Märkte von Bombay sind sehr besetzt; Ueberfluß an Fischen herrscht stets daselbst, und eine Gattung derselben, der Bumbelow, wird vorzüglich gesucht; dieser Küste eigenthümlich scheint eine Art von Sandaal zu seyn, der sehr delicat und nahrhaft, von Manchen aber mit einem Stück geschmackloser Gallerte verglichen worden ist. Ungeheure Massen derselben werden in der Sonne getrocknet, manche davon kommen nach England, und bilden auf diese Weise zubereitet einen bedeutenden Handelsartikel mit den Nachbarländern. Auch Schalthiere, Austern, Napfmuscheln, Garneelen, Seekrebse u. s. w. werden zu Markte gebracht. Das Hammelfleisch muß, so wie es in Bengalen ist, auf eine besondere Art zubereitet werden, damit es die Feinheit und den Geschmack erhält, daß es für eine englische Tafel taugt. Die portugiesischen Einwohner ziehen sehr viel Federvieh auf; Wildpret gibt es wegen der geringen Ausdehnung wenig auf der Insel: jedoch trifft man rothbeinige Rebhühner, und hie und da auch Schnepfen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 229.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 August 1838.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Der Tschad-See und der Tschadda-Fluß.

Man glaubte mit dem wichtigsten Problem der Geographie der nördlichen Hälfte Afrika's durch die Entdeckung des Niger-laufs zu Ende zu seyn. Da wirft Capitän Allen, welcher auf Befehl der englischen Admiralität die Expedition der HH. Mac Gregor Laird und Oldfield begleitete, und den Niger bis Rabba, den Tschadda bis Dagbo, 104 engl. Meilen von seiner Einmündung in den Niger, hinauffuhr, eine neue Streitfrage auf, die von der letztgenannten Expedition zwar nicht gelöst, im Ganzen aber als gelöst und entschieden betrachtet wurde, nämlich, ob nicht der Tschadda doch ein Ausfluß des Tschad-Sees sey. Da die Ansicht eines Mannes, der selbst einen Theil jener Länder bereiste, stets von Gewicht ist, und er übrigens die Reisen von Denham, Clapperton und Lander sich zu einem gewissen Studium gemacht zu haben scheint, so ist es von Wichtigkeit, diese Ansichten klar herausstellen und ihren Gehalt nach den bisherigen Forschungen zu prüfen.

Die Frage läßt sich mit andern Worten auch so stellen: „welches ist die Gestaltung des Landes zwischen dem Tschad-See, Saccatu und der Einmündung des Tschadda-Flusses in den Niger?" Bisher glaubte man ziemlich allgemein, es laufe zwischen dem Tschad-See und dem Niger, wenn nicht gerade ein Gebirge, so doch ein Landrücken, eine Wasserscheide, von welcher herab mehrere Flüsse sich mit dem Yeou östlich in den Tschad-See, mehrere andere theils westlich, theils südwestlich in den Niger ergössen. Nach dieser Ansicht ist nicht nur die Karte zu Clappertons und Landers Reise, so wie die zu Landers Entdeckungsreise, sondern auch noch das kleine Kärtchen entworfen, das Mac Gregor Lairds und Oldfields Reise beigegeben und von Allen selbst angefertigt ist. Der Verfasser hat also erst später seine Ansicht geändert, und diese ist somit nicht mehr als das Ergebniß eigener Anschauung, sondern als das Resultat eines Studiums der vorhandenen Quellen zu betrachten, und schon in dieser Hinsicht ist es wohl gestattet, sie mit dem Messer der Kritik ein wenig genauer zu untersuchen.

Vorausssenden müssen wir hier, daß auf die Aehnlichkeit der Namen Tschad und Tschadda gar kein Gewicht zu legen ist. So lange wir die Sprachen jener Länder gar nicht oder nur sehr unvollkommen kennen, ist auf eine solche Aehnlichkeit nichts zu bauen, denn wenn z. B. das Wort Tschad, wie gar nicht unmöglich, einen großen See bedeutet, so wäre es ja nicht unwahrscheinlich, daß der Tschadda aus einem andern als aus dem von uns Tschad genannten See entspränge — eine Vermuthung, die wir bloß deßwegen hinwerfen, weil Allen und Mac Gregor Laird auf ihrer Reise von den Eingebornen die Versicherung erhielten, der Tschadda komme aus dem Tschad-See: damals wurde wegen der zu großen Unwahrscheinlichkeit gar kein Gewicht darauf gelegt, und mit Recht, denn das geographische Wissen und die Beobachtungsgabe der Eingebornen sind nicht sehr groß, wie denn zu Rabbah ein Araber — hier stets so viel als ein weit gereister Kaufmann, da sie von den Berberküsten nach Tombuktu, Saccatu, Rabba und dem Reiche Bornu gehen — Hrn. Oldfield und seine Gefährten versicherte, der Niger, an dessen Ufern Rabbah liegt, fließe ostwärts in den Tschad-See. Durch solche Angaben war man früher so oft auf Irrwege geleitet worden, und wenn diese Nachricht, die von manchem afrikanischen Reisenden wiederholt wurde, irgend einen Sinn hat, so kann sie nur beweisen, daß die arabischen Reisenden, welche von Tombuktu her nach Birnie, der Hauptstadt von Bornu am Tschad-See, kamen, über einen ostwärts fließenden Strom setzten, den sie dann mit dem bei Tombuktu gleichfalls ostwärts fließenden Niger in Verbindung brachten. Daß diese beiden wenigstens hier nicht zusammenhängen, wissen wir gewiß; Hr. Allen aber meinte, jener von Denham und Clapperton als ostwärts fließend angegebene Strom, der Yeou, fließe westwärts, nämlich aus, nicht in den Tschad-See, und er führe das aus den Mondgebirgen herabfließende Wasser, das sich zuerst im Tschad-See sammle, in den Niger ab, und durch diesen in den atlantischen Ocean. Demnach wären alle seit Denham und Clapperton nach deren Angaben gefertigten Karten falsch, und das Land senkte sich vom Tschad-See bis an die Tschaddamündung in den Niger fortwährend, wogegen jene Karten alle einen von Südost gegen Nordwest streichenden Höhenzug annehmen.

Hr. Allen behauptet, daß nach den Angaben der Araber ein

Digitized by Google

großer Fluß von Osten her ströme, durch eine Gegend, in der wohl ein Ausfluß des Tschad-Sees fließen könne. Der Fluß Schary könne dieß nicht seyn, denn dieser fließe von Süden her und ganz bestimmt in den See, indem Denham gegen dessen Strömung gefahren sey; dagegen könne wohl der Yeou ein Ausfluß des Tschad-Sees seyn, obgleich Denham und Clapperton angeben, daß er sich in denselben einmünde. Der Beweis, den Hr. Allen führen will, beruht nur darauf, daß der Yeou bis auf 300 englische Meilen westwärts vom See durch ebenes und angeschwemmtes Land (alluvial level) fließe, daß 30 Meilen weiter gegen Südwesten, welcher Zwischenraum noch unbekannt sey, ganz gewiß ein ziemlich bedeutender Strom westwärts nach dem Niger zu fließe und wahrscheinlich mit dem Tschadda zusammen hänge. Die nähere Ausführung dieser Ansicht müssen wir, da sie ohne Karten nicht gut verständlich seyn würde, hier weglassen, und bemerken deßhalb hierüber nur, daß es doch ziemlich seltsam ist, anzunehmen, daß Capitän Clapperton, der also 300 engl. Meilen weit vom Tschad-See westwärts ging, sehr häufig den Fluß Yeou sah, und immer von der Ansicht ausgeht, er fließe nach Osten, gar nie die für die ganze Configuration des Landes so entscheidende Bemerkung gemacht haben sollte, daß der Fluß nicht ostwärts, sondern westwärts fließe. Zu bemerken ist hier noch, wie oben, daß die Angaben der Araber sehr unzuverlässig sind, und oft durch einen Mißverstand, den schon Ritter gerügt hat, gerade das Gegentheil dessen sagen sollen, was z. B. der Europäer darunter versteht; wenn nämlich ein Araber den Fluß aufwärts sieht, so sagt er, der Fluß gehe dahin, nicht als ob die Strömung in der entgegengesetzten Richtung laufe, sondern es soll damit nur die Richtung seines Laufes angedeutet werden. Wir wollen uns auf obige ganz locale Fragen nicht einlassen, sondern nur die wichtigsten allgemeinen Gründe hervorheben, weßhalb die Ansicht Hrn. Allens wenig Glauben zu verdienen scheint, und die bisherige Kartenzeichnung, welche zwischen Tschad-See und Tschaddalauf einen Höhenzug annimmt, im Allgemeinen doch wohl richtig ist.

(Schluß folgt.)

Nachrichten über die Anstalten für Wissenschaft, Kunst und öffentlichen Unterricht in St. Petersburg.

(Schluß.)

Das Institut des Ordens der heiligen Katharina.

Dieses Institut ist fast auf demselben Fuße wie das vorige eingerichtet, nimmt aber adelige Fräulein ohne Unterschied der Familie auf, so daß hier nicht wie dort, die alte Erbaristokratie den Vorzug hat. Es wurde von der Kaiserin Maria, 1798, für 60 Fräulein, Töchter höherer Beamten, die ihren Adel ihrem Civil- oder Militärrang zu verdanken haben, gegründet. Es steht auf der Stelle des alten italienischen Palais, am linken Ufer der Fontanka, und ähnt selbst einem großen Palaste mit einem schönen Garten. Der Studienplan ist beinahe derselbe wie der, den man im Smolna-Kloster befolgt. Die Elevinnen werden im zehnten Jahre, auch noch in früherm Alter, aufgenommen und bleiben sechs Jahre im Institut, wo sie jedoch nicht so übermäßig streng gehalten seyn sollen, wie in Smolna. Es befinden sich in ihm 60 von der Regierung freigehaltene Pensionärinnen dort; außerdem läßt man noch 240 andere zu, die jede 900 Rubel jährlich zahlen. Der Etat des Instituts beträgt 242,900 Rubel.

Die Handelsschule.

Diese wurde in der Wolodimerskaja, im moskauischen Stadttheil, nicht weit von der Kirche „unsrer Frau von Wladimir" errichtet. Zu Moskau im J. 1772 durch den Patrioten Procofi Akimsiewitsch Demidow gegründet, wurde sie durch die Kaiserin Maria neu organisirt und nach St. Petersburg verlegt im J. 1800. Man nimmt dort sechszig 10jährige Eleven, Söhne von Kaufleuten auf, die theils auf Kosten der Schule, theils der Handelslocalitäten unterhalten werden; außerdem können noch 100 andere gegen eine jährliche Pension von 800 Rubel eintreten. Die Gesammtzahl von 160 darf aber nicht überschritten werden. Acht Jahre lang müssen sie in der Anstalt bleiben, wo sie eine ihrem künftigen Stande angemessene Erziehung erhalten, nämlich im Rechnen, in der Buchhaltung, den Handlungswissenschaften, der Technologie, Naturgeschichte, hauptsächlich in so weit sich diese auf die zum Handel gehörenden Producte bezieht u. s. w. Außer der russischen, französischen und deutschen, lernen sie auch die englische Sprache, als eine ihrem Geschäfte sehr nützliche. Wenn sie ihren Cursus durchgemacht haben, sucht man sie auf großen und guten Comptoirs unterzubringen; läßt sich dieß nicht gleich thun, so können sie noch ein Jahr in der Anstalt verbleiben.

Das Taubstummen-Institut.

Es befindet sich im zweiten Admiralitätsstadttheil, nahe bei der Moika. Im J. 1806 wurde es durch die Kaiserin Maria gegründet, und zwar in dem, zu dem Lustschlosse gleichen Namens gehörenden Städtchen Pawlowsk, wo nur 12 Pensionäre aufgenommen und einem Schüler des berühmten Abbé Siccard anvertraut wurden. Etwas später verdoppelte man die Zahl der Zöglinge, führte es nach Petersburg über und verband es mit dem Findelhause dieser Stadt, ließ auch noch 20 Zöglinge mehr zu. Es sind aus diesem Institut mehrere sehr brauchbare Menschen, und hauptsächlich brave Handwerker hervorgegangen.

Das orientalische Institut.

Dieses Institut wurde zu dem Zweck im Jahre 1823 gegründet, um darin junge Leute zu Dolmetschern bei den diplomatischen Verbindungen Rußlands mit den orientalischen Regierungen der Türkei, Persiens, Aegyptens, der Bucharei, Mongolei ꝛc. zu bilden. Es steht unter dem asiatischen Departement des Reichscollegiums der auswärtigen Angelegenheiten, und befindet sich im gegenwärtigen Augenblicke in einem großen Hotel der Straße, welche die große Morskoi heißt. Die Regierung unterhält darin eine kleine Anzahl von Eleven, deren Cursus ungefähr sechs Jahre dauert. Mit der Bibliothek dieses Departements wurde die bereits früher erwähnte des Di-

Digitized by Google

plomaten Italinski vereinigt, die besonders reich an orientalischen Manuscripten ist. Als eine Unterabtheilung dieses Instituts kann man das kalmückische Institut betrachten, das erste dieser Art, das im Jahr 1830 auf der Apothekerinsel gegründet wurde, und in welchem man fünf junge Kalmücken aus einer Horde an der Wolga aufnahm, nebst zehn russischen Jünglingen aus dem Gouvernement Jaroslawl. Es steht unter der Leitung des Akademikers Schmidt, des ersten Europäers, der die kalmückische Sprache vollkommen in seiner Gewalt hat.

Das technologische Institut.

Diese Anstalt, die von dem Departement der Manufacturen und des innern Handels abhängt, wurde im J. 1831 eröffnet, und hat zum Zweck, fähige Subjecte theoretisch und praktisch auszubilden, um sie an die Spitze von Fabriken und Hammerwerken stellen zu können. Man nimmt in dem Institut 132 Eleven auf, die aus den vorgeschlagenen Candidaten aus verschiedenen Städten nach dem Gutachten des Finanzministers gewählt werden. Der Unterricht umfaßt Religion, russische Sprache, Geographie und die allgemeinen Kenntnisse der Geschichte, Zeichnen und Kalligraphie, Mathematik und Mechanik; dann Naturgeschichte, Physik und Chemie, so weit sie hier zur Anwendung kommen; ferner Technologie überhaupt, Färberei, Appretiren der Stoffe, Maschinenbau u. s. w. Es befindet sich in dem Institut ein chemisches Laboratorium und verschiedene Ateliers. Die Eleven, die mit dem 13ten und 15ten Jahre eintreten, sind in zwei Altersclassen getheilt, jeder Cursus dauert drei Jahre. Diejenigen, bei welchen man anfangs schon die Fähigkeiten vermißt, gehen nicht aus der ersten Altersclasse in die zweite über, sondern werden in der Folge in den Fabriken als Arbeiter untergebracht. Die Andern, in Lehrlinge und Gesellen getheilt, setzen ihre Studien fort, und diejenigen unter ihnen, welche besonders in fremden Sprachen etwas leisten, werden dann zur weitern Ausbildung auch noch in fremde Länder geschickt. Sie verlassen das Institut, das für sie ein passendes Unterkommen ausfindig zu machen sucht, mit dem Titel Mechaniker oder Meister. Nach dem Ablauf des sechsjährigen Cursus bleiben sie aber noch zwei Jahre als Gesellen in dem Institut, oder werden auch bei den Fabriken der Regierung angestellt.

Die Schule für die Kauffahrtei-Schifffahrt.

Vereinigt mit der alten Schifffahrts- und Bauschule, wurde sie durch die Ukase vom 21 November 1829 gegründet und 1831 eröffnet. Sie steht ebenfalls unter dem Minister der Finanzen, und zwar speciell unter dem Departement der Manufacturen und des innern Handels. Man verfolgt bei dieser Schule einen doppelten Zweck, 1) für die Bedürfnisse des Handels Piloten und Schiffscapitäne, und 2) tüchtige Baumeister für die Handelsmarine zu bilden. 32 Eleven zwischen 15 und 17 Jahren werden auf Kosten der Krone, und 12 bis 20 zahlende Pensionäre aufgenommen. Die Candidaten werden durch die Magistrate der Hafenorte vorgeschlagen. Auswärtige können zum Navigationscursus zugelassen werden. Alle Eleven sind in zwei Altersclassen, und jede von diesen wieder in zwei andere Classen abgetheilt. Sie bleiben vier Jahre in der Schule; die Aufnahme erfordert einen kräftigen Körperbau, gute Zeugnisse, russisch Lesen und Schreiben, und die vier Rechnenregeln. Die Zöglinge verlassen die Schule als Piloten und Pilotgehülfen.

Das Forstinstitut.

Es befindet sich zwei Werste außerhalb des Wyborg'schen Thores, wurde im J. 1829 neu organisirt, und bildet brauchbare Forstgehülfen und gute Feldmesser. Man nimmt 78 Eleven auf Kosten der Krone auf, die in sechs Classen eingetheilt sind, und sechs Jahre im Institut verbleiben. Die Candidaten, vorzugsweise aus den Söhnen der Forstbeamten gewählt, müssen stark von Körper, 12 bis 15 Jahr alt seyn, und außer Lesen und Schreiben die Rechnenelemente kennen. Die Pensionäre, die nicht von der Krone unterhalten werden, zahlen 700 Rubel jährlich. Diese können auch frei über ihre Zukunft bestimmen, die Andern sind dagegen verpflichtet, zehn Jahre lang in Kronsdiensten zu verbleiben. Die fähigsten Eleven werden zur fernern Ausbildung auch in das Ausland geschickt, hauptsächlich nach Berlin.

Die Petersschule.

Es ist dieß die protestantische Hauptschule in St. Petersburg, und kann zugleich als Muster für alle Secundärschulen im Allgemeinen dienen. Sie befindet sich im Newskyprospect in den Gebäuden, welche die lutherische Kirche vom heil. Peter und Paul umgeben, und die auf dieser Stelle seit dem 29 Junius 1728 existirt, wo der Feldmarschall Münnich den Grundstein legte. Im J. 1833 wurde die alte Kirche abgebrochen, und eine neue erhebt sich an ihrer Stelle. Die Schule wurde 1762 gegründet, und genoß von jeher bedeutende Privilegien, die noch durch eine Ukase vom 8 Februar 1829, und im Jahr 1830 vermehrt wurden. Mehr als 500, größtentheils der Bürgerclasse angehörige Schüler, beiderlei Geschlechts, besuchen sie, und zwar in zwei getrennten Abtheilungen und vielen Classen. Sie erhalten eine mehr gründliche, als brillante Erziehung, die ungefähr der in den deutschen Bürgerschulen gleicht.

Merkwürdige Erscheinung auf den Sandwichsinseln.*)

Dienstag Abends nach sechs Uhr fiel das Meer sehr schnell um acht Fuß, so daß mehrere Schiffe dadurch auf den Grund stießen. Das Wetter war hell und angenehm. Der Thermometer zeigte 74° 5′ F., der Barometer 30° 96′, es ging ein sanfter Wind von Nordost, der von Zeit zu Zeit von Stößen begleitet ward. Nachdem das Wasser einige Secunden stationär geblieben war, erhob es sich wieder zu der gewöhnlichen Fluthhöhe, und um sechs Uhr vierzig Minuten trat es innerhalb sieben und zwanzig Minuten vier Fuß sechs Zoll senkrecht zurück; dann stieg es wiederum bis auf dieselbe Höhe, wie zuvor, und fiel wieder um sechs Fuß und drei Zoll; beim drittenmal stieg es vier Zoll höher als zuvor; nach dem viertenmal trat die Abnahme und das Steigen des Wassers, was bisher jedesmal acht und zwanzig Minuten gebraucht hatte, stufenweise in kürzerer Zeit ein und wechselte,

*) Ohne nähere Zeitangabe von dem englischen Athenäum (14 Julius) aus der Sandwich Island Gazette ausgezogen.

Digitized by Google

indem die Anschwellung in zehn und die Abnahme in zwanzig Minuten vor sich ging; dieß dauerte die ganze Nacht und einen Theil des Vormittags am Mittwoch fort; die Schnelligkeit, mit welcher das Wasser stieg und fiel, war an verschiedenen Stellen des Hafens sehr abwechselnd. Ueber die Fluthhöhe stieg das Wasser nie, obgleich es beinahe sechs Fuß unter die Ebbehöhe fiel. Gegen Mitternacht ließ der Wind nach, auch regnete es stark, wobei aber weder ungewöhnliche atmosphärische Erscheinungen, noch irgend ein Erdstoß zu bemerken war; die ganze Bewegung schien im Meere vorzugehen. Im Mai 1819 kam bei diesen Inseln dieselbe Erscheinung vor, ohne daß jedoch dort oder auf den andern Inseln ein Erdbeben verspürt worden wäre.

Bombay.

(Fortsetzung.)

Da das Klima von Bombay gleichmäßiger als das von Bengalen ist, und weder von der unmäßigen Hitze der einen Jahreszeit leidet, noch sich der angenehmen Kühle der andern erfreut, so ist wenig oder nichts mit eingesalzenen oder eingemachten Nahrungsmitteln zu machen. Die ganze kalte Jahreszeit hindurch wird in Calcutta, und noch mehr in den obern Provinzen von Bengalen, Schweinefleisch und Rindfleisch so häufig wie in den nördlichen Provinzen eingesalzen; in Bombay ist auch der Höcker des in Indien so gewöhnlichen Ochsen, wenn er gehörig zubereitet, ein Leckerbissen für die Tafeln. Die europäischen Pflanzen, welche in Bengalen während des kalten Wetters mit so vielem Erfolge gebaut werden, gedeihen in Bombay eben so gut; die im Vergleiche spät eingeführten Kartoffeln sind in der ganzen Gegend im Ueberflusse vorhanden, auch werden Erbsen, Lattich und Blumenkohl sehr leicht gebaut. Die Weintrauben sind sehr schön; nur müssen diejenigen, welche solche bauen, dadurch einen künstlichen Winter erzeugen, daß sie während einer Zeit im Jahre die Wurzeln frei legen. Die europäischen Einwohner versehen sich gewöhnlich vom Bazar mit Früchten und Gemüsen, weil sich im Vergleich an ihren Häusern wenige Gärten befinden; eine große Menge der auf den Märkten verkauften Producte kommen von der nahen Insel Salsette herüber, die, wie bereits bemerkt, durch einen Steindamm mit der Insel Bombay verbunden ist — ein Werk, welches die Einwohner dem Gouverneur Duncan zu verdanken haben. Dieser Verbindungsweg, der in der Mitte eine Zugbrücke hat, ist sowohl für die Landleute, als auch für die Bewohner Bombay's, welche dadurch in den Stand gesetzt sind, ihren Handel auszudehnen und zu vermannichfaltigen, indem sie nach Salsette hinüber gehen, sehr vortheilhaft. Man kann sich nicht leicht einen malerischern Anblick denken, als wenn man bei solchen Gelegenheiten durch das Land reist. Die Abwechslung des Bodens, der Reichthum der Wälder, die umherliegenden Gräber, Tempel, Zelte und die Ueberreste von Klöstern bieten bei jedem Schritte interessante Gegenstände dar. Ein großer Theil der Insel Salsette wird gegenwärtig angebaut, indem die Parsis und andere wohlhabende Eingeborne bedeutende Grundstücke auf derselben besitzen. Die den reichen Eingebornen auf Salsette und dem benachbarten Festlande gehörigen Gärten sind durch ihre Schönheit und Ueppigkeit und die vorzügliche Qualität ihrer Producte sprüchwörtlich geworden. Es befinden sich daselbst alle in tropischen Klimaten gedeihenden Früchte, während die Ananas und der Mango daselbst vollkommener als in irgend einem Theil Indiens getroffen werden; besonders die letztere Frucht hat einen solchen Ruf bekommen, daß gegenwärtig, wo durch die Einführung der Dampfschifffahrt auf dem rothen Meere die Schwierigkeiten, nach Bombay zu gelangen, gehoben sind, wir bald hören werden, daß sich Gesellschaften gebildet haben, die bloß den Zweck haben, daselbst Mango's zu essen. Diese Frucht ist mit wenigen Ausnahmen, wenn sie in Bengalen, wo man sie im Ueberflusse trifft, gewachsen ist, rauh, faserig und schmeckt stark nach Terpenthin. In Bombay vergleicht man ihr Fleisch mit dem feinsten und schmackhaftesten Rahm. Bei manchen Personen wird die Liebhaberei für Mango's zur Leidenschaft, und die eigene Art, dieselben zu essen, bildet unter den erklärten Epikuräern einen Gegenstand genauer Untersuchung. Obschon diese Frucht nicht eigentlich ungesund ist, so wird doch ein allzu großer Genuß derselben für die Europäer als schädlich erachtet, weil sie leicht beulenartige Ausschläge vom übermäßigen Genusse bekommen können. Die Eingebornen können sie aber in großen Quantitäten genießen. Diese Frucht gilt für sehr nahrhaft, und man kauft sie gewöhnlich ungemein wohlfeil. Bombay ist auch durch eine weit nützlichere Pflanze, nämlich seine Zwiebel, berühmt, die wahrscheinlich zuerst aus Samen, die aus Portugal kamen, und unter der Aufsicht portugiesischer Gärtner, die in ganz Indien sehr geschätzt sind, gezogen wurden. Alle europäischen Vegetabilien, welche im Osten akklimatisirt wurden, blühen in diesen Gärten, die verschwenderisch mit Blumen geschmückt sind. Obgleich man sich in Indien mit der Landschaftsgärtnerei keine Mühe gibt, und deßhalb für Verbesserung und Verzierung von inländischen Lustgärten noch viel zu thun ist, so bietet dennoch, bei der außerordentlichen Schönheit vieler Wallbäume und dem Ueberfluß an Blumen, die allenthalben wachsen, jede bebaute Stelle mannichfachen Reiz. In England ist der sogenannte Küchengarten gewöhnlich vom Obstgarten und dem Weidegrunde vollkommen abgesondert, und wenn dieß in einem großen Maaßstab und unter wissenschaftlicher Leitung durchgeführt wird, so kann man sich nicht wohl etwas durch seine Steifheit für das Auge Abstoßenderes vorstellen. In Indien dagegen, wo das Nützliche und Zierliche nicht getrennt sind, gewährt es einen hohen Genuß, einen geräumigen Garten zu durchstreifen, wo man die zur Küche gehörigen Pflanzen übersieht, indem man die hohen Bäume, die sich unter der Last der Früchte beugen oder voll von Blüthen stehen, und die reichen Blumen bewundert, die in allen Richtungen in Masse prangen. Die vielen verschiedenartigen Palmbäume, welche die Haine schmücken, und ihre gekrönten Häupter über die Gärten von Bombay erheben, tragen bedeutend zur Schönheit des Landwerks bei, während die prachtvollen Platanen mit ihren dunkelgrünen, gefiederten Blättern, die so lieblich und so tropisch aussehen, ein zierlicher Schmuck sind, so daß man ihn stets mit Vergnügen betrachtet.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich besitzt gegenwärtig 11 Linienschiffe ersten Ranges von 126 Kanonen, 25 zweiten Ranges von 86 K., 25 dritten Ranges von 82 K.; zusammen 57 Linienschiffe, die fast alle seit 1818 gebaut sind. Außer diesen besitzt Frankreich 40 Fregatten ersten Ranges, jede mit 60 36Pfündern, 10 Fregatten von 46 36Pfündern, 15 Fregatten dritten Ranges von 52 K., 10 Fregatten vierten Ranges von 26 K.; 24 Corvetten von 20 bis 32 K., 16 Kanonenbriggs, 27 Dampfboote, meist von 160 Pferdekraft und alle wohl bewaffnet. In seinen Arsenalen liegen nahe an 3000 Kanonen und Caronaden für die Marine, welche zur Ausrüstung von 51 Linienschiffen, 20 Fregatten und 20 Corvetten hinreichen. Jedes Linienschiff hat 4 30pfündige Haubizen à la Paixhans. Jede Fregatte ersten Ranges soll 2 dergleichen führen, die Dampfboote von 160 Pferdekraft 5. (Naval and Military Gazette vom 28 Julius.)

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 230.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 August 1838.

Bemerkungen über das russische Unterrichtswesen.

Man hat gewöhnlich in Deutschland eine sehr geringe Meinung von dem Unterrichtswesen in Rußland, eine Meinung, die, obwohl in einem wesentlichen Punkte richtig, in mannichfacher Beziehung dennoch falsch ist. Einige neuere Verordnungen, namentlich die, den Unterricht nicht zu sehr auf die Leibeigenen auszudehnen, hat die russische Regierung in der Meinung Vieler ungemein herabgesetzt; diese vergessen aber durchaus, daß dieselbe in einer ganz eigenthümlichen Stellung ist, und so frei sie immer in ihren Bestrebungen gegen außen verfährt, nach innen durch manche Verhältnisse gebunden ist, über welche sie nicht gebieten kann, ja aus Klugheit, auch wenn sie könnte, nicht gebieten darf. Rußland ist, wie in manchen andern Dingen, der völlige Antipode von England: wie man dort jede Einmischung der Regierung in das Unterrichtswesen als eine Unbefugtheit verschreit, und sich gegen jeden, auch den vernünftigsten Zwang im Volksunterricht sperrt, eine Thorheit, die selbst der erleuchtete Brougham theilt, so geht dagegen in Rußland Alles von der Regierung aus, was man ihr schon von vielen Seiten zu hartem Vorwurf gemacht hat. Sehr mit Unrecht, denn wenn die Regierung nicht den Unterricht befördert, leitet und beaufsichtigt, so geschieht in Rußland nichts, weil die Masse noch zu roh ist, und dadurch der natürlichen Trägheit des Menschen allzu viel Vorschub leistet.

Wir haben in den letzten Blättern Nachrichten von den Anstalten für Wissenschaft und Kunst in Rußland, oder vielmehr in Petersburg, mitgetheilt, und schon im Anfang dieses Jahrs in dem Aufsatze über Rußland, von Löwe-Weimars, mancherlei Angaben über den Umfang des Unterrichts in Rußland, die meistens aus einem uns eben auch vorliegenden Werke: Précis du système, des progrès et de l'état de l'instruction publique en Russie par A. de Krusenstern, entnommen sind. Wir können uns namentlich auf die in jenem Aufsatz (s. Nr. 9 u. 10) enthaltenen Angaben beziehen, um den Umfang, den das russische Unterrichtswesen bereits erreicht hat, zu bezeichnen, und dieser Umfang ist wahrhaft staunenswerth, wenn man bedenkt, aus welcher Zeit das Unterrichtswesen in Rußland stammt. Niemand wird wohl widersprechen, wenn man behauptet, daß es vor Peter dem Großen höchst unbedeutend war, und auf die Volksmasse so gut wie keinen Einfluß ausüben konnte. Peter der Große, der mit Einemmal seinem Land den großen Schauplatz der europäischen und asiatischen Politik eröffnete, brauchte vor Allem Menschen, um seine Plane im Großen wie im Kleinen fördern zu können. Für die Förderung seiner Plane im Großen konnten ihm Ausländer die wesentlichsten Dienste leisten, für die nicht minder nöthige Förderung im Kleinen aber, für den niedern Civil- und Militärdienst, mußte er nothwendiger Weise in der Mehrzahl Russen anwenden. Die Russen waren aber größtentheils noch allzu unwissend, und somit ging er mit derselben Gewaltthätigkeit, mit der er ihnen die Bärte und die langen Röcke abschnitt, auch über ihre Civilisirung, oder vielmehr ihre Abrichtung zum Staatsdienst (sslushba) her, ein Wort, das seit seiner Zeit von immer größerer Wichtigkeit wurde, so daß jetzt wohl wenige Leute von Stande in Rußland seyn werden, die nicht mindestens einige Jahre ihres Lebens „gedient" haben, sey es nun im Civil oder in der Armee. Wie Peter und seine Nachfolger hierin verfahren mußten, davon einige Proben aus Krusensterns Werke. Peter hatte mehrere wissenschaftliche Anstalten gegründet, aber nur Wenige wollten sie benützen; darum heißt es p. 12: „nicht ohne große Schwierigkeit konnten so viele nützliche Anstalten in Rußland eingeführt werden. Die Zahl derjenigen, welche im Stande waren, die wohlthätigen Folgen davon zu würdigen, war noch zu beschränkt, und man mußte mehreremale zu Maaßregeln der Strenge schreiten, um die Eltern zu nöthigen ihre Kinder in die Schulen zu schicken. So z. B. verloren die Grundbesitzer, welche ihre Kinder nicht im Lesen und Schreiben und im Latein hatten unterrichten lassen, das Recht, ihr Vermögen an sie zu vererben, das an ihre nächsten Verwandten überging; unter der Geistlichkeit konnte Niemand eine Pfarre erhalten, der nicht den Beweis ablegte, daß er etwas gelernt habe; in den andern Classen wurde der Ungehorsam gegen die deßfallsigen Befehle der Regierung mit Geldbußen und Heurathsverweigerungen bestraft." Seite 14 heißt es: „eine der ersten Maaßregeln, welche die Kaiserin Elisabeth bei ihrer Thronbesteigung im Interesse des

Digitized by Google

öffentlichen Unterrichts ergriff, bestand darin, die Strafen zu bestimmen, denen die Familienväter sich aussetzten, wenn sie ihren Kindern keine angemessene Erziehung gaben, sie wurden für den Adel auf 10 Rubel, für die andern Classen auf 2 Rubel festgesetzt." Schon wurden also die Strafen ermäßigt, bald hob man sie ganz auf; so heißt es p. 17: „während des halben Jahrhunderts, das seit Peter dem Großen bis Katharina II verlaufen war, hatte Rußland im Unterrichtswesen bedeutende Fortschritte gemacht. Schon Peter III hatte darum den Adel durch das Manifest vom 18 Februar 1762 von der Verbindlichkeit befreit, seine Kinder in die Schulen zu schicken, doch mußten die Eltern der Wappenkammer die Anzeige machen, welchen Unterricht ihre Kinder bis zum 12ten Jahre empfangen hätten, und wie sie ihn ferner zu leiten gedächten, ob im väterlichen Hause, in der Fremde oder in den Schulen des Landes. Damit kein junger Adeliger der Wohlthat einer guten Erziehung beraubt wäre, wurden diejenigen, deren Eltern nur Güter mit weniger als 1000 Bauern besaßen, in die Cadettencorps aufgenommen.", Man war also im Laufe eines halben Jahrhunderts doch wenigstens so weit gekommen, daß man den Adel nicht mehr durch Strafen zum Besuch der Schulen zwingen mußte; indeß hatten nicht nur Strafen, sondern auch Auszeichnungen und Belohnungen das Ihrige dazu beigetragen. *)

Der nächste Zweck des Unterrichtswesens war und blieb freilich, tüchtige Leute für den Staatsdienst in seinen verschiedenen Zweigen zu erhalten, und da z. B. der junge Adel längere Zeit nur in den Kriegsdienst treten wollte, weil er hier mit 18 Jahren, wenn er aus dem Cadettencorps trat, oder ein leichtes Examen durchgemacht hatte, gleich als Officier eintreten konnte, so mußten unter der Kaiserin Elisabeth besondere Maaßregeln getroffen werden, um Leute für den Civildienst zu bilden, woran es mangelte. Ueberblickt man sämmtliche Unterrichtsanstalten, wie sie von Peter dem Großen bis auf Katharina errichtet wurden, so sind sie, mit Ausnahme der Akademien, sämmtlich für die Bedürfnisse des Staatsdienstes berechnet, und der Staat, der sich auf diese Weise seine Beamten fast mit Gewalt heranbildete, übte natürlich auch auf Lehrsystem und Lehrgegenstände den unumschränktesten Einfluß aus, und das Ganze hatte nicht eine humanistische, sondern eine ziemlich roh praktische Richtung, es war eine Staatsdienerdressur.

(Schluß folgt.)

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Der Tschad-See und der Tschadda-Fluß.

(Schluß.)

Hr. Allen nimmt an, der Fluß, den Clapperton bis Zangeia (10° O. L. und 11° 45′ N. Br.) verfolgte, sey derselbe mit demjenigen, welchen er bei Loko (9° 30 O. L. und 11° 15′ n. Br.) fand, und sey auch derselbe mit dem Tschadda, der unter 8° 30′ ö. L., und 8° n. Br. in den Niger fällt. Der Fluß müßte also in dem Raum eines Breitengrads sich mit einemmal nicht bloß südlich, sondern südöstlich wenden, denn Hr. Allen fuhr von 8° 30′ ö. L. den Tschadda 104 engl. Meilen weit, also zum mindesten 1½ Grade hinauf, und fand seinen Lauf keineswegs von Norden her kommend, sondern von Osten, ja von Südosten (s. Oldfields Fahrt auf dem Tschadda, Ausland 1835. Nr. 81.). Zudem ist das Land auf beiden Seiten gebirgig, so daß ein solcher Lauf, wie ihn Allen annehmen will, höchst unwahrscheinlich wird.

Doch abgesehen hievon, da diese Annahme Allens zwar falsch, die Hauptsache aber, nämlich daß der Tschadda aus dem Tschad-See komme, dennoch richtig seyn könnte, so ist doch wohl anzunehmen, daß wenn eine solche Verbindung zwischen dem Tschad-See und dem Niger bestände, der Handelsverkehr in dieser Richtung bedeutend seyn müßte; dieß ist aber keineswegs der Fall, die Flußanwohner zeigten sich vielmehr, je weiter man auf dem Tschadda ostwärts vordrang, immer scheuer und roher, ganz im Widerspruch mit dem durch Handel belebten Niger, wo die Anwohner in Schaaren herbeiströmten, wo es dem Schiffe nie an Lebensmitteln fehlte, und die Besucher sich in nur allzu großer Anzahl aufs Schiff drängten, während die Tschadda-Anwohner entflohen. Setzt man hinzu, daß der Fluß selbst auf der geringen Strecke, welche die HH. Oldfield und Allen befuhren, mehr als Einmal eine starke Biegung nach Süden machte, so ist wohl mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß derselbe aus den benachbarten östlich liegenden, und gegen Süden ansteigenden Gebirgen, vielleicht auch aus einem Gebirgssee kommt, da der terrassenförmige Abfall des afrikanischen Hochlandes deren Bildung befördern muß. Vielleicht ist sogar die Vermuthung nicht allzu gewagt, daß der angebliche Oberlauf des Schary, der in den Tchad-See fällt, und eine bedeutende Strecke weit von Westen nach Osten fließen soll, ehe er sich nach Norden dem Tschad-See zuwendet, eigentlich dem Tschadda zukommt, und also das bei Jacoba und Adamowa fließende Gewässer nicht von Westen nach Osten, sondern von Osten nach Westen strömt, indem es doch ganz seltsam erscheint, wenn auf der zu Clappertons und Landers Reise entworfenen Karte der Schary von 9° ö. L. an von Westen nach Osten strömen soll, während man fast genau unter derselben Breite den Tschadda bis ungefähr 10° ö. L. verfolgt hat. Es möchte daraus nur immer wieder hervorgehen, daß man den Angaben der Eingebornen wenig Zutrauen schenken, und sie jedenfalls mit kritischem Auge beleuchten muß, um sie nicht mißzuverstehen.

Ein Hauptgrund, warum nicht wohl anzunehmen, daß der Tschadda aus dem Tschad-See komme, ist die Unregelmäßigkeit und der rasche Wechsel in seinem Fallen und Steigen, verbunden mit dem Umstand, daß Hr. Mac Gregor Laird in der Mitte Augusts sein Wasser um 2° kälter fand, als das des Niger. Käme das Wasser des Tschadda aus dem Tschad-See, auf dessen stille Fläche die ganze Macht einer tropischen Sonne einwirken kann, so müßte es wärmer seyn, als das des Niger, welcher

*) Die Söhne der Geistlichen, welche nicht wieder Geistliche wurden, und darum unbeschäftigt und in Trägheit hinlebten, waren von Peter I dem Militärdienst unterworfen worden, die Kaiserin Anna aber befreite diejenigen davon, welche die Schulen besucht hatten, und öffnete ihnen, wenn sie keinen Beruf zum geistlichen Leben in sich fühlten, den Civildienst.

Digitized by Google

mit wenigen Ausnahmen durch gebirgiges Land ſtrömt, und alſo wohl kalte Gebirgswaſſer genug aufnimmt. Zudem müßte die Anſchwellung des Tſchadda höchſt regelmäßig ſeyn, da ſie mit der Anſchwellung des Tſchad-Sees zuſammenhinge, und der Tſchad-See ſelbſt könnte wohl nicht während der Regenzeit ſich ums Dreifache vergrößern, wenn er einen ſolchen Ausfluß hätte, den noch überdieß der mächtige Druck des die Ufer des Sees überſtrömenden Waſſers fortwährend vergrößern müßte.

Durchlieſt man die im J. 1822 erſchienene zweite Ausgabe von Ritters Afrika p. 483 bis 489, ſo kann man in der That über den Reichthum und die Treue der dort zuſammengeſtellten Nachrichten nur erſtaunen, nachdem wir durch die Reiſen von Denham, Clapperton und Lander in den Stand geſetzt ſind, dieſe Nachrichten nach ihrem wahren Werthe zu ſchätzen. Zwei Punkte, gehen aus jenen zuſammengeſtellten Anſichten mit Unfehlbarkeit hervor, erſtens die Richtigkeit der in hohem Grade kritiſchen Bemerkung von Ritchie (p. 486), er habe noch Niemand gefunden, der als Augenzeuge hätte berichten können, daß der Strom, der zu Timbuctu Iſſa heiße, derſelbe ſey, welcher den Süßwaſſerſee bei Nyffe durchfließe, durch das Reich Khaſchna gehe, und nachdem er Gano (Kano), Bornu und Kanem beſpült, wieder ſüdwärts durch Bagbermi gehe, und zweitens die einſtimmige Behauptung, daß der Strom, der durch Bornu fließt, von Weſten nach Oſten gehe. Dieß letztere will nun bekanntlich Allen gegen Denham, Clapperton, und gegen alle die früheren von Ritter geſammelten Nachrichten in Zweifel ziehen. Die kritiſche Bemerkung Ritchie's, welche augenſcheinlich noch mit Hinſicht auf die Annahme eines öſtlich gegen den Tſchadſee gerichteten Nigerlaufs gemacht iſt, iſt in hohem Grade treffend, und hat ſich bewährt. Die genannte Annahme wurde nun durch den von Ritter gleichfalls angeführten Ausſpruch des Scherif Imhammed (ſ. p. 488 f.), daß der bei Khaſchna fließende Strom nicht nach Oſten, ſondern nach Weſten ſtröme, umgeworfen, und Ritter wußte dieſe ſehr beſtimmt gegebene Nachricht damals noch nicht zu deuten. Clapperton löſte aber das Räthſel, indem er den Yeou aufwärts, dann durch ein bergiges Waldland zog, und nach Saccatu kam, wo der von Kaſchna kommende Fluß ſich weſtlich nach dem Niger zu wandte. Scherif Imhammeds Nachricht hat ſich demnach vollkommen richtig gezeigt, der Fluß bei Khaſchna fließt weſtlich, und ſomit iſt zwiſchen Kano und Khaſchna, eine Entfernung von etwa 30 geographiſche Meilen in gerader Richtung, eine Waſſerſcheide in eben dem waldigen Berglande, das Clapperton von Kano nach Saccatu durchreiſete. Wenn nun aber der Yeou, wie kaum zu bezweifeln, oſtwärts fließt, wenn zwiſchen ihm und dem Eubbie, dem Fluß bei Khaſchna und Saccatu eine Waſſerſcheide iſt, wenn die zwiſchen dem Eubbie, und dem Tſchadda ſüdweſtlich ſtrömenden Flüſſe einen ziemlich ſtarken Fall haben, und zum Theil Kataraкten bilden, wenn Lander auf ſeiner Reiſe von Carifo nach Dunrora gerade ſüdwärts nur über ziemlich geringe Flüſſe kam, und Berge zu ſeiner Linken, d. h. gegen Oſten hatte, dann läßt ſich wohl an dem Vorhandenſeyn eines hier von dem hohen Mittelafrika vorſpringenden Bergrückens und einer Waſſerſcheide zwiſchen Tſchad-See und Niger kaum mehr zweifeln. So weit bis jetzt unſere ſicher beglaubigten Nachrichten reichen, ſo ſprechen dieſe nur ſehr wenig zu Gunſten von Hrn. Allens Anſicht, obgleich ſo viel immer richtig iſt, daß der die Waſſerſcheide bildende Bergrücken ſchwerlich ſehr hoch iſt, indem ein von Hrn. Mac Gregor Laird vom Tſchadda aus nordwärts abgeſendeter Bote, nach kurzer Zeit auf einige bornueſiſche Reiter ſtieß, ein Beweis, daß die Verbindung zwiſchen dem Lande Bornu und dem Tſchadda nicht ſehr ſchwierig ſeyn kann, und es wäre gar wohl ein möglicher Fall, daß auf dem flachen Bergrücken während der Regenzeit die Waſſerſcheide ſo gut wie verſchwunden wäre, an einen Ausfluß des Tſchad-Sees nach dem Tſchadda und dem Niger iſt aber darum doch nicht wohl zu denken.

Bertholletia excelsa.

In der Londoner botaniſchen Geſellſchaft wurde am 8 Julius eine Mittheilung von Hrn. Schomburg, datirt von Curaſſawaka, am untern Rupununy, vom 22 Februar 1838 mit einer Beſchreibung der Bertholletia excelsa verleſen. Es iſt ein Baum erſter Größe mit geradem Stamme, tiefgefurchter und dunkelgrauer Rinde; erreicht eine Höhe von 90 bis 100 Fuß, wo er ſich in mehrere Aeſte ausbreitet; die Blätter ſind geſtielt, 8 bis 10 Zoll lang, abwechſelnd, länglich, lederartig und etwas wellenförmig; der Rand iſt ſeicht ausgeſchweift, mit durchſichtigen Drüſenpunkten; der Blattſtiel halbrundlich, gefurcht, den Stängel umfaſſend, ohne Nebenblätter; von Blattſtiel zu Blattſtiel der abwechſelnden Blätter erſtreckt ſich ein farbiger Streifen. Die Blumen ſtehen in Endtrauben. Der Kelch ſteht über dem Fruchtknoten, iſt zweiblättrig und die Spitze am Rande dreigetheilt. Die aus ſechs Blumenblättern beſtehende Blumenkrone iſt etwas zurückgebogen, die Blumenblätter hängen an ihrem Grunde leicht zuſammen; die Staubgefäße ſind von unbeſtimmter Zahl, dicht in einen blumenblattähnlichen Körper eingefügt, welcher an ſeiner verlängerten Baſis in eine hutartige Hervorragung ſich endigt und die innern Organe bedeckt. Die Staubfäden ſind gekrümmt, die Staubbeutel zweizellig und der Länge nach aufſpringend. Das unter dem Kelche ſtehende Ovarium zeigt ſich ſchwach in vier Zellen getheilt. Die Ovula (Samen) ſind an eine Centralaxe gefügt, die Narbe iſt einfach, ſtumpf. Die Frucht iſt kugelförmig und hat 15 bis 18 Zoll im Umfange. Das Epicarpium iſt runzlig; das Mesocarpium, das in ſeinem unreifen Zuſtande fleiſchig iſt, geht in Faſern gleich denen der Kokosnuß über; das Endocarpium oder Putamen (Steinfrucht) iſt leicht ſchildförmig. Die Fächer in der grünen Frucht beſtehen bloß aus dünnen, hautigen Körpern, die man kaum erkennt, wenn ſie zur Reife gelangt iſt. Die Nüſſe liegen um das viereckige Spermaphorum (Samenträger) in vier Reihen übereinander; es befinden ſich gewöhnlich zwiſchen 20 und 24 Nüſſe daran, ſelten mehr; ſie ſind dreieckig, runzlig, von etwas nierenförmiger Geſtalt. Der Kern iſt ſüß und hat den bittern Nachgeſchmack der andern Lecythideen nicht. Wenn die Nüſſe reif ſind, ſo fallen ſie ab, worauf das Spermaphorum auszutrocknen anfängt. Das Putamen iſt am Gipfel durchbohrt, und wenn die Feuchtigkeit den Samen zum Reifen bringt, ſo zerſprengen ſie die Schale. Viele werden von Affen, Pekaris und andern Thieren, welche dieſelben ſehr zu lieben ſcheinen, geöffnet. Die Rinde iſt leicht abzulöſen, wie bei allen Lecythideen; auch wird der Splint von den Indianern zu einer Maſſe geſtoßen, welche ſie anſtatt

Digitized by Google

des Zunders gebrauchen. Aus den Nußschalen verfertigen sie Armbänder, auch benutzen sie dieselben noch zu manchen andern Zwecken. Das Holz des Baumes ist bitter, weich und innen gewöhnlich hohl; deßhalb wird dieser edle Baum zum Bauen niemals zu gebrauchen seyn. Die Nüsse sind jedoch sehr schmackhaft. Hr. Schomburg hat den Baum unter dem 5° N. B. bis zum Aequator angetroffen; derselbe scheint in fruchtbaren Gebirgsthälern und an Hügelabhängen am besten zu gedeihen. In der Höhe von 3 bis 4000 Fuß sah er keinen derselben mehr. Sie blühen im Monat Januar, und die Früchte werden in 5 bis 6 Monaten reif. Die Caribis nennen die Frucht und den Baum „Batuka," die Wapeschahas „Minja" und die Macusis „Imyiema."

Bombay.

(Fortsetzung.)

Obgleich in Bombay die englischen Gärten nicht sehr zahlreich sind, so finden sich doch mehrere, welche sowohl durch die Schönheit ihrer Erzeugnisse, als durch ihre besonders vortheilhafte Lage bemerkenswerth sind. Sie liegen auf der Seite einer Anhöhe, an welcher sich die Wege an den von hohen Palmbäumen beschatteten Terrassen hinaufziehen, während die Luft frisch durch ihre hohen, säulenähnlichen Stämme zieht. Diese Bäume sind mit prächtigen Schlingpflanzen und blühenden Stauden von tausenderlei Geruch und Farbe umgeben. In den indischen Gärten werden mehr Stauden und Bäume gezogen, als kleinere Blumenge, wächse, denn auf viele der kleinern Pflanzen, die, in England gezogen, eine beträchtliche Größe erreichen und sehr schön werden, wird hier gar keine Mühe und Sorgfalt verwendet. Es gibt jedoch auch hierin einige glänzende Ausnahmen; viele, die wir bei uns in Treibhäusern in verkümmertem Zustande sehen, gedeihen dort mit erstaunlicher Ueppigkeit, und tragen bedeutend zur Zierde und zur Verschönerung der Gärten bei. Dahlien wurden in Bombay mit großem Erfolge gepflanzt, und wenn sie auch nicht die Größe und den Glanz erhalten, womit sie die englischen Blumenbeete verzieren, so liegt dieß an der Vernachlässigung eines wesentlichen Punktes, daß man nämlich die Wurzeln nicht nach der Blüthezeit herausnimmt, sie vertheilt und wieder in der gehörigen Zeit einsetzt. Reptilien von fast allen Gattungen gibt es in Bombay im Ueberfluß; häufig kommen Schlangen, die ihre Schlachtopfer in ihren Ringen erdrücken, Cobra Capellas und Cobra Manillas, und andere giftige Gattungen bis in die Gärten; die Frösche sind größer als die in Bengalen, und eben so lärmend, zugleich findet man unzählige Insecten, von denen viele außerordentlich lästig und sogar gefährlich sind. Als Entschädigung dafür beleuchtet das Klima, welches jene schädlichen Wesen schafft, die Wälder Abends mit der Feuerfliege, jenem ausgezeichneten Geschöpfe, die den gebührenden Ruhm kaum in den Gesängen der Dichter empfangen zu haben scheint. Ganze Bäume sind durch diese lebenden Meteore erleuchtet, welche aussehen, als wenn Smaragde irgend eine reiche Mine verlassen hätten und nun in der höhern Luft umherschwärmten. Vögel von mannichfacher Art und Schönheit erfreuen sich dieses Paradieses, besonders kleinere Gattungen, welche, strahlend in der Sonne, gerade so wie die Feuerfliegen für Edelsteine angesehen werden könnten.

Der Lieblingssitz des Gouverneurs (welcher drei Aufenthaltsorte auf der Insel hat) ist gewöhnlich eine Villa zu Malabar-Point, in einer besonders schönen Lage, die ein waldiges Vorgebirge bildet, das so abgesondert aus dem Meere hervorsteigt, daß der Schaum bis auf die Terrassen spritzt. Dieser während der heißen Jahreszeit sehr angenehme Aufenthalt bietet eine prachtvolle Aussicht über den Hafen, der mit seinen freundlichen Inseln, seinen Schiffen, seiner reichen, romantischen Küste überall den schönsten Anblick gewährt. Der Hauptaufenthalt des Gouverneurs ist zu Pareil, etwa sechs (englische) Meilen von der Stadt, woselbst er seine öffentlichen Gesellschaften gibt. Er besteht in einem großen, schönen, gut gebauten und eingerichteten Hause, das geräumige Gemächer zur Aufnahme von Gesellschaften hat. Die Gesellschaft in Bombay beruht übrigens mehr auf Privatzusammenkünften, als auf Festen, die von den wenigen hohen, unter ihnen lebenden Beamten gegeben werden. Die theatralischen Vorstellungen sind kaum werth, daß man sie ansieht; hie und da werden ausgezeichneten Personen zu Ehren große Bälle veranstaltet.

Bombay verdankt seinen ersten Ansiedlern, den Portugiesen, sehr wenig; zu ihrer Entschuldigung kann jedoch gesagt werden, daß sie sich in Hinsicht auf die benachbarten inländischen Mächte nicht in den günstigsten Umständen befanden, daß Goa, der Hauptsitz ihres Gouvernements, sich im glänzendsten Zustande befand, und somit dieser untergeordnete Platz keiner besondern Beachtung sich erfreute. Die Schönheit und Vortrefflichkeit des Hafens von Bombay erregte inzwischen in den Colonisten den Wunsch, an der passendsten Stelle ein Fort zu errichten, und durch diese glückliche Auswahl wurde die Insel, aus einem wüsten Haufen von Felsen, welche von der See durchschnitten und bespült waren, zu einem der bedeutendsten Plätze für den indischen Handel. In frühern Zeiten wurde Bombay hie und da von einer pestartigen Krankheit heimgesucht, welche manchmal eine ungeheure Anzahl von Menschen hinraffte; gegenwärtig ist die Insel gänzlich frei davon. Die vielen und verschiedenartigen religiösen Gebäude zeigen, wie ungehindert die Anhänger jeder Secte ihren Glauben ausüben konnten. Eines derselben, das zu Ehren der indischen Gottheit Bombadewa erbaut wurde, soll, wie Mehrere annehmen, der Insel ihren Namen gegeben haben. Andere behaupten, er sey portugiesischen Ursprungs, und geben Buon Bahia, oder „gute Bai," als die wahrscheinliche Etymologie an. Der Tempel des Mahadeo ist ein sonderbares Gebäude, und obgleich er nicht von großer Wichtigkeit ist und auch nicht das glänzende Ansehen hat, welches manche der gottesdienstlichen Plätze der Muhammedaner, Hindus und der Katholiken in andern Theilen Indiens auszeichnet, so trägt doch Alles dazu bei, der Scene Interesse zu geben. Das große portugiesische Dorf oder die Stadt Mazagong, die zwar sehr garstig ist und von Schweinen wimmelt, ist dennoch sehr schön zwischen zwei Anhöhen gelegen, und überdieß als der Platz berühmt, wo die ausgezeichnetste Art Mango ursprünglich wuchs: der Baum, von welchem alle Pfropfreiser für die benachbarten Gärten genommen wurden, soll vor wenigen Jahren noch gestanden haben, wo eine Wache von Sipahis zur bestimmten Jahreszeit bei denselben aufgestellt war, um die Früchte vor ruchlosen Händen zu beschützen. Aus diesen Hainen wurden zur Zeit Schah Dschehans, einem der üppigsten Mogbol-Kaiser, die Tafeln von Delhi mit jenem ausgezeichneten vegetabilischen Leckerbissen versehen, indem Couriere abgeschickt wurden, um die weltberühmten Mango's auf die kaiserliche Tafel zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 73** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Ethel Churchill. Von Lätitia Elisabeth Landon. — Der Fluch. Aus dem Sanskrit übersetzt von P. v. Bohlen.

Das Abonnement dieses dem Auslande bestimmten Literaturblattes, von welchem wöchentlich 1-2 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Theilnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für Derjenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 231.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 August 1838.

Bilder aus Paris. Nr. 9.

Oeffentliche Plätze in Paris und ihre Denkmäler. Platz Ludwigs XV oder Revolutionsplatz.

Von neuem ist die öffentliche Aufmerksamkeit auf diesen Platz gerichtet, dessen Name im Schicksal einem häufigen Wechsel unterworfen ist. Kein anderer Platz in Paris gibt einen so deutlichen Begriff von der Art und Weise, wie die baulichen Veränderungen in Paris sich bewerkstelligen.

Im Jahr 1748 erlaubte Ludwig XV der Stadt Paris, ihm auf diesem Platze eine Reiterstatue zu errichten. Damals wurden alle Architekten aufgefordert, Plane zur Verschönerung des Platzes zu entwerfen, und Hr. v. Marigny, Director der Gebäude des Königs, vertheilte gleichzeitig einen Plan des Platzes, ohne in Bezug auf die Arbeit eine andere Bedingung festzusetzen, als daß die Statue in der Are des Schlosses und der großen Allee der Tuilerien errichtet werden sollte. Von den eingegangenen Entwürfen hatte keiner das Glück, den Wünschen des Königs in jeder Hinsicht zu entsprechen. Er beauftragte deßhalb seinen ersten Architekten, Gabriel, alles Gute der 21 Plane in einem neuen zu vereinigen, der auch wirklich am 20 Julius 1753 vom Könige angenommen und unterzeichnet wurde. Nach diesem Plane sollte der Platz mit Gräben umgeben werden, doch so, daß zwei Durchgänge durch die beiden Achsen des Platzes offen blieben, nebst vier andern an den Winkeln. Dieser Plan war in der That durch die Localitäten bedingt.

Der erste Stein zum Piedestal der Reiterstatue wurde im darauf folgenden Jahre unter großen Feierlichkeiten von dem Stadtmagistrate gelegt. Der Guß der Statue hatte ebenfalls in seiner Gegenwart am 6 Mai 1758 statt. Sie blieb in den Ateliers du Roule bis zur Bekanntmachung des Friedens von 1763. Sie brauchte drei und einen halben Tag, um am Orte ihrer Bestimmung anzugelangen. Man ließ es sich nun angelegen seyn, sie aufs Gestelle zu bringen, wo man sie verhüllt stehen ließ bis zum Tage der Inauguration, die am 20 Junius des genannten Jahres gleichzeitig mit der Verkündigung des Friedens geschah. Die Statue war 14 Fuß hoch, und stand auf einem Piedestal von Marmor, auf dessen Winkeln vier allegorische Figuren in Bronze aufgestellt waren: die Kraft, die Klugheit, die Gerechtigkeit und die Friedensliebe. An den Seiten befanden sich zwei Reliefs, ebenfalls in Bronze. Auf dem einen war Ludwig XV vorgestellt, wie er Europa den Frieden gibt; auf dem andern ward er von der Victoria gekrönt. Bouchardon, der mit dem Gusse der Statue beauftragt war, starb unmittelbar nach deren Vollendung; die allegorischen Figuren waren nicht von ihm, sondern von Pigal.

Im J. 1771 ward die Foire d'Ovide, welche bis dahin auf dem Platze Vendome abgehalten wurde, auf den Platz Ludwigs XV verlegt. In der Nacht vom 22 auf den 23 September 1777 wurden die Läden dieser Foire ein Raub der Flammen.

Von nun an hatte bis zum J. 1792 keine wesentliche Veränderung mit dem Platze mehr statt. Am 11 August dieses Jahres erließ die gesetzgebende Versammlung (assemblée legislative) das bekannte Decret, dem zufolge alle Bildsäulen der Könige sollten zerstört werden. Man machte mit der Reiterstatue Ludwigs XV den Anfang. Die Statue wurde beseitigt, das Piedestal blieb.

Später, 1794, wurde der Ruthenbündel, welcher die 83 Departemente Frankreichs vorstellte, auf dasselbe gestellt. Ein mächtiger Mast erhob sich aus der Mitte dieses Bündels mit einer ungeheuren dreifarbigen Fahne.

Die beiden Pferde, welche sich jetzt am Eingange zu den Champs-Elysées befinden, waren ursprünglich von Couston für die Tränke zu Marly bestimmt, von wo sie am 11 September 1795 in fünf und einer halben Stunde an ihren jetzigen Standort gebracht wurden.

Am 5 Junius 1799 erhielt der Architekt Peyre den Auftrag, das Piedestal der Reiterstatue Ludwigs XV wieder herzustellen, um ein kolossales Standbild der Freiheit darauf zu errichten. Das Piedestal, wie das aus dem Atelier von Lemot hervorgegangene Standbild, war aus Gyps. Die Göttin befand sich in sitzender Stellung, und stützte sich mit der Linken auf ein Ruthenbündel, während sie in ihrer Rechten eine Weltkugel hielt, um anzudeuten, daß die Republik den Beruf habe, die Freiheit über die ganze Erde zu verbreiten. In der Kugel, die

Digitized by Google

hohl war, hatte man ein Loch gelaſſen. Da ſich in der Folge ein Taubenpaar in derſelben häuslich niederließ, ſo ſchien dieſer Umſtand von guter Vorbedeutung, und beſtätigte den Namen Place de la Concorde, der ſeit kurzem an die Stelle des Namens Place de la Révolution getreten war, den der Platz Ludwigs XV ſeit 1791 angenommen hatte.

Im Januar 1800 wurde ein Concurs ausgeſchrieben, um in jedem Departement eine Departementalſäule, und in Paris eine Nationalſäule im Centrum des Place de la Concorde zu errichten. Noch ehe über den Concurs entſchieden war, demolirte man das Piedeſtal der Göttin der Freiheit. Bei den Erdarbeiten fand man Grundſteine und Medaillen der Statue Ludwigs XV.

Der Grundſtein der Nationalſäule wurde 1800 am 14 Julius, dem Gedächtnißtage der Revolution von 1789, durch den erſten Conſul Bonaparte, die beiden andern Cambacérès, und Lebrun, ſo wie durch den Miniſter des Innern, Lucien Bonaparte, gelegt.

Unter 500 Entwürfen zur Nationalſäule, die im Saale des Inſtitutes im Louvre ausgeſtellt waren, bezeichnete die Jury 30 als beachtungswerth, unter welchen der Miniſter des Innern dem von Moreau den Vorzug gab. Es verdient bemerkt zu werden, daß man ſchon damals einen Obelisken am Platze de la Concorde zu errichten wünſchte.

Am 12 Februar 1801 erhielt Moreau vom Miniſter des Innern den Befehl, das Modell der Säule nach der Zeichnung, die den Preis davon getragen hatte, in natürlicher Größe an Ort und Stelle aufzuführen.

Da das Fußgeſtell dieſer Säule ſo groß war, daß es die freie Ausſicht auf die Allee der Tuilerien und der Champs-Elyſées benahm, ſo blieb dieſelbe nur bis 1802 ſtehen. Seit dieſer Epoche wurde mit dem Platze Ludwigs XV keine bauliche Veränderung mehr vorgenommen. Napoleon, der ſonſt allenthalben Angefangenes beendigte und keine Gelegenheit unbenutzt vorübergehen ließ, die Hauptſtadt zu verſchönern, ſchien abſichtlich dieſen Platz zu vernachläſſigen, um die großen Ereigniſſe, die auf demſelben ſtatt hatten, nicht ins Gedächtniß zurückzurufen.

Im Jahre 1814 begingen die Ruſſen an dieſem Platze ihre Dankſagungsfeier für das ihnen von Gott verliehene Waffenglück.

(Schluß folgt.)

Bemerkungen über das ruſſiſche Unterrichtsweſen.

(Schluß.)

Wie ſehr Alles auf den Staatsdienſt berechnet war, geht aus der Art der Errichtung dieſer Unterrichtsanſtalten deutlich hervor. Um das Jahr 1708 wurde eine Marine- und eine Ingenieur-Schule zu St. Petersburg gegründet für 100 Zöglinge; da dieß für die Bedürfniſſe der Flotte noch nicht hinreichte, ſo wurden „Schulen für Mathematik und Schifffahrtskunde" zu Pſkow, Nowgorod, Jaroslaw, Moskau und Wologda errichtet (Kruſ. p. 8.). Um dem Adel die Mittel an die Hand zu geben, ſich auf den Civildienſt vorzubereiten, wurde zu St. Petersburg im Jahre 1720 ein Inſtitut für junge Leute dieſer Claſſe errichtet, und der Vorſtand der Wappenkammer erhielt (1722) zu demſelben Zweck Befehl, eine Schule zu errichten, wo Staatsökonomie und Civilproceß gelehrt werden ſollte. (Kruſ. p. 9). Die Kaiſerin Anne errichtete Soldatenſchulen (1731) und verbot, die Soldaten und Unterofficiere, die nicht leſen könnten, avanciren zu laſſen. In demſelben Jahr wurde das erſte Cadettenkorps errichtet. Die Kaiſerin Eliſabeth errichtete durch einen Ukas vom J. 1760 in allen großen Städten Gymnaſien, wo fremde Sprachen und die für den Civildienſt nöthigen Wiſſenſchaften gelehrt wurden.

Die neue Bahn, in welche Peter der Große ſein Reich hineingeriſſen hatte, trieb die Regierung zu fortgeſetzter Thätigkeit auch zu einer Zeit, wo Alles ſich anließ, wieder in die alte Barbarei zurückzuſinken; aber einmal in die europäiſche Politik tief verflochten, geiſtig losgeriſſen von ihrem noch weit zurückſtehenden Volke, war keine Umkehr mehr möglich, und Allem mußte aufgeboten werden, um die Ruſſen ſelbſt fähig zu machen, mit den andern Nationen Europa's in den Künſten des Kriegs und des Friedens zu rivaliſiren. Die Kunſt des Kriegs und die Wiſſenſchaft der Verwaltung waren die dringendſte, und ſomit beſchränkte ſich auch das Unterrichtsweſen in den erſten 60 Jahren faſt durchaus auf die Zwecke des Staatsdienſtes. Da in dieſer Zeit der Grund zu allen wichtigen Einrichtungen des Reichs gelegt wurde, und das Bedürfniß tüchtiger Officiere und Beamten fortdauerte, ja noch ſtieg, ſo behielt auch das ganze Unterrichtsweſen dieſen Zuſchnitt bis auf die neueſte Zeit, wenn gleich Katharina II und Alexander ihm eine viel breitere Grundlage gaben.

Schon im J. 1700 waren ſogenannte „lateiniſche und griechiſche Schulen," hauptſächlich für die Geiſtlichkeit in verſchiedenen Städten des Reichs gegründet worden. Eliſabeth legte im J. 1760 Gymnaſien in den größern Städten, in den Städten zweiten und dritten Rangs aber niedere Schulen an. Auf dieſem Grund baute Katharina II fort: als im J. 1774 Rußland in Gouvernements eingetheilt wurde, ertheilte ſie Befehl, in allen Städten und volkreichen Flecken Elementarſchulen zu errichten, die für Kinder jedes Standes offen ſtünden, und um dieſe Schulen mit Lehrern zu verſehen, wurde in Petersburg ein pädagogiſches Inſtitut errichtet; auch lieferten die geiſtlichen Schulen eine bedeutende Anzahl Lehrer. Unter Alexander dehnte ſich dieß Syſtem immer mehr aus und gewann allmählich eine bedeutende Entwicklung, ſo daß nach und nach alle höhern Stände und ſelbſt ein großer Theil der Leibeigenen daran Antheil nahmen. Wir verweiſen wiederholt auf jenen Aufſatz von Löwe Weimars.

Betrachtet man dieſe Entwicklung mit vorurtheilsfreien Augen, ſo muß man bekennen, daß die Regierung im Laufe eines Jahrhunderts Ungeheures geleiſtet hat, und der beſte Beweis, wie viel geleiſtet wurde, liegt wohl, wie auch Weimars bemerkt, darin, daß ſie ſich jetzt genöthigt ſieht, inne zu halten, und der Ausdehnung des Unterrichts auf die Leibeigenen Schranken zu ſetzen. Wir ſind keineswegs geneigt, dieſe Maaßregeln als an ſich gut zu vertheidigen, allein ſie findet ihre Erklärung und Entſchuldigung in der innern Lage Rußlands.

Digitized by Google

Vollkommene Gleichheit aller Stände ist allerdings das Ziel, wonach jetzt unsere europäischen Staaten ringen, allein noch bestehen in Rußland rechtlich eine solche Menge von Ungleichheiten, daß die Regierung wohl Bedenken tragen mag, das Ferment der westeuropäischen Bildung unbeschränkt in diesem Conflict widerstreitender Rechte wirken zu lassen. Indeß können solche Verbote des Unterrichts nur eine sehr untergeordnete und temporäre Wirkung äußern, um so mehr, als die Zahl der Leibeigenen in Rußland fortwährend abnimmt und durch die Fortschritte der Industrie und des Ackerbaus nothwendig abnehmen muß.

Ein merkwürdiger Zug in dem Unterrichtswesen unter Kaiser Nikolaus ist die nationale Richtung, die man demselben zu geben versucht. Vielleicht ist sie mit aus denselben Ansichten entsprungen, die der Beschränkung des Unterrichts ihr Entstehen gaben. Die westeuropäische Literatur ist schon allzu sehr von dem Geiste der Gleichheit durchdrungen, als daß sie nicht nothwendig wie ein auflösendes Princip in Rußland wirken sollte, und darum sucht man ihr allmählich, wenigstens für die Mehrzahl des niedern Adels und der Städtebürger, den Zugang zu schließen. In ihrem Sinne, und vielleicht auch zum Besten der Mehrzahl des Volks, handelt die russische Regierung auch gar nicht unrichtig, wenn sie das fremde Element, wozu die Masse noch nicht reif ist, von sich entfernt hält; denn während sie der praktischen Entfesselung der niedern Classen durch Beförderung der Industrie und des Ackerbaus jeden Vorschub thut, kann es den ruhigen Gang derselben nur stören, wenn auch der theoretische Gährungsstoff darein wirkt.

Die Regierung, und sie allein, hat das Unterrichtswesen ins Leben gerufen, zöge sie heute ihre Hand davon ab, so würde dasselbe größtentheils in ein Nichts zurückfallen; man darf sich de ch auch nicht wundern, wenn sie das Institut, das sie geschaffen, nach ihren Zwecken zu lenken sucht. Eine Regierung verfolgt nur sehr selten rein humanistische Zwecke, sondern wenn sie Unterrichtsanstalten befördert, geschieht es zu gewissen Staatszwecken; den humanistischen Sinn und Geist aber in die Unterrichtsanstalten hineinzubringen, das ist Sache des Volks, und und seine Schuld ist es großentheils, wenn er nicht darin herrschend ist. Freilich leiden die Unterrichtsanstalten, die nur durch die Regierung und ihre Beamte, nicht auch durch den Geist des Volkes gehalten werden, an bedeutenden Gebrechen, aber die Regierung, ihren Staatszweck im Auge, verfolgt trotz aller einzelnen Gebrechen ihre Bahn, und wie das Reich sich ausdehnt, die Zahl der Beamten und Officiere steigt, so dehnt sich auch das Unterrichtswesen aus, das, wenn es auch in vielen Stücken nur formell ist, doch dem nächsten und dringendsten Bedürfniß genügt. Daß die Zahl der Schüler sich von Jahr zu Jahr vermehrt, dafür zeugen die Berichte des Ministers des öffentlichen Unterrichts an den Kaiser, welche rein erlogen seyn müßten, wenn man diese Thatsache in Abrede stellen wollte. Diese Verbreitung des Wissens aber muß früher oder später ihre Früchte zu allgemeiner und besserer Bildung tragen, wenn auch jetzt die Resultate noch nicht der Art sind, wie man sie in Deutschland von Schulen zu fordern pflegt.

Der artesische Brunnen bei Grenelle.

In der Sitzung der französischen Akademie vom 6 August wurde über die Fortschritte dieses Unternehmens Bericht abgestattet. Eine große Schwierigkeit hatte sich ergeben: die Sonde schlug an die Wände der Grube, so weit diese noch nicht mit Röhren versehen war; durch dieß Anschlagen wurden Kiesel und Kreide, kurz Alles, was sich auf dem Wege befand, losgeschlagen, und bis man diesen Schutt aus dem Loche herausgeschafft hatte, konnte nicht weiter gearbeitet werden. Nur der geringere Theil der Tiefe, etwa 150 Metres, war schon mit Röhren versehen, und die Schwierigkeit, damit weiter fortzurücken, bestand darin, daß man die Röhren immer enger machen mußte, wo dann zu befürchten war, daß dieß allmählich nicht mehr möglich seyn würde. Diesem Uebelstande wurde von dem Ingenieur Mulot auf eine nicht näher angegebene Weise abgeholfen, und eine gleich weite Röhre geht nun bis auf eine Tiefe von 350 Metres hinab, während die ganze Tiefe, auf die man bis jetzt gegraben hat, 410 Metres beträgt. Eine weitere Schwierigkeit, nämlich eine abgebrochene Sonde wieder herauszuziehen, wurde gleichfalls glücklich gehoben.

Bombay.

(Fortsetzung.)

Obgleich es Ansiedler in Bombay gibt, welche im Laufe mehrerer Jahre sich die Mühe noch nie genommen haben, die Höhlentempel zu Salsette zu besuchen, so ziehen dennoch diese außerordentlichen und geheimnißvollen Ueberbleibsel aus unbekannter Zeit die Aufmerksamkeit in hohem Grad auf sich, weßhalb auch zahlreiche Ausflüge dahin gemacht werden. Auf der Insel Salsette ist die Cultur bereits so weit vorgeschritten, daß die fast öde Größe, wodurch sie sich früher auszeichnete, bald unter den erfreulichen Merkmalen menschlicher Betriebsamkeit verschwinden wird. Der Weg zu den Höhlen führt durch ein tiefes mit Mango- und andern Bäumen bepflanztes Thal, das sich auf einer andern Seite mit Anhöhen schließt, auf denen schönes Bauholz in Masse zwischen rauhen und phantastischen Felsen wächst. Die Mahrattas-Dörfer, auf welche man auf diesem Wege stößt, sind arm und unansehnlich, allein die Einwohner sind betriebsam. Sie halten sehr viele Ziegen, die ihnen ausgezeichnete Milch liefern; die Lämmer bringen sie zu Markte, indem ein Vorderviertheil auf europäischen Tischen für ein sehr schmackhaftes Gericht gehalten wird. Auch bebauen sie ihre Felder mit Reis und die Gärten mit Akajou-Bäumen; sie haben Heerden von Büffeln, die ihnen nicht allein Ghi liefern, sondern die sie auch schlachten, indem die englisch-indischen Ansiedler in jenem Welttheil es nicht verschmähen, hie und da Rindfleisch zu essen. Auf der Reise nach Bombay lagern sich die Reisenden gewöhnlich an dem Rande der Dschungeln, oder wählen ihren Aufenthalt in irgend einer alten portugiesischen Kirche, indem viele Nachkommen der ursprünglichen Colonisten stets auf der Insel bleiben, während die Geistlichen, welche die Besorgung der kirchlichen Gebäude haben, gegen Fremde gewöhnlich sehr wohlwollend und gastfreundlich sind. In der Nähe des steilen Berges, in dessen Seite die Höhlen sich befinden, wird die Gegend wilder und verworrener, auch zeigen Fährten von Tigern, die manchmal ganz frisch sind, daß diese Ungeheuer jene Höhlen zu ihren Schlupfwinkeln gewählt

Digitized by Google

haben. Man erreicht den Berg auf engen Felspfaden, welche für die Träger der Tragsessel ziemlich mühsam sind; kräftigere Reisende gehen gewöhnlich zu Fuß hinauf. Man kann sich kein schöneres Schauspiel vorstellen, als was sich auf diesem Wege darstellt: auf dem Gipfel einer jeden Anhöhe findet sich eine neue und schöne Aussicht, während die tiefen durch die Felsen hinströmenden Canäle, die schattenreichen Bäume, das üppige, obgleich rauhe Dschungelgras und die verworrenen Dickichte einen unendlichen Wechsel in diese höchst bezaubernden Landschaften bringen. Wenn Gesellschaften, welche die Höhlen besuchen, bei Mondschein dahin gehen und viele Fackelträger bei sich haben, so wird die Wirkung noch bedeutend erhöht. Die ersten Zeichen, daß Menschenhände in dieser wilden und lange verlassenen Gegend thätig waren, geben schmale, eckige, in die festen Felsen eingehauene Wasserbehälter in einem kleinen Thal unmittelbar unter den Höhlen, deren weite Eingänge zum Theil zwischen Gebüschen hervorsehen, während hohe, mit Dschungelgras bedeckte Berge ringsumher dem Ganzen ein sehr feierliches Ansehen geben. Die Gruben sind mit sehr reinem Wasser gefüllt, welches die Träger und andere Begleiter, die ihren Weg zu Fuß gemacht haben, ungemein erquickt. Nach einer halben Stunde Wegs gelangt man zu der riesenhaften Oeffnung einer Höhle, die vorn eine Reihe von Säulen hat. Der Anblick dieses gähnenden Einganges in die unterirdischen Höhlen, die in eine unbekannte Tiefe führen können, regt die Einbildungskraft aufs stärkste auf. Diese außerordentlichen Höhlen sind so oft und so genau beschrieben worden, daß es unnöthig ist, näher darauf einzugehen. Für gewöhnliche Besucher liegt in deren Mythologie wenig oder nichts Interessantes; für solche jedoch, die mit poetischem Drang erfüllt sind, gewährt es mehr Annehmlichkeit, sich den Träumen hinzugeben, welche diese feierliche Einsamkeit hervorbringt, als sich mit Nachforschungen über den Götzendienst zu beschäftigen, dem dieselben geweiht waren; auch könnte nur ein träger Geist bei Durchwandlung der Irrgänge dieser geheimnißvollen Ueberreste der Vergangenheit für eine feierliche Stimmung und einem gewissen Gefühl von Ehrfurcht unzugänglich bleiben. Manchmal bringen Gesellschaften eine oder zwei Nächte in jenen Höhlen zu, auf welche Weise ein solcher Streifzug gewiß am besten genossen wird. Es sind so viele passende Zellen vorhanden, die zum Aufenthalt von Einsiedlern eingerichtet, in die Seiten der Höhle eingehauen und zugleich von den größern Höhlen vollkommen getrennt sind, daß man leicht eine Auswahl darin treffen kann. Mehrere bestehen aus zwei kleinen Zimmern, einem äußern und einem innern, und diese werden gewöhnlich zu obigem Zwecke gewählt. Jedoch muß man sich sehr in Acht nehmen, nicht irgend einen grimmigen Besitzer, einen Tiger oder ein anderes aus denselben zu vertreiben, indem diese Thiere jene verborgenen Wohnungen, die gleichsam zu ihrer Bequemlichkeit gemacht scheinen, gern aufsuchen. Jede Höhle ist vorn mit einer Grube reinen Trinkwassers versehen, und da überdieß Brennmaterialien gleich bei der Hand sind, so kann es sich eine Gesellschaft während ihres Aufenthalts daselbst ganz bequem machen. Die Jäger müssen dann für Wild — Rebhühner und grüne Regenpfeifer — zum Mittagsmahl sorgen, das sich in den naheliegenden Wäldern in Menge befindet. Aus dem langen trocknen Grase, womit die Höhlen bedeckt sind, macht man sehr bequeme Schlafstätten, und diese sind, nebst einem Mantel für junge Leute, die nicht sehr auf üppige Schlafstätten sehen, völlig hinreichend, diejenigen aber, die in Tragsesseln reisen, haben stets ein Kissen zu ihrer Nachtruhe bei sich. Der Sonnenaufgang bietet von dem Gipfel des Berges aus ein äußerst prachtvolles Schauspiel dar. Wenn sie sich am fernen Horizont erhebt, so eröffnet sie eine weite und schöne Aussicht über den Bassein-See, einen Mahratten Hafen in weiter Entfernung; zugleich sendet sie ihre goldenen Strahlen über Berge und Thäler, über Felsen und Abhänge, die, durch Städte, Dörfer und einzelne Gebäude belebt und verschönert, zum Reichthum und zur Schönheit des Ganzen beitragen.

Obgleich die bereits erwähnten in den Bergen zu Canara eingehauenen Höhlen von Salsette die berühmtesten sind, so sind dennoch noch andere vorhanden, die sich zu Ambuli, etwa sechs Meilen von Versorah, einer kleinen Militärstation an der Küste, finden. Hinsichtlich der Größe und Anzahl stehen diese hinter den Tempeln von Canara zurück, allein was die Ausführung betrifft, so sind sie jenen ganz gleich, und man möchte beinahe sagen, daß sie größere Pracht zeigen. Jedenfalls sind sie in ihrem Bau regelmäßiger, indem die Einrichtung der Thüren und Fenster, die langen Corridors und Reihen von Säulen symmetrisch sind. Viele der Basreliefs sind ganz vollkommen, auch ist die daran befindliche Bildhauerei durch ihren Geist und ihre Freiheit ausgezeichnet. Diese Höhlen ziehen sich sehr weit unter der Erde hin; da aber Licht und Luft durch Oeffnungen in der Decke, die durch viele Bäume verdeckt sind, eingelassen wird, so sind sie nicht so dumpf, als man etwa annehmen möchte. Die Eingänge dieser Höhlen, deren es zwei gibt, sind durch Bäume und Unterholz, das in Menge vor denselben wächst, so sehr versteckt, daß wenn nicht wohl bekannte Leute den Weg zeigen, man ganz nahe an ihnen vorbeigehen kann, ohne sie im mindesten zu gewahren. Die umliegende Gegend ist wild, öde, aber äußerst malerisch; die buntesten Vögel hüpfen auf den Bäumen, ganze Heerden von Affen springen überall umher, und eine Menge kleinere Thiere beleben die Wälder. Sowohl hier als bei Canara muß man sich nothwendigerweise vorsehen, weil, wenn man nicht Sorge getragen hat, dem Schwärmen der Bienen zuvorzukommen, diese sich als sehr hartnäckige und gefährliche Feinde benehmen. Junge Männer feuern oft Gewehre in die Höhlen ab, um sich zu überzeugen, ob der Knall einer Muskete in jenen unterirdischen Tiefen dem eines Achtzehnpfünders in freier Luft gleichkommt. Die beunruhigten Bienen stürzen dann in Schwärmen aus ihren Nestern, die wahrscheinlich in den Spalten und Klüften der Felsen verborgen sind, und greifen den Störer mit solchem Nachdruck und solcher Beharrlichkeit an, daß sie dieselben bis zum Fuße der Anhöhe verfolgen, und sie nöthigen, sich schnell zurückzuziehen, ohne den Zweck ihrer Expedition erfüllt zu haben. Wunden von Bienenstichen hatten schon sehr ernste Folgen, indem dieselben in größerer Anzahl, durch die Entzündung und den Reiz, den sie hervorbringen, Fieber verursachen. Das Abfeuern von Gewehren ist jedoch für manche junge Leute gerade zur ungelegensten Zeit so reizend, daß häufig ernste Erfahrungen erforderlich sind, um diesen unbedachtsamen Gebrauch zu verhindern. Man erzählt von einem jungen Officier, der, während des Frühstücks durch das Gezwitscher von Sperlingen in den Höhlungen seines Bungalows beunruhigt, in die Veranda hinsinging und ein Gewehr abfeuerte. In einem Augenblick stand das Strohdach in Flammen, und bevor irgend etwas von seinen Habseligkeiten gerettet werden konnte, war das ganze Gebäude ein Raub der Flammen. Während der trocknen Jahreszeit reichen zehn Minuten hin, daß ein Haus von Grund aus niederbrennt, und die Einwohner können so zu sagen gerade noch hinausstürzen, um ihr Leben zu retten.

(Schluß folgt.)

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 232.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 August 1838.

Briefe aus Griechenland.

Erster Brief.

Nauplia im März 1838.

Die auf den schmalen Raum einer Landzunge zusammengedrängte Festung Nauplia ist weder durch ihr gegenwärtiges Aussehen zu dem Namen einer Stadt berechtigt, noch erinnert sie durch irgend ein wichtiges Denkmal an die classische Vorwelt. Außer ihrem uralten Namen, den man von ihrem Gründer Nauplios, angeblich einem Sohne des einst hier verehrten Poseidon, ableitete, hat sie nichts aus dem Alterthum bewahrt als einige Grundmauern auf dem Felsen, der ihr die Aussicht nach dem Süden verschließt und die Festung Itschkale trägt. Der Sonderbarkeit wegen bemerke ich, daß, während in Nauplia ein in Stein gebauener Esel zu sehen war, weil die Einwohner durch die Beobachtung, daß ein Esel den Weinstock durch Abfressen ergiebiger machte, auf den Gedanken gekommen seyn wollten, die Reben zu beschneiden, gegenwärtig an der Außenseite der Stadtmauer zunächst dem Landthore der Löwe von St. Marcus, freilich in sehr verfehrter Gestalt, die frühere Herrschaft von Venedig beurkundet. Geht man über die Brücke des Grabens vor dem eben genannten Thore auf das Glacis, so hat man zur Rechten einen steil ansteigenden, nur im Osten zugänglichen, hohen Felsen, der die ganze Gegend mächtig beherrscht und dessen Gipfel mit der stärksten Festung von Morea gekrönt ist. Man kann keinen Augenblick zweifeln, daß in seinem Namen Palamidi der Palamedes verewigt ist, den uns der alte Mythos als einen Sohn des Nauplios überliefert hat. Des Odysseus Hinterlist brachte diesen Helden um das Leben, aber sein Name ist mit unauslöschlichen Zügen in diesen Felsen geschrieben. An dieser nördlichen Seite des Palamidi zieht sich der Weg nach der Vorstadt hin, vor welcher die breite, schlecht erhaltene Landstraße nach Argos links in die Ebene abscheidet. Die Vorstadt Pronia (πρόνοια), welche durch die vorigen Jahres daselbst in einer bretternen Bude gehaltene merkwürdige Nationalversammlung bekannt ist, besteht mit Ausnahme einer durch etwas solidere Häuser gebildeten Straße aus einem Haufen Baracken, hat aber vor der Stadt eine gesundere Lage voraus. Gleich hinter ihr schließt eine Reihe felsiger Hügel, denen fröhlicher Pflanzenwuchs zwischen Steinen ein frisches Leben gibt, die Aussicht nach dieser Seite. Man kann nur mit Liebe auf diesen Anhöhen verweilen; denn der Anblick des tief in das Land tretenden Meeres, das von hier gesehen einem schönen Landsee gleicht, der weiten argolischen Ebene und des großen Kranzes der Gebirge, die in ihrer ganzen Majestät dann hervortreten, wenn sich ihre Nacktheit unter den Schatten des Abends verbirgt, erregt in immer gleicher Weise Empfindungen der höchsten Lust. Würden sie nur nicht durch das menschliche Elend, das sich ganz in der Nähe zeigt, wieder so sehr getrübt. Auf einer kleinen Fläche der bezeichneten Hügelkette trifft man eine Anzahl Strohhütten, welche man für alles Andere eher als für Wohnungen menschlicher Wesen halten möchte. Es sind die Herbergen vieler verarmten Flüchtlinge von Kreta. Winzig und so niedrig, daß man kaum aufrecht darin stehen kann, enthalten sie nicht selten eine zahlreiche Familie, und nehmen am Abend auch noch das Maulthier auf, das des Tages für den Unterhalt derselben gearbeitet hat. Der Erfolg zahlloser Aufopferungen von Seite dieser Unglücklichen ist, daß sie jetzt auf fremdem Boden mit herzzerreißender Noth und Krankheit kämpfen. Fürwahr, wenn Geduld und Standhaftigkeit in schweren Prüfungen jemals in einer gerechtern Welt belohnt werden, so hat Niemand gegründetere Ansprüche auf Entschädigung als sie.

So viel ich auch in der Nähe der Stadt herumgestreift bin, und ungeachtet aller Nachfrage bei den Eingebornen, habe ich dennoch den von Strabo erwähnten labyrinthartigen Höhlen nicht auf die Spur kommen können. Zwar finden sich verschiedene Höhlen, aber doch von zu geringer Bedeutung, als daß sie des Aufzeichnens werth gewesen wären, besonders in einem Lande, das deren so viele und so beträchtliche hat. Indessen habe ich eine andere Entdeckung gemacht, die mich nicht wenig überraschte, nämlich daß die Troglodyten auch in dem neuern Griechenland noch nicht ausgestorben sind. Oberhalb Pronia, am sanftern Abhange des Palamidi, werden mehrere Höhlen von ziemlicher Tiefe bewohnt; man könnte glauben, sie wären durch Kunst hervorgebracht, allein nach der Versicherung der Inwohner sind nur die Eingänge durch Menschenhand erweitert, so wie die

Digitized by Google

Wände übertüncht. Sie stehen den Wohnungen der Landleute gar nicht nach, ja sie gewähren selbst ein besseres Obdach als die meisten derselben, welche aus vier Mauern ohne Kalkbekleidung mit dem Sparrwerke des Daches darüber bestehen, das zugleich die Stubendecke ist, und gegen Sturm und Regen nur sehr unvollkommen schützt, einen Fußboden von fest geschlagener Erde haben und ihr Licht nur durch die Thüre und Dachritzen empfangen, so wie auch der Rauch des auf dem Boden brennenden Feuers auf diesem Wege seinen Ausgang findet.

Der Dorfschaften sind auf diesem ganzen Küstenstriche nicht viele, und da sie mit ihren niedrigen Bauten in dem ausgedehnten Raume sich wenig oder nicht bemerklich machen, ein großer Theil des trefflichen Bodens brach liegt, und überdieß Baumpflanzungen fehlen, so erhält das Ganze das Ansehen einer großen Einöde, bestreut mit Ruinen von Häusern und Feldkirchen, und jetzt durchzogen von Schaf- und Ziegenheerden, die in dieser Jahreszeit die Nähe des Meeres suchen. Häufig sieht man den Boden tief zerrissen durch wilde Gießbäche, die eben so schnell vergehen, als sie entstehen, aber ihre kurze Dauer mit ingrimmigem Durchwühlen der Erde rächen, und mit einer Masse von den Bergen herabgeschwemmter Steine ihr Bett bedecken. Hie und da erheben sich in der Ebene, wie Klippen und Inseln über die Meeresfläche, einzelne Berge und Felsenhügel, und tragen mitunter theils großartige Trümmer hellenischer Bauten, theils halbverfallener Kirchlein, früherhin Wallfahrtsorte des frommen Landmannes.

(Schluß folgt.)

Bilder aus Paris. Nr. 9.

Oeffentliche Plätze in Paris und ihre Denkmäler. Platz Ludwigs XV oder Revolutionsplatz.

(Schluß.)

Als im J. 1816 Ludwig XVIII durch eine Ordonnanz bestimmt hatte, daß die Standbilder seiner Vorfahren wieder hergestellt werden sollten, so begann man alsbald die Vorarbeiten zur Errichtung einer neuen Statue auf diesem Platze, der von nun an seinen alten Namen wieder annehmen sollte. Die Arbeiten waren bereits sehr vorgerückt, als auf Verlangen der Herzogin von Angouleme Karl X am 26 April 1826 durch eine Ordonnanz anders verfügte. Die Statue Ludwigs XV sollte im Rond-point der Champs-Elysées aufgestellt, und auf dem Platze Ludwigs XV ein Versöhnungsdenkmal errichtet, der Platz selbst aber sollte Platz Ludwigs XVI umgetauft werden.

Die Legung des Grundsteins hatte unter großer Feierlichkeit bei Gelegenheit des Jubiläums am 3 Mai 1826 statt. Der König, begleitet von der ganzen königlichen Familie, den Ministern, Marschällen, Großwürdenträgern u. s. w., begab sich unter Beobachtung der drei Stationen St. Germain-Auxerrois, St. Roch und Assomption, in Procession und zu Fuß an den Platz, wo er den Grundstein legte, den der Erzbischof, umgeben von einem zahlreichen Clerus, einsegnete.

Im J. 1828 wurde durch ein Gesetz der Platz Ludwigs XVI der Stadt Paris unter der Bedingung übergeben, daß innerhalb fünf Jahren Verschönerungen bis zum Betrage von 2 Millionen Franken darauf vorgenommen werden sollten. Zu dem Ende eröffnete der damalige Präfect des Seinedepartements einen neuen Concurs. Von den eingereichten Planen wurden gut befunden für die allgemeine Anordnung des Platzes der von Destouches, für die Verschönerung desselben durch zwei Brunnen der von Lusson. Diese beiden Architekten geriethen miteinander in einen Streit, den im J. 1830 die Juliusrevolution schlichtete. Das zum Theil ausgeführte Monument empfing die dreifarbige Fahne und die politischen Angelegenheiten machten es unmöglich, so bald an die Beendigung des Ganzen zu denken. Eine wichtige Stimme jedoch forderte dazu auf: Chateaubriand nämlich rieth unter Anderm, die Mitte des Platzes de la Concorde mit einem Springbrunnen zu versehen, dessen Wasser in ein schwarzes Becken fallen sollte.

Da indessen Ludwig Philipp damals bereits ein Schiff abgeschickt hatte, um den Obelisken aufzunehmen, den der Pascha von Aegypten der französischen Krone geschenkt hatte, so wurde entschieden, diesen im Mittelpunkte des Platzes aufzustellen. Im J. 1833 bei Gelegenheit der Gedächtnißfeier der Juliusrevolution wurde der Obelisk im Modell aufgestellt. Das Piedestal zum Versöhnungsdenkmal wurde beseitigt und die vorläufigen Arbeiten zur Aufstellung der Statue Ludwigs XV im Rond-Point zerstört.

Da, wo der Architekt Hittorf das Modell hatte aufstellen lassen, ward am 28 October 1836 der Obelisk wirklich errichtet. Dieser Obelisk kann nicht sprechen wie der Schiller'sche;

„Aufgerichtet hat mich auf hohem Gestelle der Meister;
„Stehe, sprach er, und ich steh' ihm mit Kraft und mit Lust."

In der That, wie viele Wandelungen mag die Seele des ägyptischen Meisters bis zur Aufrichtung der Spitzsäule auf französischem Boden schon bestanden haben! nun steht sie auf dem Boden der Revolutionen; wie lange wird sie ihre Stelle behaupten? wie im Vorgefühl einer baldigen Veränderung legte man dießmal keinen Grundstein, wohl aber wurde eine Metallplatte mit einer Inschrift nebst einigen Denkmünzen zwischen die Basis des Obelisken und das Gestell gelegt. Hittorf, mit der definitiven Beendigung des Platzes beauftragt, hielt sich im Wesentlichen an Gabriels Plan, den er theils modificirte, theils auch vervollständigte. Hittorf gab die Idee zu den schönen Asphaltböden, so wie auch zu den geplatteten Zugängen nach dem Obelisken an; eben so entwarf er das Piedestal des Obelisken; ferner gehört ihm der Plan zu den zwei auszuführenden Brunnen, auch die columnae rostratae, die nun den Platz umgeben, mit der Bestimmung, durch Gaslichter an den Schnäbeln den Platz zu beleuchten, sind sein Werk. Man hat diese letztern vielfach getadelt, wie mich dünkt mit Unrecht.

Was die Brunnen anbelangt, so werden dieselben aus einem steinernen Becken von 14 Metres Durchmesser bestehen. In der Mitte derselben ist ein Wasserbehälter, dessen Fuß von sechs großen Figuren umgeben ist. Ueber diesem Wasserbehälter erhebt sich ein zweiter, den drei Kinder stützen. Der eine dieser

Digitized by Google

beiden Brunnen ist den Strömen, der andere den Meeren gewidmet.

Unter den sechs Statuen, welche den ersten zieren werden, stellen zwei den Rhein und die Rhone vor, sie werden von Hrn. Gechter ausgeführt; die vier übrigen, welche den HH. Husson und Lanno angehören, beziehen sich auf die Producte Frankreichs.

Unter den sechs großen Figuren des zweiten Brunnens stellen zwei den Ocean und das Mittelmeer vor, sie sind von Debay Vater; die vier andern versinnbilden die verschiedenen Fischereien, sie sind von Valois und Desbœuf.

Das einem jeden Brunnen zustehende Wasser beträgt um ein Drittel mehr als das der Quellen Petri zu Rom.

An den acht Ecken des Platzes befinden sich eben so viele Pavillons, welche die sitzenden Standbilder der Städte Straßburg, Lille, Nantes, Bordeaux, Lyon, Marseille, Rouen und Brest tragen.

Diese Figuren, welche sämmtlich mit der Mauerkrone geschmückt sind, sind in einem sehr ernsthaften, beinahe hieratischen Style ausgeführt, und erscheinen, in der Nähe betrachtet, etwas steif; von dem Obelisken aus betrachtet, bieten sie regelmäßige Verhältnisse dar, und gewähren dem Auge einen sehr angenehmen Anblick. Sie sind alle mit den Attributen der respectiven Städte umgeben. Die Wahl der Attribute ist für den modernen Künstler mißlich. Bei den Alten hatte dieß durchaus keine Schwierigkeit, weil bei den Städtegründungen das Symbol der Stadt festgesetzt und geheiligt wurde. Da die städtischen Wappenbilder unserer Zeit nur für die Eingebornen von Bedeutung sind, so reichen dieselben an Kunstwerken, wie die vorliegenden, nicht hin, und man muß seine Zuflucht zu andern Gegenständen nehmen. Dieß haben in vorliegendem Falle die Künstler gethan.

Straßburg steht mit Kugeln und Haubitzen umgeben, auf einer Kanone; sie hält einen Schlüssel in der Rechten, und in der Linken ein kurzes Schwert; ihr Blick ist gegen den Himmel gerichtet. Die Tadler fanden dieses Bild am erträglichsten, ein Urtheil, das wir auf sich beruhen lassen.

Lille hat den Fuß ebenfalls auf einer Kanone, ihr Wappen zur Seite und in der Rechten ein langes Schwert.

Rouen sitzt auf Waarenballen, hält einen Heroldsstab in der Linken und ein Wappenschild, vorstellend ein Lamm mit einer Fahne, in der Rechten.

Brest ruht auf einer großen Kanone, worauf sie sich mit der rechten Hand stützt; die Linke hält ein Steuerruder.

Nantes, sitzend auf einem Schiffe, hält mit der Rechten den Heroldstab. Neben ihr befindet sich ein gerolltes Cabeltau.

Bordeaux sitzt auf einem Felsen, an dem eine Weinrebe sich anrankt. Mit der Rechten faßt sie ein Füllhorn, mit der Linken ein Wappen, welches ein Schloß mit einem Thurme darstellt.

Lyon stützt sich auf einen Korb, der mit Seiden- und Wollespulen und Webschiffchen angefüllt ist. Zu ihren Füßen entstürzen zwei Urnen die Rhone und Saone.

Marseille sitzt auf einem Schiffe. Sie trägt in ihrem Haare Weinlaub und Trauben, und stützt sich mit der Linken auf ein Steuerruder, während die Rechte einen Olivenzweig mit reifer Frucht trägt.

Reinheit, Correctheit, höchste Regelmäßigkeit und vollkommene Ruhe sind die Anforderungen der Alten an die Städtebilder. Diese Eigenschaften finden sich auch hier. Sie wurden am 27 Julius dieses Jahres enthüllt. Der ganze Platz soll im Laufe dieses Sommers die durch den Plan vorgezeichnete Gestalt annehmen. Zwischen dem Garten der Tuilerien und den Champs-Elysées, den beiden besuchtesten Spaziergängen der Stadt gelegen, ist dieser Platz, der mit so vielen Namen benannt wird, allzeit mit Fremden und Einheimischen angefüllt. Die Pariser sagen mit Stolz, daß ihm kein anderer in Europa zur Seite gestellt werden kann. Diese Behauptung mag nicht unwahr seyn, faßt man den Gesammteindruck desselben ins Auge, und das ist wohl bei großen Plätzen das Wesentliche. Ein Blick nach den vier Hauptrichtungen, von der Mitte des Platzes aus, reicht hin, um die großartigsten Gebäude und Denkmäler der Geschichte zu berühren. In einigen Einzelheiten würde die Kritik nicht eben so günstig ausfallen. Wir legen hier wenig Gewicht auf den Vorwurf mangelnder Einheit, eine solche scheint uns auf einem großen Platze einer täglich sich verändernden Stadt, und deren Abbilder und Producte tragend, nicht erforderlich. Aber unversöhnlich werden wir dem Obelisken zum Vorwurf machen, daß er unnützer Weise und ohne den Nachtheil durch seine eigne Erscheinung zu vergüten, die herrliche und großartige Aussicht von den Tuilerien nach dem Triumphbogen de l'Etoile, und umgekehrt, verkümmert.

Chronik der Reisen.

Reise der „Artemise."

Die Fregatte, die „Artemise," vom Schiffscapitän Laplace befehligt, hatte in den ersten Tagen des letzten Februarmonats Bombay verlassen, und ist den 24 desselben Monats in Maskat eingelaufen.

Nach einem mehrtägigen Aufenthalt in diesem Hafen, woselbst sie in Abwesenheit des Imam, welcher sich gerade in Zanzibar befand, von dem zweiten Sohne dieses Fürsten auf eine sehr zuvorkommende Weise war aufgenommen worden, segelte Hr. Laplace nach Mokka, wo sich die Artemise am 22 März vor Anker legte.

Diese Stadt, welche zu verschiedenen Malen und abwechselnd von den Beduinen und den ägyptischen Truppen war eingenommen und geplündert worden, befand sich endlich in Mehemed Alis Macht, und er legte großen Werth auf deren Besitz. Die Localbehörde und ganze Einwohnerschaft gaben der französischen Fregatte mannichfach ihr Wohlwollen zu erkennen.

In Folge der Unruhen, von welchen diese Gegend heimgesucht worden war, zeigten sich die amerikanischen und englischen Schiffe nur mehr höchst selten in Mokka, wo sie doch früher in so großer Anzahl zu treffen waren, und seit geraumer Zeit hatte sich daselbst kein französisches Schiff mehr blicken lassen.

Dessen ungeachtet glaubt Hr. Laplace, daß die französischen Rheder folgende Manufacturwaaren in Mokka und dessen Umgegend auf eine vortheilhafte Weise absetzen könnten: weiße und blaue Baumwollengewebe, grobe Tücher, Bijouterie-Waaren, Musik-Uhren mit bewegs

Digitized by Google

lichen Figuren, Verzierungen mit künſtlichen Blumen u. ſ. w. Dieſe Waaren würden in Piaſtern bezahlt werden, oder man erhielte im Tauſch afrikaniſche und arabiſche Producte, wie: mediciniſche Kräuter, Wohlgerüche, Elfenbein, Gummi und Kaffee. Der überaus große Zoll, der ehedeſſen auf den fremden Waaren laſtete, indem man den Vornehmſten der Stadt Geſchenke machen mußte, beſteht nicht mehr; man hat jetzt nur mehr eine einzige Abgabe von dritthalb Procent zu entrichten.

Den 25 April, alſo 25 Tage nach ſeiner Abfahrt von Mokka, lief die Artemiſe wieder in Muſcat ein.

Hr. Laplace, welchem wenig Zeit übrig blieb, um die verſchiedenen Seeſtriche zu durchkreuzen, in welchen er ſich ſeiner Inſtruction zufolge zeigen ſollte, bevor er nach Manilla ſteuerte, mußte darauf verzichten, eine Excurſion nach dem perſiſchen Meerbuſen zu unternehmen, und ſich damit begnügen, Bender-Abaſſy und Ormus zu beſuchen.

Dieſe beiden Städte bieten nur noch einen Haufen erbärmlicher Hütten inmitten unermeßlicher Ruinen dar; ein Häufchen elender Araber führen an jener Stätte, die einſt über hunderttauſend reiche und induſtrielle Bewohner zählte, ein höchſt trauriges Leben.

Bender-Abaſſy wird ſeit einigen Jahren von den perſiſchen Karawanen beſucht; ſie kommen, um die Ladungen franzöſiſcher und indiſcher Waaren, welche zahlreiche Küſtenfahrer dahin bringen, in Empfang zu nehmen. Wohl iſt Bender-Abaſſy nur noch ein Tranſitplatz, in welchem die franzöſiſchen Rheder zur Zeit nur noch wenige Käufer treffen würden, allein wenn der Verkehr mit dieſer Stadt nur einigermaßen zunimmt, ſo können ſie verſichert ſeyn, daß ſie ihre Ladung mit Vortheil gegen die Erzeugniſſe dieſes Theils von Aſien austauſchen werden.

Von Bender-Abaſſy ſegelte die „Artemiſe" nach Muſcat, und am 9 Mai lief ſie von neuem daſelbſt ein.

Die „Artemiſe" ſollte am 12 Mai nach Pondichery abſegeln, und da, wie in Madras, nur ſo lange verweilen, bis ſie ihre Vorräthe erneuert hätte. Mitte Junius ſollte ſie nach den Meerengen ſteuern, um nach den Gewäſſern China's zu gehen.

Der Geſundheitszuſtand an Bord dieſer Fregatte war vollſtändig befriedigend.

Bombay.

(Schluß.)

Die Höhlen auf der Elephanteninſel, die dieſen Namen von den Portugieſen, in Folge eines Bildes dieſes Thieres, das ſich in Stein auf derſelben befindet, erhalten hat, ſind noch berühmter, als auf der Inſel Salſette, und haben auch die Aufmerkſamkeit der Gelehrten in höherem Grad auf ſich gezogen. Die ausgehauenen Verzierungen ſind ſchöner und intereſſanter; auch befindet ſich an dem äußerſten Ende des Haupttempels eine dreifache Büſte, welche, durch die dunkeln Flügel dieſer kathedralähnlichen Wölbung betrachtet, darauf berechnet iſt, Ehrfurcht und Schauder zugleich zu erregen. Die ungeheuern Bildniſſe heidniſcher Gottheiten konnten auf keinen würdigern Altar geſtellt werden, und wenn gleich dieſe Höhlen durch einen ſeltſamen Umſtand frühzeitig entweiht worden zu ſeyn ſcheinen, ſo tragen ſie doch ſo ſehr den Stempel der ungeheuren Macht des Götzendienſtes in Indien, daß man dieſe ausgehauenen Götzenbilder nicht ohne Schauder betrachten kann.

Eine große Anzahl der dürftigen Bewohner von Salſette, von Elephanta und den andern Inſeln um Bombay leben vom Fiſchfang: im Innern iſt der Feldbau mehr ausgedehnt; auch wird im Verlaufe weniger Jahre der Beſuch Bombay's, welcher durch die Dampfſchifffahrt nach Indien weſentlich zunehmen muß, ohne Zweifel die Aufmerkſamkeit von Leuten, die ſich anzuſiedeln wünſchen, dahin wenden, daß ſie ſich in dieſen fruchtbaren, aber noch vernachläſſigten Gegenden Ländereien kaufen. Die vielen Ruinen aus der Zeit der Portugieſen zeigen, daß der Ackerbau zu ihrer Zeit an Stellen blühte, wo jetzt, als gewöhnliche Folge der Eroberungen der Mahratta's, Dſchungeln ſtehen, und obgleich die Eroberer ihr Gebiet nach und nach an die brittiſche Regierung abtraten, ſo hat ſich dieß doch nie wieder von den Verheerungen erholt, die von einem Volk ausgeübt wurden, das man mit Recht das zerſtörendſte der Erde nennen darf.

Die politiſche Geſchichte von Bombay iſt ſehr merkwürdig, und könnte, wenn ſie mit der dazu erforderlichen Gewandtheit geſchrieben würde, das Gemüth lebhaft anregen. Da Bombay urſprünglich von Portugieſen beſetzt war, ſo erregte deſſen Abtretung bei der Heurath Karls II mit der Infantin große Unzufriedenheit bei den dortigen Autoritäten, welche ſich anfangs zu gehorchen weigerten. Später zeigte die von der Krone Englands eingeſetzte Regierung ebenfalls Widerwillen, der königlichen Oberherrſchaft zu gehorchen, und die Inſel ward an die oſtindiſche Compagnie abgetreten; auch veranlaßten lange Zeit hindurch die Verſuche der Gouverneurs, ihr eigenes Anſehen feſtzuſtellen, und Perſonen, die mit ihrer Abſetzung beauftragt waren, auszuſchließen, bedeutende Verwirrungen, welche, obwohl ſie damals großen Schaden und Unordnungen herbeiführten, gegenwärtig Stoff zu einer unterhaltenden Erzählung liefern würden.

Literariſche Nachrichten.

Eine Sammlung der bedeutendſten Architektur-Denkmäler in Frankreich im byzantiniſchen und gothiſchen Styl kommt gegenwärtig in zehn Lieferungen heraus. Ein beſſeres Verſtändniß der Ueberreſte mittelalterlicher Baukunſt, wie der Dichtkunſt, gibt ſich augenſcheinlich mehr und mehr kund.

Kürzlich iſt in Paris ein für das ſpaniſche Drama ſehr wichtiges Werk erſchienen, nämlich: Tesoro del Teatro Español, in 5 Octavbänden, von Don Eugenio de Ochoa. Der erſte Band enthält Moratins vortreffliches Werk über den Urſprung des ſpaniſchen Theaters, und manche eingeſtreute biographiſche Notizen und andere Bemerkungen erhöhen den Werth des Buchs ungemein.

Vor kurzem waren in Madrid die Theater jede Nacht zum Erdrücken voll durch eine dramatiſche Merkwürdigkeit, nämlich ein Schauſpiel, das von einem ganz ungebildeten Mann, einem Sergeanten in der ſpaniſchen Armee, geſchrieben worden war. Das Stück heißt El Trovador, und ſoll, competenten Richtern zufolge, ein eminentes dramatiſches Talent verrathen. Eine zweite Aufſehen machende Erſcheinung führt den Titel El Amante, deſſen Verfaſſer der Sohn eines in Spanien angeſiedelten Deutſchen iſt, welcher gleichfalls in ſehr unterordneten Verhältniſſen leben ſoll.

Dr. Löwe, deſſen wir in dieſen Blättern ſchon einmal erwähnt haben, machte ſich während ſeiner Reiſe durch Nubien mit der Sprache dieſes Volks möglichſt bekannt, und ſoll eine Grammatik und ein Wörterbuch verfaßt haben, die erſten über dieſe Sprache, die früher nie geſchrieben wurde. Sie ſoll mit den Berber-Dialekten in Algier und Donzola durchaus keine Aehnlichkeit haben.

München in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 233.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 August 1838.

Die Indianerstämme an der Küste von Neualbion.

(Auszug aus Hrn. Wrangells Werke über die russ. amerik. Colonien.)

Auf einem Ausfluge in die Umgebungen der Colonie Roß (unter 38° 33′ n. Br.) habe ich die Indianerstämme kennen gelernt, welche in der Nähe unserer Niederlassung leben. Sie bewohnen die Schluchten der Gebirgskette, welche das Fort Roß fast überall umschließt, so wie die jenseits derselben gegen Osten liegende Ebene, durch die das Flüßchen Slawänka fließt, um sich etwa 7 Meilen südlich vom Fort ins Meer zu ergießen.

Nachdem die Ernte (Weizen und Gerste) von den steilen Abhängen der Berge eingebracht, und andere nothwendige landwirthschaftliche Arbeiten in Roß beendigt worden waren, machten wir uns auf den Weg in die Ebenen. Einer meiner Begleiter war im vorigen Jahre in diesen Ebenen, die wir zu besuchen die Absicht hatten, durch einen Indianerpfeil ins Ohr verwundet worden; vor kurzem hatten auch einige Individuen desselben Stammes die nah gelegene, (früher) spanische Mission St. Francisco überfallen und geplündert. Solche glänzende Heldenthaten flößten uns einige Achtung vor den Wilden ein, und wir beschlossen, ihnen die verdiente Ehre zu erweisen, d. h. uns mit einem Gefolge und geladenen Pistolen zu versehen. Unser Detaschement bestand demnach außer 3 Officieren, aus 21 Reitern, worunter 7 Russen, 3 Jakuten, 6 Aleuten, 4 indianischen Vaqueros *) und 2 Dolmetschern, alle wohl gefüllte Köcher auf dem Rücken tragend.

Am 10 September (1833) zogen wir bergan auf dem Wege nach dem Hafen Bodega. **) In dieser Jahreszeit pflegen die Pferde durch allzu häufigen Gebrauch abgemattet, und wegen der dürftigen Kost überaus mager zu seyn; denn um Roß herum wird alles Gras, das ohnehin durch die lang anhaltende Dürre im Sommer verdorrt ist, zur Nahrung für die zahlreichen Heerden aller Art verbraucht. Dieser Umstand nöthigte uns, außer den Pferden, die wir ritten, eine gleiche Anzahl Handpferde und zwei Maulthiere, welche Mundvorrath auf vier Tage trugen, mitzuführen.

Nachdem wir über das Flüßchen Slawänka bei dessen jetzt versandeter Mündung gesetzt hatten, bogen wir links und zogen bergan, dem Meere den Rücken zukehrend, durch Hohlwege, Wälder und Dickichte den ebenen und lichteren Gegenden zu. Obgleich wir auf Fußpfaden ritten, auf denen die Indianer aus ihren Ebenen ans Meeresufer zu gehen pflegen, um Schalthiere zu sammeln, so begegneten wir doch Niemanden. Als wir endlich eine kleine, üppig bewachsene Wiese erreicht hatten, hörten wir mit lauter Stimme singen. Unsere Dolmetscher eilten voraus, um auszukundschaften, ob wir es mit Freund oder Feind zu thun hätten; aber die Ungeduld, die Bewohner dieser Einöde kennen zu lernen, trieb uns an, der Avantgarde auf dem Fuße zu folgen, und so in gestrecktem Galopp fortjagend, stießen wir auf ein altes Indianer-Weib, das Samenkörner in einen aus feinen Wurzelfasern geflochtenen Korb einsammelte. Sie erstarrte vor Schreck. Nicht ohne Mühe erfuhren wir von ihr, daß hinter dem nächsten Dickicht einige Indianer-Familien lebten, die uns ohne Zweifel schon bemerkt und sich verborgen hätten, aus Furcht den Spaniern in die Hände zu fallen, die öfters auf Indianerfang auszögen, um ihre Beute zum Christenthum zu bekehren; ferner erzählte das Weib, sie sammle die Samenkörner zur Speise ein, und habe so laut gesungen, um die bösen Geister zu vertreiben, die sich ihrer von den Bergen in hundertfältigem Echo zurückschallenden Stimme stets unterwürfig bewiesen. Nachdem wir die Alte beruhigt und ihr die Versicherung gegeben hatten, daß ihre Stimme auch jetzt keine übelwollenden Wesen herbeigelockt habe, verließen wir sie und setzten unsern Weg fort. Das erste Nachtlager schlugen wir unter einer gewaltigen Eiche in einem ziemlich großen, ebenen, von niedrigen Hügeln um-

*) Das spanische Wort Vaquero bedeutet Hirt. In allen Missionen Californiens bezeichnet man mit diesem Namen Indianer, die zur Aufsicht über die Pferde und Viehheerden angestellt und ohne Ausnahme vortreffliche Reiter sind.

**) An dem Meerbusen von Bodega, 15 Meilen südlich vom Fort Roß, ist eine Ziegelhütte angelegt, auch sind dort Magazine erbaut worden zum Aufstapeln der in den Schiffen der Compagnie eingeführten und für Fort Roß bestimmten Waaren, da vor demselben kein Ankerplatz vorhanden ist. Der Weg vom Fort bis nach Bodega ist zur Hälfte durch Wald geführt, und läuft über Berge, weiterhin geht er längs der Meeresküste und durch waldlose Steppen.

Digitized by Google

schlossenen Thal auf, am Ufer eines Flüßchens, das sich in die Slawänka ergießt. Die warme Luft, der heitere Himmel, die schöne Mondnacht, die helllodernden Wachtfeuer, die in dem hohen Grase weidenden Pferde — Alles zusammengenommen gab ein Bild, das Phantasie und Gefühl gleich angenehm ansprach. Nur das durchdringende Geheul der Schakale (vielleicht der Wolf der Prairien, canis latrans) unterbrach die feierliche Ruhe der Natur. Als dieses mit Tagesanbruch verstummte, machten wir uns eilig auf den Weg, voll Ungeduld, die in Roß so sehr gepriesenen Ebenen zu erreichen und deren glückliche Bewohner kennen zu lernen. Bald erweiterte sich die Gegend, unermeßliche Wiesen, wo auf dem fruchtbarsten Humus das üppigste Gras wucherte, breiteten sich nach und nach vor unsern Blicken aus, aber nirgend war auch nur eine Spur von Bewohnern. Plötzlich entdeckten wir am äußersten Rande der Ebene eine sich in die Höhe kräuselnde Rauchsäule. Die Dolmetscher und Vaqueros schlossen daraus, es müsse dort ein zahlreich bewohntes Indianerdorf seyn und theilten uns mit einigem Entsetzen diese Entdeckung mit. Die Geräumigkeit des ebenen Terrains erlaubte, daß wir unsere aus fünf Völkern bestehende Armee in einer Linie aufstellten und mit verhängten Zügel vorwärts sprengten, damit die Indianer nicht Zeit gewännen, sich in die Gesträuche zu verstecken. Als wir uns näherten, sahen wir nur ein brennendes Gestrüppe, aber keine Spur von der Anwesenheit menschlicher Bewohner. Weiterhin wechselten herrliche Eichenwälder, sauber wie englische Parks, mit grasreichen Wiesen; zuletzt kamen wir an die Slawänka, die im Sommer stellenweise versiegt, und dort, wo wir durchwateten, ungefähr 5 Saßhenen breit, aber nur 3 Fuß tief war. Als wir uns am linken Ufer des Flüßchens in einem dichten Gebüsche gelagert hatten, um unser Mittagsmahl einzunehmen, hörten wir die Stimmen einiger Indianer, die näher zu kommen schienen. Wir verbargen die zum Weiden in Freiheit gesetzten Pferde hinter uns, und schickten die Dolmetscher den Kommenden entgegen, die sich als friedliche Besucher, welche der Wunsch uns zu sehen herbeigelockt hatte, zu erkennen gaben.

Der ganze Haufe bestand aus etwa 15 Männern, die Weiber und Kinder waren im nächsten Dorf zurückgeblieben. Wir erfuhren von diesen Wilden, daß die Plünderer, welche sich an den Spaniern (oder eigentlich den jetzigen Californiern, bestehend aus Spaniern, Mexicanern und Abkömmlingen von diesen mit Indianern gemischt) gerächt hatten, meist aus der Mission selbst entlaufene Indianer wären, die jetzt in undurchdringlichen Wäldern jenseits der vor uns liegenden Ebene lebten, und bereit seyen, jeden Angriff ihrer Unterdrücker mit Gewalt zurückzutreiben.

Unsere Begleiter erfuhren unter Anderm noch, daß ein angesehener Indianerhäuptling, der im Fort Roß gewesen, und von den Russen sehr freundlich behandelt worden war, sich gegenwärtig in der Nähe aufhalte. Ich äußerte den Wunsch, ihn zu sehen, und bat unsere Gäste, ihn von unserer Ankunft zu benachrichtigen. Sogleich wählte der Aelteste von ihnen einen jungen Menschen zum Abgeordneten; dieser schlug sich sein leichtes Kleid um die Hüften, nahm den Bogen in die Hand, und entschwand unsern Blicken so schnell, daß wir nicht einmal die Zeit hatten, ihn für seine Bereitwilligkeit, uns zu dienen, mit einem kleinen Geschenke zu belohnen. Die offene, heitere, sorglose Physiognomie, das einschmeichelnde Wesen dieser Wilden sprachen mich ungemein an; wir luden sie daher ein, uns in unserm Nachtlager zu besuchen, was sie auch versprachen, wir möchten dasselbe aufschlagen, wo wir immer wollten. Noch vor Abend gelangten wir in die größte der Ebenen; sie ist anfangs waldlos, vollkommen eben, mit duftenden Kräutern üppig bewachsen und unübersehbar, da ihr Durchmesser nicht weniger als 40 Werste beträgt. Rechts und links erheben sich wieder Berge, aus deren bekannten Umrissen wir auf die Nähe von Fort Roß schließen konnten, wo man sie ebenfalls vor Augen hat. Wir waren vom Fort in gerader Linie etwa 25 Werste entfernt, aber zwischen uns lagen unübersteigliche Gebirge und Schluchten, die zu umgehen wir wenigstens 75 Werste zurückgelegt hatten. Die Slawänka schmiegt sich hier dem westlichen Gebirgszuge an, und nimmt einen Bach, der sich mitten durch die Ebenen schlängelt, auf. Wir wandten uns nun seitwärts, und kehrten längs der zu beiden Seiten der Flüsse liegenden Wiesen zurück.

Die Nacht überraschte uns in einem jener herrlichen Eichenhaine, die hin und wieder die Ebenen beschatten. Die Pferde verschwanden fast in dem hohen duftenden Grase, das die Wiesen bedeckte. Die Wachtfeuer im Lager loderten zwischen dem dunkeln Laube hundertjähriger Eichen auf; tiefe Stille senkte sich auf die von der Natur so reich ausgestattete Gegend. Kaum hatte der nächtliche Wächter, der Schakal, sein Klaggeheul angestimmt, als sich unsre neuen Freunde, die Indianer, bei dem Wachtfeuer einfanden. Nachdem sie von uns Tabak, Zwieback, Glasperlen und andere Kleinigkeiten erhalten hatten, setzten sie sich mit ihren Landsleuten, unsern Dolmetschern und Vaqueros, in einen Kreis, und begannen ihre Lieblingsbeschäftigung, ja man kann wohl sagen, die einzige der Männer, wenn es die Umstände erlauben, das Spiel, Gerade oder Ungerade. Zwei Spieler setzen sich einander gegenüber, zu beiden Seiten der Spielenden lagern sich Singchöre, deren melodischen Gesang nur die kurz abgebrochenen, lauten Ausrufungen des errathenden Spielers unterbrechen: der Gegner bemüht sich, die Anzahl kleiner Stäbchen, die er in einer Hand hinter dem Rücken hält, zu verbergen, während er mit den Armen schnelle und mannichfaltige Bewegungen macht und mit der andern freien Hand den Tact zur Musik auf die Brust schlägt; das Spiel dauert immer so lange, bis einer der Spielenden alle seine Habseligkeiten verloren hat. Es beschäftigte unsre Gäste und die Vaqueros die ganze Nacht hindurch, bis an den hellen Morgen.

Ich äußerte den Wunsch, das Dorf unsrer Freunde in Augenschein zu nehmen, sie eilten ihre Stammverwandten auf unsern Wunsch vorzubereiten, und als dieses geschehen, führten sie uns etwa 10 Werste weit, mit so großer Behendigkeit und unbegreiflicher Schnelligkeit voranschreitend, daß wir unsere Pferde in Trott setzen mußten, um ihnen folgen zu können. Hinter Gebüsch und trockne Gräben verschanzt, fanden wir

Digitized by Google

das Indianerdorf auf sandigem Boden. Es war von fünf bis sechs untereinander verwandten Familien bewohnt. Die Weiber hatten diese temporären Behausungen aus den biegsamen Zweigen von Sand- und andern Weiden, die leicht in den Boden gesteckt werden, so außerordentlich geschmackvoll errichtet, daß mich der Anblick auf die angenehmste Weise überraschte; die bunte Schattirung und die verschiedene Größe der Weidenblätter — dieser Baum ist dort in großer Mannichfaltigkeit vorhanden — gaben den oben offenen Hütten ein ganz besonders ländliches Ansehen; die Seitenöffnung, welche zur Thüre dient, wird vorzüglich sorgfältig mit belaubten Zweigen verziert; mehrere Hütten stehen durch innerhalb angebrachte Oeffnungen mit einander in Verbindung.

(Schluß folgt.)

Briefe aus Griechenland.

(Schluß.)

Auf diese Weise fortwandernd gelang man auf der Straße nach Argos vor einer starken, klaren Quelle vorbei, die Süße genannt, wahrscheinlich die Kanathos des Pausanias, in der sich nach der Sage der Argiver Hera alljährlich zur Erneuerung ihrer Jungfräulichkeit badete, nach etwa $^3/_4$ Stunden zu den Ruinen der Burg von Tiryns, rechts auf einem niedrigen Hügel von länglicher Gestalt und mäßigem Umfang. Die Mauern sind aus ungeheuern Polygonen in rohem Styl erbaut, so daß Pausanias Recht hat, wenn er in seinem Reiseberichte sagt, es könne auch der kleinste Steinblock von einem Maulthiergespanne nicht fortgeschafft werden. Viele Steine sind herabgestürzt, und lassen auf die ursprüngliche Höhe der Mauern, so wie der viereckigen Seitenthürme schließen, von denen herab nicht nur das Meer um Nauplia frei zu übersehen war, sondern auch die Aussicht auf die Küste im Südosten, durch ein dahin geöffnetes Thal, möglich seyn mußte. Im östlichen und westlichen Theile der Einfassung erkennt man noch die Thore; räthselhaft aber ist ein langer, schmaler, oben spitz zugehender, bedeckter Gang.

Willst du deinen Geist in noch weitere Betrachtung solcher Riesenwerke versenken, so folge mir noch ein Paar Stunden weiter durch die Ebene gen Norden bis dahin, wo sie durch die Berge begränzt wird. Wir steigen die Höhe hinan und befinden uns unter den berühmten Ueberresten von Mykenä. Sie bestehen in Theilen der Ringmauer, und den Haupteingang bildet das Thor, über welchem in einer dreieckigen Nische zu beiden Seiten einer nach oben zunehmenden Säule zwei jetzt der Köpfe beraubte Löwen halberhaben dargestellt sind. Unterhalb dieser Mauerwerke ziehen uns vornehmlich zwei unterirdische Gemächer an. Die Griechen kennen sie zwar nur als das „Grabmal des Agamemnon," allein sie sprechen nur frühern Reisenden nach, die hierin etwas erkennen wollten, was Pausanias ohne weitere Bemerkung erwähnt, während er doch ausdrücklich unterirdische Bauten anführt und sie als Schatzkammer des Atreus und seiner Söhne bezeichnet. Durch eine Thüre, die wie das Löwenthor nach oben schmaler wird und mit enormen Steinbalken bedeckt ist, gelangen wir in einen Gang und durch diesen in die erste Kammer, ein rundes Gewölbe von bedeutender Höhe, aus regelmäßigen Lagen von Steinblöcken ohne Mörtelverbindung errichtet und von ähnlicher Form wie ein Bienenkorb, oben in einem einzigen Block endigend. Da an der Spitze einige Steine fehlen, so fallen durch die Oeffnung einige Lichtstrahlen herein; auch steht man nicht auf dem ursprünglichen Boden, der mit Erde bedeckt ist. Eine zweite Thüre führt aus diesem großen Gemach in ein kleineres, das viereckig und weit niedriger ist. Die genauesten Untersuchungen über alle diese denkwürdigen Reste hat der Engländer Dodwell angestellt, und ich verweise dich daher auf diesen sorgfältigen Alterthumsforscher.

Ich kann mich von der Ebene nicht abwenden, ohne noch deine Neugierde in Hinsicht auf Argos zufrieden zu stellen. Es ist gegenwärtig nichts als ein weitläufiges Dorf am Fuße der hohen Larisa, worauf sich auf alten Grundmauern späteres Gemäuer einer Festung erhebt, und gibt nur durch seine Gärten dem Gemüthe einigen Ersatz, das durch den völligen Untergang der alten gepriesenen Herrlichkeit in Trauer versenkt wird. Nur die in Felsen gehauenen Stufen des Theaters bestehen noch, größtentheils wohl erhalten, und noch entzückt uns heute auf diesem Platze das Panorama von der Meisterhand der Natur, in welchem sie nach dem Meere hin den Blick in das Unendliche öffnet.

Zum Schluß will ich dich noch zur Quelle des Erasinos führen. Man gelangt, das Theater zur Rechten lassend, in einer kleinen Stunde dahin. Am Fuß eines Berges springt e aus dem Felsen in Klarheit und in Fülle, nachdem sie, wie die Alten glaubten, von ihrem Ursprung im See Stymphalos in Arkadien bis dahin unter der Erde gelaufen ist. Ihr alter Name ist bei den Griechen unbekannt, welche die für jede Flußquelle übliche Benennung Kefalari (κεφαλάρι) auch auf sie übertrugen. Zunächst der Quelle sind Höhlen; einst wurde hier dem Dionysos und dem Pan geopfert, heute ist die eine zu einem Kirchlein geworden, die größere mit zwei Eingängen ist voll Fledermäuse, die ihr einen üblen Geruch geben.

Chronik der Reisen.

W. J. Hamiltons Reise in Kleinasien im Jahre 1837.

Ich verließ am 26 Mai Konstantinopel, fuhr wieder über das Marmora-Meer nach Mudania, und kam über Abullorare, Uliubad und Artaki nach Cyzikus. Hier fand ich zahlreiche Ruinen, die jedoch so sehr mit Stechpalmen und Gesträuch überwachsen sind, daß man ihre eigentliche Bestimmung nicht recht anzugeben weiß. Neben einer Raumachie, welche schon von frühern Reisenden erwähnt wurde, fand ich die Ruinen eines sehr großen Theaters und verschiedener anderer Gebäude; im Ganzen jedoch wurde ich durch den Baustyl, im Vergleiche zu dem soliden und imposanten Charakter der hellenischen Bauwerke, in meinen Erwartungen getäuscht. Von Cyzikus aus reiste ich in südöstlicher Richtung, um dem Laufe des Makestros zu folgen. Wir erreichten dessen Ufer, bald nachdem wir Susughirle verlassen hatten, und rückten mehrere Meilen weit durch eine freundliche mit Wäldern

Digitized by Google

geschmückte Gegend bis Kapakapu oder dem Felsenpasse vor; hier geht der Weg über einen schmalen Pfad hin, der über den Strom hereinhängt, in welchem man an mehrern Stellen die Reste einer massiven Brücke erblickt, mit den Trümmern eines alten Castells darauf, welches deren frühere Wichtigkeit anzeigt. Ungefähr 40 Meilen südlich von Su-sighir-le, bei Singale, passirte ich den Fluß, welcher von Osten her fließt, und fuhr auf demselben gegen 50 Meilen bis Simal, wo ich über eine Gebirgskette ging, die zwischen 4 und 5000 Fuß über der Meeresfläche liegt. Sie bildete in frühern Zeiten die nördliche Gränze der großen seeartigen Ablagerung aus der tertiären Periode, welche einen so großen Theil von Kleinasien überdeckt. Nach 12 Stunden, beinahe südlich, erreichte ich die Stadt Selente, nicht an den Ufern des Hermus, wie man gewöhnlich auf unsern Landkarten findet, sondern am Alach-Tschai, welcher 20 Meilen weiter unten sich in den Hermus ergießt.

8 Junius. Nachdem ich das Thal des Alach-Tschai verlassen und mehrere Berge überstiegen hatte, kam ich in die Katakekaumene, und blieb einige Zeit in Kulah, um die bemerkenswerthen Erscheinungen, welche dieser Bezirk darbietet, zu untersuchen. Auf einer meiner Excursionen entdeckte ich die Ruinen von Sattä, einer berühmten lydischen Stadt, ungefähr 7 Stunden nördlich von Kulah. Trümmer von Säulen, welche auf dem Boden zerstreut umherliegen, zeugen von ihrer frühern Pracht. Kurze Zeit, ehe ich Afyun Karahisar, ungefähr 30 Stunden östlich gelegen, erreichte, kam ich über verschiedene, merkwürdige, flach angeschwemmte Ebenen, umgeben von Bergen, welche einen der Hauptzüge dieses Theils des Landes ausmachen, und offenbar zeigen, daß sie vor nicht langer Zeit große Seen gebildet haben.

29 Junius. Ich kam nach Konieh, und nachdem ich längs der Hochstraße bis nach Karabunar gelangt, wandte ich mich nordwärts nach Ak-serai, welches 16 Stunden entfernt in einem gut angebauten Thale liegt. Ungefähr 40 Meilen nordwestlich von diesem Platz ist der große Salzsee Kotch-Hisar, welcher 90 Meilen im Umfange haben soll, und den ganzen umliegenden Bezirk mit Salz, den Karren zu 2½ Pence, versieht.

19 Julius. Von Ak-serai kam ich über Dschudschisu nach Kaisarieh. Einige Meilen westlich hievon ist in der Ebene ein schmaler See am Fuße des Berges Erdschisch, aus welchem, den meisten Landkarten zufolge, ein Fluß in den Euphrat fließt, was jedoch falsch ist; es ergießt sich allerdings ein beträchtlicher Strom in das nördliche Ende dieses Sees, und durchfließt in nordöstlicher Richtung eine reiche und wohlangebaute Ebene; allein der Fluß, welcher dem See entströmt, reich an Fischen und Wasservögeln ist, zieht sich durch ein tiefes und enges Thal in der Richtung nach Westnordwest, und fällt in den Halys. Er heißt der Kara-su, oder Schwarzwasser, und muß der Melas des Strabo seyn, welcher offenbar aus Versehen Euphrat, anstatt Halys geschrieben hat, denn der Austritt des Euphrat kann das Land der Galater nicht überschwemmt haben. Zu Kaisarieh war die Hitze groß; der Thermometer zeigte im Durchschnitt 87° F. (15⅛° R.), obgleich in einer Höhe von 4200 Fuß über der Meeresfläche. Am 27 Julius, nach vielen Nachforschungen und widersprechenden Berichten über die zur Ersteigung des Berges Argus passendste Zeit, begab ich mich endlich nach Everek-köi, einem Dorf an der Südseite. Daselbst verschaffte ich mir Führer, Wachen u. s. w., und begann die Ersteigung am 29 ganz gemächlich. Von seinem breiten und ausgedehnten Fuß aus erhebt sich der Berg beinahe zu einer einzigen Spitze, die fast ganz aus verschiedenartigen Schlacken und Asche besteht. Sein Ansehen ist äußerst rauh; die Abhänge desselben sind mit Kegeln und Kratern besetzt, welche zu verschiedenen Zeiten durch vulcanische Ausbrüche entstanden. Nachdem wir einen Tag lang geklettert waren und ich es unmöglich fand, den Gipfel zu erreichen, blieben wir unter einem Felsenvorsprung an der Schneegränze über Nacht. Hier zeigte der Barometer 20,192 Zoll englisches Maaß, was eine Höhe von 10,500 Fuß, als die niederste Gränze der Schneelinie auf der Südseite des Berges in der Mitte des Sommers, andeutet.

30 Julius. Um 8 Uhr Morgens stand der Fahrenheitische Thermometer auf 58° F. (11°R.). Wir setzten unsern Weg bald nach Sonnenaufgang fort, und kletterten an den vielen spitzigen Felsenvorsprüngen, welche auf dieser Seite durch den Schnee hervorsehen, hinauf, und wenn wir zufällig über Hügel von Schnee, mitunter auch über Massen von Felsen hinweggingen, welche durch das Aufthauen des Eises vom Boden los geworden waren, so rollten sie häufig mit großer Schnelligkeit an uns vorüber. Nach drittehalbstündigem mühsamem Klettern und Wandern erreichten wir den Gipfel, der aus einem schmalen Rücken besteht, dessen höchster Theil auch beinahe der Punkt ist, wo sich die beiden großen Krater verbinden, welche beide an der Nordseite eingestürzt sind. Der Schnee daselbst ist tief und bleibt immer liegen, aber auf der Südseite nicht so tief hinab, als auf der Nordseite, wo sich ausgedehnte Gletscher befinden, welche an die Schweiz erinnern. Auf dem Gipfel zeigte der Barometer ein wenig unter 18 englische Zoll. Aus dieser Beobachtung, so wie aus zwei trigonometrischen Messungen des Berges, eine vom englischen Kloster und eine von Kara-Hisar aus, ergibt sich die Höhe von 13,000 Fuß über der Meeresfläche. An der Stelle, wo wir die Nacht zubrachten, war außer einigen wenigen kümmerlichen Alpenpflanzen kaum eine Spur von Vegetation zu sehen. Beim Herabsteigen entdeckte ich am Rande der südlichen Fläche die Ruinen einer Stadt, welche, nach den Ueberbleibseln von griechischen Kirchen, Säulen und Grabmälern zu schließen, zur Zeit des byzantinischen Kaiserthums von bedeutender Wichtigkeit gewesen seyn mußte. Auf dem Rückwege von diesen Gräbern nach Everek-köi wären wir beinahe von einem Haufen Kurden ergriffen und hinweggeführt worden. Wir sahen sie im gestreckten Galopp den Berg herabkommen, und große Heerden von Rindvieh und Pferden, welche sie geraubt hatten, durch die Ebene vor sich hertreiben.

31 Julius. Von Everek-köi wandte ich mich nach Kara-trisak, und von da aus auf dem gewöhnlichen Wege nach Nigdeh, Kilesa und Ereli. Die Ruinen von Karadah sind sehr ausgedehnt; sie bestehen hauptsächlich aus Trümmern von byzantinischen Kirchen von sehr hohem Alter; sie sind aus rothem und grauem Porphyr erbaut, und ich möchte diese Ruinen eher dem Lystra, als dem Derbe zuschreiben. Von Karaman aus reiste ich nach Ulu-bunar und Hadschilar, in dessen Nähe ich die Ueberbleibsel von Isauria auffand; von da ging ich über Beyschehr nach Kerate, wo die Pest so heftig wüthete, daß sogar das Korn auf den Feldern aus Mangel an Leuten, dasselbe zu schneiden, verfault, ein schlagendes Beispiel des zerstörenden Charakters dieser schrecklichen Krankheit. Da ich hörte, daß zu Attalah an der Seeküste die Pest eben so heftig sey, so beschloß ich, unmittelbar nach Smyrna zurückzukehren, und nach einer schnellen Reise über Ulubunlu, der Stelle, wo das alte Apollonia, Denair und Philadelphia gelegen, kam ich am 25 August in Smyrna an.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 234.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 August 1838.

Briefe aus Griechenland.

Zweiter Brief.

Nauplia, Ende Mai.

So eben komme ich von einer kleinen Reise in der Argolide zurück, wobei mir zwei Bekannte Gesellschaft geleistet haben. Der eine von ihnen, ein in Deutschland gebildeter Grieche, fand an der Art und Weise, wie man hier zu Land und zur See zu reisen genöthigt ist, so wenig Gefallen, daß er entschlossen ist sich niemals wieder einer solchen Turnfahrt zu unterziehen. Es ist natürlich, daß der Einheimische hierin nicht gleiches Interesse mit dem Fremden theilt, und man muß von einem glühenden Eifer beseelt seyn, um inmitten unglaublicher Mühseligkeiten und Entbehrungen nicht zu verzagen.

Wir haben durchaus Gebirgsland gefunden; die Berge, oft von beträchtlicher Höhe, sind meist kahl, Schluchten und Abhänge mit dichtem Gebüsche besetzt, das dem Botaniker vielfache Beschäftigung gäbe; sehr häufig wächst der Oelbaum wild, Bäche genug, aber mit wenig Wasser oder ganz vertrocknet. Dabei gibt es herrliche Thalebenen, die so angenehm überraschend seyn müßten, wenn sie cultivirt wären, als sie in ihrer jetzigen Beschaffenheit schmerzlichen Eindruck auf den Wanderer machen. Die verwilderte Natur findet keine menschliche Hand, die sie zähmte und leitete. Bevölkerung und Anbau beschränken sich größtentheils auf die Küstenstriche, und sonderbar, gerade solche werden nicht selten bewohnt, die ihre Bewohner nur kümmerlich nähren und sogar von diesen als ungesund beschrieben werden. Zu den besten gehört der Küstenstrich gegenüber der Insel Poros, auf welchem in der Ebene Wein- und Obstgärten das Auge erfreuen, während auf den Bergabhängen ein Citronenwald prangt, wie er sich nirgends in Griechenland finden soll; bis an die Höhe hinauf erstreckt sich die Vegetation. Ein seltener Anblick, der noch durch den schönen Hafen und die wohlgebauten, am Berge liegenden Häuser der Stadt Poros erhöht wird.

Spuren der untergegangenen hellenischen Welt finden sich an vielen Orten des von uns bereisten Gebiets, aber keineswegs von einer solchen Bedeutung, als man durch Gells Reisebericht von Morea zu glauben verführt wird. Die Neugierde, die Alles zu sehen treibt, muß sich am Ende mit einigen alten Trümmern begnügen. Die Oberfläche zeigt nur Weniges, Vieles mag in der Erde verborgen seyn. An der Stelle des alten Trözen, jetzt Damala, und in dem ehemaligen Hermione, heutiges Tages Kastri, sind nur wenige Mauerreste sichtbar. Reichliche Ausbeute läßt der ehedem so berühmte Hain des Asklepios, in der Landschaft Epidauros, der noch heute τὸ ἱερόν (das Heiligthum) heißt, für künftige Ausgrabungen hoffen. Zahllose Trümmer bedecken hier den Boden. Gut erhalten ist das Theater, dessen Baumeister Polykleitos war, aber mit Gesträuch überwachsen.

Von Epidauros (τὰ Καλάμουρα), das jetzt ein armseliger, aus zerstreuten Wohnungen bestehender Ort in dem Winkel einer zwischen Bergen und Sümpfen eingeengten Ebene ist und einige alte Ueberreste auf einer Anhöhe am Hafen bewahrt, setzten wir nach der nahen Insel Aegina über. Um dem schlechten Nachtlager zu entgehen, vertrauten wir uns dem Meere an. Nach Mitternacht fuhren wir auf einem kleinen Fahrzeuge (Kaiki) in zahlreicher Gesellschaft ab. Ein heftiger Gegenwind schaukelte uns dergestalt hin und her, daß sich fast Alle übel befanden. Mit großer Mühe näherten wir uns am Morgen der Insel; in den Hafen zu laufen, war unmöglich. Weit unterhalb fuhren wir daher gegen die Küste, und da das Wasser zu seicht war, und das Schifflein fest saß, sprangen die Schiffer ins Wasser, und trugen uns Alle auf ihren kräftigen Schultern ans Ufer. Auf dem Wege zur Stadt erfreuten wir uns an den schönen Saaten, die trotz des felsigen Bodens gedeihen, und an dem frischen, mannichfaltigen Grün der Bäume, die uns aus der Ferne anlachten. Die Insel ist sehr heiter und freundlich, aber sie, die in der Vorzeit so bevölkert war, daß sie Colonisten ausschickte, bedarf jetzt deren. Die wenigen Einwohner sind meist Eingewanderte, besonders Psarianer, die hier den Verlust ihrer Heimath betrauern. Die Stadt hat neue, aber schlechte Häuser, zwischen denen andere noch in Ruinen liegen. Auf einem Spaziergang um dieselbe sahen wir viele geöffnete Felsengräber, und auf einer Anhöhe an der See den Unterbau des Tempels der Aphrodite und die einzige Säule, die noch steht. Viele Punkte gewähren eine unvergleichliche Aussicht

Digitized by Google

über den saronischen Meerbusen, nach dem Isthmus und der Akrokorinth, auf die Gebirgskette, die sich durch Megara zieht, nach dem Piräus und der Akropolis von Athen. Eine solch' ausgezeichnete Lage hat vorzüglich der alte dorische Tempel, wo der unschätzbare Fund der äginetischen Bildwerke gethan wurde. Seine stolzen Säulen stehen fast noch in der ursprünglichen Anzahl auf einem Berge im Angesichte von Attika. Du kannst dir denken, welchen Eindruck der erste Anblick dieses Landes auf mich machte. Ich hielt es für einen Traum, daß ich in so großer Nähe wäre, und als ob mir die Küste plötzlich entfliehen könnte, heftete ich meine Blicke unverwandt darauf. Die alte Welt schien mir wieder aufzuleben, ihre Geschichte wieder vor mir zu geschehen. Es war der süßeste Moment, den ich bis dahin in Griechenland erlebt hatte. Wie bedauerte ich es, daß ich nicht die nöthige Zeit hatte, um mich noch dorthin zu begeben!

Ich darf ein Mittagsmahl nicht unerwähnt lassen, wozu uns ein Grieche aus Chius lud, der früherhin mehrere Verwaltungsstellen bekleidet hatte. Seine liebenswürdige Frau saß mit am Tische, ein Zeichen größerer Gesittung; seine schöne Schwägerin bediente die Gäste, die außer uns einige Bewohner der Insel waren. Sowohl bei der Tafel, die mit trefflichen Fleischspeisen und mit orientalischen Süßigkeiten reich besetzt war, wie es immer bei dergleichen Gelegenheiten geschieht, als nach der Siesta, wozu wir uns ohne weiteres verstehen mußten, wurde ein lebhaftes Gespräch bald griechisch, bald französisch geführt, dessen Inhalt die neuen Beamten und die Phanarioten bildeten. Von diesen letztern war der Gastgeber ein erklärter Feind, und empfahl uns zu seiner Rechtfertigung des Markos Zallony essai sur les Fanariotes, ein Buch, das 1824 in Marseille erschien, und das er selbst besaß, auf das angelegentlichste. Er unterließ dabei nicht, gleichwie einst Hamilkar den jungen Hannibal ewige Feindschaft gegen die Römer schwören ließ, seinem Sohne, einem sehr hübschen Knaben, unversöhnlichen Haß gegen jene konstantinopolitanischen Griechen einzuflößen. Kann man an ein baldiges Aufhören der Parteiwuth glauben?

Die Indianerstämme an der Küste von Neualbion.

(Schluß.)

Noch bewahrten die Blätter ihre ganze Frische, aber bevor sie verwelken können, haben die Bewohner ihre freundlichen Hütten verlassen, die Weiber laden ihre Säuglinge und geringe Habe auf den Rücken, indem sie die Last vermittelst eines über die Stirn laufenden Riemens tragen; die Männer bestimmen einen neuen Lagerplatz, und rasch erhebt sich ein neues Dörfchen, um wieder in einigen Tagen verlassen zu werden.

Die Weiber und Greise waren über unser Erscheinen erschrocken, und es schien, als wünschten sie von uns in ihrer Ruhe nicht gestört zu werden; übrigens betrugen sie sich freundlich und zeigten uns Alles, was zu ihrer ärmlichen Wirthschaft gehörte. In einigen wenigen Körben lagen die Vorräthe an Teig aus gestoßenen Eicheln und einer Art Grütze aus wildem Roggen und andern Samenkörnern bereitet; ferner Fische, die sie im Bache fangen, indem sie auf die Oberfläche des Wassers ein Pulver streuen, das sie aus einer Wurzel, dort Seifenwurzel genannt, bereiten, wodurch die Fische betäubt werden und auf der Oberfläche schwimmen. Die Jagd ist ein Geschäft der Männer, dagegen müssen die Weiber alle schweren Lasten tragen und sich überhaupt den beschwerlichen Arbeiten unterziehen; dieser ungewöhnlichen Vertheilung der Geschäfte ist wahrscheinlich der sonderbare Umstand beizumessen, daß die Weiber hier im Allgemeinen von viel kräftigerer Leibesbeschaffenheit sind als die Männer, die, obgleich groß und wohl proportionirt, dennoch schwächer als die Weiber zu seyn scheinen.

Die Indianer erzählten uns, daß im Sommer weder Nebel noch Regen die beständige Heiterkeit des Himmels in diesen Ebenen trüben, die Luft sey warm und wenigen Veränderungen unterworfen; im Winter strömen heftige Regengüsse herab, die Slawänka tritt aus ihren Ufern, überschwemmt alle niedrig gelegenen Gegenden und gibt der Vegetation neue Kraft. Die Waldungen bestehen vorzüglich aus drei Arten von Eichen, aus Lorbeerbäumen, einem Baume, den man Tschago nennt, und aus einer Baumart, die in Roß Palme genannt wird, eigentlich aber der Erdbeerbaum ist. Die Kräuter sind äußerst mannichfaltig und wohlriechend. Von Quadrupeden haben wir nur wilde Ziegen, Vielfraße und Schakale gesehen, aber es finden sich dort ohne Zweifel die nämlichen Thiergattungen vor, die Obercalifornien eigen sind.

Hierauf beschränken sich die Nachrichten, die wir der kurzen Bekanntschaft mit den Indianerstämmen, welche die Ebenen am Slawänkaflusse bewohnen, verdanken. Da ich aber in Roß selbst öfters Gelegenheit gehabt habe, diese Wilden zu sehen, so sey es mir erlaubt, einige Bemerkungen mitzutheilen, die durch den Eindruck, welchen jenes Volk und die von ihm bewohnte Gegend auf mich machten, eingegeben wurden.

Alle Gegenden Neu-Albions und Ober-Californiens, die durch Gebirgszüge, Flüsse, Lage der See und andere natürliche Gränzen von einander geschieden sind, werden von Indianern bewohnt, deren Sprache und vielleicht auch Abkunft keineswegs eine und dieselbe ist; obgleich die Eigenthümlichkeit des Klima's und der Landesproducte, die Lebensweise und die gleich niedrige Stufe der Cultur, auf welcher diese Wilden stehen, wohl die Meinung rechtfertigen können, als bestehe in ihren Sitten und Gebräuchen die größte Uebereinstimmung. Die Indianer bei Bodega verstehen nur mit Mühe die Sprache derjenigen, welche in den Ebenen am Slawänkaflusse leben; die Sprache der nördlich von Roß lebenden Stämme ist ihnen völlig unverständlich. Unmittelbar hinter der Hügelkette, die östlich jene Ebene begränzt, nomadisiren wieder andere, den übrigen ganz fremde Stämme; ja, in der Mission S. Carlos bei Monterey zählt man allein eilf durch Sprache von einander unterschiedene Indianerstämme, die aus der Umgegend zusammengebracht worden sind. Allein so lange man noch keine genügenden Wörterbücher verfaßt und die Sprache keiner etymologischen Forschung unterworfen hat, muß man sich wohl hüten, der Behauptung der

Digitized by Google

Indianer, daß unter diesen Sprachen vollkommene Verschiedenheit herrsche, blindlings Glauben beizumessen; bei genauerer Untersuchung ergibt sich vielleicht die Verwandtschaft derselben und sie werden dann nur als Töchter einer Stammsprache erscheinen, so wie die verschiedenen Völkerschaften als Zweige eines großen Stammes.

Die nämlichen Ursachen, durch welche so zahlreiche, aber an Individuen arme und in geringer Entfernung von einander lebende Stämme unter sich fremd geworden sind, haben auch die übrigen charakteristischen Züge dieser Indianer hervorgebracht. Die Jagd dient mehr zum Vergnügen der Männer; als Mittel zum Lebensunterhalt wird sie nicht betrieben. Da sie sich von Eicheln, wilden Kastanien, von Samenkörnern verschiedener Pflanzen nähren, so können sie keine zahlreichen Gesellschaften bilden, und müssen, um stets hinlänglichen Unterhalt zu finden, die allzu menschenreich gewordenen Dörfer verlassen, und ein Nomadenleben führen. Selbst die beständigen Bewohner größerer, vortheilhaft gelegener Ortschaften, müssen die Lebensmittel in großer Entfernung zusammensuchen. Während eine solche Lebensweise an stetes Verändern des Wohnorts gewöhnt, das Anhäufen großer Vorräthe verbietet, alle Sorge für die Zukunft entfernt und körperliche Thätigkeit stets unterhält, muß sie die angeborne Neigung der Amerikaner zur Unabhängigkeit nähren, und sich in allen ihren Spielen, in ihren Gesängen, in ihrer Sprache, ja sogar in ihren Handarbeiten, selbst in solchen, die zu ihrem Nutzen dienen, abspiegeln. Kopfputz, Gürtel, Ohrgehänge ꝛc. größtentheils aus Federn verfertigt, verrathen nicht nur ihren erfinderischen Geist, sondern auch einen gewissen Sinn für das Schöne. Ihre Sprache, das Melodische ihrer Stimme und ihres Gesanges, machen keinen unangenehmen Eindruck auf das Gehör, und haben durchaus nichts von jener traurigen Monotonie und den schwer hervor zu bringenden unreinen Gurgellauten, die in der Sprache und dem Gesange der am Meere lebenden Kaloschen, Aleuten, wie überhaupt der nordischen Amerikaner und Tschuktschen so unangenehm auffallen.

Obgleich ihr Tanz die Wilden verräth, so fesselt dennoch das Spiel ihrer Phantasie den unparteiischen Beobachter auf eine sehr anziehende Weise. Ihre phantastische Kleidung, die lebhaften Bewegungen, die Chöre der Singenden, selbst die sonderbare Walddecoration geben dem ganzen Schauspiele einen gewissen Anstrich poetischer Wildheit, die weit entfernt ist von jener thierischen Rohheit, welche den Kaloschen charakterisirt.

Mit der Armuth befreundet und in seinen Wäldern und Ebenen Alles vorfindend, was er zu seinem Lebensunterhalte bedarf, freuet er sich zwar über die Dinge, welche er von dem zudringlichen Europäer erhält; aber nur mit Widerwillen und gezwungen opfert er ihnen nur auf kurze Zeit seine Freiheit auf. Tabak, Glasperlen, Kleidungsstücke, kurz, Alles, was er erhält, setzt er sogleich aufs Spiel (Gerade und Ungerade), Fortuna's Laune zu erproben. Hat er nichts mehr zu verlieren, so bedauert er den Verlust seiner Kostbarkeiten nur deßhalb, weil er nicht weiter spielen kann, und mischt sich fröhlichen Sinnes in den Chor der Sänger, die stets Spiel und Tanz begleiten. Die vegetabilische Nahrung, das milde Klima, die Lebensweise selbst haben das Temperament dieser Indianer sanguinisch leicht geschaffen. Sie lieben Tanz, Gesang und Spiel, sind weichherzig, und von Natur nicht rachsüchtig. So ist eine Mordthat eine Seltenheit bei ihnen. In ihren Kriegen wird Unerschrockenheit geachtet; gefangene Feinde tödtet man nicht, sondern wechselt sie nach beendigtem Kampfe aus; nie verurtheilt man sie zu Sklaven, wie es bei den Kaloschen und andern Völkerschaften Sitte ist. Sie lieben ihre Kinder mit Zärtlichkeit, doch fordern sie patriarchalischen Gehorsam, und alle jungen Glieder eines Stammes bezeugen dem Alter, der Erfahrung, der Kunst, den Bogen zu spannen, große Ehrfurcht. Die Achtung, die man für den Vater hegte, geht häufig auf den Sohn über; aber die Gewalt des Oberhauptes ist im Allgemeinen sehr nichtig; denn es steht einem Jeden frei, seinen Geburtsort zu verlassen und einen andern Aufenthalt zu wählen. Von den großen Vorzügen der Europäer geblendet, die mit Feuergewehr bewaffnet auf ihren schnellen Pferden das flüchtige Reh erlegen, erscheinen sie furchtsam. Diese Furchtsamkeit äußert sich durch eine gewisse Stumpfheit, die jenem Scharfsinn ganz entgegengesetzt ist, mit dem die christlichen Padres jene Unglücklichen heerdenweise in ihre Missionen zusammentreiben, um sie wie Wesen zu behandeln, die nicht verdienen, Menschen genannt zu werden. Man würde eine große Ungerechtigkeit begehen, wollte man diese Indianer stumpf nennen; die Natur hat ihren Geist und Herz mit reichen Gaben ausgestattet, in den Missionen nehmen sie schnell die Ränke ihrer Lehrer an, sie erlernen mit Leichtigkeit mancherlei Handarbeiten und Gewerbe, werden kühne und gewandte Reiter, und sprechen fertig das Spanische. Da sie aber auf diesen ersten Stufen der Civilisation nichts sehen, was ihre verlorene Freiheit aufwägen könnte, so ergreifen sie jede Gelegenheit, sich wieder in ihre Wälder zurückzuziehen. Diesen harmlosen Völkern mußte ein so mächtiger Feind, als welcher ihnen die Europäer bei dem ersten Auftreten erschienen, große Furcht einflößen; als sie aber bei genauerer Bekanntschaft einsahen, daß ihre gefürchteten Feinde eben solche Menschen seyen wie sie selbst, nur gefühlloser und ungerechter, da loderte heiße Rache in ihrer Brust auf, sie verwüsteten die Heerden ihrer Unterdrücker, entwendeten ihre Pferde, überfielen die Missionen, die sie der Plünderung preisgaben, tödteten aber nur solche Europäer, die sich ihnen durch Grausamkeiten besonders verhaßt gemacht hatten, z. B. irgend einen bösen Padre. Allein nie überschreitet dieser Durst nach Rache ein gewisses Gefühl von Menschlichkeit; nie erreicht er jenen Grad von thierischer Grausamkeit, der sich die Kaloschen überlassen, denn der Kalosche kennt bei dergleichen Vorfällen keine Schonung, selbst der unschuldige Säugling, in dessen Adern auch nur ein Tropfen europäischen Blutes fließt, fällt unter der Schärfe seines Dolchs.

Aber wenn wir zwischen den Indianern und Kaloschen einen Vergleich anstellen, so müssen wir nicht vergessen, daß die letztern als Küstenbewohner durch den Ocean, dem Ernährer so vieler Millionen, jeder Nahrungssorge enthoben, sich in zahlreiche Gesellschaften vereinigen und leicht unter einander verkehren konnten.

Aus diesen Gründen konnte sich bei ihnen schneller ein Na-

Digitized by Google

tionalgeiſt entwickeln, der Trieb, Reichthümer zu beſitzen, früh in ihrer Bruſt erwachen und zunehmen, der Geiſt gegenſeitigen Verkehrs Alle und einen Jeden beleben, und das Recht des Stärkern jene Geſtalt der Grauſamkeit annehmen, wodurch ſich die Kaloſchen auszeichnen. Dagegen verloren ſie alle jene angenehmen Eigenſchaften, die bei den Indianern in Californien ſich in aller Friſche erhalten haben.

Iriſche Alterthümer.

In der Sitzung der königlich iriſchen Akademie am 26 Februar berichtete ein Hr. Petrie über eine bedeutende Anzahl Steincirkel, Cairns u. ſ. w. im Diſtricte Carrowmore, etwa 2 engliſche Meilen von der Stadt Sligo. Sie ſind von der Art, die man gewöhnlich druidiſche Tempel nennt, und haben ohne Ausnahme einen oder mehrere Cromlech oder Kiſtvaen (Grabaltäre) im Innern. Manchmal beſteht der Kreis aus einer einfachen Reihe von Steinen, manchmal aus zwei, ſehr ſelten aus drei concentriſchen Reihen. Faſt alle liegen ziemlich unregelmäßig um einen großen Cairn oder Steinhaufen her. Die Kreiſe ſind in ihrem Durchmeſſer, in der Zahl und Höhe der Steine und andern Einzelnheiten ſehr verſchieden. Man zählt ihrer noch etwa ſechzig mit Cromlechs, und da eine ſehr bedeutende Zahl durch die Bauern der Umgegend zerſtört wurde, ſo müſſen ihrer urſprünglich wohl mehr als die doppelte Zahl geweſen ſeyn. In allen fand man menſchliche Gebeine, irdene Geſchirre u. ſ. w., und in einer runden Einfaſſung, die viel größer iſt als die andern außerhalb der Gruppe, fand man Menſchen- und Thierknochen miteinander. Hr. Petrie ſagt, dieß ſey die größte Maſſe von Denkmälern dieſer Art, und vielleicht, mit Ausnahme der Denkmäler zu Carnac in England, die merkwürdigſte in der Welt. Wegen der Einförmigkeit in der Bauart und dem in der Anlage bemerkbaren Plane glaubt er, ſie ſeyen alle aus einer Zeit, den in Einer Schlacht gefallenen Kriegern gewidmet, und der große mittlere Cairn ſey das Grabmal des Häuptlings.

Chronik der Reiſen.

W. J. Hamiltons Reiſe in Kleinaſien im Jahre 1837.

(Schluß.)

Später wurde dieſer Mittheilung noch ein Memoire nachgeliefert, das eine genaue Darſtellung der Beobachtungen des Verfaſſers über den geologiſchen Bau des Landes vom Berge Haſſan Dagh, in der Nähe von Akſerai (unter dem 38° 20′ N. B. und unter 34° der Länge), bis zum großen Salzſee von Tuzla, oder Kodſch-Hiſſar, und von da öſtlich bis Cäſarea und dem Berg Argäus enthält. Der Gipfel des Haſſan Dagh iſt über 8000 Fuß über die Meeresfläche erhaben, und der ganze Berg beſteht aus Trachyt und andern vulcaniſchen Gebirgsarten. An ſeinem Fuße befinden ſich mehrere vulcaniſche Kegel, und da ſie in dem angegebenen Thale liegen, ſo ſchrieb Hr. Hamilton ihre Erſcheinung einer ſpätern Periode, als in welcher das Thal gebildet wurde, zu. Von einem derſelben verfolgte er einen beträchtlichen Strom ſchwarzer, baſaltiſcher Lava, und fand, daß er einen der kleinern Kegel umgab. Das Thal zwiſchen dem Haſſan Dagh und dem Salzſee gränzt im Süden an niedere Hügel von Süßwaſſerkalk, welcher einen ſo bedeutenden Theil von Mittelaſien einnimmt; im Norden gränzt es an Hügel von rothem Sandſtein, von kalkartigen Konglomeraten, Sand und Mergel. Dieſe Schichten ſind öſtlich und nordöſtlich durch Lagen von vulcaniſchem Tuff und ein weißes bimsſteinartiges Geſtein, welches in Trachyt übergeht, bedeckt; auch befindet ſich noch weiter öſtlich ein Berg, in welchem der Sandſtein auf einem trachytiſchen Konglomerat ruht. Aus den auf den Hügeln vorkommenden vulcaniſchen Geſteinen ſowohl über als unter dem Sandſtein und im Thale am Fuße des Haſſan Dagh ſchloß der Verfaſſer, daß daſelbſt zu verſchiedenen Zeitpunkten vulcaniſche Ausbrüche ſtattgefunden haben, und daß der letzte von den Kegeln am Fuße des Berges ausging. Der See Kodſch-Hiſſar ſoll einen Umfang von 60 Stunden oder franzöſiſchen Lieues haben, und das Waſſer deſſelben iſt ſo ſalzig, daß ſich kein Fiſch darin aufhält: wenn die Flügel eines Vogels daſſelbe berühren, ſo werden ſie ſogleich mit einer Rinde überzogen und unbrauchbar. Der Grund des Sees iſt weicher Schlamm, der auch nicht das geringſte Gewicht zu tragen im Stand iſt; aber an dem Theile, welchen Hr. Hamilton unterſuchte, war der Schlamm mit einer dicken, feſten Salzrinde bedeckt, ſo daß er zu Pferd darüber hinwegkommen konnte. Zwiſchen dem See Kodſch-Hiſſar und Cäſarea, eine Entfernung von etwa 180 Meilen, beſteht das Land aus derſelben ſandſteinartigen Formation, hie und da mit einem Beſatze von Gyps, jedoch, ſo weit der Verfaſſer beſtimmen konnte, ohne Salz, und bedeckt mit Schichten von Süßwaſſerkalk und vulcaniſchem Tuff; aber der letztere bildet auch große Lager, deren Grundfelſen nicht ſichtbar iſt. Eine Hügelreihe, in einer Ausdehnung von 30 Meilen, zwiſchen Kodſch-Hiſſar und Sarikaraman beſteht aus Granit, und derſelbe kommt auch zwiſchen letzterer Stadt und Tatlar vor. Trachyt, grünſteinartiger Serpentin, und Baſalt wurden an mehrern Stellen bemerkt. Nördlich und nordöſtlich von Tatlar beobachtete Hr. Hamilton mehrere vulcaniſche Hügel, von denen deutlich Ströme von Baſalt oder Lava herabgefloſſen waren. In einer Schlucht in der Nähe des Dorfes und in den Thälern von Utſch-Hiſſar und Urjub bemerkte er Kegel von 150 bis 500 Fuß Höhe, welche durchaus aus Tuffſtein beſtanden. Sie ſind im Allgemeinen von den Seiten der Thäler abgeſondert, allein an ihrem Grunde hängen ſie zuſammen, und durch die Art ihrer Gruppirung erſcheinen ſie in einiger Entfernung wie ein Hain von hohen Cypreſſen. Dieſe Kegel ſcheinen durch atmoſphäriſche Einwirkungen aus dicken Tufflagern gebildet worden zu ſeyn, denn ſie zeigen an der Seite der Thäler jedes Stadium ihrer Entwicklung von der erſten Anzeige einer hügeligen Erhebung nahe an der Seite des Abhanges bis zu dem vollkommen ausgebildeten Kegel in der Tiefe. Sie ſind hie und da von einer harten Felſenmaſſe bedeckt, welche wie der Kopf eines Pilzes über ſie hervorragt. Einer der Hauptzwecke Hrn. Hamiltons bei ſeiner Reiſe in Kleinaſien war die Erſteigung des Argäus, auch war er der erſte europäiſche Reiſende, welcher dieſes mit Erfolg unternommen hat. Dieſer Berg erhebt ſich ganz abgeſondert aus der angeſchwemmten Alluvialebene von Cäſarea zu einer Höhe von ungefähr 13.000 Fuß; allein er ſendet noch Vorſprünge nach Norden hin, und iſt an ſeinem öſtlichen Fuße mit andern Gebirgsreihen verbunden. Er bildet eine einzelne Spitze, und gleicht im Umriſſe dem Gipfel des Ararat. Er beſteht aus vulcaniſchen Stoffen, auch iſt der höchſte Theil der Verbindungspunkt zweier ungeheurer offener Krater, deren einer ſich nach Nordoſt und der andere nach Nordweſt hin öffnet. Am Fuße des großen Kegels an der ſüdöſtlichen, weſtlichen und an der nördlichen Seite befinden ſich deren viele kleinere aus Bimsſtein und Steinaſche; von einigen derſelben, an der Nordweſtſeite, bemerkt man Ströme von Baſalt oder Lava. Am Schluſſe drückt Hr. Hamilton ſein Bedauern aus, daß der allgemeine Mangel an organiſchen Ueberreſten ihn verhindert habe, einige Hülfsmittel zur Vergleichung der Felſen des beſchriebenen Landes mit den Formationen Europa's zu liefern.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 235.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 August 1838.

Der Badeort Füred in Ungarn.

Auch Ungarn besitzt seine Badeorte, in welche nicht bloß Sieche und Leidende der Genesung halber, sondern auch Gesunde und Lebenslustige des Vergnügens wegen zuströmen; einer der besuchtesten hievon ist Füred, im Szalader Comitat, 9 Meilen von Stuhlweißenburg, 18 von Pesth entlegen und Eigenthum der uralten Abtei Tihony, eines Priorates der Benedictinererzabtei vom St. Martinsberge. Unmittelbar am Plattensee (s. Nr. 30 u. 31 d. J.) in einer ungemein freundlichen und von der Natur überreich gesegneten Landschaft gelegen, begünstigt Füred noch der Umstand, daß eine Reihe von Bergen den Andrang des rauhen Nordwindes abhält, während der Süd und Südost, über die Fluthen des hier sehr reinen Sees getragen, abgekühlt und mit dessen Dünsten gemischt eine Art milder Seeluft dem Badegaste zuwehen, welche an der gerühmten Heilkraft Füreds nicht geringen Antheil hat. Fast ununterbrochen umziehen die nördlichen und nordwestlichen Gestade des Plattensees ergiebige Weinpflanzungen, abwechselnd mit Weizen- und Maisfeldern, mit kleinerem Gebüsch und Wiesengrund, und nur im Westen ragen die grauen Kuppen der Basaltberge empor, die aber von Füred aus bloß ihre schroffen Umrisse gewahren lassen; die nächste Umgebung des Badeorts ist daher eine ländlich anmuthige, und er erscheint um so freundlicher, als er abgesondert von dem eine Viertelstunde entfernten Dorfe gleichen Namens, in seinen Cur-Badegebäuden, in seinen Wohnungen und Unterhaltungsplätzen abgeschlossen, nur den Badegästen dienend, eine kleine Gruppe eleganter, ein- und zwei Stock hoher Häuser bildet, welche wie aus einer größern Stadt hieher versetzt erscheint. Von der Landseite umschließt den größten Theil des Curortes ein englischer Park; die Seeseite bietet die unvergleichliche Ansicht des reinen, spiegelklaren Sees, dessen jenseitige Gestade mit den hie und da hervortretenden Ortschaften bei heiterm Wetter ein mannichfaches Miniaturbild entfalten, während im Westen die Halbinsel Tihony, ein weiter Vorsprung des diesseitigen Ufers, in den See hinaustritt, mit schroffen und hohen Ufern die Wellen des mächtigen Gewässers abwehrt, und von ihrer südwestlichen Höhe Kirche und Abtei, Landschaft und See fernerhin beherrschen läßt. Ergeht man sich auf dem Badeplatz, den See entlang, besteigt man die Nachbarhöhen des Curortes, oder fähret man auf offener See umher, immer fällt vor Allem die einsame Kirche und Abtei von Tihony mit ihren zwei Thürmen dem Beschauer in die Augen, und diese Partie verleiht der Gegend von Füred vorzüglich ihren altromantischen Anstrich; die Erinnerung an die Zeiten, in welchen nach dem Abzuge der Römer (von denen sich um den See ringsum häufige Spuren vorfinden) rohe kriegerische Horden einander hier verdrängten, der Schwabenkönig Chumund den Gothenkönig Dietmar um des schönen, zahlreichen Viehes willen, das hier weidete, häufig befehdete, die Ungarn vom Lande Besitz nahmen, die Burgen und Schlösser auf den Bergen erstunden, deren Ruinen von Csobancz, Tatika, Rezi, Szigliget u. s. w. auf uns herabblicken, ohne daß wir Zeit und Herrn ihres Baues sicher zu bestimmen wüßten; die Türken auch diese Strecke überzogen und Jahrhunderte lang bis nach Ofen hinauf herrschten und hausten, und nur das kleine (damalige) Schloß Tihony, auf seiner Insel abgeschnitten, mit seinen 60 Mann Besatzung ihren Angriffen widerstand und nach der Vertreibung der Türken am Ende des 17ten Jahrhunderts wieder die Ungarn unter Oesterreichs Adlern die schönen Ufer des Plattensees zurück empfingen; die Erinnerung an diese Zeiten und die Vergleichung mit der ruhigen, heitern Gegenwart und den Fortschritten der Nation in Cultur und Wissenschaften übt einen eigenthümlichen Zauber auf den Beschauer.

Die Abtei Tihony wurde im J. 1055 durch K. Andreas I für die Benedictiner gestiftet; er ließ ihnen Kloster und Kirche bauen und ward auch, nachdem er sein verhängnißvolles Leben beschlossen hatte, hier beigesetzt; man zeigt gegenwärtig noch einige seiner Gebeine daselbst. Die wechselnden Schicksale der Abtei, ihre Verwandlung in ein kriegsfestes Schloß, beider gänzliche Verödung, die neue Besitznahme durch die österreichischen Benedictiner und später die Uebergabe an die ungarischen (1719) greifen in die Geschichte des Curortes Füred gar nicht ein; denn erst 1745 ließ der Abt W. Lecs zuerst ein kleines Gebäude von Holz an den Quellen aufführen, und 1784 entstand ein Gasthäuschen nebst einem Badehaus; so wuchs allmählich die

Digitized by Google

Zahl der Gebäude und Gäste dergestalt, daß Kaiser Joseph II sich veranlaßt fand, seine Aufmerksamkeit dem Badeort Füred zuzuwenden. Die Entstehung des Parks, die Reinigung der Quellen, ihre zweckmäßigere Einfassung in Brunnen, die Anlage einer Promenade auf dem Badeplatz, die Einführung einer geregelten Trink- und Badeordnung, die chemische Untersuchung des Mineralwassers, die Aufstellung eines Badarztes u. s. w. sind als Folgen jener kaiserlichen Aufmerksamkeit zu betrachten und zugleich die Grundlage geworden, auf welcher der gegenwärtige blühende Zustand Füreds beruht. Wo einst die kleinen, anspruchlosen Häuschen stunden, haben sich nun große, schöne und stadtähnliche Gebäude erhoben, und die ungarische vornehme Welt gibt sich hier eben so gut ihr Rendezvous, als unsere Nachbarn in Marienbad, Töplitz, Pyrmont u. s. w.; ein bedeutender Theil der Vergnügungen und Freuden großer Curorte hat bereits hier auch festen Fuß gefaßt, und was noch abgeht, liegt nicht mehr so fern, als ehedem. Im J. 1837 fanden sich über 1000 Gäste ein, ungeachtet der ungünstigen Witterung des Sommers; eine beträchtliche Zahl für einen ungarischen Badeort, welcher wenig ausländische Besuche erhält und überdieß dennoch eine Zahl, die mit jedem Jahre wächst.

Die Mineralquellen von Füred, drei an der Zahl, gehören zu den alkalinisch-salinischen Säuerlingen, haben eine Temperatur + 9 bis 10° R., und sind sehr angenehm zu trinken; sie gleichen in ihren Wirkungen den mildern eisenhaltigen Säuerlingen zu Eger in Böhmen, zu Flinsberg, Altwasser, Salzbrunn u. s. f. in Schlesien. Die neueste chemische Analyse hat Dr. Sigmund 1836 geliefert, und zugleich eine Monographie derselben bearbeitet, worin die sehr merkwürdigen geognostischen Verhältnisse des ganzen nordwestlichen Ufers vom Plattensee ausführlich gewürdigt sind; die in einzelnen ausgezeichneten Kegeln und Plateaux vorfindigen Basaltmassen und die Kalkformationen deuten den ungeheuren Kampf an, welchen die Natur hier bewerkstelligte, ehe sie das Becken des Sees und zahlreiche vulcanische Producte entstehen ließ; es hat nicht an Naturforschern gefehlt, die hie und da auf den Basaltkuppen deutliche Spuren von Kratern feuerspeiender Berge bezeichneten. Man trinkt in Füred in der Regel nur aus Einem Brunnen, während der zweite unbenützt abfließt, und mit dem Wasser des dritten kalte und warme Mineralbäder bereitet werden, wozu in der neuesten Zeit ein Dampfapparat aufgestellt worden ist. Früh Morgens, gewöhnlich um 5 Uhr, sammeln sich die Gäste auf dem, mit Linden bepflanzten, mit der offenen Aussicht auf den See Tihony ausgestatteten Badeplatze und empfangen die von den Dienern ununterbrochen frisch gefüllten Gläser; die Musik der nahen Bande spielt die beliebtesten Stücke und die heitern Morgenstunden fliehen unvermerkt dahin. Die Conversation entbehrt zwar manches Zwanges nicht, ist indessen freier, als man sie in Ungarn gewöhnlich findet. Wie überall, huldigen die Damen weit mehr einer beschwerlichen Toilette, als für die Zwecke eines Curortes paßte, ein Vorwurf, der selbst ihre sogenannten Morgen-Negligées trifft. Wem die Promenade auf dem Badeplatze nicht genügt, findet im unmittelbar anstoßenden Parke längere Spaziergänge. Ein großer Theil der Curgäste, und fast alle bloß des Vergnügens halber Anwesenden, begeben sich nach 10 Uhr in die kalten Seebäder, deren zwölf auf offenem See erbaut sind, oder in die eben neu eingerichtete Seebad- und Schwimmanstalt. Wer nie den ungeheuren klaren Wasserspiegel im Auge gehabt, und nie den freien Wellenschlag eines Sees gefühlt hat, besitzt keinen Begriff von dem Wohlbehagen, womit man hier badet; stundenlang weilt man in dem, während der Sommermonate meistens über + 17° R. warmen Wasser, und trennt sich nur ungerne von den wirklich belebenden und stärkenden Fluthen. Ein kleiner Spaziergang nach dem kühlen Seebade und einige Ruhe im freundlichen Gemache während der schwülen Mittagshitze, machen, daß kein Gast den Ruf der Glocke des Gasthauses überhört; derselbe ladet nach 1 Uhr zu der Table d'hôte im großen und sehr freundlich decorirten Speisesaale ein; über 100 Gedecke faßt derselbe bequem, und von der Tribune im Hintergrund ertönt auch hier Musik. Man speist sehr gut, und wenn sich etwas an der Tafel tadeln läßt, so ist es der Ueberfluß für Curgäste; übrigens sitzen dieselben im buntesten Wechsel unter einander, und die so nöthige fröhliche Conversation sucht nicht vergeblich Erwiederung. Außer diesem schönen Speisesaale sind einige, jedoch minder vorzügliche Locale in der sogenannten Esterhazy'schen Curie, beim jüdischen Traiteur u. s. w. Den Nachmittag und den Abend nehmen die gewöhnlichen Unterhaltungen ein, besonders Lustfahrten, Tanz, Spiele u. dgl. m.; leider benützt man das hübsche Hörvat'sche Schiff zu Spazierfahrten auf dem See nach Tihony u. s. w. zu wenig; indessen pflegt bei solchen Musik nie zu fehlen, und das Echo derselben in einiger Entfernung vom Curort gehört zu der überraschendsten, die ich kenne. Das Theater, welches bloß für die Darstellung ungarischer Stücke bestimmt ist, läßt noch sehr viel am Gebäude und an den Mimen zu wünschen übrig; ohnehin kann nur eine wandernde Truppe hier verweilen, und die Ausstattung muß sich auf die einfachsten Mittel beschränken. Die Ausflüge in die nächsten benachbarten Ortschaften sind weniger interessant; obwohl ich einige idyllische Partieen z. B. hinter Füred und Aracs besuchenswerth fand, ziehe ich den Ausflug nach der Halbinsel Tihony unter den nähern allen vor, da er in jeder Hinsicht, auch mehrmals, durch die überraschend großartige und mannichfache Aus- und Uebersicht der Landschaft der Mühe lohnt; man wird in der abgesondert auf der Höhe liegenden Abtei freundlich empfangen, und genießt ein wunderherrliches Panorama nach allen Richtungen, zugleich einen kleinen Vorbegriff vom Meere. Aus dem unter der Abtei gelegenen ärmlichen Marktflecken Tihony, eilen dem Fremden Knaben entgegen, um Wegweiser abzugeben für die sogenannten Eremitenwohnungen an den nördlichen Abhängen der Halbinsel; es sind Löcher in den Felsen, mit hie und da noch sichtlichen Mauerresten, und in den türkischen Kriegsnöthen sollen sich die Mönche in dieselben geflüchtet haben; man zeigt Altar und Crucifix in den Felsen ausgehauen, doch gehört viel Einbildungskraft dazu, sie zu erkennen. Die kleinen Wegweiser beschenken den Fremden mit sogenannten Ziegenklauen, Resten einer Muschel, (Congeria, nach Partsch), welche der See an die Ufer auswirft

Digitized by Google

und welche die Anwohner sammeln, um sie häufig als Arznei zu gebrauchen; im Munde des Volkes geht die Sage, daß Kaiser Andreas, aus dem gelobten Lande zurückkehrend und von Allem entblößt, einen am See weidenden reichen Hirten um Geld angesprochen habe, was dieser ihm verweigert hätte, unter dem Vorwande, er besitze keines, und mit der Betheuerung, daß er widrigenfalls sammt seiner Heerde vom See verschlungen werden solle; dieß sey denn sofort auch geschehen, und seit jener Zeit werden die Klauen jener Thiere ausgeworfen. Diese Mythe reiht sich an zahlreiche ähnliche, in Ungarn noch erhaltene, vom Ladislauspfennige u. s. w.

Solenne Unterhaltungen für die fashionable Welt bieten, nächst den, wie in allen andern Bädern, auch hier sehr beliebten Spielen, Bälle, wovon jedoch nur ein öffentlicher, nämlich der sogenannte Annaball, an dem Vorabend oder Abend des Tages gleichen Namens, alle Schönheiten des Curortes und seiner Umgebungen, ja sogar Pesther Gäste, herbeizieht und versammelt; orientalischer Prunk und Glanz charakterisirt denselben, und der Fremde erblickt hier das treueste Nationalgemälde. Bis zu diesem Balle nimmt die Zahl der Badegäste immer zu, und die Saison erreicht um diese Zeit ihren höchsten Punkt; nach dem Balle wird es stiller und einsamer, und noch ehe der August zu Ende geht, ist das laute Leben, Treiben und Drängen verstummt und verschwunden, und nur der Verwalter mit einigen Gebäudewächtern weilt fortan hieselbst.

Entferntere Ausflüge nach Kekkut mit einer Sauerquelle, nach Bérkut mit einem kleinen, eisenhältigen Bade, unmittelbar am Plattensee gelegen, nach Tabolcza mit kalten hydrothiongashältigen Quellen, nach den Ruinen von Csobancz, Tatika, Régi, Szigliget u. s. f. lohnen der Mühe, und sind für Geognosten, Botaniker und Zoologen eben so interessant, als für Alterthumsfreunde; letztere finden Reste der römischen und türkischen Occupation desto häufiger, je weiter sie den See entlang gegen Westen ziehen; in Keßthely hat der kunstsinnige Graf Festetics die ringsum, besonders aber in und bei Fenék, gefundenen Alterthümer in einer eigenen Sammlung vereint, und diese, gleich der landwirthschaftlichen Schule (Georgikon), dem herrschaftlichen Park und den nahen warmen Schwefelquellen, sind eben so sehenswerth, als die Gegend an und für sich schon genußreich ist. In Fenék trifft man die Schäfereien und das bekannte treffliche Gestüt. Kam der Fremde einmal bis hieher, so versäume er nicht, bis zur Einmündung des Szala-Flusses in den Plattensee die kurze Strecke Wegs zurückzulegen; der Fluß strömt so rasch ein, daß diese Partie selbst im strengsten Winter eisfrei bleibt; rechts neben der Einmündung liegt ein kleines Eiland, Isop genannt, einsam da; nichts unterbricht das Säuseln des Windes in den hohen Silberpappeln an ihrem Gestade und das Zwitschern der Vögel, als das Rauschen der Wellen und zuweilen das Geläute der Heerden vom jenseitigen Ufer; der See selbst, mit seinen kolossalen Ufergruppen links, der weiten Ausdehnung der Gestade ins Flache rechts, und der endlosen Aussicht auf seine Spiegelfläche in die Länge gerade aus, gewährt auch hier ein großartiges Bild, das dem Beschauer unvergeßlich bleibt.

Chronik der Reisen.

Besuch der Mischmi-Berge in Assam. Von Dr. Griffith.

Um meinen Plan, die Mischmi-Berge zu besuchen, in gehörig vorgerückter Jahreszeit auszuführen, verließ ich am 15 October die Station, und fuhr auf dem Brahmaputra, oder Lohit, bis zur Einmündung des Karam Pani, den wir am dritten Tag erreichten. Als dann fuhr ich eben so lange diesen Fluß hinauf, der jedoch mehr ein Bergstrom ist, und erreichte den äußersten in dieser Jahreszeit selbst für kleine Boote schiffbaren Punkt. Bei Tschonpura beginnen die Schnellen des Brahmaputra, und werden dann bald sehr häufig und reißend, so sehr, daß der Fluß nur für kleine Boote eine Tagereise über der Einmündung des Karam schiffbar ist. Keine Dörfer finden sich an dem Fluß, und seine Ufer sind mit dichten Dschungeln bedeckt. Er wird oft in verschiedene Arme getheilt durch kleine Inseln, die Anhäufungen von Sand und Kieseln sind. Diese Inselchen sind entweder kärglich mit geringen Zuckerrohrgattungen oder baumartigen Dschungeln, manchmal mit Gras untermischt, bedeckt. Der Karam ist ein bedeutender Fluß, und besteht aus einer Reihe von Schnellen; seine Ufer sind mit dichten Baumdschungeln bedeckt, unter denen der Simul (bombax heptaphyllum), der Udal (sterculia) und eine Erlenart beträchtliche Strecken einnahmen. Den zweiten Tag der aufwärts gehenden Fahrt kamen wir an das Kampti-Dorf Palampan, das ungefähr eine englische Meile landeinwärts liegt, in südlicher Richtung; es ist klein und unbedeutend, obgleich der Radscha hohes Ansehen genießt.

In diesem Dorf war meine Aufmerksamkeit auf eine sehr werthvolle Farbpflanze gerichtet, den Rum der Assamesen; mit dieser Farbe werden alle dunkelblauen Kleider, die bei den Kamptis und Singphos in starkem Gebrauche sind, gefärbt. Merkwürdig ist, daß sie zu einer Pflanzenfamilie gehört, deren Gattungen sonst keine werthvollen Eigenschaften haben; es ist nämlich eine Species von Ruellia, und verdient alle Aufmerksamkeit. Ich verließ die Boote und ging an dem Karam aufwärts, dessen Hauptrichtung ungefähr gegen Ostsüdost ist, und nach einem mühseligen Marsch auf kleinen Kieseln, der 6 Stunden dauerte, kam ich an das erste Mischmi-Dorf, das am Wege lag. Dieß Dorf hat den Namen Dschingscha, wahrscheinlich, wie dieß meist der Fall ist, von dem Gam oder Dorfvorsteher; es liegt ungefähr 6 englische Meilen von dem Fuße der Berge, und ist klein, indem die Zahl der Häuser nicht über zehn beträgt.

Der Gam ist ein Mann von geringer Bedeutung. Ich hielt zwei Tage an, damit meine Mannschaft die Lebensmittel herbeischaffen könnte, und ging weiter auf dem Wege nach Brahmakund, der, wie ich nach Capitän Wilcox's Beschreibung glauben mußte, die Hauptstraße in das Innere ist. Brahmakund liegt ostnordöstlich von Dschingscha, von wo aus ein sehr gebogener, ungefähr 12 englische Meilen langer Weg an den erstgenannten Ort führt. Der Weg läuft zuerst an einem andern Bett des Karam hin gegen Südwest, dann steigt er ostwärts an dem Dai Pani hinauf, wendet sich sodann nördlich durch dichte Baumdschungeln eine Stunde lang, und fällt endlich steil, aber rasch ab. Von diesem berühmten Ort ist schon viel gesprochen worden, aber keine Beschreibung entspricht der Wirklichkeit. Die Scenerie ist rauh; auf beiden Ufern des Flusses erheben sich die Berge steil, aber nicht außerordentlich hoch, und den Kund oder Wasserbehälter selbst verliert man ganz aus den Augen bei der Betrachtung des außnehmend tiefen Fluß

Digitized by Google

bettes und der riesigen Felsen, die man nach jeder Richtung zu sieht. Die größte Breite des Flußbettes beträgt nach oben zu sicherlich 100 Yards, wovon aber nur die linke Hälfte vom Strome bedeckt ist. Der Kund ist unansehnlich, und würde kaum bemerkt, wenn man nicht ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht würde. Der Deo Pani ist ein unbedeutender Wasserfall. Der Lauf des Flusses ist langsam und ganz ruhig, aber weiter ostwärts ist eine reißende Schnelle, die ungefähr 60 Yards von dem Kund endet. Der Tümpel verdankt seine Existenz dem Herabstürzen zweier Felsen in den Lohit; in dieser Jahreszeit aber enthält er nur wenig Wasser. Der sogenannte Zakrifelsen ist eine ungeheure Masse, die nahe am Gipfel durchbrochen ist; die höchste Spitze ist zugänglich, aber nur schwer; sie stellt keine gothischen Thürme dar, eine Erscheinung, die, so viel ich weiß, nur bei dem Muschelkalk vorkommt. Auf dieser romantischen Stelle blieb ich drei Tage, in denen ich besondere Aufmerksamkeit der Vegetation dieses Orts widmete, die einige merkwürdige Züge zeigt, von denen das Bemerkenswertheste das Vorkommen einer Ahornart und einer Rautenart ist. Die erstere ist in Nipal einheimisch, die letztere auf beträchtlichen Höhen der Khasya-Gebirge. Ich traf hier Tapan Gam, den Herrn des Districts, der alle Opfer fordert, die Jahr aus Jahr ein von jedem eingebornen Reisenden der Gottheit gebracht werden, von welchem Stand und Glauben er auch seyn mag.

Nachdem ich die angränzenden Berge untersucht hatte, über welche der von Wilcox verfolgte Weg führt, überzeugte ich mich von der Unmöglichkeit, weiter vorzudringen, wenigstens mit der gewöhnlichen Art von assamesischen Kulis; ich war demnach genöthigt nach Dschingscha zurückzugehen, nachdem ich vorher mit Tapan Gam wegen Führern unterhandelt hatte, die mir den gewöhnlichen Weg zeigen sollten. In Dschingscha wurde ich mehrere Tage aufgehalten mit Herbeischaffung von Reis, der durch Lieutenant Millar sehr zuvorkommend von Sodipa her zugesendet wurde, und ohne welchen, wie ich wußte, ein Besuch im Innern unmöglich ist. Von Dschingscha ging ich auf dem Karam nach Osten zu vorwärts, bog sodann auf dem Kussing Pani in nordöstlicher Richtung ab, und zog mich dann am Fuße der Hügel hin durch ein sehr dichtes Bambusgehölz. Nach einem langen Marsche stiegen wir von einem niedern Hügel herab an einen Punkt des Lai Pani, der höher liegt als alle andern Punkte dieses Flusses, die von frühern Reisenden erreicht worden waren. Am folgenden Tag fing ich an aufwärts zu steigen, kam im Laufe des Tages durch ein kleines Mischmi-Dorf ohne Namen, und machte an dem Abhang eines Hügels in einem dichten Baumgebüsch Halt. Den andern Morgen fingen wir unsern Marsch wieder an, stiegen verschiedene beträchtliche Berge hinauf und hinunter, und Mittags erreichten wir Dilling, das bei Capitän Wilcox Dilling heißt. Dieß ist ein kleines Dorf, das aus wenigen, nach verschiedenen Richtungen hin zerstreuten Häusern besteht, und ihm entgegen, auf dem großen Berg Thumathaya, ist ein anderes, Yeu genannt; an diesem Platz ist der Boden ziemlich bebaut. Hieher kam ich auf dem früher von Wilcox eingeschlagenen Weg. Diesen verfolgte ich bis Ghatum; er ist in den Memoiren dieses Officiers über Assam und die angränzenden Gegenden genau beschrieben. Unsere Anhaltspunkte waren folgende: Am dritten Tag das Flußbett des Lohit; am vierten die Einmündung des Lung; am fünften kam ich nach Ghatum, welches Dorf an die Ufer des Lohit versetzt worden ist, und eine Stunde weit entfernt von dem alten Platz weiter liegt. Von Ghatum kam ich nach Kosha, welches Dorf auf dem nördlichen Ufer des Lohit liegt. Ich ging über den Fluß auf einem Bambusfloß, der hier ungefähr 40 Yards breit, und wie gewöhnlich sehr tief und ziemlich reißend ist, denn nur die Mischmi's wagen sich an dem Rohre hinüber, das hier ungefähr 80 Yards lang und in einer furchtbaren Höhe hinübergespannt ist.

Von Kosha ging ich nach Primsong, welches Dorf viel höher als die übrigen liegt, aber der Häuptling Primsong war unglücklicherweise abwesend. Dieß war der äußerste Punkt, zu dem ich vordringen konnte, und nachdem ich drei Tage auf die Ankunft des Häuptlings gewartet hatte, kehrte ich nach Kosha zurück, wo ich mit Primsong zusammen traf, welcher gerade von einem Besuche bei Trusong heimkam, einem Häuptlinge, dessen Dorf weit im Innern gelegen ist.

So war ich mit allen einflußreichen Häuptlingen bekannt geworden die an unserer Gränze wohnen, und von allen war ich freundlich und gastfrei aufgenommen worden. Meinen ursprünglichen Planen zufolge war meine Aufmerksamkeit zunächst darauf gerichtet, ob in dieser Richtung sich Thee findet oder nicht, und wie ich bereits berichtet habe, ist aller Grund vorhanden, daß die Pflanze auf diesen Bergen nicht bekannt ist. Nach dem, was ich vom Thee in den Ebenen gesehen habe, so glaube ich, daß der große Mangel an Erdreich, der von der starken Neigung der Anhöhen herkommt, für sein Fortkommen ein unübersteigliches Hinderniß ist.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

In einer Versammlung der königlich irischen Akademie wurde das Memoire eines jetzt verstorbenen Hrn. West „über die alte Geographie Galliens und der brittischen Inseln" vorgelesen. Die Hauptfrage, die er behandelt, ist die, ob die Belgen deutschen oder celtischen Ursprungs gewesen seyen, und welchen Dialekt sie im letztern Fall gesprochen hätten. Seine Ansicht läuft darauf hinaus, sie seyen Celten gewesen, und hätten ein dem Dialekt von Cornwallis ähnliches, von dem erisischen oder gälischen verschiedenes Idiom gesprochen.

Don Manuel de Navera, ein gelehrter Mexicaner, bekannt durch seine Forschungen über die Sprache der Otomies, soll in der Entzifferung der alten mexicanischen Charaktere sehr glücklich gewesen seyn, und zum mindesten die Unterscheidungszeichen der Selbstwörter und Zeitwörter entdeckt haben.

Kürzlich erschien in Calcutta eine englisch-persische Karte von Indien in sechs Blättern. Es wäre wohl der Mühe werth, sie in Europa zu benutzen, um doch endlich auf den Karten eine erträgliche Orthographie an die Stelle der unbrauchbaren englischen festzustellen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 74** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Ethel Churchill.** (Fortsetzung.) — **Der Fluch.** (Fortsetzung.)

Das Abonnement dieses dem Auslande dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 236.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 August 1838.

Miß Martineau's Werke über Nordamerika.

Wenn Frauen sich über die politischen und gesellschaftlichen Einrichtungen eines Landes auslassen, so fehlt ihrem Urtheil gewöhnlich ein Etwas, das nicht leicht zu definiren ist, und das man doch beim Durchlesen des Urtheils deutlich fühlt; ihr Geist, gewöhnlich mehr auf das Einzelne, als auf die bewegenden Kräfte eines Staats, mehr auf das Zufällige, als auf das Nothwendige gerichtet, das die Menschen so oft, selbst gegen ihre eigene bessere Einsicht, nach einem gewissen Ziele vorwärts treibt, geräth um so leichter auf Abwege, weil die Frauen mit dem Urtheil über Staatsverhältnisse selbst schon aus ihrem Kreise heraustreten, und gerne das Außerordentliche statt der einfach wirkenden Kräfte suchen und finden. Miß Martineau, einer dissentirenden Familie Englands angehörend, und dadurch den ähnlich denkenden Amerikanern ohnehin schon befreundet, auch durch Gleichgesinnte empfohlen, eignete sich schnell die amerikanische Meinung an, daß ihre Verfassung das höchste Ergebniß menschlicher Weisheit sey, und daß ihre Geschichte seit fünfzig Jahren das Problem der Haltbarkeit einer rein demokratischen Republik gelöst habe. Wir wollen hierüber weder mit der Verfasserin, noch mit den Amerikanern streiten, eben so wenig mit den englischen Radicalen, welche im London and Westminster Review (Januar 1838) ihre Stimme zum Lobe der Verfasserin und ihrer Ansicht von Amerika erhoben haben, erlauben uns aber doch die Bemerkung, daß man dieser Verfassung Manches zuschreibt, was ihr gar nicht zukommt. Wenn M. M. z. B. gleich beim Betreten des amerikanischen Bodens die allgemeine Wohlhabenheit, die Abwesenheit alles Pauperismus den beseligenden Wirkungen der Verfassung zuschreibt, so ist sie und ihr Lobredner in dem genannten Journal in starkem Irrthum; allerdings tragen in England die Stellung des Adels und namentlich die Hochkirche, besonders in Irland, zum Pauperismus bei, allein sie sind so wenig Schuld daran, als die Verfassung der Vereinigten Staaten an der Abwesenheit des Pauperismus schuld ist. So lange noch unbebautes Land genug vorhanden, um müßigen Händen Beschäftigung zu verschaffen, ist es kein sonderliches Verdienst, keine sehr armen Leute und Bettler zu haben, was indeß temporär doch in vielen Küstenstädten in ziemlichem Umfange der Fall ist.

Nordamerika zerfällt in drei sich immer schärfer trennende Theile: die östlichen Staaten, wozu wir auch New-York und Pennsylvanien rechnen wollen, die südlichen oder Sklavenstaaten, und die westlichen. Der letztere Theil kann, wenn von Verfassungsfragen die Rede ist, kaum mitgezählt werden. Die Ansiedler sind hier noch auf eine allzu weite Fläche zerstreut, und müssen, ehe sie durch ein wirkliches eigenes Gesellschaftsband zusammengehalten werden, eine gewisse Periode von Rohheit durchmachen. Wir sehen darum auch, wie das Beispiel des Freibeuters Bill Johnson zeigt, an der Gränze im Westen unruhiges, keinem Zügel des Gesetzes so leicht gehorchendes Gesindel, das gegen Canada hin auf seine Faust Krieg führt, wie es früher sich mit den Indianern in ewigen Fehden herumgeschlagen hat; und wie viele Mittelstufen stehen zwischen diesem Gesindel, das nur zu oft vom Morde trieft, und den freundlichen, gesitteten Dörfern in der Nähe von Boston, New-York und Philadelphia! Der Mensch, der keinen Zwang der Gesetze oder der höhern Gewalt über sich fühlt, läßt seiner Leidenschaft den Zügel schießen und verwildert, und der aus einem gesitteten Zustande zur Verwilderung herabgesunkene Mensch ist unendlich schlimmer als der rohe Sohn der Natur. Staatseinrichtungen können ihn weder bessern, noch civilisiren, aus dem einfachen Grunde, weil sie ihn nicht erreichen. Eben so wenig kann die freie Verfassung Nordamerika's das Krebsübel des Sklavenwesens ausrotten, vielmehr ist die fast gänzliche Unabhängigkeit der einzelnen Staaten gerade eine Ursache, daß gar keine Mittel zur allmählichen Abhülfe ergriffen werden. So sehr man sich hüten muß, der Verfassung Dinge zur Last zu legen, die nicht aus ihr entspringen, so sehr muß man sich auch in Acht nehmen, ihr Vortheile und Wirkungen zuzuschreiben, die nur in einer sehr entfernten Beziehung dazu stehen. Ein englisches Blatt, das Quarterly-Review (s. April 1838) macht mit Bezugnahme auf Miß Martineau's Werk die Bemerkung: „Wir können nicht glauben, daß eine große, reiche und hochgebildete Gesellschaft fortdauernd unter der Herrschaft der physischen Majorität bleiben kann, deren Gesinnungen und Interessen nothwendig dahin

Digitized by Google

streben müssen, alle Menschen ohne Unterschied auf Eine Stufe des Vermögens und der Einsicht zu bringen, und zwar auf eine Stufe, die der Natur der Sache nach die niedrigste ist. Daß dieß die letzte Tendenz des amerikanischen Experiments ist, läßt sich leicht beweisen." Wir wollen den theoretischen Satz ganz dahin gestellt seyn lassen; das Beispiel aber, das er für seine Ansicht anführt, nämlich die Verbindungen der Gewerke (workies) in New-York, welche auf Gleichheit des Eigenthums hinarbeiten sollen, scheint uns nicht gut gewählt. Verbindungen der Arbeiter zu ähnlichen Zwecken, und mit noch viel deutlicher ausgesprochenen Absichten, haben sich in England eben so gut, und zwar in noch größerer Ausdehnung gebildet, ein Beweis, daß die monarchische oder republicanische, aristokratische oder demokratische Verfassung hiezu sehr wenig beiträgt. Allein in England sind diese Verbindungen, die jetzt zu schlummern scheinen, später vielleicht aber mit drohender Gewalt sich wieder erheben, besiegt worden, während sie sich in Nordamerika kräftig und siegreich gezeigt haben, wenn gleich sie noch nicht am Ziele ihrer Bestrebungen angekommen zu seyn scheinen. Der Grund hievon liegt aber nicht in der Verfassung, sondern darin, daß in England mehr, in Amerika weniger Hände, als man braucht, auf dem Markte sind, was natürlich den Arbeitern in Amerika ein Gewicht und eine Bedeutung gibt, die sie in dem übervölkerten England nicht haben. Sollte einmal in New-York Ueberfluß an Arbeitern und Mangel an Geldmitteln zu ihrer Beschäftigung eintreten, so würden die Arbeiter ihren hohen Ton in kurzem herabstimmen. Das allgemeine Stimmrecht, wie es in Amerika besteht, hat, trotz mancher unläugbaren Nachtheile, doch bei der verhältnißmäßig noch geringen Bevölkerung gewiß mehr Gutes als Böses gestiftet, während in England, dessen Vorsprecher das allgemeine Stimmrecht den Vereinigten Staaten zum Vorwurf machen, bereits, trotz des beschränkten Stimmrechts, bei den Wahlen Scenen vorgefallen sind, die an die Tage des Clodius und Crassus in Rom erinnern.

Wir führen diese Dinge an, um zu zeigen, wie nichtig meist die Streitigkeiten um den Werth der Verfassungen sind, und können unsere Ansicht über diesen Gegenstand nicht besser ausdrücken, als mit den Worten des Edinburgh Review bei Gelegenheit des berühmten Processes der Baumwollenspinner in Glasgow (s. Ed. Rev. April 1838 p. 209): „gesellschaftliche Fragen sind wichtiger, als politische. Obwohl sie im Allgemeinen weit weniger Aufmerksamkeit als die heftigen Parteikämpfe erregen, so sind sie doch von einer viel dauernderen und umfassenderen Wirkung, und die schlimmsten Revolutionen, welche das Menschengeschlecht heimsuchten, entsprangen aus der Vernachlässigung tief gewurzelter Uebel, die von Staatsmännern unbemerkt, von der gewöhnlichen Masse der Beobachter unbeachtet, im Stillen lange Zeit hindurch Unglück und Unmoralität unter der großen Masse des Volks verbreiteten."

Aber an solchen tiefgewurzelten Uebeln fehlt es den Vereinigten Staaten keineswegs. Das Schlimmste ist, wie schon mehrmals in diesen Blättern erwähnt, die Sklaverei, welche Frage, obgleich stolz von der Thüre gewiesen, sich doch in mancherlei Form wieder aufdringt, und in neuerer Zeit namentlich darum von Bedeutung geworden ist, weil die durch Anregung dieser Frage erregte Leidenschaft eine Menge häßlicher Scenen und Charakterzüge ans Tageslicht rief, die außerdem noch lange geschlummert hätten. Doch wir wollen diesen Gegenstand, der durch die Maaßregeln der englischen Regierung eine neue und furchtbare Bedeutung gewonnen hat, für jetzt bei Seite lassen, und zwei andere Momente des amerikanischen Lebens hervorheben, nämlich einerseits den alten Vorwurf des Materialismus, den man der money-making nation macht, und die wachsende Gesetzlosigkeit in den südlichen Staaten. Dr. Channing, ein Mann, an dessen moralischem Charakter keine Makel haftet, der sich in neuester Zeit nicht scheute, sich dem wüthenden Hasse und der Verfolgung einer höchst einflußreichen Classe durch seine Erklärung für die Negeremancipation auszusetzen, in welcher Beziehung namentlich auch Miß Martineau ihm das verdienteste Lob zollt (siehe Vol. III. p. 72), äußert sich hierüber in einer öffentlichen Schrift*) also: „Wir sind bereits verdorben genug. In Einer Beziehung haben unsere Institutionen unsere Hoffnungen durchaus getäuscht: sie haben in uns nicht die Erhebung des Charakters erzeugt, welche der kostbarste und in der That der einzige Segen der Freiheit ist. Unsere Fortschritte im Reichthum waren in der That das Staunen der Welt, aber dieser Reichthum hat dem erhebenden Einfluß freier Institutionen sehr entgegen gearbeitet. Die eigenthümlichen Verhältnisse des Landes und unsrer Zeit haben einen Strom von Reichthum über uns ergossen, und die menschliche Natur war nicht stark genug, dieser großen Versuchung zu widerstehen. Reichthum ist uns theurer geworden als Freiheit. Man betrachtet die Regierung mehr als ein Werkzeug, um das Land zu bereichern als um Privatrechte zu schützen. An den Gewinn sind wir gekettet, wie an unser höchstes Gut. Daß unter dem Vorherrschen dieser erniedrigenden Leidenschaft die höhern Tugenden, die moralische Unabhängigkeit, die Einfachheit der Sitten, die strenge Geradheit, die Selbstachtung und die Werthschätzung des Menschen als solchen, — daß diese Zierden und Schutzwachen einer Republik dahin schwinden, und selbstsüchtigen Berechnungen, äußerem Schein und Prachtliebe, neidischen und mißvergnügten Bestrebungen und einem Geist unbesonnener Waghalsigkeit und Speculationswuth Raum gegeben haben, wird Niemand in Erstaunen setzen, der die menschliche Natur kennen gelernt hat. Das Eindringen unsrer Bürger in Texas ist ein trauriger Commentar über unsere Nationalredlichkeit. Ob wir ohne irgend eine Feuerprobe, ohne einen bedeutenden Verlust unsers Reichthums uns wieder zur Kraft und Selbstverläugnung freier Männer erheben können, ist eine nicht leicht zu lösende Frage.

„Auch andere Aussichten sind betrübender Art. Ein Geist von Gesetzlosigkeit durchdringt die Gesellschaft, und bedroht, wenn er nicht in Schranken gehalten wird, die jetzigen Formen derselben mit Auflösung. Selbst in den alten Staaten nehmen Pöbelhaufen die Regierungsgewalt in ihre Hand, und ein elendes Zeitungsblatt findet wenig Schwierigkeit, die Menge zu

*) Diese merkwürdige Schrift heißt: Letter to the Honourable Henry Clay on the Annexation of Texas to the United States.

Digitized by Google

Gewaltthat aufzuzeigen. Wenn wir die Gegenden unſers Landes in der Nähe von Texas betrachten, ſo ſehen wir den Arm des Geſetzes durch die Leidenſchaften des Einzelnen gelähmt, indem dieſer Rechte unter ſeinen Schutz nimmt, deren Sicherung von Rechtswegen nur der Regierung zukommt. Der Bürger, der Waffen zu ſeiner Vertheidigung mit ſich führt, trägt mit ihnen das ſtete Zeugniß der Schwäche der Behörden, unter denen er lebt, mit ſich herum. Die Errichtung eigenmächtiger Tribunale, die an die Stelle der regelmäßigen Gerichte treten, und die Verhängung alsbaldiger Strafen im Augenblicke der Volkswuth ſind Kennzeichen eines halbbarbariſchen Volks. Ich glaube nicht, daß irgend ein civiliſirtes Land der Erde ein ſo ſcheußliches Schauſpiel gab, als im vorigen Jahre die Verbrennung eines Farbigen an einem langſamen Feuer in der Nähe von St. Louis war, und dieß hölliſche Opfer wurde nicht dargebracht von einigen Teufeln in Menſchengeſtalt, die ſich aus dem ganzen Lande zuſammengefunden hätten, ſondern von der Volksmaſſe eines einzigen Orts. Zu all dieſem rechne man noch die Angriffe auf die Rede und Preßfreiheit durch brutale Gewalt,*) deren Umfang und Ungeſtraftheit uns zu glauben nöthigt, daß ein bedeutender Theil unſrer Bürger gar keinen Begriff von den erſten Grundſätzen der Freiheit hat. Es iſt eine unläugbare Thatſache, daß in Folge dieſer und anderer Symptome das Vertrauen vieler denkenden Männer in unſere freien Inſtitutionen ſehr vermindert iſt. Einige haben alle Hoffnung aufgegeben; der Hauptpfeiler der öffentlichen Freiheit, das gegenſeitige Vertrauen unter Bürgern, iſt erſchüttert, und die Anſicht verbreitet ſich, daß wir Sicherheit für Leben und Eigenthum in einer kraftvollern Regierung ſuchen müſſen."

Wir wollen dieſe Bemerkungen mit keinem Commentar durchwäſſern, und fügen bloß hinzu, daß, wenn auch eine ſolche Zuſammenſtellung nothwendig die Dinge etwas ins Schwarze malt, man doch eben nicht, wie Miß Martineau, triumphiren darf, daß die Geſchichte der letzten fünfzig Jahre der Vereinigten Staaten die Frage über den Beſtand einer vollkommen demokratiſchen Regierungsform bejahend entſchieden habe.

(Schluß folgt.)

*) Es wurde ſogar im Congreß eine zum Spott ſogenannte gagbill (Knebelbill) vorgeſchlagen, wonach es den Poſtmeiſtern geſtattet ſeyn ſollte, Pakete zu öffnen, und aufrühreriſche Schriften gegen die Sklaverei herauszunehmen. Der Congreß verwarf indeß, wie billig, den Vorſchlag.

Das Grab des Ungar-Königs Aba.

Unweit Gyöngyös liegt Gar (Schar), ein Dorf in einem Halbzirkel, von Weingebirgen umſchloſſen. Seine Lage iſt höchſt lieblich. Was ihm aber eine beſondere Merkwürdigkeit gibt, das iſt ein großer, in mehrern Verzweigungen in den Felſen gehauener Keller, in welchem ſich das Grab des dritten Königs von Ungarn, Namens Aba, befindet. Was an der Sache Wahres ſey, muß ich dahin geſtellt ſeyn laſſen, was man aber als dieſes Grab zeigt, das iſt eine enge, horizontal in den Felſen gehauene Oeffnung von etwa 8 Fuß Länge, 5 Fuß Höhe und 4 Fuß Breite. In alten Zeiten ſtand auf der Anhöhe, in welche dieſer Keller eingehauen iſt, ein Kloſter, von deſſen Mönchen der Sage nach die Leiche des Königs Aba, der in einer großen Schlacht, die in der Nähe von Gyöngyös geliefert wurde, tapfer focht und ſeinen Tod fand, in dieſes ſteinerne Grab gebracht worden ſeyn ſoll. Man kann die Sache freilich nur dann begreiflich finden, wenn man ſchon zu jener Zeit ſich den Keller als vorhanden denkt, weil von oben ſenkrecht herab kein Zugang zu dem Grabe zu entdecken iſt. Es wäre alſo dieſer Keller auch wegen ſeines hohen Alterthums merkwürdig.

Chronik der Reiſen.

Beſuch der Miſchmi-Berge in Aſſam.

(Fortſetzung.)

Ich habe bereits erzählt, daß während meines Aufenthalts in Dſchingſcha meine Neugierde ſehr in Anſpruch genommen wurde durch die Nachrichten über einen Einbruch, den die Lama's mit ſtarker Macht in das Miſchmi-Gebiet machten. Da ich nun einmal eine Fußreiſe in dem Lande vorhatte, ſo betrachtete ich es als eine Sache von großer Wichtigkeit, weiter ins Innere einzudringen, und wo möglich eine Verbindung mit dieſem wichtigen Volk anzuknüpfen. Aber alle meine Verſuche, dieſen Zweck zu erreichen, ſchlugen fehl; keine Beſtechung, keine Verſprechungen konnten einen der Häuptlinge dahin bringen, mir Wegweiſer zu geben, nur auch wenigſtens bis zu dem erſten Miſchmi-Dorfe, das dem Meyhu-Stamme gehört. Ich mußte mich alſo für jetzt damit begnügen, ſo viel als möglich Erkundigungen über die obengenannten Gegenſtände einzuziehen, und nach und nach brachte ich folgenden freilich ſehr magern Bericht zuſammen.

Der Streit entſprang, wie gewöhnlich, wegen einer Heirathsangelegenheit zwiſchen zwei Häuptlingen der Stämme Meyhu und Tain: bald kam es zu Schlägereien zwiſchen beiden Parteien. Um nun ſeiner Feinde Herr zu werden und die Wurzel ihrer Macht zu treffen, rief der Meyhu-Häuptling Ruling die Lama's ins Land um Hülfe. Von dieſen kam eine Streitmacht von 70 Mann, die, mit Luntenflinten bewaffnet, hereindrangen; wie zu erwarten war, wurden nun die Tain-Miſchmi's überall geſchlagen, und verloren gegen 20 Leute. Letzten September ſchien die Sache zu einem Ende zu kommen, und die Lama's kehrten in ihre Heimath zurück. Wo die Sache vorging, konnte ich nicht genau herausbringen; doch muß es ungefähr einige Tagereiſen weit von den von mir beſuchten Dörfern geſchehen ſeyn.

Der aus der Fehde hervorgehende unruhige Zuſtand des Landes war ſchuld, daß ich auch keine Führer von den Digarus bekommen konnte, ohne deren Beiſtand ich in einem ſo ſchwierig zu bereiſenden Lande, wie leicht zu denken iſt, trotz aller Verſuche nicht vorwärts kommen konnte. Die Leute ſagten mir, und zwar mit vollem Recht, „wenn wir Euch Führer geben, wer ſchützt uns dann vor der Rache der Meyhu's, wenn Ihr wieder fort ſeyd, und wer ſichert uns gegen einen zweiten Einbruch der Lama's?" Ein anderer Umſtand, der Aufmerkſamkeit verdient, iſt der Einfluß, der von den mit Dupha Gam verbundenen Singpho's über die Miſchmi's nahe an unſerer Gränze ausgeübt wird. Aber ſeit der Wiederherſtellung des Verkehrs mit unſerer Gränzſtation hat man allen Grund zu glauben, daß jener Einfluß in kurzem vernichtet werden wird.

Nach verſchiedenen Verſuchen mußte ich endlich, obwohl widerſtrebend, meinen Plan aufgeben, obgleich ich keineswegs verſichert bin,

Digitized by Google

daß ein längerer Aufenthalt erfolglos gewesen wäre. Ich kehrte auf dem nämlichen Wege zurück und machte in Diling Halt, um den großen Berg Thumathaya zu besteigen, auf dessen Gipfel ich eine Nacht zubrachte, was mich reichlich für jedes Ungemach entschädigte, das ich durchgemacht hatte. Auf meiner Rückkehr besuchte ich das Dorf des Tupan Gam, wo ich mit mehrern Singpho's zusammentraf, die in die letzten Unruhen verwickelt waren und auf der Seite des Duphs standen. Dieß Dorf soll der Lieblingsaufenthalt des berühmten Singpho-Räubers Tschun Pung seyn; dann kehrte ich nach Dschingscha zurück.

Das auf oben genannter Reise durchzogene Land besteht aus einer ununterbrochenen Folge von Berg und Thal, wie es natürlich nicht anders seyn kann, wenn der Weg dem Lauf eines bedeutenden Flusses folgt; dieser kann nur mit Schwierigkeit überschritten werden, was wiederum von der Annäherung des Weges an den Lohit abhängt. Der einzige, vergleichungsweise leichtere gangbare Weg ist der zwischen Dal Pani und der Stelle, von der aus wir zu dem Bette des breiten Flusses hinabstiegen. Die Berge zeichneten sich ohne Ausnahme durch ausnehmende Steilheit aus, und da sich ein großer Theil des Weges um diese Anhöhen herumwindet in einiger Höhe über dem Fuße derselben, so ist das Reisen, auch ganz abgesehen von der Gefahr, sehr ermüdend und beschwerlich. An gar manchen Stellen kann ein falscher Tritt die ärgsten Folgen haben; besonders an einer Stelle war über eine Stunde Zeit nöthig, um über einen steilen Abhang zu kommen, der sich wenigstens hundert Fuß über den schäumenden Wogen des Lohit erhebt; die einzige Hülfe bestand in Wurzeln, Baumstämmen und Buschwerk, und den vielen Vorsprüngen an den Felsen, der, wie ich glaube, grauer kohlensaurer Kalk ist.

Die Wege sind so schlecht, als man sich nur denken kann — überall sehr eng und überwachsen mit Gebüsch in allen Richtungen. An sehr steilen Stellen wird das Hinabsteigen durch herabhängendes Rohr unterstützt, was eine sehr große Hülfe ist. Kein Versuch wird gemacht, irgend ein Hinderniß wegzuräumen und den Weg zu lichten; ja es scheint, als ob es den Eingebornen um so lieber wäre, je schwieriger die Wege sind, indem man auf diese Art besser vor feindlichen Einbrüchen geschützt sey. Bessere Wege, besonders einer, finden sich auf dem nördlichen Ufer des Lohit, der gewöhnlich von den Mischmi's benutzt wird, wenn sie ihr Vieh von den Triften nach Hause führen. Mein böser Stern führte mich den allerschlechtesten; doch auf der Heimkehr ging ich einen andern Weg, der übrigens ein bedeutender Umweg war, und vermied so den obenerwähnten Felsabhang. An der alten Stelle von Ghalum sind die Berge beinahe ganz mit dichtem Gebüsch bekleidet, und die Spitzen von einigen sind mit schlechtem Gras bedeckt; von da an aber stößt man mit jedem Schritt ostwärts auf schönere Gegenden; die Berge zeigen ein freundliches und buntes Aussehen, und sind nur an ihrem Fuße mit Baumgebüschen bedeckt. Die obersten Gipfel der höchsten Berge sind nackt und rauh.

Die Ströme, über die man gehen muß, von dem Fuße der Berge bis Ghalum, sind der Tussu (Dissu bei Wilcox), der den Thumathaya von dem Diling, dem Lung und dem O trennt. Von diesen ist der Lung der einzige, den man nicht durchwaten kann; die Mischmi gehen an aufgehängten Rohren hinüber; ich zog es vor, eine sehr rohe Brücke zu bauen, was nicht sehr schwierig und mühsam ist, da aus dem Strome mächtige Steinblöcke hervorragen. Der Tidding, der eine beträchtliche Größe hat, ist auf dem rechten Ufer des Flusses. Zahlreich sind die kleinen Bäche, besonders gegen den Fuß der Berge hin. Nur einen Wasserfall von einiger Größe sah ich nahe bei dem Tussu; der Wasserstrahl ist nicht sehr dick, aber die Höhe des Falls beträgt sicherlich 100 Fuß. Der Lohit selbst ist jenseits des Lung von keiner bedeutenden Größe, indem die mittlere Breite in dieser Jahreszeit 40 bis 50 Yards beträgt; bei Ghalum scheint seine Tiefe nicht über 50 Fuß zu betragen; sonderbar ist der Umstand, daß seine Temperatur niederer ist, als die seiner Nebenflüsse. Ob ich gleich den Dibong nicht gesehen habe, so schließe ich doch aus der verhältnißmäßig geringen Größe des Lohit, daß der erstgenannte wahrscheinlich das Wasser des Tsanpu aufnimmt. In der That gab mir auch Prinsep an, daß der Lohit über dem Ghalum Pani (Ghalum Thi bei Wilcox) nur ein unbedeutender Bergstrom sey.

Von der Höhe der verschiedenen Bergrücken, über welche ich ging, kann ich keine genaue Angabe machen; der einzige Barometer, den ich hatte, war unglücklicherweise zerbrochen, ehe ich noch an den Lund kam. Der höchste, den ich besuchte, war der Lamplangthaya; nach ihm kommt der Thumathaya; auf beiden liegt zeitenweise Schnee in den kalten Monaten. Der letztere ist auf seiner westlichen Seite ganz nackt, die östliche Seite ist bedeckt mit Baumgebüsch. An dem erstgenannten ist das obere Drittel ganz nackt, und zwei Versuche, ihn zu ersteigen, scheiterten.

Die prognostischen Verhältnisse dieser Berge anlangend, kann ich leider kein competentes Urtheil fällen, da ich aus Mangel an Transportmitteln mir keine vollständige Sammlung anlegen konnte.

Das Thierreich ist nicht sehr zahlreich, weder hinsichtlich der Arten, noch der Individuen. Wilde vierfüßige Thiere sah ich nicht, außer Affen, und ein einziges Eichhörnchen; Tiger sind keine vorhanden, aber Bären in ziemlich großer Anzahl.

Ueber die botanischen Verhältnisse will ich hier keinen ausgedehnten Bericht machen. Es genügt die Bemerkung, daß die Vegetation mit der in andern Theilen der südhimalayischen Gebirge viele Aehnlichkeit hat. Die Region der Fichten erreichte ich nicht, doch konnte ich mit dem Teleskop deutlich das Daseyn ausgedehnter Wälder in den höhern ostwärts gelegenen Gebirgen unterscheiden. Die Familien, welche am zahlreichsten repräsentirt sind, sind die Compositæ, Urticeæ, Balsamineæ, Cyathandiaceæ, Acanthaceæ, Gramineæ und Filices; die Ranunculaceæ, welche dadurch, daß sie eine hohe Lage anzeigen und gewöhnlich in den entsprechenden Klimaten des nördlichen Europa vorkommen, interessant sind, enthalten die geschätzte Drogue Mischmi-Tita und das berühmte Gift Bi; die Pumariaceæ, Violaceæ, Camelliaceæ, Hamamelidiæ, in denen die Bucklandia und Sedgwickia vorkommt; ferner Gentianeæ, Vaccinieæ, Campanulaceæ, Thymeleæ, Juglandeæ, Cupuliferæ. Eine ganz eigene Pflanze ist ein neues Genus aus den Rafflesiaceæ, das, wie sein riesenmäßiger Nachbar in dem malayischen Archipel, eine Schmarotzerpflanze ist, die an der Wurzel einer Rebenart sitzt.

(Fortsetzung folgt.)

Bekanntlich existirt seit einiger Zeit ein periodisches Blatt in Maulmein: 40 Eingeborne sind unter den Abonnenten. Der gegenwärtige König von Birma sprach vor einiger Zeit mit dem englischen Residenten Burney über die Artikel der bengalesischen Zeitungen, welche sein Benehmen bewachen und oft sehr harte Ausfälle enthielten. Er erklärte, er kümmere sich nicht darum, was sie von ihm sagten, da er bald auch eine Zeitung für sich selbst errichten werde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 11.)

Digitized by Google

Nr. 237.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 August 1838.

Briefe aus Griechenland.

Dritter Brief.

Nauplia, am 15 Julius.

Es macht mir Vergnügen, dir abermals einen Reisebericht liefern zu können. Benütze ich nicht jede Gelegenheit, dem Geschäftsleben zu entfliehen, und meine Kenntnisse des Landes zu erweitern? Siehe, trotz der großen Hize — denn seit dem Mai glänzt nach einem ungewöhnlich strengen Winter der Himmel in seiner gepriesenen Klarheit — machte ich in den letzten Tagen des vergangenen Monats einen kleinen Ausflug in die Gegend um Astros an der Ostküste von Morea. Am 26 Junius Abends, sobald sich der Landwind erhob, der alle Tage regelmäßig weht, fuhr ich mit meinem Freunde O..., einem der wackersten Griechen, die ich kenne, über den Meerbusen. Die Fahrt war sehr ruhig; um Mitternacht war sie zurückgelegt. Wir erwarteten auf dem Schifflein den Morgen, und als es kühl ward, stiegen wir ans Land. Hier steht nahe am Ufer eine Anzahl Hauser, oder richtiger zu sagen, Hütten, die in dieser Jahreszeit nicht bewohnt werden. Indessen halten sich hier einige Handelshäuser auf; auch fehlt nicht als Versammlungsort ein Laden, wo Branntwein und Kaffee verkauft wird. Die Ungesundheit des Ortes und die Menge kleiner stechender Mücken (Κουνούπια, Κώνωπες), vertreiben die Menschen im Sommer auf die Berge, welche die Ebene von Astros einschließen.

Diese Gegend machte einst das Gebiet der Stadt Thyrea aus, den Zankapfel zwischen Sparta und Argos, und Zeugen häufigen Blutvergießens der beiderseitigen Bürger. Besonders hat die Geschichte einen Sechshundertkampf in der Mitte des 6ten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung aufbewahrt. Dreihundert Spartaner und eben so viele Argiver sollten den Streit um den Besiz entscheiden; der Kampf dauerte bis in die Nacht; von diesen blieben zwei, von jenen einer übrig. Beide Theile schrieben sich den Sieg zu; die Spartaner, weil der Übrige auf dem Wahlplatze ausgehalten und die Waffen der Erschlagenen genommen hatte, die Argiver, sich auf die Mehrzahl der Ueberlebenden von ihrer Seite stützend. Der Wortstreit führte zu einem neuen, allgemeinen Kampfe, worin die Spartaner Sieger, und in Folge davon Herren der Gegend wurden. Im 2ten Jahrhundert nach Christus gehörte sie wieder den Argivern.

Unsere Absicht war, uns in das Gebirge zu begeben, aber nur mit Mühe konnten wir Maulthiere erhalten. Einen Hügel, worauf eine zerstörte Festung liegt, zur Rechten lassend ritten wir sodann durch die Ebene zwischen Pflanzungen von Reben, Oel und andern Fruchtbäumen, stiegen allmählich aufwärts und gelangten an die Winterhütten der Einwohner vom Flecken St. Johann, woselbst wir den Garten sahen, unter dessen Bäumen die stürmische Nationalversammlung von 1823 statt fand. Wir setzten darauf über mehrere Bäche; zur Rechten hatten wir in einem Grunde ein großes Flußbett, darin etwas Wasser war. Nachdem wir über Stein und Gebüsch gekommen waren, stiegen wir in die Höhe zum Kloster Luku hinan. Ein Mönch, den wir auf einem wohl genährten Maulthiere vorauseilen gesehen hatten, empfing uns, und führte uns alsbald in einen Saal hinauf, in dem nichts als ein Sopha war. Der Abt war nicht zu Hause, und die wenigen Leute, die wir sahen, schienen mißtrauisch. Indessen man ein kleines Frühstück, so gut es ging, für uns bereitete, ergözten wir uns an der Aussicht auf die Landschaft, die sich schön zum Meere hinab senkte, und an den Lorbeer-, Mandel- und Feigenbäumen im Garten, der wenig Pflege zu erhalten schien. Die ganze Umgebung des Klosters deutet auf ein altes Heiligthum hin, das hier gestanden haben mag; von Gebüsch überwachsen verbergen sich antike Mauerreste; Säulentrümmer liegen auf dem Boden. Im Klosterhofe, dessen Mitte eine alte, dem Erlöser geweihte Kirche mit Marmorsäulen einnimmt, befinden sich Säulenknäufe korinthischen Styles, und verschiedene andere Bruchstücke von sehr schöner Arbeit.

Auf meine Frage nach der Bibliothek brachte man den ganzen Schaz, der in sechs bis acht werthlosen Büchern bestand. Mit Studien scheinen die griechischen Mönche von jeher nicht sonderlich sich beschäftigt zu haben. Als ich auf der Reise, von der ich dir im vorigen Briefe erzählt habe, den Abt eines Klosters in der Argolis um seine Bücher befragte, führte er mich in seine Weinniederlage, und sagte mit wohlgefälligem Lächeln auf die großen Fässer deutend: das sind meine Bücher! (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Miß Martineau's Werke über Nordamerika.

(Schluß.)

Miß Martineau beklagt sich, daß man in England und Europa überhaupt an den hervorstechenden Männern der verschiedenen Parteien kein sonderliches Interesse nehme, und stellt dieser Nichtachtung die hohe Meinung gegenüber, welche die Amerikaner vor den bedeutendern Namen Europa's und namentlich Englands hegen; sie weiß hiefür keinen andern Grund anzuführen, als die „Niederträchtigkeit der Zeitungen, welche Männer in hohen Aemtern in den Koth herunter ziehen." Wenn auch hieran einiges Wahre seyn mag, so liegt doch der Hauptgrund in der geringen Wichtigkeit der meisten Parteikämpfe. In der ganzen europäischen Gesellschaft stehen sich Aristokratie und Demokratie gegenüber. Jeder Staatsmann ist von seiner politischen Geburt an dem einen oder dem andern dieser Glaubensbekenntnisse zugethan: jede große, politische Verhandlung im Innern der Staaten oder der Staaten unter einander, übt einen mehr oder minder unmittelbaren Einfluß auf das Schicksal dieses langen Kampfes aus, und die lebhafte Theilnahme, womit man diesen Kampf beobachtet, gibt Personen und Handlungen eine Wichtigkeit, die sie ohne diese Theilnahme, wenigstens nicht in gleich hohem Grade gehabt hätten. In Amerika hatten politische Streitigkeiten bis jetzt ein viel weniger allgemeines Interesse: dem Namen nach besteht zwar allerdings auch eine aristokratische und populäre Partei wie in andern Ländern, es waren aber bisher nur schwache Schatten der Dinge selbst; hier ist von keinen uralten Genossenschaften, von keinem historischen Ruhme die Rede, welche den Kämpfen des Adels gegen die andringende Neuerung eine gewisse Würde verleihen, sondern es sind meist nur Kämpfe gewöhnlichen Ehrgeizes: Föderalisten und Demokraten stritten sich um Aemter und Ehrenstellen. Hier gibt es (mit einer einzigen furchtbaren Ausnahme) keine Unterdrückung ganzer Classen, keine Privilegien und erbliche Vorrechte, welche dem Kampfe des Volkes Nahrung und Wesen verleihen. Die Parteiunterschiede waren hier nur mehr Schattirungen, und die Kämpfe selbst, wie groß auch die dabei entwickelten Talente seyn mögen, hatten doch nur ein untergeordnetes Interesse. Jetzt hat zum Unglück für Amerika der Lauf der Ereignisse den innern Kämpfen mehr Wesenheit verliehen. Das Bestreben der Geldmacht, sich über den Staat und seine Gesetze zu erheben, eine nothwendige Folge der von Channing beklagten allgemeinen Gewinnsucht, die Frage über den Umfang der Suprematie des Congresses über die einzelnen Staaten, und vor Allem die Sklavenfrage sind von furchtbarer Bedeutung für Amerika geworden, und alsbald hat sich auch das Interesse Europa's mehr als sonst auf die handelnden Personen gerichtet. Der Kampf der Regierung mit den Banken, der sich jetzt seinem Ende zu nahen scheint, ist nur eine Phase des Kampfes, den der Staat zu seinem wesentlichen Interesse gegen die herrschende Gewinnsucht und den krassen Materialismus wird führen müssen. Die Frage, welche Macht der Congreß über die einzelnen Staaten ausüben kann, ist bis jetzt mit Ausnahme der bekannten „Nullificationserklärung" der Legislatur von Südcarolina praktisch gegen den Congreß entschieden worden, welcher trotzigen Forderungen, wie z. B. denen von Georgien hinsichtlich der von diesem Staate vertriebenen Indianer, nachgab, sichtlich, um Collisionen zu vermeiden; die Sklavenfrage wächst zu immer größerer Wichtigkeit heran, und bald wird es nicht mehr damit gethan seyn, sie nicht zur Sprache bringen zu lassen, oder, wie Van Buren gethan hat, Versicherung zu geben, daß man sich nicht gegen die Sklavenbesitzer erklären will. In dem Maaße, als diese Fragen an Umfang und Bedeutung gewinnen, wird auch das Interesse in Europa an den Parteikämpfen der Vereinigten Staaten wachsen.

Uebrigens irrt sich Miß Martineau auch in so weit, als die politischen Parteiführer in den Vereinigten Staaten, selbst wenn sie dieß wirklich und oft mehr als in Europa sind, sich nicht in gleichem Maaße voranstellen können. Die herrschende Gleichheitswuth ist dagegen: der Führer ist oder stellt sich nur als den Wiederhall seiner Partei dar, und bloß dadurch behauptet er sich, daß er sich gleichsam nur durch seine Partei leiten läßt und ihr Sprachrohr ist. Allzu oft waren sie auch in der That nicht mehr als dieß, und die Schilderung, die Miß Martineau von Hrn. Madison und seiner Unterhaltung macht, stellt ihn als nichts mehr und nichts weniger denn als einen alten Schwätzer dar, und das Edinburgh Review bemerkt nicht mit Unrecht, daß es „kaum der Mühe werth gewesen sey, einen Mann zu besuchen, der acht Jahre an der Spitze der größten Republik der Welt stand, um solche Proben 80jähriger Weisheit mit fort zu nehmen."

Daß M. M. an Unterhaltungen dieser Art einen unendlichen Gefallen fand, zeigt sich aus ihren beiden Werken. Männer und Weiber beurtheilen die Fehler der Uebertreibung an ihrem eigenen Geschlechte immer viel schärfer als an andern. Mancher, der unter Männern für einen eingebildeten Narren gilt, wird von Frauen nicht immer so hart beurtheilt. Literarische Coquetterie und Pedantismus finden deßhalb an Männern in der Regel viel strengere Richter, als an Frauen. In der höhern Gesellschaft Europa's werden diese Fehler aufs strengste gemieden, weil Welt- und Geschäftsmänner der verschiedensten Art sich daselbst einfinden. Pedantismus, der durch die Gewalt des Lächerlichen oder durch einen gewissen Hohn aus solchen Cirkeln vertrieben wird, findet oft eine Zuflucht unter dem Schutze des andern Geschlechts, das hierin die Gränze zwischen dem was wirklich schön und interessant, und was langweilig und breit ist, nicht so scharf beobachtet. In Amerika findet sich keine zahlreiche Classe, der es an Zeit und an Geld gleich wenig fehlt, sich aber um eigentliches Studium doch wenig kümmert; eben diese ist es aber, welche der allgemeinen Unterhaltung einen munterern Ton gibt; die besondere Art von Bildung, welche Weltmänner in den verschiedenen Hauptstädten Europa's, freilich häufig auf Kosten der Solidität, erhalten, findet sich in Amerika selten, so wenig als die beißende Kritik, welche bei uns über jeden gelegentlich aufwallenden Enthusiasmus, jede allzu fertige Rednerei Wache hält. Daher nimmt dort literarische oder wissenschaftliche, theologische oder politische Pedanterie eine Gemessenheit und einen Ernst an, der sich in den Gesellschaftscirkeln Europa's keinen Augenblick zeigen dürfte. Miß Martineau

Digitized by Google

fühlte dieß, aber doch war sie selbst durch Erziehung und Bildungsgang einem gewissen Pedantismus zu wenig fremd, als daß sie nicht Stunden lang hätte zuhören können, wo ein gebildeter Europäer nach den ersten zehn Minuten vor langer Weile vergangen wäre. Wie sehr sie indeß durch ihre Nachsicht in dieser und anderer Hinsicht an Kenntniß der soliden Eigenschaften der Amerikaner gewann, davon trägt jede Seite ihres Buchs die Beweise. Unter diesen soliden Eigenschaften steht ein kerngesunder Menschenverstand gewiß oben an, und dieser führt sie über manche Absurditäten der Systemsucht hinweg, welche M. M. selbst keineswegs vermied. Sie jammert z. B. alles Ernstes und in großer Länge, daß eine beklagenswerthe Masse von Aristokratenthum, Ueberreste der ehemaligen Regierungen, noch mit den jetzigen Sitten und Gesetzen verwoben sey, und spricht ihre Ueberzeugung aus, daß die republikanischen Grundsätze ihre volle Entwicklung erst dann erlangen könnten, wenn alle diese aristokratischen Anomalien vernichtet und eine vollständige Gleichheit aller menschlichen Wesen eingeführt, von welchem glücklichen Zustand die Union leider noch weit entfernt sey. In diesem Geiste erklärt sie unter Anderm den amerikanischen Senat für eine höchst aristokratische Einrichtung, und weissagt dessen nahen Sturz, mancher ähnlichen Absurditäten, von denen wir nur anführen wollen, daß sie die Militärakademie zu Westpoint für einen oligarchischen Staat im Staate erklärte, der in der Zukunft die gefährlichsten Folgen haben könne, gar nicht zu gedenken.

So wenig man indeß den beliebten politischen Speculationen der Verfasserin Geschmack abgewinnen kann, so höchst achtungswerth erscheint sie doch in mancher andern Beziehung; sie verfolgt ihre philanthropischen Plane mit einer Ausdauer, einer Geduld und einer Festigkeit, welche vielleicht wenig Männer in gleichem Grade bewiesen hätten: sie besuchte fast alle Gefängnisse der großen amerikanischen Städte, und machte sich persönlich mit dem Zustand ihrer Inwohner bekannt; sie erklärte sich öffentlich für die Sache der Abolitionisten, sowohl in den Städten des Nordens, als auf den Pflanzungen im Süden, und setzte sich furchtlos der doppelten Unpopularität aus, daß sie auf diese Weise gegen eine mächtige und einflußreiche Classe sich erklärte, und daß sie als Fremde sich so keck über eine Nationalangelegenheit aussprach. Die Einzelheiten, welche direct oder indirect auf diese große Frage Bezug haben, nehmen ein gutes Drittheil der sechs Bände ein, die sie herausgab, und sie erregen um so mehr Interesse, je sichtlicher diese Frage einer Krise naht, denn nicht nur wirkt die Kraft der europäischen Meinung, wenn auch langsam, doch unwiderstehlich fort, sondern in Nordamerika selbst wächst die Zahl und der Eifer der Abolitionisten, und ihre Organisation befestigt sich mehr und mehr.

Die Bemerkung der Verfasserin und die Schilderung ihrer Reiseabenteuer sind im Allgemeinen lebendig und unterhaltend. Doch scheint sie auch hierin von ihren amerikanischen Freunden etwas zu viel entlehnt zu haben, denn ihre Sprache ist oft gezwungen und mit weit hergeholten Metaphern überladen, namentlich wenn sie Naturgegenstände schildert, was ein obligater, aber für den Leser nicht immer sehr angenehmer Punkt bei englischen Touristen ist. In Schilderung von Sitten und Unterhaltungen mit ausgezeichneten Personen ist sie viel glücklicher, und vielleicht gibt kein anderes Buch ein so richtiges Bild der Denkungsart des gebildeten Theils der Amerikaner, wenn gleich einem Deutschen die englisch amerikanische Breitschweifigkeit ziemlich lästig fällt.

Chinesischer Weizen.

Das pomologische Comité von Jekaterinoslaw hat kleinkörnigen Weizen, der auf chinesisch Mai:zfi heißt, in einem der Regierung gehörigen Garten, und zwar in einem besondern von Brettern eingeschlossenen Beete, gesäet, dessen Erde aus drei Theilen Humus, einem Theile Thon und einem Theile Sand bestand. Die Ernte war günstig, jedes Korn gab 5 bis 6 Aehren, in deren jeder 30 bis 40 Körner sich befanden. Die gewonnenen Körner haben dieselbe Qualität und Beschaffenheit, wie die ausgesäeten. Im folgenden Jahre 1839 wird man diesen Weizen nicht im Garten, sondern auf freiem Felde säen, das auf die im Gouvernement Jekaterinoslaw gewöhnliche für Sommer- und Winterfrucht taugliche Weise zugerichtet werden wird. Der Erfolg dieses letzten Versuchs wird als der beste Beweis dienen, ob man den Mai:zfi:Weizen in Rußland bauen kann. (Nordische Biene vom 25 Julius (6 August) 1838.)

Chronik der Reisen.

Besuch der Mischmi-Berge in Assam.

(Fortsetzung.)

Die Eingebornen dieses Theils des Gebirgs theilen sich in zwei Stämme, die Tain, oder Digaru, und die Meyhu; die Letztern leiten ihre Abstammung von den Didong Mischmi's her, die man überall nur die Geschornen nennt. Die Meyhu's und Tains jedoch behalten ihr Haar, das sie in einem Büschel auf dem Scheitel des Hauptes zusammengebunden tragen. Ihr Aeußeres ist bei beiden Stämmen das gleiche, aber die Sprache der Meyhu's ist sehr eigenthümlich; die Meyhu's sind vielleicht die mächtigern, aber die einflußreichsten Häuptlinge halten sich in beträchtlicher Entfernung von den niedern Gebirgen auf. Die einzigen Meyhu's, mit denen ich zusammentraf, sind die in Diling, Yeu (ein kleines Diling gegenüberliegendes Dorf, das jedoch eine höhere Lage hat) und Tapan. Es ist kaum nöthig zu sagen, daß der Widerstand dieses Stammes schuld war, daß Wilcox Lama nicht erreichte. Die Digaru's werden von drei mächtigen Häuptlingen beherrscht, die Brüder sind, Drisong, Kyesha und Ghalum; von diesen ist Drisong der älteste und mächtigste, aber er residirt weiter im Innern. Primsong ist entfernt mit ihnen verwandt, und da die drei eben erwähnten Brüder die Blüthe ihres Lebens bereits hinter sich haben, so ist kein Zweifel, daß er bald der einflußreichste Häuptling des Stammes werden wird. Beide Stämme heurathen untereinander. Die Mischmi's sind ein kleines, thätiges, keckes Geschlecht mit tatarischen Zügen; sie sind höchst schmutzig, haben auch nicht den Ruf der Ehrlichkeit, ob man gleich, so viel ich weiß, in dieser Beziehung ihnen Unrecht thut. Wie andere Gebirgsvölker, zeichnen sie sich aus durch die starke Muskelentwicklung ihrer Beine, was im Allgemeinen bei den Weibern weniger stattfindet. Sie haben keine Schriftsprache. Ihre Kleidung ist gering, besteht jedoch aus Baumwollenzeug, den sie selbst verfertigen;

Digitized by Google

die Kleidung der Männer besteht nur in einer Jacke; die der Frauen ist vollständiger, und jedenfalls ganz anständig. Zierrathen lieben sie sehr, besonders tragen sie Perlen, wovon sie oft eine ganz erstaunliche Menge an sich hängen haben. Sie scheinen mir höher zu stehen als die Abors, von denen ich jedoch nur wenige gesehen habe. Beide Geschlechter trinken geistige Getränke, doch scheinen sie denselben nicht so sehr ergeben zu seyn, wie andere Gebirgsvölker. Sie machen aus Reis mittelst Gährung ein Getränk, das sie Monthy nennen, es ist jedoch weit schlechter als das Getränk der Singpho's, das wirklich sehr angenehm ist.

Ueber ihre Religion kann ich nichts Genügendes sagen; Alles wird der Wirkung übernatürlicher Kräfte zugeschrieben. Ihre Gottheit rufen sie sehr häufig an, und gewöhnlich geschieht dieß, wenn sie ihre eigenen Mägen mit thierischer Kost anfüllen wollen. Sie leben sehr eng bei einander, oft hundert in einem einzigen Haus. Ihre Gesetze scheinen sehr einfach zu seyn; alle schweren Verbrechen werden von einer Versammlung von Gams gerichtet, die bei solchen Gelegenheiten von weiten Entfernungen herbeigerufen werden. Alle Verbrechen, mit Einschluß des Mords, werden mit Geldstrafen belegt; wenn aber nicht der ganze Betrag erlegt wird, so wird der Beleidiger von der versammelten Gesellschaft getödtet. Der Ehebruch wird allein, sobald er gegen den Willen des Gatten begangen wird, mit dem Tode bestraft, und diese Strenge kann man vielleicht rechtfertigen, wenn man ihre Lebensweise in Betracht nimmt.

Die Männer gehen alle bewaffnet mit Messern, Lamasäbeln oder Singpho-dhaos, und Lanzen, und viele von ihnen haben Armbrüste; die Pfeile sind klein, aus Bambus, und bei allen ernsthaften Vorfällen unfehlbar mit Gift vergiftet. Bei Handgemengen brauchen sie Schilde, die aus Federn gemacht, und gegen den Mittelpunkt zu mit den Stacheln des Stachelschweines bedeckt sind. Ihre Lanzen sind allein zum Stoß gemacht, die Schäfte sind aus dem Holz der Brennpalmen (caryota urens) gemacht, oder aus einer andern Species der Palme Jucc, sie sind mit einer eisernen Spitze beschlagen, und bei dem Ersteigen von Hügeln von großem Nutzen. Erst in neuerer Zeit sind sie mit den Feuerwaffen bekannt worden, und die meisten Häuptlinge besitzen Feuergewehre nach Lama'scher Construction.

Die Ackerwerkzeuge sind sehr gering an Zahl und roh. Sie haben keine selbstverfertigten eisernen Geräthe, und kochen immer in geräumigen viereckigen steinernen Gefäßen, die ihrem Zweck vollkommen entsprechen. Die Bevölkerung ist sehr dünn, und mag ungefähr so geschätzt werden:

Dschingscha	50
Tapan	80
Diling und Yen	80
Ghalum	80
Khasha	100
Primsong	70
	460

Dieß muß nur als eine oberflächliche, wahrscheinlich sehr übertriebene Schätzung angesehen werden.

Die Zahl der Dörfer, in denen die genannte Volkszahl vertheilt ist, ist sieben; dabei muß man jedoch bemerken, daß es noch zwei andere Dörfer gibt, Mirisae und Kuling, nahe bei Khasha. Die bei weitem größere Zahl der Ortschaften liegt nahe an den Ufern des Lohit; ich sah nur eine, die an den Ufern des Ling liegt; während auf den Gipfeln des Thumathaya die Dörfer Dschingscha, Tapan, Diling und Yen aus mehreren Häusern bestehen, die aber bei keinem die Zahl 10 übersteigen, bestehen die Dörfer Ghalum, Khasha und Primsong jedes nur aus einem einzigen. Bei den erstern gleichen die Häuser meistens denen der Singpho's, und sind von verschiedener Größe; im zweiten Fall aber hat das Haus eine außerordentliche Länge (was von dem Range des Besitzers abhängt), und kann 80 bis 160 Personen fassen; alle sind fast ganz aus Bambus gebaut, in Gemächer abgetheilt, und mit dem Blatt einer amaranthartigen Pflanze (aus der Pfeilwurzel-Familie), die auch in Assam gefunden wird, bedeckt, über welches Dach in manchen Fällen noch eine Lage von Blättern einer Rotanart *) kommt. Die Blätter der erstern Pflanze entsprechen dem Zweck vortrefflich, sind zierlich, dauerhaft und sehr wasserdicht. Khasha's Haus hat gewiß 160 Fuß in der Länge; es ist in 20 Gemächer getheilt, die alle auf einen Gang sich öffnen; derselbe ist gewöhnlich auf der Seite des Hauses, welcher rechts vom Eingang ist, und längs deren die Schädel und Kinnladen des verschiedenen während der Lebzeiten des Besitzers geschlachteten Viehes in einer Reihe aufgestellt sind. In jedem Gemach ist eine viereckige Feuerstelle, die aus bloßer Erde besteht, um welches her die Bambus abgehauen werden. Da dem Rauch kein Ausgang verstattet ist, so ist die Luft im Innern dumpf und beengend, und die Augen sind oft sehr belästigt.

Der Nahrungsvorrath besteht hauptsächlich in Schweinen, Mathuns, einem edeln, zwischen dem Ochsen und Büffel in der Mitte stehenden Thier, und Vögeln. Die Schweine sind das Gewöhnlichste, was sie sich auch am leichtesten verschaffen können; keineswegs sind sie geneigt Geflügel herzugeben, da sie dieß für die Lieblingsspeise der Gottheit halten. Ich war daher häufig auf Schweinefleisch beschränkt, was mir wegen des schlechten Futters dieser Thiere sehr widerlich war. Bei meiner Ankunft in jedem Dorfe wurde ein Schwein geschlachtet zum Reisvorrath, und davon ein Theil mir, ein anderer meinen Leuten gegeben. In einem einzigen Fall wurde auch ein junger Mathun geschlachtet; sie schneiden meist das Fleisch sogleich auf, und essen es so schnell als möglich. Ihre Kochkunst ist sehr roh. Kühe mit Fettschwänzen (chowrie tail) trifft man nur weiter im Innern. Ihre Hunde sind von der gewöhnlichen Paria-Race. Katzen sind nicht gewöhnlich.

Unter den Schädeln des geschlachteten Viehes findet man solche von verschiedenen andern Arten von Rindvieh, sammt den Kühen aus der Ebene und dem Büffel; der letzte wird aus Lama geholt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Rotan ist eine indische Rohrpflanze.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 75 u. 76** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Walter Scotts Leben.** Von Lockart. — **Ethel Churchill.** (Schluß.) — **Der Finch.** (Schluß.) — **Die literarischen Arbeiten des Grafen Nöderer.**

Im Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 238.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 August 1838.

Briefe aus Ungarn.

(Fortsetzung.)

Achter Brief.

Arad. Schön und anmuthig ist die Gegend um diese Stadt, welche am Ufer der Marosch liegt und durch diesen Fluß von der gegenüberliegenden Festung geschieden ist. Aus dem Theile der Körösch kam ich über Villagos (Villagosch) hieher. Herrlich decorirt hat die Natur die Erde um diesen Marktflecken. Am Abhange eines Berges gelegen, schaut man von da hinaus in eine sich nach Süd, West und Nord weit hin dehnende, ausnehmend fruchtbare Ebene. Spreche ich hier von Fruchtbarkeit, so meine ich dieß in dem Sinne, wie man es für Ungarn zu nehmen hat, wo man bei gesegneten Jahren 20 bis 24fältig erntet und zuweilen im vollen Sinne des Wortes nicht weiß, wo man den Segen des Himmels bergen, und wie man ihn verwerthen und verbrauchen soll. Auf dem Bergrücken, an welchen sich Villagos lehnt, thront eine alte, zerstörte Veste, die gleichsam zur Verschönerung der Gegend hingestellt worden zu seyn scheint. In vielen und mannichfaltigen Abstufungen zieht sich eine Hügelkette von Nordosten nach Südwesten, welche mit Reben der edelsten Gattung bedeckt ist. Hier liegt Menesch, wo man einen Ausbruch-Wein gewinnt, welcher unter allen übrigen am stärksten mit dem Tokaier rivalisirt.

In der Nähe von Arad sind einige von Deutschen bewohnte, sehr wohlhabende Dörfer, deren Bauern sich mit den wohlhabendsten Deutschen messen könnten. Man hat überhaupt im Auslande keinen richtigen Begriff von der Stellung und dem Zustande des Bauern in Ungarn. Ich will versuchen, mit wenig Worten etwas zur Aufklärung dieses Gegenstandes beizutragen.

Bei dem in Ungarn stattfindenden Feudalsystem ist der Bauer allerdings dienstbar, aber bei weitem nicht in dem ausgedehnten Grade, wie man sich dieß in der Fremde denkt. Er war es noch vor nicht gar langer Zeit in den meisten deutschen Staaten bei weitem mehr, wie er es gegenwärtig in Ungarn ist. Der letzte Landtag von 1836 hat ihm eine Menge Rechte zurückgegeben, und ihn in einen Zustand versetzt, in welchem er in vieler Art sein völlig freier Herr ist, und wo es ihm leicht wird, sein Besitzthum zu vergrößern und seinen Wohlstand zu vermehren. Die Frohne, welche er an seinen Grundherrn zu leisten hat, ist gemessen und durch gesetzliche Bestimmungen in feste Schranken geschlossen. Mehr als Einen Tag in der Woche darf ihn sein Grundherr nicht fur sich in Anspruch nehmen, und arbeitet er ja, mit beiderseitiger Uebereinstimmung, zuweilen mehr, so wird ihm dieß auf die folgenden Wochen zu gute gerechnet. Sein Besitzthum ist nunmehr sein volles Eigenthum, und er kann nur durch Urtheil und Recht von demselben vertrieben werden. Er verwirkt aber diesen Besitz entweder durch völlige Verschuldung, oder durch Criminalverbrechen. Gegen unerlaubte Bedrückungen steht ihm der Recurs ans Comitat offen, und es spricht ihm seine Behörde gerade so gut Recht, wie dem Grundherrn. Die Staatsabgaben leistet er zwar für diesen, jedoch sind sie lediglich als die Verzinsung eines Capitals zu betrachten, welches derselbe auf den bäuerlichen Grundstücken stehen hat, indem diese ursprünglich von dem Grundherrn an die Bauern unter bestimmten Bedingungen, wozu auch die Landessteuern gehören, ausgegeben wurden. Im Interesse des Grundherrn selbst liegt es aber, daß diese Staatsabgaben niemals zu hoch werden, weil er davon nur Nachtheil haben kann, insofern der Antheil, welchen er mittelbar an den Grundstücken hat, durch zu starke, darauf gelegte Lasten in seinem Werthe verkürzt wird. So steht denn der Bauer von selbst unter der Fürsorge und dem Schutze seines Grundherrn, durch welchen er vertreten wird. Daher ist es auch eine unrichtige Ansicht, wenn man behauptet, es sey dem Bauer die Wohlthat des Rechtes und der Constitution entzogen, weil er nicht auf den Landtagen vertreten wird. Die Resultate, welche der eben angeführte von 1836 zu Tage gebracht hat, widerlegen diese Ansicht am kräftigsten.

Man glaubt ferner im Auslande, es habe der ungarische Bauer nicht die mindeste Gelegenheit, etwas für seine geistige Ausbildung und insbesondere für die seiner Kinder zu thun, und er gleiche daher noch einem Halbwilden. Wer jemals ein wenig tiefer in Ungarn eingedrungen ist, und dieß nicht mit geschlossenen Augen gethan hat, der wird freilich diese Meinung

Digitized by Google

nicht theilen. In Städten und auf dem Lande wird, vornämlich in neuerer Zeit, unglaublich viel gethan, und ich getraue mich zu behaupten, daß Ungarn in dieser Hinsicht nicht hinter Deutschland zurückbleibt. Ich selbst habe mich mehrmals überzeugt, wie zweckmäßig die Kinder unterrichtet werden müssen, wenn ich in Dörfern, die von Deutschen bewohnt sind, mir den Scherz erlaubte, sie, wo sie eben aus der Schule kamen, einem kleinen Examen zu unterwerfen. Am meisten rühmt man in dieser Beziehung die protestantischen Schulen, und am weitesten sollen die vom griechischen Ritus zurückstehen.

Freilich gibt es auch wohl noch Gegenden, wo der Landmann in seiner Bildung weit zurück ist, wie z. B. in vielen Districten der Karpathen. Aber da trägt die Natur und die Schwierigkeit der Subsistenz mehr Schuld, als der Mensch. Uebergehen darf ich aber auch die Gegenden nicht, wo auf weite Fernen die Ortschaften auseinander, und nur einzelne Gehöfte zerstreut umher liegen. Da ist es freilich nicht möglich, der Jugend eine wissenschaftliche Bildung geben zu lassen. Dort wächst sie unter und mit dem lieben Vieh auf, lebt mit ihm im Freien und unter dem Dache, und nimmt Wesen und Sitten der Wilden an. Pferde-, Rinder-, Schaf- und Schweinhirten geben dort das getreueste Bild der Wilden in den Prairien von Nordamerika. Sie gewähren übrigens keine uninteressante Figur in dem Gemälde von Ungarn. Die Keckheit und Gewandtheit der Csikose (Tschikoschen) Pferdehirten, kann man nicht genug bewundern; imposant an Gestalt und Kraft sind die Gulvaschen (Rinderhirten); originell und den reinen Naturmenschen repräsentirend findet man den Juhaß (Schafhirten); schlau und verschmitzt, und höchst gewandt im Treffen beim Wurf nach einem Ziel ist der Kanaß (Schweinhirt). Des Letztern sein Hackerl ist eine der gefährlichsten Waffen. Eine eiserne Art, etwa ein Pfund schwer, ist an einem drei Fuß langen hölzernen Stiele befestigt, und es bedient sich deren der Kanaß im Gehen anstatt eines Stockes. Hell polirt und an der Schneide scharf wie ein Rasirmesser ist diese Art, welche er mit einer so ungemeinen Geschicklichkeit zu werfen versteht, daß er sein Ziel aufs Haar trifft. Soll ein Schwein aus der Heerde geschlachtet werden, so faßt er es aufs Korn, nähert sich ihm auf eine gewisse Weite, und wirft ihm sodann sein Hackerl mit solcher Kraft in den Rücken, daß es, ohne einen Laut von sich zu geben, todt niederstürzt. Wie gefährlich ein solcher Schweinhirt dem Reisenden werden muß, wenn ihn nach dessen Eigenthum gelüstet, leuchtet von selbst ein. In frühern Zeiten geschah es daher auch oft, daß auf diese Weise Mordthaten verübt wurden, und es war insbesondere der Rakonyer Wald deßhalb übel berüchtigt. Gegenwärtig kann jedoch der Reisende ziemlich ruhig und unangetastet seine Reise fortsetzen, weil man diese Kanaßen sehr unter landespolizeilicher Aufsicht hält, und wenn man sie auf einer dergleichen That ertappen sollte, kurze Procedur mit ihnen macht. Es bilden diese Hirten eine gewisse Körperschaft im ganzen Lande, und sie nehmen sich hauptsächlich Viehdiebstähle nicht übel. Um sich nun gegen solche zu sichern, und da ein Auflauern und Einfangen von dergleichen Dieben in der Regel von der ganzen Körperschaft gewöhnlich mit Brandstiftung gerächt wird, schließt man mit ihnen einen Vertrag, gibt ihnen eine gewisse Quote an Geld oder Vieh, und ist dann nicht allein vor ihren Räubereien gesichert, sondern kann auch auf ihre Hülfe und Vertheidigung rechnen, wenn den Viehheerden Gefahr drohen sollte.

Ein wenig weit hat mich die Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes des ungarischen Bauers abgeführt. Ich kehre in die Gegend von Arad zurück. Da hier ein so reicher Segen die Mühe des Landbauers lohnt, so herrscht auch beinahe fortwährend ein großer Ueberfluß, welcher die Producte in ihrem Preise tief herabdrückt, und deren Absatz sehr erschwert. Um letzteren auf eine vortheilhaftere Weise zu bewerkstelligen, fahren die Bauern, vorzugsweise aber die deutschen, häufig in das benachbarte Siebenbürgen, und scheuen eine Entfernung von 15 bis 18 Meilen nicht. Hier gilt das Getreide sehr häufig das Doppelte von dem, was man zu Hause dafür erhalten würde. So glänzend dieß aber auch aussehen mag, so ist es im Grunde genommen doch nicht gar so viel, weil der Preis zu Hause gar zu niedrig steht. Man muß, um davon einen Begriff zu haben, hören, daß man gegenwärtig für einen Kübel — zwei Preßburger Metzen (= 2⅓ preuß. Scheffel) Weizen in der Gegend von Arad, vorzüglich aber tiefer hinab, im Banat, nicht mehr als 4 Gulden Wiener Währung = 1 Thlr. 3 Sgr. preuß. Cour. zahlt. Kukurruz (Mais) kauft man für weniger als die Hälfte dieses Preises. Nun mache man einmal eine Zusammenstellung dieser Preise mit denen in England. Zwei und ein Viertel Kübel machen ein Quarter. Diese kosten im Banat 9 fl. W. W. oder 3 fl. 36 kr. K. M., welche gleich sind 7 englischen Schillingen und 2 Pencen. Das ist nicht viel mehr als ein Zehntheil dessen, wofür man gegenwärtig den Weizen in England kauft. Welche Folgerungen lassen sich hierauf gründen. Umgekehrt aber sind Kunst- und Gewerbsproducte in Ungarn theurer wie in England, und es muß z. B. ein Landwirth im Banat wenigstens 8 Kübel, d. i. mehr als 3 Quarter Weizen für einen guten Rock geben, während der Landwirth in England einen solchen für ein Drittheil Quarter bekommt.

Zum Verfahren seines Getreides sind dem Bauer im Arader Comitate die guten Straßen sehr wohlthätig und förderlich. Fast überall sind sie chaussirt, was namentlich von der nach Siebenbürgen gilt. Schwere Ladungen nimmt er freilich nicht, da seine Pferde, obgleich kräftig und straffsehnig, dennoch wegen ihrer Kleinheit nicht allzu stark sind. Auch hat man in ganz Ungarn die Gewohnheit, stets schnell, und sogar mit der Ladung viel im Trabe zu fahren, was man bei zu schweren Lasten nicht thun könnte.

Bekanntlich bekommt dem fremden Einwanderer der Aufenthalt in den Ebenen Nieder-Ungarns im Anfange nicht gut, und es stirbt deren eine große Zahl, bevor sie sich eingewöhnen. Die, welche es überstehen, müssen dennoch sehr vorsichtig leben, weil mehrere Umstände zusammen kommen, welche ihrer Gesundheit nachtheilig werden. Einer der vorzüglichsten ist das Trinkwasser, welches mit Soda, Natrum und andern Erdsalzen geschwängert, den Magen angreift und Fieber erzeugt. Diese befördernd tritt dazu noch der schnelle und alltäglich vorkommende Wechsel

Digitized by Google

der Temperatur. Ferner hat man in diesen Ebenen meistentheils einen schlechten Wein, welcher dem Magen wenig zusagt, und doch muß der Fremde diesen unter das Wasser mischen, wenn ihm dasselbe nicht noch gefährlicher werden soll. Sind mehrere dem Weine ungünstige Jahrgänge auf einander gefolgt, so bekommt man nicht allein auf den gedachten Ebenen, sondern durch ganz Ungarn in den Dorfwirthshäusern ein Getränk, welches zu trinken man füglich für eine gelinde Züchtigung ansehen kann. So ist es denn natürlich, daß fremde Einwanderer von Krankheiten befallen werden, denen sie oft genug unterliegen. Die Fieber sind in den Ebenen Nieder-Ungarns auch so häufig, daß fast jeder Comitat sein Eigenthümliches hat.

Briefe aus Griechenland.

(Schluß.)

Von dem Kloster führt ein außerordentlich steiler, ermüdender Weg über starre Berge und an tiefen Abgründen zu dem Flecken (Κωμόπολις) St. Johann. Es zeigt sich keine Abwechselung, kein anmuthiges Thal öffnet sich, kahle Berge ragen von allen Seiten empor. Keine Quelle erquickte uns in der drückenden Hitze; kaum vermochten die armen Maulthiere uns weiter zu schleppen. Wir waren herzlich froh, endlich gegen Abend die zahlreichen Häuser von St. Johann auf der Höhe vor uns, und fleißig bebaute Abhänge ringsum zu sehen, stiegen frischeren Muthes empor, und trafen viele Einwohner auf dem Boden beisammen sitzend, im Gespräche über das willkührliche Verfahren des über die Zehnten gesetzten Beamten (es war nämlich die Zeit der Ernte). Bald waren wir mit ihnen bekannt, und man lud uns ein, in dem bestgebauten Hause, worin der Schullehrer wohnt, im obern Theile des Fleckens unser Quartier zu nehmen.

Die Lage ist sehr gesund; der frische Wind, der hier beständig weht, mildert die Hitze des Sommers. Wasser ist eben nicht im Ueberfluß vorhanden. Ein Brunnen, behaupten die Eingebornen, hat die Eigenthümlichkeit, daß, wer aus ihm trinkt, gewisse Hoffnung auf männliche Nachkommenschaft hegen darf. Er hätte demnach die entgegengesetzte Natur von der Quelle Salmakis in Karien, der man vor Alters die Kraft zu entmannen beilegte. Im Winter bezieht man die niedriger gelegenen Wohnungen, von denen oben die Rede war. Die Einfachheit der häuslichen Einrichtung mag den Umzug weniger beschwerlich machen, als man glauben könnte. Der Flecken hat unter Ibrahim, dessen Truppen alle Schluchten und Winkel dieser abgelegenen Reviere des Malévogebirges durchhauseten, zwar nicht so viel gelitten als andere, doch wurden die Kirchen durch Feuer zerstört. Auch liegt seit jener Zeit das Schulhaus, das durch die fromme Stiftung eines Kaufmanns in großem Umfang erbaut war, ganz in Ruinen.

Am andern Tage machten wir in Gesellschaft mehrerer Einwohner von St. Johann eine Lustpartie nach dem Dorfe Platanos, das südöstlich davon gelegen ist. Wir gingen zu Fuß. Der Weg war schlecht, die Gegend öde. Um so überraschender war der Anblick der mit Bäumen besetzten Höhe, an der Platanos erbaut ist. Nachdem wir auf einer Brücke über den klaren Bach im Thale gezangen waren, fanden wir viele Eingeborne, Junge und Alte, mit einem Priester unter einer Platane versammelt. Die guten Leute schienen uns zu erwarten, und reichten uns zum Willkomm duftende Nelken. In vermehrter Gesellschaft zogen wir ins Dorf, und stiegen, von rieselnden Quellen und üppigen Gräsern rings umgeben, zu einem alten Kloster hinan. Dort wurde ein ländliches Mahl veranstaltet und auf einer Terrasse eingenommen, wobei der Harzwein die natürliche Lebhaftigkeit der Schmauser erhöhte; Alles glänzte vor Heiterkeit. Bald kam es zum Tanze, und die eintönige Laute durfte nicht ruhen, bis der hereinbrechende Abend uns zur Rückkehr mahnte. Selbst beim Herabsteigen ging die Musik voran, und unten auf einem ebenen Platze, der Volksbelustigungen gewidmet schien, fing die Gesellschaft, gleichsam zum Abschiede, nochmals zu tanzen an. Jetzt konnten sich auch zwei Priester nicht mehr enthalten, am Reigen Theil zu nehmen, wobei sie mit ihrem fliegenden Talar eine seltsame Figur machten, welche den Zuschauern viel zu lachen gab. Unbeschadet ihres Ansehens mischen sich die Geistlichen unter das Volk, leben mit ihm, theilen seine Vergnügungen und seine Entbehrungen, sitzen zur Erholung mit ihm an Quellen, unter Bäumen, und stehen zur Arbeit hinter dem Pfluge; größtentheils so unwissend als das Volk (ich habe Bischöfe kennen gelernt, die selbst ihren Namen nicht zu schreiben wissen), sind sie eben so natürlich und frei; ich habe aus ihrem Munde Ausdrücke gehört, welche bei uns für unanständig gelten, die aber nicht die geringste Verwunderung bei den griechischen Hörern erregten.

Gern hätten wir von St. Johann aus noch einige andere Punkte des Tschakonerlandes, namentlich St. Peter und St. Andreas besucht; allein wegen der Feldarbeiten waren keine Maulthiere zu finden. Wir konnten also auch nicht nach Nauplia zurückkehren, und warteten bis zum folgenden Tage, der ein Sonntag war, wo wir über Hellenikon, von alten Ruinen so benannt, nach Astros herabritten. Unglücklicherweise war hier kein Fahrzeug, das uns nach Nauplia gebracht hätte, und wir hatten die Wahl, entweder am Meeresufer oder in einer Hütte zu übernachten. Wir zogen letzteres vor; aber ich schaudere, so oft ich an dieses Nachtlager denke, und an die Schwärme von Stechmücken, die ich bis dahin nur vom Hörensagen kannte, aber nun Ohren und Haut gar übel empfanden. Umsonst hatten wir uns durch fast bis zum Uebermaß genossenen Wein fühllos zu machen gesucht, und das sonst zur Abwehr geeignetste Mittel, die Bedeckung der den Stichen preisgegebenen Theile des Leibes, fand bei der furchtbaren Hitze in dem eingeschlossenen Raume keine Anwendung. Welche Natur wäre so eisern, daß sie hier in die Länge aushielte?

Am andern Morgen, da uns nur der weite Landweg längs der Küste übrig blieb, ritten wir zuerst durch eine öde, sandige Ebene, dann auf steilen und schmalen Pfaden hart am Meere in brennender Hitze. Pausanias kennt diesen schwierigen Weg unter dem Namen Anigraia. Nicht weit vom Ufer bemerkte

Digitized by Google

ich im Meere eine große, runde Fläche, an deren Rand sich das umgebende Wasser zu erheben, und doch nicht mit ihr zu vermischen schien. Ich erfuhr zu meiner Verwunderung, daß hier eine süße Quelle aufsprudele. Es ist ohne Zweifel dieselbe, welche bei Pausanias L. VIII. 7. erwähnt wird, deren Ursprung die Alten in dem unweit Mantineia sich verlierenden Bergwasser zu finden glaubten, und an die sich ein heiliger Gebrauch der Argiver knüpfte, indem diese hier dem Poseidon zu Ehren schöngezäumte Pferde versenkten. Bald darauf entdeckten wir ein Boot, das Sand lud, der nach Nauplia bestimmt war. Froh, den ermüdenden Weg zu Lande vermeiden zu können, ergriffen wir diese Gelegenheit. Bis der Wind günstig ward, entzogen wir uns den Sonnenstrahlen in einer aus Sand und Conchylien leichtgebildeten Grotte, und stillten unsern Hunger einigermaßen durch See-Igel, die uns die biedern Schiffer anboten. Gegen Abend stiegen wir am Fuße des Palamidi aus, da uns der heftige Wind nicht in den Hafen ließ.

Gemälde Rußlands.

Von dem bekannten russischen Schriftsteller Swignin soll mit nächstem ein Werk unter dem Titel: „Gemälde Rußlands und Lebensweise seiner verschiedenartigen Stämme," erscheinen mit 40 ausgezeichneten Stahlstichen. Die Eintheilung des Werkes soll nachstehende seyn: 1) Moskau mit den umliegenden Gouvernements. 2) Petersburg und seine Umgebungen. 3) Die Ostseeprovinzen. 4) Der Norden Rußlands. 5) Kiew und Kleinrußland. 6) Sibirien. 7) Krim und Kaukasus. 8) Gemeinsame Alterthümer. Diese geographisch und historisch sehr passende Abtheilung verspricht viel. Der Verfasser hat früher ein Journal: „Vaterländische Memoiren," herausgegeben, das allgemeinen Beifall fand, und aus welchem auch Vieles in fremde Zeitschriften, namentlich englische und amerikanische, überging, vorzüglich da es zu einer Zeit erschien, wo Rußland durch den Kampf gegen Frankreich die Augen mehr und mehr auf sich zog. (Nordische Biene vom 20 Julius (1 August) 1838.)

Chronik der Reisen.

Besuch der Mischmi-Berge in Assam.

(Fortsetzung.)

Ihr Ackerbau ist kümmerlich, reicht augenscheinlich nicht zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse hin, und wird auf eine sehr rohe Art betrieben. Die günstigsten Plätze sind besonders ausgesucht, z. B. an Abhängen der Berge oder an ebenen Plätzen, die an den Lohit gränzen. Der Boden besteht meist aus einer dünnen Decke von vegetabilischer Dammerde. Einige Ortschaften haben eine gute Art von Bergreis; was sie aber hauptsächlich bauen, ist Bodasa (elentine caracana), Gumdan (tea-woys) oder indianisches Korn, Khoni (daveæ sp.), und zwei oder drei geringere Kornarten. Die Dörfer, die an den niedern Anhöhen liegen, haben vortreffliche Yams und Atus von verschiedenen Arten. Mit Weizen, Gerste u. s. w. sind sie unbekannt; auch geben sie sich nicht damit ab, sich Kartoffeln zu verschaffen. Die Ertragefähigkeit des Landes bis zu dem Punkte, bis zu welchem ich dasselbe durchforscht habe, ist nicht groß, aber von da an zeigt schon ein bloßer Blick auf die Gegend entschieden, wie schnell von da an gegen Osten zu das Land sich verbessert.

Von Kani (Mohn) wird nur eine kleine Menge gebaut, jedoch mehr zum Verkauf an die Singpho's, obgleich viele der Eingebornen große Opiumesser sind. Sie bauen eine hinreichende Menge Baumwolle zur Bereitung ihrer eigenen Kleidung, doch scheint sie, der Qualität nach, sehr gering zu seyn. Tabak ist sehr gesucht; er scheint jedoch nicht regelmäßig gebaut zu werden. Beide Geschlechter, Jung und Alt, sind starke Raucher; ihre Pfeifen werden meist von den Singpho's verfertigt; die Aermern begnügen sich mit Pfeifen aus Bambusrohr.

Die Felderzeugnisse werden in kleinen Kornkammern gesammelt, in einiger Entfernung von ihren Häusern, und es ist, um Streitigkeiten zu verhindern, die Bestimmung getroffen, daß jedes Weib ihr eigenes Kornbehältniß hat. Ihre Brücken hat Wilcox gut beschrieben; der Uebergang bei Ghalum ist volle 70 Yards, und man braucht zwei bis dritthalb Minuten. Die gesuchtesten Waaren sind Salz, Wollenkleider, gedruckte Baumwollenzeuge und Glasperlen von verschiedener Farbe. Ob es Salz in ihrer eigenen Gränze gibt, wissen sie nicht; im Allgemeinen haben sie keines. Gelegentlich verschaffen sie sich Lamal'sches Steinsalz, das meist eine röthliche Farbe hat, weil es mit einer rothen, erdigen, etwas wohlriechenden Substanz vermengt ist. Dieß tauschen sie ein gegen selbstgemachte Kleider, und die drei Haupthandelsartikel, Mischmi-Tita, Bi und Geitheoon (Gertheana?), die für jetzt die einzigen Erzeugnisse von Werth sind, welche dieß Land hervorbringt.

Mit Lama treiben sie einen jährlichen Handel, der natürlich an der Gränze jedes Landes stattfindet. Hier ist der Haupthandelsartikel von Seite der Mischmi das Mischmi-Tita, und dafür erhalten sie die Dhaos, oder lange gerade Schwerter, von vortrefflichem Metall und oft von großer Länge; Kupfergeschirr, das stark, aber roh gearbeitet ist; Feuerstein und Stahl, oder vielmehr Stahl allein, der sehr schön und gut ist; warme wollene Kappen; grobe, theilweis gefärbte, weite, wollene Kleider; große Glasperlen, meist weiß oder blau; verschiedene Arten von Rindvieh, woran Lama Ueberfluß hat, und Salz. Ich weiß nicht, ob die Lama's Feuersteine mit dem Stahlzeug zum Feuerschlagen liefern; der Stein, der am häufigsten zu diesem Zweck von den Mischmi's gebraucht wird, ist ein nierenförmiger Stein vom Thumathaya, und obgleich er etwas zerbrechlich ist, so entspricht er doch seinem Zweck vollständig. Mit den Singpho's tauschen sie Elephantenzähne (in dem niedern Gebirge finden sich diese Thiere) gegen Sklaven, Dhaos und Büffel.

Mit den Khamptis treiben sie wenig Handel, obgleich ein Weg in das diesem Volk gehörende Land längs dem Ghalum Pani führt (Ghalum Thi nach Wilcox Karte); dieser Weg ist aber wegen der Höhe der zu übersteigenden Berge nur in den heißen Monaten gangbar.

Mit den Bewohnern der Ebene treiben sie einen jährlichen Handel, der nach einer zweijährigen Unterbrechung sich wieder erneuert hat; sie tauschen für Kleider Lamaschwerter, Speere, Mischmi-Tita, Bi, das sehr gesucht ist, und Gertheana, das die Eingebornen wegen seines eigenthümlichen und angenehmen Geruchs sehr lieben, Kleider, Salz, Glasperlen und Geld (das sie sehr hochzuschätzen anfangen) ein; haben sie eine gewisse Geldsumme beisammen, so kaufen sie dafür Büffel und anderes Rindvieh.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 239.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 August 1838.

Ein Herbstausflug in die toscanische Maremma.

Mein Reisegefährte hatte sich, wahrscheinlich durch den Namen Maremma verführt, immer vorgestellt, daß Volterra in einer Ebene liege und die scheußlichste Luft habe. Wie erstaunt war er deßhalb, als ich ihm bald hinter St. Gemignano die Stadt auf einem langhingestreckten Bergrücken zeigen konnte, der nur nach zwei Seiten sich abflacht. Das scheint mir das alte Enna (Castrogiovanni), ja Akrokorinth zu seyn, rief er freudig überrascht aus; der Himmel gäbe, daß wir aus dieser langweiligen Umgebung uns plötzlich dorthin auf jene Höhe versetzen könnten.

Wirklich war die Gegend um uns her auch nichts weniger als reizend. Thäler, Schluchten und Hügel lagerten sich in Menge herum, aber nicht nur ohne Bäume, ohne jenes frische, wiederkehrende Herbstgrün, sondern auch ohne Formen, ohne Linien waren sie. Uns beiden war dieß schon früher aufgefallen. Fast in ganz Toscana beschreiben die so zu sagen klumpigen, neben einander sich erhebenden Hügel eine schwere Curve, oft mehr als die Hälfte eines Cirkels, die nur in den Vorläufern der Appeninen, in der Felterona, bei Camaldoli und der Vernia und in einigen sanesischen Vedute in gefühltere Linien übergehen, und jene Perspective von versteinten Meereswellen erzeugen, die am Ciminus, in Calabrien und Sicilien die tägliche Augenweide des Reisenden zu seyn pflegen. Von solchen Formen war hier keine Spur; man glaubte sich Tagreisen von dem lachenden, fruchtbaren Arnothale entfernt, das wir doch erst vor fünf Stunden verlassen hatten, und in einen jener luogi orridi versetzt, welche italienische Poeten oft als Hintergrund der Hölle bezeichnet haben. Etwas freundlicher gestaltete sich Alles, als wir oben auf der Höhe angekommen waren; Castell Fiorentino und Certaldo, Boccaccio's Heimath, lagen uns rechts, in weiter Ferne freilich, aber von der Abendsonne beleuchtet, und durch die weißen Häuser kenntlich; das obere und untere Certaldo ließen sich deutlich unterscheiden. Der Weg war besser, die Landstraße belebter geworden; eine Anzahl salzbeladener Wagen bog den Weg rechts hinunter, welcher von Volterra ins Elsathal führt; zahllose, breitgeschwänzte Heerden zogen vom Apennin in die Maremma, um dort in dem mildern Winter dem Schnee und der Kälte ihrer Berge zu entgehen.

Einzelne Kirchen, hervorragende Thürme waren nun von Volterra sichtbar; es schien so nahe, daß man zu Fuß in weniger als anderthalb Stunden hinauf gekommen wäre. Die Chaussee läuft aber zuerst noch lange auf der Höhe des Berges fort und zieht sich dann in den empörendsten Wendungen hin. Ein Hügel, den man noch zu passiren hat, und den man füglicher einen Berg heißen könnte, benahm uns nun die Aussicht von Volterra, dafür aber sahen wir zur Entschädigung, wie links die Dampfsäulen der Borarquellen von Monteceerboli emporstiegen, und hinter ihnen am Horizont die Berge von Monterotondo in wirklich malerischen Formen sich erheben.

Wir hatten, obwohl es erst Anfang Octobers war, während unsers kurzen Aufenthalts in Volterra von Wind und Kälte so arg zu leiden, daß es uns fast ein Räthsel schien, wie auf solcher Höhe schlechte Luft seyn, oder gewesen seyn könne. Die Stadt liegt, allen Winden preisgegeben, auf einer fast ebenen Fläche, und hat ein so vortreffliches Pflaster von Quadern, daß Reinlichkeit von selber sich einstellt. Die Hauptstraßen sind weit und lassen reinigende Luft auf allen Seiten durch; die Wohnungen sind solid, meistens aus dem dunkelgrauen Stein gebaut, den man in vielen Städten Umbriens wieder findet. Die Farbe dieses Materials, das auch bei den meisten öffentlichen Bauten gebraucht ist, gibt dem Ganzen ein etwas finsteres Ansehen, zumal da Alles, was durch Charakter und Styl in ihnen bedeutend gemacht und verschönert seyn mochte, mit einem großen Anschein von moderner Consequenz ausgemerzt und verbaut ward. Der Palazzo dei Signori ist fast das einzige Gebäude, dem man noch seine gothischen Fenster gelassen hat. Es zeigt in seinen drei hohen Stockwerken den Charakter des italienischen Mittelalters, das seinen Magistratspersonen durch festungsartige Wohnungen Unabhängigkeit und Ruhe für ihre Berathungen schaffen wollte. Obwohl Monumente der Art, Kunst überhaupt, nicht eigentlich das war, was wir auf dieser Reise uns vorgesetzt hatten, so versäumten wir doch nicht das Museum zu besuchen, das in den genannten Palast verlegt ist. In neun Zimmern faßt es 410 etruskische Urnen, von denen bei weitem

Digitized by Google

die Mehrzahl in Alabaſter, oder einem verwandten Stein, ganz wenige in Terracotta und noch wenigere in Marmor ſind. Die Vorſtellungen ſind dieſelben, welche man auf andern etruskiſchen Werken, namentlich in Chiuſi ſieht; die gleichen Proportionen, der große Kopf und das vom Knie an ſtets zu kurz genommene Bein, kehren wieder. Ulyſſes und die Sirene, Raub der Proſerpina durch Pluto, Entführung der Helena durch Paris, das ſich gegenſeitig mordende Kämpferpaar, ein Triumph, eine Beerdigung, Todtenmahle wiederholen ſich in mehrern Exemplaren. Die Inſchriften ſtehen hier alle am Rand des Deckels, nur eine einzige am Rand des Sarkophags, mit Ausnahme von 12, die lateiniſche Lettern haben, alle in unverſtändlichem Etruskiſch. Das Relief ſelbſt ſchien uns nichts weniger als ſchön behandelt; die Figuren ſpringen auf ſo kleinem Raum ſo ſehr hervor, tragen ſo willkürlich durchſchnittene Gewänder, daß wir nur an römiſchen Einfluß denken konnten. Von dem ganz niedrigen Relief, das in Chiuſi die frühere Zeit charakteriſirt, ſahen wir nur ein einziges Beiſpiel, eine große, vielleicht bachiſche Figur. Im Ganzen ließen ſie uns den Eindruck einer mehr oder minder rohen Kunſtperiode zurück, die uns ſchon deßwegen weniger befriedigte, weil ſich mit der Ausnahme von einigen Terracotten nirgends eine Spur von Farben zu erkennen gab. Hier in Volterra hält man ſonſt die allgemeinern Vorſtellungen, als Abſchied, Trennung, Feſte u. ſ. w. für älter, als die hiſtoriſchen. Im Styl iſt dieß ſicher nicht zu erkennen.

(Fortſetzung folgt.)

Die fremden Colonien in Rußland.

Seit Peter dem Großen hat die ruſſiſche Regierung fremde Coloniſten in das Reich berufen, theils um die weiten Räume zu bevölkern, theils um durch ihre beſſere Kenntniſſe des Ackerbaues den vorhandenen Bewohnern mit gutem Beiſpiel voranzugehen. Dieſe Colonien haben zum Theil eine nicht geringe Wichtigkeit erlangt, und es iſt vielleicht dem Leſer des Auslandes nicht unangenehm, genaue Nachrichten über dieſelben zu erhalten, da Hr. Schmalz in ſeiner Reiſe (ſ. Ausland Nr. 38 bis 49 v. d. J.) ihnen doch nur ziemlich flüchtige Bemerkungen gewidmet hat. Das ruſſiſche Journal des Miniſteriums vom April d. J. gibt unter dem Titel: „ſtatiſtiſche Nachrichten über die fremden Colonien in Rußland" eine Menge der genaueſten Mittheilungen, die wir jedoch größtentheils weglaſſen müſſen, da die namentliche Aufführung der einzelnen Colonien, ſo wie die ſtatiſtiſchen Tabellen für die Mehrzahl der Leſer durchaus kein Intereſſe haben können. Wir beſchränken uns darum auf nachfolgende Angaben.

Die Colonien finden ſich in den Gouvernements Petersburg, Liefland, Tſchernigow, Woroneſh, Saratow, Jekaterinoslaw, Cherſon, Tauris, in der Provinz Beſſarabien und in Georgien.

Im Gouvernement St. Petersburg finden ſich deren 13, in Liefland 1, in Tſchernigow 2, in Woroneſh 1, im G. Saratow 102 (in zehn Kreiſen vertheilt); gegen Weſten ſodann iſt das erſte Gouvernement, wo man wieder Colonien trifft, Jekaterinoslaw, wo man in den Kreiſen Chortiz, Joſephsthal und Mariupol 47 findet, im letztern allein 26. Die Coloniſten des G. Cherſon zerfallen in drei Abtheilungen, die bulgariſchen, deutſchen und hebräiſchen Anſiedler; die erſten nehmen 7, die zweiten 39, die dritten 9 Colonien ein. Im G. Tauris liegen 37 Colonien, den Namen nach wohl lauter deutſche, und es findet ſich darunter ein Naſſau, Durlach, Karlsruhe, Neuſtuttgart u. ſ. w. Die beſſarabiſchen Colonien zerfallen in zwei Abtheilungen, bulgariſche und deutſche, zu welchen letztern auch die Schweizer Colonie Schadi gerechnet werden muß, welche 6 Werſte von Akkermann am Liman des Dnieſtr liegt. Die Zahl der bulgariſchen beträgt 82, die der deutſchen, welche ſämmtlich in den Steppen des akkermaniſchen Kreiſes liegen, 22, die Geſammtzahl alſo, die der Schweizer Colonie mit eingeſchloſſen, 105. Um die Aufzählung ſämmtlicher fremden Colonien im ruſſiſchen Reich zu vollenden, braucht man nur noch die georgiſchen anzuführen, deren man 7 zählt; ſie ſind ſämmtlich deutſche. Die Geſammtzahl der Colonien in ſämmtlichen Gouvernements iſt demnach 317, die mit Ausnahme der unbedeutenden Colonie in Liefland ein Areal von 2,261,717 Deſſätinen haben, wovon etwa ein Viertheil nicht anbaufähig iſt. Die meiſten Colonien liegen in den Gouvernements Saratow, Cherſon, Tauris und Beſſarabien; das Areal der Colonien im erſten Gouvernement beträgt 887,366 Deſſätinen, wovon die Hälfte ungefähr theils von Häuſern eingenommen, theils ſonſt nicht nutzbar iſt; in Cherſon iſt das Areal 292,069 Deſſätinen mit nur 8,708 D. nicht nutzbaren Landes; im G. Tauris iſt das Areal 116,566 D., worunter 13,811 nicht nutzbaren Landes; in Beſſarabien ſind von 718,749 D. nur 68,035 nicht nutzbar. Von dem nutzbaren Lande werden etwa 21,500 D. als Gärten, 850,000 als Viehweide, 450,000 als Ackerland, 200,000 als Wieſen benutzt, und 52,000 ſind mit Wald bewachſen. Weit das meiſte Ackerland hat Beſſarabien, nämlich zwei Drittheile des nutzbaren Landes, dann folgt Cherſon mit mehr als einem Drittheil. Saratow hat nur ein Zehntel ſeines nutzbaren und nur ein Zwanzigſtel ſeines Areals überhaupt als Ackerland angelegt; dagegen ſind mehr als drei Viertheile zu Weiden und Wieſen benützt, und drei Viertheile des Waldes hat dieß Gouvernement allein.

Die Volkszahl ſämmtlicher Colonien beträgt 296,382 Seelen, wovon 165,459 männlichen und 130,923 weiblichen Geſchlechts; dieſe ganze Maſſe bildet 37,271 Familien, in runder Zahl alſo kommen acht Menſchen auf die Familie. Die Zahl der arbeitsfähigen Menſchen beiderlei Geſchlechts rechnet man auf 134,728, d. h. faſt auf die Hälfte der ganzen Bevölkerung; bei Vergleichung der Zahl der Arbeitenden mit der Zahl der Familien kommen auf jede Familie drei Arbeiter; Leute, die nicht zur Arbeit taugen, die kein Land beſitzen, keine Hauswirthſchaft haben und keine Familie bilden, zählt man 18,372; davon kommen auf Cherſon 6600, auf Tauris 6000. Vergleicht man die Seelenzahl mit der Ausdehnung des Bodens, ſo kommen auf die Seele 9, auf die Familie 71 Deſſätinen. Dieſe Bevölkerung vertheilt ſich folgendermaßen:

Digitized by Google

Gouvernemet s.	Männer.	Weiber.	Gesammtzahl.	Familien.
St. Petersburg	1590	1528	3118	525
Tschernigow	170	178	348	65
Woronesch	559	519	1078	124
Saratow	60,082	57,798	117,880	12 466
Jekaterinoslaw	6614	6470	13.084	1805
Cherson	20,506	19,408	39,914	5945
Tauris	11.552	10.571	21,925	3611
Beſſarabien	65.411	35,309	96,720	12,221
Georgien	1175	1142	2317	516

Aus dieſer Tabelle geht hervor, daß allenthalben ſo ziemlich auf Einen Mann auch eine Frau kommt, nur in der Provinz Beſſarabien findet ſich die Ausnahme, daß die Männer faſt doppelt ſo zahlreich ſind, als die Weiber. Obgleich im Allgemeinen genommen auf jede Familie acht Menſchen kommen, ſo iſt doch dieß keineswegs allenthalben derſelbe Fall: im Gouvernement St. Petersburg kommen 5 Perſonen auf die Familie, in Saratow 9 und in Georgien 4.

Im J. 1795 wurde, zum erſtenmal nach der Gründung der Colonien, im Gouvernement Saratow die Bevölkerung derſelben genau bekannt: ſie belief ſich auf 11,000 Seelen männlichen Geſchlechts; im J. 1826 war ſie auf 30,223 S. angewachſen, hatte ſich alſo im Laufe von 21 Jahren faſt verdreifacht; im J. 1837, alſo wieder in einem Zeitraum von 21 Jahren, war ſie auf 60,082 S. im Gouvernement geſtiegen, d. h. ſie hatte ſich verdoppelt. Dieſe reißende Vermehrung der Volkszahl ſcheint ſehr natürlich, wenn man weiß, daß im Durchſchnitt in den letzten zehn Jahren jährlich 5372 Menſchen geboren wurden und 2361 ſtarben; die Zahl der Geburten überſtieg demnach die Zahl der Geſtorbenen um 3011, betrug alſo mehr als das Doppelte. In den bulgariſchen Colonien ſtarben im J. 1836 1229 und es wurden geboren 2930. Die Vermehrung der Bevölkerung betrug demnach 1701 S.; Ehen wurden geſchloſſen 512, und eingewandert ſind 113 Menſchen in 25 Familien. In den Colonien von Jekaterinoslaw ſtarben 243 S. und geboren wurden 689, folglich wurden faſt viermal ſo viel geboren, als geſtorben ſind; aus fremden Ländern kamen 39 Seelen und 89 Paare wurden getraut. In den Colonien von Cherſon wurden im J. 1836 1506 Kinder geboren und 860 Menſchen ſtarben, folglich 700 weniger als geboren wurden: Paare wurden getraut 256. Hiemit ſchließen wir die Bemerkungen über die Volkszahl in den Colonien, obwohl noch Einiges aus dem Bericht des Civilgouverneurs von Georgien über die Bevölkerung der dortigen Colonien zu entnehmen wäre. Da aber dieſe erſt im J. 1817 gegründet wurden, durch epidemiſche Krankheiten, Einfälle der Bergſtämme und der Perſer, ſo wie durch mehrjährige, völlige Mißernte litten, ſo konnte nicht nur die Bevölkerung keine Fortſchritte machen, ſondern mußte rückwärts ſchreiten, was auch wirklich der Fall war. Jetzt aber, wo der Friede in jenem von Natur reichen Lande begründet iſt, und die Colonien anfangen, ſich zu heben, wird ohne Zweifel die Bevölkerung der georgiſchen Colonien ſich ſchnell heben, und die Regierung für die Ausgaben entſchädigen, welche ſie wegen der Entfernung des Vaterlandes dieſer Anſiedler (das K. Würtemberg) aufwenden mußte.

Wir haben oben geſehen, daß von allen, den Coloniſten zugewieſenen Ländereien 450,000 Deſſätinen Ackerland ſind. In den Colonien des Gouvernements Saratow wurden nach einem 20jährigen Durchſchnitt 236,000 Tſch. Weizen, 100,000 Tſch. Roggen, 150,000 Tſch. Hafer, 45,000 Tſch. Gerſte und 93,000 Tſch. Kartoffeln geerntet; der Ertrag war in der Regel 4- bis 5fach. Die Bearbeitung des Bodens geſchieht mit mecklenburgiſchen Pflügen, mit denen man viel leichter denſelben Zweck erreicht, als mit den ruſſiſchen, wie man auch ſchon daraus abnehmen kann, daß der größte Theil der benachbarten Gutsbeſitzer dieſe Pflüge bei ſich eingeführt hat. Die Zahl der Pflüge beträgt 18,876, ſo daß der größte Theil der Landwirthe zwei Pflüge hat. Zur Bearbeitung der Felder auf der Wieſenſeite der Wolga werden ſtets Pferde verwendet, auf der Bergſeite aber, wo der Boden ſchwerer iſt, gewöhnlich Ochſen genommen.

In den Colonien von Jekaterinoslaw blüht der Landbau hauptſächlich bei den Mennoniten im Kreiſe Chortiz. Anfangs begingen ſie einen agronomiſchen Irrthum, indem ſie den Boden, der außerdem ſchon fruchtbar genug war, mit Miſt düngten; ſie lernten aber bald aus eigner Erfahrung, daß die Fruchtbarkeit des Bodens ein Maaß hat, entſagten dieſem falſchen Mittel, dieſelbe zu vermehren, und ahmen jetzt das Verfahren der Kleinruſſen nach. Eine gewöhnliche Ernte gibt das Vierfache, doch gewinnt man nicht ſelten das Sechsfache, ja das Neunfache. Die Colonien haben Ueberfluß an Getreide, und behalten nach Abzug ihres Verbrauchs noch mehr als eine Million Tſchetwert zur Ausſaat und zum Verkauf übrig.

Gartenfrüchte werden ziemlich viele gezogen,*) auch gewinnt der Tabaksbau einen bedeutenden Aufſchwung, der von holländiſchen Coloniſten im Gouv. Saratow begonnen wurde, und in den letzten zehn Jahren jährlich mehr als 200,000 Pud Tabak lieferte. Der Weinbau will nicht gedeihen, und man kann ſagen, daß ſich die Coloniſten ſo gut wie gar nicht damit beſchäftigen. Auch ſcheint gar keine Hoffnung vorhanden, daß je dieſer Zweig der Gartenzucht ſich mehr ausdehne; die Coloniſten behaupten, daß die früden Fröſte das völlige Reifen der Trauben hindere. Nur in Beſſarabien, in den bulgariſchen Colonien, nahe am Pruth, blüht der Weinbau und iſt auch gewinnreich.

*) Man ſchätzt die Zahl der fruchttragenden Bäume im Gouvernement Saratow auf 115.000. Sie geben ſich mit der Baumzucht vielfach ab, und dieſe ſo wie der Tabak gewährt ihnen ungemeine Vortheile. Ueberhaupt können die Coloniſten im Gouv. Saratow wie in der Bearbeitung der Felder, ſo namentlich in der Erzeugung nützlicher Pflanzen allen andern zum Muſter dienen.

Die Bibliothek Doria-Panfili.

Die Familie Doria-Panfili beſitzt zu Rom ein geiſtliches Seminar, das vom Papſt Innocenz X (geſtorben 1676) gegründet wurde. Fürſt Aldobrandini hatte demſelben eine reiche Urkundenſammlung hinterlaſſen, die ſich namentlich auf die Regierungszeit Papſt Clemens VIII bezogen. Da ſie manche Staatsgeheimniſſe enthielten, verſchloß man dieſe Sammlung in einen Saal des Seminars, der ſeit mehreren Jahren nicht

Digitized by Google

geöffnet wurde. Kürzlich entdeckte man zufälligerweise bei einem Charcutier (pizzicagnolo) ein Bruchstück eines Briefes Clemens VIII an seinen Nuntius in Spanien. Auf Befragen erwiederte er, er habe eine große Masse ähnlicher Papiere von dem Koch des Seminars Panfili und vom Sacristan der Kirche St. Agnes gekauft. Graf Doria-Panfili ließ sogleich den geheimen Saal öffnen, und fand zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß 28 Kästen ausgeleert waren. Der Koch und der Sacristan wurden verhaftet, und gestanden, daß sie seit drei Jahren mit Hülfe nachgemachter Schlüssel in den Saal gedrungen seyen und Manuscripte verkauft hätten. Auf diese Entdeckung wurde sogleich Professor Sarti beauftragt, Nachsuchungen anzustellen, und bis jetzt hat man wiederum wenigstens so viele Manuscripte aufgefunden, um zwei von den geleerten Kästen anzufüllen.

Chronik der Reisen.

Besuch der Mischmi-Berge in Assam.

(Fortsetzung.)

Was ihre politischen Verhältnisse betrifft, so sind sie alle — wenigstens die an unserer Gränze — thätige Helfer des Dupha Gam, *) den sie durch Errichtung von Verpallisadirungen sehr wirksam unterstützen; Kriegsdienste haben sie abgelehnt. Früher hatte der Radscha von Assam eine ausschließliche Aufsicht über sie, und zwar allein, wie es scheint, dadurch, daß er den einflußreichsten Häuptlingen das unbedeutende Geschenk von einem oder zwei Büffeln machte. Der Verkehr mit unserer Regierung war, wie schon gesagt, in den letzten zwei Jahren gänzlich unterbrochen; jetzt aber scheinen sie geneigt, den Behörden in Assam alle schuldige Achtung zu erweisen. Zu dem doppelten Zweck, sie von einer wirksamen Unterstützung des Dupha Gam abzubringen und dem Sklavenhandel Hindernisse in den Weg zu legen, wäre es augenscheinlich von Wichtigkeit, sie als Freunde an uns zu fesseln, und dieß wird wohl am besten damit geschehen, wenn man das zu den Zeiten der Radschas dieses Theils von Assam befolgte Verfahren erneuert, und in dieser Hinsicht möchte ich bitten, die Aufmerksamkeit auf Ghalum, Khasha und Primsong zu richten: von diesen besitzt vielleicht Khasha den größten Einfluß, aber er altert und wird unthätig. Dasselbe kann man von seinem jüngern Bruder, Ghalum, sagen. Der thätigste, ehrgeizigste und unternehmendste Mann ist ohne Zweifel Primsong, der noch jung ist, und da es in die Augen fällt, daß er nach der höchsten Gewalt unter den Gams trachtet, so werden Gunstbezeugungen ihn zu einem beständigen Freunde machen. Er ist der einzige Häuptling, von dem ich sah, daß er die Gewohnheit hat, nach Lama zu gehen. Durch Materialien, die er lieferte, war Capitän Wilcox in den Stand gesetzt, den Theil seiner Karte, der sich auf den Lauf des Lohit bezieht, zu entwerfen, und durch ihn allein können wir hoffen, mit dem Lande der Lamas bekannt zu werden. Er übertrifft in der That alle andern an Talent und Kenntnissen, und als einen Beweis seiner Thätigkeit führe ich an, daß er gerade von dem Gebiete Hukam zurückgekehrt war, wo er den Capitän Hannay sah, und wohin er ohne Zweifel dem Dupha Gam gefolgt war. So lange noch die Mischmis in einem Zusammenhange stehen mit den Singphos, so lange ist noch ein Weg offen, auf dem sie Sklaven bei den Singphos anbringen können, ein Volk, auf das man sich durchaus nicht verlassen kann. Zu der Zeit meines Besuchs in Khasha sah ich einen Sklaven, der wirklich von den in unserem Gebiete wohnenden Singphos während der letzten sechs Monate gekauft worden war. Mit den Dibong Mischmis führen sie von jeher einen Vertilgungskrieg. Letztern Stamm fürchten die Mughus und Digarus ungemein; seine Einbrüche waren Ursache, daß die vorhin genannten Stämme ihre Wohnsitze auf den Digaru-Gebirgen verließen, und man hat mir erzählt, daß gegenwärtig nicht Einer mehr sich westlich vom Tibding aufhalte. Mit den Lamas haben sie gegenwärtig gebrochen, und man müßte ihnen Schutz gegen die Einbrüche beider Völker versprechen, ein Schutz, der sich hauptsächlich darauf beschränken würde, ihnen alle Musqueten und die nöthige Munition zu leihen. Ihre Nachbarschaft mit den Lama's ist es namentlich, was das Land der Mischmis, als den tauglichsten Weg, der in dieser Richtung zu dem genannten Lande führt, der Aufmerksamkeit so würdig macht. Aus allen Berichten erhellt, daß die Lamas ein viel höherstehendes Volk sind, und sehr den Chinesen gleichen. Es wäre darum sehr wünschenswerth, einen Handelsverkehr zwischen Ober-Assam und Lama zu eröffnen, und ich sehe kein unübersteigliches Hinderniß dagegen. Die Hauptsache, auf die man zuerst losgehen muß, ist der persönliche Verkehr mit diesen Völkern, und ich habe alle Gründe zu glauben, durch den Einfluß und mit Hülfe Primsongs, der mit ihnen bekannt ist, im Stande zu seyn, jenen Plan auszuführen. Primsong hat für den Fall, daß die andern Häuptlinge nicht einstimmen, zugesagt, die ganze Verantwortlichkeit auf sich selbst zu nehmen, und da der Weg, auf dem er mich mitzunehmen versprach, über die Gränze des Himalaya führt und in einiger Entfernung von der südlichen Spitze des Thales endigt, in welchem die Einwohner dieses Theils von Lama hausen, so könnte er ganz unabhängig von ihnen handeln, zumal da auch alle die Meyhu-Häuptlinge, von denen der Hauptwiderstand erwartet werden muß, längs dem Lohit, westwärts von der Vereinigung mit dem Ghalum Pani, wohnen. Hat man einmal Zutritt zu dem Thale, so kann man längs den Ufern des Lohit zurückkehren, und so unsere Kenntniß von diesem durch neue Materialien bereichern. So wie ich die Mischmis kenne, habe ich das Vertrauen, daß schon eine ganz geringe Sorgfalt auch vor jedem Verrath schützen würde. Offene Feindseligkeiten würden sie nie wagen, und da man über keinen irgend bedeutenden Fluß zu setzen hat, so würden wohl keine Angriffe gewagt werden, wie gegen Capitän Wilcox's Zug die Meyhus, als er sich getheilt hatte, im Sinne gehabt zu haben scheinen. Die schnelle Umkehr dieses Officiers hat keine guten Folgen gehabt, indem die Furcht, welche die Digaru's vor den Meyhus haben, noch vergrößert wurde.

Hinsichtlich des Versuchs, den ich machen will, bemerke ich nur, daß bereits 60 Körbe mit Reis in den Gebirgen stehen, und es bedarf nur meines Befehls, um sie nach den Dörfern von Khasha, Ghalum und Primsong fortzuschaffen. So ist ein großes Hinderniß aller solchen Gebirgsexpeditionen bereits beseitigt. Primsong hat sich anheischig gemacht, mich mit Leuten zum Transport meines Gepäckes und der nothwendigsten Geschenke zu versehen. So wird meine Reise schnell vorwärts gehen, ohne viel Aufenthalt erwarten zu müssen, der nur von Krankheit und Trägheit der Kulis herrühren könnte. Das einzige, was eigentlich meine Fortschritte hemmen könnte, wäre Krankheit, ist aber einmal Primsongs Bezirk erreicht, so ist für die Gesundheit nichts mehr zu fürchten. Wegen der Höhe der zu übersteigenden Gebirge kann die Reise nur während der Regenzeit gemacht werden. Nach Primsongs Beschreibung sind die Lamas den Chinesen ähnlich, deren eigenthümliche Art, das Haar zu tragen, sie angenommen haben; das Land ist sehr bevölkert, die Häuser gut gebaut, und das Volk wohl versehen mit Getreide. Die Hauptwaare besteht in Reis. Sie sind von breiter Statur, gut gekleidet, tragen chinesische Hosen und Schuhe, und brauchen Pferde, von denen sie drei Racen besitzen, als Lastthiere. Sie besitzen sieben Arten von Rindvieh. Sie machen geistige Getränke, und ihre zahlreichen Manufacturen sollen sehr hoch stehen. (Schluß folgt.)

*) Welcher seit mehrern Jahren die englischen Gränzen beunruhigt.

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 240.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 August 1838.

Briefe aus Ungarn.

Neunter Brief.

Gyöngyös (Djöndjösch). Vom Zuge der Meneschr Hügelreihen, welche mit den goldreichen Gebirgen, die das Banat gegen Osten von Siebenbürgen scheiden, zusammenhängen, mache ich einen weiten Sprung ans Matra-Gebirge, welches einen Theil der Karpathen ausmacht und eigentlich mitten im ebenen Lande gleich dem Zobten in Schlesien, aufsteigt. In seiner Umwallung liegt unter Anderm auch das weinreiche Erlau, dessen rother Rebensaft, wo man bei seiner Gewinnung Sorgfalt und Fleiß nicht scheut, kühn mit vielen vorzüglichen französischen Sorten wetteifern kann.

Von Pesth aus fährt man über Gödöllö, dem Fürsten Krasalkowics gehörig, nach diesem Gebirge hin. Gleich nachdem man die letzten Häuser der Vorstadt verlassen hat, kommt man in eine Sandsteppe, wie sie die Mark Brandenburg nur immer bieten mag. Man arbeitet sich mühsam durch, hat zwar eine gebaut seyn sollende Straße, muß aber den Rossen wacker zusprechen, wenn man rasch von der Stelle kommen will. So wie aber Gödöllö mit seiner Umgebung in den Gesichtskreis tritt, gewinnt Alles alsbald ein anderes Ansehen. Ueppig grünende Eichenwälder umgeben den schönen Ort, in welchem ein antik — etwas barok — gebautes Schloß thront. Freundliche Partien laden dahin und dorthin zu Spaziergängen ein, welche auch, besonders des Sonntags, häufig gemacht werden, indem es selbst den Einwohnern von Pesth nicht zu weit ist, Lustfahrten hieher — auf eine Entfernung von vier Meilen, zu machen.

Kommt man noch eine kleine Station weiter, so ist man in Aszod, dem Sitze der freiherrlich von Podmaniczkyschen Familie. In einem sehr lieblichen Bilde liegt die Gegend vor dem Beschauer, der von Süden her kommt. Hier träumt man sich in die schönsten und bevölkertsten Gegenden Deutschlands: denn es reiht sich eine Ortschaft an die andere, welche hier aber nicht, wie in den Ebenen Niederungarns übermäßig groß und bevölkert, sondern mehr klein sind und selten über ein Paar tausend Einwohner enthalten.

Immer näher rückt man der Matra, welche, obgleich der Eintheilung nach einen Haupttheil der Karpathen ausmachend, dennoch keine sehr ausgedehnte Bergkette ist, und deren höchste Gipfel nicht über 2000 Fuß über dem schwarzen Meere erhaben sind. Dieses Mittelgebirge hat einen überaus gemüthlichen Charakter, indem sein Fuß nach Osten, Süden und Westen mit Weingebirgen umkränzt ist. Hier wachsen, nächst dem Willaner die edelsten Rothweine Ungarns. Vorzugsweise berühmt ist der Visontaer, ein Traubenblut, welches eben so geistig als lieblich ist. An einer kalkhaltigen, nach Süden abhängigen Bergleine liegt Visata, und über ihm seine Weinberge. Ein Kelterhaus der Grundherrschaft ist als ein recht eigentliches Belvedere zu betrachten: denn von ihm aus überschaut man die reizende Gegend bis tief hinab in die Ebene.

Gyöngyös ist eine kleine, ziemlich belebte Landstadt, die aber, da sie nicht die Gerechtsame einer königlichen Freistadt genießt, nur als ein Marktflecken in der Statistik von Ungarn gilt. Die durch sie von Pesth nach Erlau und von da weiter nach den bevölkerten Comitaten an den Karpathen hin führende Straße ist eine der befahrensten im ganzen Lande, was man ganz besonders zur Zeit der Pesther Märkte inne wird. Bei regnichter Witterung und im Frühjahre beim Austhauen ist sie jedoch, wie fast alle übrigen ungarischen Straßen der Niederungen höchst beschwerlich zu befahren, indem sie an vielen Stellen grundlos wird. Es ist schon einmal in öffentlichen Blättern darüber geschrieben worden, als sey es im Werke, sie chausseemäßig zu bauen, und als habe der Erzbischof von Erlau sich erboten, dieß zu einem nahmhaften Theile auf seine Kosten zu thun, aber die Sache ist noch lange nicht so weit, und nur von Seiten der betreffenden Comitate kann ernstlich an ein dergleichen Werk gegangen werden.

Es dürfte für das Ausland vielleicht nicht ohne Interesse seyn, bei dieser Gelegenheit ein Paar Worte über die Verwaltung der Landespolizei in Ungarn, wozu die Landstraßen unmittelbar gehören, zu sagen.

Die obersten Gerichts- und Polizeibehörden sind die Comitatsverwaltungen. An der Spitze derselben steht der Obergespann, dessen Autorität und Würde groß und ausgedehnt sind.

Digitized by Google

Da dieß ein mit nicht unbedeutenden Kosten verknüpfter Ehrenposten ist, so können ihn nur Magnaten und reiche Cavaliere übernehmen. Aber eben deßhalb findet auch in der Verwaltung desselben eine völlige Unabhängigkeit, so wie Unparteilichkeit und Unbestechlichkeit statt. In manchen Comitaten ist diese Würde für gewisse Familien erblich. Nächst dem Obergespann sind zwei Vicegespann, denen eigentlich die Ausübung der obern Polizeigewalt im Comitat obliegt. Ihnen sind wiederum noch eine Menge von Beamteten, als Fiscale, Notare, Ober- und Unter-Stuhlrichter u. dgl. untergeordnet. Diese sämmtliche, aus so vielen Mitgliedern zusammengesetzte Behörde ist jedoch nicht souverän, sondern durch die Stände des Comitats beschränkt, und es müssen alle wesentlichen Angelegenheiten in demselben erst durch einen Congregationsbeschluß sanctionirt werden. Dieß ist auch namentlich mit dem Baue von Landstraßen der Fall, und es kommt daher oft genug vor, daß durch den Einspruch einzelner Stände Hindernisse in den Weg gelegt werden, deren Beseitigung mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden ist. Hiezu kommt denn noch der Umstand, daß in vielen Gegenden Ungarns es so sehr an dem benöthigten tauglichen Material fehlt, daß es fast zu den Unmöglichkeiten gehört, auf weite Strecken Straßen zu bauen. Da man sich nun im Laufe der Zeit an die überaus schlechten Wege gewöhnt hat, und man sich mit dem beruhigenden Motto tröstet, daß man ja noch immer fortgekommen ist, und daß Handel und Verkehr bestanden haben, so ist man mit der Anlage und dem Baue neuer Straßen nicht allzu pressirt, und bleibt mitunter im ruhigen Gange. Am schlimmsten aber steht es mit den Brücken, und es ist keine ängstliche Uebertreibung, wenn ich sage, es seyen nicht wenige derselben lebensgefährlich. Jedoch trotz dem, daß solche noch häufig genug vorkommen, so werden sie doch allmählich durch bessere ersetzt, und die raschen Fortschritte, welche Ungarn in jeder Hinsicht macht, werden sich auch auf die Landstraßen erstrecken.

Wenn ich im nächsten Jahre meine Reisen in andere Gegenden Ungarns richten werde, dann werde ich auch diese Briefe weiter fortsetzen, vorausgesetzt, daß das Publicum Interesse daran nimmt.

Ein Herbstausflug in die toscanische Maremma.

(Fortsetzung.)

Die eröffneten Gräber selbst, denen diese Urnen entnommen sind, ähneln denen, die man in Chiusi und Corneto sieht; nur die Verschiedenheit des Materials dürfte an diesen Monumenten Modificationen bewirkt haben. Sie werden von ihren einzelnen Besitzern verschlossen gehalten, und liegen unterhalb der Stadt in größerer oder geringerer Entfernung in den Balze, wie man die trockenen, öden Kreidethäler benennt, welche die Stadt auf drei Seiten umgeben, und die Oberfläche ganz so theilen und zerreißen, wie man es in Umbrien namentlich bei Città delle Pieve wahrnimmt. Auf der Westseite allein wird der Blick durch die Aussicht aufs Meer, in welchem Corsica der Länge nach sich hinstreckt, durch die im Thal sich hinschlängelnde Cecina, durch eine Reihe hinter einander sich abflächender Gebirgslinien, und durch die unaufhörlich dampfenden Borarquellen von Monte Cerboli überrascht, und stets aufs neue gefesselt. Am Abend des zweiten Tages legte sich dann endlich der lästige Wind, wir fingen wieder an unsers Daseyns eigentlich froh zu werden, und in Volterra uns unter seiner Bevölkerung etwas umzusehen. Wie es auch um das Ungethüm, das man in Italien „böse Luft" heißt, stehen möge; gewiß ist, daß die Bevölkerung zunimmt und im Ganzen ein gesundes Ansehen hat. Während der fürchterlichen Pest (1630,[1633]) starb Volterra fast aus; gleich nach der Hälfte des vorigen Jahrhunderts zählte es schon wieder 4000, jetzt fast 6000 Seelen. Jenen gelben Köpfen und aufgeschwollenen Bäuchen, die in den pontinischen Sümpfen und in den lombardischen Reisebenen das wahre Gepräge des Todes an sich tragen, begegnet man hier nirgends. Die Frauen kleiden sich sehr reinlich, und bewahren wenigstens noch einen Rest von Eigenthümlichkeit in der Taftkappe, welche sie vorne mit einem fächerartigen Aufsatz versehen. Die widerlichen Mannshüte können sich deßhalb an den Werkeltagen schon weniger zeigen. Ein gewisser Ernst, den das in ihrer Geschichte überwiegende Leid und die abgesonderte Lage ihrer Stadt motiviren mögen, liegt hier auf allen Gesichtern. Wer, wie wir damals, aus dem Römischen kommt, wird namentlich beim Gottesdienst einen augenfälligen Unterschied gewahren. Aus dem äußern, theatralischen Prunk scheint die Religion sich hier in das Innere der Menschen geflüchtet, in ihrem Herzen ein Asyl gefunden zu haben. Wenn man in vielen römischen Kirchen eher an alles Andere, als an die Heiligkeit des Orts erinnert wird, so fürchtet man hier selbst leise aufzutreten, weil jeder Schritt den während der langen Messe Knieenden eine unangenehme Störung seyn dürfte. Wer hier von einem Armen um ein Almosen angesprochen wird, merkt gleich, daß die Bitte ernstlich gemeint ist, und daß eine Verneinung nicht, wie bei den Lahmen in Rom, einen Witz oder eine Grobheit nach sich ziehen kann. Dem Scheine nach sind die Armen in der toscanischen Maremma weniger demüthig, sie treten so nahe an einen heran, fordern so hastig und so bestimmt, daß man nicht das Handwerk, wohl aber die Scham erkennt, welche nur von der Noth überwunden wird. Verbrechen sollen nicht häufig seyn, obwohl der tägliche Anblick der Confinati eher eine Anregung zum Schlechten, als warnendes Beispiel von dessen Folgen seyn könnte. Da die Todesstrafe von Peter Leopold abgeschafft ist, werden diejenigen, welche nicht durch die allerschwersten Verbrechen (z. B. prämeditirten Mord) die Galeere verdient haben, je nach dem Maaße ihrer Schuld in gesündere oder gefährlichere Gegenden der Maremma verwiesen. Sie stehen hier natürlich unter strenger Aufsicht; die Aermeren werden, wenn sie sich einigermaßen gut anlassen, zur Arbeit angehalten und genöthigt, sich ihren Unterhalt selbst zu verdienen. So treiben Manche ihr altes Gewerbe fort, Andere, und deren Anzahl ist nicht geringe, sind täglich bei den Straßenarbeiten beschäftigt.

Zu dem sichersten zugleich und allgemeinsten Erwerbszweig der untern Classen gehörten ehemals die Alabastergruben, welche

Digitized by Google

in der Nähe von Volterra im Ueberfluß gefunden werden. Jetzt halten die Berechnungen, welche man sonst, und auch wohl noch heutzutage über den Ertrag derselben zu publiciren pflegt, nicht mehr Stich, weil der Alabaster nicht nur in Volterra, sondern auch an vielen andern Orten verarbeitet wird. Nur roh kann er jetzt noch als eigentlicher Artikel für Ausfuhr gelten. Unendlich viel wichtiger sind die Salzwerke, welche fünf Miglien von der Stadt entfernt liegen. Wir verließen nun Volterra, und stiegen recht gern von dieser Höhe herunter; das Wetter hatte ausgestürmt, der Himmel war so heiter, daß man immerhin auf einen schönen October rechnen konnte. Die Reise- und Wanderlust stellten sich damit unmittelbar wieder ein. Ueberall begegneten uns Pferde, Maulthiere und Esel mit Salz beladen, welche von den Salinen zurückkehrend den Weg von fünf Miglien für einen Paol machen. Die meisten Leute der nächsten Umgegend, auch die Volterraner selbst, arbeiten Tags über im Gehölz, um Brennmaterialien für die Salzwerke zu gewinnen, und rechnen dann den Paol, welchen sie auf dem Rückweg verdienen, in ihren ohnehin nicht großen Verdienst sehr gerne ein. Eng verschlossen in einem Kessel liegen diese Salinen, welche schon aus der Ferne durch ihre stattlichen Gebäude die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. S. Pietro, S. Lorenzo, S. Leopoldo sind sie benannt; die letzte ist die jüngste, aber ohne Vergleich die ergiebigste. Die Gegend ist reich an natürlichen Quellen, die durch niedrige, thönerne Canäle in passende Behälter herangeleitet werden. Ist das Wasser im Kessel abgekocht, die Verdampfung geschehen, so ist ein Salz vom feinsten Korn gewonnen, das nun aufs Lager nach Volterra gebracht und von dort nach allen Seiten verkauft wird. Die Hauptsache bei diesem Unternehmen besteht in dem Verhältniß vom Ertrag des Salzes zu den Brennmaterialien. Ein Ueberschlag von einem Jahrzehnt (1824 bis 1834) ergibt 17,898,229 Pf. von weißem Salz jährlich, wobei auf 100 Pfund Salz 135 Pfund Brennmaterialen gerechnet werden. Doch kann man das Ergebniß ganz anders steigern; so hat man in einigen Jahren 19 bis 20 Millionen Pfund gewonnen. Im Allgemeinen finden 90 Arbeiter hier Beschäftigung, die das Wasser aus den Quellen zu heben, die Bereitung zu betreiben, das Salz auf das Lager zu bringen, Holz zu schneiden, und die Straßen in Ordnung zu halten haben.

(Fortsetzung folgt.)

Das Grab von Richard Löwenherz.

Ende Julius stellte man unter der Leitung und nach den Angaben des Hrn. Deville in dem Dome von Rouen Nachgrabungen an, welche bald sehr wichtige Resultate geliefert haben. In dem Chor zur Rechten, einige Schritte von den Stufen, die zum Hochaltar führen, hat man eines der kostbarsten Monumente aus der ruhmvollen Geschichte der Provinz wieder aufgefunden. Es ist dieß die Urne, oder genauer ausgedrückt, die thönerne Capsel, in welcher das Herz von Richard Löwenherz, dem Herzog der Normandie und König von England, aufbewahrt war. Fünfhundert neun und dreißig Jahre sind seitdem verflossen; die Ueberbleibsel bestehen in einigen Fasern und einigen Stückchen der Leinwand, worin das Herz eingehüllt war. Man glaubt, die Schuld an dieser Zerstörung sey nicht allein der Zeit zuzuschreiben. Nach Angaben, die man in Händen hat, darf man mit Bestimmtheit annehmen, daß das Herz des Königs Richard in eine goldene Capsel gelegt wurde, und daß diese Capsel zu der Zeit wieder weggenommen wurde, wo die Katholiken durch die Religionskriege gezwungen waren, der Habsucht und der Wuth der Protestanten die Reichthümer der Kirche zu entziehen. Man hat außerdem noch eine sehr schöne Statue des Königs Richard aufgefunden; die Hände sind abgebrochen und das Gesicht ist etwas verstümmelt, das Uebrige aber ganz gut erhalten. Der König ist in liegender Stellung und mit einem langen Oberkleid angethan. Seine Füße ruhen auf einem Löwen von ausgezeichneter Arbeit. Unterhalb diesem Löwen erblickt man die Köpfe junger Löwen, die wegen ihres Ausdrucks und der feinen Arbeit bemerkenswerth sind.

Wenn man der Chronik der Normandie hierin Glauben beimißt, so war das Grabmal mit einem silbernen Gitter umgeben, das in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts verkauft wurde, um es zur Bezahlung des Lösegeldes für Ludwig den Heiligen zu verwenden. Man wird die Nachgrabungen fortsetzen, indem es sehr wahrscheinlich ist, daß man noch auf sehr wichtige Entdeckungen stoßen wird. Man hofft, die Ueberreste Heinrichs, des Bruders von Löwenherz, und die des Herzogs von Bedford, welcher Frankreich zu der Zeit regierte, wo ein König von England, Heinrich V, in Paris König, und der eigentliche König von Frankreich nur noch König von Bourges war. Ehedem befanden sich hinter dem Hochaltar des Domes fünf berühmte Grabmäler: das von Richard Löwenherz, gestorben im Jahre 1199; das von Heinrich dem Jüngern, seinem Bruder, gestorben im Jahre 1183; das von Wilhelm, dem Sohne Gottfrieds Plantagenet, dem Oheim der beiden obigen, gestorben im Jahre 1164; das von König Karl V, gestorben im Jahre 1380; endlich das Johanns, Herzogs von Bedford, dem Regenten Frankreichs für Heinrich V, den König von England, gestorben im Jahre 1435; die Calvinisten verstümmelten im Jahre 1562 diese Grabmäler; im Jahre 1754 schaffte man sie ganz auf die Seite, weil sie den Raum an der Hochaltarstätte verengten.

Chronik der Reisen.

Besuch der Mischmi-Berge in Assam.

(Schluß.)

Bei meiner Ankunft in Dschingscha fand ich mich bestimmt, durch das Land gegen Bisa hin zu gehen, indem ich gehört hatte, daß es in dieser Richtung Thee gebe. Ich verließ Dschingscha, ging auf dem Karan östlich, und wandte mich dann nach Süden längs dem beinahe trocknen Bette des Kampti. Während des Marsches kam ich durch ein kleines Singpho-Dorf, und Abends erreichte ich Onsa, das größte Singpho-Dorf, das ich gesehen habe. Am folgenden Tage machte ich mich nach Sattun zu auf den Weg, und nach einem Marsche von drei Stunden hielt ich jenseits Sattun dicht an der Quelle des Tenga Pani. Von da ging ich am folgenden Tage über den Tenga Pani, dessen Lauf ich eine Zeit lang folgte, dann bog ich südwestlich ab gegen das Minabum-Gebirge zu durch ein außerordentlich dichtes Bambusgehölz. Als wir an den Mattock Pani kamen, gingen wir eine Zeitlang in seinem trocknen Bett aufwärts, bis wir die Berge erreicht hatten. Dieß Gebirge, längs dessen wir eine Zeitlang fortgingen, ist ganz Sand-

Digitized by Google

stein, und erhebt sich nie über 500 Fuß, dann stiegen wir hinab, kamen an den Mirey Pani und machten in seinem Bett Halt. Der nächste Tag führte mich nach einem langen Marsche nach Bisa, wo der Weg anfangs den Mirey Pani hinablief, dann ging es westlich durch eine sehr niedergelegene, uninteressante, fast unbewohnte Gegend. Wir kamen ungefähr anderthalb Meilen oberhalb Bisa aus dem Gebüsch; an diesen Ort führt nun unser Weg längs dem fast trocknen Bette des gegen früher sehr klein gewordenen Diling. Dieser Fluß, der im vorigen Jahr einen großen Theil der Gewässer des Singpho-Landes an dieser Seite der Patkaye-Kette abgeführt hatte, ist jetzt beinahe ganz eingetrocknet, indem seine Wasser einen andern Lauf genommen haben. Er ist jetzt nur noch für kleine Boote schiffbar bis zum Dorfe Degalu Goham, das nahe an seiner Einmündung liegt. Das von den Khakhu-Singphos bewohnte Thal, das ich durchwanderte, ist nordöstlich von den Mischmi-Bergen und südwestlich von dem Minadum-Gebirge begränzt; es hat eine dreieckige Form und ist nicht sehr ausgedehnt; der Tenga Pani leitet die Gewässer ab. Das ganze Thal liegt verhältnißmäßig hoch, und kann als der etwas tiefer gelegene Theil einer Hochebene betrachtet werden. Es ist ohne Zweifel der schönste Theil unseres von den Singpho bewohnten Gebietes, den ich gesehen habe: zwischen Jtasa und Luttora kam ich, so kurz auch der Weg ist, durch fünf große Dörfer, und wie es sich auch mit den übrigen Theilen unseres Singpho-Gebietes verhalten mag, so ist dieß Thal sehr volkreich und in hohem Flor. Luttora ist ein Dorf von nicht großem Umfange; früher war Luttora Gam der Herr des ganzen Thales, aber seine Nachfolger haben sich seit der Regierung des Dupha Gam in die Jtasa und Jttanshantan Gams getheilt, welche unserer Regierung ergeben sind.

Die Jtasa Gams erwiesen mir große Aufmerksamkeit; von dem Luttora Gam, der noch jüngst ein erklärter Feind unserer Regierung war, erhielt ich einen Besuch, den ersten, den er einem Officier abstattete. Er brachte die gewöhnlichen Unterwürfigkeitsphrasen vor; als ich ihm aber sagte, daß er seine Unterwerfung bei den Officieren in Sodiya einsenden müsse, antwortete er ganz ruhig, daß er sich zuvor mit dem Dupha Gam besprechen müsse. (Kürzlich erfuhr ich, daß er seine Unterwerfung dem politischen Agenten eingesendet habe.) Er war begleitet von einem zahlreichen, mit Lanzen und Dhaos bewaffneten Gefolge. Er ist ein starkgebauter Mann, fast blind, mit wildem, bösem Blick und für einen Singpho sehr schmutzig. Er war begleitet von einem Anhänger des Dupha Gam, der gerade von Hukam zurückkehrte. Dieser Mann erzählte von dem großen Wohlgefallen, das die Häuptlinge um Hukam an den Geschenken des Capitän Hannay gehabt hätten, und sagte, alle Häuptlinge seyen bereit das Andenken an die frühere Fehde in Vergessenheit zu begraben.

In diesem Thale wird hauptsächlich das Ahu dhan (?) gebaut, die damit bepflanzten Felder sind zahlreich und groß.

Die Sitten der Khakhus gleichen denen der Singphos, doch sollen sie diese in Verrätherei und Grausamkeit noch übertreffen. Mir stieß keine Feindseligkeit während der Reise auf, ob ich gleich nur von 16 Douaniern begleitet war, und mit Gewißheit vernommen hatte, daß die Wahl meines Wegs die Häuptlinge gewaltig incommodirte, und einer von ihnen sogar in einem Brief an die Officiere von Sodiya Einwendungen dagegen erhob. Sie haben eine große Anzahl assamesischer Sklaven, und es ist gar kein Zweifel, daß der Sklavenhandel noch bei ihnen fortgetrieben wird. In der That war auch ein Douanier von Tschykwas genöthigt, sich unter meinen Schutz zu stellen. Keines von den Dörfern war verpallisadirt. Luttora hat eine feste Lage, ist auf einer steilen Anhöhe erbaut, welche ganz dicht von zwei kleinen Flüssen umgeben ist, und da es, wenn auch nicht hoch, doch steil hinaufgeht, so muß der Angriff schwierig, die Vertheidigung leicht seyn.

Ueber das wirkliche Vorhandenseyn von Thee konnte ich nichts Bestimmtes herausbringen, obgleich der gelbe Boden gegen die Quelle des Tenga Pani hin nicht selten ist. Das Minadum-Gebirge ist, wie schon oben bemerkt wurde, nicht sehr hoch; es ist mit Baumdschungeln bedeckt, worunter mir eine Art von Dammar, eine Magnolea, und eine oder zwei Arten von Eichen auffiel.

Als ich nach Bisa kam, hörte ich, daß Hr. Bruce in Tingri war, und da er früher den Wunsch ausgedrückt hatte, daß ich meine Meinung, über seine Art den Thee zu bauen, abgeben sollte, so beschloß ich, sogleich dorthin zu gehen; zu diesem Zweck machte ich mich auf den Weg nach Rapu, das ich in zwei gewöhnlichen Märschen erreichte, dort besah ich den Thee und ging nach Rupadu. Hier untersuchte ich gleichfalls den Thee, der sich daselbst im Ueberflusse findet, und mir der beste schien, der in dem Singpho-Gebiet wächst. Der Boden ist genau derselbe nach allen seinen äußern Kennzeichen, wie der in andern Theegegenden. Die Theepflanze hat sicherlich einen gewissen Grad von Schatten nöthig; ist sie der Sonne frei ausgesetzt, so scheint sie wesentlich Schaden zu leiden, indem die Blätter eine Rauhigkeit erhalten, die mit der Erzeugung eines zartblumigen Thees gewiß ganz unvereinbar ist.

Von da aus ging ich durch dichte, nur von Elephanten bewohnte Dschungeln, durch die ich mich während zweier Tage buchstäblich durchhauen mußte, wenn die Wege der Elephanten ihrer Richtung wegen für mich nicht gangbar waren. Unsere Reise richtete sich nach dem Laufe des Dibora; an dem Abend des zweiten Tages kamen wir nach Tschoakri Ting in dem Muttack-Land, und hielten an dem Rotea Pani. Der dritte Tag führte uns nach einem langen Marsche von beinahe 20 englischen Meilen ganz nahe an den Ranga Gurrah. Als ich ankam, erfuhr ich, daß Major White jeden Tag erwartet wurde, Hr. Bruce aber bereits nach Sodiya zurückgekehrt sey.

Drei Tage nach meiner Ankunft hatte ich das Vergnügen, den Major White nach Tingri zu begleiten, von wo aus wir auf einer dreitägigen Reise nach Sodiya zurückkamen.

Von dem größern Theile von Muttack, den ich bei dieser Gelegenheit sah, kann man annehmen, daß er Thee hervorbringen könnte, da der Boden beinahe durchaus die für Theegegenden bisher so charakteristisch befundene gelbe Farbe hat. Die einzige Ausnahme machen die sumpfigen Gruben, welche theilweise sehr ausgedehnt sind. Die bessern Strecken sind höher gelegene Ebenen, mit langem, grobem Grase bedeckt, und hie und da durch schmale Streifen von Dschungeln unterbrochen. Das Land ist verhältnißmäßig sehr offen, die Dörfer sind zahlreich und das Volk zufrieden. Muttack kann durchaus als ein wohlverwalteter blühender Bezirk angesehen werden. Doch da die Beschaffenheit dieses Bezirks hinlänglich bekannt ist, so brauche ich nichts weiter darüber zu sagen.

Der Dörfer, die wir zwischen Bisa und Muttack passirten, sind wenige; das erste ist ein kleines temporäres Dorf, das von Nagas bewohnt ist, ungefähr 10 englische Meilen von Bisa. Das nächste ist Dhompoan, ein großes Singpho-Dorf, halbwegs zwischen dem Naga-Dorf und Rapu, zuletzt Rupadu. Zwischen diesen und Tschoakri Ting ist kein Dorf.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 241.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 August 1838.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Ist der Brahmaputra oder der Irawaddi der untere Lauf des großen Stroms von Tübet?

Wir hängen einige Bemerkungen über diese wichtige geographische Frage an den Bericht von Griffiths Reise, obgleich diese eigentlich zur Lösung derselben nichts beiträgt. Hr. Griffith scheint von der englisch-ostindischen Regierung ausgesendet worden zu seyn, um die Lage und Ausdehnung der Theewälder im östlichen Assam, falls man das Land über Sodiya hinaus auch noch dazu rechnen kann, zu untersuchen. Es ist dieß einer der mannichfachen Versuche der Engländer, mit den Bergvölkern und durch diese mit den Chinesen in Handelsverkehr zu treten. Griffith drang bei weitem nicht so weit vor, als Capitän Wilcox im Jahre 1827, der ostwärts so weit gelangte, daß er (97° 10′ O. L. v. G.) auf einen Fluß stieß, der auf der Ostseite der Assam umgränzenden Gebirge gegen Süden floß, und seiner Ansicht nach, die auch Ritter zu theilen scheint, zum Irawaddi wird. Andere dagegen behaupten, dieser Fluß sey nur ein Nebenstrom des großen Irawaddi, der, eines und dasselbe mit dem großen Strome von Tübet, den unsere Karten unter dem Namen Yaru-dsang-bo-tsiu aufführen, die Schneegebirge im östlichen Assam umgehe, während Wilcox, Ritter und andere der Ansicht sind, der Yaru-dsang-bo-tsiu durchbreche (gleich dem Setledsch im Westen) das Gebirg im Nordosten von Assam, und vereinige sich unter dem Namen Dihong mit dem Brahmaputra. Griffith, der an dem ostwärts herkommenden Flusse, dem Brahmaputra oder Lohit, hinaufzog, macht bloß die Bemerkung, daß dieser Lohit oberhalb Ghalum Pani ein unbedeutender Bergstrom (torrent) werde, und also nicht wohl den Dsangbo aufnehmen könne. Dieß ist die einzige specielle, auf diesen Punkt bezügliche Bemerkung Griffiths, der den Dihong gar nicht sah.*) Merkwürdig ist es, daß die Engländer, welche vor Sodiya (95° 40′ O. L. v. G., 27° 50′ N. B.) um zwei Grade weit ostwärts vordrangen, nordwärts ins Gebirge auch noch nicht um einen halben Grad vorgedrungen sind. Die Fahrt von Lieutenant Burlton (1825) und die von Wilcox und Burlton (1826) betrugen etwa 16 engl. geogr. Meilen (4 deutsche) in gerader Richtung. Sie fanden hier das Strombett des Dihong nur 300 Fuß breit, und da er sich nicht verzweigt, so muß alles von oben herab zum Brahmaputra gehende Wasser durch diesen Canal seinen Ablauf haben. Vergleicht man die Schilderung, welche Klaproth (siehe Ritters Erdkunde von Asien III. pag. 218 ff.) von dem großen Strom Tübets macht, so kann der Dihong unmöglich derselbe Strom seyn, da man nicht wohl absehen kann, wie er im Hochgebirge an Wassermasse verloren haben sollte.

Diese Umstände machen allerdings es nicht sehr wahrscheinlich, daß der große Dsangbo von Tübet sich in das Brahmaputrathal ergieße; auf der andern Seite setzt die ziemlich genaue Kunde, die man über die Ostquellen des Brahmaputra, den Taluka und Taluding, gesammelt hat, die hohen Schneegebirge Ost-Assams so ungemein weit gegen Osten, daß man allerdings dem großen Dsangbo eine seltsame Krümmung nach Osten zuschreiben muß, und Ritter nicht ohne Grund bemerkt, daß die Identität des Dsangbo und des Irawaddi, trotz den positiven Angaben der Chinesen, immer noch bedeutenden Zweifeln unterliege. Die Schneekette soll sich, ziemlich bestimmten Nachrichten zufolge, von der Quelle des Taluka noch weiter gegen Nordosten ziehen, das Umgehen derselben durch den Dsangbo wird dadurch immer unwahrscheinlicher, und das Durchbrechen der Kette fast gewiß. Nur Ein Umstand ist hiegegen anzuführen: es sind auf dem geringen Raume von kaum etwas mehr als Einem Längengrade vier oder fünf Ströme, welche aus dem innern Hochasien nach der hinterindischen Halbinsel strömen. Die Generalkarte Hinterindiens von Berghaus zählt vom 97½° bis 99½° O. L. v. G. fünf Ströme auf, welche sich aus dem Hochlande herab ergießen, und dieser Raum verengt sich noch bedeutend, da nach den neuern Forschungen der Taluka seine Quellen noch um ein Gutes weiter nach dem Osten hat, als Berghaus zur Zeit, wo seine Karte Hinterindiens erschien (1832), schon wußte. Da man nun aber mit ziemlicher Gewißheit weiß, daß der Kin-schakiang, der sich ostwärts nach China wendet, der Strom von Cambodscha und der Saluen in diesem schmalen Raume aus

*) Er unterscheidet nicht einmal zwischen Dihong und Dihong. (Di bedeutet in der Mischmi-Sprache einen Fluß), welcher letztere der mit dem Dsangbo in Verbindung stehende Fluß seyn soll.

Digitized by Google

dem nördlichen Gebirge hervorkommen, so ist doch die Wahrscheinlichkeit ziemlich dafür, daß auch der Irawaddi aus dem Gebirge hervorkommt, da er noch zu Bhanmo (24° 8′ N. Br.) bis wohin Capitän Hannay (siehe Ausland v. v. J. Nr. 352.) von Süden her an seinen Ufern vordrang, ein höchst bedeutender Strom — gegen 3000 Fuß breit und drei Faden tief — und es darum kaum zu glauben ist, daß der Namkio, den Wilcox unter 27½° n. Br. als einen sehr mäßigen Fluß fand, — seine Breite betrug nur 240 Fuß, und er war meist durchwatbar trotz der stark vorgeschrittenen Schneeschmelze, — so ungemein anwachsen sollte, und zwar im Laufe von noch nicht drittehalb Längengraden in einem sehr hoch gelegenen Lande,*) wo die Gewässer nicht wie in einem Thale zusammenströmen.

Gelöst kann das Räthsel, wohin der Lauf des Dsangbo gerichtet ist, freilich nur durch eine Beschiffung desselben von Tübet aus werden, indeß könnten zwei, vielleicht bald für einige unternehmende Engländer erreichbare Punkte fast sicheren Nachweis darüber geben. Es ist nicht wohl wahrscheinlich, daß die Engländer in Kürze von Assam aus gegen Nordosten das Gebirg übersteigen, aber eine kurze Reise den Dihong aufwärts müßte in Bälde den Beweis liefern, ob dieser mit dem Dsangbo zusammenhängen kann, und eine Reise aufwärts von Bhanmo bis nach Paiändaän, müßte zeigen, ob ein großer Strom, der Dsangbo Tübets, der Sri Lohit der Assamer, sich in den Namkio ergieße, und den Irawaddi bilde; letztere Reise betrüge etwa anderthalb Grade der Breite. Findet bei Paiändaän wirklich die Einmündung eines so großen Stromes statt, und zeigt der Dihong durch fortdauernde Abnahme seiner Größe, daß er nicht einer und derselbe mit dem großen Strome Tübets seyn kann, so möchte wohl wenig Zweifel übrig bleiben, daß der Dsangbo und Irawaddi zusammenhängen.

*) Mantschi, bis wohin Wilcox kam, und das nur zwei Stunden von dem Namkio entfernt ist, liegt über 2500, Bhanmo nur 470 Pariser Fuß über dem Meere.

Ein Herbstausflug in die toscanische Maremma.

(Fortsetzung.)

Seesalz wird außerdem auf der Insel Elba in Portoferrajo bereitet. In vier künstlichen Bassins wird es gewonnen, und durch die Sonne zur Krystallisation verdampft. Die Quantität ist hier unsicher, da sie von der Jahreszeit abhängt, nach einem Ueberschlag in einem Decennium etwa 4 Millionen Pfund jährlich. Gegen 100 Personen sind dabei beschäftigt. Das Resultat, welches sich uns aus einer Vergleichung solcher großartig angelegten Anstalten mit den verhältnißmäßig sehr unbedeutenden im Kirchenstaat ergab, konnte nur sehr vortheilhaft für das Gouvernement von Toscana ausfallen. Der gute Eindruck, welchen uns das Chianathal gleich bei dem Eintritt in Toscana durch seinen wunderbaren Anbau und durch seine vortrefflichen Straßen aufgedrungen hatte, ward hier fortwährend bestätigt, ja gesteigert, als wir nun in die Ebene der Cecina hinabfuhren und die große Kettenbrücke erblickten, die jetzt so sicher über den Fluß hinüberleitet. Sein weites Bett zeigte nur zu deutlich, wie gefährlich hier sonst im Winter die Passage seyn mußte; unser Vetturin, den wir deßhalb befragten, antwortete uns mit einem Reim: „Cecina ogni anno vuol la sua decima," und erzählte, daß zwei Fremde, Franzosen von Geburt, sich um diesen Strich von Toscana großes Verdienst erworben hätten. Larderel und Lamotte, namentlich der Erstere, seyen es gewesen, welche die bis dahin verrufenen, als nutzlos angesehenen Lagoni für sich zu einer Quelle sichern Gewinns, für eine Menge Arbeiter aber zu einem Zweig dauernden Unterhalts umgeschaffen hatten. Ihrem Bemühen verdankte man nun auch diese schöne Kettenbrücke. Die übertriebene Forderung eines Ingenieurs (nicht weniger als 65,000 Francesconi!) hätten seinen Souverän von solchem Unternehmen abgeschreckt, bis die oben genannten Herren sich erboten hätten, es für 15,000 zu übernehmen. Darin aber, setzte er lächelnd hinzu, haben die Herren sich etwas verrechnet, man schlage die Kosten wenigstens auf 30,000 an. Jetzt hätten sie in Toscana schon vier Brücken der Art; der erste, unbedeutende Versuch sey die kleine Brücke bei Poggio a Cajano gewesen, der dann diese hier gefolgt sey; später habe man bei Florenz über den Arno durch den Hrn. Seguin noch zwei andere auf Actien bauen lassen. Er kenne sie alle, könne aber versichern, diese hier sey die solideste. Er war nun plötzlich redselig geworden, und würde wahrscheinlich noch lange so fortgefahren haben, wenn wir ihn nicht zur Eile gemahnt und angetrieben hätten, uns aus dieser Ebene heraus so bald als möglich auf die Anhöhe von Pomarance zu bringen. In Volterra und dessen nächster Umgebung war es uns unmöglich gewesen, irgend an schlechte Luft zu denken; hier aber verräth der widerliche Geruch, der, feuchtem Heu nicht unähnlich, jedem südlichen Reisenden so bekannt und zu seinem Schaden so empfindlich wird, daß auch in dem gesündesten Monat des Jahres nicht alle Gefahr vorüber sey. Von Volterra bis Pomarance sind nur eilf Miglien, und doch hielt die Salita, welche nach dem Städtchen hinaufführt, und nicht allein sehr lang, sondern stellenweise auch außerordentlich steil ist, uns so lange auf, daß die wunderschöne Bergkette, welche nach Lucia abfällt, uns schon entschwunden und die Nacht angebrochen war, ehe wir unsere Locanda erreichten.

Da die Borarquellen von Monte Cerboli für die bedeutendsten von allen gehalten werden, beschlossen wir den folgenden Morgen uns ohne Verzug dahin auf den Weg zu machen. Ihre geringe Entfernung von Pomarance bewirkt, daß sie von Fremden jetzt öfter besucht werden, zumal da die verbesserte Einrichtung der uralten Bäder jetzt während der Sommermonate ausreichende Bequemlichkeit bietet. Die stattlichen Wohnungen, welche eine Anlage der Art hervorruft, mögen eben so sehr als der reelle Nutzen, welchen die Quellen nun schon seit zwei Decennien gewähren, das gemeine Volk überzeugt haben, daß hier der eigentliche Sitz der Hölle nicht seyn könne. Vorstellungen der Art werden gewiß immer mehr oder minder der Oertlichkeit ihr Entstehen verdanken, hier wenigstens hat diese sichtlich mitgewirkt. Stellen Sie sich eine überall unsichere, stets bewegte Oberfläche vor, den Ungestüm des hervorbrechenden Wassers, die Gluth desselben, welche den Grad des Ko-

Digitized by Google

dens bedeutend übersteigt, die Rauchmasse, welche bei ruhigem Wetter als Säule sich erhebt, an windigen Tagen aber die Luft peitscht, dicht an dem Boden umherfährt und die Atmosphäre mit einem Schwefeldunste schwängert; nehmen Sie dazu die ganz verlassene Gegend, die kahlen, kalten Berge, welche dem wildesten Leben an und unter ihnen, wie mit stumpfen Hohne zuzuschauen scheinen, und die Rechtfertigung für den Namen Mons Cerberi, von der Vorzeit für diese Gegend erfunden, ist gegeben. Ein Charakter der Art, mehr oder minder prononcirt, bezeichnet eine Oberfläche von 30 Miglien, die neun Hauptörter mit Borarquellen beherbergt. Als die besten nennt man die von Morba und Monterotondo, die von Sasso, Lustignano, Sarrazano und Castelnuovo sollen weniger ergiebig seyn. Sie sind die einzigen Quellen der Art in Europa, wo nicht in der Welt. Den Borax, welcher bekanntlich vorzüglich zum Guß des Eisens verwandt wird, gewinnt man auf folgende Weise. Man sammelt das Wasser zunächst in dem ersten künstlich gegrabenen See (Lagone), und läßt es 24 Stunden abkochen. Ist dieser Proceß vorüber, steigt es in die zweite Lagune herab, in welchem eine zweite Schwängerung vorgeht, dann in eine dritte u. s. w., bis es zu dem niedrigst gelegenen Behälter kommt, nachdem es 6 bis 8 Lagunen passirt und ½ Proc. an Borax-Oxyd gewonnen hat. Nachdem es 30° Reaumur erreicht hat, läßt man es nach wenigen Stunden durch einfache Canäle, die theils selbstgebildete Rinnen sind, theils durch Holz fortgeführt, theils wirklich mit Erde bedeckt werden, in lange Gebäude, in denen sich viereckige Behälter einer hinter dem andern finden, vertiefen. Indem es die genannten Canäle passirt, concentrirt der heiße Dampf die Stärke des Oxyds noch mehr, das nun wächst von Behälter zu Behälter. In dem größten derselben, wo es zunächst stehen bleibt, läßt es den Hauptbodensatz und dampft ab; langsam leitet man es in die kleinern, läßt es in jedem eine Zeit lang (gewöhnlich zwei Tage) stehen, und auf diese Weise immer mehr und mehr sich reinigen, bis es endlich in Gefäße gebracht wird. In diesen, nunmehr ganz rein, krystallisirt sich das Salz zu säulenartigen Klumpen, die in einem heißen Zimmer noch getrocknet werden. Die Arbeit ist bei diesem Verfahren sehr gering; manchen Fabriken stehen nur zwei Leute vor. Die Hauptsache besteht darin, die Canäle rein zu halten, und das Wasser nie umkommen zu lassen. Auch nachdem das Salz gewonnen ist, wird das übrige Wasser wieder in die Behälter zurückgeleitet. Dieses Salz nun, das die Italiener Sulphuracci nennen, wird dann nach Livorno gebracht und dort verladen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Peyssonnels und Desfontaines' Reisen in den Regentschaften von Algier und Tunis, herausgegeben von H. Dureau de la Malle.

Der Verfasser liefert in den beiden Bänden nicht die Beschreibung neuer Reisen, sondern solcher, die im vorigen Jahrhundert in einem Zwischenraume von sechzig Jahren unternommen wurden. Peyssonnel, ein Arzt aus der Provence, hat im Jahre 1724 und 1725 Tunis und Algier bereist, und Desfontaines, ein berühmter Botaniker, kam in den Jahren 1785 und 1786 in dieselben Gegenden. Die Berichte dieser beiden Gelehrten wären im Jahre 1830 vor der Eroberung, während man alle Reisen begierig aufsuchte, die irgend Aufschlüsse über das zu bekriegende Land geben konnten, verschlungen worden. Mit Mühe konnte man sich deren verschaffen. Seit der Zeit hat man Nachweisungen darüber in Menge. Man verschmäht übrigens diejenigen nicht, welche man aus den Berichten der beiden Naturforscher des letzten Jahrhunderts schöpfen kann. Sie haben Gegenden bereist, die seit ihrem Reisen nicht mehr vollständig untersucht wurden, auch ist es außerdem von Interesse, den Zustand von Tunis und Algier in einer frühern Periode kennen zu lernen, so wie die Urtheile zweier guter Beobachter über die Völker, welche jene Länder bewohnen, und über die Gesetze, unter denen sie damals standen.

Als der Arzt Johann Andreas Peyssonnel den Auftrag erhielt, jene Länder zu besuchen, um Gegenstände für die Naturgeschichte mitzubringen, kannte man von dem Innern der Regentschaften Tunis und Algier fast gar nichts. Man vermuthet, daß er etwas zurückgebracht hat, allein man weiß nicht, was daraus geworden ist. Chirac, der Oberintendant des Jardin des Plantes, gab sich die Mühe nicht, die neuen Gegenstände zu beaufsichtigen und zu classificiren. So viel ist gewiß, daß Peyssonnel über seine Reisen interessante Briefe geschrieben, sowohl an Chirac, als an den Abbé Bignon, einen damals sehr einflußreichen Mann, der jedoch auf die Berichte des provençalischen Reisenden nicht viel mehr Aufmerksamkeit wendete, als Chirac auf die von diesem Arzt in der Berberei gesammelten naturhistorischen Gegenstände. Auch ein Theil seiner Briefe und alle seine Zeichnungen, mit Ausnahme von sechs, sind verloren gegangen oder verlegt worden. Was der Herausgeber wieder auffinden konnte, hat er der Oeffentlichkeit übergeben, nur thut es ihm um die antiquarischen Zeichnungen leid, welche, nach dem wenigen, was noch davon da ist, zu schließen, wegen ihrer Genauigkeit sehr merkwürdig seyn mußten. Für Peyssonnel ist es sehr günstig, daß seine Briefe durch ihren Inhalt interessant waren, indem sie sich durch Form und Styl nicht auszeichnen. Der Herausgeber erklärt und entschuldigt dieß mit dem Mangel an Gewandtheit, französisch zu schreiben, welcher noch im achtzehnten Jahrhundert unter den Gelehrten der Provence vorherrschend war. Menschen von der besten Erziehung sprachen miteinander nichts als das Patois; Frauen, welche die beste Gesellschaft bei sich empfingen, bedienten sich in ihrem Salon stets der provençalischen Landessprache; um von ihnen verstanden zu werden, mußte man sich ihrer Sprache bedienen. Selbst die Akademiker (von Marseille), die im Kreis ihrer Familie nie französisch sprachen, gestanden zu, daß sie bei jedweder Ausarbeitung ihre Gedanken im Provençalischen aufsetzten, und dieß dann erst wieder übersetzen mußten.

Deßhalb kommen in dem Styl des provençalischen Arztes, der sich übrigens seines Auftrags gut entledigte, so viele Verwirrungen und Unverständlichkeiten vor. Er hatte nicht die Naturgeschichte allein vor Augen: er gibt mit großer Genauigkeit die geographischen Lagen an, beschreibt die alten Denkmäler, liefert getreue Abschriften der lateinischen Inschriften, und gibt außerdem noch Aufschlüsse über die gesellschaftlichen Verhältnisse der von ihm besuchten Völkerschaften. Hr Dureau de la Malle hat Noten angehängt, in denen er die arabischen Namen der Orte, wie sie unser Reisender schreibt, mit denen mehrerer neuen Karten in Einklang bringt.

Digitized by Google

Zu der Zeit, als Peyssonnel in Algier war, stand die türkische Miliz auf der höchsten Stufe ihres Glanzes, und zugleich, darf man sagen, ihrer Anmaßung. Unter den Grabhügeln in der Nähe der Stadt sah er die von sechs Deys, welche alle an einem und demselben Tage von jener Miliz gewählt und umgebracht worden waren. Erst der siebente Dey gelangte an jenem Schreckenstage wirklich zur Regierung. Dennoch erregte eben die Errichtung einer privilegirten Miliz von 12,000 Mann, welche ganz Algier im Gehorsam erhielt, bei unserem Reisenden einige Bewunderung. Die meisten jener Türken waren anfangs die schlechtesten Unterthanen des ottomanischen Reiches. Sobald sie einmal in die Miliz von Algier eingereiht waren, verbesserten sie gewissermaßen ihr sittliches Betragen; sie wurden stolz und heroisch, worüber sich nur ihre Deys und hauptsächlich die Mauren zu beklagen hatten; in Betreff der Letztern jedoch, sagt der Verfasser, habe es die Politik verlangt, daß sie auf türkische Art behandelt wurden. „In gewisser Hinsicht, sagt er, ist es eine traurige Nothwendigkeit, welche die Sinnesart der Mauren erheischt, daß man sie nur mit dem Stock regiert."

Die Araber benahmen sich damals den Türken gegenüber, wie sie sich stets gegenüber den Siegern benommen haben. Sie hatten Duars oder Lager in einiger Entfernung von der Stadt inne, leisteten den Forderungen der Herren der Berberei mehr oder weniger Widerstand, und benahmen sich je nach ihrer Neigung oder der Rache, die sie auszuüben hatten, feindlich oder friedlich. Es war eine alte Politik der Türken, sich eines durch Concessionen gewonnenen Stammes zu bedienen, um sich vermittelst desselben einen andern, der Widerstand leistete, zu unterwerfen. Diese Unterwerfung hatte jedoch große Schwierigkeiten. Wenn die Türken tapfer waren, so waren es die Araber nicht minder, und außerdem blieb diesen immer noch übrig, in die Wüsten zu fliehen, indem sie ihre Heerden ihren Feinden überließen. Nicht selten gaben in solchen Fällen ihre Frauen das Beispiel des Heldenmuthes. Peyssonnel führt den Scheik Boisis (Abu Aji?), im Lande der Anenschas an der Gränze von Algier und Tunis gegen die Sahara zu, an. Es war ihm gelungen, unter seine Befehle 800 Reiter zusammenzubringen, mit Hülfe deren er den Türken mit Erfolg widerstand. Im Jahre 1724 fielen die Beys von Constantine und Tunis unerwartet über seine Duars her, nahmen ihm über 800 Kamele, Ochsen und sogar die Zelte weg. Dieser Schlag entmuthigte die Araber, so daß sie keinen Krieg mehr mit den Türken haben wollten. Da bestieg Elgia, des Scheiks Tochter, angethan mit ihren schönsten Kleidern, ihr Pferd, sammelte die ihr verwandten und sonstigen Weiber des Stammes um sich, munterte sie auf, für ihre Ehre zu kämpfen und zu sterben. Hierauf entblößte sie ihren Busen und rief den Männern zu: „Söhne Rapers, wer von dieser Milch trinken will, folge mir!" Die Araber, voll Scham über ihre Feigheit, stellten sich unter die Befehle Elgia's, schlugen die Türken, und nahmen denselben einen großen Theil der ihnen geraubten Beute wieder ab.

Obwohl Peyssonnel im Allgemeinen gegen die Mauren eingenommen ist, so läßt er dennoch den andalusischen Mauren, die er auf der Halbinsel im Osten von Tunis antraf, Gerechtigkeit widerfahren. Seine Angaben über ihre Dörfer gehörten zu den interessantesten und neuesten Theilen seiner Briefe. Bekanntlich haben die Nachfolger Ferdinand des Katholiken, anstatt die von diesem Fürsten gegen die spanischen Mauren ausgeübten Ungerechtigkeiten wieder gut zu machen, dadurch noch neue hinzugefügt, daß sie diejenigen, welche den ersten Proscriptionen entkommen waren, dennoch verbannten. Philipp III schickte im Jahre 1610 die letzten Ueberbleibsel der Nation, die Andalusien bevölkert, verschönert und bereichert hatte, in die Verbannung. Diese Verbannten, um die Europa sich nicht mehr kümmerte, haben ihre Betriebsamkeit nach Afrika übertragen, und daselbst fand Peyssonnel auf einer Halbinsel, eine halbe Meile von Tunis, ihre Colonien wieder, die damals seit länger als einem Jahrhundert bestanden, und sich eines der klugen Thätigkeit der Nation entsprechenden Wohlstandes erfreuten. Jene Colonien bildeten sogar den reichsten Theil der tunesischen Regentschaft, und umfaßten mehr Städte und Dörfer, als die übrigen Gegenden, wo mehr Lager als Dörfer zu treffen waren. „Beinahe alle Umgebungen ihrer Dörfer sind mit Obst- und gut angelegten Küchengärten angefüllt. Sie bringen ihre Erzeugnisse größtentheils zum Verkaufe nach Tunis. Weiter entfernt von dieser Stadt haben sie Wein- und Olivengärten, die alle sehr regelmäßig angelegt sind und gut unterhalten werden; sie halten Kühe, Schafe, und bereiten Käse und Butter; auch haben sie Laubenhäuser, Hühnerhöfe, und treiben mit Einem Wort Alles, was einem guten Landwirth zukommt."

Als diese Mauren in ihre alte Heimath zurückkamen, hatten sie das Arabische vergessen; sie sprachen spanisch und heuratheten nur unter einander. Die Frauen schmückten sich gern mit Edelsteinen, wie zur Zeit ihres Wohlstandes in Spanien; sie hatten die Mäßigkeit der alten Mauren beibehalten, im Uebrigen aber mehrere spanische Gebräuche angenommen. In ihren Dörfern regierte ein Scheik, der von den Einwohnern lebenslänglich gewählt und als solcher von dem Bey von Tunis bestätigt wurde. Drei von Notabeln jährlich erwählte Geschworne machten seinen Rath aus, und eben so viele Alguazils waren die Vollstrecker seiner Befehle.

Die Reisenden, die nach Peyssonnel diese interessanten Colonien besuchten, waren eben so wie er über den Contrast, den sie den arabischen Dörfern gegenüber darboten, als über die spanischen Sitten, die sich bei ihnen erhalten hatten, überrascht. Diese mußten jedoch nach und nach erlöschen; auch ist es wahrscheinlich, daß der Wohlstand der Colonien der Flüchtlinge unter der despotischen Regierung der Beys und dem Einflusse der Mischung der andalusischen und arabischen Race allmählich wenn nicht verwischt, so doch wenigstens geschwächt wurde.

Peyssonnel hatte nach seiner Rückkehr nach Frankreich das Vergnügen nicht, seine in der Berberei gesammelten Beobachtungen geschätzt und verbreitet zu sehen; kaum erhielt er einiges Lob von seinen Beschützern und den Akademikern von Paris und Marseille, welchen er seine Entdeckungen mitgetheilt hatte, und begab sich dann in die französisch-westindischen Colonien, wo er seinen Tod fand.

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 77** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Dolorida.** Von Alfred de Vigny. — **Walter Scotts Leben.** (Fortsetzung.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 4–5 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 242.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 August 1838.

Deutsche Kunst in Paris.

Die Zeit, wo Berenger sang: Ne cherchez pas le bon goût en Allemagne, ist vorüber. Unsere Philosophen und Geschichtschreiber finden unter den Franzosen jetzt mehr Bewunderer als vielleicht selbst in Deutschland; unsere Dichter und Kritiker werden verstanden, und unsere Maler, Bildhauer und Kupferstecher werden den einheimischen abwechselnd vorgezogen und gleichgestellt. Die deutsche Musik aber wird nicht bloß anerkannt, sie herrscht. Ob zu ihrem Vortheile, ob zu ihrem Nachtheile? Auf diese Frage kann man vor der Hand mit Bestimmtheit nicht antworten. Es kommt Alles darauf an, wie die emporstrebenden Componisten und Kritiker die deutsche Kunst verstehen. Die Bewunderung wird zur Nachahmung, die letztere zur Einseitigkeit und Uebertreibung führen. Von beiden zeigen sich bereits Proben. Es kommt demnach hier, wie in so vielen andern Dingen, darauf an, den Gebrauch von dem Mißbrauche strenge zu unterscheiden, und den letztern in einer Weise ferne zu halten, die das Fortbestehen des erstern nicht unmöglich macht. Es haben sich in dieser Beziehung bereits zwei Parteien gebildet, und was merkwürdig ist, ein Deutscher steht an der Spitze derjenigen, welche vor dem Mißbrauche warnen, während es gerade ein Franzose ist, der sich als Führer derjenigen hinstellt, welche den Mißbrauch in Schutz nehmen. Die deutsche Musik brachte somit einen zweiten Krieg in Frankreich hervor, ganz unähnlich dem ersten, in welchem es galt, die deutsche Musik gegen die italienische zu verfechten. In dem Kampfe der Gluckisten gegen die Piccinisten nämlich galt es, dem Genie und der Kunst zu ihrer Entwickelung zu verhelfen und jene Engherzigkeit zu verbannen, die sich in die Mitte der Laufbahn stellend, dem Wettrenner entgegenruft: Bis hierher, und nicht weiter! Die Nationaleitelkeit der Italiener und Deutschen war ohne Bedeutung in diesem Kampfe, und die Namen Gluck und Piccini waren nur Bezeichnungen zweier in ihren Bestrebungen verschiedener Systeme, und wenn Laharpe in seiner aristarchischen Allmacht der Tonkunst ihre Gränzen anweiset, so geschieht es nicht aus Rücksicht auf diese oder jene Person, sondern lediglich um Grundsätze geltend zu machen, deren Nichtachtung ihm ein Verbrechen schien. Gluck selbst hat das Unstatthafte seiner Behauptungen in Bezug auf das, was die Musik könne und nicht könne, in einer Weise gezeigt, die nichts zu wünschen übrig läßt. Das Publicum begriff ihn, und der seichte Pedant war zum Stillschweigen verdammt.

In dem gegenwärtigen Kampfe handelt es sich zwar auch um die Gränzen, innerhalb welcher sich die Tonkunst bewegen soll; allein wenn damals ein Laharpe das Gebiet derselben ungerechter Weise verengte, so will man jetzt dasselbe über Gebühr ausdehnen; ja man will für die Musik durchaus keine Beschränkung mehr anerkennen; sie soll wie Gott walten in unermeßlichen Räumen. Diese letztere Ansicht wird durch Berlioz vertreten, der zugleich Kritiker und Componist ist, und von Mainzer, der ebenfalls beide Eigenschaften in seiner Person vereinigt, bestritten.

Nach Berlioz darf die Musik beschreiben und malen, und zwar Alles ohne Unterschied. Er hat diesen Grundsatz bei seinen Compositionen befolgt, die deßhalb auch alle außerordentlich, bizarr, phantastisch und widerwärtig sind. Und wenn er in seinen Feuilletons — (er schrieb vordem für den Reformateur und die Quotidienne; jetzt schreibt er für das Journal des Débats) — wenn er die Namen Gluck und Beethoven hochleben läßt, so geschieht es lediglich darum, weil er in ihnen Vorbilder seiner musikalischen Phasmagorien zu erkennen glaubt. Mainzer hat schon früher seine Meinung über diese Ansicht bei verschiedenen Gelegenheiten an den Tag gelegt. Um seinen Bemühungen erwünschten Erfolg zu verschaffen, läßt er heute eine neue Zeitschrift unter dem Titel: Chronique musicale de Paris erscheinen, die seiner literarischen Thätigkeit auf dem Gebiete der Musik eine neue Ausdehnung geben wird. Das erste Heft derselben, welches so eben vorliegt, enthält eine eben so strenge als gerechte Würdigung Alles dessen, was Berlioz als Componist und musikalischer Schriftsteller geleistet hat. Es werden hier alle Compositionen desselben der Reihe nach durchgegangen, und an einer jeden derselben nachgewiesen, wie der Verfasser das Wesen der Musik verkenne. Darauf geht er zu den Kritiken über, und führt hier den nämlichen Beweis, indem er sich beinahe des Verfassers eigener Worte bedient. Berlioz findet die

Digitized by Google

Leiſtungen der Vergangenheit, mit Ausnahme der Beethoven'ſchen und der Gluck'ſchen, kaum der Rede werth, was Mainzern natürlich anders vorkommen muß. Ich kann Ihnen die Tendenz dieſer beiden Künſtler nicht beſſer bezeichnen, als dadurch, daß ich Ihnen die Kritik des Mozartiſchen Dies irae von Berlioz, und die des Berlioz'ſchen durch Mainzer mittheile.

(Schluß folgt.)

Ein Herbſtausflug in die toscaniſche Maremma.

(Schluß.)

Wenn man dieſen im Ganzen genommen ausnehmend einfachen Proceß überſieht, ſo kann man ſich nicht genug wundern, daß ſo viele Jahrhunderte vergehen mußten, ehe man die Mittel fand, dieſen Goldminen beizukommen. Noch bis zum Jahre 1818 wurde das Terrain von Montecerboli, welches am reichſten an Borax iſt, für eine jährliche Grundrente von 200 Lire angeboten, eine Strecke, die jetzt mehrere Tauſend Pfund Sterling jährlich abwirft. Die Ehre, zuerſt auf den innern Werth dieſer Quellen aufmerkſam gemacht zu haben, gebührt einem deutſchen Landsmann, Namens Hoefer; doch er ſo wenig als Ciaſchi nach ihm, erntete den reellen Vortheil ſeiner Verdienſte. Letzterer hatte ſich namentlich um den Proceß der Schwängerung bemüht, und dazu beigetragen, daß ſchon vor 1817 7 bis 8000 Pfund nach Frankreich ausgeführt wurden. Er verlor ſein Leben auf die jämmerlichſte Weiſe in einer der Lagunen, die er ſelber gegraben hatte, und hinterließ, das bißchen Ruhm abgerechnet, weiter nichts als eine Familie in größter Dürftigkeit. Er ſtarb 1816; 1817 kam Larderell, nicht ohne die größten Schwierigkeiten, in den Beſitz aller Quellen. Sie producirten täglich 7 bis 8000 Pfund, und im J. 1833 war das Ergebniß 650,000 Pf., im J. 1836 2½ Millionen. Es geben hier alſo ſo außerordentliche Verbeſſerungen vor, daß dieſen Quellen gewiß für die Zukunft das glänzendſte Horoſcop geſtellt werden kann. Jetzt hängt das Ergebniß noch ſehr vom Wetter ab: an hellen Tagen iſt der Rauch geringer, der Gewinn an Borax aber größer. Der Nachbarſchaft gelten ſie für unfehlbare Barometer; dieſer Rauch kündigt eine Veränderung im Wetter an.

Da wir nach Groſſeto durch das Innere des Landes gehen, und noch andere Boraxquellen bei Caſtelnuovo beſichtigen wollten, beſchloſſen wir den Abſtecher nach Piombino von hieraus zu machen. Es war nicht das antike, cyklopiſch benannte Gemäuer, wodurch die Lage des alten Populonia bezeichnet wird, was uns dazu bewog, auch eigentlich nicht die Ausſicht aufs Meer, die von dort im eigentlichſten Sinn des Wortes hinreißend ſchön iſt, ſondern ganz beſonders die neue Straße von Livorno nach Groſſeto, welche wir hier zu kreuzen hatten, und die Austrocknung des Piombiniſchen Sumpfes. Auch die Strecke Wegs, welche wir bis Piombino zurücklegten, widerlegte das Vorurtheil, welches der Weg hinter St. Gemignano uns eingeflößt hatte. Gleich hinter Volterra ward uns klar, was die fortgeſetzte Reiſe durch Toscana ſpäter beſtätigte, daß die maleriſchſten Partien dieſes Landes, welche den Landſchaften den großartigſten Stoff liefern können, nur in der Maremma angetroffen werden. Es ſind nicht allein die verſchiedenen Linien, die ſich bilden, wenn der Berg ſich zu Vorläufern, die Vorläufer zu Hügeln, und dieſe wieder zum Meere ſich abflachen, es iſt auch der üppige Baumwuchs, der, ſo zu ſagen, urwäldliche Charakter, welcher in dieſem unabſehbaren Grün, den meilenweiten, ungetheilten Beſitzungen ſich ausſpricht, und das Meer, dem Hintergrund Gränze und Rahmen verleihend, was ein ſo mannichfaches, unerſchöpfliches Bild gewährt. Hatte man einmal den großen Plan gefaßt, die Maremma anzubauen und wohnbar zu machen, ſo mußte der Bau einer Straße, die Groſſeto mit Livorno und die Binnenortſchaften mit dem Meere verband, davon die nothwendige Folge ſeyn. Die Regierung hat dieß verſtanden, und in wenigen Jahren eine Straße vollenden können, die antiken Spuren folgt, und einer Verlängerung bis Civita Vecchia, ja wenn man Luſt hat, weit ins Neapolitaniſche fähig iſt. Die verhältnißmäßig geringen Koſten (334,628 Lire *) erklären ſich durch die Ebene, in der ſie in der Nähe des Meeres hinläuft und durch das Vorfinden von alten Ueberreſten, die man ſtellenweiſe benutzen konnte. Mit Beendigung dieſes Weges kann man ohne Uebertreibung behaupten, daß kein Land in Italien, und wohl wenige jenſeits der Alpen, an Straßen, Wegen und Brücken mit Toscana ſich vergleichen kann. Es iſt dieß die Folge eines ſehr zweckmäßigen Syſtems geweſen, nach dem die ſogenannten königlichen Straßen der Regierung anheim fallen, welche ſie von neun zu neun Jahren zu verdingen und ausdrücklich zu beſtimmen pflegt, daß immer in Zwiſchenräumen von je zwei Miglien ein Mann gegenwärtig ſey, der den unmittelbaren Bedarf der Straße zu beaufſichtigen hat (cantoniere.) Die Provincialſtraßen kommen den reſpectiven Communen zu, ſo daß drei Fünftel der Abgaben diejenigen zu entrichten haben, durch welche der Weg hindurch führt, die andern, welche dieſes Vortheils beraubt ſind, zwei Fünftel. Die Straßen nun, welche in einer und derſelben Commune anfangen und endigen, muß die Commune unterhalten, die ſie gewöhnlich ihrem größten Beſitzer verdingt. Auf dieſe Weiſe hat Toscana für 741 Miglien jetzt 36 königliche Straßen, die zu unterhalten jährlich 514,085 Lire koſten (690 Lire per Miglie); für die Provincialſtraßen dürften ſich die jährlichen Unterhaltungskoſten auf 300,000 Lire belaufen.

Nicht minder als durch dieſe neue Communicationslinie waren wir durch die Austrocknung des Piombiniſchen Sumpfes in Erſtaunen geſetzt. Es handelte ſich darum, dem Fluß Corma einen neuen Lauf zu geben, und zu verhindern, daß ſein Waſſer ſich mit der dort einſchlagenden ſalzigen Fluth des Meeres vermiſche. Darin war man glücklich: der Fluß mündet jetzt bei Torre di Sale; was er als Abſatz auf ſeinem Laufe mit ſich führt und aufnimmt, wurde zur Ausfüllung der ſumpfigen Striche verwandt. So hat man in zwei Jahren den See von Rimigliano austrocknen können, obwohl er eine Länge von zwei Miglien, die Breite einer halben hatte. Zwei bis dreihundert Leute waren täglich dabei beſchäftigt, denen man einen Taglohn von einer bis zu anderthalb Lire zahlte.

*) Bei dieſen Berechnungen machen drei Lire immer einen Gulden Augsburger Corrent.

Digitized by Google

Bagdad.

Kommt ein Fremder von Irak-Adschemi nach Bagdad, so fällt ihm besonders die Verschiedenheit ins Auge, die zwischen dem Volke herrscht, das er jetzt erblickt, und dem, welches er nördlich der Gebirge ließ. Hier ist die Tracht höchst einfach; die Kleidung, obschon lang, schließt eng an den Leib an; der Kopf ist mit einer schwarzen Schafmütze bedeckt; im Gürtel steckt ein schmuckloser Dolch oder ein eben solches Messer. In Bagdad ist die Kleidung weit und fliegend, der Turban sorgfältig gefaltet; ein kostbarer Shawl und ein oft reicher Dolch zieren den Gürtel. „Bei meinem Eintritt in diese Stadt, sagt Sir Robert Ker-Porter, fand ich die Straßen voll Menschen, die mit kostbarem Costume prunkten. Ungeheure Turbane, Pelze und Westen, von Seide, Tuch oder Sammet von allen Farben, bedeckten die bizarren Gruppen, die sich überall meinem Auge darboten. Die Einen gingen langsamen Schrittes spazieren, Andere saßen mit gekreuzten Beinen auf dem Boden, oder nahmen, wenn sie nicht lieber mit heiter feierlicher Miene einen schlaferregenden Dunst einathmeten, auf Bänken ihren Kaffee ein. Ein auffallender Gegensatz herrscht zwischen den Kleidungen des Türken, die er durch den Glanz, die Mannichfaltigkeit der Farben gern in die Augen fallend zu machen sucht, und seiner gewöhnlich mehr als ernsten Haltung; auf der andern Seite bemerkt man denselben Gegensatz zwischen der nachlässigen, sparsamen und düstern Tracht des Persers, der sich sogar den Bart schwarz färbt, als wolle er an sich einen vollständigen Traurigkeitsanzug darstellen, dem die physische und moralische Lebhaftigkeit, die aus seinem Gange, seinen Gebärden und seiner Unterhaltung hervorsticht, völlig widerspricht.

Bagdad, das der Regierung der Khalifen, besonders Harun-al-Raschids, einen berühmten historischen Namen verdankt, und das durch die „Tausend und Eine Nacht" und andere Mährchen, woran wir als Kinder uns ergötzten, eine romantische Berühmtheit erlangte, ist die Hauptstadt von Irak Arabi, oder dem ehemaligen Assyrien und Babylonien. Sein Pascha kann nur 12,000 Mann aufstellen, und die benachbarten Araber befinden sich in einem Zustande völliger Insubordination. Das Klima Bagdads hat vor vielen andern Gegenden Persiens den Vortheil, daß es nicht so vielen plötzlichen und vollständigen Witterungswechseln unterworfen ist; allein die vierzig Tage, während deren der Samiel weht, machen hier die Sommermonate unerträglich. Das Fahrenheit'sche Thermometer steigt dann oft auf 120 bis 140 Grad (39 bis 48° R.) im Schatten. Ich schloß daraus — was mir auch die Einwohner bestätigten — daß der Winter die angenehmste Jahreszeit ist. Hauptsächlich vom 15 November bis 15 Januar wird die Luft besonders gesund. Zu Ende Octobers empfindet man noch die Nachwehen des Samiel, und seit meiner Ankunft war die mittlere Hitze 95° F. (27° R.). Bei 10 weitern Graden flüchten sich die Bewohner in die Zerdab genannten Gemächer, die mit allen möglichen Vorsichtsmaaßregeln, um dadurch die Kühle zu vermehren, eigens zwischen den Grundmauern ihrer Häuser angebracht sind; in diesen düstern Schlupfwinkeln bringen sie die wärmsten Tagesstunden zu. Bei Sonnenuntergang kommt jede Familie daraus hervor, und begibt sich auf das terrassenartige Dach des Hauses, um ihre Abendmahlzeit einzunehmen. Hier schläft man auch in freier Luft, bis nächtlicherweile plötzlich eintretende eisige Nordostwinde die Schläfer zwingen, die wärmeren Stellen ihrer Wohnungen aufzusuchen. Bei Tage ist im Winter die Luft so rein, so balsamisch, so belebend, daß man nicht erstaunen darf, daß die Könige von Persien die dürren Gegenden ihres Reichs in dieser Jahreszeit verließen, um sie inmitten der gesunden und heilsamen Gärten von Ampetis zuzubringen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Peyssonnels und Desfontaines' Reisen in den Regentschaften von Algier und Tunis.

(Schluß.)

Desfontaines, seiner Geburt nach ein Bretagner, gestorben im Jahre 1833, ist ein Mann unserer Zeit, und hat zum Fortschreiten der Wissenschaft viel beigetragen. Seine Beobachtungen richteten sich hauptsächlich auf Botanik und die Vegetation überhaupt. Mit Alterthümern beschäftigte er sich wenig, und obgleich er angibt, er habe Abschriften von mehrern Inschriften genommen, so ist dennoch in seinen Briefen nichts davon zu finden. Er hat größtentheils dieselben Gegenden bereist und dieselben Städte besucht, wie Peyssonnel; allein er hat sie sechzig Jahre später als der provençalische Doctor gesehen. Wenn er sich weniger mit geographischen Ortsbestimmungen beschäftigte, so gibt er dagegen mehr Erläuterungen über die Vegetation und schreibt auch besser.

Desfontaines ist ein competenter Richter, um die Frage über die Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit der Regentschaften, und namentlich von Algier, zu entscheiden, eine Frage, die in neuester Zeit in den Verhandlungen der Deputirtenkammer besprochen und bestritten wurde, und deren Lösung in Beziehung auf das bei dieser Colonie zu befolgende System von Wichtigkeit ist. Der gelehrte Botaniker hat seine Ansicht ohne Vorurtheil und zu einer Zeit ausgesprochen, wo man noch nicht daran dachte, daß Algier einst Frankreich angehören würde. Es ist deßhalb nicht ohne Nutzen, aus den Briefen von Desfontaines die verschiedenen Beobachtungen, die er auf dem Gebiete der Berberei zu machen Gelegenheit hatte, zu sammeln.

Der Verfasser gesteht zu, daß die Gebirge Afrika's im Allgemeinen weniger fruchtbar sind, als die in unsern Ländern. „Der Frühling erzeugt dort niemals jene schönen, grünen, mit Blumen geschmückten Teppiche, auf denen meine Augen mit so vieler Lust ruhten, wenn ich auf unsern Alpen in der Auvergne und der Dauphiné Kräuter sammelte. Ich glaube mit Bestimmtheit behaupten zu dürfen, daß die Anzahl der Pflanzen im Königreiche Tunis sich kaum auf 1000 oder 1200 Arten beläuft, während die einzige Provinz Dauphiné, die bei weitem kleiner ist, deren mehr als 2000 erzeugt; auch darf man, da das Thierreich mit dem Pflanzenreich in wesentlicher Verbindung steht, nicht überrascht seyn, daß sich daselbst auch eine weit geringere Anzahl von Thieren vorfindet, und daß selbst die nützlichsten Arten dort weniger vervielfältigt sind, als in unsern Himmelsstrichen."

Dennoch findet man in Tunis eine Strecke von 100 Meilen, am Meere hin von Bizerta bis in die Gegend der kleinen Syrte, die mit Olivenpflanzungen bedeckt ist, und wo Indigo, Tabak, Baumwolle und Zuckerrohr ganz gut fortkommen, und sich Dattelbäume in Menge finden. Auch sind die dürren und uncultivirten Ebenen des südlichen Theiles an vielen Stellen mit wilden Brustbeerbäumen und Gesträuchen bewachsen, deren Frucht, nach Shaw und Desfontaines, der berühmte Lotus ist, das Nahrungsmittel der alten Bewohner dieser Gegend.

Digitized by Google

„Der Boden," sagt unser Verfasser ferner, „ist an den Küsten Afrika's so fruchtbar, daß er, ohne jemals gedüngt zu werden, sehr schöne Ernten erzeugt. Die guten Ländereien geben oft einen Ertrag von 12 bis 20 Procent; man hat mich sogar versichert, daß sie in einigen Kantonen selbst 50 Procent tragen." Desfontaines hat Kornähren gemessen, die bis 5 Zoll lang waren. In glücklichen Jahren kostete in Algier das Pfund Brod 6 Deniers. „Neunzig Pfund guter Weizen, aus der Gegend von Constantine, den ich mahlen ließ, lieferte 70 Pfund feingekörntes Weizenmehl, 4 Pfund geringeres Mehl und 6 Pfund Kleie; aus 50 Pfund von jenem Weizenmehl machte man 45 Pfund sehr gutes weißes Brod.

„Die Getreidegattungen im westlichen Theile von Algier geben etwas mehr geringeres Mehl als die um Constantine, und sind deßhalb weniger werth. Siebzig Pfund schönes Getreide aus der Gegend von Mascara haben 43 Pfund feines Weizenmehl, 11½ Pfund geringes Mehl und 14 Pfund Kleie geliefert; aus 29 Pfund Weizenmehl wurden 37½ Pfund Weißbrod gebacken."

Jenseits des Atlas erzeugt der trockne Boden nur wenig Korn; dagegen gedeiht in diesem Boden der Dattelbaum, der den Arabern durch seine nahrhafte Frucht, durch sein hartes Holz, durch seinen weißen, gewöhnlich Milch genannten Saft, durch das Mark seiner Fasern und selbst durch seine Blüthen, die man mit Citronensaft ißt, so ungemein vielen Nutzen gewährt. Die Araber der Wüste ziehen aus dem Dattelbaum auch noch eine Art Honig; endlich dienen sogar die Kerne, wenn sie zerstoßen und im Wasser aufgeweicht sind, den Kameelen und Schafen als Futter.

Obwohl im Gebiete von Algier der Anbau des Olivenbaumes vernachlässigt wird, so gibt es dennoch in der Gegend von Bona, Budschia, Belida und Tlemsen schöne Pflanzungen eben dieses Baumes. Der größte Theil der Berge des kleinen Atlas ist mit wilden Olivenbäumen bewachsen. Auf den gut gelegenen sandigen Hügeln am Meere hin liefern die Weinstöcke einen ausgezeichneten weißen Muscat. Wenn der Wein von Algier im Handel nicht bekannt ist, so liegt dieß in der Vernachlässigung, mit welcher die Muselmänner diesen Zweig der Industrie aus religiösen Grundsätzen behandelt haben. Die Gärten Algiers liefern sehr schöne Früchte; die Pomeranzen aus denselben kommen denen von Malta gleich. Wenn man schöne Wälder der Pallote-Eichen, welche eine süße und dem Geschmack nach der Castanie gleiche Eichel tragen, sehen will, so muß man auf die Berge bei Belida, Mascara oder Tlemsen steigen. Man kauft solche Eicheln auf dem Markt, und bereitet sie wie bei uns die Castanien zu; das Holz des Baumes ist sehr hart und für Wagnerarbeiten sehr geeignet.

Schöne Lagen, Bäche mit klarem Wasser, kühle Schattenplätze bilden die Weide in den Gegenden nahe am Atlas. Mit lebhaftem Interesse spricht Desfontaines von den Ufern des Flusses Wadschir oder Mazafran. „Dieser kleine Fluß beschreibt eine Menge von Bögen, so daß man in nicht ganz zwei Stunden zwölfmal über denselben setzen muß; seine Ufer sind von mehrern Bäumen und Gesträuchen, unter denen die Lorbeerrose am vorherrschendsten ist, aufs lieblichste beschattet. Dieses äußerst hübsche Gesträuch stand damals gerade in voller Blüthe, was dem Auge vielen Genuß gewährte; die lebhafte Farbe der Blume stand in schönem Contraste mit dem dunkeln Grün des Olivenbaumes, der Mastixbäume und der Cypressen, die sehr hoch werden; ich konnte dieses herrliche Schauspiel nicht genug betrachten. Ich war abgestiegen, um zu botanisiren, und fand an dem Abhang eine sehr schöne Gattung Iris mit gelben Blumen, das spartium, und eine schöne Gattung Cistrosen mit holzigem Stängel und sehr schmalen Blättern. Ich hätte mich sehr gern an diesen anscheinend so blumenreichen Stellen aufgehalten, allein meine Gesellschaft drängte weiter zu kommen, indem die benachbarten Kantone von Räubern beunruhigt sind."

In der Gegend von Tlemsen sind Landschaften, die den schönsten von Europa gleichen; die Stadt ist von Obstgärten umgeben; am Fuße der Berge, von denen sich Bäche in Wasserfällen ergießen, stehen alte Olivenbäume; Nachtigallen und andere Vögel erfüllen ein liebliches Thälchen mit ihrem Gesange, während die Adler über den Felsen, die in die Wolken reichen, dahinschweben. „Niemals, sagt der Verfasser, habe ich ein so schön bewässertes Land gesehen, wie das um Tremessen (Tlemsen). In dem Raume von etwa zwei Meilen Länge zählen die Einwohner gegen zweihundert Quellen. Bäume und Pflanzen gedeihen daselbst sehr kräftig. Die Kühle, welche das Wasser verbreitet, erhält an jenen Stellen eine milde Temperatur, so daß man daselbst eine herrliche Luft athmet. Die Landschaft ist so schön, so mannichfaltig, daß ich nicht umhin konnte, da zu bleiben. Ich fand mehrere schöne Pflanzen, unter Anderem eine schöne schmalblüthige Euphorbie, eine hübsche mir unbekannte Glockenblume, eine neue Gattung Catananche, und eine sehr schöne Anthillis mit weißen Blättern und gelben Blumen, welche auf den Felsen in Menge wächst. Die Fumaria heptaphylla kommt dort auch in Menge vor, so wie auch eine neue Gattung von Poterinia. Die Gebirgsbewohner nehmen, trotz des Elends, in welches sie durch die Türken versetzt sind, Theil an der Schönheit des Klima's. Ich sah dort gut gebaute Menschen, mit viel hellerer Hautfarbe, als in der ganzen übrigen Berberei. Das Land ist so fruchtbar, daß die Algierer es nicht gern sehen, wenn es von den Christen besucht wird, aus Furcht, es könnte ein Gegenstand der Eroberung werden."

Um über die Fruchtbarkeit und das Klima Algiers urtheilen zu können, muß man es offenbar in seinem ganzen Umfange vom Meeresufer bis zu den Atlasgebirgen hin betrachten, denn wollte man dieses Land nach der Meeresküste beurtheilen, so wäre dieß gerade so viel, als wenn man Frankreich nach den Halden von Guienne oder der Bretagne schätzen wollte. Algier ist als Ganzes offenbar ein Land, wo alle Bedingungen der Fruchtbarkeit und Schönheit sich beisammen finden. Bei allem dem haben diese Vortheile auch wieder ihre Mängel. Die Heuschrecken fressen die Ernten auf; Trockenheit veranlaßt häufig bedeutende Unfruchtbarkeit; das Klima, welches bald von der äußersten Trockenheit in förmliche Nässe übergeht, veranlaßt mannichfache Krankheiten. So viel ist gewiß, daß Algier von der Natur reichlich bedacht wurde, und daß die Kunst zu diesen natürlichen Reichthümern Vieles beizufügen im Stande wäre. In den Gebirgen von Mascara sah Desfontaines schöne Kupfer- und Bleiglanz-Erze; auch scheint das Eisen dort ebenso im Ueberflusse vorhanden zu seyn. An vielen Stellen sprudeln heiße Quellen und Mineralwasser.

Der Verfasser verweilt lange bei den Vortheilen, welche Frankreich von seiner Niederlassung auf der Insel Tabarca, welche an der Küste von Tunis, acht Meilen von Calle, liegt, ziehen könnte. Diese Insel, welche durch den Korallenfang und durch ihre an Bauholz reichen, in der Nähe gelegenen Wälder wichtig ist, hat in der Strecke von einer halben Meile zwei Häfen.

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 12.)

Digitized by Google

Nr. 243.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 August 1838.

Briefe aus Griechenland. IV. V. VI.

Nauplia, am 21 October.

Wer den Ausdruck „ehemer Himmel“ in seiner lebendigen Bedeutung auffassen will, muß einen Sommer durchleben, wie der verwichene war. Fast sechs ganze Monate hindurch blitzte jeder neue Morgen mit demselben Glanz im Osten empor, strahlte dieselbe dunkle Bläue, und blieben die Schleusen des Himmels verschlossen. Nur auf ein paar Stunden unterbrach ein Donnerwetter die heitere Ruhe der Luft. In der zweiten Hälfte des August war die Hitze am drückendsten, die Luft glühte, und selbst am Abend genoß man keine Kühlung. Die Straßen der Stadt, in denen sonst die männliche Welt in einem anziehenden Gemisch der verschiedensten Physiognomien und Trachten unaufhörlich hin- und herwogte, und der Orient seine ganze Eigenthümlichkeit entfaltete, waren in diesen Monaten am Tage verödet und füllten sich erst gegen Abend. Spaziergänge vor dem Thore waren selbst in der Frühe anstrengend. Aber so lange noch der Schatten des Palamidi das Meer an seinem Fuße bedeckte, stärkten kühle Bäder für den heißen Tag.

Einer achttägigen Krankheit, die ich durch die strengste Diät nach der Vorschrift eines griechischen Arztes überwand, habe ich es zu verdanken, daß ich in diesem Monate vierzehn Tage zur Erholung in dem langersehnten Athen zubringen konnte. Eine Beschreibung der denkwürdigen Stadt hoffe ich dir bald von dort aus selbst zu machen, da die Verlegung der Residenz dahin schon jetzt betrieben wird. Welch' unaussprechliches Vergnügen mit dem Gedanken, auf dem classischesten Boden des classischen Landes zu wohnen, verbunden ist, fühlst du ganz mit mir. Man müßte ohne Gefühl für die Reize einer schönen Natur, wie sie aus der lieblichsten Vereinigung von Gebirgen und Hügeln, von Ebene und Meer entstehen, und unbekannt mit den schönsten Ueberlieferungen der Geschichte seyn, würde man dort nicht von der edelsten Begeisterung ergriffen, die sich selbst durch den Schmerz über das gegenwärtige Elend nicht lähmen läßt. Wenn ich bei den erhabenen Denkmälern verweilte, und mich in die Glanzepochen der Vorzeit versetzte, wenn jede anziehende Stelle (und welche wäre es nicht?) mir das Leben der Alten versinnlichte, oder wenn ich vom Zauberlichte des milden Abends die Akropolis sanft umflossen sah, dann ward ich von einer nie geahnten, nie empfundenen Seligkeit erfüllt. Die dort verlebten Tage zähle ich zu den schönsten meines Lebens. Ungern kehrte ich hieher zurück.

Nauplia, im Januar 1834.

Das Neujahrsfest wird hier auf ähnliche Weise begangen, wie bei uns, man macht sich Geschenke und sagt sich Glückwünsche. Χρόνους πολλούς „viele Jahre,“ hört man von allen Seiten rufen. Auf einem griechischen Schiffe hörte ich Matrosen ihrem Capitän Folgendes spielen und singen:

Du mögest, Herr, in diesem Jahr ein großes Schiff ausrüsten,
Mit hohem Hintertheile, vorn das Bild von einem Löwen,
Die Masten sollen bronzen seyn, von Eisendraht die Taue,
Die Segel seiden, hart von Stahl die Segelstangen. Christus
Thront selber auf dem Vordertheil, die heilige Jungfrau mitten,
Und bei dem Steuerruder sitzt der heilige Nikolas.
Nach England fahre du damit und lade dort Dukaten.
Der Jahre viele freue dich vom Glücke stets begleitet,
An Leib und Geist komm' über dich des reichen Segens Fülle.
Allhier, wo wir gesungen, soll kein Nagel jemals brechen,
Und unsern Herrn und Capitän beglück ein langes Leben.

Am sechsten Tage des neuen Jahres, also am 18 Januar neuen Styles, feiert man hier zu Lande die Taufe Christi. In Procession geht es an das Meer, wo die Geistlichkeit ein Kreuz in die Fluth wirft. Im Binnenlande geschieht dasselbe bei einer Quelle. Als Christus in den Jordan stieg, sagt man, wurden die Gewässer geheiligt, und durch diese Handlung wird die Weihe jährlich erneuert. Wer das Kreuz aus dem Grunde holt, erhält eine Belohnung. Dieß erregt den Wetteifer junger Schiffer; sie springen beherzt aus ihrem Nachen in das kalte Wasser, und die Scene wird muthwillig, wie der Metzgersprung in München.

Merkwürdig sind in dieser Jahreszeit die Barbierstuben, in denen sich das Volk bei Pfeife und Unterhaltung recht behag-

Digitized by Google

lich fühlt. Es gewährt einen sonderbaren Anblick, Köpfe auf den Knien der Barbierer liegend, bearbeiten oder über sie eine Wasserfluth nach der andern zur Waschung ergießen zu sehen, indeß Andere nach überstandener Reinigung auf den Bänken kauernd, die an den Wänden herumlaufen, mit der dampfenden Pfeife sich beschäftigen und traulich schwatzen. Dieses Barbiergeschäft ist nicht wenig mühsam, da es nicht bloß den Bart in sein Bereich zieht. Unter dem Volke hat sich die altbellenische Theseis, d. h. die angeblich von Theseus herrührende Sitte, die Stirnhaare dem Scheermesser preiszugeben, die Haare am Hinterkopfe dagegen lang wachsen zu lassen, ganz erhalten, nur daß die letzteren in einen Knoten geknüpft unter dem Fest, d. i. der rothen Mütze ohne Schirm, sich verbergen.

Ich kann nicht umhin, hiebei der Schwitzbäder Erwähnung zu thun, die man gewöhnlich türkische heißt, wiewohl ihr Gebrauch und ihre Einrichtung ohne Zweifel aus den ältesten Zeiten stammt. In keinem größern Orte fehlen dergleichen. Man steigt auf Stufen in ein Gewölbe hinab, das ein spärliches Licht von oben erhält und rings herum mit Lagerstätten versehen ist; hier entkleiden sich die Badenden. Mit einem Tuche um die Lenden und auf hölzernen Pantoffeln werden sie von halb nackten Badedienern durch mäßig erwärmte Seitengemächer in ein großes, halbdunkles Schwitzgewölbe geführt, wo in einem Nu eine Hitze den ganzen Leib durchdringt, die jeden erträglichen Grad zu übersteigen scheint, als wäre sie auf Erstickung berechnet. Allmählich weicht das Mißbehagen einem ergötzlichen Zustand. Hierauf setzt man sich auf einer etwas über dem Boden erhöhten Steinplatte nieder, und der Diener fängt an, alle Theile des Körpers mit einem ziemlich rauhen Tuch, das an die Stelle des antiken Schabeisens getreten ist, sorgfältigst zu reiben, begießt mit warmem Wasser, seift Kopf und Leib ein, und überschüttet sie wiederholt mit Strömen warmen Wassers. Kopf und Leib mit frischen Tüchern umwickelt, kehrt man auf den Kothurnen zum Lager zurück, wo dem Ruhenden Kaffee und Pfeife zu Gebote stehen, und mit dem Trocknen unter den derben Händen des Dieners das ganze Badevergnügen sich endigt.

Nauplia, am 1 Februar.

Vorgestern war es ein Jahr, daß wir hier ankamen. Welcher Unterschied zwischen jetzt und damals! ich wollte, du könntest die vorgegangene Veränderung mit mir Schritt vor Schritt bis zu ihrem Anfange zurück verfolgen und das daraus entstehende Vergnügen theilen. Das Städtchen braucht sich jetzt nicht mehr zu schämen, der Wohlstand hat zugenommen, Einrichtungen des Lebens und Sitten verfeinern sich, Fertigkeiten und Werke des Friedens fangen allmählich an Wurzel zu fassen. Selbst der Himmel scheint sein Wohlgefallen an dem sich verjüngenden Lande durch sein heiteres Lächeln auszudrücken. Was sind unsere Frühlingstage gegen diese lieblichen Wintertage, wie sie den ganzen verflossenen Monat anhielten! die Natur ist wieder erwacht, die Felder grünen, und alle Geschöpfe, vom Menschen bis zum Schmetterling, empfinden von neuem die Wonne des Daseyns. Mit Entzücken wandelt man auf bequemen Pfaden am Palamidi hin, angehaucht von balsamischen Lüften und im frohen Genuß der erhabensten Aussicht auf das Meer, dem sich nichts, gar nichts in der Schöpfung vergleichen läßt. Glücklich, wer sein Leben lang eine solche Natur vor Augen hat.

Ich habe wohl nicht den Vorwurf der Uebereilung zu fürchten, wenn ich jetzt nach einem ununterbrochenen Verkehr mit allen Ständen des griechischen Volkes kurz darzustellen versuche, wie ich dasselbe im Allgemeinen gefunden. Der Grieche ist leutselig und schließt sich eben so gern an Andere an, als er die Annäherung Anderer an ihn liebt. Man kann ohne Umstände in seine Wohnung gehen und seine Bekanntschaft machen, und häufige Wiederholung des Besuches sieht er nicht bloß gern, sondern fordert sie. Gleich bei dem ersten Zusammentreffen erfährt der Fremde von ihm seine Schicksale, seine Stellung in den Parteien, seine Fähigkeiten. Mit ungemeiner Schlauheit weiß er sich in das beste Licht zu stellen, und man schwört auf seine Gesinnung, so lange man seine Gegner nicht gehört hat. Er ist von Natur beredt und durchwebt seine Rede mit einer Fülle von Sprüchwörtern und Bildern, wodurch sich der Nachbar des Orients zu erkennen gibt, wie er denn Europa und die Europäer niemals anders als im Gegensatze zu Hellas und den Hellenen nennt. Spricht er mehrere Sprachen, auch nur zur höchsten Nothdurft, so liebt er damit zu wechseln. Die Angeln seiner Gespräche sind insgemein Politik und die Ereigniße des Freiheitskrieges, des Anfangspunktes seiner Geschichte. Er ist voll vom Gefühle seiner Freiheit, wie von Haß gegen Despotie beseelt, und zieht Unterordnung unter Fremde jener unter Landsleute vor, mit denen allen er durch die Revolution zu Gleichheit der Ansprüche sich erhoben glaubt. Dabei ist die Ueberzeugung von angebornem Talent und geistiger Ueberlegenheit auch in dem Geringsten lebendig, und der Nationalstolz fordert alle Huldigungen, an die er seit langem durch die Europäer gewöhnt ist. Durch diese wird er mit der Macht, die er Fremden zugesteht, wieder versöhnt. Ob seine Freigebigkeit mit Titeln, wie Excellenz (ἐξοχώτατε) und Hochwohlgeborner (εὐγενέστατε), die er bis zum Ueberdruß im Munde führt, in seiner ehemaligen niedrigen gesellschaftlichen Stellung ihren Grund habe, oder vielleicht in seiner Schlauheit und seiner Kenntniß der Schwächen des menschlichen Herzens will ich nicht entscheiden. Angestammt ist ihm die vertrauliche Anrede mit du, und es ist ihm augenscheinlich wohler, wo er dieselbe nicht der fremden Sitte opfern darf. Er ist dienstfertig und gefällig, versäumt aber nicht, Gegendienste zu begehren. Gastfreundschaft übt er in hohem Grade. Durch Mäßigkeit und Nüchternheit zeichnet er sich vor Andern aus, Trunkenheit ist ihm ein fast unbekanntes Laster. Unsere nordische Arbeitsamkeit kennt er nicht, und es ist unter diesem Himmel eine eben so unbillige als vergebliche Forderung, sich vom Morgen bis zum Abend zu plagen. Mit dem Sitzen hängt so wenig die Gewohnheit einer Beschäftigung zusammen, daß man von Einem, der unthätig ist, gewöhnlich sagt: er sitzt (κάθηται). Thätig erscheint man zumeist außer dem Hause, in dem Getümmel des Marktes, im lebendigen Verkehre mit den Fremden, im Handel. Im Aeußern ist das männliche Geschlecht von edlem

Digitized by Google

Wuchse und zieht durch Geist und Ausdruck des Gesichtes an; Putz und Glanz verschmäht es nicht. Es spielt die erste Rolle, wie bei uns das schöne Geschlecht. Die Weiber dagegen, wiewohl sichtbar von der Natur herrlich begabt, sind mehrentheils verwahrlost. Trotz des Namens „Herrin," der ihr beigelegt wird, tritt die Frau überall in den Hintergrund und lebt in Dunkelheit, wie der Mann der Oeffentlichkeit angehört. Uebrigens besteht unter den Gliedern einer griechischen Familie nur Liebe und Eintracht, wie sie wohl nicht leicht hingebender und fester gefunden wird.

Deutsche Kunst in Paris.

(Schluß.)

Als Berlioz von dem Gouvernement den Auftrag erhalten hatte, ein Requiem für die Todtenfeier der durch Fieschi's Höllenmaschine Gefallenen zu schreiben, fand er es für gut, seine Ansicht über Mozarts Composition auszusprechen, um so schon im Voraus auf das Verdienst seiner eigenen Production aufmerksam zu machen. „Die geheimnißvollen Gerüchte über Mozart, sagt er, haben mehr zur Verderrlichung des Werkes beigetragen, als das Werk selbst. Denn, aufrichtig gestanden, ist sein Dies irae in seiner ganzen Ausdehnung aufgefaßt? Geht die Musik desselben mit ihrem Gegenstande gleichen Schritt? Entspricht sie gehörig der Vorstellung, die man sich von dem allgemeinen Entsetzen bei der Ankunft des höchsten Richters macht, wo der Tod selbst bei dem Anblicke seiner wiedererstehenden Opfer staunt und erbebt, weil er sein Reich zerstört sieht! Die trägste Einbildungskraft, reicht sie nicht weit über die Wirkung dieser Musik hinaus? Und sollte die Kunst hier unvermögend seyn, den Anforderungen der Einbildungskraft zu genügen? Das Tuba mirum bringt gewöhnlich eine nur sehr schwache Wirkung hervor, wenn der Zuhörer dabei nicht gar ein unangenehmes Desappointement erfährt. Die Phrase, womit es anhebt, ist erhaben, allein sie führt zu nichts, und die Instrumentation derselben ist blaß und schwach. Nur Eine Stimme trägt diesen Vers vor; um den allgemeinen Aufruf ertönen zu lassen, der auf der ganzen Erde wiederhallen soll, und um die Todten aus der Tiefe ihrer Gräber zu erwecken, wird nur Eine Posaune angewandt. Warum nur eine, wo dreißig, wo dreihundert nicht zu viel wären. Etwa weil das Wort Tuba den Singular und nicht den Plural bezeichnet? Es hieße Mozarten eine Unbild zufügen, wenn man ihm nur einen Augenblick eine so thörichte Idee unterlegen wollte. Warum unmittelbar nach diesem Aufruf und der ihm entsprechenden Vocal-Phrase jene unerwartete Ruhe in dem ganzen Stücke und jene noch befremdendere Fagottbegleitung, welche in die Mittelstimmen hineingirret? Da ist wahrlich die Stelle der Fagotte! Da handelt es sich gewiß darum, dem Sänger sanfte Töne in den Mund zu legen, wenn wir das Gemälde der letzten Zuckungen einer untergehenden Welt erwarten! Es ist unmöglich, daß sich Mozart hier so sehr getäuscht habe u. s. w."

Vernehmen wir nun unsern Landsmann Mainzer. „Damit, sagt er, eine Musik wahrhaft schön sey, und auf Vollkommenheit Anspruch machen könne, muß sie nach Hrn. Berlioz Alles, wovon der Text spricht, und was demselben zur Grundlage dient, anschaulich darstellen. Ein Amen, und ein Halleluja muß alsdann durch Pauken und Trompeten, und wer weiß, vielleicht gar durch Musketenschüsse wiedergegeben werden? Beim Crucifixus im Credo muß man in der Musik die Henker, das ergebene und schweigsame Opfer sehen, die Hammerschläge und die letzten Seufzer Christi hören; so wie man denn auch beim Natus ex Maria Virgine den Schmerzenston der Mutter und das Wimmern des Neugebornen vernehmen müßte."

In Betreff des Dies irae von Berlioz sagt er: „Das Dies irae, das Hauptstück der Todtenmesse, das seinem Inhalte nach aus einem einzigen Gedanken besteht, der in verschiedenen Farben ausgeführt wird, wurde vom Componisten in sieben, dem Charakter und dem Style nach verschiedenen Nummern, die durchaus nichts mit einander gemein haben, und durch nichts mit einander verbunden sind, abgetheilt. Auch dieß ist eine große Verirrung des Künstlers. Wir begreifen, daß ein kolossaler Plan, wie der des Hrn. Berlioz .... sich in so enge Formen nicht fügen konnte; allein, vielleicht hätte er besser gethan, den gewöhnlichen Weg zu gehen, seine Musik wäre dadurch mächtiger geworden, und seine Töne hätten mehr religiösen Ausdruck erlangt.

„Die Massen, womit Hr. Berlioz vorzüglich in seinem Dies irae so verschwenderisch ist, sind gewiß von großer Kraft; allein es sind dieß weltliche Wirkungen: die Trompeten- und Zinktusche, das Wirbeln der Trommeln, worin einige das Seufzen und Schluchzen der armen Seelen erkennen wollten, während Andere das Zusammenstürzen der Welt, das Krachen des Himmels, und die vier Engel, welche nach den vier Winden hin das Ende der Zeiten verkunden, darin fanden, waren für uns nichts mehr und nichts minder als ein prächtiger Sturm, oder die Darstellung eines Volksaufstandes, einer Schlacht: wir suchen nichts darin, was uns an den Tempel hätte erinnern können, worin wir uns befanden, nichts was uns den Grund unsers Hierherkommens ins Gedächtniß rief. Das ohnmächtige und zerreißende Geschrei, das wir durch diesen gewaltigen Lärm hindurch vernahmen, war für uns nichts mehr und nichts weniger als die Stimmen der Opernsängerinnen, die ihren Gewohnheiten getreu, sich jämmerlich abquälten, um der Melodie nachzukommen, die Hr. Berlioz ein wenig hoch gehalten hatte. . . . . ."

Ich übergehe den Rest dieser Kritik, um das Schlußwort mitzutheilen, das also lautet: „Das Wahre und Schöne waren von jeher die Bestandtheile der Kunst, ersteres in Bezug auf den Inhalt, letzteres in Bezug auf die Form. Wahrheit in den Ausdrücken der Empfindungen, der Bewegungen des Herzens ist die Grundlage der Musik; die äußere Natur gehört vielmehr der Malerei an. Dadurch daß Berlioz die der Attributionen dieser Künste in seinen Symphonien verwechselte, hatte er sich gerechten Tadel zugezogen. Auch in seinem Requiem hat ihn dieß irre geleitet: anstatt die Empfindungen eines frommen Gläubigen bei dem Gedanken an das letzte Gericht darzustellen,

Digitized by Google

hat er das Gericht selbst, die Zerstörung der Welten, die Auferstehung der Todten, und all den bekannten Höllenspuk des Dante gemalt. Diese schweren Irrthümer, welche höchstens in einer phantastischen Symphonie zulässig sind, können nie in der Kirche Eingang finden."

Das Mitgetheilte genügt, um einzusehen, wie diese beiden Männer die Kunst verstehen. Ich füge dem Gesagten hinzu, daß Hr. Mainzer auch in Praxi den aufgestellten Grundsätzen getreu zu bleiben bestrebt ist. Alle seine bisherigen Compositionen sind einfach und kräftig. In seiner Hymne à la France, wo er eben so gut den Sturm und das Kriegsgetümmel hätte malen können, wie Berlioz den Weltuntergang im Dies irae, hat er diese Klippe vermieden, und nichtsdestoweniger ergreift diese Composition dergestalt den Zuhörer, daß seine Wangen glühen und seine Augen Thränen vergießen. Wenn irgend ein Tonstück den Patriotismus zu beleben oder zu erwecken im Stande ist, so ist es die Hymne à la France. Hr. Mainzer kam zu diesem schönen Resultat nur dadurch, daß er sich begnügte, den Dichter zu commentiren und es nicht versuchte, neben dem Gedicht auch ein Gemälde auszuführen.

Wir wollen hoffen, daß Hr. Mainzer auch bei seinen Leistungen für die lyrische Bühne diesen seinen Grundsätzen getreu bleibt. Das Theater Ventadour hat ihn beauftragt eine große Oper zu verfassen, die gegen November auf der Bühne erscheinen soll. Das Werk ist schon bedeutend vorangeschritten, und nach einzelnen Bruchstücken zu schließen, wird dasselbe auch die gehegten Erwartungen befriedigen.

Geologie der bermudischen Inseln.

In dem fünften Bande der Memoiren der geologischen Gesellschaft von London findet man die Denkschrift eines Hrn. Nelson über die Geologie der Bermuden. Diesem Beobachter zufolge bestehen jene Inseln gänzlich aus organischen Ueberresten. Von den härtesten Felsen bis zum Ufersande ist daselbst Alles aus mehr oder weniger kleinen Bruchstücken von Muscheln, Corallen u. s. w. gebildet. Die Vertheilung jener Inseln und der sie umgebenden Riffe ist offenbar die der madreporischen Riffe der Südsee. Inzwischen ist Hr. Nelson der Ansicht, daß die Wurmröhren (serpulæ) das Meiste zur Bildung jener Riffe beitrugen. Der Meeresgrund um die Bermuden besteht hauptsächlich aus einer mehr oder weniger erdigen Kreide, auch ist der Verfasser in Folge langer Beobachtungen fest überzeugt, daß diese Kreide sich durch die Ablösung von Kalktheilen von den Mollusken, Corallen u. s. w. bilde. Wenn das Hautgewebe dieser Thiere sich auflöst, so machen sich die ursprünglichen Theilchen von kohlensaurem Kalk, die in jenem Gewebe zerstreut wären, los, und setzen sich auf dem Meeresgrund als kalkartiger Schlamm an. Hr. Nelson will aus seinen Beobachtungen keineswegs schließen, daß die europäische Kreide aus demselben Stoffe bestehe, wie die bermudische; dennoch aber zeigt er, daß die physischen und chemischen Charaktere dieser beiden Substanzen identisch sind, und daß die beiden Niederschläge ihren Ursprung im Meere haben.

Bagdad.

(Schluß.)

Die Frauen der ersten Classen Bagdads werden gewöhnlich aus den schönsten Sklavinnen, die man sich aus Circassien und Georgien verschaffen kann, gewählt. Sie glauben ihre Reize, die dessen nicht bedürfen, durch die Henna, eine Schminke, womit sie die Haut belegen, und durch ein aus Indigo bereitetes Mittel, Zang genannt, womit sie sich Haare und Augenbrauen färben, zu erhöhen. Goldketten, Perlenhalsbänder und verschiedener Edelsteinschmuck glänzen an ihrem Oberleibe, während die Handgelenke und Knöchel der Füße mit massiv goldenen Spangen in Schlangenform geschmückt sind. Aus gold- und silbergestickten Musselinen bestehen nicht allein ihre Turbane, sondern öfters ihre Untergewänder. Im Sommer ersetzt der kostbarste Shawl den Pelz, der in der strengern Jahreszeit mit dem reichsten Rauchwerk besetzt ist. Ihre Tracht ist weit vortheilhafter als die der Perserinnen, und hat nicht das Unanständige der offenen Weste dieser letztern.

Die geselligen Zusammenkünfte, welche bei den Damen höchsten Ranges in Bagdad stattfinden, können wenigstens Einmal die Neugierde reizen. Sind sämmtliche eingeladene Personen versammelt, so wird alsbald das Abend- oder Mittagmahl servirt. Hierauf setzt sich die Gesellschaft in mehrere Reihen und schickt sich zum Genusse des Schauspiels oder der Belustigung an, die in Musik und Tanz besteht. Beide, sehr lärmend, dauern die ganze Nacht hindurch. Um Mitternacht servirt man das Souper, bestehend aus Pilaus, Kababs (klein geschnittenem Fleisch), Eingemachtem, trocknem Confect und allen Arten von Sorbet. Zwischen diesem zweiten Bankett und dem ersten verläßt der lieblich duftende Narglieh die Purpurlippen der Damen nur dann, wenn sie den Kaffee nehmen, oder entweder durch Beifallklatschen oder lautes langes Gelächter die Wirkung zu erkennen geben, welche gewisse Tänze, gewisse Gesangstücke auf sie hervorbrachten. Während diese orientalischen Liebesgöttinnen ihrem heitern Humor solchergestalt freien Lauf lassen, legt sich diese oder jene, die ein plötzliches Ruhebedürfniß empfindet, ohne vorläufige Entschuldigung ausgestreckt hin, und schläft auf dem reichen Teppich, der ihr zum Sitze dient, ein. Bald folgen andere ihrem Beispiel, ohne daß weder die Gesänge, die einen Todten erwecken könnten, noch der Lärm der Instrumente, noch die Plaudereien über alles Mögliche, die Ausbrüche von Gelächter, die lärmenden Worte, womit man das empfundene Vergnügen an den Tag legt, den Schlaf unterbrechen können. Dennoch nimmt der Tumult allmählich ab. Besucherinnen, Sängerinnen und Tänzerinnen erliegen in gleicher Weise der Gewalt des Morpheus, und endlich sieht man alle Teppiche im bunten Untereinander mit ihren Sklavinnen von schönen Schläferinnen bedeckt. Bei den ersten Sonnenstrahlen aber fangen die getreuen Dienerinnen an, sich jedes Anzeichens zu entledigen, aus dem man schließen könnte, sie seyen nur halb wach; dann heben sie ihre Gebieterinnen bei den Schultern oder den Zehen empor zu den religiösen Uebungen, die bei Tagesanbruch vorgeschrieben sind. Alle erheben sich, wie mittelst einer mechanischen Springfeder; die Abwaschungen und Gebete beginnen dann, und die schönen Andächtigen stürzen sich wieder in dieselben Belustigungen, die erst um Mittag, nachdem sie im Ganzen 15 oder 16 Stunden gedauert, und nach dem glänzendsten Frühstück, aufhören.

(Journal de la Marine.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat August.)

№ 11.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Neue Auflage des katholischen
Gesang- und Gebetbuches.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Katholisches
Gesang- und Gebetbuch
zur Feier des öffentlichen Gottesdienstes
im Bisthum Rottenburg.
Zweite Auflage.

Preis 30 kr. Mit Melodien 38 kr. Melodien à part 8 kr.

Der frühere Text blieb auch in dieser Auflage unverändert, dagegen hat der Verf. die ihm bemerklich gemachten Störungen, welche durch die bloßen Citationen der Capitel, Kirchengebete und marianischen Antiphonen in den Vespern herbeigeführt zu werden pflegen, so viel thunlich, zu beseitigen gesucht, wodurch der Anhang, welcher die Capitel enthielt, wegfiel. Auf mehrere kundgewordene Wünsche hin wurde diese Auflage durch Gebete zur Schulmesse, durch die Metten zum Gottesdienst für die Verstorbenen, und das bekannte Gebet Papst Urbans VIII. vermehrt. Zu weit war aber der Druck bereits vorgerückt, als die so günstige kritische Anzeige der ersten Auflage in den freimüthigen Blättern dem Verfasser zu Handen kam, weßhalb denn auch nur noch ein Lied bei der Leiche eines Werktagsschülers eingeschaltet werden konnte, die gewünschte Aufnahme der Evangelien zur Oesch- und Fronleichnams-Procession aber in einem Anhange nachgetragen werden mußte.

Stuttgart und Tübingen, Julius 1838. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Preisherabsetzung.

Wir finden uns veranlaßt, auch folgende anerkannt gute, aber durch ihren Umfang ꝛc. verhältnißmäßig kostbare Werke unseres Verlags, weniger bemittelten ꝛc. Käufern zugänglich zu machen, indem wir deren Preis von heute an auf unbestimmte Zeit bedeutend herabsetzen.

Dresch, Dr. L. F. v., Uebersicht der allgemeinen politischen Geschichte, insbesondere Europens. Drei Bände. „Zweite vermehrte und verbesserte Auflage." gr. 8. 1822 u. 1823. 8½ Thlr., jetzt 3 Thlr.

Franklin, B., nachgelassene Schriften und Correspondenz, nebst seinem Leben. Fünf Bände. gr. 8. 1816 bis 1818. 8¾ Thlr., jetzt 2 Thlr.

Handbuch, vollständiges, der neuesten Erdbeschreibung, von Ad. Chr. Gaspari, G. Hassel, J. G. F. Cannabich, J. C. Fr. Gutsmuths, Fr. A. Ukert und J. Fröbel. 23 Bände. gr. 8. (1304 enggedruckte Bogen.) 84 Thlr., jetzt 23 Thlr. Einzelne Bände zur Hälfte des seitherigen Preises.

Weimar, den 17 Julius 1838.

Das Landes-Industrie-Comptoir und das geogr. Institut.

Cholera-Schriften,

welche in der Unterzeichneten und in der litter. artist. Anstalt in München erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind:

Schnurrer, Dr. F., die **Cholera morbus,** ihre Verbreitung, ihre Zufälle, die versuchten Heilmethoden, ihre Eigenthümlichkeiten und die im Großen dagegen anzuwendenden Mittel. Mit der Karte ihres Verbreitungsbezirks. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. gr. 8. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

Neuß, Dr. F. F., Sammlung der wichtigsten Abhandlungen über die jetzt herrschende Choleraseuche. 2 Theile. gr. 8. 2 fl. 45 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

Cholerakücke, oder zweckmäßige Auswahl von Speisen, Getränken und nöthigsten Hausmitteln sammt deren Zubereitung, für Kranke, Genesende und Gesunde. 36 kr.

Beobachtungen bayerischer Aerzte
über die
Cholera morbus,

3 Hefte, enthaltend die Beobachtungen der HH. Dr. *Gietl*, *Kaltenbrunner* und *Sander*. Jedes Heft 1 fl. 12 kr.

Demnächst wird von uns versandt werden:

Die Orientalische Cholera
in München und an andern Orten.
Von Dr. Rampold.

gr. 8. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Stuttgart und Tübingen, Julius 1838. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei **E. Kummer** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aeschyli Tragoediae, in Schol. et Acad. usum rec. et illustr. J. Minckwitz. Pars I. cont: Eumenides. 8. 16 gr.

Aeschylo's Werke, nachgedichtet von J. Minckwitz. 1stes Bdchen. die Eumeniden. 8. 10 gr.

Francke, Aug. Herm., Predigten über evangelische und episkol. Texte. Aus bisher ungedruckten Handschriften, mit einem Vorwort von A. Tholuck, herausgegeben von Karl Emil Francke. gr. 8. 1 Thlr. 21 gr.

Minckwitz, J., Graf von Platen als Mensch und Dichter. Litteraturbriefe. 8. br. 1 Thlr. 10 gr.

Montanus der jüngere. — Nisida. — Zwei Novellen vom Verfasser einer „Alltagsgeschichte." Herausgegeben von J. L. Heiberg. Aus dem Dänischen von W. C. Christiani. 8. 2 Thlr. 4 gr.

Nork, Fr., etymologisches Handwörterbuch der lateinischen Sprache, mit stäter Bezugnahme auf die naturphilosophischen Ideen des Orients als Grundstoffe auch abendländischer Wortbildungen. 2ter Theil. K — Z. gr. 8. 3 Thlr. 12 gr.

Schmidt, J. A. E., neues vollständiges neugriechisch-französisch-deutsches Handwörterbuch. gr. 12. broschirt. 2 Thlr. 8 gr.

(Der franz.-neugr.-deutsche Band kostet 5 Thlr. 12 gr. Der deutsch-neugr.-französ. ist unter der Presse.)

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Betrachtungen über Diplomatie

von **Friedrich Kölle.**

8. in Umschlag geheftet Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Die Verlagshandlung nimmt sich die Freiheit, auf dieses Buch nicht nur die Männer vom Fach, sondern das gebildete Publicum überhaupt aufmerksam zu machen. Es enthält das Ergebniß vieljähriger Uebung und Beobachtung, und behandelt eine so sehr verkannte Disciplin unparteiischer, vollständiger und mit mehr Rücksicht auf die Richtung der Geister, als irgend eine Schrift älterer und neuerer Zeit deutscher oder ausländischer Litteratur.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Gedichte

von

J. P. Eckermann.

8. geheftet 1 Thlr. 12 gr.

Der Verfasser hat durch die Herausgabe seiner **Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens.** (1823—32.) Zwei Theile. Zweite, mit einem Register versehene Ausgabe. 8. 1837. geh. 4 Thlr.

der Lesewelt eine so interessante Gabe geboten, daß man begierig seyn wird, ihn auch in seinen eigenen poetischen Productionen kennen zu lernen.

Leipzig, im April 1838. **F. A. Brockhaus.**

Ludwig Uhland's Sagenforschungen.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Sagenforschungen

von Ludwig Uhland.

I.

Der Mythus von Thôr

nach nordischen Quellen.

8. Velinpap. broch. Preis 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

„Aus den Tiefen einer Vorzeit, in die keine äußere Geschichte hinabreicht, haben die Völker altnordischen Sprachstamms sich ein großartiges Geistesdenkmal gerettet, eine volle Mythologie, eine umfassende religiöse Weltanschauung in Sinnbildern."

In diese Tiefen hat der als Dichter so berühmte Verfasser das Grubenlicht der Forschung gebracht, und in gedrängter, klarer, jedermann zugänglicher Darstellung die Resultate jahrelanger, gelehrter Studien niedergelegt, durch welche eine Hauptgruppe des nordischen Götterſystems allseitig beleuchtet und eben so neu als genügend erklärt wird.

Die Fülle und das Gewicht des Inhalts wird den Gelehrten, der seinen Gegenstand erschöpft, die Schönheit und Ueberschaulichkeit der Form, den Dichter, der seinen Stoff beherrscht, auch in diesem neuen Werke in vollem Maße erkennen lassen.

Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an diejenigen Buchhandlungen, welche darauf subscribirten, versandt worden:

August Graf von Platen's

gesammelte Werke.

Prachtausgabe in Einem Band in zwei Lieferungen.

Mit des Verfassers Bildniß in Stahl gestochen und einem Facsimile seiner Handschrift.

Erste Lieferung,

oder Bogen 1 — 20 mit Platens Portrait.

Subscriptionspreis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Wir hoffen dem Wunsche vieler Freunde und Verehrer Platens durch diese würdige Ausgabe seiner Werke, welche in Format, Schrift und Papier der Ausgabe von **Goethe's Werken in Zwei Bänden** sich anreiht und mit gleicher Sorgfalt behandelt wird, entgegenzukommen. Diese erste Lieferung, zumeist das Poetische enthaltend, bringt auch die noch nie gedruckten letzten Poesien des Verfassers, deren Veröffentlichung man seit dem Tode des Dichters sehnlich entgegengesehen.

Der nur noch kurze Zeit offen bleibende Subscriptionspreis für das ganze Werk ist 6 fl. oder 3 Rthlr. 16 gr., und ist derselbe je bei Empfang jeder Lieferung mit 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr. zu entrichten. Später tritt ein erhöhter Ladenpreis ein.

Stuttgart und Tübingen, April 1838. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Wichtiges ökonomisches Werk.

So eben ist bei **A. Wienbrack** in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Der ausübende Landwirth, oder die praktische Landwirthschaft auf ihrem jetzigen Standpuncte in Bezug auf Ackerbau, Pflanzenbau, Viehzucht und Wirthschaftsdirection von David Low. Nach der zweiten Ausgabe des englischen Originals, übersetzt von Dr. V. Jacobi. 1ste Lieferung, mit 53 Abbildungen landwirthschaftlicher Gegenstände auf 4 Tafeln. gr. 8. geh. Preis 1 Rthlr. — (Das Ganze in 4 Lieferungen wird circa 4 Rthlr. kosten und in 3 bis 4 Monaten vollständig erschienen seyn).

In England hat bekanntlich die Landwirthschaft eine hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht. Es wird daher obiges Werk, dessen praktische Brauchbarkeit daselbst durch zwei binnen Jahresfrist nöthig gewordene Auflagen hinlänglich dargethan ist, — gewiß auch bei uns in deutschem Gewande willkommen geheißen. Sachverständige Beurtheiler sprechen sich dahin aus, daß wir seit Thaers Einleitung zur Kenntniß der englischen Landwirthschaft keine Schrift erhalten haben, welche die Landwirthschaft Großbritanniens mit gleicher Faßlichkeit in der Darstellung und Vollständigkeit behandelt; ja in mancher Beziehung, namentlich was die Vollständigkeit betrifft, möchte Hr. Low den Vorzug verdienen. — Durch die systematische Anordnung und Gründlichkeit in der Beschreibung, so wie durch die beigefügten zahlreichen Abbildungen führt das Werk den Anfänger mit seltener Klarheit in alle Zweige seiner künftigen Thätigkeit ein, während es dem erfahrenen Wirthschafter einen reichen Schatz für treffliche Nutzanwendungen darbietet.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schiller's Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim.

von 1782 — 1785.

8. broch. Preis 1 fl. 48 kr. od. 1 Rthlr. 6 gr.

Der Verfasser dieser Schrift ist der vor einigen Jahren in Wien gestorbene Klavierlehrer Streicher, ein Jugendfreund Schiller's, der ihn auf seiner Flucht von Stuttgart begleitete, alle Leiden, die ihm dieser Schritt Anfangs zuzogen, mit enthusiastischer Hingebung theilte, und dem völlig hülflosen Dichter sogar die zu seiner eigenen Ausbildung als Musiker bestimmten Summen zum Opfer brachte. Das Buch ist ein sehr werthvoller Beitrag zur Biographie Schiller's; es enthält eine Menge interessanter Details aus der Epoche, wo sich sein äußeres Schicksal entschied, und kleiner, ihn charakterisirenden Züge, welche nur die Liebe und der Enthusiasmus eines Freundes behalten konnte, dem die Zeit, „welche er mit dem jugendlichen Schwärmer verlebt, durch die nachmalige Größe des Mannes zur merkwürdigsten seines Lebens" geworden war. — Die Herausgeber, die Kinder des verstorbenen Verfassers, haben das Honorar dem Denkmal Schillers gewidmet.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Litterar. artist. Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München ist erschienen und durch alle Kunst- und Buchhandlungen zu beziehen:

Album aus Tyrol und Salzburg

nach Original-Zeichnungen von

Emil Kirchner, E. Auer und A. Podesta.

Zweite Abtheilung.

Inhalt.

Titelblatt.

1. Der Ortelес.
2. Das Stubenthal.
3. Riva.
4. Die Scharnitz.
5. Das Etschthal.
6. Torbole.
7. Das Gröbner Thal.
8. Engpaß von Finstermünz.
9. Das Dolomit-Gebirge.
10. Bad Ratzes.
11. Am Brenner.
12. Der Peterskirchhof in Salzburg.

Preis 9 fl. 36 kr. rhn. oder jede einzelne Ansicht 48 kr. rhn.

Die vorigen Jahr erschienene erste Abtheilung enthielt:

1. Das Zillerthal.
2. Zell am Ziller.
3. Zell am See.
4. Botzen.
5. St. Martinswand.
6. Innsbruck.
7. Hofers Zufluchtsort 1809.
8. Hofers Haus.
9. Salzburg.
10. Schloß Amras mit dem Salzgebirge bei Hall.
11. Hohen Werfen im Salzburgischen Pongau.
12. Der Hintersee bei Berchtesgaden.

Preis 9 fl. 36 kr. rhn. oder jede einzelne Ansicht: 48 kr. rhein.

Von dem Ganzen ist auch eine Pracht-Ausgabe mit großer Sorgfalt veranstaltet worden, welche aus den besten Abdrücken auf starkem Papiere besteht. Dieselbe wird jedoch nur gebunden ausgegeben, und kostet so

in einem eleganten Bande 28 fl. rhn. oder 16 Rthlr.

Diese Ansichten, von geistreichen Künstlern gezeichnet, können in Bezug auf ihre Ausführung mit Recht den Höhepunkt der jetzigen Ausübung der Lithographie darstellen. Wenn sie in dieser Beziehung die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde überhaupt verdienen, so glauben wir, daß sie besonders dem Theile des Publicums willkommen seyn werden, der die Schönheiten der Tyroler Berge und Thäler mit eigenen Augen genoß.

KARTE DES KÖNIGREICHS WÜRTEMBERG.

In dem Unterzeichneten ist erschienen:

KARTE DES KÖNIGREICHS WÜRTEMBERG IN EINEM BLATTE,

nach den neuesten Ergebnissen, mit einer Darstellung der Gebirge und Höhen des Landes und der Tiefen des Bodensees,

gezeichnet von

PAULUS,

Topographen bei dem königl. statistisch-topographischen Bureau,

in Stein gravirt in der königl. lithographischen Anstalt von C. Sommer und Rebmann.

Maasstab 1/300000.

Diese neue Karte des Königreichs Würtemberg wurde unter Aufsicht des königl. statistisch-topographischen Bureau's bearbeitet, mit Benützung aller Ergebnisse der Landes-Vermessung. Das Blatt ist 2' 2" lang, 1' 5" breit, hat über 4500 Ortsnamen, zeichnet sich außer der möglichsten Vollständigkeit insbesondere durch eine deutliche Darstellung der Gebirgszüge, durch Schärfe der Conturen, schöne Schrift u. s. w. aus, und enthält sowohl die Oberamts- als Kreisgränzen, Posten, Berg- und Hüttenwerke, Salinen, Bäder etc. Wenn sie daher schon an und für sich für die HH. Beamten jedes Zweiges der Staatsverwaltung, wie für jeden Staatsbürger geeignet seyn dürfte, so ist sie auf Schreibpapier

noch besonders allen denjenigen zu empfehlen, welche sie zum Eintragen auf irgend eine Art benutzen wollen.

Wie in der in unserm Verlag erschienenen, aber längst vergriffenen Land- und Höhen-Karte von Würtemberg, so ist auch in dieser wieder eine, jedoch stark vermehrte, Höhen-Karte, nach dem Entwurfe des Hrn. Prof. Dr. *Schübler*, beigefügt; eine weitere Zugabe sind die Durchschnitts-Ansichten von der Tiefe des Bodensees in 12 verschiedenen Richtungen nach den von dem königl. statistisch-topographischen Bureau veranstalteten Messungen.

Preis auf Landkarten-Papier . . . . . 54 kr.
auf gut geleimtem Schreibpapier zum Eintragen 1 fl. —
nach Regierungs- und Oberamts-Bezirken colorirt 1 fl. 12 kr.

Stuttgart und *Tübingen*, im Junius 1838. **J. G. Cotta**'scher Verlag.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Repertorium bibliographicum,

in quo libri omnes ab arte typographica inventa usque ad annum 1500 typis expressi ordine alphabetico vel simpliciter enumerantur vel adcuratius recensentur.

Opera Ludovici Hain.

Voluminis II. pars II. P — Z.

gr. 8. Preis auf Schreibpap. 10 fl. od. 5 Rthlr. 16 gr., auf Druckpap. 8 fl. 48 kr. od. 5 Rthlr.

Wir freuen uns, die Beendigung eines Werkes anzeigen zu können, das seiner Natur nach, bei der unbeschreiblich mühsamen Ausarbeitung, nur langsam vorrücken konnte, und zuletzt durch den während des Drucks der vierten Abtheilung eingetretenen Tod seines Verfassers für längere Zeit unterbrochen worden war. Die Erscheinung desselben wird besonders in dem gegenwärtigen Zeitpunkt, der so reich an Forschungen über den Ursprung und Fortgang der Buchdruckerkunst ist, eben so willkommen seyn, als sie einem längst gefühlten dringenden Bedürfniß auf eine durchaus befriedigende Weise abhilft. So herrlich und einzig in seiner Art Panzers unsterbliches Werk über die Drucke des 15ten Jahrhunderts dasteht, so sind doch seitdem so viele ihm unbekannt gebliebene Druckschriften an das Licht gezogen, andere genauer und gründlicher beschrieben worden, daß eine möglichst vollständige Aufzählung derselben, mit besonnener Benützung der in reichem Maaß vorliegenden Hülfsmittel, ein schon oft ausgesprochener Wunsch der zahlreichen Freunde der Litteratur und Bücherkunde war. Dieser Wunsch ist in dem Hain'schen Repertorium auf eine so vollkommene Art erfüllt worden, wie sie nur deutschem, von den günstigsten äußern Umständen unterstütztem Fleiße möglich werden konnte. Der Zugang zu der an alten Druckwerken so ungemein reichen Münchener Bibliothek, die Benützung der wichtigsten, in neuerer Zeit im In- und Ausland erschienenen Kataloge, wie z. B. des Spencer'schen und anderer litterarischer Schriften, die Mittheilungen vieler gelehrten Freunde setzten den Verfasser in Stand, an unzähligen Stellen die Panzer'schen Angaben zu berichtigen und zu vervollständigen, und so ein Werk zu liefern, welches in seiner Gattung Epoche machen, und die Bücherkunde in weit höherm Grad als alle früher erschienenen fördern wird. Wir dürfen daher dieses Repertorium mit vollem Recht als ein jedem Bücherfreund und Bibliothekar unentbehrliches Hülfsmittel empfehlen, das man selbst bei dem Besitze der Panzer'schen Annalen nothwendig haben muß, indem es nicht nur eine mit der größten Umsicht und Sorgfalt bearbeitete Ergänzung zu den von Panzer aufgezählten Artikeln darbietet, sondern auch außer ungemein vielen bei diesem fehlenden Drucken alle in deutscher Sprache erschienenen umfaßt, welche von dem Plane der Panzer'schen Annalen gänzlich ausgeschlossen waren.

Stuttgart und Tübingen, Junius 1838. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

LENAU'S GEDICHTE.

Dritte Auflage (mit dem Bilde des Verfassers).

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

NICOLAUS LENAU.

Dritte mit dem in Stahl gestochenen Bildnisse des Verfassers geschmückte Auflage.

Velinpapier, broschirt. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Vor fünf Jahren erschienen zum Erstenmal die Gedichte des unter dem Namen Nicolaus Lenau ungewöhnlich schnell bekannt gewordenen Dichters. Sie fanden unbedingt allgemeine Anerkennung, und Jeder begrüßte den Dichter als einen unsern größten Dichtergeistern Ebenbürtigen. Hier haben wir nun bereits die Freude, von diesen Gedichten voll ächter Romantik, Innigkeit, Zartheit, Tiefe, Gluth und Glanz der Phantasie eine dritte, mit dem Bildnisse des Verfassers geschmückte Auflage anzubieten. Jeden Freund des Schönen wird der Reichthum und das reine Streben des edeln Geistes überraschen, welcher — fern von jeder Nachahmung — in eigener acht Urkräftigkeit seine Schöpfungen vollendet.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Neu ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Palästina.

Von

Karl v. Raumer.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit einem Plan von Jerusalem, einer Karte der Umgegend von Sichem und dem Grundriß der Kirche des heiligen Grabes.

gr. 8. 1 Thlr. 16 gr.

Obgleich die zweite Auflage dieser ausgezeichneten Darstellung des heiligen Landes der ersten in kurzer Zeit folgt, so enthält dieselbe doch durchgängig namhafte Verbesserungen und Zusätze, wie sich schon aus dem erweiterten Umfange und aus der Vergleichung einzelner Artikel mit der frühern Bearbeitung ergibt. Die Hinzufügung mehrer wichtigen Abhandlungen über einzelne Gegenstände wird man nur als einen wesentlichen Gewinn betrachten können.

In dem im vorigen Jahre erschienenen Versuche:

Der Zug der Israeliten nach Kanaan.

Mit einer Karte. gr. 8. geh. 12 gr.

lieferte der Verfasser eine Beilage zu seinem „Palästina", welche seine Forschungen über diesen Gegenstand, von dem genannten Werke unabhängig, darlegt. Die sauber gestochene Karte (in gr. 4to) ist einzeln für 6 gr. zu erhalten.

In neuen Auflagen erschienen von demselben Verfasser:

Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdbeschreibung. Dritte verbesserte Auflage. gr. 8. 4 gr.

Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Zweite vermehrte Auflage. Mit 6 Kupfertafeln. gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.

Leipzig, im Junius 1838.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Cetaceen

zoologisch-anatomisch dargestellt

von

Wilhelm Rapp,

Professor der Anatomie in Tübingen.

Mit Abbildungen.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 2 Rthlr.

Inhalt.

Vorrede. Geschichtliches. I. Zoologischer Theil. Pflanzenfressende Cetaceen: Manatus. Halicore (Duyong). Stellerus. Aechte Cetaceen: Delphinus. Monodon (Narwall). Physeter. Balaenoptera. Balaena. II. Anatomischer Theil. Von den Knochen. Von den Muskeln. Auge. Gehörorgan. Nasenhöhle. Allgemeine Bedeckungen. Nervensystem. Verdauungswerkzeuge. Athmungswerkzeuge. Harnwerkzeuge. Gefäßsystem: Herz, Schlagadern, Blutadern, lymphatische Gefäße. Werkzeuge der Fortpflanzung: männliche Fortpflanzungswerkzeuge, weibliche Fortpflanzungswerkzeuge. Milchdrüse. Erklärung der Abbildungen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 12.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

KARTE VOM KAUKASUS.

In der Litterar.-artist. Anstalt in München ist so eben erschienen, und auf Bestellung durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Uebersichts-Karte

der russischen Provinzen,

nördlich und südlich

vom Kaukasus

namentlich der Provinz **Tscherkessien;**

nach den neuesten Hülfsmitteln entworfen.

Colorirt. Preis 36 kr.

Der Länderbezirk, welchen diese Karte umfaßt, hat in neuerer Zeit durch seine politische Bedeutsamkeit die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich gezogen, diese Karte ist daher ganz dazu geeignet, einem aufmerksamen Beobachter der Zeitgeschichte als Hülfsmittel zu dienen. Sie umfaßt die sämmtlichen Länder der östlichen Küste des schwarzen und der westlichen Küste des caspischen Meeres. Besonders interessant macht die Karte der darauf befindliche Schauplatz der anhaltenden Kriege mit den Tscherkessen, so wie die Reise-Route Sr. Maj. des Kaisers von Rußland.

Badeschriften.

In meinem Verlag erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Die

Nord- und Ostsee-Bäder.

Für Brunnen- und Badereisende bearbeitet von

Dr. Karl Christian Hille.

Mit drei Kärtchen. 8. Geh. 1 Thlr.

Bisher erschienen von demselben Verfasser:

Die Heilquellen in allgemein wissenschaftlicher Beziehung und deren zweckmäßige Benutzung. 8. Geh. 12 Gr.

Die Heilquellen des Königreichs Böhmen und der Markgrafschaft Mähren. Mit zwei Kärtchen und dem Plane von Karlsbad. 8. Geh. 20 Gr.

Die Bäder und Heilquellen Schlesiens und der Grafschaft Glatz. Mit zwei Kärtchen. 8. Geh. 16 Gr.

Leipzig, im Julius 1838.

F. A. Brockhaus.

In meinem Verlag ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die chirurgische

Muskellehre in Abbildungen.

Ein Handbuch für studirende und ausübende Aerzte, gerichtliche Aerzte und Wundärzte ꝛc.

von **Dr. G. B. Günther,**

Professor der Chirurgie in Kiel,

und

Julius Milde,

Maler in Hamburg.

Erstes Heft. Gr. 4. 1 Thlr. 16 Gr.

Mit diesem ersten Hefte der chirurgischen Muskellehre in Abbildungen beginnt der dritte Band eines größeren, umfassenderen Werkes, welches der Verfasser in acht Bänden unter dem Titel: Die chirurgische Anatomie in Abbildungen nach folgendem Plane zu liefern gedenkt:

1r Theil: **Osteologie.** 2r Theil: **Syndesmologie.** 3r Theil: **Myologie.** 4r Theil: **Angiologie.** 5r Theil: **Neurologie.** 6r Theil: **Splanchnologie.** 7r Theil: **Locale Anatomie aller Systeme.** 8r Theil: **Operative Anatomie.**

und worüber der ausgegebene Prospectus das Nähere besagt.

Es besteht die zuerst erscheinende Muskellehre als ein vollständiges Handbuch für sich und wird ungefähr 40 Tafeln colorirter Abbildungen nebst dazu gehörigem Text in groß Quartformat enthalten, die in 6 Heften erscheinen.

Das erste bereits ausgegebene Heft besteht aus Tafel 1—7 nebst 4 Bogen Text.

Das Handbuch der Muskellehre in Abbildungen, welches noch in diesem Jahre vollständig geliefert werden soll, wird 8 bis 10 Thaler kosten.

Hamburg, im Junius 1838.

Johann August Meißner.

Digitized by Google

Die Resultate

der Wassercur

zu Gräfenberg.

Mit einer Abbildung. 8. geh. 1 Thlr.

In Briefen, welche theils an Laien und theils an einen Arzt gerichtet sind, gibt der Verfasser dieser neuerlich erschienenen und in allen Buchhandlungen vorräthigen Schrift Mittheilungen über die von ihm selbst bestandene eigenthümliche Curmethode Priesnitz's, welche durch eine geistreiche Auffassungsweise an und für sich eine interessante Lectüre, demjenigen aber, der sich der Wassercur unterwirft, einen sichern Rathgeber und selbst für Aerzte manches Beachtenswerthe bieten.

Leipzig, im April 1838. **F. A. Brockhaus.**

In meinem Verlag erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Herculanum und Pompeji.

Vollständige Sammlung

der bis auf den heutigen Tag daselbst entdeckten Malereien, Bronzen, Mosaiken u. s. w. Enthaltend sämmtliche in der Antichità di Ercolano, dem Museo Borbonico und den übrigen bisher erschienenen Werken beschriebenen Antiken, mit neueren, noch unedirten Gegenständen vermehrt.

Gestochen von **H. Roux** dem Aeltern und **Ad. Bouchet** zu Paris. Mit erläuterndem Texte, zum Gebrauch für Künstler, Gelehrte und höhere Schul-Anstalten. Deutsch bearbeitet von **Dr. A. Kaiser.**

Dieses interessante Unternehmen darf gewiß für alle Kunstfreunde, Künstler und Gelehrte eine erwünschte Erscheinung genannt werden, da es ihnen Gelegenheit bietet, eine Lücke in ihren Bibliotheken auszufüllen, die sie bis jetzt entweder schmerzlich fühlten oder nur mit großem Aufwand ausfüllen konnten, da die Werke, welche jene durch die Ausgrabungen in Herculanum und Pompeji auf die Nachwelt gekommenen Schätze beschreiben und darstellen, und deren Studium so unerläßlich zum Verständniß des Alterthums, wie der Kunst und Wissenschaft im Allgemeinen ist, theils durch ihre hohen Preise, theils durch ihre Seltenheit fast ganz aus dem Bereiche der meisten Künstler und Gelehrten liegen.

Der Uebersichtlichkeit wegen erscheint diese Sammlung in Serien nach gleichen oder verwandten Gegenständen geordnet:

Abtheilungen des Werkes.

Malereien.		Bronzen.
1ste Serie.	— Architektur. Verzierungen.	1ste Serie. — Statuen.
2te „	— Gruppen von Figuren.	2te „ — Büsten.
3te „	— Einzelne Figuren.	3te „ — Geräthe, Lampen u. s. w.
4te „	— Friese u. s. w.	**Geheime Sammlung.**
5te „	— Landschaften.	1ste Serie. — Malereien.
6te „	— Mosaiken.	2te „ — Bronzen.

Das Ganze wird in 200 Lieferungen, jede von 4 feingestochenen Abbildungen mit nöthigem Text und Umschlag im größten Octavformat ausgegeben, monatlich erscheinen 6 solcher Lieferungen, deren jede **5 Groschen** kostet.

Die ersten 6 Lieferungen sind bereits an alle Buchhandlungen versandt und daselbst, so wie auch die über dieses Werk ausgegebenen ausführlichen Prospecte einzusehen.

Hamburg, im Junius 1838. **Johann August Meißner.**

In der unterzeichneten Verlagshandlung ist erschienen und durch alle Kunst- und Buchhandlungen zu beziehen:

Sechs Ansichten aus Tyrol.

Lithographischer Farbendruck

der

Litterar. artist. Anstalt

der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München.

Inhalt:

1. Der Hintersee.	4. Der Untersberg.
2. Der Königssee.	5. Der Kammersee bei Aussee.
3. Das Schloß Hohenschwangau.	6. Der Watzmann.

Preis des Ganzen in elegantem Umschlag 6 fl. — jede einzelne Ansicht 1 fl. rhn.

Es werden in den obigen Ansichten dem Publicum Proben von der Anwendung der Lithographie für colorirte Gegenstände vorgelegt, wie sie so glücklich noch keiner der in neuerer Zeit vielfältig gemachten Versuche zur Lösung dieser Aufgabe erreicht hat. Von diesen technischen Eigenthümlichkeiten abgesehen aber, sind die Gegenstände, Einrichtung und der Eindruck der Ansichten von der Art, daß sie zu den hübschesten Blättern eines Albums gehören.

Jahrbuch für 1838.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

JAHRBUCH für 1838.

Herausgegeben

von

H. C. Schumacher,

mit Beiträgen von

Bessel, Oltmans, Leopold v. Buch, Kämtz, Moser, Gauß, Oersted, Olbers und Schouw.

8. cart. Preis 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

Inhalt.

Astronomische Ephemeride für 1838. Tafeln, um aus der Ephemeride den Aufgang der Sonne für Orte zwischen 44° und 55° nördlicher Breite zu berechnen. Tafeln zur Bestimmung der Höhen mittelst des Barometers von **Gauß.** Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittelst des Barometers von **J. Oltmans.** Tafeln zur Verwandlung der Barometerscalen. Tafeln zur Verwandlung der Thermometerscalen. Tafeln zur Reduction des metrischen Barometers. Tafeln für Vergleichung der französischen und englischen Maaße. Specifische Gewichte. Ausdehnung der Körper durch die Wärme. Ueber die Temperatur von Jena. Ueber Fluth und Ebbe. Ueber die Wetterfäule. Bemerkungen über die wichtigsten Erscheinungen in der Atmosphäre. Gebirgswanderungen im Norden und im Süden. Die Sternschnuppen im August 1837.

Der Inhalt der zwei frühern Jahrgänge, die je zu demselben Preise gleichfalls noch durch alle Buchhandlungen bezogen werden können ist folgender:

1837. 1. Astronomische Ephemeride. 2. Die Sternschnuppen, von *Olbers.* 3. Allgemeine Uebersicht des Sonnensystems, von *Hansen.* 4. Von den Erscheinungen, welche der Halley'sche Komet gezeigt hat, von *Bessel.* 5. Ueber zwei Versuche den Chimborazo zu besteigen, von *Alex. v. Humboldt.* 6. Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittelst des Barometers, von *Gauß.* 7. Tafeln zur Verwandlung der Barometerscalen. 8) Tafeln zur Verwandlung der Thermometerscalen. 9. Tafeln zur Verwandlung des englischen Barometers. 10. Tafeln zur Vergleichung der französischen und engl. Maaße. 11. Specifische Gewichte. 12. Ausdehnung der Körper. 13. Bestimmung der russischen Maaße und Gewichte, von *Pauker.* 14. Noch etwas über Sternschnuppen, von *Olbers.*

1836. 1. Erdmagnetismus und Erdmagnetometer, von *Gauß.* 2. Ueber den Halley'schen Kometen, von *Bessel.* 3. Die Maaße und Gewichte Rußlands und seiner Provinzen, von *Pauker.* 4. Einige Ideen über eine bei Hervorbringung organischer Verbindungen in der lebenden Natur bisher nicht beobachtete, mitwirkende Kraft, von *Berzelius.* 5.

Tycho de Brahe als Homöopath, von *Olbers*. 6. Astronomische Ephemeride. 7. Tafeln, um aus der Ephemeride den Aufgang der Sonne für Orte zwischen 44° und 55° nördlicher Breite zu berechnen. 8. Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittelst des Barometers, von *Gauss*. 9. Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittelst des Barometers, von *J. Oltmans*. 10. Tafeln zur Verwandlung der Barometerscalen. 11. Tafeln, um in altfranzösischem Maasse beobachtete Barometerhöhen auf 0° zu reduciren, mit Rücksicht auf die Ausdehnung der Scale. 12. Tafeln zur Vergleichung der Thermometerscalen. 13. Tafeln für Vergleichungen der französischen und englischen Maasse. 14. Specifische Gewichte. 15. Ausdehnung der Körper durch die Wärme. 16. Vergleichung des Kilogramms von Platina, welches Etatsrath *Schuhmacher* aufbewahrt, mit dem gesetzlichen Kilogramm der Archive.

Stuttgart u. *Tübingen*, Julius 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Guter Rath
beim
An- und Verkauf
von
Landgütern
von J. G. Elsner.

8. in Umschlag broschirt. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

Mißgriffe bei Kauf und Verkauf von Gütern haben nur allzu oft schon großes Unheil gestiftet und den Grund zum Untergang ganzer Familien gelegt. Wie man solchem am sichersten entgehe, dazu gibt das hier angezeigte Werkchen Anleitung. Völlig aus dem Leben entlehnt und klar und erschöpfend ist der Gegenstand gegeben. Sonach kann es wohl mit vollem Recht eine werthvolle und dankenswerthe Gabe des verdienten Verfassers genannt werden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte
von
Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben.

8. Velinpap. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Das öffentliche Urtheil wird gewiß dem Dichter eine ausgezeichnete Stelle unter den Schülern Goethe's anweisen. Neben dem poetischen Talent sind die Gedichte Producte umfassender Bildung und einer tiefen Weltanschauung; sie sind ein Cyclus, in dem sich die Entwicklungsstufen eines reichen Gemüths darstellen, und der Form nach höchst mannichfaltig, wie schon die Anordnung zeigt. Die Sammlung zerfällt in folgende Bücher: Trieb. Resultate. Gelegenheitlich, persönlich. Im Sinne des Alterthums. Sonette. Einsiedeln. Erzählend. Dem Dichter. Sinn. Uebersetztes.

Stuttgart und Augsburg, im Mai 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In meinem Verlag erschien, und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliothek deutscher Dichter
des 17ten Jahrhunderts.

Begonnen von
Wilhelm Müller.
Fortgesetzt von **Karl Förster.**
Vierzehn Bändchen.

8. Geheftet. 1822 — 38. 20 Thlr. 16 gr.

Inhalt:

I. Martin Opitz v. Boberfeld (1 Thlr. 12 gr.); II. Andreas Gryphius (1 Thlr. 12 gr.); III. Paul Flemming (1 Thlr. 12 gr.); IV. Rodolf Weckherlin (1 Thlr. 12 gr.); V. Simon Dach, Robert Roberthin und Heinrich Albert (1 Thlr. 12 gr.); VI. Friedrich v. Logau und Hans Aßmann v. Abschatz (1 Thlr. 4 gr.); VII. Julius Wilhelm Zincgref, Andreas Tscherning, Ernst Christoph Homburg und Paul Gerhard (1 Thlr. 8 gr.); VIII. Johann Rist und Daniel Georg Morhof (1 Thlr. 4 gr.); IX. Georg Philipp Harsdörffer, Johann Klaj, Sigmund v. Birken, Andreas Scultetus, Justus Georg Schottel, Adam Olearius und Johann Scheffler (1 Thlr. 4 gr.); X. Johann Christian Günther (1 Thlr. 4 gr.); XI. Jakob Schwieger, Georg Neumark und Joachim Neander (1 Thlr. 12 gr.); XII. Friedrich Spee (1 Thlr. 8 gr.); XIII. David Schirmer, Zacharias Lundt, Philipp Zesen (1 Thlr. 20 gr.); Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau, Daniel Kaspar von Lohenstein, Christian Wernike, Friedrich Rudolf Ludwig Frhr. v. Canitz, Christian Weise, Johann v. Besser, Heinrich Mühlpforth, Benjamin Neukirch, Johann Michael Moscherosch und Nicolaus Peucker (2 Thlr. 12 gr.).

Diese Sammlung, welche das Beachtenswerthe aus einem interessanten Zeitraum unserer Litteratur in sich vereinigt, ist mit dem so eben erschienenen vierzehnten Bändchen beendigt.

Jedes Bändchen enthält die Charakteristik und Lebensbeschreibung der einzelnen Dichter, und ist unter besonderm Titel für den bemerkten Preis zu erhalten.

Leipzig, im Junius 1838.

F. A. Brockhaus.

Uebersetzungs-Anzeige.

In der Unterzeichneten erscheint, gleichzeitig mit dem englischen Original, eine Uebersetzung von

The Spirit of the East

illustrated in a Journal of travels during an eventful period
by **D. Urquhart,** Esq.
London, Colburn.

Stuttgart, den 1 August 1838. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Bibliothek classischer Romane und Novellen des Auslandes.

Hiervon erschien so eben der 27ste Band:

Der verliebte Teufel
und
Der Lord aus dem Stegreife.

Zwei Novellen von
Jacques Cazotte.
Aus dem Französischen übersetzt von
Eduard v. Bülow.

Mit einer Einleitung. gr. 12. geh. 16 gr.

Die früheren Bände dieser Sammlung enthalten:

I—IV. Don Quixote von **Cervantes**, übersetzt von **Soltau.** Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 gr. — V. Landprediger von Wakefield von **Goldsmith**, übersetzt von **Oelsnitz.** Zweite Auflage. 15 gr. — VI—IX. Gil Blas von **Le Sage.** 2 Thlr. — X. Leben des Erzschelms von **Quevedo**, übersetzt von **Keil.** 12 gr. — XI—XIV. Tom Jones von **Fielding**, übersetzt von **Lüdemann.** 2 Thlr. 12 gr. — XV. Niels Klim von **Holberg**, übersetzt von **Wolf.** 15 gr. — XVI. Jacopo Ortis von **Foscolo**, übersetzt von **Lautsch.** 15 gr. — XVII—XIX. Delphine von **Staël**, übersetzt von **Gleich.** 1 Thlr. 20 gr. — XX—XXII. Dekameron von **Boccaccio.** 2 Thlr. — XXIII—XXIV. Die Leiden des Persiles und der Sigismunda von **Cervantes**, mit einer Einleitung von **L. Tieck.** 1 Thlr. 8 gr. — XXV—XXVI. Die Verlobten von **Manzoni**, übersetzt von **Bülow.** Zweite umgearbeitete Auflage. 2 Thlr.

Jeder Roman, mit einer litterarisch-historischen Einleitung, ist für den beigesetzten Preis einzeln zu erhalten, die ersten 22 Bände aber kosten zusammen anstatt 13 Thaler 5 Groschen nur **acht Thaler.**

Leipzig, im April 1838. **F. A. Brockhaus.**

In meinem Verlage sind neu erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Kaiser und Papst.

Roman
von **Eduard Duller.**
Vier Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 18 Gr.

Ideal und Wirklichkeit.

Von Adolfine.
8. 1 Thlr. 6 Gr.

Leipzig, im Julius 1838. **F. A. Brockhaus.**

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Niclaus Manuel.

Leben und Werke

eines Malers und Dichters, Kriegers, Staatsmannes und Reformators im sechzehnten Jahrhundert.

Mitgetheilt von **Dr. C. Grüneisen.**

Nebst einer Steinzeichnung.

gr. 8. **Preis 3 fl. oder 2 Rthlr.**

Ein älterer, an Geist und Talent aber gleich trefflicher Zeitgenosse des Hans Holbein und Hans Sachs, Mitkämpfer in Gemälden, Dichtungen und Holzschnitten für die Freiheit des evangelischen Glaubens, in ansehnlichen Staatsämtern und Kriegsdiensten um seine Vaterstadt Bern und um die Reformation hochverdient, wird der Held dieser biographischen Darstellung das Interesse derjenigen, welchen die Geschichte der Religion, der Kunst und des öffentlichen Lebens anziehend ist, um desto mehr in Anspruch nehmen, als derselbe hier aus einer Vergessenheit hervorgezogen wird, welche ihn, außer der Specialgeschichte seiner Heimath, einem weitern Kreise der gebildeten Nachwelt entzogen hätte.

Für Freunde der Kunstgeschichte wird insbesondere bemerkt, daß hier außer neuen Mittheilungen über die schwäbischen und elsäßischen Malerschulen eine möglichst genaue Aufzählung und Bezeichnung der noch vorhandenen Werke eines Meisters, welcher die oberdeutsche Kunst im Unterricht der venetianischen Schule vervollkommnet hatte, gegeben wird; für Freunde der ältern deutschen Dichtung, daß sämmtliche Schriften Manuels, wieweit sie nach mühsamer Forschung vorliegen, aus den muthmaßlich ältesten Ausgaben pünktlich abgedruckt sind. Der mitgetheilte Steindruck gibt die mit dem Bildnisse des Malers selbst versehene Scene seines Todtentanzes.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Für Lese-Cabinette, Museen und Leihbibliotheken.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Litterarische

Bilder aus Rußland.

Herausgegeben von
H. Koenig.

Mit den Bildnissen von Derschawin und Puschkin.

8. Velinpapier in Umschlag brochirt. **Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.**

Inhalt: **Vorwort. Anfänge. Kirchliche Schriftsteller:** Dimitry der Heilige. Theophan Prokopowitsch Georgy Konisky. Platon. Philareth. Innokenty. **Aeltere weltliche Schriftsteller:** Fürst Kantemir. Lomonossow. Derschawin. Nowikow. **Moderner Styl:** Karamsin und Dmitriew. **Fabeldichter:** Chemnitzer. Krilow. **Lustspieldichter:** von Wisin. Kapnist. Gribojedow. **Erste Dichtergruppe:** Shukowsky. Batüschkow. Fürst Wäsemsky. **Zweite Dichtergruppe:** Alexander Puschkin. Baratinsky. Baron Delwig. Jasikow. **Dritte Dichtergruppe:** Wenewitinow. Chomäkow. Benedictow **Novellisten:** Marlinsky. Fürst Odojewsky. Gogol. Pawlow. **Neueste Dramatiker:** Fürst Schachowskoy. Sagoskin. Kukolnik. **Kritiker:** Merzlikow. Schewirew. Katschenowsky. Pogodin. **Journalisten:** Polewoy. Gretsch. Bulgarin. Senkowsky. **Ueberblick und Aussicht.**

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

In unterzeichnetem Verlage sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Antike Bildwerke,

zum erstenmale bekannt gemacht
von
Eduard Gerhard.

Erste Centurie, fünftes Heft, und zweite Centurie, erstes Heft, oder Tafel Nr. 81 — 120.
gr. Folio.
Preis 10 fl. oder 6 Rthlr. 8 gr.

Den Freunden der Kunst und des Alterthums ist das vorliegende Werk, seinen erschienenen Abtheilungen nach, seit längerer Zeit bekannt. Es umfaßt die von dem Herausgeber an verschiedenen Orten Italiens veranstalteten Abbildungen von etwa sechshundert bisher unbekannten antiken Kunstdenkmälern, und übertrifft, bei kunstgerechter Größe und Ausführung, alle ähnlichen Unternehmungen an Reichthum des Inhalts und Wohlfeilheit des Preises.

Nachdem die früher erschienenen vier Hefte dieses Werks eine mannichfaltige Bilderschau an Götter- und Heroendarstellungen, religiösem Ceremoniell und altclassischem Alltagsleben zusammengestellt hatten, ist die mythologische Reihe in den vorliegenden beiden Heften neu aufgenommen worden. Auf vierzig Tafeln sind über anderthalbhundert antike, bisher unbekannte, großentheils sehr figurenreiche Denkmäler hier abgebildet, deren größere Anzahl den besten Kunstepochen des Alterthums angehört. Die nöthigste erklärende Auskunft ist, nach früher beobachteter Weise, einstweilen auf den Umschlägen gegeben worden.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen, und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Die

Eisenbahnen

im Vergleiche mit

den Wasserstraßen

von **Michael Chevalier.**

Auf Befehl Sr. Majestät des Königs von Würtemberg

aus dem Französischen übersetzt von

Friedr. Ludw. Lindner.

8. in Umschlag geheftet. **Preis 24 kr.**

Zu einer Zeit, wo der Wunsch, überall Eisenbahnen anzulegen, fast zur Leidenschaft geworden, verdient eine Schrift, in welcher diese Angelegenheit unparteiisch, mit ruhiger Berechnung, untersucht wird, die Aufmerksamkeit des Publicums. In der Abhandlung des Hrn. M. Chevalier, die hier in deutscher Uebersetzung erscheint, werden die verschiedenen Interessen erwogen, deren Förderung die neue Erfindung beabsichtigt, in Bezug auf andere Transportmittel werden die Resultate einander gegenübergestellt, wodurch die Beurtheilung eine sichere Basis erhält. — Daß diese lehrreiche Schrift auf Befehl Sr. Majestät des Königs übersetzt und gedruckt wurde, ist ein abermaliger, in unsern Tagen zweifach erfreulicher Beweis von der Aufmerksamkeit des erhabenen Beschützers der Industrie auf Alles, was die Zeitbedürfnisse zu regeln und so mit Sicherheit zu befriedigen geeignet ist. Die Rücksicht auf diesen Umstand wird die öffentliche Theilnahme an der Schrift unstreitig erhöhen.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1838.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Eilfter Jahrgang.

1838.

September.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1838.

☞ Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. Mit den Blättern zur Kunde der Litteratur des Auslands, wovon wöchentlich 2 bis 3 Nro. erscheinen, 20 fl. oder 11 Rthlr. 8 gr. — Sämmtliche respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Deutsche Vierteljahrs Schrift.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Deutsche Vierteljahrs Schrift.

3tes Heft: Julius — September 1838.

gr. 8. in Umschlag broschirt. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Inhalt: Die Leistungen einiger Pariser Vereine in Hinsicht auf das allgemeine Wohl. Von **Depping.** Die jetzige Stellung des Adels, besonders des deutschen. Von **H. E.** Der bergmännische District zwischen Birmingham und Wolverhampton, mit besonderer Bezugnahme auf die Gewinnung des Eisens. Von **A. v. T.** Ueber die Neger-Sklaverei in den Vereinigten Staaten und in Texas. **VII.** Welche Früchte hat bisher die deutsche gewerbwissenschaftliche Litteratur getragen? **X.** Ueber die Verwendung des natürlichen und nachgeahmten Erdharzes zu Fußpfaden, Fahrbahnen und architektonischen Zwecken in Frankreich. Die Sprachlehr-Methoden Hamilton's und Jacotots. Von **Dr. Leonh. Tafel.** Ueber die Versammlung der deutschen Landwirthe. Von H. W. Pabst. Die Vorsorge und Versorgungs-Anstalten der Mittelstände. Von M. Mohl. Ueber den Mißbrauch geistiger Getränke. Von **Dr. C. Rösch.** Die zweckmäßigste Pflege der schönen Kunste in Deutschland. Von **A. M.** Duldsamkeit. Von J. H. v. Wessenberg. Kurze Notizen.

Die früheren Hefte enthalten:

1stes Heft: Was wir bezwecken. Ueber alte und neue Handelswege nach der Westküste Amerika's, von **Ed. Pöppig.** Die Steinkohlen-Gebilde, in naturgeschichtlicher und technischer Beziehung, von **K. C. v. Leonhard.** Der Pauperismus, von Prof. **Bülau** zu Leipzig. Die neue Gestaltung der deutschen Alterthumswissenschaften, von **H. Leo.** Die litterarischen Zustände Belgiens, von **Dr. L. A. Warnkönig.** Heine's Schriften und Tendenz, von G. P. Beiträge zur Lösung der jüdischen Frage, von M. Auf welchem Standpunkt steht die vaterländische Geschichtsforschung, von **W. M.** Ueber den Somnambulismus, von Prof. **Fischer** zu Basel. Aphorismen über Kriegskunst, von Ritter **Prokesch von Osten.** Ueber Diplomatie, von **F. K.**

2tes Heft: Rückblick auf praktische Seiten des antiken Münzwesens, von **Creuzer.** Wohnlichkeit und Lebensgenuß in Deutschland, von **A. M.** Die Cholera, von **H.** Die Romane, von **W. M.** Blicke auf die neuesten Bearbeitungen der französischen Staats- und Rechtsgeschichte, von **L. A. Warnkönig.** Die Menschenracen, v. **H. H.** Die Gesangbuchsreform, von **G.** Ueber die Entstehung und Erweiterung des großen deutschen Zollvereines, von **F. Nebenius.** Uebersicht der Leistungen der Konstantinopolitanischen Presse in den letzten sieben Jahren, von **Hammer-Purgstall.**

* * *

Was diese Zeitschrift zu erreichen wünscht, wäre für den jeweiligen Standpunkt der verschiedenen geistigen Richtungen eine Reihe von leading articles, nicht im Geiste eines Tagblatts, sondern in dem einer Vierteljahrsschrift übersichtlich aufgefaßt, und zwar mit sorgfältigerer Beachtung des Nothwendigen und Praktischen, mit reiflicher Erwägung dessen, was gerade an der Zeit ist, mit gänzlicher Entfernung der Leidenschaften des Tags, mit deutscher Unparteilichkeit und deutschem gutem Glauben, und mit dem ruhigen, würdigen Tone, welcher der Wissenschaft ziemt, und welcher allein einer guten Sache frommen kann.

In diesem Sinne beizutragen zu der Vierteljahrsschrift, laden wir eben so angelegentlich als ehrerbietig alle diejenigen ein, welchen das Bedürfniß besonnen vorzuschreiten und die Nothwendigkeit vorschwebt, daß die Berufs-Gelehrten sich auch in Deutschland der praktischen Richtung und Bildung in dem Maaße nähern müssen, in welchem diese sich zum Wissen steigert.

Entsprechende Beiträge werden anständigst honorirt werden, und im Wege des Buchhandels, aus Norddeutschland über Leipzig durch Hrn. **L. H. Bösenberg** daselbst, aus Süddeutschland aber durch Beischluß unserer **litterarisch-artistischen Anstalt zu München**, unserer **Verlags-Expedition** zu Augsburg, des Hrn. **Aug. Recknagel** zu Nürnberg, der **Andreä'schen Buchhandlung** zu Frankfurt, oder direct durch den Postwagen, uns am besten zukommen.

Stuttgart und Tübingen, im Julius 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Eduard Baines d. j.,

Geschichte

der

brittischen Baumwollen-Manufactur

und Betrachtungen über ihren gegenwärtigen Zustand.

Aus dem Englischen frei bearbeitet

von **Christoph Bernoulli,**

Professor der industriellen Wissenschaften zu Basel.

Mit 12 englischen Stahlstichen. gr. 8. brosch. Preis 5 fl.

Inhalt: Einleitung. Erster Abschnitt: Ursprung und Verbreitung der Baumwollen-Manufactur. Zweiter Abschnitt: Von der Baumwollen-Fabrication in Indien. Dritter Abschnitt: Frühere Geschichte der englischen Manufactur. Vierter Abschnitt: Erste Schritte zur Maschinenspinnerei. Fünfter Abschnitt: Gründung der mechanischen Spinnerei durch Arkwright. Sechster Abschnitt: Weitere Fortschritte der Maschinenspinnerei. Siebenter Abschnitt: Einführung der Dampfmaschinen und der mechanischen Webstühle. Achter Abschnitt: Bleicherei und Kattundruck. Neunter Abschnitt: Die Baumwolle. Zehnter Abschnitt: Commerzielle Verhältnisse. Eilfter Abschnitt: Dermaliger Belang der brittischen Baumwollen-Manufactur. Zwölfter Abschnitt: Zustand und Lage der arbeitenden Klassen. Dreizehnter Abschnitt: Aussichten.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben.

8. Velinpap. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Das öffentliche Urtheil wird gewiß dem Dichter eine ausgezeichnete Stelle unter den Schülern Goethe's anweisen. Neben dem poetischen Talent sind die Gedichte Producte umfassender Bildung und einer tiefen Weltanschauung; sie sind ein Cyclus, in dem sich die Entwicklungsstufen eines reichen Gemüths darstellen, und der Form nach höchst mannichfaltig, wie schon die Anordnung zeigt. Die Sammlung zerfällt in folgende Bücher: Triev. Resultate. Gelegenheitlich. persönlich. Im Sinne des Alterthums. Sonette. Gvaselen. Erzählend. Dem Dichter. Sinn. Uebersetzes.

Stuttgart und Augsburg, im Mai 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehende Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow, jun., ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis P. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Die Pest in Odessa. Nr. 244—251. — Briefe aus Griechenland. VII. Nr. 245. — Außerordentliche Secte von Fanatikern. Nr. 246. — Sterblichkeit der Negerregimenter in Westindien. Nr. 247. — Die Jagd in Neubraunschweig. Niedere Jagd. Nr. 248; Hochwild. Nr. 250. — Das Gebirge der Insel Socotra. Nr. 249. — Ausbreitung des englischen Einflusses in der hinterindischen Halbinsel. Nr. 251—256. — Etwas über die Gewinnung der Fieberrinde in Peru. Nr. 252. — Leben in Stockholm. Nr. 253. — Die Forellenfischerei bei La Calle. Nr. 254. — Urquharts Reisen im Orient. 1) Albanien. Nr. 255—257; Thessalien. Nr. 264—266; Veränderungen im Zustande von Albanien. Nr. 270—272. — Herbstausflug in die toscanische Maremma. Zweiter Artikel. Nr. 257 — 259. — Hippo und seine Umgebungen. Nr. 258. — Eine Reise nach dem Lager Abd-El-Kaders. Nr. 259—264. — Artesische Brunnen in Orenburg. Nr. 260. — Ben-Durand. Nr. 260—262. — Ein Wort über Frankreich in religiöser Beziehung. Nr. 261. — Klimatische Schilderung von Brittisch-Guiana und Westindien. 1) Guiana. Nr. 261. 2) Trinidad. Nr. 262. 3) Tabago. Nr. 264. 4) Grenada. Nr. 265. 5) St. Vincent. 6) Barbados. Nr. 266. 7) St. Lucia. Nr. 271. — Ueber das Einreiben von Oel in heißen Klimaten. Nr. 262. — Die gegenwärtige russische Handelscompagnie in London. Nr. 263. — Die holländische Niederlassung auf Neuguinea. Nr. 263—267. — Aus Wrangells Nachrichten über die russischen Besitzungen in Nordamerika. 1) Der Wallfisch. Nr. 265. 2) Das Wallroß. Nr. 269. 3) Der Seebär. Nr. 269. 270. 4) Die Seeotter. Nr. 271. — Die Journale und Revuen der Franzosen. Nr. 267. 268. — Griechische Alterthümer. Schreiben von Raoul Rochette aus Athen. ibid. — Die griechische Braut. Nr. 268. 269. — Die jesuitischen Niederlassungen an der Goldküste. Nr. 270—272. — Der vorübrige Feldzug der Carlisten. 5) Die Schlacht gegen Burens und ihre Folgen. Nr. 272. 273. — Bill Johnson. Nr. 273. — Statistische Angaben über Kiachta und Troizkosawsk. ibid.

Chronik der Reisen.

Laurents Reise in die westlichen Gegenden von Nordamerika. 1) Hinreise. Nr. 244—248. 2) Aufenthalt im fernen Westen. Nr. 249—251. Die Wilden an der Gränze. Nr. 253—254. 4) Wiederaufenthalt und Rückreise. Nr. 255—259. — Schomburgks Reise in Guiana. Nr. 269.

Kleinere Mittheilungen.

Eröffnung von Lesecabinetten für fremde Journale in London. Nr. 244. — Ueber die häufigen Unfälle auf amerikanischen Dampfbooten. Nr. 245. — Karte nach den Religionen und Sprachen. ibid. — Statistische Angaben über die Provinz Bialystok. Nr. 246. — Der Wasserfall von Imatra. Nr. 247. — Obsidianformation in Mexico. Nr. 248. — Lage der Stadt Gennabum. Nr. 250. — Quecksilber in Mexico. Nr. 251. — Ertheilung der Ritterwürde an Alex. Burnes. ibid. — Errichtung eines Denkmals für Murillo. ibid. — Wirkungen eines Sturms in Indien. Nr. 253. — Merkwürdige elektrische Erscheinung. ibid. — Geologische Notizen: Erdstoß in Schottland. Nr. 255. Erdbeben in Fiume. Nr. 264. — Große Ausbreitung der Wasserscheu in Gwalior. Nr. 255. — Die deutsche Mission in Tinevelly. Nr. 256. — Sklaverei an der Küste von Malabar. Nr. 257. — Stand der Dinge in Nobilkund. Nr. 258. — Erscheinung neuer Zeitungen in Pondichery und Malacca. Nr. 262. — Bildnißwechsel zwischen dem König von Nepal und dem Generalgouverneur von Indien. Nr. 263. — Anwendung von Korkholzstaub zum Füllen von Matratzen. ibid. — Neue Getreideart. Nr. 264. — Litterarische Notizen: Uebersetzung der Strategie des Erzherzogs Karl ins Türkische. Nr. 265; Entdeckung des Briefwechsels zwischen Heinrich IV und seiner Schwester. Nr. 269; der flämische Alterthumsforscher Goethals und seine hinterlassenen Werke. Nr. 271; der Herzog von Nemours gibt seine orientalischen Manuscripte an die königliche Bibliothek. ibid. — Dampfschifffahrtsgesellschaft zu Neworleans. Nr. 267. — Seidenzucht und Runkelrübenbau in Nordamerika. Nr. 269. — Ueber den artesischen Brunnen in der Vorstadt Grenelle. ibid. — Neues Aufsteigen des Ballons Nassau. Nr. 270. — Außerordentliche Art Lucerner Klee. ibid. — Anstalten zu einem Turnier in Schottland. Nr. 272. — Preisaufgabe der französischen Akademie der Inschriften. ibid. — Ungeheurer Castanienbaum. ibid. — Sklaveneinfuhr in Brasilien. Nr. 275. — Niederlage der Zulas durch die ausgewanderten Boers. ibid. — Schrecknisse auf einem Sklavenschiff. ibid. — Ein lebendiger elektrischer Aal in London. ibid. — Reste einer fossilen Eiche. ibid. — Kriegsmarine der Vereinigten Staaten. ibid. — Bau der Rhabarberpflanze bei London. ibid. — Alterthümer aus Carthago. ibid.

☞ Die verehrlichen Buchhandlungen, welche die in ihrem resp. Verlag erscheinenden Schriften, sofern diese in den Bereich der „Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands" gehören: als Uebersetzungen neuer poetischer, philosophischer und religiöser Werke aus fremden Sprachen in diesen Blättern angezeigt und beurtheilt wünschen, werden gebeten, die Einsendung durch Buchhändler-Gelegenheit an Dr. G. Pfizer in Stuttgart zu machen.

Digitized by Google

Nr. 244.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 September 1838.

Die Pest in Odessa.

(Aus dem Odesskii Wjestnik in der Nordischen Biene Nr. 165 bis 171 mitgetheilt und Anderjewski unterzeichnet.)

Am 22 September 1837 kam auf die Rhede von Odessa das chersonʼsche Boot Samson, und warf in einiger Entfernung vom Brandwachtschiff Anker. Der Schiffer Akim Alexejewitsch erklärte den ihm entgegenfahrenden Quarantänebeamten, daß er vor 14 Tagen in dem angesteckten Städtchen Jsaktscha Holz geladen, und mit den dortigen Einwohnern verkehrt habe, in Folge dessen durch die Frau des Schiffers, Helene, die Ansteckung auf das Schiff gebracht worden, diese selbst alsbald nach der Abfahrt des Samson erkrankt, in kurzer Zeit gestorben sey, und nun schon den siebenten Tag in der Cajüte liege. Man schritt sogleich zur Besichtigung des Leichnams; dieser zeigte Flecken und Streifen, aber diese letztern wurden den Prügeln zugeschrieben, die der Mann selbst gestand, ihr ertheilt zu haben, wobei er zugleich versicherte, daß er sein Weib zwei oder dreimal geschlagen habe, namentlich darum, weil sie gegen seinen Willen ans Ufer ging, und eine ihr bekannte Frau besuchte. Viele Umstände bestätigten diese Aussagen, unglücklicher Weise aber ergriff alle der Gedanke, er habe dieß nur erfunden, um sich der gesetzlichen Ahndung wegen Mords zu entziehen, und dieß hatte einen entscheidenden Einfluß nicht nur auf die Beurtheilung der Aerzte, sondern sogar auf die Vorsichtsmaaßregeln, deren nähere Bestimmung von der Quarantänebehörde abhing. Dieser erste Irrthum war die Ursache aller andern.

Während der Fahrt des Samson hatte die Schiffsmannschaft alle Berührung mit der Gestorbenen gemieden, und sogar vorgezogen, lieber Mangel an Nahrung zu leiden, als sich der Gefahr auszusetzen; die Leute gingen nicht in die Vorrathskammer, zunächst welcher der Leichnam lag, sondern sie machten eine Oeffnung ins Verdeck, und verschafften sich die nöthige Menge Proviant vermittelst Stricken und Haken, womit sie die Säcke mit Zukkari (russischem Zwieback) heraufzogen. Bei ihrer Ankunft in Odessa wollten sie anfangs nicht den Leichnam aus der Cajüte tragen, später aber willigte Moise Scheremetjew ein, legte aber zu dem Ende ein Schutzkleid an. Man begrub die Todte auf dem Pestkirchhof, und die Todtengräber wurden im Pestquartier zurückgehalten. Der Samson wurde als einfach verdächtig behandelt, und ein Theil der Schiffsmannschaft beschäftigte sich alsbald mit der Umladung desselben in eins der Lagerhäuschen. Bis zum 6 October war Alles auf dem Samson gesund, an diesem Tage aber erkrankten auf demselben die Matrosen, Taras Iwantschenko und Stepan Wassilenko, an denen man bei Besichtigung deutliche Spuren der Pest wahrnahm. Jetzt erst führte man sämmtliche Leute in das Pestquartier, und mit dem Schiff verfuhr man nach der ganzen Strenge der für ähnliche Fälle vorhandenen gesetzlichen Bestimmungen.

Nicht weit von dem oben erwähnten Häuschen wohnte mit einigen Leuten, Gemeinen und Unterofficieren der Quarantänewache, der Aufseher Iwan Jssajew, dem die Verpflichtung oblag, alles Staatseigenthum, das bei dem Umkleiden der Passagiere und Arbeiter gebraucht wurde, in Ordnung zu erhalten. Die Nähe seiner Wohnung an dem Ort, wo die Waaren umgeladen wurden, und die daraus hervorgehende Schwächung der Quarantäneregeln waren vielleicht Ursache, daß die Ansteckung die Gränzen überschritt, in denen sie hätte eingeschlossen bleiben sollen; es ist jedoch viel natürlicher und dem Charakter der Krankheit gemäßer, anzunehmen, daß Jssajew, als er die Kleidung derjenigen, welche die Frau des Schiffers beerdigt hatten, zurückempfing, weder bei dem Empfang, noch bei der Räucherung mit der nöthigen Vorsicht zu Werke ging. Am 7 October etwa erkrankte seine Frau, Anna, an einem nicht genau zu bestimmenden Fieber. Bei der Lebensweise der Kranken erweckte ihr Unwohlseyn, obwohl es dem sie behandelnden Arzte durchaus keine Besorgniß einflößte, doch einigen Verdacht in ihm, als schon am 10 October, und zwar ganz unerwartet, der Tod erfolgte. An ihrem Körper bemerkte man Beulen *) von dunkelgrüner Farbe und bedeutender Größe, nichtsdestoweniger aber wurde die Krankheit nicht als Pest betrachtet, sondern nur als ein Fleckenfieber von ansteckender Art. So lange diese An-

*) Maruschka, ein Wort, das die gewöhnlichen russischen Wörterbücher nicht geben, allein es ist wohl dasselbe mit dem polnischen Wort morowka, die Pestbeule.

Digitized by Google

ſicht noch nicht feſt ſtand, wurde das Haus Iſſajews cernirt, in der Folge aber die Wachen weggezogen, und der Körper mit den gewöhnlichen Ceremonien der griechiſch-ruſſiſchen Kirche zur Erde beſtattet. Iſſajew, der einiges Vermögen beſaß, und bei ſeinen Nebenbedienſteten in Achtung ſtand, empfing viele Beſuche, bewirthete ſie nach ſeiner Gewohnheit und gab ihnen ein ſogenanntes Todtenmahl. Als er der Entſchlafenen die letzte Ehre erwieſen, verſchenkte er einen Theil ihrer Kleider und ſogar ihre Schuhe und Strümpfe; ein Pelzrock, ein Paar Halbſtiefel und ein Halstuch, von denen der erſte an Maria Iwanowa, das zweite an Maria Kulikowa, und das dritte an den Kirchendiener Iwan Botſcharew verſchenkt worden waren, hatten unglückliche Folgen.

Niemand dachte noch daran, daß die Anſteckung die Gränzen der Quarantäne durchbrechen könne, die ihrer innern Einrichtung nach als eine der vorzüglichſten in Europa anerkannt iſt; aber der verderbliche Funke hatte bereits innerhalb der Stadt gezündet. Zum Glück war er unter Leute gefallen, die bei ihrer Gewöhnung an ein thätiges Leben den größten Theil des Tages in freier Luft zubringen, wenig Habſeligkeiten beſitzen, wenig Verkehr unterhalten, und zerſtreut verwendet werden, ſo daß ſie faſt nie beiſammen, ſondern je nach ihrer Arbeit an verſchiedenen Orten vertheilt ſind.

Am 20 October ſtarb nach kurzer Krankheit Iſſajew, und obwohl man an ſeinem Körper keine Spuren von Peſtkrankheit bemerkte, ſo gab doch der unerwartete Tod zu mancherlei Gerede Veranlaſſung, das Aufmerkſamkeit erwecken mußte. Man erinnerte ſich, daß am 19 desſelben Monats am platonow'ſchen Landungsplatz ein Arbeiter des Quarantänebataillons, Namens Tichon Dubin, erkrankte und ins allgemeine Lazareth gebracht wurde; man eilte in die Caſerne, wo man ihn und Maria Iwanowa nebſt einigen ehemaligen Soldaten, die Bedientendienſte verſahen, mit Geſchwüren und Carbunkeln fand. Bei der Unterſuchung der Wohnung Iſſajews überzeugte man ſich, daß ſie mit verdächtigen Perſonen angefüllt ſey. Als man in die innern Theile der Quarantäne-Anſtalt zurückkehrte, fand man in der Waarenniederlage einen Aufſeher, Saweli Michalenko, mit höchſt verdächtigen Bubonen.

Die zwei nächſten Tage überzeugten die Behörden und die Einwohner, daß das unerwartete Unglück wirklich die Stadt betroffen habe. Es war nicht ſchwer vorauszuſehen, wohin die Krankheit ſich geworfen habe, und wo man zuerſt die Folgen ihres Grimmes fühlen werde. Seit langer Zeit hatten die Unterbeamten der Quarantänewache in der Nähe der ihnen angewieſenen Caſernen, in den Vorſtädten Nowaja Slobodka, Raskidailowka und Moldawanka ihre Wohnungen genommen. Sie hatten dort ſich Häuſer gebaut, ihre Hauswirthſchaft eingerichtet, und faſt alle waren durch Verwandtſchafts- oder Freundſchaftsbande dahin gezogen. Unter andern wohnten dort in dem Hauſe des Bürgers Afanaſiew die Frau des verſtorbenen Soldaten Dubin, Matrena, und im Hauſe des Bürgers Tſchernobyleki, die Frau des Quarantänewächters Kulikow, die obenerwähnte Maria. Als man am 22 October ſie unterſuchte, fand man an ihnen deutliche Kennzeichen der Krankheit, und am 24 entdeckte man Spuren der Peſt im Hauſe des Bürgers Schtſchekin, der über der Leiche von Iſſajews Frau den Pſalter geleſen hatte.

Das Peſtquartier füllte ſich. Eine doppelt ſchwere Pflicht lag den Behörden ob: man mußte das Uebel im Innern der Stadt ausrotten, und zugleich auch für die Sicherheit des Reichs ſorgen. Der Stadtcommandant von Odeſſa, der wirkliche Staatsrath A. J. Lewſchin, ließ die verdächtigen Häuſer cerniren, berief die angeſehenſten Bürger zur gemeinſamen Berathung über die zu ergreifenden Maaßregeln, theilte die Stadt in Quartiere ab, übertrug die Aufſicht beſondern Commiſſarien und Aerzten, und ſetzte einen Medicinalrath ein. Unter dieſen Beſchäftigungen verfloß der 22 October; an demſelben Tage noch bildeten ſich die Poſten der Zollwache, die ſtets um die Linie des Freihafens her aufgeſtellt ſind, zum Schutzcordon gegen die Peſt, und nach einiger Zeit traf die zu ihrer Verſtärkung herbeigerufene Infanterie ein; vom 22ſten an wurde die Stadt für angeſteckt erklärt.

Inzwiſchen gelangte die Nachricht, daß im Umkreiſe der Stadt die Peſt ausgebrochen ſey, an Graf M. S. Woronzow, der ſich damals am ſüdlichen Ufer der Krim befand. Sie wurde dorthin abgefertigt durch das Dampfboot Peter der Große, welches am 21 Oct. eine ſeiner gewöhnlichen Fahrten antrat, nach Yalta gehen, und von da die Fahrt nach Kertſch fortſetzen ſollte, wohin der Generalgouverneur ſelbſt nebſt andern Paſſagieren zu gehen geſonnen war. Die Wichtigkeit der Umſtände führte eine Aenderung dieſes Plans herbei. Se. Erlaucht hätte gern das Dampfboot zu ſeiner perſönlichen Verfügung behalten, um auf demſelben nach Odeſſa abzugehen, befahl jedoch, ſich zuvor des Geſundheitszuſtandes auf demſelben zu verſichern. Die zu dem Ende abgeſchickten Perſonen, ein Quarantänebeamter und ein Arzt, ſtellten ein Verhör mit der Mannſchaft an, und nahmen die gehörigen Nachweiſe auf, woraus hervorging, daß dieſelbe nicht nur Verkehr mit dem Quarantänebataillon der Wache gehabt, ſondern auch einen Matroſen, Fomu Timofejew, wenn nicht peſtkrank, doch zum mindeſten in einem höchſt verdächtigen Zuſtand zurückgelaſſen habe. Das Dampfboot ward zur Reinigung und zur Abhaltung des Quarantänetermins zurückgeſchickt, der Graf reiste zu Lande ab, und traf am 25ſten in der Stadt ein, wo die Bewohner ihn mit Ungeduld erwarteten. Die Behörde fuhr fort, mit unermüdlicher Sorgfalt zu arbeiten, aber in der erſten Beſtürzung war es ſchwer, auf Alles die nöthige Aufmerkſamkeit zu richten, und mit gleichem Erfolge alle Nachtheile zu beſeitigen. Jedes Jahr ſtrömt eine Menge Arbeiter nach Odeſſa, und jedes Jahr, namentlich zur Herbſtzeit, wenn der Handel ſich mehr belebt, iſt die Stadt mit Fuhrleuten angefüllt. Die Unruhe dieſer Leute ſtieg: ſie fürchteten ihre Vorräthe zu erſchöpfen, ihre Arbeiten bei allen Zweigen der Induſtrie kamen plötzlich zum Stillſtand, und ſie wußten nicht, auf welche Weiſe ſich neue Erwerbszweige für ſie eröffnen konnten. An den Landungsplätzen fühlte man den Einfluß der getroffenen Anordnungen am ſtärkſten: hier häuften ſich fortwährend die Wagen, und die breiten Straßen waren ſchon nicht mehr zureichend zur Unterkunft der unaufhörlich ankommenden Fuhrwerke, welche bald die benachbarten Felder bedeckten.

Digitized by Google

Alle Anstrengungen waren nur darauf gerichtet, die Ordnung in der Stadt aufrecht zu erhalten, aber jenseits der Linie des Freihafens fing man bald an, Mangel an Lebensmitteln zu fühlen, so daß es Leuten, die mit Tausend Tschetwert Weizen hergekommen waren, an gebackenem Brod zu ihrem eigenen Gebrauch fehlte. Es war verboten, die Todten ohne Beaugenscheinigung der Aerzte der Erde zu übergeben; da aber diejenigen Aerzte, welche sich innerhalb der Absperrung befanden, noch nicht sich dahin begaben, ja nicht dahin gehen konnten, so häuften sich die Leichen und verbreiteten einen Schrecken vor der Pest, die man allgemein außerhalb der Absperrung bei weitem mehr fürchtete, als im Innern der Stadt.

Graf Woronzow richtete alsbald nach seiner Ankunft seine Aufmerksamkeit auf alle zur Sicherstellung der Stadt nöthigen Gegenstände, vervollständigte die Maaßregeln Lewschins, und bemühte sich, die gesammte, wenn auch noch so mannichfache, doch von einem gemeinsamen Zweck vorgezeichnete Thätigkeit in ein gewisses System zu bringen. Die Stadt und die Vorstädte wurden in 16 Quartiere getheilt, jedes Quartier wurde hinsichtlich alles dessen, was die Pest betraf, unter die Aufsicht eines besondern Commissärs gestellt, der aus den angesehensten Bürgern gewählt wurde; jeder Commissär erhielt einige Assistenten, die gleichfalls aus den Bürgern genommen wurden. Sie dienten als Mittelspersonen zwischen den Behörden und den Einwohnern, und durch sie wurden alle Anordnungen bekannt gemacht; ihre Hauptverpflichtung aber bestand in der sorgfältigen Beaufsichtigung des allgemeinen Gesundheitszustandes, worüber sie sich, abgesehen von den sonstigen, ihnen zukommenden Nachrichten durch einen täglichen Besuch der Häuser vergewissern mußten. Bei jedem Todesfall und beim Erscheinen von was immer für einer Krankheit riefen sie die von der Behörde aufgestellten sogenannten Quartierärzte herbei, und bei dem geringsten Zweifel wurde die Polizei oder die Stadtbehörde direct davon benachrichtet. Dann wurden besondere Aerzte, die vorzugsweise zur Besichtigung zweifelhafter Fälle aufgestellt waren, abgeordnet, und wenn diese Kennzeichen der Pest oder starken Verdacht ihres Vorhandenseyns fanden, so wurden ohne Zögerung die nöthigen Maaßregeln ergriffen. Auf den ersten, meist mündlichen Bericht schickte der Generalgouverneur einen Beamten ab, um die Quelle der Ansteckung zu untersuchen und dem Gang der weitern Verbreitung nachzuspüren. Dieser schritt sogleich an die Arbeit, sammelte die Aussagen der Aerzte und Commissarien, und befragte sogar die Pestkranken selbst, in dem er die kurzen Intervallen benützte, wo sie ihre Gedanken mittheilen konnten. Hierauf entwarf er einen kurzen Bericht über den ganzen Befund in weniger als 24 Stunden. Inzwischen wurden zur Abschließung der verdächtigen Häuser Wachen ausgestellt, größtentheils unter der persönlichen Aufsicht des Grafen Woronzow oder des Hrn. Lewschin. Aus den verpesteten Wohnungen führte man jeden Insassen heraus, bei den bloß verdächtigen ließ man sie an Ort und Stelle, aber bei den einen, wie bei den andern wurde die Reinigung vorgenommen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise in den Vereinigten Staaten. Von M. H. Laurent.

Am 25 April 1835 reisten M. L. Cortambert und ich von Paris nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika ab, mit dem Plan, in die unermeßlichen westlichen Gebiete zu gehen und daselbst in der Mitte wilder Stämme eine Colonie zu gründen, und einen freien Boden mit unserem Schweiße zu befruchten. Bald kamen wir nach Havre, und am 1 Mai schwammen wir schon auf dem Ocean. In der sechsten Woche unserer Ueberfahrt, die lang und mühsam, aber nicht ohne Annehmlichkeiten war, sahen wir gegen Westen eine lange schwarze Linie, in welcher die Feuer mehrerer Leuchtthürme ergänzten: dieß war der Eingang in die Bai von New-York. Es war 5 Uhr Morgens, aber bei dem Rufe: „Land," war Alles auf dem Verdeck. Wir lavirten bis zu Tagesanbruch mit der größten Vorsicht; endlich legte ein Lootse bei uns an; er war ausgesucht sorgfältig gekleidet: die Amerikaner thun Alles in schwarzer Kleidung und sorgfältig angelegter Halsbinde. Mit vier Schlägen waren wir in der Bai, mit einer Kriegsbrigg, die an dem Fort Lafayette sich anlegte; unser Schiff warf den Anker aus gegenüber von dem Lazareth.

Bald kam ein Nachen mit einem Gesundheitsbeamten, der den Reisenden die Erlaubniß brachte zu landen, den deutschen Reisenden jedoch eine Quarantäne von drei Tagen auferlegte. Ein prächtiges Dampfboot brachte uns in die Stadt. Links ist der Brooklyn auf einer Anhöhe, bedeckt mit schönen Wohnungen, rechts ein Fort mit mehrern Verschanzungen, vor sich hat man die Batterie und Castle Garden, welche die Landzunge begränzen, auf der sich New-York befindet. Der Hudson-Fluß (oder Fluß des Nordens) und der Meeresarm, den man den Ostfluß nennt, und der Longisland von dem festen Lande trennt, sind bedeckt mit Masten, über denen die Flaggen aller Nationen wehen, und die eine ungeheure Häusermasse umschließen, über welcher sich hie und da einige Glockenthürme erheben.

Wir trafen zu New-York an einem Sonntag ein zur Zeit des Gottesdienstes. Alle Straßen waren still und verlassen. An diesem heiligen Tage ruhen bei den Amerikanern alle Geschäfte; sie gehen nicht einmal spazieren. Die Frauen besonders halten streng an dieser religiösen Vorschrift, und zeigen erstaunlich viel Andacht; auch muß man sich sehr in Acht nehmen, sie in diesem Punkt auf irgend eine Art zu verletzen, wenn man bei ihnen wohl angeschrieben bleiben will. Minder scrupulöse Personen feiern den Sonntag für ihre Gesundheit, denn nach einer Woche voll angestrengter Arbeit gibt ein Ruhetag wieder sichtlich neue Kräfte. An diesem Tage besuchen sie die Wirthshäuser, rauchen starke Cigarren, bleiben etwas länger am Tisch und halten ein Mittagschläfchen.

Die Ruhe des Sonntags ist also bloß eine Folge der übertriebenen Frömmigkeit der Frauen und der gänzlichen Geschäftsenthaltung der Männer. Dafür wird aber auch die Woche vortrefflich angewandt; Jedermann ist auf den Füßen mit dem frühsten Morgen, und die Amerikaner sind schon lange an ihren Geschäften, wenn die Franzosen noch schnarchen. Man frühstückt gewöhnlich um 7 Uhr. Straßen und Quais sind ungemein belebt; eine zahlreiche Bevölkerung in gewähltem Anzuge durchläuft dieselben in allen Richtungen; eine Unzahl von öffentlichen Fuhrwerken, von vierspännigen Omnibus, die so elegant sind als unsere Equipagen in Paris, kreuzen sich mit leichten Carossen

Digitized by Google

und einer Menge kleiner Wagen, die hauptsächlich zum Auf- und Abladen von Schiffen gebraucht werden.

Den andern Tag suchten wir vergeblich einige Baudenkmale, fanden aber nur eine große Zahl Kirchen, von denen immer eine bizarrer und häßlicher als die andere war, und verirrten in kleine schlechte, mit elenden Baracken besetzte Gäßchen, aus denen wir nur mit Mühe wieder herauskamen, indem uns die Leute, die wir nach dem Wege fragten, kaum einer Antwort würdigten. Dieß war das Hafenquartier, durch das wir gekommen waren, und wir fanden uns nun an den Quais des Ostflusses. Nachdem wir die Schiffe besehen hatten, gingen wir vorbei an den Schiffswerften, den Gießereien, den Glasfabriken, den Leinwand- und Baumwoll-Manufacturen, die alle auf der hintern Seite der Stadt sind, und kamen an den Theil des Hudsons, wo die Dampfschiffe liegen, die nach Albany gehen. Alle sind in einem großen Maaßstab erbaut, sie enthalten Erfrischungszimmer, die ganz vergoldet, mit Spiegeln und Tapeten verziert sind, elegante Schlafgemächer und prächtig geschmückte Salons; sie sind der Stolz des amerikanischen Volkes, das sich auch viel darauf zu gut thut. Es ist ein einzig schöner Anblick, wenn man sie oft mit beinahe tausend Reisenden den Fluß hinabfahren und die Bai durchfurchen sieht. Nachdem wir über die Batterie gekommen waren, was der schönste Spaziergang von New-York ist, kamen wir in die Nähe der ungeheuren Handelsmagazine, die durch den letzten schrecklichen Brand zerstört wurden.

Begierig, das neue Volk zu sehen, setzte ich mich in das Sprachzimmer, dessen ungeheure Fenster sich auf die Broadway-Straße, die schönste in der neuen Welt, öffnen, und sah, was um mich her vorging. Ich bemerkte viele Fremde und Reisende, ganz abgemattet von Strapazen, und erstaunt von dem, was sie sahen, junge Commis mit hochmüthiger Miene, Kaufleute mit den ungeheuren Zeitungen von 20 bis 30 Spalten Handelsannoncen; andere Journale können die Americaner nicht haben. Während ich in der Straße die Eleganz und gute Haltung der Frauen, das groteske Aussehen der Negerinnen und Mulattinnen unter ihren ungeheuren Hüten und in ihren mit großen Falbeln versehenen Röcken betrachtete, sah ich die Miliz, ein Musikchor an der Spitze, in sehr guter Haltung und ziemlich kriegerischem Aussehen vorbeiziehen. Als die Glocke zum Mittagessen rief, hörte man den Ruf: „Feuer, Feuer!" Ich ging eilends hinunter, Kinder liefen hinter einer Rotte der Löschmannschaft her; aber sey es Sorglosigkeit, sey es Gewohnheit, die Spaziergänger machten sich nichts daraus, und als ich an die Tafel zurückkehrte, hatte das Essen nicht die mindeste Störung erlitten.

Da wir sobald als möglich an unser Ziel kommen wollten, so nahmen wir ein Dampfboot, das uns nach Middletown führte, dann fuhren wir auf einer Eisenbahn nach Bordentown, und ein zweites Dampfboot brachte uns über Burlingtown den Delaware hinunter an die Quais von Philadelphia, die sehr schlecht unterhalten sind. Das Gepäck, das in einem ungeheuren Koffer war, wurde in der Geschwindigkeit eines Augenblicks vom Schiff auf den Wagen, vom Wagen auf das andere Schiff, von da auf das Land geschafft. Alles mit Hülfe von Krahnen. In den Vereinigten Staaten sind die Entfernungen viel größer als in Frankreich, aber sie sind ungemein verkürzt durch die Communicationsmittel, und in acht Stunden legten wir 40 Lieues auf die bequemste Art zurück. Obwohl unsere Aufmerksamkeit durch die Schiffe, die in einer so weiten Entfernung vor Anker lagen, und durch die reizenden Landschaften an den Ufern des Delaware gefesselt war, ließen wir dennoch, wider unsern Willen, die Aengstlichkeit merken, die dieses ungewohnte Reisen uns einflößte.

Zu Philadelphia angelangt, der Stadt der Quäker und dem Sitz der Gelehrsamkeit in der Union, gingen wir an die Wasserfälle des Schuylkill. Die Straßen sind still, mit Bäumen bepflanzt, mit Trottoirs und eleganten mit Marmortreppen versehenen Häusern besetzt, an denen man die ins Kleinliche gehende Reinlichkeit der Einwohner bemerken kann. Es gibt auch noch bloß aufgesteckte Straßen, fast ohne Häuser, auf denen ich viele Neger bemerkte. Auf diesem Spaziergange sahen wir den Marmorpalast der Unionsbank, einige armselige Kirchen, ein Meisterstück der Schiffsbaukunst, nämlich ein Schiff mit vier Verdecken und 184 Kanonen, das noch auf der Werfte ist; weiter entfernt, am Südende der Vorstädte, ist ein ziemlich erhöhter Ort für die Bleifabrication und eine schöne Maschine, die das angenehme Wasser des Schuylkill in die Höhe hebt, um die Stadt mit Wasser zu versehen, die jeden Tag 40 Millionen Litres braucht. Die Sonne war schon am Untergehen, als wir noch bei den prächtigen Wasserfällen waren, und ich mußte meinen Begleiter aus seinen Träumereien herausreißen, wenn wir noch vor Nacht unsern Gasthof erreichen wollten. Ein Werk der Natur hatte uns ein großes Menschenwerk vergessen lassen, das berühmte Penitentiary. Bei unserer Rückkehr kamen wir über mehrere öffentliche Plätze, und unter Anderem den von Washington, wo zahlreiche Spaziergänger die erfrischende Abendluft einathmeten. Die Männer waren sehr gut gekleidet, und die Frauen in ihrem einfachen Anzug, unter ihren eleganten kleinen Häubchen, nahmen sich allerliebst aus.

In Philadelphia kommen die wichtigsten Werke des amerikanischen Buchhandels heraus; hier werden auch mit Erfolg die Naturwissenschaften gepflegt. Man findet eine große Menge gelehrter und reicher Männer, die im Schoß einer Stadt, in der Alles Behaglichkeit, Ordnung und Frieden athmet, ihre Mußestunden dem Studium und den Annehmlichkeiten einer ausgewählten Gesellschaft widmen. Hier auch war es, und man muß es zum Ruhme der Menschheit wiederholen, wo Tausende von Franzosen, die dem Gemetzel von St. Domingo entkommen waren, Freunde und gastliche Aufnahme fanden.

(Fortsetzung folgt.)

In London bestanden lange keine Lesecabinette, in denen man fremde Zeitungen hätte haben können; der Grund davon lag, wie es scheint, in dem ungeheuren Porto. Jetzt ist gegen ein sehr geringes Eintrittsgeld eine solche Anstalt in St. James Street eröffnet, wo man alle möglichen fremden Blätter und Flugschriften findet, womit die Tische überdürdet sind. Natürlich findet man auch die englischen Zeitungsblätter, aus der Provinz sowohl als aus der Hauptstadt. Auch ist eine Agentur dabei errichtet, um Annoncen in alle Journale Europa's zu besorgen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 78** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Silvio Pellico. — Walter Scotts Leben.** (Fortsetzung.)

Das Abonnement dieses dem Auslande Dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Letztgenannte, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 245.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 September 1838.

Briefe aus Griechenland. VII.

Nauplia, Anfang Julius.

Nicht selten komme ich auf meinen Spaziergängen in das eine oder in das andere benachbarte Dorf. In der Regel wird man von einer Schaar großer Hirtenhunde bewillkommt; sie stürzen, sobald sie Frankentracht gewahr werden, wie gierige Wölfe darauf los, und flößen anfangs nicht wenig Schrecken ein, bis ein Steinwurf gelehrt hat, daß sie auch, wie die übrigen ihrer Gattung, ihre schwache Seite haben. Ist man glücklich durchgekommen, so stößt die Neugierde auf ein anderes Hinderniß ihrer Befriedigung, die Schüchternheit oder Redeträgheit der Landleute (Wlachen). Jene ist besonders stark beim weiblichen Geschlechte. Gebärden gelten häufig für Worte; selbst wenn sie zutraulicher werden, sind sie karg damit. Dieß kommt nun freilich theils von ihrer Unwissenheit, deren sie sich wohl bewußt sind, theils auch weil ihnen die albanesische Sprache immer geläufiger ist, als das Griechische. Jene herrscht meistentheils auf dem platten Lande, vorzugsweise jedoch unter den Weibern, die sehr wenig Verkehr mit den Romäern oder Gräken, d. h. Neugriechen haben. Der Name der Hellenen lebt, aber in so ungewisses Dunkel gehüllt, daß die Franken, von denen gleichfalls nur unklare Vorstellungen verbreitet sind, als Urheber der alten Bauwerke angesehen werden, wie ich mehr als einmal bemerkt habe. Uebrigens irrt man sich, wenn man glaubt, daß diese Landleute einer menschlicheren Lebensweise überhaupt abgeneigt sind; im Gegentheil läßt sich aus ihren Reden erkennen, daß sie das Trostlose ihrer jetzigen Lage fühlen, daß sie bessere Wohnungen aufbauen würden, wenn sie nur vom Staate Geldvorschüsse erhielten, und daß sie vornehmlich für ihre Kinder die Wohlthat eines Unterrichtes wünschen, der ihnen eine glücklichere Zukunft sicherte. Es kommen mir täglich unter den Eingebornen genug merkwürdige Persönlichkeiten vor Augen, doch verdient die Originalität zweier Maniaten vor Allem eine Erwähnung. Der eine, groß, stark, zum Ertragen gebaut, im besten Alter, hat sich durch Kühnheit hervorgethan, und mit Verachtung aller Gefahren, Hunderte von Seelen mitten in der Hauptstadt der Türken zu deren eigenem Erstaunen aus der Gefangenschaft befreit. Unglückliche Schicksale haben ihn nicht gebeugt, sondern seinen trotzigen Muth nur noch erhöht. Sein Ehrgeiz hat ihn, um seinen Namen verherrlicht zu sehen, zur Aufzeichnung seiner Thaten angetrieben; sein Selbstgefühl verbietet ihm, gemeine Dienste als Soldat zu übernehmen. Dabei hat er oft Tage lang kein Brod; die Gasse ist sein Nachtlager, seine ganze Habe besteht in dem, was er auf dem Leibe trägt, und wie unreinlich dieser Anzug sey, kann man leicht ermessen. Mit starker Stimme spricht er in nicht gemeiner Mundart, feurig, in bilderreichen Ausdrücken, am liebsten gegen seine hochgestellten Landsleute; wenn ihn sein Elend übermannt und er zu weit geht, fügt er zu seinen langen Reden als Entschuldigung die Worte:

Zu große Bedrückung erzeugt Wahnsinn.

Wer ihn zu verbinden weiß, hat an ihm die treueste Seele. Der andere, ein Familienvater, ist mehr possierlicher Natur. Während jener noch auf den Moder seiner Kriegerfustanelle stolz ist, hält dieser etwas auf eine saubere Kleidung, gefällt sich nicht wenig in seiner weiten Hose und braunen Jacke, und möchte letztere gar zu gern mit einem Orden geziert sehen. Wenn er einen hohen Besuch vor hat, was nicht selten ist, kommt er zu mir, und übt sich auf die schönste Art der Verbeugung und den passendsten Vortrag ein. Sein nicht geringster Stolz ist, seine Bittschriften eigenhändig aufsetzen zu können. Um doch ein Amt zu bekleiden, und nicht ohne Einfluß auf seine Landsleute zu bleiben, ist er endlich, wiewohl in Jahren schon vorgerückt, auf den Gedanken gekommen, Schullehrer zu werden, und hat bereits mitten unter Knaben Platz genommen. Er freut sich wie ein Kind, heute herzusagen, was er gestern gelernt, und wenn nicht der Hörer ermüdete, sing' er ohne Unterlaß den *πολυχρονισμός*, d. h. das in der Kirche übliche Gebet für lange Erhaltung des Königs, welches so lautet: „Der Herr, unser Gott, gebe unserm gottseligsten und christliebenden König Otto I ein langes Leben; Herr, erhalte ihn auf viele Jahre.“ Das, sagt er, wird der Anfang seines Unterrichtes im Lande Mani seyn. Ich möchte den drolligen Mann einst auf seinem Katheder sehen!

Digitized by Google

Die Pest in Odessa.

(Fortsetzung.)

Die Leichen der an der Pest Gestorbenen wurden auf dem Quarantänekirchhof begraben. Angesteckte und stark Verdächtige brachte man ins Pestquartier, wohin sie unter strenger Aufsicht in ihren eigenen Wagen oder in öffentlichen Fuhrwerken gebracht wurden. Die Bewohner der verdächtigen Häuser standen unter der besondern Aufsicht der Commissarien, welche mit der nöthigen Vorsicht alle ihre Forderungen hinsichtlich der Lebensmittel und anderer Bedürfnisse erfüllten. Unbemittelte erhielten durch die Commissarien Unterstützung von der Regierung, so wie die Geschenke wohlthätiger Personen, und Aerzte besuchten die Abgesperrten täglich, um bei dem geringsten Verdacht entschiedene Maaßregeln zu ergreifen.

Die Reinigung geschah unter der Leitung erfahrener Personen, meistens aus dem Stande der Aerzte oder Apotheker. Nur die Habseligkeiten der augenscheinlich Verpesteten wurden dem Feuer übergeben, alle andern Gegenstände wurden mit Chlorgas geräuchert oder auf 24 Stunden ins Wasser gelegt. Mit dem Auseinanderhängen und Ausbreiten beschäftigten sich, je nach Maaßgabe der Gefahr, die Eigenthümer oder freiwillig gemiethete Personen in Schutzkleidern von Leder. Auskehricht und Lumpen wurden in kleinen Haufen gesammelt, und jeden Tag verbrannt, Pferde, Hornvieh und Schafe wurden gewaschen, alle andern Thiere, namentlich Hunde und Katzen, todtgeschlagen. Einige der gefährlichsten und unreinlichsten Erdhütten wurden zerstört und mit Stroh ausgebrannt.

Nach der quarantänemäßigen Reinigung wurden die Bewohner verdächtiger Häuser aufs neue untersucht, und wenn man sie gesund erfand, ihnen ein 14tägiger Observationstermin gesetzt, nach dessen glücklicher Beendigung sie wieder in freien Verkehr mit der Stadt traten.

Die Pesthäuser wurden auch nach der Reinigung noch einen ganzen Monat lang gelüftet. Der ärztliche Dienst geschah regelmäßig in den Quartieren, aber bei allem dem war es nöthig, seine Thätigkeit zu concentriren, und ihm eine feste Einrichtung zu geben. Dem Medicinalrath, der aus einem Vorsitzer und sechs Mitgliedern bestand, wurden alle Geschäfte übergeben, die wegen der Art und Wichtigkeit des Gegenstandes ein tiefes, überlegtes Urtheil und einen vorsichtigen Entschluß erforderten. In seinen Sitzungen vernahm er die von der Behörde ihm vorgelegten Fragen und gab seine Meinung darüber ab; die medicinische Commission dagegen stattete bloß Bericht ab, nicht nur über allgemeine, sondern auch über geringere Anordnungen, wodurch ihre Verrichtungen das Ansehen einer Polizeiverwaltung erhielten: der Hauptzweck ihrer Einsetzung bestand darin, den Gang der Krankheit zu verfolgen, und die Entwicklung der Ansteckung hinsichtlich ihrer Eigenthümlichkeit und ihres Umfangs zur Kenntniß der Behörde zu bringen. Sie besuchte täglich das Pestlazareth, besichtigte und registrirte in der Stadt die Kranken und Gestorbenen, machte auf die allgemeinen Vorsichtsmaaßregeln aufmerksam, war bei Fortschaffung der Angesteckten gegenwärtig u. s. w. Die Zahl ihrer Mitglieder war unbestimmt, sie hielten keine Sitzungen, wirkten sogar äußerst selten in Gesammtheit, sondern erfüllten größtentheils nur einzeln die ihnen vom Generalgouverneur oder Stadtcommandanten ertheilten Befehle. Einem Mitglied der Commission wurde die Aufsicht über die Gesundheit der Truppen übertragen, welche den innern und äußern Cordon bildeten: dieses empfing täglich die Berichte über die Sterblichkeit innerhalb des abgeschlossenen Theils der Stadt. Zu seiner Verfügung standen auch einige Militärärzte, unter deren Aufsicht die Wachen an den verdächtigen Häusern sich befanden, und man ließ sie nicht ablösen, ohne sich vorher ihrer Gesundheit zu versichern; wenn sie krank waren, wurden sie in kleine temporäre Lazarethe gebracht, die nur für fünf oder sechs Mann eingerichtet waren.

Das Uebel wurde bis in die Quelle seiner Erscheinung verfolgt, und da der erste Versuch, jeder neuen Mittheilung der Krankheit unablässig nachzuspüren, mit Erfolg gekrönt war, so ordnete Graf Woronzow keine allgemeine Quarantäne an, in der Meinung, daß es bei verstärkter Thätigkeit gelingen werde, das Ziel auch ohne diese drückende Maaßregel zu erreichen. Inzwischen wurden zahlreiche Volkszusammenläufe verboten; Kirchen, Gerichtshöfe und Lehranstalten geschlossen, theatralische Vorstellungen und das Ausschenken spirituöser Getränke untersagt. Krongebäude und eine Anzahl Privathäuser unterwarfen sich einer freiwilligen Quarantäneabsperrung. In den Spitälern wurden Beobachtungszimmer eingerichtet, in denen die Neuaufgenommenen acht Tage blieben, bis sie nach der Art ihrer Krankheit in die Säle vertheilt wurden. Kanzlei, Polizei und Post konnten ihre laufenden Geschäfte nicht einstellen, ließen aber unter Beobachtung der bekannten Vorsichtsmaaßregeln alle Papiere durchräuchern. Die unerläßlichen Beamten blieben unausgesetzt am Platze, und begaben sich gar nicht in die Stadt, um keinen verdächtigen Verkehr zu unterhalten.

Die Sicherheit des Reichs hing von dem Schutzcordon ab. Die erste Kette um die Gränze des Freihafens her bildeten die Zollwächter, die zweite die Linieninfanterie. Die Schildwachen standen sehr nahe an einander, und man sicherte sich noch durch häufiges Hin- und Hergehen und bei Nacht durch gegenseitiges Anrufen; damit die Leute in Erfüllung ihrer schwierigen Pflicht nicht krank würden, wurde auf ihre Nahrung und Kleidung die größte Sorgfalt verwendet: sie erhielten eine Portion Rindfleisch und Wein, und wurden mit kurzen Pelzen, Winterschuhen, Ohrenfutteralen und warmen Handschuhen versehen. Ihre Aufgabe bestand darin, die, welche durchbrechen wollten, aufzuhalten, und im Fall sie dieß nicht könnten, Feuer zu geben, und sie selbst bis auf eine gewisse Entfernung mit dem Bajonnett zu verfolgen. Die Gewehre waren nicht mit Kugeln, sondern mit Schrot geladen.

Solchergestalt konnte man hoffen die Krankheit auszurotten, immerhin aber mußte man für außerordentliche Bedürfnisse Vorsorge treffen, und Anordnungen vorbereiten, die bei ähnlichen Einbrüchen der Pest nur allzu leicht vorfallen. Der Erfolg zeigte, bis zu welchem Grade es gelang, zwei Gegensätze zu vereinigen, den Gesundheitszustand der Stadt wieder herzustellen, ohne die Einwohner zu bedrücken und sogar ohne sie

Digitized by Google

in ihren gewöhnlichen Beschäftigungen auf eine gefährliche Weise zu stören.

Sicherheit des Unterhalts war ein Hauptgegenstand der Bemühungen des Grafen Woronzow. Bazare wurden zwischen den beiden Linien der Festungswerke auf hinreichend großen freien Plätzen errichtet und erhielten eine Einrichtung, welche den Verkehr mit Lebensmitteln erleichterte und zugleich die Möglichkeit gewährte, die Handelsunternehmungen fortzusetzen. Von Aufgang der Sonne bis 10 Uhr Morgens durfte nur Kauf und Verkauf von Lebensmitteln stattfinden, und dabei durfte nichts aus der Stadt über die Linie hinaus gegeben werden, als Geld, das vorher durch Essig gereinigt wurde, und gebackenes Brod, das schon erkaltet war. Während dieses Handels wurden die innern Schlagbäume des Marktes geöffnet, und die äußern blieben geschlossen. Von 10 bis 12 Uhr hörte der Verkauf der Lebensmittel auf: hierauf wurde der Platz gereinigt, die innern Schlagbäume geschlossen und die äußern geöffnet, um Brennmaterialien Heu und sonstige Waaren in die Stadt zu lassen, jedoch mit der Beschränkung, daß alle Leute, Fuhrwerke, Ochsen und Pferde alsbald über die Linie zurück mußten. Von 12 bis 2 Uhr wurden nun die über die Linie herein geschafften Gegenstände, Heu, Brennmaterial u. s. w. von den aus der Stadt Gekommenen in Empfang genommen, während welcher Zeit die innern Schlagbäume von neuem geöffnet und die äußern geschlossen wurden. Von 2 bis 4 Uhr wurden sodann die Transporte mit Weizen, Fettwaaren und andern Producten in beliebiger Menge hereingelassen, und damit die damit hereinkommenden Leute nicht nöthig hätten, sich Behufs der Rückkehr der Quarantänereinigung zu unterwerfen, so wurde bei jedem Transport nur Ein Mann in die Stadt gelassen; zur Geleitung des Transports schickte der Eigenthümer der Waare Leute aus der Stadt an die Postenkette. Nach der Magazinirung der Waaren blieb der sie begleitende Fuhrmann ganz in der Stadt oder hielt den festgesetzten Termin aus; Ochsen und Pferde aber nebst dem Fuhrwerk wurden mit Meerwasser gewaschen und zur cherson'schen Barriere über die Linie hinaus geschickt, wo der Eigenthümer sie erwartete und in Empfang nahm.

Die Aufsicht über diese Bazars wurde besondern, zuverlässigen Leuten übergeben, welche die vorgeschriebenen Regeln streng befolgten, und Alles aufboten, um dem Wucher der Aufkäufer zu steuern, welche hier wie bei jedem öffentlichen Unglück sich zeigten. Ein aus vier angesehenen Kaufleuten und zwei Beamten des Generalgouverneurs zusammengesetztes Comité rathschlagte über die Mittel zur Erleichterung des Handels, und schlug solche der Behörde zur Bestätigung vor.

Man konnte das Hinausgehen aus der Stadt nicht unbedingt verbieten, ohne den Privaten fühlbare Nachtheile zuzufügen und auf Familienverhältnisse und Handelsgeschäfte einen verderblichen Einfluß auszuüben; darum mußte man unverzüglich zur Errichtung temporärer Quarantänen schreiten. Sie wurden vorzugsweise an den Barrieren, in Kron- oder gemietheten Gebäuden eingerichtet, und die unerläßliche Zahl Beamten und Aerzte dabei aufgestellt, welche den Vorschriften gemäß nach glücklich bestandenem 14tägigem Termin die ungehinderte Abreise gestatteten. In der Folge dehnte sich der Kreis dieser Anstalt aus, und dann wurden nicht nur die Reisenden, sondern auch die Waaren gereinigt, deren selbst zur Zeit der Absperrung eine bedeutende Menge ausgeführt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die häufigen Unfälle auf den amerikanischen Dampfbooten.

Ein Schreiben in der Naval and Military Gazette vom 8 August äußert sich hierüber folgendermaßen: „Diese Unfälle sind höchst beklagenswerth nicht nur wegen des Verlustes an Menschenleben, sondern auch, weil sie das Vertrauen in die Sicherheit der Dampfbootschifffahrt erschüttern zu einer Zeit, wo diese Schifffahrt sich immer mehr ausdehnt. Da jedoch diese Vernichtung von Leben, Eigenthum und Vertrauen lediglich Folge der Unwissenheit, Sorglosigkeit oder des tollkühnen Versuchs ist, die Fahrt mehr und mehr zu beschleunigen, so glaube ich dem Publicum einen Dienst zu erzeigen, wenn ich auf die Ursachen dieser Unfälle aufmerksam mache. Die Maschinen stehen nicht, wie dieß seyn sollte, unter der Aufsicht wissenschaftlich gebildeter Personen, sondern unter Leuten, die nur im Allgemeinen den Gang der Maschinen kennen. Viele Unfälle würden nicht stattfinden, wenn diese Leute wüßten, daß man den Dampf so hoch treiben kann, daß die Kessel rothglühend werden, daß je 40 Grad Hitze weiter die vorherige Dampfkraft verdoppeln bis zu einem gewissen Maximum, und endlich, daß der Dampf, wenn er bis zu einer gewissen Höhe getrieben wird, nicht mehr als Kraft, sondern nur noch als Hitze wirkt; ist das Maximum überschritten, so wird nur noch Hitze, nicht mehr Dampfkraft erzeugt; treibt man diese Hitze zu hoch, so wird der Dampf in den Kesseln fast zu Gas, und wenn zugleich die Kessel rothglühend werden, so wird sich das Gas wahrscheinlich entzünden — was aber ein noch nicht ganz ausgemachter Punkt ist — und die Explosion muß erfolgen." Der Verfasser nimmt davon Gelegenheit, darauf hinzuweisen, daß es unumgänglich nothwendig sey, unterrichtetere Leute als bisher bei den Maschinen anzustellen.

Chronik der Reisen.

Reise in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

In 7 Stunden fährt man auf der Eisenbahn den Weg, der Philadelphia von Columbia trennt. Der Bau dieses Weges hat große Arbeiten nothwendig gemacht, man mußte einem sumpfigen Thal einen festen Grund geben, eine Viertelmeile, ehe man nach Downingstow kommt, und Brücken über kleine Flüsse schlagen. Nach dem Beispiel der Chinesen bedecken die Amerikaner dieselben mit schön gearbeitetem Balkenwerk; als wir die Brücke über den Conestoga passirten, stand sehr zur Unzeit ein Reisender, der auf der Imperiale oben saß, auf und zerschmetterte sich an den Balken der Brücke.

Columbia liegt am Anfange des östlichen Theiles des Canals von Pennsylvanien; die Reisenden werden daselbst von einer Art kleiner Galliote eingenommen, die von drei Pferden gezogen wird auf einem

Digitized by Google

Canal von 40 Fuß Breite, der ſich längs dem Suſquehanna hinzieht, mehrere Verzweigungen des Alleghany-Gebirges durchſchneidet, an mehrern Städten vorbeiläuft, den Fluß einen Augenblick verläßt, und bei den blauen Bergen wieder zu ihm kommt, wo er von demſelben nur durch einen 6 bis 7 Schuh breiten Weg getrennt iſt. An dieſem Punkt hatten wir einen ſtarken Regenguß, der von furchtbarem Donner begleitet war, und hier erhielten wir zum Erſtenmal einen Begriff von einem amerikaniſchen Sturme; das Wetter war furchtbar. Am Zuſammenfluſſe des Juniata und Suſquehanna, 5 Meilen oder Harrisburg und 6 unter Mifflintown, ändert ſich das Ufer des Canals. Durch eine Reihe von Schleußen gelangt man den Oſtabhang der Alleghanys hinauf. Nichts iſt maleriſcher und wilder, als die Flüſſe Juniata und Suſquehanna. Die Natur entfaltet daſelbſt einen verſchwenderiſchen Reichthum von Vegetation, die der Menſch mit Eifer benutzt. Nahe bei Bedford, an den Ufern des Juniata, ſind vorzügliche Fabriken von Eiſenwerken.

Nachdem wir die Nacht in einem Wirthshauſe zu Holydaysburg zugebracht hatten, ſetzten wir uns auf die Eiſenbahn, um den Gipfel der Bergkette zu überſteigen. Seit 10 Jahren haben die Bewohner des Oſtens mit Zeit, Mühe und nicht ohne Gefahr dieſe Schranken durchbrochen; jetzt wird ſie mit einer erſtaunlichen Schnelligkeit, Leichtigkeit und Sicherheit jährlich von Tauſenden überſchritten. Man erhebt ſich auf fünf geneigten Ebenen, und ſteigt ſehr angenehm auf fünf andern wieder hinunter, nachdem man ein gutes Mahl in einem freundlichen Häuſchen eingenommen hat, das mitten zwiſchen maleriſchen Landſchaften liegt. Auf dem Gipfel jeder Ebene ſetzt eine Dampfmaſchine einen Cylinder in Bewegung, auf dem ein ungeheures Tau aufgerollt iſt, deſſen eines Ende an der Wagenreihe, das andere aber an einem kleinen Wagen mit großen Steinen befeſtigt iſt. Auf ein Signal bewegt ſich die Maſchine, und lenkt und regelt durch ihre mehr oder minder ſchnelle Bewegung das Ab- oder Aufſteigen des kleinen Wagens, der als Gegengewicht dient, und ſomit auch das Auf- und Abſteigen der Paſſagiere. Die Taue ſind längs den Ebenen unterſtützt durch kleine ſehr bewegliche Rollen, welche die Reibung verhindern. Die Wagen werden ſodann von Pferden bis Johnſtown gezogen; nahe am Kiskiminitau geht man durch einen Tunnel von beinahe vierhundert Schritten, der feſt gebaut, aber fortwährend vom Waſſer beſchädigt wird.

In Johnſtown fließt der Kiskiminitau in den weſtlichen Theil des Canals von Pennſylvanien, der längs dem Alleghany-Fluß hinläuft. Am Ufer des letztern finden ſich zahlreiche Eiſenhämmer, wohin die Mineralien und Steinkohlen von den benachbarten Gebirgen herab und über den Canal auf kleinen geneigten Ebenen gebracht werden.

Ganz Pennſylvanien iſt ausnehmend fruchtbar; ſein Wohlſtand und ſeine Bevölkerung nehmen beträchtlich zu, ſeit der Abſatz erleichtert worden iſt. Die kleinen Städte, die längs den Straßen liegen, gewinnen mit jedem Tag an Wichtigkeit. Ihre Einwohner machen großen Aufwand, ſind ſehr gut gekleidet, haben alle ein Haus, Güter, Hornvieh, wenigſtens zwei Pferde, und leben ſehr behaglich. Früher wurde in dem ganzen Landſtriche, den wir durchreiſten, eine große Menge geiſtiger Getränke fabricirt, jetzt aber ſind zwei Drittheile der Fabriken eingegangen; nichtsdeſtoweniger ſteht der alte Monongahela noch in Anſehen. Im Jahre 1794 war hier ein Aufſtand, der Whiskey-Aufſtand genannt. Die Aufrührer wollten mit aller Gewalt die Abſchaffung der Abgaben erzwingen, welche auf die in den Vereinigten Staaten verfertigten Liqueure gelegt waren, aber eine bewaffnete Macht kam und unterdrückte die Sache ohne Blutvergießen. Von jener Zeit her datirt ſich die Errichtung von Mäßigkeitsgeſellſchaften, deren Zahl ſich jetzt auf 4600 beläuft, die aber trotz der bedeutenden Reſultate, welche ſie ſchon erreichten, immer noch viel zu thun haben. Sie verbieten ſogar das Bier und den Cyder, und man nennt diejenigen, die den Eid abgelegt haben, Kaltwaſſermänner, obgleich ſie bei ihrem Eſſen mehr Thee und Kaffee trinken als die andern.

Während wir mit einem Franzoſen ſprachen, der ſchon lange im Lande wohnte, kündigte uns eine Rauchatmoſphäre, über welche weiße Dampfwolken ſich erhoben, die Nähe von Pittsburg an, wohin wir auf einer Brückenwaſſerleitung kamen, die über den Alleghany führt, 1500 Fuß lang und ein Meiſterwerk von Zimmerkunſt iſt.

Pittsburg liegt am Zuſammenfluſſe des Monongahela und des Alleghany, die den Ohio bilden, 100 Meilen weſtlich von Philadelphia. Hier kommen alle Auswanderer von Norden und Oſten zuſammen, wie auch alle Europäer, die ſich in dem hintern Weſten (back country) niederlaſſen wollen. Die Umgebungen ſind geſund und fruchtbar an Erzeugniſſen aller Art. Man findet die reichſten Eiſen- und Steinkohlenminen, wodurch Pittsburg das Birmingham des Weſtens und die erſte Manufacturſtadt der Vereinigten Staaten wurde. Die Dampfſchiffe des Miſſiſippi werden beinahe alle auf dem Monongahela gebaut und zu Pittsburg vollendet, wo Alles, was zum Maſchinenbau nöthig iſt, fabricirt wird. Es gibt daſelbſt Brauereien, Glasfabriken, Kanonengießereien, Töpfereien, Faïencefabriken, Fabriken für Ackerwerkzeuge, für große und kleine Quincailleriewaaren, Baumwoll- und Seidewebereien u. ſ. f. Um einen Begriff von der Wichtigkeit der Stadt zu geben, genügt die Bemerkung, daß dieſe Stadt jetzt eine Menge Gegenſtände fabricirt, die man früher aus Europa und namentlich aus Frankreich holte. Jedes Jahr kommen mehr als 50 Millionen Fuß Bretter und eine unermeßliche Menge Bauholz auf ſeine Werften.

Wie alle amerikaniſchen Städte, iſt auch Pittsburg ſehr arm an großartigen Bauten; Alles iſt dort einförmig. Doch bemerkt man eine römiſch-katholiſche Kirche; auf der andern Seite des Alleghany, nahe bei dem Dorfe gleichen Namens, iſt ein Pönitentiary. In der Stadt iſt eine hydrauliſche Maſchine, die in 24 Stunden 1,500,000 Gallonen Waſſer emporhebt, und ganz nahe am Zuſammenfluſſe der beiden Flüſſe iſt das ſteinerne Magazin des Forts Pitt, und die Stelle des alten Forts Duquesne, das lange Zeit ein Poſten franzöſiſcher Jäger blieb, eine wichtige Niederlage für den Pelzhandel, und der Ort, wo Waſhington zum Erſtenmal die Waffen trug, im Jahre 1758 aber von den Engländern zerſtört wurde. Auf dem linken Ufer des Monongahela, nahe bei bewaldeten Höhen, ſteigt von Tag zu Tag der Flecken Birmingham mehr empor; er iſt mit der Stadt durch eine hölzerne Brücke von 600 Metern Länge verbunden, die 100,000 Dollars gekoſtet hat.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Hr. Wyld hat eine Weltkarte in zwei Blättern herausgegeben. Es ſind darauf durch verſchiedene Farben die großen herrſchenden Religionsbekenntniſſe, die Sprachen, die darin geſprochen werden, und in welche die Bibel überſetzt wurde, angegeben; ebenſo die Zahl der Einwohner und das Verhältniß der Chriſten.

München in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 246.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 September 1838.

Außerordentliche Secte von Fanatikern in Indien.

(Aus einem Privatschreiben im Unit. Serv. Jour. Jul. 1838.)

Seit ich in Indien war, erzählt ein dort befindlicher Officier, hörte ich von einer Classe Moslems, den Schülern eines Heiligen, Namens Scheikh Ruffai, der, um den Ungläubigen die Wahrheit des Islam einzuprägen, seinen Schülern die Kraft ertheilte, Säbel und Dolche in ihren Leib zu stoßen, die Zunge abzuschneiden, sie zu braten und wieder anzusetzen, den Kopf und andere Glieder abzuschneiden, das Auge auszudrücken, kurz, mit ihrem Körper anzufangen was ihnen nur beliebe. Alles dieß sah Obrist G... in Gesellschaft eines Geistlichen, Namens R...; diesem Letztern wurde übel, und er rannte weg, indem er erklärte, dieß sey Satans Werk, was er bis auf diesen Tag noch glaubt, und der Oberst hielt es für Zauberei, worüber ich natürlich lachte, und erklärte, sobald ein Mann meines Regiments, Namens Scheikh Kerim, einer dieser Ruffais, aus dem Urlaub zurückgekehrt sey, würde ich einer Vorstellung beiwohnen.

Ein großes Zelt wurde demnach aufgeschlagen und 50 Lampen herbei gebracht, nebst Tellern voll Arsenik, und einer großen Menge von einer Cactuspflanze mit einem milchigen Saft, wovon ein einziger Tropfen Blasen auf der Haut zieht; ferner eine Menge gewöhnlicher Glasbraceletten, wie sie die Frauen tragen, Dolche, Säbel und andere gräuliche Waffen, ähnlich einem Metzgermesser, nur mit einem großen, mit Ketten bedeckten Griff; zugleich erschienen etwa 20 Ruffais, um alle Arten von Trommeln zu schlagen, und als alles dieß in Bereitschaft war, begab ich mich mit noch fünf andern Officieren dahin, und etwa hundert Sipahis drängten sich zugleich mit in das Zelt. Als wir saßen und es stille geworden war, begann das Schauspiel mit einer Art von Gesang aus ihren heiligen Büchern, wobei die Trommelschläger einfielen und den Tact hielten. Der Gesang stieg endlich an Stärke und Schnelligkeit, bis sie sich zu einer Extase hinauf gearbeitet hatten, und nun die schneidenden Werkzeuge ergriffen, und, den Körper in einer Art schwingender Bewegung haltend, sich der eine durch beide Backen, der andere durch die Zunge, ein dritter durch die Kehle stießen, und dann anfingen, sich mit Säbeln und Dolchen und allen Arten von Instrumenten zu verwunden. Andere schnitten ihre Zunge ab, rösteten sie im Feuer, und steckten sie dann wieder in den Mund, wo sie sich augenblicklich wieder anschloß; sie aßen das Arsenik und die blasenziehende Milchpflanze, während andere die Glasbraceletten zusammenbissen, als wären sie die größten Delicatessen. Dieß Alles geschah einen Schritt von mir entfernt, denn sie kamen nahe zu mir heran mit vielen Lampen, damit ich sehen möchte, es sey kein Betrug. Alles dieß machte mir übel und brachte einen nichts weniger als angenehmen Eindruck auf mich hervor, auch weiß ich noch bis auf diesen Augenblick nicht, was ich denken soll. Ich bin nicht abergläubisch, und obwohl der Oberst und viele achtungswerthe Eingeborne mir erklärt hatten, daß Alles wirklich *geschehen*, und daß sie, wenn überhaupt einem Sinne zu trauen sey, es *gesehen* hätten, so wollte ich es doch nicht glauben. Man hatte mir zuvor gesagt, es erfordere Glauben und Reinheit von dem, der es vollbringe, dann werde nicht ein Tropfen Blut folgen, außerdem aber würden einige Tropfen fließen, und der, welcher es an sich vollziehe, würde einigermaßen Schaden leiden.

Als ich das Zelt verließ, sagte ich zufälligerweise, ich würde jedenfalls besser von ihren Thaten denken, wenn ich sie am offenen Tage, und ohne den Lärm, die Bewegungen und sonstigen Spectakel sehen könnte. Am folgenden Tag, während ich um zwei Uhr meine Sieste hielt, und keine Seele bei mir war, sprang ihr Kasi (Oberhaupt) herein, die Hand voll schneidender Werkzeuge, die er auf den Boden warf, und dann eines ergriff, es sich durch den rechten Backen stieß, ein zweites durch den linken, ein drittes durch die Zunge aufwärts, so daß es in der Nase stack, ein viertes endlich in die Kehle; dann stieß er sich einen glänzend scharfen Kris (malayischen Dolch) drei Zoll tief in den Leib: nicht ein Tropfen Blut floß; er wollte eben seine Zunge abschneiden, als ich ihn bat, inne zu halten. Der Anblick erregte mir in der That Ekel. Der Mann war in einer Art von Wahnsinn, und sah mit allen den schneidenden Instrumenten im Gesicht wirklich furchtbar aus. Ich rief nach einigen Leuten, und ließ ihn wegbringen.

Ich habe jetzt erzählt, was ich gesehen, und doch will ich nicht verlangen, daß man es glauben soll, denn ich selbst weiß

Digitized by Google

nicht, was ich denken soll. Es gibt manche, in andern Hinsichten starke Geister, die fest glauben und auch ganz ungescheut offen erklären, daß Dämonologie, Hexenkunst, Nekromantie und die ganze Liste schwarzer und verbotener Künste zwar aus der Christenheit vertrieben seyen, in andern Ländern aber, und namentlich in Indien, in voller Kraft beständen. Und ich muß erklären, daß ich nie mehr meinen Sinnen trauen will, wenn ich nicht wirklich alles das sah, was ich erzählte. Ich untersuchte die Instrumente, ich sah sie aus dem Fleisch heraus ziehen und keine Wunde, kein Blut, keine Spur zurücklassen: ich sah einen Mann drei Unzen Arsenik hinunterschlucken, und zahllose Glasperlen zermalmen und verschlingen, und doch, „obwohl man glaubt, was man sieht," kann ich kaum sagen, daß ich glaube, obwohl ich vor einem Gerichtshof beschwören würde, daß ich es gesehen.

Die Pest in Odessa.

(Fortsetzung.)

In Odessa sind fast keine Bettler, und Arme sehr wenig, aber es gibt manche, die in der vollen Hoffnung auf die unerschöpfliche Quelle des Arbeitsverdienstes sehr schnell alles Erworbene, sowohl für Lebensbedürfnisse als für Anlegung irgend eines Gewerbs ausgeben, das sie nicht selten ohne alle Ueberlegung unternehmen; diese Leute befanden sich natürlich in einer sehr bedrängten Lage. Die Behörde machte es sich zur unerläßlichen Pflicht, den Bedürftigen beizustehen, und da sie in ihren Maaßregeln durch die Beihülfe wohlthätiger Männer unterstützt wurde, so erreichte sie vollkommen ihren Zweck. Eine Verpflegungscommission, bestehend aus dem Stadtvorstand und 4 Mitgliedern beschäftigte sich mit Herbeischaffung von Lebensmitteln zu mäßigen Preisen, und die Sorge für die Armen wurde einem besondern Commissär übertragen, dem alle Beisteuren zugestellt wurden. Er sorgte für deren regelmäßige Vertheilung, beschränkte möglichst die Vertheilung von baarem Geld, und versorgte die Unvermögenden mit Brennmaterial, Kleidung und Lebensmitteln, welche auf Vorweise von ihm abgegeben wurden. Außerdem wurde für die Gebrechlichen und Kraftlosen ein Zufluchtshaus eröffnet, die Gesunden und Arbeitsamen aber konnten an den gemeinnützigen, zu dem Ende übernommenen Arbeiten Theil nehmen.

Um einer so mannichfachen Thätigkeit einen Mittelpunkt und eine gewisse Einheit zu geben, wurden allgemeine Versammlungen im Börsengebäude angeordnet, wohin Graf Woronzow sich täglich Morgens um 11 Uhr begab. Hier nahm er die Berichte in Empfang und ertheilte die nöthigen Befehle, hier strömten alle Nachrichten über den Zustand und den Gang der Krankheit zusammen, und die Anordnungen der Behörden wurden bekannt gemacht. Geschäfte, die keinen Aufschub zuließen, wurden hier kurz und fast immer mündlich abgemacht. Jedem zugänglich, gewährte der Generalgouverneur des südlichen Rußlands Jedermann das Recht, ihm seine Ansichten mitzutheilen und Vorschläge zu machen, wenn sie nur das allgemeine Wohl zum Gegenstand hatten. Jeder behielt die Freiheit seiner Meinung, erfüllte aber streng und unbedingt die erhaltenen Befehle.

Vor der Ankunft des Generalgouverneurs waren fünf Häuser in den Vorstädten und fünf in der Stadt cernirt worden. Außerdem waren die Casernen des Bataillons der Quarantänewache mit Schildwachen umstellt, und aus diesen alle Unterofficiere mit Weibern und Kindern herausgeführt und in das Passagiersquartier vertheilt worden, wo man sie öfters in ganz nacktem Zustand besichtigte. Auf solche Weise wurden 226 Menschen der Reinigung unterworfen; sie wurden anders gekleidet, und je nach dem Grade des Verdachts in entlegenern Orten untergebracht, diejenigen aber, welche sich bei der ersten Besichtigung als angesteckt zeigten, unverzüglich ins Pestlazareth gewiesen. Zugleich wurde Alles, was mit den Casernen einen fortdauernden, oder auch nur einen zufälligen Verkehr gehabt haben konnte, aufs genaueste aufgesucht. Am 26 Oct. geschah die Untersuchung in dem Hause des Quarantänewächters Wassili Fedotow, und hier fand man eine Bürgersfrau aus Odessa, Maria Sacharowa, mit deutlichen Kennzeichen der Pest. Hiebei wurde nach der Strenge der bestehenden Regeln verfahren, und da der Verfolg zeigte, daß einer der Ordonnanzkosaken der Kanzlei des Generalgouverneurs noch kurz zuvor in einem verdächtigen Hause sich befunden hatte, so wurde derjenige Theil der Wache, mit der er in Verkehr gekommen war, in einem besondern Gebäude vereinigt, wo er die gesetzliche Beobachtungszeit aushalten mußte.

Am 27 Oct. zeigte sich die Pest in der Stadt im Pfarrhause der Kirche zur Fürbitte der heil. Jungfrau (pokrow). Alexandra, die Tochter des Geistlichen Afanasi, und die leibliche Nichte des Kirchendieners, Iwan Botscharew, der ihr das Halstuch der Frau Issajews geschenkt hatte, erkrankte mit den allgemeinen Anzeichen eines Fiebers und bald mit Carbunkeln; sie wurde mit ihrem Oheim ins Pestlazareth geführt, wohin ihre Mutter auf ihr besonderes Verlangen sie begleitete. Alle andern blieben in der geräumigen Wohnung, welche alle Gemächlichkeit zur vollständigen Reinigung darbot. Am folgenden Tage erkrankte auch die Großmutter Alexandra's, und wurde gleichfalls ins Pestlazareth gebracht, wo sie, wie die vorgenannten, bald starb. Dieser Umstand hatte einen entscheidenden Einfluß auf das Schließen der Kirchen. Graf Woronzow hatte immer noch geschwankt, seine Meinung über einen so wichtigen Punkt auszusprechen, und hoffte immer noch, daß es mit einiger Vorsicht möglich seyn werde, den Gottesdienst zu gestatten; aber der letztere Vorfall und die Besorgniß, die unter vielen Mitgliedern der Geistlichkeit rege wurde, überzeugten ihn von der Unerläßlichkeit der strengen Maaßregel. Um nicht mit Einemmal alle geistlichen Ceremonien einzustellen, welche ihrer Bestimmung nach so unzertrennlich mit dem bürgerlichen Leben verbunden sind, wurde allen Mitgliedern der griechisch-russischen Kirche in Odessa von dem Erzbischof von Cherson und Tauris angekündigt, daß bei der Kathedrale eine temporäre Kirche errichtet werde, um darin den christlichen Gottesdienst zu feiern, daß aber diejenigen, welche dahin gingen, nicht in Haufen sich sammeln und

Digitized by Google

überhaupt in möglichſt geringer Anzahl ſich hinbegeben ſollten, nachdem ſie zuvor die Commiſſäre davon benachrichtigt hätten, welche ſich überzeugen könnten, daß ſie nicht angeſteckt ſeyen.

Die Peſt ſetzte ihre verheerende Thätigkeit in der Quarantäne fort, aber außerhalb derſelben ging es zwei Tage lang noch recht gut. Inzwiſchen beſchäftigte ſich die Commiſſion, welche von dem Generalgouverneur eingeſetzt worden war, um zu unterſuchen, auf welche Weiſe die Krankheit über die Gränzen, die ihr ſo oft mit Sicherheit geſteckt worden waren, hinausgedrungen ſey, unermüdlich mit ihren Nachforſchungen. Die Behörde ſpürte den Leuten nach, welche verdächtigen Verkehr unterhalten hatten, unterwarf ſie dem feſtgeſetzten Verfahren, und ſchritt auf ſicherer Grundlage fort zur Erreichung des feſtgeſteckten Ziels; die Bürger ihrer Seits verſtanden das in ſie geſetzte Zutrauen zu würdigen, und zeigten den beſten Willen.

Die Anordnungen der Behörde wurden mit Eifer vollzogen, aber die Peſt beſchränkte ſich nun nicht mehr auf die Orte ihres anfänglichen Auftretens. Am 31 Oct. ſtarb unvermuthet in der Nowaja Slobodka ein 20jähriges Mädchen, Nadeſhda Antonowa, die mit ihrer Mutter im Hauſe eines Unterofficiers der Quarantänewache, Namens Agafon Andrejew, lebte. An der Todten zeigten ſich Flecken und Beulen. An demſelben Tage und mit denſelben Merkmalen fand man nicht weit von dem Hauſe Andrejews den Leichnam eines unbekannten Mannes, der nach ſeiner Kleidung zu ſchließen, nicht zu den Stadtbewohnern gehörte. Da das Quartier, worin dieß vorfiel, in der Nähe der verdächtigen Caſernen und noch dazu von vielen alten Soldaten bewohnt war, ſo wurde es in die allgemeine Abſperrung hinein gezogen; die Leichen wurden auf dem Peſtkirchhofe begraben, und die, welche erwieſener Maßen in nahe Berührung mit denſelben gekommen waren, in die Quarantäne aufgenommen. Die Beſorgniß, daß das Gift, welches bis jetzt nicht hinreichend Zeit gehabt hatte, ſich zu äußern, noch immer in den Vorſtädten ſich verberge, erhielt am 5 Nov. eine neue Beſtätigung, als auf dem Vorwerk des Grafen Raſumowsky der verabſchiedete Soldat der Quarantänewache, Nikita Waſſiljew, der mit der Bewachung des Gartens bis zu einer gewiſſen Stunde in der Nacht beauftragt war, mit deutlichen Kennzeichen der Krankheit entdeckt wurde. Waſſiljew war aus dem Hauſe, wo ſeine Frau ſtarb, nach zehntägiger Abweſenheit auf einmal wieder zur Verrichtung ſeines Dienſtes zurückgekehrt. Als er auf der Treppe des Gartenhauſes ſtand, von wo aus man den größten Theil der Umgegend überſehen konnte, fühlte er plötzlich Neigung zum Erbrechen, Schwindel und heftige Krampfanfälle, ſo daß er die Treppe hinabſtürzte. Als die Wache zur Ablöſung kam, fand man ihn bewußtlos, glaubte, er ſey betrunken, und trug ihn ins gemeinſame Wohnhaus, wo ſich zum Glück wenig Menſchen und noch weniger Habſeligkeiten fanden. Man zeigte die Krankheit ſogleich an, d. h. noch zu einer Zeit, wo ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach ſich nicht durch die bloße Berührung mittheilen und das kürzlich gewechſelte Kleid nicht inficiren konnte. Die Aerzte erklärten einſtimmig die Krankheit für die Peſt, weil ſich zu den Kennzeichen eines bösartigen Fiebers bald auch zwei Carbunkeln geſellten. Der Angeſteckte und die beiden Leute, die ihn aufgehoben hatten, wurden in die Quarantäne gebracht, die andern alle, die ſich auf dem Vorwerke befanden, gereinigt, und zwar mit hinreichendem Erfolg, ſo daß die Anweſenheit des Erkrankten unter ihnen durchaus keine übeln Folgen hatte. Als man das Haus des Bürgers Iwan Orlow in Augenſchein nahm, fand man darin mit verdächtigen Kennzeichen ein kleines Mädchen, die Tochter eines Quarantänewächters. Sie wurde mit allen denen, die im Hauſe waren, in das Peſtquartier gebracht, wo von den letztern Perſonen die Soldatenfrau, Matrena Rodionowa, bald erkrankte und ſtarb, jedoch ohne äußere Kennzeichen der Peſt.

(Fortſetzung folgt.)

Statiſtiſche Angaben über die Provinz Bialyſtok.

Nachſtehende Zahlenangaben ſind aus den officiellen Berichten entlehnt, wie ſie in dem ruſſiſchen Journal des Miniſteriums des Innern niedergelegt ſind. *) In der Provinz Bialyſtok finden ſich: 1 Provincialſtadt, 3 Kreisſtädte, 15 Kron- und 9 den großen Grundeigenthümern gehörige Städte, und 1690 Dörfer, Colonien und Vorwerke. Die Zahl der Einwohner beiderlei Geſchlechts beträgt 227,106, darunter befinden ſich 5595 Edelleute, 400 Geiſtliche, 309 Kaufleute (Hebräer 296), 46,015 Kleinbürger (31,080 Hebräer), Bauern auf Krongütern und Staroſteien 92,259, Bauern auf Privatgütern 66,141, ſtädtiſche Bauern 6128, Freibauern 10, Fremde 1592, Coloniſten 159 u. ſ. w. Die Truppenzahl beträgt 6100 Mann Infanterie, 505 M. Provincialwache, 256 Militärcoloniſten. Das Land hat einen Umfang von 688,187 Deſſätinen, davon ſind 291,971 D. Ackerland, 146,860 Wieſen, 125,551 Wald, 29,600 Wege, Waſſer und Sümpfe, und 96,722 Malereigebäude und Viehweiden. Die Einkünfte der Provinz betrugen im Jahre 1857 1,625,022 Rubel. Steinerne Kirchen finden ſich 25, hölzerne 90; darunter griechiſch-ruſſiſche 1, römiſch-katholiſche 60, griechiſch-unirte 56 und 1 lutheriſche. Außerdem findet ſich 1 tatariſche Moſchee und 29 Synagogen; die Zahl der Klöſter iſt 6, die der aufgehobenen römiſch-katholiſchen Klöſter 5.

Chronik der Reiſen.

Reiſe in den Vereinigten Staaten.

(Fortſetzung.)

Wir ſchifften uns auf dem Monongahela ein und waren bald auf dem Ohio, der hier 1000 Metres breit iſt und einen ſehr ſanften Fall hat. Unſer Schiff, der „Chariton," hielt gegenüber der berühmten deutſchen Colonie, „Oeconomy," um Holz einzunehmen. Der Gründer iſt ein Deutſcher, Rapp, der, im Beſitz einiger Geldmittel, ſein Schuſterhandwerk verließ, mit etwa hundert ſeiner Landsleute in die Vereinigten Staaten ging und daſelbſt nach zwei vergeblichen Verſuchen die obengenannte Colonie gründete. Sie liegt ſehr gut, 6 Meilen unter Pittsburg, an dem Ufer des Fluſſes, wo man 100 Häuſer ſehen kann, die alle von einander durch große Gärten getrennt ſind, eine ſehr gut eingerichtete Wirthſchaft, die Vieles in ſich vereinigt, die Küchen, die Waſchküche, die Bäckerei, die Scheunen und Ställe, was Alles gemeins

*) Wahrſcheinlich im Maiheft dieſes Jahres, welches der Redaction noch nicht zugekommen; das Obige iſt aus der Nordiſchen Biene Nr. 174 vom 3 Auguſt d. J.

Digitized by Google

schaftlich ist, zwei oder drei Dampfmaschinen, welche Sägemühlen, mechanische Webstühle u. s. f. in Bewegung setzen; man sieht ferner Maulbeer-, Reben- und Obstpflanzungen, eine Menagerie von Hirschen, ein sehr interessantes Museum, eine deutsche Schule, das Haus des Gouverneurs, und die Kirche, wo Rapp die Religion auf seine Weise vorträgt. Die Ernten geschehen beim Klange musikalischer Instrumente und mit anderweitigen Lustbarkeiten.

Der Ohio, von den Indianern der schöne Fluß genannt, hat herrliche und außerordentlich fruchtbare Ufer, auf die sich die meisten deutschen Auswanderer begaben. Auf dem linken Ufer sind die Neger Sklaven, auf dem rechten sind sie frei. Dieser einzige Fluß trennt die Abolitionisten von den Anhängern der Sklaverei, eine Zwietracht, die schon die Existenz der Union bedroht hat.

Von Pittsburg nach Cincinnati trifft man rechts: den Beaverfluß, der Sägmühlen und Kardätschmaschinen für Wolle und Baumwolle in Bewegung setzt, Steubenville, Warren, Newport, Marietta, wo im Jahre 1788 an der Einmündung des Muskingum die erste Niederlassung am Ohio gegründet wurde von dem ehrwürdigen Manasseh Cutler und dem General Rufus Putnam, an der Einmündung des Hocking, Gallipolis, von französischen Auswanderern im Jahre 1792 gegründet, Burlingtown an der Einmündung des Scioto, und am Eingange des Erie-Canals in den Ohio. Gräber mit riesenhaften Skeletten einer jetzt nicht mehr bekannten Menschenrace bedeckten früher den Boden von Cincinnati; man findet noch Spuren davon an dem Ufer des Flusses. Es sind große Erdaufwürfe, die an dem Muskingum, dem Miami, dem Wabash und besonders dem Scioto mit Erdmauern, Glacis, Gräben, Monden und Halbmonden abwechseln. Fragt man die Wilden, so sagen sie, daß ihre Vorfahren bei ihrer Ankunft diese Ruinen gefunden haben; fragt man die Geschichte, so herrscht hierüber vollständiges Dunkel.

Cincinnati ist eine blühende Stadt; sie hat ein Museum, wo man das Skelett eines Megatherium sieht, eine öffentliche Bibliothek, ein Irrenhaus, Zuckerraffinerien, Glasfabriken, Manufacturen für Wollen- und Baumwollenzeuge, eine Werfte für Dampfschiffe, zwei amerikanische Theater und den Canal des Miami, der diesen Fluß mit dem Ohio verbindet. Der Bau der Stadt ist in Betreff des Wasserabflusses fehlerhaft; während der schrecklichen Gewitter hat das Wasser, das in den mit dem Fluß parallel laufenden Straßen stromweise fließt, keinen guten Abfluß, und strömt in die Häuser. Die Straßen sind sehr schlecht unterhalten und voll ekelhafter Schweine, die aber sehr respectirt sind und die Rolle der Gassenkehrer spielen; die Einwohner stellen auf diese Art ihren Haupthandelsartikel zur Schau aus. In Cincinnati gibt es viele Neger, als Bartputzer, Bedienten, Lastträger u. s. w. Die Aussicht auf Gewinn gibt ihnen eine Thätigkeit, wie sie die Pflanzer ihren Sklaven mit Peitschenhieben nie beibringen.

Wir würden unsern Spaziergang in der zweiten Stadt des Westens noch weiter fortgesetzt haben, wenn nicht die Glocke des Dampfschiffes das Signal zur Abfahrt gegeben hätte. Die Kraft der Maschine in Verbindung mit dem Strome ließ uns 10 bis 12 Meilen in einer Stunde dahinfliegen. Kaum hatten wir Zeit, die Einmündung des Miami zu bemerken, ferner Lawrenceburg, Vevay, das vor 20 Jahren von Schweizern gegründet wurde, die daselbst eine Weinanlage gemacht haben, die bessere Erzeugnisse liefern würde, wenn die Behandlung besser wäre.

Von Pittsburg an sahen wir an beiden Ufern viele Städte und Dörfer, und die Einmündungen von verschiedenen Flüssen. Louisville befindet sich über den Schnellen des Ohio, die man nicht aufwärts befahren kann, und auch abwärts nur mit Vorsicht und unter Leitung eines ortskundigen Mannes. Man baut gegenwärtig einen Canal, um die Schnellen zu umgehen; derselbe endigt sich in Shipping, einem Hafen, wo die Dampfschiffe von Neu-Orleans Halt machen. Jenseits des Einflusses des Tennessee vermindern sich die Ortschaften, und man trifft nur noch abgelegene Höfe, wo sich Holzniederlagen (wood yard) für die Dampfschiffe befinden, und endlich kommt man auf dem „großen Strom" an, sechs bis acht Tage nach der Abreise von Pittsburg, nachdem man einen Fluß hinabgefahren ist, der 300 Lieues Länge, fast 2000 Meter Breite hat, und beinahe das ganze Jahr durch schiffbar ist.

Ich erinnere mich hier an die schöne Nacht, die wir an dem großartigen Zusammenflusse des schönen Flusses und des „alten Vaters der Wasser" zubrachten. In dieser Nacht ließ der Capitän ans Ufer fahren, und ich setzte mich an eines der Feuer, welche die Holzhauer anzünden, um die Dampfschiffe herbeizulocken. Den andern Morgen kehrte ich an Bord zurück.

Ein Windstoß hatte einen ganzen Wald umgerissen, und die großen Bäume, die mit wilden Reben zu Flößen zusammengebunden waren, wurden von der reißenden Strömung des ausgetretenen Mississippi fortgerissen. Wir benutzten die Gegenströmungen und fuhren aufwärts; je weiter wir kamen, desto großartiger wurde der Fluß. Auf dem rechten Ufer erheben sich steile Felsen, an deren Fuß Cape-Girardeau, St. Genoveva und Herculanum ihren Ausladeplatz haben. Auf dem linken Ufer ist der Boden nahe an der Einmündung des Ohio fest und schwarz; weiter hinauf wird er leichter und niederer. Hier befindet sich auch Harrison und Cahokia an der Einmündung des Flusses gleichen Namens und gegenüber von St. Louis.

Wir hofften in St. Louis den Yellowstone, das Dampfboot der Pelzcompagnie, das den Missouri hinauf bis zu dem Flusse Yellowstone fährt, besteigen zu können, oder wenigstens ein Dampfschiff, das uns über die Gränzen der Vereinigten Staaten gebracht hätte, aber Alles vergebens. Wir mußten uns mit dem Chariton begnügen, der bis Independance ging, fünf bis sechs Lieues diesseits der Gränze. Der Missouri wurde hier sehr tief, und zahlreiche Hemmnisse, die seinen Lauf einengen, vermehrten noch die reißende Schnelligkeit, die ihm eigen ist. Am achten Tage Abends kamen wir an den Gränzen der Civilisation an, und obschon wir gewohnt waren, hübsche Städte von 5 bis 600 Häusern zu sehen, wo noch einige Jahre vorher nichts als Wald war, so waren wir doch erstaunt, bis an die entfernten Ufer des Missouri Städte zu finden. Ein merkwürdiger Erfolg der Macht, der Gewinnsucht, der Unruhe und Neugierde des Menschen!

Der Chariton hielt auf dem rechten Ufer nicht weit von Liberty. Wir gingen zu Land nach Independance, das, wie die meisten Städte des Missouri, 1 bis 2 Lieues vom Fluß entfernt liegt, weil dort die Fieber weniger zu fürchten sind; die Nacht überfiel uns, als wir das berühmte Independance suchten, von dem man so viel Rühmens machte, ohne daran zu denken, daß die schlechten Baracken, die sich uns im Dunkel zeigten, die Stadt seyen. Auf einer derselben knarrte ein kolossaler Aushängeschild, der wie eine Wetterfahne von dem Winde herumgetrieben wurde; dieß war das Washington Hôtel. Obgleich es schon spät war, so machte man doch keinerlei Schwierigkeit, jedem von uns ein Bett zu geben, aber mitten in der Nacht spürte ich den Fuß eines langen Amerikaners, der sich ganz in die Betttücher gehüllt hatte, und mich um die Erlaubniß bat, bei mir zu schlafen. Voll Ekel sprang ich heraus. Dieß ist jedoch Landessitte, und ich hätte mich sollen derselben unterwerfen, denn auf der Reise, besonders in Amerika, muß man sich in die Gebräuche fügen, wenn man nicht scheel angesehen werden will.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 247.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 September 1838.

Sterblichkeit der Negerregimenter in Westindien. *)

Man kennt die Sterblichkeit der Neger in ihrem Heimathlande zu wenig, um die Wirkungen des Klima's von Westindien auf ihre Constitution genau schätzen zu können, wenn man aber erwägt, daß unter den Sipahis in Madras nicht mehr als 13 von 1000 sterben, unter den Sipahis von Bengalen 11 von 1000, so muß, wenn die Sterblichkeit der Neger in Westindien größer ist, der Grund davon wohl in dem Klima liegen. **) Daß Afrikaner eben so gut wie Europäer von dem Klima Westindiens leiden, zeigen noch folgende Angaben: in Westindien standen während 20 Jahren von 1817 bis 1836 im Durchschnitt jährlich 2047 Mann; davon kamen jährlich 1678 ins Spital und 82 starben: dieß macht von tausend Mann jährlich 820 Aufnahmen ins Spital und 40 Todesfälle; demnach ist das Verhältniß der Sterblichkeit unter diesen Truppen dreimal so groß als unter den Sipahis in Indien. Eben so groß ist auch das Verhältniß der Sterblichkeit unter den Negertruppen auf Mauritius, und in Ceylon war sie so stark, daß die Neger in wenigen Jahren ausstarben; in Gibraltar, wo das 4te westindische Regiment zwei oder drei Jahre lang garnisonirte, starben jährlich 62 von 1000, und selbst zu Sierra-Leone an der Seeküste ihres eigenen Landes 28. Wenn schon die Entfernung aus dem Innern an die Seeküste sich so tödtlich zeigt, so ist dieß wohl ein Beweis, daß die Negerconstitution in einem fremden Klima noch mehr leidet. Doch ist es erfreulich zu bemerken, daß die Sterblichkeit gegen früher abgenommen hatte, denn in den Jahren 1803 bis 1816 starben jährlich 64 von 1000, also um die Hälfte mehr.

Wechsel- und remittirende Fieber äußern nur geringen Einfluß auf die Neger, während sie die Hauptquellen der Krankheit und der Sterblichkeit unter den Weißen sind. Exantheme (eruptive fevers), namentlich die Pocken, sind sehr tödtlich, denn von 7 Ergriffenen starben 2; doch haben, außer im Jahre 1819, die Pocken nie stark geherrscht, und waren hauptsächlich auf Trinidad und St. Lucia beschränkt. — Bei gleicher Anzahl starben doppelt so viele Neger als Weiße an Lungenkrankheiten, und diese Sterblichkeit findet unter allen Klimaten statt, wo man sie auch verwendete. Zwei Fünftheile aller Todesfälle entsprangen aus dieser Art von Krankheiten, und die Zahl derer, welche in Westindien jährlich hieran sterben, ist größer, als die, welche bei gleicher Truppenzahl in England, Schottland und Irland durch Krankheiten jeder Art ihren Tod finden. Leberleiden sind selten. Krankheiten des Magens und der Eingeweide verursachen etwa ⅙ aller Todesfälle, sind aber nur ein Drittheil so tödtlich als bei den Weißen, und nur zum fünften Theil so herrschend. Krankheiten des Gehirns zeigen sich um die Hälfte weniger, als bei den Weißen, aber der Unterschied entspringt nur aus dem bei den weißen Truppen häufig vorkommenden Delirium tremens. Schlag und Lähmung scheinen bei beiden gleichmäßig vorzukommen, eben so Wassersucht, während syphilitische Affectionen unter ihnen noch seltner sind, als unter den Weißen. Die Schwarzen sind freier von Augenkrankheiten, leiden aber mehr durch Rheumatismen.

*) Vergleiche Nro. 228. über die Sterblichkeit der europäischen Truppen.

**) Daß das Klima nicht allein die Schuld trägt, hat der Arzt Fergusson gezeigt. (s. Jahrgang 1835. Nr. 135.) wo nachgewiesen ist, daß hauptsächlich das Austheilen von gesalzenem Fleisch und die zu geringe Masse von Vegetabilien zur Sterblichkeit der Neger beiträgt.

Die Pest in Odessa.

(Fortsetzung.)

Graf Woronzow überzeugte sich mehr und mehr, daß es, um die Ansteckung in den unter dem allgemeinen Namen Moldawanka bekannten Vorstädten auszurotten, unerläßlich sey, zu den außerordentlichsten Mitteln zu greifen. Mit der Absicht, die Moldawanka völlig von der Stadt zu trennen, gab er vorläufig den Befehl, alle Wohnungen ohne Ausnahme zu besichtigen, um mit Sicherheit zu erfahren, ob nicht irgendwo, sey es aus Unbekanntschaft mit den Anordnungen der Behörden und den Kennzeichen der Krankheit, sey es aus Vorurtheil, Pestkranke versteckt seyen. Die Moldawanka hat 1296 Häuser und 11,177 Einwohner, worunter 5208 männlichen, und

Digitized by Google

5969 weiblichen Geschlechts. Die ganze Vorstadt wurde in 15 Theile getheilt, wobei man nur auf die locale Lage und die ungefähre Gleichheit der Einwohnerzahl Rücksicht nahm. Für jeden Theil wurden Aerzte angestellt, welche in Begleitung des Commissärs oder seiner Stellvertreter und einiger Ordonnanzkosaken die Untersuchung mit Tagesanbruch begannen, und zwar in allen fünfzehn Abtheilungen zu gleicher Zeit. Sie gingen von Haus zu Haus, versicherten sich der Einwohner durch Namenslisten, und besichtigten alle Kranken. In den Fällen, und wo es durchaus nöthig war, die Leute ganz nackt zu untersuchen, wurde es den Frauenspersonen freigestellt, Hebammen zu verlangen, welche allenthalben in Bereitschaft gehalten wurden.

Inzwischen befand sich die Commission der Aerzte in einem besondern Sammelplatz, und erwartete daselbst Berichte über jeden verdächtigen Fall. Auf erhaltene Nachricht eilte sie an den bezeichneten Ort, und nahm ohne Verzug eine zweite Untersuchung vor. Etwa um 4 Uhr Nachmittags war Alles vollendet. Im Hause des Bürgers Grezori Lewizki, der sich mit dem Verführen von Weizen nach der Quarantäne abgab, entdeckte man ein neues Nest der Ansteckung: hier fand man nämlich einige Kranke und zwei Leichen, darunter die eine die des Hausherrn, die zweite die eines zehnjährigen Knaben. Die Leichen, und 16 Menschen, sowohl Angesteckte, als solche, die nur mit ihnen in Berührung gekommen waren, wurden in das Pestquartier geschickt, und wegen Verkehrs mit den Insassen wurden viele, namentlich benachbarte, Häuser cernirt, obwohl deren Bewohner sich auch schon vorher vor einem nahen Verkehr mit den Hausgenossen Lewizki's gehütet hatten, da man die ungewöhnliche Sterblichkeit unter den letztern bemerkt hatte. Nur Eine Familie, Namens Nefediew, welche auf der andern Seite der Straße wohnte, hatte an den Sterbeceremonien Theil genommen; sie zeigte sich zwar gesund, erhielt aber nichtsdestoweniger Befehl das Haus nicht zu verlassen, das gereinigt und für 28 Tage mit Wachen umstellt wurde. Außerdem bemerkte man an verschiedenen Orten Kranke, die, obwohl sie keinen Verdacht einflößten, doch dem angenommenen Quarantänegesetz gemäß unter fortdauernder Aufsicht der Aerzte blieben. Dieß führte zu wichtigen Folgen, nicht zu gedenken, daß die Leidenden Unterstützung erhielten, und mit Arzneien versehen wurden.

Die Aufsicht über die Moldawanka stieg, die Commission der Aerzte oder zum Mindesten einige ihrer Mitglieder wurden sehr häufig in die cernirten Wohnungen geschickt, um sich von dem Gesundheitszustand durch genaue Beaufsichtigung zu überzeugen, und ohne ärztliche Besichtigung durfte kein Todter begraben werden. Die, welche eines gewöhnlichen Todes starben, wurden in Begleitung eines Geistlichen beerdigt, jedoch nicht anders als mit einem Convoi, der jeden Verkehr und jede Berührung hinderte. Den Schildwachen wurde streng befohlen, auf den Fußpfaden zu gehen, die mit ungelöschtem Kalk bestreut waren, und darauf zu sehen, daß ihre Kleider, Schuhe und Strümpfe nicht durch Lumpen und Auskehricht beschmutzt würden. Die Reinigung der Häuser geschah durch kundige Personen, und die Arbeiten der Beamten und der in Thätigkeit gesetzten Bürger beaufsichtigte der Generalgouverneur persönlich. Endlich in der Nacht vom 7 auf den 8 November wurde der Cordon angeordnet, und die Verbindung der Moldawanka mit der Stadt unterbrochen. Der Eingang in dieselbe und der Ausgang wurde nur denjenigen gestattet, welche irgend ein ihnen aufgetragenes Geschäft zu besorgen hatten, und sich hierüber durch die Kenntniß der Losung oder das Vorweisen eines blechernen Zeichens, das der Stadtcommandant ertheilte, ausweisen konnten. Die Bewohner der Vorstädte gingen nun nicht mehr in die Stadt, um ihnen aber die Möglichkeit zu verschaffen, sich mit Lebensmitteln und andern Bedürfnissen zu versorgen, wurde ein Bazar an der Brücke von Prochorow angeordnet; außerdem wurden sie auch zweimal in der Woche ausschließlich auf den Markt an der Barriere von Tiraspol zugelassen.

Am 8 Nov. Morgens schritt man abermals zur medicinischen Untersuchung der Moldawanka. Aerzte und Commissarien fanden wiederum von Seite der Einwohner eine ungewöhnliche Bereitwilligkeit, alle Forderungen der Behörde zu erfüllen, und konnten ihre schwierige Aufgabe ohne Klage und ohne Widerstand von Seite der Bürger vollziehen: im Laufe weniger Stunden waren die Leute untersucht, welche sich das erstemal nicht gestellt hatten, und man fand dießmal die Leiche des Griechen Jana Iwanow, der allerdings früher schon krank gewesen, aber doch ganz unerwartet und plötzlich gestorben war. An seiner Leiche zeigte sich eine Beule. Trotz der völligen Isolirtheit dieses Kennzeichens wurde das kleine Haus, in welchem Iwanow gewohnt hatte, und wo außer seiner Frau Niemand zurückgeblieben war, dennoch cernirt. Maria Iwanowa, doppelt bekümmert über den Verlust ihres Mannes und die Unterbrechung ihres Kleinhandels, wollte und konnte vielleicht auch nicht die nöthigen Aufschlüsse geben, und dieser Umstand setzte die Aerzte in Verlegenheit, die jedoch bald darauf durch den Eintritt neuer Zwischenfälle ein Ende nahm.

Am 9 und 10 Nov. wurde die Untersuchung der Stadt vorgenommen nach denselben Grundsätzen wie die der Vorstädte, und zu dem Ende eine zweitägige allgemeine Quarantäne angeordnet. Wenn man vorher schon den damit beauftragten Personen hatte einschärfen müssen, gewissenhaft, aber mit dem Anstand und der Nachsicht zu verfahren, welche bei solchen in das innere Familienleben eingreifenden Maaßregeln nie aus dem Auge gelassen werden sollen, so war dieses noch viel mehr der Fall bei der Untersuchung der Stadt, welche von so vielen angesehenen Bürgern verschiedenen Standes bewohnt war. Um unnöthigen Aufenthalt zu vermeiden und das Vertrauen zu beweisen, das die Behörde in die Einwohner setzte, verlangten die Commissarien von bekannten Personen nur eine schriftliche Erklärung über den Krankheitszustand ihrer Hausgenossen, und im Fall sich irgend ein Kranker unter denselben befand, wurde dieß verlangt, daß der denselben behandelnde Arzt eine kurze Erklärung abgebe.

Verdächtige zeigten sich nicht in der Stadt. Vom 7 bis 13 Nov. wurden jedoch noch fünf Häuser cernirt, weil deren Bewohner mit dem Bataillon der Quarantänewache und mit Leuten aus dem Landgute des Grafen Rasumowsky in Verkehr gestanden hatten; am 11ten wurde dieselbe Maaßregel, aber im ver

Digitized by Google

ſtärkten Grade, hinſichtlich eines Hauſes ergriffen, das dem Notarius Sotnikow gehörte, und theils wegen ſeiner Nähe an den Caſernen, theils wegen eines darin eingetretenen Todesfalls Anlaß zu Verdacht gab. Dabei iſt zu bemerken, daß im Hofe dieſes Hauſes eine Reihe niederer Erdhütten mit flachen Dächern ſtand, über welche Geflügel, Katzen und ſelbſt Hunde unaufhörlich wegpaſſirten, und daß überdem die Inwohner vor ihrer Cernirung häufig mit einigen ihnen bekannten Quarantänewächtern verkehrt hatten. Am 14 November erkrankte die kleine Tochter des aſowiſchen Koſaken, Alexei Martſchenko, an einem Durchfall und ſtarb an demſelben Tage. An dem Körper, der ohne Verzug ins Peſtquartier gebracht wurde, zeigten ſich durchaus keine äußern Merkmale, bei der Leichenöffnung aber fand man an der Schleimhaut des Magens und des Darmcanals dunkelrothe Flecken, wie ſie auch zuweilen einen einfach entzündlichen Zuſtand begleiten. Es war nicht möglich, einen entſcheidenden Ausſpruch über die Art der Krankheit zu thun, und da in der Quarantäne kein Raum mehr übrig war, ſo blieben mehr als 20 Perſonen in ihrer Wohnung, die aber cernirt und der Quarantänereinigung unterworfen wurde.

Seit der zweiten Unterſuchung der Meldawanka hatte man auf der ſogenannten Raskidailowka ein kleines Häuschen mit fünf Inwohnern im Auge, unter denen die Tochter des Hausherrn, ein 16jähriges Mädchen, an einem nervöſen Fleckenfieber mit offenen, vom langen Liegen herrührenden Wunden litt; die Krankheit war vernachläſſigt worden, und obwohl man endlich zu ärztlicher Hülfe ſeine Zuflucht nahm, ſo war doch das Mädchen nicht mehr zu retten und ſtarb auch bald darauf. Die Aerzte blieben indeß bei ihrer Anſicht über die Art des Fiebers, das ſie übrigens für anſteckend erklärten. Die enge, von ſchädlichen Ausdünſtungen inficirte Wohnung wurde gelüftet und geräuchert, die Habſeligkeiten der Verſtorbenen verbrannt, und den Leuten, nachdem man ſie zweimal 24 Stunden entfernt hatte, geſtattet, wieder in das Häuschen zurückzukehren, das, wie die Folge zeigte, auch völlig gereinigt war, indem darin ſpäter Niemand mehr erkrankte. Nahe an dieſer Hütte und nicht weit von dem Hauſe des Griechen Jana Iwanow finden ſich einige Stuben, die dem verabſchiedeten Soldaten Waſſili Demjänow gehörten; in einer derſelben erkrankte ein junger Mann unter allen Anzeichen desſelben Fiebers, wie man es in der Nachbarſchaft bemerkt hatte. Man beſchloß, den Kranken vom Anfang an mit den entſprechenden Mitteln zu behandeln, inzwiſchen aber zur Auslüftung und Durchräucherung ſeiner Habſeligkeiten zu ſchreiten, und dann die Wachen zurückzuziehen. Es kam indeß anders. Am 15 Nov. erkrankte die Bürgersfrau Anna Kurtanowa ſehr heftig mit Schwindel und Brechreiz: ſie war unruhig, klagte über einen unerträglichen Schmerz in der Herzgrube, ihre trüben Augen hatten einen wilden Ausdruck, und auf der Bruſt zeigten ſich Beulen, jedoch nicht von ſchwarzbrauner, ſondern von dunkelgrüner Farbe, aber in Anſehen, Größe, Art der Erſcheinung und Lage völlig verſchieden von denjenigen, wovon oben die Rede geweſen. Bei den vorläufigen Fragen erfuhr die Commiſſion der Aerzte, daß die Erkrankte die Schwägerin des verabſchiedeten und an einer peſtartigen Krankheit verſtorbenen Soldaten Nikita Waſſiljew ſey, daß ſie nebſt ihrer Mutter dem Begräbniß ihrer Schweſter beigewohnt, und nach ihrer Rückkehr mehrmals über die Straße in den Laden Jana Iwanows gegangen ſey. Auf dieſe Weiſe erklärten ſich auf einmal mehrere Fälle. Im Hauſe Demjänow's fand man beim zweiten Beſuche um Mittag noch zwei Kranke, Anna Dimtſchenkowa mit Symptomen des Fleckenfiebers, und Tatjäna Karagina mit Symptomen der Peſt, begleitet von einem Geſchwür in der Armhöhle. Auf die erſte Anzeige hievon ordnete Graf Woronzow die ſtrengſten Vorſichtsmaaßregeln an, verſchob jedoch die Verſetzung von 19 Hausbewohnern in die Quarantäne auf den folgenden Tag, weil an dieſem die Mittel dazu nicht mehr in Stand geſetzt werden konnten.

(Fortſetzung folgt.)

Der Waſſerfall Imatra.

Die Nordiſche Biene Nr. 175 vom 2 Auguſt entlehnt aus dem ruſſiſchen Bergwerksjournal Nachſtehendes über dieſen berühmten Ort: Alle Gewäſſer des ſüdöſtlichen Finnlands ſammeln ſich in dem ungeheuren Becken des Saima-Sees, der eine Menge Inſeln in ſeiner Mitte hat; dieſer See hat nur einen einzigen Abfluß, die Wexa, welche in den Ladoga-See fällt. Felſen engen das Bette dieſes breiten Stromes ein, und das Waſſer ſtrömt brauſend und ſchäumend durch dieſe engen Stellen. Die größte von dieſen Stromengen heißt der Waſſerfall Imatra. Der Strom, welcher bis zu dieſer Stelle eine Breite von einer halben Werſte hat, fließt hier 8 bis 4000 Schritte weit durch eine Spalte von kaum 50 Schritte Breite, deren eines Ende 50 Fuß tiefer als das andere liegt. Mächtige Bäume, die man hineinwirft, verſchwinden im Wellenwirbel, und erſt nach langer Zeit erſcheinen ſie in einiger Entfernung von dem Waſſerfall wieder auf der Oberfläche. Das Waſſer prallt an die ſteinernen Mauern an, ſchlägt brauſend in die Höhe, und fällt in einem feinen Staubregen nieder, der die Sonnenſtrahlen in den glänzendſten Farben bricht. Das Getöse des Waſſerfalles iſt ſo ſtark, daß man keine Stimme auf dem jenſeitigen Ufer hören kann.

Die in dieſem Lande vorherrſchende Felsart iſt Gneiß, ſeine Schichten laufen von Südweſt nach Nordoſt, und fallen gegen Südoſt ein. Die Spalte bildet ein langes Thal, auf deſſen rechter Seite die Schichten gegen den Strom zu abfallen und ein abſchüſſiges Ufer bilden. An der linken Seite hat der Strom an mehrern Stellen den Felſen unterwaſchen, ſo daß die vorſtehenden Theile der Schichten über das Waſſer hereinhängen. Ueber dem jetzigen Bette ſieht man auf der linken Seite ein zweites, verlaſſenes; es iſt breiter als das jetzige, und hat ein höheres Niveau als das jetzige, ſo daß der Strom einſt 10 Fuß höher floß als jetzt. Die Entfernung zwiſchen beiden Betten beträgt etwa 50 Fuß. Mächtige Steinblöcke liegen in dieſem alten Bette wild durcheinander; wie mächtig hier die Umwälzungen geweſen ſeyn müſſen, dieß beweiſen die vielen Steinblöcke, in welche Vertiefungen eingebohrt ſind von einem halben Fuß im Durchmeſſer, und ſo glatt, daß man ſie für ein Werk von Menſchenhand halten ſollte. Aus der Lage beider Betten erſieht man, daß das Waſſer durch das Auswaſchen der weichern Schichte im Gneiß ſich ſeinen Weg gebahnt hat: anderer Kräfte bedurfte es nicht.

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Reise in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Den andern Morgen machten wir mit einem wackern Virginier Bekanntschaft, der uns über die Gränze zu bringen versprach. Als der Wagen mit unserem Gepäck und Mundvorrath beladen war, nahmen wir den Weg nach Fort Leavenworth, indem wir einen großen Umweg in den Prairien machten, um den kleinen blauen Fluß (Little blue River) zu vermeiden, der damals ausgetreten war. Unterwegs unterhielten wir uns mit unserem Führer, der uns fragte, ob wir Mormonts seyen. Als er unser Staunen sah, ließ er sich nicht lange bitten, und erzählte uns Alles, woran dieser Name ihn erinnerte. Die Mormonts bilden eine neue Secte, die an den Ufern des Ohio sehr angewachsen ist. Die Anhänger derselben beschäftigen sich ernstlich mit der Uebersetzung und dem Studium der alten Schrift; sie nennen Independance das neue Jerusalem, und machen dasselbe zum Ziel aller ihrer Wünsche. Vor einigen Jahren kauften sie in der Grafschaft Jackson Ländereien, brachten ihre Reichthümer und ihren Fleiß dahin, und wagten von Sklavenemancipation zu reden mitten in einem Lande, wo die Sklaverei besteht.

Sie zogen sich dadurch die Feindschaft aller Einwohner zu, und als sie Magazine eröffneten, in denen sie Waaren gegen Lebensmittel austauschten, fürchteten die Kaufleute, sie müßten unterliegen, und beschlossen, sich der Ankömmlinge zu entledigen. Um die Grundbesitzer auf ihre Seite zu bringen, machten sie aus der Handelsfrage eine Frage der Politik, und erklärten die Mormonts für Antijacksonianer. Die ganze Gegend, die nur von niederem Volk, also Anhängern des Jackson, bewohnt ist, erhob sich gegen die vermeintlichen Aristokraten, die trotz den Diensten, die sie den gelbarmen Gutsbesitzern geleistet hatten, geplündert und vertrieben wurden. Die Mormonts blieben aber dabei nicht stehen; sie erschienen abermals in bedeutender Zahl, vollständig bewaffnet und einen entschlossenen Mann an der Spitze, der mit bloßem Säbel in das Stadthaus drang und die Jacksonianer zum Frieden zwang. Diese bewilligten im ersten Schrecken Alles; als aber die Waffen niedergelegt waren, jagten sie die Mormonts abermals fort, und versahen sich mit mehrern Kanonen. Diese Erzählung erklärte uns die Fragen und die forschenden Blicke, die wir zu erfahren hatten.

Während des Gespräches waren wir in eine ungeheure Prairie eingetreten, in der sich gegen Norden der Missouri-Wald, gegen Osten einzelne Waldungen längs dem Blauwasserflusse, gegen Westen und Süden wie ein unabsehbares Meer eine grüne Ebene ausdehnte, deren hohes Gras von einem leichten Winde sich neigte. Unser Wagen rollte ohne Mühe und Geräusch auf einem festen Boden, der mit einem ausgetrockneten Rasen bedeckt war. Nach mehrern Stunden sahen wir ein Blockhaus, an dem wir während der Tageshitze ausruhten, wie es in diesen Gegenden und in dieser Jahreszeit gebräuchlich ist. Wir gingen dann mit einem andern Reisenden weiter, der bis zum Abend mit unserem Führer sprach, und an denselben alle möglichen Fragen stellte, um zu wissen, wer wir seyen, wohin wir gingen, was wir thun wollten, ob wir Mormonts seyen, oder Missionäre u. s. w.

Bereits war die Sonne untergegangen und wir waren noch unterwegs; die Reise ging aber langsam, weil wir sehr ermattet waren. Unser Führer hatte an dem Saum eines Gehölzes eine vortreffliche Weide für sein Pferd gefunden; wir machten ein großes Feuer, um die Insecten und Schlangen fern zu halten, und unsere erste Nacht auf dem Grasboden der Prairien möglichst warm zuzubringen. Nach einer guten Abendmahlzeit in einem benachbarten Pachthofe kamen wir auf unsern Lagerplatz zurück, wo wir die ganze Nacht durch vortrefflich schliefen. Vor Sonnenaufgang weckte uns der Führer; augenblicklich war Alles zur Abreise bereit, und ungeachtet des schlechten Wetters, das zu kommen drohte, machten wir uns auf den Weg. Kaum hatten wir eine halbe Meile zurückgelegt, so erblickten wir auf dem Seitenweg in einem Gehölz einen Chouanen in vollständiger Toilette, der erste Wilde, der uns zu Gesicht kam. Er trug einen violettfarbenen mit Weiß gemischten Kopfbund, einen blauen Ueberwurf, carmoisinrothe Beguinen, und über alles dieß her ein Hemde von Zeug, das um seinen kräftigen Körper festgebunden war mittelst eines starken Gürtels, an welchem ein Messer und ein Tomahawk, beide wohl ausgearbeitet, blitzten. Gravitätisch ging er einher, die Hände auf dem Rücken; als wir ihm begegneten, grüßte er uns; unser Führer reichte ihm eine kolossale Branntweinflasche, die er ergriff, ohne sich lange zusprechen zu lassen, und die er vollständig ausgeleert haben würde, wenn wir ihn nicht nach dem Wege gefragt hätten; er gab uns sehr willfährig und in gutem Englisch Auskunft, dann setzte er seinen Weg fort, wie ein in tiefe Gedanken versunkener Philosoph. Bald hernach erreichten wir den Kansas, einen schönen, nicht sehr tiefen Fluß von 25 bis 30 Meter Breite. Wir setzten über auf einer Fähre, die von Indianern geleitet wurde. Sie erzählten uns, daß den Tag vorher Schotten, die in die Felsengebirge wollten, durchgereist seyen. Wir verdoppelten unsere Schritte, um diese Reisenden einzuholen, aber wir wurden in unserem Weg aufgehalten, und dieser uns in einem Lande versperrt, in dem wir frei zu seyn glaubten.

Ein starker Wind wehte die Wipfel des Waldes über unsern Häuptern hin und her, und oft zerbrachen vor unsern Füßen lange Aeste, die von alten Bäumen herabgeschlagen worden waren. Doch kamen wir immer weiter an eine Art Kreuzweg, wo mehrere Wege zusammenstießen; unser Führer täuschte sich, und erkannte seinen Irrthum erst, als wir an mehrern indianischen Hütten vorbeikamen, an denen man sah, daß ihre Bewohner häufigen Verkehr mit den Weißen haben mußten. Die Männer waren abwesend, und vergeblich fragten wir nach unserem Wege; Niemand verstand uns. Die Kinder versteckten sich, und die Weiber mit ihren rothen Gesichtern drängten sich an die Thüren, und lachten aus voller Brust, daß wir mitlachen mußten, obwohl wir ihre Unwissenheit verwünschten. Wir gingen nun auf Gerathewohl den nächsten besten Weg, aber nach mehrern Stunden erkannten wir zu unserer Bestürzung unsere Fußstapfen von dem verflossenen Morgen, und kamen an die Fähre zurück, nach einem Marsch, den wir füglich hätten ersparen können.

Hier trafen wir einen Regierungsbeamten, der im Begriffe war, zwei Wagen hinüberzuschaffen; er fragte sehr vornehm nach unsern Zwecken, verlangte unsere Päße, weil es verboten sey in den Ländereien der Wilden ohne Erlaubniß zu reisen, und sich daselbst zu andern als Handelszwecken niederzulassen. Schlimme Worte, die alle unsere Gedanken vernichteten, alle unsere Hoffnungen täuschten. Wir wollten eine freie Colonie gründen in diesen entlegenen Wüsten, und fanden selbst hier noch die Plackereien lästiger Formen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 248.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 September 1838.

Die Jagd in Neu-Braunschweig.

Die niedere Jagd.

In der Langweile der Garnison haben englische Officiere häufig durchaus nichts Besseres zu thun, als auf die Jagd zu gehen, und Jagdangelegenheiten spielen deßhalb in ihren Beschreibungen der Orte, wo sie sich aufhalten — Beschreibungen, die oft in öffentliche Blätter gehen, selten ausgezeichnet, aber fast immer lesbar sind — eine große Rolle. Wir theilen dießmal aus einem ziemlich unbekannten Winkel der Erde, Neu-Braunschweig, einige Jagdbemerkungen mit, denen bald noch andere, auch über andere Gegenstände, aus einem ziemlich weitläufigen Briefwechsel folgen sollen, der unter dem Namen Peter Pivot's Letters from New-Brunswick im vorigen und diesem Jahrgange des United Service Journal steht.

„Dieses Land gewährt dem Jäger im Ganzen wenig Vergnügen; das zahme und dumme Rebhuhn z. B. läßt sich kittweise vom Baum herunterschießen, wenn man nur die Vorsicht braucht, mit dem untersten Vogel zu beginnen, daß dieser nicht durch sein Herabfallen die andern stört. Es gibt dem Namen nach drei Arten dieses Vogels, die man nach den Bäumen, die sie besuchen, und auf denen sie sich nähren, der Birke, der Buche und der Sprossenfichte, benennt. Ihr Gefieder ist etwas lichter, als das des englischen Rebhuhns, auch sind sie größer, das Fleisch ist weiß, und gleicht im Geschmack so ziemlich dem gewöhnlichen Fasanen. Das Rebhuhn von der Sprossenfichte ist kleiner und viel dunkler an Fleisch und Federn, seine Beine sind bis an die Zehen befiedert, und es gleicht sehr dem rothen Haselhuhn. Diese Vögel sind in den meisten Theilen des Landes noch sehr zahlreich, und die Märkte wenigstens sechs Monate im Jahr reichlich damit versehen. Im Frühjahr jedoch wird das Fleisch bis zu einem gewissen Grade giftig, weil der Vogel sich dann von einer eigenthümlichen Beere nährt, welche es um diese Zeit in den Wäldern im Ueberflusse gibt; vorsichtige Leute hüten sich deßhalb um diese Zeit davon zu essen. Hasen sind gleichfalls zahlreich, da sie aber das Dickicht des Waldes bewohnen, so gewährt die Jagd nur geringes Vergnügen; sie werden in großer Anzahl in Schlingen gefangen, und von dem Landvolk in den Städten umher feilgeboten, wo man sie gern um einen Schilling das Paar losschlägt. Der neu-braunschweigische Hase ist viel kleiner, als sein englischer Verwandter, und wird wie der Berghase im Winter ganz weiß. Sein Fleisch ist gleichfalls weiß und ziemlich geschmacklos.

Einige Wochen lang im Herbst gibt es jedoch recht gute Jagd, wenn die Schnepfen kommen, und die Waldschnepfen, die hier brüten, ausgewachsen sind. Dann sind die Schnepfen um Gagetown und in andern sumpfigen Districten so in Menge vorhanden, daß ein guter Schütze 40 Paare dieser Vögel, so schön und so groß man sie nur immer irgendwo treffen mag, an einem Tage erlegen kann. Die Waldschnepfe ist ein schöner Vogel mit rother Brust, etwas kleiner als der europäische. Im Frühjahr kommen sie in Flügen, und brüten gewöhnlich ganz in der Nähe der Stelle, wo die Waldung zum Anbau gelichtet worden ist. Gegen Ende Augusts sind die jungen Vögel erwachsen, und von dieser Zeit bis Mitte Novembers, wo sie nach einem mildern Klima fortziehen, wird von allen Garnisonen in der Provinz ein fortdauernder Krieg gegen sie unterhalten. Ihre Anzahl ist indeß nicht so gar groß, und 4 bis 5 Pence gelten schon als eine gute Jagdbeute des Tages. Zum Glück für die Erhaltung dieser Vögel sind wenige Jäger der kleinen Dörfer und Niederlassungen hinreichend gewandt im Gebrauch des Gewehrs, um ihre Munition an Vögel im Fluge zu wagen, und darum kommen sie selten oder nie zum Verkauf.

Auch anderes Geflügel gibt zur gehörigen Zeit eine ziemlich gute Jagd, nur darf man Erkältung und manche Unbequemlichkeit nicht scheuen. Die schwarze und die blaugeflügelte Ente werden in bedeutender Zahl zu Markt gebracht, und beide sind vortrefflich, während die Brandente, deren es am Golfe eine Menge gibt, so schmackhaft ist, als irgend ein wildes Geflügel in der Welt.

Die Pest in Odessa.

(Fortsetzung.)

Die Polizei, die Aerzte und die Pestdiener (Mortuss) waren gemeinsam an der Bugajewka thätig in dem Hause des Bir-

Digitized by Google

gers Eſim Poleſhajew, eines gebrechlichen 90jährigen Greiſes, der in den letzten Tagen Octobers geſtorben, und auf dem Stadtkirchhof begraben worden war. Sein Haus befand ſich ſeit dem 5 November unter ärztlicher Aufſicht, weil ſein Sohn, Semen, an einer nicht genau zu beſtimmenden, aber ſehr dem weißen Fieber (?) gleichenden Krankheit darniederlag.

Obwohl das Peſtgift manchmal, wie bekannt, von ähnlichen Merkmalen begleitet iſt, und temporäre Anfälle von Raſerei erzeugt, ſo war doch hier durchaus keine Veranlaſſung, an dieſe Form der Peſt zu denken, da ein Verkehr mit Verdächtigen, wenn er auch vorgekommen war, ſich nicht nachweiſen ließ, und die ganze Familie des Kranken geſund blieb. Die Sache nahm aber eine andere Wendung, als am 13 im Hofe von Poleſhajew's Hauſe, in einer daſelbſt erbauten Erdhütte, ſein Schwager, Fedot Heidutſchenko, ſtarb. Er verſchied nach kurzer Krankheit, und der Tod trat unter heftigen Schmerzen ein. Am Körper zeigten ſich vier Flecken von dunkelgrüner Farbe und von der Größe eines Zehnkopekenſtücks; die anatomiſche Unterſuchung, welche in der Hoffnung, weitere Andeutungen zu erhalten, vorgenommen wurde, hatte keinen Erfolg, und die Frage blieb unentſchieden. Es verſteht ſich indeß von ſelbſt, daß das Haus für höchſt verdächtig erklärt, und die darin wohnenden Leute jeden Tag nackt unterſucht wurden, während der ſogleich von dem Generalgouverneur abgeſchickte Beamte und die Aerzte ſelbſt alle möglichen Nachforſchungen anſtellten, um herauszubringen, auf welche Weiſe die Anſteckung hierher gebracht wurde, ob Eſim Poleſhajew an der Peſt ſtarb, ob ſein Sohn, Semen, daran niederliege, und ob ſie mit andern Perſonen Verkehr gehabt hätten, welche dadurch der Gefahr der Anſteckung ausgeſetzt ſeyn könnten. Nicht auf einmal, aber nach und nach brachte man durch vieles Nachfragen heraus, daß der alte Eſim Poleſhajew, der am 25 October geſtorben war, kurz vor ſeinem Ende ſich einige Tage vom Hauſe entfernt und irgendwo in der Moldawanka mit Zechen und in Geſellſchaft der alten Maria Sacharowa, welche, wie oben erwähnt, am 23 October mit deutlichen Zeichen der Anſteckung ins Peſtlazareth geſchafft worden war, ſeine Zeit zugebracht hatte. Obwohl Poleſhajew ſchnell ſtarb, ſo ſetzte doch ſein Tod Niemand in Verwunderung, und der zur Beſichtigung des Leichnams abgeſchickte Arzt faßte gleichfalls nicht den mindeſten Verdacht. Inzwiſchen grämte ſich der Sohn und Erbe Eſims, Semen, darüber, daß ſein Vater ihm nicht den Ort angezeigt habe, wo er ſeinen Schatz vergrub, von dem alle Nachbarn ſprachen, und berieth ſich mit Wahrſagern und Zauberern, welche ihm aber mehreremal wiederholten: „Ei, Semen, ſuche keinen Schatz, und wenn du ihn findeſt, ſo hüte dich, du verlierſt den Verſtand!“ Mag nun Semen den Schatz geſucht haben oder nicht, er erkrankte den 5 Nov. unter Anfällen von weißem Fieber, wovon er auch, trotz der Heftigkeit derſelben, durch die gewöhnlichen Mittel genas, ſo daß die Aerzte ſich mehr und mehr überzeugten, er habe nicht die Peſt gehabt. Dagegen wurde die Krankheit ſeines Schwagers, Fedot Heidutſchenko, als vollkommen verdächtig erkannt, weil ſich, abgeſehen von den an ſeinem Körper gefundenen Flecken, noch andere unumſtößliche Anzeigen von Anſteckung ergaben. Bei ſeiner Frau, Anna, gaben ſich am 15 Nov. beide Krankheiten des Mannes, nämlich Peſt und Syphilis, kund. Außerdem drang auch die Anſteckung bis in die Familie des Hausherrn vor, wo 4 Perſonen erkrankten und Geſchwüre und Carbunkeln ſich zeigten.

Aus allem dieſem mußte man doch ſchließen, daß Eſim Poleſhajew wirklich das Peſtgift eingeſchleppt habe; woran ſtarb er aber ſelbſt, und an welcher Krankheit litt ſein Sohn Semen? dieß ließ ſich nur mit der Zeit durch ärztliche Erkundigungen und Beobachtungen herausbringen. Das Haus Poleſhajews befand ſich bereits innerhalb der Abſperrung, und nun fing man auch an, die Bewohner daraus zu entfernen, die in zwei Abtheilungen getheilt wurden: die eine wurde am 15ten, die zweite am 18 Nov. in die Quarantäne geſchickt; die erſte beſtand aus 6, die andere aus 5 Perſonen. Wegen der außerordentlichen Heftigkeit der Anſteckung, die ſich auf dieſem Punkte kund gegeben, und drei Peſtdienern das Leben gekoſtet hatte, wurden dieſe Gebäude ſämmtlich geöffnet und mit Stroh ausgebrannt, die Fahrniß aber nur nach der ſorgfältigſten Auswahl und mit der größten Vorſicht gereinigt.

Das Haus Poleſhajews lenkte die Aufmerkſamkeit der Aerzte zum zweitenmal auf das Haus des Kleinbürgers Nikiphor Triphonow, in welchem am 7 Nov. der Arbeiter Iwan Orlow mit den Kennzeichen einer veralteten ſyphilitiſchen Krankheit, begleitet von einem heftigen Fieber, ſtarb. Hier wohnte die leibliche Schweſter Poleſhajews, Lukeria Haidukowa. Dieſer Umſtand genügte, um die Aufſicht zu verdoppeln und von neuem die Inwohner zu unterſuchen, die geſund befunden, aber nichtsdeſtoweniger cernirt wurden und die Reinigung durchmachen mußten.

Inzwiſchen verbreitete ſich das Gerücht, es ſey außerhalb der Linie des Freihafens, auf ſtädtiſchem Boden, im Diſtricte Tatarka, unter verdächtigen Anzeigen ein Mann geſtorben, den der über die Geſundheit der Truppen des innern und äußern Cordons wachende Arzt bereits beſichtigt hatte. Ein Mann von der achten Muskotiercompagnie des dritten Bataillons des wolhyniſchen Infanterieregiments, Namens Fedor Schirakin, war am 12 November Mittag ins Spital gekommen, und ſtarb trotz einer noch ziemlich kräftigen Körperconſtitution nach ſehr kurzer Krankheit am 17ten Morgens. An den Rippentheilen zeigte ſich bei ihm eine Menge Flecken von verſchiedener Größe und dunkelgrüner Farbe. Da ſie nicht die den Peſtbeulen eigene Formation hatten, und ſich an Stellen befanden, die gewöhnlich von ſolchen Ausbrüchen der Peſt frei bleiben, ſo konnten ſie nicht als voller Beweis von deren Vorhandenſeyn dienen, und nicht die Einführung von Maaßregeln rechtfertigen, von denen das Schickſal vieler Provinzen abhing; aus Vorſicht wurde indeß befohlen, die Leiche in einer tiefen, mit ungelöſchtem Kalk gefüllten Grube zu begraben, und das Haus, in welchem das Lazareth eingerichtet war, wurde mit den Kranken, den ſonſtigen Einwohnern und der Dienerſchaft cernirt und gereinigt.

Während ſolchergeſtalt auf der einen Seite in der Moldawanka, und ſelbſt außerhalb der Linie furchtbare Gefahr drohte, zeigte ſich auf der andern auch entſchiedene Beſſerung. Das erſte Quartier der Nowaja Slobodka, das aus 50 Häuſern beſtand, hielt den geſetzlichen Termin aus, und trat am 16 Nov.

Digitized by Google

wieder in freien Verkehr mit der Stadt. Nachdem man die darin gebliebenen 167 Menschen nackt untersucht, und sich von ihrer unzweifelhaften Gesundheit überzeugt hatte, befahl Graf Woronzow auf den Bericht der ärztlichen Commission, die bisher Abgeschlossenen zum Eide nach herkömmlicher Ordnung zuzulassen; überzeugt, daß sie die Quarantänevorschriften sorgfältig beobachtet, und vor der Reinigungscommission nichts verborgen hätten, führte Se. Erlaucht selbst die Wachen ab, und wünschte ihnen Glück zum Wiedereintritt in den freien Verkehr.

Um die Mitte Novembers hatte die Pest den größten Einfluß auf die Gemüthsstimmung der Bürger. Einige, an die Begriffe des Orients gewöhnt, verbinden mit der Idee der Pest den Gedanken an allgemeines Verderben und unbegränzte Sterblichkeit, und da sie keine Tausende von Opfern sahen, so glaubten sie nicht an die Wirklichkeit der Krankheit; andere dagegen, an Rettung verzweifelnd, forderten von der europäischen Vervollkommnung aller Einrichtungen haarscharfe, schneidende Maaßregeln, und beklagten sich namentlich über den Mangel einer allgemeinen Quarantäne, mit deren Folgen sie wahrscheinlich noch keine Gelegenheit gehabt hatten, sich bekannt zu machen. Aber neue Zwischenfälle und neue Anordnungen beschäftigten die Gemüther, und aufs neue stimmten sie den von Einem Geiste dictirten Maaßnahmen bei.

Die Quarantänereinigung volkreicher Städte ist so gut wie unausführbar: sie kann nur Vermögensumstände zerrütten, seit vielen Jahren gesammelte Habe vernichten oder beschädigen, und wird bei allem dem, aus einleuchtenden Ursachen, immer ein sehr unsicheres Pfand des Erfolges bieten, des Umstandes nicht zu gedenken, daß eine Menge Gegenstände, die man im Laufe einer Epidemie gar nicht berührte, bei dem nothwendig gewordenen Anfassen Veranlassung zur Verbreitung des Giftes geben können. Dieselbe Maaßregel jedoch, wenn man sie auf Dörfer, Weiler, und überhaupt auf jede größere Zahl von Wohnungen des gemeinen Volks anwendet, gewinnt ein anderes Ansehen. Hier sind wenig Habseligkeiten, und Alles liegt vor Augen, Alles ist in täglichem Gebrauch. Wenn es auch nicht gelingt, Zeit und Aufmerksamkeit jedem Lappen, jeder Kleinigkeit zu widmen, wenn auch im Allgemeinen keine Vollständigkeit erreicht wird, so erleichtert doch schon die annähernde Genauigkeit, welche so oft und öfter, als wir glauben, die Stelle der Vollständigkeit vertritt, die Gemüther. Dieß Unternehmen bleibt nicht ohne fühlbaren Nutze nun auch derselbe bloß darin bestehe, daß die Ansteckung da schneller ausbricht, wo sie doch ausbrechen mußte, und keine so mörderischen Krankheitsformen annimmt.

Von solchen Gedanken geleitet, befahl Graf Woronzow zur Reinigung der Moldawanka zu schreiten, und diese wurde nach den einfachsten Grundsätzen angeordnet, um auf diese Weise schneller zu Ende zu kommen, und sich keinen allzu großen Mühseligkeiten auszusetzen. Die Reinigung begann am 20, und war am 23 November vollendet. Man schärfte zuvor den Einwohnern ein, sich mit der Auseinanderlegung ihrer Habseligkeiten zu beschäftigen, und allen andern Unrath durch Verbrennen zu beseitigen; dann wurden so viel möglich in jedem Hofe abgesonderte Stuben gewählt, in denen die Feuster fest verkittet, und alle wollenen und andere Gegenstände, die man keiner Waschung unterworfen hatte, aufgehängt wurden. Endlich wurden zur regelmäßigen Ausführung des Geschäfts zwanzig Commissäre ernannt, welche diese Arbeit freiwillig übernahmen, und jedem eine Anzahl Gehülfen, Räucherer und gewöhnliche Arbeiter, beigegeben. Sie erhielten die nöthigen Gefäße und eine bestimmte Menge Material, und begaben sich nun in die Vorstädte, wo sie in dem ihnen zugeschiedenen Antheil, der 50 bis 65 Häuser umfaßte, die Runde machten, und sich nicht nur der pünktlichen Erfüllung der vorläufigen Maaßregeln versicherten, sondern auch bei dem Anfang der Räucherung zugegen waren. Die Zimmer, worin man den chemischen Apparat aufstellte, wurden für eine bestimmte Zeit versperrt, Leinenzeug aber, Metalle und hölzerne Geräthe ins Wasser getaucht, wo Alles zum mindesten 24 Stunden blieb. So wurden alle Häuser gereinigt, in denen sich noch keine Ansteckung gezeigt hatte; diese allgemeine Verordnung aber hatte keinen Bezug auf die verdächtigen Wohnungen, deren Reinigung bloß Leuten vom Fach anvertraut wurde. Mochte nun der Zufall oder die thätige Ausführung der Maaßregel das Unternehmen begünstigen, gewiß ist, daß sie von keinem vollständigern Erfolg hätte gekrönt seyn können.

(Fortsetzung folgt.)

Obsidianformation.

In der Junius-Sitzung der Londoner geologischen Gesellschaft las Hr. Taylor Fragmente aus einem Briefe des Hrn. Frederik Edmonds vor, in welchem der Verfasser behauptet, in dem eine halbe englische Meile ungefähr von den alten Obsidiangruben entfernten Cerro, gehe der Felsen von vollkommenem Glase zu einem Trachyt-Sandstein über, der kleine pisolitische Theile enthalte, ähnlich denen, die im ächten Obsidian sich finden. Hr. Edmonds schmolz ein Stück von Trachyt-Sandstein, und erhielt ein im Aeußern dem Obsidian ähnliches Glas, woraus er schließt, daß dieser wohl aus dem Schmelzen des erstern entstanden sey.

Chronik der Reisen.

Reise in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Wir mußten nach Independance zurück, so viel uns auch dieser Entschluß kostete. Mitten im Lage bei unserer Durchreise durch ein indianisches Dorf stießen wir wieder auf unsern Beamten von Morgens früh, als er einigen kleinen Banden, den jämmerlichen Resten sonst mächtiger Nationen, die jährlichen Entschädigungen für die von ihnen abgetretenen Ländereien auszahlte. Zugleich las man ihnen mehrere Verordnungen vor, die sie vollkommen kaltblütig und ernst anhörten. Sie hüteten sich sehr das Schweigen zu unterbrechen, und gaben nur am Ende jedes Artikels Zeichen des Tadels oder Beifalls. Doch war es nichts Wichtiges, denn mehrere Gruppen blieben für die Sache vollkommen gleichgültig und spielten mit ihren Mocassins. Einige Spieler legten einen Ring, einen glatten Kiesel oder sonst eine Kleinigkeit unter einen ihrer Schuhe; andere suchten sich desselben zu bemächtigen und versteckten den Ring unter einen von mehrern andern zu diesem

Digitized by Google

Spiel beſtimmten Schuhen, und ſangen dazu in verſchiedenen Tönen, dann hielten ſie inne, um ihren Gegnern den Ort des Ringes errathen zu laſſen, und lachten wie närriſch, wenn ſie fehlten.

Alle dieſe armen Völkerſchaften wurden vertrieben von den Weißen, haben ſchon mehrmals ihr Vaterland geändert, und fliehen immer weiter in die weſtlichen Ebenen vor einer habſüchtigen und egoiſtiſchen Nation, die ſie erſt niedermetzelte und jetzt täglich betrügt, überliſtet, verdirbt, Alles unter der Miene, ihre Intereſſen zu vertheidigen. Sie haben auch nur noch die Erinnerung an den Muth und die Energie ihrer Väter, und ſind ſelbſt in Niedrigkeit verſunken.

Am Abend bereiteten wir uns niedergeſchlagen eine Abendmahlzeit auf dem Grasboden, wo wir uns zum Schlafen niederlegten. Den andern Morgen waren wir zeitig auf dem Marſch, und gegen das Ende des Tages ſaßen wir unter dem Dach unſeres Führers, und nahmen mit ihm und ſeiner Familie ſein beſcheidenes Mahl ein.

Kaum hatten wir uns von unſern Strapazen erholt, ſo machten wir die Bekanntſchaft eines Franzoſen, der uns ſehr lebhaft aufforderte, uns nach dem Oſage zu begeben; dort ſeyen die Ländereien noch nicht zum Verkauf ausgeboten, und wir würden Landsleute antreffen. Wir nahmen Abſchied von unſerem wackern Virginier, dem wir unſern Koffer in Verwahrung gaben, und machten uns mitten durch die Prairien in ſüdlicher Richtung auf den Weg, bald verirrt in dem hohen Graſe, bald aufs Gerathewohl einem Wege folgend; die Nacht brachten wir auf der Ebene oder in Häuſern zu; die Sonne war unſer Führer; wir kamen immer weiter vorwärts, und am dritten Tag entdeckten wir von einer die weiten Prairien beherrſchenden Höhe die Einöden des Oſage, wo die braven Leute wohnten, von denen man uns geſagt, und die ich ſchon unſere Freunde nannte. Wir hatten die Amerikaner, die ich nicht leiden konnte, verlaſſen, um zu Franzoſen zu kommen, zu Landsleuten, die auf dem fremden, fernen Boden unſere Freunde werden ſollten. Wir gingen auf ein Gebiet, wohin ſich die Geſetze der Regierung noch nicht erſtreckten, wohin ſie ihre Emiſſäre noch nicht geſandt hatte; ich hielt einen Schimmer von Hoffnung feſt, und ging heiter und raſch vorwärts.

Die Gegend, die wir durchreiſt hatten, und die ſich von dem Miſſouri bis zum Oſage erſtreckt an den weſtlichen Gränzen der Union, beſteht aus weiten undulirenden Prairien, von den Franzoſen des Landes roulantes genannt. Hie und da erheben ſich einige Hütten wie Grabhügel auf einem Kirchhofe. Mehrere kleine Flüſſe, wie der Bigkreek (großer Bach), der Grand River (der große Fluß), Seitenflüſſe des Oſage, der Muddykreek (Schlammfluß) und der Deerkreek (Hirſchfluß), die in den großen Fluß einmünden, und mehrere andere ſchleichen in den Prairien hin, und ihre Ufer ſind mit einem ununterbrochenen Walde bedeckt. Im Sommer kann man ſie durchwaten, aber im Winter, und beſonders im Frühling, überſchwemmen ſie alle Umgebungen. Hier allein findet der Reiſende Schatten und friſches Waſſer während der Tageshitze, und Schutz und Feuerung für die Nacht, und hier allein trifft er auf Wohnungen, deren Bewohner arm, aber gaſtfrei ſind. Wie auf Oaſen in der Wüſte, deutet der Reiſende mit dem Finger auf ſie, wenn er ſie von fern ſieht, verdoppelt ſeine Schritte, um ſie zu erreichen, und freut ſich der Ruhe, die ihn bald erwartet.

Wir hatten nur noch einen kurzen Weg zu machen, als ein alter Mann in einem Gefährt jedem von uns einen Platz neben ſeiner Frau und zwei hübſchen Mädchen anbot; dieß war ein Miſſionär von Harmony und ſeine Familie, die nach einer Reiſe in der Umgegend in ihre Wohnung zurückkehrten. Der alte Miſſionär, mit dem wir bereits Bekanntſchaft gemacht hatten, führte uns zu einem Franzoſen von Bordeaux, der ein kleines Wirthshaus hatte, und uns mit Freuden auf einige Zeit aufnahm.

In Harmony-Miſſion ſind drei Miſſionäre, die von den Presbyterianern zu Boſton abgeſandt ſind, aber dieſe armen Leute, ohne Unterricht, ohne Begeiſterung für eine Sendung, die ſie kaum verſtehen, haben es noch nie bei einem Wilden dahin gebracht, daß er das nomadiſche und ruheloſe Jägerleben gegen den ſtillen friedlichen Ackerbau vertauſcht, geſchweige ſich bekehrt hätte. Sie begnügen ſich, den Meſtizen-Kindern der benachbarten Franzoſen Leſen, Schreiben und einige Gebete zu lehren, ſo gut es gehen mag. Sie haben ſehr ſchöne Häuſer, 100 Schritte vom Oſage, der hier, und noch einige Lieues weiter unten, den Namen „Schwanenſumpf" führt, einen ſchönen Obſtgarten, eine Mühle, die einzige im Umkreiſe von 50 Lieues, und Maisfelder. Jeden Sonntag ruft die Miſſionsglocke die Bewohner der benachbarten Hütten zur Verſammlung. Man predigt, ſingt, und wie mir ſchien ſuchten ſich die Damen bei dieſer Gelegenheit im Putz zu überbieten. Die Unterhaltung des Gottesdienſtes iſt das Hauptgeſchäft der weſtlichen Miſſionäre.

In kurzer Zeit hatten wir mit unſerem Wirth vertraute Bekanntſchaft gemacht, der ſich, wie die meiſten Alten, gern in Erinnerungen, namentlich an unglückliche Zeiten, erging. So erzählte er uns oft, daß er im Freiheitskrieg einen prächtigen Gaſthof am Erie-See gehabt und viel Geld gewonnen habe; das Feuer habe aber Alles verzehrt, und er ſelbſt habe ſich nur durch einen Sprung aus dem Fenſter gerettet; ſpäter habe er zu Franklin am Miſſouri gelebt, aber in dem Augenblick, wo er glaubte, ſeinen großen Wohlſtand in Ruhe genießen zu können, haben Erdeinſtürze die Einwohner gezwungen, ſich in Boonville niederzulaſſen: dann ſey er nach Independance und ſpäter nach Harmony gekommen, und habe ſo von Jahr zu Jahr mehr die Hoffnung verloren, ſeine Vaterſtadt Bordeaux und ſein altes Kaffeehaus de la Comédie wieder zu ſehen. Die Unglücksfälle hatten auf ſeinen Geiſt gedrückt, und während der Erzählung vergoß er einigemal Thränen.

Das Wetter war prächtig und die Natur zeigte uns die lieblichſten Gemälde. Unſer alter Landsmann führte uns zu Hrn. Grand, dem Franzoſen, den wir zu Independance geſprochen hatten. Nachdem wir zwei ſtarke Lieues zurückgelegt hatten in einer großen Prairie, die nördlich und weſtlich von dem Oſage begränzt wird, der hier eine ungeheure Biegung macht, kamen wir wieder in eine tiefer gelegene Prairie, die von zwei kleinen Bächen bewäſſert wird, und bald erblickten wir eine Menge kleiner Häuschen in einem Gehölze. Hier fanden wir Freunde, die uns mit offenen Armen aufnahmen. Eine Frage drängte die andere, der Tiſch wurde gedeckt, und die freieſte, lebhafteſte Unterhaltung begann ſogleich. Wir waren hier zuſammen mit einem Creolen von St. Louis, der ſeit 50 Jahren bei den Oſagen lebte, einem Franzoſen aus Nancy und ſeiner Frau, die ſich vor kurzer Zeit geheurathet hatten, mit drei Canadiern, alten Jägern, mit unſerem Alten aus Bordeaux und Hrn. Grand aus Lyon. Mit der den Franzoſen eigenen Lebhaftigkeit wurden alsbald Pläne gemacht, ein Pferd gekauft, man ſprach von einem paar Ochſen, man bot uns einen ſchönen Hund an, und dachte ſelbſt an den Geflügelhof. Am andern Tage zeigte man uns eine erhöhte Stelle auf der andern Seite des Fluſſes; nachdem wir aber die Sache überlegt hatten, ſchlugen wir erſt am dritten Tage, ſechs Meilen von da, auf einer Stelle, die Fort à Benoit heißt, unſere Zeltſtöcke ein. Der Marmiton, ein liebſicher Nebenfluß des Oſage, bewäſſert unſer neues Eigenthum, das alle möglichen ſchätzbaren Eigenſchaften in ſich vereinigte.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Fd. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 249.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 September 1838.

Das Gebirge in Socotra.

(Aus einem von Lieutenant Wellsted im United Service Museum vorgelesenen Memoire. United Serv. Jour. Jul. 1838.

Die Dschebel Hadschar oder Felsenberge bedecken einen Raum von etwa 10 (engl.) Meilen Länge und 7 in der Breite, und bilden eine Menge scharfer, paralleler Rücken, die von schroff eingeschnittenen Thälern durchzogen sind. An der Nordseite sind sie steiler als an der Südseite. Oberhalb des Kamms oder Sattels, den die Thäler durchschneiden, erhebt sich die Kette in schroffen, scharfen Pics von ungleicher Höhe. Sie sind manchmal durch Kalkplateaux verbunden, und nicht selten ist ein bedeutender Theil derselben Formation zwischen zwei Pics emporgehoben oder um deren Schultern geschlagen. Mit Ausnahme einiger vereinzelten Drachenblutbäume, deren Wurzeln in den Felsenspalten hinreichende Nahrung finden, sind die Granitgipfel von aller stärkern Vegetation entblößt, und nur mit einem gelben und rothen Moose bedeckt, das die Eingebornen zum Färben gebrauchen. Von den Ebenen aus macht an hellen Tagen diese mannichfache Färbung, wenn die Sonne darauf scheint, eine ganz eigenthümliche Wirkung.

Die vier größten Thäler, von Osten nach Westen gerechnet, sind Wadi Dschemal, Kischni, Alletu und Elzeray. Nahe an dem erwähnten Sattel sind sie wenig tief und gerade laufend, weiter abwärts aber münden sich mehrere Querthäler ein, und ihr Lauf wird sehr gekrümmt; gegen die Ebenen zu werden sie wieder gerade. In ihrer Mitte läuft ein je nach der Jahrszeit mehr oder minder gerader Bach. Wie furchtbar diese aber nach der Regenzeit anschwellen müssen, sieht man daraus, daß Rollsteine von 30 bis 40 Fuß im Durchmesser allenthalben umher liegen, und durch das Herabrollen ganz abgerundet sind. In den Hauptzügen gleichen sich diese Thäler alle, und sind dick bewaldet, Wadi Ajuf aber hat einen ausgezeichnet fruchtbaren Boden und bietet eine herrliche Viehweide dar.

Die niedern Ketten dieser Bergruppe bestehen aus Kalkstein und Feldspath; der letztere geht weiter oben, ohne eine Unterscheidungslinie, in einen röthlichen Granit über. Quarzkrystallisation von ungewöhnlicher Größe, manchmal wie eine Haselnuß, kommen öfters vor. Die Gipfel sind gleichfalls von röthlicher Farbe, aber der Granit ist feiner und dichter geschlossen. Von unten erscheinen sie scharf und zugespitzt, wie eine Nadel, oben aber sieht man, daß sie abgestumpfte Kegel sind, die aus großen Blöcken bestehen. Diese sind von verticalen Rissen durchschnitten, und in verschiedenen Höhen von horizontalen Schichten durchsetzt; dasselbe bemerkt man, wo der nackte Fels erscheint, auch am Fuße des Pics, wo die größten Risse in der Richtung der Thäler laufen, und von andern perpendiculär durchschnitten werden. In einer Vertiefung auf der Ostseite der Insel, einer Art von natürlichem Amphitheater von etwa drei Meilen im Umfang, zeigt sich an einem Steilabsturz von ungefähr 3000 Fuß senkrechter Höhe die Verbindungslinie der Kalkstein- und Granitformation. An einigen Orten war die aufwärts stoßende Kraft nicht stark genug, um die Pics durch die tafelförmigen Kalksteinmassen zu stoßen, an andern Stellen geschah dieß, und es ward ein großer Theil der letztern mit emporgehoben, weßhalb die Gipfel und Seiten mancher Granitpics mit Kalkmassen bedeckt sind.

Die schönen Thäler, welche die Kette durchziehen, bieten den reichsten Boden dar, und weite Strecken wären der schönsten Cultur fähig. Namentlich würde der in einigen Theilen Indiens, besonders aber in Java gebaute Bergreis gedeihen. Doch trotz aller dieser Vortheile ist der Gebirgsstrich von den Eingebornen völlig vernachlässigt, die Zeiten der Dürre ausgenommen, wo er dem größten Theil der Viehheerden auf der Insel, die daselbst Weide finden, zur Zuflucht dient. Das lange Gras, das so üppig wächst, als irgend auf einer englischen Wiese, wird, weil die Eingebornen kein Heu zu machen wissen, unter die Füße getreten und verdorben. Die Ufer von Afrika und Arabien sind in diesen Parallelen fast ganz von Vegetation oder Bäumen entblößt, und auf den ersten Anblick scheint es seltsam, daß eine von beiden nur sehr wenig entfernte Insel, die mit den dürren, ausgebrannten Ebenen derselben keinake auf einer Höhe liegt, eine so üppige Vegetation besitzen soll, aber die Gründe sind nicht sehr weit zu suchen. Beide Monsoons sind, wenn sie sich derselben nähern, durch ihren Zug über eine große Wasserfläche schon bedeutend abgekühlt; während des

Digitized by Google

Nordoſtmonſoons iſt der Himmel gewöhnlich überzogen, und während in den genannten Ländern noch einige Monate verfließen, ehe das trockene Wetter zu Ende geht, fallen in Socotra häufige und ſtarke Regen, wegen der Granitgebirge, welche die Wolken aufhalten, und verurſachen, daß ſie in häufigen Schauern niederfallen. Während des Südweſtmonſoons hatten wir ſtatt des trüben, wolkigen Wetters und des Regens, welche dieſe Jahreszeit in Indien bezeichnen, klaren und wolkenloſen Himmel, und die Sterne funkelten in ungewöhnlichem Glanz; zu einer gewiſſen Zeit des Südweſtmonſoons, als der Wind faſt zum Orkan wurde, hatten wir daſſelbe klare, wolkenloſe Wetter, mit Ausnahme einer dichten, weißen Wolkendecke ähnlich dem „Tafeltuch" über dem Tafelberge am Cap.

Der mittlere und untere Theil dieſer Gebirge iſt ganz mit Bäumen und Buſchwerk gedeckt. Je weiter man hinauf kommt, deſto verkrüppelter werden dieſe; die reinen Grasflecken kommen häufiger vor, und in der Höhe von 2000 Fuß erſcheint ein ſchöner Klee, untermiſcht mit Rosmarin, Lavendel, Liburnum, mehrern Balſaminen und andern ſtark duftenden Kräutern und Blumen, was bis weit hinauf fortdauert.

Der Berg Ragguh, deſſen Kette die kleine Stadt Tamarida faſt umſchließt, hat oder ein Plateau von zwei bis drei (engl.) Meilen Breite. Schmale Kalkſteinketten, die ſich in ſcharfen Spitzen erheben, durchziehen dieſe Ebene, und ſtechen ſeltſam von der ſonſtigen tafelförmigen Bildung derſelben ab; ſie enthalten eine Menge Höhlen, zum Theil mit Stalaktitenbildungen. Dieſe Höhlen ſind der Wohnplatz der Lebenden und der Todten: eine derſelben, die größte und prächtigſte, die ich fand, iſt 750′ lang, über 500′ breit und 260′ hoch; in der Mitte ſenkt ſich der Felſen, ſo daß die Decke auf einer Art von rohem Pfeiler ruht. Der Eingang iſt faſt blokirt durch einen mächtigen, überhangenden Felſen, der den Regen abhält und zugleich das Innere vor den Sonnenſtrahlen ſchützt; ſteinerne Mauern mit niedern Thüren theilen daſſelbe in verſchiedene Abtheilungen, die von acht Familien bewohnt werden. Ein Platz darin iſt, wie in andern orientaliſchen Wohnungen, abgeſondert für die Frauen, und heißt der Harem. Man hat oft die nicht ganz unrichtige Bemerkung gemacht, daß die Orientalen die Reize ſchöner Landſchaften weniger empfinden, als die Europäer, aber einige dieſer Wohnungen liegen höchſt maleriſch in einſamen kleinen Schluchten, und ihr Eingang iſt oft ganz verſteckt durch das dichte Blätterwerk des wilden Feigenbaums, deſſen Wurzeln auf eine wunderbare Weiſe Felſenſpalten durchdringen, bis ſie auf einen Boden ſtoßen, der ſie nährt. Aber der eigenthümlichſte Zweck, zu dem dieſe Höhlen dienten, iſt der als Begräbnißörter; irgend eine Stelle in der Tiefe wurde ausgewählt, und von dem übrigen Theil durch eine Mauer geſchieden. Der Todte ward ohne Sarg hineingelegt und mit Erde bedeckt. Kam ein zweiter hinzu, ſo ward er ſo gelegt, daß ſein Kopf die Stelle der Füße des erſten einnahm. Dieſe Sitte, die Todten zu begraben, reicht in das höchſte Alterthum hinauf, und ſchon in der heiligen Schrift geſchieht derſelben Erwähnung. Die Eingebornen aber erzählten mir, ſie ſey längſt abgekommen, und ihre Todten würden jetzt wie bei andern Moslems begraben.

Die Peſt in Odeſſa.

(Fortſetzung.)

Innerhalb des Hauptcordons gegen die Moldawanka hin galt die Stadt bisher noch faſt für geſund: die erſten Opfer der Peſt blieben ohne weitere Folgen, und ſelbſt ein neuer Todesfall im Hauſe Sotnikows zerſtörte dieſe Hoffnung noch nicht, weil über die Urſachen dieſes Todes Meinungsverſchiedenheit herrſchte; aber es näherte ſich der Zeitpunkt, wo die Bürgerſchaft nicht mehr hierüber in Ungewißheit ſeyn ſollte. Am 20 November, demſelben Tag, wo die Rieſenarbeit der Reinigung von 1296 Häuſern in den Vorſtädten begann, ſchritt die ärztliche Commiſſion innerhalb der Stadt unter anderm auch im Hauſe des Oberauditors Jurkow zur Beſichtigung einiger Leute im Militärdienſt der Krone, Iwan Procofiew, Leonti Stepanow und Andrei Puſtowalow, und zögerte keinen Augenblick, den entſcheidenden Ausſpruch zu thun, daß zu den allgemeinen Kennzeichen des Peſtfiebers bei einem der Erkrankten auch noch ein großer Carbunkel komme. Der Ausſage des Hausherrn zufolge waren außer den drei Genannten bei ihm noch zwei, gleichfalls zum Militär gehörige Leute unter ähnlichen Symptomen erkrankt, aber den Tag zuvor ins ſtädtiſche Spital gebracht worden, wo ſie auch am Abend aufgenommen wurden. Die Aerzte eilten dahin und fanden dort in der Beobachtungsabtheilung die Officiersbedienten Alexei Tſchikin und Peter Jakowlew ſchon ſehr krank: beide hatten große Beulen, der eine in der Weiche, der andere unter dem Arm. Alsbald wurden die nöthigen Vorſichtsmaaßregeln ergriffen: aus dem Hauſe Jurkows führte man vier, und aus den Beobachtungszimmern fünf Leute ins Peſtquartier; die im unmittelbaren Gebrauch der Kranken geweſenen Gegenſtände wurden verbrannt. Die Reinigung im Hauſe Jurkows wurde einem zuverläſſigen Apotheker aufgetragen, im Krankenhauſe aber dem Spitalaufſeher, der alle Forderungen der Quarantänevorſicht ſo glücklich erfüllte, daß von 48 höchſt verdächtigen Kranken, die in den Beobachtungszimmern geweſen waren, auch nicht Einer an der Peſt ſtarb. Sieben Häuſer, mit denen die Bedienten in Verkehr geſtanden hatten, wurden cernirt und gereinigt.

Wie die Peſt in das Haus Jurkows gekommen war, klärte ſich bald auf. Anfangs glaubte man, ſie ſey aus dem in der Nähe der Kirche zur Fürbitte der heil. Jungfrau gelegenen Hauſe dahin gebracht worden, aber dieſe Vermuthung wurde bald durch andere zuverläſſigere Nachrichten widerlegt. Die Diener des Oberauditors Jurkow unterhielten Bekanntſchaft mit Leuten aus dem Quarantänebataillon, und einer davon, ſeines Handwerks ein Schuhmacher, war noch den Tag zuvor, ehe man die Krankheit recht erkannte, in den Caſernen geweſen, wo er die von ihm ausgebeſſerten Schuhe vertheilte, und dafür eine Belohnung, theils in Geld, theils in andern Gegenſtänden, in Empfang nahm. Wahrſcheinlich verbreitete er das Peſtgift und theilte es einer Frauensperſon, Namens Maria Pokolctowa, mit, die am 8 Nov. ſtarb; obgleich man ſie für ganz unverdächtig anſah, ſo ſtarb ſie doch wahrſcheinlich an der Peſt, da ſich an ihrer Leiche eine

Digitized by Google

halbfaustgroße Geschwulst zeigte. Wenn die Krankheit sich das erstemal auf zwei Zimmer beschränkte, so muß man dieß der besondern Sorgfalt zuschreiben, womit unter Aufsicht des Hausherrn die Regeln der Vorsicht im Innern des Hauses selbst beobachtet wurden.

In Folge dieser Vorfälle verstärkte sich der Verdacht hinsichtlich einiger cernirten Häuser. Doch war jetzt im Allgemeinen die Zeit eingetreten, wo schon keine neuen Wohnungen mehr betroffen wurden und Alles gleichsam unter Schloß und Riegel an längst bekannten, cernirten, und unter strenger Aufsicht stehenden Orten vorging. Am 26 November wurden im Hause Sotnikows Kranke mit sehr verdächtigen Symptomen entdeckt. Sie waren unruhig, fühlten Brechreiz und Schwindel, und obwohl sie Alles dem übermäßigen Genuß von Branntwein zuschrieben, so zeigte sich doch die Lügenhaftigkeit ihrer Angabe schon nach wenigen Stunden, denn es zeigten sich feuerrothe Flecken (ognjewik) und unerwartet schnell erfolgte der Tod zweier Kinder; Timofei Martschenko und Marfa Samoilowa starben am Durchfall, ihr Körper aber bedeckte sich mit dunkelrothen Flecken und Streifen. Bei dem Odessaer Bürger Stepan Kumanow fand man Male wie von einer Brandwunde, und bei Melania Tschernáwka eine schon deutliche Carbunkel; außerdem hatte ein Fieber noch vier andere Menschen ergriffen. Alle, die in diesem Hause wohnten, wurden in die Quarantäne geschickt, und in dieser nur eine Judenfamilie im Passagiersquartier untergebracht, die andern alle kamen ins Pestquartier. Die Dächer der mit Unrath gefüllten Erdhütten wurden abgenommen, und dann erst konnte eine vollständige Reinigung vorgenommen werden, die übrigens große Schwierigkeiten darbot.

Aus dem Hause Triphonows, welches in der Moldawanka wegen Verkehr mit der Familie Polesbajew cernirt worden war, schaffte man noch am 21 Nov. die Leiche der unvermuthet gestorbenen Anastasia Posnjakowa fort, so wie zwei Leute, die dieselbe berührt hatten. Da die Verdächtigen eine besondere kleine Abtheilung einnahmen, und die Versetzung in die Quarantäne mit jedem Tag schwieriger wurde, so fing man an, die Hausbewohner an Ort und Stelle zu lassen; dieß wurde aber als unzureichend erkannt, da sich am 1 Dec. neuerdings ein Todesfall ergab. Der Sohn des Hausherrn, Michailo, starb mit den gewöhnlichen Kennzeichen der Pest, wie sie Kinder trifft, und bei Katerina Miliutina und Lukeria Haidukowa bemerkte man das Pestfieber; in Folge dessen wurde die Wohnung völlig verlassen, und 21 Menschen in die Quarantäne abgeführt.

Das Haus Jurkows wurde mit der größten Sorgfalt geräuchert, aber trotz der Reinlichkeit hatte diese Wohnung den Fehler, daß sie für die Zahl der darin untergebrachten Personen nicht geräumig genug war. Man mußte neue Pestfälle erwarten, was auch wirklich am Abend des 3 Dec. eintrat, wo man an dem Schreiber Fedor Lebedjew und der daselbst wohnenden Maria Kuptschewa die allgemeinen Anzeichen des Pestfiebers entdeckte. Man beschloß nun, alle Inwohner ohne Ausnahme in die Quarantäne zu bringen, sie je nach dem Grad ihrer Verdächtigkeit zu logiren, und die Reinigung des Gebäudes mit verdoppelter Sorgfalt zu wiederholen.

Das Haus des Bürgers Eustrat Nesediew in der Moldawanka gab seit langer Zeit Anlaß zum größten Verdacht. Seine Inwohner hatten, wie oben bemerkt, an den Ceremonien bei der Leiche des Gregori Lewizki Antheil genommen, und in demselben Augenblick, wo er als von der Pest angesteckt erkannt wurde, befand sich bei ihm ein kleiner Junge, der, als er den ungewöhnlichen Zusammenlauf und das Treiben der Polizei bemerkte, über die Straße nach seinem älterlichen Hause zurücklief, was Veranlassung zur Aufstellung von Wachen gab. Das Haus Nesediews enthielt eine unmäßig große Anzahl Menschen, und war von Unreinigkeiten verschiedener Art angefüllt, so daß bei allem Eifer der Arbeiter die Reinigung nicht gut ins Werk zu setzen war. Eifrig wurde verbrannt und auf einen Haufen gefegt, man war aber kaum mit dem einen fertig, so stieß man auf neue Schwierigkeiten. Vierzehn Tage nach begonnenem Beobachtungstermin starb nach kurzer Krankheit die Frau des Hauses, Katerina Nesediewa. Leib, Brust und Schenkel bedeckten sich alsbald mit einzelnen großen Beulen, welche die ärztliche Commission nicht in Zweifel über die Ursache der Krankheit lassen konnten. Der Körper wurde in die Quarantäne gebracht, aber die Inwohner blieben, weil es nicht möglich war, sie dorthin zu schaffen, ohne seine Zuflucht zu elenden, schon zum Abbruch bestimmten Quarantänegebäuden zu nehmen. Indeß wurde es doch unerläßlich, zu diesem letzten Mittel zu greifen, als am 3 Dec. sich die Krankheitsanfälle erneuerten: zuerst erkrankte Eustrat Nesediew, ein 60jähriger Greis, Katerinas Gatte, dann seine Enkel, von denen Fedor und Marfa starben, ohne in die Quarantäne gekommen zu seyn, von den 18 Personen aber, die dahin gebracht wurden, erkrankten bald noch sieben.

Neben den Häusern von Lewizki und Nesediew hielt das fünfte Bataillon des Jägerregiments von Shitomir Wache. Obgleich die Regeln der Vorsicht den Schildwachen eingeschärft wurden, waren diese letztern doch nicht immer im Stande, sie mit Genauigkeit zu beobachten, namentlich wenn sie sich bei Nacht innerhalb der Höfe befanden, wo Sachen verbrannt, Federpfühle aufgehängt wurden u. dgl. Die Soldaten Iwan Katschenko und Grigor Michailow erkrankten am Fieber, und kamen ins Bataillonslazareth, das ganz besonders für die Soldaten der Wachpostenkette eingerichtet worden war. Iwan Katschenko starb am folgenden Tag, und Grigori Michailow, dessen Krankheit eben so wie die des ersten nicht recht erkannt wurde, kam ins Brigadelazareth im Innern der Stadt, wo ihn die Commission nach seiner Besichtigung am 4 Dec. schon sehr schwer erkrankt fand. Diese eilte auch, nachdem sie ihn für höchst verdächtig erklärt, in die Moldawanka ins Bataillonslazareth, in welches zum Glück, wegen der kürzlichen Verlegung des Lazareths aus einem andern Gebäude, nur fünf Mann aufgenommen waren, mit Einschluß der Pestkranken, deren sich drei ergaben: man brachte Diener und Kranke, die nähern Verkehr mit ihnen gehabt hatten, mit einander in die Quarantäne und beide Lazarethe wurden der Reinigung unterworfen. Dasselbe geschah hinsichtlich des fünften Bataillons des Shitomir'schen Jägerregiments: man sammelte sie in dem Exercierhaus, wo die militärische Ordnung und Subordination nicht wenig zum glücklichen Voll-

Digitized by Google

zug der Quarantäneregeln und zur vollständigen Sicherstellung des Gesundheitszustands der Mannschaft beitrugen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise in den Vereinigten Staaten.

Aufenthalt im fernen Westen.

In der Einsamkeit gähren große Leidenschaften. Hier gründen sie ihr Reich, erniedrigen sich oder reinigen sich. Alle leidenschaftlichen Gemüther suchen dieselbe, finden aber öfters den Tod, wo sie das Leben hätten finden sollen. Kein Sterblicher, der sich auf seine eigenen Kräfte stützt, hat die Kraft, seine gesteigerten Leidenschaften zu zügeln, besonders nicht durch die Einsamkeit; sie werden ihn fortreißen, wie ein wildes Roß einen ungeschickten Reiter in den Untergang führt. Stützt sich aber ein leidenschaftlicher Geist auf Gott, so wird in der Einsamkeit, wo er aller Bande ledig und von einer jugendlich frischen Natur umgeben ist, seine Seele sich hoch erheben, und voll des reinsten und heiligsten Lichtes, frei und unabhängig seyn, und die Zeit und sich selbst in der Gewalt haben. Das göttliche Feuer, das ihn entzündet, heiligt Alles, was mit ihm in Berührung kommt.

Mitten in der Einöde, unsern eigenen Kräften überlassen, handelte es sich nicht mehr um bloßes Träumen, wir mußten handeln. Wir mußten versuchen, uns in materieller Hinsicht selbst zu genügen, und somit jeden Tag unsere körperlichen Bedürfnisse einschränken. Das Wetter war heiter, und wir hofften, daß es noch länger so bleiben möge, während sich unser steinernes Haus erhob. Wir hatten damals nur erst eine schlechte Laubhütte, in welche zwar die Sonne nicht eindringen konnte, aber in der wir gegen die in dieser Jahreszeit so häufigen und heftigen Gewitter keineswegs geschützt waren. Auch bauten wir mit einem außerordentlichen Eifer, und alle Tage waren wir noch mit Sonnenuntergang an der Arbeit. Wir waren unausgesetzt thätig Steine auszubrechen, herbeizuführen, Bäume zu fällen, Gebüschwerk auszurotten, ganz abgesehen von der Sorge für das Pferd, von der Fischerei, der Jagd und besonders dem Kochen. Jeden Abend aßen wir unser Maisbrod mit Fisch und Wildpret, das wir gefangen hatten. Wir blieben bis zur Nacht am Ufer des Stromes, und ich sah auf dem Gesicht meines Gefährten das Vergnügen, das ihm die Einsamkeit machte.

Nachdem wir eines Abends auf die gewöhnliche Art unsern Träumereien nachgehangen waren, legten wir unsere ermatteten Glieder nieder. Die Nacht breitete ihren Schleier aus; Alles war still und ruhig; nur hörten wir in langen Zwischenräumen das schreckliche unheilverkündende Geschrei der Nachteulen, und das Klaggeheul der Wölfe in der Prairie. Die Luft war dumpf und ganz ruhig, aber von Süden her bedeckte sich der Horizont mit dunkeln Wolken, die von fernem Feuer erhellt wurden. Ein tiefer Schlaf gab uns bald unsere Kräfte wieder, aber er sollte nicht lange dauern. Von einem heftigen Donnerschlag erschreckt, fuhren wir auf und verließen unsere Hütte. Der Himmel war von allen Seiten umzogen, und furchtbare Blitze durchfurchten in allen Richtungen die dickschwarzen Wolken, die sich unter schrecklichem Rollen auseinander drängten. Ein tiefes Schweigen folgte dem schrecklichen Geräusch, und die Natur schien ganz todt, aber bald verdoppelte sich das Gewitter, die Wolken fielen in Strömen zur Erde, der Blitz umleuchtete uns und erhellte die Tiefen der Einöde. Ein heftiger Wind zerschmetterte die Wipfel des Waldes und alte Bäume wurden entwurzelt. All' dieß verschiedenes Geräusch bildete zusammen ein schreckliches Getöse: es war, als ob der Himmel die Erde vernichten wollte. Vier Gewitter waren über uns hingezogen; es regnete bis zum Morgen, dann wurde der Wind stärker und machte den Himmel wieder hell. Die Morgenröthe war sehr rein, und wir versprachen uns einen schönen Tag.

Der Tag ließ uns die Nacht vergessen, und wir nahmen unsere Arbeiten wieder vor, die aber nicht lange dauerten. Ich ging unser Pferd zu suchen, das sich verlaufen hatte; mein Begleiter, der in der brennenden Sonnenhitze gemäht hatte, empfand einen heftigen Fieberanfall, und ich selbst legte mich zwei Tage nachher gleichfalls nieder, von einem heftigen Delirium gequält. So lagen wir mehrere Tage auf unserer Matte, und nahmen keine Nahrung zu uns, außer einigem Reiswasser, das wir mit Mühe bereiteten. Unsere Krankheit verschlimmerte sich, und jeden Tag wurde es unmöglicher, daß wir die Wohnungen aufsuchten. Endlich nach einem Regentage kam ein junger Mestize, der sich verirrt hatte; wir gaben ihm eine Decke, Brod und einen Theil unserer Matte. Die Nacht war schrecklich; keinen Augenblick hörte es zu regnen auf; am Morgen nahm ich den Knaben hinter mich auf das Roß, und reiste trotz den Abmahnungen meines Freundes in die Mission ab. Drei Meilen vor meinem Ziele schickte ich meinen jungen Begleiter auf seinem Wege heim, und schleppte mich durch die Prairien zu unserem alten Franzosen. Ein wackerer Mann ging sogleich fort, um meinem Begleiter, der sich kaum erheben konnte, ein Feuer zu machen. Das sind Dienste, die man nie vergißt, und deren wahren Werth nur Unglückliche kennen. Den andern Morgen schickte ich dem Hrn. Louis Cortambert eine Chaise, in welcher er in einem kläglichen Zustand ankam. Unser alter Freund und seine Frau überschutteten uns mit zärtlicher Sorgfalt. Menschliche Güter können eine solche rührende Gastfreundschaft nicht aufwiegen. Mein Freund überwand seinen Schmerz, ertrug sein Leiden, und tröstete sogar noch mich Thoren, der ich mich meinem Delirium hingab. Wie oft haben ungerechte Worte, die mein Leiden mir entriß, mich gegen mich selbst erbittert!

Wir waren bis zum 56° der Breite gegangen, um den ganzen Tag zu arbeiten in der Sonne und während der Zeit der Fieber, trotz des guten Rathes der Einwohner, ohne gehöriges Obdach, dem Witterungswechsel und der Nachtluft ausgesetzt, die in diesen Gegenden so schädlich ist; eine schwere Krankheit war die traurige Folge unserer Unklugheit. Eine neue Lehre für die Auswanderer, die sich vor Allem ein Klima wählen müssen, das dem in ihrem Heimathlande gleicht, oder sich allmählich an die Gewohnheit eines Landes gewöhnen müssen, wenn seine klimatischen Verhältnisse von denen, die sie gewohnt sind, sich unterscheiden; sie müssen dem Rathe der in diesem neuen Klima Einheimischen folgen, sie in gewisser Art nachahmen, und nicht ihre Existenz und das Gelingen ihrer Unternehmung auf das Spiel setzen, um von einem einmal gefaßten Plan nicht abzugehen.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 79** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Die Einheit der modernen Literatur.** Von Edgar Quinet. — **Silvio Pellico.** (Fortsetzung.) — **Walter Scotts Leben.** (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Ausland beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 1–2 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widermann.

Digitized by Google

Nr. 250.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 September 1838.

Die Jagd in Neu-Braunschweig.

2. Das Hochwild.

Das größere Wild, einst so zahlreich, soll, wie man behauptet, mit jedem Jahre seltener werden; ich bin aber geneigt, dieß zu bezweifeln, da ich keinen guten Grund sehe, der diese Behauptung rechtfertigt. Die Niederlassungen in dieser Provinz haben sich noch nicht so weit ausgedehnt, um das Wild in seinem tiefern Wald zu stören, während seine alten Feinde, die Indianer, rasch an Zahl abnehmen. Indessen ist doch so viel gewiß, daß das Moosethier, das amerikanische Elenn, in den letzten Jahren sich selten in der Provinz sehen ließ, aber es ist ein wanderndes Thier, und der Umstand, daß sie in der benachbarten Halbinsel Neu-Schottlands, von wo sie nicht auswandern können, noch zahlreich sind, beweist hinreichend, daß ihr Verschwinden aus Neu-Braunschweig andern Ursachen, als dem Fortschreiten der Lichtung der Wälder, oder der Feindseligkeit des Menschen zuzuschreiben ist.

Der Carrabu und Hirsche verschiedener Art finden sich in bedeutender Anzahl in der ganzen Provinz, und gewähren denen, die sich nicht scheuen, eine Zeit lang in den Wäldern zu hausen, manchmal eine gute Jagd, obwohl diese, die Wahrheit zu sagen, nicht immer glücklich ist, und die Gesammtbeute einer einträglichen Jagdpartie für das schlaue Thier, dem die Jagd gilt, eben nicht sehr verheerend ausfällt. Der Carrabu mit seinem hohen Geweih ist wirklich ein majestätisches Thier: er gehört augenscheinlich zum Rennthiergeschlecht, und die Natur hat ihn wunderbar ausgestattet, die schneereichen Gegenden, die er bewohnt, mit Schnelligkeit und Leichtigkeit zu durchstiegen, und der Verfolgung seiner Feinde auszuweichen, da sein breiter Huf ihn in den Stand setzt, auch über den tiefsten Schnee wegzukommen; seine hintern Sehnen, gleichsam mit Knochen eingefaßt, leiden wenig durch die Schneekruste, welche dem Moosethier und dem kleinen Rothwild so verderblich wird, und sein Gehör und Geruch sind, wie bei seiner ganzen Gattung, so scharf, daß man sich ihm nur mit der größten Vorsicht nähern kann. Liegt die leichteste Kruste auf dem Schnee, so ist je der Versuch, sich ihm auf Schußweite zu nähern, so gut wie nutzlos.

Die Jagdzeit ist im Winter, und wenn sich Gesellschaften bilden, so lassen sie sich gewöhnlich von einem oder zwei Indianern begleiten, deren Geschäft es ist, in der Nähe irgend eines Lieblingsaufenthalts der Thiere einen passenden Ort für das Bivouac aufzusuchen, wo, gegen den Wind geschützt, bei einem mächtigen Feuer und mit einer guten Menge Felle die Jäger Tage lang beisammen bleiben, ohne sonderlich von der Kälte zu leiden. Rothwild jeder Art findet sich oft in einem von den Indianern sogenannten Yard, d. h. einem bald größern, bald kleinern Raume, je nach der Stärke der Heerde, der von den Thieren so lange zusammengetreten wird, bis er eine von Schneemauern umgebene Einhegung bildet; solche Plätze werden für die Thiere oft selbst zu Fallen, und sie finden darin in großer Anzahl den Tod, wenn sie hier von dem schlauen, gewandten Indianer angegriffen werden. Der Carrabu wird weit öfter auf den gefrornen Morästen oder den weiten, dürren Ebenen getödtet, welche stets der Lieblingsaufenthalt dieser Thiere sind, da sich hier Beeren, Kräuter und wildes Gras in Menge findet. Der eingeborne Jäger leitet die Operationen dieser Jagd, und wenn ihm nur Eine Wildspur den Weg zeigt, hilft ihm der Scharfsinn, womit er seine Plane entwirft und ausführt, fast immer zum Zweck. Mit der Vorsicht einer Katze beschleicht er seine Beute, benützt jede Unebenheit des Bodens, und namentlich sucht er sich so zu wenden, daß der Wind von der Heerde gegen ihn weht; jagt er für sich selbst, so kriecht er auf 30 oder 40 Schritte heran, ehe er seinem elenden Gewehr vertraut, aber wenige Europäer würden sich so nahe heranschleichen können, und nicht jeder schießt einen Carrabu auf 80 oder 100 Schritte nieder, selbst mit der besten Büchse.

Die Moosethierjagd wird anders betrieben. Der Jäger muß in diesem Fall das Thier niederrennen: ein tiefer Schnee mit einer dicken Kruste gewähren fast einen sichern Erfolg, wenn gute Hunde und entschlossene Läufer der Spur folgen, aber nicht jeder Winter hat diese Art von Wetter, die zu der Jagd am besten taugt. Um diese Jagd zu genießen, muß man über die Fundy-Bay setzen, wo diese edlen Thiere noch zahlreich sind, und wie manche glauben, sich sogar vermehren, was wohl zu glauben ist, wenn man erwägt, wie wenige von den Jagdgesellschaften, indianischen wie europäischen, jährlich getödtet werden. Das Bi-

Digitized by Google

vonal und die vorläufigen Anstalten sind dieselben, wie in Neu-Braunschweig, und wenn der Indianer die Spur aufgefunden hat, läßt man sie durch gut abgerichtete Hunde verfolgen. Die Jäger folgen in ihren Schneeschuhen, und bei günstigen Umständen erreichen sie das Moosethier in wenigen Stunden. Wenn aber der Schnee keine Kruste hat, und nicht hinreichend tief ist, haben schon manche Jäger Tagelang das Thier verfolgt, ohne es auch nur zu Gesicht zu bekommen. Die Moosethierjagd ist überhaupt ziemlich unsicher, doch muß man gestehen, daß Anstrengung, Mühe und öfter getäuschte Erwartung vergessen und belohnt sind, wenn es glückt, diesen Monarchen der amerikanischen Wälder, der 19 bis 20 Faust hoch und mit einem majestätischen Geweih geziert ist, zu erlegen.

Außer der Winterjagd ist das Moosethier den Angriffen seiner Feinde auch zu andern Jahreszeiten ausgesetzt, und vielleicht leiden sie im Herbst am meisten, wenn der Indianer sie durch die trügerische Nachahmung ihres Rufs lockt. Bei diesem Rufen hängt der Erfolg hauptsächlich von der klugen Wahl der Stellung, von vollständigem Versteck und dem stillen Wetter ab, daß der scharfe Geruch des Thiers nicht den Rufer entdecke. Der Jäger muß sich jedes Feuer, selbst eine Cigarre versagen, und es erfordert gewiß einen Entschluß, unter solchen Umständen eine kalte September- oder Octobernacht da zu sitzen und auf die Gelegenheit zu einem Schuß zu warten.

Hat die Jagdgesellschaft die rechte Stelle erreicht und Posto genommen, so erhebt der Indianer den Ruf, der, wenn ein Moosethier in der Nähe ist, gewöhnlich beantwortet wird, und das Opfer in den Bereich des Jägers lockt. Es ist ein schöner Anblick, dieses riesenhafte Thier, in Erwartung einen Genossen zu finden, herantraben zu sehen gegen den Versteck der Jäger. Wenn es den erwarteten Genossen nicht findet, so zaudert es, der Verdacht erwacht, und allmählich weicht es zurück, — endlich hält es, sichtlich beunruhigt, und dieß ist der Augenblick, wo eine Salve es belehrt, daß seine Furcht nicht unbegründet war. Dieser Zeitpunkt erregt nicht geringe Spannung, denn ein männliches Moosethier wird, wenn es nicht zu Boden gestreckt wird, nicht selten einen wüthenden Anfall thun, und es ist keine Kleinigkeit mit demselben in Berührung zu kommen, da ein einziger Schlag mit dem Fuß hinreichend ist, den stärksten Mann zu Boden zu schlagen.

Das Fleisch des Moosethiers ist zart und schmackhaft. Die Zunge und der Kopf gelten für Delicatessen, und aus dem Maul wird eine Suppe gemacht, welche der Schildkrötensuppe gleich kommt. Das Carrabusfleisch kommt in gewissen Jahreszeiten dem Dambirsch gleich, aber das kleinere Rothwild wird wenig geachtet, und ist kaum für die Tafel zu brauchen.

Andere wilde Thiere geben keine Jagd ab, die Wölfe sind dem Moosethier in den benachbarten Staat Maine gefolgt, und jetzt selbst an der Gränze schwer zu treffen. Die Bären werden meist in Fallen gefangen, oder auf ihren Raubzügen in der Nachbarschaft der entlegenern Ansiedlungen getödtet; der Luchs läßt sich selten sehen, er bewohnt die dichtesten Wälder und soll so ausnehmend wild seyn, daß er ohne Umstände auf seine Angreifer losgeht.

Die Pest in Odessa.

(Fortsetzung.)

Von dieser Zeit an erkrankte Niemand mehr in der Stadt und in den Vorstädten: die Pest wüthete nur noch in der Quarantäne, die, nach Maaßgabe, als man außerhalb ihres Umkreises die Verzweigungen der Ansteckung vernichtete, zu ihrer eigentlichen Bestimmung zurückkehrte, nun von neuem der Hauptsitz des Uebels wurde, und es so sehr in sich concentrirte, daß von dieser Zeit an nur noch innerhalb der Quarantäne Leute erkrankten und starben. Dieß störte übrigens die allgemeine Ruhe nicht mehr, obwohl alle mehr oder minder Theil an der Lage der leidenden Mitbürger nahmen.

Zur Vertheilung der Kranken in der Quarantäne war von Anfang an nachfolgende Ordnung eingeführt worden. Bei der Entfernung von Angesteckten und Verdächtigen aus dem Hause war stets ein Arzt gegenwärtig, der darauf sah, daß Pestkranke, oder solche, die nahen Verkehr mit Pestkranken unterhalten hatten, von minder verdächtigen Leuten getrennt wurden, und daß dasselbe auch hinsichtlich ihrer Habseligkeiten beobachtet wurde. Eine Schrift des Arztes, mit kurzer Bezeichnung des Grades der Krankheit und des Verkehrs mit Angesteckten, wurde den Quarantänearzten übergeben, denen sie, bis sie sich durch eigene Ansicht überzeugen konnten, als Nachweisung dienen konnte. Nach vorgenommener eigener Untersuchung bestimmten sie, in Uebereinstimmung mit dem Director, die einfach Verdächtigen ins Passagiers-, die Angesteckten und schwer Verdächtigen ins Pestquartier.

In letzterm befinden sich zwei ganz geschiedene Lazarethe, mit besondern Gebäuden und Höfen; in das Eine kommen die entschieden Pestkranken, ins andere die schwer Verdächtigen, die man wegen ihres nahen Verkehrs mit Kranken, oder wegen bereits eingedrungener, oder noch nicht vollkommen offenkundiger Krankheit nicht im Passagiersquartier lassen konnte. Jedes Lazareth besteht aus 18 Zimmern mit besondern Ausgängen: sie sind reinlich, hoch, mit den unentbehrlichsten Möbeln versehen, aber die Fenster gehen auf einen großen Hof, was den Aerzten und Beamten den Besuch der Angesteckten erleichtert. Jedes Zimmer, durch Luftzug und Chlor gereinigt, war im Lazareth der Verdächtigen für eine möglichst geringe Anzahl Menschen, im Pestlazareth nur für eine einzige Person eingerichtet; bloß Verwandtschaftsbande und gleicher Grad der Krankheit führten manchmal Ausnahmen von der allgemeinen Regel herbei. Die Aufsicht über das Pestquartier wurde der Quarantäneordnung gemäß einem Arzt und einem Commissär übertragen, die, stets gegenwärtig, Feldscheerer, Aufseher und Diener zur Verfügung hatten, die einer hinsichtlich des andern alle Regeln der Quarantäneversicht beobachteten. Der Pestdiener sah seinen Gefährten im Lazareth der Verdächtigen, den halben Pestdiener, (polumortuus) nicht anders als durch ein vierfaches Gitter.

Nach dem Sinn der Verordnungen hatte das Geschäft derer, die das Pestquartier beaufsichtigten, zwei einander entgegen gesetzte Richtungen: es sollte auf der einen Seite das Gift vernichtet, auf der andern die Angesteckten gepflegt werden. Letzteres

Digitized by Google

war namentlich der Gegenstand der unabläßigen Bemühungen der Oberbehörde. Außer dem Arzte, der sich stets bei den Kranken befand, besuchte sie täglich eine ärztliche Commission, welche die Heilmittel vorschlug und über deren genaue Vollziehung wachte. Aus der in der Quarantäne selbst eingerichteten Apotheke wurden die vorgeschriebenen Medicamente verabreicht, und ein tüchtiger Feldscheerer wachte über deren regelmäßigen Gebrauch. Er machte die Verbände, verrichtete das Einreiben, und vollzog nach vorläufiger Anordnung des Arzts das Aufschlitzen der Geschwüre und das Durchschneiden der Carbunkeln vermittelst besonderer Instrumente. Nahrung, Arzneimittel und selbst Verbandvorräthe, wie Charpie und Linnenzeug, wurden ohne Zögern in größter Menge herbeigeschafft. Wenn wenige gerettet wurden, so wurden doch viele verpflegt, und wenn nicht viele genaßen, konnten doch die Sterbenden ihren Umgebungen keine Vorwürfe machen. Den Gesunden erscheint der Tod als das größte Uebel, das alle Gedanken verschlingt, und keine Unterscheidung der Gefühle zuläßt; der Sterbende dagegen erblickt in dem letzten Kampf des Organismus eine Menge Uebergänge, und erkennt das Elend und die Erquickung, welche abwechselnd seine geängstigte Seele treffen. Um nichts aus dem Auge zu verlieren, was möglicher Weise das traurige Loos des Kranken erleichtern konnte, befand sich auch innerhalb der Quarantäne ein Geistlicher, der von der ersten Erscheinung der Pest an sich ins Lazareth begeben hatte, den Leidenden die Tröstungen der Religion brachte und die christlichen Ceremonien vollzog. Er las auch die Gebete über den Leichen der Verstorbenen, die still, aber anständig, in tiefen, mit ungelöschtem Kalk ausgelegten Gruben der Erde übergeben wurden.

Die Verdächtigen im Pestquartier standen dort bloß unter Beobachtung, denn ihnen wurde der 28tägige Termin nicht gerechnet; dieser begann nicht früher, als mit ihrem Eintritt ins Passagiersquartier. Anfangs wurden ihnen ihre Habseligkeiten, nachdem man sie mit Chlorgas gereinigt, zurückgegeben, als aber später im strengen Winter und bei dem Heftigerwerden der Pestseuche dieß als nicht mehr vollkommen sicher anerkannt wurde, befahl Graf Woronzow, mit Ausnahme des Geldes und kostbarer Geräthschaften, die man vermittelst Eintauchen in Wasser reinigen konnte, Alles zu vernichten. Die Leute traten, nachdem sie sich den Körper und namentlich die Haare gewaschen, nackt ins Umkleidezimmer, und wurden hier mit einer neuen Kleidung, so wie mit Schuhen und Strümpfen versehen. Inzwischen wurden ihre Habseligkeiten, die man vorläufig geschätzt hatte, um den Eigenthümer auf eine angemessene Weise zu entschädigen, von den Pestdienern in große Haufen gesammelt und verbrannt, bei günstigem Wetter in freier Luft, bei schlechtem in besonders dazu erbauten hohen Thürmen.

In der verdächtigen Abtheilung des Pestquartiers und im Passagiersquartier zeigte sich öfters die Pest an Leuten, die man dann alsbald ins Lazareth brachte. Die Umstände, welche die Mehrzahl dieser Fälle begleiteten, zeigten deutlich, daß die Krankheit nicht hier, sondern schon außer der Quarantäne begonnen hatte. In der Quarantäne selbst erkrankten nur zwölf Menschen, von denen fünf wieder genaßen. Von der Frau des Soldaten Kulikow, Maria, ging das Gift auf ihren kleinen Sohn Dmitri über, von dem sie sich nicht trennen wollte, und Dmitri steckte den ihn pflegenden Pestdiener, Semen Pawlow, an. Der Pestdiener Bär-Michailow erhielt die Krankheit durch Berührung mit den Polesbajew's, und der Hospitaldiener Timofei Werbilow durch Berührung mit den Schreibern des Oberauditors Jurkow. Diese Ausbreitung der Ansteckung traf Personen, welche täglich der Gefahr ausgesetzt waren, und darum keine besondere Aufmerksamkeit auf sich wenden konnten. Dagegen mußten zwei andere Vorfälle Gegenstand einer genauen Untersuchung werden, da sie Zweifel an der angewandten Reinigungsmethode zu erwecken drohten. Zum Glück zeigte die Untersuchung, daß nicht die Unverläßigkeit der Grundregeln, sondern nur vorsätzliche oder zufällige Nachläßigkeit die Ursache so unseliger Vorfälle seyn konnten.

Ein Bürger von Aljerman, Namens Nikolai Lewanzow zeigte sich acht Tage nach seiner Versetzung aus dem Pestquartier ins Passagiersquartier und 30 Tage nach seiner Aufnahme in die Quarantäne plötzlich mit unzweifelhaften Kennzeichen der Pest. Dieß versetzte sämmtliche Quarantänebeamten und die Behörde selbst in Bestürzung. Das Vertrauen auf einen 14tägigen Termin fing an zu wanken, und einige sprachen schon von der Nothwendigkeit eines 40tägigen. Inzwischen wurden Lewanzow und seine Schwiegermutter, Schtschokina, die sich nicht von ihm getrennt hatte, unter geistlichem Zuspruch von einem Beamten ausgefragt, und gestanden ein Vergehen, das, wenn man es nicht entdeckt hätte, wahrscheinlich eine Menge Opfer nach sich gezogen haben würde. Lewanzow ward in die Quarantäne aufgenommen am Ende Octobers aus der Vorstadt Moldawanka, weil er daselbst bei seinem Schwiegervater Feoktist Schtschokin, der an der Pest starb, gewohnt hatte. Nach zweitägigem Aufenthalt Lewanzows in der Quarantäne zeigte sich die Pest bei seiner Frau, der Tochter Schtschokins, welche auch starb. Als ihre Habe nach den Quarantäneregeln gereinigt wurde, lieferte er einige kleine, unbedeutende Gegenstände, die in einem hölzernen Koffer lagen, absichtlich oder unabsichtlich nicht zur Räucherung ab. Als die 14 Tage seines Aufenthalts im Pestquartier verflossen waren, gab man ihm die gereinigten Kleider, und versetzte ihn ins Passagiersquartier, um dort den letzten Termin auszuhalten. Er erinnerte sich der verborgen gehaltenen Sachen seiner Frau, holte sie hervor, sah sie durch, und wollte sie anfangs mit sich nehmen, fürchtete sich aber vor der Untersuchung, und warf den kleinen Koffer in seinen Ofen, überließ ihn dort seinem Schicksal, und begab sich aus dem Pestquartier ins Passagiersquartier. Hier erkrankte er am 28 November; seine Schwiegermutter, die alsbald von ihm getrennt wurde, blieb gesund, er aber starb am 1 December mit sechs großen Carbunkeln, von denen sich einer am Hals, der zweite an der Schulter, die übrigen längs dem Rückgrad hinab zeigten.

Eben so unerwartet, wie bei Lewanzow, zeigten sich unzweifelhafte Kennzeichen der Ansteckung bei Audotia Bludowenko. Nachdem sie einen 20tägigen Termin im Pestquartier ausgehalten und seit sieben Tagen im Passagiersquartier sich befand zeigten sich am 12 Dec. an ihr feuerrothe Flecken, und bald

Digitized by Google

verbreitete sich die Krankheit auf noch sechs andere Personen. Man mußte vermuthen, daß das Gift in irgend einer Habseligkeit verborgen gewesen, die sie der Reinigung vorenthalten, oder die ihr in ungereinigtem Zustand zurückgegeben worden war. Eine besondere, von dem Grafen Woronzow ernannte Commission untersuchte augenblicklich den wahren Stand der Sachen, und überzeugte sich, daß Audotia Bludowenke, welche aus dem Hause Wassili Demjänows zugleich mit den andern in jenem Hause wohnenden Familien hergebracht worden war, im Umkleidezimmer bei dem Ausgang aus dem Pestquartier ins Passagierequartier ihren alten Schafpelz gegen den neuen Pelzrock der Euphrosyna Kurganowa, die am 16 Nov. an der Pest gestorben war, vertauscht hatte. Da dieser Umstand sowohl die Unzulänglichkeit der Räucherung bei manchen stark mit dem Gift inficirten Gegenständen, als auch die mechanische Schwierigkeit bei Absonderung der großen Menge ganz gleichartiger Gegenstände zeigte, so sah man sich hindurch veranlaßt, die Maaßregel des Verbrennens auch auf andere Gegenstände auszudehnen, die nach dem Gesetz sonst nur der Räucherung unterlagen.

Während des ganzen Verlaufs der Pest und nachher wurden in den verschiedenen Theilen der Hafenquarantäne 631 Pestkranke und höchst Verdächtige aufgenommen. Als der erste Angesteckte kam hinein Taras Iwantschenko (jener Eingangs genannte Matrose des Samson) und durch einen seltsamen Zufall war er auch der letzte darin, indem er vollständig genaß, obwohl man ihm schon zweimal das Grab bereitet hatte. Vom 7 October bis 19 December kamen in Allem 96 Kranke hinein, von denen 17 genaßen; dorthin gebracht. Leichen wurden beerdigt 23, ungerechnet diejenigen, welche bloß aus Vorsicht und zur Untersuchung oder Oeffnung hinein gebracht, aber unverdächtig befunden wurden. Endlich am 23 December starb das 10jährige Mädchen Audotia Nefediewa, und mit ihr schloß sich die Reihe der Pestgräber des Jahres 1837. (Schluß folgt.)

Lage der alten Stadt Gennabum.

Das Echo du Monde Savant Nr. 52 meldet, daß neuere Entdeckungen die Meinung früherer Archäologen bestätigen, welche das alte Gennabum an dieselbe Stelle setzen, wo jetzt Orleans steht. In der Mitte der alten Stadt stieß man vor einiger Zeit bei Ausgrabungen auf einen Haufen gebrannter Steine, die aller Wahrscheinlichkeit nach ehedem ein Theil eines Ofens, um Wasser zu sieden, gewesen waren; dabei fand man auch einige Röhren und Ueberreste von Mauern mit Fresco-Malereien, die wahrscheinlich zu einem Badehause gehörten. Das Gebäude muß durch Feuer zerstört worden seyn, da die Ruinen in dicken Lagen von Asche begraben waren. Verschiedene Gewichte, Vasen und römische Münzen, trefflich erhalten, wurden gleichfalls ausgegraben.

Chronik der Reisen.

Reise in den Vereinigten Staaten.

Aufenthalt im fernen Westen.

(Fortsetzung.)

Wir hatten das endemische verderbliche Fieber, das Geist und Körper zugleich niederdrückt. Fünfzehn Tage lang waren wir nicht im Stande eine Nahrung zu uns zu nehmen, und wir waren äußerst schwach geworden. Einige Arzneimittel, die uns ein Missionär verschaffte, brachen endlich die Heftigkeit der Krankheit, und allmählich kamen unsere Kräfte wieder. Die Genesung war langsam, und als sich die letzten Blumen der Prairie öffneten, ritten wir umher, die Natur zu bewundern, die sich mit ihrem schönsten Gewande zu bekleiden schien, um in aller Pracht zu sterben.

Als wir noch in der Mission waren bei diesen wackern Leuten, die uns mit größter Sorgfalt pflegten, kam Hr. Giraud von St. Louis zurück und schlug mehrere Plane vor. Vor Allem verlangte er, daß wir die schlimme Jahreszeit bei ihm zubringen sollten; wir stimmten ihm in Allem bei, und so wurden wir die Bewohner eines der oben erwähnten kleinen Häuschen.

Die Bauernhöfe dieser Länder, mögen sie französisch oder amerikanisch seyn, haben fast alle das gleiche originelle, bizarre und malerische Aussehen. Denkt euch in Wäldern, die beinahe so alt wie die Welt sind, einen großen lichten Platz, den Feuer und Axt jeden Tag größer machen; ferner eine Quelle, einen Bach oder einen Fluß, an dessen Ufer man große und kleine Häuser in der Nähe beisammen oder zerstreut findet; einen geräumigen eingeschlossenen Platz, in dem sich Schafe, Kühe, Ochsen und Pferde herumtummeln; ein mit einem Holzzaun wohl verwahrtes Maisfeld, auf dem sich mitten unter dem Getreide verbrannte und ihrer Aeste beraubte große Bäume erheben, wo man wilde Stiere sieht, feurige Hengste, die in Sprüngen herbeirennen auf den wiederholten Ruf ihres Herrn, der ihnen auf die umgelegten Bäume Salz streut; Schweineheerden, die reihenweise herbeitrotten, um unter Grunzen einige Maiskörner zu verzehren; starke Bursche, welche die jungen Stiere bändigen, die noch ungezähmten Füllen müde reiten und einige Schweine zur Nahrung der Familie abschlachten. Bei allen Wohnungen wiederholen sich dieselben Scenen, und nur im Innern zeigt sich ein Unterschied. Bei den Franzosen findet man kaum einige Meubel, und statt aller Zierrathen nur eine lange alte Flinte, einen Kugelbeutel, ein Pulverhorn und Geräthe der Wilden, die mit europäischen Effecten gemischt sind, woraus man sieht, daß sich hier zweierlei Racen vermengen. Bei den Amerikanern dagegen findet man eine ausgezeichnete Reinlichkeit, die den englischen Frauen Ehre macht; elegante und bequeme Meubel, die man mit Verwunderung hinter Erdmauern findet, ein Spinnrad, einen Webstuhl und immer einige Bücher.

In den französischen Häusern wird man von bereits bejahrten Männern angeredet in einem alten Französisch, dem sich einfache energische Ausdrücke beimengen, die der englischen und osagischen Sprache entlehnt, aber auf eine barocke Art französirt sind. Ihre Physiognomie ist voll Keckheit, Jovialität und Gutmüthigkeit; doch haben die vielen Leiden und Entbehrungen einen ernsten melancholischen Zug ihrem Gesicht aufgeprägt. Das sind die alten Waldläufer, die ihre Jugend unter Bisongs, Elenthieren, Bären und Wilden zugebracht haben, und die ihr Leben mit einer indischen Frau, einem Maisfeld und einigen Hausthieren endigen, ohne einen andern Genuß, als den Tabak, den Kaffee und lange Unterhaltungen, und die sich glücklich schätzen an der Ecke ihres ländlichen und einsamen Herds. Sie leben in der größten Unwissenheit, und haben von der Religion nur unvollkommene Begriffe; aber sie sind menschlich, gastfrei und großmüthig, weil diese Tugenden, die in der Menschen Herz geschrieben sind, nie von denen vergessen werden, welche viel durchgemacht haben. Sie sind unerschrocken, schwatzhaft, lustig und sorglos, wie die Franzosen, und man wird nie ihren Tisch verlassen, ohne sich mit Zufriedenheit zu sagen: das sind brave und ehrenwerthe Leute!

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 251.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 September 1838.

Ausbreitung des englischen Einflusses in der Halbinsel jenseits des Ganges.

Als die ostindische Compagnie sich im Frieden von Yandabu die südlich von Rangun und dem Irawaddi gelegenen Provinzen Tenasserim und Martaban abtreten ließ, hatte sie kein anderes Interesse im Auge, als sich die Teakwälder am Saluenstrom zugänglich zu machen, da die indische Marine ein zu großes Bedürfniß dieses unverwüstlichen Holzes hat, als daß es gerathen gewesen wäre, die Zufuhr desselben gänzlich in den Händen der Birmanen zu lassen. Diese Provinzen bestehen aus allen ehemaligen Besitzungen von Birma südlich vom Saluen, und bilden ein Dreieck, dessen kürzeste Seite am Meere liegt, und die beiden andern einen sehr langen spitzigen Keil bilden, der zwischen Birma und Siam nordnordöstlich hinläuft. Ihre europäischen Garnisonen in diesen Provinzen bedurften Schlachtvieh, das in diesen Localitäten mangelt, und zuerst mit großen Kosten aus Madras zur See herbeigeführt wurde, bis eine Einladung des Fürsten des Schanstaates von Zimmay, Handelsverbindungen mit ihm anzuknüpfen, dem englischen Generalcommissär Maingy die Idee eingab, in den Provinzen am obern Saluen Vieh einkaufen zu lassen. Er schickte daher den Dr. Richardson im J. 1830 nach Zimmay, wo dieser nicht nur seinen Zweck, den Viehhandel mit der Küste zu organisiren, erreichte, sondern Nachrichten über den Zustand des Innern brachte, welche auf Einmal die Ideen der Engländer von der Wichtigkeit ihrer neuen Besitzungen bedeutend erweiterten. Er fand chinesische Karawanen, welche aus der Provinz Yünnan kommen und 1000 bis 2000 Maulthiere mitbringen, auf denen sie Seide, Lackwaaren, englische Tücher und andere Waaren aus Canton einführen, wogegen sie Baumwolle, Elfenbein und, was sonderbar lautet, Thee mit zurücknehmen. Der Generalcommissär beschloß sogleich, wo möglich diese chinesischen Karawanen nach Molmein, der Hauptstadt der neuen Provinzen, zu ziehen, und so einen Handel mit China auf einem neuen und ungehofften Wege zu eröffnen. Er und sein Nachfolger, der gegenwärtige Generalcommissär Blundell, haben seitdem alle Jahre eine oder mehrere Gesandtschaften an die Fürsten des Innern geschickt, um Handelsverbindungen anzuknüpfen und den Chinesen eine gangbare Straße offen zu halten. Dieß ist bis jetzt nur auf einen geringen Grad gelungen, und obgleich einige kleine Karawanen in Molmein angekommen sind, so sind doch die politischen Verhältnisse, welche man in der großen Menge dieser Staaten fand, so verwickelt, und durch birmanischen, siamesischen und chinesischen Einfluß so schwierig, daß es noch ziemlicher Anstrengung bedürfen wird, ehe dieser Handel die Ausdehnung nehmen kann, deren er fähig ist. Denn obgleich der Weg von der Küste nach Yünnan jedenfalls lang und beschwerlich ist, so könnten doch die Kaufleute, wenn ihnen keine Schwierigkeiten unterwegs gemacht werden, im ganzen westlichen China mit den Cantoner Kaufleuten im Verschluß englischer Waaren vortheilhaft concurriren, und durch Herabsetzung der Preise den Absatz beträchtlich erweitern, indem sie in Molmein weder die hohen Hafengebühren von Canton, noch auf ihrer Gränze von China ein organisches System von Monopol, wie das der Hongkaufleute, noch eine hergebrachte Gewohnheit von Erpressungen, wie von Seiten der Behörden in Canton, finden würden.

Der letzte Bericht über diese Gegenden und Verhältnisse ist der des Lieutenants Macleod, welcher weiter als irgend einer seiner Vorgänger vordrang, und sich zuerst mit den chinesischen Behörden in Verbindung setzte; der Bericht ist auf Befehl des Generalgouverneurs von Indien gedruckt worden, und enthält über die innere Lage dieser unbekannten Länder viele interessante Data. Es ist jedoch nöthig, um diese verständlich zu machen, einige Worte vorauszuschicken. Der ganze Landstrich zwischen Birma und Siam hin bis an die chinesische Gränze ist von der friedlichen und in eine Menge kleiner Staaten zerfallenen Nation der Schans bewohnt, welche bei ihrem Mangel an Einheit sich nicht gegen die Eingriffe ihrer mächtigen Nachbarn zu bewahren gewußt hat. Die Staaten stehen zwar noch immer unter ihren alten Fürsten, deren Titel Tsoboa ist, aber diese haben sich in der Nothwendigkeit gesehen, sich dem Schutz einer oder mehrerer ihrer Nachbarn zu unterwerfen; die Siamesen und Birmanen begnügen sich, in die ihnen unterworfenen Staaten einen Officier mit einer kleinen Besatzung zu schicken, welcher die politische Oberaufsicht führt und den Tribut eintreibt, aber im Uebrigen

Digitized by Google

das Detail der Verwaltung dem Tsoboa überläßt. Die Chinesen dagegen haben die ihnen unterworfenen Stämme der Schans unter eigentliche chinesische Verwaltung gebracht, und erheben durch ihre eigenen Beamte die Landsteuer, wie in China, während der Gouverneur der nächsten chinesischen Provincialstadt, welche Mungla heißt, die politische Oberaufsicht über den Tsoboa durch Correspondenz führt. Die Chinesen scheinen ihre Macht nicht mißbraucht zu haben, denn wo man auf ihre Gränzstationen stieß, klagten die Schans nicht über sie; sie sagen, daß sie zwar zu viel Schreiberei haben, aber gerecht regieren, und sie vergleichen sie immer mit den Engländern, während sie bitter über die Birmanen und Siamesen klagen. Es ist eine höchst sonderbare Erscheinung, daß man hier auf einer mehr als halbwilden Gränze Klagen über das charakteristische Zeichen aller civilisirten Administrationen, das Actenwesen und seinen Mißbrauch, findet. Die unter den Birmanen stehenden Schans hatten das Joch derselben zu hart gefunden, und ein großer Theil derselben hatte sich Siam unterworfen, was ihnen von Seiten der Birmanen eine Reihe von verheerenden Einfällen zuzog, welche einen großen Theil des Landes verödeten. Das Menschenstehlen auf der ganzen Gränze hin war so allgemein geworden, daß die Schans nicht mehr wagten, ihre Felder zu bestellen, ohne vollkommen bewaffnet zu seyn, und genöthigt waren, sich in befestigten Dörfern zusammenzuhalten, denn jeder Unbewaffnete war nicht einen Augenblick sicher, daß er nicht plötzlich in Sklaverei abgeführt wurde. Der Krieg der Compagnie gegen die Birmanen im J. 1825 bis 1827 machte diesem Zustand der Dinge ziemlich ein Ende; die Birmanen sahen sich genöthigt, ihre Garnisonen auf der Nordostgränze zu vermindern, und haben seitdem noch nicht wieder Kräfte genug erlangt, ihr altes System von Einfällen wieder aufs neue in Ausübung zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Pest in Odessa.

(Schluß.)

In den Städten und in den Vorstädten erstand nach und nach wieder die frühere Zuversicht und die frühere Ordnung. Tag für Tag verstärkte sich die Ueberzeugung, daß, wenn auch noch nicht alle Wurzeln der Ansteckung abgeschnitten seyen, sie doch auf den möglichst geringen Grad reducirt wären. Schnell erhob sich wieder der innere Verkehr; der Handel, der auch vorher keinen bedeutenden Abbruch gelitten hatte, erhielt auf einmal wieder die erfreulichste Richtung, und wurde mit einem Erfolg betrieben, wie er nur die besten Jahre auszeichnete. Das Beladen der Schiffe vermittelst des Quarantänehafens ging unausgesetzt fort. Der Umstand, daß es bei der damaligen Lage Odessa's den Schiffen versuchsweise gestattet wurde, mit Ballast nach dem Observationsorte zu fahren, eröffnete ein neues und unschädliches Mittel, den Handel mit dem Ausland sicher zu betreiben. In den Landquarantänen wurden eine Menge Waaren gereinigt, und der Credit innerhalb der Linie des Freihafens setzte sich so fest, daß auf den öffentlichen Märkten die Lieferung von Lebensmitteln für Wohlthätigkeitsanstalten ohne alle Erhöhung des Preises, wie in ganz gesunden Zeiten, übernommen wurde.

Am 2 Dec. wurde die Cernirung der Moldawanka aufgehoben, und der Verkehr der Stadt mit den Vorstädten stieß auf kein Hinderniß mehr; 146 verdächtige Häuser, die Krongebäude ungerechnet, traten nach Maaßgabe ihrer Reinigung wieder in Verkehr, in welchem sich auch einige, in der Quarantäne gewesene Personen, unter andern das ganze Bataillon der Quarantänewache befanden. Nur wurde es 14 Tage in den Casernen zurückgehalten, um sich zu vergewissern, daß nicht noch in dieser oder jener Habseligkeit das Gift verborgen sey. Ueberhaupt gestattete die Behörde, welche die Tücke des Pestgifts kannte und unerwartete Wiederausbrüche fürchtete, nur nach und nach, und mit großer Behutsamkeit, die Einführung der gewöhnlichen Ordnung, und forderte die Commission fortwährend zur strengsten Vorsicht auf. Kranke und Gestorbene wurden wie bisher besichtigt, da aber die ärztliche Commission unmöglich zu gleicher Zeit an die verschiedenen Orte hineilen konnte, so wurden, um der größern Bequemlichkeit willen, hölzerne Hütten auf dem christlichen und jüdischen Kirchhof erbaut, in denen die Leichen niedergelegt und auch täglich um Mittag besichtigt wurden, worauf man sie augenblicklich der Erde übergab, auch wenn sie gar keinen Verdacht erweckten. Graf Woronzow sprach in seinem Aufruf an die Bürger (vom 30 Nov.) sich über die Nothwendigkeit aus, noch eine Zeit lang die Vorsichtsmaaßregeln zu beobachten, und schlug vor, zu einer allgemeinen Reinigung der ganzen Stadt durch Lüftung oder Untertauchen der sämmtlichen Fahrniß ins Wasser zu schreiten. Zugleich wurde vorgeschrieben, sämmtliche Lumpen und Unreinigkeiten zu sammeln, und in besonders ausgegrabenen Gruben zu verbrennen. Diese, wie auch alle andern damals ergriffenen Maaßregeln, hatten, wenn sie auch keinen directen Nutzen gewährten, zum mindesten den Vortheil, daß sie das Volk von einem raschen Uebergang aus einem Extrem ins andere abhielten, und der gänzlichen Erschlaffung der Quarantänevorschriften vorbeugten. Am 9 December wurde der Gottesdienst in den nicht abgesperrten Kirchen mit einigen Vorsichtsmaaßregeln eröffnet. Auf Befehl des Generalgouverneurs wurde der innere Umfang aller Kirchen ausgemessen, und nach diesem Maaßstab ließ die Polizei nur eine bestimmte Menge Andächtiger zu, so daß diese den Gottesdienst hören konnten, ohne einander zu berühren. Der Geistliche segnete die Versammlung aus einiger Entfernung, und gestattete Niemand, das Kreuz und das Evangelium zu küssen. Am 10 December wurde der Detailhandel gestattet, doch durfte Niemand in die Magazine und Buden eintreten, und Alles mußte bei offenen Thüren abgemacht werden, an denen Seile herübergespannt oder Barrieren angebracht waren. Die Herbeikommenden berührten noch nichts, was sie nicht kauften, und die gekaufte Waare nahm man nicht aus den Händen des Magazininhabers, sondern vom Tische weg, auf dem es lag; Gold, Silber und Kupfer wurde durch Essig oder Wasser gezogen, und Assignaten in Rauchbüchsen gelegt.

Trotz aller Vorsichtsmaaßregeln stand für die Behörde noch

Digitized by Google

eine Gefahr im Hintergrund: bei jedem Erscheinen der Pest, und allenthalben, wo eine strenge Polizei gehandhabt wird, finden sich übelgesinnte oder ungebildete Leute, welche ihren eigenen, manchmal unbedeutenden Vortheil dem allgemeinen Nutzen vorziehen, oder die Billigkeit der ergriffenen Maaßregeln nicht einsehend, etwas von ihrem Eigenthum vor der Quarantänereinigung verstecken, und so die Ruhe, die Wohlfahrt und selbst das Leben ihrer Mitbürger augenscheinlicher Gefahr aussetzen. Solche Leute fanden sich auch hier, aber zum Glück theilten sie ihr Geheimniß dem einen oder andern Hausgenossen mit, und diese brachten die Sache ohne Zögern zur Kenntniß der Behörden. In diesem, wie in vielen ähnlichen Fällen, zeigte der größere Theil der Bewohner von Odessa durch die That, daß sie die zum Besten der allgemeinen Sicherheit ergriffenen Maaßregeln wohl zu schätzen wußten; sie nahmen thätigen Antheil an den Mitteln zur Ausrottung des Uebels, und ohne das einhellige Bestreben der Einwohner wäre ein so rascher und glänzender Erfolg nicht leicht zu erreichen gewesen. Im ganzen Verlaufe der Pest fielen außerordentlich wenig Vergehen gegen die Quarantäneordnung vor; nur vier Leute durchbrachen die Absperrung der Stadt, wurden jedoch gleich an der ersten Linie aufgehalten, und nur einer oder zwei Leute versuchten mehr aus beschränkten Begriffen, als aus überlegter schlimmer Absicht, die Gemüther aufzureizen, sammelten einen Haufen gemeinen Volks um sich, und behaupteten, die Pest sey nur eine Erfindung der Aerzte, und alle Maaßregeln hätten nur die Bedrückung der Armen zum Zweck. Graf Worenzow befahl, sie unter strenger Aufsicht ins Pestquartier zu führen, wo sie ohne weitere Erklärung und trotz alles kläglichen Sträubens beim Verbinden ihnen bekannter Kranken gegenwärtig seyn mußten. Dieß genügte: nach Hause zurückgekehrt, läugneten sie nicht, was sie gesehen hatten, und übertrieben wahrscheinlich noch die Größe der Gefahr, womit die ihrem Zweck ganz entsprechende Strafe verknüpft gewesen war.

Der Kaiser bestimmte für die Stadt einen doppelten Termin: vom 5 Dec. 1837 bis 24 Febr. 1838 verflossen 80 Tage, und da in dieser ganzen Zeit nichts mehr die öffentliche Ruhe störte, so wurde auch zur Auflösung der Quarantäneabsperrung geschritten. Nach einem feierlichen Gottesdienst und Dankgebet wurden die Barrieren geöffnet, und Odessa trat wieder in freien Verkehr mit dem Reich.

So verlief ein Ereigniß, das vielleicht in den Annalen aller Völker unerhört ist. Die Pest, dieser grausame Feind des Menschen, brach in eine volkreiche Stadt ein, und wurde über Erwarten gebändigt und auf die ersten Stadien seiner Thätigkeit beschränkt, ohne Bedrückung der Einwohner, ohne eine bedeutende Zahl von Opfern und noch dazu ohne bedeutende Geldausgaben, die trotz dem, daß man nicht kargte, sich nicht höher als 300,000 Rubel beliefen. Das Uebel war vernichtet, und zugleich damit ein Versuch in großem Maaßstab dargestellt, der für die Jetztlebenden und für die Nachwelt von Wichtigkeit ist. Es wurde durch die That bewiesen, daß wenn man die Umstände zu bemeistern versteht, die Unerläßlichkeit einer allgemeinen Quarantäne nur sehr bedingt ist, daß man nur in seltenen Fällen dazu schreiten muß, und auch dann nur als Ausnahme von der Regel. Odessa war gerettet, und die schwere Kunst der Staatsverwaltung hatte einen Schritt vorwärts gethan.

Quecksilber in Mexico.

Bei dem großen Verbrauche des Quecksilbers in Mexico und dem Preise dieses Metalls, der in der neuern Zeit in Europa um das Doppelte gestiegen ist, haben die Commissäre der Gruben-Compagnien von Real del Monte und Bolaños in denjenigen Bezirken, wo man seine Existenz kennt, Untersuchungen anstellen lassen. Diese haben Quecksilbererze in sehr entfernten Lagen von einander aufgefunden. Von einer sind der Gesellschaft Proben vorgelegt worden, und Hr. Taylor macht dabei folgende Bemerkungen: die Grube von San Onofre soll eine regelmäßige Ader enthalten, die zwei bis drei Ellen breit, einen Kalksteinberg von beträchtlicher Höhe durchschneidet. Das Erz ist meist zinnoberartig, zum Theil leberartig, doch kommt auch gediegenes Quecksilber vor, und, wiewohl seltener, gediegenes Kalomel. Eine Probe gab, als das Muttergestein nur unvollkommen davon entfernt war, 40% Quecksilber. Andere quecksilberhaltige Adern sind seitdem noch in der Nähe von San Onofre bemerkt worden, und man trifft unter der Leitung des Capitän Rule Anstalten, die Versuche im Großen weiter zu verfolgen.

Chronik der Reisen.

Reise in den Vereinigten Staaten.

Aufenthalt im fernen Westen.

(Schluß.)

Anders bei den Amerikanern; Männer mit rauhen, plumpen Gesichtern, mit Zügen voll Kühnheit und Beharrlichkeit, empfangen den Fremden mit Kälte und Ernst, aber doch mit möglichster Zuvorkommenheit. Eine Menge von Kindern verläßt die Spiele oder die Beschäftigung und wirft auf den Reisenden feste, wiewohl scheue Blicke. Das sind die unermüdlichen Pioniere, die der Civilisation die Bahn lichten, und, von einem wahren Arbeitsfieber, das noch durch den eigenen Vortheil bestärkt wird, besessen, den Westen durchwandern. Die Vereinzelung hat bei ihnen Selbstsucht, Stolz und väterlichen Despotismus erzeugt. Jede Familie ist sich selbst genug, und glaubt, daß es überall so seyn könne; ihr Haupt ist ihr König und Priester, was noch seine freie Unabhängigkeit verstärkt. Ihre Religion geht oft bis zum Fanatismus, und ihre Frauen besonders zeigen große Intoleranz. Man muß sich gefaßt machen, mit Fragen überhäuft zu werden, und muß diese so schnell als möglich beantworten, wenn man Ruhe haben will; man vergesse ja nicht ihre Eigenliebe, und vergesse nie beim Fortgehen, sie gut zu bezahlen, wenn man ein anderes Mal wohl aufgenommen seyn will.

Alle Gränzbewohner leben von ihren Ernten, von der Milch ihrer Kühe und vom Wildpret, denn sie sind vortreffliche Schützen. Sie treiben untereinander einen kleinen Tauschhandel, in welchem die Franzosen fast immer übervortheilt werden; sie verkaufen ihr Hornvieh und ihre Schweine mit großem Vortheil, weil diese Thiere fast keinen Aufwand nöthig machen. Sie bauen ihre Ländereien ziemlich gut, ziehen aber nicht Alles daraus, was sie ertragen könnten. Die Franzosen

Digitized by Google

bemühen sich nur, ein wenig Getreide zu sammeln, um französisches Brod, wie sie es nennen, zu essen; die Amerikaner beschäftigen sich fast nur mit dem Bau des Mais, der dort eine Höhe von 13 bis 14 Fuß erreicht. Doch gibt es auch solche, die reichlich tragende Aepfelbäume, Felder mit Kartoffeln und mit süßen Bataten besitzen, aber weiter nichts. In den Wäldern finden sie wilde Zwetschen, Reben und Datteln, die schwarze Wallnuß und mehrere andere Nußarten, und vor Allem die weiße amerikanische Wallnuß (hickory), die ein festes, hartes, schwer zu brechendes Holz hat; darum ist auch Old Hickory der populäre Beiname Jacksons. Sie verstehen es auch aus Ahorn Zucker zu gewinnen, und wissen gut mit Eichen-, Buchen- und Eschenholz, wie auch mit dem Holze des ungeheuren Maulbeerfeigenbaumes und der gelben Pappel umzugehen.

Kurze Zeit nach unserer Ankunft wurde geerntet. Zwanzig Männer, Franzosen und Mestizen, ließen sich auf einem Maisfelde von 40 Morgen nieder und mähten sämmtliches Korn innerhalb vier Tagen. Gutes Land trägt 60 bis 100 Schäffel auf den Morgen. Es war ein wahres Fest. Einige Wilde hatten mehrere Damhirsche gebracht, und die Negerin bereitete von denselben, wie auch von gesalzenem und geräuchertem Fleisch, ungeheure Schüsseln, an welche sich die Arbeiter dreimal des Tages mit einem enormen Appetit machten. Dieser Fleischaufwand machte mich staunen, noch mehr aber das starke Kaffeetrinken. Es ist hier zu Lande Sitte, zum Essen Kaffee zu trinken, und wir sogten derselben einigemal absichtlich. In einem feuchten und warmen Land ist der Kaffee als Aufregungsmittel keineswegs zu verachten. Mehreremale während unserer Krankheit befolgten wir diesen Gebrauch, und wir befanden uns gut dabei. Bei den Amerikanern ist der Kaffee das gewöhnliche Getränke; sie fügen noch Thee und starke Getränke hinzu, die ihre Liebhaberei sind, aber von den Franzosen gewöhnlich nicht geliebt werden.

Mit der Maisernte sind die Feldarbeiten zu Ende. Die Landleute widmen sich von da an ganz ihren Hausthieren und Schweinen, welche während des ganzen Jahres durch Wiesen und Wald laufen, und nur manchmal kommen, um etwas Heu und Mais zu suchen. Sie sind alle sorgfältig gezeichnet. Die Pferde sind sehr gut, die Ochsen erlangen eine bemerkenswerthe Höhe; die Schweine, die sich von Nüssen und Eicheln nähren, bekommen ein gesundes und fastiges Fleisch. Die Hämmel, die man jedoch nur selten antrifft, sind schöner, als alle, die man in Frankreich sieht.

In dem Kaufhause war man damit beschäftigt, die Häute zu klopfen, zusammenzupacken, zu pressen und Barken zu bauen, um sie nach St. Louis hinabzuschaffen. Während des Winters verrichten die Franzosen der Umgegend diese Arbeiten mit einem Muth und einer Heiterkeit, die der Strenge des Klima's trotzen. Sie tauschen dagegen Kleiderstoffe, Zucker, Kaffee und verschiedene andere Gegenstände ein, die das Leben behaglicher und angenehmer machen.

Nach unserer ersten Genesung wurden wir mehreremal rückfällig; das Jahr war eines der schlechtesten; die ältern Bewohner des Landes hatten selbst an Wechselfiebern zu leiden, die zwar für den Augenblick nicht gefährlich sind, aber auf die Folgezeit die stärksten Constitutionen untergraben. Mit 45 Jahren fängt der Auswanderer an abzunehmen und bekommt weißes Haar. Die Mittel, die man anwendet, sind Fieberrinde, die zweite Rinde des Sassafrasholzes, das Sumpfholz und der Prairiethee, lauter mehr oder minder stark bittere Substanzen, die in Tisanen genommen werden, und die heilsamsten Kräfte haben. Man gebraucht auch die Maiswurzel, pulverisirt und in Wasseraufguß, um die Fieberhitze zu lindern, Palma Christiöl, das in großer Menge an den untern Theilen des Osage gesammelt wird, und Calomel, das die Quacksalber, welche die Kranken im Westen ausbeuten, auf die leichtsinnigste Art anwenden. Ich sah selber mit an, wie ein wackerer Canadier durch dieses verderbliche Mittel getödtet wurde, das ihm eine Anschwellung des ganzen Körpers verursacht hatte, und mehrere Fälle ähnlicher Art sind mir erzählt worden. Die Leroy'sche Medicin scheint hier, wie im ganzen Gebiete der Vereinigten Staaten, besonders im Süden (wo es das Hauptmittel der Neger ist), sehr im Schwange zu seyn.

Die Fieber entstehen bei den ersten Niederlassungen, sie verursachen heftige Kopfschmerzen, eine ausnehmende Schwäche, Schmerzen in allen Gliedern, ein allgemeines Zittern (Schüttelfrost), dem eine unerträgliche Hitze folgt. Viele haben das Fieber das ganze Jahr durch und sind ganz daran gewöhnt. Daher kommt, wie es scheint, der Mangel an Energie, der sich manchmal bei ihnen bemerklich macht. Die Fieber dauern vom August bis October, und wenn die damit Behafteten dann nicht gesund werden, so erhalten sie ihre Gesundheit und Kraft nicht wieder vor dem nächsten Frühjahr.

Im Westen gibt es noch eine besondere Menschenclasse, deren einziges Geschäft ist, von einer Niederlassung zur andern zu wandern und zu predigen. Sie werden stets mit Freuden empfangen; man sammelt sich, um sie zu hören. Sie fangen ganz ruhig an, werden aber plötzlich lebhafter, und machen oft zwei Stunden lang fort, schreiend, gesticulirend, oft auch mit Schluchzen, und stimmen zuletzt einen Gesang an, in welchen alle mißklingenden Stimmen der Gesellschaft einfallen, was ein übertönendes Geschrei macht. So rauh dieß Amt eines wandernden Predigers ist, so genießen doch die, welche es bekleiden, eine große Achtung, und die Ankunft eines guten Predigers macht Epoche bei den in den westlichen Wüsten vereinzelten Gutsbesitzern.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Englische Blätter melden, daß der berühmte Reisende Alexander Burnes von der Königin die Ritterwürde erhalten und zum Obristlieutenant ernannt worden sey. Derselbe befindet sich gegenwärtig bekanntlich auf einer diplomatischen Mission in Cabul.

Der Litterary Gazette vom 18 August zufolge hat man in Sevilla den Vorschlag gemacht, eine Subscription zu eröffnen, um dem berühmten spanischen Maler Murillo ein Denkmal zu setzen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 80 der Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Erzählung von den Pyrenäen.** Aus dem Englischen. — **Die Einheit der modernen Literatur.** (Fortsetzung.) — **Silvio Pellico.** (Fortsetzung.) —

In das Abonnement dieses dem Auslande bestimmten Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 4 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 8 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 252.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 September 1838.

Etwas über die Fieberrinde in Peru.

(Aus Pöppigs Reisen.)

Die Aufsuchung und der Handel mit Fieberrinde (Cascarilla) wurde die Ursache zur Colonisirung der wilden Berge von Chinchao und Cuchero. Die Einführung jenes sehr einträglichen Gewerbes fällt gegen 1785, denn trotz der sehr hohen Preise, die in Lora für die Rinden erhalten wurden, dachte lange Jahre hindurch Niemand daran, die bekannten Chinasorten von Huanuco zu einem gleich einträglichen Geschäft zu benutzen. Kurze Zeit nach der Eröffnung jenes Handels waren schon die Unternehmer, einige sehr thätige Altspanier, besonders Biscayer, so reich geworden, daß sie von allen Seiten Nachfolger fanden, die, ohne Landeigenthum zu besitzen, theils sich zu weiten Streifzügen, zum Theil in die wilden Wälder jenseits des Flusses, also in den Bereich der unabhängigen Indiervölker verstehen mußten, theils in den feuchten und heißen Forsten der untern Missionen (Chicoplapa, Pampa hermosa) eine geringere, freilich aber auch leicht zu erlangende Rinde aufsuchten. Diese unbemittelten und gewissenloseren Speculanten ließen sich gar manche Betrügerei und Verfälschung zu Schulden kommen, und lieferten eine schlechte Waare, da ihnen weniger an der Erhaltung des Handels lag als den eigentlichen Grundbesitzern der großen Cinchonenwälder von Cuchero, Pillao und Cassapi. Mancherlei Fieberrinden kamen aus den Provinzen nördlich von Huanuco unter dem Namen ächter Huanucorinden in den Handel, und so geschah es denn, daß man schon zeitig gegen diese in Europa mißtrauisch wurde, oder doch sie für mittelgut erklärte. Sie verdienen jedoch keineswegs diesen Ruf, da aus den von mir gesammelten und verglichenen Rinden sich ergibt, daß sie zu den besten Sorten zu zählen sind. Mit dem Ausbruche der Revolution fehlte es theils an Capital, theils wanderten die eigentlichen Unternehmer dieses Geschäfts aus, und da die Verbindung geraume Zeit gestört blieb, an die Stelle des Handels mit Cadiz noch kein neuer getreten war, und die wenigen fremden Kaufleute Lima's aus Mangel genauer Bekanntschaft mit dem Rindenhandel damals noch jeden größern Einkauf ablehnten, so häufte sich die Waare in Huanuco anfangs an, bedeutende Verluste entstanden späterhin, und die alten und geübten Rindensammler (Cascarilleros) zerstreuten sich aus Mangel an Arbeit, so daß seit 1815 Niemand mehr jenes Geschäft betrieben hat. Die gegenwärtigen Besitzer von Cassapi, Cuchero und Pampayaco haben mehrfach versucht, jenen Handel wieder herzustellen, der ihnen außerordentlichen Vortheil verspricht, indem nach 15jähriger Ruhe die Bäume wieder so sehr emporgewachsen waren, daß sie glaubten im ersten Jahre mit leichter Mühe 12,000 Arroben (im Werth gegen 60,000 Pes. dur.) sammeln zu können. Während des Krieges hatte die Rinde der Yungas oder gemäßigten Bergwälder von La Paz und andern Gegenden von Bolivia, welche im Handel fälschlich Calisaya genannt wird, über Arica einen Ausweg nach Europa gefunden. Vielleicht ist mehr die Anwendung fremder Capitalien in der Habilitation der dortigen Rindensammler, als die angeblich vielfach größere Rinde selbst die Ursache, daß die Kaufleute von Lima, von denen viele Häuser in Arica als Commanditen abhängen, den Calisayahandel kräftig unterstützen, während sie sich gegen Verbindungen mit Huanuco weigern. Es ist gegenwärtig unmöglich, genaue Nachrichten über die Zahl der Arroben von Huanucorinden zu erhalten, welche in bessern Zeiten nach Lima zu gehen pflegten, indem der Handel zum Theil in den Händen der geringern Speculanten war, und ohne Verbindung mit den größern Unternehmern in Huanuco getrieben wurde. Alte Bürger jener Stadt, die ihr ansehnliches Vermögen dem Rindenhandel verdankten, glaubten, daß gegen 24,000 Arroben (von 25 spanischen Pfunden) aus der ganzen Provinz in den besten Jahren ausgeführt worden seyen, und der sehr achtungswerthe, einst in diesem Geschäfte den ersten Platz einnehmende D. Jose Espinosa setzte hinzu, daß die in der Wildniß ohne Landsitz umherstreifenden Speculanten nur in wenig Fällen mehr als drei- oder vierhundert Arroben erlangten, während die Eigner großer Haciendas, welche natürlich keinem Fremden in ihren Wäldern das Fällen und Abschälen der Cinchonen erlaubten, je nach der Größe ihrer Districte, zwei- bis dreitausend Arroben sammelten. Cuchero besitzt den größten Reichthum an solchen Bäumen, und daher gelang es auch einem seiner frühern Besitzer, D. Jose Bidurrezaga, in wenigen Jahren sich von seinen Wäldern mittelst 6000 Arroben, nach den damals gewöhnlichen Preisen der Rinde, eine Einnahme von mehr

Digitized by Google

als 90,000 Pes. dur. zu verschaffen. Gegenwärtig ist dieser Handel in der Provinz Huanuco als erloschen anzusehen, und kaum dürften fünfzig Arroben ihren Weg nach Lima in kleinen Partien finden. Sie werden dort mit den geringern bolivischen Sorten vermengt, oder als Verbesserungsmittel unter die verschiedenen Sorten der Trurillorinden geworfen, welche ebenfalls in sehr kleinen Mengen im Handel vorkommen, und dabei zu den schlechtesten der bekannten gehören.

Das Aufsuchen der Fieberrinde geschah auf den großen Haciendas, in denen es leicht war, genaue Ortskenntniß zu erlangen, mit Regelmäßigkeit, und man verfuhr ziemlich wie in den Forsten Europa's, indem man das Ganze in Schläge vertheilte. Expeditionen wurden nicht angestellt, da die Arbeiter immer die Wohnhäuser der Hacienda nahe genug sahen, um innerhalb einiger Stunden nach ihnen zurückkehren zu können, und das ganze Geschäft nur gelegentlich betrieben wurde. Ganz anders war aber das Verfahren, wenn der Speculant ohne Grundbesitz die Aufsuchung der Rinden in den hohen Bergen jenseits des Huallaga und an den Quellen des Tulumayo veranstaltete. In der Nähe der Cinchonendistricte wohnten stets Arbeiter, die, zum gewöhnlichen Landbau viel zu stolz, als Cascarilleros oder Rindensammler einem höhern Stande anzugehören vorgaben, und, obwohl meistentheils Farbige, viel mehr Rücksichten erwarteten als der gemeine Taglöhner (Peon), und je nach ihrer Laune dem Unternehmer eines Zuges die Bedingungen machten. Dieß ist wahres Raubgewerbe, wobei die Rinden, auch wenn sie alle ächt waren, nicht aufs sorgsamste behandelt wurden, was dem ganzen Handel Schaden brachte.

Zweifelsohne würde sich der Handel mit Huanucorinden zum Besten jener Provinz sehr heben, wenn einmal auf dauernde Versorgung der Märkte durch die Haciendabesitzer gerechnet werden könnte, und wenn die Regierung durch gesetzliche Vorkehrungen, die man oft vorschlug, und die in Lora vor hundert Jahren bestanden zu haben scheinen, den gewissenlosen Verfälschungen durch kleine Sammler vorbeugen wollte. Bei einiger Vorsicht von Seiten der Cascarilleros würden die verschiedenen Cinchonabäume nie ausgerottet werden, wie Manche aus Unbekanntschaft mit ihren Eigenthümlichkeiten wohl fürchteten. Man hat bloß die Vorsicht zu beobachten, den Stamm möglichst nahe an der Wurzel abzuhauen, um des Nachwachsens aus derselben gewiß seyn zu dürfen. In den mildern Gegenden, wie um Cuchero, erfolgt dieses so schnell, daß man schon nach sechs Jahren die jungen Stämme von neuem fällen kann; in der kalten, der Puna benachbarten Region der Cejawälder, wo die allerwirksamsten Cinchonen vorkommen, sind gegen zwanzig Jahre erforderlich.

Ausbreitung des englischen Einflusses in der Halbinsel jenseits des Ganges.

(Fortsetzung.)

Mac Leod verließ Molmein den 13ten December 1836, und erreichte Labong den 9 Januar 1837. Dieß ist die Hauptstadt eines kleinen Staats gleichen Namens, welcher zu einer Gruppe von Fürstenthümern gehört, die vor fünfzig Jahren unter birmanischer Herrschaft standen, sich aber unter der Leitung von sieben Brüdern von diesem Joch befreiten, und unter siamesischen Schutz begaben. Die übrigen dazu gehörigen Staaten sind von Zimmay, Lapon, Mungpay und Mungnam. Die sieben Brüder behielten unter dem Titel von Tsoboas die locale Administration, und haben seitdem allen Versuchen der Birmanen, sich wieder in Besitz der Fürstenthümer zu setzen, siegreich widerstanden. Der älteste derselben trägt immer den Titel „Herr des Lebens", den ihm der siamesische Hof ertheilt. Nach und nach war dieser Titel von einem der Brüder auf den andern übergegangen, bis auf den letzten, den Dr. Richardson noch im Jahr 1830 am Leben fand, der aber bald darauf starb. In Folge dieses Todesfalls hatte sich der Sohn des letzten Tsoboa nach Bangkok, der Hauptstadt von Siam begeben, um seine Ernennung zu betreiben, aber dennoch wurde Dr. R. von den Localbeamten sehr freundlich empfangen, wie überhaupt Labong immer der den Engländern geneigteste Staat war, und zuerst Verbindungen mit Molmein gesucht hatte. Man versicherte ihn, daß die Kaufleute aus den englischen Provinzen alle mögliche Sicherheit und Schutz finden würden, und erlaubte ihm, sein kleines Lager im Fort von Labong und neben dem Palast der Tsoboas aufzuschlagen. Die dort anwesenden Kaufleute versicherten ihn, daß sie nie Schwierigkeit finden Pässe zu erhalten, und daß man ihnen keine Hindernisse in den Weg lege. Die Sprache der Schan ist ein siamesischer Dialekt, und man kann sich daher nicht wundern, daß sie vorziehen, sich an Siam anzuschließen. Das Land ist von Natur reich und fruchtbar, aber durch die vorigen Kriege sehr entvölkert. Die Reispflanzungen geben 75 bis 120fache Ernten, und das Klima und das Land scheinen der Cultur der Fernambuc-Baumwolle sehr angemessen. Sie ist kürzlich in die neuen englischen Provinzen eingeführt worden, und die Engländer haben Samen nach Labong geschickt, auf das eifrige Verlangen der Bevölkerung, welche darin einen reichen Ausfuhrartikel nach China sieht, da dieses einen vortrefflichen Markt dahin bildet. Man findet Zinn, Eisen und Blei im Ueberfluß, und die Stufen, die man Versuchen unterworfen hat, haben 80 Procent Metall gegeben; aber die Einwohner machen wenig Gebrauch von diesen Reichthümern. Vieh ist im Ueberfluß, und der Handel damit hat der Compagnie große Summen bei der Verproviantirung von Molmein erspart; dieses Vieh wird mit englischem Tuch, Baumwollenzeugen und Stahlwaaren bezahlt. Die chinesischen Karawanen bringen Seide, Sammet, englisches Tuch (aus Canton), Eisenwaaren und Moschus, und nehmen rohe Baumwolle dafür. Alle Berichte sind darüber einstimmig, daß die Fürsten und das Volk dieses ganzen Landstrichs nicht nur die möglichst freundlichen Verbindungen mit den Engländern wünschen, sondern daß sie für die unberechenbaren Vortheile, die ihnen ihre neuen Nachbarn, ohne es zu wissen, verschafft haben, den lebhaftesten Dank fühlen, und daß sie beim Ausbruch eines neuen Kriegs zwischen Birma und Siam nicht zögern würden, sich in die Arme der Engländer zu werfen. Denn die Besetzung der Provinzen vor Tenasserim hat dem System von Plünderung ein Ende gemacht, das jene beiden Staaten ausübten, und der

Digitized by Google

Einfluß der neuen Verhältniſſe hat ſich bis auf die Birma gebliebenen Provinzen erſtreckt, ſo daß z. B. die Behörden von Rangun nicht mehr wagen ſich ſo hart zu zeigen, als früher, da ſie wiſſen, daß die Unterdrückten in ihrer Nähe ein Aſyl finden können.

Mac Leod verließ Labong den 12 Januar 1857 und erreichte Zimmay denſelben Tag. Es iſt eine befeſtigte Stadt und der Sitz der Regierung eines bedeutendern Staats als Labong. Der erſte Europäer, der es in neuerer Zeit beſuchte, war Dr. Richardſon im Jahre 1834. Er fand einige Schwierigkeiten dort, da die ſiameſiſchen Beamten hier etwas eiferſüchtiger ſcheinen, erreichte aber doch ſeinen Zweck, einen Handelsvertrag abzuſchließen, nach welchem eingeführte Waaren keinen Zoll, und ausgeführtes Vieh und Elephanten einen unbedeutenden bezahlen. Das Land iſt ſehr reich an Elephanten, und nach Berichten, die an den König von Siam erſtattet wurden, werden hier über 2000 derſelben gehalten, während in Labong nicht über 300 gehalten werden. Die größte Schwierigkeit, welche die Engländer in der Eröffnung des neuen Wegs nach China gefunden haben, beſteht in dem bittern Haß und Mißtrauen der ſiameſiſchen Schans gegen die Birmanen, und da der dritte und beſte Weg an die chineſiſche Gränze durch die halbbirmaniſche Provinz Kiangtung liegt, ſo haben ſich die Fürſten von Zimmay immer der Einführung deſſelben ſo viel möglich widerſetzt, und bisher die chineſiſchen Karawanen gezwungen, einen weiten Umweg über Muangnan durch das ſiameſiſche Gebiet gegen Südoſten zu nehmen; dieſer Weg iſt gebirgig und ſehr ſchwierig, und der Handel leidet durch die Verlängerung der Reiſe, und der Verluſt an Maulthieren, den die Chineſen dabei erleiden, iſt ſehr beträchtlich; daher war es der Hauptzweck der Reiſe von Mac Leod dieſem Uebel ein Ende zu machen. Als er in Zimmay ankam, wurde ihm Niemand entgegengeſchickt ihn zu empfangen, bis er einen Boten ſchickte, ſich zu beklagen, worauf man ihm Entſchuldigungen ſchickte. Er wurde den 15ten dem Tſoboa vorgeſtellt, der ihn ſeines guten Willens gegen die Engländer verſicherte, ihn aber von dem Verſuch, den directen Weg an die chineſiſche Gränze einzuſchlagen, abzuwenden ſuchte, und erklärte, daß die Straße von Räubern unſicher gemacht und faſt ungangbar ſey; dagegen rieth er ihm, nach Mungnan zu gehen, über welches der gegenwärtige Weg der chineſiſchen Karawanen geht. Er fürchtete offenbar, in Bangkok dafür verantwortlich gemacht zu werden, wenn er Mac Leod nach Kiangtung reiſen laſſe, erklärte aber, daß er ihn nicht finden werde, wenn er ohne Erlaubniß gehen wolle. Am Ende ſagte der Tſoboa, daß er ſich mit den Fürſten von Labong und Lahon darüber berathen müſſe, und ſchickte Officiere an dieſe, welche innerhalb 6 Tagen eine Antwort zurückbringen würden. (Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Reiſe in den Vereinigten Staaten.

Ueber die Wilden an der Gränze.

Die Colibris, die Päpſte, die Cardinäle und tauſend andere kleine niedliche Vögel waren einer wärmern Sonne nachgezogen. Die Tauben und Waſſerſchnepfen mit dem Elfenbeinſchnabel, die im Herbſt ankommen, waren ſchon vorbei; die grünen Papageien mit gelbem Kopf, die in Haufen fliegen, die Raben, die Trupps wilder Gänſe und Enten, die ſich auf den Sümpfen niederlaſſen, kündigten die Ankunft der rauhern Jahreszeit an. Jeden Morgen lag reichlicher Thau, der aber durch die Kälte in Eis verwandelt als Reif die Wieſen bedeckte. Die Thiere zogen ſich in die Wälder, um ſich vor dem Froſt zu ſchützen, und um Knoſpen und Kräuter zu finden. Die Bäume waren entkleidet, die Wieſen todt. Die indianiſchen Jäger kamen von der großen Herbſtjagd. Die Schaaren der Panis-Loups, ſonſt durch ihre Gewandtheit ſo berühmt, der Delawaren, die Stärke mit Sanftmuth, Kühnheit mit Geſetzlichkeit vereinigten, die Trupps der Plankaſaws, der Weas, der Georias kamen heran mit ihren Pelzwaaren, um dagegen Zitze, Tücher, Decken, Carabiner, Pulver und Blei, Glaswaaren, Armſpangen, Küchengeſchirr, Zäume, Sättel u. ſ. f. einzutauſchen, lauter Dinge, die ſie ſehr gut bezahlen. Der Handel, der bei civiliſirten Völkern die Intelligenz und den Wohlſtand vermehrt, bringt wilde Völker herunter und vernichtet ſie. Um auf Credit ihre Bedürfniſſe zu erhalten, depoſiren dieſe armen Leute eine Sache von mehr oder weniger Werth, je nach dem Preiſe deſſen, was ſie zu haben wünſchen; um das Pfand wieder auszulöſen, ruiniren ſie ſich durch forcirte Märſche, jagen ohne Ordnung und Plan, und bereiten ſich ſo ſchaudervolles Elend und Tod. Die Weiber, auf denen die Feldarbeiten und der Transport der Felle laſtet, erſchöpfen ihre Zeugungskraft durch Ermattung, und müſſen die Neugebornen häufig zu Grunde gehen laſſen. Ein ſolches Leben der Mütter, verbunden mit ihrer Gewohnheit, ihre Kinder nicht mit Gewalt zu entwöhnen, ſind die Haupturſache, die eine Zunahme der Bevölkerung hindern. Kein Tag verging, an dem nicht eine oder zwei Familien ins Haus kamen; Hr. Giraud behandelte ſie ſehr gut. War das Wetter ſchlecht, ſo bot er ihnen immer eine Unterkunft an, was ſie mit Freude annahmen. Abends machten dieſe armen Wilden ein gutes Feuer, ſchlugen, mit den Armen abwechſelnd, die Trommel, ſangen, ſchrien, hüpften wie die Hirſche, machten tauſend Sätze, Bocksſprünge und Grimaſſen wie Beſeſſene. Am Morgen liefen ſie nach ihren Pferden, der älteſte ſchoß ſeine Flinte los als Zeichen des Abzuges, und indem Einer dem Andern folgte, kehrten ſie in ihr Dorf zurück, nachdem ſie ſich frei und offen in engliſcher Sprache verabſchiedet hatten; wie die Beſiegten und Sklaven, ſprechen ſie ihre Mutterſprache nur noch, wenn ſie von ihrem Unglück reden. Früher war ein Wilder, der in vollſtändiger Nacktheit frei in der Mitte ſeiner Wälder war, ein ſchönes Schauſpiel; jetzt aber iſt es traurig, ſie an den Thüren der Wirthe um ein paar Rollen Tabak betteln zu ſehen.

Mitten im Winter kam ein Haufen Delawaren bei abſcheulichem Wetter. Sie traten in unſer Haus; ich ließ ein Feuer machen, um ihre erſtarrten Glieder zu erwärmen; die Jungen ſetzten ſich hinter die Aeltern. Sie rauchten aus der Friedenspfeife, boten ſie mir auch, und redeten eine Zeitlang untereinander in ihrer Mutterſprache, ruhig, ernſt und traurig. Einer von ihnen, ein ſchöner, junger Mann, Sohn eines Häuptlings, ſagte mir, ſeine Nation ſey katholiſch, und verlangte von mir das Sildniß Bonaparte's, des großen Häuptlings: ich zeigte es ihm; der ganze Haufe betrachtete den großen Mann mit tiefem Schweigen, und einer von ihnen ſagte zu mir: „Die Krieger unter einem ſolchen Anführer mußten glücklich ſeyn"; dann gab er mir die

Digitized by Google

Hand und fragte mich nach Neuigkeiten über Hrn. Louis Cortambert, den sie meinen Bruder nannten. Die Namen „Bruder, Schwester, Oheim, Neffe" werden oft von den Wilden gebraucht, je nach dem Freundschaftsverhältniß, in welchem sie zu andern stehen; es sind auch die einzigen französischen Worte, die sie kennen. Eine naive Sitte, alle Menschen in eine einzige Familie zusammenzufassen!

Sie wußten, daß wir Franzosen waren; sie sprachen gern mit uns und sahen uns häufig an, wie wenn sie in unsern Mienen die Wahrhaftigkeit unserer Aussagen lesen wollten. Der Ursprung dieser Freundschaft liegt, wie ich glaube, in den katholischen Missionen, und erhält sich durch die Verhältnisse der Wilden zu den Wirthen und Jägern, die fast alle Franzosen sind. Die Missionäre fesselten sie durch den Pomp und die poetischen Bilder ihrer Religion, durch ihren vorzüglichen Charakter, ihren heroischen Muth, ihre Uneigennützigkeit und den abenteuerlichen kühnen Geist, den protestantische Geistliche nie haben, was Alles dem Geiste der Wilden in hohem Grade zusagt. Wenn die Wilden die Franzosen lieben, so hassen sie dagegen die Amerikaner, die großen Messer, die nie einen gerechten Krieg gegen die Wilden geführt haben, und noch führen, und in ihren Handelsverhältnissen immer nur den eigenen Vortheil suchen.

Unter den wilden Stämmen, welche die amerikanische Regierung in den fernen Westen zurückgetrieben hat, sind südlich die Tschaktaws und Tschikasas, Anwohner des rothen Flusses, und der Potatne-Hills (Kartoffel-Berge), die Pferde in großer Zahl, große Rindvieh-, Schwein-, Schaf- und Ziegenheerden, Mais- und Baumwollenfelder besitzen, Vieh und ungefähr 1000 bis 1200 Ballen Baumwolle ausführen; ferner die Creeks (Macheconqué) an den Flüssen Verdigrise (Graugrün) und Cow Skin (Kuhhaut). Ein Theil dieser Nation und die Seminolen weigerten sich ihre Ländereien in Florida zu verlassen, und hielten mit höchstens 500 Kriegern seit dem December 1835 bis August 1836 nacheinander zwei Armeen im Schach, die von den besten Generalen der Union, Gaines und Scott, angeführt waren. Um diese Zeit wichen die Creeks, klüger als die Amerikaner, und verbanden sich mit ihren Brüdern im Westen. Die Seminolen, von Oscola angeführt, blieben noch auf dem Kampfplatze, sind aber jetzt auch gewichen, nachdem sie ihre Unterdrücker gedemüthigt. Weiter nördlich findet man die Tscherokesen, die von Georgien über Arkansas, Canada und seine beiden Abtheilungen, die südliche und nördliche, und die Mündungen des großen und kleinen Menard gekommen sind. Diese Nation, die vorher genannten und die von Norden gekommenen Senecas, und die, welche an der vom Blocho und Potatoe River gebildeten Gabel wohnen, sind keine nomadischen Jäger mehr, beschäftigen sich mit Ackerbau, Zimmerhandwerk, Kohlenbrennerei, sprechen vollkommen englisch, lesen und schreiben aber auch ihre Muttersprache, schicken ihre Kinder in die Schule, tragen allgemein europäische Kleidung, haben bequeme und selbst elegante Wohnungen, wohlgebaute Felder, Obstgärten, Mühlen, Sägemühlen, Schlosser- und Schreinerwerkstätten, in denen ihre Sklaven arbeiten. Unter ihnen gibt es Methodisten, Presbyterianer, mährische Brüder und Wiedertäufer. Es erscheint ein von einem Eingebornen redigirtes Journal, halb englisch, halb tscherokesisch. Diese Nationen standen seit langer Zeit in sehr engem Verkehr mit den Weißen, und sind daher außerordentlich lasterhaft. Trotz der Mäßigkeitsgesellschaft in Neu-Echota, der Hauptstadt der Tscherokesen, nimmt die Zahl der Trunkenbolde mehr zu als ab. Nördlich von den Tscherokesen sind die Osagen und Arkansas; die gleichen Ursprung haben, die Kansas und Schawanons am Blocho, und zwischen dem Wege nach Mexico und dem Kansas; die Kickapus zwischen den Flüssen Kansas und Independance; die Delawaren, die Plankasawas, die Weas und Peorias, sammt den Winnebagos und Menomenis, die von den Illinois abstammen, auf der Gränze des Staates Illinois; die Eppols, vom algonquinischen Stamm, zwischen dem Oninipeg- und obern See; die Stämme der Huronen, der Iroquesen, die Tschippewäs und Algonquins an dem Ufer der Seen und des St. Lorenzstromes. Dieß sind die hauptsächlichsten indischen Stämme, die einen Gürtel von beinahe 200,000 Köpfen bilden, wenn man dazu die Sioux und Panis rechnet, die, obwohl viel weiter nach innen wohnend, häufig an der Gränze herumschweifen. Diese Gränzen werden gebildet von Flüssen, von Bergen, von einem Felsen, einem alten Baum, einer Quelle, einem Grabmal u. s. f.

Die Gegenwart der Wilden flößt den Amerikanern mit Recht Besorgnisse ein. Letztere haben bereits das geheime Einverständniß der Wilden mit den Negern bemerkt, das furchtbare Folgen haben kann. Auch ist die stete Aufmerksamkeit der Regierung dahin gerichtet, eine besondere Armee zur Vertheidigung der Gränzen auf den Beinen zu haben und neue Festungen zu bauen. Die bedeutendste ist Gibson auf dem linken Ufer des Blocho, aber wie alle andern ein ärmliches Machwerk aus Holz und Erde, von einigen hundert Mann vertheidigt. Im Innern der Festung, wie in allen Garnisonen, bauen die Soldaten Gärten, deren Producte ihr Proviant ist.

Körperlich wie geistig bestehen eine Menge Beziehungen zwischen sämmtlichen Wilden, was mehrere Schriftsteller zur Vermuthung veranlaßt hat, daß sie einer gemeinschaftlichen Race angehören, der gelben nämlich, die sich allmählich durch die Aenderungen des Klima's und der Lebensweise verändert haben müßte. Die Osagen, die nach Paris kamen, waren sehr verwundert über die verschiedenen Farben der Haare, und überhaupt über die große Unähnlichkeit zwischen den Weißen. Die eigentlichen Ureinwohner sind sehr muskulös, von hoher Statur, wohl proportionirt. Ihre Farbe wechselt vom Rostgelb zum Ziegelroth, und vom Zimmtbraun zur Kupferfarbe; jeder Stamm hat einen besondern Teint, der ihn von den andern unterscheidet. Ihre Haare sind schwarz, nicht gekraust, rauh, sie haben Adlernasen, die nach unten zu etwas breit sind, ihre Stirne ist sehr eingedrückt, ihre Augen schwarz, lang, gut gespalten und die äußern Winkel etwas erhaben, die Backenknochen hervorspringend, das Gesicht breit, aber nicht platt. Die Frauen haben eine sanfte Stimme und viel Zartheit in ihren Zügen; die schwere Arbeit macht sie aber vor der Zeit alt und runzlig. Die Gesammtphysiognomie des amerikanischen Wilden hat etwas Hartes, Ernstes und Melancholisches, seine Haltung ist fest und edel, sein Gang langsam und leicht.

Sie sind alle mißtrauisch und doch wahrheitsliebend, furchtbar und grausam in Feindes Land, friedlich und menschlich im Dorfe. Nie versäumen sie die Pflicht der Gastfreundschaft; selbst diejenigen, die von den Weißen verdorben worden, lassen es in dieser Hinsicht nicht fehlen. Sie sind abergläubisch, kriegerisch und musikalisch; auch die Missionäre sangen ihren Neubekehrten Lieder, und führten sie durch Musik ins Christenthum ein. Die Frauen sind voll Liebe, Ergebenheit und Gehorsam gegen ihre Gatten, und zeigen für ihre Kinder die größte Aufopferung. Die Letztern sind ganz frei, gehorchen nie, wie man auch auf sie nicht hört. Selten sieht man sie lärmend, händelsüchtig oder bei Balgereien, sondern immer ruhig und ernst, selbst in ihren Spielen. Sie lieben ihren Vater, weil er Jäger, Krieger und älter als sie ist, und haben die größte Achtung vor ihrer Mutter. Sobald die Knaben stark genug sind, den Bogen zu spannen und das Ruder zu führen, verlassen sie die Hütte, kehren aber oft dahin zurück, um ihre ersten Thaten zu erzählen. Die Töchter bleiben stets unter dem Auge der Mutter. Die Alten sind sehr geachtet, geben Rathschläge und beschäftigen sich mit Heilkräutern. (Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 253.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 September 1838.

Leben in Stockholm.

(Nach Marmiers Souvenirs de Voyage.)

Im Sommer verläßt der Adel die Stadt und zieht sich auf seine Schlösser zurück: der erste Mai gibt zu dieser Auswanderung das Signal. An diesem Tage versammeln sich die Bewohner Stockholms im Park, wie die Pariser zu Longchamps: gegen 4 Uhr Abends ziehen die Wagen längs der Admiralität hin, die Reiter tummeln die Pferde um die Wagen her, und die Fußgänger folgen in Masse. An diesem Tage soll, nach den Regeln der Astronomie und dem Kalender, der Frühling seinen Einzug in Schweden halten, aber der nordische Frühling spottet nur allzu oft aller Vorherbestimmungen der Astronomie, und statt der Blumenguirlanden sieht man nur allzu häufig bereifte Haare und beschneite Schultern. Gegen Abend kommt man ganz durchfroren von dieser poetischen Promenade zurück, und wer glücklich genug ist, einen guten Ofen zu besitzen, beeilt sich ein großes Feuer anzünden zu lassen, um den Frühling desto mehr zu segnen.

Bald aber verschwinden die Wolken, der Himmel bekleidet sich mit seinem klaren Azur, die Knöpfe der Springen brechen auf und das Immergrün unter Grasbüscheln versteckt öffnet sich neben dem Fußpfad. Dann ist es ein lieblicher Anblick, diese nordische Natur zu sehen, die so lange unter dem Grabtuch von Schnee verborgen lag, wie sie den belebenden Sonnenstrahlen entgegenlächelt. Dann wird der Park das Ziel aller Promenaden, der Sammelplatz der Familien; für die Bewohner Stockholms ist es ein wahres Fest dahin zu gehen, ihn in allen Richtungen zu durchziehen, die niedlichen, von Blumen und Gebüschen umgebenen Landhäuser zu betrachten, und die klaren, von einem dichten Saum von Fichten umgebenen Seen. Hier finden sich Tavernen für alle Stände und ein lärmendes Orchester kündigt an, daß im Badehause Ball ist. Mitten unter diesen bürgerlichen Häusern, diesen freundlichen Gärten hat sich der König eine einfache, aber geschmackvolle Villa gebaut, deren schönste Zierde die bekannte prächtige Porphyrvase ist.

Auf das lärmende Leben im Park, auf die fortdauernde Bewegung des Tages, auf die Spazierritte und Spazierfahrten folgt gegen Abend eine Zeit der Stille und Sammlung, wie sie nur nordischen Gegenden eigen ist. Die Straßen von Stockholm sind öde und schweigsam, der Himmel ist von einem durchsichtigen Blau, und die Nacht so klar, daß sie dem Tage gleicht: die letzten Strahlen der Sonne glänzen noch auf den Meereswogen und bald darauf erscheinen wieder die ersten Schimmer der Morgenröthe.

Im Winter ist der Anblick der Stadt und das Leben verändert: der ferne Horizont hat einen traurigen, monotonen Charakter, aber der Himmel ist um diese Zeit blauer, die Atmosphäre klarer, und die Luft reiner als je; Jedermann geht spazieren, wie an Sommertagen, und dann sieht man in Stockholm einen großen Luxus von schellenbehängten Pferden und pelzbedeckten Schlitten. Dieß ist die Zeit der Spazierfahrten in freiem Feld, der Rutschberge, der Soiréen und der Kalas. Der Kalas *) ist ein kolossales Mittagsmahl, zu welchem jeder eheliche Bürger diejenigen einladet, die ihm dieselbe Ehre angethan haben. Von allen solennen Banquets, welche eine Plage der Gesellschaft sind, kenne ich keine furchtbarere als den Kalas. Was hier an Saucen mit Zucker und Lübecker Weinen consumirt wird, ist unglaublich. Das Manöuvre der Gläser, das Klirren der Gabeln, und der unerschrockene Angriff der Messer dauert 4 bis 5 Stunden; dann tritt einen Augenblick Waffenstillstand ein und die gastronomische Schlacht beginnt Abends von neuem. Ehe man sich zu Tische setzt, trinkt jeder ein Glas Branntwein. Manchmal vermehrt der Hausherr das gewöhnliche Contingent des Kalas um zwei große Bowlen Punsch, was eine entsetzliche Menge von Toasten und Standreden nach sich zieht.

Es gibt auch Kaffee-Kalas, die erst nach dem Mittagessen anfangen, und Theekalas, die, um einigen Ruf zu gewinnen, mit einem Ball schließen müssen. Die Schweden haben eine angeborne Liebe zum Tanz, sie laufen allen Bällen nach und tanzen auch mit Anmuth. Nicht zufrieden, in den Salons des Adels und der Bürgerschaft zu tanzen, haben sie auch noch geschlossene Gesellschaften, deren Directoren es vor Allem verstehen

*) Wahrscheinlich Kallelse, die Einladung. A. d. R.

Digitized by Google

müſſen, einen Saal zu verzieren, oder ein Orcheſter zuſammen zu ſetzen. Man wird in dieſen Geſellſchaften formell vorgeſtellt, wird mit einer Anrede empfangen und hat nun als Mitglied dieſer tanzenden Geſellſchaften das Recht, allen Feſten derſelben beizuwohnen. Hieraus ſind harmloſe Ritterorden entſtanden, wie der Amaranthenorden, der Unſchuldsorden u. ſ. w., in denen man nach und nach aufſteigt.

Noch iſt zu Stockholm ein anderer Gebrauch, der Fremde nicht wenig in Erſtaunen ſetzt, womit ſie ſich jedoch bei näherer Bekanntſchaft verſöhnen: dieſer beſteht darin, daß junge Mädchen, das ſich verheurathen will, eine Zeit lang den Blicken des Publicums bloß zu ſtellen. Dieſe Sitte ſoll nicht ſehr alt ſeyn, aber das Volk hängt ſo ſehr daran, daß es ſchwierig wäre, ſich derſelben zu entziehen, und noch ſchwerer ſie abzuſchaffen. An dem Tage, wo Blumengewinde den Brautſaal ſchmücken und die eheliche Einſegnung ſtattfinden ſoll, hat das Volk das Recht, ins Haus zu treten, um die, welche die Myrtenkrone trägt, zu betrachten.

Ausbreitung des engliſchen Einfluſſes in der Halbinſel jenſeits des Ganges.

(Fortſetzung.)

Als am 22ſten keine Antwort angelangt war, und Mac Leod ſah, daß man ihn aufzuhalten ſuchte, bis man die Meinung des ſiameſiſchen Gouvernement erfahren hatte, ſo beklagte er ſich über den Verzug, und wurde erſucht, noch zwei Tage zu warten. Die Behörden waren in offenbarer Verlegenheit, was ſie thun ſollten. Die Tſoboa von Kiangtun hatte ſeinerſeits im letzten Jahre eine Geſandtſchaft nach Zimmay geſchickt, um die Eröffnung der Handelsſtraße zwiſchen beiden Staaten zu verlangen, damit er ſich in directe Verbindung mit Molmein ſetzen könne. Der Geſandte wurde von dem Tſoboa von Zimmay freundlich empfangen, aber nach Bankok wegen der Antwort gewieſen: er begab ſich dahin, richtete aber trotz eines langen Aufenthaltes nichts aus. Die Gründe dieſer Abneigung des ſiameſiſchen Hofs gegen jede Verbindung mit Kiangtun liegen am Tage. Mehr als zwei Drittheile der Bevölkerung von Zimmay, Lahong und Labon ſind entweder geflüchtete Taliens aus Südbirma, oder Leute aus Kiangtun und andern nördlichen birmaniſchen Schanſtaaten, welche ſich theils freiwillig auf ſiameſiſchen Boden geflüchtet hatten, theils auf frühern Kriegszügen als Gefangene mitgenommen waren. Die ganze Bevölkerung war von den Siameſen hart bedrückt und immer geneigt, dieſes Joch abzuwerfen; daher bemühte ſich der Hof von Siam, jede Verbindung mit birmaniſchen Provinzen abzuſchneiden, und eben ſo den Handel mit Molmein zu beſchränken, weil er wohl weiß, daß die ganze Bevölkerung die Engländer als ſeine natürlichen Beſchützer anſieht. Daher ſtand der Tſoboa von Zimmay bei aller natürlichen Geneigtheit, ſich den Engländern gefällig zu erweiſen, in gerechter Unruhe über die Folgen, welche eine in Bankok ſo übel angeſehene Maaßregel als die Eröffnung der Verbindung zwiſchen Molmein und Kiangtun, für ihn haben würde.

Mac Leod machte den 24ſten dem Tſoboa einen neuen Beſuch, und erklärte ihm, er könne nicht länger warten, und der Tſoboa ſagte, daß er allerdings lange und geduldig gewartet habe, und da noch keine Antwort angekommen ſey, ſo nehme er es über ſich, ihm eine Escorte zu geben, die ihn auf der gewöhnlichen chineſiſchen Karawanenſtraße begleiten ſollte. Dieß war eben die Straße, welche Mac Leod nicht bereiſen wollte, und deren Vertauſchung gegen die directe Straße nach China über Kiangtun der Hauptzweck ſeiner Reiſe war. Die chineſiſchen Kaufleute verſicherten ihn, daß dieſe bei weitem die beſte Straße ſey, während er auf derjenigen, welche man ſie zu nehmen zwinge, und welche ihm der Tſoboa aufzudringen ſuche, hohe Gebirge finden werde, welche er mit ſeinen Elephanten nicht bereiſen könne, eben ſo, daß das Land nur von zerſtreuten Gebirgsſtämmen bewohnt ſey, und auf großen Strecken nicht Ein Dorf enthalte. Er beſchloß daher, auf jede Gefahr hin, den Weg nach Kiangtun zu nehmen, und die Kaufleute, die er mit ſich gebracht hatte, luden ihre Waaren auf Elephanten, um ihn zu begleiten. Den 27ſten kam ein Theil einer chineſiſchen Karawane an, welche Alles beſtätigte, was er zuvor gehört hatte, und die Führer derſelben erklärten ihm, daß ſie ſehr geneigt ſeyen, mit den engliſchen Provinzen Handel zu treiben, daß aber die Straße nach Molmein, welche die chineſiſche Karawane von 1836 genommen habe, ſo beſchwerlich ſey, daß ſie dadurch abgeſchreckt werden. Er machte daher dem Tſoboa neue Vorſtellungen, und erhielt endlich Erlaubniß, ſeinen Weg nach Belieben zu wählen, aber es wurde ihm dabei erklärt, daß dieß nur eine perſönliche Gunſt ſey, und keineswegs als Vorgang dienen könne, daß die Straße für Handelszwecke offen bleiben ſoll.

Mac Leod verließ Zimmay den 29 Januar mit einem Officier, der ihn mit ſechs Elephanten begleiten ſollte; er ließ dieſem vor der Abreiſe die getroffene Verabredung officiell mittheilen, aber dieß hinderte nicht, daß der Officier den nächſten Tag vom Hof einen Brief erhielt, der ihm den Befehl brachte, den engliſchen Geſandten um keinen Preis nach Kiangtun reiſen zu laſſen, ſondern ihn auf die chineſiſche Karawanenſtraße zu bringen. Mac Leod erhielt geheime Nachricht davon, und war nun überzeugt, daß man Alles thun würde, ihn zu hindern, ſeinen Vorſatz auszuführen, ohne ihn jedoch mit Gewalt zu hindern; er nahm daher ſeine Vorſichtsmaaßregeln. Sie erreichten am 6 Februar den Gränzort von Zimmay, genannt Pakbong, wo ſich der Weg nach Kiangtun und die chineſiſche Karawanenſtraße theilen. Man machte einen Verſuch, ihn hier aufzuhalten, es fand ſich kein Reis im Dorfe und alle Elephanten waren im Walde zerſtreut, ſo daß man 4 bis 5 Tage gebraucht hätte, ſie zuſammen zu bringen. Allein Mac Leod hatte dafür geſorgt; da er ſolche Kunſtgriffe gefürchtet hatte, hatte er zwei mit Reis beladene Elephanten mit ſich gebracht, und war daher von den Schans unabhängig, und als der Officier fand, daß er bereit ſey und nicht auf die Elephanten warten wolle, ſo bot er ſich an, ihn zwei Tagreiſen zu begleiten, um ihn auf den rechten Weg zu bringen, obgleich Mac Leod einen Wegweiſer gemiethet hatte. Dieß geſchah, und da Mac Leod fand, daß der Officier nach Verfluß der zwei Tage geneigt war, ihn noch weiter zu be-

Digitized by Google

gleiten, so nahm er ihn gerne weiter mit, da er wünschte, daß der Schan Alles sehe, was er in Kiangtun mit den Behörden, verhandle, damit er nach seiner Rückkehr in Zimmay darüber berichten, den Tsoboa beruhigen, und seinen Landsleuten bestätigen könne, daß der Zweck der Gesandtschaft wirklich der von ihm angegebene sey.

(Fortsetzung folgt.)

Wirkungen eines Sturmes in Indien.

Der Verfasser eines Aufsatzes im Bengal Hirkari vom 16 April, den der Sturm am 8 jenes Monats selbst getroffen, erzählt darüber Folgendes: „Den Tag nach dem Orkan besuchte ich selbst die Dörfer Kobatipa, Chaugripoti u. s. w., und bemerkte, daß er in südlicher Richtung von Gurripa Ghat über jene Dörfer bis Baniadonga gegangen sey. Auf seinem Laufe hatte er in der Breite einer halben (englischen) Meile Alles verheert und niedergeworfen. Die stärksten Bäume waren mit der Wurzel herausgerissen, einige am Stamme zerbrochen, so einer, der drei Klaftern im Umfange maß. Kleinen Bäumen, die noch standen, waren die Aeste und Blätter abgerissen. Häuser von Lehm und Stein waren umgeworfen, und unter ihren Ruinen die unglücklichen Bewohner, Männer, Weiber und Kinder, begraben. In einer Familie von fünf Personen, von der ich hörte, hatten drei den Tod auf diese Weise gefunden, und die beiden Ueberlebenden waren schwer verletzt. Die Zahl der Menschen, die hier zu Grunde gegangen waren, ist noch nicht bekannt, der Verlust an Vieh unberechenbar. Die Heftigkeit des Sturmes war so groß, daß man erzählt, Menschen und Vieh seyen vom Boden aufgehoben und wieder auf die Erde geworfen worden, wo sie leblos liegen blieben. Die Leichname lagen zerstreut umher, und dienten den Geyern und Hunden zur Speise."

Chronik der Reisen.

Reise in den Vereinigten Staaten.

Ueber die Wilden an der Gränze.

(Fortsetzung.)

Von allen Nationen, die auf der Gränze wohnen, behielten nur die Osagen ihren ursprünglichen Charakter. Alle andern haben seit der Ankunft der Europäer ihre Unschuld und gesunden Instinct verloren, die ihnen Tugend und Geist ersetzten, und sind herabgesunken. An den alten raffinirten Sitten der Weißen, an ihrer trocknen und hinterlistigen Politik, an ihrem pedantisch strengen Ritus sind die ursprünglichen rührenden Gewohnheiten, die einfache Regierungsart, die schönen Religionsmeinungen der Wilden zerbrochen. Ihr Selbstgefühl ist verschwunden vor der europäischen Verderbniß, und es blieb nichts als ein Gemische von Gemeinheit und Barbarei. Gebrannte Wasser, Krankheiten, Laster, Tod, dieß sind die Geschenke, welche die Wilden von den Weißen überkommen haben. Seltsam ist es, daß der Mensch das Gute nicht thun kann ohne das Böse, und seine wichtigsten Handlungen mit Blut befleckt seyn müssen. Durch einen bewunderungswürdigen Gedanken wird die neue Welt entdeckt, und sogleich, wie Geyer auf die Beute, stürzen sich die alten Völker auf sie hin. Mit entsetzlicher Raubgier streiten sich die verschiedenen Parteien darum, metzeln die Eingebornen nieder, zeigen sich ihnen grausam, verderbt, habgierig, werfen die Einen auf die Andern zurück, daß sie zusammengedrängt sterben müssen, und doch vollziehen sie nur die Beschlüsse der Vorsehung. Nur Eine menschliche Stimme ließ sich in dem Mordgetümmel hören, die Missionäre. Diese Männer, die kein Eigenthum haben, gingen in die amerikanischen Wüsten, und lehrten gemäß der Religion, deren geweihte Diener sie sind, dulden, milderten den Sturz der Besiegten, und verhüllten die Schrecken der Metzelei, deren Lauf sie nicht hindern konnten. Caraiben, Illinois, Kappas, Sotuols, Lorimas, Ottogamas, Onsidas, Natchez, Cayugas, Bayaguias, Renards, Chapissas, Mississangs, Tansas, Yasus, Sankin, was ist aus ihnen geworden? Und ihr armen Wilden alle, die ihr jetzt ohne Vaterland seyd, was wird aus euch werden? Wie ein angeschwollener Strom, der mit Gekrach seinen Damm zersprengt, und nun, ruhig fortfließend, die Trümmer vollends zerstört, so werden die Amerikaner, nachdem sie die Nationen mit Einem Schlage zerschmettert haben, die Reste allmählich und hinterlistig vermindern. Aber noch gibt es Wilde in ihrem ursprünglichen Zustande. Sollen sie ewig in demselben bleiben? Müssen sie das Schicksal ihrer Brüder theilen und mit ihnen zu Grunde gehen? Oder werden sie ihr Jägerleben mit dem Hirtenleben vertauschen und allmählich Ackerbauer werden?

Die Osagen, die ehemals so wichtig waren, zählen gegenwärtig ungefähr 5000 Krieger, die sich in mehrere Verbindungen theilen; die von der grosse Côte (dicken Rippe) an dem Vert-de-Gris; die Verbindung der Cheniere oder von Creman, Clermont von den Franzosen genannt, an demselben Fluß; am Bioche die Klein-Osagen oder die Verbindung des „ruhigen Herzens;" endlich diejenige, bei welcher der große Häuptling residirt, und die nach ihm sich die Weißhaarigen nennen; sie hat Manron ha batso (das Dorf, das an den Himmel reicht) inne. Die Osagen zeichnen sich vor den übrigen Indianern durch ihre eleganten Formen, hohen Wuchs und ziegelrothe Hautfarbe aus. Ihr Schädel ist unten breit, oben eng, aber hoch, die Backenknochen springen stark hervor und das Hinterhaupt ist zusammengedrückt; dieß gilt bei ihnen für schön, die Mütter binden ihre Neugebornen auf ein Brett, um den hintern Theil des Kopfes platt zu drücken. Wie alle Indianer, die noch nicht in engen Verkehr mit den Europäern gekommen sind, säubern sie sich sorgfältig von allen Haaren, scheeren ihren Kopf glatt, mit Ausnahme des Scheitels, wo lange Haare wachsen, die in kleinen Flechten rückwärts hängen. An ihren Ohren hängt eine Masse von Zierrathen, welche die Ohren vorwärts ziehen. Selten durchbohren sie sich die Nasenscheidewand. Beinkleider von Hirschfell und ein breiter Gürtel um die Mitte des Körpers macht ihre ganze Kleidung aus; ihre starken Schultern und ihre schlanke Taille tragen sie nackt; Winters aber und auf Reisen bekleiden sie sich mit einer Decke oder eigentlich mit einer Bisonhaut. Die Frauen sind im Allgemeinen wohl gebaut, mit einer ziemlich anmuthigen Gesichtsbildung, obgleich die Züge sehr ausgebildet sind; die Augen sind schwarz, voll Ausdruck, der Mund ein wenig groß, aber voll der schönsten Zähne; ihre Haare sind schwarz, sehr lang, und wallen entweder frei die Schultern hinab oder in Zöpfen, die mit Bändern geschmückt sind. Sie tragen einen kurzen Rock, über welchem eine Art von Wamms von Zitz mit weiten Aermeln hängt, das mit glänzenden Platten beladen ist, rothe oder violette Beinkleider, wehende Schärpen, gestickte Mocassins, Spangen und Halsbänder,

Digitized by Google

wenn sie sich putzen wollen; kommt zu allem dem noch ein rothes Ueberfield, so sind alle ihre Wünsche erfüllt.

Die Männer beschäftigen sich mit Jagd, Fischerei und Krieg, sind sie aber zu Haus, so rauchen sie immer Tabak oder gewisse Wiesenkräuter. Die Jüngern zähmen die wilden Pferde, üben sich im Bogenschießen, in dem Zimmern und Lenken eines Canots. Die Weiber gerben die Häute mit Birkenrinde, versehen sich mit Früchten und wilden Wurzeln, räuchern und dörren die Höcker, die Zungen und Seitenblätter der Bisons, die Schinken der Bären, die Hinterbacken der Hirsche und das Brod aus Dattelpflaumen, legen ihre Maisernten in Gruben, flechten zierliche Matten von Gras, weben Säcke und Decken von dem Haar des Bison und verrichten alle Geschäfte der Hütte. Die alten Männer und Weiber sorgen für die Kranken, bereiten die Arzneimittel und suchen heilende Kräuter.

Der Osage kann so viel Frauen haben, als er ernähren kann, aber selten nimmt er deren zwei. Die Schwestern seiner Gattin gehören von Rechtswegen dem Mann, sobald er es verlangt; außerdem sind sie frei.

Die Osagen erkennen ein höchstes Wesen (Ouacanda, Herr des Lebens), an das sie zahlreiche Gebete richten. Noch öfter fragen sie ihre Manitus, eine Art kleiner Reliquien, die sie fortwährend bei sich tragen, und auch mit ins Grab nehmen. Die Zauberer sind die Dolmetscher dieser Fetische, der Penaten der Hütte, des Palladiums im Krieg. Der Krieger, der auf der Jagd oder in der Schlacht den Tod erleidet, geht ein in wildreiche Prairien, der aber, welcher in der Hütte stirbt, kommt in öde Prairien. Ihre Gebete sind oft große Wehklagen, die sie beim Tod von Verwandten und Freunden, oder bei andern großen Gelegenheiten hören lassen. Der Vater, der sein Kind verliert, legt seinen Schmuck ab, bedeckt sein Haupt mit Staub, läßt sich die Haare wachsen, während die trostlose Mutter, unterstützt von ihren Freundinnen, den Leichnam ausstellt, ihn sorgsam in Felle wickelt mit aromatischen Kräutern, ihn in eine tiefe Grube legt, und sorgfältig mit Zweigen und Stücken von Baumstämmen bedeckt, damit ihn die wilden Thiere nicht wieder ausgraben können. Sie ruft hernach den Ouacanda an, damit die Seele ihres Kindes, die jetzt keinen Körper mehr hat, einen andern bekommen möchte.

Sie sind einfache Naturkinder, und beobachten auch die Natur aufmerksam, richten sich in Allem nach ihr, und die geringsten Begebnisse in derselben, von denen sie Nutzen ziehen, dienen ihnen als Merkzeichen und Symbol. Der braune Paradiesvogel kündigt ihnen wichtige Begebenheiten an; die Wachteln ein Unglück oder Tod; das Geschrei der Papagaien schlechtes Wetter; das Moos an den Bäumen bedeutet Norden, die eingebogene Spitze der Gräser Süden. Sie sagen: dieser Krieger ist gestorben in der Dattelernte; jenes Mädchen hat sich verheurathet bei der Ankunft des Coibri; die Alten haben gesprochen bei dem Fall der Blätter u. s. w. Sie kennen den Polarstern, und nennen ihn den unbeweglichen, sie wissen und nennen mehrere Sternbilder. Ihr Kalender ist sehr sinnreich und interessant.

März:	Monat der Augenübel.
April:	Wildpretmonat.
Mai:	Nestmonat.
Junius:	Erdbeerenmonat.
Julius:	Zweischenmonat.
August:	Bis monat.
September:	Maismonat.
October:	Monat der Treue.
November:	Hirschmonat.
December:	Monat des Hirsches, der seine Hörner abwirft.
Januar:	Monat der Tapferkeit.
Februar:	Monat der Waschbären.

Die Osagen sind Aerzte, Chirurgen und vortreffliche Kräuterkenner. Sie glauben, daß zwischen der Gestalt der Pflanzen und den zu heilenden Körpertheilen eine Beziehung stattfindet. In einer mit Zellen wohl verschlossenen Hütte veranstalten sie Dampfbäder mittelst eines vollen Wassergefäßes und glühender Kieselsteine; mittelst eines kleinen Kürbisses und brennender Kohlen setzen sie Schröpfköpfe, und mit spitzigen Knochen lassen sie zur Ader, was sehr oft geschieht. Sie heilen den Brand, das Seitenstechen und die Anschwellungen, was sehr häufige Krankheiten bei ihnen sind; ziehen Kugeln und sonstige Waffenstücke aus, die in den Wunden stecken geblieben sind; sie machen ferner das Schlangengift unschädlich; alles dieß mit sehr unvollkommenen Werkzeugen, mit einfachen und ziemlich heroischen Mitteln, die aber fast immer glücklichen Erfolg haben. Die ältern Frauen sind vortreffliche Hebammen, die den jungen Müttern Hülfe leisten, was jedoch selten nöthig ist. Man erzählte mir von einer Indianerin, die während einer Winterjagd Wehen spürte, sich auf die Seite machte, gebar, sich und das Neugeborne in einem Bache wusch und nach einigen Stunden den Haufen wieder einholte. Man kann bei allen Reisenden lesen, wie sie sich den Bauch zusammenpressen, sich gegenseitig Furcht einflößen und den Athem zuhalten lassen, um bei schweren Geburten durch übermäßige Anstrengungen die Geburt zu beschleunigen, und wie sie ihr Leben für das ihrer Kinder zu opfern wissen.

Die Würde des Häuptlings ist erblich, und geht nach dem Erstgeburtsrecht sammt dem Namen auf die männlichen Nachkommen über. Im Fall von Minderjährigkeit wird der nächste Anverwandte zum Vormunde bestellt, und oft, besonders wenn er ein guter Krieger und Jäger ist, kommt es vor, daß er seinem Mündel die Würde raubt. Der Häuptling hat seine Räthe, Alte, die sich durch Klugheit auszeichnen. Gegenwärtig befindet sich unter ihnen der kleine Häuptling (ka hi gue chiga), einer der fünf, die vor ungefähr 10 Jahren nach Paris kamen und von ihrem Führer so niederträchtig betrogen wurden. Es scheint, daß man sie bestohlen hat, denn der kleine Häuptling verlangte ohne weiteres von uns, wir sollten ihm bei unserer Rückkehr nach Frankreich seine sechs Koffer schicken. Die Häuptlingswürde verleiht keine besondere Macht, doch genießt er großes Ansehen, wenn er mit seiner Würde den Ruf eines tapfern Partzigängers und weisen Mannes verbindet.

(Schluß folgt)

Vermischte Nachrichten.

Das Athenäum erzählt nach einer Correspondenz: während des letzten Sturmes in Rochdale sey eine Baumwollenmühle (cotton mill) vom Blitz getroffen und die Glocke, welche über dem Dache hing, zerstört worden. Später fand es sich, daß alle Werkzeuge eines Uhrmachers, der in der Nähe wohnte, mehr oder weniger magnetisch geworden waren.

Nach der Litterary Gazette vom 18 August verspürte man in der Nacht vom 30 Julius (Montag) in Turriff in Schottland einen Erdstoß, welcher einen Theil der Kirchhofsmauer umwarf. Die ältesten Leute des Orts wissen sich nur Einmal eines ähnlichen Ereignisses zu erinnern.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 254.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 September 1838.

Die Korallenfischerei bei La Calle.

(Aus einer Mittheilung des Dr. Bonnafont in der Revue de Paris vom 19 August.)

Die Bemannung der Korallenschiffe besteht aus zehn gemeinen Korallenfängern (corailleurs) und dem Capitän (patron), der das ganze Vertrauen des Rheders besitzt und die ganze Verantwortlichkeit hat. Die gemeinen Korallenfänger sind aus den untersten Classen der Gesellschaft, und ihre Arbeit ist eine wahre Galeerenarbeit; auch sollen mehrere derselben ehemalige Galeerenflüchtlinge seyn, die zu diesen mühseligen Arbeiten sich erst dann entschlossen, als sie vergebens eine andere Unterkunft gesucht hatten. Aus den gemeinen Arbeitern wählt sich der Capitän einen Stellvertreter, der, wenn er lange tadellos die Stelle als zweiter Commandant, die ihn jedoch von keiner Arbeit freispricht, versehen hat, selbst Capitän zu werden Hoffnung hat.

Der Boden des Meeres bei La Calle starrt von Felsen verschiedener Höhe. Die Korallen erscheinen auf allen Theilen dieser Felsen, auf dem Südabhang gegen das Land hin aber reichlicher und besser, als auf dem Gipfel und dem Nordabhange. Der Fang geschieht zwischen dem Cap Bizerta und dem Cap de Garde in der Nähe des genuesischen Forts, in der großen, 25 Lieues weiten Bucht zwischen beiden. In dieser Bucht finden sich die Rhede von Bona, der kleine Hafen der ehemaligen Bastion, der von La Calle und endlich der Hafen von Tabarca. Die Korallenfischer entfernen sich nie über 6 bis 8 Lieues von der Küste, und eine lange Erfahrung hat sie die Orte kennen gelehrt, welche dem Fange die günstigsten Aussichten darbieten. Die Faden der Netze sind von Hanf, so dick, wie eine kleine Schreibfeder und die Maschen sehr groß. Jedes Netz bildet einen großen Bündel, und wenn es ausgebreitet ist, zerfällt es gewöhnlich in sieben Abtheilungen, die an zwei ins Kreuz gelegten, 4 Zoll dicken und 4 Fuß langen Hölzern befestigt sind. Da, wo sich die Hölzer kreuzen, ist ein sehr langes und starkes Tau befestigt und auf der entgegengesetzten Seite ein schwerer Stein oder ein Stück Blei. Die Netze sind befestigt eines an dem mittlern Theil unter dem Stein, eines an jedem der vier Enden und zwei an der Länge der Hölzer hin. Wenn man das Netz ausgeworfen hat, und durch den Stoß, den das Schiff erhält, fühlt, daß es den Felsen gefaßt hat, so rudert man, was auch Strömung und Wind seyn mögen, gegen Norden, und die ganze Mannschaft zieht mit Anstrengung am Tau; sobald der Untercapitän, der dieses mühselige Manövre leitet, bemerkt, daß es geglückt ist, befiehlt er plötzlich loszulassen. Das Netz wird dadurch frei und schleppt sich gegen eine andere Spitze des Felsens, bis es sich wieder festhängt. So geht es anderthalb bis zwei Stunden fort, während welcher Zeit das Netz etwa zwanzigmal den Felsen faßt. Reicht die Kraft der Mannschaft nicht zu, um das Netz loszumachen, so wendet man den Krahnen an. Manchmal haben die Netze nichts gefangen, als verschiedene Zoophyten, Stücke von Madreporen, Algen, Steine u. s. w. Auf denjenigen Schiffen, wo man viele Korallen gefangen hat, erhebt sich ein Freudengeschrei.

Der Sold des gemeinen Korallenfängers beträgt 25 bis 30 Franken monatlich, der des Capitäns 50 bis 60. Dieser Sold wird jährlich bezahlt, die Nahrung bestreitet gleichfalls der Rheder. Der Capitän hat eine Bouteille Wein täglich und etwas Branntwein; der gemeine Korallenfischer nur Wasser. Jedes Schiff zahlt an die französische Regierung für die Erlaubniß zum Fang 216 Piaster im Sommer, und 104 Piaster im Winter, zusammen also 320 Piaster oder 1728 Franken. Hiezu kommen noch 1800 Fr. für Lebensmittel, so daß, ungerechnet die Ausbesserung der Schiffe und namentlich der Netze, von denen man sehr viel braucht, die Gesammtausgaben sich auf 7488 Fr. belaufen. Der Ertrag eines Sommers ist gewöhnlich 150, der eines Winters 50 Pf., also 2 Ctr. im Ganzen. Beträgt der Fang mehr, so gilt er für vortrefflich, beträgt er unter Einem Centner, so deckt er nicht die Kosten. Der gewöhnliche Preis der Korallen beträgt 70 bis 75 Fr. das Pfund à 12 Unzen. Beträgt der Fang nur Einen Centner, so macht dieß 7500 Fr. oder weniger als die Kosten aus. Der Wetteifer der Korallenfischer unter einander schützt die Rheder vor Betrug und Lässigkeit des Capitäns: hat einer zwei Jahre nach einander weniger Korallen gefangen als die andern, so wird er entlassen.

Die Zahl der Korallenschiffe zu La Calle wechselt sehr: im

Digitized by Google

J. 1836 waren es 200, im J. 1837 eben so viel im Sommer und 50 im Winter. Unter der Leitung der alten Compagnie betrug die Zahl der Fahrzeuge alle Jahre 7 bis 800; im J. 1825 zählte man 450, im J. 1826 389. Früher war ein Drittheil der Fahrzeuge von französischen Rhedern ausgerüstet, jetzt zählt man unter 200 nur noch 10 bis 12, die von Corsen geführt sind. Die andern Rheder sind aus Neapel, Genua und Livorno. Diese Verminderung, welche einem Aufgeben des Fangs durch die Franzosen gleichkommt, erklärt sich durch den Mißcredit, worein die Korallen in Frankreich gefallen sind, während das Product in einigen andern Ländern einen großen Werth behalten hat. China ist das Land, wohin man am meisten sendet, und wo sie sehr theuer sich verkaufen. Man darf freilich erstaunen, daß die Franzosen, welche nichts für den Fang an ihre Regierung bezahlen, denselben ganz aufgegeben haben.

Ausbreitung des englischen Einflusses in der Halbinsel jenseits des Ganges.

(Fortsetzung.)

Mac Leod erreichte den 13ten Februar 1837 das erste Dorf, das zu Kiangtun gehörte, und endlich den 20 die Hauptstadt selbst, das Ziel seiner Bestrebungen. Er wurde aufs ehrenvollste empfangen, und dem Tsoboa vorgestellt. Dieser und alle seine Chefs waren hocherfreut über die Ankunft der Gesandtschaft, und suchten Mac Leod durch alle denkbaren Mittel zu überzeugen, wie sehr sie von Achtung für die englische Nation durchdrungen seyen, und wie groß ihr Wunsch seit langer Zeit sey, mit ihr in Verbindung zu treten. Der Tsoboa suchte aber den Gesandten zu überreden, nicht weiter gegen China vorzudringen, indem die nördlichen Staaten, die er zu durchreisen hätte, in Folge des Todes des Tsoboa von Kianhung sich in völliger Anarchie und Verwirrung befänden. Die Stadt Kiangtun liegt 21°, 47′ 48″ nördlicher Breite und 99° 39″ östlicher Länge (von Greenwich). Es ist ein armer und schlechtbevölkerter Ort, umgeben von einer Mauer von Backsteinen und Erde, die aber so schlecht gebaut ist, daß sie von Zeit zu Zeit einfällt. Der Ort ist auf einigen niedrigen Hügeln gebaut, umgeben von hohen Gebirgen, und der trockene Graben, der die Stadt umgibt, ist auf einigen Seiten 70 Fuß tief, und erstreckt sich von der Grundlage der Mauer auf den Rand des Hügels und in einen Sumpf an dem Fuß desselben. Die umgebenden Gebirge sind dicht bevölkert, und eben so müssen die Dörfer in den Thälern beträchtlich seyn und eine große Menge Einwohner enthalten, nach der Menschenmasse zu schließen, die sich an Markttagen in der Stadt versammeln. Alle Städte und Dörfer im Norden und Osten der Hauptstadt, welche die Gesandtschaft durchreiste, waren dicht bevölkert und die Häuser besser als die in der Stadt, und in jeder Rücksicht wohnlicher.

Der Tsoboa ist ein Mann von etwa fünfzig Jahren, von lebhaftem Geist und sehr beliebt bei seinen Unterthanen, aber seit vielen Jahren blind. Er war der jüngste von sechs Brüdern, deren ältester Tsoboa dieses Staates war; sie empörten sich vor etwa 30 Jahren gegen die Birmanen und stellten sich unter siamesischen Schutz. Aber der gegenwärtige Tsoboa fand bald, daß die Siamesen keine Absicht hatten, ihm Wort zu halten, und daß man ihn und seine Brüder in Zimmay und Labong als Staatsgefangene zu behalten im Sinne hatte. Er suchte seine Brüder umsonst zu bewegen, sich mit ihm zu vereinigen, um nach Kiangtun zurückzukehren, und am Ende unternahm er allein mit einigen seiner Anhänger sich durchzuschlagen, und erreichte auch seine Vaterstadt wieder, die er ganz entvölkert fand. Die Birmanen hatten ihn durch ihre Grausamkeit und ihre Erpressungen zu der Empörung getrieben, die Siamesen hatten ihn durch ihre Treulosigkeit gezwungen, sich wieder in die Arme der Birmanen zu werfen, und sie würden an ihm einen unbequemen Nachbar finden, wenn er nicht blind wäre. Dieß ist der Zustand aller Staaten, die von Schanstämmen bewohnt sind. Sie haben nur die Wahl zwischen Siam und Birma, welche gleich harte Herren sind, und die weiter östlich liegenden zwischen Siam und Cochinchina; wäre China ein eroberner Staat, so hätte es leicht seine Oberherrschaft von allen Schanstaaten anerkennen lassen können, oder wenn es sein Interesse verstünde, hätte es diese reichen und wenig bevölkerten Länder colonisirt. Der Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle in China beträgt wenigstens 3 bis 4 Millionen jährlich, wenn es daher den Strom seiner überflüssigen Bevölkerung auf die Halbinsel jenseits des Ganges richtete, würde es in wenigen Jahren diese reichsten Länder der Welt mit einer ihm ergebenen und compacten Bevölkerung angefüllt haben, welche den Ackerbau, die Industrie und den Handel dieser in Barbarei versunkenen Staaten bald heben würden.

Doch um auf Kiangtun zurückzukommen: der District, welcher gegenwärtig zu diesem Staate gehört, war früher in eine Menge kleiner Staaten getheilt, welche unter Tsoboas standen, die sich theils an die Siamesen anschlossen, theils von ihnen in Gefangenschaft abgeführt wurden. Alle diese Staaten gehören jetzt zu Kiangtun, werden aber von den Nachkommen ihrer alten Fürsten administrirt, und werden wahrscheinlich in einiger Zeit wieder eigene Staaten bilden, wenn sie wieder hinlänglich bevölkert seyn werden, was keinen langen Zeitraum erfordern wird, wenn sie nicht von den Siamesen aufs neue verheert werden. Kiangtun selbst ist den Birmanen tributbar, aber das Joch dieses eifersüchtigen und habsüchtigen Hofes ist keineswegs populär. Es bildet die große Karawanenstraße zwischen China und Birma, denn obgleich die directe Straße der chinesischen Gränzstadt Kymok nördlich von Kiangtun nach Ava geht, so führt sie durch ein Gebirgsland, das von wilden Stämmen bevölkert ist, welche die Straße so unsicher machen, daß nicht nur die Karawanen, sondern selbst die Beamten der birmanischen Regierung die Straße über Kiangtun vorziehen.

Die Chinesen bringen Kupfergefäße, Seide u. s. w. und nehmen Baumwolle und Thee zurück. Dieser letzte Artikel lautet sonderbar, da wir so gewöhnt sind, immer von China als dem einzigen Thee ausführenden Lande zu hören, aber der ganze Norden der Halbinsel jenseits des Ganges ist reichlich mit Theewaldungen versehen, die sich bis weit nach Assam erstrecken, wie

Digitized by Google

die Engländer seit zwei Jahren gefunden haben, und der Gebrauch und die Fabrication einer groben Art von schwarzem Thee ist in allen diesen Ländern wohl bekannt. Die chinesischen Karawanen machen die Reise oft zweimal im Jahr, und bringen das zweitemal Steinsalz von Lemok mit. Mac Leod fand eine Menge ansehnlicher Kaufleute, welche zum Theil im Palast des Tsoboa wohnten, denn dieser, so wie alle seine Unterthanen, treibt Handel, und alle waren sehr willig, Handel mit Molmein zu treiben; der englische Gesandte gab ihnen auch alle Nachrichten die sie wünschten, und ermunterte sie auf alle Art es zu thun. Aber auch sie erklärten, sie könnten sich darauf nur einlassen, wenn die directe Straße über Zimmay ihnen geöffnet würde.

Die Consumtion englischer Waaren ist beträchtlich, und die Kaufleute, welche die Gesandtschaft begleiteten, fanden einen sehr guten Markt, denn bisher kamen englische Waaren nur aus Ava nach Kiangtun, sie mußten also zuerst den Iranaddy hinaufgehen, und von Ava über das Gebirge geschafft werden was die Preise sehr erhöht, denn es scheint, es bestehen große Schwierigkeiten in dem Handel zwischen Molmein und den südlichen birmanischen Staaten am Saluen hin. Die Behörden in Kiangtun machten einen überfreundlichen Versuch, Mac Leod aufzuhalten, bis sie Befehle aus Birma erhalten hätten, aber er war zu entschlossen, die merkwürdige halbchinesische Gränzprovinz Kiangdung zu besuchen, als daß er sich hätte aufhalten lassen, und der Tsoboa gab den Punkt mit großer Artigkeit auf, und entschuldigte sich nur, daß er ihn nicht, wie er wünschte, durch einen Officier von Rang begleiten lassen könne, da die Birmanen dieß mit Eifersucht sehen würden. Mac Leod wunderte sich über die Leichtigkeit, mit welcher er die Erlaubniß erhielt, die Reise fortzusetzen, da er wußte, wie sehr die Birmanen jede Verbindung mit den ihnen tributbaren Staaten zu hindern versuchen, und da überdieß der birmanische Resident von Kiangtun damals gerade in Mue war, dem Sitz des birmanischen Generalgouverneurs für die tributbaren Staaten, an den diese genöthigt sind, Berichte über die geringsten Ereignisse zu erstatten. Die Berichte, welche die Kaufleute, die die Gesandtschaft begleiteten, von dem unruhigen Zustande der nordöstlichen Staaten hörten, bewogen sie in Kiangtun zu bleiben, um so mehr da sie dort einen sehr guten Markt gefunden hatten. Die Behörden versprachen ihnen Schutz und Hülfe, und völlige Freiheit zu gehen, wohin sie wollten. Es wurde auch stipulirt, daß sie weder Ausfuhr- noch Einfuhrzoll bezahlen, sondern nur die unter den Birmanen herkömmlichen, aber unbedeutenden Geschenke machen sollten.

Mac Leod ließ seinen Elephanten in Kiangtun, da er hörte, daß die Straße über Gebirge gehe, und daß er keinen Proviant für sie finden würde; er versah sich daher mit Pferden und fing seinen neuen Marsch den 1 März an, ehe Antwort von den birmanischen Behörden angekommen war. Diese erfuhr er erst bei seiner Rückkehr einige Monate später, und sie lautete zwar nicht sehr freundlich, aber doch nicht so feindselig, als er besorgt hatte; sie enthielt den Befehl des Generalgouverneurs von Mue, ihm nicht zu erlauben, seine Reise fortzusetzen, bis man Nachrichten aus Ava erhalte; wenn er aber durchaus darauf bestehe, ihn nicht mit Gewalt zu hindern, sondern nur ein Verzeichniß seines Gefolges u. s. w. zu machen. Während des ganzen Aufenthalts von Mac Leod in Kiangtun bat ihn der Tsoboa unaufhörlich, Alles anzuwenden, um die Handelsstraße nach Zimmay eröffnen zu lassen, was den Engländern bei dem großen Einfluß, den sie in der Halbinsel haben, nicht fehlen wird. Er versicherte, daß er keinen Versuch machen werde, seine Brüder aus der Staatsgefangenschaft zu reißen, in der sie die Siamesen halten, obgleich er Macht genug dazu hätte, daß er aber fürchte, der Versuch würde nur dazu führen, daß man sie sogleich nach Bankok schicke, wodurch das Blutvergießen, das es zur Folge haben müßte, zwecklos würde. Er beklagte sich, daß die Siamesen Eingriffe ins birmanische Gebiet machten, während er sich durch den Frieden von Yandabu gehalten glaube, keine Repressalien zu gebrauchen, und verlangte, daß die Engländer den Siamesen ihrerseits Frieden auferlegen. Er habe viele Städte auf der Seite von Zimmay wieder bevölkert, sey aber in beständiger Unruhe über die Plane der Siamesen. Sein Vertrauen auf die Engländer scheint unbedingt.

Mac Leod erreichte Kiangdung den 9 März 1837. Dieß ist bei weitem der interessanteste Theil seines Berichts, da er uns die Chinesen in ihrer eifersüchtigen, aber civilisirenden Politik in ihren Verhältnissen mit den halbbarbarischen Gränzstaaten zeigt. Mac Leod fand, daß man ihm die Verwirrung, die er antreffen werde, nicht übertrieben habe. Der letzte Tsoboa war vor einigen Monaten gestorben, und hatte einen dreizehnjährigen Sohn hinterlassen, aber ein Vetter von dem jungen Prinzen, der mit dem birmanischen Residenten verwandt war, hatte sich mit Hülfe des letztern des Throns bemächtigt. Die Großen des Landes waren aber für den jungen Prinzen, und hatten, um ihn gegen Angriffe auf sein Leben zu sichern, ihn nach China geflüchtet, während sie zum Schein den Usurpator anerkannten, hatten aber Mittel gefunden, eine Armee in der Nähe der Stadt zusammen zu bringen, und hatten gerade den neuen Tsoboa vertrieben und viele seiner Anhänger hinrichten lassen. Sie hatten Streifparteien durch das ganze Land geschickt, um sich seiner eigenen Person zu bemächtigen, aber bis dahin ohne Erfolg. Der birmanische Resident wäre auch hingerichtet worden, wenn ihn der Oberpriester nicht beschützt hätte, aber die chinesische Partei hatte durchaus die Oberhand im Lande.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise in den Vereinigten Staaten.

Ueber die Wilden an der Gränze.

(Schluß.)

Wenn der Krieg erklärt ist, so haben die Parteigänger (vi ka nanchè, „die sich aufrecht halten," weil sie im Kriege sich nie während des Tages niederlegen) das Recht, einen Haufen auszuheben, wenn es ihnen gut dünkt. Alle berühmten Krieger können Parteigänger werden, dann schaffen sie sorgfältig alle Haare weg von dem ganzen Körper, scheeren sich den Kopf und schmücken ihn mit der Haut eines noch behaarten Schwanenhalses, bemalen sich das Gesicht roth, legen

Digitized by Google

ihre Waffen an, schütteln die Skalpe, die Zeichen ihrer Thaten, machen ihre Schlachtkeulen glänzend und stimmen den Schlachtgesang an. Alle Streiter folgen nach Belieben einem Anführer, dem sie nacheifern. Demjenigen, an den sich die besten und zahlreichsten Krieger anschließen, wird als Huldigung der Stärke hohe Achtung gezollt. Dann entfernen sie sich von den Hütten, putzen und schleifen ihre Waffen, fasten, enthalten sich ihrer Weiber, nehmen ein Brechmittel, erzählen sich ihre alten Thaten, und dann, die Keule und das Messer im Gürtel, den Köcher, die Lanze oder Flinte auf der Schulter und den Arzneisack an der Seite, dringen sie in Feindesland, greifen mit List an, morden mit Grausamkeit, plündern mit Raublust, wetteifern in List, Kühnheit und Gewandtheit, und kehren in ihr Dorf zurück entweder als Sieger voll Stolz, Hochmuth, oder, wenn besiegt, mit Verdruß, Wuth und Rache im Herzen. Während der Abwesenheit hatten die Alten und Frauen Umgänge um die Hütten, mit Wehklagen, um die Manitus für ihre Krieger günstig zu stimmen. Kurze Zeit nach unserer Ankunft an den Schnellen der Kaus hatten gerade die Osagen und Panis, vorher Todfeinde, Frieden gemacht, und in einer feierlichen Versammlung die Gefangenen aufgewechselt.

Die Vorbereitungen auf die Jagd sind umständlich. Sie ziehen die Zauberer zu Rath, die nun ihrerseits die Manitus fragen, Hirschzungen verbrennen, Rath halten, an die Jagdregeln erinnern, und die Stellen anzeigen, wo das Wild ist, dann ziehen die Jäger singend immer unter den besten Zeichen fort. Der Wilde kann auf der Jagd so gut als im Kriege die Achtung seiner Gefährten erlangen, und zu einem guten Jäger und Krieger gehören gleich gute Eigenschaften.

Die Jagden des Bison, des Bären und des wilden Pferdes erfordern die größte Stärke, Gewandtheit und Muth. Unter einem Haufen Bisons wählt jeder Jäger seine Beute, treibt dieselbe, so, daß sie sich vereinzelt, und macht sie durch Pfeilschüsse nieder. Am Ende des Tages zieht man der Beute die Haut ab, legt die Zunge und Seitenblätter zurück, bratet die besten Stücke, und spannt die Haut auf Pfählen aus, um sie zu trocknen. Sie vereinigen sich, um den Bären in seiner Höhle anzugreifen, wenn er, dick und fett, sich für den Winter in dieselbe einschließen will. Sie bewahren sein Fell auf, welches das Bett des Jägers ist, ferner sein Fett und sein Schinken. Auf leichten, feurigen Rennern, die Schlinge in der Hand, verfolgen sie hartnäckig die wilden Pferde, mit dickem Kopf und krausem Haar; sie haben kein sehr angenehmes Aeußere, aber sind unermüdlich, leben auf der Gränze gegen Mexico in großen Schaaren, die von lebhaften Hengsten geführt werden. Bei diesen Jagden zeigt sich das Genie des Wilden, der den Geruch, die Spur, das Geschrei, die List, die Lebensart, die geringsten Gewohnheiten und den Charakter all der Thiere kennt, die ihm in den Wäldern begegnen. So wissen sie, daß die Hirsche und Bisons das Brackwasser und die Salzquellen aufsuchen, daß man sie daselbst in ganzen Haufen findet, daß die letztern sich der Erfahrung alter Männchen anvertrauen, und bei ihren Wanderungen in ungeheuren Haufen ziehen. Von ihnen lernt man die combinirten Jagden des Cuguar, der sich einen Verbündeten nimmt, die Fischereien des Bären, die List des Fuchses, den seinen Geruch des Bibers und seine Arbeiten, die unterirdischen Gänge der Bisamratte und der Prairiehunde, die Gewandtheit des Wolfes, der in gestrecktem Laufe fortrennt, wenn er einen Schrei aufgefangen hat, und nur in Haufen zieht, um auf einen Raub auszugehen, die Anhänglichkeit der Pferde untereinander, wie sie sich, die stärksten voran, zusammenstellen zur Vertheidigung. Sie lehren auch, wie man den Biß der giftigen Schlangen durch Klapperschlangenkraut unschädlich macht. Es gibt noch eine ganze Menge von Bemerkungen und Beobachtungen, welche die Wissenschaft des Wilden bilden. Sie haben alle für ihn einen ganz directen Nutzen, und nichts davon ist für sie entbehrlich.

Die Osagen lieben leidenschaftlich Gesang und Tanz, und sie feiern die Wiederkehr von Kriegen und Jagden mit feierlichen Gesängen und Tänzen. Eine seltsame Figur, der Küchenjunge, wunderlich vermummt, meldet überall den Ball an, indem er tausend Höflichkeiten, tausend burleske Vergleichungen zum Besten gibt, die das Lachen erregen und zur Fröhlichkeit stimmen. Sodann sieht man in einer langen Hütte, oder auch in freier Luft, die Krieger, Pfeile und Köcher auf der Schulter, den Tomahawk schwingen und sich gegenseitig auf die Schilde schlagen, indem sie, wie zur Schlacht, Mordgeschrei hören lassen, während die Sänger den Kriegsgesang anstimmen und auf ungeheuren Trommeln den Tact schlagen; dieß ist der Kriegstanz. Dann kommt der Jagdtanz: die Männer stellen sich auf, jeder gegenüber einer Frau, sie nähern sich den Frauen, den Kopf neigend, mit einem Sprung, und fahren plötzlich zurück, die Füße zusammenschlagend, und sich der ganzen Länge nach aufrichtend, und springen dann umher unter dem Ausstoßen von kurzen, scharfen Tönen. Ich habe es oft in dem Handelshause gesehen. Der Tanzsaal war in einem Zimmer mit geschlagenem Fußboden, erleuchtet von einem lebhaften hellen Feuer aus Wallnußholz (hickory) und einem Lichtstumpen, der an die Mauer befestigt war. In einem Winkel des Zimmers befanden sich die Sänger, die auf ein mit einer Hirschhaut bedecktes Faß schlugen, und die osagischen Herren Bisons (denn dieses Thier machen sie nach) balgten sich um ihre Tänzerinnen herum unter den grotesksten Stellungen. Sie gefielen sich mit den Füßen auf die Bretter zu stampfen, was in Verbindung mit der Trommel, dem Geschrei, dem Gesang, dem gellenden Lachen einen höllischen Lärm machte. Dieser Tanz war nicht mehr der erste, energische, sondern ein ganz dämonischer. An einem dieser Abende erschöpfte der kleine Häuptling sein ganzes Repertorium mit mehrern seiner Gefährten. Sie accompagnirten sich ganz tactfest, zeigten viele Action und Kraft, und ihre Gesänge, von denen die einen Triumphe, andere Lustbarkeiten und wieder andere die Unglücksfälle dieser kindlichen Völker feiern, waren sehr stark aspirirt, manchmal rasch abgebrochen und immer volltönend.

Die Osagen sprechen keine fremde Sprache und verachten alle. Ihre Mundart ist harmonisch und singend, besonders im Munde der Frauen, und sehr leicht, wenn man die Aussprache ausnimmt, die man sich nur durch lange Uebung erwerben kann. Fast alle Franzosen im Westen sprechen das Osagische ziemlich gut, weil diese Sprache früher unter den Indianern sehr verbreitet war.

In dem Dorf Manrinhabatso sind Dolmetscher von der Regierung angestellt, die französisch, englisch und osagisch sprechen, ein Schweine- und ein Waffenhändler. „Wenn die Osagen wie die andern Nationen des Westens würdig seyn werden, als amerikanische Bürger betrachtet zu werden, so wird man sich beeilen ihnen die Rechte zu geben, die mit diesem Titel verbunden sind.“ Wie werden sie aber dahin kommen? Wie wird man sie civilisiren? Werden sie nicht vorher vor Elend umkommen? Lauter Fragen, um die sich der Senat sehr wenig bekümmert.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 255.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 September 1838.

Urquharts Reisen in Rumelien.

Albanien.

David Urquhart, der bekannte Verfasser der „Türkei und ihre Mittel," und später englischer Gesandtschaftssecretär in Konstantinopel, hat so eben unter dem Titel: der Geist des Orients, oder Reisen in Rumelien in einer verhängnißvollen Epoche, ein Werk herausgegeben, welches das ernstlichste Studium verdient. Kein Europäer, vielleicht mit der Ausnahme von W. Lane und einigen englischen Beamten in Indien, wie Shore und Briggs, hat bisher so tief in den Geist eines orientalischen Volkes und in seine innerste Organisation und socialen Verhältnisse einzudringen gewußt, als Urquhart, und sein Werk ist daher, ganz abgesehen von dem großen Interesse, das sich gegenwärtig an die Türkei knüpft, eine Erscheinung, welche der Aufmerksamkeit immer werth bleiben wird. Es ist zwar sichtbar in großer Eile und mit einiger Nachlässigkeit geschrieben, die Erzählung hat sich unter den Händen des Verfassers über seine Berechnung ausgedehnt, und ist daher nicht vollendet, und die Nachträge, auf die er im Laufe des ersten Bandes verweist, sind nicht erschienen, aber die Facta und Meinungen, welche er gibt, sind dagegen das Resultat der langen Beobachtung eines geistreichen Mannes, der durch Bekanntschaft mit der Sprache, vielfache Reisen, intime Freundschaft mit Türken, Griechen und Albanesen aller Stände, die beste Gelegenheit hatte, das Volk kennen zu lernen, und den besten Willen, guten Gebrauch davon zu machen.

Der Verfasser war im Anfang des Jahres 1830 in Argos auf seiner Rückkehr von Konstantinopel nach England, als das Protokoll vom 3 Febr. jenes Jahres ankam, das die nördlichen Gränzen von Griechenland festsetzte. Es erregte eine solche Bewegung im Peloponnes und in Akarnanien, daß der Verfasser seine Abreise aufschob, um die Zeichen der Zeit zu beobachten; zu gleicher Zeit kam Nachricht, daß die Albanesen im Aufstand gegen die Pforte seyen, und daß Reschid Pascha, der Großvezier, gegen sie marschire. Dieß bestimmte Urquhart, die westlichen Provinzen von Griechenland, und von da Albanien zu bereisen, um die Entwicklung der politischen Begebenheiten zu beobachten. Wir übergehen ungern die Skizzen des damaligen Zustandes von Griechenland, die er im ersten Theile seiner Reise liefert, und wenden uns zu dem wichtigen Theil des Werks der Wanderungen in Albanien, wo ihm glückliche Umstände die beste Einsicht in den Geist der Bevölkerung und in das große politische Drama gaben, das damals in jenen Provinzen gespielt wurde, und von dessen Ausgang der Fall oder die Dauer des türkischen Reichs in Europa abhing. Nordalbanien war damals in den Händen von Muhammed, Pascha von Scodra, dessen Treue gegen die Pforte sehr zweifelhaft war; Mittelalbanien war von den Anhängern Selictar Poda's besetzt, unter denen Arslan Bey der populärste war. Dieser hatte im Kriege in Morea gedient und war später zum Gouverneur von Zeituni ernannt worden; er war ein junger Mann von großer Familie, tapfer und sehr beliebt. Der Großvezier, dessen erster Plan war, Albanien dem neuen militärischen System zu unterwerfen, hatte ihm befohlen, sein Commando niederzulegen, aber Arslan Bey hatte sich empört, die reiche, griechische Stadt Kodgana geplündert und war dafür von dem Großvezier in die Acht erklärt worden. Arslan Bey befand sich nun an der Spitze von 10- bis 15 000 Mann im offenen Kriege mit der Pforte und im Geheimen von Selictar Poda unterstützt. Südalbanien und seine Hauptstadt Janina waren in den Händen des albanesischen Chefs Veli Bey, eines Feindes von Selictar Poda, den daher der Großvezier gegen Arslan Bey brauchen konnte. Die Stellung des Großveziers war überaus schwierig, der russische Krieg hatte die Finanzen des Sultans erschöpft und seine Armee zerstört; die Unterwerfung von Albanien war in jeder Hinsicht unumgänglich nothwendig, um der Pforte freie Hände zu lassen, sich in Asien gegen die Pascha's von Aegypten und von Bagdad zu schützen, aber die Mittel waren höchst mangelhaft. Reschid Pascha fing damit an, Monastir, den Centralpunkt von Ostalbanien, als Basis seiner Operationen zu besetzen, und sein Plan war, von da aus Arslan Bey zu erdrücken, ehe der Pascha von Scodra sich für ihn erklären könne. Zum Werkzeug zu diesem Plane brauchte er Veli-Bey, den natürlichen Feind der Partei von Selictar Poda, und daher von dessen Verwandten Arslan Bey. Unter diesen Umständen kam Urquhart in Janina

Digitized by Google

an, wo er von Veli Bey freundlich empfangen wurde. Arslan Bey hatte gerade eine Bewegung gemacht, um Mezzovo zu besetzen, und Veli Bey war im Begriff, ihm in der Besetzung des Passes von Milies, im Pindus, zuvorzukommen. Urquhart und sein Begleiter, Roß, erhielten von ihm mit Mühe Erlaubniß, ihn zu begleiten, erfuhren aber erst einige Stunden nach seiner Abreise, daß er sie zurückgelassen hatte, und machten sich mit einem Bedienten und einem wilden Albanesen als Postillon auf den Marsch, gegen den Rath aller ihrer Bekannten. Sie trafen nach manchem Abenteuer Veli Bey den nächsten Tag. Wir erreichten, erzählt er, um Mittag den Khan der Rosen, wo wir zu unsrer großen Freude hörten, daß Veli Bey sich befinde. Wir wurden auf einer Leiter in eine Art von Scheune geführt, wo wir den Bey in der Mitte einiger sonderbar aussehenden Männer trafen. So elend auch das Local war, so bildete die Gruppe doch ein wahres Gemälde, und der Chef, den wir mit solcher Mühe aufgesucht hatten, sah in seiner prachtvollen, südalbanischen Kleidung, und auf einem weißen Mantel ruhend, wie ein König aus. Bei unserm Eintritt stand Veli Bey auf. Diese Bewegung zeigte uns auf Einmal unsere Lage und seine Absichten an, und befreite uns von allen Zweifeln über seine Absichten gegen uns. Sie bestimmte unsere Stellung nicht nur unter seinen Umgebungen, sondern im ganzen Lager, und ich könnte sagen, in ganz Albanien. Ein Europäer hat keinen Begriff von der Wirkung und den Combinationen der Manieren im Orient. Von dem Augenblick an, wo diese eine Bedeutung haben, ist keine Bewegung und kein Zeichen mehr gleichgültig, und sie bilden eine Art von Verkehr so gut als die Rede, so daß ein Orientale zwei Sprachen hat, anstatt einer. Man war gerade beschäftigt, das Essen zu bereiten, und fast ehe wir Zeit hatten, uns umzusehen, wurde das runde, lederne Tischtuch zwischen uns ausgebreitet und die lange Serviette, von einer geschickten Hand geworfen, fiel auf die Kniee des Bey, der Türken und unsre eigenen. Ein vortrefflich geröstetes Lamm und gute Weizenkuchen bildeten das Essen, während dessen kein Wort gewechselt wurde, und wir hatten genug zu thun und zu denken, um die Zeit lange oder das Schweigen lästig zu finden. Der Bey schien unsere Anwesenheit vergessen zu haben, und wir fühlten, daß Alles, was wir erwarten konnten, war, geduldet zu werden, und das unzeitige Fragen uns zu nichts Anderm führen würde. Er dachte wahrscheinlich, daß die Art unseres Empfangs uns Alles angezeigt habe, was wir nöthig hätten zu wissen, nämlich, daß ihm unsere Ankunft nicht mißfalle und er uns einen Sitz auf seinem Teppich und einen Theil von seinem Lamm zu geben bereit sey. Wir schwiegen, warteten, beobachteten und fühlten zum erstenmal nicht nur die Eleganz und Würde orientalischer Sitten, sondern ihren wirklichen Einfluß. Wir entfernten uns sogleich nach dem Essen, um nicht zu stören, und begaben uns unter eine Baumgruppe, die etwas höher lag als der Khan. Der Bey nahm seine Siesta, und seine wenigen Diener folgten seinem Beispiel. Eine Stunde später kamen Reiter in großer Eile an, und wir kehrten in den Khan zurück, wo Alles voll Leben war, fanden den Bey allein und wurden von ihm sehr herzlich empfangen; er drückte seine Verwunderung aus, daß wir ihm gefolgt wären, und gestand, daß er absichtlich unterlassen habe, uns von seiner Abreise zu benachrichtigen, da er fürchtete, daß selbst wenn uns kein Unglück treffe, die karge Kost, die er uns geben könne, uns eine schlechte Meinung von Albanien geben würde. Wir machten bald Frieden mit ihm, und versicherten ihm, daß wir seine Abneigung, uns mitzunehmen, wohl begriffen, daß wir ihm aber einen Verdruß machen, keine Fragen an ihn richten, und ihn nur sehen würden, wenn er es ausdrücklich wünsche. Nachdem wir so zu einem Verständniß gekommen waren, sagte er uns, daß wir uns für das Gebirg bereit halten müßten, da er 10 Meilen von hier in einem Thal auf dem Pindus campiren werde.

(Fortsetzung folgt.)

Ausbreitung des englischen Einflusses in der Halbinsel jenseits des Ganges.

(Fortsetzung.)

Kiangdung ist die Hauptstadt einer großen Provinz, welche zwölf kleine Fürstenthümer umfaßt. Es ist China tributbar, und zwar in einem weit umfassenderen Sinn, als dieses Wort gewöhnlich hat, denn es bezahlt diesem Reich directe und andere Steuern, welche durch chinesische Beamten eingezogen werden. Aber zu gleicher Zeit macht die Provinz alle drei Jahre Geschenke an Birma, als Zeichen von Abhängigkeit, und ein birmanischer Resident wacht über diese Interessen. Der Tsoboa ward immer aus derselben Familie genommen, aber die Wahl hängt von China und Birma ab, so daß einer dieser Höfe ernennt und der andere bestätigt; sollte die Wahl des einen dem andern nicht angenehm seyn, so ernennt dieser einen andern Tsoboa, und dann fechten es die Anhänger der beiden Prätendenten unter sich aus, ohne daß sich die Hauptstaaten direct darein mengen. Ein solcher Fall fiel vor nicht langer Zeit vor.

Die Stadt liegt 20° 58′ nördlicher Breite und 100° 39′ östl. Länge v. G., sie ist auf einem Hügel auf dem westlichen Ufer des Meikong oder Cambodscha-Flusses gebaut. Sie ist nicht befestigt und enthält 500 gute Häuser. Mac Leod sah sie jedoch sehr in ihrem Nachtheil, da viele Einwohner entflohen waren, und die Stadt in den Händen der Truppen sich befand. Der Fluß ist im Durchschnitt etwa 500 Fuß breit, steigt aber in der Regenzeit um 50 Fuß und ist dann 650 Fuß breit; er ist nirgends und zu keiner Jahreszeit durchwatbar; seine Schnelligkeit beträgt etwa drei englische Meilen in der Stunde; er ist nicht weit hinab schiffbar, da er durch Wasserfälle einige Tagreisen südlich unterbrochen wird.

Mac Leod hatte den nächsten Tag eine Audienz, bei der die kleinern Fürsten, die damals alle mit ihrem Contingent in der Stadt waren, sich einfanden. Unter ihnen war der Fürst von Talan, welcher Minister des verstorbenen Tsoboa gewesen war, und die Wittwe des letztern Maha Devi, welche Regentin an der Stelle des jungen Prinzen und dem Anschein nach mit einem Rath, bestehend aus den übrigen Fürsten, umgeben, aber der That nach nur ein Werkzeug in den Händen des Fürsten von

Digitized by Google

Talar war, welcher der Hauptanstifter aller kürzlich vorgefallenen Veränderungen und ein Mann von großem Talent ist, und der bei Vielen im Verdacht steht, als ob er selbst Absichten auf den Thron hegte. Der englische Gesandte wurde höflich empfangen, aber doch sah einiger Verdacht über seine eigentlichen Absichten hindurch. Man weigerte sich, ihm die Erlaubniß zu geben jenseits der Gränzen ihres Territoriums nach China vorzudringen, so lange man dazu keine Bevollmächtigung habe, rieth ihm zurückzuweichen, und weigerte sich sogar die Geschenke für den jungen Tsoboa anzunehmen, was jedoch nach einigen Erklärungen geschah.

Mac Leod sah sogleich, daß er seine Reise nicht werde fortsetzen können, hielt aber für gut, einige Tage zu bleiben, um bekannter mit den Fürsten zu werden und ihren Verdacht über die eigentlichen Absichten der Mission zu widerlegen. Er verlangte daher, daß man die chinesischen Behörden in Esmok mit seinem Wunsche bekannt machen möge, und ihnen schreibe, daß er Briefe und Geschenke an sie habe. Dieser Brief ging ziemlich lange nicht ab, aber der Gesandte erfuhr später, daß er auf eine Art abgefaßt war, welche den Zweck der Gesandtschaft in ein gutes Licht stellte. Den nächsten Tag speiste Mac Leod im Palaste, wo er alle Fürsten traf, die wie den Tag zuvor chinesische Cerimonienkleider trugen; die Diener waren ebenfalls chinesisch gekleidet, und das ganze Essen auf chinesische Art bereitet. Aber einige Gläser geistiger Getränke machten bald, daß die Gäste ihre chinesische Etikette vergaßen, und sich angenehm zu machen suchten, besonders der Minister, welcher allein unter ihnen birmanisch versteht, während sie alle chinesisch sprachen.

Die Antwort der chinesischen Behörden kam den 23 März an, und denselben Abend kam der Minister mit einigen der Fürsten, sie Mac Leod mitzutheilen. Sie enthielt einige Bemerkungen über die englischen Kaufleute, und setzte auseinander, daß englische Schiffe täglich Canton besuchen, und daß dieß der eigentliche Weg sey, auf dem ein Gesandter China betreten muß, daß sie alle ihre Acten nachgesehen, und keinen Vorgang gefunden hätten, daß je ein fremder Beamter auf dem Wege gekommen sey, den Mac Leod bereist habe. Kiangdung sey eine chinesische Stadt, und sie hätten Befehl gegeben, daß man die Gesandtschaft mit Anstand behandle, und Alles, was die Mission betreffe, dort abmache, daß übrigens die englischen Kaufleute Erlaubniß haben, dorthin zu gehen, wo sie chinesische Kaufleute finden werden, welche man auf keine Art in ihrem Gewerbe stören werde, so wie sie Molmein besuchen können, wenn sie wollen. Wenn Mac Leod darauf bestehe, China selbst zu betreten, so wollen sie nach Peking berichten.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise in den Vereinigten Staaten.

Winter und Abreise.

Der Herbst war zu Ende; von allen Seiten blitzten die Feuer der Prairien. Nie versäumen es die Wilden, alle Stellen, wo sie campiren, anzuzünden, um Insecten und kriechendes Ungeziefer zu zerstören. Ebenso machen es die Gutsbesitzer in den sie umgebenden Prairien, um das neue Gras vor Erstickung zu schützen, ihren Hausthieren eine fettere Weide zu verschaffen und ihre eigenen Felder vor Brand sicher zu stellen. Wenn das Feuer in die niederern Prairien herunterkommt, wo die hohen Bisonkräuter wachsen, schreitet die von einem nur wenig heftigen Nordwinde getriebene Flamme mit der Schnelligkeit eines Pferdes vorwärts, und erreicht oft die Höhe von 15 bis 20 Fuß. Ein solches Feuermeer hat zuweilen Reisende überrascht, und die einzige, aber sichere Hülfe besteht darin, das Gras der nächsten Umgebung auszureißen, sich in die Mitte der abgerodeten Stelle zu postiren und das Gras der weitern Umgebung anzuzünden, so daß Feuer von Feuer aufgehalten wird. Ein großer Wiesenbrand hält nur am Ufer der Flüsse und am Rande der Waldungen still, wo er oft die alten Bäume anzündet.

Im Monat December waren wir ziemlich gut hergestellt von unsern Krankheiten, aber doch waren wir beide noch sehr schwach, und es war entschieden, daß wir nach Frankreich zurückkehren sollten. Hr. Louis Cortambert, der durchaus reisen wollte, verließ mich, und reiste mit einigen Franzosen nach Littlerock, der Hauptstadt von Arkansas, um der Verurtheilung eines Osagen beizuwohnen. So blieb ich nun eine Zeitlang fast allein. Manchmal ging ich auf die Jagd, um wilde Enten zu schießen und der Spur der Waschbären zu folgen, die grau und schwarz gefleckt sind und einen geringelten Schweif haben, aber ich war erst ein Neuling. Die Leute im Hause trafen oft Wölfe, die in den Prairien hausen, die kleiner als die französischen, aber außerordentlich schnell sind; rothe Tiger oder Cuguars, einfärbig gelbroth, mit schwarzen Ohren und kurzem Schweif; Wiesel und das amerikanische Stinkthier, das einen übelriechenden Saft aus einer nahe bei der Blase liegenden Tasche spritzt. Der Neger, ein Mann von erstaunlicher Kraft und Gewandtheit, erlegte Dambirsche (hier zu Land Rehe genannt), die sehr häufig vorkommen. Auf einer der Jagden fand er einen jungen lebendigen Fuchs, dessen Fell sehr kostbar war, der aber von zwei großen Windhunden, wie sie in diesem Lande gezogen werden, gefressen wurde.

Die Schwäne, die von Norden kommen, ließen sich in der Nähe der Ströme und Sümpfe nieder, wo sie sich auf dem halb gefrornen Wasser ergötzten. Schnee bedeckte das Land, die Prairien glichen einem Eismeer, aus dem man kaum hie und da vereinzelte Grasbüschel herausragen sah. Die Wälder hatten nicht mehr ihre grünen Wölbungen und Säulenhallen. Die schwärzlichen Baumstämme und die entblätterten Aeste beluden sich mit Schneeflocken, und der durchpfeifende Wind ließ traurige, klagende Töne hören. Gern ruhte das von der Einförmigkeit des Gemäldes ermüdete Auge auf einigen grünen Eichen. Die Kälte war heftig, der Wind eisig. Dennoch nahmen die einsamen Spaziergänge einen großen Theil meines Tages in Anspruch. Ich hatte auch die körperliche Uebung nöthig, um den Rest meiner Krankheit vollends abzuschütteln. Zurückgekehrt in die Wohnung, schrieb ich einige Seiten Erinnerungen nieder, las mit lauter Stimme einige Stücke aus der Bibel, einige Meisterstücke von Molière und Racine, verschlang begierig die Neuigkeiten über Frankreich aus dem Courrier des Etats-Unis, und wenn ich nichts zu thun wußte, durchlief ich die Spalten des ungeheuren Missouri Republican und des Temperance-Recorder; nebenbei wurde immer das Feuer geschürt. Abends brachte ich die Zeit bei meinen Nachbarn zu. Wir sprachen von Frankreich, das gerade

Digitized by Google

damals die Amerikaner angreifen wollte; die Einen erzählten ihre Abenteuer, Andere von frühern Kriegen mit den Wilden und alte Jagdgeschichten; man erinnerte sich, lachte, machte ein großes Feuer, und 2 bis 3 Stunden waren vergangen. Kam ich an meinen Herd zurück, so fand ich manchmal Reisende, noch öfter aber war ich allein und überließ mich meinen Gedanken. Ich bedachte, daß in den Vereinigten Staaten das Loos eines Auswanderers ohne Stand, eines Fremden ohne Beschäftigung sehr prekär und oft sogar kläglich ist, weil man hier, gleichviel auf welche Art, nützlich seyn muß, und weil jedes Individuum, jede Provinz sich vereinzelt betrachtet, und daher nicht, wie in Europa, besonders in Frankreich, ein zusammenhängendes Nationalinteresse und eben damit auch Gastlichkeit besteht. Oft dachte ich an Paris, wo meine Eltern und Jugendfreunde waren, manchmal auch an die süßen Täuschungen, die verschwunden, an die schönen Pläne, die lockenden Aussichten, die gescheitert waren. Um den heftigen und entgegengesetzten Bewegungen, die mich zerrissen, Stillschweigen aufzulegen, nahm ich die Zuflucht zu dem Gedanken an Gott, und die Ruhe kam wieder. Der bewegte Geist läßt die Erdendinge fahren und greift nach den himmlischen und ihren Tröstungen.

Das Neujahr 1836 kam heran; es wurde als ein großes Fest im ganzen Lande gefeiert. Man wünscht sich gegenseitig Glück zum Neujahr, und zwar bei Tisch; das ist eine Gewohnheit, die für denjenigen, der viele Bekanntschaften und einen trägen Magen hat, ein Unglück ist. Hr. Louis Cortambert kam einige Tage nachher zurück, denn er war nur im Fort Gibson bei einem reichen Einwohner aus der Familie der Chonteen von St. Louis. Der verbrecherische Osage war aus Mangel an Zeugen dießmal noch nicht gerichtet worden, und war nochmals in sein Gefängniß zurückgekehrt auf sechs Monate; er entwischte aber bald nachher. Die Stadt Littlerock war noch vor wenigen Jahren ein Raubnest für eine Masse von Abenteurern, die nur zusammenkamen, um Dolchstöße und Pistolenschüsse zu wechseln; bei der Empörung von Texas aber, das die Amerikaner so eifrig schützen, warfen sie sich blindlings dorthin, ließen die Gränze frei, und die Stadt wuchs von da an mit jedem Tag.

Der Winter war nicht sehr hart, aber lang und unangenehm durch plötzliche Temperaturwechsel, der Hauptursache der Krankheiten; die Nächte, Morgen und Abende waren kalt; den Tag über war der Himmel immer heiter und die Sonne warm. Die Amerikaner fingen an sich zum Aufbruch zu rüsten. Wenn sie nicht auf dem Feld arbeiten und ihre Lebensmittel verkauft haben, so laufen sie durch Prairien und Wälder, suchen das Eldorado ihrer Phantasie, verkaufen ihre alte Niederlassung, packen Weiber, Kinder sammt Meubeln und sämmtlichen Geräthschaften auf Wagen, sammeln ihre Hausthiere, und ziehen, die Flinte auf der Schulter, in ihr neues Eigenthum. Diese Auswanderungen geschehen gewöhnlich nach dem Schmelzen des Schnees, wenn das Austreten der Flüsse nicht mehr zu fürchten ist, und es bedarf der ganzen Heftigkeit des Nordwindes, der über die breitesten Prairien bläst, und der zahlreichen Beispiele von Reisenden, die fern von Wald und Wohnungen erfroren, unter einem Schneesturze begraben, oder von den Wassern angeschwollener Ströme, die sie überschreiten wollten, fortgerissen wurden, um diese unerschrocknen Familien vom Wandern abzuhalten.

Das Schmelzen des Eises verursachte ein starkes Anlaufen der Gewässer, das man benutzte, um eine Barke nach St. Louis abgehen zu lassen, die vollständig beladen war; ihre Bemannung bestand in dem Schiffspatron und drei guten Ruderern. Wir brachten den Rest des Winters bei einem fortwährenden Feuer zu, ohne das man die Witterung in einer von allen Seiten freistehenden und nur mit hölzernen Wänden versehenen Wohnung nicht hätte aushalten können; oft unterhielten wir uns mit den Franzosen, und so erfuhr ich das, was ich von den Osagen weiß.

Das Eis verschwand, Alles belebte und verjüngte sich, die Wälder und Prairien wurden grün. Im Nestmonat kamen die Indianer von der Waschbärenjagd zurück, und wir sahen unsere alten Bekannten wieder, die bis zum Bisonmonat in ihren Hütten blieben. Die Feldarbeiten wurden mit Eifer betrieben. Der Handel zwischen den Vereinigten Staaten und England hat die englische Ackerbaumethode hier zu Land ins Leben gerufen mit den wegen der Ungleichheit des Klima's nothwendigen Verschiedenheiten. Man versteht sich in diesen Gegenden sehr gut auf den Maisbau, und die Sorgfalt des Landmannes, verbunden mit der Fruchtbarkeit eines jungen Bodens, bringt einen Ueberfluß von Erzeugnissen hervor.

Der Augenblick der Abreise kam; es trieb mich noch in die Wälder, um in ihrem Schatten ohne Zeugen mich meinen Träumen zu überlassen. Unaufhörlich hatte ich die armen Wilden vor Augen, die, über die Gränzen der civilisirten Welt hinausgeworfen, jeden Tag verfolgt werden, und dachte an die mögliche Beglückung derselben; meine Schwäche, meine Unwissenheit erbitterten mich, ich sah meinen Namen auf alten Platanen, und vergoß herbe Thränen, indem ich zu mir sagte: das ist also Alles, was ich in der Wüste zurücklasse!

Wir gaben den wackern Franzosen der Wüste unsere Hände, versprachen ihnen stete Erinnerung und gingen. Bald verschwanden hinter dem Hügel die tiefen Wälder, wo so viele brave Leute wohnten. Als wir an der Thüre der guten Leute vorbeigingen, die uns während der Krankheit so treulich gepflegt hatten, nahmen wir zum letztenmal Abschied, die Frau empfahl sich uns zu stetem Andenken, und der Alte wiederholte: „Ich werde nicht in Frankreich sterben können.“ Wir suchten auch den würdigen Amerikaner auf, der in der Hütte bei St. Benoit bei meinem kranken Cameraden eine Nacht zugebracht hatte; sein Haus war verlassen, wie so viele andere; er war nach einer neuen Einöde gezogen.

(Fortsetzung folgt.)

Anglo-indische Blätter berichten, daß in Gwalior die Wasserscheu in einer furchtbaren und vorher nie gesehenen Ausdehnung wüthe wegen der Zahl der tollen Hunde daselbst. Die durch sie bewirkte Sterblichkeit soll der von der Cholera bewirkten gleichkommen. Die Armen leiden so sehr durch die Hungersnoth, daß sie Thiere, wie Pferde, Büffel, Esel u. s. w., welche vor Entkräftung gestorben sind, verzehren.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 81** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Die Einheit der modernen Literatur.** (Fortsetzung.) — **Silvio Pellico.** (Fortsetzung.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande Fremdgewordenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 1 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 4 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 256.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 September 1838.

Ausbreitung des englischen Einflusses in der Halbinsel jenseits des Ganges.

(Schluß.)

Die Fürsten versicherten Mac Leod, daß sie selbst das chinesische Gebiet nicht weiter als bis Puer betreten dürfen, und daß die Behörden nicht wagen können, einen fremden Gesandten zuzulassen, daß aber die englischen Kaufleute wenig Schwierigkeiten finden werden, die Erlaubniß zu erhalten, einige Städte zu besuchen. Darüber erhielt er viele entgegengesetzte Nachrichten, und seine Meinung ist, daß die Kaufleute höchstens Erlaubniß erhalten würden Esmok, oder vielleicht Puer, das drei Tagereisen weiter im Land liegt, zu bereisen. Er besuchte während seines langen Aufenthalts die Regentin Maha-Devi bisweilen, die sich entschuldigte, daß sie ihm nicht alle Aufmerksamkeit erweisen könne, wie sie es wünsche, und bedauerte, daß er nicht zu Lebzeiten ihres Mannes gekommen sey, der gewiß es auf sich genommen hätte, ihm Erlaubniß zu geben, das chinesische Gebiet zu betreten. Uebrigens war er sehr mit den Fürsten zufrieden, die er beständig besuchte, und die oft wiederholten, sie können die Engländer mit Niemand als den Chinesen vergleichen, von denen sie sehr rühmlich sprachen: sie seyen genau und gerecht in allen ihren Verhandlungen, sie bestehen auf der genauen Bezahlung der Steuern, und schreiben lange Briefe über die kleinsten Summen, aber sie nehmen oder behalten nie das Geringste, zu dem sie nicht berechtigt seyen. Dagegen beklagten sie sich laut und bitter über die Birmanen, vor denen sie weder Achtung noch Zutrauen haben. Dieses Zeugniß von der guten Verwaltung der Chinesen ist sehr merkwürdig, und bildet einen grellen Contrast gegen das Bild, welches die Engländer in Canton von der Verdorbenheit derselben machen. Es kann keinem Zweifel unterworfen seyn, daß die Fürsten von Kiangdung die Wahrheit sagten, denn sie wußten wohl, daß Mac Leod in keiner denkbaren Verbindung mit den Chinesen stand, und daß die Beschreibung, die sie von der chinesischen Administration machten, richtig seyn muß, ist schon aus der Größe und Stabilität des Reiches zu schließen; denn dieses könnte nicht bestehen, wenn nicht in der Verwaltung ein bedeutender Grad von Rechtlichkeit herrschte.

Nachdem Mac Leod umsonst versucht hatte, einen andern Weg zur Rückreise zu nehmen, mußte er sich den Bitten des Ministers fügen, auf der Rückreise nach Zimmay wieder seine alte Straße einzuschlagen. Den Tag vor seiner Abreise wurde ihm ein großes Essen im Palaste gegeben, wo er alle Fürsten traf, welche sämmtlich, und insbesondere der Minister ihm die lautesten Versicherungen ihrer freundschaftlichen Gesinnung gegen die Engländer gaben, und ihm erklärten, daß ihr größter Wunsch sey, die Verbindung mit Molmein zu befördern; sie versprachen, keine Zölle von englischen Kaufleuten zu erheben, und baten ihn, Kaufleute zu schicken, denen sie eine Escorte bis in das chinesische Gebiet geben wollen. Sie erzählten ihm auch, daß sie seinen Besuch anfangs mit großem Verdacht gesehen, und daß der birmanische Resident und seine Partei ihn bei ihnen verleumdet hätte, daß aber sein Verkehr mit ihnen allen Verdacht entfernt habe, und daß sie hoffen, er seinerseits habe durch die freundliche Art, mit der sie in der letzten Zeit mit ihm umgegangen, sogar alle Erinnerung an die ersten ungünstigen Eindrücke, die sie auf ihn gemacht haben, vergessen. Er fand in Kiangdung viele Chinesen, theils Colonisten, theils Kaufleute der Karawanen; sie alle wünschten sehr mit Molmein Handel zu treiben, und versprachen dahin zu kommen, wünschen auch, daß die Engländer Kaufleute zu ihnen schickten, was jedoch schwer zu seyn scheint, da diese ihre Waaren auf Elephanten laden müßten, was aus vielen Gründen nicht thunlich wäre, wogegen die Chinesen mit Maulthieren reisen. Sie verlangen an der Küste Goldbrath, Teppiche, Vogelnester, Datteln, Elfenbein u. s. w. Mac Leod zeigte ihnen Muster von Fernambuc Baumwolle, die ihnen sehr gefiel. Baumwolle könnte ein beträchtlicher Ausfuhrartikel der englischen Provinzen werden, denn dieß ist die Hauptwaare, welche die Chinesen in den Schanstaaten suchen, und ihr Verbrauch in China scheint eine fast unbeschränkte Einfuhr zu erlauben, denn es werden in Canton jährlich 100 Mill. Pfund indischer Baumwolle eingeführt, ohne daß der Markt überführt wäre. Gegenwärtig führen sie aus Kiangdung vor Allem Thee aus, der auf beiden

Digitized by Google

Ufern des Mekhong-Fluſſes im Ueberfluß wächst. Mac Leod brachte einige Muſter mit ſich zurück, die aber von ſehr mittelmäßiger Art waren, ſey es daß es von Natur eine grobe Species iſt, ſey es daß ſie ihn ſchlecht bereiten.

Kiangkung iſt nicht der einzige Staat, der in dieſer bizarren Lage zu China ſteht, denn es iſt gegen Nordweſten von Muanglun begränzt, das ganz in denſelben Verhältniſſen zu China und Birma ſteht, und im Südoſten von Muang Luang Phaban, das halb China und halb Cochinchina unterwürfig iſt, und alle acht Jahre an jenes, alle drei Jahre an dieſes Tribut bezahlt. Dieſer Gränzcordon von tributären Staaten ſcheint ein ganz eigenthümlicher Zug der chineſiſchen Politik zu ſeyn, und man hat ihn auf allen Seiten gefunden, wo man ſich China auf ſeiner weiten Reichsgränze genähert hat.

Mac Leod reiste über Zimmay zurück, ohne die Handelsſtraße nach Kiangtun eröffnen zu können, aber es iſt gar nicht zu zweifeln, daß der zunehmende engliſche Einfluß im Innern der Halbinſel jenſeits des Ganges und ſeine durchaus wohlthätige Art bald ſeinen Zweck erreichen, und den unterdrückten Stämmen der Schans Handelsfreiheit, politiſche Ruhe, und in ihrem Gefolge Induſtrie und Wohlſtand bringen, ſo wie es England eine neue Handelsſtraße nach China und eine neue und bedeutende Erweiterung ihrer Ausfuhr verſchaffen werde.

Urquharts Reiſen in Rumelien.

Albanien.

(Fortſetzung.)

Wir verließen ſogleich den Khan und wendeten uns links an der Straße nach Janina gegen das Gebirge, das Theſſalien von Albanien ſcheidet. Wir wußten damals nur wenig über die Zwecke der Expedition, die Stärke, Abſichten und den Charakter der Inſurgenten, aber wir bemerkten, daß die Bauern in großer Unruhe waren, und die albaneſiſchen Soldaten im Herzen Arslan Bey anhingen, der, wie ſie glaubten, 15 bis 20,000 Mann bei ſich hatte. Wir wunderten uns, keine Truppen zu bemerken, und Veli Bey von nicht mehr als 20 Reitern begleitet abgehen zu ſehen. Wir ſuchten ihn zu beobachten, ohne uns läſtig zu machen; er ritt allein, ſein Kinn ruhte auf ſeiner Bruſt und er ſchien in ſeinen Gedanken verloren; ſein Pfeifenträger ritt von Zeit zu Zeit mit einer neuen Pfeife zu ihm hin, und er nahm ſie faſt mechaniſch. Was mochte er denken? auf der Einen Seite konnte Arslan Khan morgen Herr von Mezzovo ſeyn, dann würde Janina fallen und Veli Bey für immer ſinken, und ſein Haupt mochte an dem Serail aufgeſteckt werden; auf der andern Seite konnte Veli ſeinen Feind ſchlagen, dann war Janina gerettet, Selictar Poda gedemüthigt, Albanien organiſirt, er ſelbſt Diviſionsgeneral, Paſcha und vielleicht Großvezier. Dieß mochten die wachenden Träume ſeyn, die der Vater der Götter und Menſchen für ihn bereitet hatte.

Wir waren von einer kleinen Escorte begleitet und wunderten uns, was aus den Truppen geworden ſey, welche wir über die Ebene von Janina zerſtreut geſehen hatten. Während wir den Pindus hinaufſtiegen, ſchien er ganz einſam, aber unſer Gefolge vermehrte ſich unverſehens, ohne daß wir begriffen, woher der Zuwachs käme. Wir drehten uns um, um zu ſehen, ob ein Truppencorps uns folgte, und als wir unſern Marſch fortſetzten, war plötzlich der Berg über uns voll Menſchen. Der Haltplatz war dort geweſen, die Albaneſen hatten, mit ihrem gewöhnlichen Inſtinct ſich zu verbergen, ihre Sieſta gehalten, und aus jedem Buſch und hinter jedem Baum kamen Soldaten hervor. Der Weg ſtieg im Zickzack über fünf oder ſechs verſchiedene Höhen an, und war plötzlich mit Spahis, mit Bey's auf ihren Schlachtpferden und langen Linien von Albaneſern in der ganzen Pracht glänzender Waffen und ſchreiender Farben, und in jeder Art von militäriſchem Coſtume bedeckt. Dieſe Linien in ſchneller Bewegung brachten einen unbeſchreiblichen Effect hervor, ſie ſchienen ſich bald zu kreuzen, je nachdem der Weg ſich umbog, bald verloren ſie ſich unter den Bäumen, bald bildeten ſie lange, gerade Streifen an den dunkeln Felſen hin, bald brachen ſie und kletterten wie Ziegen auf die Höhen, und erſchienen an den weit entlegenen Bergen hin, bis man nichts mehr ſah als die weißen Mäntel und Fuſtanellen (eine Art Hemden oder Schürzen, welche die Albaneſen über den Beinkleidern tragen) und das Glänzen des Silbers und Stahls.

Den nächſten Morgen näherten wir uns dem Lagerplatz, der in einer ſchönen kleinen Ebene beſtand, die Berge waren mit prachtvollen Buchenwäldern bewachſen ohne Strauchwerk und Gebüſch, ſo daß der Anblick ganz parkartig war. Auf welcher Seite der Ebene man die Höhen betrat, fand man die runden, ſäulenartigen Buchenſtämme, welche Eintritt zu den tiefen Schatten erlaubten, die das Anſehen hatten, als wären es Tempel auf Säulenhallen. Die Spuren der albaneſiſchen Armee waren auch hier wieder faſt unſichtbar, doch nach einiger Beobachtung fanden wir mannichfache Anſtalten zu einem Bivouak, Hütten aus Laubwerk, Ruhebetten auf Pfählen oder an Zweige aufgehängt, und weiße geſchäftige Geſtalten in dem Dunkel des Waldes. Auf dem offenen Feld graſten Pferde, und überall hörte man das Klattern des türkiſchen Roßkamms. Wir fanden den Bey auf einer kleinen Erhöhung auf der Gränze des Waldes, beſchattet von ſeinen Blättern und den ganzen Anblick ringsum überſchauend. Er lud uns ein, auf ſeinem Teppich zu ſitzen, die Beys und die Aga's ringsum in einem weitem doppelten Kreiſe, und hinter ihnen ſtanden Soldaten. Wir ſaßen einige Stunden lang, ſtumme Zuſchauer der Scene, am Ende wurde ein Entſchluß gefaßt. Die Fahnen waren in der Ebene unten gepflanzt, und die Fahnenträger bildeten einen Theil unſers Kreiſes. Auf einen Befehl des Bey rannten ſie hinab und riſſen zwei von den vier Fahnen aus dem Boden, und das wilde Kriegsgeſchrei, das in dieſem Augenblick erſcholl, mit dem Rühren der Trommeln erregte in den Gebirgen eine Bewegung wie in einem geſtörten Ameiſenhaufen. Die Chefs folgten im langſamen Schritt, während die Reiter um ſie herum galoppirten, und ihre Flinten und Lanzen ſchwangen. Die Infanterie feuerte ihre Gewehre ab, ſang und rannte, bis die ganze Maſſe die Schlucht anfüllte, durch welche Veli ziehen

Digitized by Google

mußte. Wir folgten dem Gedränge durch einige niedrige Sandhügel, wo wir an einen steilen Weg kamen, der hinabführte. Hier hatte der Bey gehalten, und wir fanden ihn in einiger Entfernung mit einem Abgesandten seines Feindes auf einem Felsen sitzend. Als er auf den Weg zurückkehrte, sagte er uns lächelnd, daß Arslan Bey, anstatt zu fechten, sich unterwerfen wolle; aber wir fanden bald, daß wir, anstatt zu warten, daß er seine Unterwerfung mache, ihm entgegen gehen mußten. Wir stiegen eine Stunde lang durch ein enges Thal in die Ebene von Milies hinab; hier erwartete uns ein Corps Cavallerie von Arslan Bey, sie empfingen Veli mit großem Respect, und schlossen sich seinem Gefolge an. Das Gedränge von hinten war unwiderstehlich geworden, die Infanterie war nach und nach durch das Dringen der Pferde von der Mitte des Wegs vertrieben worden, und wir brachen in vollem Galopp aus der Schlucht in die Ebene hervor.

In der Mitte der kleinen Ebene und am Ufer eines hellen Baches stand eine Thränenweide, unter welcher die Zusammenkunft stattfinden sollte. Veli Bey stieg ab, und war bald von einem Kreise von Beys und Soldaten umringt. Ich wunderte mich, daß Arslan Bey nicht angekommen sey, um so mehr, als das Gebirge überall von seinen Truppen besetzt war. Die Sache schien uns verdächtig, und wir zogen uns auf einen Hügel zurück, theils um unsere Beobachtungen zu machen, theils um dem ersten Feuer zu entgehen, das, wie wir kaum zweifelten, von den Höhen auf die Masse im Thal gerichtet werden würde. Hier, dachte ich, sitzen diese Männer, im Angesicht des Todes, mit derselben Verblendung, welche Jahr auf Jahr die Großen und die Rebellen in der Türkei zu ihrem Verderben führt. Es gibt kaum ein Beispiel von Aufruhr oder von Streit zwischen zwei Rivalen, welcher sich nie durch einen Verrath geendigt hätte, bei dem sich die betrogene Partei mit einer Leichtigkeit in die Falle führen ließ, welche uns kindisch und unbegreiflich scheint. Ich fing damals an, den Grund dieser Wahrheit zu sehen, indem diese Bewegungen nicht aus allgemeinen Principien hervorgehen können, und durch die Vernichtung ihrer Führer beendigt werden, während das anscheinende Vertrauen, das diese ins Verderben stürzt, das Resultat der Kühnheit ist, wodurch allein sie ihre Macht gewinnen und erhalten können.

Während wir diese Betrachtungen anstellten, erhob sich eine Staubwolke am andern Ende der Wiese, und man hörte auf allen Seiten rufen: er kommt, er kommt! Die Truppen von Veli Bey bildeten Spaliere von dem Weidenbaum bis auf 200 Schritte, wo seine zwei Fahnen aufgepflanzt wurden, die eine weiß, die andere weiß und grün, mit einem doppelten Schwert, einer blutigen Hand und einigen Freimaurerzeichen. Etwa 200 Reiter galoppirten in großer Regelmäßigkeit herauf, hielten bei den Fahnen und trabten bis zu der Weide, wendeten sich dann rechts und links und stellten sich hinter der Infanterie von Veli Bey auf. In diesem Augenblick erreichte Arslan die Fahnen, wo er abstieg; Veli stand unter dem Baum auf, was das Zeichen für eine allgemeine Salve war, und als der Rauch sich zerstreute, sahen wir die beiden Chefs sich in der Mitte der Spaliere umarmen. Jeder umarmte dann die vornehmsten Officiere des andern, und die Truppen folgten ihrem Beispiele; man sah ringsum nichts mehr als Gestalten, die sich beugten und wieder erhoben. Es war ein sonderbarer Anblick, wenn man daran dachte, daß es die Zusammenkunft zwischen einem Geächteten und dem war, der den Befehl hatte ihn hinzurichten.

(Schluß folgt.)

Die deutsche Mission in Tinevelly.

Der Friend of India gibt aus dem vierten halbjährigen Bericht dieser Mission folgende interessante Auszüge:

Die eingeborne christliche Bevölkerung mit der der Mission gab am Schlusse des vergangenen Jahres die Zahl von 7878 Seelen, in 2157 Familien vertheilt. Während des Jahres 1837 kamen 86 Familien, die 378 Seelen zählten, hinzu. Die 2157 Familien waren in 210 Dörfern zerstreut, so daß das Evangelium fortdauernd praktisch einer großen Menge Heiden durch die Diener des Wortes und des Beispiels und den Verkehr der eingebornen Christen bekannt wird. Während dieses Jahres ist es in 24 andern Dörfern noch verbreitet worden. In 12 von diesen Dörfern befindet sich bis jetzt nur eine christliche Familie in jedem, doch in den andern findet man schon von 2 bis zu 23 Familien; getauft wurden im verflossenen Jahre 177 Personen, Erwachsene und Kinder.

Die Missionäre von Tinevelly haben den bewundernswürdigen Plan gemacht, kleine Stücke Land anzukaufen, auf welche sie christliche Dörfer erbauen. Es ist überraschend, wie viel Gutes sie dadurch haben wirken können mit den unbedeutendsten Mitteln. Der Bericht nennt 16 christliche Dörfer, die auf diese Weise in den letzten beiden Jahren entstanden sind, in welchen 495 Familien sich niedergelassen haben, und dieß mit einer Ausgabe von nur 710 Rupien.

Die gesammten Ausgaben der Mission von Tinevelly betrug im Jahre 1837 nicht über 25,972 Rupien, nämlich etwas mehr als 2000 Rupien monatlich, und die Hälfte dieser Summe ist durch Subscription im Lande selbst aufgebracht worden. Es ist sehr zu wünschen, daß dieser Eifer nicht verloren gehe, denn wenn die Gesellschaft noch einige Jahre auf diesem Wege fortgeht, so muß der Götzendienst bald ganz aufhören. Aber die Opposition unter den Heiden gegen jede göttliche Wahrheit ist groß und eingewurzelt, und da die Mission keiner der großen Missionsgesellschaften angehört, so möchte Manches für ihr ferneres Bestehen zu fürchten seyn.

Chronik der Reisen.

Reise in den Vereinigten Staaten.

Winter und Abreise.

(Fortsetzung.)

Während des ersten Reisetags war das Wetter prächtig, aber als wir am folgenden Abend im Begriff waren, am „großen Fluß" unsern Wagen und sämmtliches Gepäck Stück für Stück in ein Canot zu schaffen, das aus einem einzigen Baumstamme verfertigt war, trieben uns drohende, hoch aufgethürmte Gewitterwolken in ein nahes Landgut, wo wir bestens aufgenommen waren. Den andern Morgen hörte

Digitized by Google

der Regen auf, aber die Prairien waren überschwemmt, und die ganze Geschicklichkeit des jungen Osagen, der uns führte, sammt der Stärke und Ausdauer der Ochsen war nöthig, um uns vorwärts zu bringen. Mitten im Tage fing der Regen wieder an mit einem starken Wind, als wir eben an der Wohnung eines braven Mannes vorüberkamen, der uns wegen des Wassers aufforderte, nicht weiter zu gehen. Da mußten wir nun bei einer großen amerikanischen Familie bleiben, deren Vater stolz auf dieselbe schien. In den Städten sieht man Kinder als eine Last an, aber auf dem Land ist jedes Kind eine Wohlthat, ein Arbeiter weiter. Am Abend eines arbeitvollen Tages nahm der Vater ein Buch, und nachdem er mit lauter Stimme einige Gebete gelesen, sang er mit Frau und Kindern ein Lied, dann knieten alle nieder und verharrten in der größten Andacht.

Nach einer angenehmen Nacht in Federbetten, nach der schlechten Gewohnheit des Landes, und einem tüchtigen Frühstück waren wir bis Abend auf der Prairie, machten jedoch einen großen Umweg, um den „großen Fluß" zu vermeiden; die Nacht überfiel uns fern von allen Wohnungen; wir übernachteten in einem Gehölze. Die Ochsen hatten ihren Mais, ein Holzstoß wurde aufgerichtet und angezündet; wir breiteten die Bärenfelle aus, und nachdem wir einigen Zwieback und wilden Honig gegessen, schliefen wir in einer schönen Nacht an einem guten Feuer. Der Mond goß sein Licht auf die jungen Blätter. Mit Sonnenaufgang waren wir schon auf dem Weg; Abends waren wir in Independence, wo unser alter Führer, der gute Virginier, eben gestorben war; den andern Morgen waren wir wieder in die civilisirte Welt zurückgekehrt, und fuhren auf einem raschen Dampfboot auf dem Fluß „mit dem trüben Wasser" hinab.

Bei hohem Wasserstande fahren die Dampfboote in weniger als fünf Tagen den Missouri hinab, aber zwischen den Anschwellungen im Frühjahr und im Herbst stoßen sie häufig auf den Sandbänken an, die an vielen Stellen des Flusses sich bilden. Beim Zusammenflusse wälzt der Mississippi ruhig seine klaren Wasser von Norden her; der wilde Missouri aber stürzt sich, nach einem Laufe von 100 Meilen durch die Savannen, von Nordwesten her mit seinen weißen schlammigen Wassern unter einem spitzigen Winkel in den „Fluß ohne Ende," der durch ihn sehr an Schnelligkeit gewinnt. Die beiden Riesen ringen lange Zeit miteinander, ohne ihre Wasser zu vermengen, aber zuletzt gewinnt der Mississippi, wiewohl mit einigem Verlust seiner ursprünglichen Klarheit, die Oberhand. Das ist ein Gemälde, das man nicht leicht vergißt. Der Pater Marquette und der Kaufmann Joliette haben es zuerst beobachtet im Jahre 1765, als ein Hr. Talon von Quebec sie ausschickte, um den großen Fluß, der von Nord nach Süd fließt, und das schöne weite Land auszuforschen, wovon die französischen Jäger sprachen. Sie reisten nach Einigen den Illinois und Mississippi herunter bis zum Missouri, nach Andern bis Arkansas, und kamen den nämlichen Weg wieder zurück.

Nachdem man die Vereinigung beider Ströme passirt hat, wo der Mississippi 7500 Fuß breit ist, kommt man in weniger als 2 Stunden nach St. Louis, nachdem man eine ziemlich reißende Stromstrecke hinabgefahren ist. Diese Stadt, die im Jahre 1764 von Peter Laclede, Macan und Compagnie gegründet wurde, war anfangs nichts als ein Posten für französische Jäger, aber von ihrer Lage begünstigt, wuchs sie reißend, und wurde eine Stadt von 7000 Einwohnern, die täglich noch zunimmt. Der größte Theil ist amerikanisch, und besteht aus mehrstöckigen Häusern aus Backsteinen oder sehr harten Steinen, die man bei Aufgrabung des Bodens in ungeheuren Blöcken antrifft. Sie haben schöne Läden und ungeheure Magazine, die Waarenniederlagen des Westens. Am Quai halten ohne Unterbrechung zahlreiche Schiffe, die ankommen, abladen, aufladen und ohne Aufenthalt wieder abgehen nach allen Städten des Mississippi, Missouri, Illinois, Wisconsin und Ohio. In der Zeit der Geschäfte, d. h. im Frühling und Anfang des Sommers, kann man 15 bis 20 auf einmal sehen, nebst einer Menge Ruderschiffe. Gegenüber den Dampfbooten befindet sich das große Etablissement einer der reichsten Handelscompagnien der Vereinigten Staaten, der amerikanischen Pelzcompagnie, ferner die Commissionshäuser, die Ausbesserungswerften, die Sägmühlen, Schmelzhütten und der Markt. Der übrige Theil der Stadt, der von Franzosen bewohnt ist, ist eigentlich nur eine Vorstadt. Sie hat keinen Quai, und ist zwischen dem Mississippi und dem Mühlbach eingeschlossen. Die Häuser sind daselbst meist von Holz, umgeben mit eleganten Galerien, von schönen Bäumen beschattet und immer mit kleinen Gärten versehen; man sieht daselbst die alten, schlechten Häuser (Blockhäuser), die zuerst an die Stelle der Hütten der Wilden traten. St. Louis ist eine amerikanische, ein halbes Jahrhundert alte Stadt mit einer alten französischen Vorstadt. Die Umgebungen sind des Hochholzes ganz beraubt, aber wohl angebaut von Landleuten, die fast alle Franzosen und Deutsche sind, die ihre Producte sehr gut und theuer verkaufen, und deren Ländereien, von denen jetzt schon der Morgen 5 bis 600 Dollars kostet, täglich im Werthe steigen. Hier, wie in allen amerikanischen Städten, kann ein kleiner Strich Land, den man um 40 bis 50 Dollars gekauft hat, in weniger als 20 Jahren zu einem bedeutenden Vermögen heranwachsen. Es gibt Leute, deren einziges Geschäft darin besteht, Ländereien um niedrigen Preis zu kaufen und wieder zu verkaufen, wenn ihr Werth auf das Vier- und Sechsfache des ursprünglichen gestiegen ist.

In St. Louis gibt es viele Franzosen, Deutsche und Irländer, welche die niedrigsten Gewerbe treiben. Es wäre wünschenswerth, daß diese Auswanderer, statt sich in Städten aufzuhalten, wo sie häufig nur niedrige und mühselige Geschäfte finden, auf das Land gingen, wo sie mit ausdauerndem Fleiße sicherlich ihre Familie ganz behaglich ernähren, sich für ihr Alter Vermögen sammeln, und alle die Berücksichtigungen genießen könnten, die man in den Vereinigten Staaten den Ackerbauern angedeihen läßt. Es ist allerdings wahr, daß sie sich dann den Krankheiten aussetzen würden, von denen das Umbrechen eines frischen Bodens immer begleitet ist, aber bei einer guten Diät und mit Sorgfalt und Klugheit kann man doch wohl die üblen Folgen dieses Umstandes vermeiden.

Da der Westen das Ziel aller Auswanderer ist, so sieht St. Louis, der Hauptort des Westens, jährlich eine große Anzahl derselben anlangen. Unter diesen haben die Engländer das Talent, sich verabscheut zu machen, die Irländer gelten als Freunde von Händeln und Unordnungen, die Deutschen gelten für gute Bauern, aber stoßen durch ihre Unreinlichkeit zurück, die namentlich den Amerikanern sehr widerlich ist; die Franzosen endlich werden stets gute Freunde in der Stadt und auf dem Lande treffen, wenn ihnen nicht der Müßiggang auf der Stirne steht, oder wenn sie den Amerikanern nicht ein Verbrechen daraus machen, daß nicht alle kleinen Höflichkeitsregeln beobachtet werden.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 257.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Septe 1838.

Ein Herbstausflug in die toscanische Maremma.

Zweiter Artikel.

Nach Morba, wohin uns derselbe Weg zurückführte, war Castelnuovo der erste Ort, welcher uns interessirte. In einem Castanienwald, terrassenweise an einem Hügel gelegen, rief es meinem Gefährten und mir die malerischen Dörfer der römischen Sabina zurück. Hier im Süden, wo die Eiche nur klein und schwächlich gedeiht, und wo Cypresse und Pinie als eigentlich nationale Bäume gelten, begrüßt man das frische, saftige Laub der Castanie immer mit einer gewissen, freudigen Erhebung. Wie der Fluß einem Thale seinen Ernst und seine Melancholie nimmt, verbreitet ein Castanienwald über hochgelegene Dörfer Heiterkeit und Leben. Hier überrascht uns dieß Grün um so mehr, da es sonst in Toscana nur vorzugsweise um Monte Amiata, auf dem Prato Magno und auf der Falterona zu Hause ist. Es war einer der schönsten Herbsttage, die ich je erlebt habe: nichts verkündete die Nähe des Winters, man fühlte Frühlingslüfte, oder eigentlich gar keine Luft, nur die Annehmlichkeit der körperlichen Existenz ohne allen Druck, ohne alle Beschwerde. Der Rauch der Lagoni erhob sich in einer unbewegten, dichten Säule, und stellte uns das günstigste Prognostikon für die Beständigkeit des Octobers. Die eine der hiesigen Fabriken liegt ganz unten im Thale, die andere in der Nähe des Dorfes. Wir besuchten beide, weil die Sache uns noch immer neu war, fanden aber den Proceß der Bereitung ganz so, wie in dem früher genannten Morba. Der Weg nach Massa zieht sich zunächst hinter Castelnuovo in dem Castanienwald hin, und ist sehr reizend. Wenn man aber dieß Grün hinter sich hat, kommt man in eine sehr wüste, unwirthliche Gegend; einzelne wenige Häuser geben den stumpfen, kahlen Bergen so gut als gar keinen Schmuck; von Sasso, das eben rechts liegt, sieht man bloß den Thurm; Monterotondo, nur 1 bis 2 Miglien entfernt, ist gar nicht sichtbar. Der Weg ist öde, von Niemanden betreten; hin und wieder, namentlich über Sasso, sieht man den Dampf der Lagoni sich erheben. Die Besitzungen gehören den Volterranern und einzelnen reichen Leuten aus Castelnuovo und Monterotondo. Die Landwirthschaft wird nun schon hier ins Große getrieben, und vorzüglich von Taglöhnern besorgt; den kleinen Leuten bleibt höchstens die Castanie und das türkische Korn übrig. Von dem Podere Cagnese, wo ein genügsamer Reisender ein Paar Eier, schwarzes Brod, neuen Wein und viele Köpfe Mais haben kann, führt der Weg weiter in den Wald hinein, und zieht sich nach einer Meile auf den höchsten Punkt, welcher die Aussicht auf das im Meere ruhig und lang hingestreckte Elba (den griechischen Inseln im ägeischen Meere vergleichbar, nur etwas größer), auf die endlosen Waldungen und auf die schönen Gebirgslinien eröffnet, die nach dem Meere zu hinter einander abfallen. Diese Aussicht vertauscht man dann bald um einen nicht gerade erfreulichen Blick auf das noch ziemlich ferne Massa; der Weg wird wieder einsam und leer, nur einzelne Steinhaufen, Zeichen von Verunglückten, die hier den Tod fanden (Morticini genannt), unterbrechen die Einförmigkeit des schon an sich nicht schönen Eichenwaldes eben nicht auf eine erfreuliche Weise. Aus der Ebene, in die man dann hinabsteigt, erhebt sich das Städtchen Massa auf einer für so gefährliche Gegenden nur geringen Höhe; der Umfang desselben scheint gering, die Häuser klein und unbedeutend, nur ein einziger Thurm ragt aus ihnen hervor. Die Gesichter, welche man hier in der Ebene sieht, haben ein sehr erbärmliches Ansehen; man begreift das Gerede von Massa's schlechter Luft, und versteht den Reim:

Massa saluta e passa	(Massa grüße und ziehe vorüber
Chi vi si ferma	hältst du dich auf
La pelle ci lascia	Du läßt dort das Leben)

Wir suchten zunächst ein Unterkommen in einer Locanda, fanden auch die Leute willig und bereit uns aufzunehmen, die Kammern aber so ganz öde und unwohnlich, z. B. ohne Fenster, daß wir einer Familie, an die wir adressirt waren, unsern Brief überbrachten. Ich habe stets in den entlegenern Gegenden Toscana's so viele Gastfreundschaft gefunden, daß mich die Vorwürfe nicht überraschten, welche uns der alte, wackere Signor Francesco deßwegen machte, daß wir nicht gleich ohne weiteres in sein Haus gekommen. Es half nichts, daß wir uns entschuldigten, und das Wort Incommodo (Unbequemlichkeit) wohl zehnmal vorbrachten; er unterbrach uns immer heftiger: „was Unbequemlichkeit! hier in diesen Gegenden gibt es keine Lo-

Digitized by Google

randen; jeder freut sich einen Galantuomo bei sich zu sehen." Wir haben uns einen Tag in dieser Familie aufgehalten, und so viele unbefangene Güte und herzliches Wohlwollen bei allen Gliedern derselben gefunden, daß wir allen Heroen jenseits der Alpen, die so hübsche Loblieder auf die Tugenden der Italiener zu singen wissen, einen Blick in das Leben solcher Menschen gönnen möchten. Unser Vorgefühl von der Stadt selber bestätigte sich: es ist ein fürchterliches Nest, mit einer alten und neuen Stadt. Die Cittanuova ist laut einer Inschrift mit dem Thurm (jetzt Polveriera genannt) im Jahre 1228 angefangen worden; später haben die Saneser sie noch vorzüglich, ja man kann sagen, mit einem übertriebenen, lächerlichen Aufwand befestigt. Jetzt ist dieser Theil der unbewohnteste, lediglich von Bauern bevölkert. Etwas besser sieht es allerdings in der Città Vecchia aus, die mich sehr an Montelione im südlichen Calabrien erinnerte, nur daß dieses immer noch gegen Massa als eine Stadt von Bedeutung erscheint. Hier liegen auf gut Römisch ganze große Gärten innerhalb der Mauern, die Wohnungen sind verfallen und öde und scheinen menschenleer. In vielen Theilen dieser alten Stadt erblickt man an Thüren und Fenstern noch Quaderbau mit Spitzbögen, wenigstens die ehemaligen Linien derselben, denn jetzt ist das Meiste erneuert und verunstaltet. Alle Beachtung verdient das Aeußere des alten Doms, ein ehrenwerthes Werk aus bedeutenden Quadern, die sorgfältig und nett an einander gefügt sind. In der ganzen Anlage dieser Vorderseite, in den theils angeklecksten, theils freistehenden Säulen über einander, erkennt man eine mehr oder minder absichtliche Nachbildung des Doms zu Pisa. Schade, daß der Travertin hier eine so graue, todte Farbe hat; auf den schönen Stufen, die dieß Gebäude umgeben, würde das Ganze mit wärmerem Colorit sich noch besser abheben. Im Innern ist Alles erneut, und außer den Fenstern der Apsis kaum eine Spur des Alten zu erkennen. Das Gewölbe, ehemals ein Dach aus bemaltem Holz, ist jetzt nach dem in Italien sehr beliebten Herkommen niedriger gemacht. Freunde der Kunst werden in den zwei Capellen del Rosario und del Crocifisso sehr alte Paliottos mit Reliefs, an der Taufwanne Darstellungen aus dem Leben Johannis des Täufers in Travertin, und an dem Grab des heil. Cerbo einige Vorstellungen aus dessen Leben nicht unbeachtet lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Urquharts Reisen in Rumelien.

Albanien.

(Schluß.)

Die öffentliche Conferenz dauerte etwa eine Viertelstunde, worauf eine allgemeine Bewegung uns anzeigte, daß die Ehefs sich in einen naheliegenden Khan zurückziehen wollten, um sich allein zu besprechen. Wir drängten uns herbei, um Arslan Bey gewonnen zu sehen. Die beiden Beys gingen sich halb umarmend, und als Veli uns sah, hielt er, legte seine Hand auf die Brust von Arslan und rief: „Hier ist der Türke. Ihr habt gesehen, wie wir den Klephten, den ihr bekämpfen wolltet, gefangen haben." Hierauf betraten sie den Khan, die Thore wurden geschlossen, und zwei Negersklaven hielten Wache, um die Palikaren abzuhalten, die wie Bienen um ihre Königin herumschwärmten. Die Ruhe stellte sich nach einiger Zeit wieder her. Die Palikaren zogen sich gruppenweise in den Wald zurück, und man sah nichts mehr als weidende Pferde. Aus jedem Busch, an dem wir vorbeikamen, hörten wir die Frage: „Werdet ihr dieß beschreiben?" Sie wollten sagen, drucken. Unser Freund Abas Bey schlug uns vor, in das Zimmer der Conferenz zu gehen, da diese zu Ende gehe, und wir ohnehin bei unserer Unwissenheit des Albanesischen nicht stören könnten; man öffnete uns den Weg, und wir hatten das Vergnügen bei einer Unterhandlung zugegen zu seyn, von der so große Ereignisse abhingen.

Die zwei Ehefs saßen auf einer Matte, unter einem kleine, Fenster, durch welches das Zimmer sein einziges Licht erhielt das mit großem Effect auf die Gruppe fiel, während der Rest des gefängnißartigen Zimmers völlig dunkel war. In einem entfernten Winkel seufzte von Zeit zu Zeit ein Kranker, den man außerhalb Hörweite von einem Bett entfernt hatte, auf das wir uns setzten. Eine Bowle Raki, eine Flasche famischen Weins und eine Schüssel gesalzener Fische stand zwischen den Beys. Wir saßen so drei Stunden lang, während welcher die Conferenz fortdauerte, bald in ernster Lebhaftigkeit, bald in kaum hörbaren Lauten, während die Sprecher sich vorwärts lehnten und einander in die Seele zu schauen schienen. Mehreremal strömten große Schweißtropfen von Arslans Stirne, und einmal küßte ihn Veli. Das Schicksal von Albanien lag in diesem Augenblick in Arslans Händen, und ein Wort von ihm konnte den Blitz auf das Land fallen lassen. Ließ er ihn fallen, was hatte er davon zu hoffen? Hielt er ihn zurück, welche Belohnung und welche Garantie seiner Sicherheit konnte er erwarten? Wir glaubten diese Beweggründe in den feierlichen Worten von Veli und in dem tiefen Nachdenken seines jungen Gegners zu erkennen. Wir saßen schweigend in unsrer Ecke; Veli Bey gab uns von Zeit zu Zeit Raki, und zeigte sein Entzücken, indem er Arslan Bey auslachte und uns fragte, wie uns der Klephte gefiele; aber nichts konnte ein Lächeln auf den ernsten Zügen des jungen Rebellen hervorrufen. Zuletzt verlangte Veli, daß man das Essen bringen solle, und einige der vornehmsten Officiere, welche den Raum vor der Thüre anfüllten, brachen ins Zimmer. Wir selbst kannten den Ausgang der Conferenz nicht: und jede unerwartete Bewegung des Bey's erregte unsere Aufmerksamkeit. Als die Beys in das Zimmer traten, rief Veli, „Brüder! es ist Friede". Die Beys von Veli's Partei umarmten aufs neue Arslan, aber herzlicher als zuvor; sie versuchten das Tuch, das seinen Turban bildete, abzureißen; er wehrte sich eine Zeit lang, aber sie rissen es ab und traten darauf. Während des Essens wurde die Unterhaltung hauptsächlich in albanesischer Sprache geführt, wobei Arslan Bey das Hauptwort führte, und schallendes Gelächter folgte jedem seiner Worte. Nachdem Essen, Waschen und Kaffeetrinken vorbei war, wurde das Zimmer wieder geräumt, die hauptsächlichsten Anhänger von Arslan Bey wurden hereingerufen und bildeten einen Kreis um Veli, der

Digitized by Google

eine lange Rede an sie richtete. Ich habe oft genug meine Unwissenheit des Albanesischen zu beklagen gehabt, aber nie mehr als damals. Der Fluß und der rednerische Pomp seiner Perioden, die Verschiedenheit des Tons und der Action, der Zorn, die Vorwürfe und am Ende das Mitleiden, dessen Object offenbar seine Zuhörer waren, zeigten eben so viel Rednerkunst als Verstand. Nachdem er seine Zuhörer völlig bemeistert hatte, änderte sich sein Ton, und die Versöhnung wurde feierlich bestätigt. Einer der Chefs setzte sich gegenüber von Veli und zwei auf seine beiden Seiten, sie standen zusammen auf, lehnten sich vorwärts, streckten ihre Arme aus und umarmten sich alle zusammen; Veli Bey küßte jeden, während er wiederholte: wir haben Frieden gemacht.

So war die Conferenz nach acht Stunden peinlicher Erwartung glücklich zu Ende gebracht worden, und Veli verließ den Khan mit Arslan, jeder den andern mit dem Arm umfassend. Die Soldaten standen auf und drängten sich herbei, die Trommeln wurden gerührt, und wir stiegen wieder auf den Hügel, um die sich trennenden Haufen Abschied nehmen, ihre Speere und Flinten schwingen und das Gebirge hinauf und das Thal hinab rennen zu sehen. Wir kehrten zu unserm Bivouac zurück und ließen unser Zelt aufschlagen, in dem Veli sein Quartier nahm. Er hatte früher wenig Worte an uns zu verlieren gehabt, aber in dem Entzücken über seinen Erfolg, eröffnete er uns seine Aussichten und Hoffnungen für Albanien, und brachte den größten Theil jeden Tages damit zu, uns die Geschichte des Großveziers, des griechischen Kriegs, seines Streits mit Selictar Poda, und was uns sonst interessiren konnte, zu geben. Er sprach mit großem Vergnügen von seiner Ernennung zum Commandanten von 12,000 Mann, welche die ihm unmittelbar versprochene Belohnung der Beendigung des Aufruhrs war, und von der Organisation von Albanien. Besonders liebte er von der letztern und seinen Planen darüber zu sprechen, wenn wir von seinen Anhängern umringt waren, als wollte er ihre Ansichten davon sondiren, und die seinigen durch den Beifall von Europäern bestätigen lassen. Auf der andern Seite sagten uns die Soldaten: „Sagt dem Bey, daß er uns unsre Fustanellen lasse, und dann wollen wir thun, was er will.“ Veli sprach mit großem Interesse von den Handelsverhältnissen des Landes, den Verbesserungen, welche sich einführen ließen, und vor Allem von der Nothwendigkeit, freundliche Gefühle zwischen seinem Volk und den Europäern zu befördern, wodurch das Einführen fremder Capitalien befördert würde, und die Straßen zu verbessern, wodurch der Werth des Landbesitzes und der Reichthum des Landes zunähmen. Er suchte unablässig Auskunft über jede Verbesserung in Ackerbau und Maschinen, und wünschte seinen Sieg zum Vortheil seiner Kinder zu brauchen, so daß er in seinem Alter seine Enkel in das Thal auf dem Pindus bringen könne, um ihnen zu zeigen, wo diese großen Plane gefaßt worden seyen.

Eines Abends, während wir in unserm Zelt speisten, kam ein Tartar von dem Großvezier an, brachte Depeschen für Veli, und kündigte die lebenslängliche Bestätigung der Ehren und Würden an, welche auf ihn gehäuft worden waren.“

Während dieser Verhandlungen kam Sendsch Aga, der General der Infanterie des Großveziers, im Lager von Veli an, und rieth Urquhart und seinem Freunde, sich nach Thessalien zu begeben. Sie erfuhren erst später die Ursache dieses Raths, den sie glücklicher Weise befolgten, wodurch sie der blutigen Katastrophe entgingen, welche der türkische Verrath in Monastir den beiden Beys bereitet hatte, und die Albanien auf einmal dem Sultan in die Hände gab. Unser Raum ist zu beschränkt, um das Detail zu geben, und wir müssen mit Nächstem den Reisenden zu andern Scenen in Thessalien folgen.

Sklaverei an der Küste Malabar.

In der Bombay Gazette vom 16 Mai befindet sich eine merkwürdige Schilderung des Sklavenzustandes an der Südküste von Indien. Diese unglücklichen Wesen sind nicht, wie in andern Ländern, an den Boden gefesselt, sondern sie werden täglich wie das Vieh verkauft, der Mann von seinem Weibe, die Eltern vom Kinde getrennt. Man fordert von ihnen das größtmögliche Maaß der Arbeit, und gibt ihnen die dürftigste Nahrung, mit der die menschliche Natur bestehen kann. Die Sklavenbevölkerung wird von verschiedenen Classen gebildet: den Nachkommlingen der Kriegsgefangenen, Personen, die aus den benachbarten Staaten geflohen wurden, Menschen, die meist nicht den untersten Classen angehören, und Andern, die von den Küsten von Afrika eingeschmuggelt sind, die man aus ihrem Vaterlande, von ihren Verwandten getrennt hat, und zu einem noch unglücklichern Loos und zu härterer Gefangenschaft bestimmt, als ihre Brüder in der westlichen Welt. Wird man es glauben, daß selbst die englische Regierung Antheil an solchem Eigenthume hat, daß sie noch jetzt Sklaven besitzt, die sie an die Landbauer der Umgegend vermiethet für einen jährlichen Zins von 2 Fanairs oder einer halben Rupie für eine ganze Familie? Diese Menschen wohnen beim Dorfe Muthilagata auf der Insel Chethay im südlichen Malabar; sie gehörten früher der holländischen Regierung, kamen aber nach der Eroberung von Cotschin in englischen Besitz. Außer ihnen findet sich noch eine beträchtliche Anzahl von Sklaven in verschiedenen Theilen der Provinz, die zwar keinen Zins einbringen, die aber von ihren jeweiligen Besitzern eben so gut als Privateigenthum angesehen werden, als wenn sie sie gekauft hätten. Diese sind entweder durch den Heimfall oder durch Empörung ihrer frühern Herren in den Besitz der Compagnie gekommen, und folglich mit dem übrigen Vermögen eingezogen worden.

Chronik der Reisen.

Reise in den Vereinigten Staaten.

Winter und Abreise.

(Fortsetzung.)

Zwei Meilen südlich von St. Louis ist das kleine Dorf Bibers Poche oder Carondelet, das von Franzosen und Mestizen bewohnt ist. Diese Letztern haben sich früher den Compagnien vermiethet, um die Jägertrupps zu führen, haben für den einen oder andern Theil Partei ergriffen, ganze Banden von Wilden in ihre Händel gezogen und kleine Treffen geliefert. So entstand im Jahre 1815 der berüchtigte Kampf zwischen der Hudsonsbai- und der Nordwest oder Canada-Compagnie,

Digitized by Google

in dem so viel unglückliche Wilde ihr Leben verloren. Jetzt leben sie in St. Louis, bauen Hülsenfrüchte und hauen Holz, das sie in der Stadt verkaufen. Einige davon ziehen noch als Jäger in die Felsengebirge, und kehren nach zwei oder drei Jahren zurück, um wieder zu Hacke und Pflug zu greifen. Man kennt sie leicht in den Straßen von St. Louis an ihren lebhaften, gefärbten und offenen Gesichtern, an ihren harten und wilden Zügen, an ihrer vom Unwetter geschwärzten Haut, an ihren langen Haaren, die mit einem kleinen, runden, breitkrempigen Hute bedeckt sind, und an ihrem weiten, wollenen Regenmantel, der um die Mitte des Körpers durch einen Gürtel befestigt ist, in dem die Scheide eines breiten Messers steckt. Man findet diese Jäger auch noch in den Umgebungen von St. Charles und St. Genoveva.

Es gibt kein Volk, das sich so leicht in fremde Sitten fügt, so leicht den Bedürfnissen einer neuen Natur anbequemt, mit Einem Wort sich so leicht ein neues Vaterland schafft, als die Franzosen, ohne deßhalb das Andenken an ihre Vorfahren aufzugeben. Wer nach St. Louis kommt, besonders zu den reichen Familien, und englisch spricht, wird auf englisch Antwort erhalten, und man wird ihn nach amerikanischer Sitte behandeln; spricht er französisch, so wird man ihn wieder aufs beste verstehen, und wird es ihm behaglich machen, während man ihn zugleich in die fremden und neuen Gewohnheiten einweiht. Die Ueberreste des französischen Charakters zu St. Louis geben den Schauspielen und Unterhaltungen eine große Nahrung; eine Subscription zu dem Bau eines Theaters, die während unserer Anwesenheit eröffnet wurde, war sogleich voll; ein Taschenspieler, ein Trupp Kunstreiter, ein Luftballon bringt Alles in Bewegung, und der Sonntag, der in andern amerikanischen Städten nur dem häuslichen Vergnügen dient, wird hier mit Spazierengehen hingebracht.

Ich bemerkte in St. Louis, daß sich die Leute hauptsächlich nur mit ihrem physischen Wohlseyn beschäftigten, und einen engherzigen egoistischen Handelsgeist besaßen, daß die Frauen Musik trieben, und noch etwas von französischer Grazie beibehalten hatten, und daß amerikanisches Benehmen unter den jungen Franzosen Mode wurde.

Hinter der Stadt, nahe an einem Teiche, dessen Wasser eine Mühle treibt, befindet sich ein Kloster, in dem junge Mädchen Unterricht bekommen. Auf der entgegengesetzten Seite befindet sich ein katholisches Collegium mit 120 Studirenden, das von Jesuiten geleitet wird und unter der Aufsicht des Bischofs von St. Louis steht. Die Katholiken sind zahlreich im Westen, wo sie viele Capellen haben, unter andern namentlich die, welche beinahe gegenüber der Einmündung des Kansas gebaut ist. Sie vermehren sich merklich, trotz der unaufhörlichen Angriffe des Protestantismus, die sie mit Geist und Energie zurückweisen in einem in englischer Sprache erscheinenden Blatt, der Hirte des Thals (shepherd of the Valley). Sie haben in St. Louis eine neue Kathedrale, die ich oft bewundern sah, obwohl sie nur etwas ganz Gewöhnliches ist; gegen die schlechten protestantischen Kirchen ist sie freilich ein Riesenbau.

In den Vereinigten Staaten gibt es keine Staatsreligion, alle Gewissen, alle Religionen sind auf gleiche Art frei, und was einzig in der Geschichte ist, der religiöse Geist geht ohne Erschütterungen und Unruhen in eine Menge Secten auseinander. Die verschiedensten Bekenntnisse haben ihre Kirchen und genießen die gleiche Freiheit. Jedes Jahr erscheinen neue Secten, neue Verbindungen bilden, neue Kirchen erheben sich, oder vielmehr, mit Ausnahme der katholischen Kirchen, sieht man eine und dieselbe Kirche von drei oder vier Religionsgemeinschaften benutzt, eine merkwürdige Folge einer Toleranz, von der man in Europa keine Idee hat, und die, die Geister freilassend, die Glaubensbekenntnisse alle auf eine Stufe setzend, mit der Zeit eine große Revolution hervorbringen muß. Und trotz dieser religiösen Toleranz, trotz der freien Form der Regierung ist es doch dieß Land, wo die weiße Race, die Fegende Race, ihre Macht mißbraucht, und zwei andere Racen ganz aus dem Kreise der bürgerlichen Gesellschaft hinauswirft, die eine als Feindin, die andere als Sklavin, beide als unwürdig und niedriger gestellt.

Die Sklaverei ist geduldet im Missouri-Staat. Jeden Tag sieht man, wie der Herr den Sklaven peitscht, der Sklave den Herrn schilt und ihm entflieht. Die Kinder, die mitten unter den Leiden der Unglücklichen aufwachsen, die niemand beklagt, behalten, wenn sie größer werden, eine kalte Grausamkeit, und sehen ohne alles Mitleid Blut und Thränen vergießen; auch die Frauen, geschaffen zum Lieben und Trösten, zeigen im Durchschnitt kein Mitleid. Wie oft wollte ich die Peitsche aus der Hand des Henkers reißen, und bin voll Erbitterung und Zorn weggegangen. Es gibt gährende Köpfe, afrikanische Herzen, die unter dem Drucke kochen, sich erheben, und eine schöne That zu thun glauben, wenn sie einen Weißen den Manen ihrer Brüder opfern. Eines Abends saßen wir an der Thüre unseres Gasthofes und sahen den Sheriff von mehrern Männern vorbeitragen: ein Mulatte hatte ihn ermordet. Zwei Stunden nachher erfuhren wir, daß das Volk sich, wie ein Jahr vorher in Vicksburg, selbst Recht verschafft habe, indem es den Verbrecher aus dem Gefängnisse riß, an einen Baum fesselte und lebendig verbrannte; vergebens bat der Unglückliche, man möchte ihn erschießen; er unterlag den schrecklichsten Martern, und seine Asche wurde in die Winde gestreut.

Die Neger im Missouri-Staate bestehen aus ungefähr 26,000 Sklaven und 600 Freien. Jeden Tag liest man in Zeitungen Preise auf die Habhaftwerdung von entwichenen Negern oder Negerinnen gesetzt. In den südlichen Staaten ist die Behandlung scheußlich, und die härtesten Arbeiten liegen auf den unglücklichen Heloten. Niedergedrückt und verachtet, die Zielscheibe aller Launen und Gewaltthätigkeiten der weißen Race, nährt die schwarze Race gegen letztere einen tödtlichen Haß und brütet Rache. Die nördlichen Staaten predigen aufs heftigste gegen die Sklaverei, und erlassen Pamphlets, durch welche die südlichen Staaten so erbittert worden sind, daß sie mit Trennung gedroht haben, und der Name Abolitionist bringt in mehrern Staaten den Tod.

Von St. Louis aus sollte der berühmte Canal gehen, der den Mississippi mit Columbia verbinden sollte. Wie die meisten amerikanischen Unternehmungen, so sollte auch diese durch eine Privatgesellschaft ausgeführt werden, wenn die Regierung einwilligte, auf der ganzen Strecke drei Linien in der Breite auf jeder Seite abzutreten. Dieß Riesenproject wurde verworfen; wenn man aber bedenkt, was in diesem Stück schon in den Vereinigten Staaten geschehen ist, daß die werdende Republik bereits beinahe 1000 Meilen Canäle hat, und in kurzem 600 Meilen Eisenbahnen haben wird, so kann man Alles von einem Volk erwarten, das so rüstig und thatkräftig die großen Hülfsmittel der Civilisation zur Ausführung bringt.

Nach sechswöchentlichem Aufenthalt in St. Louis bestiegen wir eines der prächtigen Dampfschiffe des Mississippi, die nach Neu-Orleans gehen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 258.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 September 1838.

Hippo und seine Umgebungen.

Die Pariser Akademie der Inschriften und schönen Künste hat Hrn. Carette, Capitän des Genie, bei Gelegenheit einiger Memoiren über die römischen Alterthümer in der ehemaligen Regentschaft Algier, eine Ehrenerwähnung ertheilt. Unter diesen Denkschriften hat die Commission der Akademie besonders den „Précis historique et archéologique sur la ville d'Hippone et ses environs" mit ausgezeichnetem Lobe gewürdigt. Die Commission hat nicht nur die Gelehrsamkeit, die ausgedehnten Kenntnisse, die Geschicklichkeit der Nachforschungen in diesem précis über die durch St. Augustin so berühmt gewordene Stadt anerkannt, sie hat überdieß auch das Talent des Styles und die hohen Ideen dieses Memoire hervorgehoben. Man wird sich nicht wundern, einen ausgezeichneten Schriftsteller in einem Capitän des Geniecorps zu finden, wenn man weiß, daß Hr. Carette den Ehrenpreis bei dem großen Concurs davongetragen hat. Er wurde bei der letzten Belagerung von Constantine verwundet, und erhielt das Kreuz der Ehrenlegion. Die Mußestunden, die ihm während seines Aufenthalts in Bona von seinen Amtsgeschäften blieben, widmete er Wanderungen und dem Studium des Landes, hauptsächlich untersuchte er dessen Alterthümerreste. Diesen gelehrten Wanderungen verdanken wir die interessante Denkschrift, welche die Aufmerksamkeit der Akademie auf sich gezogen hat. Man wird mit Vergnügen diese Arbeit über eine Stadt lesen, deren Name so imposante Erinnerungen zurückruft.

Hippo war im Hintergrunde eines Golfs, an den Ufern eines Flusses gelegen, welcher den Schiffen als Zufluchtsort diente. Durch die Fruchtbarkeit ihres Bodens war diese Stadt ein Mittelpunkt des Handels und der Civilisation geworden. Daher erhoben sich auch zahlreiche Gebäude auf den beiden Hügeln, die ihre Mauern umschlossen. Es waren Theater, Paläste, Tempel und später Klöster, Kirchen und öffentliche Schulen, wo die Künste und Wissenschaften dieselbe Höhe, wie damals in Italien erreichten. Doch schien ein mächtiges Hinderniß schon von Anfang an sich der Vergrößerung der Stadt zu widersetzen. Die Natur verweigerte der Stadt Hippo das Wasser ihrer unterirdischen Behälter, und die Nachbarschaft des Meeres machte das Flußwasser des Ubus ungesund. Aber die römische Pracht hatte diesem reichlich abgeholfen. Von dem Saume des Pappua aus erhob sich eine Wasserleitung; sie ging auf Bögen über zwei Thäler und einen Fluß, durchbohrte dann zwei Hügel, und brachte auf diese Weise das reine Wasser der Gebirge nach der Stadt. Eine hohe und dicke Mauer mit runden Thürmen umgab den Doppelhügel. Im Osten bespülte sie den Ubus, von dem sie durch einen Kai getrennt war, der aus Marmorblöcken von Hippi-Promontorium bestand.

Auf dem Gipfel des höchsten der beiden Hügel erhob sich ein Palast. Es war die Residenz der Könige von Numidien, wenn sie Hippo besuchten, und sie besuchten es oft; denn bezaubert ohne Zweifel von der Schönheit der Lage, schienen sie den dortigen Aufenthalt dem von Cirta vorzuziehen, obwohl dieses die Hauptstadt war. Daher nannte man auch jenes Hippo Regius, und in der That, von den Fenstern des Palastes aus gesehen, mochte die Landschaft von Hippo sogar die Blicke eines Königs entzücken. Nach welcher Seite man sich auch hinwendete, so erblickte man die Terrassen einer reichen, glänzenden, belebten Stadt, umgeben von einem Gürtel von Thürmen und Wällen. Gegen Osten zog ein Gebäude von viereckiger Form die Blicke auf sich. Es war kurze Zeit vor dem Verfalle Hippo's vollendet worden, und hatte noch die Frische und den Glanz eines neuen Baues. Es war eine Anstalt der Barmherzigkeit. Man verdankte sie dem Bischof Aurelius Augustinus, dessen Name damals schon verehrt war. Das Gebäude ruhte auf sieben Reihen von dreiten Bögen, die geräumige Becken bildeten, welche bestimmt waren, das Regenwasser zu sammeln. Zu einer Zeit der Unordnung konnte die Kette der Wasserleitung zerbrochen werden. Eine zarte Sorge für die Unglücklichen, welche dort ein Asyl finden sollten, hatte gehofft, sie auf diese Weise gegen die Wechselfälle des Krieges zu schützen.

Am Fuße des Hügels war das Bett des Ubus. Man sah ihn von Norden nach Süden fließen, dann sich nach Osten zurückbiegen, endlich wie einen schwarzen Faden in einem goldenen Tuche, mit dem die Cultur die Ebenen bedeckte, verschwinden. Noch weiter südlich dehnte sich der Golf aus, in weiter Halb-

Digitized by Google

mondsform, deſſen ganze Ausdehnung man von der Höhe des Hügels beherrſchte. Zur Linken, etwa zwei römiſche Meilen entfernt, fing das Geſtade an ſteil zu werden. Dort war die kleine Stadt Aphrodiſium erbaut. Dort ankerten gewöhnlich die größern Schiffe, und da während der ſchönen Jahreszeit die Durchfahrt des Ubus enger und ſchwieriger war, ſo zogen viele Schiffe den Ankerplatz von Aphrodiſium vor. Es war dieſes auch ein Anhaltspunkt für die Fahrzeuge, welche in einem breiten, am Meerufer ausgegrabenen Brunnen Waſſer holten. Daher hatte dieſe kleine Stadt Wichtigkeit erlangt. Ein Kai zur Ausſchiffung war dort gebaut worden, und auf dem ſteilen Seegeſtade ſtand ein Tempel der Venus errichtet.

Gegen Norden war der Horizont in kurzer Entfernung durch die Kette des Pappua begränzt. Hundertjährige Wälder, Fruchtbäume aller Art, cultivirte Felder, Wieſen, nackte Felſen, gaben dieſem weiten Vorhang die Schattirungen der verſchiedenſten Farben, und zackten die Gipfel des Gebirgs, welches ſo dunkel unter einem ſo reinen Himmel ſich erhob, auf tauſenderlei Weiſe aus. Bei dem erſten Blicke ſchien es, als ſey dieſes Gebirge vom Fuße bis zum Gipfel nur ein einziger Abhang, aber breite Schatten auf ſeinen Flanken zeigten tiefe Abhänge an und verriethen ſelbſt auf eine große Entfernung die Schwierigkeit für Truppen, dort hineinzudringen. Daher hatten ſich auch in dieſe Schlupfwinkel die Numidier, dieſes ſeinem Namen, ſeiner Natur und Geſchmack nach gleich wilde Volk, vor der Eroberung und der Civiliſation Roms geflüchtet. Einige empörte Fürſten hatten dort auch ein Aſyl gegen die Rache der Eroberer geſucht, und nur mit großer Mühe war es den Legionen der Proconſuln gelungen, ſie dort zu erreichen.

Am Fuße des Pappua und auf dem höhern Theile der Ebene erhoben ſich kleine Hügel, auf welchen mitten unter dem Laube von Oliven, Bruſtbeerbäumen und Myrten weiße Villas und Luſthäuſer, Monumente des Luxus, des Wohlſeyns und Reichthums hervorſchimmerten. Gegen Weſten und Süden dehnten ſich weite Ebenen aus. Sie waren mit reichen Ernten bedeckt; es war der Kornſpeicher, wo Italien ſich verproviantirte. Hie und da belebten einige Gruppen von Orangen und Citronenbäumen, eine einſame Palme, ein Luſthaus im lachenden Thalgrunde, ein Tempel am Saume einer römiſchen Straße das Gemälde, welches im Nebel der Entfernung den Thambes und den Mamplarus mit ihren ſpitzigen Gipfeln und nackten Rücken ſehen ließ.

Ein Herbſtausflug in die toscaniſche Maremma.

(Fortſetzung.)

Uns zog unter dieſen Vorſtellungen namentlich eine Geſchichte an, die einzig genannt werden, und wohl als das älteſte Beiſpiel eines magnetiſchen Rapports gelten kann. „Der Heilige, ſo erzählt die Legende, ward von dem Papſt beſchuldigt, die Meſſe in der Frühe (all' alba, vor Tagesanbruch) zu leſen. Um ſeine Unſchuld darzuthun, bat er den Papſt, den Fuß auf den ſeinigen zu ſetzen, während er die Meſſe feiere. Der Papſt that dieß, und da ließ der heil. Cerbo ihn die Melodien der Engel hören, welche ihm in der Frühe zu erklingen pflegten. Und der Papſt, ſo ſchließt die Sage, überzeugt, daß er ſo früh das Hochamte halte, um den Seelen der Dahingeſchiedenen den Troſt nicht zu verzögern, erklärte ihn nicht allein für unſchuldig, ſondern empfahl ſeinen frommen Wandel und ſein menſchenfreundliches Benehmen."

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war die Bevölkerung Maſſa's wohl auf 500 Seelen herabgeſunken; jetzt wird die Zahl der Köpfe auf 2300 angeſchlagen. Peter Leopold kam auf den Gedanken, durch deutſche Colonien die Bevölkerung zu vermehren; wirklich zogen auch nicht wenige Familien in dieſe damals gewiß nicht mit Unrecht als lebensgefährlich verrufenen Gegenden. Ob das Klima und die ſchlechte Luft ihnen ſchadete, oder ob ſie anderwärtig nicht gehörig unterſtützt wurden, weiß ich nicht; gewiß iſt, daß dieſen armen Landsleuten hier das Glück nicht blühte, und daß die meiſten Familien längſt dahingeſchieden ſind. In Maſſa ſind noch drei Familien mit deutſchen Namen übrig; ſie ſind aber ſo ganz und gar italieniſirt, daß ſie ihre Mutterſprache vergeſſen haben. Maſſa's Fall iſt ſchon fünf Jahrhunderte alt. Seitdem Siena ſich im Jahre 1333 zum Herrn der Stadt machte, und die Feſtung (die Citta Nuova) mit jenem Mauerbollwerk umgab, kam Maſſa mehr und mehr herunter. Siena — dieß kann man überall bemerken — datirt ſeine höchſte Blüthe ſeit dem Verfall der Maremma. Die Herren an der Arbia nahmen die großen Beſitzungen der Maremma für ſich in Anſpruch, und mochten ſich wenig darum kümmern, wenn ſie dadurch das Unglück von Volk und Land verſchuldeten. Aber auch an Siena kam das richtende Schwert der Weltgeſchichte; das Freiheit liebende Volk dieſer Stadt büßte dieſe Sünde drei Jahrhunderte ſpäter mit dem Verluſt ſeiner theuerſten Rechte. Seit dem 14ten Jahrhundert iſt es namentlich, daß die ſaneſiſchen Nobili die ungeheuren Beſitzungen in dieſen Gegenden haben. Das jetzige Gouvernement, welches ſich das Glück dieſer Gegenden zur Hauptaufgabe ſetzte, hat auch für Maſſa viel gethan. Die blühenden Geſichter, denen man auf den Straßen begegnet, beweiſen deutlich, daß die Luft in den Ringmauern der Stadt geſund iſt; in der Ebene, darüber iſt man einig, iſt ſie ſcheußlich. Straßen führen nach Volterra, Groſſeto, nach dem zwölf Miglien entlegenen Hafen Follonici; die Via Aemilia geht in einer Entfernung von 8 Miglien unter Maſſa vorbei. Mit Siena fehlt ihnen bis dahin directe Communication. Da Fabriken gänzlich fehlen, und für den Ackerbau, welchen alle betreiben, die Hände nicht ausreichen, kann das Emporblühen Maſſa's und ſeiner Umgebung nur in weit gemeſſenen Stadien vor ſich gehen. Die fremden Arbeiter kehren im Mai, ſpäteſtens im Junius in ihre Heimath zurück; die Ernte muß dann von Einheimiſchen betrieben und ſehr theuer bezahlt werden. Die großen Mittel aber, welche die Natur dieſem Boden verliehen hat, leiſten der Regierung die ſichere Gewähr, daß ſie ihren menſchenfreundlichen Zweck am Ende doch verwirklicht ſehen wird. So, um nur dieß auszuführen, wird auf dem Wege nach Groſſeto Kupfer und Alaun gewonnen, in Follonico das Eiſen von der Inſel Elba verarbeitet, das Holz der Waldungen entweder ausgeführt oder zu Kohlen verbrannt. Die großen

Digitized by Google

Ebenen eignen sich vortrefflich für den Kornbau, und die Wiesen im Winter für die Ernährung der zahllosen Heerden, die hier zusammenströmen. Auf den Hügeln und an den Bergen zieht man das vortrefflichste Oel; die Waldungen enthalten Wild von der verschiedensten Art. Man jagt Hirsche, Hasen, Eber und allerlei Geflügel. Jeden Wolf bezahlen die Communen in Toscana mit 18 Scudi. Obwohl die Jagd in der Maremma frei ist (sonst jagt jeder nur in seinen Besitzungen), so kann dieß doch nur immer ein Vergnügen der Wohlhabenden seyn; manche Leute aus den ärmern Classen legen sich im Thal einen Garten an, und bepflanzen ihn mit grünen Büschen, bringen an diesen bestrichene Stäbe an, auf welchen die eigens dazu abgerichteten Vögel herumflattern, während der verborgene Vogelsteller dazu pfeift, und die Krametsvögel in Menge herbeiziehn, welche sich auf die dummen, blinden Leimen werfen, und an den Stäben kleben bleiben.

Da der Weg von Massa bis Grosseto auf der fahrbaren Straße 40 Miglien beträgt, so zogen wir den kürzern Ritt von 28 vor. Gleich hinter dem Weichbilde der Stadt tritt man in die unabsehbaren Besitzungen ein, welche eine Länge von 14 Miglien haben, und nur zweien Herren in Massa gehören. Bebautes Land erblickt man hier wenig, nur Eichenwälder und wieder Eichenwälder, in denen der Fußsteig sich hinwendet. Zahllose Schaaren von schwarzen Schweinen finden hier so vortreffliche Nahrung, daß sie den Wilden ähnlich werden, und sich über unsern Hund so wüthend hermachten, ihn im Laufe überholten (es war ein Jagdhund aus der Maremma), und so ungestüm unter unsere Pferde zurücktrieben, daß allein der tüchtige Knüttel seines Herrn ihn vom unfehlbaren Tode errettete. Diese Thiere sind hier ganz eigener Race, haben lange, schlanke Beine, die sie flink machen, wie die Hasen. Rechts aus dem Gebüsch ragte das Castell di Pietro hervor, in welches die Commentatoren Dante's das Todesende jener unglücklichen Pia aus dem Geschlecht der Tolomei verlegen, welche durch die Verse jenes großen Florentiners unsterblich werden sollte.

(Schluß folgt.)

Rohilkund.

Das Agra Akhbar spricht sich bei Gelegenheit einer Inspectionsreise des Generalgouverneurs in dieser Provinz über die Verhältnisse dieses Landes und seine Bewohner aus, deren Kenntniß bei Beurtheilung der eigenthümlichen Stellung Englands in Indien von großer Wichtigkeit ist.

Dieser Landstrich am Fuße der Himalaya-Gebirge könnte sich, begünstigt durch Klima und Boden, vorzüglich zu Niederlassungen für Europäer eignen, wenn die Indolenz und Bigotterie der Moslems (aus afghanischem Stamm) nicht wäre, die es nach und nach in Besitz genommen. Früher wurde es ausschließlich von Hindus bewohnt, und durch ihren Fleiß und Unternehmungsgeist blühte der Handel mit den Landesproducten nach allen Richtungen. Seit die Afghanen aber sich in das Land zogen, hörte theils durch Auswanderung der Hindus, theils durch die Trägheit der neuen Bewohner dieser Zustand bald ganz auf, da sie nur arbeiten, so weit sie es zum Lebensunterhalt für nöthig erachten. Dieser Zustand hat sich nur wenig geändert, seit das Land unter brittische Regierung gekommen, da die Moslems immer noch die Mehrzahl bilden, und durch die Regierung nicht gezwungen werden, der frühern Gewohnheit zu entsagen, und die Hindubewohner nicht mehr zu beunruhigen und zu unterdrücken. Noch in der neuesten Zeit sind Scenen der Art in Schahdschehanpur und Bareilly vorgekommen, und man muß fürchten, daß sie öfter und heftiger wiederkehren, wenn die Regierung nicht kräftiger gegen diese Unterdrücker auftritt. Denn bis jetzt hat sich dieselbe sehr nachsichtig, besonders gegen die Afghanen, gezeigt, was von diesen für Furcht aufgefaßt worden ist. Auch ist wohl die englische Civilstatministration zu schwach besetzt, um Achtung gebieten zu können. In Schahdschehanpur ist bei einer Masse von 50.000 Einwohnern einer Magistratsperson und zwei Beisitzern die Führung der Geschäfte anvertraut, die aber nur von wenigen Compagnien Sipahis unterstützt werden. In Bareilly, dem Hauptorte des Districts, steht eine kleine Abtheilung Artillerie und ein paar Regimenter eingeborner Infanterie. Dieß scheint zu gering für die unruhigen Moslems, die, im Bewußtseyn ihrer Tapferkeit und Stärke, nur durch Gewalt in Schranken gehalten werden können.

Chronik der Reisen.

Reise in den Vereinigten Staaten.

Winter und Abreise.

(Fortsetzung.)

Die Dampfschiffe im Westen sind weniger solid, als die im Osten, weil das Holz, aus dem sie gebaut werden, noch zu grün ist; es gibt viele, die nur 5 bis 6 Jahre, und sehr wenige, die 10 Jahre dauern. Die Sandbänke, die zahlreichen Hindernisse, die Felsen, und besonders die mächtige und ununterbrochene Wirksamkeit des Dampfes sind die Hauptursache ihres Unterganges. Sie bringen immer wieder in den drei ersten Jahren ein, was sie gekostet haben; einige sogar schon in zwei Jahren. Vom October bis Julius können Schiffe jeden Ranges, d. h. Schiffe von 80 bis 400 Tonnen, fahren, ausgenommen zur Winterszeit, vom Julius bis September nur diejenigen, welche nicht tief im Wasser gehen. So werden auch beinahe das ganze Jahr hindurch die Waaren der nördlichen und östlichen Staaten in weniger als vierzehn Tagen in den äußersten Westen und Süden geführt. Die westlichen dagegen kommen nach Neu-Orleans, dem großen Markt des Thales; in weniger als zehn Tagen werden sie auf Schiffe gepackt, die nach Baltimore, Philadelphia, New-York, Boston abgehen, und die in Neu-Orleans ausgeschifften europäischen Waaren kommen stromaufwärts in die Staaten Tennessee, Ohio, Kentucky, Pennsylvanien, Illinois, Missouri in 25 Tagen — ein ungeheurer Kreislauf, wie keiner in der Welt, der mehr als 20.000 Matrosen und eine große Anzahl Neger nothwendig macht, und der für alle Zeiten die Industrie und den Handel der Union sichert.

Die östlichen Schiffe haben ihre Zimmer unter dem Verdeck, die Dampfkessel im Centrum, die Passagiere vorn und hinten, je nachdem sie bezahlen, die Fracht bei der Maschine. Sie sind weit eleganter, reicher und solider gearbeitet als die westlichen, obgleich sie für keine so weiten Reisen bestimmt sind, und keine so bedeutenden Hindernisse zu überwältigen haben, als letztere. Die westlichen Dampfschiffe haben ihre Ladung auf dem Verdeck und um die Maschine, deren Dampfkessel

Digitized by Google

ſich vorn befinden. Die Räder mit feſten Schaufeln ſind ſehr groß und breit und in die Mitte einer Art Capſel eingeſchloſſen, die ſie vor Beſchädigung, die Reiſenden vor Waſſer ſchützt. Das erſte Verdeck wird durch eine große Platform gebildet, die den Körper des Schiffes gerade um die Breite der Räder übertrifft. Hinter der Maſchine befindet ſich ein großes Zimmer für die Paſſagiere, die am wenigſten zahlen (deck's passengers), die ſich aber ſelbſt verköſtigen und beim Aufladen von Holz Hand anlegen müſſen. Zur Seite befindet ſich der Werktiſch des Zimmermanns, die Schmiede des Mechanikers und die Küche. Die Mannſchaft und die Heizer ſchlafen in dem Schiffsraum unter den Dampfkeſſeln. Ueber dem erſten Verdeck befindet ſich ein anderes, das in drei Abtheilungen getheilt iſt; die erſtere enthält die Zimmer des Capitäns, des erſten Officiers an Bord, des Commis, der die Rechnungen der Paſſagiere in Ordnung bringt, und das Holz mißt und kauft, des Hauptingenieurs, des erſten Steuermanns, des Wirths, der auch ſein Comptoir hat, und endlich des zweiten Schiffsmeiſters, welcher die Räume an dem Vordertheile des Schiffes beaufſichtigt, und die Schiffsladung aus- und einſchaffen läßt. Die zweite Abtheilung iſt das Zimmer der Herren, prachtvoll geſchmückt, umgeben mit Betten, die durch Vorhänge verborgen ſind, oder mit beſondern Zimmern: es befindet ſich in der Mitte deſſelben ein langer Tiſch, der dreimal des Tages gedeckt, und durch einen Speiſemeiſter und zwei kleine Neger bedient wird. Die ganze Geſellſchaft nimmt hier ohne Unterſchied Platz, doch ſind die Plätze der Damen denſelben beſonders aufbehalten. Die dritte Abtheilung iſt das Zimmer der Damen, das alle nur erdenklichen Bequemlichkeiten enthält, und das einen Hauptvorzug für ſeine Bewohnerinnen hat, daß es möglichſt weit von den Dampfkeſſeln entfernt iſt. Ueber der erſten Abtheilung, wo ſich die Kamine erheben, befindet ſich der Steuermann. An dem Vordertheile ſeines Schiffes ſtehend, verläßt er nie das Rad, das einen Cylinder bewegt, um welchen zwei an das Steuerruder befeſtigte Seile, das eine rechts, das andere links, gewunden ſind. Er gibt mittelſt der großen vorn befindlichen Glocke das Zeichen zum Sondiren; ſie zeigt auch die Zeiten der Ankunft und des Abgangs an, und je nachdem man vorwärts oder rückwärts, ſchneller oder langſamer gehen will, gibt er verſchiedene Signale mit kleinen Glocken von verſchiedenem Klange, die nahe bei den Sicherheitsventilen ſind. Die Piloten ſind gewöhnlich Leute, die am Fluſſe wohnen, und einen großen Theil ihres Lebens auf Barken und flachen Fahrzeugen zugebracht haben. Es gibt Fahrzeuge mit noch einem dritten Verdeck, wahre ſchwimmende Schlöſſer. Alle Maſchinen der weſtlichen Dampfſchiffe gehen mit hohem Druck; die Reparationen ſind viel leichter, und die Bauart iſt einfacher und wohlfeiler. Der Dampf kann auf ihnen ſo ſtark zuſammengedrückt werden, als es nur immer die Kraft der Dampfkeſſel geſtattet. Um die Strömungen oder irgend ein anderes Hinderniß zu überwinden, um die Zeit wieder zu gewinnen, die man mit der Einnahme von Paſſagieren, Waaren oder Brennholz verloren hat, beſonders aber um ein anderes Schiff zu überholen, laſſen die Ingenieurs, die meiſt nur praktiſche Kenntniſſe haben, unſinnig heizen, und ſelbſt Theer und Harz in das Feuer werfen. Die Spannung wird ſehr ſtark, das Niveau des Waſſers ſinkt unter das des Feuers, die Dampfkeſſel fangen an roth zu glühen, und meiſt nach einer Pauſe, wenn die Maſchine ſich wieder in Bewegung ſetzt, ziehen ſich die rothen Streifen zuſammen bei der Berührung mit dem Waſſer, das ſich augenblicklich in Dampf verwandelt, und eine ſchreckliche Exploſion erfolgt. Beinahe 5000 Perſonen ſind ſchon zu Grunde gegangen ſeit der Ausführung der großen Entdeckung, die ſo zauberhaft die Cultur des Weſtens vorwärts gebracht hat.

Die Americaner des Miſſiſippi-Thales bringen einen großen Theil ihres Lebens auf dem Dampfſchiffe zu; hier zeigen ſie ihren Charakter ohne Schminke. Sie ſind im Durchſchnitt keck, unternehmend, arbeitſam, ihr Aeußeres zeigt rauhe, egoiſtiſche Plumpheit, im Grunde aber ſind ſie ſehr freimüthig, offen, und ſtets bereit, Fremdlingen über ihr Land Auskunft zu geben. Wie Kinder lieben ſie das Neue, Abenteuer, Freiheit, verachten Gefahren, ſind ohne Mitleid, ohne Klugheit, ohne große Leidenſchaften, und haben eine hohe Meinung von ſich ſelbſt. Auf einem Fahrzeuge trifft man oft mehr als 600 Paſſagiere. Es iſt dann Sache des Capitäns, gutes Vernehmen zu erhalten und Unordnungen vorzubeugen, die meiſt durch Trinken und Kartenſpiel entſtehen. Oft werden Diebſtähle begangen, manchmal ſogar Mordthaten, und ich habe namentlich von blutigen Händen zwiſchen den Paſſagieren in der Cajüte und den Paſſagieren des Verdecks erzählen hören. Nicht ſelten trifft man Spieler von Profeſſion, die, mit ihren Karten von Schiff zu Schiff gehend, Tag und Nacht damit hinbringen, andere zu betrügen. Es gibt zwar Beſtimmungen darüber, aber wenige Capitäne wiſſen denſelben Gehorſam zu verſchaffen.

Am erſten Tage kamen wir nach Grande Tour, ein wenig über dem Ohio, auf dem rechten Ufer, um eine Ladung Blei einzunehmen; jedes Jahr bringt man ungefähr 80,000 Centner aus den Bergwerken, die ſich im Innern, 70 Meilen ſüdweſtlich von St. Louis, befinden; Galena, im Nordweſten des Staates Illinois, und die Ufer des Wisconſin bringen daſſelbe gleichfalls in Menge hervor. Grande Tour iſt ein hoher, ſpitzig zugehender Felſen, der an der Felſenkette hängt, die wie die Wälle einer alten Stadt das rechte Ufer des Miſſiſippi, von Jeffersons Barracks an, an der Einmündung des Ohio, begränzt. Als ich hinaufſtieg, bemerkte ich eine erſtaunliche Menge von Würmern, die eine ſehr feſte Seide ſpannen; dieſe Species wird, ſo viel ich weiß, auch an andern Stellen gefunden, und man hat ſchon Nutzen aus ihrem Producte zu ziehen geſucht. In einer kleinen Hütte, die oben am Felſen vortritt, ſchmelzt ein Neger Blei, das er alsdann in ein Waſſerbecken gießt durch eine Schöpfkelle, in der Löcher von verſchiedenem Durchmeſſer ſind, je nach der Größe der Bleikugeln, die er machen will. Von dem Gipfel eines noch höhern Felſens, welcher nebenbei liegt, genießt man eine großartige Ausſicht: der Rieſenfluß gleicht einem Bache, die ungeheuren Wälder wiegen ſich längs ſeiner Ufer, die Prairien verſchwimmen in der Ferne mit dem Himmel, Alles iſt ſtill, wild, ungeheuer.

(Schluß folgt.)

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 82** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Die Einheit der modernen Literatur.** (Schluß.) — **Silvio Pellico.** (Fortſetzung.)

Das Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 259.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 September 1838.

Eine Reise nach dem Lager Abdel-Kaders.

(Nach der Erzählung des Hrn. Adrian Berbrugger.)

Am 28 December 1837 machte Hr. Garavini, Consul der Vereinigten Staaten in Algier, einen Ausflug nach der Ebene Hamza, wo Abdel-Kader mit seinem Heere lagerte, um bei den Araberstämmen der dortigen Gegend den Aschur einzufordern. Hr. Garavini war kurz zuvor von dem Emir zu seinem Ukil oder Geschäftsträger in Algier ernannt, von der französischen Regierung aber als solcher nicht anerkannt worden. Er besuchte den Emir daher bloß unter dem Vorwande einiger Handelsgeschäfte, aber unter seinen Reisegefährten waren Individuen, die ihn beobachteten und seine Aeußerungen später dem Gouverneur hinterbrachten. Als die Karawane den Uad-el-Kaddara überschritten hatte und einer der Reisenden bemerkte, daß sie hier im Gebiete des Emirs seyen, äußerte Garavini unkluger Weise: „Sind wir in Algier nicht auch im Gebiete Abdel-Kaders und gehört ihm rechtlicher Weise nicht das ganze Land?" Diese Worte, die der Marschall Valée erfuhr, motivirten später die Entsetzung des Consuls und seine Verweisung aus Algier, denn die Lieferung der Kanonenlaffetten, welche Garavini schon früher mit dem Emir abgeschlossen hatte, war mit Wissen der französischen Regierung geschehen. Aber der Marschall grollte schon damals dem Consul wegen seiner Verbindung mit Abdel-Kader, und ergriff daher mit Freuden den ersten Vorwand, sich dieses unbequemen Intriganten zu entledigen und von seiner ihm zu Gebote stehenden Gewalt Gebrauch zu machen, die ihn berechtigt, jedes gefährliche Individuum, Franzose oder Ausländer, aus dem Lande zu verweisen.

Die kleine Karawane, welche mit dem Consul Garavini die Reise nach Hamza unternahm, bestand aus sieben Europäern, drei Mauren und zwei Juden. Bei den Europäern war Neugierde eigentlich das einzige Reisemotiv. Nur einer derselben, Hr. Adrian Berbrugger, ein unternehmender, geistvoller, junger Mann, von deutscher Familie, der aber in Paris geboren ist und die deutsche Sprache längst verlernte, hatte neben der Neugierde auch einen wissenschaftlichen Zweck. Er beschäftigt sich seit Jahren eifrig mit Archäologie, und ist im Begriff, ein Werk über die Ruinen in der Regentschaft Algier herauszugeben. Von Abdel-Kader hoffte Berbrugger die Erlaubniß auszuwirken, das Innere des Landes unter seinem Schutze bereisen und jenseits des Atlasgebirges die Ruinenstädte Gätuliens untersuchen zu können, welche noch nie ein Europäer gesehen oder beschrieben hat. Berbrugger theilt im Augustheste der Revue des deux mondes eine anziehende Skizze seiner Reise nach dem Lager Abdel-Kaders mit. *) Wir entheben seiner Erzählung die interessantesten Stellen.

Das Land jenseits des Uad-el-Kaddara, wo Abdel-Kaders Gebiet zufolge des Vertrags an der Tafna beginnt, ist fruchtbar und schön, namentlich das Thal des Isser, wo wilde Olivenbäume in dichten Wäldern alle Bergabhänge bedecken. Die Reisenden, von vier Reitern des Emirs geleitet, nahmen ihre Richtung nach dem Dschibel-Schurschura, diesem majestätischen Schneegebirge, dessen sämmtliche Gipfel sich 6 — 7000 Fuß über dem nahen mittelländischen Meere erheben. Dort beginnen die Wohnsitze der Kabylenbevölkerungen, welche den Truppen der Algierer Deys auf ihren unzugänglichen Bergen immer Trotz geboten und in deren Nähe Abdel-Kader zum erstenmal erschien. Ueber die Verhältnisse jener kriegerischen Gebirgsbewohner zu dem ehrgeizigen jungen Araberfürsten gibt die Erzählung des Hrn. Berbrugger merkwürdige Aufschlüsse.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Herbstausflug in die toscanische Maremma.

(Schluß.)

Wir kamen darauf nach einem tüchtigen Ritt endlich an die Mauer, von der man uns schon in Massa Wunderdinge erzählt hatte. Eine mächtige Gräfin, hieß es, wollte durch diese Mauer zwei Hügel

*) In dem Aufsatze der Revue des deux mondes hat sich der Verfasser nicht genannt. Hr. Berbrugger erzählte aber dem Uebersetzer mündlich seine Reise fast mit denselben Worten, wie in dieser Schilderung der Rev. d. d. M. Da Hr. Berbrugger früher Secretär des Marschalls Clauzel war, und bei dem gegenwärtigen Gouverneur keineswegs in Gunst ist, so bewog ihn dieß wahrscheinlich, bei der Freimüthigkeit seiner Urtheile, seinen Namen zu verschweigen. Uebrigens wird er von allen Lesern in Algier sogleich als Verfasser erkannt werden. Anm. d. U.

Digitized by Google

verbinden, dadurch den Lauf der Bruna abdämmen, und auf diese Weise einen künstlichen Fischteich bilden. In seinem jetzigen Zustand erkannte man immer noch so viel, daß der Fluß diese Masse zertrümmert haben mußte, und daß das Werk eher dem Element gewichen, als absichtlicher Zerstörung preisgegeben war. Jetzt stehen noch die beiden Enden, wo sie an die zwei Hügel sich anlehnen; auf der linken Seite mag die eine Hälfte eine Höhe von 25 bis 30 Fuß, und eine entsprechende Breite haben. Die Arbeit ist aus kleinem grauem Stein mit vielem Mörtel, wie man es wohl bei öffentlichen Bauten des 14ten und 15ten Jahrhunderts in Italien anzutreffen pflegt. Anfangs kommt einem der Gedanke von einer Brücke, jede Spur von Bögen fehlt aber gänzlich, und dann läuft schräg vor dieser Mauer noch eine andere an den Fluß hinan, die bedeutend niedriger und mit Pfeilern versehen ist. Es schien uns also, daß man durch dieses Werk wirklich die Bruna abdämmen und künstlich das Wasser sammeln wollte — eine Vermuthung, die wir bei späterm Nachsuchen bestätigt fanden. Sey es, daß die Sanesen der Unbequemlichkeit, ihre Fische während der Fastenzeit aus dem Trasimenischen See zu beziehen, aus dem Wege gehen wollten, sey es, daß Ueberfluß an Mitteln sie zu Wagnissen, und das durch ihre ganze Geschichte sich verkündende Talent für tolle Streiche sie zu Excessen verleitete, gewiß ist, daß die Republik Siena auf diese Weise, namentlich für die Fastenzeit, sich die nöthigen Fische verschaffen wollte.

Wir machten hier einen kurzen Halt; die unangenehmste Hälfte des Weges hatten wir hinter uns, vor uns lag jetzt die Ebene, welche wir Nordländer im Sinne haben, wenn man uns von der Maremma spricht. Sie hat wirklich ganz den Charakter norddeutscher Marschgegenden, nur daß diese, wenn auch besser angebaut, doch keine solchen Umgekungen und Einfassungen aufzuweisen haben, als hier in dieser Oede das Meer und die Berge immer noch abgeben. Eine Vergleichung mit der Ebene um Selinunt und mit andern sicilianischen und griechischen Landschaften liegt schon viel näher. An die pontinischen Sümpfe erinnern die Büffel, die man hier wieder trifft; ihre Nähe liefert immer den Beweis, daß vom Anbau des Landes noch nicht viel zu halten ist. Die Berge aber sind freundlich mit Dörfern besetzt; links beginnend, sieht man zuerst Monte Massi, Rocca, dann Rocca Strada, und aus der Ferne, durch einige Thürme in die Augen fallend, Monte Peccati, an dem die Via Aemilia sich hinzieht. Nach einer Weile gewahrt man dann endlich Grosseto; rechts liegt das Dorf Colonna, das alte etruskische Mauern haben soll, Buriano und Castiglione della Pescaja, von dem aber bloß die Festung sichtbar ist, welche an griechische oder epirotische Befestigungswerke erinnert. Alle diese Ortschaften liegen auf Bergen, wohin hier wohl mehr, als die Unruhen des Mittelalters, die Furcht vor der Aria cattiva die Bewohner hinaustrieb. Es muß auffallen, daß man die Hauptstadt einer Provinz gerade in den ungesundesten Punkt der Ebene, und nicht auf die Hügel des nur wenige Miglien entlegenen Roselan verpflanzte. Vor sich im Meere endlich erblickt man die Inseln Giglio und Montechristo, näher über Grosseto ragt am Meere das zerstörte Kloster der Uccellina hervor, während im fernen Hintergrunde der Monte Argentaro in malerischen Formen sich aufthürmt.

Was uns in die Maremma und namentlich nach Grosseto geführt hatte, waren ganz besonders die kolossalen Arbeiten, welche das Gouvernement von Toscana zum Besten dieser Provinz unternommen hat. Gefilde, welche ehemals zu den blühendsten von ganz Etrurien gehörten, hatten während des Mittelalters wegen schlechter Luft und wegen bürgerlicher Kriege öde und brach gelegen; Ströme flossen hier nach Eigenwillen, mischten sich mit den salzigen Fluthen des Meeres und verwandelten das Land in einen Sumpf; dazu kamen die heißen Quellen, welche hin und wieder hervorbrachen, die vielköpfigen und unversiegbaren Fossati, welche das Uebel ärger, ja, wie es schien, unheilbar machten. Als der Großherzog einmal den großartigen Plan gefaßt hatte, diesen Theil der Maremma, so viel es thunlich sey, auf seinen ursprünglichen glücklichen Zustand zurückzuführen, schritt man zur Expropriation des Landes, weil die alten Besitzer weder Lust noch Mittel zu einem solchen Unternehmen hatten. Nur Einzelne handelten im Sinne der Regierung, so z. B. zu Borgheri der Graf Gherardesca. Die Hauptsache drehte sich immer darum, wie man den Sumpf bei Castiglione della Pescaja austrocknen oder ausfüllen sollte, da er niedriger lag als das Meer. Man kam auf den glücklichen Gedanken, mit demselben Schutt ihn auszufüllen, welchen der Fluß Ombrone mit sich führt, errichtete Schleußen, um das Wasser heben zu können, sorgte dafür, daß keine stagnirenden Plätze sich weiter bilden konnten und legte große Teiche an, zwischen denen das Wasser abfloß. Einer dieser Canäle, der vor Grosseto liegt, hat eine Länge von 6 Miglien; im Südosten der Stadt, nach Orbitello zu, befinden sich noch zwei andere. Die Sache hatte solchen Fortgang, daß der halbe See jetzt bereits ausgefüllt ist; in sechs bis sieben Jahren glaubt man den Rest zu decken. Die alten Interessen haben dabei nicht gelitten; so nährt der See von Castiglione jetzt mehr Fischer als früher, und dabei soll die Quantität der Fische noch zugenommen haben. Im Jahre 1829 machte man den Anfang mit diesen Arbeiten, setzte sie die nächsten drei Jahre gleich so eifrig fort, daß die Ausgaben sich für diesen Anfang auf 6 Millionen toscanischer Lire beliefen. Davon kamen 2,799,456 Lire auf die eigentlich hydraulischen Arbeiten, auf Wege, Brücken und Gebäude 1,755,656 Lire; den Rest absorbirten die allgemeinen Ausgaben und die Administration. Man hat seitdem ununterbrochen fortgearbeitet und keine Kosten gescheut, welche der Förderung des Zwecks nothwendig waren; doch dürften, mit Ausnahme des Jahres 1831, die Ausgaben im Allgemeinen bedeutend geringer gewesen seyn.

Wer die Stadt Grosseto früher gekannt hat, findet ihre Physiognomie jetzt ganz und gar verändert. Sonst war hier eigentlich das Mittelalter zu Hause, die neue Zeit war noch nicht an dieses Ende vorgedrungen. Von einem gesellschaftlichen Leben war keine Spur, von Bildung und Bildungsanstalten so gut als gar nicht die Rede. Selten, ja fast nie, schickten die reichern Familien ihre Söhne in ein Collegio oder auf eine Universität; ein Schulmeister mit 20 Scudi Gehalt war

Digitized by Google

der alleinige Repräsentant des gelehrten Standes. Da sich nun aber Niemand fand, der um solchen Gehalt Lehrer seyn wollte, war man genöthigt, einen Priester zu nehmen, der natürlich wieder über Gebühr ungebildet und roh war, weil ihm die Mittel gefehlt hatten, sich irgend nothdürftige Kenntnisse zu erwerben. Dieß nun hat sich in der neuesten Zeit sehr zum Vortheil verändert: die höhern Gerichtshöfe, welche das Gouvernement in diese Stadt verlegt hat, führten einen Kreis von mehr oder minder unterrichteten Leuten unter die Bevölkerung ein; wohlhabendere Eltern schickten Söhne und Töchter häufiger als sonst in auswärtige Erziehungsanstalten. Auch der Schulmeister mit 20 Scudi ist, wenn nicht entbehrlich, doch weniger nothwendig geworden, seitdem der Vicar des Bischofs sich des Unterrichts angenommen hat. Sonst verließ bei Herannahen des Sommers jeder die Stadt, der nicht durch Amt oder Geschäft nothwendig gebunden war; die Bevölkerung reducirte sich auf 300 Seelen. Der Apotheker versah als commissario regio die weltlichen, der Küster, Priester und Bischof in Einer Person, die geistlichen Angelegenheiten. Dieß hat sich jetzt dahin verändert, daß im Jahr 1836 nach den neuesten Angaben 1200 Personen in der Stadt zurückblieben. Die Furcht vor der schlechten Luft bewirkte sonst, daß Niemand Grosseto als seine Vaterstadt ansah. Man blieb im Winter, und wanderte dann im Sommer in gesündere Gegenden. Im Winter wimmelt es von fremden Arbeitern, es ist eine Sprachverwirrung, wie beim Thurm zu Babel. Aus den Abruzzen, aus der anconitanischen Mark, aus Cagli, aus dem Casentino und vielen andern Gegenden strömen sie hier zusammen, und reden jeder in seinem Dialekt. Da Niemand um einen Paß befragt wird, läuft natürlich viel Gesindel herbei. Von dem, was an Fremden hier wegstirbt, gelangt selten eine Nachricht in die Heimath, und wie oft, wenn dorthin geschrieben wird, findet es sich, daß der Name dort unbekannt ist und bloß fingirt war. Vor dreißig Jahren schlief der Campagnole auf der Erde in seiner Strohhütte, und trank Wasser. Dem ist jetzt Niemand mehr ausgesetzt, der Aermste findet in Häusern sein Unterkommen, und verdient sich leicht so viel, daß er sich mit Wein stärken kann. Dieß hat denn auch zur Folge gehabt, daß die Sonn- und Festtage besser begangen werden, während sie sonst von den Arbeitern, welche bloß am siebenten Tage Wein haben konnten, zu wahren Saufgelagen ausersehen waren.

Man würde sehr irren, wenn man sich die Stadt als finster, verfallen und unfreundlich denken wollte. Man sieht es ihr überall an, daß sie im Werden, im Emporblühen ist; die Straßen haben hinlängliche Breite, und der große Platz seit dem J. 1832 einen artesischen Brunnen. Die Mauern, welche Grosseto einschließen, gehören zu den besten von ganz Toscana. Unter den öffentlichen Gebäuden ist der Dom das einzige Werk von Bedeutung; die hübsche Façade besteht aus den Streifen von rothem und weißem Marmor, welchen man an den Kirchen Perugia's und Orvieto's so häufig begegnet. Die sehr geschmückte Rose und die falschen Giebel weisen ihm das Ende des 13ten Jahrhunderts an. Das Innere ist auf die widerlichste Weise erneuert. Für Reisende, und namentlich für solche, die sich, wie wir, den ganzen Tag über zu beschäftigen haben, ist es keine unwichtige Sache, hier in einer eigentlich werdenden Stadt eine sehr gute Locanda zu finden. Es ist die einzige im Orte; dieß und daß in Grosseto Alles verhältnißmäßig theuer seyn soll, mögen die wirklich sehr übertriebenen Rechnungen des Ussero entschuldigen.

Chronik der Reisen.

Reise in den Vereinigten Staaten.

Winter und Abreise.

(Schluß.)

Nachdem wir am Ohio vorüber waren, der sich in den Mississippi unter einem rechten Winkel stürzt und den Lauf des letztern etwas hemmt, nahmen wir eine große Masse Mais und mehrere Tonnen Tabak ein. Die Heizer schafften die Fracht herbei; sie zeichnen sich allgemein aus durch ihre Rohheit und Unverschämtheit, ihre Trunkenheit und Händelsucht; dieß ist die Hefe des amerikanischen Volkes. Auf den Mississippi-Schiffen sind die Heizer gewöhnlich Neger, die bei der Arbeit singen.

In dieser Zeit, wo alle Flüsse durch die Regen des Frühlings angeschwollen sind, fahren eine Menge flacher Fahrzeuge und Barken, welche die Waaren zu Markt bringen. Bei unserer Ankunft im Monat Junius sahen wir viele nach Pittsburg, Cincinnati, Louisville, St. Louis hinabfahren; bei unserer Abreise, ein Jahr später, sahen wir sie nach Natchez und nach Neu-Orleans fahren. So findet ein großer Theil der 67 Millionen Dollars Landbauerzeugnisse seinen Abzug. Während ein Theil der Familie auf dem Feld arbeitet, verkauft ein anderer den Ertrag in 5 bis 600 Meilen weiter Entfernung, und kommt zurück zur Ernte. Diese großen Reisen, die nichts hemmt, die im Gegentheil von Tag zu Tag leichter und wohlfeiler werden, bilden jeden amerikanischen Bürger zu einem praktischen Geographen für sein Vaterland.

Als der Capitän seine volle Ladung hatte, führte er uns mit enormer Schnelligkeit weiter, weil er ein 12 Stunden vor uns abgegangenes Fahrzeug einholen wollte. Je weiter wir vorwärts kamen, desto niederer wurde das Land, der Mississippi, der seit 10 Jahren nicht so hoch gestanden war, überschwemmte es vollkommen, und eine große Anzahl Wohnungen stand unter Wasser. Man kommt an sehr vielen Wohnorten vorbei; je weiter man vorwärts kommt, um so mehr sieht man prachtvolle Häuser oder kleine Sklavendörfer, die durch eine ziemlich unbedeutende Erhöhung gegen die Ueberschwemmung geschützt sind; die Erhöhung fängt bei Francisville an, und geht auf beiden Seiten des Flusses fort bis ziemlich weit unter Neu-Orleans. Die beiden Ufer sind sehr nieder, und das Land wird auch auf weite Entfernungen hin immer tiefer liegend, so daß bei Ueberschwemmungen die nicht durch Erhöhungen geschützten Stellen ungeheure Sümpfe werden, die nur die Sonne trocken legt. Hier wachsen die Nußbäume, die Eichen, die Tulpenbäume, die kahlen Cypressen, die unsere größten Bäume überdauern, eine Menge Gummibäume, die prächtige Magnolia, die wilden Reben, die Lianen, Colliquinten, deren unterer Theil im Kothe steckt unter Reptilien und ekelhaften Insecten, die aber ihren Gipfel anmuthig in die Höhe hebt und tausend Vögel auf den Zweigen wiegt, so daß Alles voll Leben und Bewegung ist. In den höher ge-

Digitized by Google

legenen Gegenden, in den Seen und Flüssen findet der Jäger reichliches Wildpret; überall ist herrliche Vegetation.

Sechs Tage nach unserer Abreise von St. Louis kamen wir in Neu-Orleans an. Diese Stadt liegt sehr gut, beherrscht das ganze Mississippi-Bassin und ist das große Entrepot desselben. Sie wurde im Jahre 1717 von den Franzosen gegründet, und hat jetzt bereits seine Bevölkerung vervierfacht, trotz der Krankheiten, und besonders des gelben Fiebers, die jedesmal am Ende des Jahres die Stadt verheeren, sonst wäre sie vielleicht die erste Stadt der Union. Das Wasser des Flusses ist durch hohe Dämme abgehalten, so daß, wenn die Wasser hoch stehen, die Schiffe die Straßen der Stadt beherrschen.

Reichthum und Tod haben dort ihren Wohnsitz aufgeschlagen, und theilen sich in die Menge der Abenteurer von allen Ländern und allen Ständen, die im Winter während der Zeit der Geschäfte dort zusammenströmen. Man sieht dort bei Franzosen und Rhedern aus Boston, Baltimore, der Chesapeak-Bai und New-York, die Gutsbesitzer von Ohio, Kentucky, Illinois, der beiden Floridas, die Pflanzer am Mississippi, Louisiana, die von Attacapa, die so bekannt sind durch ihre Sorge für die Zucht der Seidenwürmer. Ihre Erfolge gehen so rasch, daß sie, in Verbindung mit denen der beiden Floridas und anderer nördlicher Staaten, wo man die Seidencultur sehr aufmuntert, bald die zahlreichen Fabriken versehen können, die sich an allen Orten erheben.

Im Monat December steigt die Bevölkerung auf 50 — 60,000 Seelen. Dieß ist die Zeit, wo die schändlichsten Orgien, die zügellosesten Schwelgereien mit allen ihren Folgen diese Menschen beschäftigen, die auf einige Zeit Geschäfte und Sorgen fahren lassen, um ihr Leben zu genießen. Unter diesem glühenden Himmel erhitzen starke Getränke, besonders der Tafia, die Köpfe zu den ärgsten Ausschweifungen. Ein anständiger Mensch kann sich kaum in Neu-Orleans ungekränkt aufhalten, das Laster zeigt sich gar zu straflos, und der Golddurst erstickt alle edlern Neigungen; Alles ist daselbst ephemer, wie das Glück. Man zählt daselbst 16 Banken, unter denen man die bank of citizens bemerkt, die, wie die 400 Banken in den übrigen Staaten, die Vermehrung der Communicationsmittel und der für Industrie, Handel, Ackerbau nöthigen Einrichtungen zum Hauptzweck hat; diese zahlreichen Banken lassen die Capitalien mit einer erstaunlichen Schnelligkeit circuliren, und helfen mächtig zur Ausführung der riesenhaften Projecte, die man in Europa beinahe für wahnsinnig hält, deren Ausführung aber ungeheuren Gewinn abwirft, und zeigt, wie großartig, klug und energisch die Amerikaner in Sachen des öffentlichen Nutzens zu Werke gehen.

Es sind viele Franzosen in der Stadt; sie bewohnen meist die untere Vorstadt, St. Marie, wo die Eisenbahn anfängt, die an den See Pontchertrain führt. Auf dem Quai bemerkt man bedeutende Sägmühlen, den größten Theil der Schiffe und den Markt, wo man Leute von allen Farben und allen Ländern sieht und alle Sprachen hört. Wenn man von dem französischen Stadttheil den Fluß aufwärts fährt, so kommt man an die eigentliche Stadt, die von Amerikanern bewohnt ist. Die Häuser bestehen aus Backsteinen; man sieht daselbst einige Kirchen und das Stadthaus. An dem Quai dieses Theils stehen die Dampfboote und die Verkäufer, die von allen Seiten des Thales herbeikommen, mit eingesalzenem Fleisch, Mais, Butter, Zucker, Wolle, Tabak, Eisen, Blei, Steinkohlen, Pelzwaaren. Nach dem amerikanischen Theile kommt die obere Vorstadt, wohin hauptsächlich die Fremden kommen. Man hat daselbst vor kurzer Zeit einen Canal gegraben, welcher der Stadt eine Pest zugezogen hat. Das Wasser der Brunnen ergießt sich in die großen Cypressenwälder, wo die Sonne pestbringende Miasmen ausbrütet. Hieher fliehen die Marron-Neger, plündern und morden die Weißen, und dringen sogar in die äußersten Häuser der Vorstädte.

In Neu-Orleans ist eine gut organisirte Miliz, ein Theil jener Armee von beinahe einer Million Bürger, von denen nahezu 500,000 bei den großen Revuen im Frühjahr und Herbst erscheinen. In diesen Legionen sind die berühmten Schützen, deren Kugeln Roß, Packenham und eine Menge andere englische Officiere niederstreckten, und die bei der Schlacht bei Neu-Orleans so wichtige Dienste leisteten. Auf dem rechten Ufer des Mississippi erhebt sich die neue Stadt Macdonald, die von Jahr zu Jahr blühender wird.

Die Jahreszeit war schon ziemlich vorgerückt, die ungeheure Thätigkeit der Quais legte sich, die Hitze war unmäßig, die Schnaken ließen uns nicht einen Augenblick Ruhe. Ich mußte mich von meinem Freunde trennen, den Geschäfte noch länger in Louisiana festhielten, und schiffte mich auf dem Dreimaster Salem nach Havre ein.

Ich verließ die Vereinigten Staaten, nachdem ich mehr als 1000 Meilen Landes durchreist hatte, und durch mehr als 100 Städte und Dörfer gekommen war, ohne je einem unglücklichen Bettler ohne Brod begegnet zu seyn. Von den Negern und Wilden spreche ich nicht; die Verfolgung der einen und die Sklaverei der andern wirft sie von der Geburt bis zum Tod in ein so tiefes und so wenig verschuldetes Elend, daß sie auf unser Mitleid allen Anspruch haben.

Ein starkes Bugsirschiff legte sich an unsere Seite, und nahm uns mit noch einem andern Paketboot, zwei Briggs und einer Goelette ans Schlepptau. Die Nacht kam, und die letzten Echos der Salven unseres Bugsirschiffes (des Whale mit 150 Pferdekraft) ertönten vom Mississippi herüber. Am andern Morgen kamen wir an die Baka, aber der Pilot verfehlte das Fahrwasser, oder vielmehr das Fahrwasser hatte sich geändert; wir saßen auf. Die Mannschaft wünschte den Piloten und die Sandbank zu allen Teufeln, denn wir hatten niedern Wasserstand. Das Schiff ging 15½ Fuß, und die Sandbank lag nur 14 Fuß tief; es war unmöglich weiter zu kommen, zumal da der Capitän uns nicht fortschleppen lassen wollte durch die vereinigte Kraft zweier Bugsirschiffe, weil er fürchtete, der falsche Kiel möchte leiden: wir mußten also sieben Tage auf hohen Wasserstand warten, der sich bis nach Neu-Orleans bemerklich macht, ob es gleich 40 Meilen vom Meer entfernt ist.

Die Fremden, welche die neue Welt von dem Mississippi zuerst betreten, müssen traurige Vorstellungen bekommen, wenn sie das Land überschwemmt sehen, bedeckt mit alten Baumstämmen, auf denen sich die häßlichen Krokodile an der Sonne ausstrecken, einen schlechten Leuchtthurm von Holz und einige elende Büsche; aber zugleich müssen sie an die großen Länder denken, durch welche ein solcher Fluß strömen mußte. Wenn sie am Ausgang eines Hafens, wie der von Neu-Orleans, die gestrandeten Schiffe sehen, so werden sie nicht begreifen können, daß darunter nicht bereits ihr Handel noch mehr gelitten hat, und daß die Amerikaner, die doch sonst vor keiner Schwierigkeit zurückschrecken, wenn die Wegräumung derselben einen unmittelbaren Nutzen bringt, noch nicht daran gedacht haben, einen für alle Schiffe tauglichen Eingang zu machen. Der Eingang hat 15 bis 16 Fuß Tiefe, und wechselt oft seine Stelle. Die Piloten müssen immerwährend sondiren und die Baken ändern, und dennoch schleppen sich die Schiffe beim Ein- und Ausgang durch den Schlamm. Ganz abgesehen von den Zufällen der gestrandeten oder von einem Windstoße überfallenen Schiffe, ist es auch schon vorgekommen, daß sie mit Gewalt durchpassirt sind, aber ihren Kiel beschädigt haben und auf dem offenen Meere zu Grunde gegangen sind. — Als die hohe Fluth zurückkehrte, kamen wir glücklich durch, und trafen nach einer verhältnißmäßig kurzen Fahrt in Havre ein.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 13.)

Digitized by Google

№ 13.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Bei J. M. Gebhardt in Grimma erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jesurun sive Prolegomenôn in Concordantias Vet. Test. a Jul. Fuerstio editas libri tres.

Auch unter dem Titel:

שפת ישורון

Isagoge in Grammaticam et Lexicographiam Linguae Hebraicae

contra *Guil. Gesenium* et *Henr. Ewaldum*

auctore

Francisco Delitzschio.

18 Bogen. gr. 8. Druck-Pel. brosch. 2 Rthlr. oder 3 fl. C. M.

In allen Buchhandlungen und bei **Paul Neff** in Stuttgart, Kollmann in Augsburg, Palm in München, Gerold in Wien, ist zu haben:

die zweite verbesserte Auflage

der Kunst reich zu werden.

Enthaltend:

die Wege zum Reichwerden, mit einer Anweisung dazu von Benjamin Franklin. — Ferner 24 Regeln für Bürger und Landleute, 44 Regeln für junge Kaufleute. — Dazu: noch eine Speculations- und Geldlehre, eine Münztabelle, ein Schema zur Anlegung eines Capitalbuches und eine Tabelle zum Ein- und Verkauf der Waaren. Herausgegeben von Dr. Bergk.

Broch. Preis 11½ Sgr. oder 40½ kr.

☞ Diese kleine, aber dennoch schätzbare Schrift verdient die größte Verbreitung, und so empfehlen wir solche zur Anschaffung als treffliche Anweisung, auf rechtlichen Wegen nicht nur reich, sondern zugleich glücklich zu werden, eigenes und Anderer Wohl zu befördern.

An alle Buchhandlungen ist so eben versandt, und als ein ausgezeichnetes Buch seiner Art empfehlen:

HESPERIEN.

Ein Cicerone

für

Italien,

vorzüglich aber für Rom und Neapel.

Von

Frz. Wilh. Richter,

Professor und Director des Gymnasiums zu Quedlinburg.

206 Seiten brosch. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 3 fl.

(Verlag der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg und Leipzig.)

Der Hr. Professor hat Italien zweimal bereist. Wer nun mit den verschiedenen Reiserouten nach Italien bekannt werden, die nöthigen Klugheitsregeln auf Reisen kennen lernen, und sich mit dem Sehens- und Wissenswerthesten dieses Landes, vorzüglich aber von Rom und Neapel, befreunden will, dem empfehlen wir dieses mit Witz und Sachkenntniß geschriebene Buch als ein fast unentbehrliches Hülfsbuch für Reisende nach Italien, welches sich sowohl durch innere und äußere Ausstattung, wie auch durch mäßigen Preis vor ähnlichen Büchern vortheilhaft auszeichnet.

In Stuttgart bei P. Neff, Augsburg bei Kollmann, München bei Palm, Wien bei Gerold und in allen guten Buchhandlungen vorräthig.

W. HEINSIUS' BÜCHER-LEXIKON. ACHTER BAND.

So eben ist in meinem Verlage vollständig erschienen:

Allgemeines deutsches

Bücher-Lexikon,

oder vollständiges alphabetisches Verzeichniß derjenigen Schriften, welche in Deutschland und in den angränzenden, mit deutscher Sprache und Litteratur verwandten Ländern gedruckt worden sind. Mit ausführlichen Angaben der Verleger, Druckorte, Preise u. s. w.

Bearbeitet und herausgegeben

von

Otto August Schulz.

Erster Band,

die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Schriften enthaltend. Zwei Abtheilungen. Gr. 4. (125 Bogen.) 10 Thlr. 12 Gr.

Die frühern Bände des „Allgemeinen Bücher-Lexikons" von Heinsius, 1812 bis 1829, habe ich im Preise von 57 Thlr. auf **Zwanzig** Thaler ermäßigt; auch einzelne Bände sind zu billigen Preisen zu erhalten.

Leipzig, im Julius 1838.

F. A. Brockhaus.

In Stuttgart bei P. Neff, — Augsburg bei Kollmann, in München bei Palm, in Wien bei Gerold und in allen Buchhandlungen ist die beachtungswerthe und für Jedermann belehrende Broschüre zu haben:

Vom

Wiedersehen.

Ob wir uns wiedersehen? — warum wir uns wiedersehen; — Gründe für die Seelenunsterblichkeit; — wohin gelangen wir nach diesem Leben und wie ist da unser Loos beschaffen?

(Ein Buch für Frohe und Trauernde.)

Preis ⅓ Thlr. oder 36 kr.

Diese, vom Dr. Heinichen herausgegebene, in einer 2ten verb. Auflage in der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg erschienene Schrift — gibt über obige wichtige Fragen treffliche Aufschlüsse, und enthält dazu erbauliche Betrachtungen über: — **Tod, Unsterblichkeit und Wiedersehen,** ermuntert zugleich zu einem öftern Blick in ein Jenseits, zur Beförderung unsers irdischen und jenseitigen Wohls.

Digitized by Google

Bei J. A. Mayer in Aachen ist nun vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Moliere's
sämmtliche Werke.

Uebersetzt
von
L. Braunfels, F. Demmler, C. Duller, W. v. Lüdemann, M. Unkel, H. Viehoff, C. Weyden, O. L. B. Wolff, L. Lax u. A.
Herausgegeben
von
Louis Lax.

Ausgabe in Einem Bande.

Lexikon-Format, auf feinstem Velinpapier (gleich Schillers und Goethe's Werken) mit einem schönen Portrait Moliere's in Stahlstich.

Subsciptionspreis 5 Thlr. oder 9 Gulden.

Taschenausgabe in fünfzehn Lieferungen oder fünf Bänden.

Subscriptionspreis 5 Thlr. oder 9 Gulden.

Goethe sagt: „Moliere ist so groß, daß man immer von Neuem erstaunt, wenn man ihn wieder liest. Ich lese jedes Jahr einige Stücke von ihm, denn wir kleine Menschen sind nicht fähig, die Größe solcher Dinge in uns zu bewahren, und wir müssen daher von Zeit zu Zeit solchen Eindruck in uns auffrischen." Trotzdem ist in Deutschland noch keine Uebersetzung dieses größten aller Lustspieldichter erschienen, die ihn ganz unverstümmelt, und die poetischen Stücke poetisch wiedergegeben hätte. Sie erscheint jetzt zum Erstenmale vollständig von rühmlichst bekannten Litteraten bearbeitet, auf das würdigste ausgestattet, bei ihrem theilweisen Erscheinen schon von allen Kritikern eifrigst empfohlen, ein unentbehrliches Buch für jede Bibliothek, für jeden Freund des Schönen und Guten in der Literatur. Der Subscriptionspreis wird auf vieles Verlangen noch bis Ende des Jahres fortbestehen.

So eben ist bei mir erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Geschichte
des
Europäischen Staatensystems.

Aus dem Gesichtspunkte der Staatswissenschaft bearbeitet

von
Friedrich Bülau,
ord. Professor an der Universität Leipzig.

Zweiter Theil.

Bis zu dem Ausbruche der französischen Revolution.

gr. 8. 31 Bogen. 2½ Thlr. 3 fl 21 kr. C. M. 4 fl. 3 kr. Rhein.

Dieses neueste geschichtliche Werk des um die Staatswissenschaften hochverdienten Hrn. Verfassers ist die lang gehegte Frucht mannichfaltiger und gründlicher Studien. Die Ausführung entwickelt im tiefern Sinne des Pragmatismus die Geschichte aus den Verhältnissen, die Staatsphilosophie aus dem geschichtlich Gegebenen und sich Erhaltenden. Der Hr. Verfasser hat sich immer frei von den Fesseln der Schule und des Parteigeistes gehalten, und schrieb auch dieses Werk im reinen Dienste der Wissenschaft und des Lebens; seine Darstellung läßt die Verhältnisse selbst sprechen und verschmäht in ihrer Gediegenheit den eitlen Glanz einer blendenden aber inhaltlosen Rede. Die unterzeichnete Verlagshandlung hofft daher auf eine große Theilnahme nicht allein der Männer vom Fache und des Staatsdienstes, sondern aller Freunde der Geschichte und der geistvollen Entwicklung politischer Probleme.

Der dritte, letzte Band, fortgeführt bis auf die neuesten Zeiten, soll so schnell als möglich folgen; es liegt in der Natur der Sache, daß das Interesse des Werkes in seinem Fortgange sich steigert.

Leipzig, im Julius 1838. **Georg Joachim Göschen.**

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Esprit de la conversation française

ou recueil
de plus de deux mille gallicismes à l'usage des étrangers qui veulent se perfectionner dans l'étude du français,
avec la traduction anglaise et allemande en regard par
A. Peschier,
Professeur de littérature française et anglaise à l'université de Tubingen, membre de l'institut historique de France etc.

Première livraison.

8. Preis 36 kr. oder 9 gr.

Stuttgart und *Tübingen*, im März 1838. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

In meinem Verlag ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Physikalisch-astronomischer Versuch über die Welten-Ordnung. Eine populäre Darstellung von Augustin Bodszynski, Prof. zu Krakau. Mit 3 Steindrucktafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Ohne den herrschenden Systemen berühmter Astronomen unbedingt zu huldigen, gelangte der Verf. durch eigene Forschungen zu überraschenden Resultaten, deren lichtvolle Darstellung jedem Denkenden von Interesse seyn müssen.

Leipzig, im Julius 1838.

F. A. Brockhaus.

In der **litterarisch-artistischen Anstalt** in **München** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Des Kaisers Schatten

von
A. J. Büssel.

Preis 1 Thlr. 4 Gr. oder 1 fl. 48 kr.

Wir entnehmen folgendes Urtheil über diese treffliche Dichtung den „Süddeutschen Blättern für Leben und Kunst." 1837. Nr. 66:

„Napoleon, dieser Atlas der Fabel, der die ganze moderne Welt auf seinen Schultern trug, ward zuerst und am lebendigsten von Beranger als poetischer Gegenstand ins französische Nationalgefühl eingeführt. Nach diesem versuchte sich Edgar Quinet's phantastische Romantik. Walter Scotts Intentionen aus dem Standpunkte nationaler Antipathie, so wie Hazlitt's, seines Landsmanns, enthusiastische Liebe für den großen, auf Helena gestorbenen Helden, dessen Jugend er mit aller Fülle der Einbildungskraft schmückte, reihen sich an Manzoni's Ode. Die deutsche Poesie erwählte mehrmals Napoleon.

„Grabbe, Zedlitz und Gaudy feierten ihn. A. Büssels vorliegendes Gedicht (schon in einer im Jahre 1825 erschienenen Elegie von ihm in seiner Anlage angedeutet), das aus 189 dreizeiligen Canzonen besteht, vertieft sich in den welthistorischen Gegenstand und breitet sich in ihm aus; es ist ein großes, deutsches Lied, den Manen Napoleons gesungen, bei dessen Betrachtung man um so lieber verweilt, als man findet, daß darin, vom Boden wahrhafter Poesie aus, Saiten erklingen, die auf das innere Leben und Weben der gewaltigen Zeit zurückdeuten. — Büssels Auffassung gehört ganz ihm eigen an! — Schon das Motto, dem Munde Napoleons selbst entnommen: Mon immortalité c'est la postérité — ist bedeutsam und klärt auf, wie der Dichter seinen Gegenstand gefaßt hat. Napoleon, dieser antik-moderne Geist, der das Ideal des alten Weltreichs in sich trug und es zu verwirklichen mit Riesenarmen in das Rad der Weltgeschichte griff: er hatte kein anderes Jenseits als die Nachwelt.

„Wir befinden uns mit dem Dichter auf einer Geisterfahrt, die der Held, dem Dichter zur Seite, auf dem Friedhofe seiner Thaten macht; ein Traumbild, aus dem Schattenreich beschworen, naht er ihm und entführt ihn nach Italien und nach Aegypten. Vortrefflich ist in der Dichtung das alte Wunderland Aegypten benützt, alle Erinnerungen von den Pyramiden und den königlichen Schläfern, die sie decken, an, bis zu den Zeiten des Pompejus und Cäsar herab, verschlingen sich innig mit dem Zuge Napoleons. Das Ferne wird nahe, das Geschehene erklingt aus Prophetenmund, über die Gegenwart fällt ein Schleier; sie ist ein Traum auf dem Grab einer großen Vergangenheit. Leicht schwebt und wallt der Gedanke des Dichters durch die Gestalten der Vor- und Mitwelt, bis er sich zum freundlichen Klange des Liedes krystallisirt. In schwindelnder Höhe schreitet es über die blutigen Schlachtfelder Italiens, Aegyptens, Deutschs

lands, Spaniens, Auslands ꝛc. Charakteristisch sind die Züge, mit welchen der Dichter den Helden zeichnet. Wo eine schroffe Höhe hervortritt, wird sie häufig an andern Stellen wieder versöhnend gemildert; wir machen z. B. auf die Macht des Glockentons aufmerksam, den letzterer auf Napoleons Gemüth übt, und die Benützung solcher Momente wird dem Verfasser mit Recht zum Verdienst angerechnet. Die Cantonen sind alle aus einem musikalischen Grundton gehalten, und bieten in dieser Unterordnung unter ein Gemeinsames wieder schöne Abwechslung dar."

Matzeraths Gedichte.

In der Unterzeichneten sind erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Chr. J. Matzerath.

8. in Umschlag broschirt. Preis 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

Wir übergeben hier dem Publicum eine neue Gedichtsammlung, welche durch ihren eigenen innern Werth sich gewiß Beifall und Freunde gewinnen wird. Fülle der Ideen und Schönheit der Form, jugendliches Feuer und gereiftes Maaß sind in diesen Dichtungen verbunden, die in reicher Mannichfaltigkeit die verschiedensten Töne anschlagen und welchen allen das gemeinsam ist, daß sie das Gemüth des Lesers in eine wahrhaft poetische Atmosphäre versetzen und es über die prosaische Wirklichkeit kräftig emporheben. Der Inhalt zerfällt in Balladen und Romanzen. Vermischte Gedichte. Dithyramben. Elegien, Idyllen, dramatische Scenen.

Die Erscheinung dieser Gedichte ist für die Rheinlande um so mehr von Interesse, je länger diese schöne Gränzprovinz des Gesammtvaterlandes durch ihre frühere Geschichte von der allgemeindeutschen Litteratur ausgeschlossen worden, und je dringender es daher gilt, in dem schönen Fortschritt dieser Litteratur auch sie würdig zu repräsentiren.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Schwab's Bodensee.

Die Unterzeichnete erlaubt sich den Reisenden nachstehendes, in ihrem Verlage erschienenes Werk in Erinnerung zu bringen:

Der Bodensee

nebst dem

Rheinthal von St. Luziensteig bis Rheinegg.

Ein Handbuch

für

Reisende und Freunde der Natur, Geschichte und Poesie

von

Gustav Schwab.

Mit 2 Karten.

Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Dieses Handbuch zerfällt in vier Hauptabschnitte: I. Landschaftliches. II. Geschichtliches. III. Topographisches. IV. Gedichte. Anhang. Die Fahrten beider Dampfschiffe. Durch ein vollständiges Register wird die Brauchbarkeit dieses Buches noch erhöht.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Technologisches Lexikon,

oder:

Genaue Beschreibung aller mechanischen Künste, Handwerke, Manufacturen und Fabriken, der dazu erforderlichen Handgriffe, Mittel, Werkzeuge und Maschinen, mit steter Rücksicht auf die Bedürfnisse der neuesten Zeit, auf die wichtigsten Erfindungen und Entdeckungen, der dabei anzuwendenden geprüftesten chemischen und mechanischen Grundsätze und einer vollständigen Litteratur aller Zweige der Technologie, sammt Erklärung aller dort einschlagenden Kunstwörter, in alphabetischer Ordnung.

Von Dr. Joh. Heinrich Moriz Poppe,

Hofrath und ordentl. Professor der Technologie in Tübingen, und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

5 Bände gr. 8. mit 47 Kupfertafeln.

Preis 28 fl. 21 kr. oder 16 Rthlr.

Unter die ersten litterarischen Bedürfnisse unserer Zeit gehört zuverlässig ein technologisches Lexikon, welches alle Zweige der Technologie, mit Hinweglassung alles Fremdartigen, in möglichster Vollständigkeit umfaßt und nicht etwa bloß ein Verzeichniß von technischen Wörtern mit kurzen und magern Erklärungen ausmacht. Ein solches Werk muß die Beschreibung der mannichfaltigen Arbeiten in den verschiedenen technischen Gewerben, nebst den dazu gehörigen Handgriffen, Mitteln, Instrumenten, Maschinen ꝛc. mit den nöthigen Abbildungen dieser Vorkehrungen und Geräthschaften enthalten, um so für jeden Technologen, Fabrikanten, Künstler, Handwerker und Liebhaber der technischen Künste ein ähnliches Handbuch, aber noch in größerer Ausführlichkeit abzugeben, was Gehlers und Fischers Wörterbücher für den Physiker und Liebhaber der Physik sind.

Der Hr. Verfasser hat sich überall bei einer bündigen Kürze der größtmöglichen Deutlichkeit befleißigt. Ueberflüssige Artikel, die nicht in das Gebiet der Technologie gehören, sind hinweggelassen, und überhaupt die Gränzen der Technologie so genau zu treffen gesucht worden, daß kein Raum unnütz durch fremdartige Gegenstände verloren gegangen ist.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Sehr empfehlenswerthe

Post- und Reise-Karten.

Post-, Reise- und Uebersichts-Karte von den Königreichen **Bayern** und **Würtemberg** nebst den Großherzogthümern **Baden** und **Hessen**, mit den angränzenden Ländern ausgedehnt bis Nancy, Aachen, Kassel, Leipzig, Prag, Linz, Gastein, Brenner und Bern, einem tabellar. Meilenzeiger oder Entfernungsangaben zwischen den Hauptorten, statistischen Notizen und malerischen Ansichten merkwürdiger Städte. Gezeichnet und gestochen von G. Mayr. Colorirt 3 fl., auf Leinen und im Futteral 3 fl. 36 kr., ohne die Städteansichten auf Leinen und im Futteral 2 fl. 12 kr.

Karte von Italien nebst den nördlich angränzenden Ländern zum Hand- und Reisegebrauch. Colorirt 1 fl. 21 kr., auf Leinen und im Futteral 2 fl.

Karte vom Kaiserstuhl bei **Breisach** nebst Ansichten von Profilen der benachbarten Gebirge von E. H. Michaelis. 1 fl. 30 kr.

Karte für Reisende von München in das bayerische und Salzburger Hochgebirge, 2 Blatt 1 fl. 36 kr., auf Leinen und im Futt. 2 fl. 24 kr.

Karte für Reisende in der Schweiz. Schwarz 2 fl. 24 kr., colorirt 3 fl., colorirt auf Leinen und im Etuis 4 fl.

Karte von Frankreich, für den Hand- und Reisegebrauch. Colorirt 1 fl. 41 kr.

Geschäfts- und Reisetableau für Deutschland und die angränzenden Länder. 2 fl. 48 kr.

Diese sämmtlichen Karten haben durch die Vortrefflichkeit der Bearbeitung und technische Ausführung sich allgemeine Anerkennung verschafft. Wir glauben, sie besonders dem reisenden Publicum mit Recht als zuverlässige Führer empfehlen zu können.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Litter-Artist. Anstalt der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung in **München.**

Digitized by Google

Deutsche Vierteljahrs Schrift.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Deutsche Vierteljahrs Schrift.

3tes Heft: Julius — September 1838.

gr. 8. in Umschlag broschirt. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Inhalt: Die Leistungen einiger Pariser Vereine in Hinsicht auf das allgemeine Wohl. Von **Depping.** Die jetzige Stellung des Adels, besonders des deutschen. Von **H. E.** Der bergmännische District zwischen Birmingham und Wolverhampton, mit besonderer Bezugnahme auf die Gewinnung des Eisens. Von **A. v. T.** Ueber die Neger-Sklaverei in den Vereinigten Staaten und in Texas. **VII.** Welche Früchte hat bisher die deutsche gewerbwissenschaftliche Litteratur getragen? **X.** Ueber die Verwendung des natürlichen und nachgeahmten Erdharzes zu Fußpfaden, Fahrbahnen und architektonischen Zwecken in Frankreich. Die Sprachlehr-Methoden Hamilton's und Jacotots. Von **Dr. Leonh. Tafel.** Ueber die Versammlung der deutschen Landwirthe. Von **H. W. Pabst.** Die Vorsorge und Versorgungs-Anstalten der Mittelstände. Von **R. Mohl.** Ueber den Mißbrauch geistiger Getränke. Von **Dr. C. Rösch.** Die zweckmäßigste Pflege der schönen Kunste in Deutschland. Von **A. M.** Duldsamkeit. Von **J. H. v. Wessenberg.** Kurze Notizen.

Die früheren Hefte enthalten:

1stes Heft: Was wir bezwecken. Ueber alte und neue Handelswege nach der Westküste Amerika's, von **Ed. Pöppig.** Die Steinkohlen-Gebilde, in naturgeschichtlicher und technischer Beziehung, von **K. C. v. Leonhard.** Der Pauperismus, von Prof. **Bülau** zu Leipzig. Die neue Gestaltung der deutschen Alterthumswissenschaften, von **H. Leo.** Die litterarischen Zustände Belgiens, von **Dr. L. A. Warnkönig.** Heine's Schriften und Tendenz, von **G. P.** Beiträge zur Lösung der jüdischen Frage, von **M.** Auf welchem Standpunkt steht die vaterländische Geschichtsforschung, von **W. M.** Ueber den Somnambulismus, von Prof. **Fischer** zu Basel. Aphorismen über Kriegskunst, von Ritter **Prokesch von Osten.** Ueber Diplomatie, von **F. K.**

2tes Heft: Rückblick auf praktische Seiten des antiken Münzwesens, von **Creuzer.** Wöhnlichkeit und Lebensgenuß in Deutschland, von **A. M.** Die Cholera, von **H.** Die Romane, von **W. M.** Blicke auf die neuesten Bearbeitungen der französischen Staats- und Rechtsgeschichte, von **L. A. Warnkönig.** Die Menschenracen, v. **H. H.** Die Gesangbuchsreform, von **G.** Ueber die Entstehung und Erweiterung des großen deutschen Zollvereines, von **F. Nebenius.** Uebersicht der Leistungen der Konstantinopolitanischen Presse in den letzten sieben Jahren, von **Hammer-Purgstall.**

* * *

Was diese Zeitschrift zu erreichen wünscht, wäre für den jeweiligen Standpunkt der verschiedenen geistigen Richtungen eine Reihe von leading articles, nicht im Geiste eines Tagblatts, sondern in dem einer Vierteljahrsschrift übersichtlich aufgefaßt, und zwar mit sorgfältigerer Beachtung des Nothwendigen und Praktischen, mit reiflicher Erwägung dessen, was gerade an der Zeit ist, mit gänzlicher Entfernung der Leidenschaften des Tags, mit deutscher Unparteilichkeit und deutschem gutem Glauben, und mit dem ruhigen, würdigen Tone, welcher der Wissenschaft ziemt, und welcher allein einer guten Sache frommen kann.

In diesem Sinne beizutragen zu der Vierteljahrsschrift, laden wir eben so angelegentlich als ehrerbietig alle diejenigen ein, welchen das Bedürfniß besonnen vorzuschreiten und die Nothwendigkeit vorschwebt, daß die Berufs-Gelehrten sich auch in Deutschland der praktischen Richtung und Bildung in dem Maaße nähern müssen, in welchem diese sich zum Wissen steigert.

Entsprechende Beiträge werden anständigst honorirt werden, und im Wege des Buchhandels, aus Norddeutschland über Leipzig durch Hrn. **L. H. Bösenberg** daselbst, aus Süddeutschland aber durch Beischluß unserer **litterarisch-artistischen Anstalt** zu **München**, unserer **Verlags-Expedition** zu Augsburg, des Hrn. **Aug. Recknagel** zu Nürnberg, der **Andreä**'schen Buchhandlung zu Frankfurt, oder direct durch den Postwagen, uns am besten zukommen.

Stuttgart und **Tübingen**, im Julius 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Verwandlungen des Abu Seid von Serug oder die Makamen des Hariri.

In freier Nachbildung von **Friedrich Rückert.**

2 Theile gr. 8. in Umschlag broschirt. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 gGr.

Dieses Werk, des als Orientalist nicht minder denn als Dichter sich auszeichnenden Verfassers, das bei seiner ersten Erscheinung vor zehn Jahren von den Sprachkennern des In- und Auslandes als ein in seiner Art einziges Meisterwerk von selbstständiger Nachbildung mit dem entschiedensten Beifall begrüßt wurde, erscheint hier in erneuter, vervollständigter, und von allem gelehrten Beiwerk befreiter Gestalt, in welcher es nun auch bei der größeren Lesewelt als ein angenehmes Unterhaltungsbuch den verdienten allgemeineren Eingang finden möge.

Stuttgart und **Tübingen.** **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Wir beeilen uns das gebildete Publicum auf ein höchst interessantes Werk aufmerksam zu machen, das mit dem Titel:

Der Pilger der Elbe

von

L. Mühlbach.

gr. 8. Altona, Hammerich, 1838.

geh. 2 Rthlr.

in schöner Ausstattung, geziert mit 6 herrlichen Stahlstichen, eben erschienen ist, und welches die allgemeinste Beachtung eben so sehr verdient, wie das vor einigen Jahren erschienene Pilger des Rheins von Bulwer.

In sämmtlichen soliden Buchhandlungen ist Mühlbachs Pilger der Elbe vorräthig und zu haben.

Digitized by Google

Nr. 260.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 September 1838.

Artesische Brunnen in Orenburg.

(Aus der nordischen Biene Nr. 176.)

Orenburg ist auf einem Plateau gebaut, und seine Einwohner leiden Mangel an gutem Wasser. Innerhalb der Stadt sind einige tiefe Brunnen gegraben, aber das Wasser darin verdirbt und wird ungesund. Der Ural fließt zwischen hohen Ufern dahin, und das Heraufholen von Wasser aus demselben ist zu allen Jahreszeiten mühsam, am meisten aber im Frühling, wo die heftige Strömung eine Menge Schlamm und Sand mit sich führt. Seit dem Jahre 1830 wurden mehrere Versuche gemacht, die Einwohner von Orenburg durch Emporheben von Wasser aus dem Ural und künstliche Reinigung desselben mit Wasser zu versehen, aber diese Versuche kosteten bedeutende Summen und blieben erfolglos, so daß das Ausgraben artesischer Brunnen als das einzige und letzte Mittel erkannt wurde, um dem Mangel an einem so wichtigen Lebensbedürfniß abzuhelfen. Zu diesem Zweck wurden im J. 1836 25,000 Rubel bestimmt, und die Arbeiten begannen unter der Oberaufsicht des orenburgischen Militärgouverneurs. Im October 1837 war man bereits bis auf eine Tiefe von 828 Fuß gekommen, wovon 478 Fuß bis auf einen Durchmesser von 7½′ erweitert waren, der übrige Theil hatte nur einen Durchmesser von 4½ Zoll. Der durchbohrte Boden war anfangs fortwährend thonhaltiger, rother Sandstein mit etwas Kalk. Später ging derselbe in verhärteten Eisenthon von dunkel ziegelrother Farbe über, der in der dortigen Gegend unter dem Namen Wappa bekannt ist. Die Gewässer der Oberfläche füllten, ohne ihren Horizont zu verändern, das Bohrloch 413 Fuß tief an, erreichten aber um 72 Fuß die Mündung nicht.

Die Entdeckung unterirdischer Gewässer vermittelst Bohrung und das Emporheben derselben über die Oberfläche in Form artesischer Brunnen hängt wie von der Art des Gesteins, das den zu durchbohrenden Boden bildet, so auch von ihrer Lagerung ab. Die Beschaffenheit des Gesteins verleiht dem Wasser die Möglichkeit, hervorzudringen; die Lagerung aber die, an Einem Orte zusammen zu fließen, und durch die Vertiefung des Bohrlochs sich auf die Oberfläche zu erheben. Untersucht man die Bohrung in Orenburg in dieser Beziehung, so kann man daraus entnehmen, daß der Sandstein wenig Hoffnung gab, eine hinreichende Menge unterirdisches Wasser zu finden; aber der Eisenthon, auf den man später stieß, erhöhte diese Hoffnung, namentlich wenn der Thon geschichtet und mit Kalkstein und ähnlichen Gesteinen gemischt ist. Damit das Wasser aufsteige und auf die Oberfläche gelange, ist noch weiter eine günstige Lage der Schichten nothwendig. Daher kann man noch nicht mit Bestimmtheit sagen, daß die Ausgrabung in Orenburg wirklich Wasser zu Tage fördern wird, es ist aber starke Veranlassung vorhanden, die Arbeit fortzusetzen, deren Resultat vielleicht sehr nahe ist. Die Fortsetzung des Bohrens ist in mancher Hinsicht auch zur Erweiterung der geognostischen Kenntnisse wichtig. Der Eisenthon, auf den man vermittelst der Bohrung gelangte, ist das tiefste Gestein, das man mit den Bergwerksarbeiten auf den westlichen Vorbergen des Ural erreichte, und was in diesen Strichen unter dem Eisenthon liegt, weiß man bis jetzt immer noch nicht. Was den orenburgischen Landstrich betrifft, der so viele Ländereien hat, die bloß aus Mangel an Wasser für ganz nutzlos gelten, so kann der Erfolg des Unternehmens in Orenburg die Veranlassung werden, auch an andern Stellen dasselbe zu versuchen, was für den Anbau die wohlthätigsten Folgen haben muß.

In dieser Voraussicht hat die Regierung befohlen, auch nach Verausgabung der anfänglichen 25,000 Rubel den Versuch, der so große Vortheile verspricht, fortzusetzen, und hat eine weitere Summe von 20,000 Rubel dazu angewiesen.

Eine Reise nach dem Lager Abdel-Kaders.

(Fortsetzung.)

Wir zogen am 29 December bis gegen 4 Uhr Abends in dem Thale des Isser fort, und hielten bei dem Stamme der Beni-Hini an, deren Wohnsitze auf der rechten Seite des Flusses liegen. Unsere Führer forderten von dieser aus Arabern und Kabylen gemischten Bevölkerung gastfreundliche Aufnahme für den Ukil des Sultans. Diese weigerten sich aber anfangs, ihre

Digitized by Google

Armuth vorschützend, und suchten uns zu bereden, etwas weiter zu ziehen, wo wir einen reichen Stamm finden würden, der uns gewiß auf das beste aufnähme. Aber die Reiter Abdel-Kaders, welche mit dieser Kriegslist längst vertraut schienen, bestanden so fest auf ihrem Verlangen, daß man halb gutwillig, halb gezwungen, uns endlich in die isolirte Strohhütte, die man in allen Kabylendörfern findet, und die zur Aufnahme der Fremden dient, einnisten ließ. Die geringe Zuvorkommenheit, mit der man uns aufnahm, hätte uns vielleicht unangenehm berührt, wenn ein Vorfall, der sich fast in demselben Augenblick begab, unserm Ideengang nicht eine andere Richtung gegeben hätte. Ein Jude aus Algier, Bruder einer diplomatischen Notabilität der Regentschaft *), hatte sich unserer Karawane beigesellt. Er begab sich zu Abdel-Kader wegen einer gewissen Summe von 300,000 Fr., welche der Emir einst seinem Hause anvertraut hatte, und welche dieser zurückhaben wollte, da er Gelegenheit fand, dieses Geld anderswo vortheilhafter zu placiren. In dem Augenblicke, als wir zu den Beni-Hini eintraten, fanden wir dort den ehrbaren Israeliten, welcher in einem sehr barschen Tone Eier und Butter für sich, Stroh und Gerste für seine Pferde forderte. Als der Scheikh wie einer, der nicht gehört hatte, unbeweglich und stumm blieb, so wurde dieselbe Verlangen in einem Tone sehr bemerkbaren Mißvergnügens wiederholt. „Und wer bist du denn, der hier Befehle geben darf?" rief der unwillige Scheikh. „Ana ihudi mta el Sultan (ich bin der Jude des Sultans)," erwiederte sogleich der Jude, welcher den Ton seiner Rede herabstimmte. „Jude des Sultans oder Jude des Teufels, du bist nur ein elender Judenhund, der vor einem Muselmann kein Wort zu sagen hat." Die Physiognomie des Scheikh, als er diese Worte aussprach, war so ausdrucksvoll, daß der Sohn Israels, welcher die Klinge des Yatagans schon zu fühlen glaubte, sich wohl hütete, die Unterredung mit diesem rauhen Unterbrecher fortzusetzen.

Es ist vielleicht nicht sehr christlich, sich bei dem Anblicke des Unglücks Anderer über sein eigenes Mißgeschick zu trösten. Dieß geschah aber doch bei diesem Anlasse. Wir waren unbarmherzig genug, zu dem Erstaunen und Schrecken, welches der Jude nicht verbergen konnte, zu lachen, und wir richteten uns beinahe lustigen Sinnes in der Strohhütte ein, die man uns auf so artige Weise abgetreten hatte. Es war dieses ganz einfach eine Werkstätte von Falschmünzern, in welcher die industriösen Kabylen sich üben, unsere Fünffrankenstücke nachzumachen, so wie sie dieß früher mit den Budschus und andern Münzen der Regentschaft machten. Man muß gestehen, daß ihnen dieses vortrefflich gelingt. Es scheint ihnen auch dieses Handwerk keineswegs strafbar, und sie sprechen davon, wie von einer ganz einfachen Sache.

Als wir in der Strohhütte einlogirt waren, mußten wir noch lange parlamentiren, um Futter für unsere Pferde zu erhalten. Ueberhaupt schien uns die Autorität des Emirs auf diesem Theile des Territoriums, das ihm der Vertrag an der Tafna eingeräumt hatte, eben nicht sehr befestigt zu seyn. In dieser Meinung bestärkte uns noch die Unterredung, welche wir mit dem Scheikh der Beni-Hini hatten. Wir fragten diesen Scheikh, warum seine Leute so wenig Ehrfurcht für den Namen Abdel-Kaders zeigten, da sie ihm doch unterworfen seyen. Er protestirte sogleich lebhaft gegen die letztere Zumuthung und sagte, daß das Oberhaupt von diesem Theile der Regentschaft, Ben-Zamun, in der That die Herrschaft Abdel-Kaders anerkannt habe, daß aber die unter Ben-Zamuns Befehlen stehenden Kabylen sich auf keine Weise dem Emir unterworfen hätten. Wenn sie nicht gegen die Unterwerfung ihres Häuptlings protestirt hätten, so sey dieß nur geschehen, weil sie keine besondere Wichtigkeit daran knüpften, und solche nur als nominell betrachteten, die ihre Unabhängigkeit auf keine Weise bedrohen, und von ihrer Seite höchstens einige ganz unbedeutende Geldopfer fordern würde. „Wir bezahlten den Türken, fügte er hinzu, einen Muzonnat (ungefähr 6 Liards) für jedes Haus; wir sind bereit, die gleiche Summe der neuen Gewalt zu bewilligen. Aber wenn el-Hadschi Abdel-Kader (die Kabylen geben ihm nicht den Titel Sultan) mehr verlangt, so möge er uns auf unsern Bergen aufsuchen, und wir werden ihn mit Blei bezahlen." Diese Ansichten, hinsichtlich ihres Verhältnisses zu dem Emir werden fast von allen Kabylen, welche den obern Theil des Isser bewohnen, getheilt.

Am 30 December verließen wir das Dorf der Beni-Hini, und setzten unsere Reise durch das Thal des Isser fort. Das ganze Land, welches wir an diesem Tage durchzogen, ist sehr bevölkert und vollkommen gut angebaut. Ueberall fanden wir auf unserm Wege die Kabylen beschäftigt das Feld zu pflügen. Der Eigenthümer des Feldes, an seinem reinlichern Costume erkennbar, stand in der Nähe seiner Arbeiter, mit einem großen Stocke in der Hand. An einem Orte, wo das Thal sehr enge wird und das Bett des Flusses fast dessen ganze Breite ausfüllt, riefen uns die Eingebornen von der Höhe ihrer Berge eine Menge Schimpfworte zu. Einige, mit ihren Flinten bewaffnet, stiegen sogar bis zu uns herab. Aber der Anblick unserer Escorte hinderte sie, ihre feindseligen Gesinnungen anders als durch Worte auszudrücken. Unsere Führer erklärten uns, daß gerade diese Völkerschaften bei dem Kampfe von Buduau am meisten gelitten hätten und daher gern an isolirten französischen Reisenden Rache nehmen möchten. In einem Dorfe der Flussa-Mta-el-Dschibel, wo wir etwa eine Stunde verweilten, sprachen die Bewohner in diesem Sinne, und verheimlichten uns nicht, daß sie ohne den Schutz der Reiter des Emirs uns schon alle ermordet hätten, eine Operation, die — sagten sie — ihre alten Weiber hätten ausführen können. Ungeachtet dieser wenig tröstlichen Worte brachten sie uns Wasser und Milch, und leisteten uns sogar einige kleine Dienste, selbst ohne daß wir das Verlangen stellten. Ueberhaupt bemerkten wir, daß fast stets dieselben Individuen, die uns anfangs ziemlich schlecht aufnahmen, doch am Ende immer etwas menschlicher wurden.

An der Stelle, wo der Uad-el-Dschema sich mit dem Isser vereinigt, verließen wir das Thal dieses letztern Flusses und

*) Der Bruder des bekannten Ben-Durand, welcher den Gesandten Abdel-Kaders, Mifud-Ben-Arasch, nach Paris begleitete.
Anm. d. U.

Digitized by Google

nahmen unſern Weg nach Süden. Wir mußten noch zwei Gebirgsketten überſteigen, ehe wir die Ebene Hamza erreichten, wo wir das Lager des Emirs zu finden hofften. Wir erblickten in dieſer Ebene ungefähr 1500 Ariben, welche vier Duars an den Ufern des Uad-el-Akhal, oder ſchwarzen Fluſſes, bewohnen, der die Provinz Algier von der Provinz Conſtantine trennt. Bei den Ariben erfuhren wir, daß Abdel-Kader, nachdem er eine Expedition nach dem Engpaſſe Biban gemacht, und die dort wohnenden Kabylen, Nugha genannt, unterworfen hatte, nach Hamza zurückgekehrt war, um den Beirem zu feiern. Während der Luſtbarkeiten dieſes religiöſen Feſtes erfuhr der Emir, daß die Nughas einen Schiauſch ermordet hatten, der von ihm geſandt worden, den Tribut zu erheben. Es ſcheint, daß Letzterer für ſeine eigene Rechnung ſich Erpreſſungen zu Schulden kommen ließ, welche dieſen Aufſtand hervorgerufen hatten. Wie dem auch ſey, der Emir kehrte ſogleich zu den Nughas zurück, und gerade als er beſchäftigt war ſie zu züchtigen, kamen wir zu Hamza an. Dieſe Hochebene iſt bei weitem weniger ausgedehnt und fruchtbar, als man ſolche in Algier ſich vorſtellt. In der Richtung des Berges Dſchurſchura erblickten wir das Fort Hamza. Wir wünſchten ſehr, daſſelbe in der Nähe zu ſehen, um die Ruinen, in deren Mitte das Fort erbaut iſt, zu betrachten, aber man fand immer irgend einen Vorwand, um uns von unſerm Project abwendig zu machen. Man fürchtete ohne Zweifel, daß wir den Plan davon aufnehmen möchten.

Zu den Zeiten der Türken war das Fort Hamza von etwa 100 Soldaten bewacht. Die Ariben verſicherten uns, daß der Emir die Abſicht habe, eine Garniſon von 300 Mann darin zu laſſen, ſobald er die Gegend verlaſſen würde. Bei der Entfernung, die uns von dem Fort trennte, war es ſchwer, deſſen Form genau zu ſchätzen. Sie ſchien uns dreieckig und das Fort mit Baſtionen umgeben zu ſeyn. Der Plan des Emirs, Bordſchi-Hamza zu beſetzen, erſcheint ziemlich wahrſcheinlich; denn dieſe Stellung iſt wichtig wegen der nahen Gränzen der drei Provinzen Algier, Titteri und Conſtantine. Von hier aus bedroht man ſowohl die Kabylen des Iſſer, als die des Dſchurſchura. Letztere beſtehen aus 24 Stämmen, jeder 2000 Bewohner ſtark, und bilden ſonach eine furchtbare Bevölkerung, die unabhängig bleiben kann und will. Der Emir fühlte dieſes wohl und hütete ſich zu ihnen zu gehen; aber er würde nicht ungern ſeine Fahne im Angeſicht ihrer Gebirge aufpflanzen. Vom Fort Hamza aus kann man auch gegen Budſchia operiren. Man darf nur der Fortſetzung der Ebene Hamza folgen, welche ſich zwiſchen dem Dſchurſchura und den Gebirgen des Uad-el-Nugha bis zum Thale des Summam hinzieht.

Am 31ſten verließen wir Hamza, begleitet von unſern vier Reitern, die uns nach der Richtung führten, wo man Abdel-Kader vermuthete. Wir überſchritten den Uad-el-Akhal und befanden uns nun in der Provinz Conſtantine. Wir verweilten bei dem Dorfe Ben Abd-el-Rahhman, nach dem Marabut genannt, welcher deſſen Oberhaupt iſt. Der Emir hatte hieher einen ſeiner Schiauſchs geſtellt, um die Maraudeurs der Armee zu hindern, die Einwohner zu beunruhigen. An dieſem Orte konnten wir genaue Erkundigung über Abdel-Kader einziehen, und nach den erhaltenen Nachrichten ſchlugen unſere Führer die Richtung nach Südoſten ein, und folgten der Straße, welche zur Wüſte führt. Nachdem wir den Pinienwald von Nugha überſchritten hatten, gelangten wir an den Fuß der Gebirge, wo der Uad-el-Nugha fließt. Der Emir, von unſrer Ankunft benachrichtigt, ſandte uns hier einige ſeiner Reiter entgegen, um uns anzuzeigen, daß die Armee ihr Lager bezöge, und daß wir warten ſollten, bis die Zelte aufgeſchlagen ſeyen. Nach Verlauf einer Stunde hörten wir vier Kanonenſchüſſe, das Signal des Einzugs Abdel-Kaders in ſein Lager. Kurze Zeit darauf kamen andere Reiter, um uns an den Ort zu führen, wo die Armee gelagert war. Wir ſtiegen jetzt in eine Schlucht hinab und erblickten durch einen engen Hohlweg einen Theil der Zelte der Araber. Wir ſtiegen dann auf der andern Seite der Schlucht wieder aufwärts, und erſt nachdem wir das große Thal erreicht hatten, wo das Lager des Emirs war, konnte unſer Blick das Ganze umfaſſen. Dieſe Gegend hat mit der von Medſchez-Ammar große Aehnlichkeit, nur iſt ſie weniger ausgedehnt. Die Truppen beſetzten den Grund des Thales, der von allen Seiten dominirt iſt. Auf den Bergzipfeln war kein Poſten aufgeſtellt, um die Umgegend zu beobachten und die Stellung zu vertheidigen.

Man führte uns zu unſerm Zelte mitten durch die Haufen, welche erſtaunt waren Chriſten zu ſehen, und deren unbeſcheidene Neugierde der Stock der Schiauſchs nur mit Mühe im Zaume halten konnte. Wir waren rechts von dem Zelte des Emirs placirt, welcher unſere Pferde durch ſeine Leute in Empfang nehmen und ſie unter die ſeinigen ſtellen ließ. Er ſchickte uns auf der Stelle eine kleine Mahlzeit, die aus Datteln, getrockneten Trauben und arabiſchen Kuchen beſtand. Zugleich ließ er uns ſagen, daß wir uns um nichts zu kümmern hätten, und daß er uns mit allem Nöthigen verſehen werde.

(Fortſetzung folgt.)

Ben-Durand.

In dem Augenblick, wo der Proceß des Generals Broſſard ſo großes Aufſehen macht, dürfte die nachſtehende Charakterſchilderung des Hauptzeugen Ben-Durand, auf deſſen Ausſage ſich eigentlich die ganze Anklage ſtützte, für die deutſchen Leſer von Intereſſe ſeyn. In Ben-Durand iſt der geſchmeidige, liſtige, ewig dienſtfertige und ſelbſtſüchtige Charakter der iſraelitiſchen Race eingefleiſcht. Faſt als hätte ſeine Eltern ein ahnungsvoller Inſtinct geleitet, gaben ſie ihm den Vornamen Judas. Gewiß iſt wenigſtens, daß, wenn er ſich, wie Iſchariot, ſeinen Herrn und Meiſter zu verrathen erboten, er es ſicher nicht für dreißig Silberlinge gethan, und am allerwenigſten die Thorheit begangen hätte, ſich hinterdrein aufzuhängen und ſeinen Lohn in den Weinberg des Töpfers zu werfen. Doch zu einem Iſchariot hat er zu viel Verſtand, und haßt übrigens als wahrhafter Jude auch zu ſehr alles Blutvergießen, um mit ſo gehäſſigen Mitteln, als der Tod ſeines Nächſten wäre, die Vergrößerung ſeines bereits beträchtlichen Vermögens erlangen zu wollen. Nie würde er, wie Shylock, auf ein Pfund Fleiſch Geld leihen, denn ſeine Hände würden ſich ſträuben, ſich eines Unterpfandes zu bemächtigen. Dagegen ſuchte er ſich die weiten Felder der Intrigue aus, und dieſe weiß er mit einer Beharrs

Digitized by Google

lichkeit, mit einer Ausdauer und mit einem Scharfsinn zu beackern, daß jedes Jahr die Früchte seiner Mühen sich verzehnfachen.

Im höchsten Grade mit jener Schlauheit begabt, die im Allgemeinen seine Glaubensgenossen charakterisirt, birgt er unter dem Anschein einer vortrefflichen Gutmüthigkeit und unter einer Fleischhülle, die an die des unsterblichen Falstaff erinnert, einen gewandten Geist und die tiefste Verstellung. Wer sollte hinter seinen offenen Gesichtszügen, hinter dem herzlichen Klange seiner Stimme, hinter dieser Körperrundung, hinter dem so ungezwungenen und naiven Lächeln — genug wer sollte in diesem dicken, so wohlwollenden, sich den Interessen Anderer so eifrig widmenden Mann den geringsten im Hinterhalte lauernden Gedanken argwöhnen? Aber traut ihm ja nicht, es ist Jago in der Gestalt des berühmten Sir John. Sich zierlich ausdrückend, alle Feinheiten der französischen Sprache gründlich kennend, verwickelt er euch geschickt in die Schlingen seiner Rede, die er beliebig nach dem Zweck, den er zu erreichen sich vorgesetzt, hinzulenken weiß; er erheitert und verführt; er scheidet von euch mit einem Händedruck, und läßt euch zum wenigsten eingenommen von ihm und durchaus geneigt ihm zu dienen, wenn er nicht schon in der ersten Unterredung von euch erhalten, was er gewünscht, zurück. Um endlich noch einen letzten Vergleich anzuwenden, Ben-Durand ist Figaro, nicht, wie ihn Monrose im théâtre français nimmt, beständig die auf das Aeußerste getriebene Feinheit des Beaumarchais noch zu überbieten strebend, sondern Figaro unter der Gestalt von Lablache, diesem trefflichen Buffo, dessen heiteres Gesicht, dessen überschwellender Unterleib, dessen gutmüthige dicke Gestalt mit leichter Mühe den Zuschauer über die eigentliche Bosheit und gewandte Feinheit des von ihm dargestellten Charakters täuscht.

Mit diesem vortheilhaften Aeußern verbindet Ben-Durand noch andere Vorzüge, wie sie Erziehung, Reisen, ausgebreitete und mannichfaltige Kenntnisse, ein seltenes Eingehen in europäische Sitten und Civilisation- und eine erschöpfende Sach- und Menschenkenntniß nur geben können. Einem Stamm angehörig, der von den muselmännischen Völkerschaften auf das tiefste verachtet wird, verdammt vom Schicksal, unter denselben zu leben, begriff er frühzeitig schon, wie viel darauf ankäme, die Ungunst, die seine Abstammung auf ihn warf, durch jenen überwiegenden Einfluß, den geistige Ueberlegenheit gibt, von sich abzuwenden. Seit dem Jahre 1815 bemühte er sich, europäische Sitten sich anzueignen, besuchte Frankreich, und verweilte fünf Jahre lang in England. Darauf durchzog er die meisten andern europäischen Länder, unter andern auch Italien, wohin er seinen Sohn noch in den ersten Kinderjahren führte, um ihm dort eine Erziehung zu Theil werden zu lassen, die ihm seine Vaterstadt durchaus nicht bot. So gehört Ben-Durand zu gleicher Zeit Afrika und Europa an: dem erstern durch seine Geburt, dem andern durch seine Kenntnisse, denn er spricht fast alle europäischen Sprachen. Weltbürgerlicher Sinn, bei den Juden, für die es kaum ein Vaterland gibt, so gewöhnlich, ist darum einer der hervorstechendsten Züge seines Charakters. Er kennt eben sowohl die Geheimnisse der Civilisation, wie die Vorurtheile und Gewohnheiten der Barbarei, und weiß darum, je nachdem es die Umstände erfordern, sich bald zu dem einen dieser beiden Socialzustände zu erheben, bald zu dem andern herabzusteigen, sich mit ihnen zu identificiren, und bald von dem einen, bald von dem andern Nutzen zu ziehen. Fremd jeder politischen Leidenschaft, weit entfernt, zu irgend einer Fahne, wie Miloud Ben Arrasch, sich zu bekennen, ist er und will er nichts Anderes seyn, als ein mehr oder weniger thätiges Werkzeug, je nachdem man ihm größern oder geringern Lohn für seine Bemühungen bietet. Wie ein erfahrner Steuermann, erkennt er an den geringsten Anzeichen, von woher der Wind wehen wird, und folgt aufmerksam der Impulsion, die daraus hervorgehen muß.

Im Julius 1830, fünf Tage vor der Capitulation von Algier, als das Kaiser-Fort belagert ward, im Augenblick, wo das Geniecorps unter dem Befehle des braven Generals Valazé in aller Stille die Vorarbeiten zum Sturme betrieb, beschimpfte die unwissende Besatzung des Forts, die unser Feuer noch nicht erprobt hatte, und die scheinbare Unthätigkeit der französischen Armee einer Anwandlung von Furcht zuschrieb, die Truppen und ließ die Lüfte von ihren Freudenrufen ertönen. Ben-Durand theilte keineswegs diese blinde Zuversicht; er hatte so viel von europäischer Taktik gesehen, um über den Ausgang des Kampfes nicht mehr im Zweifel zu seyn. Er schwankte daher keinen Augenblick mehr: vae victis rufend, begab er sich zu den feindlichen Linien und stellte sich zur Verfügung des Oberbefehlshabers. Dieser Schritt, den er als eine heldenmüthige Handlung darzustellen nicht verfehlte, verliert etwas von seinem Werthe, wenn man berücksichtigt, daß am Tage, wo er die Franzosen aufsuchte, das von ihm bewohnte Landhaus durch die um das Kaiser-Fort gezogene Belagerungslinie ganz von der Stadt abgeschnitten worden war. So riethen ihm augenscheinliches Interesse, Sorge selbst für seine Erhaltung, einen Schritt, dessen Vortheile er mit Einem Blick übersah, so wie er später dessen Kühnheit übertrieben darzustellen wußte, wiewohl er ihn keinen Augenblick auch nur der geringsten Gefahr aussetzte. Dennoch rühmte er so lange und beharrlich seinen Muth und sein Verdienst, daß es ihm wirklich gelang, eine Menge Leute von der Wichtigkeit seines der französischen Armee geleisteten Vorschubs zu überzeugen. Natürlich vergaß er nicht, die Sieger fortwährend seiner treuesten Hingebung zu versichern. Sein eigentlicher Name war Ben-Dran, aber er ließ sich nun Ben-Durand nennen. Indeß, da nichts ihm für die Dauer der französischen Besitznahme Gewähr leistete, so vermied er es sorgfältig, trotz aller Bemühung, sich der französischen Verwaltung zu empfehlen, mit den Eingedornen sich ganz zu überwerfen. So trug er fortwährend die dunkeln Gewänder, welche unter der Regierung des Dey's den Juden zu tragen die Sitte strenge gebot. Mehrere Jahre lang verrieth sich bei ihm diese Besorgniß auf seltsame Weise. Unter den Türken verpflichteten die so launischen Luxusgesetze die jüdischen Bewohner der Regentschaft, ihre Fußbekleidung in Form von Pantoffeln zu tragen; dieß war ein Zeichen der Erniedrigung, eine demüthigende Livrée, die man der Paria-Kaste auferlegt. Sollte man es wohl glauben! Ben-Durand bedurfte noch nach der französischen Besitznahme langer und reifer Ueberlegung, ehe er sich dieser harten und tyrannischen Demüthigung zu entschlagen wagte, und lange ging er noch auf den Seiten seiner Schuhe einher, aus Furcht, man möge argwohnen, er nehme eine französische Sitte an, und lege dadurch Theilnahme für die neuen Ankömmlinge an den Tag!

Mit Hülfe seiner Beharrlichkeit in Beobachtung dieses doppelseitigen Benehmens schmeichelte Ben-Durand allen Parteien, und kam den allerseitigen Anforderungen nach; er diente den Großen, schmeichelte den Siegern, lebte dabei brüderlich mit den Besiegten fort und ließ sich überall verwenden. Genug, 1834 war er zu gleicher Zeit Gehülfe bei der Mairie von Algier, Mitglied des in dieser Stadt von der französischen Verwaltung eingesetzten Municipalraths und Geschäftsträger (ukil) Abdel-Kaders.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 261.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 September 1838.

Ein Wort über Frankreich in religiöser Beziehung.

Die Julusrevolution war rein politischer Natur, und wenn sie mehrere Glieder des höhern Clerus den Druck ihres Gewichtes empfinden ließ, so war's nicht, weil man die Religion haßte, sondern lediglich weil man den Mißbrauch derselben nicht dafür gelten lassen wollte. Die Religion im wohlverstandenen Sinne des Wortes war damals geachtet. Dieß übersah Ludwig Philipp keineswegs. Weit entfernt demnach, Gleichgültigkeit gegen die Kirche und kirchliche Dinge an Tag zu legen, beeilte er sich, bei jeder Gelegenheit zu zeigen, wie sehr ihm daran gelegen sey, daß religiöse Gesinnungen die große Mehrzahl der französischen Nation beseelen mögen. Mit dem höhern Clerus konnte er sich gleich anfangs in dieser Hinsicht in keine Verbindung setzen, theils weil dieser der ältern Linie zu ergeben, theils aber auch, und dieß besonders, weil derselbe dem Volke verhaßt war. Anders dagegen verhielt es sich mit der niedern Geistlichkeit, die wegen ihres unmittelbaren Einwirkens auf die Massen einen Einfluß auszuüben im Stande ist, wovon man gewöhnlich kaum eine Vorstellung hat. Das Gouvernement Ludwig Philipps legte deßhalb der Pfarrgeistlichkeit in der Verrichtung ihrer seelsorglichen Pflichten nicht nur kein Hinderniß in den Weg, sondern unterstützte sie häufig in ihrem Berufe. Die niedere Geistlichkeit, die sich auf diese Weise bei weitem mehr als vormals geehrt sah, ermangelte nicht, sich bis auf einen gewissen Punkt dankbar zu erweisen. Viele Glieder derselben zeigten besondere Vorliebe für die Volkserziehung und unterstützten die Schullehrer in ihrem mühsamen Beginnen. Wo noch keine Schulen bestanden verwandten sie sich unabläßig, damit deren errichtet werden konnten. Es gelang ihnen, von verschiedenen Orten fromme Stiftungen zur Errichtung von Schulhäusern und zur Besoldung von Lehrern ins Leben zu rufen. Auch Wohlthätigkeitsvereine suchten sie mit vieler Thätigkeit theils zu stiften, theils zu unterstützen. Der Nothleidenden nahmen sie sich mit besonderer Liebe an, und suchten zu dem Ende den noch bestehenden Frauenorden neue Candidaten zu werben. Die Art und Weise, wie sie die Schwestern in ihren Pflichten unterrichteten und unterstützten, fand Anerkennung und Nachahmung. Durch diese Umstände brachten die Geistlichen es nach und nach dahin, daß die örtlichen Verwaltungen sich, anfänglich bloß um von ihnen über gewisse Dinge Aufklärung zu erhalten, an sie wandten. In der Folge zog man sie immer mehr und mehr zu den Schul- und Armencommissionen, so daß sie jetzt in keiner dieser Verwaltungen mehr fehlen. Sobald sich die Regierung in dieser Weise der niedern Geistlichkeit versichert sah, konnte sie mit Zuversicht auch auf den Beistand der höhern rechnen. Man räumte ihr stillschweigend Manches ein, was man ihr hätte vorenthalten können; man zeigte durch Wort und That, daß man die Religion nicht hasse. Selbst da, wo man religiöse Cerimonien bequem entbehren konnte, ging man ein auf deren Gebrauch. Darauf erfolgte nach und nach jene Menge von Zugeständnissen, welche in diesem Augenblick von Seite der Philosophen und Protestanten große Besorgnisse erregen. Daß die katholische Kirche vor der protestantischen Vieles voraus habe, lehrt der Augenschein; es liegt dieß in den Verhältnissen. Allein eine andere Frage ist die, ob die französische Regierung beabsichtige, diese moralische Ueberlegenheit der katholischen Kirche nur noch mehr zu begünstigen. Es scheint dieß wirklich der Fall zu seyn. Die Protestanten beklagen sich bereits allenthalben bitter über diese Tendenz, und auch die liberalen Blätter haben täglich Beweise priesterlichen Uebermuthes jeder Art einzuregistriren. Es war zu erwarten, daß unter diesen Umständen die Polemik nicht lange ausbleiben würde. Groß sind bereits die Reibungen im Süden zwischen den Laien der beiden Kirchen; noch größer jedoch sind diejenigen, welche sich zwischen der katholischen und protestantischen Geistlichkeit erhoben. Die Controverspredigten kommen wieder auf, und die Schmähschriften finden beiderseits andächtige Leser. Die Protestanten verbreiten kleine Broschürchen in Menge, worin sie die Lehrmeinung der Reformatoren gegen die Lehre der alten Kirche behaupten. Zwei Werkchen dieser Art werden allenthalben mit vieler Verschwendung verbreitet. Das eine, welches die Aufschrift führt: Instruction familière sur la Réformation de Luther setzt die katholische Geistlichkeit besonders in Harnisch, weil die darin ausgesprochenen Grundsätze einem katholischen Geistlichen in den Mund gelegt werden. Das andere führt den Titel: Pourquoi votre curé vous defend-il de lire la bible? Dieses letztere, worin den Katho-

Digitized by Google

liken jeder mögliche Unsinn aufgebürdet wird, hat eine Widerlegung katholischerseits ins Daseyn gerufen, welche: Est-ce que votre curé vous défend de lire la bible? überschrieben ist. Abgesehen davon, daß in dem Titel die Wiederlegung der protestantischen Streitschrift enthalten ist, behauptet sie vor derselben einen entschiedenen Vorzug hinsichtlich ihrer Form. Die Instruction familière beschäftigt fortwährend die religiösen Zeitschriften, so wie auch mehrere politische Journale. Die Ungläubigen haben jetzt etwas Ruhe; den Ketzern gilt jetzt lediglich der Andrang. In der genannten Schrift wird Luther häufig als das Instrument in der Hand der Vorsehung dargestellt. Um ja eine so verkehrte Ansicht nicht unter den Katholiken aufkommen zu lassen, werden in den Journalartikeln mehrere Kraftsprüche Luthers zum Besten gegeben, die eben nicht sonderlich geeignet sind, um den Franzosen einen hohen Begriff von der Göttlichkeit seiner Sendung beizubringen. Alle Schwächen und Flecken in dem Charakter Luthers und Calvins werden hier gemustert, wie im: Vogel friß oder stirb. Die strengen Sitten Calvins werden gewaltig in Zweifel gezogen. In den Archiven zu Noyon, sagt ein Journal mit triumphirender Miene, steht geschrieben, was er war: il fut flétri et marqué de la fleur de lis pour un crime infâme..... Si c'est là de l'austérité dans les mœurs, à la bonne heure."

Um unsern Lesern einen Begriff von dem Tone zu geben, in welchem diese Artikel sprechen, wird nachfolgende Probe katholischerseits genügen: „Die Reformation, sagt ihr, hat, indem sie die päpstliche Theokratie zerbrach, jene bewundernswerthe geistige Bewegung hervorgerufen, die uns umgibt. Stolzer und lügnerischer Protestantismus, meinst du das? Allein was du zerbrochen hast, besteht noch unversehrt, einig, kräftig und mächtig. Was du zerbrochen hast, ist unzugänglich deinen Hieben; es ist ein Fels, gegen den die vereinten Kräfte der Welt nichts vermögen: und ihr, gestürzte Geister, widerspänstige Kinder, ihr habt die unglaubliche Unverschämtheit, euch als die Besieger einer Macht hinzustellen, welche die Hand Gottes stützt, einer Macht, die immer Recht behalten, die über Könige und Kaiser der Erde triumphirt hat! Ihr seyd Wahnsinnige. Ihr legt euch das Verdienst der geistigen Bewegung bei, die uns umgibt. Wahrlich, das ist doch zu stark, Einspruch einzulegen gegen Thatsachen, die augenfällig sind, und euch durch ihr Gewicht zermalmen." Nun folgt eine Darstellung dessen, was wir der Kirche und namentlich den Klöstern in Bezug auf Wissenschaft und Literatur verdanken, worauf der Protestantismus mit folgenden Worten entlassen wird:

Allez, protestantisme, allez! vous êtes un geai, vous voudriez vous parer des plumes du paon. Mais elles ne vous vont pas, ces plumes-là, vous ne savez pas le porter.

Für protestantische Leser verdient bemerkt zu werden, daß die polemischen Schriftchen der Katholiken den Vorwurf, den man der Kirche macht, als verbiete sie den Laien das Bibellesen, ohne weiteres als unbegründet abweisen, und im Gegentheile darzuthun bemüht sind, daß die Kirche von jeher es eifrigst gewünscht habe, die heiligen Schriften in Aller Händen zu sehen. Nur darauf habe sie stets geachtet, daß die im Umlauf befindlichen Uebersetzungen treu und verständlich seyen Wenn sie Auszüge aus der heil. Schrift so dringend empfehle, so geschehe das keineswegs, weil sie den Gebrauch der gesammten Bücher des alten und neuen Testamentes verbieten wolle, sondern lediglich aus Berücksichtigung gewisser Alter und Erkenntnißstufen, bei denen allerdings das Bibellesen nachtheilig werden könnte. Das klingt gar nicht wie Unvernunft. — Vor 10 Jahren hätte gewiß Niemand ahnen sollen, daß es je wieder zu einer so heißen Polemik zwischen den beiden kirchlichen Parteien kommen würde. Wenn das so fortgeht, so werden die beiden Parteien an jenen Orten, wo sie sich ziemlich das Gleichgewicht halten, bald handgemein werden. Es wäre zu wünschen, daß ein solcher Religionseifer nicht von langer Dauer seyn möchte.

Eine Reise nach dem Lager Abdel-Kaders.

(Fortsetzung.)

Eine Stunde später machten wir ihm einen sehr kurzen und rein cerimoniellen Besuch. Wir fanden ihn unter einem jener Zelte, Ulak genannt, dessen Aeußeres ziemlich abgenützt schien. Im Innern bot es einen seiner Bestimmung viel würdigern Anblick, und bestand aus einer Leinwand mit großen gelben, rothen und grünen Arabesken. Dem Eingange gegenüber, ungefähr in der Mitte des Zeltes, war ein enger Kreis aus Koffern, mit Teppichen bedeckt, formirt. Hier saß der Emir Abdel-Kader auf seine Kissen gelehnt. Zu seiner Linken lagen etwa 30 Bücher, zu seiner Rechten reichgezierte Waffen. Zu seinen Füßen bemerkte man einen Koffer mit Geld gefüllt. Der oberste Secretär Abdel-Kaders hielt sich zu seiner rechten, ein Schiausch zu seiner linken Seite. Obwohl wir in den Augen des Emirs nur Besucher ohne officiellen Charakter waren, so kamen wir doch, überzeugt, daß es unsere Pflicht sey, nichts zu thun, was den französischen Namen compromittiren könnte, überein, uns aller in diesem Lande gebräuchlichen knechtischen Zeichen der Ehrfurcht zu enthalten und gegen Abdel-Kader nur diejenigen Artigkeiten zu beobachten, die unter Europäern Sitte sind. Wir küßten ihm also nicht die Hand, und weigerten uns sogar, unsere Fußbedeckung am Eingange des Zeltes zu lassen, obwohl der Schiausch die Bemerkung machte, daß wir die Teppiche beschmutzen würden, welche der Sultan, während er das Gebet spricht, zu küssen gewohnt sey.

Nach dieser ersten Zusammenkunft, welche nichts Bemerkenswerthes darbot, besuchten wir Sidi-Mohammed, Bey von Miliana, den bekannten El-Barkani,*) Bey von Medeah, den Aga Ben-Nuna und den berüchtigten Sidi-Saadi, Marabut von Sebau. Die beiden letztern erhielten kürzlich von dem Emir Commandos im Osten der Provinz Algier, welche sie auf die Stufe der Beys erheben. Ben-Nuna, welcher Caid von

*) Barkani stammt von einer Marabutfamilie, welche seit undenklichen Zeiten die Kabylen des Gebirges Barkani, im Westen der Metidschah, beherrscht. Er ist der beste Kriegsmann des Emirs, welchen er zur Unterwerfung der Bewohner des Kobla oder Südens sehr thätig verwendete. El-Barkani ist gegenwärtig Bey von Scherschell.

Digitized by Google

Tlemsan war, als die Franzosen sich dieser Stadt bemächtigten, wurde in dieser Würde durch Bohamedi, Oberhaupt der Kabylen der Tafna, ersetzt.

Als wir diese Pflichten der Höflichkeit erfüllt hatten, gingen wir aus, das Lager zu besehen, wozu die Ciceroni uns nicht fehlten. Als solche hatten wir zuerst die Gefangenen von Marseille, von denen 55 in der Armee des Emirs sich befanden. Diese Menschen, voll Dankbarkeit für die gute Behandlung, die sie in Frankreich erfahren hatten, beeilten sich, uns überall hinzuführen, wo etwas Interessantes zu sehen war, und beschützten uns zugleich gegen die unbequeme Neugierde des größten Theils ihrer Landsleute, so wie gegen die Unverschämtheit einiger wenigen Individuen. Die französischen Deserteurs boten uns ebenfalls ihre Dienste an. Sie führten uns auf den Gipfel einer der Anhöhen, welche das Lager dominiren, und von wo aus wir einen Blick über das ganze Lager hatten. Die Form desselben bildete fast einen Kreis, das Zelt des Emirs in der Mitte. Die äußersten Zelte, welche den Umkreis bildeten, waren jedes ungefähr 50 Schritte von dem andern aufgeschlagen; alle übrigen standen auf die unregelmäßigste Weise zerstreut, was den Ueberblick über das Ganze sehr schwierig machte. Wir zählten 450 Zelte. Die größten faßten bis zu 35 Mann und die kleinsten 2 oder 3, so daß jeder Soldat unter Dach war. Die Zelte, welche der regulären Armee gehören, werden auf den Maulthieren oder Kameelen des Beylik's transportirt; die übrigen Zelte, welche den nächsten Stämmen gehören, werden durch die Sorge ihrer Eigenthümer der Armee nachgeführt. In der Armee Abdel-Kaders ist die Bagage folglich sehr beträchtlich, was aber den Marsch der Armee nicht hindert, da die Transportmittel von der Art sind, daß keine Schwierigkeit des Terrains sie aufhält.

Die Armee des Emirs bestand nach unsrer Schätzung aus etwa 5000 Mann. Man hatte uns von einem andern Lager gesprochen, welches unter dem Commando des Aga Milud-ben-Arasch in geringer Entfernung von diesem stehe, und, wie man sagte, viel beträchtlicher sey; aber wir haben starke Gründe zu glauben, daß dieses eine Lüge war, welche die Araber erfunden hatten, um uns von den Streitkräften, über welche Abdel-Kader verfügt, einen übertriebenen Begriff zu geben. Jene 5000 Mann lassen sich folgendermaßen eintheilen: reguläre Armee, 1800 Mann von der bezahlten Infanterie, welche eine Art von Uniform tragen, die aus weiten, hellblauen Pantalons und einer Weste mit Capuze besteht. Sie sind mit französischen Flinten bewaffnet, welche meistens Bajonnette haben. Nach diesen regulären Infanteristen kommen noch etwa 600 Vagabunden, die auf dem Marsche sich der Armee beigesellten und weder Sold noch Rationen haben, sondern leben, wie sie eben können. Die Cavallerie besteht aus ungefähr 600 regulären und 2000 irregulären Reitern, welche letztere auf gleiche Weise, wie die regulären Infanteristen, zusammengerafft werden. Fügt man hiezu noch etwa 30 Neger, welche die Leibgarde des Emirs bilden, und etwa eben so viele Artilleristen, so hat man eine Idee von der Zusammensetzung dieser Armee. Die Artillerie Abdel-Kaders besteht aus vier Stücken: drei von ihnen liegen auf schlechten Gestellen mit unbeweglichen Rädern; die andere Kanone ist ganz auf europäische Art eingerichtet. Auf einer liest man: „Dupont, Commissaire des fonderies royales à Rochefort." Dieselbe ist mit Trommeln, Turbans und Halbmonden verziert. Auf einer andern Kanone steht geschrieben: „Willem Hogewaert me fecit, Hagae 1620." Alle diese Stücke werden auf Maulthieren transportirt, obwohl sie unsere Gebirgsgeschütze an Länge und Schwere übertreffen. Während des Marsches halten zwei Männer auf beiden Seiten des Maulthiers diese Kanonen im Gleichgewicht. Unter der Mannschaft dieser Artillerie befinden sich mehrere Franzosen. Derjenige, welcher sie in der That commandirt, ist ein Ex-Wachtmeister der Artillerie, der zu zweijähriger Gefängnißstrafe verurtheilt worden, weil er seinen Posten im Blockhause Sidi-Khalifa verlassen hatte. Der Basch-Topdschi, oder eingeborne Capitän der Artillerie, der nichts von dieser Waffe versteht, führt das Commando nur dem Namen nach.

Der irreguläre Theil der Armee wird nach den Stämmen getheilt. Man kann sagen, daß das ganze Land dabei größtentheils vertreten war: man sah darunter Marokkaner, Einwohner von Tlemsan, Beni-Ammer, Gharabas, Haschems, Bordschias, Dschendal, Hadschuten, mit Einem Wort, Streiter aus allen Theilen der Regentschaft. Wir bemerkten darunter sogar Reiter von Farhat-ben-Said, dem Groß-Scheik der Wüste, kürzlich noch unser Freund, jetzt der Alliirte Abdel-Kaders. Außer den Negern, welche an der Thüre des Emirs Wache stehen, und einigen Posten außerhalb des Lagers, wird die Aufsicht und die Polizei während des Tages durch Schianschs ausgeübt, welche mit Stöcken bewaffnet sind und sich deren häufig bedienen. Doch thaten sie dieses nur gegen die Irregulären, und wir haben nie bemerkt, daß sie Leute des Askar, oder der eigentlichen Armee, geschlagen hätten. Die Wachtposten, welche zur Nachtzeit außerhalb des Lagers standen, schienen nicht sehr weit entfernt zu seyn, denn wir hörten selbst im Centrum, wo unser Zelt stand, sehr deutlich den Ruf: Allah daim! (Gott für immer), welchen sie die ganze Nacht wiederholen, und der dem französischen Postenrufe: sentinelle, prend-garde, à Vous! entspricht. Ungeachtet der Bemühungen des Emirs, seiner Armee etwas von der europäischen Regelmäßigkeit zu geben, würde dieses Heer, disciplinirten Soldaten gegenüber, nur eine wenig furchtbare Masse bieten; aber da Abdel-Kader zugleich alle Vortheile beibehielt, welche die Eingebornen über uns durch ihre Mobilität haben; da überdieß jene Organisation bei all ihrer Unvollkommenheit ihm doch immer eine große Ueberlegenheit über die gänzliche Unordnung seiner einheimischen Gegner verlieh, so war das Resultat, daß Abdel-Kader überall siegreich gewesen. Seit fünf Monaten war er im Felde, und hat während dieser Zeit, dem Saume der Wüste folgend, die ganze Länge der Regentschaft durchzogen. Fast überall ließ er Besatzungen, sogar zu Baba-bandan, auf der äußersten Gränze des Kabla. Sein Kern von regulären Soldaten machte, daß er überall mehr oder weniger freiwillige Hülfstruppen unter den Stämmen fand, durch deren Wohnplätze er zog. Wenn auch von letztern ihn von Zeit zu Zeit eine gewisse Anzahl verläßt, so werden sie doch sogleich durch andere ersetzt, welche der Emir bei seinen immerwährenden Märschen wieder aufgreift.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Klimatiſche Schilderung von Brittiſch-Weſtindien und Guiana. *)

1. Brittiſch-Guiana

beſteht aus Eſſequibo, Demerara und Berbice, erſtreckt ſich von 6° 10′ bis 8° N. B. und von 56° bis 60° W. L. v. G., etwa 200 (engliſche) Meilen längs den Ufern des ſüdamerikaniſchen Continents und 2 bis 300 Meilen ins Innere hinein. Der Boden beſteht aus einem tiefen Alluvium von neuer Formation, indem das Land nur im Laufe des letzten Jahrhunderts vier (engliſche) Meilen über das Meer gewonnen hat. Dieſe flache Küſte iſt mit dichtem Wald oder mit wildem Gras von rieſenhafter Höhe bedeckt. „Buſchwaſſer" ſammelt ſich hier natürlich während der Regenzeit und veranlaßt die ſchädlichſten Ausdünſtungen. Die Pflanzungen ziehen ſich längs der Küſte hin, aber etwa 100 Meilen landeinwärts: der Boden wechſelt ab mit Berg und Thal, mit Hochland und Felſen im Hintergrunde. Große Feuchtigkeit iſt die Charakteriſtik dieſes Klima's, z. B. im Jahre 1851 fielen in Demerara nicht weniger als 157 Zoll Regen, ſechsmal ſo viel als in England. Es gibt zwei naſſe Jahreszeiten, die erſte vom December bis Januar, die zweite vom Mai bis Auguſt. Während der letztern wehen die Landwinde, beladen mit ſchädlichen Dünſten von Süden und Südweſten; in der trocknen Jahreszeit tritt der Seewind Morgens um 10 Uhr ein und dauert bis Sonnenuntergang. Die mittlere Temperatur ſcheint etw ⁷⁄₉° F. (21½ R.)

Ben-Durand.

(Fortſetzung.)

In unſerem erſten Artikel ſagten wir ſchon, daß die erſten Eindrücke, die der Graf Erlon nach Algier mitbrachte, für Abdel-Kader wenig günſtig waren. Da nun der Letztere durch die beſtändigen Hinderniſſe, die ihm aus dem Mißtrauen des Gouverneurs erwuchſen, ſeine Angelegenheiten in ihrem Gang aufgehalten ſah, ſo begriff er, wie er den Einflüſſen, die täglich ihm entgegenwirkten, einen andern beſtändig thätigen gegenüberſtellen müſſe. Darum beauftragte er Ben-Durand, deſſen Einſicht und Schlauheit er kannte, mit der Wahrung ſeiner Intereſſen in Algier, und wirklich war dieſer in der ganzen Regentſchaft der geeignetſte Mann, dieſen ſchwierigen Auftrag auszuführen. Im Augenblick, wo er bei dem Grafen Erlon begſaubigt wurde, erhielt der Letztere täglich heftige Beſchwerden über das Handelsmonopol, das der Emir ausübte, und das den Bedingungen des Desmichels'ſchen Vertrags ſchnurſtracks zuwider war. Der Graf Erlon forderte darüber von Ben-Durand Aufklärung, und dieſer zeigte darauf gewiſſe Clauſeln des Vertrags vor, von denen der Gouverneur keine Kenntniß hatte, und deren Inhalt das Benehmen des Emirs zu rechtfertigen ſchien. Dieſe Entdeckung hatte zur Folge die Abberufung des Generals Desmichel und ſeine Erſetzung durch den General Trezel, deſſen Abneigung gegen Abdel-Kader hinlänglich bekannt iſt. Dieſe Verſetzung ſchien dem Letztern das Zeichen einer vollſtändigen Veränderung in der ſeit einem Jahr in Bezug auf den Emir befolgten Politik. Glücklicherweiſe für ihn unternahm Ben-Durand die Beſchwörung des Sturmes, die ſein Haupt bedrohte. Sein honigſüßes Wort, das Geſchick, mit dem er die gegen den Emir vorgebrachten Beſchwerden zu beſchönigen wußte, zerſtreuten bald die vorgefaßten Meinungen des Gouverneurs. Die Umſtände kamen zugleich den Bemühungen des Geſchäftsträgers zu Hülfe. Die Bewohner von Medeah beſchwerten ſich über die Anarchie, in der zu leben die franzöſiſche Unthätigkeit ſie verdammte, und die, wie ſie ſagten, ſie in die Arme des Emirs ſich zu werfen zwang. Der Graf Erlon faßte den Plan, derſelben dadurch ein Ende zu machen, daß er den Caid Ibrahim als Bey von Titteri in dieſe Stadt ſetzte, und ein Corps eingeborner Miliz unter ſeinen Befehl ſtellte. Da dieſer Plan ſcheiterte, ſo glaubte der Gouverneur, er könne hinfür dem Umſichgreifen Abdel-Kaders keinen Damm mehr entgegenſetzen, und gab ſich darein, ihn in den Süden der Regentſchaft eindringen zu ſehen. Von ſeiner Seite unterließ der durch Ben-Durand von der geſchickten Richtung, die er dem politiſchen Syſtem des Gouverneurs zu geben gewußt, unterrichtete Emir nichts, den Letztern in ſeiner günſtigen Stimmung für ihn zu erhalten, und zugleich von derſelben bei jeder Gelegenheit Nutzen zu ziehen. So gab er auf den Rath ſeines Ukils den Befehl, daß alle im Innern reiſenden Franzoſen überall auf das beſte empfangen würden. Um dieſe Zeit eröffnete ſich für ihn die glänzendſte Periode ſeiner Geſchichte.

Sicher, auf ſeinem Wege kein franzöſiſches Corps anzutreffen, triumphirt er über die Feinde, die er unter den Eingebornen zählte, unterwirft die Söhne von Sidi-el-Andi, vernichtet den Stamm der Kiats und gelangt bis zu den Ufern des Scheliff, der Gränze der Provinz Algier, die ihm zu überſchreiten verboten war. Einen Augenblick lang iſt er unſchlüſſig, doch ermuthigt von den eben erhaltenen Erfolgen, entſchließt er ſich dieſen Rubikon zu überſchreiten. Die Bevölkerung von Midianah öffnet ihm die Thore und empfängt ihn mit Enthuſiasmus. Gefolgt von mehrern Chefs und einigen Kanonenbeſetzt er einen furchtbaren Rival, Muſſa-el-Barkani, Scherif der Wüſte, und wirft ihn in die öden Steppen der Sahara zurück. Endlich hält er ſeinen Einzug in Medeah, und ernennt einen ſeiner Anhänger zum Bey von Titteri.

Als man in Algier die Nachricht von dieſer Expedition erhielt, mußte Ben-Durand alle ſeine Gewandtheit aufbieten, um den Zorn des Gouverneurs zu beſänftigen. Doch ſein Einfluß auf den Grafen Erlon war zu dieſer Zeit ſchon ſo groß, daß es ihm gelang, denſelben von jedem feindſeligen Schritte gegen den Emir abzuhalten, und ihn zu beſtimmen, als eine einmal vollbrachte Thatſache einen Uebergriff anzunehmen, deſſen ſchwere Bedeutung er ihm zu verſchleiern ſich beſtrebte. Den Gouverneur beunruhigte hauptſächlich die moraliſche Wirkung, welche dieſer offenbare Ungehorſam gegen ſeine Befehle auf die eingeborne Bevölkerung hervorbringen müſſe. „Seyen Sie darüber unbeſorgt," ſagte ihm Ben-Durand, „ich nehme es auf mich, das Gerücht zu verbreiten, daß Abdel-Kader mit Ihrer Zuſtimmung gehandelt habe. Dadurch iſt die Würde der franzöſiſchen Waffen ſichergeſtellt. Sie ſehen, ich bin den franzöſiſchen Intereſſen ganz ergeben. Aber das reicht noch nicht hin. Damit die Araber an dem guten Einverſtändniſſe zwiſchen Ihnen und Abdel-Kader nicht zweifeln können, müſſen ſie dem Emir einen Ihrer Officiere ſchicken, und in Ihren Beziehungen mit ihm des Vorgefallenen gar nicht gedenken; vielleicht wäre es ſogar gut, ihm einige Geſchenke zu übermachen." — „Was? Nach einer ſolchen Verletzung des Vertrags!" — „Gewiß! die Araber ſind von Natur ungläubig; ſie bedürfen ſtarker Beweiſe: die Hauptſache iſt, den äußern Schein zu retten, denn die kleine Excurſion iſt ja eigentlich durchaus nicht von der Bedeutung, die Sie ihr unterlegen. Iſt er dadurch mächtiger geworden? Sind Sie darum weniger ſtark?"

(Schluß folgt.)

*) Aus Capitän Tulloch's Report on the Sickness etc. of the Troops in the Westindies.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 262.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 September 1838.

Ueber das Einreiben mit Oel in heißen Klimaten.

Die nothwendige Versendung englischer Truppen in alle möglichen Klimate, und die zahlreichen Verluste an Mannschaft, die sie dadurch namentlich früher erlitten und noch immer erleiden, machen allmählich mehr Officiere und Aerzte aufmerksam auf Alles, was namentlich in heißen Ländern zur Gesundheit und zum Wohlseyn der Truppen beitragen kann. Nicht ohne Interesse ist in dieser Beziehung, was ein englischer Officier (United Service Journal, August 1838) über den in heißen Ländern so allgemeinen Gebrauch von Oel sagt.

„Ein Grieche, der, ohne die gewöhnlichen Gebrechlichkeiten ein sehr hohes Alter erreicht hatte, gab auf die Frage: woher ihm diese Befreiung von den Altersleiden gekommen? zur Antwort: von Oel und Honig. Ohne mich auf die Vorzüge des Honigs einzulassen, kann ich aus persönlicher Erfahrung eine gute Eigenschaft des Oels rühmen, nämlich, daß es ein zuverlässiges Vorbeugungsmittel gegen die Bisse jener zahlreichen Insecten ist, die in allen heißen Ländern der furchtbarste Feind sind, mit dem der Soldat oder der Reisende zu kämpfen hat. Die Unausgesetztheit ihrer Angriffe und die Unmöglichkeit für die unverwahrte europäische Haut ihnen zu entgehen, ermüden die stärkste Leibesconstitution und die ausdauerndste Geduld. Abgesehen von der wirklichen Folterqual, die man leiden muß, lassen sie Einem keine Ruhe bei Tag und Nacht, vergiften das Blut, und durch die fieberische Aufreizung, in die sie es versetzen, legen sie zu den einheimischen Krankheiten in diesen Himmelsstrichen den Grund. Nun, wenn das Einreiben von ein wenig Kokos- oder anderm Oel auf die ihren Angriffen ausgesetzten Theile ein wirksames Gegengift seyn sollte, so wäre es sicherlich des Versuchs werth. Ein mehrjähriger Aufenthalt in tropischen Ländern, wo ich eben so oft in freier Luft als unter Dach schlief, und zwar an Orten, die von Mosquiten besonders heimgesucht waren, erlaubt mir für die schützende Eigenschaft des Oels Zeugnisse abzulegen. Ich stütze die Meinung nicht auf meine Wahrnehmung allein. Viele meiner Gefährten müssen sagen, daß sie sich nicht selten dadurch frei gemacht haben, daß sie den Finger in ein Oelgefäß tauchten und damit über Gesicht, Beine ꝛc. fuhren. Allerdings läßt sich behaupten, daß diese Peiniger ihre Opfer wählen, und daß einige Körper ihnen besser munden als andere, doch ist meine feste Ueberzeugung, daß etwas in der Natur der Oele ist, was als ein fast unantastbarer Schild gegen ihre Wuth dient. Jedenfalls ist der Versuch unschädlich und kann sehr wohlthätig werden. Die Eingebornen, die sich ölen, haben von diesem Uebel wenig oder nichts auszustehen. Der allgemeine Gebrauch der in der heißen Zone so allgemein vorhandenen Oele scheint den Menschen so angemessen zu seyn wie das Tragen der Kleider in den kältern Gegenden. Oel macht die Glieder geschmeidig, und verschließt, oder, wenn man will, bedeckt die Poren, und verhindert so die übermäßige Transspiration, die einen immerwährenden Durst erzeugt und wahrscheinlich die erste Ursache der meisten Leiden ist. Ich will keiner medicinischen Theorie vorgreifen, aber Jedermann weiß, daß schon Römer und Griechen den ganzen Leib mit mehr oder weniger kostbaren Oelen salbten, wie dieß noch jetzt bei den weniger gebildeten Völkern Hindostans und den Barbaren Afrika's Sitte ist. Wann diese Mode unter den Europäern aufgehört hat, ist ungewiß. Wahrscheinlich haben die Barbaren, welche das abendländische Kaiserreich über den Haufen warfen, einen ihren vaterländischen Gewohnheiten nicht entsprechenden Brauch verachtet oder vernachlässigt, und da ihre Gewohnheiten die Oberhand gewonnen, so ist jener Brauch abgekommen. Allein man darf sich nur erinnern, wie oft die römischen Heere von den kalten Wäldern Germaniens nach den brennenden Sandwüsten Afrika's und Syriens marschirten, ohne daß dieser Wechsel ihrer Gesundheit bedeutende Nachtheile brachte. Daß das beständige Einreiben ihrer Glieder mit Oel sie für die atmosphärischen Einflüsse minder empfindlich gemacht habe, ist daher eine nicht ungeschickte Vermuthung, wenn man noch überdieß bedenkt, daß das öftere Baden und dessen natürliche Folge, die Reinlichkeit, damit zusammenhing."

Eine Reise nach dem Lager Abdel-Kaders.

(Fortsetzung.)

Unter die letzten Militäroperationen, welche der Emir ausgeführt, zählen wir auch die Expedition gegen die Nughas,

Digitized by Google

deren Wohnplätze sich von dem Uad-el-Akhal bis zu den Engpässen el-Biban (Eisenthoren) erstrecken. Er nahm ihnen 2500 Schafe, 1000 Ochsen, 150 Pferde, 170 Maulthiere ab, und dieses Alles fast ohne Kampf. Wir sahen sieben ihrer Häuptlinge vor Abdel-Kader geführt. Sie hatten alle einen eisernen Ring um den Hals, an welchem eine lange Kette hing, die sie Alle an einander fesselte. Sogar der Groß-Scheikh des Biban, Hadschi-Mohammed ben-Abdal-Selamel Mokrani wurde genöthigt, sich zu unterwerfen. Er machte uns eines Tages einen Besuch unter unserm Zelt, und nachdem er seine gegenwärtige Lage beklagt hatte, sagte er: „seit langer Zeit waren die Kabylen, die ich commandire, Meister der Bibans, und die Beys durften nur hindurchziehen, wenn sie Tribut zahlten. Und jetzt sind wir es, die Abdel-Kader Tribut bezahlen!" Was dieser letzten Expedition besonders einen wichtigen Charakter leiht, ist die dadurch geschehene offenbare Verletzung des Tractates an der Tafna. Frankreich hat durch diesen Tractät die Provinz Constantine nicht an Abdel-Kader abgetreten, und dieser hat durch sein weites Vordringen alle seine Verpflichtungen verletzt. Er erklärte und rechtfertigte übrigens sein Betragen auf folgende Weise:

„Die Einwohner von Titteri, die Ariben von Hanga und die Nughas stritten unter sich um das Terrain, welches zwischen dem Uad-el-Akhal und Uad-el-Nugha liegt. Alle Jahre gab es neue Kämpfe, verbrannte Ernten und Plünderungen ohne Ende. Es war keine Macht, als die meinige im Stande, diese Anarchie zu ersticken. Mein Herz bestimmte mich, dieses zu unternehmen, und die Religion machte mir eine Pflicht daraus. Da die Franzosen auf dieser Seite nichts ausrichten können, so sollten sie es nicht schlecht finden, daß ich gehandelt habe. „Uebrigens, setzte er hinzu, „seht diesen Pack von Briefen, der vor mir liegt! Sie wurden mir fast alle von Stämmen aus der Provinz Constantine zugesandt, die mich auf das dringendste verlangen. Aber ich wollte die Bibans nicht überschreiten, weil ich mit euch in Frieden zu leben wünsche."

Das Wahre an der Sache ist, daß Abdel-Kader in diese Gegend nur gekommen ist, weil das Gerücht sich verbreitete, daß die Franzosen Constantine aus Mangel an Lebensmitteln verlassen hätten. Auf diese Nachricht hin eilte der Emir, die Erbschaft Achmeds in Besitz zu nehmen. Als er aber die Umstände nicht so fand, wie er sich solche eingebildet hatte, so begnügte er sich, den Gränztheil dieser Provinz an sich zu reißen, und den Besitz der Bibans, dieser berühmten eisernen Thore, sich zu versichern, die er überschreiten wird an demselben Tage, wo er die Franzosen nicht mehr schonen zu müssen glaubt. Es ist offenbar, daß der Emir sehnlichst den Besitz von Constantine wünscht. Ungeachtet der den Männern seiner Nation so natürlichen Zurückhaltung, verheimlichte er diesen Wunsch nur wenig. „Was werden die Franzosen aus dieser Stadt machen?" sagte der Emir einmal zu uns. Sie werden dort viel Geld ausgeben ohne Resultat; denn von dem nächsten Frühjahr an werden sie dort durch Achmed blokirt werden, und müssen Armeen absenden, um die dortige Garnison zu verproviantiren. Viel besser würden sie thun, Constantine mir zu geben, und ich mache mich verbindlich, ihnen Achmed Bey in vierzehn Tagen auszuliefern." Es ist gewiß, daß der Emir dieses letztere Versprechen erfüllen könnte, wie wohl diese Erfüllung zu dem Preise, welchen er verlangt, für Frankreich schwerlich sehr vortheilhaft seyn würde.

Um eine Idee von dem Charakter des Emirs, den seine Thaten so gut, als seine Worte enthüllen, sich zu bilden, ist hier vielleicht nicht ohne Nutzen, sich die frühere Geschichte desselben ins Gedächtniß zu rufen.

Am 3 Mai 1832 kamen einige hundert Araber, geführt von dem Marabut Sidi-Mahhi-el-Din (Beleber der Religion) unter die Mauern der Stadt Oran, und verstärkt durch die nachrückenden Contingente, welche ihre Zahl bis auf 10,000 Mann brachten, griffen sie diesen Platz Tag und Nacht bis zum 9 Mai an. Der Marabut, dessen mächtige Stimme so viele Muselmänner zum heiligen Kriege gerufen hatte, war der Vater Abdel-Kaders. Mit ihm führte der Emir seine ersten Waffenthaten aus, und seine Landsleute versichern, daß er bei den zahlreichen Kämpfen, welche damals geliefert wurden, sich sehr hervorthat. Inzwischen sprechen die officiellen Berichte, welche diesen heißen Angriff ausführlich erzählen, nicht einmal seinen Namen aus. Die Ursache war, weil er zu jener Zeit, wie er jetzt selbst wohlgefällig wiederholt, nur einer der vier Söhne seines Vaters gewesen, und keinen andern Reichthum hatte, als sein Pferd und seine Waffen, kein anderes Mittel, seine Habe zu vermehren, als die Beute des Feindes, den er im Kampfe getödtet hatte. Seit jenem Tage sind kaum sechs Jahre vergangen, und der obscure Sohn eines Marabuts vom Stamme der Haschems ist der Sultan der Araber geworden, denn der Titel eines Emir el-mumenin (Fürst der Gläubigen) reicht für seinen Ehrgeiz nicht einmal mehr hin. Der Tractat des Generals Desmichel hatte ihm alles Land zwischen den Gränzen von Marokko und dem Schelif gegeben. Der Vertrag an der Tafna fügt noch die Provinz Titteri, einen großen Theil der Provinz Algier hinzu, und führt ihn bis auf den Gipfel des kleinen Atlas, von wo er mit einem nicht sehr wohlwollenden Auge den christlichen Pflug betrachtet, welcher die Metitschad zu beackern anfängt. Die Art, wie er die Treue der Verträge versteht, erlaubt ihm, dieses schon sehr beträchtliche Territorium noch zu vergrößern. Man sah, daß er jüngst einen Theil der Provinz Constantine an sich gerissen hat. Zu gewissenhaft, um die Biban zu überschreiten, umgeht er diese Engpässe und richtet sich gegen das alte Cirta auf dem Wege über Biskara. In materieller Beziehung ist dieses der weiteste Weg; wer weiß aber, ob es in politischer Beziehung nicht der kürzeste ist?

So sehr man im Interesse unserer Niederlassung die übertriebene Höhe Abdel-Kaders beklagen muß, so kann man doch nicht umhin, zu gestehen, daß dieser Häuptling sich eines so hohen Glücks immer würdig gezeigt hat. Während er stets aus den günstigsten Umständen Nutzen zu ziehen wußte, ließ er sich niemals durch Unglück niederbeugen. Zu einer Zeit, wo Alles für ihn verzweifelt schien, wo seine Armee zerstreut, seine Hauptstadt zerstört war, wo einige Reiter der Beni-Ammer und

Digitized by Google

die treuen Haschems,*) seine Landsleute, die ganze Macht bildeten, über die er noch verfügen konnte, da schickte ihm der Marschall Clauzel einen drohenden Brief, in welchem seine traurige Lage, und das Wenige, was noch zu thun übrig blieb, seinen Ruin zu vollenden, geschildert wurde. Abdel-Kaders Antwort war folgende: „Wenn man am Gestade steht und die Fische betrachtet, welche frei im Meere schwimmen, da scheint es, als dürfe man nur die Hand ausstrecken, um sie zu fassen. Aber alle Kunst und die Netze des Fischers sind nöthig, sich ihrer zu bemächtigen. Gerade so ist es mit den Arabern." In der That hielt der Emir fest, und man sieht, daß er sich dabei nicht allzu übel befunden hat. Es ist gar nicht nothwendig, ein vollendeter Physiognom zu seyn, um auf den ersten Blick zu erkennen, daß der Emir einer von jenen ehrgeizigen Fanatikern ist, welche, mit einem überlegenen Geiste begabt, auf ein so religiöses Volk, wie das arabische ist, einen großen Einfluß üben müssen. War der erste Anblick zu dieser Ueberzeugung nicht hinreichend, so durfte man diesen Mann nur bei den durch den Islamismus vorgeschriebenen Gebeten beobachten, wie er fünfmal täglich vor seinem Zelte auf den Knieen lag, vor den Augen Aller, wie er die Erde inbrünstig küßte und mit seiner Stirne den Staub oder den Koth berührte. Auf dieser bleichen Gestalt, in diesem Blicke, so melancholisch und stolz zugleich, liest man so leicht, daß der Wunsch, das himmlische Reich zu erobern, den Willen, ein irdisches zu gründen, nicht ausschließt. Unter den gegenwärtigen Umständen, wo die Araber, durch den Sturz der Türkenherrschaft in Anarchie versunken, so laut verlangten beherrscht zu werden, hat ein Mann, wie Abdel-Kader, alle Aussichten des Erfolges.

Wir hatten früher geglaubt, in Abdel-Kader einen Häuptling zu finden, der nach dem Ruhme dürste, sein Volk zu civilisiren, so wie es Mehemed Ali in Aegypten gethan hat? wir wähnten, er sey aufrichtigerweise der Khalifa des Königs der Franzosen und erkenne denselben als Souverän an. Aber er selbst trug Sorge, uns diese Illusionen zu nehmen, und in dieser Beziehung kann man ihm wenigstens das Verdienst der Freimüthigkeit nicht bestreiten. Als einer von uns ihm von den Vortheilen sprach, die für beide Nationen erwachsen würden, wenn es ihm gelänge, die Araber zur europäischen Civilisation zu führen, da antwortete Abdel-Kader, daß dieses sein Gedanke nicht sey, und daß er von dem Tage an, wo man dieses argwöhnen würde, von all den Seinigen verlassen seyn würde. Was die Souveränetät Frankreichs betrifft, so erkannte er sie wohl der That, aber nicht dem Recht nach an; er nimmt sie als eine unbequeme Nothwendigkeit, aber seine Handlungen, seine Plane trachten unaufhörlich nur, dieselbe zu stürzen. Um zu diesem Zwecke zu gelangen, entlehnte er einiges Wenige unsrer Civilisation, und dieses Wenige beschränkte sich bis jetzt durchaus nur auf die Militärorganisation.

Vielleicht scheinen diese Bemerkungen über Abdel-Kader ein wenig zu hart. Sie sind jedoch der aufrichtige Ausdruck einer aufmerksamen und unparteiischen Beobachtung. Derjenige, welcher sie machte, hat übrigens eben so wenig der Verführung widerstehen können, welche Abdel-Kader auf alle übt, die sich ihm nähern. Er kann das Betragen dieses Häuptlings gegen ihn nur rühmen; aber er hält es für seine Pflicht, Alles, was er gesehen und beobachtet hat, in seinem ganzen Umfange mitzutheilen. Bei aller Liebe für die Person des Emirs hält er es für nothwendig, dessen Plane nicht zu verheimlichen. Jener selbst gibt sich ja nicht einmal Mühe, diese Plane zu verbergen. Die Ungeduld, welche dieser Mann empfindet, in der ganzen Regentschaft zu herrschen, ist so groß, daß er uns ganz ernsthaft fragte, ob der Gouverneur ihn wohl autorisiren würde, die Metitschad mit seiner Armee durchziehen zu dürfen. Er kennt recht gut die Aufregung, die seine Nähe in der Ebene verursacht hatte, und will auf die wenigen Stämme, die uns noch treu geblieben sind, das Talent der Verführung versuchen, welches er in einem so hohen Grade besitzt. Eine solche Promenade, wenn sie möglich wäre, würde für ihn eine vortreffliche Saat im Felde der Zukunft seyn.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Verfasser ist hier im Irrthum. Die Haschems waren einer der ersten Stämme, welche den Emir nach dem Treffen am Sig verließen und seinen Palast in Maskara plünderten. Hierüber erfuhr der Uebersetzer dieses Artikels während seines Aufenthalts in Maskara genaue Details von den Scheikhs der Haschems selbst. Abdel-Kader verdankt die Wiederherstellung seiner Macht hauptsächlich den Kabylen an der Tafna und ihrem Häuptling Bohamedi. Anm. d. Ued.

Klimatische Schilderung von Brittisch-Westindien und Guiana.

2. Trinidad.

Diese von dem amerikanischen Continent etwa 12 (englische) Meilen entfernte Insel ist über 70 Meilen lang und 50 breit, und bildet einen starken Contrast gegen das niedere Land von Guiana, indem sich die Berge bis auf 5000 Fuß erheben, sehr zerrissene Formen zeigen und bis an den Gipfel mit Waldbäumen bedeckt sind. Die ganze Insel zerfällt in zwei große Thäler, die jedoch Abwechslung von Hügeln und kleinen Thälern in Menge darbieten und wohl bewässert sind. Das Innere ist wenig angebaut und viele Strecken noch unerforscht wegen der Ungesundheit und der natürlichen Schwierigkeiten des Landes. Die Atmosphäre ist mit Feuchtigkeit überladen, doch fällt weniger Regen als in Guiana, im Durchschnitt 65 Zoll jährlich, und dieß nimmt mit dem Fortschritt des Anbaues ab. Die trockne Jahreszeit dauert vom December bis Mai; im Julius und Junius fallen häufig einzelne Schauer, aber im August, September und October fällt der Regen in Strömen und ist von heftigen Stürmen begleitet. Im October werden die Regen leichter, und hören im December ganz auf. Die Nächte sind kühl. Das Klima erzeugte in den Jahren 1817 und 1818 eine eigenthümliche Krankheit, cachexia Trinidada genannt.

Ben-Durand.

(Schluß.)

Dieß war das Wesentliche der Vorstellung, die Ben-Durand mit der ihm eigenen Beredsamkeit und mit seiner gewöhnlichen Schlauheit

Digitized by Google

entwickelte, und die den Gouverneur beſtimmte, die letzten Handlungen des Emir durch einen Schritt zu genehmigen, der einer Indemnitätsbill glich. Unmöglich könnte man anders die Nachgiebigkeit des Gouverneurs erklären. Wir hatten dieſes Reſultat für einen der größten diplomatiſchen Triumphe, der jemals davon getragen wurde. Ben-Durand war ſo geſchickt geweſen, den Grafen Erlon zu überreden, er leiſte ihm einen großen Dienſt, indem er ſich ſtellte, als decke er die Fehler ſeiner Politik zu, während er in der That Abdel-Kader aus einer ſehr ſchwierigen Lage zog. Auch war der Emir, der mit Recht die Folgen ſeines Zuges jenſeits des Schelif fürchtete, auf das angenehmſte erſtaunt, als er vom Gouverneur ſtatt einer Kriegserklärung, die er erwartete, eine Friedensbotſchaft erhielt. Er empfing den Abgeſandten, und nahm, ohne ſich bitten zu laſſen, die Geſchenke des Grafen Erlon an. Zum Lohn erhielt Ben-Durand von ihm das ausſchließliche Privilegium des Handels mit Arzew und Raſchgun. Dann ſchloß er mit ihm einen Handel über den Verkauf des Getreides, das ihm vom Aſchur, dem vom Koran anbefohlenen Zehnten, erwuchs. Kurze Zeit darauf erfolgte der Bruch, der das unglückliche Gefecht an der Makta herbeiführte. Als der Graf Erlon die von den Franzoſen erlittenen Unfälle erfuhr, ſchickte er den Commandanten Lamoricière und den unermüdlichen Ben-Durand nach Oran, um Unterhandlungen mit Abdel-Kader anzuknüpfen. Beide kehrten nach Algier zurück, ohne Etwas abgeſchloſſen zu haben, aber indem er den General d'Arlanges dem General Trezel zum Nachfolger gab, war der Gouverneur gezwungen, den Ulik Abdel-Kaders gewiſſermaßen nach Oran zu verweiſen, denn die öffentliche Meinung hatte ſich in Algier zu energiſch gegen ihn ausgeſprochen. Im Augenblick, wo der Emir im Süden der Regentſchaft ſeine Eroberungen verfolgte, hatte man Ben-Durand im Wagen des Gouverneurs zu ſeiner Seite ſitzen und ſich mit dem Chef der Colonie vertraulich unterhalten ſehen. Dieſe unerhörte Gunſt hätte dem Grafen Erlon öffentliche Beweiſe der Mißbilligung zugezogen, wenn man nicht ſein Alter, ſeinen achtungswerthen Charakter und die Eile, mit der er endlich den Vertreter Abdel-Kaders entfernt, berückſichtigt hätte. Was die europäiſche Bevölkerung von Algier beſonders entrüſtete, war die Beibehaltung Ben-Durands als Gehülfe der Mairie und als Municipalrath der Stadt. Auch in dieſer Beziehung mußte man der öffentlichen Meinung nachgeben. Im Auguſt 1835 legte Ben-Durand beide Aemter nieder; dennoch aber, in Betracht der großen Dienſte, die er während der Cholera in Algier durch Beſcheinigung der unter ſeinen Glaubensgenoſſen erfolgten Sterbefälle geleiſtet, ſtellte man ihn indirect bei der Verwaltung als Chef der jüdiſchen Nation an. Mit dieſem Titel bezeichnete man unter der türkiſchen Verwaltung eine Magiſtratsperſon, die man aus Spott auch König der Juden nannte, und die über die übrigen Iſraeliten eine der des Corporationschefs ähnliche Gewalt übte. Heutzutage iſt dieß ein bloßer Titel, doch ſetzt er bei dem, der ihn inne hat, einen gewiſſen Einfluß auf ſeine Landsleute voraus.

Nach der erſten Expedition von Conſtantine gebrauchte der Marſchall Clauzel ebenfalls Ben-Durand. Er ſchickte ihn nach Mascara, nach der Meinung Einiger, um über Auswechslung der Kriegsgefangenen zu unterhandeln, nach der Anſicht Anderer, um Friedenseröffnungen an Abdel-Kader ſelbſt zu machen. Glaubt man den Journalberichten, ſo hatte Ben-Durand, ſeinem Charakter treu, die Stelle eines Mephiſtopheles und teufliſchen Verſuchers bei dem General Broſſard geſpielt. Man lieſt auch in der Broſchüre des Generals: „Zweimal verließ ich Algiers Boden in Folge von ungerechten Verfolgungen. Der Urheber der erſten war der Herzog von Rovigo, der der zweiten iſt der Jude Durand.“ Indeß hatte im März 1837 der General Broſſard dem Ben-Durand die Verproviantirung von Tlemcen anvertraut, und dieſe dem letztern beträchtlichen Gewinn abgeworfen.

Natürlich mußte Ben-Durand an der Sendung, mit der Milud Ben Arrasch nach Frankreich ging, Theil nehmen. Doch warf dieſe Auszeichnung nicht ſo viele Vortheile für ihn ab, als er ſich davon verſprochen haben mag. Wohlunterrichtete Leute behaupten, er ſey, trotz ſeines Titels als Abgeſandter, hohen Ortes nicht mit ſo viel Wohlwollen angeſehen und behandelt worden, als ſeine beiden Reiſegefährten. In dieſer Beziehung iſt ſeine Nichterſcheinung in den Tuilerien am Tage, wo Milud und Abderdah an der königlichen Tafel Platz nahmen, bezeichnend. Auch ſah man ihn nicht unter den Gäſten des Mahles, das der Präſident der Kammer den beiden andern Geſandten des Emir gab. Begleitete ſie Ben-Durand etwa nicht, um nicht einen kirchenſchänderiſchen Hohn an die Fleiſchſpeiſen zu ſetzen, die nach dem Talmud-Gebot das Meſſer des jüdiſchen Schlächters nicht berührt? denn ſeine Frömmigkeit iſt muſterhaft. Oder würden ſeine Religionsbedenken dem Anſuchen der Großen dieſer Erde gewichen ſeyn, wenn man ihn zu ihren profanen Banquets eingeladen? Wir wagen nicht dieſe Fragen zu entſcheiden, verlaſſen uns aber zuverſichtlich auf Ben-Durand, daß er im Stande ſeyn werde, nur ſeinen Glaubensgenoſſen dieſe Ausſchließung oder ſein Ausſchlagen genügend zu erklären.

Ben-Durand iſt 45 Jahre alt, er hat ein faſt noch jugendliches Ausſehen und kann die Welt noch lange mit ſeinen diplomatiſchen Erfolgen in Staunen ſetzen. Begegnet ihr in Perpignan einem Mann, etwa 5 Fuß 4 oder 5 Zoll hoch, in türkiſchem Coſtume, einen rothen oder weißen Turban auf dem Haupt, mit wohlwollenden Zügen, blatternarbig, mit braunem, lichtem Bart, und vor Allem Träger eines Bauches, deſſen Stärke ſehr im Widerſpruche ſteht mit der Mäßigkeit, deren er ſich gern rühmt — ſo wendet euch um, denn es iſt Ben-Durand, deutet euch vor dieſem Mann, deſſen Gehirn Gold und koſtbare Steine birgt. Tretet an ihn heran, wenn ihr wollt: er iſt gutmüthig, er ſpricht mit Geiſt und haßt die Freude nicht. Er kann euch, wenn er in mittheilender Stimmung iſt, von ſeinen diplomatiſchen Abenteuern in den ſchmutzigen Duars der Araber, wie in den Prunkſälen der Tuilerien erzählen. Nur nehmt nicht Alles, was er euch davon ſagt, für baare Münze an.

Der Madras Spectator vom 5 Mai ſagt: Wir haben das erſte Exemplar des „Courier de Pondichéry“ erhalten, ein Journal, das in der benachbarten franzöſiſchen Niederlaſſung, von der es den Namen trägt, erſcheint. Die erſte Zeitung, die, ſo viel wir wiſſen, noch in Pondichery erſchienen. — In Malacca iſt nach demſelben Blatte der Proſpectus einer neuen Zeitung ausgegeben worden, betitelt: „Weekly Register.“

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 83** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Gedichte von P. B. Shelley. — Silvio Pellico.** (Fortſetzung.)

In das Abonnement dieſes dem Auslande dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 263.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 September 1838.

Die gegenwärtige russische Handelscompagnie in London, Russia Company genannt.

Unter dem officiellen Namen der Merchants Adventurers of England zur Entdeckung unbekannter Länder, erhielt diese Compagnie zuerst im zweiten Regierungsjahre Maria's und Philipps einen Freibrief, welcher später unter Elisabeth bestätigt wurde und noch in Gültigkeit bleibt. *) Vermöge desselben wurde ihr damals das Monopol des englischen Handels nach Rußland gewährt, wie dieß in dem Instrumente ausgedrückt wird: „und sintemalen während einer im vorigen Jahre von unsern Unterthanen zur Entdeckung unbekannter Oerter, Königreiche, Inseln und Länder unternommenen Seefahrt es dem allmächtigen Gotte gefallen hat, eines der drei zu diesem Zwecke ausgerüsteten Schiffe, Namens der Edward Bonaventura, ins Reich und Gebiet des großen und mächtigen Fürsten, unsers Vetters und Bruders, Johann Vasilewich, Kaiser von ganz Rußland, Wollode Marskey, Großfürst von Moskau, ankommen und überwintern zu lassen, welcher aus eigener Gnade und Liebe für uns nicht nur dem Capitän und den Kaufleuten besagten Schiffes, unsern Unterthanen, seinen Schutz und fürstlichen Empfang angedeihen ließ, sondern sie auch sehr gnädig und ehrenvoll aufnahm und bewirthete, so gewähren wir aus specieller Gnade dem besagten Präsidenten, Consuln ꝛc. ausschließliches Recht zu handeln, schiffen ꝛc." Die Compagnie übt indessen dieses so ertheilte Handelsmonopol jetzt nicht mehr aus und beschränkt sich auf die Erhebung einer kleinen Abgabe von allen von St. Petersburg, Kronstadt, Archangel, Narwa und Onega nach England kommenden russischen Erzeugnissen, die Personen angehören welche keine Mitglieder der Compagnie sind. Diese Abgabe wird gewöhnlich Russia-Dues genannt, und beträgt jährlich zwischen 2000 Pf. und 3000 Pf., wovon der größere Theil von Londoner Kaufleuten bezahlt wird. Die von Riga und andern Häfen der Ostsee, wie die von Odessa und andern Häfen des schwarzen Meeres kommenden Schiffe, zahlen aber keine Abgabe an die Compagnie, indem diese Häfen erst nach der Ertheilung des Freibriefs mit Rußland vereinigt wurden. Auch erhebt sie in Schottland und Irland keinen Zoll, obwohl sie dazu ermächtigt ist, indem hier die Einnahme nicht die Erhebungskosten decken würde. Ferner erhält sie von den englischen Schiffen in St. Petersburg, Kronstadt und andern Häfen Rußlands eine kleine Abgabe, wogegen sie vier anglicanische Geistliche in St. Petersburg, Moskau, Archangel und Kronstadt für die dort ansässigen englischen Familien und die Seeleute unterhält. Diese genießen zusammen einen jährlichen Gehalt von 600 Pf. Sterling; außer diesen hat sie einen permanenten Agenten in St. Petersburg (jetzt Hrn. C. Moberly) mit einem Gehalte von 600 Pf., und einen andern in Helsingör, der jährlich 200 Pf. erhält, und gewöhnlich der dortige brittische Consul ist. Ihre Angelegenheiten werden von einem Collegium administrirt, welches aus einem Gouverneur, vier Consuln und 24 Assistenten besteht. Dasselbe ist ermächtigt, für Uebertretungen der Statuten der Compagnie Geld- und Gefängnißstrafen aufzuerlegen. Die Einkaufssumme eines Mitglieds (Freeman) der Compagnie ist seit dem 2 Mai 1835 auf die Hälfte herabgesetzt und beträgt jetzt für die Aufnahme vermöge Parlamentsacte in London 3 Pf. St., in den Außenhäfen 3 Pf. St. 13 S. 6 D.; für die Aufnahme vermöge Erbrechts in London 1 Pf. St., in den Außenhäfen 1 Pf. St. 12 S. 6 D. Um frei von der Zollabgabe der Compagnie bei der Einfuhr russischer Producte zu seyn, müssen die Mitglieder zuvörderst solche Güter specificiren und dann folgende Declaration unterschreiben. „Ich erkläre auf den von mir an die russische Compagnie geleisteten Eid, daß die obenangeführten Waaren nach meinem besten Wissen und Glauben für Rechnung eines russischen Unterthanen oder eines russischen Bürgers oder Gastes, oder für Rechnung eines Mitgliedes der erwähnten Compagnie abgeschickt wurden, und daß keine andere Person weder mittelbar noch unmittelbar dabei betheiligt sey." Die Gesellschaft bewilligt auch einige kleine Pensionen an Wittwen verarmter Freemen und hat in den englischen Fonds ein consolidirtes Vermögen von 31,500 Pf. St. Wahrscheinlich wird sie dem Schicksal aller andern Monopolgesellschaften nicht entgehen, und mit der Zeit aufhören.

*) Der erste lebenslängliche Präsident derselben war der berühmte Sebastian Cabot, oder, wie er in dem Freibrief genannt wird, Sebastian Cabetto.

Digitized by Google

Eine Reiſe nach dem Lager Abdel-Kaders.

(Fortſetzung.)

Der Augenblick unſrer Abreiſe nahte ſich, und wir beeilten uns daher, die wenigen Momente unſers Aufenthaltes noch zu benützen, um unſere Studien über die Menſchen und Dinge, die uns umgaben, zu vervollſtändigen. Ein intereſſantes Feld zu Beobachtungen öffnete uns die Anweſenheit eines unſrer Reiſegefährten, des Dr. Bodichon, welcher den guten Einfall gehabt, ſeinen chirurgiſchen Apparat und einige Arzneien mitzunehmen. Kaum war ſeine Eigenſchaft als „Thabib" (Arzt) im Lager bekannt geworden, als es ihm an Patienten nicht fehlte. Die Araber waren alle ſehr neugierig, uns ganz nahe zu betrachten, aber wenn ſie zu lange und in zu großer Zahl vor unſerm Zelt ſtehen blieben, ſo kamen die Schiauſchs oder Gerichtsdiener des Emirs, ſie mit tüchtigen Stockſchlägen zu zerſtreuen. Sie waren daher entzückt, daß ſie jetzt einen Vorwand hatten, bei uns bleiben zu können, ohne die Baſtonnade fürchten zu dürfen. Es begab ſich, daß das ganze Lager plötzlich krank wurde; die Meiſten klagten über Zahnſchmerzen. Der Doctor wußte am Ende nicht mehr, wen er anhören ſollte. Wir ſchlugen ihm ein Mittel vor, ſich dieſer Zudringlichen zu entledigen; er möge nämlich diejenigen ſeiner Inſtrumente, welche der Form und Größe nach die furchtbarſten waren, hervorholen und Miene machen, ſich derſelben zu bedienen, ſo oft einer dieſer falſchen Kranken ſich zeigen werde. Dieſes Mittel gelang vollkommen. Jedesmal, wenn es ſich davon handelte, die Operation anzufangen, fand ſich der Patient vollkommen geheilt, und ſäumte nicht, ſich aus dem Staube zu machen. Die meiſten ernſthaften Kranken, die zu dem Doctor kamen, hatten Hautausſchläge und einige Entzündung der Eingeweide, eine Folge der ſchlechten Nahrungsmittel, denn ſeit langer Zeit nährte ſich die Armee nur mit Burhul oder gekochtem Getreide.

Am 2 Januar 1838 wurde das Lager bei Nugha auf Befehl des Emirs abgebrochen; aber ſtatt in der Nähe des Forts Hamza zu lagern, führte er uns nach der andern entgegen geſetzten Seite der Ebene. Während er ſelbſt das Fort beſuchte, ſchickte er Reiter zu uns, um uns an den Ufern des Uad-el-Akhal verweilen zu laſſen und zu warten, ſagte er, bis die Zelte aufgeſchlagen ſeyen. Dieſer Abmarſch von Nugha intereſſirte uns ſehr, da wir die Bemühungen des Emirs ſahen, den Durchzug ſeiner Araber durch den Engpaß in Ordnung zu bewerkſtelligen. Er hatte uns an einen Ort führen laſſen, wo wir des Anblicks recht genießen konnten, aber ungeachtet all ſeiner Sorge, ungeachtet ſelbſt des Stockes des Schiauſchs, geſchah der Durchmarſch auf die unregelmäßigſte Weiſe. In der heilloſeſten Unordnung ſtrömte dieſe Bande durch alle nur möglichen Paſſagen, ſelbſt durch Ausgänge, welche gar nicht zugänglich ſchienen. Die Bagage, die Infanterie und Cavallerie kamen, völlig durch einander gemengt, an. Alles, was wir in dieſem Chaos unterſcheiden konnten, waren die Bemühungen des Emirs, hauptſächlich ſeine Infanterie in guter Ordnung defiliren zu laſſen, und in der That war auch ſie es, die wenigſtens noch einigen Anſchein von Regelmäßigkeit beibehielt. Als die Armee einmal in der Ebene war, nahmen die Araber jene Marſchordnung an, die ſie beſonders lieben und die auch die günſtigſte iſt, wenn das Terrain es erlaubt: ſie marſchirten in Schlachtordnung, indem ſie nur eine einzige, breite Linie bildeten, deren äußerſte Rechte faſt an die Gebirge ſich ſtützte, die in der Richtung gegen die Wüſte lagen und deren linker Flügel ziemlich nahe bei dem Dſchurſchura vorüberzog. An der Spitze des Heeres bemerkte man die Artillerie, ein wenig hinter ihr kamen die gefeſſelten Gefangenen, dann der Emir, an der Spitze ſeines Marhzen oder Generalſtabs, mit den Fahnen und der Muſik. Die Bagage befand ſich auf beiden Flanken. Um uns einen Begriff von ihrer Reitfertigkeit zu geben, führten die Araber Scheinangriffe und Rückzüge aus. Sie machten ſogar Angriffe mit dem Säbel. Von Zeit zu Zeit kamen Reiter im Galopp herbeigeſprengt und feuerten ihre Flinten vor dem Emir ab. Mit Einem Wort, ſie führten während dieſes Marſches Alles, was bei ihnen die „Fantaſia" heißt, aus. Abdel-Kader hatte uns dieſe Art von kriegeriſchem Feſt, das er uns zu Ehren gegeben, zuvor angekündigt, und hiefür eine beſondere Austheilung von Patronen befohlen.

Bevor wir das Lager verließen, hatten wir mit Abdel-Kader noch eine letzte Unterredung, welche über eine Stunde dauerte. Sie war merkwürdig, ſowohl durch die Natur der Gegenſtände, die hier beſprochen wurden, als vorzüglich durch den neuen Geſichtspunkt, unter welchem wir den Charakter des Emirs beobachten konnten. Bis hieher kannten wir nur den ehrgeizigen Häuptling, welcher ſich bemühte, ſeinen Zügen, ſeiner Haltung einen impoſanten Ausdruck im Einklange mit ſeiner Sultanswürde zu geben. Aber dießmal wollte ſich der Mann, den officiellen Zwang abſchüttelnd, in ſeiner ganzen Natürlichkeit zeigen, ohne daß die heitere Laune, die Art von Vertraulichkeit, welcher er ſich öfters, von dem Geſpräche mit fortgeriſſen, hingab, ihm von der Würde ſeiner Manieren das Geringſte verlieren ließ. Wir hatten damals Zeit ihn lange zu betrachten, und wir müſſen erklären, daß er auf keine Weiſe der lächerlichen Lithographie gleicht, welche man in Frankreich verbreitet mit der Anmaßung, es ſey das Portrait des Emirs. Der Künſtler, der nur in der Einbildungskraft arbeitete, glaubte, dem Emir das rauhe und blutdürſtige Aeußere eines Blau-Bart geben zu müſſen. Abdel-Kader zeichnet ſich im Gegentheil durch einen Zug ſchwermüthiger Milde aus, den er ſogar beibehält, wenn die Nothwendigkeit ihn zwingt, in der Mitte der Seinigen eine ernſte Miene anzunehmen. Der Zug, welcher hauptſächlich in ſeiner Phyſiognomie herrſcht, iſt übrigens ein Zug ganz religiöſer Natur. Seine Geſtalt hat etwas Aſcetiſches, und erinnert an die ſchönen Mönchsköpfe, deren Typus uns das Mittelalter vermacht hat, jedoch mehr an die kriegeriſchen Mönche, die man öfter im Gedränge des Schlachtfeldes, als in der ſtillen Zurückgezogenheit der Klöſter findet. Das arabiſche Coſtume, welches in vieler Hinſicht der Mönchskutte gleicht, macht die Analogie, die wir hier anzeigen, noch viel treffender. Abdel-Kaders Antlitz iſt länglich, ziemlich voll und dennoch ſehr bleich. Seine wunderſchönen Augen ſind von einer Beweglichkeit, welche lebhaft contraſtirt mit der gewöhnlichen Unbeweglichkeit ſeines

Digitized by Google

Kopfes. Sein Bart ist schwarz und dicht, seine Statur ziemlich klein; er trägt, wie die meisten Araber, den Kopf etwas vorgebeugt. Denjenigen unsrer Leser, welche Gelegenheit hatten, den Obristlieutenant Youssuff zu sehen, bemerken wir, daß zwischen diesem und Abdel-Kader einige Aehnlichkeit in den Zügen ist, aber der Ausdruck ihrer Physiognomie ist ein ganz verschiedener. Wir verweisen diejenigen, welche diesen Vergleich nicht machen können, auf die schöne Sammlung von Ansichten aus Algier, welche der Capitän Genet bald erscheinen lassen wird, und in welcher sich ein Portrait des Emirs nach der Natur gezeichnet befindet.

Einer unsrer Reisegefährten unterhielt den Emir von einem gewissen Jonas, Commandant der Handelsbrick Notre-dame de la Conception, welche sich damals im Hafen von Algier befand. Auf diesem Fahrzeuge und mit demselben Capitän, machte Abdel-Kader, damals noch ein Kind, in Gesellschaft seines Vaters die Reise nach Alexandria, um sich von dort nach Mekka zu begeben, und den Titel eines Hadschi oder Pilgers zu erwerben. Mit dem lebhaftesten Gefühl der Freude schien bei dieser Gelegenheit in ihm eine Jugenderinnerung aufzutauchen, die ihm zugleich den wichtigsten Act des religiösen Lebens eines wahren Gläubigen zurückrief. Er zeigte lebhaftes Bedauern, daß der Capitän Jonas sich uns nicht angeschlossen hatte, um ihn in seinem Lager zu besuchen, und erzählte uns mit Detail alle Verbindlichkeiten, die er gegen diesen Christen hatte, der für seinen Vater und für ihn so viele Rücksicht und Aufmerksamkeit gezeigt habe. Wir hätten, seinem einstigen Passagier gegenüber, den ehrbaren provençalischen Seemann sehen mögen, welcher damals wohl nicht geahnet haben mag, daß sein bescheidenes Schiffchen einen kleinen Jugurtha trage. Er hätte wohl Mühe gehabt, das fröhliche Kind, welches er damals in seinen Armen wiegte, und das zu seinen Liebkosungen lächelte, in dem ernsten, bleichen Mann wieder zu erkennen, welcher Frankreich haßt, und sich den Seinigen gegenüber, mit dem Titel eines „Abbauers der Christenköpfe um der Liebe Gottes willen" *) brüstet.

(Schluß folgt.)

*) Um diesen Titel zu verstehen, muß man wissen, daß bei den Mohammedanern die Christenköpfe einen Tarif haben, und daß dieselben im Kriege eine ziemlich einträgliche Speculation für die feigen Nachzügler sind, welche denjenigen die Köpfe abschlagen, die von Tapfern getödtet worden. Aber der Mumen oder wahre Gläubige verschmäht den zeitlichen Lohn für eine Handlung, die ihm äußerst verdienstlich scheint, und für die er seine Vergeltung nur im Himmel zu erhalten hofft. Dieser allein hat dann das Recht, sich Christenkopfabschneider F sabil Allah (um der Liebe Gottes willen) zu nennen. Es gibt aber deren nur sehr wenige.

Die holländische Niederlassung in Neu-Guinea.

Den eifrigen Bemühungen der Holländer, ihre Besitzungen in den östlichen Meeren und den anliegenden Ländern auszudehnen, verdanken wir nachfolgende interessante Details über Neu-Guinea, ein Land, das zwar bis jetzt wenig bekannt war, aber in Folge einer dauernden, auf eine liberale Politik gegründeten europäischen Niederlassung dem Handel beträchtliche Quellen öffnen wird.

Die Expedition, die mit der Auswahl eines zur Errichtung eines Forts und einer Factorei günstigen Platzes beauftragt war, fand bei ihrem ersten Besuche der Küste von Neu-Guinea das Land nieder und mit hohen Bäumen bewachsen. Diese schattige Bedeckung zeigte dem Auge eine ebene Fläche, ohne irgend einen besonders bemerklichen, hervorspringenden Punkt; die ganze Küste bot denselben Anblick dar. Als man an die Mündung des Dourga-Flusses gekommen war, gingen die bei der Expedition anwesenden Naturforscher ans Land. Es liegt etwas außerordentlich Feierliches darin, wenn civilisirte Menschen zum Erstenmal eine noch ganz unberührte Natur betreten; in der ganzen Umgebung war der Boden Ein Morast, und man konnte nichts gewahr werden, woraus man hätte schließen können, daß die Gegend bewohnt oder auch nur bewohnbar wäre. Ein Fisch sprang aus dem Wasser, als sich das Boot näherte, und die Ankömmlinge wurden von dem Gekreisch zahlloser Vögel der verschiedensten Art bewillkommt: Seemöven, Fischreihern, Kakadus und einer Menge anderer Arten; ganze Wolken von Musquitos, die höchst lästig waren, beschlossen die Reihe lebender Wesen; die Naturforscher aber wurden für ihre Nachforschungen durch die Entdeckung drei neuer Baumarten belohnt. Bei einem zweiten Besuche sah man den Tritt eines Menschen in dem Schlamm, und die Mannschaft in einem der Boote unterschied deutlich Menschenstimmen und Hundegebell. Als aber die Nachforschung nach frischem Trinkwasser vergeblich war, entschloß man sich sogleich weiter zu gehen, und wurde davon nur durch die Erscheinung von sieben Männern abgehalten, die ins Wasser sprangen, und unter seltsamen Gebärden mit aller Macht riefen. Der Dolmetscher, der die Gesellschaft begleitete, konnte sich den Leuten mit keinem Worte verständlich machen. Die Pantomimen, mit denen er die Friedlichkeit der Absichten zeigen wollte, schienen sie zu verstehen, denn nachdem er seine Hand ins Wasser getaucht und seinen Scheitel damit befeuchtet hatte, warfen sie ihre Waffen weg und näherten sich dem Boote mit größerem Vertrauen. Der Dolmetscher, der sich mit Geschenken, Spiegeln, Perlen u. s. f. versehen hatte, bei deren Anblick sie vor Freude schrien, brachte sie ihnen halbwegs so weit, als sie durch das Wasser gewatet waren, entgegen, und nachdem sie den Fremdling freundlich umarmt hatten, fingen sie an zu tanzen. Der Anblick der Geschenke lockte noch einen andern Eingebornen aus seinem Verstecke, bis sich zuletzt ihre Zahl auf achtzehn belief, die alle, sammt einem holländischen Herrn, der ein Gefallen daran fand, sich zu ihnen zu gesellen, in dem Wasser tanzten.

Nachdem man sie auf diese Art zutraulich gemacht hatte, konnten sie zuletzt nicht mehr widerstehen, auf das Boot zu kommen. Die Spiegel, die sonst für rohe Völker ein Gegenstand der Bewunderung sind, erregten keine sonderliche Aufmerksamkeit; nachdem sie die Rückseite mit demselben Interesse wie die Spiegelseite selbst untersucht hatten, legten sie dieselben mit großer Gleichgültigkeit bei Seite, und gaben sehr entschieden dem Nützlichen, Leinenzeug und Kleidungsstücken, vor dem Angenehmen den Vorzug. So freundlich von ihren neuen Freunden empfangen, von denen sie manche Geschenke erhielten, und in Kleider gehüllt wurden, die ihrer Blöße gar wohl anstanden, zeigten sie großes Verlangen das Boot in ihre Gewalt zu bekommen, indem sie es an die Küste zogen. Obwohl sie neugierig Alles untersuchten, so hatten sie doch bis jetzt noch keine Lust zu Dieberei verrathen, als jedoch ihre Bewegungen verdächtig wurden, gerieth die Schiffsmannschaft in Unruhe. Ein Pfeilschuß, der, genau betrachtet, mehr zufällig

Digitized by Google

als absichtlich verwundet hatte, erregte unglücklicherweise den Verdacht des Verwundeten so sehr, daß er Feuer geben ließ. Der Befehl wurde augenblicklich befolgt, und, höchst erschreckt durch den Musketenknall, tauchten die Eingebornen unter das Wasser, jedoch nicht ohne vorher einen Hagel von Pfeilen abgeschossen zu haben, der einiges Unheil anrichtete. Sehr wahrscheinlich hatten sich die europäischen Waffen wirksamer gezeigt, denn die Mannschaft des vor Anker liegenden Schiffes bemerkte, daß die Eingebornen drei ihrer Genossen aus dem Wasser forttrugen, ein trauriges Andenken an das erste Zusammentreffen mit civilisirten Leuten. Sie suchten die Unbill zu rächen, indem sie aufs Gerathewohl Pfeile abschossen, und im Anfange fürchtete man, sie möchten vergiftet seyn; dieß bestätigte sich glücklicherweise nicht, obwohl die verursachten Wunden bei dem Einen ein langes und schmerzhaftes Uebelbefinden nach sich zogen.

Die Eingebornen an dieser Küstenstrecke hatten keine Bedeckung außer einem 5 bis 6 Zoll breiten Gürtel aus Binsen, der mit einer Franze aus demselben Stoffe verbrämt, und an den Enden niedriger und hinten befestigt war. Einige waren mit Armbändern aus gewundenem Rohr geschmückt; auch um den Nacken trugen sie niedlich gearbeitete Zierrathen. Sie waren von mittlerer Größe, und wenn gleich ihre Lippen dick und ihre Nasen stumpf waren, ähnelten sie doch in ihrer Haltung den arabischen Stämmen. Ihre Haut war sehr dunkel, mit einem bräunlichen Schiller, und sah fett und schmierig aus; ihr Ansehen war sehr unangenehm und abstoßend. Sie waren mit Bogen, Pfeilen und Spießen bewaffnet; Alles war aus verschiedenen Rohrarten verfertigt und schön verziert. Die Weiber, die sich an der Küste zeigten, saßen eben so häßlich und elend gekleidet aus wie die Männer; ihre lauten, schrillenden Stimmen, ihre unanständigen Geberden bewiesen, daß sie eben so barbarisch und uncivilisirt waren. Durch diesen mißlungenen Versuch, einen friedlichen Verkehr mit dem Volk anzuknüpfen, noch nicht von weitern Nachforschungen abgeschreckt, schifften sich drei von den bei der Expedition befindlichen Naturforschern in eines der Boote an dem Nachmittage desselben Tages ein, um den Landungsplatz zu untersuchen, und wo möglich Wohnungen der Eingebornen zu Gesicht zu bekommen. Sie erblickten eine beträchtliche Anzahl von Männern und Weibern auf den Bäumen, wo sie, die Waffen auf dem Rücken, wie Affen von Ast zu Ast sprangen. Diese Leute konnten trotz der Geschenke, die man ihnen zuwarf, auf keine Weise bewogen werden, ihren Schutzort zu verlassen, und die Gesellschaft kehrte unverrichteter Dinge an Bord zurück. Hierauf ging die Expedition 11 Meilen an dem Ufer vorwärts, war aber nicht glücklicher, indem sie außer den Resten einer längst verlassenen Hütte, der einzigen Spur einer menschlichen Wohnung, nichts der Art fanden, noch auch einen Platz für ein Fort entdecken konnten. Das Land war sehr sumpfig, und entblößt von Quellen frischen Wassers; die Abtheilung beschloß nun nordwärts zu segeln längs der Westküste von Neu-Guinea, wo der Dolmetscher, der die Mundart eines der Districte dieses Landes, wie auch die cerameſische Sprache redete, verstanden zu werden hoffte.

Sie lichteten die Anker, und machten auf ihrer weitern Fahrt an verschiedenen Stellen der Küste den Versuch zu landen und mit den Eingebornen in Verkehr zu treten. Sie erreichten zwar ihren Zweck theilweise, aber die Brandung an einem Punkte, der Mangel an frischem Wasser, oder unerklärliche Ursachen von Unruhe unter den Völkerschaften, die in ihren Kähnen zu dem Schiffe hinausfuhren, hielten sie von der weitern Verfolgung ihrer Zwecke ab. Es war aber nicht zu verkennen, daß die eingebornen Stämme, welche diesen Küstentheil bewohnten, in Sitten und Gewohnheiten über denen standen, welchen die Schiffsabtheilung zuerst begegnet war. Sie zeigten ein ernstliches Verlangen nach Kleidungsstücken, waren bereit, für Theile ihrer eigenen Habe Linnenzeug einzutauschen, und waren froh, wenn sie ein altes Hemde bekommen konnten. Zuletzt kam mit großer Zutraulichkeit ein Eingeborner an Bord, der ungeachtet seiner Armseligkeit, Blöße und Schmutz doch deutlich zeigte, daß er von früherem Verkehr mit civilisirten Völkern Nutzen gezogen hatte. Er hatte ein Tuch auf seinem Kopfe, das nach malayischer Art gewunden war; in demselben steckte ein beschriebenes Papier, auf das er einen hohen Werth zu legen schien. Dieß Papier war ein Amulet in malayischer Sprache, mit Präservativen gegen allerlei Schäden; er hatte dasselbe ohne Zweifel von einem cerameſischen Priester erhalten, indem aus den Erzählungen des Mannes hervorging, daß die Einwohner von Neu-Guinea mit dem westlichen Theile von Ceram in Handelsverkehr stehen. Der neue Ankömmling nannte sich Abram, und zeigte, als er an Bord kam, Bekanntschaft mit dem Dolmetscher, der große Freude an einem Manne bezeugte, dessen Namen er früher schon erwähnt hatte als eines Mannes, der ihm von frühern Zeiten her bekannt gewesen. Seines ärmlichen Zustandes ungeachtet war Abram seiner eigenen Erzählung nach Häuptling der eingebornen Stämme, welche die Schiffsgesellschaft am vorigen Tage gesehen hatte. Er residirte an der Mündung eines Flusses Octamata, in Campong Octa, welcher sich seiner Angabe nach westlich vom Schiffe befand. Die Unterredung ging ziemlich gut von Statten durch die Vermittlung des Dolmetschers, denn wenn dieser gleich mit der Sprache von Neu-Guinea unvollständig bekannt war, so hatte dagegen Abram einige Kenntniß von dem cerameſischen Dialekt, indem er selbst in Ceram gewesen war, und mit cerameſischen Reisenden Verkehr gepflogen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Das Agra Akhbar vom 21 April erzählt, daß der Maharadscha von Nepal dem Generalgouverneur von Indien sein wohl ausgeführtes und sehr ähnliches Bildniß, gemalt von einem nepaleſischen Künstler, geschenkt habe, und daß Lord Auckland nächstens ihm das seinige schicken werde. Der Maharadscha soll 25 Jahre alt, von mittlerer Statur seyn und angenehme, verständige Züge haben, sein Charakter ist sanft und höchst einnehmend. — Nach demselben Blatte soll im Fall einer Collision zwischen England und Birma letzteres von den Nepaleſen unterstützt werden. Einige der uneinnehmbarsten Bergfesten werden ausgebessert, und hölzerne Barrièren und Verschanzungen auf unserer Gränze errichtet.

•

Man hat kürzlich in England Proben gemacht mit Korkholz, welche sehr vortheilhafte Resultate geliefert haben. Nicht nur haben Matratzen und Kopfkissen, welche mit pulverisirtem Korkholz gefüllt waren, alle Elasticität und Weichheit, welche die Wolle und Roßhaar darbieten, sondern man hat auch gefunden, daß eine dieser Matratzen, die nur 25 Pfund wog, auf dem Wasser sieben Menschen tragen konnte. Künftig wird man sich auf langen Seereisen wohl mit Korkholzmatratzen versehen, theils der Annehmlichkeit, theils der möglichen Hülfe wegen im Fall eines Schiffbruches.

(Echo du M. S. N. 55.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 264.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 September 1838.

Urquharts Reisen in Rumelien.

Thessalien.

Wir übergehen den Anfang der Reisen des Verfassers in Thessalien, seine sehr interessante Dissertation über türkische gesellschaftliche Sitten, für welche unser Raum nicht hinreicht, und die durch einen Auszug zu viel verlieren würde, so wie seine ersten Abenteuer im Olymp, und kommen zu seinem Besuch bei dem Capitän Demo, einem ehemaligen Räuber und Seeräuber, und damals Capitän des Districts des Olymp, der unter dem Pascha von Larissa steht.

Dieser wohnte in dem Dorfe Caria, etwa 10 Meilen von dem Kloster von Spermos. Ich hoffte in dem Dorfe seinen Zufluchtsort, die Gränzfestung seines Districts und das Ideal eines Räubernests, auf einem Abhang oder in einer Höhle gelegen zu finden. Mein Erstaunen war daher nicht gering, als ich plötzlich von einem Abhang aus in der Ecke einer offenen Ebene ein friedliches und lachendes Dorf sah, und hörte, daß dieß Caria und ein ansehnliches Haus in der Mitte desselben, weiß angestrichen, zweistöckig und mit einem Kiosk auf dem Dache, der Wohnplatz des gefürchteten Capitän Demo sey. Als ich mich dem Hause näherte, sah ich freilich in den zahlreichen Schießlöchern, die es in jeder Richtung darbot, einige Zeichen der Lebensweise des Besitzers. Er selbst schien ein ordentlicher und gescheidter Mann, der aber nicht geneigt war, sich um irgend etwas oder irgend Jemand viel zu kümmern. Doch empfing er mich ziemlich herzlich, sagte mir, er habe seit einiger Zeit viel von mir gehört, er wisse, daß ich Freund der Klephten sey, und daß ihm daher mein Besuch nicht unerwartet komme. Er bestand darauf, daß ich, trotz meiner Blasen an den Füßen und meiner Müdigkeit, sogleich mit ihm seinen englischen Garten besuche, der ihn sehr zu beschäftigen schien. Der Garten fiel mir sehr auf, seine Ausdehnung, die Wahl der Pflanzen und Blumen und die Reinlichkeit und Sorgfalt der Haltung waren weit über Allem, was ich im Olymp zu finden erwartet hatte, besonders in einer unruhigen Zeit wie diese. Er bat mich sehr ernstlich, ihm von Tessalonich Samen und Blumen, besonders aber Kartoffeln zu schicken, und sprach von einem englischen Pflug, als dem Gegenstande seines größten Ehrgeizes. Ich versprach, seinen Wunsch so viel möglich zu erfüllen, so wie er seinerseits mich hoffen ließ, daß er Pfeilspitzen für mich sammeln wolle, deren man viele ausgräbt, und die oft in Pistolenläufe verarbeitet werden. Sie haben keinen Widerhaken und gleichen durchaus denen, welche noch in Circassien im Gebrauch sind.

Capitän Demo und ich waren bald gute Freunde, und er erklärte, daß er mich nach Rapsana begleiten wolle, das über dem Thal von Tempe liegt. Wir beschlossen denselben Abend abzureisen und in einem Dorf halbwegs zu schlafen. Man brachte ein milchweißes Pferd in den Hof, das mit den übrigen, die uns begleiten sollten, sich auf der Reise mit dem Lecken des Klumpens von Steinsalz vorbereitete, der hier allen vierfüßigen Thieren vorgeworfen wird. Wir waren aufgestiegen und hatten das Ende des Dorfes erreicht, als wir unter großem Geschrei von etwa fünfzig Menschen angehalten wurden. Es schien, daß einige Minuten zuvor die heilige Laufbahn eines jungen Mönchs mit einem vorzeitigen Ende durch die Rache eines beeinträchtigten Ehemanns bedroht worden war. Die Nachbarn hatten sich darein gelegt, die Weiber fielen in Ohnmacht, die Männer fluchten, die Kinder schrien, und Schweine, Hunde und Hähne ließen ihre Stimmen in Sympathie erschallen. In diesem Augenblick sah man das weiße Pferd des Capitäns, und Alles stürzte ihm nach. Der Räuber des Olymp hielt an, runzelte die Stirn, und sah wild um sich herum. Eine Mutter fiel in Verzweiflung auf die Kniee vor ihm nieder und verlangte Recht, ein Mönch mit einem blutigen Kopf bat um Gnade, die unglückliche Frau verlangte Mitleiden durch ihren Blick, und der Ehemann überschrie alle. Ein Duzend Kinder heulten, eine Schwester schrie und riß sich das Haar aus, ein Bruder warf finstere Blicke bald auf den Mann, bald auf den Mönch. Der Capitän hörte eine Zeit lang mit Geduld zu, aber welche Geduld konnte da aushalten, und welcher Richter konnte seinen Gleichmuth behalten, wenn er von vorn und von hinten, links und rechts bestürmt wurde, und seine Füße und Hände, als Mittel zu seinem Ohr zu gelangen, ergriffen wurden. Auch war alles Vorhergehende nichts gegen den Lärm, den der Klephte machte, als er anfing zu stürmen. Die Metaphern seiner Drohungen waren voll-

Digitized by Google

kommen Homerisch und durch eine Bewegung seiner Hand über die Kehle unterstützt, die er von den Türken entlehnt hatte. Ich glaubte, nichts werde ihm genug seyn, als die Köpfe der ganzen Partei abzuschlagen, und hätte er es gewollt, so war Niemand da, der ihn hindern konnte. Der Nachmittag verging in Untersuchung der Sache und Abhören der Zeugen vor dem Urtheil, an welchem der Priester nicht nur als Rath, sondern auch als Hofgerichtsdiener Theil nahm, denn Büßungen, Almosen und Kniebeugungen wurden in Masse den Schuldigen aufgelegt, der Mönch allein erhielt 7000 Kniebeugungen als seinen Theil, und der Ehemann die Hälfte derselben, weil er dem Mönch ein Loch in den Kopf geschlagen. Die Frau wurde an das Tribunal des Bischofs von Lariſſa verwiesen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Reiſe nach dem Lager Abdel-Kaders.

(Schluß.)

Während dieſes Geſpräches hatten wir eine neue Gelegenheit über Abdel-Kaders Beredſamkeit Bemerkungen zu machen; ſie iſt lebhaft und glänzend, eine Eigenſchaft, die er aber mit vielen Männern ſeiner Nation gemein hat. Seine Stimme hat etwas Hohles und klingt ziemlich monoton. Er ſpricht ſehr raſch, und ſchleudert ſeine Phraſen faſt mehr, als er ſie ausſpricht. Dieſes ſcheint von der Menge der Gedanken zu kommen, die auf einmal in ihm entſtehen, und die er alle zu gleicher Zeit ausdrücken möchte. Es iſt dieß ein Fehler, den er mit vielen einſichtsvollen Männern gemein hat, welche ihre Ideen eben ſo ſchnell, als ſie dieſelben erzeugen, wiedergeben möchten. Abdel-Kader gebraucht in ſeinem Geſpräche ſehr oft einen Ausdruck, welchen die Araber gewöhnlich nur anwenden, wenn ſie etwas verſprechen. Die Phraſe „in ſcha Allah" (wenn es Gott gefällt), iſt beſtändig auf ſeinen Lippen, oft ſogar, ohne daß die Natur der ausgedrückten Ideen dieſelbe nothwendig macht. Er iſt wahrſcheinlich von jener Stelle des Korans durchdrungen, wo es heißt: „ſage niemals: ich werde dieß morgen thun, ohne beizufügen: in ſcha Allah!" und will nicht Gefahr laufen, denſelben Fehler, wie Mohammed zu begehen, der, als er von Chriſten gebeten wurde, ihnen die Geſchichte der ſieben Schlafenden zu erzählen, antwortete: „ich werde ſie morgen erzählen," wobei er hinzuzufügen vergaß: in ſcha Allah, eine Unterlaſſung, für die er ſehr getadelt wurde.

Nachdem wir mit dem Emir von verſchiedenen gleichgültigen Dingen geſprochen hatten, legte ihm einer nach dem andern die Geſuche vor, die wir an ihn zu ſtellen uns vorgenommen hatten. Ich hatte ihm gleich bei der erſten Audienz ein ſehr hübſches arabiſches Manuſcript zum Geſchenk gemacht, welches aus Conſtantine kam. Dieſes Werk, welches den Titel: „Dalil Kheirat" (Weg des Heils) führte, enthielt Gebete und andere Gegenſtände der Andacht. Abdel-Kader ſchien dieſes mit großem Vergnügen anzunehmen, ſowohl wegen des Inhalts, als weil es aus der Bibliothek des Ben-Aiſſa, Lieutenants des Beys Achmed kam. Ich hatte dieſes nicht ganz aus unintereſſirten Abſichten gethan. Durch dieſe Freigebigkeit wollte ich den Emir günſtig für die Erfüllung einer Bitte ſtimmen. Ich bat ihn in dieſer letzten Audienz um die Erlaubniß, nach dem Kobla (Süden) reiſen zu dürfen. Unter dieſem Namen bezeichnet man denjenigen Theil von Algier, welcher zwiſchen dem Atlas und der Sahara liegt, und ein langes Territorium bildet, welche einen Theil des Afrikah der alten arabiſchen Geographen in ſich ſchließt. Den Emir machte dieſes Geſuch anfangs ziemlich verlegen. Die Muſelmänner, welche nie in anderer Abſicht reiſen, als um Handel zu treiben, Arbeit zu ſuchen oder nach Mekka zu pilgern, können ſich von der abenteuerlichen Leidenſchaft und der Entdeckungsſucht der Europäer keinen Begriff machen. Da ſie alſo nicht verſtehen können, was die wahre Liebe zur Wiſſenſchaft Unternehmendes hat, ſo ſetzen ſie jedesmal, wenn ſie unſere Ausflüge nicht durch einen ihnen begreiflichen Beweggrund erklären, gewiß voraus, daß man in einem politiſchen Zweck reiſe, und in dieſem Falle werden ſie ſehr mißtrauiſch. Obwohl der Emir in den meiſten Beziehungen weit über ſeinen Landsleuten ſteht, ſo iſt er doch nicht von allen ihren Vorurtheilen frei. Er gab bei dieſer Gelegenheit einen Beweis davon: „was willſt du in dem Kobla ſuchen?" fragte er mich. „Es iſt nichts dort zu ſehen. Es iſt ein Land, wo du viele Steine, wenig Bäume und Kabylen findeſt, welche die Fremden nicht lieben." Erſt als ich dem Emir von einigen Urkunden ſprach, die ich zu Mascara in ſeinem Palaſt, den ich nach der Einnahme dieſer Stadt bewohnte, gefunden hatte, und die ich mich erbot, ihm zurückzuſtellen, willigte er in mein Verlangen auf die liebenswürdigſte Weiſe ein: „ich denke nicht," ſagte er, „daß du dieſe Reiſe jetzt bei der ſchlechten Jahreszeit unternehmen willſt, aber im Frühjahre komme zu mir nach Medeah. Sorge weder für Pferd noch Geld, und du wirſt ſehen, wie ein Araber die Gaſtfreundſchaft verſteht."

Der Emir war in dieſem Augenblicke von ungewöhnlicher Heiterkeit. Der Doctor Bodichon, einer unſerer Reiſegefährten, bat ihn ebenfalls um die Erlaubniß, im Innern reiſen zu dürfen, was ihm auf eben ſo freundliche Weiſe bewilligt wurde. Abdel-Kader erkundigte ſich mit Intereſſe nach den Gegenſtänden, welche der Doctor auf ſeinen Ausflügen ſuche, und als er hörte, daß jener, um Kräuter, Steine und Thiere zu ſammeln, ſo anſtrengende und gefahrvolle Wanderungen unternehmen wolle, ſo lachte er aus ganzem Herzen über das, was er die Narrheit der Europäer nannte, die ſich um etwas ſo Unbedeutendes ſo viele Mühe geben. Wir hatten ihm nun noch ein letztes Anliegen vorzutragen, aber dieſes machte gar ſchnell die fröhliche Laune, von der wir Zeugen geweſen, verſchwinden, und wir bemerkten, wie die Phyſiognomie des Emirs einen immer finſterern Ausdruck annahm, je weiter der Bittſteller ſein Geſuch aus einander ſetzte. Es handelte ſich von Folgendem.

Ein junger Mann aus Algier war ſeit kurzer Zeit, um pecuniären Verlegenheiten zu entgehen, aus Algier verſchwunden, und hatte ſich zu Abdel-Kader geflüchtet. Er hatte eine ſehr merkwürdige Kenntniß der arabiſchen Sprache, und ſein Hang zog ihn ſchon ſeit längerer Zeit nach der Lebensweiſe der Eingebornen hin. Er verlangte Muſelmann zu werden, was von den wahren Gläubigen mit Freuden angenommen wurde.

Digitized by Google

Er wurde beſchnitten und erhielt den Namen Omar. *) Abdel-Kader ſandte ihn nach Tlemſen in eine Sawya oder religiöſe Schule, und ließ ihn im Koran unterrichten. Aber dieſer junge Mann hatte zu Algier einen Vater zurückgelaſſen, dem ſeine Flucht in Verzweiflung brachte. Als dieſer von der Reiſe, die wir unternehmen wollten, hörte, beauftragte er Hrn. R., welcher an unſerer Expedition Theil genommen, den Emir zu bitten, daß er ihm ſeinen Sohn zurückſende. Gerade dieſes Verlangen aber brachte in jenem eine ſo plötzliche Veränderung hervor.

„Muhhal! Muhhal!“ (Unmöglich! Unmöglich!) ſchrie Abdel-Kader heftig, als er verſtand, was der Sprecher wollte. Seine Aufregung war ſichtbar, und er hatte Mühe, dieſelbe zu bemeiſtern, als der Dolmetſcher die Worte des Hrn. R. auf Arabiſch wiederholt hatte. Nach einigen Secunden faßte er ſich aber wieder, und antwortete: „Omar iſt freiwillig zu uns gekommen. Er iſt kein Kind, welches nicht weiß, was es thut, ſondern ein Mann. Er verlangte von uns Gaſtfreundſchaft; wir haben ſie ihm gegeben. Er verlangte ein Muſelmann zu werden; wir haben eingewilligt. Hierin haben wir nur unſerm Herzen und der Gerechtigkeit gemäß gehandelt. Ich bedaure die Betrübniß, in der, wie ihr ſagt, der Vater Omars verſunken iſt. Aber ich kann nicht thun, was er verlangt, ohne mich an meiner Religion zu verſündigen. Wollt ihr, daß ich, ein Muſelmann, einem andern Muſelmann befehle, zu den Chriſten zurückzukehren? Dieß iſt unmöglich.“

Natürlich war bei der Art, wie Abdel-Kader dieſe Bitte aufgenommen hatte, von Omar keine Rede mehr. Dieſer junge Mann iſt jetzt bei dem Emir als Secretär-Dragoman angeſtellt, und ſucht ihn über die europäiſchen Angelegenheiten aufzuklären. Auf ſeinen Rath wahrſcheinlich iſt es, daß Abdel-Kader ſich erſt vor kurzem auf mehrere Journale abonnirte, und aus Frankreich die conſtitutionelle Charte kommen ließ, nicht etwa um den Arabern eine ähnliche zu geben, ſondern um unſere politiſche Organiſation kennen zu lernen, und aus dieſer Kenntniß neue Waffen für ſein diplomatiſches Arſenal zu ſchöpfen.

Nach dieſer Abſchiedsaudienz ließ der Emir das Pferd herbeiführen, welches er Hrn. Garavini beſtimmte, und die Maulthiere, welche er uns Uebrigen profanum vulgus, beſtimmte. Wir reiſeten am folgenden Tage ab, und übernachteten bei den Beni-Manad. Wir hatten auf dem Wege dem Scheikh der Beni-Harun und dem der Iſſer begegnet, welche nach dem Lager des Emirs gingen, ſich zu unterwerfen. Sie führten Maulthiere mit Gold beladen mit ſich. Die Kabylen des Stammes Beni-Manad zeigten für den Namen des Emirs nicht mehr Rückſichten, als ihre Landsleute gethan hatten. Sie verweigerten Hrn. Garavini, welcher krank war, eine Hütte, und wir mußten uns in eine Art Schoppen, von deſſen Strohdach zwei Drittheile von dem Vieh gefreſſen waren, einniſten. Bis zum Ende unſrer Reiſe begegnete uns nichts Bemerkenswerthes mehr, und am 5 Januar 1838 waren wir Alle in Algier wieder angekommen.

*) Sein eigentlicher Name iſt Roche. Er iſt der Sohn eines früher ſehr begüterten franzöſiſchen Kaufmanns. A. d. U.

Klimatiſche Schilderung von Britiſch-Weſtindien und Guiana.

5. Tabago.

Dieſe Inſel, 6 Meilen von Trinidad entfernt, iſt 32 Meilen lang und 12 breit. Gegen Norden iſt ſie zerriſſen und bergig, gegen Süden und Weſten finden ſich koniſche Berge und niedere Ketten, welche gegen die See zu in gebrochene Ebenen und Niederungen auslaufen, auf der Oſtſeite iſt ſie gebirgig. Die Thäler haben einen dunkeln Boden und ſind gut bewäſſert. Der Anbau iſt faſt auf die Niederungen an der Südſeite der Inſel beſchränkt. Der übrige Theil des Landes iſt noch im Naturzuſtande. Klima und Jahreszeiten ſind wie in Trinidad. Die Sterblichkeit der Weißen iſt ſehr groß, und das Klima ſcheint keineswegs ſich zu beſſern: noch im Jahre 1836 ſtarb der vierte Theil der weißen Truppen am Durchfall. Dagegen befinden ſich die Neger im Ganzen ſehr wohl: im Jahre 1820 ſtarben von 151 Mann weißer Truppen 109, von 195 Schwarzen nur 4.

Die holländiſche Niederlaſſung in Neu-Guinea.

(Fortſetzung.)

Da der Anführer der Expedition mit größter Sorgfalt alle möglichen Nachrichten einzuziehen ſuchte, ſo dauerte die Audienz eine beträchtliche Zeit, die Begleiter des Häuptlings, die in den um das Schiff her verſammelten Kähnen warteten, wurden ängſtlich, und Abram mußte ſich zur Beruhigung ſeiner zerlumpten, aber treuen Unterthanen denſelben öfters zeigen. Als er das Schiff verließ, befahl er fünf Männern zurückzubleiben, welche den Weg zum Octamata-Fluß zeigen ſollten. Er ging fort mit Geſchenken beladen, und ſeine fünf Abgeordneten waren ganz glücklich durch die mancherlei Geſchenke, die ſie erhielten. Sie behaupteten, mit der Natur und den Wirkungen der Feuerwaffen bekannt zu ſeyn, und ſagten, wenn die Cerameſen auf ihre Kähne feuerten, ſo hätten ſie die Gewohnheit unterzutauchen. Man ſagte ihnen, ſie ſollten bei dem Abfeuern einer Muskete nicht unruhig werden, da ihnen kein Leids geſchehen ſolle; ſie fuhren jedoch beim Losgehen des Gewehres unverkennbar zuſammen, obwohl ſie ihre Furcht durch ein Lächeln verbergen wollten. Mit Staunen und Intereſſe ließen ſie ſich die Ueberlegenheit der europäiſchen Waffen auseinanderſetzen, aber in die Natur einer Sackuhr konnten ſie ſich durchaus nicht finden, und ſie wurden unruhig, wenn ſie das Picken derſelben hörten. Abends ſangen dieſe ärmlichen Leute, die recht freundlich geſinnt ſchienen, ihren neuen Bekannten zu Ehren ein Lied, das gar nicht unmelodiſch war, nach arabiſcher Weiſe, indem ein Einzelner in tiefen Tönen anfing und die Uebrigen im Chor einfielen. An dem folgenden Tage kam Abram zum zweitenmal an Bord und brachte zwei jüngere Häuptlinge mit, deren einer ein jüngerer Bruder von ihm war. Die ganze Geſellſchaft ſchien ſehr wohl mit dem Geſchmack geiſtiger Getränke bekannt, denn als man ihnen ein Glas gewöhnlichen braunen Arrack gab, tranken ſie es mit großem Behagen, und riefen: „Arrakl, Arrakl!“ indem ihnen Namen und Geruch deſſelben bekannt war. Auch mit den Eigenſchaften des Tabaks waren ſie bekannt; ſie verſtanden es auch, ihn zu rauchen, indem ſie durch Aufrollung von Piſangblättern ſich Cigarren machten. Obwohl ſie vorher noch keinen Europäer geſehen hatten und ihr Verſtand doch auch nicht gerade ſchwach war, ſo zeigten ſie doch

Digitized by Google

wenig Verwunderung über die Farbe ihrer neuen Geſellſchafter und verſchiedener neuen Gegenſtände, die ihnen im Anfange gezeigt worden waren.

Als die Reiſenden den Octamata-Fluß erreicht hatten, fanden ſie auf einer mit weißem Sande bedeckten Landzunge, die ſich an das weiter oben gelegene grüne Ufer anſchloß, das ſchmale Campong oder Dorf, das von Abrams Unterthanen bewohnt war, die mit Weibern und Kindern an der Küſte erſchienen, um die Fremdlinge zu bewillkommnen. Nach einer nähern Unterſuchung fand man die Ufer des Fluſſes Octamata zu ſumpfig für eine europäiſche Niederlaſſung, und die Geſellſchaft entſchloß ſich längs der Küſte weiter zu fahren. Obgleich in dem Verlangen nach linnenen Kleidern kecker, benahmen ſich die Eingebornen doch mit vieler Höflichkeit, und einer, dem man eine Axt anvertraut hatte, führten ſie beim Holzhauen mit großer Gewandtheit. Abram und ſeine Genoſſen ließen es ſich ſehr angelegen ſeyn, daß die Führer der Expedition einen Platz am Octamata-Fluß wählen möchten zu ihrem bleibenden Aufenthalt, und konnten die Einwürfe dagegen nicht begreifen. Sie wollten mit der Geſellſchaft nicht weiter an der Küſte fortgehen, und lehnten die Einladung des Commandeurs, ihn zu begleiten, ab. Die Reiſenden fuhren weiter fort, und fanden bei ihrem kleinen Verkehr mit der Küſte einen höhern Grad von Civiliſation und größeres Vertrauen von Seite der Eingebornen. Weiße Flaggen wurden auf den Hügeln aufgepflanzt, als das Schiff vorüberfuhr, und als man in einer Bucht zwiſchen Dramai und Akdama einlief, fuhr ein kleiner Kahn herbei, und ſeine Bemannung kam an Bord ohne alles Mißtrauen. Der Regent des Bezirkes befand ſich unter den Beſuchenden, und war ſehr bemüht, den Fremden jede mögliche Nachweiſung zu geben. Die Gegend an dieſer Stelle war wirklich maleriſch; ein ſchmales Thal breitete ſich aus zwiſchen ſteilen Hügeln, die reichlich mit Kokosnußbäumen beſetzt waren. Eine einzelne Wohnung war in dem Thal, auf Pfählen und mit Brettern erbaut nach malayiſcher Art. Es war die Reſidenz eines ceramеſiſchen Prieſters, der dieſen Theil von Neu-Guinea beſucht hatte, um das Volk in der mohammedaniſchen Religion zu unterrichten, und nach ſeinem Tode wurde das Haus von den Eingebornen wie ein Tempel erhalten und verehrt. Das Thal war nicht ausgedehnt genug für die Zwecke der Geſellſchaft, aber da die Eingebornen ein großes Verlangen zeigten, daß die Niederlaſſung in ihrer Nähe gegründet würde, ſo machte man einen Platz in einem naheliegenden Theile der Bai ausfindig und fing mit den nöthigen Bauten an. Die Kleidung der Eingebornen beſtand, wie bei ihren wohlhabendern Nachbarn, in einem um die Lenden befeſtigten, aus Kokosnußfaſern verfertigten Gewand, und man ſah daraus die vortheilhaften Wirkungen, die der Verkehr mit den Ceramеſen für ſie hatte. Sie waren ſehr begierig, Sarongs zu erhalten, und es gereicht ihnen, wie dem armen Volk am Octamata-Fluß, ſehr zur Ehre, daß Kleidungsſtücke einen ſo hohen Werth für ſie hatten. Sie hatten ſich ſchon über die ärgſte Barbarei erhoben, und bildeten durch das Bewußtſeyn ihres Mangels und ihren Wunſch nach Verbeſſerungen einen ſtarken Gegenſatz gegen die wilden Stämme am Durga-Fluſſe.

Die Häuptlinge und Vornehmen des Landestheils, der zu einer holländiſchen Niederlaſſung erwählt wurde, waren alle mehr oder weniger auf malayiſche Art gekleidet; einige kamen in vollem Coſtume. Aber auch diejenigen, die einen Ueberfluß von Kleidern beſitzen mochten, waren nicht weniger begierig, Stoff zu neuen Kleidern zu erhalten, als diejenigen, die kaum nothdürftig bedeckt waren. Sarongs, Schnupftücher und anderes dergleichen, Alles, was nur zu irgend einem Zweck benutzt werden konnte, verlangten ſie ſehr begierig, und während Meſſer, Perlen und Augengläſer ſie gleichgültig ließen, fragten ſie ſehr eifrig nach gedruckten Baumwollenzeugen; auf einfache glatte Leinwand legten ſie geringern Werth; abermals ein Fortſchritt, indem ſie zwiſchen dem rein Nützlichen und dem, was zugleich angenehm iſt, zu unterſcheiden anfingen, und bei ihren Gewändern einigermaßen auf Geſchmack ſahen. Obwohl das Volk von Akdama, Dramai und der benachbarten Inſel keineswegs wild und barbariſch war, ſo kannten ſie doch den Gebrauch des Geldes noch nicht; ſie hatten zwar daſſelbe als ein Tauſchmittel kennen gelernt, aber ohne alle Kenntniß von der Bedeutung des Gepräges. Einer der Eingebornen hatte einige Zwei-Centſtücke erhalten, gab ſie einem Schiffer bei ſeiner Rückkehr nach Amboyna, um Sarongs, Tabak und andere Artikel einzukaufen, ein Beweis, daß er einen unternehmenden Handelsgeiſt beſaß, ſo unbekannt er auch mit dem genauen Münzwerthe ſeyn mochte. Die Führer der Expedition unternahmen es daher, ihnen dieſe nothwendige Kenntniß beizubringen, indem ſie unbedeutende Kleidungsſtücke für baar Geld anboten, und ſie für eine Menge Dinge, die ſie zum Verkaufe brachten, mit Münze bezahlten. Bei ihrem Mangel an Erfahrung über den wahren Werth der Gerathſchaften ſchlugen ſie Alles ſehr hoch an, und verlangten für ihre Bambus, Früchte u. ſ. f. drei- und viermal mehr, als dieſe Dinge in Amboyna oder an andern Plätzen koſteten. Mehrere der Häuptlinge verſprachen, die Geſellſchaft mit Baumaterial zu verſehen, erfüllten aber ihr Verſprechen nicht, bis ſie ſahen, daß die Niederlaſſung wirklich im Gange war. Dieſe Verzögerung ſchrieb man dem Zweifel zu, den ſie in den feſten Entſchluß der Fremden, da zu bleiben, ſetzten, und ſie überzeugten ſich davon erſt, nachdem die Holländer vierzehn Tage lang an der Arbeit waren, während welcher Zeit nur ein kleiner Raum gelichtet werden konnte. Dann erſt leiſteten ſie mit vieler Rüſtigkeit Unterſtützung, indem ſie ſich ſehr über die viele Zeit und Mühe wunderten, die man zu den Vorbereitungen der Bauten anwendete, indem ſie in vier Tagen Alles gethan haben würden, was ſie bei der Lichtung des Bodens zum Bau ihrer Hütten für nothwendig hielten.

(Fortſetzung folgt.)

Vermiſchte Nachrichten.

Am 9 Auguſt Nachmittags fühlte man zu Fiume und in der Umgegend ein leichtes Erdbeben, in der darauf folgenden Nacht aber, gegen 2¼ Uhr Morgens, folgten heftigere Stöße. Während des 10 blieb es den Tag über ruhig, gegen 9 Uhr Abends aber vernahm man ein furchtbares Geräuſch, das einen neuen ſtärkern Erdſtoß ankündigte. Die Glocken ſchlugen von ſelbſt an, Wagen und ſelbſt Fußgänger wurden in den Straßen umgeworfen, die Mauern ſpalteten ſich, und die Schiffe auf der Rhede ſtießen gegen einander. Alles lief auf das Feld. Zu Bukari, drei Stunden von Fiume, ſtürzte der große Kirchthurm ein und zerſchmetterte mehrere Häuſer. Am 10 Abends fühlte man zu Trieſt und in der Umgegend mehrere Erdſtöße.

•

Nach dem Echo du Monde Savant Nr. 56 ſoll auf dem Markte zu Macſane eine Probe von einer außerordentlichen Getreideart gezeigt worden ſeyn, der man den Namen der „prächtigen Dona Maria" gab. Eine einzige Aehre ſoll ſchwerer wiegen, als drei oder vier der größten Aehren des gewöhnlichen Getreides.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 265.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 September 1838.

Wrangells Nachrichten über die russischen Besitzungen in Nordamerika.

Wallfische.

Der mit so mannichfaltigen Erzeugnissen reich versehene stille Ocean nährt auch viele Wallfische, die in großer Menge die Gewässer besuchen, welche die Küsten unsrer Colonie bespülen. Die Bewohner von Kadjack und den Fuchsinseln (Unalaschka) *) haben sich seit langer Zeit mit dem Fange dieser Thiere abgegeben, und setzen diese Beschäftigung bis auf den heutigen Tag fort. Ein einziger Aleut greift in seiner einruderigen Baidare, und nur mit einem kurzen Speere, dessen Spitze aus scharf geschliffenem Schiefer besteht, bewaffnet, diesen Riesen des Meeres an; er nähert sich ihm behutsam von hinten bis in die Gegend des Kopfes, stößt ihm seine Waffe unter den Vorderflossen in den Leib und entfernt sich mit größter Geschwindigkeit. Ist der Speer durch das Fett hindurch ins Fleisch gedrungen, so ist die Wunde tödtlich; innerhalb 2 bis 3 Tagen stirbt der Wallfisch, die Strömung oder die Wellen werfen den Riesenkörper an das nächste Ufer. Wenn man im Meer einen todten Wallfisch erblickt, so wird er vermittelst Baidaren ans Ufer bugsirt. Jeder Speer trägt ein bestimmtes Zeichen, an dem man, wenn die Waffe noch in dem Körper des getödteten Thiers steckt, den Fänger und Eigenthümer desselben erkennt. Man zerlegt den Wallfisch in Stücke und alle seine Theile, selbst die Knöchen, werden von den Aleuten auf die mannichfaltigste Weise benützt. Es geschieht mitunter, daß ein unvorsichtiger Schütze sich mit seiner Baidare nicht schnell genug von dem verwundeten Wallfische entfernen kann. Dieser, von Schmerz gefoltert, wirft sich nach allen Seiten, schlägt mit dem Schwanze um sich, und schleudert die Baidare entweder wie einen Ball hoch in die Luft oder versenkt sie tief ins Meer. Die Wallfischjäger stehen bei den Aleuten in ganz besonderem Ansehen, und verdienen in der That durch ihre außerordentliche Kühnheit und Geschicklichkeit die allgemeine Achtung und Bewunderung.

Da die Wallfischjäger das verwundete Thier dem Meere überlassen, so gehen natürlich sehr viele verloren. Es wurden z. B. im Sommer 1831 bei Kadjack 118 Wallfische verwundet, von denen sich nur 43 an den Küsten wiederfanden. Obgleich diese Wallfische mehrentheils zu den kleinern Gattungen gehören, denn die größten wagen die Aleuten nicht anzugreifen, so ist der Verlust dennoch sehr beträchtlich. Daher bedient man sich seit dem Jahre 1833 zum Wallfischfange gehörig auf europäische Weise eingerichteter Fahrzeuge und der Harpunen. Ein geschickter englischer Harpunirer ist bereits aufgefordert worden, in den Dienst der Compagnie zu treten.

Die Aleuten von Kadjack unterscheiden vier Gattungen von Wallfischen: Polossatik (den Gefurchten), Aljáma, Kulema und Utschuluchpak (d. h. altes Weib); bisweilen, wie wohl nur selten, kommt auch der Kaschelot vor.

Der Polossatik pflegt 2½ bis 7 russische Faden (Saschen) lang zu seyn, und führt seinen Namen wegen der breiten Furchen, die längs des Bauches verlaufen; das Fett auf seinem Körper liegt in einem dickern Verhältniß als bei anderen Wallfischarten, und ist reiner, weißer, auch als Nahrung gesunder; der Kopf ist spitz, die Barten kurz, und zum Gebrauch untauglich.

Der Aljáma hat ebenfalls längs des Bauches Furchen, die aber bedeutend schmäler sind, als die des Polossatik. Der Kopf ist länglich, die Barten sind kurz. Diese Gattung ist gewöhnlich 3 bis 10 Faden lang.

Der Kulema erreicht die Länge von 4 bis 12 Faden, die Barten sind 1½ Faden lang. Der Umfang des Kopfes ist im Verhältniß zur Länge größer als bei dem Polossatik und Aljáma; der Kopf ist abgestumpft, die Furchen fehlen, das Fett ist röthlich und als Nahrungsmittel ungesund, besonders für Personen, die an irgend einem innern Schaden leiden. Das Fleisch dieser Wallfische wird weder getrocknet, noch sonst zur Aufbewahrung bereitet; man schmilzt alles zu Thran und verbraucht es zur Beleuchtung.

Der Utschuluchpak gleicht in allen Stücken dem Kulema

*) Die Aleuten von Atcha und den mehr gegen Westen liegenden Inseln haben sich nur aus Furcht nie zu dem so gefährlichen Wallfischfange entschließen können. Im Jahre 1832 fing man mit Hülfe Kadjack'scher Aleuten an, sie in dieser so nützlichen Beschäftigung zu unterweisen.

Digitized by Google

nur ist er kleiner; denn er erreicht nicht mehr als die Länge von 2½ bis 5 Faden.

Der Kaschelot liefert nur Thran, den man als Beleuchtungsmittel consumirt. In den Bezirken von Unalaschka und Atcha kommen häufiger Kaschelote vor, als in Kadjack. Aus ihrem Kopfe gewinnt man das bekannte Spermaceti.

Urquharts Reisen in Rumelien.

Thessalien.

(Fortsetzung.)

Unsere Reise wurde daher verschoben, und kaum hatten wir unser Abendessen beschlossen, bei dem auch der niedrigste Diener des Capitän-Richters an demselben Tische mit uns saß, obgleich sie den nächsten Augenblick mit ehrfurchtsvoller Gebärde vor ihrem Herrn standen, als drei Reisende erschienen. Sie setzten sich, Demo fragte nach ihrem Befinden, und sie antworteten: Wir sind Gottlob wohl, aber wir kommen nach unsern Pferden zu fragen. Der Capitän nahm die Pfeife aus dem Mund und warf den bittern Blick, den ich einige Stunden zuvor beobachtet hatte, auf den Sprecher: „Nimmst du mich für deinen Pferdeknecht?" der Fremde sagte: „Wenn ich dich nicht für den Capitän Demo vom Olymp genommen hätte, so würdest du mich nicht hier sehen. Ich komme, meine Pferde und mein geraubtes Gut zu verlangen. Demo warf einen Blick auf mich, er hatte mir ein lebhaftes Bild von der Ruhe des Landes unter seiner Regierung und von seiner strengen Gerechtigkeit gemacht, und jetzt fiel Schlag über Schlag auf die Theorie. Der Fremde war ein reicher Primat von Monastir, der in großer Gunst bei dem Großvezier stand. Er war nach Larissa gegangen, Einkäufe zu machen, und auf seiner Rückkehr seiner sieben beladenen Pferde von Klephten beraubt worden, obgleich man ihm und seinen zwei Begleitern persönlich nichts angethan hatte. Sie waren sogleich nach Caria gegangen, und Demo ließ sich die Umstände, den Platz und die Zeit, die Zahl und das Aussehen der Räuber, die Zahl der Pakete und ihren Inhalt, die Farbe und Zeichen der Pferde genau beschreiben, und hielt dann einen allgemeinen Divan mit seinen Soldaten. Man kam einstimmig darauf hinaus, wer die Räuber seyen, und innerhalb einer Stunde waren 20 Mann auf dem Wege, in drei Partien, deren eine, mit dem Schreiben des Capitän, direct auf das Dorf zugehen, und einen oder zwei Geisel ergreifen sollte, die zwei andern Partien sollten auf verschiedenen Wegen den Räubern selbst nachspüren. Rendezvous wurden festgesetzt und die Details der Expedition mit großer Klugheit angeordnet; die Geplünderten sollten sich den nächsten Tag an einen Ort, 50 englische Meilen von Caria, begeben, wo sie am Abend Alles finden sollten; sie möchten dann, wenn sie wollten, den Soldaten ein Geschenk machen; für sich verlangte Demo nichts, als daß man dem Großvezier berichte, daß er gute Ordnung im Olymp halte. Ich hörte später, daß seine Versprechen pünktlich gehalten wurden.

Der Capitän hat 11 Dörfer unter sich, die vor der griechischen Revolution 5020 Feuerstellen hatten, und gegenwärtig nur 541. Er erklärte, daß er 500 Mann ins Feld stellen könne; ich vermuthe, daß er die Landwehr darunter rechnet, denn die stehende Armee besteht nur aus 50 Mann.

Wir sollten den größten Theil des nächsten Tages in Niceros zubringen und am Abend von da nach Kopsana reiten; Demo hatte daher den Tag zuvor Befehle nach Niceros geschickt, daß große Vorbereitungen gemacht werden sollten, aber die Expedition gegen die Räuber hatte seine Plane gestört. Als wir an der reinlichen Hütte, wo wir essen sollten, ankamen, und unser Essen bereit zu finden glaubten, fanden wir, daß man eben ein Schaf schlachtete. Demo sprang vom Pferde, stieß die Köche weg, nahm sein Messer aus dem Gürtel, zog dem Thier die Haut ab, hing es bei den Hinterfüßen auf, schnitt es auf, nahm das Messer zwischen die Zähne, stülpte sich bis an die Ellbogen auf, nahm die Eingeweide heraus, steckte das Schaf an den Bratspieß und hatte es in einigen Minuten vor dem Feuer. Kaum war er fertig, so sammelten sich die Einwohner, aber er antwortete nichts auf ihre vielfältigen Grüße, bis er die ersten Wendungen des Schafs vor dem Feuer gesehen hatte, drehte sich dann herum und wünschte dem Dorf viele glückliche Jahre. Einige Leute kamen und hatten lange Geschichten zu erzählen, und er setzte sich auf einen Stein neben dem Schafe. Ich saß in einiger Entfernung von ihm, und da ich sah, daß er eine Frau beim Arm ergriff, so glaubte ich, er applicire ihr eine summarische Strafe. Allein diesmal hatte er mit einem Patienten zu thun, und ich sah in einem Augenblick ihr Blut über das des Schafes hinspritzen. Ich kann mein Erstaunen nicht beschreiben, als er einen Kranken nach dem andern untersuchte, — denn das ganze Dorf war krank — und mit allen alten Weibern gelehrt über Symptome und Heilmittel sprach. Hierauf gingen wir in den Garten, Aepfel zu pflücken, wo er nicht ermangelte, sobald er einen guten traf, ihn mir zu geben.

Ich muß nun unser Homerisches Mahl beschreiben. Wir saßen unter dem Schatten eines Apfelbaumes und auf weißen Mänteln, ein Knabe brachte ein glänzendes, kupfernes Becken, das er uns kniend hinhielt, und ein Mädchen goß aus einem Gefäße von demselben Metall, mit einer langen, engen Schnauze, Wasser über unsere Hände. Ein Diener stand mit einem Handtuch bereit, das er Jedem, sobald er sich gewaschen hatte, über die Hände warf. Hierauf stellte man einen niedern, runden Tisch auf den Boden, und die Gäste setzten sich so eng als möglich darum. Dann kam ein Palikar mit einer drei bis vier Ellen langen, schmalen Serviette, die er mit einem geschickten Wurf über unsere Köpfe in einem Kreise auf unsere Kniee fallen ließ. Schüsseln von Aepfeln, Birnen, Oliven und Pflaumen erschienen, und jedem Gast wurde ein kleines Glas Raki gebracht. Hierauf kam ein Palikar mit einer Ladstange gelaufen, um welche die Eingeweide des Schafs kochend am Feuer gewickelt waren, von denen er jedem einige Zoll lang auf das Brod, das vor ihm lag, gleiten ließ: dann wurde das rechte Schulterblatt des Schafes gebracht, und feierlich vor den Capitän gelegt, Alles schwieg, und alle Augen waren auf ihn gerichtet. Er reinigte es sorgfältig, betrachtete es auf beiden Seiten, hielt es gegen die Sonne und prophezepte dann alles denkbare Glück.

Digitized by Google

Die Griechen ſollten alles Glück haben, aber die Türken waren im Nebel, die Felder des Wirths ſollten mit Heerden wie mit Schnee bedeckt werden, und die Wirthin ihren Herren und Gemahl mit einem kleinen Ebenbild von ihm beſchenken. Alle Umſtehenden riefen Amen! und die Wirthin kam, die Hand des Capitän zu küſſen, und ging weg, während ſie das Bein herum ſchwang, ohne Zweifel mit der Abſicht, es unter die Familienreliquien zu legen. Die Gäſte bekreuzten ſich und das Schaf kam auf einer Schüſſel von Myrtenzweigen. Demo zog ſeinen Yatagan, löste die Halswirbel, legte den Kopf auf den Körper, ſchnitt ihn mit einem Hieb auf und legte die Zunge vor mich hin. Hierauf brach er die Rückenwirbel und theilte in einem Augenblick das Thier in zwei Hälften; er trennte zwei Rippen los und legte ſie vor mich; dieß iſt die Art, wie man einen Gaſt ehrt, und ſo that ohne Zweifel Achilles, als er das heilige Mahl vor Ulyſſes legte.

Während des Eſſens wurde der Capitän ſehr beredt über die Schönheit und Fruchtbarkeit ſeines Diſtricts, die Anhänglichkeit der Bewohner an ihn, und die Tapferkeit ſeiner Soldaten. Er unterhielt mich mit Details über ſeine diplomatiſchen Verhältniſſe mit benachbarten Potentaten, und die Schwierigkeiten, in die er über ſeine nördlichen und weſtlichen Gränzen verwickelt war. Er hatte jedoch, Gottlob, ehe er ſein Erbe antrat, einige Kenntniß in den Wegen der Welt erlangt, ſo wie einen Ruf, der ihm Reſpect und ſeinen Unterthanen Ruhe verſchaffte. Denn, ſetzte er bei, ſeit 30 Jahren bin ich Räuber zur See und zu Land geweſen, und der Name Demo iſt von durſtigen Lippen auf den Gebirgen von Macedonien und den Küſten von Caramanien ausgeſprochen worden.

Dieß war auf dem Olymp, und ich ſah vor mir eine Scene, wie aus dem trojaniſchen Krieg. Hier allein hatte ſich der wahre, griechiſche Stamm erhalten, denn die Gebirgsketten, die Theſſalien auf allen Seiten umgeben, haben es von den Einfällen und Colonien der Sclavonier, Saracenen, Lateiner, Türken und Albaneſen geſchützt. Allein während ich dieß ſchreibe, iſt dieſe alte Race auch verſchwunden, und ein türkiſcher Sergeant mit rothen Aufſchlägen und Kragen und blauen Hoſen und Wamms, hat jetzt den Kiosk inne, und ergeht ſich in dem Garten des Capitän des Olymp.

(Schluß folgt.)

Klimatiſche Schilderung von Brittiſch-Weſtindien und Guiana.

4. Grenada.

Dieſe Inſel iſt 25 Meilen lang, 12 breit und 60 Meilen nordweſtlich von Tabago gelegen. Eine Bergkette, 3000 Fuß hoch, durchzieht ſie von Norden nach Süden, und die Seitenarme bilden reiche Thäler, die ſich in flache Alluvial-Ebenen gegen das Meer öffnen. Auf der Südoſtſeite ſind viele Sümpfe, und Fieber ſind hier zahlreich und heftig. Obgleich gebirgig, iſt das Land doch nicht ſo unzugänglich, und die Vegetation nicht ſo dicht wie in Tabago; die meiſten Striche ſind anbaufähig, und ſchon im Jahre 1776 waren zwei Drittheile angebaut. Der Boden iſt eine ſchwarze oder röthliche Dammerde, wohl bewäſſert, und in der Mitte der Inſel ſind mehrere große Bergſeen. Der Regen, welcher fällt, beträgt etwa 65 Zoll jährlich, und Schauer ſind häufig. Die Jahreszeiten ſind ungefähr dieſelben wie in Trinidad und Tabago. Die Hitze in den Niederungen iſt drückend, in den höhern Strichen aber iſt die Temperatur kühl und angenehm; wenige hundert Fuß vermindern den Thermometerſtand um mehrere Grade (F).

Die holländiſche Niederlaſſung in Neu-Guinea.

(Fortſetzung.)

Von einem der Häuptlinge erhielten die Führer der Expedition viele ſehr intereſſante Details über den Zuſtand von Neu-Guinea. Der zwiſchen den Eingebornen und den Cerameſen beſtehende Handelsverkehr wurde bereits erwähnt; derſelbe wird jedoch von Seite der Eingebornen mit größter Vorſicht getrieben, ſeit das Volk von Onin ſie einmal gelegentlich auf eine verrätheriſche Weiſe anfiel, ihnen Weiber und Kinder ſtahl, und dieſelben den Cerameſen, Macaſſaren und Chineſen als Sklaven verkaufte, eine Gewaltthat, an der die Cerameſen nicht ganz unſchuldig ſind, und die natürlich ein ſehr ſtarkes Mißtrauen erregte. Die Eingebornen von Onin ſind der allgemeinen Meinung in Neu-Guinea nach ein kriegeriſches, hinterliſtiges und blutdürſtiges Geſchlecht; ſie bewohnen eine Landſtrecke nordweſtlich von Tritons-Bai (dieß iſt der Name der Gegend, in der ſich die holländiſche Niederlaſſung befindet). Die Wahrheit dieſer Charakterſchilderung wird von dem Volk am Octamata und von den Bewohnern der Molukken beſtätigt. Die Eingebornen der Inſel Karras, die in der Nähe von Onin liegt, werden derſelben Laſter beſchuldigt, und ſie machen von Zeit zu Zeit Angriffe auf Neu-Guinea. Sie ſegeln in Flotten von 100 Kähnen bei ihren Unternehmungen, deren Ziel Plünderung und Ermordung der Schwachen und Wehrloſen iſt. Nicht lange vor der Ankunft der Holländer wurde das Dorf Waranjura von einer räuberiſchen Bande von Onins überfallen, die es beinahe ganz zerſtörten, die Weiber und Kinder wurden in die Sklaverei fortgeführt, die Männer fielen unter dem Schwert. Dieſe ſchrecklichen Vorgänge machten einen ſtarken Eindruck auf den Charakter des Volkes von Neu-Guinea, das eine Neigung zum Sklavenhandel hat: man holt die Sklaven in Argenai, einer weiten Bai auf der weſtlichen Küſte, mit Liſt oder Gewalt, und verkauft ſie unter die Cerameſen.

Der mit Ceram geführte Handel hat dem Volk von Neu Guinea viele Gelegenheit gegeben, ſich die Sprache der ſie Beſuchenden zu eigen zu machen, und ſie konnten ſich daher dem Dolmetſcher, der die Expedition begleitete, ſehr leicht verſtändlich machen. Die Cerameſen kommen mit dem Beginne des nordweſtlichen Monſoon an die Küſte, und bleiben daſelbſt während der ganzen Dauer deſſelben, indem ſie gewiſſermaßen gezwungen ſind, die ganze Zeit über da zu bleiben, welche die Eingebornen nöthig haben, um ihre Erzeugniſſe herbeizubringen. Einer der geſuchteſten Artikel iſt der Maſſai, eine der Jeſuitenrinde (Chinarinde?) ähnliche Drogue, die nur in kleinen Quantitäten von dem Volk von Arauſura geſammelt wird, und es vergehen daher mehrere Monate, bis die Kähne ihre volle Ladung haben. Die übrigen Producte von Neu-Guinea beſtehen in Betelnuß und Roſamala, wohlriechenden Hölzern, die, wie der Maſſai, zu medicinischen Zwecken angewendet werden, Muscatnüſſen, Tripang (holothur.), Perlen, Paradies-

Digitized by Google

vögeln und eßbaren Vogelnestern; wogegen sie Eisenstangen, Parangs oder Hackmesser, Messer, Messerklingen, Messingdrath und Calicos eintauschen. Die Bewohner an der Küste und ihrer nächsten Umgebung, an der Tritons-Bai, wie auch auf den benachbarten Eilanden werden Papuas genannt, während das Bergvolk und die noch mehr gegen das Innere des Landes hin wohnenden Völkerschaften den Namen Arassuras haben; obgleich letztere eine bedeutende Masse ausmachen, so werden sie doch durch die erstern in einer gewissen Unterwürfigkeit gehalten, indem die Arassuras den Papuas einen Tribut bezahlen, der in Massairinde, Rosamala, Perlen u. s. f. besteht. Die Nachweisungen jedoch, die man über dieses Bergvolk erhielt, waren sehr unvollständig und ungenügend, und da sie sich nur sehr selten zeigten, und zwar erst, als die Schiffe der Expedition im Abgange begriffen waren, so konnte zwischen ihnen und den Verfassern dieser Erzählung kein Verkehr entstehen.

Das Erbfolgegesetz für die höchste Regierungsstelle ist bei den Papuern sehr sonderbar. Wenn ein König stirbt, so folgt sein jüngster Bruder; sollte dieser auch sterben, so kommt der Thron an den ältesten unter ihnen, und für den Fall seines Todes erbt der älteste Sohn des jüngern Bruders die Krone seines Vaters. Die untergeordneten Häupter werden von dem regierenden Fürsten zu ihrer Würde erhoben. Sie haben keine geschriebenen Gesetze; in der Rechtspflege richtet man sich nach dem Herkommen. Die Ueberschreitung von gesetzlichen Schranken und Normen wird mit einer Geldbuße bestraft, die von des Angeklagten Gütern erhoben wird; bedeutende Verbrechen und Vergehen werden mit Confiscation sämmtlichen Eigenthums des Verbrechers bestraft; ein Theil desselben bekommt der Beamte des Dorfes, in welchem der Urtheilsspruch gefällt worden war, während das Uebrige unter die Anverwandten des Angeklagten vertheilt wird. Die Todesstrafe, die früher gestattet war, ist jetzt abgeschafft, und diese milden Institutionen beweisen einen Grad von Humanität und Sittenreinheit, den man von einem so weit in der Bildung zurückstehenden Volk nicht erwarten sollte. Die Papuas nahmen die Religion derer an, die sich zuerst die Mühe gaben, sie zu unterrichten, was schon in früher Zeit durch die Ceramesen geschah, die sie zum Mohammedanismus bekehrten; ihre Bekanntschaft mit den Lehren des Propheten scheint aber nicht sehr groß zu seyn, indem sie nur wenige oder gar keine äußerlichen und sichtbaren Zeichen der wahren Gläubigen an sich hatten. Die Holländer würden auch stark an dem Daseyn einer solchen Religion gezweifelt haben, hätten nicht die nahe an dem Fort wohnenden Häuptlinge den Stellvertretern des Königs von Holland den Eid der Treue auf mohammedanische Art geleistet. Auch ihre Begrüßung war moslemitisch, sie kreuzten die Arme über die Brust, und erhoben, wenn jenes Compliment erwiedert wird, die rechte Hand an die Stirne, und wenn man noch nach einem andern Beweis ihres mohammedanischen Glaubensbekenntnisses sucht, so kann man ihn an dem Grab eines frühern Königs von Atdama finden, das an einer kleinen Bai im nördlichen Theile der Insel liegt. Dieß Grab ist auf mohammedanische Art gebaut; an jedem Ende desselben ist ein Stein aufgerichtet. Es war auch geschützt durch ein aus Attap (den großen Blättern des Sagobaumes) gebildetes Dach, und ein Schirm war über den obern Theil ausgebreitet. Die Papuer sagen, das Bergvolk sey ohne alle Religion, obgleich sie bei der Sonne schwören, bei einem ihrer Berge und bei einer gewissen Anzahl von Waffen. Die Eingebornen am Oetamata-Fluße schienen gleichfalls keine Gegenstände einer religiösen Verehrung zu haben. Diese Eide jedoch werden treulich gehalten, indem man sie als eine heilige Verbindlichkeit ansieht; die Personen, die sie leisten, glauben, wenn sie den Eid nicht halten, werden sie von der Sonne verbrannt, von dem Berge zerschmettert werden oder einen schmerzlichen Tod durch die Waffen erleiden, auf die sie geschworen haben. Die letztere Form von Schwur und der Glaube an die Strafe, die auf den Meineid folgt, ist auch unter den Papuas herrschend. Polygamie ist bei allen verschiedenen Stämmen gestattet, aber die Papuas haben die mohammedanische Form der Ehe angenommen, und die Ceremonie wird mit einer gewissen Feierlichkeit behandelt. Der unter den Arassuras herrschende Brauch ist sehr sonderbar und ziemlich romantisch. Gegenseitige Liebe bringt beide Theile zusammen; nachdem sie sich ihre Neigungen erklärt, entfliehen sie und verbergen sich an irgend einem versteckten Orte. Die Eltern des Jünglings und des Mädchens suchen sich nun auf, und wenn sie den Versteck nicht finden, so kommen die beiden Familien zu einer Berathschlagung zusammen. Hat die Verbindung die Einwilligung aller Glieder der Familien, so werden die Flüchtlinge begnadigt und erhalten Verzeihung, der Bräutigam macht den Verwandten der Braut ein Geschenk, und damit ist die Ehe sanctionirt. Werden aber Einwendungen gemacht, so muß sich das Paar trennen und jedes in seine Heimath zurückgehen; hat der eine oder andere Theil nach diesem Verluste des Gegenstandes der ersten Liebe das Verlangen, eine andere Verbindung einzugehen, so muß er mit einer andern Person wieder durch dieselben Mittel zum Zweck zu gelangen suchen.

Nach dem Tod eines Arassura wird der Leichnam wohl gewaschen und gereinigt, und dann in ein aus Baumrinde oder Kokosnußfasern verfertigtes Gewand gehüllt. Sind diese Vorbereitungen geschehen, so treten die Verwandten zu dem Leichnam, und zeigen ihren Kummer um den Verlust durch ein klägliches Geschrei. Der Leichnam wird dann auf ein Gerüste aus Bambusrohr gelegt; unter demselben wird ein kleines Feuer angezündet und unterhalten; der Rauch, der allmählich aufsteigt, trocknet den Körper; ist dieß geschehen, so wird er in den obersten Raum des Hauses gelegt, unter das Dach, und die Familie, die sich unten versammelt, hält ein Fest, das mehrere Tage dauert. Während dieser Zeit wird der Leichnam von den Kindern der Gäste bewacht, und zuletzt der Erde übergeben, indem man ihn in ein Grab legt, das dicht mit Laub bedeckt wird. Die männlichen Nachkommen theilen den größern Theil des väterlichen Nachlasses unter sich, ein kleiner Theil fällt den Töchtern zu, die aber bei der überlebenden Mutter bleiben bis an ihren Tod. War der Verstorbene unverheurathet oder hatte er keine Kinder, so wird das Eigenthum unter die Verwandten vertheilt. Bei den Papuas geschieht das Leichenbegängniß auf mohammedanische Art: nach Verfluß eines Jahres werden die Gebeine wieder ausgegraben, und die Ueberlebenden halten ein Fest über denselben und geben sie wieder dem Grabe zurück. Die Arassuras haben eine ganz ungenaue Zeitrechnung, indem sie von einer an ein wohlbekanntes bestimmtes Ereigniß angeknüpften Periode nichts wissen. Die Papuas verstehen schon mehr von der Chronologie, indem sie das Jahr in zwei Monsoon-Perioden abtheilen, deren jede sechs Monate dauert; der dazwischen liegende windstille Monat heißt Curanse.

(Fortsetzung folgt.)

Nach dem Echo du Monde Savant Nr. 56 soll das Werk des Erzherzogs Karl über Strategie auf Befehl des Sultans ins Türkische übersetzt werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 266.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 September 1838.

Urquharts Reisen in Rumelien.

Thessalien.

(Schluß.)

Urquhart hörte in Salonich, daß ein Engländer von Seeräubern gefangen worden sey, und daß eine Expedition gegen sie geschickt werde; er beschloß diese zu begleiten, und ließ sich von dem Pascha von Salonich Briefe an seinen Schwager, den Aga, und an Anastasi, den Capitän von Cassandra, geben, von wo die Expedition ausgehen sollte. Der Pascha gab ihm zwei Cawasch als Bedeckung mit, und er erreichte Atheto, auf der Halbinsel Cassandra, etwas zu spät, um mit der Expedition zu gehen, was einen Aufenthalt in Atheto nach sich zog, der ihm eine Einsicht in die Geheimnisse des Orts und seiner Verhältnisse verschaffte, welche uns ein lebhaftes Bild von dem Zustande der türkischen Administration in der Mitte einer griechischen Bevölkerung gibt.

Ich erklärte Capitän Anastasi ausführlich, warum ich hieher gekommen, und fragte ihn um Rath, was zu thun sey. Er schlug mir vor, zu dem türkischen Aga zu gehen, und so setzten wir uns in Marsch. Ich rief meine Cawasch, schickte einen voraus, unsere Ankunft zu melden, und wir folgten langsam, der Capitän an meiner Seite, hinter mir meine Diener und Dolmetscher Hadschi, und dann die türkischen Diener der Cawasch und ein Dutzend Soldaten von Anastasi. Unterwegs erschienen die Einwohner respectvoll unter ihren Thüren und stiegen von ihren Pferden ab, und ehe wir an des Aga's Haus angekommen waren, war ich überaus zufrieden mit dem ganzen Dorf. Hier, dachte ich, bin ich mit einer wichtigen Mission des Pascha's, umgeben von der executiven Gewalt des Districts, und hoffe natürlich den Aga an seiner Thüre wartend zu finden. Aber ich sah keinen Aga unter dem Thore, keine Garden in Parade, und wir gingen unbeachtet zu einem nicht sehr eleganten Kiosk vor den Aga, einen kleinen braunen Mann, der gegen alles orientalische Decorum seiner ganzen Länge nach auf seinem Sopha lag. Er grüßte kaum den Capitän und warf einen verächtlichen Blick auf den Franken. Wir saßen dennoch nieder, er sah uns mit seinen kleinen schwarzen Augen an, aber er sprach kein Wort, fragte nicht einmal nach unserm Befinden. Der Capitän erzählte die Ursache unsers Besuchs, aber er antwortete nicht, man gab ihm den Brief des Pascha, den er seinem Schreiber gab, und sagte, wir sollten den Abend wieder kommen, er habe das Fieber. Wir verließen das Haus, und Anastasi, im Grimm über den Empfang, sagte mir, der Aga sey der größte ungehangene Dieb, weder Türke noch Christ, sondern ein Renegat, ein Wucherer, der die Producte des Districts monopolisire, und daß er ihn im Verdacht habe, mit den Räubern in Verbindung zu stehen.

Abends hatten wir eine Conferenz. Der Aga sagte, daß der Brief, den ich gebracht habe, nichts sey, als ein Empfehlungsbrief, und daß die Räuberei einige Monate Untersuchung erfordere. Anastasi unterbrach ihn, und schlug vor, daß er einige Boote um den Athos herum schicken, und sein Vater direct das Gebirg durchstreifen könne, so daß man gewiß seyn könnte, sich der Räuber zu bemächtigen. Der Aga hörte ihn an und antwortete: „Christ! siehst du nicht, daß der Franke dich selbst anklagt, seinen Landsmann beraubt und ermordet zu haben. Er sagt, daß deine Uhr eine gestohlene sey.“ Ich blieb stumm vor Erstaunen über diese Unverschämtheit, der Capitän warf einen Blick auf die Kette einer englischen Uhr, die über seine Brust hing, und an der ohne Zweifel eine Geschichte hing, und dann einen auf mich. Mein sichtbarer Unwille beruhigte ihn, er stand auf und sagte mit einer Kälte, die nichts Gutes versprach: „Aga! steig' zu Pferd und reite weg, ohne Abschied zu nehmen, denn wenn du heute Nacht in deinem Haus schläfst, so wirst du keinen Mantel mehr brauchen, um das Fieber abzuhalten.“ Er verließ das Haus, ich folgte ihm, er drehte sich gegen mich und sagte mit derselben Kaltblütigkeit: „Ich werde heute Nacht Atheto verbrennen und diesen lügnerischen Renegaten spießen. Ich habe zwei Boote, welche alle meine Leute halten, und worin du deinen Platz finden wirst, wenn du willst.“ Ich dankte ihm für sein Anerbieten, und fing an, ihm allerlei Ursachen anzugeben, warum er die Nacht vorbeigehen lassen sollte, ohne den Aga zu spießen und den Ort zu verbrennen; aber erst, nachdem ich die Uhr und Kette untersucht und erklärt hatte, daß sie nicht englisch sey (sie hatte den Namen, J. Grant, auf dem

Digitized by Google

Zifferblatte) konnte ich ihn bewegen, die Illumination und das Rösten des Aga's, aufzuschieben.

Der Aga war keineswegs eingeschüchtert, obgleich er kein Mittel hatte, sich zu vertheidigen; er ließ meine Cawasch kommen, und schickte sie, ohne daß ich es wußte, nach Salonich zurück. Hierauf ließ er meinen Dolmetscher Hadschi rufen, und fragte ihn, ob sein Herr wisse, daß er (der Aga) anatolisches Blut in seinen Adern habe, und ob ich glaube, daß ich kommen könne ihn zu insultiren und auf die leeren Drohungen von Anastasi zu bauen, der schwer dafür bezahlen sollte; daß ich in Atheto bleiben könne so lange ich ruhig bleibe, aber er sey Herr auf der Halbinsel, und wisse, wie Räuber behandelt werden müssen. Als ich diese Botschaft erhielt, ging ich sogleich zu dem Aga zurück, meinen Firman in einer Hand und einen Prügel in der andern; ich setzte mich an den Ehrenplatz auf dem Sopha, und da mein Dolmetscher nicht wagte zu sprechen, ich aber wußte, daß der Aga Griechisch verstand, so nahm ich die Freiheit, ihm zu zeigen, daß ich das Detail seiner Administration wohl kenne. Das Resultat war, daß der Aga seinen Ton von der größten Unverschämtheit zur größten Niederträchtigkeit herabstimmte, und erklärte, daß Hadschi mir lauter Lügen erzählt und er voll Respect für mich sey.

Wir erfuhren den nächsten Tag, daß die vorgeblichen beraubten Engländer Malteser seyen, und ich beschloß, einige Tage in Atheto zu bleiben, die Verhältnisse des Landes zu beobachten. Die Halbinsel Cassandra enthielt vor der griechischen Revolution 700 Familien, deren 600 kleine Landbesitzer und 100 Pächter der Güter der Klöster auf dem Athos waren; sie besassen 500 Joch Ochsen, je 5 zu einem Joch, daneben Kühe, Pferde und 20 — 30,000 Ziegen und Schafe. Sie waren daher wohlhabender und ihr Besitzthum gleicher vertheilt, als unter einer ähnlichen Bevölkerung in Europa der Fall gewesen wäre, ebenso besassen sie Civil-, Religions- und Municipalitätsfreiheiten, wie sie in Westeuropa unbekannt sind. Dieß war der Zustand der Halbinsel, als Nachrichten von einem Aufstand in der Moldau anlangten und unmittelbar darauf Gerüchte von einer Empörung der Griechen in Konstantinopel selbst, von einem russischen Krieg u. s. w. Dann kamen die Echo des Peloponnesus und der Inseln, welche von Vaterland und Freiheit sprachen. „Was wußten wir, sagte der Primat, von solchen Dingen? wir dachten das Ende der Welt sey da, und konnten nichts thun, als die Mönche des Athos befragen, und sie sagten uns, daß die türkische Regierung gestürzt sey, und daß wir für Leute ohne Herz und ohne Glauben gelten, und sogar als Verräther gestraft werden würden, wenn wir uns nicht beeilten, uns zu empören. Wir hielten daher eine öffentliche Versammlung, in der wir einstimmig entschieden, daß wir uns empören wollten, und die Primaten gingen zum Aga und sagten ihm, was sie beschlossen hätten." Die Protestationen des Aga's waren umsonst, und er fand sich außer Stande, dem Mönche, der als Sprecher diente, Spitze zu halten, so daß er am Ende erklärte, daß auch er sich empören wolle.

Man schickte nun Priester nach Odessa und Griechenland, um den Beschluß von Cassandra bekannt zu machen, und die beste Art, die Munition, Provisionen, Artillerie, Kriegsschiffe u. s. w., die, wie sie nicht zweifelten, ihnen zu Hülfe geschickt werden würden, in Empfang zu nehmen und zu benützen. Sie blieben mehrere Monate unbeachtet von Freund und Feind, aber diese äußere Ruhe hinderte nicht, daß sich nicht traurige Ahnungen verbreiteten. Sie schickten Emissarien nach allen Seiten aus, und erfuhren, daß Magnesia und Cara Veria in Macedonien sich empört hatten, aber kein bedeutender District nördlich von den Thermopylen und Akarnanien, und die Gemeinde von Cassandra fing an zu zittern. Sie schickten ihren Aga nach Salonich, um Vergebung zu erflehen, aber der blutdürstige Abul Abut hatte sie nicht vergessen, und seine Rache war nur verschoben. Am Ende setzte er sich mit 5000 Mann auf den Marsch, die jungen Leute von Cassandra versammelten sich auf dem Isthmus der Halbinsel, wo sie eine leicht zu vertheidigende Stellung einnahmen, in der sie wenigstens annehmliche Bedingungen zu erhalten hofften, aber es fehlte ihnen an Pulver. Abul Abut wurde einige Tage durch seine Vorbereitungen und die Nothwendigkeit, Artillerie aus Salonich kommen zu lassen, aufgehalten, und in diesen Zwischenräumen furchtbarer Ungewißheit kam die erwünschte Nachricht von der Ankunft von russischer Unterstützung. Zwei der Emissäre waren zurückgekommen, wurden von den Primaten in das Lager hinter der Mauer des Isthmus geführt, und zeigten der erwartenden Menge, was sie mitbrachten, nämlich drei Fahnen von Hydra, ein Stück von dem Gewande des hingerichteten Patriarchen und zwei Kisten Pulver von Odessa! In derselben Nacht brach Abul Abut durch den Isthmus, 300 Mann wurden mit den Waffen in der Hand gefangen und hingerichtet, 200 Familien hatten sich schon gerettet oder flohen jetzt, die Häuser der Geflohenen wurden verbrannt, zwei oder drei Türken bei jeder der übrigen Familien einquartirt, und als die Türken den erschöpften District verließen, vollendeten Land- und Seeräuber, was der Krieg begonnen hatte. Die unglücklichen Bauern flohen aus der Halbinsel, welche zwei Jahre völlig unbewohnt blieb, und so wurde die hinterlistige Politik, welche seit 1770 ihren Einfluß auf Scenen dieser Art gegründet hatte, mit Erfolg in Cassandra gekrönt. Die Plünderung von Cassandra erstickte die Insurrectionslust in Thessalien und Macedonien, und bald hernach ward an Magnesia und Cara Veria ähnliche Rache genommen. Hier verkauften die Türken zum Erstenmale Griechen in Sklaverei, da sie sie nicht mehr für Unterthanen der Pforte ansahen, und dieser Umstand trug in hohem Grade zur Erbitterung der öffentlichen Meinung gegen sie bei.

Etwa vor drei Jahren erhielt Omer Vrionis, Pascha von Salonich, zahlreiche Bittschriften von den geflohenen Familien, die in Griechenland und Macedonien zerstreut lebten, und machte Anstalten, sie wieder in Cassandra anzusiedeln. Man brachte 200 Familien zusammen, der Pascha sagte ihnen, es würde zu nichts Gutem führen, wenn er ihnen Türken zu ihrer Beschützung gebe, da dieß bei den gegenwärtigen Umständen bloß zum Verderben von beiden führen würde; aber er verlangte, daß sie einen Klephten, der sie durch seinen Ruf beschützen könnte, zum Capitän wählten. Dieser mit seinen 30 bis 40

Digitized by Google

Mann wäre natürlich völlig außer Stande geweſen, die Ufer einer ſo ausgedehnten Halbinſel zu beſchützen. Die gehoffte Sicherheit beſtand in dem Reſpect der übrigen Klephten vor dem Diſtrict eines der Ihrigen. Zur Zeit ſeiner Wahl diente Anaſtaſi unter den Griechen, aber dennoch wurde ihm eine Inveſtitur vom Paſcha und Briefe von den Primaten und dem Erzbiſchof von Salonich geſchickt. Die Pforte ertheilte einen Firman, in welchem Anaſtaſi zum Capitän von Caſſandra ernannt, und er und ſeine Leute von allen Steuern befreit wurden, und auf der andern Seite ſchloſſen die Primaten des Diſtricts einen Vertrag mit ihm ab, der durch den Cadi von Salonich legaliſirt, und in welchem ſein und ſeiner Leute Sold feſtgeſetzt wurde. Ich führe dieſe Details an, um die Gewohnheiten der Nation und das Syſtem der Adminiſtration ins Licht zu ſtellen.

Seit dieſer Zeit hat Caſſandra einer ungeſtörten Ruhe genoſſen. Die Felder wurden wieder angebaut, die Häuſer erhoben ſich aus der Aſche, Individuen und ganze Familien, die für verloren galten, erſchienen täglich wieder, und die einzige Quelle von Beſorgniß waren Spuren von Anmaßung gänzlicher Herrſchaft von Seite des Capitäns. Dieſen vorzubeugen, wendeten ſich die Bewohner an den Paſcha, und baten ihn, ihren alten Aga, der Landbeſitzer auf der Halbinſel war, wieder einzuſetzen, der Paſcha ernannte einen Aga, aber nicht den empfohlenen, ſondern ſchickte ihnen, einige Monate vor meiner Ankunft, den heilloſen Renegaten, ſeinen Schwager, von dem oben die Rede war.

Klimatiſche Schilderung von Brittiſch-Weſtindien und Guiana.

5. St. Vincent.

Die Inſel iſt 18 Meilen lang, 11 breit und liegt 70 Meilen nordöſtlich von Grenada. In ihrer Mitte liegt eine Bergkette, die in einigen Strichen 4000 Fuß hoch iſt, aber raſch gegen die See abfällt, und auf beiden Seiten ausgedehnte Niederungen läßt, die uneben ſind, aber reiche Ernten gewähren. Die Inſel iſt vulcaniſch, und aus der Soufrière fanden häufige Ausbrüche ſtatt; der von 1812 verurſachte große Verheerung. Die Berge ſind von dem Fuße bis zum Gipfel mit ungeheuern Wäldern bedeckt, die Thäler weit und frei; einige Stellen am Meer ausgenommen gibt es wenig Sumpf. Der Boden der Thäler iſt eine reiche, ſchwarze Erde, oder Thon und Sand, die höher liegenden Gründe ſind meiſt leichtſandiger Art. Die Inſel iſt reich bewäſſert und etwa zu einem Drittheil angebaut. Die Atmoſphäre iſt feucht, Regen faſt das ganze Jahr hindurch gewöhnlich, im Ganzen 70 bis 80 Zoll. Die Thaue ſind ſchwer; die Temperatur ungefähr dieſelbe wie auf den benachbarten Inſeln.

6. Barbados.

Dieſe Inſel liegt etwa 60 engliſche Meilen öſtlich von St. Vincent und iſt 22 Meilen lang und 14 breit. Die Diſtricte im Norden, Süden und Weſten ſind niederes Land, das in Terraſſen gegen Nordoſten und Südoſten anſteigt, wo ein Hochland von bedeutendem Umfange ſich ausdehnt, und aus ſteilen, koniſchen Hügeln und tiefen Thälern beſteht. Die größte Höhe beträgt jedoch nur 1100 Fuß. Die meiſten Berge ſind dürr und nackt, und der Boden im obern Lande überhaupt keineswegs tief, während er in den Niederungen kalkhaltig und leicht iſt, den Regen ſchnell einſaugt und gut angebaut wird. Es gibt nur Einen Sumpf, drei Meilen von St. Anns, der von der Fluth überſtrömt wird und der Geſundheit nachtheilig zu ſeyn ſcheint. Das Klima gleicht dem von St. Vincent, aber der Regen beträgt nur 58 Zoll jährlich, und der Thau iſt unbedeutend. Die Inſel iſt flach, dem Seewind offen, und obwohl das Thermometer 75 bis 87° F. (19 bis 24½° R.) wechſelt, fühlt man doch die Hitze nicht ſehr ſtark. Der vorherrſchende Wind iſt der Paſſatwind, von Nordoſten gegen Südoſten, der nach Sonnenaufgang beginnt, aber während der Nacht ſchwach iſt. Im Februar, März, April und Mai iſt der Paſſatwind ſtark und regelmäßig, das Klima geſund und angenehm, jedoch im Junius, Julius und Auguſt iſt es heiß und unangenehm, aber nicht ungeſund. Gegen Mitte Auguſts beginnt die Orkanzeit, aber dieſe Unfälle ſind nicht häufig. Während September, October und November ſind die Paſſatwinde ſchwach und unregelmäßig, es fällt ſchwerer Regen, und die Luft iſt allenthalben drückend.

Die holländiſche Niederlaſſung in Neu-Guinea.

(Fortſetzung.)

Die Naturforſcher, welche bei der Expedition ſich befanden, waren unermüdlich in ihren Nachforſchungen, und ihrem Eifer verdankt man den Bericht über die thieriſchen und vegetabiliſchen Erzeugniſſe in Tritons Bai und der Umgebung. Viele neue Varietäten von Vögeln wurden gefunden, nebſt einer Menge anderer ſchon beſchriebenen Arten. Paras diesvögel waren im Ueberfluſſe da, nicht allein von der den Europäern bereits bekannten Art, ſondern ganz neue Arten, die jedoch zu demſelben Geſchlechte gehörten. Königsvögel, Taucherkönige, Kakadus und eine Menge anderer bereicherte die Sammlung dieſer gefiederten Wunder. Tripang, bereits als ein Handelsartikel erwähnt, der von den Chineſen begierig geſucht wird, wurde auf der Küſte gefunden. Fiſche und Inſecten gab es in großer Menge, und man fand viele neue Arten. Kuskus und mehrere andere Arten von Kängurus ſchienen die einzigen vierfüßigen Thiere zu ſeyn, die in dem Lande heimiſch ſind, denn obwohl die Eingebornen auch Hunde und Schweine beſitzen, ſo waren ſie augenſcheinlich nur Abkömmlinge von eingeführten Thieren dieſer Arten. Nicht einen einzigen Affen fand man im Wald; auch konnte man kein Hausfedervieh finden, weder wildes noch zahmes, ob man es gleich nach frühern Berichten erwartete. Alligatoren finden ſich in der Bucht, ſie ſind aber wahrſcheinlich nicht ſehr zahlreich, da man während der Anweſenheit des Tritons in der Bai nur ein einziges dieſer Ungeheuer geſehen hatte. Schildkröten, Auſtern und andere Schalthiere wurden gefunden, darunter eins neue Varietät von Auſtern. Die Hauptfrüchte beſtanden in Kokosnüſſen, Piſangs, Jamboes, Papyas und kleinen Limonen; das Zuckerrohr blühte, und der Boden bringt Muscatnüſſe, Yams und Piſangfrüchte hervor. Außer dem Kokosnußbaume gibt es daſelbſt noch verſchiedene Bäume von großem Werthe, den Sagobaum, Maſſai, Beliskary, Roſamala, Eiſenbaum und Ebenholzbaum. Bei dem Aushauen des Gebüſches ſtießen die Arbeiter auf verſchiedene Bäume der letztern Art, von denen einige nahezu 5 Fuß im Durchmeſſer hatten, die nur mit großer Mühe gefällt werden konnten. Da die Schiffsvorräthe ſehr klein zu werden anfingen, wurden für die

Digitized by Google

Officiers Suppen aus Känguruh und Königsvögeln gekocht, für das Schiffsvolk vier Schildkröten, die man in der Bai fing, und die es mit Dank annahm. Schweine finden sich, wie sie hörten, im Innern des Landes; es wurden aber den Fremden keine zum Verkaufe gebracht, und sie mußten sich meist mit Fischen, Känguruh und Königsvögeln begnügen. Sämmtliche obengenannte Producte sind ganz Neu-Guinea gemeinsam, und es muß auffallen, daß die Eingebornen, die doch gerade keinen Mangel an Verstand, auch keine Gleichgültigkeit für die Bequemlichkeiten und selbst den Luxus zeigten, in so vielen Sachen von Allem entblößt sind, was den Menschen von den Thieren unterscheidet. An dem Durga-Flusse fand man auch die Einwohner im Zustande der ärgsten Barbarei, aber sie waren doch begierig, sich die Mittel zu einer anständigern Kleidung zu verschaffen, während das Volk von Oeta, das doch schon einige Civilisation erreicht hat und nach weitern Verbesserungen strebt, unfähig schien, mehrere werthvolle Bodenerzeugnisse zu nützlichem Gebrauche zu verwenden, außer im Tauschhandel gegen fremde Waaren; sie waren gänzlich unerfahren in der Zurichtung von Kleiderzeug, und ihre mechanische Kunst beschränkt sich auf die Erbauung einfacher roher Hütten und Kähne, auf die Verfertigung von Waffen und einiger wenigen Zierrathen. Nichts sieht ärmlicher aus, als ein Dorf auf Oeta; die Hütten sind sehr zerbrechlich aus Bambus erbaut, mit Laub bedeckt, das in Matten geflochten ist, die Thore und Fenster sind nichts als viereckige Löcher, das Feuer brennt auf dem Boden. Einige dieser Wohnungen sind von beträchtlicher Länge und in Abtheilungen für verschiedene Familien getrennt; jede hat eine Thüre und jede kocht bei einem besondern Feuer, aber die einzelnen Abtheilungen sind nicht weiter getrennt, der Rauch kann nirgends hinaus als zu den Thüren, und machte diese Wohnungen unbewohnbar für alle, die diese Unbequemlichkeit nicht gewohnt waren, und die Europäer, die gastfreundlich zum Eintritt eingeladen waren, mußten ihre Gastwirthe bald wieder verlassen. Kein Hausgeräthe war zu finden, weder Töpfe, noch Pfannen, noch irgend ein Küchengeschirr; das Kochen bestand darin, daß Pisangfrüchte, Fische, Taubeneier am Feuer geröstet wurden. Einige der Häuser waren auf Pfählen erbaut, und länger als die, welche den Eingebornen gehörten; diese erhöhten Häuser gehören den Eremesen, welche sie bei ihren jährlichen Besuchen bewohnen. Das Volk am Octamata unterhält Hunde, die einer ausgearteten Race angehören, und sehr mager und häßlich sind; auch besaßen sie Schweine, die sie aber nur ungern hergeben, und wenn es einem der Herren der Expedition gelungen war, ein Schwein für eine große Quantität Linnenwaaren zu kaufen, so konnte er es nicht fortnehmen, ohne bitterliche Wehklagen der Reue darüber zu hören, daß sie dasselbe hergegeben hatten. Fische und Taubeneier sind, wie es scheint, außer Früchten und Kräutern, die einzige Nahrung der Eingebornen; sie besitzen einen sehr großen Reichthum nahrhafter Gewächse. Unter den letztern fand ein Botaniker die Zana pinnatifida, die, in der Sonne getrocknet und nachher in glühender Asche geröstet, große Aehnlichkeit mit der Kartoffel hat; dieß ist eine Pflanze, welche auf allen südlichen Inseln vorkommt, wo sie auf die obengenannte Art zubereitet wird. Die ganze Gegend war schön bewaldet, und am Octamata sah man eine Reihe von sehr hohen Bergen, zwei der höchsten zeigen auf ihren Gipfeln sehr malerische Plateaus. Diese Berge waren meist unsichtbar während des Tages, aber früh Morgens und Abends nach Sonnenuntergang kamen sie in aller ihrer Pracht zum Vorschein, von Wolken umlagert und scheinbar bis in den Himmel ragend. Viele glaubten auf diesen Gebirgen Schnee zu sehen, Andere jedoch waren der Meinung, daß diese von Wolken getäuscht worden seyen, die häufig den Berggipfeln ein flockiges Ansehen geben.

Der Boden des Landes an der Tritons-Bai wurde als gut beschrieben, aber wie es nur zu häufig bei dem ersten Anbau eines Bodens geht, so war auch hier die Sterblichkeit im Anfange der Niederlassung unter den Ansiedlern sehr bedeutend. Theilweise hatte die Krankheit ohne Zweifel ihren Ursprung in dem Mangel gehöriger Lebensmittel während der rauhern Witterung. Vom 11 Julius bis 7 August war die Atmosphäre kalt, neblig und trübe; die nördlich und westlich gelegenen Berge waren unaufhörlich mit tiefgehenden, schweren Wolken umzogen. Außerdem hatten die Fremden mit der Malaria zu kämpfen, die bei Lichtung des Waldes sich ergab. Der Dunst, bisher zurückgehalten durch das dichte Laubwerk, das eine für die Sonne ganz undurchdringliches Schutzdach bildete, stieg nun plötzlich empor, und breitete sich ringsumher aus, da es an freiem Zugange, durch welchen ein frischer Luftzug hätte durchstreichen können, mangelte. Kaum hatte das dunstige Wetter nachgelassen, als sich auch die Krankheit merklich verminderte; es kamen keine neuen Todesfälle vor, und die Kranken fühlten sich erleichtert. Im Innern war jedoch die Sterblichkeit schrecklich; mit diesem Sumpffieber trat auch Wassersucht und Skorbut auf, und in Folge dieser traurigen Umstände herrschte eine allgemeine Muthlosigkeit unter dem Schiffsvolke. Fische waren die einzige frische Nahrung, die man haben konnte, und die Officiere mußten ihrem Mittagsmahle gesalzenes Ochsen- und Schweinefleisch zusetzen, das zu den Schiffsvorräthen gehörte. Diese Herren theilten ihre Vogelsuppen und andere wohlschmeckende Dinge mit den Kranken, während der Commandant alle seine Vorräthe hergab, mit Ausnahme einer gewissen Quantität, die zu einem bei der Eröffnung des Forts zu haltenden Festmahle bestimmt war. Ein Schiff, das von Amboyna ankam, mit einer willkommenen Zufuhr frischer Nahrungsmittel und sonstiger Schiffsvorräthe, brachte zugleich interessante Berichte über die wahrscheinliche Gegend von Lapeyrouse's Unglück. Die Leute behaupteten, daß die französische Corvette „Astrolabe" in Amboyna angekommen sey, nachdem sie ihre Entdeckungsreise in die Südsee vollendet hatte. Die Mannschaft hatte während der hydrographischen Aufnahme viel von Krankheit gelitten, und nur eine kleine Zahl blieb übrig. Die Spuren, die, wie man meinte, auf den Ort der Katastrophe, die ganz Europa so lange interessirt hatte, hinweisen, wurden auf Manicolo entdeckt, einer Insel, die nördlich von den neuen Hebriden liegt: sie bestanden in zwei Ankern, zwei Drehbassen und dem Handgriff eines Schwertes oder Dolches. Aus dem Bau der Kanonen und dem auf ihnen bezeichneten Datum schloß man, daß sie Peyrouse gehört hatten, und daß ihn an dieser Stelle sein Schicksal ereilt haben müsse.

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 84 u. 85** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Der französische Volksdichter Theodore Lebreton. — Luthers Eltern. Dramatische Skizze von W. S. Lander. — Silvio Pellico. (Schluß.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande gewidmeten Literaturblattes, von welchem wöchentlich 1–2 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmen des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 4 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 267.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 September 1838.

Die Journale und Revuen der Franzosen.

Die gewöhnliche Lectüre der großen Mehrzahl des französischen Volkes machen nicht Bücher, sondern die Journale und Revuen aus. Daß die Journale, namentlich die politischen, in einem Lande wie Frankreich von großer Wichtigkeit sind, braucht nicht erst erwähnt zu werden. Ihre Anzahl vermehrt sich täglich, so daß die Concurrenz vielleicht in keinem Industriezweige größer ist als in dem Journalismus; denn das darf Niemanden wundern, wenn man auch hier den Gesichtspunkt der Industrie nicht aus dem Auge verliert. Doch damit ist keineswegs gesagt, daß bei den politischen Journalen nur industrielle Rücksichten in Betracht kommen. Ein neu aufkommendes Journal muß eine bestimmte Farbe oder bedeutende Modificationen einer bestimmten Farbe zeigen; es muß dem Unternehmen eine Idee, eine Ueberzeugung zu Grunde liegen. Diese erzeugen sich unvermerkt in den Massen, und sobald sie zu einiger Consistenz gelangt sind, finden sich auch Repräsentanten derselben unter den Gebildetsten der Nation, die sich nun besprechen und zusammenthun, um dieselben wirksam zu machen. Die große Caution, die jedes neu aufkommende Journal stellen muß, der außerordentliche Kostenaufwand, welcher erforderlich ist, um die Sache in Gang zu setzen und zu erhalten, erfordern Capitalien, deren Herbeischaffung die politische Frage nothwendig in eine Finanz- und Industriefrage verwandelt. Wenn die Meinung oder das ausgesprochene System des zu gründenden Journals seine Wurzel im ganzen Volke oder in einem großen Theile desselben hat, wenn ferner die Redactoren selbst entweder populäre oder überhaupt gepriesene Namen sind, so finden sich leicht Actionäre. Allein auf bloße Namen hin hält sich noch kein Journal; wenn die Nummern nicht nach Wunsch derjenigen ausfallen, deren System darin vertreten werden soll, und wenn die literarische Seite und die äußere Ausstattung den Geschmack des Publicums nicht befriedigt, so geht es alsbald unter. In Bezug auf Styl sind die politischen Journale von einiger Bedeutung überhaupt bewunderungswürdig. Einfachheit, Klarheit, Anmuth und Kraft finden sich hier in einer seltenen Weise vereinigt. Es gilt dieses besonders von den leitenden Artikeln. Auf den bloßen Grund des Inhaltes geht hier nichts durch; auch die Form muß die strengsten Anforderungen der Kritik befriedigen. Man kann sich in der That nicht genug wundern über das literarische Verdienst dieser Artikel, wenn man bedenkt, daß die meisten derselben unmittelbar aus der Feder in die Druckerei gehen, so daß sie als Improvisationen betrachtet werden können. Die Fertigkeit der Redactoren der politischen Journale im Concipiren und Ausführen gränzt ans Unglaubliche. Oft werden durch unvorhergesehene Umstände nur wenige Augenblicke vor dem Vertheilen der Blätter Artikel nothwendig, an deren Wirkung unendlich viel gelegen ist. In diesen Fällen vernachlässigt kein Hauptjournal die ihm gebotene Gelegenheit, seine Sache würdig zu vertreten. Ich meinestheils verweile immer mit besonderer Liebe bei Artikeln dieser Art, weil ich darin nicht bloß die Ideen des betreffenden Journals am deutlichsten ausgesprochen finde, sondern weil ich auch zugleich darin die Hauptinteressen der Nation ohne fremde Zuthat in ihrer ganzen Wahrheit erblicke. Nur wer in Stand gesetzt ist, dem Gange der Begebenheiten genau zu folgen, wird diese Seite der Journale gehörig würdigen.

Da die politischen Journale so verschiedene Ansichten und Interessen zu vertreten haben, so müssen sie nothwendig täglich mit einander ins Gedränge kommen, und die Polemik ist unvermeidlich. Hier zeigt sich die Freimüthigkeit und der Witz des französischen Volkes in ihrem wahren Glanze; aber auch die List und die Sophismen finden hier ihre Stelle. Es gibt schwerlich ein Journal, das nicht je zuweilen zu der einen oder der andern seine Zuflucht nähme. Am häufigsten thun es die ministeriellen Journale, deren Stellung den unabhängigen gegenüber in jeder Beziehung eine höchst mißliche ist, da die Verfasser ihrer Artikel selten von der Wahrheit und Gerechtigkeit desjenigen, was sie behaupten, überzeugt sind. Aber auch selbst, wenn dieß der Fall ist, haben sie gewöhnlich so viele Rücksichten nach oben, nach unten, nach beiden Seiten, so wie vorwärts und rückwärts, daß etwas Scharfes, Treffendes, Pikantes oder Ergreifendes selten zum Vorschein kommt. Dem kräftigen Angriff der Opposition, der einfachen Darlegung des Thatbestandes und dem Epigramme können sie nur Erklärungen, Homilien

Digitized by Google

und andächtige Exclamationen entgegenhalten; aber auch hier zeigt sich in der Regel viel Kunst in der Darstellung, und wenn glatte Phrasen und künstliche Phrasensysteme den Redner machten, so könnte man die ministeriellen und dynastischen Journale als Rednerbühnen ansehen. In der Polemik der politischen Journale verdient besonders der feine Ton, mit dem sie sich gegenseitig die härtesten Dinge sagen, Beachtung. Die französischen Journalisten übertreffen in dieser Beziehung alle Nationen ohne Unterschied; die Engländer, deren Freimüthigkeit nur gar zu oft als Grobheit und Plumpheit erscheint, können durchaus nicht mit ihnen verglichen werden. Der gute Ton und der Witz sind den Franzosen von Haus aus mitgegeben; wie wäre es möglich, daß die politischen Journalisten diese angestammten Vorzüge nicht zeigten. Der Witz aber und der gute Ton arten leicht in Effecthascherei aus, und man muß gestehen, daß die Journale nicht immer frei sind von diesen Fehlern; allein man wird in dieser Beziehung weit seltener berechtigt seyn, an denselben Ausstellungen zu machen, als dieß bei andern literarischen Erzeugnissen der Fall ist. Die kurze Frist, die dem Publicisten eingeräumt ist, um seine Artikel anzufertigen, entrückt ihn der Gefahr, auf Wortspiele und manierirte Darstellung auszugehen, wenn die in Rede stehenden Interessen, welche oft mächtige Leidenschaften anregen, nicht ohnehin so was unmöglich machten. Durch das Zusammenwirken dieser beiden Umstände wird der Schriftsteller genöthigt, den einfachsten, natürlichsten und kürzesten Ausdruck zur Mittheilung seines Gedankens zu wählen und manchmal zu schaffen. Wer die französische Sprache in ihrer Fortbildung kennen lernen will, lese nur die Journale; wer einen Begriff von ächt nationaler Darstellung, namentlich der französischen Prosa, haben will, muß sich denselben ebenfalls hier verschaffen. Man spricht so viel von der Armuth der französischen Sprache; ich meines Theils kann diesem Urtheile im Allgemeinen nicht beistimmen. Um hier nur bei den Journalen stehen zu bleiben, sieht sich nicht jeder Unbefangene zu dem Geständnisse genöthigt, daß sich der französische Journalist über das, wovon er seine Leser unterrichten will, mindestens eben so bestimmt, eben so klar und erschöpfend ausdrückt, als dieß ein Deutscher zu thun vermag? Und was die Schönheit der Diction anbelangt, halten die französischen Journale etwa nicht den Vergleich aus mit den deutschen? Die Moralisten sagen, nur der sey als reich anzusehen, der seine Güter zu gebrauchen wisse; derjenige dagegen, der dieselben nicht zu gebrauchen wisse, sey als arm zu betrachten. Wenn man die deutsche Prosa der Journale mit der französischen zusammenhält, so wird man bald inne werden, daß die erstere keineswegs Ursache hat über ihre Armuth zu erröthen; wogegen die deutsche, ungeachtet ihres großen Vorraths an Material, selten die rechten Lappen zu einem erträglichen Kleide zusammenbringt.

Kein politisches Journal ist ausschließlich der Politik gewidmet. Es werden vielmehr in den Journalen alle Gegenstände besprochen, die von Interesse für die ganze Gesellschaft oder für einzelne Classen der Gesellschaft sind. Hier sieht man hauptsächlich bei der Auswahl der Materien, ob dieselben zeitgemäß seyen und ob ihre Besprechung durch irgend eine Begebenheit oder äußere Erscheinung motivirt sey. Ackerbau, Handel, Gewerbe, Kunst, Wissenschaft und Literatur sind die gewöhnlichen Titel, welche außer der Politik noch in Betracht kommen. Alles auf die drei ersten Titel Bezügliche wird in den Spalten abgethan; die drei letzten dagegen finden ihre Stelle gewöhnlich im Feuilleton, manchmal aber auch werden sie in einer besondern Abtheilung: Variétés, besprochen. In Bezug auf das Feuilleton und die Variétés ist zu bemerken, daß in der Regel namhafte Schriftsteller für dieselben arbeiten. Da man aber bemerkt hat, daß auch die gepriesensten Schriftsteller nicht immer inspirirt sind, wenn sie schreiben, so fanden mehrere Redactionen für gut, hinsichtlich des Feuilletons eine Concurrenz zu eröffnen, die jungen Schriftstellern oft sehr zu statten kommt. Dabei befanden sich die Leser keineswegs schlecht, und die Journale wurden unabhängig von den Launen eigenliebiger Aristarche. Die besten Journale gingen nun noch weiter und vertrauten die Artikel des Feuilletons Männern an, die eine genaue Kenntniß der darin zu besprechenden Gegenstände hatten. Auch dabei gewann die Darstellung offenbar. Indessen ist dieß nur bei den Journalen ersten Ranges der Fall. In der Regel richten auf das Feuilleton solche Leute ihr Augenmerk, welche sich entweder kein besonderes Fach wählen konnten oder wollten. Da sie keine Vorliebe und keine Vorurtheile haben, so machen sie sich an Alles, was ihnen unter die Finger fällt. Heute beurtheilen sie Gemälde, morgen eine Oper, übermorgen eine Bildsäule, später eine musikalische Messe, ein öffentliches Gebäude, ein Vaudeville, einen Roman u. s. w. ins Unendliche. Am drolligsten nehmen sich die wissenschaftlichen Feuilletons dieser universalen Gliedermänner aus. Daß die Sprache dieser Artikel mit der Geistesarmuth ihrer Verfasser häufig im richtigen Verhältnisse steht, ist natürlich. Das Gesuchte und Abenteuerliche tritt hier gar zu grell hervor, und die angebrachten Witze und Wortspiele stehen oft als Zeugen da, daß die Verfasser nicht recht bei Troste sind. Wenn ich vorhin bemerkte, wie unvortheilhaft sich die politischen Journale der Deutschen in Bezug auf Darstellung vor den französischen ausnehmen, so muß ich hier gestehen, daß das Feuilleton der Franzosen keineswegs mit den gediegenen Kunst- und Literaturblättern der Deutschen den Vergleich aushält. Die deutschen Kunstrichter und Kritiker besitzen gewöhnlich eine allseitige Bildung und sind von den respectiven Fächern, über welche sie schreiben, ganz durchdrungen. Ihre Darstellung ist in der Regel lobenswerth. Der Deutlichkeit könnten sich freilich die meisten etwas mehr bestreben, denn die Tiefe eines Artikels wird doch Niemand in der Dunkelheit desselben suchen wollen. Auch wäre es zu wünschen, daß sich diese Herren nicht zu sehr in dem Gebrauche von philosophischen Ausdrücken gefielen, wie sie jedesmal die jüngste Schule ausprägt; denn ehe der Deutsche mit dem Sinne derselben vertraut wird, machen sie neuen Platz, um sich zu den Quidditäten der Scholastik zu begeben. In dieser Hinsicht kann man dem Feuilleton der Franzosen keine Vorwürfe machen; denn selbst diejenigen Artikel, welche von Philosophen herrühren, affectiren niemals eine besondere Sprache. Die Sprache aller Franzosen genügt, um auch neue Vorstellungen in Umlauf zu bringen.

Digitized by Google

Besonders charakteristisch sind in den Pariser Journalen die Anzeigen. Sie besagen nicht bloß, daß dieses oder jenes bei diesem oder jenem zu haben ist, sie sagen auch, wie und wie lange es zu haben ist, und das in einer Weise, daß jeder, der die Anzeige gelesen hat, Lust bekommt, sich an Ort und Stelle zu begeben. In prahlerischen Redensarten kann die Menschheit überhaupt nicht weiter gehen als in diesen Anzeigen geschieht, es sey denn in den englischen und amerikanischen Blättern, die an derber Marktschreierei dem französischen Industrialismus weit überlegen sind. Die sich auf Kunst, Literatur und Wissenschaft beziehenden Anzeigen haben hinsichtlich des Tones, worin sie abgefaßt sind, nichts vor denen, die sich auf gewöhnliche Dinge beziehen, voraus. Für die Anzeigen der letztern Art gibt es sogenannte Redactionsbureaus, wo man sich die Anzeigen von jedem Formate bestellt. Die aus diesen Anstalten hervorgegangenen Anzeigen nöthigen dem Leser gewöhnlich ein sanftes Lächeln ab, und er söhnt sich leicht mit dem zudringlichen Eigennutze aus, weil die Art und Weise, wie er seine Sache an den Mann zu bringen sucht, fein ist und witzig.

(Schluß folgt.)

Griechische Alterthümer.

Die Litterary Gazette theilt einen Brief von M. Raoul Rochette mit, den dieser, mit einer archäologischen Sendung nach Griechenland betraut, an den Minister des öffentlichen Unterrichts geschickt, und der im Wesentlichen Folgendes enthält:

Athen, am 2ten Mai 1838.

Ich habe bis jetzt gezögert an Sie zu schreiben, da ich glaubte, mein Aufenthalt in Athen würde mir eine passende Veranlassung geben, einiges Nähere über meine Reise mitzutheilen, das für Sie von Interesse seyn könnte. Sie wissen, daß ich die Absicht hatte, mich direct nach Athen zu begeben, und der Meinung war, um so schneller das Ziel meiner Reise zu erreichen, wenn ich in einem unserer Dampfboote die Ueberfahrt machte. Doch das war nicht der Fall. Als ich in Syra anlam, traf ich nur ein Schiff von Alexandria, und wäre daher gezwungen gewesen, eine zehntägige Quarantäne im Piräus auszuhalten. Das schien mir hart, zehn Tage im Lazareth zu verlieren, als käme ich von Aegypten, anstatt aus Frankreich, und eine Reise im Osten mit der Quarantäne anzufangen, statt damit zu endigen. Daher zog ich es vor, die zehn Tage in Syra zu bleiben, und suchte meine Zeit so zu verwenden, daß sie für meine Sendung nicht ganz verloren wäre.

Syra, das Syrus der Alten und Vaterland des Pherecydes, ist eine Insel, die in frühern Zeiten nie weder Wichtigkeit, noch Berühmtheit erlangte, und die Art von Wohlstand, dessen sie sich jetzt erfreut, Ereignissen der neuern Zeit verdankt. So ist sie, da sie mitten in den Cykladen liegt, der Ueberfahrtsort nach allen Seehäfen der Levante; doch die Reisenden verweilen hier nur so lange, bis sie ein Schiff erhalten, das sie nach einer neuen Richtung hinführt. Die meisten Reisenden, Gelehrte und Andere, die in Syra landen, gehen nur durch, ohne zu fragen, was sie Interessantes enthalte. Da ich nichts Anderes zu thun hatte während meines zehntägigen Aufenthalts daselbst, so verdanke ich diesem Umstande meine Bekanntschaft mit einer Sammlung antiker Marmore, die erst vor kurzem in Syra sich gebildet hat, von denen einige aus Syra selbst, andere aus den benachbarten Inseln sind. Diese Sammlung ist bis jetzt, wie ich glaube, nicht allein nicht erwähnt worden, sondern auch in Syra selbst unbekannt geblieben. Sie besteht aus Inschriften und Basreliefs, besonders von Grabmälern. Einige der Basreliefs scheinen mir der öffentlichen Bekanntmachung werth, und ich ließ sie von einem Architekten, Hrn. Morey, der mich begleitete, abzeichnen, während ich die Inschriften, die sämmtlich griechische sind, abschrieb. Eine derselben, die der ehemaligen Republik von Syrus angehört, ist interessant und wichtig in mehr als einer Hinsicht. Ich erkannte in ihr das Piedestal einer Statue zu Ehren des Kaisers Adrian, wahrscheinlich von Delos hieher gebracht — ein trefflicher Marmor, der die griechische Inschrift noch unverkürzt enthält. Das Piedestal ist in neuerer Zeit in einen Taufstein verwandelt worden, und steht in einem Winkel des Porticus, der die Hauptkirche umgibt. Noch interessanter ist der Umstand, daß in einigen Theilen der Stadt, am Felsen selbst, auf dem sie liegt, Reste von Inschriften gefunden werden, welche wohl genauere Nachforschungen verdienten. Erlauben Sie mir, Ihnen ein Beispiel zu geben, das gewiß den Alterthumskennern von hohem Interesse seyn wird. Es ist eine Inschrift,

ATHÊNAS
PHRA

welche in schönen attischen Charakteren in einem Theile der Stadt, der die „fünf Mühlen" heißt, im nackten Felsen eingegraben ist. Wenn ich nicht irre, so sind die Buchstaben PHRA der Anfang des Wortes Phratia, ein Beiname, den nach Plato Minerva (Athena) besonders in Athen führte, oder diese Buchstaben geben das Wort Phration, und zeigen den Sitz des alten Phratium, nämlich den Ort an, wo die Mitglieder der Phratia sich versammelten, oder der religiösen Gesellschaft, die sich unter den Auspicien der Minerva Phratia (Athena Phratia) bildeten. In jeder dieser Beziehungen ist die fragliche Inschrift, so in den Felsen eingegraben mit attischen Buchstaben, neu und interessant.

An demselben Felsen, etwas entfernt davon und in ähnlicher Schrift, stehen die Buchstaben NOS, die wahrscheinlich die Endsylbe des Wortes Apollo NOS sind. Sie erinnerten mich an eine Stelle des Plato, die ich später nachweisen werde, in welcher er von der Verehrung spricht, die von den Joniern und namentlich von den Athenern allgemein dem Apollon Patrous und der Minerva Phratia erwiesen wurde. Ich konnte nicht umhin, in diesen beiden Bruchstücken von Inscriptionen am Felsen von Syra ein Denkmal dieser doppelten Verehrung zu erkennen. Ich habe nicht Muße genug diesen Gedanken vollständig zu verfolgen, auch mangeln mir die Bücher, um ihn gehörig zu erweisen; doch schien mir dieses Beispiel, das sich mir gleich beim Beginn meiner Reise darbot, werth, Ihnen vorgelegt zu werden, wäre es auch nur als ein Beweis, welche Aufmerksamkeit überall erfordert wird, wenn man auf griechischem Boden ist, und doch hat es Tournefort, der sorgfältige und scharfsinnige Tournefort, der die Cykladen auf einer botanischen Excursion durchwanderte, übersehen. Daneben habe ich meinen Aufenthalt in Syra auf gleich nützliche Weise zu einem kurzen Ausfluge nach Myconi und Delos benutzt. Auf der ersten dieser Inseln fand ich mehr als ein interessantes Denkmal zu zeichnen und zu beschreiben, und erhielt eine schöne griechische Inschrift für unsere Antikensammlung, die auf zwei Seiten eines Stücks rothen Marmors eingegraben ist. Der Marmor kam von Delos, und die Inschrift

Digitized by Google

gehört in eine schöne Epoche, und einem eben so neuen als interessanten Gegenstand. Auch in Delos nahm ich Abschrift von einigen Inschriften, und habe Nachforschungen angefangen, die ich bei meinem nächsten Besuche fortsetzen werde. Aber die Menge der Ruinen, welche fast den ganzen Boden dieser heiligen Insel bedecken, ist so beträchtlich, daß es einen ganzen Monat und hundert Arbeitsleute erfordern würde, die fortdauernd graben müßten, um so manches vergrabene Monument zu Tage zu fördern. Doch das ist nur eine Sache für die Regierung, ein Unternehmen, das ich mir die Freiheit genommen habe, dem König Otto zu empfehlen, der Ausgrabungen in Delphi veranstalten will, und gewiß nicht weniger Schätze in Delos finden würde.

(Schluß folgt.)

Die holländische Niederlassung in Neu-Guinea.

(Schluß.)

Nachdem man die Ueberzeugung gefaßt hatte, daß der Gesundheitszustand der Mannschaft es erlauben würde, schritten die Befehlshaber der Expedition zur Eröffnung des Forts am 24 August, dem Geburtstage des Königs der Niederlande. Zu gleicher Zeit schickte sich die Garnison an, die holländische Flagge mit jeder möglichen Feierlichkeit aufzuziehen. Die Schiffe wurden mit einer Unzahl von Flaggen und Wimpeln verziert, und mit dem Schlage 11 Uhr, als der Commandant in sein neues Gouvernement abging, salutirten sie mit 21 Kanonenschüssen, welchen eine gleiche Zahl vom Fort antwortete. Die benachbarten Papua-Häuptlinge waren bereits auf der Küste versammelt, und die Garnison mit so viel von der Schiffsmannschaft, als man auftreiben konnte, zog in militärischer Parade auf mit ihren Officieren, um die Proclamation zu hören. Das Manifest erklärte, daß der Commandant von der indischen Regierung angewiesen sey, von der Westküste Neu-Guinea's im Namen des Königs der Niederlande, sammt dem Lande, das sie in sich begreift, von dem 141sten Meridian an der Südküste bis zum Cap der guten Hoffnung, der nordwestlichen Spitze der Insel, Besitz zu nehmen, ausgenommen die Districte von Mamany Karondessa, Ambaressura und Ambaryon, die von dem Sultan von Tidor angesprochen wurden. Am Schlusse der Proclamation ließen die Europäer einen dreimaligen Vivatruf erschallen. Jetzt wurde die holländische Flagge aufgezogen, und diese Ceremonie wurde begleitet mit dem königlichen Gruß von 101 Kanonenschüssen, die auf den Schiffen anfingen und von den Batterien des Forts beendigt wurden. Die Verträge zwischen der holländischen Regierung und den Häuptlingen der Eingebornen wurden nun vorgelesen; die Papuas versprachen ihrerseits der neuen Regierung Gehorsam, während die Holländer den eingebornen Unterthanen väterlichen Schutz und Sorge zusagten. Die drei vornehmsten Häuptlinge wurden in ihrem Rang als Häuptler oder Könige verschiedener Districte bestätigt, und leisteten ihren Eid, indem sie sich anheischig machten, bei allen Gelegenheiten ihren europäischen Verbündeten gegen ihre Feinde beizustehen. Außer den Geschenken, die sie Tags zuvor empfangen hatten, wurden sie mit rothen Kabyas geschmückt, und Stöcke mit silbernen Knöpfen, auf welchen das holländische Wappen eingegraben war, wurden ihnen überreicht. Jeder bekam seine Bestätigung schriftlich, und das Document war mit einem Siegel versehen. Nachdem diese Präliminarien zu Ende waren, wurden sämmtliche Häuptlinge der Eingebornen eingeladen, an dem in dem Fort zubereiteten Mahle Theil zu nehmen, wobei sie aufs ängstlichste die Manieren der Europäer nachzuahmen suchten, indem sie Gesundheiten tranken und aus allen Kräften in die Toaste einstimmten. Nichts konnte ihnen in der That angenehmer seyn, als die aufgebrachten Toasts, indem sie sich dadurch noch mehr des guten Liqueurs versicherten, dem sie schon so eifrig ergeben waren. Das Trinken öffnete die Herzen der neubestätigten Monarchen in solchem Grade, daß sie jeden umarmten, der ihnen unter die Finger kam. Das Mahl war zwar keines der kostbarsten, aber doch das beste, das gerade möglich war; es bestand aus Fischen, die den Tag zuvor gefangen worden waren, Schweinefleisch und einer Gans, nebst verschieden zubereitetem Reis. Der Mangel an Zahl und Mannichfaltigkeit der Gerichte wurde durch den Ueberfluß von Wein aufgewogen; trotz der Freiheit jedoch, womit den Flaschen zugesprochen wurde, brach die Versammlung in guter Ordnung auf.

Die Beschreibung der Eingebornen von Neu-Guinea zeigt, daß die Niederlassung einer civilisirten Macht unter ihnen gute Folgen haben wird. Es ist sehr zu bedauern, daß unsere Bekanntschaft mit dieser großen, gewiß nicht unbedeutenden Insel bisher so beschränkt war. Drei Jahrhunderte sind verflossen seit der Entdeckung dieses ausgedehnten und für den Naturforscher gewiß interessanten Landes, das ganz nahe an den holländisch-ostindischen Besitzungen liegt, und doch blieben die Europäer ohne genaue Kunde ihrer geographischen Lage, und haben keine genaue Karte von der Küste. Die Holländer schreiben diesen Mangel an näherer Kunde dem Umstande zu, daß der Generalgouverneur von Brittisch-Indien auf mehrere Schiffe, die diesen Theil der Erde besuchten, und ihre Papiere Beschlag legte; aber sey es nun aus Indolenz oder wegen vorgefallener Angriffe, jedenfalls sind die Einwohner von Neu-Guinea von ihren europäischen Nachbarn ausnehmend vernachlässigt worden. Sie waren auch minder glücklich, als einige Inseln in ihrer Nachbarschaft, denn seit die auf die Niederlassung in der Tritons-Bai bezüglichen Details in Holland bekannt geworden waren, sind Nachrichten über sehr entfernte Inseln des indischen Archipelagus nach Europa gedrungen. Diese Nachrichten sagen, daß die Eingebornen, obwohl noch nie gesehen oder besucht von Europäern, durch die Bemühungen holländischer Missionäre, die in andern Gegenden sich niedergelassen hatten, eine Bekanntschaft mit dem besten und reinsten Christenthum, nebst Unterweisung in mancherlei nützlichen Künsten erhalten hätten. Der jetzt zwischen der Colonie an der Tritons-Bai und den Nachbarinseln bestehende Verkehr hat die Nachrichten über Arru und die anliegenden Länder berichtigt, indem Bugis-Kaufleute einigen der zuletzt in dem indischen Archipelagus befindlichen Reisenden eine genaue Beschreibung dieser Völker machten. Man kann Alles erwarten von einem unternehmenden Volke, das begierig nach Verbesserungen und geneigt zu weitgreifenden Handelsspeculationen ist, und das wenigstens einem großen Theil nach sich vor den Uebeln bewahrt hat, welche aus der mohammedanischen Religion, wie sie von den Arabern gepredigt wird, gewöhnlich entspringen. All' das Böse, das in dem malayischen Charakter liegt, kann den Lehren zugeschrieben werden, die Laster und Tugend vermengen, und Plünderung und Mord, sobald sie zur Ehre des Propheten geschehen, als verdienstliche Handlungen darstellen.

Nach einem Schreiben aus New-York vom 4 August in der Litterary Gazette vom 8 September ist in Neu-Orleans eine Dampfschifffahrts-Compagnie ins Leben getreten, um regelmäßige Fahrten zwischen Liverpool und jener Stadt einzurichten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 268.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 September 1838.

Die griechische Braut.

(Aus Urquharts Reisen in Rumelien.)

Ich war, erzählt Urquhart, in Atheto der Gast des Primaten. Er hatte in der Empörung zwei Söhne verloren und zwei Töchter mit sich auf seiner Flucht nach Griechenland genommen, von denen nur Eine noch am Leben war, ein 18jähriges Mädchen, das trotz meiner Protestationen niemand Anderm erlaubte, mir Kaffee zu geben oder Wasser vor und nach dem Essen über die Hände zu gießen. Ich will sie nicht beschreiben, sondern nur sagen, daß sie 18 Jahre alt und eine Griechin war. Blühend war sie nicht, denn man sah in ihrem starren Auge eine Spur von Kummer und Leiden, welche die natürliche Folge der Gefahren seyn mochten, unter denen sie erwachsen war, die aber gegen ihre jugendliche Kleidung, gegen die glänzenden Münzen, die ihre Stirn bedeckten, und die Goldplatten contrastirten, welche über ihre Brust hingen. Außer dem förmlichen Gruß beim Darbieten von Erfrischungen hörte ich nicht ein Wort von den Lippen dieses geheimnißvollen Wesens, aber sie war unermüdet in ihrer stillen Sorge für alle ihre gastwirthlichen Pflichten. Die Klephten und Seeräuber waren natürlich die Hauptobjecte meiner Fragen, und besonders die Bande, welche das Boot von Mitylene beraubt hatte. Wenn das Gespräch in ihres Vaters Hause darauf fiel, so pflegte sie sich zu nähern und zuzuhören, und einmal, als wir von der Leichtigkeit sprachen, mit der die Klephten abgeschnitten werden könnten, fiel mein Auge zufällig auf sie, und sie stand da, ein wahres Bild des Entsetzens. Ich dachte, sie sey durch die Erinnerung einer großen Gefahr, in der sie von Seiten dieser Bande gestanden, bewegt.

Den Morgen vor meiner Abreise war ich überrascht, beim Erwachen einen jungen Mann zu sehen, welcher der Länge nach auf der Schwelle einer Thüre, die in mein Zimmer öffnete, ausgestreckt lag. Er stand auf und entfernte sich, ohne daß ich eine Frage an ihn richtete. Einen Augenblick darauf öffnete sich die Thür, und Aglaë mit ihren reinen, milden Zügen erschien. Ich vermuthete nun, der junge Mann sey zur Wache des Gynäceum bestellt worden, was in einem, mit Europäern unbekannten, orientalischen Land eine unerhörte Vorsicht wäre, und mich auf diese Art zum Franken heruntersetzte; ich verlangte daher von dem Vater eine Erläuterung. Dieser antwortete mir nach einer kurzen Pause: „Ich bin ein sehr unglücklicher Mann, wir sind es alle gewesen, und ich nicht mehr als die andern, aber mein Unglück ist dauernder und tiefer, und ist gekommen, wann das der andern vorbei war, und seine Quelle ist in dem, worin ich das Glück meines Alters gehofft hatte.“ Hier unterbrach er sich, und ich fing an zu ahnen, daß Aglaë die geheime Ursache seines Kummers sey; aber was konnte sie begangen haben? Der alte Mann fuhr fort: „Ich hatte gehofft, daß du diesen jungen Mann nicht bemerken würdest, er ist nicht von meinem Blut, aber er gehört zu meiner Familie, und hat ein Gelübde gethan, jede Nacht vor der Thüre meiner Tochter zu schlafen.“ Dann erzählte er mir im Detail die Geschichte, welche ich hier im Auszug wieder gebe.

Bei dem Aufstand von Cassandra war der Primat von Atheto mit seiner Frau und zwei Töchtern nach Griechenland geflohen und hatte sich in das Haus des Primaten von Talanti im Golf von Volo begeben. Die beiden Familien waren bald in enger Freundschaft verbunden; der Primat von Talanti hatte zwei Söhne, deren älterer mit Aglaë, welche damals 14 Jahre alt war, versprochen war; er selbst war vier Jahre älter. Aber bald brach die Ueberschwemmung der zerstörenden Fluth auch über die Ebenen von Phocien und Böotien ein, Talanti wurde abwechselnd die Beute von Griechen und Türken, und die Flüchtlinge von Atheto mußten aufs neue die Ruinen ihrer adoptirten Heimath verlassen. Ihr Wirth und seine Familie flohen gegen Westen, während Aglaë und ihr Vater Mittel fanden, sich nach Salonich und von da später nach Atheto zu begeben. Da die beiden Familien nun gänzlich getrennt waren, so dachte mein Hausherr daran, seiner Tochter Versprech aufzulösen, und eine bessere Heurath in der Nähe zu schließen. Sein Freund in Talanti war derselben Ansicht, da seine Söhne sich in griechische Dienste begeben hatten, aber die jungen Leute waren nicht dieser Meinung, und der Vater war wahrscheinlich nicht die beste Quelle, die geheimen Botschaften zu erfahren, welche ihren Weg über das ägeische Meer fanden. Als er seiner Tochter seinen Entschluß ankündigte, sah sie ihm in die Augen und antwortete:

Digitized by Google

„Vater! du gabst meine Hand und hießest mich mein Herz geben, ich that es, jetzt ziehst du meine Hand zurück, aber ein gegebenes Herz kann nicht zurückgenommen werden.“ Der Vater dachte nach der Art der Väter, daß die Zeit es bessere und ihren Schmerz lindern werde. So gingen zwei Jahre hin, während er sich im Stillen schmeichelte, daß Aglaë ihren Bräutigam vergesse. Endlich machte er seine Wahl und bestimmte den Tag, wo der neue Bräutigam seiner Braut vorgestellt werden sollte.

(Schluß folgt.)

Die Journale und Revuen der Franzosen.

(Schluß.)

Unter dem Namen Revue versteht der Franzose eine Wochen- oder Monatschrift. Ohne mich hier auf eine genaue Aufzählung der verschiedenen Arten derselben einzulassen, will ich nur angeben, was der Franzose überhaupt von einer Revue erwartet, und wie von Seite der Redactoren diesen Ansprüchen genügt wird. Der Franzose hält nur das der Beachtung werth, was mit der Gegenwart in Verbindung steht oder in Verbindung gebracht werden kann. Die Frage über absoluten Werth oder Unwerth der Dinge erhebt er nie. Das Ding an sich, das dem Deutschen allenthalben so viel zu schaffen macht, ist ihm ein Unding. Die Welt mit Allem, was sie enthält, steht mit ihm selbst in unmittelbarer Beziehung und ist seinetwegen da, in so weit sie ihm dienen kann. Seine Philosophie besteht deßhalb immer in der genauen Ermittelung des Factisch-Gegebenen, und weise seyn heißt für ihn nichts Anderes, als die dem Individuum und der Gesellschaft zuträglichsten Anwendungen von dem Factischgegebenen zu machen. Den Menschen und die Gesellschaft verliert der Franzose nie aus dem Auge, es möge sich seine Forschung auf die nothwendigen Gesetze richten, nach denen das Weltall regiert wird, oder auf die Bestrebungen und Wünsche der menschlichen Brust. Wenn er die unermeßliche Anzahl lebender und lebloser Wesen beschreibt und classificirt, so geschieht es immer für den Menschen und mit Rücksicht auf ihn. Zerlegt er die verschiedenen Körper in ihre Bestandtheilen, und zeigt er ihr Verhalten zu einander, so geschieht es wieder mit Rücksicht auf die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse und Begierden. Die Wissenschaft an sich läßt er gelten, weil er die Erfahrung erworben hat, daß jede Wahrheit früh oder spät die Quelle irgend eines Vortheils für die Gesellschaft werden könne. Einer unabhängigen Stellung im Sinne der deutschen Dichter und Philosophen, die uns zu einer großartigen Weltansicht verhelfen soll, strebt der Franzose nicht leicht nach; selbst die großen Geister, welche im Besitze derselben sind, verhalten sich, als ob sie sie nicht besäßen. Wohl wissend, daß eine Weltansicht jedesmal als das Endergebniß aller erworbenen Erkenntnisse angesehen werden muß, hält es auch der Einsichtsvollste nicht der Mühe werth, die seinige auszusprechen, weil die Erfahrung aller Zeiten gezeigt hat, daß der menschliche Geist gar zu geneigt ist, solche Abstractionen als Inbegriff alles Wissens zu betrachten, und nach der einmal aufgestellten Regel die Welt mit allen ihren Gesetzen und Schätzen zu beurtheilen; ein Verfahren, das den Fortschritten der Künste und Wissenschaften die größten Hindernisse in den Weg legt und die Vervollkommnung menschlicher Einrichtungen immer erschwert, wenn nicht unmöglich macht. Dadurch aber, daß selbst die Häupter der Wissenschaft das Leben mit seinen Bedürfnissen so scharf ins Auge fassen, verliert die Wissenschaft nichts, sie gewinnt im Gegentheile. Es wäre ein Leichtes, nachzuweisen, wie hier im Schoße des Institutes die wichtigsten Probleme der Wissenschaft gestellt und gelöst wurden, in der Absicht, einem dringenden Bedürfniß der Gegenwart abzuhelfen, und wie ihm täglich die verschiedenen Capitel der Physik und Chemie die schönsten Erweiterungen und Berichtigungen der Anwendung derselben auf die Gewerbe verdanken. Daß das praktische Streben der Franzosen seine Nachtheile haben könne, will ich nicht in Abrede stellen; es hat häufig Einseitigkeit und Oberflächlichkeit der Individuen zur Folge; allein diese Nachtheile sind für die Entwicklung der Wissenschaft und des Lebens ohne allen Einfluß, während durch die Systemsucht gar zu leicht die Forschung und das Leben ins Stocken gerathen.

Daß demnach jede Revue eine praktische Tendenz haben müsse, geht zur Genüge aus dem Gesagten hervor; eben so klar ist, daß, wie ich zu Anfang sagte, alle Materien, welche in den Revuen besprochen werden, mit einem Bedürfnisse der Gegenwart in Beziehung stehen oder gebracht werden müssen. Alles, was nicht zeitgemäß ist, wäre es auch das Vortrefflichste, kann in einer Revue eben so wenig als in einem Journal seine Stelle finden.

Die Revuen sind wegen ihrer vorherrschenden praktischen Tendenz an dieselben Stoffe gewiesen, wie die Journale. Was in den letztern als Artikel erscheint, kann in den erstern als Abhandlung untergebracht werden. Die Politik, welche ebenfalls hier ihre Stelle findet, spielt gewöhnlich hinter den Coulissen. Bald wird eine historische Uebersicht einer gewissen Epoche älterer oder neuerer Zeit, bald die Beleuchtung eines einzelnen Punktes in der vaterländischen Geschichte, bald die Zeichnung eines hervorragenden politischen Charakters mitgetheilt. Wer in diesen historisch-politischen Homilien reines Korn sucht, irrt sich sehr; sie sind immer in der Absicht verfaßt, irgend einem Systeme indirect das Wort zu reden. Geflissentliche Entstellung der Thatsachen oder einseitiges Vorführen derselben verschiebt allenthalben den rechten Gesichtspunkt, und setzt den Leser außer Stand, über Wahrheit und Unwahrheit der aufgestellten Behauptungen zu urtheilen. Dieser Umstand selbst ist der Verbreitung einer solchen Abhandlung durchaus nicht nachtheilig; die durch dieselbe veranlaßten Kritiken vermehren die Anzahl ihrer Leser. Die Ideen zu diesen Abhandlungen gehen meistens von hochgestellten Personen aus, und die Verfasser derselben sind selten etwas mehr als Werkzeuge. Das jetzige Ministerium läßt seine Meinungen und Absichten lieber durch Revuen als durch Journale offenbar werden. Allein diese Abhandlungen bleiben nicht immer unangefochten, und die Journale verändern dadurch keineswegs ihren Grundton. Die staatswirthschaftlichen Abhandlungen der Revuen ermangeln durchaus aller Tiefe und Wahrheit, weil

Digitized by Google

ſie durchgängig Inſpirationen derſelben Art ſind, wie die hiſtoriſchen Abhandlungen. Auch die Literatur empfindet dieſe fremden Einflüſſe ſehr, ſey es nun, daß ſich die Revue einen Rückblick auf die Erzeugniſſe der Vergangenheit oder einen Hinblick auf die der Gegenwart erlaubt. Aus dem Weſen der menſchlichen Natur wird ſelten eine Erſcheinung auf dem Gebiete der Literatur erklärt; die Veränderungen des öffentlichen und Privatlebens erſcheinen allenthalben als Urſachen der literariſchen Zuſtände, ſo wie das öffentliche und Privatleben nach der Anſicht der Kritiker in den Revuen als Zielpunkt angeſehen werden muß, dem ſich alle Eingebungen des Genie's zudrängen ſollen. Ein freies Schaffen des Geiſtes, wie es uns Goethe zeigt, iſt nach der franzöſiſchen Kunſtlehre nicht möglich. Unſer eigenes Weſen und das ewige Geſetz, das im Weltall waltet, kommt bei den Hervorbringungen der franzöſiſchen Dichter nur ausnahmsweiſe in Betracht, und wer die Kunſt im Sinne Schillers ſucht, ſieht ſich meiſt vergebens um in den Werken der claſſiſchen ſowohl, als auch der romantiſchen Schule. Lamartine, der Andächtige, verrichtet alle ſeine Gebete vor dem Spiegel, und alle Betrachtungen, die er über Gott ſchreibt, ſind den Bewegungen einer eitlen Frau zu vergleichen, die bei ihrer Toilette feſtſetzt, welche Miene und welche Körperhaltung ſie beim Gottesdienſte, den ſie zu beſuchen gedenkt, annehmen ſoll.

Auch die Anſichten über Erziehung und Unterricht, welche in den Revuen von Zeit zu Zeit mitgetheilt werden, enthalten ſelten einen verſtändigen Vorſchlag, weil man beinahe immer nur auf die Gegenwart und ſelten auf die Vergangenheit und Zukunft Rückſicht nimmt. Die Kunſt, in möglichſt kurzer Zeit ſich alle Kenntniſſe anzueignen, die irgend ein Stand erfordert, ſetzt manche Feder in Bewegung. Hier muß denn ſo oft getadelt und gelobt werden was man nicht kennt, und anempfohlen, was man nicht erprobt hat. Es iſt unglaublich, wie weit der Unverſtand und die Naſeweisheit in dieſer Hinſicht gehen können. Die Religion und das Kirchenweſen werden gegenwärtig ebenfalls ſehr häufig in den Revuen beſprochen. Die auf dieſe Dinge bezüglichen Artikel können, wie man ihnen auf den erſten Blick anſieht, unmöglich von Theologen herrühren, aber eben ſo wenig wird man ſie für Arbeiten von Philoſophen anerkennen wollen. In den Abhandlungen dieſer Art wird man nie eine Spur von irgend einem Grundſatze oder irgend einer Ueberzeugung entdecken; hier iſt Alles Redensart, Alles Fläche, und wenn die Religion keine andern Kämpen in Frankreich hat, als die Revuemänner, ſo iſt ſie zu bedauern. Daß die Abhandlungen über Induſtrie und Handel von großem Belang ſeyen, ſteht nach dem bereits Mitgetheilten kaum zu erwarten. Am poſſirlichſten jedoch nehmen ſich die Arbeiten über die Landökonomie aus. Leute, die oft kaum im Stande ſind, die Gerſte von dem Weizen zu unterſcheiden, machen Plane zu den durchgreifendſten agronomiſchen Reformen, und legen dieſelben dem Lande in einem Tone vor, den es nur der Unwiſſenheit gegeben iſt, anzuſtimmen, ſo wie er denn auch nur bei der Unwiſſenheit Anklang findet. Was die Mittheilung merkwürdiger Begebenheiten, die ſich im Laufe eines Monats oder einer Woche zugetragen haben, anbelangt, ſo kann man das Talent des Erzählers in denſelben nie genug bewundern. Der Franzoſe hat ein beſonderes Geſchick, die Züge der Wohlthätigkeit, Menſchenfreundlichkeit, kindlicher und elterlicher Liebe auf eine äußerſt gefällige Weiſe darzuſtellen.

Im Allgemeinen ſtehen die Abhandlungen der Revuen den Artikeln der Journale in Bezug auf Gründlichkeit und Gediegenheit weit nach, und in Bezug auf Styl kommen ſie denſelben ſelten gleich. Bei der großen Ausdehnung, welche die meiſten Abhandlungen der Revuen haben, vermißt man nicht ſelten logiſche Anordnung und jene Klarheit, welche man an den Journalen nicht genug bewundern kann. Mit den ernſthaften deutſchen Wochen- und Monatſchriften können ſie überhaupt nicht verglichen werden, viel weniger mit den eigentlichen Literaturzeitungen. Ihr Zweck iſt erreicht, wenn ſie über Alles, wovon man in den Cirkeln ſpricht, fließend und angenehm geſchrieben haben, und dieß zwar in der Abſicht, ihre Leſer in Stand zu ſetzen, ſich in vorkommenden Fällen über das Thema des Tages oder der Woche gehörig auszudrücken. Wie oft iſt mir begegnet, die Urtheile, welche ich bereits in dieſer oder jener Revue über einen Roman oder ein Drama geleſen hatte, auch in der Geſellſchaft und oft in denſelben Ausdrücken mit meinen beiden Ohren vernehmen zu müſſen. Dem Geſagten zufolge wird man begreiflich finden, daß die in den Revuen gebotenen Abhandlungen keine Anſprüche auf Unſterblichkeit machen.

Griechiſche Alterthümer.

(Schluß.)

Ich muß jetzt von Athen ſprechen, wenigſtens ſo weit ich es geſehen. Doch auch hier iſt der Stoff ſo reich, daß ich, wenn gleich erſt ſeit vierzehn Tagen beſchäftigt, doch ſchon einen ganzen Band füllen könnte. Sie wiſſen, daß die Akropolis das Heiligthum der alten Kunſt, wie der atheniſchen Religion war, und daß hier, ungeachtet aller Revolutionen und Unglücksfälle, welche Athen heimgeſucht und zerſtört haben, immer noch die ſchönſten Denkmäler, die wohl je von menſchlicher Hand ausgeführt wurden, gefunden werden. Durch einen Zufall, der nicht genug bewundert werden kann, hatten dieſe Denkmale während des letzten Kriegs, wo die Akropolis als Schlachtfeld zwiſchen den Griechen, die ſie beſetzt hielten, und den Türken diente, deren Batterien auf den benachbarten Bergen des Muſeums und des Pnyx errichtet waren, nur wenig gelitten. Doch ſeit Athen die Hauptſtadt Griechenlands geworden, hat das Gouvernement die Akropolis zu einem Gegenſtande beſonderer Sorgfalt gemacht, da es weiß, daß die Denkmale und Erinnerungen des alten Griechenlands eine der Hauptquellen des Intereſſes ſind, mit dem das *gelehrte* Europa das neue Griechenland betrachtet. Ihre Arbeiten begannen mit der Entfernung aller der barbariſchen Anbauten, welche die Zugänge zur Akropolis verſperrten. Die drei türkiſchen Batterien, die auf den Stufen in verſchiedener Höhe und ſelbſt mitten in den Propyläen errichtet waren, ſind demolirt; die Mauern an den Säulen der Façaden der Propyläen niedergeriſſen, ja man kann ſagen, daß der antike Boden überall über die Barbarei den Sieg davon getragen, wo ſie ſich niedergelaſſen hatte, und jetzt kann die prächtige Vorhalle der Akropolis, welche die alten Redner bei dem gänzlichen Mangel an Worten, ihre Bewunderung auszudrücken, nur mit dem Parthenon zu vergleichen pflegten, und ſie

Digitized by Google

gern mit diesem in Verbindung brachten, als wären beide von demselben Künstler gedacht worden, jetzt kann man sie ohne Hinderniß betreten und in allen ihren einzelnen Theilen studiren. Doch die Propyläen sind nicht alle frei und rein von allem fremdem Beiwerke; man hat noch mehr gethan: um sie sobald als möglich in ihrem Urzustande herzustellen, wurde ein großer Theil von den Bautrümmern der Propyläen entfernt, den die Türken bei ihren Befestigungen gebraucht hatten. Einige derselben sind schon wieder an ihren frühern Platz gebracht, andere liegen noch auf der Erde, wo sie leichter gemessen und näher untersucht werden können, so daß man hoffen darf, die Propyläen bald wieder den Zustand verlassen zu sehen, in dem sie so lange darniederlagen. Unter den interessantesten Erscheinungen, welche aus diesem doppelten Verfahren des Demolirens und Restaurirens hervorgegangen sind, muß ich besonders den kleinen Tempel der Siegesgöttin ohne Flügel bemerken, der so lange den Antiquaren ein Räthsel gewesen ist, wie ja auch die Propyläen selbst, vergraben in türkische Gebäude, ein Geheimniß blieben. Dieser kleine Tempel ist jetzt ganz gefunden mit seinen vier Säulen an den beiden Façaden und den Mauern seiner Cella an drei seiner Seiten. Jeder Marmorblock, bezeichnet mit dem Stempel der Zeit des Perikles, ist mitten aus der Masse von Mauerwerk hervorgesucht und an seinen alten Platz gesetzt worden. Eben so hat man auch die Skulpturen der Friese gefunden, die glücklicherweise der Hand des Lord Elgin dadurch entgingen, daß sie wie unbehauene Steine in einer andern Mauer verborgen waren; der einzige Dienst, den die Türken dem Alterthum leisten konnten.

Auf diese Weise wird der Tempel der Siegesgöttin ohne Flügel bald in all seiner Integrität hergestellt seyn: das Einzige, was noch fehlt, sind die vier Bruchstücke vom Fries, die jetzt in London sind; und England, das die Früchte von Lord Elgins Verfahren genossen hat, wird es gewiß nicht verweigern, den Griechen die Gypsabdrücke zu geben, die sie in Stand setzen, das Fries vollständig wieder zusammenzusetzen. Ich habe mit der größten Sorgfalt eine Zeichnung von diesem köstlichen Denkmal aus der Zeit des Perikles machen lassen, das uns so unerwartet wiedergegeben ist. Noch mehr, ich habe den König um einen Abdruck des neulich gefundenen Basrelief gebeten. Se. Majestät antwortete mir, daß es seine Absicht sey, eine Sammlung derselben dem französischen Gouvernement zum Geschenk zu machen; obgleich aber Architektur nicht in meiner Sendung begriffen ist, so habe ich doch das jonische Kapitäl mit seiner Unterlage mir verschafft, und dieses Geschenk wird gewiß unsere Ecole des beaux arts mit Dank annehmen; diese kostbaren Reste der griechischen und jonischen Ordnung werden eine Zierde unserer Galerie der Architektur bilden. Ich werde mir auch Modelle des Kapitäls und der Basis vom innern Porticus der Propyläen, ebenfalls von jonischer Ordnung, zu verschaffen suchen, in jeder Hinsicht höchst interessante Ueberreste für die Geschichte der alten Kunst, und durch die letzten Ausgrabungen fast ohne Fehler erhalten. Und um diese Reihe von Mustern zu vervollständigen, die alle in der höchsten Vollendung, gearbeitet nach den schönsten Denkmalen des alten Griechenlands, gedenke ich auch mir Modelle von zwei der jonischen Kapitäler des Erechtheion zu verschaffen, eines doppelten Tempels mit doppeltem Porticus, ein wahres Wunder aller Kunst, in dessen Bau drei verschiedene jonische Ordnungen enthalten sind, von denen wir, wie ich glaube, nur ein einziges Muster in unserer Galerie für Baukunst besitzen.

In dem Zustande, in welchem die Propyläen jetzt sind, mit dem Tempel der Victorie ohne Flügel vorne auf der linken Seite, und der Pinakothek, die die rechte Seite bildet, von der nur die Decke fehlt, deren vier bewundernswürdig gearbeitete Mauern aber noch unversehrt gefunden worden — bin ich im Stande im Ganzen und Einzelnen diese herrliche Vorhalle der Akropolis auf eine Weise zu entwerfen, die, ich zögere nicht zu behaupten, alle Werke seit Stuarts Zeit bis auf die unsere übertreffen wird.

Sobald wir, Hr. Morey und ich unsere Arbeiten über die Akropolis werden vollendet haben, gedenken wir eine nähere Besichtigung des Erechtheion vorzunehmen, das jetzt fast ganz frei und daher in einem Zustande ist, in welchem es noch von keinem Antiquar und Architekten vor uns gesehen worden. Mittelst der schon restaurirten Theile, wie der, die noch auf dem Boden herumliegen, kann ein richtigeres und vollständigeres Architekturstudium des Erechtheion vorgenommen werden, als je vorher; und wäre dieses Resultat auch das einzige meiner Reise, so wie es durch den Fleiß und das Talent des Hrn. Morey ausgeführt worden, so wäre sie schon von hohem Interesse für die Wissenschaft.

Auch das Parthenon hat in den letzten Jahren das griechische Gouvernement beschäftigt; doch leider steht es nicht mehr in der Macht dieses oder irgend eines andern Gouvernements in der Welt, die großen Zerstörungen, denen dieses Denkmal ausgesetzt gewesen, wieder gut zu machen, und Sie, wie ganz Europa, wissen, daß die größten und schmerzlichsten nicht durch die Kanonen der Venetianer oder die Barbarei der Türken herbeigeführt wurden. Die Moschee, die in einem Theile der Cella des Parthenon errichtet war, wird bald verschwinden, aber die Bildhauerarbeiten, die Lord Elgin vom Giebel und Fries abnehmen ließ, kommen nicht zurück, und hier entsteht eine furchtbare Lücke, die überall, doch nirgends so sehr als in Athen, gefühlt werden wird.

Um so viel als möglich diese Lücke auszufüllen, hat man Ausgrabungen in der Menge des Bauschuttes veranstaltet, der noch immer den Boden und die Zugänge des Parthenon bedeckt, und vier Fragmente des Frieses, wohl die schönsten, die existiren, sind glücklich gefunden worden, und obgleich lange in den Ruinen des Gebäudes begraben, haben sie doch nicht von den Angriffen der Zeit und der Barbarei gelitten. Diese Fragmente sind wahre Meisterwerke, alle von verschiedenem Charakter und Inhalt. Ich habe sorgfältige Zeichnungen von ihnen entwerfen lassen, und vom König Otto das Versprechen erhalten, daß Abdrücke dieser herrlichen Basreliefs mit denen des Frieses vom Tempel der Victoria nach Paris geschickt werden. So wird Paris bald im Stande seyn, an den herrlichsten Arbeiten seines Meisters die Kunst und den Geschmack des Phidias kennen zu lernen. Auch darf ich nicht vergessen zu sagen, daß bei einer im vorigen Jahr eröffneten Nachgrabung im südöstlichen Winkel der Hauptfaçade des Parthenon in einer Tiefe von ungefähr 12 Fuß zahlreiche Stücke des alten Tempels der Minerva gefunden wurden, der von den Persern verbrannt ward. Wahrscheinlich würden sie von den Griechen selbst als werthlos bei dem Bau des Parthenon unter der Verwaltung des Perikles vergraben. Aber diese Bruchstücke, werthlos für das alte Griechenland, sind für die Geschichte der Kunst kostbare Denkmale. Sie bestehen aus Ziegeln, Antefixas genannt, aus Bruchstücken von Karniesen und Friesen, und gebrannter farbiger Erde, authentische Denkmale für den Geschmack an bunter Architektur; eine archäologische Frage vom höchsten Interesse für Künstler und Antiquare. Ich habe Zeichnungen davon angefertigt und genau die Farben bemerkt, und die erste Frucht meiner Forschungen in Griechenland, die ich nach meiner Rückkehr dem Publicum vorlegen werde, soll in Bemerkungen bestehen über eine der Fragen, welche das archäologische Publicum am meisten interessirt, und die Wissenschaft unmittelbar weiter bringt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 269.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 September 1838.

Aus Wrangells Nachrichten über die russischen Besitzungen in Nordamerika.

Das Wallroß. (Trichechus Rosmarus.)

Die Wallroßzähne bilden einen nicht unwichtigen Handelsartikel. Die Colonie kauft sie von den Bewohnern der Länder an der Beringsstraße und der Bristolbai; auch wird jährlich eine Abtheilung Aleuten zum Wallroßfange an die Nordküste der Halbinsel Aljáska geschickt, wo sich im Sommer gewöhnlich eine sehr große Menge junger Wallroßmännchen (cholushjákis) einfindet, die wahrscheinlich von den ältern Männchen, welche den Aufenthalt in der Nähe des Polareises vorziehen, aus ihren Lagerplätzen vertrieben worden sind. Die Jagd dieser Thiere gewährt einen Anblick, der jeden daran nicht thätigen Antheil nehmenden Zuschauer mit Entsetzen erfüllen muß.

Die Wallrosse lagern sich an dem untersten Rande der Küste, der von den hohen Frühlingsfluthen unter Wasser gesetzt wird. Wenn die Aleuten sich zum Schlagen dieser Thiere anschicken, nehmen sie von einander Abschied und bereiten sich überhaupt vor, als gingen sie einem unvermeidlichen Tode entgegen; denn sie fürchten, entweder von den Hauzähnen der gereizten Thiere durchbohrt zu werden, wenn irgend eine Uebereilung von Seiten der Jäger vorfällt, oder gar in dem allgemeinen Tumulte, den das Tödten der in einem Haufen zusammengedrängten Wallrosse erregt, als ein Opfer der Unvorsichtigkeit eines Gefährten zu fallen. Uebrigens finden dergleichen unglückliche Vorfälle, obgleich sie vorkommen können, sehr selten statt.

Nach Beendigung aller erforderlichen Vorkehrungen und Cerimonien gehen die Wallroßjäger, mit Spießen und schweren Aexten bewaffnet, längs des äußersten Küstenrandes, um den Lagerplatz der Thiere herum, stellen sich dann in kleinen Zwischenräumen auf und stürzen endlich mit großem Geschrei auf die Wallrosse zu, um sie von der Küste fort tiefer ins Innere der Insel zu treiben. Dabei geben sie genau Acht, daß kein einziges ins Meer entkomme; denn gelingt es dem zunächst am Strande liegenden Thiere zu entfliehen, so folgen die übrigen unaufhaltsam nach und durch den mächtigen Andrang der zahlreichen, starken, in Wuth versetzten Ungethüme gerathen die Jäger in die größte Gefahr erdrückt zu werden.

Sind die Wallrosse weit genug von der Küste entfernt worden, so überfallen die Jäger sie schreiend mit geschwungener Lanze, und suchen sie an solchen Stellen zu verwunden, wo die Haut weniger dick ist, alsdann den Speer gegen die Brust stemmend, wenden sie ihn mehrmals um, damit die Wunde größer und tödtlich werde.

Die innere Hitze der Wallrosse ist so groß, daß ein ¾ Zoll dicker, aus dem härtesten Eisen geschmiedeter Speer, wenn er mehrmals in der Wunde herumgedreht worden, im Körper des Thiers sich in einen Ring zusammenwindet und nur mit großer Anstrengung heraus gezogen werden kann. *) Die getödteten Thiere fallen übereinander hin und bilden zuletzt große Haufen, während die Jäger im Blute waten und wüthend toben. Man spaltet den Erschlagenen die Kinnladen und nimmt die Hauzähne heraus, derentwegen allein man jährlich an 2 bis 4000 dieser Riesenthiere erlegt; weder das Fleisch derselben, noch das Fett, noch auch ihr Fell wird von der Colonie benutzt. Die erste hohe Fluth schwemmt die zurückgelassenen Leichname ins Meer und verwäscht eine jede Spur der blutigen Vertilgung. Im nächsten Jahre schickt der Norden neue Schlachtopfer.

Der Seebär. (Phoca ursina.)

Der Fang der Seebären in den Colonien wird vorzüglich auf den Commodore- und den Prikplow'schen Inseln betrieben, **)

*) Wohl ein Irrthum; das Eisen schnell biegsam zu machen, würde eine so große Hitze nöthig seyn, wie Blut nie hat. Die Alida von Hamburg fing in diesem Jahre einen Wallfisch zwischen Spitzbergen und Grönland. Die zurückgebrachte eiserne Harpune ist ganz krumm gebogen, welches der Harpunier der Gewalt des Seils allein und nicht der Blutwärme des Thiers zuschreibt, und so wird auch wohl bei der Wallroßjagd die Manneskraft es thun.

**) Früher gab es deren in großer Menge auf den Felsen Los Farallones im Ocean, dem Meerbusen S. Francisco gegenüber, die Amerikaner der Vereinigten Staaten haben sie aber dort gänzlich ausgerottet. Auf Guadeloupe findet man ebenfalls eine Art Seebären, aber diese Bewohner eines heißen Himmelsstrichs sind kleiner als ihre Brüder im Norden; auch ist ihre Farbe weniger silbern. Die Engländer nennen den Seebären fur-seal.

Digitized by Google

am bedeutendsten ist er jedoch auf der Insel St. Paul, wo zu diesem Zweck eine Abtheilung Aleuten von den Fuchsinseln und einige Russen leben. Die Beschreibung des Seebärenfanges wird verständlicher seyn, wenn ich den Leser in aller Kürze mit der Lebensweise jener Thiere bekannt mache, so wie sie von den Jägern selbst beachtet werden.

Die Seebärenfänger theilen die Seebären in Sekatschi, Polusekatschi (Halbsekatsch) Cholustjäki, Matki (Weibchen), Cotiki (Junge).

Unter Sekatsch verstehen sie ein erwachsenes Männchen, das nicht weniger als sechs Jahre alt ist, und entweder wirklich eine Heerde Weibchen besitzt, aber doch im Stande ist, eine solche zu besitzen. Seine Größe übertrifft die des Weibchens drei- bis viermal und kommt der eines zweijährigen Kalbes gleich. Die Farbe des Fells ist dunkelgrau, das Haar vom Kopfe bis an den halben Leib ist sehr viel länger, als an den übrigen Theilen des Körpers, und zottig.

Polusekatschi heißen Männchen von vier bis fünf Jahren, denen die älteren stärkern Männchen noch nicht gestatten eine Heerde zu halten. Cholustjaki sind Männchen von zwei bis drei Jahren, sie haben keine Mähne, und die Farbe des Fells ist ein helleres Grau, besonders im Frühling. Matki nennt man Weibchen, die Junge zur Welt bringen können. Sie sind nur zwei- bis dreimal größer als gewöhnliche Junge, das Fell ist nicht bei allen von gleicher Farbe, die einen haben es rothbraun, andere ins Graue fallend, noch andere röthlichgrau. Kotiki heißen junge Männchen und Weibchen von vier Monat bis zu einem Jahre, auch solche, die im Frühjahre zur Welt gekommen und schon im Herbst getödtet worden; ihr wollichtes Fell wird am meisten geschätzt. Diese wollichte Eigenschaft des Felles unterscheidet den Seebären besonders von dem Seehunde, dem Seelömen, und überhaupt von den andern Robbengattungen, und gibt ihm im Pelzhandel den Vorzug vor allen.

Die Seebären nähren sich im Meere von Fischen und Schaalthieren; ihre Stimme gleicht dem Blöcken des Schafes. Sie ziehen durch die Meerengen der Aleuten-Gruppen und vorzüglich durch die Unimak-Straße gegen Norden in das kamtschatkische Meer; nördlich von der Insel St. Paul trifft man sie nicht mehr an. Zuerst erscheinen die Sekatschi. Sie nähern sich der Insel St. Paul stets zwischen dem 18 und 19 April, selbst wenn die Insel auch noch vom Eis umlagert ist. Ein jeder Sekatsch steigt an derselben Stelle ans Land, die er im vorigen Jahre inne gehabt hat, und läßt sich dort nicht selten in Schnee und Eis nieder. Solche Lagerplätze befinden sich nie auf sandigen Küsten, sondern immer auf flachen, mit großen Steinen bedeckten Ufern, meist auf der Südseite der Insel. Die Sekatschi pflegen bei ihrer Ankunft überaus fett zu seyn, um die Mitte des Julius werden sie um so magerer. Sie schlafen auf dem Lande fast ununterbrochen. Nie hört man ihre Stimme, es sey denn, daß sie einen neu ankommenden Gefährten erblicken. In der Mitte des Mai's beginnen sie ins Meer hinauszuschauen, weil dann die Weibchen sich einfinden. Nun verläßt der Sekatsch das Land nicht anders, als um ein Weibchen einzufangen, dem es einfallen sollte, ihn verlassen zu wollen. So lange das Weibchen nicht geboren hat, bewacht der Seebär sein Ehegemahl mit eifersüchtiger Aufmerksamkeit; es darf sich unter keiner Bedingung von ihm entfernen, später erlaubt er ihm ins Meer zu gehen, die Jungen als Unterpfand zurückbehaltend.

Wenn die Weibchen sich bei der Insel einzufinden beginnen, sucht ein jeder Sekatsch so vieler habhaft zu werden, als ihm nur immer möglich ist, wobei es unter den Männchen nicht selten zu blutigen Kämpfen kömmt; auch suchen sie ihre Nebenbuhler durch heftiges Anschreien in Furcht zu setzen. Später stehlen sie den Müttern ihre Jungen, um sie auf diese Weise in ihre Heerde zu locken. Man hat bei einem Sekatsch 1 bis 150 Weibchen gesehen; die Anzahl derselben hängt lediglich von der Tapferkeit der Männchen ab. Diese hütet er sorgfältig, während seines Aufenthalts am Lande ißt er durchaus gar nichts; an sehr heißen Tagen trinkt er ein wenig Seewasser, das er aber nach Verlauf einer Stunde als weißen Schaum wieder von sich gibt. Später als die Sekatschi kommen die Polusekatschi und Cholustjaki an. Sie nehmen nicht immer ihre vorigjährigen Lagerplätze ein, sondern lagern sich getrennt von den Sekatschi mehrere zusammen und in einiger Entfernung vom Meere. Auch bleiben sie nicht beständig an einer Stelle, wie die Sekatschi, sondern verändern ihr Lager häufig, kehren auch wohl von Zeit zu Zeit ins Meer zurück.

(Schluß folgt.)

Die griechische Braut.

(Schluß.)

Der anberaumte Tag kam, und mit ihm traf der Bräutigam Polygiro ein, begleitet von seinen Freunden, und alle Primaten der Nachbarschaft waren versammelt im Kiosk des Capitäns, Anastasi, das auf dem Felsen liegt, von dem man den Landungsplatz übersieht, als man ein Boot sah, das über den Golf ruderte, und an seinem lateinischen Segel eine griechische Flagge zeigte. Er ruderte direct gegen Athero, und man bemerkte, daß es mit bewaffneten Männern gefüllt war. So ein kleines Schiff konnte von der Weite her, allein und im Angesicht der Sonne, in keiner feindlichen Absicht kommen, und man vermuthete, es seyen Klephten von Skopelos, welche an dem Vermählungsfest Theil nehmen wollten. Die Gäste rannten ans Ufer, die Ankömmlinge zu begrüßen und Neuigkeiten zu erfragen. Der Kiel des Bootes stieß im Sand auf, ein junger Mann sprang mit Einem Begleiter ans Land, das Boot fuhr wieder ab und richtete seinen Lauf nach der gegenüber liegenden Halbinsel von Sithonia. Die Gäste erstaunt darüber, drängten sich um die Fremden, zu fragen, wer sie seyen, woher sie kämen, was sie wollten? Der Aeltere derselben antwortete, sie wären Gäste und kämen, an Anglaë's Hochzeit Theil zu nehmen. Der Bräutigam begrüßte sie, führte sie in das Dorf und stellte dem erstaunten Vater den ehemaligen Bräutigam seiner Tochter vor.

Diese Nacht war kein Fest in Athero, der Priester erklärte sich für die Liebenden und Anglaë's Herz siegte über den Willen ihres Vaters. Dieser bestand auf einem Probejahr, und der

Digitized by Google

Bräutigam und sein Bruder blieben im Hause, arbeiteten in des alten Mannes Gütern und nahmen die Stelle seiner Söhne ein. Es fehlten nur noch einige Tage bis zum Ende des Jahres, als der neue Aga ankam. Er schlief die erste Nacht im Hause des Primaten, erhielt die erste Tasse Kaffee von der Hand Aglaë's und verliebte sich in sie. Man gab mir nun Winke über die List, die er angewendet, die Drohungen, die er ausgestoßen, die glänzenden Angebote, die er gemacht hatte, die Hand von Aglaë zu erhalten. Sie hatte Alles ausgeschlagen, als ein kleines Corps Truppen von Salonich ankam, das den Aga zu gewaltthätigen Maaßregeln ermuthigte. Er ließ seinen Nebenbuhler unter dem Vorwand eines Verbrechens vor sich bringen, der Grieche spottete über die Anklage und den Richter, der Aga ergriff eine Balta, eine kleine Art, die ein Emblem von Macht, aber kein Henkerwerkzeug ist, der Grieche sprang auf ihn, wurde von den Soldaten ergriffen, und erhielt im Kampfe von dem Aga mit seiner Art eine Wunde vom Arm die Rippen hinab. In diesem Zustande wurde er in ein Gefängniß geworfen, das in dem untern Theile des Hauses des Aga befindlich war. Dieses wurde von den Einwohnern umgeben, und wäre ohne die Gegenwart der Soldaten sogleich niedergerissen worden. Da diese Miene machten aus den Fenstern zu schießen, zog sich die Menge zurück, und begann die nächsten Häuser zu besetzen. Capitän Anastasi stellte jedoch Ruhe her, und die türkischen Soldaten, als sie den wahren Zustand der Sache kannten, wurden eben so erbittert als die Griechen; sie wagten zwar nicht sich offen gegen den Aga zu erklären, ließen aber den Gefangenen, dessen Wunde nicht gefährlich war, los, und Anastasi bot ihm ein Boot an, ihn nach Griechenland zu führen. Aber er wollte die Umgegend nicht verlassen, begab sich zu den Klephten, und war einer der Bande, durch welche das Boot von Mitylene beraubt worden, und dessen Zerstörung die Veranlassung meiner Reise und das Object meiner täglichen Conferenzen im Hause des Primaten und in der Gegenwart von Aglaë war. Der junge Mann, der vor der Thüre schlief, war der Bruder des Bräutigams. Als der Primate das Benehmen des Aga gegen mich sah, so hoffte er, daß ich Mittel finden würde, ihn absetzen zu lassen, und man kann denken, daß ich mich der Sache mit Eifer annahm.

Bei meiner Rückkehr nach Salonich war natürlich mein erster Gedanke, eine förmliche Klage beim Pascha gegen den Aga zu machen. Während ich bedachte, wie ich es am besten anfing, erfuhr ich, daß Hassan Aga (der frühere Aga von Cassandra, den ich kennen und achten gelernt hatte) unter einer Escorte von Cassandra angekommen und im Schloß im Gefängniß sey. Er war verrätherischer Correspondenz angeklagt, und sein Kopf war in Gefahr. Ich zauderte nicht länger, ging zu dem Pascha und setzte ihm das Benehmen des Aga, seine Härte, besonders seine Unhöflichkeit gegen mich, seine Erpressungen und den Haß der Gemeinde gegen ihn auseinander, und contrastirte es mit dem Betragen von Hassan Aga. Der Pascha antwortete mir: „Es ist ganz gut," und ich verließ den Palast mit der Ueberzeugung, daß er entschiedene Maaßregeln nehmen werde, denn ich fühlte, daß ich die türkischen Saiten seines Herzens berührt hatte. Zwei Stunden später, als ich auf meinem Sopha lag, fühlte ich meine Hand ergreifen und küssen. Ich öffnete die Augen, und sah Hassan Aga, der mir für seine Befreiung dankte. Er war einige Tage nach meiner Abreise vom Aga verhaftet und eines Plans, Cassandra den Griechen zu überliefern, angeklagt worden. Die Bittschrift der griechischen Gemeinde zu seinen Gunsten, und ihre Klagen gegen den Aga wurden als Bestätigung der Anklage gedeutet, und meine Cawasch, welche gegen mich erbittert waren, weil ich sie behandelt hatte wie ein jeder Türke in meiner Lage gethan hätte, und gegen Hassan Aga, weil er mich wie einen Mohammedaner behandelt hatte, trugen zur Bestätigung der Klage bei, so viel sie konnten, so daß der Pascha nicht länger an seiner Schuld zweifelte, obgleich er die Entscheidung auf meine Rückkehr verschob. Hassan Aga galt für verloren, und hielt sich selbst für verloren. Nach meiner Unterhaltung mit dem Pascha hatte dieser Hassan kommen lassen, und ihn befragt. Der Angeklagte stand zwischen zwei Soldaten, und erwartete in jedem Augenblick sein Todesurtheil. Der Pascha sann einige Augenblicke nach, schickte die Soldaten weg, und ließ Hassan sich setzen; dieser warf sich zu seinen Füßen, und der Pascha sagte, er sehe, wie es stehe, und schickte einige Cawasch nach Cassandra, den Aga nach Salonich zu führen.

Einige Tage später wurde ich von einem Officier der Haustruppen des Pascha in den Palast gerufen. Der Pascha empfing mich mit äußerster Freundlichkeit, wir plauderten einige Zeit über gleichgültige Dinge, man brachte Pfeifen und Kaffee, auf ein Zeichen des Pascha verschwanden die Diener, und der kleine Aga von Cassandra erschien zwischen zwei Soldaten mit Flinten, das Bild des Schreckens und Elends. Ich stand von meinem Sitz neben dem Pascha auf, zog mich an das Ende des Zimmers zurück, und sagte, ich verlange Recht gegen den Mann, der seine Macht mißbraucht habe, einen Fremden und den Ueberbringer eines Firman zu insultiren, einen Mann, auf dessen Haupt der Fluch der Waisen und Wittwen ruhe. Der Pascha sagte: „er ist in deinen Händen," und ließ ihn wegführen. Das Urtheil war Entsetzung, Confiscation seines Vermögens, Gefängnißstrafe auf eine Zeit, die ich zu bestimmen hätte, und daß er kommen und mich um Verzeihung bitten solle. Dieß Letztere war der merkwürdigste Theil des Urtheils, da ich ein Christ war. Als der Aga zu mir gebracht wurde, ließ ich ihn nicht vor, sondern sagte, er solle vom englischen Consul seine Verzeihung erhalten und die Zeit seiner Gefängnißstrafe bestimmen lassen. So endigte die einzige Klage, die ich während zehnjähriger Wanderungen unter Seeräubern, Banditen, Rebellen und kriegführenden Feinden anzubringen hatte. Ehe ich Salonich verließ, fand eine Börse von ungemeiner Dimension und feiner Arbeit ihren Weg in meine Hand, und ich bewahrte lange dieses Andenken an Cassandra und Aglaë.

Chronik der Reisen.

Schreiben Hrn. Schomburgks über seine Reise in Guiana.

Meine frühern Briefe vom 18 November machten die Gesellschaft mit meiner Weiterreise bis Wata Tieaba bekannt. Wir verließen diese Ebene, und reisten am 25 November 25 Meilen in östlicher Richtung

Digitized by Google

am nördlichen Theile der Cara-waymi-Berge, die sich etwa 2500 Fuß über die Ebene erheben bis zu den Ufern des Gaikaru-Flusses hin; von da zogen wir in südöstlicher Richtung gegen 45 Meilen durch dichte Wälder und Sümpfe bis zu den Ufern des Cupuwini (einem der westlichen Aufflüsse des Essequibo oder Sipu), auf welchen wir uns auf einigen kleinen Booten der Eingebornen, sogenannten Holzhäuten (woodskins), einschifften, und 40 Meilen weit in ostnordöstlicher Richtung bis zu dessen Einfluß in den Sipu, unter 2° 17' N. B. und 57° 5' W. L. v. Gr., auf demselben hinabfuhren. Der Lauf des Cupuwini ist durch viele Granitblöcke gehemmt; auch entdeckte ich an zwei Stellen dieselbe indianische Zeichenschrift, deren ich in meinen frühern Berichten erwähnte. Der Cupuwini ist an seinem Zusammenflusse mit dem Essequibo 90 englische Ellen breit und 16 Fuß tief; letzterer Fluß ist 180 Ellen breit und im Durchschnitt 22 Fuß tief; seine Ufer sind mit Bäumen, jedoch nicht so reichlich bewachsen, als in einer größern Entfernung abwärts. Von hier aus, etwa 70 Meilen oberhalb der Katarakte Wilhelms IV, fingen wir an in südwestlicher Richtung den Essequibo hinaufzufahren; östlich von uns, unter 1° 40' N. B., sagen die Wanguwai oder Sonnengebirge, welche sich 6000 Fuß über den Fluß erheben; wir kamen über mehrere kleine Flüsse, die in östlicher und westlicher Richtung sich hinzogen. Unter 1° 23' der Breite verließen wir den Hauptarm des Essequibo, fuhren einen südöstlichen Arm desselben einige Meilen hinauf, verließen dann unsere Boote und gelangten kurz darauf zu einer Niederlassung von Wopawai-Indianern. Da der Wald hier ausgehauen war, so genoß ich eine schöne Aussicht auf die Gebirgskette, die auf unsern Karten mit dem Namen Sierra Acaray bezeichnet wird, und sich noch weithin nach Nordost und Südwest hinzieht, welches auch hier die Richtung der Gebirgskette zu seyn scheint: die Gebirgsrücken sind scharf, manche derselben riffartig; sie waren im Durchschnitt 3 bis 4000 Fuß hoch und bis zu ihrem Gipfel waldig. Wir setzten unsere Reise in südlicher Richtung fort, und erreichten am 19 December unter 1° N. B. die Wasserscheide der in den Amazonen-Fluß und den Essequibo strömenden Gewässer, und kamen bald darauf an die Ufer des Assimari, eines Zuflusses des Amazonenstroms, der in südlicher Richtung fließt. Am 21 December kamen wir spät des Nachts zu einer Niederlassung von Barokoto-Indianern; glücklicherweise heiterte sich das stets regnichte Wetter auf, und setzte mich in Stand, fünf Sternenhöhen aufzunehmen, welche die Lage der Niederlassung unter 0° 12' S. B. angeben, wonach wir dem Anschein nach den Aequator an demselben Tage gegen 9 Uhr passirt hatten. Durch das sehr regnichte Wetter mußte ich nothwendigerweise alle Hoffnung auf weitere Verfolgung meiner Forschungen der Gebirgskette entlang aufgeben; ich beschloß deßhalb an die Ufer des Essequibo zurückzukehren, und dessen Windungen in südwestlicher Richtung bis an seine Quelle zu verfolgen. Wir fanden den Fluß sehr schmal, die Schifffahrt auf demselben war durch Baumstämme sehr erschwert, und die Strömung betrug gegen 2½ Meilen in der Stunde. Nach zwei Tagen verließen wir unsere Boote, und schlugen unsern Weg gerade durch den an den Ufern liegenden dichten Wald ein, so daß wir die Quelle des Essequibo am 27 December unter 0° 41' N. B. und ungefähr 58¼° W. L. erreichten. Auf diese Weise wurde der große Fluß des brittischen Guiana, der sich in nördlicher und südlicher Richtung über mehr als sechs Breitengrade ausdehnt, von seinem Ausflusse bis an seine Quelle untersucht. Die Vegetation des höhern Ufers unterscheidet sich bedeutend von der des vierten und fünften Breitegrades. Hier ersetzt die baumartige Myrte und eine sehr wohlriechende Eugenia die Mara, Parura und die Mimosen jener Breite. Thiere sah man wenige, kaum einige Vögel, aufgenommen hie und da einen Reiher, oder einen hoch in den Lüften schwebenden Adler. Der Fluß ist sehr fischreich; wir fingen unter Anderem den Haimara, der 12 bis 16 Pfund schwer war. Da wir uns für den ersten Europäer hielten, welche bis hieher gelangt waren, so pflanzten wir die brittische Unionsflagge auf, und befestigten sie an einem der hohen Bäume um die Quelle, und sie dort zu lassen, bis die Zeit sie zerstören würde. Bei unserer Hinabfahrt fanden wir den Fluß angeschwollen, und Spuren, welche zeigten, daß er vor kurzem um 29 Fuß über seine gegenwärtige Höhe gestiegen war. Am 6 Januar erreichten wir die Mündung des Cupuwini, auf welchem wir bis zum Landungsplatze der Tarumas hinaufzufahren, von wo aus wir durch die Savannen bis Rupununi und bis Curasawaka hinabgingen, wo wir am 25 Februar nach einer Abwesenheit von mehr als drei Monaten ankamen.

Vermischte Nachrichten.

Nach einem Schreiben aus New-York vom 4 August in der Litterary Gazette vom 8 September beschäftigt man sich im Staate Connecticut eifrigst mit dem Seidenbau, und mehrere große Magnanerien sind kürzlich errichtet worden. Im Laufe von 10 bis 20 Jahren hofft man, daß Amerika Seide aus- statt einführen soll. Bis jetzt noch sind die Zeuge theurer, als französische oder englische, doch hofft man, sie bald eben so wohlfeil liefern zu können. — Im Staat Ohio macht man große Anstrengungen, um den Runkelrübenbau einzuführen, und hat sich Samen aus Frankreich verschrieben.

Der artesische Brunnen in der Pariser Vorstadt Grenelle ist jetzt auf 418 Metres vorgedrungen. Man braucht zwei mächtige Maschinen, um die Sonde in Bewegung zu setzen, die gegenwärtig 20,000 Kilogramme wiegt, und dreimal die Höhe des Doms der Invaliden hat. Diese Sonde bohrt fortwährend in der ungeheuren Schichte weißer Kreide, die manchmal so hart ist als Kiesel. Nach der Angabe des Ingenieurs kommt man jeden Tag einen Fuß tief hinab. Die HH. Arago und Elie de Beaumont brodachten die Bohrung fortwährend mit dem größten Interesse.

Ein Hr. Ernest Alby hat eine interessante historische Entdeckung gemacht. Unter den 900 Foliobänden Manuscripte der Brüder Dupuy, die in der königlichen Universität zu Paris aufbewahrt werden, fand er den eigenhändigen Briefwechsel der Prinzessin von Navarra, Katharine von Bourbon, mit ihrem Bruder, König Heinrich IV. Alle diese Briefe sind voll interessanter Details, sowohl über die Geschichte des 16ten Jahrhunderts überhaupt, als auch über die Privatverhältnisse der Prinzessin, die mit dem religiösen Eifer ihres Bruders, der sie zur Abschwörung des reformirten Cultus bereden wollte, viel zu schaffen hatte.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 86** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Die literarischen Arbeiten des Grafen Röderer. — Der französische Volksdichter Theodore Lebreton.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Auslandes vierteljährlich 2 fl., halbjährlich 4 fl. und vierteljährlich 8 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 270.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 September 1838.

Veränderungen im Zustand von Albanien.

(Aus Urquharts Reisen in Rumelien.)

Ich hörte im November 1831 nach einigen Monaten Aufenthalt in England von neuen Kriegsscenen in Albanien, von einem allgemeinen Aufstand unter Leitung des Pascha's von Scodra und dem Zusammenziehen der Armee des Großveziers. Ich konnte meiner Neigung nicht widerstehen, ging über den Canal, in 12 Tagen war ich in Otranto, und während ich mich von da nach Corfu übersetzen ließ und mit herzlichem Entzücken wieder die Gebirge von Albanien betrachtete, hörte ich mit unbeschreiblichem Herzklopfen den unerwarteten Donner von Artillerie, der mir von dorther entgegen schallte. In Corfu hatte man einige allgemeine Begriffe von Insurrection in Albanien, aber keine genauen Nachrichten von dem Zustand der Parteien; ich hörte zwar, daß der Pascha von Scodra geschlagen und belagert sey, aber die Artillerie, die ich gehört hatte, bewies mir, daß die Sphäre der Feindseligkeiten noch immer sehr ausgedehnt war. Ich ließ mich nicht in meinem Entschlusse wankend machen, war überzeugt, daß ich auf der einen oder der andern Seite Freunde finden würde, und beschloß, mich im Vertrauen auf die Gastfreundschaft und Sympathie der Albanesen auf die gegenüberliegende Küste bringen zu lassen.

Den nächsten Morgen war ich auf der Küste von Hagia Saranta, und fand mich, sobald ich gelandet hatte, im Streit mit einem albanischen Buluk Baschi, der in einem zerfallenen Thurm wohnte, aber die Würden eines Douanen- und Quarantänedirectors, Platzcommandanten und Hafenmeisters in sich vereinigte, und so das Recht zu haben glaubte, mein Gepäck zu untersuchen, meinen Paß zu verlangen und mich für die Quarantäne bezahlen zu lassen, die ich nicht machte. Ich schlug Alles ab. Er rief in Wuth aus: „Glaubt ihr unsere Päße untersuchen, unsere Boote bezahlen lassen, unser Gepäck durchstöbern und uns ins Lazareth sperren zu können, ohne daß wir dasselbe thun können? nein, bei Gott! du mußt bezahlen, und ich will dein Gepäck sehen.“ Der Mann war durch den Contact mit der sogenannten Civilisation verdorben und unverschämt gemacht worden; ich hatte weder einen Firman, noch Mittel ihm zu widerstehen, noch Geld ihn zu bestechen, es blieb mir nur Eines übrig. „Kennst du,“ sagte ich, „die Länge des Barts des Großveziers? weißt du, wie dein Leichnam ohne Kopf aussehen möchte!“ mit diesen Worten passirte ich neben ihm und befahl, meine geschlossenen Mantelsäcke in sein eigenes Zimmer zu tragen, setzte mich auf seinen Teppich, befahl seinen Dienern, mir Kaffee und Pfeifen zu bringen, und mir geschwind Frühstück zu bereiten, da ich die Nacht auf der See zugebracht. Der Aga konnte kaum glauben, daß ich ein Franke sey, resignirte sich, als er sein Haus gestürmt sah, kam langsam herein, als ich meine Befehle gab, und setzte sich stumm nieder. Ich sagte ihm, ich vergebe ihm, was geschehen sey, wenn er sogleich nach Pferden schicke und mir ein halbes Duzend Leute gebe, als Escorte nach Delvino, sobald ich gefrühstückt hätte. Und so geschah es, ich kam denselben Abend auf den Pferden des Aga, und begleitet von seinen Leuten, in Delvino an.

Als ich das letztemal im Lande war, bot es ein allgemeines Bild von Anarchie dar. Der Sieg der Albanier mußte offenbar zu der Zerstörung aller Hülfsquellen der Bevölkerung und Production führen, und der Erfolg des Sultans schien mir seinerseits nur wenig und entfernte Hoffnung auf Verbesserungen zu geben. Ich fand den Sultan siegreich, und den Großvezier im Begriff, Scodra zu nehmen. Meine Aufmerksamkeit war daher auf jedes, auch das kleinste Zeichen gerichtet, das mir über den gegenwärtigen Zustand und die Erwartungen des Volks Aufschluß geben konnte, und der erste Anblick von Delvino zeigte mir einen Zustand der Dinge, den ich auf keine Art erwartet hatte. Ich will versuchen ihn zu beschreiben.

Bei meiner Ankunft war ich bei dem Gouverneur der Stadt, Jussuf Aga, abgestiegen; auf seinem Sopha lagen italienische und französische Bücher, und bei meinem Eintritt fand ich in seiner Hand ein Werk über griechische Münzen. Er empfing mich mit äußerster Höflichkeit, sprach mit Enthusiasmus von dem glücklichen Wechsel der Dinge, und sagte mir, daß ich in einer merkwürdigen Zeit angekommen sey, da man den nächsten Morgen anfange, die Schlösser der albanischen Beys, welche die Stadt beherrschten, niederzureißen. Er zeigte mir eine Liste der Bevölkerung des Districts mit einem Schema der Steuern,

Digitized by Google

welche sie künftig zu zahlen hätten, und welches bekannt gemacht werden sollte, um illegale Erpressungen zu verhüten. Anstatt aller frühern Steuern soll bezahlt werden: 1) der Charatsch (die Kopfsteuer) wie früher nach Classen, 2) der Spahilik (Zehnten für die Miliz), welcher künftig nicht mehr den Spahis, sondern dem Gouverneur entrichtet werden sollte, 3) für alle neuern Taxen zusammen eine Summe von 60 Piastern per Familie (15 Shilling). Er sagte mir, daß dieß eine Verminderung von etwa $^2/_3$ der frühern Erpressungen mit sich bringe, während der Staat mehr als früher erhalten werde. „Der Sultan," sagte er, „verdient für seinen Sieg Vortheil zu ziehen, aber die christliche Bevölkerung, durch deren Mitwirkung der Sieg erhalten wurde, verdient auch, Theil an den Vortheilen zu nehmen. Dieß führte uns auf die Unabhängigkeit von Griechenland, und ich bemerkte, daß diese zur bessern Organisation der Türkei benützt werden könnte. Ich warf die Augen auf einen Türken, der neben ihm saß, und sagte: „siehst du nun, daß ich Recht hatte?"

Was mich am meisten wunderte, war die vollkommene Resignation der Beys, deren Schlösser zerstört werden sollten. Unsere Zeit ist vorbei, pflegten sie zu sagen, und Gott ist groß. Hätten wir gesiegt, so hätten wir Uebleres gethan und uns unter einander gestritten; wenn die Ruhe allgemein ist, so ist's besser, als daß wir unsere Schwerter ziehen. Einer derselben, ein ältlicher Mann, sagte mir, daß eine neue Epoche beginne, und daß er selbst seine Augen daran setze, französisch zu lernen. Wen ich nur sprach, mit Ausnahme einiger alten Albanier, der redete mit Ausdrücken von unbegränztem Respect vom Sultan, und mit Bewunderung von dem Großvezier. Von ihrem liebenswürdigen Gouverneur sprachen sie mit großer Anhänglichkeit, und hatten sogar beschlossen, ihm mit ihrem Geld einen Palast zu bauen. Sie sagten, mit Anspielung auf die zu zerstörenden Festungen, welche die Stadt übersahen, daß der Palast des Aga sich in der Mitte (im Herzen) der Stadt erheben werde, und später kam eine Deputation der Aeltesten der Stadt, mich zu bitten, dieses Anliegen dem Großvezier vorzulegen.

Dieß war der Anblick meines ersten Haltplatzes in dem zerrissenen Albanien, als ich von dem civilisirten Europa ankam, wo die Türkei von der halben Welt als ein lebendes Beispiel von Barbarei, Anarchie und Verbrechen, von der andern Hälfte als eine große, todte Masse angesehen wurde, aus der der letzte Lebenshauch gestohen sey.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Wrangells Nachrichten über die russischen Besitzungen in Nordamerika.

Der Seebär. (Phoca ursina.)

(Schluß.)

Vom 20 Mai an (sehr selten am 21sten) a. St. kurz vor der Zeit des Gebärens erscheinen die Weibchen. Sie steigen nicht zugleich und ohne Auswahl ans Land, sondern schwimmen zuerst einen oder ein Paar Tage vor der Küste auf und ab, und gesellen sich alsdann entweder selbst zu dem erwählten Selatsch, oder, was häufiger geschieht, das unternehmende Männchen bemächtigt sich ihrer mit Gewalt. Eine jede Heerde ist von der andern durch einen Zwischenraum getrennt, den zu überschreiten Niemanden gestattet ist.

Die Ankunft der Kotiki findet gewöhnlich bei Süd-, bisweilen bei Südwestwind statt, sehr selten bei anderm Winde. Auch diese kommen nicht alle zugleich, sondern allmählich und einzeln an. Ja selbst um die Mitte des Junius sind noch nicht alle versammelt; es gibt Beispiele, daß sogar welche im Julius angelangt sind. Diese jungen Seebären pflegen, wenn sie zusammenkommen, beständig bei Tage und bei Nacht zu schreien; man hat bemerkt, daß es besonders vor schlechtem Wetter geschieht.

Die Seebärenfänger sind ungewiß, in welchem Alter die Weibchen zu gebären anfangen, so wie überhaupt über die Lebensdauer der Seebären; wahrscheinlich beginnt ersteres mit dem fünften Jahre, aber erstreckt sich schwerlich über das 25ste hinaus. Diese für die Seebärenjagd so wichtige Frage ist noch nicht entschieden.

Das Gebären der Weibchen beginnt mit dem 30 Mai, und währt den ganzen Junius hindurch, ja sogar bis zum 10 Julius. Gewöhnlich bringen sie im Jahre nur Ein Junges zur Welt, jedoch hat es Beispiele gegeben, daß eine Mutter zwei Junge geboren, doch immer das Leben dabei eingebüßt hat.

Die kleinen Seebären nähren sich von ihrer Geburt an, bis sie das Land verlassen, ausschließlich von der Milch ihrer Mutter. Das Weibchen säugt ihr Junges nie im Wasser, sondern kommt dazu stets ans Land.

Die Jungen gehen nicht bald nach der Geburt ins Meer, erst nach 30 bis 35 Tagen fangen sie an, sich in der Nähe des Ufers an solchen Stellen, die gegen den Wind geschützt sind, im Wasser herumzuwälzen. Dieses geschieht immer ohne Begleitung der Mutter. Haben sie sich allmählich an das Meer gewöhnt, d. h. nach 40 oder 50 Tagen, dann versammeln sie sich in verschiedenen Haufen und besuchen die nahegelegenen Klippen und Sandbänke. Im August machen sie schon bedeutendere Excursionen, ebenfalls allein ohne ihre Mütter; im September suchen sie, in kleinere Partien getheilt, warme und stille Sandplätze auf, wo sie bisweilen einen ganzen Tag zubringen; zu ihnen gesellen sich auch wohl die einjährigen jungen Seebären. Bleibt eines oder das andere länger als 24 Stunden aus, so sucht die Mutter es auf.

Die Schwimmkunst erlernen die jungen Seebären allein, ohne Anleitung, aber die zu beobachtenden Vorsichtsmaaßregeln gegen feindliche Ueberfälle und Gefahren lehren ihnen die Mütter. Zu diesem Endzweck wird von Zeit zu Zeit falscher Alarm gemacht, Alles flieht dem Meere zu, und die Jungen werden gezwungen, in größter Eile zu folgen.

Solche Uebungen stellt man gewöhnlich kurze Zeit vor der Abreise von der Insel an, und hierauf beschränkt sich der ganze Curs ihrer Erziehung.

Das Fell der jungen Seebären, wenn sie zur Welt kommen,

Digitized by Google

ist schwarz; vom 10 September an verändert sich dasselbe, und wird grau, indem das alte Haar ausfällt und neues wächst.

Die einjährigen Jungen halten sich bis zum September in der Nähe der Weibchen auf, und vertreiben sich die Zeit mit allerlei Spielen: bald schleppen sie einen Gefährten ins Wasser, bald beißen sie einander, bald necken sie die Schlafenden oder tummeln sich im Meere u. s. w.; die im Junius oder Julius gebornen hingegen liegen in einem Haufen zusammen, von den Müttern umgeben, oder haben sie bereits das Schwimmen erlernt, so wälzen sie sich im Wasser. Ein erwachsenes Männchen beißt oder beschädigt absichtlich nie ein Junges.

Der Fang der Seebären beginnt in den letzten Tagen des Septembers. Man erwartet dazu einen kalten, widrigen Tag, und zwar muß der Wind von der Seite wehen, wo die Thiere liegen, damit sie die Annäherung der Jäger nicht verspüren; ist solches Wetter eingetreten, alsdann macht sich der ganze Jägerverein, Alt und Jung, Männer, Weiber und Kinder zu dem Lagerplatze der Thiere auf. Alles wird genau ausgekundschaftet, alle Umstände werden erwogen, und nun schreitet man zu dem eigentlichen Werke. Den Zug eröffnen die unerschrockensten Jäger, die geübt sind über Stein und Klippen zu laufen; sie gehen einzeln, einer hinter dem andern; dann folgen die Alten und Kinder; zuletzt kommt der Anführer der Expedition, um das Ganze gehörig übersehen und leiten zu können. Alle ohne Ausnahme sind mit Keulen bewaffnet. Die ganze Kunst eines solchen Ueberfalles besteht darin, allen Thieren des Lagers den Weg zum Meere so schnell als möglich abzuschneiden, um sie vom Ufer fort ins Innere der Insel zu treiben. Hat man sie von der Küste entfernt, so hält man sie an und sondert die erwachsenen Männchen und Weibchen von den Jungen, die erstern treibt man zurück und gibt ihnen die Freiheit. Sobald die ältern Weibchen, die schon mehrmals Ueberfälle erlebt haben, einen freien Ausgang erblicken, kehren sie selbst auf ihren Lagerplatz zurück, die jüngern muß man aber mit Gewalt forttreiben.

Nicht selten geschieht es, daß sie wieder umkehren, ihre erschlagenen Jungen aufsuchen und bitterlich weinend um sie herumgehen; große Thränen entrollen dabei ihren Augen. Sind die Sekatschi und erwachsenen Weibchen abgesondert, so werden die Uebrigen (in kleine Heerden getheilt) behutsam an den Ort getrieben, wo sie getödtet werden sollen, bisweilen über 10 Werste weit; aber solche Märsche fallen den Seebären sehr schwer, und sie können daher eine für sie so weite Reise, ohne Schaden zu nehmen, in einem Tage nicht vollenden, denn da sie nicht im Stande sind zu gehen, so springen sie, um fortzukommen, wobei viele von allzu großer Anstrengung unterwegs den Tod finden. Man läßt ihnen deßhalb häufig Zeit zum Ausruhen; die ganz jungen Thiere schlafen dann sogleich ein. Auf dem Schlachtplatz angelangt, gibt man ihnen eine Stunde oder nach Umständen noch längere Zeit zum Ausruhen,*) und schlägt sie dann mit der Keule todt.

*) Die Jäger selbst erholen sich auch wohl nach einer so mühseligen originellen Seebärentreiberei.

Die ganz jungen Seebären, d. h. solche, die nur vier Monate alt sind, werden alle ohne Ausnahme erschlagen; bei den einjährigen sondert man die Männchen von den Weibchen; die ersten werden getödtet, die letztern aber behutsam an das Meerufer geführt. Mit den zwei- und dreijährigen verfährt man auf dieselbe Weise. Die Sekatschi läßt man alle am Leben.

Das Fleisch der jungen Seebären ist ziemlich schmackhaft und dient sowohl frisch als gesalzen zur Nahrung; die Felle werden abgezogen, getrocknet und nach Rußland gesandt. Während zwei bis drei und mehr Tage schwimmen die Mütter der erschlagenen Thiere um die Insel herum, und suchen kläglich schreiend ihre Jungen.

Gleich wie die Seebären nicht alle zusammen bei der Insel erscheinen, eben so verlassen sie auch dieselbe nicht zu gleicher Zeit, sondern allmählich vom 5 October an, zuweilen früher und immer bei Nordwestwind. Die ganz jungen Thiere, denen es glückte, sich den Keulen der Jäger zu entziehen, bleiben am längsten auf der Insel, ja oft sieht man sie noch, wenn alle andern bereits abgezogen sind. Mitunter hat man im November und selbst im December Seebären (Sekatschi) auf der Insel bemerkt, aber im Januar und Februar ist nicht ein einziges Thier dieser Gattung zu sehen. Sehr selten zeigen sich im März wieder zwei bis drei Sekatschi, doch immer nur auf sehr kurze Zeit. Seit Entdeckung der Inseln St. Paul und St. Georg von dem Jahre 1786 bis 1835 sind daselbst 3,178,562 Seebären erlegt worden! Jetzt wird das Fell eines jungen Seebären auf den sibirischen Märkten mit 25 bis 30 Rubeln bezahlt.

Die englischen Niederlassungen an der Goldküste.

Kein Theil der brittischen Besitzungen ist, vielleicht selbst den Engländern, im Allgemeinen weniger bekannt, als Cap Coast Castle und seine Nebenländer. Manche halten es im Ernst mit der Sierra Leone für gleichbedeutend, obgleich, mit Ausnahme ihrer beiderseitigen Lage an der Westküste Afrika's (freilich in einer Entfernung von fast 1000 englischen Meilen von einander) und für einige Jahre unter einem gemeinsamen Gouverneur, es keine zwei andern Plätze geben kann, die weniger miteinander gemein haben.

Alle europäischen Niederlassungen an der Goldküste waren ursprünglich von den Portugiesen errichtet, die über die gesammte westliche Küste Afrika's, kraft einer Schenkung des Papstes Alexanders VI gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, ein Territorialrecht ansprachen. Obgleich diese Schenkung nie von irgend einer europäischen Regierung, Portugal und Spanien ausgenommen, anerkannt worden war, so blieben doch die Portugiesen in ungestörtem Besitz ihrer neuen Niederlassungen, bis man in Europa anfing, den ungeheuren Werth der transatlantischen Pflanzungen schätzen zu lernen, sobald sie durch Negerarbeit einträglich wurden. Von der Zeit fingen einige europäische Seemächte an die große Wichtigkeit zu fühlen, Niederlassungen auf der Westküste Afrika's zu haben, um sich die fortdauernde Erwerbung von Negern für ihre neugewonnenen westindischen Colonien zu sichern, welche von da schnell an Reichthum und Wichtigkeit zunahmen. Besonders aber regten die Niederlassungen auf der Goldküste die Begierde an, da diese Küste von einer ganz vorzüglichen Negerrace bewohnt war, und schnell waren sie den

Digitized by Google

Händen der Portugiesen, hauptsächlich durch die Generalstaaten Hollands, entrissen. Cap Coast Castle mit den davon abhängigen Ländern wurde nach und nach von den Portugiesen, Holländern, Britten und Franzosen in Besitz genommen. Endlich aber erhielt es um das Jahr 1661 die brittische Krone, und seit dieser Zeit ist es stets in diesen Händen geblieben. Von da an bis zum Jahre 1751 wurden diese Niederlassungen von einer privilegirten Gesellschaft regiert, die sehr ausgedehnte und schätzbare Vorrechte besaß.

Als aber 1750 die Gesellschaft in Verlegenheit kam und sich genöthigt sah, die Regierung um Geldunterstützung anzugehen, wurde die Gelegenheit ergriffen, den Freibrief zu modificiren, oder vielmehr zu vernichten. Eine Parlamentsacte ging 1750 — 1751 durch, welche die ausschließlichen Privilegien der Compagnie aufhob und den Handel frei machte; doch blieb die politische Regierung der Niederlassungen in den Händen einer Anzahl von Directoren, die, unter gewissen Bestimmungen gewählt, die „afrikanische Compagnie" hieß; ihr wurde die Ausgabe des Zuschusses anvertraut, den das Parlament von jetzt an alljährlich zur Erhaltung der Forts und Ortsregierung ausgeworfen. Das Jahr 1807 bildete eine neue und höchst wichtige Aera in der Geschichte dieser Niederlassungen. In diesem Jahre ging eine Parlamentsacte durch zur Aufhebung des Sklavenhandels — des Handels, zu dessen Förderung allein jene Niederlassungen bis jetzt unterhalten wurden — der sie in der That allein ins Leben gerufen hatte.

Man hätte sich nicht wundern dürfen, wenn unter diesen Umständen die englische Regierung sich von jenem Tag an geweigert hätte, dem Parlament jenen Zuschuß zur Unterhaltung der Niederlassungen abzufordern, die von jetzt an keinen Nutzen mehr gewähren konnten. Doch die Regierung hatte nach gehöriger Untersuchung gefunden, daß, auch unabhängig vom Sklavenhandel, die Niederlassungen an der Goldküste für den Handel von Wichtigkeit wären. Außerdem waren die an der Küste liegenden Forts unentbehrlich, um die Acte in Ausführung zu bringen. Daher wurde nicht allein der jährliche Zuschuß fortgezahlt, sondern er wurde von Jahr zu Jahr vermehrt, bis er 1821 fast 50,000 Pfd. St. betrug. In diesem Jahre gab auch die Regierung der Goldküste eine gleiche Stellung mit den übrigen westafrikanischen Colonien; eine Parlamentsacte hob die afrikanische Committee auf, und stellte das Cap Coast Castle unter das Gouvernement von Sierra Leone.

Aber kaum war diese Veränderung geschehen und die neue Regierung eingesetzt, als die Niederlassungen in einen sehr verderblichen Krieg verwickelt wurden mit dem damals mächtigen Königreich Ashanter. Im Januar 1824 ließ sich der Generalgouverneur, Sir C. Macarthy, unvorsichtigerweise den Vorstellungen von Personen vertrauend, die das Land und seine Bewohner nicht kannten, von einer mächtigen Ashanter-Armee überfallen. Der Erfolg ist bekannt: er und seine kleine Macht wurden zusammengehauen, das Land in Verwirrung gebracht, und selbst der Bestand der englischen Forts und Colonie gerieth in große Gefahr. Doch so verderblich auch für die brittischen Interessen auf der Goldküste der unglückliche Tag von Essemancow war, so wurde er es doch noch unendlich mehr in seinen entferntern Folgen. Die englische Regierung, von einem so zur Unzeit begonnenen Kriege belästigt, von dem sie auch im glücklichsten Fall die Nothwendigkeit und Vortheile nicht einsehen konnte, und mit Recht durch die ungeheuren Kosten beunruhigt, die bisher aufgewendet worden waren, entschloß sich plötzlich, die Goldküste ihrem Schicksal zu überlassen, und so sich von einer ernsten und unangenehmen Verantwortlichkeit zu befreien. Daher befahl sie, den Krieg auf jede Weise zu beenden, und erließ die strengsten Verfügungen, fernerhin keine außerordentlichen Kosten zu veranlassen.

Zwar wurden 1826 die Ashanter's mit großem Verlust geschlagen und die Sicherheit der Niederlassungen, wenigstens für einige Zeit, befestigt, aber dieser Sieg kam zu spät, um den Entschluß der Regierung zu ändern. In der Ueberzeugung, daß die letzte Niederlage die Ashantees gedemüthigt haben müsse, befahl man nur dem Generalgouverneur in Person an die Goldküste zu gehen und den Frieden unter den besten Bedingungen, die er erhalten könne, zu schließen. Darauf erhielt er die Weisung, die kleinen Garnisonen aus den verschiedenen Forts zurückzuziehen, diese letztern zu demoliren und endlich die Niederlassungen sich selbst zu überlassen, nachdem er denjenigen Kaufleuten, welche es wünschten, Mittel zur Ueberfahrt nach Europa oder anders, wohin gegeben, denen aber, welche bleiben wollten, vorgestellt hätte, daß sie es auf eigene Gefahr thun müßten. Friede mit den Ashantees zu schließen, war aber unmöglich, und eben so unmöglich war es auch für die Kaufleute, das Land zu verlassen, ohne sich selbst zu Grunde zu richten und ihren Constituenten empfindliches Unrecht zu thun; dazu fand man den Handelswerth der Colonien zu groß, um rücksichtslos aufgegeben zu werden.

Unter diesen Umständen bewilligte die Regierung von neuem einen jährlichen Beitrag zur Erhaltung und Vertheidigung der Colonien, welche von da an unter die Leitung einer Committee von Kaufleuten gegeben wurden, welche wieder unter der Controle des Colonial-Departements standen. Die innere Regierung sollte nach einem Codex von Regeln und Bestimmungen verwaltet werden, welcher in London verfaßt und vom Colonial-Secretariat bestätigt war. Nach diesem Regierungssystem ist bis jetzt die Goldküste verwaltet worden.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der Ballon Nassau, in welchem Hr. Green neuerdings wieder aufstieg, erreichte eine Höhe von 18 bis 19,000 Fuß. Als er in einer Höhe von 11,000 Fuß durch die erste Wolkenschicht kam, erfuhr der Aerostat einen Schneesturm: die Reisenden und der obere Theil des Ballons waren ganz davon bedeckt. Bald darauf kamen sie in einen mildern Luftstrom, der den Schnee so schnell zum Schmelzen brachte, daß sie benetzt waren, als hätten sie einen Fluß durchwatet. In der genannten Höhe fiel das Quecksilber um die Hälfte, ein bisher nicht beobachteter Umstand. Hr. Green setzt hinzu, daß zwar in der der Erde zunächst liegenden Atmosphäre Ruhe geherrscht habe, der Ballon aber dennoch in so heftige Luftströmungen gekommen sey, daß er trotz des Widerstandes, den der starke Fall einer Seitenbewegung entgegensetzte, doch in der Geschwindigkeit von 10 Lieues in der Stunde auf die Seite getrieben worden sey. Humboldt und andere Gelehrte, welche hohe Gipfel erstiegen, haben behauptet, daß sie Schwierigkeiten im Athmen empfunden hätten, wenn sie in eine gewisse Höhe gekommen seyen, Hr. Green aber und mit ihm die HH. Ruß und Spencer versichern, in der von ihnen erreichten Höhe keine Schwierigkeit beim Athmen empfunden zu haben.

Nach französischen Blättern ist zu Bordeaux viel von einer Art Luzerner Klee die Rede, der von einem Hrn. Croquevial aus der Südsee hergebracht worden seyn soll. Nach dem, was man von dieser Futterpflanze erzählt, soll sie, um aufzugehen, nur 7 bis 8 Tage brauchen, 4 bis 5 Fuß hoch werden und alle Monate geschnitten werden können.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 271.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 September 1838.

Aus Wrangells Nachrichten über die russischen Besitzungen in Nordamerika.

Die See-Otter.

Die geschicktesten See-Otter-Jäger sind die Aleuten. Sie unternehmen oft sehr weite Reisen in ihren gebrechlichen Baidaren, um den See-Ottern nachzustellen. So schifften sie z. B. von Kadjak aus gegen Westen über alle Meerengen des Aleutenarchipels, alle Inseln besuchend bis an die äußerste Gränze des kadjakschen Bezirkes; dann gegen Osten längs der Küste des Festlandes durch alle Koljuschen-Meerengen, bisweilen an 1000 italienische Meilen weit und mehr. Zu jener Zeit, als noch eine jede kleine Bucht, eine jede Sandbank, ein jeder Felsen mit See-Ottern bedeckt war, versammelten sich aus Kadjak allein bis 500 Baidaren, um jene Thiere aufzusuchen und zu erlegen. Weder die größte Entfernung des Orts, wo sich Ottern aufzuhalten pflegen, noch die Unzugänglichkeit des Felsens, auf dem das verfolgte Thier Schutz gesucht, noch auch die Nothwendigkeit die Küsten zu verlassen und ihre leichten Baidaren in die offene See zu lenken, kann die Aleuten abhalten.

Die Compagnie bemüht sich ihrerseits, die den Aleuten angeborne Leidenschaft zur Jagd zu nähren, indem sie ihnen behülflich ist, jährlich Expeditionen zum See-Otternfange zu unternehmen. Zu diesen können sich so viele Baidaren versammeln, als die Aleuten selbst für gut finden.

Sie kommen dann im Frühlinge aus ihren Wohnorten in den vorher bestimmten Versammlungsplätzen zusammen, und brechen im April oder Mai 30 bis 100 Baidaren stark auf, um das goldne Vließ zu erobern.

Zum Anführer des Zugs wählen sie aus ihrer Mitte einen der geachtetsten Häuptlinge. Solche Expeditionen werden jährlich in den Bezirken der Kurilen, in dem von Atcha, von Unalaschka und Kadjack veranstaltet, und erstrecken sich demnach auf beinahe 3000 italienische Meilen.

Die Jagd selbst gewährt einen sehr unterhaltenden Anblick. Hat die ganze Gesellschaft sich an einer Stelle der Küste, wo man in der Nähe See-Ottern vermuthet, gelagert, so erwartet sie stilles Wetter und ein ruhiges Meer. Sind diese eingetreten, so stechen alle Baidaren in See und entfernen sich an 40 Werste und darüber von der Küste, um den Ort aufzusuchen, wo nach der Bemerkung solcher Aleuten, die mit dem Instincte der Ottern vertraut sind, diese Thiere sich vorfinden müssen. Dort angekommen, stellen sich alle Baidaren in gerader Linie auf, doch lassen sie je zwischen zwei Fahrzeugen so viel Zwischenraum, daß man eine Otter, die etwa auftauchen sollte, sehen kann, d. h. etwa 250 Faden, daher nimmt eine Partie von 30 Baidaren einen Raum von 10 bis 12 Werften ein. Je mehr Fahrzeuge gegenwärtig sind, um so gedrängter wird die Linie. Sobald Alle die ihnen angewiesenen Plätze angenommen haben, ist die Aufmerksamkeit eines Jeden auf die Meeresfläche rund um seine Baidare gerichtet. Nichts entgeht dem durchdringenden Blicke des Aleuten; in dem kleinsten schwarzen Punkte, der nur auf einen Augenblick auf der Meeresfläche erscheint, erkennt sein geübtes Auge die Otter. Die Baidare, von welcher das Thier zuerst gesehen worden, rudert nun mit größter Geschwindigkeit an die Stelle, wo es untertauchte; dort hebt der im Boote sitzende Aleute sein Ruder in die Höhe, indem er unbeweglich auf seinem Platze stehen bleibt. Sogleich setzt sich die ganze Flotte in Bewegung; die gerade Linie wird zu einem weiten Kreise, dessen Mittelpunkt die Baidare mit erhobenem Ruder ist; diese gleitet nun stille weiter bis an den Ort, wo man das nächste Erscheinen der Otter über dem Wasser vermuthet, und sobald das Thier sich zeigt, schießt der Aleut einen bereit gehaltenen Pfeil ab. Dieses erste Geschoß bringt selten den Tod, ja es erreicht häufig nicht einmal das allzu entfernte Ziel; die Otter verschwindet augenblicklich. Wieder erhebt sich auf der Baidare das Ruder, wieder schließt sich der Kreis, jedoch enger als der frühere; die ermüdete Otter kommt öfter zum Vorschein, von allen Seiten fliegen Pfeile, und endlich wird das getödtete oder durch seine Wunden erschöpfte Thier demjenigen Schützen zu Theil, der es zunächst dem Kopfe getroffen. Erscheinen mehrere Ottern zugleich, so bilden sich, erlaubt es nur die Zahl der Baidaren, mehrere Kreise. Alle Bewegungen der Baidaren bei solchen Evolutionen geschehen mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit und Präcision, dabei herrscht die tiefste Stille, die nur das Schwirren der fliegenden Pfeile von Zeit zu Zeit unterbricht.

Digitized by Google

Die verwegensten aller Jäger, die Aleuten der Fuchsinseln, gehen auch im Winter auf den See-Otterfang aus; doch ist diese Jahreszeit nicht günstig und die Beute nur gering. Allein hat bei der beschriebenen Jagd die Schnelligkeit und Regelmäßigkeit aller Bewegungen, der Falkenblick der Aleuten und ihre Geschicklichkeit im Pfeilschießen den Zuschauer in Erstaunen gesetzt, so zwingt ihn, wird diese Jagd im Winter angestellt, die Kühnheit und Gewandtheit der Jäger zur höchsten Bewunderung. Während der heftigsten Winterstürme pflegt die Otter auf dem Ufer einer kleinen unbewohnten Insel oder auf einem einzeln stehenden Felsen Schutz zu suchen, und hat sie sich nach sorgfältiger Untersuchung überzeugt, daß keine Menschen in der Nähe sind, so rollt sie sich in einen Knäuel zusammen und schläft. Zwei Aleuten nähern sich nun, so lange der Sturm dauert, in zwei einfachen *) Baidaren dem Felsen, und zwar von der unter dem Winde gelegenen Seite. Der in der vordern Baidare befindliche Jäger stellt sich in seinem Fahrzeuge, aufrecht eine Flinte oder Keule in der Hand haltend, und erwartet in dieser Stellung eine Welle, die ihn erhebe und dem Gipfel des Felsens näher bringe. Nun springt er mit Blitzesschnelle ans Land; während sein Gefährte die zurückgelassene Baidare in Sicherheit bringt, schleicht er sich unter dem Winde in die Nähe der schlafenden Otter, erschießt oder erschlägt sie mit seiner Keule, und setzt sich mit Hülfe einer Welle und des auf dem Wasser zurückgebliebenen Aleuten wieder in seine Baidare.

Auf einigen Inseln des Bezirkes von Atcha fängt man die See-Otter in Netzen, die an dazu geeigneten Orten so aufgestellt werden, daß sich das Thier in denselben verwickle. Bisweilen werden sie auch auf niedrigen Sandbänken mit Keulen erlegt, aber diese leichte Jagd gelingt ihnen nur selten.

Für den Naturforscher füge ich noch hinzu, daß der Aufenthalt der See-Otter an der Westküste Amerika's nicht von dem Nutka-Sund begränzt wird, wie Blumenbach meint, sondern daß dieses Thier auch an der Küste von Nord- und Süd-Kalifornien, ja bis an den 27° nördl. Br. südlich von den Seros-Inseln angetroffen wird.

Von allen Jagden erheischt der See-Otter-Fang am meisten Erfahrung, Geschicklichkeit und Geduld; Seebären, Seelöwen und Wallrosse sind ungeachtet ihrer Größe und Stärke doch viel leichter und schneller zu fangen.

*) Einfache Baidaren haben nur für eine Person Raum.

Veränderungen im Zustand von Albanien.

(Fortsetzung.)

Ich war der Gast einer bescheidenen Haushaltung, der es an nichts fehlte, was zur Bequemlichkeit des Lebens gehört, und die selbst manchen Luxusartikel besaß; die Aufmerksamkeit meines Wirths war unablässig, aber nie beschwerlich, sein Betragen respectvoll, wie es mit der Sitte des Landes und der eigenen, liebevollen Gesinnung des Mannes übereinstimmte. Seine Unterhaltung hätte in jeder Classe von Europa für angenehm und lehrreich gegolten, und war unendlich weit über dem, was man in Westeuropa von einem Manne seines Standes erwartet hätte. Seine Knaben bedienten mich sehr sorgfältig, und alle bis auf die kleinsten Kinder mit einer Geschicklichkeit und einem Anstand, der nur von Gewohnheit herkommen konnte und einem Occidentalen unvereinbar mit ihrem Alter erschienen wäre. Bequemlichkeit und die äußerste Reinlichkeit zeichneten das ganze Haus aus, und die allgemeine Ruhe und Eleganz der Manieren hätten einen Fremden glauben machen, daß es das Haus eines Mannes sey, dessen Würde ihm Macht gebe, dessen Geschmack aber die äußern Zeichen derselben verwerfe. Er war nichts als ein Gerber, ein griechischer Raja, und sein Einkommen überstieg nicht 60 Pfund Sterling. Er war ein gewählter Aeltester der Stadt, Richter und Steuereinnehmer, was eine sechsmonatliche, unentgeltliche Stelle ist, zu welcher die Gemeinde ernennt.

Urquhart beschloß von da nach Scodra zu gehen, das der Großvezier damals belagerte, wir müssen uns aber begnügen, einige Details aus seiner Erzählung auszuheben, und wählen die Bemerkungen, die er in Argyro Castro machte. Dieß ist eine Festung, die auf einer Höhe über der Stadt gleichen Namens liegt, welche aus 2000 albanischen und 200 griechischen Häusern besteht. Der Gouverneur, Ibisch Aga, war ein Albanier, der weder griechisch noch türkisch sprach, einen alten, zerfallenen Palast bewohnte, und von einer Bande bewaffneter Diener umgeben war, die keine sehr friedlichen Mienen hatten. Aber trotz des wenig versprechenden Aussehens des Mannes selbst und seiner Umgebung fand ich dieselben wohlthätigen Aenderungen hier wie überall. Der Geldcourant ist jetzt derselbe im ganzen Lande, während früher die Gouverneurs den Gebrauch hatten, denselben in dem Augenblick, wo sie ihre Truppen zahlten, zu erhöhen, und ihn bei der Einnahme der Steuern herabzusetzen. Mais, die Hauptnahrung der Provinz, war seit zwei Jahren um 48 Procent gefallen, und alles Andere in demselben Verhältniß.

Die Schuld der griechischen Gemeinde von Argyro Castro betrug 130,000 Piaster. In ganz Rumelien sind die Municipalitäten durch ungeheure Schulden erdrückt, welche während des letzten Kriegs gemacht wurden. Wäre die Münze nicht verfälscht und im Werth vermindert worden, so wäre das ganze Land in Bankerott verfallen. Eine der ersten Maaßregeln des Großveziers war, die Gemeinden von dieser Last zu befreien, so viel als mit Schonung der Rechte des Eigenthums thunlich war. Die Gläubiger verdienten freilich wenig Mitleiden, da das geliehene Geld fast immer das Resultat der Erpressungen der Gouverneure und Bankiers war, und es zu Wucherzinsen geliehen wurde. Das türkische Gesetz erkennt keine Zinsen an, aber die Contracte waren so abgefaßt, daß das Gesetz nicht direct verletzt wurde. Der Großvezier entschied in solchen Fällen summarisch, lud die Communen, die sich für beeinträchtigt hielten, ein, sich direct an ihn zu wenden, und entschied nach Billigkeit, reducirte die Zinsen, setzte einen Theil zur Abzahlung fest, verwarf bisweilen die Ansprüche, oder verminderte das Capital, wenn die Communen von den Erpressungen ihrer Gläubiger gelitten hatten. Es war ein eigenes Schauspiel, die Leichtigkeit

Digitized by Google

zu sehen, mit der eine Sache von solcher Wichtigkeit ins Reine gebracht wurde, bei der so manche und so widersprechende Interessen im Spiel, die Schwierigkeiten die Wahrheit zu erfahren, so groß, und die, recht zu richten, so zahlreich waren. Dennoch brachte der Großvezier in seinem Lager, während er Scodra belagerte, den größten Theil dieser verwickelten Verhältnisse ins Reine, und während die Griechen dieß als eine Wohlthat betrachteten, die fast eben so groß war als ihre Befreiung vom Joch der Albanier, erregte es kaum eine Klage von Seiten derer, welche dabei gelitten hatten.

Der Vezier fand in dieser Angelegenheit noch eine ganz besondere Schwierigkeit, welche nicht übergangen werden darf. Der größte Theil der Kläger bestand aus Griechen, die meisten Angeklagten waren Albanesen und Türken, daher waren die Griechen und der Vezier vollkommen in den Händen der Dolmetscher. Die Entdeckung einiger groben Betrügereien führte zu der Hinrichtung zweier der ersten Dolmetscher des Großvezier, eines Türken und eines Griechen, und die Nachricht von dieser summarischen Justiz flog von Mund zu Mund, und wurde mit unendlicher Freude empfangen. Seit dieser Zeit schickt der Großvezier alle griechisch abgefaßten Bittschriften zurück, damit die Bittsteller sie selbst ins Türkische übersetzen lassen.

Während die europäischen Regierungen, welche Unterthanen von einer fremden Race haben, Alles anwenden, das Nationalgefühl und die Muttersprache derselben zu ersticken, verfahren die Türken nach einer Politik von Nichtintervention, oder, um mehr nach ihren Ideen zu reden, von Ehrlichkeit. Die Populationen behalten daher jede ihre Sprache und Sitten, und kümmern sich meistens nichts um die ihrer Nachbarn. Die Türken verstehen auf dieselbe Art selten die Sprache ihrer Unterthanen oder fremden Nationen, und daraus entsteht ein großes und schreiendes Uebel: die Gouverneure, die Administratoren, die Richter und die Kaufleute hängen in allem Detail ihrer Geschäfte von Dolmetschern ab. Diese bilden eine Classe, welche durch Gemeinschaft der Interessen zusammenhängt, und die sich vom Centralpunkt des Reichs bis auf die untersten Kreise der Administration verzweigt, und ein Netz bildet, dem nichts entgehen kann, und das daher in unsichtbaren, aber eben darum mächtigen Banden alle Verhältnisse umschlingt. Die Mittel, durch die man sich in dieses verrätherische Gewerbe verwickelt, sind so graduell und unbemerkbar, daß man ihrer nie bewußt ist, und der Einfluß, den die Dolmetscher über ihre Opfer ausüben, ist so absolut, daß alle Gedanken von Widerstand oder Rache wegfallen.

(Schluß folgt.)

Klimatische Schilderung von Brittisch-Westindien und Guiana.

7. St. Lucia.

Diese Insel ist 52 Meilen lang, 12 breit und liegt 40 Meilen nördlich von St. Vincent. Sie besteht aus zwei Districten. Wasseterre, der niederste und bestangebaute, ist sumpfig, Capisterre, der höher gelegene und am wenigsten angebaute, ist bergig, mit feuchten Schluchten angefüllt, die voll von verfaulenden Pflanzen sind. Das Klima ist sehr feucht und wandelbar, in manchen Jahren jedoch ist der Regen sehr spärlich. Im October und November regnet es unaufhörlich. Kühles und trocknes Wetter tritt um Weihnachten ein, und dauert drei oder vier Monate fort, den übrigen Theil des Jahres hindurch ist aber das Wetter trocken und dumpf, oder kalt und feucht; die Temperatur wechselt oft in wenigen Stunden um 10 bis 12 Grade (F.). Castries, die Hauptstadt, liegt am Ende einer gekrümmten Bai an einer sumpfigen Stelle, umgeben von Bergen, die jeden Luftzug abhalten. Die Truppen liegen auf Morne Fortuné, einem steilen 850 Fuß über dem Meere liegenden Berg, etwa 1½ Meilen von Castries. Die mit Feuchtigkeit beladenen Winde wehen über dieß Fort und machen es ungesund, weßhalb auch die Sterblichkeit unter den Truppen stets groß war; unter den schwarzen Truppen ist sie keineswegs stärker als anderswo.

Die englischen Niederlassungen an der Goldküste.

(Fortsetzung.)

Es schien um so nothwendiger, diesen kleinen Abriß der frühern Geschichte der Colonie vorauszuschicken, da ohne ihn jede Schätzung des Werths der Niederlassungen falsch und ungerecht werden müßte. Es ist nur zu häufig bis jetzt auf ihre politische und commercielle Unbedeutenheit hingewiesen worden, wenn es darauf ankam, sie reichlicher zu begaben, ohne zu bedenken, daß sie 147 Jahre lang, von 1661 bis 1808, rein als Sklavenfactoreien gedient haben, daß man, weit davon entfernt irgend einen Versuch zu machen, die Eingebornen zu civilisiren, oder einen rechtmäßigen Verkehr mit dem Reichthum an Landesproducten zu beginnen, es im Gegentheil den brittischen Behörden und Beamten zur Pflicht machte, wie es das Privatinteresse der Kaufleute war, Krieg zwischen den verschiedenen Stämmen zu unterhalten und Uneinigkeit in den Familien zu nähren, die sichersten Mittel, immer neue Lieferungen an Sklaven zu erhalten.

Die unglücklichen Folgen, welche aus einem solchen System nothwendig entstehen mußten und noch lange die Periode überdauerten, wo der Sklavenhandel nominell aufhörte, und der Krieg, welcher später die Colonien in große Gefahren versetzte, hielten die wohlthätigen Einwirkungen zurück, welche aus dem neuen Regierungssystem sich hätten ergeben müssen. Endlich wurde 1831 der Friede mit den Ashantees geschlossen, und Alle, welche seitdem diese Küste besucht haben, stimmen darin überein, daß, der innern und äußern Schwierigkeiten ungeachtet, die brittischen Niederlassungen an der Goldküste eine Höhe in commercieller und Agriculturbeziehung gewonnen haben, der in ihrer Geschichte noch ohne Beispiel dasteht.

Die Gebietsausdehnung ist viel größer, als man im Allgemeinen glaubt. Ohne die entfernten Districte, welche nur dem Namen nach, aber nicht stets der That nach dem brittischen Gesetz unterworfen sind, umfassen die Districte, wo die Einwohner gern sich brittische Unterthanen nennen, mehr als 5000 Quadratmeilen. Drei Viertheile dieses großen Landstrichs haben trefflichen Boden. Er bringt mit wenig Arbeit und in der größten Fülle alle Producte der westindischen Inseln hervor; fast alle sind in der That einheimisch und wachsen wild. Das Klima, von dem wir später noch mehr sprechen werden, ist nicht schlechter und den Europäern feindlicher, als irgend ein anderes in den tropischen Ländern.

Digitized by Google

Aber so gütig auch die Natur in diesem begünstigten Striche Westafrika's gewesen, so wenig hat der Mensch bisher gethan, sie zu vervollkommnen, oder nur daraus Vortheil zu ziehen. Zwei Dinge sind besonders auffallend in diesem Lande, die geringe Bevölkerung bei der so großen Menge des nutzbaren Bodens, und das geringe Maaß des bebauten Landes, das selbst mit dieser Bevölkerung in keinem Verhältnisse steht. Doch läßt sich beides leicht erklären. So lange der Sklavenhandel bestand, konnte die Bevölkerung nicht zunehmen, da namentlich die jungen Leute beiderlei Geschlechts auf die Sklavenmärkte Westindiens verlangt wurden. Als aber 1807 der Sklavenhandel aufgehoben wurde, geschah dieses keineswegs in der That. Schiffe unter spanischer, portugiesischer, französischer und holländischer Flagge besuchten noch häufig die verschiedenen kleinern Städte, die von englischen Forts entfernt liegen, und hatten keine Mühe sich ihre Schiffsladungen zu verschaffen. Das Land, das sich von dem drückenden Joche der Ashantees befreien wollte, wurde häufig von diesem kriegerischen Volke überschwemmt, das einen Vertilgungskrieg gegen alle diejenigen Stämme führte, die nur den geringsten Versuch machten, sich ihrer Herrschaft zu entziehen. Auch das mußte die Bevölkerung eher vermindern. Diese Kriege endigten zwar 1826, und im Frieden von 1851 wurde ein Handelsvertrag mit dem König der Ashantees geschlossen, worin die eingebornen Stämme, welche die Engländer unterstützt hatten, für immer und ohne Bedingung vom Joche der Ashantees befreit wurden und unter brittischen Schutz traten: der Thätigkeit der brittischen Kreuzer ist es gelungen, den unerlaubten, schändlichen Handel mehr zu beschränken, aber noch will sich keine bedeutende Verbesserung in der Volkszahl bemerken lassen, obgleich in den letzten zehn Jahren fast ununterbrochene Ruhe und jene Sicherheit der Person und des Eigenthums geherrscht haben, ohne welche sich kein Fortschritt in der Civilisation denken läßt. Man hat es, und wohl nicht mit Unrecht, der Polygamie zugeschrieben, die nicht allein auf der Goldküste, sondern, wie wir glauben, im ganzen uncivilisirten Afrika allgemein herrscht, und ehe nicht der Einfluß des Christenthums diesen unnatürlichen Gebrauch aufgehoben, wird sich, fürchten wir, kein bedeutendes Zunehmen der Bevölkerung erwarten lassen.

Auch das ist nicht schwer, nachzuweisen, weßhalb das urbar gemachte Land mit dem bewohnbaren und den Bewohnern in so schlechtem Verhältniß steht. Zuerst ist der Boden außerordentlich reich und fruchtbar, und mit sehr geringer Arbeit würde selbst der beste englische Landmann über den Ertrag erstaunen. Da die Ausdehnung des unbebauten Landes so groß ist, braucht Niemand, der es nicht will, zweimal nach einander auf denselben Feldern zu ernten. Er geht nur zu einem andern Theil des „Busches," wählt sich eine günstige Lage für seine Felder, fällt und verbrennt das Gestrüpp und Unterholz, das natürlich einen trefflichen Dünger abgibt, und er kann sicher seyn, wenn nicht sehr trockne Jahreszeiten einfallen, nach einem sehr geringen Aufwande von Pflügen und Säen eine reiche Ernte zu halten. Aber diese leichte Arbeit thut der regelmäßigen Bebauung des Landes vielen Abbruch.

Der größte Fluch des Landes jedoch ist der Goldsand, mit dem der ganze Boden mehr oder weniger vermischt ist. Alle noch uncultivirten Stämme und Völker haben einen Widerwillen gegen stäte, fortdauernde, ruhige Arbeit, und die Negerrace scheint sich vorzugsweise durch eine Neigung zur Trägheit auszuzeichnen. Dieß ist kein Fehler, der in der Race ruht, sondern eher der großen Fruchtbarkeit und dem natürlichen Reichthum ihres Landes zuzuschreiben.

Seine Bedürfnisse in Speise, Kleidung und Schutz vor der Jahreszeit sind unter der tropischen Sonne, fünf Grade vom Aequator, äußerst gering. Das Land sorgt dafür fast ohne seine Nachhülfe. Wenige Tage Arbeit im Feld und bei der Goldwäsche, und er ist versorgt für den ganzen nächsten Monat. Zwar haben seine Verbindungen mit den Europäern ihn einige Luxusartikel kennen gelehrt, und manche künstliche Bedürfnisse sind ihm gekommen, die wesentlich zu seiner Bequemlichkeit dienen, und die er leicht durch eine stäte Arbeit auf dem Felde befriedigen könnte. Aber er wird lieber nach Gold suchen, oder an der Küste durch Handel seine Bedürfnisse erwerben, als durch Ackerbau.

Dabei ist es zu verwundern, wie schnell sich die Bewohner der Goldküste zum Bessern wenden, seit sie unter dem Schutze der Engländer leben. So wild und grausam sie sind, wenn ihre Leidenschaften erregt sind, so friedlich sind sie im gewöhnlichen Laufe des Lebens. Gewandt und aufmerksam auf Alles, was sie unmittelbar betrifft, sind sie empfindlich gegen die geringste Ungerechtigkeit, unterwerfen sich aber, wo ihnen das Streben nach Unparteilichkeit entgegentritt, willig und ohne Murren jeder Entscheidung.

Das Klima, wie wir schon angedeutet, ist gesund. Gewöhnlich setzt man die Goldküste mit der Sierra Leone in eine Reihe, obgleich es fast 1000 englische Meilen davon liegt. Die Sierra Leone ist fast sprüchwörtlich geworden wegen ihres für Europäer gefährlichen Klima's. Es ist bekannt, daß sie vier bis fünf Monate im Jahre von Regen überschwemmt, und fast alle vier oder fünf Jahre von einer Pest heimgesucht wird, welche die weiße Bevölkerung fast ganz aufreibt. Aber Cap Coast Castle leidet im Gegentheil Mangel an Regen, und sah noch nie die Pest. Daß im Kriege 1824 und 1825 eine große Sterblichkeit unter den weißen Truppen wüthete, kann hiergegen nichts beweisen. Denn die Armee bestand aus dem Auswurfe des Heeres, fast lauter „Verbrecher," die sich jeder Ausschweifung ergaben, und deren von fortdauernder Trunkenheit und Liederlichkeit geschwächter Körper dem ersten Anfalle des Fiebers erlag. Unter den europäischen Kaufleuten und Beamten ist aber die Sterblichkeit eher geringer als anderswo. Das Thermometer bleibt im Allgemeinen zwischen 75° und 85° Fahrenheit im Schatten, selten nur sinkt es tiefer oder steigt es höher. Ein so gleichmäßiges Klima müßte wohl, dächten wir, Gesundheit und langes Leben herbeiführen.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Hr. Jacob Goethals, Correspondent der Brüsseler Akademie und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, starb kürzlich in einem ziemlich vorgerückten Alter zu Courtrai (Kortryk). Er vermachte seiner Vaterstadt eine schöne, an Manuscripten über die Nationalgeschichte reiche Bibliothek. Er gab einen Theil der Chronik von Gilles Li Muisis, einen Theil der Chronik von Courtrai, die nach von ihm selbst gesammelten Urkunden verfaßt ist, und eine vortreffliche Notiz über die Schlacht von Courtrai oder der goldenen Sporen, die von Hrn. A. Voisin übersetzt und commentirt wurde, heraus. Auch hinterläßt er eine sehr detaillirte Chronik seiner Vaterstadt im Manuscript. (Echo du Monde Savant Nr. 57.)

Der Herzog von Nemours hat mehrere orientalische Manuscripte aus Afrika mitgebracht und dieselben der königlichen Bibliothek zum Geschenk gemacht; darunter befindet sich ein Exemplar des Geschichtsschreibers (soll wohl heißen Reisebeschreibers) Ebn Batuta in mauritanischer Schrift. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 272.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 September 1838.

Der Feldzug der Carlisten im vorigen Jahre.

3. Die Schlacht gegen Buerens und ihre Folgen.

Am 24sten früh Morgens ward die carlistische Armee in der Nähe des Dorfes Villar in gespannter Erwartung der Schlacht in dichten Colonnen aufgestellt. Gegen 10 Uhr erfuhr man, der Feind rücke gegen Herrera vor; gegen 11 Uhr zog sich Don Carlos und sein Hof unter einer kleinen Escorte nach Nogueras zurück, während Moreno, der Chef des Generalstabs, sich anschickte, seine Stellung an einem Punkte zu nehmen, den er zuvor genau recognoscirt hatte. Von Villar de los Navarros bis Herrera zieht sich ein fruchtbares und unebenes Thal in nördlicher Richtung zwischen zwei rauhen Bergketten hin, und ist etwa zwei Stunden lang und anderthalb breit. Es ist dieß das erste von einiger Ausdehnung zwischen den unfruchtbaren Gebirgen von Oberaragonien und den weiten, üppigen Ebenen des „Campo Cariñena." Obwohl der Boden an manchen Stellen uneben und durchschnitten ist, so ist er doch nirgends so, daß er die Bewegung der Reiterei verhinderte; auch macht die wellenförmige Gestaltung des Terrains dasselbe sehr günstig zu Uebungen der kriegerischen Kunst, indem es gestattet, die Bewegung entgegengesetzter Massen zu verheimlichen.

Buerens, wahrscheinlich überrascht, nichts von Oraa zu vernehmen, soll sich doch endlich entschlossen haben, die Carlisten allein, im Vertrauen auf sein gutes Glück und die spätere Mitwirkung seines Obern, anzugreifen. In seinem Benehmen war jedoch immer etwas Zauderndes; sein aus etwa 7000 Mann Infanterie und 500 Pferden bestehendes Corps bewegte sich in sehr breiten Colonnen der östlichen Seite des Thals entlang, bis einige Abtheilungen leichte Reiterei, die er vorgeschoben hatte, die carlistischen Bataillone gewahr wurden, welche in den größern Vertiefungen des Bodens gerade mitten im Thale, etwa 6000 Mann Fußvolk und 700 Pferde stark, standen. Buerens hatte nun keine andere Wahl, als uns anzugreifen oder sich zurückzuziehen; übrigens würde ihm unsere Ueberlegenheit an Reiterei wohl keine Hoffnung auf einen ungehinderten Rückzug gelassen haben. Er führte nun seine Colonnen von der östlichen Seite des Thales auf die westliche, meiner Ansicht nach ohne irgend einen Grund, wenn er nicht bei seiner Unkenntniß des Terrains auf dieser Seite glaubte, daß ihm hier der Durchgang frei stünde, und er die Annäherung Oraa's an dem Ufer des Almonacid abwarten könne, bevor er uns angreife, im Falle er nicht zum Kampf gezwungen würde. Da wir jedoch den Mittelpunkt des Thales einnahmen, so sah er bald ein, daß er an dieser Seite eben so wenig als an der andern die Anhöhe ersteigen könne, ohne die so schwierige Operation eines Flankenmarsches in Gegenwart des Feindes, gerade in seiner Nähe auszuführen; er stellte deßhalb seine Truppen alsbald in Schlachtordnung auf. Die carlistischen Truppen waren in einer gebogenen Linie aufgestellt, der rechte Flügel stand da, wo ihr Centrum gestanden wäre, wenn Buerens seinen Gegner unmittelbar, als er in dem Thal ankam, nicht aber, wie es geschah, seitwärts angegriffen hätte. Der linke Flügel lehnte sich an einen Berg in der Nähe des Dorfes Villar, der weit höher war als irgend eine der umliegenden Erhebungen des Terrains, obwohl er im Vergleich zu den riesenhaftern Bergmassen der Sierra's, von denen das Thal eingeschlossen war, ganz winzig erschien. Der rechte Flügel, bestehend aus der aragonesischen Division unter dem Befehle von Quilez, stand unter der Bedeckung von 3 Vierpfündern und 400 Mann Reiterei. Die castilianischen und navarresischen Divisionen (oder vielmehr Unterdivisionen, denn es erscheint lächerlich, bei einer Armee von 8000 Mann von Divisionen zu sprechen), unter dem Befehle des Basilio Garcia und Pablo Sanz, hatten die Mitte, in Verbindung mit dem zweiten navarresischen Lancierregiment, das nur noch 200 Mann stark war, und einem Bataillon Alavesen; 100 Mann Reiterei waren auf dem linken Flügel.

Gegen drei Uhr Nachmittags begannen die Truppen der Königin, welche dem rechten Flügel des Centrums der Carlisten gegenüber eine Batterie mit vier Geschützen errichtet hatten, den Angriff. Beide Armeen waren, wie gewöhnlich bei den Spaniern, in Colonnen aufgestellt, und einige unbehülfliche Massen bewegten sich zuerst langsam und ruhig gegen den rechten Flügel der Carlisten vor; einige Abtheilungen von Plänklern gingen ihnen, unterstützt von 200 Mann Reiterei, voran, und rückten muthig vor, trennten sich jedoch dadurch, daß sie die carlistischen

Digitized by Google

vor sich hertrieben, nicht allein zu weit von dem Hauptcorps, sondern auch von der sie deckenden Reiterieabtheilung, welche, in eine fest geschlossene Colonne zusammengedrängt, gerade Raum gewonnen hatte, sich in einer kleinen Vertiefung aufzustellen, wo sie gegen das feindliche Feuer gesichert, und doch nahe genug waren, ihre Plänkler stets zu unterstützen. In diesem Augenblick übernahm der Oberst Thomas Reyna eilig das Commando der Schwadron Manuelin's — eine Abtheilung, welche, obgleich damals nur noch 60 oder 70 Mann stark, von diesem Parteigänger auf eine bewundernswürdige Weise ausgewählt war, und hinsichtlich des äußern Ansehens, des Muths und der Disciplin jeder andern in beiden Armeen überlegen war — brach durch die Zwischenräume der sich zurückziehenden Truppen, und hatte so in einem Augenblick einen großen Theil der bestürzten feindlichen Plänklerlinie abgeschnitten.

Die Colonne Reiterei versuchte sogleich sich zu entwickeln, um ihn anzugreifen, in demselben Augenblick aber begann auch die carlistische Batterie ihr Feuer. Da die Carlisten seit dem Uebergang über den Arga keine Artillerie besaßen, so brachte das Feuer derselben eine überraschende Wirkung auf die Christinos hervor, besonders da diese, in der festen Meinung, daß jene kein Geschütz hätten, zu weit vorgerückt waren; diese unerwartete Salve machte einen solchen Effect, daß die Colonne, welche sich zu entwickeln versucht hatte, in große Unordnung gerieth, während Reyna, welcher von den abgeschnittenen Plänklern, die rings um ihn her die Waffen wegwarfen, gar keine Notiz mehr nahm, sondern seine Leute auf die schönste Weise in einer Linie aufstellte, kühn die 200 Mann Reiterei angriff, sie durchbrach und zerstreute, wobei er bloß durch das sich eröffnende sehr lebhafte Feuer des ersten Gliedes der Infanteriecolonne, auf welche sich jene zurückzogen, zurückgetrieben wurde; er zog sich nun mit mehr als hundert Gefangenen, welche die carlistischen Plänkler wieder zusammengebracht hatten, und unter dem Staunen und dem Freudenruf der Armee zurück. Diese glänzende, wenn auch unwichtige That, welche in kürzerer Zeit, als ihre Erzählung erheischt, und ehe das Gefecht irgendwo begonnen, im Angesichte beider Armeen ausgeführt wurde, hatte, meiner Ansicht nach, einen entscheidenden Einfluß auf den Ausgang des Kampfes. Manuelin, ein berühmter Guerilla-Anführer der Reiterei zu Anfang des Kriegs und Rittmeister der Schwadron, wurde nebst einem andern Officier bei dem Angriff tödtlich verwundet, und starb auch einen oder zwei Tage darauf. Die Infanterie von Buerens rückte nun in Massen gegen den rechten Flügel und das Centrum vor, und als diese Colonnen heranrückten, faßten die Plänkler Muth, trieben die der Carlisten zurück, bis diese wieder verstärkt wurden, was wiederholt geschah, bis zuletzt einige ihrer Bataillone von 8 Compagnien fünf oder sechs in Plänkler aufgelöst hatten, so daß sie am Ende eine lange, dichte und weithin reichende, aber bewegliche Linie bildeten, gegen deren mörderisches Feuer keine Colonne Stand halten konnte. Hierin lag während des ganzen Krieges das Geheimniß der Ueberlegenheit der Infanterie aus den Provinzen über die aus dem übrigen Spanien; in den meisten ihrer Kämpfe mit den Christinos bestanden zwei Drittheile ihrer Macht in ihrer sogenannten „Guerilla," und die Colonne wurde mehr eine Reserve, die an dem Kampfe keinen Antheil nahm. Wo das durchschnittene Terrain der feindlichen Reiterei nicht gestattete ihr Heer zu durchbrechen, oder wo ihre eigene Reiterei wohl im Stande war, die feindliche im Schach zu halten, machten die feindlichen Colonnen selten einen Versuch gegen sie.

Im gegenwärtigen Fall konnten sie trotz verschiedener Versuche und wiederholter Reiterangriffe, welche der Linie entlang beiderseits vortrefflich ausgeführt wurden, weder auf dem rechten Flügel noch im Centrum irgend eine Wirkung hervorbringen. In den meisten Fällen waren sie inzwischen mit den Bewegungen der Infanterie so schlecht combinirt, daß sie zu keinem Resultat führten, mit Ausnahme der augenblicklichen Zerstreuung der Zurückgeworfenen, die sich unverzüglich wieder unter dem Schutze ihrer Infanterie bildeten, und zwar mit unbedeutendem Verlust, der selten bei einem Angriff, aber um so mehr bei der darauf eintretenden Verfolgung sich ergibt. Auf dem linken Flügel aber waren das alavesische Bataillon und die daselbst aufgestellten hundert Mann Reiterei trotz der günstigen Beschaffenheit des Terrains, in Folge ihrer geringen Zahl mehreremal nahe daran, sich zu ergeben; auch zweifle ich nicht, daß jene Positionen (deren Besetzung durch den Feind die Niederlage der carlistischen Armee herbeigeführt haben würde) bei etwas mehr Entschlossenheit von Buerens genommen worden wären. Die Ankunft Villareals, und alle die Geistesgegenwart und Unerschrockenheit, die er im Verlauf einer Stunde zu entwickeln vermag, waren erforderlich, diesen Posten zu halten, zu dessen Verstärkung Sopelana, der mit der alavesischen Division von 2000 Mann die Straße nach Daroca zu beobachten hatte, jeden Augenblick erwartet wurde. Bei allen seinen etwaigen Mängeln als General einer Armee oder einer größern Division ist Villareal zu einer Aufgabe dieser Art vorzugsweise geschickt, und leistete gewiß das Außerordentliche, indem er sich so lange hielt, bis die Division Sopelana's von dem Berg herab auf dem linken Flügel der Carlisten vorbrach, und das Schicksal des Tages in dem Augenblick entschied, wo Moreno im Begriff war, von seinem Centrum aus eine neue Verstärkung zu senden. Dieß war das Zeichen zum gleichzeitigen Vorrücken der ganzen carlistischen Linie, die namentlich auf dem rechten Flügel ihrer Ueberlegenheit sich längst bewußt war.

(Schluß folgt.)

Veränderungen im Zustand von Albanien.

(Schluß.)

Diese Betrachtungen drängten sich mir in den Gesprächen auf, die ich während meines Aufenthalts in Argyro Castro mit dem Erzbischof und den Primaten hatte. Es war ein Türke dabei gegenwärtig, welcher den Einfluß der Dolmetscher auf die innere Verwaltung der Türkei durch folgende Anekdote bestätigte. Einige Meilen westlich von Tricala sieht man in einer wüsten Ebene das zerfallene Minaret einer Moschee, welche vor zehn Jahren in der Mitte eines blühenden Dorfes stand. Man sagte

Digitized by Google

mir, daß dieses im Jahre 1813 durch die Pest verödet worden sey, aber ich lernte jetzt die wahre Ursache der Zerstörung kennen. Dieses Dorf, genannt Capidschi, war ein Leben von Veli Pascha, Sohn von Ali Pascha, nach dessen Fall es an den Sultan zurückfiel. Der Agent des Sultans mußte nach dem Vertrag das Saatkorn liefern. Nun wurde Essad Pascha von Konstantinopel in die Provinz geschickt, und da die Domänen damals unter den Paschas standen, so wendeten sich die Einwohner, welche durch den griechischen Krieg in große Armuth verfallen waren, zur Saatzeit mehreremal an ihn um Saatkorn zu erhalten; da sie nichts bekamen, so versammelte sich am Ende das ganze Dorf, Männer, Weiber und Kinder um den Palast des Pascha und riefen um Saatkorn, griechisch Sporos. Der Pascha hörte den Lärm, und ließ seinen Dolmetscher, Ata Effendi, kommen, der Sr. Hoheit vorstellte, die Leute seyen gekommen, um Geld zu verlangen, damit sie Wein zu einem ihrer abergläubischen Feste kaufen könnten. Aber, fragte der Pascha, was heißt Sporos? Der Dolmetscher antwortete: Tanz (Choros) die Leute wollen tanzen. Der Pascha befahl sie wegzujagen. Der Mann, der mir die Geschichte erzählte, war Oberjäger des Pascha, und schlug nach einigen Tagen dem Pascha vor zu jagen, und richtete es so ein, daß er diesen in das Dorf Capidschi brachte. Als sie ankamen, war keine Seele zu sehen, die Thüren standen offen, die Möbels waren ausgeräumt, endlich sahen sie einen alten Mann, der ausdrücklich da gelassen worden war, die Geschichte des Dorfes zu erzählen. Er brachte vor, wie sie zu dem Thor des Pascha gekommen, Korn zu verlangen und mit Schlägen und Flüchen weggetrieben worden. Der Pascha stand auf und ritt nach Hause, machte einige nothwendige Verkehrungen, ließ seinen Bruder als Verwalter des Paschalik, setzte seinen Ritt fort bis Konstantinopel, wo er seine Entlassung nahm. Er wurde seitdem zum Pascha von Erzerum gemacht, wo er keinen Dolmetscher braucht. Ich fragte was man Ata Effendi gethan? Nichts!

Ich aß bei dem Gouverneur; das Essen war eine Scene des ärgsten albanischen Lärms, aber auch hier brach ein unerwarteter Sonnenstrahl durch die Nacht, und bildete einen angenehmen Contrast mit dem wilden Wesen des Wirths und der Gäste. „Wir haben," sagte der Gouverneur, als ich Abschied nahm, „mehr gethan als du siehst oder glaubst, denn wir haben das Uebel ausgerottet, das das Wachsthum des Guten hinderte. Bisher hat es nur geheißen, zerstöre, tödte, verbrenne! wenn du aber in fünf Jahren wiederkommst, wirst du die Früchte des letzten Jahres sehen."

Ich habe oben gesagt, daß die Schulden der Gemeinde von Argyro Castro 130,000 Piaster betrugen; sie sind unangetastet geblieben und die Einwohner haben nicht an den Vezier appellirt. Ich fragte nach dem Grunde, und die Primaten sagten mir, daß alle ihre Gläubiger türkische Landeigenthümer aus der Umgegend seyen, welche das Geld freundlich geliehen hätten, ihnen in ihrer Noth zu helfen, daß die Zinsen nur 8 Procent betrügen und nie streng eingefordert werden seyen. Es ist bekannt, daß Ali Pascha sich einer ungeheuren Masse von Privateigenthum in seinen zahlreichen Provinzen bemächtigt hatte. Dieses ist an die Krone heimgefallen, und obgleich diese zurückerstattet hat, wo man offenbaren Mißbrauch in der Erwerbung nachweisen konnte, so blieb doch noch so viel Domäne übrig, daß diese den größten Theil der Kroneinkünfte von Albanien liefert. Dazu hat man eine besondere Verwaltung errichtet, welche die Ländereien nach dem gewöhnlichen Systeme der Generalpachtungen verpachtet. Rings um Argyro Castro liegt viel solches Kronland, das von einem Generaldirector an Mittelmänner verpachtet wird. Diese sind wie ihre Classe in der ganzen Welt, aber die Bauern haben eine Deputation an den Vezier geschickt, um die Erlaubniß zu erbitten, künftig direct in die Staatscasse zu bezahlen, was die Mittelmänner gegenwärtig entrichten. Ich habe keinen Raum, über dieses Factum im Detail zu sprechen, aber ich kann nicht umhin, auf seine Wichtigkeit und auf die Leichtigkeit aufmerksam zu machen, mit der eine mächtige, und vielleicht für die Existenz des türkischen Reichs wichtige Aenderung getroffen werden kann.

Wir müssen hier schließen, mit lebhaftem Bedauern, daß unser Raum nicht erlaubt, die vortrefflichen Capitel über Kindererziehung und über den Zustand der Frauen im Orient zu geben. Das ganze Werk verräth einen Mann, der genau beobachtet und tief nachgedacht hat. Wenige Europäer haben das innere Leben des Orients besser gekannt, und seine Verschiedenheit von dem unsern lebhafter gefühlt und beschrieben. Es thut einem wohl, nach der Masse von galoppirenden, unwissenden und absprechenden Reisenden einen zu finden, der neue Facta und neue Ideen liefert, und dem Leser zu denken gibt, ob er seine Meinungen theilt oder nicht.

Wachsthum von Liverpool.

Vor etlich und vierzig Jahren während des Kriegs mit Frankreich wurde am nördlichen Ufer (des Mersey) zur Vertheidigung des Hafens ein Fort errichtet. Damals stand dasselbe volle dritthalb englische Meilen von der zu jener Zeit letzten Docke gegen Norden, der St. George's Docke. Vor etwa 20 Jahren wurde jenes Fort niedergerissen und eine regelmäßige Batterie an deren Stelle erbaut. Selbst diese Batterie war noch von den geschäftsvollen Docken weit entfernt, und obwohl Jedermann voraussah, daß im Laufe der Zeit die Docken sich dieser Batterie nähern würden, so ließ sich doch kaum Jemand träumen, daß diese Annäherung so rasch stattfinden würde. Jetzt steht die Batterie nicht nur nicht mehr vereinzelt, sondern ist von Docken, Schiffswerften u. s. w. ganz umgeben, und muß in kurzer Zeit ganz abgetragen werden. Die Vermehrung der Dampfboote erfordert einen vergrößerten Dockenraum, und zu dem Ende muß eine neue geräumige Docke an der Stelle der jetzigen Batterie errichtet werden. (Liverpool Standard.)

Die englischen Niederlassungen an der Goldküste.

(Schluß.)

Aus Allem, was wir bisher gesagt haben, geht sonach hervor, daß die Colonien an der Goldküste in vorzüglichem Grad alle Elemente in sich tragen, zu einem hohen Grade von Reichthum und Einfluß zu gelangen. Da sie früher durch den Sklavenhandel von England selbst

Digitized by Google

entvölkert und demoralisirt worden sind, so hat England, nachdem jener Handel vernichtet worden, die dringendste Aufforderung, ihm wieder die Mittel zu geben, aus diesem Zustande der Demoralisation zu erstehen. Und schon hat der Handel in diesem Theil Afrika's einen andern Charakter angenommen, und vergilt zwanzigfach die geringe Unterstützung, die ihm England zu Theil werden läßt.

Gewiß, es ist überraschend, wie schnell hier der Sklavenhandel sich von selbst gelegt und einem andern einträglichern Verkehr Platz gemacht hat. Dieß geschah in einem Lande, das, wir wiederholen es, Jahrhunderte lang für den Sklavenhandel gleichsam erzogen und erhalten wurde, und wo dieser Handel mehr als in irgend einem andern Theile dieses ungeheuren Festlandes Wurzel geschlagen hatte.*)

Doch welche Mittel hat man angewendet, um auf der Goldküste den Sklavenhandel zu verdrängen? Die Kreuzer, welche fortwährend an der Küste Afrika's stationiren, haben nichts dazu thun können, denn wenn sie auch sich der Küste näherten, so geschah es nur, um den Ortsbehörden Hülfe zu leisten und Unterstützung zukommen zu lassen, wenn es verlangt wurde. Auch haben sie nirgends zur Verhinderung etwas thun können. Die Mittel, wodurch die Eingebornen der Goldküste diesem Handel entfremdet worden sind, so daß seit 1830 er gar nicht mehr zur Ausübung gekommen, sind die einzigen, die überhaupt zur Verhinderung angewendet werden können.

Die Eingebornen fanden, daß ihre gewohnten Käufer ihre lebende Waare nicht mehr nehmen wollten, und selbst an der entferntern Küste, wohin sie gewiesen wurden, mußte erst ein Sklavenschiff erwartet werden, das nicht stets ihren Forderungen entsprach, sie mußten Aufschub, Gefahr, sogar Strafe von den Behörden fürchten, und machten die Erfahrung, daß der gesetzmäßige Handel, wenn auch mühsamer und weniger gewinnbringend, doch auch ersprießlich und ungleich sicherer war. Die europäischen Kaufleute dagegen versuchten alle Mittel, die in ihrer Macht waren, ihre gewöhnlichen Lieferanten dahin zu bringen, ihnen Gold, Elfenbein und andere Producte des Landes aus dem Innern zu verschaffen. Als nun die Häuptlinge im Innern sahen, daß die europäischen Waaren nicht mehr durch Sklavenverkauf zu haben waren, sondern nur für Gold und Elfenbein, ließen sie ihre Sklaven für sich arbeiten, statt sie zu verkaufen. Nach und nach wurden andere natürliche Quellen des Reichthums aufgefunden. Palmenöl, vorher fast ganz unbekannt in Europa, wurde als trefflicher Ersatz für Talg erkannt, und ward schnell im Handel fast so geschätzt wie Gold. Indisches Korn oder Mais, das früher so wenig geschätzt ward, baute man in den letztern Jahren so stark an, daß jährlich davon nach Madeira und selbst nach England ausgeführt wird. Paradieskörner,*) wie auch rother und grüner Pfeffer sind schätzbare Artikel für die Ausfuhr geworden.

Und diese Mittel, welche so wirksam den Sklavenhandel auf diesem Punkt unterdrückten, daß seit 1850 vom Cap Apollonia bis Accra kein Sklave ausgeführt wurde, sollten sie sich nicht eben so wirksam beweisen auf andern Punkten dieser Küste?

*) Bei dieser Gelegenheit können wir nicht unerwähnt lassen, daß der Zustand der Sklaven vor der Aufhebung dieses Handels weit erträglicher war, als nach dieser Zeit. Vorher wurden sie bei ihrer Ueberfahrt nicht schlechter behandelt, als die Soldaten, die nach Westindien transportirt wurden. Vor ihrer Einschiffung wurden die Schiffe genau untersucht, ob sie die vom Gesetz vorgeschriebene Höhe zwischen den Verdecken hätten, die Zahl der einzuschiffenden Sklaven wurde nach dem Tonnengehalte des Schiffes bestimmt und durfte nie 400 übersteigen. Prämien wurden ausgesetzt für den Commandeur und Schiffsarzt jedes Schiffes, dessen Ladung bei der Ankunft nicht mehr als bestimmte Procente durch den Tod verloren hatte. Jeder Schiffsarzt für einen Guineafahrer mußte ein strenges Examen bestehen. Mit Einem Worte, man sorgte auf das genaueste für die Erhaltung der Ueberzufahrenden, wogegen jetzt das Gefühl sich empört gegen alle die Abscheulichkeiten und Leiden, welche jene Sklaven ertragen müssen. Und ihre Zahl hat sich nicht vermindert, sondern vermehrt sich immer noch, je mehr die Sklavenemancipation ihren Fortgang nimmt, wenn auch die große Sterblichkeit unter den Negern auf Cuba und in Brasilien 1843 durch die Cholera vorzüglich mitgewirkt haben sollte zur großen Vermehrung der Sklavenausfuhr. Brasilien, Cuba, und überhaupt die Staaten von Amerika, welche die Sklaven beibehalten, werden nie diesen Handel lassen, bis man ihnen zeigen kann, daß es nicht ihr Nachtheil, sondern ihr eigener Vortheil ist, Sklaven nicht ferner mehr zu gebrauchen.

Vermischte Nachrichten.

Man macht gegenwärtig Anstalten zu einem prächtigen Tournier, das auf dem Schlosse des Lord Eglinton in Schottland gegeben werden soll. Die Kämpfer, welche in völligem Rittercostume auftreten sollen, haben die gothische Waffensammlung Hrn. Pratts und die Erfahrung Hrn. Turkers, des ausgezeichnetsten gegenwärtig lebenden Antiquars, in Contribution gesetzt. Die Ritter werden die Costume verschiedener Jahrhunderte tragen: ein Ritter aus den Zeiten der Kreuzzüge wird mit einem Krieger aus der Zeit Elisabeths eine Lanze brechen, und Karl der Große mit dem Grafen von Leicester oder Wilhelm dem Rothen. Die vom Kopf bis zu Fuß geharnischten Ritter werden von ihren gleichfalls gerüsteten Knappen begleitet seyn.

Die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften hatte für 1838 die Preisaufgabe gegeben: „Die Geschichte der verschiedenen Einfälle der Araber aus Asien und Afrika sowohl nach dem Continent von Italien, als den davon abhängigen Inseln, so wie die der daselbst gebildeten Niederlassungen aufzuzeichnen, und zu untersuchen, welchen Einfluß diese Ereignisse auf den Zustand dieser Länder und ihrer Einwohner gehabt hätten." In der Sitzung vom 10 August wurde der Preis dem Memoire eines Hrn. Jules Desnoyers zuerkannt, welcher Bibliothekar des Museums der Naturgeschichte und Secretär der historischen Gesellschaft von Frankreich ist.

Im Dorfe Puy (Departement Corrèze) zeigt man einen Castanienbaum, der zwar nur 20 Fuß hoch ist, dessen Stamm aber 42 Fuß im Umkreise hat. Man behauptet, dieß ungeheure Wachsthum sey die Folge des Umstandes, daß man den Baum regelmäßig alle drei Jahre ausputzte. (Echo du Monde Savant Nr. 36)

*) Die Frucht einer kleinen Schmarotzerpflanze mit schönen grünen Blättern; der Name wurde ihr bei ihrer ersten Einführung in Europa gegeben, wo noch wenig solche Artikel bekannt waren. Als man aber die feinern Gewürzkörner Indiens kennen lernte, kam sie in Mißcredit.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 87** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Neue Munster-Lieder. — Der französische Volksdichter Theodore Lebreton. (Schluß.)

Das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, das außerdem wöchentlich 1–2 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 273.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 September 1838.

Bill Johnson.

Ein New-Yorker Blatt theilt über diesen Filibustier (bucanier), wie es ihn nennt, so wie über den Zustand der Dinge auf der Gränze zwischen dem englischen Gebiet und dem der Vereinigten Staaten nachstehende, nicht uninteressante Details mit.

Der Zustand an der Gränze und die täglich dort vorfallenden Ereignisse erwecken fortwährend die öffentliche Aufmerksamkeit. Was, wenn nicht der starke Arm beider Regierung schnell und kräftig einschreitet, die weitern Plane dieser Räuber seyn mögen, welche die beiden Regierungen in Krieg zu verwickeln, oder ihre Rachgier und Raublust zu befriedigen suchen, kann man aus nachfolgenden Thatsachen entnehmen, die aus authentischen Quellen geschöpft sind.

Gleich im Anfang des Frühlings ließ sich eine Abtheilung Flüchtlinge auf den „Tausend Inseln" im Lorenz-Strom nieder. Der Anführer dieser Rotte war William Johnson, wohl bekannt in der ganzen Gegend als Bill Johnson, so wie als der Anführer bei der Zerstörung des englischen Dampfboots Sir Robert Peel. *) Er ist ein Canadier von Geburt, etwa 58 Jahre alt, von kräftiger Statur und furchtlosem, energischem Charakter. Er hat vier Söhne, welche so ziemlich dem Vater nachschlagen. Während des letzten Kriegs wurde er von den Amerikanern als Spion gebraucht, und vollführte im Laufe desselben manches kecke und gefährliche Wagstück. Er hatte eine Barke mit sechs Ruderern zu seiner Verfügung, womit er den See und Fluß durchfuhr, Depeschen auffing, kleine Schiffe anfiel, Eigenthum kaperte und die brittischen Niederlassungen neckte. Einmal fing er bei Presque Ile zwei Depeschen an Einem Tage auf. Ein andermal wurde bei einem Sturm sein Boot ans Ufer geworfen und seine Leute gefangen, er aber entkam 11 Tage lang seinen Verfolgern, floh endlich in einer Barke allein über den 36 engl. Meilen breiten See und erreichte glücklich Sacketts Harbour. Seit dem Krieg hielt er sich zu French Creek auf, als Handelsmann und als Schmuggler. Er soll sich rühmen, 150 Mann unter seinen eigenen Befehlen zu haben; dieß ist aber wahrscheinlich eine Uebertreibung.

Das Hauptquartier Johnsons und seiner Bande ist ein festes Fort, Wallace genannt, auf einer Insel oberhalb Well's Island, und auf brittischem Gebiet. Das Fort soll namentlich durch seine Lage fest seyn, man weiß indeß wenig darüber, da Johnson Niemanden, der nicht zu seiner Rotte gehört, den Zugang gestattet; er rühmt die Stärke desselben und behauptet, es mit zwölf Mann gegen 200 vertheidigen zu können. Ein zweiter Sammelplatz ist auf Abel's Island, unmittelbar unter Well's Island. Die sogenannten tausend Inseln sollen 1700 an der Zahl seyn, darunter Inseln bis zu zehn englischen Meilen Länge. Well's Island ist die größte unter der Gruppe, und bildet die sogenannte obere Stromenge, indem das Fahrwasser die Schiffe der Insel bis auf Pistolenschußweite näher bringt. Die Inseln nehmen eine Länge von 25 Meilen in dem Strom ein, der an einigen Stellen über 10 Meilen breit ist; sie sind wenig mehr als Felsen, hie und da mit Flecken fruchtbaren Landes. Die Seitenwand wird oft durch lothrechte, 30 Fuß hohe Felsen gebildet, die Ufer sind schroff und das Wasser sehr tief. Sie sind meist mit eng stehendem Hochholz und dichtem Strauchwerk bedeckt, und die Durchgänge dazwischen eng, gekrümmt und oft felsig. Man kann sich kaum einen Platz denken, der von der Natur mehr dazu bestimmt scheint, ein sicherer Zufluchtsort für Freibeuter zu seyn, als diese Inselgruppe.

Johnson hat mehrere seinen Zwecken in jeder Weise entsprechende Boote, wovon eines 40 Fuß lang, aber so leicht gebaut ist, daß man es bequem über die Inseln tragen kann; es soll an Schnelle die schnellsten Boote des Sees übertreffen. Kurz nach der Zerstörung des Sir Robert Peel fuhr er mit seinem Boot und wenigen Leuten den See hinauf, landete auf einer Insel in der Nähe der Quinte-Bai, plünderte die Einwohner, und kehrte noch in derselben Nacht nach den Tausend Inseln zurück. So viel man weiß, hat er seit der Zerstörung des Dampfboots das feste Land nicht mehr betreten. Hie und da hatte er Unterredungen mit einigen Bürgern der Vereinigten Staaten, aber diese fanden stets auf dem Wasser statt; er und seine Begleiter

*) Dieser Vorfall hatte bekanntlich damals großen Lärm erregt.

Digitized by Google

fanden sich dabei bewaffnet ein. Sein Aufzug mit 6 Pistolen, einem Dolch und einem sogenannten Bowie-Messer (Bohrmesser) ist kriegerisch genug; auch soll er stets die Flagge des Sir Robert Peel mit sich führen. Er betrachtet die Zerstörung dieses Dampfbootes als eine Seeräuberthat, weiß, daß er sein Leben dadurch verwirkt hat, und sagt, er werde es aufs theuerste verkaufen.

Dieß ist der Charakter dieses Flibustiers auf den Seen, ein Charakter, der, auch abgesehen von den Uebertreibungen, womit gewöhnlich solche Schilderungen verbreitet werden, wohl bei den Gränzbewohnern Unruhe erwecken mag, da die größern Inseln von einer gesetzlosen Rotte halber Räuber bewohnt sind, die an keinem Raubzuge sich sonderlich stoßen würden, vielleicht hundert Boote besitzen, und deren Zahl durch Flüchtlinge bedeutend vergrößert wurde. Man rechnet, daß wenigstens 1000 Flüchtlinge aus Canada und andere Personen auf diesen Inseln leben und unter dem Einfluß Johnsons stehen, und daß mehrere tausend Flüchtlinge zwischen Niagara und Ogdensburgh sich befinden.

Der Feldzug der Carlisten im vorigen Jahre.

3. Die Schlacht gegen Buerens und ihre Folgen.

(Schluß.)

Das zweite Regiment von Navarra, unter dem Befehle des Oberst Martinez und die ganze Reiterei auf dem rechten Flügel griff nun den ihm gegenüberstehenden Flügel des Feindes gerade zu der Zeit an, wo der rechte Flügel der Christinos, ohne sich in Kampf einzulassen, wich, und von Villareal verfolgt wurde, welcher mit dem alavesischen Bataillon die Flüchtigen hart bedrängte, und sie in der größten Verwirrung gegen das Centrum trieb. Der Angriff von Martinez war erfolgreich, insofern er die Reiterei, welche allein die navarresische und castilianische Brigade vom Vorrücken abhielt, zerstreute; allein Quilez, an der Spitze seiner aragonesischen Reiter, trieb nicht allein die die ihm gegenüberstehende Reiterei zurück, sondern er warf sich auch mitten unter die Massen der Infanterie der Christinos, welche Carrés zu formiren suchten, aber diese Bewegung äußerst schlecht ausführten, und, wie unter solchen Umständen zu erwarten war, durchbrochen und nach allen Richtungen hin zerstreut wurden, und compagnieweise das Gewehr wegzuwerfen anfingen.

Quilez erhielt von einem Gefangenen einen Schuß in den Unterleib, und fiel als Opfer seiner Menschlichkeit, einer bei den Spaniern so seltenen Eigenschaft, daß der schlechte Dank dafür, den dieser edle Officier erhielt, um so bedauernswerther ist. Als er nämlich bemerkte, wie ein Haufe Gefangener von zwei oder drei seiner kosakenartigen Reiterei, die in Beziehung auf Disciplin und äußere Haltung von den navarresischen sehr verschieden ist, mißhandelt wurde, eilte er auf sie zu, indem er seinen gezogenen Säbel mit drohender Gebärde schwang. Einer der Gefangenen, in der Meinung, er wolle ihn niederhauen, und entschlossen, nicht ungerochen zu sterben, griff nach einer Muskete, und verwundete ihn tödtlich; am folgenden Tage starb er.

Nach Verlauf von etwa zehn Minuten, von der Zeit an, wo die Christinos zu weichen anfingen, war ihre Niederlage schon vollständig. Es ist wahr, daß, als ihr rechter Flügel vor den Carlisten wich, die Flüchtlinge Schrecken und Verwirrung im Centrum verbreiteten, dessen Cavallerie zurückgeworfen wurde, und daß der andere sich noch haltende Flügel beinahe in demselben Augenblick gleichfalls geworfen wurde. Sie mußten, daß sie in einem Lande waren, wo, wie in den meisten Theilen Spaniens, die Soldaten der Königin, wenn sie vereinzelt sind, von Seite der Einwohner kalt aufgenommen werden, und darum dachte keiner daran, sich in die Sierra zurückzuziehen, an deren Fuß sie sich geschlagen hatten, bis ihnen der Feind förmlich auf den Fersen war. Alles floh ins Thal hinab nach dem Dorfe Herrera. Auf diese Weise mußten die, welche am rechten Flügel flohen, das Terrain passiren, welches vor kurzem vom linken Flügel besetzt gewesen, und nun in der Gewalt der Carlisten war, die jetzt zwei Drittheile der zersprengten Heeresmacht abschnitten.

Obgleich, wie gesagt, die Reiterei und besonders die aus den Provinzen, sich während des Tages äußerst gut benommen hatte, so wurde sie dennoch, als einmal die Freude des Sieges ausgebrochen war, und sie unter die zerstreute feindliche Infanterie losgelassen wurde, so zügellos, und löste sich eben so sehr auf, wie die Infanterie, welche sie verfolgte, während der größere Theil der feindlichen Reiterei sich schnell, aber geordnet zurückzog, und zum Theil wenigstens die Flucht einiger Infanterie, die sich nach Herrera zurückzog, deckte. Buerens floh mit seiner Reiterei, nachdem er so lange als möglich ausgehalten, und Alles gethan hatte, was ein tapferer Mann nur immer thun konnte.

Begünstigt durch die Annäherung der Nacht, vollzogen die unglücklichen Trümmer der Corps von Buerens ihre Flucht in der Richtung gegen Cariñena, mit Ausnahme von etwa 300 Mann von der Nachhut, welche keine Zeit mehr hatten, das Dorf zu durchziehen, indem einige aragonesische Reiter das Dorf umzingelten, und sich damit begnügten, sie abzuschneiden, indem sie einen Haufen von etwa 1500 Mann ruhig durch die Finsterniß entkommen ließen. Ihre Pferde waren in der That so ermattet, daß sie kaum einen Schritt mehr thun konnten; sie waren bieher gelangt, indem sie einige Infanterie durch einen felsigen Wald am Fuße der Sierra verfolgt hatten, welcher für Reiterei beinahe undurchdringlich schien, und wo Viele in der Hitze des Verfolgens steile Anhöhen hinaufkamen, so daß sie ihre Pferde nicht wieder mit herunter bringen konnten. Die dreihundert in dem Dorfe Abgeschnittenen vertheidigten sich jedoch so lange, bis eine hinreichende Infanteriemasse ankam, und ergaben sich dann auf Discretion. Unter ihnen befand sich der Brigadegeneral Solano, welcher der Zweite im Commando war.

Die Niederlage war so vollständig, daß die Trümmer der Colonne von Buerens zu ihrem Einzuge nach Cariñena und Saragossa viele Stunden nöthig hatten, indem sie bloß zu fünf,

Digitized by Google

zu zehn und zwanzig, aber nicht eine einzige Abtheilung von hundert Mann daselbst ankamen. Drei Geschütze und dreißig Maulthierladungen von Patronen, 4500 Musketen, 150 Pferde und 2400 Gefangene, 100 Officiere ungerechnet, unter denen der Oberst des Regiments del Principe und 300 Verwundete, gingen verloren. Gegen 300 Mann vom Feinde lagen todt auf dem Schlachtfelde; aber seit dem Beginne des Krieges scheinen die Carlisten niemals so menschliche Gesinnungen gehegt zu haben, und es ist vielleicht unter solchen Umständen nie eine ähnliche Schonung von Truppen an den Tag gelegt worden, welche durch einen mehrstündigen Kampf und die Strapazen eines ermüdenden Feldzuges, welcher bisher nicht mit denselben milden Gesinnungen geführt wurde, gereizt waren; obgleich sie nach der gänzlichen Zerstreuung des Feindes einige tausend Mann desselben hätten erschlagen können, so wurden dennoch bei der Verfolgung desselben nicht zwanzig Menschenleben geopfert; es schien vielmehr im Allgemeinen ein guter Geist von Fröhlichkeit die Stelle aller der schlimmen Leidenschaften eingenommen zu haben, welche sich leider nur zu oft nach einer gewonnenen Schlacht oder nach Einnahme einer Stadt mit allen ihren schrecklichen Farben zeigen.

Ich bemerkte bloß einen einzigen Menschen, welcher einem Gefangenen das Leben zu rauben suchte, und gestehe mit Bedauern, daß derselbe ein Officier war. Es wurde ihm jedoch von dem Brigadier Cabañas, dem Sohne des Kriegsministers, der Degen abgenommen, indem dieser trotz der bei der Verfolgung herrschenden Eile umkehrte und ihm sein Benehmen vorwarf. In solchen Fällen hängt natürlich Alles von den Anführern und von dem von ihnen gegebenen Beispiele ab; glücklicherweise verbanden die Hauptanführer der Reiterei, Cabañas, Reyna und Martinez alle die menschlichen und edlen Gefühle von Leuten von Erziehung mit dem ungestümmen Muthe der Jugend. Es wäre wahrscheinlich eben so leicht gewesen, ihre Leute zu einem allgemeinen Blutbade zu ermuntern.

Der Verlust der Carlisten betrug 340 Todte und Verwundete, wovon 150 in der Brigade von Pablo Sanz. Fünfzehn Officiere waren getödtet oder tödtlich verwundet, unter denselben befanden sich Quilez, Manuelin, Otaiza, Oberst des Bataillons der Guides, und neun Reiterofficiere; ferner gingen bei dem Treffen 60 Pferde verloren. Gegen Mitternacht war die ganze Armee in Herrera einquartirt, woselbst am folgenden Tage der König eintraf, Moreno zum Generalcapitän ernannte, und noch andere Ehrenbezeugungen und Belohnungen austheilte. Die Armee blieb hier und in Villar de los Navarros in der vollständigsten Unthätigkeit bis zum 29sten, wahrscheinlich in der Erwartung einer Bewegung von Seiten Oraa's, dessen Armee, durch die Nogueras' verstärkt, jetzt wieder 11,000 Mann stark war. Dieser fand es jedoch nicht für gut, die Carlisten anzugreifen, besonders da Daroca ein sehr günstiger Punkt war, wo er mit einem Vortheile, welchen seine Gegner bei weitem nicht theilten, reiche Zufuhr und gute Quartiere abwarten konnte. Da er überdieß täglich Espartero erwartete, so war kein vernünftiger Grund vorhanden, eine durch ihren Sieg ermuthigte Armee anzufallen, deren Anführer statt aller Benützung desselben zur Unthätigkeit geneigt schien. 1500 Mann von den Gefangenen traten freiwillig in die Reihen der Carlisten; die übrigen wurden in das Depot nach Cantavieja geschickt.

Am 30 August veranlaßte die Annäherung Espartero's und Nachrichten von Cabrera, Moreno zu einer Bewegung in südlicher Richtung, um sich mit ihm zu vereinen, und eine entscheidende Schlacht in einer Gegend zu wagen, wo die Ueberlegenheit an Reiterei von geringem Nutzen seyn würde. Am 1 September erreichten wir Calamocha, während Espartero einige Leguas davon mit 18,000 Mann Infanterie und 2800 Pferden stand; seine Infanterie war jedoch in einem erbärmlichen Zustande, die Provincialarmee dagegen, welche wieder bis auf 10,000 Mann sich recrutirt hatte, voll Enthusiasmus und im besten Zustande.

Am 3ten erschienen einige Plänkler zwischen der Nachhut der Carlisten und dem Vortrab des Feindes; am Abend traf die königliche Armee in Orihuela ein, einer, obschon sie der bischöfliche Sitz ist, sehr kleinen Stadt am Fuße einer breiten Sierra, welche man einige Leguas weit passiren muß, um nach Neucastilien zu gelangen. Hier machten wir Halt in einer günstigern Stellung, als irgend ein Theil der baskischen Provinzen sie für Infanterie bieten konnte, und erwarteten den Angriff einer zwar zahlreichern, aber ganz entmuthigten Armee, deren Führer, wie wir wohl wußten, einen sehr schlechten Willen zeigte, und gegen seine bessere Ueberzeugung durch die Meinung der ungeduldigen Volksmasse zu einer Schlacht gezwungen wurde. Von dem Madrider Pöbel war er bereits als Verräther verschrien, während unter seinen Truppen der Geist des Ungehorsams Wurzel faßte, und die vor kurzem geschehenen Ermordungen einer großen Zahl von Generalen nur zu sehr dessen unselige Folge zeigten.

Moreno recognoscirte seine Stellungen aufs genaueste und bereitete Alles für den folgenden Tag vor, welchem man mit dem vollkommensten Vertrauen entgegen sah. Die wilde, mit undurchdringlichen Wäldern bedeckte Sierra lag hinter uns, und wir hatten uns auf einem für die Reiterei, welche man von Ferne auf der öden Ebene vor unsrer Fronte erblickte, unzugänglichen Terrain aufgestellt, wobei wir zugleich alle Durchgänge durch dieß Gebirge nach Neucastilien besetzt hielten. Alle Umstände hätten Espartero gestattet, sich ohne Gefahr zurückzuziehen, auch war es völlig unmöglich, in einer erschöpften Gegend sich länger gegenüber zu stehen, weßhalb er gezwungen wurde, uns trotz aller nachtheiligen Umstände anzugreifen. Gegen Eintritt der Nacht leuchteten die feindlichen Wachtfeuer an einer höhern Stelle eine Stunde vorwärts in der Ebene, in einer langen, schönen Linie; da die Nacht kalt und neblig war, und unsre Armee nahe an großen Tannenwäldern lagerte, so beleuchteten Hunderte von ungeheuren, prasselnden Feuern unsre Lagerplätze, und erst spät nahm das geschäftige Getöse, der Klang der Guitaren, das Wiehern der gekuppelten Pferde und die Helle nach und nach ab.

Digitized by Google

Statistische Nachrichten über Kiachta und Troizkosawsk.

(Aus dem russischen Journal des Ministeriums des Innern.)

Der Handelsflecken Kiachta liegt auf der Gränzlinie am Flusse Kiachta, der gegen das chinesische Gebiet hin strömt. Die Stadt Troizkosawsk liegt 4 Werste nordwestlich von Kiachta entfernt auf den Anhöhen an den Flüssen Kiächta und Grjäsnucha. In Kiachta sind 200 Einwohner männlichen und 121 weiblichen Geschlechts, in Troizkosawsk 2257 E. männlichen und 2504 weiblichen Geschlechts. Fische und gesalzene Fische aus dem Baikalsee bilden einen bedeutenden Theil des Lebensunterhalts der Einwohner, im Winter dagegen wird gefrornes Rindfleisch zugeführt. Die Hauptbeschäftigung der Kaufleute erster Gilde von Troizkosawsk besteht im Großhandel mit mancherlei russischen Erzeugnissen nach China. Die Kaufleute dritter Gilde beschäftigen sich nur mit dem Detailverkauf von Lebensmitteln an die Chinesen. Diesen Detailhandel treiben in Kiachta auch einige Fremde und Bewohner des Landes jenseits des Baikal. Einen kleinen Vortheil gewährt den Bewohnern von Troizkosawsk auch der Transport von Kaufmannswaaren und Holz. Die ärmern Einwohner, namentlich die Weiber, beschäftigen sich im Winter mit der Bearbeitung verschiedener Pelzwaaren, die in großer Menge an die Chinesen vertauscht werden. Die Einkünfte von Troizkosawsk betrugen im Jahre 1836 11,220 Rubel, die Ausgaben 8657; darunter befinden sich die Kreis- und Kirchspielsschulen, die russisch-mongolische Schule, welche auf Rechnung der burätischen Kosakenregimenter gehalten wird, das bürgerliche Krankenhaus und das Armenhaus.

Die chinesische, durch eine Wache geschützte Gränze dehnt sich von der Schnelle des Amurstroms bis an die Gränzen des Gouvernements Jenisei 5188 Werste weit aus. Auf dieser Strecke sind acht Festungen errichtet, in denen fortdauernd die Befehlshaber residiren, welche über die Gränzwachposten genaue Aufsicht zu halten haben. Dieser Wachposten rechnet man auf der ganzen Linie 67, die Zahl der Lärmstangen (majak) ist 87. Die Wachen bestehen aus Russen, Tungusen und Buräten. Den Kosaken sind Ländereien angewiesen, die sie zum Theil bearbeiten. Jagdgründe sind zwar vorhanden, allein die Kosaken ziehen aus dieser Industrie nur geringen Vortheil wegen der starken Concurrenz anderer Einwohner, die sich in der Nähe der Gränze niedergelassen haben. Der Verkehr des Gränzbefehlshabers mit dem obersten chinesischen Beamten zu Maimatschin, dem Dsargutschei, beschränkt sich größtentheils auf Klagen, wenn Leute oder Vieh die Gränze überschreiten, so wie auf einige unbedeutende Streitigkeiten zwischen den kleinen russischen und chinesischen Kaufleuten. Zu den Obliegenheiten des Gränzbefehlshabers zu Troizkosawsk gehört auch der Eintausch des von der Krone als Monopol behandelten Rhabarbers von den China unterworfenen Bucharen. Dieß Product wird ihnen mit Pelzwaaren bezahlt. Das Pud Rhabarber kommt die Regierung, ungerechnet der Versendungskosten nach Moskau, auf 200 Rubel. Der Gränzcommandant zu Troizkosawsk präsidirt auch das Blatterncomité des Kreises, welchem 35 Impfärzte untergeben sind. Die Dsargutschei in Maimatschin werden aus Peking, je auf drei Jahre, hergeschickt. Die Einkünfte, die mit diesem Amte verbunden sind, betragen etwa 20,000 R., außer den Geschenken, welche die zu Maimatschin sich aufhaltenden Kaufleute bei verschiedenen Gelegenheiten darbringen.

Vermischte Nachrichten.

Ein lebendiger elektrischer Aal wurde in einer der letzten Sitzungen der zoologischen Gesellschaft von Hrn. Porter vorgezeigt. Es ist dieß der erste und einzige Fisch dieser Art, den man jemals lebend in Europa sah. Er wurde im Amazonenstrome gefangen, hatte vier Monate lang keine andere Nahrung als süßes Wasser, und nach Hrn. Porters Angabe sollen diese Fische drei Jahre in diesem Zustande leben können. Die elektrische Bewegung, die das Thier gibt, ist ganz außerordentlich: auf der Ueberfahrt gab es dem Faß, in dem es eingeschlossen war, mehrere Stöße. In einem kältern Klima nahm seine Kraft ab, aber unter einer Temperatur von 75 bis 80° F. (19½ bis 21½° R.) erhielt es seine ganze Kraft wieder. Die Stärke der Bewegung ist so groß, daß zwei Pferde, die sich in einem Flusse badeten, wo solche Fische waren, durch die Schläge ihren Tod fanden. Dieser Aal wiegt etwa 7 Pfund und hat 4 Fuß Länge. Nach Dr. Backmann ist es ein Süßwasserfisch, doch soll er nicht selten fünfzig Seemeilen von Charleston im Meer angetroffen werden. Die Neger nennen ihn den Teufel; man findet ihn häufig in der Honduras-Bai und in den stagnirenden Wassern Südamerika's.

*

Nachrichten von der Delagoa-Bai bis Ende Junius besagen, daß die Zulas endlich von den holländischen Auswanderern völlig geschlagen worden seyen. Ein hitziges Gefecht fand statt, in welchem zwei Regimenter der Zulas vollständig niedergehauen wurden, und Dingaan den Kampf durch seine übrigen Leute nur fortsetzen ließ, um selbst seine Sicherheit in der Flucht zu suchen. Das ganze Heer der Zulas, das aus fünf Regimentern bestand, ist gänzlich geschlagen und zerstreut. Dingaan soll bei Macanzana, einem Häuptling am Maputa-Flusse, nicht weit von der Delagoa-Bai, eine Zuflucht gefunden haben.

*

Aus einer officiellen Bekanntmachung zu Washington geht hervor, daß die Marine der Vereinigten Staaten im laufenden Jahre aus 1 Linienschiffe von 120, 7 von 80, 8 von 74, worunter 2 unbrauchbar, einem rasirten Linienschiffe von 54, 14 Fregatten von 44, worunter 4 zum Seedienst untauglich, 2 von 36, 15 Sloops von 20, 8 von 18 Kanonen und 7 kleinern Fahrzeugen besteht. Von den obigen sind 4 Linienschiffe und 6 Fregatten der ersten Classe im Bau begriffen.

*

Der Jamaica Watchman theilt eine Schilderung der Gräuel auf einem weggenommenen Sklavenschiffe mit, die alles bisher Bekannte weit übersteigen. Es fing auf dem Schiff an, an Lebensmitteln zu fehlen, worauf man die ältern Sklaven schlachtete und sie den jüngern zum Verzehren gab, die anfangs nicht wußten, daß sie Menschenfleisch aßen, nachher aber davor zurückschauderten und es über Bord warfen.

*

Man hat vor kurzem auf dem Gebiete des Kirchspiels Gordon die Reste einer fossilen Eiche im Boden gefunden. Nach der Größe dieser Ueberreste zu schließen, muß der Baum kolossal gewesen seyn. Das Holz ist, einige Stellen ausgenommen, vollkommen gut erhalten, und hart und schwarz, wie Ebenholz. (Echo du Monde Savant Nr. 56.)

*

Nach einem Schreiben in den Times beträgt die Einfuhr von Sklaven in Brasilien monatlich zwischen 7 und 8000. Da meist Männer eingeführt werden, so gewinnt dadurch die Bevölkerung nicht viel, auch sterben sehr viele auf dem Transport vom Schiff bis an ihren Bestimmungsort.

*

Nach einem Schreiben des wohlbekannten Hrn. Falbe, dänischen Consuls zu Tunis, hat man wieder punische Halbsäulen auf dem alten Standpunkt Carthago's aufgefunden. Auch eine Menge Alterthümer aus der römisch-afrikanischen Zeit, namentlich Mosaiks und Fresken, sind gefunden und nach Marseille geschafft worden.

*

Nach dem Sun baut man gegenwärtig die Rhabarberpflanze zu London mit großem Erfolge; sie soll so schön werden, wie die aus Ostindien eingeführte, nur minder dick.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat September.)

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Eilfter Jahrgang.

1838.

October.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1838.

☞ Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 20 fl. oder 12 Thlr. 8 gr. Mit den Blättern zur Kunde der Litteratur des Auslands, wovon wöchentlich 2 bis 3 Nro. erscheinen, 30 fl. oder 17 Rthlr. 8 gr. — Sämmtliche respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Deutsche Vierteljahrs Schrift, IV. Heft.

Wir versenden so eben an die verehrlichen Sortimentsha dlungen:

Das **vierte** Heft
der
Deutschen
Vierteljahrs Schrift.
1838.

Inhalt: Ueber die Schwankungen der Goldproduction mit Rücksicht auf staatswirthschaftliche Probleme von **A. v. Humboldt.** — Die Litteratur, ihr Zusammenhang mit dem Leben und ihr Einfluß darauf von **G. P.** — Die Stellung Kants zur Philosophie vor ihm und nach ihm. — Das englisch-amerikanische Bankwesen in seinen commerciellen, politischen, staatswirthschaftlichen und moralischen Beziehungen. — Ueber die preußische Municipal-Verfassung. — Der Arzt und die Euthanasie. — Die Findelhäuser und die Waisenhäuser von **R. Mohl.** — Die Statistik der Cultur im Geist und nach den Forderungen des neuesten Völkerlebens. — Aphorismen über Kriegskunst von **Prokesch v. Osten.** — Kurze Notizen.

Gr. 8. in Umschlag broschirt 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr. Der Preis des ganzen Jahrgangs von 4 Heften ist 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 gr.

Inhalt des ersten Heftes: Was wir bezwecken. — Ueber alte und neue Handelswege nach der Westküste Amerika's. — Die Steinkohlen-Gebilde, in naturgeschichtlicher und technischer Beziehung. — Der Pauperismus. — Die neue Gestaltung der deutschen Alterthumswissenschaften. — Die litterarischen Zustände Belgiens. — Heine's Schriften und Tendenz. — Beiträge zur Lösung der jüdischen Frage. — Auf welchem Standpunkt steht die vaterländische Geschichtsforschung. — Ueber den Somnambulismus. — Aphorismen über Kriegskunst. — Ueber Diplomatie.

Inhalt des zweiten Heftes: Rückblick auf praktische Seiten des antiken Münzwesens. — Wohnlichkeit und Lebensgenuß in Deutschland. — Die Cholera. — Die Romane. — Blicke auf die neuesten Bearbeitungen der französischen Staats- und Rechtsgeschichte. — Die Menschenracen. — Die Gesangbuchsreform. — Ueber die Entstehung und Erweiterung des großen deutschen Zollvereines. — Uebersicht der Leistungen der Konstantinopolitanischen Presse in den letzten sieben Jahren.

Inhalt des dritten Heftes: Die Leistungen einiger Pariser Vereine in Hinsicht auf das allgemeine Wohl. — Die jetzige Stellung des Adels, besonders des deutschen. — Der bergmännische District zwischen Birmingham und Wolverhampton, mit besonderer Bezugnahme auf die Gewinnung des Eisens. — Ueber die Neger-Sklaverei in den Vereinigten Staaten und in Texas. — Welche Früchte hat bisher die deutsche gewerbswissenschaftliche Litteratur getragen? — Ueber die Verwendung des natürlichen und nachgeahmten Erdharzes zu Fußpfaden, Fahrdämmen und architektonischen Zwecken in Frankreich. — Die Sprachlehr-Methoden Hamiltons und Jacotots. — Ueber die Versammlung der deutschen Landwirthe. — Die Vorsorge und Versorgungs-Anstalten der Mittelstände. — Ueber den Mißbrauch geistiger Getränke. — Die zweckmäßigste Pflege der schönen Kunste in Deutschland. — Duldsamkeit. — Kurze Notizen.

Diese Vierteljahrs-Schrift, welche allgemeinen Beifall gefunden, und von den ersten Namen Deutschlands mit Beiträgen für die künftigen Hefte beehrt wurde, wird auch im kommenden Jahre fortgesetzt.

Das erste Heft des Jahres 1839, oder Nro. V., wird eben in die Presse gegeben und erscheint noch im Laufe der letzten Monate **dieses** Jahres.

Stuttgart, 1 Oktober 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen, und wird demnächst versendet werden:

Vermischte Schriften,

von

Karl Ernst Jarcke.

Inhalt: Die öffentliche Meinung. — Staatswissenschaftliche Theorie und Praxis. — Ueber die Wirksamkeit der localen Presse. — Absolutismus, Berechtigkeit und Gemeinwohl. — Ueber die richtige Methode der Verbreitung der wahren Grundsätze des Rechts unter der Jugend. — Ueber die wissenschaftliche Regeneration des staatsrechtlichen Studiums. — Die rechtliche Freiheit. — Der Absolutismus. — Revolution und Absolutismus. — Ist die Theorie der Volkssouveränetät in unsern modernen Staaten praktisch realisirbar? — La Mennais. — Die Verhältnisse des Abbé de la Mennais zum römischen Stuhle. — Rom und La Mennais. — Das Verhältniß des Liberalismus zum Christenthum. — Kaiser Franz von Oesterreich.

München, im September 1838.

Litterar. artist. Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Betrachtungen über Diplomatie

von **Friedrich Kölle.**

8. in Umschlag geheftet Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Die Verlagshandlung nimmt sich die Freiheit, auf dieses Buch nicht nur die Männer vom Fach, sondern das gebildete Publicum überhaupt aufmerksam zu machen. Es enthält das Ergebniß vieljähriger Uebung und Beobachtung, und behandelt eine so sehr verkannte Disciplin uns parteiischer, vollständiger und mit mehr Rücksicht auf die Richtung der Geister, als irgend eine Schrift älterer und neuerer Zeit deutscher oder ausländischer Litteratur.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehende Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irwings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Neumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico. 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow, jun., ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis J. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Sommeraufflug nach Finnland und Schweden von Bulgarin. 1. Finnische Industrie im Vergleich mit der liefländischen; die Dampfboote Storfurſten und Fürſt Menſchikow; Fahrt nach Helſingfors; Bemerkungen über die Geſellſchaft; freundlicher Empfang in Helſingfors; Spaziergang durch die Stadt; Seebäder. No. 274–277; 2. Die Schären; geſchichtliche Erinnerungen; neue Geſellſchaft auf dem Dampfboot. No. 286–288. — Die neueſten Erſcheinungen in der italieniſchen Litteratur. No. 274. 275. — Lebensſchickſale eines Mandingonegers. No. 275. — Ueber Tannen und Fichten. No. 276. — Portugals Bevölkerung. No. 276–282. — Bilder aus Paris. No. 10. Die Schauſpiele und Romane der Franzoſen. Nr. 277. 278. — Die ſchöne Creolin. No. 278–281. — Klimatiſche Schilderung von Weſtindien und brittiſch Guiana. 8. Dominica. Nr. 278. 9. Antigua. 10. Montſerrat. Nr. 279; 11. St. Kitts. 12. Nevis. 13. Tortola. No. 281; 14. Jamaika. No. 285. — Das Einſammeln des Paraguaythees. Nr. 279. — Der Wiſperer oder Ohrenrauner, Nr. 280. — Ein Sommerausflug von Teheran nach dem Aſſaſſinenfelſen und nach Maſanderan. Nr. 281–285. — Etwas über den Opiumhandel nach China. No. 282. — Die wiſſenſchaftlichen Lehrbücher der Franzoſen. Nr. 283. — Der Patriarch von Santa Fé. No. 284. — Ueber die Salmen Schottlands. No. 285. — Ueber den bevorſtehenden Krieg zwiſchen England und Birma. No. 287. — Topographiſch-biographiſche und litterariſch-artiſtiſche Skizzen aus Nord-England und Schottland. 1. Newcaſtle under Tyne. Nr. 288. 289. 2. Noſtell Priory. No. 292. 3. Temple Newſome, Landſitz in Yorkſhire. Nr. 301. — Zuſtand des öffentlichen Unterrichts und der nationalen Cultur in China. (Nach Pater Hyacinth Bitſchurin). Nr. 288–291. — Skizzen aus Obercalifornien. No. 289. 290. — Etwas über die Theorie der Stürme. Nr. 290–291. — Bilder aus Neuſeeland: 1. Entdeckungsreiſen. Nr. 291–294. 2. Das Land und ſeine Erzeugniſſe. No. 295. 296. — Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde: Ueber den Namen Ruſſen. No. 293; etwas über die Numiden. No. 296; über den Namen Walachen. No. 299. — Der Räuber Grozea. No. 295–295. — Bemerkungen über das franzöſiſche Rechtsverfahren. No. 294. — Nachricht über die Heilquellen Rußlands. No. 296. 297. — Dampfſchifffahrtsverbindung mit Indien. No. 297–300. — Streiferei durch die Ruinen und Katakomben Alexandriens. No. 298. — Die ſpaniſchen Cortes und ihre hervorragenden Redner. No. 298–301. — Skizzen aus den Pyrenäen: 1. Der Oſſauer Pic. No. 300–301. — Die Abaligetdier-Höhle No. 302. — Die Poſteinrichtung in Portugal. No. 302. 303. — Die osmaniſchen Yuruks. No. 303. 304. — Das Löſegeld. No. 304. — Ueber die Gewinnung des Mahagonyholzes in Honduras ibid.

Chronik der Reiſen.

Reiſe in die weſtlichen Departements von Frankreich, 1. Das Sarthedepartement. No. 284–287. — Reiſe nach Tübet. No. 291.

Kleinere Mittheilungen.

Ueber die neue Expedition nach dem Südpol. No. 276. — Ueber den canis jubatus in Südamerika. ibid. — Der Häringsfang in der Nähe von Kertſch. No. 275. — Ueber die Veränderung in der Bevölkerung Neuſeelands. ibid. — Genaue Erforſchung der Provinz Conſtantine durch Andr. Berbrugger. ibid. — Neue Art großer Schreibtiſche ibid. — Merkwürdige Knochenhöhle. ibid. — Schneller Schiffbau. ibid. — Bemerkungen über den Sternenhimmel der ſüdlichen Hemiſphäre. Nr. 276. — Der Paranaſtrom. No. 277. — Mittel gegen die Waſſerſcheu ibid. — Forſchungen in der Berner Bibliothek. No. 278. — Ueber die Ausbrüche von Feuersbrünſten in London. Nr. 280. — Vorſchlag eines Syſtems von Tag- und Nachttelegraphen. ibid. — Charakterſchilderung des chineſiſchen Kaiſers. No. 282. — Phosphoreſciren des Meeres im Canal. ibid. — Anſtellung eines Profeſſors des Gäliſchen in Dublin. ibid. — Ueber die Vanille-Anpflanzung in Lüttich. No. 285. — Unbotmäßigkeit der Kulis auf Mauritius. ibid. — Verbannung katholiſcher Miſſionäre auf den Sandwichinſeln No. 284. — Silbergewinn aus dem Blei in England. ibid. — Die Bewohner von Munipur. No. 285. — Die Inſel Charraf. ibid. — Burnes ſchenkt ſeine Sammlung von baktriſchen und indoperſiſchen Münzen der aſiatiſchen Geſellſchaft. ibid. — Die Stadt Meſched. No. 286. — Verluſte der engliſchen Truppen auf Weſtindien. ibid. — Merkwürdiges Steingrab im Departement Nièvre. No. 287. — Bücher für Blinde aus Nordamerika nach Frankreich geſchickt. ibid. — Steigen der Gewäſſer in den nordamerikaniſchen Seen. ibid. — Berechnung der Fluthhöhen in Frankreich. ibid. — Zunahme der Seide-Erzeugung in Frankreich. No. 288. — Der Erdbau von Botany Bay. N. 289. — Neue Beleuchtungsmethode. ibid. — Mangel an Frauen in Texas. ibid. — Neuere böhmiſche Dichter. Nr. 290. — Weinbau und Weinertrag im Dep. der Gironde. No. 291. — Die Todtenhöhle im nördlichen Mexico. No. 292. — Ein Beiſpiel aus dem Pariſer Leben. ibid. — Neue Maſchinen zum Fortbewegen der Schiffe, in Corfu erfunden. ibid. — Nachricht von der Entdeckung des großen Continents in der Südſee. ibid. — Erdbeben in der Nähe von Oxford. ibid. — Fleiſchverbrauch in Paris. No. 295. — Ankauf einer Journalſammlung durch das brittiſche Muſeum. ibid. — Griechiſche Basreliefs nach Frankreich geſchickt. ibid. — Merkwürdiges Niederſteigen eines Aeronauten. No. 294. — Vergnügungsorte in Petersburg. ibid. — Lange Lebensdauer einer Frau in Frankreich. ibid. — Entdeckung großer Höhlen im Ardèche-Departement. ibid. — Steigen der Bevölkerung Schwedens ibid. — Die Bevölkerung Eſtlands. ibid. — Zahl der Katholiken in Rußland. ibid. — Vorjährige Litteratur im Königreich Polen. ibid. — Ueber einige Krankheiten in Mexico. No. 295. — Periodiſche Schriften in böhmiſcher Sprache. ibid. — Neuer Apparat zur Verzehrung des Rauchs. ibid. — Der Mer von Balatonfüred. Nr. 297. — Furchtbarer Hagel bei Orenburg. No. 298. — Ein neuentdeckter Moſaikboden in Frankreich. No. 298. — Nachricht von Liberia. No. 301. — Taufe einer Anzahl Türken in Paläſtina. ibid. — Verſteinertes Kamel. No. 302. — Verſicherung der Bibliothek in Bordeaux. ibid. — Zahl der Equipagen in Petersburg. No. 303. — Alters Grab bei Rive de Gier. ibid. — Zahl der Schiffe in den engliſchen Colonien. ibid. — Schilderung eines ägyptiſchen Linienſchiffs. ibid. — Neue Art von Wagenrädern für Eiſenbahnen. ibid. — Chemiſche Ausziehung des Farbeſtoffs im Campecheholz. ibid. — Nachricht über die ausgewanderten Boers. No. 304. — Rieſenhafte Wirbelknochen. No. 304.

☞ Die verehrlichen Buchhandlungen, welche die in ihrem reſp. Verlag erſcheinenden Schriften, ſofern dieſe in den Bereich der „Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands“ gehören: als Ueberſetzungen neuer poetiſcher, philoſophiſcher und religiöſer Werke aus fremden Sprachen in dieſen Blättern angezeigt und beurtheilt wünſchen, werden gebeten, die Einſendung durch Buchhändler-Gelegenheit an Dr. G. Pfizer in Stuttgart zu machen.

Digitized by Google

Nr. 274.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 October 1838.

Sommerausflug nach Finnland.

Finnische Industrie im Vergleich mit der liefländischen. — Die Dampfboote Storfursten und Fürst Menschikow. — Fahrt nach Helsingfors. — Bemerkungen über die Gesellschaft. — Freundlicher Empfang in Helsingfors. — Spaziergang durch die Stadt. Seebäder.

H. Bulgarin machte in dem verflossenen Sommer eine Reise durch Finnland und Schweden, welche sehr ausführlich in kurzem erscheinen soll. Inzwischen theilt derselbe einzelne Capitel daraus in der unter seiner Leitung stehenden Nordischen Biene mit, und wir entnehmen aus dieser nachstehende Skizzen. Von seiner Reise nach Esthland erwähnt er nichts, und die hier gegebenen Mittheilungen beginnen mit seinem Aufenthalt in Reval.

Liefland gehört zu den fruchtbarsten Provinzen Rußlands, der Ackerbau ist in den Ostseeprovinzen in blühendem Zustande, und Bildung unter dem Adel und dem Mittelstande allgemein verbreitet. Riga ist nach Petersburg die zweite Handelsstadt im baltischen Meere. Alle Verhältnisse gedeihen in den Ostseeländern durch die Entwicklung der Industrie und Handelsschifffahrt, aber bei den Einwohnern mangelt jener Unternehmungsgeist und jene Lebendigkeit des Charakters, welche unerläßlich sind, um die Umstände zu beherrschen. Seit den Zeiten der liefländischen Ritter führt Riga seine Geschäfte auf dieselbe Weise: es verkauft die ihm auf der Dwina zugeführten Landeserzeugnisse in fremde Länder, und versieht die westlichen und einige großrussische Gouvernements mit Colonialwaaren. Die Handelswohlfahrt hängt von dem Begehr in fremden Ländern ab. In Riga riskirt man nichts, sondern verkauft nur sicher, dafür aber, wenn der ausländische Begehr russischer Producte abnimmt, nehmen auch die Geschäfte eine ungünstige Wendung. Die Handelsschifffahrt ist Null in den Ostseeprovinzen, und die Vortheile der Küstenschifffahrt oder des Transports sind in fremden Händen. In Liefland gibt es große Capitalien, oder sie sind nicht in Thätigkeit, nicht in Umlauf, sondern schlummern in Billetten der Provincialbank oder in den kaiserlichen Creditanstalten, und erscheinen am Tageslicht nur als Pfänder bei dem Feilschen um Branntweinpachte. Der Adel der Ostseeprovinzen liebt die Fabriken nicht, und zieht allen Manufacturen die Branntweinbrennereien vor, die jedoch in den letzten Jahren den Gutsbesitzern mehr lästig als vortheilhaft waren. Alle klagen über den geringen Geldumlauf, die niedern Preise, die mit dem Ackerbau und der Schafzucht verbundenen Schwierigkeiten, während dieselben doch kaum die gewöhnlichen Capitalzinsen trügen. Die Klagen sind gegründet, aber die Klagenden sind selbst schuld. Sie sollen nur ihre Schatullen öffnen und Privatcapitalien in die Massen strömen lassen; es soll nur der Geist der Unternehmung, der ächte Bruder der Bildung, aus seinem hundertjährigen Schlaf erwachen, und die russischen Ostseeprovinzen werden reicher seyn, als alle andern Länder am baltischen Meere. Man nehme nur Finnland, das von der Natur so spärlich bedacht ist, aber Alles hat, was einem Volke Wohlstand verleihen kann, nämlich Unternehmungsgeist, Einigkeit und Liebe zu ihrem Geburtsland. Diese drei Eigenschaften der Finnen, verbunden mit Religiosität und Sittlichkeit, haben im höchsten Grade seine Thätigkeit aufgeregt unter der erleuchteten russischen Regierung, welche ihren Unterthanen alle möglichen Wege zum Wohlstand eröffnet.

Die Hauptbeschäftigung der Finnen ist die Handelsschifffahrt. Die besten Schiffe baut man in Abo und Borgo, und man rechnet ihrer jetzt über hundert. An Dauerhaftigkeit und Schönheit stehen die finnischen Kauffahrer den besten amerikanischen und englischen nicht nach. Die finnischen Seeleute sind arbeitsam, gewandt und unerschrocken, die Steuerleute berühmt durch ihre Kunst im Lenken der Schiffe, ihre Kenntniß in den Navigationswissenschaften und durch ihre große Wachsamkeit. Im finnischen Sunde nennt man sie nicht anders als die finnischen Amerikaner. Diesem Ehrennamen machen auch die Finnen keine Schande. Die finnischen Seeleute werden geschätzt nicht nur in England, sondern auch in den Vereinigten Staaten, in Brasilien und in den Häfen des mittelländischen Meeres. Auf einem finnischen Schiffe kann der Reisende und der Kaufmann, die ihr Leben und ihre Habe einer finnischen Schiffsmannschaft anvertraut haben, ganz ruhig und getrost schlafen, da die ausgezeichnete Subordination der Mannschaft und die Vorsorglichkeit des Capitäns Bürge sind für die Erhaltung des Schiffs. Nach

Digitized by Google

den zuverlässigsten Zählungen scheitern bei weitem weniger finnische Fahrzeuge, als Schiffe andrer Nationen. Alles dieß wird vielleicht denjenigen seltsam und fast unglaublich vorkommen, welche die Finnen nach den Bewohnern des Gouvernements Wiborg beurtheilen; ich spreche aber hier von dem sogenannten Neufinnland, das in den Jahren 1808 und 1809 erworben wurde. Dieß ist ein ganz anderes Land und ein anderes Volk, wie man später sehen wird.

Der ungewöhnliche Thätigkeitsgeist der Finnen veranlaßte sie, außer einer Menge anderer Unternehmungen, auch eine Actiencompagnie zum Baue zweier Dampfboote zu errichten, in der Absicht, eine fortdauernde Verbindung zwischen Petersburg, Reval, Helsingfors, Abo und Stockholm zu unterhalten. Riga suchte eine Verbindung zwischen einigen Häfen auf den baltischen Ufern zu begründen, aber das Unternehmen blieb, ohne Zweifel aus Mangel an gehöriger Thätigkeit, ohne Erfolg. Das Dampfboot ging von einer Hand in die andere, und endlich verfaulte oder verfiel es, mit Einem Wort, es verschwand wieder. Dieser Unfall schreckte die Finnen nicht ab. Eine Compagnie sammelte mit Hülfe des schwedischen Consuls in Petersburg, Hrn. Sterke, der an allen nützlichen Unternehmungen Theil nimmt, ein Capital von einer halben Million Rubel und ging ans Werk. Ein Dampfboot, Storfursten (der Großfürst) genannt, wurde in England erbaut unter Aufsicht des Capitäns Pahlen, der es auch jetzt commandirt. Das andere Dampfboot, Fürst Menschikow, ist in Abo erbaut, und die Maschine dazu in Schweden gekauft worden auf der durch ihre Erzeugnisse berühmten Fabrik in Motala. Das zweite Dampfboot commandirt der Capitän Kalkmeyer. Beide Capitäne sind erfahrene Seeleute, durch dreißigjährige Uebung mit dem furchtbaren Element vertraut. Die aschinisten auf den Damfbooten sind geschickte und sorgfältige Leute. Die Schiffe sind auf die für die Passagiere bequemste Weise gebaut. Das Aeußere des Dampfboots Fürst Menschikow ist glänzender, der Storfursten aber weit bequemer, im vollen Sinn des Wortes viel comfortabler. Auf dem Storfursten ist die Hitze von dem Kessel für die Passagiere nicht so fühlbar, und das Schiff selbst keiner so heftigen Erschütterung durch den Gang der Maschine ausgesetzt, wie der Fürst Menschikow, auf dem die Maschine, wie es scheint, im Verhältniß zum Schiff etwas zu groß ist. Uebrigens ist auf dem letztern in der zweiten Cajüte gar keine Hängmatte, so daß die Passagiere die Nacht sitzend zubringen müssen. Sie zahlen allerdings weniger, aber ohne Zweifel würde die größere Zahl der Passagiere gerne einwilligen, etwas mehr zu zahlen, um die Nacht bequemer hinzubringen. Bettstellen, Weißzeug und Alles, was sich nur auf Dampfbooten zur Bedienung der Passagiere findet, ist vorzüglich und selbst mit Luxus vorhanden. Auf beiden Dampfschiffen sind Restaurationen eingerichtet, welche unabhängig vom Capitän verpachtet sind, obwohl der Capitän, als Oberbefehlshaber des Schiffs, verpflichtet ist, Alles zu beaufsichtigen und der Direction der Compagnie gegenüber die Verantwortlichkeit dafür auf sich hat, daß alle Theile des Dampfboots in gutem Stande und die Bequemlichkeit und die Vortheile der Reisenden gehörig gewahrt sind. In der Cajüte liegt ein Buch, in welches jeder Passagier seine Klagen und seine Ursachen zur Unzufriedenheit einschreiben kann. Bis jetzt sind in diesen Büchern auf beiden Dampfbooten die Blätter weiß geblieben, und werden es aller Wahrscheinlichkeit nach auch fortwährend bleiben.

Die Dampfboote beginnen ihre Curse am 2 Mai und endigen sie am 10 October. Die Preise sind mehr als gemäßigt, sie sind zu gering: für die Ueberfahrt von Kronstadt nach Stockholm zahlt man für den ersten Platz 100 R., für den zweiten auf dem Storfursten 75, auf dem Fürst Menschikow 60 R. Auf dem Verdeck, d. h. unter freiem Himmel, kann man nach Stockholm für 50 und selbst für 25 R. A. kommen. Die Restauration wird besonders bezahlt. Von Stockholm nach Reval zahlte ich $10^1/_2$ R., und wurde drei Tage lang mit Frühstück, Mittag- und Abendessen bewirthet. Es versteht sich, daß man um diesen Preis keine gastronomischen Gelüste befriedigen kann, und das Gedränge in der Küche des Dampfboots gestattet auch nicht, viele Gerichte zu kochen. Es ist jedoch Alles frisch, und der Hungrige kann sich gehörig sättigen. Den Liebhabern von gutem französischem Wein rathe ich jedoch, sich in Petersburg damit zu versorgen, weil der Reisende einen guten französischen, namentlich rothen Wein nur an der Tafel eines reichen Gastfreundes treffen kann. Wer guten Thee liebt, muß ihn gleichfalls mit sich nehmen; alles Andere ist erträglich.

Die Bewohner von Petersburg sind noch nicht hinreichend mit den finnischen Dampfbooten bekannt, und haben noch nicht alle Annehmlichkeiten einer ruhigen und gefahrlosen Schifffahrt auf dem finnischen Meerbusen und dem baltischen Meere im Angesicht der malerischen Ufer gekostet. Ich bin überzeugt, daß wenn vermögliche Leute nur einmal sich auf einige Zeit nach Helsingfors begeben haben, so werden sie sich gewiß aus ihren feuchten, kalten Landhäusern in den Sommermonaten in das gesunde und durch seine Naturschönheiten ausgezeichnete Finnland übersiedeln. Davon wird mehr bei Helsingfors die Rede seyn. Bis jetzt haben die finnischen Dampfschiffe nur diesem letztern Hafen und Reval ein neues Leben gegeben. Wer die Seebäder in Reval und den Johannisjahrmarkt daselbst besuchte, hat es sich zur Pflicht gemacht, auch nach Helsingfors zu gehen. Viele esthnische und liefländische Familien sind ausdrücklich zu diesem Zwecke nach Reval gegangen. Die Ueberfahrt geschieht in fünf Stunden, und man nennt sie gewöhnlich nur eine Lustfahrt. Dießmal waren auf dem Storfursten, auf dem ich meinen Platz nach Stockholm nahm, 280 Menschen beiderlei Geschlechts, größtentheils aus dem liefländischen und esthländischen Adel; Russen waren wenige da. Unter den Passagieren war mein ehemaliger Mitschüler und Jugendfreund, der durch seine Reise um die Welt und seine Entdeckungen bekannte Kotzebue. Der geachtete Seemann durchfurcht jetzt mit dem Pflug seine Felder, da er es müde geworden, den Ocean zu durchfurchen, und beschäftigt sich erfolgreich mit Agronomie. Es ist wunderlich, wenn zwei Menschen, die sich als Kinder gekannt haben, sich im Alter nach langer Trennung wieder treffen, nachdem sie auf verschiedenen Wegen die mühselige Lebensbahn durchwandert haben. Die Erinnerungen der Kindheit beleben sich, wie ein unklares Traumbild, und

Digitized by Google

die veränderten Züge des alt gewordenen Gespielen erinnern an die verflossene Zeit und an die Begebenheiten, die während der Trennung sich ereigneten. Wir wurden beide nicht zu dem gebildet, was das Schicksal und die Umstände, die den Willen des Menschen lenken, aus uns gemacht haben. Wir wollten beide Landofficiere werden, und unser Leben, wie man sagt, unter der rothen Mütze beschließen. Er jedoch fuhr hinaus auf die weiten Meere, und ich schiffe auf dem Dintensee umher, schlage mich mit den Haifischen herum, und lavire zwischen den Klippen unter dem Wasser. Mein Spielgenosse ist jedoch bereits in den sichern Hafen eingelaufen, und fürchtet keinen Sturm mehr, ich aber ziehe erst mein Fahrzeug ans Ufer; ohne, wie der Spielgenosse meiner Kindheit, um die Welt gereist zu seyn, traf ich doch auch auf meiner Dintenschifffahrt Wilde und erfuhr Stürme. — Doch ich kehre zurück zu meiner wirklichen Schifffahrt auf dem baltischen Meere.

Man hatte in Reval die Ankunft des Storfursten mit Ungeduld erwartet, weil das gute Wetter zu der beschlossenen Lustfahrt einlud, und der ganze Kai füllte sich mit Menschen. Die einen eilten nach dem Dampfboot, andere begleiteten Bekannte und Verwandte, viele waren nur der Zerstreuung wegen gekommen. Endlich schlägt es zwei Uhr: die Röhre auf dem Dampfboote rauchte und begann zu zischen, die Räder schlugen den Schaum auf, die Passagiere setzten sich aufs Verdeck, der Storfursten wandte sich stolz, und wie ein Schwan glitt er über die leicht gekräuselte Oberfläche des Meerbusens hin. Das Gedräng auf dem Verdeck war ungewöhnlich stark. Nur die Damen konnten sich auf Schemeln und ordentlichen Taburetten, die sie aus der Cajüte holten, niedersetzen. Einige Männer setzten sich, wie es eben kam, auf zusammengerollte Stricke, auf Felleisen, die in der Mitte des Schiffs aufgehäuft wären, und endlich auf den Boden. Das erste und auch das prachtvollste Schauspiel, das meine Aufmerksamkeit während dieser Reise auf sich zog, das war der Anblick Revals von der Seeseite her. Der Anblick ist ungemein großartig und malerisch, ein reiches Gemälde der guten Flamänder Schule. Der mächtige, von der Zeit geschwärzte Sandsteinberg erschien wie irgend ein Ungethüm, das zur Wache gegen die furchtbaren Windstöße hingestellt ist. Die alten Thürme der Stadt, die trotz der wohlwollenden Anordnungen der Regierung unter ihren durchsichtigen Ziegeldächern zusammenstürzen, zum allgemeinen Bedauern der Alterthumsfreunde, diese ehrwürdigen Thürme bildeten mit den damit in Verbindung stehenden Mauern eine Art Diadem. Jenseits der grauen Mauern erblickte man die rothen Dächer und die weißen Seitenwände der Häuser, deren Fenster in den Sonnenstrahlen erglänzten. Hohe Spitzen gothischer Kirchen und dazwischen der gigantische Olai erheben sich stolz gen Himmel. Ganz Reval glich gewissermaßen einem Mausoleum, das düster, drohend, mehr den vergangenen Jahrhunderten als der Jetztzeit anzugehören schien. Unterhalb Reval an der Meeresfläche krümmt sich schlangengleich die Mauer des Kriegshafens, auf der die Kanonen die Schuppen bildeten. Wie absichtlich, um des Gegensatzes willen, boten sich auf beiden Seiten des düstern Reval den Blicken freundliche Aussichten dar. Das bezaubernde Katharinenthal versank unter grünem Buschwerk; jenseits desselben belebten die prächtigen Trümmer des St. Brigitten-Klosters das öde Sandufer. Die Zuckerfabrik von Ponemarew glich dem Schlosse irgend eines üppigen Lords, und zierte die Landschaft. In der Ferne zeigte sich Wimps. Nach der Fahrt zwischen den Inseln Nargen und Wolf gelangte das Dampfboot aufs offene Meer, und das Schwanken wurde für diejenigen, welche sich zum erstenmal auf dem Meere befanden, fühlbarer. Reval verschwand mit Einemmal vor uns, und bedeckte sich gleichsam mit einem dunkeln Schleier, die Ufer hüllten sich in einen dunkelblauen Nebel, endlich versank Alles ins Meer, und vor uns erblickten wir nur noch Wasser und Himmel.

(Fortsetzung folgt.)

Die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der italienischen Literatur.

Die Vorliebe für historische Studien fängt jetzt auch an der Italiener sich zu bemächtigen. Von dem großen Werk: „Monumenti di Storia patria," welches auf Kosten der sardinischen Regierung publicirt wird, enthält der jetzt eben erschienene zweite Band die Statuten von Susa, Aosta, Nizza, des Consulats von Genua, von Turin, der Verbrüderung des heiligen Giorgio di Chieri, von Ivrea, Casale, Moncalieri. Vorangeschickt ist eine Vorrede vom Grafen Fr. Sclopis, die sich über den Ursprung der Municipalitäten in Italien verbreitet. Diesem gründlichen Werke schließt sich ein anderes zweier Piemontesen an, das eine Geschichte des Besitzes in Italien zum Gegenstand, und den Ritter Carlo Baudi di Vesme und Spirito Fossati zu Verfassern hat. Es umfaßt die Epoche vom Verfall des römischen Reichs bis zur Errichtung der Lehen, und führt den Titel: Vicende della Proprieta in Italia dalla caduta del imperio romano fino allo stabilimento dei feudi. — Bei weitem weniger bedeutend ist, was die übrigen Italiener gegen Arbeiten der Art an historischen Productionen aufzuweisen haben. In Venedig gehen die Biographien der rühmter Italiener des vorigen Jahrhunderts, welche Emilio Tipaldi besorgt, noch ununterbrochen fort, obwohl schon mehrere Bände erschienen sind. Auch das nach einem sehr weiten Plan angelegte Werk von Cigogna (Iscrizioni Venete, Sammlung und Erläuterung aller Inschriften, welche in den Kirchen Venedigs sind oder vorhanden waren) verspricht weit über den schon erschienenen vierten Quartband anwachsen zu wollen. Es ist natürlich, daß bei einem Stoff der Art manches weniger Bedeutende aufgenommen werden muß; im Ganzen aber bewahrt und der Verfasser nicht allein in den Inschriften das schönste Material für eine Localgeschichte, sondern gibt auch in seinen zum größten Theil aus wenig zugänglichen Quellen geschöpften Anmerkungen die trefflichsten Aufklärungen über das Leben bedeutender Venetianer. Daneben verdienen die Auszüge genannt zu werden, welche (bis jetzt zwei Bände) ein ungenannter Fremder (Mr. Brown) aus der auf der Marciana befindlichen, einige fünfzig Foliobände starken Copie (das Original befindet sich in Wien) des Sanuto mittheilt. Zunächst bezwecken sie freilich nur, das Leben des Verfassers besser, als es bis dahin geschehen, an uns vorüber zu führen, daneben aber geben sie aus der unendlichen Masse des Stoffs hin und wieder die schönsten

Digitized by Google

Details, z. B. über Ferrara, und die heitern Feste, welche dort der Lucrezia Borgia zu Ehren gegeben wurden. — Ignazio Cantu in Mailand hat das kolossale Werk einer Universalgeschichte unternommen, welches in zwanzig Bänden die eigentliche Geschichte, in andern zwanzig die Urkunden enthalten, und in dem geringen Zeitraume von acht Jahren beendigt seyn soll. Obwohl man nicht recht begreift, was Urkunden mit einer Universalgeschichte zu thun haben, und obwohl die Einleitung, eine Musterung aller alten und neuen Historiker, mit dem negativen Resultat, daß Niemand eigentlich die Sache ordentlich angefaßt, und so zu sagen den jetzt zu erscheinenden historischen Messias unnöthig gemacht habe, in der That aber eine eben so große Anmaßung als Oberflächlichkeit, dem Unternehmen kein zu günstiges Prognostikon stellt, so weiß man doch ganz wohl, daß Cantu regen Fleiß, Willen und am Ende auch Talent genug und Kenntnisse besitzt, um sich ganz erträglich aus der Sache herauszuziehen. An Gegnern, die ihn nun zur Thätigkeit stacheln werden, wird es nicht fehlen; für das eigentliche Studium der Geschichte aber, zu dem seine Geschichte von Como einen ganz erfreulichen Beitrag lieferte, kann Cantu nunmehr als abgestorben angesehen werden. — Ein Werk von geringerem, aber immer sehr bedeutendem Umfang unternimmt in Florenz ein Hr. Moyse, eine weitläuftige Geschichte aller fremden Regierungen in Italien, vom Verfall des römischen Reichs an. Wie eine Arbeit der Art, von einem Mann unternommen, der höchstens durch einige unbedeutende ästhetische Aufsätze bekannt oder unbekannt geworden, noch Subscribenten finden kann, wäre unbegreiflich, wenn nicht bei der jetzigen Stellung Italiens der Titel für solche, welche mit den Spekulationen italienischer Buchhändler unbekannt sind, etwas Anziehendes und Verführerisches hätte. Erfreulicher ist es, auf den so eben erschienenen, von Molini trefflich ausgestatteten ersten Band des Giovanni Cavalcanti aufmerksam zu machen, welchen wir ebenfalls (wie früher die zwei Bände der unedirten Urkunden) der Sorge, dem wissenschaftlichen Eifer, und man kann auch sagen dem Patriotismus des Marchese Gino Capponi in Florenz verdanken. Es umfaßt dieses Werk (Istorie Fiorentine), bekanntlich die Quelle für Machiavells florentinische Geschichte, den Abschnitt von 1420 bis 1452, welchen uns ein Zeitgenosse und ein großer Verehrer des alten Cosimo Medici vorführt. Die kurze, aber sehr passende Vorrede, von dem bescheidenen Herausgeber mit F. P. (Polidori) bezeichnet, gibt nicht allein Aufschluß über die benutzten Codices, sondern weist auch mit kritischer Umsicht nach, daß dieses Werk, das noch unedirte Fioretto di Storie (eine wunderliche Zusammenstellung von Begebenheiten, die er erlebt hatte, mit andern des entferntesten Alterthums in Florenz), und der ebenfalls nicht publicirte, aber sehr weitschweifige Tractat über Politik von unserem Giovanni Cavalcanti herrühren. Was für die florentinische Geschichte in beiden letztgenannten Manuscripten von Wichtigkeit ist, wird bei der Herausgabe der Istorie benutzt und mitgetheilt werden. In Livorno wird eine neue Ausgabe des Nardi nach dem Autographon gedruckt, das, auf der Riccardiana in Florenz befindlich, einen bessern Text und einige bisher ungedruckte Zusätze vor andern Codices voraus hat. — Bei dem neuen Abdruck des Varchi, der ebenfalls dort erscheint, wird freilich die Kölner Ausgabe von 1721 zu Grunde gelegt, außerdem aber der Codex Rinucini in Florenz benutzt werden, welcher viele Bücher von der eigenen Hand des Varchi, und in andern, die nicht von ihm geschrieben, eigenhändige Correcturen des Verfassers enthält. Außerdem soll dem Nardi das Leben desselben von Carlo Nardi vorausgeschickt, dem Varchi noch schöne Varianten und unedirte Zusätze beigegeben werden. — Von dem historiker Bruto, diesem Feinde der Medicischen Familie, und Antagonisten des feilen Jovio, ist von Stanislav Gattschi eine neue vollständige Uebersetzung ins Italienische in zwei Bänden erschienen. Gattschi hat die Arbeit passend ausgestattet, und dem Ganzen einige mittelmäßige Portraits als Lockspeise zugegeben. — Tomaseo endlich hat in der königlichen Druckerei zu Paris zwei Quartbände von Relationen venetianischer Gesandten (von 1528 bis 1579) publicirt, und dem italienischen Text immer eine französische Uebersetzung gegenübergestellt.

(Schluß folgt.)

Ueber die neuen Expeditionen nach dem Südpol.

Capitän Washington legte in der Versammlung der brittischen Naturforscher eine nach großem Maaßstab entworfene südliche Circumpolarkarte vor, auf welcher die Fahrten aller frühern Schiffer dieser Meere verzeichnet waren, von Dirk Gherrit im J. 1599 an bis auf Dumont d'Urville im J. 1838, mit Einschluß der von Tasman im J. 1642, von Cook im J. 1775, Bellinghausen im J. 1820, Weddell im J. 1822 und Biscoe im J. 1831; sie ergab ein ungeheures Bassin, fast so groß wie der atlantische Ocean, in welches noch kein Schiff eingedrungen war. Der Verfasser zeigte, daß das Eis in diesen Strichen keineswegs stationär sey, daß Bellinghausen innerhalb der Parallele von 60° einen weiten Raum durchschiffte, wo Biscoe Eis fand, so daß er nicht eindringen konnte. Wo d'Urville kürzlich Eisfelder fand, war Weddell im J. 1822 ohne Schwierigkeit bis 74½° vorgedrungen, und so geht überhaupt aus den Berichten aller frühern Reisenden hervor, daß kein physisches Hinderniß abhält, eine hohe südliche Breite zu erreichen, oder auf jeden Fall die Punkte auszumitteln, wo nach der Theorie aller Wahrscheinlichkeit nach die südlichen magnetischen Pole sich finden müssen. Auch wurde der Expedition nach der Südsee Erwähnung gethan, welche kürzlich erst England verließ, und von einigen Kaufleuten ausgerüstet wurde, aber hauptsächlich unter der Leitung Hrn. Enderby's *) steht, dessen Anweisungen dahin gehen, im Süden Land zu suchen, und eine so hohe südliche Breite wie möglich zu erreichen. Das Memoire schloß mit einer dringenden Aufforderung an die brittische Naturforscherversammlung, dieß rühmliche Werk der Entdeckung nicht unvollendet zu lassen, da ganz Europa auf England blicke, als das Land, von welchem aus das Problem des Erdmagnetismus in der südlichen Halbkugel gelöst werden müsse.

In der brittischen Naturforscherversammlung las Obrist Sykes ein Memoire vor über ein seltenes Thier aus Südamerika. Der spanische Naturforscher Azara bezeichnete es mit Canis jubatus, aber die Beschreibung, die er selbst davon gibt, führt darauf, daß es zu einem andern Geschlecht gehört. Es unterscheidet sich vom Hundegeschlecht durch seine einsamen nächtlichen Streifereien, sein Schweif ist dicker und buschiger, sein Kopf platter, die Augen kleiner, die Nase schärfer, und das ganze Thier plumper als der Hund. Noch mehr unterscheidet es sich vom Fuchs und Wolf, und Obrist Sykes schlug vor, es dem Hyänengeschlecht zuzutheilen, oder wenn dieß nicht wohl anginge, ein besonderes Genus daraus zu machen, das der Repräsentant des Hyänengeschlechts in Amerika wäre. Obrist Sykes legte bloß ein Fell dieses Thieres, aber kein Skelett vor, und so konnten die anwesenden Zoologen nichts entscheiden.

*) Nach welchem ein Land in jenem südpolarischen Meere benannt ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 275.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 October 1838.

Nachricht von einem Mandingo-Neger.

(Aus den Verhandlungen der englischen Naturforscher-Gesellschaft.)

Ein Capitän Washington las in der genannten Versammlung einen Lebensabriß dieses Mannes vor, der aus Nyani-Maru am Gambia stammt, und ein merkwürdiges Schicksal hatte. Er erinnerte sich, in seinem heimischen Dorfe Mungo Park gesehen und gesprochen zu haben, wurde später als Sklave verkauft, trat dann als Soldat in englische Dienste, und kehrte endlich als freier Mann zurück in seine Heimath, um seinen Landsleuten einige Segnungen der Civilisation mitzutheilen, die er während einer mehr als 25jährigen Abwesenheit hatte kennen gelernt. Mohammed-u-Sisei wurde geboren zu Nyani-Maru, einem Dorf von etwa 200 Häusern; seine Eltern waren zum Islam bekehrte Mandingos. Im neunten Jahre wurde er in die Schule geschickt, und lernte den Koran lesen und schreiben. In einem Alter von 17 Jahren erinnert er sich ganz deutlich, den englischen Reisenden Mungo Park gesehen zu haben, der von dem Landungsplatze Jokakunda nach Pisaniara reiste; dieß geschah, den Nachrichten von Mungo Parks zweiter Reise zufolge, im Jahre 1805, wornach Mohammed-u-Sisei 48 bis 50 Jahre alt ist. Es ist unnöthig, die Abenteuer seines Lebens genauer zu erzählen, als daß im J. 1811 ein benachbarter Häuptling auf einer Sklavenexpedition in sein heimathliches Dorf drang, ihn nebst mehreren Andern gefangen nahm, und an ein französisches Sklavenschiff verkaufte, das von einer englischen Fregatte weggenommen und nach Antigua gebracht wurde. Hier ward er natürlicher Weise in Freiheit gesetzt, und kam ins dritte westindische Regiment, wo er vom J. 1811 bis 1825 diente, und während dieser Zeit bei der Eroberung von Guadeloupe anwesend war. Als sein Regiment aufgelöst wurde, blieb er in Trinidad, wo er eine Gesellschaft von Mandingo-Mohammedanern stiftete, welche Geld unter sich zusammenschossen, um andere Moslems und Mandingos aus der Sklaverei loszukaufen. Mohammed erinnerte sich, daß über zwanzig auf diese Weise um 500 bis 700 Dollars jeder, welche die Gesellschaft freiwillig beisteuerte, losgekauft wurden, und behauptete, mehrere Jahre hindurch sey kein Moslem auf Trinidad als Sklave gewesen.

Von dieser Insel aus ging er nach England, um auf diesem Wege in seine Heimath zurückzukehren. Eine kurze Unterredung mit ihm zeigte, daß er ganz den Verstand besitzt, den Reisende gewöhnlich bei den Mandingos finden. Er ist ein strenger Moslem, schreibt Mandingo mit arabischer Schrift, und spricht ganz erträglich englisch. Wie schon Goldberry und Laing von den Mandingos überhaupt bemerkt haben, gleicht auch er in seinen Zügen mehr den Hindus als den Negern Afrika's. Seine Züge sind regelmäßig und offen, sein Körper gut gebaut und volle sechs Fuß hoch, seine Nase ist römisch mit etwas abgeplatteten Nasenlöchern, seine Lippen nicht dick, sein Haar wollig, seine Farbe ein schönes helles Schwarz, aber nicht glänzend schwarz. Mit Hülfe Hrn. Raynouards hat man von ihm eine Sammlung von etwa 2000 Wörtern und Phrasen in der Mandingosprache gesammelt, so wie Itinerarien über mehrere Theile seines Landes, und wenn man erwägt, wie ungemein verbreitet die Mandingosprache ist, vielleicht die verbreitetste von den 36 Sprachfamilien, in welchen neuere Schriftsteller die 115 Sprachen Afrika's theilen, so wie daß bisher eine Sammlung von 400 Wörtern Alles war, was man von der Mandingosprache besaß, so ist nicht zu läugnen, daß man von diesem Anwohner des Gambia einen bedeutenden Vortheil für weitere geographische Forschungen gezogen hat.

Sommerausflug nach Finnland.

Finnische Industrie im Vergleich mit der liefländischen. — Die Dampfboote Storfursten und Fürst Menschikow. — Fahrt nach Helsingfors. — Bemerkungen über die Gesellschaft. — Freundlicher Empfang in Helsingfors. — Spaziergang durch die Stadt. Seebäder.

(Fortsetzung.)

Die Jugend fühlt die Naturschönheiten nicht so sehr, als der Mann, der die mittlere Lebenslinie überschritten hat. Je näher die Trennung von der Natur ist, ein desto lebhafteres Gefallen finden wir daran. In der Natur ist die Sonne das Beste, auf der Erde das Meer und die Berge. Ohne sie gibt es

Digitized by Google

keine schönen Gemälde. Wer das offene Meer und die Berge nicht gesehen hat, der kennt die Natur nicht, und faßt nie ihre Poesie. Der Anblick des offenen Meeres erweckt ungewöhnliche Gedanken und Gefühle. Dieß ist das Symbol der unermessenen Ewigkeit, der Wiege des Lebens, wie die alten Philosophen sagten. Auf dem offenen Meere fühlt der Mensch ganz seine Nichtigkeit und die Größe des Schöpfers, der ihn mit einem über die Natur triumphirenden Verstande begabt hat.

Nichts unterbrach mich in meinen Träumereien. Unter zweihundert und achtzig Personen war ich wie im einsamen Walde. Ueberall Stille, nur hie und da durch ein russisches Wort unterbrochen. . . . Wo bleibt denn die Lustfahrt? . . . wo ist denn die Lustigkeit? . . . Sie ist im Herzen oder im Kopfe verschlossen, und gibt sich nicht durch äußere Zeichen kund. Ich glaubte, während dieser Lustfahrt werde es ein Liebhaberconcert oder sonst etwas der Benennung Entsprechendes geben. Nichts von Allem! die Damen saßen stumm da wie bei einer Beerdigung, die Männer besprachen sich halblaut oder schwiegen. Kälte, Theilnahmlosigkeit, Gleichgültigkeit zeichnete sich scharf auf allen Gesichtern. Nur zuweilen hörte man die Worte: schönes Wetter! . . . ja wohl! . . . schöne Fahrt.*) Wie wäre es wohl gewesen, wenn zweihundert und achtzig Personen slavischen Bluts oder Franzosen sich zu einer Lustfahrt zusammen gefunden hätten. Da hätte man gewiß nicht so ruhig seinen Gedanken nachhängen können. In der Gesellschaft auf dem Dampfboote waren eine Menge schöner, wohlerzogener Mädchen, viele verständige Damen, gebildete Männer, aber das ostseeische Phlegma, die ostseeische Steifigkeit hielten Verstand und Liebenswürdigkeit in Fesseln.**) Wie es beliebt, aber eine Beimischung von slavischem Blut zu dem deutschen Phlegma ist unerläßlich. Ein Tropfe slavischen Bluts in einer ganzen Familie ist das, was eine Rosine in einer Flasche sauern Schtschi's ist; sie erzeugt eine Gährung, belebt, macht Schaum und gibt eine angenehme Schärfe. Der Mensch kann nicht Wasser allein brauchen ohne Feuer, und im Leben bedarf es der Wärme, der Hitze. Wie oft fand ich, daß nichts fester ist, als die Freundschaft zwischen einem Slaven und einem Deutschen, keine angenehmere Gesellschaft, als wo Slaven und Deutsche in gleicher Zahl gemischt sind, und das tüchtigste Geschlecht entspringt aus der Heurath von Slaven und Deutschen. Die Slaven allein sind allzu lebhaft und sorglos, die Deutschen allein allzu kalt und bedächtig.

Aber wie geht diese Lustfahrt zu Ende? Bloß unter Schweigen und Paroxysmen der Seekrankheit? Auf dem Dampfboot ist nichts mehr zu erwarten, . . . wir wollen uns gedulden bis Helsingfors. . . . schon sieht man am Horizonte einen Nebelstreif . . . das ist das Ufer!

Die Natur hat den schneidendsten Widerspruch im Bau der beiden Ufer des baltischen Meeres beobachtet. Die Ufer Estlands hat sie bedeckt mit einem feinen Sandstein, die von Liefland und Kurland hat sie mit unfruchtbarem Sande überschüttet, aber die Ufer von Schweden und Finnland hat sie aus Granit erbaut, und in seinen Schooß Eisen niedergelegt. Wenn die Vermuthung der Naturforscher gegründet ist, daß sich der Boden abdrückt in der Eigenthümlichkeit, in dem physischen Bau der Thiere und dem Charakter des Menschen, so müssen die Bewohner Finnlands und Schwedens eine granitartige Beständigkeit und einen eisernen Willen haben, um einen wesentlichen Vortheil aus ihrem Boden zu ziehen. — In dem Maaße, als der Nebelstreif stärker vortrat und die Gegenstände sichtbar wurden, enthüllte sich ein furchtbares Schauspiel unsern Blicken, nämlich Sweaborg, unser nordisches Gibraltar, mit seinen aus Einer Felswand bestehenden Mauern, die noch verstärkt sind durch ungeheure Felsblöcke, welche der menschliche Verstand aus einander zu sprengen und menschliche Kunst und Geduld in Mauern aufzuthürmen verstand. Das ist im vollen Sinne des Worts eine Erfindung der Götter und eine Arbeit der Titanen. Es erregt fast Schrecken, Sweaborg von der Meeresseite zu betrachten. Die Granitmauern erheben sich eine über der andern, und aus den Oeffnungen schauen Ungethüme hervor, deren geöffneter Rachen stets bereit ist, Flammen und Zerstörung nach dem kühnen Schiffe zu schleudern, das sich wagen sollte, diesem unsterblichen Wächter der Rhede von Helsingfors ungehorsam zu seyn. In einer Reihe mit Sweaborg und in seinem Rücken steigen andere Steilfelsen empor. Helsingfors birgt sich hinter Sweaborg und zeigt nur zwei großartige, auf dem Felsen aufgeführte Gebäude, das Observatorium und die noch nicht vollendete lutherische Kirche. Durch einen schmalen Durchgang, wo wir auf halbe Pistolenschußweite unter den Kanonen vorüberfuhren, gelangten wir in die Bai von Helsingfors, und hier entfaltet sich abermals ein unerwartetes, reizendes Gemälde vor unsern Augen. Ist dieß eine Stadt Finnlands, das wir gewöhnlich das arme nennen? das ist eher ein Theil von Petersburg! . . . Nur der hohe Fels an der rechten Seite des Hafens, die Halbinsel Skatudenn, die mit kleinen Häuschen, den Resten des alten Helsingfors, besäet ist, erinnert an Finnland. Eine Menge Volks erwartete uns am Ufer, der Klang der Musik erfüllte die Luft. Man empfängt uns wie geladene und erwartete Gäste, man winkt mit Hüten und Tüchern, das Dampfboot begrüßt die Stadt mit drei Kanonenschüssen, ein reges Leben zeigt sich am Ufer, aber die Gesichter der Passagiere des Dampfboots hellen sich nicht auf: sie sind steif und kalt wie vorher, selten nur hört man auf dem Verdeck den Ausruf: „das ist charmant!" und die obligate Antwort: „ja wohl!"

Der Kai ist vortrefflich und mit Granit verziert; ein Theil des Meeres ist hier mit Felsstücken bedeckt und mit Erde zugeworfen, um einen breiten freien Platz, oder wie man es hier nennt, eine Esplanade zu bilden. Eine Reihe Häuser von petersburgischer Architektur umgibt dieselbe. Diese Architekturordnung ist nichts in der Wissenschaft, aber sie besteht in der Wirklichkeit. Petersburgische Gebäude, namentlich Privatgebäude, haben ihre Eigenthümlichkeiten, die man jenseits unsrer Gränze nirgends findet. Klima, Gewohnheiten, Lebensart, der

*) Diese Worte sind im russischen Texte deutsch gegeben.

**) Wenn wir uns recht erinnern, hat Hr. Bulgarin nicht immer so ungünstig über die armen Ostseeprovinzen geurtheilt, als seit ihrem geäußerten Widerwillen gegen die Herrschaft der russischen Sprache. A. d. U.

Digitized by Google

Boden, auf dem die Stadt erbaut iſt, die Richtung der Straßen und die mit ihrem Vortheil in Uebereinſtimmung ſtehenden Forderungen der Hausbeſitzer, nöthigten die Architekten unabläſſig von den allgemeinen Regeln abzugehen. In der ganzen Welt gibt es nicht ſo viele Wagenthore nach der Straße zu, wie in Petersburg, und nirgends ſo wenig gute Vorplätze und Treppen. Große Säle muß man gleichfalls in Petersburg haben. In Helſingfors hat man einen der größten Nachtheile der Petersburgiſchen Häuſer vermieden, namentlich ſind hier wenig Wagenthore, aus denen in unſerm lieben Petersburg ein kalter Wind die Vorübergehenden anweht.

Als die andern Paſſagiere ſich nach ihren Quartieren zerſtreut hatten, ſtand ich noch auf dem freien Platz, und weidete mich an dem prächtigen Anblick. Auf dem Kai erhebt ſich eine Granitpyramide, die von den angeſehenen Einwohnern zum Andenken eines Beſuchs der Kaiſerin errichtet wurde. Während ich die Inſchrift betrachtete, faßte mich Jemand bei der Hand, ich ſah mich um, es war einer der Paſſagiere, ein geborner Dorpater Ar. Ar. von Weißen, der vor 25 Jahren ſein Vaterland verlaſſen, ſich in Finnland angeſiedelt, und wegen ſeiner Redlichkeit unter den finniſchen Adel aufgenommen worden war, mit Aenderung des Familiennamens, wie dieß im Lande Sitte iſt. Ar. Ar. hatte mit mir auf dem Dampfboote geſprochen und mir vorgeſchlagen, in ſeinem Hauſe mein Quartier zu nehmen. Ich hielt dieß für eine gewöhnliche Höflichkeitsphraſe, da ich wohl wußte, wie hoch die Gaſtfreundſchaft meines lieben Liflands ſtehe. Hier aber überzeugte ich mich, daß mein Gaſtfreund wirklich ganz ſein Geburtsland gewechſelt und ganz die Sitte ſeines neuen Vaterlands Finnland angenommen hatte, das von alten Zeiten her durch eine wahre und nicht bloß phraſeologiſche Gaſtfreundſchaft berühmt iſt. Der gute Ar. Ar. zog mich fort, indem er wiederholte: „Kommen Sie in ihr Quartier!“ und ich folgte.

Ich erwähne dieſes Umſtandes, einmal weil er die Gewohnheiten des Landes charakteriſirt, und zweitens weil er eine Gelegenheit gab, ſehr viele achtungswerthe Leute kennen zu lernen, von denen ich über viele Gegenſtände hinſichtlich Finnlands belehrt wurde.

(Fortſetzung folgt.)

Der Häringsfang in der Nähe von Kertſch.

(Aus der Nordiſchen Biene Nr. 163.)

In den Umgebungen von Feodoſia und bei Kumpſch-Burun (12 Werſte von Kertſch) treibt man den Fang der Häringe, die durch ihre Größe und beſondere Art nicht nur die aus der Donau übertreffen, ſondern auch den holländiſchen faſt nachſtehen. Es finden ſich darunter welche, die anderthalb Pfund wiegen. Die weite Bucht von Kumpſch-Burun, in der ſich wegen der geringen Tiefe und des ſandigen Bodens die meiſten Häringe finden, iſt zum Fange ſehr geeignet; ſie hat über 2 Werſte im Umfang und nicht über 10 Fuß Tiefe. Der Fang beginnt hier zu gleicher Zeit, wie in Feodoſia und an andern Orten des ſüdlichen Ufers der Krim, um den 15 October, und dauert bis zum 15 März. Zu andern Zeiten findet man die Häringe ſehr ſelten. Die Zahl, die man jährlich nur allein bei Kumpſch-Burun fängt, beträgt zwei Millionen. Bei Feodoſia iſt ihre Menge oft ſo groß, daß die Weiber ſie mit den Händen am Meeresufer aufſammeln, und ſo viel mit nach Hauſe nehmen, als ſie zu tragen im Stande ſind. Der Häringsfang iſt bei Kumpſch-Burun ſo ergiebig, daß man dort nach dem Zeugniß alter Leute nur 8 und manchmal gar nur 6 Rubel für das Tauſend zahlt. Gewöhnlich koſten die friſchen Häringe 8 bis 30 Rubel, geſalzene 8 bis 40 K. das Tauſend, je nach ihrer Qualität und der Ergiebigkeit des Fanges.

Der Häringsfang leidet indeß bedeutend durch die Unbekanntſchaft mit den beſſern Methoden des Einſalzens. Auf Veranſtaltung der Regierung wurde im Jahre 1837 ein erfahrner Arbeiter, Namens Nikolaus Wey aus Holland, verſchrieben, und dieſer beauftragt, die Qualität der Häringe im ſchwarzen Meer und die dortige Methode des Einſalzens zu unterſuchen, und die Fiſcher in der beſſern Zubereitungsweiſe zu unterrichten. Wey fand, daß die Häringe des ſchwarzen Meeres den holländiſchen nichts nachgeben, daß aber die Art des Einſalzens nichts taugt. Er unterſuchte die verſchiedenen Salze in Beſſarabien und der Krim, und fand, daß nicht alle zum Einſalzen der Häringe taugten; das beſte gewinnt man ſeiner Anſicht nach aus dem See von Tſchokrau in der Nähe von Kertſch. Er ſalzte Häringe aus dem ſchwarzen Meere nach der holländiſchen Methode ein, und ſie zeigten ſich als vortrefflich. Die von ihm zubereiteten Häringe koſteten mit dem Gefäß und dem Salz 40 Rubel das Tauſend, alſo 4 Kopeken (4 Centimen) das Stück. Wenn der Häringsfang ſich noch mehr entwickelt, ſo kann die Krim allmählich mit Holland in Concurrenz treten.

Die neueſten Erſcheinungen auf dem Gebiete der italieniſchen Literatur.

(Schluß.)

Kaum iſt die von Niccolini, Gino Capponi, Brechi und Borghi beſorgte neue Ausgabe des Dante, ein ſchöner mit Kritik beſorgter Abdruck nach guten, namentlich unbekannten Codices, mit Angabe einiger Barianten, fertig geworden, ſo läßt Tomaſeo in der Druckerei des Gondoliere zu Venedig eine andere in drei Bänden folgen. Tomaſeo, der ſtets originell zu ſeyn liebt, macht die Feſtſtellung des Textes zur Nebenſache, und fügt ſtatt deſſen jedem Geſang einen kurzen Inhalt und die Angabe der ſchönſten Terzinen, außerdem Parallelſtellen aus der Bibel, Virgil, Tomaſo von Aquino und Ariſtoteles bei, welche zu den Gedanken Dante's in näherer oder entfernterer Beziehung ſtehen. Die kritiſche Beſchäftigung mit dem Text iſt allmählich in Italien den beſten Köpfen ſo verleidet worden, daß Tomaſeo's mehr auf die Sache gerichtetes Streben Anerkennung findet; man begreift allgemein hier zu Lande, daß da ein kritiſches Leben des Dichters und eine ins Große gehende philoſophiſche Auffaſſung des ganzen Poems noch lange ein frommer Wunſch bleiben dürfte, es weniger auf die Familien der Codices, als darauf ankommt, daß die Jugend den Dichter fühlt, und mit Gemüth und Seele zu leſen anfängt. — Roſini in Piſa und der Marcheſe Gaetano (nicht zu verwechſeln mit Gino) Capponi zanken ſich noch um Taſſo herum. Der Marcheſe Capponi wollte die Schuld an dem Unglück des Dichters von dem Hauſe der Familie Eſte auf die Mediceer wälzen, und das Unglück ſelbſt mehr oder weniger in Zweifel ziehen. Roſini, der ſeinen Namen mit dem des Taſſo als identiſch

Digitized by Google

ansieht, erblickte darin einen verkappten Angriff, und ging, vermuthlich durch die Blößen seines Gegners angelockt, diesem wacker zu Leibe. Capponi wollte daraus ein Duell machen, eine Akademie zur Schiedsrichterin ernennen und dem verlierenden Theile die Strafe von 100 Zechinen zuerkannt wissen. Als aber Rossini dieß annahm, blies der Marchese zum Rückzug, und suchte, so gut, oder vielmehr so übel als es nur gehen wollte, sich aus der Affaire zu ziehen. Das Ganze wird in Skandal enden, ein Fluch, den der Mangel an aller wissenschaftlichen Kritik, das schamlose Lügensystem, welches hier mit dem Namen von Kritik benannt wird, nothwendig nach sich ziehen muß. — Rossini ist dabei indessen thätig, und hat schon einige Hefte von einer Geschichte der italienischen Malerei ausgegeben, die er durch Stiche belegen will. Wie schwach auch nach der gegebenen Einleitung das eigentlich Geschichtliche ausfallen dürfte, die Bekanntmachung von unedirten Monumenten bleibt immer dankenswerth. Sie werden zum größten Theil von dem wackern Rossi in Pisa gestochen.

In statistischer Hinsicht nenne ich nur Ein vortreffliches Werk: „Memorie sul Bonificamento delle Maremme Toscane," ein Oktavband mit einem Atlas in Folio von 27 Tafeln und acht statistischen Uebersichten. Das Gouvernement von Toscana gibt hier durch Ferdinando Tartini die genaueste Auskunft über Alles, was es bis zum Jahre 1857 für die Urbarmachung der Maremmen gethan und gespendet hat. Da eine kurze Geschichte des frühern Zustandes dieser Gegenden vorangeschickt wird, so ist mit diesem Werk den Vorfragen des In- und Auslandes (die von vielen Seiten wiederholt wurden) auf gewissenhafte Weise Genüge gethan.

Ueber die Veränderung in der Bevölkerung von Neuseeland.

In der statistischen Abtheilung las ein Hr. Dr. W. E. Taylor einen Bericht über diesen Gegenstand vor, den ein Hr. Bannister, ehemaliger Generaladvocat von Neusüdwales, mitgetheilt hatte. Es wird darin bemerkt, daß die Auswanderung aus den englischen Inseln in den ersten fünf Jahren nach dem Frieden im Durchschnitt etwa 5000 betragen habe, in den letzten sieben Jahren aber auf etwa 70,000 gestiegen sey; ein Theil dieses Stroms habe seine Richtung auch nach Neuseeland genommen, und der Statistik jenes Landes Interesse und Wichtigkeit gegeben. Die neuseeländische Gruppe besteht aus den nördlichen und südlichen Inseln, der Stuarts-Insel und einigen kleinen Eilanden; ihre Ausdehnung beträgt 95,000 englische Quadratmeilen. Die Bevölkerung zerfällt in folgende Abtheilungen: Eingeborne, weiße Einwohner, weiße Besucher und gemischte Racen. Die Zahl der Eingebornen wird verschieden angegeben, beträgt aber wahrscheinlich ungefähr 150,000. Der weißen Einwohner mögen etwa 2000 seyn. Auf der nördlichen Insel besuchen die Weißen meistens die sogenannte Inseln-Bai, und man hat dort schon bis 1000 englische und amerikanische Matrosen beisammen gesehen. Im Jahre 1856 kamen 151 Schiffe, größtentheils Wallfischfänger, dahin, worunter 95 englische und 54 amerikanische. Hinsichtlich der gemischten Race ist auch nicht einmal eine Schätzung angegeben, doch soll sie sehr im Zunehmen seyn; die Gesammtbevölkerung nimmt jedoch ab aus mancherlei Ursachen, namentlich aber in Folge der Einführung europäischer Krankheiten.

Vermischte Nachrichten.

Die Akademie der Inschriften und schönen Künste in Paris hat dieses Jahr die erste goldene Medaille Hrn. Berbrugger für seine ausführliche Beschreibung der Provinz Constantine zugestanden. Mehrere zweifelhafte Punkte von Wichtigkeit finden sich durch diese Arbeit erledigt, so der Name von Gheima, welches, wie die Inschriften beweisen, das alte „Calama" des Orosius war; ebenso die Quellen von Hammam-Berda, die Aquae Tibilitanae*) der Alten; die Ruinen von Askar und das ganze obere Bassin des Abus, welches Hr. Berbrugger bis zum Engpasse Biban verfolgte, den vor ihm noch kein Europäer besucht hat. Genaue Aufnahme der römischen Straßen, Anzeige der Tempel, Theater, Präsidien, Militärstationen, getreue Copie der Inschriften, überhaupt nichts, was über den alten Zustand des Landes zu interessiren vermag, ist in der Arbeit des Hrn. Berbrugger vernachlässigt worden. Derselbe beschränkte sich übrigens nicht bloß auf die materielle Untersuchung der Ruinen, sondern bemühte sich, aus ihrer Lage und den römischen Straßen, die sie verbinden, ihre gegenseitigen militärischen und politischen Beziehungen zu erklären, und beweist mit vielem Talent, daß das von den Römern zur Vertheidigung ihrer Eroberung adoptirte System auf mehrern Punkten zur Sicherung unseres Gebietes wieder angewendet werden könnte.

•

Ein Hr. Sopwith hat eine neue Art großer Secretäre und Schreibtische erfunden. Der große Zeitverlust, der sich für Personen in weitläuftigen Geschäftsverhältnissen aus der Schwierigkeit ergibt, zahlreiche Papierbündel zu ordnen und stets bei der Hand zu haben, führte ihn auf die Einrichtung eines Schreibtisches von neuer Art. Die Hauptsache ist, daß durch die Eröffnung eines einzigen Schlosses sämmtliche Schubladen und Abtheilungen sich öffnen. Diese sind so vertheilt, daß man Alles erreichen kann, ohne vom Sitz aufzustehen. Durch eine einzige Springfeder ist Alles wieder geschlossen. Ohne Aufrisse und Durchschnitte läßt sich diese sinnreiche Einrichtung nicht gehörig deutlich machen, aber alle, welche sie sahen, drückten einstimmig ihre Bewunderung darüber aus. Ein Umstand ist namentlich bemerkenswerth. In dem Kasten ist eine Stelle, wo alle Schlüssel aufgehängt werden; wird nun ein Schlüssel herausgenommen, so fällt ein kleiner eiserner Bolzen herab, und bleibt an der Stelle des Schlüssels, bis dieser wieder angehängt wird. Dieser Bolzen verhindert auch das Schließen des Kastens. Vergißt man also, den Schlüssel wieder an Ort und Stelle zu hängen, so wird man im Augenblick daran erinnert, weil man den Kasten nicht schließen kann.

•

In der Versammlung der englischen Naturforscher legte ein Hr. Long die Beschreibung einer Knochenhöhle in den Mendip-Bergen vor. Sie ist im Kalksteinfelsen, und wurde bei Verfolgung eines Fuchses entdeckt; man kam durch eine 50 Fuß tiefe perpendiculäre Spalte hinein. Von einer großen Kammer am Ende dieser Spalte führt ein gewölbter Gang in eine andere Kammer, von der ein zweiter Gang nach der Oberfläche führt. Letzteres scheint der ursprüngliche Eingang gewesen zu seyn. Die Knochen finden sich meist in weichem Lehm in Löchern im Grunde der Höhle, manchmal aber auch in Stalaktiten. Die Knochen sind meist von Ochsen, Pferden, Rehen, Füchsen, Ebern u. s. w. Der merkwürdigste Umstand ist aber, daß sich hier auch Menschenknochen, und zwar unterhalb der andern, finden. Man erhielt neun Schädel. Viele Knochen sind in einem so zerstörten Zustande, daß sie zu Staub zerbröckelten, wenn man sie anfaßte. Bemerkenswerth ist, daß kein Knochen einer erloschenen Species angehört.

•

Ein englischer Schiffbaumeister gab kürzlich folgendes außerordentliche Beispiel von Schnelligkeit im Schiffbau. Am 5 September erhielt Hr. Waterman zu Devonport Auftrag, drei Boote zu bauen, eines von 30, eines von 20 und eines von 14 Fuß Kiellänge. Das erste war in 25½ Stunde, das zweite in 28, das dritte in 35 Stunden fertig, und am 5 September gewannen diese Boote schon Preise in einem Wettrennen.

*) Nach einer durch Hrn. Mangay, Capitän des Geniecorps, kürzlich aufgefundenen Inschrift scheint dieses unrichtig, und die alten aquae tibilitanae die heutigen Quellen von Hammam-Meskutin zu seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 276.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 October 1838.

Etwas über Tannen und Fichten.

Capitän J. C. Cook von der englischen Marine, für welche die Kenntniß guten Schiffbauholzes von so wesentlicher Wichtigkeit ist, trug in der englischen Naturforschergesellschaft seine Bemerkungen über diese Baumgattungen vor. Seit einiger Zeit sind nicht weniger als 70 Arten von Fichten und Tannen nach England gebracht worden, welche der Verfasser in fünf Gruppen theilt: 1) die von Alt-Amerika, welches die Vereinigten Staaten, den Mississippi und Canada nebst Labrador umfaßt; 2) die in dem westlichen Theil von Amerika, namentlich in dem Felsengebirge wachsenden, welche man füglich die Douglas-Gruppe nennen könnte;*) 3) die auf den Hochländern von Mexico; 4) die auf dem Himalaya-Gebirg; 5) die europäischen. Die erste Gruppe enthält etwa 20 Arten, die nur Bauholz zweiter Qualität liefern, es sind schöne Bäume in ihren heimischen Wäldern, entarten aber in Europa. Die Douglas-Gruppe hat etwa 15 Arten, die alle gutes Bauholz liefern, immer grün sind und schnell wachsen; auch läßt sich nach dem gegenwärtigen Stand der jungen Pflanzen in England erwarten, daß sie sich alle akklimatisiren werden. Der Arten in Mexico und im Himalaya sind wenige, auch sind sie nicht sehr bekannt. Die europäischen Arten sind die besten. In dieser Gruppe steht die Qualität des Holzes so ziemlich in directem Verhältniß mit der Fähigkeit des Baums, die Kälte zu ertragen: die besten Arten findet man in den höchsten nördlichen Breiten, oder in einer entsprechenden Lage auf den Bergen im Süden; keine brauchbaren Arten finden sich an den Ufern des Mittelmeeres und der Ostsee. Der erste Platz in der europäischen Reihe gebührt der Pinus cembra und Pinus uncinata, welche beide in ihren alpinischen und pyrenäischen Wäldern oberhalb der Pinus sylvestris oder schottischen Föhre wachsen und vortreffliches Bauholz liefern. Dann folgt die Pinus sylvestris, welche vom Polarkreise sich bis in die Sierra de Guadarrama erstreckt. Der nächste Baum in der Reihe ist Pinus Laricio, welche in den Wäldern von Corsica in einer ziemlich hohen Lage unter 54° N. B. wächst und nicht an die Ufer des Mittelmeeres hinabsteigt. Mit dieser ist, hinsichtlich der Breite und Höhe vergesellschaftet P. Hispanica, obwohl sie in vielen Beziehungen von den andern Fichten abweicht; sie erstreckt sich von 39° bis 43° N. B. am Fuße der höchsten Pyrenäenberge, existirt aber nicht, wie die französischen Botaniker behaupten, in Frankreich, von welchem sie durch viele Meilen und durch mehrere tausend Fuß Höhe getrennt ist. Diese beiden Arten nehmen etwa die Mitte ein in der europäischen Fichtenvegetation. Ihr Holz ist schlechter als das der oben genannten Arten, aber besser als das der Pinus pinaster, die ihren Hauptsitz in der Sierra de Guadarrama hat, und in feuchten Thälern und andern für die Erzeugung von Bauholz ungünstigen Lagen wächst. Die P. pinea (Steinfichte) hat ungefähr das gleiche Holz wie die vorhergehende, wächst in Altcastilien in Menge, manchmal auch in mittlern Höhen, doch vielfach auf heißen Flächen, wie in Andalusien. Die letzte ist die P. Halepensis, wovon drei Varietäten vorkommen, welche die Ufer des Mittelmeeres auf beiden Seiten auf dessen ganzer Ausdehnung bekleiden.

Die Tanne ist weder durch ihre Ausdehnung noch durch ihre Anzahl so bedeutend, und gibt dadurch zu wenigen Bemerkungen Anlaß. Die europäischen Arten sind geringer als die der Fichte. Die A. excelsa ist die dauerhafteste, und widersteht einem feuchten Boden wahrscheinlich besser als die sogenannte schottische Föhre (pinus sylvestris). Die A. pectinata findet sich viel weiter im Süden bis in die Pyrenäen und Navarra hinein, und eine Abart findet sich sogar in Cephalonia. Der Lärchenbaum, obwohl in mancher Beziehung eine Anomalie in der Gattung, folgt denselben Regeln. Seine südlichern Lagen sind die höchsten Apenninen in Piemont, und sie erstreckt sich weit gegen Norden, aber findet sich nie in niederer Lage. Die P. austriaca gehört wahrscheinlich zu derselben Gruppe, ebenso die P. satanica in der Krim. Der Anbau der dauerhaftern und werthvollern Arten wird für England lebhaft empfohlen, und auf die von dem Herzog von Athol gemachten Versuche hingewiesen; dieser fand, daß man ziemlich gutes Bauholz für den gewöhnlichen Gebrauch der Marine um $^1/_{140}$ dessen erzielen könne, was Eichenholz kostet, wenn man nämlich den Bodenzins und den Werth in Anschlag bringt, welchen die befruchtenden Eigen-

*) Siehe Douglas Reisen, namentlich Nr. 199 ff v. d. J.

Digitized by Google

schaften des Lärchenbaums dem Boden ertheilen. F. Cap. Cook ist der Meinung, daß wenn man 100,000 Acres wüstes Land auf den Grampianbergen mit Lärchenbäumen bepflanzen würde, so könnte man nach zwei Generationen nicht nur die gewöhnlichen Bedürfnisse des Landes befriedigen, sondern man wäre auch im Stande auszuführen. Im Westen und Süden Englands würden P. Laricio und P. Hispanica am besten fortkommen; auch die Ceder vom Libanon könnte man in diesem Districte versuchen. Auch schlug er die Anpflanzung von Lärchenbäumen den Eigenthümern kalten Thonbodens im Norden Englands vor, als ein Mittel, das Land durch das Abfallen der Nadeln zu düngen. Keine andere Baumart sollte untermischt werden, da dieser Baum bloß zum Verbessern des Bodens empfohlen wird.

Sommerausflug nach Finnland.

Finnische Industrie im Vergleich mit der liefländischen. — Die Dampfboote Storfursten und Fürst Menschikow. — Fahrt nach Helsingfors. — Bemerkungen über die Gesellschaft. — Freundlicher Empfang in Helsingfors. — Spaziergang durch die Stadt. — Seebäder.

(Fortsetzung.)

Ich brachte den Abend auf die angenehmste Weise zu im Kreise verständiger und fröhlicher Menschen von guter Erziehung, welche Lachen für keine Erniedrigung ihrer Würde, und Scherze in der Unterhaltung für keine Beleidigung ihres Ansehens hielten; für den folgenden Morgen verabredeten wir eine Besichtigung der Stadt, wobei der Bauinspector von ganz Finnland, Hr. Engel, ein geborner Berliner, und mein alter Bekannter von Petersburg her, der Finnländer Nordenheim, der ein großer Freund der russischen Literatur ist und Uebersetzer bei dem Generalgouverneur, Grafen A. A. Sakrewski, gewesen war, sich mir zu Begleitern anboten. Ehe ich aber meine Leser durch die Stadt führe, sey es mir erlaubt, einen Rücksprung auf die Zeit vor dreißig Jahren zu machen.

Gefühle und Gedanken drängten sich in meinem Herzen und in meinem Kopfe, als ich Helsingfors wieder sah. Vor dreißig Jahren war ich jung und sorglos. Heftig pochte mein Herz unter der Uhlanen-Kurtka bei dem Gedanken an Ruhm, und in dem mit der Uhlanen-Schapka bedeckten Kopfe fand auch nicht Ein schwarzer Gedanke Raum. Muthig schlug ich mein Leben in die Schanze, als es bei der Erwerbung Finnlands galt, die ungewissen und der Hauptstadt allzu nahen Gränzen des Vaterlandes sicher zu stellen, und allen Vorwänden zum Kriege zwischen zwei benachbarten Mächten für immer ein Ende zu machen. Die russischen Krieger aus den Jahren 1808 und 1809 lösten mit ihrem Blute die Opfer, die man künftigen Geschlechtern hätte bringen müssen, und ich, ein unmerklicher Punkt in der Masse, bin stolz darauf und freue mich, daß ich in Finnland war und unter den Fahnen Barclay de Tolly's und Kamenski's kämpfte. Der finnische Krieg in den Jahren 1808 und 1809 nimmt wenig Raum in der allgemeinen und besondern Geschichte ein, und ist schwach und undeutlich gezeichnet, aber er gehört durch seine Resultate in die Reihe der wichtigsten Ereignisse seit Peter dem Großen. Der Erwerb Finnlands, nach dem der Ostseeprovinzen, ist die Vervollständigung seiner großen Plane zur Größe und Sicherheit Rußlands. In den Einzelnheiten ist dieser Krieg merkwürdiger als alle andern Kriege, weil hier nicht Massen, nicht Tausende von Feuerschlünden, sondern die Menschen fast allein thätig waren. Für jeden Fähnbrich, für jeden guten Schützen war eine Laufbahn zur Auszeichnung, zur Entfaltung seiner Talente, seiner Tapferkeit oder Gewandtheit gegeben. Der finnische Krieg bildete nicht nur eine Menge ausgezeichneter Officiere, sondern gab auch dem Krieg im Jahre 1812 geschickte und erfahrene Generale. Eine Menge heldenmüthiger, merkwürdiger Thaten jenes Kriegs sind noch in Dunkel gehüllt und leben nur im Gedächtniß der Zeitgenossen. Ich möchte sie wohl beschreiben, und Einiges von dem, was ich selbst erfuhr, schildern. Da ich mich aber überzeugte, daß in unserm Rußland die Liebe zum Vaterländischen sich noch nicht hinreichend durch Vorliebe zu historischen Begebenheiten zeigt, so verschob ich es, bis glücklichere Umstände mir gestatten werden, die Geschichte des finnischen Kriegs, wenn auch nicht mehr für Zeitgenossen, zu schreiben. Dann werde ich die Schatten der russischen und schwedischen Tapfern aufrufen, welche die Felsen Finnlands in jenem ruhmvollen Kriege unsterblich machten. Viele habe ich persönlich gekannt, über viele hörte ich ihre Verwandten erzählen, und war selbst Zeuge vieler tapfern Thaten, als ich mit den Waffen in der Hand von Karelien bis Tornea zog. Jetzt beim Wiederbetreten des finnischen Ufers erwachte die Vergangenheit in meinem Gedächtniß: was ist aus euch geworden, ihr guten Leute, die ihr gegen den feindlichen Officier Höflichkeit und Gastfreundschaft übtet? Was ist aus euch geworden, ihr Schönen, mit denen wir Blumen und Mamuras*) pflückten am Fuße hundertjähriger Fichten, oder mit denen wir uns im Walzer drehten auf den Bällen zu Gamle Karleby und Uleaborg, wo euer patriotischer Zorn durch unsere Ergebenheit und Unterwürfigkeit sich erweichen ließ? Sie haben in den dreißig Jahren stark gealtert, die damaligen Schönen, aber einige Bekanntschaften aus jener Zeit haben sich doch wieder erneuert. Vieles hat sich verändert, Vieles neu gestaltet seit den dreißig Jahren, und, wie es scheint, Alles zum Bessern. Was war Helsingfors in den Jahren 1808 und 1809? Eines der elendesten Städtchen Finnlands, fast ein Dorf, einige Straßen mit hölzernen rothen Häusern auf den Felsen und ein nicht zu durchwatender Koth! Steinerne Häuser waren nur fünf oder sechs da und Eine Kirche von gar keiner Architektur. Zwischen den Häusern und Straßen erhoben sich Granitfelsen, und an den Schlagbaum gränzte ein fauler Sumpf, der die Luft mit seinen Ausdünstungen verpestete. Armuth war das charakteristische Kennzeichen dieses Städtchens, — und jetzt?

Jetzt sind die Granitblöcke und ganze Felsenwände mit Pulver weggesprengt, um die Straßen und die freien Plätze zu ebnen, und aus den Bruchstücken jener Felsen hat man die Fundamente zu den Bauten gelegt, welche jetzt europäische Haupt-

*) Mamura ist eine Beere, fast wie die Brombeere.

Digitized by Google

städte zieren könnten. Die frühern Häuser wurden hinausgefegt wie Kehricht, und eine neue Stadt nach einem regelmäßigen Plane angelegt. Zur Zeit jenes Kriegs hatte das alte Helsingfors nur 3500 Einwohner, und jetzt im Jahre 1838 nach Verlauf von 30 Jahren nicht weniger als 12,000 Einw. Ueberall sieht man Wohlstand, und die Folgen davon — Ordnung und Reinlichkeit. Der Hauptort in der Stadt ist der Senatsplatz, wo früher eine Kirche stand, die jetzt abgetragen ist. Hier erhoben sich Steilfelsen, und gaben diesem Theile der Stadt das Ansehen einer Wildniß. Jetzt sind diese Felsen geebnet, und der Platz bildet ein regelmäßiges Parallelogramm. Die eine Seite ist mit schönen, steinernen Privathäusern besetzt, rechts wenn man vom Meere herkommt, nehmen die mächtigen Gebäude des finnischen Senats, links die Universität zwei Seiten des Platzes ein, und die vierte, welche parallel mit dem Meere oder dem Kai läuft, wird, wenn der Bau einmal vollendet ist, eine Zierde nicht nur der Stadt, sondern von ganz Finnland seyn. Auf der ganzen Länge dieser Seite erhebt sich ein Felsen, und dieser ist so bearbeitet, daß er für sich ein kubisches Piedestal bildet. Von der einen Seite, von der Hauptstraße her, die Unionsstraße genannt, führt eine prachtvolle Granittreppe an diesem Piedestal hinauf, die andere Seite vom Platze her ist mit einem Porticus verziert, in welchem sich die Wache befindet. Auf der Höhe dieses riesenhaften, natürlichen Piedestals wird eine Kirche erbaut, welche Pracht und Größe mit einer ausgezeichneten Schönheit verbindet, die ihren Grund in der Regelmäßigkeit der Anlage und in einem so ausgezeichneten Verhältniß der Formen hat, daß man den freundlichen Bau nicht genug betrachten kann. Der Plan derselben ist indeß sehr einfach. Es ist ein griechisches Kreuz mit einem Porticus und einem hohen Thurm, mit einer Kuppel über der Mitte des Baus. Die Höhe des Fundaments gibt der Kirche etwas Außerordentliches. Ich stieg auf den Stellagen hinauf bis auf den obern Theil des Thurms, der noch in diesem Jahre vollendet werden wird, und befand mich nun 300 Fuß über der Meeresfläche. Die ganze Stadt mit ihren Umgebungen: Meer, Bucht, Gärten erschien wie ein Spielzeug, wie ein aus Alabaster geformtes und verziertes Modell, das Meer schien glatt wie ein Spiegel, und das Licht der Sonne wurde von allen Gegenständen grell zurückgeworfen. Helsingfors enthüllte sich mir ganz in seinem Innern, weil ich von der Höhe aus hinab sah. Die Schiffe strichen vorüber wie Möven. Ich konnte diesen unvergleichlichen Anblick nicht nach Gefallen genießen und stieg mit Bedauern hinab auf einem gefährlichen Wege. Ich sage auf einem gefährlichen, weil die Stellagen in den Provincialstädten nicht so fest und schön gebaut werden, wie in Petersburg, wo sie oft besser halten, als in den Provinzen die Häuser selbst. Von den Stellagen der Isaakskirche in Petersburg hätte man ein ganz ordentliches Kreisstädtchen, hundertmal besser als Klimowitsch und Orschi bauen, und aus dem Eisen, das diese Stellagen zusammenhielt, hätte man eine Eisenbahn auf eine bedeutende Strecke mit Schienen belegen können. In der Provinz werden die Stellagen aus sonst unbrauchbarem Holze aufgeführt und mit Weiden zusammengebunden. Man kann sich vorstellen, wie lustig es ist, wenn einem die Stellagen in einer Höhe von 300 Fuß unter den Füßen zittern, und wenn man über Bretter hinschreiten muß, die man mit Einem Hammerschlag zertrümmern kann. Aber ich ermannte und tröstete mich mit dem Gedanken, daß es auf der Erde kein Vergnügen, keine Freude gibt, die nicht mit Kummer oder Gefahr nahe zusammenstoßen .... vogue la galère!

(Schluß folgt.)

Portugals Bevölkerung.

In keinem europäischen Staate hat man sich von jeher wohl so wenig um seine Bevölkerung bekümmert wie in Portugal, und alle Geographen erlaubten sich bisher nur ungefähre Schätzungen, und da Einer von dem Andern abschrieb, so stimmten auch die Meinungen darin überein, daß sich die Bevölkerung Portugals außerordentlich vermindert habe, besonders seit der Entdeckung von Amerika und seit Eröffnung der Schifffahrt nach Indien, und so sagt man denn, daß zu Zeiten der Römer Portugal eine Bevölkerung von 5 Millionen Seelen gehabt, die aber zur Zeit des Königs D. Manoel bis zu 4 Mill. herabgesunken. Es fragt sich aber, wenn es auch mit der Angabe jener Bevölkerung seine Richtigkeit hat, bis wohin in das jetzige Spanien reichten zur Zeit der Römer die Gränzen des damaligen Portugals? Daß sich die Bevölkerung Portugals zu der Regierung D. Manoels am Ende des fünfzehnten und Anfang des sechzehnten Jahrhunderts durch die ungemeinen Auswanderungen nach den neuentdeckten Ländern, wohin viele Tausende zogen, um sich durch die Schätze jener transatlantischen Entdeckungen zu bereichern, verminderte, ist auch wohl plausibel; indessen daß sie sich aus diesen Gründen schon während der Regierung D. Manoels um 1 Million vermindert, ist wohl nicht wahrscheinlich, dagegen spricht auch die Geschichte der Entdeckung und der Ansiedlungen jener Länder, die beinahe ein ganzes Jahrhundert hindurch sich fast ausschließlich nur auf die Ansiedlungen an den Küsten beschränkten. — Baldi in seinem statistischen Werke über Portugal, Essai statistique sur le Royaume de Portugal et Algarbe, gibt darüber die interessantesten Notizen, und beweist darin, daß Portugal nie bevölkerter war, als im Jahre 1807, und selbst nicht zur Zeit der Römer, wo die Volkszählung in dem alten Lusitanien auf Befehl des Kaisers Augustus die Existenz von 568,126 Familienvätern oder Feuerstellen angegeben worden seyn soll. Rechnet man nun auf jede Familie 5 Köpfe, so würde dieses eine Bevölkerung von 2,840,650 Seelen geben. Unter den ersten Königen Portugals glaubt er bewiesen zu haben, daß die Bevölkerung nicht über 2 600,000 und im Jahre 1495 nicht über 2 Millionen betragen haben könne. Die Zählung der Feuerstellen im Jahre 1527 unter D. Joao III habe 55,066 für die Provinz Minho, 35,616 für Tras os Montes, 66,804 für Beira, 65,178 für Estremadura, 48,804 für Alemtejo, und setze man noch 18,552 für Algarbien hinzu, welches damals nicht mit eingeschlossen gewesen, so erhalte man 290,000 Feuerstellen für das ganze Reich, und rechne man für jede Familie 5 Seelen, so erhalte man eine Bevölkerung von 1,450,000, zu welchen man noch 70,000 der damals so stark besetzten geistlichen Institute beiderlei Geschlechts, so wie auch 30,000 M. Militär hinzurechnen müsse, so daß folglich Portugal im Jahre 1527 eine Bevölkerung von 1,550,000 Seelen gehabt. Seit den Römerzeiten unter August hatten sich die Familienväter oder die Feuerstellen, was

Digitized by Google

Wahl als synonym betrachtet, um 276,126 vermindert, ein Unterschied, der wahrscheinlich durch die verschiedenen Eintheilungen des Reichs hervorgebracht wurde, indem bald ganze Provinzen, die jetzt zu Spanien gehören, zu dem alten Lusitanien hinzugerechnet, bald von demselben wieder losgerissen wurden, so daß eine genaue Vergleichung der Gegenwart mit der Vergangenheit sich sehr ungewiß herausstellt. So findet man denn auch, daß im Jahre 1656 unter der spanischen Herrschaft 200,000 waffenfähige Menschen angegeben wurden, wonach die Bevölkerung zu 1,100,000 Seelen angenommen werden kann, eine Verminderung in der Bevölkerung, die man dem Druck des spanischen Jochs zuschreibt und der Unzufriedenheit, so daß viele Tausende das Land verließen. Kommen wir nun aber auf die Volkszählung von 1732, welche Lima in seinen geschichtlichen Documenten angibt, und also 100 Jahre später fällt, so stoßen wir abermals, und ohne daß sich die Gränzen Portugals erweitert gehabt, auf die unglaubliche Vermehrung von 169,800 Feuerstellen, so daß die Gesammtzahl 459,800 betrug mit einer Einwohnerzahl von 2,145,568. In dieser Zeit von 100 Jahren sollte die Bevölkerung um mehr als 1 Million gestiegen seyn, und von hier an steigt nun wirklich in den verschiedentlich vorgenommenen Zählungen zwar progressiv die Anzahl der Feuerstellen, allein nicht in demselben Verhältnisse die Bevölkerung. So gibt z. B. die Zählung von 1768, nach dem Geschichtschreiber Barros, 655,452 Feuerstellen und 2,409,698 Einwohner. Die Zahl der Feuerstellen im Jahre 1798 fand man 746,864, und deren Einwohnerzahl im Verhältnisse der Zählung von 1768 (zu 3,9 auf jede Feuerstelle) würde alsdann nur 2,971,770 geben. Die im Jahre 1801 sorgfältiger angestellte Zählung sowohl der Feuerstellen als der Einwohner gab das Resultat für die erstern von 758,500, für letztere von 2,931,930, von welchen 1,426,900 männlichen und 1,505,030 weiblichen Geschlechts waren. Da in dieser Zählung auch weder das Militär, noch die Geistlichkeit mit inbegriffen, so stellt sich eine Gesammtbevölkerung von 3,011,000 dar. — Gegen das Ende des Jahres 1807 fand man die Bevölkerung 3,199,000 Seelen, und gegen das Ende von 1814 in 732 105 Feuerstellen eine Bevölkerung von 2 959,000, also 240,000 weniger als 7 Jahre früher. Wenn wir nun auch annehmen, daß der in diese Zeitepoche fallende verheerende Krieg, so wie die großen Auswanderungen nach Brasilien die Bevölkerung um jene 240,000 vermindert haben, wo bleiben aber da die 26,805 Feuerstellen, die weniger als im Jahre 1801 angegeben, die doch nicht mit auswandern konnten, und deren auch nicht so viele während der Kriegszeiten zerstört wurden. Nach den Zählungen im Jahre 1801 wurde folgende Tabelle aufgestellt.

Provinzen.	Oberfläche in □ Meilen (italienische).	Feuerstellen.	Einwohner.	Einwohner auf die □ Meile.
Minho	2.160	190.511	757,700	541⅛
Trás os Montes	5.060	67,881	262,560	85⅓
Beira	6.480	219,189	855,540	132⅙
Estremadura . .	7.170	169 513	678 560	90⅔
Alemtejo . . .	7.740	82 921	302.690	39⅛
Algarbien . . .	1.440	26.194	95.080	66
Die Azoren . .	800	—	185.100	229⅛
Summe	29,150	—	3,115,330	106
Ohne die Azoren	28,350	756,269	2,931,950	103⅓

Hieraus geht hervor, daß die Provinz Minho die volkreichste und die von Alemtejo die am wenigst bevölkertste ist, und daß selbst Estremadura, diese fruchtbare Provinz, fast eben so großen Mangel an Menschen hat wie Alemtejo, wenn man ihr die große Bevölkerung von Lissabon abrechnet. Hätte Portugal überall die Bevölkerung der Provinz Minho, so würde es 9,691,000 Bewohner haben, also beinahe so viel wie ganz Spanien, allein auch die Provinz Minho ist selbst noch nicht einmal genugsam bevölkert, sie besitzt große Strecken wüstliegenden Landes, und könnte nach der Meinung der Statistiker noch bevölkerter seyn; allein dieses sind fromme Wünsche, die nie in Erfüllung gehen können, und ob wir auch wohl zugestehen, daß Portugal im Ganzen genommen entvölkert ist, daß sein Grund und Boden weit mehr Menschen ernähren könnte, so müssen wir doch, nach einer genauen Kenntniß dieses Landes, uns nur dahin beschränken, daß wir ihm höchstens nur eine doppelte Bevölkerung als der gegenwärtigen, also höchstens 6 Millionen, zugestehen können, und zwar unter den günstigsten Bedingungen, denn wenigstens ⅔ der jetzigen Grundfläche besteht aus gebirgigem, trocknem und unfruchtbarem Boden, oder auch aus großen Sandsteppen, ohne hinreichendes Wasser, so daß in dem jetzigen Zustande die Cultur des Bodens nicht einmal hinreichend ist, die existirenden 3 Millionen zu ernähren, und fast jedes Jahr noch auswärtiges Getreide eingeführt werden muß. Bevor man also nicht dafür sorgt, die kahlen Gebirge wieder mit Wäldern zu überziehen, um dem ganzen Land erst mehr Feuchtigkeit zuzuführen, die alle Vegetation verwüstende Dürre abzuwenden, ist es auch eine reine Unmöglichkeit, die Erzeugnisse des Landes zu vermehren, und folglich auch eine Unmöglichkeit der Zunahme der Bevölkerung, unter der auch aus eben dem Grunde keine ausgebreitete Industrie aufkommen kann, da die Menschen zu theures Brod essen müssen, folglich hohe Taglohne verlangen, und die Fabricate dadurch so hoch zu stehen kommen, daß sie mit denen anderer Nationen in den Preisen nicht concurriren können. Sonderbar genug ist es, daß diese so in die Augen leuchtende Thatsache schlechterdings bei denen am Ruder Sitzenden noch gar keinen Eingang gefunden, und alle Mittel, die man bisher zum Aufblühen des Landes und zur Vermehrung der Bevölkerung ergriff, nie anschlugen und von Wirkung waren, und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil man immer von hinten zuerst anfing, schnurstracks auf den Zweck losging ohne Anwendung der geeigneten Mittel, und somit immer fehlschoß. —

(Fortsetzung folgt.)

Sir John Herschel legte in der Naturforscherversammlung zu Newcastle eine Karte des südlichen Sternenhimmels vor, und begleitete sie mit zahlreichen Bemerkungen. Einige Nebelsterne sind von ganz ungewöhnlichen Formen: die einen sahen aus wie ein Bündel Trauben, die andern wie schwärmende Bienen, so daß es unmöglich war, sie näher zu bestimmen. Auch ist merkwürdig, wie lebendig die Farben einiger Sterne sind, einer namentlich hatte ein schönes Blau, das sich dem Blaßgrünen näherte. Einige waren so nahe beisammen, daß man sie nicht scheiden konnte, andere schienen gleichsam eine Familiengruppe zu bilden. Sir John Herschel drückte die Hoffnung aus, daß man noch stärkere Gläser erfinden würde, um damit diese Doppelsterne zu untersuchen, und ihre Natur und Bewegung kennen zu lernen, da sie ihre Stellung auf jede Weise verändern, so daß sie manchmal einander decken. An der südlichen Hemisphäre sind indessen weniger Doppelsterne als an der nördlichen, und sie bestehen meist aus einem größern und einem kleinern Sterne, woraus sich die Frage ergibt, ob der kleinere nicht ein Planet ist oder nur ein reflectirtes Licht hat, wie der Mond.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

№ 14.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Ankündigung

einer neuen politischen und unterhaltenden Zeitschrift.

Vom 1 October d. J. an erscheint in Konstanz unter Verantwortlichkeit des Unterzeichneten:

Der Leuchtthurm,

ein politisches Tagblatt für Deutschland und die Schweiz,

wöchentlich sieben Mal, und zwar sechsmal einen halben, einmal (Montags) einen Viertelsbogen stark; diesem Blatte beigegeben wird jeden Montag:

Die Pallas,

ein litterarisch-ästhetisches Unterhaltungsblatt,

das jedesmal zwölf Seiten umfaßt.

Der Leuchtthurm kann ohne die Pallas bezogen werden, und kostet dann in Konstanz jährlich 5 fl. 36 kr. oder 8 Frk. 4 Bat.; vierteljährig 1 fl. 24 kr. oder 2 Frk. 1 Bat.

Die Pallas wird nicht ohne den Leuchtthurm ausgegeben. Beide zusammen kosten in Konstanz jährlich 8 fl. 24 kr. oder 13 Frk. 1 Bat.; vierteljährlich 2 fl. 6 kr. oder 3 Frk. 3 Bat.

Alle Postämter nehmen Bestellungen an, und der Postenaufschlag ist möglichst niedrig angesetzt.

Für Konstanz und die Umgegend sind die Bestellungen bei der J. M. Bannhard'schen Buchdruckerei, Kanzleistraße Nr. 571, zu machen.

Da das Blatt alle Tage erscheint, so eignet es sich besonders auch zu Ankündigungen, wovon die Zeile nur zwei Kreuzer, oder einen halben Batzen kostet. Jedoch wird durch die Anzeigen dem eigentlichen Inhalt kein Eintrag gethan.

Mit den Anzeigen hat man sich lediglich an die Expedition des Leuchtthurms (Baunhard'sche Buchdruckerei) zu wenden.

Der Zweck des politischen Blattes ist möglichst schnelle und richtige Erzählung der Tagesbegebenheiten; es werden öfters erläuternde Abhandlungen über die Lage der verschiedenen Länder, den Stand der Parteien, über wichtige politische Fragen und auffallende Zeitereignisse vorangestellt, besonders aber die schweizerischen und süddeutschen Verhältnisse ins Auge gefaßt werden.

Mittelst genauer Curs- und Preiszettel hofft die Redaction auch dem Handelsstand der Bodenseegegend nützlich zu seyn.

Ihre Tendenz liegt in den zwei Worten: sociale Freiheit, geistige Aufklärung.

Eine nähere Entwicklung und Anschauung der Tendenz gibt der durch die Postämter vertheilte Prospectus, nebst den Probenummern, welche vom 19 September an versandt, und allen Abonnenten im October nachgeliefert werden.

J. Vanotti, Obergerichts-Advocat.

☞ Der Delphin für 1839

ist so eben erschienen, und in ganz Deutschland zu haben.

Die rege Theilnahme, mit welcher das getheilte Publicum den 1sten Jahrgang des Delphins aufgenommen, die allgemeine Zufriedenheit mit dem höchst interessanten Inhalte, lassen nicht daran zweifeln, daß die eben erschienene Fortsetzung des Almanachs in der deutschen Lesewelt freudig willkommen geheißen werden wird.

DER DELPHIN,

ein Almanach auf das Jahr 1839.

Herausgegeben

von **Theodor Mundt.**

Mit Stahlstichen. 8. Altona, Hammerich. Elegant geb. 1½ Rthlr.

Inhalt: Die Komödie der Neigungen. Von Th. Mundt. — Adele, Novelle von der F. v. W. — Skolien, von Dr. Misis. — Protestantische Bilder aus Böhmen. Von Th. Mundt. — Der Gefangene am Kaukasus. Von Pischkin. — Das Bildniß der George Sand.

Sämmtliche solide Buchhandlungen in ganz Deutschland, Oesterreich, der Schweiz u. s. w. haben den Delphin für 1839 vorräthig.

In der Büschler'schen Verlagsbuchhandlung in Elberfeld ist erschienen:

Lorentz, N. Dr., Die allgemeine Geschichte der Völker und ihrer Cultur. Ein Handbuch. Der erste Theil: Allgemeine Geschichte der Völker des Alterthums und ihrer Cultur. gr. 8. 1 Thlr. Der zweite Theil: Die allgemeine Geschichte der Völker des Mittelalters und ihrer Cultur bis auf Karl V. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 8 gGr. Der dritte Theil die neue Gesch. enth. erscheint Novbr.

Lorentz, R. Dr., de rebus sacris et artibus veterum Tarentinorum. 4 maj. 1837. 8 gGr.

Lorentz, R. Dr., veterum Tarentinorum res gestae. 4. 1838. 8 gGr.

Digitized by Google

In der **Gerstenberg**'schen Buchhandlung in **Hildesheim** sind in den Jahren 1857 und 1858 erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Elwert, Dr. W., das Blutlassen, kritisch untersucht. gr. 8. 12 gGr.

Klinkhardt, F. A., das Recht der Hildesheimischen katholischen Geistlichkeit, ohne Feierlichkeiten gültiger Weise letztwillig verfügen zu können, nebst Bemerkungen über die Testamentifaction der Geistlichen in andern deutschen Diöcesen. Mit 5 Anlagen. gr. 8. 12 gGr.

Lüntzel, H. A., die ältere Diöcese Hildesheim. Mit 2 Karten. gr. 8. 2 Rthlr. 12 gGr.

Mauterberg, F. G., Predigten. gr. 8. 20 gGr.

Sander, A., Beiträge zur Kritik und Erklärung der griechischen Dramatiker. 1stes Heft. Beiträge zur Kritik und Erklärung des Sophokles und Euripides. gr 8. 12 gGr.

Saffer, J. H. Ch., hannover'scher Kinderfreund, als dritter Theil der ersten Leseübungen für Kinder. 5te Auflage. 8. 5 gGr.

Traumann, F., über die Befugniß zur unentgeltlichen Verabreichung homöopathischer Heilmittel nach den Gesetzen des Königreichs Hannover, erörtert in einer Vorstellung an das königliche Ministerium des Innern zu Hannover. gr. 8. 8 gGr.

Freiligraths Gedichte.

In der Unterzeichneten sind so eben erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gedichte

von

Ferdinand Freiligrath.

8. in Umschl. brosch. Preis 5 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Wir übergeben hier dem Publicum eine Sammlung von Gedichten, deren Erstlinge den Namen ihres jugendlichen Verfassers schon vor Jahren in den Mund aller Freunde frischer Poesie gebracht haben. Die geistreiche Behandlung der Sprache, der metrischen Formen und des Reimes, noch mehr aber die künstlerische Verarbeitung neuer Stoffe, die begeistertes Studium der Erd- und Völkerkunde an allen Enden erbeutet und feurige Phantasie mit dichterischer Gluth durchdrungen hat, werden sich in dieser Zusammenreihung des Besten, was der Dichter geleistet, in ihrer seltenen Eigenthümlichkeit herausstellen. Auch die Zugabe von Uebersetzungen französischer und englischer Lieder aus der neuesten Epoche, zu deren Bearbeitung derselbe seinen Beruf auch schon seit längerer Zeit bewährt hat, ist dem Leser ohne Zweifel willkommen.

Stuttgart und Tübingen, Junius 1858.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In einer fünften verbesserten Auflage ist erschienen und bei P. Neff in Stuttgart, Kollmann in Augsburg, Palm in München, Gerold in Wien und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die bewährtesten Mittel gegen alle

Fehler des Magens u. der Verdauung,

als:

Magenschwäche, — Magenverschleimung, — Magenkrampf, — Blähungen, — Unordnung des Stuhlgangs, — Diarrhöe, — Kolik, — Verstopfung, — Schwindel, — Kopfschmerz, — Schlaflosigkeit, — Hypochondrie, — Leberleiden, — so wie auch gegen Schnupfen, — Brustverschleimung, — Bluthusten, — Urinbeschwerden, — Verhaltungsregeln bei Erkältungen und eine Anweisung zur Heilung der Trunksucht. — Preis 12½ Sgr. oder 45 kr.

Allen, die an obigen Uebeln leiden, ist diese in einer 8ten Auflage erschienene Schrift als sehr hülfreich zu empfehlen.

Verlag der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg.

So eben ist folgende Schrift erschienen:

Die untrüglichen Heilkräfte der Natur.

Dargestellt in

Auszügen aus den medicinischen Geheimschriften

der

Königlichen Leibärzte, Ober-Staats-Räthe

Drs. Le Roi und St. Pierre Le Clerc.

Extrahirt durch

Heinrich Karl Rudolph Huch

in Braunschweig.

1r Band. gr. 8. Altona, Hammerich, 1838. 1¼ Rthlr.

Dieß interessante Werk enthält nicht nur die Krankheits- und fast wunderbare Heilungsgeschichte des Herausgebers, welcher durch seltsame Fügungen des Schicksals in den Besitz der handschriftlichen Ueberlieferungen der beiden auf dem Titel angegebenen berühmten Männer gelangte, und diese nun — der leidenden Menschheit zum Nutzen und Troste — den Aerzten aber zur reiflichen und unparteiischen Prüfung — dem Druck übergeben hat; sondern auch höchst interessante Skizzen aus dem Leben der beiden genannten Veteranen der Arzneiwissenschaft, woraus wohl hinlänglich erhellt, auf welchen dunkeln und unrichtigen Wegen die meisten praktizirenden Aerzte bisher zu ihrem Ziele strebten. — Der geneigte Leser wolle das kurze Vorwort nicht überschlagen!

Sämmtliche solide Buchhandlungen Deutschlands ꝛc. haben Exemplare vorräthig.

Litterarische Anzeige.

Livingstons Gesetzbuch

über die

Verbesserung und innere Einrichtung der Gefängnisse.

Nebst

dessen Einleitung und den Anmerkungen

des Hrn. **Karl Lucas,**

Generalinspectors der Gefängnisse Frankreichs u. s. w.

Ein Beitrag zur Theorie des Pönitentiarsystems,

frei bearbeitet

nach dem Französischen des Hrn. Karl Lucas

von

Konrad Samhaber,

Assessor des k. bayer. Appellationsgerichts für den Kreis Unterfranken und Aschaffenburg.

8. geh. Preis 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Die Namen Livingston und Lucas leuchten als Sterne erster Größe auf dem Gebiete der neueren strafrechtlichen Forschungen. Jener ist als der geniale Gesetzgeber von Nordamerika, dieser als eifrigster Gegner der Todesstrafe*) berühmt. Höchst interessant ist Livingstons Gesetzbuch über die Verbesserung und innere Einrichtung der Gefängnisse, wie selbst alle deutschen gelehrten Zeitschriften anerkannt haben. Die Verbesserung des Gefängnißwesens erscheint als Propädeutik der Vervollkommnung der Strafrechtswissenschaft überhaupt. Wem daher das Studium und die Fortschritte der Letzteren zur Sorge sind, dem wird jede Erscheinung auf dem Gebiete der Ersteren erfreulich seyn. Wir hoffen deßhalb, vielen Wünschen zu entsprechen, indem wir das verehrwähnte Werk Livingstons, in die deutsche Sprache übertragen, der Publicität übergeben. Die Bearbeitung, aus gewandter Feder geflossen, geschah nach dem Französischen des H. Karl Lucas „du système pénitentiaire en Europe et aux Etats-Unis," und

*) Man vergleiche dessen gekrönte Preisschrift über das Strafsystem und die Todesstrafe. Uebersetzt von C. Samhaber. Darmstadt 1830. Preis 15 gr. oder 1 fl. 21 kr.

Digitized by Google

wir haben dieselbe durch eine höchst schätzbare Zugabe, nämlich durch die Einleitung Livingstons und Lucas' Anmerkungen bereichert.

So erfreulich die Erscheinung dieses Werks in deutscher Sprache überhaupt jedem Rechtsgelehrten, Politiker, Philosophen, ja jedem Gebildeten, welchem die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit nicht gleichgültig sind, seyn muß, so wird dasselbe namentlich auch als besonders zeitgemäß und doppelt interessant darum erscheinen, weil die Krisis der Gesetzgebungen über Strafrechtspflege in Deutschland vorzugsweise auch diesen Gegenstand berührt und der unendliche, in Deutschland meist so höchst unzureichend berücksichtigte Einfluß der Einrichtungen der Gefängnisse auf die Besserung der Verbrecher, auf Verminderung der Verbrechen und mithin auf den ganzen moralischen und gesetzlichen Zustand des Staats im Allgemeinen und insbesondere auch in den landständischen Kammern immer mehr gewürdigt zu werden beginnt, weßhalb denn auch genanntes Werk vorzugsweise den Gliedern landständischer Kammern von Wichtigkeit ist.

Darmstadt, im Julius 1838. **C. W. Leske.**

In meinem Verlag erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Kleines A-B-C-Buch
für Anfänger im Lesen und Schreiben.

Synonymen und Homonymen.

Von J. G. v. Quandt.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Kein Buch für Kinder, möchte dieß Werkchen vielmehr Manchem willkommen seyn, die vermeinen lesen und schreiben zu können — Allen interessant, welche auf eine geistreiche Weise ihren Sinn für wahres Verständniß der Wörter zu schärfen wünschen.

Im Verlage von **M. Kaiser** in **Bremen** ist so eben erschienen:

Reise durch Schweden

im Sommer 1836

von **Fr. v. Gall.**

2 Bände. 8. 1 Thlr. 16 gGr.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Anleitung
zum
praktischen Ackerbau

von

Joh. Nep. von Schwerz.

Drei Bände.

Mit 15 lithographirten Tafeln.

Zweite vermehrte, mit dem Bildniß des Verfassers geschmückte Auflage.

Preis 10 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 16 gr.

Der dritte Band führt den besondern Titel:

Unterricht
für
Anfänger in der Landwirthschaft
über
Natur, Wahl und Werth aller bekannten Feldsysteme oder Fruchtfolgen.

Es ist gewiß überflüssig, bei der zweiten Auflage dieser Schrift sich über ihren Inhalt und ihren Werth zu verbreiten, da diese jedem gebildeten Landwirthe Deutschlands bereits bekannt sind. Auch außerhalb der Gränzen unseres Vaterlandes findet sie immer mehr Anerkennung. Besonders hat der dritte Band, welcher die Feldsysteme oder Fruchtfolgen umfaßt, diese wichtige Materie auf eine bis jetzt unübertroffene Weise erschöpft und sich daher des allgemeinsten Beifalls zu erfreuen; im Jahre 1851 erschien zu Metz eine von C. und F. Villeroy unternommene Uebersetzung desselben ins Französische, und im Jahre 1836 veranstaltete die Petersburger Landwirthschaftsgesellschaft eine Uebertragung in die russische Sprache.

Vermehrt ist diese zweite Auflage durch das Bildniß, ein Facsimile der Handschrift, ein Vorwort und eine kurze Biographie des berühmten Verfassers; dessen ungeachtet wurde der Preis des Werks von 11 fl., was die erste Auflage gekostet, auf 10 fl. 48 kr. ermäßigt.

In dem Vorworte verabschiedet sich der ehrwürdige 77jährige Veteran von dem landwirthschaftlichen Publicum und entzieht ihm dadurch die Hoffnung, die Lehre vom Anbau der Gewerbspflanzen von seiner Hand unmittelbar zu erhalten; dagegen gibt er die Zusicherung, daß Hr. Oekonomierath Pabst in Darmstadt, welchem er seine sämmtlichen Notizen und Erfahrungen sowohl über jene, als über verschiedene andere landwirthschaftlichen Gegenstände eingehändigt habe, dieselben ordnen und in einem vierten Band des vorliegenden Werks herausgeben werde.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Für Leihbibliotheken.

So eben ist erschienen und bei Unterzeichnetem so wie in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Novellen

von

Dr. A. Heinrich.

Preis 1 Rthlr.

Welche enthalten: 1) der Hazardspieler oder Schicksalsfügung, 2) der blinde Harfner.

Beide Erzählungen verdienen mit Recht einem jeden, in neuerer Zeit erschienenen und als sehr gut recensirten Romane zur Seite gestellt zu werden.

Leipzig, den 22 August 1838.

Wilh. Alex. Künzel.

Neuestes Werk über Paris.

So eben ist erschienen:

Der

Deutsche in Paris.

Herausgegeben
vom
Verfasser
des deutschen Studenten.

2 Bände. 8. Altona, Hammerich. Geh. 3 Rthlr.

Endlich erhalten wir hier eine Schilderung der französischen Hauptstadt, die ebenso treffend als wahr ist. Der Verfasser verlebte mehrere Jahre in Paris, und lernte die Sitten und den Charakter der Pariser vollkommen kennen. Der Leser erhält ein klares Bild von dem Leben und Treiben dieser merkwürdigen Stadt, und besonders sind von hohem Interesse die Mittheilungen über den Zustand unserer deutschen Landsleute in Paris.

Sämmtliche solide Buchhandlungen und Leihbibliotheken haben dieses interessante Werk vorräthig.

Jean Pauls Selina.

Selina,

oder

Ueber die Unsterblichkeit

von

Jean Paul.

2 Thle. 8. **Herabgesetzter Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr.**

In diesem Werk ist die unerschütterlichste Unsterblichkeitsüberzeugung — abgesehen von den positiven Religionslehren oder Theologien aller Völker und Zeiten, sowohl deren mehr oder minder unmittelbare Richtung auf das Höhere, Ueberirdische und Unendliche anerkennend — ausgesprochen. Jean Paul hat, wie bekannt, dieser Ausführung mit aller Anstrengung seines eben sowohl schöpferisch poetischen als philosophisch tiefsinnigen Geistes den höchsten Grad der Vollendung gegeben, um sie zu einem ebenbürtigen Seitenstück von jedem, und besonders von einem der trefflichsten seiner früheren Werke, von dem Campanerthale, zu machen. Wer mit Aufmerksamkeit das Campanerthal gelesen hat, wird in der Selina, sobald er nur einige Seiten überblickt haben wird, sogleich einheimisch oder mit heimathlichen Erinnerungen an jenes irdisch himmlische Thal, an jenes Unsterblichkeits-Tempe beglückt; er wird sich verwandt fühlen mit der Gesellschaft, die dort vor vielen Jahren zusammentraf, und die er dort selber kennen gelernt zu haben wähnt; vor Allem aber wird er ein sorgenhoben und beseligt werden durch jene, dem Irdischen entfremdete, auf das überirdische Jenseits gerichtete Gemüthsstimmung.

Digitized by Google

Von demselben Verfasser sind ferner in unserm Verlag erschienen:

Dämmerungen für Deutschland. 8. 36 kr. oder 8 Gr.

Ueber die deutschen Doppelwörter; eine grammatische Untersuchung in zwölf alten Briefen und zwölf neuen Postscripten. 8. 36 kr. oder 8 Gr.

Politische Fastenpredigten während Deutschlands Marterwoche. 8. 36 kr. oder 8 Gr.

Freiheitsbüchlein, oder dessen verbotene Zueignung an den regierenden Herzog August von Sachsen-Gotha, dessen Briefwechsel mit ihm, und die Abhandlung über die Preßfreiheit. 8. 24 kr. oder 6 Gr.

Herbstblumine, oder gesammelte Werkchen aus Zeitschriften. 3 Bändchen. 8. 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 Gr.

Levana, oder Erziehlehre. 3 Theile. 2te verbesserte und vermehrte Auflage mit Ergänzungsblatt. 8. 6 fl. od. 3 Rthlr. 12 Gr.

Mars und Phöbus. Thronwechsel im Jahr 1814. Eine scherzhafte Flugschrift. 8. 12 kr. oder 4 Gr.

Museum. 8. 45 kr. oder 10 Gr.

Vorschule der Aesthetik nebst einigen Vorlesungen in Leipzig über die Parteien der Zeit. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 3 Theile. Herabgesetzter Preis 5 fl. oder 3 Rthlr.

☞ **Wer diese zehn Schriften zusammen nimmt, erhält sie um den äußerst billigen Preis von 10 fl. 48 kr.**

Stuttgart und Tübingen, August 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In meinem Verlag ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Raumer (Friedrich v.), Geschichte Europa's seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Sechster Band. Gr. 8. Druckpapier 3 Thlr. 6 Gr. Velinpapier 6 Thlr. 12 Gr.

Alle sechs Bände kosten im Subscriptionspreis auf Druckpapier 17 Thlr. 22 Gr., auf Velinpapier 35 Thlr. 20 Gr.

Leipzig, im Julius 1838.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Betrachtungen
über Diplomatie
von **Friedrich Kölle.**

8. in Umschlag geheftet Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Die Verlagshandlung nimmt sich die Freiheit, auf dieses Buch nicht nur die Männer vom Fach, sondern das gebildete Publicum überhaupt aufmerksam zu machen. Es enthält das Ergebniß vieljähriger Uebung und Beobachtung, und behandelt eine so sehr verkannte Disciplin unparteiischer, vollständiger und mit mehr Rücksicht auf die Richtung der Geister, als irgend eine Schrift älterer und neuerer Zeit deutscher oder ausländischer Litteratur.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Interessante Neuigkeit für Theologen.

So eben ist erschienen:

Predigten
über
den ersten Brief des Johannes
in seinem innern Zusammenhange.
Von
J. C. G. Johannsen,

Doctor der Theologie und Philosophie, Hauptprediger an der deutschen St. Petri-Kirche zu Kopenhagen, Ritter des Dannebrog-Ordens.

2 Bände. gr. 8. Altona, Hammerich, 1838. 3 Rthlr.

Die geistreichen Schriften des **gelehrten** und als Kanzelredner **hochberühmten** Hrn. Verfassers haben auch in Deutschland die ehrenvollste Anerkennung gefunden. Die vorstehende Predigtsammlung wird um so mehr dazu beitragen, den hohen Ruf des, mit seltenem Geist ausgestatteten Hrn. Dr. Johannsen noch mehr in Deutschland zu verbreiten und zu befestigen, als dieses Werk den glänzendsten Beweis von den **außerordentlichen** Talenten desselben liefert, welches wir daher nicht dringend genug allen Theologen zur gefälligen Beachtung empfehlen können.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz und Dänemarks haben Exemplare vorräthig.

In der **Litterar. artist. Anstalt** in **München** ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Sammlung architektonischer Entwürfe
welche ausgeführt oder für die Ausführung entworfen wurden,
von
Leo v. Klenze.
5. Lieferung.
enthaltend: **innere Decorationen der Pinakothek in München.**

Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 gr.

Die zu demselben Preise bereits erschienenen Hefte enthalten:

1tes Heft: **Glyptothek in München.**
2tes Heft: **Pinakothek in München.**
3tes Heft: **Bazar und Glyptothek in München.**
4tes Heft: **Palais des Herzogs Max in Bayern u. d. Kriegsministeriums.**

Aus den beiden ersten Heften werden auch einzeln abgegeben:

Perspectivische Ansicht der Pinakothek; Preis 1 fl. oder 15 gr.
„ „ „ **Glyptothek;** „ 1 fl. oder 15 gr.

Stuttgart. Bei **C. Schweizerbart** ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu beziehen:

Alte Geographie,
beleuchtet durch
Geschichte, Sitten, Sagen der Völker
und mit vergleichenden Beziehungen auf die
neuere Länder- und Völker-Kunde.

Zur Belehrung und Unterhaltung für Leser aus allen Ständen und zum Gebrauche für höhere Lehranstalten bearbeitet von

Ludwig Georgii.

Nebst einem Anhange, enthaltend die Geographie des **Ptolemäus** in deutscher Uebersetzung.

I. Abtheilung.

Asia. Afrika.

Preis 3 fl. — oder 1 Rthlr. 21 gGr.

Dieses Werk, aus den alten Classikern so wie den neuern und neuesten Forschungen der Reisenden und der besten Geographen geschöpft, ist reich an Inhalt und interessant für die studirende Jugend und ihre Lehrer sowohl als für gebildete Leser aus allen Ständen, und auch nach neueren Karten, z. B. Stieler's Handatlas, zu gebrauchen. Es wird im nächsten Jahre mit der, Europa behandelnden 2ten Abtheilung und dem Anhange, welcher die für Jedermann so merkwürdige alte Geographie des Ptolemäus enthält, vollendet werden, und im Ganzen circa 80 Bogen umfassen.

Das Buch ist mit neuen Lettern, ökonomisch und doch elegant, auf feines Velin-Papier, in Lexikon-Format gedruckt, und nur um dasselbe dem Publicum zugänglicher zu machen, habe ich den Preis so überaus billig gestellt.

Digitized by Google

Nr. 277.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 October 1838.

Bilder aus Paris. Nr. 10.

Die Schauspiele und Romane der Franzosen.

Die Franzosen sind und bleiben das schaulustigste Volk unter der Sonne; die Theater sind deßhalb bei ihnen mehr als anderwärts Nationalbedürfniß. Wenn gegenwärtig einige Lauigkeit in dem Theaterbesuche herrscht, so wird das nicht von langer Dauer seyn. Ein einziges literarisches Ereigniß von Bedeutung reicht hin, um den erschlafften Eifer aufs neue zu beleben. Die Dichter wagen gegenwärtig mehrere Versuche, um diesen den Directionen so ersehnten Moment herbeizuführen. Das Gräßliche und Häßliche hat sich überlebt, man streckt die Hand wieder aus nach der schönen und gefälligen Form. Die Tugend, insbesondere das häusliche und eheliche Glück, dürfen wieder über die Bretter passiren. Das Volk applaudirt wie wüthend einer Gattin, die den Gefahren der Versuchung sieghaft widerstanden, und zeigt dem Verführer die geballte Faust. Eine glückliche Intrigue fände jetzt um keinen Preis Gnade. Das grasse Laster, das bis jetzt im Drama so unbestritten herrschte, darf sich nicht mehr zeigen; der Thurm von Nesle, und was ihm gleicht, ist ein Gegenstand des Spottes und des Abscheus geworden. Selbst Caligula sollte nicht so unmoralisch auf der Bühne erscheinen als zu Rom im Senat und auf dem Forum. Vergebens machten Dumas und seine Freunde geltend, daß er ein besessener Tyrann gewesen, der alles Schamgefühl abgelegt und sich jede Gräueltat erlaubt habe; vergebens erinnern sie, daß das Laster, in solcher Weise vorgeführt, wie dieß im Caligula geschieht, keine Clienten werbe; le poéte est enfoncé pour ne pas avoir fait valoir les droits de la vertu. Das Sittengemälde und die Charakterzeichnung, wie man sie seit 12 Jahren gab und nahm, sind nun nicht mehr möglich, wenn sie nicht die Tugend zum Zwecke haben. Eine Kunst, die sich selbst Zweck wäre, wie es das Drama der Romantiker ist, will Niemand mehr. Nach dem Hin- und Herreden der Feuilletonisten zu schließen, sollte man meinen, es werde die Verwirklichung des ästhetischen Erziehungsplanes, wie ihn Schiller entworfen, beabsichtigt. Indessen daraus kann nichts werden; auch das sittlichste Drama, wenn es nur einigermaßen interessiren soll, kann gewisser Scenen nicht ermangeln, welche die jugendliche Phantasie ergreifen und entzünden. In moralischer Beziehung kann man vom Schauspiele weiter nichts verlangen, als daß es ein anständiges Vergnügen der bessern Gattung gewähre; auch wird es der tugendhafteste Dichter selten viel weiter bringen, er thut in der That wohl, wenn er dem Pfarrer alles Weitere überläßt. Diese veränderte Tendenz zeigt sich auch im Roman und in der Novelle. Auch hier wird die schroffe Zickzackform des Lasters und Entsetzens nicht mehr gesucht. Man stimmt vielmehr einen Ton an, der an die sammetsanften Erzeugnisse des Florian erinnert. Den letztern findet man wieder lesenswerth. Vielleicht gilt dasselbe von mehrern andern Schriftstellern aus der Zeit Ludwigs XV und Ludwigs XIV. Wenn man vom Schauspiele fordert, daß es bessern soll, so verlangt man vom Roman noch außerdem, daß er belehre. Man hat in letzterer Beziehung sein Augenmerk auf mehrere Classen von Lesern gerichtet. Vorerst und zumeist kommt hier in Betracht die Jugend überhaupt. Für sie gibt es bereits eine Menge von Büchern, worin die Lehren der Weisheit und Tugend an die Schicksale gewisser Individuen geknüpft und dadurch veranschaulicht werden. Eine besondere Art dieser Jugendschriften machen jene Erzählungen aus, welche für junge Leute niederer Herkunft, denen oft alle Erziehung abgeht, bestimmt sind. Ich habe einige dieser Bücher etwas näher angesehen und mich überzeugt, daß die in Rede stehende Classe wenig Trost daraus schöpfen könne.* Es ist vorzüglich diese Art Schriften, welche das Gouvernement durch die Akademie der moralischen Wissenschaften einer besondern Beachtung würdigt. Einige sind sogar in der Jahressitzung der Akademie gekrönt worden. Aber auch auf die Erwachsenen aller Classen des Volks will man durch Erzählungen wirken. Religiosität und Gehorsam gegen die Staatsgesetze soll durch sie hervorgebracht und unterhalten werden. Denn da Bücher dieser Art, aus begreiflichen Gründen, wenig Käufer finden, so müssen sie gratis vertheilt werden. Dieser Umstand aber macht jeden Erfolg unmöglich. Was von den Regierungen in dieser Weise ausgeht, wird mit Mißtrauen angesehen und selten hoch angeschlagen. Dieses Streben der Regierung, das, was sie gute Grundsätze nennt, unter den Massen zu verbreiten, zeigt sich

Digitized by Google

auch in mehrern Lehrbüchern der Geschichte, deren ich hier bloß Erwähnung thue, weil es an ihnen auffallend klar wird, mit wie großem Mißtrauen nicht bloß die Opposition, sondern Frankreich überhaupt derlei aufnimmt, und wie sehr man auf seiner Hut ist, daß die Gemüther nicht unter dem Vorwande der Tugend und Gottseligkeit für blinden Gehorsam und Sklaverei bearbeitet werden. Allein nicht bloß in den erzählenden Schriften der angegebenen Art, auch in jenen Romanen, wobei es hauptsächlich auf die Unterhaltung von solchen Lesern abgesehen ist, die sich in großem Wohlstande befinden, und denen die Kunstidee die Hauptsache bleibt, wird die Absicht zu belehren und zu bessern, mehr als nothwenig ist, sichtbar. Denn nicht zufrieden damit, solche Personen und Begebenheiten zur Darstellung zu wählen, von welchen löbliche Eigenschaften und würdige Grundsätze unzertrennlich sind, läßt man sich außerdem auch bei der Vertheilung des Stoffes und der Ausführung des Einzelnen durch die Rücksicht auf die Moral bestimmen. Bücher dieser Art dürften einen sehr wohlthätigen Einfluß auf die Massen ausüben, wenn sie gleich unter dieselben verbreitet werden könnten. Doch das verlangt einen Zeitraum von wenigstens zwei Jahren, die gewöhnliche Frist, welche ein Buch braucht, um alle Lesecabinette und Leihbibliotheken zu durchlaufen.

(Schluß folgt.)

Sommerausflug nach Finnland.

Finnische Industrie im Vergleich mit der liefländischen. — Die Dampfboote Storfursten und Fürst Menschikow. — Fahrt nach Helsingfors. — Bemerkungen über die Gesellschaft. — Freundlicher Empfang in Helsingfors. — Spaziergang durch die Stadt. — Seebäder.

(Schluß.)

Von der Kirche gingen wir weiter, um das Senatsgebäude in Augenschein zu nehmen. Die Hausflur ist vortrefflich, die Treppe prächtig, und der Saal zu den allgemeinen Versammlungen des Senats mit einer Colonnade geziert, die großartig und seiner Bestimmung würdig ist. Jeder Dienstzweig hat seinen besondern Saal; die Kanzleien sind in Zimmern, die ihren Eingang von Corridor aus haben. Alles ist hell, rein und bequem.

Das Universitätsgebäude ist noch prächtiger und großartiger, als das des Senats, weil es später und mit größerm Aufwand aufgeführt wurde; hier könnten die Hausflur und die Treppe dem ersten römischen Palast als Zierde dienen. Außer der Treppe in dem Petersburger Admiralitätsgebäude (von der Seite des Newaprospects her) erinnere ich mich nicht, je etwas Ausgezeichneteres gesehen zu haben. Der öffentliche Saal oder die Aula, ist amphitheatralisch im Halbkreis gebaut mit Galerien. Der Halbkreis stößt an beiden Enden des Bogens an eine hohe Mauer, worin Fenster in zwei Stockwerken angebracht sind. Diese Mauer, ohne alle Verbindungsmauern und Widerlagen fest aufzuführen, ist das Werk einer tiefen mathematischen Berechnung. Die ganze Kraft und Festigkeit derselben liegt in ihrem Schwerpunkt. Dieser Saal hat außer seiner Schönheit auch den Vortheil, daß man in demselben an allen Enden hört, und daß die Besuchenden nicht umherlaufen und die Aufmerksamkeit stören können, sondern jeder an seinem Platz bleiben muß. Durch das ganze Gebäude laufen der Länge nach in allen Etagen Corridore, und auf beiden Seiten derselben sind Auditorien (Classen), Museen, Cabinette, Berathungssäle und Kanzleien. Ich bewunderte die Ordnung und die außerordentliche beispielswürdige Reinlichkeit in allen Theilen, selbst in den Winkeln, aber die Pracht der Auditorien setzte mich in Erstaunen. Auf solchen Sitzen saßen gewiß nie deutsche Studenten, und von solchen Kathedern lehrten nie deutsche Professoren, als ich die deutschen Universitäten besuchte; das ist wahrlich gelehrter Luxus! Bekanntlich verlor die Universität alle ihre Schätze zur Zeit des Brandes in Abo. Im Münzcabinet findet sich eine kleine Zahl durch die Flamme beschädigter Münzen und einige Seltenheiten, unter Andern der Sattel der Königin Christine. Warum dieser Sattel hier ist, entsinne ich mich nicht. Im Allgemeinen ist das Münzcabinet arm. Besondere Aufmerksamkeit verdienen das mineralogische und zoologische Cabinet, die ziemlich vollständig und schön systematisch geordnet sind. Merkwürdig ist die Abtheilung des zoologischen Cabinets, in welchem sämmtliche in Finnland lebende Thiere gesammelt sind. Hier ist Vieles, was ich keineswegs vermuthet hätte; besonders schön sind die Fische und die Seevögel. Die Bibliothek sah ich nicht; die Bücher sind noch nicht in systematische Ordnung gebracht. Das neue Gebäude, in welches die Bibliothek kommen soll, wird erst aufgeführt, in Einer Reihe mit der Universität, der neuen Kirche gegenüber, von welcher eben die Rede war. Seit dem Verlust der Bibliothek durch den Brand im Jahre 1827 wurden wieder 40,000 Bände gesammelt, von denen die meisten der Universität nach einer Verordnung des Censurcollegiums geliefert wurden, der zufolge von jedem innerhalb der Gränzen des Reichs erscheinenden Buche ein Exemplar abgegeben werden muß. Ungemein gefiel mir der gymnastische Saal im Hofe des Universitätsgebäudes, wo alle Erfindungen der Gymnastik sich vorfinden. Die Einführung gymnastischer Uebungen in den kaiserlichen Unterrichtsanstalten verdankt Rußland dem jetzt regierenden Kaiser. Wir glauben es jetzt kaum mehr, wenn wir lesen, daß die Römer in vollständiger Rüstung über Flüsse schwammen, und können kaum die Schwerter unserer Ahnen schwingen. Die Alten stärkten sich durch gymnastische Uebungen, und als noch gymnastische Uebungen in allgemeinem Gebrauch waren, gab es weniger Apotheken.

Von der Universität aus gingen wir durch die ganze Stadt auf der geraden Unionsstraße, dem Newaprospect von Helsingfors, nach dem auf einem hohen Felsen liegenden Observatorium. Das Gebäude besteht aus drei mit einander in Verbindung stehenden Thürmen. Hier ist auch ein Instrument von Frauenhofer, das jedoch dem in Dorpat weit nachsteht. Die Aussicht von den Thürmen des Observatoriums nach der Stadt und dem Meere ist ausgezeichnet schön.

Von hier gingen wir nach den Seebädern. Dieß ist ohne alle Uebertreibung eine der vorzüglichsten Anstalten dieser Art, nicht bloß in Rußland, sondern in ganz Europa. Ein schönes

Digitized by Google

Gebäude ist an dem felsigen Meeresufer aufgeführt. Um salzreicheres Wasser zu bekommen, ist tiefer im Meere eine Pumpe errichtet, welche dasselbe vermittelst Röhren in die Kessel und Pfannen hebt. Die Kessel zum Erwärmen des Wassers und die Reservoirs sind in der zweiten Etage eingerichtet, von wo man das Wasser, warm oder kalt, je nach dem Verlangen der Badenden herabfließen läßt. Durch das ganze Gebäude laufen in beiden Etagen Corridore, und nach beiden Seiten hin sind Zimmer. Diese sind nicht nur prächtig, sondern auch mit allen möglichen Toilettenbedürfnissen ausgestattet. In der obern Etage ist nur Eine reich verzierte, mit marmornen Wannen versehene und mit schönen Teppichen ausgerüstete Abtheilung, welche allein für die kaiserliche Familie bestimmt ist. In der Entfernung von einer halben Werste von den Bädern ist ein anderes Gebäude für die Restaurationen, Bälle und zum Trinken künstlicher Mineralwasser. Zwischen beiden Gebäuden war nur einziger, fortlaufender Fels.

Dieser Felsen wurde mit großer Mühe und Kosten mit Erde bedeckt, in den Stein Löcher gebohrt und Bäume hineingepflanzt, Wege angelegt und ein englischer Garten daraus gemacht. Alles dieß geschah auf Actien. Wenn die Liebhaber von Seebädern die Anlagen in Helsingfors sehen, so werden sie schwerlich einen andern Ort zum Baden aussuchen. Hier kann man gesund werden, ohne zu baden, bloß durch die Seeluft. Hier sind keine Thäler, keine Sümpfe, keine dichten Wälder, die durch ihre Ausdünstungen die in manchen Krankheiten so wohlthätigen Ausdünstungen des Meeres verderben. Aus dem Granit von Helsingfors dünstet nichts aus, und der feine Seenebel, der Morgens und Abends an den Felsenwänden hinstreicht, ist ein wahres Gesundheitselixir. Dabei gewährt die Stadt Helsingfors einen schönen und wohlfeilen Aufenthalt: alle Lebensmittel sind hier wohlfeil, und Colonialwaaren und Weine, die nach dem finnischen Tarif eingeführt werden, kosten weit weniger als in Petersburg und Reval. Auch ist das Leben in Helsingfors angenehm, da die höhere Gesellschaft ausnehmend mittheilend und gastfreundlich ist. Der finnische Adel und die reiche Kaufmannschaft schließen sich nicht von den Fremden ab, sondern bemühen sich, ihnen alle möglichen Zerstreuungen zu verschaffen.

Als ich die Stadt nach allen Richtungen in Augenschein genommen hatte, war ich so ermüdet, daß ich kaum noch von der Stelle konnte, beschloß aber doch zu Fuße nach Hause zurückzukehren über den Casernenplatz, um den schönen Bau derselben zu betrachten. Da ich die Empfindlichkeit der Künstler überhaupt kenne, wagte ich nicht nach dem Namen der Baumeister der verschiedenen Bauten zu fragen, an denen ich mich so sehr ergötzt hatte, weil ein Architekt, und zwar der Vorstand der Baubehörde, mich begleitete. Erfahrung führt auf Alles, und es war mir schon passirt, ganz unabsichtlich Freunde vor den Kopf zu stoßen, indem ich vor ihnen die Arbeiten ihrer Rivalen lobte. Auf dem Rückweg aber konnte ich mich nicht mehr halten, und sagte dem ehrwürdigen Engel, daß die Architekten, welche mit ihren Arbeiten den Senatsplatz verziert, das Observatorium und so eine Menge schöner Privathäuser gebaut hätten, alles Lob verdienten, und daß Petersburg ihren Namen kennen lernen müßte. Engel schlug die Augen nieder, und einer der uns begleitenden Freunde sagte: Ihre Liste wird nicht lang seyn. Nicht nur die prächtige Kirche, das Senatsgebäude, die Universität, sondern fast die ganze Stadt (mit wenigen Ausnahmen) ist von Einem Architekten gebaut, und dieser steht vor Ihnen." Ich umarmte von ganzem Herzen den bescheidenen Künstler. Gewiß ein wunderlicher und fast einziger Zufall; wohl wenige Reisende mögen sich rühmen, daß ihnen eine Stadt von ihrem eigenen Erbauer gezeigt worden ist.

Hr. Engel hatte sich vor zwanzig Jahren hier niedergelassen, und war zum Finnen geworden; er war allgemein geliebt wegen seines Verstandes und seiner Gutmüthigkeit. „Sein ganzer Reichthum, sagten mir später einige Freunde, besteht in einem hölzernen Häuschen mit einem kleinen Garten, die er sich aus seinen Ersparnissen gebaut hat, während Millionen durch seine Hände gingen."

An diesem Tage speiste ich zum erstenmale wieder nach dreißig Jahren schwedisch, d. h. ohne Suppe und mit süßen Saucen. Schweden und Finnländer nehmen fast zu allen ihren Gerichten Zucker und Eingemachtes; jeder hat seinen Geschmack, und ich glücklicher Weise alle Geschmäcke. — Doch das Schiff ist in Bereitschaft, also fort nach Sweaborg.

Der Parana-Strom.

(Aus Robertsons: Letters on Paraguay.)

Der Parana bietet von seiner Quelle bis zu seiner Mündung eine fortlaufende Reihe herrlicher Landschaften. Von Santa Fé bis Corrientes bilden die Inseln des Stromes ohne Widerrede den am meisten charakteristischen Zug. Diese Inseln sind wahrhaft zahllos. Während der ganzen Reise, wo wir Groß-Chaco auf der einen, und Entrerios oder Corrientes auf der andern Seite hatten, entsinne ich mich nicht Einer Stelle, wo der Strom frei gewesen wäre. Den ganzen Weg herauf fanden wir Inseln von jeder Gestalt und Größe zwischen beiden Stromufern. Es ist keine Aufeinanderfolge von Inseln, sondern sie liegen nebeneinander, einige in langen, schmalen Streifen laufen parallel mit zwei oder drei kleinern; andere beginnen um die Mitte der einen Insel und endigen der Mitte der andern gegenüber. So waren wir stets von einer endlosen Kette von Inseln und Inselchen eingeschlossen, und die Strömung des Wassers suchte sich ihren Weg durch ihre Windungen, wobei sie bald auf die eine, bald auf die andere Seite des Flusses überging. Die Inseln sind von wechselnder Höhe, grün und schattig; die Bäume sind meist klein, aber fast lauter immergrüne; die blüthereichen Stauden und wilden Blumen schießen an allen Enden und Ecken auf, während die endlose Masse der Schmarotzerpflanzen, die in zierlichen Blumenbüscheln von den größern Bäumen herabhängen, die Schönheit der Inseln ungemein vermehren.

Portugals Bevölkerung.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1819 wurde eine neue Zählung vorgenommen, und aus dieser ergab sich, daß in 21 Städten, 767 Flecken und Concelhos

Digitized by Google

und 4054 Kirchspielen 756,269 Feuerstellen und 2,951,930 Einwohner existirten, diese also im Vergleiche mit der Zählung des Jahres 1801 nur um 20,000 zugenommen, eine Zunahme, die aber auf 100,000 angenommen werden kann, weil man die Vermehrung der Bevölkerung Lissabons nicht mit hinzugerechnet hat, welche in 45,611 Feuerstellen vertheilt seyn soll; jedoch auch über diese Zählung der Feuerstellen in Lissabon herrschen selbst noch so verschiedene Angaben, daß man damit noch nicht ganz im Reinen ist, und es schwanken die Angaben noch zwischen 46,565 und 45,611. Als richtiger müssen wir aber wohl die Volkszählung von 1856 betrachten, und nach der neuen Eintheilung des Reichs in 17 Verwaltungsdistricte, aus denen nun nach der Volkszahl die Deputirten zu den Cortes gewählt werden, und man muß sie wenigstens so lange für richtig annehmen, als das Gegentheil davon nicht erwiesen ist; freilich begegnet man dabei dem Uebel, daß man wegen der neuen Eintheilung im Einzelnen nur kleine Vergleichungen mehr anstellen kann, und sich mit der Hauptzahl in dieser Hinsicht begnügen muß, jedoch hat Obrist Franzini auch ein allgemeines Resultat davon den Cortes vorgelegt, was wir am Schlusse mittheilen werden.

Nach der im Jahre 1856 in den Cortes vorgelegten Uebersicht der Bevölkerung nach den Verwaltungsdistricten stellt sich folgende Tabelle heraus.

Districte.	Concelhos.	Kirchspiele.	Feuerstellen.	Bevölkerung.
Aveiro	54	181	57,282	214,610
Beja	52	109	27,885	98,519
Bragança . . .	44	458	32,114	114,501
Braga	60	598	79,150	308,578
Castello Branco .	27	142	24,063	91,444
Coimbra . . .	72	218	58,864	227,080
Evora	26	113	22,796	77,595
Faro	16	64	29,562	105,406
Guarda	77	381	45,985	165,461
Lisboa	42	228	102,067	458,106
Lamego	95	512	58,785	233,866
Leiria	58	120	29,602	117,144
Portalegre . . .	41	104	25,009	82,410
Porto	58	321	76,010	299,045
Santarem . . .	44	180	46,547	174,450
Villa Real . .	55	247	40,954	161,450
Vianna	29	278	39,105	152,003
Summe . . .	780	4054	791,492	3,061,684

Nach dieser Zählung würden im Durchschnitt nur auf jede Feuerstelle 3⅞ Bewohner kommen, und selbst in dem so sehr bevölkerten Lissabon und seinem Districte würde man nur 4⅜ Bewohner rechnen können, was durchaus unrichtig erscheint, und wenn man auch unter den Begriff von Feuerstellen nur ganze Wohnungen von der Erde bis unter das Dach stellen wollte, wie es sich eigentlich gebührt, und nicht Rücksicht auf die verschiedenen Abtheilungen der Häuser nimmt, in welchen abgesonderte Familien wohnen und gleichsam ein Haus für sich ausmachen. Ungeachtet in den abgelegenern Theilen der Stadt wohl manche Häuser unbewohnt sind, so ist doch der größte Theil derselben, und besonders in dem Mittelpunkte der Stadt, voll gepfropft von Bewohnern von dem Erdgeschoß bis unter das Dach; es existiren wenigstens in jeder Etage eines Hauses eine, auch mehrere Familien; nur ausnahmsweise bewohnen die reichsten Familien ganze Häuser. Man kann also wohl für bestimmt annehmen, daß die Häuserzahl im ganzen Land, und besonders in Lissabon, viel zu hoch angegeben ist, was auch daraus hervorgeht, wenn man sich nur ein wenig die Mühe gibt, die Numerationen der Häuser in den Straßen zu verfolgen, in welcher man oft nicht begreift, nach welchem System diese Numeration vorgenommen, denn da findet man nicht nur Häuser mit mehrern Eingangsthüren, die nur eine einzige Hausnummer haben, sondern daneben gleich wieder ein Haus mit mehrern Eingangsthüren und über jeder eine besondere Hausnummer; dann wieder andere Häuser, wo die Hauptnummer über jeder Thüre beibehalten, allein noch obendrein mit verschiedenen Buchstaben A, B, C u. s. w. bezeichnet sind. — Daß das Gouvernement selbst den bisherigen Zählungen nicht traut, beweisen wohl die Worte des Decrets vom 18 October 1835, worin es ausdrücklich heißt, daß man bisher die statistischen Tabellen ganz vernachlässigt, und wie nothwendig es sey, neue und vollkommnere Volkstabellen aufzustellen, womit von nun an die Civilgouverneure hiemit beauftragt würden, und zwar alle nach dem dem Decrete beigefügten Modelle; dieses war aber so complicirt und enthielt so vielerlei Gegenstände, denn es sollte nach wohllöblicher portugiesischer Sitte sogleich das non plus ultra aller Vollkommenheiten statistischer Tabellen seyn, so daß man, wie bei Allem, wo man sogleich nach dem Höchsten strebt, wohl voraussehen konnte, wie man nun darüber auch das ganz Gewöhnliche vernachlässigen würde, da hiezu eine ganz andere Bildung der Civilgouverneure gehört, als diese wirklich besitzen, oder dieselben hätten ganz besondere Menschen dazu anstellen müssen, wozu sie nicht autorisirt waren, und von ihren Untergebenen konnten sie nicht verlangen, sich damit zu beschäftigen, da diese andere dringende Arbeiten hatten. Die Erfahrung hat nun auch hinlänglich gezeigt, daß die Civilgouverneure oder Generaladministratoren, wie sie jetzt heißen, sich nicht um die Ausübung des Decrets bekümmerten, und die Tabellen unausgefüllt blieben, denn die Idee zu diesen Tabellen war von dem damaligen Minister Agostinho José Freire ausgegangen, der Sinn für dergleichen Dinge hatte; da er aber bald darauf aus dem Ministerium trat und Nachfolger sich selten um die Ausführung der Befehle der Vorgänger bekümmern, und wenn sie auch im Namen der Königin gegeben, so gerieth dieses Decret, wie so viele andere, ebenfalls in Vergessenheit.

(Fortsetzung folgt.)

Ein amerikanischer Arzt hat kürzlich entdeckt, daß das Aufgießen von einigen Tropfen irgend einer Mineralsäure auf eine durch den Biß eines wüthenden Thieres verursachte Wunde die Wasserscheu verhindere. Diese Säure soll den vergifteten Speichel zersetzen, und habe keine nachtheiligen Folgen. (Echo du Monde Savant Nr. 55.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 88** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Aus dem Neugriechischen: 1. Der Einarmige. 2. An die Geliebte. 3. An die abwesende Geliebte. — Perditus Mutton. (Aus dem Englischen von Douglas Jerrold.)**

Im Laufe Monnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 278.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 October 1838.

Die schöne Creolin.

Erzählung von E. Souvestre.

Das Mittagessen war beendigt, und die Gesellschaft hatte sich im Park zerstreut. Ich war in der Nähe eines Gartenhauses stehen geblieben, von wo man zugleich die Schatten von St. Cloud und die launischen Krümmungen der Seine übersehen konnte; da bemerkte ich unten am Fußwege den Doctor Miller, der auf mich zukam.

Es ist dieß ein vor einigen Monaten aus Amerika angekommener Methodist, welcher diesen Morgen dem Hrn. Heinrich Varin, bei dem wir uns befanden, vorgestellt worden war. Ich hatte einige Stunden früher eine lange Unterredung mit ihm gehabt, während welcher ich ihn als einen Mann von ausgezeichnetem Werthe kennen lernte. Ich war hauptsächlich über diese Mischung von Ernst und Kühnheit, von Unbiegsamkeit und Milde überrascht, welche sich in allen seinen Gedanken und seinen Argumentationen aussprach. Es war das erstemal, daß ich mit einem jener Missionäre mit rundem Hute in Berührung kam, die ohne Verlegenheit mitten unter Leuten von Welt predigen, die das Böse ohne Aufwallung verdammen, über Religion und Tugend in dem einfachen Tone einer vertrauten Unterhaltung sprechen, und die es wagen, das Gute zu versuchen, ohne sich das Ansehen zu geben, dasselbe einzutrichtern. Doctor Miller schien mir das Muster jener Quäker zu seyn, von denen ich in Büchern so viele schöne Geschichten gelesen, die ich aber bisher vergebens im Leben aufgesucht hatte.

Ich empfing ihn daher aufs freundschaftlichste und mit frohem Lächeln an der Thür des Gartenhauses, wo ich stand. Ich zeigte ihm mit dem Finger die herrliche Landschaft, die vor uns lag, und die er einige Zeit stumm betrachtete. Nach einem ziemlich langen Stillschweigen streckte er die Hand gegen Paris aus, das sich am Horizont verlor.

„Wenn wir es nicht gewiß wüßten," sagte er halblaut, wer von uns könnte sagen, ob dieß eine Hauptstadt ist, oder ein Nebel? Ach! alle Werke der Menschen sind doch, in der Entfernung betrachtet, nichts weiter als leere Wolken."

„Ja, Hr. Doctor, allein in diesen Wolken liegt Gedanke und Leben."

„Oh, ich weiß es," erwiederte er lebhaft. „Die Werke des Menschen sind nur der Rauch seiner Intelligenz; allein das heilige Feuer flammt im Innern. Der Mensch ist nur durch das, was er erzeugt, klein; durch das, was er fühlt, ist er unermeßlich groß; was ist die mächtigste Stadt in der Welt gegen die Seele eines Kindes? Nur die Schöpfungen Gottes sind wahrhaft groß und wahrhaft schön."

In diesem Augenblicke drangen lebhafte und lachende Stimmen bis zu uns herauf; ich beugte mich vor und sah die jungen Damen, mit denen wir den Tag über zusammen gewesen waren, unten auf der Wiese.

„Hier haben Sie den Beweis ihres Princips," sagte ich lächelnd zum Doctor: „es gab nichts wahrhaft Schönes, als die Schöpfungen Gottes."

Allein der Amerikaner war plötzlich ernst geworden.

„Wie ist der Name jener Frau im weißen Kleide, welche Hr. Heinrich Varin führt?" fragte er mich.

„Frau von Larcy."

„Ist sie schon lange in Frankreich?"

„Ich weiß gar nicht, daß sie je irgendwo anders gewohnt hätte?"

„Kennen Sie sie?"

„Wie man sich so in der großen Welt kennt; ich treffe sie stets bei Hrn. Varin, wenn ich zu diesem komme."

„Wahrhaftig," erwiederte der Doctor mit einem tiefen Blicke auf mich, „es schien mir, sie wäre hier zu Hause."

Ich konnte ein Lächeln nicht unterdrücken; er schüttelte den Kopf.

„Wie konnte Hr. Varin seine junge Frau so schnell verlassen?" fuhr er fort; „sieht er nicht, daß sie vor Eifersucht beinahe stirbt."

Ich zuckte traurig die Achseln.

„Und wer konnte der Frau von Larcy eine solche Gewalt über Ihren Freund verleihen?"

„Haben Sie nicht gesehen, wie schön diese Frau ist? Als man sie Ihnen vorstellte, schienen Sie selbst überrascht und gerührt durch diese Schönheit, denn sie bebten zusammen."

Digitized by Google

Der Doctor antwortete hierauf nicht. Er schien etwas tief zu überlegen.

„Hat es denn Niemand versucht, Hrn. Varin zu seinen Pflichten zurückzubringen?" fing er endlich wieder an.

„Dieß wäre umsonst gewesen."

„Gibt es denn gar kein Mittel, ihn von dieser Frau abzubringen?"

„Welches."

Miller schwieg, und es trat ein langes Stillschweigen zwischen uns ein.

Ich fing an zu fürchten, der Doctor möchte über eine Rede nachdenken, auf die, wie ich wußte, Varin nicht sehr vorbereitet war, und uns somit irgend einer Verlegenheitsscene aussetzen. Ich fand die Bekehrer stets auf eine so ungeschickte Weise indiscret, daß ich sogar mein Vertrauen auf diesen verlor. Ich warf deßhalb einige Bemerkungen über das Fruchtlose aller Versuche an unserm Wirth hin. Hr. Miller errieth ohne Zweifel meine Absicht, denn er sagte mir:

„Befürchten Sie nichts, mein Herr, ich achte die Moral zu hoch, als daß ich sie tauben Ohren predigen möchte."

Inzwischen rückte die Nacht herbei; einige Spaziergänger gesellten sich zu uns, und so kehrten wir mit einander in den Salon zurück; die Damen befanden sich bereits dort, und die Unterhaltung war allgemein.

Doctor Miller hatte bei Seite in der Nähe eines Fensters Platz genommen, von wo er fortwährend die Frau v. Larcy betrachtete. Es wäre schwer zu sagen gewesen, welches Gefühl bei dieser aufmerksamen Prüfung eigentlich bei ihm vorherrschte; die Züge des Doctors hellten sich in einem Augenblicke auf, wie wenn alle Zweifel in ihm geschwunden wären; darauf erschien wieder die düstere Wolke der Ungewißheit auf denselben; manchmal senkte er das Haupt, hörte die Frau v. Larcy sprechen, ohne sie zu sehen, und schien auf ihre Betonung zu horchen; auch beobachtete er genau die Bewegung ihrer Lippen, und sah gleichsam zu, wie ihre Worte sich bildeten und von ihr ausgesprochen wurden.

Frau v. Larcy hatte anfangs diese ausforschende Beobachtung nicht bemerkt; endlich aber gewahrte sie es und schien genirt dadurch; sie wandte sich ab, um derselben zu entgehen, und hörte plötzlich auf zu sprechen.

In jedem Cirkel ist immer eine einzelne Person, welche gleichsam demselben die Richtung angibt und dominirt; durch Glück, Schönheit oder Verstand zum Herrscher des Augenblicks erwählt, hält dieselbe die Unterhaltung aufrecht; schweigt jene, so hört diese auch auf, wie eine Uhr, deren Hauptfeder lahm geworden. So war es mit Frau v. Larcy; von dem Augenblicke an, wo sie die Rolle der Schweigenden übernahm, stockte das Gespräch, und hörte nach und nach ganz auf.

Varin, beunruhigt durch diese plötzliche Laune, versuchte vergebens dasselbe wieder aufzunehmen; nachdem er sich umsonst bemüht, schlug er vor, Whist zu spielen, was aber allgemein nicht angenommen wurde.

Man schlug eine Lectüre vor, ohne jedoch über das zu lesende Buch einig werden zu können.

„Wäre nur Courcy hier, rief Varin, er würde uns von seiner Reise nach Afrika und seinen Abenteuern auf dem Atlas erzählen."

„In Beziehung auf Reisen und Abenteuer, fiel ich hier ein, empfehle ich Ihnen Hrn. Doctor Miller."

„Wahrhaftig, Doctor, Sie erzählen uns etwas, sprach Varin."

Miller verbeugte sich und wollte sich entschuldigen.

„Nur keine Entschuldigungen, rief ich aus, Sie haben mich diesen Morgen nur zu sehr interessirt, als daß ich Ihnen diesen Abend Gnade ertheilen sollte; also frisch, mein Herr, noch eine von jenen Geschichten, die Sie so gut erzählen."

Der Doctor lächelte.

„Ich besinne mich in der That vergebens," sagte er.

Hierauf begann er wieder, gleichsam als hätte ihn ein Lichtstrahl durchdrungen!

„Ich irre mich; eine fällt mir ein, die ich Ihnen mittheilen werde; die Handlung trug sich vor meinen Augen zu, und ich kann für die Wahrheit meiner Angaben sicher stehen."

Voll Neugierde setzte man sich näher um den Doctor, der seine Erzählung folgendermaßen begann.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Paris. Nr. 10.

Die Schauspiele und Romane der Franzosen.

(Schluß.)

Fragt man nach den Ursachen dieser Veränderung in der Theater- und Romanliteratur, so kommt außer der Mode Folgendes in Betracht. Die bisherige Literatur der französischen Romantiker, aus welcher einige gar zu eifrige deutsche Patrioten den Charakter und die Moralität des französischen Volkes beurtheilen zu dürfen glaubten, war zuletzt auf Grisetten, Maitressen und die Müßiggänger des männlichen Geschlechtes beschränkt. Ehrbare Hausväter und Hausmütter gestatteten den Werken dieser Art keineswegs den Eingang in ihre Familien. Der Roman und das Drama der Neuern ward wie ein Gift gemieden, seitdem man sich überzeugt hatte, daß die romantische Schule nur auf Erschütterung in unserer Brust und auf Erregung großer Leidenschaften ausgehe. Die Revuen und Magazine wurden von nun an die Erholungslectüre der Eltern wie der Kinder, und in Betreff des Schauspielbesuches statuirte der Vater, welchen Vorstellungen die Kinder beiwohnen dürften, und welchen nicht. Durch diesen Umstand verloren die Romane eine große Anzahl von Lesern und die Bühnen eine große Anzahl von Zuschauern — ein Verlust, der im gegenwärtigen Augenblicke den Theaterdirectionen besonders nahe geht. Wenn man bisher auf die Verderbtheit des menschlichen Herzens auch in literarischer Beziehung speculirt hatte, so ward man nun auch hier inne, daß es der ernsthaften und tugendhaften Menschen mehr gebe, als der leichtsinnigen und lasterhaften, und daß die große Mehrzahl der Men-

Digitized by Google

schen etwas auf Anstand und gute Sitten halte. Die wiederholten Vorstellungen der alten Stücke am Théâtre français und die günstige Aufnahme, welche den sittlichen Stücken von Neuern hier zu Theil wird, rechtfertigen die Behauptung vollkommen, daß man darauf ausgehe, die Bühne von allem Nichtswürdigen zu befreien. Das Théâtre français kann mehr als jede andere Anstalt oder Autorität hierzu beitragen. Es steht um so mehr zu erwarten, daß es seine Stellung hierzu benutzen werde, da sich ihm gegenwärtig nicht nur die Kunstkenner und Liebhaber, sondern auch der edlere Theil des Publicums ausschließlich zudrängt — eine Erscheinung, die nicht durch die bloße Modesucht der Nation erklärt werden kann. Das Vaudeville geht bereits ein auf die Denkweise des Publicums und producirt jetzt am liebsten solche Dinge, welche der Großpapa mit seinen Enkeln und Enkelinnen ansehen mag, ohne sich dabei zu ärgern. Zwar wird es noch einige Zeit anstehen, bis alle die anstößigen Bühnenstücke aus den Repertorien verschwinden, denn man kann nicht gleich mit lauter neuen Waaren dienen, und überdieß rühren ja die anstößigen Stücke gerade von solchen Verfassern her, die auf dem französischen Parnaß gebieten. Die Directionen sind deßhalb vor der Hand bloß darauf bedacht, an gewissen Tagen der Woche nur solche Stücke zu geben, die kein Ohr beleidigen. Da die Einnahme an diesen Tagen sehr bedeutend ausfällt, so wird man nicht lange Anstand nehmen, ihre Anzahl zu vermehren, was dann nicht ohne Rückwirkung auf die Repertorien bleiben wird.

Jetzt oder nie wird die Vermittlung zwischen Romantismus und Classicismus vor sich gehen. Das Théâtre français scheint an die Möglichkeit derselben zu glauben, und mehrere Dichter und Kritiker, die sonst hartnäckig auf beiden Seiten kämpften, nähern sich in der That einander. Die wärmsten Vertheidiger der romantischen Schule hören auf, die Auswüchse derselben in Schutz zu nehmen, so wie auf der andern Seite die Vertheidiger des Classicismus nicht in Abrede stellen, daß die französische Sprache durch die Romantiker ansehnlich in Worten und Redensarten bereichert und von mancher Fessel, die man als stereotyp zu betrachten gewohnt war, befreit worden ist. Auch dadurch wurde die Romantik der französischen Literatur überhaupt nützlich, daß sie die in Vorurtheilen mancher Art befangene Nation an ein freies Wählen in Sachen des Geschmacks gewöhnte, so daß die Worte „französisch" und „schön" oder „vollkommen" aufhörten gleichbedeutend zu seyn. Dem Wirken der Romantiker ist es hauptsächlich zuzuschreiben, wenn man gegenwärtig in Frankreich der ausländischen Literatur und namentlich der deutschen einige Aufmerksamkeit schenkt. Man braucht eben kein Freund der Romantiker zu seyn, um einzugestehen, daß sie mehr zur gegenseitigen Annäherung der Völker beigetragen haben, und das zwar, ohne es zu wissen und zu wollen, als die allerthätigsten Kosmopolitiker. Nachdem man die Mängel der sogenannten classischen Literatur und die großen Verirrungen der romantischen erkannt hat, wird hoffentlich eine neue Literatur erstehen, die den Anforderungen jener gemäßigten Geister entsprechen wird, welche der Vergangenheit Recht widerfahren lassen, ohne darum die Ansprüche der Gegenwart zu verkennen. Etwas Hervorstechendes hat diese Uebergangsperiode bis jetzt noch nicht hervorgebracht, wohl aber Gutes und Erträgliches. Dem heranwachsenden Geschlechte, nicht dem jetzt wirkenden, bleibt sonder Zweifel die heilsame Verbindung der schweifenden Extreme vorbehalten; was vor dem Jahre 1830 nur einen Zeitungsartikel verfaßt, ist zu diesem Geschäfte unbrauchbar.

Ich habe im Voranstehenden mit dem Namen Schauspiele Alles bezeichnet, was über die Bühne geht, ohne alle Rücksicht auf die besondern dramatischen Gattungen, die man zu unterscheiden nicht nur berechtigt, sondern auch gewohnt ist. Eben so habe ich unter dem Namen Romanliteratur alle poetischen Erzeugnisse zusammengefaßt, die es mit der Erzählung von Begebenheiten zu thun haben. In Bezug auf die Unterabtheilungen dieser beiden Hauptabtheilungen wäre gewiß noch manche interessante Bemerkung zu machen. Indem ich mir deren Mittheilung für ein anderesmal vorbehalte, sey nur noch schließlich Einiges über das Wort Vaudeville gesagt. Um ein dramatisches Product gehörig zu würdigen, muß man einer gelungenen Vorstellung desselben beigewohnt haben. Dieses aber gilt in einem ganz besondern Grade vom Vaudeville. Ich bin überzeugt, daß mancher deutsche Kritiker, der in seinem Unmuthe den Stab über diese Gattung gebrochen hat, ganz anders urtheilen würde, wenn er die Theater der Boulevards besucht hätte. Wenn Beaumarchais sagt: „man singt jetzt, was man nicht der Mühe werth achtet zu sprechen," so ist das ein Epigramm auf die vielen schlechten Vaudevilles, das auch auf die Oper seine Anwendung findet, nicht aber eine Definition dieser Gattung, die das reinste Ergebniß des französischen Nationalcharakters ist. Das Leben und seine Auftritte werden uns hier von ihrer heitern Seite gezeigt. Rede, Gesang, Musikinstrumente, Tanz, Mienen- und Gebärdenspiel wirken hier in der ungezwungensten Weise zusammen, um uns die dem französischen Volke eigenthümliche Anmuth und Beweglichkeit in ihrem vollen Glanze vorzuführen. Wer sich einen Begriff von der Macht des Zusammenwirkens dieser verschiedenen Elemente machen will, der lese entweder vor oder nach der Aufführung eines solchen Stückes den Text auf seiner Stube. Im ersten Falle wird man beim Ansehen der Vorstellung kaum glauben, daß das gespielte Stück mit dem gelesenen dasselbe sey, so wie man im zweiten Falle in dem gelesenen das gespielte nicht mehr erkennt und sich manchmal nicht nur wundert, sondern sogar ärgert, an der Vorstellung Gefallen gefunden zu haben. Die Schauspieler des Vaudeville's sind in der That wahre Verstandesbestecher; sie besitzen so viele besänftigende und beschwichtigende Mittel, daß auch der trockenste Compteirrechner und der finsterste Philosoph den Grazien durch ein sanftes Lächeln zu huldigen genöthigt werden. An diesen Schauspielern spielt überhaupt Alles, und und das zwar harmonisch. Sie besitzen alle die erforderlichen Kenntnisse des menschlichen Herzens und sind in einem solchen Grade des geselligen Tones Meister, daß sich in Ihnen das Conventionelle aufs glücklichste vermählt. Die Schauspieler des Vaudeville's haben selten jene tiefen Studien gemacht, die man von dem Tragiker und Komiker zu erwarten berechtigt ist. Sie bilden sich rein praktisch. Spielen sehen und spielen ist hier

Digitized by Google

der Erziehungsgang. Was dem Schauspieler des Vaudeville's außer diesen beiden Stücken nöthig ist, liefert ihm die Stadt Paris, die er deßhalb mit beobachtendem Blicke durchwandert. Er thut dieß Letztere zwar oft mit hungrigem Magen, aber darum nicht ohne Lust. Ein Beobachter, der ganz Auge (totus oculus) wäre, wie Plautus sich ausdrückt, würde nach hundert Jahren noch immer Neues finden. Das Pariser Volksleben — und hier muß sich der Vaudevilledichter besonders umthun — ist ein unermeßliches Meer, aus dem man schöpft, und das man nicht ausschöpft.

Klimatische Schilderung von Brittisch-Westindien und Guiana.

8. Dominica.

Diese Insel ist 29 Meilen lang und 16 breit, fast in der Mitte zwischen Martinique und Guadeloupe, und 100 Meilen nördlich von St. Lucia, dem es im äußern Ansehen gleicht, da es eine über 5000 Fuß hohe Kette von rauhen Bergen hat. Das ganze Land ist, mit Ausnahme der angebauten Stellen, mit Wald, Hochholz und Unterholz bedeckt. Sie ist vulcanischen Ursprungs, und der Boden hellbraun, aber gegen die See zu und in den Thälern ist tiefe schwarze Erde. Die Insel hat 50 Flüsse und zahllose Bäche, die aber mitten unter einer für das Auge entzückenden Landschaft Krankheiten zu entwickeln scheinen, die für Europäer höchst verderblich sind. Das Klima ist wenig verschieden von dem von St. Lucia, aber die Regenzeit tritt später ein und dauert länger. Regenschauer sind häufig, und im September und October fällt der Regen in Strömen. Die niederste Temperatur ist 73° F. (18⅔° R.), die höchste 86° F. (24° R.). Roseau, die Hauptstadt, liegt im Südwesten der Insel auf einem niedern Landvorsprunge, der zwei Buchten bildet.

Portugals Bevölkerung.

(Fortsetzung.)

Der Curiosität wegen sollen doch einige der in den Modellen zu den Volkstabellen angeführten Artikel angeführt werden, welche in einer besondern Abhandlung als Erklärung und Commentar den Tabellen von den Generaladministratoren beigefügt werden sollten. Z. B. neben der Volkszahl die Altersclassen und dabei die Bemerkungen über Sterblichkeit anzugeben; alsdann, in welchem Alter Kinder ihren Eltern in der Arbeit behülflich seyn können; in welchem Alter ein Mann seine völlige Ausbildung erhält; wie lange Lehrlinge verschiedener Professionen zu lernen haben; der Schaden, den eine zu frühzeitige Anstrengung auf den Körper hervorbringt; die Epochen der Verheurathungen beider Geschlechter; die mittlere Fruchtbarkeit der Weiber; der Einfluß des Klima's auf die Fruchtbarkeit; der Zeitpunkt, wenn Jünglinge und Mädchen mannbar werden; der Zeitpunkt, wenn Männer und Weiber zu körperlichen Arbeiten untauglich werden u. s. w. Aus diesen wirklich recht curiosen Aufgaben, deren Lösung mehr für einen Gelehrten als für ein Polizeiamt gehört, das sich nur allenfalls mit Zahlen beschäftigen kann, ersieht man wohl, weß Geistes Kind der Minister Freire war, der diese Aufgaben gelöst haben wollte, der als gescheidter Mann aber wohl wußte, daß vielleicht nicht ein einziger Generaladministrator diese Fragen beantworten könnte. Er wollte also hiemit nur zeigen, welche tiefe Einsichten er in die Staatswirthschaft hätte, und da ist es denn solchen starken Köpfen, deren es so viele schon im Ministerium hier gegeben hat, eine große Genugthuung, wenn das Publicum über solche Verordnungen Maul und Nase aufsperrt; seine Anhänger, die auch etwas haben läuten, aber nicht zusammenschlagen hören, wollen darin einen großen Mann erkennen, seine Gegner aber darin gerade das Gegentheil sehen, und ihn für einen verrückten Menschen erklären. — Alle Weisheit für solche Anordnungen wird gewöhnlich aus Zeitungs- und Journalnachrichten anderer Länder geschöpft, besonders aus englischen, vorzüglich aber aus französischen. Frankreich überhaupt in seinem ganzen politischen und Staatstreiben muß stets in Portugal als Modell aller Institutionen dienen, die ganze Verfassung beinahe wurde danach umgewandelt, Alles nachgeahmt; der Minister Freire war der Hauptagent dieser Neuerungen, die hier nicht Stich halten können, und nur die größten Verwirrungen hervorgebracht haben. — Also, wie schon gesagt, die Volkszählung mit den gelehrten Abhandlungen, wie sie eingeliefert werden sollten, unterblieb. Ungeachtet dessen wurde aber doch in den Cortes von 1838 folgende Tabelle von den Feuerstellen im ganzen Lande vorgelegt.

Districts.	Anzahl der Wahlbezirke.	Wahlbezirke.	Anzahl der Feuerstellen.
1) Aveiro	1	Aveiro	28,255
	2	Feira	28,550
2) Bragança . .	3	Bragança	52,570
3) Braga	4	Braga	52,178
	5	Guimaraes	55,755
4) Beja	6	Beja	27,456
5) Castello Branco .	7	Castello Branco	50,921
6) Coimbra . . .	8	Coimbra	57,595
	9	Arganil	22,290
7) Evora	10	Evora	22,425
8) Faro	11	Faro	52,618
9) Guarda	12	Guarda	29,669
	13	Francoso	22,258
10) Lisboa	14	Lisboa	81,850
	15	Alemquer	22,910
11) Leiria	16	Leiria	29,474
12) Portalegre . .	17	Portalegre	22,870
13) Porto	18	Porto	52,625
	19	Penafiel	56,850
14) Santarem . .	20	Santarem	59,289
15) Villa Real . . .	21	Villa Real	41,745
16) Vianna . . .	22	Vianna	58,506
17) Vizeu	23	Vizeu	54,919
	24	Lamego	55,188
Summe . . . 17	24		817,265

(Fortsetzung folgt.)

Hr. Achille Jubinal, den der französische Minister des öffentlichen Unterrichts nach Bern sandte, um die französischen Manuscripte der dortigen Bibliothek zu untersuchen, ist zurückgekehrt und hat seinen Bericht abgestattet. Es geht daraus hervor, daß Hr. Jubinal Abschriften einer großen Anzahl literarischer und historischer Gegenstände aus dem dreizehnten Jahrhundert mitbringt, so wie ein Lobgedicht von Christine de Pisan auf die Jungfrau von Orleans vor ihrem Tod; ferner die Correspondenz Ludwigs XI und Heinrichs IV mit dem Schweizerbund. (Echo du Monde Savant Nr. 58.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 14.)

Digitized by Google

Nr. 279.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 October 1838.

Das Einsammeln des Paraguay-Thees.

(Aus Robinsons: Lettres on Paraguay.)

Ich wurde, erzählt der Verfasser, ein Hr. Robinson, von einem der ersten Yerba-Fabrikanten eingeladen, ihn in seiner Barke nach Villareal zu begleiten, und von da mit ihm in die Wälder zum Einsammeln zu gehen. Ehe ich zu dieser Schilderung übergehe, will ich eine Bemerkung über die Leute machen, welche den Handel treiben. Es ist dasselbe eine so schwierige Sache, daß meist nur junge Anfänger in der Welt sich damit befassen, oder Leute niedern Standes, die gleich denen, welche auf das Suchen von edlen Metallen ausgehen, in ein Speculationssystem verwickelt werden, wo sie abwechselnd bald zu Reichthum gelangen, bald ihn wieder verlieren, immer arm sind, und endlich in den Yerbales sterben. Es gibt Ausnahmen von dieser Regel, aber sie sind selten. Die Gehülfen (peons) dabei sind fast ohne Unterschied Spieler, wie ihre Herren, und kaum aus den Wäldern heraus, müssen sie wieder dahin zurückkehren.

Diese Wälder sind manchmal so undurchdringlich und mit Buschwerk überwachsen, und so voll von Schlangen und Insecten der quälendsten und oft giftigen Art, daß man kein anderes Thier hinein treiben kann, als Ochsen, die zum Unterhalt der Yerbamacher nothwendig sind, und Maulthiere, die man eben so nöthig braucht, um den Thee, wenn er bereitet und verpackt ist, aus den Wäldern heraus zu schaffen. Mit Miguel Carbonell, einem rohen Catalanen, der ein langes Leben theils auf dem Strom, theils in den Wäldern zugebracht hatte, fuhr ich von Assumpcion weg stromaufwärts, und am zehnten Tage unseres Mosquitomärtyrerthums auf dem Paraguay langten wir zu Villareal unter 23° 20′ S. Br. an. Wir befanden uns nun an den Gränzen des von den Mbapa- und Guayacuru-Indianern bewohnten Gebiets; die letztern sind der wildeste aller der noch ununterworfenen Stämme in dieser Gegend. Zwei Tage nach unserer Ankunft verließen wir Villareal zu meiner größten Freude, denn wenn die Qualen des Fegefeuers denen an diesem Orte gleichen, so hat man nachher gewiß nichts mehr zu fürchten. Die Hitze, die Unreinlichkeit, die Mosquitos, die Eidechsen, die Schlangen, die Kröten, die Hundertfüße, die Vinchucas, die Fledermäuse, die nackten Einwohner, die elenden Hütten, die schmutzige Armuth, Alles machte meinen zweitägigen Aufenthalt hier nicht nur peinlich, sondern im höchsten Grade ekelhaft. Unsere Cavalcade, als wir abzogen, war grotesk genug. Etwa 40 Peons, nur mit einem Hemd, einem Paar Hosen, einem Gürtel um die Lende und einer Mütze auf dem Kopfe bekleidet, ritten auf theils gesatteltten, theils ungesattelten Maulthieren voran. Vor uns zog ein Dutzend mit Branntweinfäßchen, Tabak, und andern Waaren beladener Maulthiere. Etwas weiter vorwärts trieb ein halbes Dutzend Peons etwa hundert Ochsen vorwärts, die unter den durch die Stiche der Insecten verursachten Schmerzen brüllten, während der Catalane, ein Capataz oder Aufseher, und ich den Nachzug führten. Unsere Beine waren in rohe Häute eingeschlossen, um sie gegen die Dornen des Unterholzes und gegen die Stiche der Mosquitos zu schützen; unsere Gesichter waren zu demselben Zweck mit gegerbten Schaffellen bekleidet, und unsere Hände staken in Handschuhen von demselben Stoff. Die Haut der Peons war, wie es scheint, so gegerbt und gehärtet, daß sie keines weitern Schutzes gegen die Insecten bedurften.

Am fünften Tage verkündigte ein Freudengeschrei, daß der Zug einem Yerbal oder Wald von Yerbabäumen erreicht habe, und alsbald wurden thätige Vorbereitungen zu einem sechsmonatlichen Aufenthalt gemacht. Mit Tagesanbruch waren die Peons an der Arbeit; hier errichteten die einen eine lange Linie von Hütten, und bedeckten sie mit den breiten Blättern des Palmbaums oder der Bananen; andere trafen Voranstalten zur Bereitung und Aufbewahrung der Yerba. Diese bestehen erstens im Bau der Tatacua. Dieß ist ein kleiner Platz, etwa 6 Fuß ins Gevierte, wo der Boden mit schweren Hämmern geschlagen wird, bis er einen festen Grund bildet. In den vier Ecken und in rechten Winkeln werden starke Pfähle eingeschlagen, während man große Holzstücke in der Mitte niederlegt: hier werden die Blätter und kleinen Zweige des Yerbabaums, nachdem man sie aus dem Wald gebracht hat, zuerst getrocknet, indem man die Holzstücke anzündet. Neben der Tatacua wird ein großes Viereck von Häuten ausgebreitet und die getrockneten Blätter

Digitized by Google

darauf gelegt, worauf ein Peon die vier Ecken anfaßt, und das Ganze nach dem zweiten Platze, der Barbacua, trägt. Dieß war ein Bogen von bedeutender Spannung, deſſen Stützen aus drei ſtarken Böcken beſtanden. Der mittlere Bock bildete den höchſten Theil des Bogens. Ueber dieſen Bau werden Querſtangen gelegt, die auf beiden Seiten der mittlern Stützen feſt an Pfähle genagelt waren, und ſo das Dach des Bogens bildeten. Die Blätter wurden nach dem Tatacua-Proceß von den größern Zweigen des Yerbabaums getrennt, und auf dieſes Dach gelegt, unter welchem man ein großes Feuer anzündete. Dieß Feuer dörrt die Yerbablätter noch mehr. Die zwei Peons unter dem Bogen, mit langen Stangen bewaffnet, tragen Sorge ſo viel wie möglich, daß die Blätter nicht in Brand gerathen. Zu dieſem Ende ſind auch an beiden Seiten des Bogens Bretter angeſchlagen, auf denen ein Peon mit einem langen Stock in der Hand hin und herläuft, und jeden beginnenden Feuerfunken alsbald wieder auslöſcht. Als die Yerba hinlänglich getrocknet war, wurde das Feuer unter der Barbacua oder dem Bogen weggenommen, und der Boden mit Hämmern ganz hart und glatt geſchlagen, die getrockneten Blätter und ganz kleinen Zweige vom Dach des Bogens herabgeworfen und vermittelſt einer rohen hölzernen Mühle zu Pulver zerrieben. Die Yerba oder der Thee war jetzt zum Gebrauche fertig, wurde in einen zu dieſem Zweck vorher errichteten großen Schuppen gebracht, gewogen, und dann von dem Aufſeher in Verwahrung genommen. Die Peons arbeiteten Paarweiſe, nur daß ſie einen dritten Peon miethten und bezahlten, um ihnen bei den Operationen an der Barbacua zu helfen. Die beiden Peons erhielten einen Empfangſchein für jede Maſſe Thee, die ſie an den Aufſeher ablieferten, und wurden am Ende des zum voraus ſtipulirten Aufenthalts in den Wäldern mit zwei Realen (etwa 36 kr.) für die Arroba (25 Pf.) bezahlt. Das letzte und mühſamſte Geſchäft war das Packen des Thees. Dieß geſchah, indem man eine noch feuchte halbe Ochſenhaut in viereckiger Form zuſammen nähte, und ſie auf zwei Ecken an zwei ſtarke in den Boden getriebene Pfähle befeſtigte. Der Packer preßte ſodann mit einem ungeheuren Knüppel vom ſchwerſten Holz, das an einem Ende einen keulenartigen Klotz hatte, die Yerba in den Ledersack, bis er zum Rande voll war. Er enthielt dann 200 bis 220 Pfund, wurde nun zuſammengenäht, und zog ſich, indem er trocknete, über dem darin enthaltenen Yerbathee zuſammen, wo er dann der Sonne ausgeſetzt, nach ein Paar Tagen ſo hart und faſt auch ſo ſchwer und undurchdringlich wie Stein wurde.

Nachdem alle obenbezeichneten Vorbereitungen getroffen waren — und dieß war in drei Tagen geſchehen — zogen die Peons Paarweiſe aus. Ich begleitete zwei der ſtärkſten und beſten: ſie hatten keine andere Waffen bei ſich als eine kleine Axt, keine andere Kleidung als einen Gürtel um die Lenden, und eine rothe Mütze auf dem Kopfe, keine andern Vorräthe als eine Cigarre und ein Kuhhorn voll Waſſer: ihre einzige Hoffnung beſtand darin, einen dicht mit Yerbabäumen beſetzten Theil des Waldes zu finden, und zwar ſo nahe als möglich am Lager, damit ſie die Zweige nicht weit zu tragen hätten. Wir waren kaum tauſend Schritte weit in den Wald hinein gegangen, ſo trafen wir zahlreiche Haufen von Yerbabäumen, von jeder Größe von der Staude bis zu der eines vollgewachſenen Orangenbaums; auch glichen die Yerbablätter denen des letztern Baums. Je kleiner die Pflanze noch iſt, für deſto beſſer gilt der daraus bereitete Thee. Die Peons machten ſich mit ihren Beilen an die Arbeit und in wenigen Stunden hatten ſie einen Berg von Zweigen geſammelt, und wie einen Heuſchober aufgethürmt. Beide füllten ihre großen Ponchos damit, und marſchirten mit ihren Ladungen ab.

Als ich in das Lager zurückkehrte, kamen die Peons zu zwei und zwei aus allen Theilen des Thals, alle auf dieſelbe Weiſe beladen, an. Es waren zwanzig Tatacuas, eben ſo viele Barbacuas errichtet, und eben ſo viele Haufen von Blättern und Zweigen aufgethürmt. Zwei Tage nachher war das ganze Lager in Flammen und Rauch gehüllt, am dritten Tage war Alles in den Schuppen untergebracht, und am vierten zogen die Peons abermals aus, um mehr Blätter und Zweige zu holen. Während der acht Tage, die ich von dieſem Verfahren Zeuge war, wurde ich lebhaft betroffen von ihrer geduldigen Ausdauer und noch mehr von den Beweiſen ihrer Mäßigkeit. An der Sonne getrocknetes Rindfleiſch und einige Waſſermelonen, nebſt einer Cigarre und einem Glas Branntwein am Ende des Tages, waren Alles, was ſie verzehrten. Weder die ſenkrechten Strahlen der Sonne, noch die unaufhörlichen Angriffe der Inſecten und Reptilien waren im Stande, die Arbeit zu unterbrechen oder die Luſtigkeit nach den Arbeiten des Tages herunterzuſtimmen.

Die ſchöne Creolin.

(Fortſetzung.)

„Vor ungefähr ſechs Jahren kam ich zu New-Orleans an, wohin mich meine Geſchäfte geführt hatten; es war dieß das erſtemal, daß ich die nördlichen Staaten verließ, und ſomit war ich ganz erſtaunt über den fremdartigen Anblick, welchen die franzöſiſche Stadt gewährte; die Frauen liefen durch die Straßen bedeckt mit einem ſpaniſchen Schleier oder bloßen Hauptes, indem ſie ihre langen, mit farbigen Bändern geſchmückten Haare über ihre Schultern herabhängen ließen. Anmuthige Quarteroninnen plauderten an den Thüren, und forderten die Vorübergehenden heimlicherweiſe auf. Eine unermeßliche Bevölkerung von Negern trieb ſich, ein gräßliches Franzöſiſch, wie ich es noch nie gehört hatte, ſprechend, in allen Richtungen umher; die öffentlichen Plätze wimmelten von Fremden in allen Trachten: allenthalben ein tobendes Durcheinander, eine Freiheit in der Haltung und im Gange, wie ich nie Aehnliches geſehen hatte.

„Die Natur ſelbſt war hier etwas weniger ernſt und weniger züchtig, als in den nördlichen Staaten. Alles zeugte gleichſam von einem ſinnlichen Reichthum. Mitten in dem grünen Sumpf, aus welchem ſich New-Orleans erhebt, hat es das Anſehen eines mitten in Blumengärten erbauten Venedigs; ein ſchmaler, auf einem Damm erbauter Weg, führt von der Stadt zu dem See Pontchartrain. Blaue Lilien und Geſträuche aus den Tropenländern dehnen ſich wie ein tauſendfarbiger Teppich

an einem Sumpfe hin aus; graues Moos, geschmückt mit der Purpurlilie wie mit Wimpeln, schwimmt auf dem Wasser umher, während sich grüne Schlangen, gleich Lianen an den Zweigen der Lorbeerbäume, schaukeln. Da und dort gewahrt man einen Neger, der auf einem Floß oder einem kleinen Nachen aus einem Cypressengebüsche hervorkommt, und durch den blühenden Schilf hingleitet. Hier steht eine rohe Hütte, dort ein altes französisches Haus, von dessen Balcon schöne, junge, weißgekleidete Mädchen herabsehen. Der stets mit einem Walde von Masten bedeckte Mississippi fließt über dem Niveau der Stadt, und scheint sich mitleidig zurückzuhalten, um sie nicht zu verschlingen; er dehnt sich so weit hin aus, daß die Tausende von Schiffen auf ihm den an einem unermeßlichen Horizont zerstreut umherliegenden Gestirnen gleichen.

„Die Luft ist immer brennend heiß; jeden Abend ertönt der Donner mit Blitzen, und bildet am Horizont feurige Wasserfälle; es liegt in der Atmosphäre gleichsam ein entnervender Wohlgeruch, der wie ein wollüstiges Gift durch die Adern strömt.

„Ueberrascht und beinahe erschreckt über diese neuen Eindrücke, beschloß ich, durch Nachdenken und Einsamkeit dieselben zu bekämpfen. Ich hatte Briefe an die vornehmsten Einwohner, gab jedoch keinen derselben ab, und beschäftigte mich ausschließlich mit den Angelegenheiten, die mich hieher geführt hatten. Ich wohnte am Ufer des Marais und am Eingange des Weges, der zum See führt, ganz in der Nähe der hübschen Wohnung einer französischen Wittwe. Madame Lalorie hatte sich dreimal verheurathet, und ihre Gatten, die nach einer kurzen Ehe gestorben waren, hatten ihr ein bedeutendes Vermögen hinterlassen. Sie war bekannt durch ihre Anmuth, ihre Eleganz und ihren Verstand; ohne sie war keine Versammlung glänzend, kein Fest vollständig. Ich hatte sie einmal bei einem französischen Rheder, in dessen Haus ich eingeführt war, getroffen, wo ihr Anblick ein beinahe schmerzliches Gefühl in mir erregte. Schön war diese Frau, allein diese Schönheit war eine fremdartige und so zu sagen bösartige. Ich weiß nicht, welch eine furchtbare Rohheit sich unter ihren weichen Formen verbarg; ihr klares blaues Auge hatte eine schneidende Starrheit, vor welcher man den Blick senken mußte, auch flößte das Lächeln ihrer rosenfarbenen Lippen, anstatt Vertrauen zu erregen, eine gewisse Zurückhaltung ein.

„Alles um sie her schien übrigens von einer instinctmäßigen Furcht beherrscht zu seyn. Ihre Töchter, blasse und traurige Kinder, an denen ein unbekanntes Uebel zehrte, erhoben in ihrer Gegenwart niemals ihre Blicke. Wenn sie die Hand ausstreckte, um ihre Lockenköpfe zu streicheln, so beugten diese sich mit ängstlichem Zittern. Ich sah, wie andere Kinder sie vergebens einluden, mit ihnen zu springen und zu spielen; die Töchter der Madame Lalorie *verstanden nicht zu spielen*. Sie hielten sich aus Gewohnheit immer zur Seite, gleichsam durch ein Gefühl sich zu vertheidigen, an einander gedrängt, stumme und unruhige Blicke umherwerfend.

„Dieser stumme Schrecken theilte sich allen mit, die in die Nähe der Madame Lalorie kamen. Bei alledem war kein eigentlicher Grund dazu vorhanden; sie bewies sich bei allen Gelegenheiten zärtlich gegen ihre Kinder, wohlwollend gegen ihre Sklaven, und wandte sich stets sanft und mit dem freundlichsten Tone an dieselben. Man hörte niemals einen Verweis aus ihrem Munde; sie lächelte allen freundlich zu, indem sie stets vertrauliche Namen und schmeichelnde Reden gebrauchte. Ich hatte ein einzigesmal bei dem französischen Rheder mit ihr zu Mittag gespeist, und bemerkte bei der Gelegenheit, daß sobald sie die köstlichen Weine, die man uns vorsetzte, mit den Lippen berührt hatte, sie das Glas mit einem Lächeln voll Güte über ihre Achsel hinweg ihrem Neger reichte. Inzwischen zeichneten sich ihre vielen Sklaven unter allen übrigen durch ihre Magerkeit und ihr niedergeschlagenes Wesen aus. Wenn man sie mit ihrem düstern und leidenden Aussehen in der Umgebung ihrer anmuthigen Herrin sah, so hätte man sie für Verbrecher, verurtheilt einem Engel zu dienen, halten können. Ein Einziger, der Kutscher, strahlte mitten in diesem Haufen von hagern und scheuen Menschen von Gesundheit; vergebens fragte man sich nach dem Grunde dieses Unterschieds, sein Wohlbefinden war eben so sehr ein Geheimniß, wie das schlechte Aussehen seiner Gefährten.

(Fortsetzung folgt.)

Klimatische Schilderung von Brittisch-Westindien und Guiana.

9. Antigua.

Antigua liegt 90 Meilen nordnordwestlich von Dominica und ist oval, hat 20 Meilen in der Länge und 54 im Umfange; sie ist im Widerspruche mit andern Inseln wenig bergig, die größte Höhe nur 1210 Fuß, und die Küste ist schroff und ohne Grün. Der Boden in den Hochlanden ist ein röthlicher Thon oder Mergel, in den Niederungen eine fruchtbare, dunkle Modererde oder Thon. Mit Ausnahme einiger kleinen Bäche zwischen den Bergen ist die Insel ohne fließendes Wasser; das Klima ist auffallend trocken — es fällt nicht über 45 Zoll Regen jährlich — und selbst der Thau ist schwach. Diese Trockenheit schreibt man dem Mangel an hohen Bergen und dichten Wäldern, vielleicht aber auch mit mehr Richtigkeit der Nähe des Wendekreises zu. Der Thermometer wechselt selten um mehr als 4 Grade F. in 24 Stunden, und die mittlere Temperatur ist unter der der andern Inseln.

10. Montserrat.

Diese Insel liegt 22 Meilen südwestlich von Antigua, und ist 12 Meilen lang und 7 breit. Man kann sagen, sie besteht aus einem einzigen, 2500 Fuß hohen Berge. Mit Ausnahme von Plymouth, in der Nähe des Gestades, ist die Insel sehr gesund. Doch hat die Insel einige auffallende Beispiele geliefert, daß die Orkane nicht, wie man geglaubt hat, die Luft reinigen, indem mehrmals nach Orkanen die stärksten Fieber eintraten.

Portugals Bevölkerung.

(Fortsetzung.)

Vergleicht man diese Zahl der Feuerstellen mit der in der vorhergehenden Tabelle angegebenen, welche 791,492 betrug, so kommt eine

Mehrzahl von 25,775 Feuerstellen heraus, und es scheint hiemit ebenso zu ergehen, wie mit der Aufzählung der Summen von Staatsschulden, die, so oft sie auch noch den Cortes vorgelegt oder in Journalen und Staatszeitungen dem Publicum zum Besten gegeben wurden, stets ein anderes Resultat lieferten. Nach den verschiedenen Resultaten der Zählungen der Häuser Lissabons kann man wohl annehmen, daß 45,881 Hausnummern existiren, allein weniger Häuser, weil, wie schon gesagt, ein und dasselbe Haus oft über jeder der verschiedenen Hausthüren eine besondere Nummer hat. Nimmt man nun an, daß jede Nummer einer besondern Wohnung einer Familie in dem Haus entspricht, wie es gewöhnlich der Fall ist, und rechnet man auf jede Familie 6 Köpfe, was eher zu wenig als zu viel ist, indem außer diesen auch in vielen Häusern, die nur eine einzige Hausnummer haben, oft 4 bis 6, auch 8 Familien wohnen, so würde eine Bevölkerung für die eigentliche Stadt Lissabon von 275,286 Seelen herauskommen, was wohl der Wahrheit am nächsten kommt. Die Schwierigkeiten der Entwerfung der Häuserzahl und der Volkstabellen liegt sowohl in dem schlechten System der Numerirung der Häuser, als auch vorzüglich in der schlechten Führung der Kirchenbücher, in denen selten die Sterbefälle der ärmern Classe und der unmündigen Kinder angegeben werden. In Lissabon nun besonders erschwert die Zählung das fortwährende Wechseln der Wohnungen von einem Kirchspiel ins andere.

Oberst Franzini, der sich nun schon seit vielen Jahren mit der Entwerfung von statistischen Tabellen beschäftigt und alle Data dazu sammelt, legte in den letzten Cortes wieder ein ganz verschiedenes Resultat über die Bevölkerung vor, und zeigte, daß Portugal auf einem Flächeninhalte von 8150 □ Legoas (20 auf 1°) eine Bevölkerung von 3,100,000 Seelen habe, die, mit Ausnahme der Bevölkerung von Lissabon und Porto, für jede □ Legoa im Durchschnitt eine Menschenanzahl von 390 gebe, im Einzelnen aber für jede Provinz sich folgendermaßen herausstelle: Für die Provinz Minho 2920, für Tras os Montes 816, für Beira 1000, für Estremadura 506, für Alemtejo 552 und für Algarbien 628 auf die □ Legoa. Auf diese Art bedingt nicht die Größe der Provinz die Menschenzahl, sondern vielmehr ihre Fruchtbarkeit, denn nach Algarbien ist die Provinz Minho die kleinste an Flächeninhalt und hat die größte Bevölkerung, dagegen ist die Provinz Alemtejo beinahe viermal größer und hat die kleinste Bevölkerung. —

In der Volkstabelle, die im Jahre 1801 nicht nach Provinzen, sondern nach den Bisthümern, worin die geistliche Eintheilung des Landes besteht, aufgenommen wurde, stellt sich die Bevölkerung Portugals wieder anders dar, die um so interessanter ist, als diese auch das Verhältniß des männlichen zu dem des weiblichen Geschlechts angibt, so wie auch die Geburten und die Sterbefälle; ob man derselben aber auch ganz trauen kann, muß man dahin gestellt seyn lassen.

Volkstabelle vom Jahre 1801.

Patriarchate, Bisthümer u. s. w.	Kirchspiele.	Feuerstellen	Männliches Geschlecht.	Geboren.	Gestorben.	Weibliches Geschlecht.	Geboren.	Gestorben.
Patriarchat von Lissabon	535	117,780	250,980	7,544	8,102	228,597	7,254	7,572
Bisthum Leiria	50	17,948	32,556	1,021	920	34,685	995	854
Priorat von Crato	37	8,084	15,284	528	600	16,555	596	545
Priorat von Thomar	17	5,594	9,565	339	555	10,685	290	260
Total in Estremadura	457	149,556	287,985	9,432	9,957	284,418	9,115	9,030
Bisthum Castello Branco	81	18,472	35,756	1,412	1,198	35,615	1,350	945
dto. von Coimbra	278	72,444	153,665	4,204	5,792	151,270	4,005	5,785
dto. von Aveiro	72	23,985	37,899	1,560	1,707	48,155	1 380	3,072
dto. von Guarda	205	25,902	47,465	1,781	1,481	52,088	1,729	1 354
dto. von Vizeu	200	37,288	74,500	2,552	3,457	81,990	2,501	2,579
dto. von Pinhel	147	10,308	24,648	669	626	19,064	641	651
dto. von Lamego	258	34,016	65,857	2,485	2,091	69,985	2,369	1,952
Exempt von Santa Cruz	6	1,578	2,547	74	66	2,668	69	55
Total in Beira	1227	225,795	420,095	14,687	15,598	460,911	14,042	14,152
Erzbisthum Braga	1292	162,960	300,859	11,580	8,000	337,245	10,267	8,604
Bisthum Porto	339	81,915	149,698	5,584	5,405	160,481	5,244	3,446
Exempt von Grijo		1,456	3,067	95	60	2,674	87	77
Total Minho	1651	216,329	455,624	17,059	11,465	500,348	15,598	12 127
Erzbisthum Evora	144	29,244	54,532	1,959	2,941	51,140	1,908	2,891
Bisthum von Portalegre	41	9,162	16,888	627	727	16,404	685	744
dto. von Elvas	44	11,492	25,581	755	1,588	19,769	807	1,265
dto. von Beja	118	31,054	50,868	2,170	2,205	55,218	2 050	2,188
Total Alemtejo	347	80,932	145,669	5,511	7,261	142,551	5,400	7,086
Bisthum Faro, welches Algarbien und einen Theil Alemtejo's in sich begreift	0	28,214	49,419	2,268	1,550	51,759	2,154	1,631
Bisthum Miranda und Bragança, die einen Theil von Tras os Montes ausmachen	534	20,900	38,202	1,155	982	39 478	1,120	968
Summe im ganzen Reiche	4046	749,524	1,592,992	50,112	44,595	1,480,421	47,427	44,974

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 89** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Saragossa. (Von Martinez de la Rosa.) — Perditus Mutton. (Forts.) — Admiral Hosiers Geist.

Das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 280.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 October 1838.

Der Wisperer oder Ohrenraunner.

Unter dieser Ueberschrift ist in einer auf dem Continent wenig verbreiteten englischen hippologischen Zeitschrift kürzlich die Lebensskizze eines nun verstorbenen merkwürdigen Pferdebändigers und Kollers erschienen, welcher in mehreren irländischen Grafschaften bei dem gemeinen Volke für eine Art von Hexenmeister galt. Da dieselbe in der dortigen hippologischen Welt, besonders unter den so zahlreichen Freunden der Rennbahn, bedeutendes Aufsehen erregt hat, so können wir es uns nicht versagen, sie im gedrängten Auszuge mitzutheilen, und eine damit verwandte, beachtenswerthe Angabe aus dem North American Turf Register vom Junius 1838 über ein transatlantisches Geheimmittel zur augenblicklichen Zähmung unbändiger Thiere hinzuzufügen. F. M.

Im Marstall Lords Doneraile, Vaters des jetzigen gleichnamigen Viscounts in der irländischen Grafschaft Cork, diente vor einer Reihe von Jahren ein seinem ganzen Wesen und Aussehen nach gar seltsames, ja schnurriges Männchen, Namens Con Sullivan, welches in der ganzen Gegend weit und breit umher nur unter dem Namen „der Wisperer" bekannt war, und von Vielen, ja wie es scheint, sogar von dem Seelsorger des Ortes, wo er sich gewöhnlich aufhielt, mit scheuen Blicken angesehen, und eines nicht zu bezweifelnden Bündnisses mit dem Schwarzen gezogen wurde. Con stammte, wie er sich öfter wohlgefällig rühmte, aus einer uralten Jockey-Familie in der Grafschaft Limerick, deren Ursprung bis in die Zeiten der Geraldine hinaufreichte, und scheint sein Geheimmittel zur augenblicklichen Bändigung der gefürchtetsten Wildfänge, die von den erfahrensten Bereitern als durchaus unbezähmbar aufgegeben worden waren, als ein Erbstück überkommen zu haben.

Sein Probestück legte er schon in früher Jugend durch die augenblickliche Kirrung eines dem Lord Doneraile gehörigen störrigen Gaules, Namens Wildfire, ab, den kein Hufschmied in der ganzen Gegend zu beschlagen sich getraute, der aber durch Cons ihm in Beisein des erstaunten Lords und einer Menge von Umstehenden ins Ohr geraunte Zauberworte bezwungen, augenblicklich so kirr und lenksam wie ein Damenpony wurde.

Drei seiner wundersamsten Dressuren oder Curen, wie der Erzähler sie nennt, möchten, wie derselbe hinzufügt, eine Münchhausensche Fabel zu seyn scheinen, wenn sie nicht durch die einstimmige Aussage und Betheurung vieler noch lebenden Augenzeugen als vollkommen wahr beglaubigt wären.

Er vermied sorgfältigst jede heftige Bewegung und Gebärde, wenn er sich einem Thiere, auf das er wirken sollte, näherte, und verließ sich einzig und allein auf irgend eine nur ihm bekannte noch bis zur heutigen Stunde unausgemittelte Verbindung von Lauten. (?) Der Angabe eines seiner beiden Söhne zufolge, welcher Hundevogt des jetzigen Lord Doneraile ist, trat er gewöhnlich mit rückwärts gekreuzten Händen von hinten her ans Thier, und die Wirkung, die er auf dasselbe ausübte, es mochte so unbändig und widerspänstig, oder sagen wir lieber so kollerig wie immer seyn, war so augenblicklich und magisch, und brachte einen so unauslöschlichen Eindruck hervor, daß das Thier wie umgewandelt erschien. In den meisten Fällen hätten Monate der strengsten kunst- und schulmäßigen Dressur das nicht bewirken können, was Con im Punkte der Lenk- und Folgsamkeit im Nu zuwege brachte. Zeit und Ort waren ihm ganz gleichgültig, und seine Wirkungen so dauernd als sein System unfehlbar war.

Con, der kein Wettrennen im ganzen Lande versäumte, wurde einst zu dem seiner Zeit berühmten Rennpferde, König Pipin, geholt, welches binnen wenigen Stunden bei dem großen Mallow-Rennen figuriren sollte, und auf welchem bedeutende Wetten standen, das aber gerade in einen seiner periodischen Kollerzustände gerathen, in welchem es durchaus unnahbar war, ja dem Gerüchte zufolge schon früher zwei Jockeys erschlagen haben sollte. Dem Junker, sagte Con mit der gleichgültigsten Miene von der Welt, wollen wir gleich den Kopf zurecht setzen. Wie gesagt, so gethan. Nachdem er ihm einige seltsame Laute ins Ohr geraunt hatte, wurde das Thier wie vom Donner gerührt; auf sein Geheiß kniete es nieder; Con streckte sich auf dasselbe ganz gemächlich der Länge nach aus, schlug Feuer, zündete seine Pfeife an, und that einige tüchtige Züge, dann stand er auf, sattelte es, und ging nach der Rennbahn, wohin ihm das Pferd so fromm und willig wie das best

Digitized by Google

dreſſirte Windſpiel folgte. Es lief hierauf ſo rüſtig, als wie wenn gar nichts vorgefallen wäre, und gewann!

Bei einer andern Production, die durch eine Wette eines Landjunkers aus der Grafſchaft Tipperary veranlaßt wurde, der 100 Guineen gegen 500 von Lord Doneraile ſetzte, daß der Wisperer mit einem ihm gehörigen Satan von Gaul, wie er ſagte, der ſeiner Bösartigkeit halber berüchtigt war, nichts ausrichten werde, brachte Con nach wenigen Augenblicken das Unthier dahin, daß er ungeſcheut einen kleinen Handſpiegel an eines ſeiner Vorderbeine befeſtigen, und ſich ſodann, querüber das Thier gelegt, welches von einem kalten Schweiße trieſte, und dann und wann ſchauerte, ſich aber doch nicht rührte, ungehindert den Bart abnehmen konnte. Die Wette hatte eine große Zuſchauermenge herbeigezogen, und ſämmtliche Fenſter des Schloſſes waren mit Damen beſetzt, die in den allgemeinen Jubel mit einſtimmten und ihren Beifall durch Schwenken von Tüchern und andere lebhafte Bewegungen zu erkennen gaben. Der Lord ſchlug die Annahme des Gewinnſtes aus, weil, wie er als ein ächter Gentleman äußerte, der Erfolg für jeden, der Sullivans Leiſtungen kenne, zum voraus nur zu untrüglich geweſen ſey.

Ein als unverbeſſerlich ſtörrig aufgegebenes Trainpferd, das er einſt um einige Schillinge erſtand, konnte er noch an demſelben Tage um viel mehr Pfunde verkaufen, und auf der Straße zwiſchen Mallow und Cork, die es ſeitdem als Karrengaul öfters befuhr, war nie ein lenkſamerer geſehen worden.

Der Seelſorger, dem das Treiben des Wisperers ſtets höchlich mißfallen, ja als eine Art von Teufelsſpuk vorgekommen war, hatte ihn ſchon öfter zur Rede geſetzt und ernſtlich ermahnt, denſelben fahren zu laſſen, oder wenn, wie er behaupte, nichts Unheimliches dahinter ſey, ihm ſein Mittel unterm Beichtſiegel zu entdecken; als ſeine Ermahnungen erfolglos geblieben waren, hatte er ihn öffentlich von der Kanzel herab als Schwarzkünſtler bezeichnet, ſo daß er zumal von dem weiblichen Theile der Gemeinde ſichtlich gemieden wurde. Con, dem vorzüglich der letztere Umſtand ſehr unbequem fiel, verließ für eine Weile die Gegend, kehrte jedoch, von einer unbezwinglichen Anhänglichkeit für den, wie er ſagte, mit ihm aufgewachſenen Marſtall Lord Doneraileſ getrieben, wieder zurück, und trieb, ohne ſich um die über ihn verhängte Art von Kirchenbann viel zu kümmern, nach wie vor, jedoch ſo viel wie möglich insgeheim, ſein Weſen. Bald darauf begegnete er dem Geiſtlichen, welcher zu Pferde war, auf einem Wege, wo er ihm nicht unbemerkt entſchlüpfen konnte. „Nun!“ rief ihm P. James mit finſtrer Miene zu, „ſehe ich einen andern Menſchen vor mir, oder biſt du zurückgekommen, um dein Hexenſpiel von neuem zu beginnen? Nach einigem Hin- und Herreden ſtellte ihm der Geiſtliche kategoriſch die Wahl zwiſchen feierlicher Verzichtleiſtung, die bis zum nächſten Sonntage erfolgen müßte, oder förmlichem Kirchenbann. Con ſtellte ſich wie höchlich entſetzt darüber: „Was wird mein Weib ſagen, wenn ich mich gegen die Kleriſei auflehne. Nun gut, ich will Ew. Ehrwürden in das Geheimniß einweihen, und ich wette, wenn Sie es einmal kennen, ſo werden Sie ſelber ſagen, daß ſelbſt ein Biſchof, mit der Inful angethan, wiſpern und dann gleich darauf ein Hochamt halten dürfe, ſo ein gar ſchuld- und harmloſes Thun iſt es. Um Ew. Ehrwürden nun gleich die Sache klar zu machen, will ich mit Paddheree da (des Prieſters Klepper) ein Wörtlein ſprechen.“ Er legte nun ſeinen Mund an deſſen Ohr und brachte das Gegentheil ſeines gewöhnlichen Wiſperns zuwege, um zu zeigen, daß er nicht bloß den böſen Pferdehumor bannen, ſondern auch heraufbeſchwören könne. Paddheree hatte kaum das magiſche Gewiſper des loſen Schalks vernommen, als er ſich widerſpenſtiger als der ſtörrigſte Maulthierhengſt gebärdete, und alle Tücken urplötzlich in ihn gefahren zu ſeyn ſchienen.

Con hatte ſich einige Schritte entfernt, und weidete ſich an dem Treiben des tollgewordenen Kleppers und der Pein des armen Paters. Denn wollte derſelbe abſteigen, ſo ſchnappte Paddheere nach ſeinen Beinen oder drehte ſich im Kreiſe herum, und trieb er ihn an, ſo bäumte er ſich himmelhoch und drohte ihn abzuwerfen. Endlich mußte die Reverenz ſich aufs Bitten legen und nun ſchrieb der Schalk die Bedingungen des künftigen Burgfriedens vor, welche in völlig unbehelligter Ausübung ſeines, wie er ſich ächt joleymäßig ausdrückte, „kleinen Janus“ beſtanden.

Das neueſte in Europa angekommene Heft des North American Turf Regiſter, ein, wie man ſieht, den Angelegenheiten der nordamerikaniſchen Rennbahnen gewidmetes hippologiſches Blatt, welches ſeit einigen Jahren dann und wann Leiſtungen der dortigen Jockeys berichtet hat, die denen Con Sullivans des Wisperers wenig nachgeben dürften, äußert ſich über das Mittel, wodurch ſie bewirkt werden, auf folgende geſchraubte Weiſe:

„Dieſe ſeltſame Wirkung wird durch Urſachen hervorgebracht, die bis jetzt von den Phyſikern als durchaus einflußlos gänzlich überſehen worden ſind. Obſchon ſie vielleicht ſeit Jahrhunderten bekannt geweſen und von Unzähligen gedankenlos und kleinlich angewendet worden ſeyn mögen, ahnten doch nur Wenige die außerordentliche Gewalt des Spielzeugs, das als Tand gehandhabt wurde. Sie ſind, wie wir glauben, vorzüglich zur Ausübung eines noch ungeahnten Einfluſſes auf die Thierorganiſation geeignet, und ſcheinen hauptſächlich eine völlige Umwandlung im Nervenſyſtem der Hufen- und Klauenthiere hervorzubringen, wodurch das Pferd oder Maulthier oder Rind gegen nervöſe Aufregung geſtält wird.“

Der Herausgeber verſpricht Allem aufzubieten, ſich die Erlaubniß zur Veröffentlichung des Geheimmittels auszuwirken.

Die ſchöne Creolin.

(Fortſetzung.)

Alle dieſe Umſtände, die mir nach und nach abſichtslos mitgetheilt wurden, machten meine Neugierde aufs äußerſte rege. Madame Lalorie hatte gleich beim erſten Zuſammentreffen einen tiefen Eindruck auf mich gemacht; ohne Zweifel mußte das Leben dieſer Frau irgend ein beſonderes Geheimniß in ſich tragen.

An dem von mir bewohnten Hauſe befand ſich eine Terraſſe,

Digitized by Google

auf welche ich mich jeden Abend begab, und von wo man die Aussicht auf ihre Wohnung hatte. Oftmals hatten sich meine Blicke gegen diese gewendet, nach einem Zeichen spähend, das mir errathen helfen konnte, was dieselbe verbarg; allein in der Wohnung der schönen Wittwe war Alles still und ruhig. Ein einzigesmal sah ich, daß Madame Lalorie in einen im Garten gelegenen Pavillon trat, von wo ich ein dumpfes Stöhnen zu vernehmen glaubte, bald aber erschien die junge Frau wieder ruhig und mit lächelnder Miene; sie ging an den Beeten hin, und richtete die vom Regen abgeknickten Blumen auf, dann kehrte sie wie träumend und in abgemessenen Schritten zurück, eine Magnolienrose entblätternd.

Durch Zufall hatte ich eine alte Negerin der Madame Lalorie, Namens Rachel, kennen gelernt, deren Enkel mich manchmal besuchte; es war dieß ein Kind von seltener Schönheit und vielem Verstand: ich versuchte, dasselbe in den Wahrheiten unserer Religion zu unterrichten. Mingo liebte mich und ich selbst fühlte mich sehr zu ihm hingezogen. Ich versuchte zwei oder dreimal bei Gelegenheiten, wo ich ihn niedergeschlagen fand, einige Fragen über seine Herrin zu machen, allein das Kind schwieg: Rachel, die ich auch nebenher fragte, konnte oder wollte mir ebenfalls nichts sagen. Ich fing an zu glauben, meine Einbildungskraft habe mich getäuscht, und ich hörte somit auf, meine Aufmerksamkeit auf die französische Wohnung zu richten.

Eines Abends jedoch blieb ich länger als gewöhnlich auf der Terrasse. Die Luft war brennend heiß, und ich sog mit wahrer Begierde die vom Fluß herwehende Abendluft ein, am Himmel funkelten die Sterne; bei dieser Ruhe der Nacht drang das geringste Geräusch bis zu mir.

Ich lehnte an das Geländer des Belvederes, in meinen Träumereien versunken, als ein durchdringender Schrei mich zusammenschaudernd aus diesen weckte. Ich erhob den Kopf; zwei ähnliche Ausrufungen ertönten rasch auf einander. In demselben Augenblick gewahrte ich zwei Schattengestalten im Garten der Madame Lalorie, die schnell vorübergingen. Die eine derselben schlank und in einem weißen Kleide hatte in der Hand eine Waffe, die ich nicht erkennen konnte, und schien die andere, welche floh, zu verfolgen. Ich sah, wie beide in die Wohnung stürzten, deren erleuchtete Fenster mitten in der Nacht glänzten, und die Treppen hinanstiegen. Auf diese Weise gingen sie von Stockwerk zu Stockwerk; auf einmal erschien die stets verfolgte, dunkle Gestalt auf der Terrasse. Ich sah, wie sie sich über das Geländer hinausbog; ich hörte einen Schrei, dann ein dumpfes und mattes Geräusch, wie wenn ein Körper zerschmettert wird, und hierauf war Alles still! . . . . . Der weiße Schatten stand nahe bei der Galerie und schaute mit Ruhe hinab.

Bald sah ich sie wieder hinabsteigen. In der Wohnung entstand eine Bewegung von einigen Minuten, Lichter liefen von einem Zimmer ins andere; endlich kamen vier Sklaven mit Laternen in der Hand langsam heraus; unter der Terrasse hoben sie etwas Ungestaltetes auf und trugen es stillschweigend tiefer in den Garten, man grub in der Erde, das Grab wurde gefüllt, die Sklaven kehrten zurück und Alles ward wieder stumm und still.

Ich hatte diesen Auftritt mit Schauder und Schrecken angesehen, die Nacht brachte ich in einer Art fieberhaften Zustandes zu.

Als ich am folgenden Tage ausging, saß Rachel unter der Thüre der französischen Wohnung, mit gefalteten Händen und das Haupt auf die Knie niedergebeugt. Ich rief ihr zweimal, ohne von ihr gehört zu werden.

„Bist du krank, Rachel," rief ich ihr endlich zu.

Die alte Negerin schüttelte den Kopf.

„Was ist dir denn geschehen?"

Sie antwortete nicht. Ich blickte um mich her.

„Wo ist Mingo?" fragte ich hierauf.

Bei diesem Namen stieß Rachel einen Schrei aus; mit einem Sprung war sie auf und stampfte die Erde unter ihren Füßen mit einer gräßlichen Miene.

„Hier, hier," schrie sie, „mein Kind, mit geschlossenen Augen!" Und mit beiden Händen das Angesicht bedeckend, kehrte sie in das Haus zurück.

Nun war mir Alles klar. Ich ging zu einem mir verwandten amerikanischen Pflanzer, und erzählte ihm, was ich gesehen; er führte mich zur Obrigkeit, der ich ebenfalls meine Erklärung abgab. Am selben Tage noch wurde eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet. Was dieselbe enthüllte, weiß ich nicht, indem es der französischen Partei gelang, die Sache zu unterdrücken; man wußte bloß, daß die Handlung ungesetzmäßiger Grausamkeit durch die Aussagen von neun Sklaven der Madame Lalorie bewiesen wurde; jene wurden hierauf confiscirt und am folgenden Sonntag zum Vortheil des Staats verkauft.

Ich wurde bei der Sache weder als Zeuge vernommen, noch überhaupt mein Name dabei genannt. Madame Lalorie, die mich anderwärts gesehen hatte, ohne mich zu bemerken, und mich nicht kannte, wußte nicht, welchen Theil ich daran genommen hatte. Ich vermied es sorgfältig, ihr zu begegnen; der Anblick dieser Frau machte mir übel, ich glaubte sie noch zu sehen, wie sie Mingo verfolgte und mit Kälte dessen Leichnam am Fuße des Belvederes betrachtete.

Sechs Monate waren inzwischen verflossen, und die Gerüchte, welche einen Augenblick über die Härte der jungen Wittwe gegen ihre Sklaven im Umlauf waren, hatten sich gelegt. Ihr Salon war wieder so gesucht als je, und stand der ganzen Aristokratie von New-Orleans offen; das Haus war wegen seines Glanzes und seiner reichen Geselligkeit berühmt, sie war fortwährend von Bewunderern umgeben, und wenn es je aus Zufall Einer wagte, von dem Vergangenen zu sprechen, so erhob man sogleich Zweifel, hielt die bekannte Milde der jungen Wittwe entgegen, pries ihr einnehmendes Wesen, und behandelte endlich die albernen Anklagen, denen sie ausgesetzt war, als reine Schmähsucht.

(Schluß folgt.)

Ueber die Ausbrüche von Feuersbrünsten in London.

In der statistischen Section des englischen Naturforschervereins las ein Hr. Rawson Bemerkungen über den obigen Gegenstand vor. In

Digitized by Google

den letzten fünf Jahren fanden (mit Ausnahme von in Brand gerathenen Kaminen) 2476 Feuersbrünste oder 495 des Jahres statt. In fünf Pret. derselben wurden die Häuser ganz zerstört, in 26 bedeutend beschädigt und in 68 Pret. war der Schaden nur gering. Die kleinste Anzahl Feuersbrünste fand an Sonnabenden, die größte an Freitagen statt. Die wenigsten Feuersbrünste ereignen sich von 5 bis 9 Uhr Morgens, die meisten von 10 bis 2 Uhr in der Nacht. Die Berichte von fünf Jahren ergeben, daß 98 Feuer um 5 Uhr Abends, 105 Feuer um 6 Uhr, 122 Feuer um 7 Uhr, 182 um 8 Uhr, 188 um 9 Uhr, 199 um 10 Uhr, 197 um 11 Uhr, 165 um 12 Uhr, 139 um 1 Uhr, 115 um 2 Uhr, 80 um 3 Uhr, 68 um 4 Uhr, 50 um 5 Uhr, 47 um 6 Uhr u. s. w. eintreten. Von den 2476 Feuersbrünsten in fünf Jahren ließen sich nur 165 auf unvermeidliche Zufälle zurückführen; 594 entstanden durch unvorsichtigen Gebrauch von Licht, 72 durch offenbare Sorglosigkeit verschiedener Art, 29 durch Kinder, die mit Feuer spielten, 20 durch Feuer, die auf dem Herd oder auch an andern ungeeigneten Orten angezündet wurden, 330 durch verstopfte Röhren, 17 durch unvorsichtige Communicationen in den Häusern, 44 durch überhitzte Oefen, 155 durch verschiedene Zufälle mit Gas, 7 durch Betrunkenheit, 81 durch Feuerlegung, 14 (in 2 Jahren) durch in Brand gerathene Kleidern, und 151 (in 5 Jahren) durch Kleider, die man nachlässig aufhing, um sie am Feuer zu trocknen.

Portugals Bevölkerung.

(Fortsetzung.)

Vergleicht man diese Angaben mit den schon gegebenen, so findet man abermals einen Unterschied von 9 Kirchspielen, die zu viel, von 41,968 Feuerstellen, die zu wenig, so wie eine Differenz von 188,271 Einwohnern, die im Jahre 1801 hienach weniger, als im Jahre 1856 angegeben wurden, ungeachtet Balbi nach andern Berechnungen die Volkszahl im Jahre 1801 doch als am höchsten bezeichnet. Beachtungswerth in dieser Tabelle ist die große Differenz zwischen dem männlichen und dem weiblichen Geschlechte, die nicht weniger als 87,429 beträgt, um welche die Zahl des weiblichen Geschlechts die des männlichen übersteigt, und woraus wohl manche Folgerungen auf die gesunkene Moralität der Weiber gezogen werden können, indem es an Männern fehlt, um Ehebündnisse abzuschließen; es paart sich nicht, und darum entstehen so viele andere Unregelmäßigkeiten in dem außergewöhnlichen, nicht ehelichen Leben der Frauen. Woher aber dieser Mangel des männlichen Geschlechts, da nach dieser Tabelle doch mehr männliche als weibliche Geburten erfolgen, und selbst auch weniger Männer als Weiber sterben? Aller Wahrscheinlichkeit nach gründet sich derselbe doch wohl mehr auf unrichtige Angaben, als daß wirklich ein Mangel existirte, ungeachtet nicht zu läugnen ist, daß die auswärtigen Besitzungen, so wie auch Brasilien, was für die Portugiesen noch fortwährend sehr anziehend ist, eine Menge Personen männlichen Geschlechts entweder temporär oder für immer dem Mutterland entziehen. Die Zählung, welche im Jahre 1801 durch die Civilbehörden veranstaltet, gibt als Resultat eine Bevölkerung von 1,426,900 männlichen und 1,505,050 weiblichen Gliedern, rechnet man aber zu den männlichen noch 52,000 Köpfe, welche die Armee und die Geistlichkeit damals stark war, so wie 7000 Nonnen zu der weiblichen Bevölkerung, so erhalten wir eine Bevölkerung von 2,999,950 Seelen, von denen 1,478,900 männlichen und 1,521,050 weiblichen sind, also doch auch eine mindere Anzahl von 42,150 Köpfen für das männliche gegen das weibliche Geschlecht. Vergleichen wir nun dagegen wieder die Volkszählungen, die man in den Jahren 1815 bis 1819 aufstellte, und deren Listen wir hier übergehen wollen, da sie nach den 24 Comarcas aufgestellt wurden, so daß man mit den frühern Zählungen nach Provinzen oder Bisthümern abermals keinen rechten Vergleich aufstellen kann, so geht wenigstens daraus hervor, daß das Mittel von 5 Jahren angenommen, allein die Findelkinder nicht mitgerechnet, im Ganzen genommen jährlich 27,997 Knaben und 26,267 Mädchen geboren werden, also im Verhältnisse wie 14:13,8, welches so ziemlich mit den Verhältnissen in andern Staaten gleichkommt. — Mit Ausnahme der Stadt Lissabon, stellen sich die Verhältnisse der ehelichen Geburten zu den unehelichen nach der mittlern Zahl von 5 Jahren wie 54,264 legitime Geburten zu 5740 unehelichen, oder wie 13:1 heraus, also um 2 Zahlen ungünstiger für die Moralität wie in Frankreich, wo man 15:1 annimmt; allein wie schwindet dieses, wenn man nur Lissabon allein in dieser Hinsicht betrachtet, wo nach den Listen von 1801 in dem Patriarchat 14,778 Kinder geboren werden, ungerechnet der 2000 Kinder, die jährlich im Durchschnitt ins Findelhaus gebracht werden, und wonach, wenn man jene 14,778 Kinder alle als legitim betrachtet, was doch nicht der Fall seyn kann, sich schon ein Verhältniß der legitimen zu den Findelkindern wie 7,3:1 herausstellt. Bedenkt man aber, wie viele uneheliche Kinder bei der Geburt sterben und wovon nichts bekannt wird, wie viele nur durch unerlaubte und geheime Mittel vor der Geburt getödtet werden, eine Immoralität, die hier täglich in Anwendung gebracht wird, so kann man wohl mit Fug und Recht annehmen, daß in Lissabon, wenn alle Kinder lebend zur Welt gebracht würden, sich das Verhältniß der legitimen zu den unehelichen wahrscheinlich wie 3:1 verhalten würde. — Betrachten wir nun das Verhältniß der Lebenden zu den Verstorbenen, so finden wir, daß die mittlere Zahl der Verstorbenen in 24 Comarcas, Lissabon ausgeschlossen, 54,625 betrug. Wenn nun die ganze Bevölkerung 3,175,000 Einwohner betrug, und wenn in diesem Verhältniß eben so viele in den andern Comarcas starben, so würden wir für ganz Portugal eine Sterbeliste von 78,908 Individuen erhalten, was etwas weniger beträgt, als die Sterblisten im Jahre 1801 angeben, wo man darin 89,567 Verstorbene verzeichnet; es würde sich folglich das Verhältniß der Lebenden zu den Verstorbenen wie 37,5 zu 1 herausstellen. Jedoch dieses Verhältniß ist nicht ganz richtig, und zwar aus dem Grunde, weil die Sterbefälle von Kindern unter 2 Jahren selten oder nie in die Kirchenbücher verzeichnet werden. — Die Verheurathungen in Portugal stellen sich zur Bevölkerung wie 1:136 heraus, was so unvortheilhaft wie möglich, und unstreitig mehr der Unmoralität der Menschen zugeschrieben werden kann, als andern Ursachen, die jedoch auch zu berücksichtigen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Man behauptet, ein auf Eisenbahnen anwendbares System von Tag- und Nachttelegraphen sey dem belgischen Minister der öffentlichen Arbeiten von einem Belgier vorgeschlagen worden, der sich seit geraumer Zeit unablässig mit der Vervollkommnung der Correspondenz durch Signale beschäftigt. Die Erfindung soll nichts mit den bisherigen gemein haben, und weder Messing-, noch Eisendrath, noch galvanische Mittel angewandt werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 281.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 October 1838.

Ein Sommerausflug von Teheran nach dem Assassinen-Felsen.

(Aus dem United Service Journal. August 1838.)

Der persische Sommer hatte kaum begonnen, als wir, vier an der Zahl, einen Ausflug über die Berge des Elbrus machten, um für einige Zeit die dürren Ebenen und kahlen Berge von Irak gegen die Wälder und Sümpfe Masanderans zu vertauschen. Am Abend des 20 Mai zogen wir aus den düstern Lehmmauern von Teheran, ritten vier Stunden weit nordwestlich über eine steinige Ebene und erreichten das Dorf Kend, hart unter der Elbruskette. Dieser Ort ist ziemlich bedeutend, da hier während des heißen und ungesunden Sommers von Teheran viele Bewohner dieser Stadt sich aufhalten. Kend ist wie in Gärten vergraben, welche eine Menge der herrlichsten Früchte erzeugen, und unter den Felsen der benachbarten Berge finden sich wilde Schafe und Ziegen in großer Anzahl. Der verstorbene König Fetd Ali Schah, der ein gewaltiger Jäger war, baute sich hier einen Jagdsitz, um sein Vergnügen, diese Thiere zu jagen, welche ihren fast unzugänglichen Aufenthalt sehr selten verlassen, desto leichter befriedigen zu können. Da er die Weiber nicht minder als die Jagd liebte, so enthielt dieses Jagdschloß wie alle ähnlichen Gebäude, die er baute, zahlreiche Zimmer für das große Frauengefolge, wovon er stets begleitet war.

Am nächsten Morgen zogen wir in westlicher Richtung sieben Stunden weit nach dem kleinen Dorfe Sulimanieh oder Keredsch, eine kleine halbe Stunde vom Elbrus gelegen, nahe an einem breiten Flusse gleichen Namens, der in den genannten Bergen entspringt und sich in die Kewir oder Salzwüste südlich von Teheran verliert. Der verstorbene König baute hier einen großen Palast und hielt sich hier eine Zeit lang auf seinen jährlichen Ausflügen nach Sultanieh auf, wo er seine Truppen zu mustern und Uebungen vornehmen zu lassen pflegte. Dieser Palast zeichnet sich durch nichts aus als ein großes Gemälde, welches die eine Seite des Hauptzimmers einnimmt und lebensgroße Abbildungen von Aga Mohammed Khan Kadschar, dem Gründer der jetzigen Dynastie, und den Häuptern seines Stammes enthält, die ihn auf den Thron erhoben. Er selbst, mit einem grimmigen Gesichte, sitzt auf dem Thron, während seine Häuptlinge mit Panzerhemden, Stahlhelmen und ihren großen Tatar-Stiefeln ausgerüstet, auf Stühlen um ihn herum sitzen. Das Gemälde soll treffend ähnlich seyn, aber der Ausdruck des Gesichts ist höchst unangenehm, und man wundert sich nicht mehr über seine Grausamkeit, wenn man dieses Bild gesehen hat. Indeß kann nur ein kraftvoller Tyrann, wie Aga Mohammed Khan, einem Reiche wie Persien Glück bringen; denn nur wenige, wie der Adel am Hof und die hohen Beamten, fühlen die Wirkungen seiner Tyrannei, während die Masse des Volks, sicher in ihrer Dunkelheit, ihn hauptsächlich nur als den Bewahrer der öffentlichen Ruhe und Sicherheit kennt. Sein Andenken ist gesegnet bis auf diesen Tag, weil er das Landvolk beschützte und die Räuber auf den Straßen wie die habsüchtigen Beamten unerbittlich bestrafte und verfolgte. Die Perser erzählen oft eine Anekdote, welche seinen Charakter in dieser Beziehung bezeichnet. Während einer Reise trennte er sich von seinem Gefolge und näherte sich einem Bauern, der einen mit Früchten beladenen Esel zu Markte trieb, und befahl ihm im gewöhnlichen Tone eines persischen Soldaten, ihm eine Handvoll zu geben. Der Bauer weigerte sich, worauf der König vom Pferd stieg und einen Theil der Früchte mit Gewalt zu nehmen suchte. Der Bauer widersetzte sich, schwang seinen Knittel und rief aus: „O du Hundssohn! ist Aga Mohammed Khan todt, daß du mich zu berauben wagst? Beim Haupte des Königs, wenn Aga Mohammed Khan noch lebt, sollst du morgen aus einem Mörser geschossen werden!“ Das Folgende läßt sich denken: der König war sehr erfreut, gab sich zu erkennen und beschenkte den Bauern. Eine zweite Anekdote, welche seinen Charakter in ein anderes Licht setzt, mag hier gleichfalls ihren Platz finden. Ein gewisser Distrikt hatte sich empört, und Aga Mohammed Khan befahl seinem Minister, Mirza Schefi, einige Dutzend Augen auszureißen und ihm zu bringen. Man verfährt dabei auf eine äußerst rohe Weise: das Opfer wird auf den Rücken geworfen, ein Soldat, oder sonst wer immer, faßt ihn an der Brust und schneidet ihm mit seinem Messer oder Dolch die Augen aus. Der Minister legte die Augen auf eine Schüssel, und brachte sie dem König. Aga Mohammed Khan betrachtete sie eine Zeit lang,

Digitized by Google

zog dann den Dolch und begann die Augen zu zählen, indem er sie mit der Spitze eines nach dem andern bei Seite schob. Unzufrieden wandte er sich zu seinem Minister und sagte: „Bei dem einigen großen Gott, Mirza Schefi, wenn ein Auge hier fehlt, sollen die deinen die Zahl voll machen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die schöne Creolin.

(Schluß.)

So standen die Sachen, als plötzlich eines Tages die Sturmglocke ertönte; in der Wohnung der Madame Lalorie war Feuer ausgebrochen. Alles eilte sogleich dahin; durch den Lärmen benachrichtigt, schloß auch ich mich der Menge an.

Das Feuer war in den Seitengebäuden der Wohnung, wo sich die Küchen befanden, ausgebrochen; in dem Augenblick, wo wir in den Garten traten, schlugen die Flammen durch das Dach, welches auch zusammenstürzte. Auf dem Platze selbst war gar nichts vorhanden, um das Umsichgreifen des Feuers zu hindern, man erwartete die Feuerspritzen, die noch nicht angelangt waren. Aller Augen waren auf das brennende Gebäude gerichtet, als man plötzlich mitten aus den Flammen ein großes Geschrei vernahm; ein Fenster wurde geöffnet, an welchem ein Weib erschien, es war Rachel, welche ihre Arme mit drohender Wuth hin und her bewegte. Bei ihrem Anblick hatte sich ein Ausruf des Schreckens erhoben, und durch eine unwillkürliche Bewegung näherte sich die Menge dem Gebäude. Allein die Flammen verhinderten jeden Zugang. Inzwischen hatte sich Rachel zum Fenster herausgelehnt, und rief, auf den Brand zeigend, der sich bereits bis zum Wohnhaus erstreckte:

„Herrin verbrennt, Mingo gerächt, ich gerächt, alle Schwarzen gerächt!“ dabei schlug sie mit einem wahnsinnigen Gelächter in die Hände. Gleich darauf sank sie erschöpft zusammen.

Während der Zeit wurde eine Leiter herbei gebracht; man stellte sie an das Fenster, und ein junger Mann bestieg sie unerschrocken. Als er zu der alten Negerin gelangt war, wollte er sie aufheben, was ihm jedoch nicht gelang.

„Sie ist angekettet,“ rief er sogleich.

„Ja, ja, arme Schwarze, seit sechs Monaten an den Herd angekettet, stammelte Rachel! .... Herrin wollen, daß arme Rachel gute Mittagessen für sie machen .... Aber Rachel hat zu heiß, Rachel denkt an Mingo, Rachel hat das Feuer angelegt, um zu sterben.“

In dem Augenblick ergriffen die Flammen das Fenster, so daß der junge Mann gezwungen ward, herabzusteigen; wir sahen, wie sich die Alte mit einem Ausruf des Schmerzes wieder erhob, wie sie sich mitten in den Flammen zusammenkrümmte, dann zurückfiel und verschwand.

Tiefer Schauder und Schrecken hatte die Menge ergriffen, man fing an Verwünschungen auszustoßen, als die Feuerspritzen eintrafen. Der Brand, dem man keinen Einhalt thun konnte, ergriff bereits die benachbarten Gebäude. Der Wind trieb die Flammen schnell gegen das Dach eines einzeln stehenden und sorgfältig verschlossenen Pavillons, der in kleiner Entfernung stand. Die Menge drängte nach zwei Seiten, da erschien Madame Lalorie selbst am Fenster des Hauses; sie war bleich, und ihre Hand, die sie auf den Balcon stützte, zitterte etwas. Es erhob sich ein Gemurmel, hierauf tritt wieder Stillschweigen ein.

„Die Schlüssel!“ rief man von allen Seiten.

„Laßt den Pavillon brennen, meine Herren,“ sprach die junge Frau mit unruhigem Tone.

Allein die Menge hörte nicht.

„Die Schlüssel! die Schlüssel!“ wiederholten hundert Stimmen.

„Ich habe sie nicht.“

„So schlage man die Thüren ein!“

Die Thüren fielen; es entstand eine Bewegung, darauf erscholl ein langes Gemurmel. Madame Lalorie hatte sich eilends zurückgezogen

Da ich in der Nähe des Pavillons gestanden hatte, so war ich einer der Ersten, der in denselben eintrat. Wenn ich Tausend Jahre leben sollte, so würde ich niemals das Schauspiel vergessen, das sich meinen Augen darbot.

In einem niedern und finstern Saal waren im Kreise neun Pfeiler errichtet: an den zwei erstern hingen Leichname, die bereits zu Gerippen geworden waren; an die sieben übrigen waren Sklaven angekettet, einigen waren die Hände über dem Kopfe zusammengebunden, andere lagen zusammengekrümmt da, unfähig sich wieder aufzurichten, mehrere waren mit einem Halseisen um den Hals in ewiger Unbeweglichkeit an den Pfeiler angeschlossen. Sie hatten keine Spur menschlichen Aussehens mehr. Ihre Körper bestanden aus Einer ungeheuren Wunde, auf welcher die Ruthenstreiche tiefe Furchen gebildet hatten. Mitten in dem durch die Pfeiler gebildeten Kreise erhob sich eine Estrade, welche geschickt so stand, daß die Streiche besser treffen konnten, und die noch feucht von röthlichem Kothe war. Ein in Blut getränkter Riemen aus Ochsenhaut war hier aufgehangen.

Nachdem die erste Ueberraschung vorüber war, eilte man, die sieben noch lebenden Sklaven von ihren Ketten zu befreien, und sie an die Luft zu bringen; zwei starben in unsern Händen, als sie das Tageslicht erblickten. Die andern, die noch etwas Kraft besaßen, konnten auf die an sie gestellten Fragen antworten.

Wir erfuhren nun, daß diese neun Sklaven, wovon nur noch sieben lebten, dieselben waren, welche man der Wittwe confiscirt hatte, und die vor sechs Monaten auf Rechnung des Staats verkauft worden waren. In der Absicht, sich wegen ihrer Geständnisse an ihnen zu rächen, hatte Madame Lalorie sie wieder kaufen und heimlich in ihr Haus bringen lassen; seit sechs Monaten hielt sie dieselben in diesem Pavillon eingeschlossen, wo sie zu deren Marter Alles hatte einrichten lassen.

Jeden Morgen übte diese zierliche und schwächliche Frau von der blutigen Estrade herab ihre unersättliche Rache selbst aus; sobald sie die Ruthe einmal in der Hand hatte, bemächtigte sich ihrer eine Art freudiger Wuth, ihre Kräfte lebten beim Anblick der Wunden und beim Geruch des Blutes neu auf;

Digitized by Google

ſie empfand eine wahre Luſt dabei, wenn das Fleiſch durch die Hiebe braun und blau wurde, wenn die Glieder zuſammenſchrumpften, wenn das Leben ſich noch rührte und unter ihren Streichen erloſch; ſie gab ſich der Freude hin, ihre Schlachtopfer tauſendmal zu tödten, das Leben wieder erwachen zu ſehen, um es wieder tauſendmal zu vernichten. Furchtbare Verrücktheit, welche nur den Schmerz Anderer liebte, und nur in dem Todeskampfe Anderer Freude empfand.

Stillſchweigend hatte anfangs die Menge alle dieſe Angaben der Sklaven mit angehört; bald aber machte ſich der Unwille, den die Neugierde einen Augenblick in Schranken gehalten hatte, Luft. Nachdem ſich der Lärm über das Vorgefallene verbreitet hatte, ſahen ſich die von allen Seiten der Stadt herbeigelaufenen Neger mit düſtern Blicken an, und die Weißen erſchreckt bei dem Gedanken an die Aeußerungen, die eine ſolche Entdeckung herbeiführen konnte, ſprachen ihren Unwillen laut aus.

Schon wurden die Drohungen ausdrücklicher und directer. In Amerika geht die öffentliche Meinung ſchnell von dem Wort zur That über. Die Gewohnheit, die Gewalt auszuüben, verleiht dem Volke das Vertrauen auf ſeine Kraft, und wenn ſich das Geſchrei Aller erhoben hat, ſo folgt die Vollſtreckung gleich auf das Urtheil. Madame Lalorie wußte dieß wohl und kannte auch recht gut die Erbitterung der Menge. Mit jedem Augenblicke nahm die Menſchenmaſſe zu, ſo daß man von dem Hauſe bis zum Marais nichts ſah, als ein Meer beunruhigter Köpfe.

Schon war Mordgeſchrei ertönt; die Erbittertſten ſuchten ſich, entſchloſſen, mit Gewalt in die Wohnung einzudringen, einen Durchgang bis zu derſelben zu öffnen, da öffneten ſich auf einmal die beiden Flügel der großen Einfahrt, und es erſcheint der Wagen der Madame Lalorie. Der Kutſcher ſitzt auf ſeinem Bocke, mit ſeiner Livrée angethan, während die junge Creolin in ihrem reichſten Anzug, mit ruhigem Antlitz und lächelndem Munde an ihrem gewohnten Platze ſitzt, und nachläſſig an einem Heliotropenkouquet riecht. Bei dieſem Anblick verſtummt das Geſchrei, der Lärm hört auf, Alles bleibt einen Augenblick ſtarr vor Staunen.

Dieß benützt der ſchwarze Kutſcher; er theilt die Menge, fährt vorwärts, und iſt längſt über dieſe hinaus, als ſich in der Ferne ein Lärm erhebt. Sobald der erſte Augenblick der Ueberraſchung vorüber war, ärgerte man ſich über eine ſolche Keckheit, und will die anmaßende Equipage anhalten; allein dieſe hat bereits den ſchmalen Hafendamm erreicht, der zum See Pontchartrain führt. Ihm den Weg abzuſchneiden iſt unmöglich, der Sumpf bietet ein unüberſteigbares Hinderniß; ſie verfolgen iſt unnütz, denn ſie hat einen Vorſprung, und die Pferde fliegen wie ein Blitz!

Dennoch verſuchten es die Wüthendſten, Alles vergebens. Als ſie am See ankamen, hatte Madame Lalorie eine Barke mit einem Verdeck gemiethet, deren Segel bereits am fernen Horizont verſchwanden!

Nur der Wagen war am Ufer des Sees zurückgeblieben; an ihm ließ ſich nun die Wuth des Volkes aus. Er wurde in Stücke geſchlagen, und die Pferde niedergeſtochen. Als man zu New-Orleans erfuhr, daß die Franzöſin entkommen ſey, zog die Menge nach ihrer Wohnung, die in einigen Stunden zerſtört ward."

Mit ſteigender Aufmerkſamkeit hatte man der Erzählung des Doctors zugehört. Als er geendigt, rief Jedermann: Und was iſt aus dieſer ſchrecklichen Frau geworden?"

„Geſtern wußte ich dieß noch nicht"; antwortete der Doctor.

„Und heute?"

„Heute? Heute habe ich ſie geſehen."

„Was ſagen Sie?"

„Sie iſt hier."

Zehn Ausrufungen geſchahen zu gleicher Zeit, und Alle ſtanden auf.

Während der Erzählung des Doctors war es Nacht und ſtockfinſter geworden. Es trat ein Augenblick des Schreckens ein. Jetzt trat ein Diener mit Lichtern herein; Alle ſuchten ſich gegenſeitig mit den Augen mit einem gewiſſen Zweifel und ängſtlicher Neugierde auf.

„Mein Herr," rief Varin außer ſich, auf Miller losſtürzend; „reden Sie um Gottes willen! vollenden Sie!"

Statt aller Antwort zeigte ihm der Doctor den Platz der Frau von Larey, der leer war.

In demſelben Augenblick hörte man einen Wagen fahren; man will ans Fenſter, ... eine offene, von einem Neger geleitete Kaleſche fuhr raſch unten am Balcon vorüber; darin ſaß ruhig und ſtolz Frau von Larey, einen Heliotropenſtrauß in der Hand.

Klimatiſche Schilderung von Brittiſch-Weſtindien und Guiana.

11. St. Kitts

liegt 50 Meilen nordweſtlich von Antigua, iſt von unregelmäßiger, oblonger Form, und hat 72 Meilen im Umkreis. Eine Kette von dürren, ſchroffen Bergen läuft von Norden nach Süden durch die Mitte, und in derſelben erhebt ſich der Mount Miſery, 3711 Fuß hoch. Von dem Fuße dieſer Berge an ſind die Abhänge bis an die See hin alle angebaut und ſehr fruchtbar. Der Boden iſt leicht und porös, ſo daß nach den heftigſten Regen die Oberfläche in einer Stunde trocken iſt. Es finden ſich nur vier fließende Gewäſſer von einiger Bedeutung, und die Inſel iſt nur mittelmäßig bewäſſert. Das Klima iſt großen Abwechslungen unterworfen, und es fällt namentlich im October, November und December mehr Regen als in Antigua. Der Wind weht im Sommer und Herbſt aus Südoſten und Oſten, im Winter und Frühjahr aus Nordoſten.

12. Nevis

liegt zwei Meilen ſüdlich von St. Kitts, iſt nichts als ein koniſcher, 2500 Fuß hoher Berg und hat 8 Leguas im Umfange. Die Stadt ſteht auf einer ſandigen Ebene und iſt ungeſund.

13. Tortola,

160 Meilen nordnordweſtlich von St. Kitts, beſteht aus einer Bergkette, die an einigen Stellen 1600 Fuß hoch iſt und einen geräumigen Hafen umſchließt. Die Stadt liegt auf der Weſtſeite des Hafens, und iſt, ſo wie auch die kleine Caſerne am Südoſtende der Stadt, den

Digitized by Google

Passatwinden offen und ziemlich kühl. Krankheiten, namentlich Fieber, sind sehr herrschend, am Ende und Anfang des Jahres am meisten.

Portugals Bevölkerung.

(Fortsetzung.)

Betrachten wir endlich nach der Aufstellung und Aufzählung der verschiedenen Classen der Bevölkerung Portugals, in welcher wir noch zu bemerken vergaßen, daß das Verhältniß der Erwachsenen zu den Kindern unter 7 Jahren sich wie 5,1 : 1 herausstellt, die verschiedenen Ursachen einer so geringen Bevölkerung, im Vergleiche des Flächeninhalts des Landes, eine Bevölkerung, die allen schriftlichen Traditionen zufolge auch nie größer war, im Gegentheile weit kleiner, und die nur seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts erst etwas zugenommen, so werden wir darauf hingewiesen, daß nicht nur in frühern Zeiten die vielen Invasionen fremder Völker, die Kriege, Erdbeben, Pest und böse Seuchen, die das Land verwüsteten und die Bewohner zu Tausenden dahinrafften, sondern auch die religiöse Intoleranz den nachtheiligsten Einfluß auf die Bevölkerung ausübten und deren Progression verhinderten; doch dieses war es nicht allein, noch Vieles kam hinzu, was hinderlich war, und dahin gehörte denn hauptsächlich die Zunahme der Sterilität des Bodens im Verhältniß, als Portugal, so wie Spanien seine Wälder verlor, worauf wir auch schon früher hingewiesen haben, und die natürliche Folge davon war die Herbeiführung des schlechten Zustandes des Ackerbaues. Der Boden wurde aus Mangel von Feuchtigkeit in der Atmosphäre ausgedorrt, die Quellen zu Bewässerungen versiegten, der Ertrag einer sauern Arbeit war nicht lohnend genug, und hiezu nun noch die angeborne Trägheit des Südländers, der weit weniger Bedürfnisse als der Nordländer hat, da konnte es wohl nicht anders kommen, als daß man den Ackerbau stets vernachlässigte, sich keine Mühe gab ihn zu vervollkommnen; daß große Strecken unbebaut blieben, und folglich das Land nicht mehr Menschen ernähren konnte. Was ferner diesen Zustand der Vernachlässigung des Ackerbaues noch mehr beförderte, waren die ungemein vielen und hohen Abgaben, die der Bauer nicht nur an den Staat, sondern auch an mächtige Donatarien, an Kirchen und Klöster zu zahlen, so daß ihm kaum ein Drittel seiner Ernte als spärlicher Unterhalt übrig blieb, er bebaute also nicht mehr Land, als nur die größte Noth seines Unterhalts erforderte, um nicht für Andere zu arbeiten, und von den größten Besitzungen blieben oft zwei Drittel unbenutzt und wüste liegen; die Armuth unter den Bauern, die auf diese Art stets von Executoren zur Eintreibung der Abgaben belagert und bedroht wurden, war allgemein; Jünglinge und Mädchen, die gern ein Ehebündniß geschlossen, konnten nicht so viel aufbringen, um die Kosten solcher Verbindungen zu bestreiten, und überließen sich daher den Ausschweifungen der Jugend und eines liederlichen Lebens oder wilder Ehen, wodurch ihre Fruchtbarkeit zerstört wurde, oder wenn auch dieses nicht, so suchte man sich wenigstens der aus einem solchen Leben erwachsenden Kinder sobald als möglich zu entledigen, indem man sie entweder in der Geburt erstickte oder sie nach den Findelhäusern brachte, wo dieselben selten das erste Jahr erlebten, denn von hundert Kindern waren nach Beobachtungen, die man darüber angestellt, kaum drei, die das zehnte Jahr erlebten. Schritten nun solche Leute im vorgerückten Alter erst zur Verehelichung, dann waren zwei Drittel ihrer Fruchtbarkeit schon dahin, nur noch wenige Kinder konnten sie erzeugen, was denn eine der Hauptursachen ist, warum man in den portugiesischen Dörfern so ungemein wenig Kinder antrifft. Kinder beleben hauptsächlich die Dörfer nördlicher Staaten, ihr Spiel und Treiben in den Straßen, der sich zerstreuende Schwarm, wenn er aus den Schulen kommt, bringt das regste Leben auch in dem kleinsten, einsamsten Dorfe hervor, was man in den hiesigen Dörfern gänzlich vermißt; sie sind in diesem Betrachte wie ausgestorben, und selbst die einzelnen Kinder, die man hie und da erblickt, schleichen trübselig und ernst einher, gleichsam wie von Sorgen gedrückt, blaß und ohne die jugendliche Munterkeit und Ausgelassenheit der deutschen Dorfjugend. Also auch von dieser Seite standen der Bevölkerung Schwierigkeiten im Wege, die dadurch noch vermehrt werden, daß der Bauer seinen Stand, eben des Druckes wegen, in welchem er stets lebte, verachtete, und Alles aufsuchte, wodurch er sich diesem Stand entziehen kann, und dazu bot ihm nicht nur der Stand der Geistlichkeit bis in die letzten Zeiten die bequemsten Mittel dar, sondern man hielt die Kinder auch mehr zur Ergreifung irgend eines Handwerkes an; wer nur irgend so viel hatte, einem seiner Kinder einen geistlichen Talar anschaffen zu können, schickte dieselben in ein Seminar oder in ein Kloster, wo sie gepflegt und gehegt wurden, und nach einigen Jahren so viel erlernt hatten, daß sie eine Messe lesen und ordinirt werden konnten, und alsdann als Weltgeistliche auftraten oder eine Mönchskutte anzogen. Hiedurch nicht sowohl als auch durch die Erlernung von Handwerkern unter den Bauernsöhnen, die alsdann sich in den Städten niederließen oder in die weite Welt hinauszogen, wurde dem Ackerbau eine große Menge thätiger Arme entzogen, der Producte des Landes wurden nicht mehr, der Bauer mußte das Wenige, was er davon erübrigte, theuer verkaufen, um seine andern Bedürfnisse davon zu bestreiten, und so konnte denn die Production des Landes wegen des theuern Brodes, folglich wegen der theuern Tagelöhne, die dadurch entstanden, nicht vermehrt werden, mithin die Bevölkerung auch nicht zunehmen, denn Tausende, besonders Männer und junge Leute, sahen sich genöthigt — auch angelockt durch die schönen Aussichten, in den auswärtigen Colonien ohne viele Mühe selbst reich zu werden, wovon man so viele Beispiele hatte, daß sogar Leute, die nicht lesen, nicht schreiben konnten, in wenigen Jahren Hunderttausende sich erworben hatten — das Land zu verlassen und ihr Glück in Indien oder Brasilien zu versuchen, den beiden Ländern, wo ihnen dieses entgegenlächelte. Daß auch das Recht der Erstgeburt in Portugal dem Anwuchse der Bevölkerung hinderlich war, die Nachgebornen in gänzlicher Armuth ließ, so daß die Meisten an eine häusliche Niederlassung, an Frau und Kinder gar nicht denken konnten, wenn sie nicht etwa durch erlangte Staatsstellen dazu in den Stand gesetzt wurden, ist ebenfalls nicht zu bestreiten, und was noch mehr ist, es entstand dadurch dermaßen eine Concurrenz zu Staatsstellen, denn man fand es höchst bequem, auf Kosten des Staats zu leben, daß dadurch der Zudrang immer größer wurde, da das Gouvernement nie Stärke genug hatte, diesem zu widerstehen und Gränzen zu setzen, die Obern protegirten Verwandte und Freunde, und um diese unterzubringen, schuf man so viele Sinecuren und unnöthige Stellen, so daß man immer mehr Auflagen machen mußte, um die vielen Staatsausgaben bestreiten zu können. Die Mißverhältnisse der vielen Staatsdiener, die das Land mit aufzehren halfen, sind denn auch ein Hauptgrund der gegenwärtigen Decadenz des Landes.

(Schluß folgt.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 282.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 October 1838.

Ueber den Opium-Handel in China.

Wir entlehnen aus dem Calcutta Courier nachstehende über den gegenwärtigen Stand dieses Handels nicht nur, sondern für die Stellung der Engländer zum chinesischen Reich überhaupt höchst interessante Mittheilung. „Die Nachrichten aus China hinsichtlich der Aussichten des Opiumhandels lauten so trübe, daß fast jede Hoffnung auf Besserung verschwunden ist. Der Widerstand der Chinesen gegen diesen Handel wird allmählich so entschieden und consequent, und die Aufmerksamkeit der Localbehörden so groß, daß selbst die Ungläubigsten überzeugt werden, daß man solche Maaßregeln nicht ergreift aus dem habsüchtigen Wunsche, dem Handel Schwierigkeiten in den Weg zu werfen, um sich die Nachsicht dagegen desto theurer bezahlen zu lassen, sondern aus dem festen Entschluß des Hofs von Peking, die Einführung dieses Berauschungsmittels völlig zu hindern. Die Häfen an der Nordostküste, wo das Opium heimlich eingeführt wurde, werden jetzt mit der größten Sorgfalt bewacht und aller Zugang zu denselben ist höchst unsicher geworden. Durch solche Maaßregeln sind die Aussichten dieses Handels so gesunken, daß Viele befürchten, die Kiste Opium werde auf 500 Rupien *) herunterſinken, ein Preis, der unfehlbar die goldenen Träume von einer Opiumeinnahme zerstören muß, den die öffentlichen Behörden in Indien so gerne hegten.

„Als letztes verzweifeltes Mittel in dieser beispiellosen Krisis hat man sogar den Entschluß gefaßt, das Opium mit Gewalt in das chinesische Reich einzuführen. Die Bemühungen, welche bereits von mehrern bewaffneten Fahrzeugen im Hafen von Canton gemacht wurden, haben einen theilweisen Erfolg gehabt, und wir erfahren jetzt, daß mehrere andere Fahrzeuge in dem gegenwärtigen Augenblick in Calcutta ausgerüstet werden, die man mit Europäern bemannen und so vollständig bewaffnen will, daß sie den chinesischen Zollschiffen Widerstand zu leisten im Stande seyen. Die Engländer wollen also Feindseligkeiten mit dem chinesischen Zollhaus eröffnen, um unter dem Schutze ihrer Kanonen eine Waare ans Land zu setzen, deren Einfuhr durch die Gesetze des Reichs streng verboten ist. Ein solches Verfahren ist ohne Beispiel in den Annalen des Handels, und überhaupt sind alle auf den Opiumhandel bezüglichen Umstände so seltsamer Art, daß man Mühe hat, daran zu glauben. Auf der einen Seite steht die civilisirte und aufgeklärte christliche Regierung Englands im Orient, und bemüht sich auf jede Weise den Bau des Opiums in Indien zu vermehren, mit dem ausdrücklichen Vorsatz, dasselbe in das chinesische Reich einzuführen. Auf der andern Seite richtet die halb civilisirte Regierung China's alle ihre Bemühungen auf die Abwehr einer Waare, welche mit der Zeit jede gesellschaftliche, politische und männliche Tugend in ihren Unterthanen vernichten muß. Wir sehen diese Bemühungen bis zu einem gewissen Grade mit Erfolg gekrönt, und der Preis des Opiums sinkt um 30, 40 und 50 Procent: alsobald erscheinen Schiffe, starrend von Kanonen und beladen mit dem berauschenden Gift, fahren unter englischer Flagge in den Hafen von Canton, trotzen den Localbehörden, und bringen ihre Waaren ans Land, unbekümmert, wie viel Menschenleben dabei zu Grunde gehen. Die Ankunft solcher Schiffe kann eine auf ihre Unabhängigkeit so eifersüchtige Regierung, wie die chinesische, nicht mit Gleichgültigkeit betrachten. Wenn die Gesetze des Reichs von Fremden so ungestraft mit Füßen getreten werden dürfen, so geht die Achtung vor der tatarischen Dynastie in den Augen ihrer chinesischen Unterthanen unwiederbringlich verloren. Diese Cécadre von bewaffneten Schmugglern wird darum wahrscheinlicherweise die Sache zu einem Bruch bringen; vergebens wird der englische Vorsteher in Canton alle Verbindung mit diesen verbrecherischen Unternehmungen abläugnen, oder seine Macht, sie zu hindern, in Abrede stellen; die chinesische Regierung, gewöhnt an despotische Gewalt, wird nimmer glauben, daß der Vorstand der „englischen Barbaren" diese unter der Flagge seiner Nation segelnden Schiffe nicht zurückweisen könne, wenn er es thun wolle."

*) Kaum ein Zehntel ihres vorherigen Werthes.

Digitized by Google

Ein Sommerausflug von Teheran nach dem Assassinen-Felsen.

(Fortsetzung.)

Am 21 verließen wir Sulimanieh mit Sonnenaufgang, gingen von der großen Straße, die nach Kaswin und Tebris führt, ab, und ritten nordwestlich, wobei wir den Elbrus in einer Entfernung von einer bis zwei Stunden rechts hatten. Wir zogen sechs Stunden weit nach dem kleinen Dorfe Kurdan, wo wir anhielten, um zu frühstücken, und die Hitze des Tages vorübergehen zu lassen. Abends brachen wir wieder auf und erreichten drei Stunden weiterhin das von schönen Gärten umgebene große Dorf Fuschend. Unser Weg führte durch ein flaches mit einigen Dörfern besetztes Land, und wir sahen auf der Ebene zwischen Teheran und Kaswin eine große Anzahl kleiner Hügel zerstreut, die 30—40 Fuß hoch sind; man hat behauptet, sie seyen ehemals als eine Art Telegraphenlinie benützt worden, wahrscheinlicher aber waren es befestigte Dörfer, denn die Ebenen auf dem rechten Ufer des Tigris in Mesopotamien sind mit Erdaufwürfen ähnlicher Art bedeckt, die größtentheils, wie diese hier, in Ruinen liegen und ohne alle Wohnungen sind, während andere Dörfer an ihrem Fuße und Wohnungen mit einem Walle auf ihrem Gipfel haben.

Am 22 verließen wir mit dem Grauen des Tages Fuschend, wo der Thermometer nur noch 61° F. (13° R.) zeigte, und betraten gleich darauf die Elburs-Kette, wo wir bald über eine Stunde lang sehr mühselig aufwärts zu steigen hatten; ein zweites langes Defilé führte uns dann hinab in den höchst unebenen Distrikt von Talikan, der etwa zwölf Stunden in der Länge und vier in der Breite hat. Er ist südlich durch die eben von uns überstiegene Kette, und nördlich durch noch höhere Berge begränzt, enthält aber trotz dieser ungünstigen Gestaltung eine große Anzahl Dörfer, ist wohl angebaut, und durch den Schahrud (Königefluß) befruchtet, der am östlichen Ende entspringt und in den Kisiloran fällt. Der District steht unter einem Manne, Namens Mirza Nebbi Khan, den wir alle genau kannten, und der uns in dem Dorfe Fuschendek herzlich willkommen hieß. Ein bequemes, wohl mit Teppichen versehenes Zimmer wurde für unsern Empfang bereitet, während ein reichliches Frühstück, nach dem der Jahreszeit entsprechenden Gebrauche aus Käse, geronnener Milch, Honig, Rahm, Eiern und Früchten bestehend, uns alsbald vorgesetzt wurde. Der Wechsel des Klima's gegen Teheran war durch den Thermometer angedeutet: wir hatten jetzt um Mittag nur 70° F. (17° R.), während man in Teheran gewiß nicht weniger als 85° F. (23½° R.) hatte. Es ist eine große Annehmlichkeit in Persien, daß man gewöhnlich das Klima wählen kann. Teheran ist im Sommer einer der unangenehmsten und ungesundesten Orte in der Welt, aber ein Ritt von wenigen Stunden führt einen in die hohen und gesunden Thäler, welche sich am Fuße des Berges Demawend ausdehnen.

Nach dem Frühstück setzten wir uns wieder zu Pferde, und kamen hinab an die Ufer des Schahrud, der ein breiter, ungestümmer Bergstrom ist; wir zogen längs demselben fort durch ein wohlgebaues dergiges Land, und kamen spät Abends nach dem Dorfe Mir in der Nähe des Schahrud, nachdem wir diesen Tag etwa zehn Stunden weit geritten waren. Es ist lange schon ein Plan der persischen Regierung, den Schahrud in die Ebene von Kaswin zu leiten, wo der Boden vortrefflich ist, aber aus Mangel an Wasser nichts erzeugt. Die Schwierigkeit war nur, den Fluß über den Elburs hinzuführen, was noch Keinem gelungen ist.

Mir ist ein Heiligthum: wer vor den Verfolgungen der Regierung hieher seine Zuflucht nimmt, ist in Sicherheit, so lange er in diesem Dorfe bleibt. Dieses in einem despotisch-beherrschten Lande, wo Unterdrückung das herrschende Verbrechen ist, so wohlthätige Privilegium hat seinen Grund in dem Aufenthalt einer bedeutenden Anzahl von Seieds oder Abkömmlingen Mohammeds, welche einen bedeutenden Theil der zu dem Dorfe gehörigen Ländereien besitzen. Wir wurden von diesen Leuten sehr gut aufgenommen, und ich habe oft Seieds gefunden, wenn sie nicht gerade Mollahs oder Kaufleute waren, welche höchst freisinnig in ihrer religiösen Ansicht waren. Daß Kaufleute, wie hier der Fall, sich für Heilige ausgeben, ist freilich seltsam genug, da ihre Ansprüche auf Heiligkeit nur sehr schwach sind. Bei einem Besuche sieht man ihre Lippen fortwährend in schweigender Bewegung, indem sie während der Pausen des Gespräches ein Gebet murmeln; auch sollen sie die Theetassen zerbrechen, aus denen Europäer getrunken haben; trotz aller dieser Heiligkeit aber verletzen sie ganz notorisch das Gesetz, indem sie Zinsen nehmen, was im Koran streng verboten ist.

Am 23 Junius verließen wir Mir um 10 Uhr Morgens, und fanden das Wetter so angenehm, daß wir die Reise den ganzen Tag ohne Unbequemlichkeit fortsetzten, aber der Weg war so schlecht, daß wir in 8 Stunden nicht mehr als vier zurücklegten. Wir zogen geraume Zeit am Ufer des Flusses fort, und gelangten endlich an den Fuß eines hohen Passes, Namens Duderran, der, wie wir zu unserm nicht geringen Schrecken bemerkten, einen Theil unseres Weges ausmachte. Das Ansteigen war für die Pferde so erschöpfend, daß wir sie alle dreißig Schritte ruhen lassen mußten und endlich doch genöthigt waren, abzusteigen, die Pferde beim Schweif zu nehmen, und uns fast den Berg hinaufziehen zu lassen. Glücklicherweise fanden wir am Abhang die Rhabarberpflanze in Menge wachsen, welche nicht nur den Durst stillte, sondern auch durch ihre angenehme Säure die Erschöpfung minderte. Unsere Richtung ging so ziemlich nordwestlich, während der Fluß gegen Westen floß. Etwa drei Stunden von Mir erreichten wir, völlig erschöpft, den Gipfel des Passes Duderran, und befanden uns nun in dem Distrikt von Alamut. Von dieser Stelle aus, welche nur acht Farsangs von Kaswin entfernt seyn soll, hatten wir eine weite Aussicht gegen Süden auf die Ebene, die wir durchreist hatten, ehe wir in die Berge kamen; gegen Westen lag der Bergdistrict von Rudbar, wo, wie in Alamut, die Assassinen mehrere Forts hatten; der Schahrud floß durch diesen Distrikt, welcher im Norden durch hohe Schneeberge von Gilan getrennt war.

Eine Stunde weiter kamen wir in das elende Dorf Jerek,

Digitized by Google

deſſen Einwohner ſo arm waren, daß wir kaum etwas Nahrung von ihnen kaufen konnten. Zu Teheran beginnen um dieſe Zeit die Früchte zu reifen, aber dieſe Gegend hier liegt ſo hoch, daß die Bäume erſt in Blüthe waren, und die Früchte reifen gar nicht, was entweder die Folge des ſchlechten Anbaues oder der Kälte iſt.

Am 24 Mai marſchirten wir vier Stunden weit nach dem Dorfe Gaſerkhani, wobei wir eine Stunde lang über die Piſchakuhkette ſtiegen, und nach ungefähr drei Stunden in nördlicher Richtung an den Fluß Schabrud von Alamut ankamen, welcher am öſtlichen Ende dieſes Diſtricts in den Bergen von Sialan entſpringt; es iſt ein reißender Bergſtrom von etwa 40 Fuß Breite und fällt in den Schabrud von Talikan.

Noch eine Stunde Marſch brachte uns in das genannte Gaſerkhani, von wo aus wir das Adlerneſt, den Felſen von Alamut, erblickten. Die Einwohner empfingen uns mit Höflichkeit und ſagten uns, daß ſie nur erſt von zwei Europäern beſucht worden ſeyen; der eine war, ſo viel wir wußten, ein Engländer, der andere ein Ruſſe oder vielmehr ein Pole. Da es ſchon ſpät war, verſchoben wir unſern Beſuch des Schloſſes auf den andern Morgen. Am folgenden Tage ſtiegen wir etwa eine Stunde allmählich bergan, und ſtanden dann am Fuße des Felſens, in deſſen Nähe ein kleiner Bach floß. Der Felſen ſteht beinahe auf der Höhe, eine ſtarke Stunde von einer hohen Bergkette, die jetzt mit Schnee bedeckt war und dieſen Diſtrict von Gilan trennt. Siebenhundert Schritte vom Felſen iſt eine Anhöhe, von welcher derſelbe überragt wird; dieß war aber in der Zeit, wo Alamut als Veſte galt, nur ein geringer Nachtheil. Der Felſen iſt ein vollkommen kahler, 900 Fuß langer Rücken, der von Oſten nach Weſten läuft und oben ſehr ſchmal iſt. Die Höhe gegen Norden, Süden und Oſten betrug etwa 200, gegen Weſten 100 Fuß; mit Ausnahme der Nordſeite, wo eine Bank von Erde ziemlich weit an den Felſen hinaureicht, iſt der ganze Felſen ausnehmend ſteil, faſt perpendikulär, ſo daß er zu einer Zeit, wo Artillerie unbekannt war, ſo gut wie uneinnehmbar ſeyn mußte. In der Nähe des Felſens iſt alles öde und kahl; nicht eine einzige Wohnung ſtört die melancholiſche Einſamkeit der Landſchaft, deren einzige Bewohner der Adler und die Eidechſe ſind. Wir begannen auf einem Pfad hinaufzuſteigen, der ſich auf der Nordſeite rund um den Felſen wand, hatten bereits eine bedeutende Höhe ohne Schwierigkeit erreicht, und befanden uns nur noch in geringer Entfernung von der Spitze, als wir plötzlich anhalten mußten, weil der Pfad verſchwand und eine gefährliche Stelle ſich zeigte, die man nothwendig überſchreiten mußte. Dieſe Stelle war etwa dreißig Fuß lang, und der Pfad oder vielmehr die Spur, welche nur zwei Zoll breit war, beſtand aus ſchlüpfrigem Geröll. Rechts war ein abſchüſſiger Felſen, ſo glatt, daß man ſich nicht daran halten konnte, links ein Steilabſturz von 140 oder 150 Fuß. Wer hier ausglitt, war verloren; doch kamen wir alle glücklich hinüber, fanden aber auf dem Gipfel außer der herrlichen Ausſicht wenig zu ſehen. Die Breite des Felſens betrug nicht über 20 — 25 Fuß; die Reſte einiger Baſtionen und einer den Felſen einſchließenden Mauer ließen ſich noch verfolgen, ſo wie mehrere andere niedere Mauern aus Kalk und unbehauenen Steinen, die zu einzelnen Zimmern gehört zu haben ſcheinen. Auch fanden ſich drei Reſervoirs, die augenſcheinlich zur Aufbewahrung des Waſſers beſtimmt waren. An den Seiten des Felſens, nahe an der Spitze, waren mehrere große Löcher, wahrſcheinlich Vorrathskammern, oder die Wein- und Honigkeller, in welche nach Hammer die Mongolen ſtürzten und ertranken, als Alamut von Hulagu Khan eingenommen wurde. Der Felſen iſt an der Spitze in zwei Theile getheilt, von denen der eine höher iſt als der andere; an dem niedern, den wir zuerſt erſtiegen, iſt durch den feſten Felſen ein kleiner Tunnel oder Bogen gehauen, deſſen Zweck wir uns durchaus nicht erklären konnten. Die ſüdliche Fronte iſt die höchſte und ſteilſte Seite, und man hat auch von hier die ſchönſte und großartigſte Ausſicht. Hier mochte wohl das kleine Zimmer ſeyn, welches Haſſan-Sabah während 35 Jahren nur zweimal verließ, und hier mochte auch der Fleck ſeyn, von welchem Verbrecher herabgeſtürzt wurden, und wo die Fedwis oder ergebenen Schüler ſich ſelbſt auf ein gegebenes Zeichen ihres Oberhauptes herabſtürzten zum Zeichen ihres Glaubens, ihres Gehorſams und ihrer Ergebenheit.*)

Dieß war Alles, was von dem Adlerneſt noch übrig war, und von der wunderbaren Herrſchaft, welche der mächtige Geiſt Eines Mannes begründete. Auf der Stelle, wo wir ſtanden, wurden die blutigen Plane geſchmiedet, welche mit unfehlbarer Sicherheit in Aegypten und Syrien, in Perſien und Kleinaſien ausgeführt werden ſollten; hier wurde der Mord ausgeſonnen, hier ſchliff der Mörder ſeinen Dolch, in der Ueberzeugung, daß er einen göttlichen Befehl ausführe, und daß ewige Seligkeit den Vollſtrecker des Verbrechens erwarte, wenn er in der Ausführung umkommen ſollte. Die zu Alamut erlaſſenen Mordbefehle wurden vollſtreckt vom Orus bis zum Mittelmeere, und die Monarchen zitterten bei dem Namen des Alten vom Berge. Sultan Sindſchar, einer der letztern von den großen Seldſchuken, rüſtete eine Armee, um dieſe verderbliche Secte auszurotten; in ſeinem Zelte neben ſeinem Bette fand man einen Dolch bis ans Heft in die Erde geſtoßen und einen Papierſtreifen daran mit der Inſchrift: „Sultan Sindſchar! der Arm, der dieſen Dolch in die Erde ſtieß, hätte ihn eben ſo wohl in deine Bruſt ſtoßen können — hüte dich!“

Da hier oben auf dem Felſen nur wenig ſich vorfand, was unſere Neugierde hätte reizen können, und wir überdieß eifrig wünſchten, den ſchlimmen Theil des Wegs hinter uns zu bekommen, ſo machten wir uns bald wieder auf den Rückweg.

(Fortſetzung folgt.)

*) Ueber dieſe Gegenſtände müſſen wir auf v. Hammers Geſchichte der Aſſaſſinen verweiſen. A. d. U.

Der chineſiſche Kaiſer.

Das Canton Regiſter vom 27 Februar d. J. theilt folgende Schilderung dieſes Monarchen mit: Es iſt jetzt 18 Jahre her, daß Tao Kwang den Thron von China beſtieg. Es iſt ſchwer, von dieſem guten alten Mann ein wahres Gemälde zu entwerfen, denn er lebt

Digitized by Google

ausnehmend zurückgezogen, und die Verleumdung selbst hat bis jetzt auch noch nicht Einen Flecken auf seinen Charakter geworfen. Nach der allgemeinen Meinung hat er einen vortrefflichen Privatcharakter und hält sein Haus in guter Ordnung, scheint aber wenig Talent für öffentliche Angelegenheiten zu besitzen, sich jedoch auch wenig damit zu befassen. Indeß war er bisher immer glücklich in der Wahl seiner Minister. Diese scheinen keine großen Staatsmänner zu seyn, kennen aber die Wünsche ihres Herrn genau, und erfüllen diese, indem sie die Ruhe des Reichs aufrecht erhalten. Tao Kwang hat nicht in stürmischen Zeiten gelebt, seine Geduld und Klugheit sind nicht auf die Probe gestellt worden, und er würde wohl wahrscheinlich auch die Probe nicht aushalten. Seine Regierung wird von seinen chinesischen Unterthanen nicht für glücklich gehalten, indem kaum ein Jahr verstrich, das nicht durch Ueberschwemmungen, Erdbeben oder Hungersnoth ausgezeichnet gewesen wäre.

Portugals Bevölkerung.

(Schluß.)

Auch der Luxus unter den niedern Ständen, der seit 20 Jahren erst so ganz vorzüglich überhand genommen, trägt das Seinige zur Vermehrung der Armuth, der Verbreitung der Laster und folglich zur Hemmung des Anwuchses der Bevölkerung bei; der Luxus zehrt die Mittel auf, mit denen man sonst, bei einer einfachen Lebensart und gekleidet in groben, selbst verfertigten Stoffen, Frau und Kinder ernährte. Wenn nun Alles verpraßt und aufgezehrt ist, wenn man durch den Luxus der Arbeit entwöhnt worden ist, dann vermehrt diese sonst arbeitende Classe den Stand der an den Straßen liegenden Bettler, deren es unzählige gibt, und die es nun bequemer finden, von spärlichen Almosen zu leben, die der von Natur mitleidige Portugiese ihnen zuwirft, als einen vielleicht eben so spärlichen Verdienst zu haben und sich dabei anzustrengen. Portugal mit seinen ausgedehnten Küsten und Küstenbewohnern, die wo nicht ein ackerbautreibendes Volk, doch wenigstens ein Fischervolk seyn könnte, wozu es auch mehr Neigung als zu ersterem hat, fing vor Jahrhunderten auch schon an den Fischfang im Großen zu treiben: er ernährte viele Tausende, und man hätte sich hievon die vortheilhaftesten Resultate für die Zunahme der Bevölkerung versprechen können, denn außerdem, daß der Wohlstand unter ihnen zunahm und Heurathen beförderte, machte man auch die Bemerkung, daß die häufige Nahrung von Fischen und andern Seethieren ungemein zur Fruchtbarkeit des Menschengeschlechts beitrugen, allein da erstickten nach und nach die verkehrtesten Maaßregeln und Gesetze auch diesen Zweig der Volksindustrie, man belästigte sie dermaßen mit Abgaben, daß ihnen von zehn Fischen kaum drei zur Verwendung ihrer eigenen Bedürfnisse übrig blieben, ein Armer konnte auf keinen grünen Zweig kommen, er mußte sich an die reichern Speculanten, die Schiffe und Netze dazu hergaben, unter den drückendsten Bedingungen gleichsam vermiethen, denn sie konnten sich keine eigenen Schiffe und Netze mehr anschaffen, sie konnten keine Frauen und Kinder mehr ernähren, die Heurathen unterblieben, und so ging denn dieser Industriezweig auch fast gänzlich zu Grunde. Diese gebornen Seeleute sahen sich genöthigt, auf eine andere Art ihr Brod zu verdienen, und vermietheten sich daher als Matrosen auf in- und ausländischen Schiffen, so daß im Jahre 1812 die englische Kriegsflotte 8000 portugiesische Matrosen zählte, ohne diejenigen, welche auf Kauffahrteischiffen lebten. — Doch nicht allein die so verschiedenen Ursachen, welche Armuth erzeugten, so wie die vielen andern Hindernisse, welche Ehebündnisse verhinderten, waren die Ursachen der nie sonderlich zunehmenden Bevölkerung in der Masse, wie sie hätte bestehen können, sondern der Hang der Portugiesen zu einem cölibatären Leben und zu einer gewissen Ungebundenheit trugen ebenfalls das Ihrige dazu bei, so wie nicht wenig die vielen heimlichen Laster, die so gut auf Dörfern wie in Städten zu Hause sind, das Fortschreiten der Bevölkerung verhindern; der öffentlichen Dirnen, die unter keiner polizeilichen Aufsicht stehen, gibt es zu viel, die Moralität in den meisten Familien, wo Töchter sind, wo der Mann und Hausvater, selbst unter den niedern Volksclassen, zwar streng auf die Ehre und Unbescholtenheit seiner Familie hält, ist zu sehr gesunken, so daß der Mann oft von seiner eigenen Frau betrogen wird, und die Töchter von ihren eigenen Müttern gar oft verführt werden, um dieselben sobald als möglich an Mann zu bringen. Wohl kann man sagen, daß die Weiber hier ordentlich mannstoll sind, was die Männer nun zwar nicht zu Weiberfeinden macht, allein es schreckt sie ab von ehelichen Verbindungen, sie fürchten sich betrogen zu werden, ungeachtet sie nicht den geringsten Skrupel haben, ihre Frauen zu betrügen, sich Maitressen und Kebsweiber zu halten und jeden Augenblick die eheliche Treue zu brechen, so oft sich nur die Gelegenheit dazu darbietet. Die meisten Heurathen, welche daher gestiftet werden, gehen nicht aus dem Drange des Herzens hervor, sind nicht auf Liebe und Achtung gegründet, sondern sind conventionell, man heurathet wegen äußerer Vortheile, welche dadurch erlangt werden, oder man heurathet, um Erben zu erhalten. Man schließt Verbindungen, ohne daß dabei das Herz ins Spiel kommt, und man lebt schon zufrieden miteinander, wenn man nur gegenseitig die äußere Achtung und den Anstand nicht verletzt, was denn auch wohl das Meiste dazu beiträgt, daß es in Portugal so wenig unglückliche Ehen gibt. — Ob die großen Veränderungen in der portugiesischen Verfassung, die in den letzten Jahren erfolgt sind, wodurch man so ungemein viel drückende Abgaben und Auflagen, besonders dem Bauernstand, abgenommen, so wie auch, daß man durch den gegenwärtigen Druck der Geistlichkeit den Menschen die Lust zum geistlichen Stande benommen, und durch zweckgemäße Maaßregeln das Loos der Fischer verbessert hat, zur Vermehrung der Bevölkerung beitragen werden, besonders, wenn auch erst die Ruhe im Lande hergestellt seyn wird, der bisher Tausende von Menschen geopfert wurden, — muß erst die Zukunft lehren.

Vermischte Nachrichten.

Am Abend des 18 Septembers hatte man zu Eherbourg das schöne Schauspiel eines phosphorescirenden Meeres: die Wellen schimmerten, und die Uferlinie, wo die Wogen anschlugen, stand ganz in Feuer. Der Canal war erleuchtet, so weit man nur sehen konnte. An der Küste von La Hogue dauerte die Erscheinung von 10 Uhr bis Mitternacht. Dieselbe Erscheinung hatte man in der Nacht des 27 August in Havre. (Französische Blätter.)

Man sollte es kaum glauben, daß bisher in Dublin nicht einmal ein Professor des Gälischen angestellt war, was doch noch von einem großen Theile des Volkes gesprochen wird. Jetzt sind durch freiwillige Beiträge 1500 Pfd. unterzeichnet, um eine solche Stelle zu fundiren, und der Vorstand des Trinity College hat versprochen, einem Lehrer der gälischen Sprache 50 Pfd. jährlich und freies Quartier zu geben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 283.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 October 1838.

Die wissenschaftlichen Handbücher der Franzosen.

Wenn man an vielen schriftstellerischen Erzeugnissen Frankreichs die Klarheit und Deutlichkeit zu bewundern genöthigt wird, so ist dieß in einem ganz besondern Grade bei den Lehrbüchern der verschiedenen Wissenschaften der Fall. Die höchste Vollendung in dieser Beziehung findet sich jedoch in den Werken, welche den mathematischen und Naturwissenschaften gewidmet sind. In beiden Zweigen zeichnen sich die Franzosen seit der Revolution nicht bloß als Verarbeiter des Gegebenen, sondern auch als Erfinder vortheilhaft vor allen Nationen Europa's aus. Bisher hat die Erfahrung immer gezeigt, daß die besten Lehrbücher nur dann entstehen, wenn die größten Meister Hand ans Werk legen. Es gereicht den Gelehrten Frankreichs zur besondern Ehre, daß sie früher und besser als die meisten andern Nationen erkannt haben, wie viel darauf ankomme, daß die Lehrbücher nicht von untergeordneten Geistern verfaßt werden. In Deutschland, wo jeder Schulmeister die Welt mit einem Compendium beehrt, weil die Männer vom Fache nicht von den Höhen des Olympus herabsteigen, um sich den Bedürfnissen der großen Mehrzahl der nach Erkenntniß Strebenden anzubequemen, steht nichts der allgemeinen Verbreitung klarer Begriffe in naturwissenschaftlicher Beziehung so sehr im Wege, als der Mangel an zweckmäßig abgefaßten Lehrbüchern. Die größere Anzahl derselben, namentlich diejenigen, die beim Unterrichte in den Schulen dienen sollen, sind zu geripphaft, als daß sie auch außer der Schule noch nützen könnten; andere sind zu weitläufig. Die meisten aber ermangeln jener Faßlichkeit, wodurch sich selbst jene großen Werke der Franzosen, worin die schwierigsten Theorien der Mathematik entwickelt werden, den Beifall der Welt erworben haben. Die Werke eines Laplace, eines Lagrange, eines Monge, eines Poisson, eines Lacroix u. A. haben nicht nur das Verdienst der wissenschaftlichen Gründlichkeit und Vollendung, sondern sind in Bezug auf Darstellung bisher kaum erreichte, geschweige denn übertroffene Muster. Nur die Leistungen eines Gauß können sich kühn neben diese Werke stellen, nicht nur hinsichtlich des Inhaltes, sondern auch in Bezug auf ihre Form. Die Handbücher der Franzosen erhalten nur dadurch jenen hohen Grad von Klarheit und Brauchbarkeit, daß sich die Verfasser derselben stets zum Grundsatze machen, so zu schreiben, daß ein Erwachsener, der weiter nichts als Lesen gelernt hat, sich daraus unterrichten könne. So wird die Darstellung nicht nur überhaupt populär, sondern das Lehrbuch bietet auch zugleich Alles dar, was in der betreffenden Wissenschaft als wesentlich angesehen werden muß. In dieser Hinsicht verdienen eine ehrenvolle Erwähnung die vielen Handbücher über die gesammte Naturgeschichte sowohl, als auch über einzelne Theile derselben. Erwähnung verdienen ferner die Handbücher der Physik und Chemie, die sich durch die Präcision, womit die Gesetze und Erfahrungen vorgelegt werden, so wie durch die Zweckmäßigkeit der gegebenen Details so ganz der Seele des Lesers bemächtigen, daß sie von Vielen als eine Erholungslecture gesucht werden. Auch die astronomischen und geographischen Lehrbücher theilen diese Vorzüge. Der Nutzen, den Bücher dieser Art hervorbringen, ist unberechenbar. Sie unterrichten nicht nur die Zöglinge in den Schulen, sondern werden auch die Führer derjenigen, die eine Schule nie oder ohne Erfolg besucht haben. Der Franzose verwendet im Allgemeinen nicht leicht Fleiß auf eine Sache, wenn er nicht weiß, wozu sie gut ist. Darum gibt es in den französischen Schulen bei weitem mehr faule Zöglinge als in den deutschen. Wenn solche Vernachlässigte später zur Selbsterkenntniß gelangen, so holen sie wie im Sturme das Versäumte nach. Dasselbe gilt von den ohne ihre Schuld Verwahrlosten. Ueber das Bedürfniß hinaus geht nicht leicht Jemand. Im Allgemeinen kann man sagen, daß nur höchst wenige Franzosen von der in Deutschland sehr häufigen Studirsucht befallen werden, die das damit behaftete Subject in die Lage des Geizhalses versetzt, der unbekümmert um ihren Gebrauch Schätze auf Schätze häuft. Vielleicht ist die große Klarheit in den Ideen der Franzosen zum Theil eine Folge von dieser geistigen Genügsamkeit. So viel ist wenigstens gewiß, daß, wo großer Reichthum statt hat, nicht selten auch die Confusion ihre Stelle findet.

Ich kann hier nicht unerwähnt lassen, daß eins der größten wissenschaftlichen Genies unsrer Zeit es sich zur besondern Aufgabe gesetzt hat, alles wohlerworbene Gut der Wissenschaft auf

Digitized by Google

das Leben anzuwenden. Nachdem sich Arago auf dem gesammten Gebiete der Natur- und mathematischen Wissenschaften einheimisch gemacht, nachdem er beide durch Entdeckungen bereichert und sich nebenbei in allen übrigen Gebieten der Erkenntniß umgesehen, beraubt er sich selbst des größten aller Genüsse, nämlich, einem einzigen Fache seine ganze Zeit zu widmen, sey's nun in der Absicht dasselbe durch geeignete Untersuchungen zu erweitern, oder gar von demselben ausgehend eine neue Bahn zu eröffnen. In der That, Arago besitzt die erforderliche Kraft, um sich als Stern erster Größe in jedem gewählten Zweige unter den Lichtern seiner Nation hervorzuthun. Diesem Ruhme entsagt er selbst freiwillig, um der Welt zu zeigen, wie viel sie denjenigen verdanke, die in ihrem Leben weiter nichts als die Wahrheit gesucht haben. Er hat es mit Glück unternommen, einem großen Volke praktisch zu beweisen, wie es eigentlich nur durch den Aufschwung der Wissenschaft zu jener Höhe gelangt sey, auf der wir es heute erblicken, und wie seine ganze Fortentwicklung mit der Entwicklung der Wissenschaften Hand in Hand gehe. Ja, nicht zufrieden damit, die Resultate der Wissenschaft auf das Leben anzuwenden, unternimmt er es mit Erfolg, die Wissenschaft selbst ins Leben einzuführen. Diesem Streben verdanken wir ein vortreffliches Handbuch der Physik, so wie verschiedene Abhandlungen über Gegenstände der Physik und Astronomie, die auch die Meister in diesen Fächern nicht ohne Nutzen und Vergnügen lesen. Diese Abhandlungen befinden sich meistens im Annuaire du Bureau des Longitudes. Unter ihnen ist unter Anderm die berühmte Abhandlung über die Veränderungen der Temperatur der Erde von den historischen Zeiten bis auf unsere Tage, welche, für Jedermann geschrieben, keinem Gebildeten fremd seyn darf. Das dießjährige Annuaire brachte, wiewohl etwas spät, die in den Zeitungen so vielfach besprochene Zusammenstellung aller in Bezug auf die Gewitter bekannten Thatsachen. Auch diese Arbeit hat das mit den vorhergehenden gemein, daß sie für Kenner und Nichtkenner gleich anziehend ist. Uebrigens wird durch diesen Kalenderartikel eine wesentliche Lücke in der Meteorologie ausgefüllt. Das Streben, nützliche Kenntnisse allgemein zu verbreiten, legte ihm mehr als jedem andern Gelehrten die Nothwendigkeit auf, sich bei seinen Mittheilungen der Fassungskraft der großen Mehrzahl anzubequemen. Durch dieses Streben gewinnen selbst seine streng wissenschaftlichen Vorlesungen über Astronomie ein populäres Ansehen. Der Styl, in dem seine Schriften überhaupt abgefaßt sind, ist einfach und ohne alle Prätention. Es ist immer die Sache selbst, die uns beim Lesen derselben gefällt; da selbst, wo einiger Schmuck sich einstellt, geschieht es um der zu entwickelnden Wahrheit willen; dieser Schmuck ist eigentlich nur Mittel. Eine bewundernswürdige Geschicklichkeit bewährt dieser Schriftsteller durch die Art und Weise, wie er den Leser in die abzuhandelnden Gegenstände einführt. Selbst Franklin steht ihm in dieser Beziehung nach. Von dem Alltäglichen ausgehend, nähern wir uns selbst unbewußt dem Neuen, dem Unbekannten. Es fällt uns beim Durchlesen seiner Schriften unwillkürlich der platonische Satz ein, daß Lernen nur ein Sicherinnern des in uns Liegenden sey.

Ein Sommerausflug von Teheran nach dem Assassinen-Felsen und nach Masenderan.

(Fortsetzung.)

In der Nähe des Felsens sind weder Ruinen noch Erdhügel, um die Lage der Stadt zu bezeichnen, welche nach Hammer hier gestanden haben soll, und die der Reichthum von Alamut wohl hervorrufen mußte. Die Unwissenheit unserer Führer und der Dorfbewohner hinsichtlich Alamuts war vollständig; abgesehen von dem, was sie durch Europäer erfahren hatten, wußten sie durchaus nichts über die ehemaligen Bewohner des Felsens. Nicht weit von dem Schlosse befand sich ein Begräbnißplatz, wo wir in der Hoffnung, einige Inschriften zu finden, die Dorfbewohner durch die Versicherung, daß dieß keine Gräber von Mohammedanern seyen, dahin brachten, nachzugraben. Wir fanden nichts, die Dorfbewohner aber entdeckten zu ihrem großen Abscheu, daß sie die Gräber von Moslems verletzt hätten, da die Füße der Leichen in der Richtung nach Mekka hin lagen; wir hatten vergessen, daß dieses wahrscheinlich der Fall seyn würde, da die Assassinen zwar der That nach keiner Religion angehörten, jedoch alle äußern Gebräuche des Islam beobachteten. Die Anhänger der Lehren Hassan-Sabahs, die einst so zahlreich waren, sind jetzt gering an Zahl und zerstreut. In Persien sind ihrer sehr wenige; die größte Anzahl derselben soll sich in Indien finden, namentlich zu Indor und Udschain, wo sie unter dem Namen Bohreh vielleicht noch den Glauben ihres Gründers zum Theil bewahren, obwohl sie sich für Moslems ausgeben. Sie unterhalten keinen Verkehr mit andern Mohammedanern und ihre Heurathen beschränken sich auf ihren eigenen Stamm; statt aber die blutigen Lehren oder mindestens die blutige Praxis ihres Gründers fortzupflanzen, treiben sie die friedlichen Geschäfte des Handels und leben in großer Stille. In Persien lebt noch, den Volkssagen und seinen eigenen Behauptungen zufolge, ein Abkömmling des Nachfolgers von Hassan Sabah, der auch in dieser Eigenschaft von den Bohreh als ihr religiöses Haupt anerkannt wird. Sein Name ist Aga Khan: im vorigen Jahre hatte er sich gegen den Schah empört, und wie sein großer Ahnherr in einer Bergfeste, Namens Bamm, in der Provinz Kerman, sich festgesetzt; bis jetzt hat er den Bemühungen, ihn zu überwältigen, widerstanden, da die Beiträge seiner Anhänger in Indien ihn in den Stand setzen, eine kleine Truppenzahl zu unterhalten, mit der er das umliegende Land brandschatzt. Seine Laufbahn wird indeß wahrscheinlich kurz seyn, da diese Truppen durch kein religiöses Band, sondern nur durch die Hoffnung auf Plünderung an ihn gefesselt sind.

Persien war seit alten Zeiten der Schauplatz seltsamer und ausschweifender, bald religiöser, bald philosophischer Systeme, und noch im vorigen Jahre kündigte sich ein Priester als den von Gott gesandten Vorläufer des Iman Mehdi an, des letzten Imam, der vor einigen hundert Jahren von der Erde verschwand, und wieder auf der Erde erscheinen soll. Im sechsten Jahrhundert vor Mohammed verkündigte ein Perser, Namens Mesdek, eine Glaubenslehre, welche großen Beifall in Persien fand; seine Hauptsätze waren allgemeine Freiheit und Gleichheit,

Digitized by Google

die Gleichgültigkeit menschlicher Handlungen und die Gemeinschaft des Eigenthums und der Weiber. Seltsam genug erhielten seine Meinungen den Beifall des persischen Königs Kobad, dessen Sohn, Nuschirwan der Gerechte, den Philosophen erschlug und die Verbreitung seines Systems nicht ohne Schwierigkeit hemmte. Im neunten Jahrhundert verkündete Babek-Khurremmi seine Lehren, die denen von Mesdek glichen; sie behaupteten sich 20 Jahre lang und verursachten so viel Unordnungen und Blutvergießen, daß zu jener Zeit eine Million Menschen durch das Schwert gefallen seyn soll.

Um dieselbe Zeit wurde die Secte der Karmathier, deren Grundsätze ähnlicher Art waren, durch Ahmed von Kufa gegründet; sie hießen auch Ismaeliten, weil sie glaubten, daß der sechste Imam, Ismael genannt, der Letzte sey, was von den rechtgläubigen Moslims geläugnet wird. Aeußerlich hielt sich diese Secte an die Gebräuche des Islam, aber die Lehre war geheim, und wurde nur allmählich mitgetheilt; der letzte Punkt und das Wesen des Ganzen war, daß man nichts glauben müsse, aber Alles wagen, was der Großmeister befehle. Hassan-Sabah, der Gründer der Assassinen, wurde ein Anhänger dieses Systems. Er war geboren zu Re, in der Nähe von Teheran, und lebte zur Zeit als der große Seldschuken Fürst Alp Arslan Persien beherrschte. Sein zügelloser, aber von den ausgezeichnetsten Talenten unterstützter Ehrgeiz stürzte ihn in Verlegenheiten, die ihn zur Flucht aus Persien zwangen, worauf er nach Aegypten ging, wo die Lehren der Ismaeliten herrschend waren, und dann nach Persien zurückkehrte, um seinen Meinungen Anhänger zu gewinnen. Da seine Predigten von Erfolg begleitet waren, so sah er sich im Jahre 1090 in den Stand gesetzt, den Felsen und das Schloß von Alamut einzunehmen, das dritthalb Jahrhunderte vorher erbaut worden seyn und dessen Name das Geyernest bedeuten soll. Hier grub er Brunnen und Canäle, und pflanzte Fruchtbäume, von denen keine Spur mehr übrig ist. Er und jeder nachfolgende Großmeister führten den arabischen Titel Scheikh-El-Dschebel, was einen Fürsten des Gebirgs bedeutet, gewöhnlich aber der Alte vom Berge übersetzt wird. Die Macht des Ordens dehnte sich allmählich bis nach Syrien aus, wo, wie auch in Persien, die bedeutendsten Bergfesten in Besitz genommen wurden. Gift und Dolch wurden jetzt angewandt, und Leute aller Classen, welche gegen den Orden feindselige Gesinnungen hegten, erlitten den Tod auf Befehl des Großmeisters, gegen dessen Befehle kein Rang und keine Entfernung schützte. Die blutige Herrschaft Hassans dauerte 35 Jahre, indem er beinahe 100 Jahre alt wurde. Eine der letzten Handlungen seines Lebens war die Ermordung seines Sohnes, weil derselbe die Regeln des Ordens verletzt hatte. Die Herrschaft ging nicht auf seine Nachkommen über, sondern auf einen seiner getreuesten Anhänger, Namens Kia Büsürgomid, in dessen Familie sie bis zum Sturze des Ordens um die Mitte des 13ten Jahrhunderts blieb, als Hulagu Khan, der Enkel Dschengis Khan's, das Schloß Alamut einnahm, und die Geschichtsbücher des Ordens nebst allen theologischen und philosophischen Werken der Bibliothek zerstörte. Man hat eine Verwandtschaft zwischen den Assassinen und Templern finden wollen, weil während der Kreuzzüge öfters Bündnisse zwischen beiden Orden bestanden, weil beide in Verdacht standen, atheistische Lehren zu hegen, und ihre beiderseitige Kleidung sehr ähnlich war, denn die Templer trugen weiße Mäntel mit rothen Kreuzen, die Assassinen weiße Kleider mit rothen Turbanen und Gürteln. Die Institute Hassan-Sabahs und Hugos de Payens behaupteten auch in ihrem Ende eine Aehnlichkeit, indem beide durch das Schwert vernichtet wurden.

Am 26 verließen wir Gaserkhani, gingen zurück an den Schahrud, an dessen rechtem Ufer wir in einem etwa eine Stunde breiten Thale hinaufzogen. Wasser kochte hier bei etwa 204° F. (76⅔° R.), was eine Höhe von 4000 Fuß anzeigt. Diese Tagreise gewährte uns den Anblick der schönsten Landschaft, die wir je gesehen hatten: hohe Berge lagen nach allen Seiten hin, unter diesen die Piks von Selembar und Elburs, welcher letztere Namen hier einen besondern Berg bezeichnet. Die Ufer des Flusses waren den größten Theil der Tagreise mit noch ganz grünen Pflanzungen bedeckt, und unter den Kornfeldern war eine Menge Fruchtbäume zerstreut. So angenehm dieser Anblick für den Reisenden war, so wenig versprach er dem Landmann, denn die Bauern, mit denen wir sprachen, klagten vielfach, daß die Ernten wegen des armen Bodens sehr spärlich seyen, und daß aus demselben Grunde die Frucht keine besondere Vollkommenheit erreiche. Wir frühstückten unter einigen schönen Wallnußbäumen, nahe an einem Fluß, der mit lautem Geräusche daher toste. Die bereitwillige Gastfreundschaft und Höflichkeit des persischen Bauern sichern dem Reisenden gewöhnlich ein gutes Mahl, denn obwohl er, wie natürlich, Bezahlung erwartet, so ist er doch meist leicht befriedigt, und es läßt sich nicht läugnen, daß der Perser trotz aller seiner nicht wenig zahlreichen Fehler doch gern die, wenn auch rohe, Tugend der Gastfreundschaft zeigt. Auch die Sicherheit des Reisens in Persien ist bemerkenswerth, denn obwohl man gewöhnlich Waffen bei sich führt, und vielleicht klug thut, sie zu zeigen, so bin ich doch sehr geneigt, der Meinung Sir J. Malcolms beizustimmen, daß die beste Waffe in Persien ein ungeladenes Pistol ist.

Nachdem wir am Abend noch 5 Stunden zurückgelegt hatten, erreichten wir das Dorf Germerud, über das auf der Nordseite eine Kette hoher Felsenberge hereinhängt, die das Dach jeden Augenblick zu zerstören droht. Dieß wäre vor einigen Jahren beinahe geschehen, als in Folge eines Erdbebens ein Theil des Berges einstürzte und dem Dorfe großen Schaden zufügte. Wir betrachteten den Paß, über den wir den nächsten Morgen nach dem District Tunikaban hinübergehen sollten, und erkannten, daß uns eine tüchtige Arbeit bevorstehe. — Bisher waren wir in der Provinz Irak gereist, sobald man aber den Paß von Germerud zurückgelegt hat, befindet man sich in der Provinz Masenderan. Mas soll in Pehlwi einen Berg, und Enderan im Persischen innerhalb bedeuten; demnach hieße Masenderan so viel als „innerhalb der Berge." Aber auf solche Ableitungen der Perser ist nicht viel zu geben; denn sie leiten z. B. auch den Namen der Provinz Gilan von Gil, Koth, ab, weil die Provinz sehr sumpfig ist.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Klimatiſche Schilderung von Britiſch-Weſtindien und Guiana.

14. Jamaica.

Dieſe Inſel liegt etwa 900 Meilen weſtlich von den Inſeln über oder unter dem Wind, und iſt 170 Meilen lang und 50 breit. Durch ihre ganze Länge von Oſten nach Weſten läuft eine 7 bis 8000 Fuß hohe Bergkette, die, zwei Defilées ausgenommen, eine völlige Scheidewand bilden. Jede Seite der Inſel bietet einen andern phyſiſchen Anblick dar. Auf der Südſeite erblickt man die blauen Berge mit ſchroffen Abſtürzen und tiefen Schlünden, und die niedrigere mit Wald gekrönte Kette, die minder rauh in ihren Umriſſen von breitern Thälern durchſchnitten iſt, und in eine lange, acht bis zehn Meilen breite Ebene ausläuft, und ſich vom Fuße der Berge bis ans Meer erſtreckt. Auf der Nordſeite ſind wenige Ebenen; der Boden erhebt ſich von der See mit einem Mal in ſchwachen Anhöhen, die durch weite Thäler geſchieden ſind. Die Berge ſind oben abgerundet und mit Pfefferbäumen beſetzt; ſie ſtoßen endlich an die Kette in der Mitte der Inſel, wo zahlreiche Cedernwälder ſind. Der Boden auf dieſer Seite iſt ein kreidiger Mergel, der ein herrliches Grün erzeugt, und von zahlreichen Flüſſen und Cascaden bewäſſert iſt. Das Innere bietet einen ganz andern Anblick, und trägt alle Züge eines Hochlandes. Auf den hohen Ebenen iſt der Boden mit reichem Graſe bedeckt, und wird namentlich zur Viehzucht benutzt. Wie dieſe Abtheilungen des Landes im Ausſehen verſchieden ſind, ſo auch im Klima. Auf den Ebenen oder der Seeküſte an der Südſeite wechſelt der Thermometer um Mittag nicht um mehr als 8 oder 9 Grad F. das Jahr hindurch, indem 92° F. (26⅔° R.) das Maximum, 83° F. (22⅞° R.) das Minimum iſt. Auf beiden Seiten iſt die Mittagshitze durch den Seewind gemäßigt, der von 8 oder 10 Uhr Morgens an von Oſten her weht und gegen Sonnenuntergang abnimmt. Nachts folgt ihm der Landwind, außer in der Regenzeit, wo dieſer Wind ausbleibt, und die Atmoſphäre höchſt drückend wird. Jährlich fallen etwa 50 Zoll Regen. Von Mitte des Decembers bis Mitte Aprils iſt die trockne Jahreszeit, und in den erſten drei Monaten herrſcht Nordwind, wo der Thermometer auf 70° F. (17° R.) fällt, aber um Mittag auf 85° bis 85° F. (22⅔° bis 25⅝° R.) ſteigt. Um die Mitte Aprils hört der Seewind auf; der Thermometer ſteigt auf 86° F. des Tages und ſinkt auf 80° F. des Nachts. Die Hitze wird drückend, und eine wolkige Atmoſphäre läßt im Frühjahr Regen fallen, welche mit Heftigkeit den größten Theil des Mai's hindurch dauern. Im Junius, Julius und Auguſt iſt das Wetter heiß und trocken, der Himmel unbewölkt, der Thermometer ſteigt auf 92° F. (26⅔° R.), der Landwind bleibt aus und die Nächte ſind drückend, aber die Seewinde ſtark. Im September beginnt das drückende Aprilwetter und dauert fort bis in die Mitte Octobers, wo die Herbſtregen beginnen, denen, wie im Frühjahr, Donner und Blitz vorangehen, welche die Temperatur um 5 bis 4° bei Tag und um 6 bis 7° F. bei Nacht mäßigen. Vom Julius bis October ſind die Orkanmonate, aber dieſe Erſcheinungen ſind ſelten.

Die Jahreszeiten auf der Oſtſeite ſind etwas verſchieden. Die Regen treten einen Monat ſpäter ein, als auf der Südſeite, und dauern viel länger. Wegen der Nachbarſchaft der Berge und weil wenig ebener Boden vorhanden, iſt die Atmoſphäre im Winter kühler und ſtärkern Abwechſelungen unterworfen.

Die Hochlande im Innern haben ein ganz anderes Klima, als die Seeküſten auf beiden Seiten; ihre große Höhe vermindert die Temperatur, was noch auffallender ſeyn würde, wenn der Seewind, der die Hitze im Tieflande mäßigt, ſich auch ins innere Land erſtreckte. Die Verſchiedenheit der Temperatur zu Maroon-Town, dem höchſten militäriſchen Poſten, und Kingſton wird dieſe Thatſache näher bezeichnen. Die Temperatur zu Kingſton iſt nach einem fünfjährigen Durchſchnitt im Maximum 85°, im Minimum 76⅛°; zu Maroon-Town iſt das Maximum 80⅞°, das Minimum 68⅛° F. In Jamaica kann man jede Abwechſelung von Klima ſich verſchaffen. In einer Höhe von 4200 Fuß wechſelt der Thermometer von 65 bis 65° F. (10⅝ bis 14⅛° R.) und fällt im Winter auf 44° F. (5⅛° R.). Hier verſchwindet die tropiſche Vegetation und die der gemäßigten Zonen tritt an ihre Stelle. Die Maſſe des Regens iſt jährlich nicht ſehr groß und fällt das ganze Jahr hindurch in Schauern nieder. Die Luft iſt feucht, und öftern Nebeln und allen, den Berggegenden eigenthümlichen Wechſeln unterworfen. Während das gelbe Fieber die Küſten und die Ebenen verheert, ſind dieſe Hochlande völlig frei davon, denn dieſer Verderber des europäiſchen Lebens hat ſich noch in keinem Klima über 2500 Fuß hoch erhoben. Die Einwohner werden ſehr alt, und haben eine röthliche, geſunde Geſichtsfarbe wie in nördlichen Klimaten.

Vermiſchte Nachrichten.

Prof. Morren aus Lüttich theilte in der engliſchen Naturforſcherverſammlung ſeine Erfahrungen über den Bau der Vanille in Europa mit, deren Erzeugung ihm ſo ſehr gelungen iſt, daß ſie mit der Zeit ein Handelsartikel werden kann. Die Pflanze, die er zog, iſt die Vanilla planifolia, und von zwei derſelben hatte er mehrere hundert Früchte erhalten, die ſo groß und ſo aromatiſch ſind, als die beſten von Aſien. Er erklärte die Art des Anbaues: man muß ſie fünf bis ſechs Jahre wachſen laſſen, und namentlich heiß und feucht halten; Sonne iſt minder nöthig. Die Bemerkungen über die Fortpflanzung ſind ſo ſeltſam, daß ſie ſich nicht wohl mittheilen laſſen.

•

Nach einem Schreiben in den Times vom 24 September vernehmen ſich die aus Oſtindien nach Mauritius geführten Kulis nichts weniger als ordentlich und arbeitſam; haufenweiſe verweigern ſie die Arbeit, und wenn man ſie vor Gericht verklagt, wo oft in einem einzigen Diſtricte hundert Klagen des Tages vorkommen, verweigern ſie dem richterlichen Spruche den Gehorſam, führen ein Vagabundenleben, und in einem einzigen Landſtriche, wo über 8000 ſolcher Kulis ſind, ſollen nicht weniger als 1500 umherſtreifen und die öffentliche Sicherheit bedrohen.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 90 u. 91** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Riſa. (Von A. Barbier.) — Träumen. (Von Sainte-Beuve.) — Serjeant Talfourd, der Verfechter des literariſchen Eigenthums. — Perditus Mutton. (Schluß.)

In das Abonnement dieſer dem Auslande beigegebenen Literaturblätter, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 284.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 October 1838.

Der Patriarch von Santa Fé.

(Aus Robertsons: Lettres on Paraguay.)

Ich wurde in Santa Fé bei Señor Don Francisco Candioti eingeführt, dem beschützenden Genius des Ortes, der seinen Reichthum hauptsächlich seinem Unternehmungsgeist und seinem Fleiße dankt. Von kleinem Anfang stieg er auf, und ist jetzt Herr von 300 Quadratleguas Gebiet, Eigenthümer von 250,000 Stück Hornvieh, Herr von 300,000 Pferden und Maulthieren, und Besitzer von mehr als einer halben Million Dollars, die in peruanischen Goldmünzen in seinen Koffern liegen. Er war in seiner Jugend nach Peru gegangen, um dort einige Maulthiere zu verkaufen, und erkannte schnell, wie sehr es dort daran mangle, und was für einen gewinnreichen Handel es abgeben könne, wenn man diese Thiere für den peruanischen Markt aufziehe. Bei seiner Rückkehr verwandte er sein kleines Eigenthum dazu, dergleichen Thiere zu kaufen, und das Land wurde dem Käufer des darauf weidenden Viehs dazu gegeben, obwohl Hornvieh um 4, Pferde um Einen Real (etwa 18 kr.) das Stück verkauft wurden. Seit dieser Zeit führte er jährlich eine Anzahl Thiere nach Peru, legte stets den Gewinn zu neuen Ankäufen an, und erwarb auf diese Weise seinen Reichthum. Ein Bild von ihm in dem barbarischen Reichthum des Schmucks von Mann und Pferd wäre eines spanischen Pinsels würdig.

Eben zurückgekehrt von einem seiner Ausflüge im Lande saß er auf einem kraftvollen braunen Wallachen, gewiß das schönste Thier, das ich noch im Lande gesehen hatte. Irgend etwas auch nur halb so Glänzendes, im Gauchostyle nämlich, als Roß und Reiter zusammengenommen, war gewiß in Südamerika nicht zu finden. Als die Familienbegrüßungen nach der sechsmonatlichen Abwesenheit vorüber waren, wurde ich Señor Candioti vorgestellt, und machte meine Verbeugung mit aller einem so patriarchalischen Potentaten gebührenden Achtung. Seine Sitten waren so einfach und sein Benehmen gegen andere eben so höflich und eben so wenig prahlerisch, als seine Ansprüche auf höhern Reichthum und größeres Ansehen allgemein anerkannt waren. Er blieb auf seinem Pferde sitzen und schwatzte vertraulich mit Allen umher. Hie und da zündete er seine Cigarre an, indem er mit Stahl und Stein Feuer schlug an einem Zunder in einer polirten Hornbüchse, die mit Silber eingelegt war, und deren Deckel oder vielmehr Löscher an einer goldenen Kette hing. Ich konnte nicht umhin, seine ausgezeichnet schönen Züge und seine würdige Haltung zu bewundern. Sein Anzug war, nach Styl und Sitte des Landes, prachtvoll. Sein Poncho war in Peru gemacht, und nicht nur aus dem reichsten Stoffe, sondern auch auf weißem Grunde prächtig gestickt. Unterhalb desselben trug er eine Jacke vom feinsten indischen Tuche, darunter eine weißseidene Weste, die, wie sein Poncho, schön gestickt und mit kleinen goldenen Knöpfen geziert war, die jeder an einem kleinen Kettchen von demselben Metall hingen. Er trug keine Halsbinde, und Kragen und Vordertheil seines Hemdes zeigten, auf seinem französischen Cambrick, die reichsten Proben von Tambourarbeit, die man nur immer in Paraguay haben konnte. Seine untere Kleidung bestand aus schwarzem Sammet, war an den Knien offen, und gleich der Weste mit Goldknöpfen geziert, die an kleinen Kettchen hingen und augenscheinlich nie für die Knopflöcher bestimmt waren. Unter diesem Theil seiner Kleidung sahen die befranzten und tambourirten Enden von Hosen von dem schönsten Paraguaytuch hervor. Sie waren so weit wie türkische Hosen, weiß, wie der frisch gefallene Schnee, und reichten bis an die Waden hinab, gerade weit genug, um ein Paar braune, in Peru aus der besten Vicognewolle fabricirte Strümpfe sehen zu lassen. Die Stiefel aus jungen Pferdefüßen (potro) schlotterten um Fuß und Knöchel, und waren oben übergeschlagen, daß sie wie Halbstiefel aussahen. An diesen Stiefeln hingen ein Paar unmäßig große, hellpolirte Silbersporen. Zu Vollendung seines Anzugs trug der fürstliche Gaucho einen großen peruanischen Strohhut mit einem schwarzen Sammetbande. Um den Leib trug er eine carmoisinrothe seidene Schürze, in welcher ein mächtiges Messer in einer Marokkoscheide stack, woraus ein massiv silberner Handgriff hervorsah. So prachtvoll der Anzug des Reiters war, so übertraf ihn doch wo möglich noch die Ausstattung des Pferdes. Hier war Alles Silber, vortrefflich gearbeitet und kunstvoll eingelegt. Der Sattelknopf, das Kopfstück des Zaums waren mit dem kostbaren Metall bedeckt, die Zügel mit Buckeln geschmückt, und an den

Digitized by Google

Steigbügeln muß sich alle Kunst des besten peruanischen Silberschmieds erschöpft haben, um wenigstens zehn Pfund reines Silber daran zu verarbeiten.

So stellte sich Señor Don Francisco Candioti, der Patriarch von Santa Fé, dar.

Ein Sommerausflug von Teheran nach dem Assassinen-Felsen und nach Masenderan.

(Fortsetzung.)

Am 27sten mietheten wir eine Anzahl Bauern, um das Gepäck den steilsten Theil des Passes hinaufzutragen, da die Maulthiere den Weg beladen nicht machen konnten; wir verließen Germerud und stiegen bald darauf den Paß hinan, der einer der schlimmsten ist, die ich je in Persien fand: er war von bedeutender Länge, etwa drei Stunden nach unsrer Schätzung, und außerordentlich steil. Der Zug war nicht ganz ohne Gefahr, da der Boden aus einem sehr feinen staubigen Thon bestand, über welchen Steine und Blöcke von jeder Größe zerstreut waren, welche das Erdbeben von der Höhe heruntergestürzt hatte. Diese Steine hatten keinen Halt in dem lockern Boden und rollten bei dem geringsten Anstoß durch Pferde oder Maulesel sehr leicht herab. Auf der Höhe des Passes fanden wir einen sehr tiefen Schnee und eine Menge Austernschalen und Herzmuscheln. Dr. Gerard, welcher Burnes nach Bukhara begleitete, fand auf dem Himalaya Muscheln in einer Höhe von 19,000 Fuß. Wir stiegen einen nur wenige Zoll breiten Weg hinab, der an schauerlichen Steilabstürzen hinführte, die Gewohnheit hatte uns aber schon so zuversichtlich gemacht, daß wir nur selten uns die Mühe nahmen, vom Pferde zu steigen. Endlich, nachdem wir 5 Stunden zurückgelegt, erreichten wir das Dorf Miran in Tunikaban, wo wir ein sehr kaltes, unangenehmes Quartier erhielten: die Leute, weniger an den Besuch von Europäern gewöhnt, nahmen uns nicht so freundlich auf, wie dieses in Irak meist der Fall ist, versahen uns aber doch auf unser Verlangen mit Allem, was sie hatten. Zu Miran kochte das Wasser bei 201° F. (75½ R.) was eine Höhe von 5500 Fuß gibt. Wir blieben zu Miran einen Tag, und zogen sodann durch eine Schlucht abwärts, in welcher der Fluß Miran oder Sed-Hesar fließt, dessen Quelle in den Gebirgen ist, die wir kurz zuvor durchzogen hatten; auf einer Strecke von 6 Stunden mußten wir fünfundzwanzigmal über denselben setzen: es ist ein Bergstrom, welcher mit einer außerordentlichen Kraft und lautem Getöse zwischen den Felsen dahinstürzt, mit denen sein Bett angefüllt ist. Wenn er sich dem kaspischen Meere nähert, breitet er sich aus und wird ein schöner Salmenfluß. Die Brücken, auf denen wir über ihn setzten, bestehen bloß aus Bäumen, die auf Stützen über den Fluß hingelegt und mit Zweigen und Erde bedeckt, ohne Geländer und nur 6 Fuß breit sind. Sie schwankten sehr unangenehm unter dem Gewichte unsrer Pferde, wir gewöhnten uns aber bald an das Tosen und Schäumen des Flusses, und ritten ohne alle Besorgniß weiter. Nach zwei Stunden kamen wir in den dichsten Wald, den ich je gesehen: er bestand aus schönen Eichen, Eschen, Ulmen und andern uns unbekannten Bäumen, war von Buschwerk durchwachsen, so daß es schwer gewesen wäre vom Wege abzuweichen, und so dicht waren die Zweige der größern Bäume verschlungen, daß sie das Licht der Sonne abhielten. Dieß bildete einen starken Contrast mit der Landschaft, an die wir bisher in Persien gewohnt waren, wo mit Ausnahme der Fruchtbäume und einiger Platanen in der Nähe der Städte kein Baum zu sehen ist. Alles ist öde und dürr. Dieser Wechsel war anfangs erfreulich, doch aber wurde man es nach und nach müde, immer nur einige Schritte weit vor sich sehen zu können.

Nachdem wir beinahe sechs Stunden weit fortgezogen waren, was uns bei dem schlechten und sumpfigen Wege bis lange nach Sonnenuntergang aufhielt, beschlossen wir, als immer noch kein Dorf sich zeigen wollte, selbst ein Masenderan-Fieber zu riskiren, indem wir die Nacht unter einem großen Baume Halt machten. Wir breiteten unsere dicken Teppiche — diese unwandelbaren und unschätzbaren Begleiter auf einer persischen Reise, die als Bett, Tafel und Stuhl dienen — auf dem vom schweren Thau ganz feuchten Boden aus, zündeten ein großes Feuer an, um die erkältende Feuchtigkeit zu mindern, und legten uns nach einem spärlichen Mahle zum Schlafen nieder, ohne wegen unseres Gepäcks irgend eine Vorsichtsmaaßregel zu treffen. Man kann in diesen Bergen nur kurze Strecken zurücklegen, da das unaufhörliche An- und Hinabsteigen durchaus jede Eile verhindert; außerdem ist auch der Weg so schmal, daß wir jeden Augenblick die Maulthiere abladen, und das Gepäck durch Träger weiter schaffen lassen mußten. In diesen Wäldern hausen Wildschweine, Rothwild, Bären, Fasanen, Leoparden und, wie man sagt, auch Tiger in Menge.

Am 30sten brachen wir in nördlicher Richtung auf und zogen 4½ Stunde weit nach Khurrem-Abad, dem Hauptorte in Tunikaban. Der Weg war so ziemlich derselbe wie am vorigen Tag, nur war der Wald manchmal minder dick, und öffnete uns dann die Aussicht auf das nur wenige Stunden entfernte kaspische Meer. Bald darauf zogen wir einige niedere Berge hinab, und betraten nun die flache, eine bis vier Stunden breite Ebene, welche das Gebirg vom Meere trennt; dieses ist vielleicht der ungesundeste Theil von Persien, wie sich aus den gelben, kränklichen Gesichtern der Einwohner zeigt, während sich die Perser anderer Landstriche durch ihr kräftiges, gesundes Aussehen auszeichnen. Diese Ebene wird im Sommer und Herbst so heiß und ungesund, und so unerträglich durch die Schwärme von Insecten, daß die Einwohner, mit Ausnahme weniger Leute von der ärmsten Classe, welche zurückbleiben, um das angebaute Land gegen die wilden Schweine zu schützen, mit ihren Schaf- und Rindheerden nach den Bergen auswandern, und dort ihren Sommeraufenthalt nehmen. Der Weg durch diese Ebene war höchst angenehm, da er zum Theil durch Wälder ging, die hie und da durch große angebaute Strecken unterbrochen waren. Aepfel- und Birnbäume und Reben wuchsen wild in üppiger Fülle, und die letztern rankten sich bis an die Spitze der höchsten Bäume hinan, die durch das reiche Blätterwerk derselben fast dem Anblick entzogen waren. Die Häuser, statt wie in andern Theilen Persiens in Dörfern zusammenge-

Digitized by Google

drängt zu ſeyn, waren unregelmäßig durch den Wald zerſtreut, und ſtatt der dunkeln, an der Sonne getrockneten Backſteine von Irak waren ſie meiſt aus Holz aufgeführt und mit Stroh gedeckt; unähnlich den übrigen Theilen Perſiens, wo man ſich möglichſt dem Blick zu entziehen ſucht, waren hier die Häuſer faſt ganz offen, und die Inwohner dem Auge des Fremden bloßgeſtellt. Nichts ſehr Anlockendes zeigte ſich, denn die Frauen von Maſenderan gehören gewiß nicht zu den anziehendſten ihres Geſchlechts. Ueberhaupt iſt es ſeltſam, daß weibliche Schönheit ſo ſelten iſt in Perſien, wo die Männer meiſtens ſchön ſind; engliſche Damen haben mir erzählt, daß in dem ungeheuren, ſorgfältig ausgeſuchten Harem des verſtorbenen Königs nur Eine wirklich ſchöne Frau zu ſehen geweſen ſey. Statt auf dem Boden zu ſchlafen, wie dieſes in andern Theilen Perſiens unwandelbare Sitte iſt, hat hier jedes Haus, wie in Bengalen, eine erhöhte Plattform, auf welcher die Inwohner ſchlafen. Die Felder, die wir ſahen, waren nur mit Reis angebaut, der jetzt vollkommen grün und mit Waſſer überſtrömt war, das von den benachbarten Bergen in zahlreichen Bächen herabfloß. Die angebauten Felder waren durch geflochtene Gehege abgetheilt, was dem Ganzen einen Anſtrich von großer Sorgfalt gab. Die Lebendigkeit der Scene wurde noch vermehrt durch die zahlreichen männlichen und weiblichen Arbeiter, welche bis an die Knie in dem ſchlammigen Boden wateten, und mit dem Verpflanzen des jungen Reiſes beſchäftigt waren. Reis iſt das Haupterzeugniß von Maſenderan; auch Seide wird gewonnen, ſie iſt aber geringer als die der benachbarten Provinz Gilan. Auch wird Rohrzucker erzeugt, der ſich durch mehr Geſchicklichkeit und Sorgfalt wohl ſehr verbeſſern ließe. Das prächtige Zimmerholz, das die Wälder in Fülle bieten, iſt als Ausfuhrartikel ganz nutzlos, da es unmöglich iſt, daſſelbe nach andern Gegenden Perſiens zu bringen und Rußland ſelbſt Holz genug hat. Gerſte und Weizen werden in dieſem niedrigen, ſumpfigen Lande, das weit mehr zum Reis taugt, ſelten gebaut.

Nachdem wir eine gute Stunde weit durch ein entzückendes Land gezogen waren, wo wir das kaſpiſche Meer vor uns und die Gebirge des Elbrus hinter uns hatten, kamen wir in das Dorf Khurremabad, das nur eine kleine halbe Stunde vom Meere liegt, und ſchlugen unſre Wohnung in einem großen, aus Backſteinen aufgeführten Hauſe auf. Dieſes war die Wohnung des Diſtrictsgouverneurs, der eben abweſend war, deſſen Stelle aber ſein Neffe vertrat, der uns äußerſt höflich aufnahm, durch ſeine Höflichkeit jedoch uns am Ende läſtig wurde, da er es wie alle Perſer für einen Beweis von feiner Sitte hielt, ſeine Gäſte nie allein zu laſſen. Vor ſeinem Abſchied lud er uns auf den Salmenfang an einem von ihm angelegten Wehre ein.

Am folgenden Morgen erſchien er mit drei oder vier Begleitern, die alle vollſtändig bewaffnet waren, als ginge es zu irgend einem gefährlichen Zuge. Dieſes iſt allgemeine Sitte in Perſien: wenn Jemand, der auch nur den geringſten Anſpruch darauf hat, ein „Mann vom Degen" zu ſeyn, ſich nur auf eine geringe Strecke von Haus entfernt, führt er unfehlbar Säbel und Piſtolen bei ſich. Die Vorſicht war vielleicht einſt nöthig, und die Gewohnheit iſt geblieben, als die Nothwendigkeit ſchon verſchwunden war. Wir zogen eine Stunde weit durch die Wälder nach den Ufern des Miran, hier Seh-Heſar genannt, nach einer nur wenige hundert Schritte von dem Meere entfernten Stelle. Hier war durch Pfähle und Weiden eine Wehr durch den Fluß angelegt, mit zwei kleinen Oeffnungen, um den Salmen wie in eine Art Gefängniß hineinzulaſſen. Es ſchien uns ſeltſam, daß der Salmen dieſe Oeffnungen entdecken ſollte, aber man verſicherte uns, daß er bei ſeinen Bemühungen ſtromaufwärts zu ſchwimmen, jede Spalte aufſuche. Obwohl dieſes nicht die Jahreszeit war, fingen wir doch in Zeit von einer Viertelſtunde zwei Salmen, und da dieſe für unſere Geſellſchaft noch nicht hinreichten, ſo nahm ein Mann ein ſechs Fuß langes Netz, und fing noch vier große Fiſche heraus. Wir ſahen dieſes für eine gute Jagd an, man verſicherte uns aber, im October würde dieſer Fiſch in ſolcher Menge in allen Flüſſen längs der Küſte gefangen, daß das ganze Land ſich von Salmen nähre. Dennoch wird kein Salmen ausgeführt, ausgenommen als Geſchenk an Freunde in Irak. Unſer Wirth gab uns ein Frühſtück, das nur aus Salmen und Reis beſtand, da kein Brod zu bekommen war. Dieſes war eine Unannehmlichkeit, welche während unſeres ganzen Aufenthalts in dieſer Provinz fortdauerte; der Mangel an Gerſte jedoch war ein viel ernſterer Umſtand, denn lange ehe wir Maſenderan verließen, waren unſere Pferde zu Haut und Knochen zuſammen geſchwunden, und ſo ſchwach geworden, daß ſie kaum die Berge erſteigen konnten. Salmen erhielten wir jetzt jeden Tag in ſolchem Ueberfluſſe, daß uns endlich der Anblick und Geruch derſelben Ekel erregten. Der Tag wurde in Streifereien längs dem Ufer und dem Walde hingebracht, der ſich bis auf wenige Schritte ans Meer hin erſtreckt. Das Waſſer iſt ſalzig, doch nicht ſo ſehr, daß es die Pferde nicht trinken könnten. — Wir verſuchten die Höhe des Landes zu meſſen, und fanden, daß das Waſſer bei 213° F. (80⅓° R.) ſiede, was 500 Fuß unter der Meeresfläche anzeigen würde. Wenn auch dieſe Annahme zu viel iſt, ſo beſtätigt ſich doch, daß das kaſpiſche Meer unter dem Spiegel des Weltmeers liegt.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reiſen.

Ausflug in die weſtlichen Departements von Frankreich.

1. Sarthe-Departement.

Die franzöſiſchen Departements, welche ſich zunächſt um das Centrum gruppiren, haben eine höchſt monotone, charakterloſe Phyſiognomie; die Städte Verſailles, Rambouillet, Maintenon tragen die Livrée ihres gnädigen Herrn Paris, und die Dörfer machen die ärmlichſte, unterthänigſte Knechtsmiene. Erſt wenn uns die Diligence in ſchnellem Fluge 20, 30 Meilen weit von der Hauptſtadt fortgetragen hat, verengert ſich die Attractionsſphäre von Paris, und es tritt eine gewiſſe Eigenthümlichkeit des Landes und der Bewohner hervor. Wo die Individualität der Provinz anfängt, hört plötzlich die Orthographie auf; die Ueberſchriften der Kramläden und Wirthshäuſer wimmeln von Fehlern: ſo las ich unter Anderem: à *l'autel* du cheval blanc, chez Chappe loge à *pié et à cheval;* ein Bittſchriftenverfertiger benachrichtigte das Publicum, er wohne rue de l'oursine 10, *excallier* à

gauche. Originell waren folgende Anzeigen: Legrand loge les routiers, les bœufs et autres équipages; und: Artiveau tient entrepôt de vins, d'eau des vies, cidre etc. Il prie les expéditionnaires de l'honorer de leur confiance; il fera tout ce que le courage et le malheur peuvent inspirer à l'homme pour la mériter.

Bei Chartres verflacht sich das Land in eine weite Lerchengegend, wie um Leipzig, und das Auge verweilt wohlgefällig auf der fruchtbaren Ebene der Beauce mit ihren wogenden Kornfeldern. Wenn man zwei Meilen, dann eine Meile, endlich ganz nahe bei Chartres ist, sieht man nichts von der Stadt, sondern einzig und allein die Kathedrale, welche immer höher und göttlicher mit der Doppelkrone ihrer Thürme in die Wolken steigt. Man kann sich nichts Frappanteres, nichts Geheimnißvolleres denken, als diese unbegreifliche Isolirung in einer unermeßlichen Kornebene, ohne Häuser und ohne Bäume. Es war an einem frischen Septembermorgen, als ich in Chartres ankam; der Nebel benetzte und beeiste die Ebene; die Erde war so grau, wie der Himmel. Plötzlich ging die Sonne auf, und die Kathedrale erhob sich, wie eine unvergleichliche Musterprobe, welche die Engel vom Himmel heruntergebracht zu haben schienen, um den Menschen zu lehren, wie Gott seine Tempel gebaut wissen will. Allein sobald ich die mächtige Vastei des St. Michaelsthores im Rücken und das Wunder vor Augen hatte, schwand der Zauber; die Kirche versteckte sich hinter elenden Häusern, und die Wohnungen der Menschen erdrückten die Wohnung Gottes. An dieser Stelle der unabsehbaren Ebene hat nämlich der Zufall ein kleines Thal gebildet, welches ein Bach bewässert, an dessen Ufern man die Stadt gebaut hat; mitten in diesem Thal erhebt sich eine mäßige Anhöhe, welche die Bewohner des Flachlandes für einen Berg ausgeben und worauf die Kathedrale steht.

Wir haben keineswegs die Prätension, diesen herrlichen Münster zu beschreiben und Betrachtungen daran zu knüpfen, die wir in den 30 Minuten, welche die Postdirection den Passagieren in Chartres bewilligt, gemacht haben könnten; das hieße die alte Geschichte jenes Engländers erneuern, welcher während der zehn Minuten, die er in einem Wirthshause von Tours zubrachte, wo er keine andere weibliche Seele als die Kellnerin gesehen hatte, in sein Tagebuch eintrug: In Tours sind alle Frauen rothhaarig und zänkisch. Mistreß Trollope, der berühmte Staustrumpf des modernen Altenglands, ist eben nicht anders zu Werk gegangen, um ihr sämmtliches Geklatsch über Belgien, Deutschland und Frankreich zu schreiben. Die Kathedrale von Chartres ist überdieß so oft und so detaillirt geschildert worden, daß wir nur wiederholen könnten, was Andere vor uns viel besser gesagt. Neugierige Leser verweisen wir auf die Werke von Doyen, Chenard, Souchet, Gilbert, unermüdliche und gelehrte Sammler von Thatsachen, Jahreszahlen und Daten, welche jeden Stein der Kirche gezählt haben. Der französische Minister des öffentlichen Unterrichts, Hr. v. Salvandy, läßt in diesem Augenblick eine Geschichte der Kathedrale von Chartres verfassen, welche an prachtvoller Ausstattung und Vollständigkeit alle frühern Werke übertreffen wird. Die beste Geschichte der Kathedrale liest man immer noch an Ort und Stelle auf den gemalten und gemeißelten Bildnissen der zwanzig Kaiser und hundert Könige, auf den sprechenden Wappen der Ritter und den frommen Insignien der Montfort, der Montmorency, der Courtenay, der Clermont, der Bourbon, der Vendôme, jener heldenmüthigen Raufbolde, welche sich vom schuldigen Lohn ihrer Raubthaten und Plünderungen mit Statuen und Zehnten loskauften. Das Monument hat sechs große Brände und zahlreiche Veränderungen erlitten, bis aus dem kleinen, im Waldesdickicht versteckten Druidenaltar eine dreimalige, mit Rohr gedeckte und mit Baumstämmen gestützte Capelle, dann ein römisches Steinparallelogramm und endlich eins der schönsten Kirchen der Christenheit geworden ist, woran fünf Jahrhunderte gebaut haben. Die Bischöfe und Stiftsherren des achtzehnten Jahrhunderts haben sich gegen die Manen des ersten Erbauers, Johann von Beauce und seiner Gesellen, stark versündigt; ihre tollen Verschönerungen von Stuck, Bronze und Gold entstellen die arme Kirche, welche einen Theil ihrer bemalten Glasfenster eingebüßt hat, um das Schiff etwas heller zu machen, und die alterthümliche, heilige Schwärze der Pfeiler ist mit einem abscheulichen Gewande von gelbem Ocker bekleidet. Die Vandalen, welche den Chor der Kathedrale verdorben haben, lebten noch, als die Tollhäusler von 1793 den steinernen Königen um den Chor herum die Köpfe abschnitten, und die jetzige Generation hat vor zwei Jahren erlebt, wie der verwahrloste Funke eines Deckers den unverwüstlichen Dachstuhl (einen ganzen Wald von Bäumen, welchen die Riesen des Mittelalters da oben hinauf transportirten) in einen Aschenhaufen verwandelte. Der Zufall erfüllt in unsern Tagen denselben Beruf, wie die Menschen; er schafft nicht mehr, sondern zerstört. Der abgebrannte hölzerne Dachstuhl wird übrigens durch einen gußeisernen ersetzt, der seiner Vollendung nahe ist.

Die Gegend um Chartres ist die Heimath der Carnuten, wo bekanntlich die Druiden des alten Galliens ihre Hauptresidenz aufgeschlagen hatten. Die Landleute der Beauce haben unter vielen alten Gebräuchen noch die Sitte beibehalten, ihre Neujahrsgeschenke éguilas zu nennen, und sie am Sylvesterabend mit dem Rufe: gui-a-né, in die Stube zu werfen. Dieselbe Sitte herrscht auch in Mecklenburg, Holstein und Pommern, wo man die Weihnachtsgeschenke Juulklappen nennt, und sie ebenfalls auf die Hausflur wirft, indem man Juulklapp schreit und davon läuft. Die celtische und wendische Welt stehen in viel näherer Beziehung, als die Historiker gewöhnlich annehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Bekanntlich herrschen auf den Sandwichinseln die protestantischen Missionäre unbeschränkt. Als im vorigen Jahr einige katholische Missionäre das Land betraten und allmählich Anhang erhielten, entfernte man sie mit Gewalt und brachte sie auf europäische Schiffe. Jetzt hat der König Tamehameha III unter dem 18 December 1837 ein Decret erlassen, worin er allen katholischen Missionären das Land verbietet, und das Schiff, das einen solchen ans Land setze, mit Confiscation und einer Geldstrafe von 10,000 Dollars bedroht. Man sieht, daß die amerikanischen Missionäre starke Schritte zur Befestigung ihrer politischen Macht thun.

Ein Hr. Pattison las in der brittischen Naturforschergesellschaft ein Memoire vor „über die Mittel, Silber aus Blei auszuziehen;" alles in England gewonnene Blei soll nämlich Silber enthalten von 1 bis zu 100 Unzen in der Tonne. Man hat es so weit gebracht, daß jetzt jährlich ungefähr 54,000 Unzen Silber gewonnen werden. Vorher gewann man das Silber, indem man das Blei oxydirte; dabei ging aber viel Blei verloren, so daß man jetzt bei einem andern Verfahren außer dem gewonnenen Silber noch 500 Tonnen Blei mehr gewinnt.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 285.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 October 1838.

Ueber die Salmen Schottlands.

Ein Sir William Jardine las in der englischen Naturforschergesellschaft ein auf deren Aufforderung entworfenes Memoire über den jetzigen Stand der Kenntniß von den Salmoniden Schottlands vor, und begann dabei mit der Bemerkung, daß ganz Schottland, mit Ausnahme eines geringen Theils, ein alpinisches Land sey; es ist von einer Menge fließender Gewässer durchzogen und voll von Seen oder Lochs, deren Fische fast ausschließlich dem Salmengeschlechte angehören. Im Süden Europa's findet sich diese Familie fast gar nicht, indem die Cypriniden *) vorherrschen; nur in den alpinischen oder subalpinischen Strichen, wie in der Schweiz und den ihr geographisch untergeordneten Ländern, finden sich wieder Salmen in Menge, meist verbunden mit dem Geschlechte Coregonus. In England findet man im Süden die Cypriniden vorherrschend, sie nehmen jedoch allmählich ab und werden durch die Salmengeschlechter ersetzt, je weiter man gegen Norden kommt; nur der Hecht und der Barsch erstrecken sich bis in die mittlern Hochlande von Schottland. Erst seit der Salmen ein Gegenstand von commercieller Bedeutung geworden ist, hat man diese Gruppe näher untersucht, die große Schwierigkeit ist aber dabei die Mannichfaltigkeit der Formen in den verschiedenen Perioden ihres Wachsthums. Man kann in dieser Hinsicht die Fische der brittischen Inseln nicht in Uebereinstimmung bringen mit denen auf dem Continent, auch ist man nicht sicher, ob alle brittischen Arten wirklich verschieden sind, ja es ist gegenwärtig zweifelhaft geworden, welches der wahre Salmen, der Salmo Salar von Linné ist. Die Forschungen des Verfassers beziehen sich auf die Geschichte des gewöhnlichen Salmen und zwar 1) hinsichtlich seines Aufenthalts im Meere, 2) hinsichtlich seiner Nahrung daselbst und 3) in Bezug auf seine Erzeugung und sein Wachsthum. Was den ersten Punkt betrifft, so ist zu bemerken, daß man sie selten auf der hohen See sieht, und daß sie in der Nähe des Ufers im besten Zustande gefangen werden, da sie sich vor ihrer Wanderung stromaufwärts einige Zeit in den Mündungen der Flüsse aufhalten. Was ihre Nahrung betrifft, so leben sie von Insecten, Würmern, Schaltdieren u. s. w., was indeß bezweifelt wurde, da man Eier von Schaltdieren u. dgl. in ihrem Magen fand, weßhalb man glaubte, daß sie nur davon lebten. Dieses ist jetzt aber hinreichend widerlegt, namentlich weil der Bau und die Gewohnheiten des Salmen annehmen lassen, daß sie eine weit schwerer zu fangende Beute aufsuchen als solche Eier. Von der größten Wichtigkeit ist endlich ihre Erzeugung und ihr Wachsthum. Bekannt ist es, daß sie in frisches Wasser wandern, um zu laichen, was vom October bis Ende Januars dauert, aber die Art die Eier niederzulegen, ob beide Geschlechter dabei thätig sind, in welche Tiefe sie in den Sand gelegt, wie die Löcher ausgehöhlt werden — alles dieses sind schwierige Fragen, die noch nicht gehörig beantwortet sind. Gegen Ende März oder April werden die Jungen gebrütet und haben, wenn sie ausgekrochen sind, die Länge von einem Zoll. Von dieser Zeit an bis zum März werden sie, so viel man glaubt, vier bis sechs Zoll lang, und wandern dann nach dem Meere, von wo sie im Julius 3 bis 11 Pfund wiegend zurückkehren, und im folgenden Winter laichen. Dieser schnelle Wachsthum des Fisches scheint jetzt hinreichend bewiesen, aber ein Hr. Shaw, der den Fisch in künstlichen Teichen hielt, ist zu dem Schluß gekommen, daß der junge Salmen im ersten Jahre nicht wandere, sondern an Größe nur etwa drei Zoll zunehme, und im Mai des zweiten Jahres nach dem Ausschlüpfen nur die gewöhnliche Größe und Farbe eines noch ganz jungen Fisches erreiche. Hr. Shaw behauptet auch, daß während dieses allmählichen Wachsthumes die Farben und Zeichen die des Kohlfisches (?) (parr) seyen, sich aber gegen die Zeit der Wanderung hin änderten. Hr. Jardine erklärte, er könne diesen letztern Punkt bestätigen, indem er mehrere Kohlfische gefangen, sie eingesperrt und gefunden, daß sie Farbe und Aussehen zu ändern anfingen; aus allen diesen Umständen müsse er den Schluß ziehen, daß ein Theil der unter dem provinciellen Namen Parr oder Kohlfisch bekannten Fische die Jungen eines wandernden Salmen seyen, und daß die Zeit von dem Ausschlüpfen aus dem Ei, bis sie ihre Wanderkleidung erhalten, läu-

*) Es ist dieses die achtzehnte Ordnung der Fische, und umfaßt namentlich die zahmern Fluß- und Teichfische, wie Karpfen, Barben, Schmerle, Weißfische u. dgl.

Digitized by Google

ger daure, als man bisher behauptet habe. Bei dieser Auseinandersetzung brauchte Hr. Jardine den Namen Parr bloß in seiner populären Bedeutung. Der eigentliche Parr oder Kohlfisch aber ist der Salmo Salmulus, der wirklich eine verschiedene Art ist.

Ueber diese Angaben erhob sich ein Streit, und man wollte mehrere durchaus nicht gelten lassen, namentlich meinte ein Hr. Mac-Kenzie, das Einsperren des Fisches in künstliche Teiche und die unnatürliche Lage des Fisches darin möchte Folgen haben, die zu falschen Schlüssen führten. Ein Hr. Parnell bemerkte ferner, der Parr sey kein so gewöhnlicher Fisch, als man meist glaute, und die kleinen 4 bis 5 Zoll langen Fische, die man in manchen Flüssen so zahlreich finde, und gewöhnlich Parr nenne, seyen keineswegs alle von derselben Art, sondern die Jungen verschiedener Arten wandernder Forellen in Gesellschaft mit den Jungen des gewöhnlichen Salmen, dem eigentlichen Parr, so wie verschiedenen Varietäten der gewöhnlichen Süßwasserforellen, die sich während der Herbst- und Wintermonate in ihrem Ausehen ungemein gleichen.

Die Versammlung schien geneigt, den Gegenstand, der durch Vorlegung mehrerer Fische erläutert wurde, im folgenden Jahre wieder aufzunehmen.

Ein Sommerausflug von Teheran nach dem Assassinen-Felsen und nach Masenderan.

(Schluß.)

Am 1 Junius brachen wir wieder auf, und zogen nicht ohne große Mühe durch Wälder, Sümpfe, Reisfelder und tiefe Bäche. Ohne Führer wären wir nicht vorwärts gekommen, und ein Feind würde, wenn das Volk sich vertheidigen wollte, auf große Schwierigkeiten stoßen. Das Volk ist bigott, haßt Fremde, ist größtentheils mit Lunten- oder Feuerschloßgewehren bewaffnet, und zählt vortreffliche Schützen. Widerstände es nur einen Sommer lang, so würde das pestilentialische Klima sich als einen getreuen und wirksamen Alliirten beweisen. Nachdem wir zwei Stunden zurückgelegt, erreichten wir die See, und zogen an deren Ufer fort, wo unsre Pferde bei jedem Schritt bis an die Fesseln einsanken. Lange nach Sonnenuntergang, als wir schon verzweifelten, ein Dorf zu finden, begegneten wir glücklicher Weise einem Reisenden, der uns durch den Wald nach dem Dorfe Kelaridad, 8 Stunden von unserm letzten Aufenthaltsorte, führte.

Wir sahen während unsers Tagmarsches ein persisches Boot, das nach dem Hafen Enseli in Gilan steuerte. Es war gut gebaut, sehr schmal und scharf am Stern und Vordertheil, und ungefähr 20 Fuß lang; es führte eine Ladung gesalzener Fische, die sehr dem Kabliau glichen, und im Persischen Weißfische heißen. Das kaspische Meer ist sehr reich an Fischen, aber die Fischereien, selbst an der persischen Küste, sind in den Händen der Russen oder russischer Unterthanen, welche dieselben von der persischen Regierung in Pacht nehmen. Dieses kommt zum Theil von der Abneigung der Perser gegen die See her, obwohl die hiesigen Küstenanwohner bald gute Seeleute abgeben würden. Im vorigen Jahr wurde eine kleine Expedition in Booten gegen den Turkomanenstamm der Jumut abgeschickt, welche eine Persien gehörige Insel besetzt hatten. Ein Kampf zwischen den turkomanischen und persischen Booten erfolgte, in welchem die Perser entschieden die Oberhand behielten. In dem letzten Friedensschlusse hat sich aber Rußland das Recht vorbehalten, allein mit Kriegsschiffen das kaspische Meer zu befahren, wo noch vor 80 Jahren die russische Flagge sich vor der persischen senken mußte.

Am 2 Junius verließen wir Kelaridad, wandten uns wieder nach dem Meer, und zogen an dem Ufer fort, wobei wir einen dichten Wald zur Rechten hatten, in welchem hie und da ein Dorf sichtbar war. Ein nicht geringes Hinderniß für einen eindringenden Feind wäre die Schwierigkeit, die Wohnungen des Volkes aufzufinden, da sie meist in den Tiefen des Waldes versteckt sind. Nachdem wir fünf Stunden zurückgelegt, wandten wir uns südwärts in den Wald hinein, erreichten das Dorf Kbelaristak und wurden hier gastfrei von einer alten Dame, der Mutter eines unserer Bekannten in Teheran, aufgenommen.

Nach der Aussage des Dorfvorstehers zahlt Masenderan eine bestimmte Abgabe an die Regierung, die zur Zeit Nadir Schahs festgesetzt und seitdem nicht verändert wurde. Jeder District zahlt seinen bestimmten Antheil daran, und die Vertheilung an die Einzelnen geschieht durch die Vorsteher und Aeltesten, wie es scheint, zu ziemlich allgemeiner Zufriedenheit. Die Hauptklage der hiesigen Bewohner war die Nähe zweier Iliats oder Wanderstämme, durch deren Unbotmäßigkeit die ansässigen Bewohner viel zu leiden hatten. Diese Stämme, Abdul Meleki und Khodschawend hausen in Kbelaristak und in dem angränzenden District Nur, sind jeder etwa tausend Zelte stark, und machen fortdauernd Eingriffe in die Ländereien der friedlichen Hausbewohner, welche nicht wie ihre Rivalen zusammenhalten, und darum sich derselben auch nicht erwehren können. Der Schah hatte die Absicht, einen dieser Stämme an die Ufer des Gurgan, wo die Goklan-Turkomanen wohnen, zu verpflanzen, um aus ihnen eine Schutzmauer gegen die Einfälle der Turkomanen überhaupt zu bilden. Schon Abbas der Große verpflanzte zu diesem Zweck einige Kurdenstämme, doch ohne daß sie den erwarteten Vortheil gewährt hätten, da sie stark im Verdacht stehen, die Raubzüge der Turkomanen nach Persien zu begünstigen. Wir bemerkten eine große Verschiedenheit im Aussehen und Benehmen der Iliats und Bauern. Die erstern zeigten eine kecke, männliche, fast trotzige Unabhängigkeit, während die letztern sich durch ihr kränkliches, kraftloses und finsteres Aussehen bemerklich machten. Die Masenderanis stehen überhaupt unter den übrigen Bewohnern Persiens in schlechter Achtung und gelten für rohe Barbaren: Masenderani-i-Kher (Masenderani-Esel) ist ein gewöhnlicher Ausdruck, um sie zu bezeichnen; doch gehören die Bewohner dieser Provinz zu den besten irregulären Schützen des Landes.

Am 5 Junius zogen wir südwärts am Tschalis hinauf, dessen Bette dem des Miran glich und ebenfalls voll Salmen ist. Nach 7 bis 8 Stunden wurde der Wald allmählich dünner.

Digitized by Google

Die Tiefe desſelben beträgt 16 bis 18 Stunden, und man kann nur bedauern, daß dieſe prächtigen Bäume faſt unnütz bleiben, da ſie nur zum Bau der Häuſer in Maſenderan und zum Brennen von Kohlen verwendet werden, die man nach Irak führt. Nach einem Marſch von 10 Stunden erreichten wir das Dorf Merzen-Abad, den Hauptort in Khelariſtak, und wurden hier durch die Gaſtfreundſchaft des ehemaligen Gouverneurs einen Tag aufgehalten. Am 5ten zogen wir wieder ſüdlich in der Richtung von Irak. Der Weg ging durch eine reizende Landſchaft; der Tſchalis toste auf der einen Seite, die Wälder wurden offener, die Berge waren an manchen Stellen mit bebauten Feldern bedeckt, und viele Dörfer wurden ſichtbar. Gerſte und Weizen traten jetzt wieder an die Stelle des Reiſes. Nachdem wir drei Stunden zurückgelegt hatten und erfuhren, daß in den nächſten acht Stunden kein Dorf anzutreffen ſey, ſo wie daß wir am folgenden Tage einen ſehr ſchlimmen Paß zu erſteigen hätten, machten wir im Walde an der Seite des Fluſſes Halt, um hier die Nacht zuzubringen. Wir fanden unſer Lager angenehmer als das erſtemal, da Luft und Boden trockener und der Wald offener war.

Am nächſten Tag zogen wir durch die Schlucht des Tſchalis und kamen nach zwei Stunden an den Fuß des Paſſes Helartſchim oder Tauſend-Wendungen an. Die Maſenderani ſagen, daß ſie keine Verbeſſerung ihrer Wege wollten, weil dieſes einem fremden Feind die Mittel erleichtern würde, ſie zu unterjochen, oder einem einheimiſchen, ſie zu unterdrücken. Der Paß begann damit, daß man einen etwa 700 Fuß hohen, beinahe perpendikulären Felſen hinanſteigen mußte. Die Wendungen waren ſo angebracht, daß durchaus keine Gefahr zu beſorgen war, aber die Mühe war nicht gering, denn der Paß erſtreckte ſich mehrere Stunden weit. An einigen Stellen beſtand der Weg aus Brettern, welche in rechten Winkeln in dem perpendikulären Felſen eingefügt waren; einmal war der Pfad ſo ſchmal, daß ein Maulthier mit den Koffern, die es trug, an den Felſen ſtieß, und Maulthier und Koffer hinabſtürzten. Der perpendikuläre Fall ſchien nur etwa 20 Fuß, dann kam aber ein ziemlich ſteiler Abhang von 150 bis 200 Fuß; wir glaubten nicht anders, als Maulthier und Koffer ſeyen in Stücken zertrümmert, zu unſerm großen Erſtaunen aber wurden beide heraufgebracht, ohne durch ihren Sturz viel gelitten zu haben. Nach 14ſtündiger harter Arbeit gelangten wir nach dem Dorfe Enen, das wohl kaum mehr als 6 bis 7 Stunden von unſerm Nachtlager im Walde entfernt war.

Am 7 Junius zogen wir ſechs Stunden weit nach dem Dorfe Melikfaris, im Diſtricte Lar. Nach zwei Stunden begannen wir den ermüdenden Paß Kendewan hinanzuſteigen, ſagten nun Maſenderan Lebewohl, und betraten die Provinz Irak: die Wälder waren verſchwunden, und das Auge ſah nichts als die nackte Unfruchtbarkeit des barbariſchen Irak (Irak Adſchemi) wie die Araber es nennen, um es von ihrer eigenen Provinz, dem Irak Arabi, zu unterſcheiden. Wir ſtiegen am Paß Kendewan hinan bis an die Ufer des Fluſſes Keradſch, über den wir bei unſerm Marſch von Teheran aus geſetzt hatten, und der hier entſpringt. Am 9ten zogen wir ſieben Stunden weit nach dem Dorfe Ehar, auf welchem Wege wir durch ein langes Thal kamen, welches den Namen Schahriſtanek oder die kleine Stadt führt, wegen der Menge von Dörfern, die es enthält. Wir waren jetzt von Teheran nur noch durch die erſte Elbruskette getrennt, welche nahe an unſrer Rechten lag: wenige Stunden hätten uns auf einem Gebirgspfad nach Teheran gebracht, aber wir erhielten Nachricht, daß die Menge von Schnee den Durchgang äußerſt erſchweren würde. Unſere Pferde waren durch ſchlechtes Futter und Anſtrengung ſehr heruntergekommen, und wir wünſchten darum bald möglichſt in unſer Standquartier zu kommen. Dieſes geſchah den nächſten Tag. Wir zogen noch eine Strecke weit durch eben ſo bergiges Land, wie bisher, das jedoch durch eine viel größere Anzahl von Dörfern belebt war, erſtiegen hierauf nicht ohne viele Mühe die letzte Kette des Elbrus und erblickten von der Höhe aus Teheran in der Entfernung von fünf Stunden gegen Südſüdweſt.

Die Bewohner von Munipur.

Dieſer ſüdlich von Aſſam liegende Landſtrich war vor 12 Jahren noch im Beſitze der Birmanen, jetzt iſt er unabhängig, oder vielmehr er ſteht unter der Oberhoheit der Engländer. Da bei einem wahrſcheinlichen Kriege mit den Birmanen von dieſem Diſtricte mehr die Rede werden wird, ſo wollen wir hier nach einem angloindiſchen Blatte, dem Engliſhman vom 18 April d. J., nachſtehende Schilderung ſeiner Einwohner mittheilen: Die Munipuris ſind das munterſte und friedlichſte Geſchlecht, das ich kenne. In ihren Zügen und ihrer Geſtalt gleichen ſie ſehr den Chineſen, aber ihre Augen ſind nicht ſo klein, auch ſind ſie nicht ganz ſo häßlich. Die Männer ſind ziemlich träg, die Weiber aber arbeiten mit Anſtrengung; ſie ſind nie müßig, und ſtets ſieht man ſie mit einem Bündel Holz oder Tuch auf dem Rücken, oder ſie weben und verkaufen ihre Waaren. Das Tuch, das ſie weben, iſt ſehr ſtark, gut und wohlfeil, zum Theil ſehr zierlich, und gleicht dem ſchottiſchen Plaid. Die Geſtalten der Weiber erinnern mich an die ſtämmigen Hochlandmädchen. Einige der jüngern ſind hübſch, trotz ihrer platten Naſen. Die Männer ſind vierſchrötige, gedrungene Burſche. Männer und Weiber ſind ſehr heller Farbe und gleichen den Hindus durchaus nicht. Sie nennen ſich ſelbſt Braminen, und behaupten, der Radſcha habe ſie dazu gemacht, unſere Sipahis von hoher Kaſte aber erkennen ſie nicht an, und ſagen, ſie könnten keine Braminen ſeyn, wenn ſie Tuch machten, was gegen die Würde ihrer Kaſte gehe. Ihre Sprache iſt den Hindus ganz unverſtändlich.

Chronik der Reiſen.

Ausflug in die weſtlichen Departements von Frankreich.

1. Sarthe-Departement.

(Fortſetzung.)

Zehn Lieues hinter Chartres kündigt ſich bereits das Buſchland (le bocage) an, welches im Sarthe-Departement vorherrſcht. Das Buſchland iſt, wie ſchon der Name andeutet, mit Bäumen bedeckt; man ſieht einige Nadelholzwälder, aber wenig oder gar keine Laubholzwaldungen. Alle Grundſtücke, Aecker und Wieſen, ſind mit einem

Digitized by Google

n Fuß hohen Erdwall eingefriedigt, worauf lebendige Hecken und Bäume gepflanzt sind; die Bäume haben weder einen hohen Stamm, noch weitläuftige Zweige; alle 5 Jahre haut man sie aus, und läßt bloß einen nackten Stiel von 12 bis 15 Fuß Höhe stehen. Diese Erdwälle schließen nie einen großen Raum ein. Der ganze Landstrich ist in unzählige kleine Pachthöfe, bordages genannt, vertheilt und vortrefflich angebaut. Der große Grundbesitz ist verhältnißmäßig selten; es gibt wenig Güter, deren Gewirthschaftung mehr als zwei Pflüge erfordert. Von einem hohen Standpunkt aus gesehen, erscheint die Gegend wie eine einzige grüne Fläche; nur während der Erntezeit schimmern ab und zu gelbe Kornfelder zwischen den Hecken durch. Mitunter decken die Bäume das spitze Schieferdach eines Bauergehöftes auf, welches in der Regel einen kleinen Glockenstuhl zwischen seinen Schornsteinen hat. Fast immer ist dieser grüne Gesichtskreis beschränkt; bisweilen überblickt man eine Ferne von 3 bis 4 Meilen. Die Feldwege sind gleichsam lauter Hohlwege, weil sie zwischen den Teichen hinlaufen, welche die Aecker einfassen; sie sind ungemein enge, und da die Bäume zuweilen mit ihren Zweigen über sie hinüberwachsen, so bilden sie ganze Strecken weit schattige Landgänge, die sentimentale Fußgänger zur Träumerei einladen; leider sind sie sehr holperig und kothig, denn wenn sie sich am Abhang eines Hügels befinden, so dienen sie zugleich als Flußbette für kleine Bäche. Der amaranthfarbige Fingerhut und das Geißblatt gedeihen in Masse längs den Hecken, welche überall denselben Anblick gewähren. Am Ende jedes Ackers stößt man auf einen Kreuzweg, welcher den Reisenden in die größte Verlegenheit bringt; kein Wegweiser zeigt ihm die Richtung an, welche er einschlagen soll, und stellt seine Wahl dem Zufall anheim. Selbst die Eingebornen verirren sich oft, wenn sie nur 2 oder 3 Meilen weit von ihrem Dorfe gehen wollen.

Das Territorium ist, wie gesagt, in lauter Maierhöfe abgetheilt, welche die Eigenthümer entweder um die Hälfte des Ertrages an Früchten und Vieh, oder um einen gewissen Zins in baarem Gelde verpachten. Der Verkauf von Kleesamen ist eine Haupteinnahme und ein bedeutender Handelszweig für die ganze Provinz; man setzt davon alljährlich für 1½ Millionen nach England, Holland und dem Innern Frankreichs ab. Die berühmten poulardes du Mans, die fetten Capaunen, bringen ebenfalls viel Geld ins Land; man sendet sie schockweise nach Paris, wo das Paar mit 20 bis 25 Franken bezahlt wird. Um sie recht fett zu machen, sperrt man sie in düstere Keller oder sticht ihnen die Augen aus, damit sie Tag und Nacht sich mit Hirse und Gerste vollnudeln. Die Straßburger Gänseleber-Pasteten erhält man bekanntlich durch eine ähnliche Thierquälerei: die armen Gänse werden in einen geheizten Backofen getrieben, wo man ihnen nur zu trinken gibt, so daß sie binnen kurzem eine Leberkrankheit bekommen, in Folge deren ihnen die Leber zu einer ungewöhnlichen Größe anschwillt.

Das Sarthe-Departement ist kein industrielles, sondern ein lediglich ackerbautreibendes Land, welches beträchtlich producirt, und alle Lebensbedürfnisse im Ueberfluß innerhalb seiner Gränzen findet: es speculirt vorzüglich auf die Ausfuhr seiner Producte und den Zwischenhandel. Fabrik- und Industriewesen stecken noch in den Kinderjahren; man befolgt den alten Schlendrian; erst in diesem Jahre hat man englische Mahlmühlen erbaut; die zwei oder drei Leinwandmanufacturen verschmähen hartnäckig die Einführung von Maschinen. Der Tagelohn eines Arbeiters beträgt 10 bis 15 Sous; die Spinnerinnen haben noch weniger, 5 bis 6 Sous per Tag.

Der Wohlstand ist ziemlich allgemein verbreitet; der kleinste Spieß- und Ackerbürger findet eine Erbschaft zu verzehren oder zu vermehren. Der civilisirte Theil des Adels lebt in den Städten; die Landedelleute jagen und wirthschaften noch, wie ihre Vorfahren vor 100 Jahren. Der beträchtlichste Ort des Departements ist Le Mans, eine Stadt von circa 60,000 Einwohnern, Sitz der Präfectur und Residenz eines Bischofs, welche ich längere Zeit zum Mittelpunkte meiner Excursionen machte.

Die Altstadt liegt auf dem Abhang eines Hügels, welchen die Sarthe bespült, und um den sich die spätern Erweiterungen gruppirt haben. Das Residenzschloß der ehemaligen Grafen von Maine und die Kathedrale beherrschen die zu ihren Füßen gelagerte Stadt, welche in den letzten französischen Bürgerkriegen viel gelitten hat. Die Chouans plünderten sie in den neunziger Jahren zu wiederholten Malen, und drohten noch im Jahre 1832 mit einem Ueberfall. Eine Viertelstunde von Mans, auf der Chaussée nach Tours, bei Pontlieue, lieferten die Vendéer die erste große Schlacht, in welcher sie von dem republicanischen General Marceau aufs Haupt geschlagen wurden; die Brücke über die Huisne, wovon man damals zwei Bogen sprengte, um die Verbindung abzuschneiden, ist noch nicht wieder hergestellt. Unter eben dieser Brücke erfror sich der arme Scarron die Glieder während der Carnevalsmaskerade am Fastnachtsdienstag. Der Herr Canonicus hatte in seiner originellen Laune seinen Leib mit Honig bestrichen, sich darauf in Federn gewälzt und war in diesem Aufzug auf die Straße nach Pontlieue geeilt, wo die Masken Corso zu halten pflegten. Unglücklicherweise verfolgten die Gassenbuben diesen Vogel neuer Gattung mit solcher Hartnäckigkeit, daß er, vor Angst erkannt zu werden, sich unter die Brücke flüchtete, wo ihn die Kälte so zurichtete, wie er es im Anfange seines komischen Romans beschreibt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Insel Charrak,

oder Corek, unrichtig auch Corgo genannt, welche jetzt von englischen Truppen besetzt ist, liegt im Nordosten des persischen Golfs, unter 50° 26′ O. L. v. G. (68° 4′ v. F.) und 29° 15′ N. B., etwa 60 (englische) Meilen von Buschir hart an der persischen Seite; sie ist fünf Meilen lang und zwei breit, zwar von Vegetation entblößt, hat aber vortreffliches Wasser. Im Jahre 1755 bemächtigten sich die Holländer der Insel in Folge einiger Streitigkeiten mit den benachbarten Behörden, und behaupteten sich daselbst bis zum Jahre 1766. Im Jahre 1809 wollten bereits die Engländer die Insel besetzen, und ließen sie sich vom Gouverneur von Fars abtreten, um eine feste Stellung gegen die damaligen Plane Napoleons in Persien zu gewinnen; allein in Folge einer Veränderung in der europäischen Politik wurde das damalige Project wieder aufgegeben.

Capitän Burnes hat der asiatischen Gesellschaft eine Anzahl baktrischer und indoscythischer Münzen zugestellt, welche zu Cabul und Bokhara gesammelt wurden. Unter denselben befinden sich drei indosassanidische, die an dem erstern Ort ausgegraben wurden. Man wurde dadurch in den Stand gesetzt, die Randinschriften zweier ähnlichen Münzen in Sanskrit zu erklären, welche Ventura in Manikyala aufgefunden hat. Es scheint eine Uebersetzung der gewöhnlichen Pehlwi-Titel der persischen Könige aus der Sassaniden-Dynastie zu seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 15.)

Digitized by Google

№ 15.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Ankündigung

einer neuen politischen und unterhaltenden Zeitschrift.

Vom 1 October d. J. an erscheint in Konstanz unter Verantwortlichkeit des Unterzeichneten:

Der Leuchtthurm,

ein politisches Tagblatt für Deutschland und die Schweiz,

wöchentlich sieben Mal, und zwar sechsmal einen halben, einmal (Montags) einen Viertelsbogen stark; diesem Blatte beigegeben wird jeden Montag:

Die Pallas,

ein litterarisch-ästhetisches Unterhaltungsblatt,

das jedesmal zwölf Seiten umfaßt.

Der Leuchtthurm kann ohne die Pallas bezogen werden, und kostet dann in Konstanz jährlich 5 fl. 36 kr. oder 3 Frk. 4 Bz.; vierteljährig 1 fl. 24 kr. oder 2 Frk. 1 Bz.

Die Pallas wird nicht ohne den Leuchtthurm ausgegeben. Beide zusammen kosten in Konstanz jährlich 8 fl. 21 kr. oder 13 Frk. 1 Bz.; vierteljährlich 2 fl. 6 kr. oder 3 Frk. 3 Bz.

Alle Postämter nehmen Bestellungen an, und der Postaufschlag ist möglichst niedrig angesetzt.

Für Konstanz und die Umgegend sind die Bestellungen bei der J. M. Bannhard'schen Buchdruckerei, Kanzleistraße Nr. 571 zu machen.

Da das Blatt alle Tage erscheint, so eignet es sich besonders auch zu Ankündigungen, wovon die Zeile nur zwei Kreuzer, oder einen halben Batzen kostet. Jedoch wird durch die Anzeigen dem eigentlichen Inhalt kein Eintrag gethan.

Mit den Anzeigen hat man sich lediglich an die Expedition des Leuchtthurms (Bannhard'sche Buchdruckerei) zu wenden.

Der Zweck des politischen Blattes ist möglichst schnelle und richtige Erzählung der Tagesbegebenheiten; es werden öfters erläuternde Abhandlungen über die Lage der verschiedenen Länder, den Stand der Parteien, über wichtige politische Fragen und auffallende Zeitereignisse vorangestellt, besonders aber die schweizerischen und süddeutschen Verhältnisse ins Auge gefaßt werden.

Mittelst genauer Cours- und Preiszettel hofft die Redaction auch dem Handelsstand der Bodenseegegend nützlich zu seyn.

Ihre Tendenz liegt in den zwei Worten: sociale Freiheit, geistige Aufklärung.

Eine nähere Entwicklung und Anschauung der Tendenz gibt der durch die Postämter vertheilte Prospectus, nebst den Probenummern, welche vom 19 September an versandt, und allen Abonnenten im October nachgeliefert werden.

J. Vanotti, Obergerichts-Advocat.

Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die chronischen Krankheiten,

ihre eigenthümliche Natur und homöopathische Heilung.

Von **Dr. Sam. Hahnemann.**

4r Theil. *Antipsorische Arzneien.*

Zweite, vielvermehrte und verbesserte Auflage.

34 Bogen in groß 8. auf Velinpapier.

Subscriptionspreis 2 Thlr. 20 gGr.

Daß die Hahnemann'schen Arzneiprüfungen unerreicht dastehen, wird, trotz der vielfachen neueren Bemühungen in diesem Fach, allgemein und willig anerkannt. Dieser 4te Band der chronischen Krankheiten, welcher Kali, Lycopodium, Magnesia carb., Magnesia mur., Manganum, Mezereum, Muriaticum acidum, Natrum carb., Natrum mur., Nitri acidum, Nitrum, Petroleum, alle reichlich vermehrt und mit Vorwort versehen, enthält, mag als neuer Beweis für die große Superiorität dieser Arbeiten dienen.

Bei Gebhardt & Reisland in Leipzig erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Lehrbuch

der allgemeinen Geschichte

für

Studirende und höhere Unterrichtsanstalten und zum Selbstunterricht Gebildeter.

Von

Dr. Ludw. Flathe,

Professor an der Universität zu Leipzig.

I. Bd. Geschichte des Alterthums 16½ Bog. 12 Gr.

II. Bd. Geschichte des Mittelalters 23 Bog. 1 Thlr.

Der dritte Band erscheint zu Michaelis dieses Jahres.

Der Hr. Verfasser hat sich durch seine frühe-

Digitized by Google

ren Werke einen Ruf erworben, den er in diesem Werk in um so reicherem Maaße verdient, als er die Geschichte in geistreichem, blühendem Styl vorträgt, und dadurch das Studium zur angenehmsten Lecture macht; man findet die Geschichte des Mittelalters in keinem ähnlichen Werke so anziehend, kurz und erschöpfend.

E. L. Bulwer

Complete Works

Leipzig, *Frederik Fleischer.*

Vol. XIV. Ernest Maltravers.
Vol. XV. Alice or the Mysteries, a sequel to Maltravers.
Vol. XVI. Leila or the Siege of Granada — Calderon the Courtier — The lady of Lyons — The duchess of la Valière.

sind kürzlich erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Subscriptionspreis eines jeden Bandes 1 Thaler.

In unterzeichnetem Verlage sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Antike Bildwerke,

zum erstenmale bekannt gemacht

von

Eduard Gerhard.

Erste Centurie, fünftes Heft, und zweite Centurie, erstes Heft, oder Tafel Nr. 81 — 120. gr. Folio.

Preis 10 fl. oder 6 Rthlr. 8 gr.

Den Freunden der Kunst und des Alterthums ist das vorliegende Werk, seinen erschienenen Abtheilungen nach, seit längerer Zeit bekannt. Es umfaßt die von dem Herausgeber an verschiedenen Orten Italiens veranstalteten Abbildungen von etwa sechshundert bisher unbekannten antiken Kunstdenkmälern, und übertrifft, bei kunstgerechter Größe und Ausführung, alle ähnlichen Unternehmungen an Reichthum des Inhalts und Wohlfeilheit des Preises.

Nachdem die früher erschienenen vier Hefte dieses Werks eine mannichfaltige Bilderschau an Götter- und Heroendarstellungen, religiösem Ceremoniell und altclassischem Alltagsleben zusammengestellt hatten, ist die mythologische Reihe in den vorliegenden beiden Heften neu aufgenommen worden. Auf vierzig Tafeln sind über anderthalbhundert antike, bisher unbekannte, großentheils sehr figurenreiche Denkmäler hier abgebildet, deren größere Anzahl den besten Kunstepochen des Alterthums angehört. Die nöthigste erklärende Auskunft ist, nach früher beobachteter Weise, einstweilen auf den Umschlägen gegeben worden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei dem Unterzeichneten ist in Commission erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Fingerzeige Gottes in göttlichen Offenbarungen für einer Somnambule himmlisches und irdisches Heil. Von L. v. S. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

Die fromme Verf. bietet einen gewiß sehr merkwürdigen Beitrag zur Geschichte des Somnambulismus, indem sie sich gedrungen fühlte, die Offenbarungen ihres magnetischen Schlafes selbst schriftlich aufzuzeichnen. **Der Ertrag ist zu einem wohlthätigen Zwecke bestimmt.**

Leipzig, im Julius 1838.

F. A. Brockhaus.

Für Romanleser und Leihbibliotheken.

So eben ist erschienen:

Die Memoiren des Teufels.

Frei nach dem Französischen

des

Frédéric Soulié

von

Julius Schoppe.

2 Bände. 8. Altona, Hammerich. Geh. 3 Rthlr.

Die Memoiren des Teufels haben, wie bekannt, in Frankreich ein ganz außerordentliches Aufsehen erregt. Eine neue Auflage nach der andern erscheint, und stets wächst das Interesse an dieses so sehr unterhaltende Werk, welches wir, in einer fließenden Uebersetzung, hiemit der deutschen Lesewelt übergeben.

Sämmtliche solide Buchhandlungen und Leihbibliotheken haben dieß ausgezeichnete Werk vorräthig.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist so eben erschienen:

Zeitschrift für die Entomologie.

Unter Mitwirkung einer Anzahl Entomologen

herausgegeben

von **Professor E. F. Germar.**

1r Band 1s Heft, 13 Bogen mit 2 illuminirten Kupfern. Preis des ersten Bandes von 2 Heften 2⅓ Thaler.

Bei C. B. Polet in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Compendiöser Miniatur-Atlas

über die uns zunächst wichtigen Länder der Erde, nebst dem Planetensystem und einigen statistischen Tabellen. Enkypoetypisch entworfen von A. Mädel II. (Neun sauber illuminirte Kärtchen und 31 Tabellen; Format 4 Zoll breit und 3 Zoll hoch) sauber geb. ⅓ Thlr. od. 24 kr. — mit Goldschnitt u. in Futteral ⅓ Thlr. od. 36 kr. — elegant mit Gold verziert ½ Thlr. od. 54 kr.

Etui-Tabellen

über den Flächeninhalt und die Einwohnerzahl aller Länder der Erde mit Angabe der vornehmsten Städte und Anzahl ihrer Bewohner. (Format 4 Zoll breit und 3 Zoll hoch.) Elegant cartonirt ⅛ Thlr. oder 14 kr. — geb. mit Goldschnitt und in Futteral ⅙ Thlr. oder 18 kr. — mit Gold verziert ¼ Thlr. od. 27 kr.

Zeichenkunst. Das nachstehende, in allen Zeitschriften gleich rühmlichst und lobend erwähnte Zeichnenwerk des Zeichnenlehrers und Malers Otto Warmholz in Eisleben verdient als ein schönes und passendes Geschenk für alle, welche sich mit Zeichnen befassen, allgemeine Empfehlung. Unter dem Titel:

Universalzeichnenbuch

bestehend in 60 Musterblättern als Vorlagen zum Zeichnen in stufenweiser Folge. Ein Hülfsbuch für jeden Zeichnenlehrer und für alle die, welche ohne Lehrer zeichnen lernen wollen.

ist es in allen Buchhandlungen für 3 Thlr. zu haben.

Kerners Seherin.

3te Auflage.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Seherin von Prevorst,

Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere.

Mitgetheilt von

Justinus Kerner.

Dritte Auflage, mit 8 Steintafeln.

Preis 4 fl. oder 2 Thlr. 12 gr.

„Wenn (schreibt ein tüchtiger Mann) diesem merkwürdigen Buche eine seiner ganzen Tendenz mehr oder weniger entgegenstehende frühere Erziehung und Geistesbildung nicht vollkommenen Eingang in alle Gemüther verschaffen konnte, so hat es doch überall ein tiefes Eingehen in sich selbst befördert, eine Menge Fragen im Innern hervorgerufen, und den Blick auf Regionen des menschlichen Geistes und Gemüthes hingezogen, die früher entweder gänzlich unbeachtet blie-

den," oder doch kaum eines leichtfertigen, oder wohl gar verächtlichen Seitenblickes gewürdigt wurden."

Von demſelben Verfaſſer ſind früher erſchienen:

Eine Erſcheinung
aus dem
Nachtgebiete der Natur
durch
eine Reihe von Zeugen gerichtlich beſtätigt und den Naturforſchern zum Bedenken mitgetheilt
von
Dr. Juſtinus Kerner,
Oberamtsarzt zu Weinsberg.
8. Preis 1 fl. 30 kr. od. 1 Rthlr.

Dieſe Schrift enthält die authentiſchen Actenſtücke und Zeugniſſe über ein Phänomen, das dem Naturforſcher und jedem denkenden Menſchen von hohem Intereſſe ſeyn muß. Dieſelben zeigen aufs klarſte, daß dieſes Phänomen nicht auf Betrug beruhte, und daß nur diejenigen, in deren Syſtem ein ſolches nicht paßt, auf dieſer irrigen Meinung beharren können. Es ſind in dieſer Schrift aber einzig nur Actenſtücke und Zeugniſſe, durchaus keine Theorie, gegeben und dabei nur einige andere ähnliche Phänomene zur Vergleichung mit dieſem aufgeführt. Name und Auslegung dieſes Phänomens iſt jedem Forſcher freigeſtellt, und der Herausgeber dieſer Zeugniſſe für daſſelbe will Keinem den Glauben aufdringen, als ſeyen ſolche Phänomene durchaus nichts Anderes als ein Einwirken Verſtorbener auf noch Lebende, obgleich derſelbe dabei auch frei bekennt, daß wenigſtens er der Zeit noch keine andere genügendere Auslegung dieſer Phänomene weiß, da auch die gewöhnlichen Auslegungen und Theorien der magnetiſchen Erſcheinungen (die dem Herausgeber, wie ſich von ſelbſt verſteht, auch ſchon längſt ſattſam bekannt ſind) auf dieſe Phänomene keine Anwendung finden.

Nachricht
von dem
Vorkommen des Beſeſſenſeyns,
eines dämoniſch-magnetiſchen Leidens,
und
einer ſchon im Alterthum bekannten Heilungsweiſe durch magiſch-magnetiſches Einwirken,
in einem
Sendſchreiben an den Hrn. Obermedicinalrath Dr. Schelling in Stuttgart.
Von
Dr. Juſtinus Kerner,
Oberamtsarzt zu Weinsberg.
8. Preis 36 kr. oder 9 gr.

In dieſem Sendſchreiben gibt der Verfaſſer eine bloß praktiſche Darſtellung des ihm ſchon öfters vorgekommenen Leidens des Beſeſſenſeyns. Er zeigt, daß dieſes Leiden ein dämoniſch-magnetiſches iſt und ſich dadurch von Manie und Epilepſie unterſcheidet, und gerade dieſes ſeines magnetiſchen Charakters wegen am füglichſten nur auf magiſch-magnetiſchem Wege, wie es ſchon das frühe Alterthum und auch Exorciſten des vorigen Jahrhunderts heilten, geheilt werden kann. Er gibt eine Reihe ſpecieller Fälle aus ſeinen Erfahrungen an, in denen auf ſolchem Wege Hülfe geleiſtet wurde, nachdem die gewöhnlichen ärztlichen Mittel alle fruchtlos geblieben waren.

Die Dichtungen
von
Juſtinus Kerner.
Neue vollſtändige Sammlung in Einem Bande.
8. Velinpap. broſch. 3 fl. oder 2 Rthlr.

Kerners Muſe iſt ein Kind voll Sinnigkeit, immer zwiſchen Freude und Leid ſchwebend, aber hier wie dort nicht laut und wild, ſondern Vieles in ſich verſchließend und Weniges leiſe ausſprechend. Und, wie bei Uhland, ſo klingt auch hier in dem Wenigen Vieles durch und nach. Eine ſeltne Ruhe verklärt die Luft und den Schmerz des Sängers und unter den Thränen blüht immer die Roſe der Kindheit auf ſeinen Wangen. Faſt alle Romanzen und Balladen von Kerner ſind legendenartige Mährchen und Sagen vom Tode, der die Liebe, die Unſchuld, das Gottvertrauen und die Demuth verklärt.

In dieſem Einen Bande finden ſich mit den Poeſien auch die proſaiſchen Dichtungen (überhaupt die ſämmtlichen Dichtungen) Kerners abgedruckt.

Stuttgart und Tübingen, Auguſt 1838. **J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.**

Neue
ſchönwiſſenſchaftliche Werke
im Verlage von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Adolfine, Ideal und Wirklichkeit. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Duller (Eduard), Kaiſer und Papſt. Roman. Vier Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 18 Gr.

Heeringen (Guſtav v.), Meine Reiſe nach Portugal im Frühjahr 1836. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.

Sternberg (A. v.), Fortunat. Ein Feenmährchen. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 18 Gr.

Tieck (L.), Bunte Skizzen aus Oſt und Süd. Entworfen und geſammelt in Preußen, Rußland, der Türkei, Griechenland, auf den joniſchen Inſeln und in Italien. Zwei Theile. Mit einer Muſikbeilage. 8. Geh. 3 Thlr.

Der Cavalier auf Reiſen im Jahr 1837. Vom Verfaſſer der „Anſichten aus der Cavalierperſpective im Jahr 1835." Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

Das frühere Werk des Verf. erſchien 1836 bei Frohberger in Leipzig, und koſtet 2 Thlr.

Skizzen aus dem Alltagsleben. Erſtes Bändchen: **Die Töchter des Präſidenten.** Erzählung einer Gouvernante. Aus dem Schwediſchen. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Eckermann (Johann Peter), Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Schulz (Hermann), Wanderbuch. Ein Gedicht in Scenen und Liedern. 8. Geh. 18 Gr.

Stieglitz (Heinrich), Gruß an Berlin. Ein Zukunftstraum. Gr. 8. Geh. 20 Gr.

Wetzels (F. G.) geſammelte Gedichte und Nachlaß. Herausgegeben von J. Funck. 8. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

Funck (J.), Erinnerungen aus meinem Leben. Zweiter Band: **Aus dem Leben zweier Schauſpieler: Auguſt Wilhelm Iffflands und Ludwig Devrients.** 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Der erſte Band: E. T. W. Hoffmann und F. G. Wetzel (1836). 1 Thlr. 16 Gr.

Litterariſche Zuſtände und Zeitgenoſſen. In Schilderungen aus Karl Aug. Böttigers handſchriftlichem Nachlaſſe. Herausgegeben von K. W. Böttiger. Erſtes und zweites Bändchen. Gr. 8. 3 Thlr. 4 Gr.

Böttigers Leben, von demſelben Verf., koſtet 16 Gr.

In der Unterzeichneten iſt erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

Betrachtungen
über das
Gebet des Herrn.
8. broch. Preis 45 kr. oder 12 gr.

Die Abſicht des Verfaſſers war, die Einwirkung der Glaubensformen auf das äußere Leben, die Verhältniſſe der Regierungsformen zur Menſchheit, und die Stellung der verſchiedenen Stände der bürgerlichen Geſellſchaft zu einander in verſöhnendem Sinne zu beſprechen.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Digitized by Google

So eben ist erschienen:

Erste und letzte Liebe.

Roman
von L. Mühlbach.

8. Altona, Hammerich. Geh. 1½ Rthlr.

Mit entschiedenem Talent ausgestattet, tritt in dem vorstehenden Romane — dem übrigens wohlbekannte Thatsachen zu Grunde liegen — eine neue Schriftstellerin auf. Das Interesse, welches dieß elegant gedruckte Buch bereits an einigen Orten erregt, wird sich gewiß immer noch steigern, und der Name Mühlbach bald den Lieblingsschriftstellern Deutschlands beigezählt werden.

Sämmtliche solide Buchhandlungen Deutschlands ꝛc. haben Exemplare vorräthig.

In der Litter. artist. Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

TYROL,

vom

Glockner zum Orteles und vom Garda zum Bodensee.

Von August Lewald.

Zweite durchgesehene Ausgabe in einem Bande,

vermehrt durch:

1) Siebzehn ausführliche Reiserouten in Tyrol mit den nöthigen Bemerkungen für Reisende. 2) Eine Beschreibung von Salzburg, Berchtesgaden und Gastein und dazu gehörigen Routen. 3) Eine Beschreibung des Salzkammergutes nebst den Routen.

Mit 4 Stahlstichen, einer Postkarte von Tyrol, einer vergleichenden Höhenkarte und einigen ausführlichen Beigaben.

Preis: in geschmackvollen Einband 4 fl. 30 kr. im 24 Guldenfuß od. 2 Rthlr. 16 gr.

Nachdem sich das obige Buch durch seine erste Auflage schon ein Publicum erworben, wie es so schnell ähnlichen Werken in der Regel nicht wird, kann ihm eine vollkommene Anerkennung in seiner neuen Auflage um so weniger fehlen, als auf dieselbe von Seiten des Hrn. Verfassers und der Verlagshandlung Alles angewandt wurde, um den früher dem Werke geschenkten Beifall durch viele der Bequemlichkeit und dem Ueberblicke des Reisenden oder des Lesers überhaupt dienende Einrichtungen und Beilagen sich ferner zu erhalten und zu vergrößern. Das Buch hat besonders deßwegen früher lebhaften Anklang gefunden, weil es keine bloße Compilation von historischen und statistischen Notizen darbot, sondern sein reichhaltiger Inhalt vielmehr der Ausfluß einer von dem Zauber des herrlichen Gebirgslandes nach allen Seiten hin angeregten Individualität war. Dieser Vorzug und die daraus hervorgehende Frische im Styl sind in der neuen Gestalt dem Buche geblieben, und werden ihm besonders diejenigen Leser erhalten, welche es als geistvolle Reisebeschreibung zur Erinnerung oder Unterhaltung in der Heimath lesen, während das Neuhinzugekommene ihm besonders die Anerkennung der Reisenden hinsichtlich seines praktischen Gebrauches verschaffen wird.

LENAU'S GEDICHTE.

Dritte Auflage (mit dem Bilde des Verfassers).

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

NICOLAUS LENAU.

Dritte mit dem in Stahl gestochenen Bildnisse des Verfassers geschmückte Auflage.

Velinpapier, broschirt. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Vor fünf Jahren erschienen zum Erstenmal die Gedichte des unter dem Namen Nicolaus Lenau ungewöhnlich schnell bekannt gewordenen Dichters. Sie fanden unvermeidlich allgemeine Anerkennung, und Jeder begrüßte den Dichter als einen unsern größten Dichtergeistern Ebenbürtigen. Hier haben wir nun bereits die Freude, von diesen Gedichten voll ächter Romantik, Innigkeit, Zartheit, Tiefe, Gluth und Glanz der Phantasie eine dritte, mit dem Bildnisse des Verfassers geschmückte Auflage anzubieten. Jeden Freund des Schönen wird der Reichthum und das reine Streben des edeln Geistes überraschen, welcher — fern von jeder Nachahmung — in eigener ächter Urkräftigkeit seine Schöpfungen vollendet.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Beschreibung
des
Königreichs Würtemberg.

Vierzehntes Heft:
Oberamt Tettnang.

Herausgegeben aus Auftrag der Regierung

von

Ober-Finanzrath v. Memminger.

Mit 1 Karte des Oberamts, 2 Ansichten von Tettnang und Friedrichshafen und 4 Tabellen.

Subscriptionspreis 54 kr.

Ladenpreis 1 fl. 12 kr. oder 18 Gr.

Tettnang ist das einzige würtembergische Oberamt, das an den Bodensee gränzt, und schon diese Lage und die damit verbundenen Schönheiten und Merkwürdigkeiten der Natur geben ihm einen ganz besondern Vorzug. Als das Heimathland der alten Gaugrafen des Linz- und Argen-Gaues und ihrer Nachkommen der Grafen von Buchhorn und Bregenz, als das Land, worin eines der mächtigsten und berühmtesten Geschlechter seiner Zeit, das Geschlecht der Grafen von Montfort, seine Laufbahn endete, ist es aber auch für den Freund der Geschichte merkwürdig. Es hat überdieß in neuerer Zeit durch den herrlichen königlichen Sommersitz, der jetzt zu Friedrichshafen die Gestade des Bodensees ziert, ein ganz besonderes Interesse gewonnen. Es dürfte daher auch die gegenwärtige Beschreibung, welche zugleich eine gedrängte Beschreibung des Bodensees und seiner Schiffahrts- und Verkehrsverhältnisse enthält, von besonderem Interesse seyn.

Stuttgart und Tübingen, im Sept. 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Lieder eines Buchdruckers, von demselben gedichtet, gesetzt und gedruckt.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lieder

von

Niclas Müller.

Eingeleitet von

Professor Gustav Schwab.

8. broch. Velinpapier 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

Das Publicum erhält hier die Lieder eines jungen Dichters, der, von der Natur ausgestattet und erzogen, ihr auch die Kunst verdankt, die sich in seinen seelenvollen und eigenthümlichen Poesien überraschend offenbart. Er hat erst mit dem zehnten Jahr eine Dorfschule besucht und mit dem vierzehnten sie verlassen, um ein Gewerbe zu erlernen und zu treiben. Nie hat er Latein, noch durch Unterricht sonst etwas über das Gewöhnlichste hinaus gelernt. Der Frömmigkeit strenger Eltern, dem eigenen Gemüthe, spärsamer Bekanntschaft mit guten Büchern und dem deutschen Wanderleben verdankt er seine ganze Bildung, deren Früchte er in dieser Liedersammlung veröffentlicht. Sie ist sein dreifaches Eigenthum, das Product seiner Kunst und seines Gewerbes: er hat diese Lieder gedichtet, gesetzt und gedruckt. Unsere Offizin hat sich beeifert, diesen Gedichten eine besonders schöne Ausstattung zu geben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Nr. 286.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 October 1838.

Aus Bulgarins Sommeranesflug nach Finnland und Schweden.

2. Schifffahrt in den finnischen Schären. — Historische Erinnerungen. — Neue Gesellschaft auf dem Dampfboote.

Das Meer am finnischen Ufer von Wiborg bis Bierneborg ist mit Felsen besäet, welche eine zahllose Menge Inseln von verschiedener Form und Größe bilden. Bis zum Vorgebirge Hangö erstrecken sich diese Inseln in einem schmalen Streifen längs dem Ufer hin, aber an der Ecke von Finnland bilden sie einen weiten Archipel, der in den alandischen Inseln endigt. Zwischen diesen Inseln und dem schwedischen Festlande, zwischen Eckerö und Brißelham ist nur 70 Werste weit offenes Meer; dann beginnt wieder die Kette der Granitinseln, welche sich von den Ufern Uplands bis Schonen erstrecken und vor Stockholm selbst einen Archipel bilden. Alle diese Inseln und Felsen mit den Meerengen zwischen ihnen und den Riffen über und unter dem Wasser nennt man auf Schwedisch Skärgård, und jede besondere Felseninsel heißt Skär. Fremde nennen diesen ganzen Archipel die Schären, und theilen sie in die finnischen und schwedischen Schären. Große Kriegsschiffe können durch die Meerengen, welche diese Inseln trennen, nicht durchfahren, außer im alandischen Archipel, wo es freie Striche gibt, in denen eine Flotte von Linienschiffen sich nicht nur aufhalten, sondern auch manövriren kann. Uebrigens sind alle diese Canäle gefährlich zu befahren, weil sie voll Riffe unter dem Wasser sind. Hier muß Erfahrung die nautischen Kenntnisse ersetzen. Der bekannte Capitän Roß rollte, als er in die Schären kam, seine Karte zusammen, überließ seine Brick der Leitung des finnischen Steuermanns, und sagte: „Hier bedeute ich nichts und weiß nichts.“ Die Finnen sind so zu sagen mit ihren Schären aufgewachsen, kennen alle Ein- und Ausgänge, und wissen jeden unter dem Wasser befindlichen Stein auswendig. Bis zum Vorgebirge Hangö sind die Schären unbewohnt, nur auf einigen finden sich Fischerhütten, auf andern wieder Heerden, welche vom festen Lande herübergeführt und hier den ganzen Sommer ohne Hirten bleiben, weil das Meer sie gegen die einzigen Räuber dieses Landes, die Wölfe, schützt. Dieser Theil der Schären besteht größtentheils aus nackten Felsen, einige sind mit Moos und spärlichem Grase bewachsen, andere mit Niederholz und Buschwerk bedeckt.

Das Leben auf den Schären beginnt erst vom Vorgebirge Hangö an. Auf dem alandischen Archipel finden sich etwa 15,000 Einwohner. Die Erdschicht, welche den Granitgrund der Inseln bedeckt, ist tief genug, um starkes Holz zu erzeugen und Ackerbau zu gestatten. Der Anblick der Inseln des alandischen Archipels ist äußerst angenehm und lebendig: die Meerengen sind hier breit und den Seefahrern nicht so gefährlich. Alle diese Schären bilden so zu sagen eine abgesonderte Welt: hier ist eine eigenthümliche Natur, eigenthümliches Leben und eigenthümliche Sitten.

Dieses ist nun eine prosaische Beschreibung der Schären: wer eine poetische will, mag selbst hieher kommen. Zur Steuer der Wahrheit muß ich jedoch sagen, daß für poetische Eingebungen hier kaum minder Stoff sich findet, als in der Krim und im Kaukasus. Hier sind alle Gegensätze vereinigt: das Schreckliche und das Anziehende, das Furchtbare und das Freundliche. Auf jedem Schritte ist das Bild des Todes und der Zerstörung, und das Gemälde des Lebens und der Wiedergeburt. Sagt mir, ob man in Petersburg ein Dichter seyn und poetische Eingebungen im Paulowschen Vauxhall suchen kann? Ich zweifle. Geht nach den Schären, meine Freunde, und wenn Euer Geist sich nie in die Welt der Phantasie erhoben hat, so werdet ihr hier den elektrischen Schlag der Poesie fühlen. Wenn man von dem Hafen von Helsingfors ausläuft, so bemerkt man gar nicht, daß man auf dem Meere schifft: auf beiden Seiten sieht man Ufer, und welche Ufer! die Häupter und Rücken ungeheurer Felsen, welche die Natur in die Meerestiefen geschleudert hat. Die Abrundung dieser Granitmassen durch das Wasser ist das Denkzeichen der Jahrhunderte. Furchtbar schäumt das Meer am Fuße dieser Felsen, und wird ewig aufschäumen zwischen diesen Granittrümmern. Nur das Meer und die Luft leben hier, die Erde ist todt; die Felsenspalten sind mit Moos bedeckt, zwischen dem nur selten ein wildes Blümchen oder ein niederer Strauch

Digitized by Google

hervorschaut. Diese grünen Streifen auf dem kahlen Felsen sehen aus, wie die Kränze, womit man die Todten schmückt. Der Uebergang vom Leben zum Tode ist schneidend: hier stehen Wald- und Grasplätze, womit der wilde Fels sich schmückte, um seine Armuth und Unfruchtbarkeit zu verbergen; zwischen Wald und Wiese aber blicken die kahlen Seiten des Granits hervor. Das Meer zwischen den Inseln gleicht einem gekrümmten Fluß, der in tausend Arme getheilt ist; einige davon erweitern sich allmählich, und nehmen die Gestalt von Seen an, und plötzlich verschwindet vor den Augen das Ufer und zwischen den Reihen von Felsen und mit Gras bedeckten Inseln eröffnet sich vor den Blicken das uferlose Meer mit seinem neblichten Leichentuche, in welchem die Segelschiffe gleich Möwen verschwinden. Mit jeder Wendung des Rads am Dampfboote zeigt sich ein neues Gemälde: bald hat man einen Fluß, bald einen See, bald das Meer, bald wilde Felsen, bald mit Wald und dichtem Grase bedeckte Berge und Thäler vor sich! Hier fährt der Schifferkahn dahin, und dort auf dem Hügel blöcken Schafe, weiterhin klingen die Töne eines melancholischen finnischen Liedes auf einem mit reicher Ernte bedeckten Felde, und jenseits gibt der Fels den Knall eines Schusses zurück, man sieht einen Jäger vor sich, der einen Weib verfolgt hat, und hört den durchdringenden Schrei eines Seeraubvogels. In den größern Durchgängen begegnet man Schiffen, die vom Meere kommen oder nach dem Meere gehen. Dieses sind Finnen, welche Salz und Colonialwaaren nach ihrem Vaterlande bringen, und die Erzeugnisse ihrer Armuth und ihres Fleißes, Bretter, Theer, Pech und Pottasche, ausführen. Diese Schiffe gehen nach Amerika oder kommen aus England und dem Mittelmeer. Herrlich erhebt sich die finnische, d. h. die russische Flagge, die Landsleute begrüßen einander mit Kanonenschüssen. Wie schon gesagt, je näher man gegen Abo kommt, desto freundlicher und lebendiger wird der Anblick der Schären. Auf diesem Felsen ist der Gang des Lebens nachgebildet; neben Abo ist die Jugend, bei Jungfernsund das reife Alter, und von Hangö bis Helsingfors die Gebrechlichkeit des Alters und der Tod.

Von 8 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends kam ich nicht vom Verdeck, und genoß dieses ungewöhnliche Schauspiel, genoß es und ärgerte mich, daß ich mit Niemand meine Gedanken und Gefühle theilen konnte. Auf dem Dampfboot befanden sich viele gebildete Leute, aber in fremden Sprachen kann man sich nur unterreden; die Seele ergießt sich nur in vaterländischer Sprache, und von slavischem Blute war der einzige Passagier — ich selbst! dafür konnte ich denn auch meinen Gedanken und Gefühlen nach Gefallen nachhängen.

Wer das erstemal in die Schären kommt, dem dringt sich die Frage auf: auf welche Weise entstanden die Schären? da ich kein gelehrter Geologe bin, so kann bloß im Allgemeinen kurz antworten: in Folge einer furchtbaren und vollständigen Revolution in der Natur. Die bewegenden Kräfte bei dieser Umwälzung waren meiner Meinung nach Luft, Feuer und Wasser. Aus der ersten Frage entspringt die zweite: hat das Wasser das feste Land zerrissen und die Schären gebildet, oder waren diese vorher vom Wasser bedeckt und bildeten sie sich durch das Sinken der Gewässer? Ich glaube das Letztere. Bekanntlich sinkt das Wasser im baltischen Meere fortwährend, wie sich aus den Streifen und den Auswaschungen am Fuße der Felsen ergibt. Aber die Schären mußten sich auf eine andere Weise bilden. Es ist kein Zweifel, daß in der vorhistorischen Zeit, als der Norden noch nicht bewohnt seyn konnte, hier eine Umwälzung in der Natur stattfand, welche die Gestaltung der Erdoberfläche gänzlich veränderte. Ich vermuthe, daß Erdbeben und vulcanische Ausbrüche die Ursachen dieser Veränderungen waren. Die Folgen davon sind noch ersichtlich. Die Spalten in den mächtigen Granitmassen und die ungeheuren Felsstücke, die an einigen Orten Finnlands und Schwedens in Haufen zusammengeworfen wurden, können aus keiner andern Ursache herstammen, als aus einer allgemeinen Erschütterung des nördlichen Strichs der Erdkugel. Neuere Nachforschungen der Geologen haben die Vermuthung bestätigt, daß im baltischen Meere Feuerausbrüche stattfanden. Diese schreckliche Umwälzung mußte plötzlich und mit furchtbarer Gewalt eintreten. Wahrscheinlich bildeten sich im Meeresgrunde Oeffnungen, die eine größere Wassermasse erforderten, wodurch das Wasser sich senkte und manche Striche ganz frei davon wurden. Bei dem Aufwogen der Gewässer konnten diese sich gegen den Ocean hinwerfen und den Theil des festen Landes zerreißen, wo jetzt der Oeresund ist. *) Auf solche Weise bildeten sich meiner Meinung nach die Schären und der finnische Meerbusen selbst. Der Beweis, daß diese Felsen oder Schären sich früher unter dem Wasser befanden, liegt in der abgerundeten Form ihrer Gipfel. Das Wasser hat sie abgerieben. Daß dieses Ereigniß in uralter Zeit vorfiel, beweist die Schicht organischer Erde auf vielen Felsen, indem die tausendjährige Einwirkung der Sonne und der Atmosphäre die Granitoberfläche in organische Erde umwandelte. Man darf keineswegs glauben, als ob alle Erde auf den Schären durch Winde dahin geführt worden sey. In den Spalten der Felsen und in einigen natürlichen Vertiefungen sieht man, wie der Granitfelsen im Laboratorium der Natur aufgelöst wird und sich in einen feinen Sand verwandelt, welcher durch Flechten und Moose Festigkeit erhält. Tod und Unfruchtbarkeit bestehen nur in der Sprache des Menschen und in seinem schwachen Verstande; in der Natur ist Alles unsterblich und fruchtbar. Diese Felsen leben, wie die Knochen im menschlichen Körper; zur Erschaffung des einen Wesens bedarf es eines Jahrs, für andere sind Jahrhunderte und Jahrtausende nöthig. Das Leben des Menschen ist sehr kurz und seine Versuche über die Natur so unzusammenhängend und abgebrochen, daß wir, seit der menschliche Geist auf so abstracte Dinge seine Aufmerksamkeit wendet, kaum aus Buchstabiren in den Naturwissenschaften gekommen sind.

(Fortsetzung folgt.)

*) Das Ganze erklärt sich wohl viel leichter durch das Aufsteigen der scandinavischen Gebirge, da wohl das auf solche Weise zusammengepreßte, nicht aber das in unbekannte Tiefen stürzende Wasser das Land am Sunde durchbrechen konnte.

Anm. d. Red.

Digitized by Google

Mesched, die Hauptstadt von Khorassan.

Hr. Truilhier theilte in einem der geographischen Gesellschaft von Paris vorgelesenen Memoire folgendes Nähere über diese Stadt mit: Mesched, sagte der Reisende, liegt in einer Ebene, ist eine große mit Ruinen und Gärten angefüllte Stadt und enthält etwa 4000 Häuser. Eine von Thürmen flankirte, ungefähr 25 Fuß hohe und 5 Fuß dicke, aus rohen Ziegelsteinen erbaute Mauer umschließt sie; der Wall ist theilweise und sehr unregelmäßig mit einem auf dem innern Rande des Grabens errichteten Erdaufwurfe bedeckt. Die Dicke dieses Aufwurfes beträgt 8 bis 9 Fuß. Der Palast des Fürsten ist von einer ziemlich gut unterhaltenen Ringmauer von etwa 2 Farsangs umschlossen. Mesched ist berühmt durch das Grab des Imams Muza Riza, zu welchem aus allen Ländern, wo die Secte der Schiiten herrscht, eine Menge Pilgrime strömen. Man baute daselbst eine Moschee, deren Kuppel und beide mit vergoldetem Kupfer bedeckte Minarets sich schon von ferne kenntlich machen. Die gegenwärtige Dotation dieses Gebäudes soll mehrere Tausend Menschen ernähren, unter denen sich viele Religiosen befinden. Die übrige Stadt ist sehr schlecht gebaut. Der nicht ganz vollendete Palast des Fürsten ist ziemlich schön, und gleicht der innern Einrichtung nach denen des Königs. Die Bevölkerung Meschedes entspricht nicht nur der Ausdehnung der Stadt nicht, sondern sie ist auch nicht so bedeutend, als man aus der Zahl der bewohnten Häuser, von denen mehrere bloß von Frauen bewohnt sind, schließen könnte. Mesched hat stets einen beträchtlichen Vorrath an Getreide und Vieh. Man sammelt in der Umgegend ein wenig Seide, bezieht auch welche aus verschiedenen Theilen der Provinz, und verfertigt einige Zeuge daraus, welche von den Frauen getragen werden oder zu Männer-Pantalons dienen. Während des Winters trägt man allgemein Schafpelze. Man verfertigt in der Stadt Filzteppiche; der Handel mit Gegenständen des Aberglaubens, z. B. Rosenkränzen u. s. w., ist sehr beträchtlich. Es befinden sich zu Mesched sehr geschickte Steinschneider; sie beschäftigen sich besonders mit der Bearbeitung der Türkisen, auch schneiden sie die Carneole, die von Yemen kommen. Ein sehr merkwürdiger Industriezweig besteht in der Verfertigung steinerner Gefäße; man gebraucht sie gewöhnlich zum Kochen der Nahrungsmittel; eine Kaffeekanne mit Röhre und Henkel kostet nur 50 Centimes. — Das Klima ist im Allgemeinen gesund, aber kälter, als man es der Breite nach erwarten sollte. Man findet eine große Menge Kamele, Pferde und andere Lastthiere; selten trifft man das zweihöckerige Kamel.

Chronik der Reisen.

Ausflug in die westlichen Departements von Frankreich.

1. Sarthe-Departement.

(Fortsetzung.)

Le Mans hatte schon zur Römerzeit eine nicht geringe Bedeutung, welche ihre militärisch wichtige Lage mit sich brachte; sie besaß ein Amphitheater, öffentliche Bäder und verschiedene Wasserleitungen, deren Bögen man theilweise zu Privatkellern benutzt hat. Hinter der Kathedrale sieht man noch zwei mächtige Thürme eines alten römischen Thores, und in der ganzen Umgegend findet man zahlreiche römische Alterthümer, namentlich in der Commune Allonnes, wo man viele Fragmente von Capitälen, Vasen, Amphoren, Fresken und besonders Medaillen aus den ersten Zeiten des Kaiserreichs ausgegraben hat. Im Mittelalter war die Stadt reich an Schulen und religiösen Stiftungen, wovon die Frauenklöster allein die zwei Revolutionen von 1789 und 1830 überlebt haben; es gibt deren noch drei, welche Pensionäre nehmen; die Mönchsklöster sind verschwunden, und theils in Casernen, theils in Hospitäler verwandelt worden. In die Gebäude des geistlichen Ordens de la Couture hat man die Präfectur, die Stadtbibliothek und das Museum verlegt; letzteres enthält eine reiche Sammlung römischer Münzen und eine geringe Anzahl von Gemälden, worunter eine Reihe mittelmäßiger Darstellungen aus dem komischen Roman von Scarron und eine Fußwaschung Jesu von Vanloo interessant waren. Von der Legion Kirchen und Capellen hat die Revolution einen guten Theil zerstört und versteigert; unter denjenigen, welche übrig geblieben sind, verdienen besonders drei Erwähnung. Die älteste Kirche der Stadt ist ohne Widerrede die Eglise du Pré, deren Architektur in die Mitte des eilften Jahrhunderts hinaufsteigt; die Säulen und Pfeiler mit Capitälen ohne Gesims, mit Figuren phantastischer Ungeheuer und fabelhafter Thiere, die Gewölbbögen, von Fratzengesichtern und mißgestalteten Köpfen getragen, die Rundbogen-Nischen in den Seitengängen, wo man sonst die Altäre anbrachte, Alles deutet auf die obenerwähnte Epoche, und interessirt in hohem Grade die Liebhaber des romanischen Baustyls. Die Eglise de la Couture, ebenfalls sehr alt, hat ein schönes Portal, das auf jeder Seite mit drei Heiligenfiguren geziert ist, welche in Nischen stehen und von Zerrbildern getragen werden. Ueber der Thürschwelle ist das jüngste Gericht abgebildet: rechts stehen die Auserwählten, völlig angekleidet, links die Verdammten, splitternackt. Zwischen diesen Gruppen figurirt der Engel des jüngsten Gerichts, mit einer Wage in der Hand, worauf er die Seelen abwägt; ein in seiner Nähe sitzender Teufel scheint dieser Operation mit dem gespanntesten Interesse zu folgen, und drückt mit einer Hand auf den Rand der Wagschale, um das Zünglein nach seiner Seite hinüber schwanken zu machen. Ueber der Thürschwelle sieht man den Erlöser; auf einer Seite befindet sich seine knieende Mutter, auf der andern Johannes in derselben demüthigen Stellung; hinter ihnen bemerkt man zwei Engel, wovon der eine das Märtyrerbuch mit der Dornenkrone, der andere die Pfeile und Nägel des Kreuzes in der Hand hält. Der Schwibbogen hat drei Hohlkehlen, welche mit heiligen Frauen, Märtyrern und andern frommen Personen geschmückt sind. Das Innere der Kirche bietet aber nichts Merkwürdiges. Die größte Kirche von Mans ist die Kathedrale, ein weitläuftiger Bau, halb byzantinisch, halb gothisch. Das große Portal mit drei Thüren in Rundbogenstyl wird von zwei dicken Strebepfeilern gestützt, worauf zwei kolossale Ungeheuer liegen, welche mit Kröten Aehnlichkeit haben, und den Eingang des Tempels zu bewachen scheinen. Das südliche Seitenportal ist reich im byzantinischen Style verziert; über der Schwelle befinden sich die zwölf Apostel und darüber der Heiland mit einem großen Dragonerschnurrbart, und von den Attributen der vier Evangelisten, von dem Engel, Adler, Ochsen und Löwen umgeben. In der ersten Hohlkehle sind zehn Engel, in den drei übrigen verschiedene Gegenstände der Apokalypse und Legende abgebildet. Die acht Statuen auf beiden Seiten des Portals sind in einem traurigen Zustande; besser erhalten sind die Statuen der Bischöfe, Mönche und anderer Wohlthäter der Kirche, welche in den Nischen der enormen Strebepfeiler des dicken viereckigen Thurmes stehen und den Verheerungen der Ignoranz entgangen sind. Das Schiff der Kirche,

Digitized by Google

im reinsten byzantinischen Styl aufgeführt, bringt eine mächtige Wirkung hervor, die noch stärker seyn würde, wenn es nicht frisch überweißt worden wäre. Man bewundert die Solidität der Säulen und die Mannichfaltigkeit der Capitäle, welche fabelhafte Ungeheuer, Harpyen, Tiger, Greife, Schlangen, mit Einem Wort alle symbolischen Charaktere der gegen den Sieg des Christenthums ankämpfenden Teufelsgewalt vorstellen, und mehr als ein andächtiges Gemüth erschreckt haben mögen. Die Kreuzarme und der Chor sind im elegantesten gothischen Styl und höchst glücklich an das Schiff angefügt. Der links Kreuzarm enthält eine große Rose, äußerst zierlich durchbrochen und mit bemalten Fensterscheiben geschmückt, worauf man verschiedene Ritter, Bischöfe, Cardinäle und Könige erkennt. In eben diesem Kreuzarme befindet sich das Grabdenkmal der Königin Berengère ohne Kunstwerth; in der gegenüberliegenden Taufcapelle sieht man auf der einen Seite den Sarkophag und die Marmorstatue Karls von Anjou, des Grafen von Maine und Königs von Jerusalem und Sicilien († 1472), auf der andern Seite das Mausoleum von Languey du Bellay. Die Statue des Ritters steht auf einem Sarge von weißem carrarischem Marmor, der mit einem herrlich gearbeiteten Basrelief geziert ist und von zwei Sphinxen aus schwarzem Marmor getragen wird. Die Unterlage von weißem Marmor wird durch angelehnte Geländersäulen von schwarz geädertem Marmor in Felder abgetheilt, die ebenfalls Basreliefs enthalten; das Gesims und Giebelfeld wird von zwei mit Fruchtkörben gekrönten Pilastern gestützt. Die geschmackvolle architektonische Ausschmückung und die vortreffliche Ausführung der Basreliefs deuten auf einen gewandten Bildhauer der Renaissance, und es wäre möglich, daß Germain Pilon an diesem Monumente geholfen hätte, wie die Einwohner versichern, welche ganz stolz darauf sind, daß jener Künstler in einem Dorfe bei Le Mans das Licht der Welt erblickt hat. Der Erfinder des Telegraphen, Chappe, ist ebenfalls aus der Umgegend gebürtig.

Auf dem Platze vor dem Hauptportal der Kathedrale wird man ganz in die Zeit Franz I versetzt; man ist mit lauter Häusern umgeben, deren Thürme, Dächer, Fenster, Skulpturen und Thüren im Style der Renaissance gearbeitet sind. Man kann von da aus seine Gänge durch die Altstadt machen, welche erschrecklich enge, bergig, aber oft sehr pittoresk ist; in den Straßen, welche an den Fluß führen, kann man bequem den Hals brechen. Ueberhaupt ist das Pflaster in allen Provincialstädten abscheulich; ich begreife nicht, wie die Leute darauf gehen können. Leidenschaftliche Vorliebe für alte Kunst hält allein ab, die Herren Schöffen von Mans und das ungleiche, abschüssige Pflaster zu verwünschen, worauf man in die untere Stadt hinabsteigt. Dieselbe bietet ein wunderbares Gemisch von Römerzeit, Mittelalter, Renaissance, Rococo und Modernem, welches den stolpernden Kunstfreund, der auf die Nase fällt, durch herrliche, anziehende Details entschädigt. Die Straßen sind schmal, krumm, steil, und bestehen aus alten Häusern von gar runzligem, geschminktem, verblühtem und wackligem Aussehen: Abends beim Mondschein, wenn der Wind die Giebel erschüttert, meint man, zwei Reihen alter Hexen tanzten eine Sabbathsreunde. Sie sind mit Schiefern gedeckt und oft mit barocken Skulpturen verziert; über den Thürständern eines Hauses sah ich links eine Waschfrau mit dem Waschholz und rechts eine spinnende Zuchtsau abgebildet; über dem Eingang eines andern Hauses eine Eva, welche dem Adam einen auf den Stock gespießten Apfel reicht. Ein hübscher Blumen- und Fruchtkranz umgab dieses naive Basrelief, dessen Ecken mit breiten, flachen Stäben und Fratzengesichtern garnirt waren. Die Widerlagen des ersten Stockwerks hatten die Form jonischer Pilaster, mit herabhängenden Zierrathen und Guirlanden von Satyrn, Vögeln, Laub und Früchten; der Gesimsfries dieser Pilaster trug nackte Figuren, welche verschiedene Instrumente spielten. Die Fensterschwelle enthielt rechts zwei Adler mit ausgebreiteten Schwingen, welche ein Blumenkord trennte; in der Mitte stand eine Frau mit einem Todtenkopf in der Hand, und links sah man vier Pferdeköpfe, welche in Fischschwänze ausgingen, auf denen nackte Frauen saßen. Unter einem Fenster der zweiten Etage war eine Art Centaur ausgehauen, auf dessen Rücken ein verkehrtsitzender Mann ritt. Manche von den Figuren hatten Schaden gelitten, allein im Allgemeinen waren die Basreliefs dieser Hausfaçade äußerst geschmackvoll gearbeitet, und erinnerten vortheilhaft an die schöne Epoche der Renaissance.

Die Altstadt von Mans bildet eine für sich abgeschlossene Welt, die mit den neuen Stadtvierteln zu ihren Füßen in geselliger Hinsicht durchaus nichts gemein hat. Die Reichen, die öffentlichen Beamten, die Kaufleute, die vornehmern Krämer und Handwerker haben sich besonders im Quartier St. Croix angesiedelt, wo sie in luftigen Straßen und Häusern wohnen, die weder Charakter noch Styl haben. Die Gewohnheiten, Neigungen und Vergnügungen dieser Classen der Gesellschaft bieten eben nichts Auffallendes; die einzigen Abschattungen, welche man beobachten kann, sind politischer Natur. Die Mehrzahl der höhern Bourgeoisie von Mans ist patriotisch gesinnt, und war es seit 1789, denn sie hat in den verschiedenen Zeitläuften Sieyes, Carnot, Lafayette, Benjamin Constant, und neuerdings Cormenin und Garnier Pages zu Deputirten gewählt; der indifferente Theil der Bevölkerung stimmt hier, wie überall, je nach Umständen, für die Regierung oder mit der Opposition; eigentliche Anhänger zählt die Regierung nur unter den Beamten, welche oft neuen Eifer bewähren und keinen moralischen Einfluß üben. Die Stimmung des Volkes ist im Ganzen durchaus friedfertig und jedem gewaltsamen Fortschritt entgegen; wenn die Pariser Republicaner die Provinz besser gekannt hätten, würden sie ihre tollkühnen Streiche unterlassen und unnützes Blutvergießen verhindert haben. Die Leute in Mans kennen nur einen Feind, den sie bis in den Tod hassen, nämlich die Chouans, welche vom linken Ufer der Loire aus dem Buschland der Vendée herüberkommen und die „guten Leute" (bons hommes) — so nennt man die Bauern — plündern.

(Schluß folgt.)

Nach genauen Berechnungen ist von den europäischen Truppen in englisch Westindien seit 20 Jahren jährlich ungefähr ein Siebentel gestorben.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 92** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Knechtschaft und Größe im Militärleben.** (Von Alfred de Vigny.) — **Serjeant Talfourd, der Verfechter des literarischen Eigenthums.** (Schluß.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande vorzugsweise gewidmeten Literaturblattes, von welchem wöchentlich 1–2 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährl. 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 287.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 October 1838.

Ueber den bevorstehenden Krieg zwischen England und Birma.

Die englischen und namentlich die angloindischen Zeitungen bringen seit einem Jahre vielfache, sich widersprechende Nachrichten über den Stand der Dinge in Birma, und die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit eines Kriegs mit dieser Macht. Um die Ansichten hierüber zu fixiren, entlehnen wir aus dem in Calcutta erscheinenden Englishman nachfolgende auf gute Kenntniß der Verhältnisse sich stützende Bemerkungen, die fast sämmtlich aus den bekannt gewordenen Briefen Oberst Burney's entnommen sind.

Im Julius 1837 schrieb der englische Resident am Hofe von Birma, Oberst Burney, an den Generalgouverneur, daß der brittischen Regierung zwei Wege offen ständen, entweder abzuwarten, ob Tharawaddi, der jetzige, durch Usurpation zur Regierung gelangte König von Birma, wenn er das durch innere Unruhen sehr zerrissene Land beruhigt habe, die Verträge anerkennen und die Wiedereinsetzung eines Residenten an seinem Hofe genehmigen werde; oder aber dessen bekannte Feindseligkeit und die gegenwärtige Lage des Landes, wo Verwirrung herrscht und der König zum Widerstande nicht gerüstet sey, zu benützen und ihn zur Anerkennung der Verträge zu nöthigen. Der Oheim des Königs und einige armenische Kaufleute, die bei dem König sehr in Gunst stehen, bemühen sich den Frieden zu erhalten und die heftige Gesinnung des Königs zu mildern. Schon die vorige, jetzt gestürzte Regierung wollte die bei der ganzen Nation unpopulären Verträge bei Seite setzen und wartete nur auf eine gute Gelegenheit. Die Birmanen haben die Lectionen des vorigen Kriegs beinahe vergessen; die Generation jener Zeit ist fast verschwunden, und man schreibt jetzt die erlittenen Niederlagen dem Mangel an Eifer von Seite der Regierung jener Zeit zu, weil dieselbe höchst unpopulär war. Die Birmanen sind Fatalisten, glauben fest an die Unbesiegbarkeit ihres jetzigen Königs, und dieser selbst bemüht sich, diesen Glauben an sein persönliches Glück aufrecht zu halten. Oberst Burney ist fest überzeugt, daß der Krieg unvermeidlich, jedoch entfernt ist, und glaubt, Tharawaddi werde in dem Augenblicke losbrechen, wo er die Engländer durch Feindseligkeiten in Hindustan für hinreichend beschäftigt halte.

Tharawaddi sendete durch einen ehemaligen Cavallerieunterofficier im Dienste der Compagnie und zwei andere als Fakirs verkleidete Personen eine Botschaft nach Nepal, um den König dieses Landes zu einem Bündniß gegen England aufzufordern, und erhielt auch von dem nepalesischen Hofe eine, wie es scheint, entsprechende Antwort.

In einem spätern Schreiben vom 10 Sept. vorigen Jahres bemerkt Oberst Burney: „Alles, was der birmanische Hof jetzt zu erreichen sucht, ist Aufschub. Der Generalgouverneur, der nur die Nachtheile des Krieges im Auge hat, ist geneigt, den Aufschub zu gewähren, und die einzige Folge wird seyn, eine spätere Beilegung der Sache unendlich schwieriger zu machen. Die englische Regierung scheint der Meinung zu seyn, daß keine nationale Feindseligkeit bestehe, dieß ist aber eine ganz irrige und gefährliche Meinung, denn jeder vornehme Birmane wird den für höchst verderblich und schimpflich angesehenen Vertrag von Yandabu mit Freuden gebrochen sehen."

Nichtsdestoweniger ertheilte der Generalgouverneur eine ganz friedliche Antwort, und Oberst Burney fügte sich gegen seine bessere Ueberzeugung. Dieser schildert den Charakter der Birmanen und Tharawaddi's folgendermaßen: „Die Birmanen sind hochmüthig, süffisant, rachsüchtig und ungerecht; auch haben sie keine Achtung vor fremden Gesandten, wie sich bei mehrern Gelegenheiten gezeigt hat. Tharawaddi ist ein unruhiger, intriganter Geist, ungerecht und grausam, aber klug und entschlossen, zum Trunke geneigt und sehr heftig, wenn er betrunken ist, und zum Unglück auch von unbesonnenen und heftigen Menschen umgeben, welche die (im letzten Kriege verlorenen) Provinzen Assam, Munipur, Arrakan und Tennasserim wieder zu gewinnen hoffen. Tharawaddi hat zwei Crore (zwanzig Millionen) Rupien aufgehäuft, theils aus den Koffern des Staatsschatzes, theils aus dem Vermögen der Beamten seines Bruders. *) Er ist jetzt populär bei der Nation, muß aber vorerst sein Land beruhigen, ehe er daran denken kann, Krieg gegen uns

*) Diese wurden größtentheils nach der Usurpation unter Martern hingerichtet.

Digitized by Google

anzufangen. Er bricht vielleicht in einem Jahre los, und es ist darum nöthig, ihm zuvorzukommen, da er sich von allen Verbindlichkeiten gegen uns lossagt, und uns als seine schlimmsten Feinde betrachtet."

Nach diesen Bemerkungen kann wohl über den Stand der Dinge auf der Ostgränze des indischen Reichs kaum ein Zweifel obwalten.

Aus Bulgarins Sommerausflug nach Finnland und Schweden.

2. Schifffahrt in den finnischen Schären. — Historische Erinnerungen. — Neue Gesellschaft auf dem Dampfboote.

(Fortsetzung.)

In solche Gedanken versiel ich, als ich auf dem Verdeck saß und in diesem von der Natur gebildeten Meerlabyrinth dahinfuhr, welches tausendmal künstlicher, tausendmal großartiger ist, als das Landlabyrinth des Minotaurus. Historische Erinnerungen wechselten jetzt mit poetischen Phantasien. Hier ist jeder Stein mit russischem Blute besprengt, und diese Felsen widerhallten oft von dem Donner russischer Kanonen und den Stimmen russischer Krieger. Wie beklagenswerth ist doch der Unwissende, für ihn ist Alles todt in der Natur. Wenn der unwissende Mensch nicht trinkt, nicht ißt und nicht schläft, so hat er Langeweile; der gebildete Mensch kennt Zorn und Kummer, aber keine Langeweile. Auf mein Geheiß verwandelten sich die wilden Felsen für mich in ein Buch mit prächtigen Bildern, und ich las darin von den Thaten russischer Krieger.

Hier ist das Vorgebirge Hangö, berühmt durch die Seeschlacht, deren Andenken am 27 Julius gefeiert wird. Weit ins Meer hinaus reicht hier das felsige Ufer, auf welchem die Trümmer der im vorigen Kriege ohne Mörtel aus Granitblöcken aufgeführten Batterien zu sehen sind. Jenseits des Felsens in einem engen Thale steht ein kleines Dorf mit steinernen Casernen. In einiger Entfernung vom Ufer, auf einem aus der Tiefe des Meeres aufsteigenden Felsen, ist eine kleine Veste gleichfalls aus Granit nebst einer Caserne aufgeführt. Im Rücken derselben ist ein unfruchtbarer, flacher Fels, nach welchem aus der Veste eine Fähre eingerichtet ist, wahrscheinlich damit die Garnison sich dort ergehen kann, weil in der Veste selbst zwischen den Gebäuden und Wällen der Raum sehr beschränkt ist. Rund umher ist Meer und kahle, wilde Steilfelsen; innerhalb der Veste sind nur Pulver und Kanonen, hier ist kein Busch, kein Gräschen, hier zirpt keine Grille, hier zwitschert kein Vogel, aber die Klänge eines fröhlichen, russischen Lieds erschallen hinter den Granitfelsen hervor; der Mensch ist doch ein wunderliches Geschöpf!

Im Jahre 1714, gerade vor 121 Jahren, stand hier neben Hangö-Udd eine starke schwedische Linienflotte, und hielt die russische Ruderflottille eingeschlossen, welche vor der ungleichen Macht sich in den Sund von Tweremünde versteckt hatte. Der Untergang der russischen Flottille schien unvermeidlich, und der Befehlshaber der schwedischen Flotte schickte in voller Zuversicht auf seine Uebermacht einen Theil seiner Escadre gegen Reval, um dasselbe durch unvermutheten Angriff zur Uebergabe zu nöthigen. Alsbald kamen 20 russische Galeeren unter Anführung des Capitän-Commandeur Smajewitsch aus der Meerenge hervor, und fuhren gerade gegen die Linie der schwedischen Schiffe. Die Schweden staunten. Tausende von Kugeln und Kartätschen flogen gegen die russischen Galeeren, diese aber benutzten die Windstille, welche die Bewegung der schwedischen Schiffe hinderte, und fuhren unter ihre Kanonen. Der russische Brigadier Lefort folgte Smajewitsch mit fünfzehn Galeeren, und trotz einer furchtbaren Kanonade kam auch er glücklich durch die feindliche Linie. Der schwedische Admiral, über die Keckheit der Russen erstaunt, berief in der Ungewißheit, was er thun solle, die gegen Reval geschickte Escadre zurück. Die Schweden glaubten, die russische Linienflotte werde der übrigen zu Hülfe kommen, denn Niemand ließ sich einfallen, daß russische Ruderfahrzeuge den Kampf mit Linienschiffen wagen würden. Aber siehe da, am folgenden Tage, den 27 Julius rückte unsre ganze Ruderflotte in guter Ordnung aus dem Meerbusen hervor, und fuhr keck gegen die feindliche Escadre los. Von neuem donnerten die Tausende von Kanonen, von neuem regneten Kugeln und Kartätschen, aber die russischen Fahrzeuge kamen glücklich bis unter den Bereich der Schüsse, ohne mehr als eine einzige Galere zu verlieren. Als sie in den Rücken der feindlichen Linie gekommen war, traf die russische Avantgarde auf die Abtheilung, welche abgeschickt war, um die Russen zu hindern, aus dem Sund von Tweremünde hervorzukommen, und die schwedische Escadre zu umgehen. Als der Befehlshaber der russischen Avantgarde bemerkte, daß eine gegenseitige Beschießung zu unserm Nachtheile ausfallen müsse, commandirte er zum Entern und unsere kleinen Fahrzeuge flogen gegen die großen schwedischen Schiffe wie Falken gegen Adler. Ein hitziger Kampf stand bevor; die russischen Grenadiere stürzten sich auf die Kanonen und erstiegen über den Leichen ihrer Gefährten die feindlichen Schiffe. Der Befehlshaber der russischen Avantgarde fuhr gerade gegen die Fregatte Olifant an, auf welcher sich der Unteradmiral der schwedischen Escadre, Ehrenschild, befand; mit Staunen betrachteten die Schweden die herannahende russische Galere. Am Steuer stand der Befehlshaber der russischen Avantgarde, ein Mann von mittlern Jahren, riesenhaftem Wuchse und schönem Aeußern. Seine schwarzen Haare rollten über die breiten Schultern hinab, und seine Augen flammten wie Blitze. Mit der linken Hand lenkte er das Steuerruder, und in der rechten hielt er eine Streitart zum Kampfe beim Entern. Kugeln und Kartätschen flogen um sein Haupt, er aber blieb ruhig, und seine Commandostimme ließ sich mitten unter dem Krachen der Geschütze vernehmen. Rasch flog die russische Galere gegen die schwedische Fregatte; die russischen Grenadiere gaben eine Salve, und auf den Ruf: vorwärts! warfen sie sich an Bord des feindlichen Schiffes. Auf dem Verdeck stand eine Mauer von schwedischen Bajonnetten und tapfere scandinavische Männer. Hier galt es zu siegen oder zu sterben. Der Anführer der russischen Avantgarde erschien wie der Donner mitten im Gewitter, hieb mit der Streitart links und rechts ein, die schwedischen Bajonnette zertheilten sich, und die Unerschrockensten fielen. Triumphirend

Digitized by Google

holten die russischen Grenadiere die schwedische Flagge herab, und legten sie zu den Füßen des Helden. Er betete zu Gott, und um ihn her ertönte das Freudengeschrei: Hurrah! Ruhm dem russischen Zaar! Dieser Anführer der russischen Avantgarde, dieser Held, welcher zuerst die schwedische Fregatte enterte, und sie im Angesicht der ganzen Flotte im Kampf Mann gegen Mann eroberte, war . . . Peter der Große.

Der Kampf war furchtbar, und einer der blutigsten, deren die Geschichte gedenkt. Der schwedische Unteradmiral Ehrenschild wollte sich in einem Boote retten, wurde aber eingeholt und zur großen Freude Peters gefangen genommen. Zum Andenken dieses Siegs stiftete er eine jährliche Siegesfeier, und ein Gebet in allen Kirchen am Tage des 27 Julius, d. h. an dem Tage, wo die gesammte russische Flotte durch eine glückliche und muthvolle Bewegung durch die feindliche Linie hindurch von der Blokade befreit wurde.

Es gibt Leute, welche den Ruhm ihrer Feinde zu verdunkeln bemüht sind, und deren glänzende Thaten verheimlichen, ohne zu bedenken, daß sie mit Erniedrigung der Besiegten den Sieger selbst erniedrigen. Wir sind weit hievon entfernt: die Schweden sind eine tapfere, edle Nation, und unsre Siege über sie kamen uns theuer zu stehen. Einer der zahlreichen Meerbusen in den Schären heißt der Swenskasund; als im J. 1790 Gustav III mit einer zahlreichen Flotte von Linienschiffen und Galeeren die Russen in Kronstadt überfallen wollte, widerfuhr ihm selbst, was er andern gedroht hatte, und er ward mit seiner ganzen Streitmacht in dem mit Untiefen angefüllten Meerbusen von Wiborg eingeschlossen. Einen ganzen Monat lang wurde die schwedische Flotte von der russischen blokirt, und die Schweden litten durch Hunger und Kälte aufs Aeußerste. Nun entschloß sich Gustav zu einem verzweifelten Mittel, und schlug sich mit Hülfe eines Ostwindes durch die zahlreiche russische Flotte, welche durch ausgeschickte Brander und die wirklich unglaubliche Kühnheit der Schweden in Verwirrung gebracht wurde. Einer der schwedischen Brander, statt die russische Flotte in Brand zu stecken, gerieth an ein schwedisches Schiff, und sprengte dieß in die Luft: der Brand theilte sich einem andern schwedischen Schiffe mit, und beide Flotten liefen zwischen den Untiefen in dem engen Raume die größte Gefahr. Das Meer war mit Leichen und Schiffstrümmern bedeckt. Kugeln, Kartätschen und Brandgranaten fielen wie Hagel von den russischen Schiffen auf die Stelle, wo die schwedische Flotte durchzog; das Geschrei der Verwundeten, Sterbenden und Verstümmelten erfüllte die Luft. Das Meer stürmte heftig, und mitten in dieser Hölle fuhr eine reich geschmückte Schaluppe mit der königlichen Flagge und mit Ruderern in Paradelivrée heran. Gustav III befand sich auf derselben in voller Uniform, und gab Befehle zur Rettung der Schiffe, die auf Sandbänken aufstießen oder durch die feindlichen Kugeln litten. Einem der königl. Ruderer wurden von einer Kartätschenkugel beide Hände weggerissen, aber der König veränderte die Richtung seiner Fahrt nicht, und kam bald außer den Bereich der russischen Schüsse. Seinem Muth und seiner Entschlossenheit verdankte die schwedische Flotte ihre Rettung.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Ausflug in die westlichen Departements von Frankreich.

1. Sarthe-Departement.

(Schluß.)

Das gesellige Leben ist hier, wie in allen französischen Provincialstädten, völlig todt. Seit 1815, und besonders seit 1830, gibt es in der Provinz keine Gesellschaft mehr; jede Familie lebt isolirt in ihrem Hause, wie Robinson auf seiner Insel; eine französische Provincialstadt ist eine Sammlung von Anachoreten-Wirthschaften. Die Legitimisten machen hievon jedoch eine Ausnahme; diejenigen, welche den Winter in der Stadt zubringen, geben Feste, Soiréen und Bälle, wozu eine feine Bürgerliche eingeladen werden. Dieser Mangel an Privatgesellschaften wird demjenigen, der aus Paris in eine Provincialstadt geworfen wird, ungemein drückend; die gelehrten Gesellschaften bieten einen geringen Ersatz; ich habe in Mans mehrern öffentlichen Sitzungen der Société d'agriculture, sciences et arts beigewohnt, wo ein längst bekanntes Wanzenpulver und eine neue Heckselschneidelade die interessantesten Gegenstände waren, die abgehandelt wurden. — Die Stadt hat herrliche Promenaden, wo man aber das ganze Jahr hindurch mit der Laterne nach Menschen suchen kann. Die Jacobiner-Promenade aus einem alten Dominicanerkloster gebildet, welches seinerseits ein römisches Amphitheater verdrängt hatte, ist der Zeichnung Le Notres würdig, und die Schreiber-Promenade, am Ufer der Sarthe längs eines Hügels, hat die pittoreskeste Lage von der Welt, allein beide Promenaden stehen im Mißcredit, und wenn die Bevölkerung spazieren geht, so begibt sie sich auf die Straße nach Paris, wo man auf engen Nebenwegen entweder den Staub der Chaussée einschluckt oder bis an die Knöchel im Kothe watet. Die Mode in Paris ist abgeschmackt, aber bequem; in der Provinz hat sie nicht einmal diesen letztern Vorzug. — Aus dem Umstande, daß es in Mans an geselligen Cirkeln fehlt, wolle man nicht etwa schließen, daß es nur häusliche Moral und keine Chronique scandaleuse gibt. Im Gegentheile, die Sitten sind hier freier, als in vielen andern Provincialstädten gleichen Ranges; die Einwohner schienen von jeher galant gewesen zu seyn; ich lese in einer alten Chronik, daß sich im Jahre 1206 ein Joffet Lefèvre auf dem Platze Saint Pierre in Gegenwart der Königin Berengère und des versammelten Volkes für die Edeldame Hodeburge de Corjolant schlug, welche ihr Bruder eines immoralischen Lebenswandels bezichtigte; das Loos der Waffen entschied leider nicht zu Gunsten der Angeklagten, welche mit dem Kloster bestraft wurde. Die Fortschritte der Civilisation und die Principien der Toleranz haben heutiges Tages diese Streitsache beendet; die beste und geräumigste Loge des Theaters occupiren die Kostgängerinnen gewisser von einer hohen Obrigkeit privilegirter und taxirter Pensionsanstalten; in der Loge gegenüber sitzen die Maitressen, welche die jungen Leute der Stadt unterhalten; die ehrlichen Bürgerfrauen und Damen vom Adel begnügen sich mit den garstigen Baignoires und der schäbigen ersten Galerie. Die Stadtchronik läßt die verheuratheten Frauen deßwegen nicht unangetastet; ich war noch keine vierzehn Tage in Mans, als ich das galante Curriculum vitae einer jeden wußte. Man bedenke, daß was wir großstädtischen Ohren mit dem verächtlichen Namen „Geklatsch" bezeichnen, bildet im Gegentheile den Hauptbestandtheil der öffentlichen Conversation einer kleinen Stadt, und spiegelt diese im treuen Bild ab. Man kann in

Digitized by Google

Paris 100 Jahre alt werden, ohne es kennen zu lernen: die Grundlage jeder Erzählung in Paris ist vage; man weiß eine Thatsache niemals absolut gewiß, und hütet sich sehr, eine Anekdote zu verbürgen, was ungemein zart ist. Die Fasten, welche zehn Monate lang für wahr gegolten haben, werden im folgenden Semester widerrufen. Man kann nur die Deputirtenkammer und die Börse aus eigener Anschauung kennen lernen, alles Uebrige erfährt man durch die Journale. In einer Stadt von 10 oder 50,000 Einwohnern kann man dagegen, wenn man einigermaßen schlau ist, hinreichende Gewißheit über die meisten Thatsachen erlangen, worauf man sein Urtheil begründen muß. Wenn man reussiren will, was für einen Fremden keine leichte Aufgabe ist, wenn man zahlreiche getäuschte Hoffnungen scheitern sehen kann, und über die abgeschmackten Gerüchte, welche man auf die Rechnung jedes neuen Gastes in Umlauf setzt, nicht in Zorn geräth, so bringt man es endlich dahin, sich nicht allzu sehr zu langweilen.

Der Grundunterschied zwischen Paris und selbst der größten Provinzialstadt ist, daß man in der Hauptstadt Alles durch Zeitungsbrillen sieht, während der Kleinbürger von X und Z Alles, was in seiner Stadt passirt, mit eigenen Augen sieht und dazu noch Alles mit der liebsten Neugierde erforscht, welche eine mäßige, unausgefüllte Existenz hervorruft. Dieß ist ein großer Uebelstand in Paris, ja noch mehr, ein großer Uebelstand der Civilisation, und eines der ernstlichsten Hindernisse, welches sich dem allgemeinen Wohlseyn der auf einem Punkt in großen Massen concentrirten Menschen entgegenstemmt. Die Centralisationspunkte sind nur in politischer Beziehung vortheilhaft, und schaden den Künsten und schönen Wissenschaften. Die Journale, wenn auch vortrefflich, nothwendig für die politischen Interessen der Gegenwart, vergiften durch ihren Charlatanismus die Literatur und Kunst. Sobald ein durch die Journale zu einem großen Mann gestempeltes Individuum stirbt, stirbt auch sein Ruhm. Aus der politischen Nothwendigkeit der Zeitungen in großen Städten folgt die traurige Nothwendigkeit der Charlatanerie — die einzige Religion des neunzehnten Jahrhunderts in Frankreich. Wo gibt es einen Mann von Verdienst in Paris, der nicht erröthend gesteht, daß er dieses beklagenswerthe Mittel gebraucht habe, um durchzudringen? Daher rührt jener unentbehrliche Komödienfirniß, welcher den socialen Gewohnheiten in Paris, ich weiß nicht, welche falsche und garstige Farbe leiht. Die Natürlichkeit ruinirt daselbst den Menschen; die Schlaukköpfe bilden sich ein, daß er nicht Witz und Verstand genug hat, nicht einmal so viel, als man braucht, um diese armselige nothwendige Komödie zu spielen. Ich halte es für unmöglich, dieses Uebel auszurotten. Denn politisch zu sprechen, hat die französische Freiheit keine andere Garantie, als die Journale, und zwar die Pariser Journale, welche durch das obenbezeichnete Verfahren vielleicht die Literatur und die schönen Künste tödten werden. Die Franzosen fallen in das grobe Genre, und ich sehe drei oder vier Gründe zu diesem Falle, deren Entwicklung nicht hieher gehört: ob sie sich darüber den Hals brechen werden, lassen wir dahingestellt seyn.

Die Provinzialblätter haben weniger Abonnenten und weniger Einfluß in ihren eigenen Departements, als dieses oder jenes Pariser Blatt; größtentheils ist die beschränkte Capacität ihrer Redacteure daran Schuld, welche nichts weiter thun, als die räsonnirenden Artikel der Pariser Organe ihrer Farbe wiederkäuen, und sich dadurch die Leser abspänstig machen, welche den aufgewärmten Kohl verschmähen. Im Sarthe-Departement erscheinen zwei Journale: l'ami des lois, das offizielle Blatt der Präfectur und Regierung, welches von den Brocken der ministeriellen Journale und den schwachen Elucubrationen seiner eigenen Redaction lebt; ferner le Courrier de la Sarthe, ein Organ im Sinne der äußersten Linken, welches mit vieler Umsicht und vielem Talent geleitet wird, und das selbstständigste von allen Provinzialblättern ist, die ich kenne. In der Sammlung des letzten Halbjahres, welche ich durchblätterte, fand ich leitende Artikel, besonders über auswärtige Politik, welche aus dem Schlendrian und der Beschränktheit der Pariser Presse heraustraten, und sich durch Form wie Inhalt bemerklich machten. In den Artikeln „variétés" waren oft die ernsthaftesten, wissenschaftlichsten Gegenstände abgehandelt, und ich erinnere mich namentlich einer biographischen Skizze des Bischofs Philibert von Mans, einer Kritik der Ansichten Cousins und Guizots über Abailard, und zweier Recensionen der Ranke'schen Geschichte des Papstthums und des letzten Matter'schen Werks über die moralischen und politischen Doctrinen der letzten drei Jahrhunderte. — Im Allgemeinen herrscht in diesem Departement eine Art geistiger Verkehr; die Theologie steht in hohem Ansehen. Es gibt in Mans drei Buchdruckereien, welche eine große Anzahl von Gebetbüchern und religiösen Schriften zu Tage fördern. In und bei der Stadt zählt man über ein halb Dutzend Nonnenklöster, welche seit der Julusrevolution durch freiwillige Beiträge gegründet worden sind und durch Privatfonds unterhalten werden. Auf der Straße, auf der Promenade begegnet man alle zehn Schritte einem Priester in völligem Ornat, und die Processionen werden mit großem Pompe gefeiert. Das Seminar der Stadt hat mehrere hundert Zöglinge und versieht alle umliegenden Departements mit Geistlichen, und der handgreiflichste Beweis des religiösen Eifers, welcher den hiesigen Clerus beseelt, ist die unter dem Guizot'schen Ministerium neugestiftete Benedictinerabtei in Solesme, die einzige in Frankreich, welche der Gegenstand unseres nächsten Berichts seyn soll. E. C.

Vermischte Nachrichten.

Das Echo de la Nièvre enthält nachstehenden interessanten Fund: „Als man bei einer alten Kirche des Departements Nachgrabungen anstellte, fand man ein Steingrab, das mit einem bombenförmigen Deckel geschlossen war. Der Stein ist aus feinem Korn und nicht aus diesem Lande. Man fand im Grabe Töpfe aus gebrannter Erde, die sich nach oben zu erweiterten, einige Kohlen, elf kleine Statuen aus gebrannter Erde, welche religiöse Gegenstände darstellten, und Knochen, die bei der Berührung in Staub zerfielen. Die kleinen Statuen, von denen mehrere sehr gut erhalten sind, standen auf einem Stück Holz und waren durch kleine Eisenhaken festgehalten."

Kürzlich declarirte ein Handelshaus von Havre eine Kiste mit Büchern für Blinde aus den Vereinigten Staaten. Die argwöhnische Douane hielt dieß für eine Mystification und ließ die Kiste öffnen, welche eine Anzahl en relief gedruckter Bücher enthielt. Diese sind für eine philanthropische Gesellschaft bestimmt, welche in Paris sich mit dem Unterrichte junger Blinden beschäftigt.

Das Echo du Monde Savant Nr. 59 enthält ohne Angabe der Quelle Folgendes: Das Steigen der Gewässer in dem obern See, dem Huron-See u. s. w. dauert fort. Das Wasser im See Erie ist jetzt um 4 Fuß höher als im Jahre 1825, und im See Ontario um 6½ Fuß. Der Niagara-Fall wird immer schöner.

Man berechnet seit einiger Zeit die Höhe der Fluthen am Ufer des nordwestlichen Frankreichs zum voraus. Diesen Berechnungen zufolge soll die Fluth am 2 November zu St. Malo 7 Metres Höhe erreichen.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 288.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 October 1838.

Topographisch-biographische und literarisch-artistische Skizzen aus Schottland und Nordengland.

Vorwort.

Der berühmte englische Bibliograph, Thomas Frognall Dibdin, einst Bibliothekar des verstorbenen Grafen Spencer, des größten Bibliomanen neuerer Zeit, dessen Bücherei zu Althorp unter andern den kolossalsten Incunablenschatz des Erdkreises besitzt, ist allen Literaturfreunden durch seine Bibliotheca Spenceriana, seine Aedes Althorpianæ, sein Bibliographical Decameron, am meisten aber wohl durch seine Bibliographical, antiquarian and picturesque Tour in France and Germany 1821, und mehrere andere minder bedeutende Werke sattsam bekannt.

Sie sind ihrer Zeit in den deutschen gelehrten Zeitschriften, besonders im Hermes, zum Theil erschöpfend beurtheilt und gewürdigt worden.

Mit welchen lüsternen Blicken Dibdin auf seiner letzterwähnten literarischen Reise die in den österreichischen Stiftern befindlichen Incunabeln- und andere Bücherseltenheiten betrachtete, hat er unumwunden gestanden. Im Jahre 1836 unternahm der höchst achtungswerthe, ja in manchem Betracht ganz ausgezeichnete Gelehrte, dem man auch die Stiftung des großen Roxburghclubs verdankt, welcher, wenn wir nicht irren, als der erste in Großbritannien zusammengetretene Verein zur Erforschung und Herausgabe der alten Geschichts-, Sprach- und Literaturquellen angesehen werden darf, eine literarisch-artistische Reise durch das nördliche England und Schottland, deren Ergebnisse in einem Ende Mai's dieses Jahrs erschienenen kostspieligen Werke, betitelt: A bibliographical, antiquarian and picturesque Tour in the northern counties of England and in Scotland, II. Vol. (in zwei Ausgaben, wovon die eine gewöhnliche gegen 4 Pfund und die andere im größten Octavformat 8 Pf. St. kostet) geschildert werden.

Dasselbe bildet, wie man sieht, auch dem Titel nach ein Seitenstück zu dem vor 17 Jahren erschienenen über die auswärtige Reise. Da er sich darin, außer seinem Hauptgegenstand, auch über mehrere jetzt vorzüglich das allgemeine Interesse beschäftigende Gegenstände, z. B. über die rasch wachsende, alles Andere zu überflügeln drohende Handelswichtigkeit Glasgow's, den unermeßlichen Kohlenbetrieb von Newcastle under T. u. dgl. verbreitet, und Schottland eben jetzt eine größere politische Bedeutsamkeit erlangen dürfte, so eilen wir unsern Lesern nachstehende Schilderungen vorzulegen, die selbst nach denen der neuesten Reisenden und Touristen noch des Neuen Manches bieten mögen.

Bei der Mittheilung der Angaben über mehrere nord-englische und schottische Landsitze und deren Sammlungen, wovon bei der wohl bald bevorstehenden Krönung der Königin zu Holyrood mehr als einer einen europäischen Namen erlangen dürfte, werden wir das Waagen'sche Werk, „Künstler und Kunstwerke in England" im Auge behalten, wie wir denn überhaupt die artistische Partie dieser Schilderungen als eine Zugabe zu diesem Buche angesehen wissen wollten.

F. M. M.

1. Newcastle an der Tyne. *)

Der Versuch, alle die mannichfaltigen Wunder und die sich immer glänzender entfaltende Herrlichkeit dieser höchst merkwürdigen Stadt nur einigermaßen erschöpfend und doch in gedrängter Darstellung zu schildern, wäre fürwahr ein kühnes Beginnen. Europa bietet, wie ich glaube, nichts dar, was ihr, wenn man ihre Größe und Bevölkerungszahl in Anschlag bringt, in Oertlichkeit, Einfluß und Flor gleichkäme, ja sie hat, Alles in Allem erwogen, in diesen Beziehungen ihres Gleichen nicht auf Erden!

Die Tyne, worin sie sich spiegelt, ist unausgesetzt mit Fahrzeugen jeder Art und Größe aus allen Weltgegenden bedeckt. Im Jahr 1836 waren nicht weniger als 15,000 Schiffe, worunter mehrere von 400 Tonnenlast von dort ausgelaufen — ein Umstand, der ihr den Rang eines zweiten Hafens in den drei vereinigten Königreichen anweist. Sie ist die Hauptstadt des englischen Nordens, sein Herz.

*) Wir eröffnen diese Skizzenreihe mit Newcastle, weil diese Stadt kürzlich durch den dortigen Zusammentritt des brittischen Naturforschervereins die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigte. M.

Digitized by Google

Durch Dampfschifffahrt und Dampfbahn verknüpft sie die Nordsee mit der irischen Meerenge, die Hypothenuse eines gewaltigen Dreiecks, die nun in vier Stunden gemessen wird.

Da sie auf einem Boden steht, der bis in unermessene Tiefen hinab aus Kohlengebilden geschichtet ist, so kann man füglich sagen, daß der Geist des allmächtigen Dampfes (nach Analogie des von Th. Moore in seinen Liedern an Nea, seiner Bermuda-Geliebten, zuerst gebrauchten Ausdruckes, der Schneegeist) allda recht eigentlich haust. Die unvergleichliche Stephenson'sche Dampfmaschinenfabrik beschäftigt gegen 400 Arbeiter.

Außer der an innerer Wichtigkeit wohl mit der Eisenbahn von Manchester nach Liverpool wetteifernden Dampfbahn nach Carlisle, deren Baukosten viel geringer waren, deren Ertrag dagegen bei weitem höher ist, wurde kürzlich der Antrag zur Anlegung einer Bahn von N. nach Edinburgh und Glasgow gemacht, die, wenn sie zu Stande kommt, das letzte, aber wohl wichtigste Glied einer Eisenbahnverbindung zwischen London und Glasgow bilden wird, deren Vortheile kaum zu berechnen sind. Die nach dieser Stadt benannten so berühmten und gewaltigen Steinkohlengruben erstrecken sich längs der Tyne (nach allen Richtungen) auf eine Länge von 250 engl. Meilen.

Die Zahl der Chaldrons Kohlen, die 1836 aus N. verführt wurden, belief sich auf beinahe eine Million, also auf 53 Mill. Newcastler Centner, indem der Newcastler Chaldron 53, wogegen der Londoner nur 28 Centner wiegt. Im Durchschnitt beschäftigt dieser ungeheure Zweig des Newcastler Handelsverkehrs allein ein Capital von zwei Millionen Pfund Sterl. Die Kohlenausfuhr über See hatte sich innerhalb der letzten zwei Jahre beinahe verdoppelt. Von der 53,000 Seelen starken Bevölkerung beschäftigten sich 25,000, also fast die Hälfte mit dem Kohlengrubenbau.

(Schluß folgt.)

Aus Bulgarins Sommerausflug nach Finnland und Schweden.

2. Schifffahrt in den finnischen Schären. — Historische Erinnerungen. — Neue Gesellschaft auf dem Dampfboote.

(Schluß.)

Doch es ist Zeit, daß ich zu meiner Meerfahrt zurückkehre. Wir verließen Helsingefors bei starkem Winde, feuchtem und kaltem Wetter. Gegen Mittag jedoch heiterte es sich auf, und wurde hell und warm. Viele unserer Damen fühlten sich unwohl, und saßen sehr trüben Muthes da, oder versteckten sich in ihr Nest, d. h. in ihre Hängematten. Bis jetzt hatte sich das Meer gegen mich gnädig gezeigt, und mir noch nicht den Kopf wirbelnd gemacht. Die Gesellschaft auf dem Dampfboote hatte sich ganz geändert. Alle Kälte und Steifigkeit der Lustfahrt war in Helsingfors zurückgeblieben, und das Dampfboot bevölkerte sich mit wirklichen Reisenden, wozu mehrere Passagiere aus Finnland kamen, die nach Abo und Stockholm gingen, größtentheils in Geschäften, einige um Verwandte zu besuchen, sehr wenige bloß der Zerstreuung wegen. Ein anderer Ton bildete sich sogleich auf dem Dampfboot, denn die Finnen des gebildeten Standes sind ausnehmend umgänglich und mittheilend, und der gebildeten Leuten gibt es in Finnland fast so viel, als Fräcke und Damenhüte von französischem Schnitt. Nach einigen Stunden war zwischen dem größten Theil der Passagiere eine gewisse familiäre Ungezwungenheit eingetreten, die auf die feinste Höflichkeit und Gutmüthigkeit gegründet war. Unser Dampfboot glich keineswegs der Arche Noa's, indem ich hier durchaus keine Thiere bemerkte; man hätte sie aber ein schwimmendes Miniaturbild von einer Stadt nennen können. Wir hatten unsere Vorstadt St. Germain oder Londoner Regentsstreet, d. h. die erste Cajüte; eine Pariser St. Honoré oder Londoner City, nämlich die zweite Cajüte, und endlich den vordern Theil des Verdecks von den Schanzen bis zur Back oder eine Vorstadt St. Antoine. Wir hatten also unsere Aristokratie, unsern Mittelstand und unsere Volksclasse, wobei freilich, wie auf dem festen Lande, einige nicht recht an ihrem Platze waren, aber dieß änderte an der Sache nichts, und der Unterschied zwischen den beiden ersten Ständen war beinahe unmerklich, obgleich einige sich bemühten, auf diesem bunten Gemälde Licht und Schatten so scharf vortreten zu lassen, wie auf einem Rembrandt oder Teniers. Was mich betrifft, so schwärmte ich gleich einer Biene überall herum. Von einem Hrn. Arenberg, welcher etwa 20 Jahre lang den wichtigen und schwierigen Posten eines Landrichters bekleidete, erfuhr ich Vieles von dem moralischen Zustande der finnischen Bauern, von ihren Verhältnissen zu ihren Gutsbesitzern und zur Regierung, und über die wirthschaftliche Eintheilung des Bodens; doch hievon später. Auf dem Dampfboote befanden sich auch mehrere Künstler aus Stockholm: Hr. Sewelin, der für den ersten Komiker in Schweden gilt, und überhaupt einer der ausgezeichnetsten Künstler ist; er ist nicht mehr jung, hat aber in seiner Physiognomie ausnehmend viel Lebhaftigkeit und in seinen Augen viel Feuer; im Umgang ist er ausgezeichnet angenehm. Ferner befand sich hier der erste Tänzer und Balletmeister, und die erste Tänzerin des Theaters von Stockholm. Der Balletmeister hatte in Paris gelernt, und dort auch in Balletten getanzt. Er war noch jung und von schönem Aeußern. Von ihm und Hrn. Sewelin erfuhr ich Manches über die nicht beneidenswerthe Lage der Bühne in Schweden. . . Der Fehler liegt nicht in dem Mangel an Talenten, sondern an Geld. Es schien, sie hielten mich für einen Lügner oder zum mindesten für einen Aufschneider, als ich ihnen von der Einrichtung der Bühne in Petersburg, von den Balletten und Opern, von dem Einkommen und den Belohnungen der Künstler u. s. w. erzählte. Sie vernahmen meine Rede, sahen einander an und schüttelten dann die Köpfe, ohne jedoch zu widersprechen. Ihnen ist es zu verzeihen, daß sie an unsere Fortschritte auf der Bahn der Civilisation nicht glauben, wenn deutsche Gelehrte, welche nur 300 Werste von Petersburg wohnen, Rußland für ein asiatisches Reich ansehen. Unter den Passagieren bemerkte ich einen jungen Mann von schönem Aeußern, der auf dem Verdeck umherspazierte und das Meer so zärtlich wie eine Geliebte anblickte. Auf seiner Weste sah man ein blaues Band, fast zwei Zoll

Digitized by Google

breit, deſſen Enden ſich in der Taſche befanden. „Dieß iſt gewiß ein Seemann," ſagte ich zu Hrn. Arenberg. „Ja, und noch dazu ein ausgezeichneter," erwiederte er; wiſſen Sie, was er an dem Bande trägt? ſetzte Hr. Arenberg hinzu. „Eine Uhr?" — „Nein, ein Ehrenzeichen!" — „Wie? in der Taſche?" — Ja, weil es ihm von dem engliſchen philanthropiſchen Frauenverein, alſo von Privatleuten gegeben wurde. Von dieſem Ereigniß waren die engliſchen und ſchwediſchen Blätter voll, es iſt aber vergeſſen, wie Alles vergeſſen wird. Dieſer junge Mann iſt Otto Reinhold Spuuf aus Abo gebürtig; ſeine Leidenſchaft zum Meere veranlaßte ihn, ſich in ſeinem zwölften Jahre als Schiffsjunge auf einem finniſchen Kauffahrteiſchiffe zu verdingen. Einsmals nach einem heftigen Sturme im atlantiſchen Ocean ſah man vom Schiffe aus in der Ferne etwas daherſchwimmen, das keineswegs einem Schiffe glich; bald entdeckte man durch das Fernrohr, daß es dennoch ein Schiff, aber umgeſtürzt ſey, und daß einige Menſchen auf dem Kiele ſäßen. Die See ging hoch, der Wind ſteif und conträr, und den Unglücklichen Hülfe zu bringen war ſchwierig Der zwölfjährige Spuuf erbat ſich in einem vierruderigen Boote allein hinzufahren, ſetzte ein Segel auf, und flog über die Wellen dahin. Lange lavirte er, bis er zu dem umgeſtürzten Schiffe gelangte, und mit großer Mühe und Gefahr rettete er fünf Menſchen, die ſchon aufs Aeußerſte gebracht waren. In einem furchtbaren Sturme verlor das Schiff Steuer und Maſten, und legte ſich auf die Seite; es war mit Holz beladen, und dieß rettete daſſelbe vor dem Unterſinken. Neun Menſchen retteten ſich auf die äußere Seite des Schiffs, aber die Lebensmittel waren verſunken, und bald überwältigten Hunger und Durſt die Unglücklichen. In der äußerſten Verzweiflung, entſchloſſen ſie ſich einen nach dem andern zu tödten, und ſich von Menſchenfleiſch zu nähren. Etwa zwei Wochen blieben ſie in dieſer ſchrecklichen Lage, und als Spuuf ſie rettete, waren bereits zwei Menſchen verzehrt und zwei andere an Entkräftung geſtorben. Man kann ſich die Freude dieſer Unglücklichen und namentlich desjenigen denken, an dem die Reihe geweſen wäre, zu ſterben, und im Magen ſeiner Gefährten begraben zu werden! Für dieſe That erhielt Spuuf das Ehrenzeichen und trägt daſſelbe — in der Taſche! Das Vaterland belohnte Spuuf reichlich: es gab ihm Bildung. Er wurde in die Seeſchule von Abo aufgenommen, und verließ dieſelbe als Steuermann, welche Stellung er jetzt mit Ehre und Eifer erfüllt."

Unter dieſen Geſprächen waren wir allmählich in den reizenden Park gekommen, wie ihn nur die nordiſche Natur bilden kann. Dieſen herrlichen Inſeln, zwiſchen denen wir dahin ſchifften, fehlt nichts als die Sonne Italiens. Alles umher war grün, das Meer hell wie ein Spiegel, und in der Ferne erblickte man die Thürme des alten Schloſſes, welches einſt den Eingang in den Fluß Aura (Aurajoki) bewachte, jetzt aber nur am Ufer ſteht zur Zierde der Landſchaft und zur Nahrung für die Alles zerſtörende Zeit, welche ihn ſchon ſtark benagt hat. Das nicht nur im baltiſchen Meere, ſondern im nördlichen und weſtlichen Europa überhaupt bemerkbare Sinken des Meeres hat dieſes Schloß vom Meere entfernt. Alte Leute erinnern ſich noch, daß die Wellen ſeinen Grund beſpülten, jetzt aber iſt daſſelbe dermaßen von Sand umgeben und dieſer mit Gras bewachſen, daß ein Theil davon ſchon in feſten Boden umgewandelt iſt, und man zur Einfahrt in den Fluß Aura einen Canal graben, d. h. ein künſtliches Fahrwaſſer herſtellen mußte. Gegenwärtig arbeitet man daran, und unſer Dampfboot, das ſeinen Lauf verzögern mußte, bewegte ſich langſam auf dem trüben Waſſer und beſchwichtigte unſere Ungeduld durch die reizende Ausſicht auf die Umgebungen. Ich grüße dich, Abo, alte Hauptſtadt Finnlands! Wir ſind alte Bekannte, aber ſeit der Zeit, wo wir uns nicht ſahen, hat ſich Abo verjüngt, oder vielmehr, es iſt wiedergeboren worden; ich aber wurde alt, obwohl, Gott ſey Dank, nur am Körper, nicht am Geiſte. Abo wurde durch die Flamme verjüngt, und ich war äußerſt begierig, es wieder zu ſehen.

Zuſtand des öffentlichen Unterrichts und der Nationalcultur in China.

Sowohl diejenigen — ſagt der durch ſeine verſchiedenen Werke über China wohlbekannte Pater Bitſchurin, *) deſſen vor wenigen Wochen in Petersburg erſchienenen Broſchüre gegenwärtiger Aufſatz entlehnt iſt — irren, die China für eines der aufgeklärteſten Reiche in Aſien halten, als diejenigen, die von ſeinen Bewohnern das Gegentheil annehmen, denn die Einen wie die Andern ſtützen ihre Behauptungen auf ſchwankende Gründe. Um in dieſer Hinſicht eine feſte Ueberzeugung zu gewinnen, muß man mit der größten Aufmerkſamkeit den dortigen Zuſtand der Wiſſenſchaften und ihren Einfluß auf das Volksleben betrachten. Erſt nach dieſer Unterſuchung kann man einen richtigen Schluß auf den Bildungsgrad des Volkes machen. Der öffentliche Unterrichtskreis in China iſt auf enge Gränzen beſchränkt. Er umfaßt nur vier Arten von Anſtalten, die mehr oder weniger zuſammengeſetzt ſind. Sie ſind: die Schulen, das pädagogiſche, das aſtronomiſche Inſtitut und das Collegium der Gelehrten, welches den Akademien der Wiſſenſchaften in Europa entſpricht.

In den Schulen beſchäftigt man die Kinder mit der Sprachlehre, der Landesgeſchichte, der alten Poeſie der Chineſen, ihrer Religion, der Rechtswiſſenſchaft und politiſchen Oekonomie. Die Kenntniß der Muſik und der Ceremonien bildet einen weſentlichen Theil in der Bildung der Jugend; vaterländiſche Geographie, Mathematik, Chemie, Medicin, Botanik, Architektur und Hydraulik erlernen ſie nach ihrem freien Willen, ohne einen beſondern Vortrag über dieſe Wiſſenſchaften anzuhören. Alles was nicht zum Dienſte des Vaterlandes nöthig iſt, halten die Chineſen für unnütz; dieſes Vorurtheils wegen widmen ſie dem, was in Europa für die Wiſſenſchaften geſchieht, keine Aufmerkſamkeit. In den Schulen findet man keine ſyſtematiſchen Lehrbücher, ſondern zur Grundlage des Unterrichts dienen nur gewiſſe von Alters her angenommene Fundamentalbücher, die bei den Chineſen die gleiche Wichtigkeit haben, wie bei uns Chriſten die Bibel. Aus ihnen ſchöpfen

*) Pater Bitſchurin war mehr denn zwölf Jahre der ruſſiſchen geiſtlichen Miſſion in Peking einverleibt, hatte alſo während dieſer langen Friſt Zeit genug, China in allen ſeinen Zuſtänden kennen zu lernen.
Anm. d. Einſenders.

Digitized by Google

sie über die vorhin genannten Gegenstände ihre Kenntnisse. Anfangs müssen die Kinder nur den Text aus diesen Fundamentalbüchern ohne alle Erklärungen auswendig lernen, mit dem dreizehnten Jahre erhalten sie darüber erläuternde Definitionen, dann erst werden sie auch angeleitet, selbstständige Aufsätze zu machen. Die Schulen werden entweder von der Krone oder von Privaten unterhalten. Zum Subsistenzfond der erstern dienen die Einkünfte von den ihnen angewiesenen Ländereien. Der Privatschulen gibts überall eine große Menge in China, die Mehrzahl der chinesischen Jugend, oft aus den ersten und wohlhabendsten Familien, wird von Hauslehrern unterrichtet; nur arme und Waisenkinder erhalten den Unterricht in Kronsschulen. Diese zerfallen in Volks-, Gouvernements- und Districtsschulen. Volksschulen bestehen in allen Städten, unter der Aufsicht der Ortsbehörden stehend, welche das Recht haben, in ihnen Kinder aufzunehmen, zu entlassen und Lehrer aus den freien Ständen, die durch ihre Moralität und Bildung bekannt sind, anzustellen. Jährlich werden dem Curator der Schulen Listen der Lehrer und Schüler vorgelegt. In diesen Schulen erhalten die Kinder die erste Bildung, und sobald sie nach ihrer Prüfung den Grad eines Studenten erlangt, gehen sie in die Districtsschulen über. Gouvernementsschulen befinden sich in jeder Gouvernementsstadt nur Eine von der Regierung unterhaltene, nächstdem einige von Privatleuten gestiftete. In ihnen werden freie Zuhörer aufgenommen, welche dieselben, wenn sie es wünschen, verlassen können. Die Volks- und die Gouvernementsschulen sind vorbereitende Lehranstalten, in denen weder bestimmte Unterrichtsgegenstände stattfinden, noch eine bestimmte Schülerzahl ist. — Districtsschulen befinden sich auch in allen Städten des Reichs, haben aber besondere von den beiden ersten Gattungen sie unterscheidende Rechte. Sie zerfallen in große, mittlere und kleine, oder in Provincial-, Bezirks- und Kreisschulen. Die größte Studentenzahl ist in den erstern, die mindeste in den letztern enthalten.

Diejenigen, welche eine hinlängliche Bildung in den Volksschulen oder zu Hause erhalten haben, unterwerfen sich in der Centralstadt ihrer Provinz einer Prüfung, in Folge welcher diejenigen, welche den Studentengrad erhalten, in die Districtsschulen übergehen, wo sie als Kronszöglinge das Recht verlieren, sich einen Stand oder ein Amt zu wählen. Sie sind von diesem Zeitpunkt an Candidaten des Staatsdienstes, und müssen als solche unter Anleitung von Kronslehrern, unter der unmittelbaren Aufsicht des Chefs vom Lehrwesen, ihr Studium fortsetzen. Mit geringer Ausnahme befindet sich in jeder Districtsschule ein Ober- und ein Unterlehrer. In sämmtlichen Gouvernements zählt man 180 Provincial-, 210 Bezirks-, 1111 Kreis-, Ober- und 1521 Unterlehrer, im Ganzen also 3022; in diese Zahl sind nicht eingeschlossen die Lehrer in den Volks- und Dorfprivatschulen. Die Studenten werden in Krons-, nicht etatmäßige und überzählige eingetheilt. Ihre Gesammtzahl in allen drei Classen der Districtsschulen beläuft sich auf 40,630.

In jedem Gouvernement befindet sich ein Curator, dem die Verwaltung der Schulen und die Aufsicht über die Prüfungen übertragen ist. In den Städten, in welchen die Curatoren ihren Wohnsitz haben, sind besondere Häuser, in denen die Prüfungen vor sich gehen; in den übrigen Städten läßt die Regierung zu diesem Zwecke Hütten von Holz aufschlagen. Die Curatoren bereisen die Prüfungsorte ihrer Ordnung nach. Es ist ihnen gestattet, zur Durchsicht der Aufgaben Gelehrte aus ihrem Gouvernement einzuladen; jedoch nur fünf oder sechs Personen, wenn das Gouvernement nicht groß ist. Zöglinge und Studenten werden zur Prüfungszeit aus ihren Kantons in die Hauptstadt ihrer Provinz oder Bezirks gebracht. Der Provincial- oder Bezirkschef fungirt zur Zeit der Prüfung als Inspector, und wacht dabei über die Aufrechthaltung der innern Ordnung. Der Inspector und der Lehrer müssen, wenn sie dem Curator etwas zu berichten haben, mit ihm persönlich im Sitzungssaale sprechen, privatim bei demselben zu erscheinen, ist verboten. Der Curator darf keine Privatbriefe annehmen, und kann nur Geschäftssachen wegen, aber sonst aus keiner andern Veranlassung mit den Beamten, Correspondenzführern, Lehrern und Zöglingen zusammenkommen. Die bei ihm befindlichen Beamten und Diener werden sämmtlich auf dem Hofe des Examinationsgebäudes eingeschlossen, wohin während der Prüfungszeit Niemand, der zum Lehrpersonal nicht gehört, gelassen wird.

Die Prüfung der Studenten zerfällt in die jährliche und in die vorbereitende. Der Jahresprüfung müssen sich alle Studenten unterziehen, ausgenommen die Zöglinge des astronomischen Instituts, die zur Armee geschickten Studenten und diejenigen, welche ihrer musterhaften Führung wegen die zwölfte Classe erhalten haben. Was diejenigen Studenten betrifft, die sich schon gegen 50 Jahre im Etat befinden, oder die 70 Jahre alt sind, so ist es erlaubt, sie mit Kleidungsstücken zu belohnen und ihnen die Jahresprüfung zu erlassen. Die Jahresprüfung der Studenten geht jährlich vor sich, die vorbereitende aber alle zwei oder drei Jahre vor ihrer zur Erlangung des Candidatengrades vorzunehmenden Prüfung, welche in der Hauptstadt des Gouvernements stattfindet. Bei der Jahresprüfung werden zwei Gegenstände zur Beurtheilung aus den obgedachten Fundamentalbüchern gegeben, außerdem noch die Abfassung von Gedichten in Strophen von vier bis zehn Zeilen. Bei der vorbereitenden Prüfung wird ein Gegenstand zur Beurtheilung aufgegeben, nächstdem ein politisches Programm und auch Verse. Letztere müssen allemal aus fünf Wörtern bestehen. Die Haupterfordernisse einer jeden Prüfung sind ein guter Styl und ein gutes Urtheil bei den abzufassenden Gegenständen. In dieser Beziehung werden die Zöglinge und Studenten in sechs Classen getheilt, und nach dem Werthe der Arbeiten werden die Belohnungen bestimmt. Die Studenten erster und zweiter Classe erhalten zu Geschenken Seidenzeuge, Blumen aus schattirter Seide, Tusche und Schreibzeuge; von den Studenten dritter Classe werden die ersten zehn mit Schreibpapier, Schreibzeugen und Papierblumen, die übrigen dieser Classe mit geringern Geschenken belohnt. Die Studenten der drei letzten Classen werden für bewiesene Trägheit und Unwissenheit in untere Grade zurückversetzt. Die Studenten erster und zweiter Classe verlassen das Prüfungslocal unter Musik. Nach dieser Prüfung erfolgt in der Hauptstadt des Gouvernements das Examen zur Erlangung des Candidatengrades. Zu diesem werden außer den Studenten auch Beamte, ja sogar Gelehrte zugelassen, die sich der Studentenprüfung nicht unterzogen hatten. Die Zahl der zu dieser Prüfung Zuzulassenden ist durch einen besondern Etat bestimmt, und hängt von der Größe des Gouvernements, seiner stärkern oder schwächern Bevölkerung ab.

(Fortsetzung folgt.)

Nach officiellen Berichten ist die Seide-Erzeugung in Frankreich in stetem Zunehmen begriffen. Im J. 1810 wurden 550,629 Kilogr., im J. 1855 nicht weniger als 876,016 Kil. Rohseide erzeugt. Dreißig Departements nehmen jetzt daran Theil, wovon vierundzwanzig dem südlichen Theile Frankreichs angehören. Im J. 1820 betrug die Anzahl der Maulbeerbäume 9,631,674, im J. 1854 war sie auf 14,879,604 gestiegen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 289.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 October 1828.

Skizzen aus Obercalifornien.

(Aus Ruschenbergers Reise um die Welt.)

Als wir uns der Küste von Californien näherten, stießen wir auf große Betten von schönem Seegras, welches manchmal in so dichten Massen gefunden wird, daß es die Bewegungen des Schiffes hindert. Die Blätter sind 2 oder 3 Fuß lang und 2 bis 3 Zoll breit in der Mitte, werden aber gegen die Enden zu allmählich schmäler; sie sind von gelblich brauner Farbe, kraus wie Krepp, aber weich und sammetartig beim Anfühlen. An dem Stengel jedes Blattes befindet sich ein mit Luft gefülltes Gefäß, wodurch es an dem Kamm befestigt wird. Unsere Fahrt war äußerst angenehm, und am 24 October langten wir nach einer Ueberfahrt von 15 Tagen und 7 Stunden von den Sandwich-Inseln her zu Monterey, der Hauptstadt von Obercalifornien, an. Der Thermometer fiel allmählich, als wir uns dieser Breite näherten, von 80° F. auf 58° F. (21⅓° R. auf 11⅓° R.) und stand eines Morgens 49° F. (7⅓° R.); für uns, die wir aus den Tropengegenden kamen, war diese Temperatur unangenehm kalt, sie wirkte aber wie ein Zauber auf diejenigen an Bord, welche durch Krankheit geschwächt waren.

Der Hafen von Monterey liegt unter 36° 36′ n. B. und 104° 3′ w. L. Er wurde im Jahre 1603 entdeckt und nach Don Gaspar de Zuniga, Conde de Monterey, damaligem Vicekönig von Mexico, benannt. Er ist sehr groß und gegen Nordwesten offen, von wo manchmal ein bedeutendes Aufwogen des Meeres hereindringt; das Wasser ist tief, und Schiffe ankern gewöhnlich in etwa 10 Faden hart am Ufer. Das Land um die Bai her ist hoch und mit Fichtenwäldern bedeckt, was dem südlichen Theile des Hafens den Namen Punta de Pinos gegeben hat.

Die Stadt ist eine zerstreute Reihe von Häusern, die nicht mehr als etwa 1500 Einwohner enthalten, worunter 15 oder 20 Fremde, Amerikaner und Engländer, sich mit dem Handel beschäftigen, welcher meist im Austausch europäischer Waaren gegen Häute und Talg besteht. Die Häute kosten anderthalb Dollars in Geld oder zwei Dollars in Waaren, und werden nach den Vereinigten Staaten geschickt; Talg kostet einen Dollar der Centner, und geht nach dem Markte von Lima.

Wir fanden vier Kauffahrer und zwei Wallfischfänger, lauter Amerikaner, im Hafen. Einer davon war seit einigen Monaten von einem Hafen an der Küste nach dem andern gegangen, hatte Häute gesammelt, und sie nach Santa Barbara geführt, wo sie durch Einsalzen zubereitet und dann nach den Vereinigten Staaten verschifft werden. Der hiesige Handel ist so eng mit dem nach den russischen Niederlassungen an der Nordwestküste Amerika's verbunden, daß sich der Werth desselben zu Monterey nicht wohl allein schätzen läßt. Es mögen jährlich 6 bis 8 amerikanische Kauffahrer an die Küste kommen, und San Francisco, Monterey, Santa Barbara und einige andere Häfen von Obercalifornien besuchen, Waaren daselbst gegen Häute, Talg, hie und da auch gegen einige Biber- und Otterfelle eintauschen. Manchmal führen sie auch Pferde und Ochsen nach den Sandwichs- und Gesellschaftsinseln.

Der amerikanische Handel mit Mexico ist, zum mindesten an der Westküste, durch schwere Lasten gedrückt. Außer den Zöllen auf die Ladung, welche bei einigen Waaren fast einem Verbote gleich kommen, zahlen die Schiffe einen Hafenzoll, der 17 Realen auf die Tonne beträgt, also von einem Schiff von 300 Tonnen 637½ Pesos. Allerdings kann, wenn diese Summe einmal bezahlt ist, ein Schiff von einem Hafen Obercaliforniens in den andern gehen, ohne einen weitern Hafenzoll zu entrichten. Nach dem Vertrage mit Mexico sollen die Nordamerikaner gleich der am meisten begünstigten Nation behandelt werden, der Vertrag selbst aber bedarf in mehrern Einzelnheiten der Revision und Verbesserung. In einem Punkte desselben haben die mexicanischen Diplomaten die amerikanischen Geschäftsträger und den englischen Gesandten überlistet, vielleicht weil es den beiden Herren an einer hinlänglichen Kenntniß der spanischen Sprache fehlte. Es ist ein gewöhnliches und nur allzu häufig vorkommendes Verfahren der mexicanischen Regierung, wenn sie Geld braucht, von den fremden im Lande wohnenden Kaufleuten schwere Anlehen zu erheben, welche selten oder nie bezahlt werden; um sie dagegen zu schützen, unterhandelten die Diplomaten über einen Artikel, der nach dem englischen

Digitized by Google

Texte sie von gezwungenen Anleihen ganz befreit, die spanische Lesart aber besagt, daß amerikanische Kaufleute, nicht von den mexicanischen unterschieden und nicht allein gezwungen werden sollen, der Regierung Geld zu leihen, sondern beide sollen nur in gleichem Maaße beigezogen werden.

(Schluß folgt.)

Topographisch-biographische und literarisch-artistische Skizzen aus Schottland und Nordengland.

(Schluß.)

Die in der so anziehenden und reichangebauten brittischen Anglerliteratur, deren Haupt- und Quellenbuch das als classisch betrachtete Js. Waltons ist, so vielgefeierte Tyne, bietet nicht minder, wie ihr Ufergelände, unerschöpfliche Fundgruben für die Betriebsamkeit der Bevölkerung dar. Es ist jener köstliche Lachs, dessen Fang und Versendung sowohl im frischen als geräucherten Zustande einen Hauptzweig der Newcastler Geschäftsthätigkeit ausmacht.

Ueber die Salmenfischerei in der Tyne ließe sich aus dem hie und da zerstreuten reichhaltigen Stoffe ein äußerst anziehendes Büchlein schreiben. Der bereits verstorbene J. Sykes hat in seinem Local Records of the North, welches Werk wir unbedenklich für eine der gehaltvollsten topographischen Schilderungen erklären, da und dort merkwürdige Details über die Tynelachsfischerei mitgetheilt. So berichtet er unter Anderm, daß in frühern Zeiten ein einziger Netzzug nicht selten dritthalb hundert, auch dann und wann dreihundert Lachse heraufbrachte; daß am 12 Junius 1755 2400 gefangen wurden, 1760 ein Riesenlachs, welcher 4½ Fuß lang war und über 54 Pfund wog, 1764 aber ein noch größerer, gar sechsthalb Fuß langer Salmen ins Garn gerieth.

Der neueste Geschichtschreiber der Stadt, Mackenzie (History of Newcastle u. T. 1827), nimmt es als eine ausgemachte Sache an, daß der Tynelachs der köstlichste seiner Gattung sey, und fügt unter Anderm die um so leidigere Angabe hinzu, daß seine ehemals so unglaubliche Menge und so gerühmte Güte von Jahr zu Jahr abnehme, und die goldene Zeit des Newcastler Salmenfangs dahin sey. Die Schuld davon mißt er unter Anderm theils der so stark vermehrten Schifffahrt auf dem Flusse, theils der immer steigenden Zunahme der Gewerke entlang seinen Ufern bei, durch deren Abfälle das Gewässer verdorben und dem Gedeihen dieses Edelfisches schädlich werde.

Der Alterthumsforscher begrüßt, wenn er den Boden dieser Stadt und ihrer Umgebung betritt, denselben als einen der ausgedehntesten sowohl wie anziehendsten Heerde römischer Ueberreste, zumal beim Anblick des gegen 73 (engl.) Meilen lang von der Nordsee bis zur irländischen Meerenge hinstreichenden sogenannten Piktenwalles, *) des murus pictieus oder Severus der Alten, dessen Nordsee-Ende ungefähr drei Meilen östlich von der Stadt ausläuft, und, was wenig bekannt, der so berühmten und gesuchten Wallsend Coal, deren Ader von einer Reihe vor Jahren eben in jener Gegend entdeckt und im Sommer 1836 ganz erschöpft worden ist, den Namen gegeben hat. Er gedenkt bei diesem Anblick unwillkürlich des trefflichen Horsley, in dessen 1732 erschienenem äußerst seltenem Prachtwerke Britannia Romana nicht weniger als 36 Kupfertafeln den in der Grafschaft Northumberland, besonders um Newcastle, vorhandenen altrömischen Ueberresten gewidmet sind.

Die große, so rührige und emsige Alterthumsforschergesellschaft, welche allda seit etwa einem Vierteljahrhundert ihren Sitz hat, waltet also, wie man sieht, an einem Orte, der im ganzen brittischen Innenreiche nicht besser gewählt werden konnte, und auf ächt römisch-classischem Boden. Die vollständigsten und reichhaltigsten, geschichtlichen sowohl wie statistischen und anderweitigen Angaben über die Newcastler gelehrten und sonstigen Vereine und Anstalten, worunter die Naturforschergesellschaft geschätzte Verhandlungen herausgibt und alljährlich Blumen- und Fruchtausstellungen veranstaltet, findet man in Mackenzie's oben angeführtem Werke; wir wollen daher nur noch der sogenannten typographischen Gesellschaft erwähnen, welche von dem eifrigen Bibliographen, ja Bibliomanen Brockett 1818 gestiftet, 1836 bereits 14 Bände ortsgeschichtlichen, topographischen und ähnlichen Inhalts herausgegeben hatte, die so vergriffen sind, daß selbst zu Newcastle eine vollständige Sammlung derselben zu den Seltenheiten gehört.

Ein vollständiges Verzeichniß dieser Newcastlebibliothek, wie man sie nennen dürfte, worin mitunter gediegene und gehaltvolle Abhandlungen enthalten seyn sollen, hat Martin in seinem äußerst schätzbaren, ja unentbehrlichen Katalog der von großbritannischen Privatvereinen u. s. w. herausgegebenen Werke mitgetheilt.

Die Straßenscenerie der auf unebenem, ja an vielen Stellen abschüssigem Boden gelegenen altväterischen, ja in ihrer Art einzigen Stadt, die der grotesksten Bauten noch so viele darbietet, ist eine der seltsamsten, die man sehen kann; nicht minder merkwürdig aber auch und anziehend das Innere, die Innenscenerie, möchte man sagen, vieler dieser aus den Zeitaltern Elisabeths und ihrer nächsten Nachfolger herstammenden öffentlichen Gebäude und Wohnhäuser, vor Allem das künstliche Schnitzwerk des eichenen Getäfels derselben. Ja, im Saale des Kaufhauses, welcher über und über mit Schnitzwerk bedeckt ist, das wohl aus der Mitte des 17ten Jahrhunderts herrühren mag, wird jeder ächte Kenner Manches darunter für wahrscheinlich einzig in seiner Art im gesammten Reich, vielleicht auch in Europa erklären.

Der Beruf zur Verjüngung Newcastle's und architektonischen Umwandlung desselben den Bedürfnissen der Neuzeit und den Anforderungen eines im raschesten Wachsthum begriffenen schwunghaften Gewerbs und Handelsflores gemäß — einungemein schwieriger Beruf, wenn er ohne vandalische Zerstörung, ja mit möglichster Schonung des bestehenden trefflichen Alterthümlichen ausgeübt wird — ist dem ausgezeichneten Baumeister Richard

*) Folgende interessante Notiz glauben wir nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen. Aus der Mitte eines Bruchstückes dieses Walles, von welchem vielleicht keine hundert Fuß lange, ununterbrochene Strecke mehr vorhanden ist, wuchs zur Zeit, wo Sykes das vorhin genannte Buch schrieb, ein vollstämmiger Apfelbaum, der auch darin abgebildet ist.

Digitized by Google

Grainger, dem northumbrischen Vitruv, dem Reformator Newcastles, wie er genannt wird, zu Theil geworden. Er ist es, der den Plan zur Greysstraße, in deren Nähe die zum Denkmal des berühmten Parlamentsreformators bestimmte, 130 Fuß hohe Ehrensäule errichtet worden, entworfen hat und mit dessen Ausführung beauftragt ist. Sie wird die Breite der Londoner Regentenstraße, die Länge einer halben (engl.) Meile haben und ganz aus Portlandstein erbaut seyn. Außer dieser sind noch sieben neue Straßen sämmtlich unter seiner Leitung in der Anlage begriffen, wovon eine den Namen Nelsons, eine andere, einem Beschlusse des Gemeinderaths zufolge, seinen eigenen führen wird. Im August 1837 wurde das alte Schauspielhaus abgetragen, im November stand das auf derselben Stätte aufgeführte neue schon fertig da.

Newcastle birgt einen der eifrigsten und umfassendsten Kenner der portugiesischen Sprache und Literatur, Namens John Adamson, Mitglied der dortigen archäologischen Gesellschaft, der sich durch eine im J. 1820 zu London erschienene Lebensbeschreibung von Camoens in zwei Bänden bekannt gemacht hat. Er hatte sich seit seiner frühesten Jugend in Portugal (wahrscheinlich in Handelsgeschäften) aufgehalten, und zu Lissabon, wo er ansässig war, einen reichen Schatz portugiesischer Werke zusammengebracht, den er nach dem französischen Einfall, wo er das Land verließ, mit sich nach Newcastle nahm, und seitdem emsig zu vermehren bedacht gewesen ist. Einen trefflichen Katalog darüber hat er 1836 unter dem Titel Bibliotheca Lusitana dort herausgegeben, derselbe ist aber nicht in den Buchhandel gekommen, sondern nach der die und da, und dann und wann auch in Deutschland nachgeahmten Sitte vieler englischer Vornehmen und Reichen nur zur Verschenkung bestimmt.

Der Crösus von Botany Bay.

Kürzlich starb zu Sidney ein Mann, Namens Terry, mit Hinterlassung eines Vermögens von einer Million Pfund Sterling, und vermachte seiner Frau eine Rente von 10,000 Pfd. St. Dieser Mensch war in seiner Jugend wegen eines Gänsediebstahls nach Botany Bay deportirt worden, errichtete, nachdem er frei geworden, eine Pfandverleiher-Boutique und machte bald glänzende Geschäfte. Nach 20 Jahren hatte er 90,000 Pfd. St. erworben. Dieser Mensch war, wie sich erwarten läßt, habgierig und hart, ließ einen jungen Bedienten, der ihn bestohlen hatte, zum Tode verurtheilen, und einen General, dem er einige Summen geliehen hatte, ausplündern. Vor sechs Jahren schon besaß Samuel Terry ein Vermögen von 50,000 Pfd. Er bewohnte ein artiges Haus in Pitt Anns zu Sidney. Wenn er einmal einen Freund bei Tisch hatte und nach einer Bouteille Liqueur schickte, so berech er den Mund des Bedienten, der ihm die Bouteille selbst in die Hand geben mußte, um sich zu versichern, daß er nicht auf dem Wege davon getrunken. Seine Frau erhielt nie eine Magd, um sich in ihren häuslichen Arbeiten helfen zu lassen. Man berechnet, daß er für mehr als 500,000 Pfd. St. Wechsel zu 10 Procent escomptirte; er besaß eine ganze lange Straße zu Sidney, und obwohl seine Miethe und Pachtzinse gegen 70,000 Pfd. St. betrugen, lebte er doch mit 5 bis 600 Pfd. St. des Jahres. Trotz des kolossalen Vermögens war der Mensch keineswegs glücklich; obwohl noch nicht alt, war er doch bereits seit 6 Jahren gelähmt. Sein Sohn, ein Mensch von großer Heftigkeit, war schon vor Gericht gestellt worden, weil er seine Frau am Kopfe verwundet hatte: Geld unterdrückte die Geschichte. In den letzten Zeiten seines Lebens ließ sich Terry, bleich und herabgekommen, wie er war, in einer offenen Caleche nach seinem Landgute bis Sidney bringen: er starb in einem Alter von 52 Jahren, ohne ein eigentliches Testament hinterlassen zu haben, und verlangte bloß, daß seine Abmesen, die sich auf höchstens 100 Pfd. St. des Jahres beliefen, noch zehn Jahre lang fortbezahlt und er mit den Auszeichnungen als Freimaurer begraben würde.

Zustand des öffentlichen Unterrichts und der Nationalcultur in China.

(Fortsetzung.)

Nur unter Beobachtung sehr strenger Vorsichtsmaaßregeln werden die Zöglinge zu den Prüfungen zugelassen. Zu denselben erscheinend, hat jeder Zögling von fünf seiner Mitschüler, die mit ihm dabei erscheinen, ein Zeugniß wie die Caution eines Kronsstudenten zu produciren. Die Ortsbehörden haben deßwegen besondere Register anzufertigen, in welchen die Zöglinge selbst ihre Namen, ihr Alter, ihre Physiognomie, ihren Geburtsort, ihre Herkunft und die Caution des Kronsstudenten einzutragen haben. Werden von ihnen einige entdeckt, die einen falschen Namen führen, ihre Herkunft und Geburtsort verbergen, die Jahrestrauer um den Tod der Eltern verheimlichen, von makelhaften Eltern abstammen: wie von Dienstboten, Polizeispionen, Gerichtsboten, Waffenschmieden, Schauspielern, Sklaven, Musikanten, welche alle zum Examen unzulässig sind, oder begingen sie gar Verbrechen und erduldeten dafür Leibesstrafen, werden der Schuldige und die fünf zeugenden Mitschüler zur strengen Verantwortung gezogen. Der Kronsstudent geht seiner Stelle verlustig und wird dem Gericht übergeben. Der Student, der ohne legitime Ursache bei dem Examen nicht erschien, oder dreimal von demselben sich abgefragt hat, wird aus den Studentenlisten gestrichen. Die um den Verlust ihrer Eltern Trauernden können ein ganzes Jahr zur Prüfung nicht erscheinen. Ueber die sich Krankmeldenden hat der Inspector ein Certificat vom Lehrer und Arzt einzufordern. Solchen wird eine dreimonatliche Frist zur Ergänzung der Prüfung gestattet. Die nach Hause Beurlaubten müssen genaue Auskunft über ihren Aufenthaltsort geben. Wird es entdeckt, daß Zöglinge oder Studenten, die sich zur Prüfung begeben, heimlich beschriebene Hefte, Gold und Silber mit sich führen, oder einen falschen Geburtsort und Namen angeben, so werden sie dem Gericht übergeben. Lernende, die während der Prüfung ihre bereits eingenommenen Sitze gegenseitig verändern, unaufmerksam und zerstreut sind, ihre Blicke nach allen Seiten werfen, werden aus dem Prüfungssaale geführt. Für andere vorfallende Unordnungen werden Zöglinge und Studenten in besondere Behälter (Carcer) gesperrt. Bei dem Unterrichte der Jugend ist den Lehrern vorgeschrieben, ihre Schüler mit den religiösen Ceremonien bekannt zu machen. An den Hauptfesten des Jahres werden aus den Studenten die besten erwählt, um bei den Ceremonien zu fungiren.

Sie haben ihnen den Inhalt der classischen, allem Unterrichte zur Basis dienenden Bücher zu erklären. Alle in China erscheinenden

Digitized by Google

Bücher dürfen sich nur auf ihren Inhalt beziehen, dürfen nur über sie Erläuterungen und Bemerkungen enthalten, nächstdem auch Abhandlungen aus der Geschichte des chinesischen Volkes. Alle solche Bücher werden gleich nach ihrer Erscheinung den Schulbibliotheken zugeschickt, um von den Lernenden benutzt zu werden. Den Buchhändlern ist es erlaubt, sie nachzudrucken. Der Druck aller freigeisterischen, die Sittlichkeit des Volkes untergrabenden, mit dem Geiste der classischen Bücher nicht übereinstimmenden Werke ist streng verboten.

Bei der Anleitung zur Abfassung von Aufsätzen wird streng darauf gesehen, daß keiner derselben mehr denn 700, die Antwort auf das politische Programm bei dem Examen nicht mehr denn 500 Buchstaben enthalten darf.

Sie haben der Jugend die Grundsätze anzugeben, die ihnen zur Richtschnur ihres Verhaltens als Staatsdiener dienen sollen. Hier wird ihnen vorzügliche Treue, Redlichkeit und sittliches Betragen empfohlen. Die Schüler werden angehalten, Ehrfurcht und Achtung vor den Lehrern zu haben, das von ihnen Vorgetragene bereitwillig anzunehmen. Die Lehrer ihrerseits sind verpflichtet, dem Unterrichte mit Fleiß und Eifer vorzustehen, sich nicht der Trägheit und dem Müßiggange zu ergeben. Die Studenten dürfen keine geheimen Gesellschaften bilden, noch sich durch gegenseitigen Eid zu etwas verpflichten. Es ist ihnen verboten, ihre Schriften eigenmächtig drucken zu lassen. Die Uebertreter dieser Vorschrift hat der Inspector zu richten.

In jeder Schule gewahrt man zur linken Seite des Hauptsaales ein von Stein gefertigtes Monument, auf dem sich die wesentlichsten Vorschriften für das Verhalten der Lernenden ausgehauen befinden. Nächstdem haben verschiedene Kaiser von China der Jugend gedruckte Belehrungen in dieser Beziehung nachgelassen, die in allen Schulbibliotheken aufbewahrt werden. Diese, so wie die obigen, werden am ersten und fünfzehnten jeden Monats der gesammten Schuljugend von den Lehrern vorgelesen. Bei dieser Lectüre darf kein Student ohne erhebliche Ursache fehlen. Die sich dabei unaufmerksam oder streitsüchtig bezeigen, werden gezwungen knieend anzuhören. Bei der Ankunft des Curators zur Prüfung statten ihm der Inspector und die Lehrer einen geheimen Bericht über die Aufführung der guten und schlechten Studenten ab. Der Curator, nachdem er sich umständlich davon überzeugt hat, berichtet nach der Prüfung darüber dem Ceremonienhofe. Die sich in ihrer Aufführung nicht bessernden Studenten werden aus der Gelehrtenkaste ganz ausgeschlossen.

Sie dürfen weder das Amt eines Correspondenzführers, noch einen Kriegsdienst übernehmen, noch sich mit dem Handel beschäftigen. Es ist den Ortsbehörden nicht erlaubt, Studenten gegen ihren Willen zu Dorfältesten zu wählen, sie sind von jedem öffentlichen Dienste befreit, müssen aber auch von ihrer Seite streng bestissen seyn, sich aller unanständigen, ihrem Berufe nicht entsprechenden Handlungen zu enthalten.

In China übernimmt der Staatsbeamte mit seinem Dienst auch die Pflicht eines Priesters, deßwegen lernen alle Studenten Musik und Pantomimik. Bei jeder Schule befindet sich eine angemessene Zahl von Musikanten und Mimen. Sobald unter diesen eine Stelle vacant ist, so ernennen die Bezirks- und Kreisbehörden einen der besten Studenten, und stellen ihn dem Curator der Schulen zur Bestätigung vor. Außerdem befinden sich in jedem Gouvernement Tempel, die den alten berühmten Weisen gewidmet sind. Studenten von ihren Nachkommen, die in demselben Gouvernement wohnen, werden bei diesen Tempeln als Priester-Studenten angestellt: hier ist es ihre Pflicht, den Manen ihrer Vorfahren Opfer darzubringen.

Zur Erlangung eines gelehrten Grades geht allemal eine Prüfung vorher, die immer nur nach Verlauf von 2 oder 3 Jahren stattfindet. Die Studenten, welche in den Gouvernementsprüfungen den Candidatengrad erlangten, versammeln sich in der Residenz, wo sie nach einer neuen Prüfung den Grad eines Hun-schi, d. h. eines dem Hofe vorgestellten Gelehrten, erhalten. Diese unterwerfen sich später im Thronsaale Baocho-dän dem Palastexamen, worauf sie den Grad eines Magisters, unter dem Titel eines Jin-schi, d. h. eines in den Dienst Tretenden, erhalten. Auf diese Weise finden also drei Prüfungen, jede mit der Ertheilung eines gelehrten Grades, jede nach Verlauf von zwei oder drei Jahren nach der vorangegangenen, statt: die Studentenprüfung in der Provincial- oder Bezirksstadt, die Candidatenprüfung in der Hauptstadt des Gouvernements und das Magisterexamen in der Residenz.

Zur Abhaltung einer Residenzprüfung werden besondere Examinatoren, in der Regel die höchsten Staatsbeamten, Minister, Präsidenten der Gerichtshöfe, alle ebenfalls frühere Magister, vom Kaiser selbst ernannt; ihnen werden als Gehülfen die Examinatoren beigesellt, die zuletzt die Gouvernementsprüfungen geleitet haben. Zur Durchsicht der Aufgaben, Durchlesung der Aufsätze werden ebenfalls Staatsbeamte aus den ersten Classen, die die Magisterwürde besitzen, ernannt. Die Prüfungen in den Kreis- und Gouvernementsstädten hängen von den Verfügungen der Ortsbehörden, die in der Residenz von denen des Ceremonialhofes in Peking ab.

Unmittelbar vor dem Palastexamen ist es den Journalisten und Correspondenzführern, die die Aufgaben zu copiren haben, keineswegs gestattet, die Nacht im Palais zu verbringen, um dadurch jedes Mittel der Communication zu verhüten. Ein Gardedetaschement besetzt an allen Thoren die Wachen, um jede Mittheilung aus dem Innern des Palais zu verhüten. Die ersten Staatsbeamten, mit der Durchsicht der Aufgaben beauftragt, wie alle andere bei dem Examen betheiligte Personen, verbringen die dem Act vorangehende Nacht in den beiden Flügeln, die dem Thronsaal anstoßen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Französische Blätter entlehnen aus Londonern Folgendes: Seit einigen Tagen wird das Publicum in Moorgate-Street zugelassen, um eine neue Beleuchtungsmethode zu sehen, die eine völlige Umwälzung in dem bisher bekannten Beleuchtungssysteme hervorbringen soll. Das Licht ist kein anderes als Gas, und *erzeugt sich mit atmosphärischer Luft*. Eine eben so einfache als sinnreiche Lampe läßt einen Luftstrom zu, und combinirt ihn mit flüchtigen Oelen, die man bisher nicht zu verwenden wußte. Außer dem, daß das atmosphärische Gas glänzender ist, als das der Kohle, verursacht es auch keine Explosionen. Jede Werkstätte, jedes Haus, jedes Zimmer kann den Apparat aufnehmen und sein Gas haben. Bei dieser Entdeckung hat man keinen Gasometer, keinen besondern Bereitungsort, keine unterirdischen Röhren, kurz den ganzen kostspieligen Apparat der Kohlengaseinrichtungen nicht nöthig. Trotz dem, daß das Licht doppelt so stark ist, soll die Ersparung doch 50 Procent betragen.

Nach dem *Globe* sollen sich in Texas so wenig Frauen befinden, daß nicht nur die Regierung eine Prämie anbot, sondern auch Privatleute noch jeder Frau, die sich in Texas niederlassen will, starke Gratificationen versprachen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 290.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 October 1838.

Etwas über eine Theorie der Stürme.

Man hat lange vermuthet, daß auch diese Naturerscheinungen gewissen Regeln unterliegen, aber bald gefunden, daß in unsern Breiten es wegen der Unregelmäßigkeit der Winde äußerst schwer sey, Beobachtungen anzustellen und allgemeine Schlüsse daraus zu ziehen. Die ersten Beobachtungen wurden auch wirklich innerhalb der Tropen gemacht, wo die Passatwinde in dem atlantischen, die Monsoons im indischen Ocean durch ihre große Regelmäßigkeit die Aufmerksamkeit zuerst erregten und zu Untersuchungen anspornten. Einzelne, früher ganz unerklärliche Umstände, wie z. B. die auffallende Ruhe des Meeres und der Luft zwischen den capverdischen Inseln und der Nordostküste Südamerika's kamen dazu, und man fing an, Thatsachen zu sammeln, ohne indeß allgemeine und ausreichende Schlüsse daraus zu ziehen. In der letzten Versammlung der englischen Naturforscher las ein Oberstlieutenant Reid ein Memoire vor, das den Titel führte: Bericht über die Fortschritte zur Entwicklung des Gesetzes der Stürme; wir theilen aus demselben die wichtigsten Bemerkungen mit, da sie einen wichtigen Beitrag zur physikalischen Geographie liefern.

So unregelmäßig die Bewegung eines Sturmes oder Tornado's dem Unaufmerksamen erscheinen mag, so sind doch bereits einige dieser Phänomene in eine gewisse Regel gebracht worden, und die Gesetze atmosphärischer Aenderungen beruhen gewiß auf so bestimmten Grundsätzen, daß nur eine genaue Kenntniß des Gegenstandes dazu gehört, um die Kenntniß dieser Gesetze so vollkommen zu machen, wie die irgend einer sogenannten strengen Wissenschaft. Die Aufmerksamkeit des Verfassers wurde zuerst im Jahre 1831 auf diesen Gegenstand gelenkt, als er in Dienstgeschäften nach Barbados kam, unmittelbar nach dem furchtbaren Orkan jenes Jahres, der in der kurzen Zeit von 7 Stunden 1477 Personen auf jener Insel allein das Leben kostete. Drittehalb Jahre lang war er täglich als Ingenieurofficier mitten unter den zerstörten Gebäuden beschäftigt, und wurde dadurch natürlicherweise zu Beobachtungen über diese Erscheinungen aufgemuntert. Die erste Erklärung, welche ihm vernünftig schien, fand er in einer kleinen Schrift von W. C. Redfield, von New-York. Die Nordoststürme an der Küste Amerika's hatten schon die Aufmerksamkeit Franklins auf sich gezogen: er war nämlich durch einen dieser Stürme verhindert worden, eine Mondesfinsterniß zu Philadelphia zu beobachten, und war nicht wenig erstaunt, zu erfahren, daß man diese Mondesfinsterniß zu Boston beobachtet habe, obwohl diese Stadt nordöstlich von Philadelphia liegt. Dieser Umstand war an einem so forschenden Geist, wie Franklin, nicht verloren: er erfuhr bei näherer Nachfrage, daß derselbe Nordoststurm in Boston erst um einige Stunden später als in Philadelphia geherrscht habe, und daß zwar der Wind aus Nordosten blies, das Fortrücken des ganzen Sturmes aber von Südwesten nach Nordwesten ging. Franklin starb jedoch, ehe er der Sache weiter nachforschen konnte. Oberst Capper, welcher im Gebiete von Madras sich 20 Jahre lang mit meteorologischen Studien abgegeben hatte, veröffentlichte im Jahre 1801 seine Beobachtungen über Winde und Monsoons, und drückte darin seine Ansicht aus, daß Orkane nichts als große Wirbelwinde seyen; „es wäre vielleicht, sagt er, nicht so gar schwierig, die Lage eines Schiffes in einem Wirbelwinde zu bestimmen, wenn man die Stärke und den Wechsel des Windes beobachtet. Sind die Wechsel plötzlich, und der Wind heftig, so muß das Schiff aller Wahrscheinlichkeit nach der Mitte des Vorter eines solchen Wirbelwindes nahe seyn; bläst aber der Wind längere Zeit aus Einem Punkte, und sind die Wechsel allmählich, so ist zu vermuthen, daß das Schiff dem Ende nahe ist." Reid fand diese Vermuthung über die Natur der Orkane richtig, und sie bewährte sich auch durch manche Beobachtungen. Redfield verfolgte die Beobachtungen Franklins, und obwohl mit den Ansichten Cappers unbekannt, brachte er doch heraus, daß während die Nordoststürme an den Ufern Amerika's wehten, ein Südweststurm mit nicht minderer Heftigkeit im atlantischen Meer gehaust habe. Er verfolgte Franklins Stürme, und fand auf ihrem Laufe, daß der Wind auf entgegengesetzten Seiten des Ufers, auf dem der Sturm herrsche, in entgegengesetzter Richtung wehe, daß in der That der ganze Sturm ein Fortschreiten eines Wirbelwindes sey, und daß alle diese Wirbelwinde fortdauernd in derselben Richtung sich drehten. In einer Nummer von Silliman's Journal (vom Jahr 1831) fand Reid viele Berichte über

Digitized by Google

ähnliche Stürme gesammelt, und eine Karte in sehr kleinem Maaßstabe, welche den Fortschritt des einen derselben zeigte. In der vollen Ueberzeugung von der Richtigkeit der Ansichten Redfields beschloß er, durch Anlegung von Karten in großem Maaßstabe dieselben zu erproben; dieses geschah, und die Beobachtungen bestätigten die Ansicht immer mehr. Reid legte der Naturforschergesellschaft 8 Karten in großem Maaßstabe vor, und wies nach, wie die Pfeile, welche die Richtung des Windes an den verschiedenen Stationen anzeigten, auf der rechten Seite der verschiedenen Kreise alle nach Norden, an den Stationen zur linken Hand, oder gegen Osten der Karte, nach Süden gerichtet seyen. Ob. Reid bemerkte, er habe zahlreiche Schiffsbücher durchgegangen, und die darin enthaltenen Nachrichten, mit dem, was er auf dem Lande erfuhr, combinirt: so wies er auf der 8ten Karte auf verschiedenen Punkten desselben Sturmes acht Schiffe nach, deren Weg den Gang des Sturmes durchschnitt, und die Schiffsnachrichten über die Richtung des Windes wurden durch die Nachrichten vom Lande her bestätigt. Die Schiffsbeobachtungen haben darum einen sehr großen Vortheil, weil die Handelsschiffe alle zwei Stunden und Kriegsschiffe alle Stunden ihre Wetterbeobachtungen niederschreiben. Ob. Reid verfolgte eine Anzahl Stürme in nördlicher Breite, und da ihm die Regelmäßigkeit auffiel, womit sie gegen den Nordpol hinziehen, und sich stets in derselben Richtung drehen, nämlich von Osten nach Norden, Westen, Süden und Osten, so kam er zu dem Schlusse, daß Stürme in südlichen Breiten sich in einer entgegengesetzten Richtung, wie die in nördlicher Breite, drehen müssen.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Obercalifornien.

(Schluß.)

Obercalifornien besitzt einen fruchtbaren Boden und ein gutes Klima. Seine Bevölkerung ist sehr zerstreut, und besteht fast ganz aus eingebornen Indianern, deren Zahl nicht über 10,000 betragen soll. Sie bauen einige Vegetabilien, beziehen aber ihren Hauptunterhalt aus der Jagd. Sie sammeln sich in Stämmen von 100 bis 200 Seelen, selten in größerer Zahl, weil stärkere Gesellschaften sich im Umkreise einer Tagesjagd nicht so leicht mit hinreichendem Wilde versehen können. Sie stehlen Pferde aus den Höfen der Colonisten, da sie Pferdefleisch dem überflüssig vorhandenen Rindfleisch vorziehen. Nicht lange nach der spanischen Eroberung wurden diese Indianer Gegenstände der Sorgfalt für die Väter der Kirche, welche bald Missionen zur Verbreitung des Christenthums unter ihnen anlegten. Die Indianer wurden eingefangen, mit Gewalt in die Kirche geführt, getauft und dann als vernünftige Leute (Gente de razon) bezeichnet. Da man aber doch auf die Kraft der Taufe über ihre Vagabundengewohnheiten wenig Vertrauen setzte, so hielten die Priester sie gewöhnlich als Gefangene zurück, bis sie irgend ein Handwerk erlernt hatten, und auf diese Weise wurden einige civilisirt. Gegenwärtig gibt es 21 Missionen in Obercalifornien, die alle in einem Zustande von Verfall sind. Ich besuchte die zu Cormelo, die ich in Ruinen und fast verlassen fand. Sie ist etwa zwei Stunden von Monterey entfernt; der Weg dahin ist bequem und angenehm abwechselnd durch Berg und Thal, die allenthalben mit Fichten und andern Waldbäumen bedeckt und auffallend frei von Niederholz sind. Das Missionsgebäude hat vielleicht 300 Fuß ins Gevierte, ist ein Stockwerk hoch und mit Ziegeln bedeckt. Wir ritten durch das Thor, das eben aus den Angeln fallen wollte, in den großen mittlern Hof, wo wir 8 oder 10 Individuen fanden, die mit Wiederherstellung des Daches beschäftigt waren. Sie benachrichtigten uns, daß der Padre im Presidio, d. h. in der Garnison sey, und Niemand uns die Kirche zeigen könne, die dem Aeußern nach in einem sehr verfallenen Zustande war. Alle Fenster gingen in den Hof, und waren mit schweren eisernen Gittern verschlossen; hier waren auch die Wohnungen der Indianer, welche in der Nacht in Zimmer eingeschlossen wurden, die durch diese Fenster Licht und Luft erhielten. Einige dieser Zimmer waren offen, mit Schutt und Schmutz bedeckt, und überhaupt in einem schlechteren Zustande, als der gewöhnlichste Stall seyn sollte.

Die Nachbarschaft von Monterey und überhaupt ganz Obercalifornien ist reich an Wild, Kaninchen, Hasen, Eichhörnchen, Wachteln, Schnepfen, Enten u. s. w.; Bären und Hirsche werden wenige Stunden von der Stadt geschossen. Während wir hier blieben, waren unsere Tafeln wohl damit versorgt, da unsre Hauptunterhaltung in der Jagd bestand. Die Bai ist reich an vortrefflichen Fischen und eine Menge Muscheln werden am Ufer gefunden; eine große Art Haliotis, deren Perlmutter in sehr schönen Regenbogenfarben spielt, ist sehr zahlreich: das Thier wird gegessen, obwohl man sich aber große Mühe gibt, es vor dem Kochen tüchtig zu klopfen, so ist es doch zähe und unschmackhaft. Es bildet manchmal eine große schwarze Perle, die bei vielen Leuten großen Beifall findet.

Die Regierung von Obercalifornien steht gegenwärtig unter Oberstlieutenant Don Nicolas Gutierrez; dieser wohnt im Presidio, wo er nur einen Artilleriemajor, einen Capitän und einen Lieutenant von der Infanterie, nebst einem oder zwei Corporälen, 14 Mann und zwei Feldstücken unter sich hat. Zur Zeit unsers Besuches waren sie alle Nacht auf der Wache, da man einen Angriff von einigen mißvergnügten Rancheros und Indianern erwartete. Den Tag nach unsrer Ankunft salutirten wir den Platz, was von der Garnison erwiedert wurde. Während wir zu Monterey waren, wurden wir von mehrern Trappern oder Pelzjägern des „fernen Westens" besucht. Die, welche an Bord kamen, waren aus Tennessee und hatten niemals ein Schiff oder Salzwasser gesehen, bis sie den nördlichen stillen Ocean zu Gesicht bekamen. Mit Büchsen und ihren Fallen bewaffnet, verlassen diese kecken Söhne des Waldes die westliche Gränze in Schaaren von 20 bis 30 Mann auf Mauleseln, weil die Pferde nicht im Stande sind, die Strapatzen der Reise zu ertragen. Sie ziehen quer durch die ungeheuren Prairie-Ländereien des Westens nach Santa Fé, und von da nach Obercalifornien, indem sie unterwegs Biber jagen, wo sie solche finden. Auf ihren

Digitized by Google

Märschen stoßen sie oft auf feindliche Indianerstämme, wo es dann gewöhnlich zu Gefechten kömmt, in denen fast immer einige auf dem Platze bleiben. Auf ihrem Marsch trennen sich die Trappers häufig und sind dann in der Wildniß allein, ohne andern Schutz oder Unterhaltsmittel, als ihre Büchse, ohne welche sie nie auch nur auf wenige Schritte vom Lager sich entfernen. Einer dieser Trapper war schon zweimal aus Tennessee nach Monterey gekommen und die Reise hat jedesmal ungefähr zwei Jahre gedauert. Während ihrer Wanderungen leben sie hauptsächlich von Büffelfleisch und Wildpret, das sie ohne Brod und Salz verzehren, auch lernen sie bald das Salz entbehren. Merkwürdig ist die Aussage eines dieser Männer, daß er nie einen Fall von Krankheit unter den Trappers erfahren habe, obwohl sie manchmal in Streit gerathen und auf einander schießen. So gewöhnt sind sie an die offene Luft, und so unangenehm finden sie eine eingeschlossene Atmosphäre, daß einer derselben, der zur See von Monterey nach San Francisco ging, sich nicht bewegen ließ, in der Cajüte des Schiffs zu bleiben, auf dem er sich eingeschifft hatte; er schlief auf dem Verdeck, nur mit einem Teppich bedeckt, und ohne anderes Kissen als seinen Arm.

Am 30 October waren alle unsere Geschäfte beendigt, und wir lichteten die Anker. Ein fast undurchdringlicher Nebel hing beinahe den ganzen Tag über dem Hafen, und erst spät konnten wir hinaussteuern in die See. Unsere Fahrt ging südwärts, längs der Küste von Niedercalifornien. Wir fügen hier noch einige Bemerkungen über die Entdeckungsgeschichte dieses Landes bei.

Obercalifornien ist nur wenig bekannt; es erstreckt sich vom 42° n. B. bis Sandiego unter 32° 39′ und hat eine Küstenausdehnung von 561 (engl.) Meilen Länge. Seine Breite ist nicht bestimmt. Untercalifornien umfaßt von Sandiego an die ganze Halbinsel, welche den Golf von Californien, oder wie einige alte spanische Geschichtschreiber sich ausdrücken, das rothe Meer von Cortes bildet. Das südliche Cap der Halbinsel heißt San Lucas und liegt unter 22° 41′ n. B. Das Land heißt auf den alten Karten bald Neu-Albion, bald die Carolinen-Inseln und bald Californien; der letztere Namen ist indeß der älteste, wie er auch dem Lande geblieben ist. Den Namen Neu-Albion erhielt es von Sir Francis Drake, der dasselbe im Jahre 1577, während seiner zweiten Reise um die Welt, besuchte. Den Namen Islas Carolinas, oder Carolinen-Inseln erhielt es hundert Jahre später zu Ehren des spanischen Königs Carl II, weil man bis zum Jahre 1700 allgemein glaubte, Californien gehöre zu einer Inselgruppe; zu jener Zeit entdeckte der Jesuitenmissionär, Padre Eusebio Francisco Kino, auf einer seiner mühseligen Wanderungen, daß es eine Halbinsel sey.

Um das Jahr 1522 nach dem Sturze des mexicanischen Reichs, wollte Cortes eine See-Expedition ausrüsten, um die Gewürzinseln des Orients, einen der großen Zwecke der Unternehmungen jener Zeit, aufzusuchen. Er ließ vier Schiffe zu Veracruz bauen, dann wieder aus einander legen, und 200 Leguas weit bis Zacatula tragen, wo Alles in einem Brande zu Grunde ging. Aber dieses Unglück schreckte den energischen Geist des Eroberers von Mexico nicht ab, und nachdem mehrere Expeditionen, hauptsächlich aus Mangel an Einigkeit unter den Befehlshabern, verunglückt waren, beschloß er, sich selbst an die Spitze einer Expedition zu stellen, um die Molukken aufzusuchen, welche seiner Ansicht nach nicht sehr weit von der westlichen Küste Mexico's entfernt seyn konnten. Zahlreich strömten die Spanier herbei, um der Fahne des großen Eroberers zu folgen. Drei zu Tehuantepec gebaute und ausgerüstete Schiffe beorderte er nach Chiametla und ging selbst zu Lande dahin, begleitet von Soldaten, Geistlichen und Auswanderern mit ihren Familien. Er steuerte nordwärts, und landete am 1 Mai 1536 innerhalb des Golfs von Californien an einem von ihm Santa Cruz genannten Orte, wahrscheinlich demselben, welcher jetzt Lapaz heißt. Er ließ hier eine Anzahl Leute zurück, fuhr weiter, mußte aber nach zahllosen Schwierigkeiten nach Santacruz umkehren, wo er die Zurückgelassenen in der kläglichsten Lage fand, der er nicht abzuhelfen wußte. Bernal Diaz sagt selbst, Cortes sey bald wieder abgesegelt, um dem Anblick so vielen Elendes zu entgehen. Inzwischen hatten sich während seiner Abwesenheit die mexicanischen Caziken empört, und man rief ihn schnell zurück. Cortes ließ einen gewissen Francisco Ulloa als Befehlshaber zu Santacruz, als dieser aber sah, daß es unmöglich sey, dieses Land zu colonisiren, so verließ er bald den Ort und kehrte nach Acapulco zurück. Cortes hatte in diesen fruchtlosen Expeditionen über zweimalhunderttausend Ducaten ausgegeben, dennoch aber stand er nicht ab, und auch seine Nachfolger rüsteten wiederholt Expeditionen nach Californien aus, aber Alles umsonst.

Am Ende des 17ten Jahrhunderts beschlossen die Jesuiten-Missionarien, die geistliche Eroberung eines Landes zu versuchen, das allen Bemühungen der weltlichen Macht so lange und so wirksam getrotzt hatte. Nach mehrjähriger Vorbereitung schifften sich zwei Padres mit einer kleinen Escorte ein, und landeten am 10 October 1697 in Californien ein wenig nordwärts von Loreto. Nach langen Mühseligkeiten, Entbehrungen und zahlreichen Kämpfen mit den Indianern, gelang es, zwei oder drei Missionsstationen zu errichten, welche im Laufe der Zeit zahlreicher wurden, sich über das ganze Land verbreiteten und zur Zeit der südamerikanischen Revolution in ziemlich blühendem Zustande waren; dieses Ereigniß aber lähmte die Bemühungen der Kirche und die Missionen wurden fast ganz verlassen.

Untercalifornien ist sehr dünn bevölkert, der Boden ist unfruchtbar und schlecht bewässert; auch sind bis jetzt keine Minen von Wichtigkeit entdeckt worden. Der Handel ist so gut wie Null; einige kleine Fahrzeuge besuchen San Lucas und Lapaz, es ist aber wenig dort zu holen, und selbst das Wasser ist brackisch und ungesund.

Neuere böhmische Dichter.

Die Nordische Biene, welche in neuerer Zeit mehr wie sonst auf die literarischen Erzeugnisse sämmtlicher slavischer Völker ihre Aufmerksamkeit richtet, enthält unter obiger Aufschrift Folgendes: Die erste Stelle auf dem böhmischen Parnaß gebührt jetzt dem Wladislaw Tschelakowsky. Das Publicum hat mit vollem Beifall seine Ansprüche auf

Digitized by Google

e in schönes Talent gewürdigt. Die Natur hat ihn zum Dichter, das Schicksal zum Philologen gemacht. Rechte Inspiration, eine für die Tschechen classische Sprache, und umfassende Kenntnisse bilden den Charakter seiner dichterischen Erzeugnisse. Umstände, die sich nicht zur Oeffentlichkeit eignen, führten Tschelakowsky auf eine Bahn, die er nicht hätte betreten sollen: er gab mit Erfolg die „Prager Neuigkeiten," eine gehaltvolle Zeitung, heraus. Die Materialien zu einem etymologischen Lexikon, zu dessen Abfassung er durch seine vollständige Kenntniß aller slavischen Dialekte berufen ist, liegen bei ihm bereit; auch schreibt er an einer slavischen Grammatik, welche die wichtigsten Resultate verspricht. — Neben Tschelakowsky stellt die öffentliche Meinung zwei Dichter: Kollar und Golop. Kollar schrieb die Tochter des Ruhms, für welche er von der k. k. russischen Akademie die Medaille erhielt. Golop gab ein heroisches Gedicht: Swastopluk, heraus. Die Tochter des Ruhms ist ein Ideal weiblicher Schönheit; Swastopluk ein Ideal männlicher Kraft und Verstandes. Das letztere Gedicht ist in einem besondern slavischen Dialekt geschrieben, womit die Tschechen freilich nicht sehr zufrieden sind.

Zustand des öffentlichen Unterrichts und der Nationalcultur in China.

(Fortsetzung.)

Alles zur Prüfung Nöthige wird den Examinanten von der Regierung verabfolgt. Die Regierung läßt ihnen eine bestimmte Summe Geldes zur Bestreitung der Reisekosten zukommen, die aus sehr entlegenen Gouvernements reisen auf ihre Kosten mit der Post in die Residenz. Die nöthigen Bücher gibt sie gleichfalls her, Niemand darf solche mit sich bringen. Zu ihrem Tisch erhalten die Examinanten nur einen Teller Grützsuppe, das Uebrige müssen sie sich selbst präpariren. Bei dem Palastexamen werden sie von den Eunuchen mit Thee regalirt. Die Prüfungsbeamten erhalten aber von der Regierung ihren complet Tisch. Die Candidaten, welche den Magistergrad erhielten, werden belohnt und erhalten ein besonderes Gastmahl. Für die Kleidung, in der man bei der Prüfung erscheinen muß, besteht ebenfalls ein Reglement. Eine wollene Parademütze, ein Ueberrock, ein Leibpelz, Beinkleider ohne Futter, gewalkte Paradestrümpfe, Schuhe mit dünnen Sohlen bilden die Kleidung eines chinesischen Candidaten bei der Residenzprüfung. — Nach beendigter Palastprüfung werden die zehn ersten Candidaten dem Kaiser vorgestellt, die übrigen in ein Register in mandschurischer und chinesischer Sprache eingetragen.

Die Bildung von Lehrern ist der Zweck des pädagogischen Instituts. Demselben stehen vor: ein Oberdirector, zwei Rectoren und drei Inspectoren. Die Zöglinge des Instituts bestehen aus Studenten und Schülern der in Peking bestehenden Kronsschulen. Für den vollen Lehrcursus der Studenten sind 56 Monate bestimmt. Nach Verlauf dieser Zeit werden die Tüchtigsten von ihnen im Staatsdienst, alle Uebrigen als Ober- und Unterlehrer in den Kreisschulen angestellt. Sie widmen sich im Institut entweder dem Studium der Sprachwissenschaften oder dem Studium der Politik. Bei ersteren wird die Erklärung der classischen Bücher, bei den andern politische Aufgaben zur Hauptgrundlage des Unterrichts gelegt. Diejenigen Studenten, welche im Verlaufe von drei Jahren ausgezeichnete Kenntnisse in den Sprachwissenschaften oder in der Politik darlegen, stellt die Direction des Instituts dem Kaiser vor, darauf bleiben sie noch drei Jahre zu ihrer weitern Ausbildung im Institut. Nach Verlauf dieser Zeit werden sie geprüft, nach der Prüfung dem Kaiser wieder vorgestellt und zu Kreisdirectoren ernannt. — Für die etatmäßigen Schüler ist ein zehnjähriger Cursus bestimmt. Wenn im Verlaufe dieser Zeit diejenigen, welche chinesische Sprachkunde studiren, in der Prüfung nicht den Grad eines Studenten, und diejenigen, die sich dem Uebersetzen, also dem Studium der mandschurischen oder mongolischen Sprache widmen, nicht den Grad eines Uebersetzers (Bakschi) oder eines Secretärs im kaiserlichen Cabinet erhalten haben, werden sie in Militärdienste abgegeben, wo sie sich bis zum Unterofficiersgrade *) aufdienen können. Die Zöglinge des Instituts sind in sechs Classen getheilt, von denen jede einen Ober- und zwei Unterlehrer hat. Zwei besondere Inspectorsgehülfen besorgen die Aufnahme und Anstellung der Zöglinge, beaufsichtigen ihre Beschäftigungen, notiren ihre Vergehen, beobachten die Termine des Lehrcursus eines jeden und führen überdieß noch die Aufsicht über acht in Peking befindliche Kronsschulen. Das Lehrfach leiten zwei Professoren der Sprachwissenschaften. Sie erklären den Zöglingen die classischen Bücher, lassen sie die Erklärungen memoriren, suchen sie mit dem Geiste dieser Bücher bekannt zu machen, lassen sie irgend einen Text aus diesen Büchern in einem Aufsatz erklären, oder geben ihnen ein politisches Programm zur Beurtheilung. Auch die Arbeiten der übrigen Zöglinge des Instituts unterliegen ihrer Durchsicht. Das Institut besitzt eine eigene Bibliothek, dem ein Bibliothekar vorsteht. In derselben befinden sich alle Schriften von den Kaisern der gegenwärtigen Dynastie, alle Werke, die das Collegium unter ihr von 1644 bis 1817 herausgegeben hat, die aus Stein ausgehauenen Denkmäler verschiedener Dynastien. Zum Unterhalte der Zöglinge sind jährlich 5000 Lan Silber (18,000 Banco-Rubel) angewiesen. Diese Summe wird ausschließlich zur Unterhaltung der Zöglinge verwandt. Die Beamten des Instituts werden vom Finanzdepartement salarirt, die Reparatur der Gebäude geschieht auf Rechnung des Baudepartements. — Zu diesem Institut gehört noch eine besondere Section der mathematischen Wissenschaften, in welcher sich ein vom Kaiser ernannter hoher Staatsbeamter als Oberdirector und zwei Lehrer befinden. Sie zählt zwölf mandschurische und sechs mongolische Schüler. Der Lehrcursus dauert fünf Jahre. Am Ende jeden Jahres ist eine Hauptprüfung in Gegenwart der Beamten des astronomischen Instituts und nach Verlauf von fünf Jahren die Endprüfung.

(Schluß folgt.)

*) Ob richtig übersetzt? Für den, der vorher solche Sprachstudien gemacht, ist es doch nicht wohl wahrscheinlich, daß er nur bis zum Unterofficier dienen kann. A. d. R.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 93** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Der Eremit.** (Von James Beattie.) — **Knechtschaft und Größe im Militärleben.** (Fortsetzung.)

Im Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 291.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 October 1838.

Bilder aus Neuseeland.

(Nach Polacks Werke: Zealand, being a Narrative of travels and adventures during a residence in that country between the years 1831 and 1837.)

Der Verfasser dieses Werks hielt sich 6 oder 7 Jahre in Neu-Seeland auf. Sein Zweck scheint gewesen zu seyn, seine Vermögensumstände zu verbessern, und er verwandte seine Zeit auf den Tauschhandel, auf den Anbau eines kleinen von ihm angekauften Guts und auf Reisen zu Land und zu Wasser, um mit den Dorfhäuptlingen zu handeln. Ob er dabei einen sonderlichen Gewinn machte, ist nicht bekannt, in literarischer Beziehung aber war sein Aufenthalt nicht ohne Vortheil. Mit einigen literarischen und manchen praktischen Kenntnissen ausgerüstet, so wie mit einer guten Beobachtungsgabe, benützte er möglichst die ihm gegebene Gelegenheit, und lieferte einen der vollständigsten Berichte über ein noch uncivilisirtes Land, die in der letzten Zeit erschienen sind. Seine Leistungen können zwar den Geographen nicht befriedigen, denn er scheint die südliche Insel gar nicht besucht zu haben, beschreibt einen großen Theil der nördlichen nur vom Hörensagen, und es fehlt ihm sichtlich an manchen Kenntnissen, die ein Geograph besitzen soll; der Botaniker, der Geologe, der Zoologe u. s. w. dürften eben auch mit seinen Leistungen nicht sonderlich zufrieden seyn, aber im Ganzen genommen liefert Polacks Werk eine ziemlich vollständige Uebersicht über die jetzige Lage und die Verhältnisse, über die Sitten und den Charakter der Eingebornen, so wie hinsichtlich ihrer nicht geringen Civilisationsfähigkeit. Das Werk zerfällt in zwei Theile, wovon der eine die allgemeinen Bemerkungen, der andere die Erzählung einer Reise durch das Innere und längs der westlichen Küste enthält, worauf wir später zurückkommen werden; für jetzt liefern wir einzelne Auszüge und beginnen mit der freilich nicht sehr vollständigen Entdeckungsgeschichte, die aber darum einen Werth hat, weil auch die letzten französischen und amerikanischen Expeditionen aus den Jahren 1837 und 1838 erwähnt sind.

1. Entdeckungsreisen.

Ehe Nuñez de Balboa die schmale Andenkette an dem Isthmus von Darien überstieg, war den Europäern selbst das Daseyn des stillen Oceans unbekannt. Magellan entdeckte im Jahre 1526 die Südspitze Amerika's, und gilt für den Ersten, der die Südsee in größerm Umfange befuhr, auch erregte seine Reise damals unter der europäischen Handelswelt eine große Aufregung. Drake fand im J. 1578 die See südlich vom Feuerland offen, doch schon zwei Jahre vor ihm hatte Juan Fernandez diese Meere befahren, und vermuthlich auch die neuseeländischen Inseln gesehen. Wenn man dem Abbé de la Borde, welcher im J. 1791 eine Geschichte der Südsee herausgab, Glauben beimessen darf, so hatte schon im J. 1505 ein Hr. v. Gonville oder Gonneville, durch einen Sturm verschlagen, an der neuseeländischen Küste gelandet, und von dort einen Eingebornen mit nach Europa gebracht. *) Sichrere Nachrichten über diese Meere erhielt man erst durch die Holländer, namentlich durch die Reisen von Tasman, welcher die Westseite von Neuseeland größtentheils befuhr. Von Tasman an bis Cook, 127 Jahre lang, war es herrschende Meinung unter den Geographen, daß Neuseeland zu einem südlichen Continent gehöre, der sich von 33° bis 64° südlicher Breite erstrecke, und auch östlich sich in eine ungeheure Weite ausdehne. Cooks erste Reise zerstreute gänzlich diese Irrthümer, denn dieser kühne Seefahrer blieb in den Jahren 1769 und 1770 fast sechs Monate lang an den Küsten von Neuseeland, während welcher Zeit er die Inseln völlig umschiffte, und dabei kaum dem Schiffbruch an einem Felsenriff unter 40° 27′ entging, das wegen seiner Lage einen unvorsichtigen Seefahrer leicht ins Verderben locken konnte, und darum die Falle (Trap) genannt wurde. Als Cook das Land ansichtig wurde, erhob sich ein großer Streit unter seinen Officieren, indem viele behaupteten, dasselbe bilde einen Theil des unbekannten australischen Continents. Am 8 October 1769 warf Cook zum erstenmal Anker in der Bai von Turunga; noch an demselben Abend betrat er, begleitet von Hrn. Banks und Dr. Solander, das Ufer, hatte aber kaum den Fuß ans Land gesetzt, als er von einer Anzahl Eingeborner angegriffen wurde. Ich habe, erzählt Polack, diesen Vorfall selbst erzählen hören von Manutai, dem Enkel Te Ratu's, des Haupt-

*) Andere vermuthen jedoch, das von ihm aufgefundene Land sey Madagascar gewesen. A. d. Red.

Digitized by Google

anführers, der den Angriff auf die Engländer leitete und der erste von den Europäern getödtete Eingeborne war. Es scheint, die Stämme, von denen Cook angegriffen wurde, waren noch nicht lange im Besitze dieses Landes, da sie ursprünglich von Süden her gezogen waren und die Landeseinwohner besiegt und vernichtet hatten. Diese entscheidende Schlacht war nur wenige Jahre vor Cooks Ankunft vorgefallen, und Te Ratu war einer der Hauptkrieger gewesen. Ein zweiter Häuptling wurde bei dem Angriff auf Cook in die Schulter geschossen, genas wieder und starb erst wenige Jahre vor 1836, wo ich diese Gegend besuchte. Ich sah den Sohn dieses verwundeten Kriegers, einen ältlichen Mann, der mir an seinem Körper die Stelle zeigte, wo die Kugel seinem Vater die Schulter durchbohrt hatte. Cook hoffte kaum mehr, einen Verkehr mit den Eingebornen anknüpfen zu können, da diese voll Schrecken und Kummer den entseelten Körper ihres Führers beklagten und seinen unsichtbaren Tod einem Blitze dieser neuen Götter zuschrieben. Sich zu rächen, war der größte Wunsch des Stammes, nur wußten sie nicht, wie sie dieses bewerkstelligen sollten gegen Götter, die aus der Ferne tödteten. Viele Eingeborne behaupteten, sie hätten sich unwohl gefühlt, wenn sie nur von diesen Atuas angeblickt worden seyen. Sie beschlossen daher, die Gesellschaft dieser neuen Ankömmlinge möglichst schnell zu meiden, da dieselben mit einem einzigen Blick beheren könnten.

Am folgenden Tage durchfuhr Cook in Booten die Bay, um Holz und Wasser aufzusuchen, da das Meer über die Sandbarren der kleinen Flüsse dringt und sich mit denselben in einiger Entfernung vermischt. Er traf hierauf ein Fischerboot, und wollte sich der darin befindlichen Leute bemächtigen, um mit ihnen den Verkehr anzuknüpfen, diese aber wehrten sich aufs entschlossenste, bis vier davon getödtet waren und nur drei noch ganz junge Bursche gefangen werden konnten. Sie erwarteten augenblicklichen Tod, aber eine gütige Behandlung und das Geschenk von einigen Matrosenkleidern gab ihnen bald ihre Munterkeit wieder. Am Bord des Schiffs setzte man ihnen Speisen vor, die sie mit der bei diesem Volke allgemeinen Gefräßigkeit verzehrten. Tupia, einer der bei Cook befindlichen Tahaitier, war bald im Stande, sich denselben verständlich zu machen, und bemühte sich ihre Gedanken von dem Tode ihrer Gefährten abzulenken. Am folgenden Morgen nahmen sie abermals eine ungeheure Menge Nahrungsmittel zu sich, wurden sodann mit Flitterwerk aller Art ausgeschmückt, und stiegen hierauf mit großer Freude in die Boote hinab, um ans Land gesetzt zu werden. Die Boote wollten in der Nähe eines kleinen Dorfes, Namens Werowero, landen, die Bursche baten aber, hier nicht ans Land gesetzt zu werden, weil man sie hier tödten und verzehren würde. Sie landeten später mit Cook an einer andern Stelle, wo sie einen ihrer Oheime unter den Einwohnern erblickten, kehrten aber nichtsdestoweniger gerne mit ihren neuen Bekannten zurück. Nachmittags wurden sie auf ihr Begehren abermals ans Land gesetzt, und nun nicht wieder aufgenommen.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas über eine Theorie der Stürme.

(Schluß.)

Die allgemeinen Erscheinungen dieser Stürme erklären sich, wenn man den Sturm als einen großen Wirbelwind durch einen Kreis darstellt, dessen Mittelpunkt längs einer Curve, die meist einer Parabel gleicht, fortschreitet, wobei die Kreise sich allmählich erweitern und die Rotationsbewegung im Norden von der Rechten zur Linken, und im Süden von der Linken zur Rechten geht. Er zeigte, wie diese Ansichten ihre Bestätigung finden durch den furchtbaren Sturm, den die ostindische, von zwei englischen Kriegsschiffen begleitete Flotte im J. 1809 erfuhr, während zu gleicher Zeit vier englische Linienschiffe vom Cap der guten Hoffnung ausfuhren, um in der Nähe von Mauritius zu kreuzen. Einige derselben geriethen Tage lang in den Sturm, einige legten bei und kamen fast augenblicklich außerhalb desselben; während andere eine falsche Richtung nahmen, mitten in denselben geriethen und untergingen; noch andere, welche mitten durch den ruhigen Raum segelten und denselben Sturm auf verschiedenen Punkten seines Laufes trafen, sprachen von zwei Stürmen, weil sie den Wind in entgegengesetzten Richtungen getroffen hatten; einige endlich segelten zwar innerhalb des Bogens der Curve, aber außerhalb des Kreises des großen Wirbelwindes, und entkamen so dem Sturme ganz, welcher mehrere Tage auf allen Seiten um sie her gewüthet hatte. Dieses führte den Verfasser auf wichtige praktische Schlüsse, wie ein Schiff verfahren solle, um aus einem Sturme zu entkommen, wenn es in denselben gerathe.

Ol. Reid machte darauf aufmerksam, wie wichtig es sey, daß die verschiedenen seefahrenden Nationen auf ihren Leuchtthürmen Register hielten, und sich gegenseitig die Beobachtungen mittheilten, woraus die wichtigste Belehrung zu schöpfen wäre, welche nicht nur auf diesen, sondern auch auf andere damit verwandte Gegenstände Licht werfen würden; er wies darauf hin, wie sehr diese Rotationsbewegungen mit denen zusammenträfen, welche der Galvanismus um die Magnetpole her erzeuge, so wie, daß an denjenigen Punkten wo die magnetische Intensität am schwächsten sey, wie z. B. bei St. Helena, gar keine heftigen Stürme vorkommen.

Diese merkwürdigen Resultate führten eine längere Besprechung herbei, und Professor Bache aus Philadelphia bemerkte unter Anderm, da Ol. Reid die Arbeiten Hrn. Redfields so sehr gelobt, so werde er gewiß auch die Theorie eines Hrn. Espey von Philadelphia seiner Aufmerksamkeit werth finden. Nach dieser Theorie bläst der Wind in allen Richtungen gegen den Mittelpunkt des Sturms, und Hr. Espey sammelte zur Unterstützung dieser Ansicht eine große Menge von Beobachtungen, namentlich aus den verschiedenen Gegenden der Vereinigten Staaten, was ihm als Vorstand der meteorologischen Committee der amerikanischen philosophischen Gesellschaft und des Franklin-Instituts nicht schwer wurde. Diese Theorie, bemerkte Professor Bache, sey ganz in Uebereinstimmung mit den Beobachtungen, welche er selbst über den Gang eines Sturms gemacht habe, der im Junius 1835 über einen Theil des Staats New-Jersey hinzog;

Digitized by Google

er habe mehrere Striche dieses Zugs mit dem Compaß aufgenommen und gefunden, daß die von dem Sturm niedergestürzten Gegenstände an manchen Stellen nach einem Centrum auf der Linie des Sturms gerichtet gewesen seyen. Gegen diese Ansicht sprach sich Professor Stevelly aus, und führte physikalische Gründe dagegen an, deren Mittheilung hier zu weitläufig wäre. Herschel bemerkte namentlich, daß Hr. Espys Theorie sich mit den Angaben des Barometers durchaus sich nicht vertrügen. Im weitern Verlauf der Verhandlung wurde ein merkwürdiger Fall aufgeführt, welchen Kotzebue in seiner Reise um die Welt beschreibt: auf seiner Fahrt von Neuarchangel nach Californien traf er unter 40° Breite auf zwei heftige aus ganz entgegengesetzten Seiten wehende Winde, die einen mehrere Faden breiten, von Ost nach West laufenden Streif zwischen sich ließen, welcher völlig ruhig blieb, während Winde und Wellen auf beiden Seiten in furchtbarem Aufruhr waren. Diese konnten nach Lt. Reids Grundsatz die entgegengesetzten Seiten zweier gleichzeitigen Orkane seyn, die sich nahe kamen, aber doch nicht ganz begegneten. Lt. Reid wurde zuletzt auch noch gefragt, ob er Andeutungen habe, um die Schnelligkeit der fortschreitenden Bewegung dieser Orkane im Verhältniß zur Schnelligkeit ihrer Rotation zu schätzen. Lt. Reid erwiederte: die fortschreitende Bewegung wechsle von 7 — 20 engl. M. in der Stunde, während die Rotationsbewegung, welche die des eigentlichen Orkans ist, 60 — 70, ja 100 Meilen in der Stunde betrage, je nach der Heftigkeit des Orkans.

Chronik der Reisen.

Reise nach Klein-Tübet.

In der Sitzung der asiatischen Gesellschaft vom 7 Februar zu Calcutta wurde der Brief eines Mitgliedes der Expedition nach Bhotan und Lübet vorgelesen, welcher aus Dewargiri in den Bhotan-Bergen vom 11 Januar datirt war. Das Ersteigen der Berge auf Bhotia-Ponies ging leicht von Statten. Sie wurden von dem Radscha von Dewargiri, einem Mann von etwa 55 Jahren mit einem vollkommnen mongolischen Gesichte, gut und mit so ausgezeichneter höflichkeit empfangen, wie man nicht von einem Volk erwarten sollte, das man noch als auf einer so tiefen Stufe von Civilisation stehend zu betrachten gewohnt ist. Der Schreiber des Briefes setzt hinzu, daß der Eroo Chowndoo (Yaru-Dsangbo), ein Strom, welcher zwischen Teschu-Lumbu und Lhassa fließe, der Brahmaputra von Assam sey, und kurz, ehe er sich nach Süden wende, einen Fluß von Osten her empfange, der aus China komme, welches Land mit dem Namen Karri bezeichnet werde.

Zustand des öffentlichen Unterrichts und der Nationalcultur in China.

(Schluß.)

Das astronomische Institut besteht aus der Direction und drei besondern Commissionen, von denen eine für die Abfassung des Kalenders, eine für die astronomischen Beobachtungen und eine für Beobachtung der Wasseruhren bestimmt ist. Ein vom Kaiser ernannter Oberdirector steht dem Institute vor, außerdem hat es zwei Präsidenten, zwei Vicepräsidenten und vier Räthe.

In den ersten Tagen unseres Märzes legt das Institut dem Kaiser ein Formular des Kalenders für das künftige Jahr vor; nach erfolgtem kaiserlichem Befehle schreitet man zur Abfassung desselben. Der Kalender ist zwiefach, der eine für den Kaiser, der andere für das ganze Reich. In beiden findet man: eine astronomische Eintheilung der Zeit in Monate, zwei Sonnenwenden, zwei Tag- und Nachtgleichen, den Anfang des Frühlings, Sommers, Herbstes und Winters, den Auf- und Untergang der Sonne an verschiedenen Orten des Reichs, die Vollmonde und Mondviertel; es enthält endlich ein Verzeichniß der glücklichen und unglücklichen Tage, mit der Angabe, was man an diesem oder jenem Tage zu thun oder zu unterlassen habe, und eine mythologische Bestimmung der Weltgegenden. Der für den Kaiser bestimmte Kalender unterscheidet sich von dem allgemeinen durch eine kleine Vermehrung des letzten Artikels, außerdem wird der kaiserliche nur in zwei Sprachen, in der mandschurischen und chinesischen, der allgemeine aber in drei, in der mandschurischen, mongolischen und chinesischen, gedruckt. Außer dem gewöhnlichen Kalender wird auch einer herausgegeben, der den täglichen Stand der sieben Planeten angibt. Das Institut beschäftigt sich auch zu gewissen Zeitpunkten im Jahre mit der Beobachtung der Winde; zu diesem Zwecke sind auf dem Peking'schen Observatorium Stangen mit Wetterfahnen aufgestellt. Man beobachtet, von welcher Seite im Frühjahr das erste Gewitter aufzieht. Die Sonnen- und Mondfinsternisse werden fünf Monate vor ihrem Eintreten, mit genauer Angabe, an welchem Ort und zu welcher Zeit sie sichtbar und wie sie beschaffen sind, berechnet. Ein Beweis, daß die Astronomie schon in keinem Kindheitszustande mehr bei den Chinesen seyn muß. Von allen eintretenden Veränderungen in der Atmosphäre, wie von den Himmelserscheinungen, werden dem Kaiser Berichte abgestattet, welcher befiehlt, sie dem ganzen Reiche bekannt zu machen. Den Beobachtungen der Sonnen- und Mondfinsternisse auf dem Observatorium wohnen gewöhnlich Beamte und Zöglinge bei; man zeigt Letztern den Anfang, die Mitte und das Ende der Finsterniß. In der Commission für die Abfassung des Kalenders befinden sich 55 Astronomen und 65 Zöglinge. — Das Jahr der Chinesen ist zwiefach: ein Sonnen- und ein Mondjahr. Ersteres wird von der Winter-Sonnenwende an berechnet, und zählt 365 Tage, 5 Stunden, 5 Minuten und 57 Secunden. Man hat große und kleine Monate, der erstere hat 30, der letztere 29 Tage, die Tage bestehen aus 12 Stunden.

Die Commission für astronomische Beobachtungen beschäftigt sich mit Beobachtung der in der Sonne, im Mond, in den Planeten vorgehenden Erscheinungen; auch andere Erscheinungen am Himmel, vornehmlich die der Kometen, dürfen ihren Beobachtungen nicht entgehen. In dieser Commission befinden sich viele Astronomen und 45 Zöglinge.

Die Commission für die Beobachtung der Wasseruhren bestimmt die wahre Tag- und Nachtzeit an verschiedenen Orten, bestimmt die zu den Opfergaben, wie zu den Ausfahrten des Kaisers glücklichen Tage. Ihr liegt die Auswahl der Stellen ob, die eine glückliche Lage haben. Auf eine glückliche Ortslage halten die Chinesen außerordentlich viel. Sie hat ihrer Meinung nach den günstigsten Einfluß auf die Gesundheit und die Lebensverhältnisse der darauf Lebenden. Deßwegen pflegen die Chinesen häufig häusliche Widerwärtigkeiten einem Orte

Digitized by Google

zuzuschreiben, der eine ungünstige Lage hat. Diese Commission zählt 15 Astronomen und 18 Zöglinge.

Das Collegium der Gelehrten, das den europäischen Akademien entspricht, besteht aus der Conferenz und der Kanzlei. In der Conferenz sitzen zwei vom Kaiser unter den Ministern ernannte Dirigirende (Sioschen), die Präsidenten und die Räthe der höhern Gerichtstribunale. Die Kanzlei wird in das gelehrte Comité und die Journal- und Correcturkammer eingetheilt. — Das gelehrte Comité besteht aus 25 Mitgliedern, von welchen 10 Mandschuren und 15 Chinesen sind; bei demselben befindet sich noch eine unbestimmte Anzahl von ältern und jüngern Schriftstellern und Correctoren. Nach jeder Palastprüfung wird der erste Magister von der ersten Classe zum ältern Schriftsteller ernannt; der zweite und dritte Magister, so wie die Magister der zweiten Classe werden jüngere Schriftsteller; die Magister dritter Classe Correctoren. Commissionen für besondere wissenschaftliche Untersuchungen werden aus diesem gelehrten Comité, wobei aus ihrer Mitte einer als Vorstand präsidirt, genommen. Hauptsächlich haben sich die Mitglieder des gelehrten Comité's mit Abfassung derjenigen Bücher zu beschäftigen, die von der Regierung herausgegeben werden. Vom Beginn der gegenwärtigen Dynastie bis auf die neueste Zeit, vom Jahre 1644 bis zum Jahre 1817, sind von ihnen 132 größtentheils aus vielen Theilen bestehende Werke herausgegeben worden: dahin gehören die Geschichte und Statistik China's, *) verschiedene Wörterbücher und Encyklopädien, historische und naturgeschichtliche Abhandlungen, letztere mit Abbildungen und Erklärungen über die classischen (heiligen) Bücher.

Nächstdem sind die Mitglieder des Comité's verpflichtet abzufassen: die Opfergebete, die Urkunden unter kaiserlichem Siegel, die Urkunden für die Erhebung in den Fürstenstand, die Gebete, welche der Kaiser einer verstorbenen, von ihm eines Opfers gewürdigten Person darbringt. Sie haben eine große Prüfung zu bestehen, deren Zeit unbekannt ist, die aber alle zwei bis drei Jahre statt hat. Der Kaiser selbst gibt die Aufgaben zu zwei Gedichten, einen wissenschaftlichen Aufsatz und eine philosophische Erwägung. Die Geprüften werden in vier Classen getheilt: die, welche in der ersten Classe stehen, werden nach der Prüfung vorzugsweise höher befördert, die von der zweiten Classe werden gewöhnlich mit einem höhern Range belohnt, die von der dritten bleiben in ihren frühern Stellen, werden aber durch Gehaltabzug oder durch Degradation mit Versetzung bestraft, die von der vierten werden nicht nur mit diesen Strafen belegt, sondern auch ihrer Chargen entsetzt. Alles dieß geschieht mit Bestätigung des Kaisers.

In der Journalkammer sind vier temporäre Mitglieder des gelehrten Comité's, zwei Journalisten und zwei Gehülfen derselben. Sie fertigen die nöthigen Schriften aus und führen die Aufsicht über die Bibliothek. In der Correcturkammer sind vier Mitglieder und 44 Uebersetzer. Die Mitglieder beschäftigen sich mit der Durchsicht und Verification gewisser Papiere, sowohl in mandschurischer als chinesischer Sprache, die Uebersetzer mit der Uebersetzung der chinesischen Papiere in das Mandschurische.

Noch gehört zum Collegium der Gelehrten: die Akademie der Sprachwissenschaften, die Commission der Hofjournalisten und die historische Gesellschaft.

*) Die Geschichte China's umfaßt 270, die Statistik 18, die Encyklopädie 20, ein großes Wörterbuch 6 Theile. Die erste Stelle unter ihnen nimmt eine vollständige Sammlung aller bis jetzt erschienenen Werke ein, welche die Palastbibliothek bildet.

In der Akademie der Sprachwissenschaft sind zwei Lehrer, ein Mandschure und ein Chinese, die sich mit der höhern Ausbildung der ins Collegium der Gelehrten übergehenden Magister beschäftigen. Diese Lehrer werden vom Kaiser aus den Dirigirenden des Collegiums der Gelehrten, oder denen des Cabinets, so wie auch aus den Präsidenten und Räthen der höchsten Behörden ernannt. Sie geben in jedem Monat zwei Aufgaben zu Versen. Außerdem werden noch einige Beamte dieses Collegiums zu Unterlehrern in dieser Section ernannt, die ebenfalls zweimal im Monat ein Thema zur Bearbeitung geben. Einige von ihnen besorgen den Unterricht in der mandschurischen Sprache.

Die Commission der Hofjournalisten besteht aus 28 Mitgliedern, die auch Mitglieder des gelehrten Comité's sind. Sie beschäftigen sich mit der Abfassung des Hofjournals. Die Hofjournalisten beschreiben alle Hoffeierlichkeiten und müssen daher gegenwärtig seyn bei feierlichen Versammlungen am Hofe, wenn der Kaiser den Gelehrten ein Fest gibt, oder Besuch besucht, wenn der Kaiser eine große Truppen-Revue hält, wenn er die Ackerbau-Ceremonie vollzieht oder selbst irgendwo opfert, endlich wenn er sich auf die Begräbnißstätte seiner Vorfahren begibt. Dieses Journal erscheint monatlich in zwei Heften, also 24 Hefte im Jahr. Es enthält eigentlich eine Sammlung von Materialien für die Geschichte China's. Die in Peking täglich erscheinende Zeitung ist ein Auszug aus diesem Journal. Es soll 2000 Jahre vor Christi Geburt seinen Anfang genommen haben.

Die historische Gesellschaft besteht aus einigen vom Kaiser ernannten Oberdirigenden, deren Zahl nicht bestimmt ist, aus 4 Aufsehern, 10 Historiographen, 54 Schriftstellern und 18 Correctoren. Diese Gesellschaft beschäftigt sich mit der Abfassung der Annalen China's. Die Aufseher, zum Theil auch die Historiographen, werden unter den Mitgliedern des kaiserlichen Cabinets und des gelehrten Comité's gewählt. Die von ihnen abzufassende Geschichte enthält: Memoiren aus dem Leben der chinesischen Kaiser, die aus den Materialien gezogen werden, die der Nachfolger über seinen Vorgänger aufsetzt; ferner Nekrologe aus dem Leben der Staatsbeamten, die dem Staat mit musterhafter Treue gedient haben, Gelehrter, geschickter Geschäftsführer, achtungswerther Frauen und Mädchen, ausländischer Beamter und Fremden; Aufsätze über verschiedenartige wissenschaftliche Gegenstände, wie über Astronomie, Geographie, Musik, über Industrie; endlich über gewöhnliche Lebensverhältnisse der menschlichen Gesellschaft; zuletzt Darstellungen, wie Glückwunschadressen der Beamten an den Kaiser, Beschreibung der Verdienste, die die Fürsten dem regierenden Haus erwiesen haben, Lebensbeschreibungen mongolischer und turkistanischer Fürsten.

Zur Uebersicht einer Nationalcultur China's könnte man noch das medicinische Collegium mitrechnen; da sich aber in demselben keine Zöglinge befinden und man allgemein die Arzneikunde in China privatim bei den Aerzten erlernt, gehört sie nicht hieher.

Die Ausdehnung der Weingärten im Departement der Gironde beträgt 137,000 Hectaren, welche 2,585,476 Hectolitres Wein liefern. Der Localverbrauch beträgt 650,965 Hectolitres für eine Bevölkerung von 522,041 Seelen, und die Fremden, die nach Bordeaux strömen. Es bleiben dann noch für den Handel 1,684,461 Hectolitres, und ungefähr halb so viel kommt noch theils aus Spanien, theils aus den benachbarten Departements hinzu, um Mischungen damit vorzunehmen. (Nouv. Ann. des Voyages Mai 1838.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 292.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 October 1838.

Topographisch-biographische und literarisch-artistische Skizzen aus Schottland und Nordengland.

2. Nostell Priory in der Grafschaft York.

In der Nähe des ungemein betriebsamen und blühenden Städtchens Wakefield, welches durch Goldsmiths berühmten Roman allbekannt, liegt Nostell Priory, nach dem paradiesischen, in mehrfacher Hinsicht merkwürdigen, bis vor kurzem noch nie beschriebenen Walton Hall, *) vielleicht einer der anziehendsten Landsitze der nordenglischen Gentry. Aus den Fenstern der Prunkgemächer des stattlichen Schlosses, das im Styl und Geschmack des Elisabethischen Zeitalters eingerichtet ist, überblickt man eine Gegend, wo die vier Grafschaften York, Lincoln, Warwick und Derby an einander gränzen, und einen mehrere Morgen großen künstlichen See, in den sich einige Bäche ergießen. Nostell Priory ist unter Anderm einer ornithologischen Thatsache wegen merkwürdig, welche Dibdin als seiner Sphäre fremd, und ihm vermuthlich ganz unbekannt, überging, die aber neuerlich erst durch Ch. Waterton, den berühmten Guyana-Reisenden, dessen alter Familiensitz in der Nähe liegt, bekannt gemacht worden ist.

Der herrliche Park von N. P., oder wahrscheinlich irgend eine besondere Gegend desselben, ist seit unvordenklichen Zeiten der nächtliche Versammlungs- und Ruheplatz der sämmtlichen Schwärme mehrerer Vogelarten, nicht nur der Umgegend, sondern eines Umkreises von ungefähr 30 Meilen weit umher, von wo man sie gegen Abend in zahlreichen Geschwadern den altgewohnten Haindämmerungen der ehemaligen Priorei, in der jeder Art eigenthümlichen Flug- und Evolutionsweise, zueilen und mit Tagesanbruch wieder ihren Tagesaufenthalten, vorzüglich dem zwei Meilen westlich davon gelegenen reizenden Walton-Hall, wo nie das Feuerrohr ihre Reihen lichten darf, entgegen ziehen sieht.

Der Eigenthümer von Nostell Priory, Charles Wine, dessen Urbanität und Gastlichkeit Dibdin nicht genug preisen kann, ist ein Abkömmling des Cresacrezweiges der Morusfamilie, und so erklärt sich leicht der altangestammte Besitz jenes berühmten Holbeinischen Bildes der Thomas Morusfamilie, worüber wir nun Dibdin selbst sprechen lassen wollen: „Nach dem Anblick dieses Holbeinischen Gemäldes hatte ich, wie ich füglich sagen darf, seit dreißig Jahren gelechzt, obschon ich in der Prachtausgabe meiner 1808 erschienenen Utopia einen Umriß davon gegeben, der jedoch nur nach dem mittelmäßigen Kupferstich in Knights Life of Erasmus, welcher ebenfalls bloß eine Copie der in den Tabellä Patiniand, Padua 1691, enthaltenen Kupfertafeln, entworfen worden war. Nun stand ich vor diesem Meisterwerke im Anschauen versunken. Der Besitzer schien sich insgeheim an meinem Entzücken zu weiden. Ich hatte noch nie zuvor ein überraschenderes, anziehenderes Gemälde beschaut. England hat nichts Künstlicheres aufzuweisen als dieses Bild, da es keinen vollendetern Hochcharakter aufzeigen kann, als ihn, der den Hauptgegenstand desselben ausmacht.

Je länger ich es betrachtete, desto höher stieg meine Bewunderung, und selbst heute noch, wo ich dieses niederschreibe, nach dem Anblick aller der hehren Bilder, aller der Malerei-Glorien im Hamiltonpalast in Schottland, kehren meine Einbildungen und Erinnerungen immer und immer wieder zu diesem Bilde zurück, als dem Kleinod aller Kleinode dieser Art im ganzen Reiche. Und doch, obschon es der gegenwärtige Besitzer in regelmäßiger Erbfolge von der Cresacrelinie der Mores überkommen hat, kann ich mich dennoch der Vermuthung nicht erwehren, daß es nicht das Bild ist, welches Holbein gemalt hat, und zwar aus folgenden Gründen: erstlich, weil es weder die Pinselführung noch die Oberfläche eines aus dem Zeitalter Holbeins herrührenden Oelgemäldes zeigt; die Farben sind für jene Periode zu lebhaft und keck hervortretend, und die güldenen Zierrathen zu frisch und auffallend; zweitens, weil das ächte, von Holbein selbst gemalte Bild, wofür, wie ich höre, 5000 Guineen geboten, aber ausgeschlagen worden sind, dem Vernehmen nach

*) Die Schilderung dieses ornithologischen Asyls und Einflums, wie man es nennen könnte, so wie seines merkwürdigen Besitzers, Karl Watertons, den wir als den Stifter einer neuen Epoche in der englischen Reiseliteratur betrachten, werden wir unsern Lesern nach seinem eigenen neuerlichst erschienenen Werkchen „Essays on Natural History" nächstens vorlegen. M.

Digitized by Google

irgendwo in London in dem oder jenem Saale oder sonstigen Gelaß irgend eines öffentlichen Gebäudes sorgfältig der Anschauung entzogen seyn soll. (?)

Es scheint, daß Holbein zwei Thomas Morus Familienbilder gemalt hat, das zweite jedoch nur eine Originalcopie des ersten und eigentlichen Originals gewesen ist, welches bekanntlich dem Erasmus nach Basel übersendet wurde. Diese Originalcopie soll sich im Besitz der Familie Lenthall in der Grafschaft Oxford befinden.

Von wem denn nun, wird man fragen, mag das in Nostell Priory hängende, außerordentliche Bild seyn, wenn nicht von Holbein? Ich möchte die Vermuthung aussprechen, daß es von Zuchero nach dem Original gemalt worden ist.

Bilder aus Neuseeland.

1. Entdeckungsreisen.

(Fortsetzung.)

Cook fuhr am folgenden Tage südwärts bis zum Cap Turnagain unter 40° 34 s. B., steuerte dann wieder nordwärts und gab während seiner Reise mehrern Orten besondere Namen. Unter andern Geschenken, welche Cook den Anwohnern der Turungainbai gab, wurden ihnen auch, da sie Niemand näher kommen ließen, ein Tomahawk und eine Axt, so wie einige große Nägel hingelegt, die sie jedoch, wie die Jetztlebenden mit einem mitleidigen Lächeln über die Thorheit ihrer Vorfahren erzählen, alsbald ins Meer warfen.

Nachdem Cook an mehreren Punkten der Küste gelandet, segelte er nordwärts, bis er das Nord-Cap erreichte. Da seine Hauptabsicht dahin ging, sich zu versichern, ob das Land eine Insel oder ein großer Continent sey, hielt er sich in einiger Entfernung vom Ufer, und segelte an der ganzen Westküste hinab, die er wegen ihres unfruchtbaren Aussehens die Oede Küste (desert coast) nannte; eine halbe Stunde landeinwärts ändert sich freilich der Anblick des Landes wesentlich. Er fand nichts Bemerkenswerthes, bis er an der Bai, wo Tasman Anker geworfen hatte, ankam, und zu seinem Erstaunen fand, daß die angebliche Bucht jenes frühen Seefahrers eine weite Straße sey, welche die nördliche Insel von der südlichen scheidet; er ließ diese Straße unbenannt, spätere Geographen aber haben sie mit Recht die Cooks-Straße genannt. Cook setzte, nachdem er die Straße durchschifft, seine Fahrt an der Ostküste der südlichen Insel fort, umschiffte sie ganz, und nahm endlich am Nordwestcap derselben, welches er Cap Farewell nannte, am 31 März 1770 von der Insel Abschied.

Am 12 Dec. 1769 kam ein französisches Schiff, St. Jean Baptiste genannt, und von Capitän Surville geführt, an der Ostküste des Landes an, und zwar an einem Punkte, den Cook an demselben Morgen verlassen hatte. Capitän Surville verließ den Ganges am 3 März 1769, um ein Eldorado aufzusuchen, nämlich eine Insel, welche die Engländer einige hundert Meilen von dem südlichsten Punkte Südamerika's entdeckt haben sollten, und wo Gold in Ueberfluß zu haben sey. Widrige Winde hinderten den St. Jean Baptiste sich dem Lande zu nähern, aber am 17 warf er in der sogenannten Doubtleß-Bai, von den Eingebornen Parea genannt, Anker, und gab ihr nach dem Generalgouverneur der französischen Besitzungen in Indien, den Namen Lauriston-Bai. Hätte der französische Capitän einen Dolmetscher an Bord gehabt, so würde er erfahren haben, daß Cook an der Küste war, da eine solche Nachricht sich unter allen Eingebornen verbreiten mußte. Die Nachrichten über Surville sind aus der Erzählung Capitäns Crozet entnommen, der gegen seinen Vorgänger sehr erbittert ist, da er dem herzlosen Benehmen desselben das Unglück zuschreibt, welches seinem Schiffe zustieß. Den Tag, nachdem er Anker geworfen, ging er ans Ufer, und wurde von den Eingebornen, welche sich mit kindischer Neugierde um ihn drängten, freundlich aufgenommen und mit Gastfreundschaft behandelt, da zwei Tage lang an der Küste ein heftiger Sturm wüthete. Diese Freundlichkeit wurde aber von Surville, dem während des Sturmes ein kleines Boot verloren ging, schlecht vergolten. Ohne Grund hatte er die Eingebornen in Verdacht, daß sie es ihm gestohlen hätten, beschloß sich zu rächen, und lud Nahinui, den Häuptling des Districts, an Bord ein, wo er ihn zum Gefangenen machte. Die Franzosen gingen hierauf ans Ufer, steckten die Dörfer, wo sie während des Sturms ein Unterkommen gefunden hatten, in Brand, kehrten dann an Bord zurück, lichteten augenblicklich die Anker, und führten den unglücklichen Häuptling mit sich fort, der drei Monate später am Heimweh starb.

Die, welche nach Surville Neuseeland besuchten, waren wiederum Franzosen, welche in zwei Schiffen „Mascarin" und „Marquis de Castries" unter Befehl des Capitäns Marion du Fresne ankamen; dieser hatte besondere Aufträge erhalten, Neuseeland zu untersuchen, und die Südsee nach neuen Inseln oder Continenten zu durchforschen. Am 24. März 1772 entdeckte er die Westküste bei Cap Egmont unter 39° 20′ südl. Br.; Marion nannte den Berg Egmont (Pukè Huapapa) Pic Mascarin und schätzte ihn so hoch als den Pic von Teneriffa. Als er durch einen heftigen Sturm wieder von dort vertrieben worden war, landete er endlich weiter nördlich Anfangs Mai am Cap Brett, und schickte ein Boot ans Ufer, das nicht ohne viele Ueberredung einige Eingeborne mit an Bord zurückbrachte. Sie aßen mit großer Gefräßigkeit, was man ihnen bot, und nahmen mit Vergnügen einige Kleidungsstücke, deren Gebrauch sie kannten, und augenscheinlich von Cook gelernt hatten, der bis jetzt allein noch diese Bai besucht hatte. Mehrere Eingeborne schliefen an Bord des Mascarin, darunter ein Häuptling, Namens Tacouri (wahrscheinlich Te Kuri, der Hund, ein unter den Eingebornen gewöhnlicher Name). Bei dem guten Einverständniß zwischen Franzosen und Eingebornen lichtete Marion am 11 Mai die Anker und fuhr tiefer in die Bai zwischen die Inseln hinein, dem Dorfe Koro Koua gegenüber, das dem genannten Häuptling gehörte. Die Kranken wurden am 12ten bei einem Dorfe auf Motu Roa, oder der langen Insel ans Land gesetzt. Crozet, erster Lieutenant des Mascarin, erzählt, er sey im Stande gewesen mit den Eingebornen zu verkehren, da er zufälligerweise die Aehnlichkeit der tahetischen Sprache mit der

Digitized by Google

neuseeländischen entdeckte und von der erstern sich ein Wörterbuch am Bord des Schiffes befand. Die Eingebornen erkannten mit dem ihnen eigenen Scharfsinn bald, daß Marion der Befehlshaber sey, und behandelten ihn deßhalb mit einer Wärme und Freundlichkeit, welche jeden Verdacht, der aus Cooks Bemerkung, niemals einem Neuseeländer zu trauen, hätte entspringen können, gänzlich in den Schlaf lullte. Die Franzosen und Eingebornen lebten in vollkommenem Zutrauen gegen einander, und Ausflüge wurden von den Officieren beider Schiffe in Begleitung der Eingebornen, die sich an die einzelnen Europäer angeschlossen hatten, vorgenommen — kurz, den Fremden wurde jede mögliche Aufmerksamkeit von den Wilden erwiesen, so daß diese in der That die Sage von dem alten Arkadien zu verwirklichen schienen. Crozet will bei Zeiten Verdacht geschöpft und den Capitän mehrmals, jedoch umsonst, gewarnt haben. Alles ging vortrefflich bis zum 8 Junius, wo Marion am Ufer mit einem Enthusiasmus empfangen wurde, der ihn alle Vorsicht vergessen ließ: er ließ sich in Federn kleiden, womit diese Leute gewöhnlich sich schmücken, und kehrte, ganz entzückt über diese Aufnahme, an Bord zurück.

Man bemerkte, obwohl erst als es zu spät war, daß die Eingebornen, namentlich die jungen Freunde der Officiere, sich mehr vom Schiffe entfernt hielten und ihre Besuche nicht fortsetzten. Am 12 Junius ging Marion mit 16 Personen, worunter vier höhere Officiere, ans Ufer, das Boot kehrte aber am Abend nicht zurück, was einiges Erstaunen erregte; da aber Marion den Tag mit Fischen in der Nähe eines Kuri gehörigen Dorfes zubringen wollte und man nicht im geringsten Verdacht hegte, daß ihnen etwas zugestoßen seyn könnte, so glaubte man, sie hätten vielleicht die Einladung angenommen, die Nacht über im Dorf zu bleiben. Am folgenden Morgen wurde von dem Marquis de Castries ein Boot ans Ufer gesendet, um Holz und Wasser zu holen. Es war etwa 4 Stunden abwesend, als die Wache auf dem Verdeck zu ihrem großen Erstaunen einen der Matrosen gegen das Schiff herschwimmen sah. Ein Boot wurde augenblicklich zu seinem Beistand ausgesetzt, und der Mann erzählte, als er an Bord gekommen war, eine furchtbare Geschichte. Als das Boot am Morgen das Ufer erreichte, kamen die Eingebornen den Matrosen mit ihren gewöhnlichen Freundschaftsbezeugungen entgegen und trugen sie ans Ufer. Nach der Landung zerstreuten sich die Matrosen, um Holz zu sammeln, und während jeder mit seiner Arbeit beschäftigt und unbewaffnet war, packten plötzlich auf ein gegebenes Signal je sechs oder sieben dieser verrätherischen Wilden einen Franzosen, rissen ihn zu Boden und ermordeten ihn mit ihren Steinärten. Elf wurden so rasch getödtet, der Erzähler allein entkam, da er nur von einer geringen Anzahl angefallen wurde, und es ihm gelang, in ein nahe liegendes Dickicht zu entwischen, wo er sich versteckte, und die Leichen seiner ermordeten Cameraden zerschneiden und unter diese Cannibalen vertheilen sah, welche bald darauf den Platz mit ihrem Antheil an Menschenfleisch verließen, und so dem Ueberlebenden Gelegenheit gaben, sein Leben durch Schwimmen zu retten.

Diese furchtbare Erzählung ließ über das Schicksal Marions und seiner Begleiter keinen Zweifel. Das lange Boot des Mascarin wurde augenblicklich wohlbewaffnet ausgeschickt, um nähere Nachrichten einzuziehen, und das erste, was sich zeigte, war das am Strande liegende Boot, das den unglücklichen Befehlshaber und seine Gefährten hingeführt hatte: es war mit Eingebornen angefüllt. Eine Abtheilung von 60 Mann unter Lieutenant Crozets eigenem Befehl war nahe an dieser Stelle beschäftigt, Bäume zu fällen; als Crozet die Nachricht hörte, befahl er die Werkzeuge zusammenzubringen, und marschirte nach den Booten, ohne seinen Leuten das Schicksal ihrer Cameraden zu erzählen. Seine Befehle wurden augenblicklich befolgt; als sie sich aber den Booten näherten, folgten die Eingebornen in großer Anzahl mit den verachtungsvollen Gebärden, die sie ihren Feinden zu zeigen pflegen, suchten einander gegenseitig zu ermuntern, und riefen laut, daß Marion von Te Kuri getödtet und aufgezehrt worden sey. Als die Franzosen an ihren Booten ankamen, brach die rohe Wuth des Haufens los, unwillig darüber, daß ihnen ihre Beute entgehen sollte. Unter wildem mißtönigem Geschrei drängten sie jeden Augenblick dichter an die Europäer heran, und waren auf dem Punkte, einen allgemeinen Angriff zu beginnen, als Crozet vortrat und mit erhobenem Gewehre dem Gesindel im befehlenden Tone zurief, zurückzubleiben; hastig zog er, wie früher Cook auf demselben Ufer gethan hatte, eine Linie auf dem Sand, und drohte, den Ersten, der die Gränze überschritte, zu erschießen. Die Eingebornen hielten dieses für einen Beschwörungskreis der europäischen Priester, deren Verletzung Gottlosigkeit wäre. Sie setzten sich sogar auf Crozets weitern Befehl nieder, und hörten schweigend, was er ihnen weiter zu sagen habe, ein Benehmen, das Jeder, der den Charakter dieses Volkes kennt, gerne glauben wird. Kaum war indeß der letzte Mann eiligst ins Boot gesprungen, als die Eingebornen mit betäubendem Geschrei sich erhoben, aufgebracht über ihre eigene Thorheit, daß sie sich ihre Beute so entwischen ließen. Sie stürzten ins Wasser, um die Boote ans Ufer zu ziehen, aber jetzt war auch der Augenblick gekommen, wo die Franzosen ohne Gefahr die verrätherische Ermordung ihrer Genossen rächen konnten. Salve auf Salve wurde auf die dichten Massen abgefeuert, die von Furcht und Schrecken gelähmt nicht die Kraft hatten, von der Stelle zu rücken, um dem Kugelregen auszuweichen, der ihre Reihen niedermähte.

Crozet machte endlich dieser furchtbaren Rache ein Ende, und steuerte nach Motu-Roa, um die dortigen Kranken zu entfernen und sich daselbst Holz und Wasser zu verschaffen. Da die Einwohner des Dorfs sich widersetzen wollten, wurden viele getödtet; auch erschossen die Franzosen noch manchen, den sie in den Kleidern ihrer ermordeten Cameraden erblickten. Das Dorf, wo das furchtbare Schauspiel vorgefallen war, wurde noch einmal besucht, man erblickte den schändlichen Te Kuri, den Anführer bei der Ermordung, in den rothen Rock Marions gekleidet, und sah mehrere Stücke Menschenfleisch, an denen noch die Spuren der Zähne sichtbar waren. Die Schiffe stachen dann am 14 Julius 1772 in die See, nachdem sie beinahe 4 Monate an der Küste geblieben waren, und für die geographische Be-

Digitized by Google

stimmung derselben weniger gethan hatten, als irgend eine andere Entdeckungsexpedition.

Crozet nannte das Land France Australe, und die Bai Paroa die verrätherische Bai, aber diese Namen hatten keine Dauer; auch nahm er im Namen des Königs von Frankreich Besitz von diesem Lande. Crozet kehrte, da die Mannschaft der Schiffe, namentlich auch durch den Verlust von fünf höhern Officieren, sehr geschwächt war, nach Frankreich zurück, wo sein Benehmen vollkommen gebilligt und er zum Schiffscapitän befördert wurde. Sein Werk enthält vieles Interessante über Sitten und Gewohnheiten des Volks, aber die Resultate waren so, wie man sie von einem Manne erwarten konnte, der die Sprache nur oberflächlich verstand, und nicht unter dem Volke gelebt hatte. Keine Ursache wird angegeben, warum sie anfangs über einen Monat lang freundlich behandelt, und dann plötzlich als Feinde betrachtet wurden. Unter den Eingebornen hat sich auch das Andenken an die Veranlassung verloren, nur die Rache ist in gutem Gedächtniß geblieben, und obwohl seit jener Zeit 3 bis 4000 Schiffe in jener Bai ankerten, so ist doch die Abneigung gegen die Franzosen unvermindert geblieben: sie sind nur unter dem Namen Te Hevi No Marin (der Stamm Marions) im Lande bekannt. Mein erster Ankauf war ein Haus, das auf der Stelle lag, wo die Metzelei vorfiel: der Eigenthümer war Te Koai, Enkel dessen, der eine Hauptrolle in jener Tragödie gespielt hatte. Fast das ganze Land umher ist jetzt in den Händen von Europäern.

(Fortsetzung folgt.)

Die Todtenhöhle im nördlichen Mexico.

(Aus einem Privatschreiben im Temps vom 8 October.)

Etwas nördlich von der Stadt Durango und noch in den Gränzen ihres Gebiets erstreckt sich auf dem Ostabhange der Cordilleren von Norden nach Süden ein großes, unangebautes Thal, das man mit dem Namen Bolson (der große Beutel) de Mapimi bezeichnet. In großen Entfernungen von einander haben die kecken Colonisten Niederlassungen gegründet, wo sie zahllose Heerden aufziehen. Die Apatchen, die Comantschen und andere indianische Stämme an der Gränze streifen oft bis dahin. Eines Tages war Don Juan N. Flores, Besitzer der Hacienda von San Juan de Casta, weit östlich in die bisher unbekannten Striche seines Gebiets vorgedrungen, und befand sich etwa 100 Leguas von Durango entfernt. An der Seite eines Berges bemerkt er die Oeffnung einer Höhle, steigt hinauf und will hineindringen, tritt aber augenblicklich schreckenvoll zurück und bekreuzigt sich: er glaubte mitten unter Wilde gefallen zu seyn, denn er hatte eine unzählige Menge Menschen im tiefsten Schweigen dasitzen gesehen. Die Einsamkeit des Orts, wo kein Pferd, keine Spur eines menschlichen Fußes sich zeigte, ließ seine Gefährten glauben, er habe geträumt: sie traten wohl bewaffnet und mit Fackeln versehen in die Höhle. Welches Schauspiel! „Mehr als tausend Leichen, vollständig erhalten, sitzen am Boden, die Hände unter den Knieen gekreuzt; sie sind in verschiedene Gruppen, wahrscheinlich nach Familien, getheilt. Ihre Kleider bestehen aus Spitzenröcken (tilmas de lechuguilla), die mit bewundernswerther Kunst gearbeitet und gewoben sind, nebst Binden und Schürzen (beucos) aus verschiedenen Stoffen und Farben, aber alle von lebhaftem Glanz. Ihr Schmuck sind Schnüre von Körnern oder kleinen Früchten, untermischt mit kleinen Kugeln, wie von geschnittenem Bein, kleine Kämme in Form von Ohrgehängen, mit cylindrischen, vergoldeten und herrlich polirten Knochen. Die Sandalen sind aus einer in großen Maschen geflochtenen Hanfart, und durch Schnüre von demselben Stoff an die Füße festgebunden." (Diese letztern Angaben sind aus dem Briefe des Gouverneurs von Durango an den Minister des Innern genommen.)

Vermischte Nachrichten.

Vor kurzem fiel in Paris ein Ereigniß vor, das einen Blick in die Verworfenheit thun läßt, welche dort unter gewissen Classen herrscht. Ein Hr. Herbinot de Manchamps wurde wegen schändlicher und gewaltsamer Angriffe auf einige junge Mädchen vor Gericht gestellt und auf zehn Jahre engen Gefängniß verurtheilt. Seine Mitschuldige dabei war seine Maitresse, eine Demoiselle Poutret, gewesen, jedoch damals freigesprochen worden. Nach der Verurtheilung ließen Herbinot und seine Maitresse — beide von der Revolutionszeit her ungetauft — sich taufen, bald darauf vom Gefängniß aus trauen, und wenige Tage nachher stand Demoiselle Poutret, verheurathete Herbinot, wieder vor Gericht wegen Aufreizung zu Ausschweifung. Auf die Frage des Präsidenten, was ihr Stand sey, erwiderte sie: Verantwortliche Redactorin der Gazette des Femmes. Sie wurde schuldig befunden und zu anderthalbjährigem Gefängnisse verurtheilt.

*

Französische Blätter entlehnen aus einer Gazette de Corfou Nachstehendes: Man hat am 23 September im Hafen von Corfu die Probe mit einer Maschine gemacht, welche ohne Hülfe des Feuers oder des Windes und ohne die geringste Gefahr für das Schiff den Dampf als bewegende Kraft in der Schifffahrt ersetzen soll. Die Probe wurde an der griechischen Goelette des Capitäns Elya Kyriaky gemacht. Stephan Mauras, der, nachdem er sich im Handel ein glänzendes Vermögen erworben, sich dem Studium der mathematischen und mechanischen Wissenschaften widmete, ist der Erfinder dieser Maschine, der Frucht achtjähriger Arbeit. Eine große Menge Menschen war bei der Probe zugegen, und Alles bemühte sich, dem Erfinder Zeichen des Beifalls und der Achtung zu geben.

*

Ein Schiffer fand an der Küste von St. Malo ein mit Leinwand umwundenes Kistchen, welches einen Rosenkranz, ein Scapulier und eine Schrift in testamentarischer Form enthielt, welche Pater Alexis, Franciscaner und Missionär bei den Ungläubigen, unterzeichnet und von 1776 datirt ist. In dieser Schrift empfiehlt Pater Alexis Ludwig XV die Länder, die noch nicht von dem Herrn besucht worden. Diese Bitte wurde gestellt im Augenblick, wo das Schiff Sainte Marie unterging. Das Kistchen müßte demnach 62 Jahre auf dem Meere geschwommen haben. (Echo du Monde Savant Nr. 10)

*

Dubouzet, ein Officier an Bord der Zelée, hat von Valparaiso aus unterm 30 März einen Brief nach Paris geschrieben, der die von Durville gegebenen Details bestätigt. Ein neuer von ihm erwähnter Umstand ist die Entdeckung eines großen Continents südlich von den Süd-Shetland-Inseln. „Wir haben, erzählt dieser Officier, trotz des umgebenden Eises 40 Seemeilen Küste genau untersucht und bestimmt. (Constitutionnel.)

*

Am 14 September fühlte man gegen 9 Uhr Morgens im Dorf Adderbury bei Oxford einen heftigen Erdstoß mit unterirdischem Getöse. Die Häuser zitterten über eine halbe Stunde lang. Eine große Anzahl Einwohner flüchteten sich, weil sie das Einstürzen ihrer Häuser fürchteten; die Heerden äußerten heftigen Schrecken. Das Wetter war stürmisch, doch hörte man in der Nachbarschaft keinen Donner. (Englische Blätter.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 293.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 October 1838.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Ueber die Herkunft des russischen Namens.

In Rußland hat sich eine eigenthümliche Fehde über den Ursprung des Namens Russen entsponnen. Die Veranlassung kann uns ziemlich gleichgültig seyn, indem eine, für uns Deutsche zum mindesten, ziemlich lächerliche Ansicht eine gehaltvolle Entgegnung Bulgarins hervorrief, welcher bekanntlich seit geraumer Zeit sich viel mit Geschichte abgibt, und dabei, obwohl seinen slavischen Ursprung nirgends verläugnend, doch mit ziemlicher Unparteilichkeit zu Werke geht. Die gewöhnliche Ansicht über die Gründung des russischen Staats ist die, daß Skandinavier unter Ruriks Anführung auf die Bitte slavischer Stämme ins Land gekommen seyen. Bulgarin weicht von dieser Ansicht in so fern ab, daß er zwar keineswegs, wie schon geschehen, die Herbeirufung fremder Herrscher läugnet, aber sie von einer andern Seite herkommen läßt, nämlich nicht aus dem Norden oder von Skandinavien her, sondern vom Niemen oder der Russna, wie dieser Fluß geheißen haben soll. Die ausführlichen Beweise hierüber sollen in seinem größern Werke über die Geschichte Rußlands enthalten seyn; zur Orientirung führen wir inzwischen aus einer kleinen Abhandlung von ihm, welche in der Nordischen Biene erschien (Nr. 191 u. 192 v. d. J.) einige Bemerkungen an. Er citirt hier den Bericht, welchen der Bischof von Bremen, Luitprand, über seine Gesandtschaft nach Constantinopel hinterlassen hat, und worin es heißt: „gegen Norden von Constantinopel wohnen die Ungarn, die Petschenegen, die Chasaren, die Russen, welche wir Nordmannen nennen, und die Bulgaren, die nächsten Nachbarn." Bulgarin bemerkt über diese Stelle: „es geht aus dem Berichte hervor, daß Luitprand von den Russen in Kiew spricht, daß diese Russen eine deutsche Sprache redeten, wie sie an den Ufern des baltischen Meeres im Gebrauch war, und daß Luitprand diese Russen selbst in Constantinopel sah und mit ihnen redete. Luitprand vergleicht also die Russen mit den Normannen, erstens wegen ihres Wohnsitzes gegen Norden von Constantinopel und zweitens wegen der Sprache." Die Russen in Kiew sprachen also deutsch und waren Deutsche, woher kamen sie aber? Bulgarin stellt folgende Sätze auf: 1) die Russen waren ein gothischer oder deutscher Stamm. 2) Dieser Stamm wohnte früher im südlichen Rußland am schwarzen Meere. 3) Zur Zeit der Kriege und Umwälzungen in jenem Lande theilte sich der Stamm in zwei Theile. 4) Ein Theil blieb an der Mündung des Dons und in jenen Gegenden, wo Tamarcha stand, der andere Theil zog gegen Norden zu seinen Stammgenossen, den Gothen, und ließ sich an der Mündung des Niemen nieder. 5) Rurik kam nach Nowgorod von der Mündung des Niemen oder der Russna übers Meer, weil ein ganzer Stamm mit Frauen und Kindern unmöglich den Landweg einschlagen konnte, da dieser durch das feindliche Litthauen geführt hätte."

Wenn die Gründe und Beweise, welche Bulgarin für diese Behauptungen anführen will, wirklich zureichend sind, so hat er auch der ältern deutschen Geschichte einen nicht geringen Dienst geleistet, indem er den dunkelsten Punkt der deutschen Geschichte aufzuhellen anfängt, nämlich was aus den im Osten der Elbe ansäßigen deutschen Stämmen nach der großen Völkerwanderung wurde. Vor der Römerzeit, und vor der großen Völkerwanderung hausten, wie man wohl mit Gewißheit sagen darf, deutsche Stämme zwischen dem baltischen und schwarzen Meere, und vielfach an der Donau hinab bis an deren Mündungen. Was ist ihre Geschichte nach Attila? Wir wissen es nicht. In die Nacht jener Zeit können für jetzt nur Slaven eine Leuchte tragen, da bei Deutschen wohl jetzt noch eine solche Kenntniß slavischer Dialekte, wie zu derartigen Untersuchungen erforderlich ist, nicht leicht angetroffen wird. Liegt ja unsere Geschichte des Mittelalters, so weit sie die slavischen Stämme betrifft, noch sehr im Argen.

Bilder aus Neuseeland.

1. Entdeckungsreisen.

(Fortsetzung.)

Das nächste Schiff, welches Neuseeland besuchte, war die „Resolution," commandirt von Cook auf seiner zweiten Reise um die Welt. Seine dießmaligen Untersuchungen waren von

Digitized by Google

der interessantesten Art, obwohl er wenige Eingeborne traf. Er segelte die Westküste der südlichen Insel hinauf, und gelangte an seinen Lieblings Ankerplatz in dem Königin-Charlotten-Sund, in der Straße, die seinen Namen trägt. Hier fand er zu seinem Vergnügen sein zweites Schiff, die Discovery, welche schon einige Wochen früher angekommen und fast drei Monate von ihm getrennt gewesen war. Capitän Furneaux, Commandant der Discovery, hatte inzwischen entdeckt, daß Vandiemensland eine durch eine Meerenge von Neuholland getrennte Insel sey.

Cook traf mehrere Eingeborne, welche sich eifrig nach dem Taheitier Tupia erkundigten, zu welchem die Neuseeländer eine große Zuneigung gefaßt hatten. Am 7 Junius verließen beide Schiffe mit einander das Land, um nach den Gesellschaftsinseln zu steuern, und kehrten vier Monate später wieder zurück; beide Schiffe wurden aber am 29 October durch einen plötzlichen Sturm getrennt und fanden sich während dieser ganzen Reise nicht wieder. Cook warf bald darauf in dem Königin-Charlotte-Sund Anker und wartete hier einige Zeit auf seinen Gefährten, aber umsonst. Während ihres Aufenthalts in diesem Sund erhielten die Engländer die unzweideutigsten Beweise von dem Cannibalismus der Eingebornen. Nachdem Cook alles Mögliche gethan, um wieder mit Capitän Furneaux zusammenzutreffen, lichtete er endlich die Anker und steuerte gegen SSO., um den vermeintlichen Continent der Südsee aufzusuchen.

Inzwischen war sein drittes Schiff, die „Adventure" in einer Bai unter 38° 20′ aufgehalten worden und kam nach dem Königin-Charlotte-Sund erst acht Tage nach Cooks Abreise. Sie fanden hier eine Flasche mit Instructionen für Capitän Furneaux unter einem Baum, versahen sich hier mit frischem Wasser und wollten dann am 17 December wieder in See stechen. Ein Boot mit 10 Mann wurde ans Ufer gesendet, um grünes Gemüse für die Schiffsmannschaft zu sammeln. Ein Mißverständniß erhob sich zwischen den Matrosen und den Eingebornen: die ersten wurden, ehe sie sich vertheidigen konnten, ergriffen, augenblicklich ermordet und zum Theil verzehrt. Lieutenant Burney ging mit bewaffneter Mannschaft ans Ufer, um das vermißte Boot und die Leute aufzusuchen. Er landete unter den Eingebornen, die ihn mit einem unfreundlichen, von ihrem gewöhnlichen Benehmen sehr verschiedenen Mißtrauen empfingen. Nachdem sie einige Zeit ihre abwesenden Gefährten aufgesucht hatten, fanden sie zwei Bündel Selleri am Ufer liegen, die zur Beladung des nirgends sichtbaren Kutters gesammelt worden waren. „Als wir diesen aufsuchten," erzählt Burney, „stießen wir auf einen so scheußlichen Anblick, daß man nie ohne Schauder daran denken kann; denn die Köpfe, die Herzen und die Lungen mehrerer unserer Leute lagen hier am Boden, und die Hunde nagten an den Eingeweiden." Eine Musketensalve wurde augenblicklich von den erbitterten Europäern unter die Eingebornen abgefeuert, verwundeten aber, wie man später erfuhr, Niemand, und es hatte sich eine so große Menge Volks am Ufer gesammelt, daß die Engländer sich schleunigst entfernen mußten, ohne den barbarischen Mord ihrer Landsleute rächen zu können. Die Adventure verließ den Sund vier Tage später und segelte vom Cap Pallifer (der Südspitze der nördlichen Insel) nach dem Cap Horn, 131 Längengrade weit in etwa einem Monat.

In der Mitte Octobers 1774 kam Cook abermals nach der Königin-Charlotte-Bai, und war erstaunt, die Eingebornen so zurückhaltend zu finden; sobald diese jedoch entdeckten, daß Cook selbst gekommen sey, trat eine augenblickliche Aenderung ein. Die Eingebornen, welche sich zum Theil in die Wälder geflüchtet hatten, kamen eilends herbei, umarmten die Engländer wiederholt, tanzten und sprangen vor Freude, und gebärdeten sich wie Tollhäusler. Cook fragte mehreremale nach der Adventure, und fing an, um das Schicksal derselben besorgt zu werden, da die Eingebornen sich auf eine geheimnißvolle Weise äußerten, und einige behaupteten, sie sey gescheitert, und Alle am Bord umgekommen. Er erhielt jedoch einige Andeutungen, welche ihn glauben ließen, daß das Schiff nicht gescheitert sey, die Wahrheit aber erfuhr er erst, als er auf der Heimreise das Cap der guten Hofnung berührte, und dort Briefe von Capitän Furneaux vorfand, welche ihn von dem Vorgefallenen unterrichteten.

Der fünfte und letzte Besuch, welchen dieser große Seefahrer den neuseeländischen Inseln abstattete, fand im J. 1777 statt. Die Schiffe waren bald von Canoes umgeben, aber Niemand wagte sich an Bord, weil sie für die begangene Ermordung Strafe fürchteten. Diese Besorgniß stieg noch, als sie den Taheitier Omai auf dem Schiffe erblickten, welchen Capitän Furneaux mitgenommen, und der zur Zeit jenes unglücklichen Vorfalles an Bord der Adventure gewesen war. Erst als man die Eingebornen versichert hatte, daß sie wegen jenes Vorfalls nicht zur Rechenschaft gezogen werden sollten, kamen sie an Bord, und erzählten Cook den Ursprung des Streits, der, wie es scheint, von ihrer Seite unbeabsichtigt gewesen war. Der Haupttheilhaber an jenem Vorfall war ein Häuptling, Namens Kahura, der mit eigener Hand den Anführer jener Abtheilung, einen Hrn. Rowe, getödtet hatte. Dieser gab sich und seine Familie mehrmals in die Gewalt Cooks, den die Eingebornen öfters angingen, sie von diesem Häuptling zu befreien, der unter seinen Landsleuten keineswegs beliebt schien. Cook jedoch bemerkte: „Hätte ich dem Rathe aller meiner angeblichen Freunde folgen wollen, so hätte ich die ganze Race vernichten können, denn die Bewohner eines jeden Dorfs gingen mich an, das andere zu zerstören."

Die Reisen dieses berühmten Mannes kann man nicht erwähnen, ohne zugleich auf die allgemeine Richtigkeit seiner Beobachtung über die Bewohner und das Land aufmerksam zu machen, obwohl er darin einen großen Irrthum begeht, daß er glaubt, der ganze südliche Theil der nördlichen Insel sey unter Einem Fürsten, nämlich Te Ratu bestanden, demselben, der durch Cooks Leute bei der ersten Landung getödtet wurde. Cook wußte außerdem wohl, daß jeder kleine, oft nur eine halbe Stunde lange District unter der Gewalt eines oder mehrerer Häuptlinge stehe, welche sich stets gegenseitig zu vernichten streben. Hätte Cook die Sprache verstanden, so würde er seinen Irrthum bald entdeckt haben; der ermordete Krieger war wegen seiner Tapferkeit im Lande wohl bekannt,

Digitized by Google

die Nachricht von seinem Tode verbreitete sich bei dem steten Verkehr der Stämme unter einander bald auf der ganzen Küste, und Cook hörte allenthalben von Te Ratu sprechen, dessen Tod man ihm vorwarf, während er glaubte, die Bewohner dieses ganzen Landstriches bekennten sich als Unterthanen Te Ratu's. Cooks Name steht indeß in jenen Gegenden, wo er am besten bekannt war, noch immer in großer Verehrung.

Nach Cook besuchte Vancouver, damals mit Untersuchung und Aufnahme der Nordwestküste Amerika's beauftragt, zuerst wieder die neuseeländischen Inseln, nachdem er sie schon früher unter Cooks Anführung besucht hatte; er entdeckte unter Anderm die sogenannten Snaresinseln unter 48° 3′ s. B. Die dortigen Einwohner sind neuseeländischen Ursprungs, wie sich aus der nationalen Begrüßung, dem Aneinanderlegen der Nasen, aus den Waffen und überhaupt aus den Sitten des Volks ergibt. Die Inseln sind zwar klein, aber sehr angenehm durch mannichfache Abwechslung von Berg und Thal. Gegenwärtig haben sich einige Europäer auf der Hauptinsel niedergelassen.

(Schluß folgt.)

Der Räuber Grozea.

(In der Gazette des Tribunaux nach einem Privatschreiben mitgetheilt.)

Die Räuberei im Großen schien die Moldau und Walachei verlassen und sich in die Gebirge Bosniens und Albaniens, welche gleichsam der classische Boden derselben sind, zurückgezogen zu haben. Seit zehn Jahren hatten unsere Tribunale nichts als gemeine Diebe und Mörder abzuurtheilen. Allein jener Typus des Räubers, der seit dem Tractat von Adrianopel gänzlich erlöschen wollte, ist in der Person des Nikolas Grozea wieder neu erstanden; in ihm leben die Kirdschali, die Dschian und die wildesten der Oktaus, jene furchtbaren Bergbewohner der kleinen Walachei, wieder auf.

An dem belebten Anblick des Audienzsaales erkennt man, daß das richterliche Drama, welches vor sich gehen wird, das lebhafteste Interesse erregt. Eine große Anzahl von bürgerlichen und Militärpersonen drängen sich gemischt untereinander; auch bemerkt man auf vorbehaltenen Plätzen schöne Damen in reicher Toilette; es sind dieß die edlen Gemahlinnen der Bojaren.

Bald senken sich Aller Blicke nach der Bank der Zeugen; daselbst sitzt eine arme achtzigjährige Alte; sie scheint tief gebeugt; ihr kurzer Rock, ihre Schürze, so wie ihr übriger Anzug bezeichnen sie als eine Frau vom Gebirge; sieben kleine Medaillons von männlichen und weiblichen Heiligen hängen um ihren Hals. Hauptsächlich aber nimmt eine neben ihr stehende Frau mit einem ganz kleinen Kind auf dem Arme die Aufmerksamkeit in Anspruch. Diese Frau, noch jung und schön, hat den Blick beinahe fortwährend auf die Erde geheftet; wenn sie manchmal ihr thränenschweres Auge erhebt, so geschieht dieß, um auf ihr Kind zu sehen, das sie anlächelt. Sie hat ebenfalls die Tracht der Bergbewohner, eine kurze, braune Schürze; die Aermel ihres blendend weißen Hemdes sind roth eingefaßt; ein rother Gürtel umschließt ihre schlanke Taille; als Schmuck trägt sie eine Corallenschnur um den Hals; ihre Haare hängen nicht mehr in Flechten, wie die der jungen Mädchen; sie trägt wie die Verheurathete einen weißen Shawl, der am Haupte befestigt über die Schultern herabhängt.

In der Nähe der beiden Weiber steht ein junger Mensch in einem Alter von etwa 17 Jahren; er ist mit weiten Beinkleidern nach Art der Albanesen bekleidet und hat auf dem Kopf einen kleinen Turban; an seiner Seite trägt er einen Damascener und im Gürtel zwei Pistolen; er lehnt stolz auf seinem Gewehre.

Diese drei Personen bilden die ganze Familie des Nikolas Grozea; die alte Frau ist seine Mutter, der junge Mensch sein Sohn aus seiner ersten Ehe, die junge Frau ist seine dritte Gattin, und das Kind, welches sie auf den Armen trägt, ist die Frucht ihrer Ehe.

Das Tribunal beginnt die Sitzung; es besteht aus einem Präsidenten, zwei Richtern, einem Staatsprocurator, und einem Schreiber oder Greffier. Die Functionen des Staatsprocurators, welche genau wie die der öffentlichen Gerichtsbarkeit in Frankreich sind, werden bei der gegenwärtigen Angelegenheit von Constantin Brailoio verrichtet. Das auf diese Weise zusammengesetzte Tribunal richtet ohne Beistz von Geschwornen, allein es hat das Recht, die Strafe in dem Fall zu mildern, wenn ihm dieselbe in Betracht der Umstände zu streng erscheine. Die Formen des Proceßverfahrens sind im Uebrigen denen im französischen Coder vorgeschriebenen, nach welchem sie so zu sagen auch geformt sind, beinahe vollständig gleich. Auf dem Tische des Tribunals steht ein Kreuz von Elfenbein.

Nikolas Grozea wird nun durch die Soldaten der walachischen Miliz eingeführt. Er ist ein Mann in den Fünfzigen und von hoher Gestalt; seine bereits ergrauten Haare, sein schwarzer Schnurrbart und Backenbart, seine großen, wilden, fast grausamen Augen, seine schwarzbraune Gesichtsfarbe, seine Adlernase, seine erhabene Stirne, alle seine Züge endlich zeigen eine Mischung von Adel, Kühnheit und Wildheit; die Schönheit seiner durch weite und kurze Beinkleider kaum bedeckten Formen erinnern an den römischen Gladiator. Auf seine Richter und die Anwesenden wirft er einen Blick, in welchem noch die Kühnheit des Befehlshabers zu leben scheint.

Der Greffier erhebt sich nun und verliest die Proceßacten; die Handlungen, deren Grozea beschuldigt ist, bestehen in Folgendem:

„Nikolas Sin-Petro, mit dem Beinamen Grozea (in walachischer Sprache der Schrecken), geboren zu Schemats, ehemaligs Bannat von Krajova, jetzt die kleine Walachei, 52 Jahre alt, ist der Sohn des Peter Sin-Petro, Capitäns des Fürsten Ypsilanti, der in der Schlacht bei Tergovitze fiel, und der hier gegenwärtigen Maria Tudoresco.

„Nach einem stürmischen Leben inmitten von Kämpfen und Räubereien, wurde er im Jahre 1828, des Mordes seiner jungen Gattin angeklagt, zu zehnjähriger Arbeit in den Minen verurtheilt. *) Im Jahre 1829, im Monat März, wollte ein russischer Unterofficier, Namens Mastennikoff, die Salinen der Walachei besuchen; er stieg an dem Schöpfbrunnen hinab und kam in die Galerie, in welcher Grozea arbeitete. Dieser Verurtheilte, der durch seine gute Aufführung es dahin gebracht hatte, nicht mehr mit einem andern zusammengeschlossen zu seyn und allein zu arbeiten, ergriff den Moment, wo der Unterofficier, um einige Krystallisationen zu untersuchen, gebückt war, schlug

*) In der Walachei arbeiten die zu den Arbeiten in den Minen Verurtheilten in Salinen von unermeßlicher Tiefe. Man steigt in einer Art von Schöpfbrunnen vermittelst eines an vier Seiten hängenden Strickes hinab. Die Verurtheilten sind gewöhnlich zu zwei aneinander gefesselt; für fünf solche Kuppeln Verurtheilter ist ein Wachter da. Nachts führt man sie aus der Saline und verschließt sie in ein Gefängniß.

Digitized by Google

denselben mit einem Salzstück auf den Kopf, so daß er besinnungslos zusammenstürzte, stopfte ihm Salz in den Mund, um ihn am Schreien zu hindern, beraubte ihn schnell seiner Uniform, zog diese selbst an, ließ sich mit Hülfe dieser Verkleidung aus der Schanze hinaufziehen, und war verschwunden, ehe man nur etwas bemerkt hatte."

Abends fanden die Wächter den Unterofficier Maslennikoff in seinem Blute schwimmend; jedoch war er wieder zu sich gekommen, und nun erfuhr man von ihm das Nähere über das Entkommen Grozea's. Alle Nachsuchungen nach diesem waren umsonst.

Fünf Jahre waren seit der Zeit verflossen, ohne daß man ein Wort von Grozea hörte. Im Jahre 1855, im Monat September, wurde auf der Hauptstraße von Pitesty nach Krajowa ein jüdischer Kaufmann aus Jassy, Namens Abraham, am hellen Tage von fünf Räubern angefallen; er und sein Kutscher wurden geknebelt und ihm 40,000 Piaster (theils in walachischem Geld, theils in russischen Assignaten) abgenommen; hierauf entfernten sich die Räuber, sie geknebelt zurücklassend, in der Richtung nach Tergovista. Zwei Tage darauf kam ein Mann in sehr reichem ungarischem Anzug in das Kloster von Argis und wechselte bei den Mönchen 20,000 Papierrubel gegen österreichische Ducaten ein. Dieser reiche ungarische Reisende war, wie man seither erfuhr, niemand Anderer als Grozea. Ein Zigeuner, Namens Kiry, einst Spion in der Bande des berühmten Kirdschali, war nämlich Meßner in dem Kloster geworden: dieser erkannte in den Zügen des ungarischen Edelmannes Grozea, der einer der unerschrockensten Soldaten Kirdschalis gewesen war. Ein Blick Grozea's schloß ihm jedoch den Mund, und der ungarische Edelmann gab ihm, als er sich entfernte, eine Handvoll Ducaten mit den Worten: „Läute für die Seele unseres alten Anführers und trinke auf meine Gesundheit!" Der Zigeuner zeigte dieß dem Superior des Klosters erst einige Tage darauf an. Das Gericht ließ sogleich Nachsuchungen anstellen, allein stets fruchtlos; nur überzeugte man sich, durch Untersuchung der Nummern der russischen Assignaten, die die Mönche bei dem Auswechseln erhalten hatten, daß diese dieselben waren, die dem Kaufmann Abraham geraubt worden waren. Auf diese Weise war kein Zweifel mehr, daß Grozea sein altes Räuberhandwerk wieder ergriffen habe.

Von dem Augenblick an begannen auch die Räubereien mit bewaffneter Hand auf den Straßen der kleinen Walachei wieder: acht und dreißig Verbrechen dieser Art wurden auf den verschiedenen Straßen dieser Provinz begangen. (Der Greffier verliest die nähere Angabe dieser zahlreichen Diebstähle, die Namen der beraubten Personen, die angewandten Mittel, die aber beinahe alle dieselben sind. Die Summe alles Geraubten beläuft sich auf 600,000 Piaster.) Zu bemerken ist, daß niemals ein Mord verkam, sondern bloß einige Verwundungen. Die meisten der angefallenen Personen erklären, Grozea habe sein ganzes Ansehen bei seinen Genossen dahin angewandt, um diejenigen, die beraubt wurden, vor persönlichen Mißhandlungen zu schützen.

Weder die Polizei noch das Militär konnte es dahin bringen, den Anführer dieser furchtbaren Bande in die Hände zu bekommen, denn die Bauern, von Grozea reichlich belohnt, thaten nichts lieber, als ihm als Spione dienen, und setzten ihn sowohl von Gefahren, die ihn bedrohten, als von Gelegenheiten zu irgend einem Handstreich in Kenntniß. Es ist sogar gewiß, daß die Bauern, abgesehen von dem Interesse, welches sie bei Begünstigungen von Räubereien, wovon sie ihren Nutzen ziehen, haben, einen natürlichen Trieb hegen, die Räuber, die sie als ihre Beschützer gegen die Unterdrückung betrachten, zu unterstützen.

Müde, immer dasselbe Land zu durchziehen, verlegte Grozea den Schauplatz seiner Räubereien auf das rechte Ufer der Donau: an der Spitze von dreißig Mann überfiel er das Haus des Aga von Karaman in Bulgarien. Bei diesem Aga, Namens Soliman Kara, diente Johann Sin Petro, der Sohn Grozea's, in der albanesischen Garde. Mehrere Menschen wurden bei diesem Kampfe getödtet, der Aga verwundet, die Gebäude in Brand gesteckt, der Schatz geraubt und die Frauen des Aga aus dem Harem weggeführt.

Nach dieser Gewaltthat kehrte Grozea wieder in die Walachei zurück. Er hatte für eine junge Bulgarin, Namens Maria Radschi, eine der aus dem Harem des Aga geraubten Frauen, eine lebhafte Leidenschaft gefaßt. Grozea ging in die Stadt Brankowani und zwang den Priester Paul, über sein Bündniß mit Maria Radschi seinen Segen zu sprechen. Hierauf kehrte er mit seiner Beute in die Gebirge zurück, und beschloß, nachdem er einen andern Namen angenommen hatte, ruhig in der Gegend von Tschernak, seinem Geburtsort, wo seine alte Mutter noch wohnte, zu leben. Sein Sohn, früher in der albanesischen Garde im Dienste des Aga, war bei ihm.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Im verflossenen Monat September wurden in Paris verzehrt: 5272 Ochsen, 1505 Kühe, 4877 Kälber und 52,527 Schafe; der Handel erhielt 415,053 Kilogr. Seife. Im Monat September 1857 wurden verzehrt: 5566 Ochsen, 1669 Kühe, 6954 Kälber und 54,815 Schafe; der Handel erhielt 498,976 Kilogr. Seife. Es wurde demnach im September 1858 bedeutend weniger Vieh geschlachtet, obgleich die gute Versorgung der Märkte den Preis etwas vermindert hatte. Der Minderverbrauch beträgt nahe an 700,000 Pfund Fleisch, ohne daß man sich im mindesten denselben erklären könnte. (Journ. des Déb.)

Das brittische Museum hat eine wichtige Erwerbung gemacht. Dr. Burnes besaß die größte Sammlung von Journalen, die je existirte: sie enthielt 700 Bände vom Jahre 1603 bis 1818, und war auf 1000 Guineen geschätzt. Das brittische Museum kaufte diese Sammlung, so wie die aller Journale, welche seit 1818 erschienen. Das Ganze bildet über 5000 Bände. (Globe.)

Sieben Basreliefs der reinsten und ältesten griechischen Kunst sind gegenwärtig auf dem Wege nach Frankreich, und sollen die neuen Säle des Museums zieren. Diese Skulpturfragmente fanden sich in den Ruinen von Assos, Mitylene gegenüber. Hr. Texier entwarf Zeichnungen davon während seiner Reise in Kleinasien, und hat dieselben im März 1857 der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften vorgelegt (Echo du Monde Savant Nr. 40.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 94** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Leandros, Roman von Panagiotis Sutsos. — Knechtschaft und Größe im Militärleben. (Forts.) Schwere Bedingung. (Polnisch.) — Erfahrung. (Polnisch.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 6–7 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 294.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 October 1838.

Bedenken über die Rechtspflege in Frankreich.

Seit einiger Zeit mehren sich in Frankreich die Fälle, wo Gerichte und namentlich die Jury Urtheile fällen, die vielleicht vor schwachen Köpfen und sogenannten guten Herzen, aber nie vor dem Richterstuhl der Vernunft und der gesunden Staatsweisheit Gnade finden können. In einer Stadt, in einer Festung sogar, bricht ein militärischer Aufstand aus, welcher mißlingt und die Anführer in die Hände der Gerechtigkeit und des Richters liefert; die Geschwornen sprechen, daß kein Aufstand statt gefunden habe. Ein junger Wüstling ermordet seine Geliebte und macht hierauf schwache, sehr schwache Versuche, sich selbst zu ermorden, die Geschwornen sprachen ihn nicht schuldig. Ein junges Mädchen wird auf eine schändliche Weise verführt, faßt aber dann durch eine seltsame Regung des weiblichen Herzens eine heftige Neigung zu dem Manne, der sie entehrte, und verfolgt mit eifersüchtigen Blicken nicht dessen Gattin, die er erst nach jener Schandthat geheurathet, sondern die stets sich erneuernden Gegenstände seiner Ausschweifung, und als er einmal des Nachts von einer Orgie zurückgekehrt, lauert sie ihm auf und erschießt ihn; sie stürzt sich hierauf ins Wasser, wird aber heraus gezogen, vor Gericht gestellt, und trotz eines keinem Zweifel Raum gebenden Indicienbeweises von den Geschwornen nicht schuldig befunden. So handelten die Geschwornen, und von ähnlichen Ansichten gehen allmählich auch die Militärgerichte aus. Ein Hauptmann, Capitän-Trésorier des Regiments, hat ein Deficit in seiner Rechnung, verfälscht, um sich der Entdeckung zu entziehen, Papiere, kann aber endlich sich nicht mehr halten, entflieht, wird aber entdeckt, vor Gericht gestellt und trotz seines eigenen Geständnisses nicht schuldig befunden.

Wir fragen, über was haben Gerichte, vor allem Geschwornengerichte, zu entscheiden? nach dem bekannten Rechtsgrundsatz: de jure respondent judices, de facto jurati, über die Thatsache. Erst wenn die Thatsache außer Zweifel gestellt ist, spricht der Richter, und wendet das Gesetz auf den gegebenen Fall an, er hat dabei die Macht, je nach den Umständen, ein Minimum oder ein Maximum der Strafe auszusprechen, und selbst wenn er das Minimum ausgesprochen hat, steht es ihm noch frei, wenn einer jener unglücklichen Fälle eintritt, wo der harte Buchstabe des Gesetzes mit dem Gefühle der Billigkeit in der menschlichen Brust in allzu schreienden Widerspruch tritt, sich an das Oberhaupt des Staats zu wenden, daß dieses die Gnade walten lasse, wo das Recht zu hart ist. Das sind Grundsätze, die jeden Staat von der absolutesten Monarchie bis zur freiesten Republik leiten müssen, und es ist ein Verkennen alles gesunden Sinns, wenn eine Anzahl Menschen, in welcher Stellung sie sich auch befinden mögen, etwas für ungeschehen erklären darf, was klar ist, wie der Tag. Wir sprechen hier nicht von verdienter oder unverdienter Strafe: namentlich die zwei letzten Fälle, die wir oben anführten, enthalten in ihren Details Manches, was zum innigsten Mitleid stimmt, und das Dazwischentreten der Gnade in hohem Grade wünschenswerth macht, aber ist es die Sache der Geschwornen, ist es die Sache eines Militärgerichts, diese Gnade zu üben? heißt es nicht die natürliche Ordnung der Dinge umstoßen, wenn eine zusammengewürfelte Anzahl Menschen Angesichts der ganzen Welt erklären darf, eine geschehene Thatsache habe nicht statt gefunden. Ist es wirklich, wie man behaupten will, ein Privilegium des Geschworneninstituts, daß die Geschwornen nach der subjectiven Schuldhaftigkeit des Angeklagten urtheilen dürfen, statt nach ihrer subjectiven Ueberzeugung hinsichtlich des Thatbestands? Das hieße eine gefährliche Waffe in die Hände von Menschen legen, die durch Erziehung und Gewohnheiten selten im Stande sind, sie zu schwingen. Wenn der Beifall, den namentlich die letztern Lossprechungen fanden — denn die Straßburger Affaire kann als ein bloßer, obwohl ein höchst tadelnswerther Ausbruch des Parteigeistes kaum hieher gerechnet werden — wirklich so allgemein ist, als die Zeitungen berichteten, so kann man nur das Sinken alles öffentlichen Rechtsgefühls in Frankreich beklagen, und Schlimmes in einem Lande erwarten, wo die Laune oder eine zufällige Rührung des Richters nicht mehr über Recht und Unrecht, sondern nur noch über Strafe und Nichtstrafe des Angeklagten entscheidet.

Digitized by Google

Bilder aus Neuseeland.

1. Entdeckungsreisen.

(Schluß.)

Von Vancouvers Besuch an bis auf den heutigen Tag wurde ein ununterbrochener Verkehr mit Neuseeland unterhalten, indem einige tausend Schiffe jeder Größe von allen Theilen der Küste vom Nordcap bis zur südlichen Landspitze landeten. Flachs (phormium tenax), war der hauptsächlichste, ja fast einzige Tauschartikel zwischen den Europäern und den Eingebornen. Dieser Artikel war eine Zeit hindurch so sehr begehrt, daß eine bedeutende Anzahl Schiffe von Port Jackson sich damit beschäftigte. Der Dädalus, welcher Vancouvers Expedition als Vorrathsschiff begleitet hatte, landete, nach Ermordung seines unglücklichen Befehlshabers auf den Sandwichsinseln, auch in Neuseeland, und wurde benützt, um freie Ansiedler von Port Jackson auf die Norfolk-Insel überzuführen. Es sollte auch einige Eingeborne aus Neuseeland mit hinübernehmen, um die Bereitung des Flachses zu zeigen, da eine dem neuseeländischen Flachse ähnliche Pflanze auf jener schönen Insel wächst. Der Plan schlug fehl, weil die Bereitung des Flachses den Weibern und Sklaven, so wie den Leuten niedern Standes zufällt, die zwei Männer aber, welche das Schiff begleiteten, achtungswerthe Häuptlinge des Napui-Stammes, Namens Tamawe und Tui, waren, deren Kenntnisse im Holzschnitzen, Pflanzen und der militärischen Taktik ihres Landes bestanden. Sie machten sich indeß dadurch nützlich, daß sie für den Colonialgouverneur eine Karte in großem Maaßstab entwarfen, wie denn überhaupt Neuseeländer höhern Standes, theils aus eigenen Reisen, theils aus Schilderungen ihrer Freunde meist recht gute Auskunft über ihre Insel zu geben wissen.

Viele Wallfischfahrer landeten an verschiedenen Theilen der Küste, aber die Insel-Bai ward wegen ihrer Lage und ihres vortrefflichen Hafens gewöhnlich vorgezogen; durch den fortdauernden Verkehr mit Europäern wurden die Sitten der Eingebornen gemildert, um so mehr, da diese durch die Rache, welche die Franzosen für die verrätherische Ermordung Marions und seiner Leute nahmen, zur Erkenntniß gekommen sind, daß ihre überlegene Zahl sie nicht gegen Züchtigung schützen kann.

Während der ersten zwanzig Jahre des 19ten Jahrhunderts wurden die südlichen Gegenden des Landes in allen Richtungen von Robbenjägern durchzogen, welche jedes Jahr Tausende dieser Thiere erlegten, und ihre Felle auf den Markt von China brachten. Eines dieser Schiffe, der Pegasus, machte im Jahre 1826 die Entdeckung, daß das Südende des Landes durch eine gefährliche Meerenge von dem District Te Wai Poenamu getrennt sey; die neuentdeckte Insel erhielt nach ihrem Entdecker den Namen Stewarts-Insel. Die kühnen Abenteurer verfolgten ihre gefahrvolle Laufbahn nicht ohne Belästigung von Seite der Eingebornen: oft wurden die Robbenfänger fortgeschleppt. Im J. 1831 verließ ein Schiff, der General Gates genannt, Boston, und im August des folgenden Jahres wurden sechs Leute von der Mannschaft am Südwestcap des Districts Te Wai Poenamu zum Robbenfang ans Land gesetzt. Nach sechs Wochen hatten die Leute nicht weniger als 5563 Felle gesammelt, welche eingesalzen und zur Einschiffung zubereitet wurden. Einsmals wurden sie plötzlich um 11 Uhr Nachts von einer Horde Wilder überfallen, ihre Hütte mit allen Vorräthen zerstört und verbrannt, und sie selbst gefangen fortgeschleppt, 150 Meilen weit nach der Fernrohr-Bai (looking glass-bay), so genannt von einer merkwürdigen Oeffnung im Felsen. Alles, was sie zur Nahrung erhielten, waren geröstete Fische. Nachdem sie einen Tag hier geblieben, mußten sie wieder weiter marschiren in nördlicher Richtung, bis sie zu einer großen sandigen Bai kamen. Hier nahmen die Eingebornen den Einen, banden ihn an einen Baum fest, und schlugen ihm mit einer Keule die Hirnschale ein. Der Kopf des Unglücklichen wurde abgeschnitten und begraben, der übrige Theil des Körpers gekocht und verzehrt. Von dieser widerlichen Speise wurde auch den Gefangenen angeboten, die seit einiger Zeit schon ohne Nahrung waren, und darum gleichfalls davon aßen. Die fünf überlebenden wurden an Bäume befestigt, von den Eingebornen streng bewacht, und jeden Tag einer derselben von den Cannibalen getödtet und verzehrt. Noch zwei waren übrig, als in einer Nacht ein furchtbarer Gewittersturm losbrach, und die Eingebornen hinwegschreckte, wo dann die beiden Amerikaner Mittel fanden, die Flachsstricke, mit denen sie gebunden waren, loszumachen. Mit Tagesanbruch zogen sie ein kleines Boot, das sie in der Nähe fanden, ins Wasser, und stießen hinaus in die See, wenn gleich ohne alle Vorräthe, da sie den Tod auf dem Meere jedenfalls dem furchtbaren Schicksal ihrer Cameraden vorzogen. Sie waren kaum einige Schritte weit gekommen, als eine Anzahl Eingeborner sie erblickte und ihnen ins Wasser nachsprang, um sich ihre Beute nicht entgehen zu lassen. Aber Verzweiflung stärkte die Kräfte der Entfliehenden, sie fuhren hinaus aufs offene Meer, und nach drei schrecklichen Tagen wurden sie von einem Robbenfänger aufgenommen.

Im J. 1823 kam ein junger Engländer, Namens James Caddel, nach Sidney, nachdem er fast 20 Jahre unter den Eingebornen auf der Südwestküste von Neuseeland zugebracht. Er hatte um das Jahr 1806 Port Jackson als ein Bursche von 13 Jahren auf einem Robbenfänger verlassen, und wurde mit mehrern Robbenjägern ans Land gesetzt. Alle seine Gefährten wurden alsbald ermordet und verzehrt, und Caddel hätte das gleiche Schicksal gehabt, wäre er nicht zu einem Häuptling, Namens Tako, hingerannt, der gerade zu jener Zeit tabu, d. h. heilig war, und hätte sein Kleid angefaßt; so wurde er für den Augenblick gerettet, und sein Leben auch später geschont. Er blieb mehrere Jahre bei diesen Leuten, heurathete dann die Tochter des ersten Häuptlings, wurde selbst zu dieser Würde erhoben und im Gesicht tättowirt. Er besuchte später Sidney, begleitet von seiner Frau, und kehrte dann mit erneutem Vergnügen zu seinem Leben unter den Wilden zurück. Er hatte die englische Sprache fast vergessen, und die Eingebornen oft auf ihren Kriegszügen begleitet.

Das nächste Entdeckungsschiff, welches die Küste von Neuseeland besuchte, war im J. 1824 die französische Corvette, la Coquille, commandirt von Capitän Duperrey. Ihm folgte im

Digitized by Google

Anfang des Jahrs 1827 Capitän Dumont d'Urville in der Astrolabe. Dieser erblickte zuerst das Cap Foulwind auf der Westseite der südlichen Insel unter 41° 46′ s. B. Etwas südlich von diesem Cap, unter 42° 2′ bemerkte er eine ungeheure Thalschlucht, aus welcher ein Bergstrom hervorkam, dessen reißende Strömung das Wasser auf mehrere Meilen umher trübte; das Schiff war von Baumstämmen und verfaulten Vegetabilien umgeben. Nicht ohne Zagen hob man das Senkblei, doch verschwand die Furcht bald, als man volle 50 Faden Tiefe fand. Er fuhr sodann nordwärts, und untersuchte namentlich die Cooksstraße, deren durch ihn gewonnene nähere Kenntniß den Seefahrern von großem Nutzen seyn wird. Auch die Expedition der Favorite unter Capitän Laplace landete im Jahre 1831 in Neuseeland, wo aber zum großen Verdruß des Capitäns boshafterweise das Gerücht verbreitet wurde, Laplace beabsichtige im Namen Frankreichs Besitz von Neuseeland zu nehmen, ein Gerücht, das unter den Leuten aller Nationen, die sich in der Insel-Bai befanden, wo auch Laplace Anker warf, eine unangenehme Stimmung erregte. Im gegenwärtigen Augenblick (1838) ist eine neue französische Expedition mit Aufnahme der Küste von Neuseeland beschäftigt, und ausgezeichnete Naturforscher begleiten auch dießmal, wie gewöhnlich, die französischen Entdeckungsschiffe.

Eine andere Expedition in einem ungewöhnlich großen Maaßstab ist gleichfalls in diesem Jahre von der Regierung der Vereinigten Staaten abgeschickt worden, und besteht aus dem Macedonian, einer Fregatte von 44 Kanonen, einem großen Schiff, einer Brick und einem kleinen Schooner, mit einer Dampfmaschine von acht Pferdekraft, welche in den Kutter der Fregatte eingepaßt werden kann, um die verschiedenen Flüsse zu befahren, deren gewaltige Strömung oder hohe Vorlande oft im nöthigsten Augenblick widrige Winde verursachen, oder um über Sandbarren wegzukommen, deren Seichtigkeit keine größern Schiffe zuläßt. Außer der Untersuchung einzelner bisher minder bekannten Striche ist auch die Fortsetzung der Entdeckungen nach dem Südpol beabsichtigt. Das Commando über diese Expedition führt der Commodore Catesby-ap-Jones. Mehrere Männer von bekannter Wissenschaftlichkeit, Professoren in verschiedenen Zweigen der Physik und der Naturwissenschaften begleiten diese Expedition, welche keineswegs in einem kümmerlichen Krämergeiste, sondern mit ausgezeichneter Munificenz ausgerüstet ist, denn schon bis zum vorigen December betrugen die Kosten nahe an siebenmalhunderttausend Dollars.

Die civilisirte Welt verdankt die geographische Kenntniß der Südsee nicht bloß den zahlreichen englischen Seefahrern, sondern Franzosen und Russen haben kaum minder dazu beigetragen, und wohl bekannt sind die Namen Bougainville, Peyrouse, d'Entrecasteaux, Baudin, Freycinet, Duperrey, d'Urville und La Place, und unter den Russen Krusenstern im Jahre 1804 und 1805; Kotzebue im Jahre 1806; Billingshausen im Jahre 1818 und 1822; Lütke von 1826 bis 1828 u. s. w.

Merkwürdiges Niedersteigen eines Aeronauten.

Ein pennsylvanisches Blatt, der Argus, enthält Details über ein Auf- und Niedersteigen in einem zugleich als Fallschirm eingerichteten Ballon am 11 August d. J. Der Aëronaut, Hr. Wise, erzählt die Sache auf folgende Weise: „Als ich eine Höhe von 15,000 Fuß erreicht hatte, wurde der Ballon furchtbar ausgedehnt, was ein leises Zischen in der kleinen Röhre am Boden desselben verursachte, durch welche der Klappenstrick geht; dieß warnte mich, daß der Ballon springen müsse, wenn ich nicht die Sicherheitsklappe öffnete. In diesem kritischen Augenblick fühlte ich mich heftig aufgeregt, als ich über die Seite meines Schiffchens hinaus und die heftigen Blitze zwischen den Wolken hin und her fahren sah. Ein Gewitter zog von Südwest gegen Nordost, und mein Schiff segelte von Nordwest gegen Südost. Ich sah auf meine Uhr und fand 20 Minuten nach 2 Uhr, und in dem Augenblick, wo ich sie wieder in die Tasche steckte, explodirte der Ballon. Obwohl ich auf meinen Apparat Vertrauen setzte, so war es doch ein ängstlicher Augenblick, denn in Zeit von zehn Secunden strömte das Gas aus dem Ballon mit einem Geräusche, das der Annäherung eines Orkanes glich. Als der Fall begann, pfiff der Wind durch das Netzwerk, wie ein heftiger Nordweststurm durch das Takelwerk eines Schiffs. Ich warf die Augen auf den Ballon und fand meine Hoffnungen verwirklicht: er nahm die Form einer concaven Halbkugel an, die rasch ohne Schwanken herunterfiel, bis ich die untere Luftschicht erreichte, wo ein scharfer Wind aus Süden blies. Als die Schwankungen des Fallschirmes begannen und der Wind mich nordwärts trieb, erfolgte etwa alle zehn Secunden eine Schwankung, wodurch das Herabfallen sehr unangenehm wurde, indem jede Bewegung die Empfindung weckte, die man bei einem Fall im Traume hat. Der Wind von Süden trieb mich etwa eine Stunde weit, ehe ich die Erde erreichte, und machte meine Ankunft auf dem Boden viel härter, als sie bei ruhiger Luft gewesen wäre. Als ich mich der Erde näherte, warf ich allen meinen Ballast aus, was meine Aufmerksamkeit von der Hauptsache ablenkte, und da das Schiffchen schräg aufstieß, so schleuderte es mich etwa zehn Fuß weit, und der Fall verletzte mir leicht die Schulter. Ich sprang indeß rasch auf die Füße, um es fallen zu sehen, es war aber bereits neben mir niedergestürzt."

Der Räuber Grozea.

(Fortsetzung.)

In den ersten Tagen des März 1838 kam Grozea zu seiner Mutter, die er seit zehn Jahren, nämlich seit seiner ersten Verurtheilung, nicht mehr gesehen hatte, und sagte zu ihr mit finsterem Aussehen und sie fest ansehend: „Mutter, erkennst du dein Kind, Nikolas Sin Petro, deinen einzigen Sohn." Und als diese arme Alte ihn mit ihren Armen umfangen wollte, trat er zurück, zeigte ihr seinen Dolch, an welchem noch frisches Blut klebte, und rief: „Mutter, nahe dich nicht, verfluche mich, ich habe meinen Sohn, meinen einzigen Sohn getödtet: gehe hin, laß seine Leiche begraben, in der Bärenhöhle liegt sie." Hierauf entfernte er sich schnell aus dem Hause. — Die alte Mutter, voll Schrecken, eilt zu dem Perkalado (dem Polizeibeamten) des Landes, und erzählt ihm, was vorgefallen. Sogleich begeben sich mehrere Leute zu der sogenannten Bärenhöhle, und nachdem man alle die abergläubischen Vorsichtsmaaßregeln, die bei solchen rohen

Digitized by Google

Völkern gebräuchlich sind, um sich gegen den Teufel zu schützen, der dem Volksglauben nach diese Höhle bewohnt, getroffen hatte, trat man in dieselbe ein. Als man weiter kam, vernahm man einen Seufzer und Schluchzen; man schaffte einen großen Stein, der am Eingange der Höhle lag, auf die Seite, und sah beim Schein der Fackeln eine junge Frau, die neben einem sterbenden jungen Mann kniete. Es war dieß Maria Radschi, die Frau Grozea's, und Johann Sin Petro, sein Sohn. Der Verwundete wurde in die Stadt gebracht und der Sorge eines Arztes übergeben. Seine Wunde war bedeutend, aber nicht tödtlich: das Eisen war theilweise durch den Leib gedrungen, aber ohne das Herz oder die Lungen zu verletzen.

Der Beamte fing an die Maria Radschi zu verhören. Diese gestand, daß während sie in dem Harem des Aga Soliman Kara war, sie sich in den Johann Sin Petro, einen Soldaten der albanesischen Garde, verliebt habe; ihr Gebieter Soliman habe diese Neigung bemerkt und dem Johann eine Bastonnade geben lassen; um diese schlechte Behandlung seines Sohnes zu rächen, habe Grozea das Haus des Aga niedergebrannt. Nachdem sie in die Hände Grozea's gefallen, habe sie nicht gewagt, diesem ihre Liebe zu seinem Sohn zu gestehen. Gewohnt, wie alle türkischen Weiber, als Sklavinnen zu gehorchen, heurathete sie den Grozea. Immer aber liebte sie Johann Sin Petro noch und wurde wieder geliebt, allein sie versicherte, seit sie die Frau des Grozea sey, jede Verbindung mit ihm aufgegeben zu haben. Grozea jedoch bemerkte dieses Gefühl; er wurde düster und schweigend. Eines Tages saßen Maria und Johann bei einander; unbemerkt sprachen sie von der Vergangenheit, von der Zeit, wo sie sich verstohlenerweise sahen und die Wachsamkeit des Aga täuschten, als plötzlich Grozea in voller Wuth eintrat; sein Sohn steht auf: allein Grozea, ohne ein Wort zu sprechen, zieht seinen Dolch und stößt ihn ihm in die Brust. Johann stürzt zusammen und Grozea entflieht.

Seit diesem Vorfall waren kaum zwei Tage verflossen, als sich Grozea bei dem Obristen Salamon, dem Militärcommandanten der kleinen Walachei, stellte. Bei seinem Eintritt wirft er seine Waffen auf die Erde und spricht: „Salamon, du bist der Tapferste unter den Walachen, dir übergebe ich mich; ich bin Grozea." Der Obrist betrachtet ihn scharf, Grozea begann wieder mit Nachdruck: „Du erkennst mich nicht mehr." Einst kämpfte ich an deiner Seite für die walachische Freiheit unter den Befehlen Thodor Vladimiresko's; heute bin ich Räuber, Mörder und habe meinen Sohn getödtet: Nehme mich fest und übergebe mich der menschlichen Gerechtigkeit; Gott wird die seinige ausüben."

Hierauf wurde Grozea in die Gefängnisse von Kraiova und von da nach Bucharest gebracht.

Nikolas Sin Petro Grozea ist demnach angeklagt: des Mordversuches an dem russischen Unterofficier Mastennikoff, des Entspringens aus den Minen, der in der kleinen Walachei begangenen Räubereien und Diebstähle (neue Aufzählung der begangenen Diebstähle), des Ueberfalls mit Mord, Diebstahl, Brand und Raub in dem Hause des Aga Soliman Kara, zu Karaman auf dem Gebiet unseres souveränen Herrn des Sultans der Türkei, und des Mordversuches an seinem eigenen Sohn.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Nordische Biene enthält unter der Aufschrift: Vergnügungsorte und Spaziergänge in Petersburg, Folgendes: Theater gibt es bei uns fünf: das große, in welchem Opern und Ballete gegeben werden; das alexandrische, auf welchem eine russische Truppe spielt; das michaelowische, auf welchem Franzosen und Deutsche spielen; das von Kamennoi-Ostrow, auf welchem im Sommer verschiedenartige Pieçen gegeben werden, und das simonow'sche, auf welchem man gar nichts gibt. Privattheater gibt es keine. Unter den Clubs nehmen den ersten Rang ein die Adelsgesellschaft und der englische Club; von den übrigen sieben Clubs nennen wir den Bürgerclub, wo man speisen, Zeitungen lesen, Karten und Billiard spielen kann; den Tanzclub, wo man dasselbe findet, und außerdem noch Bälle und Maskeraden; den wassiljew'schen, wo man regelmäßige Abendunterhaltungen gibt, und endlich den amerikanischen, welcher schlechter ist als alle übrigen. — Oeffentliche und Privatgärten gibt es 1106, außerdem gibt es für die Liebhaber kühler Spaziergänge 9 Inseln und 11 Boulevards. Für die Pferdeliebhaber gibt es ein Winterrennen auf der Newa, und ein Sommerrennen auf dem Pferdemarkt. Alles zusammen genug, um sich zu vergnügen, wenn nur auch ein Vergnügen dabei wäre.

•

In der Nähe von St. Béat (Departement Haute Garonne) starb kürzlich eine Frau, Marie Prion, 158 Jahre alt; sie war im Jahre 1680 geboren. Beim Tod ihrer Eltern erbte sie eine Hütte und einige kleine Stücke Landes, die sie im Alter von 66 Jahren gegen eine Leibrente verkaufte: die Käufer und deren Erben bezahlten also die Leibrente, welche 162 Livres betrug, seit 92 Jahren. In den letzten zehn Jahren ihres Lebens nährte sie sich nur von Käse und Ziegenmilch, und bei ihrem Tode wog ihre Leiche nur 42 Pfund. Fleisch, Haut und Muskeln bildeten fast nur noch ein auf die Knochen gelederes Pergament. Merkwürdiger Weise hat die Frau ihre geistigen Fähigkeiten bis auf den letzten Augenblick erhalten. (Temps vom 11 Octbr.)

•

Eine Lieue von Bourg St. Andéol (Departement Ardeche) hat man Grotten von ungeheurer Ausdehnung und großer Schönheit aufgefunden. Sie liegen in der Gemeinde St. Marcel am Ufer der Ardeche. Eine detaillirte Beschreibung wäre unmöglich: man braucht 6 bis 7 Stunden, um sie mit Fackeln zu durchgehen; es finden sich darin unermeßliche Galerien und Säle von 2 bis 500 Metres Länge. (Temps vom 11 October.)

•

Die Katastercommission in Stockholm hat einen fünfjährigen Bericht über die Fortschritte der Bevölkerung Schwedens bekannt gemacht, welche unter der jetzigen Regierung um ein Fünftel stieg, und (trotz des Einbruchs der Cholera im Jahre 1852) von 1850 bis 1855 um ein Neunzehntel. Die Zahl dieses letztern Jahres war 5,025,110 Seelen. (Französische Blätter.)

•

Im Jahre 1857 wurden unter der römisch-katholischen Bevölkerung Rußlands 26.532 Paare getraut; geboren wurden 50,282 Knaben und 55.785 Mädchen. Es starben dagegen 35,843 Personen männlichen und 33.978 weiblichen Geschlechts. Die Zunahme ist dennoch sehr bedeutend. (Nordische Biene Nr. 211.)

•

Im verflossenen Jahr erschienen im Königreich Polen 118 Bücher, darunter 2 russische, 2 französische, 3 deutsche, 4 lateinische, 32 hebräische und 75 polnische. Die in russischer und französischer Sprache herausgegebenen Bücher sind Grammatiken und Chrestomathien. (ibid.)

•

Nach den Rollen der siebenten Revision betrug die Bevölkerung Esthlands 227,280 Seelen beiderlei Geschlechts. Nach den Rollen der achten Revision (1857) ergaben sich 282.252 Menschen, die Bevölkerung hat sich also um 54.972 Seelen vermehrt. Die Zahl derer, die keine Abgabe zahlen, ist 6380, derer, welche zahlen, 275,852. Personen männlichen Geschlechts zählt man 135,279, weiblichen 146,953. (ibid.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 295.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 October 1838.

Bilder aus Neuseeland.

2. Das Land und seine Erzeugnisse.

Das Klima des Landes ist gleichmäßig und gesund; im Winter fällt der Thermometer selten unter 45° F. (5⅞° R.) und steigt im höchsten Sommer selten über 75° F. (23½° R.) Dieses angenehme Wetter trägt ungemein viel zu der unglaublichen Kraft der Vegetation bei, die großentheils aus Immergrünen besteht, die im Winter die grüne Sommerkleidung beibehalten, so daß das herbstliche Blätterwerk erst durch die kräftige Erneuerung der Vegetation im Frühjahr abgestoßen wird. Die eigenthümliche Lage der Inseln von Norden nach Süden gibt fast jedem Landstrich eine andere Temperatur, und die geringe Breite des Landes im Vergleich zu seiner Länge, so wie die fast ununterbrochene Bergkette, die durch beide Inseln fortläuft, ziehen aus dem benachbarten Meere die Nebel und Ausdünstungen an, die dann in Regenschauern niederfallen und dem benachbarten Lande die fortdauernde Feuchtigkeit geben, welche der Vegetation ein fast beispielloses Wachsthum verleiht und die Flüsse und Bäche in jedem Thale vollfließend erhält.

Mehrere frühere Seefahrer haben ihr Erstaunen über die Milde des neuseeländischen Winters ausgedrückt. Als Cook nach dem Königin-Charlotte-Sund im District Kai Kohuda zurückkehrte, war er erstaunt, einen Garten, den er gepflanzt hatte, blühend zu finden, obwohl eine Menge einheimisches Unkraut, die Frucht seiner Arbeit zu ersticken drohte; er drückte deßhalb seine Ueberzeugung aus, daß bei mäßiger Aufmerksamkeit jede europäische Pflanze in ganz vorzüglichem Grade gedeihen würde, und seine Erwartungen haben sich seit dieser Zeit bestätigt. Wollte man auf den englischen Inseln Gartenfrüchte in gleicher Weise während des Winters der freien Luft aussetzen, so wären sie bald verloren. Diese milde und gesunde Temperatur gestattet dem Landbauer, von manchen Hülsenfrüchten so viele Ernten zu ziehen, als ihm gut dünkt. Der Regen fällt das Jahr hindurch in mäßigen, erfrischenden Schauern, namentlich auf der nördlichen Insel, auf der südlichen herrscht im Winter das regnichte Wetter vor. Cook, welcher 46 Tage in der Ducky-Bai sich aufhielt, hatte nur 7 Tage lang schönes Wetter, im Allgemeinen aber ist das Klima für Engländer sehr angenehm, und sie akklimatisiren sich bald, da es dem ihrigen so ziemlich entspricht.

Frühling, Sommer und Herbst sind ausnehmend angenehm, ganz im Widerspruch mit der unmäßigen Hitze in Neusüdwales, und dem raschen Uebergang zu bitterer Kälte gegen die Nacht hin. In diesen Jahrszeiten fallen schwere Regen, aber selten über zwei Tage lang. Im Winter bringen die Ost- und Südostwinde fast immer Regen, die Westwinde herrschen jedoch vor; sie beginnen um 10 Uhr Vormittags, steigen fast bis zum Sturm, legen sich aber gegen Sonnenuntergang völlig. Die ganze ihrer Wuth ausgesetzte Küstenkette wird ein langer Wall (a lee wall), die Brandung bricht über die Barren an den Flußmündungen, verursacht einen hohen Wellenschlag, und macht die Annäherung unmöglich. Wenn daher ein Schiff in einen der westlichen Flüsse eingelaufen ist, so können einige Wochen vergehen, ehe eine günstige Gelegenheit kommt, diese Häfen wieder zu verlassen. Die westlichen Stürme sind von schweren Windstößen begleitet, die es einem Schiff in der Nähe des Landes fast unmöglich machen, seewärts liegen zu bleiben. Das Meer steigt im Verhältniß zu dem Winde, und doch sind diese heftigen Stürme von schönem Wetter von obenherab begleitet. In der Cooks Straße sind heftige Stürme nicht selten. Die benachbarten Berge von Kai Kohuda sind mit Dünsten überladen, und steigern nicht nur die wüthende Gewalt der Windstöße, sondern ändern auch deren Richtung dergestalt, daß nicht zwei von derselben Seite herkommen, und je näher man dem Ufer ist, desto mehr fühlt man ihre Wirkungen.

Nicht Ein Seefahrer hat diese Ufer besucht, ohne die überwältigende Kraft dieser Stürme zu erfahren, welche oft binnen wenigen Minuten mit gleicher Heftigkeit aus den verschiedensten Gegenden blasen. Auf der kurzen Fahrt von der Insel-Bai nach der Hawke's-Bai oder Mairoa im J. 1836 erfuhr ich von verschiedenen Seiten des Compasses her fünf schwere Stürme, von denen jeder uns mit dem Untergange bedrohte. Ein Sturm blies mit seiner ganzen Stärke zehn Stunden lang aus Nordwesten, worauf er plötzlich aufhörte; eine gänzliche Windstille erfolgte, und unsere Segel wurden von den berghohen Wellen

Digitized by Google

mit denen wir zu kämpfen hatten, an die Masten geschlagen. Nach zwanzig Minuten wurden wir von unserm Laufe abgetrieben durch einen eben so heftigen Sturm aus Südosten, der eben so plötzlich sich erhob, als sein Vorgänger aufgehört hatte. Vom März bis September (also im Winter) blasen die Winde fast ohne Unterlaß aus Süden und Südwesten. Nordwinde sind am seltensten, und nicht oft erfährt man während des Sommers mehr als vier Stürme aus dieser Weltgegend.

Unter den hervorragenden Charakterzügen des Landes sind namentlich die herrlichen Wälder zu erwähnen, welche die Bewunderung jedes Reisenden bilden, der an majestätischen und malerischen Naturschauspielen Geschmack findet. Oft findet man Bäume von staunenswerthem Umfang an ihrem Fuße, und namentlich zeichnen sich die Fichtenstämme durch ihre thurmartige Höhe aus, ohne daß vorstehende Zweige die Gleichförmigkeit des Stammes unterbrächen. Palmen finden sich in großer Mannichfaltigkeit und sind sehr zahlreich, und Paulinien (Paulinia cucuru) wachsen zu einer ungeheuren Länge, und machen die dichten Wälder fast undurchdringlich.

Die einheimischen Früchte sind nicht zahlreich und der Aufmerksamkeit des Europäers kaum würdig. Karaka ist der allgemeine Name für Frucht; die hauptsächlichste ist die Karaka maroi, oder die einheimische Frucht, welche in Büscheln, in der Größe und Form einer spanischen Olive wächst, und meist ein glänzendes Gelb hat. Der Same und die Fruchthülle nehmen zwei Drittheile der Frucht ein; der Geschmack ist schwach, doch angenehm. Der Same soll in seinem rohen Zustande giftig seyn, wird aber von den Eingebornen, wenn er nach ihrer Weise gekocht ist, sehr gerne gegessen; er schmeckt in diesem Zustande nur nach Oel und heißt Kopi. Das Holz der Karaka ist sehr schön, der Stamm wird 40 Fuß hoch, und die Blätter sind sehr gelbgrün. Vegetabilische Gifte gibt es auf der Insel nicht, sonst wäre dieselbe schon längst ausgestorben. Die Tawara ist eine parasitische Frucht, die auf den Zweigen mehrerer Bäume wächst, und zwar auf den absterbenden Zweigen. Diese Frucht, die nie von Menschen gepflanzt worden ist, läßt sich nur schwer beschreiben, da sie mit keiner europäischen oder tropischen Frucht Aehnlichkeit hat; sie ist so weiß und ungefähr von derselben Form, wie der Kopf eines Blumenkohls, 8 Zoll lang, ausnehmend schmal und von fahnenartigen Blättern umgeben; sie ist süß, jedoch etwas säuerlich, wenn sie vollkommen reif ist, sonst aber ausnehmend bitter.

Die Taro (Arum esculentum) ist ein wohlbekanntes Wurzelgewächs, das in mehrern Orten, namentlich im Süden gepflanzt wird und sehr mehlreich ist. Die Taro-Oia oder Soldaten-Taro hat eine bläuliche Färbung innerhalb einer dünnen, dintenschwarzen Haut, sie braucht sechs Monate Wachsthum, um zur völligen Reife zu gelangen. Eine andere Art erfordert noch längere Zeit: sie hat ein merkwürdiges lotusartiges Blatt und gedeiht am besten auf einem sumpfigen Boden oder in der lockern schwarzen Modererde an den Ufern der Flüsse; bekanntlich ist sie sehr nahrhaft.

Mehrere wilde Beeren werden nur noch von den ältern Eingebornen besonders geschätzt. Eine Art Brustbeere ist im ganzen Lande heimisch, wird namentlich in nördlichen Lagen groß und süß, und ist von den Eingebornen, welche den Saft mit den Fingern ausdrücken, sehr geschätzt.

Die Kumera oder einheimische süße Kartoffel gilt als die werthvollste Nahrung des Neuseeländers, und ist die einzige eßbare Frucht, welche seit undenklichen Zeiten im Lande heimisch ist. Es gibt davon mehrere Varietäten, die wahrscheinlich eine Folge der Verschiedenheit des Klima's, des Bodens u. s. w. sind. Abergläubische Sagen knüpfen sich an diese Frucht, welche mit Ehrfucht betrachtet wird; die Ernte derselben ist von einem Feste begleitet, und beim Pflanzen der Kumera wird nicht nur das Land, sondern auch der, welcher den Samen ausstreut, Tabu. Die eigentliche Kartoffel wurde von Cook nach Neuseeland gebracht und verbesserte sich in der Zwischenzeit zwischen dem ersten und zweiten Besuche jenes Seefahrers ungemein, obwohl man weiter keine Sorgfalt darauf verwandte und die Pflanzung mit Unkraut angefüllt war. Dennoch ist gegenwärtig die Kartoffel dieses Landes weniger geschätzt, als die von Vandiemensland, nicht als ob Boden und Klima dieser Insel dem Anbau derselben angemessener wäre, sondern weil die Neuseeländer, um bald Geld zu bekommen, sie unreif ausgraben. Der Fehler liegt auch an den Handelsleuten, welche die Wallfischfänger versorgen wollen und unaufhörlich hieher kommen, um dieses wohlthätige antiscorbutische Nahrungsmittel aufzukaufen. Außerdem werden fast alle europäischen Wurzelgewächse, so wie auch die Kürbisarten mit großem Vortheil und Erfolg gebaut, eben so Mais, der zu einer großen Höhe wächst. Gegenwärtig werden auch Weinreben gepflanzt, Stachelbeeren und Himbeeren wuchern auf dem Boden fort, wo man sie pflanzt; Oliven, Granatäpfel, Feigen, Quitten, Nectarinen, Pfirsiche, Aepfel, Birnen gedeihen in Menge. Auf einem kleinen Landgute in der Insel-Bay (35° 16′ s. B.) wurden von einem der frühern Missionäre zwei Pfirsichbäume gepflanzt, wuchsen viele Jahre lang wild fort, und trugen doch im Jahre 1837 Tausende von Früchten von ausgezeichneter Größe und Wohlgeschmack. Das Zuckerrohr blüht in Hokianga (35° 20′), so wie mehrere der tropischen Gewächse. Blüthentragende Stauden, welche man in England wohl im Gewächshause schützen muß, leiden in Neuseeland durchaus nicht, wenn man sie das ganze Jahr hindurch der frischen Luft aussetzt. Die Bananen und die Mango blühen nicht, aber alle Gewächse der gemäßigten Zone treiben Früchte von einer Größe und einem Wohlgeschmack, daß sie denen keines Landes nachstehen. Man bedarf in diesem Lande nur des Gärtners und des Landmanns, um es zum Garten der Südsee umzuschaffen.

Die Rohi oder Farrn blühen in einer unendlichen Menge von Arten, und Botaniker haben schon mehr als 60 verschiedene Varietäten aufgezählt, sie wachsen bis zur Höhe von 12 Fuß, Ebenen und Abhänge sind oft durch ihre verschlungenen Fibern unzugänglich. Das Volk ißt die Wurzeln: man backt sie in einem Ofen oder in der Asche und schlägt sie dann mit einem hölzernen Schlägel oder Stein, bis sie kaumungefähig werden. Europäer finden sie anfangs ganz unschmackhaft, doch gewöhnt man sich allmählich auch daran.

Es finden sich ferner viele Stauden mit myrtenartigen

Digitized by Google

Blättern, und die Theepflanze, Kaikatoa, bedeckt die Ebenen und selbst die, jedem Sturm ausgesetzten, weit ins Meer hinein sich erstreckenden Vorlande. Der Boden in der Nähe der weit umher sich ausbreitenden Wurzeln der Bäume ist wie von einem Teppich schöner Moose und Flechten bedeckt, die zweimal im Jahre blühen. Schwämme von ungeheurer Größe und Härte bedecken die gefallenen Bäume. Die niedere Vegetation hat im Winter dasselbe grüne Ansehen, wie die Hochwälder.

Die Vögel von Neuseeland sind zahlreich, aber meist klein; wenige von ihnen haben so melodische Stimmen wie die Sänger in den europäischen Wäldern. Der Tui oder Spottvogel ist dem Fremden am meisten bekannt. Die Eingebornen verkaufen diese Vögel in geflochtenen Körben an die sie besuchenden Seefahrer. Ein ähnlicher Vogel, mit einer eben so silberartigen Stimme, findet sich im Süden: er ist etwa so groß wie ein Sperling, mit schönen blauen Federn bekleidet, außer am Halse, wo er einen silbergrauen Mantel mit zwei herabhängenden Büscheln trägt, und einigen weißen Federn am Flügelgelenk. Nicht minder angenehm als sein Gefieder ist seine süße melodische Stimme; er ist aber sehr unruhig und lebt nicht lange. Außer mehreren Arten von Papagaien und vielen Waldtauben, finden sich namentlich viele Sumpf-, Wasser- und Seevögel, unter welchen letztern der Albatroß sich durch seine Größe auszeichnet, denn man hat manche gefangen, die mit ausgespannten Flügeln 18 Fuß maßen. Viele der neuseeländischen Vögel verschwinden allmählich aus dem Lande, zum Theil in Folge ihrer schwachen Flugkraft, welche sie zur leichten Beute der Eingebornen macht. Doch wird ein künftiger Ornithologe in den verborgenen Bergschluchten und Wildnissen der südlichen Insel gewiß manche Vögel finden, die man sonst für verloren hielt, und ich glaube aus mannichfachen Gerüchten der Eingebornen abnehmen zu können, daß noch jetzt auf dieser Insel eine Art Strauß in Gegenden existirt, welche vielleicht noch nie von Menschen betreten wurden.

Vierfüßige Thiere, die dem Lande eigenthümlich wären, gibt es gar nicht. Der Hund ist seit zwei oder drei Jahrhunderten eingeführt, nach der Sage durch eine Anzahl Götter, die an diesen Ufern landeten. Vielleicht waren es Spanier, denn der frühere Name des Hundes in diesem Lande ist Pero, welches Wort mit geringer Veränderung im spanischen Hund bedeutet. Dieses Thier, dessen Treue und Wachsamkeit sich auch hier nicht verläugnet, ist indeß tief gesunken, wahrscheinlich in Folge der fortdauernden schlechten Behandlung und Nahrung; dennoch werden sie von den gefräßigen Eingebornen geschlachtet und verzehrt, auch ihre Felle zu Kleidungen benützt.

(Schluß folgt.)

Ueber einige Krankheiten in Mexico.

(Aus einer Schilderung im Journal du Commerce vom 8 October)

Bekannt ist die Eintheilung des mexicanischen Landes in den kalten, gemäßigten und heißen Strich. In dem letztern herrschen Krankheiten eigenthümlicher Art. Auf dem Ostufer, namentlich in Veracruz, herrscht bekanntlich jedes Jahr das gelbe Fieber (vomito prieto) von Anfang Aprils bis zum Wiedereintritt der Nordwinde gegen Ende Octobers. Auf der Westküste nimmt diese Geißel den Charakter von Wechselfiebern an, welche bei den Landeseingebornen Calenturas genannt werden. Sie sind im Allgemeinen eben so verderblich als das gelbe Fieber, und vielleicht noch viel schlimmer, denn das gelbe Fieber trifft und tödtet, aber die andere Krankheit macht das Leben langsam erlöschen, und führt das Opfer erst nach einer langen und schmerzlichen Agonie ins Grab. In den Niederungen des Südens herrscht der Pinto, eine Hautkrankheit, woraus sich die Mexicaner nicht sonderlich viel zu machen scheinen; sie greift das Gesicht an, und die, welche damit behaftet sind, hauchen einen unerträglichen Gestank aus. Bis jetzt hat man noch nicht versucht, die wahre Natur dieser häßlichen Ausschläge zu entdecken.

Der Räuber Grozea.

(Schluß.)

Während der Vorlesung dieser Anklageacte behielt Grozea seine ruhige und stolze Haltung bei. Ein Blitzstrahl aber glänzte aus seinen Augen in dem Augenblick, wo der Greffier die Worte las, mit welchen Grozea den Obrist Salomon erinnert, daß er, Grozea, für die Freiheit gekämpft habe.

Der Präsident verhört den Angeschuldigten.

Der Präsident: Euer Alter und euren Namen?

Grozea: Nikolas Sin Petro, zwei und fünfzig Jahre alt.

Der Präsident: Euer Stand?

Grozea: Ein freier Soldat, der keinem andern Herrn dient, als dem Vaterland oder seinem Willen; der einst gekämpft hat, und der noch kämpfen würde, wenn er es für die walachische Freiheit könnte.

Der Präsident: Wo ist euer Wohnort?

Grozea: Ueberall, wo noch ein Fuß breit walachischen Bodens ist.

Der Präsident: Ihr seyd des Mordversuchs an dem russischen Unterofficier Mastennikoff angeklagt?

Grozea: Nein, ich habe ihn nicht ermorden wollen; hätte ich seinen Tod gewollt, so ist es ja für einen Sperber nicht schwer, einen Sperling zu vernichten; ich wollte den Moscowiten bloß das walachische Salz kosten lassen, und es diesen Heuschrecken für immer entleiden, sich in unserem Land einzunisten.

Der Präsident: Ihr habt jedoch diesen Versuch in der verbrecherischen Absicht, aus den Minen zu entwischen, gemacht?

Grozea: Ein Thor wäre der Vogel, der, wenn er aus seinem Käfige davon fliegen kann, dieß nicht thäte.

Der Präsident: Was habt Ihr nach eurer Entweichung angefangen?

Grozea: Stolz durchzog ich das Land der Walachei, während Ihr vor den Russen Krautfüße machtet. Ihr ließt Euch von ihnen plündern, ich habe sie geplündert, so hat jeder seine Rolle.

Der Präsident: Ihr habt den Juden Abraham angefallen?

Grozea: Ja, das war ein Ungläubiger, ein Sprosse des verruchten Geschlechts der Mörder unseres Herrn Jesu Christi. Im ersten Augenblick wollte ich ihn in die andere Welt befördern, allein ich besann mich, daß der Teufel das, was ihm angehört, doch holt, und in seine Geschäfte wollte ich mich nicht mischen.

Der Präsident: Und die andern Ueberfälle, gesteht Ihr dieselben ein?

Digitized by Google

Grozea: Gewiß, ich will nicht absprechen, daß die Sonne die Erde beleuchtet, und daß ich mich mit dem geraubten Gelde bereicherte. Euer Schreiber hat wahr gesprochen, so bestimmt als es wahr ist, daß ich gegenwärtig mit Euch spreche.

Der Präsident: Wo sind Eure Mitschuldigen?

Grozea: Auf der Erde, in der Hölle, vielleicht auch im Himmel, wenn sie vor ihrem Tode noch Pfaffen geworden sind.

Der Präsident: Gebt zu Eurem eigenen Nutzen der Gerechtigkeit die Namen derselben an.

Grozea: Das ist unmöglich, ich bin Räuber, aber ich will kein Verräther seyn.

Der Präsident: Aus welchem Beweggrunde überfielet Ihr das Haus des Aga Soliman Kara?

Grozea: Er hatte mein Kind mißhandelt, das Blut meines Blutes, das Fleisch meines Fleisches.

Der Präsident: Warum habt Ihr die junge Maria Radschi gezwungen, Euch zu heurathen?

Grozea: O nein, das that ich nicht; ich sprach zu ihr: willst du mein seyn? und sie warf sich in meine Arme. Ich stellte mich vor den Priester, in der einen Hand Gold, in der andern meinen Dolch, und sagte ihm: „Wähle zwischen dem Gold und dem Eisen; willst du unsere Ehe einsegnen?" Er segnete uns ein, und ich gab ihm das Gold.

Der Präsident: Warum habt Ihr nach dem Leben Eures Sohnes getrachtet?

Grozea: Ja, das ist ein Verbrechen, ein wahres Verbrechen; ich wußte nichts von ihrer frühern Liebe, hätten es mir die Kinder vor meiner Heurath gestanden, so ständen wir nicht hier vor Euch ... Gott hat es anders gewollt; ich glaubte ein Verbrechen zu bestrafen, und beging eines. Aber sprechet mir davon nichts ... bestraft mich ... aber sprechet mir davon nichts ...

Der Präsident, sich an die Mutter wendend: Was habt Ihr zu sagen, Frau Sin Petro?

Die Mutter: Nichts, als Euch zu bitten, mir meinen Sohn wiederzugeben; es war stets ein so guter Sohn, ein so tapferer Walache. Gebt ihn mir zurück, Gott wird Euch dafür segnen.

Der Präsident: Frau Maria Radschi, habt Ihr den Grozea aus Zwang geheurathet?

Maria Radschi: Nein, ich heurathete ihn, ohne zu wissen, was ich that; ich glaubte, da er mein Herr sey, müsse ich ihm gehorchen. Ich liebte Grozea wie meinen Vater, ich war ihm treu; es ist sein Kind, das ich in meinen Armen habe; ich liebe Johann, aber ich werde Nikolas stets treu bleiben.

Johann Sin Petro wirft sich in die Arme seines Vaters und weint. „Mein Vater, verzeihe mir, wenn ich es wagte, Marien zu lieben; ich werde sie fliehen und du wirst glücklich seyn." Grozea lächelte traurig und sprach zu seinem Sohn: „Liebe sie."

Der Präsident: Johann Sin Petro, wie kam es, daß Ihr von Eurem Vater verwundet wurdet?

Johann Sin Petro: Mein Vater hat mir nichts gethan; ich selbst fiel auf das Eisen, ohne es zu sehen.

Der Staatsprocurator verlangt die Verurtheilung des Angeklagten. Während seiner Rede weinten die junge Frau und der Sohn des Grozea heiße Thränen; die alte Mutter scheint von dem, was vorgeht, nichts zu fassen; der Angeklagte hat seine Ruhe und seinen ganzen Stolz wieder erlangt.

Der junge Makaholo, der Advocat Grozea's, erinnert an den ehrenvollen Theil des Lebens von Grozea, während welchem er für die Freiheit der Walachei kämpfte; Kirdschali, Farnaki und andere berühmte Capitäns im Jahre 1821, während des Kriegs gegen die Türken, waren auch Räuber gewesen; es war dieß in jener Epoche, wo die Civilisation noch nicht bis in jenes Land vorgerückt war, ein Stand, zu dem man sich offen bekannte. Man muß dem Grozea den fatalen Einfluß, welchen jene Beispiele auf ihn ausübten, zu Gute halten. Der von Grozea an seiner zweiten Frau begangene Mord ist durch die gerichtliche Untersuchung vom Jahre 1828 gerechtfertigt, welche herausstellte, daß er sie in dem Augenblick tödtete, wo er sie im Ehebruche mit einem russischen Officier, seinem Gast, antraf. Am Schluß endlich ruft der Advocat die Milde der Richter zu Gunsten eines Mannes auf, der zwar schuldig ist, aber seltene Eigenschaften besitzt, und seinem Vaterlande schon Dienste erwiesen hat.

Der Präsident fragt, ob Grozea noch etwas beizufügen habe.

Grozea: Ich danke meinem Vertheidiger, daß er mich von der Schuld an dem Tode meiner zweiten Frau freigesprochen hat.

Der Greffier schellt, Alles entfernt sich. Nach einer zweistündigen Berathung wird die Thüre geöffnet, und der Greffier liest den Urtheilsspruch vor, welcher den Nikolas Sin Petro in allen Punkten der Anklage für schuldig erklärt, ihn aber, in Rücksicht auf die bei der Sache obwaltenden Umstände, zu lebenslänglicher Arbeit in den Minen verurtheilt.

Der Verurtheilte hört den Spruch ohne sich zu rühren an, und fragte hierauf seinen Vertheidiger, ob seine Verurtheilung die Auflösung seiner Ehe nach sich ziehe; als dieß verneint wurde, sagte er: „Wohlan, so werde ich sie lösen! ich will sie glücklich wissen, so lange sie jung sind." Der Verurtheilte umarmt beim Herausgehen seine Mutter, die ihm ihren Segen gibt; auch seine Frau und seine Kinder umarmt er.

Diese Verurtheilung machte einen tiefen Eindruck auf das Volk, das, geblendet durch seine Vorurtheile und die glänzenden Eigenschaften dieses Mannes, nicht umhin kann, an seinem Schicksale lebhaftes Interesse zu nehmen.

Nachdem Grozea in sein Gefängniß zurückgekehrt war, traf man die bei Verurtheilten gewöhnlichen Vorsichtsmaaßregeln, um das Entwischen derselben zu verhindern. „Glaubt Ihr, sagte er, ich wollte entfliehen? Nein, nein, fürchtet nichts, ich verspreche Euch, hier nicht herauszugehen." Einige Augenblicke darauf benutzte er die Abwesenheit seines Wächters, schlug seinen Kopf mit der größten Gewalt gegen die Gitter des kleinen Fensters seiner Kenche und sprengte sich die Hirnschale. Er wurde in einem Zustande, der wenig Hoffnung ließ, in das Krankenhaus gebracht.

Vermischte Nachrichten.

In Prag erscheinen 9, in Preßburg 10 periodische Schriften in böhmischer Sprache, alle mit verschiedenen Zwecken, jedoch mit dem einen gemeinsamen, eine nationale Bildung und Liebe zur böhmischen Sprache zu verbreiten. (Nordische Biene Nr. 210.)

Der Litterary Gazette vom 6 October zufolge hat man kürzlich zu Edinburg neue Versuche zur Verzehrung (consumption) des Rauchs angestellt, und zwar mit vollständigerem Erfolge als bisher.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 296.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

23 October 1838.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Etwas über die Numiden.

Man fängt mehr und mehr an, ſich mit den Berbern und ihren Vorfahren, den von den Römern und Griechen ſogenannten Numiden zu beſchäftigen, ſammelt Vocabularien, wie das Journal of the royal Asiatic Society Nr. 5 und das Journal Asiatique Fevr. 1836; die Franzoſen führen in den ihnen unterworfenen Ländereien die Stämme topographiſch auf, ſo daß man die Araber von den Berbern oder Schelluhs oder Amazirghen — man weiß eigentlich noch nicht recht, was ihr eigentlicher Name iſt, denn vermuthlich haben ſie keinen gemeinſamen — unterſcheiden lernt. Alles dieß ſind Anfänge zu einer Kenntniß dieſes Urvolks, das wir ſo nennen müſſen, weil es bereits in einer über alle unſere Geſchichte hinaus liegenden Zeit in jenen Ländern ſich niederließ, trotz aller fremden Eroberungen ſich behauptete, und nur zu einem geringen Theil ſich mit den Arabern verſchmolz. Ueber den Grad dieſer Verſchmelzung, über den Einfluß der berberiſchen Sprache auf die arabiſche, wodurch der ſogenannte mauriſch-arabiſche Dialekt entſtand, muß man noch mit allen Vermuthungen zurückhalten; ſo viel ſcheint indeß aus den oben angeführten Vocabularien doch ſchon hervorzugehen, daß die Dialekte ſämmtlicher Berbern- oder Amazirghenſtämme von der großen Syrte an bis ans atlantiſche Meer auf einen gemeinſammen Stamm hinweiſen.*) Unbegreiflich iſt, wie der gelehrte Geſenius die Anſicht aufſtellen konnte, die Numiden hätten puniſch geſprochen, und zwar darum, weil einige ihrer Könige puniſche Inſchriften ſetzten, und vielleicht ähnliche ſich in dem Lande der Numidier finden. Bekanntlich iſt der Name Numidien griechiſchen Urſprungs; die Griechen in Unteritalien und Sicilien, welche mit den Handelsſtädten Afrika's in vielfachem Verkehr ſtanden, nannten das mit ihren Heerden umherziehende Landvolk im Gegenſatz gegen die anſäßigen Städter Nomaden, und dieß Wort, das in Italien und Sicilien durch manchen ungriechiſchen und barbariſchen Mund gehen mochte, nahm bei den Römern die Form „Numidä" an. Quatremere macht über dieſen Namen, ſo wie über die Anſicht von Geſenius einige Bemerkungen im Journal des Savans (ſ. Juliusheft von d. J.) und bemerkt unter Anderm, es ſey doch ſeltſam, daß die Araber ſodann dieſelben Völker abermals in ihrer Sprache Nomaden, nämlich Schowiah genannt hätten, und führt zu dem Ende mehrere Stellen aus arabiſchen Schriftſtellern an. Dieſe Gelehrſamkeit däucht uns ziemlich überflüſſig, denn es iſt viel wahrſcheinlicher, daß jene arabiſchen Schriftſteller mit der ſehr gewöhnlichen *) Bezeichnung Schowiah mehr arabiſche als berberiſche Stämme bezeichneten, denn ſeit der arabiſchen Eroberung des Landes ſind die Berbern bei weitem weniger nomadiſch geworden, indem die nomadiſchen Araber ſie mehr in die Berge drängten, wo ſie zwar noch vielfach von Viehzucht leben, doch auch immer mehr den Acker bauen. Aber Quatremere hat gewiß Recht, wenn er gegen Geſenius behauptet, daß die Numiden nicht puniſch, ſondern ihre eigene Sprache geſprochen hätten, führt jedoch einen faſt entſcheidenden Umſtand nicht an, nämlich daß man die Carthager populus bilinguis — gewiß nicht bloß in der Bedeutung zweizüngig, trügeriſch, ſondern zwei Sprachen redend — nannte; ſie ſprachen nämlich puniſch und berberiſch; denn wer Landhandel trieb, wer mit dem Kriegsweſen zu thun hatte, mußte, da die Soldaten großentheils aus den benachbarten Stämmen, alſo aus Berbern genommen waren, auch ihre Sprache verſtehen. Wenn Geſenius die Namen Maſſiniſſa, Guluſſa, Hiempſal, Jugurtha, Maſſiva u. ſ. w. auf das Phöniciſche zurückführen will, ſo möchte der gelehrte Kenner der ſemitiſchen Sprachen doch wohl mehr unternommen haben, als er

*) Ueber die Verbindung dieſer Berberſtämme mit den öſtlichern, mit den Oaſenbewohnern und den Barabras in Nubien wiſſen wir noch gar nichts, ja man will jetzt behaupten, die Sprache der Barabras in Nubien ſey von der berberiſchen in Nordafrika gänzlich und grundverſchieden. Ueber die Stämme der Sahara, ſo weit ſie noch zur weißen Race und doch nicht zu den Arabern gehören, wiſſen wir ohnehin nichts, und werden auch ſo leicht darüber keinen Aufſchluß erhalten, da die Sprache des Handels, der Fürſten und der Vornehmen überhaupt die Sprache des Korans, das Arabiſche iſt.

*) Man unterſcheidet damit namentlich auch die wandernden Hirtenſtämme Aegyptens von den Städtebewohnern und den das Land bauenden Fellahs; der ſcharfe Unterſchied zwiſchen beiden iſt in Arabien und Aegypten uralt.

Digitized by Google

auszuführen im Stande ist, und die Bemerkung Quatremère's, daß die in numidischen Namen häufig vorkommende Sylbe mas, wie in Massinissa, Massiva und Massugrada, und in die Volksnamen Massylier und Massäsylier, das berberische Wort mes Sohn sey, wonach es den Benu und Weled der Araber entspräche, ist wohl gar nicht unwahrscheinlich.

Es scheint dieß der erste schwache Versuch, die berberischen Stämme Nordafrika's sprachwissenschaftlich an die alten Numiden und Getuler anzuknüpfen, und wir wollen solchen Versuchen guten Fortgang wünschen.

Bilder aus Neuseeland.

2. Das Land und seine Erzeugnisse.

(Schluß.)

Die Ratte wurde, wie in Amerika, durch die europäischen Schiffe eingeführt, und dient eben so wie ihre Feindin, die Katze, welche erst seit 25 Jahren dahin gebracht wurde, als Nahrungsmittel; kein Europäer wird eine große Katze lange behalten, sie wird ihm sicherlich von den Eingebornen gestohlen. Die Schweine haben sich acclimatisirt, und gedeihen wie allenthalben vortrefflich. Minder gut ergeht es den Schafen, denn sie werden fast überall von den einheimischen Hunden zerrissen. Einer der Missionäre hat es dahin gebracht, eine kleine Anzahl aufzuziehen: die Wolle war schön, aber diese Thiere taugen für das Land nur zur Nahrung, denn jeder Versuch, es der Schafzucht in Neuholland, dessen trockenes Klima ihrer Vermehrung günstig ist, gleich zu thun, muß nothwendig mißlingen. Rindvieh gedeiht gut, ebenso Pferde, Maulthiere und Esel. Der Pony von Timor und das kräftige batavische Pferd werden in Neuseeland besonders beliebt werden, da sie sich für dessen bergige Beschaffenheit am meisten eignen.

Während so die vierfüßigen Thiere fortdauernd zunehmen, nehmen die Amphibien in noch viel stärkerem Verhältniß ab. Vor 15 Jahren noch fanden sich die Robben in solcher Menge in den südlichen Theilen des Landes, daß manche Schiffsmannschaft 100,000 Felle in einem Jahre zusammenbrachte. Jetzt sind so wenige zu bekommen, daß ein einziges Schiff, das man auf den Fang ausschicken wollte, schlechte Geschäfte machen würde. Die ganze Westküste der südlichen Insel, so wie die kleinern Eilande und Felsengruppen weiter gegen Süden waren von den mannichfachen Pholengeschlechtern besucht, und diese wurden jährlich in Masse gemordet.

Das Land ist glücklicherweise frei von Schlangen und schädlichen Thieren; nur einige harmlose Eidechsen besuchen die sonnigen Flecke in den Wäldern; sie sind selten über vier Zoll lang und mannichfach gekleidet: die meisten haben schuppenartige krummlinige Streifen von grünlichem Golde, oder braune Schuppen schützen das die Kälte scheuende Thier; viele von denen, deren äußere Haut nicht schuppig ist, können ihre Farbe ändern, wie das Chamäleon. Die Rieseneidechse oder der Guana findet sich hauptsächlich auf der südlichen Insel. Die Eingebornen erzählen gräuliche Geschichten von diesem Reptil, wahrscheinlich aber ist es durchaus harmlos. In Neusüd-Wales hat man Guanas von 10 Fuß Länge und entsprechender Dicke gefunden, sie sind jedoch ganz unschädlich. Im Jahre 1775 zeigte ein Eingeborner dem Capitän Cook eine Zeichnung von einem Guana und einer Schlange, welche im Lande hausen sollten. Von dem ersten erzählte man, es verschlinge Menschen, die letztere war vermuthlich der Konger-Aal, der zu einer bedeutenden Größe heranwächst, und auf diesen Inseln in Menge sich findet.

Die Bergkette, welche beide Inseln fast ununterbrochen durchzieht, enthält außer einer grosen Menge Eisenerz und Erdpech gewiß auch eine Menge Mineralien, welche einen künftigen Forscher reichlich belohnen werden. Muscheln, namentlich mit doppelten Schalen, findet man in dem obern Boden der höchsten Berge, von denen einige die majestätische Höhe von 14,000 Fuß über dem Meere erreichen und sich um so großartiger darstellen, da sie von niedrigen, bis zu ihren Gipfeln mit den schönsten Waldbäumen bekleideten Bergen umgeben sind.

Spuren des vulcanischen Ursprungs des Landes sieht man allenthalben. Vorwärts der sogenannten Bai des Ueberflusses (Bay of Plenty 37° 50′) liegt die sogenannte weiße Insel (Wakari), welche fortwährend im Brande ist; bei Nacht sieht man die Flammen aus dem mitten im Berge liegenden Krater aufsteigen, und lange nachdem der Seefahrer die Insel aus dem Gesichte verloren hat, zeigt ihm noch der aufsteigende Rauch deren Lage. Wakari hat dritthalb Stunden in Umfang, ist hoch, reichlich bedeckt mit ewigem Grün, und hat, abgesehen von dem unaufhörlichen Feuer und Rauch, von der See aus betrachtet gar nicht das aschenfarbige Ansehen eines Vulcans. Die Eingebornen haben mir jedoch die Ausbrüche und Wirkungen des vulcanischen Brandes auf dieser Insel oft geschildert, da sie die Folgen der dem festen Lande von der Insel aus mitgetheilten Erdstöße wohl fühlten. Das Ufer besteht aus kleinen, flachen Steinen, ist ziemlich steil und ganz lebendig von zahllosen Haufen von Fischen, die in unbeschreiblicher Mannichfaltigkeit sich dort aufhalten und die Bewohner des festen Landes zum Fange herüberlocken.

Alle Inseln in dieser tiefen Bai haben unzweifelhafte Spuren von neuerem Brande: siedende Quellen, Schwefel und Obsidian finden sich auf allen. Der Schwefel hat meist weit weniger Unrath, als ähnliche vulcanische Stoffe Europa's und eine glänzend gelbe Farbe. Auf dem festen Lande, das diese Bai einschließt, erhebt sich in geringer Entfernung landeinwärts eine Reihe hoher, weit ausgedehnter Ebenen mit Seen in der Mitte. Der größte derselben ist der Rota-Rua, dessen östliches Ufer mit zahlreichen kochenden Quellen und kleinen Schwefelseen besetzt ist, die in dickern Massen aufkochen, und mephitische Dämpfe ausstoßen; wirft man einen Stein oder sonst etwas Schweres in einen dieser Seen, so spritzt die dicke Masse zu einiger Höhe auf. Eine halbe Stunde weit besteht der Boden ganz aus diesen bituminösen Stoffen, ist feucht und stinkend; und hier, wie an vielen Orten in den umliegenden Ebenen, klingt der Boden hohl bei jedem Schritte. An der

Digitized by Google

Hauptquelle des Roto Rua, der eine Breite von mehr als sechs Stunden hat, steigt aus der Schwefelsäure eine dicke Dampfsäule hervor, die einen so überwältigenden Geruch ausstößt, daß man sich ihm unmöglich nähern kann. Die Eingebornen finden ein großes Gefallen an den heißen Quellen, deren Temperatur im Winter der Art ist, daß sie Stunden lang sich darin zusammenziehen, um sich in einer angenehmen Wärme zu halten. Sind die Quellen allzu heiß, so läßt man aus dem benachbarten See kaltes Wasser in die Bäder fließen. Die gewöhnliche Art, Speisen hier zu kochen, besteht darin, daß man in der Nähe einer kochenden Quelle ein Loch in den Boden gräbt, die Lebensmittel hineinlegt, und mit einigen Körben und dann mit Erde überdeckt: in einer halben Stunde sind die Nahrungsmittel gut gekocht, ohne irgend einem unangenehmen Beigeschmack. Die Wohnungen der Eingebornen sind für Europäer unerträglich heiß wegen der Wärme des Bodens auf dem sie stehen; die Ufer dieses Sees, so wie die von vier andern in der Nähe, sind im Vergleich mit der schwachen Bevölkerung des übrigen Landes wohl bevölkert, und diese Stämme können 3000 Krieger ins Feld stellen. An den warmen Bädern nehmen alle Alter und Geschlechter bunt durch einander Theil. Auch kalte Quellen kommen vor, unter andern eine, deren Wasser ganz eigenthümlich weich anzufühlen ist; auch reinigt es die schmutzigsten Kleider der Eingebornen weit besser als Seife oder irgend ein anderes Alkali. Der benachbarte See hat nicht die gleiche Eigenschaft, doch ist er auch kalt und ein ziemlich reißender Bach strömt in seiner Mitte. Ein anderer Bach in der Nähe besitzt gleichfalls an seinem Ufer eine außerordentlich kalte Quelle, deren Wasser, wenn es in Unruhe geräth, mit einer rothen Erde gefärbt ist; schöpft man das Wasser in diesem Zustande und läßt es abdampfen, so bleibt ein Präcipitat zurück, das von den Frauen sehr gesucht ist, um sich damit zu bemalen.

Wenige Orte im Lande zeigen in so hohem Grade die Wirkungen früherer vulcanischer Erschütterungen als der District von Horaké etwas nördlich von den ebengenannten Seen zwischen 36 und 37° südl. Br.; doch herrschen vulcanische Spuren auch weiter im Süden fort: der hohe Berg Tounariro unter 39° 10′ ist fortwährend im Brande, und der riesenhafte, mit ewigem Schnee bedeckte Roa Paka, der unter 39° 35′ sich in finsterer Majestät über einer langen Bergkette erhebt, war vermuthlich, der Haupapa oder Mount Egmont, in fast gleicher Breite aber am westlichen Ufer gelegen, war gewiß früher ein sehr thätiger Vulcan. Diese Höhen, die so mächtig über ihre Umgebungen hervorragen, bieten einen unerschöpflichen Stoff für abergläubische Sagen, die als Beweis für den dichterischen Sinn der Vorfahren dieses Volks dienen können.

Der hohle Grund in den vulcanischen Districten ist oft nur mit einer leichten Kruste von poröser Lava bedeckt, und erfordert große Vorsicht, da ein einziger falscher Schritt den unbedachtsamen Wanderer in einen tiefen Abgrund stürzen kann. Die Unterlagen der Berge bestehen in vielen Theilen des Landes aus Trappgestein, worüber eine harte Thonerde liegt, die zum Theil mit sandigem Mergel vermischt ist. Große Stücke Feuersteine finden sich beim Graben von Brunnen, oder wenn man nur wenige Fuß tief an einer Bergseite schürft. Kohlen gibt es gewiß in Menge im Lande, und bis jetzt hat man deren wenigstens am Themse-Fluß (von 37 — 38° südl. Breite) in ziemlicher Masse aufgefunden.

Ein für die Eingebornen sehr werthvoller Stein ist der Poënamu, eine Art Serpentin; er findet sich im Bette eines Flußsees, der eine entfernte Verbindung mit dem Meere hat. Dieser See ist bekannt unter dem Namen Te Wai Poënamu, oder das Wasser des Serpentinsteins; dieser findet sich in seiner natürlichen Lagerung an den Ufern, und hat ähnlich dem Feuersteine eine weißlichte Inkrustation an seinen äußern Kanten. Gleich nach dem Ausgraben ist derselbe weich, verhärtet aber an der Luft. Keine europäische Waffe ist den Eingebornen so lieb und werth geworden, als die Kriegswerkzeuge aus diesem Stein, welche als Vermächtnisse der Voreltern betrachtet werden: der Meri oder die heimische Waffe, die sie statt des Tomahawk im Kampfe brauchen, ist gewöhnlich aus Poënamu gemacht, und tausend ans Uebernatürliche gränzende Erzählungen knüpfen sich an diese tödtlichen Waffen, deren Anblick die Erwachsenen zur Tollkühnheit, die Jugend zu Thaten frühreifer Tapferkeit führt. Auch Manatunga oder „Vergißmeinnichts" werden aus diesem werthvollen Steine gemacht, als Schmuck um den Hals und in den Ohren getragen, und so hoch geschätzt, als Andenken der Voreltern, daß sie sich um keinen Preis derselben entäußern.

Wenige Länder besitzen eine größere Anzahl Höhlen als Neuseeland, dessen innere Theile durch vulcanische Ausbrüche zerrissen, und dessen Küsten durch das ewige Peitschen der Südsee tausendfach durchbohrt sind. Der Boden des Landes wechselt mit jeder Meile; die Berge bestehen aus hartem Thon, aber die Thäler sind meist ziemlich tief mit Dammerde angefüllt, welche der Regen an den umliegenden Bergen heruntergewaschen. Das Innere muß mit ungeheuren Salzlagern angefüllt seyn, denn alle größeren Flüsse führen Salzwasser, das ganze Land ist indeß köstlich bewässert mit kleinen Bächen, die von den Bergen herablommen, und durch den undulirenden Boden sich schlängeln.

Nachrichten über die Heilquellen Rußlands.

(Nach russischen Angaben mitgetheilt von Dieß.)

Das große Reich des Ostens, das innerhalb seiner Gränzen von der Natur so unnennbare Schätze empfangen, entbehrt auch nicht jener heilenden Kräfte, die die Erde aus ihrem Schooße hervorquellen läßt. Wenn bei den Russen nicht jene unbezwingliche Lust vorherrschte, das Ausland zu besuchen, dort das finden zu wollen, was die Heimath ihnen freigebig darbietet, so würden diese, dem Vaterland angehörigen Schätze mehrfältiger benutzt, in ihren Wirkungen sich bekannter und vielleicht kräftiger darstellen, wie ähnliche in der Ferne aufgesuchte. Rußland besitzt Mineralquellen von den mannichfaltigsten Zusammensetzungen, und sie mögen hier nach der Eintheilung aufgeführt werden, wie ein russisches Werk sie mittheilt und wie sie chemisch untersucht worden sind.

Digitized by Google

Die Heilquellen des ruſſiſchen Reichs zerfallen nämlich in:

1) Sauerbrunnen (aquae acidulae).

2) Salzbrunnen (aquae salinae), wovon hier jedoch diejenigen Waſſer, die nur das gewöhnliche Kochſalz enthalten, nämlich Salzſeen u. dgl., ausgenommen ſind.

3) Eiſenhaltige Quellen (aquae martiales), auch Stahlquellen genannt, wobei hier wieder nicht diejenigen erwähnt werden, welche ſchwefelſaures Eiſen — Vitriol — enthalten.

4) Schwefelquellen oder hepatiſche Waſſer (aquae sulphuratae).

Von den Sauerbrunnen ſind in Rußland vier bekannt, nämlich: 1) In der Nähe der Feſtung Kißlowodsk in der großen Kabardah, 10 Meilen von Georgiewsk und 5 Meilen von Konſtantinogorsk, liegt der „Kißlowodskiſche Sauerbrunnen" (ruſſiſch: Bogatirskaja Woda), der ſeit der Beſitznahme der Kabardah unter der Kaiſerin Katharina II bekannt wurde, als nämlich im Jahre 1774 die Ruſſen die Feſtung Mosdok erbauten. Man hat die Quelle zweimal, nämlich in den Jahren 1786 und 1802, unterſucht, und beſitzt von Güldenſtadt vom Jahre 1779 eine ausführliche Beſchreibung von derſelben. — 2) Am Fluſſe Pogromnaja, rechts von der Uda im nertſchinskiſchen Kreiſe des Gouvernements Irkutsk, befindet ſich der Pogromna'ſche Sauerbrunnen (ruſſiſch: Pänaja Kljutsch), den man auch die „berauſchende Quelle" nennt. Er wurde ums Jahr 1768 von den Burâten entdeckt, die ſich ſeines Waſſers in chroniſchen Leiden mit günſtigem Erfolge bedienen. Pallas und Georgi haben im Jahre 1772 die Quelle chemiſch unterſucht. — 3) Der Kutemarskiſche Sauerbrunnen am linken Ufer der mittlern Borſa, eine kleine Meile von den Hüttenwerken des im Gouvernement Irkutsk belegenen nertſchinskiſchen Erzgebirges, iſt ſeit dem Jahre 1771 bekannt geworden. — 4) Der ſeit 1755 bekannte Sauerbrunnen in der kleinen Kabardah, dicht neben welcher ſich eine Naphthaquelle befindet.

Die Salzbrunnen, die man in „Bitterſalzwaſſer" und „Glauberſalzwaſſer" eintheilt, ſind folgende. Zu den Bitterſalzwaſſern gehören nämlich: 1) Das Bitterwaſſer von Sarepta im zarizün'ſchen Kreiſe des Gouvernements Saratow. In einem Bezirke von ungefähr 29 Meilen befinden ſich, wie Bergmann angibt, 17 Quellen — nach andern Angaben 20 — von welchen die bedeutendſte zwiſchen Sarepta und Zarizün an dem hohen Ufer der Wolga, eine halbe Meile vom Fluſſe, wo die kuman'ſche Steppe beginnt, am Fuß eines Berges hervorbringt. Man ſchreibt die Entdeckung derſelben gewöhnlich dem Arzt der Herrnhuter Colonie zu Sarepta, Dr. Wier, im Jahre 1770 zu, doch war die Quelle ſchon früher den Kalmüken unter der Benennung des „heiligen Brunnens" bekannt. Seit dem Jahre 1778 hat man mit Erfolg dieſes Waſſer in Moskau benutzt. — 2) Auf dem Gut einer Frau Kowalewska im konſtantinograd'ſchen Kreis im Gouvernement Pultawa befinden ſich vier Quellen, wovon ſich zwei durch ihren bitterſalzigen Gehalt auszeichnen, und von dem nahen Fluſſe das „Orel'ſche Bitterwaſſer" genannt werden. Die Profeſſoren der Univerſität Charkow, Gieſe und Schumljanski, haben 1808 das Waſſer chemiſch unterſucht. — 3) In demſelben Kreiſe gleichen Gouvernements liegt in der Nähe des dem Geheimenrathe Kotſchubei gehörigen Gutes: Dubowie Gröni, das „Dubogriadskiſche Bitterwaſſer," welches in vier Quellen zu Tage kommt, und von den beiden genannten Profeſſoren im Jahre 1807 unterſucht wurde. — 4) Das Pattenhof'ſche Bitterwaſſer im pernau'ſchen Kreiſe in Livland, dicht an der Landſtraße zwiſchen Pernau und Lemſal, nur wenige Schritte von dem zu dem Gute Pattenhof gehörigen Wirthshauſe, quillt in einer niedrigen Stelle hervor. —

Zu den Glauberſalzwaſſern gehören: 1) Das Orel'ſche und 2) das Dubogriadskiſche Glauberſalzwaſſer, von denen ſchon oben bei den Bitterſalzquellen die Rede war. Dann 3) das Bulkow'ſche Glauberſalzwaſſer im isjumskiſchen Kreiſe der ſlobodiſchen Ukraine, auf dem Landſitze des Hrn. v. Deniſſenkow am Donez, eine halbe Meile von dem Gute Bulkowa, wurde 1808 entdeckt, und 1809 von den beiden erwähnten Profeſſoren aus Charkow unterſucht.

Wir laſſen jetzt die eiſenhaltigen Quellen, und zwar nach den Gouvernements, folgen, wo ſie zu Tage kommen. Nämlich I. im Gouvernement Tambow: 1) Die eiſenhaltige Quelle zu Lipezk, deren Hauptbrunnen ſich im untern Theile dieſer Stadt am rechten Ufer des Lipowka-Fluſſes befindet. An beiden Flußufern liegen im Ganzen dreizehn Quellen, die bei ihrer Entdeckung durch einen eigenen Ukas Peter des Großen bekannt gemacht, dann aber wieder vergeſſen wurden. Wander machte im Jahre 1809 aufs neue auf dieſes Waſſer aufmerkſam, das ſeitdem mehreremale chemiſch unterſucht wurde.

II. Im Gouvernement Moskau: 1) Auf den Gütern des Geheimenraths Naſchtſchokin, Semenowskaja, Woroninsk und Jaſikowsk im ſerpuchow'ſchen Kreiſe, 11½ Meile von Moskau, befindet ſich in vier Quellen das von Reuß unterſuchte ſogenannte „Semenowskiſche Waſſer." — 2) Der Kotſchenow'ſche Brunnen im Dorfe Kotſchenowa im dmitrow'ſchen Kreiſe, am Fluſſe Wolgusha, ſieben Meilen von Moskau, iſt ſchon ſeit langer Zeit bekannt. Der letzte Beſitzer des Dorfes, General Apraxin, hat die Quelle einfaſſen laſſen. — 3) Fünf Meilen von Moskau, auf dem dem Hrn. v. Demidof gehörigen Gute Petrowski, quillt eine ſehr ſtarke kalte Quelle, unter dem Namen „Demidofs-Quelle," hervor. — 4) Die Wereja-Quelle bei der Kreisſtadt Wereja, vierzehn Meilen von Moskau.

III. Im Gouvernement Twer: 1) Die eiſenhaltigen Waſſer bei der Stadt Twer, die dicht an der bei Twer in die Wolga fallenden Tmaka aus mehrern Quellen hervorſprudeln, von welchen beſonders zwei alle Aufmerkſamkeit verdienen. Die ſogenannte „alte Quelle" befindet ſich am Ausfluſſe der Tmaka, an deren weſtlichem Ufer unfern der Brücke, und wurde 1811 entdeckt; die andere Quelle liegt ungefähr 300 Schritte davon am öſtlichen Ufer des Fluſſes. — 2) In der Nähe des Dorfes Wuiſſok im kaſchinskiſchen Kreiſe, ſiebzehn Meilen von Twer, das längſt bekannte, ſonſt der „heilige Brunnen" genannte „Wuiſſoko'ſche Waſſer," das 1808, 1809 und 1811 unterſucht wurde. — 3) Das Koſchin'ſche Waſſer auf dem rechten Ufer der Maſljatka, die bei der Kreisſtadt Koſchin in den gleichnamigen Fluß fällt. Es beſteht aus drei nur wenige Fuß von einander befindlichen Quellen, und aus noch zwei andern, die in der Nähe des Klabukowskiſchen Kloſters liegen. Obgleich dieſe Quellen längſt bekannt ſind, hat doch erſt 1808 der Magiſtrat der Stadt Koſchin dieſelben einfaſſen laſſen. — 4) Das Nowoßelja'ſche Eiſenwaſſer, eine Meile von der Stadt Kortſchewa und eine Viertelmeile von dem dem General Jakowlew gehörigen Dorfe Nowoßelja an der Wolga belegen. — 5) und 6) Der Kortſchewskiſche und der Andrejapol'ſche Brunnen, die ihre Namen von den gleichnamigen nahen Dörfern führen. — Um die Unterſuchung ſämmtlicher im twer'ſchen Gouvernement befindlichen Mineralwaſſer hat ſich der Profeſſor Reuß ſehr verdient gemacht.

(Schluß folgt)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 297.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 October 1838.

Dampfschifffahrtsverbindung mit Indien.

(Aus Tails Magazine. Septemberheft.)

Seit den letzten fünfzehn Jahren haben die englischen Bewohner Indiens die größten Anstrengungen gemacht, um eine Dampfschifffahrtsverbindung mit England zu begründen; die dortigen Gouverneure haben diese Bemühungen unterstützt, und in den letzten fünf oder sechs Jahren hat die Sache selbst in England solche Fortschritte gemacht, daß sie auch von der Regierung und den Directoren der ostindischen Compagnie in Erwägung gezogen oder vielmehr ihnen aufgedrungen worden ist. In der Kindheit der Dampfschifffahrt war es ein kühner und vielleicht voreiliger Plan, Dampfschiffe um die halbe Welt schicken zu wollen, als die Ausführbarkeit der Dampfschifffahrt, in Amerika sowohl als in Europa, nur erst für Küstenfahrten oder kurze Ausflüge von ein paar Tagen gehörig erwiesen war. Bis vor kurzer Zeit bestand noch keine regelmäßige Dampfschifffahrtsverbindung über das atlantische Meer, trotz des unermeßlichen Handels mit Amerika, trotz der Geschicklichkeit und des Unternehmungsgeistes auf beiden Seiten, und der zahlreichen Verbesserungen in der Dampfschifffahrt seit der Zeit, wo man zuerst auf den Gedanken fiel, Dampfschiffe nach den entlegenen Ufern Indiens zu senden. Ursprünglich hatte man die ganz falsche Idee, daß ein einziges Dampfschiff im Stande sey, die ganze Reise nach Indien zu machen, ohne andern Verzug als drei- oder viermal in Zwischenhäfen zu landen, und Kohlen einzunehmen; mit diesen unbedeutenden Verzögerungen, glaubte man, würde das Schiff direct nach Indien gelangen mit der gewöhnlichen Schnelligkeit, womit man in Europa kurze Fahrten macht. Unter solchen Voraussetzungen bildeten die Engländer in Indien eine Gesellschaft, um eine Dampfschifffahrtsverbindung herzustellen. Unbekannt mit allen Schwierigkeiten der Unternehmung, hielten sie sich bloß an den unermeßlichen Vortheil, Briefe und Passagiere in der kurzen Zeit von zwei Monaten von Indien nach England oder umgekehrt zu senden, statt in fünf oder sechs Monaten durch Segelschiffe. Dieses war der große Zweck, welcher der äußersten Anstrengung wohl würdig war; aber andere Zwecke von kaum geringerer Wichtigkeit kommen noch hinzu. Die Monsoons oder periodischen Winde, welche in den indischen Meeren Monate lang aus Einer Richtung blasen, hindern die Schifffahrt ungemein, und oft können Segelschiffe gegen diese Winde nicht nach ihrem Bestimmungsorte gelangen, oder sie müssen einen sehr großen Umweg nehmen; der Zeitverlust und folglich auch die Kosten sind in beiden Fällen groß. Auch die Schifffahrt auf den großen Flüssen ist durch die Heftigkeit der Strömung gehindert, so daß man gewöhnlich die Schiffe hinaufziehen läßt, wobei man aber nur 4 bis 5 Stunden des Tags vorwärts kommt; in manchen Jahreszeiten ist aber selbst da, wo die Fluth eindringt, die Strömung so heftig, daß Schiffe mehrere Wochen brauchen, um von der Mündung des Hughly nach Calcutta zu gelangen, eine Strecke von etlichen 30 Stunden, und noch dazu wurden sie manchmal bei dem Versuche ans Ufer getrieben, und gingen zu Grunde. Auch in politischer Hinsicht wären die Vortheile ungemein groß. Man könnte Truppen in wenigen Tagen nach entfernten Punkten schicken, während sie jetzt zu Schiff oder zu Lande Wochen dazu brauchen, und sie würden im Augenblick ihrer Ankunft schlagfertig seyn, während sie jetzt durch lange Märsche ermüdet sind. In denjenigen Theilen der indischen Meere, welche durch Piraten unsicher gemacht sind, würden Dampfschiffe unendlich mehr Dienste leisten als Segelschiffe. Lord William Bentink hat die Ansicht ausgesprochen, daß, wenn zur Zeit des birmanischen Kriegs Dampfboote zur Hand gewesen wären, viele tausend Menschenleben und Millionen Geld dem Staate erhalten worden wären, und daß mit einem Dampfbootdienste ein Viertheil der jetzigen Truppenzahl Indiens wirksamer seyn würde, als die ganze Zahl ohne Dampfboote. Unter diesen Umständen würde sich die Einführung dieser letzteren in Indien noch vortheilhafter erweisen als in Europa, wo ähnliche Hindernisse der Communication nicht bestehen.

Als jedoch der Gegenstand zuerst in Indien in Anregung kam, wurden die politisch-commerciellen Vortheile der Dampfschifffahrt noch nicht so gut gewürdigt, wie jetzt, und der große Hauptzweck war fürs erste nur die Sendung von Briefen und Reisenden nach England; hiebei waren alle Classen der europäischen Bevölkerung gleichmäßig betheiligt. Eine Zeit lang war

Digitized by Google

die öffentliche Meinung hinsichtlich des beſten Wegs getheilt: der Weg über das rothe Meer und Aegypten war viel kürzer als der um das Cap der guten Hoffnung; aber man fürchtete, der Vicekönig oder die Peſt möchten Hinderniſſe und Verzögerungen verurſachen, eine waſſerloſe Wüſte von 30 bis 40 Stunden war zu durchziehen, und räuberiſche Araber, eben ſo räuberiſche Gouverneure und diebiſche Diener wären zu fürchten. Man glaubte, die Schifffahrt auf dem rothen Meere ſey für Dampfſchiffe gefährlich, wenn überhaupt ausführbar, Seeräuber machten es zuweilen unſicher, und keine Kohlen wären zu haben, außer wenn man ſie von Indien oder England aus mit ſchweren Koſten hinführte. Aus dieſen Gründen, deren Ungültigkeit erſt ſpätere Erfahrung bewies, zog man im Allgemeinen den längern Weg um das Cap der guten Hoffnung vor. Man erkannte jedoch, daß der Verſuch in England gemacht werden müſſe, nicht nur weil Dampfboote dort am beſten zu haben waren, ſondern auch wegen der überlegenen Kenntniß in der Dampfſchifffahrt und allem dem, was den Erfolg einer ſo großen Unternehmung ſichern konnte.

(Fortſetzung folgt.)

Etwas über die ſpaniſche Armee.

(Nach Tanéti's Briefen über die ſpaniſche Armee im Meſſager.)

Der blutige Krieg, der Spanien zerfleiſcht, und deſſen Ende man nicht abſieht, liefert neben manchen andern Lehren auch den traurigen Beweis, zu welchem Unglück eine Nation herabſinkt, wenn mit den andern Inſtitutionen auch die militäriſchen erſchlaffen. Nur ein Thor kann dem Spanier Tapferkeit abſprechen, die niedern Chargen und der Soldat haben ſogar im Laufe dieſes verderblichen Kriegs Proben von Tapferkeit und Aufopferung gegeben, die alle Bewunderung verdienen, aber die Welt urtheilt nach dem Erfolg, und während ſie die Thaten der höhern Anführer mit Strenge beurtheilt, läßt ſie auch das Ruhmwürdige der Einzelnen in Vergeſſenheit ſinken, abgeſehen davon, daß man im Bürgerkrieg überhaupt ſchlechte Lorbeern erringt, und ſo wenig Ehre davon trägt, als mit der Tapferkeit im Duell; der Redlichgeſinnte muß ſich mit der Ueberzeugung begnügen, eine traurige Pflicht erfüllt zu haben. Doch zur Sache.

„Seit der große Condé in der Schlacht von Rocroy die alten ſpaniſchen Schaaren vernichtete, hat der Kriegerſtand in Spanien ſein hohes Anſehen verloren, und im Succeſſionskriege hat die ſpaniſche Armee nur einen vorübergehenden Glanz gewonnen. Während des Kriegs gegen die franzöſiſche Republik war dieſelbe ungefähr 80,000 Mann ſtark, worunter 8000 Mann Reiterei: ſie vermehrte damals, ohne zu erröthen, ihre Zahl mit zwei aus Schmugglern gebildeten Regimentern. In den zehn folgenden Jahren und im Augenblick, wo die franzöſiſche Invaſion den Nationalgeiſt in Spanien weckte, fanden ſich auf der Halbinſel und in den Colonien zuſammengenommen etwa 100,000 Mann ſchlecht gekleideter, ſchlecht unterrichteter und ſchlecht disciplinirter Truppen. Während des Unabhängigkeitkriegs verſchmolz die Linienarmee gleichſam mit der in Maſſe gegen die franzöſiſchen Armeen aufgeſtandenen Nation, und wenn ſie auch dadurch an Zahl wuchs, ſo verlor ſie, wo möglich, noch an Disciplin. Die Regierung Ferdinands und der Conſtitution von 1814 bis 1823 gaben ihr keine Conſiſtenz zurück. Die verſchiedenen Armeecorps folgten nur dem Impulſe ihres jeweiligen Chefs und ſtanden unter einer willkürlichen, ſchwankenden Verwaltung und einer launenhaften Disciplin.

„Nach der zweiten Reſtauration Ferdinands wurde die Armee nach dem Vorbild der franzöſiſchen reorganiſirt, die königliche Garde machte ein Drittheil derſelben aus, und verſchlang die Hälfte der für die Armee beſtimmten Fonds. Neben der regulären Armee beſtand die der royaliſtiſchen Freiwilligen, eine Art Nationalgarde aus den untern Claſſen der Bürgerſchaft und des Landvolks, die zum Theil vom Staate beſoldet war, und deren Officiere der König ernannte. Auf dem Papier betrug dieſe neue Miliz 300,000 Mann, aber kaum der dritte Theil hatte Waffen irgend einer Art. Auch verdiente dieſe Soldateska nicht den Namen einer Armee: ſie hatte zwar Officiere und ſogar einen Generalinſpector, wurde aber in den zehn Jahren ihres Beſtandes nie zu einem regelmäßigen Exercitium zuſammengezogen.

„Im J. 1833 erfuhr die reguläre Armee mehrere Veränderungen. Einen Monat vor dem Tode Ferdinands wurde ſie durch eine unerklärliche Maaßregel Zea's auf 45,000 Mann reducirt, indem man vor der Zeit Urlaube ertheilte und ſie ihrer älteſten Soldaten beraubte. Die neuen Aushebungen, der freiwillige Eintritt junger Leute und die Wiederanwerbungen alter Soldaten brachten ſie am Ende des Jahres 1834 auf etwa 119,000 Mann. Von 1834 bis 1836 machte man große Anſtrengungen um ihre Stärke zu vermehren: die im J. 1836 decretirten Aushebungen brachten 70,000 Mann in ihre Reihen, die übrigen 30,000 kauften ſich mit Geld los. Die Aushebung von 1837 endlich lieferte der Armee von 50,000 doch wenigſtens 30,000 Mann, ſo daß ihr Effectivſtand auf mehr als 200,000 ſtieg, allein Krieg und Seuche rafften eine große Anzahl davon hinweg.

„Die Armee in Spanien ſtand nie unter feſten Geſetzen, und ein ehrgeiziger, fähiger Kriegsminiſter könnte ſehr mächtig werden, aber in Folge einer langen Gewohnheit iſt der Miniſter nichts als der Präſident des Centralbureau's der Armee, wo alle Angelegenheiten derſelben verhandelt werden. Die Inſpectoren und Centraljunten, die jeder Waffe beigegeben ſind, üben die Hauptgewalt, und der Miniſter beſchränkt ſich darauf, ihre Arbeiten der königlichen Beſtätigung vorzulegen. Darum wurde auch das Kriegsminiſterium mit ganz obſcuren Leuten beſetzt, welche die Intrigue oder der Parteigeiſt für den Augenblick auf dieſen hohen Poſten erhebt, ohne daß ſich die Armee darum kümmerte. Nach den Ereigniſſen von La Granja wurde der Brigadier Rodriguez de Vera, der im J. 1835 nur Bataillonschef war, zum Kriegsminiſter ernannt, und bekleidete die Stelle gegen ein Jahr hindurch. Gegenwärtig *) weiß man

*) Nämlich im September, im Augenblick iſt Alvama Kriegsminiſter.

Digitized by Google

noch nicht, ob Latre oder Ribero das Portefeuille bekommen werden, beide aber sind unbekannte Generale und schlechte Administratoren, die den Geist der Armee, wovon die Zukunft Spaniens abhängt, nicht heben können.

„An der Spitze der Intendanz steht Hr. Icabalceta, ehemaliger Nominalminister des obern Kriegsraths, der seine Laufbahn im Secretariat der Finanzen begann und dort wohlfeilen Kaufs den Ruf eines geschickten Administrators erlangte, aber, dem Militärfache ganz fremd und ohne Specialkenntnisse für die Verwaltung und Organisation von Armeen, verstand er es nicht, diesem wichtigen Geschäftszweige die nöthige Ordnung und Regelmäßigkeit zu geben. Die Intendanz umfaßt das Rechnungsgeschäft und das Generalzahlmeisteramt, wovon dann die Intendanten, die Zahlmeister und die Kriegscommissäre abhängen; diese letztern sind 146 an der Zahl und haben eine Menge auf halbem Sold gesetzter (Jubilados), quiescirter und bloß nomineller Kriegsbeamten in ihrem Gefolge; die Zahl der Subalternbeamten in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung beläuft sich über 2000, und an der Spitze jedes Verwaltungszweigs und seiner zahlreichen Beamten steht mit unumschränkter Gewalt ein Intendant, ein Ober- oder Unterkriegscommissär, die, schlecht besoldet und unregelmäßig bezahlt, sich durch Unterschleife auf Kosten des Schatzes, des Bürgers oder des Soldaten zu entschädigen suchen.

„Spanien ist noch in 11 Provinzen getheilt, die von Generalen regiert sind, welche die Militärgewalt mit richterlichen Functionen verbinden; sie haben lange Zeit dem obersten Rathe gehorcht, der, dem österreichischen Hofkriegsrathe ähnlich, über dem Minister stand. Gegenwärtig ist dieser Rath durch ein oberstes Tribunal des Kriegs und der Marine ersetzt, und zerfällt in zwei Kammern, wovon die eine aus 12 Generalen, die andere aus fünf Civilbeamten besteht. Der Luxus von Beamten ohne Arbeit bei diesem Tribunal ist noch ein Nachtheil weiter, und macht, daß ihm unter den nichtigsten Vorwänden eine große Anzahl Generale auf halbem Sold und Minister ohne Portefeuille beigegeben werden. Das Secretariat dieses Tribunals allein enthält 20 Personen, meistens höhere Officiere der Armee und der Marine, die alle gut besoldet und zuerst bezahlt sind.

„Die Verwaltung ist in Spanien nicht unabhängig vom Commando der Truppen, sondern dem Befehlshaber untergeordnet: ein Obergeneral oder Generalinspector entscheidet aus eigener Machtvollkommenheit über alle Finanzfragen, die seine Truppen betreffen und ist dafür verantwortlich. Diese Art Verwaltung könnte bei einer starken Regierung ihre Vortheile haben, aber in Spanien, wo die Schwäche der Regierungsgewalt die Beamten nicht im Zaume hält, und die Leute bei dem raschen Aemterwechsel nur ihre zerrütteten Vermögensverhältnisse wieder herzustellen suchen, da begünstigt eine Verwaltung ohne Controle die Unordnung und die Unterschleife, und schadet oft den militärischen Operationen, wenn sie solche nicht ganz unmöglich macht. Die Verwaltung ist der große Krebsschaden der Armee und die Hauptursache des geringen Erfolgs, den die Waffen der Königin in diesem Kriege gehabt haben."

Der Markt von Balakhissar.

(Aus der Revue britannique August 1838.)

Mitten in einer prächtigen Ebene, 35 englische Meilen nordwestlich von Smyrna, erhebt sich die Stadt Balakhissar mit ihren ungeheuren Bazars, ihren reichen Moscheen, ihren hölzernen Häusern und ihrem Flusse, dessen ruhige Gewässer aus dem See Bigha kommen, reiche Wiesen befruchten und sich am Fuße des Dschunusdagh oder des Bergs Paderus verlieren. Die Stadt hat etwas über eine Stunde im Umkreise. Dritthalb Stunden südlich trifft man Mineralbäder, deren Temperatur 57° R. ist; das Wasser enthält schwefelsaures Gas, und ist durch seine Heilkraft in Hautkrankheiten und Rheumatismen berühmt. In dieser Stadt wird jährlich einer der beträchtlichsten Märkte im Orient gehalten, und beginnt am 15 August unter dem Vorsitze des Bazarkian Baschi, welchen Brussa hinzusenden das Recht hat, und der alle Streitigkeiten in letzter Instanz entscheidet. Dann kommen lange Züge von Kameelen und Maulthieren mit Glöckchen am Halse, wie die der Arrieros in Spanien, und bedecken die von schönen Bäumen beschatteten Wege, welche nach der Stadt führen. Diese Karawanen kommen aus allen Theilen Asiens, und über 25,000 Menschen strömen in der Stadt und in der Umgegend zusammen. Während des Markts, der ungefähr 14 Tage dauert, ist der Bazar in Sectionen abgetheilt, die jede von Verkäufern verschiedener Nationen besetzt ist. Alle Manufacturwaaren Europa's, Colonialwaaren, die reichen persischen Stoffe und die Seidenzeuge von Brussa finden hier einen leichten Absatz; der Verkehr jedes Jahrs beträgt 18 bis 20 Millionen türkische Piaster. Der Tauschhandel geschieht Nachts, was in Geld bezahlt werden soll, bei Tag, aber nichts wird augenblicklich bezahlt, sondern der Verkauf nur eingeschrieben; nichtsdestoweniger kommt nur selten Betrug vor. Uebrigens ist die Polizei streng: vermittelst einer von jedem Fremden erhobenen Abgabe unterhält der Gouverneur einen Cordon um die Stadt, und vor einigen Jahren wurden zwei Juden, welche sich der Bezahlung durch die Flucht entziehen wollten, aufgefangen und alsbald gehängt. Ein weiter Raum ist außerhalb der Stadt für den Viehmarkt bestimmt, wo eine sehr bedeutende Anzahl von Pferden verkauft wird. Der Bazar beginnt hier gegen 5 Uhr Morgens, und schließt im Augenblick, wo die Sonne aufgeht.

Nachrichten über die Heilquellen Rußlands.

(Schluß.)

IV. In Finnland: 1) Bei dem Dorfe Rautakangas, eine kleine Meile von der Kreisstadt Serdobol, liegt der Serdobol'sche Brunnen, der im Jahre 1809 von dem Staatsrath und Akademiker Scherer und dem Stadtarzt Schtschirowski untersucht worden ist. — 2) Das eisenhaltige Wasser von Kuppis, einem ungefähr 6000 Schritte von Abo entfernten Dorf, ein Wasser, welches schon sehr lange bekannt ist, und auch die „Quelle des heiligen Heinrich" genannt wird, weil dieser Bischof unter Erich IX die heidnischen Finnen in derselben taufte. — Unter den andern Mineralquellen Finnlands hat man 1816 das in der Nähe von Lowisa liegende einer chemischen Untersuchung unterworfen.

V. Im Gouvernement Olonetz liegt der Olonetzer oder St. Peters-brunnen in dem Bergwerke (dworetskii rudnik) bei Olonetz, unweit

Digitized by Google

des Gutes Bulgowa, acht Meilen von Petrosawodsk, und wurde 1714 von dem Hammerarbeiter Rebajew entdeckt, wegegen sich der Commandant von Olonetz, Artillerie-Obrist Hennin, im Jahre 1716 diese Entdeckung deßwegen zueignete, weil er zu der Zeit den ersten Gebrauch von dem Wasser gemacht hat. Peter der Große ließ in eben demselben Jahre, 1716, den Brunnen zum Gebrauche des Publicums einrichten, und 1719 in Form eines Ukas eine förmliche Gebrauchsanleitung verbreiten. Nicht lange darauf ist er aber aus aller Benutzung gekommen.

VI. Im St. Petersburger Gouvernement: das 1758 von Modil zuerst untersuchte Ochta'sche Wasser bei der St. Petersburger Vorstadt (früherem Dorfe) gleichen Namens. Der verstorbene Graf Besborodko, dem dieß Dorf gehörte, ließ 1810 die Quelle aufs neue und geschmackvoll fassen. —

Wir führen jetzt die Schwefelquellen oder hepatischen Wasser an, und zwar ebenfalls nach den Gouvernements, in welchen sie liegen.

I. Im Gouvernement Kaukasien: 1) Die auf dem Berge Maschuka, eine halbe Meile von Konstantinogorsk belegene und 1804 untersuchte Konstantinogorskische heiße Quelle (goräschii kljutsch, Botschtowija wodü). Haas nennt alle in der großen Kabarda befindlichen Quellen: Eaux d'Alexandre, zur Unterscheidung von den in der kleinen Kabarda gelegenen, nach Peter den Großen genannten, zu unterscheiden. — 2) Die Marienquellen, die eine Source chaude de Marie, die andere Source tiède de Marie, von Haas so genannt, zu Ehren der letztverstorbenen Kaiserin Mutter Marie. — 3) 4) 5) Eine andere lauwarme Schwefelquelle an der Maschuka heißt nach Haas: Source d'Elisabeth; ein warmes, eisenhaltiges Wasser auf dem Beschtau (Jünfberge): l'eau de Constantin, und eine kalte Schwefelquelle an dem letztgenannten Berg, unfern vom Flusse Baikunda: l'eau de Catherine. — Es gehören noch zu diesem Gouvernement die Quellen am Terek oder die Kißljar'schen Bäder in der kleinen Kabarda. Es sind dieß nämlich: 6) Das St. Petersbad, ¼ Meile vom Terek und ¾ Meilen von dem tatarischen Dorfe Baragun. — 7) Das Katharinenbad, 1¾ Meilen südlich vom Terek. — 8) Das Paulsbad, 4¼ Meile südlich von der Festung Naur am Terek. — 9) Das Orlows- oder Georgenbad, südöstlich vom Katharinenbad, ungefähr 2 Meilen davon entfernt. — 10) Das Andreas- oder Marienbad.

II. Im Gouvernement Orenburg: 1) Im bugurußlan'schen Kreise, ¾ Meilen von Sergiewsk, die Sergiew'sche Schwefelquelle, am Bache Surgut, der sich unfern davon mit dem Sok vereinigt, und mit diesem mittelst der Samara in die Wolga fällt. Zum erstenmal wurde diese Quelle 1718 untersucht, und seitdem die Untersuchungen öfter wiederholt.

III. Am Baikal-See: 1) Die Turkinskischen Quellen, auch die Barguzinskischen genannt, befinden sich im werchneudinskischen Kreise des Gouvernements Irkutsk am Turka-Flusse, ¼ Meile vom Baikal-See, 60 Meilen von Irkutsk und 20 Meilen von Barguzin, die in zwei heißen Quellen hervorsprudeln. Man hat früher diese Quellen am Turka-Flusse mit jenen in der Gegend von Barguzinsk am Bache Gusuchi verwechselt, aus welchem Grund auch wohl z. B. Larmann sieben Quellen anführt. Diese Turkinskischen Quellen waren schon seit langer Zeit den Mongolen, Burjäten und Tungusen bekannt. — 2) Die Barguzinskischen Quellen, an der Zahl vier, in der Nähe der Stadt Barguzinsk. — 3) Die Quelle an der Frolicha, an der Mündung dieses Flusses am östlichen Ufer des Baikal-Sees, ebenfalls bei den Tungusen schon lange bekannt. — 4) Die Kotelnikow'sche Quelle (Goräschii kljutsch), an der Westseite des Baikal, an der Mündung des Flusses Kotelnikowa, am Fuße des Berges Dunda, 12 Meilen von der Mündung der obern Angara, ebenfalls schon seit langer Zeit bekannt. — 5) Die Kamtau'sche Quelle, am Fuße des Berges Kamtau, unfern der Mündung der obern Ziza, 1400 Schritte vom Banut-See.

IV. In Livland, Kurland, Esthland und Litthauen: 1) Die Schwefelquelle zu Baldohn, vier Meilen von Riga und sieben Meilen von Mitau, im südöstlichen Theile des livländischen Gouvernements, ist seit einem Jahrhundert benutzt und mehreremale untersucht worden. — 2) Das Schwefelbad in Sarbeen, am Ekau-Flusse im mitau'schen Kreise des Gouvernements Kurland. Schon der Herzog von Kurland, Ernst Johann, interessirte sich für dieses Bad, ließ jene Gegend genau aufnehmen und ein großes Gebäude für Badegäste errichten. — 3) Die Schwefelquelle bei Libau, ungefähr 1500 Schritte von der Stadt entfernt, in der Nähe des dortigen Seehafens, auf welche Quelle vor ungefähr 50 Jahren der Libau'sche Zollinspector Stanels aufmerksam machte. — 4) Die Schwefelquelle in der Nähe der Stadt Schlock. — 5) Eine Meile von Riga, bei dem Gute Klein-Jungfernhof, ein Schwefelwasser, das vor ungefähr 18 Jahren entdeckt wurde. — 6) Die Kunda'sche Schwefelquelle im Gouvernement Esthland auf dem Gute Kunda, die im Jahre 1798 chemisch untersucht wurde. — 7) Die Quelle zu Schmorban, eine Meile von dem im ayli'schen Kreise Litthauens gelegenen Flecken Birsen, die schon im Jahre 1784 erwähnt wurde.

V. Im Gouvernement Wilna: die Schwefelquelle von Onikschti, bei der gleichnamigen Kreisstadt des wilkomirskischen Kreises.

VI. Im perm'schen Gouvernement: die Klutschewskische Schwefelquelle auf der Straße, die von Katharinenburg nach Kungur führt.

VII. Im Gouvernement Kiew: das Kostanowka'sche Schwefelwasser, das aus zwei im Jahre 1816 entdeckten Quellen hervorsprudelt, die sich im swenigorod'schen Kreise in der Nähe des der Familie Lopuchin gehörenden, 3½ Meile von dem Städtchen Schpoli entlegenen Gutes Kostanowka befinden.

Es ist nun noch das „Sacker Schlammbad" zu erwähnen, welches im Gouvernement Taurien liegt. In diesem Gouvernement befindet sich nämlich 2½ Meile von Eupatoria, auf dem Wege nach Simferopol, der Salzsee Sack. In den heißen Monaten Julius und August verdampft die Sonnenhitze das Wasser des Sees, und treibt es eine bedeutende Strecke gegen den Mittelpunkt zu, wo im August das Kochsalz in bedeutender Höhe krystallisirt wird, und die Kranken dann die wasserlosen Ufer aufsuchen, wo sich ein einer zarten medicinischen Salbe ähnlicher Schlamm zeigt.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 95** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Leandros**, Roman von Panagiotis Sutsos. (Schluß.) — **Knechtschaft und Größe im Militärleben.** (Fortsetzung.)

Das Ausland, dieses dem Auslande beigegebene Literaturblatt, von welchem wöchentlich 6–8 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 8 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 298.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

25 October 1838.

Streifereien durch die Ruinen und Katakomben Alexandriens.

(Aus den Lettres on Egypt, Edom and the Holy Land by Lord Lindsay.)

Wir sind seit unserer Ankunft umhergeritten über Ruinen und nichts weiter, in einer Stadt, bald türkisch, bald fränkisch, wo Turbane und Hüte gleichmäßig daheim zu seyn scheinen: Trümmerhaufen über Trümmerhaufen erstrecken sich gegen Süden, Osten und Westen; ganze Linien alter Straßen lassen sich verfolgen durch die Brunnen, die alle acht bis zehn Schritte wiederkehren, und durch welche die längst schon zusammengestürzten Häuser Wasser aus den ungeheuren Cisternen zogen, womit die ganze Stadt unterminirt war; elende Hütten, hie und da in den Vorstädten zusammengehäuft, und hohe Wäldchen von Dattelbäumen in weiten Zwischenräumen über die öde Fläche zerstreut, dieß ist der jetzige Anblick Alexandriens. Die Wüste hat für diese Stadt dasselbe gethan, was der Vesuv für Pompeji that, nämlich sie so vollständig begraben, daß Alles, was wir jetzt über der Oberfläche sehen, durch Ausgrabung ans Licht gebracht worden ist. Doch nicht Alles: Pompejus' Säule und Cleopatra's Nadeln, beide fälschlich so benannt, stehen noch aufrecht, einsame Denkmale des Flugs der Zeit; die Nadel aber stand zu Heliopolis, dem On der heiligen Schrift, vor dreitausend Jahren, und der Schaft der Pompejussäule zierte den Tempel des Serapis und die Bibliothek der Ptolemäer, bis man sie an ihren jetzigen Platz schaffte, und zu Ehren Diokletians mit einem Capitäl und Fußgestell versah; die Inschrift, welche dieß besagt, ist zuerst durch Hamilton entziffert worden und nur beim starken Licht der Mittagssonne erkennbar.

Eine noch unbeschriebene, kürzlich ausgegrabene Ruine fiel uns namentlich auf, und ich will ihrer erwähnen, da ich wahrscheinlich es allein thun kann, denn diese Türken entdecken nur, um zu zerstören. Vier oder fünf Granitsäulen stehen noch auf ihren Piedestalen von weißem Marmor, der Rest ist fort, und einige korinthische Capitäler, gleichfalls von weißem Marmor, liegen in geringer Entfernung, wahrscheinlich, um gleichfalls bald zerschlagen zu werden. Hinter diesen Säulen erhebt sich eine auf drei Bogen gestützte Steinmauer, auf deren Rückseite Spuren von merkwürdigen griechischen Malereien sind, mit sehr lebhaften Farben; die Gegenstände sind, wie es scheint, aus dem Homer entnommen, und die einzige, von der Spitzhaue verschonte Figur hatte den Namen Odysseus über sich. Mit Erstaunen bemerkten wir drei oder vier Ueberzüge von Stukk, alle bemalt über einander, wovon der unterste der beste war. Zufälligerweise führte uns ein italienischer Mönch, den wir trafen, durch ein Labyrinth von langen Gäßchen und Dattelwäldchen nach dieser interessanten Stelle.

Zu den Zeiten des Reisenden Lucas, vor 120 Jahren, ließ sich in der Mitte der alten Stadt eine prächtige Piazza verfolgen, die, mit hohen Granitsäulen verziert, allem Anschein nach von den Hauptpalästen der Stadt umgeben war, und eine schöne Fontaine in der Mitte hatte. Wir sahen keine Spur mehr davon: zu seiner Zeit waren diese Ueberreste schon fast ganz mit Sand bedeckt.

Was die berühmte Bibliothek betrifft, so lassen sich über ihre Lage nur Vermuthungen hegen: die erste Bibliothek war an dem Palaste der Ptolemäer und wurde zufälligerweise verbrannt, als Julius Cäsar genöthigt war, seine Schiffe in dem anstoßenden Hafen zu verbrennen. Wir besuchten einige neuere Ausgrabungen, die von Alterthümlern für die zweite Bibliothek erklärt wurden, hier weiß man aber nichts Gewisses, nicht einmal das Zeitalter der Katakomben und ihrer Erbauer; doch sind diese zweifelsohne griechischen Ursprungs, da die Architektur ganz dorisch ist. Diese Katakomben liegen in einiger Entfernung westlich von der Stadt und sind sehr interessant. Wir untersuchten sie mit Fackeln, und krochen dabei an manchen Stellen auf Händen und Füßen. Man tritt von Norden her ein, und drei westwärts laufende Kammern führen in einen großen runden Raum, im Süden der dritten, mit einem herrlichen Dom von schönen Verhältnissen, der sich gegen Süden, Westen und Osten in drei kleine Behälter öffnet, die augenscheinlich für Sarkophage bestimmt waren.

Ueber den Thüren fanden wir Spuren der Weltkugel mit Flügeln, die von frühern Reisenden erwähnt wird, seitdem aber

Digitized by Google

weggebrochen wurde. Wir untersuchten nun noch mehrere andere mit Knochen besäete Kammern, und kamen dann in den mittlern Raum zurück, von wo aus wir den großen Eingang zu entdecken suchten. Wir krochen die abhängige Mauer der zweiten Kammer, von dem jetzigen Eingang an gerechnet, hinan, und fanden, daß dieser nur die Ecke einer ungeheuren, von viereckigen Säulen gestützten Halle sey, die sich gegen das Meeresufer hinziehe, und mit Erde bis fast an das Dach hin gefüllt war, so daß wir nur weiter kamen, indem wir wie die Würmer auf dem Bauche fortkrochen. Auf diese Weise verfolgten wir die drei Seiten der Halle und entdeckten den wahrscheinlichen großen Eingang, der demnach, so viel wir errathen konnten, dem mittlern runden Raume gerade gegenüber war.

Die See scheint zur Zeit des großen Erdbebens, wo 50,000 Alexandriner umkamen, Sand und Erde in die Katakomben geschlemmt, und endlich den Eingang völlig verstopft zu haben, so daß man ihn vom Ufer aus nicht mehr finden konnte. Wir glauben hiemit nichts Neues entdeckt zu haben, denn die Franzosen haben, wie man sagt, einen vollständigen Plan dieser ungeheuren Aushöhlungen aufgenommen.

So viel von dieser Todtenstadt, das lebendige Alexandrien ist gleich interessant, bietet aber einen seltsam verschiedenen Anblick dar: beturbante Türken, wilde Araber, Kopten, Armenier, Juden, alle Nationen scheinen hier ihre Repräsentanten zu haben.

Dampfschifffahrtsverbindung mit Indien.

(Fortsetzung.)

Zu diesem Endzweck nun hielt man es für das Beste, denjenigen, welche zuerst mit einem Dampfschiffe nach Indien gelangen würden, eine schöne Belohnung anzubieten, übrigens aber jedem Freiheit zu lassen, seine Anordnungen nach Gefallen zu treffen; es wurde darum eine Subscription eröffnet, um eine Summe von 10,000 Pf. Sterling aufzubringen, welche das erste Dampfschiff erhalten sollte, welches in 70 Tagen aus England in Calcutta anlanden würde. Der größere Theil dieser Summe wurde schnell zusammen gebracht: die Regierung von Bengalen gab 2000 Pf., und die Subscriptionen kamen so reichlich ein, daß die Regierung es für nöthig hielt, das Comité zu warnen, die obige Summe nicht zu überschreiten, damit nicht die Größe der Belohnung zu übereilten, Leben und Eigenthum gefährdenden Unternehmungen verleiten möge. Capitän Johnston, der selbst bei der Entwerfung des Plans in Calcutta mitgewirkt hatte, ging nach England, um unternehmende Leute zur Ausrüstung eines Dampfbootes aufzusuchen, und den angebotenen Preis zu gewinnen. Bei seiner Ankunft bildete sich eine Gesellschaft: die Enterprise, ein Fahrzeug von 470 Tonnen wurde angekauft, mit Maschinen von 120 Pferdekraft ausgerüstet und so eingerichtet, daß sie als Segel- und Dampfschiff dienen konnte. Man belud sie mit Kohlen für 35 oder 40 Tage, viermal so viel, als sie hätte führen sollen, und nur Eine Kohlenniederlage wurde auf dem Cap der guten Hoffnung angelegt. Die Folge dieser Anordnungen war, daß das Schiff, als es England verließ, so tief im Wasser ging, daß es nur langsam vorwärts kam, und seine Kohlen alle aufgebraucht waren, lange ehe es an dem Cap ankam; dasselbe geschah auf der Fahrt vom Cap nach dem Hughlyfluß, wo es im December 1825 ankam, nachdem es von England 113 statt 70 Tage unterwegs gewesen. Dieß war wenig mehr, als was mit einem Segelschiff auch zu erreichen gewesen wäre, aber ein großer Punkt war gewonnen, nämlich, daß die Dampfschifffahrt zwischen England und Indien ausführbar und sicher sey, und darum wurde die Ankunft der Entreprise freudig begrüßt. Die Eigenthümer hatten den Preis von 10,000 Pf., der sie zur Speculation veranlaßt hatte, nicht gewonnen, zum Glück für sie aber war die Regierung gerade damals in den birmanischen Krieg verwickelt, kaufte, da sie gerne mit den in Birma befindlichen Truppen einen schnellen Verkehr unterhalten hätte, die Entreprise für 40,000 Pf., was sie ungefähr gekostet hatte, und schickte sie nach Rangun. Capitän Johnston behielt zur Entschädigung das Commando der Enterprise, wurde später zur Beförderung der Dampfschifffahrt in Indien von der Regierung verwendet und erhielt auch 2- oder 3000 Pf. aus dem Dampfschifffahrtsfonds, da Niemand anders sich meldete, um das Ganze in Anspruch zu nehmen. Die erste Fahrt der Enterprise nach Rangun und zurück nach Calcutta wurde in 13 Tagen gemacht, und sie brachte zugleich Nachricht von dem abgeschlossenen Frieden mit, mehrere Tage, ehe die Corvette Champion ankam, welche Rangun eine Woche früher verlassen hatte. Durch diese frühe Nachricht ersparte die Regierung 60,000 Pfund, indem sie den Marsch der Truppen aus den obern Provinzen contremandiren und die Ausführung neuer Contracte aufheben konnte. So brachte die Entreprise wenige Wochen nach ihrem Ankauf der Regierung eine Ersparniß ein, welche ihre Ankaufskosten überstieg.

Das erste Dampfschiff, das man in Indien sah, war die Diana, welche im Jahre 1823 in Calcutta gebaut, und nur zu Lustfahrten auf dem Fluß benützt wurde; die Enterprise kam im December 1825 an, und im Jahr 1827 ließ die Regierung den Jrawaddi und den Ganges, jeden von 80 Pferdekraft und mit 8 Kanonen bewaffnet, vom Stapel laufen. Im J. 1828 wurden zwei kleine Dampfboote, jedes von 50 Pferdekraft, auf Befehl der Regierung für die Flußschifffahrt gebaut, und da diese sich sehr nützlich erwiesen, so vermehrte man seitdem ihre Zahl, ließ auch einige eiserne Dampfboote aus England kommen, und Capitän Johnston wurde im Jahr 1830 von der Regierung von Bengalen eben dahin geschickt, um ihre Plane zur Beförderung der Dampfschifffahrt auf den Strömen Indiens zu fördern. Trotz der vermehrten Anzahl dieser Fahrzeuge reichten sie doch nicht hin, um die Reisenden und Waaren, die befördert seyn wollten, aufzunehmen.

In der Zwischenzeit wurden viele Versuche gemacht, eine indische Dampfschifffahrtscompagnie in England zu begründen, um die Directoren der ostindischen Compagnie zu veranlassen, eine Dampfschifffahrt einzurichten. Der Gegenstand wurde von den Gouverneuren von Bengalen und Bombay dem Rath der Directoren wiederholt vorgelegt, dieser aber scheint wenig oder gar keine Notiz von dieser Mittheilung genommen zu haben.

Digitized by Google

Unter den Bemühungen einzelner Personen verdienen die des Hrn. Waghorn besondere Bemerkung. In den letzten zehn oder zwölf Jahren war er unermüdlich in seinen Anstrengungen, reiste mehreremale nach Indien, und befuhr fünfmal das rothe Meer, um die verschiedenen Häfen und vorgeschlagenen Stationen zu untersuchen; er erhielt dabei nicht den geringsten Beistand, weder von der Regierung noch von dem Rathe der Directoren, und erst im Jahre 1837 wurde er zum Oberaufseher der Postverbindung in Alexandrien ernannt, und erhielt eine geringe Entschädigung für seine früheren Dienste. Hr. Waghorn schlug zuerst vor, ein einziges Dampfboot bloß mit Briefen um das Cap herum in 80 Tagen nach Calcutta zu senden, und ein Anderer bot sich an, dasselbe in 60 Tagen zu thun; es zeigte sich jedoch bald, daß ein einziges Dampfboot niemals die ganze Reise mit genügendem Erfolge machen könne, und daß es um eine rasche und regelmäßige Verbindung herzustellen, einer Linie von Dampfbooten bedürfe, von denen jedes einen Theil der Fahrt, nämlich 1000 bis 2000 Meilen machte. Im J. 1829 ging Hr. J. W. Taylor über Aegypten und das rothe Meer nach Bombay, um die dortige Regierung aufzufordern in eine Dampfschifffahrtsverbindung auf diesem Wege zu willigen, diese aber hielt sich nicht für ermächtigt in Hrn. Taylors Begehren hinsichtlich der Absendung der Briefe zu willigen, und verwies ihn an den Rath der Directoren; zugleich sprach dieselbe sich entschieden dahin aus, daß eine gut eingerichtete Dampfschifffahrtsverbindung über das rothe Meer unberechenbare Vortheile gewähren würde. Im Anfang des Jahrs 1830 kam Hr. Waghorn auf demselben Wege zu Bombay an, und versicherte, daß der Weg über das rothe Meer für Dampfboote vollkommen gefahrlos, daß in Aegypten nichts zu fürchten sey, und daß mit Dampfbooten von Bombay nach Suez, und andern von Alexandrien aus die Reise nach England in 50 bis 55 Tagen gemacht werden könne. Um diese Zeit wurde das Dampfboot Hugh Lindsay von 400 Tonnen und 120 Pferdekraft zu Bombay vom Stapel gelassen und brauchte auf seiner ersten Reise nach Suez, eine Entfernung von 3000 Meilen, 33 Tage, nämlich 20 Tage Fahrt und 13 Tage Aufenthalt, um Kohlen einzunehmen. Diese und andere günstige Umstände gaben bald die volle Ueberzeugung, daß der Weg über das rothe Meer und Aegypten den Vorzug verdiene, und daß der Vicekönig der Sache allen Vorschub thun werde, da ihm ungemein viel daran lag, den Handel von Indien durch sein Gebiet zu ziehen.

Man glaubte, die Directoren der ostindischen Compagnie würden eine solche Dampfschifffahrtsverbindung am eifrigsten unterstützen, in Anbetracht der großen Vortheile einer raschen Verbindung, namentlich in Kriegszeiten; lange Zeit hegte man auch die Erwartung, die ostindische Compagnie werde selbst einen Dampfbootdienst einrichten, da die Regierung dieß ohnedin mit mehr Vortheil als einzelne Personen thun kann, und Privatpersonen sich auch nicht auf die Einrichtung einer Dampfschifffahrtsverbindung mit Indien einlassen können, wenn sie nicht das Vorrecht haben, das Briefpaket zu befördern, aus dessen Ertrag man einen bedeutenden Theil der Kosten zu bestreiten hoffi. Die Directoren aber thaten keine Schritte in der Sache, unterstützten keinen der verschiedenen Plane, die ihnen von Zeit zu Zeit vorgelegt wurden, und als die Regierung von Bombay vorschlug, vier Dampfboote auszurüsten, um den Weg nach Suez, und eine gleiche Anzahl, um die Fahrt zwischen England und Aegypten zu machen, gaben die Directoren zwei Jahre lang keine Antwort, und gossen dann kaltes Wasser darüber, indem sie die Ausgaben und andere Schwierigkeiten übertrieben hoch anschlugen. Die englische Regierung selbst lenkte im J. 1831 die Aufmerksamkeit der Directoren auf diesen Gegenstand, diese aber begnügten sich, Abschriften des erhaltenen Briefs nach Indien zu schicken und weitere Aufklärung zu verlangen. So erkannte man endlich, daß die Directoren, weit entfernt, eine Dampfschifffahrtsverbindung mit Indien zu befördern, ihr vielmehr entschieden entgegen waren, und daß sie dieselbe eher als ein Unglück, denn als einen Vortheil betrachteten. Hr. Peacock, ein Beamter der ostindischen Compagnie wurde vorgeschoben, um vor mehreren Comités des Unterhauses seine Meinung abzugeben, und man kann demnach annehmen, daß er die Ansichten der Directoren ausgesprochen habe, so weit sie nämlich solche offen gestehen durften. Noch im Junius 1837 sprach er sich dahin aus, er sehe in einer raschen Verbindung keine großen Vortheile, in gewöhnlichen Zeiten bedürfe die Regierung derselben nicht, und nur in Kriegszeiten sey sie wünschenswerth; Handelsleute verlangten mehr Regelmäßigkeit als Schnelle, eine rasche Verbindung mit Indien würde viele Europäer veranlassen, dahin zu gehen, was nicht wünschenswerth sey, da es eine schlimme Wirkung auf die Moralität und das häusliche Glück der Eingebornen haben würde u. s. w. Auch sey zu fürchten, daß wenn die Mittel nach England zu kommen erleichtert wären, viele Bitten um Abstellung von Beschwerden an den Rath der Directoren gelangen würden. Aus dem Ganzen ging hervor, daß dieselben nicht wünschten, daß Europäer nach Indien gingen, oder Eingeborne Indiens nach England kämen, und daß sie, um solche traurige Folgen der Dampfschifffahrt zu verhindern, lieber alle Vortheile aufopfern wollten, welche sie selbst und die Bewohner beider Länder daraus ziehen könnten.

(Fortsetzung folgt.)

Die spanischen Cortes und ihre hervorragenden Redner.

Obgleich Spanien in den letzten Jahrhunderten wenige Männer hervorgebracht hat, die unter den Sternen erster Größe am europäischen Himmel hervorglänzen, besitzt es doch gegenwärtig eine nicht geringe Zahl ausgezeichneter Redner. Es scheint, es liege im Geiste wie der alten Römer, so auch der romanischen Völker, und besonders der formalen, pathetischen Spanier, die Kunst der schönen Rede vor allen übrigen zu lieben und zu pflegen. — Die französische Revolution von 1789 setzte Spanien in gewaltige Bewegung, man arbeitete mit Eifer, um ihre Ideen zu begreifen, und folgte mit Begeisterung und Jubel ihren Fortschritten: vielleicht sonst nirgends pflanzte man auf sie so viele schöne Hoffnungen, als auf der Halbinsel, wenn auch nur dunkel, im tiefsten Gemüthe. Die schmachvolle, mit Gewalt eindringende

Digitized by Google

Fremdherrschaft gab den Gemüthern eine andere, engere, nationalere, daher um so kräftigere Richtung, und der spanische Geist, seit Jahrhunderten in Fesseln, sprudelte plötzlich wieder auf in der ganzen Fülle frischer Jugend und Kraft, gemildert nur durch einen tragischen Ernst, den das Unglück des Vaterlandes einflößte. Die ersten Cortes während des Unabhängigkeitskrieges bildeten den Focus desselben, mit Ausnahme einiger für die fremde Dynastie compromittirten Männer, lebten alle Talente des Landes in ihnen. In ihrem Schooße selbst kämpften damals dieselben Parteien nur noch mit dem Worte, die jetzt mit dem blutriefenden Schwert in der Faust einander gegenüberstehen; jede Sitzung war damals ein Triumph für die Constitutionellen, welche, wenn auch nicht das Schwert, doch das Wort besser zu führen wußten, als ihre Gegner, die seitdem Lorbeern blutigerer Art gesammelt haben. In diesen Cortes bildeten sich die sogenannten classischen Orakel der Halbinsel.

Die Cortes von 1820 bis 1823 waren ein Abdruck der erstern, fast dieselben Männer hatten ihren Platz in der sechs Jahre lang unterbrochenen Versammlung wieder eingenommen, nur das rein absolutistische Element hatte seinen Platz darin eingebüßt, einen andern blutigern Kampfplatz suchend. Es war eine glänzende Epoche. Allein der politische Schwung, die patriotische Begeisterung der Constitutionellen unterlagen dem mit Klugheit geleiteten Fanatismus der Gegner.

Nach einer langen Reihe trüber Jahre wurden endlich die Cortes zum drittenmal eröffnet nach dem Estatuto Real. Auch hier fanden sich wenig neue Menschen, das Scepter der Beredsamkeit blieb in den alten Händen, obschon diese Kämpen abgenützte, von frühern Feldzügen abgemattete Veteranen waren. Der alte Aufwand für fremde, auf das Land unanwendbare Theorien machte sich eben so bemerklich, als die Leere der Jugend bei den Männern der Epoche, der Mangel einer tiefern Einsicht in die Uebel der Monarchie, und der möglichen Mittel, ihnen abzuhelfen. Die Cortes des Estatuto waren der Ausdruck der ranzigen Doctrinen des vergangenen Jahrhunderts, nur eine dritte entfeuerte Ausgabe der ersten und zweiten Cortes, und begriffen sehr wenig von ihrer Sendung. Vier Fünftheile der Session, welche zehn Monate währte, verloren sich in müßige, episodische Debatten, und nur die lebhaften Klagen des blutenden Spaniens setzten die ungeschickten diserirenden Doctoren auf Augenblicke in Schrecken und machten sie lebendig. Die Zeit entriß den classischen Rednern täglich ihre alten Lorbeeren: ihr Ruf zeigte sich größer als sie selbst. Diese Ueberzeugung, Muth sie auszusprechen, Geistesgegenwart im Kampfe sind die dem Redner, wie dem Krieger nöthigen Eigenschaften, die sich bei langen Leiden und herabdrückenden Erfahrungen verringern müssen. Diese Erfordernisse, auch Frische und Jugend werden in andern Ländern oft durch Geschäftsamkeit und beständige Uebung ersetzt; nicht so in Spanien. Jene Männer hatten ihre Tage, aber sie vergingen. Der Minister des Estatuto stieß das jugendliche Element Spaniens von sich, weil er dessen Gegenwart fürchtete. Doch neuer Wein wird übel bewahrt in verrosteten Gefäßen. Martinez de la Rosa hat sich selbst, ohne es zu wissen, Gerechtigkeit widerfahren lassen, da er fürchtete, daß sein Werk beim ersten Hauche der frischen Morgenluft in Staub zerfallen werde. — Mustern wir diese Cortes, deren Hauptorgane auch in den gegenwärtigen fünften Cortes die erste Rolle zu spielen berufen sind, etwas genauer.

Martinez de la Rosa. Der erste Degen der Kammer war Martinez de la Rosa selbst, durchaus ein Mann der Rednerbühne. Sein Fehler bleibt stets, das Wort für die That zu nehmen, was allein schon beweist, daß die Leidenschaft des Redners in ihm jedes andere Interesse überwiegt. Eine öffentliche Rede ist für ihn eine Thatsache, und wie ein wahrer Staatsmann über alle Einzelnheiten einer wichtigen Regierungsmaaßregel wacht, so schenkt er seinen Reden eine Aufmerksamkeit bis zur kleinsten Kleinigkeit. Der erste Minister einer in Revolution und Bürgerkrieg verwickelten Monarchie schloß sich ganze Stunden ein, um die Correctur der Probeblätter seiner Reden zu besorgen, damit die Zeitung kein Comma mehr oder weniger mittheile. Die Staatsgeschäfte blieben gelähmt, aber war der Redner zufrieden, konnte der Minister nicht anders. Hieraus geht schon hervor, daß Martinez kein Mann der Revolution, und starker, historischer Leidenschaft seyn kann, und daß sein Bestreben, sein Glauben, seine Ueberzeugung politische Mäßigung ist. Darum würde er eben so sehr der revidirten Verfassung von 1837 anhängen, als dem Estatuto, wäre seine Eitelkeit dabei gleich betheiligt. Seine Neigungen sind wesentlich friedlicher, ruhiger Natur, und wenn er vor den insurgirten Provinzen ausrief: Sometámoslas y luego hablarémos! (Unterwerfen wir sie und dann werden wir reden) so geschah dieß mehr dem Redner, als dem Staatsmann zu Liebe. Die Restauration erkannte diese Gesinnung: schon die erste traf ihn nicht übermäßig hart, und obgleich er in der zweiten constitutionellen Epoche fünf Monate lang Minister war, behandelte ihn die zweite Restauration noch gelinder als die erste, und seine bloß der Poesie gewidmete Verbannung während derselben erschien eher freiwillig als gezwungen.

Eleganz, Pomp, Aufwand bilden den Charakter seiner Beredsamkeit wie seiner Dichtung. Um sich rednerisch zu entwickeln, bedarf er des Reizmittels der Tribüne; ganz entgegengesetzt dem Hrn. Thiers hat er in einem Salon, in Gesellschaften keine Worte. Mißtrauen scheint hier seine Zunge zu lähmen, er schützt sich, zieht sich aus Verlegenheiten durch Einsylbigkeit. Diese besondere Gemüthsneigung erschwert seinen politischen Umgang, die leichteste Negociation wird zu einer gewichtigen Arbeit, Hartnäckigkeit und ein schwaches Gedächtniß machen ihn überdieß für die Geschäfte wenig geeignet. Uebrigens ist er sehr arbeitsam, aber in Folge seines eingewurzelten Mißtrauens gegen die Menschen, auch wohl seines Eigendünkels, verlor er eine kostbare Zeit in untergeordneten Beschäftigungen und erstickte sich mit Details. Ihm fehlt der rasche Ueberblick, eine Eigenschaft, nicht minder dem Staatsmann nöthig, als dem Feldherrn. Er beherrschte nicht seine Stellung und die Begebenheiten, sondern wurde von ihnen beherrscht. So sehr er sich in den meisten Dingen von Hrn. Thiers unterscheidet, neigt er sich wie dieser zu einer Art von Optimismus, der aus reiner Freimüthigkeit oft einen komischen Anstrich gewinnt. Immer hält er eine Apotheose für jede seiner Niederlagen in Bereitschaft, so wie eine ruhmwürdige Erklärung aller seiner ministeriellen Wechsel. Ein glänzender Redner, ein ausgezeichneter Dichter, ist sein Platz nicht an der Spitze einer Revolution.

(Fortsetzung folgt.)

Am 21 Junius (5 Julius) d. J. fiel in der Nähe von Orenburg ein Hagel, der 782 Desätinen Getreideland verheerte. Die Körner waren von der Größe eines Taubeneies bis zu der einer wälschen Nuß: sie bedeckten den Boden 8 Zoll (4 Werschok) hoch, und blieben über dreimal 24 Stunden liegen. (Russisches Journal des Ministeriums des Innern. Maiheft.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 299.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 October 1838.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Ueber den Namen Walachen.

Es ist wohl kein Zweifel, daß wir den Namen Walachen von slavischen Völkern überkommen haben: Woloch, Walach und abgekürzt Wloch und Wlach sind die verschiedenen Aussprachen desselben Worts, mit dem die slavischen Völker die an der untern Donau sitzenden Landeseinwohner bezeichnen, welche sich selbst Rumuny nennen. Der Name Wlachen hat sich dann auch auf andere Völker ausgebreitet, denn bekanntlich kommt der Name Morlaken von Mor-wlachen, Wlachen, die am Meere wohnen her. Schon dieser Umstand könnte darauf hindeuten, daß der Name Walachen oder Wlachen nicht slavischen Ursprungs ist, und wir möchten ihn wohl der deutschen Sprache vindiciren, indem die deutschen Völker an der Donau vor alter Zeit die dort hausenden fremden Nationen, und namentlich die römischen Ursprungs, Wälsche nannten, welches Wort auf die nachrückenden, anfangs in untergeordneter Stellung auftretenden Slaven überging, von denen wir es in veränderter Form wieder erhalten haben.

Bekanntlich nennen die deutschen Völker alle ihnen fremden Nationen Galen oder Walen und im Adjectiv Wälsche. Nicht bloß heißt im südlichen Deutschland Italien noch im Munde des Volks sehr häufig Wälschland, sondern in der Schweiz, im Elsaß, in Flandern nennt man die romanisch redenden Nachbarn Wälsche, Walen oder Wallonen. Die Sachsen in England wandten den Ausdruck auf ihre keltischen Nachbarn an, daher die Ausdrücke Wales und gälische Sprache. Kurz, für den deutschen Stamm war das Wort Gal, Wal und Wälsch dasselbe, was für den Slaven Niemez ist, d. h. der Stumme, der Unverständliche, *) im Gegensatz gegen den Slaven, den Redenden. Warum den Slaven nicht auch von deutscher Seite aus der Name Walen oder Galen gegeben wurde, ließe sich allenfalls vermuthen. Der Name scheint sich immer nur erst nach längerem Nebeneinanderwohnen ergeben zu haben, da aber die slavische Völkerfluth im sechsten und siebenten Jahrhundert die Reste der nordöstlichen deutschen Stämme zwischen Elbe und Niemen vernichtete, so erschienen sie mit einemmal bei den westlichen Völkern, und traten als Sieger unter dem selbstgeschöpften Namen Slaven und unter den einzelnen Völkernamen auf.

Was endlich noch die Form des Namens Walachen oder Wlachen betrifft, die allerdings dem deutschen Worte Walen nur sehr ferne zu stehen scheint, so machen wir nur auf den Umstand aufmerksam, daß die slavisch redenden Völker eine Menge Wörter, die sie mit uns gemein haben, auf ähnliche Weise verdrehen. Unser deutsches Wort „Walten" ist im Slavischen „Wlade," unser Wort „Furt" ist im Slavischen „Brod," unsere Stadtbenennung „gard" ist im Slavischen „grad" oder „grod." Die Vermittlung zwischen diesen beiden Sprecharten findet sich im Russischen, wo man z. B. gorod statt grod sagt, und im ältern Slavischen, wo Wolodimir z. B. auch seinen Stamm in „Wlade", herrschen, hat.

*) Niemez ist jetzt als Name der Deutschen unter den slavischen Völkern geblieben, indessen nennen sie auch andere Völker so, und als Franzosen in ihr Land kamen, hießen diese ebenfalls Niemzi bei dem Volke, das sie nicht verstand. Zu bemerken ist auch, daß wir den Namen, welchen wir bei den Türken führen, Nemsi, den Slaven verdanken, weil die Türken die Kenntniß von unserm Volk durch slavische Stämme erhielten. Ueberhaupt ist in der Geschichte nie außer Acht zu lassen, durch wen ein Volk den Namen des andern kennen lernte: wüßten wir dieß immer, man würde in der Ethnographie nicht so oft in der Irre umhergehen.

Dampfschifffahrtsverbindung it Indien.

(Fortsetzung.)

Der Hugh Lindsay machte inzwischen mehrere Fahrten nach Suez, und auf Befehl der Regierung von Bombay wurde das rothe Meer in den drei Jahren von 1830 bis 1832 vollständig aufgenommen. Dieser Weg wurde auch von den Reisenden von und nach Indien gewöhnlich eingeschlagen, und da die Beschiffbarkeit des rothen Meeres mit Dampfschiffen keinem Zweifel mehr unterlag, so bedurfte es bloß noch der nöthigen Dampfboote, um eine regelmäßige Verbindung mit England zu sichern. Indeß war der im Jahre 1823 zusammengebrachte Dampfschiff-

Digitized by Google

fahrtsfonds nahe zu erschöpft, alle Hoffnung, daß die ostindische Compagnie die Sache übernehmen werde, verschwunden, und um etwas Zweckdienliches zu thun, mußte man hinreichend Geld zusammenschießen, um das Dampfschifffahrtscomité in den Stand zu setzen, entweder die Sache selbst oder in Verbindung mit andern Gesellschaften zu unternehmen. Eine zweite Subscription wurde demnach in allen Präsidentschaften eröffnet, und bald etwa 30,000 Pfund zusammengebracht, wobei nicht unbemerkt bleiben darf, daß ungefähr die Hälfte von Eingebornen Indiens hergeschossen wurde, die, erfreut über die Vortheile der Dampfschifffahrt auf den Strömen Indiens, dieselbe jetzt eben so sehr wie die Europäer bis nach England ausgedehnt zu sehen wünschten. Lord William Bentinck gab der Sache seinen vollen Beifall, und der Bischof von Calcutta führte sogar bei mehreren zu diesem Endzweck veranstalteten Versammlungen den Vorsitz. Die zusammengebrachten Fonds wurden von drei besondern Comités in den verschiedenen Präsidentschaften Bengalen, Madras und Bombay verwaltet, die aber in ihren Ansichten über deren Verwendung von einander abwichen. Das Comité von Bombay wünschte, daß die Linie der Dampfboote dort enden, und alle Briefe und Reisenden von diesem Punkte aus nach andern Gegenden Indiens zu Lande gehen sollten, da es ihrer Meinung nach zu kostspielig wäre, regelmäßig mit Dampfbooten um die ganze Halbinsel herum nach Madras und Calcutta zu fahren; die andern Comités, namentlich das von Bengalen, sprachen sich heftig gegen diesen Plan aus, da er die Vortheile der Dampfschifffahrtsverbindung, wenigstens für Calcutta, auf die bloße Beförderung der Briefe beschränken würde, indem Passagiere wohl selten Lust hätten, 1300 Meilen weit durch ein unsicheres Land und auf fast ungangbaren Wegen zu reisen, um die Dampfboote in Bombay zu treffen. Sie behaupteten auch, die Beförderung der Passagiere würde den Hauptgewinn der Dampfboote ausmachen, und da jährlich in Bombay nur sechshundert Passagiere anlandeten und von dort abreisten, während die Zahl derselben von den andern Präsidentschaften beinahe drittehalbtausend betrage, ungerechnet die aus Ceylon und einigen andern Häfen auf der Ostküste, so hieße es der ganzen Unternehmung einen unberechenbaren Schaden zufügen, wenn die Dampfboote nur bis Bombay gingen, statt um Ceylon herum nach Madras und Calcutta zu fahren. Im Jahre 1834 rüstete das Comité zu Calcutta das Dampfboot Forbes aus, um mit Briefen und Passagieren nach Suez zu gehen; unglücklicherweise aber bekam der Kessel Risse, ehe das Schiff nach Madras kam, und da der Fehler dort nicht ausgebessert werden konnte, so mußte es nach Calcutta zurückkehren.

In demselben Jahre wurde ein Comité des Unterhauses niedergesetzt, um die Sache der Dampfschifffahrtsverbindung mit Indien zu untersuchen; dieses berichtete, daß nach der bisher gemachten Erfahrung an der Ausführbarkeit kein Zweifel sey, und daß bei gehöriger Einrichtung die Kosten wesentlich sich vermindern ließen. Auch war das Comité der Ansicht, daß die Kosten der Einrichtung von der Regierung und der ostindischen Compagnie gemeinschaftlich getragen werden sollten; der letztern war es überlassen, zu entscheiden, ob die Linie von Bombay oder Calcutta ausgehen sollte und schließlich sprach sich das Comité dahin aus, daß augenblicklich Maaßregeln ergriffen werden sollten, um eine regelmäßige Dampfschifffahrtsverbindung mit Indien über das rothe Meer herzustellen.

Diese Resolutionen gingen im Julius durch, aber nichts geschah vor dem November, wo Wellington wieder ins Ministerium trat, und statt des Wegs über das rothe Meer, wie ihn das Comité vorgeschlagen hatte, einen neuen auf dem Euphrat und dem persischen Golf zu versuchen beschloß. Die Expedition unter Oberst Chesney verließ mit dem nöthigen Material zu zwei eisernen Dampfbooten England im Februar 1835, und die Landung begann an der Küste von Syrien in der Nähe von Antiochia am 6 April. Von diesem Platz aus mußte Alles über Land nach Bir am Euphrat, eine Strecke von 120 (engl.) Meilen gebracht werden, eine höchst schwierige Arbeit, und es verging auch beinahe ein Jahr, ehe die Dampfboote völlig ausgerüstet waren und die Hinabfahrt auf dem Euphrat beginnen konnte. Am 16 März 1836 fuhren die Schiffe ab und waren nach 2 Monaten noch nicht halbwegs nach der Mündung des Euphrats gekommen, als in einem heftigen Orkan eines der Dampfboote auf eine Sandbank getrieben und umgestürzt wurde, wobei 20 Menschen ertranken. Das andere Dampfboot hätte beinahe dasselbe Schicksal getheilt, entkam aber glücklich ohne bedeutenden Schaden. Nachdem es seine schwierige Fahrt zurückgelegt, auch einmal mit einem Araberstamme in Feindseligkeiten gerathen war, wobei einige Menschen umkamen, gelangte es am 19 Julius nach Bassora, mußte aber von dort um der nöthigen Ausbesserung willen nach Buschir im persischen Golf gehen, wo dieselbe nur mit Schwierigkeit vorgenommen wurde, worauf es am 9 September wieder nach Bassora zurückging. Am 13 Sept. kam die Briefpost aus Bombay an, die von dem Dampfboote den Tigris hinauf nach Bagdad gebracht wurde, und daselbst am 30sten ankam, von wo sie über Land nach England weiter befördert ward, während das Dampfboot nach Korna an der Vereinigung des Tigris und Euphrat zurückkehrte. Von Korna ging es am 18 October mit einer zweiten Briefpost aus Bombay ab und fuhr den Euphrat hinauf, hatte aber erst etwa 150 Meilen in 11 Tagen zurückgelegt, als man entdeckte, daß eine der Maschinen nicht gehörig in Ordnung sey, weßhalb es nach Bassora zurückkehrte. Oberst Chesney ging nach Bombay und überließ das Commando der Expedition dem Major Estcourt, unter welchem das Boot bei der Untersuchung des Fahrwassers auf dem Tigris einen zweiten Unfall erfuhr, und ehe die nöthigen Verbesserungen vorgenommen werden konnten, war der 31 Januar 1837, der Zeitpunkt, wo ihr Dienst zu Ende gehen sollte, beinahe herangekommen. Major Estcourt gab deßhalb das Schiff in Verwahrung, und brach mit seinen Officieren und seiner Mannschaft nach Damascus auf, wo sie nach einem leichten Gefecht mit einigen Arabern in Sicherheit ankamen. Hr. Fitzjames, welchem am 30 October das Briefpaket übergeben worden, war nicht so glücklich: zwei Tage nachdem er das Dampfboot verlassen, wurden er und seine Gefährten völlig ausgeplündert, nur das Briefselleisen ließ man ihnen, hielt sie aber sieben Tage lang gefangen; er verließ hierauf seine Ge-

Digitized by Google

fäheten, reiste heimlich weiter und kam endlich am 18 December mit dem Briefpaket nach Damascus.

Dieses ist die Geschichte einer Expedition, welche England 40,000 Pf. und mehrere ausgezeichnete Officiere kostete, die in Folge der Anstrengungen und des Klima's umkamen, abgesehen von den Leuten, welche beim Umstürzen des Dampfbootes ihren Tod fanden. Wäre auch die Schifffahrt auf dem Euphrat ganz frei von Schwierigkeiten, was keineswegs der Fall ist, so würde die Nähe so vieler unruhigen Araberstämme die Masse der Reisenden stets von diesem Strom abschrecken.*)

In Folge des Berichts des Comité's im Jahre 1834 wurden einige Anordnungen getroffen, um die Verbindung mit Indien über Aegypten zu erleichtern; sie waren aber in einem zu geringen Maaßstab, um eine regelmäßige Verbindung zu begründen. So sollte nach einer Verordnung der Regierung im Jahre 1835 ein Dampfpaketboot von Malta nach Alexandrien gehen, und der Rath der Directoren gab Befehl, daß der Hugh Lindsay zu bestimmten Zeitpunkten von Bombay nach Suez fahren solle. Innerhalb zwei Jahren aber machte derselbe nur vier Fahrten; doch waren auch diese ermunternd, denn Briefe gelangten von London nach Bombay in 45 bis 64 Tagen, eine schnellere Verbindung, als man je zuvor gekannt hatte. Auch schlossen die Directoren einen Contract ab für den Bau von zwei neuen Dampfbooten von nicht weniger als 600 Tonnen und 200 Pferdekraft, welche nach Indien geschickt werden, und als Kriegsdampfboote oder als Paketboote zwischen Bombay und Suez dienen sollten; aber diese Schiffe wurden nicht vor Anfang des Jahrs 1837 vollendet. In der Zwischenzeit hatte sich in London eine Compagnie für die Dampfschifffahrt nach Indien gebildet unter der Leitung des Majors Head, welcher sich seit mehreren Jahren mit diesem Gegenstande beschäftiget hatte. Die Compagnie sollte ein Capital von 400,000 Pfd. zusammenbringen, und monatlich ein Dampfschiff von gehöriger Kraft und Größe abschicken, das in Cadiz, Gibraltar, Malta und Alexandrien anlegen, an diesen Orten die Briefeselleisen der Regierung aufnehmen und sich anheischig machen sollte, Briefe und Passagiere über den Isthmus von Suez zu befördern, um dort die Compagnie-Dampfboote von Bombay zu treffen, welche monatlich von dort aus durch das rothe Meer gehen sollten. Um die Kosten zu ersetzen, verlangte die Compagnie das ausschließliche Vorrecht alle Briefe von und nach Indien zu einem bestimmten Porto zu befördern, und für die Beförderung der Depeschen und Couriere der Regierung, so wie der der ostindischen Compagnie, forderte man von der ersten eine jährliche Zahlung von 40,000 und von der letzten eine von 25,000 Pfd., und zwar eine gewisse Anzahl Jahre hindurch. In diese Vorschläge wollte weder die Regierung, noch der Rath der Directoren willigen, und ebensowenig das Dampfschifffahrts-Comité in Bengalen, weil die Verbindungslinie nicht nach allen Präsidentschaften fortgeführt war. Dieser Plan wurde demnach aufgegeben und die Regierung kam im Febr. 1837 mit dem Rathe der Directoren überein, eine monatliche Verbindung mit Indien über Aegypten herzustellen; die Briefe von und nach Alexandrien sollten durch die Paketboote der Regierung befördert und die Kosten der Postverbindung von diesem Platze an zwischen der Regierung und der ostindischen Compagnie gleich getheilt werden. Aus den weitern Erklärungen ergab sich, daß die Directoren nicht die Absicht hatten, die Verbindungslinie über Bombay hinaus fortzusetzen, sondern die Briefe von da aus über Land nach Madras und Calcutta zu schicken. Zwar hätte die Regierung gerne die Verbindung nach allen Theilen Indiens ausgedehnt, hielt es aber für klug, hierauf nicht zu bestehen, um nicht weitere Zögerungen zu veranlassen. Als diese Uebereinkunft abgeschlossen war, gaben die Directoren im Junius 1837 Befehle, daß die beiden kürzlich nach Indien geschickten neuen Dampfboote Atalanta und Berenice abwechselnd mit dem Hugh Lindsay eine monatliche Verbindung zwischen Bombay und Suez unterhalten sollten. Dieses ist seither auch geschehen, jedoch nicht mit der wünschenswerthen Regelmäßigkeit.*)

(Schluß folgt.)

*) Der Verfasser dieses Aufsatzes bedenkt nicht, daß diese Euphratexpedition weit weniger zu dem Zweck einer raschen Verbindung mit Indien unternommen worden, als aus politischen Gründen, um in den benachbarten Ländern, namentlich in Persien, Verbindungen anzuknüpfen. Das bekannte Memoire des Obersten Chesney über die Vertheidigungsmittel Persiens gegen Rußland deutet darauf, daß die Dampfschifffahrt auf dem Euphrat beinahe nur Maske war. A. d. Ueb.

*) Seit Ende Jul. dieses Jahrs hat man keine Nachrichten mehr aus Indien und die letzten gehen bis Mitte May's. Der Grund der Verzögerung liegt wohl auch an den Monsoons, welche um diese immer den von Bombay nach Socotra fahrenden Schiffen gerade entgegen wehen. A. d. Ueb.

Ein neu entdeckter Mosaikboden in Frankreich.

Das Mosaik, welches man im Walde von Brothonne zwischen La Meillerais und Routhot auffand, bildet den Boden eines Zimmers von 15 Quadratfuß, und stellt einen sitzenden Orpheus dar, der auf der Leier spielt, einen Cerèskopf mit seinen Attributen, der, wie Orpheus, in einem Medaillon, aber von äußerst kleinem Umfang, eingeschlossen ist; ferner drei andere Medaillons, welche Köpfe aus der Mythologie einschließen, die man aber nicht mehr unterscheiden kann; endlich verschiedene Thiere, wie Löwe, Hund, Reh u. s. w. Der Orpheus nimmt die Mitte dieses prachtvollen Fußbodens ein, der Cerèskopf und die drei andern Köpfe, die man nicht mehr unterscheiden kann, sind in den Ecken; von den letzten drei sind nur die Medaillons erhalten. Die bezeichneten Thiere finden sich auf den Seiten in dem Zwischenraume, der die Medaillons trennt: der Löwe, vollkommen gut erhalten, scheint, angeregt durch die mächtigen Töne der Leier, aufspringen und seine ganze Muskelkraft zeigen zu wollen. Eine Münze, die man bei dem Mosaik fand, ist eine kleine Bronzemünze mit dem Bildnisse Constantins des Großen. — Da die Neugierigen, welche sich herzudrängten, wie gewöhnlich irgend ein Stückchen zum Andenken mit fortnehmen wollten, so hat der Präfect des Departements bis auf Weiteres Befehl gegeben, das Mosaik mit Erde zu bedecken. (Voleur vom 15 October.)

Digitized by Google

Die spanischen Cortes und ihre hervorragenden Redner.

(Fortsetzung.)

Alcalá Galiano. Das reinste Gegenbild von Martinez de la Rosa, jedoch auf der Rednerbühne sein gefährlicher Nebenbuhler, ist Alcalá Galiano, auch ein Mitglied der alten Cortes. Seine Emigration verlebte er in England, und daraus erklärt sich zum Theil seine Anglomanie, wie sein Widerwillen gegen Frankreich. Auf den Schauplatz seiner ersten Triumphe zurückgekehrt, übernahm er die Rolle eines Tribunen. Er ist der Spanier, der am meisten spricht, und ihn hörend wünscht man, er möge noch mehr reden, was ihm jedoch schwer fallen würde: wie eine unerschöpfliche Quelle strömt die Rede aus seinem Mund und steht in ihrem Laufe bis zum Meere nirgends stille. Das Wort ist sein Element in Privatgesellschaften wie in Versammlungen, und er bedarf nicht, wie Martinez de la Rosa, des anregenden Prunkes der Tribüne. Adel kann nicht wohl der besondere Charakter einer solchen steten Beredsamkeit seyn, und in diesem Sinne steht der Redner von Cadix dem von Granada (Martinez) schroff entgegen — beide Andalusier, ist jener eine gaditanische Scheidemünze, dieser eine granadinische Schaumünze. Seine Beredsamkeit ist oft zu vertraut. Nichts hemmt ihn, und daher sind seine Streiche nur um so tödtlicher: einmal Herr seines Gegners, versetzt er ihm tausend Schläge, und läßt ihn nicht eher los, bis er überwunden niedersinkt. Er gibt ihm den Garaus nicht mit Einem Schlage, sondern quält ihn mit zahllosen Stichen, welche einen Riesen in denselben Zustand versetzen würden, wie den von Bienen verfolgten Bär der Fabel. Unermüdlicher Stegreifredner, ist er niemals unsicher, noch sucht er nach Phrasen, und seine Leichtigkeit übertrifft noch seine Redseligkeit. So gut und populär er zu reden weiß, die Gabe zu regieren, scheint Alcalá Galiano zu fehlen.

Toreno. Der Graf de Toreno, auch aus den ältern constitutionellen Epochen bereits als Mann von großer Zähigkeit bekannt, entsprach als Minister keineswegs den großen von ihm gehegten Hoffnungen. Ihm mangelt die höhere Ambition, welche dem Willen Kraft, Schwung, Festigkeit leiht und für einen großen Zweck Alles zu wagen befähigt; ihm geht jede starke Ueberzeugung, die erste Quelle der bürgerlichen Tugenden, ab, und er hält weder fest an Principien, noch am politischen Glauben. Die Bedürfnisse des Lebemannes sind in ihm vorherrschend: leicht verschmerzt er die Herrschaft, kann er nur die Bequemlichkeiten des Lebens aus dem Schiffbruche retten und seinen sybaritischen Neigungen folgen. Obschon fähiger in Staatsgeschäften, ist er gleichwohl kein besserer Minister als Martinez de la Rosa. Seine Gleichgültigkeit machte ihn wenig umsichtig in Wahl der öffentlichen Beamteten, seine Verwaltung war unvollständig. Doch ist er einer der ersten Redner der Kammer. Seine Beredsamkeit gleicht weder der des Martinez, noch der des Galiano. Mehr Dialektiker als beredt im vollen Wortsinn, erörtert er mehr als er überzeugt; er überrumpelt nicht, sondern prüft; er ist elegant, gedrängt, geistvoll, reich. Stets behält er sich in seiner Gewalt, und sagt niemals mehr, als er sagen will. Herausgefordert, entgegnet er scharf und beißend; erbittert, ist seine Sprache ein Dolch. Keiner weiß besser als er (und Mendizabal), wie weit man auf die Geduld eines ungünstig gestimmten Auditoriums rechnen kann, und wo es nöthig war, wußte er seinen sarkastischen Trieb mit einer äußern Anspruchlosigkeit und Demuth zu verbinden, die seine größten Feinde zu entwaffnen im Stande waren. Einen neuen Anflug hat der Graf Toreno in den gegenwärtigen Cortes genommen, wo seine Stimme schon zu wiederholten Malen unter großem Beifall wiedergetönt hat.

Arguelles. Der bedeutendste Redner der vergangenen Opposition ist el Divino Arguelles. Die Art seiner Beredsamkeit kommt der des Martinez nahe. Edel, ernst, voll Anstand und Bescheidenheit, haben nur Zweifelsucht und Unentschlossenheit den blendenden Zauber zerrissen, der ihn einst umstrahlte. Voller Einschränkungen in seinen Reden, kommt er schwer zum Schlusse, die zweite Phrase hebt oft die erste wieder auf, kein Redner in Europa hat einen größern Vorrath von vorsichtigen Adverbien als er: wie, jedoch, unterdessen, vielleicht, es könnte möglich seyn, es möge mir gegönnt seyn, wenn es mir erlaubt ist . . . Er ist englisch gesinnt, wie Galiano, und aus denselben Gründen. Seinem politischen Glauben nach ist er ein Liberaler des achtzehnten Jahrhunderts — für ihn, wie für seine Freunde, die alle dem Jahre 1789 angehören, vergehen die Tage nicht. Doctrinär por excellencia, hat er das Vorrecht verloren, Sympathie und Begeisterung zu erwecken. Mit Einem Worte, der göttliche Arguelles ist mir sehr menschlich erschienen. Er war es ohne Zweifel in den Mauern von Cadix: Alter, Verbannung, Verfolgungen, bittere Erfahrungen haben ihm den göttlichen Heiligenschein entrissen, denn die Kunst kanonisirt nach andern Regeln als die Kirche. Aber ehrwürdig wie Lafayette erschien mir dieser Mann, wenn sich seine lange, hagere Gestalt vom Sitz erhob, ein neuer Glanz sein Auge belebte und aus seinem beredten Munde Worte einer tiefen Ueberzeugung hervorklangen. Die Autorität eines Lebens ohne Flecken, der Ruhm einer reinen Reputation und einer unerschütterlichen Consequenz — konnten sie ihm auch seinen Olymp nicht zurückgeben, nicht verewigen die himmlischen Laute am Tische der Götter — mit dem Glanze der Ehrwürdigkeit umstrahlen sie das früher mit Lorbeeren bekränzte Haupt.

De las Navas. Obgleich der Conde de las Navas Berühmtheit erlangt hat, kann man von ihm nicht eigentlich sagen, er sey ein Redner: weder besitzt er die Gabe der Sprache, noch die Haltung des Redners, aber dafür ist er begabt mit einer seltenen Geradheit und einem unermüdlichen Geiste der Kritik. Er ist der vollkommene Ausdruck einer systematischen Opposition; seine Streitsucht und Quälerei würde der Geduld selbst die Geduld nehmen, und Engel auf den ministeriellen Bänken, mit ihm discutirend, würden Blößen geben. Trotz dieser Art einer Don Quichotismus-Opposition ist die Rolle des las Navas vom größten Nutzen. Oft sind Menschen von seiner Anlage nöthig, Fuchsaugen wie die seinigen, welche Alles durchschauen und erforschen, indiscrete Zungen, welche keine Bedingungen kennen, vorgeschobene Schildwachen, beständige Wächter der Gesetzlichkeit. Solche Menschen bilden eine gute Brustwehr der öffentlichen Freiheiten, mögen sie dabei auch manchen Irrthümern, übertriebenen Unterstellungen selbst aus Eifer oftmals ausgesetzt seyn. Welche Meinung man auch außerhalb der Kammer vom Grafen de las Navas fasse, innerhalb ihrer hört man ihn gern, weil er niemals ermüdet, gewöhnlich ergötzt: er macht die glücklichsten Ausfälle, in jedem Augenblick überfluthen seine Lippen von gelegenen Epigrammen und von scharfen, witzigen Einfällen. Gegner des akademischen Styls und ohne Zögern sprechend, wie es ihm einfällt, fesselt er an seine Improvisation das ganze Interesse der Neuheit und Ueberraschung. Mitunter versetzt er seine Collegen wie die Zuhörer auf den Tribunen in gleiche Lustigkeit, und zwingt alle Welt zum Lachen. —

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 300.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

27 October 1838.

Skizzen aus den Pyrenäen.

1. Der Ossauer Pic.

Es wird, die ganz flachen Länder ausgenommen, wenige Städte geben, welche nicht einen besonderen Berg oder Hügel von der Natur zum beständigen Begleiter erhalten und mit demselben eine so vertraute Freundschaft gestiftet haben, daß Stadt und Berg nicht mehr von einander getrennt werden können. — Wenn ich eine Ansicht von Pau vor mir habe, so scheint es mir immer, daß ihr etwas fehlt, so lang ich nicht den Gave und die Aussicht auf den Pic du Midi de Pau, wie man ihn auch nennt, entdecke. Stellt sich wohl Jemand Wien ohne den Kahlenberg, Neapel ohne den Vesuv, Madrid ohne den Paß von Guadarrama vor? Jeder dieser an eine besondere Bestimmung geknüpften Berge zeichnet sich auch gewöhnlich durch besondere ihm eigenthümliche Merkmale aus. Der Ossauer-Pic gehört zu denjenigen, welche, kegelförmig auflaufend, einen spitzigen, gespaltenen Gipfel zeigen; aber seine Originalität liegt darin, daß er steil wie ein Meilenzeiger und isolirt unter den übrigen Bergen, die vor ihm zurückzuweichen scheinen, dastebt, besonders aber in einem Ansehen von Alter und Verwitterung, das allen Reisenden selbst in der Ferne auffällt, und welches durch die Menge der Trümmer, die an seinem Fuße aufgehäuft oder weithin durch das Land gerollt sind, eine historische Bestätigung erhält. Nackt und von der Zeit geschwärzt, überall die Zeichen der Veralterung und Zerstörung an sich tragend, scheint er nach der sehr richtigen Bemerkung des Gelehrten Palassou dem Dichter Delille vor den Augen geschwebt zu haben, als er sang:

Seht Ihr den kahlen, erdentblößten Berg
Dem Aquilon den ew'gen Krieg erklärt,
Und von der schroffen Stirn der regnichte
Olymp den aufgeweichten Lehm entführt
In ferne Felder, nackt den Gipfel lassend,
Der schwarze Spitzen in die Wolken streckt:
Scheußlicher Fels, deß Anblick nur betrübt.

Er führt verschiedene Namen, Pic du Midi de Pau, Pic d'Ossau, Pic des Jumelles, Pic des trois Sorur (Dreischwesternberg). Diese zwei letzten Namen kommen von der Gestalt seines Gipfels her, der nach der Verschiedenheit des Anschauungspunktes zwei oder drei eng beisammenstehende Spitzen ausstreckt. Wenige haben ihn bestiegen, und vielleicht ist noch keiner auf den höchsten Gipfel gelangt, nicht sowohl wegen seiner Höhe oder wegen seiner Steilheit, am wahrscheinlichsten, weil er keinen so berühmten Namen hat wie der Montblanc und andere dieser Art. Hr. Reboul gibt seine Höhe auf 1531 Toisen an; nach den Versuchen der HH. Flamignon, Delfrant und d'Angosse ist er 1407 Toisen über die Brücke von Pau (die 4 M. entfernt ist); alles dieß ist ungewiß. Der Pic du Midi von Bagneres ist nicht so hoch, und doch wurde seine Höhe im Jahre 1752 von Darcet und Jugot, den Versuchen des Hrn. Dulue zufolge, auf 1471 Toisen über eben diese Brücke angegeben.*) Der Präsident de Thou erzählt in seinen Memoiren, daß Mr. de Candale, ein naher Verwandter der Königin Johanna, mit welchem er sich in den Bädern von Caur chandes befand, den Berg beinahe bis auf den höchsten Gipfel erstiegen, und die Höhe seines Standpunktes über dem ruhigen Lauf des Gave 1100 Toisen oder 6600 Fuß gefunden habe. Da dieser Berg offenbar eine beständige Degradation erleidet, so ist es nicht unmöglich, daß er zur Zeit des Hrn. de Candale, d. h. vor 300 Jahren, schwieriger zu besteigen und höher gewesen sey; doch darf man dem Geschichtschreiber Marca keinen Glauben beimessen, wenn er sagt, daß man von seinem Gipfel beide Meere sieht. Der Pic von Ossau ist gegen den Ocean hin auf 40 Meilen sichtbar; Palassou bemerkte ihn deutlich mit freiem Auge von Bazas, 11 Meilen südlich von Bordeaux, und jeder kann ihn von dem Fichtenbaume beim Boucau von Bayonne aus unterscheiden; aber das mittelländische Meer ist viel weiter von ihm entfernt als der Golf von Gascogne, und gerade auf jener Seite stehen die hohen Pyrenäen dazwischen. Der nackte und steile Pic von Ossau erträgt weder den Schnee, der an seiner Spitze abgleitet, noch gibt er andern Gewässern den Ursprung, als zwei Armen des Gave von Gabas und weiter östlich der Arthouze, welche alle

*) Charpentier gibt 9186 Fuß für das Mittagshorn von Pau und 8958 für das von Bagneres an.

Digitized by Google

drei sich auf seiner nördlichen Seite vereinigen, und den Gave von Ossau bilden; auf der südlichen Seite des Gränzgebirgs entspringt ein Arm des Gallego. Uebrigens behauptet man, er sey nur von der Ostseite zugänglich; der Ausgangspunkt der Besteigung wird aber in der Casa de Bronsseite, südwestlich von dem Pic, genommen, weil dieses die einzige Wohnung ist, die man in seiner Nähe findet. Wir wollen also diesen Weg nachholen.

(Fortsetzung folgt.)

Dampfschifffahrtsverbindung mit Indien.

(Schluß.)

In Folge der zahlreichen Petitionen aus Indien und England und dem außerordentlichen Interesse, das der Gegenstand erregte, wurde im Junius 1837 abermals ein Comité des Unterhauses niedergesetzt, um die besten Mittel zur Herstellung einer Dampfschifffahrtsverbindung mit Indien über das rothe Meer zu untersuchen. Die Ergebnisse dieses Comité's sind ausnehmend interessant, nicht nur hinsichtlich des unmittelbaren Gegenstandes ihrer Untersuchung, sondern auch hinsichtlich der Dampfschifffahrt überhaupt. Trotz aller bereits gemachten Fortschritte scheinen wir doch erst am Anfang der Erkenntniß in der Dampfschifffahrt zu stehen. Die erfahrensten und kenntnißreichsten Männer sind noch nicht einig über die angemessene Größe und den Bau der Dampfboote, die Art der Maschinen und das Verhältniß der Kraft zum Tonnengehalt; es gibt außerordentliche Beispiele von vermehrter Geschwindigkeit durch Mittel, die nach allen bisherigen Berechnungen gerade das Gegentheil hätten hervorbringen sollen, und deren Erklärung auch die Erfahrensten in Verlegenheit setzte. Ein anderer merkwürdiger Umstand ist, daß die Franzosen, von denen man gewöhnlich annimmt, daß sie in der Dampfschifffahrt hinter den Engländern zurück seyen, diese überholt haben und eine größere Schnelligkeit zur See erreichten. Die französische Regierung hat eine bewundernswerthe Einrichtung von Dampfpaketbooten, welche alle 10 Tage von Marseille aus nach Malta, Alexandrien und verschiedenen andern Häfen des Mittelmeers abgehen; nach der Aufmerksamkeit, welche man diesem Dienstzweig widmet, ist es kaum zu bezweifeln, daß man die Dampfschifffahrt als einen politischen Gegenstand erster Wichtigkeit befördert. Briefe aus England über Marseille kommen 6 bis 10 Tage früher nach Alexandrien als mit den englischen Dampfbooten; Passagiere werden zu 7, 14 und 21 Pfd. befördert, und hinsichtlich der Quarantaine findet weniger Aufenthalt statt, da die französischen Dampfboote einen Quarantainebeamten an Bord haben. Diese Umstände geben dem Plan einer Dampfschifffahrtsverbindung mit Indien eine erhöhte Wichtigkeit und machen sie zu einem Gegenstande von nationaler Bedeutung.

Von den mannichfachen Planen, welche zur Einrichtung einer regelmäßigen Dampfschifffahrtsverbindung mit Indien entworfen wurden, verdient der von Dr. Lardner die meiste Aufmerksamkeit. Er schlägt 5 Dampfboote von 600 bis 700 Tonnen und 160 bis 200 Pferdekraft vor, welche die Fahrten zwischen Falmouth und Alexandrien machen sollen; für Indien und das rothe Meer verlangt er 6 oder 7 von 1000 Tonnen und 250 Pferdekraft, wovon 5 fortwährend beschäftigt und die übrigen in Reserve gehalten werden sollen: das erste Dampfboot soll zwischen Calcutta, Madras und Ceylon fahren; das zweite zwischen Ceylon und Socotra, das dritte zwischen Bombay und Socotra, das vierte zwischen Socotra und der Insel Cameran im rothen Meere, und das fünfte zwischen Cameran und Suez; jedes Dampfboot hätte demnach seine eigene Station zurückzulegen, wovon die längste von Ceylon bis Socotra 1660 Meilen betragen und 8½ Tage erfordern würde. Der schwierigste Theil der Fahrt ist von Bombay nach Socotra während des Südwest-Monsoons vom May bis Septbr., wo der Wind mit großer Heftigkeit einem diesen Weg machenden Schiffe gerade entgegen bläst. Man ist sehr verschiedener Ansicht über die Möglichkeit, ob ein Dampfboot in dieser Jahreszeit die Fahrt in gerader Richtung machen kann, und einige glauben, daß Dampfboote von 600 bis 700 Tonnen besser passen würden als größere; der Dr. Lardner aber behauptet, daß gerade das physische Hinderniß der Südwestmonsoons ihn hauptsächlich veranlaßt habe, Schiffe von größerem Tonnengehalt vorzuschlagen, da diese, wie er aus Erfahrung wisse, die größte Entfernung mit dem verhältnißmäßig geringsten Aufwand an Kohlen zurücklegen, und in stillem Wasser treibe die größte Kraft das Schiff mit größerer Schnelligkeit vorwärts, bei einem widrigen Wind und widriger See aber sey die Schnelligkeit um so größer, je größer das Schiff sey. Die Anwendung von großen Dampfbooten würde den Vortheil gewähren, mehr Passagiere und Waaren mitnehmen zu können, und der Handel im rothen Meere würde steigen, da auf diesem Wege Waaren von großem Werthe und geringem Umfange leicht nach Europa gebracht werden könnten. Die Inseln Socotra und Cameran schienen für Depots besser zu passen als Mokka und andere Städte auf dem festen Lande, die von Waghorn und andern vorgeschlagen wurden, die Häfen sind besser, und ein großer Vortheil ist, daß die Dampfboote und die Niederlassungen daselbst weniger durch die kleinlichen Plackereien und Verzögerungen leiden würden, die sie manchmal von den Behörden auf dem festen Lande erfahren. Für die Reise von Suez nach Cairo und Alexandrien ist alle Vorsorge getroffen: man legt sie in zwei oder drei Tagen auf Kamelen oder Eseln zurück. Man hat den Plan zu einer Eisenbahn entworfen, die Bahnlinie aufgenommen und der Vicekönig hat mit einem Aufwand von 200,000 Pfd. die nöthigen Materialien herbeigeschafft; das Ganze wird 6 bis 800,000 Pfd. kosten, und wenn die Bahn fertig ist, wird man den Weg in 3 oder 4 Stunden zurücklegen. Eine zweite Eisenbahn ist im Plane zwischen Cairo und Alexandrien, wo man dann die ganze Reise von Suez bis dahin in 30 Stunden zurücklegen kann; gegenwärtig braucht man 6 Tage. Was die Pest betrifft, so herrscht sie, außer im Frühjahre, selten in Aegypten, und verschwindet manchmal 8 bis 9 Jahre ganz. Mehrere Reisende betrachten überhaupt die Pest, gewisse Jahreszeiten ausgenommen, als einen reinen Popanz.

Digitized by Google

Man rechnet, daß, wenn einmal eine regelmäßige Linie von Dampfbooten zwischen Bombay und Suez hin- und herführe, die Reise an den letztern Ort in 19 Tagen zurückgelegt würde; da man nun von Suez nach Alexandrien 6 Tage, von Alexandrien nach Falmouth 16 Tage und von Falmouth nach London 1½ braucht, so würde die ganze Reise von Bombay nach London 42 und einen halben Tag dauern; von Calcutta nach Suez braucht man 30 und einen halben Tag, von Calcutta nach London also 54 Tage. Dieses sind die durchschnittlichen Berechnungen des Dr. Lardner, und wenn man diesem schnellen Verkehr auch nur nahe kommt, so werden die Vortheile unberechenbar seyn.

Wir kommen jetzt zu den Kosten des Unternehmens, ein Hauptpunkt, der bis jetzt die Ausführung des Planes wesentlich gehindert hat. Die Kosten der Dampfboote zwischen England und Alexandrien lassen sich ziemlich genau berechnen, in Indien aber ist der Fall anders; dort kann man nicht so leicht Beschädigungen, namentlich an der Maschinerie, herstellen lassen, der Preis der Kohlen ist unsicherer, und die verschiedenen Niederlagen müssen bedeutende Ausgaben verursachen. Dr. Lardner berechnet die jährliche Ausgabe für den Unterhalt der 5 Dampfboote, die zwischen England und Alexandrien fahren sollen, mit Einschluß der Capitalzinsen auf 24,000 Pfd., 6500 Tonnen Kohlen auf 8000 Pfd., zusammen also 32,000 Pfd. Die Dampfboote für Indien von 1000 Tonnen Last und 250 Pferdekraft würden 30,000 Pfd. jedes kosten und ungefähr 15 Jahre dauern. Capital, Interessen und Versicherung würden also für jedes Boot jährlich 4325, Sold, Arbeitslohn, Lebensmittel, Vorräthe und Ausbesserungen etwa 6500 Pfd. kosten. Die jährliche Ausgabe

von 6 Dampfschiffen wäre demnach	25,950 Pfd.
Unterhaltung von 5 in Activität befindlichen Schiffen	32,500 —
18,000 Tonnen Kohlen zu im Durchschnitt 37½ S.	33,750 —
Ausgabe für 3 Dampfboote von England nach Alexandrien . . .	32 000 —
Agentschaft in Aegypten	2000 —
Summa	126,200 —

Der zweifelhafteste Ansatz ist der für Kohlen, und die Angabe Dr. Lardner's möchte wohl ziemlich überschritten werden.

Die Einnahme würde entspringen aus der Fortschaffung von Passagieren, Briefen und Paketen und werthvollen Waaren. Die Zahl der Personen, welche jetzt jährlich die Reise nach Indien und zurück machen, beträgt 3200, von denen 2400 in den Dampfbooten untergebracht werden könnten. Die Kosten einer Fahrt ums Cap der guten Hoffnung herum betragen 100 bis 150 Pfd.; wenn die Dampfboote die Passagiere nach einem Durchschnittspreis aufnehmen, so würden sie über 80 Pfd. an einem gewinnen, was ein Einkommen von 196,000 Pfd. des Jahres gäbe. Von Briefen und Paketen berechnet Dr. Lardner eine Einnahme von 17,000 Pfd., was also die Gesammteinnahme, ohne die Waarenfracht und die Beförderung der Depeschen und Couriere der Regierung und der ostindischen Compagnie zu berechnen, auf die Summe von 213,000 Pfund steigern würde. Der oben erwähnte Hr. Peacock berechnet freilich die Gesammtausgabe auf wenigstens 300,000 Pfd. und meint, durch die Beförderung von Passagieren sey nichts zu gewinnen; allein es ist, wie wir oben gesehen, Grund vorhanden, zu vermuthen, daß er absichtlich die Ausgaben über- und die Einnahmen unterschätzt. Erfahrene Leute behaupten, daß man jeden Passagier, 60 Tage für die ganze Reise berechnet, mit 30 oder höchstens 40 Pfd. unterhalten könne, wornach denn der übrige Theil des Fahrgeldes reiner Gewinn wäre. Bald würden alle Reisende den kurzen Weg über Aegypten der langen und monotonen Seereise um das Cap der guten Hoffnung vorziehen und zudem ist es eine bekannte Thatsache, daß wo immer die Verbindungsmittel erleichtert werden, die Zahl der Reisenden zunimmt, auch wenn die Kosten nicht vermindert werden. So kann man mit Sicherheit voraus sagen, daß eine regelmäßige Linie von Dampfbooten von England nach Indien viele Personen anziehen würde, welche sonst die Reise nicht unternommen hätten. Eine solche Linie von Dampfbooten würde zur Einrichtung weiterer Dampfbootverbindung führen, wie nach Isle de France, den Seyschellen, nach Singapur, den östlichen Inseln, China und Neuholland. Die Kaufleute, welche mit letztern Ländern in Verbindung stehen, haben in Erwartung der nach Indien einzurichtenden Dampfschiffahrt bereits eine Dampfschiffahrts-Compagnie gebildet und die Dampfschiffe sind schon gebaut, welche zwischen Neuholland und Ceylon hin- und herfahren, und an letzterm Orte die indischen Dampfboote treffen sollen. Trotz der großen Geldausgabe, welche die Herstellung einer Dampfschifffahrtsverbindung mit Indien erforderte, ist aller Grund zur Hoffnung vorhanden, daß dieselbe bei gehöriger Leitung reichlichen Gewinn abwerfen wird, abgesehen von den großen, politischen und commerciellen Vortheilen, welche dieselbe den englischen Besitzungen in Indien und im Orient überhaupt, so wie den rasch anwachsenden Niederlassungen in Australien gewähren wird.

Wir hängen diesen aus Taits Magazin entnommenen Mittheilungen noch einige Nachträge an, indem am 12 October in London eine große Versammlung statt fand, um die Mittel zu berathen, die Dampfschiffahrtsverbindung mit Indien auf einen sichern Fuß zu stellen, da, wie von mehreren Seiten mit Bitterkeit bemerkt wurde, die Directoren der ostindischen Compagnie noch immer nicht recht Hand ans Werk legen wollen. Wir entlehnen aus der interessantesten Rede von einem Capitän J. Barber Nachstehendes: „In Indien kennt Jedermann die Vortheile einer schnellen Verbindung mit England, und in Bengalen sind 2800 Actien im Betrag zu 140,000 Pfd. unterzeichnet, „um jedem klug berechneten Plan, eine Dampfschifffahrtsverbindung mit den drei Präsidentschaften*) über das rothe Meer herzustellen, alsbald beizutreten." Ich berechne die Ausgabe für 5 Dampfboote von 1500 Tonnen und 600 Pferdekraft nebst zwei kleinen für die Verzweigung nach Bombay, die Omnibusse und andere Wagen für den Weg durch die Wüste, so wie für die An-

*) Dieß ist gegen den Plan der Directoren gerichtet, die Linie der Dampfboote nur bis Bombay gehen zu lassen.

Digitized by Google

stalten an den verschiedenen Stationen auf 555,000 Pfd. oder in runder Summe 400,000 Pfd. Meine Zuhörer werden vielleicht lächeln, daß Omnibuse durch die Wüste fahren sollen, aber Alles, was ich sagen kann, ist, daß ich im ersten der abfährt, einzusteigen entschlossen bin. Die jährliche Ausgabe für Kohlen, Besoldungen, Lebensmittel, Zugpferde in Aegypten, Kosten an den verschiedenen Stationen, Verwaltung, Versicherung zu 5 Proc., Sinkingfond zu 15 Proc., unvorhergesehene Unfälle zu 10,000 Pfd. mitgerechnet, schlage ich auf 227,690 Pfd. an, und rechne hiebei die Kohlen auf 90,000 Pfd., indem sich schon eine Gesellschaft erboten hat, sie um diesen Preis jährlich zu liefern."

Man ersieht daraus, daß Capitän Barber von Lardner's Berechnung ziemlich abweicht, dagegen berechnet er die Einnahme auf fast 300,000 Pfd. jährlich, indem er die Briefpostbeförderung, mit Einschluß der Depeschen des Directoriums auf 72,000 Pfd. anschlägt.

Die Versammlung war von Wichtigkeit, indem sich nicht nur mehrere Parlamentsglieder anschlossen, sondern auch Lord William Bentinck, der ehemalige Generalgouverneur Indiens, und Sir W. Horton, vormaliger Gouverneur von Ceylon, der den Vorsitz führte. Man scheint entschlossen, die Sache endlich, trotz des Widerstrebens der Directoren der ostindischen Compagnie, zu einem gedeihlichen Ziele zu führen.

Die spanischen Cortes und ihre hervorragenden Redner.

(Fortsetzung.)

Die neuen Männer von Verdienst, welche in die Kammer der Procuradores Eingang gefunden hatten, konnten sich mit den Alten auf dem Rednerstuhle nicht messen. Lopez vermochte den Glanz nicht zu behaupten, in dem er sich bei seiner Antrittsrede gezeigt hatte; Trueba entsprach nicht lange den von ihm gehegten Hoffnungen; Gonzalez und Caballero würden eher auf den Eichenkranz des Patriotismus, als auf die Palme der Beredsamkeit Anspruch machen können.

Einige zeichneten sich noch durch solide Kenntnisse aus, verbunden oft mit einer genauen und beredsamen Diction, wie der Marquis von Torremejia; Andere schwiegen oder sprachen wenig, obschon ihr specielles Wissen in einigen Zweigen Anerkennung fand. So Florez Estrada, ein Staatswirth von Ruf, Montevirgen, Rivaherrera. Isturiz, der Präsident der Kammer, entwickelte Umsicht, Tact, Unparteilichkeit in seinem wichtigen Amte, seine Beredsamkeit ist energisch, seine Sprache fest und entschieden. —

Von dem Estamento der Procures, dieser gemischten Aristokratie, welche in Medinaceli anfing und im Dichter Quintana aufhörte, ist nicht viel zu sagen. Mit zwei oder drei Ausnahmen vollzog der hohe Körper mit dem feierlichsten Schweigen und einer fast religiösen Genauigkeit jede der Bewegungen, welche es dem Ministerium ihm anzuzeigen gefiel. Diese gelehrige Kammer hatte keine eigene Lebenskraft, keine Autorität, keinen Einfluß: sie war eine todtgeborne Schöpfung, ein unnützes Rad an der Staatsmaschine, das nicht die Kraft hatte, ihre zu schnelle Bewegung aufzuhalten, noch die, im Fall die Maschine in Stillstand gerieth, sie wieder in Bewegung zu bringen. Spanien, ungeachtet seiner Grandezza, seiner erblichen Rechte, seiner Majorate und einiger andern aristokratischen Elemente, ist ein durchaus demokratisches Land, das Dogma der christlichen Gleichheit ist aus der Kirche in die Sitten übergegangen, und einmal hier fest begründet, muß es sich nothwendig auch allmählich in die Gesetzgebung einführen. Die Procures könnten allenfalls nur dann ein Gewicht erlangen, wenn die plebejischen Illustrationen zugleich Eintritt bei ihnen erhielten. Die reformirte Verfassung von 1837 hat dieß zu bewirken und die hohe Kammer aus solchen Elementen zu schaffen versucht, daß sie jetzt Selbstständigkeit und Leben erlangen wird, wenn dieß überhaupt auf der Halbinsel möglich ist. Außer dieser Kammer bleibt nur noch der Versuch mit einem patricischen Senate übrig. Jenes Estamento der Procures des Estatuto aber war todt, ehe es Leben erhalten hatte, nicht Ein Redner stieg aus seinen ehrenwerthen Gräbern hervor, nicht Eine Stimme erhob sich, das Schweigen der Katakomben zu stören. Sie schliefen und entschliefen in Frieden. —

Nachdem der merkwürdige vereinigte Aufstand der Juntas im Jahre 1835 die Schöpfung des Martinez de la Rosa ohne Fundament gezeigt hatte und die Constitution von 1812 provisorisch verkündigt war, versammelten sich die vierten Cortes, die zweiten constituirenden. Schwieriger war die Aufgabe, frischer die Kräfte. Die alte glänzende Opposition wechselte ihre Rolle und bildete eine ministerielle Majorität, und vorzüglich ein junger parlamentarischer Anwachs trat in die Linie der frühern Opposition. Doch war diese nach der linken Seite hin keineswegs entschieden, auch triumphirte sie in wesentlichen Punkten, in andern stimmte sie mit der Majorität überein.

Mit klopfendem Herzen betrat ich zum erstenmal den Palast dieser Cortes, ein altes, klösterliches, neu aufgefrischtes Gebäude: der Ernst der Zeit, die Schrecken eines sich in die Länge ziehenden Bürgerkriegs erfüllen ahnungsvoller unser Gemüth, nähern wir uns einer solchen Versammlung. Auf dem Platze vor dem Haus, unfern des eleganten Prado, steht Cervantes erzene Bildsäule, noch eine seltene Ehre in diesem Lande; nicht weit davon befindet sich in der nach jenem Dichter benannten Straße noch wohlbehalten das Haus, in welchem er seinen unsterblichen Don Quixote schrieb, und mit Noth und Elend kämpfte. Der Sitzungssaal ist länglich rund; in der Mitte einer der längern Seiten steht auf einer Erhöhung der Thron, davor der Tisch des Präsidenten und der Secretäre, zwei Rednerstühle ragen von hier aus weit in die Mitte des Saales hinein; im Kreise herum auf den amphitheatralisch übereinanderragenden Bänken sitzen die Abgeordneten. Die Namen einiger Helden aus dem Unabhängigkeitskrieg und hingewürgter Opfer der spätern Zeit bilden den einzigen Schmuck der Wände. Den Saal umgeben in einer höhern Region die Tribunen für das Publicum, wovon ich die öffentliche, die größte, stets zahlreich besucht fand. Die vordern Sitze in den tribunas reservadas, wozu ein Deputirter mir eine Eintrittskarte verschafft hatte, waren stets von einer Reihe glänzender, mit schön geflickten weißen oder schwarzen Mantillen geschmückter Damen eingenommen, deren schwarze Augen und feurige Blicke nicht selten die Beredsamkeit der Männer anfeuern mochten. Die Reden versteht man im ganzen, wohlabgerundeten, hohen Saale; das gedämpfte Licht darin — auch in der heißesten Jahreszeit werden die Sitzungen gewöhnlich von 11 bis 5 Uhr Nachmittags gehalten — erhöht die feierliche Wirkung des Ganzen. In der That, dieser Sitzungssaal gefiel mir durch Einfachheit und Würde besser, als irgend ein anderer, obschon ihm die Eleganz und Pracht derer zu Paris, Brüssel, ja selbst zu Lissa abgehen. —

(Schluß folgt)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 301.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 October 1838.

Topographisch-biographische und literarisch-artistische Skizzen aus Schottland und Nordengland.

3. Temple Newsome, Landsitz in Yorkshire.

Dieser seiner Bauart, seiner malerischen Lage, seiner geschichtlichen Erinnerungen, vorzüglich aber seiner Gemäldesammlung wegen berühmte Landsitz, gehört nebst Nostell Priory und noch einigen andern, in derselben villenreichen Grafschaft zu denen, welche Hr. Waagen in seinem von uns im Vorworte zu diesen Schilderungen angeführten Werke nicht besucht zu haben bedauert.

Das Schloß, dessen jetziger Bau, so wie die ganze Form und Weise der pietistischen Giebelinschrift, welche derjenigen am Marquis von Northampton'schen Schloß Ashby gleicht, auf die Zeit der Elisabeth oder spätestens Jakobs I hindeuten, ist eines der größten und höchsten jener Periode, welche bekanntlich dem auf den brittischen Inseln damals entstandenen, durch eigenthümliche, geschichtliche, politische und andere Umstände bedingten neuen domestiken Baustyl, der eigentlich aus der Vermählung der Tudor-gothischen mit der italienischen Bauweise entstanden zu seyn scheint, den Namen des „Elisabethischen" gegeben hat.

Das auf derselben Stätte gestandene frühere Gebäude soll einst ein Tempelherrnsitz gewesen seyn, und Jahrhunderte später Lord Darnley, Gemahl der Stuart'schen Maria, welcher vor ihren Augen ermordet wurde, darin geboren worden seyn.

Seit 1620 im Besitz der Irving'schen Familie, gelangte das Schloß durch die Heurath einer Erbtocher derselben mit einem Hertford in den Besitz dieses Hauses, wurde aber von dem jetzigen Marquis schon vor einer Reihe von Jahren einer Lady W. Gordon überlassen, nach deren Tode es in die Hände der Meynells in Staffordshire übergehen wird.

Zu diesen sicherlich nicht unanziehenden Details über das merkwürdige Gebäude wollen wir noch hinzufügen, daß 1807 die Südfronte nebst der Halle ganz im Style der übrigen Architektur neu erbaut und verziert wurde. Ein so aufs strengste mit dem Charakter des übrigen in jeder Beziehung übereinstimmender Neubau ist selten zu sehen, und vorzüglich die Halle, worin eines der trefflichsten Bildnisse der Maria Stuart hängt; was alterthümliche Schönheit, Geräumigkeit und angemessene Verzierung besonders mit Eichenholzschnitzwerk der vollendetsten Art anbelangt, ein Bau, womit sich wenige vergleichen können.

Da das Schloß schon seit vielen Jahren unbewohnt und der Besuch desselben für Fremde nur einen Tag in der Woche gestattet ist, so bietet der herrliche Park, durch welchen sich eine anderthalb Meilen lange Ulmen- und Lindenallee hinziehen, das Bild der süßesten Waldeinsamkeit dar,

„Wo manche Blum' erglüht, um ungesehn,
Und einsam ihre Würze zu verhauchen;"

wie Hr. Waagen dasselbe von Castle Howard berichtet.

Die Gemäldegalerie, welche eine Länge von 108 Fuß hat, schildert Hr. Dibdin nicht näher, sondern erwähnt nur, daß in einem der Staatsgemächer ein angebliches Bildniß Zwingli's von Tizian hängt, welches aber eigentlich Martin Bucer vorstellt; ein Stich davon ist in einer Reihe von Bildnissen der ersten Reformatoren von einem Hrn. Nerman erschienen. Das Bild selbst ist übrigens unbestreitbar von Titian und seiner ganz würdig.

Zwei bis drei kleine Bibliothekgemächer, oder Bücherboudoirs, wie man sie nennen könnte, wo die Bände in strahlenden Goldschreinen stehen, gehören zu dem Prachtvollsten dieser Art: „Ich hatte," ruft der vielerfahrne Biblioman aus, „nie so viel glänzenden Prunk gesehen!"

„In solchen Prachtschreinen sollten nur Giulio Clovio's, Pergament-Alduse, und mit uralten und dennoch farbenglühenden Miniaturen, und Blumen- und Fruchtstücken, und bunten Faltern und herrlichem Federspiel geschmückte Missale prangen! Man möchte da sitzen und bis Sonnenuntergang in steter Bewunderung verweilen." — „Und von welcher lichtbegrünten Hainpracht, welchem Mattenschmelz, von welch erhebender Ruhe und Stille sieht man sich beim Hinausblick nicht umgeben!"

In einer so reizenden Behausung drängt sich natürlich die Frage nach deren Bewohner auf:

„Herr!" erwiederte die freundliche gesprächige Castellanin, „außer der Person die jetzt mit Ihnen spricht, und einiger weniger untergeordneter Dienerschaft wohnt Niemand hier."

Seit dem Tode des Marquis von Hertford ist das Schloß

Digitized by Google

von seiner jetzigen Besitzerin, Lady W. Gordon, einer schon bejahrten Dame, auch nicht einziges Mal besucht worden, doch hat sie sich beim Antritt des Besitzes durch ein Geschenk von tausend Guineen an die Armen auf eine würdige Weise vertreten lassen.

Und so trauern die schimmernden Gemächer in denen selten ein Fußtritt hallt, gleich den unheimlichen Räumen einer Burgruine, und mit wehmüthigem Gefühl scheidet der sinnige Besucher von dem edlen Gebäude und seiner zauberischen Umgebung.

Skizze aus den Pyrenäen.

1. Der Ossauer Pic.

(Fortsetzung.)

Von Eaux chaudes aus rückt man stets in einem engen Felsengange vor, welcher zwar monoton und schauerlich ist, aber im Frühjahre durch die herabstürzenden Wasser und eine eigene mitten aus den Felsenspitzen dringende Flora belebt wird. Die erste Oeffnung trifft man, eine starke Stunde weit, links an, wo ein Waldbach aus einem Thale hervorkommt, und eine Eisengießerei angelegt wird. Man tritt sodann in dichte Wälder von Buchen und Tannen ein und gelangt nach Gabas (5500 Toisen von Eaux chaudes), einem in alten Zeiten für Reisende erbauten Spital, dessen Mönche mit denen von dem Spital Santa Cristina in Spanien bei dem Col de Canfranc in Correspondenz standen. Denn von Gabas führen zwei Pfade nach Spanien, westlich über den Col des Moines nach Santa Cristina, östlich über die Casa de Broussette nach dem Defilé von Sallent im Thale von Tence, beide auf der Westseite des Pics von Ossau. Vormals waren diese Wildnisse der Sitz von Werkstätten, wo die ungeheuren Baumstrünke ihrer Aeste beraubt und auf Wagen geladen wurden, die sie bis unterhalb Oloron verführten; hier machte man Flöße daraus, die mit vieler Gefahr und Geschicklichkeit nach Bayonne gebracht wurden. Feuer, Wind und Schneefälle haben seitdem weit mehr als die Art Verheerungen angerichtet, die Erhaltung dieser Wälder ist indessen nicht bloß wegen der Marine, sondern auch wegen der vielen Eisenmineralien, die man in den Pyrenäen ausbeuten könnte, zu wünschen. Inmitten dieser einsamen Wildniß brüllt der Gave, wälzt sich über ungeheure Granitblöcke, schäumt in seinem engen krummen Bette und zernagt die steilen Ufer, die ihn beschränken. Diese sind mit den rothen Früchten des Vogelbeer- und des Hollunderbaumes, wie die nackten Felsen mit den großen Purpurblumen der Digitalis geschmückt, als ob die Natur absichtlich einen Contrast von Unfruchtbarkeit und Pomp hätte zusammenstellen wollen. Oben im Gebirge wohnt der Bär, ein schwerfälliges und mißgestaltetes Ungethüm, welches die Hirten zuweilen zwingt, ihre Weiden vorzeitig zu verlassen.

Von Gabas nach der Casa de Broussette sind noch 3 Stunden. Dieses einsame Gebäude gehört der Gemeinde von Laruns, es ist der Sammelplatz der Schäfer, der Ort, wo sie ihre Käse salzen, und zugleich ein Wirthshaus für Reisende, wenig bequem, aber unschätzbar in dieser Lage. Wie hart es dem Wanderer gehen kann, welcher sich in den Gebirgen ohne Hülfe und Unterkunft verliert, zeigt das Beispiel eines französischen Geistlichen, welches ich aus einem Schriftchen des Hrn. Palassou entlehne, da es zugleich diese Gegenden und den Weg nach dem Col des Moines näher kennen lehrt.

Mr. Darripe, Pfarrer von Ogenne bei Navarenx, wollte lieber fliehen als den Priestereid leisten. Am 6 oder 7 Mai 1795 um 3 Uhr Nachmittags machte er sich, bloß von einer getreuen Dienerin begleitet, von Precillon bei Oloron hastig auf den Weg, ging die ganze Nacht, erreichte Gabas bei Tagesanbruch und setzte mit einem Führer, den er dort nahm, um 7 Uhr Abends unter Schnee und Regen den Weg nach dem Col des Moines fort. Eine Stunde später erreichten sie mit Mühe einen jener wenigen Rasenplätze auf der Westseite des Pics, welche von den Ruinen dieses letztern noch verschont geblieben sind; wahrscheinlich waren es ursprünglich Seen, die nachher von der herabgefallenen Erde ausgefüllt wurden. Der Führer sah das kalte Schneewetter und den erschöpften Zustand des Pfarrers, und schlug ihm vor, unter dem Schirm eines großen vorspringenden Felsen Feuer anzuzünden, die Kleider zu trocknen, und dann nach Maaßstab des Wetters vor- oder rückwärts zu gehen. Der Pfarrer gab dem Rathe kein Gehör; von der Last der nassen Kleider und des so lange nicht genossenen Schlafes erdrückt, wandelte er halbtaumelnd über die schneebedeckte Ebene von Bius — plötzlich verlassen ihn seine Kräfte, er sinkt mit einem Knie zu Boden, sucht die Erde mit den Händen und hat keinen Wunsch mehr, als mitten im Schnee zu schlafen; aber jetzt ist es sein Führer, welcher ihm die Unmöglichkeit vorstellt, hier zu bleiben; es war nothwendig, entweder den Col zu passiren oder zurückzukehren. Mr. Darripe entscheidet sich für das erstere; aber kaum haben sie die Felsen von Castrau erstiegen, so erkennen sie die Unmöglichkeit, inmitten der wirbelnden Schneeflocken den Weg zwischen den Abgründen zu finden. Der Geleitsmann kehrte um, aber der Pfarrer von der Furcht verblendet, und von einem Trunk Weine gestärkt, wollte nichts von der Rückkehr wissen, noch seine treue Gefährtin ihn verlassen. Was weiter vorgegangen, weiß man nicht genau; selbst Personen, welche, über sein Stillschweigen unruhig, sich einige Tage nachher von demselben Geleitsmann nach Canfranc führen ließen, entdeckten nichts; erst in der Mitte Junius, als der Schnee schmolz, fanden einige nach Spanien reisende Passagiere den Leichnam der Dienstmagd unterhalb, doch nicht ferne von dem Platze, wo der Wegweiser sie verlassen hatte; der Leichnam des Pfarrers wurde noch später gefunden, er lag auf dem Rücken, die Arme ausgestreckt, um das Kreuz zu bilden, das Gesicht gegen den Himmel gekehrt, als ob er dessen Schutz anflehte, aber schrecklich von Geyerbissen entstellt. Man schließt hieraus, daß der Pfarrer, bald nachdem ihn der Wegweiser verlassen, selbst die Nothwendigkeit zurückzukehren eingesehen habe, und daß die Dienstmagd das erste Opfer ihres bösen Schicksals geworden sey. Der Pfarrer irrte mühsam in dieser wilden Einöde herum; er befand sich nahe bei einem Wege, der den Holzschlägern aus dem Walde von Gabas dient, als er zum Unglück den Lauf eines Baches verfolgte, über welchen er

Digitized by Google

hätte setzen sollen. Hier verlor er sich in dem Dickicht eines einsamen, mit einer Menge vom Pic herabgefallener Felsenstücke durchspickten Waldes; in der Mitte dieser furchtbaren Wildniß des Bins Houmet, deren Stille nur von dem Gebrülle der Bären und dem Schrei der Raubvögel unterbrochen wird, war es, wo dieser Diener des Altars, von Kälte, Furcht und Müdigkeit erschöpft, elend sein Leben verlor.

Die Felsenwege, welche nach dem Thal von Sallent (oder Salient) führen, obgleich häufig von den Aragonesen besucht, sind fast alle Jahre Zeugen von dem Unglück irgend eines in die Abgründe gestürzten oder im Schnee verirrten Wanderers. Salient ist 4000 Toisen von der Cosa de Broussette entfernt. Das Thal von Tena war von den Königen von Aragonien den Vicegrafen von Bearn zum Lohn für ihren Beistand in den Kriegen mit den Sarracenen verliehen worden. Centulle IV, welcher Oloron zum Theil mit spanischen Colonisten wieder erbaute, wurde in Salient, als er nach Aragonien gegen die Sarracenen zog, in dem Hause eines seiner Vasallen, Namens Garlia, sammt seiner Garde ermordet. In den neuesten Zeiten war das Thal von Salient der Schauplatz eines Versuches, welchen der General Don Pedro Vigo im Jahre 1830 mit ein paar hundert Emigranten zur Befreiung seines Vaterlandes machte. Mehrere geachtete Männer bildeten eine Junta, und der Aufstand verbreitete sich über Canfranc in die Thäler von Echo und Anso, aber die Caprice des englischen Ministeriums, welches Niemanden als Mina seine Unterstützungen an Geld zukommen lassen wollte, und die schnell veränderte Politik der Tuilerien verhinderten das Unternehmen; der famose General Rodil hatte bloß die Mühe, einige verirrte Patrioten den Henkern zu übergeben.

(Fortsetzung folgt.)

Nachricht über Liberia.

(Aus den Archives du Commerce. Septemberheft.)

Am 14 Januar d. J. warf die Corvette la Triomphante am Cap Mesurado Anker, wo die Amerikaner vor etwa 20 Jahren eine Niederlassung unter dem Namen Liberia gegründet haben, in der doppelten Absicht, einen Anhaltspunkt für ihren Handel mit dem Innern des Landes zu haben, und den Boden zur Erzeugung von Colonialproducten, wozu die umliegenden Ländereien sehr geeignet scheinen, anbauen zu lassen. Die Stadt Liberia erhebt sich auf dem Kamm eines Berges, an dessen Fuß sich der Hafen befindet. Das Klima ist gesund; man zählt 800 Einwohner in der Stadt und 8000 in der Colonie: sie sind in mehrern Dörfern, die einige Meilen entfernt sind, zerstreut. Jede Familie, die sich hier niederläßt, erhält eine Hütte, eine gewisse Strecke Landes und Ackerwerkzeuge; auch liefert man ihr Lebensmittel während eines Jahres. Der Kaffeebaum, das Zuckerrohr und die Baumwolle gedeihen vortrefflich, aber der Erfolg, den man von der Fruchtbarkeit des Bodens erwarten dürfte, ist gehemmt durch die Trägheit und Sorglosigkeit der Anbauer, die ihre Ländereien verlassen, um einen kleinen Tauschhandel zwischen den Eingebornen und den fremden Schiffen zu treiben. Die Bevölkerung ist europäisch gekleidet. Die Amerikaner treiben mit kleinen Fahrzeugen den Küstenhandel zwischen den benachbarten Punkten, und holen Elfenbein, Farbehölzer, Palmenöl und Schildkrötenschalen.

Die spanischen Cortes und ihre hervorragenden Redner.

(Schluß.)

Auf dem Präsidentenstuhle saß Arguelles, unverrückt das Auge auf den Redenden gewandt, der hier, wie in London, gewöhnlich an den Vorsitzenden das Wort richtet. Von den Ministern war Mendizabal allein gegenwärtig als das vorzüglichste Organ des Ministeriums Calatrava. Er saß in der Nähe des Präsidenten, seines Freundes, dem er öfter das Wort zuwandte. Der Redende war ein noch junger Artillerie-Capitän, Hr. Lujan, den ich schon einigemal als Commissär der Cortes bei der Armee gesehen hatte, ein Mann mit einnehmenden Sitten, populär, freimüthig, nicht ohne Rednertalent, eben so muthig auf der Tribüne, als auf dem Schlachtfelde, das Organ des freisinnigsten, gebildetsten Theiles der Armee. In glänzender Uniform hielt er einem tapfern Freunde, der im Treffen bei Huesca gefallen, eine Trauerrede, die voll glühenden Patriotismus die Aufmerksamkeit der Versammlung über eine halbe Stunde fesselte.

Darauf machte Hr. Mendizabal — man spricht hier gewöhnlich vom Sitz aus — einige Mittheilungen. Dieser Exminister, der einst das Vertrauen und die Hoffnung des Landes — die bitter getäuscht — besaß, hat eine hohe, kräftige, imponirende Gestalt, fast übermäßig groß für einen Spanier, charakteristische Züge und ein starkes Haupthaar, das, ursprünglich blond, durch herannahendes Alter fahl geworden ist, und auf einen nicht uninteressanten Kopf herabfällt. Sein Organ ist kräftig, doch stottert er häufig in der Rede, überhaupt ist sein Rednertalent unbedeutend. In der darauffolgenden Discussion, woran Viele Theil nahmen, waren besonders thätig die Herren Castro, Sancho, Galiano, Caballero, Morales und vor Allem Olozaga. —

Neugierig musterten meine Augen die Versammlung, und bemühten sich nach dem Aussehen das Talent zu schätzen. Die Gesichtsbildungen der Individuen fremder Nationen scheinen uns, obschon man auch unter tausend Spaniern den Germanen beim ersten Blick erkennen kann, weit weniger verschieden von einander, als die unserer eigenen. Doch in den Cortes fand ich die größte Verschiedenheit, kein Gesicht glich dem andern. Die meisten Mitglieder waren von mittlern Jahren und in bürgerlich schwarzer Kleidung, eben so viele von ihnen gehörten der Jugend als dem Greisenalter an, wenige trugen Uniform, einige den Priesterrock. Zur Seite eines tiefgefurchten grauen Antlitzes glänzte ein anderes in jugendlicher Fülle, und neben den meist national gebräunten und gehärteten Gesichtern erblickte man hie und da auch ein blasses, nach der Studirlampe aussehend — einige Physiognomien waren überaus interessant, ächt spanisch, südlich, stammend — auch wieder fand man eine hohe Stirn, kleine Nase, ein zartes, nordisches Aussehen, doch ohne die nordische Blutfülle. Der Ausdruck der ganzen Versammlung war ernst, gehalten und doch beweglich — nur selten sprudelte schrankenlos die ganze Leidenschaftlichkeit des Südens hervor.

Meine Aufmerksamkeit fesselte besonders ein Redner, den, sobald er sich erhob und das Wort nahm, eine fast feierliche Stille umgab. Ich glaubte ihn schon anderswo gesehen und gehört zu haben, nur schien er mir jetzt jugendlicher, kräftiger. *) Er war von mittlerer,

*) Er hat eine erstaunenswerthe Aehnlichkeit mit dem Hrn. Professor Gans in Berlin.

feſter Statur, ein volles ſchwarzes Haar hing unordentlich, doch anmuthig um ein wohlgebildetes Haupt, einige Locken fielen auf die ſchöne compacte Stirne herunter, der geöffnete Mund zeigte zwei Reihen glänzend weißer Zähne, und ſeine großen ſchwarzen Augen flammten gelegentlich wie Blitze durch die Verſammlung. Sein Sprachorgan war kräftig, das ſchönſte in der Verſammlung — die Worte drangen aus voller, ſtarkgewölbter Bruſt, und empfingen Wohllaut und Schwung von den geübten, ſchwellenden Rednerlippen. Ich fragte meinen Nachbar: Herr Ritter, wie heißt dieſer Orador? Olozaga! antwortete er.

Olozaga, noch vor wenigen Jahren unbekannt, damals nur ein Advocat der Hauptſtadt von Ruf, entwickelte plötzlich im Schoße der Cortes ein glänzendes Rednertalent, und noch in der Entwicklung begriffen, wächst ſein Ruhm wie ſeine Kunſt. Schon zu wiederholten Malen bot man ihm ein Miniſterium, ſelbſt die Bildung eines neuen Conſeils an, um ſeinen Einfluß in der Kammer zu benutzen, allein er fühlte ſich zu ſelbſtſtändig und kräftig, um ſich ſobald abnutzen zu laſſen. Was die Natur einem Redner ſchenken kann, hat ſie freigebig über ihn ausgeſchüttet. Muth und Geiſtesgegenwart, die den Mann der Tribune nicht minder bedingen als den Feldherrn, beſitzt er in hohem Grade. Glühende Vaterlandsliebe, eine tiefe politiſche Ueberzeugung, der feſte Glaube an die Nothwendigkeit der ſpaniſchen Revolution beſeelen ihn und erhöhen den Eindruck ſeiner ſchönen Sprache. Immer kühn, weiß er geſchickt anzugreifen, ſich gewandt zu vertheidigen. Auch ſeine Improviſationen ſind edel gehalten, alle ſeine Repliken gewürzt, einige davon haben eine nationale Berühmtheit erlangt, und gehen von Mund zu Mund. Anſpruchlos, nicht intriguant, offen und redlich, verdankt er Stellung und Namen bloß ſeiner Perſönlichkeit. Er verſteht es meiſterhaft, einen großen Gedanken kurz hinzuwerfen. Plötzlich oft, im paſſenden Augenblick, ergreift er das Wort, ſchleudert mit Blitzesſchnelle den Pfeil, und ehe der Feind ihn am Sprechen verhindern kann, iſt bereits Alles geſchehen, dieſer durchbohrt. Daher erbebt mancher Gegner, ſo er ihn ſich erheben ſieht. Er iſt bereits der Lenker, das Haupt der Oppoſition geworden; in dieſen Cortes hat er die Palme der Beredſamkeit errungen, und ſein Geſtirn heller geleuchtet, als das der Claſſiker.

Höchſt anziehend iſt es, eine lange Rede, eine Entgegnung, einen Angriff von Olozaga zu hören. Zuerſt — und dieß unterläßt er nie — faßt er mit einfachen Worten und ſeltener Fertigkeit das Ganze überſichtlich zuſammen, und ſtellt den Fragepunkt Allen klar und deutlich hin. Alsdann, das Auge vom Präſidenten abwendend, theilt er ſeine Lobſprüche nach allen Seiten aus, ſchenkt Freund und Feind Anerkennung, und macht ſich Alle für ſeine Perſon, ſo wie für das, was er zu ſagen hat, geneigt. Darauf geht er ſtreng und ſcharf in die Sache ein, zergliedert ſie, beweiſt, macht wanken, überzeugt — der Gewonnene kommt nicht wieder zurück. Wie ergriffen von der Wahrheit ſeiner Darſtellung, oder auch überwältigt von der großen Anſtrengung, ſenkt er ſeine Stimme bis zur Leiſeheit, und tödtet in dieſem Tone, mit dem Anſcheine des Widerwillens und Unmuths, ſeine Gegner, wie früher deren Sache. Er trifft die verwundlichen Stellen — unaufhörlich fordert man das Wort, und durch überraſchende Wendung antwortet er oft im voraus. Erträgt endlich kein Gegner mehr ſeinen Blick, ſo hält er inne mit der feinen Ironie und den Sarkasmen. Eine Pauſe verkündigt das herannahende Ende ſeiner Rede — ſtolz ſchweift ſein Blick in der Verſammlung umher, als ob er ſehen wolle, ob ihm noch Etwas zu thun übrig bleibe. Dann ſeine ganze Kraft zuſammennehmend, ſtürmt er nun auf dem feurigen Roſſe der Begeiſterung in die Reihen der Feinde, und ſtürzt vollends nieder, was etwa noch aufrecht geblieben war. Im ganzen Hauſe tönen die donnernden Schläge ſeiner Hand auf den Tiſch und ſeine noch lauter donnernden Worte wider. Endlich wendet er ſich zu ſeinen Freunden, an die Nation und der verſöhnende Schlußſatz erfolgt. Denn auch die Rednerkunſt muß verſöhnen und befriedigen, wie jede Kunſt.

Den Ausdruck von Olozaga's politiſcher Meinung bezeichnet im Allgemeinen die verbeſſerte, neue Verfaſſung, und was man auch ſagen mag, ſie iſt den Umſtänden nach ſehr gemäßigt. Als dieſe conſtituirenden Cortes eröffnet wurden, glaubte man nur Exaltirte darin zu ſehen, und fürchtete die traurigſte Ueberſpannung. Gerade das Gegentheil iſt erfolgt, die Cortes überraſchten durch Mäßigung, und conſtituirten ſelbſt, nach beſſern Principien als das Eſtatuto Real, eine hohe Kammer.

Die fünften Cortes ſind jetzt verſammelt nach der Verfaſſung von 1837, und aus einer freien Wahl nach einem vortrefflichen Wahlgeſetze hervorgegangen. Sie vereinigen in ihrem Schoße beinahe die Talente aller conſtitutionellen Epochen Spaniens, und jetzt auch kann ſich Olozaga mit Martinez de la Roſa und Toreno meſſen. Andere Verſammlungen von Volksvertretern mögen Männer von größerer Erfahrung, Routine und Geſchäftſamkeit in ſich ſchließen — keine beherbergt mehr Talent und Vaterlandsliebe, keine bietet mehr Intereſſe. Der Spanier liebt nicht die gelehrten und langen Reden, ſelten lieſt er eine ab, gewöhnlich improviſirt er, eine zweiſtündige Rede gehört ſchon zu den Seltenheiten. Der ſpaniſche Deputirte lieſt und ſtudirt auch weniger als andere, deſto mehr iſt ſein Blick unverwandt auf Einen Gegenſtand gerichtet, deſto ausſchließlicher, lebendiger lebt er in ihm. Der Gegenſtand der Debatten in den Cortes iſt gewichtiger und bedeutungsvoller als ſonſt wo. Faſt jeder Tag bringt neue Thatſachen, neue ergreifende Scenen, neues Unglück, neue Stürme. Die glänzenden Debatten ſind nicht wie Paraden auf gewiſſe Tage geſetzt, wozu ein jeder ſich herausputzt — es iſt kein Spiel, kein Feſt, worin dieſer und jener ſein Paradepferd reitet. Die Noth, der Hülferuf, der Gedanke kommt augenblicklich und dringt um ſo ſchneidender, um ſo tiefer in die Herzen. In den Cortes zu Madrid ſitzen Männer, die mit der Geſchichte kämpfen, und die oft vom Geſchicke ſelbſt erdrückt zu werden ſcheinen. Ihr Ringen iſt tragiſcher Natur — das Henkerbeil am ſeidenen Faden ſchwebt über ihren Häuptern.

Nach einem Schreiben aus Jeruſalem im Diario di Roma ſoll der Pater Guardian am heiligen Grabe 17 Türken aus dem Dorfe Hebron und 50 andere Mohammedaner aus Paläſtina getauft haben.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 96** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Skizze der Entwicklung der engliſchen Literatur ſeit Chaucers Zeit. — Knechtſchaft und Größe im Militärleben.** (Fortſetzung.)

Das Literaturblatt dieſer dem Auslande dargebotenen Literaturblätter, von welchem wöchentlich 2–3 Bögen erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Theilnehmer des Morgenblattes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Diejenigen, welche das Morgenblatt nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 302.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

29 October 1838.

Die Abaligether Felsenhöhle.

Wenn es unstreitbar ist, daß die Wunder, welche das Innere der Erde uns zeigt, jeden Denkenden vorzüglich schon durch das Räthselhafte, in das ihre Erscheinungen sich hüllen, anziehen, so ward durch die zufällige Auffindung der Felsenhöhle bei Abaligeth im Baranyer Comitat, von einem daselbst befindlichen Pfarrer, die allgemeine Aufmerksamkeit besonders und mit vollem Rechte gespannt. Am nördlichen Fuße eines bei genanntem Dorfe sich erhebenden Berges befindet sich eine mehrere Klafter hohe Felsenkluft, aus welcher fortwährend Wasser hervorquillt, und zwar in solcher Menge, daß es schon bei seinem Austritt in das kaum hundert Schritt entfernte Dorf einige Mühlwerke treibt. Mehrere Jahre hindurch wurde diese Kluft von einem dasigen Pfarrer als Vorrathskammer für seine Victualien benützt, welche hier vor Fäulniß gesichert waren, daher die Leute der Höhle in der Folge den Namen Paplika (eigentlich Paplyuka) oder Pfaffenhöhle beilegten. Als aber eines Tags der Besitzer dieser Höhle beim Aufbauen eines höheren Gerüstes in derselben bemerkte, daß ein ihm entfallenes Brettstück vom Luftzug tiefer einwärts getrieben wurde, und nicht wieder zum Vorschein kam, gerieth er auf die Vermuthung, die Höhle müsse noch tiefer in den Berg eindringen. Er veranlaßte hierauf einige entschlossene Männer, das Wagstück zu bestehen, und die Höhle zu untersuchen. Durch eine kaum einen Fuß über der Wasserfläche bemerkbare Oeffnung drangen diese, bis an den Hals im Wasser stehend, rückwärts in dieselbe ein, und kamen endlich, von dem heraufquellenden Wasserstrahl und durch den schneidenden Zugwind fast erstickt, an das entgegengesetzte Ende, an welchem sie ein über dem Wasser hervorragendes Felsstück erkletterten, von dem aus sich jetzt die ungeheuren Räume der Höhle in ihrem ganzen Umfang ihren erstaunten Blicken darstellten. Eine in der Folge unternommene nähere Untersuchung ergab dann, daß diese Höhle in einer Ausdehnung von mehr als einer Stunde sich hinziehe, mithin dieselbe zu den größten und merkwürdigsten des Landes gehöre. Um den Zugang zu ihr zu erleichtern wurde der Felsen gesprengt, so daß man jetzt mittelst eines Nachens bequem eindringen kann. Mit Windlichtern und mit einem guten Führer versehen, geht nun der erstaunte Wanderer in diesen wundervollen Räumen umher, die sich bald zu mehr als 30 Klafter Höhe erheben, bald so tief herabsinken, daß man nur gebückten Körpers weiter schreiten kann; hier erblickt er eine Reihe chaotisch durch einander geworfener Felsenmassen von ungeheurem Umfang und Größe; dort begrüßen ihn sehr seltsam geformte, bald menschen-, bald thierähnliche Tropfsteingebilde, die bei jeder Berührung dumpfe Töne von sich geben. Die Todesstille, nur durch das Geschwirre der hier nistenden Fledermäuse unterbrochen, das ungewisse Licht der Fackeln, die einförmig in abgemessenen Pausen, vielleicht seit Jahrtausenden, schwer herabfallenden Myriaden von Wassertropfen, welche diese Stalaktiten bilden, dieß Alles und die überall nur Tod und Erstarrung athmende Natur erfüllen die Seele des Schauenden mit Entsetzen und Bewunderung. Unsichern Schrittes gleitet der Fuß bald über Knochen von Menschen und Thieren, die in zahlloser Menge zerstreut umher liegend der Vermuthung Raum geben, daß diese einst bewohnt gewesen sey, bald auf schlüpfrigem Wege, ringsum vom Einstürzen lockerer Felsenmassen bedroht, weiter und weiter durch diese ewige, nur sparsam erhellte Nacht, — da gähnt plötzlich ein Abgrund ihn an, in dessen weitem schwarzem Schlunde sich der durch die ganze Höhle mäandrisch hinströmende Bach mit furchtbarem Getöse und Zischen herabstürzt. Doch kaum hat er diese Vermählung begangen, so verläßt er sein Brautbette wieder, fortwährend durch die Höhle entlang sich windend, um bei ihrem Eingange sich in einen zweiten Abgrund zu stürzen, aus dem er durch die Gewalt seines Eintritts, zum Theil auch durch die Strömung veranlaßt, große Wassermassen durch benannte Kluft hervorstößt, gleichsam um jedem Neugierigen den Eintritt zu verwehren oder wenigstens zu erschweren. Die vorherrschendste Steinart in dieser Höhle so wie im ganzen Berge ist grauschwarzer Marmor (Uebergangskalkstein), welcher einer schönen Politur fähig ist, und zu architektonischen Zwecken, wie auch zum Kalkbrennen verwendet wird. Außerdem wird auch der Braunnierenstein häufig getroffen, welcher bei seinem allmählichen Verwittern in schwärzliches Pulver zerfällt, womit fast die ganze Höhle incrustirt ist, und wodurch auch das Wasser seine schwärzliche Farbe erhält.

Digitized by Google

Skizzen aus den Pyrenäen.

1. Der Offauer Pic.

(Fortsetzung.)

Man hat faſt gar keine Beſchreibung von Bergreiſen auf den Pic von Offau; die frühern Reiſenden, von welchen Erwähnung gemacht wird, ſind außer dem ſchon genannten de Candale, die HH. d'Angeſſe und Daugerot von Nay; im J. 1801 beſuchte ihn Mr. Palaſſou mit dem Baron de Lauſſat, und gab einen kurzen Auszug hierüber in einer 1825 in Pau gedruckten Beſchreibung der Reiſe der Herzogin von Angouleme in die Pyrenäen; dieſe iſt die Quelle, welche ich benütze, denn obgleich man vorigen Jahres ſagte, der Berg ſey von neuem beſtiegen worden, ſo iſt hierüber doch nichts Weiteres bekannt.

Mr. Palaſſou begann ſeine Wanderungen von der Caſa de Broufſette aus am 12 Julius um 4 Uhr Morgens. Der Weg iſt anfangs gar nicht ſo unangenehm, als es der Anblick des Pics vermuthen läßt, nur iſt er ziemlich ſteil. Man gelangt durch einen Wald von Buchen und Tannen, der alle Ausſicht raubt, zu einem ſchönen Weideplatz am linken Ufer eines Baches, der ſich nicht weit von der Caſa de Broufſette in den Gave ergießt; hier ſind die erſten Schäferhütten und Schafſtätten (cujalas de Pombier); der von dem Schafmiſt befruchtete Boden zeigt eine Mannichfaltigkeit von Pflanzen, unter welchen man den amathyſtenen Panicant (Brachdiſtel), den purpurvioletten Bec de grue des Pyrénées und das blaſſe Bergveilchen unterſcheidet. Wenn man dieſes Blumenfeld verlaſſen, ſo tritt man in das Ruinenrevier der Felſenmaſſe ein, welche nicht weit davon dunkel und zerriſſen — glücklich genug, wenn nicht von finſtern Nebeln umhüllt — ſich erhebt; man muß ſich durch ein Labyrinth von Granitblöcken durchwinden, von welchen einige 15 Fuß Durchmeſſer haben. Noch einmal wird man auf dem Col de Suſon, der erſten oder vielmehr einzigen Staffel des Pics, durch den Anblick des grünen Raſens und den Duft des weißen und purpurnen Quendels erfreut; es thut einem beinahe leid, die ſchönen rothen Blumen des Rhododendron unter dieſen Felſen zu finden, von welchen die Hälfte jedes Blattes ihre dunkle, eiſenfarbige Schattirung anzunehmen ſcheint. Höher ſtiegen dieſe Reiſenden nicht, denn an einigen Orten lag noch Schnee, welchen zu betreten es zu gefährlich geweſen wäre. Der Sonnenhitze ausgeſetzt, gegen welche ihnen weder ein Baum noch ein Felſenſtück Schutz verlieh, verweilten ſie nur eine halbe Stunde in dieſer unbequemen Stellung, und ſetzten ſich dann in Marſch, um den Berg in der Richtung von Norden nach Süden zu umgehen. Aber dieß war keine leichte Aufgabe. Keine Spur von einem Pfade inmitten dieſer Felsblöcke, deren Schutt Jahrhunderte aufgehäuft haben, von welchen aber einige durch die Friſche ihres Riſſes eine erſt vor kurzem vorgegangene Erſchütterung, wie ſie wirklich häufig ſtattfinden, verriethen. Bald mußten ſie einen einzelnen Felſen von mehreren Fuß Durchmeſſer überſteigen, bald von einem zum andern ſpringen, bald einen mühſamen Ausgang aus ihren verworrenen Engpäſſen ſuchen, bald unter einem Felſenſtücke, das quer über zwei andern lag, durchkriechen. Wehe demjenigen, welchen hier ein dichter Nebel überfällt! — Man würde ſich nicht verwundern, in dieſen abgeſchiedenen Lagerſtätten irgend ein wildes Thier anzutreffen, aber alles Lebendige ſcheint dieſe traurige Einöde zu fliehen, nicht einmal ein Raubvogel zeigte ſich, nur einige Steindohlen mit rothem Schnabel und rothen Füßen wiederholten ihr Gekreiſch, indem ſie ſich auf den Wänden des Berggipfels niederließen, deren Anblick das Bild zerfallener Gebäude, wo ſie ſich am liebſten aufhalten, darſtellt. Keine Pflanze unterbricht die Einförmigkeit des Felſengewühles,*) keine Quelle erfriſcht den müden Wanderer, denn weder Waſſer noch Schnee können auf dem ſteilen Abhange des obern Gipfels verweilen; erſt nach einem ſechsſtündigen Marſche fanden ſie einen Bach, der aus einer Schneehöhle floß; dieſer und mehrere ähnliche bilden am Fuße des Pics einen grünen, aber fiſchloſen See, aus welchem das Waſſer ſodann murmelnd und ſich ſchlängelnd fortläuft und den Boden wieder mit Gräſern bekleidet.

Die Felstrümmer, welche man am Fuße des Pics antrifft, legen ein Zeugniß von den Zerſtörungen ab, welche die Zeit auf dieſem Berge anrichtete, und zu welcher die Schneefälle nicht ein Geringes beitragen. Im Winter 1789 zerſtörte eine Lawine einen ganzen Wald auf einer Anhöhe am linken Ufer des Gave bei Gabas: zu gleicher Zeit, da dieſe Bäume niederfielen, brachten ihre Wurzeln die Wirkungen von Hebeln hervor; die Felſen, unter welchen ſie ſich ausgebreitet hatten, wurden in die Höhe gehoben, losgeriſſen, und rollten mit dem Schnee vermiſcht in die Tiefe eines engen Thales hinab. Die ganze Gegend bot einen ſcheußlichen Anblick dar, der ſonſt ſo beſchattete Abhang blieb entblößt; aber was noch merkwürdiger war, das iſt der Wind, welcher, von der Bewegung des Schnees verurſacht, dem Sturze vorherging und ſo heftig war, daß er am andern Ufer des Gave mehr als 400 Bäume umwarf. Man trifft die Trümmer des Pics im ganzen Thale von Offau und ſelbſt weiterhin in den Ebenen. Sie wurden dahin geworfen, als der Abhang des Bodens noch ſteiler, der Umfang der Gewäſſer größer und ihr Lauf ſtürmiſcher war; das Thal von Offau verdankt aber auch ſeine Fruchtbarkeit der von der Nes angeſchwemmten Erde, und der Boden erhöht ſich noch immer, wie es ein am Ufer des Fluſſes unter der Erde gefundener Moſaikboden zu beweiſen ſcheint.

Unſere Reiſenden entfernten ſich nun völlig vom Pic und überſtiegen einen Berg, der ſie von den reichen Weideplätzen von Aneou trennte. Der Berg war ſehr ſteil und baumlos, nur einige Gewächſe, wie z. B. der labousier-busserole und das Süßholz reichten ihre Stengel dar, an welche ſie ſich mit den

*) Mr. Palaſſou bemerkt indeſſen, daß dieſer Mangel an Pflanzen auf der Nordſeite bei weitem nicht ſo bemerkbar iſt; dort findet man einen dichten, moosähnlichen Raſen, auf welchem der rothblumige Carnillet moussier und das weiße Gänſekraut wächſt; auf der Oberfläche der Felſen ſelbſt ſproſſen Blumen: die Alpenblume, deren gelbe Scheibe und weiße oder purpurne Krone mit dem dunkeln Felſen contraſtirt, der dreifingerige Steinbruch — man findet auch den Alpenklee, das Zeugkraut, die Kalgungel u. ſ. w.

Digitized by Google

Händen anhielten, um über die schneidenden Kiesel und den verdorrten glitscherigen Wasen zu kommen; die Alpen- und Grasmücke flatterte vertraulich um sie und schien mit ihrem melancholischen Gesang an ihren Beschwerden Theil zu nehmen. Endlich nach einer dreistündigen Mühe erreichten sie den Fuß des Berges und bald darauf die casa de Broussette. Auf dem Wege nach Laux Baudes trafen sie zahlreiche Heerden und Schäferkarawanen an, welche nach eben den Orten, von welchen jene herabgestiegen, ihre Richtung nahmen. Da es den Schäfern verboten ist, vor dem 12 Julius die Hochweiden zu besuchen, und an diesem Tage jeder sich beeilt von der Erlaubniß Gebrauch zu machen, so mußte diese große Vereinigung von Heerden und Lastthieren, welche die Lebensmittel und Geräthe trugen, in diesen durch Abgründe beschränkten Wegen nothwendig einigen Aufenthalt verursachen, aber das war zugleich ein der Beobachtung würdiges Schauspiel.

Ein Reisender gibt uns bei Gelegenheit der Besuchung des Pic du Midi de Bagnères über die Organisation dieser Hirtenkarawanen Nachrichten, welche ich hier um so lieber mittheilte da eine Vergleichung der beiden Pics du Midi dem Leser nicht unangenehm seyn wird.

Nach einem Marsche von 6 Stunden im Bastan, schreckliche Einöde, welche Barege vom Thale Campan absondert, läßt man rechts die Seen von Cecebonb, Lasquets, Aigecluses und Obert, sodann den See von Oredon; in allen diesen vermischen sich die Wässer mit Gebraus und vertheilen sich allenthalben in dem Thal. Noch auf ziemlicher Entfernung von dem Pic läßt man die kleinen aber sicheren Pferde des Landes zurück. Vom See von Peglade bis auf den Gipfel des Pics ist noch eine Stunde; man kann sich auf die Sänftenträger verlassen, welche mit großer Zuversicht barfüßig auf dem Rande der Felsen laufen. Oft sieht man sich vom Nebel überfallen, gezwungen bei den Schäfern Zuflucht zu suchen, und man ist ganz erstaunt dort einen gewissen Luxus zu finden. Ziegen- und Kühmilch, aromatische Butter, Forellen, die eben so bald gesischt als gekocht werden, ein Bett, das man ohne Verlegenheit aus aufgeblasenen Häuten zubereitet. Diese Schäfer haben eine Idee von der Astronomie, sie erkennen aus den Sternen Mitternacht und Tagesanbruch, sie geben ihnen Namen, die aus dem Land- oder Schäferleben hergenommen sind, z. B. die drei Spindeln, die sieben Ziegenhirtinnen; sie haben auch ihre Mährchen und Lieder; ihre Sprache ist wie überhaupt in den Pyrenäen die gascönische (die man jedoch nicht mit der baskischen oder euskarischen verwechseln muß, obgleich sie Vieles davon entlehnt). Die französischen und spanischen Schäfer gehen auf dieser ausgedehnten Linie oft von einem Gebiet auf das andere über: sie sind auf gleiche Art organisirt. Ein von seinen Cameraden erwählter Maïoran hat 50 Schäfer und eben so viele Hunde unter sich; man gibt jedem Schäfer eine Pistole jährlich und 2 Pfd. Brod auf den Tag, dieß ist auch die Ration der Hunde. Der Majoral vertheilt die Beschäftigungen derjenigen, welche die Wacht haben oder Butter und Käse machen, er ernennt die Jäger und Fischer, leitet die Vertheilung der Lebensmittel und macht überhaupt in Folge seiner allgemeinen Vollmachten über die Bedürfnisse des Gemeinwesens. Die Stuten, die Füllen, die wandernden Spitäler, die Ziegen, die Schafe, die Esel und Maulthiere, welche die Bagage tragen, waren auf einem weiten Platze bereit, die Sicherheit und die Ausführung der Befehle, welche die Bewegung der Heerden leiten, lagen den großen Hunden ob, einer den Pyrenäen eigenthümlichen Race; ihr Halsband ist mit eisernen Spitzen besetzt, sie bezeigen vielen Eifer in der Bekämpfung der Bären, der Wölfe und der Diebe; wie Flügeladjutanten laufen sie an der Fronte und an den Seiten des Lagers forschend vorüber; sie thun den Vorpostendienst, auch theilen sie mit den Schäfern die Milch und das Maisbrod. Die Armee setzt sich in Marsch. Das Brausen der Waldbäche, die Heerdeglocken, das Hundegebell mischt sich mit dem Gesang oder dem Jubel der Hirten; wenn man Halt macht, so fehlt nichts zu einem guten Abendmahl: Forellen, Milchspeisen, Erdbeeren, Himbeeren, manchmal auch guten spanischen Wein, den man in Schläuchen mitführt; des Morgens, ehe man die Reise fortsetzt, begrüßen alle Schäfer auf den Knieen und in frommer Sammlung den Urheber der Jahrszeiten. Indessen wenn man höher hinaufrückt, als bis wohin das glückliche Gebiet dieser Schäfer reicht, so haben die gefährlichen Pfade, welche auf den eigentlichen Pic führen, nichts Interessantes, welches für die Mühe entschädigen könnte; der Pic, der wie ein Leuchtthurm hervorsteht, mit seinem aus schwarzen Granitblöcken und weißer Mica zusammengesetzten Gipfel, ist die Region der Bären, der wilden Gemsen (izards), der Adler, des Pyrenäengeyers. Über die Aussicht ist unermeßlich und der vom Montblanc überlegen (?). Mr. Garipui gibt ihm 1579 Toisen Höhe, doch ist diese Berechnung ungewiß. Der Eindruck der Luft ist sehr lebhaft und wie die von einem kalten Bade, die Schnelligkeit des Luftzuges löscht das Feuer aus, vernichtet den Schall, den Geschmack der pikanten Nahrungsmittel u. s. w. Eine unzugängliche Felsenkette vertheidigt die Südseite, verlängert sich gegen die spanische Gränze und hat auf ihrem östlichen Abhange die über alle Beschreibung schönen Wiesen von Tennesaigues und Gep, so wie auf der Westseite die Schluchten von Gebre, welche zu den noch schrecklicheren von Gavarine führen. Nördlich, am Fuße des Pic du Midi und des Pic de l'Espade entspringt der Adour.

(Fortsetzung folgt.)

Briefposten in Portugal.

Die Posteinrichtungen in Portugal sind unstreitig noch die mangelhaftesten in ganz Europa, schwerlich mit denen in Spanien Hand in Hand gehend, wo dieselben eben so erbärmlich sind, und um so mehr muß man sich dann wundern, daß dennoch die Briefe, die auf der großen Straße aus Frankreich nach Lissabon adressirt sind, mit Ausnahme in schlechter Winterszeit, wenn die Straßen grundlos, die Heerstraßen von ausgetretenen Flüssen überschwemmt sind, oder der Schnee in den Pyrenäen das Fortkommen hinderte, Aufenthalt verursachte, oder was noch öfterer sich zuträgt, wenn die Post durch Räuber und Guerrillas gehindert ist den geraden Weg zu verfolgen und Umwege nehmen muß, oder auch ganz und gar in die Hände der Räuber fällt, und diese den Inhalt der Felleisen, woron sie keinen Nutzen haben,

Digitized by Google

verbrennen, daß diese ziemlich schnell und sehr regelmäßig eintreffen, gewöhnlich den fünfzehnten Tag aus Paris, den einundzwanzigsten Tag aus München und Leipzig u. s. w., und dieses, wenn kein Postenraub stattfindet, mit einer solchen Sicherheit, daß mir in Zeit von viertehalb Jahren nur ein einziger Brief an mich verloren gegangen. Man würde sich also schlechterdings nicht über eine mangelhafte Posteinrichtung zu beschweren haben, wenn die Briefbeförderungen auch außerhalb der der großen Hauptstraße so regelmäßig erfolgten, wie die der Nordpost — Correio do Norte — so heißt man besonders die Post aus Frankreich, die man übrigens auch den Correio de Madrid nennt, und alsdann unter dem Namen Correio do Norte die Post aus den nördlichen Provinzen Portugals und Galiciens versteht; allein da hapert's gar gewaltig, und alle, die abgelegen von den vier großen und Hauptpoststraßen wohnen, leben in Hinsicht der Correspondenzen wie in einer abgeschlossenen Wüste, nur durch expresse und meilenweit zu sendende Boten können sie Briefe befördern oder erhalten. — Man hat zwar verschiedentlich Versuche gemacht, Verbesserungen in dem Postwesen einzuführen, und dadurch die Correspondenzen im Lande zu vervielfältigen und zu befördern, allein diese Einrichtungen kommen immer so theuer zu stehen, daß man sie bald wieder aufgeben mußte. So richtete man z. B. auch im Jahre 1836, während dem die portugiesischen Hülfstruppen in dem nördlichen Spanien waren, eine tägliche Militärpost ein, die von hier über Porto und von da bis zur Armee ging, allein die täglichen Ausgaben dieser Post betrugen 200 Thaler zur Beförderung kaum eines Dutzend Briefe und sehr seltener Gouvernementsdepeschen. Man sah endlich das Unzweckmäßige dieser Einrichtung ein, und beschränkte den Abgang der Militärpost auf drei Tage in der Woche, so daß sie dennoch eine tägliche Ausgabe von 100 Thalern verursachte. Die Zurückkunft der portugiesischen Truppen machte endlich auch diesem Postenlauf ein Ende, der so enorm viel kostete und nur sehr wenig eindrachte, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil außer Handelsbriefen im Ganzen genommen die portugiesischen Männer sehr wenig schreibselig sind, wenige Correspondenzen unterhalten, die Frauen aber, die sich doch in andern Ländern, besonders aber in Deutschland, so viel zu sagen haben, oft eine ausgebreitetere Correspondenz wie die Männer führen, hier beinahe ganz und gar nicht schreiben, die meisten auch gar nicht schreiben können. Es ist somit eine höchst schwierige Aufgabe in Portugal die Verbesserung des Postwesens zur Beförderung der Correspondenzen, da diese aus Mangel an Concurrenz so wenig lohnend und dennoch so mühevoll und kostspielig ist. Eine zu dieser Verbesserung im Jahre 1836 niedergesetzte Commission, der es vielleicht auch an den nöthigen Kenntnissen und Erfahrungen der Posteinrichtungen in andern Ländern mangelte, richtete deßhalb auch weiter nichts aus, als daß sie sich mit Abschaffung mancher Mißbräuche beschäftigte, vorzüglich aber das so höchst überflüssige Postpersonal bei der Hauptpost in Lissabon einschränkte, dieses Personal von 64 auf 45 verminderte, und die Gesammtbesoldungen dadurch von 31,800 Thaler auf 22,700 herabsetzte, indem beiläufig auch mehrere der stärkern Besoldungen reducirt wurden. Die ganze übrige fehlerhafte Einrichtung blieb also unverändert dieselbe, so daß es eigentlich in Portugal nur vier Hauptrichtungen gibt, in denen wöchentlich dreimal Briefe abgesendet werden, und woher sie auch wieder dreimal ankommen. Die eine Hauptrichtung ist die Straße über Evora, Badajoz nach Madrid, auf welcher die größte Correspondenz hin und her geführt wird. Aus allen europäischen Staaten, mit Ausschließung Englands und der Correspondenz, die man über England gehen läßt, kommt auf diesem Wege die Correspondenz nach Portugal und geht sie auch wieder ab. Die zweite Hauptstraße der Correspondenz ist die über Coimbra nach Porto und in die nördlichen Provinzen bis an die spanische Gränze; die dritte, der Correio do Sul, führt über Setubal und Beja nach Algarbien. Die vierte und wenig wichtigere ist die über Santarem nach Thomar und Abrantes bis an die spanische Gränze. Von manchen der an diesen Straßen gelegenen Hauptorte gehen nun Fußboten nach den abgelegenen Hauptprovinzstädten, und nur von dort kann die Correspondenz durch expresse Boten abgeholt werden. Bei keiner dieser Nebenposten auf allen Straßen ist nun die Einrichtung getroffen, daß man einen Brief nach einem nahe gelegenen Orte auf geradem Wege mit der Post befördern könnte, sondern die Briefe laufen erstlich alle nach Lissabon und von da nach dem Orte, wohin sie adressirt sind; der Hauptstrom aller Correspondenz geht erst nach Lissabon, es existirt auf den Nebenposten niemand, der die Briefe, welche dabei eingegeben, absondert, man wirft sie sammt und sonders in den Briefbeutel, der nach Lissabon bestimmt ist, und in der großen Post geschehen erst die Absonderungen in die verschiedenen Beutel, die für die Stationen bestimmt sind. Z. B. man wohnt einige Meilen von Porto und abseits von der großen Straße und man adressirt einen Brief nach Porto, so wird dieser Brief erst nach Lissabon marschiren und von da nach Porto geschickt werden, wodurch nicht nur viel Zeit verloren geht, sondern die Briefe auch theurer zu stehen kommen, was Manchen auch von der Correspondenz abschreckt. Im Verhältnisse jedoch des großen Umwegs, den ein Brief machen muß, ist das Porto nicht hoch, und kommt für einen einzelnen Briefbogen nur auf Einen Real für die Legoa zu stehen, wovon die Post, da sie sich unnöthigerweise mehr Last auflegt, folglich mehr Thiere zum Transport braucht, nur Schaden haben kann. Die Briefe werden nicht gewogen, sondern man schätzt sie ungefähr nach den Entfernungen, woher sie kommen, und bringt dabei ihre Größe und Stärke mit in Anschlag, daher denn auch eine so ungemeine Verschiedenheit des Portos von Briefen gleicher Größe und gleichen Gewichts von einem und demselben Orte, die aus dem Auslande mit der Landpost kommen, deren Unterschied des Portos oft das Doppelte beträgt, da es der Willkür des Postbedienten überlassen ist, das Porto höher oder niederer zu setzen, und so muß man denn z. B. für einfache Briefe aus Frankfurt, die, so wie alle Briefe aus Deutschland, bis Bayonne frankirt seyn müssen, mit 240 bis 480 Reis oder mit 12 bis 24 Silbergroschen bezahlen.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Das französische Blatt, der **Bon Sens**, führt eine, wenn sie wahr ist, höchst merkwürdige Entdeckung auf. „Am Abhang eines Berges im Departement du Cantal hat man eine merkwürdige Petrification entdeckt, welche die Neugierde der Alterthumsforscher und Geologen lebhaft erwecken wird. Es ist dieß ein Kamel, dessen Formen mit einer staunenswerthen Feinheit im Detail gezeichnet sind, und man sieht sogar am Halse die Spur eines nachlässig herabhängenden Zügels."

Die Bibliothek der Stadt Bordeaux ist vor kurzem mit werthvollen Urkunden über die Geschichte der Stadt bereichert worden, nämlich mit 17 Foliobänden Manuscript, welche die geheimen Berathungen des Parlaments von Bordeaux enthalten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 303.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 October 1838.

Die osmanischen Yuruks.

Unter den nomadisirenden Hirtenvölkern des osmanischen Reichs zeichnen sich insbesondere die Yuruks aus, ein bis jetzt wenig beobachtetes und erst durch den berühmten macedonischen Reisenden Cousinery *) einigermaßen bekannt gewordenes Volk, das jenen Zweig des Hämus oder Balkangebirges bewohnt, welcher nach Süden herabgehend Thracien von Macedonien scheidet, und ehemals dem Bacchus geheiligt war. Die Yuruks werden übrigens nicht sowohl in der europäischen, als auch in der asiatischen Türkei angetroffen, kommen aber hinsichtlich ihrer Lebensart, Trachten, Sitten und Gebräuche ziemlich überein, und sind durchgehends Hirten, welche der Türke mit dem Namen Yuruk, d. h. Wanderer, bezeichnet, da ihr Aufenthalt im Gebirge stets wechselnd und nirgends ein bleibender ist. Sie leben unter Zelten und lassen ihre Heerden auf den ausgedehnten, unangebauten, nichtsdestoweniger aber überaus grasreichen Fluren, deren es in diesen gering bevölkerten Ländern so viele gibt, weiden. Außer der Pflege ihrer Heerden beschäftigen sie sich auch zuweilen mit andern Gewerben, wie z. B. mit dem Fuhrwerken und Holzfällen in den Wäldern, worin sie sich aufhalten. Einige sind in Stämme vereinigt, welche einem Oberhaupte gehorchen, von dem der Stamm gewöhnlich den Namen führt. Im Allgemeinen haben die Yuruks, namentlich in Hinsicht auf ihre Lebensweise, Vieles mit den Arabern gemein; wie diese, hassen sie den Aufenthalt in Städten und Dörfern, und nur einzelne besuchen während des Ramadan die Moscheen, um die vorgeschriebenen Gebete zu verrichten. Auch sind Frauen und Mädchen ohne Schleier, wie bei den Arabern. Die europäischen Yuruks bewohnen hauptsächlich den Südabhang des Balkans, die Gegenden von Saloniki und Seres. Sie sind nicht bloß Hirten, sondern auch Ackerbauer und Fuhrleute, wie ihre Stammgenossen in Asien. Ihre Wohnplätze bestehen aus zerstreut im Gebirge umherliegenden Häusern, und haben das unordentliche Aussehen eines Lagerplatzes, daher sie am meisten mit den morlakischen Dörfern verglichen werden können. Die meisten unter den europäischen Yuruks treiben ihre Heerden auf das Gebirge Rhodope (Despotidag) in Thracien, welches ihr einziges Yailak (so viel als Alpe) ist. Gewöhnlich sind es die Söhne der Eigenthümer oder gemiethete Hirten, welche die Aufsicht führen. Bloß die Yuruks aus der Gegend von Drama und Castoria verlassen im Sommer ihre ärmlichen Hütten und stellen sich mit der ganzen Familie selbst an die Spitze ihrer Heerden, die gleichwie in Asien größtentheils aus Schafen bestehen, deren Fleisch eine Hauptnahrung der Türken ist. Da jedoch die hiesigen Yuruks bei ihrer geringen Zahl Macedonien nicht hinlänglich mit diesem Artikel versorgen können, so rechnet man hier mehr auf das illyrische Albanien, von wo alle Jahre zahlreiche Viehheerden in die weiten Ebenen des Strymon, hauptsächlich aber in das Flachland von Saloniki herabgeführt werden. Die Hirten der Yailaks auf dem Pindusgebirge beziehen die Ebenen von Thessalien. Sobald der Winter naht, bedeckt sich die Gegend von Saloniki mit zahlreichen Schafheerden, welche in aus Schilfrohr gefertigten Pferchen zusammengehalten werden. Die Schafe sowohl als das übrige Hornvieh und die Hirten sind hinter diesen Schilfwänden vollkommen gegen die Nordwinde geschützt. Im Frühlinge kommen dann die Türken auf diese Weideplätze, und machen ihre Einkäufe, worauf die Hirten mit ihren Heerden erst wieder in die Gebirge zurückkehren. In Hinsicht auf Körperbeschaffenheit sind die Yuruks den Morlaken nicht unähnlich, und wie diese sehr groß, stark, wildaussehend und kriegerisch bewaffnet, namentlich die Männer, wie man sie in keiner andern türkischen Provinz findet. Eine lange, an einem Riemen über die Schulter hängende Flinte, ein großer messerähnlicher Säbel *) (Yatagan), eine Tasche gefüllt mit Patronen und Kugeln, und endlich ein großes Pulverhorn, das fast zwei Pfund Pulver enthält, bilden das Costume dieser unabhängigen Männer. Keiner würde es wagen, unbewaffnet in der Ebene zu erscheinen. Wenn man dergleichen Leute sieht, sollte man glauben, daß die Landstraßen sicher wären, allein dem ist nicht immer so, denn gerade durch

*) Voyage dans la Macédoine, par Mr. Ch. Cousinery.

*) Diese großen und breiten Säbel erinnern an die Erzählung des Thucydides, dem zufolge man in dem Heere des Seytales freie Bergbewohner des Rhodope gesehen habe, welche bloß mit langen Schwertern bewaffnet waren. Es scheint somit, daß dieses Volk nur die Gebräuche seiner Urväter beibehalten habe.

Digitized by Google

sie ist zuweilen die Sicherheit des Reisenden gefährdet, wenn man sich nicht anders mit ihren Oberhäuptern durch Geschenke in gutes Vernehmen zu setzen versteht. Mit Ausnahme der Zigeuner, welche ihre verschiedenen eisernen Werkzeuge und Geräthschaften verfertigen und ausbessern, wagt es daher selten Jemand diese Gebirge zu betreten, zumal sie auch sehr rauh und unwegsam sind. Die Zigeuner sind daher beinahe die einzigen Menschen, welche mit ihnen verkehren, wie diese ihnen denn auch bei ihren festlichen Gelagen und Tänzen musiciren, und namentlich den sogenannten Yuruk oder Sturmschritt, ein Tonstück, welches den Muth belebt, aufspielen müssen.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus den Pyrenäen.

1. Der Ossauer Pic.

(Fortsetzung.)

Wer die schönen Flecke der Pyrenäen, die Berge von Avantaignes und Estiva, die Ebenen von Luz, Argeles, die Thäler von Campan, Ossau, Aspe, die Vegetation von Temnesaignes und Bagneres de Luchon im Gedächtnisse behielt, der muß geneigt seyn sich eine große Vorstellung vor dem landwirthschaftlichen Reichthum der Pyrenäen zu machen. Die südlichere Lage und geringere Höhe dieses Gebirges, ja selbst der Charakter der Bewohner scheint ihnen den Vorzug vor den Alpen zu geben und hier sey es mir erlaubt einige Züge dieses Charakters darzustellen, bevor wir auf die Frage über das ökonomische Resultat zurückkommen.

Der Pyrenäer ist im Allgemeinen weniger roh, in sich gekehrt und sklavisch als der Alpenbewohner, er ist leichtmüthig, ein wenig malicids, höflich ohne Ziererei, er liebt den Wein, aber nicht die Trunkenheit, nur die Fröhlichkeit und die Gesellschaft. Feurig, doch nicht fanatisch, ist er nie weder grausam, noch gar zu leichtgläubig gewesen; während der Religionskriege war es in dem größten Theile der Pyrenäen verboten, nicht nur Feindseligkeiten auszuüben, sondern auch Gespräche zu halten, die dazu führen konnten, man sprach von Gott weder gut noch bös, jeder befolgte ruhig seinen hergebrachten Gottesdienst. Die Pyrenäer haben durch alte Einrichtungen ihre Freiheit gesichert und diese stets lange vertheidigt. Die Truppen der Grafen von Béarn und Bigorre mußten zuweilen den Argwohn gegen die bösen Absichten ihrer Herren bezahlen, und den Soldaten Ludwigs XIV ging es nicht besser. Die Geschichtschreiber dieses Königs sagen kein Wort von dem Vorfalle von Boos am Eingange des Lavedan, wo der Baske Audijos mit den Einwohnern, welche Alles dazu vorbereitet hatten, das Cavallerieregiment der Königin erschlug, nachdem der Commandant auf die Vorstellungen wegen der Einführung der Salzgabelle, die er unterstützen sollte, keine Acht gegeben; die Felsenstücke und die Schleudern befreiten die Einwohner damals von dieser Abgabe, es war der Revolution vorbehalten, alles auf gleiches Maaß zurückzuführen. — Selten sind die Häuser anders als durch einen bloßen Riegel verwahrt, aber in jedem findet man eine Jagdflinte und hölzerne Geräthschaften; es gibt wenige Bettler. Wirthshäuser mangelten ehmals ganz und sind noch sehr selten in den von der Heerstraße abgelegenen Oertern, was nicht verhindert, daß man eine gastfreundliche Unterkunft finde. Die Weiber sind im Allgemeinen mit geringerer Eleganz gekleidet, oft trifft man diese arbeitsamen, unermüdlichen Geschöpfe, welche ganz allein die Last des Hauswesens tragen und an den Feldarbeiten Theil nehmen, mit einer Bürde von 200 Pfd. Heu auf dem Kopf auf den höckerigen Felspfaden, und dabei spinnen sie noch die Wolle oder den Flachs von dem Rocken, der ihnen an der Seite hängt. Vormals spielten die Leichenbegängnisse mit den Gesängen und Gastmahlen eine große Rolle, aber die Procession der Klageweiber ist zugleich mit dieser Gewohnheit eingegangen. Der Pyrenäer, wenn er einige Erziehung erhält, zeigt in den Bildern eine lebhafte Empfindung, in einer gewissen Darstellungskunst jene Beweglichkeit der Phantasie, welche den mittäglichen Völkern eigen ist. Ihr Gesicht und ihr Gehör ist, besonders unter den Einwohnern der hohen Thäler, sehr ausgebildet, so wie man an ihrer starken lärmenden Stimme erkennt, daß sie Menschen angehört, die oft in weiten Einöden herumirren und mit ihren Tönen über das tiefe Thal hinweg das Echo der Schäfer, die sich auf dem entgegenstehenden Berge befinden, hervorzurufen bemüht sind. Man hat diese Kraft der Intonation auch in den pyrenäischen Sängern beobachtet, welche sich seit einiger Zeit in den Städten und auf der Schaubühne hören lassen. Man stellt sie gewöhnlich in einen Halbkreis nach zunehmender Größe, so daß sie, wie ein Feuilletonist bemerkt, eine lebendige Orgel bilden, deren kleinste Pfeife beinahe unscheinbar und die größte fast 6 Schuh lang ist. Der vorzüglichste pyrenäische Dichter ist Despourrins, welcher gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts in Accour im Thal von Aspe geboren wurde; ein Theil seiner Lieder und mehrere andere gemeinerer Art sind ins Französische übersetzt und mit Musik begleitet; vor kurzem ist in den Tabletten des Temps ein Artikel über die pyrenäischen Gesänge erschienen, welcher wahrscheinlich auch schon von den deutschen Journalen benützt ist und mich eines Weitern überhebt. Die angeführten allgemeinen Charakterzüge sind übrigens wie das Land selbst in den verschiedenen Thälern durch die vorherrschenden Anlagen von Eigenthümlichkeiten modificirt und ein interessanter Gegenstand der Beobachtung für einen nicht bloß durchreisenden Wanderer. So unterscheidet man die reichen Thäler von Aspe und Ossau mit ihren mehr Bildung fähigen als gebildeten Einwohnern, denen es bei ihrem routinären Leben doch nicht an der bearnesischen Verschlagenheit und selbst an einem gewissen Hang zur Chicane fehlt, die abgeschiedenen Thäler von Val Surguere und Apun, jenes felsig, aber nicht unfreundlich, mit fleißigen und frugalen Einwohnern, dieses rauh und nackt, wegen des guten Magens seiner Männer und der Arbeitsamkeit seiner Weiber bekannt, das eben so rauhe Cauterets, dessen Wegweiser den Fremden mit besonderer Geschicklichkeit über die Abgründe führen, und das verwandte Bareges, wo sich die Luft reiner als die Sitten der den übrigen Pyrenäern an durchdringendem Sinn und Geist überlegenen Einwohner erhält, Aure und überhaupt die vier Thäler, welche ehemals ein gemeinschaftliches In-

Digitized by Google

teresse der Freiheit verband, vielleicht Abstämmlinge der Römer, welche noch Virgil und Horaz lesen und Höflichkeit mit männlichem Ernste paaren, Campan, die Perle der Pyrenäen, eben so reich und lachend als Bareges rauh und unfreundlich, wo aber die Sitten im Gegensatze mit dem letzteren inmitten der gefälligen Formen sich durch eine gewisse Einfachheit und eine unerschütterliche Anhänglichkeit an den heimischen Boden auszeichnen; Luchon, dessen prächtige Bäder und üppige, die Berge bis an ihren Gipfel mit Grün überziehende Natur einen traurigen Gegensatz mit der Herabwürdigung des Menschen machen, denn hier sind der Cretinismus und die Kröpfe zu Haus; diese Wesen, mehr Thier als Mensch, werden in den Traditionen auf eine sonderbare Weise mit den Aussätzigen, mit den Resten alter im Kriege zu Grund gegangener Racen, Vandalen, Gothen, Sarazenen vermischt. — Verschiedenheiten, die sich alle um eine Vorstellung, die ihnen allen zum Grunde liegt, reihen: die Vorstellung von einem verfluchten, dem Unglück geweihten Geschlechte, eine Vorstellung, die zur Schande der Menschheit fast über den ganzen Erdboden von den Parias bis zu den Cagots verbreitet ist, und welche der wahren Religion, dem moralischen Bande, das alle Menschen vereinigen soll, eben so zuwider, als in dem religiösen Fanatismus und dem Hange zur Unterdrückung natürlicherweise gegründet ist. Man weiß nicht genau, welchen Ursachen man die erwähnte Krankheit zuschreiben soll, doch hat man bemerkt, daß sie da, wo das Eigenthum, die Reinlichkeit, der Wohlstand vorschreiten, abnimmt, und daß sie nicht so schrecklich ist, wie in den Alpen, wo die Kropfigen zuweilen gezwungen sind, sich auf allen Vieren auf der Erde fortzuschleppen.

(Schluß folgt.)

Zahl der Equipagen in Petersburg.

Keine Stadt in Europa enthält wohl so viele Equipagen, als man in Petersburg sieht. Wir sprechen hier bloß von der Zahl, nicht von der Schönheit und der kunstvollen Verzierung, die so theuer zu stehen kommt, und die in den verschiedenen größern Städten Frankreichs, Englands und Deutschlands auch selten getroffen wird. In Petersburg zählt man 8774 Wagen, 2565 Chaisen, 8565 Droschken und 10,519 Schlitten. Für diese werden 30,284 Pferde unterhalten. Das Capital, das auf den Ankaufspreis der Equipagen verwendet wurde, kann man auf 400,000 Rubel anschlagen, die Pferde kosten nicht weniger als eine halbe Million. Wenn man nach englischer Sitte die Räder besteuern wollte, etwa mit 5 Rubel für das Rad und den Schlitten 10 Rubel das Jahr, so würde dieß der Stadt eine jährliche Einnahme von 400,000 Rubel verschaffen, und wenn man dasselbe mit den Pferden thun wollte, so würde die städtische Einnahme leicht eine Million betragen.

Briefposten in Portugal.

(Schluß.)

Alle in Lissabon ankommenden Briefe, worauf die Wohnungen in den Adressen nicht angegeben, oder welche an Personen gerichtet sind, die nicht besonders ihre Wohnungen auf dem Postbureau angegeben, damit ihnen die Briefe ins Haus geschickt werden, eine Einrichtung, die auch nur seit einigen Jahren besteht, werden numerirt, nach der Nummer geordnet, und die Nummern nun in großen Namenslisten nach dem Alphabet auf langen Tafeln an den Wänden des Einganges des Postbureau's aufgezeichnet. Solcher Listen findet man nun unter verschiedenen Rubriken: Landpost — auswärtige Post — Seepost. Letztere zerfallen dann wieder in die Ueberschrift aller überseeischen portugiesischen Besitzungen. Wer nun Briefe aus irgend einer Gegend zu erwarten, sucht seinen Namen in den Listen auf und verlangt den Brief nach der bezeichneten Nummer, der ihm auch ohne weitere Anweisung, daß ihm der Brief zukomme, gegen Bezahlung eingehändigt wird. Eine Einrichtung, die zwar bequem für das Postpersonal ist, allein die den Nachtheil hat, daß viele Briefe verloren gehen durch die Leichtigkeit, womit jeder, der ein besonderes Interesse vielleicht dabei hat, sich der Correspondenz für einen Andern bemächtigen kann. Ein besonderer Unfug aber wird mit Briefen getrieben, die aus dem Auslande kommen und an Ausländer gerichtet sind, deren Namen die Postbedienten selten entziffern und noch weniger aussprechen können. Begibt man sich da nun nach der Ankunft der Post auf das Bureau und fragt nach Briefen, so wirft einem der Officiant ein ganzes Pack Briefe vor, mit der Weisung, selbst nachzusehen, ob einer für den Fragenden darunter ist. Man kann sich also auch unter ihnen die Briefe auslesen, die vielleicht Interesse haben, und auf diese Art sind auch schon oft Briefe mit Wechseln und wichtigen Documenten verloren gegangen. Es geschieht auch, daß manche Briefe Monate lang auf der Post unter den andern Briefen liegen bleiben, wenn ein Postofficiant zu faul ist, in dem Adreßbuche nachzusehen, wo der Inhaber zu dem Briefe wohnt, so daß man erst zufälligerweise durch einen oder den andern Bekannten erfährt, der die Briefe durchstöbert hat, daß ein Brief unter meiner Adresse auf der Post liegt. — Jeden Tag, mit Ausnahme des Sonntags, ist die Post von des Morgens 8 bis 12 Uhr offen und Nachmittags von 2 bis 5 Uhr, und in diesen Stunden ist es auch, wo die Briefträger ihre Wege mit den ihnen übergebenen Briefen an ihre Adressen antreten, übrigens diese Wege auch dermaßen nach der Bequemlichkeit einrichten, so daß es ihnen eben nicht darauf ankommt, den Brief heute oder morgen abzugeben, auch machen sie sich so bequem, daß sie zuweilen einem dritten die Bestellung des Briefes übertragen. Außer dem Porto muß man für jeden Brief noch 5 Reis an den Briefträger für seine Mühe bezahlen. Alle abgehenden Briefe aus Lissabon können nicht frankirt werden, und man hat damit keine weitere Mühe, als sie nach dem Postbureau zu tragen, und sie daselbst durch ein kleines enges Loch, was seinen Ausgang auf die Straße hat, hineinzuwerfen. Seit einigen Jahren hat man nun auch eine kleine Post errichtet, die eine große Bequemlichkeit für die Correspondenz in der Stadt gewährt. Jedes Stadtviertel hat seinen eigenen Briefkasten, in welchen die Briefe geworfen werden. Täglich zweimal, Morgens 9 Uhr und Nachmittags 4 Uhr, werden dieselben geöffnet, die Briefe nach dem Hauptbureau gebracht und dann sogleich weiter befördert; allein dieses geschieht mit einer solchen Nachlässigkeit, daß man oft erst den folgenden Tag die Briefe erhält, oder wenn sie des Morgens abgingen, so kommen sie erst des Abends an Ort und Stelle. — Briefe, die mit Schiffsgelegenheit nach Lissabon kommen, muß jeder Schiffscapitän gleich beim Einlaufen in den Hafen

Digitized by Google

bei der Polizei in Belem abgeben, welche dieselben alsdann an das Postbureau sendet. Ungeachtet daß die Post hiemit schlechterdings keine Mühe gehabt, so rechnet sie dafür doch beinahe eben so viel Postgeld, als wenn die Briefe zu Lande gekommen. Die Briefe, die aber mit dem englischen Paketboot ankommen, werden zuerst auf das Paketbureau gebracht, wo man erst die officielle Correspondenz des englischen Gouvernements mit den Gesandten u. s. w. herausnimmt, alle Privatcorrespondenz aber nach der portugiesischen Post schickt, welche dafür das Postgeld einnimmt, welches eine Kleinigkeit beträgt, da das englische Postgeld davon in England entrichtet wird. Alle abgehenden Briefe mit den Dampfpaketen werden nicht auf die portugiesische Post gebracht, sondern in das Paketbureau. — In Hinsicht der Dienstbriefe, die ganz postfrei sind, so wie auch der Briefe und Remessen von Geld, die man versichern will, ist ein eigenes Departement in der Post, woselbst diese abgegeben werden. Die Dienstbriefe müssen außer der Adresse die Ueberschrift enthalten: „do Real e nacional Serviço," und ganz unten alsdann, von wem der Brief geschrieben, alsdann auf der andern Seite, wo das Siegel, der eigenhändige Name des Schreibers. — Bei Sachen und Briefen, welche man versichert, erhält man einen Paßschein, den man in einem besondern Brief alsdann auf die Post gibt, und ohne welchen nichts an die Adresse, die bei den überschickten Gegenständen beigefügt ist, ausgeliefert wird. Alle Gegenstände von Gewicht sendet die Posterpedition durch die sogenannte Stafette ab, ein Convoi von Lastthieren unter Aufsicht eines Conducteurs, welche hier die Stelle der fahrenden Post vertritt, und so langsam geht, daß sie von hier bis Porto, eine Entfernung von 63 Legoas, acht Tage braucht; die Briefpost dahin braucht 72 Stunden. Sowohl die Beförderung der Briefe, als auch der Pakete durch die Stafette, deren nur zwei abgehen, die eine von hier nach Porto und die andere von hier nach Badajoz, ist Privatunternehmung, und für gewisse Preise verpachtet an verschiedene Entrepreneurs, mit welchen Contracte abgeschlossen werden, die aber in keiner weitern Beziehung mit dem Gouvernement stehen, und darum nicht Staatsdiener werden, wie die Postmeister anderer Staaten. Es ist ihnen auch ganz und gar überlassen, die Art und Weise, wie sie die Briefe und Pakete fortschaffen. Nur die Zeit des Abgangs und der Ankunft in den Hauptorten ist ihnen vorgeschrieben. — Man nimmt es aber gewöhnlich nicht so genau, da überhaupt der ganzen Postverwaltung eine strenge Controle zu fehlen scheint, worüber sehr oft im Publicum geklagt wird; denn die Oberinspection des Postwesens gehört vor den Minister des auswärtigen Departements, bei welchem man sich wenig darum bekümmert, und die specielle Leitung steht unter einem Administrador geral dos Correios, eigentlich von jeher eine bloße Sinecurstelle, die irgend einem Protégé und Schreiber eines der Staatssecretäre als Nebenstelle gegeben wurde, der dafür außer den Sporteln eine Besoldung von 2000 Cruzados bezog und freie Wohnung in dem Postgebäude hatte. Dieser bekümmerte sich ebenfalls wenig um die Postgeschäfte, deren Direction einem Subinspector überlassen blieb. Gegenwärtig, wo es verpönt ist, von zwei Staatsstellen Besoldungen zu ziehen, hat die Stelle des Generaladministrators ein Mann inne, der dieselbe schon früher inne hatte, als er noch in dem Staatssecretariat des Innern arbeitete, darauf aber im Jahre 1835 zum Staatsminister avancirte, nach vier Monaten aber wieder in seine Unbedeutenheit zurücksiel und die Stelle als Postadministrator beibehielt, da er doch nicht wieder Schreiber in dem Staatssecretariat werden konnte, welchem er als ehemaliger Minister vorgestanden. Nach den in dem Budget veranschlagten Ausgaben der Generalpostverwaltung betragen dieselben insgesammt 61 Contos = 101,666 Thaler, worunter die Besoldungen und Pensionen mit 16½ Contos begriffen sind. Die Beförderung der Briefe ist zu 9 Contos veranschlagt, die der Pakete durch die Stafette zu 15 Contos. Die Briefpost nach Alemtejo aber ist noch besonders zu 7 Contos veranschlagt. Den Postadministrationen in London und Madrid bezahlt man 5 Contos jeder. Extra Briefbeförderungen sind zu 5 Contos angeschlagen. Die übrigen Ausgaben sind für Hausmiethe, Mantelstücke, Schreibmaterialien u. s. w. — Die Einnahmen aus diesem Verwaltungszweige sind in dem Staatsbudget zu etwas mehr als 100 Contos veranschlagt, es würde das Ganze somit den unbeträchtlichen reinen Gewinn von ungefähr 66 000 Thaler abwerfen.

Vermischte Nachrichten.

Ein Hr. Ramsay theilt Folgendes über die Schiffe des Vicekönigs von Aegypten mit: „Ich hatte viel von diesen Schiffen gehört, und war auf Pracht vorbereitet, selbst auf mehr als ich fand. Der äußere Anschein war gewiß sehr schön: auf dem obern, mittlern und untern Verdeck war Alles geräumig und rein. Die große Breite des Schiffes und die völlige Freiheit von allem, ich möchte sagen nothwendigen Gerümpel, gaben dem Schiff ein prächtiges Ansehen, aber Eines vermißte ich: es waren keine Zimmer für die Officiere vorhanden, alle waren unten im Schiffsraume, so daß das obere und mittlere Deck frei war vom Vordertheil bis zum Hintertheil. Die Officiere scheinen auch sehr ärmlich daran zu seyn. Da die Mannschaft nicht wie auf europäischen Schiffen auf Tischen speist, so war das untere Deck, so gut wie das obere, auch hievon frei. Die Mannschaft bestand (auf dem Admiralschiff) aus 1100 Mann, aber ziemlich unfähigen Leuten: bei jeder Kanone steht ein Seesoldat Wache über die dabei aufgestellten Leute, und acht kleine Kanonen sind rückwärts aufgestellt, vermuthlich um das Schiff im Fall eines Aufstandes zu bestreichen."

•

Man hat kürzlich eine interessante Entdeckung am Eingange des Tunnels der Eisenbahn bei Rive-de-Gier, von der Seite von Egarnade her, gemacht: es ist dieß ein altes Grab in dem Felsen von Poudingue. Es ist ganz in den Felsen gehauen, und seine Breite läßt vermuthen, daß es zum mindesten für zwei Leichen bestimmt war: es ist innen mit Eichenholz, das mehrere Zoll dick und vollkommen gut erhalten ist, verkleidet, und mit ebenfalls wohlerhaltenen römischen (?) Backsteinen bedeckt. Alle Anzeichen weisen auf ein sehr hohes Alter hin. — Einer weitern Nachricht zufolge soll das Grab Münzen enthalten haben, und der Fund deßhalb längere Zeit von den Arbeitern verheimlicht worden seyn.

•

Nach einem dem englischen Parlament in der letzten Session vorgelegten Document betrug im Jahre 1814 die Zahl der in den englischen Colonien gebauten und registrirten Schiffe 151, mit einem Gehalt von 16 696 Tonnen, im Jahre 1837 war die Zahl auf 496 Schiffe mit 70,678 Tonnen gestiegen, hatte aber im Jahre 1825 bereits 556 Schiffe mit 80,895 Tonnen, und im Jahre 1826 580 Schiffe mit 86,554 Tonnen betragen.

•

Englischen Blättern zufolge hat ein Hr. Coles eine neue Art von Wagenrädern für Eisenbahnen erfunden und ein Patent dafür erhalten; sie sollen die bewegende Kraft unermeßlich vermehren, und die Wagenzüge leichter, sicherer und schneller weiter befördern. Man spricht von hundert (?) englischen Meilen (über 20 deutsche) in der Stunde.

•

Nach französischen Blättern soll es gelungen seyn, den Färbestoff aus dem Campecheholz vermittelst chemischer Mittel auszuziehen, wodurch dessen Versendung als Handelswaare viel leichter würde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 304.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 October 1838.

Ueber die Gewinnung des Mahagonyholzes in Honduras.

Nächst Guatimala ist bekanntlich Honduras nicht nur der größte, sondern auch der fruchtbarste und holzreichste unter den vereinigten Staaten Mittelamerika's. Auf einem über 30,000 Quadratmeilen großen Flächenraum umfaßt derselbe die ausgedehnten Hügelgegenden und Ebenen, mit welchen auf der östlichen Seite die Cordillere zum Antillenmeere sich herabsenkt, deren breite und nasse Küstenstriche mit jenen unermeßlichen Urwäldern bedeckt sind, welche das für uns so kostbare Campeche-, Orleans-, Mangrove- und Mahagonyholz liefern, und für den Bewohner dieses Terrassenlandes einen so großen Schatz abgeben. Das Mahagonyholz, als das gesuchteste und geschätzteste, wird unter Leitung der Engländer, welche mit Bewilligung der Spanier eine Colonie daselbst errichtet haben, zweimal im Jahre gefällt: das erstemal nämlich um Weihnachten zu Ende der Regenzeit, das anderemal in der Mitte des Jahres von Negern, die dazu, in Partien von 10 bis 50 getheilt, zur Arbeit verwendet werden. Die Mosos lassen, da sie freie Menschen sind, sich hierzu nur selten von den Engländern gebrauchen, da sie mitunter diesen Holzhandel auch auf eigene Rechnung betreiben. Wenn nun die Zeit zur Fällung des Holzes herannaht, so wird der klügste unter den Negern, der Jäger genannt, jedesmal vorher ausgesandt, um die Stellen aufzusuchen, wo vorzüglich Mahagonybäume zu finden sind. Ein solcher Jäger wird nicht selten mit 500 Pfd. bezahlt; denn abgesehen von den vielfachen Gefahren, die ihn beim Durchwandern dieser beinahe undurchdringlichen und mit Raubwild aller Art angefüllten Urwälder bedrohen, ist sein Geschäft um so mühsamer, als der Mahagonybaum gewöhnlich einzeln steht, und oft andere Jäger der Spur folgen und das Holz fällen, was jener aufgesucht hat. Der Gewinn der Holzfäller dagegen ist ungewiß, je nachdem der Preis des Holzes hoch oder niedrig steht, und sie im Auffinden Glück haben. Auch kostet der Unterhalt der Neger in Honduras mehr, als in irgend einer andern Colonie: jeder Sklave jährlich über 25 Pfd. Sterling. Das Fällen des Campecheholzes erfordert hingegen ein ungleich geringeres Capital. Beide Hölzer wachsen selten nahe bei einander; das Mahagonyholz vorzüglich in sumpfigen Gegenden, welches die Arbeit desto ungesunder und beschwerlicher macht.

Skizzen aus den Pyrenäen.

1. Der Ossauer Pic.

(Schluß.)

Die Landwirthschaft der Alpen ist der der Pyrenäen weit überlegen, dem Fremden, der sich in den Städten aufhält, wird sogleich der Mangel und die schlechte Qualität der Milch und besonders der Butter auffallen, die Verfertigung der Käse ist etwas besser, aber auch nur auf den Schafkäse beschränkt; die Thierhäute werden erst seit einiger Zeit wegen der Zunahme gewisser Fabriken benützt; aus den reichen Vegetabilien zieht man gar keinen Vortheil. Die Thiere aller Art, Pferde, Esel, Kühe, Schafe sind unansehnlich, eine Kuh gibt nur ein Drittheil der Milch, die man von einer Schweizerkuh erhält, wie könnte es anders seyn: dieser Mangel an Milch selbst führt wieder zur Gewohnheit, die Kälber von den Müttern zu trennen, ehe sie noch Gras fressen können; ehe sie ein Jahr vollenden, läßt man sie schon das Geschäft der Stiere verrichten, und ehe sie noch ausgewachsene Stiere oder Ochsen sind, bringt man sie um. Der Aelpler hat Ueberfluß an Milchproducten und nährt sich davon; der Pyrenäer, statt von einer guten Milch, lebt von schlechtem Fleisch, schlechtem Mehl, schlechten Hülsenfrüchten und schlechtem Wein; sein Lieblingsgericht ist ein Maisbrei mit einer Schnitte Schinken, wenn er sie haben kann, und viel Knoblauch. Seine Landwirthschaft ist auf diesem Fuße eingerichtet, statt ein reicher Schäfer will er lieber ein armer Bauer seyn, denn in diesen Bergen kann nur ein kleiner Landbau mit der Haue und Handarbeit stattfinden; die Reichen ahmen hier nur das Beispiel der Armen nach und machen nicht die Vorausgaben, welche zu einer verbesserten Schäferwirthschaft nothwendig sind; daher kommt es, daß man die Weiden zum Theil an Fremde vermiethet, die Gemeinweiden nicht gehörig benützt und keine künstlichen Wiesen

Digitized by Google

anlegt; man hat also kein Futter für den Winter, und da man im Sommer die Zahl der Thiere, die man auf die Weiden führt, übertreibt, so hat man im Winter eine Menge kränkliches Vieh, das mehr verzehrt als eine geringere, aber gesunde Heerde: man läßt es Hunger sterben, oder tödtet es, um es zu essen. Die Folge von dem Allem ist, daß die Arbeit Männer und Weiber erdrückt, und ihnen die Liebe zu dem Hirtenstande, den Stolz, den die Aelpler darauf haben, benimmt, und sie durch den Vergleich mit andern Bauern mißmuthig macht. Welchen Unterschied ein vernünftiges Verfahren hervorbringt, kann man im Thale Campan und im östlichen Lavedan beobachten. Die Waldwirthschaft ist nicht besser, und einige Gegenden sind unbewohnbar geworden. *) In den Alpen findet man Schäferhütten auf 1100 Toisen Höhe, d. h. so hoch als der Courmalet und Savarine; in den Pyrenäen trifft man über 800 Toisen keine ordentliche Wohnung mehr an.**) Die Hospizien sind nicht wie in den Alpen auf dem Gipfel, sondern am Fuß der Berge, und ihre Hülfe kommt oft zu spät. Welche Abhülfe gegen diesen Zustand der Dinge? Man müßte die Gemeinweiden vertheilen, die Wälder herstellen, künstliche Wiesen anlegen, wobei freilich das Beispiel und mittelbare Einflüsse am wirksamsten wären, man müßte Prämien für die besten Producte bestimmen, und durch gewisse Auszeichnungen und Festlichkeiten den Stolz des Hirten auf seinen Stand wieder erwecken. Etwas davon ist schon geschehen, man sieht in Pau und Tarbus die Züchter fetter Kühe und Ochsen mit Bändern auf den Hüten und mit Musik durch die Straßen ziehen, und es ist ihnen erlaubt, Geld einzusammeln. Eine Gewohnheit, die vor dem Kriege im Thale von Aure statt fand, sollte allgemeiner werden, nämlich jener Tausch, mittelst welchem die Auroiser im Winter ihre Heerden auf die spanischen Weiden sandten, da die mittägliche Seite der Pyrenäen weniger rauh ist, und im Sommer einen Theil ihrer Weiden den Spaniern abtraten. Der Vorwand des Verlustes, dem der Eigenthümer wegen der Nachlässigkeit oder Untreue der Hirten ausgesetzt ist, kommt nicht mit den wirklichen Vortheilen in Vergleich, die Schafheerden würden zunehmen und die Wolle feiner werden; alle Vermiethung in Geld müßte übrigens ausgeschlossen werden. Wäre dieß nicht besser, als die oft blutigen Streitigkeiten, die auf der ganzen Linie der Pyrenäen zwischen den französischen und spanischen Hirten statt finden?

Die osmanischen Yuruks.

(Schluß.)

Nach den Ueberlieferungen des Landes wären diese Bergvölker Nachkommen altgriechischer Thracier, welche zur Zeit der Eroberung, um ungestört leben zu können, den mohammedanischen Glauben angenommen hätten. Als Beweis hiefür dient auch der Umstand, daß man nach den neuern Reiseberichten im Innern der Gebirge Wohnplätze findet, deren Einwohner noch das alte Herkommen beibehalten haben, zu ihrem eigenen Gebrauch Wein zu bauen und zu bereiten. Was die Religion anbetrifft, so haben diese Gebirgsvölker zwar Imams oder Geistliche, welche aber fast sämmtlich asiatischen Ursprungs und eben so unwissend als ihre Pfarrkinder sind. Uebrigens erwähnt die Geschichte nirgends, daß diese Barbaren jemals den griechischen Kaisern oder den bulgarischen Königen unterthan gewesen wären; man weiß vielmehr, daß sie Bundesgenossen der Letztern waren, wie sie auch schon früher den Königen Thraciens in allen Schlachten und Kriegen beigestanden hatten. Sie waren zu allen Zeiten geneigt, ihren Nachbarn lästig zu fallen und sie auszuplündern. Selbst die Römer waren niemals vermögend, dieses Gebirgsvolk vollkommen zu bändigen. Michaud sagt in seiner Geschichte der Kreuzzüge (III. Theil, S. 514), wo er von der Theilung der Provinzen spricht, durch welche Baldwin I plötzlich geschwächt wurde, „daß die Horden des Hämusgebirges, siegreich oder überwunden, ihre Räubereien immerhin fortgesetzt hätten." — Der hervorstechendste Zug im gegenwärtigen Charakter dieses Volkes, der am meisten an das hohe Alterthum erinnert, gibt sich hauptsächlich aus folgendem Gebrauche kund. Alljährlich mit Eintritt des Frühlings versammeln nämlich die Oberhäupter alle ihnen ergebenen waffenfähigen jungen Leute um sich her, deren Zahl, obschon nicht bestimmt, doch selten 50 bis 60 übersteigt. Sie begeben sich nun in verschiedenen Richtungen auf den Marsch, wobei jeder bloß mit einem einfachen Rock angethan, und wohlbewaffnet ist. Stets bereit, sich zu schlagen, und eben so leicht zu entfliehen, durchstreichen diese Banden das Innere der ungeheuren Wälder und Gebirge bis in große Entfernungen, selbst bis zum Rhodope und anderwärts bis an die Nähe der Meeresküste hin. Räubereien sind jedoch nur Nebensache bei diesen Streifzügen, der Hauptzweck ist, sich zu vergnügen und zugleich gute Weideplätze für ihre Heerden auszumitteln. Gewöhnlich schlagen sie ihr Lager in der Nähe von Dörfern und Maiereien auf, wobei sie jedoch selbst zur Nachtzeit ihre Waffen niemals ablegen. Sie mißhandeln nicht eben die Leute, verlangen aber Lebensmittel, hauptsächlich Wein, auf eine Weise, wo sich nicht leicht Jemand unterfangen wird, ihnen etwas abzuschlagen. Auch müssen ihnen die Hirten auf ihren Weiden Lämmer und Schafe zum Unterhalt liefern. Gewöhnlich werden dann auch junge Zigeunerinnen entweder mit Gewalt entführt oder schließen sich freiwillig dem Zuge dieser Kriegsmänner an. Außerdem hat jede Bande ihren Orpheus, dessen Lyra die Wälder belebt, und zu wilden Tänzen auffordert. Nach ungefähr zwei Monaten lösen sich alle diese Banden wieder auf, wornach die Männer in ihre Hütten und die Zigeunermadchen unter das Zelt ihrer Familien zurückkehren. Manche von den Letztern begleiten auch die Banden in ihre Heimath, wo sie die öffentlichen Gastmähler durch ihre Tänze beleben, von welchen diese Gebirgsvölker sehr große Freunde sind. Obschon dem mohammedanischen Glauben zugethan, haben die Yuruks bis jetzt sich doch unabhängig von der Türkenherrschaft zu behaupten gewußt; daher auch die türkischen

*) Das Dorf Heas hat nur noch 9 Häuser, und auch dieß verdankt es nur dem Cultus seiner Madonna. In der Nacht vom 7 auf den 8 Sept. kommt dort eine große Menschenmasse zusammen, den Rest des Jahres ist es nur von Gemsen besucht.

**) Die höchste bewohnbare Linie ist in den Pyrenäen auf 1560 Mètres, das Dorf von Gavarnin hat 1444 Mètres Höhe.

Digitized by Google

Gouverneure nur äußerst geringen Einfluß auf sie ausüben, und selbst ihre eigenen Oberhäupter behaupten ihr sehr beschränktes Ansehen nur dadurch, daß sie mit den Aeltesten ihres Stammes aus den umliegenden Dorfschaften eine Art Bündniß unterhalten. Wie die reinen Araberstämme haben auch sie einen Eroberer nach dem andern das Gebiet ihrer Nachbarn verwüsten sehen, ohne jemals die Uebel des Krieges selbst erfahren zu haben; gleich den Montenegrinern in Dalmatien, den Sphakioten auf der Insel Candia, und mehreren andern Stämmen, haben sich die Yuruks in die Gebirge zurückgezogen, wo es gefährlich war, sie anzugreifen, während die Beduinen öde Wüsten zum Aufenthalte wählten, wo sie ihren Feinden nach allen Seiten hin entfliehen konnten. Einer besondern Erwähnung verdient hier noch ein, namentlich von den europäischen Yuruks verfertigtes filzähnliches Gewebe, welches in der ganzen Türkei und den angränzenden Ländern unter dem Namen Abbas (Filz) bekannt ist, und gleich dem ungarischen Filz theils zu Kleidungsstücken, theils zu technischen Zwecken, wie zu Beutelt.chern, Säcken u. s. w. verwendet wird. Die Fabrication desselben wird zwar gegenwärtig nicht mehr so stark wie vormals betrieben, dessen ungeachtet liefern die Yuruks alljährlich noch 70,000 bis 80,000 Stücke. Vor dem Gebrauche der europäischen Tücher kleideten sich alle Türken zur Winterzeit in diesen Filz, heutzutage bedienen sich aber nur noch die Bauern und andere Leute der ärmern Volksclassen desselben. Wie bedeutend daher in frühern Zeiten der Verkehr mit diesem Fabricate war, geht daraus hervor, daß sonst alle Jahre Griechen aus Salonik, Karaveria und Vodina sich in das Innere von Asien begaben, theils als Handelsleute, um ihren Abbas im Großen zu verkaufen, theils als Schneider, um an Ort und Stelle Kleidungsstücke daraus zu verfertigen. Die französischen Handlungshäuser haben sogar lange Zeit hindurch den Markt von Marseille mit Vorräthen von Abbas versorgt, welcher dann nach den Colonien ausgeführt wurde, wo er zur Bekleidung der Negersklaven diente, und sie vor den schädlichen Folgen des nächtlichen Thaues bewahrte. Heutzutage aber ist, wie gesagt, dieser Handelszweig gänzlich in Verfall gerathen, woraus zu vermuthen ist, daß der Abbas durch einen andern Stoff der französischen Fab.iken ersetzt worden sey.

Das Lösegeld.

(Aus der Gazette des Tribunaux.)

Am 19 November vorigen Jahres verschwand in der kleinen Stadt Elche, welche zu dem Gerichtsbezirke von Alicante gehört, ein Landmann, Antonio Sabuco, der ein mittelmäßiges Vermögen besaß, und in einem Alter von ungefähr 66 Jahren stand.

Seine Familie war seit langen Jahren gewöhnt, ihn regelmäßig vor Einbruch der Nacht heimkehren zu sehen, und so steigerte sich ihre Sorge auch zur höchsten Angst, als es Nacht wurde, als der Morgen kam, und endlich der ganze Tag verging, ohne daß er zurückkehrte. Man suchte und forschte überall, um zu erfahren, wo er geblieben, aber jede Bemühung blieb fruchtlos, und man strengte vergebens allen Scharfsinn an, die Ursache seines Verschwindens zu errathen, welches Niemand sich zu erklären vermochte; das Sprüchwort: „suchet so werdet ihr finden," wollte sich nicht bewähren. — Nach Verlauf einiger Tage endlich erhielt Antonio's Frau einen Brief, in welchem er ihr anzeigte, daß er gefangen und in großer Verlegenheit sey, da diejenigen, welche ihn gefangen hielten, 40,000 Realen für seine Freilassung verlangten. — Dieser Brief, von fremder Hand geschrieben, da Antonio nicht schreiben konnte, gab nicht die geringste Spur über den Ort, wo er sich befand, noch über die Personen, die ihn gefangen hielten, aber er verbreitete sich in größter Ausführlichkeit über die Art, wie man die verlangte Summe schicken solle. Er bestimmte den Anzug und das Pferd für die Person, welche das Geld bringen solle, gab die Wege, Fußsteige, Päße und Krümmungen an, welchen man folgen müsse, und bestimmte selbst die Antwort, welche der Ueberbringer des Geldes auf den Ruf: wer da? des Empfängers zu geben habe.

Die unglückliche Frau eilte mit dieser Nachricht zu der mit der öffentlichen Sicherheit beauftragten Magistratsperson, die alle Mittel erschöpfte, welche ihm sein Eifer eingab, ohne jedoch den Aufenthalt des armen Landmannes entdecken oder ihn befreien zu können.

Als mehrere Tage vergangen waren, ohne daß man das geforderte Lösegeld gesendet, folgten schnell aufeinander mehrere stets dringender geschriebene Briefe, und die arme Frau sammelte Alles, was ihr immer möglich war, aufzubringen, damit es nicht scheine, sie liebe das Geld mehr als ihren Mann; sie hatte 45 Dublonen (1800 Realen) zusammengebracht, und beauftragte einen ihrer Schäfer, diese an den bestimmten Platz zu bringen, und den Personen, welche er dort treffen werde, zu sagen, daß es ihr unmöglich gewesen sey, eine größere Summe herbeizuschaffen. Der Schäfer erfüllte seine Sendung, doch waren diejenigen, die ihm das Geld abnahmen, so vermummt, daß es ihm unmöglich war, Jemand davon zu erkennen. Die Abschlagszahlung war den Räubern viel zu gering, sie schrieben noch zu wiederholtenmalen, um zu neuen Zahlungen aufzufordern, und zu erklären, sie wollten sich mit 30,000 Realen begnügen.

„Señora, heißt es in einem dieser Briefe, wir handeln in christlicher Milde mit Euch, indem wir nur 30,000 Realen begehren, jetzt aber werden wir auch nicht mehr das Schwarze eines Nagels (un negro de uña) davon ablassen. Auf Euer Gewissen kommt so schon ein Schaden von 10,000 Realen, in den Ihr uns gebracht. Jedoch von einem schlechten Zahler nimmt man, was man kann. Vergeßt jedoch nicht, daß Sabuco's Leben uns für Eure Genauigkeit und Eile haftet. Gott beschütze Euch." Es vergingen mehrere Tage, ohne daß man den Verfassern dieses Briefes von neuem Geld brachte, ihre Geduld war zu Ende, was man daraus erkannte, daß sie nicht mehr schrieben, aber auch Sabuco nicht zurückkam. Man sagt gewöhnlich, die Stimme des Volkes ist Gottes Stimme, ist dieses nun auch nicht immer wahr, so ist doch gewiß, daß in dieser Sache die öffentliche Meinung sich nicht irrte. Sabuco hatte seit langem eine Verbindung mit einer jungen und noch hübschen Wittwe der Nachbarschaft, Namens Maria Campero. Wir müssen hinzufügen, daß diese Frau im schlechtesten Rufe stand, und daß sie diesen nur zu sehr durch das Leben, welches sie führte, verdiente. Noch zur Lebzeit ihres Mannes war sie die Geliebte eines Räuberhauptmannes, welcher in den Gebirgen von Valencia und Murcia umher streifte. Endlich verließ sie ganz ihren Mann und begleitete ihren Geliebten auf seinen Streifzügen, bis

Digitized by Google

sie mit der ganzen Bande dem Gericht in die Hände fiel. Ihr Liebhaber fand sein Lebensende am Galgen, und sie wurde mehrere Jahre eingesperrt.

Auf diese Dinge gründete sich der düstere Verdacht, man fragte sich, ob nicht wohl die Sampere die Haupttriebfeder in dem Unglück sey, das Saduco getroffen, oder doch den Räubern geholfen habe, um dadurch eine große Summe Geldes zu erbeuten. Der Alcalde, aufmerksam gemacht durch diese Vermuthungen, ließ die Sampere gefangen nehmen, jedoch es fand sich nichts, wodurch man sie schuldig sprechen konnte, und das Verbrechen war noch in gleiches Dunkel gehüllt, als der Richter einen anonymen Brief erhielt, in welchem man ihm anzeigte, Antonio Saduco sey in dem Hofe des Landhauses von Bautista Oliver begraben, sein Grab sey zehn Schritte in gerader Linie von der Thüre des Einganges, und um jedem Zweifel vorzubeugen, war hinzugefügt, daß man ihn in seinen Mantel gehüllt finden werde. Dieser Brief bezeichnete Ginés und Jaimé Sampere, den Bruder und Vetter der Maria, als die Urheber des Todes von Saduco, bezeichnete aber auch als Theilnehmer der That die Eigenthümer des Hauses, und noch mehrere Andere, zusammen eilf Personen. Diese Angaben bestätigten sich als wahr, und das Gericht nahm seine Maaßregeln so gut, daß es ihm gelang, von den eilf Missethätern zehn zu fangen, und Manches berechtigte zu dem Verdachte, daß dieser eilfte der Schreiber des Briefes gewesen, welcher aus Eifersucht gegen Maria, die ihn nicht nach Wunsch behandelt hatte, sich dadurch rächte, daß er die ganze Sache dem Gericht entdeckte. Mehrere der Gefangenen gestanden ihr Verbrechen, und einer derselben erzählte auf folgende Art den Tod des Saduco: „Der Unglückliche," sagte er, „hatte eine Zusammenkunft mit Maria Sampere. Der Ort, wo er sie treffen sollte, war ein abgelegener Wald von Oliven und wilden Feigen, der sich ungefähr eine halbe Stunde rechts von der Straße nach Montforte hinzog. An der Stelle derjenigen aber, die er zu finden hoffte, traf er Ginés und Jaimé Sampere, in Begleitung eines halben Duzend von bewaffneten Banditen. Sie verlangten Genugthuung von ihm für die Schande, welche sein Verhältniß mit Maria auf die Familie werfe. Sie gaben sich anfangs den Schein, als ob sie ihn tödten wollten, dann aber stellten sie sich beruhigter und bestimmten die Summe, welche er, wie sie sich ausdrückten, als Entschädigung zahlen müsse für den Flecken, den er auf ihre Ehre und ihren Namen gebracht habe.

„Nachdem sie, wahrscheinlich zur Beruhigung ihres Gewissens, diese Komödie gespielt hatten, knebelten sie Saduco, verbanden ihm die Augen und brachten ihn in das Haus des Bautista Oliver. Sie sperrten ihn in ein Zimmer, und beschränkten sich einige Tage darauf, ihn unter Aufsicht zu halten, ohne ihm jedoch etwas zu Leid zu thun. Als sie aber sahen, wie ein Tag um den andern verstrich, ohne daß man ihnen das Geld brachte, welches sie verlangt hatten, wurden sie wüthend. Sie machten in dem Hof eine tiefe Grube, setzten Saduco, nachdem sie ihn in seinen Mantel gewickelt und ihm die Arme fest an den Leib gebunden hatten, hinein, und warfen dann die Erde bis an den Gürtel über ihn, indem sie ihm erklärten, daß sie jeden Tag, bis sein Lösegeld erscheine, die Erde um einige Zoll erhöhen würden. Sie erfüllten wörtlich ihre Drohung, und bald erhob sich die Erde bis an das Kinn des Unglücklichen. — Weder seine Bitten, noch seine Thränen konnten ihrer gräßlichen Grausamkeit Einhalt thun. Am nächsten Tage schloß die Erde Saduco's Mund, und als sie jede Hoffnung verloren hatten, das geforderte Geld zu erhalten, füllten sie die Grube ganz ein." — Die Untersuchung der Aerzte, die Stellung, in welcher man den Leichnam gefunden hatte, Alles bestätigte nur zu sehr, daß Saduco wirklich lebendig begraben worden war.

Als die Untersuchung der Thatsache geschlossen war, wurde sie dem Fiscal übergeben, welcher auf Todesstrafe gegen die Thäter des Mordes, und auf die Galeere für diejenigen, die Theil an der Gefangennehmung des Opfers hatten, antrug. Ein diesem Beschlusse gleichlautender Urtheilsspruch wurde erlassen, und unterliegt gegenwärtig dem Rathe von Castilien.

Nachricht über die ausgewanderten Boers am Cap.

Das Grahamstown Journal vom 2 August theilt einen Auszug aus einem von einem Geistlichen Namens Thomas Jenkins und Buntingville am 10 Julius datirten Schreiben mit, welches über den Gang der Ereignisse gegen Port Natal hin Nachfolgendes enthält: „Die Boers zogen in großer Zahl gegen Dingaan aus, welcher, um sein Vieh zu sichern, dasselbe weiter ins Innere schickte, wo aber ein Häuptling, Namens Zupoza, der früher von Chaka (dem Vorfahr Dingaans) unterjocht worden war, sich ihm widersetzte, einen großen Theil seiner Leute tödtete und sich des Reichs bemächtigte. Die Boers griffen ihn von der andern Seite an, erschlugen eine Menge Zulas, und es ist kaum zu bezweifeln, daß der Krieg in sehr kurzer Zeit zu Ende seyn wird, doch vielleicht nicht ohne großes Blutvergießen. Auch Mosolekatsi (der Häuptling der Matabelie) soll den gegenwärtigen Zustand der Zulas benutzt, viele Beute gemacht und eine große Anzahl von Dingaans Leuten erschlagen haben. Der Umstand, daß diese Häuptlinge Dingaan im Rücken angriffen, war den Boers sehr vortheilhaft, und er muß wesentlich zu ihrem Erfolge beigetragen haben. — Vor einiger Zeit vernahmen wir, daß die Boers 20 Mann absendeten, um Port Natal in Besitz zu nehmen, jetzt haben sie aber eine verstärkte Garnison nach jenem Platze gesendet. Ich habe trübe Nachrichten vernommen über den moralischen Zustand unter den Boers, über ihre Feindschaft gegen die Engländer und namentlich gegen die Missionäre.

In der Nähe von Nancy wurde ein riesenhafter Wirbelknochen mehr als drei Fuß im Umfange, gefunden. Er war durch den Feldarbeiter, der ihn entdeckte, sehr beschädigt, so daß man nicht wohl mehr sagen konnte, welchem Thier derselbe angehört haben möge.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 97** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Skizze der Entwicklung der englischen Literatur seit Chaucers Zeit.** (Fortsetzung.) — **Knechtschaft und Größe im Militärleben.** (Fortsetzung.)

In den Abonnementspreis dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 2 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat October.)

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Eilfter Jahrgang.

1838.

November.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1838.

☞ Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. Mit den Blättern zur Kunde der Litteratur des Auslands, wovon wöchentlich 2 bis 3 Nro. erscheinen, 20 fl. oder 11 Rthlr. 8 gr. — Sämmtliche respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Beisatz zum Titel unserer Zeitschrift: „Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker" bezeichnet die allgemeine Bestimmung desselben, die freilich dem jeweiligen Redacteur einen weiten Spielraum läßt. Zeitgeschichte, namentlich fremder Welttheile, Schilderung der Sitten und Zustände anderer Völker ist die eigentliche Aufgabe, die jedoch immer nur sehr bruchstückweise gelöst werden kann, denn der Umfang ist groß, und es handelt sich deßhalb hauptsächlich darum, aus dem reichen Schatze der Nachrichten dasjenige auszuwählen, was für den Augenblick interessant und wichtig ist. Entwicklung der Thatsachen aus ihren verschiedenen Ursachen ist dabei ein Haupterforderniß. Dieser Zweck unserer Zeitschrift erfordert mannichfachen Wechsel, je nachdem die öffentliche Aufmerksamkeit sich auf diesen oder jenen Gegenstand der Weltbegebenheiten hinlenkt, und in diesem oder jenem Welttheile sich Merkwürdiges ereignet, und neue Erscheinungen sich kund geben.

Die Redaction glaubt diesem Zwecke um so gewisser treu zu bleiben, wenn sie es sich zur Aufgabe macht, das Gebiet der Erd- und Völkerkunde zu ihrem Hauptgegenstande zu machen, in so weit dieß, ohne in wissenschaftliche Erörterungen einzugehen, möglich ist. Diese Quelle hat sich auch so ergiebig gezeigt, daß die Verlagshandlung und die Redaction sich veranlaßt sahen, hinsichtlich dieses speziellen Gegenstandes eine Erweiterung eintreten zu lassen in der „Sammlung von Reisen und Länderbeschreibungen"; wenn auch diese noch so reichlich ausgestattet wird, so bleibt immer noch dem Auslande genug Ausbeute übrig.

So leicht die Aufgabe des Auslandes hinsichtlich andrer Welttheile zu stellen ist, so schwierig und noch weit fragmentarischer werden die Mittheilungen über Europa. Mit der steigenden Bevölkerung und Bildung werden die Verhältnisse, nicht nur die politischen, sondern auch die gesellschaftlichen, verwickelter, unklarer, und unterliegen mannichfachern Deutungen. Wer könnte auch dieß Gebiet übersehen, und mit nie wankendem Geiste die mannichfachen Erscheinungen erklären! Die europäische Welt ist in einem Uebergangsprozesse begriffen, in einem socialen nicht weniger als in einem politischen, wie wenig Begebenheiten stellen sich in dieser trüben Gährung klar heraus, und wie sehr werden sie durch Leidenschaften aller Art entstellt! Auch ist in Bezug auf Europa dem Ausland die Gränze schärfer gezogen; Alles was auf Tagspolitik Bezug hat, gehört nicht in sein Gebiet, und nur die rein menschliche Seite davon, die oft genug entstellt wird, darf es herausheben und zum Gegenstand seiner Schilderung machen.

Wenn man nach diesen allgemeinen Andeutungen über den Zweck des Auslandes die Ausführung betrachtet, so kann das Fragmentarische und Lückenhafte wohl keinem entgehen, und es ist auch um so verzeihlicher, da der mit jedem Tage wachsende und sich erneuernde Stoff nicht gestattet, Versäumnisse nachzuholen. Daß indeß die Leser des Auslandes dem großen Umfange des gesteckten Ziels Rechnung getragen, und sich an dem Fragmentarischen und Lückenhaften nicht gestoßen haben, ermuthigt die Redaction, die einmal betretene Bahn trotz ihrer Schwierigkeiten nicht zu verlassen.

Digitized by Google

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehende Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow, jun., ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis P. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

London. (Mit einem Plane der Stadt.) Nr. 505—513. — Ueber eine Benützung der Solfatara auf Guadeloupe. Nr. 505. — Moliere und das Theatre français in Paris. Nr. 506. — Die Bleude im Schlosse Bubetin. Nr. 507. — Quiloa an der Oſtküſte von Afrika. Nr. 508. — Anblick von Cairo. Nr. 509. — Heiderabad. Nr. 509—515. — Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde: die ausgewanderten Boers. Nr. 510. — Bemerkungen über Aſſam. Nr. 519. — Saragoſſa. Nr. 511. — Die Steinbrüche von Syrakus. Nr. 512. — Skizzen aus den Pyrenäen. Einleitung. Nr. 517; 1) Pau. Nr. 518—520; die Thäler von Azun und Argeles. Nr. 513—514. — Die Erzeugniſſe von Aſſam. Nr. 514. — Marie. Erzählung aus den Pyrenäen. Nr. 515. — Chalki (aus dem Tagebuch eines Schweizers.) Reiſe nach Chalki und Anerbieten einer Lehrerſtelle. Nr. 516. 517. — Die Frauen der Eingebornen in Algier. Nr. 518. — Ueber die finniſchen Völker und die von ihnen bewohnten ruſſiſchen Gouvernements. Nr. 520—529. — Ausflüge aus Pau: 1) Morlaas. Nr. 521, 2) Lekear. Nr. 525. 521. 3) Bethararam, Lourdes. Nr. 529. 550; 4) das Oßauerthal. Nr. 552—554. — Die Juden in Marokko. Nr. 522. — Die Methodiſten in den Vereinigten Staaten 1) der Gang nach dem Camp-Meeting. Geſpräch mit dem Prediger. Nr. 522. 525; 2) der Morgen. Nr. 555; 3) der Abend. Nr. 526; 4) die Heimkehr vom Camp-Meeting. Nr. 527. — Verbrechen in Neuſüdwales. Nr. 525. — Dr. Bulard und die Peſt. Nr. 526 — Dampfboot-Unfälle. Nr. 527. — Bemerkungen über einige von den Franzoſen neubeſetzte Punkte in der Provinz Conſtantine; 1) Stora. Nr. 528; 2) Milah. Nr. 531. — Ueber den Perſonentransport in England. Nr. 550—552. — Verbeſſerungen in der Dampfſchifffahrt. Nr. 551. — Die Jeſuiten in Paraguay. ibid. — Geſchworne in Neuſüdwales. Nr. 555. — Das Schuldgefängniß in Paris. Nr. 535. — Die Singphos. Nr. 554.

Chronik der Reiſen.

Auszug von Temeswar über die Karpathen nach Siebenbürgen. Nr. 505—508 — Marcucci's Reiſe von Maracaibo nach dem Chimborazo zur Aufſuchung der Kutſchundſchuuji-Pflanze. Nr. 515. — Reiſe des Capitains Ruſſel nach den Marqueſas- und Sandwich-Inſeln, ſo wie nach Otaheiti und Pitcairn. Nr. 516. — Die Reiſe der Aſtrolabe und Zelee. Nr. 517—521. — Schreiben Hr. Roberts, Mitglieds der wiſſenſchaftlichen Expedition nach Spitzbergen. Nr. 524. — Ausflug nach St. Helena im Mai 1838. Nr. 528—530. — Unterſuchung der Ruinen von Aſſos durch Pouqueville. Nr. 531.

Kleinere Mittheilungen.

Inſtandſetzung einer Eiſenbahn. Nr. 505. — Waaren auf dem Markte von Nischnei-Nowgorod. ibid. — Entdeckung der Drus-Quelle. ibid. — Das Feſt zu Abergavenny. Nr. 506. — Electriſche Erſcheinung an Holzſpänen. ibid. — Anzahl der Einwohner in Wandiemensland. ibid. — Die Schule zu Pinak. Nr. 507. — Officielle Angabe über die Armee und Marine Aegyptens. ibid. — Sonderbare Schauſpielertruppe von Indien nach England geſendet. ibid. — Neuaufgekommene Tartanomanie in Schottland. Nr. 508. — Angebliche Auffindung von Goldminen in Oberaegypten. ibid. — Anwendung von Pech bei der Dampfſchifffahrt. ibid. — Abnahme der Quäcker in England. Nr. 509. — Die Correſpondenz Washington's. Nr. 510. — Zahl der in dieſem Jahre durch den Sund gegangenen Schiffe. ibid. — Einübung der engliſchen Seeoffiziere in der Leitung der Dampfboote. ibid. — Bauten in Conſtantinopel. Nr. 511. — Actiengeſellſchaften in Rußland. ibid. — Projectirte Gasbeleuchtung in Calcutta. ibid. — Reiſen des Romandichters Marryatt nach den Felſengebirgen. Nr. 511. Seine Ueberhäufung mit Briefen in den Vereinigten Staaten. Nro. 522. — Die Goldminen in den Vereinigten Staaten. Nr. 512. — Der Kaiſer-Canal in Aragonien. Nr. 513. — Maclura Aurantiaca. ibid. — Nachrichten von Bhutan. Nr. 514. — Geſchichtliche Entdeckung in den Inſchriften Indiens. ibid. — Grund der Abnahme des Salmenfangs an der Oſtküſte von England. ibid. — Goldmünzen in den V. Staaten. ibid. — Klima von Aſſam. Nr. 515. — Experimente an einem electriſchen Aal. ibid. — Nachrichten über die Verbrecher in Neuſüdwales. ibid. — Tduender Baum. ibid. — Nachrichten über den Guacharo. Nr. 517. — Wohlfeile Mahlzeiten auf einem Markte in Paris. ibid. — Neuerfundenes, feuerfeſtes Cement. Nr. 517. — Entdeckung von Porzelainerde in Frankreich. ibid. — Entfernung der Tſchirokeſen aus Georgia und Nordcarolina. ibid. — Seidenzucht in Aſſam. Nr. 518. — Etwas über die chineſiſche Mauer. Nr. 519. — Plan zu einer Unterſuchung des indiſchen Archipels. Nr. 520 — Ueber die Verſendung des Poſtfelleiſens von Bombay nach England. ibid. — Grabſtätte von Agnes Sorel. ibid. — Erdſtoß zu Aveduet. ibid. — Einige Nachrichten über die Cordilleren in Peru. Nr. 521. — Steigende Wichtigkeit der farbigen Bevölkerung auf Jamaika. ibid. — Literariſcher Fund über die gnoſtiſche Philoſophie. Nr. 525. — Basrelief am Chor von Notre-Dame. ibid. — Weitreichende Wirkung einer Pulverexploſion im Boden. ibid. — Reiche Schwefelminen im Kirchenſtaat. Nr. 524. — Hinderniſſe im Anbau von Neuſüdwales. Nr. 526. — Compagnie zu einem Dampfboot-Dienſte auf der Weſtküſte Südamerika's. ibid. — Krankheiten in der Metidſcha. ibid. — Etwas über Munipur. Nr. 527. — Plan des Prinzen von Savoie Carignan zu einer Reiſe um die Welt. Nr. 528. — Nachrichten von dem Reiſenden Caſtelnau. ibid. — Reitunterricht der Aldermen und Gemeinderäthe von London. ibid. — Merkwürdige electriſche Erſcheinung. Nr. 529. — Berichtigung in der Topographie des alten Athens. ibid. — Plan der neuen Börſe in London. ibid. — Alterthümer in Rom. Nr. 550. — Die Knochenhöhle von Fouvent. ibid. — Verkauf foſſiler Knochen aus dem Himalaya. ibid. — Fortſchritte des Themſetunnels. ibid. — Mineralreichthum des Gouvernements Perm. Nr. 551. — Fortſchritte der Dampfſchifffahrt in England. Nr. 552. — Ungeheures eiſernes Dampfboot. Nr. 555. — Unterſuchungen über das Verbleiben des Giftes im menſchlichen Körper. ibid.

☞ Die verehrlichen Buchhandlungen, welche die in ihrem reſp. Verlag erſcheinenden Schriften, ſofern dieſe in den Bereich der „Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands“ gehören: als Ueberſetzungen neuer belletriſcher, philoſophiſcher und religiöſer Werke aus fremden Sprachen in dieſen Blättern angezeigt und beurtheilt wünſchen, werden gebeten, die Einſendung durch Buchhändler-Gelegenheit an Dr. G. Pfizer in Stuttgart zu machen.

Digitized by Google

Nr. 305.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 November 1838.

London.

(Mit einem Plane der Stadt.)

Wie oft und wo ist nicht von dieser Riesenstadt schon die Rede gewesen, und wie wenig ist diese Rede erschöpft, ja nur genügend gegeben worden? Ein unübersehbares, von höchst sonderbaren, unzähligen Gruppen belebtes Gemälde liegt vor den Augen der Beschauer. Hier erblickt man eine Stadt, welche den Flächeninhalt manches Fürstenthums umgränzt und die Bevölkerung manches Königreichs in sich faßt! Wer wäre nun im Stande, ein solches Bild, wie dieses London darbietet, erschöpfend zu zeichnen? Das Hauptmoment heißt Wechsel, und dieser Wechsel geht auf dem Bereiche unseres Bildes so rasch vor sich, daß die Darstellung von gestern nicht die Darstellung von heute seyn kann, weniger im Allgemeinen, im höchsten Grade aber im Besondern. Alle Jahre wird eine neue Schilderung wegen Neuheit des Wechsels neu seyn, und immer und immer muß das große Meisterstück von neuem ins Gedächtniß der Mitwelt gerufen werden. Es wäre nicht uninteressant, die geschichtliche Entwicklung, welche oft einer Entwicklungskrankheit allzu raschen Fortschreitens und Wachsens gleicht, vom Beginn bis zu endlichem Erstarken zu verfolgen: allein welche Aufgabe? Und welche Täuschung vielleicht! Ist das riesenhafte London schon ausgewachsen? Ist es am Ende noch ein Kind? — versteht sich ein Riesenkind! — Wie wird dieser Koloß aussehen, wenn er ausgewachsen ist? Jetzt ist er aber gewiß noch nicht ausgewachsen, nach dem außerordentlichen Zuwachs jedes Jahres zu schließen. Ich hatte das Riesenkind seit etwa sechs Jahren nicht mehr gesehen: guter Gott! wie hat in dieser Spanne Zeit der Riese zugenommen an Stärke und Größe? Hier war es eine neue Brücke (new London bridge), nicht weit davon ein ungeheurer freier Platz und eine prächtige neue Straße (King William street, City), um das Ansehen der Brücke prächtiger zu machen, und das Gelangen an dieselbe bei dem unendlichen Verkehrsgewimmel zu erleichtern; dort an den ehemaligen Gränzen waren es ganz neue Quartiere, welche mein Auge fand, und nicht zu finden erwartete. Wo ist der Raum zwischen diesem und jenem Dorfe und der Stadt? So fragt man sich nach einigen Jahren Abwesenheit mitten in prächtigen neuen Straßen, und man muß dann alle Stärke des Gedächtnisses zusammennehmen, um mitten in dem, was jetzt ist, sich ein Bild machen zu können von dem, was da war. Dieß begegnet aber nicht bloß dem Fremden in der Stadt oder dem Ausländer, nein, selbst dem Eingebornen Londons; er ist nicht wenig erstaunt, den Kreis viel weiter hinaus, als sonst gezogen zu finden; er will Islington (ein Dorf bei, resp. in London) suchen, während er in demselben ist. Verlängern wir erst die vorhin genannte Spanne Zeit: machen wir ein Jahrhundert daraus, anderthalb Jahrhunderte, oder gehen wir noch weiter hinauf? Damals war Morast, Wald, Feld, Wiese, Dorf, Pachtung, was heutzutage ein prächtiges Square (viereckiger offener Platz) oder eine prächtige Street (Straße) voll Handel, Verkehr, Luxus oder mit Einem Worte Civilisation ist. Einst war von der heutigen City bis nach Westminster, welches vor anderthalb Jahrhunderten eine Stadt für sich bildete, ein großer, fast leerer Zwischenraum. Nichts ist vom Vorigen geblieben; nur da und dort erinnern uns Namen der verschiedenen Quartiere der jetzigen Stadt an ehemalige Dörfer, Wiesen oder Gärten. Zur Zeit der Königin Elisabeth stellte London nach dem damaligen Plane ein sonderbares Gemälde dar. Man glaubte, die Hauptstadt des Reiches sey von zu großem Umfange, und die Regentin verbot ausdrücklich die weitere Ausdehnung derselben. Damals begränzten Mauern die Stadt, und selbst innerhalb dieser engen Gränze gab es eine große Menge Gärten, welche seitdem zu Gäßchen, Straßen, Höfen, offenen Plätzen, Alleen u. s. w. umgebildet worden sind. Die ganze Gebäudemasse war östlich durch das Katharinenkloster begränzt; Eastsmithfield war offen gegen Towerhill zu, von Gebäuden darüber hinaus war keine Spur. Heutzutage aber nach allen Seiten unabsehbare Straßen und Quartiere, von denen jedes eine beträchtliche Stadt des Continents bilden würde. Die Minories waren bloß auf der Ostseite gebaut, welche der Stadtmauer gegenüber lag; heutzutage ist über diese Gränze hinaus eine wahre Unendlichkeit von Straßen. Bis an das heutige Ende der Stadt ist es von da aus meilenweit (engl.

Digitized by Google

Meilen). Das Vieh weidete in Goodman's Fields, daher auch der Name.

Wer erinnert sich nicht an das spätere Volkstheater an diesem Platze, in welchem der berühmte Garrick seine Künstlerlaufbahn als Anfänger begann? Whitechapel ging nur ein wenig über die Barrieren hinaus und hatte gen Norden gar keine Häuser; denn Spital Fields, welches nun hier steht und allein schon eine große Stadt ausmachen würde, war durch Hecken und Alleen von einander getrennt. Hounslowditch bestand ebenfalls aus einer Reihe hart an der Stadtmauer liegender Häuser, Alles dahinter lief in Gärten und Felder aus. Bishopsgatestreet, Norton Falgate und die Straße Shoreditch gingen damals zwar bis zur Kirche, allein das Ganze bildete nur einige Häuser und Gärten, und nicht, wie heutzutage, eine zusammenhängende Masse regelmäßiger Straßen und Alleen. Moorfields war offener Grund bis zum Dorfe Horton; auf Finbury Fields waren Windmühlen, jetzt Quartiere erster Größe und Squares. So ist es mit vielen andern. Chiswellstreet war nicht gebaut; St. Johnsstreet reichte auf der Seite der Priorie St. John of Jerusalem bis zum Clerkenwellkloster, und Cowcroßstreet lief in Felder aus. Verließ man die Stadtmauern, so waren die Gebäude weit weniger ausgedehnt; denn obgleich das Dorf Holborn sich mit London verband, so waren doch zwischen den Hinterseiten der Häuser und der Stadt, vorzüglich nördlich, Gärten und Felder; ein Theil von Gray's Inn Lane bildete die letzten Häuser der Hauptstraße, der größere Theil von High Holborn, heutzutage fast Mitte der Stadt, existirte nicht; St. Giles war ein anderes, mit London in gar keiner Verbindung stehendes Dorf, jetzt im Herzen der größten und ansehnlichsten Quartiere. The Strand, in unserer Zeit einer der elegantesten und lebhaftesten Theile der Stadt, hatte Gärten auf beiden Seiten und nördlich noch Felder, hinter diesen Gärten, mit Ausnahme weniger Häuser an der Stelle des untern Endes von Drurylane; auf der Südseite gingen die Gärten gewöhnlich bis an die Themse, nur wenige vornehme Geistliche hatten an den äußersten Enden dieser Gärten Häuser mit der Aussicht auf den Strom. Größter Luxus, größte Frequenz, unbeschreibliches Leben, Treiben, Toben und Lärmen, wo sonst ein andächtig hypochondrischer Bischof oder Prälat in seinem Garten einsam auf und abging, das Wasser des Stromes hinabgleiten oder das Vieh auf dem Felde grasen sah. Coventgarden war wirklich ein Garten, welcher zum Westminsterkloster gehörte, er ging bis St. Martinslane und die Felder hinter demselben reichten bis St. Giles.

Wo sich zu jener Zeit Hecken und Gehege befanden, stehen jetzt Riesenstraßen, z. B. Crownstreet war ein enger Paß durch zwei Hecken; Haymarketstreet stieß an Felder; damals gab es weder Piccadilly, St. Jamesstreet, Pall-Mall, noch irgend eine Prachtterrasse oder ein Prachtsquare, welche heutzutage jeden, der sie das erstemal sieht, mit unaussprechlichem Erstaunen erfüllen. Westminster selbst war, wie gesagt, eine kleine Stadt, an den südwestlichen und westlichen Seiten des St. James-Park. Auch später war der Zustand eines großen Theiles der Stadt so, um mit dem heutigen einen auffallenden Contrast zu bilden. Ich habe „Heinrich Ludolff Beurhems engeländischen Kirch- und Schulenstaat," Lüneburg, 1694 vor mir. Es kömmt in demselben ein eigenes Capitel „von denen in und bei London sehenswürdigen Sachen" vor. Westminister wird als eigene Stadt angeführt; es ist von Gärten die Rede, wo jetzt Straßen stehen; von den sehenswürdigen, öffentlichen Plätzen werden nur Coventgarden, Lincolns Innfields, St. Jamessquare, Leicester-Field hervorgehoben; von den Straßen solche, welche, Pall-Mall ausgenommen, heutzutage wohl zu den frequentesten aber nicht schönsten gehören. Islington ist eine Stunde von London, während es heutzutage sich mehr an die Stadt anlehnt, als jene Dörfer noch früher zu Königin Elisabeths Zeiten, welche eben erwähnt wurden, und jetzt ganz und gar verwischt oder in Prachtplätze umgewandelt sind. Auch in neuester Zeit haben sich manche Stimmen gegen den ungeheuren Anwuchs der Stadt erhoben: allein sie verstummten jederzeit bald wieder. Es ist dieß Verstummen von jeher das Schicksal solcher Stimmen gewesen, welche der Civilisation, die nach einem noch unbekannten, aber gewiß sehr kräftigen, den stärksten Widerstand beseitigenden Gesetze geht, Stillstand gebieten wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Benützung der Solfatara auf Guadeloupe.

Das Echo du Monde savant macht in Bezug auf die gegenwärtigen Klagen der Colonien über die Entwerthung des Zuckers den Vorschlag, andere Erzeugnisse jener Insel, und namentlich den Schwefel auf Guadeloupe zu benützen. Die Aeußerungen dieses Journals sind namentlich auch darum interessant, weil sie die in Frankreich herrschende Gleichgültigkeit über den jetzigen Bestand der Colonie deutlich zeigen.

„Die seit dem Ende des vergangenen Jahrhunderts so entkräfteten, armen und demoralisirten französischen Colonien haben einen furchtbaren Angstruf ausgestoßen; im Gefühle ihres nahen Endes, verlassen von dem Mutterlande mitten in den Leiden ihres Todeskampfes, senden sie uns mit schmerzhaften Vorwürfen die letzte Bitte um Hülfe und gegenseitigen Beistand. Allein ist denn dieser Untergang unsrer Colonien so sicher? ist dieser Todeskampf so ernsthaft? und wäre es nicht hinreichend, wenn man, um ihnen ihre frühere Thätigkeit und ihren Reichthum wiederzugeben, die Industrie, die sie sich selbst auferlegt haben, abändern würde?

„Unter den Stoffen, welche diese Inseln der französischen Industrie liefern können, gehört vor Allem der Schwefel, der in der Nähe des Vulcans von Guadeloupe in so großem Ueberfluß vorhanden ist. Dieser Stoff kann an und für sich einen lebhaften Tauschhandel zwischen jener Insel und denjenige Theilen Europa's, welche der Ocean bespült, unterhalten.

„Der Schwefel, die Grundlage so vieler großen Industriezweige, der Schwefel, als Hauptbestandtheil des Pulvers, der Schwefelsäure, der in Glashütten und andern Fabriken angewandten schwefelsauern Soda; der Schwefel, welcher durch die Schwefelsäure in der Bereitung der Soden und Seifen seit 1793 eine so wichtige Rolle spielt, — dieser wurde uns bisher beinahe ausschließlich aus Italien geliefert. Der Preis dieses so großen

Digitized by Google

und häufigen Wechselfällen unterworfenen Stoffes steigt für Paris, London und alle dem Ocean benachbarten Gegenden durch die bedeutenden Unkosten, welche der zu machende Umweg durch die Meerenge von Gibraltar, um aus dem mittelländischen Meer herauszukommen, verursacht, so sehr, daß es für Paris und London mit weniger Kosten verknüpft wäre, sich von Guadeloupe aus zu versehen, als seine Zuflucht nach Italien zu nehmen, wie es diese beiden Mittelpunkte des Handels bisher gethan haben.

„Ein Ereigniß der neuesten Zeit, das in der Handelswelt eine große Sensation gemacht hat, ertheilt der vor kurzem gefaßten Idee, die Solfatara von Guadeloupe zu benützen, ein lebhaftes Interesse der Ausführbarkeit. Es haben sich Speculanten gefunden, welche von der neapolitanischen Regierung das Monopol zur Ausfuhr des Schwefels aus Sicilien zu erlangen sich bemühten; dieses Monopol wurde verliehen, da aber Sicilien in Betreff des Schwefels der Speicher Europa's ist, wie es für Rom einst der Speicher des Getreides war, so trat in dem Schwefelhandel auf einmal ein für die französischen Fabriken sehr nachtheiliges Steigen ein.

„Die hohe Wichtigkeit der industriellen Anwendungen dieses Stoffes, auf so verschiedenartige Weise, muß auf die Verwirrung schließen lassen, welche die Nachricht dieses Monopols in einer Menge von Industriezweigen hervorbrachte, auch wird man leicht den Unwillen der bei der Sache interessirten Fabricanten begreifen. Selbst die Journale nahmen an diesem allgemeinen Zetergeschrei des Handels gegen die neapolitanische Regierung Theil; wir aber, die wir das Mittel gegen diese industrielle Verwirrung kennen, wir kommen beinahe in Versuchung, uns über eine Krisis zu freuen, die unsere französischen Besitzungen emporbringen und ihnen in einem Augenblick, wo sie auf die niederste Stufe der Armuth gekommen zu seyn schienen, ein neues Leben verschaffen kann.

„Der Vulcan von Guadeloupe liegt auf dem höchsten kegelförmigen Gebirge, das sich mitten in dem Niederlande erhebt. Der Krater dieses Vulcans liegt mehr als 1500 Metres über der Meeresfläche. An den Seiten des vulcanischen Kegels befindet sich eine weite Kluft oder Grotte, deren innere Oberfläche mit einer reichen Schwefelkrystallisation überzogen ist. Die Eingänge dieser Grotte sind mit beinahe reinem Schwefel, der sich nach starken Regengüssen in ungestalteten Blöcken zeigt, bedeckt, und überall rings umher, sowohl auf dem Gipfel des Kegels als an den Seiten des Berges, ist der Boden mit einer grauen, gelblichen Masse überzogen, was nichts anders als beinahe reiner Schwefel ist. Schon viele sind auf diesem granlichen Boden gegangen, unbekannt mit dem Wesen und dem Reichthum dieses Stoffes, der auf eine weite Strecke hin die ganze Oberfläche einnimmt. In der neuesten Zeit haben sogar einige bei ihrer Rückkehr von den Antillen das Vorhandenseyn von Schwefel am Fuße der Gebirge von Guadeloupe geläugnet, und man muß es zur Unehre unsers Vaterlandes und unserer in Betreff mineralogischer Kenntnisse so mange hasten öffentlichen Erziehung gestehen, daß die große Mehrzahl französischer Reisenden dieselbe Unwissenheit gezeigt hat.

„Der Schwefel scheint auf Guadeloupe nicht allein in sehr großem Ueberfluß vorhanden, sondern auch sehr reichhaltig zu seyn. Man schätzt, daß die Grotte des großen Kegels allein nicht weniger als 50 Millionen Kilogramme enthalte, und die Schwefelmassen, die aus der Grotte auf den naheliegenden Boden geflossen sind, bilden aller Wahrscheinlichkeit nach Schichten von bedeutender Dicke. Was den Reichthum dieses Minerals betrifft, so ist derselbe von zweien unsrer gewandtesten Chemiker herausgestellt worden.“

Chronik der Reisen.

Ausflug von Temeswar über die Karpathen nach Hermannstadt.

Peterwardein, das Gibraltar Ungarns, war im Rücken, die Theiß nahe bei ihrer Mündung vermittelst einer Fähre passirt, und rasch ging es an dem schiffbaren Bezasflusse, der hier in ein künstliches Bette gezwängt ist, hin nach der Gränze, die Ungarn von Siebenbürgen scheidet. Zu beiden Seiten der Straße lagern sich einzelne überaus große, doch meist einförmige Dörfer, zwischen welchen zahllose Heerden von Schafen weiden, meist aus Merino's bestehend, die erst seit wenigen Jahren hier eingeführt sind, und durch Schäfer gehütet werden, die, in gleiches Gewand wie ihre Pflegbefohlnen gehüllt, den Vorüber, ziehenden mit fast eben so wilden Blicken anstieren, als die ihnen zur Seite stehenden wolfsähnlichen Hunde. Der letzte Sandhügel, von dem aus man noch einen Rückblick auf die Thürme von Peterwardein und einen Theil der majestätischen Donau genießt, ist erreicht, und fortan eben läuft jetzt die Straße bis gen Temeswar hin, der Hauptstadt des gleichnamigen Comitats und zweiten Festung des Landes. Inmitten des ungarischen Tieflandes gebaut, gewährt diese Stadt dem auf der großen Straße hinziehenden Deutschen einen um so erfreulichern und erquickendern Anblick, als auf dem über fünfzehn Meilen langen Wege von Peterwardein herwärts kein bewohnter Ort so sehr die Erinnerung an die heimathlichen Gefilde erweckt, als gerade Temeswar. Ringsum von gründelaubten Wäldern, herrlichen Gärten und wallenden Kornfeldern begränzt, taucht sie mit ihren stattlichen Häusern, geräumigen Plätzen, Kirchtürmen und Basteien, und ihren fernhin ziehenden regelmäßigen Vorstädten, gleich wie der Garten Eden's, aus der monotonen Ebene hervor. Obschon kleiner als Raab, Komorn, Neusatz und Oedenburg, übertrifft sie gleichwohl die meisten Städte ihres Ranges an Schönheit und Regelmäßigkeit, sowohl in Beziehung auf ihre Lage und Bauart, als Nettigkeit ihrer Häuser. Die Stadt besteht aus der Festung und drei Vorstädten, welche, auf Büchsenschußweite von einander entfernt, gleichsam einen Dreizack bilden. Die Festung, mit drei hohen Schanzen und Vorwerken umgeben, besitzt alle zu einem großartigen Waffenplatze gehörigen Anstalten und ist von uneinnehmbarer Stärke. Ihr Zeughaus ist berühmt, nicht allein wegen seiner zweckmäßigen Einrichtung, mehr noch wegen seines Vorraths an Kriegsbedarf, der für mehr als 15,000 Mann zur Armirung ausreichen würde. Auch ist sie mit dem erforderlichen Wasser versehen, und kann in ihren ungeheuren Casematten über 5000 Mann fassen. Prinz Eugen, der im Jahre 1716 diesen damals weniger wichtigen Ort der Türkenherrschaft entriß, veranlaßte diese großartigen Bauten, und hat sich damit ein Denkmal gestiftet, seines Namens würdig. Drei Thore, nämlich das Wiener-, Peterwardeiner- und Siebenbürger-Thor, ver-

Digitized by Google

binden die Festung und innere Stadt mit den Vorstädten, zu denen schöne Alleen führen, und jede volkreicher ist, als die Stadt selbst. Vor dem Wiener-Thor ist die Vorstadt Michela, die weniger ansehnliche und kleinste. Sie ist nur von Walachen bewohnt, die sich durch Viehzucht und etwas Feldbau nähren. Vor dem Peterwardeiner-Thor ist die Josephstadt überaus schön und regelmäßig gebaut. Ihre Häuser, deutschen Baustyls und auch meist von Deutschen bewohnt, sind, wie man sagt, ganz nach der Schnur angelegt, und von sehr breiten, mit Bäumen besetzten Straßen durchschnitten. Der stets mit Nachen und kleinen Fahrzeugen belebte Begacanal theilt sie in zwei ziemlich gleiche Hälften, wodurch diese Vorstadt ungemein viel Abwechslung gewinnt. Ueber diesen Fluß spannt eine stattliche Brücke, von der aus man eine prachtvolle Fernsicht genießt. Die schönere Jahreszeit hindurch halten sich hier meistens die wohlhabendern Einwohner der innern Stadt auf, um der daselbst herrschenden Stille zu entgehen und die Landluft zu genießen; ehemals auch, um den in der Stadt häufig vorgekommenen Fieberkrankheiten zu entgehen, welche aber seit Austrocknung der umliegenden Sümpfe durch zahlreiche Entwässerungscanäle fast gänzlich aufgehört haben. Nicht minder schön gebaut und betriebsam ist die dritte oder die Fabrikvorstadt, so benannt von den zahlreichen Werkstätten und Fabriken, welche General Merey errichten ließ, von denen aber gegenwärtig nur wenige fortbestehen. Die Gebäude werden jetzt größtentheils von türkischen Handelsleuten als Niederlagen und Magazine benutzt. Temeswar zählt gegenwärtig etwa 1540 Häuser mit beinahe 13,000 Einwohnern, welche der Mehrzahl nach aus Deutschen, mit Raizen, Griechen, Walachen und Juden vermengt, bestehen, und im Handel in Tuch- und Baumwollweberei, in Seidenspinnerei und Gerberei, so wie in den von diesen Gewerben bedingten Manufacturen und Beschäftigungen eine Nahrungsquelle, und man darf sagen, fast allgemein auch Wohlhabenheit finden. Besonders wichtig aber ist der Speditionshandel, welcher durch zwei privilegirte Handelsgesellschaften betrieben wird, und der, wie die vorhandenen großartigen Ziegelbrennereien, zahlreiche Hände beschäftigt und nährt. Die Bauart der Häuser anbelangend, so ist diese durchaus massiv und ihr Styl modern, da sie größtentheils im vorletzten Zehnt des verflossenen Jahrhunderts erst entstanden sind. Auch die Straßen, wie die offenen Plätze, deren es hier mehrere gibt, tragen, so wie die Gartenanlagen, durchgängig den Stempel der Neuzeit; nebst dem, daß sie sehr geräumig und stets in gutem Zustande sind, werden sie zur Nachtzeit auch gehörig beleuchtet und durch Abzugscanäle in reinlichem Stand erhalten. Das Trinkwasser wird mittelst einer Maschinerie durch eiserne Röhren, welche unter dem Boden hinziehen, aus einer in der Fabrikvorstadt befindlichen sehr gesunden und ergiebigen Quelle in die Stadt und Festung geleitet. Unter den verschiedenen Plätzen ist der Domplatz der schönste und größte; er breitet sich inmitten der Stadt hin, ein regelrechtes Quadrat bildend, dessen Mittelpunkt die schöne gothische St. Georgs Domkirche des Csanader Bisthums schmückt. Nicht so groß, aber in eben so geschmackvollem Styl gebaut ist die Kirche der nicht unirten Griechen, außer welcher noch vier andere Kirchen und eine Synagoge vorhanden sind. Das älteste Baudenkmal der Stadt ist das alte Schloß (jetzt das Zeughaus), welches Johann von Hunyad im Jahre 1443 von Quadern aufführen ließ, das aber im Laufe der Zeit noch verschiedene Zubauten erhielt, so daß es jetzt noch eines der größten und bestbefestigten Castelle im Lande bildet. In den Kriegen zwischen Oesterreich und der Türkei war dasselbe oftmals Zeuge blutiger Scenen, namentlich im Jahre 1718, als Prinz Eugen mit den Seinigen die Stadt belagert und erobert hatte. Damals bildete das Schloß den letzten Anhaltspunkt für die Türken, von dem aus sie noch verzweifelten Widerstand leisteten. Während eines Bauernaufruhrs im Jahre 1514 war dasselbe der Schauplatz unerhörter Grausamkeiten, bis es Johann Zapolya gelang, dieses Volk zu bändigen, indem er ihren Anführer, Zekl Georg, oder Georg Dosche, sammt mehrern seiner Genossen gefangen nahm. Jener mußte aber, wie die städtische Chronik berichtet, seine Unthat auf die grauenerregendste Weise büßen und eines seltsam ausgedachten Martertodes sterben. Man ließ nämlich vierzig seiner geheimen Diener und Genossen im Gefängnisse mehrere Tage hungern; indessen wurde durch Zigeuner aus Eisen ein Thron, Krone und Scepter geschmiedet, sodann jedes glühend gemacht, und Georg als König der Rebellen ganz entblößt darauf gesetzt, mit Krone und Scepter geschmückt. Während dieser so gebraten wurde, schleppte man neun von seiner Horde herbei, denn die übrigen waren bereits als Opfer des Hungers gestorben, und nöthigte sie, bei Lebensstrafe ihren König gleich Hunden mit den Zähnen anzufallen und von ihm Stücke auszubeißen zur Stillung ihres Hungers. Drei von ihnen konnten oder wollten aber diese abgebissenen Stücke nicht hinabschlucken, daher sie allsogleich niedergehauen wurden, während die andern sechs, die wolfsmäßig anpackten, freien Paß erhielten. Georg soll dabei weder Zähre noch Seufzer verloren, sondern nur gesagt haben: „Ich habe wie Hunde aufgezogen.“ Unter diesen Martern gab er denn seinen Geist auf. Der Rest seines Körpers wurde geviertheilt, und Andern zum Abscheu zu Ofen, Pest, Wardein und Weißenburg auf Spießen ausgestellt.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Hr. Teubouile vom Marineamt zu Brest, Erfinder einer Eisendrathbahn (chemin en fil de fer), soll seinen Versuch bereits realisirt haben. Auf einem eisernen Tau, das aus vier Fäden besteht, die auf einer Länge von 540 Metres an zwei Verbindungepunkten, die er Tendeurs nennt, befestigt sind, läßt er einen Wagen mit 750 Kilogrammen mit einer Schnelligkeit von 6 Lieues in der Stunde rollen, und behauptet, die Geschwindigkeit würde verdoppelt, ja verdreifacht durch eine Vermehrung der Ladung. Der Seepräfect, General Janin, und der Hafendirector haben der Probe beigewohnt, und es ist bereits davon die Rede, auf diesem Weg eine Verbindung zwischen dem neuen Hospital und dem Fichtengehölz herzustellen, das den Reconvalescenten zum Spaziergange dient. (Echo du Monde Savant Nr. 42.)

*

Die Nordische Biene meldet aus Nischnei-nowgorod vom 9 (21) September, daß der dortige Markt durch die Menge und Mannichfaltigkeit der zugeführten Waaren sich auszeichnete, daß aber nicht alle Verkäufer zufrieden waren. Russische Fabricate wurden zugeführt für 115,682,500 Rubel; fremde europäische und Colonialwaaren für 17,510,000 R.; asiatische Waaren für 25,200,000 R. Werthvolle Tücher gingen schlecht, dagegen wurden etwa 20,000 Stück geringe Tücher (die sonst aus Schlesien und Polen kamen) auf dem chinesischen Markt verkauft, obgleich dieß Jahr für denselben weniger gekauft wurde wie sonst. Die Regierung ließ 10 Millionen Arschinen grober Leinwand aufkaufen.

*

Das Morning Chronicle vom 18 October gibt unter andern Nachrichten aus Indien Folgendes: Die Quelle des Oxus ist von dem der Mission des Sir A. Burnes beigegebenen Lieutenant Wood in dem Gebirge Pamer entdeckt worden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
Beilage: Plan von London.

Digitized by Google

Nr. 306.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 November 1838.

Molière und das Théâtre français in Paris.

Wenn Frankreich einen Schriftsteller besitzt, um den es die übrigen europäischen Nationen beneiden dürften, so ist es Molière. Was machte diesen Schriftsteller so groß? Gerade das, was sich in allen großen Schriftstellern findet, sie mögen sich nun was immer für eine Gattung erwählt haben. Er erkannte sich selbst und seines Gleichen, er hatte tiefe Blicke in das Wesen der Dinge gethan und die Mängel und Vorzüge der Periode, welcher er angehörte, völlig erfaßt. Es ist noch kein Beobachter aufgetreten, der uns in einer seiner Komödien einen Verstoß gegen jene Gesetze nachgewiesen hätte, durch welche die physische und moralische Ordnung bedingt ist. In den Charakteren seiner Stücke findet sich der gewöhnliche Zuschauer selbst wieder, und der Philosoph kann nicht umhin, zu gestehen, daß sich in ihnen die Geheimnisse der menschlichen Natur entwickeln. Durch diese Eigenschaften bleibt Molière gleich der Morgenröthe ewig schön und ewig jung. Die Reihe der Jahrhunderte vermag es nicht, ihn seines Glanzes zu entkleiden, weil er gleich den Strahlen der Sonne kein angenommener oder erborgter, sondern anerschaffener ist. An ihm, wie an Homer, läßt sich das Wesentliche nicht vom Unwesentlichen trennen; denn selbst das, was als Schmuck erscheint, muß, so wie am Löwen die Mähne, als organisches Attribut seiner innersten Natur betrachtet werden. Darum werden seine Komödien bis in ihre kleinsten Bestandtheile hinein Gegenstand eines ernsthaften Studiums auch dann noch seyn, wenn sie nicht mehr auf die Bühne gebracht werden können, was jedoch nicht eher der Fall seyn wird, als bis seine Sprache aufgehört hat die Sprache einer Nation zu seyn. In diesem Falle würde er sich neben Sophokles und Aristophanes durch Wörterbuch und Commentar Zutritt zu einem im Verhältniß zu dem frühern zwar kleinen, aber sehr achtungswerthen Publicum finden, und gleich ihnen dem aufkeimenden Genie den Weg und Richtung zeigen. Doch dahin ist es mit ihm noch nicht gekommen. Seine Stücke werden täglich gelesen, werden täglich gespielt. In beiden Fällen gewähren sie die höchsten und reinsten Vergnügen, die sich der edle Mensch in der Stunde der Muße gestatten mag. Ich würde den Lesern dieser Blätter eine Unbilde zuzufügen glauben, wenn ich eine Specification dessen unternähme, was Molière's Stücke für Herz und Geist darbieten. Des retrospectiven Genusses erlaube ich mir bloß Erwähnung zu thun, den uns die Aufführung seiner Stücke im Théâtre français gewährt. Durch die treueste Ueberlieferung sind uns hier alle Rollen aufbewahrt, wie sie Molière selbst geschaffen hat oder angeordnet. Hut und Perücke, Strumpf und Schuh, Rock und Hosen haben dieselbe Gestalt wie zur Zeit des Dichters. Die Aussprache und Declamation sind die derselben Epoche, für welche das Ganze verfaßt wurde, und alle Mienen und Gebärden der Schauspieler sind heilige Vermächtnisse, welche die jedesmaligen Vorfahren ungetrübt und unverfälscht auf die nächsten Nachfolger gelangen lassen. Durch diese ehrwürdige Tradition lernen wir Molière und seine Epoche in ihrem ganzen Umfange kennen. Wer Molière's Stücke in Wien, Berlin und selbst dem heutigen Paris liest, kann nicht umhin zu gestehen, daß dasjenige, was ihm beim ersten Anlaufe (man verzeihe den Ausdruck) zugänglich ist, hinreicht, um diesen Dichter als einzig in seiner Art zu finden; wer dagegen seine Stücke im Théâtre français hat spielen sehen, wird ohne Umstände gestehen, daß die bloße Lectüre kaum die Procente des wahren Molière abwirft. Ueber das Zeitalter Ludwigs XIV hat man, ich weiß nicht wie viel hundert Bände geschrieben. Es gibt Leute, die sie alle oder einen guten Theil derselben gelesen haben, wahrscheinlich weil es ihr Beruf mit sich brachte. Diese höchst belesenen Menschen sind der Meinung, nur in dem Théâtre français und das zwar bei den Vorstellungen der Molière'schen Stücke erhalte man einen Begriff von der hohen Gesellschaft unter Ludwig XIV. Ich weiß nicht, ob dieß eine Hyperbel sey oder nicht. Was ich weiß, ist, daß meine Lectüre, so wie alles das, was ich an Gemälden, Kupferstichen und Bildhauerarbeiten aus dieser Zeit gesehen habe, in Verbindung mit einer Phantasie, die freilich nicht zu den stärksten gehört, nicht hingereicht haben, um mir ein klares Bild von einem Edelmann oder einer Hofdame aus dieser Zeit zu geben. Wenigstens haben die Gestalten des Théâtre français mit den Wesen, womit ich mir bisher den Hof Ludwigs XIV bevölkert dachte, nichts gemein. Es verhält sich eben so mit den übrigen Bestandtheilen der damaligen Gesell

Digitized by Google

schaft vom reichsten Staatspächter bis zum Pfefferkrämer herab. In der That, wenn man sich fürderhin noch mit der Geschichte dieser Zeit zu befassen gedenkt, so thut man wohl, Molière mehr, als bisher geschehen ist, zu Rathe zu ziehen. Das Théâtre français ist von Seiten seiner Ueberlieferungen eine einzige Erscheinung; allein eine Ueberlieferung war nur möglich, weil sich das Repertorium im Besitze der Molière'schen Stücke befand. Ich bezweifle die Richtigkeit dieser Tradition nicht im Geringsten. Die Individualität des jedesmaligen Schauspielers mag immerhin bei der überlieferten Rolle etwas durchblicken, allein dadurch wird das Charakteristische der Zeit keineswegs verwischt. Die größte Bürgschaft für die Wahrheit dieser Aussage sind die von der Kritik an den stereotypen Rollen gerügten Fehler. Man könnte fragen, ob es nicht erlaubt wäre, mehrere dieser Rollen neu zu schaffen? Man muß diese Frage entschieden mit Nein beantworten, weil sich schwerlich ein dramatischer Künstler finden dürfte, der sich die Kraft zutraute, sich dieses Geschäftes zu entledigen, ohne unsere Art zu seyn und zu erscheinen, der in der Ueberlieferung gegebenen geradezu zu unterschieben oder gar beide mit einander zu vermengen. In keinem von beiden Fällen aber hätte man mehr eine Molière'sche, sondern eine neue Schöpfung vor sich. Es könnte hin und wieder der Fall seyn, daß die Dichtung selbst durch eine solche Umgestaltung nichts verlöre was ihren Hauptgehalt anbelangt; allein einbüßen würde sie in jedem Falle, was sie als das Erzeugniß einer bestimmten Zeit beurkundet, so daß bei der Aufführung der retrospective Genuß keine Stelle mehr fände. Eine solche Neuerung ist um so unstatthafter, da das Théâtre français durch die beständige Aufnahme neuer Stücke Gelegenheit genug findet, Rollen im Geiste und im Geschmacke unsrer Zeit zu schaffen. Indem dieses Theater einerseits Musterhaftes producirt, andrerseits Musterhaftes schafft, ist für jene heilsame Vermittlung gesorgt, die überall, vorzüglich aber in Frankreich, noth thut, wo die Mode gar zu leicht von einem Extrem zum andern springt. Die Schauspieler des Théâtre français wissen es, daß die wahre Kunst Zeit und Ernst erfordert, und daß das Schöne wie das Gute nicht nur beharrlich angestrebt, sondern, wenn es sich einmal gefunden hat, auch festgehalten seyn will. Man spricht gegenwärtig nicht mit besonderm Enthusiasmus von dem Personale dieses Theaters. Mademoiselle Mars abgerechnet, die es nun bald verlassen wird, sieht man die ganze Gesellschaft, besonders die Männer, als gewöhnliche Erscheinungen an. Dieß ist eine Art Ungerechtigkeit, welche durch die großen Erinnerungen früherer Zeit veranlaßt, fortdauern wird, so lange noch ein Mensch lebt, der Talma gesehen hat. Für Mademoiselle Rachel, die jetzt in den tragischen Rollen so großen Beifall erntet, ist es ein Glück, daß Mademoiselle Mars noch lebt und spielt. Umgäbe die letztere die Glorie der Erinnerung, so würde die talentvolle Rachel weniger bewundert, weniger nach Verdienst gewürdigt werden. Alle nachgebornen Genies verlieren dadurch, daß sie mit den frühern nicht in die Schranken treten können. Das Théâtre français setzt immer drei Generationen in Thätigkeit, und da ihm ein so großer Spielraum in der Wahl der aufzunehmenden Personen gestattet ist, so muß nothwendig hier die Blüthe dramatischer Talente jedesmal anzutreffen seyn. Dadurch wird dieß Theater nicht nur eine Schule des guten Geschmackes überhaupt, sondern auch zugleich eine Schule für den dramatischen Künstler, wie man sonst vergebens eine zweite sucht.

London.

(Fortsetzung.)

Die natürlichste (heutzutage gewöhnlichste) Annäherung gegen die Stadt ist auf der Themse; ist London das Emporium der Welt, wie es Pitt, und zwar mit allem Rechte nannte, so ist die Avenue oder der Zugang zu demselben der Strom, welcher Jahr aus, Jahr ein mehr Reichthum zu- und abführt, als der gesammte Handel des russischen Reichs in allen Seehäfen zusammengenommen beträgt. Da die Stadt vom Meer aus beträchtlich landeinwärts liegt (15 engl. Meilen), so muß man, um derselben von andrer Seite nahe zu kommen, schon England zu Land bereist haben, und diese Reise wird nur dazu beitragen, den Eindruck zu schwächen, den Londons Anblick hervorbringen soll; man wird schon andere Städte, andere Umgebungen in der Nähe gesehen haben. Da nun diese im Ganzen mit dem Charakter der Hauptstadt in Vielem zusammentreffen (die eigentliche Städteverschiedenheit ist nur auf dem Continent, namentlich dem städtereichen Deutschland, zu Hause), so geht das Schlagende des Eindrucks verloren. Indessen fehlt auch bei der Annäherung auf dem Strome, dieser großen Arterie zum Herzen des Körpers, nicht jene angenehme Steigerung, welche dem Eindrucke höhern Reiz verleiht, als wenn er ganz unversehens kömmt, und in der Ueberraschung und Verwirrung dem höchsten Lustgefühl das unangenehme Gefühl der Abspannung beimischt. Man wird durch die Fahrt auf der Themse aufwärts höchst angenehm auf den Hauptanblick vorbereitet. Zuerst ragt aus der Wasserfläche, mitten in der Mündung, das Nore Light, eine ungeheure, in einem Hulke (abgetakeltem Schiffe) befestigte Lampe hervor, um vor den Untiefen zu warnen. Kaum ist man im Stande, auf der Essexseite Southend zu gewahren, und tritt in die majestätische Wasserfläche Sea Reach ein; am Ufer bezeichnet ein Stein das Ende der Jurisdiction des Lordmayors von London. Gegenüber liegt auf der Kentseite die durch einen Canal geschiedene Insel Grain; eine andere auf der Essexseite, Canvey, von wo aus das Auge nichts als flaches Land gewahrt, bis East Tilbury vorbei zum berühmten Tilbury Fort, wo 1558 Elisabeths Armee gegen die berüchtigte unüberwindliche Armada stand. Auf der andern Seite liegt das angenehme Dorf Milton (Salinenbad) und eine reizende, mit schönen Landhäusern besetzte Landschaft führt nach Gravesend, einer hübschen Stadt, Ablagerungsplatz der Londoner bequemen oder zu geschäftigen Leute, welche sich auf einige Zeit dem Lärm des Geschäftslebens entziehen wollen, und in ein paar Stunden auf zahlreichen hin- und hergehenden Dampfbooten hieher gelangen können. Hier ist zugleich der erste und höchst wichtige Flußhafen für die Handelsschifffahrer, deren

Digitized by Google

heimkehrende Schiffe alle hier anlegen müssen, um von der Mauthbehörde untersucht zu werden. Nicht weit von der Stadt liegt der Windmühlhügel (Windmill-hill), mit trefflicher Aussicht. Kaum hat sich das Auge am Anblick der ersten Stadt ergötzt, als sich nicht weit davon entfernt das reizende Dorf Northfleet zeigt, eine Art englisches Broek oder Sardam (zwei Dörfer unweit Amsterdam und Aufenthalt reicher Leute desselben), in welchem sich, besonders im Sommer, viele Londoner auf fashionable Weise ländlich-sittlich und behaglich befinden wollen. Ist man in jenen Theil des Flusses gelangt, der South-Hope heißt, so gewahrt man rechts Grey's Thurrock, die schöne, auf einer kleinen Erhöhung liegende Besitzung Belmont-castle und dann West-Thurrock, und segelt in St. Clements-reach ein. Der Blick findet übrigens, auf das Land gerichtet, wenig Befriedigung, bis auf der linken Seite die Kreidefelsen von Greenhithe, einem angenehmen, romantisch gelegenen Dorfe, hervortreten, und den Blick wieder versöhnen; auch rechts steigt eine ähnliche Scene bei dem Pulvermagazin Purfleet auf, während links etwas weiter unter an dem Long reach des Stromes der Fluß Darent durch das Dartforter Marschland in die Themse fällt. Zwischen diesem Punkte und Woolwich machen sich auf der Kentiette die Stadt Erith, und auf einem Waldhügel die schöne Besitzung des Lords Say und Sele, Belvedere genannt, bemerkbar, während gegenüber die größte Einförmigkeit und Fläche herrscht. Durch die Gallions-reach gelangt man nun endlich nach der Stadt Woolwich, mit dem von Heinrich VII erbauten Dockyard und einem berühmten Arsenale, in dessen Nähe die Gefangenhulks liegen. Nun mag sich der Reisende immer mehr und mehr gefaßt machen auf das große Gewühl des Handels und der Schifffahrt; er gelangt in kurzem in den eigentlichen Bereich des Londoner Hafens. Hiezu bedarf der Geist nun schon einer bessern Vorbereitung: diese wird ihm bald in gehörigem Maaße, wenn er Woolwich-reach verlassen und den Blick vom uninteressanten, bloß für Fischesser berühmten Ort Blackwall weggewendet, und gleichsam vorbeistreifend den Eingang in die großen East India Docks (Bassins für Ostindienfahrer) beachtet hat, um die Aufmerksamkeit der gegenüber liegenden Seite zu widmen. Hier fällt vorerst Shooters-hill mit dem Thurm Severndroog castle auf, errichtet zum Andenken der Eroberung eines Forts desselben Namens auf der malabarischen Küste, so wie mehrerer in Ostindien durch Sir William James errungener Siege. Der Hauptpunkt der angenehmen und in ihrer Art großartigen Scene ist Greenwich, die Pforte Londons, mit dem ausgezeichneten Parke, dem Marineinvalidenhospitale und einer Art Militärschule. Der Anblick der Scene ist ein äußerst gefälliger, emporsteigend vom Quay am Flusse bis auf die Höhe des Parkes, auf welchem das Flamsteed'sche berühmte Observatorium liegt. Das Ganze, mit dem herrlichen Spitale, den anliegenden Erziehungsanstalten, und auf beiden Seiten, namentlich der obern, die Stadt selbst, präsentirt ein höchst gefälliges Bild mit aufsteigender Perspective. Mehr als vorher muß jetzt für den Beschauer der Strom selbst in das Bild treten. Die Schiffe stehen oder gehen schon gedrängter, stark an den ersten Stapelplatz der Welt mahnend; allenthalben regt es sich lebendiger; ein Dampfboot nach dem andern schießt am erstaunten Auge vorbei oder liegt am Quay von Greenwich (jede halbe Stunde geht eines nach London ab und kömmt von dort an); nicht selten stößt eines am andern an, oder wirft größere oder kleinere Boote um, und verursacht unheilvolle Verwirrung; findet diese Verwirrung nicht statt, so hat sich der Beschauer nicht genugsam über die Geschicklichkeit zu wundern, mit welcher jeden Augenblick drohendes Unheil auf Punkten, wo Alles sich drängt und in unbeschreiblicher Eile verwirrt, mit größter seemännischer Kunst vermieden wird.

(Fortsetzung folgt.)

Nationalfest zu Abergavenny.

Man feierte in frühern Zeiten im Lande Wales eine Art olympischer Spiele, wo die Barden, wie die Dichter Griechenlands, aus allen Theilen der brittischen Insel zusammenkamen, und unter einem unermeßlichen Volkszulauf und unter den Augen der Häuptlinge, welche dem Feste vorstanden, sich um den Preis der Dichtkunst und des Harfenspieles stritten. Diese Versammlungen führten den Namen Eisteddvod, und dauern noch heutiges Tages fort, aber sie haben jetzt einen historischen und philosophischen Charakter angenommen, und man vertheilt nicht mehr bloß Preise der Dichtkunst und Musik, welche beide Künste in Wallis stets vereint gehen, sondern man krönt auch Werke über die höchsten Fragen, die das gelehrte Europa beschäftigen, und es sind die vornehmsten wallisischen Adeligen, welche wie ehemals in den Versammlungen den Vorsitz führen. Dieß Jahr wurden im Andenken an die alte Stamm- und Sprachgenossenschaft auch Bretagner aus Armorika eingeladen. Das Fest fand am 10 October statt. Präsident war Sir Ch. Morgan, ein Abkömmling der alten Könige. Nach einem feierlichen Aufzug und einer einleitenden Rede wurden die Preise vertheilt: einer von 1500 Fr. für den Verfasser eines Aufsatzes über den Einfluß der wallisischen Sage auf die europäische Literatur, ein zweiter dem Compositeur der besten musikalischen Partition im Geschmack der wallisischen Musik: diesen Preis erhielt dießmal eine Frau. Sechstausend Franken wurden ausgetheilt in goldenen Ringen, Kreuzen, in Harfen aus Diamanten und in silbernen Medaillen. Rührend war es, welchen lebhaften Antheil Leute aus dem niedersten Volk, Minenarbeiter mit geschwärztem Angesicht und alte Leute an dem Feste nahmen, und mit welcher Bewegung sie den Gesängen der kämpfenden Dichter folgten. Das Fest schloß am 12ten mit einer Gorsedd oder Bardeneinweihung, wo ein junger Barde, barfuß und barhaupt, in einem Kreise von Steinen auf einem Hügel auf das Schwert schwor, mit allen Kräften für die Fortschritte der Bardenliteratur, für Gott, das Land, die Freiheit und die alten Gebräuche des Vaterlandes zu wirken. (Gazette de France 21 October.)

Chronik der Reisen.

Ausflug von Temeswar über die Karpathen nach Hermannstadt.

(Fortsetzung.)

Die vielen Dikasterien und Verwaltungen, so wie das Militär bilden ein reges Leben, das durch hier anwesende zahlreiche Rei-

Digitized by Google

sende aller Nationen, selbst aus den fernsten Gegenden des Orients noch sehr erhöht wird. An guten und zum Theil trefflich eingerichteten Gast- und Kaffeewirthschaften fehlt es hier keineswegs, doch wird unter erstern der Gasthof zu den sieben Kurfürsten am häufigsten von Fremden besucht. Auch die Kaffeehäuser entsprechen allen Anforderungen, die man nur immer an sie zu machen berechtigt ist, und man findet in denselben mehrere periodische Blätter und Zeitschriften des In- und Auslandes. Endlich ist ein niedliches und wohlbestelltes Theater vorhanden, dessen Direction das ganze Jahr hindurch gute Geschäfte macht, und an den Hauptplätzen sind gegen 40 Fiaker aufgestellt, welche die Communication mit den Vorstädten erleichtern. Als Erholungs- und Vereinigungspunkte dienen außer den die Stadt und Vorstädte verbindenden Alleen hauptsächlich der sogenannte Jagdwald und der Präsidentengarten unweit der Stadt; nach dem erstern fährt man in einer kleinen halben Stunde, den letztern erreicht man zu Fuß bequem in einer Viertelstunde, da schön gebahnte Wege zu demselben führen.

Obgleich man sich hier an Wien und das civilisirte Deutschland überhaupt lebhaft zu erinnern veranlaßt findet, da selbst die deutsche Sprache beinahe jedem der Einwohner geläufig oder mindestens verständlich ist, so zeigt sich gleichwohl schon in Temeswar ein merklicher Uebergang in die orientalische Natur, woran hauptsächlich die walachischen Weiber mit ihrer seltsamen Tracht und die olivenfarbenen Gesichter der Zigeuner erinnern. Auch die wärmern Strahlen der Sonne und die in der Umgegend herrschende üppige Vegetation lassen ahnen, daß man nicht fern von der türkischen Gränze sey. Je weiter man in der Ebene der siebenbürgischen Gränze sich nähert, desto mehr findet man, ist man auch nur einige Stunden außerhalb Temeswar, den Volkstypus verändert, desto seltener und dürftiger zeigt sich der Anbau. Sämmtliche Ortschaften, die an dieser Straße liegen, sind fast durchgängig nur von Walachen bewohnt, deren ärmliche Kleidung wie die Unsauberkeit ihrer Wohnungen schon zur Genüge den Zustand dieses Volkes bezeichnen, das sich in Banat und Siebenbürgen in so zahlreicher Menge verbreitet hat. Die Männer sind zwar durchaus stark und wohlgebaut, aber unbegreiflich träge und arbeitsscheu. Ein Hemd mit kurzen, weiten Aermeln, das nur bis an die Lenden reicht, und lange Beinkleider von Leinwand oder grobem, weißem Tuche, beides durch einen Lendengürtel zusammengehalten, in welchem ein sehr großes Messer steckt, bildet ihr ganzes Costume. Auf dem Kopfe tragen sie eine Mütze von grobem Filz oder schwarzem Lammfelle, zuweilen aber auch einen ungemein breiten, schwarzen Hut. Die Füße pflegen sie in einen festen filzähnlichen Stoff zu hüllen, welcher mit ledernen Riemen befestigt wird. Eben so einfach, doch dem Auge gefälliger, sind die Weiber gekleidet. Ueber ein langes bis zu den Füßen reichendes Hemd hängen sie vorn und hinten zwei Stücke Wollenzeug in Form einer Schürze, die gewöhnlich von blauer, rother oder gelber Farbe, nicht selten auch gestreift sind. Ein breites, wollenes Band von bunter Farbe dient ihnen als Gürtel. Einige tragen auch ein kurzes Corset am Aermel. Der Kopfputz eines Mädchens besteht in langen, geflochtenen Zöpfen, die Weiber aber umwinden den Kopf mit einem weißen, feinen Linnentuche, das sie bis ans Kinn zusammenziehen. An Sonn- u d Festtagen, oder bei sonstigen festlichen Begebenheiten tragen sie Stiefel von rothem oder gelbem Leder, sonst aber gehen sie barfuß. Der Walach ist sehr roh und abergläubisch, und verbindet mit seinem Hange zur Faulheit, die aber mehr ein Fehler des männlichen als des weiblichen Geschlechts ist, welches alle Hausarbeiten verrichten, alle Kleidung für die ganze Familie verfertigen, und noch obendrein bei den Feldarbeiten hülfreiche Hand leisten muß, auch jenen zur Diebsucht, besonders zum Viehdiebstahl, daher auch an vielen Orten es gebräuchlich ist, daß die Einwohner, um vor Viehdiebstählen sicher zu seyn, sich ihr Vieh durch die Walachen assecuriren lassen. Auch dem Trunk ist der Walach sehr ergeben, in seiner übrigen Lebensweise hingegen mäßig und mit Wenigem befriedigt. Unter den Ortschaften, welche man auf dem Wege von Temeswar bis zur siebenbürger Gränze berührt, ist der Marktflecken Lugos der einzige ansehnliche. Er liegt zu beiden Seiten der Temes, welche schon siebenbürgischen Ursprungs ist, und bei diesem Orte durch einen von dem geschickten Ingenieur Fremont angelegten Abzugscanal mit dem Begaflusse communicirt. Der Theil des Marktes, welcher am linken Ufer der Temes liegt, heißt Walachisch-Lugos, der am rechten Deutsch-Lugos; jeder Theil bildet für sich einen besondern Markt, beide zusammen zählen über 1200 Häuser mit 6800 Einwohnern, die theils Deutsche, theils Walachen, theils Raizen sind; die Walachen aber sind der Zahl nach am vorherrschendsten. Uebrigens bietet keiner der Märkte etwas Bemerkenswerthes dar, obschon sie sehr groß und regelmäßig angelegt sind. In Deutsch-Lugos muß jedoch die raizische Kirche als besonders schön erwähnt werden, die aber ein sonderbares Freskogemälde an der Westseite trägt, wie es niemals für eine Kirche paßt. In Deutsch-Lugos werden die Comitatsversammlungen gehalten, und auf den östlichen Kalkhügeln ein guter Wein gewonnen. Außer diesem und etwas Feldbau bilden Seidencultur und Ledergerberei die Hauptnahrungszweige der Einwohner. Die Gerberei wird indessen noch ganz nach dem alten Schlendrian hier so wie in der Umgegend und dem größern Theil des Comitats betrieben, denn die Leute glauben, daß das Sohlleder, um gut und dauerhaft zu seyn, mit Knoppern 6 Monate und mit Eichenrinde 12 bis 14 Monate in der Grube liegen müsse, wie sehr auch sachverständige Männer schon bemüht waren, sie durch Proben vom Gegentheil zu überzeugen. Die Schnellgerberei würde hier überdieß noch mehr gefördert, als in hiesiger Gegend der an Gerbstoff so reiche Perüken-Sumach (Rhus cotinus), den man auch hie und da bei uns in Gärten seiner schönen Blüthe wegen pflanzt, überall und in Menge wild wächst. Es wird zwar von diesem Farb- und Gerbholz alljährlich eine beträchtliche Quantität von den Walachen eingesammelt, allein statt es selbst zu benutzen, senden sie es gegen baar Geld an die griechischen Handlungshäuser der Nachbarstädte, von denen es nach Serbien und der Walachei gesandt wird. Große Sendungen von diesem Farbholz werden auch in die Bukowina und Ostgalizien, wo namentlich zu Kuty bei Wischnitza die Griechen und Armenier ächte natürlich gelbe Saffiane damit zu färben verstehen. Die Deutschen hier nennen diesen Sumach gewöhnlich nur Schwak, die Walachen Ruja und die Illyrier oder Raizen Stumpina, auch Stompia.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein Tischler in London bemerkte beim Hobeln von Holz, daß mehrere Späne elektrische Erscheinungen zeigten. Vermittelst eines Elektrometers versicherte er sich, daß in gewissen Arten, namentlich in den amerikanischen Hölzern, die Elektricität positiv sey, während sie in andern, namentlich in den französischen negativ war. (Navaland Military Gazette vom 13 October.)

Die Zahl der freien Einwohner von Vandiemensland beträgt 23,241, die der deportirten Verbrecher 18,266, worunter nur 2159 Frauen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 307.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

3 November 1838.

Die Blende im Schlosse Budetin.

Unfern des Marktfleckens Sillein, am Einmündungswinkel des in die Waag sich ergießenden Kiszutzflusses, da wo die Ungarn mit den nördlichen Karpathenländern verbindende Straße in zwei Arme sich theilt, deren linker den Reisenden über dem aus dem siebenjährigen Kriege wohl bekannten Jablunkauerpasse an der berühmten Preußenschanze vorüber, der rechts über ungeheure Gebirge nach Kamnitza in Polen führt, erhebt sich das durch seine Steinwehren den Fluß und die Straße beherrschende Schloß Budetin. Ehemals mit Wällen und Gräben, nun mit einem geschmackvollen Garten umgeben, auf dessen, so wie auf des Schlosses Verschönerung der gegenwärtige Besitzer viel verwendet, ist es weder dem friedlichen Wanderer, noch dem eiligen Schiffer mehr furchtbar, wie einst, wo schon der Thürme und Erker finstere Farbe das Loos desjenigen verkündete, der in den Verließen des harten Burgherrn den mißglückten Versuch, seine Zölle zu umgehen, büßte. Zeit und Erbauer des Schlosses haben die Annalen der Geschichte nicht auf uns gebracht, wohl aber ist aus diesen zu entnehmen, daß in der mittelalterigen Periode dasselbe eine nicht unwichtige Rolle gespielt, und Geschick und Herrn gar oftmals wechselte. Bis vor wenigen Decennien noch stand der nordöstliche Flügel der Burg wüst und verlassen. Hart an der hohen Treppe, die zu den unbewohnten, öden Gemächern führte, wölbt sich eine niedrige, enge Blende, dem Fremden kaum bemerkbar, dem Einheimischen, besonders im Zwielicht des scheidenden Tages, ein Gegenstand des Grauens. Was es indessen mit dieser Blende für eine Bewandtniß habe, und warum die Bewohner der Umgegend ehedin nur selten ohne Schauer und ein schirmend Kreuz zu schlagen, vorübergingen, oder denselben gar mieden u. s. w., dieß wird mit mancherlei Varianten erzählt, und lautet im Zusammenhang folgendermaßen: ein rauher, strenger Kriegsmann, Caspar Szunyoph, hauste als Herr und Gebieter auf Budetin, unter der Regierung Ferdinands III, als Feldhauptmann des Königs mit dem Befehle in der unfern liegenden Veste Szendrö beauftragt, deren Bewachung seine Gegenwart erforderte, daher er nur selten und kurz in seinem Hause anwesend seyn konnte. Ihm blühte ein wunderschönes Töchterchen, dessen Lob die dicken Mauern, die ihr Closet umhingen, überstieg, und bald eine Menge Neugieriger herbeiführte. Obschon die Mutter, des abwesenden Gemahls Strenge wohl kennend, die liebliche Katharina jedem Männerblick sorgsam verbarg, so gelang es doch dem unternehmenden Franz Forgats, das Mädchen zu sehen, ihre Liebe und der Mutter Segen zu gewinnen. Bei des Vaters bald erwarteter Ankunft sollte die Brautwerbung förmlich gemacht, und dann der heißen Wünsche Ziel erreicht seyn. Allein die Freude hatte sich nicht mit dem ernsten Ritter in den Sattel geschwungen, als er von Szendrö austritt, und so konnte sie auch nicht mit ihm vom Pferde steigen, da er die Schwelle Budetins betrat. Nach kurzem Willkommen sagt er zu Katharinen gewendet: Johann Jakusits, der Burgherr auf dem hohen Löwenstein, habe um sie geworben und sein väterlich Jawort von ihm bereits erhalten; somit möge die Jungfrau sich vorbereiten, den Bräutigam binnen wenigen Tagen gebührend zu empfangen. Verzweiflung trat jetzt an die Stelle der frohen Hoffnungen, denn weder Bitten noch Thränen konnten des Ritters harten Sinn mehr ändern, und die Verlobung ward mit großer Pracht zu Budetin begangen. Forgats, um sein Lebensglück so fürchterlich gebracht, wünschte Katharina nur einmal noch zu sprechen, und nach dem Abschied auf ewig sich unter die türkischen Säbel zu stürzen, die, so hoffte und wünschte er, seinem freudenlosen Daseyn ein Ende machen würden. Mit vielem Gold erkaufte er einen Diener in der Burg, durch dessen Hülfe er bei verschwiegener Nacht Wälle und Mauern überstieg, und zur Geliebten drang. Aber kaum hatten die Liebenden sich begrüßt, so gab schon der Vertraute das Zeichen zur Trennung, und als endlich Forgats sich gewaltsam losgerissen und das Gemach der Theuern, die er nie mehr sehen sollte, verlassen hatte, siehe! da war der weite Gang mit Fackeln erhellt, und das Burggesinde, den schrecklichen Szunyoph an der Spitze, schritt eilig daher. Ein kühner Sprung rettete zwar den Jüngling vor schmählicher Haft, doch war Niemanden die aus den Frauengemächern entschlüpfte und im Dunkel verschwundene Gestalt entgangen. In tiefe Ohnmacht sank Katharina, da der vor Wuth schäumende Vater mit wilder Hast vor sie hintrat, und, in einen Strom von furchtbaren Drohungen sich ergießend, den Namen

Digitized by Google

des Mannes, der sie so eben verließ, von der Bebenden erpreßt hatte. Fluch und Tod rief er nun über ihn und sie, die Schande auf sein Haupt und auf sein ruhmvoll Haus gebracht. In wenig Stunden war die rächende Mauerblende bereitet, und Katharina in das entsetzliche Grab eingeschlossen, Brod und Wasser auf drei Tage, zur büßenden Reue ihr gefristet, vor sie hingestellt. — Bald erscholl die Kunde von der gräßlichen Vaterrache weit umher, und wie ein vernichtender Donnerschlag war sie auch zu des fernen Forgats' Ohr gedrungen. Ungesäumt schwingt er sich zu Roß, rafft Alles von Knappen und Söldnern, was er von Brüdern, Freunden und Bekannten erbitten, ertrotzen oder erkaufen kann, zusammen, und sprengt mit des Sturmes Eile gen Budetin, das, in finsterer Nacht erreicht, überfallen und erobert wird. Während der muthige Burgherr wie ein ergrimmter Löwe auf den Hofraum hervorstürzt, den unbekannten Feind zu züchtigen, hat Forgats die Geliebte befreit, und auf bereit gehaltenem Rosse des Vaters tödtlichem Grimm und Wacht entzogen. Aber es ist die unglaubliche Mähre auch auf den einsamen Löwenstein gedrungen; der betroffene Bräutigam kann sie nicht hassen, und schnell hat er sich aufgemacht, mit eigenen Augen sich zu überzeugen von dem Schicksal der Braut. Einsylbig zieht er an seines Gefolges Spitze einher, da begegnet er einem Troß von bewaffneten Reitern, unter ihnen eine holde Frauengestalt. Und wie er Forgats an ihrer Seite sieht, da flimmert es ihm vor den Augen, und mit gezogenem Schwert dringt er entsetzlich auf ihn ein. Doch er begegnet einer blitzenden Wehre, und ein Kampf zwischen Zorn und Liebe beginnt, der mit des Jünglings kostbarem Herzblut den vom Hufschlag erdröhnenden Boden befeuchtet. Abgewaschen hat Jakusits die ihm zugefügte Schmach, erobert die Braut, die er in seiner Burg verwahrt, und da ihr nur die Wahl zwischen seiner Hand und der Auslieferung an den grausamen Vater, der sie bereits getödtet hat, übrig bleibt, endlich zur Annahme eben jener Hand bewegt, die dem Geliebten ihrer Seele den Tod gegeben hat.

London.

(Fortsetzung.)

Indeß ist dieß Drängen und Treiben hier nur Vorspiel; oft findet es weniger statt, ja es gibt zwischen hier und dem eigentlichen Hafen von London noch einen Punkt, welcher den Strom fast ganz frei zeigt, als eine wahre Wasserchaussee, die in einen ungeheuern Wald von Masten führt. Dieser Punkt erscheint, sobald man die Isle of Dogs umschifft hat, welche umschifft werden muß, da der die Fahrt verkürzende Canal durch dieselbe dem Zwecke nicht entsprach, und zur Linken die gegenüber liegende Einbiegung des Landes erreicht, auf welcher in einiger Entfernung das Dorf Deptford liegt, und die Gränze zwischen der Grafschaft Kent und Surrey im Rücken hat. Denn nun erscheint das eigentliche London, vorausgesetzt, daß der so häufige Nebel dasselbe wahrnehmen läßt. Das Anlangen in der Stadt auf diesem Wege geschieht durchaus nicht im strengen Gegensatze zwischen Stadt und Land oder Landschaft: das Ufer ist allenthalben mit Magazinen und andern Anstalten der Schifffahrt und des Handels besetzt, unter den erstern zeichnet sich das den HH. Scott, Garnet und Palmer gehörige ungeheure Getreidmagazin aus. Nirgends kommen dem Auge in der Nähe großartige Gebäude entgegen; allein der Blick ist beschäftigt genug, sich ein Bild von all dem Interessanten zu sammeln, welches sich hier auch ohne architektonische Schönheit darbietet; keine hohen, zierlich erbauten Quais, keine prächtigen Paläste darauf, statt dieser aber an Betrieb und Thätigkeit wimmelnde Ausladungsplätze, einer am andern; die für Kohlenverkehr häufiger als andere, in den sonderbarsten Arten, wie es das Bedürfniß brachte, gebaut, ohne Glanz, ohne Zierde, düster, baufig, niedrig; dann kleine, graufiche, dürftige Häuser, die aber unvergleichlich zum Hauptgegenstande des ganzen Bildes, zum Flusse passen. Dieser ist jetzt, wie vorhin bemerkt, ein Wald von Schiffen; hat man links die Pfarrei Shadwell mit den Dörfern Ratcliffe und Poplar passirt, so ist man in die volle Mitte dieses Waldes gelangt. Das Colorit des Bildes ist eigenthümlich; düster, allein erhebend, und wenn die durch gelbliche Wolken durchleuchtende Sonne das Ganze beleuchtet, auch angenehm; Mast an Mast, Schiffsmasse an Schiffsmasse, oft in einzelne Partien zusammengestellt oder vielmehr zusammengedrängt, nur kleine Zwischenräume gegen das Ufer lassend, in welchem sich unzählige Boote herumtreiben, um ein- und auszuladen; die eigentliche Straße dieses fast unabsehbaren Waldes ist überall beengt, oft so, daß die Möglichkeit der Durchfahrt wie ein Wunder erscheint; die Dampfboote müssen jeden Augenblick die Maschine stellen, wieder gehen lassen, wieder stellen, je ganz still stehen, um andern Schiffen derselben Art, Kauffahrteischiffen oder Lichter- und Transportkähnen Weg zu machen oder zu lassen, wobei übrigens bei aller Kunst und Achtsamkeit die Unglücksfälle mehr noch als an oben erwähnter Stelle unglaublich häufig sind, so daß die Themsepolizei fast mit nichts Anderem, als mit denselben zu thun zu haben scheint. Jetzt stoßen zwei Dampfboote einander entgegen, oder, in berüchtigter Rivalität neben einander fahrend, so heftig zusammen, daß, wenn das eine auch nicht ganz zertrümmert, doch sehr beschädigt wird; jetzt werfen sie Kähne mit Menschen allein, oder mit Menschen und Waaren, die von einem Schiffe zum andern, oder ans Land, oder von einem Ufer zum andern u. s. w. gebracht werden sollen, aus zu großer Hast, oder dann und wann aus sträflicher Tollkühnheit oder Unachtsamkeit um, wobei die unglücklichen Opfer manchmal im beengten Streite des Elements und der Schiffe, namentlich der Räder derselben, ein Wassergrab finden. In diesem Wirrwarr denke man sich das immerwährende Schreien (indeß nie unnöthig, da der englische Seemann der ruhigste und schweigsamste der Welt ist), den eigenthümlichen Ruf beim Aufhissen auf den Schiffen, das Knarren der Taue, das Schlagen der Ruder, das Aechzen der Krahne, das tobende Gezisch des entweichenden Dampfes, das Stoßen der Maschinen, das Peitschen der Wellen durch die Räder der Dampfboote, das Hämmern, Poltern und Klopfen von den Quay's (wharves) — und gelegenheitlich endlich noch das melancholisch feierliche, dumpfe Geläute der Glocken

der Stadt — man faſſe dieß Alles zuſammen, und die Lebendigkeit des Bildes iſt höchſt großartig, immer gleich bewegt, bei Sonnenſchein und Regen, Helle, Halbhelle, Nebel und einem großen Theil der Nacht. Kein Seehafen der Welt kann es in Mannichfaltigkeit und Großartigkeit des Bildes, welches alle Beſchreibung zu Schanden macht, mit dieſem Flußhafen aufnehmen; haben Seehäfen ein weiteres Feld der Scene, z. B. der prächtige Hafen Amſterdams, ſo iſt dieſelbe leicht zu weit, und die Maſſe der Seehafenſchiffe gegen die Maſſe der Flußhafenſchiffe Londons unbedeutend.

Allenthalben werden die Häuſer zunächſt am Strande von den ungeheuer hohen, 8 bis 9 und noch mehr Stockwerk enthaltenden Waarenhäuſern oder Dockmagazinen überragt, und dieſe aber noch von den Maſten der Schiffe, die in den Docks liegen, zu welchen mächtige Schleußen führen.

Die Anzahl der in dieſem Hafen Londons Jahr aus, Jahr ein liegenden großen Schiffe beläuft ſich im Durchſchnitt auf 13, 14, ja 15,000 Schiffe, zu deren Aus- und Einladung ſtets 5 oder 6000 kleine Schiffe oder Boote thätig ſind; an 3 bis 4000 Fahrzeuge letzter Art ſind für den Dienſt der Paſſagiere beſtimmt. Die Zahl der Dampfboote iſt außerordentlich angewachſen, und wächst von Jahr zu Jahr. So iſt ſchon bemerkt, daß von je einer halben Stunde des Tages ein ſolches Schiff von London nach Greenwich und umgekehrt ging, welche letzte Fahrt in ihrer Häufigkeit (der Fahrten und dadurch verurſachten Unglücksfälle) vielleicht durch die Frequenz der London-Greenwicher Eiſenbahn beſchränkt werden wird. Weit über 10,000 Menſchen ſind immerwährend im Ein- und Ausladen der großen Schiffe, und über 8000 mit dem Transporte der Perſonen nach allen Richtungen beſchäftigt. Der eigentliche Raum des Bildes reicht in ſeinem großartigſten Gedränge von Deptford bis nach der Londoner Brücke, in der Länge von mehr als 4 engliſchen Meilen, in Breite von 1 bis 500 Yards des im Durchſchnitt 12 Fuß tiefen Fluſſes. Die Brücke ſchließt die Thätigkeit, allein nur inſofern ſich dieſe auf große Schiffe bezieht; die Thätigkeit größerer und kleinerer Boote iſt durchaus nicht beſchränkt, ja mehrere den Strom aufwärts (z. B. nach Richmond) gehende Dampfboote paſſiren dieſe Brücke und jede andere, indem ſie einen Theil des Rauchfanges umlegen, bis ſie dieſe Waſſerbarriere paſſirt haben. Befindet man ſich auf dem Waſſer unterhalb der Londoner Brücke, ſo bemerkt man eine Menge hin- und hergehender Boote, theils unter derſelben und unter der nächſten (Southwarkbridge), ja der noch ferneren Blackfriarsbridge, theils auf dem Waſſerſpiegel zwiſchen den Brücken. Die Ausſicht, oder vielmehr Durchſicht, auf das freie Flußrevier durch die Brückenpfeiler iſt wie eine Ausſicht durch Arcaden in ein offenes Feld. Dieß Befahren des Fluſſes mit kleinen Booten wird ſogar noch lebhafter in den oberen Theilen der Waſſerregion von Blackfriarsbridge, unter Waterloobridge und Weſtminſterbridge weg bis zur Vauxhallbridge und darüber hinaus, wozu bei günſtigem Wetter die ſogenannten rowing-matches (Wettfahrtpartien) beitragen, und ein ungeheures Gewimmel auf der majeſtätiſchen Waſſerbühne vorſtellen.

Doch kehren wir zu den Contouren unſeres Bildes zurück, welches wir in der Gegend von Poplar verlaſſen haben. Weiter aufwärts paſſiren wir jenen Theil des Stroms, unter welchem eines der größten Wunder der Welt, der Themſetunnel von Rotherhithe (links) nach Wapping (rechts) zur leichtern Communication des Verkehrs beider Seiten der Stadt und der anliegenden Provinzen geführt wird. Während die linke Seite des Stromes außer Getreidemagazinen und Quay's in Rotherhithe und Horſeleydown gegen Southwark hin nichts Beſonderes darbietet, gewinnt die Scene auf der rechten Seite immer mehr an Intereſſe. Hat man den am Strande liegenden Theil der Pfarrei Wapping erreicht, ſo zeigen ſich die vorhin erwähnten Docks, von denen die eleganten, noch nicht ſeit langem erbauten St. Catharina-Docks das Auge noch mehr in Anſpruch nehmen, als die bei weitem größern London-Docks; über dieſes Revier hinaus gelangen wir zum berühmten und berüchtigten Tower; dieß Gebäude, für eine Feſtung zu ſchwach, für eine Reſidenz zu ſtark, für ein Gefängniß am allerpaſſendſten, ſchaut düſter von ſeiner Höhe auf die freie Fläche des Stromes herab, und die Schildwachen auf der Eſplanade ſcheinen nur hinpoſtirt zu ſeyn, um das Haus zu bewachen, denn es beherbergt heutzutage gar Niemand, zu deſſen Bewachung es der Wachen bedürfte. Der Tower iſt nur noch das Repoſitorium veralteter Antiquitäten. Der Blick verläßt dieß Repoſitorium, um einem andern, nicht weit davon auf derſelben Seite liegenden, von Anſehen höchſt großartigen, dem Cuſtomhouſe, zu begegnen. Der im Ganzen edle, noch neue Bau (denn der alte ward 1814 am 12 Febr. durch Feuer zerſtört), mit ſeinen impoſant hervorſtechenden Säulen, der ſchönen Façade, der bedeutenden Länge mit dem ſchönen Quay im Vordergrunde, ſtimmt ausgezeichnet zum ganzen Rahmen des Bildes, ſticht gehörig gegen die Umgebung ab und hat zunächſt im kühnen Hervortreten aus dem Gemälde nur an der gar nicht weit entfernten Brücke eine mächtige Rivalin, und erhält zugleich durch die Menge der vorſtehenden Segel und Dampfſchiffe eine eigenthümliche Schattirung. Die Lebendigkeit des Menſchen- und Geſchäftdranges vor dem Gebäude, um daſſelbe und in demſelben, iſt der Großartigkeit des mercantiliſchen Lebens angemeſſen; leider wird aber eben dadurch der ruhige Eindruck bei den meiſten Ankommenden, welche London das erſtemal beſuchen, nicht nur geſtört, er wird nicht ſelten vollkommen unterdrückt. Der Ankommende verliert bei dem unendlichen Gedränge nicht nur alle Beſonnenheit zum Beobachten: er verliert, wie man zu ſagen pflegt, den Kopf. Es iſt daher nothwendig, ſich in ruhigeren Momenten, als bei einer Ankunft, zum Beſchauen des Bildes bieher zu begeben, wenn man nicht geſtehen will, man habe den Wald vor lauter Bäumen nicht geſehen. *)

(Fortſetzung folgt.)

*) Nur zu oft iſt das Bild dem Ankommenden durch Nebel oder Regen, oder beides zugleich, verdüſtert und zum Theil verdorben, und es will bei vortheilhafter Beleuchtung geſehen werden, wozu entſchieden ein wo möglich heiterer Morgen gehört; übrigens iſt es von Belang, daſſelbe der eigentlichen Färbung und der Lebendigkeit willen zu jeder Tageszeit und ſelbſt Nachts zu betrachten.

Digitized by Google

Die Schule zu Bulak.

Ein Hr. Ramsay, aus dessen Journal in Lord Lindsay's Letters on Egypt etc. Auszüge gegeben sind, bemerkt hierüber Folgendes: „Zu Bulak sah ich die polytechnische Schule, früher Ismael Pascha's Palast, eine glänzende Anstalt. Die Knaben sind reinlich gekleidet, und könnten, mit Ausnahme des Tarbusch und der Pantoffeln, für Europäer gelten. Einige von denen, die wir sahen, zeigten sich sehr verständig, und man sagte mir, sie bestünden, wenigstens dem äußern Anschein nach, ein besseres Examen als junge Leute in England: es ist dieß aber nur auswendig gelerntes Zeug. Sie beschäftigen sich mit Algebra und höherer Mathematik. Bänke, Tafeln sind ganz europäisch. Auch die Druckerpressen sahen wir, und zwar mit vielem Vergnügen. Man druckt jede Woche einen Bogen, und wir sahen mehrere Bücher in der Arbeit. Die Tausend und Eine Nacht sind so eben vollendet worden; der Druck einiger Werke ist sehr schön.

Chronik der Reisen.

Ausflug von Temeswar über die Karpathen nach Hermannstadt.

(Fortsetzung.)

Geschichtliche Bedeutung hat Lugos erlangt durch die Niederlage, welche die Oesterreicher unter dem General Veterani von den Türken erfahren haben. Außerhalb Lugos theilt sich die Straße in zwei Arme, wovon der rechte nach Karansebes und Mehadia, der linke nach Siebenbürgen führt, dessen hohe Bergrücken schon aus blauer Ferne sich emporheben. Mit froher Empfindung begrüßt jetzt der Reisende, ermüdet von dem einförmigen Anblick der unabsehbaren Flächen Ungarns, diese Gegenden, die durch den herrlichsten Wechsel ihrer malerischen Gebirgs- und Thalgruppen das Auge wohlthuend ergötzen. Angelangt am Fuße der Berge, bemerkt man jetzt ein einsam stehend Häuschen, aus welchem, sobald Jemand demselben sich nähert, zwei Männer treten, welche die Pässe abverlangen, und werden sie richtig befunden, denselben ihr Visa ertheilen. Hat man die Höhe des Berges erklommen, so bezeichnet ein Stein mit alter verwitterter Inschrift die Gränze Siebenbürgens. Die gute Straße verliert sich urplötzlich, ein fürchterlicher halsbrechender Weg führt nun bergabwärts in das Land hinein, dessen malerische Thalgebilde und himmelanstrebende Höhen in den überraschendsten Abwechslungen vor den Augen sich hinbreiten. Weltbekannt ist Siebenbürgen ob seiner Fruchtbarkeit und seiner romantisch lieblichen Lage. Die Natur ist hier zwar nicht so großartig wie in den Gegenden der Alpen von Tyrol und der Schweiz, denn die Zweige der Karpathen, welche dieses Land durchziehen, erreichen nur eine mäßige Höhe, und sind vom Scheitel bis zum Fuße mit Laub- und Nadelholz bedeckt; aber längs der türkischen Gränze hin gestalten sie sich zu staunenswerthen riesigen Felsengebirgen. Bemooste Ruinen alter grauer Burgen und Kastelle, welche ernst von der Höhe steiler Felsen herabstarren, erinnern an die frühere denkwürdige Geschichte des alten Transsylvaniens. Mächtige Rauchsäulen, welche aus höher gelegenen Gegenden inmitten der Wälder sich erheben, deuten auf große Hüttenwerke, welche die unterirdischen Schätze, womit Siebenbürgen in so reicher Fülle begabt ist, zu Tage fördern. Seine Gebirge sind nächst dem Ural die goldreichsten in Europa, doch minder reich an Silber als Ungarn, und liefern Eisen, welches dem steyerischen an Güte nicht nachsteht. An Salz ist Siebenbürgen wohl das reichste Land auf Erden. Seine Steinsalzgruben sind unerschöpflich, und könnten allein ganz Europa auf viele tausend Jahre mit Salz versehen. Zahllose Heerden Schafe weiden in den freundlichen üppigen Thälern und auf grünenden Hügeln und Matten; Büffelochsen zeigen sich auf den fruchttragenden Feldern, vom Landmann für den Pflug verwendet, und jeder Schritt bietet irgend einen neuen Gegenstand dar, der die Aufmerksamkeit an sich zieht, und so kann man mit wenigen Worten sagen: Siebenbürgen ist rücksichtlich seines Bodens und seiner außerordentlichen Fruchtbarkeit ein Land, das von wenigen Ländern in Europa übertroffen, und unter den österreichischen Provinzen die köstlichste Perle von allen ist, selbst die Lombardie nicht ausgenommen. Angelangt am Fuße des Gebirgs, führt die Straße weiter nach Dobra, welches ein unerheblicher Marktflecken ist mit einer Citadelle, die den in der Nähe befindlichen Paß beschützt. Der Markt liegt zwar in der Hunyader Gespannschaft, gehört aber zur siebenbürgischen Militärgränze, und ist dem Szekler Husarenregiment einverleibt. Von Dobra kommt man über Leonek, einem Dorfe mit einem Postenwechsel nach Deva, an der Maros, wo hoch auf steilen Felsen stattliche Ruinen der Veste gleichen Namens prangen, zu welchen nur ein einziger, in Gestalt einer Spirallinie um den Berg angelegter, 856 Schritte langer Weg führt, und von wo man eine entzückende Aussicht in die beiden fernhin ziehenden Thäler der Maros genießt.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Nach Hrn. Waghorns Broschüre: Aegypten im Jahre 1838, besteht den officiellen Angaben zufolge die Marine aus 9 Linienschiffen, wovon 4 von 100 Kanonen und darüber, aus 6 Fregatten von 60 Kanonen, 4 Corvetten, 7 Briggs, 3 Dampfbooten und 1 Kutter von 10 Kanonen. Auf den Werften liegen zwei Linienschiffe. Die Mannschaft beträgt 16,000 Mann, worunter 800 Officiere. — Die Armee besteht denselben Angaben zufolge aus 29 Regimentern Infanterie mit 97,820 Mann, die Cavallerie aus 15 Regimentern mit 12,750 Mann. Die Sapeurs machen 12,886 Mann aus, die Artillerie zu Fuß und zu Pferd 7614. Außerdem sind 5765 Veteranen in 7 Bataillonen vertheilt und 2 Depots von 15 Compagnien enthalten zusammen 1815 Mann. Die Gesammtzahl der Armee besteht aus 127,286 Mann. Die irregulären türkischen Truppen bilden eine Masse von 10 bis 12,000 M. Die Stämme der Wüste können 50,000 Beduinen stellen.

•

Der National entlehnt aus einer englischen Zeitung Nachstehendes aus Calcutta: „T. Faraday, Director des indischen Theaters, schickt sechs Schauspieler nach Europa, begleitet von einem Elephanten, einem Strauß, zwei Panthern und zwölf bis fünfzehn Schlangen. Alle diese Schauspieler spielen in sechs eingelernten Stücken mit wunderbarer Genauigkeit. Sechs geschickte, in der berühmten Pagode von Tripetty erzogene Musiker und vierzehn Schüler tragen zur Erhöhung der Talente aller dieser Schauspieler bei. Die Schlangen sind namentlich sehr merkwürdig, und führen ausgezeichnete Tänze auf."

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 98 u. 99** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Monsieur Jean, der Schulmeister. (Von Sainte-Beuve.) — Skizze der Entwicklung der englischen Literatur seit Chaucers Zeit. (Schluß.) — Knechtschaft und Größe im Militärleben. (Fortsetzung.)

Der Abonnementspreis dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingesendet werden; er beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 308.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 November 1838.

Quiloa an der Ostküste von Afrika.

Das Bulletin der geographischen Gesellschaft hat einen Auszug aus einem Tagebuch des Hrn. Albrand über Zanzibar und Quiloa geliefert. Wir entlehnen hieraus die Hauptstellen in Beziehung auf dieses heutzutage noch wenig bekannte Land.

Das Königreich Quiloa erstreckt sich vom Cap Delgado bis zum Wendekreise. Dieser Raum wird von drei verschiedenen Nationen bewohnt: die Mahuda, welche die Küste vom Cap Delgado bis zur Bai von Lendi bewohnen; die Muquindo, die ihre Niederlassungen am Meeresufer von Lendi bis Mombasa haben, und die Mudschaua, welche im Rücken der beiden erstern im Innern des Landes verbreitet sind. Alle diese Völkerschaften gelten für Moslems.

Dieser Theil des Continents von Afrika ist sehr wenig bekannt; die Araber nennen ihn Morima, und gehen nur bis an die Küste, indem sie sich nicht in das Innere des von wilden und ungastfreundlichen Stämmen bewohnten Landes hinein wagen. Man versichert sogar, einer jener Stämme, die sogenannten Mudari, seyen Menschenfresser; diese wohnen am Fuße eines Gebirges, das man vom Ankerplatz von Zanzibar aus sieht, und das drei Tagreisen vom Meeresufer entfernt liegen soll. Jedenfalls aber ist dieses Land fruchtbar, hat schöne Wälder und ist gut bewässert. Der Fluß Mongallu, der sich südlich von Quiloa in das Meer von Afrika ergießt, ist auf eine beträchtliche Strecke schiffbar, und trägt bei seinem Einflusse Schiffe jeder Größe. Im Innern der Bai von Quiloa ist ein anderer Fluß, dessen Mündung ich aufgesucht habe und auf welchem Hr. Sausse während einer Flutbzeit ziemlich weit hinauffuhr. Seiner Versicherung nach sind dessen Gestade mit prachtvollen Bäumen bedeckt, von denen einige vermöge ihres geraden Wuchses, ihrer Stärke und Leichtigkeit sich zu ausgezeichnetem Mastholze eignen würden. Ich bedaure, daß die äußerst kurze Dauer unsers Aufenthaltes zu Quiloa mir nicht gestattete, die Wahrheit dieser interessanten Thatsache herauszustellen. Die einzigen schönen Bäume, die ich gesehen, befinden sich auf der Insel Quiloa; es sind dieß die Tatamaka, deren Stamm acht Mann nicht umfassen können.

Die Stadt Quiloa, die Residenz des Königs, war zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts die blühendste Niederlassung an dieser Küste; die portugiesischen Berichte geben eine glänzende Darstellung ihres Handels und Reichthums. Gegenwärtig ist sie nur noch ein erbärmlicher, kleiner Landflecken, der nur durch den Negerhandel noch einige Wichtigkeit gewinnt. Sie liegt unter 8° 4′ und 37° 21′ ö. L. von Paris. Von Zanzibar liegt sie 45 Meilen südlich.

Erbaut auf einer kleinen Insel, im Innern einer durch zwei erhabene Punkte an der Küste Afrika's gebildeten Bai, bildet sie einen großen und sichern, obwohl durch einige kleine Inseln gehinderten Hafen. Das Klima ist nicht so gesund, wie zu Zanzibar, denn man ist daselbst furchtbaren Fiebern unterworfen; diese ungesunde Luft scheint von der großen Masse Schlamm herzurühren, welche durch die an jener ganzen Küste 15 Fuß hoch gehende Fluth gebildet wird.

Die Insel Quiloa ist vom festen Lande bloß durch einen, eine Viertelmeile breiten Meeresarm getrennt; auf dem Continent findet man alle Thiere der heißen Zone, den Löwen, Tiger, Elephanten, das Rhinoceros, Krokodil, Zebra, Chamäleon, das Flußpferd, die Giraffe u. s. w.

Die Stadt besteht aus Hütten von Kokosbaumblättern, die Straßen sind Fußpfade mitten in den Maispflanzungen, nichtsdestoweniger hat der Anblick derselben etwas Ländliches, was das Auge des Europäers weniger abschreckt als das Schmutzige und Unregelmäßige der Straßen von Zanzibar. Das Haus des Königs ist das einzige aus Stein erbaute. Es ist ein einstöckiges, sehr geräumiges und etwa 35 Fuß hohes Gebäude; es besteht aus zwei durch einen Hof getrennten Corps de Logis. Die Gemächer sind ziemlich groß, allein schlecht möblirt und unreinlich. Quiloa wurde vor kurzer Zeit von den Sallaven angegriffen, einem räuberischen Volke an der Küste von Madagaskar, das alle Punkte an dieser Küste verheert und seine Räubereien bis in das Land der Makuas, wo die portugiesischen Besitzungen sind, ausdehnen. Diese Piraten wurden aber tüchtig empfangen und gezwungen, sich mit Verlust wieder einzuschiffen. Im vergangenen Jahre machten sie einen Zug nach Monfia, wo es ihnen gelang, die Einwohner als Sklaven wegzuführen; allein

Digitized by Google

ihre Piroguen wurden bei Quivindscha von einer arabischen Flottille angegriffen, welche sie zwang, ihre Gefangenen frei zu geben.

Das Königreich Quiloa ist zugleich erblich und wählbar. Die Krone kann nie aus dem Besitz der regierenden Familie kommen; allein Verwandte des Verstorbenen gleichen Grades haben gleiches Recht darauf, weßhalb unter ihnen durch die Deputirten der verschiedenen Stämme der Küste gewählt werden muß.

Bei unserer Ankunft zu Quiloa war der König gestorben, und sein Nachfolger noch nicht gewählt. Zwei Brüder des Verstorbenen bemühten sich an seine Stelle zu gelangen, jedoch schien diese Rivalität unter ihnen gar keine Feindschaft zu erregen. Soliman, der ältere dieser beiden Prinzen, ist von lebhaftem und unternehmendem Charakter; er ist von äußerster Erbitterung gegen die Araber erfüllt, was er jedoch zu verbergen weiß. In der That haben auch die aufeinander folgenden Usurpationen der Araber diesem Fürsten nur noch den Schatten seiner alten Macht gelassen. Diese Fremden, seit mehr als einem Jahrhundert Herren von Zanzibar, haben ihre Herrschaft nach und nach auf alle Punkte der Küste ausgedehnt, und sich endlich vor 15 oder 20 Jahren selbst in Quiloa festgesetzt. Hr. Sausse lag zu der Zeit, wo die Araber unter dem Commando Massudis einen Angriff auf diese Stadt machten, mit einem Schiff, das er befehligte, auf der dortigen Rhede vor Anker. Der Kampf war lebhaft und erbittert. Manfalme-Hasan, der Neffe des Königs, zeichnete sich durch seine Tapferkeit aus; ein alter Diener dieses Prinzen, Namens Moindani, zeigte mir die Wunden, die er bei dieser Gelegenheit erhalten hatte. Hr. Sausse nahm die besiegten Prinzen am Bord seines Schiffes auf und ward Vermittler des Friedens. Man ließ dem König den Titel Sultan und das Fünftheil der Zolleinnahmen. Seit der Zeit sind die Araber Herren der Insel geblieben, und haben auf derselben eine Citadelle erbaut, die, obgleich ohne alle Angriffsmittel, dennoch hinreicht, die Bewohner einzuschüchtern und in Ordnung zu halten. Vor einigen Jahren hat der Imam dieses Land seinem Oheim Sidi Ali als Apanage gegeben; dieser Fürst, der sich daselbst niederließ, starb fast zu gleicher Zeit mit dem Könige.

Gegenwärtig sind daher die Araber von Maskat eigentlich die wahren Souveräne dieses Landes. Dieses politische Volk, das seit einem Jahrhundert seine unbeachteten Usurpationen mit einer bemerkenswerthen Ausdauer fortsetzt, hat ihnen durch die Eroberung von Patte das Siegel darauf gedrückt. Der durch sein Volk entthronte König dieser Insel hatte sie um ihre Hülfe gebeten; sie haben ihn auch wirklich wieder auf den Thron gesetzt, aber ihn zugleich zinsbar gemacht; eine an der Gränze seiner Staaten erbaute Festung bürgt für seinen und seiner Unterthanen Gehorsam.

Da sie somit Herren von Mombasa, Patte, Formosa, Pemba, Zanzibar, Monfia, Quivindscha, Dschingara und Quiloa sind, so steht ihre durch Politik und Handel befestigte Macht zu sicher, als daß die Bemühungen des Königs von Quiloa sie wankend zu machen im Stande wären.

London.

(Fortsetzung.)

Vom Customhouse aus ist nun das eigentliche Bild der Ankunft geschlossen, denn der Blick wird durch die Londonbridge gehemmt, und ein Theil der aufwärts liegenden Ufer, die sich unter dem Bogen der Brücke dem Auge aufdrängen, nur wenig gesehen. Es ist nun Zeit, sich an das Land zu begeben. Sind die ankommenden Dampfboote sehr mit Reisenden gefüllt, was bei der heutzutage stattfindenden Frequenz, namentlich von Frankreich her, der Fall zu seyn pflegt, so ist das Gedränge bei der Ausladung von Menschen (oft auch Thieren, z. B. Pferden) und Sachen sehr groß; ja oft übersteigt der Tumult, der Lärm, das Gedränge alle Beschreibung, weil es leicht kommen kann, daß in einem kurzen Zeitraume mehrere Landungen, entweder direct hier, oder nicht weit davon stattfinden: ein heftiger, mit Sturm verbundener Regen vermehrt das Schauspiel, das ganz den Namen eines Spektakels verdient. Die Landung geht an den meisten Plätzen nicht an dem Quay unmittelbar vor sich, wenigstens nicht wohl beim Customhouse: Alles muß daher gelichtet, mit Booten an das Land gebracht werden. Der Aussteigende hat den Kopf fast verloren, er ist unsicher bei allen Tritten, er weiß nicht, wohin er sehen, wohin er hören, wohin er treten soll; Alles ist fremd, fremdartig (Unheil genug obendrein, wenn auch die Sprache fremd ist). Leicht geschieht Unglück, und es ist nicht selten, daß bei ähnlichen Auftritten, welche dann später vor dem Themsepolizeigericht verhandelt werden, die Rede geht: „Man glaubt, daß noch einer oder einige vermißt werden." Man glaubt es, man weiß es nicht — und später fragt Niemand mehr weiter nach den Verlornen. Ist der Tag der Ankunft gerade ein Sonntag, so werden die Effecten (das ist die Haupteffecten) nicht ausgeschifft; man erhält sie erst Montag, oder man müßte nur wenige Effecten bei sich haben, welche ein vor der Landung auf das Schiff beorderter Beamter untersucht, und im Fall nichts Mauthbares sich vorfindet, auf der Stelle ausliefert. Bei Nichtausschiffung der Sachen an einem solchen Tage ist dann das Gedränge nicht so außerordentlich. Sind Menschen und Effecten übrigens am Werktage beisammen, so beginnt nach dem Landen sogleich eine neue Unruhe, die der Mauthuntersuchung, wobei man, obgleich in großer Verwirrung Alles mit Präcision abgemacht wird, etwas Geduld haben muß. Paßwesen hat wenig Bedeutung für England, ist nur dann und wann eine Formalität. Wozu würde in London dergleichen auch frommen? Wollte man das Einschleichen von Gaunern verhindern? London hat der Letztern eine so große Ueberzahl, und solche Meister in ihrem Fache, daß alle Neuankommenden die Zahl nur wenig vermehrten und als Stümper kaum aufkommen würden.

Der Angekommene hat nun die Wasserstraße verlassen und begibt sich in das ungeheure Labyrinth der Landstraßen, resp. Stadtstraßen der Stadt, und kann auf den Eindruck gefaßt seyn, den sie auf ihn machen werden; wir sagen gefaßt, denn es ist leicht möglich, daß der Eindruck zu den unangenehmsten der Welt gehört, je nachdem das Gemüth gestimmt ist, die Ein-

Digitized by Google

drücke der Umgebung aufzunehmen. Wie leicht Einem Hören und Sehen vergeht, kann man aus dem Gesagten abnehmen: man spricht, und wird nicht verstanden, man hört sprechen und versteht nicht, oder nur halb, was fast gerade so schlecht ist, als gar nicht; man zahlt und überzahlt, und bekömmt nichts heraus; man hat Eile und kömmt nicht vom Fleck; man sieht die Effecten im Koffer durcheinander geworfen; man ruft einen Träger, er hört nicht, oder man wird halb taub vom zudringlichen Schreien vieler zugleich, die ihren Dienst anbieten, und kann keine Wahl treffen; man hält Alle für Betrüger, da man die Forderungen abscheulich findet; man fängt an, Geld auszugeben, ohne zu wissen, wofür, und man ist endlich gezwungen, sich hindringen zu lassen, wohin es dem Führer oder Kutscher beliebt. Schmutz ist allenthalben (gegen Pariser übrigens sehr gering), üble Gerüche (vom Fischmarkte), Rennen, Fahren, Schleifen, Anstoßen, Wegstoßen, Beschmutzen, Bespritzen allenthalben. Man muß mit jedem Tritt genau bekannt seyn, um in dieser Region nur einen Augenblick in beschauender Ruhe seyn zu können. Daher ist im Allgemeinen der erste Eindruck, den London hier auf uns macht, ein höchst unangenehmer, fast Haß erregender, der schwer zu verwischen ist. Wollen wir indessen einen günstigen Fall annehmen; der Angekommene, der wo nicht ganz gut, doch mehr als bloß erträglich englisch spricht, und besser noch versteht (was freilich selten der Fall zu seyn pflegt), sey mit Allem zurecht gekommen; er ist glücklich gelandet und zwar bei günstigem Wetter; er hat seine Effecten untergebracht, er hat eine gute Adresse; er sitzt mit seinen Effecten in der Miethkutsche (einem Cab ꝛc.), und kann versichert seyn, ungeprellt bis zu seiner Adresse zu gelangen; er fährt nun seiner Bestimmung zu, und diese liegt in Westminster. Er kann nun getrost sich weiter spediren lassen, und sich auf dem Wege links und rechts den Eindrücken hingeben; der Wechsel der Scenen ist bei der oft einförmigen Bauart außerordentlich verschieden. Uebrigens ist das Fahren zum Beobachten nicht geeignet, und wir stellen uns lieber den Reisenden bei heiterem Wetter zu Fuße vor, an der Seite irgend eines Führers, der vielleicht zugleich Träger der Effecten ist, wenn deren nicht zu viele sind. Man verbittet sich Nebenwege, gibt lieber ein wenig mehr (etwa einen Sixpence) als Belohnung, und läßt sich auf der breiten Straße führen. Wir nehmen an, der Fremde wünsche oder habe in the Strand oder in der Umgebung zu wohnen. Ohne Notiz wird der Führer, um ein Bedeutendes des Weges abzuschneiden, vom Customhouse weg durch den noch übrigen Theil der lower Thamesstreet unter dem letzten Bogen der Brücke (Londonbridge) weg, in die upper Thamesstreet eingehen, eine gar nicht angenehme Scenerie dem Neugierigen vorführen, nach langweiligem, ziemlich beschränktem Wege über Carlstreet hinaus auf die freie, breite, quergehende Blackfriarsbridgestreet gelangen, dieselbe aber überschreiten, sich dann in Winkelgäßchen verlieren, und endlich durch den Temple bei Templebar herauskommen und in the Strand einlenken, nachdem er dem zu Führenden einen flüchtigen Blick in die Fleetstreet erlaubt hat. So würde es in jeder andern Richtung mehr oder weniger gehen. Vom Customhouse rechts abwärts tiefer in die City hinab, ist ohnehin wenig zu erwarten; nicht viel in nördlicher Richtung gerade aus; Eleganz ist nur im Westende zu Hause; allein auch in die schönsten Theile führen kürzere Nebenwege durch unangenehme Partien, und man wird um so ärgerlicher, als man herrliche Straßen nicht zu verfolgen, sondern immer nur zu überschreiten hat. Auf der Surreyseite, Southwark, sind der unangenehmen Partien, namentlich der Weg abschneidenden, unendlich viele. Es ist also, um einen ersten guten Eindruck zu gewinnen, nöthig, so viel als möglich, den Hauptstraßen zu folgen, welche dann auch im ersten Moment das eigenthümliche Leben und Treiben in London im großartigsten Style zeigen. Wir nehmen wieder die erst bezeichnete Richtung zur Wohnung in the Strand an. Hat man den obern Theil der lower Thamesstreet passirt, und sich durch das außerordentliche Gedränge der Menschen und Thiere hindurchgearbeitet, so lenkt man in Fishstreethill ein, bis zum Monumente, wendet sich dann links, um sogleich einem der großartigsten Anblicke zu begegnen, nämlich der ganz neu geschaffenen Avenue zur Londonbridge, wo jener, welcher London seit mehreren Jahren nicht mehr gesehen hatte, sich kaum zurecht finden kann, und von Bewunderung über die demolirende und dann neu schaffende Thätigkeit der Engländer hingerissen wird. Wo sonst Winkelstraßen lagen, präsentirt sich jetzt einer der großartigsten Plätze zu einer der schönsten und belebtesten Brücken der Welt. Während man sonst, um zur Bank zu gelangen, die Gracechurchstreet und dann die Lombardsstreet zu passiren hatte, wenn man sich nicht in Winkelgäßchen verlieren wollte, hat man jetzt eine herrliche, neue, breite, direct zum Ziele führende Straße, die City King Williamstreet, vor sich. Diese Neuerung bildet ein prächtiges Ensemble, welches wie auf einen Zauberschlag entstanden zu seyn scheint. Auf dieser Avenue zur neuen Brücke herrscht meist eine Lebhaftigkeit, welche allen Glauben und jede Beschreibung übersteigt, und vorzüglich dazu gemacht ist, in jenem, der Großartiges liebt, den vortheilhaftesten Eindruck hervorzubringen. Man kann mehrere Minuten auf der einen Seite der Straße stehen und den Augenblick ablauern, durch das Heer von Fuhrwerken aller Art, von denen manche im stärksten Wettlaufe begriffen sind (vorzüglich die Omnibusse) auf die andere Seite zu gelangen, und oft ist dieß Hinübereilen ein wahres Kunstwerk (hairbreadth escape, haarbreites Entweichen). Es ist nicht selten mit Lebensgefahr verbunden, welche leider nur zu häufig nicht bei bloßer Drohung bleibt, sondern mit einem Todesfall begleitet ist, wie es aus den Coroners inquests (gerichtlichen Todtenbeschauen) hervorgeht. In der Gegend der Bank öffnet sich nun ein neuer, großartiger Anblick. Diesen gewähren die Straßen selbst, aus denen, wie aus drei geöffneten Thoren, eine losgelassene Menschenwelt stürzt (King Williamstreet, Lombardstreet, Cornhill, letztere in der Verlängerung Leadenhallstreet), und das großartige, eigenthümlich düster majestätische Bankgebäude mit der gegenüber liegenden Börse. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Welche bekanntlich diesen Sommer abbrannte.

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Ausflug von Temeswar über die Karpathen nach Hermannstadt.

(Schluß.)

Deva soll ehehin eine berühmte dacische Stadt und stark befestigt gewesen seyn, wofür die den Ort noch umgebenden Schanzen zur Genüge sprechen. Vor 125 Jahren benutzte der General Steinville diese Schanzen zu einer neuen Befestigungsanlage, da auch von ihm Deva für einen strategisch wichtigen Ort gehalten wurde, um Siebenbürgen von dieser Seite gegen einen feindlichen Angriff zu decken. Deva ist auch der Ort, wo 1555 Johann Török den Türken eine fürchterliche Niederlage beibrachte, als diese es versuchten in das Land einzudringen. Hier soll auch der letzte König der Dacier, Decebalus, der vom Kaiser Trajan auf das Haupt geschlagen worden, begraben liegen. Die vielen Wechselfälle, denen Deva als Gränzort ehehin ausgesetzt war, sind denn auch Ursache, daß der Ort so tief gesunken ist, denn gegenwärtig ist er nicht mehr als ein Marktflecken mit 5800 meist walachischen Einwohnern, unter denen einige Magyaren und Bulgaren leben. Als Hauptort des Comitats, hat in demselben die Tabula Continua oder Comitatsbehörde ihren Sitz, so wie auch ein Post- und Dreißigstamt vorhanden sind. Die Rebe gedeiht in hiesiger Gegend vortrefflich, und liefert einen kostbaren Trank, aus dem selbst Ausbrüche bereitet werden. Auch Obst wird in Menge und in vorzüglicher Qualität erzielt, wie denn auch Deva ob seiner schönen Pfirsiche im ganzen Lande berühmt ist. Sehenswerth ist das in hiesiger Nähe gelegene Kupferbergwerk bei Kis-Muntset, wo auch merkwürdige Petrefacten am Fuß eines Kalkhügels gefunden werden. Von Deva aus gelangt man über Szantofatra und Piski in den an Feld- und Gartenfrüchten jedweder Art überaus fruchtbaren Brooser Stuhl, und zuerst nach Szászváros oder Broos (Villa St. Ambrosii), ein sogenannter freier Marktflecken, wo man beim Eintritt eine Steinschrift über dem Thorweg erblickt, der zufolge Kaiser Joseph II im Jahre 1773 diesen Ort passirt hat. In der Mitte des Ortes steht ein mit doppelten Mauern, Thürmen und Wassergraben umgebenes Kirchencastell, das aber raschen Schrittes seinem Verfall entgegeneilt. Die Einwohner, etwa 5500 an der Zahl, sind größtentheils Magyaren von der reformirten Glaubenslehre, unter welchen sich aber auch Sachsen und Walachen aufhalten. Außer seinen vier Kirchen und einem Gymnasium hat der Ort nichts Ausgezeichnetes. Doch dürfen die in seinen Umgebungen wachsenden Melonen und Nüsse nicht übergangen werden, welche ihrer besondern Größe und Güte wegen überall geschätzt sind. Das weiterhin an der Straße gelegene Mühlenbach überrascht durch seine altdeutsche Bauart, deutsche Sprache und deutsche Sitten, welche hier zumal wieder auftauchen. Seine Lage ist höchst freundlich in einem größtentheils von Weinreben umgürteten Thale, das der Mühlenbach und Stregarbach durchfließt. Der Ort behauptet die Rechte einer kaiserlichen Freistadt, und ist mit Mauern umschlossen, durch welche zwei Thore führen. Sein Umfang ist jedoch klein, denn nebst seinen zwei Vorstädten zählt er nur 700 Häuser mit 4250 Einwohnern, die zum Theil Sachsen oder Deutsche, zum Theil Walachen sind, welche sich hauptsächlich vom Weinbau und etwas Feldbau nähren, nebstbei auch Tuchweberei und andere Gewerbe betreiben. Die Walachen beschäftigen sich auch mit dem Goldwaschen am Stregarbache, welcher häufig Goldsand wie auch Titan-Erz führt. Die Siebenbürger Sachsen sind zwar schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert eingewandert, aber keineswegs alle aus Sachsen. Zur Zeit ihrer Niederlassung wurde jeder Deutsche Sachse genannt, wie gegenwärtig in Ungarn Schwabe, und so blieb ihnen diese Benennung. Schon von König Geisa II erhielten sie eine Constitution, wodurch sie sich inmitten fremder Nationen als ein unvermischtes und selbstständiges Volk zu erhalten im Stande waren. Sie sprechen unter sich eine Mundart, die von der heutigen deutschen Sprache sehr verschieden ist, und die sächsische genannt wird; indessen spricht jeder nur einigermaßen gebildete Sachse auch hochdeutsch, welches er von Kindheit auf zugleich mit seiner Muttersprache erlernt, und eben so gut auch walachisch. Nördlich von Mühlenbach eröffnet sich eine herrliche Aussicht in ein schönes und breites Thal, welches sich bis Carlsburg hinzieht. In dieser Thalebene (das Brodfeld genannt) war es, wo der berühmte siebenbürger Waiwode, Stephan Bathory, vereint mit dem Temeswarer Ban Paul Kinisi, das durch den eisernen Thorpaß vorgedrungene türkische Heer unter Ali Beys Anführung im Jahre 1479 auf das Haupt schlug und über 50,000 Türken tödtete. Ueber den rohen Zustand damaliger Sitten gibt uns das Fest, durch welches dieser glänzende Sieg auf der Wahlstatt gefeiert wurde, einen merkwürdigen Beleg. Die blutigen Leichname der Türken wurden nämlich als Tische aufgehäuft, und darauf geschmauset und gezecht; Kriegslieder und Tänze machten den Beschluß, bei welchen Paul Kinisi, Ban von Temeswar, ohne eine Hand zur Hülfe zu nehmen, den Leichnam eines sehr starken Türken mit den Zähnen von der Erde hob und damit im Kreise herumtanzte. Zu Mühlenbach starb im Jahre 1540 Johann Zapolya, König von Ungarn.

Der Weg von hier nach Hermannstadt zieht sich abwechselnd über Höhen und durch engbegränzte Thäler südwärts hin. Nachdem man endlich auf der neuen Straße den steilen Hamlascher Berg umgangen hat, erreicht man jenes schöne und fruchtbare Thal, in dessen Mitte sich das Ziel unserer Wanderung, das liebliche Hermannstadt, höchst anmuthig erhebt. Himmelanstrebend dehnt sich die Bergkette vor dem Angesicht hin, eine unbezwingliche Gränzmauer bildend, zwischen welcher das Schloß des rothen Thurmpasses, die einzig mögliche Verbindung mit der Walachei, sich erhebt. Der mächtige Szurul, einer der größten Riesen Siebenbürgens, streckt sein kahles Haupt aus dem Dunkel der Tannenwälder empor, oft noch mit Schnee bedeckt, während die Fluren der Ebene im saftigsten Grün und mit tausend Frühlingsblumen gleich einem buntfarbigen Teppich längs dieser Gebirgswand sich ausbreiten.

Vermischte Nachrichten.

Unter den Clanhäuptlingen Hochschottlands, und überhaupt unter allen, selbst im schottischen Niederlande geborenen vornehmen Herren, wenn sie überhaupt mit Clans verwandt sind, ist eine wahre Manie eingetreten, im Plaid ihres Clans oder irgend einem willkürlich gewählten Familienplaid bei öffentlichen Gesellschaften aufzutreten. (Literary Gazette vom 20 October.)

In Oberägypten sollen gleichfalls Goldminen entdeckt worden seyn. (ibid.)

Man hat die Probe gemacht, bei der Dampfschifffahrt Pech (nämlich von dem bekannten Pechsee auf Trinidad) mit den Kohlen zu vermengen, und der Erfolg soll sehr günstig gewesen seyn. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 309.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

5 November 1838.

Anblick von Cairo.

(Aus Lord Lindsay's Letters on Egypt, etc.)

So sind wir denn hier in Cairo, der Stadt des Siegs, der Tochter der Fatimiden und der Braut Saladins, in dem Tyrus des saracenischen Handels und der Tausend und Eine Nacht in jener spätern Zeit, wo die Flamme des arabischen Ritterthums ausgebrannt war. Von einer benachbarten Höhe herab betrachtet, ist es immer noch Groß-Cairo, aber bei der Enge der Straßen, die ein wahres Labyrinth von Gängen bilden, und bei dem allgemeinen Ansehen von Verfall kann man dem Innern der Stadt diesen Beinamen nicht geben. Saladin schläft zu Damaskus und seine Familie überlebte ihn nur wenige kurze Generationen lang, ein Geschlecht von Sklaven folgte ihm, cirkassische Sklaven, die nacheinander aus der Sklaverei auf den Thron dieses „niedrigsten der Königreiche" erhoben wurden, 250 Jahre vor 1517, wo Selim der Große es eroberte; ihre Todtenstätte ist einer der interessantesten Gegenstände zu Cairo. Wenn man eine halbe Stunde ungefähr in die Wüste hineinsieht, so erblickt man eine Stadt von Gräbern und Moscheen, die glänzendsten Dome, Pfeiler von der ausgesuchtesten saracenischen Bauart, und die schlanksten, luftigsten Minarets, die man sich denken kann, erheben sich aus der Wüste gleich einem orientalischen Venedig: nie sah ich einen entzückendern Anblick, als diese Stadt der Todten, während der Glanz der Abendsonne ihre stillen Gänge übergoß. Wenn man näher herankommt, findet man freilich mit Bedauern, daß alles dieses bereits zerfällt, schon lang: ruft hier der Muezzin nicht mehr zum Gebet, und einige elende Araber sind die einzigen menschlichen Bewohner dieser hohen Höfe und Zimmer. Nachdem wir durch die weit ausgedehnten Gräber geritten, stiegen wir einen der Sandberge hinan, welche die einsame Gräberebene von der Stadt Cairo trennen. Welch ein Anblick! Cairo mit seinen tausend Minarets und dem geschäftigen Gesumme von Menschen, welches für die immer noch dichte Bevölkerung zeugt, und dann auf der andern Seite das öde, schweigsame Thal der todten Sultane, das kein Strahl der Sonne mehr erhellte; es war ein seltsamer Contrast!

Die Sonne sank tiefer, und während wir noch in den Anblick versunken waren, wurde von der Citadelle der die Kanone gelöst, welche das gänzliche Verschwinden der Sonne ankündigte. Der Mond erhob sich jetzt glänzend über uns, und in tiefem Sinnen über Vergangenheit und Gegenwart ritten wir langsam durch die bunte Menge, womit diese seltsame Stadt bevölkert ist, und die sämmtlich emsig darüber aus war, ihr Abendmahl zu bereiten. Wir sind jetzt an orientalische Gegenstände ziemlich gewöhnt, aber die ersten drei oder vier Gänge durch die Bazars kamen uns vor, wie ein Besuch in einer andern Welt, da die vorüberziehenden Gegenstände, wenn auch der Einbildungskraft vertraut, doch dem Auge nicht minder seltsam erscheinen: wohl genährte Damen, vom Kopf bis zum Fuße verschleiert und von ihren Sklaven gefolgt, watschelten daher, Harems, begleitet von schwarzen Eunuchen, genossen auf Eseln der frischen Luft, Araber auf ihren Dromedaren, reich gekleidete Beduinen-Scheikhs auf ihren muthigen Rossen, Türken mit ihren langen Pfeifen und Yatagans, Wasserträger, Büffel, halbnackte Santons, Ausrufer, die kleinen Läden auf beiden Seiten der Straßen, deren Eigenthümer mit gekreuzten Beinen und rauchend dasaßen, alles erinnerte uns an Tausend und Eine Nacht und Harun Erraschid. Nur in Einem Punkte ist eine große und glückliche Veränderung vorgegangen; die Beleidigungen, denen sonst Christen ausgesetzt waren, sind jetzt unbekannt. Welche Meinung man auch über des Pascha's innere Politik hegen mag, die Reisenden danken ihm viel, denn durch sein ganzes Gebiet, wenigstens in Aegypten und Syrien, kann man in fränkischer Kleidung mit vollkommener Sicherheit reisen.

Ich fürchte von den wenigen wahren Verbesserungen, die der Pascha einführte, wird kaum Eine ihn überleben, als etwa seine Bäume: er hat in der Nähe von Cairo zweimalhunderttausend Olivenbäume gepflanzt, und hofft, daß sie ihm in wenigen Jahren einen Thaler der Baum abwerfen sollen. Wir ritten mitten durch diese Pflanzung, und waren entzückt davon, doch mehr noch von den Gärten Ibrahim Pascha's, die auf der Insel Roda angelegt und allenthalben von kleinen Bewässerungskanälen durchschnitten werden, die theils aus gebauenen Steinen bestehen, theils bloß in die Erde gegraben sind, und durch die das Wasser von einem in den andern geleitet wird, indem man es

Digitized by Google

mit dem Fuße laufen läßt oder zudämmt, wie zu Moses Zeiten. Auf der Insel Roda steht auch der Nilmesser, ein in Grade abgetheilter achteckiger Pfeiler, auf welchem das Steigen des Flusses während der Ueberschwemmung bezeichnet wird. Wir besuchten denselben, doch ist er kaum des Sehens werth, und man darf sich wohl auf die Angaben der Regierung über das Steigen des Nils nicht verlassen; denn der Pascha macht die Höhe nach Gefallen bekannt, und wenn er Geld bedarf, so hat die Ueberschwemmung gewiß die rechte Höhe erreicht.

Wir setzten von der Insel hinüber nach Alt-Cairo, und zogen über Trümmerhaufen, den Ruinen des ägyptischen Babylons, nach dem koptischen Kloster, und von da zu den Gräbern der Mameluckenbey's, die zwar an Großartigkeit denen der Sultane weit nachstehen, doch aber immer einen höchst interessanten Anblick darbieten. Seltsamerweise hat Mehemed Ali hier ein großes Grab für sich und seine Familie errichtet: es ist von roher Arbeit, aber enthält mehrere Säle mit hohen Domen, der Grabmäler sind bereits viele und alle tragen Inschriften mit goldenen Buchstaben.

London.

(Fortsetzung.)

Ungeheuer ist das Gedränge und Treiben der ab- und zugehenden Menschenmasse, und der Eindruck ein fast betäubender. Jeder lichte und ruhige Blick läßt aber dem Beobachter eine auffallende Scene beschauen; große, graulich düstere, Ernst mittheilende Gebäude, die Bank, Börse, the Mansion House, die großen breiten Straßen, die so eben benannten Zugänge, die breiten Trottoirs, von deren außerordentlichen Bequemlichkeit man nun mit jedem Schritte mehr überzeugt wird, das Getös, Geraffel, Getobe der unzähligen Fuhrwerke, von denen die meisten in Sturmes Eile in Mitte der Straßen hin- und herrennen, die sich drängende, schnell hin- und hereilende, alle Hemmung mit Hand und Fuß beseitigende Menschenmenge auf den Trottoirs; reichgefüllte Kaufmannsläden, einer am andern an der Häuserreihe, die schnurgerade Richtung der Scene mit der hervorragenden Kuppel von St. Paul am obern Ende, alles dieß ist fast überwältigend und einen gewissen Schauder der Ehrfurcht erregend.

Man ist in Cheapside. Am Ende angekommen, hat man, um der vorgeschriebenen Bestimmung zu folgen, sich links nach St. Paul zu wenden; der Eindruck, den dieser sich auf einmal in seiner Größe präsentirende Tempel auf den Wanderer macht, ist bleibend, neuer Natur, und bringt die schon beengte Seele zu außerordentlicher Spannung. Nach einem kurzen Gange auf einem Halbkreise um die Kirche in beengter Scene lenkt man in Ludgatestreet ein und am Ludgatehill präsentirt sich wieder ein ganz neues Bild, nämlich eine quer wogende Menschen- und Fuhrwerkmasse auf dem breiten, offenen Bereiche der Einmündung in die Fleetstreet gerade aus, der Blackfriarsbridgestreet links, und der Farringtonstreet rechts; wohl wird diese Avenue zur Brücke von der zur Londonbridge nicht übertroffen, ist aber nicht viel weniger frequent, eigenthümlicher Art, antiker (d. i. weniger modernisirt), indem hier der eigentliche Kern der alten Stadt liegt. Der Eindruck gewinnt die alte Richtung, nämlich der Betrachtung des merkantilischen Volksthümlichen. Hat man nun die Barriere des Antiken englischer Art, Templebar, eine Art Thor am Ende von Fleetstreet, passirt, so lenkt man über Pickitt Place endlich in the Strand ein. Hier öffnet sich nun wieder eine neuere, modernere Welt; die Straße, noch offener, freundlicher, über die großartige Düsterheit des Sommersethouse hinaus, die schöne Avenue zu einer der schönsten Brücken der Welt, Waterloobridge; das Ende der Straße, von ferne eine einzige Oeffnung, in der Nähe aber sich großartiger erweiternd, von architektonisch großartigern Gebäuden besetzt, führt endlich nach dem freien und offenen Platz Charingcroff (Trafalgar place), wo rechts das ungeachtet seiner Mängel in der Bauart für eine Nationalgalerie bestimmte imposante Gebäude endlich die Aussicht auf die ausgezeichneten Gebäude gegen Haymarket zu (italian Opera house ꝛc.) und die vornehme Stadt den alten, schon empfangenen Eindruck nicht so sehr vermehren, als fast verwischen und mit einem eigenen ersetzen, dem Eindruck der vornehmen Großartigkeit im Gegensatz mit der bloß merkantilischen Großartigkeit; eine dritte möchten wir die vornehm-mercantilische nennen, z. B. in Bondstreet, Regentstreet u. s. w.

Aehnlich verhält es sich mit dem Eindruck bei jedem andern Vorwärtsschreiten von der City aus, nur in einem stärkern Grade, wenn man z. B. nach Orfordstreet zu wandern hätte, oder überhaupt in ein mehr nordwestliches Quartier. In diesem Falle würde man sich am Ende von Cheapside bei St. Paul's, der eigentlichen Gränze der entschiedensten Mercantilität, statt links, nach rechts zu wenden, und vorerst einen Blick auf das imposante neue Postgebäude, rechts gegen Aldergatestreet hin, zu wenden haben, der an den großen Verkehr erinnert. Man passirt hierauf Newgatestreet, und steht dann bald am Ende derselben an dem links liegenden, den Straßenwinkel bildenden Newgate, dem Repositorium der Verbrecher, entweder solcher, die erst abgeurtheilt werden müssen, oder schon verurtheilt sind, und nur erst das Losungswort zur Vollziehung des Urtheils erwarten.

Läßt man durch diesen trüben Anblick nicht zu sehr sich niederdrücken, so wandert man getrost voran, Holbornhill hinauf, links und rechts Kaufmannsladen an Kaufmannsladen, wie in Cheapside, betrachtend, und freut sich am Anblick der breiten Straße, die von voriger eine ganz verschiedene Physiognomie hat, weidet das Auge an der langen Aussicht, und mit dem Blick in viele schöne Seitengassen, aus welchen da und dort schon ein Square hervorschaut, und harrt, was da kommen wird. Dieß zeigt sich bald. Kaum hat der Wanderer die Broadstreet und die gleichsam zur Erhöhung des Contrastes absichtlich verengerte Highstreet durchgangen, so zeigt sich in ihrer ganzen unabsehbaren Länge, in ihrer majestätischen Breite, die Orfordstreet, voll Leben, Handel und Thätigkeit, in diesem Punkte der Physiognomie der Straßen der City gleich; allein nach Ansehen, Heiterkeit, Lage, vor allem aber durch die Seiten-

Digitized by Google

aussichten, in die neuesten und schönsten Partien der Stadt specifisch verschieden. Gleich mit dem Eintritt in die Straße gewahrt das Auge links die schöne Tottenhamcourtroad; der ausgezeichnetste Anblick erwartet aber den so Vorbereiteten und Gespannten bei der Ansicht der die Oxfordstreet durchschneidenden Königin aller Straßen der Welt, der Regentstreet.

Doch bis hieher und nicht weiter, in Bezug auf den ersten, nach vorgeschriebener Weise vorbereiteten Eindruck, den London hier auf den angekommenen Neuling macht. Wir rathen nun dem, der seinen ersten Eindruck so weit hat gedeihen lassen, den ferneren Eindruck durch den Besuch eines Parks zu beginnen, nachdem auf diese Weise in kürzester Zeit das eigentliche Bild Londons sich der Seele eingeprägt hat, stufenweise, nach der Natur des Gegenstandes; die Stufen sind unverkennbar, und in keiner andern Stadt der Welt so außerordentlich gezeichnet, als in London. Es kömmt übrigens, theils des Interesses, theils des Contrastes wegen, sehr darauf an, von woher der Fremde gekommen, welche Städte er schon gesehen oder liebgewonnen hat. Mag er übrigens alle großen Städte des Continents gesehen, mag er sich lange in denselben aufgehalten, mag er viele derselben bis zur parteiischen Vorliebe lieb gewonnen haben, so wird dieß im Ganzen nicht schaden, weil London, so wie im Ganzen jede andere englische Stadt, gänzlich verschieden ist von allen andern Städten der Welt. Er braucht sich auch nicht heimlich zu ärgern, frühere Begriffe von Größe aufgeben zu müssen, wenn er z. B. das immer und immer gepriesene, das oft mit dem Namen einer Weltstadt beehrte Paris, in Bezug auf Größe, Ausdehnung, Anlage, Majestät der Straßen und offenen Plätze, gegen London in dem Maaße zusammenschwinden sieht, daß es gegen die ungeheure Stadt wie ein ungeheures Dorf erscheint. Paris hat den größten Ruf, den größten Zeitungsnamen: es ist despotisch, gebietend, imponirend durch ein ewiges Gerede. Aber wie viele sind in Paris schon getäuscht worden; wie vielen haben die engen, abscheulich schmutzigen, winkeligen, mit überdoben Häusern besetzten Straßen dieser Stadt nicht gefallen; wie viele sind in ihren Vorurtheilen über das Louvre (als Gebäude), die Tuilerien, deren Garten, über die Seine und deren Brücken auf die allerunangenehmste Weise getäuscht worden, und oft so sehr, daß die prächtige Chaussee d'Antin, Rue de Rivoli, die Boulevards sie kaum mehr versöhnen konnten? Noch auffallender aber ist dieß Zusammenschwinden der Größe von Paris für jene, welche direct von London kommen. Der Mangel der Trottoirs, die Kleinheit der öffentlichen Plätze, die außerordentliche Gedrängtheit im Centrum der Stadt, der unbeschreibliche Schmutz bei schlechtem Wetter, die geringe Reinlichkeit beim schönsten, die gegen die Themse bacharrtige Seine, die paar Kähne und das Duodezdampfboot auf derselben gegen die Schiffe aller Art im Londoner Hafen, die steifen französischen Gartenanlagen gegen die englischen Parke. Die Menschenmasse von Paris, wie sie sich auf den Straßen bewegt, und die ganze Thätigkeit und Lebhaftigkeit derselben ist gegen die Londons außerordentlich unbedeutend; Alles scheint in Paris todt oder nur zu kriechen, die Omnibusse und andere Fuhrwerke scheinen zu schleichen; — in London sind Menschen und Pferde in den belebten Straßen in beständigem Wettlaufe. Nachts ist Paris, so hell es jedem aus andern Städten des Continents Kommenden erscheinen mag, gegen das unendlich erleuchtete und beleuchtete London düster und todt; befindet man sich zu irgend einer Tageszeit in den Tuilerengärten in Paris, um das Carossengeräusch in der Rue de Rivoli und den angränzenden Straßen zu hören, so vernimmt man in der That ein immerwährend rasselndes Geräusch, allein dasselbe Geräusch in London, in Greenpark oder am Ende von St. James Park von Piccadilly her gehört, lautet wie ein immerwährender, ohrenbetäubender Donner. Die Situation hat viel Aehnliches, der Effect ist wesentlich verschieden, wie es Sitten, Gebräuche, Sprache, Physiognomie des Landes wie der Menschen und Bauart der Wohnungen beider Länder sind, und zwar so sehr, daß man glauben sollte, England und Frankreich lägen tausend Meilen von einander. In Bezug auf die mehrmal erwähnte Bauart ist die wesentliche Eigenheit des Englischen in diesem Punkte so groß, daß selbst das Holländische, welches von Vielen mit jenem gänzlich oder doch fast übereinstimmend gehalten wird, einen schneidenden Gegensatz macht, ungeachtet der vielerlei wirklich ähnlichen Verhältnisse.

(Fortsetzung folgt.)

Heiderabad.

(Aus dem Asiatic Journal. August 1838.)

Obgleich Randschit Sing der einzige wirklich unabhängige regierende Fürst Indiens genannt werden kann, so gibt es doch innerhalb der englischen Besitzungen noch andere Fürsten, mit denen in Folge des Systems der Nichtintervention das englische Gouvernement zu thun hat. Ungeachtet ihrer politischen Wichtigkeit sind doch die dem Nizam, einem mohammedanischen Fürsten, unterworfenen Districte Europa verhältnißmäßig wenig bekannt, da seit dem wiederhergestellten Frieden im ganzen brittischen Indien nichts die öffentliche Aufmerksamkeit darauf ziehen konnte, wie glänzend auch die Rolle war, die er früher spielte, und wie sehr auch seine Stellung die englischen Interessen in jenem Theile der Welt beschäftigte. Das Gebiet, welches der Fürst von Heiderabad inne hat, entstand aus den Trümmern eines Reichs, das einst durch die mohammedanischen Einfälle in Indien gegründet, aber durch häufige innere Veränderungen zerfallen und endlich in verschiedene kleine Staaten zertheilt worden war, und deßhalb den Waffen von Aurengsib leicht unterlag, bis es nach und nach fast ganz in die Gewalt der Mahratten fiel. Eine Verbindung mit der brittischen Regierung hat die Sache eines Landes gesichert, das vorher durch auswärtige Kriege und innere Revolutionen zerrissen war; doch da ihm die eigene Verwaltung gelassen ward, so ist der Fortschritt in der Cultur gerade nicht groß; man sieht, daß die Hindu ohne äußere Unterstützung nicht zu besserer Erkenntniß kommen können, da ihre Religion und ihre Politik sich gleich feindlich gegen erweiterte Kenntnisse oder allgemeinere Bildung zeigen. Der Reisende, der diese große und interessante Provinz durchwandert, sieht wenig mehr als Trümmer und Zerstörung; verlassene Städte, jetzt ein ungeheurer Steinhaufen, große Strecken fruchtbaren Landes, das unbebaut und wüste liegt. Obgleich ein Tafelland, geben Felsen und Berge ihm doch einen malerischen

Digitized by Google

Charakter, während die Trümmer von Gebäuden kaum an Schönheit von denen irgend eines andern Theils Indiens, wie prächtig sie auch seyn mögen, übertroffen werden. Die mohammedanischen Eroberer Hindustans, welche das Reich Shamane errichteten, haben in dem Bezirke von Golconda, wo sie vorzüglich herrschten, Denkmale ihrer Pracht hinterlassen, welche die Bewunderung und das Staunen des Reisenden um so mehr erregen, wenn er den Reichthum und Glanz früherer Zeiten mit der jetzt herrschenden Armuth vergleicht.

Wenige Tagemärsche von der Stadt Heiderabad entfernt, auf der Seite nach Bombay zu, ist das Land mit Felsen bedeckt, die sich aus der Erde erheben und mit einer Erdschicht bedeckt sind, die, obgleich dürftig, doch fruchtbar zu seyn scheint. Geht man weiter, so kommt man nach Puttun Churru, wo jetzt nur noch die Reste von Tempeln aus schwarzem Granit und der Name Puttun die Lage einer ehemaligen Stadt anzeigen, die, da dieser Name nur Plätzen von bedeutender Ausdehnung gegeben wird, beträchtlich gewesen seyn muß. Als wir in den Ruinen herumgingen, bemerkte einer unserer Gesellschaft eine Figur von schwarzem Granit, die ein Bild des Buddha zu seyn schien. Hier fanden wir auch mehrere jener schönen, doch melancholischen Erinnerungen an frühere Größe, die einem Lande so eigenthümlich sind, welches häufig seine Herren gewechselt hat, mohammedanische Grabsteine von schwarzem Granit, die Trümmern von Hindutempeln einer noch frühern Zeit entnommen zu seyn schienen; ein seltsamer Wechsel, der noch greller an einem Platze desselben Namens, Puttun, der frühern Hindu-Hauptstadt von Gujerat, hervortrat, wo prächtige Marmortempel einst als Grundlage zu mohammedanischen Gebäuden gedient hatten, welche ihrerseits wieder niedergerissen wurden, und einen unerschöpflichen Steinbruch bildeten für die Hindugebäude des jetzigen Mahratten-Regiments. Wie wir weiter vordrangen, wurde die Gegend immer schöner; die Ebene wechselte ab mit felsigen Hügelketten, bestehend aus ungeheuren Massen schwarzen Granits, und so phantastisch aufeinandergehäuft, daß man glauben könnte, menschliche Kunst habe sie so geordnet, wenn die Aufgabe für menschliche Kraft nicht augenscheinlich zu groß wäre. Die Eingebornen schreiben diese außerordentlichen Felsenthürme nach ihrer gewöhnlichen Art, sobald irgend etwas durch Natur oder Kunst Hervorgebrachte ihre Fassungskraft übersteigt, den Göttern zu. „Als der große Baumeister des Weltalls, sagen sie, die Erde vollendet hatte, warf er die Abgänge und übriggebliebenen Steine auf den Fleck, wo wir jetzt stehen.“ Doch gibt diese naive Lösung des Geheimnisses keineswegs eine gehörige Idee von der Art, wie diese Riesenspitzen aufeinandergeworfen sind, ein ungeheurer Felsblock auf dem andern, jeder deutlich ein einzelnes Stück für sich, der oberste aber, gemeiniglich der größte von allen, so lose auf die andern gelegt, daß es nicht größerer Anstrengung als die Berührung eines Kindes zu bedürfen scheint, um das ganze Gebäude übereinander zu stoßen.

Die Gesellschaft, überrascht von einem so unerwarteten und sonderbaren Anblick, machte häufig Halt, um diese seltsamen und furchtbaren Naturspiele zu betrachten, und trat, langsam weiter gehend, in ein Thal, das von ähnlichen Bergen umschlossen war, die sich in düsterer, furchtbarer Majestät zu einer beträchtlichen Höhe erhoben. Es ist der Phantasie eines Dichters kaum möglich, sich eine erhabenere Wildniß vorzustellen, als die düstere Großartigkeit dieses Amphitheaters mit seinen schwarzen, nackten, schrecklichen Spitzen, die in das dürre Thal herabdräuen. Eine kleine Abtheilung der Reiterei des Nizams gab der Gegend ein noch poetischeres Interesse. Diese wilden, kriegerischen, stets ausgezeichneten Gestalten in ihren glänzenden, polirten Waffen und prächtigen, bunten Gewändern bildeten Kriegergruppen, die den Augen der Europäer ein ganz neues Schauspiel entfalteten, denn die Wirkung solcher eben beschriebenen Scenen ist fast beunruhigend, er versetzt uns zurück in vergangene Zeiten oder zaubert uns Bilder einer phantastischen Welt ins wirkliche Leben. Und in der That trug Alles bei, solche Bilder zu unterhalten, denn unter dem Schutz eines großen Baumes, der in der Mitte des Thales wuchs, dem einzigen innerhalb vieler Meilen in der Runde, saß eine jener mysteriösen Gestalten, die in keinem Märchen fehlen. Wenn Ritter auf Abenteuer ausziehen, treffen sie gewöhnlich ein altes, krankes Weib oder einen Greis, die auf den Gränzen der bewohnbaren Welt leben, Wesen „so zusammengeschrumpft und so wild in ihrem Aeußern,“ daß sie der Menschheit gar nicht anzugehören scheinen. Der einzige Bewohner dieser Wildniß war ein mohammedanischer Einsiedler, der sich unter dem genannten Baum eine Hütte gebaut hatte, und jedem vorübergehenden wahren Gläubigen seinen Segen und einen Trunk reinen Wassers spendete. Das Thal war an seinem Ausgang außer seiner natürlichen Abgeschlossenheit noch durch Kunst befestigt. Eine Mauer mit einer Brustwehr und Schießscharten für Vertheidigungswaffen versehen verschloß den Eingang, und konnte in unruhigen Zeiten von dieser Seite Heiderabad recht gut sichern. Hinter diesen Werken dauert der felsige Charakter der Gegend immer noch fort, und während die kleine europäische Kafila oder Karawane dieses Defilée von demselben schwarzen Granitfelsen durchzog, bildete sie anmuthige Gruppen, wie die Reiter voraus und die Diener mit ihren verschiedenen Lastthieren, Elephanten, Kameelen, Ochsen, den finstern, traurigen Weg lang hinzogen. Da wir dem Lande fremd und für die interessanten Gegenstände nicht vorbereitet waren, welche uns im Lauf unserer Reise begegnen mußten, so wurden wir so überrascht, als aus dem Felsenmeere die Gräber der Könige von Golconda auftauchten, daß wir sie fast mit offenem Munde anstaunten. Kein Grashalm, kein lebendes Geschöpf war ringsum zu sehen, nicht einmal der Flügelschlag eines Vogels störte die feierliche Stille der Gegend; die Luft war vollkommen still, der blaue Himmel wolkenlos, und die ganze Natur schien in tiefe Ruhe versunken. In der Ferne erheben sich in einsamer Herrlichkeit und majestätisch jene glänzenden Steinhaufen, dem Andenken mächtiger Könige geheiligt, in schöner Uebereinstimmung mit den furchtbaren Felsen, deren Trümmer nur hier zu liegen schienen, um mächtiger als Worte in schweigender Beredsamkeit zum Herzen zu sprechen. Lange und begierig in lautloser Bewunderung blickten die Reisenden auf das wundervolle Schauspiel, unbeschreibliche, schmerzliche und doch freudige Gefühle erfüllten den Geist, hoben das Herz, und ergriffen die ganze Seele mit einer Art von Begeisterung.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bury Herald enthält über das Sinken des Quäkerthums Folgendes: Von den sechzehn Quäkerhäusern in der Grafschaft Suffolk sind jetzt acht geschlossen wegen Mangels an Gemeinden, und in den übrigen nimmt die Zahl der „Freunde,“ welche sie besuchen, fortdauernd ab. Als man einigen Mitgliedern der Gesellschaft der Freunde dieß mittheilte, schienen sie keineswegs darüber bekümmert, und es hat allen Anschein, als ob diese religiöse Körperschaft, wenigstens in der Grafschaft Suffolk, allmählich verschwinden werde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 310.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 November 1838.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Die ausgewanderten Boers.

Es ist gewiß eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Colonialgeschichte, daß eine Anzahl von vielen Tausend Colonisten das von der Regierung beschützte Land verläßt, um sich unter die wilden Stämme zu wagen, mit diesen auf eigene Faust zu unterhandeln, und sich ein neues Vaterland zu gewinnen, ja nöthigenfalls zu erfechten. Die Gründe dieses Ereignisses sind für den, welcher die Geschichte der Capcolonie in den letzten zwanzig Jahren verfolgte, kein Geheimniß. Seit der ersten Gründung durch die Holländer sind die Colonisten, welche allmählich große Land- und Heerdenbesitzer wurden, immer an der Südostküste des Landes fortgerückt; das Gebirge, welches Südafrika bildet, fällt in dieser Richtung in kurzen, von zahlreichen Thälern durchschnittenen Terrassen ab, welche zur Viehweide vorzüglich tauglich sind: je weiter gegen Osten, desto mehr Rindvieh- und Schafzucht, und desto weniger Ackerbau. Uebersteigt man das Gebirge gegen Norden und Nordosten, so fällt hier das Land in sehr breiten, flachen, ausnehmend trockenen Terrassen ab, die nur unmittelbar nach der Regenzeit dem Vieh Nahrung darbieten, und wo nur einzelne Oasen Ackerbau gestatten; weiter gegen Norden und jenseits des Garieps oder Oranjeflusses schreitet, aus Ursachen, welche bis jetzt noch ein Räthsel sind, das Trocknerwerden des Landes fort. Nur das gegen Nordosten streichende Gebirg und dessen Abfall gegen Südosten bietet günstigere Verhältnisse dar. Darum sind die holländischen Colonisten auch fortwährend in dieser Richtung fortgeschritten, und bis in den Anfang dieses Jahrhunderts herein, ja bis noch vor 10 Jahren wurden die benachbarten Kaffernstämme ohne weiteres ihres Landes beraubt. Das Fortrücken der Colonisten führte zu Händeln mit den Wilden, welche sich beeinträchtigt fanden, die Regierung — die englische wie früher die holländische — schickte Truppen, welche durch die Colonisten, die Boers, verstärkt wurden, die Wilden unterlagen, und der Friedensschluß gab stets den weißen Ansiedlern neues Land, neue Weidestrecken und oft auch das Vieh der Wilden, welche wie die weißen Ansiedler großentheils von Viehzucht leben.

Im Laufe dieses Fortrückens sind die Hottentotten nach und nach unterdrückt worden: man entriß ihnen ihre Heerden, die Kühnsten zerstreuten sich in die Wälder, wo wir sie jetzt unter dem Namen Buschmänner kennen, ein großer Theil wurde aufgerieben, und der Rest blieb als Sklave den holländischen Boers. Obwohl in dieser Lage mancher Mißhandlung, mancher schreienden Willkür ausgesetzt, wurde doch ihr Loos nie so hart, als das der westindischen Neger: sie waren erbliche Knechte, mit welchen der Herr meist die Arbeit theilte, und zu schwer konnte im Allgemeinen der Druck nie werden, da die Flucht zu den noch freien umher wandernden Hottentottenstämmen oder zu den Buschmännern immer offen stand. Die Mehrzahl gehorchte dem eingedrungenen, physisch und moralisch stärkern Stamm, und dieser konnte auch der des Landes kundigen Knechte nicht wohl entbehren, weil der weitläufige Landbesitz, die Jagd der wilden Thiere und die Sorge für das Vieh mehr Menschen erforderte, als der weiße Stamm liefern konnte. Unter diesen Umständen wuchs ein kraftvoller, auf seine Unabhängigkeit und seine Herrschaft über den unterworfenen Stamm trotziger Bauernstand heran, und entwickelte sich ungehindert zwei Jahrhunderte lang.

Nun trat auf einmal die englische Regierung dazwischen, erließ Verordnungen zur Befreiung der in die Knechtschaft hinabgestoßenen Hottentotten, und ergriff Maßregeln, um der gewaltsam fortschreitenden Ausbreitung der Boers Einhalt zu thun. Diese Maßregeln sind allerdings löblich, doch waren sie, namentlich die erstere, gewiß auch von dem Wunsche eingegeben, das unbändige Geschlecht der Boers, über welche die Regierung nur eine geringe Gewalt ausübte, zu schwächen. In derselben Absicht suchte man auch die Ansiedlung von Leuten englischen Stamms zu bewirken, doch mit geringem Erfolg, da der gebildete Theil der Ansiedler bei dem ungewohnten Klima und den Beschwerden einer neuen Ansiedlung großentheils zu Grunde ging und die übrigen den Boers an Bildung und Sprache zu nahe standen, um nicht allmählich sich an sie anzuschließen.

Die Freilassung der Hottentotten und ihrer Abkömmlinge, namentlich auch der Bastard-Hottentotten, welche aus unehelichen Verbindungen von Boers mit Hottentottenfrauen hervorgegangen waren, mußte für die Boers ein Donnerschlag seyn, namentlich

Digitized by Google

da, wo die Viehzucht vorherrſchte. Eine große Unzufriedenheit gab ſich alsbald kund, es kam zu Widerſetzlichkeiten gegen die Regierung, welche freilich bald beſchwichtigt wurden, wobei aber einige Boers eine tollkühne Tapferkeit zu Tage legten. Zu allem dem kamen noch die Miſſionäre, welche mit ihren Bemühungen zur Ausbreitung des Chriſtenthums auch zugleich die chriſtliche Lehre von der allgemeinen Gleichheit aller Menſchen unter den armen Hottentotten predigten und ſomit der engliſchen Regierung und ihren Verordnungen zu Hülfe kamen. Aber die Boers ſind ein Geſchlecht, mit welchem nicht zu ſcherzen iſt: ſie fühlten wohl, daß ſie zur offenen Widerſetzlichkeit gegen die Regierung zu ſchwach ſeyen; aber ſie wollten ſich deren Verordnungen nicht unterwerfen, und zu dem Ende entwarfen ſie den Plan, ſich derſelben durch Auswanderung zu entziehen, und ſich mit ihren Heerden und Sklaven auf ein Gebiet zu begeben, wohin die Herrſchaft der engliſchen Regierung nicht reiche. Eine kleine Anzahl zog voran, um das Land auszukundſchaften, und mit den eingebornen Häuptlingen Verträge zu ſchließen. Letzteres mißglückte: einer ihrer Anführer, welcher mit Dingaan, dem Nachfolger des berüchtigten Chaka, einen Vertrag unterhandeln wollte, wurde mit 60 ſeiner Leute verrätheriſch ermordet; aber die Boers rächten ſeinen Tod in mehreren blutigen Gefechten, und jetzt ſchienen ſie außer Gefahr für ihre Niederlaſſung, als deren Hauptort ſie Port Natal, von ihnen Port Holland genannt, zu betrachten ſcheinen. Der eben erwähnte Chaka hatte auf ſeiner blutigen Laufbahn mehrere Stämme unterworfen, welche ſich jetzt, als ſein Nachfolger von den Boers angegriffen wurde, empörten, was den Letztern ſehr zu ſtatten kam.

Die Nachrichten, welche wir von dieſem außerordentlichen Ereigniß erhalten, kommen uns nur von engliſcher Seite zu, und es iſt ihnen nicht ganz zu trauen, da die Engländer geneigt ſind, das den Boers zuſtoßende Unglück zu übertreiben; denn allen Nachrichten zufolge ſind dieſe von Haß gegen die Engländer erfüllt, und werden in keinen Verkehr mehr mit ihnen treten wollen. Vielleicht bietet ſich unter dieſen Umſtänden Holland Gelegenheit dar, wieder an der Küſte von Afrika feſten Fuß zu faſſen.

London.

(Fortſetzung.)

Wir haben den Neuangekommenen vom Cuſtomhouſe, oder überhaupt von der natürlichſten Route (der Waſſerroute), herbegleitet, haben ihn ſo geführt, daß er ſtufenweiſe das ganze Element Londons kennen lernte; eigenthümlich iſt aber der Eindruck wieder, wenn dem Raum nach entgegengeſetzte Localverhältniſſe vorerſt auftreten; dieß wird der Fall ſeyn, je nachdem der Fremde in die Stadt tritt. Sollte er in einer, unſerm Ankommen ganz entgegengeſetzten Richtung herkommen, ſo würde er auch ein umgekehrtes Verhältniß der Natur ſeines Eindruckes wahrnehmen: er käme zuerſt in die vornehmſte Region, welche von der von Poplar und Wapping wie Tag und Nacht verſchieden iſt, und zwar ſo, als lägen auch hier ganze Provinzen dazwiſchen. Wir laſſen den Reiſenden von Bath herreiſen. Er paſſirt vorerſt an der Seite deſſen vorbei, was der Stadt einen vorzüglichen Reiz gewährt — eines Parkes; — er hat Hydepark zur Linken, bald Greenpark und den Kingsgarden zur Rechten, vor ſich einen herrlichen Proſpect der Stadt, über Gebäude, Geſträuch und Bäume hinweg, die majeſtätiſch hervorragende Weſtminſterabtey, die Gebäudegruppe am St. Jamespark, den Park ſelbſt mit den angenehmen Gewäſſern in demſelben, und vor Allem dem unvergleichlichen Grün und der Menge Luſtwandler auf demſelben; die Gebäude zur Linken traten wegen der Erhebung des Hydepark nicht ſo ſehr hervor; — man ſchenkt der nicht fernen ehernen Statue des Herzogs von Wellington einen Blick, und nähert ſich dann dem Hydeparkcorner, welches einen unvergleichlich ſchönen Anblick gewährt. Auch hier ſind in neueſter Zeit ſolche verſchönernde Neuerungen vorgenommen worden, daß ſich jener, der London früher ſah, hier, wie in der Gegend der Londonbridge, kaum mehr zu recht finden wird. Der links liegende, mit dem Gitterwerke des erſten Hauſes in Verbindung ſtehende Eingang in den Park, the Screen genannt, ſtellt drei, mit prächtigeSäulen gezierte, unter ſich verbundene, triumphbogenartige, mit trefflichen Bronzethoren geſchmückte Einläſſe vor; das erſte Haus ſelbſt iſt das Apslephouſe, die Wohnung des Herzogs von Wellington.

Alles iſt großartig, prächtig, faſhionable, reich, überreich, Luxus und Ueppigkeit verkündend, wo nur ein Fenſter ein wenig aufſteht, ſieht hochtrabend und ſtolz der Reichthum durch; unbeſchränkt iſt der Blick von hier aus, die eine, die rechte Seite dieſer prächtigen Avenue hat keine Gebäude; die Ausſicht iſt in den Greenpark. Die Häuſerreihe fängt erſt mit dem St. James-Quartier an, Berkleyſtreet und Berkleyſquare gegenüber, wo dem Blick nichts als Großartigkeit begegnet, wenn auch gleich nicht in untadelhafter Architektonik. Bald verſenkt ſich der Blick in die prächtige St. Jamesſtreet, deren Ende leider der in ſeinem äußern Anſehen ſchlechteſte königliche Palaſt der Welt verunſtaltet. Doch im nächſten Augenblicke nimmt ſchon wieder die Pracht und Großartigkeit des Bildes den ganzen Geiſt in Anſpruch; links oder rechts, dort der ausgezeichnete, die Regentſtreet unterbrechende Quadrant, rechts entweder der letzte Theil der ſo eben genannten Straße oder am Ende von Piccadilly die Gränze des eigentlich vornehm Großartigen dieſes Quartieres; wir ſind in Trafalgarplace (Charingcroß), wohin wir unſern Wanderer, welcher von entgegengeſetzter Seite kam, begleiteten; in weiterer Fortſetzung würden die umgekehrten Verhältniſſe des Eindrucks eintreten. Wir wollen nicht entſcheiden, welcher Weg für den erſten Eindruck günſtiger ſeyn möchte, von der City nach Weſtminſter oder umgekehrt; ſo viel iſt aber gewiß, daß bei allen Gegenſätzen nichts zu verlieren iſt, weil die mercantiliſche Großartigkeit des außerordentlichen Verkehres in der City, der Anblick des Hafens, durchaus ſich meſſen kann mit der vornehmen Großartigkeit des Luxus, der Mode und Pracht; — eine Verhältnißausgleichung, welche ſich wohl in keiner Stadt der Welt mehr findet.

Einen etwas verſchiedenen Eindruck von dem durch Pic-

Digitized by Google

cadilly macht der Eintritt in die Stadt durch die Oxfordstreet. Die Avenue liegt höher und freier; zur Rechten hat man die ganze Aussicht über den Hydepark bis an den fernen, das großartige Bild umsäumenden Horizont; links eine häufig mit Häuser- und Straßengruppen unterbrochene Landschaft, in weiter Ferne Primrosehill, das ganze Bild überragend, mit dazwischen liegendem Regentspark; vor sich eine ungeheure Häusermasse, bunt durch einander, und im weiten Horizont mit dickem Nebel bedeckt (wenn nicht auf der ganzen Stadt Nebel liegt, so ist die so eben beschriebene Partie immer am freiesten, heitersten, ja die Vegetation derselben ist im Frühling jener der City wenigstens um vierzehn Tage voraus); die breite Oxfordstraße theilt diese ungeheure Häusermasse. Da in dieser Straße, wie schon erwähnt, in der Nachbarschaft der aristokratischen Vornehmheit, sich Handel und Gewerbe von beiden Seiten zeigen, so wird der Wanderer gleich anfangs an das eigentliche brittische Element, den Handel, gemahnt, nicht ohne einen Anstrich von Vornehmheit, welche Färbung in der Regentstreet den höchsten Grad erreicht.

Auch hier begegnen wir wieder dem Wanderer von der entgegengesetzten Seite, und wir verlassen daher die Scene und versetzen uns in einen andern Zugang zur Stadt, um dieselbe in einer andern Physiognomie zu sehen; wir denken, der Fremde komme nordwestlich her an, z. B. auf der Liverpoolroad. Die Annäherungsscene ist höchst eigenthümlich; man hat links und rechts die Stadt in unabsehbarer Länge vor sich; auch bei schönstem Wetter erreicht das Auge nirgends den gewöhnlichen Horizont. Immer wird ein mehr oder weniger dichter Nebel die Stadt decken; kaum wird die düstere Majestät der St. Paulskuppel hervorragen; im nächsten Bereiche der Perspective ist Alles neu, Alles modern; Schritt für Schritt sieht man es der Stadt an, daß sie sich Tag für Tag zu erweitern strebt; da und dort vollendete Straßen und Straßchen, dazwischen wieder Brachfeld oder Wiese, ansehnende Dörfermassen, die erst zur Stadt gezogen wurden, oder in kurzem dazu gezogen werden sollen; eine unendliche Menge zerstreuter Gruppen, denen das Jahrhundert bald eine solche Verbindung geben wird, daß die Form scharfen Daseyns vollkommen verwischt wird. Zwischen dem Dorfe Islington, welches sonst, wie wir früher erwähnten, eine ganze Stunde von der Stadt entfernt war, ist nun kein eigentlich unstädtischer Raum mehr, Alles hängt zusammen. Wir lassen den Ankommenden bis zum obern Ende der Cityroad gelangen, denn hier bildet die Scene eine sehr natürliche Abtheilung; links die Cityroad, den Gürtel um die Hälfte des Körpers (die Handelswelt), rechts Winchester-, Kings-, Pleasant Row und endlich New Road, den Gürtel der zweiten Hälfte (der vornehmen aristokratischen Welt), bildend. Wir finden den Fremden am Angel, einem der vielen Punkte, von wo aus die Communicationswagen (Stageco ches u. s. w.) abgehen und wo sie ankommen; er hat die Wahl, sich rechts oder links zu wenden; den mittleren Theil raiden wir ab, da er keinen entscheidenden Eindruck zuläßt, und der abgerissenen Partien wegen nicht zu den angenehmsten Annäherungspunkten gerechnet werden kann, wenigstens müßten die ersten Momente des Eindrucks gleich durch ein Zuchthaus (Cold Bath Field Prison oder County jail, House of correction) gestört werden. Wir denken uns lieber, wenn dann wieder der durch London gemachte erste Eindruck ein gemischtes Gefühl werden soll, wie in den andern Avenuen, daß der Fremde gerade im Angel ankomme, wann der auf freier Straße gehende Dampfwagen oder Dampfomnibus in der Ferne daher kömmt und eine höchst interessante, aber durchaus nicht auffallende Erscheinung darbietet, namentlich, wenn man schon Locomotive mit angehängtem Wagenzug auf Eisenbahnen gehen sah; nur der Mangel der Pferde ist das Sonderbare der Erscheinung; außerdem unterscheidet sich das ganze Fuhrwerk wenig von andern Omnibus, indem die Maschine mit dem Dampfapparat sehr versteckt ist; auch präsentirt sich der mit dem Rade Lenkende, oder vielmehr Steuernde, nicht viel anders, als ein gewöhnlicher Kutscher; auch die Schnelligkeit ist nicht so auffallend, da der Wagen der Concurrenz willen mit den von Pferden gezogenen Omnibus nicht schneller gehen darf, als die andern, wobei freilich an freier Stelle, z. B. gerade, wenn es von der Cityroad auf den Angel zugeht, das Gesetz verletzt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Die Correspondenz Washingtons.

Kürzlich erschien in Nordamerika dieses Werk in 12 Bänden; das Athenäum (20 October) macht darüber nachstehende empfehlende Bemerkungen: „Dieses wichtige Nationalwerk ist jetzt vollständig, und die Erwartungen, die man davon hegte, sind gerechtfertigt. Die Arbeit, welche diese Sammlung erforderte, muß unermeßlich gewesen seyn, wie man schon daraus abnehmen kann, daß die Privatcorrespondenz, seine eigenen Briefe und die empfangenen zusammengenommen, über 200 Foliobände betrugen. Dann kamen alle noch vorhandenen Berichte über die Sitzungen des alten Congresses im Manuscript, die Archive aller ursprünglichen dreizehn Staaten, die Privatsammlungen aller einflußreichen Männer u. s. w. Auch ließ sich das Werk ohne Nachforschungen in Europa nicht abfassen: über 600 officielle französische Depeschen wurden dem Verfasser in Paris zugestellt. Unter einer solchen Last von Vorbereitungsarbeiten wäre ein gewöhnlicher Fleiß erlegen, auch abgesehen von der Nothwendigkeit, eine Masse gedruckter Quellen durchzulesen.“ Der Bearbeiter dieser Correspondenz ist ein Hr. Sparks.

Heiderabad.

(Fortsetzung.)

Als wir näher kamen, legte sich dieser Sturm des Entzückens nicht, ein Gefühl der Ehrfurcht bemächtigte sich jedes Gemüths. Das Frühstück war unter dem Säulengang eines der untern Gebäude aufgetragen worden, und nachdem wir einige Zeit schweigend und bewundernd auf die herrlichen Gebäude geblickt hatten, die ihre Thürme und Kuppeln weit über die Ebene ausbreiteten und eine wahre Stadt der Todten bildeten, wanderten wir darinnen herum und traten in eines der prachtvollsten dieser Mausoleen. Anfangs, als wir auf die hohe Kuppel blickten, welche den weiten Raum unten wie eine Kathedrale

Digitized by Google

krönte, schienen unsere Fußtritte selbst uns der Verletzung der Heiligkeit dieser königlichen Ruheplätze anzuklagen, die seit langer schon einer ungestörten Einsamkeit geweiht waren. Jedes Wort ward flüsternd gesprochen; doch selbst die leisen Töne, die uns entschlüpften, ertönten, vergrößert durch das Echo dieses ungeheuren Gebäudes, fast wie ein Requiem, und als wir an die sonderbare Lage, in der wir uns befanden, genügend gewöhnt waren, um mit dem natürlichen Laut unserer Stimmen zu sprechen, erklangen sie in großartiger Harmonie, ganz für den Ort geeignet. Sogleich ließen zwei von uns ihre Flöten holen und begannen ein feierliches Lied, welches fast wie die Töne einer Orgel weit und herrlich die Räume des Domes erfüllten. Wenn man die große Ehrfurcht sieht, die von allen Classen und Meinungen in Indien den Todten gezollt wird, so ist es schwierig, selbst bei den Kriegen und Empörungen, welche diese Provinz verheerten, die Entweihung und Vernachlässigung dieser Grabmäler zu erklären, die man in geringer Entfernung von der Stadt und Festung Golconda antrifft.

Wie blendend sind die Phantasiegebilde, welche schon der Name dieses weit berühmten Ortes hervorruft! Von Golconda kamen größtentheils die Vorstellungen der Reichthümer und des Ruhmes des Osten. Aber wenn auch der Name Golconda durch den Ruf seiner unerschöpflichen Diamantengruben, die man in seiner Nähe vermuthete, bekannter in Europa ist, als jeder andere Ort Indiens, so kennt man doch seine Geschichte nur sehr wenig, da es eine lange Zeit gänzlich aufhörte, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ohne Zweifel war Golconda ein Ort von großer Wichtigkeit seit der Zeit, wo durch die Nachfolger des Patan Firuz Schah die umliegenden Bezirke zu einzelnen Königreichen erhoben wurden — lange vor Errichtung des Mogul-Reichs — bis zu seiner unpolitischen Unterwerfung durch Aurengzib, welcher durch die Zerstörung seiner Unabhängigkeit die Macht der Mohammedaner schwächte. Die Geschichte dieser Theilung des Dhamanen-Reichs, von Ferishta geschrieben, ist mit Erzählungen von den Reichthümern und der Größe der langen Reihe von Königen, welche über dieses Land herrschten, angefüllt, die fast ans Mährchenhafte gränzen, und die prächtigen Gräber, welche den Königen und ihren Verwandten von der Dynastie Kutub Schah gehören und die wir eben beschrieben, bezeugen hinlänglich ihre frühere Pracht. Zu fest gebaut, um an der Zerstörung, die sie umgibt, Theil zu nehmen, erheben die stolzen Mausoleen der Nachkommen des Gründers des Reichs Golconda immer noch majestätisch ihre königlichen Häupter, wenn auch ihres kostbaren Schmuckes, der Einkünfte zur Unterhaltung einer dienenden Priesterschaft und der Parks und Gärten beraubt, mit denen sie umgeben waren. Einsam und den Zerstörungen der Zeit überlassen, steigen ihre stattlichen Kuppeln und Zinnen aus der dürren Ebene auf, keine schützende Mauer umgibt sie mehr, sie vor den Angriffen zu sichern, die Unwissenheit oder Muthwille übt, um den Fortschritt des Zerfalles zu beschleunigen. Das älteste dieser Gräber ist nicht mehr als 500 Jahre alt, aber sie sind so häufigen und so barbarischen Angriffen ausgesetzt worden, daß nur die ungeheure Festigkeit ihres Baues sie vor gänzlichem Untergange bewahrt hat. Jedes Mausoleum steht in der Mitte einer geräumigen viereckigen Terrasse, zu welcher auf allen Seiten breite Treppen hinaufführen, den Eingang bildet ein reicher Bogengang, der auf jeder Seite aus derselben Anzahl Spitzbogen besteht, und mit einer hohen Balustrade und einem Minaret an jedem Winkel endet. Das eigentliche Gebäude, ebenfalls viereckig, erhebt sich ungefähr 50 Fuß über der obern Terrasse dieser Arkade, und ist auch mit einer Balustrade umgeben, deren Seiten mit kleinern Minarets versehen sind als die untern. Aus der Mitte dieses Theils des Gebäudes steigt die Kuppel auf, und gibt durch ihre Größe dem Gebäude, das sich durch die Pracht und Symmetrie seiner Verhältnisse bemerklich macht, einen noch ausgezeichnetern Charakter. Das Hauptmaterial ist grauer Granit, in einigen Theilen mit Stukkatur, in andern mit Porzellanziegeln verziert, durch welche Indien einst so berühmt war. Die Farben haben ihren Glanz noch jetzt, und die Auszüge aus dem Koran, mit weißen Buchstaben auf blauen polirten Grund gemalt, sind glänzend wie Email. An jedem dieser Gräber ist eine Moschee angefügt, die früher die Privilegien einer Freistatt besaß, und diese religiösen Gebäude unterhielten nicht allein eine große Anzahl Priester, sondern spendeten auch den benachbarten Armen eine tägliche Mahlzeit. Die umliegenden Gärten waren schön eingerichtet, mit vielen Springbrunnen verziert, und bildeten zugleich für jede Jahreszeit einen angenehmen Aufenthalt, besonders anmuthig im heißen Wetter. Obgleich dieser Zierden beraubt, haben sie doch nichts von ihrer Großartigkeit verloren; vielleicht macht die Einsamkeit, von der sie umgeben sind, einen gewaltigern Eindruck auf das Gemüth, als wenn die Hand des Menschen immer noch sichtbar bei ihrer Erhaltung wäre. Sie sind zwar nicht so reich verziert, wie die Grabmäler bei Allahabad in Guzerat, doch fällt ihre Größe und Festigkeit zugleich ins Auge, und bringt einen größern Eindruck auf das Gemüth hervor, als die vollendetste Bildhauerarbeit es thun könnte. Diese Gräber wurden mit großen Kosten errichtet, einige von ihnen sollen 150,000 Pfd. St. gekostet haben. Die Emailarbeit, mit der sie verziert sind, soll das Werk von Künstlern seyn, die eigens deßhalb aus China hieher gebracht wurden; doch hat man allen Grund zu glauben, daß diese Verzierungen das Werk von Eingebornen sind, da ähnliche Ornamente in Bidschapur, Agra, in Behar, Bengalen und andern Orten gefunden werden. Man sieht deutlich, daß Versuche gemacht worden sind, diese prächtigen Monumente zu zerstören, doch ist die größere Anzahl ungeachtet dieser Verheerungen, denen sie ausgesetzt gewesen, immer noch trefflich erhalten. Und so kann man wohl hoffen, daß diese köstlichen Denkmale der Baukunst einer frühern Zeit, die schwer wieder ersetzt werden könnten, bleiben werden, bis eine neue in Deccan entsteht. Von den Höhen dieser Gräber hat man eine ausgedehnte und interessante Ansicht auf das Land umher in all seiner düstern Herrlichkeit, und zum Theil auch auf Hyderabad.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Bis Ende September dieses Jahres waren trotz der späten Eröffnung der Schiffahrt bereits 11,066 Schiffe durch den Sund gegangen, so daß dieß Jahr die Zölle einträglicher als gewöhnlich seyn werden. Seit den letzten 20 Jahren ist das Jahr 1829 das einträglichste gewesen, indem damals nicht weniger als 15,488 Schiffe durch den Sund gingen. (Englische Blätter)

Einem Schreiben Capitän Napiers in der Naval and Military Gazette vom 20 October zufolge scheint man ernstlich darauf bedacht zu seyn, die englischen Seeofficiere in dem Gebrauch und der Leitung der Dampfmaschinen zu unterrichten, damit sie nöthigenfalls jeden Augenblick das Commando von Dampfbooten übernehmen können.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 311.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

7 November 1838.

Saragossa.

(Aus Didiers Schilderung in der Revue de Paris.)

Saragossa ist keine schöne, aber eine originelle und anheimelnde Stadt mit einem alterthümlichen, seltsamen Anstrich, der aber etwas Gefälliges hat. Obwohl in der Ebene erbaut, ist sie doch ohne allen Plan angelegt: die Straßen sind eng, krumm, mit rohen Kieselsteinen gepflastert, die wahre Fußangeln sind, und den Fuß bei jeden Schritt verwunden; sie sind ein Labyrinth, wo man sich unmöglich auskennen kann, und wo man, des leitenden Fadens beraubt, sich umwendet und wieder umwendet, um sich immer von neuem zu verirren. Ich kenne keine Stadt, die besser für den Bürgerkrieg gebaut wäre, und fand ein eigenes Vergnügen daran, mich in diesen Wirrwarr hineinzuwagen, und zwanzigmal des Tages darin zu verirren. Eine einzige Straße, die sogenannte heilige Straße (Calle santa), weil in ihr die ersten Christen Saragossa's den Märtyrertod erlitten haben sollen, gleicht unsern neuern Straßen, und die Einwohner sind ganz stolz darauf, weil sie breit, lang, ziemlich gerade und mit ganz ordentlich gebauten Häusern besetzt ist. Man nennt sie gewöhnlich Coso, wahrscheinlich eine Verketzerung von Corso, obwohl Manche glauben, es sey das verderbte Wort Fosso, weil hier der Graben der alten römischen Stadt war. Sie war früher zu den öffentlichen Festen bestimmt, und ist auch jetzt noch der allgemeine Versammlungsort der Einwohner, und die Equipagen ziehen Abends bei der Rückkehr von der Promenade in langer Reihe auf derselben hin.

Alle Häuser von Saragossa sind aus Backsteinen aufgeführt, und ihr Aeußeres hat nichts Imponirendes; die vorspringenden Dächer berühren sich beinahe, so daß an vielen Orten das Licht nur durch eine schmale Spalte in die Straße dringt, und von unten auf der Himmel nur wie ein blaues Band erscheint. Die meisten dieser scheinbar so einförmigen und so prosaischen Häuser sind im Innern äußerst freundlich eingerichtet; fast alle haben Höfe mit Säulengängen, im größten Styl, und breite majestätische Treppen. Das schönste Haus, welches ich sah, ist die Casa de la Infanta; der innere Porticus ist mit Säulen von weißem Marmor geschmückt, die mit der ausgesuchtesten Feinheit und bewundernswerther Vollendung ausgehauen sind: die Renaissance hat nichts Zierlicheres aufzuweisen, als diese Schnörkel und das Laubwerk, das die Capitäler verziert. Rund um diesen Porticus läuft eine Reihe von Medaillons aus Marmor, welche die Könige von Aragonien darstellen; die Portraits sind in ganz erhabener Arbeit ausgehauen. Dieser bewundernswerthe Hof ist dem Vieh überlassen, und wird mit jedem Tage mehr verwüstet; er dient, glaube ich, einem Wirth, und ich fand ihn voll Mist und Galeras (eine Art Karren), welche ungestraft die Säulen beschädigten. Viele Capitäler sind schon zerbrochen, mehrere Medaillons enthauptet, einige Arkaden vermauert, und die Lumpen der Wäscherinnen hingen von den Balconen herab.

Die Häuser, welche sich nicht, wie das der Infantin, durch ihre Architektur auszeichnen, wecken durch ihre Namen manche Erinnerungen: hier ist das Haus von Palafox, dort das halbzerstörte des freigeisterischen Grafen von Aranda, weiterhin, in der Nähe der Kirche del Pilar, der Palast des Marquis von Ayerbe mit seiner eisernen Gitterthüre, da diese Familie unter der österreichischen Dynastie das Recht verloren hatte, ein Wagenthor nach der Straße zu haben. In einiger Entfernung auf demselben Platz ist der Palast des Herzogs von Medina-Celi, der allenthalben Paläste hat, und mit dem Herzog von Infantado im ganzen Königreiche herumreisen und alle Abende in seiner eigenen Wohnung schlafen könnte. Mehrere dieser Häuser waren mit einer eisernen, über der Thüre aufgehängten Kette verziert, zum Zeichen, daß einst der König dieselben betreten.

Saragossa hat auf der andern Seite des Ebro eine Vorstadt, wo man keine solchen königlichen Ketten und keine aristokratischen Häuser suchen muß, wo man aber eine richtige Ansicht von dem Bodensatze der saragossanischen Bevölkerung gewinnen kann. Meine Entdeckungsreisen führten mich öfters in diesen Sammelort des Elends und der Unreinlichkeit, und stets fand ich hier dasselbe Schauspiel: Bettler in Lumpen schliefen in der Sonne oder hüllten sich in ihre Fetzen; Kinder, nackt wie Wilde, spielten im Koth, Weiber mit hohlen Augen und geschwärzter Haut, machten ihre Toilette und sangen Coplitas an der Schwelle ihrer Kämmerchen; weiterhin lausten sich zwei zärtliche Freunde,

Digitized by Google

was das größte Zeichen von Zuneigung iſt, das ſich zwei Spanier geben können; während dieſer Zeit hörte man von allen Seiten Caſtagnetten ſchallen, Guitaren knarren und Glocken läuten. Man kann ſich kaum eine ähnliche Entblößung, eine ähnliche Gleichgültigkeit denken; aber dieſe Gleichgültigkeit iſt in den Sitten aller Claſſen, und dieſe Entblößung wird nicht gefühlt. Es herrſcht in dem ſpaniſchen Volk eine Verachtung des Comfort, die man philoſophiſch nennen könnte, wenn ſie vernünftig wäre, und die eine Tugend ſeyn würde, wenn ſie nicht aus einem Fehler entſpränge; denn es iſt doch nur die Trägheit, welche ihm dieſes Vergeſſen ſeiner Selbſt einflößt: er will weit lieber ſich eines Vergnügens berauben, als daſſelbe mit einer Anſtrengung erkaufen. Indeß iſt der Spanier keineswegs immer träg, namentlich nicht, wenn ihn die Rachluſt zum Morde treibt; die große Anzahl von Milagros, welche die Mauern von Saragoſſa bedeckt, beweiſt, daß dieſe Stadt hierin keiner andern Stadt der Halbinſel nachſteht, als etwa Valencia, wo, ſo zu ſagen, der Mord in den Adern der Einwohner fließt. In der Phyſiognomie des aragoniſchen Volkes liegt etwas Herbes und Trotziges, das leicht in Wildheit ausartet, aber auch häufig ſich als Energie und Ausdauer zeigt; der Muth, den es gegen die Franzoſen zeigte, hat es unſterblich gemacht, und die Belagerung von Saragoſſa wird in der Geſchichte als eine der ſchönſten Waffenthaten unſeres kriegeriſchen Jahrhunderts leben.

Als ich dieſe brennenden Straßen, dieſe ſtaubigen Vorſtädte durchwanderte, fiel mir die Trockenheit und Dürre auf, und ich bemerkte endlich, daß Saragoſſa keine öffentlichen Brunnen habe, und doch fehlt es nicht an Waſſer: die Stadt liegt am Ebro, und iſt im Süden von der Huerva beſpült; mehrere Bäche ſchlängeln ſich durch ſeine Gärten, und der Fluß Gallego, das beſte Waſſer des Landes, fließt einen Büchſenſchuß weit von der Mauer entfernt; endlich auf der entgegengeſetzten Seite iſt der berühmte, leider noch immer nicht vollendete Kaiſercanal von Aragonien.

Jede Stadt Spaniens hat ihr Heiligthum, das von Saragoſſa iſt Nueſtra Señora del Pilar. Die Kirche iſt neu, d. h. ſie reicht nicht über das 17te Jahrhundert hinauf; der erſte Stein wurde am Tage des h. Jacob im Jahre 1686 von Don Francisco Herrera gelegt, welcher Maler und kein Baumeiſter war, was man nur allzu ſehr ſieht. Die Ungeſchicklichkeit des Baumeiſters zeigt ſich in allen Theilen ſeines Werks, und das Gebäude iſt dieſer Epoche des Verfalls und des ſchlechten Geſchmacks vollkommen würdig. Es iſt ein ungeheures Parallelogramm von 500 Fuß Länge und abgetheilt in drei plumpe, maſſiv mit noch plumpern und noch maſſivern Zierrathen überladene Schiffe. Das Innere iſt im Geſchmack des 17ten Jahrhunderts, der Hochaltar iſt gothiſch, das Holzwerk und die Chorſtühle ſind im Style der Renaiſſance, und in der Mitte der Kirche iſt eine Art von korinthiſchem Pavillon, wo das wunderthätige Bild beſonders angebetet wird: dieſer Pavillon, der erſt im Jahre 1753 erbaut wurde, iſt eine Kirche in der Kirche, wie die Santa Caſa von Loretto, und ſtört alle Verhältniſſe des Gebäudes. Er iſt natürlicherweiſe der prachtvollſte Theil des Heiligthums: was hier von Gold, Silber und koſtbaren Steinen aufgehäuft worden, iſt unermeßlich; *) ohne die Geſchenke der Könige und Fürſten, ſo wie der Frommen jedes Standes zu rechnen, hat ein einziger Erzbiſchof über 100,000 Piaſter zur Ausſchmückung dieſes Heiligthums verwendet. Unglücklicherweiſe wurden alle dieſe Reichthümer nicht nach den Regeln des Schönen angewendet: außer den Fresken von Goya, einem gebornen Saragoſſaner, und den Skulpturen von Manuel Alvarez, den beiden einzigen talentvollen Männern, welche Hand an dieſes unglückliche Flickwerk legten, iſt der Ueberreſt unter aller Kritik. Die Kirche hat keine Façade, ſondern nur Seitenthüren, ſo daß man beim Eintritt die Größe des Innern gar nicht bemerkt.

Die Kathedrale oder La Seu **) hat denſelben Fehler, nämlich nur Seitenpforten und keine Façade, aber das Innere iſt impoſant, obgleich das Schiff etwas zu kurz iſt für ſeine Breite, und allzu viele Capellen, Seitenaltäre u. ſ. w. die majeſtätiſche Einfachheit der erſten Schöpfung ſtören. Die Seu iſt im ſchönſten gothiſchen Styl erbaut, und durch große aus Quaderſteinen aufgeführte Pfeiler in fünf Schiffe abgetheilt. Aber hier, wie in allen Kathedralen der Halbinſel, iſt der in den Bauten des Mittelalters ſtets ſo großartige Ueberblick geſtört durch die unglückliche Gewohnheit der ſpaniſchen Geiſtlichen, den Chor in die Mitte der Kirche zu ſtellen, und zwar um 12 Fuß über den Boden erhaben. Dieſes, ſo wie die entſetzliche Ueberladung mit neuerm Schmuckwerk, nimmt der Kirche viel von ihrer Großartigkeit; der urſprüngliche Charakter iſt aber doch nicht ganz verloren, und das Ganze hat, namentlich bei der in der Kirche herrſchenden Dunkelheit, einen Ausdruck ſtrenger Majeſtät, deſſen man ſie nicht entkleiden konnte.

London.

(Fortſetzung.)

Wir begleiten nun den Fremden vom Angel aus rechts in die Stadt, indem wir geſonnen ſind, ihn bis zum obern Theile des Strand zu bringen. Er wird uns erlauben, einen kleinen, aber angenehmen Umweg zu machen; wir führen ihn in das großartigſte Stillleben der Welt ein; er wird lange Straßen durchgehen, wenig Menſchen finden, vorzüglich Morgens, das iſt, noch vor zwölf Uhr Mittags; herrliche Trottoirs, überall reinliche Straßen, nach geradeſter Linie laufende Häuſerreihen; die Häuſer nicht breit und hoch, aber reinlich allenthalben, bräunlicher Farbe, ernſt, aber nicht melancholiſch; prächtige Fenſter, hinter denen koſtbare Gardinen hervorſehen; faſt überall vor den Gebäuden Gitterwerk, durch welches hinab man ein Stockwerk tiefer ſieht, als die Straße liegt, und zwar in ſolcher Entfernung, um Stiegen abwärts Raum und den Räumen (Küchen und Geſindewohnungen u. ſ. w.) Licht zu geben; an den hellfarbigen Thüren (gelb, grün) Klopfer in Geſellſchaft der

*) Doch ſcheint in neuern Zeiten Manches gefälſcht worden zu ſeyn.
**) Seu iſt ein altes limouſiniſches Wort, welches Sitz bedeutet, und das ſich in Catalonien und Aragonien erhielt, um die Kirchen zu bezeichnen, wo Biſchöfe oder Erzbiſchöfe ihren Sitz haben.

Digitized by Google

Hausnummer; da und dort zum Fenster heraus ein großes, mit schwarzem Rande versehenes, verschoben viereckiges Wappenschild, zum Zeichen eines Todesfalles im Hause: flache Dächer, überragt von unzähligen rothen Röhren, welche Rauchfangenden vorstellen; kein Geräusch, kein Lärm, nur da und dort eine geschäftige Milchmagd mit Eimern auf dem Rücken, an querliegendem, jochartigem Holze wie Wagschalen befestigt, jetzt da, jetzt dort an den Häusern klopfend, um den halbschläfrigen, dienenden Individuen des Hauses, welches zur Zeit des Landaufenthalts der Reichen vielleicht von Niemand anderem bewohnt ist, den Vorrath abzugeben; wahre Todtenstille ringsum, nur von fern her aus den belebten Straßen vernimmt man den dumpfen Donner des Wagengerassels; allenthalben Einförmigkeit, die aber nicht mißfällig wird, da wir bald Wechsel zu erwarten haben, und die außerordentliche Regelmäßigkeit, Helle, Freiheit, Reinlichkeit der labyrinthartigen Scene uns zum Staunen hinreißt. Den ersten, am meisten in die Augen fallenden Wechsel gewähren die bewundernswürdig schön angelegten Squares. Dieß sind offene, meist viereckige Plätze, in der Mitte mit größeren oder kleineren parkartigen, mit Gitter umgebenen Gartenanlagen, zu welchen die Anwohner Schlüssel haben. Die vier Winkel des Square sind offen, bilden Straßen, gewähren eine weiter gehende, oft unabsehbare Aussicht, und führen meist wieder in andere Squares. Diese sind selbst so eigenthümlicher Art, daß keine offenen Plätze anderer Städte mit ihnen verglichen werden können; sie machen daher, namentlich in diesem Stillleben, einen eigenen Eindruck. Die Squaregärten sind oft mit Monumenten geziert, welche alle um ihrer Erinnerung, mehrere auch um der Kunst willen, interessant sind. Viele dieser Squares, deren es eine große Anzahl gibt, sind von außerordentlichem Umfange, so daß offene Plätze anderer Städte, z. B. Paris, in ein Nichts zusammenschwinden. Wir sehen auf unserer Wanderung von Weston und Chichester Place (New road) aus durch einige Straßen (Liverpool-, Cromer-, Hunter-, Great Coram Street, Woeburn Place) an einen der größten Squares, den Russelsquare, welcher als Muster für jeden andern angesehen werden kann, und in welchem ein langes Gebäude von Coramstreet aus auffällt; es ist das Local der 1807 gegründeten Russelinstitution für wissenschaftliche Zwecke und Lecture. Uebrigens lagen schon zwei andere, aber kleinere Squares am Wege, das Brunswick- und Mecklenburgsquare, mit dem Findelspitale dazwischen. In der nächsten Nachbarschaft (Great Russelstreet, Bloomsbury) liegt das brittische Museum, in dem so ausgezeichnete Schätze der Literatur, Antiquität und Naturgeschichte gefangen sind; in der That sieht der Bau von außen einem Gefängnisse so ähnlich, wie ein Ei dem andern; die Schildwache vor dem granlichen, düsteren Hause befördert diesen Gedanken, und läßt nicht den wahren Inhalt ahnen. Von hier aus lenken wir links in ein anderes Square, Bloomsburysquare ein, um der eigentlichen Richtung unserer Gedanken wieder eine andere Wendung zu geben; denn wir haben hier nun nicht so sehr das Square im Auge, als die beiden Statuen von Fox und Bedford (Meisterwerke Westmacotts), welche die entgegengesetzten Enden zieren. Jene in Bronce, in sitzender Stellung (17 Fuß hoch, 1816 errichtet) und das Bild dem Originale vollkommen ähnlich.

Das Leben ist nun wieder reger; wir nähern uns einer belebten Straße, einem der größern Canäle der zu- und abströmenden Population. Wir stehen am Ende von High Holborn, überschreiten die Straße und begeben uns durch Drurylanestreet in die Region dramatischer Kunst; bald stehen wir vor dem von außen düstern Drurylanetheater und uns dann rechts wendend über Bowstreet vor dem ebenfalls düstern, aber majestätischer aussehendem Coventgardentheater. Das Andenken an Shakespeare, Garrick u. s. w. bringt sich uns unwillkürlich auf, wir wenden uns aber in Gedanken und mit dem Auge sogleich an die große Bühne des Lebens allenthalben um uns; in Bowstreet ist der Herd der Londoner Polizeigerichte, in denen Tag für Tag die erbaulichsten und unerbaulichsten Komödien und Tragödien aufgeführt werden. Endlich erreichen wir nach kurzem Wege durch ein Gewühl des buntesten Volkslebens the Strand, den bestimmten Punkt.

Begleiten wir den Fremden vom Angel links ab in die City, so bringen wir ihn auf dem kürzesten Wege zu St. Pauls, durch St. Johnsroad und St. Johnsstreet nach Westsmithfield. Es ist wenig Fashionables auf diesem Wege zu treffen; Modernes und Altes durch einander; sonderbare Gruppen von Straßen links und rechts; links ein Square (Northamptonsquare) mit dem Character der Citysquares; sie sind immerhin gegen andere offene Plätze anderer Städte des Continents bedeutend, allein gegen die fashionablen Quartiere dieser Art in London sehr untergeordnet. Uebrigens ist die Partie auf dem ganzen, ziemlich langen Wege gerade gemacht, die Neugierde rege zu machen, und sie wird befriedigt mit dem Eintritt in Smithfield, wenn eben Markt und zwar Viehmarkt gehalten wird. Dieser Anblick gibt einen Begriff von der ungeheuren Großartigkeit der Consumtion Londons, und bei der Wohlbeleibtheit der Ochsen und Schafe kann man einen Schluß machen auf die Trefflichkeit der Viehzucht, denn jeder Ochse von Smithfield könnte auf einem landwirthschaftlichen Feste des Continentes den Preis gewinnen. Man muß Acht haben, nicht zu viel zu gaffen, denn Smithfield ist die practicabelste Bühne für Diebsstücke, obgleich das berüchtigte Newgate-Gefängniß sammt Galgen nur einige hundert Schritte entfernt ist. Wer übrigens von Smithfield nichts wissen will, dem rathen wir, den Weg durch die breite Goswellstreet road, Goswellstreet, dann Aldergatestreet zu nehmen, um den oben gezeichneten Eindruck durch den Anblick des oben schon erwähnten Postgebäudes zu vergrößern, und denselben in Bezug auf die mercantilische Scene, welche wir bereits geschildert haben, zu befestigen.

(Fortsetzung folgt.)

Bauten in Konstantinopel.

In Konstantinopel sieht man jetzt nichts als neue Bauten, die sich erheben: hier eine Moschee, dort ein Palast, jetzt ein Zollhaus

Digitized by Google

und dann eine Reihe von Manufacturgebäuden und Waarenhäusern. Es ist eine allgemein verbreitete Meinung, daß der Sultan diesem Geschmack zu großen Bauten sich hingebe in Folge einer Prophezeyung, daß er sein Leben verlieren werde, sobald er aufhöre, solche Bauten zu unternehmen. Gegenwärtig wird ein prächtiges Gebäude zu einer Seeschule bei Kassim Pascha errichtet, so wie ein zweites zum Bohren von Kanonen und Flintenläufen, wo die Maschinen durch Dampf in Bewegung gesetzt werden sollen. Der Palast zu Galata wird bald in ein schönes Collegium verwandelt seyn, und auf dem chalcedonischen Vorgebirge ist der Bau eines Lazareths begonnen. Der Hafen dieser alten Stadt ist gereinigt worden, und die verfallene Mauer soll wieder hergestellt werden. Wie man sagt, ist der Bau eines Theaters für Europäer von einer Compagnie beabsichtigt. (For. Quart. Review Octbr.)

Heiderabad.

(Fortsetzung.)

Die Gräber der Könige von Golconda sind ungefähr in einer Entfernung von 600 Schritten von dem Fort erbaut, das als Aufbewahrungsort der Juwelen und übrigen Schätze des gegenwärtigen Fürsten, des Nizam von Heiderabad, sehr streng bewacht wird; kein Fremder erlangt Zutritt dazu. Das Fort selbst ist auf einem der vorherbeschriebenen Felsenrücken erbaut, und nach indischer Befestigungsart jeder Vortheil aus den Granitmassen gezogen worden, die durch die Hand der Natur aufeinandergethürmt sind. Es scheint mit verschiedenen Mauern umgeben, und die Werke sind stark und gut im Stande. In den Augen eines Europäers jedoch hat es als Vertheidigungsplatz gar keinen Werth, denn die nahen Gräber u. s. w. sind stark und zahlreich, liegen in der Schußweite, um eine Bresche zu machen, und beherrschen die Werke. Die eingebornen Ingenieure nehmen selten auf solche Umstände Rücksicht, und die größere Anzahl von Festungen, welche im Land errichtet werden, sind auf gleiche Weise den Angriffen eines Feindes ausgesetzt. Die Gräber bei Golconda bezeugen diese gefährliche Nachbarschaft für das Fort durch die Spuren von Kugeln, welche zu der Zeit, als Aurengzib den Platz angriff, gegen sie geschleudert wurden. Die Diamantengruben, für welche Golconda so lange berühmt gewesen ist, liegen nicht in der die Festung umgebenden Gegend, die nie Edelsteine hervorgebracht hat, die Diamanten wurden vom Fuße der Nila Mulla-Gebirge in der Nähe der Flüsse Krishna und Pennar gebracht. Die Edelsteine wurden gewöhnlich roh nach Golconda geführt, und dort geschnitten und polirt, daher wurde dieser Ort der Hauptmarkt, und man glaubte gewöhnlich, die Juwelen würden in seiner unmittelbaren Nähe gefunden. Die Diamantengruben, welche früher diese kostbaren Steine lieferten, sind jetzt erschöpft und verlassen, und neuere Geologen sind der Meinung, daß die reichsten Adern in jungfräulichem Boden liegen, der von den Indiern noch nicht versucht worden ist, da sie keine wissenschaftlichen Kenntnisse haben, ihre Untersuchungen zu leiten. In der That glaubt man, daß viele Gegenden des Landes ganz auf Diamanten lagern, und daß die Erde unerschöpfliche Schätze dieser Edelsteine enthält.

Die Ansicht von Heiderabad, wenn man von Golconda kommt, ist sehr überraschend; der Palast und zahlreiche Moscheen erheben sich über die sie umgebenden Gebäude, und geben ihr das großartige Ansehen, welches noch sehr vermehrt wird durch die prächtigen Gebäude, die den brittischen Residenten gehören. Heiderabad ist jetzt einer der wichtigsten Staaten Indiens, welche unter der Controle der Compagnie stehen. Die Gebäude des Ministers, der beauftragt ist, ihre Interessen an diesem Hofe zu vertreten, sind in einem glänzenden Styl ausgeführt. In keinem Orte, vielleicht in ganz Indien, sind die orientalischen und europäischen Begriffe von Pracht inniger verschmolzen. Die Residenz ist in dem edelsten Styl englischer Baukunst erbaut und durchaus in englischem Geschmack meublirt, während die Dienerschaft und viele der Observanzen in Bezug auf die Zeichen des Ranges genau den asiatischen Gebräuchen angemessen sind. Wenigstens hielt man es für nothwendig, die Landesbegriffe in Bezug auf Würde in der Zeit des Besuchs beizubehalten. In jedem Winkel der geräumigen Hallen und Galerien, die zu den innern Gemächern führen, waren Diener aufgestellt in reicher Kleidung und Silberstöcke von verschiedener Gestalt tragend, deren jeder ein besonderes Amt anzeigte. Diese Personen, jedem Rufe gewärtig, zeigten ein feierliches, ehrerbietiges, ceremoniöses Benehmen, der Würde des Hauses gemäß. Sobald der Resident aus seinem Gemache nach der Mitte oder dem öffentlichen Versammlungssaale des Palastes sich begab, gingen vor und hinter ihm eine höhere Classe Stadträger, welche, wenn er sich zur Tafel niederließ oder wieder aufstand, einige bedeutende Worte riefen, wahrscheinlich eine Art von Segen. Der Wagen, in dem der große Mann ausfährt, wird von einer Cavallerie-Escorte mit gezogenem Säbel begleitet, sein Einsteigen wird von den dienenden Stadträgern verkündet, welche sich zum Salam bis zur Erde herabbeugen, wenn er vorbeifährt; sobald der Wagen durch das Thor fährt, tritt die Wache unter das Gewehr, präsentirt, die Trommel wird gerührt, indeß eine Musikbande von Eingebornen, die über dem Thorweg in einer Loge aufgestellt ist, ihre ehernen Trompeten und Kesseltrommeln mit dem kriegerischen Instrumente vereinigen. Kurz, kein Monarch vielleicht beobachtet in einem höhern Grade seine Würde, als hier, wo man es für das Interesse der brittischen Regierung als wesentlich ansieht, sie in ihrem Minister an den Tag zu legen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Vom 16 October 1835 bis zum 9 März 1858 sind in Rußland drei und zwanzig Gesellschaften zu verschiedenen Unternehmungen zusammengetreten, und haben ein Capital von 32 Millionen Rubel in Umlauf gesetzt.

*

Man hat in Calcutta einen Prospectus zu einem Plane herausgegeben, um diese Stadt mit Gas zu beleuchten. (Engl. Blätter.)

*

Der bekannte Romandichter Marryatt soll gegenwärtig auf einer Reise nach den Felsengebirgen begriffen seyn. (ibid.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 100** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Panorama von Deutschland. Herausgegeben von Savope. — Monsieur Jean, der Schulmeister. (Fortsetzung.)

Im Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 8 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 312.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 November 1838.

Die Steinbrüche von Syracus.*)

Die Stadt Syracus, arm an Alterthümern, gibt durch die Gesammtheit ihrer Ruinen und die Umwälzungen ihrer weithin sich erstreckenden Oberfläche einen Begriff von dem, was sie einst war. Unter dem Platze, wo die alte Stadt lag, fanden eine Menge Aushöhlungen statt, um sich die zum Baue nöthigen Materialien zu verschaffen. Aber mehrere dieser Höhlen sind in so großen Verhältnissen, von so weiter Ausdehnung, daß sie unbezweifelt als das Werk der Natur erscheinen. So ward Syracus theilweise auf einem hohlen Boden erbaut. Die merkwürdigsten dieser Höhlen dienten als Gefängnisse. Eine davon, im Westen, ist heutzutage unter dem Namen „Ohr des Dionysius" bekannt. Man versteht schwer die Herleitung dieses Namens, es sey denn, daß irgend eine Wirkung der Akustik gestattete, auf eine große Entfernung zu hören, was darinnen gesprochen wurde; 80 bis 100 Fuß hoch, läuft sie am obern Theile sehr enge zusammen. Ein herrliches Echo läßt sich dort vernehmen, und ein mittelmäßiger Lärm macht die Wirkung einer großen Explosion. In geringer Entfernung vom Ohre des Dionysius auf dem Platze, wo das alte Neapolis lag, auf dem Abhange der Hochebene, liegt ein altes Theater offen, gegenüber vom Meere und zum Theile unbedeckt. Wie jenes von Taormina, ist es nebst den Stufen in Felsen gehauen, und es bedürfte, um gebraucht zu werden, nur untere Bauführungen von geringer Wichtigkeit. Sein auf 15,000 Zuschauer berechneter Raum entsprach nicht der angenommenen, ungeheuern Bevölkerung der Stadt. Jedes Quartier hatte ohne Zweifel sein Theater. In geringer Entfernung von diesem Orte, gegen Ortygia zu, und immer auf der Stelle des ehemaligen Neapolis, stand ein Amphitheater, von dem man noch einige Ueberreste erkennt. Wenn man gegen Osten und den Mittelpunkt der Stadt fortschreitet, so ist die Hochebene unter dem Platze von Tica und Acradina, von ehemaligen Steinbrüchen durchzogen, durch welche ungeheure Katakomben entstanden, die einst zum Begräbnißorte dienten. Man findet Gräber mit Bauzierrathen, aber leer und öde. Auf dieser Seite, am Anfange des Platzes von Tica, befindet sich angeblich jenes des Archimedes. Zwei einfache, in das Felsgestein gehauene Pilaster bezeichnen den Eingang. Es war lange unbekannt, obgleich Gegenstand häufiger Nachsuchungen. Cicero, sagt man, hatte den Ruhm, es zu entdecken, und der Ort, von dem man heutzutage annimmt, daß er die Gebeine dieses großen Mannes barg, wurde vom römischen Redner bezeichnet. Eine in einem Cylinder beschriebene Sphäre, an eine seiner Entdeckungen erinnernd, war in die Thüre dieses Grabes eingehauen, und diente dazu, es zu erkennen. In geringer Entfernung trifft man die Kirche des heil. Martial. Die Katakomben unter derselben enthalten eine unterirdische Kirche, die älteste christliche Kirche Siciliens. Aber ganz im Osten befinden sich die großen Gefängnisse des Dionysius, auch unter dem Namen Latomien bekannt. Sie sind so merkwürdig, daß sich eine Beschreibung derselben der Mühe verlohnt.

Ueber denselben und bei ihrem Eingange ist gegenwärtig das Capucinerkloster gelegen. Ein enger, gleichförmig abschüssiger Weg in den Felsen angebracht, führt zu einem großen Platze, umgeben von spitzigen Felsen, die mit dem Meißel so bearbeitet scheinen. Die mannichfaltige Gestaltung ihrer Umrisse theilt den umgebenden Raum in größere oder kleinere Theile, deren Gesammtzahl jedoch aus mehrern Jochen besteht. Die Höhe der Felsen beträgt wenigstens 100 Fuß. Vegetabilische Erde im Ueberfluß, zahlreiche Bäume und sorgfältige Pflege machen im Grunde daraus einen sehr schönen Garten. Die Sonne sieht man dort wenig, und doch reifen die Früchte. Mehrere Grotten stoßen daran und bildeten ohne Zweifel die Wohnungen der Gefangenen. Zugleich konnte der offen liegende Raum ihnen überlassen werden, ohne ihren sichern Gewahrsam zu gefährden. So ward den Gefangenen ihr trauriges Loos um Vieles erleichtert. Dorthin wird man vermuthlich die 7 oder 8000 Athenienser gefangen gesetzt haben, welche die Vernichtung der Armee des Nicias und Demosthenes überlebt hatten.

*) Aus der Reise des Herzogs von Ragusa. Wien, Heubner.

London.

(Fortsetzung.)

Einen eigenen Eindruck macht London auf den Neuankommenden bei der Annäherung auf irgend einer Straße der

Digitized by Google

Surreyseite (Southwark) oder des rechten Theiles der Stadt (dem Laufe des Flusses nach gerechnet), allein ebenfalls wieder in ganz specifisch verschiedener Art, ja in einem Punkte eigenthümlicher als jede andere Annäherung von irgend einer Seite her. Man muß den Fluß über die prächtigen Brücken passiren, wenn man sich in der linken Seite der Stadt festsetzen will. Die Avenuen zu den Brücken (London-, Southwark-, Blackfriars-, Waterloo-, Westminster- und Vaurhallbridge) sind im Durchschnitte sehr schön, zu der dritten und vierten genannten aber überaus prächtig und grandios. Auf der Höhe der Brücken nimmt sich die Scene nach links, rechts, auf und abwärts auf eine erhebende Weise aus: man kann sich keine bestimmte Rechenschaft über den empfangenen Eindruck geben: es ist ein gewaltiger, jedes Vorurtheil überwältigender. Von der Londonbridge präsentirt sich, wie weiter oben schon erwähnt, der Flußhafen in seiner ganzen commerciellen Majestät; wendet man sich, so zeigen sich die drei nächsten Brücken sammt dem von Thätigkeit wimmelnden Strande, der überdieß immer mehr an architektonischer Schönheit gewinnt, je höher man im Bereiche des unübertrefflichen Panorama's kömmt, so wie die erhabene Paulskirche, über die ganze Scene hervorragend und Ehrfurcht gebietend. Auf Blackfriarsbridge, deren Mitte sich bedeutend hebt, präsentirt sich der Tempel unvergleichlich, und das Auge ergötzt sich im hohen Grade an den Gebäuden des Strandes gegen die Waterloobrücke zu, deren Schlußstein der weißgrau herschimmernde Somersetpalast von der Wasserseite bildet. Auf der letztern Brücke selbst ist der Höhepunkt des Grandiosen der Scene, die man nie genug sehen, nie genug bewundern kann. Abwärts die untern Brücken halb im Nebel, die eine scheint die andere zu tragen; Schiffsmasten, Thürme, Häuser, hoch emporragende, rauchende Dampfkamine; der Strom, sich wie ein Streifen zusammendrängend, an vielen Stellen mit Kähnen besäet, da und dort ein auf- oder abwärts eilendes Dampfboot; aufwärts in der Ferne rechts die ehrwürdige Westminsterabtei, die prächtige Adelphi-Terrace (eine Reihe gegen den Fluß gekehrter Häuser), das Chaos von Giebeln, unter denen der des italienischen Opernhauses imponirend herausragt und endlich die Westminsterbrücke selbst. Da der Fluß an der Waterloobrücke eine bedeutende Krümmung macht, so ist gerade sie der Mittelpunkt des Flußpanorama's. Auf der Westminsterbrücke zeigt sich die Abtei in ihrer ganzen Hervorragung über die Scene; auch hier gebieten die zwei graulichen, vierspitzigen Thürme Ehrfurcht, und der auf linker Seite, zwischen dieser Brücke und der Vaurhallbrücke stehende alte Lambethpalast vermehrt den Eindruck und erinnert zugleich an die englische Kirchenmacht, die mehr als in irgend einem andern Staat Ansehen hat, und wenn sie nicht in der Majestät des Regenten concentrirt wäre, der römischen Hierarchie in nichts nachstünde. Weiter hinaus schweift das Auge über die Vaurhallbrücke in das Freie und gewahrt das Ende der zum Bereiche einer Stadt benützten Provinz.

Kömmt man von Greenwichroad her, so präsentirt sich rechts die in Form der alten Aquäducte auf hohen Bogen geführte Eisenbahn von Londonbridge nach Greenwich Park; dieses kühne und treffliche Werk macht einen sehr günstigen Eindruck, welcher außerdem ziemlich ungünstig ausfallen möchte beim Passiren eines sehr unvortheilhaft sich darstellenden Stadttheiles, rechts von der Londonbrücke abwärts bis Deptford. Allenthalben herrscht Manufacturthätigkeit — darum weniger Reinlichkeit, Einheit, fast keine Fashion, viel Armuth, da und dort großartiger Schein, oft lächerlicher Schein, der mit glänzenden Scherben und bunten Lumpen Staat macht. Auf langem, langem Wege gelangt man von Greenwichroad in die Kentroad, durch die Kentstreet oder great Doverstreet endlich in die Borough Highstreet und von da auf die Londonbridge, deren Zugang von dieser Seite (Southwark, Lambeth) heutzutage viel schöner als sonst aussieht, und durch die an der rechten Seite von Tooleystreet beginnende Eisenbahn bedeutend gewonnen hat. Wie auf der Brücke selbst, deren Frequenz ans Unglaubliche gränzt, der Blick für jedes vorausgegangene Unangenehme überreich belohnt wird, läßt sich aus dem oben Gesagten abnehmen.

Eine ganz andere Physiognomie hat aber diese Seite der Stadt, wenn die bezeichnete Gränze überschritten wird, und man die Absicht hat, über die Blackfriars-, Waterloo- oder Westminsterbridge zu gelangen. Allenthalben Modernes, Geordnetes, neben Ländlichem entschieden Städtisches, neben wirklichem Reichthum großartigerer Schein, nebenbei viel Armuth, Aermlichkeit, Erbärmlichkeit, überschwängliche Liederlichkeit, glänzende und nicht glänzende Tempel des Lasters, Gaunerei, Verbrechen — und Narrheit, deren Palast (das berühmte Narrenhaus Newbedlam oder Bethlehem) zu den schönsten und großartigsten Gebäuden Londons gehört, und herrliche Prospecte, vorzüglich, wo sich die zu den besagten Brücken führenden Hauptstraßen, die great Surreystreet, Waterlooroad, Westminsterroad, treffen, und die zwei ersten schnurgerade in ihrer außerordentlichen Breite zu den bezüglichen Brücken führen, und einen ungemein grandiosen Anblick gewähren. Die Hauptzugänge zu diesem Vereinigungspunkte sind Greenwichroad in der Verlängerung, Kentroad, New Kentroad und Londonroad, dann Walworth-, Newingtonroad, ferner Kenningtonroad ꝛc. Unweit der Vereinigung liegen die Blindenschule, das philanthropische Institut und das vorhin benannte Narrenhaus, welche Institute gewiß im Stande sind, wie überall, so auch hier, den durch die Stadtscene gemachten Eindruck zu modificiren. Sollte der Fremde die Vaurhallbrücke zu passiren haben, so würde er viele zerstreute Quartiergruppen finden und endlich zu den berühmten Vaurhallgärten gelangen, die mit einer ziemlich schlechten Bretterwand umgeben sind, und beim Tage nicht errathen lassen, welche Herrlichkeiten man hier Nachts findet, obgleich die in neuester Zeit hier während des Tages aufgeführten Scenen zu interessant sind, um nicht erwähnt zu werden, nämlich die der Luftschifffahrten.

Dieß sind die allgemeinen Umrisse des ersten Eindrucks, den London mit seinen auffallendsten Scenen auf den Ankommenden macht; tausend Dinge wären zu erwähnen, wollten wir Alles nennen, was auffallen kann. Der erste Eintritt in London ist

Digitized by Google

der Anfang der großartigsten Lection in der Kunst, den Geist in beständiger Spannkraft zu erhalten, wobei nicht zu verhehlen ist, daß bei zu vielmaliger und vielseitiger Uebung dieser Art leicht eine Ueberspannung und dann eine Abspannung eintreten kann, welche nicht selten traurige Folgen nach sich zieht. In der That ist ein längerer Aufenthalt in dieser Riesenstadt ohne bestimmte Beschäftigung oder Plan für ein neu- und wißbegieriges Individuum gegen das Ende eine wahre Plage; eine gewisse Schwermuth und Melancholie ist fast unausbleiblich, wozu die Nothwendigkeit, sich an specifisch verschiedene, fremde Sitten und Lebensart zu gewöhnen, nicht wenig beitragen mag; bei Sprachunkenntniß ist das Uebel um Vieles ärger, ja der Aufenthalt wird in kurzem zur entschiedensten Plage; Halbheit frommt hier so viel als nichts; Kenntniß der französischen Sprache hat beinahe gleich wenig Bedeutung. Man wird bei längerem Aufenthalt unter solchen Umständen die angenehme Empfindung des ersten Eindruckes verlieren: man wird zu tadeln anfangen, unendlich viel wirklich zu tadeln haben, ungeachtet dessen aber ungerecht werden, da und dort einmal Betrug, Prellerei, oder auch ohne dieß durch Kostspieligkeit, Abnahme der Börsegewichtigkeit und der guten Laune erfahren — kurz, es wird Zeit seyn, weiter zu gehen, entweder London um anderer Städte willen, oder ganz England zu verlassen. Allein dieser Zustand ist dennoch zu vermeiden, entweder, wie gesagt, durch ein regelmäßiges Geschäft, oder man muß sich, London kennen zu lernen, zum Geschäfte machen, einem bestimmten Plane folgen, und will man dieses mit Muße betreiben, so kann man eine sehr lange Zeit diesem Zwecke widmen.

(Schluß folgt.)

Die Goldminen in den Vereinigten Staaten.

Die Goldregion der Vereinigten Staaten ist ausgedehnter, als man in der Regel glaubt, denn sie fängt in Virginien an und erstreckt sich durch einen Theil von Nordcarolina, Südcarolina, Georgien und Alabama nach Tennessee. Das meiste Gold wurde aus den Minen von Nordcarolina gewonnen, welche am längsten bekannt und bearbeitet sind. Die Goldminen von Virginien haben in neuerer Zeit viele Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und der gesetzgebende Körper dieses Staates hat sehr freigebig Freibriefe an Compagnien ertheilt, welche Minen aufsuchen und bearbeiten lassen wollten. Der Betrag an Geld, den die Münze der Vereinigten Staaten von 1824 bis 1834 aus den südlichen Staaten erhielt, betrug 5,126,500 Dollars. Doch wird nur ein geringer Theil des gewonnenen Goldes in die Münze geschickt. Der größte Theil geht nach Europa und eine bedeutende Menge wird in den Vereinigten Staaten verarbeitet. Der Gesammtwerth der aus sämmtlichen Minen der Vereinigten Staaten in den letzten 10 Jahren gewonnenen Goldes soll 880 (?) Millionen betragen. (For. Quart. Review October.)

Heiderabad.

(Fortsetzung.)

Das Gebäude, das zum Aufenthalt des Residenten eingerichtet ist, war vom Nizam zu seinem eigenen Gebrauch erbaut worden; der Architekt, ein junger europäischer Ingenieur, ist Officier im Dienste der Compagnie. Obgleich nicht fehlerfrei, ist es doch bequem und imposant. Es besteht aus einem Erdgeschoß auf Bogen ruhend und zwei Stockwerken darüber, mit Seitengebäuden, die durch eine Fortsetzung des Erdgeschosses mit dem Hauptgebäude in Verbindung stehen und mit einer Balustrade endigen. Die Hauptfronte ist durch einen ungeheuren Porticus in korinthischer Ordnung geschmückt, der aber zum Gebäude viel zu groß ist. Auf drei Punkten des Giebels stehen Statuen und in der Mitte das Wappen der Compagnie in Hautrelief. Die korinthischen Säulen sind aus schön polirtem weißem Chunem, und reichen von dem Boden am obern Ende einer schönen, breiten Treppe von zwei und zwanzig Stufen bis zu dem obern Stockwerk hinauf. Auf jeder Seite dieser Treppe steht eine kolossale Sphinx. Das Innere des Porticus, die Karniese u. s. w. sind im reichsten Styl griechischer Architektur verziert, ausgeführt in weißem Chunem und die passendsten und schönsten Decorationen bildend; der Boden besteht aus schwarzem und weißem Marmor. Vorn ist ein großer Hof mit einem runden Wasserbassin in der Mitte, mit Wasservögeln versehen, und ringsum mit Frucht- und andern Bäumen bepflanzt; das Ganze ist mit einer Mauer umgeben und durch zwei Thore verschlossen, von denen das eine sehr groß, in edlem dorischem Styl erbaut, und mit dem Nugaur Khana oder der Musikgalerie versehen ist. Drei hohe Flügelthüren führen in eine prächtige Halle, die, geräumig und in schönen Verhältnissen gebaut, von zwei und dreißig Säulen getragen wird und mit einem entsprechenden Architrav und Karniß versehen ist. Von der Decke hängen drei prächtige Kronleuchter, und der Boden ist mit einem schönen englischen Teppich bedeckt; die Meubles aus Mahagony und in Calcutta gearbeitet, sind sehr solid, und paßten ganz zu den Verhältnissen des Gemachs. Aus ihr trat man an jeder Seite in einen kleinern Salon, der auf gleiche Weise verziert und meublirt war, und bei gewöhnlichen Gelegenheiten zum Speisesaal dient. Die Treppe ist eine der schönsten, die man in Indien von dieser Art sehen kann, denn jede Stufe ist aus einem einzigen Stück des feinsten Granits gearbeitet, die kreisrunden Wände sind reich mit Stuckarbeit verziert, und die Nischen enthalten Statuen von griechischen Gottheiten. Die Treppe führt zu einer langen Galerie, an deren einem Ende eine große Handorgel, an dem andern ein schönes aufrechtstehendes Pianoforte sich befindet; das Ganze wird durch sieben Armleuchter erleuchtet. Der obere Stock ist gleich dem untern eingetheilt und bildet die Staatsgemächer; die ganze Ausschmückung ist über alle Beschreibung prächtig, und zeigt, welche ungeheure Summen dafür mögen ausgegeben worden seyn. Es ist gewiß in der Anordnung mehr Pracht als Geschmack sichtbar, doch ist das Ganze wohl berechnet, ein asiatisches Auge zu ergötzen und zu blenden. Das Dach ist Bildhauerarbeit, und die Verzierungen der Decke und der Karniß sind in einem Styl, der wohl nicht leicht vollendeter seyn kann; sie sind alle nach korinthischer Ordnung, wie die Pfeiler und Pilaster ringsum an den Wänden. Die Beleuchtung geschieht durch drei noch prächtigere Armleuchter, als die untern, und in jedem der sechs Seitenzimmer sind vergoldete Arme, welche zwischen den Säulen hervorgehen und kleinere Kronleuchter tragen, während andere Lichter auf Candelabern von Gold und Bronze brennen. Die Mauern sind mit schönem, breitem Scharlachtuch, mit Goldborden besetzt, bedeckt, die Thüren und Fenster mit eben solchen Draperien behängt, die mit blauer Kante und goldenen Franzen und

Digitized by Google

Quasten verziert sind, die Zwischenräume zwischen den Fenstern füllen Pfeilerspiegel von der Decke bis auf den Boden herab. Bei einem Besuche des Ministers des Nizam trat die Suwari oder Cavalcade durch das südliche Thor ein, der Raum zwischen den Colonnaden war mit reich gezäumten Elephanten und verschiedenartig bewaffneten und bekleideten Reitern, die umher sprengten, mit Palankinen, Fußsoldaten, Bannerträgern, Tschobdars oder Stabträgern und all dem zahlreichen und gemischten Gefolg angefüllt, das einem indischen Aufzug anhängt. In einem weiten Umkreis um das Haus stellten sie sich vor dem Porticus auf und füllten den ganzen Vorraum. Nach ihrer Mode drängten sie sich so ungestüm die Stufen hinauf, um Eintritt zu erlangen, daß die aufgestellte Wache genöthigt war, sich ihnen gleich heftig entgegenzuwerfen, um die Personen zurückzuweisen, die kein Recht hatten, einzutreten. Schwerter wurden gezogen und Blut floß: keineswegs ungewöhnliche Vorfälle, die, wie das Zerbrechen von Thüren, Zerreißen von Frauenkleidern und verdorbene Federn und Pelzbesatz bei einer Hofeur für nothwendige Dinge gehalten werden, um dem Ganzen noch mehr Glanz zu geben. Es verging fast eine halbe Stunde, ehe der Staatselephant und Palankin die Vortreppe erreichen und der Minister mit seinem Gefolge absteigen konnte. Sie wurden vom Residenten empfangen, der an diesem Tag ein glänzendes Hofkleid trug, und nach den gewöhnlichen ceremoniösen Begrüßungen und Umarmungen seine Gäste durch die Zimmer führte, die zu ihrem Empfang eingerichtet waren. Ein zweites Handgemenge fand unten an der Treppe statt, wo die Diener der Besuchenden, welchen die Aufsicht über ihrer Herren Pantoffeln anvertraut war (die nach der Etiquette des Landes stets unten gelassen werden), mit den Uebrigen hinaufgehen wollten — eine Anmaßung, die an manchen Orten geduldet wird, die man aber hier nicht gestatten wollte. Der Besuch war noch bei Tage gekommen; doch einige Zeit vor ihrem Aufbruche war der Abend eingebrochen. Die ganze Residenz war deßhalb glänzend erleuchtet, und als die Gesellschaft mit ihren europäischen Wirthen sich auf der einen Seite des Staatszimmers auf Thronsesseln niedergelassen hatte, nahmen die gewöhnlichen Unterhaltungen ihren Anfang. Sie bestanden aus einer Reihe von Tänzen, von den berühmtesten Künstlern in Helderabad aufgeführt, eine unerschöpfliche Quelle von Unterhaltung für Asiaten. Die Tänzerinnen (nautch girls) waren die einzigen gegenwärtigen Frauen, eine Dame von dem Hause des Residenten bewirthete die Frauen der Besuchenden in einem der Residenz anstoßenden Palast. Die Abwesenheit des weiblichen Geschlechts ist in einem indischen Cirkel weniger auffallend, als in irgend einem andern, da die Männer bunte und glänzende Gewänder tragen und mit kostbaren Juwelen bedeckt sind. Doch wurde bei dieser Gelegenheit, wenn auch die Gesellschaft glänzender und bedeutender war, als manche der Anwesenden sie früher jemals gesehen hatten, das Auge allein ergötzt; der Mangel an geistreicher Unterhaltung, der diesen Besuch charakterisirte, wurde sehr gefühlt, und man bedauerte nicht, als der Besuch sich entfernte.

Der Weggang der Gäste, der gegen 9 Uhr Abends geschah, war noch glänzender und malerischer, als ihre Ankunft, wegen der Menge von Fackeln, welche die Scene beleuchteten. Die Wirkung einer solchen Cavalcade bei Fackellicht ist nicht zu beschreiben. Der seltsame Anblick von Elephanten und Kameelen, glänzend aufgezäumt, die in der bunten Menge von Pferden und Menschen wie Thürme emporragen, gibt dem Ganzen das Ansehen eines Mährchens; während die Pracht der Gebäude — die Pfeiler, Thürme, Thore — das ruhige, spiegelglatte Wasser, die blühenden Gesträuche, die dunkeln Cedern und Cypressen, Alles dazu beiträgt, den Aufzügen in Helderabad einen eben so interessanten als schwer zu schildernden Eindruck zu geben. Der Besuch wurde auf einem dem Minister des Nizam gehörenden Lieblingslandsitz erwiedert, da der Nizam selbst selten sichtbar ist. Ein sehr umfangreicher, geschlossener Bezirk innerhalb der Stadt, wo man den Fluß vor sich hat, enthält mehrere Gartenhäuser und andere Gebäude, meist offene Pavillons ganz im asiatischen Geschmack. Viele von ihnen sind prachtvoll verziert mit Gemälden und Vergoldungen, der Fußboden mit persischen Teppichen belegt, reiche Kissen luden zur Ruhe ein, und glänzende Armleuchter beleuchteten das Ganze. Zwei besonders waren mit Spiegeln aufgelegt und mit Springbrunnen und Blumen umgeben, kurz ganz derselbe Schauplatz, in welchem Nureddin Ali und die schöne Perserin sich erfreuten, als sie von Harun Alreschid überrascht wurden. Diese Gärten, welche hauptsächlich für die Frauen des Wesirs bestimmt sind, wurden durch eine Compagnie weiblicher Sipahis bewacht, von denen der Nizam ein Bataillon hat — eine ungewöhnliche Erscheinung in unsern Tagen, und vielleicht ist der Maharadscha Randschit Sing der einzige indische Fürst, der sich einer solchen Truppe rühmen kann. Die Frauen, die dieses Corps ausmachen, tragen Uniformen und Waffen, die denen der Sipahis ganz ähnlich sind, und schulterten ihre Musketen und machten das ganze Exercitium mit großer Fertigkeit durch, feuerten auch mehrere Male im Peloton mit großer Genauigkeit. Sie marschirten nach dem Klang einer Trommel und einer Pfeife; der Tambour war das hübscheste Mädchen im ganzen Bataillon. Auch schien ihre kriegerische Beschäftigung sie keineswegs unempfindlich gegen die Ansprüche zu machen, die ihrer Schönheit zukam, von der sie recht gut zu wissen schien, was sie durch ihre Coquetterie bemerklich machte. Diese Amazonen haben sich im Gefecht sehr glänzend ausgezeichnet. Ein alter Officier im Dienste des Nizam erzählte, er habe sie ins Feuer zurückgehen sehen, während die europäischen Truppen geschlagen worden seyen. Glücklicherweise waren es nicht Engländer, die so gebrandmarkt wurden, und die Nation, die dieses Unglück hatte, soll namenlos bleiben. Da sie jetzt nicht mehr im Felde gebraucht werden, besteht ihr Dienst in Bewachung der Zenanas der hohen Beamten der Regierung. Mit Ausnahme des Tambours oder der Trommelschlägerin besteht das Corps aus derben, abgehärteten Weibern, wohl geeignet zu ihrem Geschäft, und nur interessant durch die seltsame Beschäftigung. Der Zug des Residenten bei dieser Gelegenheit war nicht so groß, doch auch nicht so lärmend als die einheimische Suwaree, aber machte einen guten Eindruck durch die ernste, feste Haltung. Eine Schwadron Reiter bahnte den Weg, ihnen folgten die Leute der Residenz, Banner- und Stabträger, und der Resident selbst auf einem Staatselephanten, in carmoisinem Sammt mit Gold gestickt aufgezäumt, ein ausgezeichneter Gast in einem offenen Tragsessel, mit Silberstäben und Chowries umgeben, die an jeder Seite ihm Luft zuwehten. Der Generalstab und andere weniger ausgezeichnete Personen folgten theils zu Pferde, theils in Tragsesseln, und die Nachhut wurde durch ein Detaschement Infanterie und einer Schwadron Reiter gebildet nebst den bedeutendsten Dienern des Residenten zu Pferde.

(Schluß folgt.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 313.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

9 November 1838.

Skizzen aus den Pyrenäen.

2. Die Thäler von Azun und Argeles.

Die einzigen Spazierreisen auf gebahnten Wegen, welche die Gegend um den Ossauer Pic, dessen wir früher gedachten, darbietet, sind nördlich in dem Thale von Ossau und südlich bis an den Fuß des Pics, nämlich bis Gabas. Westlich ist das Thal von Azun durch rauhe, unbesuchte Berge und Wälder getrennt; endlich gegen Osten kann der Fußgänger, welcher sich kräftig genug fühlt, dem Schritte der Hirten zu folgen, durch das Thal von Azun bis Argeles und Pierrefitte in den hohen Pyrenäen vordringen. Das Thal von Azun gehört zum Theil diesem Departement und zum Theil den Niederpyrenäen an, da der Bach Lonzon die Gränze macht; er fällt bei Coarraze in den Gave von Pau. Aber welcher Contrast mit dem Thale von Coarraze oder mit dem von Ossau! Der südliche Eingang des Thales von Spanien her liegt freilich auf der nämlichen Linie, auf welcher man die Schrecknisse des Pics von Ossau und seiner Defileen antrifft, und die Ausgänge sind auch fast dieselben, denn Pauticosa, wohin man aus dem Thale Azun kommt, ist von Salient nur etwa eine Stunde südöstlich entfernt; man trifft in diesem Engpasse Banditen von beiden Nationen an, welche in diesen abgeschiedenen Gegenden der Strafe ihrer Missethaten entwischen; als Vergeltung können die zahlreichen Geistlichen dienen, welchen man im Thale Azun und auf dem Markte von Argeles begegnet; denn viele arme Familien von Azun und dem Thale Lextreme Salles suchen sich, indem sie ihre Kinder diesem Stande widmen, eine Stütze für die Zukunft zu verschaffen. Am Eingange des Defile's passirt man über einen Baumstrunk, der den Hirten zur Brücke dient, und gelangt zu den Seen von Artouste und Arrens gegenüber von den Quellen des Gallego; man kann auch zu Pferde oder mit Maulthieren passiren, und mehrere Einfälle der Spanier und Araber sind auf diesem Wege versucht worden; auch drangen hier die Vandalen durch, nachdem sie von den Vigourdinern zurückgetrieben worden. Wenn man sich vor dem Defilé gegen Nordwesten wendet, so durchzieht man einen Tag lang nichts als Wildnisse von verkümmertem Gestrüpp und voll drohender Nebel, welchen oft die fürchterlichsten Gewitter folgen. Aber wie leichter hebt sich das Herz, wenn man auf dem Rande des Gebirgskammes erwacht, von welchem man in der Ferne die reichen Ebenen von Béarn entdeckt; mildere Lüfte wehen dem Wanderer entgegen, der sie zugleich mit dem Morgenduft einathmet, und sein Blut freudiger strömen fühlt. Mehr in der Nähe zeichnen sich, wie lange, enge Streifen, die Thäler von Aspe und Ossau, von ihren Gaven durchronnen, aus; man ist von Laur bonnes nur wenig entfernt, aber das Hinabsteigen auf diesen steilen, kaum spuräbulichen Pfaden, die nach Ferrières de Louvie führen, ist mühsam. Von allem Menschenverkehr entfernt, allein in Gesellschaft mit den Wölfen, welche das Unwetter von den Höheregionen verjagt, haben diese armen Bauern, denen es weder an Anlagen, noch an Arbeitsamkeit fehlt, zur Perspective das Schloß eines Pairs von Frankreich, der die Eisenminen ausbeutet, und in dieser Gegend all das Ansehen eines Feudalherrn genießt. Nach einigen Stunden, immer auf- und absteigend — denn man kann nichts thun, als den Hirten folgen — oft an den Abhängen abgleitend, wie die Matrosen an dem Mastbaume, gelangt man endlich zu dem Dorfe Soreft und von da nach Laur bonnes. Von hier aus, in nordöstlicher Richtung, ist die Rückkehr in das Thal Azun nicht so beschwerlich; wir wollen den Reisenden, der uns diese Nachrichten gibt, reden lassen.

„Ich wollte, ohne mich zu sehr von dem Wege nach dem Thal Azun zu entfernen, die reichen Weiden des Berges Estive besuchen, wo béarnesische und bigourdinische Heerden zusammenkommen, um eine saftige und gesunde Nahrung zu suchen. Ich stieg mit meinem Begleiter auf die Anhöhe hinter den Laur bonnes, und wir fanden da eine Hirtin, welche ganz allein mit ihrem Hunde am Fuße eines Baumes ausruhte, und ohne Befremden sich an uns anschloß. Ihr Mund, frisch wie der Morgen, ergoß sich in Gesängen eines frohen Herzens, eine von bescheidener Unschuld gemäßigte Freude belebte ihre schwarzen und sanften Augen, ihre Gelenkigkeit gab ihr Flügel, ihre reizende Physiognomie erinnerte an die schönen spanischen Köpfe. Sie war von Laruns herübergekommen, um ihrem Verlobten, der eine Heerde aus ihrem Dorfe auf die Weiden von Estive ge-

Digitized by Google

führt hatte, Vorräthe zu bringen. Bald spann sich ein vertrauliches Gespräch zwischen uns an; sie erzählte uns die Geschichte ihres Herzens, ihre Hoffnungen, die Treue ihres Geliebten, sie hielt nicht für nothwendig, uns etwas zu verhehlen. Ihre Tracht war die gewöhnliche der Ossaloserinnen, ihr einziger Schmuck war eine silberne Nadel, die ihre zurückgeworfenen Haare zusammenhielt, sie trug ihren Capulet in der Hand, Arme und Beine entblößt, ihr kleiner Fuß in Spartschuhe gesteckt, ein kurzer schwarzer Rock, das Corset von der nämlichen Farbe, ein Hemd von blendend weißer Leinwand. Drei Stunden verflossen, einige Momente des Ausruhens eingerechnet, weil wir viel auf- und absteigen mußten, ehe wir den Gipfel des Estive erreichten, eine weite Bergebene mit Gras und Blumen wie ein gewirkter Teppich geziert. Ein Freudenruf feiert die Ankunft der Schäferin, ihr Verlobter, wahrscheinlich auf ihre Ankunft vorbereitet, empfing sie am Eingang seiner Hütte. Der Anblick dieses glücklichen Paares machte mir diese Kinder der Pyrenäen desto werther. Sie sind nicht so ungeschlacht wie die Hirten von der Brie, von Auvergne, von den Alpen. Sie sind vielmehr geistreich und eindrucksfähig, dabei von leichtem, aufgewecktem Gemüthe; sie singen in der Einsamkeit und schlafen ruhig auf der Spitze eines Felsens. Das Mädchen, das 500 Fr. Ausstattung hat, wählt sich einen Gefährten, der ihr gefällt, und der ihr zugleich eine bequeme, man könnte öfter sagen, eine reiche Existenz verschafft."

(Schluß folgt.)

London.

(Schluß.)

Wir fügen dem Obigen noch die Besichtigung Londons zur Nachtzeit bei. Dieser Umstand ist wohl in Bezug auf keine andere Stadt der Welt so wichtig, als auf London. Dieß bietet Nachts ein eigenes Schauspiel dar; so wie man Beleuchtungen in Städten ihrer selbst willen ansieht, so muß London Nachts eben dieser Beleuchtung willen in Augenschein genommen werden: und in der That ist jede Nacht, Jahr ein, Jahr aus, in London Beleuchtung, und diese ist so großartig, daß jede andere, bei allem möglichen Glanze, fast nur eine Schattenseite gibt. Durch die erste Ansicht der Stadt am ersten Abend wird der erste Eindruck auf wunderbare Weise erhöht, und man mag an überschwänglichen Glanz von jeher gewöhnt seyn, man wird alles früher Gesehene, auch jede Beleuchtung ähnlicher Art anderer Städte, z. B. Brüssel, Paris u. s. w., für kleinlich, ja düster erklären: der für alles Frappante Abgestumpfteste muß bei Londons Gasbeleuchtung in Erstaunen versetzt werden. Das Eintreten der Scene ist fast momentan: da zur bestimmten Zeit das Heer der Laternenanzünder in größter Eile beschäftigt ist, so entwickelt sich in außerordentlich kurzer Zeit ein Straßenfeuermeer: man glaubt, die Erhellung gehe durch Zauberei vor sich. Das Anzünden kostet wenig Arbeit; der Anzünder lehnt seine Leiter am Lampenpfeiler an, eilt im Nu hinauf, öffnet, hält sein Licht an das ausströmende Gas, die Entzündung ist augenblicklich; schnell eilt der Beleuchtende weiter, und rasch ist er mit seinem Rayon fertig. Unterdessen werden oder sind schon alle Boutiken — ihre Zahl ist eine Unendlichkeit — und andere Hausräume erleuchtet; an vielen Stellen bringt der Strahl durch gefärbtes Fensterglas oder durch ungeheuer große, mit gefärbten Wassern gefüllte Kugeln bei den Apothekers- und Droguistenläden. Die Strahlenmassen des in seiner Leuchtefähigkeit so vielfach erhöhten Lichtes werden unendlich vervielfältigt; an vielen Plätzen, in vielen Straßen ist die beleuchtete Nacht ein künstlicher Tag, und man denke nur an den Umstand, daß dieser Tag von der Volksmasse dem wahren Tag eigentlich vorgezogen wird, nun fängt erst der Menschenhaufen zu wimmeln und zu rennen an, gleichsam als hätte der Einfluß des blendenden Strahls einen matt lebenden Insectenhaufen noch lebendiger gemacht. Die Anlage der Stadt begünstigt den Effect der Gasbeleuchtung außerordentlich: die meisten Straßen sind breit und gerade, vor Allem aber durchaus mit regelmäßigen, verhältnißmäßig in der Regel ungemein breiten Trottoiren (breiter als die meisten Pariserstraßen) versehen; diese erheben sich über die eigentliche Straße (road oder street) und an den Endkanten erheben sich die verhältnißmäßig hohen Laternenstöcke. Die Flamme strömt zackig aus, und der Glanz wird oft durch Reflexe erhöht. Solche Erleuchter stehen in gemessener Entfernung (etwa 20 oder 25 Schritte von einander), und meist so, daß die eine Laterne links oder rechts die Mitte der Entfernung der zwei gegenüberstehenden Laternen einnimmt. An sehr vielen Orten sind noch besondere Laternen angebracht, z. B. bei Durchfahrten, Avenueanfängen, großen Gebäudethoren, Statuen ꝛc.; allein, wie schon gesagt, der Effect wird durch die Beleuchtung der Läden so sehr erhöht, daß in manchen sehr belebten Straßen in der Ferne Alles zu brennen scheint. Eine starke Beleuchtung der Kaufmannsläden, Wirthshausräume ꝛc. ist Luxussache und wird, wie man sich leicht denken kann, bis zum Ueberschwänglichen getrieben, besonders in sehr tiefen, lazarethartigen Läden, in welchen dann das Licht an den glänzenden Krystallglas- und Metallwaaren und obendrein noch durch große Spiegel oder ganze Spiegelwände zurückgeworfen und tausendfach vermehrt wird. Diesen Luxus, wie so vielen andern, muß man fast massiv oder ungeheuer nennen, gegen den der elegante, niedliche, im Palais-royal zu Paris zu einer entschiedenen Kleinlichkeit herabsinkt; es ist keine Uebertreibung, daß sich ein einziger, ein paar Schritte tiefer zu Erhöhung des Effectes nur mit Spiegelwänden versehener Laden im Palais-royal zu einem Londoner Laden erster Größe und Tiefe, z. B. am Strand, in dem Quadrant, in der Regentstreet, Bondstreet, verhalte, wie ein auf dem Nürnberger Kinderspielwaarenmarkte den Kindern zum Weihnachtgeschenke gekaufter Waarenladen zu einem wirklichen Laden im besagten Palais-royal. Die regelmäßige Reihe der Gaslichter in manchen langen Straßen Londons ist außerordentlich frappant, großartig und in der oft so langen Perspective von unaussprechlichem Effecte, welcher um so einfach grandioser wird, je weniger die Straßenlichter durch andere von den Häusern her unterbrochen sind; man muß sich daher in die noblen (aristokratischen) Quartiere begeben, um diesen unvergleichlichen Anblick zu genießen.

Digitized by Google

Den Straßen entrinnend begebe man sich auf die Brücken; ein einziger Anblick! Eine merkwürdige Unterbrechung zwischen den beiderseitigen beleuchteten Zugängen zu den Brücken! Auf diesen selbst zeigt sich nun ein höchst interessantes Nachtstück. Der Wolkenhimmel ist allenthalben über der ganzen Stadt leicht gerötbet, wie bei einer fernen Feuersbrunst; diese Röthe scheint weithin auf den Gebäuden aufzuliegen, aus denen man jeden Augenblick eine offene Flamme aufsteigen zu sehen fürchtet; man läßt den Blick auf das Mittel der Scene, den Fluß selbst fallen, und es kömmt nur darauf an, auf welcher Brücke man sich befindet, um eine eigene Modification des Bildes zu erblicken. Auf allen aber begegnet uns zuerst die Beleuchtung der nächsten Brücke, welche sich, je finsterer die Nacht, desto schöner ausnimmt.

Matt, oder gar nicht, erscheint die Brücke, und doch ist durch die Lampenreiben ihr Umriß gezeichnet wie ein Lichtbogen oder gerader Lichtweg über den Strom; so auf- und abwärts, je nachdem man sich auf einer der Mittelbrücken befindet. Auf der Londonbrücke hat man auf einer Seite aufwärts die beleuchtete Zeichnung der oben liegenden Brücken, so weit es die Krümmung des Stromes gestattet, abwärts den Hafen; das Auge unterscheidet nichts auch nur halbdeutlich, die da und dort von Schiffen herschwimmenden Lichter geben nur von Anwesenheit der Wassergebäude Zeugschaft, ohne ihren Umriß zu verrathen; geisterartige Stille, nur da und dort durch die Bewegung eines Ruders, das reibende Geräusch eines Taues, den unsichern und unbestimmten Laut einer näher oder weiter sprechenden Stimme unterbrochen; jetzt wieder vollkommene Todtenstille in tiefster Nacht (d. i. gegen Morgen, denn lange bis nach Mitternacht ist an tiefe Stille nicht zu denken). Leicht bricht endlich der Morgen aus Osten an, und zeigt in halblichtem Umrisse die Wälder der Masten auf dem schiffbedeckten Flusse, und mit diesem ersten Lebenszeichen des Tages erwacht die Rührigkeit und das Gewimmel der schweigenden Scene. Da und dort erhebt sich der Rauch, der Dampf beginnt erst leise, dann immer stärker und stärker zu zischen, und die frühe Abfahrt dieses oder jenes Dampfbootes zu verkünden; Kähne fangen an, sich hin und her zu bewegen, und in kurzem ist die ganze Lebendigkeit im Gange, auf und an, unter und ferne der Brücke; in kurzem vereint sich das Getöse des Handels und Gewerbes in der früh rührigen City; die Producenten stehen auf, und die Consumenten im fashionablen Theile der Stadt haben sich so eben niedergelegt: in der City ist es Tag mit dem Tage, in Westminster Nacht bei Tag, und Tag bei Nacht, — umgekehrte Ordnung.

So weit hätten wir nun fragmentarisch Alles vorgeführt, was auf den Fremden, welcher London zum erstenmal betritt, einen bleibenden Eindruck zu machen im Stande ist. Nach einem längeren Aufenthalte wird sich das einzelne Gesehene, Gehörte, Erfahrene zu einem Ganzen gestalten, und als Folie der Ueberzeugung gelten können, daß London etwas durchaus Außerordentliches biete. Es versteht sich aber wohl von selbst, daß dieß Bild eine eigene Ansichtsweise verlangt, daß, ohne kosmopolitischen Sinn, es rein unmöglich ist, sich in diese Sätze und Gegensätze, in diese Verschiedenheiten gegen eigene Gewohnheiten, eigenen Geschmack und gegen Vorurtheile zu finden.

Der Kaisercanal von Aragonien.

(Nach Didier in der Revue de Paris.)

Dieses ungeheure Werk wurde von Karl V im Jahre 1528 begonnen, zehn Jahre später eingestellt, im Jahre 1566 von Philipp II wieder aufgenommen, worauf Alles zwei Jahrhunderte lang liegen blieb, denn erst im Jahre 1770 begann man die Arbeiten wieder. Eine holländische Compagnie ließ bis zum Jahre 1775 unter dem Schutze des Grafen von Aranda daran arbeiten, und dann kam das Unternehmen in die Hand der Regierung, die es allmählich aufgegeben hätte ohne den unermüdlichen Eifer eines Kanonikus der Kathedrale von Saragossa, Don Ramon Pignatelli, der sein Vermögen und sein Leben an das Nationalwerk wandte. Der Kaisercanal nimmt seinen Anfang bei Tudela im Königreich Navarra, seine Länge bis zu seiner Einmündung in den Ebro beträgt etwa 27 spanische Leguas, aber einige Leguas sind noch zu beendigen, um ihn mit dem Fluß in Verbindung zu bringen, und dieß große Werk ist jetzt aus Mangel an Vertrauen und an Capitalien ganz verlassen. Man hatte den Plan, den Canal nordwärts durch Biscaya fortzusetzen, um auf diese Weise das Mittelmeer und den Ocean in Verbindung zu bringen: die Arbeiten waren sogar in dem Thale des Rio Jalon begonnen worden, aber sie wurden auf beiden Seiten, im Süden wie im Norden, wieder aufgegeben, nachdem sie drei oder vier Millionen verschlungen hatten. Obgleich man schon Einrichtungen zum Transport der Reisenden getroffen, so hat der Handel doch bis jetzt noch wenig Vortheile daraus gezogen, aber der Ackerbau ist glücklicher gewesen, und die Ländereien, die der Canal bespült, fühlen seinen wohlthätigen Einfluß: man hat den Uferanwohnern zahlreiche Wasserableitungen verkauft, welche weithin die Felder bewässern und befruchten.

Heiderabad.

(Schluß.)

Einige Tage später besuchte die Gesellschaft in gleicher Procession die Hauptmoschee, welche nach dem Modell der berühmten Moschee in Mecca gebaut ist. Es ist ein großes Steingebäude, ohne alle Verzierung, und durch nichts Außerordentliches ausgezeichnet; auch wurden die, welche Geschmack für Architekturschönheiten hatten, mehr von den ehrwürdigen Tschar Minar oder vier Minarets ergriffen — ein merkwürdiges Stück des Alterthums, auf dem Ort errichtet, wo die vier Hauptstraßen der Stadt zusammentreffen. Es ist auf vier großen Bögen erbaut, durch welche die Wege gehen; oben sind mehrere Stockwerke und Gemächer, die früher zu einer Art hoher Schule dienten, wo für das Studium der verschiedenen Künste und Wissenschaften ein Seminar errichtet war. Jetzt ist es jedoch kein Sitz der Gelehrsamkeit mehr, da diese Zimmer in Waarenniedertagen verwandelt sind. Ueber ihnen erheben sich die vier hohen Minarets, von denen das Gebäude den Namen trägt: der Eindruck des Ganzen auf jeder der vier Straßen ist großartig und interessant.

Die Stadt Heiderabad ist ausgedehnt und soll außerordentlich volkreich seyn; doch sind die Straßen im Allgemeinen eng und schmutzig,

Digitized by Google

und obgleich viele den Mohammedanern von Rang und Vermögen zugehörige Häuser groß und gut gebaut sind, so bieten sie doch nach Außen nichts als hohe, todte Mauern. Die Zahl der Moscheen und öffentlichen Gebäude ist nicht sehr bedeutend, ja weit geringer, als in Orten von geringerer Größe. Dagegen sind die Gärten und Gartenhäuser in der Umgegend von Heiderabad sehr schön; der Rung Muhl, der vorher erwähnte Palast, wo die Frauen des Ministers unterhalten wurden und der mit der Residenz verbunden ist, war durch Obrist Kirkpatrick für eine Prinzessin erbaut, die er heurathete, und bildet ein schönes Muster für Landsitze nach asiatischem Geschmack. Dieser entzückende Platz gibt eine vollkommene Idee der orientalischen Serails, und wenn er bei festlichen Gelegenheiten erleuchtet ist, das Bild eines Zauberpalastes der arabischen Mährchen, wie wir früher kein anderes gesehen hatten. Es ist nach asiatischer Sitte mit hohen Mauern eingeschlossen, der Mittelpunkt ist ein großes Marmorbassin mit Wasser gefüllt, das aus mehrern Springbrunnen Zulauf erhält, und deren silberne Säulen sich mit den hohen Cypressen vermischen. Die Pavillons, Galerien und Terrassen rundum sind im reichsten Styl orientalischer Architektur gebaut und verziert. Die Fußböden sind mit persischen Teppichen und mit reich in Gold gestickten Kissen bedeckt; englische Lustres und Spiegel vollendeten den Glanz des Ganzen beim Empfange der Gesellschaft. Die Menge von Lichtern und ihre geschmackvolle Anordnung machten einen schönen Eindruck, indem sie auf die sie umgebenden Blumen und dichtbelaubten Bäume einen sanften, reizenden Schimmer warfen. Da kein Fest in Indien ohne Tanz für vollkommen gilt, so wurde die Gesellschaft in Rung Muht eingeladen, die Anmuth von nicht weniger als fünfzig Tänzerinnen zu bewundern, die mit ihren musicirenden Dienern der Gesellschaft beiwohnten. Als die untergeordnetern Sterne erschienen und verschwunden waren, trat die größte Künstlerin von Heiderabad auf. Wenn ein Talent in Indien einmal anerkannt ist, kann es nicht so leicht durch jüngere Künstler verdunkelt werden; je länger eine Person aufgetreten ist, desto höher steigt sie in der öffentlichen Achtung. Die prima donna absoluta Heiderabads soll bald sechzig Jahre alt seyn, und ihre Schönheit bald ein halbes Jahrhundert geherrscht haben. Ihr Gesicht, nicht ohne Spuren des Alters, hat immer noch Spuren jener Liebenswürdigkeit, für die sie berühmt war, und die jugendliche Stimme und Miene, mit der sie tanzte und sang, waren in der That überraschend. Während ihrer öffentlichen Laufbahn hat dieser Günstling der Natur und des Glücks ein beträchtliches Vermögen aufgehäuft und sich einen großen Einfluß in ihrem Wohnorte zu erwerben gewußt. Ihr Anzug bei dieser Gelegenheit war einer der reichsten und kostbarsten; sie trug Juwelen, welche auf drei Lak Rupien oder 30,000 Pfd. St. geschätzt wurden. Eleganz und Geschmack werden bei den asiatischen Frauen häufig im Anzuge hintangesetzt, um viel Edelsteine zur Schau zu tragen, die auf alle Weise aufeinandergehäuft werden, ohne die geringste Rücksicht auf Schönheit. Als der europäische Theil der Gesellschaft die Dame und ihren Schmuck hinreichend bewundert hatten, gingen sie in den anstoßenden Theil des Gartens, um ein Feuerwerk anzusehen, das die Eingebornen besonders gut veranstalten, und das trefflich von Statten ging.

Manche Excursionen in die Umgebungen von Heiderabad boten Abwechslung und Interesse. Nordöstlich von der Stadt liegen die Ruinen einer Stadt und eines Palastes, die jetzt Antilopen zum Aufenthalte dienen, welche der Nizam hält und durch sehr strenge Jagdgesetze beschützt, denn das Tödten eines dieser Thiere ist bei Verlust des Augenlichts untersagt. Daher sind sie auch sehr zahlreich, und, weil ohne Furcht, außerordentlich zutraulich. Von Zeit zu Zeit werden sie durch die Tiger beunruhigt, die in den benachbarten Wildnissen wohnen. In Folge einer Herausforderung dieser gefleckten Wilddiebe machte sich eine Expedition auf den Weg, mit der sich unsere Gesellschaft aus der Residenz vereinigte. Die Gegend war wild und seltsam, und brachte trübe Gedanken, wenn man sah, daß die Gegenden, einst zu Wohnungen der Menschen bestimmt, jetzt den Thieren der Wildniß überlassen wurden. In derselben Richtung, doch näher bei der Stadt, sind Gärten, die unter der Aufsicht der französischen Officiere stehen, die früher im Dienste des Nizam waren. Hier ist auch das Grabmal, das dem Andenken eines dieser Männer, Hrn. Raymond, errichtet wurde, ein Gedächtniß, das stets von trüben Erinnerungen an die Verbannung begleitet wird. *) Die Umgebung von Heiderabad ist wegen der großen Teiche — Wasserbehälter — berühmt, die so nothwendig in den asiatischen Gegenden sind, um eine der größten Segnungen des Daseyns beim Mangel an Regen ersetzen zu können. Der Weg nach den Cantonirungen jenes Theils der Hülfstruppen, der in der Nähe der Hauptstadt steht, läuft über eine englische Meile weit auf einem der gigantischen Dämme, der, quer durch ein Thal gebaut, den Strom beschränken soll. Dieser Theil der Reise ist sehr angenehm. Auf der einen Seite ist das Land reich bebaut, während auf der andern ein breiter Wasserspiegel sich ausdehnt, der mehrere Meilen im Umfange hat. Einige Meilen südlich von der Stadt ist ein anderer Teich durch einen Damm von solidem Mauerwerk begränzt. Er wurde von demselben Officier errichtet, der die Residenz baute; daher wird es von den europäischen Bewohnern der Ingenieurs-Teich, von den Eingebornen Mir Allum genannt, nach dem Minister, der seinen Bau veranlaßte. Der Damm besteht aus einer Reihe sehr großer steinerner Bögen, die, auf die Seite gelegt mit ihrer halbkreisförmigen Projection, sich dem Wasser entgegenstellen. Doch liegen sie nicht in einer geraden Linie, sondern bilden in ihrer Vereinigung auch das Segment eines Kreises. Das Wasserbehälter mißt, wenn es ganz voll ist, einen Umkreis von fast 20 Meilen; ein englisches kleines Boot liegt daran mit Ruder und Segel versehen, das dem Minister gehört, der sich jedoch selten auf dieses Element wagt. Wir benutzten sehr gern die Gelegenheit, auf diesem künstlichen See zu fahren, frühstückten vergnügt in Zelten, die an den Ufern aufgeschlagen waren, und erfreuten uns an dem Anblick einer großen Wasserfläche, der uns selten auf den Reisen im Innern ward.

Der nordamerikanische unter dem Namen Maclura auriantiaca bekannte zweihäusige Baum wächst gegenwärtig in weiblicher und männlicher Form in Frankreich, und blüht in dem Garten des Luxemburg, in den Gärten von Neuilly und in Avignon; sein Holz soll elastisch, schön geädert, dunkelgelb, von schönem Korn seyn und eine schöne Politur annehmen. Zahlreiche Proben haben bewiesen, daß seine Blätter die des Maulbeerbaumes zur Nahrung der Seidenraupen vollständig ersetzen; die Anpflanzung dieses Baumes ist um so wünschenswerther, da er auch von der heftigsten Kälte nicht leidet, und auch in einem ärmlichen Boden fortkommt. Die Früchte sind nicht eßbar, aber die Wurzeln sollen eine schöne gelbe Farbe haben. (Athenäum vom 20 October.)

*) Ehe die Engländer den französischen Einfluß in Heiderabad vernichteten, hatte Hr. Raymond ein eigenes Corps Spahis geworben und exercirt. Als die Engländer Herren am Hofe des Nizam wurden, ward natürlich das von Franzosen gebildete Corps aufgelöst; Raymond war kurz zuvor gestorben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

itized by Google

Nr. 314.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 November 1838.

Erzeugnisse von Assam.

(Aus John M'Cosh's Topographie von Assam.)

Der Ackerbau ist in diesem Lande sehr zurück, und ungeheure Striche, die mit großem Nutzen angebaut werden könnten, liegen wüste. Reis von geringer Qualität, Zuckerrohr, dessen Ertrag in Muscovade (Goor) verwandelt wird, Senfsamen, woraus man Oel gewinnt, Baumwolle, die in großem Umfange von den Bergstämmen gebaut und in bedeutender Masse ausgeführt wird, Opium, welches man in Menge erzeugt, Lack, den man in großer Masse sammelt, und Seide, wovon es drei Arten gibt, sind die Hauptproducte. Die Seide wird von den Frauen gesponnen und verwebt. Ein bedeutender Artikel in Assam, welcher der Provinz eine große Wichtigkeit zu geben verspricht, ist der Thee, welcher wild wächst und bis vor kurzem ganz unbemerkt blieb. Es ist dieses völlig der Theebaum China's und gedeiht auf den Bergen der Kangtis, Singphos und anderer Bergstämme so gut wie in den benachbarten Provinzen China's, und verlangt nicht mehr Sorgfalt in Bau und Behandlung, um dem „wohlriechenden Kraut" des himmlischen Reichs gleichzukommen. Die Entfernung des Theedistricts von Calcutta ist von geringer Bedeutung, da der Brahmaputra zu allen Jahreszeiten selbst für große Boote bis an den Fuß der Berge, wo der Thee wächst, schiffbar ist.

Unter die Producte, welche für den Handel benützt werden könnten, gehört auch der Kaffee, welcher jetzt wild wächst; das spanische Rohr, welches undurchdringliche Dschungeln bildet, wo die Hauptstängel, obwohl wenig dicker als ein Finger, manchmal zweihundert Fuß lang werden; Gummi elasticum, welches als ein milchichter Saft durch Einschnitte in eine gewisse Feigenart gewonnen wird, und endlich viele werthvolle Gummiarten, auch Copal, welches namentlich auf den Nagabergen gefunden wird. Eines der merkwürdigsten vegetabilischen Erzeugnisse ist ein Gift, das die Abors an den Ufern des Sampu gewinnen; sein Anbau ist ein Geheimniß: es hat das Ansehen einer kleinen faserigen Wurzel, welche zu einem Teige gestoßen und mit dem Saft einer andern Pflanze vermischt wird. Ein Ritz von einem vergifteten Pfeil hat fast augenblicklichen Tod zur Folge. Assam ist überreich an Zimmerholz, und Dr. M'Cosh zählt 90 Baumarten auf, welche zum Häuser- oder Schiffsbau taugen.

Die Zoologie von Assam gleicht der der meisten dschungelreichen Länder des Orients. Wilde Elephanten ziehen in großen Heerden umher, und sind Ernten und Menschen gefährlich; es werden jährlich 700 bis 1000 ausgeführt. Die Singphos tödten sie bloß um der Zähne willen mit vergifteten Pfeilen, die aus Musketen geschossen werden. Das Nashorn bewohnt die dichtesten Wälder und ist schwer aufzufinden; man setzt einen Werth auf die Haut, weil Schilde daraus gemacht werden, und das Horn, das keine Fortsetzung des Nasenbeins, sondern durch eine Höhlung damit verbunden ist, so daß es durch einen Streich abgeschlagen oder durch Erweichen losgemacht werden kann, gilt für besonders heilig. Bei der großen Scheue und Wildheit dieses Thiers ist es zum Erstaunen, wie leicht sich namentlich die Jungen zähmen lassen: wenige Monate, nachdem ein solches gefangen worden, kann man es loslassen, um zu grasen, und es läßt sich von Kindern besteigen. Sie gewinnen schnell eine große Anhänglichkeit an ihren Hüter, kommen auf seinen Ruf, und laufen ihm nach wie ein Hund. Tiger, Leoparden, Bären und Büffel sind zahlreich; Pferde bringt man aus Butan und Schafe aus demselben Lande und aus Bengalen. Schlangen gibt es in Menge, aber wenige sind giftig; die Boa oder Python gilt für unschädlich; sie kommt manchmal in den Hühnerhof und holt sich Geflügel. Die weißen Ameisen sind hier zerstörender als in irgend einem Theile Indiens; sie verzehren sogar die Häuser von den Hauptpfosten bis zum letzten Rohrbündel auf dem Dache; man schätzt die Dauerhaftigkeit eines Hauses und somit dessen Werth, nach der Menge von Lebensunterhalt, die es den weißen Ameisen gewährt. Diese Insecten machen sich auch an die Waldbäume, und Dr. M'Cosh behauptet, daß ungefähr der zehnte Baum ihrer Gefräßigkeit zum Opfer falle. Der Brahmaputra ist allenthalben angefüllt mit Alligators, aber auch mit sehr schönen Fischen.

Die Mineralproducte sind Gold, das sich fast in allen Bergwassern, die in den Brahmaputra fallen, auch in diesem großen Strome selbst findet; Silber, wovon eine Mine im Lande der Bor-Kangti, nahe an den wahrscheinlichen Quellen des Irawaddi

Digitized by Google

bearbeitet wird, und Eisen, das sich in den meisten Bergen in Menge findet. Kohlen hat man an mehrern Orten in Assam aufgefunden, und Kalkgestein bildet einen Theil des Gerölls in den Zweigen des Brahmaputra oberhalb Sodiya, wo es durch die Ueberschwemmungen von den Bergen heruntergewaschen wird. Munkung oder Mogaum, im Lande der birmanischen Singphos, ist berühmt durch seine kostbaren Steine. In der Provinz Hukung sind mehrere Bernsteinminen, und Steinöl wird in Oberassam gefunden.

Skizzen aus den Pyrenäen.

2. Die Thäler von Azun und Argeles.

(Schluß.)

„Ich verließ diese guten Leutchen, um wieder in das Thal Azun einzudringen, und da die Nacht schon ihren Schleier über die untern Thäler ausbreitete, so suchte ich eine Zuflucht in dem Wirthshause von Arrens; man ließ mir die Wahl zwischen gesalzenem Ziegenfleisch oder einem mit Oel zubereiteten Eichhörnchen, ein Gericht, das von den Gastronomen des Bezirkes sehr gesucht wird. Ich zog beiden ein Stück Maisbrod und den Wein von Madeira, so wie einen hölzernen Sessel beim Herde dem schmutzigen Bettschragen vor, und brach noch vor Tagesanbruch auf, um meine Schritte nach der in einem angenehmen von hohen Felsen umgebenen Thale befindlichen Capelle von Poey Laut zu richten. Das Gebäude ist schön, auf einem marmorähnlichen Felsen gebaut, welcher ihm einen Fußboden von einem einzigen Stücke gibt. Die Bildsäule Mariens ist eine schöne Nachahmung des antiken Styles, eine interessante Haltung, eine bewundernswürdige Einfachheit, die korinthische Venus in einem christlichen Tempel, wo sie keineswegs an der unrechten Stelle zu seyn scheint." Die drei Madonnen von Betharran, Poey-Laut und Heas zogen weit und breit fromme Wallfahrer an sich, aber der letztere Ort widersteht kaum mehr der Rauhheit des Klima's, und die Capelle von Poey-Laut ist geschlossen. Die religiöse Chronik von Azun erzählt auch den Aufenthalt von Saint Bertrand, Priester von Comminges, der hier um das Jahr 1070 predigte. Während der Predigt schnitt man seinem Maulthiere den Schwanz ab, aber der gutmüthige Priester begnügte sich, statt die Rache des Himmels herabzurufen, mit einem Tribute von Butter und Käse, welcher der Abtei von Saint Bertrand bis zur Revolution bezahlt wurde. Die Einwohner von Azun waren übrigens so freiheitliebend als religiös: als der Graf von Bigorre Agenten in das Land sendete, um dessen Unterdrückung vorzubreiten, wurden sie theils lebendig verbrannt, theils in einen Abgrund gestürzt, der davon den Namen des Procurator-Sprunges behalten hat.

Azun ist eines von den sieben Thälern des Lavedan und bildet den Kanton von Aucun: es ist eine einsame, hochgelegene, rauhe Gegend von zwei Nebenflüssen des Gave de Pau (nämlich von dem Gave d'Azun und Louzon*) verwüstet, welche über die seltenen Felder von saracenischem Getreide und Hanf und einige Wiesen Unordnung verbreiten. Die Bevölkerung ist gering, 1500 Seelen in 10 Dörfern, die von Granit und Marmor erbaut und mit Schiefer gedeckt sind; man schreibt diese geringe Zahl der Vereinzelung der Einwohner zu, welche sich gewöhnlich nur unter einander verheurathen. Das Klima wird stets rauher und ungesunder, seitdem die Wälder zum Betrieb der Eisenbergwerke ausgehauen worden sind; das Thal ist reich an Mineralien, es gibt über 50 Gold-, Silber-, Eisen-, Kupfer- und Bleibergwerke, aber das Holz mangelt schon, die Handarbeit ist theuer. Azun hat keine Verbindungswege, als eine lange enge Schlucht, die nach Argeles führt. Das einzige Vieh des Thales sind Ziegen, deren gesalzenes Fleisch die Hauptnahrung der Einwohner ist, und ihrem Athem einen starken Geruch mittheilt. Sie sind stark und verständig; die Weiber groß, stark, gute Hausfrauen, welche, wie es ihre braune, beinahe schwarze Farbe beweist, auch die härtern Arbeiten mit den Männern theilen. Sie lieben ihren alten, originellen Tanz, den Bales: er soll der nämliche seyn, wie der Corybantentanz an den Festen der Cybele; ihre Tracht, ihr Schrei oder vielmehr ihr Brüllen, ihre heftigen, kühnen Bewegungen geben den Bales das Ansehen eines Tanzes der Wilden. Die Erdbeben sind in dieser Gegend nicht selten, doch ohne große Wirkung. Wenn man aus dem Thale von Azun nördlich herauskommt, so hat man rechts Saint Savin, und kann dem Gave bis zu seinem Einflusse in den Gave de Pau bei Argeles folgen. Von hier aus führt die Heerstraße längs dem Gave bis Courdes, und mit diesem letztern Orte schließt sich der Cirkel, denn den weitern Weg nach Pau wollen wir an einer andern Stelle beschreiben.

Argeles ist einer der merkwürdigsten Punkte dieser Gegend, auch nimmt sein Wohlstand alle Jahre zu. Es ist eine Gemeinde von etwa 2000 Seelen, die am Ausgange des Thales L'extreme Salles nach der Gave und an der Straße von Tarbes nach Saint Sauveur liegt; es hat auch eigene Bäder, die bereits von Vielen gebraucht werden. Heutzutage ist es der Hauptort eines Arrondissements, von welchem Azun, Luz, Courdes und Saint Pé nebst dem eigenen Kanton von Argeles abhängen. In der Ebene von Argeles vereinigen sich mehrere Waldbäche, die hier ihre wilde Natur verlieren und die Erde befruchten; hier reiche Getreide- und Maisfelder, dort die schönsten Wiesen, bei den bewohnten Plätzen dichtbelaubte Fruchtgärten, zwischen welchen Canäle laufen. Das Thal ist von Bergen beherrscht, auf welchen sich Wälder, Weiden und eine Menge Wohnhäuser vermischen — ein Gemälde, das ohne einen großen Raum zu umfassen, die angenehmsten Abwechslungen enthält. Doch es verdient eine etwas genauere Darstellung. Im Süden ist es die Abtei Saint Savin, welche mit den Schlössern von Vidalos und Beaucens (am andern Ufer des Gave) den Horizont schließt. Saint Savin war ein Spanier, erbaute sein Kloster auf den Ruinen des Emilianischen Palastes, war ein starker Teufelaustreiber und Magnetist oder Zauberer, und scheint diese Kraft seinen Nachfolgern übertragen zu haben. Denn die Verhältnisse des Lavedan mit Bearn waren nicht immer so friedlich wie diejenigen, welche heute zwischen Pau und Argeles bestehen. Die

*) Der Gave und Azun hat selbst noch einen Nebenfluß, den Gave de Bun. Der Louzon bildet ein eigenes Thal westlich, welches man, ich weiß nicht warum, zu dem Thale Azun rechnet.

Digitized by Google

Bearneser hatten einen Einfall in Lavedan gemacht, ein Mönch von Saint Savin stieg auf einen Hollunderbaum und machte sie durch einige magische Worte unbeweglich, so daß sie sich ohne Widerstand umbringen ließen. Allein der Himmel strafte diese Grausamkeit durch eine sechsjährige Unfruchtbarkeit. Der Papst befahl eine Zusammenkunft von 20 Personen, die Hälfte aus dem Thal von Aspe, woher die Räuber gekommen waren, die andere Hälfte aus dem Thal von Lavedan; sie versöhnten sich in Gegenwart der Bischöfe von Tarbes und Lescar. Die Lavedaner verpflichteten sich 10 Pilgrime nach Santiago zu senden, 140 Messen, worunter 10 bischöfliche, singen zu lassen, und außerdem jährlich dem Procurator von Aspe 30 Sols Morlaas zu bezahlen, ein Tribut, welcher vom 12ten Jahrhundert bis zur Revolution dauerte, und keineswegs dazu diente, die gute Laune zwischen den Bearnesen und Bigourdinern zu unterhalten. Die südliche Spitze des Thales ist bei Pierrefitte, von wo zwei Schluchten oder Abats, wie man sie dort nennt, in die Thäler von Cauterets und Barèges führen. Im Norden erhebt sich die Straße bis Ayzac, von welchem Dorfe man eine herrliche Perspective hat und durch eine Allee von Nußbäumen bis auf den Platz von Argeles kommt. Endlich im Westen der Linie von Ayzac bis Pierrefitte, am rechten Ufer des Gave, hat man das herrliche Thal vom östlichen Lavedan oder von Avantaigues, so genannt von dem Berge dieses Namens, welcher es von dem weiter östlich gelegenen und weit rauhern Thale von Castel-lou-Bon trennt; doch gehört dieses letztere auch noch zu der unter dem Namen des Lavedan (Levitani pagus) bekannten Gegend. Von Boos bis Villelongue auf einer Strecke von drei Meilen, wandert man beständig durch Alleen von Nuß- und Kirschbäumen, mit Buchen, Eschen und Kastanienbäumen gemischt, frische Wiesen werden von vielfältigen Bächen durchschnitten, die Abhänge sind mit unzähligen, von freundlichem Grün umgebenen Schäferhütten geschmückt. Die Weiden sind im Ueberfluß, die Heerden zahlreich, das Land hat ein Ansehen von Wohlstand: im Hintergrunde östlich ist der Berg von Avant-aigues, und seine weite Bergebene mit Wohnungen bedeckt, welche besser gebaut sind, als die der kleineren Städte; inmitten dieser üppigen Natur verbreiten die Abtei von Saint Savin, die Ruinen des Schlosses von Beaucens und die Menge von der Zeit angefressener oder umgestürzter Thürme eine gewisse religiöse und ritterliche Schattirung; in einem engen Kreise um Argeles, zu beiden Seiten des Gave, liegen die Oerter Geu, Vidalos, Saint Pastous, Beaucens, Soulon, Saint Savin, Arcizan-avant und arras, welche alle mit festen Schlössern oder Thürmen versehen waren, auf welchen man mit Feuern und Fackeln Signale machte, wenn die gefürchteten Miquelets von ihren Bergen, wie aus Raubhöhlen, auf die friedlichen Thäler herabstürzten; alsdann versammelten sich die Einwohner, welche, von der Recrutirung befreit, insbesondere mit der Vertheidigung der Gränze beauftragt waren. Die Aebte von Saint Savin und die Herren von Beaucens hatten das größte Ansehen im Lande; zwölf junge Mädchen aus Solon und Adat waren, einem alten Lehenstribute zufolge, verpflichtet, den Mönchen von Saint Savin an den großen Festtagen das Bett zu machen; ein Herr von Solon sprach dieses Recht für sich an, aber in dem gerichtlich vorgeschriebenen Zweikampfe, wodurch dieser Streit ausgemacht wurde, siegte der Kämpfer der geistlichen Herren.

Das eigentliche Thal Extreme Salles, zu welchem man Argeles rechnet, liegt nordwestlich von diesem Orte, zwischen dem Thale von Louzon und Val Surguère, und hat seinen Namen von dem Dorfe Salles. Es ist ein enges abgeschiedenes Thal, in welchem die plötzlichen und starken Abwechselungen der Temperatur unter den sonst gesunden Einwohnern tödtliche Fieber, und der reißende Bergoms, welcher über Ayzac hinaus in die Gave fällt, Ueberschwemmungen und Felsenstürze hervorbringt, die jeden andern, als diese an ihre Heimath gewöhnten Leute, mit Schrecken erfüllen würden. Doch ist das Thal nicht unfruchtbar; das Frühjahr tritt frühzeitig ein, und der Herbst bietet den Heerden oft eine späte Zuflucht an, die sie anderswo nicht so leicht finden. Die Nußbäume werden wegen ihres Holzes und des aus ihren Früchten gepreßten Oeles eine Hülfsquelle, die den höhern Regionen mangelt. Die Sitten haben eine gewisse Einfalt beibehalten; wenn dort in Folge des Mißbrauches, welchen etwa ein Fremder von der Gastfreundschaft der Einwohner macht, eine schamhafte Krankheit zum Vorschein kommt, so sucht man Hülfe bei der heiligen Jungfrau, und bietet den Priestern Opfer an, wie bei einer Landesplage; leider werden sie in ihren Krankheiten nur zu oft das Opfer ihrer abergläubischen Einbildungen, welche durch die Dorforakel stets unterhalten werden, und der unbarmherzigen Lanzette ihrer Barbiere. In älteren Zeiten entschied ein Rath der Alten in den Familienstreitigkeiten, ohne Appellation. Sanct Romuald war sehr beliebt in dieser Gegend; als er sie verließ, berathschlagte man, ob man ihn nicht zurückhalten und ihm die Haut abstreifen sollte, um Reliquien von ihm zu haben — dieß ist wenigstens die Tradition.

Das Thal Val Surguère, felsig, aber freundlich, besteht nur aus fünf Dörfern, die Einwohner sind frugal und betriebsam; sie pflanzen Flachs. Der Marmor von Aspe, schwarz mit Spathstreifen, ist sehr gesucht. Wenn man von den Thälern Extrême Salles und Val Surguère an die Heerstraße herausgeht, so trifft man in den sonst angenehm, in einer Reihe hinter einander gelegenen Oertern Ayzac, Vieuzac, Agos, Vidalos und Cot schon Albinos (Cretiner) und Kropfige an. Diese waren ehemals unter den Cagots begriffen, mit welchem Namen man eine unglückliche, von Gott verfluchte und von den Menschen verfolgte Race belegte. Woher dieser Name kommt, und worauf er sich gründet, weiß man nicht; politische und religiöse Vorurtheile haben nicht weniger als der Abscheu vor gewissen Krankheiten beigetragen, die Zahl dieser ehemaligen Paria's zu vermehren. Cagot will eigentlich sagen Ca Got, gothischer Hund, eine Benennung, die sich aus der Zeit herschreiben mag, zu welcher Chlodwig die Westgothen unter dem Vorwande des Arianismus bekämpfte und unterjochte; vielleicht sind es Abstämmlinge der Alanen, Scythen, Gothen, welche bei den Einbrüchen dieser Völker in den Schluchten der Pyrenäen zurückblieben, und nachher als Fremde ins tiefste Elend verfielen und sich Krankheiten zuzogen; daher hat man sie mit den Aus-

Digitized by Google

sätzigen zusammengeworfen und sie Gégistains (von Giezi, dem aussätzigen Diener des Propheten Elisäus,) genannt; der leichtgläubige Geschichtschreiber Marca nimmt wirklich diese Abstammung an. Nicht bloß die Gothen, auch die Saracenen scheinen ihren Theil zu der Summe dieser Unglücklichen geliefert zu haben, denn unter den verschiedenen Namen, welche man ihnen gab, Cagots, Agots, Gahets, findet man auch die Namen Maures und Chretiens, wahrscheinlich ironischerweise wegen des Arianismus der Gothen oder des heimlichen Islamismus der mit Gewalt christianisirten Saracenen. Gewiß ist, daß man diese Leute für Ladres, d. h. elend, excommunicirt hielt, sie auf irgend ein bestimmtes Gewerbe, meistens das von Zimmerleuten, beschränkte, sie zur Absonderung von den übrigen Einwohnern zwang, und ihnen besondere Merkzeichen und hunderterlei schimpfliche Ausnahmsgesetze auflegte. Heutzutage bestehen diese Vorurtheile nicht mehr, aber ist das hinreichend? Sollte die Regierung nicht vielmehr dem Uebel auf die Spur zu kommen, und diese entstellenden und den Menschen moralisch vernichtenden Krankheiten auszurotten oder wenigstens zu vermindern suchen?

Nachricht von Bhutan.

Das eigentlich sogenannte Bhutan*) stößt im Westen an Sikkim, im Norden an Tübet, im Osten an den Akas und im Süden an Assam. Seine Länge von Westen gegen Osten ist etwa 22 Tagereisen, seine Breite 10 bis 15. Das Land ist kalt und uneben, aber gut angebaut, und die Seiten der Berge in Terrassen abgetheilt. Die Bhutias zahlen einen Tribut in Natura an die ostindische Compagnie für einige Ländereien in den Ebenen, auf denen sie Reis bauen, wozu ihre Berge nicht geeignet sind. Die Regierung von Bhutan liegt in den Händen des Dharm Radscha und des Daib Radscha, wovon der erstere das geistliche Haupt ist und nie stirbt, sondern in ein Kind übergeht; der letztere ist der weltliche Herrscher, aber dem Dharm untergeordnet, und eigentlich nur der erste Minister. Sein Amt ist weder erblich, noch geradezu lebenslänglich. Die Sommerhauptstadt ist Tassisudon, im Winter aber wird dieser Ort wegen der strengen Kälte mit Dosen oder Punaka vertauscht. Viele Einwohner bebauen im Sommer ein Landgut in den Bergen, und im Winter ein anderes in der Niederung. Die Einkünfte betragen etwa 5 Lakh Rupien und sind verpachtet. Die Bhutias sind etwas unter Mittelgröße, und mehr durch ihre Muskulatur als Größe und Dicke der Glieder ausgezeichnet. Ihr Aeußeres ist ausnehmend schmutzig, und selbst vornehme Beamten haben ein elendes, ärmliches Aussehen. Sie gelten jedoch für eine sehr ruhige, fleißige Race, und sogar für sehr civilisirt. Ihre Züge sind rein tatarisch. Viele ihrer Gesetze und Gewohnheiten sind von den Chinesen entlehnt, mit denen sie auch die eifersüchtige Ausschließung von Fremden theilen. Sie haben keinen Kriegsgeist, und obwohl sie sämmtlich, selbst die Weiber, stets bewaffnet gehen, so fürchten sie sich doch die Luntengewehre, die sie führen, abzufeuern. Ihre Religion ist Buddhismus, und ihre Priester sind die Gelums, welche in Ehelosigkeit leben. Prostitution und Vielmännerei gehören zu ihren Sitten.

*) Bhut oder Bhot ist ein allgemeiner Name für das Land zwischen der großen Himalayakette und den Ebenen.

Historische Entdeckungen in den Inschriften Indiens.

Jetzt ist, wenn man den Nachrichten aus Indien Glauben beimessen darf, das langgesuchte Verbindungsglied zwischen dem griechischen und indischen Alterthum endlich aufgefunden worden. Mehrere englische Gelehrte in Indien, namentlich der bekannte Prinsep, der Secretär der asiatischen Gesellschaft von Bengalen, ferner ein Hr. Turnour in Ceylon und ein Dr. Mill haben unter Beihülfe mehrerer anderer Personen in verschiedenen Theilen Indiens endlich nach vielen Bemühungen die alten Hindubuchstarten entziffert, und seit dieser Zeit strömen die Erklärungen zu, so daß man bald wichtigen Entdeckungen entgegen sehen darf. Ohne uns hier auf die Einzelnheiten einzulassen, wollen wir als Resultat bemerken, daß aus den bisher bekannt gewordenen Inschriften eine enge Verbindung mehrerer indischer Fürsten nicht nur mit den griechischen Herrschern in Baktrien, sondern auch mit den macedonischen Dynastien überhaupt hervorgehen soll, namentlich auch mit Aegypten, welches den Namen Agupta oder Gupta führe. Ein noch interessanterer Umstand ist, daß die damals in Indien herrschenden Dynastien Buddhisten gewesen seyn sollen, woraus hervorgehen würde, daß die ausschweifenden Theogonien der Puranas und die fabelhaften Genealogien der Braminen von diesen erst nach Besiegung ihrer Rivalen und also erst im Anfange der christlichen Zeitrechnung erfunden wurden.

Vermischte Nachrichten.

Man bemerkt, namentlich auf der Ostküste Englands, seit geraumer Zeit eine Abnahme im Salmenfang, und begann zu glauben, es rühre dieselbe von allzu häufigem Fange, vorzüglich zur Laichzeit, her, oder auch von der Anlegung von allerlei Gewerken an den von ihnen besuchten Flüssen, der Anwendung von Kalk beim Ackerbau u. dgl. Ein Correspondent des Athenäum (vom 6 October) erkennt zwar an, daß alle diese Ursachen zur Verschlechterung und wohl auch zur Verminderung der Salmen beigetragen haben mögen, ist aber der Meinung, daß der eigentliche Grund der Abnahme in der Erscheinung des von den Engländern sogenannten weißen Hais (squalus carcharias) liege, der allmählich den Schiffen durch das atlantische Meer nachgezogen, und selbst bis in die Docken gelangt sey.

Die Münze der Vereinigten Staaten soll den Befehl erhalten haben, wieder „goldene Adler" (golden eagles) zu schlagen. Seit 34 Jahren ist diese schöne Münze nicht mehr geschlagen worden; man hörte im J. 1804 damit auf, weil die unrichtige Währung des Goldes schuld war, daß man die Münze fast so schnell ausführte, als sie geschlagen wurde. Nach den Papieren der Münze sind damals nicht weniger als 1,500,000 geschlagen worden.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 101** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Capefigue. — Panorama von Deutschland. (Fortsetzung.) — Monsieur Jean, der Schulmeister. (Fortsetzung.)

Zu dem Abonnement dürfte dem Auslande beigegebenen Literaturblatte, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Theilnahme des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 4 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 315.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

11 November 1838.

Marie.

Erzählung aus den Pyrenäen.

Es war ein Juliusmorgen des Jahres 1367, dunkle Wolken, von dem Winde aus Spanien hergetrieben, breiteten sich majestätisch längs den Abhängen der Hochgebirge aus, welche das Becken von Luz umgeben; ernst und traurig entfaltete sich die Nebelhülle über den Abgründen, in welchen die von geschmolzenem Schnee angewachsenen Waldbäche dumpf und unsichtbar brüllten. Gaston, ein junger Edelmann aus Bigorre und eifriger Jäger, befand sich eben auf einem hohen Bergrücken, als ihn die Dämpfe überraschten und bald mit eiskalter Feuchtigkeit durchdrangen. Noch hatte er kaum Zeit gehabt, an seinen Rückzug zu denken, als schon jeder Ausweg vor seinen Blicken verschwunden war; selbst der Berg von Sardey und die Thürme von Sainte Marie waren nicht mehr zu sehen. Umsonst suchte er die Spur eines Pfades, um in das Thal hinabzusteigen, allenthalben traf er auf Abgründe, die er um so mehr scheuen mußte, da er ihre Tiefe nicht ergründen konnte. Dreimal legte er das Horn an den Mund, und dreimal verhallte sein Nothruf in einem schwachen, sterbenden Echo. Eine Stunde brachte er, auf den Rasen hingestreckt, zu, aber er konnte die Kälte, von der seine Glieder erstarrten, nicht länger ertragen, und entschloß sich endlich zu einem verzweifelten Versuche, dem Abhange eines Hohlweges folgend, dessen Richtung ihm vortheilhaft schien. Er bediente sich mit Geschicklichkeit seines Jagdspießes, um seine Schritte zu sichern, und der glückliche Beginn dieses gefährlichen Niedersteigens erfüllte ihn mit Hoffnung, als ein Felsenstück unter seinem Fuße losbrach und seinen Fall verursachte. Er rollte, mit Blut und Wunden bedeckt, in den Abgrund; zum Glück, als er schon von Sinnen war, hielten die dichten Verzweigungen eines Buxes die Gewalt des Sturzes auf, und verschafften dem zermalmten Körper ein sanftes Lager, nicht weit von den Ufern des Gave.

Als er wieder zu sich kam, fand er sich auf einer Bettstätte in einem Zimmerchen von ärmlichem Aussehen, wo aber Ordnung und Reinlichkeit herrschten. Ein junges Mädchen von blendender Schönheit und ein Mann, den die Leiden vorzeitig gealtert zu haben schienen, hielten ihren mitleidigen Blick auf ihn gerichtet. Er wollte reden, aber von grausamen Schmerzen gefoltert, konnte er kaum einige unzusammenhängende Worte hervorbringen. Das Mädchen empfahl ihm mit auf den Mund gelegtem Finger Schweigen und Ruhe. Wenige Tage reichten zu seiner Besserung hin, er konnte bald aufstehen, indessen erlaubten ihm seine Schwäche und die Schmerzen, die er noch litt, keineswegs, eine Zufluchtsstätte zu verlassen, die ihm bald lieb wurde. Er erfuhr, wie seine Beherberger ihn sinnlos nicht weit von ihrer Wohnung angetroffen, und einem unvermeidlichen Tode entrissen hatten. Zuerst von einem lebhaften Dankgefühle durchdrungen, blieb er nicht lange unempfindlich gegen die einfachen und bescheidenen Tugenden, welche unter diesem Dache hausten. Seine Bewunderung für Marien, durch den Anblick ihrer offenen Unschuld und stets neu sich entfaltender Vollkommenheiten gesteigert, nahm täglich zu, und verwandelte sich in eine leidenschaftliche Liebe. Marie war nur 18 Jahre alt, naiv und unschuldig schien sie wie ein Engel vom Himmel an die Seite eines unglücklichen Vaters gesendet, um ihn gegen die Anfälle einer düstern Verzweiflung, die sich seiner bemeistern wollte, zu verwahren. Sie war schön, schlank, wohlgewachsen, aber ernst und traurig, wie ihr Vater; sie hatte die Gabe, sich zu vervielfältigen, um seinen kleinsten Wünschen entgegenzukommen, und zugleich mit erfinderischer Thätigkeit vor dem Auge des Fremden die Entblößung eines armseligen Aufenthaltes zu entrücken, in welchem sie nur von Milch und groben Nahrungsmitteln lebten. Wohl war ihr Anzug sehr einfach, aber ihre Schönheit stach dagegen noch glänzender ab.

Gaston, nach einem kurzem Kampfe von seiner Leidenschaft überwunden, fragte sich selbst, warum er denn nicht das junge Mädchen, das ihm das Leben gerettet hatte, zum Range seiner Ehefrau erheben sollte. Das Adelsvorurtheil regte sich noch in seinem Innern, aber die Liebe vertheidigte die Sache der Schönheit und Unschuld mit solcher Beredsamkeit, daß er endlich, gezwungen seinen Aufenthalt zu verlassen, und unvermögend, sich von Marien zu trennen, ihr das Geständniß seiner Empfindungen und das Anerbieten eines Ranges machte, welcher weit von ihren Ansprüchen entfernt war. Die Jung-

Digitized by Google

frau, bewegt, verwirrt, abwechselnd roth und blaß, blickte ihn mit herzzerreißendem Ausdruck an, und schmolz in Thränen. Marie, rief der junge Mann, warum diese Thränen, diese Zeichen der Verzweiflung, während ich mir schmeichelte, daß das Geständniß meiner Liebe dein Glück begründen könnte? — Ach, edler Herr, verbannt eine trügerische Hoffnung, erwiederte mit Schluchzen das traurige Mädchen, es ist unmöglich, ich bin Eurer nicht würdig. — Ich fände dich einer Krone würdig, sagte Gaston mit Inbrunst, wenn ich dir eine anbieten könnte. Du sollst meine Gattin seyn; folge mir mit deinem redlichen Vater, sey die Zierde meines Schlosses, reiche Kleider werden deinen Reizen neuen Glanz verleihen, eine zahlreiche Dienerschaft deiner Winke harren, du wirst als Königin über deinen Gemahl und seine vielen Vasallen herrschen. — Ach, dieses glänzende Loos ist nicht für die arme Marie gemacht; durch ihre Geburt dem Unglück und dem Schimpf anheimgestellt, erwartet sie nur von dem Tode das Ende ihres Elendes und ihrer Leiden. Verlaßt mich, und schenkt mir ein bißchen Mitleiden, das ist Alles, was Ihr thun könnt — Eure Güte vermehrt nur meinen Schmerz, ach, ich bin sehr zu beklagen! — Gaston suchte sie zu beruhigen, aber sie wand ihre Arme. — Unmöglich! rief sie, ein unüberwindliches Hinderniß steht Eurem Verlangen im Wege; wenn Ihr das unselige Geheimniß kennt, so werdet Ihr mich mit Abscheu fliehen! — Welchen schwarzen Verdacht schüttest du in meine Seele, sprich, ich beschwöre dich, vertraue mir dieses schreckliche Geheimniß, was es auch sey, die Ungewißheit ist noch schlimmer, und tödtet mich mit tausendfachem Tode. — Wie unglücklich bin ich, rief Marie in Thränen gebadet, er zweifelt an mir! Ach nein, Ihr seyd mir sehr lieb und werth, aber meine Liebe ist eine neue Marter für mein Herz. Ihr werdet bald mein Geheimniß wissen, und dann wird meine letzte Täuschung, wenn ich sie haben könnte, verschwinden. — Ach, so jung, und zu beständigem Leiden verdammt! Mein Gott, was hab' ich dir gethan, daß du eine so grausame Todesstrafe über mich verhängst! — Gewährt mir einen Augenblick, um mich zu fassen; bald komme ich zurück, und mache Euch das Hinderniß bekannt, das mich auf ewig aus Eurer Nähe stoßt. — Kaum hatte e vollendet, als sie sich eilends entfernte.

Gaston blieb unbeweglich auf der Stelle, wo ihn Marie verlassen, und erwartete, in finstere Gedanken versenkt, mit schneidender Unruhe die Rückkehr derjenigen, welche seine liebsten Wünsche in Ungewißheit hielt, als er sie zurückkommen, und, mit ihrem Vater an der Hand, sich feierlich ihm nähern sah. Mein Vater, sagte sie zitternd, die gefürchtete Stunde ist gekommen, die Ehre befiehlt uns, uns diesem Frem d e zu erkennen zu geben. Ritter Gaston, seht unsere Kleider an, wißt, wer wir sind, und ob wir auf die Ehre eines Bündnisses mit Euch rechnen dürfen. — Gaston ließ seine verirrten Blicke auf der Tracht seiner Gastwirthe schweifen, und entdeckte den scheußlichen Gänsefuß von rothem Tuche, schändendes Zeichen, welches man einer dem Unglücke geweihten Race aufgelegt hatte. Der junge Mensch, verwirrt, bestürzt, außer sich, gibt einen Schrei des Entsetzens von sich, und entflieht.

Bis dahin hatte die Gemüthsspannung Marien bei Kräften erhalten, als aber der Geliebte verschwunden war, überfiel sie eine heftige Verzweiflung, welche bald in Wahnsinn ausartete. Sie wälzte sich auf dem Boden, beschmutzte ihre Kleider, und verfluchte in der Raserei ihren Vater, den sie anklagte, sie als ein Opfer des Unglücks erzeugt zu haben. So brachte sie zwei Tage und zwei Nächte zu, während welchen sie sich bloß von ihren Thränen nährte; endlich sprang sie plötzlich auf, blaß, mit zerstreuten Haaren, und entlief mit der Schnelligkeit einer von den Jägern verfolgten Gemse: kein Felsen war so steil, daß sie ihn nicht erkletterte, kein Abgrund so tief, daß sie ihn nicht erreichte, kein Waldbach so reißend, daß er sie aufzuhalten vermochte; so gelangte sie nach langem Umherirren auf eine Bergebene, wo die Hirten ihre Hütten gebaut hatten. Als sie die schweifende Gestalt erblickten, vermutheten sie wohl, daß es eine sinnesverwirrte Unglückliche sey, und gingen ihr entgegen; aber kaum hatten sie sich überzeugt, daß sie zu der verhaßten Race der Cagoten gehörte, als sie ihr nachliefen, sie mit Schimpfworten überhäuften, und ihre Hunde gegen sie anhetzten. Die unglückliche Marie, getrieben von Schrecken, angefallen von den bissigen Thieren, welche ihre Kleider und ihr Fleisch in Stücken zerrissen, floh immerfort mit verdoppelter Eile, und als sie bei einem Abgrund anlangte, dem sich selbst die Hirten nie anders als mit Schrecken näherten, stürzte sie sich kopfunter in denselben. Hier fand das unschuldige Opfer für seine Leiden ein Ziel. —

Unterdessen war der Vater Mariens, durch ihre Flucht beunruhigt, sie zu suchen ausgegangen. Lange irrte er umher, erspähte ihre Spur, verlor sie oft, und fand sie mit Mühe wieder; endlich von dem unbequemen Gewichte seiner Holzschuhe ermüdet, warf er sie weg, um desto leichter die Felsen zu erklimmen, in deren Schooße er seine Tochter hatte verschwinden sehen. Vom Schmerz überwältigt, von den Beschwerden seines langen Umherschweifens erschöpft, erkannte er weder den Weg, den er verfolgte, noch die Gegenstände, die ihn umgaben, und befand sich, ohne es zu wissen, bei der mit Schießscharten versehenen Mauer, welche den Eingang der Kirche von Luz vertheidigt. Bei dem Anblick einiger Bauern kam er zu sich, und wollte sie fragen, ob sie seine Tochter gesehen hatten, als diese Barbaren über ihn herfielen, und ihn viehisch schlugen, indem sie ihm zuriefen: wie, du ehrloser Cagot, wie wagst du es, unbeschuht hier zu erscheinen, wart nur, wir werden dich nach dem Gesetze bestrafen.

Gnade, rief der Unglückliche, unempfindlich gegen ihre Schläge, Gnade, meine Brüder; laßt mich mein armes Kind aufsuchen, habt Mitleid mit mir! Ungeachtet seiner Bitten und Wehklagen schleppte man ihn vor den Richter, welcher kalt die Vollstreckung des Gesetzes befahl. Der Cagot wurde entkleidet, mit Ruthen geschlagen, und ein spitziges Eisen durch seine Füße getrieben, weil er die Polizeiordnung verletzt hatte, welche den Leuten dieser Race verbot, unbeschuht oder ohne ihre Merkzeichen durch die Städte und Dörfer zu gehen. Endlich ließ man ihn blutriefend und ohnmächtig auf dem Platze liegen.

Der Pfarrer, von der Geistlichkeit, wie bei einem Leichen-

Digitized by Google

begängniſſe, begleitet, leitete die Proceſſion dahin, wo der Verworfene lag, ließ ihn auf eine Tragbahre legen, und, mit einem ſchwarzen Schleier bedeckt, in die Kirche tragen, wo man ihn in einer eigens dazu vorbereiteten Todtencapelle niederſetzte. Nachdem die Todtenmeſſe geleſen worden, wurde ringsum ihn Weihrauch angezündet, und Beſprengungen mit Weihwaſſer gemacht. Endlich führte ihn die Proceſſion aus der Kirche; man trug ihn bis zu ſeiner Hütte, und machte vor dem Eingange Halt; der Prieſter trat hervor und ſprach zu ihm:

Ich verbiete dir jemals in eine Kirche oder einen geweihten Ort, auf einen Markt oder Jahrmarkt, und überhaupt in die Geſellſchaft ehrſamer Leute zu gehen.

Ich verbiete dir ohne deine Cagotentracht mit dem Gansfuße, der dich zu erkennen gibt, oder ohne Beſchuhung aus deinem Hauſe zu gehen.

Ich verbiete dir jemals deine Hände oder was ſonſt dein iſt, an Ufern und in Quellen zu waſchen, noch an ſolchen Plätzen zu trinken, und wenn du Waſſer willſt, ſo ſchöpfe es aus deinem Napfe oder deinem Faß.

Ich verbiete dir, an was immer für eine Sache, die du kaufen willſt, zu rühren, bis ſie dir angehört.

Du ſollſt in keine Schenke gehen, und wenn du Wein kaufſt oder wenn man dir ihn gibt, ſo laß ihn in dein Gefäß ſchütten.

Du ſollſt mit keinem andern Weibe als dem Deinigen umgehen.

Du ſollſt mit Niemand als mit deinen Verwandten und in keiner Schüſſel oder Gefäße als dem deinigen eſſen und trinken.

Nachdem man ihm dieſe und noch andere Verbote gemacht, entfernte ſich Jedermann ohne die geringſte Bekümmerniß, was aus dem Unglücklichen werden würde. Die Chronik ſagt nicht, ob er dieſe Scene überlebte.

Klima von Aſſam.

Aſſam fühlt nicht den Einfluß der Monſoonwechſel; der Wind bläst mehr als 9 Monate von Oſten oder Nordoſten und ſelten mehr als einige Tage aus einer andern Richtung. Die Temperatur iſt gleichmäßiger als in Indien, die heiße Jahreszeit erträglicher und gemäßigter; die heißen verderblichen Winde ſind unbekannt und die Nächte kühl und erfriſchend. Sehr heftige Stürme, begleitet von furchtbarem Donner und Blitz ſind vom April bis Junius häufig. Die Regen beginnen im April, wo der Brahmaputra anzuſchwellen beginnt, und am erſten Julius iſt das ganze Land ein Binnenmeer, da der Strom im Durchſchnitt 30 Fuß hoch ſteigt. „Deucalions Fluth," ſagt M'Coſh, „wird jedes Jahr in großem Umfang verwirklicht. Der furchtſame Hirſch, erſchöpft durch langes Schwimmen, nimmt gern ſeine Zuflucht in einem Stall oder Hütte; der Tiger und Büffel ſchwimmen freundſchaftlich neben einander und der Elephant mit ſeinen Jungen neben dem wilden Schwein mit ihren Ferkeln. Der Eingeborne befeſtigt ſein Boot an ſeinem eigenen Dachbaum und fiſcht in ſeinem Tabakefelde; über das Feld, das kurz zuvor noch die Ochſen bepflügten, ſchwimmen ſie jetzt nach einem höhern Weidegrund; die Stelle großer Dörfer erkennt man nur noch aus einigen über den Strom hervorragenden Dächern, und die Lage von andern wird bloß durch einige Palmbäume bezeichnet." Erdbeben ſind häufig, thun aber ſelten großen Schaden. (Aus M'Coſh's Topography of Aſſam.)

Chronik der Reiſen.

J. B. Marcucci's gefahrvolle Reiſe von Maracaybo nach dem Chimborazo zur Aufſuchung der Kuitſchundſchulljі-Pflanze.

Die merkwürdige Jonidium-Art, welche im quitoaniſchen den Namen Kuitſchundſchulljі führt, und wie wir ſpäter ſehen werden, erſt ſeit dem Jahre 1829 als ein angeblich ſpecifiſches Heilmittel gegen die im tropiſchen Amerika unter dem Namen Cocobay oder Mal de Lazaro bekannte fürchterliche Hautkrankheit bekannt geworden iſt, ſoll vorzüglich am Fuße des Chimborazo zu Hauſe ſeyn, oder wenigſtens die von dorther ſtammende ſich am heilkräftigſten erweiſen. Die Bekanntwerdung dieſer noch keineswegs vollkommen bewährten Heilkraft geſchah auf folgende ſeltſame Weiſe. Ein Jeſuit zu Quito, Namens Velaſco, der aus der (1797 durch ein Erdbeben zerſtörten) Stadt Alt-Riobamba gebürtig war, hatte nach der löblichen Sitte ſeines Ordens, dem die außereuropäiſche Geſchichte, Erd- und Sprachenkunde ſo unermeßliche Erweiterungen und Bereicherungen verdankte, eine Geſchichte von Quito verfaßt, worin zuerſt Erwähnung der Kuitſchundſchulljі und ihrer ſpecifiſchen Heilkraft geſchehen war. Der Druck dieſes Geſchichtswerkes wurde durch die bald nach deſſen Vollendung eingetretene Verfolgung und Vertreibung des Ordens verhindert. Der Verfaſſer, welcher ſich nach Italien begab, nahm die Handſchrift mit ſich dahin, wo ſie nach ſeinem Tod in die Hände eines Ordensbruders und aus deſſen Nachlaß in den Beſitz des Vicepräſidenten des jetzigen Freiſtaates Ecuador, Don Modeſto Larea, gerieth, welcher eben damals in Italien verweilte. Die erwähnte auf die Kuitſchundſchulljі bezügliche Stelle der Handſchrift wurde bald nach der Rückkehr Larea's nach Bogota in einer dortigen Zeitung mitgetheilt. Es heißt darin: „Die Kuitſchundſchulljі, welche ein alt-quitoaniſcher Pflanzenname ſey, wäre den Ureingebornen des Hochlandes von Quito ſeit unvordenklichen Zeiten als ein ungemein wirkſames Heilmittel gegen die, Cocobay genannte, Hautkrankheit bekannt geweſen, von denſelben aber den Spaniern ſtets verheimlicht worden.*) Erſt 1754 wurde ein Laienbruder des Ordens zu Cuenca, der an der Cocobay litt, von einem Indier, der ihm aus Dankbarkeit ſehr zugethan war, mit der Heilkraft der Kuitſchundſchulljі bekannt gemacht und durch den Gebrauch derſelben hergeſtellt." Ein Arzt zu Maracaybo,

*) Die Verheimlichung der Heilkräfte ihrer einheimiſchen Gewächſe, ſo wie anderer erſprießlichen Dinge, welche von Seite der Ureingebornen beider Amerika's gegen ihre ſpaniſchen und portugieſiſchen Eroberer wahrſcheinlich zur theilweiſen Vergeltung der unmenſchlichen Bedrückungen ſyſtematiſch geübt wurde, iſt ein vollkommen beglaubigter Umſtand. Die ſpaniſch-amerikaniſchen Ureingebornen (heißt es in einer Abhandlung über die Kuitſchundſchulljі von dem engliſch-weſtindiſchen Arzt E. N. Bancroft im Jamaica Physical Journal, woraus obige Reiſeſchilderung geſchöpft iſt) haben es von jeher im Brauche gehabt, und üben es, wie uns aus glaubwürdiger Quelle verſichert wird, noch heutiges Tages, jedes Gewächs, ſo wie jedes ſonſtige Erzeugniß ihrer Heimath, welches irgend einen eigenthümlichen Nutzen gewährt oder irgend eine beſondere Eigenſchaft beſitzt, ſo viel wie möglich geheim zu halten. F. M.

Digitized by Google

Namens M de Arocha, ließ ſich nach Leſung dieſer Stelle die Pflanze in getrocknetem Zuſtande kommen, und verſuchte deren Anwendung mit Erfolg. Dieſer Umſtand und die ungemeine Seltenheit und Koſtſpieligkeit der Waare, wovon nur ein äußerſt dürftiger Vorrath zu erlangen geweſen war, vermochten einen gewiſſen Marcucci, der in Maracaybo wohnt, das ſo heilſame und noch ſo räthſelhafte Gewächs in ſeiner eigentlichen Heimath, d. h. dort aufzuſuchen, wo es in vorzüglichſter Güte vorkommen ſoll, nämlich er machte ſich 1834 auf den Weg, reiste auf einem Küſtenfahrer nach Safaribe in Coro, von dort nach Jamaica, von wo er nach Chagre und Panama ging. Da er dort keine größere Schiffsgelegenheit nach Guayaquil vorfand, alſo unbeſtimmte Zeit daſelbſt zu verweilen gezwungen geweſen wäre, ſo vertraute er ſich kleinen Küſtenfahrzeugen an, und war auf dieſer höchſt beſchwerlichen und langwierigen Fahrt den größten Entbehrungen und Bedrängniſſen ausgeſetzt. Als er endlich an der ecuadoriſchen Küſte landete, ſah er ſich in Folge des eben damals am ſtärkſten wüthenden Bürgerkrieges und des dadurch herbeigeführten Mißtrauens gegen Fremde und der Unſicherheit der Wege außer Stand ins Innere vorzudringen und zur Umkehr genöthigt. Er beſchloß nun einen weiten Umweg über Peru zu machen, und ſchiffte ſich zu Tumbez auf einem nordamerikaniſchen Wallfiſch- oder Kaſchelotfänger nach Payta ein, von wo er nach Puira ging, auf welch letzterer Reiſe er mehrere Tage lang durch eine brennende Sandwüſte ziehen mußte. Durch die Landſchaft Loxa wandernd, gelangte er endlich auf unwegſamen Pfaden, die ihn über die höchſten Andenpäſſe führten, nach Cuenca im Ecuador, von wo er ſich alſogleich nach der Kultſchundſchulliji, deren Aufſuchung ihn dahin geführt, angelegentlichſt erkundigte. Mehrere Ureingeborne verſicherten ihm, daß ſie das Gewächs genau kennten, doch was ſie ihm davon brachten, war nicht von der ächten, ſondern von einer ihrer oſſicinellen Wirkſamkeit nach ſchwächern Art. Alle ſeine Nachforſchungen, die er in den Steppen von Paſul und Llincocha, ſo wie anderwärts nach dem wunderthätigen Gewächs anſtellte, waren fruchtlos, und ſchon befürchtete der arme von Kummer und Ungemach niedergedrückte Wanderer, unverrichteter Sache die entſetzliche Heimreiſe antreten zu müſſen; da erfuhr er, daß ein Señor Borrero, damals Generalzahlmeiſter im Bezirke von Cuenca, über die Pflanze Auskunft zu geben wiſſe. Wirklich vernahm er von demſelben, daß die in der Nachbarſchaft, ſo wie die im kältern Strich von Cañar vorkommende Kultſchundſchulliji wenig oder gar keine Heilkraft gegen die Cocobay beſitze, ſondern dieſe einzig und allein der am Fuße des Chimborazo wachſenden Art beiwohne, die zu Riobamba am ächteſten zu haben ſey. Hocherfreut über dieſe ihn endlich dem erſehnten Reiſeziel zuführende Kunde, eilte er nach Riobamba, wo er die Beſtätigung der zu Cuenca erhaltenen Angaben über die ſo eng beſchränkte Heimath und den Stapelort der eigentlichen Kultſchundſchulliji erhielt, ſich jedoch (ob ihrer Seltenheit halber oder aus welchem andern Grunde wird nicht angegeben) während eines mehr als dreißigtägigen Aufenthaltes nur einen äußerſt ſpärlichen Vorrath davon verſchaffen konnte. — Auf der Rückreiſe, wo er Jamaica wieder berührte, theilte er dem zu Kingſton anſäſſigen Arzt F. R. Bancroft einen Theil ſeiner mit ſo großen Mühſeligkeiten erlangten Droguerie und ſein Reiſetagebuch mit, welches letztere vor einiger Zeit in dem dort erſcheinenden äußerſt ſchätzbaren Physical Journal abgedruckt worden iſt.

Nachwort des Einſenders.

Der berühmte ſchottiſche Botaniker J. W. Hooker zu Glasgow hat im Februar 1836 von dem ſo eben genannten engliſch-weſtindiſchen Arzt aus dem ihm von Marcucci mitgetheilten kleinen Vorrath die erſten Proben der Kultſchundſchulliji mit Blättern und Blüthen erhalten wonach er, wie er ſagt, die Art genau zu beſtimmen im Stande war. Nach einer ſorgfältigen Vergleichung mit der von unſerem Reiſenden Humboldt nach columbiſchen Exemplaren entworfenen ausführlichen Beſchreibung des kleinblättrigen Jonidium mit der von St. Hilaire gelieferten Beſchreibung und Abbildung der braſiliſchen und mit der im Glasgower Herbarium befindlichen nordchileniſchen Art, welche nach Feuillé's Angabe in Nordchili Maytenſillo, vermuthlich aber Paytenſillo (von der Stadt Payta) heißt, erkannte er ihre Identität mit dieſen, und da ſie Cavanilles auch in Montevideo gefunden hat, ſo ſey ihre ausgedehnte Verbreitung über einen gewaltigen Strich des mittägigen Amerika's eine Thatſache. Dem von Bancroft gemachten Vorſchlag, der Pflanze den Namen des wackern Marcucci beizulegen und ſie Jonidium Marcuccii zu nennen, tritt Hooker bei, weil derſelbe dieſe Auszeichnung allerdings verdiene. Die Frage jedoch, ob die von dieſem Reiſenden berichtete Angabe in Betreff der vorzüglichen oder gar ausſchließlichen Heilkraft der „am Fuße des Chimborazo" vorkommenden Pflanze, wogegen die von Feuillé mitgetheilte Bemerkung, daß die in Nordchili wachſende als das ſtärkſte Purgirmittel im Lande gelte, zu ſtreiten ſcheint, läßt er unberührt. Der an der Hochſchule zu Quito angeſtellte eifrige Pflanzenforſcher William Jamieſon, der Reiſegefährte Bouſſingaults und Halls auf ihren Andenreiſen, wäre wohl am geeignetſten, Aufklärung darüber zu ertheilen oder Nachforſchungen anzuſtellen. J. M. M.

Vermiſchte Nachrichten.

Man hat mit nächſtem intereſſante Nachrichten über Experimente zu erwarten, welche Dr. Faraday in Gegenwart mehrerer Phyſiker an dem kürzlich (ſ. Nr. 275) nach England gebrachten elektriſchen Aal machte: es gelang ihm einen elektriſchen Funken aus demſelben hervorzulocken, und einer von der Geſellſchaft, welcher die Unbeſonnenheit hatte, mit beiden Händen nach dem Thiere zu greifen, erhielt einen ſolchen Schlag, daß ihm, wenn er vorher ungläubig war, alle Zweifel an den elektriſchen Eigenſchaften dieſes Aals vergehen mußten. Die Elektricität ſcheint von der ſtärkſten Art zu ſeyn, da ſie ſich bei dem bloßen Eintauchen der Hand in das Gefäß, worin ſich der Aal befindet, mittheilt. (Athenäum vom 27 October.)

•

Nach der Sidney Gazette vom 7 April d. J. verläßt jährlich eine bedeutende Anzahl Verbrecher heimlich die Colonie und flüchtet ſich nach den Südſeeinſeln, wo ſie eine Laufbahn von Raub und Mord beginnen, für welche dann oft der unſchuldige Seemann mit dem Leben bezahlen muß. — Auch aus andern Punkten jenes Landes vernimmt man ſchlimme Nachrichten, indem Schaaren von Eingebornen, angeführt von geflüchteten Verbrechern, an vielen Orten Gewaltthaten begingen, und ſelbſt mit den ausgeſendeten Conſtabeln und Soldaten in Gefechte ſich einließen.

•

In der Nachbarſchaft von St. Quentin ſtand ein merkwürdiger Baum, aus deſſen Wurzeln manchmal ſeltſame Töne hervorkamen; er hatte unter den Bewohnern der umliegenden Kirchſpiele großes Erſtaunen und Unruhe erregt, das Geheimniß iſt aber jetzt enthüllt. Der verzauberte Baum iſt eine ſehr ſtarke Buche, an deren Gipfel zwei Zweige einander auf ſolche Weiſe kreuzen, daß, wenn der Wind blies, eine Vibration ſtattfand, die bis an die Wurzeln hinabtönte. Auf Befehl des Maires hat die Axt den Zauber zerſtört.

München, in der Literarisch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 316.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 November 1838.

Chalki.

(Aus dem Tagebuche eines Schweizers. 1837.)

1. Reise nach Chalki. — Die angetragene Lehrerstelle.

Der unfreundlichste, trübste Monat in Konstantinopel ist der Februar. In der Mitte dieses Monates, an einem der Tage, wo der russische Boreas heulend über das schwarze Meer herkommt, um das milde Land auch anzublasen und graue Wolken über seinen blauen Himmel zu ziehen, — da saß ich im „Albergo della Suizzera," einer schmutzigen Kneipe des kothigen Galata. Mechanisch streckte ich von Zeit zu Zeit die erstarrten Finger über den Mangal, umsonst, denn Frau Susanna, wenigstens eben so schmutzig als ihre Locanda, hatte ihn nur mit etwas Asche und ausgebrannten Kohlen aus der Küche angefüllt. Umsonst versprach das Fenster Tageslicht, denn dicht davor hatten die katholischen Armenier eine Mauer aufgeführt, himmelanstrebend, um ihren neuerbauten Tempel zu schützen. Düster war Alles um mich her, doch noch düsterer mein Inneres, und wenig hätte mir das Tageslicht gefruchtet, denn kein heller Sinn kam ihm entgegen. Ich hatte Alles verloren. Was ich gesucht, was ich gehofft, was ich geliebt hatte, war mir entschwunden, und, gleichsam um mir noch den Trost zu rauben, dem Entschwundenen nachzuspähen, hatte der Gram meine Augen geblendet.

Zum Glück blieb ich nicht lange allein in meiner traurigen Herberge. Die Stunde des Frühstückes führte mir den Mann zu, mit dem ich es gewöhnlich theilte. Es war der Dr. Beria, ein Piemonteser, der eben seinen sechzigsten Winter zählte, wovon er zwei Drittheile unstät und in eben so vielen Leiden zugebracht hatte, als seine Kunst bei andern lindern sollte. Er hatte viel ausgestanden, aber wie ein Mann. Noch waren die athletischen Formen kräftig erhalten, noch wölbte sich gebieterisch die Adlersnase über dem grauen Schnurrbart; aber er war arm, weil er nicht geschmeidig genug war, um den Charlatan zu machen: seine Praxis trug ihm gerade so viel ein, um sich jeden Abend gesättigt niederlegen zu können. Die Zeit hatte ihm nach und nach alle Zähne geraubt; aber seine Geduld hatte allmählich das Zahnfleisch so abgehärtet, daß er wie andere Menschen essen und ganz verständlich sprechen konnte.

Wir waren einander unentbehrlich geworden, ohne es uns je gesagt zu haben, und eben so hatte sich stillschweigend unter uns ein Gewohnheitsrecht gebildet, kraft dessen der, den Frau Susanna kärglicher bedacht hatte, sich, ohne zu fragen, auf dem Teller des Consorten erholen durfte; denn so sparsam Frau Susanna mit dem Kohlenbecken umging, so wenig war sie freigebig mit der Tafel, und der Reinlichkeit befliß sie sich so wenig, daß man gern Italien, wo sie erzogen worden, für ihr Geburtsland annahm; indessen behauptete sie steif und fest, ihr Aushängeschild rede wahr, sie sey eine Schweizerin, zwar jung von Hause weggekommen, aber doch in Glarus, im Kanton Zürich, geboren. So undeutlich mir die geographische Notiz meiner Landsmännin vorkam, so durfte ich doch meine Zweifel nicht gar zu laut werden lassen, da sie mir hie und da, wenn sie bei guter Laune war, für gute Worte ein vaterländisches Gericht aufstellte, das dann, in partibus infidelium, besonders heimlich mundete. Und gerade heute hatte sie mir, um mich aufzuheitern, einen Eierkuchen gebacken, der so lieblich duftete, daß mein Doctor ohne die angefangene Erzählung zu unterbrechen, nach oben erwähntem Rechte einen bedeutenden Theil davon seinem Territorium einverleibte. „Ihr wißt noch nicht, was ich heute erfahren mußte," sagte er ruhig, aber mit tief gefurchter Stirn, „aus meiner Anstellung bei der Expedition gegen Tunis ist nichts geworden; ein Neapolitaner hat mich darum geprellt, ist aber selbst wieder durch einen andern Schurken davon verdrängt worden. Hätte ich nur noch mein schönes eisernes Bettgestelle, das mich 300 Piaster gekostet, und das ich auf die Reise hin für 200 verkauft habe!"

„Hätte ich nur meine Augen wieder!" sagte ich dem Alten, um ihn zu trösten, „ich gäbe Euch gerne eine andere Cariole. Rathet mir da."

Lange schwieg der Doctor und sah mich scharf an. „Vielleicht kann ich Euch helfen," sprach er endlich, „aber Ihr müßt fort aus dieser Kloake, Ihr müßt reine Luft einathmen unter Gottes freiem Himmel, Ihr müßt vergessen, müßt fröhlich werden, und dann kann Euer Blick sich erheitern. Morgen fahre ich nach Prinkipo und bestelle Euch ein Quartier bei der Signora

Digitized by Google

Maria, der lustigen alten Genueserin, die Ihr von frühern Zeiten her kennt."

Bei diesen Worten öffnete sich die Flügelthüre, eine hohe Gestalt trat herein, auf mich zu, und ergriff mit den Worten: „Eh viva, vostra Signoria," schüchtern meine Rechte.*)

Wie durch eine Nebelwolke hindurch suchte mein matter Blick einige Umrisse der Erscheinung aufzufassen, während der innere Sinn den herzlichen Ton des Grußes festhielt. „Das muß Franceschino Zanelli von Zante seyn," rief ich unwillkürlich aus, und auf die bejahende Antwort hin hieß ich gern den Ankömmling willkommen. Ich hatte den jungen Mann bei meinem ersten Aufenthalt in Pera gekannt, während der Pestzeit dasselbe Haus mit ihm bewohnt, und da gemeinschaftliche Bedrängniß leicht die Menschen näher zusammenbringt, so hatte ich zuweilen, um die langen Winterabende zu verkürzen, dem lernbegierigen Jungen Anweisung in der französischen Sprache gegeben. — Nun mußte er mir erzählen, wie es ihm seither ergangen. „Gut und schlimm," erwiederte er, „aber jetzt bin ich zufrieden, denn seit zwei Jahren bin ich Lehrer der Kalligraphie im Kloster der Panagia auf der Insel Chalki."

Auf der Insel Chalki! dachte ich, und gab dem Doctor einen Wink, mit dem Quartier bei der Genueserin nicht so sehr zu eilen; denn in diesem Augenblicke stieg in mir der Gedanke auf, mich dem sanften Jünglinge wieder zu nähern, und nach der Insel Chalki zu ziehen, die mit dem nahen Prinkipo an Lieblichkeit wetteifert, und von Vielen sogar wegen der freundlichern Sitten der Einwohner vorgezogen wird. — Ich konnte mich nicht enthalten, Franceschino meine Absicht zu äußern; verlegen blickte er nach dem Doctor, den er nicht kannte, und bemerkte zuletzt, er müsse nothwendig mit mir allein sprechen.

„Eben deßwegen bin ich ja hiehergekommen," sagte der Kalligraph, als er allein mit mir auf meinem Zimmer war, „eben deßwegen, um Sie nach Chalki abzuholen. Der Director Abraham sendet mich, um Ihnen die Stelle eines Lehrers der französischen Sprache anzutragen, welche schon seit Wochen ledig ist und jetzt nothwendig wieder besetzt werden muß. Ich soll mein Möglichstes thun, um Sie zu bewegen, heute noch mit mir nach der Insel zu kommen, um das Kloster und die Schuleinrichtung in Augenschein zu nehmen. Ohne Sie darf ich beinahe nicht zurückkehren."

Mir kam die Sache etwas abenteuerlich vor: daß dieser Director Abraham, den ich nicht kannte, von dem ich in meinem Leben nie hatte reden hören, mir auf einmal, ohne mich zu kennen, einen Katheder aufdringen sollte, mit der Zumuthung, ihn auf der Stelle zu betreten, ein solches Betragen von Griechen, deren Zurückhaltung, zumal gegen Franken, mir so wohl bekannt war — das Alles mußte mich befremden, und gegen einen Andern als Franceschino mißtrauisch machen. Aber er löste mir das Räthsel. Vergeblich hatte sich der Director schon seit geraumer Zeit nach einem Subjecte umgesehen, dem er die erledigte Lehrersstelle anvertrauen konnte; immer lauter wurde inzwischen das Murren unter der studirenden Jugend, die wenige Monate zuvor rebellirt und den Director vertrieben hatte; der Unwille verbreitete sich bis unter ihre Verwandten im Fanal über die Vernachlässigung dieses wichtigen Unterrichtszweiges; denn wenn schon das Italienische die allgemeine Verkehrssprache der Levante ist, so wird doch das Französische, als Sprache der Diplomaten, dieser höhern Wesen in den Augen des Levantiners, vor allen andern in Ehren gehalten, zumal vom eitlen Fanarioten, der sich schmeichelt, dadurch dereinst sich selbst in die höhern Sphären hinaufschwingen zu können. — In dieser Noth fiel es meinem Kalligraphen ein, daß er auf der russischen Kanzlei etwas von meiner Rückkunft nach Konstantinopel gehört; dabei erinnerte er sich dankbar der Sprachübungen in Pera, und froh, sich bei diesem Anlasse um die Schule und den Director verdient zu machen, sprach er mit Letzterem von mir ganz zuversichtlich als von einem Deus ex machina.

Man sollte glauben, in einer Hauptstadt wie Konstantinopel, auf einem von Fremden wimmelnden Stapelplatze, wäre nichts leichter als einen Menschen zu finden, der gegen gute Bezahlung die Papagaienarbeit des Sprachunterrichts übernehmen wollte. Und doch ist dort nichts schwerer als gerade dieß. Die Masse der hier eintreffenden Europäer besteht aus Kaufleuten, Seeleuten und Handwerkern, den Rest bilden Glücksritter und Abenteurer, die gewöhnlich zu nichts weniger Lust haben, als im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod zu verdienen, besonders hier, wo der Lehrstand, wie in jedem Handelsorte, gering geschätzt ist, und nicht nur gering bezahlt wird, sondern auch bei der fast jährlich wiederkehrenden Pest durch die daraus entstehenden Hemmungen und Afterquarantänen öfters in bittere Noth geräth; und finden sich auch zuweilen unter dieser Classe einzelne Individuen, die aus der Noth eine Tugend machen und ein bißchen arbeiten wollen, so sind es gewöhnlich unwissende Leute oder von solchen Sitten, daß man ihnen die Jugend nicht anvertrauen darf; meistens treffen sogar beide Umstände zusammen.

Es war also weder so auffallend, daß Hr. Abraham mir so unerwartete Anträge machte, noch eine so große Auszeichnung für mich, daß seine Wahl gerade auf meine Person fiel, und dieß um so weniger, da hinter der eilfertigen Einladung eine wohl überdachte griechische List lag, die ich bald entdecken mußte.

Natürlich machte ich den Botschafter auf den mißlichen Zustand meines Gesichtes und die daraus entspringenden Schwierigkeiten aufmerksam; denn wenn ich auch nicht mit völliger Blindheit geschlagen war, so sah ich nicht genug, um zu lesen, und zur Mittagszeit, wo ich am meisten litt, konnte ich oft kaum den Weg unterscheiden. Ich erklärte ihm also aufrichtig, daß ich seinem Ansinnen nicht entsprechen könne; doch als er darauf bestand, er dürfe nicht ohne mich zurück, es werde sich Alles geben, ergab ich mich, um diese Digression zur Aufsuchung eines Quartiers und einer wohlthätigen Aufheiterung zu benutzen, verlegte indeß die Partie auf den folgenden Tag, und behielt den Gesandten zurück, um ihn noch etwas auszuforschen.

Nachdem wir das Teskereh genommen, d. h., uns auf der am Landungsplatze gelegenen türkischen Kanzlei gemeldet hatten, um unsere Namen anzugeben, und dafür gratis einen Schein zu erhalten, schifften wir uns um 3 Uhr Abends ein,

*) Wegen der Gefahr der Ansteckung.

Digitized by Google

und ein günstiger Wind, der gewöhnlich um diese Stunde sich erhebt, brachte uns an unsern Bestimmungsort, bevor noch die Nacht völlig eingebrochen war. Unterwegs äußerten sich einige Insulaner, die neben uns auf dem Boden des leichten Kahns niedergekauert waren, gegen meine Begleiter, ich werde wohl der neue „Didaskalos Franceſitos“ ſeyn, — als hätten ſie mir das Prognoſtikon ſtellen wollen.

Ohne in dem Kaveneh (griechiſchem Kaffeehauſe), wo wir landeten, zu verweilen, machten wir uns ſtracks auf den Weg, denn wir hatten bis zum Kloſter noch eine Viertelſtunde zu marſchiren, und die Dämmerung iſt hier ſchon merklich kürzer, als im Norden. In der Richtung gegen Süden verfolgten wir einen holperichten Pfad längs dem Abhang eines Hügels, deſſen Fuß zu unſerer Rechten die Wellen des Marmorameeres beſpülten.

Wäre es auch heller geweſen, ſo hätte ich doch die friſchen Lorbeerhecken nicht unterſchieden, die ſich neben uns hinzogen, noch die immergrünen Myrtengebüſche, die um uns her dufteten, noch die jetzt ſchon blühenden Mandelbäume, noch die kleinen öden Eilande Pitta und Plety in unſerer Nähe, noch die Dhamiden*) Stambuls in grauer Ferne. Verſagt war mir der Anſchauung Genuß, und den müden Wanderer lächelt nichts mehr an, als etwas Ruhe auf dem Grabſtein vergangener Freuden.

Noch eine Krümmung des ſchlängelnden Weges, und wir durchſchnitten einen terraſſenförmigen, ſparſam mit Pinienbäumen bewachſenen Platz. Dumpf tönten unſere Schritte, denn unter uns war eine gewölbte Ciſterne, zum Kloſter gehörig, das jetzt auf einmal in ſtiller Nacht vor uns ſtand.

„Anixe!“ (mach' auf!) rief mein Begleiter, und bald öffnete ſich der bekannten Stimme ein enges Pförtchen; bedächtlich zog ſich Kyr Jenkv, der Pförtner, mit einem „Kaloß oriſte“ (Willkommen) auf die Seite zurück, uns auf die Räucherkammer gegenüber deutend — denn immer noch verbreitete die Peſt ihre Schrecken in der Hauptſtadt und der Umgegend; willig unterzogen wir uns der kurzen Plage, die kaum vorüber war, als ich mich in der Zelle meines Führers befand. Ein Lämpchen beleuchtete ſie dürftig, ein Bett, nicht viel breiter als eine Bank, ein Tiſchchen und einen Stuhl, deſſen Dienſte eine alte Kiſte theilen mußte, wenn Franceſchino Beſuch bekam: und ich war heute nicht der Einzige, denn bald trat ein junger Mann herein mit freundlichem Gruße. Sein Anzug war ärmlich, der Anſtand edel, und bei dem Schimmer, der meinem Auge noch übrig geblieben, und dem die Abendzeit die günſtigſte war, glaubte ich an dem blaſſen Antlitz etwas zu entdecken, das auf eine europäiſche Abkunft ſchließen ließ. Es war Praſſas, der Lehrer der engliſchen Sprache in dieſem Inſtitute. Er kam, um den Muſſafir**) (ſo nennt man hier die Gäſte) zu ſehen, und das Nachtmahl mit uns zu theilen, das Katharina, die Kloſtermagd, hinter ihm hertrug. Das Tiſchchen wurde von den Briefen und Schriften entledigt, und fand ſich gerade groß genug, um die aufgetragenen Gerichte — Linſen, Oliven und Datteln — zu faſſen. Es würzte ſie der Appetit, geſchärft von Chalkis reiner Luft.

(Schluß folgt.)

*) Wohl ſo viel als Dſchamien, große Moſcheen. A. d. R.

**) Arabiſches Wort „der Reiſende.“ A. d. R.

Chronik der Reiſen.

Lord Edward Ruſſels,*) Commodore des k. großbrit. Kriegsſchiffs Actäon, Beſuch der Marqueſas- und Sandwichs-Archipele und der Inſeln Otaheiti und Pitcairn.

Im Spätſommer 1857 unternahm das zur ſüdamerikaniſchen Stationsflotte gehörige engliſche Kriegsſchiff Actäon eine Kreuzfahrt von Valparaiſo nach den Marqueſas- und Sandwichsgruppen, und von dort nach den Inſeln Otaheiti und Pitcairn, auf welch letzterm, vornehmlich durch die reizende Schilderung Beechey's, der europäiſchen Leſewelt als eine Art von polyneſiſchem Arkadien bekannt gewordenem Eiland der Lord einen Act ſummariſcher Marinejuſtiz ausübte. Zu Santa Chriſtina, einer von den Marqueſas, verweilte das Schiff in der ſogenannten Reſolution-Bai einen großen Theil des Octobers. Man wird ſich erinnern, welche lachende Beſchreibungen mehrere Seefahrer, beſonders Forſter, von den Bewohnern dieſer Zwillingsgruppe des Mendano-Archipels entworfen haben; der neueſte Bericht über dieſelben von Lord Ruſſel lautet wie folgt: Die Eingebornen von Santa Chriſtina (Ohiwaoa), welche ſicherlich der ſtattlichſte Menſchenſchlag des ganzen Auſtraloceans, übten noch vor nicht langer Zeit alle Gräuel des Kannibalenthums, welches durch die unaufhörlichen Fehden untereinander und mit den benachbarten Inſeln reichliche Nahrung erhielt. Jetzt iſt aber eine heilſame Veränderung mit ihnen vorgegangen. Zwei dahin gekommene engliſche Miſſionäre haben einen ſolchen Einfluß auf den Beherrſcher des Eilandes erlangt, daß er den Genuß des Menſchenfleiſches und die Menſchenopfer verboten und die Götzenbilder zerſtört hat. Dieſer Häuptling, welcher eine große Vorliebe für England an den Tag legt, iſt auch ſeinem Wuchſe nach der größte Mann auf dem Eiland, und die ihm untergeordneten Häuptlinge, ebenfalls von ausgezeichneterem Wuchs als die übrige männliche Bevölkerung, deren Körperhöhe aber auch im Durchſchnitt nicht unter 5 Fuß 10 Zoll, ja häufig über 6 Fuß beträgt. Die Körpergröße ſcheint hier ausſchließlich als Maaßſtab des Ranges zu gelten. Die Tättowirung herrſcht noch durchgehends bei beiden Geſchlechtern, doch minder beim weiblichen, deſſen von allen Reiſenden ſeit Cook berichtete ungemeine Lebhaftigkeit und Ausgelaſſenheit, ja mehr als Ausgelaſſenheit, auch von dem Lord beſtätigt wird. Doch ſind die Frauen vollkommener bekleidet als die Männer. Die Hauptnahrung der Bevölkerung beſteht aus Kokosnüſſen, Brodfrucht und Fiſchen, die ſie roh genießen, und wobei Salzwaſſer die Stelle der Sauce vertritt. Bei einem mit dieſen Inſulanern eingeleiteten Tauſchhandel, wobei alte Uniformen und Monturen, abgetragene Federhüte, Pulver und Tabak für die einheimiſchen Zierrathen und andere Sachen gegeben wurden, lief in den erſten Tagen Alles in beſter Ordnung ab, da aber die Engländer ſich zu erpicht auf den Eintauſch zeigten, ſo ſchraubten die Eingebornen allmählich ihre Forderungen immer höher hinauf, und ſtellten zuletzt ganz unerſchwingliche Preiſe.

*) Lord E. Ruſſel iſt ein Bruder des Staatsſecretärs Lord J. Ruſſel und Sohn des Herzogs von Bedford.

Digitized by Google

Die Bevölkerung der sehr hohen gegen 2000 Fuß über den Seespiegel erhabenen Insel schätzt der Lord auf ungefähr 500. Auf dem nur drei Meilen entfernten Eiland Dominica (Taowate) herrscht der Kannibalism noch in voller Kraft, doch nicht gegen die Weißen, deren Fleisch sie nicht mögen, weil es, wie sie sagen, „zu salzig ist.“ — Das Urtheil über die Santa Christina-Insulaner schließt mit der Bemerkung, daß der Typus ihrer Gesichtszüge und ihres Haarputzes, ihrer Götzenbilder und Schnitzwerke ganz chinesisch ist. — Von Santa Christina steuerte der Actäon, ohne bei Huapoa, der Hauptinsel der nördlichen oder Washingtonsgruppe dieses Archipels, und eben so wenig bei Nukahiwa oder Nuahiwa anzulegen, nach der Sandwichsinsel Oahu, wo bei der Ankunft in der Honolulu-Bai das Castell mit 21 Kanonenschüssen begrüßt und dieser Gruß von demselben sogleich erwiedert wurde. — Unsere Ankunft kam dem europäisch-amerikanischen Theile der Bevölkerung sehr gelegen, weil der König Tamamea III alsbald auf andere Gedanken in Betreff des Verhältnisses der Fremden und ihres Eigenthums gebracht wurde. Letzteres war seit einiger Zeit seiner Willkür anheimgegeben, und fiel nach dem Tode des Eigenthümers ganz der Regierung zu. Diese Unbill nebst noch andern Mißbräuchen mußten auf das Andringen Lord Russels abgeschafft werden. — Unsere Leser dürften sich erinnern, daß bald darauf ein französisches Kriegsschiff die unverzügliche Abstellung anderer Mißbräuche religiöser Natur dort durchsetzte. Der immer sichtlicher werdende physische Verfall der Sandwichsinsulaner, welcher in neuerer Zeit unter Anderem auch von dem englischen Reisenden D. Douglas *) wahrgenommen worden ist, wird in diesem neuesten Bericht bestätigt. Der König, welcher häufig an Bord des Actäon kam, erschien einst in einer Generalsuniform und ließ die Mannschaft in seiner Gegenwart exerciren. Die jetzige Zahl der Bevölkerung von Otaheiti, wo der Actäon um die Mitte Decembers anlangte, wird auf 8000 angegeben. Den dortigen Missionären, besonders einem Hrn. Wilson, dessen Schule fast von allen Kindern der Insel besucht wird, zollt der Lord Russel Lobsprüche. Auf der Fahrt von dort nach der Pitcairninsel wurde eine Inselgruppe entdeckt und Actäonsgruppe genannt; die drei Inseln derselben erhielten die Namen Melbourne, Minto und Bedford. Bei der Ankunft an der Pitcairninsel erhielt der Lord die Bestätigung einer schon zu Valparaiso vernommenen Kunde, daß ein gewisser Hill, welcher vor einiger Zeit dahin gekommen war, der bekanntlich von den Meuterern des Schiffes Bounty abstammenden englischen Bevölkerung weis gemacht hatte, er sey von der englischen Regierung beauftragt, sie unter seine Aufsicht zu nehmen. Er führte förmlich das Ruder und hatte eine Art von Schreckensregierung eingerichtet. Lord Russel versammelte bei seiner Landung sogleich die gesammte Bevölkerung, die aus 92 Köpfen, meist zur Sippschaft der Quintals gehörig, bestand, hörte die gegen den Duodez-Usurpator vorgebrachten Beschwerden an, erklärte der Versammlung, daß derselbe nichts als ein Abenteurer sey, der hinfüro nichts mehr zu befehlen habe, und bedeutete ihm, die Insel mit der nächsten Gelegenheit zu verlassen. Zum Beschluß wurde unter seinem Vorsitze noch eine neue Schulmeisterwahl vorgenommen. Die erste Generation dieser merkwürdigen Bevölkerung eines früher unbewohnten oder eigentlich von seiner frühern Bevölkerung aus uns unbekannten Gründen verlassenen kleinen Eilands des unermeßlichen Australoceans, welche aus der meuterischen Mannschaft der Bounty bestand, ist nun todt, und der letzte davon, der bekannte Adams, vor ungefähr fünf Jahren gestorben. Lord Russel und seine Leute waren über die verhältnißmäßige Bildung der zweiten Generation, mit welcher sie nun verkehrten, ganz erstaunt: die meisten darunter wußten die ganze Reihe der englischen Monarchen ohne Anstoß herzuzählen, kannten die Namen sämmtlicher regierenden Potentaten von Europa und der Machthaber in Großbritannien u. dgl. Es sind lauter schlanke und doch stämmige, wohlgebaute Leute, die Weiber über Mittelgröße, sehr stark, gewandt und hübsch. „Auf einem Eilande des Australoceans (schließt der Bericht) eine unsere Sprache redende, überhaupt durchgehends brittische Bevölkerung zu finden, welche dasselbe ausschließlich bewohnt, mußte, so bekannt uns der Umstand auch schon früher gewesen war, nichtsdestoweniger eben so überraschend als anziehend seyn, und die Wahrnehmung, daß ihr Lebenswandel ganz untadelhaft, ja noch ganz patriarchalische Sitteneinfalt unter derselben waltet, jede Erinnerung an ihre Herkunft von Meuterern verbannen.“

*) Ausland 1838 vom 26 Januar, wo auch die in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin vorgetragenen Bemerkungen des nun verewigten Chamisso angeführt werden. F. M.

Nachrichten über den Guacharo.

Man hat abermals Wohnsitze dieses merkwürdigen Vogels entdeckt, der den wissenschaftlichen Namen Steatornis Caribensis führt. Hr. Hautesfier traf ihn im spanischen Trinidad, wo er unter dem Namen Diablotin verkauft und häufig an Fasttagen gegessen wird. Die Gebirge, welche den Norden dieser Insel begränzen, sind eine Fortsetzung der Kette von Cumana und nur durch die sogenannten Drachenmäuler unterbrochen; diese sind kleine Inseln, welche durch die Gewalt der Strömungen auseinandergerissen und sämmtlich tief ausgehöhlt sind. Die Nordseite der Kette dagegen ist senkrecht abgeschnitten, gleich einer Mauer, und stets von einer bewegten See gepeitscht. An den Seitenwänden sind Höhlen, die von dem Guacharo bewohnt, und alle gerade an der Stelle, bis wohin die Wellen steigen, offen sind; an den vorspringendsten, für den Jäger gefährlichsten Stellen finden sich diese Thiere am häufigsten. Sie fressen die Samen von Palmen und andern Bäumen, fliegen bei Nacht aus und kehren mit Tagesanbruch in ihre Höhlen zurück. Sie legen ihre Eier im März und April, und zwar jedesmal zwei oder drei von der Größe der Taubeneier, weiß und gelb gefleckt. Das Nest gleicht in der Ferne dem großen Boletus, woraus Zunder gemacht wird, und ist so wenig hohl in der Mitte, daß man annehmen muß, es habe einen Wulst von Flaumfedern rings am Rand umher, wenn es die Eier oder die jungen Vögel beherbergen soll. Das Nest hängt an dem Felsen und dauert mehrere Jahre; es besteht aus gekauten und verdauten Stoffen, die mit dem Schnabel an Ort und Stelle gebracht und mit den Füßen festgetreten sind; wenn man es zerbricht, sieht es aus wie ein Sägestaub oder Lohkuchen, und brennt wie Torf, ohne besondern thierischen Geruch. (Athenäum v. 27 Octbr.)

Auf dem Marché des Innocens in Paris werden gegenwärtig mehrere Gastwirthe stark besucht, bei welchen man um 5 Sous ein anständiges Mittagessen haben kann. Die gewöhnliche Kost ist so eingetheilt: ein Teller Suppe 5 Cent., eingemachtes Fleisch 10 C., Brod 5 C., eine halbe Tasse Kaffee 5 C.; zusammen 25 C. Der Brunnen des Marktplatzes liefert gratis das nöthige Getränke dazu. (Voleur 31 October.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 317.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

13 November 1838.

Skizzen aus den Pyrenäen.*)

Eines der Zeichen fortschreitender Civilisation ist das häufigere Reisen. Was auch die Veranlassung dazu seyn mag, immer beweist es, daß der Mensch an dem Menschen und an der Erde größern Antheil nimmt; jeder Pfahl, den der Wanderer absteckt, ist ein Theil der großen Maschine, auf welcher das Band gewoben wird, das uns Alle umschlingen und dessen Enden tief in den Boden, der uns trägt, einhaften sollen. Schon ist es dahin gekommen, daß wir uns schämen, wenn irgend ein Winkel der Erde unsrer Neugierde verborgen bleibt, und dieser Drang nach Wissen ist nichts Anderes, als das vorläufige Gefühl des Wirkens, zu welchem die Zeit uns schon anruft, und wozu wir schnell die nothwendigen Materialien sammeln müssen. Alles ist uns dazu gut: Vergangenes und Gegenwärtiges, Tiefes und Oberflächliches, denn wir wollen Zeiten und Ansichten vergleichen, und ein hingeworfenes Wort trägt vielleicht Früchte wie das Samenkorn, das der Wind auf eine klebrige Erdscholle verweht.

Eben jetzt ist eine Epoche, wo es wieder lebendig wird in Gegenden, die acht Monate des Jahres zur Verlassenheit und zum Tode verdammt sind. Vielleicht gibt es strenge Geister, welche diese jährliche Wallfahrt der Badegäste (um es nur ganz gemein heraus zu sagen) nicht für würdig halten, unter die eigentlichen Reisen gerechnet zu werden. Und warum nicht? Ist es nichts, daß Tausende und Tausende der stinkenden Luft, dem entnervenden Leben, dem beschränkten Gesichtskreis, dem Einerlei der Städte und Flächen entfliehen und in einer kräftigen Abwechslung neuen Athem und neue Ideen schöpfen können? Prächtige Gebäude, wo sonst kaum eine vermorschte Hütte stand, herrliche Anlagen an der Stelle eines verwilderten Dickichts, bewundernswürdige Straßen durch Felsen gesprengt, hinter welchen kleine Stämme sich in einiger Absonderung von der großen Familie erhielten — verschönert das nicht unsern Erdball? Ich weiß wohl, daß manche die Freiheit, die Unabhängigkeit, und wenn man will, die halbwilde Tugend, in welcher diese Stämme lebten, bedauern; ich für meinen Theil, ich bin überzeugt, daß dieser patriarchalische ursprüngliche Zustand nicht ewig dauern kann, daß die Verschmelzung, abgesehen von ihren unmittelbaren guten oder schlimmen Folgen, ein Gesetz der Menschheit ist, und daß die Tugend, welche man auf immer verloren glaubt, von Zeit zu Zeit, nur unter veränderter Gestalt wieder zum Vorschein kommt.

Philosophische Betrachtungen bei Seite gesetzt, so glaube ich, daß die Pyrenäen, wie so manche andere europäische Gebirge bei weitem noch nicht so bekannt sind, als sie es verdienen. Man hat sich zu ausschließlich mit den Schweizeralpen beschäftigt, welchen außer ihrer überwiegenden Merkwürdigkeit auch ihre centrale Lage zu Statten kam. Die österreichischen Alpen sind eigentlich nur eine Fortsetzung derselben, welche freilich bisher zu wenig besucht worden ist. Aber die Karpathen und die Pyrenäen haben eine eigenthümliche Natur und eigene merkwürdige Verhältnisse zu dem sie umgebenden Erdstrich. Mir ist unter Anderm aufgefallen, und es wundert mich, diese Bemerkung nirgends gefunden zu haben, daß man in einer Tagreise von dem Fuße der hohen Pyrenäen über die niedrigen fruchtbaren Hügel bis zum Steppenlande und der wilden Küste des Oceans gelangen kann.

Wir werfen aus der Casa de Broussette einen Abschiedsblick auf den schwarzen, nackten, vor Alter zerfallenden Ossauerpic, der aus den grauen Morgennebeln wie eine längst vergangene dunkle Weltepoche hervorragt; an sie lehnt sich das erste Menschenalter, die vom aufgehenden Strahle kaum erhellte Schäferalpe an. Uns empfängt der einst so dichte, finstere Wald von Gabas, dem es gewiß an einem Nimrod nicht fehlte, wir winden uns endlich aus der wilden Schlucht des Hourat durch die von der Kunst gesprengten Felsen in das Land des schon gebildetern, ruhigen, arbeitsamen Lebens hinaus. Wir fühlen die Wärme der höher steigenden Sonne; aber die Schatten des lieblichen Thales der Nes, welches mit seinen Feldern und Hügeln, mit seinen Weinreben und Baumpflanzungen, mit seinen Flecken und Landhäusern unser Auge erfreut, begleiten uns fast bis an die Thore der Stadt, des Regierungssitzes, des Fürstenschlosses, dem der hohe Pic zum ewigen Meridianzeiger dient, als ob er

*) Dieser einleitende Artikel kam durch Zufall später an, als die früher mitgetheilten über den Pic von Ossau und die Thäler von Azun und Argelès.

Digitized by Google

dem Mächtigen den Urſprung der Geſellſchaft und die lange Laufbahn von der Schäferhütte bis zum Königsthron ins Gedächtniß rufen wollte. Nicht weit von dort, in Lescar, iſt eine der älteſten Kirchen, ehemals verehrter Biſchoffitz, und das jetzt in Ruinen fallende prächtige Seminarium. Kaum iſt man über dieſen Ort hinaus, ſo fängt man an, eine Veränderung in der Natur der Gegend zu bemerken, die Nuancen werden ſtrichweiſe dunkler, einförmiger, trauriger, und dieß iſt nicht bloß Wirkung des Lichtes, denn die Sonne hat erſt vor kurzem den Zenith überſchritten. Man entdeckt ſchon hie und da Heiden, Sümpfe, unfruchtbare Hügel; dieß lehrt uns, daß die Bildung, die Arbeit des Menſchengeſchlechts ſich an vielfachen, abwechſelnden Gegenſtänden üben muß. Bei Peyreforade trägt der Waldbach, der Gave de Pau, bereits Schiffe auf ſeinem bezähmten Rücken, kurz ehe er dem Fluſſe, dem Adour, ſeine Waſſer zum Tribut bringt. Endlich mit der untergehenden Sonne miſchen wir uns in das Gewimmel der Induſtrie und des Handels, von modernen Schutzwällen bedeckt; wir ſehen noch nicht das Meer, aber wir athmen ſchon ſeine Emanationen, und vielleicht haben wir noch Zeit die Düne zu erreichen, von welcher wir in der Ferne jenſeits der Fichtenwälder den Wellenſchlag der unabſehbaren Maſſe bemerken, die ſich an der traurigen, aus Sand und Felſenklippen zuſammengeſetzten Küſte zerbricht. Wir kehren nachdenkend zurück, vielleicht ſtört der wüthende Sturm und das Brüllen dieſes ſtets erbosten Meeres unſere Ruhe, vielleicht auch nicht, in dem Dunkel der Nacht, — in dem Abgrund des Oceans verliert ſich das Geheimniß der Zukunft.

Man kann dieſe Studien auf längere Linien, welche noch ſtärker bezeichnete Abwechslungen und in größern Maaßſtäben darbieten, wiederholen, denn die Gewäſſer, welche von den hohen Pyrenäen ausgehend in den Ocean fallen, bilden von Weſten nach Oſten immer größer werdende concentriſche Kreiſe. In der vorſtehenden Skizze dient, vom Pic du Midi bis Pau, die Nes, dann der Gave von Pau, endlich der Adour zum Leitfaden; aber man kann den Gave de Pau von einem ſeiner Urſprünge an der Maladetta, oder den Adour von ſeinem Urſprunge am Arboiſſon und während des bogenförmigen Umwegs über Aire und Mondeverſan, oder endlich die Garonne, von ihrem Urſprunge an der Maladetta, *) oder von dem Urſprunge der Arriege am Canigou bis zu ihrem Ausfluſſe bei Bordeaux verfolgen; man kann von einem dieſer Waſſergebiete in das andere übergehen, und zwiſchen den Ausflüſſen des Adour und der Garonne gerade an die Küſte vordringen; im Ganzen genommen wird man die nämlichen Hauptabſtufungen antreffen, weil man immer von einer gemeinſchaftlichen Grundlage, den hohen Pyrenäen vom Pic du Midi de Pau bis zum Canigou ausgeht, und an demſelben Ziele, der ſogenannten Côte de Fer zwiſchen Bayonne und Bordeaux, anlangt. Weſtlich von dieſer Grundlage werden die Linien von den Hochgebirgen bis zum Meere immer kleiner, der Gave de Aſpe und der Soiſon, welche ſich beide mit einander und zuletzt mit dem Gave de Pau vereinigen; die Nive, welche bei Bayonne in den Adour fällt, die Nivelle, welche bei St. Jean de Luz gerade dem gasconiſchen Meerbuſen zuläuft, entſpringen auf Terraſſen, welche zackenförmig aneinander geſtellt immer weiter gegen das Meer hinabrücken, und von der letzten etwas beträchtlichen Terraſſe, der Rune, wo ein weſtlicher Nebenarm der Nivelle entſpringt, bis an das Meer ſind keine drei Meilen bis nach St. Jean de Luz; aber obgleich der Berg von Aſpe (der noch etwas ſüdlicher als der Pic von Oſſau ſteht) vielleicht nie völlig des Schnees ledig wird, obgleich die Defileen von Arſo, von Urdair, von Larrau, der Wald von Iraſi, die Gebirge von Baigorri (Roncesvalles) und Etſchalar erhabene Wildniſſe enthielten, die man ſonſt ſelten ſo nahe am Meere findet, ſo erregen ſie doch nicht mehr das Intereſſe, wie jene Uralpen, welche ſo zu ſagen die Kerne unſers Erdtheils bilden, und der Zwiſchenraum bis zum Meer, faſt ganz mit Gebirgen ausgefüllt, bietet nicht mehr die nämlichen Uebergänge dar. Oeſtlich vom Canigou fallen die Gebirge ebenfalls ab, auch nehmen die Gewäſſer eine andere Richtung, nämlich nach dem mittelländiſchen Meere; die weſtlichen und öſtlichen Pyrenäen verdienen allerdings bekannter zu werden, aber man begreift daß die Aufmerkſamkeit ſich bisher vorzüglich auf die mittlere und höchſte Region, an deren Fuße auch alle die berühmten Bäder liegen, gewendet hat.

Die brauchbaren Werke beſchäftigen ſich nur mit dieſer Gegend, und auch nur mit Ausſchluß des Pics von Oſſau, über welchen man außer den Beſchreibungen des gelehrten Palaſſou faſt nichts wüßte. Nur das Itinéraire descriptif et pittoresque von La Bouliniere iſt mit einiger Methode abgefaßt, in den übrigen, ſelbſt in den modernſten Reiſebeſchreibungen, herrſcht eine geographiſche und hiſtoriſche Verwirrung, welche man vergeblich durch die Zuratheziehung der gewöhnlichen Karten und Bücher zu verbeſſern ſuchen würde; aber man findet darin einzelne Bruchſtücke, welche das Gepräge einer richtigen Anſchauung an ſich tragen, und auch außer Frankreich nicht ohne Intereſſe geleſen würden. Aber wehe dem, der ſich auf die Guides des Voyageurs, ſey es von Frankreich überhaupt, oder von den Pyrenäen insbeſondere, verlaſſen wollte; nur in den ganz gewöhnlichen Dingen kann man ſie mit einigem Nutzen gebrauchen. Viele dieſer Bücher wiederholen einander, und meiſtens ſind ſie nichts als neue Abdrücke alter Ausgaben. Zum Glück fängt das ſüdliche Frankreich an, einige Selbſtſtändigkeit im literariſchen Fache zu gewinnen. Es werden jetzt vier oder fünf Revuen — von Toulouſe, Nimes, Montpellier, von der Gironde — unter einer gemeinſchaftlichen Leitung herausgegeben; ich habe indeſſen, wenn meine Meinung etwas gelten kann, ſehr Weniges darin gefunden, was an Neuheit, an Wichtigkeit, oder an literariſcher Vollkommenheit mit den guten Pariſer Revuen in Vergleich geſtellt werden könnte. Dagegen verdienen einige pittoreske Bekanntmachungen das größte Lob. Das Muſée du Midi, die Moſaique du Midi, beide in Toulouſe, der Pelerin, welcher in Aire herauskommt, und ſich durch beſſeres Papier und Druck und die Schönheit der geſtochenen Blätter auszeichnet, endlich der Artiſte, welcher Zeichnungen und Muſik enthält. Außerdem fangen auch die politiſchen

*) Die Garonne entſpringt gegenüber vom Gave, der Adour weiter nördlich in den Gebirgen die den Winkel zwiſchen den Urſprüngen beider vorigen ausfüllen.

Digitized by Google

Journale an, größere Sorgfalt auf ihre Localnachrichten und Feuilletons zu verwenden; aus diesen Quellen kann man neuere oder bisher mangelnde Nachrichten schöpfen, die man jedoch wegen der Localinteressen mit einer gewissen Vorsicht lesen muß, und welche selten den Cirkel einer Provinz überschreiten, wenn nicht etwa die Pariserblätter zuweilen davon Beute machen. Seltener sind specielle Werke, wie z. B. die im J. 1836 erschienene Beschreibung von Bayonne, und es ist Manches darin zu berichtigen und zu ergänzen, was freilich oft von den verschiedenen Gesichtspunkten der Beobachter abhängt.

(Fortsetzung folgt.)

Chalki.

1. Reise nach Chalki. — Die angetragene Lehrerstelle.

(Schluß.)

Der enge Raum, der uns einschloß, ließ es nicht zu, daß wir einander lange fremd blieben. Bei dem Becher voll feurigen Klosterweins, der unser Mahl beschloß, fing Prassas an, mir die Begebenheiten seines Lebens mitzutheilen.

„In Ampelaki," hub er an, „einem Dorfe in Rumelien, erblickte ich das Licht der Welt. Mein Vater, von brittischer Abstammung, aber in der Levante geboren und erzogen, hatte sich hier niedergelassen, und mit meiner Mutter, einer Griechin, vermählt. Nur dunkel erinnere ich mich seiner, denn ich war noch sehr jung, als ich den väterlichen Herd verließ, und nebst einem andern Griechen meines Alters von den amerikanischen Missionärs nach den Vereinigten Freistaaten geschickt wurde, um in einem Lyceum, unweit von Boston, erzogen zu werden. — In sechs Jahren, die ich hier zubrachte, erwarb ich mir die Kenntniß der englischen Sprache und das nordamerikanische Bürgerrecht, das mich nicht abhielt, freudig wieder mit meinem Gefährten den Ocean zu durchschiffen, um das warme Mutterland zu begrüßen, das mir, bei unserm täglichen Umgange, so wenig als die Muttersprache vergessen hatten. Ich landete in Smyrna, wohin die Meinigen schon vor meiner Auswanderung gezogen waren, und fand hier meine Mutter wieder als Wittwe mit vier Kindern und ohne Brod. Die neue, hier seltene Sprache, die ich im fernen Westen erlernt hatte, verschaffte mir bald eine Commisstelle in einem englischen Handlungshause und Schüler, die ich in meinen Mußestunden unterrichtete. — Von gemischter Race, in zwei Welttheilen naturalisirt, unter zwei heterogenen Nationen, und in zwei eben so verschiedenen Confessionen erzogen, wußte ich nie, welchem Volke, noch welcher Religion ich angehörte; aber die Pflichten, welche die Natur mir auferlegte, verkannte ich nicht: meine Arbeit nährte meine Mutter und die hülflosen Geschwister. — Nach einigen Jahren geriethen die Geschäfte meines wackern Principals in Verwirrung, Mr. Perty mußte seine Handlung aufgeben und mich entlassen. Er selbst ging, wie die Meisten, denen das Glück in Smyrna den Rücken gekehrt, nach Konstantinopel, um es dort wieder aufzusuchen. — Indessen blieb ich nicht lange auf dem Pflaster: eine russische Brigg, die im Archipel herumkreuzte, nahm mich an Bord als englischen Sprachlehrer für die Officiere. Doch diese Herren, denen die Wodka*) besser behagte als die Grammatica, machten weniger Fortschritte in meiner Sprache, als ich in der ihrigen, und nicht ungern vertauschte ich nach einem halben Jahre ihre lärmende Gesellschaft gegen diese stille Mauern, wohin mich Abraham berief, den ich schon in Smyrna gekannt hatte. Auch kann ich von hier aus meine Familie regelmäßiger unterstützen: Kost, Wohnung, Alles habe ich frei, folglich wenig nothwendige Ausgaben, so daß ich von den 500 Piastern, die ich jeden Monat bekomme, 300 abziehen kann, ohne selbst zu darben."

Mir gefiel der naive Ton der Erzählung, mitten unter einer Nation, der, neben Keimen hoher Tugenden, die Falschheit angeboren ist; auch fand ich Anklang an dem Umstande, daß der Erzähler, gleich mir, den weiten Weg zur Rückkehr in das Morgenland nicht gescheut hatte. Ich sprach davon, als mit leisem Tritte und, wie überall im Orient, unangemeldet, ein neuer Gast erschien, — derselbe Abraham, von dem so eben die Rede war, der Megbalos Didaskalos, der oberste Lehrer und Leiter der Schule — eine lange Figur, in einem bis auf die Füße reichenden Pelzkaftan, das Haupt bedeckt mit dem „Feßi," der rothen Mütze mit der blauen, seidenen Quaste.

Um dem Oberhaupte den Ehrenplatz, die Kiste, zu überlassen, retirirten sich meine Tischgenossen auf das Bett, das nicht viel weicher war, und nun fing die neue Bekanntschaft mit der höflichen Zurückhaltung an, die unter Personen, die sich noch nicht trauen, beobachtet zu werden pflegt. Die Unterhaltung war ziemlich gleichgültig, und endigte damit, daß mein Wirth sich anbot, mich nach meinem Nachtlager, der Epdoria, zu begleiten. Statt der engen Zelle war dieß ein geräumiger Saal, nach türkischem Geschmacke reichlich mit Fenstern und längs den Wänden mit einer Erhöhung versehen, bestimmt, die weichen Polster und Teppiche aufzunehmen. „Dieß war früher des Fürsten Ypsilanti Gemach, der dem von Johann Paläolog erbauten Kloster ein Schulgebäude anbaute, und der Stifter unserer Lehranstalt war." Mit diesen Worten beurlaubte sich mein Begleiter.

*) Wörtlich: „Wässerchen." la goutte, das Schnäpschen.

Chronik der Reisen.

Reise der Astrolabe und Zelée.

(Schreiben eines Officiers der Expedition.)

Ehe es sich darum handelte, eine französische Expedition gegen den Südpol hin abgehen zu lassen, hatten mehrere Seefahrer den Versuch, an diese Stelle zu gelangen, gemacht. Im Jahre 1774 war der berühmte Cook bis zum 71° vorgerückt, der Russe Bellinghausen erreichte im Jahre 1820 den 70°, der Engländer Biskoe gelangte im Jahre 1831 nur bis 69°; seit dem Jahre 1823 aber drang der Capitän Weddel mit einer schwach gebauten zum Robbenfang ausgerüsteten Goelette von 150 Tonnen bis über den 74° der Breite vor. Da das Meer vom Eise frei und die Temperatur sehr mild war, so wäre es ihm möglich gewesen, den Pol zu erreichen, allein der Mangel an

Digitized by Google

Lebensmitteln und die schon ziemlich vorgerückte Jahreszeit zwangen ihn zur Rückkehr. Bemerkenswerth ist, daß eben dieser Seefahrer gerade da einen Durchgang fand, wo alle seine Vorgänger auf Eis gestoßen waren. Bekanntlich finden alle großen Eisflächen irgendwo am Land einen Stützpunkt. Da die von Weddel befahrne Meeresstrecke von den Archipelen der Sandwichs-, Orkney- und Shetlands-Inseln und den Palmers-Ländern umgeben waren, so hätte man vor der glücklichen Excursion des englischen Seemannes niemals daran gedacht, um an diesen Pol zu gelangen, den Weg mitten durch jene Länder einzuschlagen.

Der Zweck der Sendung der Astrolabe und Zelée war, die Wahrheit der Angaben Weddels zu untersuchen und in den Fußstapfen dieses Seefahrers so weit als möglich gegen Süden vorzudringen. Bei Erfüllung dieses Geschäftes schien aber die Expedition auf die Untersuchung der Meerenge von Magellan, welche einen Theil des ursprünglichen Planes bildete, verzichten zu müssen.

Nach ihrer Abfahrt von Toulon am 7 September 1837 landete die Expedition in der Nacht vom 20 in der Meerenge von Gibraltar bei dichtem Nebel. Am 30 wurde bei St. Croix von Teneriffa Anker geworfen. Man brachte acht Tage mit Beobachtungen jeder Art, mit Besteigung des Pic und mit Ausforschung des Landes zu. Nachdem man Wein und einige Erfrischungen zu Schiffe gebracht hatte, ging man wieder unter Segel. Am 12 November ankerte man in der äußern Bai von Rio-Janeiro, wo man sich nur so lange aufhielt, als nöthig war, um Depeschen abzugeben und frische Lebensmittel einzunehmen. In Abwesenheit des Befehlshabers der französischen Station trug der englische Admiral Hommond aufs verbindlichste seine Dienste an. Er schien zu bedauern, daß seine Regierung nicht zuerst an eine Unternehmung geschritten sey, welche sowohl für die Schifffahrt als für die Wissenschaft so nützliche Resultate verspreche. Eine zur Untersuchung des Südpols bestimmte amerikanische Expedition wurde zu Rio unverzüglich erwartet. Diese Flottenabtheilung, unter dem Befehle des Commodore Johns, bestand der Angabe nach aus der Fregatte Macedonian, einer Brigg, einem Schooner und zwei Transportschiffen. Das wissenschaftliche Personal sollte überdieß eine reiche Ernte von Beobachtungen für die Theoretiker der beiden Welten sammeln.

Am 14 November segelte man südlich, um Staatenesland zu erreichen, allein entgegengesetzte Winde und die noch wenig vorgerückte Jahreszeit veranlaßten uns, statt nach diesem Ankerplatz eine Fahrt in die magellanische Meerenge zu machen, deren Häfen uns alle wünschenswerthen Hülfsmittel darboten.

Am 12 December fuhr man bei Tagesanbruch in die Meerenge von Magellan ein, wo seit Bougainville keine französische Expedition mehr gesehen worden war. Eine heftige Strömung führte die beiden Corvetten mit reißender Schnelle in diesen mit grauen, kahlen Felsen besetzten Canal. An den öden Gestaden gewahrte man keine andern Einwohner, als eine Heerde von Seelöwen auf der Landspitze Dungeness, und einige Guanacos, welche die dürren Kräuter auf den Felsenspitzen abfraßen. Nachdem man zuerst eine sehr enge Einfahrt passirt hatte, befand man sich um 10 Uhr des Abends in einem großen von ebenem Land umgebenen Bassin, das hier eine zweite Einfahrt bildete. Die Nacht war finster und stürmisch; der in heftigen Stößen gehende Südostwind und die ungünstige Ebbe und Fluth zwangen uns Anker zu werfen. Allein zwei Anker blieben an den Klüften hängen, ohne den Grund zu erreichen. Die beiden Ketten konnten wegen der beschädigten Rollen nicht mehr weiter schlüpfen. Die Astrolabe war beinahe eine halbe Stunde dem Wind und einer Strömung von sechs bis sieben Knoten preisgegeben, welche das Meer bis über die Schanzverkleidung schäumend hinauftrieb. Endlich gelang es einen Anker zu werfen, welcher gegen Wind und Fluth aushielt.

Am 15 durchfuhr man die zweite Einfahrt. Auf Feuerland gewahrte man einen Haufen Eingeborner, auf deren freundschaftliche Zeichen man nicht antworten konnte. Im Verlaufe der Nacht passirte man die sehr schmale Meerenge von Narborough, zwischen dem Continent von Amerika und der kleinen Insel Elisabeth. Von Seite der Wilden waren an beiden Ufern mehrere Feuer angezündet. Am 14 steuerten wir in einem ziemlich breiten Canal, dessen Gestade sich allmählich bis zu einer Gebirgskette erheben, deren mit Schnee bedeckte Gipfel unsere Aussicht auf der südwestlichen Seite begränzten. Am 15 ankerte man in Port Famine, wo sich die beiden Corvetten zu der rauhen Fahrt in den Polarmeeren einrichten mußten. Man nahm einen bedeutenden Vorrath von Brennholz an Bord, um alle Herde des Schiffes damit versehen zu können. Die hydrographischen Arbeiten und die Beobachtungen aller Art wurden zugleich mit der Untersuchung des Landes begonnen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Nach einem englischen Blatte hat man kürzlich in Manchester die Probe mit einem neu erfundenen Cement gemacht, welches sich gegen die Gewalt des Feuers bewährte — man hätte also bei Anwendung desselben von Feuersbrünsten wenig mehr zu befürchten, und alle Feuerversicherungs-Gesellschaften würden unnöthig. Ein kleines Haus, welches man mit diesem Cement überzogen, wurde mit Hobelspänen und andern brennbaren Stoffen gefüllt, und diese in Gegenwart vieler Personen, welche man zu diesem Versuch eingeladen hatte, angezündet. Die Späne brannten, die Flamme schlug mit großer Heftigkeit heraus, aber das Haus blieb unversehrt, nur zwei oder drei Stellen, wo sich der Kitt losgelöst hatte, waren etwas beschädigt, im Ganzen jedoch kann man den Versuch vollkommen gelungen nennen.

*

In dem Departement der Drome hat man eine wichtige Entdeckung gemacht: man fand ein bedeutendes Lager von sogenannter cornish-clay, eine Art von chinesischer Porcellanerde, welcher man sich zu dem englischen Porcellan bedient, und die bis jetzt nur in der Grafschaft Cornwallis gefunden wurde. Dieses Porcellan, dessen Fabrication so einfach und wohlfeil ist, wie die der Pfeifenerde, gibt, wie bekannt, ein Porcellan vollkommen wie das japanische. Die Engländer senden jährlich für mehrere Millionen Franken nach Frankreich, obgleich die Einfuhr dort mit einer so hohen Abgabe belegt ist, daß man sie fast als verboten betrachten kann. Eine Gesellschaft hat sich gebildet, um dieses reiche Lager auszubeuten. (Voleur 31 October.)

*

Die Italiener lieben bekanntlich die Hazardspiele im Allgemeinen, vorzüglich aber die Lotterie. Der Herzog Bonnelli in Rom wurde vor kurzem von seinem Bedienten bestohlen. „Warum jagen Sie ihn nicht fort?" fragte Jemand den Herzog. — „Weil er Nummern träumt," antwortete er, und wirklich träumte der Spitzbube vier Nummern, durch welche der Herzog zweimalhunderttausend Franken gewann. (ibid.)

*

Man scheint von Seite der Regierung der Vereinigten Staaten doch endlich dem habsüchtigen Andringen der Staaten Georgia und Nordcarolina nachgegeben zu haben, denn die dort ansässigen Tscherokesen sollen von ihren reichen Ländereien entfernt und gleichfalls über den Mississippi gebracht werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 318.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 November 1838.

Die Frauen der Eingebornen in Algier.

Die hiesigen Damen sind Brünetten und verbinden mit einem schönen Wuchse eine vortheilhafte Taille und angenehme Gesichtszüge. Sie lieben leidenschaftlich Bäder und Wohlgerüche. Um ihre Schönheit zu erhöhen, schwärzen sie sich die Augenbrauen und färben die Nägel an Händen und Füßen mit einer rothen Tinctur. Die Ohren belasten sie mit großen, goldenen oder silbernen Ringen; den Kopf schmücken sie mit einem aus denselben Metallen durchsichtig gearbeiteten Diademe, welches mit einem breiten Bande von Gaze bedeckt ist, dessen goldgestickte Enden bis auf die Füße herabfallen. Diese Kopfbedeckung, genannt „Sarme," verhüllt den Kopf durch künstlich gelegte Falten und läßt nur zwei Haarlocken sichtbar. Bänder, seidene Schnüre und goldene Ketten vollenden ihre Kopfputz, welcher bei reichen Damen noch durch Perlen und Diamanten erhöht wird. Um die Arme tragen sie mehrere breite goldene Ringe, welche bei den Reichsten mit einigen Reihen Perlen abwechseln. Ihre Finger sind beladen mit Ringen, und den Hals umwinden sie mit Perlenschnüren und einer goldenen Kette, deren Ringe von zwei Zoll Breite sich in einander fügen. Ein reiches Hemd mit weiten Aermeln, in Gold gestickt, dessen Preis zuweilen 600 Fr. beträgt, ist das erste Stück ihres Anzuges; ein Corsett von Tuch, eng, ohne Aermel und vorn mit kleinen Knöpfen oder Häfteln geschlossen, eine Art offener Unterrock von Seide oder Baumwolle, befestigt durch ein vorn geknüpftes Tuch, gestickte Pantoffeln ohne Absätze — das ist die Kleidung, welche die vornehmen Algierinnen im Innern ihres Hauses tragen. Wenn sie ausgehen, so fügen sie noch reiche kurze Mäntel hinzu, und ein Beinkleid, welches bis an die Ringe geht, deren sie oft mehrere an den Füßen tragen. Ein großes Stück Gaze, welches sie gänzlich verhüllt, und nur die Augen sichtbar läßt, vollendet ihren Anzug.

Sie sind feurig und lieben leidenschaftlich das Vergnügen.

Die Mädchen werden von ihren Eltern oft in einem Alter von 12 Jahren verheurathet, ohne ihre Neigung zu berücksichtigen. Vor der Hochzeit führt man die Braut ins Bad, nach ihrer Zurückkunft wird sie prächtig geschmückt und auf ein hohes Sopha gesetzt. Die Musikanten werden gerufen, die Thüren öffnen sich allen Frauen, welche ihren Besuch abzustatten kommen, und es beginnt eine Art Ball. Sie wird überhäuft mit den schmeichelhaftesten Complimenten und Glückwünschen, unter denen eine reiche Nachkommenschaft der gewöhnlichste Wunsch ist. Ihre Verwandten befestigen in ihre Kleider einen Talisman, um sie vor Zauberei zu schützen, welche die Vollendung der Heurath hindern könnte. Dieser Talisman besteht gewöhnlich aus einem kleinen Paket Zwiebeln, Knoblauch, Salz ꝛc. Der Bräutigam, welcher sich in einem andern Zimmer befindet, wo er mit seinen Gästen Kaffee trinkt und in behaglicher Ruhe seine Pfeife raucht, ist mit einem ähnlichen Präservativ versehen. Sobald diese Festlichkeiten, die oft mehrere Tage dauern, beendigt sind, so wird die Braut zu ihrem Gemahl geführt, begleitet von einem zahlreichen Gefolge und unter dem Getöse einer geräuschvollen Musik. Die begleitenden Frauen legen unter fröhlichen Gesängen die Braut in die Arme des Gatten.

Die Frauen in Algier genießen wenig oder gar keine Freiheit; sie können nie ohne Begleitung ausgehen, und von ihrer Kindheit an theilen die jungen Mädchen die Knechtschaft der Mütter. Sie sind in den Augen der Männer nur materielle Wesen, zum Vergnügen und zur Fortpflanzung des Stammes geschaffen. Sie besitzen nie das Vertrauen des Mannes, denn die Religion verbietet diesem, die Frau in seinen Geschäften zu Rathe zu ziehen. Freitags besuchen die Frauen die Gräber ihrer Verwandten oder Männer, und feiern den Besuch an der heiligen Stätte ihrer Lieben durch Anzündung von Lampen, räuchern mit Weihrauch und bepflanzen das Grab mit seltenen Blumen. Wenn ein Mann stirbt, versammeln seine Frauen und Töchter alle Verwandten und Freunde; auf dem Grabe wird ein Zelt aufgeschlagen, unter welchem sie sich regelmäßig alle Tage zu gewissen Stunden eine ganze Woche hindurch versammeln. Im Kreise sitzend, unterhalten sie sich von dem Verstorbenen, erzählen die Thaten seines Lebens und halten ihm eine Leichenrede, in welcher sie keine seiner Eigenschaften, gut oder böse, vergessen. Wenn sie dem Gegenstande ihrer Betrübniß Thränen genug geopfert haben, beendigen sie ihre Sitzungen mit einem Diner, welches eine der Klagefrauen bereitet.

Digitized by Google

In solchen Augenblicken des Schmerzes fühlt man sich versucht, diese Weiber für untröstlich zu halten. Sie zerkratzen sich auf eine schauderhafte Weise das Gesicht, zerraufen die Haare und stoßen ein heulendes Klaggeschrei aus; aber dieser heftige Schmerz dauert nicht länger, als es der Gebrauch vorschreibt. Trotz ihrer Eingeschränktheit und der wüthenden Eifersucht der Männer, würzen sie dennoch das Einfache ihres Lebens nicht selten durch Liebesintriguen. Die Terrassen der Häuser bieten eine große Leichtigkeit dar, ihre Liebhaber einzuschmuggeln und die Juden, welche mit Allem Handel treiben, leihen gern ihre Häuser zu einem heimlichen Rendez-vous.

Skizzen aus den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

P a u.

Der eigentliche Mittelpunkt zwischen den Gebirgen und der Fläche — der Knoten, in welchem sich alle aus den berühmten Badeplätzen herausgehenden Linien verschlingen — ist Tarbes, und dieser, ich möchte sagen industrielle Einfluß hat vielleicht in Tarbes großartigere Spuren, als die vormalige Residenz eines Hofes in Pau zurückgelassen; ich will zum Beweis davon nur die langen, luftigen Straßen, in welchen die Canäle des Adour eine ungemeine Reinlichkeit und Frische unterhalten, anführen. Der alte Vorwurf der Grobheit, mit welchem die Béarnesen ihre Localeifersucht gegen die Bigourdiner ausdrückten, und welchen diese mit dem Vorwurfe, daß die Béarneser faux et courtois (falsch und höflich) seyen, erwiederten, kann heute die gute Gesellschaft von Tarbes, wenn man auch die von Pau zum Vergleichungspunkte nehmen wollte, nicht mehr treffen. Das Leben ist wohlfeiler als in Pau; ich werde noch später Gelegenheit haben, auf die Vortheile, deren Tarbes genießt, zurückzukommen. Die Fremden bewundern alles dieß und — gehen fort, während viele derselben in Pau ihre Winterquartiere nehmen und dort eine ordentliche Colonie gestiftet haben. Ich schreibe dieß vorzüglich zwei Umständen zu. Im Winter, während dessen die Pyrenäen in einen Todtenschlaf verfallen, sucht man sich vorzüglich wieder den großen Communicationen zu nähern, und in dieser Hinsicht hat Pau, wo die Straßen von Bayonne und von Saragossa zusammenlaufen, einen unbestreitbaren Vorzug. Der andere Umstand liegt in der vorausgesetzten mildern Temperatur von Pau, weßwegen man diese Stadt zu jenen hygienischen Aufenthaltsörtern rechnet, die man, wie Montpellier, Hyères u. s. w., besonders den Brustkranken empfiehlt, während man die strengere Kälte, welche man in Tarbes während der rauhen Jahreszeit empfindet, wahrscheinlich für schädlich hält. Wenn die Kranken meinen Beobachtungen glauben wollen, so werden sie das sogenannte südliche Klima nirgends suchen, wo man den Schnee kennt, und wo die Orange und die Olive nicht unter freiem Himmel wachsen. Das Klima im südlichen Frankreich unterscheidet sich wenig von dem Klima von Paris; wer schwächlich ist, der wird am besten thun, nur bei schönem Wetter auszugehen, und ein paar Grade mehr unter Zero machen dabei keinen Unterschied. Dieser letzte Winter war in Pau sehr gemäßigt; wir hatten nur wenige Tage, wo der Thermometer 6 oder 7 Grade unter Null anzeigte, während in Tarbes die Kälte längere Zeit auf — 10 blieb. Aber der vorige Winter war lang und streng gewesen, und hatte gewiß keinen Brustkranken curirt. Ich habe einen Arzt sagen hören, daß in Pau vielmehr eine Ursache existirt, warum der dortige Aufenthalt vielen schwachen Constitutionen schädlich wird, nämlich die überthätige Vegetation, selbst eine Folge der großen Feuchtigkeit. Das schlechte Wetter kommt in Pau immer vom Ocean her; die Dünste, welche die Stürme herübertragen, verdichten sich an den Pyrenäen, und durchdringen Alles. Die Uhren orydiren sich und bleiben stehen. Die Gewächse — Gemüse, Früchte u. s. w. — haben einen faden Geschmack, wie ich ihn auch in Valencia in Spanien beobachtet habe, nur daß in Valencia Alles weich ist, und in Pau die Gewächse jene Rauhheit, jene dichte Umhüllung annehmen, mit der sie sich überall in den kalten Himmelsstrichen gegen die Angriffe des Unwetters vertheidigen. Der Einfluß der Vegetation ist natürlich nicht im Winter, sondern bei dem Eintritte des Frühjahres und bei dem Ausgange des Herbstes gefährlich. Die große Anzahl der Fremden ist übrigens nicht durch hygienische, sondern durch andere ökonomische oder politische Umstände herangezogen worden. Die spanische Einwanderung ist die zahlreichste; da man dem thätigen Theile der Carlisten, demjenigen, der sich als solchen zu erkennen gibt, den Aufenthalt an der Gränze nicht gestattet, so sind in Pau vorzüglich die aristokratischen Quietisten geblieben, welche, wie die Engländer, eine besondere Nuance in der Gesellschaft der Salons, der Landpartien und der Faschingsbälle bilden. Die große Zahl der eingewanderten Spanier gehört freilich nicht zu diesen Glücklichen; es sind meistens arragonesische Taglöhner, welche den Franzosen ihre Häuser bauen und ihre Felder bearbeiten, um zwei Drittheile oder um die Hälfte der sonst gewöhnlichen Bezahlung. Auch einige Splitter der polnischen Revolution sind hier, wie in andern Plätzen des südlichen Frankreichs, vertheilt. Aller Correspondenz mit ihrem Vaterlande beraubt, ist es, als ob sie nie Eltern, Brüder, Weib und Kind gehabt hätten; unter dem eisernen Joche der politischen Polizei leben sie stets wie Sträflinge, es fehlt ihnen nichts als die halb weißen, halb schwarzen Kleidungsstücke der Festungsgefangenen; der Zugang der großen Städte ist ihnen untersagt, eine bloße Ortsveränderung kostet ihnen unendliche Mühe, ihr Hungerbrod ist genau in zehn Spalten abgetheilt, von denen man ihnen jährlich eine entzieht, bis endlich auch die letzte verschwinden wird! Ist es ein Wunder, wenn sie oft in einem freiwilligen Tode das Ende ihrer Leiden suchen? Manchem Spanier geht es auch nicht besser, aber der Selbstmord liegt nicht in ihrer Vorstellungsart, wie dieses Bonstetten überhaupt von den südlichen Völkern bemerkt hat. Ich habe in Sevilla einen Pfarrer gekannt, der wegen seines gewiß nicht aufs Höchste getriebenen Liberalismus heftig verfolgt und in eine elende Lage versetzt worden war. Er erzählte mir, daß er eines Tages eine einsame Stelle am Ufer des Guadalquivir gesucht habe, mit dem festen Entschlusse, seine

Digitized by Google

Schmerzen auf immer in den Wellen des Flusses zu begraben. Es hatte keine Eile, und er setzte sich im Mondlicht auf einen Stein — da fiel ihm plötzlich ein, daß die Ausführung seines Vorhabens die größte Freude wäre, die er seinen Feinden machen könne: dieß war hinlänglich, ihn davon abzubringen — er hat bessere Zeiten erlebt, wie sie die Polen schwerlich erwarten dürfen. Die Spanier haben sich selbst zu lieb; ich bin versucht, zu glauben, daß im Grunde ihres Charakters eine tiefe verborgene Wurzel des Egoismus liegt; sie bringen lieber ihre Kinder, als sich selbst um, eine Bemerkung, die ich übrigens keineswegs für eine Apologie des Selbstmordes zu nehmen bitte. — Die Engländer, welche in Pau fast ohne Luxus leben, und dabei sehr viel ersparen müssen, sind in dieser Stadt wie zu Hause; sie haben ihre Aerzte und ihren protestantischen Gottesdienst; man muß auch gestehen, daß sie durch ihre wohlthätigen Spendungen, welche allen Nationen und allen Religionen zu Statten kommen, das Bürgerrecht erworben haben. Unter diesen Umständen wird man es nicht einem blinden Propagandismus zuschreiben, wenn sie große Summen zur Erbauung eines Bet- und Schulhauses bestimmt haben; der bisherige Tempel ist nur ein gemietheter Privatsaal. Wahr ist es, daß die leider in Frankreich wie in ganz Europa wieder aufflebende Eifersucht beider Glaubensbekenntnisse, welche vielleicht nichts als ein Zeichen ihrer Agonie ist, auch in Pau ihren Einfluß ausübt; in Pau, wo sie entzündbarere Materialien finden konnte, die unter dem Schutte der Zeit begraben liegen. In dem diesseitigen Navarra, in Pau, fand Calvin den ersten Anhaltspunkt seiner Secte, während um eben diese Zeit in dem jenseitigen Navarra, bei Pamplona, Loyola sich zur Stiftung eines Ordens inspirirt fühlte, welcher diesen Neuerungen die festeste Schutzwehr entgegenstellen sollte. Calvin mit seinem Prophetenantlitz machte auf die romantische Marguerite von Navarra einen großen Eindruck, und obgleich diese Prinzessin, welche die Schriftsteller schön, klug, zart, fröhlich, Verfasserin von Predigten und von Erzählungen nennen, am Ende seinen strengen Ernst langweilig finden mochte, was vielleicht Ursache war, daß er das Land verließ, so hatte sie doch den Ruf einer guten Hugenottin, und die Religion schlug in Bearn tiefe Wurzeln. Ein Sohn von Pau, ein protestantischer Fürst, wurde König von Frankreich; aber er hatte versprochen, Messe zu hören. Dieß üble Wahrzeichen erfüllte sich bald. Ludwig XIII unternahm in Person einen Zug gegen Bearn; aber dieses Land war damals eine fast unbekannte Wildniß, und die Einwohner hatten den Ruf eines unabhängigen Charakters. Man fing an, in der Ferne zu unterhandeln; in den Court mayou, oder dem großen Rathe von Pau, herrschte nicht die größte Einmüthigkeit; der König erhielt endlich die Einladung, nach Pau zu kommen. Die Chronik erzählt den processionellen Einzug des Königs, des Bischofs, der Geistlichkeit, und wie die Kirche von Sanct Martin von der Entweihung, die ein Jahrhundert gedauert hatte, gereinigt, und wieder den Katholiken eingeräumt, die Protestanten aber seitdem unterdrückt wurden. Denn obgleich die Stände ihre Opposition gegen das Einverleibungsdecret von 1620 dadurch ausdrückten, daß sie keine Abgeordnete zu den Generalständen ernannten, weil sie sich, wie sie sagten, nicht als dazu gehörig betrachteten, so war doch seit jener Peripatie das allgemeine System der Monarchie auch in Bearn vorherrschend.

(Fortsetzung folgt.)

Seidenwürmer in Assam.

Die Seidenwürmer, welche in dieser Provinz gezogen werden, sind von verschiedener Art. Die gewöhnliche ist die, welche die sogenannte Muga-Seide liefert. Die Würmer nähren sich von den Blättern des Lorbeerbaumes, der Michelia (Schampakbaum) und mehrerer andern einheimischen Gesträuche; man zieht sie in freier Luft, aber es bedarf großer Sorgfalt und einer fortdauernden Aufmerksamkeit, um sie vor Insecten und Vögeln, welche sehr lüstern danach sind, zu bewahren; die Pflanzungen sind deßhalb auch ganz nahe bei den Wohnungen. Ein Acre mit diesen Gebüschen bepflanzt gibt in guten Ernten 50,000 Cocons, welche 24 Pfund Seide geben. Diese Seide ist stärker als die gewöhnliche, und wird an Ort und Stelle zu 120 Rupien der Centner verkauft. In den bestgelegenen Districten ist ein Viertheil der Ländereien für den Seidenbau bestimmt, wonach die Gesammtproduction dieser Art Seide in Niederassam gegen 2000 Centner beträgt. Die zweite Art Seide, die man in der Provinz Assam erzeugt, kommt von einer Seidenraupe Eria genannt. Dieser Wurm nährt sich von verschiedenen Arten Blätter, namentlich von denen der Palma Christi. Die Seide ist sehr stark, man spinnt sie wie Baumwolle, was den Geweben ein rohes, grobes Ansehen gibt, welches sich erst nach mehrfachem Waschen verliert. Diese Zeuge dienen den Einwohnern aller Classen zur gewöhnlichen Kleidung, wie Baumwollzeuge in Hindustan. Man verkauft wenig, denn jede Haushaltung erzeugt so viel, als sie zu ihrem Verbrauche nöthig hat; ehemals wurde diese Seide in großer Menge nach Tübet ausgeführt, aber die schlechte Verwaltung der letztern Radschas hat diesen Handel unterbrochen, den man leicht wieder herstellen könnte. Die englische Regierung hat auf mehrfache Weise Vorsorge getroffen, die Seidenzucht in diesem Lande zu heben. (Revue britannique. September.)

Chronik der Reisen.

Reise der Astrolabe und Zelée.

(Fortsetzung.)

Der an der äußersten Spitze des Continents von Amerika gelegene Hafen Famine bietet den Seefahrern eine sichere Zufluchtsstätte gegen die in der Meerenge von Magellan so oft eintretenden plötzlichen Windstöße; er ist von Bergen mittlerer Höhe, die mit dem schönsten Grün bekleidet sind, umgeben. Die Eiche, die Birke, eine Art Ulme und der Winterbaum oder Lorbeer mit aromatischer Rinde wachsen sowohl am Ufer, wie auf den schroffen Gipfeln der Berge. Wenn diese Bäume den höchsten Umfang erreicht haben, faulen sie vom Grund aus oder werden vom Wind entwurzelt. Ihre vom Wasser fortgeschwemmten riesenhaften Stämme versperren das Bett der Flüsse, und häufen sich an den flachen Ufern, so daß diese von fern wie große Holzhöfe aussehen. Die wenigen nicht mit Wald bedeckten Lichtungen sind mit

Digitized by Google

dichtem Gras oder mit Schlingpflanzen bewachsen, die um die Wälder eine verwirrte Mauer bilden. In den Wäldern gibt es Wild in Menge, und die Felsen am Ufer sind bedeckt mit Muscheln, die gut zu essen sind; das Meer wimmelt von Fischen.

Dieses noch ganz wilde Land schien uns des Anbaues nicht unfähig; vielleicht könnte man einige der Vegetabilien, welche im Norden von Europa wachsen, daselbst fortbringen. Dieses schöne Land mit seinen großen Bäumen, mit seiner kräftigen Vegetation, seinen schönen Gewässern verdient eigentlich den Namen „Port Famine" nicht. Der Verfall der einst von den Spaniern gegründeten Colonie beweist nichts, denn dieser hatte seinen Grund in der Sorglosigkeit der Oberhäupter und dem Mangel an Betriebsamkeit von Seite der 400 Colonisten, die lieber vor Hunger und Elend zu Grunde gingen, als daß sie die Wälder und das Meer als die unerschöpfliche Quelle ihrer Nahrung benutzt hätten. Unserer Meinung nach wäre es für Frankreich ein Gewinn, diesen von der übrigen Welt abgeschiedenen Punkt zur Errichtung einer Straf- oder Deportationscolonie zu wählen.

Am 25 December verließ man Port Famine, um die Untersuchung der Meerenge von Magellan fortzusetzen. Nachdem man an dem Hafen Bougainville und der französischen Bai vorbeigesegelt war, umschifften wir das Cap Froward und liefen in dem östlichen Arme des Canals ein. Dieser ganze Theil der Küste von Amerika ist mit Grün bewachsen und malerisch. Alle Ufer sind mit großen Bäumen besetzt, die selbst die Gipfel der Berge, welche sie dem Schnee und den Felsen streitig machen, einnehmen. Das Feuerland, das sich hier einwärts biegt und gegen Norden erhebt, besteht aus einer Reihe schroffer mit Schnee bedeckter Riffe; man möchte sagen, diese äußerste Spitze der neuen Welt hätte, umgestürzt durch tiefe Erschütterungen und durch vulcanische Feuer in Brand gesteckt, ein wahrhaftes Aufkochen erfahren.

Am 29 December warf man im Hafen Gallant Anker; dieser bildet ein schönes durch eine hohe Gebirgskette und die Halbinsel Wigwam gegen alle Winde geschütztes Bassin. Das Land ist ziemlich reich an Holz, obgleich die Gipfel der Berge völlig nackt sind. Die Außenseite ist wegen der tiefen mit Schnee angefüllten oder von Sturzbächen durchfurchten Abhänge schwer zugänglich. Unsere Jäger haben aber in dem Waldgürtel, von dem der Hafen umgeben ist, zahlreiche Heerden von Gänsen, Enten, Drosseln und Schnepfen aufgefunden. Mit jedem Schritt auf dem flachen Ufer zertritt man eine Lage von Muscheln. Das Wasser ist daselbst sehr reich an Fischen. Von Eingebornen fand man keine Spur, als eine, ohne Zweifel von Pescherä's, die von der Feuerlandküste zum Fischfange hieher gekommen waren, erbaute Hütte. Vor der Hütte waren die Ueberreste eines Feuers, und ein Haufen Muscheln, die alleinigen Reste eines Mahles. Widrige Winde hinderten uns, durch die westliche Mündung aus der Meerenge zu fahren. Wir schlugen daher unsern frühern Weg ein, und segelten nach einem kurzen Aufenthalt in der französischen Bai nach dem Hafen Elisabeth, wo wir bereits die Feuer der Wilden bemerkt hatten.

Am 5 Januar fuhren wir in geringer Entfernung an der Küste von Amerika hin, um einen Ankerplatz zu finden, bei welcher Gelegenheit die Astrolabe auf eine Sandbank fuhr; sie kam jedoch glücklich hinüber, und warf hierauf eine Meile vom Ufer entfernt Anker. Ein Stamm von Patagoniern, die an den steilen Abhängen gelagert waren, empfing die beiden Corvetten mit Zeichen ihrer freundschaftlichen Gesinnungen. Zwei von der Astrolabe und der Zelée abgeschickte Kähne brachten uns bald in Verkehr mit diesen Wilden. In einem Augenblicke saßen wir bei ihnen an ihren Herden oder lagen unter ihren Zelten. Der erste Anblick dieser Patagonier reichte hin, um uns völlig zu enttäuschen. Anstatt jener prächtigen Riesen, welche die alten Seefahrer in Furcht setzten, fanden wir weiter nichts, als Leute von schöner Gestalt, an denen aber außerdem nichts Außerordentliches zu sehen war. Ihre Größe betrug nicht über 5 Fuß 4 Zoll, der größte von ihnen hatte höchstens 5 Fuß 8 bis 9 Zoll. Uebrigens schienen diese Leute sanfte und gastfreundschaftliche Sitten zu haben. Ihre einzige Beschäftigung ist die Jagd auf Guanacos, deren Fleisch sie beinahe roh essen, mit deren Haut sie die Baracken bedecken, und woraus sie ihre Kleider verfertigen. Diese bestehen aus einem zum Gürtel zusammengerollten Stück und einer Decke von mehrern zusammengenähten Fellen. In dieser einfachen Kleidung trotzen die Patagonier dem Wechsel dieses strengen Klima's; ihre schwarzen und glatten Haare wallen über ihre Schultern und sind über der Stirne mit einem Bande zusammengebunden. Ihr breites Gesicht ist oft schwarz oder ziegelroth angestrichen.

Die Patagonier sind zu sehr zerstreut von einander, als daß sie eine Nation bilden könnten. Als Nomadenstämme, deren Verkehr wegen der sie scheidenden Wüsten sehr gering seyn muß, folgen sie bloß den Gesetzen, welche die Kindheit aller menschlichen Gesellschaften beschützt haben, ohne deren Entwicklung zu begünstigen. Wenn man diese armseligen Stämme sieht, wie sie am Meeresufer gelagert zum Schutze gegen den eisigen Südostwind nichts als schlechte Hütten haben, worin Menschen und Hunde dicht aufeinander gedrängt sind, Muscheln und Wurzeln verzehrend, in Erwartung der Beute einer oft vergeblichen Jagd, wie sie, um ein kleines Feuer anzumachen, bloß einige dürre Zweige von Gesträuchen, als Getränk nichts als salziges oder übelschmeckendes Wasser haben, wenn man dieß sieht, so kommt man in Versuchung, das Schicksal anzuklagen, welches dieses arme Volk so grausam auf diese undankbaren Steppen warf. Bedenkt man aber, daß einige Meilen davon, südöstlich, ein blühendes Land liegt, durch welches Flüsse mit hellem Wasser strömen, das belebt ist mit eßbaren Vögeln, bespült von einem fischreichen Meere, dann ist man gezwungen, die Patagonier auf die unterste Stufe der menschlichen Gesellschaft zu stellen. Sie sind weder Fischer, noch Hirten, noch Feldbauer; um sich zu kleiden und zu nähren, ist ihre einzige Quelle die Jagd. In Ermanglung von Feuergewehren haben sie nichts als schlechte Pfeile mit einem schneidenden Kieselstein, um ihre unermeßlichen Steppen zu überschreiten haben sie nichts als die Schnelligkeit ihrer Pferde, so wie ihre Schlingen mit Kugeln, um den Strauß oder das Guanaco damit zu treffen oder im Lauf aufzuhalten.

Die Frauen sind für die Seeleute, welche es nach langen Fahrten nicht so genau nehmen, nicht ohne Reize; jedoch sind sie eben so wie unsere Frauen mit dem Fehler der Coquetterie behaftet. Sie bestreichen ihre Haare sorgfältig mit dem Fette des Guanacos, das auch mit einer Art von Schminke und Schönheitsmitteln zur Färbung des Gesichts und zur Auffrischung der Haut vermischt wird. Ein Halsband von Glasperlen, einige kupferne Ringe bilden den Schmuck der patagonischen Frauen. Ich weiß nicht, ob das Princip der Gemeinschaft der Frauen bei diesen Völkerschaften gilt, allein ich bemerkte in dieser Hinsicht bei dem Stamm eine fast simonistische Toleranz.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 319.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

15 November 1838.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Bemerkungen über Assam.

Assam, das Thal des Brahmaputra, hat in einiger Beziehung eine große Aehnlichkeit mit Aegypten: der Strom, welcher den Hauptzug des ganzen Landes bildet, überschwemmt dasselbe jährlich, mit Ausnahme weniger höher gelegenen Stellen, und man kann von einem großen Theile des Landes sagen, wie vom ägyptischen Delta, es sey ein Geschenk des Stromes. Aber ein einziger Umstand, nämlich die Nähe der Gebirge, welche die Anschwellung desselben durch den Zusammenfluß der Gewässer erzeugen, macht die Verhältnisse des Landes völlig von denen Aegyptens verschieden. Die Ueberschwemmung des Nils hat ihren Ursprung mehr als 10—15° südwärts von dem gesegneten Lande, dem sie Fruchtbarkeit verleiht; der Strom hat gleichsam sein Land immer weiter nordwärts vorgeschoben, und würde dieses noch weit schneller thun, wenn man ihm nicht in Aegypten Gelegenheit gäbe, sich auszubreiten. Aegypten blühte, so lange eine starke und wohlwollende Regierung mit weiser Fürsorge das Geschäft leitete, die Wasserfülle auf einen möglichst weiten Raum auszubreiten, und so den bösen Feind, die Sandwüste, abzuwehren. Assam dagegen ist auf drei Seiten von hohen, großentheils mit ewigem Schnee bedeckten Gebirgen umgeben, die Gewässer stürzen vom April an von den Bergen herab, füllen das Thal und verwandeln das Land in ein Binnenmeer. Wie nun in Aegypten die Vorsorge der Regierung darauf gerichtet seyn muß, den Sand und die Dürre abzuwehren, so muß in Assam eine vorsorgliche Regierung dahin arbeiten, alle zu große Feuchtigkeit abzuhalten, damit das Land nicht in einen Sumpf verwandelt werde. Aegypten soll in den blühendsten Zeiten der Pharaonen 15 Millionen Menschen gehabt haben, was freilich auch bestritten wird; aber jedenfalls hat die Bevölkerung unendlich abgenommen, da sie etwa nur noch 2 Millionen beträgt. Aehnlich, vielleicht noch schlimmer, ist das Schicksal von Assam; denn es ist kein Zweifel, daß hier einst ein blühendes Reich und blühende Städte bestanden, nur hat, wie in Aegypten die Trockenheit der Luft zur Erhaltung der Denkmale des Alterthums wesentlich beitrug, in Assam die große Feuchtigkeit das Ihrige zur Zerstörung beigetragen.

Die älteste Hauptstadt des Landes war Ghirgong, „eine Stadt — wie M'Cosh in der Topographie von Assam sagt — von ungeheurem Umfang, ganz aus Quadern und Backsteinen gebaut, an den Ufern des kleinen Flusses Dikho. Einige Stunden davon liegt Assu (Azoo), die Todtenstadt der Könige von Assam, wo sie in dem Gewölbe eines prachtvollen Tempels begraben liegen." In der Nähe von Gohatti sind die Tempel von Kamakya auf einem Berg, ein berühmter Wallfahrtsort für die Hindus, doch schon aus einer spätern Zeit, da die Bekehrung der Könige von Assam zum Hinduismus erst ins 17te Jahrhundert fallen soll. Aber diese Tempel ruhen auf den Ruinen noch älterer Gebäude, welche aus behauenem und mit Skulpturen verziertem Granit bestanden — einzelne Bruchstücke zeugen noch von der Größe der ehemaligen Gebäude; von ihrer ungeheuren Ausdehnung aber kann man sich einen Begriff machen, wenn man erwägt, daß der ganze Weg den Berg hinauf, eine Strecke von einer halben Stunde, mit Granittrümmern gepflastert ist. Aehnliche Ruinen hat man bis unterhalb Goalpara, der jetzigen Westgränze des Landes, entdeckt, und mehrere sind außerdem im Lande zerstreut. So führt unter Anderm eine prachtvolle Straße, 15 Fuß breit und so hoch gebaut, daß sie acht Fuß hoch über die Ueberschwemmung hinausragt, durch die ganze Länge des Landes über fünf Grade, also mit den Krümmungen wohl gegen 100 geogr. M. lang. Jetzt freilich läuft sie großentheils durch dichte Wälder, und der Regen hat Breschen hineingerissen. Je näher man das Land kennen lernt, desto mehr findet man Ruinen, zum Theil von staunenswerther Größe. Kurz Alles deutet darauf hin, daß hier früher ein höchst blühendes Reich bestand, welches mehrere Millionen Unterthanen zählte, die der reiche Boden leicht ernähren konnte. Die Zeit, in welcher dieß Reich bestand, liegt über alle unsere jetzige Geschichte des Landes hinaus, doch lassen sich einige Vermuthungen hegen.

Ein Assamese, Namens Huliram Daikhiyal Fukkun, hat eine fabelhafte, auf Hindusagen und Hinduansichten gepfropfte Geschichte des Landes geschrieben, die, wenn sie auch nur einen Schimmer von Wahrheit hat, auf ein sehr hohes Alterthum hin-

Digitized by Google

weist. Nach M'Cosh, der seine Quelle nicht angibt, soll ein Stamm, die Khoms, von den Gränzen China's im 13ten Jahrhundert eingewandert seyn und das Land erobert haben; erst im Jahre 1665 habe der regierende Fürst dieses Stammes den Hinduglauben angenommen und das Volk bald darauf die bengalische Sprache erlernt und die alte Khomsprache vergessen. Dieser letztere Umstand macht diese Sache höchst verdächtig: denn ein Volk legt nicht im Laufe von anderthalb Jahrhunderten seine Sprache ab, am wenigsten ein Volk, das, wie seine Bauten zeigen, einen nicht unbedeutenden Culturgrad erlangt hatte. Der oben erwähnte Assamese spricht von einer uralten Brahmadynastie, auf welche eine Kschatriyadynastie folgte, deren Nachfolgerin erst im J. 1478 n. Chr. ausstarb. Auf diese Hindumährchen ist bekanntlich nicht viel zu geben, indeß scheint sich doch so viel daraus sich entnehmen zu lassen, daß der Bramanismus im Lande viel älter ist, als aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, worauf auch schon die alten indischen Heiligthümer im Lande hindeuten, und man möchte wohl nicht sehr falsch urtheilen, wenn man annimmt, daß die Brahmanenlehre nach Assam noch etwas früher eindrang, als nach Nepal, nämlich bald nach den ersten weiter greifenden Eroberungen der Muhammedaner in Indien, also im eilften und zwölften Jahrhundert. Mit dem Eindringen des Bramanismus und des Kastenunterschiedes sank die alte Herrlichkeit des Landes, und in jener Zeit mögen dann die Einbrüche und Niederlassungen fremder Völker, wie der Khoms u. s. w. stattgefunden haben. Den Hindus folgten auf dem Fuße die fast immer sehr unglücklichen Eroberungspläne der Mohammedaner, die nie in diesem Lande recht festen Fuß fassen konnten, und es für verzaubert ausgeben. Während aber die Mohammedaner das Land von Westen her angriffen, thaten die Bergstämme das Ihrige von Osten, Süden und Norden her. Auf diese Ansicht weist die Bevölkerung des Landes hin, über welche M'Cosh sagt: „Die Assamesen sind meist Hindus, doch gibt es auch viele Moslems unter ihnen, die aber sehr verachtet sind. Ein großer Theil der Bevölkerung besteht aus Leuten von den Bergstämmen, welche sich mit den Assamesen verheurathen. Die letztern sind schwach und entartet, faul, furchtsam und unmäßig, leben den Arrak und lauen Opium." Vielleicht sind diese letztern Laster eine Folge der überhand nehmenden Feuchtigkeit des Landes, gegen deren abspannenden Einfluß sie sich durch solche Genüsse zu schützen suchen. Das Land verspricht noch eine reiche Ernte für gelehrte Forschungen über seine Geschichte, die vermuthlich mehr und mehr einen Fingerzeig auf die weiter gegen Nordost zu gelegenen Völker wirft.

Skizzen aus den Pyrenäen.

P a u.

(Fortsetzung.)

Die Mittel, deren sich der calvinistische Minister in Pau heutzutage bedient, sind die Vertheilung von Bibeln in französischer und spanischer Sprache, andern nützlichen Broschüren, mitunter auch von Widerlegungen der gegen die protestantische Religion umlaufenden Pastoralen — die Unterstützung von Kranken und Dürftigen, und neuerlich auch eine Art von Privatsermon, welchen der jetzige Minister in seinem Hause hält, und wobei Jedermann, der Stillschweigen und Ordnung beobachten will, zugelassen wird. Die armen Leute wohnten diesem religiösen Act in der nicht ungegründeten Hoffnung einer Almosenvertheilung bei; ich sprach mit spanischen Weibern hierüber, welchen die Manière des Predigers, der weder Kanzelstuhl, noch Chorrock, noch lateinische Floskeln brauchte, auf eine sonderbare, aber nicht unangenehme Art aufgefallen war. Sie hatten indessen keine Neigung, ihre Religion zu verändern, denn man hatte ihnen in den Kopf gesetzt, man würde sie schwören lassen, daß Maria eine . . . Sünderin*) sey, — lo será, sagte eine von ihnen, pero no quiero jurarlo! (sie kann's auch seyn, nur will ich nicht darauf schwören). Das Beispiel der Protestanten hat einen Wetteifer unter den katholischen Pfarrern hervorgebracht; einige haben angefangen, wie die ersteren, öffentlich Rechnung von der Verwendung der gesammelten Almosen abzulegen, und dieß ist gewiß nicht unnütz. Es wäre zu wünschen, daß sie auch in andern Dingen sich die Rationalität der Protestanten zum Muster nähmen, und das Volk aus jenem Koth abergläubischer Vorurtheile herausrissen, der im halben Frankreich tiefer und größer ist, als in dem so verschrienen Spanien — dieß ist aber nicht zu erwarten, so lange es noch Geistliche gibt, die durch Weissagungen, Wundercuren, Finden verlorener Sachen und dergleichen die Leichtgläubigkeit des Volkes brandschatzen. Ich habe mich in Pau wie bei andern Gelegenheiten überzeugt, daß alle Religionen durch eine gesetzliche Gleichheit zur Bescheidenheit gezwungen werden, und daß sie auch zur Vernunftmäßigkeit gezwungen werden würden, wenn nicht die sogenannte religiöse Reaction unsrer Zeit den Fanatismus von neuem angefacht und gewissen Dingen einen Werth gegeben hätte, der die gesunde Vernunft empört. Wer ohne andere Vorbegriffe das moderne Gelärm über die gemischten Heurathen und ihre Folgen und Bedingungen vernähme, müßte der nicht glauben, daß es sich darum handle, eine Vermischung von Tigern und Lämmern zu erschweren und die Auferziehung der Jugend in satanischen Sitten zu verhindern? Und dieß geht zwischen zwei Secten vor, die Schwestern sind, und deren Unterschiede, wenn man sie untersuchen wollte, zu nichts dienen würden, als die, wenn sie nicht schädlich wären, lächerliche Unvernünftigkeit dieser Streitigkeiten zu beweisen. Wenn darin die Religion liegt, ohne welche, wie man sagt, die Staaten nicht bestehen können, so gestehe ich meinen politischen Atheismus. Der Einfluß dieses Fanatismus läßt sich nur zu oft, selbst in den öffentlichen Anstalten fühlen, von welchen die Bildung der künftigen Generation abhängt; in dem königlichen Collegium von Pau ist man mehr darauf bedacht, die Zöglinge mehrere Tage hinter einander eine sogenannte Retraite machen, d. h. sich den größten Theil des Tages klostermäßig einschließen und mit Andachtsübungen beschäftigen zu lassen, als ihnen nützliche Kenntnisse und gesunde Ideen bei-

*) Ich bediene mich hier eines glimpflichen Ausdrucks.

Digitized by Google

bringen; es kann seyn, daß man auf diesem Wege gerade das Gegentheil von dem, was man sich vornimmt, erreicht.

Um wieder auf angenehmere Gegenstände zurückzukommen, so hat diese Mischung dreier Nationen, deren jede doch eine eigene Gruppe bildet, den Bällen der Präfectur, des Hauses Beaumont, und eines oder des andern englischen Hauses ein originelles Ansehen gegeben, welches der Fröhlichkeit keineswegs schadete, man suchte diese Vereinigungen auch im Aeußern so angenehm als möglich zu machen; freilich ist der Winter auch in Pau immer ein nordischer Winter, und obgleich die Stiegen eine Orangenallee bildeten, so muß es den Andalusiern oder Valenzianern komisch vorkommen, wenn sie diese Decoration am andern Tage im Vorbeigehen wieder in dem Magazin sahen, wo man sie sorgfältig unter Dach bringt; ich glaube, es gibt sogar einen Ort, wo man sie vermiethet. Für die Fremden, welche nicht an dieser aristokratischen Gesellschaft Theil nehmen, bietet Pau wenig Ressourcen dar, denn es gibt mehrere Umstände, welche die Einführung in Privathäusern erschweren; indessen muß man nicht vergessen, daß die Fremden unentgeldlich und bloß auf die Vorstellung eines Mitgliedes in dem cercle béarnais zugelassen werden, wo man Journale und Spieltische findet, und welcher sich vor kurzem in ein neues, prächtiges, aus vier Sälen bestehendes Local in der noch unausgebauten neuen Halle übertragen hat. Ganz Pau kam, den neuen Cercle zu sehen, als ob es ahnete, daß diese Neuerung etwas bedeute. In der That, das alte, etwas zu kleinstädtische, knickerische, altmodische, in sich gekehrte Pau streift seine Haut ab, es baut neue Häuser und übertüncht seine Alterthümer, es glättet sein spitziges Pflaster und erhellt seine Beleuchtung, es sammelt seine Archive und publicirt Journale; es hat einen Maler, der seine Gemälde zur Schau ausstellt, eine philharmonische Gesellschaft, welche in dem Chor der Singschule eine Hülfstruppe zu finden glaubte, und sich über diese Katzenharmonie empört hat, einen Arzt, der eine Elektrisirmaschine von 30,000 Franken, und einen Postmeister, der eine reiche Bibliothek besitzt und selbst ein Paläolog ist; es fordert ein Museum, einen botanischen Garten und bessere Schauspieler für sein kleines Theater, es verschreibt sich Moden und lernt französisch; das Erstere verhindert jedoch nicht, daß es sich vor einem unbequemen Luxus und vor unbekannten Meubles (z. B. vor einem Sopha) scheut, so wie das Zweite nicht verhindert, daß es zu dem Denkmal des bearnesischen Dichters Despourrins unterschreibt, und Heinrich IV für den einzigen guten König in der Weltgeschichte hält. Mit Einem Wort, Pau modernisirt sich, man wird vielleicht bald weniger grobe Späße und Klatschereien, weniger Hang zum Vorwitz und zur Nascherei, mehr Eleganz und Reinlichkeit finden: ich wünsche, daß es künftighin so wenig als bis jetzt durch Diebstähle und blutige Katastrophen in seiner Friedlichkeit gestört werde. Bald wird man auch in die neue Halle gehen müssen, um den Zusammenfluß der Landleute zu beobachten, welche jetzt noch an den Markttagen, d. h. jeden Montag mit ihren vierfüßigen Thieren vermischt, deren Gelehrigkeit und Sanftmuth nicht das geringere Lob verdient, die Hauptstraße ungangbar machen. Aber auch unter ihnen bemerkt man schon den Einfluß der Stadt; das Landmädchen mit dem schweren Korbe auf dem Kopf setzt sich am Eingange in der Basseplante auf eine Bank und zieht ihre Strümpfe und Schuhe an, die sie des Abends bei der Rückkehr sorgfältig wieder verwahrt. Bei den Patronalfesten von Pau, Bizanos, Pürançon, Lescar sieht man keine Nationaltänze mehr, denn jedoch mit dem gesenkten Auge, dem gespitzten Mund, dem ernsthaften Gesicht, mit den fallenden Armen, die an das Fürtuch wie der Arm des Soldaten an das Gewehr geklebt sind, aber auf dem kothigen Boden, unter dem Gekratze einer alten Violine, ohne die feine Beschuhung, den geschmackvollen Putz, die edle Haltung, die geistreiche Grazie, den aus goldenem Füllhorn duftenden Blumenstrauß, die magische Umgebung — das ist doch gar zu unpoetisch, selbst für diejenigen, welchen, wie mir, die Poesie schon lange entflohen ist. Lieber sah ich noch zuweilen eine Hochzeit durch die Straße schreiten, eine Violine und eine Flöte oder eine Pfeife voraus, das Brautpaar an der Spitze, die Freunde und Verwandten, oft in langer Zeile, paarweis Mann und Weib; so ziehen sie zum Mahl, wo jedes Paar des Zuges den Brautleuten ein Gericht oder einen Speisevorrath, manchmal auch andere Geschenke darbringt; auch besucht man die Schenkhäuser, wo gesungen und getanzt wird, bis man endlich die Neuvermählten in ihrem Hause läßt. Ein andermal ist es ein Leichenzug, deren Pracht vorzüglich in der Zahl und der Verzierung der einfachen, oder mit silbernen Thränen gestickten schwarzen Leichentücher, die jedes von vier Personen getragen werden, besteht; die Leidtragenden *) sind in große Trauermäntel und runde Hüte mit herabgeschlagener breiter Krämpe gehüllt; ein Klageweib trägt ein schwarzes Brod hinter dem Leichnam, oft auch mehrere, welche in der Kirche während der Todtenfeier dem Pfarrer übergeben werden; zuweilen gehen mehrere Klageweiber mit, aber sie brauchen nicht mehr ex officio zu schreien und zu weinen. Auch bei den Taufen trägt man ein Brod in die Kirche, und läßt es dem ersten Vorübergehenden austheilen. Dieß ist ungefähr Alles, was man noch von dem alten Volksgepräge sieht, wenn man nicht etwa die unzählbaren Abergläubereien dazu rechnen will, unter welchen das Vertrauen auf die Kartenprophetinnen eine bedeutende Stelle einnimmt.

(Schluß folgt.)

*) Ich muß hier bemerken, daß die auf ein gewisses delicates Gefühl gegründete Etikette in Spanien den Eltern, Söhnen, Brüdern, Eheleuten nicht erlaubt, dem Trauerzuge beizuwohnen, sie empfangen das Beileid in ihrem Hause.

Die chinesische Mauer.

Der verstorbene Bischof von Capsa Bruguière, welcher zum apostolischen Vicar und Haupt der katholischen Mission in Corea ernannt wurde, reiste in chinesischer Kleidung und unterstützt von chinesischen Christen nach der Tatarei, ehe er den Ort seiner Bestimmung erreichen konnte. Das Tagebuch seiner Reise wurde in den Annales de la Propagation de la Foi Nr. 50 mitgetheilt. Im Laufe seiner Reise kam er über die große Mauer, deren Beschreibung etwas von derjenigen früherer Reisenden abweicht. „Am 7 October 1854 kamen wir an die

Digitized by Google

große Mauer, die so sehr gepriesen wird von denen, die nichts davon wissen, und so emphatisch beschrieben von Leuten, die sie nie gesehen haben. Dieses und andere Wunder China's darf man bloß gemalt sehen, wenn sie ihren Ruhm behaupten sollen. Die große Mauer hat nichts Bemerkenswerthes als ihre große Länge, welche etwa 1500 Lieues beträgt; ihre Hauptrichtung geht von Osten nach Westen, aber ein wenig nördlich von Schan-hi wendet sie sich westsüdwestlich. Diese Schutzmauer, welche früher mit Backsteinen bedeckt war, die hinabgestürzt sind, bildet die Gränze von drei oder vier Provinzen, von denen jede in Europa ein bedeutendes Königreich seyn würde. In den Ebenen und Schluchten ist es eine regelmäßige Mauer mit Zinnen, zwischen 30 und 40 Fuß hoch; auf den Bergen aber, glaube ich, beträgt ihre Höhe nicht über 10 Fuß; auf den Höhen ist sie in der That wenig mehr als ein Erdaufwurf, der durch zahlreiche Vorsprünge gleich Redouten flankirt, aber von Niemand bewacht wird. In regelmäßigen Zwischenräumen finden sich zur Bequemlichkeit der Reisenden Thore, und es werden hier Transitzölle erhoben. Ich kam durch das Thor Namens Tschan-Tschaku, dasselbe, durch welches die Russen auf ihrem Wege nach Peking ziehen. Niemand achtete im geringsten auf mich: die Wachen wandten den Rücken, als wollten sie mich und meine Begleiter aufmuntern; würde strengere Wache gehalten, so wäre es leicht in den Gebirgen die Mauer zu übersteigen, oder durch die Breschen zu gehen, welche die Zeit darein gemacht hat."

Chronik der Reisen.

Reise der Astrolabe und Zelée.

(Fortsetzung.)

Am 8 Januar 1838 kehrten wir nach Beendigung der hydrographischen Untersuchung der östlichen Verzweigung der Meerenge von Magellan in den atlantischen Ocean zurück. Wir fuhren an der Küste des Feuerlandes hin bis zur Meerenge von Lemaire, durch welche man wegen Mangel an Wind und wegen entgegengesetzter Strömungen nicht fahren konnte. Man fuhr an dem nördlichen Ufer von Staatenland hin, von wo man dann gegen die östliche Spitze des Archipels der Shetlands-Inseln segelte. Am 15 Januar stieß man unter dem 59° der Breite und dem 58° der westlichen Länge von Paris auf das erste Eis. Es waren bloß zwei einzelne Eisblöcke, von denen der größere nicht über 200 Fuß Länge hatte, und gegen 80 Fuß über das Wasser hervorragte. Am 21 hatte man den 65° der Breite und den 48° der westlichen Länge erreicht.

Die Zone, durch welche wir gekommen, war voll von schwimmenden Inseln oder Eisbergen von bedeutender Ausdehnung. Die trigonometrischen Messungen stellten bei einigen eine Länge von 1000 Fuß heraus, wobei sie 180 bis 200 Fuß über das Meer emporragten. Alle diese Eismassen kamen ohne Zweifel aus dem Archipel der Shetlands-, Powels-, Sandwich- oder Palmer-Inseln. Die Witterung war fortwährend düster und kalt, das durch die fortwährenden heftigen Winde von Südwest und Nordost gepeitschte Meer war sehr unruhig. Die dichten Nebel machten die Schifffahrt mitten in den uns umgebenden schwimmenden Inseln sehr schwierig. Da man die Zelée aus Furcht vor einer Trennung höchstens auf eine Kabellänge entfernt lassen durfte, so bedurfte es am Bord der beiden Corvetten der äußersten Wachsamkeit und viel Glück, um bei den mannichfachen Bewegungen, welche das Umsetzen des Windes oder das plötzliche Eintreten einer Gefahr erforderte, irgend ein Anstoßen zu vermeiden. Vor der Nähe der Eismassen wurde man oft bloß durch das Getöse der sich daran brechenden Wellen gewarnt. Der Nebel wurde manchmal so stark und so dicht, daß unsere zwanzig Stunden währenden Tage sich in eine wirkliche Nacht verwandelten, die uns von unserem Schiff aus kaum einen Horizont von 25 Toisen gestattete. Man kam sehr nahe bei den Shetlands-Inseln vorüber, ohne die hohen Gebirge derselben unterscheiden zu können.

Am 22 wurde das Wetter sehr schön und ziemlich mild, obgleich der Thermometer in der Luft und im Wasser gerade auf Null stand. Die Kette von Eisinseln, die uns umgab, hatte sich dichter geschlossen. Das Meer war ungewöhnlich ruhig. Ein leichter Wind aus Westen trieb uns in südöstlicher Richtung auf die Fahrstraße des Capitän Weddel. Wir glaubten schon jenen geheimnißvollen Pol zu berühren. Inzwischen wurde das Eis immer dichter, und bildete vor uns eine lange Kette, welche man durchdringen mußte. Morgens um 2 Uhr zeigte sich am südöstlichen Horizont eine lebhafte Helle; wir waren nur noch eine Meile von der festen Ebene unter dem 65° 50' N. B. und 47° der Länge entfernt. In der Ferne war das Meer mit einer Eisrinde bedeckt, die etwa 4 bis 5 Fuß über das Meer erhoben war. Auf dieser blendenden Ebene lagen hie und dort unermeßliche Eisblöcke von verschiedenen Formen, deren Farben in Grün, Azur und Violet wechselten. Ein Meer mit unzähligen schwimmenden Inseln umgab uns auf der nördlichen und östlichen Seite. Alle diese Krystallmassen erschienen unsern bezauberten Blicken gleich Palästen mit glänzenden Säulenhallen, gleich Citadellen, Domen oder Obelisken mit ihren gen Himmel emporragenden Spitzen. Als eine leichte Nebelwand die auf der Fläche glänzenden Strahlen unterdrückte, so glaubten wir in der dunstigen Ferne eine Stadt mit ihren Thürmen und Denkmälern, eine freundliche Landschaft mit ihren Abhängen, ihren Landhäusern und Bächen zu erblicken. Das Spielen der Lichtstrahlen brachte in die Illusionen dieses Panoramas einen beständigen Wechsel.

Wenn man, ermüdet von der Anschauung so vielen Glanzes, seinem mehr oder weniger poetischen Enthusiasmus freien Lauf ließ, so mußte man wohl an den Pol denken, wo uns noch viel seltenere Wunder erwarteten. Vergebens suchte man auf der Ebene einen schiffbaren Canal, um nach Süden zu steuern. Man unterschied höchstens einige Wasserstreifen, in denen kaum ein Boot hätte weiter kommen können. Vor uns dehnte sich eine Eisküste aus, an welcher wir nun wie an einem neuen Continent hinfuhren. Man hoffte, diese Bank würde sich gegen Süden krümmend uns einen Weg zum Pol hin eröffnen, allein dem war nicht so; vergebens untersuchten wir alle Meerbusen, in denen man etwa einen Durchgang vermuthen konnte; überall dasselbe Ufer, dasselbe Labyrinth von Inseln, die manchmal ganz dicht vor uns lagen. Die Bank zog sich immer mehr gegen Norden hin.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 102 u. 103** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **Ebenezer Elliott, der Kornge setzdichter. — Panorama von Deutschland. (Schluß.) — Der Familienwunsch oder Gegenromane in Frankreich. — Monsieur Jean, der Schulmeister. (Fortsetzung.)**

Das Abonnement dieses dem Auslande vorgehenden Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 320.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 November 1838.

Ueber die Völker der finnisch-uralischen Race.

(Nach russischen und andern Schriftstellern mitgetheilt von Tieß.)

Lange Zeit nur auf enge Gränzen beschränkt, hauptsächlich aber den Dniepr entlang, dessen beide Ufer bis auf eine gewisse Entfernung einnehmend, rissen von dort die Russen allmählich immer mehr von den benachbarten Ländern an sich und dehnten ihre Eroberungen nach allen Richtungen, besonders aber nach Osten und nach Norden aus. So drängten sie sich unter den umliegenden Völkerschaften ein und vermischten sich mit ihnen, doch aber nicht so vollständig, als daß man in ihrem weiten Reiche nicht ihr Blut hätte herauskennen, ihre Sprache hören, ihren Sitten begegnen können. Der Ursprung dieser Mischung steigt bis zur Gründung der Städte Susdal, Wladimir und Moskau, mitten unter fremden Racen, hinauf, immer mehr greift sie um sich, besonders seit dem Verfall der mongolischen Herrschaft, noch macht sie reißende Fortschritte, und wenige Jahrhunderte werden hinreichen, sie ganz zu vollenden. Der Historiker hat keine Zeit zu verlieren, wenn er die frühere Lage der Sachen noch constatiren, die Erinnerungen, welche sich daran knüpfen, noch festhaftend machen, und die Elemente, welche in diese Vermischung gezogen, noch wieder erkennen will.

Keine Race hat sich so geneigt zu einer Verschmelzung mit andern benachbarten gezeigt, und sich auch wirklich so leicht mit der slavischen vermischt wie die uralische Race, welche in Europa mehr noch unter dem Namen der finnischen bekannt ist. Sie, die in alter Zeit ihre Herrschaft über den ganzen Strich zwischen dem Ural und dem baltischen Meere ausdehnte, hätte nach dem natürlichen Lauf der Dinge die östlichen Slaven, welche sie wie mit einem Netze umgab, unterwerfen und in sich verschmelzen, oder den schwachen Feind nach den südlichern Gegenden drängen sollen, nach welchen sie selbst kein Verlangen trug. Hier geschah das Gegentheil. Das finnische Element wurde von der russischen Macht verschlungen, bis auf eine seiner Abzweigungen, von welcher einige ärmliche, auf einer großen Ausdehnung zerstreute Stämme Kunde geben von vergangener Existenz und dem tiefen Verfall, den eine nahe Zukunft vollenden dürfte.

Die uralische Race, so von der Bergkette genannt, deren beide Abdachungen sie inne hatte, ist eine von den bemerkenswerthesten in der Geschichte und nimmt eine bedeutende Stelle in der europäischen Ethnographie ein. Wo sie sich nicht wirklich und dauernd rein erhalten hat, wie in Ungarn, ist sie mit verschiedenen erobernden und eingedrungenen Völkern vermischt, wie mit den Hunnen, den Khasaren, den Avaren, Bulgaren, Mongolen und selbst mit den Türken, die seit undenklichen Zeiten ihre südlichen Nachbarn waren. Vom Ural dehnte sich diese Race nach Ost und West aus, und bald verbreiteten sich ihre Stämme über den ganzen ungeheuren Raum zwischen dem baltischen Meere und den Quellen des Narym, eines Nebenflusses des Ob. Noch heute begegnet man auf dieser ganzen Ausdehnung ihren Trümmern, hier seltener und mehr verschmolzen mit den Russen, dort wieder dichter, treuer ihrer Nationalität, ihrer Sprache, ihren Sitten und Gebräuchen, am deutlichsten aber kennbar an demselben Typus ihrer Physiognomien und an dem gemeinschaftlichen Grundstamme aller dieser Sprachen, welche offenbar einer und derselben Familie angehören.

Man kann diese Race in drei Hauptzweige theilen: 1) in den ugrischen, welcher fast die ganze asiatische Seite des Ural bewohnt; 2) die Finnen an der Wolga und die uralischen Finnen an dem obern Theil dieses Stroms, gegen seinen Zusammenfluß mit der Kama, die sich von dort in nördlicher Richtung ausbreiten; 3) die abendländischen oder baltischen Finnen in Lappland, im Großfürstenthum Finnland und an dem Meere entlang, dem sie ihren Namen gaben, bis nach Livland, in welche Provinz sie sich mit den Letten getheilt haben. Bevor diese letztern in der Geschichte erschienen, besaß die uralische Race selbst ihr gegenwärtiges Territorium, und breitete sich längs dem baltischen Meer bis nach Preußen aus, wie dieß schon aus dem Tacitus und Ptolemäus sich ergibt. Den hauptsächlichsten Beweis dafür liefert ihre Gegenwart inmitten einer lettischen Bevölkerung von Liven und Krevingern, in welchen der Ethnographe ohne Mühe die schwachen, dunkeln, vergessenen Ueberreste des Volkes wieder erkennt, welches sonst über diese Küste herrschte. Wie heutzutage, theilte sich dieß Volk damals auch in eine Menge Stämme ein, die einen von reiner Race, die andern schon vermischt, hier durch die Berührung mit den Germanen, dort durch die Nachbarschaft mit den Türken und Tataren. Alle diese

Digitized by Google

Nebenlinien einer und derſelben Familie hatten ihren beſondern Namen und waren nicht unter einer einzigen Benennung vereinigt; die der uraliſchen Völker wurde erſt in neuerer Zeit gebraucht, und die der Finnen, vielleicht von dem ſcandinaviſchen Worte „Finn," Sumpf, Moraſt, abgeleitet, war bei ihnen niemals bekannt, und findet ſich darüber auch nichts in den ruſſiſchen Annalen. Tacitus hat ſich dieſer letztern Benennung zuerſt bedient und bezeichnete damit ein Nachbarvolk der Germanen und Veneter, das mit dieſen den Beſitz des nordiſchen Landes theilte. Er ſpricht davon nur nach Hörenſagen und ohne genauere Kenntniß; allein es iſt nicht ſchwer zu begreifen, daß dieſes Volk nicht das heutige finniſche iſt, ſondern eine durch dieſes Volk beſiegte und nach den Eisfeldern des Nordens zurückgedrängte Race, wo ſie noch unter dem Namen der Samojeden und Lappen exiſtirt.

(Fortſetzung folgt.)

Skizzen aus den Pyrenäen.

P a u.

(S ch l u ß.)

Die Lage von Pau iſt vorzüglich darum merkwürdig, weil es wie auf einem Erker ſteht, dem man vorſätzlich die Kette der hohen und niedern Pyrenäen zum Geſichtskreis, und den Pic von Oſſau, der zwiſchen beiden, da, wo ſie eine Art von Oeffnung laſſen, wie ein dreiſpitziger Thurm hervorragt, zum Meridian gegeben hätte. Am Fuße der Terraſſe liegen rechts Jurançon, das unmittelbar an die Hügel ſtößt, links Bizanos an der Ouſſe, die ſich mit dem Gave vereinigt, der Gave mit ſeiner Brücke, und jenſeits die Landſchaft mit ihren immer höher werdenden Abſtufungen und ihrer Vegetation, an welchen man die dürren, grauen Aeſte, die ſich auf dem noch graueren Nebeltuch und dem bleichen Eiſe abzeichnen, dann die immer dichter und brauner werdenden Schatten der neuen Keime, endlich das undurchdringliche Gewebe aller Arten von Grün, auf Bäumen und Gräſern unterſcheiden, und die anfangs langſamen, dann immer ſchnelleren Verwandlungen der Jahreszeit wie an den Fingern abzählen kann. Der Spaziergang Place Royale, das Plätzchen vor der Kirche San Martin, ſind ſelbſt wie vorgeworfene Balcone, von welchen man dieſe Ausſicht am beſten genießen kann, ſo wie auch von dem Schloſſe, welches auf einer Abſtufung zwiſchen dem Platze der Kirche Saint Martin und dem Platze Grammont liegt, und mit beiden durch eine Brücke zuſammenhängt. Alle dieſe Punkte führen zu angenehmen Spaziergängen. Von der Place royale ſteigt man an den Canal der Ouſſe hinab, und verfolgt ihn bis zur Brücke von Bizanos, wo man über eine andere, ziemlich ſteile Anhöhe in die Stadt zurückkehrt. Vom Platze Saint Martin ſteigt man, wenn man nicht über die Brücke und durch das Schloß durchgehen will, über eine Stiege in die Alleen hinab, welche die künſtliche Plateforme, auf welcher das Schloß gebaut iſt, umgeben, und ſucht den Ausgang nach dem Baſſe-plante, einem Spaziergange, welcher dem Parke wie zum Vorſaale dient. Der Park iſt auf einem Hügel längs dem Gave gepflanzt, und mit mehreren Pfaden durchſchnitten; ich überlaſſe dem Leſer zu bedenken, was man hier im ſteten Angeſichte der Pyrenäen für Ausſichten haben muß, aber dazu denke man ſich die überſchwellende Natur und den Geſang unzähliger Vögel, welche hier eine trauliche Ruheſtätte finden würden, wenn nicht zuweilen ein hungriger Raubvogel von den Pyrenäen bis über den Gave herüberſchwebte. Von der Baſſe plante ſteigt man wieder aufwärts zur Haute Plante, wo eine neue prächtige Caſerne für Infanterie iſt; von hier bringt man in ein ſchönes Wäldchen mit einer friſchen Quelle, und am Fuße deſſelben, am Ufer des Baches von Bilhère, in einen Pfad, der den Sonnenſtrahlen unzugänglich iſt. Endlich auf der Nordſeite, am Ende der Rue grande, auf der Straße von Tarbes, trifft man eine offene, freundliche Landſchaft an, welche, wie überall, mit Häuſern gemiſcht iſt. Bizanos und Jurançon gehören auch noch zu den Spaziergängen von Pau, jenes hat im Winter, dieſes im Sommer ein Patronatfeſt; das erſtere hat aber nur ſeine Straße und ein paar elende Scheunen zum Gebrauche des Publicums, ſeitdem der Eigenthümer eines Hauſes und Gartens auf einem nahen Hügel die alte Gewohnheit abgeſchafft, ſeinen Garten verſchloſſen, und ſogar Gewalt mit Gewalt zurückgetrieben hat. Jurançon hat ſeinen großen, mit Bäumen beſetzten Platz, ſeinen lieblichen Bach, ſeine hohen, aber ſchönen Hügel und ſeinen Wein, deſſen beſſerer Theil freilich vielmehr von den Hügeln von Gar herkommt. Der Gave von Pau geht zwiſchen Bizanos und Jurançon durch; zwiſchen beiden Oertern auf demſelben Ufer mit dem letztern ſieht man das Schloß Gelos, deſſen Stuterei mehr wegen ihrer Lage als wegen ihrer Producte die Aufmerkſamkeit erregt. Für das etwas müßige Spaziergängerpublicum von Pau haben die in dem Schloſſe begonnenen Arbeiten einen unerwarteten Vereinigungspunkt verſchafft.

Das Schloß hat, der Tradition zufolge, der Stadt den Namen gegeben. Einer der erſten Grafen von Béarn erhielt gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts von den Bewohnern des Oſſauer Thales die Bewilligung, ein Schloß zu erbauen, um den Einfällen der Feinde, beſonders der Saracenen, Widerſtand zu leiſten. Man ſteckte die Gränzen des bewilligten Terrains mit drei Pflöcken ab; man baute ein Schloß, welches daher den Namen Chateau du pal erhielt, und einige Häuſer, welche zweihundert Jahre ſpäter eine der anſehnlichſten Städte von Navarra bildeten; Franz Phöbus bewilligte 1422 den Geſchwornen der Gemeinde Pau das Wappen: drei Pflöcke, auf deren mittlerem ein Pfau mit ſeinem Schweife das Rad ſchlägt, um die Stelle des Schloſſes zu bezeichnen. Andere meinen, dieſe Stadt ſo wie mehrere andere in Catalonien u. ſ. w. habe dieſen Namen von palus, Sumpf, erhalten; in der That gab es ehemals um Pau herum mehrere aufgetrocknete Lachen, der Boden iſt noch immer etwas ſumpfig. Das Schloß war in neueren Zeiten wegen der Archive und vorzüglich wegen der vielgenannten Wiege Heinrichs IV von Wichtigkeit.*) Die Archive ſind jetzt

*) Während der Revolution hat es zur Caſerne und nachher einige Zeit zur Schule gedient. Unter Napoleon kam es wieder zu den Domänen, und die Stadt hat die dazu gehörigen Gründe, den Park u. ſ. w. wieder gekauft, und Ludwig dem XVIII geſchenkt.

Digitized by Google

auf der Präfectur, wo man bereits 12,000 Stücke numerotirt und claſſificirt hat, Dank ſey es einem gelehrten und fleißigen Einwohner von Pau. Die Wiege Heinrichs IV, welche nebſt der Wiege der beiden Monkade's, der eine mit offener, der andere mit geſchloſſener Fauſt ſchlafend, ungefähr die hiſtoriſche Erudition der meiſten Béarneſen ausmacht, iſt eine Art marmorner Badwanne, die man zuletzt auf dem Plafond des Saales aufgehängt hatte. Von dem alten Schloſſe waren eine ſchöne Stiege, mehrere Säle, zierliche Arabesken, vergoldete Chiffern Heinrichs und Gabrielens, einige alte ſchmutzige, mit Schießſcharten verſehene Galerien, und vier unregelmäßig vertheilte Thürme und Thürmchen geblieben, welche es ſchwer hält, in der neuen Architektur unterzubringen; auch ſoll der maſſive Thurm Gaſton Phöbus', gegenüber von San Martin, abgeſchlagen werden, und der alte, enge, niedrige, ſteile, ſumpfige Haupteingang neben dieſem Thurme iſt bereits abgeworfen, welches freilich mit dem Programme nicht zuſammenſtimmt, in welchem angekündigt worden, daß es ſich bloß darum handle, das alte Schloß in ſeiner Reinheit herzuſtellen, und von den modernen Anhängſeln zu befreien. Allein der Plan ſelbſt zeigt, daß man das Schloß, mit Beibehaltung einiger alten Stücke vielmehr, moderniſiren will, und dabei wird man ein paar Millionen Franken umſonſt ausgeben, denn meines Erachtens kann nie was Schönes daraus werden. Da es ihm an einem Garten und an Terrain dazu fehlt, denn es hat rundum ſeine klöſterliche ungraciöſe Plateforme bloß einen mit Bäumen beſetzten Wallgang, ſo will man wenigſtens die Communication mit dem Parke mittelſt einer über die Straße von Oleron in die Baſſe plante geworfenen Brücke von drei Bogen herſtellen, und ſchon ſind die Grundmauern dazu aufgeführt. Dort ſoll auch der Haupteingang gemacht und eine andere Façade gegen Mittag gerichtet werden, um nicht den beliebten Meridian des Oſſauer Pics zu verlieren. Was den Eingang betrifft, ſo müßte man in der Plateforme eine Breſche machen, und es iſt ein Zweifel, ob ſie das aushält. Ich weiß nicht, was man mit einem alten, verwitterten, ſieben oder acht Stockwerke hohen Thurm machen wird, der von einer Straße bis über den Wallgang, mit dem er zuſammenhängt, heraufſteigt; er iſt das alte Münzhaus, und enthält in ſeinem niedrigeren Theile noch einige Privatwohnungen. Von dem Schloſſe ſoll ein unterirdiſcher Weg in den Park,*) oder gar bis Lescar geführt haben; man fand wirklich jetzt Bruchſtücke davon, und in denſelben Gebeine, die noch in verroſteten Handfeſſeln ſtacken; aber die Feſſeln ſind als altes Eiſen von den Arbeitern verkauft, und die entdeckte Höhlung mit der Grundmauer eines Brückenbogens verdeckt worden.

*) Am Ende des Parks, am Fuße des Abhanges war eine Grotte und ein Schloß, Caſtel Beſtat genannt, welches die Königin Johanna für ihre Tochter Katharine bauen ließ, wovon aber keine Spur mehr exiſtirt; dort iſt jetzt ein Bauernhaus ſchon außer dem Parke. Das Schloß von Pau ſelbſt ſoll zur Zeit Heinrichs IV Gärten gehabt haben, welche mehrere Figuren der Caſtrametation darſtellten — wenigſtens muß dieß ſehr im Kleinen geweſen ſeyn.

Plan zu einer Unterſuchung des indiſchen Archipels.

Es iſt ein bemerkenswerther Umſtand, daß die Engländer den indiſchen Archipel noch nicht genauer unterſucht haben, da doch ſeit ſo vielen Jahren die Chinaflotten ihren Weg durch denſelben nehmen, und die ſeit fünfzehn Jahren ſo raſch aufblühende Niederlaſſung von Singapur ihnen dazu Veranlaſſung in Menge gab. Nach dem Vorgange des Hrn. Earl, aus deſſen Werke wir im vorigen Jahre viele Auszüge mitgetheilt haben, iſt jetzt ein Hr. Brooke, Mitglied des engliſchen Yachtclubs, entſchloſſen, eine Unterſuchungsreiſe in dieſem Archipel anzuſtellen. Das Athenäum vom 15 October theilt einiges Nähere über ſeinen Plan mit, worauf wir mit Nächſtem zurückkommen werden.

Chronik der Reiſen.

Reiſe der Aſtrolabe und Zelée.

(Fortſetzung.)

Am 26 wurde das Wetter trübe; ein heftiger Windſtoß aus Oſten durchbrach einen Punkt der Bank, die wir zu umfahren ſuchten. In wenigen Augenblicken waren die beiden Corvetten von mehrern abgelöſten Eisbruchſtücken umgeben, gegen die wir uns mit Mühe ſicherten. Es gelang uns nur dadurch die offene See zu gewinnen, daß wir durch einen engen Paß entkamen, wo wir den ganzen Morgen laviren mußten. Am Abend erkannte man die Orkney- oder Jowell-Inſeln. Die Eisfläche endigt hier in ungeheuren Blöcken, die gerade von dem Lande losgeriſſen ſchienen. Der eine derſelben, der in drei mit Gewinden und durchſichtigen Cannelirungen beſetzten Bogen durchbohrt war, ruhte gleich einem Triumphbogen auf dem Waſſer. Er trotzte dem Meere, das ſeinen Grund untergrub, ohne eine bemerkbare Oſcillation hervorzubringen, bald aber wird die Welle die Trümmer dieſes zerbrechlichen Denkmales fortſpülen. Der Anblick der Orkney-Inſeln iſt ſehr traurig: eine weithin reichende Maſſe von Eis und Schnee, aus welcher hie und da einige ſchwarze und nackte Felſen hervorſehen.

Nachdem wir an der feſten Schranke, welche die Orkney-Inſeln mit den ſüdlichen Palmerländern verbindet, hingefahren waren, ſuchten wir weiter öſtlich zwiſchen den Orkney- und den Sandwich-Inſeln eine Durchfahrt. Am 4 Februar hatten wir bereits aufs neue die 62ſte Parallele durchſchnitten; die ſchwimmenden Inſeln lagen weiter zerſtreut und waren nicht mehr von ſo bedeutendem Umfange; die größten derſelben waren kaum 50 Fuß hoch. Wir fuhren mit vollen Segeln unter dem 39ſten Meridian, was eben der von Weddel im Februar 1823 eingeſchlagene Weg war. Wir hofften das Beſte. Allein Morgens 10 Uhr ſignaliſirte die Wache in ſüdlicher Richtung einen langen Streifen zerſtreuter Eismaſſen. Man durchdrang dieſe ſchwache Adrift ohne Schwierigkeit, obwohl mehrere Striche ſchwammigen und nicht feſten Eiſes nachfolgten. Wir glaubten bloß mit dem Eisgange der alten Bank zu thun zu haben, der im Winter alle dieſe Archipele umgeben muß, allein auf dieſe Vorläufer der Polarlegionen folgte bald eine dichter geſchloſſene Maſſe. Eine funkelnde und ununterbrochene Linie nahm den Horizont von Süden nach Oſten ein und verlor ſich weiterhin im Nebel; jedoch ſchien dieſe neue Schranke nicht ſehr tief zu ſeyn. Man glaubte ſogar hinter derſelben die offene See zu erblicken. Mittags ſegelte die Aſtrolabe, dicht gefolgt von ihrer treuen Gefährtin, der Zelée, kühn in dieſen Eisdamm, indem ſie ſich die freieſten Canäle

Digitized by Google

wählte, und, um den großen Eisblöcken auszuweichen, fort und fort manövrirte. Allein der Nordwind wurde kühler und trieb ganze Schneewolken her, die uns blendeten. Die Masse der angehäuften Eisschollen wurde immer dichter. Schon konnten die Corvetten in diesen engen und gekrümmten Canälen keine Evolutionen mehr machen. Sie stießen oft an starke Eisstücke, so daß das Maßwerk erbebte und der Schiffsrumpf furchtbare Erschütterungen erlitt. In wenigen Augenblicken waren wir mitten in die Eisfelder hineingeworfen, wo wir den Sporn von Bronze verloren, womit das Brusthotz versehen war. Die Zelée erlitt denselben Verlust. Unsere Gefährtin bemühte sich vergebens in die Furche zu fahren, in welche wir auf so mühselige Weise eingedrungen waren; die sich hinter uns schließenden Eismassen boten ihr oft eine neue Schranke, und manchmal verloren wir sie bei den von Schnee begleiteten Stoßwinden ganz aus dem Gesicht.

Um 5 Uhr Abends gelangten wir dahin, wo wir die offene See vermuthet hatten; es war dieß aber eigentlich nur ein von allen Seiten eingeschlossenes Bassin, wo wir wieder mit der Zelée zusammentrafen. Der Nordwestwind stürmte heftig; wir waren eingehüllt in Nebel und Schnee; nothwendigerweise mußte man der Schiffsmannschaft einige Ruhe gönnen. Man legte die beiden Corvetten im Norden des Bassins an großen Eisblöcken, die ihnen als schwimmende Anker dienten, vor Anker. Die Nacht über war das Wetter schlecht. Wir entfernten uns mit unsern Eisblöcken, die kaum 50 Fuß breit und 18 bis 20 Fuß dick waren, und wurden gegen den festen Haufen angeschwemmter Eisschollen, welche den südlichen Theil des Bassins bildeten, getrieben. Alle die Eisketten, durch welche wir den Tag zuvor gefahren waren, zogen sich nach und nach gegen Süden, und hielten die beiden Corvetten dicht umlagert. Starke eichene Dielen und Bansche von Tauwerk schützten das Steuerruder und die Bekleidung vor äußern Verletzungen, allein trotz dieser Vorsichtsmaaßregeln wurde die kupferne Doppelung sehr beschädigt.

Um 4 Uhr Morgens vertheilte sich der Nebel nach und nach, allein diese hellen Momente von kurzer Dauer ließen uns weiter nichts als die großen, festen Felder sehen, welche den ganzen Horizont einschlossen. Nur einige vom Eise freie kleine Plätze und einige enge Canäle konnte man auf diesem verdickten Meer erblicken. Inzwischen benutzte man einen schwachen Wind aus Westsüdwest, um unter Segel zu gehen, und zu versuchen gegen Norden durch bei Seiteschaffung des Eises Bahn zu machen. Ausgeworfene Anker dienten dazu, die Corvetten zu verholen. Die Eisschollen, die uns am Weiterfahren hinderten, schaffte man mit Stangen auf die Seite. Einige wurden mit Haken und Hebeisen gefaßt und stückweise zertrümmert. Einige wurden mit Gewalt unter den Vordersteven des Schiffes geschwemmt, andere, von größerem Umfang als die Corvette, wurden umfahren und durch lange Umwege vermieden. Nach einer sechsstündigen hartnäckigen Arbeit hatten die Astrolabe und die Zelée in dieser festen Ebene eine Strecke von einer Meile Länge durchfahren. Bereits bemerkte man die offene See; wir standen beinahe am Ziel unserer Anstrengungen; gegen Mittag jedoch bekam der Himmel ein drohendes Aussehen, der Wind tobte von Norden her mit stets wachsender Gewalt, so daß die See sehr hohl ging, wodurch sich die ganze Ebene wellenförmig bewegte, und die um die beiden Corvetten angehäuften Eismassen fingen an gegen deren Kiele zu stoßen. Lange Zeit konnten unsere Schiffe trotz ihrer soliden Construction solchen Stößen, die das ganze Gebälke erschütterten, nicht widerstehen. Besonders war zu fürchten, die Zelée, deren Zugenwerk nur leicht ausgebessert worden war, könnte zertrümmert werden. Es war besser, sich dem Wechsel einer langen Belagerung und vielleicht gar einer erzwungenen Ueberwinterung auszusetzen, indem man sich in der Masse des angehäuften Eises festsetzte, als noch länger einer sehr wahrscheinlichen Zerstörung ausgesetzt zu bleiben.

Man arbeitete daher ohne Unterlaß daran, südwärts zu fahren, was mitten in dem Eise, das uns drängte, nicht sehr leicht war. Da Segel und Steuerruder zu Ausführung dieser Bewegung ohne Wirkung waren, so wandte man außer ihnen noch die Schiffswinde, Stangen und Hebeisen an. Man brauchte über eine Stunde, um die Astrolabe in eine rückgängige Bewegung zu versetzen. Abends hatten wir zwischen dem Meer und uns schon einen Damm, der dicht genug war, uns gegen die Wirkungen der hohlen See zu sichern. Trotz der Ungewißheit einer solchen Lage und der Strenge der Jahreszeit, hielt die Schiffsmannschaft fortwährend in ihrer Energie und ihrem steten Vertrauen auf die Zukunft aus. Die seltenen Augenblicke, die man von den Arbeiten des Schiffziehens und von der Bemühung, den Kiel und das Steuerruder gegen die Stöße zu sichern, erübrigen konnte, benutzte man, um die auf dem Schnee sich wälzenden Seekühe todtzuschlagen. Das Fett und Fleisch dieser Amphibien gewährte uns für den Fall der Ueberwinterung einige Hülfsmittel; wir hatten noch für neun Monate Brod und für dreizehn Monate eingesalzenes Fleisch am Bord.

Am 6 Februar war das Wetter ziemlich schön. Hie und da drang die Sonne ganz goldgelb oder rostfarben durch den dichten Nebel, und schien unsere Atmosphäre etwas erwärmen zu wollen. Die Eismasse fing an sich stark zu bewegen, auch hörte man das Krachen des Aufthauens. Gegen Abend aber wurde der Himmel wieder düster; Alles um uns her gefror wieder, so daß man trocknen Fußes auf dem Meer umhergehen konnte. Zwei in nördlicher Richtung auf Kundschaft ausgeschickte Steuermänner legten zwei Meilen zurück, ohne etwas von der offenen See zu gewahren; sie fanden die Ebene sehr fest gefroren, und mit großen Eisschollen von 15 bis 20 Fuß Höhe bedeckt.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

In Parbury's Oriental Herald vom November dieses Jahres stehen genaue Angaben über den Gang der Dampfschifffahrtsverbindung zwischen Bombay und London; sie umfassen neun Dampfboote, wovon das erste am 27 September 1837, das letzte am 21 Mai 1838 abging; zweimal wurde der Weg nach Suez in 18, viermal in 19, einmal in 20 und zweimal in 22 Tagen zurückgelegt. Die Versendung von Alexandrien aus war doppelt, theils durch Hrn. Waghorn, dessen Couriere den Weg über Frankreich einschlugen, theils durch die Regierungsdampfboote, welche durch die Meerenge von Gibraltar nach Falmouth gingen. Nur einmal im März dieses Jahres kam Hrn. Waghorns Courier später an, sonst kam er immer früher an, und in den neun Sendungen zusammengenommen um 64 Tage, also im Durchschnitt jedesmal um 7 Tage früher als das Dampfboot der Regierung.

•

Man hat in einem Haus in Rouen den Stein entdeckt, welcher einst die Grabstätte der Agnes Sorel in der Abtei von Jumiége zierte. Die Inschrift derselben gibt als ihren Todestag den 9 Februar 1449 an.

•

Zu Avesnes fand am 26 October um 4¾ Uhr Abends ein Erdstoß statt, jedoch ohne Schaden zu thun. (Observateur d'Avesnes.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 321.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 November 1838.

Ausflüge aus Pau.

1. Morlaas.

Alle Ausgänge von Pau, außer dem, von welchem hier die Rede ist, führen in die schönsten Gegenden; Leute, die seit Jahren im Departement der Niederpyrenäen ansässig sind, haben das Vergnügen, welches die Bereisung desselben in allen Richtungen verschafft, noch nicht erschöpft. Wenn eine Strecke von wenigen Meilen, westlich und nördlich von Pau, hiervon eine Ausnahme macht, so ist dieß nicht bloß die Folge der physischen Beschaffenheit des Landes, das hier eine von vielen Bächen und zuweilen von Moräſten durchstrichene Heidenfläche bildet, als noch weit mehr der Vernachlässigung des Bodens, der noch die Spuren des uralten Ausbruchs der Gewässer aus den Pyrenäen und der Jahrhunderte hindurch fortgesetzten Verwüstungen des Mittelalters an sich trägt; doch fängt man schon an hier, wie überall, auf Verbesserung zu denken. Vandalen, Westgothen, Franken, Gascogner aus Obernavarra, Saracenen, Normänner, hatten hier Krieg und Verheerung verbreitet; die Gascogner hatten sich zwar festgesetzt, aber Loup Centulle lehnte sich gegen Ludwig den Schwachen auf, und wurde verbannt; Ludwig wollte jedoch seine unschuldigen Söhne nicht bestrafen und fand das inmitten unserer heutigen Legitimitätsstreitigkeiten merkwürdige Auskunftsmittel, die Söhne des aufgelehnten Eroberers für Abstämmlinge der königlichen Familie von Frankreich zu erklären; auf diese Art wurde Donat Loup Graf von Bigorre, und Centulle Vicomte von Béarn und Stifter der Centullen, welche in der Geschichte von Béarn eine so glänzende Epoche bezeichnen.*) Der vierte Vicegraf, Centring oder Centulf I, der tapfere Kriegsgefährte des Navarresen Sancho Abarm, von welchem er das Thal von Tena in Spanien erhielt, wohnte in dem Schlosse Montanne, 5 Meilen östlich von Morlaas, von welchem noch ein Thurm steht. Es gefiel ihm in dieser Wildniß ganz allein auf die Jagd auszugehen, und seine Leute suchten ihn oft mit Fackeln in dem finstern Dickicht. Einst verirrte er sich, und ließ sich von einem Bauern den Weg weisen. Auf die Fragen des unbekannten Ritters antwortete der Landmann, daß die Vicegrafen von Béarn ärger seyen, als der verbannte Loup von Gascogne; auch der Centulf, der in Montanne hause, sey wild und leidenschaftlich, doch habe er wenigstens ein bißchen Ordnung im Lande hergestellt; durch die erlittenen Plackereien mißtrauisch gemacht, verlangte der Bauer ein Pfand für die Bezahlung eines Denier, den ihm der Ritter für seine Mühe versprochen, und dieser konnte ihm nichts anderes als seine silberne Gurtschnalle geben. Als sie aber im Schlosse anlangten, da überfiel den Bauern die Furcht; vergebens lud ihn der Vicegraf zum Essen ein, er bat statt aller Gnade und Bezahlung bloß, daß man ihn frei entlassen möge; aber Centulf bezahlte ihn, und gab ihm das Weiderecht (paeage) für zehn Schweine. Sein Nachfolger, Gaston I (940), nahm seinen Sitz in Morlaas, ein Name, den man von mort là ableitet, weil dort ein Alliirter Centulfs umgekommen war; in diese Zeit verlegt man auch die erste Gründung des Castel del pal, von welchem Pau seinen Ursprung nahm. Morlaas wurde ein blühender Ort, durch starke Mauern und eine Besatzung von 200 Lanzen gesichert; es erhielt eine Charte (gegen 1100 zugleich mit Orthez und dem Thale von Soule) und ein Münzhaus, dessen Stelle nun das Gebäude la Hourquie einnimmt. Allein seit dem fünfzehnten Jahrhundert gewann Pau (2 Meilen westlich von Morlaas) das Uebergewicht. — Heutzutage ist Morlaas bloß ein großes Dorf, welches für Pau Schweine erzieht und Flachs spinnt; es verdient jedoch wegen seiner historischen Andenken besucht zu werden, und dieß ist nicht schwer, da eine Art von Diligence, in welcher man einen Franken bezahlt, eine regelmäßige Communication zwischen beiden Plätzen unterhält.

*) Die männliche Linie erlosch 1134 mit Centull V, welcher bei Jaca umkam.

Ueber die Völker der finnisch-uralischen Race.

(Fortsetzung.)

Die Finnen haben nichts, weder mit den Slaven noch mit den Letten gemein; sie sprechen eine eigene Sprache, die sich mehr der türkischen als einer andern nähert, und Alles ist in ihrem Charakter eigenthümlich. Seit den frühesten Zeiten widmen

Digitized by Google

ſie ſich dem Ackerbau, dennoch ſind einige ihrer Stämme noch Nomaden oder ziehen den Fiſchfang und die Jagd jeder andern Beſchäftigung vor. Im Allgemeinen ſind ſie ſtark, kräftig und muthig; ſie beſitzen übertriebenen Eigenſinn und man wirft ihnen einen ſtarren und unverträglichen Charakter vor. Deſſen ungeachtet ſind ſie ehrlich und gaſtfrei. Ihre Faulheit iſt faſt zum Sprüchwort geworden; ihre geiſtigen Kräfte leiden durch ihre phyſiſche Indolenz, ihre Unſauberkeit iſt groß. Sie haben gewöhnlich platte Geſichter, ſtark hervorſpringende Backenknochen, blonde Haare, die ins Gelbbraune oder Rothe ſpielen, dünnen Bart, ſchmutzig braunen Teint und graue Augen. Ihr Wuchs iſt mittelgroß, doch ſind ſie gut gebaut und ertragen leicht Beſchwerden und Entbehrungen. Sie beſitzen nicht die Fröhlichkeit ihrer Nachbarn, der Ruſſen, ſondern lieben im Gegentheil, ernſter und ungeſelliger, mehr die Zurückgezogenheit, das Abgeſchloſſene und Geheimnißvolle, weßhalb unter ihnen ſogenannte Hexenmeiſter und Zauberer in großem Anſehen ſtehen.

Heutzutage ſind die Finnen faſt alle Chriſten. Die, welche durch die Ruſſen bekehrt wurden, nahmen den griechiſchen Glauben an; die andern, denen die Schweden das Chriſtenthum brachten, bekannten ſich zur katholiſchen Kirche, bis auch bei ihnen, nach dem Beiſpiele Schwedens, die Reformation Platz griff. Im 12ten Jahrhundert waren ſie noch insgeſammt Heiden, beteten zahlreiche Fetiſche an, glaubten aber dabei an einen Gott des Himmels und der Erde, den ſie Jumala nannten. Gleichwohl kann man dieſe Bemerkungen nicht aufs Ganze übertragen, da jeder Stamm der Finnen ſeinen eigenen Weg verfolgt und ſich unabhängig von den andern gehalten hat. Man kennt auch ſehr wenig von ihren Antiquitäten, und wenn die baltiſchen Finnen ſchon ſehr früh in der ſchwediſchen Geſchichte vorkommen, ſo werden die von der Wolga und dem Ural, die noch faſt gänzlich unbekannt ſind, in der ruſſiſchen erſt ſeit einem halben Jahrhundert erwähnt. Man muß es erſt von den neuern Forſchungen und den localen und gründlichern Studien erwarten, dieſes Volk in ein eigenes Tableau gebracht zu ſehen, um über ihre Traditionen und ſeine Geiſtescultur ſprechen zu können.

Ihre Geſchichte iſt faſt ein Nichts, mit Ausnahme der in Ungarn eingedrungenen Magyaren. Niemals waren ſie unter einem Scepter vereinigt, wie ſie es jetzt unter dem der ruſſiſchen Kaiſer ſind. Nie haben ſie eine wirkliche Macht gebildet. Drei finniſche Staaten ſcheinen allein in dem gegenwärtigen ruſſiſchen Gebiet in verſchiedenen Zeiträumen exiſtirt zu haben, und nur ein einziger derſelben beſitzt eine, wenn auch wenig authentiſche Geſchichte. Die kleinern Fürſtenthümer, die außerdem durch dieſes Volk theils in Aſien, theils in Europa gebildet wurden, können hier nicht in Betracht kommen. Wir werden hier einige Worte jedem der drei Staaten widmen, nach Maaßgabe wie wir die finniſchen Branchen erwähnen, zu welchen ſie gehören.

1) Die weſtlichen oder baltiſchen Finnen. Es iſt dieß der Zweig, den Tacitus ſchon unter dem Namen Fenni kennt, welcher eben ſo wenig die Branche insbeſondere bezeichnet, als nie ein gegründetes Motiv vorhanden iſt, denſelben auf die ganze Race auszudehnen. Dieſe Finnen bilden eine große Anzahl von iſolirten Stämmen, die durch kein Band unter einander vereinigt ſind. Ihre Schickſale ſind nicht immer dieſelben geweſen, aber ihre Sprache, welche ſich unter ähnlichen Einwirkungen entwickelt und modificirt hat; ungeachtet ihrer verſchiedenen Dialekte, iſt eine Art von Band, welches ſie unter einander mehr vereinigt. Indem wir von Südweſt anfangen, ſind dieſe Stämme folgende: die Kuren und die Liven, ehemals die Herren von Kur- und Livland, die jetzt faſt gänzlich untergegangen ſind, ſo daß von ihnen nur noch wenige Familien übrig, welche einige Dörfer auf beiden Seiten des Golfs von Riga bewohnen. — Die Eſthen, mehr nördlich, nach und nach Unterthanen der Ruſſen, der Dänen, der Litthauer, die, nachdem ſie gezwungen waren, die Herrſchaft des deutſchen Ordens anzuerkennen, darauf unter däniſchen Scepter und endlich unter ruſſiſchen gelangten. — Die Ingrikot (Ingrier) und die Watialaiſeth (Woter), welche, nachdem die Savakots und die Auramoiſeths oder Aegrämoiſeths, Ingrien und Wodskaja Paitina, einen der von der Republik Nowogrod abhängigen Diſtricte erobert hatten, ſich ſchon zeitig der Herrſchaft der Ruſſen (im 11ten Jahrhundert) unterwarfen und von dieſer nur momentan durch die Schweden befreit wurden. Mehr nördlich und jenſeits der Newa die Karelier oder Pyrialer, die ſich von dem See Päjäne und dem Fluſſe Kymen bis zum Ladogaſee ausbreiten, deſſen nördliche Seite ſie beſetzt halten und von dort auch noch weiter öſtlich ſich hinziehen. In dem eigentlich ſogenannten Finnland die Savolaiſeth (von Savolax), die Jemen oder Jamen (Hämelaiſeth), welche Lehrberg gegen den bothniſchen Meerbuſen und Sjögren in das Gouvernement Olonetz verſetzt; die Tavaſten und die Kajanen, deren Gebiete ſich ausdehnen bis zu den Gränzen des ſchwediſchen Diſtricts von Helſing, von wo ſo viele Coloniſten in Finnland ankamen, und von welchen ſo viele finnländiſche Orte ihren Namen erhalten. — Endlich ganz gegen Norden zwiſchen Norwegen und dem weißen Meer die Lappländer, die dieſen Namen von den Schweden erhalten haben, von den Ruſſen aber auch Lopari genannt werden; ſie ſelbſt nennen ſich Same oder Sameladz. — Alle dieſe Finnen haben in ihre Sprache, die in den verſchiedenen Stämmen in verſchiedenen Dialekten vorkommt, eine große Menge von ſcandinaviſchen oder germaniſchen Worten aufgenommen, und dieß iſt auch der Grund, warum ſie der gelehrte Klaproth die „germaniſirten Finnen" nennt. Die Ruſſen, welche anfangs ſpeciell den Woten oder Wattialaiſeths den Beinamen der Tſchuden gaben, dehnten ihn in der Folge auch auf die andern Stämme aus, und nannten den ganzen Volkszweig „Tſchukontzi;" unglücklicherweiſe verbinden ſie damit aber zugleich die Bedeutung eines Spottnamens, wie bei „Niemtzi," Deutſche. Man will in dem Worte Tſchuden das Wort Scythen wieder erkennen, obgleich es im Gegentheil von einem ruſſiſchen abzuſtammen ſcheint, welches „Wunder" bezeichnet, da die nordiſchen Finnen wie die Lappländer im Rufe ſtehen, Zauberer zu ſeyn.

Zu dieſer Branche gehört das Großfürſtenthum Finnland, welches ſeit dem 13ten Jahrhundert den Staat bildete, von dem wir ſchon erwähnt, daß in ſeiner Geſchichte einige Klarheit herrſcht. Die Einwohner machten ſich dem ſchwediſchen Reiche durch ihre kühnen Seeräubereien furchtbar. Erich IX, oder der

Digitized by Google

Heilige, dachte daran, sie zu bezwingen und zugleich von ihrem Götzendienste weg und unter das Panier des Kreuzes zu führen. Doch führte seine Landung, die er hier 1156 oder 1157 unternahm, nur schwache Resultate herbei. Einige Zeit nachher gründete Birger Magnusson die Stadt Wyborg; die Schweden colonisirten das Land und sicherten ihren Besitz durch eine weise Regierung.

2) Die Finnen von der Wolga und die uralischen Finnen. Diese Branche zerfällt wieder in zwei Unterabtheilungen, nämlich die Finnen von der Wolga in den Gouvernements Simbirsk, Pensa, Kasan, Nischegorod u. s. w., die sich hinsichtlich ihrer Sprache noch mehr der türkischen Race nähern, mit welcher sie sich theils vermischt, theils sie weiter nach Süden gedrängt haben. Die uralischen Finnen, mehr im Norden, haben als Nachbarn gegen Norden die Samojeden und wohnen westlich vom Ural, an dem Flusse Kama und in dem ganzen Theile Rußlands, der sich zwischen dem 55° und 70° nördlicher Breite ausdehnt, also in den gegenwärtigen Gouvernements Perm, Wiatka, Wologda und selbst in dem von Archangelsk. Die nördlichsten Stämme dieser Branche sind die der Zirianer und der Permier, welche ohne Zweifel früher die zahlreichsten waren und damals die Stammbevölkerung des ganzen Nordens des alten Rußlands bildeten. Die beiden Stämme nennen sich gleichmäßig Komi, wozu der eine noch Murte, der andere Outir fügt; im Grunde ist es ein und dasselbe Volk. — Die Zirianen an der Wuitschegda, am Wonim, Mezen und der untern Sukonia reichen den baltischen Finnen im Gouvernement Olonetz die Hand und berühren im Norden die Samojeden. — Die Permier, die sich auch Sudas nennen, sind die östlichsten und breiten sich weit in den Süden hinaus; sie haben einige Aehnlichkeit mit den Wotjaken, unterscheiden sich aber nur von den Russen durch ihre Sprache, in welche aber auch schon viele russische Wörter sich eingeschlichen haben. Man weiß nicht, woher die Benennung Permier (Permeki) rührt, die ihre Nachbarn ihnen beigelegt; doch ist sie alt und findet sich noch in einigen Ortsnamen ihres Gebiets. — Die Woten oder Wotjaken, in ihrer Sprache Udmurde genannt, befinden sich südlich und westlich von den Permiern, vorzüglich an dem Ufer der Wiatka, welcher Fluß ihren Namen zu tragen scheint. Dick, fett, von breiten und starken Schultern, ähnen sie mehr den Russen als den andern Finnen und sind auch weniger schüchtern; heutzutage sind sie fast alle getauft. An einigen Orten haben sie sich mit den in den Gouvernements Wiatka, Kasan, Simbirsk und Pensa zerstreuten Tscheremissen oder Mari vermischt. — Es folgen nun die Mordwinen oder Mokschanen (Mokscha), kräftige Menschen, mit einer schönern Gesichtsfarbe als ihre Brüder aus den andern Stämmen, die auch überhaupt im Ganzen ein besseres äußeres Aussehen haben. — Die Tschuwaschen, welche man auch oft zu den Finnen zählt, scheinen eher zu den Türken zu gehören, obgleich ihre Sprache eine bedeutende Beimischung von finnischen Wörtern hat. — Die Teptiärer und die Vobuilen erscheinen als eine Mischung beider Racen; nur die Bezarmer allein können noch wirklich zu den Finnen gezählt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Nachrichten über die Cordilleren in Peru.

Der bekannte Pentland hat die Lage des alten Sonnentempels in Cuzco bestimmt, und zwar seine Breite zu 13° 30′ 55″ S., seine Länge zu 74° 24′ 30″ W. v. Paris. Unter 14° 55′ S. B. fand Pentland ewigen Schnee auf den Bergen von Vilcanota, welche die östlichen und westlichen Ketten der großen Cordilleras verbinden und 15,800 englische Fuß hoch sind. Die östliche Kette der Cordilleras von Oberperu von der Parallele von Sorata (15° 5′ S. B.) bis zu der von Salcantai (13° 10′ S. B.) besteht aus einer fast ununterbrochenen Reihe von Schneegipfeln, und diese ganze Centralkette besteht aus einem quarzhaltigen Porphyr, der aus einer spätern Zeit ist, als die Formation des Uebergangsschiefers und des mauerrothen Sandsteins. Am Nevado de Guaracolta, unter 14° 50′ S. B., entspringt eine reichliche Quelle 80 Yards unter der Gränze des ewigen Schnees, welche nur 5.6 des hunderttheiligen Thermometers zeigt. Hr. Pentland ist überzeugt, daß man in der Mitte der Anden einen Meridianbogen messen kann, welcher sich von 20° bis 15° 20′ S. B. erstreckt. Der Boden ist gegen beide Enden des Bogens zur Messung der Grundlinien sehr angemessen. Diese Mittheilungen Hrn. Pentlands sind aus La Paz in Bolivia datirt. (Athenäum vom 27 October.)

Chronik der Reisen.

Reise der Astrolabe und Zelée.

(Schluß.)

Den 7 und 8 Februar war schlechtes Wetter, heftiger Nordwind, fortwährender Schnee, der sich von Zeit zu Zeit in Regen verwandelte. Der Wellenschlag der hohen See ließ sich bis zu uns fühlen, und machte unsere Lage mit jedem Augenblicke kritischer. Die Eisstöße drohten uns stückweise zu zerstören, und der Druck des Eises uns zu zermalmen. Am 8 Morgens verstopfte der Zimmermann ein Loch von 6 Zoll im Vordersteven, 3 oder 4 Fuß unter der gewöhnlichen Wasserhöhe. Die Corvette war in diesem Augenblicke durch den Druck um 3 Fuß aus dem Wasser gehoben. Die Strenge des Klima's und die äußerste Ermüdung fing an auf unsere Mannschaft schlecht zu wirken. Die Anzahl der Kranken nahm zu.

Am 9 Februar springt der Wind auf heftigen Südsüdost über, allein die Eismasse scheint nicht geschwächt. Die Temperatur sinkt schnell auf 5 Grad unter Null; auf den kleinen sichtbaren Wasserstreifen bildet sich ein dünnes Häutchen von Eis. Am Ende wird der in Massen fallende Schnee alle diese Fahrwasser ausfüllen und die ganze Fläche gleich eben machen. Man muß einen letzten Versuch machen, dieselbe zu durchdringen, so lange es noch Zeit ist. Die Zelée beginnt um 7 Uhr ihre Bewegung gegen Norden. Gleich darauf macht die Astrolabe sich segelfertig, um sich mit aller Gewalt einen Ausweg zu schaffen. Vergebens gibt man die Mars- und die Focksegel dem Winde preis, das Mastwerk biegt sich, aber die Corvette rückt nicht um einen Zoll breit vor. Es werden nun lange Seile auf der Ebene ausgeworfen, an große Eisblöcke festgebunden und an der Schiffswinde gewunden. Unsere mit Haken und Hebeisen versehenen Matrosen gehen nun an die vor uns bis zur Höhe der Küsten angehäuften Eisblöcke. Man durchbricht um das Schiff her die Eisrinde, welche die einzelnen Eisblöcke verbindet. Nach langen Bemühungen setzt sich

Digitized by Google

endlich die Corvette in Bewegung, einen Haufen von Eisbrocken vor ſich hertreibend. Nachdem ſie aber einige Klafter weit gefahren war, ſtaken alle dieſe losgebrochenen Stücke an einem neuen Widerſtand leiſtenden Eisblocke. Man muß nun wiederum die Sapeurs arbeiten laſſen, oder dieſen Kryſtallfelſen umfahren. Der bereits ſehr ſtarke Wind unterſtützt uns, indem er die Corvette, welche die Eismaſſe bis weithin zum Krachen bringt, vorwärts treibt. Die offene See iſt nur noch zwei Meilen von uns entfernt; man unterſcheidet bereits einige Canäle von 6 bis 8 Fuß, in welche die Astrolabe einfährt, und durch die unwiderſtehliche Gewalt des Windes mit ſtets wachſender Schnelligkeit vorwärts kommt; ſie wird oft gegen die größten Eisblöcke geſchleudert, wodurch ſie im Kreiſe gedreht wird, ſo daß es ein Glück iſt, wenn ſie durch das Zuſammenſtoßen mit einem andern Block wieder auf den rechten Weg zurückgebracht wird. Meiſtens aber wird ihre Schnelligkeit an dieſen Maſſen, die von größerem Umfange ſind als ſie ſelbſt, gebrochen. Erſt nach langem Arbeiten gelangt man dahin dieſe Eismaſſen zu umſegeln, deren Gipfel bis an die Krahnbalken und die Ruſten des Schiffes reicht. Einige Arbeiter, die bei Gelegenheit des Auffahrens auf Eisblöcken ſtehen geblieben, ſtanden große Gefahren aus.

Nach neunſtündiger Arbeit und Strapazen hatten wir Abends 5 Uhr die Eisebene im Rücken. Die beiden Corvetten ſchwammen endlich auf einem flüſſigen Meere. Man legte bei. Es wäre uns unmöglich geweſen, noch länger mit gefrornen Segeln und Tauwerk zu manöuvriren. Die Kälte war äußerſt heftig. Das Waſſer, das an die Seiten des Schiffes ſchlug, gefror ſogleich daran; ſomit trugen die Astrolabe und Zelée bis zum 15 Februar ein beſtändiges Gewand von Schnee und Kryſtall. Sobald es die Witterung geſtattete, ging man aufs neue auf die Eisküſte los, deren Umriſſe man in geringer Entfernung in der Nähe des Sandwichlandes aufgefunden hatte, allein ſo viele Energie, ſo viele Ausdauer des Befehlshabers mußte alle, die Theil an der Expedition nahmen, überzeugen, daß die berühmten Wege Weddells, mögen ſie wahr ſeyn oder eingebildet, durch eine fortwährende Eisküſte, die wir auf eine Strecke von 200 Lieues durchlaufen haben, verſperrt waren. Ein Damm von ſolcher Länge muß, um den Fluthen des Oceans Widerſtand leiſten zu können, eine bedeutende Dicke haben. Es könnte daher ein Schiff niemals es wagen, ihn zu durchdringen, weil wir mit vollem Wind und mit Hülfe der Arme unſerer unerſchrockenen Mannſchaft neun Stunden bedurften, um eine Strecke von einer Lieue zurückzulegen. *)

Am 16 ſegelte man gegen die Orkney-Inſeln, deren Unterſuchung auf der Nordſeite beendigt wurde.

Am 25 fuhr man an der ſüdlichen Küſte der Shetlands-Inſeln hinab, deren Hydrographie berichtigt wurde, und ſegelte von da gegen Süden, um die von den Wallfiſchfängern unbeſtimmt angegebenen Länder aufzuſuchen.

Am 27 bemerkte man unter dem 63° der Breite und dem 60° der weſtlichen Länge ſehr erhabene Gebirge, die einem von Eis eingeſchloſſenen Land angehörten. Die ſchroffſten Gipfel ragten allein über den Schnee hervor, von welchem die Thäler angefüllt waren, und wobei es kaum möglich war, die Erhabenheiten des Bodens zu unterſcheiden. Eine doppelte Kette von kleinen Inſeln und Felſen umgibt dieſes Land und vertheidigt die Annäherung. Der größte Landestheil, von welchem der Engländer Trandsfield bloß eine einzige Spitze bemerkt hatte, erhielt den Namen Louis Philippe. Ein anderes mehr öſtlich gelegenes, von der Expedition entdecktes Land erhielt den Namen Terre Joinville. Es iſt möglich, daß alle dieſe Länder mit denen von Trinidad und Graham einen kleinen ſüdlichen Continent bilden, von welchem man erſt den nördlichen Theil kennen gelernt hat.

Zwiſchen dieſen ſüdlichen Ländern und dem Shetlands-Archipel befindet ſich ein breiter von den Wallfiſchen bevölkerter Canal. Obgleich dieſe Cetaceen nicht zu der ergiebigen Gattung gehören, ſo würden die Fiſcher dennoch wegen der großen Anzahl derſelben daſelbſt ihre Rechnung finden. Ueberdieß wird der Wallfiſch, durch mehrere hundert Schiffe von den Küſten von Chili und Neuſeeland vertrieben, bald die hohen Breiten erreichen; unſere Fiſcher dürfen ſich deßhalb wohl vorbereiten, im Shetlandscanal Jagd auf denſelben zu machen. Die der unüberlegten Niedermetzlung durch die Amerikaner und Engländer entkommenen Robben haben ſich vielleicht gegen Louis Philippes Land hin geflüchtet; unſere Rheder könnten deßhalb wohl eine Expedition gegen den ſüdlichen Continent zur Aufſuchung des Wallfiſches und der Robben unternehmen. Es iſt dieß der einzige Nutzen, den der Handel aus dieſen Entdeckungen ziehen könnte. Die Fettgänſe ſind die einzigen Bewohner dieſer öden Länder, auf denen ihr friedlicher Freiſtaat durch keine Schiffer beunruhigt wird. Dieſe Vögel nähren ſich von Meerkrebſen, färben den Schnee mit ihren Excrementen, und erzeugen ſo den rothen Schnee, worüber die Phyſiker ſchon ſo manche gelehrte Abhandlung geſchrieben haben.

Am 7 März umſchifften wir auf der Fahrt nach Chili die weſtliche Spitze der Shetlands-Inſeln. Die Hälfte unſerer Mannſchaft litt am Scorbut, und wir kamen in einem traurigen Zuſtand an der Küſte von Amerika an.

Am 7 April ankerten wir im Hafen von Concepcion, wo ein längerer Aufenthalt uns geſtatten wird, unſere beſchädigten Schiffe auszubeſſern und unſere Kranken zu pflegen. Die engliſche Fregatte, der Präſident, hat uns das zur Beſchlagung nöthige Kupfer geliefert. Der Admiral Roß und ſeine Officiere empfingen uns auf die freundſchaftlichſte Weiſe. Als ſie den übeln Zuſtand unſerer Corvetten, unſere mit Kranken angefüllten Verdecke ſahen, überzeugten ſie ſich von den Strapazen, die wir erlitten hatten. Als dieſe auf der Karte die Strecke von 200 Meilen, die wir unter den 64° und 62° Parallelen durchſchifft hatten, verfolgten, und ſahen, daß wir die Länder Louis Philippe und Joinville neu aufgenommen und beſchrieben hatten, erhielten ſie eine richtige Idee von den Arbeiten der Auſtralexpedition.

Am 15 Mai waren unſere Schiffe wieder ſegelfertig, unſere Kranken beinahe wieder hergeſtellt, und nur zwei haben wir verloren. In einigen Tagen werden wir zu Valparaiſo ſeyn, von wo wir gegen Oceanien ſteuern werden.

*) Dieß bewieſt freilich gegen die Fahrt Weddels nichts, denn in andern Jahren kann die ganze Eisbank zerriſſen und die Fahrt frei ſeyn.
A. d. R.

Die Times vom 1 November enthalten eine merkwürdige Angabe über die Stellung der farbigen Bevölkerung auf Jamaica, eine Angabe, die ſich im Kleinen wohl noch auf mehrere andere weſtindiſche Inſeln erſtrecken möchte. In Kingſton zeigte ſich einige Unruhe über die wachſende Bedeutung der farbigen Bevölkerung in politiſcher Hinſicht; die farbigen Wähler überwiegen ſo ſehr, daß die Mehrzahl des geſetzgebenden Körpers von ihnen gewählt wird, und die Mehrzahl der kleinen Juries aus dieſer Claſſe beſteht. Der Einfluß der Weißen, wird ferner behauptet, nimmt täglich ab, und es ſcheint eine Art Apathie und Hoffnungsloſigkeit unter ihnen zu herrſchen, welche ſich auch durch Arbeitsſcheue kund gibt.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 322.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 November 1838.

Die Juden in Marokko.

Wenn das Loos der Juden in der Berberei im Allgemeinen schon ein beklagenswerthes ist, so leben nach Brooke's *) Mittheilung insbesondere die in den marokkanischen Städten Mogador und Tetuan wohnenden, welche Abkömmlinge der unter Ferdinand dem Katholischen aus Spanien vertriebenen Juden sind, auf der tiefsten Stufe menschlicher Entwürdigung. Verachtet, verhöhnt von jedem Andersgläubigen, ist ihnen selbst das Zusammenwohnen mit diesen aufs strengste verboten; sie bewohnen daher in diesen Städten eigene, förmlich abgesonderte Quartiere, die meist sehr entlegen sind, und deren Thore schon mit Einbruch der Nacht geschlossen werden. Das Lesen und Schreiben des Arabischen ist ihnen, wie der Zutritt in den Moscheen, streng untersagt; ebenso sind sie in Hinsicht auf Farbe und Schnitt ihrer Kleidung an eine bestimmte Vorschrift gebunden, und beim Eintritt in das Innere der Stadt, oder beim Vorübergehen an Heiligthümern, muß jeder Jude, ohne Ausnahme, die Pantoffel ausziehen und in bloßen Füßen gehen. Pferde zu halten ist den Juden zwar nicht verboten, wohl aber das Reiten auf denselben, möge er auch in der Stadt oder auf dem Lande sich befinden. Wenn ein Jude auf der Straße einem Mauren begegnet, so hat er ihm den Weg zu räumen und auf die Seite zu treten; für eine ihm widerfahrne Unbilde findet der Jude bei keinem Richter Gehör, noch Genugthuung. Die einzige Obliegenheit, die zu verrichten ihnen das Gesetz gebietet, besteht darin, daß sie die verurtheilten Verbrecher und Mörder hinzurichten und die Verstorbenen zu beerdigen haben. Nach diesem Allen möchte man glauben, wären die Juden verwahrloste, durch Kummer tief gebeugte Menschen, die unter solchen Umständen kaum sich zu erhalten im Stande sind; allein dem ist keineswegs so, vielmehr haben Zeit und Gewohnheit das Joch ihrer tyrannischen Herrscher so erträglich gemacht, daß sie im Allgemeinen ziemlich wohlgemuth aussehen, und nur selten ein Dürftiger unter ihnen gefunden wird. Trotz aller Mißhandlungen haben sie doch durch ihre angeborne Betriebsamkeit, Geschmeidigkeit und Verschmitztheit ein großes Uebergewicht erlangt. Der ganze Handel ist fast in ihren Händen, und sie sind in Beziehung auf die meisten Lebensbedürfnisse dem trägen und unbehülflichen Mauren fast unentbehrlich. Für die europäischen Consuln in Mekka ist der Jude für jedwede Art von Geschäften wirklich unentbehrlich, wie denn auch ihre Dienste nicht selten von den höchsten Staatsbeamten, ja selbst vom Sultan, der nichts ohne ihre Mithülfe vollführen zu können glaubt, in Anspruch genommen werden, so daß die Juden eigentlich, trotz der Niedrigkeit, in welcher sie leben, die Mauren beherrschen. Bei Besetzung eines öffentlichen Amtes haben die Juden nicht selten entscheidenden Einfluß, und Europäer, welche Handelsgeschäfte in Marokko machen wollen, können nur dann eines glänzenden Erfolgs derselben versichert seyn, wenn sie einen maurischen Juden für sich gewonnen haben, was nicht eben schwer fällt. Geschenke, welche die Europäer dem Sultan, um ihm vorgestellt zu werden, machen müssen, wandern mit Ausnahme dessen, was dieser für sich und seinen Harem behält, in der Regel gleich in die Hände der Juden, die solche ebenfalls so bald als möglich wieder an den Mann zu bringen suchen. Es sind daher schon Fälle vorgekommen, daß Geschenke, die ein europäischer Consul dem Sultan gemacht hat, bald darauf von den Juden um den zehnten Theil des Werthes zurückgekauft wurden.

Uebereinstimmend mit den Angaben früherer Reisenden in diesen Ländern (wie namentlich Ducondray und Beauclerk) berichtet auch Brooke, daß fast sämmtliche Juden in der Berberei an chronischen Augengeschwüren leiden, was bei den auf gleichem Boden und unter demselben Himmelsstriche mit ihnen lebenden Mauren ungleich seltener vorkommt, obschon auch unter diesen viele Blinde gefunden werden. Die Ursache hiervon dürfte höchst wahrscheinlich in dem gedrängten Beisammenwohnen der Juden und der beispiellosen Unreinlichkeit ihrer Wohnungen liegen. Auch sind die Straßen in ihrem Viertel, obschon regelmäßig, doch sehr enge, und der hohen, größtentheils in mehreren Stockwerken bestehenden Gebäude wegen, nicht nur finster und schmutzig, sondern auch für den Luftzug beinahe un-

*) Sketches in Spain and Morocco. By Sir Arthur de Capell Brooke, Bart. etc. 2 Volumes. London.

Digitized by Google

zugänglich, zumal auch hohe Mauern den von ihnen bewohnten Stadttheil umschließen.

Außer den Juden, welche die Städte bewohnen, gibt es noch andere in der Berberei, deren Loos minder drückend und unglücklich ist. Es sind dieß die über das Atlasgebirge zerstreuten Juden, welche mit den wilden Stämmen dieser Gegenden in freundschaftlichem Vernehmen stehen, und von diesen für so manche Dienste, die sie ihnen vermöge ihrer angebornen Geschicklichkeit und Verschlagenheit leisten, in Schutz genommen werden. Dieses Verhältniß besteht schon seit undenklichen Zeiten und man weiß nur sehr wenig von ihrem Ursprung und wann sie sich hier niedergelassen haben, was indessen nicht zu verwundern ist, da kein anderer Maure des Tieflandes, viel weniger ein Europäer, sich je in diese wilden Gebirgsregionen hinein gewagt hat und auch in der Folge nicht so bald wagen wird. Das Wenige, was wir schon über diesen jüdischen Volksstamm erfahren konnten, haben wir Brooke's Bemühungen zu verdanken, der sich viel Mühe gab, Nachrichten über denselben einzuziehen. Nach demselben leben diese Gebirgsjuden zerstreut in den verschiedenen Gegenden des Atlas, aber nirgends für sich allein, sondern stets mit den Männern der Schilluhs oder Berber vermischt. Jeder Jude wählt sich einen Schilluh als Beschützer für sich und seine Familie. Wird er daher auf irgend eine Art beleidigt, was jedoch nur selten geschieht, so rächt dieß sein Beschützer auf die strengste Weise, und es sind Fälle vorgekommen, wo mehrere Menschen zur Sühne des Schützlings das Leben verloren haben. In solchen Fällen darf aber der Jude keine Notiz von der ihm angethanenen Unbilde nehmen, sondern muß sich ganz passiv verhalten und Alles seinem Schilluh überlassen. Sie werden im Ganzen gut behandelt und sind in diesen unzugänglichen Gebirgen verhältnißmäßig eben so unabhängig von den Mauren als die Schilluhs. Die Vortheile, welche die Letztern ihrerseits von den Juden genießen, sind sehr mannichfaltig. Der Jude ist dort Schuhmacher, Schneider, Hufschmied, Sattler, Riemer und Verfertiger von unzähligen andern gewerblichen Dingen, die dem rohen Berber außerdem ganz unbekannt bleiben würden. Viele Juden werden durch Ausübung dieser Gewerbe sogar reich, und genießen, was sie durch Fleiß und Geschicklichkeit erworben haben, hier weit sicherer und ruhiger, als ihre Brüder unter der Herrschaft des Sultans. Auch ist ihnen das Reiten nicht verboten, wie jenen; sie haben vielmehr eine große Fertigkeit darin erlangt, und feuern im vollen Galopp ihr Gewehr mit eben so viel Sicherheit ab, wie die Schilluhs. Wenn ein Stamm angegriffen wird, oder in den Krieg zieht, so begleitet jeder Jude seinen Schirmherrn, und leistet ihm Knappendienste. Auch bei andern wichtigen Angelegenheiten nimmt der Schilluh gewöhnlich seinen Juden mit, oder schickt ihn auch als seinen Stellvertreter.

In der Kleidung ist kein Unterschied zwischen den Schilluhs und den Juden, nur daß die letztern das schwarze Käppchen tragen: auch hüllen sich ihre Frauen in den Haik gleich den städtischen Maurinnen. — Nach den neuern statistischen Angaben beträgt die jüdische Bevölkerung in der Berberei nahe zu eine Million Seelen, wovon die Mehrzahl in den Städten vom Handel sich nährt. Gleichwohl treiben auch viele unter ihnen Handwerke, und in mehrern Gegenden bereiten sie auch Wein, rothen und weißen, der nicht schlecht und wovon der rothe fast wie Malaga aussieht, obschon er diesem an Güte weit nachsteht. Unter den Handwerken sind hauptsächlich ihre Gold- und Silberstickereien bekannt und berühmt, auch die Schuhmacher und Schneider zeichnen sich durch ihre Arbeiten aus. In Marokko sollen die Juden beinahe die Hälfte der Bevölkerung ausmachen. In Tetuan, der Hauptstadt des marokkanischen Reichs ist die jüdische Bevölkerung sogar weit stärker als die maurische (nach Beauclerk überhaupt 40 bis 50,000 Einwohner), während sie in Tanger, Rabatt, Tafilelt u. s. w. ein Drittel der Volksmenge ausmachen. In diesen Städten stehen die Juden zwar unter einem maurischen Kaid oder Unterbefehlshaber der Stadt, verwalten aber ihre Gemeindeangelegenheiten je durch sechs Aelteste, wie sie denn auch in jeder dieser Städte zahlreiche Synagogen haben.

Ueber die Völker der finnisch-uralischen Race.

(Fortsetzung.)

Zu dieser Branche gehörte ohne Zweifel Biarmia, jene aus den isländischen Sagas berühmte hyperboreische Gegend, die verschiedene Schriftsteller als gleich bedeutend mit Perm annehmen, welche Klaproth aber ausdrücklich davon unterscheidet. Wir glauben aber wohl, daß die Russen das Biarmaland der Scandinavier und der Sagas Perm nannten, aber daß dieß Perm nicht mit der Stadt zu verwechseln ist, die jetzt diesen Namen trägt und damals noch nicht existirte; die Hauptstadt des alten Großpermien war Tscherdyne. — Perm, Petschora und Jugra bildeten, nach Sjögrens Angabe, den Norden Rußlands, und die erstere Benennung war identisch mit der von Zawolotschie, welches lange Zeit einen „Wolost" (Bezirk) von Nowogorod bezeichnete. Biarmia oder Perm lag also an der untern Dwina, südlich und östlich vom weißen Meer, das in denselben Traditionen Gandvik genannt wird. Von allen Europäern unternahm Other von Norwegen aus dorthin den ersten abenteuerlichen Zug im neunten Jahrhundert, durch den er sich eine große Berühmtheit erwarb. Er fand, daß die Biarmier (Beormas) dieselbe Sprache wie die Finnen redeten. Torfäus vermag nicht die Ausdehnung ihres Landes anzugeben, beweist aber durch viele Zeugnisse, daß die Dwina es durchschneidet. Das Reich wurde durch Könige regiert, von welchen Saxo Grammaticus und die Sagas einige nennen. Wenn man diesen Traditionen glauben kann, so waren die Biarmier die einzigen Finnen, die nicht in Barbarei versanken, sondern sie besaßen Kenntnisse, hatten ausgedehnte Handelsverbindungen und häuften große Reichthümer zusammen. Die Pracht des Jumalatempels war ohne Gleichen, das Götterbild selbst bedeckt mit Gold, reichen Stoffen und kostbaren Steinen. Alle alten Schriftsteller sprechen von dem Reichthum und dem ausgebreiteten Handel Großpermiens, und diese Traditionen finden in einer großen Menge von Befestigungswerken, die im Lande auf Anhöhen zerstreut sind und tschudische Städte genannt werden, vollkommene Be-

Digitized by Google

stätigung, eben so durch Gold- und Kupfermünzen und silberne und kupferne Geräthe, die man dort noch häufig findet. Bulgaren, Perser, Bucharen, Indier kamen von Süden in das Land, um Handel zu treiben; von Westen die Slaven und Finnen; vom Norden die Normannen. Sibirien schickte seine kostbaren Pelzwerke nach Tscherdyne, der blühenden Hauptstadt Permiens. Man weiß nicht, wie lange dieser Handel so fortdauerte, allein er verfiel, als Batu-Chan Bulgarien unterwarf und in Rußland einfiel.

Permien verschwand aus der Geschichte des Nordens, als es anfing, eine Stelle in den russischen Annalen zu behaupten. Seit dem 12ten Jahrhundert war es Nowogorod unterworfen; von dieser Republik wurde aber nichts dafür gethan, ihre Unterthanen, die die Götzen Voipel und Zalotaja-Baba oder das goldene Weib anbeteten, zum Christenthum zu bekehren. Moskwa sendete um 1375 dorthin einen jungen Missionär, Stephan Karp, der den Syriänen an der Wuitschegda und am Wuim das Evangelium predigte. So ward er Apostel und der erste Bischof der Permier (1383), bemühte sich 21 Jahre lang, sie zu bekehren, übersetzte das neue Testament in ihre Sprache, und erfand, um es niederzuschreiben, ein eigenes Alphabet, welches in der Folge wieder in Vergessenheit gekommen ist. Bemerkenswerth erscheint es, daß Tscherdyne und Groß Permien dem Götzendienst erst 1462 entsagten. Zehn Jahre später, 1472, wurden diese dem Scepter Iwans III Wassiliewitsch unterworfen, und unter den Städten, die in die Gewalt dieses Fürsten kamen, nennt man in Ober-Permien Jelor an der Kolva, und in Nieder-Permien Uros, Tscherdyne und andere, in welchen sich noch Spuren des alten berühmten Handels der Biarmier erhielten.

Zu derselben finnischen Branche, wie diese letztere, scheinen auch die Bulgarengehört zu haben, die lange Zeit in drei verschiedene Zweige sich theilten, nämlich in die von der Wolga, von der Kama und die kwalissischen Bulgaren oder Bulgaren vom caspischen Meere (russisch: *khvalinskoie more*). Ihr Königreich, welches sich von diesem Meere bis zu der Kama, dem Nebenflusse der Wolga, hinzog, umfaßte eine ungeheure Ausdehnung. Wenn wir sie zur finnischen Race zählen, so wird man uns einwenden, daß die Bulgaren gewöhnlich von den Schriftstellern des Orients Slaven genannt werden. Wir bemerken aber dagegen, daß die Orientalen alle Völker Slaven nannten, welche im Norden von dem oströmischen Kaiserreich und längs den riphäischen Gebirgen wohnten, und daß die südlichen Bulgaren, ursprünglich Finnen, zu einem Volke mit den Slaven verschmolzen, die man in Moesien fand, und ihre Sprache annahmen. In den russischen Annalen macht man einen bestimmten Unterschied zwischen den Slaven und Bulgaren, welche von andern finnischen Völkern überdieß auch unter sich geschieden werden; die beiden Nationen unterscheiden sich durch den Charakter, durch ihre Sitten, ihre Sprache und ihre Religion.

Die Bulgaren lebten in gutem Verhältnisse mit den Ugren und den Wessen, finnischen Stämmen, und mit den Khasaren, die man für eine Mischung von Finnen und Türken hält. Die Hunnen, ein uralisches Volk, behandelten die Bulgaren mit Schonung, vermuthlich weil sie, der Nachbarschaft wegen, sie geeignet fanden, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen; in den Worten ihrer Sprache, die als authentisch anerkannt sind, findet man unzweifelhafte finnische Elemente; die Mordwinen und Tscheremissen, Stämme derselben Race, waren beständig ihre Verbündeten oder Untergebenen. Wir bemerken noch, daß die ersten historischen Nachrichten über die Bulgaren vom Einfall der Hunnen beginnen, daß die byzantinischen Schriftsteller damals oft von Unter-Bulgarien oder Groß-Bulgarien sprechen, daß Nestor sich viel mit ihnen beschäftigt, und daß sie fast zu derselben Zeit in den Berichten der Historiker des Orients erscheinen. Ihre Stadt, welche Bräkimof die „große Stadt" nennt, und die an der Kama lag, ward von den Russen im Jahre 1164 erobert. Bulgar, wovon man noch Ruinen sieht, wird in den russischen Annalen nicht vor 1361 erwähnt, doch deuten die Medaillen, die man dort geschlagen, und die Inschriften, die man dort entdeckt hat, auf ein viel früheres Daseyn, so daß man beinahe glauben kann, Bulgar wäre die von Bräkimof genannte „große Stadt." Die Ruinen Bulgars liegen im kasanschen Gouvernement, im Districte von Spask, östlich von der Wolga unfern der Kama. Zweifelsohne war sie an der Wolga erbaut, die aber in der Folge einen andern Lauf annahm, so daß sie jetzt 9 Werste (1 1/3 Meile) von den Ruinen hinströmt. Der Zusammenfluß zweier großer Ströme, bis zu welchen dieses friedliebende Volk von den Avaren und Khasaren hingedrängt war, begünstigte seinen Handel, da es der Vermittler zwischen Europa und Asien war. Vom 11ten Jahrhundert bis zur Invasion der Mongolen, hielten es die Bulgaren immerwährend im Kriege mit den Russen; doch verweigerten diese letztern ihnen Unterstützung gegen die asiatischen Horden zu leiden, welche gegen die Wolga andrangen. Ilham, Fürst der Bulgaren, unterwarf sich dann dem Dschingis-Chan, und die Stadt Bulgar scheint darauf eine der Residenzen der tartarischen Chane geworden zu seyn. Tamerlan bemächtigte sich ihrer nach einem Siege über die bulgarischen Fürsten, und richtete dort ein schreckliches Blutbad an. Doch wurde die Stadt in dieser Epoche noch nicht zerstört, da man eine Münze hat, die 1414 in Bulgar geprägt worden ist, sondern einige Zeit später. An ihrer Stelle erhob sich die Stadt Kasan.

3) Die ugrischen Finnen. Diese Branche, von der die Ungarn stammen sollen, und die man auch wohl mit dem Namen Uiguren bezeichnet, war jenseits des Ural in Asien angesiedelt, an beiden Seiten des Flusses Ob bis zu seiner Mündung ins Eismeer. Sie war aus den Wogulen und Ostiaken zusammengesetzt. Die erstern, mit braunen, auch selbst schwarzen Haaren und eingebogener Nase, nannten sich in ihrer Sprache Mansi oder auch Mansch-Kum, die andern As-jaks. Ihre Mundart hat viel Aehnlichkeit mit der der Ungarn. Nestor erwähnt schon der „Ugri," und es erhält sich dieser Name noch bis auf den heutigen Tag in dem Titel der russischen Herrscher. Gegen das Ende des 12ten Jahrhunderts wurden die Ugrier tributpflichtig an Novogorod; im Jahre 1193 vertilgten sie ein Heer, das diese Republik gegen sie abschickte, allein einige Zeit

Digitized by Google

darauf wurden sie von neuem unterworfen. Für die Gränze ihres Landes, das von fast unabhängigen Fürsten regiert wurde, hält man in Norden Obdorien, welches, so wie andere, von ihnen abhing, und gegen Süden Sibirien, wo tartarische Khans herrschten. Iwan III Wassiliewitsch vollendete im Jahre 1483 die Eroberung Ugriens, das seit dieser Zeit an Rußland Tribut zahlte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Methodisten in den Vereinigten Staaten.

(Ein Camp-Meeting. Aus dem Tagebuch eines Reisenden.)

In seinen Göttern malet sich der Mensch!
Schiller.

Der Weg nach dem Meeting. Das Gespräch mit dem Prediger.

„No man deserves to enter the kingdom of heaven, who is not perfectly willing to be damned for the eternal glory of God;" zu deutsch: „Kein Mensch verdient ins Himmelreich einzugehen, der nicht vollkommen bereit ist, zur Ehre Gottes sich verdammen zu lassen," rief ein methodistischer Prediger aus, der mit einer Schaar Gläubigen an Bord eines Dampfbootes von Philadelphia nach Camden fuhr, um einem Camp-Meeting, d. h. einer Versammlung von Christen unter freiem Himmel, beizuwohnen, und seine frommen Zuhörer riefen einstimmig: „Blessed be Jesus!" (Gelobt sey Jesus Christus!) Amen. Es war dieß ein Seelsorger, wie es in den Vereinigten Staaten dreißigtausend gibt, die ihre Heerde weniger mit der Aussicht auf den Himmel, als mit materischen Beschreibungen der Hölle unterhalten, weil nach ihrer Meinung die Furcht vor den ewigen Strafen kräftiger wirkt, als die Hoffnung auf unendliche Seligkeit, und vielleicht auch, weil ihre schwülstige Phantasie leichter in den Höllenpfuhl hinabsteigt, als zu Gott und seinen Engeln sich erhebt.

„Ja, meine Brüder und Schwestern," fuhr der Prediger fort, „wenn auch jetzt Weltmenschen unter uns sind, die das Wort Gottes von sich weisen und unserer Frömmigkeit spotten, so wird doch gewiß die Zeit kommen, wo sich Gott an ihnen rächen wird. Dort seh' ich einen See voll brennenden Schwefels, in dem ihre Seelen gereinigt werden; ich sehe eine um die andere auftauchen, aber Christus schreitet über den See und stößt sie zurück unter den Feuerspiegel. „Blessed be Jesus!" schrien seine Zuhörer. „Amen!" Der Tag der Auferstehung kommt und mit ihm das Heulen und Zähnklappern! „Blessed be Jesus!" wiederholte die gläubige Menge. Die Spötter würden sich dann gern an uns anklammern, aber wir werden sie von uns stoßen." „Blessed be Jesus!" jauchzte die Christenschaar.

Nachdem er diese Höllenlitanei einige Zeit lang fortgebetet hatte, zog er seine Taschenuhr hervor und seufzte.

„Theurer Bruder!" rief ein alter Graukopf, „was fehlt dir." *) „Christus wartet auf uns," rief der ungeduldige Prediger, „und das Boot will nicht geschwinder gehen." Dann, als bemerkte er uns erst jetzt, ging er auf mich und meine Freunde zu und frug, ob wir wohl auch auf dem Wege Gottes nach dem Camp-Meeting begriffen seyen, oder was wir sonst dort zu thun gedächten?

Ich gestand ihm offenherzig, daß ich viel von diesen Versammlungen unter Gottes freiem Himmel hätte reden hören, so wie von der sonderbaren Art von Gottesverehrung, die dabei stattfände, und daß wir, weil Vieles davon uns unglaublich schien, gekommen seyen, uns selbst von der Wahrheit zu überzeugen.

„Das ist schön von Ihnen," bemerkte der Prediger, „vielleicht werden Sie sich an unserer Andacht erbauen; aber was erzählt man sich denn von uns, das Ihnen unglaublich vorkommt?"

„Verzeihen Sie, dieß ist nicht der Ort" — — — —

„O doch, versetzte der bescheidene Mann; ich kann Alles hören, mich schmerzt kein Spott; ich stehe zu nahe an Christus."

„Nun, wenn Sie darauf bestehen; man sagte mir, Sie beteten dort acht bis zehn Tage lang ohne Unterlaß; wütheten und tobten durcheinander, bis einige von Ihnen halb wahnsinnig in einen Stall geschleppt würden. Dieser Stall — entschuldigen Sie den Namen, aber man versicherte mich, Sie selbst hießen den Ort „the Pen" *) — sey der Aufenthalt der Verzückten, in die der Geist gefahren, und deren Seligkeit man nun nach dem Grade der Raserei schätzt, die sich durch Springen, Tanzen, Schreien und Lärmen kund thut. — Auf Weiber und Mädchen wirke diese Verzückung äußerst nachtheilig für die Gesundheit, obgleich der Enthusiasmus sie gar liebenswürdig kleidet."

„Dachte mir's doch!" rief der Prediger mit Verachtung. „Das haben Ihnen Weltmenschen von uns erzählt, die noch mit den natürlichen Augen sehen; in der Nähe Gottes sieht das ganz anders aus. Indessen „Viele sind berufen, Wenige sind auserwählt."

„Also ist es wahr, daß man die Wüthenden in einen Stall führt?" frug einer meiner Begleiter.

„Der Stall ist das Sinnbild der Demuth," bemerkte der fromme Mann, „die Wüthenden aber sind diejenigen, die der Geist Gottes bewegt."

„Und Männer und Weiber werden da in denselben Stall gesperrt?"

„Warum nicht? Wer dem Herrn ergeben ist, braucht den Teufel nicht zu fürchten." Diese Worte sprach er absichtlich laut und mit Nachdruck, so daß man sie auch auf der andern Seite des Schiffes hören konnte, und wir sahen uns in kurzer Zeit von einem Haufen handfester, obgleich bleicher und langgesichtiger Menschen umringt.

(Schluß folgt.)

*) Die Methodisten in den Vereinigten Staaten heißen sich alle untereinander Brüder und Schwestern.

Der Capitän Marryatt, welcher sich auf seiner Reise nach den Felsengebirgen einige Zeit aufhielt, hat dort einen öffentlichen Brief in die Zeitungen einrücken lassen, worin er unter Anderem bemerkt, daß er seit seinem kurzen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten nicht weniger als 500 Briefe erhalten habe, und bittet, man möchte ihm solche doch wenigstens frankiren.

*) Die Schafpürde.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 104** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Die nachgelassenen Papiere des Pickwick-Club.** (Von Charles Dickens.) — **Monsieur Jean, der Schulmeister.** (Schluß.)

Das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 323.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

19 November 1838.

Ausflüge aus Pau.

2. Lescar.

Auch dieses ist, wenn man der Tradition trauen darf, eine alte Hauptstadt von Béarn, welchem es sogar den Namen gab, denn man behauptet, hier sey das alte Venearnum gestanden. Dem alten Brevier von Lescar zufolge wählte Leontius, Bischof von Trier, Primat von Gallien, den Diaconus Julian zum Bischof von Lescar, das damals Novella hieß, und dieser verbreitete zuerst das Christenthum in Aquitanien mit besserem Erfolge. Man weiß, daß die Westgothen dem Arianismus zugethan waren; Chlodwig nahm dieß zum Vorwand, den König Alarich zu bekriegen und ihm seine Vasallen untreu zu machen; auch der Bischof von Lescar, Galaktorius, nahm Partei für Chlodwig, erlebte aber dessen Sieg nicht, denn er wurde noch vorher bei Mimizan, nicht weit vom Ocean, getödtet; dieß ist der erste Märtyrer von Béarn, und nach ihm wurde eine Capelle in der Kirche von Lescar benannt.

Die Normänner zerstörten im Jahre 815 unter vielen andern Ortschaften auch Venearnum oder Novella, oder wie es heißen mochte; die Herzoge von Gasconien, selbst aus ihrer Hauptstadt Bordeaux vertrieben, konnten den Religionsdienst nicht beschützen; die Tempel stürzten ein, die Getreuen blieben ohne Hirten, die weltlichen Edelleute bemächtigten sich der Kirchengüter. Ein einziger wandernder Bischof verbreitete Trost in mehreren Diöcesen, man nannte ihn den gascönischen Bischof, weil er in dem kleinen Orte Gascous oder Vascous in der Vicegrafschaft von Marsan eine Freistätte gesucht hatte. Aire, der vorzüglichste Bischofsitz der Novempopulania, war von Grund aus ruinirt worden. Dieser Zustand dauerte noch immer unter Wilhelm Sanzius, dem ersten, welcher gegen das Ende des 10ten Jahrhunderts den Normännern Gränzen zu setzen begann. Arsias Raca war damals gascönischer Bischof; an dem Rande eines Waldes, nahe beim Adour, hatte er den Rest seiner Heerde vereinigt; dort, unter einigen schlecht gebauten Hütten, in einer bescheidenen Capelle, — der einzigen vielleicht — welche der gottlosen Wuth der Normänner entgangen war, feierte er das Meßopfer auf einem, alles Schmuckes beraubten Altar. Aber der schwache Ton der kleinen Glocke erweckte mehr als einmal die Hoffnung in dem Herzen, das Unglück oder Verbrechen mit Verzweiflung erfüllt hatten.

Auf dem Pfade, welcher von dem Schlosse Palestrien in die Wälder am Adour führte, stiegen zwei Krieger herab, und als sie an einen Umbug gekommen waren, den ein Felsen mit einem darauf gepflanzten Kreuze bezeichnete, da setzte sich einer der beiden auf einen Baumstrunk, und schlug die Capuze des weiten braunen Mantels zurück; die ernsten, männlichen Züge des Herzogs Sanzius verriethen eine Befangenheit, deren Erklärung sein treuester und tapferster Waffengefährte, Lopoforti, der Sohn des Fortanne von Serres, mit untergeschlagenen Armen vor ihm stehend, mit ehrerbietigem Stillschweigen erwartete. Wie konnte er dem Verlangen seines Freundes und Gebieters widerstehen? er schwor ihm jeden Dienst zu leisten, den er von ihm verlangen würde. Als aber Sanzius anfing, sich über die Umtriebe des Grafen Raymond, Bruder des Vicegrafen Gaston von Béarn, zu beklagen, welche allein ihn verhinderten, den Krieg gegen die gottlosen Normänner zu beendigen, und das Gelübde einer Wallfahrt nach Santiago zu erfüllen; als er fortfuhr, zu erklären, daß der Tod Raymonds allein diesem Unwesen abhelfen könne, und daß er diesen Dienst von Lopoforti erwartete, zu welchem Ende er dem Grafen eine Bestellung an diesem Orte habe zukommen lassen, — da fuhr eine schwarze Angst in die Seele des einfachen Kriegers, der sich zwischen seiner Vasallenpflicht gegen Raymond und dem Schwure, welchen er dem Herzoge geleistet, in der Enge befand. Vergeblich waren seine Vorstellungen; der Herzog verließ ihn, mit seinem Zorne drohend, und noch stand er fast sinnlos und wie in den Boden gewurzelt, als Raymond in einiger Entfernung erschien, und, den Kopf in die Hände stützend, tiefsinnig auf einem Felsenstücke sitzen blieb. Lopoforti nähert sich ihm in einem Anfalle von Geistesverwirrung, und versetzt ihm von rückwärts einen Schwertstreich, der das Haupt vom Körper trennte. Er dachte keinen Augenblick daran, zu dem Herzoge zurückzukehren, der sich gewiß nicht als Mitschuldiger erklärt und ihn gegen die Rache der Familie Raymonds in Schutz genommen hätte. Er rannte in den Wald, von den Schrecken der began-

Digitized by Google

genen Lasterthat verfolgt, und nachdem er zwei Tage lang in der Wildniß herumgeirrt, fiel er an dem Fuße eines Baumes erschöpft und verzweifelnd zu Boden. Da hörte er den Schall des Glöckleins, welches die Christen an ihren Gott erinnert.

(Schluß folgt.)

Ueber die Völker der finnisch-uralischen Race.

(Fortsetzung.)

Es mögen nun hier einige Nachrichten über diejenigen russischen Gouvernements folgen, in welchen sich noch heutigen Tages hauptsächlich finnische Volksstämme in größerer Anzahl vorfinden, nämlich: Esthland, das Großfürstenthum Finnland und die Gouvernements Olonetz, Archangelsk, Wologda, Perm und Wiatka. — Bei den einzelnen Localitäten wird sich Gelegenheit darbieten, auf das, was wir oben generell gaben, speciell zurückzukommen.

Gouvernement Esthland.

Die Esthländer, oder um besser die eingeborne Race zu bezeichnen, die Esthen, sind Finnen, die in ihrer Sprache keinen eigenthümlichen Namen haben. Ihr Land nennen sie selbst: „Meie maa," d. h. unser Land. Von den Russen werden sie seit undenklichen Zeiten mit dem Namen „Tschuden" bezeichnet, und die Finnen kennen ebenfalls nicht den der „Esthen," welchen Europa ihnen beigelegt hat. Sie haben also diese Namen von auswärts her erhalten; Tacitus, welcher der Finnen erwähnt, hat auch zuerst die Benennung „Aestii" gebraucht. Er scheint sie für ein deutsches Volk zu halten, sie waren aber wohl, wie auch jetzt noch, Finnen.

Im Jahre 510 unserer Zeitrechnung bewohnten die Aestier noch das Bernsteinland, wie man aus Cassiodor sieht, allein wenige Jahre darauf wurden sie von den Preußen gegen Norden gedrängt, so wie es auch wirklich das östliche Ufer des baltischen Meeres in der Nähe der Slaven ist (Slavi et Aisti), wohin Eginhard in seiner Lebensbeschreibung Karls des Großen sie versetzt. — Gleichwohl breitete sich, wenn wir dem Anglo-Saxonen Wulfstan und dem Normannen Other im 9ten Jahrhundert folgen, „Eastland oder Estum" bis zur Weichsel aus. Der Name Esthland ist schon bei Adam von Bremen sehr bekannt, der ihn der ganzen Ausdehnung des Landes zwischen der Düna und der Newa beilegt. — Snorro Sturleson nennt diese Gegend beständig „Eystland" und die Bewohner „Eystur," und so ist also der wahre Ursprung des Namens, deutsch Esthland (lateinisch Estonia), oder, wie man vielleicht richtiger schreiben dürfte: Oestland, nämlich das Land in Osten, obwohl man gegen diese Etymologie Zweifel erhoben hat.

Die Finnen dieser Gegend waren Heiden bis zum 11ten Jahrhundert; erst im Jahre 1080 bekehrte sie ihr Besieger, Knut oder Canut IV, König von Dänemark, zum Christenthum, und obgleich in der Folge der deutsche Kaiser in diesem Lande, das ihm nicht gehörte, und welches sich von Zeit zu Zeit dann auch wieder unabhängig benahm, schaltete und waltete, so hörte es in der Wirklichkeit erst im Jahre 1347 auf, Eigenthum der dänischen Monarchie zu seyn, wo der König Waldemar III es an den Großmeister des deutschen Ordens in Preußen verkaufte. Dieser Orden besaß Esthland ungefähr 200 Jahre; als er aber kraftlos wurde und sank, unterwarfen sich die Städte und der Adel, welche von den Rittern schlecht gegen die immer mehr und mehr drohenden Russen vertheidigt wurden, im Jahre 1561 der Krone Schweden, welche sich dann auch Livlands bemächtigte. In seinem großen Kampfe mit Karl XII eroberte Peter der Große Esthland, und vollendete diese Eroberung durch die Einnahme der Stadt Reval im Jahre 1710. Seit jener Zeit blieb die Provinz dem russischen Scepter unterworfen und hat seinen Namen und einen Theil seiner alten Privilegien erhalten. Durch eine Ukase vom 3 Julius 1783 wurde sie zu einer Statthalterschaft eingerichtet mit fünf Districten, welche Namen trugen, die an die alte Eintheilung erinnern, nämlich: Harrien, Westharrien, Wierland, Jerven, Wiek; durch eine Ukase vom 3 December 1784 erhielten sie die gegenwärtigen Benennungen. Der District von Balta oder Baltischport wurde damals mit dem von Reval vereinigt.

Diese Provinz, begränzt im Westen vom baltischen Meer, im Norden durch den finnischen Meerbusen, im Osten vom Gouvernement St. Petersburg, im Süden durch den Peipussee und Livland, begreift, nach den Angaben von Hupel und Friebe einen Flächenraum von 324 deutschen Quadratmeilen oder 15,337 russischen Werften in sich, wovon 14,966 Quadratwerste auf das feste Land, und 907 auf die 70 kleinen Inseln kommen, die dazu gehören. Die Ausdehnung der Küste beträgt 260 Werste.

Esthland ist eine Fläche, die nur durch einige unbedeutende Höhen unterbrochen wird, welche nicht den Namen von Bergen verdienen; die ganze nördliche Küste aber ist hoch über dem Meer erhaben, und bildet, von Baltischport bis Narwa, eine Felsenmauer, an der die Wellen oft fürchterlich branden. Im Ganzen ist diese Küste sandig; andere Gegenden sind mit großen und kleinen Steinblöcken besäet, doch findet man auch gute Ländereien, mit Thon und Letteerde bedeckt. Bienenstamm (in seinem: Geographischen Abriß der drei deutschen Ostseegränzen Rußlands) schätzt das urbare Land zu den unbebauten und mit Wald bedeckten Gegenden, wie 1 zu 3. — Außerdem, daß sich Esthland zwischen dem Meer und dem Peipussee ausbreitet, ist das Gouvernement noch von 228 kleinen Seen bewässert, die keine Erwähnung verdienen, und von zahlreichen kleinen Flüssen, unter welchen die Narowa, der Ausfluß des Peipussee, zu nennen ist, obgleich er eigentlich nur die Gränze berührt. — Man findet auch einige schwefelhaltige Salz- und Mineralquellen. Von 46 Quadratwerften ist eine immer mit Wasser bedeckt. — Die Luft ist rein und gesund; das Klima jedoch streng, der Winter lang, und die Winde, die fast das ganze Jahr wehen, arten oft in starke Stürme aus. — Im Ganzen ist der Boden wenig fruchtbar; doch reichen seine Erzeugnisse für die innere Consumtion aus. Der Ackerbau ist die Hauptindustrie der Einwohner; die Hauptproducte sind der Roggen und die Gerste, dann der Hafer, weniger Weizen, Buchweizen, Hanf und Flachs, Hopfen und Tabak. Das Getreide, was man zu den nothwendigsten Bedürfnissen nicht gebraucht, wird zur Branntweinfabrication benutzt. Man pflanzt viel Ge-

Digitized by Google

müſe, die gewöhnliche Nahrung auf dem Lande; doch vernachläſſigt der Bauer die Obſtbaumzucht, und begnügt ſich mit wilden Beeren, die er überall in großem Ueberfluß findet. Die Wälder, größtentheils Nadelhölzer, doch auch viel Erlen und Birken, bedecken faſt 5000 Quadratwerſte.

Die Bevölkerung des Gouvernements beſteht hauptſächlich aus Eſthen, ein finniſches Volk, das bis zu den neueſten Zeiten in der Sklaverei lebte, und alle Fehler derſelben ſich aneignete; man beſchreibt ſie als ſehr ſorglos und unbekümmert um die Zukunft, wenig ihren Herren ergeben, halsſtarrig, unreinlich, und ohne alle Cultur. Die finniſche Mundart, die ſie ſprechen, iſt die niedrigſte der Finnen; man kennt von ihr zwei Hauptdialekte, nämlich den von Reval, den man in ganz Eſthland ſpricht, und den von Dorpat, der in Livland in Gebrauch iſt, und von welchem der von Pernau nur eine Schattirung darbietet. Alle beide haben wenigſtens den Vortheil, daß ſie leicht auszuſprechen ſind, und nicht anders geſchrieben werden, als man ſie ſpricht. Die Landgüter ſind Eigenthum der Deutſchen, ein Name, unter welchem man auch eine große Anzahl von Dänen mitbegreift; ſie bilden den Adel auf dem Lande und den Bürgerſtand in den Städten. Ferner gibt es hier eine kleine Anzahl Ruſſen, und hier und dort einige Schweden und Finnländer. — Die Bevölkerung dürfte ſich etwa auf 330,000 Individuen belaufen, ſo daß 700 Seelen auf die Quadratmeile kommen, und iſt auf 47 Kirchſpiele vertheilt, in welchen man 5 Städte, 1 Marktflecken und 563 Landgüter zählt, von welchen letztern 8 der Krone, 45 den Pfarrern, und die übrigen den Edelleuten gehören. Man rechnet gegen 50 000 Bauerfamilien. Im Jahre 1819 befanden ſich dort noch 200,944 Leibeigene, die gegenwärtig alle frei ſind.

Die herrſchende Religion iſt die lutheriſche, zu der ſich faſt die ganze Population bekennt. Die Direction des in 79 Kirchen gehörten Cultus iſt einem Provincialconſiſtorium und einem beſondern Conſiſtorium in Reval anvertraut. In den Städten findet man auch orthodoxe Griechen, Raskolniks und Katholiken.

Obgleich Eſthland wie die übrigen ruſſiſchen Gouvernements organiſirt iſt, hat es doch einen Theil ſeiner alten Conſtitution und verſchiedene Privilegien gerettet, unter andern das der freien Branntweinfabrication. Die Provinz ſteht unter dem Generalgouverneur von Riga. Sie beſteht nach der neueſten Eintheilung aus 6 Diſtricten, nämlich Reval, Hapſal, Weißenſtein, Wejenberg, Laal und Kunda. In der Provinz ſelbſt bedient man ſich noch der alten Benennungen der Diſtricte und theilt ſie in 11 ein.

Die Hauptſtadt Reval oder Revel, eſthniſch Talline, ruſſiſch Kolivan, Seehafen und Feſtung vom zweiten Rang, liegt an einer Bai des finniſchen Meerbuſens, die eine treffliche Rhede hat, unter 59° 26′ 31″ Breite und 42° 25′ 19″ Länge. Der eſthniſche Name Talline (von Tani Line) und der lettiſche Dadni Pillis dieſer Stadt heißt ſo viel wie „däniſche Stadt.“ Auch der deutſche Namen, den man undeutlich Reval oder Revel ſchreibt, iſt däniſchen Urſprungs und kommt von „Reſveln,“ Klippe (im Deutſchen Riff) her. Die Felſen, mit denen die Küſte beſäumt iſt, gaben der ganzen Provinz dieſen Namen, der ſich bis jetzt noch in ihrer Hauptſtadt erhalten hat. Darum iſt auch die richtigſte Schreibart Revel. Die Stadt wurde im Jahre 1220 von dem däniſchen Könige Waldemar II auf dem Platze gegründet, wo ſich vorher das Schloß Lyndaniſſe erhob dieſer Platz ſoll, wie man ſagt, der Dom geweſen ſeyn, eine beträchtliche Anhöhe und der höchſte Punkt der Stadt, auf dem man etwas ſpäter ein neues Schloß baute. Ueberdieß hatte Erich II ſchon 1093 das Kloſter zum h. Michael gegründet, und als 1310 der däniſche Baumeiſter Johann Kanna hieher geſchickt wurde, um die Stadt mit Wällen zu umgeben, die noch größtentheils heutzutage vorhanden ſind, wurde dieſes Kloſter ſo wie auch der Dom in ihren Umfang gezogen. Revel wurde von den Dänen ſammt der ganzen Provinz an den Großmeiſter des deutſchen Ordens verkauft, der es ſeinerſeits wieder gegen eine große Summe an den Meiſter von Livland abtrat. Die Reformation fand auch hier wie in Livland trotz der Oppoſition des Biſchofs Eingang. Die Stadt kam noch einmal unter däniſche Herrſchaft und unterwarf ſich in der Folge den Schweden. Zu dieſer Zeit war ihr Handel höchſt beachtenswerth. Am 29 Sept. 1710 gelangte Reval durch Capitulation unter den Scepter Peter des Großen. Die Gründung von Petersburg, die Nachbarſchaft dieſes und des Hafens von Riga verſetzte ſeinem Handel einen harten Schlag.

Die andern Städte Eſthlands, Baltiſchport, Wejenberg und Weißenſtein, beide mit merkwürdigen Ruinen bedeutender feſter Schlöſſer des deutſchen Ordens, und Hapſal ſind unbedeutend. Die größten der zahlreich an der Küſte zerſtreuten Inſeln ſind Worms und Dagden.

(Fortſetzung folgt.)

Literariſcher Fund über die gnoſtiſche Philoſophie.

Das Echo du Monde Savant Nr. 44 bringt einen Auszug aus einem Berichte des Hrn. Dulaurier, der von dem franzöſiſchen Miniſter des öffentlichen Unterrichts zur Unterſuchung koptiſcher Manuſcripte nach England geſchickt worden war. Er fand im brittiſchen Muſeum ein wohlbekanntes, nach dem Namen des Dr. Askow benanntes, koptiſches Manuſcript von 348 Seiten, und entdeckte, daß es eine koptiſche Ueberſetzung der „treuen Weisheit“ von Valentin, dem Haupt einer der berühmteſten gnoſtiſchen Secten, war. Das Werk iſt in dramatiſcher Form abgefaßt, indem, einer Fiction zufolge, Chriſtus nach ſeiner Auferſtehung zwölf Jahre mit ſeinen Jüngern zubrachte, und ihnen in einer Reihenfolge von Unterhaltungen die höhere Offenbarung mittheilte. Das Werk ſoll die ganze Kosmogonie der Gnoſtiker, die Theorie der Emanationen u. ſ. w. enthalten. Hr. Dulaurier hat deßhalb das ganze Werk copirt, und gedenkt es nach ſeiner Rückkehr herauszugeben.

Die Methodiſten in den Vereinigten Staaten.

Der Weg nach dem Meeting. Das Geſpräch mit dem Prediger.

(Schluß.)

Nachdem der Mann auf dieſe Weiſe ſeine Verſtärkung an ſich gezogen hatte, nahm er einen gebieteriſchen, rauhen Ton an, und begann, wahrhaft unverſchämt, uns wie Schulkinder auszufragen.

Digitized by Google

„Sie lesen wohl fleißig die Bibel," hub er an, mich vom Kopf bis zum Fuß mit den Augen messend.

„Ich glaube, hierüber bin ich Niemand Rechenschaft schuldig."

Prediger (zu den Zuhörern). Seht, er ist Niemand Rechenschaft schuldig! (Zu mir.) Und Sie gehen wohl Sonntags fleißig in die Kirche?

Ich. Das hab' ich mit meinem Gewissen zu verantworten.

Prediger. Seht doch, die Herren schieben Alles in ihr Gewissen; von Gott hört man sie nie sprechen. (Zu den Zuhörern.) Ich sehe, er ist ein ganzer Weltmann. (Zu mir.) Glauben Sie an Gott?

Ich. Wo ist der Mensch, der sagen kann, er glaubt nicht an Ihn?

Prediger (zu den Zuhörern). Seht, er gibt mir eine ausweichende Antwort. (Zu mir.) Zu welcher Confession bekennen Sie sich?

Ich. Nicht zu der ihrigen. Ich glaubte, in diesem Lande Religionsfreiheit zu finden. Wenigstens steht sie in der Verfassung. Ich sehe mich aber einem Inquisitor gegenüber, der auf die Menge seiner Glaubensgenossen pocht.

Prediger (mit Herablassung und Sanftmuth). Fern sey es von mir, Jemand mit Gewalt aus den Krallen des Satans zu retten. Fahren Sie fort, Weltmann zu seyn, aber spotten Sie nicht unseres Glaubens. Es gibt noch ganz andere Gesetze als die, welche in den gesetzgebenden Versammlungen zu Stande kommen. (Wahrscheinlich meinte er hier die Lynchgesetze.)

Ich. Das ist wahr, aber wir sind hier an Bord eines Dampfschiffes, und da gelten nur die bürgerlichen.

Prediger (zu den Zuhörern). Das kann unmöglich ein Amerikaner seyn, oder er würde mehr an die göttlichen Gesetze sich halten. *)

Ich. Ich gestehe Ihnen gern, daß ich ein Deutscher bin.

Prediger. Da wundert mich freilich Ihre Freigeisterei nicht!

Ich. Ich glaube, es herrscht in Deutschland eben so viel Religion als hier.

Prediger (zu den Zuhörern). Jetzt merkt auf, wie er sich selber fängt. (Zu mir.) Nicht wahr, Sie gehen an Sonntagen spazieren?

Ich. Allerdings.

Prediger. Die Deutschen gehen Sonntags spazieren, hört Ihr?

Mehrere Stimmen. For shame! (Welche Schande!)

Prediger. Spielen Sie nicht zuweilen mit Karten?

Ich. Und warum nicht?

Prediger. Seht, er spielt Karten!

Stimmen. Dreadful! (Fürchterlich!)

Prediger. Ein Mann wie Sie besucht wohl auch von Zeit zu Zeit das Theater?

Ich. Was haben Sie dagegen einzuwenden?

Prediger. Daß das Theater eine Sündenanstalt ist, wo lauter Lügen aufs Tapet kommen; wo sich die Schauspieler und die Zuhörer an die Vorstellung gewöhnen. Ich hoffe es zu erleben, daß alle Theater in Amerika abgeschafft werden.

Die Gläubigen. Blessed be Jesus! Amen.

Prediger (zu den Zuhörern). Hört nur weiter, das ist noch nicht Alles. (Zu mir.) Nicht wahr, Sie lieben den Tanz?

Ich. Ich bin wohl noch in den Jahren, wo dieser Geschmack entschuldigt wird.

Prediger. Pfui, schämen Sie sich, dergleichen vor christlichen Frauen auszusprechen.

Ich. Ich verstehe Sie nicht —

Prediger. Sie wollen mich nicht verstehen. Der Tanz erhitzt das Blut, steigert die Einbildungskraft und reizt zur Sünde, und nun vollends Ihr unzüchtiges Deutschtanzen!

Ich. Wir Deutsche tanzen, um lustig zu seyn, und denken an nichts als an die Musik und den Tact. Man muß eine sehr ungeregelte Phantasie besitzen, um wie Sie — — —

Prediger. Ich habe keine ungeregelte Phantasie, und weiß auch nicht, was Sie damit sagen wollen, aber ich habe hier einen kleinen Taschen-Salomon, der mich über dergleichen Dinge belehrt.

Ich. Ich besitze keine ähnliche Ausgabe.

Prediger. Da steht es schlimm um Sie. Salomon hat Alles durchgemacht, um uns die traurigen Erfahrungen zu ersparen. Ohne ihn könnt' ich gar nicht predigen.

Ich. Sie sind sehr unschuldig.

Prediger. Spotten Sie nicht, und geben Sie diesen Leuten hier kein Aergerniß. Nicht jedem hat Gott dieselbe Langmuth verliehen. (Zu den Zuhörern.) Ihr braucht ihn nicht zu strafen, dem bleibt sein Lohn nicht aus; er gehört schon jetzt der Hölle an. —

Zum Glück landete gerade jetzt unser Boot; das Läuten der Schiffsglocke übertönte den Prediger, und so wie das Seil ausgeworfen war, schlichen ich und meine Begleiter davon. Frühere Erfahrungen hatten mich belehrt, dergleichen Schwärmern, die man in Amerika beinahe überall antrifft, aus dem Wege zu gehen.

*) Ich erinnere mich hier an ein im Staate Connecticut stattgehabtes Zeugenverhör.

Richter. Kennt Ihr diesen Mann?

Zeuge. Ja, Eure Herrlichkeit.

Richter. Was wißt Ihr von seinem Charakter?

Zeuge. Er ist gut und schlimm, wie man es haben will.

Richter. Was meint Ihr damit?

Zeuge. Ich will damit sagen: gegen Gott ist er gerade, gegen die Menschen aber gedreht. (Im amerikanischen Dialekt: god ward straight but manward twistical.)

Vermischte Nachrichten.

Um den Chor von Notre Dame läuft eine Reihenfolge von Basreliefs, welche Scenen aus dem Evangelium darstellen. Man wußte, daß diese Skulpturen, welche gegen die Mitte des 14ten Jahrhunderts beendigt wurden, von Jean Leroux und Jean Boutellier, dem Neffen eines Baumeisters der Kirche, herrührten. Aber der Charakter der Figuren war ganz verschwunden unter mehrfachem Ueberfahren mit Gyps. Man hat die dicken Lagen sorgsam abgenommen, und unter dem groben Ueberzuge kleine gemalte oder vielmehr colorirte Figuren so frisch wie am ersten Tage der Malerei wieder gefunden: Gesichter, Kleidung, königliche Verzierungen u. s. w. haben noch eine ganz unbegreifliche Farbenfrische. (Pariser Blätter.)

Kürzlich sprang bei Bouffu in Belgien eine Pulverfabrik in die Luft, wo sich gerade sehr viel Pulver befand. Der Schlag war fürchterlich. Nach dem Voleur (5 November), der es vermuthlich aus einem hennegauischen Blatt entlehnte, war die Erschütterung in der Erde so groß, daß die Arbeiter eines Kohlenbergwerkes bei Mont-sur-Marchienne, das 9 Lieues von dem Orte der Explosion liegt, ganz erschreckt die Arbeit verließen und ausstiegen. Mehrere Kohlenbergwerke der Umgegend müssen feiern, weil alle Pumpmaschinen gelitten haben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 16.)

Digitized by Google

№ 16.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

An alle Buchhandlungen ist jetzt versandt:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Zehnter Jahrgang. gr. 12. cartonnirt 2 Rthlr.

Inhalt: I. Deutsches Bürgerthum in Pommern um die Mitte des 15ten Jahrhunderts. Von **F. W. Barthold.** — II. Spanien in seinem Verhältnisse zu den Staaten Europa's bei dem Uebergange der Herrschaft von dem Hause Habsburg auf das Haus Bourbon. Von **F. W. Schubert.** — III. Christoph Martin Wieland nach seiner Freunde und seinen eigenen Aeußerungen. Zusammengestellt und mitgetheilt von **K. W. Böttiger.** — IV. Bericht des Cornelius Ertenius, kaiserlichen Notars und Schreibers beim apostolischen Archiv, über die Reise des Legaten Morstius, Bischofs von Aix, um dem römischen Könige und den deutschen Fürsten die allgemeine Kirchenversammlung zu Mantua anzusagen. 1536 — 37. Aus der Handschrift herausgegeben von **W. A. Arendt.**

Im Preise herabgesetzt

sind der erste bis fünfte Jahrgang (1830 — 34) und kosten anstatt 9 Rthlr. 16 gr. zusammengenommen jetzt nur **5 Rthlr.**, einzeln jeder 1 Rthlr. 8 gr.; der sechste, siebente, achte und neunte Jahrgang (1835 — 38) jeder 2 Rthlr.

Die Beiträge lieferten: W. A. Arendt, F. W. Barthold, K. W. Böttiger, F. Förster, Ed. Gans, K. G. Jacob, H. Leo, J. W. Loebell, F. Lorenz, Fr. Passow, F. v. Raumer, R. Roepell, F. W. Schubert, J. D. F. Soltmann, Chr. L. Stieglitz, K. A. Varnhagen von Ense, J. Voigt, G. F. Waagen, L. Wachler, W. Wachsmuth, F. Wilken und J. W. Zinkeisen.

Leipzig, im October 1838.

F. A. Brockhaus.

SUBSCRIPTION

auf

Johannes v. Müllers

Weltgeschichte

in* Einem *Bande,

mit dem Bildniß des Verfassers in Stahlstich.

Das anerkannt ausgezeichnetste Geschichtswerk deutscher Zunge, **Johannes v. Müllers vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geschichten**, besonders der europäischen Menschheit, soll neu gedruckt werden. Im Begriffe, dasselbe in die Presse zu geben, glauben wir darauf aufmerksam machen zu müssen, daß diese Ausgabe, welche die beliebte Einrichtung der Ausgaben in Einem Bande erhalten soll, bedeutend wohlfeiler seyn wird, als die bisherigen. Wir hoffen dadurch diesem vortrefflichen Werke noch größere Verbreitung zu gewinnen, wie es diese in so hohem Grade verdient.

Aus diesem Grunde eröffnen wir auch den Weg der Subscription, der bis Ostern 1839 offen bleibt, bis zu welchem Zeitpunkt das Werk fertig seyn wird, nach welcher Zeit aber ein erhöhter Ladenpreis eintreten soll.

Der Subscriptions-Preis ist 4 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr. 16 gr.,

nicht 5 fl. 24 kr., wie er irrthümlich in mehreren Anzeigen bekannt gemacht worden ist.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlage der Voß'schen Buchhandlung in **Berlin** erschienen in diesem Jahre:

Erzählungen, historische und romantische, Begebenheiten und Skizzen. Nach dem Russischen des A. Puschkin, A. Bestuschew, T. Bulgarin u. Anderer, deutsch herausgegeben von Fr. Tieck. 8. broch. 1 Rthlr.

Esquirol, E., die Geisteskrankheiten in Beziehung zur Medicin und Staatsarzneikunde vollständig dargestellt. Ins Deutsche übertragen von Dr. W. Bernhard. 2 Bände. gr. 8. 4 Rthlr.

Fichte, Johann Gottlieb, die Bestimmung des Menschen. Neue Auflage. 8. geheftet 20 Sgr. oder 16 gGr.

Heinse, W., Hildegard von Hohenthal. Neue Ausgabe in 6 Heften. à 7½ Sgr. oder 6 gGr.

Hippel, T. G. v., über die Ehe. 6te Auflage. 8. 1 Rthlr.

Lessings, G. E., sämmtliche Schriften. Herausgegeben von Karl Lachmann. 12 Bände auf Velinpapier, mit Portrait in Stahlstich. gr. 8. Subscriptions-Preis 12 Rthlr.

— — Nathan der Weise. 8te Auflage. gr. 8. geheftet 25 Sgr. oder 20 gGr.

— — Emilia Galotti. 6te Auflage. gr. 8. geheftet 12½ Sgr. oder 10 gGr.

— — Minna von Barnhelm. 6te Auflage. gr. 8. geheftet 12½ Sgr. oder 10 gGr.

Spenden der Zeit. Enthaltend: neue Dichtungen von A. v. Chamisso, Cobenzl, Ferrand, Förster, v. Gaudy, Gentzel, Grumbach, Möllenbeck, Quien, Rellstab, v. Reitzenstein, Röbel, v. Sallet, Seidelmann, Smidt, und mehreren Anderen. 8. geheftet 20 Sgr. oder 16 gGr.

Ueber den Ritter Gluck und seine Werke. Briefe von ihm und andern berühmten Männern seiner Zeit. Eine historisch-kritische Beurtheilung seiner Opern-Musik. Aus dem Franz. von J. G. Stegmeier. 2te Auflage. gr. 8. geh. 1 Rthlr. 15 Sgr. oder 12 gGr.

Wolff, Prof. Fr., Vorlesungen über die Chemie für gebildete Leser aus allen Ständen. Nach Laugier's cours de chimie générale. Neue mit der ersten Aufl. gleichlautende Ausg. in 4 Heften à 15 Sgr. oder 12 gGr.

Berlin, October 1838.

Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Weidmann, F., Geschichte des ehemaligen Stiftes und der Landschaft St. Gallen unter den zween letzten Äbtstädten von St. Gallen, besonders während den Jah-

Digitized by Google

ren der helvetischen Revolution bis zur Aufhebung des Stiftes. Mit Original-Actenstücken, Correspondenzauszügen und andern Beilagen. gr. 8. St. Gallen, 1834. 1 fl. 20 kr. — 21 gGr.

Dieses als Anhang und Schluß zu von Arx Geschichte von St. Gallen zu betrachtende wichtige Werk, ehemals unser Commissionsartikel, ist nunmehr in unser Verlagseigenthum übergegangen.

St. Gallen, den 31 Julius 1838.

Huber & Comp.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Pölitz, Geh. Rath, Prof. K. H. L., die Weltgeschichte für gebildete Leser und Studirende dargestellt. Neue Ausg. der sechsten verbesserten und vermehrten Aufl., fortgeführt bis zum Jahre 1838, in 15 Lieferungen. gr. 8. 8te — 14te Lieferung geh. à ⅓ Rthlr.

☞ 1ste—7te Lieferung wurde im vorigen Jahre ausgegeben; 14te und 15te Lieferung, die neueste Geschichte, einschließlich der Julusrevolution, bearbeitet vom Prof. Fr. Bülau, ist auch als selbstständiges Werk zu betrachten.

Zeittafeln zur Geschichte von Spanien und Portugal, Frankreich, England, Deutschland, Italien; nebst statistisch-politischen Tabellen der genannten Reiche, nach den neuesten Angaben von 1837. gr. Fol. à 4 gr. — 20 gr.

Langenn, Geh. Rath, Dr. F. A. v., Herzog Albrecht der Beherzte, Stammvater des königl. Hauses Sachsen. Eine Darstellung aus der sächs. Regenten-, Staats- und Cultur-Geschichte des XV. Jahrhunderts, größtentheils aus authentischen Quellen. (Nebst Urkunden.) gr. 8 (40 Bogen.) Auf schönes Velinp. 3⅓ Rthlr.

Neue Jahrbücher der Geschichte und Staatswissenschaft, begründet von Pölitz 1828, werden auch 1839 fortgesetzt unter Mitarbeitung von 60 gelehrten Männern, vom Prof. Fr. Bülau.

Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.

So eben erschien und ist zu haben in allen Buchhandlungen:

Das Leben und Wirken des schottischen Baronett Sir John Sinclair, dargestellt von seinem Sohne. Deutsch von Dr. Boumann. 2 Theile. 8. Velinp. geheftet 3 Rthlr. 12 gr.

Wichtig für Professoren der Staatsökonomie und des Staatsrechts, für Statistiker, Landeigenthümer, größere Gutsbesitzer und Landwirthe, so wie von vielfältigem Interesse für jeden Gebildeten.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Litterarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen aus Karl August Böttigers handschriftlichem Nachlasse. Zweites Bändchen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Das erste Bändchen dieser interessanten Beiträge zur Geschichte der deutschen Litteratur erschien zu Ostern d. J. und kostet 1 Thlr. 12 Gr.; eine „Biographische Skizze Böttigers," von demselben Verfasser, 16 Gr.

Leipzig, im Julius 1838.

F. A. Brockhaus.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

URANIA.

Taschenbuch auf das Jahr 1839.

Neue Folge. Erster Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Lamartine's.

8. Auf feinem Velinp. elegant cartonnirt. 1 Rthlr. 12 gr.

Inhalt: I. **Des Lebens Ueberfluß.** Novelle von **Ludwig Tieck.** — II. **Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg.** — III. **Die Entführung.** Novelle von **Joseph Freiherrn von Eichendorff.** — IV. **Der Gekreuzigte.** Novelle von **Leopold Schefer.** — V. **Irrwisch-Fritze.** Idyll-Novelle von **Franz Berthold.**

Mit dem Jahrgang 1839 der Urania beginnt eine neue Folge, und ich erfülle daher gewiß den Wunsch vieler Freunde dieses Taschenbuchs, wenn ich die noch vorräthigen neun Jahrgänge 1830 — 1838, die im Ladenpreise 18 Rthlr. 6 gr. kosten,

zusammengenommen für 4 Rthlr. 12 gr., einzelne Jahrgänge aber für 16 gr. ablasse.

Diese Jahrgänge enthalten Beiträge von W. Alexis, G. Döring, J. von Eichendorff, F. von Heyden, V. Hugo, W. Martell, C. Mbrite, A. Oehlenschläger, Posaarn, P. J. von Rehfues, L. Rellstab, C. F. von Rumohr, A. von Sartorius, L. Schefer, Johanna Schopenhauer, G. Schwab, E. Scävola, A. von Sternberg, F. Voigts, besonders aber acht Jahrgänge Novellen von **Ludwig Tieck**, die zu den ausgezeichnetsten Leistungen dieses Dichters gehören dürften.

An Kupfern enthalten diese Jahrgänge außer schönen Bildnissen von Uhland, Cornelius, Oehlenschläger, Dannecker, Zelter, Teaner, Auber, A. von Humboldt, Zedlitz und sechs Darstellungen zu Bürgers Gedichten, 45 Stahlstiche nach ausgezeichneten Gemälden deutscher, französischer und englischer Künstler.

Leipzig, im October 1838.

F. A. Brockhaus.

---

24 Holzschnitte zu Schillers Werken.

Preis 1 fl., in 4 Lieferungen je zu 15 kr.

Der Beifall, dessen sich unsere neueste Ausgabe von

Schillers sämmtlichen Werken in 12 Bänden kl. 8.

zu erfreuen hat, veranlaßt uns, dem seit mehreren Jahren vorbereiteten und demnächst zur Publication reifen Unternehmen

einer Ausgabe

sämmtlicher Werke Schillers,

illustrirt mit Holzschnitten

nach Zeichnungen der ersten Künstler Deutschlands

eine kleinere Reihenfolge von 24 Holzschnitten im Format der neuesten Ausgabe, und besonders für diese gefertigt, vorauszugeben zu lassen.

Sämmtliche Zeichnungen und ein Theil der Stöcke liegen bereits fertig vor; die Ausgabe wird in vier Lieferungen vor Schluß dieses Jahres noch vollständig erfolgen.

In Wohlfeilheit des Preises schließt sich die Illustration der Ausgabe selbst vollkommen an.

Die Lieferung von sechs Holzschnitten kostet nur 15 kr. oder 4 gr., die 4 Hefte zusammen also nur 1 fl. oder 16 gr.

Stuttgart und Tübingen im October 1838. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Historisch-kritische

Darstellung des Streites

über

die Einheit oder Mehrheit der venerischen Contagien,

von Dr. Friedrich Oesterlen.

Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Die medicinische Facultät zu Tübingen wurde durch die noch herrschende Dunkelheit dieser Sache veranlaßt, im Jahre 1835 eine Preisaufgabe zu stellen, worin sie eine Erörterung des Streits über die Einheit oder Verschiedenheit des Tripper- und Chanker-Contagiums und des Verhältnisses der Pseudosyphilis zu diesen Contagien verlangt. Die Beantwortung des Verfassers erhielt den Preis; nachdem sie weiter ausgeführt und verbessert worden, legt er sie nun der Beurtheilung des ärztlichen Publicums vor.

Wenn die Geschichte irgend einer Krankheit und der verschiedenen Lehren darüber geeignet ist, zu zeigen, wie wenig die meisten Aerzte im Stande sind, aus ihren sogenannten Erfahrungen gründe Vernunftschlüsse folgerichtig abzuleiten, so ist es der Streit, dessen Darstellung wir uns zur Aufgabe gemacht haben.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Digitized by Google

Der

ansübende Landwirth

oder

die praktische Landwirthschaft auf ihrem jetzigen Standpunkte

von

Low und Jacobi.

5 Lieferungen. 1 Rthlr.

ist so eben an alle Buchhandlungen versandt:

Die 4te und letzte Lieferung mit Haupttitel, Vorrede, Inhaltsverzeichniß und dem Rest der Abbildungen erscheint in einigen Wochen.

Leipzig, im October 1838.

A. Wienbrack.

In der Unterzeichneten ist erschienen, durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Die

Eisenbahnen

im Vergleiche mit

den Wasserstraßen

von **Michael Chevalier.**

Auf Befehl Sr. Majestät des Königs von Würtemberg

aus dem Französischen übersetzt von

Friedr. Ludw. Lindner.

8. in Umschlag geheftet. Preis 24 kr.

Zu einer Zeit, wo der Wunsch, überall Eisenbahnen anzulegen, fast zur Leidenschaft geworden, verdient eine Schrift, in welcher diese Angelegenheit unparteiisch, mit ruhiger Berechnung, untersucht wird, die Aufmerksamkeit des Publicums. In der Abhandlung des Hrn. M. Chevalier, die hier in deutscher Uebersetzung erscheint, werden die verschiedenen Interessen erwogen, deren Förderung die neue Gründung beabsichtet, in Bezug auf andere Transportmittel werden die Resultate einander gegenübergestellt, wodurch die Beurtheilung eine sichere Basis erhält. — Daß diese lehrreiche Schrift auf Befehl Sr. Majestät des Königs übersetzt und gedruckt wurde, ist ein abermaliger, in unsern Tagen zweifach erfreulicher Beweis von der Aufmerksamkeit des erhabenen Beschützers der Industrie auf Alles, was die Zeitbedürfnisse zu regeln und so mit Sicherheit zu befriedigen geeignet ist. Die Rücksicht auf diesen Umstand wird die öffentliche Theilnahme an der Schrift unstreitig erhöhen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Betrachtungen

über das

Gebet des Herrn.

8. brosch. Preis 45 kr. oder 12 gr.

Die Absicht des Verfassers war, die Einwirkung der Glaubensformen auf das äußere Leben, die Verhältnisse der Regierungsformen zur Menschheit, und die Stellung der verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft zu einander in versöhnendem Sinne zu besprechen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Weihnachtsbücher.

In der Litterar. artist. Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schön - Rösle in.

Ein Mährchen,

erzählt von

Guido Görres,

gezeichnet von

Franz Graf v. Pocci.

In Holz geschnitten von H. Neuer.

Als Anhang einer Nummer der Allgem. königl. Hof-Rosenzeitung,

mit Vignetten.

Ausgabe Nr. 1 einfach cartonnirt 1 fl oder 16 gr.
" " 2 in buntem Umschlag carton. 1 fl. 24 kr. oder 23 gr.
" " 3 in buntem Umschlag mit Gold carton. 1 fl. 30 kr. od. 1 Rthlr.

Das Mährlein von Sneewittchen,

mit Bildern

den

Kindern gewidmet,

von

Franz Grafen v. Pocci.

Geheftet. Preis 36 kr. rhein. oder 8 gr.

Hänsel und Grethel,

ein Mährlein mit Bildern

von

Franz Grafen v. Pocci.

Geheftet. Preis 27 kr. oder 6 gr.

Das lustige Mährlein vom kleinen Frieder mit seinem Vogelrohr und seiner Geige.

mit Bildern

von

Franz Grafen v. Pocci.

Geheftet. Preis 24 kr. oder 6 gr.

Ein Büchlein für die Jugend.

Enthaltend: Die Legende von Placidus und seiner Familie, das Mährchen vom Marienkind, die Volkssagen vom Untersberg, nebst vielen andern erbaulichen und ergötzlichen Historien.

Vom Verfasser des Volksbüchleins.

Preis geheftet 1 fl. 30 kr. od. 1 Rthlr.

In der Unterzeichneten sind erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Blüthen aus Jakob Böhme's Mystik.

Von

Dr. Wilh. Ludw. Wullen.

Velinpapier in Umschlag brosch. Preis 1 fl. oder 16 gr.

Der Herausgeber, bekannt durch seine frühere Schrift über Böhme, welche, wie Gustav Schwab in den Heidelberger Jahrbüchern urtheilt, die strengwissenschaftliche Seite dieses tiefen, gewaltigen Geistes meisterhaft darstellt, gibt in dieser Sammlung Bilder aus der reinsten und lichtersten Weltanschauung des Weisen von Görlitz. Sie hat den Vorzug, daß sie ihren Inhalt nicht zufällig aneinanderreiht, sondern ihn kunstreich gliedert, und zu einem schönen Ganzen abrundet, das von den tiefsten Blicken in die Geheimnisse des Gemüthes durchleuchtet wird. Man darf deßhalb wohl sagen, daß mit ihr der Herausgeber seinen Zweck, dem lange verkannten, weil nicht genug erkannten, großen Genius ein Denkmal zu setzen, gründlicher erreichen wird, als der Britte, welcher ihm gegenwärtig auf seinem Grabe in Görlitz einen Marmorstein errichten läßt.

Stuttgart und Tübingen, Juniust 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Knapp's evangelischer Liederschatz.

In der unterzeichneten Verlagshandlung ist erschienen und durch alle guten deutschen und schweizerischen Buchhandlungen zu haben:

Evangelischer Liederschatz
für Kirche und Haus.

Eine Sammlung geistlicher Lieder aus allen christlichen Jahrhunderten, gesammelt, systematisch geordnet und nach den Bedürfnissen unserer Zeit bearbeitet von

M. Albert Knapp,

Zwei Bände in großem Median-Octav, zusammen 1650 Seiten mit 3590 Liedern, einer Abhandlung über das Kirchenlied und 4 Registern, nämlich einem biographischen, alphabetischen, Melodien- und Spruchregister.

Preis: für 1 Exemplar auf weißem Druckpapier 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.
für 1 Exemplar auf weißem Velinpapier 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 gr.
Freiexemplare bei 50 zwei und bei 100 fünf.

Der Verfasser suchte in dieser umfassenden Sammlung es der evangelischen Kirche Deutschlands thatsächlich vor Augen zu legen, was sie an guten geistlichen Liedern besitze, und dadurch einen Beitrag zu der so wünschenswerthen Gestaltung eines deutschen evangelischen Nationalgesangbuchs zu geben. Zu dieser Arbeit bewog ihn vorzüglich die große Dürftigkeit der meisten Kirchengesangbücher, und der Blick auf die verkehrten Grundsätze, wornach viele derselben gefertigt sind, — sodann aber auch der innige Wunsch, in jeder deutschen evangelischen Familie ein recht vollständiges, gediegenes und allen Bedürfnissen genügendes geistliches Liederbuch zu sehen, das in Freude und Leid ein ächter Hausschatz wäre. Daher wurden nicht allein die sämmtlichen evangelischen Kernlieder, sondern auch viele hundert andere, meist verschollene oder ganz unbekannte Gesänge in zarter, den billigen Forderungen des Christengeschmacks entsprechender Bearbeitung aufgenommen, also, daß bloß die Sprachfehler, Sprachhärten und alte unpassende Bilder entfernt, das Gepräge der Lieder selbst jedoch und der einfache evangelische Geist unverkürzt gelassen wurden. Das Ergebniß hiervon dürfte dieses seyn, daß eine bedeutende Zahl bisher wenig beachteter Lieder den bekannteren Kernliedern nun würdig zur Seite steht, und der brauchbare Liedervorrath der deutschen Kirche einen ansehnlichen Zuwachs gewonnen hat.

Die unterzeichnete Verlagshandlung hat nicht nur für schönen, auch älteren Augen leserlichen Druck, und gutes, dauerhaftes Papier gesorgt, sondern auch den Preis auf's niedrigste gestellt, damit dieser umfassende Liederschatz ein wahres Volksbuch werden und auch in die Häuser der Unbemittelten den Weg finden könne. Möge diese redliche Absicht durch Mitwirkung vieler Freunde des evangelischen Christenthums wohlwollend und kräftig befördert werden. —

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Allen Freunden und Verehrern des um die Pferdezucht und Thierarzkunde hochverdienten Hrn. Majors v. Tennecker wird es eine angenehme Nachricht seyn, wenn sie erfahren, daß dieser würdige Veteran sich entschlossen hat, unter dem Titel:

Erinnerungen aus meinem Leben.
Zum Theil Studienbilder
für
Cavallerieofficiere, Stallmeister, Bereiter, Pferdeärzte, Pferdezüchter, Pferdehändler und jeden Kenner und Freund der Pferde
von F. v. Tennecker.

8. Altona, Hammerich. 1r Band geb. 1 Rthlr.

ein Werk herauszugeben, welches die Erfahrungen seines vielbewegten Lebens enthalten soll. **Der erste Band ist bereits erschienen,** und in sämmtlichen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz und Dänemarks zu haben.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Geschichte der Amazonen
von **Dr. Friedrich Nagel.**
Mit einer Abbildung und einer Karte des Amazonen-Landes.

Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Dieses Werkchen umfaßt auf wenigen Bogen Alles, was uns die classischen Schriftsteller des Alterthums über diese höchst interessanten Frauen aufbewahrt haben. Unsere reiche archäologische und historische Literatur besitzt kein Werk, das die Geschichte der Amazonen vollständig behandelt; hier wird der Gelehrte wie der Ungelehrte, der Künstler wie der Kunstfreund gleiche Befriedigung finden. Was wir bisher mit Mühe aus den umfassenden archäologischen, mythologischen und artistischen Werken von Böttiger, Kreuzer, Tischbein, Winckelmann u. A. zusammenlesen mußten, ist hier, in freundliches Gewand gekleidet, zu einem Ganzen vereint, das gewiß der Wißbegierde des gelehrten Forschers und des neugierigen Lesers nur willkommen seyn wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen:

Reden und Vorträge
über
Gegenstände aus dem Gebiete
der
Naturforschung
von
Karl Fr. Ph. v. Martius.

8. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Inhalt: Reden zu Linné's Gedächtniß. — Ueber den philosophischen Gedanken in Linné's Werken. — Aus Linné's Rede vor dem Könige von Schweden. — Die Stufenalter des Menschenlebens. — Vom magischen Einflusse der Natur auf den Menschen. — Die Leiden und Freuden des Naturforschers. — Linné'sche Liturgie und Litanei. — Vier Vorträge über die Metamorphose der Pflanzen. — Die Seele der Pflanzen. — Die Unsterblichkeit der Pflanze. — Die Anforderung der Zeit an den Naturforscher.

Der Hr. Verfasser behandelt hier mehrere Gegenstände von hohem allgemeinem Interesse. Seiner Darstellung liegt überall eine begeistigende Ansicht von der Natur zum Grunde, und er sucht die Beziehungen zwischen der physischen und moralischen Welt hervorzuheben.

Der Erlös des Werkchens ist für die Unterstützung von Waisen an der Cholera Verstorbener bestimmt.

Stuttgart u. Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Nr. 324.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 November 1838.

Ueber die Völker der finnisch-uralischen Race.

(Fortsetzung.)

Das Großfürstenthum Finnland.

In der schwedischen, also der officiellen Sprache dieser Gegend, heißt die Provinz Finnland. In finnischer Sprache heißt das Land „Suomen-maa," d. h. Land der Seen oder Sümpfe, von Suo, See oder Sumpf, und maa, Land; — der Eingeborne nennt sich Suomalainen, in der Mehrzahl Suomalaiseth. — Wie es mit dieser Ableitung auch sich verhalten möge, werden wir doch in Zukunft: Suomen, die besonders so genannten Finnen Finnlands nennen, um sie einestheils von den Finnländern im Allgemeinen, von den Schweden, Russen und Andern zu unterscheiden; andererseits aber von den Esthen, Ingriern oder Ischoren, die auch Finnen sind.

Die Suomen, Anhänger der Vielgötterei bis zum 12ten Jahrhundert und noch später, scheinen während der ersten zehn Jahrhunderte unserer Zeitrechnung in Unabhängigkeit gelebt zu haben. Saxo Grammaticus zählt eine Reihe ihrer Könige im Kriege mit Schweden her; doch sind diese Namen unglaubwürdig, da sie für die finnische Sprache ganz fremd klingen. Die Suomen machten sich ihren Nachbarn durch Seeräubereien und durch kühne Einfälle furchtbar. Schweden hatte viel von ihnen zu leiden, und es scheint, daß es viele Mühe gekostet hat, sie zu unterwerfen; doch war Schwedens Herrschaft nicht von Dauer, da es ihr schwer fiel, sich auf vielen Punkten zugleich zu befestigen, und sie ein Gegengewicht in der Macht der Republik Nowogorod fand, welche sich, nach Unterwerfung der Tschuden und Ischoren, bis zu den Karelern und theilweise zu den Jemen ausbreitete, und selbst die Kainen in den nördlichsten Gegenden berührte. — Das Rauben und Plündern dauerte immer fort, und die wilden Suomen verharrten in ihrem heidnischen Götterglauben; der heilige Erich entschloß sich, sie zu bekehren, und der Bischof von Upsala folgte ihm auf seinem Kreuzzuge. Die Schweden landeten 1157 an der Südwestküste Finnlands, und es scheint, daß die Bekehrung anfangs nicht mit ernsten Hindernissen zu kämpfen hatte. Die erste Kirche erhob sich in Rädämäki, unfern von Abo. Da mußte Erich 1160 in sein Königreich zurückkehren; der Bischof von Upsala fiel als Märtyrer seines brennenden Bekehrungseifers, und ein Angriff der Schweden auf den Ladogasee bewog Nowogorod, die finnländischen Völker gegen sie zu unterstützen. Dessen ungeachtet widerstand der religiöse Eifer der Colonisten und der durch päpstliche Bullen angefachte Muth der Bischöfe allen Gefahren, und als zu Ende des 12ten Jahrhunderts Abo (lies Obo), ihre erste Stadt, geplündert wurde, erwarteten sie nur den Rückzug des Feindes, um sie wieder zu erbauen. Der heilige Vater regte zu ihren Gunsten den Eifer der Christenheit auf, und bewog den Orden in Livland, sich gegen die schismatischen Russen (infideles Ruthenos) zu rüsten; ein wirksamerer Erfolg gegen diese war der Einbruch der Mongolen, welche die Aufmerksamkeit Nowogorods, das für seinen Handel zu befürchten anfing, vom Norden ablenkten. Gleichwohl vernachlässigte diese Republik die Vertheidigung ihres Gebietes nicht, als ein christlicher Kreuzzug an der Newa anlangte, um sich von da nach Finnland zu begeben; der Sieger bei diesem Angriffe, Alexander Newski (1240), machte dadurch seinen Namen in den russischen Annalen unsterblich. Dessen ungeachtet aber verloren die Schweden nicht den Muth; die Eroberung Finnlands war bei ihnen ein Nationalwunsch geworden, und keine andere Unternehmung bot den Ehrgeizigen eine solche Aussicht auf Ruhm und Volksgunst dar. Der Schwager des Königs und erster Jarl des Reichs, Birger Magnusson, aus der Familie der Folkunger, wollte sich dadurch eine Stufe bauen, über welche er zum Throne gelangen könnte, und es gelang ihm. Im Jahre 1249 machte er eine Landung in Finnland, Angesichts der Insel Aland (Oland) und gründete unter den Tavasten, die auch noch Heiden waren, das Schloß Tawastborg, das in der Folge Tawastehuus genannt wurde. — Um die Bekehrung der Besiegten zu beschleunigen, gebrauchte er das Schwert und andere Grausamkeiten. Ein Jahr genügte, um das Christenthum hier festwurzeln zu lassen, und diese Eroberung Schweden zu sichern. Torkel Knutson, Vormund Birgers II, setzte das Werk des Großvaters seines Königs fort, zog 1295 in Karelien, wohin noch niemals die Schweden gelangt waren, ein, und gründete Wiborg. Kerholm scheint die dritte in Finnland erbaute Stadt gewesen zu seyn.

Digitized by Google

Aufgeschreckt durch die Fortschritte der Schweden, gereizt durch ihre vielfältigen Angriffe gegen den Ladogasee und durch ihre Absicht, sich an der Newa festzusetzen, bemühte sich die Republik Nowogorod, sich von einer so lästigen Nachbarschaft zu befreien, und schickte mehrere Abtheilungen von Schiffen nach dem südlichen Ufer von Finnland an die Mündung des Kumo und der Polnaia (Aura); im Jahre 1318 zerstörten sie Abo und Kuusto, das Schloß, wo der Bischof residirte; auch Wiborg fiel in die Hände der Russen. Doch diese, umgeben von Feinden im Süden und Westen, beeilten sich ihre Gränzen in Nordwest zu sichern, und glaubten diesen Vortheil nicht zu theuer zu erkaufen, wenn sie förmlich durch einen zu Orockowetz 1323 geschlossenen Vertrag den Schweden das Land, um das man stritt, abtraten. Man kam überein, daß die Gränze zwischen den contrahirenden Staaten von der Mündung der Sestra in den finnischen Meerbusen beginnen, an diesem Ufer emporsteigen, die Wuoxa überspringen, den District von Kerholm durchschneiden und von da sich nach Nordwest gegen Kajana wenden sollte, bis zum norwegischen Lappland. Den Statthalterschaften Abo, Tavastehuus und Wiborg fügten die Schweden auch noch die Districte von Savolax, Jäkis und Euripää hinzu. Das Christenthum verbreitete sich allmählich über das ganze Land, und der Bischof von Abo, dessen Sitz eine prächtige Kathedrale schmückte, erkannte nur noch dem Namen nach die Oberhoheit des Erzbischofs von Upsala an.

Es würde zu weit führen, die folgenden Schicksale Finnlands weiter zu detailliren, seine neuen Feindseligkeiten mit den Russen, sein Loos zur Zeit der Kalmar'schen Union, den Antheil, welchen es an den innern Streitigkeiten zwischen den beiden Branchen des Hauses Wasa nahm und seine folgende Zunahme bis zur Zeit Peters des Großen. Man gab ihm anfangs den Titel eines Herzogthums und in der Folge den eines Großfürstenthums, ließ einigemal eine Ständeversammlung zusammentreten, wenn der König neue Auflagen für gut fand, und seit 1363 nahm Finnland durch seine Deputirten auch Theil an der Wahl der Könige von Schweden. Nie genoß es aber eine Unabhängigkeit; Schweden bürdete ihm seine Gesetze und richterliche Organisation auf, und in allen Verhältnissen wurde die Colonie wie die Metropole behandelt. Dessen ungeachtet riß es sich zweimal auf kurze Zeit los; das erstemal im Jahre 1337, als Erich, der von seinem Vater Magnus Finnland zum Lehn erhalten hatte, durch die Schweden vom Thron gestoßen wurde, und alsdann 1561 unter Johann, dem zweiten Sohne des großen Gustav Wasa, der bei der Theilung das Herzogthum erhalten hatte, und, obgleich vergebens, versuchte sich von dem Scepter seines Bruders unabhängig zu machen. Die schwedische Herrschaft behielt die Oberhand, und sah darauf, daß Finnland in allen, nicht nur in weltlichen, sondern auch in geistlichen Angelegenheiten dem Beispiele Schwedens folgte. Kaum hatte Schweden die Lehre Luthers angenommen, als auch die Finnländer sich schon zu ihr bekannten und Martin Skytte, Haupt der protestantischen Kirche, sich im J. 1528 sich zu Abo niederließ.

Die Schweden, Herren von Finnland und Estland, benützten die Unruhen, welche nach Erlöschung des Stammes Rurik's Rußland zerrissen, um sich noch des zwischenliegenden Landes zu bemächtigen, welches die Provinzen trennte, nämlich Karelien und Ingrien; nach dem Frieden von Stolbowa, den 27 Febr. 1617, war dieses Ziel erreicht, und Rußland lange Zeit in Verbindung mit Nowogorod Herr des Handels des ganzen nördlichen Europa's, sah sich jetzt vom Meere abgeschnitten. Diese unterbrochene Verbindung wieder herzustellen, war die große Aufgabe für Peter den Großen, und es ist bekannt, mit welchem Muthe und welcher Aufopferung er dieß ins Werk setzte. Nach der Gründung von St. Petersburg schien es ihm unumgänglich nothwendig, so weit wie möglich von seiner theuern Stadt die Gränzen dieser furchtbaren Schweden, die für den Zaar die Meister in der Kriegskunst waren, zurückzuschieben. Er that es im Süden und Norden, überfiel Karelien, nahm Wiborg und Kerholm und setzte diesen Krieg mit Lebhaftigkeit fort, als sein großer Sieg bei Pultawa ihm einige Freiheit zu handeln verlieh. Der Friede von Nystadt (30 August 1721) sicherte ihm seine Eroberung, und um die beiden genannten Städte und ihre Districte für sich zu erhalten, gab er den Schweden das übrige Finnland zurück. Damals gehörte ganz Karelien zu Rußland; es bestand aus dem südlichen Theile von Ingrien und dem nördlichen, der von da an das russische Finnland oder das seitdem sogenannte Alt-Finnland bildete, zu welchem durch den Frieden von Abo (7 August 1743) noch Savolax mit den Festungen Nyslott, Frederikshamn und Willmanstrand hinzukam, so daß der Fluß Kymene die Gränze bildete. Nach einem glücklichen Feldzug und dem Frieden von Frederikshamn (5/17 Sept. 1809) fiel auch noch der Rest Finnlands an Rußland; die zu Borgo versammelten Stände huldigten dem Kaiser Alexander I als Großfürsten. So waren nun alle Finnen, mit Ausnahme der Magyaren unter russischem Scepter vereinigt. Um die Treue seiner neuen Unterthanen zu belohnen, trennte der Kaiser das wiborgsche Gouvernement vom Kaiserreiche und bestätigte es als Großfürstenthum innerhalb der alten Gränzen, die es vor dem Frieden zu Nystadt besessen hatte. Das russische Gouvernement, welches man sowohl für Finnland wie auch für Wiborg eingesetzt hatte, hörte auf, und die schwedische Eintheilung in Statthalterschaften oder Laens trat wieder in Kraft, mit Vorbehalt einiger leichten Modificationen, welche durch die kaiserliche Ukase vom 21 März (5 April) 1831 hinzugefügt wurden, und die Grundlage der jetzigen Eintheilung bilden.

(Fortsetzung folgt.)

Ausflüge aus Pau.

2. Lescar.

(Schluß.)

Lopoforti vertraute sich dem Bischof Raca und erhielt von ihm ein Kredenzschreiben nach Rom. Der Papst legte ihm auf, sich für den Rest seines Lebens in eine Einöde zurückzuziehen und Buße zu thun. Einige Monate später sah man ihn, wie er in seinem Büßerkleide, von Sanzius und dessen Frau Urraca begleitet, in das Innere eines dichten Waldes zu einer kleinen, Johann dem Täufer geweihten Kirche wanderte, die sich an einer

Digitized by Google

wegen der vielen Wasser „las Courrès" genannten Stelle befand. Der Herzog und seine Gemahlin, um das in den Capitularien als Strafe des Mordes vorgeschriebene Wehrgeld gewissermaßen abzuthun, stifteten hier ein reichlich begabtes Kloster, dessen erster Abt Loposorti wurde. Dieß fiel um das Jahr 980 vor; die neue Kirche nahm den Titel von Notre Dame de Lescar (Lascourres) an, und dieser Name blieb auf dem Bisthum und der Stadt, welche Sanzius oder nach andern Centull IV (seit 1058) an dieser Stelle, die man für die des römischen Venearnum hält, erbaute. Die Bischöfe von Lescar und Oloron haben in der Geschichte von Beorn eine bedeutende Rolle gespielt; einer der berühmtesten ist Guy von Lescar, welcher auch wie andere geistliche Vasallen zu Felde zog und sich unter Gaston III (1131) bei der Belagerung von Saragossa gegen die Mohren auszeichnete. Von ihm rührt der Boden von eingelegter Marmorarbeit her, der den Chor ziert und wovon im April 1808 einige wohlerhaltene Stücke, ein Jäger, der einen Bären mit einer Lanze tödtet, und andere Bilder von Kriegern, Thieren, Pflanzen, zum Theil in Naturgröße, entdeckt worden sind. Die Asche Guy's wurde 1570 von den Soldaten Montgommery's in den Wind gestreut. Die Statue des Herzogs Sanzius zu Pferd und en Relief, in einer Mauer der Kirche Saint Julien in der untern Stadt, welche diese Horden bei der Zerstörung der Kirche verschont hatten, wurde im J. 1822 weggeschafft.

Die Kathedralkirche von Lescar ist es vorzüglich, was die Neugierigen hieher zieht, sie ist eines der schönsten Denkmäler der romanischen Bauart, welche freilich etwas plump, breit und niedrig ist, und in welcher der Halbzirkel die Ogive ersetzt. Die Regierung, welche seit dem Ministerium Guizot einige Aufmerksamkeit auf die Alterthümer Frankreichs verwendet, sollte eine Summe zur Herstellung oder vielmehr Reinigung dieses Denkmales unter einer verständigen Leitung bestimmen. Nicht als ob diese Kirche vernachlässigt wäre, denn obgleich ihre Einkünfte nur 400 Franken betragen, so hat man Mittel gefunden, die Pfeiler weiß und gelb anzustreichen, eine Capelle ganz zu vergolden und einen vergoldeten Hängleuchter mit Trauben, Aehren und Birnen als Symbole des Zehents machen zu lassen; die Bearneser thun sich auf diese zwei Arbeiten ihres Benvenuto Cellini, in französischer Sprache Mr. Straudet genannt, nicht wenig zu Gute. Auch arbeiten die Zimmerer recht fleißig, um den erwähnten Mosaikboden, der noch größtentheils mit Erde verklebt ist, völlig mit einem hölzernen Gerüste zu überdecken, auf welchem die Chorstühle ihren Platz finden werden; diese letztern, eine schöne antike Arbeit, können zum Glück auch zu modernem Schmucke dienen. Die Leichencapelle, wo mehrere béarnesische Fürsten begraben sind, und überhaupt die unterirdischen Gänge, von deren Existenz man sich durch den hohlen Schall des Bodens überzeugen kann, sind ganz vernachlässigt. Das Portal, aus concentrischen, immer tiefer einwärts gehenden Halbbögen zusammengesetzt, sieht einer großen Nische ähnlich; man steigt über einige Stufen auf einen kleinen, abhängigen, schlecht gepflasterten, und zu beiden Seiten mit ein paar finstern Bogengängen, auf welchen eben so altväterische Häuser ruhen, umgebenen Platz herab, welcher so wie ein kleiner seitwärts an der Kirche angelegter Spaziergang zur populären Feier des Patronalfestes dient. In der untern Stadt liegt das Seminarium, ein prächtiges Gebäude, das vor einiger Zeit eine Kattunfabrik beherbergte und nun ganz verlassen in Ruinen fällt. Zwei oder drei moderne Häuser auf Punkten, welche eine schöne Aussicht gewähren, und eben so viele ältere Gebäude, die wahrscheinlich der Sitz adeliger Familien gewesen, dann die Reste alter starker Thürme, wo man vielleicht mit Erfolg nach Alterthümern graben könnte, das ist alles Merkwürdige, was man außer der Kirche sehen kann; man muß dabei nicht vergessen, daß die Lage des Städtchens auf einem Hügel mit der Kirche auf der Höhe und dem Seminarium am Fuße desselben, in einer Ausdehnung, welcher freilich die heutige Bevölkerung (etwa 2500 Seelen) nicht mehr entspricht, einen amphitheatralischen und feierlichen Anblick gibt, und Lescar unter andern herabgekommenen Hauptstädten noch immer einen interessanten Platz anweist. Die Gegend von Lescar, mit Hügeln und Bächen abwechselnd, ist freundlich; der Weg von Pau hieher beträgt ungefähr 5 Viertelstunden zu Fuß, und ist, fast ununterbrochen von Häusern begleitet, angenehm; man kommt zuerst durch den Ort Billare, wo Heinrich IV gesäugt wurde, und wo er der Hochzeit seines Milchbruders beiwohnte, dann durch den Flecken Lons mit artigen Häusern und ehemals auch mit einem schönen Schlosse, das während der Revolution zerstört wurde; endlich noch eine starke Viertelstunde weiter leitet ein breiter Weg rechts von der Straße ab und stellt den Wanderer mit dem Angesicht gegen die Stadt, welche er besuchen will.

Chronik der Reisen.

Schreiben Hrn. Roberts, Mitglied der wissenschaftlichen Expedition nach Spitzbergen.

Kaasfiord, den 29 August 1835.

Wir gingen am 15 Julius von Hammerfest nach Spitzbergen ab. Unsere Ueberfahrt, anfangs unter schlimmen Aussichten, gehörte unter eine der glücklichsten. Die großen Eisbänke sahen wir nur von fern, und erst in der Nähe der Küste von Spitzbergen stießen wir auf einige kleinere. Acht Tage später bot sich ein ganz neues Schauspiel unsern Augen dar: es waren dieß Gebirge, die gleich den Spitzen der Thürme Hamburgs emporstarrten, bedeckt mit Schnee und von allen Seiten mit unermeßlichen Eismassen umgeben, gebirgsähnliche Gruppen von Eisschollen, die sich mit jedem Augenblick ablösen und mit furchtbarem Getöse in das Meer stürzen, das von Seekälbern, Seekühen, von Massen von Seevögeln und ungeheuren Wallfischen bewohnt ist, die ganze Wassersäulen mit dem Tosen eines Dampfkessels in die Lüfte senden — alles dieß erfüllte uns bei unserer Einfahrt in den tiefen Golf von Spitzbergen mit Staunen.

Im ersten Augenblick erschien uns Spitzbergen prachtvoll und von den riesenhaftesten Schöpfungen der Natur belebt, allein die Stille des Todes herrschte auf der Rhede von Bell Sound, wo wir auf der russischen Niederlassung einige Fischer zu finden hofften. Nahe am Ufer befand sich ein fast ganz abgetakeltes Schiff, dessen innere Räume voll Eis waren, und zu welchem man nur auf einer gefrornen Eisbank,

Digitized by Google

die vom Ufer hinführte, gefangen konnte; etwas weiter davon lagen die Trümmer einer großen Schaluppe, rechts und links mehrere Reihen großer Fässer voll Eis; endlich fanden wir die russische Wohnung, die einem schlechten norwegischen Blockhause gleicht. Was ist aus den Russen geworden, die sie inne hatten, fragten wir uns? Sie sind offenbar während des Winters vor Hunger und Kälte umgekommen: denn auf einem ganz in der Nähe gelegenen Kirchhofe fanden wir einige frische, aber mit Eis bedeckte Gräber, und im Hause selbst entdeckten wir unter dem bis ans Dach reichenden Eis einen Leichnam, vielleicht den letzten dieser Unglücklichen.

Während unseres Aufenthalts zu Bell Sound erfuhren wir in der That, daß sechs bis acht und zwanzig russische Matrosen an der südlichen Küste umgekommen seyen, bevor sie Zeit gehabt hatten, sich Wohnungen für den Winter zu bauen. Ihre Leichname müssen sich sämmtlich unter dem Eise befinden, allein wir hatten den Muth nicht, das Haus, von dem ich sprach, gänzlich von dem Eise zu räumen; wir begnügten uns damit, einen Theil desselben wieder in seinen ursprünglichen Zustand zu versetzen. Ein pestartiger Geruch, der wahrscheinlich von dem Aufenthalte der Füchse und weißen Bären daselbst herkam, erfüllte diese traurige Oede. Wir schlugen unsere Zelte in einiger Entfernung von da unter großen Kreuzen auf, welche die Russen in dieser unwirthbaren Gegend errichtet hatten. Ich legte mich zuerst in einem dieser Zelte nieder, allein nur von Zeit zu Zeit verfiel ich in einen leichten Schlaf, aus welchem ich stets durch das dumpfe Geräusch erweckt wurde, welches das Losbrechen der Eiskegel von dem prächtigen Gletscher, an dessen Fuß die Corvette Recherche vor Anker lag, verursachte. Diese großen Eismassen müssen meiner Ansicht nach viel zur Bildung der unermeßlichen Eisfelder in den nördlichen Seestrichen beitragen.

Die Untersuchung dieses merkwürdigen Landes dauerte zwölf bis fünfzehn Tage, während denen das schönste Wetter von der Welt war, und wobei die Sonne mit einer außerordentlichen Klarheit und einer solchen Kraft schien, daß wir um Mitternacht mit einem Brennglase Zunder anzünden konnten. Erst am Tage unserer Abreise fing es an zu schneien. Ich brachte die Nacht zuvor auf einem Berggipfel zu, wo ein kleines Zelt errichtet war, und der uns als der erhabenste Punkt bei magnetischen Beobachtungen dienen mußte. Als wir von da weggingen, hatten wir zwei Fuß tiefen Schnee. Nie war mir Spitzbergen schöner erschienen; wir glaubten uns in den Wolken zu befinden, und die Sonne schien durch einen eigenen Reflex ihrer Strahlen aus den unter uns liegenden Gletschern aufzugehen. Aus Furcht, durch die unermeßlich hohen Eismassen, die sich bereits am Eingange der Rhede zeigten, abgeschnitten zu werden, beschlossen wir die Anker zu lichten, was jedoch zu unserem großen Bedauern geschah, indem wir jeden Tag neue Seethiere und neue Pflanzen sahen, die in Fülle auf dem Meeresgrunde vorhanden sind, abgesehen davon, daß die geologischen Betrachtungen vom größten Interesse waren. Ich habe an unsere Akademie der Wissenschaften einen langen Bericht hierüber eingesandt.

Bei unserer Rückfahrt blieben wir in den Eisbänken hängen; da aber zum Glück der Wind nicht heftig war, so gelang es uns, die größern zu vermeiden, die kleinern zu zertrümmern, so daß wir auf diese Weise mit heiler Haut davon kamen.

Auf unsern Plan, die Insel Cherry zu besuchen, mußten wir verzichten, weil dieselbe so sehr von Eisfeldern umgeben war, daß man nicht hatte landen können. Am 12 August Abends waren wir wieder in Hammerfest, wo sich die meisten meiner Reisegefährten auf einem Ball von ihren Anstrengungen erholten. Ich selbst hatte keine Zeit, das Schiff zu verlassen, und am nächsten Morgen fuhren wir fast alle nach dem Nordcap ab. Diese Reise, die drei Tage dauerte, war sehr anstrengend. Die Matrosen mußten beinahe fortwährend rudern, so daß wir, um ihnen die nothwendige Ruhe zu gestatten, an verschiedenen Inseln Halt machten, was uns die Bekanntschaft der Lappländer verschaffte. Bei dieser Menschengattung fanden wir allerdings großes Elend, allein keineswegs jene physische und moralische Verfallenheit, die man ihnen fälschlicherweise zuschreibt. Einige der Nomaden in der Gegend von Tornea zeigen sogar eine gewisse Würde, auch mangelt es den Frauen, von denen ich einige ziemlich hübsch fand, nicht an Gewandtheit. Sehr bemerkenswerth ist die Sorgfalt der Mütter für ihre Kinder, die sie ganz nackt in Kästen legen, die innen mit Rennthierhaut und Flaum gefüttert sind. Wenn sie dieselben säugen wollen, so nehmen sie diese Wiege auf ihren Arm; manchmal hängen sie dieselben bei schönem Wetter in den Baumästen auf. Die alten Frauen lieben den Branntwein und den Tabak sehr. Die Kinder, die gern Zucker essen, liefen hinter uns her wie kleine Hunde.

Morgen werden wir Lappland bis nach Tornea durchziehen, und ich behalte mir vor, Ihnen eine genauere Beschreibung des Volkes zu liefern, das diese Gegend bewohnt. Unsern Instructionen zufolge mußten wir auch das Nordcap besuchen, wo sich der jetzige König von Frankreich aufgehalten hat. Als ein Andenken an unsern Besuch auf diesem Cap bringe ich Ihnen den erhabensten Gipfel desselben: es ist dieß ein Stück von sechs Zoll Länge, das ich mit einem Hammer weggehaun habe. Dieser Punkt bildet gewissermaßen die Gränze für die Geologie des Nordens.

Wir sind um Mageröe, wo das Nordcap liegt, herumgefahren- und acht Tage darauf nach Hammerfest zurückgekommen. Zwei Tage später gaben wir den Einwohnern dieser Stadt und denen der Umgegend einen großen Ball, den wir durch die an unserem Bord befindlichen Mittel nach Kräften auszustatten suchten. Der Saal war mit Zelten, Waffenbündeln, Bajonnetten u. s. w. verziert. Die Damen erschienen in ihrem höchsten Staat; einige von ihnen waren sogar nach französischer Mode gekleidet. Das Souper war glänzend; unter den Gästen befand sich der Bischof von Tranöe mit seiner Gemahlin, mit welcher wir tanzten. Es wurde von 8 Uhr Abends bis Morgens 5 Uhr gewalzt. Am folgenden Morgen um 10 Uhr verließ ich mit einem gewissen schmerzlichen Gefühle die Corvette Recherche, an deren Bord ich schon vier Reisen gemacht habe, und fuhr auf einem Dampfschiffe nach Kaafiord, wo ich mich gegenwärtig befinde, und wo ich seit fünf oder sechs Tagen mit Untersuchung der Mineraliensammlung, die sich in den von Hrn. Grove ausgebeuteten Kupferminen befinden, beschäftigt bin.

Der Kirchenstaat ist reich an Schwefelminen. Während der Continentalsperre waren in der Romagna über fünfzig in Thätigkeit, jetzt nur noch fünf. Zwei Minen in der Delegation Pesaro geben noch jetzt jährlich über drei Millionen Pfund rohen Schwefel, und bei Rimini ist eine große Raffinerie. Bei der Monopolisirung des Schwefels in Sicilien könnten sie wieder wichtig werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 325.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 November 1838.

Verbrechen in Neusüdwales.

(Aus Tails Magazine. Octoberheft.)

Aus einer neuerlichen Parlamentsuntersuchung über Deportation geht hervor, daß Verbrechen und Immoralität in Neusüdwales und Vandiemensland in einem unglaublichen Grade herrschen. In einem Monate des Jahres 1835 wurden 247 Verbrecher in Neusüdwales gepeitscht, und erhielten 9784 Hiebe; demnach kämen auf ein Jahr 2964 Bestrafungen mit der Peitsche bei einer Gesammtbevölkerung von 80,000 Menschen. Da Frauen, so viel wir wissen, nicht gepeitscht werden, so muß also von allen jungen Burschen und Männern in der Colonie zum mindesten der Zehnte diese Strafe erleiden. Es ist dieß jedoch nur eine von den zahlreichen Strafarten. Im Jahre 1834 mußten in Neusüdwales 1000, in Vandiemensland 700 als Kettensträflinge arbeiten. Von der Strenge dieser Strafe kann man sich aus nachfolgender Schilderung einen Begriff machen: die Verbrecher werden von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang in Behälter eingesperrt, die 20 bis 28 Mann fassen, wo aber die ganze Zahl weder zu gleicher Zeit aufrecht stehen, noch bequem niedersitzen kann; manchmal beträgt der Raum, den jeder einzelne hat, um sich auf dem bloßen Boden niederzulegen, nur 18 Zoll. Sie müssen den Tag über in Ketten arbeiten, unterliegen einer strengen militärischen Wache, und werden wegen geringer Vergehen, als Widerspenstigkeit u. dgl., sogleich gepeitscht. Verbrecher, die nach der Deportation abermals Verbrechen begehen, werden auf eine höchst summarische Weise behandelt; wenn man sie nicht augenblicklich hängt, werden sie aufs neue deportirt nach Norfolk-Island, Moreton Bay oder Port Arthur, und die Strenge der Strafe ist so groß, daß zahlreiche Beispiele vorkommen, wo Leute Mordthaten begingen, mit der entschiedenen Gewißheit und in der Absicht, alsbald nach Sydney oder Hobart-Town geschickt und dort hingerichtet zu werden. Macquarrie Harbour, welches jetzt aufgegeben ist, war eine Strafniederlassung von Vandiemensland, und von 132 Verbrechern, welche in den Jahren 1822 bis 1827 von dort entflohen, kamen 75 in den Wäldern um; einer wurde gehängt, weil er seinen Gefährten ermordet und aufgezehrt hatte; zwei wurden erschossen, acht ermordet, und sechs von ihren Cameraden aufgefressen; 24 entkamen nach angebauten District 15 wurden gehängt wegen Buschklepperei*) und zwei wegen Mord; im Ganzen fanden also von 132 nicht weniger als 108 ein gewaltsames Ende.

In Vandiemensland waren im J. 1837 18,000 Verbrecher und eine freie Bevölkerung von 28,000 Seelen; die Zahl der Personen, die vor die Polizei gebracht wurden, belief sich auf 17,000, und ein Siebentheil der freien Bevölkerung wurde wegen Betrunkenheit bestraft. In Neusüdwales übersteigt die Zahl der Straßenräubereien verhältnißmäßig die Zahl aller Verbrechen, die in England begangen werden. Entführung, Mordthaten, Mordversuche und andere Gräuel fallen fast täglich vor. In Sydney gab es im Jahre 1836 bei einer freien Bevölkerung von 16,000 Menschen 219 patentirte Wirthshäuser, außer zahlreichen unpatentirten Branntweinbuden. Die herrschende Trunksucht zeigt sich auch in der ungeheuren Menge von verbrauchten geistigen Getränken: im J. 1835 wurden 291,138 Gallons eingeführt, was beinahe 4 Gallonen auf den Kopf macht, während die ganze Masse von geistigen Getränken aller Art, fremde und einheimische, welche im J. 1832 in Großbritannien und Irland verzollt wurden, 26½ Million Gallonen, also wenig mehr als ein Gallon auf den Kopf betrug. Die weiblichen Verbrecher sind, wie sich denken läßt, fast ohne Ausnahme durch Trunk und Ausschweifungen ruinirte Geschöpfe, und die Furcht, sie möchten mit Kindern in zu nahe Berührung kommen, ist so groß, daß man gewöhnlich Männer zu Diensten verwendet, die anderswo nur von Weibern geleistet werden, und daß man überhaupt so wenig wie immer möglich Domestiken hält.

Im J. 1832 betrug die gesammte Bevölkerung von Neusüdwales 60,795, worunter 36,250 Freie, der Rest Verbrecher. Von den Freien waren 22,798 männlichen und 13,451 weiblichen Geschlechts; unter den Verbrechern waren 21,846 Männer und 2698 Weiber. Im J. 1836 betrug die Bevölkerung von Van-

*) Bushranging; der gewöhnliche Ausdruck für Verbrecher, die in die Wälder entlaufen, und sich meist an die Wilden anschließen, ist Bushrangers.

Digitized by Google

diemensland 40,171 Menschen, worunter 16,968 Verbrecher, und die gesammte männliche Bevölkerung verhielt sich zur weiblichen wie 22 zu 12½. Dieses Mißverhältniß der Geschlechter führte zu den größten Ausschweifungen, und der Versuch der Regierung, diesem Uebelstand durch Absendung freier weiblicher Ansiedler abzuhelfen, setzte nur eine Art von Ausschweifung an die Stelle der andern.

Bei vollständiger Erwägung aller Uebel, welche aus dem gegenwärtigen System von Deportation hervorgehen, kam die Untersuchungscommittee zu dem Schluß, daß die Deportation nach Neusüdwales und Vandiemensland sobald als möglich aufhören sollte, und daß Verbrechen, welche jetzt mit Deportation bestraft werden, künftig mit Einsperrung oder harter Arbeit von 2 bis 15 Jahren bestraft werden sollen. Wahrscheinlich wird das Aufhören der Deportation dem moralischen Zustand der Colonie vortheilhaft, dem ökonomischen aber nachtheilig seyn; denn in den letzten Jahren wurden jährlich über 3000 Männer und 400 Weiber nach Neusüdwales deportirt und den Colonisten zugewiesen, die ihnen keinen Lohn, sondern nur Kleidung und Nahrung gaben. Diesem Umstand ist größtentheils der gegenwärtige Wohlstand der Colonisten zuzuschreiben, und sie werden darum wahrscheinlich der vorgeschlagenen Aenderung entgegen seyn.

Ueber die Völker der finnisch-uralischen Race.

Das Großfürstenthum Finnland.

(Fortsetzung.)

Die Gränzen des Großfürstenthums, die von Seite Schwedens durch die Convention zu Torneå 1821, und von Seite Norwegens zu St. Petersburg 1826 bestimmt wurden, sind östlich der Ladogasee und die russischen Gouvernements Archangelsk und Olonetz, nördlich Norwegen, westlich Schweden und der bothnische Meerbusen; südlich der finnische Meerbusen, das Gouvernement St. Petersburg und ein Theil des Ladogasees. Eine fingirte Linie, welche das Alandshoff durchschneidet, theilt den bothnischen Meerbusen unter beide Reiche, geht dann in den Flüssen Torneo und Muonio fort und erstreckt sich bis zum norwegischen Lappland. Eine im Torneeflusse liegende Insel gleichen Namens gehört zu Rußland. Das Land erstreckt sich zwischen 59° 30′ und 68° 25′ der Breite und zwischen 36° 56′ und 49° 3′ östlicher Länge, hat einen Flächenraum von 4568 deutschen Quadratmeilen, und 5431, wenn man die lappländischen Marken dazu rechnet. Unter schwedischer Regierung und vor der Einverleibung Alt-Finnlands betrug die Ausdehnung nur 780 deutsche Quadratmeilen. Die neuesten Angaben wollen den Flächenraum genau auf 5300 deutsche Quadratmeilen bestimmen, an welche Angabe man sich am besten zu halten hat.

„Die ganze Mitte Finnlands," sagt Malte Brun, „ist ein 4 bis 600 Fuß über dem Meeresspiegel erhabenes Plateau, voller Seen, bedeckt mit Felsen, die aber keine hohe Kette bilden, und größtentheils aus röthlichem Granit bestehen, der in finnischer Sprache: „Rapakivi" genannt wird." — Die erhöhte Kette von Maanselkä, im südlichen Theile, die sich bei Björneborg im bothnischen Meerbusen verliert, ist davon nur eine steile Böschung. Dort liegen noch die Urgesteine, und die ungeheuren Granitblöcke, die an einigen Orten den Boden bedecken, sind Zeugen jener furchtbaren Revolutionen, in denen der Kampf der Elemente sie aus ihrer alten Lage rückte. Beinahe dürfte man diese Anhöhen Berge nennen; doch die letzten Zweige des scandinavischen Gebirgssystems gelangen nur zu den lappischen Marken Finnlands. Der Boden, größtentheils steinicht (hauptsächlich harter Sandstein und Schiefer), ist dennoch mit einer sehr fruchtbaren Erde bedeckt; nur an einigen Orten ist er sehr sandig. Ein Gürtel von felsigen Inseln (Skärgard) umgibt das feste Land, besonders in Südwesten, von denen einige nur Klippen ohne alle Vegetation sind. Andere, größere, sind theilweise mit Wäldern bedeckt, während ihre eingeschnittenen Küsten, ihre nackten und in steilen Vorgebirgen hervorspringenden Klippen, einen höchst pittoresken Anblick, wie die Ufer Schwedens, gewähren. Das Innere des Landes, hauptsächlich zwischen Konopio und Wilmansstrand, ist durchbrochen von Seen, von denen mehrere eine Vereinigung unter sich oder einen Ausfluß in den bothnischen Meerbusen oder in den Ladogasee haben; es ist ein Wassernetz, das Alles bedeckt, und zwischen welchem und rundherum sich diese Fragmente der Urgebirge erheben, die wie von der Hand eines Riesen gesäet erscheinen. — Unter diesen Tausenden von Seen führen wir als die bedeutendsten nur an: den Ladoga, der wie ein Golf den südöstlichen Theil des Landes einschließt; die größten sind noch: der See Saima oder Saima-Vesi, ein wenig nördlich von Wiborg, 30 Meilen lang und ungefähr 4 Meilen breit; der Paipanesee, nordwestlich von Heinola; der Pourouvesi, der Nyslott einschließt, und der bewunderswerthen Durchsichtigkeit seines Wassers wegen berühmt ist; der Oroovesi und der Pielesarvi im Osten; der Enareh, ganz im Norden; der Onleotreek, bei Kaiana u. s. w. — Einen bedeutenden Fluß besitzt Finnland nicht. Einer der Hauptflüsse ist die den Ausfluß des Sees Saima bildende Wouora (Wora), die einen unregelmäßigen Lauf hat und wenig zur Schifffahrt taugt, weil ihr Bett voll Steinblöcke und Granitfelsen ist, und dadurch schöne Wasserfälle, worunter der von Imatra, nicht weit vom Saimasee, der berühmteste, bildet. Der Fall ist freilich nur 6 Klafter hoch, allein er verlängert sich auf die Ausdehnung von einer Drittelwerst. Der Stoß der Wogen gegen die Felsen ist so stark, daß das Wasser bis zu einer bedeutenden Höhe in die Luft getrieben und dann, in Schaum und Staubregen zersetzt, wieder herabkommt; das Geräusch des Wasserfalls hört man mehrere Werste weit. Dieser Fluß, bald durch Felsen eingeengt, bald sich bis zu einer Breite von 100 Klaftern ausdehnend, mündet in den Ladogasee bei Kerholm. — Der Fluß Kymene nimmt seinen Ursprung in einem andern, mehr westlich gelegenen See. Sein Bett ist oft sehr tief, doch ist er wegen der vielen Wasserfälle nicht schiffbar; er fällt in den finnischen Meerbusen bei Kymenegard. — Der Kumo, aus einem noch westlichern See entspringend, mündet in den bothnischen Meerbusen, eben so der Torneo, an der äußersten Gränze Finnlands. Das Klima ist in einem Lande, das sich bis zum nördlichen

Digitized by Google

Polarkreise ausdehnt, und mit Seen und Sümpfen in Unzahl bedeckt ist, natürlich sehr strenge; wenn der Winter sieben Monate dauert, so bringt der Sommer, in dessen Nächten die Sonne kaum vom Horizont verschwindet, dagegen große Hitze. Um eine Idee von der hier herrschenden Kälte zu geben, führen wir nur an, daß sich die Meerenge von Aland, zwischen dieser Insel und Schweden, oft so stark mit Eis bedeckt, daß Armeen über sie hinwegmarschiren können; dasselbe ist auch häufig in den sogenannten „Quarken" zwischen Wasa und Umea der Fall, wo man auf Schlitten direct von Finnland nach Schweden fährt. Das Klima der inneren Hochebene würde leidlich seyn, wenn aus den Seen und Sümpfen sich nicht die kalten und oft ungesunden Nebel entwickelten. Die Momente sind selten, aber wunderschön, wo ein reiner Himmel auf das wunderbare Gemisch von röthlichen Felsen, moosbedecktem Gestein, blauen Gewässern, blinkenden Cascaden und dem smaragdgrünen Schmelz der Wiesen herniederblickt. Dann verhüllt ein düsterer Tag wieder die ganze pittoreske Ansicht; die Lebhaftigkeit der Farben erlischt, die Seen verdunkeln sich, das Grün der Wiesen verbleicht, und von allen den Herrlichkeiten bleibt nichts, nur das Geheul des Sturmes oder das Schweigen einer Wüste. — Doch scheint trotz dem die Luft gesund zu seyn, da das Land Beispiele von langer Dauer des Menschenlebens aufweist.

Das Terrain ist im Ganzen mehr dürr als fett, mehr sandig als fruchtbar, und es würde eine starke Düngung erfordern, um es empfänglich für das Wachsthum zu machen. Der Landmann, dem es hier an Dünger mangelt, verbrennt dafür einen Theil der Wälder und Gebüsche und bestreut mit der Asche das Feld, um es zu befruchten. Durch dieses im Norden gebräuchliche Mittel, welches da wo eine dichtere Bevölkerung vorhanden, nicht anzuwenden wäre, wird eine genügende Ernte hervorgebracht, die nicht allein für Finnland hinreicht, sondern in guten Jahren auch noch die Ausfuhr des Getreides verstattet. Früher war dieß Land die Kornkammer für Schweden, so z. B. exportirte im J. 1795 das schwedische Finnland 100,000 Tonnen Getreide. Tavastien gilt für die fruchtbarste Landschaft. Der Anbau der Kartoffeln, der in Finnland im J. 1762 eingeführt wurde, hat keine bedeutenden Resultate hervorgebracht. Baumfrüchte gibt es wenig, statt deren wilde Beeren, „Rübus" genannt, in großer Menge consumirt werden. Die Wälder, die, obgleich sie ungeheuer benutzt werden, doch noch immer sehr bedeutend sind, liefern zur Ausfuhr Brennholz, Balken, Bretter, Masten, Pottasche und Theer. Die Weideplätze sind in schlechtem Zustande und das Futter nicht hinreichend; dessen ungeachtet beschäftigt man sich mit der Zucht des Hornviehs, der Ziegen und der Schweine, so wie in den lappländischen Marken das Rennthier als das nützlichste Hausthier in großer Menge vorkommt. Die Race der Pferde ist klein aber stark. Wildpret ist nicht selten, und besonders Vogelwild in großer Quantität vorhanden. Die Wälder verbergen wilde Thiere, wie Elende, Bären, Wölfe, Füchse u. s. w. An der Küste des Meeres und auch in den Landseen findet man Seehunde; man fängt viel Lachse und Strömlinge und erbeutet aus einigen Seen auch Perlenmuscheln. Die Producte des Mineralreichs sind unbedeutend. Vielfältige Untersuchungen haben bewiesen, daß Finnland eben so entblößt von Metallen ist, wie Schweden deren im Ueberfluß hervorbringt. Salz mangelt, doch findet man dagegen etwas Kupfer und Eisen, wovon man jährlich eine Ausbeute von ungefähr 12,000 Pud erhält. Granit, Kalk und Schiefer ist im Ueberfluß vorhanden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Methodisten in den Vereinigten Staaten.

Das Camp-Meeting. 2. Der Morgen.

Ich und meine Freunde mochten wohl eine Stunde gegangen seyn und immer dichter wurde die herbeiströmende Menge. — Tausende von jungen Menschen hatten sich aus Philadelphia und New-York herbeigemacht, um das religiöse Fest, wie etwa unsere deutschen Bauern eine Kirchweihe, zu genießen. Nur durften sie nicht lachen und fröhlich seyn, wenn sie von den religiösen Schwärmern nicht mißhandelt werden wollten. Dessen ungeachtet konnte man die Schaar der Neugierigen oder Spötter recht gut von den Methodisten unterscheiden, die gemeinschaftlich mit den sie begleitenden frommen Schwestern schon im voraus der Entzückung theilhaftig zu werden schienen, welche ihrer im großen „Gotteslager" harrte. Die Mädchen und Frauen schlugen bescheiden die Augen nieder; die Männer hoben sie andächtig zum Himmel, und dabei hielten sich beide Geschlechter einander die Hände, wie man einen Kreis schließt zum Behuf eines elektrischen Versuchs.

Endlich geriethen wir in einen Wald, aus welchem ein dumpfes Getöse und das wilde Geschrei einzelner Menschen uns entgegen schallte. Wir gingen auf den Ort zu, von welchem der Schall herzukommen schien, und befanden uns in kurzer Zeit auf einem freien inmitten des Waldes ausgehauenen Platze, welcher mit endlosen Hütten und Zelten bedeckt war, neben welchen Tische und Bänke in der buntesten Unordnung zerstreut herumstanden. Auf den Tischen dampften Thee und Kaffee. Auf den Bänken saßen Männer, Weiber und Kinder meist mit bleichen, langen, hagern Gesichtern; in einiger Entfernung waren ungeheure Feuer angezündet, über welchen große eiserne Feldkessel hingen, und um welche eine eigene Art andächtiger Marketenderinnen ganz im Putz, in Hut und seidenen Kleidern sich geschäftig machte. Auch der Rasen war mit frommen Christen bedeckt, welche auf ausgebreiteten Sacktüchern Brod und kaltes Fleisch aßen, aber dazu nur Wasser tranken, denn jedes geistige Getränk ist bei solchen feierlichen Zusammenkünften aufs strengste verpönt. „In einiger Entfernung vom Lager," wisperte ein Philadelphia Stuger, der die Verwunderung einiger meiner Begleiter über diese Art zu frühstücken bemerkt hatte, „finden Sie Alles, was diesem Mahl abgeht, es kommt nur darauf an, daß man den Weg dahin zu finden weiß. Dieß gilt natürlich nur von den Zuschauern; die Methodisten verlassen das Lager nur bei sehr wichtigen Veranlassungen."

Nachdem wir uns einige Zeit im Freien umgesehen hatten, traten wir in eine der vielen hölzernen Hütten, aus welcher eine rauhe, kräftige Weiberstimme zu uns herüberhallte, die beständig Glory! Glory! Glory! (Gloria! Gloria! Gloria!) rief, und wozu ein ganzer Chor den Tact mit Händen und Füßen zu schlagen schien.

Der Anblick, der uns hier zu Theil wurde, war wirklich fürchterlich. Ein dürrer, schwarzgekleideter Mann, der das Ansehen eines Geistlichen hatte, stand auf einem Schemel und hielt eine Predigt; Männer und Weiber waren um ihn herum auf Stroh gelagert und

Digitized by Google

schrien, stampften mit den Füßen und zerrangen sich die Hände. Es war ein Bild des tiefsten menschlichen Elends. „Christ died for us all“ (Christus starb für uns Alle), rief der Prediger mit hohler, näselnder, gedehnter Stimme. „Christ died for us all,“ riefen die Gläubigen.

„Christ died for us all,“ rief der Prediger zum zweitenmal. Und die Gemeinde wiederholte nochmals seine Worte.

Glorie! Glorie! Glorie! schrie jetzt ein Weib, dieselbe krächzende Stimme, die wir früher gehört hatten, und fing wie eine Besessene zu wüthen und zu rasen an. Sie mochte diese Worte wohl hundertmal wiederholt haben, und stets vermehrte sich ihr Geschrei und ihr Stampfen mit den Füßen. Endlich rief der Prediger: „Now is Christ coming! O Lord, send down power!“ (Jetzo kommt Christus, o Herr, sende deine Macht zu uns herab.)

Da verfiel das Weib in Zuckungen, zerkratzte sich das Gesicht, sprang wie eine Besessene auf und nieder, und schrie wie rasend: „Komm, komm, Christus komm! ich harre auf Christus; umarme deine Braut, o Christus!“

„Glorie! Glorie! Glorie!“ schrien die Uebrigen.

„O Herr! sende ihr deine Kraft!“ rief der Prediger in demselben näselnden Ton, ohne den Mund zu verziehen.

Jetzt wurde das Weib noch wüthender. Sie warf ihren Hut und ihr Tuch ab, schlug mit den Händen um sich herum und schrie.

„Wer stellt sich noch zwischen mich und Christus. Hinweg ihr Geister der Hölle! Hinweg Satan! O Christus! Christus hole deine Braut.“ Zwei junge, rüstige Männer nahmen jetzt das Weib in die Mitte, und unterstützten sie so, daß sie nicht im Wüthen und Toben das Gleichgewicht verlieren konnte, allein ihr Wahnsinn erreichte bald einen Grad, der ihr durchaus keine Herrschaft über ihren Körper übrig ließ, und sie sank erschöpft und mit schäumendem Mund auf ihr Strohlager.

„Glorie! Glorie! Glorie!“ schrien die Andern.

„Der Herr ist in ihr — der Geist ist in sie gefahren — Gelobt sey Christus!“ näselte der Prediger.

Das Weib zuckte noch krampfhaft mit Füßen und Händen, konnte aber keine articulirten Worte mehr hervorbringen.

Da stieg endlich der Prediger von seinem Schämel und rief mit lauter Stimme: „Alleluja! Alleluja!“

Die Gemeinde faßte sich bei den Händen und sprang auf und nieder in wilder Freude über ihr Opfer.

„Sie verdient in den Schafstall getragen zu werden,“ ließ sich jetzt der Prediger vernehmen, und sofort wurde die Unglückliche der sinnungslos aus der Hütte getragen und an einen Ort gebracht, wo, wie man mich versicherte, die Verzückten zusammengeschleppt werden, die schon hier auf Erden die Freuden der Seligen schmecken.

Nun stieg der Prediger noch einmal auf den Schämel, dankte Gott in einem langen Gebet für seinen Beistand, beschrieb die Rasende als eine Heilige, als die Braut Christi, und forderte die Gemeinde zur Nachahmung ihrer Tugenden, zum brünstigen Gebet, zur Anschauung Gottes und zur Verachtung der Welt auf. Sodann stieg er herab, und versicherte die Gemeinde, in fünf Minuten würde Christus wieder unter ihnen seyn.

Gleich nach ihm bestieg ein Anderer den Schämel, und es wiederholte sich in Zeit von einer Stunde das nämliche Schauspiel mit einem jungen Mädchen, welches ebenfalls wahnsinnig und betäubt in den Schafstall geschleppt wurde. —

„Wie lange dauern denn diese Predigten und diese Verzuckungen?“ frug ich einen bleichen, wohlgekleideten jungen Mann, der neben mir stand, und den die Scene sichtbar erschüttert hatte.

„Diese Gräuelscenen,“ versicherte der junge Mann, „dauern acht bis zehn Tage lang. Wenn Einer zu predigen aufhört, fängt der Andere an; Tag und Nacht, ohne Unterlaß; es ist zum Verzweifeln.“

„Aber wie können dieß die Prediger aushalten?“

„O sehr leicht; sie wechseln ab; auch haben die Methodisten keine gelehrten Pastors wie andere Christen; im Gegentheil legen sie Werth darauf von den Wissenschaften nicht angesteckt zu seyn, und geben die Erlaubniß zu predigen jedem, der darum anhält.“

„Das ist sehr sonderbar, und bringt mich fast auf die Idee, daß es einen Grad von Toleranz geben kann, gegen die der Staat Vorkehrungen zu treffen verpflichtet ist.“

„Das ist schon lange meine Meinung,“ seufzte der junge Mann. „Sie scheinen hier fremd zu seyn, und haben gewiß keinen Begriff von den Leuten, die Sie hier predigen hörten.“

„Erklären Sie sich deutlicher.“

„Nun denn, der erste Prediger mit der gedehnten, näselnden Stimme ist ein Schneider, der noch dazu schon zweimal bankerott gemacht hat, und der zweite ist ein Barbier.“

„Unmöglich!“

„Und doch ist es so — Sie sehen hier nur wenige Prediger von Profession; die meisten sind — Gott verzeihe mir den Ausdruck — Dilettanten.“

„Und wie groß ist wohl gewöhnlich die Zahl der Verzückten bei einem solchen Camp-Meeting?“

„Das ist verschieden, zwischen dreißig und fünfzig.“

„Arme Unglückliche!“

„Die fühlen ihr Unglück weniger, als ihre nüchternen Verwandten. Wenn Sie wüßten, welches Unheil diese Prediger in den geachtetsten Familien anrichten, wie sie Mann gegen Weib, Bruder gegen Schwester, Eltern gegen ihre Kinder und die letztern gegen ihre Eltern aufzuhetzen wissen, wie sie den häuslichen Frieden untergraben, das Verhältniß zwischen Herrn und Diener auflösen, und sogar den bürgerlichen Gesetzen bei allen Gelegenheiten Hohn sprechen, und dieß Alles, um ein paar elende Proselyten zu machen, oder um sich rühmen zu können, daß ihre Kirche zahlreicher ist als eine andere, so würden Sie erst die Erbärmlichkeit oder die Verblendung dieser Menschen recht begreifen lernen. Gewöhnlich wissen sie sich bei Weibern und Mädchen Eingang zu verschaffen — ich will nicht sagen, daß sie sich hiezu unerlaubter Mittel bedienen — aber wenigstens lassen sie nichts unversucht, was die Einbildungskraft reizen und auf die Sinnlichkeit wirken kann.“

„Ich gestehe, daß diese Art von Gottesverehrung sehr geeignet ist durch den Körper auf den Geist, statt durch den Geist auf den Körper zu wirken.“

„Und wer diesem widerspricht, den heißen sie einen Weltmenschen. Es gibt kein Mittel sich des Einflusses dieser Menschen zu erwehren. Sie beherrschen die Presse, und in den westlichen Staaten sogar die Wahlen. Armes Land, das auf diese Weise in Knechtschaft verfällt! Doch ich wollte ihnen Alles gönnen, wenn sie sich nur nicht in Familien einzuschleichen wüßten, um das häusliche Glück zu untergraben.“

„Sie scheinen hievon mit Leidenschaft zu sprechen — — —“

„Wie könnt' ich anders: das Mädchen, das man zuletzt hinausschleppte — ist meine Schwester!“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 326.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 November 1838.

Doctor Bulard und die Pest.

Es ist schon viel von diesem Doctor Bulard die Rede gewesen, aber immer ist er nach einiger Zeit wieder wie bald verschollen. In neuerer Zeit ist er jedoch in Berlin aufgetreten, und hat zu einem medicinisch-administrativen Congreß aller europäischen Seestaaten eingeladen, dem er die Ergebnisse seiner Forschungen vorlegen wollte. Dieser Congreß soll sich, wie sich nun ergibt, in Malta versammeln, allerlei Experimente vornehmen, und endlich, gestützt auf seine (Dr. Bulards) Papiere, einen Ausspruch thun, der alle bisherigen Lazarethanstalten von Grund aus umformen soll. Er nennt diese Anstalten monströs und unsinnig, verwirft jede Quarantaine, die für Waaren länger als 24 Stunden, für Menschen über 8 Tage dauerte, nennt alle Räucherungen lächerlich u. s. w. Die jetzigen Lazarethanstalten mögen allerdings Fehler und Mängel in Menge haben, aber man muß ihnen doch zugestehen, daß sie bei allen diesen Mängeln, bei alle Beschränkungen, die sie dem Verkehr auferlegen, doch im Ganzen genommen Europa vor den Einbrüchen der Pest geschützt haben.

Dr. Bulard hat allerdings sehr viel gethan, und man kann seinen Eifer nicht genug loben. Er hat nun eine Uebersicht seines Planes in das Journal des Débats eingesandt (s. Nummer v. 10 Nov.), und sagt darin unter Anderem: „Seit sechs Jahren hatte ich das Glück, in den mörderischsten Pestepochen des Orients anwesend zu seyn, 25 bis 30,000 Pestkranke zu behandeln und 400 Leichen zu seciren, ohne je von der Krankheit betroffen worden zu seyn; ich bin Monate lang in den Pestspitälern geblieben zu Cairo, Konstantinopel und zu Smyrna, wo das Spital und der Begräbnißplatz von einer Ringmauer umschlossen sind; ich habe zwei Tage lang das mit Eiter und Blut beschmutzte Hemd eines Pestkranken angezogen, und in der langen Zeit dieser verschiedenartigen Proben, wobei ich nie eine Vorsichtsmaaßregel anwandte, habe ich kaum je die Wirkungen eines pestilentialischen Einflusses gefühlt.“ Wahrhaftig, nicht Jedermann gehört so zu den Dickhäutern, zu deutsch: Dickhäuten, um das aushalten zu können; denn wie der letzte Einbruch der Krankheit in eine europäische Stadt, Odessa (s. die Pest in Odessa Nr. 211 ff.), gezeigt hat, ist der hundertste Theil von allem diesem hinreichend gewesen, um Leute genug ins Spital und auf den Kirchhof zu liefern. Merkwürdig genug, daß Dr. Bulard dabei den Glauben an die Contagiosität nicht nur bewahrt, sondern sogar erst erlangt hat; das Seltsamste aber ist, daß er nach diesem auffallenden Beweise von der verschiedenen Wirkung der Contagion auf verschiedene Personen noch eine genaue Untersuchung erlangt, in wiefern sich die Pest 1) durch unmittelbare Berührung, 2) durch mittelbare Berührung, 3) in der Entfernung, d. h. durch die Activitätssphäre des Kranken, und 4) durch Inoculation fortpflanze. Der einzige Umstand, daß er selbst unter Umständen, wo Tausende und aber Tausende angesteckt wurden, unangesteckt blieb, hätte ihn belehren können, daß hier keine einzelnen angestellten Proben — an zum Tode verurtheilten Verbrechern oder hartnäckigen Anticontagionisten, wie er vorschlägt — zu einem Ziele führen können.

Nachdem das Princip der Ansteckung festgestellt ist, soll der nach Malta berufene medicinisch-administrative Congreß untersuchen: 1) in welcher Zeit das Pestübel in einem Menschen sich so entwickelt, daß sich die eigenthümlichen Erscheinungen der Pest auf dem Körper zeigen; 2) in wiefern durch gewisse Waaren und Substanzen das Pestgift in entfernte Gegenden gebracht werden könne; 3) welchen Einfluß Jahreszeit, Atmosphäre und Localität ausüben. Es hätte wahrhaftig keines sechsjährigen Aufenthalts in Pestländern bedurft, um herauszubringen, daß dieß die Hauptpunkte sind, um welche es sich bei jedem Lazareth handelt, und diese Zeit und die in derselben gesammelten Erfahrungen sind nur dann gut angewandt worden, wenn es wahr ist, was Dr. Bulard behauptet, daß er alle wissenschaftlichen und administrativen Materialien besitze, um diese Fragen genügend zu lösen.

Wenn dem so ist, wenn es ferner sich bewährt, daß er im Besitz eines von ihm erfundenen Heilmittels gegen die Pest sich befindet, und daß die Pest im ersten Stadium immer heilbar ist, so hat er sich allerdings um Europa höchst verdient gemacht, und man ist dann nur geneigt ihn zu fragen, warum er einen höchst wahrscheinlich nie zusammentretenden Congreß abwarten will, um seine große Entdeckung bekannt zu machen.

Digitized by Google

Weit beſſer, er legt ſie in einem Buche nieder, das der Oeffentlichkeit anheim gegeben, der Prüfung tüchtiger Aerzte und ſo mancher Männer unterliegen kann, die in neuerer Zeit praktiſch-mediciniſche Erfahrungen über die Peſt geſammelt haben.

Das Unbegreiflichſte an dieſem Expoſé, oder um die Sache bei ihrem wahren Namen zu nennen, das Abgeſchmackteſte, iſt der Vorſchlag, Malta zum allgemeinen europäiſchen Peſtlazareth und zum gemeinſamen Entrepot aller aus Ländern, die der Peſt unterworfen ſind, kommenden Waaren zu machen. Für den öſtlichern Theil des Mittelmeers iſt es nun ein baarer Unſinn, was auch der Verfaſſer fühlt, indem er für den Handel des adriatiſchen Meeres eine Nebenquarantaine auf einer der Inſeln (vielleicht einer der joniſchen?) vorſchlägt. Was wird dann aber aus Griechenland? was aus der öſterreichiſchen, der walachiſchen, der ruſſiſchen Quarantaine? dieſe müßten doch wohl bleiben, und Malta könnte nur für Italien, Frankreich, Spanien und die atlantiſchen Häfen beſtimmt ſeyn. Wer wird denn aber alle Völker Europa's dazu bewegen, England zum Controleur ihres Handels zu machen?

Dr. Bulard mag allerdings viele Beobachtungen und zahlreiche Erfahrungen geſammelt haben, aber in ſeinem Expoſé ſteht ſtreng genommen nicht ein Wort, das nicht auch ein Nichtarzt hätte ſagen können: warum hält er mit ſeinen Beobachtungen ſo hinter dem Berge? Er würde beſſer thun, ſie, wie Pariſet und Andere, mit Irrthum und Wahrheit der öffentlichen Prüfung zu übermachen. Die Geheimnißkrämerei taugt nicht in unſrer Zeit, am wenigſten in Dingen, deren öffentliche Beſprechung keinem Menſchen Schaden, vielmehr nur Nutzen ſtiften kann. Hr. Bulard iſt ſchwerlich berufen, das Räthſel zu löſen, und wird eben ſo wenig die Regierungen zur Aufhebung der bisherigen Quarantainemaaßregeln bewegen, für deren Makelloſigkeit dieſe ſelbſt keine Lanze werden brechen wollen.

Ueber die Völker der finniſch-uraliſchen Race.

Das Großfürſtenthum Finnland.

(Schluß.)

Die Finnen oder Suomen, ein langſames, ernſtes, eigenſinniges, jedoch auch friedfertiges, muthiges und gaſtfreies Volk, bilden den größten Theil der Bevölkerung. Sie ſprechen eine noch wenig ausgebildete, doch durch die Menge der Vocale wohlklingende Sprache, die weiter keine Literatur als die der Volkslieder aufzuweiſen hat. Alle Bewohner des Landes ſind perſönlich frei, ſelbſt die aus dem alten Gouvernement Wiborg, und eine große Anzahl von ihnen hat auch Beſitzthümer. Die andern ſind gewöhnliche Pächter, doch die der Krone haben ihre Pachtungen auf Lebenszeit und vererben ſie auch manchmal auf ihre Kinder. Sie wohnen in dunkeln und unreinlichen, hölzernen Häuſern. Die Lappen, ihre Nachbarn im Norden, ſind von derſelben Race, und nennen ſich auch faſt wie jene, nämlich Sameladz oder Same; die Benennung „Lappe" (ruſſiſch Lopar), die ſie von den Schweden erhalten haben, weiſen ſie als eine Beleidigung zurück, weil das Wort ſo viel als Zauberer, Wahrſager, Giftmiſcher oder Flüchtling bedeutet. Saxo Grammaticus im 12ten Jahrhundert iſt der erſte Schriftſteller, der ihrer erwähnt. Buffon behauptet, und zwar mit Unrecht, daß die Lappen von derſelben Race mit den Samojeden, die Tartaren des Nordens wären. Die Lappen haben mit den Samojeden nur die Art der Kleidung, nichts aber mit den Tartaren gemein. Sie ſind klein und gleichen den Finnen, nur daß die Backenknochen mehr hervorſpringend und die Haare dunkler ſind. Ihre Zahl beſchränkt ſich auf einige Tauſend, wovon die einen Rennthier-Lappen, die andern Fiſcher-Lappen ſind. Die ſchwediſchen Bewohner Finnlands ſind viel zahlreicher, und zu ihnen gehört der größere Theil des Adels, der Geiſtlichkeit, der Beamten und der Bürger in den Städten. Die Schweden bilden die ganze Bevölkerung der Aland'ſchen Inſeln, dann auf einigen Punkten der Küſte um Abo herum und in Oſtrobothnien, ſo wie in Nyland, und belaufen ſich auf 100,000 Seelen, ohne die Bewohner der Städte dazu zu zählen. Ihre Sprache, die man in Finnland mit einigen Abweichungen ſpricht, iſt die der Geſchäfte, der Wiſſenſchaften und der Geſellſchaft; eben ſo erſcheinen alle officiellen Verhandlungen in ſchwediſcher Sprache. In den Diſtricten von Wiborg und Kerholm, aber auch in andern Städten, findet man viele Ruſſen. Die Bevölkerung Finnlands hat ſich in 35 Jahren verdoppelt und beträgt jetzt nach ziemlich ſichern Angaben 1,200,000 Individuen, ſo daß, getheilt durch 5300, auf die Quadratmeile 226 Seelen kommen, die in 26 Städten, 1894 Dörfern und 28,735 Hemmaans (Weilern, Gehöften) wohnen, eine Benennung, die von dem deutſchen Worte „Heimath" abzuleiten wäre. Ein Theil dieſer Hemmaans gehört dem Adel, ein anderer der Regierung oder den Bauern.

Der Ackerbau, die Viehzucht, und an einigen Orten die Fiſcherei, bilden die Hauptbeſchäftigung der Finnländer; die Induſtrie der Manufacturen iſt höchſt unbedeutend, doch bereitet man kleine Glaswaaren, Segelleinwand und Strümpfe. Früher zählte man 14 Eiſenhämmer, zu welchen man das Material aus Schweden bezog, kraft einer Berechtigung, die im J. 1831 aufgehoben wurde. Die wirthſchaftliche Induſtrie iſt noch immer bemerkenswerth: der finnländiſche Bauer bereitet Theer, Pottaſche und Kohlen, macht hölzerne Werkzeuge und Hausgeräthe, baut Boote und Schiffe, und webt in ſeiner Hütte Leinwand und grobes Tuch. Ungeachtet der zahlreichen Häfen iſt der Handel in keinem blühenden Zuſtande. Durch den Ladogaſee und den finniſchen Meerbuſen verſehen die Finnländer St. Petersburg mit Holz, Fleiſch, Butter, Fellen, Theer, Fiſchen u. ſ. w.; dieſelben Artikel führen ſie auch nach Schweden aus, von wo ſie Eiſen und Colonialwaaren zurückbringen. Sie haben ſich das Vorrecht bewahrt, ohne weitere Handelseinmiſchung ihre Producte ſelbſt nach Stockholm zu bringen, ein Vortheil, der ihnen jetzt wieder aufs neue bewilligt iſt. Sie kaufen auswärts Salz, das ihnen mangelt, und bezahlen es mit den Erzeugniſſen ihrer Wälder und Aecker. Finnland hat an ſeinen Gränzen eigene Douanen gegen Rußland, wie Ungarn gegen Oeſterreich.

Die Landſtraßen im Innern ſind gut, der Dienſt der Poſten iſt Privaten anvertraut, aber regelmäßige Diligencen ſind noch nicht vorhanden. Man macht im Lande wenig Gebrauch von

Digitized by Google

den russischen Münzen, sondern rechnet überall nach dem schwedischen Münzfuße; vom Papiergelde circuliren drei Sorten.

Der öffentliche Unterricht scheint im Ganzen noch wenig vorgeschritten zu seyn, man hat zwar Schulen in allen Städten, doch fehlen sie noch häufig auf dem Lande. Die am meisten unterrichteten Bauern können lesen, doch Schreiben und Rechnen gehört bei ihnen schon zum Luxus, dagegen wird der Religionsunterricht fleißig betrieben. Seit 1640 hat Finnland seine eigene Universität, die es der Sorge und Einsicht des Grafen Peter von Brahe verdankt; sie wurde zu Abo eröffnet und eingeweiht am 15 Julius jenes Jahres. Die Feuersbrunst, welche am 24 August 1827 das Local der Universität, die Kathedrale und eine Bibliothek von 50,000 Bänden, die noch durch die des Juristen Haubold vermehrt worden war, verzehrte, bewog die Regierung, diese hohe Schule nach der Hauptstadt zu verlegen, so daß sie unter dem Namen „Alexander-Universität" bald darauf in Helsingfors eröffnet wurde. Sie zählt 25 ordentliche Professoren, 16 außerordentliche und 4 Privatdocenten. Die Zahl der Studenten beläuft sich zwischen 4 bis 500. Außerdem findet man in Finnland noch 264 Unterrichtsanstalten mit 11,000 Schülern, so daß einer auf 109 Einwohner kommt. Gymnasien besitzen Wiborg, Abo und Borgo, Frederikshamn ein Cadettencorps und mehrere Orte Volksschulen. Es sind 9 Buchdruckereien vorhanden; zu Abo, Helsingfors u. s. w. erscheinen 10 Journale, wovon 6 in schwedischer Sprache, 4 dagegen in finnischer Sprache redigirt werden. Es ist noch der ökonomischen Gesellschaft und der Bibelgesellschaft in Finnland zu erwähnen, wovon die letztere mehrere Zweige hat.

Fast alle Einwohner sind Lutheraner, die in zwei Stifte (Diöcesen), nämlich in das von Abo und das von Borgo getheilt sind. Das erstere, ein Erzbisthum, zerfällt in 21 Prosteri (Propsteien) mit 124 Pfarreien. Das Bisthum von Borgo hat 16 Prosteri und 79 Pfarreien. In den meisten Kirchen predigt man finnisch, in andern abwechselnd finnisch und schwedisch. Die 15 russischen Kirchen mit 2 Klöstern ressortiren von der geistlichen Behörde in St. Petersburg.

Das Großfürstenthum Finnland hat eine besondere Verwaltung, deren Mittelpunkt sich in der Hauptstadt des Kaiserreichs befindet; ein Generalgouverneur, der in Helsingfors residirt, und dessen Würde rein militärisch ist, repräsentirt im Lande den Kaiser. Wie Schweden, so hat auch Finnland eine Constitution. — Das ganze Großfürstenthum ist in 8 Gouvernements eingetheilt, die man im Lande „Laen" nennt, und welche durch einen „Landshöfding" verwaltet werden. Jedes dieser Laene zerfällt wieder in „Fogderier," von welchen jedes wieder mehrere „Härad," oder Jurisdictionen, in sich schließt. — Der „Lagman," Oberrichter, gehört nicht zu den Administrativbeamten. In Finnland ist die schwedische Gesetzgebung noch die Norm, und alle Tribunale sind wie die in Schweden organisirt. — Die Einkünfte, welche die Krone von dort bezieht, belaufen sich ungefähr auf 1,300,000 Rubel Silber. — Das Wappen des Großfürstenthums besteht aus einem von 7 Rosen umgebenen Löwen, der in der einen seiner Klauen ein bloßes Schwert, in der andern einen Schild hält.

Wir erwähnen noch der Alandsinseln, die einen eigenen Härad bilden. Die Gruppe besteht aus 200 wüsten und 50 bewohnten kleinen Inseln, welche größtentheils felsig sind, fast alle sehr hoch aus dem Meere emporsteigen, und einige von ihnen förmliche kolossale Granitnadeln bilden. Das Alandshaff trennt sie von der Küste von Schweden (Upland), und von Finnland der „Stiftet," eine Art Meerenge, die eine Durchfahrt mitten durch das Gewirr von Klippen bildet. Die Gesammtoberfläche der Inseln beträgt 22 Quadratmeilen, ihre Bevölkerung etwas über 13,000 Seelen, die vom Fischfang, von der Schifffahrt, dem Ackerbau und der Viehzucht leben. Der hiesige Käse ist berühmt. Der Boden dieser Inseln ist so steinig, und die Erdschicht, die sie bedeckt, so leicht, daß im Sommer oft die Ernte vertrocknet, ehe sie reif wird. Die Tanne, Fichte, Erle und die Haselstaude sind die einzigen Bäume, welche dort wachsen; doch reichen sie nicht zum Bedürfniß der Inseln aus. Auf derjenigen Insel, von der aus man Schweden erblickt, hat man einen Telegraphen errichtet. Sie verleihen in ihren befestigten Häfen der russischen Küstenflottille (Skärenflotte) um so vortheilhafteren Schutz, weil die hier stattfindende Gegenströmung aus dem bothnischen und finnischen Meerbusen in den Häfen und auf den Reeden die Wirkung und die Härte des Winters schwächt, und weil von hier aus auf Schußweite die Flottille alle in den Mälarsee einlaufenden Schiffe, so wie die Küstenschifffahrt längs den westlichen Gestaden des bothnischen Meerbusens, im Auge behalten kann.

(Fortsetzung folgt.)

Hindernisse im Anbau von Neusüdwales.

(Aus Tait's Magazine. October.)

Es ist ein eigenthümlicher Umstand, daß in diesem Lande große Dürren periodisch zu seyn scheinen, und vielleicht ist diesem Umstande die geringe Zahl der eingebornen Bevölkerung und der dort befindlichen vierfüßigen Thiere zuzuschreiben. Diese Dürren dauern oft einige Jahre nacheinander. Die letzte große Dürre begann im Jahre 1826 und endete erst im Jahre 1829. Während dieser ganzen Zeit fiel sehr wenig Regen, und über sechs Monate lang nicht ein einziger Regenguß. Auch im Jahre 1835 war eine große Dürre. Auf der andern Seite sind die Flüsse Ueberschwemmungen unterworfen in Zwischenräumen von mehrern Jahren, ein Umstand, der den Anbau des Alluvialbodens längs ihrer Ufer zu einer sehr prekären Sache macht. Die Feindseligkeit der Eingebornen macht gleichfalls die Ansiedlung in den unbewohntern Theilen der Colonie zu einer weit schwierigern Sache, als man gewöhnlich glaubt. Die letzten drei Expeditionen, welche Major Mitchell ins Innere unternahm, wurden alle durch die Eingebornen zurückgejagt, und es scheint große Umsicht und Gewandtheit erfordert zu haben, daß nicht die ganze Expeditionspartie niedergehauen wurde. In mehrern Scharmützeln, welche stattfanden, kamen Leute auf beiden Seiten um.

Digitized by Google

ie Methodisten in den Vereinigten Staaten.

Das Camp-Meeting. 3. Der Abend.

Wir hatten uns den Tag über in einem Wirthshause gelagert, welches ungefähr eine Viertelstunde Wegs von dem Camp-Meeting entfernt lag und den Neugierigen — Einige wollten auch wissen, den Methodisten selbst — zum Absteigequartier diente. Hier hörten wir, daß die eigentliche Andacht erst des Nachts ihren Anfang nehme. Wir entschlossen uns daher gegen Abend noch einmal dahin zurückzukehren.

Die Scene war genau so wie am Morgen, nur goß die Nacht ihren Schleier über die Andächtigen. Wir begegneten hie und da Nachtwandlern, die von einer Hütte zur andern zogen, um, wie sie vorgaben, zu sehen, wie das Volk sich erbaue und „ob der Geist sie bewege." Thee und Kaffee waren nur auf wenigen Tischen servirt, und im Ganzen sah es weniger gesellig aus als Morgens. Wir traten in die erste Hütte, und fanden Männer und Weiber einander bei den Händen haltend im Stroh liegen. Das Wüthen und Toben den Tag über hatte sie so erschöpft, daß Einige nur noch stöhnten oder winselten, und selbst der Predigerstuhl stand verlassen da.

Mein Blick war auf ein junges Mädchen gerichtet, die mit einem jungen Mann auf den Knieen liegend inbrünstig betete. Er hatte sie bei der Hand gefaßt, die er krampfhaft von Zeit zu Zeit in die Höhe hob, um sie später an seiner Seite wieder hinabgleiten zu lassen. Es war ein wahrer magnetischer Proceß, der auch das Mädchen in eine Art somnambulen Zustand versetzte, denn sie schien wirklich knieend mit zum Himmel gehobenen Augen zu schlafen und im Traum ihr Gebet herzusagen.

In einiger Entfernung lag ein Greis auf dem Boden, ungeduldig mit den Händen um sich schlagend (seine Füße mochten ihm schon längst den Dienst versagt haben), und dabei immer die Worte stammelnd: „Er starb für mich; er starb für uns Alle." Ein altes Weib saß neben ihn zusammengekauert und rief beständig: „Fühlst du ihn — Fühlst du den Herrn!" Die übrigen Personen bildeten keine Gruppe. Die ganze Hütte war nur durch den Schein einer kleinen Lampe erleuchtet.

Die zweite Hütte, in die wir traten, gab schon ein lebhafteres Bild. Dort ward noch gepredigt, und es schrien mehrere Personen noch immer: „Glorie! Glorie!" obwohl mit Stimmen, die nur noch mit dem Gekrächze von Raben zu vergleichen waren. Die Prediger hatten sich ebenfalls heiser gesprochen oder genäselt, und die bleichen, todtenähnlichen Gesichter, auf welchen physische Erschöpfung, Frömmigkeit, Enthusiasmus, Wahnsinn und leider auch Heuchelei in teuflischen Zügen abgebildet waren, hatten etwas Grausenhaftes, dessen Anblick ich nicht ertragen konnte — Ich kenne nur zwei von berühmten Künstlerhänden verfertigte Skizzen, welche davon eine deutliche Idee geben: Hogarts und Kaulbachs Irrenhäuser. —

Ehe wir den Ort verließen, besuchten wir noch den Stall (the pen), den Aufenthalt der Verzückten. Es waren lauter Ohnmächtige oder Rasende. Einige davon mußten wirklich genau beobachtet werden, damit sie sich nicht aufopferten, das heißt dem Herrn zu lieb sich ums Leben brachten. Ist doch schon in Amerika mehrmals der Fall eingetreten, daß im religiösen Wahnsinn Väter und Mütter ihre Kinder umbrachten, damit der Teufel keine Macht über sie erlange; und erst vor zwei Jahren wurde ein religiöser Schwärmer des Todtschlages angeklagt, weil er eine kranke Frau durch das Eingießen von Strömen kalten Wassers, woran sie erstickte, und durch Hülfe allerlei Beschwörungsformeln vom Satan, der die Ursache jeder Krankheit sey, befreien wollte. Freilich waren dabei erschwerende Nebenumstände eingetreten, wie z. B. der, daß die Frau reich war und ihr Haus dem frommen Mann als Gotteshaus hinterließ, dessen ungeachtet aber wußte er den Geschwornen so zu imponiren, daß er freigesprochen wurde.

„Wie wohl diese Art öffentlicher Gottesdienst auf die Sitten wirken mag?" bemerkte ich zu einem meiner Begleiter.

„Das können Sie aus den Gesichtern der Fremden ersehen," erwiederte dieser. Ein acht- bis zehntägiger Gottesdienst im Walde, mit allem liederlichen Gesindel aus den Städten, das sich als Zuseher einfindet; sodann die vielen jungen Leute aus den angesehensten Familien, die hieher kommen und auf Abenteuer ausgehen; endlich die religiösen Speculanten, die bei der Andacht und dem Wahnsinn dieser Menschen ihre Rechnung finden; alles dieß beweist, daß diesen Versammlungen nichts fehlt, als der Wein oder der Branntwein, um für die ausgelassensten Bachanalien zu gelten. Dafür aber trinkt dieses Volk Thee und Kaffee, welche Getränke in den übermäßigen Quantitäten, wie sie hier genossen werden, wenn auch nicht aufs Gehirn — denn auf dieses wirkt schon ihr Fanatismus — wenigstens doch eben so sehr auf die Nerven wirken. Wie viele Krankheiten — namentlich Nervenfieber, Verrücktheit und Auszehrung — mögen hier ihren Ursprung nehmen? Wie mancher Mann, welcher hier wüthet und tobt und den Lohn einer Woche in Thee und Kaffee vertrinkt, hat zu Hause eine darbende Familie, und endlich wie manche Mutter vernachlässigt dabei ihre Kinder! — Und doch nimmt diese Secte immer mehr zu. Die Methodisten in den Vereinigten Staaten sind allein zahlreicher als Baptisten, Episkopalen, Lutheraner und Herrenhuter zusammengenommen.

Vermischte Nachrichten.

Jetzt hat sich in England eine Compagnie gebildet, um einen Dampfbootdienst zwischen Valparaiso und Panama herzustellen, der alle Häfen der Küste umfassen und mit den englischen Paketbooten des atlantischen Meeres in Unterhandlung treten soll. Man behauptet, daß auf diese Weise die Reise von England über den Isthmus von Panama nach Lima in 30 und nach Neusüdwales in 70 Tagen, statt wie sonst in 4 bis 5 Monaten vorgenommen werden könnte. (Engl. Bl.)

Ein Mann, der kürzlich die Mexikscha durchwanderte, macht eine klägliche Schilderung von dem physischen Zustande der unglücklichen Europäer, die dort wohnen: alle sind krank oder waren es in Folge der letzten Regen; viele sind recidiv und mehrere ganz unterlegen. (Voleur vom 10 November.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 105 der Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Die Jungfrau von Orleans.** (Von Chapelain.) — **Die nachgelassenen Papiere des Pickwick-Club.** (Fortsetzung.)

Zu den Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Auslands halbjährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 327.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 November 1838.

Dampfbootunfälle.

Taits Magazine vom October d. J. bemerkt, daß Unfälle mit Dampfbooten jetzt beinahe täglich vorkommen, da außer denen, wovon die Journale berichten, viele sich ereignen, wovon das Publicum nie etwas hört, da man sehr bemüht ist, sie zu verbergen. In der letztern Zeit findet man nachstehende Unfälle berichtet. Während der Fahrt des Dampfboots Antilope von Hull nach Glasgow gab eine der untern Platten des Kessels plötzlich nach, das Wasser stürzte in den Schiffsraum, tödtete 18 Stück Vieh und verbrühte 4 oder 5 andere. Wäre das Wetter ungestümm gewesen, so wäre wahrscheinlich das Schiff mit Mann und Maus untergegangen. Die Fahrt zwischen Newcastle und Leith wird auf Dampfbooten gewöhnlich in 10 oder 11 Stunden zurückgelegt; aber das Dampfboot Northern Yacht war so leck, daß, als es 17 Stunden von Newcastle unterwegs gewesen war, das Wasser so rasch im Schiffe stieg, daß die Maschine nicht mehr arbeiten konnte. Nur Eine Pompe war in Ordnung, und diese nicht vollständig; kein Schießpulver war zu finden, um damit ein Signal zu geben, eben so wenig eine Glocke oder ein sonstiges Mittheilungszeichen. In diesem Zustande blieb das Dampfboot noch 6 Stunden länger in See, wurde endlich von einem Lootsenboot erblickt und hierauf durch ein anderes Dampfboot an dem Schlepptau in einen nahen Hafen geführt. Auf dem Dampfboot Vivid zu Shields sprang der Kessel, wobei 2 Männer so verbrüht wurden, daß sie starben. Bei dem Schiffbruch des Dampfboots Forfarshire am 6 Sept., welches von Hull nach Dundee fuhr, ertranken nicht weniger als 40 Personen. In diesem Falle wurde die gröbste Nachlässigkeit von Seite der Eigenthümer erwiesen. Ehe das Dampfschiff Hull verließ, entdeckte man einen Leck im Kessel, der sodann auf eine sehr oberflächliche Weise zugemacht wurde. Während der Fahrt zeigte sich ein kleiner Leck, den der Ingenieur, seiner Angabe nach, für unbedeutend hielt, indem er schon weit schlimmere gesehen habe; aber der Leck vergrößerte sich während der Nacht so sehr, daß die Maschine nicht mehr arbeiten konnte, und als man vermittelst der Segel nach Hull zurückzufahren versuchte, scheiterte das Schiff und 40 Personen ertranken. Wir haben, fährt Taits Magazine nach Anführung dieser Beispiele fort, von verschiedenen Seiten her erfahren, daß es gar nichts Ungewöhnliches ist, daß Dampfboote mit bedeutenden Rissen in ihren Kesseln, oder mit einem andern Theil ihrer Maschinerie in schlechtem Zustande, sich auf die Reise machen, und es ist daher dringend nothwendig geworden, daß Inspectoren zur Untersuchung der Dampfschiffe und ihrer Maschinerie ernannt werden.

Ueber die Völker der finnisch-uralischen Race.

(Fortsetzung.)

Das Gouvernement Archangelsk.

Seit dem Jahre 1708 existirte ein Gouvernement dieses Namens, das aber außer dem gegenwärtigen Archangelsk noch die Gouvernements Wologda und Kostroma mitbegriff. Von 1780 bis 1784 wurde es schon bedeutend verkleinert, und erhielt den Namen Wologda. Mit seinen jetzigen Gränzen wurde es durch eine Ukase vom 15 März 1784 zu einer Statthalterschaft erhoben. — Dieses Gouvernement bildet die äußerste nördlichste Gegend des europäischen Rußlands von Finnland bis zu der Gränze Asiens. Es überschreitet den nördlichen Polarkreis, indem die Inseln Waigatsch, Kalgujef und Nowaja-Semla, die dazu gehören, schon im Eismeere liegen. Die letztere reicht bis zum 78° der Breite, während das feste Land des Gouvernements vom 62° und 70° eingeschlossen wird. Seine Gränzen sind in Nordwest das schwedische Lappland, im Norden das arktische Eismeer und das weiße Meer, im Osten das Gouvernement Tobolsk, im Süden die Gouvernements Wologda und Olonetz, im Westen Finnland. Nach Schuberts Berechnung enthält dasselbe mit den Inseln 16,225, nach Arsenieff 15,215 Quadratmeilen, ist also größer wie Frankreich und die österreichische Monarchie. Nach der Angabe des Erstern kommen auf Nowaja-Semla 4255 Quadratmeilen; der Rest von 11,970 Quadratm. (oder nach russischem Flächenmaaß 61,102,191 Dessätinen) enthält 170,277 Dessätinen geackertes oder ackerbares Land, 3632 Dessätinen Gärten, 31,369,369 Dessätinen Wälder, wovon 18,717,773 der Krone gehören; 55,658 Dessätinen Wei-

Digitized by Google

den und Triften u. s. w. — Nachrichten über dieses Land hat die Reise des Capitäns Lütke und des Lieutenant Pachtussof im Jahre 1833 geliefert.

Das weiße Meer theilt das Gouvernement in zwei Hauptmassen, die im Süden nur durch einen kleinen Streifen zusammenhängen; die östliche, tiefer liegende Hälfte, welche sich bis zum Ural ausdehnt, ist beträchtlicher als die westliche, die sich an Finnland und das norwegische Lappland lehnt, und die letzten Zweige der scandinavischen Gebirge in sich aufnimmt.

Beide Landmassen bieten denselben Anblick dar: zwischen dem Ural, dessen Aeste sich bei dem kleinen Flusse Kara, der in den Golf desselben Namens (Karskoi Salim) mündet, finden, und von da in südwestlicher Richtung fortlaufen, und andererseits zwischen den scandinavischen Gebirgen, deren Zweige die Fläche des russischen Lapplands coupiren, dehnt sich eine ungeheure Ebene aus, die nur durch die erhöhten Ufer der Flüsse und durch die Hügelkette, welche an den beiden Gestaden der Mündung des weißen Meeres bis zu den beiden Caps desselben sich hinzieht, unterbrochen wird. Alles übrige ist flaches Land, das jenseits des arktischen Polarkreises nichts darbietet, als Sand und morastige Wüsten, mit einer immerwährenden Eisdecke auf dem Rasen, oder vielmehr Moose; diesseits des Polarkreises aber ungeheure Wälder und wüste Triften auf einem feuchten Erdboden. In diesem Theile findet man auch eine Menge Seen, die sich bis auf 1145 belaufen, und von welchen die hauptsächlichsten der Imandra, Piavosero, Toppozero und Kunto sind.

Die ursprünglich finnische Bevölkerung ist jetzt größtentheils russisch, mit Ausnahme der Lappen, Samojeden und einiger Ueberreste der Zyriänen und alten Permier. Sjögren hat in dem Gouvernement zahlreiche Spuren, nämlich Eigennamen, Traditionen u. s. w. der jetzt verschwundenen alten Bevölkerung gefunden, von der eine locale Tradition sagt, daß sie nach Westen sich zurückgezogen habe. Die Lappländer, die zu derselben Race gehören, bewohnen 1783 Individuen stark den District von Kola. Im Sommer treiben sie Fischfang am weißen Meer, gegen den Winter wandern sie zu ihren Landseen, die sie den Rest des Jahres nähren; sie haben eigene Sommer- und Winterhütten. Ihr Reichthum besteht aus Rennthieren und einigen Schafen. Die Samojeden, ein Nomadenvolk im District Mesen, bilden ungefähr 1000 Familien, die größtentheils isolirt von einander leben. Von der Recrutirung und dem gewöhnlichen Obrok (Abgabe) befreit, bezahlen sie nur den Jassak, d. h. den Tribut der asiatischen Völker und stehen auf einer noch niedrigern Stufe der Cultur als die Lappländer. Nach den neuesten Angaben beträgt die Einwohnerzahl des Gouvernements 200,000 Seelen, was durch 11,970 getheilt, 16 Individuen auf die Quadratmeile gibt. Man findet hier 8 Städte und 3627 Dörfer. Die Einwohner beschäftigen sich mit dem Handel, mit der Fischerei, mit dem Schiffbau, der Schifffahrt und der Theerbereitung. In den mittlern Districten befassen sie sich noch mit Seilerarbeiten, Lohgärberei, Färberei, Bereitung von Talg und Terpenthin, schwarzer Farbe und des Pechs. Die Leinwandfabrication ist in Archangelsk bedeutend; die Bauern aus diesem und dem District von Cholmogory versenden davon jährlich nach der Hauptstadt, nach Petersburg und Moskau 100,000 Ellen. Fabriken für andere Producte zählt man 29 mit 340 Arbeitern. Der Handel ist bedeutend; der Landhandel wird besonders mit Vieh getrieben. Die Producte des Nordostens gehen hauptsächlich durch den Hafen von Archangelsk ins Ausland; 208 Kaufleute haben ein Capital von 1,764,000 Rubel angegeben.

Der öffentliche Unterricht ressortirt von der St. Petersburger Universität, doch zählt man nur 678 Schüler, also auf 294 Bewohner Einen. Das Gouvernement besitzt eine Regierungsdruckerei. Das Bisthum Archangelsk und Cholmogori, gegründet 1680, hat 10 Klöster, worunter 1 Frauenkloster, dann 222 Kirchen, unter welchen sich 8 Kathedralen befinden. Die Protestanten besitzen in der Hauptstadt Archangelsk 2 Kirchen. In der Hauptstadt residirt ein Militärgouverneur, dessen Macht sich auch auf Olonetz ausdehnt. Die Krone bezieht aus diesem Gouvernement eine Revenue von 1,136,000 Rubel.

Die Hauptstadt Archangelsk, die ihren Namen von dem bei ihr gelegenen Kloster des Erzengels Michael hat, liegt an der Dwina, unfern ihrer Mündung ins weiße Meer unter 64° 32′ 8″ Nr. und 58° 13′ 32″ Länge. Sie ist gut gebaut und besitzt regelmäßige Straßen, die man schön nennen kann, hat 10 griechische, 1 lutherische, 1 reformirte Kirche, 1 Kloster, 1 Seminarium, 1 Gymnasium und 1935 Häuser mit 24,339 Einwohnern. Auf einem schönen Platze erhebt sich ein Denkmal für den Schriftsteller Lomonossof.

Das Gouvernement Olonetz.

Die Gränzen dieses Gouvernements sind: im Westen der Ladogasee und Finnland, im Norden und Nordost das Gouvernement Archangelsk, in Südost Wologda, im Süden die Gouvernements Nowogorod und St. Petersburg. Seine Größe beträgt 2915 Quadratmeilen. Der östliche, sehr steinige Theil, ähnelt in vielen Stücken Finnland; wie dort, wechseln auch hier Sümpfe, Seen und Berge mit einander ab. Diese letztern dehnen sich von Finnland bis zum Onegasee und Ladogasee aus; ihre Basis besteht aus Granit, doch macht überall Schiefer die Hauptmasse aus. Einzelne ungeheure Steinblöcke sind überall zerstreut und nicht selten 60 Ellen hoch. Ein Gemisch von Schiefer, Quarz und Kalk bildet das Gestein, welches man das von Salome oder Solomensk nennt, und welches vom Onegasee, gegenüber von Petrosavodsk in nordwestlicher Richtung, 15 Meilen lang sich ausdehnt. Rund um die Felsen ist die Gegend feucht und sumpfig. Im Süden ist der Boden eben, mager und sandig, und in der ganzen Provinz zählt man 1500 Seen und 800 Flüsse und Bäche. Nach dem Ladoga, der zugleich zu Finnland und dem St. Petersburger Gouvernement gehört, ist der Onegasee, mehr im Norden gelegen, der größte; er nimmt mehrere Flüsse auf und fließt durch den Swir dann selbst in den Ladogasee. Inselchen und Sandbänke gibt es in ihm in Menge. Seine Länge beträgt 30, seine Breite 9 — 12 Meilen. — Der Hauptfluß ist der Onega, der aus dem See Latcha kommt, gegen Norden fließt, das Gouvernement Archangelsk durchschneidet und sich ins weiße Meer ergießt. Häufige

Digitized by Google

Wasserfälle hindern auf ihm die Schiffahrt. — Die Suna bildet bei dem Dorfe Sapoka eine schöne Cascade, Kivatsch genannt, die in 5 Abſätzen ſtürzt, und ſich durch die Gewalt des Falles in Schaum auflöst. Zu bemerken ſind noch in dieſem Gouvernement der Marien- und der Onegacanal. — Das Klima iſt feucht und kalt; der Winter ſehr empfindlich, dagegen die Hitze im Sommer ſehr groß. Die Luft iſt nicht ungeſund; keine endemiſche Krankheit herrſcht in dieſen Gegenden.

Der Ackerbau trägt nicht viel ein; das Winterkorn gibt in der Ernte das dreifache, das Sommerkorn nur das zweifache. Man muß daher Getreide einführen; größtentheils nährt ſich aber der Bauer von Gemüſen und Rüben. Hanf und Flachs kommen gut fort, hauptſächlich zwiſchen den beiden großen Seen, und genügen auch für die Exportation. An der Stelle der mangelnden Baumfrüchte begnügt man ſich mit Beeren. Die unermeßlichen Wälder bringen den Einwohnern den Hauptnutzen. Die Weiden ſind ungenügend; das Vieh nährt ſich den größten Theil des Jahres in den Wäldern. Wilde Thiere gibt es in Menge, ſo z. B. Bären, Füchſe, Wölfe, Elends, und auch die ſogenannten Vielfraße (ursus gulo). Jagd und Fiſcherei werden ſtark betrieben. Die Berge enthalten mineraliſche Reichthümer, und man findet in ihnen kareliſchen Marmor, Granit, Porphyr, Serpentin, Alabaſter, Gyps u. ſ. w. Außer den Steinbrüchen bearbeitet man auch 27 bedeutende Minen, worunter 2 Gold und Silber, 5 Kupfer, 10 Eiſen enthalten. Man findet auch Farbenerden, Thon von trefflicher Qualität, Salzquellen und Spuren von Mineralwäſſer.

Die alte, früher Nowogorod unterworfene Bevölkerung dieſes Gouvernements, beſteht gänzlich aus Finnen, Weſſen, Jemen und Andern. Die Jemen waren, nach Sjögren, die ſüdlichſten Finnen von Zavolotſchie und wohnten öſtlich vom Onega. Heutzutage findet man dieſe Finnen nur noch im ſüdlichen Theil des Diſtricts von Wuitegra. Ueberall, ſelbſt in den nördlichen Theilen, tragen die Flüſſe, Dörfer und andere Localitäten noch finniſche Namen. In dem Namen des Fluſſes Jemtza will z. B. Sjögren den der Jemen wiedergefunden haben. — Die Einwohnerzahl rechnet man auf 355,000 Individuen. Arſenief reducirt dieſe bis auf 212,600. Der Adel iſt in dieſem Gouvernement nicht zahlreich, deſto mehr aber die Geiſtlichkeit. Man findet viel wohlhabende Kaufleute und viel arme Bauern. — Die Jagd und Fiſcherei bilden die Hauptinduſtrie der Bewohner, doch wandert jährlich eine große Anzahl von ihnen — man ſagt, faſt die Hälfte — in andere Gouvernements, um dort Verdienſt zu ſuchen. Viele beſchäftigen ſich auch in den Wäldern, oder mit dem Flößen des Holzes nach der Hauptſtadt. Die Fabriken ſind unbedeutend; es gibt deren 29 ſehr kleine mit 126 Arbeitern. Der Handel iſt lebhaft, und man verführt nach St. Petersburg und Archangelsk die Producte des Gouvernements, und importirt dafür Getreide, Salz, Branntwein, Manufactur- und Colonialwaaren.

Der öffentliche Unterricht wird von 31 Lehrern in 11 Schulen 402 Schülern ertheilt. Eine öffentliche Bibliothek iſt nicht vorhanden, und nur eine der Krone gehörende Druckerei. Der größte Theil der Bewohner bekennt ſich zur griechiſch-ruſſiſchen Religion und beſitzt 336 Kirchen und 9 Klöſter. Die Raskolniks die hier ſehr zahlreich ſind, haben im Diſtrict Powenetz ein als Wallfahrtsort ſehr berühmtes Kloſter. Die Karelier, welche ein Gemiſch von finniſch und ruſſiſch ſprechen, gehören theils zu dieſer Secte, theils zur lutheriſchen Kirche, und dieſe beiden ſtehen ſich ſehr ſchroff einander gegenüber.

(Fortſetzung folgt.)

Munipur.

(Aus M'Cosh's Topography of Assam.)

Dieſer Landſtrich zwiſchen Aſſam im Norden und Birma im Süden und Oſten iſt ein Thal, das 12 (engl.) Meilen im Durchmeſſer hat, bildet ein völliges Amphitheater und obwohl 2 bis 3000 Fuß über dem Meere gelegen, iſt es doch von einer Kette von Bergen umgränzt, von denen einige 10,000 Fuß hoch ſind. Dieſes ſchöne Thal war früher ſehr volkreich und gut angebaut, iſt aber jetzt mit Dſchungeln und Sümpfen bedeckt. Die gegenwärtige Hauptſtadt iſt Tſchandrapur, die alte Hauptſtadt erkennt man nur noch an ihren zerſtörten Pagoden, Erdaufwürfen und Gräben. Munipur wurde im Jahre 1775 von den Birmanen erobert und dieſe im Jahre 1825 von den Engländern daraus vertrieben, wo dann der rechtmäßige Radſcha Gambir Sing auf den Thron ſeiner Väter geſetzt wurde. Die Munipuri's ſind tüchtige Soldaten, gewandte Reiter, und zeigen viel militäriſchen Muth. Obgleich ſie ſich für Radſchputen (alſo indiſchen Stammes aus der Kſchatriakaſte) ausgeben, ſo haben ſie doch breite Tartarengeſichter; ihre Frauen haben etwas Rohes und Männliches.

Die Methodiſten in den Vereinigten Staaten.

Das Camp-Meeting. 4. Die Heimkehr.

Gegen 10 Uhr Abends verließen wir die Betenden und gingen in Geſellſchaft von mehr als hundert Perſonen zurück nach Philadelphia. Unterwegs wurde in einer Schenke Halt gemacht, aus welcher uns lauter Lärm und wilder, rauher amerikaniſcher Geſang entgegenſchallte. Es waren dieß Leute, welche ſich an dem Meeting ſatt geſehen hatten, und ihrer erhitzten Phantaſie nun in Liedern unlautern Gehalts Luft zu machen ſuchten. Dabei wurde tüchtig gezecht, und man ſah den Wirth, ohne ein Wort zu ſprechen, den Gäſten ein Glas um das andere reichen, das ſich dann die Letztern ſelbſt mit Branntwein und Waſſer füllten, in das ſie geſtoßenen Zucker und ein Stückchen Citrone thaten, um, wie ſie meinten, ſich mit Punſch zu regaliren. Es iſt ein eigener Anblick ſo eine vollgeſtopfte amerikaniſche Schenke ohne Tiſch und Stühle, die Gäſte um ein Gitter herumſtehend, hinter welchem ſich der Wirth oder Aufwärter — daher der Name Barkeeper — zurückzieht, um ſich gegen die Belagerer zu ſchützen! — In andern Ländern gibt es eine gewiſſe Art von Gaſtfreundſchaft, die, wenn gleich bezahlt, dem Fremden doch ſehr willkommen iſt. Ein heiterer, geſprächiger Wirth mit einem freundlichen Geſicht würzt die Speiſen und Getränke. Von allem dem ſieht man hier zu Lande nichts. Vom Wirth bekommt man nur das Automatengeſicht und die geſchäftigen

Digitized by Google

Hände zu sehen. Sein Hauptaugenmerk ist darauf gerichtet, nicht bestohlen zu werden, und daß jeder Gast sogleich bezahlt, was er begehrt. Das Sitzen auf den wenigen Bänken — in manchen Wirthsstuben fehlen auch diese — ist gänzlich verpönt, und zwar: erstens weil der Wirth nicht den Anschein haben mag, habitués im Trinken und Lärmen zu beherbergen, und zweitens, weil die Gäste selbst nicht für Leute gelten wollen, welche ihre Zeit in der Schenke zubringen.

Es währte wohl zehn Minuten, ehe ich und meine Begleiter vor die Schranken gelassen wurden. Wir begehrten eine Flasche Wein und einige Gläser. Man gab uns die Wahl zwischen Bordeaux und Neckarwein; auch Markgräfler und Rheinweine wären da. Wir hielten uns an das Vaterländische und begehrten Neckarwein. Einer von uns hielt die Flasche, die Uebrigen hielten ihre Gläser in der Hand. Zum Sitzen war schon längst keine Gelegenheit mehr da.

„Hast du das rasende Mädchen gesehen," schrie ein halbbetrunkener Philadelphier, „ich schwöre dir, sie war hübsch; sie ist eine Acquisition für so ein Meeting — Man sagt, der Prediger in der * ten Straße *) ist verliebt in sie — So ein Prediger hat Euch die Wahl —

„Da wird nichts daraus," versetzte ein Anderer, „hast du nicht ihren Bruder gesehen? Das ist dir ein Südländer, führt seinen Dolch und geladene Pistolen."

„Das wußt' ich wohl, sonst hätt' ich selbst ein langes Gesicht geschnitten und mich unter die Betenden gemacht."

„Mein Vetter **) hat dieß wirklich gethan; es ist dieß aber ein gefährlicher Spaß; wird er entdeckt, so kann er darauf rechnen, halb todt geschlagen zu werden."

„Nicht doch, wenn er es recht anzufangen weiß. Ich kenne einen jungen Mann, der hat sich schon sechsmal zum methodistischen Glauben bekehrt, und dieß immer bei einem solchen Camp-Meeting; wenn aber der Geist verraucht ist, so fährt der alte Teufel in ihn, und dann treibt er's wieder so bunt als zuvor."

„Ja, ja, es gehen Euch da Sachen vor, an die Niemand denkt! Sind lauter Kaltwassertrinker diese Methodisten und Teetotalers; **) halten sehr auf reine Sitten, aber in der Nachbarschaft dieser Leute geht es toll genug zu. He? Es leben die Mäßigkeitsvereine und die Methodisten!"

„Und die Camp-Meetings!" fielen die Uebrigen ein.

Wir mochten diesem Gespräche nicht länger zuhören, reichten dem Wirth unsere Gläser und gingen nach Camden zurück, um von dort aus ein Boot zu miethen, das uns nach Philadelphia übersetzen sollte. Auf dem Wege dahin hatte ich Zeit über das Gesehene und Gehörte nachzudenken, und es fiel mir dabei ein Ereigniß ein, welches auf die amerikanischen Sitten gerade nicht das beste Licht wirft.

Im Staate Connecticut lebt in Fall River ein methodistischer Prediger, Namens Avery, welcher sehr im Rufe der Frömmigkeit steht, verheurathet ist und mehrere Kinder hat. Seine Beredsamkeit ist groß, noch größer aber sein Eifer, reuige Sünder zu seinem Glauben zu bekehren. Ein Mädchen aus der Fabriksstadt Lowell, die sich schon lange von Gewissensbissen gepeinigt fühlte, hörte von diesem außerordentlichen Mann, und entschließt sich, ihm sich anzuvertrauen. Sie reist zu Fuß nach Fall River, trifft den gottesfürchtigen Mann und entdeckt ihm ihre Schwachheit. Er hält ihr eine Predigt, ermahnt sie zur Besserung, und verspricht ihr, nach überstandener Probezeit sie in seine Kirche aufzunehmen. Mittlerweile besucht sie fleißig seine Predigten, und gibt ihm von dem Zustand ihres Gemüths von Zeit zu Zeit Nachricht. Endlich bei einem Camp-Meeting geräth sie vollends in Eifer, bekennt öffentlich ihre Fehler und bittet den frommen Mann um Vergebung. Dieser hält ihre Probezeit für überstanden, und verspricht ihr, bei erster Gelegenheit sie als ein wirkliches Glied in seine Kirche einzuführen. Das Mädchen bleibt acht Tage hintereinander auf den Knieen, und der Prediger spricht ihr während dieser Zeit beständig Trost zu. Endlich verschwindet das Mädchen, und es verbreitet sich das Gerücht, daß sie sich ihrem alten lasterhaften Leben ergeben. Nach drei Monaten aber findet man sie, die schwanger war, in einer Scheune aufgehenkt. — Der Vorfall erregt Aufsehen, man schwätzt viel von dem Camp-Meeting und der Bekehrung der frommen Sünderin, und es finden sich zuletzt unter ihren Effecten Briefe des Predigers und ein von ihr geschriebener Zettel dieses Inhalts: „Wenn ich sterbe, so fragt nur den ehrwürdigen Hrn. Avery, der wird wissen, was aus mir geworden." — Bei dem Coroner's inquest ergab es sich, daß die That erst nach verunglücktem Abortus-Versuch vollzogen wurde. Jetzt klagt die öffentliche Meinung den Prediger des Mordes an. Er wird vor die Schranken gefordert, und man braucht drei Monate Zeit, um zwölf Menschen zu finden, die, nicht zum voraus von seiner Schuld überzeugt, als Geschworne dienen konnten. Der berühmteste Advocat von Neu-England, Hr. Mason aus Boston, übernimmt seine Vertheidigung, ohne jedoch ein Wort mit seinem Clienten zu sprechen — sechs Wochen dauert das Zeugenverhör — sein Vertheidiger begnügt sich die Unzulänglichkeit desselben darzuthun — und der Mann wird **frei** gesprochen. — Sein Advocat wünscht ihm einen lakonischen „guten Morgen" und kehrt nach Boston zurück; was aber thut der Angeklagte? er steigt auf die Kanzel und predigt, „wie Gott seine Kinder heimsucht und sie vom Kampfe zum Siege führt." Seine Gemeinde hört ihn mit Entzücken; aber hiemit noch nicht zufrieden, geht er nach Boston und hält dort dieselbe Predigt. Kein Mensch getraut sich ihm ein Hinderniß in den Weg zu legen, nur die Jungen ziehen ihm auf der Straße nach und rufen: „Wo warst du denn an dem Tage, wo der Mord begangen ward?" — Es war nämlich bewiesen, daß er an demselben Tage von seinem Hause abwesend war, und er konnte nicht angeben, wo er gewesen. Jetzt predigt er wie früher, und steht bei seiner Gemeinde, die in seiner Verfolgung einen Angriff ihres Glaubens zu sehen meinte, in Rufe eines Märtyrers der gerechten Sache. —

So groß ist die Macht der geistlichen und religiösen Schwärmer in den Vereinigten Staaten! — Dieß ist der Erfolg gänzlicher Trennung des Staates von der Religion. Es geht dann an eine leibige, alles häusliche Glück, allen Frieden untergrabende Proselytenmacherei, und zuletzt kommt die Reihe an Ausschweifungen aller Art, denn der religiöse Eifer, oder das, was dafür gilt, beherrscht die öffentliche Meinung. Merkwürdig sind noch die zwei Richtungen, welche das Christenthum in den Vereinigten Staaten zu nehmen scheint; das mystische und rationelle Princip sind völlig ausgeschieden; ersteres lebt unter den Baptisten und hauptsächlich unter den Methodisten fort, letzteres wirkt als kaustischer Unitarismus verzehrend auf die Frömmigkeit; das Präcipitat, was zurückbleibt, ist die Seifenblase menschlicher Klugheit. —

*) Die Straßen in Philadelphia sind bekanntlich numerirt: 1ste, 2te, 3te Straße.

**) Nichts als Theetrinker.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 328.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 November 1838.

Einige Bemerkungen über die von den Franzosen neubesetzten Punkte in der Provinz Constantine.

1. Stora.

Bevor die französische Armee ihren zweiten Zug nach Constantine begann, war in Algier sowohl als im Hotel des Kriegsministers zu Paris von einer Occupation Stora's viel die Rede. Man wußte, daß dieser Ort, den man damals noch für eine bewohnte Stadt gehalten, im Hintergrunde einer ziemlich tief in das Land einschneidenden Meeresbucht und Constantine um 20 Lieues näher als die Stadt Bona lag. Man erkannte den Vortheil eines um die Hälfte verkürzten Marsches an, ein Vortheil, der in einem aller Hülfsquellen entblößten Lande, wo man Alles, selbst das Futter für die Zugthiere, mit sich schleppen muß, unermeßlich ist. Aber jene willenlose Unentschlossenheit, welche alle Schritte der französischen Regierung in Afrika charakterisirt, und die Furcht wahrscheinlich, die Occupation wieder mehr auszudehnen, nachdem man kurz zuvor Tlemsen geräumt hatte, hielt die Franzosen noch damals von einer Landung im Golf von Stora ab. Wenn man auch bei dem glücklichen Ausgang der Expedition die fehlerhaften Operationen Damremonts vergaß, so ist doch nicht zu läugnen, daß die Armee durch einen Marsch von Stora nach Constantine vier Tage früher, also bei dem besten Wetter angekommen, viele Verlegenheiten des übergroßen Transports und viele Leiden sich erspart hätte, endlich gewiß auch einige hundert Mann weniger durch Krankheiten umgekommen wären. Stora ist das Rusicada der Römer. Von den alten Geographen machen nur Pomponius Mela, Plinius und Antonius, nach ihrer Gewohnheit bloß eine ganz magere Erwähnung dieser Stadt, ohne ein Wort über deren Bedeutung, Bewohner, Handel ꝛc. beizufügen. Shaw besuchte Stora vor etwa 110 Jahren und erwähnte unter den Ruinen einiger besonders schön erhaltenen Cisternen, aus denen die Einwohner Kornmagazine gemacht hatten. Der Naturforscher Poiret, welcher einen Theil der Provinz Constantine gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts bereiste, spricht ganz irrig von dem vortrefflichen Ankerplatze Stora's, während neuere Untersuchungen gezeigt haben, daß die Schiffe zur stürmischen Jahreszeit dort keinen Tag ohne Gefahr verweilen können, und sich lieber noch nach der sehr mittelmäßigen Rhede von Bona flüchten. Poiret sagt auch, daß es zu seiner Zeit sehr gefährlich gewesen sey, in jener Stadt zu landen, wegen des wilden und grausamen Charakters der Einwohner. Es scheint also, daß vor 40 Jahren Stora wirklich noch eine Stadt war und eine Bevölkerung hatte, welche unbekannte Ursachen später zur Auswanderung getrieben haben. Der Capitän Berard, welcher 1834 eine Karte der Algierer Küste aufnahm, und im Golf von Stora so nahe als möglich am Ufer hinsegelte, sah alle Hügel mit Ruinen bedeckt, welche bis zum Cap Skikida sich hinzogen; dagegen bemerkte er nur einige wenige Schäfer dort, welche unter Strohhütten wohnten. Von Rusicada führte eine römische Straße nach Constantine. Sie ist ziemlich gut erhalten, endigt aber schon zwei Stunden vor Constantine, und bedarf vieler Arbeit an beschädigten Punkten, um sie für Fuhrwerke zugänglich zu machen. Die Entfernung zwischen Rusicada und Cirta berechnet Plinius auf 48 römische Meilen. Bei der Recognoscirung des Generals Negrier ergaben sich 22 Lieues. Als die mobile Colonne dieses tapfern Officiers Constantine im Februar dieses Jahres verließ, durchzog sie bis acht Stunden nördlich von dieser Stadt ein Terrain, ohne Baum und Busch, aber mit ziemlich schönem Gras und zuweilen auch mit Waizenhalmen bewachsen. Bei ihrem zweiten Tagmarsche fand sie fast alle Bergabhänge mit dichtem Gestrüppe von Pistacia, Brustbeersträuchen und Zwergpalmen, dem gewöhnlichen Waldwuchse der Berberei, bedeckt. Weiter gegen Stora zu wurde das Land immer schöner. Zahlreiche Gärten mit Fruchtbäumen bepflanzt, Waizenfelder, bewässerte Wiesen, Alles in einem ungewöhnlich blühenden Zustande, zeigten sich den erstaunten Augen der französischen Krieger. Die verschiedenen Grundstücke waren sogar durch Hecken und Zäune von einander getrennt. Es war das Land der Kabylen! Alles, was diese Gebirgsbewohner, von denen viele in Algier und andern Städten sich ein Paar Jahre als Taglöhner verdingen, von der Schönheit der Wohnplätze ihres Volkes mit aller Begeisterung des Heimwehs gesprochen, fand sich plötzlich wundersam bestätigt, zugleich aber auch der streitbare und freiheitsliebende Sinn dieses Volkes. Die Co-

Digitized by Google

lonne des Generals Negrier, die bei den Arabern nie Widerstand gefunden hatte, wurde hier auf das wüthendste angegriffen. Aber die Colonne setzte kämpfend ihren Marsch fort und lagerte sich auf den Ruinen von Rusicada, nicht wenig verwundert, statt der erwarteten Stadt nur einen Trümmerhaufen zu finden. Der Marschall Valée hat nun ganz neuerdings Stora definitiv besetzt, und Ben-Aissa dort zum Kaid der Kabylenstämme ernannt, ohne letztere zu fragen, ob sie diesen auch zu ihrem Oberhaupt anerkennen wollen. Der Besitz Stora's ist in militärischer Beziehung wichtig durch die dadurch bezweckte nähere Verbindung Constantine's mit dem Meere und als Operationspunkt gegen die Kabylen von Budschia, die, wenn sie fortwährend ihre feindselige Haltung behaupten, im Rücken bedroht werden können. Es garantirt auch die Ruhe des ziemlich ausgedehnten Länderstrichs, den die Positionen von Bona, Ghelma, Constantine und die neuen Lager bis Stora einschließen. Außerdem haben die Franzosen an Stora einen Küstenpunkt, und die Engländer eine Schwierigkeit der Blokade mehr, im Falle es je wieder zu einem Seekriege zwischen den einst so erbitterten Rivalen kommen sollte. Einen industriellen Nutzen gewährt Stora durch die Korallenbänke der Küste, die jetzt gewiß, wie der Küstenstrich bei La Calle, von zahlreichen Fischern besucht werden wird. Letztere hielten sich bis jetzt nur ferne, weil im Falle eines Scheiterns sie nur ein grausamer Tod durch die Kabylen erwartete. Die Gelehrten der wissenschaftlichen Commission finden endlich dort eine ersehnte Gelegenheit mehr, sich mit der Entzifferung alter, verwitterter Inschriften zu plagen.

Ueber die Völker der finnisch-uralischen Race.

(Fortsetzung.)

Das Gouvernement Wologda.

Im J. 1780 wurde ein Gouvernement dieses Namens errichtet, das damals auch das von Archangelsk umfaßte; die gegenwärtige Eintheilung besteht seit 1797. In alten Zeiten hing es von der Republik Nowogorod ab, und machte vorher ohne Zweifel einen Theil Groß-Permiens, nicht aber Ugriens aus, wie Hassel angibt. Seine jetzigen Gränzen sind in Nordwest das Gouvernement Olonetz, im Norden das von Archangelsk, im Osten trennt es der Ural von dem Gouvernement Tobolsk, im Süden gränzt es an Perm, Wiatka, Kostroma und und Jaroslav, im Westen an Nowogorod. Unter mehrern Angaben seiner Größe dürfte die von Schubert die richtigste seyn, nämlich 8406 Quadratmeilen.

Diese große, mit Wäldern und theilweise mit kleinen Seen und Sümpfen bedeckte Fläche ist nur wellenförmig unterbrochen längs den Flüssen, an der Seite nach dem Ural zu und im Nordost, wo der Pojas Kamennoi (Steingürtel) das Bassin der Dwina von dem der Petschora trennt. Im Südwesten hat das Land gutes Erdreich, weiterhin findet sich Thon, Mergel, Letten-erde, Sumpf und endlich eine ausgedehnte Sandwüste. Unter den vielen Seen sind die bedeutendsten der Kubinskische im Westen, der Sindor im Nordost, und der Kadom im Osten. Von Flüssen bildet sich in der Mitte dieses Gouvernements die Dwina aus dem Zusammenfluß des Jug und der Sukonia. Der Jug entspringt im District von Nikolsk in einem Sumpfe südlich, fließt nach Nordost, dann nach Nordwest und nimmt bei Ustiug-Weliki die Sukonia auf, die an der Gränze des Gouvernements Nowogorod entspringt. Nach der Vereinigung mit diesen Flüssen ist die Dwina noch nicht sehr bedeutend, sondern wird es erst nach dem Zusammenflusse mit der Wuitschegda bei Solwuitschegodsk, einem selbst schon bedeutenden Flusse, der am Fuß eines Uralzweiges entspringt und auf seinem Laufe mehrere Nebenflüsse aufnimmt. Die Waga entspringt nördlich im District von Totma und vereinigt sich im Gouvernement Archangelsk mit der Dwina. Die Petschora, mehr östlich, entspringt im Ural, da wo die Gränzen des Gouvernements Wologda, Perm und Tobolsk zusammenstoßen. Der nördliche Katharinencanal (Canal sewerskoi Jekaterinskoi), der im J. 1786 begonnen und 1817 beendigt wurde, vereinigt indirect die Dwina mit der Wolga. Das Klima ist sehr kalt, doch nach der Lage verschieden, in Wologda ziemlich erträglich, ist es zu Ustiug und Jarensk sehr streng. Die Luft ist so gesund, daß man hier häufige Beispiele von sehr langer Lebensdauer antrifft.

Der Ackerbau ist in ziemlich gutem Zustande in dem südlichen District von Wologda, wo der Boden fruchtbar ist, vermindert sich jedoch, je weiter man nach Ost und Nord kommt. Die Production jenes Districts reicht für seine Consumtion hin, in den andern Theilen der Provinz jedoch muß man Getreide kaufen. Auch in diesem Gouvernement bilden die Wälder den Hauptreichthum.

Die ursprünglich finnische Population besteht jetzt größtentheils aus Russen, doch findet man noch in den häufigen Zyriänen die Ueberreste jener Urbevölkerung. Diese Zyriänen sprechen noch immer ihre finnische Mundart, aber durch die Religion mit den Russen vereinigt, unterschieden sie sich von diesen nur noch durch ihre Trägheit und Unreinlichkeit. Im Nordosten wandern einige Samojeden aus dem Gouvernement Archangelsk. Die Volkszahl beläuft sich nach den neuesten Angaben auf 750,000 Seelen, so daß 89 Menschen auf die Quadratmeile kommen. Der Adel ist hier nicht zahlreich, so daß zwei Drittel der Bauern der Krone gehören. Die Geistlichkeit dagegen ist in großer Anzahl vorhanden.

Das Gouvernement Wiatka.

Dieß Gouvernement ist ein finnisches, von den Wotjäken bewohntes Land. Die von der Wiatka bewässerte Gegend nahm im Jahre 1174 Colonisten von Nowogorod auf, welche dort die slavonische Republik Klinnof oder „Wiatchane" gründeten, die, zuerst dem Mutterstaate unterworfen, dann unabhängig war, und endlich 1489 dem Großfürstenthume Moskwa einverleibt wurde, nachdem sie einige Zeit unter der tartarischen Herrschaft gestanden hatte. Vor 1719 gehörte dieses Land zum Gouvernement Sibirien, dann wurde es mit Kasan vereinigt, welches damals eine ungeheure Ausdehnung hatte, und wovon man nach und nach mehrere Stücke abnahm, um verschiedene eigene Gouvernements zu bilden. Wiatka wurde 1780 in eine Statthalterschaft umgewandelt, und damals in 13 Districte getheilt, die seitdem verändert worden sind.

Digitized by Google

Die Gränzen des Gouvernements sind in Nordwesten und im Norden das Gouvernement Wologda, im Osten Perm, in Südosten Orenburg, im Süden Kasan, in Südwest Nischegorod und in Westen Kostroma. — Nach der ziemlich genauen Angabe Arsenieffs beträgt der Flächeninhalt 2500 Quadratmeilen. — Der Boden ist wellenförmig, nach Osten zu selbst bergig, da sich von dort der Ural zu erheben beginnt. Das Erdreich ist fast überall fett und thonig, an einigen Orten vermischt mit Sand, an andern mit guter schwarzer Erde. Zwischen den Wäldern breiten sich Weiden und Triften, von denen einige fast unübersehbar sind, aus; die Sümpfe sind zahlreich, doch trifft man nicht einen einzigen bedeutenden See. Der Hauptfluß, die Wiatka, schlängelt sich durch das ganze Gouvernement; sie entspringt in dem östlichen Districte Glasof, fließt von da gegen Norden, dann gegen Südwest, und nimmt endlich die Richtung nach Südost, um sich an der äußersten südlichen Gränze des Gouvernements mit der Kama zu vereinigen, nachdem sie auf ihrem Laufe 10 nicht unbedeutende Flüsse aufgenommen hat. Ihr rechtes Ufer erhebt sich 80 bis 100 Fuß, ihre Breite ist in der Gegend von Malmuisch gegen 600 Schritte. — Die Kama, die außerdem auch noch zu den Gouvernements Perm und Kasan gehört, entspringt in Nordosten von der Quelle der Wiatka; indem sie auch gegen Norden strömt, verläßt sie bald ihre Richtung, um sich gegen Südost zu wenden, nimmt dann mehrere kleine Flüsse auf und vereinigt sich mit der Wiatka.

Das Klima ist sehr streng, besonders in dem nördlichen Theile des Gouvernements; nach Kasan zu ist es, obgleich noch kalt, doch bei weitem milder. Die größte Kälte steigt bis auf — 34°, die größte Hitze bis auf + 33° Reaumur. — Trotz der Feuchtigkeit, die sich aus den Sümpfen entwickelt, ist die Luft doch nicht ungesund. — Der Ackerbau, begünstigt durch einen fruchtbaren Boden, obgleich auch oft wieder durch die Strenge des Klima's gehindert, ist die Hauptindustrie der Bewohner, hauptsächlich in den Districten längs der Wiatka und Kama. Die Wotjäken betreiben sie mit gutem Fortgang. Im ganzen Süden geben die Ernten einen bedeutenden Ueberschuß; doch ist dieser nöthig, um den Mangel im nördlichen Theile zu decken. Früchte sind selten, doch sieht man in den Gärten viel Gemüse und selbst Gurken, Kürbisse und auch wohl Melonen. Das ganze Land ist mit Wäldern bedeckt, die für die Bewohner einen unermeßlichen Vortheil darbieten. Die darin befindlichen wilden Thiere geben ein herrliches Pelzwerk. Die Viehzucht ist bedeutend; die Pferde sind klein, aber stark und ausdauernd. Das Mineralreich liefert Eisen und Kupfer.

Die Bevölkerung besteht aus Russen, Wotjäken, Zyriänen, Tscheremissen, Baschkiren, Teptiären und Tartaren. Die finnischen Stämme haben sich allmählich mit den Russen verschmolzen und ihre Religion angenommen. Götzendiener sind noch 3360 Wotjäken und Tscheremissen. Mahommedanische Tartaren zählt man 46,760 und 2133 Baschkiren und Teptiären desselben Glaubens. — Die getauften Wotjäken unterscheiden sich trotz dem wenig von denen, welche dem Schamanismus treu geblieben sind. Diese Stämme, von den Tartaren „Ari" genannt, die sich selbst aber „Udi-Murtes" nennen, hatten, wie man erzählt, vormals Fürsten, die in Arsk, einer kleinen Stadt an der Kasanka, 8 Meilen von Kasan, residirten. Man erkennt diese Finnen leicht an ihrer Häßlichkeit, an ihren rothen Haaren und Bärten; ihre Kleider sind aus ungefärbtem Tuch und sie tragen im Gürtel gewöhnlich ein breites Messer. Die Christen, so wie die Schamanen, sind sehr dem Aberglauben ergeben, besitzen aber nicht die Furchtsamkeit ihrer Stammrace, sondern gerathen leicht in Zorn, und zeigen dann viel Rohheit. Dessen ungeachtet aber sind sie arbeitsam und einsichtsvoll. Erdmann führt an, daß sich von ihnen 25,000 in dem Districte Glasof, wo sie am zahlreichsten sind, befinden; auch gibt es deren in den Districten Sarapul, Slobodskoi und Jelabuga. — Die Totalbevölkerung des Gouvernements beläuft sich auf 1,300,000 Individuen, so daß also 520 auf die Quadratmeile kommen. Adelige gibt es wenige; die Mehrzahl der Bewohner besteht aus Bauern, von denen die meisten der Krone zinsbar sind. — Die Bevölkerung lebt in 13 Städten, 1 Slobode und 15,637 Dörfern und Höfen, die in 11 Districte vertheilt sind.

Das Gouvernement ist wie die übrigen 29 Groß-Rußlands organisirt, nur die Tartaren haben ihre Localchefs — Bajas — und die Finnen Aelteste von ihrer Nation. — Der hiesige Generalgouverneur verwaltet auch zugleich Kasan.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Ausflug nach St. Helena im Mai 1838.

(Von Dr. C. Selberg.)

Wir kamen aus dem ostindischen Archipel zurück. Den 16 März passirten wir die Straße von Bali, östlich von uns lag die Insel gleichen Namens, westlich das wunderreiche Java, welches an seiner äußersten Südwestspitze mit mehrern scharfen Zacken wie eine ungeheure Adlerkralle in den indischen Ocean faßt, welchen wir nun verließen. Das Wetter war uns nicht günstig. Westliche Winde trieben uns bis an die Küste von Neuholland, später machte anhaltendes Sturmwetter die Entbehrungen aller Art noch drückender. Am 27 April endlich bekamen wir auf 31° südlicher Breite die Ostküste von Afrika in das Gesicht, und flogen mit günstigem Wind an den grauweißen Klippen hinunter. Aber nicht lange dauerte unsere Freude. Mit Sturmwetter liefen wir auf die Bank von Aquillas, und hatten die ersten Tage im Mai entsetzlichen Sturm, worin wir bedeutend litten. Endlich klärte sich das Wetter wieder auf, und mit ihm der Blick der Seeleute. Den 5 Mai waren wir an der Südspitze von Afrika. Die Sebastians-Bai, die Falsch-Bai, das Cap, der Tafelberg, die Tafel-Bai lagen nach und nach im hellen Sonnenglanze vor unsern Blicken, und wir steuerten nach Nordwest, um nun endlich, endlich das ersehnte St. Helena zu erreichen.

Den 17 Mai lag Morgens früh eine dunkle Wolkenbank mit zerrissenen Spitzen am äußersten Horizonte vor uns. Nach und nach traten die wilden Umrisse deutlicher aus dem Vordergrund, und gegen Mittag fuhren wir dicht um St. Helena herum. Kein Baum, kein Busch, kein lebendes Wesen zeigt sich an den grauschwarzen, scharfgezackten Felsenmassen, welche vor dem erstaunten Blicke daliegen wie die chaotischen Riesentrümmer einer untergegangenen Welt. So kamen wir bis an die Nordwestseite. Erst hatten wir die Signalhäuser, die

Digitized by Google

Redouten, die Batterien im Geſicht, und dann in einer ſchmalen Schlucht, welche ſich nach dem Lande hin erhebt, nach dem Meere hin ſanft abdacht, das Städtchen Jamestown mit hellen, maſſiven Häuschen und grünen Bäumen zwiſchen ſich, welches einen um ſo lieblichern Eindruck macht, da ſein freundliches Leben einen grellen Contraſt mit den einſamen, todten Felſen bildet, welche bis dahin nur das Auge erblickt. Praſſelnd fielen die Marsſegel zuſammen, donnernd rollte der Anker an ſeiner Kette in den Grund, die Fregatte beugte tief ihr Haupt, erhob ſich wieder und ruhig lagen wir auf der Rhede von St. Helena.

Einige Minuten ſpäter debarkirten wir uns (der Seecapitän Reinhold, der Infanteriecapitän de Brouwe und ich), um dieſe intereſſante Inſel näher kennen zu lernen.

Auch nur von dieſer Seite bildet die Inſel eine freie Rhede; von jedem andern Punkt aus iſt ſie unnahbar, theils durch die ſteilen Felſen, theils durch die heftige Brandung. Selbſt bei dem Landungsplatze muß man mit einem Sprunge die Inſel betreten, indem das von den Wellen eben angedrängte Boot augenblicklich wieder zurückgeſchleudert wird. Die Inſel erhebt ſich unter dem 15° 55′ ſüdlicher Breite und 5° 45′ weſtlicher Länge von Greenwich iſolirt aus dem ſüdatlantiſchen Ocean bis zu einer Höhe von 2700 Fuß. Die Natur ſelbſt ſcheint dieß Rieſendenkmal dem großen Todten, der hier ruht, geſetzt zu haben, welches bis auf die ſpäte Nachwelt mit dem Namen Napoleons auch den Namen des Gebrandmarkten tragen wird, der bei dem gefeſſelten Prometheus die Rolle des Geyers übernahm.

Bei dem amerikaniſchen Conſul Sir Carrot, an welchen wir adreſſirt waren, kehrten wir ein, und nicht genug kann ich deſſen Gefälligkeit und Artigkeit rühmen. Dieſen erſten Tag weihten wir dem Städtchen Jamestown ſelbſt. Die niedlichen, kleinen Häuſer ſind alle maſſiv, denn Bauholz wächſt auf der Inſel nicht. Die hellen, freundlichen Farben und ſelbſt die Kleinheit der Gebäude trägt mit dazu bei, den angenehmen Eindruck des Städtchens zu vergrößern und den pittoresken Gegenſatz zu den zu beiden Seiten ſteil aufſteigenden Felſen zu heben. Die Stadt bildet nur drei Straßen, welche freie Plätze zwiſchen ſich laſſen, die mit Kokosnußpalmen oder einem Piſangbaume verziert ſind. Mehrere prächtige Läden ſieht man hier mit den koſtbarſten Manufacturen und Stoffen Japans, China's, Bengalens und der oſtindiſchen Inſeln angefüllt; doch ſind die Preiſe der Waaren ſowohl als anderer Gegenſtände ſehr hoch, und der relative Werth des Geldes iſt gering, *) wie überhaupt in den Colonien.

Die ganze Inſel hatte nach einer genauen Zählung im Jahre 1837 4977 Einwohner, darunter 2113 Weiße und 2864 Farbige; die letztern ſind größtentheils Bewohner Bengalens mit ihren hier gebornen Abſtämmlingen und Miſchlingen. Früher ſtanden dieſe Sipahis als Sklaven bei der oſtindiſchen Compagnie im Dienſte, wurden aber im Jahre 1832 frei gegeben. Sie ſind gut gebaut, haben kühn geſchnittene Geſichter, und man ſieht ihnen wohl an, daß ſie die beſten Soldaten Oſtindiens ſind. Wir ſchien in ihrer ganzen Geſichtsbildung eine außerordentliche Aehnlichkeit mit den Bewohnern von Aſhantee zu liegen. Sehr widerwärtig ſieht der weibliche Theil der Sipahis in der europäiſchen Kleidung aus. Auch mehrere Chineſen mit den eigenthümlich geſchlitzten, pfiffigen Augen begegneten mir. Ich wunderte mich um ſo mehr dieſe hier zu erblicken, da ſie gewöhnlich doch nur nach Orten hin auswandern, welche ihnen eine leichte Rückkehr nach ihrem Vaterlande geſtatten; von St. Helena aus iſt jedoch dieſe um ſo ſchwieriger, da gewöhnlich nur die von Oſtindien zurückkehrenden Schiffe hier anlegen, um friſches Waſſer und andere Bedürfniſſe einzunehmen.

Ueber neun Zehntel der angegebenen Totalbevölkerung wohnt in Jamestown ſelbſt, der Reſt auf der Inſel zerſtreut, welche einen Flächeninhalt von 50,000 engliſchen Ackers hat. Die Bewohner nähren ſich, ſo viel der Boden zuläßt, vom Ackerbau und vom Handel mit den ankommenden Schiffen.

Im Jahre 1836 kamen 656 Schiffe an, hierunter 580 engliſche, 127 amerikaniſche, 69 holländiſche, 71 franzöſiſche, 2 ſpaniſche, 1 hamburger, 1 portugieſiſches, 1 ſchwediſches. Die Namen der Schiffe ſind alle im Hafenbuche zu St. Helena bemerkt; in demſelben Jahre paſſirten außerdem noch 212 Schiffe im Geſichte der Inſel.

Bewunderungswürdig ſind die Feſtungswerke der Engländer, die zum Theil in den Felſen eingehauen, zum Theil auf den höchſten Gipfeln angebracht ſind; Alarm houſe liegt 1960 Fuß über der Meeresfläche, und eine eingehauene Treppe führt den ſteilen Weg hinauf. Bei mehrern dieſer Werke werden Lebensmittel und Menſchen mit Winden hinaufgezogen.

Die Fruchtbarkeit der Inſel iſt im Ganzen ſehr gering, doch iſt an mehrern Stellen der Felſen mit etwa zwei Fuß hoher Dammerde bedeckt, worin europäiſche und tropiſche Gewächſe gezogen werden. Das Mehl wird von England, Wein, Branntwein u. ſ. w. vom Cap her gebracht. Die Reiſe vom Cap nach St. Helena dauert gewöhnlich neun bis zwölf Tage.

(Fortſetzung folgt.)

*) Ein Huhn koſtet 5 Flor., 1 Sack Kartoffeln 12 Flor., ein Wagen für fünf Stunden an Miethgeld 36 Flor. u. ſ. w.

Vermiſchte Nachrichten.

Der Prinz von Savoie Carignan ſoll eine Reiſe um die Welt machen, und mehrere Gelehrte ſeine Begleitung ausmachen. Das Schiff, welches zu der Fahrt beſtimmt wurde, iſt ganz neu, und ſoll die Elite der ſardiniſchen Matroſen zur Beſatzung erhalten.

Der junge Naturforſcher, Hr. v. Caſtelnau, der die entlegenſten Theile Amerika's beſucht und kürzlich Florida trotz des dort ſeit fünf Jahren wüthenden Kriegs zwiſchen den Seminolen und Amerikanern bereiste, hat jetzt eine Expedition nach dem obern See unternommen. (Franz. Bl.)

Nach einem Londoner Blatte wurden aus der Stadtcaſſe über 120 Pfd. St. bezahlt, um die Herren Aldermänner und Gemeinderäthe, welche den Krönungszug zu Pferde begleiten mußten, reiten zu lehren.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 106 u. 107** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Aus Wordsworth Sonneten auf die Freiheit. — Die Jungfrau von Orleans. (Schluß.) — Die nachgelaſſenen Papiere des Pickwick-Club. (Fortſetzung.)**

In das Abonnement dieſer dem Auslande beigegebenen Literaturblätter, von welchem wöchentlich 6–7 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 329.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 November 1838.

Ausflüge aus Pau.

3. Betharram. Lourdas.

Pau unterhält eine regelmäßige Verbindung mit Nay, einem hübschen Städtchen, 3 Meilen südlich, dessen Tanzsaal häufig besucht wird. Hier ist die erste Brücke über den Gave von Pau aufwärts; auf beiden Ufern, besonders aber auf dem rechten, bewundert man den Reichthum der Felder und die Menge der Dörfer. Nay hat ein römisches Alterthum (maison carrée) und moderne Kattunfabriken; es liegt auf dem linken Ufer des Gave und im Mittelpunkt einer Querstraße, welche einerseits über Pontac und die Haiden nach Tarbes, andrerseits über Revenac in dem schönen Ossauerthale nach Oloron führt. Wenn man Nay schon kennt, so kann man den Weg von Pau ununterbrochen auf dem rechten Ufer bis Coarraze, wo man auf jeden Fall auf das linke Ufer übergeht, fortsetzen. Coarraze liegt nur eine halbe Stunde von dem Punkte, wo der Weg nach Nay sich trennt; es ist in der Geschichte bekannt, weil Heinrich IV dort erzogen wurde, er lief und balgte sich mit den Dorfbuben herum, sprach ihre Sprache und spielte ihr Spiel, das Kugelspiel, welches man Barincole nennt; späterhin unterhielt er sich mit der Jagd, und der Weg von Bizanos bei Pau nach der Anhöhe von Labatmale (1½ Meilen östlich von Coarraze), wo er die Familie Gestas aus Corarraze besuchte, hat noch den Namen des Weges Heinrichs IV behalten. Man sagt, das Thor des modernen Landhauses sey derselbe Haupteingang, welcher zur Zeit Heinrichs bestanden, man sieht darüber die Inschrift Lo que ha de ser no pueda faltar (was seyn muß kann nicht fehlen). Auf dem linken Ufer ist noch eine Stunde Wegs über die Dörfer Igon und Castelle nach Betharram. Die schönste Ansicht der Capelle ist indessen nicht hier, sondern von der Brücke aus, wenn man von dem rechten Ufer des Gave herkömmt, so wie hier wieder die Aussicht von der mit Platanen und Kastanien beschatteten *) Terrasse vor der Capelle den belohnendsten Anblick des über Felsen rauschenden Gave und der mit Erntefeldern und Dörfern übersäeten Fläche gewährt; die Brücke selbst trägt durch ihre kühne Bauart zu dem angenehmen Eindruck bei.

*) Betharram, bel ombre.

Hubert Charpentier, welcher den Kalvarienberg auf dem Valerianusberg bei Paris gestiftet, machte auch hier eine ähnliche Anlage; von den Protestanten ruinirt, wurde sie nachher von der Frömmigkeit der umliegenden Völkerschaften und dem Eifer der Dame Miossens, welche im Schlosse Coarraze wohnte, hergestellt: Basken, Bearnesen, Bigourdiner, toulousanische Pönitenten ziehen zu verschiedenen Epochen, besonders aber am 5 und 18 September in Karawanen hieher; von weitem kündigt sie der alte Wallfahrtsgesang an, dessen Strophen Männer und Weiber abwechselnd singen. Vor ihnen liegt die Capelle auf einer einsamen, mit Bäumen umschatteten Anhöhe; der Weg, auf dem man sie erklimmt, ist ein Weg der Buße, sich schlängelnd unter heiligen Schatten, besetzt mit Bethäusern und Gruppen von Figuren in Lebensgröße, von unkünstlicher und zuweilen grotesker Form, aber eben darum geschickt, auf einfältige Seelen Eindruck zu machen. Die Reise, der Gesang, der Ort, der religiöse Apparat hat die Seele der Wallfahrter aufgeregt, sie beten mit Inbrunst und fallen mit andächtiger Sammlung auf die Kniee, um den geistlichen Redner zu vernehmen, der ihnen mit Stentorstimme das Wort des Trostes verkündet; da bricht die allgemeine Rührung aus, man hört das Schluchzen und die Schläge auf die Brust — wer weiß nicht, daß die Thränen und das mea culpa in einer großen Versammlung ansteckend sind? Aber nachdem man seine Schuld gegen den Himmel abgethan, glaubt man sich auch mit derselben Lebhaftigkeit dem gemeinschaftlichen Genusse der Welt hingeben zu können. Eine Menge von Schoppen bieten die Gegenstände dar, welche auf das Bedürfniß und zugleich auf die geringen Kräfte der Käufer berechnet sind; die Natur liefert den Tanzboden, das nahe Dorf Estelle eine Unterkunft bei hereinbrechender Nacht: aber wie könnte der kleine Ort dieses wandernde Volk beherbergen? ein großer Theil desselben findet sich genöthigt, sich in gemischten Gruppen durch die Wälder zu zerstreuen. Mit dem Morgen beginnt das Fest von neuem; Männer und Weiber, Alt und Jung, Alles tanzt, wer nicht wenigstens 70 Jahre hat, der muß seinen Menuet mitmachen. Die fröhlichen Sprünge beim mehr lustigen als harmonischen Schall des Galubet (Hirtenpfeife), der belebte Jahrmarkt, das Gemisch der Weiber von den drei oder

Digitized by Google

vier Racen, deren jede ihr eigenthümlich Anziehendes hat, hier ein Mädchenchor, der eine alte Romanze singt — ein wilder, aber liebeglühender und eindringender Gesang — dort eine Gruppe von Andächtigen, die den Rosenkranz in der Hand sich mit ihrem Seelenheile beschäftigen; die lustberauschte Menge unter den Augen der Madonna, deren Anblick sie gestern bis zu Thränen erweichte, alles dieß ist ein Bild, das den Pinsel eines Vernet oder Teniers verdient. Richten wir diese Mischung des Weltlichen und des Heiligen, des Vergnügens und der Religion nicht zu streng — könnten unsre politischen und religiösen Speculanten nicht aus diesen brüderlichen und friedlichen Zusammenkünften lernen, daß nichts hassenswürdig ist, als der übertriebene Eifer, mit welchem die Bösgesinnten der Gottheit, statt ihr zu dienen, einen Schimpf anthun.

(Schluß folgt.)

Ueber die Völker der finnisch-uralischen Race.

(Schluß.)

Das Gouvernement Perm.

Dieses uralische, zwischen Europa und Asien getheilte Gouvernement hat seinen Namen nicht von der Stadt Perm, die neuern Ursprungs ist, sondern von den Permiern und Groß-Permien, der alten Woloste Nowogorods, die fast dieselben Gränzen hatte, obgleich sie sich ein wenig mehr nach Norden ausdehnte, und sich bis nach dem Biarmien der Scandinavier erstreckte. Groß-Permien, welches von dem Kaiserreich Kiptschak nicht abgehangen zu haben scheint, obgleich es von diesem einmal erobert war, fiel 1472 in die Hände des Iwan Wassiljewitsch; 1708 wurde es dem großen Gouvernement Kasan einverleibt; Katharina II machte es zu einer Statthalterschaft, und fügte 1781 den Oblast von Jekaterinburg und die Provinz Isseth in Asien hinzu, ebenso den District von Krasno-Ufimsk, der früher einen Theil der Provinz Ufa, das jetzige Gouvernement Orenburg, ausgemacht hatte. „Wegen zu großer Ausdehnung" wurde diese Statthalterschaft in 2 Provinzen getheilt, in die von Perm mit 7 und die von Jekaterinburg mit 8 Districten; diese Eintheilung ist seitdem aber verändert worden.

Die Gränzen des Gouvernements Perm sind: im Norden die Gouvernements Wologda und Tobolsk, im Osten dieses letztere, im Süden Orenburg, im Westen Wiatka, in Nordwest auch Wologda. — Moderach, Civilgouverneur von Permien, der ein statistisches Werk über dieses Gouvernement geschrieben, gibt den Flächeninhalt auf 5996 Quadratmeilen an.

Dieses Gouvernement ist größtentheils gebirgig und bietet nicht den monotonen Anblick dar, wie die andern von uns beschriebenen. Der von Nord nach Süd es durchziehende Ural trennt es in zwei ungleiche Theile, wovon der eine zu Europa, der andere zu Asien gehört; der letztere ist der kleinere. — Obgleich der höchste Gipfel des Ural, der Pawdinskoi Kamen sich 6400 Fuß über die Meeresfläche erhebt, bieten diese Berge in Europa keinen hohen und imposanten Kamm dem Blicke dar. „Von allen Seiten," sagt Erdmann, „erhebt sich der Ural so unmerklich, daß er sich dem Auge weniger wie eine fortlaufende Kette, auch nicht, besonders auf der europäischen Seite, wie ein bestimmtes Plateau, sondern wie eine bergige Masse zeigt; überdieß befinden sich seine Hauptköhen nicht in diesem mittleren Theile, sondern weiter nach Norden und nach Süden, und längs der ganzen Route findet man keine eigentlich pittoreske Ansichten." — Der Ural hat die Erwartung aller Reisenden, die ihn auf dem Wege von Perm nach Jekaterinburg berührten, getäuscht, und auf sie keinen großartigen Eindruck gemacht, da sie sich auf seiner größten Höhe befanden, ohne daß sie es gewahr wurden. Dieser höchste Punkt auf dem Wege zwischen Perm und Jekaterinburg befindet sich, nach Erdmann, bei Bilimbajefsk, und erhebt sich 1510 Fuß über den Meeresspiegel. Vom Ural hinab senkt sich das Land terrassenförmig, sehr allmählich nach West, in stärkerer Abnahme und bis zu einer bedeutenden Niederung aber gegen Asien zu. — Die gebirgigsten, fast ganz mit Wald bedeckten Districte sind die von Tscherdyne, Werchoturie, Solikamsk und Jekaterinburg. In den beiden ersten befinden sich ungeheure Sümpfe. Die südlichen Districte auf der europäischen Seite, wo Thon und Sand abwechseln, sind die für die Cultur empfänglichsten; der District von Schadrinsk in Asien ist vielleicht der fruchtbarste von allen. — Man zählt außerdem 600 Seen, von denen die meisten jenseits des Ural liegen. Auch findet man Schwefel- und andere Mineralquellen. — Das Klima ist ungleich, sehr streng in den Gebirgen und im Osten, aber weit milder in Südwest; die Luft ist im Ganzen gesund.

Der Ackerbau beschäftigt eine große Anzahl Hände und liefert Producte im Ueberfluß in den Districten von Schadrinsk und von Kamuischlof, wo ein gutes Erdreich vorherrscht; eben so in einem Theile der Districte von Irbith, Krasno-Ufimsk und Ossa. Im Ganzen dagegen reicht der Ertrag nicht für die Consumtion des Gouvernements hin, selbst nicht in den guten Jahren. Man rechnet 1,500,000 Dessätinen Ackerland, 1,670,000 Dessätinen Wiesen und Weiden. Die Wälder sind unermeßlich, da, wie man sagt, die Krone allein davon 17,188,733 Dessätinen besitzt. Außer Fichten, Tannen und Birken findet man Eichen, Buchen, Ulmen, Linden, Ahorn, und in den Districten von Tscherdyne und Werchoturie auch Cedern. Diese ungeheuren Wälder, die man bis zum Mißbrauch benützt, begünstigen die Anlage von Eisenhämmern und befördern die Bearbeitung der Bergwerke. Das herbe Klima ist für die Gartencultur nicht günstig. — Wildpret und Pelzthiere sind im Ueberfluß vorhanden, doch sind die Bewohner nicht sehr der Jagd ergeben, mit Ausnahme der Wogulen, welche sie mit wahrer Leidenschaft treiben. Pferde gibt es in dem Gouvernement eine bedeutende Anzahl, jedoch für die Bergwerksarbeiten und den Transport nicht hinreichend; um die Race zu verbessern, unterhält man 8 Gestüte. — Die Baschkiren beschäftigen sich viel mit Bienenzucht; früher besaßen sie auch Kamele, deren Race aber ausgestorben scheint; die Wogulen im Norden haben auch schon Rennthiere.

Die Bevölkerung des Gouvernements besteht zu drei Vierteln aus Russen, welche nach und nach die andern Volkselemente

Digitized by Google

in sich aufgenommen haben; dann aus Permiern oder Permiaken, Wogulen oder Wogulitschen, Tscheremissen, Wotjaken, Tartaren von Kasan, Baschkiren, Meschtscheriaken, Teptiären und Bobulen. Es mögen hier einige Worte über die Permiaken als Urbewohner dieser Gegenden folgen. Diesen Namen, der ihnen selbst unbekannt, haben ihnen die Russen gegeben, entweder aus der Ableitung von Biarmia, oder weil sie ihn der ganzen Provinz oder dem Volke der angränzenden Ortschaften von Perem oder Parmy gaben. Dieses letztere Dorf befindet sich im Districte von Schurlinsk, an einem Bache, der sich mit dem Metschkor vereinigt. Was Perem betrifft, so ist davon im Jahre 1263 in einem von den Nowogorodern dem Fürsten Jaroslaf Jaroslawitsch überlieferten Documente die Rede. Die Permiaken, welche sich selbst auch Komi-Utir nennen, bewohnen die nördlichen Districte von Tscherdyne und Solikamsk. Obgleich ihre Sitten viel Aehnlichkeit mit denen der Wotjaken haben, würde man sie heutzutage nur noch wenig von den Russen unterscheiden können, wenn sie nicht die finnische Sprache bewahrt hätten, die freilich mit einer großen Zahl russischer Worte vermischt ist. Sie sind arm und beschäftigen sich mit der Jagd und Viehzucht. Die weiße und rothe Farbe sind in ihrer Kleidung vorherrschend. — Nach der letzten Revision schätzt man die Gouvernementsbevölkerung auf 1,141,000 Seelen, worunter 595,821 männliche Individuen, und 65,965 von Abgaben befreit waren. — Die Geistlichkeit zählt gegen 4000 Mitglieder, ohne die Frauen dazu zu rechnen. Adelige Grundherren gibt es nur 19, doch muß man zu dem Adel auch noch 1640 Civilbeamte und 173 Officiere vom Bergcorps zählen. Die Zahl der Wogulen beträgt 1,061, die der Teptiären und Bobulen 2436, der Tscheremissen 1428 und der Tartaren 5126 männliche Seelen, die der Baschkiren aber 13,628. — Man kann 200 Seelen auf die Quadratmeile rechnen. Mit Ausnahme eines Theils der Baschkiren, die nomadisiren, haben alle Bewohner des Gouvernements feste Wohnsitze; die Totalsumme dieser ist 7123, wovon 5353 diesseits, und 1770 jenseits des Urals stehen. Es sind ärmliche Dörfer, oder vielmehr Sloboden, und man zählt außer den 12 Districtshauptstädten nur noch 5 Städte.

Alle Einwohner sind Christen, mit Ausnahme von 58,000 tartarischen und baschkirischen Mohammedanern, und einer kleinen Anzahl Tscheremissen und Wogulen, die noch Schamanen sind. Das Bisthum von Perm und Jekaterinburg enthält 409 Kirchen, worunter 15 Kathedralen und 4 Klöster, darunter eines für Frauen. Die Raskolniks, 3000 an der Zahl, bewohnen hauptsächlich das Dorf Tschetasch. Zur nichtrussischen Geistlichkeit gehören 265 Personen. Die andern christlichen Culte haben 4 Kirchen und die Mohammedaner 157 Moscheen.

Die Hauptstadt ist Perm, am Zusammenflusse der Jaguschika und Kama, mit 10,000 Einwohnern und nur 2 Kirchen, was ihr einen andern Anblick als den übrigen, mit Kirchen überladenen russischen Städten gibt. Die 1000, fast lauter hölzerne Häuser, bilden breite und regelmäßige Straßen, und die Stadt ist von einem, mit Bäumen bepflanzten Boulevard umgeben. Reisende sprechen von dem dortigen tristen und monotonen Leben, da die dort begüterten Adeligen, die Stroganofs, Golitzin, Demidof, Jakovlev 2000 Werste entfernt in Petersburg leben. Die Stadt liegt freilich unter dem 58° 1′ 13″ Breite und 74° 6′ 15″ Länge.

Fünfzig Meilen südöstlich von Perm liegt die sehr bedeutende Stadt Jekaterinburg im Ural, theils am Fuße desselben, theils auf der Anhöhe, 800 Fuß über dem Meeresspiegel. Sie ist durchströmt vom Iset, regelmäßig gebaut und befestigt; die Straßen sind lang und gerade, aber nicht gepflastert, sondern nur mit hölzernen Trottoirs versehen. Obgleich die meisten Häuser von Holz, so gibt es doch auch steinerne, palastähnliche, wie überhaupt hier ein so schönes Aeußere hervortritt, wie man es in wenigen Hauptstädten des Gouvernements vergebens sucht. Die Einwohnerzahl beträgt 10,700. Jekaterinburg, das seinen Namen von Peter dem Großen zur Ehre seiner Gemahlin empfing, ist der Mittelpunkt des Bergbaues und der Sitz der Hauptleitung dieser bedeutenden Arbeiten. Ein großes, steinernes Viereck, an der Iset belegen, umfaßt die Kanzleien, ein mineralogisches Cabinet, eine Bibliothek, ein wohleingerichtetes chemisches Laboratorium, den Münzhof, die Amalgamationswerkstatt, die Wäscherei, eine Werkstätte zum Schneiden der Edelsteine, eine Schule, ein Hospital u. s. w. Man schlägt hier nur Kupfermünzen, aber in großer Masse. In den Umgebungen findet man die Goldminen von Beresof, die eine Ausdehnung von 56 Quadratwersten einnehmen, und die Eisenbergwerke von Newiansk; auf der andern Seite des Ural aber die zu dem Bezirke von Blagodath oder Goroblagodath gehörigen, an der Tschussowaja gelegenen Gold-, Silber- und Eisenminen von Kuschva, Werkny und Nischni-Tarinsk, dann die Wäschereien von Alexandrowsk, Perwopawlowsk und Kliutschewsk. — Nischni-Isetsk und Werchni-Isetsk haben große Eisenhämmer; beim letztern Orte finden sich auch Goldadern. — Im Districte Werchoturie sind die Goldbäche und der Goldsand häufig.

Irbith, fast 100 Meilen von Perm, etwas nördlich von der Straße, die von Europa nach Asien führt, und da, wo dieß Gouvernement an das von Tobolsk gränzt, ist eine kleine, schlechtgebaute Stadt mit ungefähr 2700 Einwohnern, aber berühmt durch ihren Markt, der jährlich vom 15 Februar bis zum 15 März zum Tauschhandel zwischen europäischen und Colonialwaaren gegen die Producte Sibiriens und der benachbarten, nomadischen Völker gehalten wird. Ein großer Gostinoi-Dwor (Kaufhof) schließt eine Anzahl von Buden in sich. Der Werth der dort hingebrachten Waaren belief sich in den letzten Jahren auf 11 bis 15 Millionen Rubel jährlich.

Es bleibt noch die Stadt Tscherdyne an der Kolwa, 45 Meilen nördlich von Perm, mit 3000 Einwohnern, zu erwähnen, wegen ihres sehr alten Transitohandels zwischen Europa und Asien, und weil man dort in der Nachbarschaft noch Ruinen der alten Residenz der permischen oder biarmischen Fürsten findet.

Digitized by Google

Merkwürdige elektrische Erscheinung.

In der Londoner elektrischen Gesellschaft vom 6 November wurde einer merkwürdigen Erscheinung Erwähnung gethan. Ein mächtiger Magnet in Hufeisenform wurde horizontal mit seinem Nordpol aufwärts gehalten. Der Draht von dem negativen Ende einer voltaischen Batterie wurde auf dem Magnet festgedrückt, und als der positive Draht dem Magnet näher gebracht wurde, zeigte sich eine glänzende ringförmige Flamme von elektrischem Licht, welche sich von Links nach Rechts drehte. Als man die Stellung des Magnets umkehrte und die Flamme vom Süden des Magnets her erhielt, drehte sich die Flamme von Rechts nach Links. Wenn man sich erinnert, daß der Magnet selbst in Verbindung mit der voltaischen Batterie an den beiden Polen entgegengesetzte Umdrehungen macht, und daß Obrist Reid fast bis zur Evidenz beweist, daß sich die Stürme in der nördlichen und südlichen Hemisphäre in entgegengesetzten Richtungen drehen, so kann man sich über dieß merkwürdige Zusammentreffen magnetischer Erscheinungen nicht genug wundern.

Chronik der Reisen.

Ausflug nach St. Helena im Mai 1838.

(Fortsetzung.)

Den folgenden Tag traten wir die Wanderung an nach dem Grab und der Wohnung Napoleons, welche ungefähr fünf englische Meilen von Jamestown entfernt liegen. Da die steilen Klippen, aus denen die Insel besteht, nicht geraden Wegs bestiegen werden können, so sind die Straßen, welche schneckenförmig um den Basaltfelsen herum oder daran her führen, bergmännisch eingehauen, von der einen Seite den Felsen selbst, von der andern eine vier Fuß hohe Mauer zur Sicherung darbietend; dennoch sind die Wege sehr steil. Zauberisch schön ist der Anblick etwa eine halbe Stunde hinter Jamestown auf dieses Städtchen selbst. Zwischen pittoresken, riesigen Felsenmassen, welche, sonderbar zerrissen und zerklüftet, außer großen Cactus und einzelnen Aloëbüschen keine Vegetation zeigen, liegt das freundliche Städtchen materisch ausgestreckt. Ein schmaler Bergstrom rauscht daneben her. Vor der Stadt sieht man die Schiffe auf der Rhede, welche wie Buchstaben mit dunkeln, unbekannten Zügen in den glänzenden tropischen Horizont eingezeichnet zu seyn scheinen; noch weiter hinaus der unendliche Ocean, auf dessen Blau ein glänzender Sonnenduft liegt, in welchem sich ein fernes Segel zeigt wie eine Möve am äußersten Horizont. Von beiden Seiten sieht das Auge nur wieder die schwarzen Felsen, und links stürzt von der höchsten Spitze ein Bergstrom, welcher in einer Felsenspalte verschwindet.

Wir stiegen weiter hinauf zwischen denselben wilden Felsenmassen, welche sich spitz endigen und steil gegen den Grund hin abdachen. Alles ist öde, nur hie und dort sieht man Nadelhölzer, Aloëbüsche, riesige Cactus, Krüppelholz, und stundenweit auseinander auf dem Gipfel eines Berges oder in einer engen Schlucht ein verfallenes, niedriges Häuschen, fast immer von einer Sipahi-Familie bewohnt. Die Masse der Felsenspitzen ist groß auf dieser kleinen Insel; die bedeutendsten darunter sind:

Dianas Peak 2697 Fuß über der Meeresfläche. *)
Cuckolds Point 2677 dto.
Halleys Mount 2467 dto.
Flagstaff Hill 2272 Fuß über der Meeresfläche.
Horn Hill 2215 dto.
Sandy Bay Ridge Gate 2200 dto.
Long Range 2000 dto.
High Knoll 1903 dto.
Longwood New House 1750 dto.
Lot 1444 dto.
Lots Wife 1425 dto.
Turks Cap 750 dto.
Ladder Hill 600 dto.

Hiezu kommt noch Alarm House und Longwood.

*) Der Fuß = 135,13 Pariser Linien.

Auf mehrern dieser Bergspitzen stehen kleine Wachtthürme, in denen Wächter mit Fernrohren auf die nahenden Schiffe zu achten haben, und deren Erscheinen durch Signiren mit Flaggen anzeigen müssen. Man sieht von diesen Punkten aus auf 16 deutsche Meilen in der Rundung die ankommenden Schiffe.

Zuerst wanderten wir nun nach Longwood, welches nach einer Messung, welche ich vornahm, 1765 Fuß über dem Wasserspiegel liegt. Die Wohnung Napoleons sieht zerfallen aus, und erweckt hiedurch im Verein mit ihrer Beschränktheit und öden Lage eine schmerzliche Erinnerung an den mißhandelten Todten, dem Europa bei seinen Lebzeiten zu klein war, und wehmüthige Gedanken an die Hinfälligkeit menschlicher Größe! Das Gebäude ist niedrig und dem feuchten Südostpassat ausgesetzt, welcher unaufhörlich über die Bergspitze streicht. Von einer Seite hat man die Aussicht auf das Meer, von allen andern auf die todten Klippen der Insel. Ein Weg führt von hier nach dem Dianapic, dem gewöhnlichen Spaziergange Napoleons.

Wir ließen das Haus öffnen. Das erste Zimmer, in welches man tritt, war das Billardzimmer. Es ist öde und verfallen, und die Wände bilden ein Album von Inschriften der Hiehergewanderten. Namen von Engländern, Holländern, Amerikanern und Franzosen sind eingekritzelt, Devisen und Beliefen daneben, von denen namentlich die englischen den im Leben Mißhandelten auch noch im Tode höhnen. Es folgt das Eszimmer; es ist wie das vorige beschaffen, und wird zur Aufbewahrung von Ackergeräth benutzt. Man tritt sodann in das Sterbezimmer, dessen an sich enger Raum durch eine Handmühle eingenommen ist; nur die Ecke, worin das Todtenbette stand, ist freigelassen, und die Wand an dieser Stelle zerschnitten von den Hiehergereisenden, um einen Spahn Holz als Reliquie mitzunehmen. Hieran schließt sich das in einen Stall verwandelte Schlafzimmer. An der Decke desselben sieht man noch entfernte Spuren der Tapete, welche, wie der englische Cicerone sagte, von den Franzosen abgerissen war, um ein Andenken an ihren mißhandelten Kaiser zu besitzen. In einem Flügel nebenbei sind die Zimmer O'Meara's, Bertrands, Montholons und der Dienerschaft Napoleons.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Nach einem Schreiben des Alterthumsforschers Roß, der sich um die Topographie des alten Athens schon so verdient gemacht hat, an Obrist Leake scheint es eine ziemlich sicher ausgemachte Sache, daß der Tempel, den man gewöhnlich den Theseustempel nennt, in der That ein Marktempel war. (Litt. Gaz. vom 10 November.)

Die Börse von London soll nach einem ungeheuren Plan neu aufgeführt werden, und ein länglichtes Viereck 270 Fuß lang und 140 Fuß breit bilden. Der innere freie Raum soll 150 Fuß lang und 60 Fuß breit werden. (Engl. Blätter.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 330.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 November 1838.

Ueber den Personentransport in England.

Wie England in Europa den Anfang mit den Eisenbahnen machte, so muß sich auch nothwendig dort zuerst eine genügende Antwort über die Frage ergeben, was aus den zahllosen Fuhrwerken, Landkutschern, Hauderern u. s. w. werden soll, wenn das System der Eisenbahnen und Dampfwagen, so wie der Dampfschifffahrt, immer weiter um sich greift. Es ist dieses ein wahrer Proceß: Pferde versus Dampf, wie die Engländer sagen würden, ein Proceß, dessen vorläufige Acten in einer parlamentarischen Committee abgefaßt wurden, und in der Sammlung der sogenannten Parliamentary Evidences niedergelegt sind. Diese Committee vernahm außer einem Beamten vom Stempelamte und einem Director der Posten in Schottland eine große Anzahl von Personen, welche das ausgedehnte Geschäft der fahrenden Post betrieben, die bekanntlich in England nicht königlich ist. Die Veranlassung dazu gaben die Klagen dieser zahlreichen Classe, deren Geschäft dem Staate nahe zu einer Million Pfund jährlich abwarf, in den letztern 10 Jahren aber bedeutend gesunken war, wobei freilich auch die Einnahme des Staats sich verringerte, doch aber, aus später zu erwähnenden Gründen, keineswegs in gleichem Grade, als die Geschäfte der Posthalter abgenommen hatten; indeß war es doch hauptsächlich die Geldfrage, welche die Untersuchung über den innern Verkehr herbeiführte, oder vielmehr über den Personentransport, denn dieser kommt hiebei natürlich am meisten in Betracht.

Ehe wir einige Einzelnheiten zur Vergleichung zwischen der Beförderung durch Dampfwagen, Dampfschifffahrt und Eisenbahnen einerseits, und gewöhnlichen, von Pferden gezogenen Wagen auf der andern anführen, müssen wir einigermaßen auf die Abgaben eingehen, welche in England auf Pferde, Wagen, Postfahrten, Pferdeverleihungen u. s. w. gelegt sind; sie gehören zur ungemessenen Liste englischer Auflagen, welche großentheils das financielle Genie Pitts erfand, als man die ungeheuren, immer wachsenden Ausgaben und Anlehen des Kriegs bestreiten mußte. Diese Abgaben sind folgende acht: 1) die Steuer auf Wagen und Pferde von Privatpersonen; 2) die Postpferde-Abgabe; 3) die Abgabe auf Miethwagen, welche von einem vierräderigen Gefährt 5 Pf. 5 S., von einem zweiräderigen 3 Pf. 5 S. beträgt; 4) die sogenannte Licenzen-Abgabe, die jeder Postmeister bezahlt, und welche 7½ S. des Jahrs beträgt; 5) die nach den Meilen berechnete Abgabe (Mileage duty) von Postwagen (stage-coaches); 6) die sogenannte Licenzen-Abgabe von Postkutschen, welche 5 Pf. von jeder gewöhnlich gehenden Postkutsche und einen Schilling von jeder Supplementar-Licenz beträgt; 7) die Steuer auf Kutscher- und Aufseherpersonal; 8) die Steuer auf Zugpferde.

Die Auflage, welche je nach der Meilenzahl erhoben wird, scheint die schwerste, und auch diejenige, wo am meisten die ungleiche Behandlung der Dampfkraft und der Pferdekraft zum Vorschein kommt; denn gleich der erste Postwagen-Unternehmer, welcher vernommen wurde, wies nach, daß er im Durchschnitt für 10 Passagiere von London nach Birmingham 1 Pf. 7 S. zahlen müsse, während die Eisenbahn nur 11 S. 3 Pf. bezahlt, so daß hier der Postwagen um 15 S. 9 P. oder 9 fl. 27 kr. für jede Fahrt schwerer belastet ist. Dieses Mißverhältniß steigt noch durch den Umstand, daß man den Eisenbahn-Directionen gestattete, statt des jedesmaligen, nach der Anzahl der fortgeschafften Personen berechneten Betrags eine Aversalsumme zu bezahlen, und zwar eine so geringe, daß das Mißverhältniß für die Unternehmer der Fahrposten noch weit drückender werden mußte. Ein Beamter des Stempelbureau's führte als Grund an, man habe anfangs diese Verträge über eine Aversalsumme gestattet, um die Errichtung von Eisenbahnen zu befördern, und die allgemein angenommene Regel sey gewesen, wenn eine Eisenbahn keinen sonderlichen Gewinn versprach, dann sogleich eine sehr kleine Aversalsumme anzunehmen, sodann im zweiten Jahre, wenn nur überhaupt über die Zahl der fortzuschaffenden Passagiere einige Auskunft zu erlangen war, ungefähr ein Drittel des eigentlichen Betrags zu verlangen; im dritten Jahre endlich zwei Drittel, und dann erst, wenn man sah, daß die Eisenbahn prosperirte, den vollen Betrag der Abgabe. Indeß wurden die Aversalsummen an vielen Orten herkömmlich.

Aeußerst lästig und für den Verkehr verderblich zeigte sich auch die Abgabe auf die verschiedene Arten von Wagen, denn

Digitized by Google

nicht nur müssen die Postkalter eine Menge Wagen unterhalten, welche ihnen einen großen Theil des Jahres hindurch unnütz dasteben, sondern diese Abgabe erschwert auch die Verbindung auf Nebenstraßen ungemein, da es eben auf den minder befahrenen Straßen wenige Leute gibt, welche auf die unsichere Aussicht des Vermiethens hin einen Wagen halten wollen, wofür sie 5 Pfd. 5 Shill. (63 fl.) jährlich Steuer zahlen müssen. Der gleichfalls von der Committee vernommene Inspector der Posten in Schottland erklärte geradezu, er begreife durchaus nicht, wie die Leute aus den entlegeneren Districten es machten, um nach den großen Poststraßenlinien, oder umgekehrt von den großen Straßenlinien nach den entlegenern Orten zu gelangen. In dem reichen England und in der Nähe der großen Städte ging dieses noch eher an, aber in dem ärmern, minder bevölkerten Schottland sah es in dieser Beziehung sehr schlecht aus, und er schlug deßhalb vor, Postkarren zu errichten, welche, wie in Irland, die Postfelleisen und die einzelnen Reisenden abseits von den großen Straßen transportirten. In Irland war diese Einrichtung nach der Union allmählich getroffen worden, erhielt sich aber nur dadurch, daß in Irland die Abgabe auf Wagen und Postpferde nicht besteht. Dieser Postdirector von Schottland schlug darum auch vor, diese Auflage in Schottland, und consequenter Weise auch in England, ganz abzuschaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Ausflüge aus Pau.

3. Betharram. Lourdes.

(Schluß.)

Wer als Gegenstück zur Andachtsscene eine Teufelsgeschichte haben will, der braucht nur durch die Reste der Wälder, welche ehemals die ganze anstoßende Fläche von Bigorre bedeckten, bis zu dem Schlosse von Benac zu wandern, welches ehemals der Familie Navailles gehörte. Einer dieser Herren, dem sein Aufenthalt in Palästina zu lang wurde, ließ sich in Einer Nacht vom Teufel herübertragen; aber da er sich kein Gewissen daraus machte, den Teufel zu betrügen, so gab er ihm statt des versprochenen Festmahles eine Handvoll schlechter Nüsse, welches überdieß in dieser ganzen pyrenäischen Gegend bis an die Küste ein Schimpf, ein Zeichen der Abweisung ist. Der Teufel brach in seinem Zorn durch ein Loch, das seitdem kein Maurer zustopfen konnte. So blieb es, bis das Schloß zu Gunsten der Gläubiger verkauft wurde, und mit seinen Materialien selbst zur Ausbesserung oder Aufrichtung der Bauernhäuser diente.

Interessanter ist jedoch der Ausflug in die ersten Stufen der Pyrenäen, und wenn man will bis Bagnères, obgleich man auf diese Art freilich nicht so schnell ankömmt, als wenn man mit der Diligence gerade von Pau über die Haiden nach Tarbes und von hier nach Bagnères fährt, ein Weg von 14 Meilen, den man in 8 Stunden machte, ohne daß es mehr als 10 oder 12 Fr. kostet. Die pittoreske Reise aber geht von Pau nach Betharram und von hier über Saint Pe nach Lourdes, von welchem letztern Ort man sich nördlich nach Tarbes, südlich nach Argeles und Pierrefitte oder westlich nach Bagnères wenden kann.

Saint Pe besteht aus einer langen Straße am Gave, und die Straße besteht aus Nägel- und Kammfabriken, zwei Industriezweige, deren Einführung man den ehemals hier in einem berühmten Kloster lebenden Benedictinern zuschreibt. Die Kämme von Buxus werden vorzüglich in Spanien verkauft, wo los piojos tambien son hidalgos, *) wenigstens in der Meinung der Faullenzer. Außerdem ist hier auch eine der sogenannten Pantieres, d. h. eine der Schluchten, in welchen man die wandernden Tauben zusammentreibt, um sie mit Netzen zu fangen. Dergleichen Pantieres oder Palomeras findet man vorzüglich in den Niederpyrenäen bis zur Küste hin; man hat die Stellen bemerkt, wo die Tauben gewöhnlich über die Pyrenäen setzen, wahrscheinlich weil sie es dort am leichtesten finden, man stellt Netze an den Bäumen oder Gerüsten auf. Die Kunst besteht vorzüglich darin, erstens eine Abweichung des Fluges zu verhindern, zu welchem Ende man seitwärts ein Getöse macht, und zweitens die armen Tauben durch das Trugbild eines Sperbers oder sonst eines Schreckmittels zur Herabsenkung ihres Fluges zu vermögen — jede Jagdpartie ist von einem erfahrenen Chef geleitet, welcher das Zeichen zu den verschiedenen Operationen gibt.

Die Stille des einsamen friedlichen Thales von Saint Pe bis Lourdes (2 Meilen) wird nur durch das Rauschen des Gave über einige Felsenstücke, welche weder den Gebrauch der Flöße noch selbst der Holzschwemme erlauben, unterbrochen. Bei Lourdes tritt man in den District Lavedan (aus sieben Thälern zusammengesetzt) in die erste Stufe der Pyrenäen ein, welche sich wie ein malerisches Thor darstellt. Die zwei Berge Gers und Beut bilden einen Circus, in dessen Mitte die alte Stadt und hinter ihr auf einem zwischen den zwei Granitfelsen vereinzelten Kalkhügel ein lustiges Schloß liegt, dessen höchste Stelle der viereckige römische Thurm einnimmt; römisch ist auch die Brücke über den Gave, welcher einen Theil der verworrenen Häusermasse und den frischen abwechselnden Boden des Circus durchschneidet. Das Schloß zählt man noch unter die festen Plätze, obgleich es nicht 24 Stunden widerstehen kann; aber einst war es das Bollwerk des Landes 25 Meilen in die Runde, sey es gegen die Feinde, welche von Frankreich her anrückten, oder gegen diejenigen, welchen die Schluchten von Azun und Gavarnie kein Ziel zu setzen vermochten. Man denke sich die Gestalt des Landes in jenen Zeiten. Rundum Gebirge oder dichtbebuschte Hügel, zwischen welchen sich nichts als unfruchtbare Haiden **) oder Sümpfe und Seen befanden, die im Norden bis an die Stadt reichten; im Süden zwei andere, nun durch irgend eine Erdversenkung ausgetrocknete Seen, der große und der kleine Iw***), ohne daß ein gangbarer Weg die Annäherung möglich machte; im Westen der Gave, welcher den Platz und die Schlösser bedeckt; mehrere dieser Werke, die Brücke und

---

*) Die L . . . sind auch adelig.
**) Lanes, ein celtisches Wort.
***) Iwen, celtisches Diminutiv von Iw, Fluß.

Digitized by Google

das Schloß von Morlaasse vertheidigten den einzigen Zugang durch den Wald von Subet Carrere, welcher sich bis an das Thor von Baus erstreckte, und dieses selbst war befestigt, um die Communication zwischen beiden Schlössern zu unterhalten. Das alte Schloß, welches das beträchtlichste war, das Schloß von Gavarnie, von welchem man noch einen Thurm, einen Theil des bedeckten Weges und den Waffenplatz sieht, dann eine doppelte Ringmauer mit Wällen, Gräben und acht hohen Thürmen, machten Lourdes zu einer fast unbezwinglichen Festung. Die Tempelherren bewachten das Schloß von Gavarnie, die zwei Thore von Baus und die Außenthore; sie hatten eine telegraphische Correspondenz durch angezündete Feuer bis in die Gebirge von Bareges hergestellt. Ihr Hospital existirt noch unter dem Namen Gavarnie, und welch eine andere Zufluchtsstätte gab es damals gegen die Banditen, die Miquelets, die Lawinen und die Bären und Wölfe? Und in der Capelle eben dieses Hospitals sind die Schädel der Templer, welche der Seneschal von Bigorre ihren Wachtposten entriß und der Inquisition von Auch zuführte. Dieß war nicht die einzige Umwandlung, welcher Lourdes zum Augenzeugen diente. Die hundertjährige Ulme vor der antiken Halle beschattete einst den Stein, auf welchem der Graf von Bigorre der Versammlung eines freien Volkes die Beobachtung seiner Gesetze beschwor, und selbst den Schwur der Treue empfing. — Unter Ludwig XV war das Schloß von Lourdes eine Succursale der Bastille, und schloß lange Zeit zahlreiche Opfer des Despotismus ein. — Die Stadt hat ein sonderbares Aussehen; das alte Lourdes, an die Schlösser angelehnt, hatte nur Häuser von einem Stockwerk über dem Geschoß zu ebener Erde; das letztere allein war von Stein, das obere Stockwerk aber, wie die alten Häuser von Bayonne, von Lehm zwischen gekreuzten Holzblöcken; hölzerne Pfeiler stützten das Gebäude und sein großes Schirmdach; die Häuser hatten Jalousien und einen Mirador, oder Dachpavillon, — lauter spanische Gewohnheiten und Bauarten, die noch nicht ganz verschwunden sind. Nach dem Abzuge der Engländer, welche sich hier bis zu ihrer gänzlichen Austreibung aus dem Königreiche behaupteten, kam eine neue Colonie, die sich östlich von den Stadtmauern ansiedelte, und das römische Recht zum Gesetze hatte, während die alten Einwohner fest an ihrem Herkommen hielten; daher Uneinigkeit und Zwiespalt, die erst in der großen Revolution von 1789 untergingen.

Eine Schlucht führt südlich von Lourdes in die schöne Ebene von Argelès; aber hier treten wir in die Region der Pyrenäen ein, welche zu oft beschrieben worden ist, als daß ich, der sie nicht persönlich gesehen, dessen dürfte, aus fremden Nachrichten etwas Neues zu sammeln; nur behalte ich mir einige Details über wenig besuchte Gegenden und einige allgemeine Ansichten vor, welche bisher wenig in Umlauf gekommen sind.

Alterthümer in Rom.

In der Sitzung der archäologischen Gesellschaft in Rom vom 17 Mai gab der Secretär Visconti Bericht von einer wichtigen und interessanten Entdeckung, welche in einem Weingarten vor dem Thore St. Maria Maggiore bei der Kirche St. Peter und Marcellin und dem Grabmale der St. Helena gemacht worden. Der Eigenthümer wurde durch den Fund einiger Alterthümer in seinem Garten bewogen, ein altes, vernachlässigtes Gebäude zu untersuchen, in dessen Boden er einen Eingang zu einem unterirdischen Gang entdeckte, welcher mit Erde angefüllt worden war, die durch die Oeffnungen hineinfiel, welche man in die Decke gemacht hatte, um der Luft einen Zugang zu gestatten. Er ließ mit beträchtlichen Kosten den Gang frei machen, und wurde reichlich dafür entschädigt durch die Entdeckung eines 72 Palmen langen und 5 breiten Mosaikfußbodens. Sogleich ließ er die Ausgrabungen durch den gelehrten Secretär untersuchen, welcher aus der großen Aehnlichkeit der Gräber mit denen in den Katakomben und vorzüglich aus den Zeichen des Kreuzes im Fußboden ihn sogleich für einen Zweig des alten Begräbnißplatzes erklärte, bekannt unter dem Namen St. Liburtius, St. Peter und Marcellinus und inter duas lauros. Die Galerie ist eben so gewölbt wie die andern Katakomben, doch höher und geräumiger; an den Seiten hin und in den Galerien, welche den Hauptgang durchschneiden, sind Gräber gegen 7 Fuß lang und 2 hoch in die Mauer eingehauen, oder in Form von Altären, oben mit Kreuzbogen versehen. Der Mosaikfußboden besteht aus der elegantesten und mannichfachsten Zeichnung, und außer der Figur einer Taube mit einem Oelzweig wiederholen sich Zierrathen mit den Zeichen des Kreuzes in verschiedener Gestalt. Kunstverständige, die es gesehen, sind geneigt zu glauben, daß der Fußboden zur Zeit Constantins gemacht wurde, und daß man bald einen Gang entdecken wird, der das Gewölbe mit dem obenerwähnten wohlbekannten Begräbnißplatz in Verbindung bringt. (Dublin Review.)

Chronik der Reisen.

Ausflug nach St. Helena im Mai 1839.

(Schluß.)

In der Nähe und etwas tiefer liegt die für Napoleon bestimmte bessere Wohnung, Longwood New House, welche jedoch während seiner Lebenszeit unvollendet und unbewohnt blieb. Ein pensionirter Capitän der ostindischen Compagnie hat das Ganze nebst dem dazu gehörigen Lande gepachtet, und läßt durch erwähnten Cicerone die Wohnung gegen eine Taxe von 5 Fl. für den Mann zeigen.

Mit einer Erlaubnißkarte vom englischen Gouverneur Sir Charles Dealles versehen, wanderten wir nun zum Grabe Napoleons. Es liegt etwa eine englische Meile von hier entfernt. Ein alter englischer Sergeant, welcher früher den Lebenden mit bewacht hatte, hütet auch jetzt noch den Todten. Der Ruheplatz selbst liegt tief, und ist von riesigen Felsen umschlossen, welche, nur nach einer Seite einen Eingang darbietend, einen flachen Grund von etwa 18 Schritten im Durchmesser zwischen sich fassen. In der Mitte dieses Grundes liegt Napoleon von einem einfachen Sandstein ohne Inschrift bedeckt. Das Grab ist von einem eisernen Geländer umfaßt und von wenigen Blumen, welche die Gräfin Bertrand hieher pflanzte. Das Ganze umgeben ein Paar schlanke Cypressen.

Der General Bertrand wollte eine Inschrift auf den Stein setzen, aber es wurde von Hudson Lowe verboten, weil in dem Epitaph Kaiser Napoleon geschrieben war.

Auch ich brach einen Zweig von der Cypresse und legte ihn sinnend

Digitized by Google

in mein Taschenbuch, als der alte Sergeant ein voluminöses Album zur Einschrift präsentirte. Wieder die Gemeinheit englischer Patrioten schwarz auf weiß! Ich schrieb mich ein und ging wehmüthig von dannen. —

Da man vielfach für und wider die Gesundheit des Klima's auf St. Helena gestritten hat, so will ich statt der Raisonnements, wodurch die Sache entschieden werden sollte, durch Thatsachen diesen Streit zu entscheiden suchen.

Nach einer Sterbeliste, welche ich auf St. Helena erhielt, und die mit vielem Fleiße geführt ist, starben im Jahre 1836 auf dieser Insel, welche, wie ich schon bemerkte, 4977 Einwohner hat, 120 Personen. Unter diesen:

Unter dem ersten Lebensjahre . . .	25
Vom 1sten Lebensjahre bis zum 20sten	27
— 20sten — — — 40sten	29
— 40sten — — — 70sten	28
— 70sten — — — 88sten	10

Unter diesen Gestorbenen waren 15 Fremde, welche von den Schiffen hier zurückgelassen wurden, 93 Einwohner, 7 Soldaten und 7 Invaliden. Zieht man von der Totalsumme der Sterbefälle die Fremdlinge ab, so bleiben nur 107 Todte. Hienach stirbt von 46.6 Personen jährlich nur Eine. Zieht man von den 107 Todesfällen diejenigen noch ab, welche durch Selbstmord und besondere Unglücksfälle veranlaßt sind, deren Zahl in diesem Jahre 9 betrug, so kommt erst auf 50 Lebende ein Todter. Ueberaus günstig erscheint dieß Verhältniß in Vergleich mit den Resultaten der europäischen Sterbelisten. Im Durchschnitt stirbt jährlich in Europa von 35 Menschen Einer. Nach Schübler und Süßmilch starb in Würtemberg jährlich Einer von 31, in Hannover nach Süßmilch von 34, in Schweden nach demselben von 36, in England im Jahre 1812 von 38, in Frankreich von 39, in Rußland nach Wichmann von 40, in den Niederlanden nach Quetelet von 42, im Jahre 1825 von 41. Die Zahl der Lebenden, von welchen jährlich Einer starb, betrug nach Süßmilch in Stockholm und Amsterdam 24, in Rom und London 25, in Berlin 28, nach Hahn in Breslau 29. Nach Süßmilch ist die Zahl der Einwohner, von welchen jährlich Einer stirbt, in Europa auf dem Lande 40, in kleinen Städten 32, in größern Städten 28, in sehr großen Städten 24.

Aus dieser vergleichenden Uebersicht ersieht man, daß die Sterblichkeit auf St. Helena geringer ist, als unter den günstigsten Verhältnissen in Europa, und daß in unsern größten Städten beinahe noch einmal so viel Menschen sterben, als auf dieser tropischen Insel. Was den zweiten Vorwurf anbetrifft, welchen man der Insel macht, nämlich: daß besonders Leberkrankheiten und andere hier endemisch und besonders bösartig seyen, so widerlegt sich dieß von selbst durch folgende Angaben:

Unter der oben angegebenen Todtenzahl von 120 starben 12 an Zehrungskrankheiten, 12 an Altersschwäche, 10 an Schwäche bei der Geburt, 8 an Apoplexie, 7 an Convulsionen, 6 an Wassersucht, 5 an Influenza, 5 an Kopfwassersucht, 5 an schleichendem Fieber, 4 an Lungenentzündungen, 4 an Krankheiten der Harnorgane, 4 an der Ruhr, 3 an Leberkrankheiten, 12 an eben so vielen verschiedenen Krankheiten, 14 durch unbestimmte Krankheiten, außerdem durch außerordentliche Unglücksfälle 7 und durch Selbstmord 2.

Da die Fremden, welche hier sterben, gewöhnlich als Unheilbare von den St. Helena passirenden Schiffen daselbst zurückgelassen werden, eben diese Schiffe aber fast alle von Ostindien zurückkehren, und aus Gegenden kommen, in denen Leberkrankheiten und Ruhren wirklich endemisch sind, so muß man sicher von den wenigen Todesfällen, welche durch diese Krankheiten veranlaßt sind, einige, wenn nicht alle, auf die 15 Fremden rechnen, welche hier starben. Ich bin um so mehr geneigt, diese Fälle alle auf die Fremden zu rechnen, da mir aus eigener Erfahrung bekannt ist, daß sich fast auf jedem Schiffe, welches nach mehrwöchentlichem Aufenthalt von Ostindien zurückkehrt, Kranke befinden, die an Ruhren und Leberkrankheiten leiden. Die Ruhr herrscht in einer außerordentlichen Ausbreitung in dem ostindischen Archipel. Die Krankenbücher im Hospital zu Surabaya auf Java, welche ich in Bezug auf diese Krankheit durchsah, zeigen, daß unter 84 Todten, welche in der ersten Hälfte des Jahres 1837 im Krankenhause starben, 43 waren, welche unmittelbar durch die Ruhr getödtet, andere nicht mitgerechnet, welche in Folge dieser Krankheit durch Bauchschwindsucht u. s. w. hinweggerafft wurden.

Doch muß ich noch bemerken, daß freilich die Wohnung Napoleons auf einem Bergrücken 1760 Fuß über dem Meere nicht die wohlthätigen klimatischen Einflüsse wie das Städtchen darbietet. Jamestown ist von allen Seiten gegen den feuchten und oft kalten Wind durch seine eigenthümliche Lage zwischen hohen Felsen gedeckt; Longwood dagegen, ohne Schutz dem Südostpassat frei gegeben, welcher, in der leicht gebauten Wohnung fortwährend Zugluft bewirkend, die Haut, welche durch die Gluth der tropischen Sonne verweichlicht ist, durch seine Frische und Feuchtigkeit unangenehm berührt. Durch diese physischen Verhältnisse ist es auch erklärlich, daß der Temperaturwechsel zwischen Tag und Nacht eine größere Differenz macht und in schnellerem Uebersprunge hier erfolgt, als in der Stadt. Es regnet selten auf St. Helena, aber die obern Spitzen der Insel sind häufig ganz in Wolken eingehüllt. Durch alles dieß wird es auch erklärlich, warum fast das ganze Jahr hindurch Napoleons Wohnung künstlich erwärmt werden mußte, welches in der Stadt das heiße und gleichmäßige tropische Klima unnöthig macht.

Vermischte Nachrichten.

In der Sitzung der französischen Akademie vom 12 November legte der Minister des öffentlichen Unterrichts ein Schreiben des Unterpräfecten von Gray (Departement Haute-Saone) vor über Nachgrabungen, welche verflossenen Sommer in der Höhle von Jouvent angestellt wurden. Diese Höhle enthält eine Menge Knochen, die freilich zum Theil in einem allzu schlechten Zustande sind, um zu erkennen, welchen Thiergeschlechtern sie angehört haben. Von den besser erhaltenen aber gehören einige einem Elephanten, welcher kleiner war als der Elephas primigenius, andere verschiedenen Rhinocerosarten, wieder andere dem gewöhnlichen Pferd, dem gewöhnlichen Hirsch, dem Auerochs, der Hyäne und endlich einem nicht mehr vorhandenen Hund an.

Kürzlich wurden in London fossile Knochen aus den Himalayabergen verkauft, darunter ein Schädel mit den Zahnhöhlen für zwei Backenzähne; die Länge vom Hinterkopf bis zum Ende der Höhle des Stoßzahnes betrug 44 Zoll, der Durchmesser quer über der Augenhöhle 28 Zoll, der Umkreis am Hinterkopf 91 Zoll; das Ganze wog über eine halbe Tonne. Es wurden dafür 153 Pfd. 6 Sch. bezahlt. (Litt. Gaz. vom 10 November)

Der Themsetunnel ist jetzt bis auf 160 Fuß von der Gränze des niedern Wasserstandes auf der Nordseite fertig.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 331.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 November 1838.

Einige Bemerkungen über die von den Franzosen neubesetzten Punkte in der Provinz Constantine.

2. Milah.

Ein arabischer Schriftsteller, Bekri, der im 11ten Jahrhundert lebte, und von Quatremère ins Französische übersetzt wurde, gibt unter allen ältern und neuern Quellen über Milah noch die ausführlichsten Nachrichten. Ptolomäus und Antoninus haben in ihren Geographien oder vielmehr Stadtregistern, von Milevum, so war der römische Name dieser Stadt, nur eine möglichst kurze Erwähnung gemacht. Bekri sagt, daß die alte Stadt, deren Ruinen man zu seiner Zeit noch sah, im Jahre 378 der Hedschra durch den Khalifen Mansur zerstört worden sey. Milah blieb dann eine Zeit lang unbewohnt, ward aber später von den Siegern wieder aufgebaut und mit einer Ringmauer versehen. Außerhalb derselben liegt die Vorstadt. Im Innern befinden sich Marktplätze, Fontänen, Bäder und eine Moschee. Bei der Vorstadt sieht man eine Quelle, welche den Namen „Schurschareh-Homma" oder „Quelle des Fiebers" führt, weil ihr Schwefelwasser, sobald man es über einen Fieberkranken hingießt, demselben die Gesundheit wieder gibt. Dieß sind die bemerkenswerthesten Details, welche der alte arabische Schriftsteller über Milah mittheilt, und die strenge Richtigkeit derselben wird nicht nur von den spätern Schriftstellern Leo Africanus und Shaw, die sich aber noch kürzer fassen, sondern auch von den französischen Militärs, welche erst zu Anfang dieses Jahres mit der Colonne des Generals Negrier Milah zum erstenmale besuchten und dort einen Tag lang verweilten, vollkommen bestätigt. Die Ringmauer aus römischen Steinen erbaut, die schöne Moschee, die Fiederquelle, welche noch heute denselben Namen führt — das Alles existirt noch jetzt, wie zu den Zeiten Bekris, so daß sich also diese Stadt seit 800 Jahren nur wenig oder gar nicht geändert haben mag. Leo Africanus sagt, daß dort zu seiner Zeit etwa 3000 Familien gewohnt hätten. Es sey ein kräftiger Menschenschlag, aber von einem wilden Charakter. Das Oberhaupt von Constantine sende dorthin alle Jahre einen Officier, um Tribut zu erheben, der aber oft von den Einwohnern ermordet wurde. Der Dr. Shaw ist vielleicht der letzte Schriftsteller, der von Milah als Augenzeuge spricht. Er rühmt sehr die Fruchtbarkeit ihrer nächsten Umgebung. „Dieser Ort, sagt er, versieht Constantine mit Kräutern und Früchten. Sein Boden erzeugt unter Anderm sehr schöne Granaten von außerordentlicher Größe, welche einen angenehmen Geschmack von Süß und Bitter haben und im Lande sehr geschätzt sind." Diesen Vorzug fand auch die französische Armee bestätigt, nach der Einnahme von Constantine; denn fast in jedem reichen Hause ward dort eine Vorrathskammer dieser köstlichen Südfrüchte, die größtentheils von Milah kamen, gefunden, und waren für die vielen Leidenden eine gar sehr willkommene Erquickung. Viele Bewohner Constantine's hatten Gärten oder andere Grundbesitzungen in Milah und nach der Einnahme jener Hauptstadt war letzteres Städtchen eine Zufluchtsstätte für viele Tausend Flüchtlinge, die aber seitdem alle wieder nach Constantine zurückgekehrt sind. Der Fall Constantine's hatte die Mauren und Araber mit Schrecken erfüllt. Milah's Bewohner versuchten daher durchaus keinen Widerstand, als der General Negrier dort im Februar 1838 plötzlich erschien. Im Gegentheile rühmen die französischen Officiere die ungewöhnlich gastliche Aufnahme, die sie gefunden. Die Colonne wurde mit Kuskusu reichlich bewirthet; es scheint daher Leo's Schilderung der Bewohner für jetzt nicht mehr zu passen. Immer klarer tritt jetzt das neue System der Franzosen in der Provinz Constantine hervor. Diese wollen ihre Herrschaft nach dem türkischen Systeme, die Grausamkeit abgerechnet, feststellen. Sie besetzen dort die Städte des innern Landes, bedrohen die Araber, deren Wohnplätze so weit auseinander liegen, auf verschiedenen Punkten, und machen eine Concentration feindlicher Streitkräfte dort fast unmöglich, weil die Eingebornen bald keinen einzigen Waffenplatz mehr finden. Wenn auch eine sichere Landverbindung zwischen Algier und Constantine noch nicht so schnell herzustellen ist, so kann es doch wohl seyn, daß der Marschall Valée ernstlich daran denkt, und vielleicht durch Beharrlichkeit dieses große Resultat erreicht. Sehr viel wird dabei auf das Benehmen der Kabylen ankommen, die man als eine tapfere, freiheitliebende, ackerbautreibende Nation um jeden Preis zu gewinnen suchen muß. Die Franzosen

Digitized by Google

verlassen jetzt, wenn sie die Straße nach Algier bahnen wollen, mehr und mehr die schönen Ebenen und Plateaux von Constantine, und rücken in das Gebirgsland vor, wo sie mit jener interessanten Nation mehr und mehr in directe Berührung kommen.

Ueber den Personentransport in England.

(Fortsetzung.)

Doch ohne auf diese Einzelnheiten weiter einzugehen, wollen wir nur das von der Committee erwähnte Resultat anführen, daß, bloß nach der sogenannten Mileage duty gerechnet, jeder auf der Eisenbahn fahrende Passagier nur ein Achtelpenny auf die Meile zahlt, während der Postkutschenunternehmer ½ Penny und der bloße Postmeister ¾ Penny für einen solchen zu entrichten haben, die Wasserfahrt auf Dampfbooten dagegen ganz frei ist. Ueber dieß Mißverhältniß nun beklagen sich Postmeister und Postwagenunternehmer, und verlangen, daß dieser Ungleichheit ein Ende gemacht werde. Für England hat die Abnahme des Gewerbes der Postwagenunternehmer noch einen eigenthümlichen Nachtheil; dort sind die großen Straßen wirkliches oder übertragenes Eigenthum von Privaten oder das zu erhebende Chausseegeld ist verpachtet, oft an Gemeinden, an Grafschaften, gegen die Verpflichtung der Unterhaltung der Straße. Der Verkehr auf manchen, und somit die Bezahlung an Chausseegeld nahmen aber so sehr ab, daß die Einnahme die Unterhaltungskosten nicht mehr deckt, und zu befürchten ist, der Unterhalt der Straßen überhaupt möchte nach und nach bedeutend leiden. Eine weitere Ungerechtigkeit fand man auch darin, daß die Dampfboote Wirthschaftsgerechtigkeit hatten, ohne Abgaben dafür zu zahlen, während auf dem Lande mancher Wirth theils durch die Eisenbahnen, wo die Reisenden mit Windesschnelle an ihnen vorüberfliegen, theils durch die Dampfboote völlig zu Grunde ging.

Wir wollen nun aus den weitläufigen Vernehmungen einige Einzelnheiten ausheben, welche diesen Stand der Dinge bezeichnen. Ein Hr. Benjamin Horne, ein Postwagenunternehmer, der jährlich gegen 30,000 Pf. St. Abgaben zahlt, ließ sich auf verschiedene ihm vorgelegte Fragen ungefähr folgendermaßen vernehmen: „Unser Gewerbe hat sich seit den letzten Jahren wesentlich vermindert, namentlich allenthalben, wo wir mit dem Wassertransport in Concurrenz kommen; es werden sogar manchmal Umwege gemacht, um nur einen Theil des Wegs zu Wasser zurücklegen zu können, weil es dann gewöhnlich doch die Reisenden wohlfeiler zu stehen kommt, als wir sie spediren können. Was die Eisenbahnen betrifft, so können wir mit ihnen in directer Linie auf keinen Fall in Concurrenz treten; wenn man uns aber den größern Theil der auf uns liegenden schweren Abgaben abnimmt, können wir 15 bis 20 (engl.) Meilen von der Eisenbahn unser Geschäft immer noch mit Erfolg fortsetzen.“ Hinsichtlich der Frage, ob es überhaupt unmöglich sey, in directer Linie mit den Eisenbahnen zu concurriren, antworteten alle mit nein, und wenn es wahr ist, was einige Privatmittheilungen ergeben, daß in neuerer Zeit Postwagencurse, die nach Eröffnung einer Eisenbahn eingestellt wurden, wieder in Gang kamen, so möchte dieß eine sehr ephemere Erscheinung seyn, die nur so lange dauert, bis auf den Eisenbahnen Alles gehörig in einander greift.

Aus der Vernehmung des zweiten Zeugen, eines Hrn. Henry Gray, der theils Postwagencurse unterhält, theils sich viel mit Verleihen von Wagen und Pferden auf längere Zeit, namentlich an Handlungsreisende, abgibt, gehen hauptsächlich zwei Dinge hervor: erstens, daß die Postwagen mit den Dampfpaketbooten concurriren können, sobald man den erstern die unmäßigen Lasten, namentlich die Mileage duty, abnimmt, und zweitens, daß bei den jetzigen Abgaben auf Wagen die Handlungsreisenden keine Fuhrwerke auf dem Lande bekommen können, um sich abseits von der großen Straße nach den kleinern Städten und Dörfern zu begeben, so daß die Kaufleute in diesen genöthigt sind, ihre Waaren nur aus der zweiten Hand zu nehmen. Auch er spricht sich dahin aus, daß durch die Eisenbahnen Postmeister und Wirthe auf den Mittelstationen ruinirt seyen.

Bis jetzt waren es Leute aus London, die vernommen wurden, jetzt kam ein Postmeister auf der großen Straße nach Norden an die Reihe. Die Abnahme des Postbetriebs (postage business) war bisher mehr nur im Allgemeinen, auf den einzelnen Straßen in der Nähe um London, erwähnt worden, jetzt kam die große Straße nach Norden an die Reihe, welche fast von Allen befahren wird, die zu Lande aus dem nördlichen England oder Schottland nach London gehen. Hier stellt sich eine andere Eigenthümlichkeit heraus: fast Alles macht jetzt den Weg zu Wasser auf den Dampfbooten, nur die großen reichen Familien, welche die Eröffnung des Parlaments nach London lockt, und der Schluß desselben wieder von dort vertreibt, gehen noch zu Lande. Dieß geht aus nachstehenden Angaben hervor. „Unser Gewerbe hat so sehr abgenommen, daß wir es kaum noch fortsetzen können. Ich konnte demnach die Zahl meiner Pferde nur um ein einziges Paar vermindern, weil zu gewissen Zeiten des Jahres der Verkehr so stark wie je ist, nämlich im Januar und vom Ende Julius bis in den September zur Zeit der Eröffnung und des Schlusses der Session; zu andern Jahreszeiten hat die Postverbindung fast aufgehört.“ Ein zweiter, in ähnlichen Verhältnissen stehender Postmeister legte eine Liste seiner Einnahmen, Ausgaben und Steuern vor, welche im J. 1826/27 in runden Summen betragen hatten: Steuern 530 Pf., Einnahme 2600 Pf., Ausgabe 1600 Pf.; im J. 1836/37 stellten sich diese Posten: Steuern 350, Einkommen 1550, Ausgabe 1200.

Ein fernerer Zeuge aus London, Hr. Hearn, der außer dem Postgewerbe sich auch mit beschleunigtem Waarentransport (roulage accélérè) abgibt, und in letzterer Beziehung, auch wenn er einzelne Passagiere mitnimmt, keine Mileage duty bezahlt, macht namentlich auch auf den Umstand aufmerksam, daß Alles, was sie auf dem Wege bedürften, besonders Futter, so wer besteuert sey, und daß sie also immer doppelt und dreifach zahlen müßten.

Ein Sir John Hall, ein Schotte, der in den südlichen

Digitized by Google

Grafschaften dieses Landes und den nördlichsten Englands mit der Beaufsichtigung der Straßen beauftragt ist, schildert, was oben schon erwähnt wurde, den Verfall derselben; die Straßen, die namentlich unter seiner Aufsicht stehen, führen an der Seeküste hin, wo also die Competenz der Dampfschifffahrt am größten ist; dennoch antwortete er auf die Frage, ob er glaube, daß eine Gleichstellung der beiden Arten des Reisens und Transports einen Theil des Handels, der von den Straßen vertrieben wurde, wieder dahin zurückführen würde, mit entschiedenem Ja; „denn," sagte er, „wenn das Reisen mit der Post wohlfeiler, und die Dampfschifffahrt auch nur ein wenig theurer würde, so möchte die Mehrzahl lieber zu Lande als zu Wasser reisen." Da sich aus dieser und so vielen andern Vernehmungen ergab, daß gegenwärtig die hohen Abgaben auf den Postwagen und Pferden, und die Ungleichheit der Mileage-duty bei weitem mehr auf allem Fuhrwesen laste, als die Concurrenz des Dampfes auf dem Wasser und auf Eisenbahnen, da ferner eine Besteuerung der letztern Reisemethoden theils keineswegs wünschenswerth, theils ziemlich schwierig erschien, so trug die Committee auf die gänzliche Abschaffung auf öffentliche Fuhrwerke und Wagen überhaupt an, sobald sich dieß nur immer mit der financiellen Lage des Landes vertragen würde.

(Schluß folgt.)

Verbesserungen in der Dampfschifffahrt.

(Aus Tails Magazine. Octoberheft.)

Die neuen Entdeckungen der HH. Bell und Jvison werden die Folge haben, den Gebrauch von Dampfmaschinen auf Gegenstände auszudehnen, wobei sie bis jetzt nicht angewendet wurden; und werden die längsten Reisen vermittelst des Dampfes möglich machen. Vor kaum 2 Jahren hat Dr. Lardner behauptet, es sey unmöglich, die Reise von Großbritannien nach Amerika mit Dampfschiffen zurückzulegen; bereits aber gehen diese Schiffe zwischen beiden Ländern mit der größten Regelmäßigkeit hin und her, und mit einer Schnelligkeit, die im Durchschnitt viermal größer ist, als die der besten Segelschiffe. Die große Schwierigkeit bisher war die große Masse von Brennmaterial, welche für lange Reisen nothwendig ist; diese Schwierigkeit aber ist bis zu einem Grade gehoben, den man kaum hätte erwarten sollen. Hr. Bell ist der Meinung, daß durch seine neue Erfindung ein Drittel des Brennmaterials erspart werde. Seine Verbesserung besteht nämlich darin, daß hoch erhitzte Luft in Röhren durch das Wasser im Kessel geführt, und dann unter das Aschenloch geleitet wird, um den Ofen mit erhitzter, statt mit kalter Luft zu versehen. Hr. Jvison hat gefunden, daß, wenn man eine Röhre aus dem Kessel abwärts führt, und auf diese Art einen Strom Dampf auf die brennenden Kohlen leitet, nicht nur der jetzt in Dampfmaschinen so widerliche schwarze Rauch verhindert, sondern auch eine gute Hälfte des jetzt nöthigen Brennmaterials erspart wird. Wenn die HH. Bell und Jvison in ihren Berechnungen sich nicht täuschen, so wäre denn also auf dem einen Wege die Hälfte, auf dem andern ein Drittel, zusammen also über drei Viertheile des bisher nöthigen Brennmaterials erspart, und da Dampfschiffe jetzt schon 3000 englische Meilen weit fahren, ohne ihren Kohlenvorrath zu erneuern, so könnte man also mit Hülfe dieser Entdeckungen jeden Punkt des Erdballs erreichen, ohne sich zur Erneuerung des Kohlenvorraths aufhalten zu müssen.

Die Jesuiten in Paraguay.

Wir entlehnen aus Robertsons Letters on Paraguay folgenden interessanten Bericht über diesen Gegenstand:

„Jedes Jahr brachte ihrer Secte neue Proselyten, neue Anhänger ihrer Partei, so daß, wenn auch die Maaßregel, die Schüler des Loyola zu vertreiben bei ihrem Reichthum, ihrer religiösen und politischen Herrschaft und ihrem wachsenden Einfluß auf die Privatverhältnisse der Einzelnen, im Anfange etwas hart erscheint, sie bei näherer Ueberlegung weder unberufen noch unzeitig genannt werden kann. Noch immer gibt es in Paraguay Anhänger und Freunde von ihnen, welche nach der Ankunft der Padres wie die Juden nach der des Messias aussehen.

„Zu den Hauptschwierigkeiten, welche sich den Niederlassungen der ersten in Südamerika landenden Jesuiten entgegenstellten, gehörten die feindlichen und wilden Streifzüge, welche die portugiesischen Colonisten der Provinz St. Paul, deren Hauptstadt gleichen Namen trägt, auf ihre entstehenden Colonien unternahmen. Die Gründung jener Stadt gehört ungefähr ins Jahr 1554. Sie liegt 12 Leguas landeinwärts vom Hafen St. Vincents unter dem 25° 30' südlicher Breite und 46° 50' westlicher Länge. Weil ihre Einwohner aus Freibeutern und Maraudeurs der schlimmsten Art aus Portugal und aus holländischen Seeräubern zusammengesetzt wurden, erschien die Stadt St. Paul der Umgegend bald als eine furchtbare Geißel. Die Bewohner, Paulistas genannt, nach dem Namen, den sie der Hauptstadt ihrer Niederlassung gegeben, hießen in kurzem nur „Mamelukes," nach dem Volke, das Spaniern und Portugiesen am furchtbarsten war. Durch Feuer und Schwert, Wollust, Kirchenraub und Räuberei führten die Paulistas Verwüstung in ihrem Gefolge, und verbreiteten Furcht und Schrecken, wohin sie kamen. Ihre ersten Streifzüge trafen die schutzlosen Guarani-Indianer. Die Gesunden unter ihnen wurden aus ihrer Heimath hinweggeschleppt, um die Felder der Mamelukes zu bebauen, ihre Weiber und Töchter Eigenthum der Räuber, während die Alten, Schwachen und Kinder ohne Unterschied dem Schwert heimfielen. Während dieser Excesse kamen die Jesuiten ins Land, und während Einige kleine Indianercolonien in Brasilien gründeten, ging die größere Anzahl zu den Ufern des Parana und Uruguay über. Die unerhörten Grausamkeiten der Mamelukes entvölkerten bald die umliegende Gegend von den Indianerstämmen, welche in ihrer Väter Weise fortgelebt hatten, ohne sich zu gegenseitigem Schutz unter dem Colonialsystem der Jesuiten zu vereinigen. Gewiß, die Milde der Regierung und des Charakters von dieser im Vergleiche mit dem wilden Verfahren der Paulisten waren im ersten Augenblicke ganz geeignet, auf die Seite der Anhänger des Loyola eine sonst unglaubliche Anzahl von Guarani-Indianern zu bringen, die unter ihrem Scepter Schutz suchten. Wüthend, daß die Indianer ihren Klauen entrissen wurden, und eben so angefeuert durch den Durst nach Raub, brachen die Mamelukes in die Missionscolonien in Brasilien ein, und plünderten nicht allein die entstehenden Städte und führten

Digitized by Google

die Bewohner fort, sondern rotteten am Ende wirklich die dort zahlreich errichteten Niederlassungen aus, und tödteten oder vertrieben die Jesuiten, welche sie gegründet hatten. Als dieß geschehen, führten Beutelust und Mordsucht sie zu Streifzügen in die Provinz La Guayra, damals den Spaniern gehörig, an den Ufern des Parana gelegen, und hauptsächlich durch zahlreiche Missionäre an der Spitze ihrer sogenannten Reducciones oder Niederlassungen von Guarani-Indianern colonisirt. Was die Pauliſten den portugiesischen Niederlassungen in der Provinz St. Paul und anderswo gethan, das übten sie auch gegen die spanischen in La Guayra aus. Sie zerstörten eine nach der andern, schleppten die kräftigen Indianer fort, mordeten Greise und Kinder, plünderten das Eigenthum, verbrannten die Häuser, und mordeten oder zerstreuten wieder die Jesuiten. Alle diese Thatsachen und noch viel mehr sind genau beschrieben vom Commissär Albeer in seinem höchst interessanten amtlichen Bericht, betitelt: Historischer und geographischer Bericht von der Provinz der Missionen. Derselbe sagt wörtlich: „Um diese Zeit (1650) verkauften die Pauliſten auf dem Sklavenmarkte von Rio-Janeiro 60,000 Indianersklaven, nach dem amtlichen Berichte, den Don Estevan Davola Sr. katholischen Majestät überschickte, als er auf dem Wege nach seinem Gouvernement Buenos-Ayres 1637 diesen Hafen berührte."

„Am 1 Mai 1767 schickte der Graf Aranda, damals Staatsminister Karls III, das Kriegsschiff El Principe nach dem La Platastrome mit dem ausdrücklichen Befehl an den Vicekönig, jener Zeit Bucareli, augenblickliche und entscheidende Maaßregeln zu nehmen, um die Jesuiten zu gleicher Zeit in ihren verschiedenen Wohnplätzen, besonders in den Missionen, zu ergreifen und sie nach Europa überzuschiffen. Bucareli erhielt diesen Befehl am 7 Junius 1767. Schnell, erfolgreich und doch still ergriff er seine Maaßregeln, indem er sogleich geheime und versiegelte Depeschen an alle Gouverneurs, Cabildos und andere Beamte seines Vicekönigreichs abschickte, und zugleich den folgenden 21 Julius als den Tag festsetzte, wo diese Depeschen geöffnet werden sollten, und den 22 als den, wo die in ihnen enthaltenen Befehle zu gleicher Zeit ausgeführt würden. Diese Befehle lauteten dahin, daß jeder Jesuit ergriffen und nach Buenos-Ayres geschickt werden sollte. Hierüber nun schreibt Bucareli also von Buenos-Ayres unter dem 6 September 1761 an den Grafen Aranda: „Mit diesen und andern Sorgen, die auf mir lasteten, dachte ich auf Mittel, die königliche Ordonnanz in Ausführung zu bringen. Ich mußte alle seine Folgen auf fünfhundert Jesuiten voraus bedenken, die auf mehr als siebenhundert Leguas in zwölf Collegien, einem Residenzhaus, mehr als fünfzig Estancias und Plätzen, wo sie bauten, was eben so viele Collegien und Niederlassungen für eine ungeheure Anzahl von Dienern und Sklaven sind, in dreißig Städten der Guarani-Indianer mit mehr als hunderttausend Einwohnern und unter zwölftausend Aliponen, Macobies, Kulis und verschiedenen andern Stämme der Chiquitos zerstreut sind, vieler andern nicht zu erwähnen, von denen wir, nach dem jesuitischen Grund, die Indianer von jedem Verkehr mit Spaniern entfernt zu halten, nichts wissen." In einem andern Theile seines Briefes sagt Bucareli: „Das größte Collegium, nämlich das von Cordova, wird gewöhnlich als der Sitz des mächtigen Reichs der Jesuiten betrachtet. Reich kann man es in Wahrheit nennen, denn Indianersklaven und andere Diener gerechnet, haben sie in diesem großen Lande mehr Vasallen als der König." Der Plan Bucareli's war so gut berechnet, daß am 21 Julius seine versiegelten Depeschen auf jedem Punkte, wo eine Niederlassung der heiligen Väter war, geöffnet wurden, und am 22, meist um Mitternacht, wurden sie von den Civil- und Militärbehörden ergriffen. Früh am Morgen wurden sie nach Buenos-Ayres, als dem Ort gemeinsamer Zusammenkunft, gebracht; in einigen Monaten waren die Meisten von ihnen nach Spanien eingeschifft, „remittirt," wie Bucareli es nennt, bei 40, 50 und 100 auf einmal, um vom König von Spanien nach Italien als ein Geschenk für Papst Clemens XIII geschickt zu werden. Ihr Geld und Gut, ihre Häuser und Kirchen, ihr Land und Vieh, ihr Silber und Gold, ihre Unterthanen und Sklaven — Alles, Alles wurde von der Krone aufgezeichnet und in Besitz genommen. Eine Regierung, die außerordentlichste, die je existirt hat, eine Gemeinde, die in Macht und Reichthum seit mehr als 150 Jahren stets gewachsen war, fiel in einer einzigen Nacht.

„Seitdem sind die Missionen von Jahr zu Jahr mehr verfallen, und jetzt ist kaum eine Spur übrig von dem, was sie waren. Die Kriege mit Artigas verwüsteten sie, die Politik von Paraguay hat sie fast ganz vernichtet. Von 100,000 Einwohnern ist die Bevölkerung bis auf 8000 herabgeschmolzen, die öffentlichen Gebäude liegen in Ruinen, und die zerstreuten Indianer sind jetzt fast eben so vertegen sich zu erhalten, als zu jener Zeit, wo sie in die Wälder wanderten. Ihre Städte sind in der Revolution wiederholt verbrannt und geplündert, ihr Rindvieh, Pferde, Schafe und Büffel theils verjagt, theils weggetrieben worden. Die Eingebornen in den Missionen selbst sind gezwungen worden in den Armeen der Revolutionsmänner zu dienen, und ihre Weiber und Kinder wurden oft dem Hunger preisgegeben. Jede Spur von Anbau und Eigenthum ist vertilgt, und die Vernichtung der Indianer ist, wenn auch nicht so schnell, wie der Fall der Jesuiten, doch nicht minder vollständig; nur war sie unendlich jammervoller."

Mineralreichthum im Gouvernement Perm.

Den Hauptreichthum des Gouvernements Perm bildet das Mineralreich; die Bearbeitung der Bergwerke beschäftigt die größte Anzahl der Einwohner. Man gewinnt Eisen, Kupfer in Ueberfluß, ein wenig Blei, Gold, Silber, Salz, Marmor, Jaspis, Agathe, Amethyste, Magnete und selbst Diamante. Das Gold ist im Sand und in den Goldadern vorhanden; diese letztern waren lange Zeit so productiv, daß man darüber den Sand vernachlässigte, jetzt benutzt man aber wieder diesen letztern in den Goldwäschereien, wobei jeder Arbeiter im Jahre 32 bis 44 Solotnik Gold liefern kann. In den letztern Jahren hat man im Durchschnitt jährlich gegen 250 Pud (1 Pud = 40 Pfund) dieses kostbaren Metalls und gegen 100 Pud Platina erhalten. Die reichsten Goldminen sind die von Berezhof, und die meisten Mineralien überhaupt finden sich zwischen der Sosva und Belaja. Die Krone besitzt im Ural 25 Hammerwerke (zavoden), wovon 5 für Gold, 13 für Eisen, 6 für Kupfer und 1 für die Fabrication von Waffen, im Ganzen 53,000 Meister und Arbeiter beschäftigen. Von Privatpersonen werden 99 Hammerwerke für Eisen, 15 für Kupfer, 2 für Schwefel und Vitriol unterhalten. Alle Hammerwerke des Gouvernements begreifen 95,756 männliche Seelen, die des ganzen Urals aber gegen 154,000 Arbeiter. Diese letztern geben gegen 300 Pud Gold, 200,000 Kupfer, 5,500,000 Eisen und 8,500,000 Steinproducte. Die größere Partie dieser Producte gehört zum Gouvernement Perm, welches gegen 7 Millionen Pud Salz jährlich hervorbringt; die Saline von Dedukine (im District von Solikamsk), der Krone gehörig, liefert jährlich 1,500,000 Pud; die von Usolie, welches die ältesten sind, sind noch ergiebiger, und gehören Privatpersonen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 332.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 November 1838.

Ausflüge aus Pau

4. Das Ossauerthal. Die Bäder.

Wer hielt sich wohl einige Zeit in Pau auf, ohne dieses Prachtstück des Schatzes der Niederpyrenäen zu sehen. Wie wäre es möglich, überall auf den Spaziergängen von dieser Gestalt eines wie absichtlich aufgesteckten Zieles verfolgt zu werden, ohne daß man das Verlangen empfände, den Zwischenraum, der uns von demselben trennt, zu überspringen? Und dieß ist gerade der Reiz der Gebirgsgegenden, das Entgegengesetzte von dem Eindruck, den das Gränzenlose des Oceans auf uns macht. Der Mensch geht gern auf Entdeckungsreisen aus; jede Stufe der sich über einander erhebenden Gebirgsreihen verbirgt ihm eine eigene Welt; aber sie gibt ihm auch einen Standpunkt, um das durchlaufene Stadium zu beherrschen, und jener hohe Pfeiler, der sie alle überragt, setzt ihm eine bestimmtere Gränze seines Strebens nach der Höhe, und befriedigt ihn mit der Hoffnung, daß er von dort aus den ganzen Erdenabschnitt, den er sich in seiner Einbildungskraft zum Eigenthum gemacht hat, nun auch mit seiner Sehkraft umfassen werde. Anders ist es auf der hohen See. Hier handelt es sich nicht darum, das Ziel zu erreichen, sondern ein Ziel zu finden; der Seefahrer hat nichts vor sich, als den unbestimmten Zusammenfluß zweier Elemente, die sich in der Ferne nicht einmal in ihrer Gestalt mehr unterscheiden; Form und Natur des Zieles, das er antreffen wird, ist ihm unbekannt; unterdessen kein Ruhepunkt, keine Abstufung, ein unendliches Einerlei, in welchem der kleinste Gegenstand, der es vorübergehend unterbricht, ein Schiffstrumm, das auf den Wogen schwebt, ein Fisch, der seinen schwarzen Rücken aus dem blauen Spiegel hebt, zu einem Phänomen wird, welches seine ganze Aufmerksamkeit in Spannung setzt; ein Boden, den er nie in seine Gewalt bringen kann, und dessen Ungebundenheit desto größeren Eindruck macht, jemehr er sich selbst in den kleinen Umfang gebannt fühlt, in welchem er sich, wie in einer Festung, eingeschlossen hat, um das fremde, zwischen seine zerstreuten Heimathen geworfene Element zu durchdringen. Aber eben dieses Unbekannte, Unbegränzte ist der Reiz des Meeres; es stellt das Bodenlose der Schöpfung vor, das Unendliche malt sich auf seiner Tafel, und fragen möchte ich, was ist schrecklicher, das Donnergebrülle der fallenden Lawinen oder der aufgebrachten Wellen; was ist schöner, der vergoldete Alpengipfel, der sich aus den irdischen Nebeln hervorhebt, oder die unermeßliche Zitternadel, welche auf der Wellenfläche ihre Strahlen nach allen Enden des Horizonts ausstreckt?

Die schöne Gegend von Jurançon, unterhalb welchem Orte die Nees sich in den Gave von Pau ergießt, macht gleichsam die Einleitung zu der Reise in das Ossauerthal, denn das Thal der Nees bildet die untere und längere Hälfte desselben; auch liefern die Hügel dieses Thales von Jurançon bis Gan den sogenannten Wein von Jurançon, welcher sauer und stark, wie man ihn gewöhnlich in Pau antrifft, seinem Rufe keineswegs entsprechen würde, wenn man ihn nicht in Gan und selbst in Revenac besser trinken könnte, als in den Orten, wo er seinen Namen und seinen vorzüglichsten Absatz erhält. Die Schönheit dieses Thales zu beschreiben, seine dichte, grüne, frische Vegetation, zwischen welcher sich hier und da eine angenehm erweiterte Aussicht eröffnet, das Leben, welches die Menge von Ansiedlungen, Landsitzen und Wirthshäusern, für die Gesellschaft von Pau das Ziel häufiger Wallfahrten, verbreiten, die malerischen Abwechselungen, welche die Windungen des Flusses, die Lage der Hügel, die größeren und kleineren Flächen mit ihren verschiedenen Arten des Anbaues, darbieten — alles dieses mit Worten darzustellen, wäre viel zu langweilig. Die Bemerkung mag genügen, daß selbst derjenige, der viele schöne Thäler gesehen hat, dieses wegen seiner Anmuth noch einer besondern Aufmerksamkeit werth hält. Unter den Landhäusern ist das unter dem Namen Vergeret oder Lassitte bekannte, bei der Brücke von Oli, wo man auf das linke Ufer der Nees übersetzt, wegen seiner Lage ausgezeichnet; weiter im Innern, ostwärts, liegt das Schloß Tout y croit in dem angenehmen Thale der Souft, welches noch einen besondern Spaziergang von Pau aus darbieten. Dieses Schloß wurde von der Königin Johanna für den jährlichen Lehenstribut eines Hänflingsnestes verliehen, — noch jetzt sind die Hänflinge aus dieser einsamen Gegend berühmt.

Bei Gan, dem Geburtsorte des Geschichtschreibers von

Digitized by Google

Bearn, Marca, theilt ſich der Weg; eine Straße führt weſtlich nach Oloron, wir aber folgen der Nees, welche, wie ihr Thal, ihre Phyſiognomie zu verändern beginnt; die Hügel rücken näher zuſammen und werden einſamer, zwiſchen dem Grün der Wälder und des Anbaues zeigen ſich weiße Kalkfelſen, aus welchen man die meiſten Materialien zur Erbauung des Schloſſes von Pau geholt hat; das Flußbett füllt ſich mit Klippen an, über welche die ſonſt ſo friedlichen Waſſer der Nees ſich ſchäumend und rauſchend einen Weg bahnen müſſen; ſie vertieft ſich, je höher man gegen Revenac und Savignac hinaufſteigt, und am Fuße des Kalkhügels von Revenac, des erſten vorgeworfenen Merkmales der Pyrenäen, quillt ſie, wie die Quelle von Vaucluſe, mit Gewalt aus den Felſen, welche ſie in ihren unterirdiſchen Gängen zurückhalten zu wollen ſcheinen. Revenac iſt ein nicht unbeträchtlicher Flecken, durch ſeine Communicationen mit Oloron und Nay belebt; hier macht man gewöhnlich auf der Rückreiſe von Eaux bonnes Halt, denn von hier aus bietet der Weg nach Pau keine Schwierigkeit mehr dar, man legt ihn in 2 Stunden zurück, während man von hier nach den Bädern noch doppelt ſo viel Zeit braucht. Aber auf der Hinreiſe fährt man fort, die Höhe hinanzuklimmen; man hat auf beiden Seiten noch immer Wieſen und Weiden, aber ungeheure Granit- und Marmorblöcke, die auf denſelben zerſtreut liegen, bezeugen die rauhere Natur der Gegend und die Gewalt der Waldbäche, welche einſt dieſe Trümmer von dem Gipfel der Berge abgeriſſen haben. Bald nach den Gypsbrüchen erreicht man die Ruinen des Schloſſes Sainte Colome, welches von Montgommery in den Religionskriegen (1569), als er den in Navarreux belagerten Proteſtanten zu Hülfe kam, zerſtört wurde. Hier iſt man auf dem höchſten Standpunkte, man ſteht einen Augenblick ſtill, um von der Nees, wie von einem Freunde, Abſchied zu nehmen, und ihr Thal, ſo viel es die Krümmungen der Hügel erlauben, zu überſehen; dann wendet man ſich zu der neuen Scene, zu welcher uns der Zweck unſerer Reiſe beruft. Plötzlich eröffnet ſich dem bisher ſo beſchränkten Auge eine weite Ausſicht: unten liegt das Thal von Arudi wie ein prächtiger Circus, durch deſſen Anblick der neue Gave uns mit einem Mal eine Idee ſeiner Majeſtät geben will, und wie man vom Rande des Umkreiſes gegen die Fläche hinabrückt, ſo verändern ſich von Punkt zu Punkt die Anſichten des Thales, der Stadt, der umliegenden Orte, des Fluſſes, der unter der Brücke Germe durch die Kalkfelſen bricht, in ſeinem tiefen Bette brüllt, die Stadt und den Thalgrund umzingelt, und endlich durch die Wälder nach dem alten Oloron entflieht, nach welchem er ſich fortbin benennen wird, da er bis dahin ſeinen Namen von ſeinem Urſprung im Thale von Oſſau (Gave d'Oſſau) entlehnt hat. Man erreicht endlich ſeine Ufer bei der beſchatteten Brücke, welche die zwei Gemeinden Louvie und Izeſte trennt; in letzterem Orte hält man eine Raſt von einer oder zwei Stunden, während welcher man Arudi und die Grotte von Eſpalungue beſuchen kann. Man ſagt, ſie ſey ſehr merkwürdig, aber ich bin kein Liebhaber von Grotten, ſie ſehen alle einander gleich; übrigens iſt ſie von Bonden, einem berühmten, von Izeſte gebürtigen Arzte, beſchrieben; neuerlich hat man bei ihrem Eingang einige römiſche Münzen aus der Zeit von Gallienus und Tetricus gefunden. Die Sonnenhitze und der unangenehme Anblick dieſer nackten, dürren, zerriſſenen Kalk- oder Marmorhügel machten, daß ich von der Brücke abwärts auf dem linken Ufer des Gave gerade nur ſo weit ging, um von dem Eingange des Weges, der nach Arudi ablenkt, eine Anſicht dieſes Städtchens zu erhalten; es iſt übrigens nichts Beſonderes davon zu ſagen; es iſt zwar der beträchtlichſte Ort zwiſchen Pau und den Pyrenäen, aber zum Unglück liegt es nicht an der Straße, doch iſt es der Mittelpunkt des Verkehrs des obern Oſſauerthales mit Oloron.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber den Perſonentransport in England.

(Schluß.)

Das allgemeine Ergebniß aus den verſchiedenen Vernehmungen möchte ſeyn, daß die Eiſenbahnen ſich nur auf den beſuchteſten Routen einträglich beweiſen, und den Perſonentransport durch Pferde auf die Seitenſtraßen treiben werden. Wenn gleich alle vernommenen Perſonen behaupteten, daß ſich Stagecoaches neben den Eiſenbahnwagen nicht würden halten können, ſo drückten ſich doch einige zweifelhaft darüber aus — immerhin ein Beweis, daß bei gehörig ſparſamer und raſcher Einrichtung der Fahrpoſten die Eiſenbahnbeförderung vor denſelben nicht ſo gar viel voraus haben dürfte, weil die Capitalanlage zu groß iſt. Die engliſche Regierung hat die Anlegung von Eiſenbahnen durch eine Art von Monopol vor den gewöhnlichen Straßen und eben ſo auch die Dampfſchifffahrt befördert, indem ſie die ſchwere Beſteurung auf dem Verkehr vermittelſt Pferden laſten ließ. Dieſes mußte nothwendig auf dieſe letzteren ſehr nachtheilig einwirken, ſo daß z. B. nach Dover, wohin vorher ſechs Wagen täglich gingen, jetzt nur noch einer geht. Dieſe Route iſt alſo, und zwar durch die Concurrenz der Dampfboote, für die Poſtwagenunternehmer ſo gut, wie verloren, aber dieſe klagen nur über eine Verminderung ihres Geſchäfts; einiger Erſatz muß ihnen alſo doch wohl von anderer Seite her, nämlich von den Nebenrouten, bereits gekommen ſeyn. Dieſes iſt um ſo wahrſcheinlicher, als die Poſthalter auf der Straße gegen Norden von faſt gänzlichem Ruin ſprechen, weil dort weit weniger Veranlaſſung iſt, von den Hauptſtraßen abzugehen. Große Auflagen und andere Laſten können nach dem Obigen die Eiſenbahnen ſelbſt in dem dicht bevölkerten England nicht ertragen, und deßwegen ſchlägt auch die Committee vor, nicht die Eiſenbahnen und Dampfboote in gleichem Verhältniſſe mit dem Transporte vermittelſt Pferden zu beſteuern, ſondern den Transport durch Pferde gleichfalls zu erleichtern; indem ſie wohl nicht ohne Grund vermuthet, daß der vermehrte Verkehr die Regierung für ihre aufgehobenen Steuern auf indirectem Wege wieder entſchädigen würde.

Wie in England Alles auf eine Art von Monopolien, auf eine künſtliche Concentrirung ungeheurer Geſchäfte in Einer Hand oder in wenigen Händen hinaus lief, ſo war dieß auch

Digitized by Google

hinsichtlich des Postwesens der Fall; das ganze Postwesen Englands war in den Händen weniger Compagnien, und beschränkte sich darum auch durchaus auf die Hauptstraßen. Die schweren Abgaben gestatteten kleinen Gesellschaften nicht, mit den großen in Concurrenz zu treten, und verhinderten auch vielfach diese letzteren, sich auf Nebenrouten einzulassen. Diesem Monopol, dieser ungeheuren Concentrirung wirken die Eisenbahnen, obwohl sie in ihrer Art selbst wieder eine Art Monopol sind, entschieden entgegen. Ein Hr. Wimberley, der für eine Compagnie von Postwagenunternehmern die Rechnungsführung hatte, gab darüber eine, man möchte sagen, widerwillige Auskunft. Auf die bestimmte Frage, „ob das Postwagenreisen, welches auf den großen Linien durch Dampf oder Eisenbahnen vermindert worden seyn möge, nicht auf den Seitenlinien, d. h. auf denen, die in die Hauptlinie fallen, sehr gestiegen sey," gab er zur Antwort: „ja, in einigen Fällen, wie z. B. nach Hull, da strömen sie in großer Zahl zusammen, weil dort die Dampfschiffe abgehen, und dieß Geschäft ist sicherlich gestiegen, das aber sind sehr kleine Compagnien, und diese müssen, was sie auf den kurzen Linien gewinnen, auf den langen nothwendig wieder verlieren." Dieß bedarf kaum eines Commentars; der nur an große, monopolistische Compagnien gewöhnte Mann behandelt diese kleinen Compagnien, diese kurze Routen nur als ein Bagatelle, der Nationalökonom findet aber, daß viel kleiner Gewinn den Nationalreichthum sicherer vermehrt, als wenige große Gewinnste. Gleiches ergibt sich auch aus den beiden folgenden Fragen und Antworten. Fr. Ist nicht anzunehmen, daß Dampfschifffahrt zwar wohl den parallelen Linien sehr nachtheilig werden mag, aber das Postgeschäft in den Seitenzweigen sehr vermehren muß? Ant. Das kann ich allerdings nicht widersprechen, möchte aber bemerken, daß, wo es der Fall ist, es nur auf kurzen Linien seyn kann. Fr. Da sehr viele Radien in Einem Punkte zusammenfallen können, wird nicht die Vermehrung auf den Seitenstraßen die Abnahme auf der directen Linie ersetzen? Ant. Keineswegs; übrigens sind diese Seitenstraßen in verschiedenen Händen. Der Schluß, den man hieraus zu ziehen hat, ist kurz folgender: das bisherige Monopol der großen Postwagenverbindungen geht auf Dampfboote und Eisenbahnen über, und die Erleichterung, die dadurch der Verbindung zwischen den großen Städten zu Theil wird, bringt eine größere Bewegung auf die bisher vernachlässigten Seitenbahnen, deren Anwohner nun auch dem großen allgemeinen Verkehr näher gerückt werden.

Dampfschifffahrt und Eisenbahnen müssen überhaupt nothwendig die Folge haben, die verschiedenen Theile eines Landes einander näher zu bringen, und Bewegung und Thätigkeit gleichmäßiger über die ganze Ausdehnung zu verbreiten; in eben dem Maße müssen auch die Preise der gewöhnlichen Bedürfnisse sich gleicher stellen: wenn man jetzt Eier aus Nordschottland, Gemüse und Milch aus dem westlichen England nach London bringt, so muß der Preis dieser Bedürfnisse hier fallen, an den genannten Punkten, von denen aus bisher keine Ausfuhr solcher Erzeugnisse möglich war, steigen; mit andern Worten: die Mittel, in großen Städten zu leben, werden erleichtert, und eine größere Geldmasse strömt nach den ärmeren, bisher abgelegenen, wenig besuchten Gegenden, deren Wohlstand eben dadurch steigen muß. Wenn demnach keineswegs geläugnet werden kann, daß an vielen einzelnen Orten, namentlich an den bisherigen Mittelstationen großer Postwagencurse das Leben und der Verkehr abnehmen werden, so ist auf der andern Seite eben so gewiß, daß dieselben, und zwar in noch höherm Grade, zur Seite dieser großen Linien und namentlich in der Nähe der großen Städte steigen müssen, wo Eisenbahnen beginnen und ausmünden, und Dampfboote ankommen und abgehen.

Fischereien bei den Kosaken des Urals.

(Aus Cyprski's: Russie pittoresque.)

Man muß sich an die Ufer dieses schönen Flusses begeben, wenn man eines der herrlichsten Schauspiele genießen will, das jemals dem Auge sich darbieten kann. Es sind nicht einige zerstreute Schiffe, einige hundert Matrosen, die in mehr oder weniger zahlreichen Gruppen vertheilt sind, es handelt sich hier von einer nationalen Feierlichkeit, an der eine ganze Bevölkerung Theil nimmt. — Unsere fischreichsten Flüsse können selbst, wenn man noch die Phantasie zur Hülfe nimmt, keine Idee von dem enormen Fischreichthum einiger Flüsse des Nordostens geben; so steigen z. B. im Ural die Störe in gewissen Jahreszeiten myriadenweise von dem kaspischen See bis zur Stadt Uralskane, und sie würden noch weiter heraufkommen, wenn man nicht Sorgfalt trüge und ungeheure Netze quer über den Fluß spannte, um ihrem Weiterdringen vorzubeugen. Dessen ungeachtet ist die Menge zuweilen so ungeheuer, daß sie selbst die Garne zerreißen und alle Hindernisse überwinden. Durch welche Mittel kann nun aber der Andrang solcher Horden zurückgehalten werden? Dieses Mittel kann allein die ungeheure Menge dieser beispiellos großen Haufen an die Hand geben; man pflanzt nämlich Kanonen auf, mit denen man geradezu unter die dichtesten Massen feuert. Hieraus wird denn auch begreiflich, auf welche Weise sich die an fischreichen Seen und in dürren Sandsteppen wohnenden Völker ernähren, da sie beinahe bloß von Fischen leben. — Der Fischerei gehen wichtige Vorbereitungsmaaßregeln voraus, die streng zu beobachtenden Verordnungen unterworfen sind, wie man sie anderwärts nicht findet. Die Fischerei findet des Jahres viermal statt, aber im October und December mit weniger Feierlichkeit; die eine geschieht, um die Bewohner zu verproviantiren, die andere für die kaiserliche Tafel. — Der Fischfang, der im Frühling angestellt wird, gibt zwar geringere Ausbeute als der zur Winterszeit, ist dagegen aber mit weniger Mühe verknüpft und ungleich angenehmer. Von Antonowskol geht der Fang stationenweise dem Laufe des Flusses entlang bis zu dem Punkt, wo dieser schöne Fluß mittelst drei Armen sich in das kaspische Meer ergießt. Nichts ist aber malerischer und für das Auge anziehender, als gerade die Orte, wo die Fischer ihre Stationen machen. Der ganze Raum von einem Ufer zum andern scheint bedeckt mit einem Walde von Lanzen, die mit langen Fähnlein geziert sind, welche von dem Wind in ihren mannichfachen Farben hin und her bewegt werden. Eine Menge kleiner aus Pappelstämmen gezimmerter und mit Asphalt überstrichener Barken gehen und kommen, und vermehren sich in unglaublicher Zahl, um Plätze auszusuchen, die ihnen die größte Ausbeute zu gewähren scheinen. Tausende von Kosaken rüsten sich zu dem Fischfange, werfen

Digitized by Google

ihre Netze aus, die sie bei der übergroßen Menge von Fischen nur mühsam zurückziehen können. Das Hin- und Herwogen der unermeßlichen Menge, das Geschrei, der Lärm, welcher dadurch entsteht, die Zurüstungen, das Getreide und alles dieß bieten eine Scene dar, die man andern Orts nicht kennt, auch weder mit Worten noch mit dem Pinsel sich darstellen läßt, sondern die man sehen muß. — Uebrigens entwickelt sich der Charakter und der poetische Geist dieses eigenthümlichen Volkes vielleicht mehr noch in dem Winterfange. — Die im Heeresdienste befindlichen Kosaken haben gleichsam das Privilegium viermal des Jahres zu fischen; es sind ihrer etwa 12,000, die in Activität stehen, und von denen jeder einen besondern Erlaubnißschein erhält, und zwar der gemeine Kosak einen, zwei die verschiedenen Civilbeamten und Officiere, drei die Stabsofficiere und vier die Atamans. Indessen werden diese Scheine nicht selten verkauft an Leute verschiedener Classen, denen hierauf dasselbe Recht ein ganzes Jahr hindurch zusteht. Mit Beginn des Monats Januar werden dann die Voranstalten zum Fischfange getroffen, daher um diese Zeit überall große Bewegung herrscht. Die conscribirten Kosaken versammeln sich jetzt, um sich über die Orte zu erkundigen, wo die Fische in größerer Anzahl erscheinen, wobei ihnen die erfahrenern Fischer ihre Beobachtungen mittheilen. Endlich kommt der so lange schon und mit so vieler Sehnsucht erwartete Tag, dessen Feier Kanonensalven verkündigen. Alles rüstet und bereitet sich, und von allen Seiten hört man Gelübde, Hoffnungen, selbst Furcht äußern, denn wie überall, so trifft man auch hier Ungeschickte und Unglückliche. Auch sind welche unter ihnen, die an das Erscheinen gewisser unglücklicher Vordedeutungen glauben, allein sie geben sich alle Mühe dertei Besorgnisse in der Tiefe der Brust zu unterdrücken, denn Freude und Hoffnung herrschen allenthalben. Am letzten Vorabend des Festes werden die Karten an die Kosaken vertheilt, und vor Sonnenaufgang erheben sie sich schon, rennen nach allen Seiten hin, und besteigen ihre rasch dahin fliegenden Schlitten. Bewaffnet mit eisernen Haken, stellen sie sich in einer Linie auf so wie sie kommen. Ein Ataman, der besonders von ihnen dazu erwählt ist, hält über sie Musterung, untersucht, ob die Haken in gutem Zustande sind, ob keiner etwas vergessen habe. Nach der Musterung treffen die Jesaulé oder Adjutanten des Ataman die nöthigen Anordnungen, um unter dieser unruhigen Menge die Ordnung zu erhalten, worauf man sich gegen den als den ersten bezeichneten Ort in Bewegung setzt. Der Theil des Flusses, welcher zu diesem Fischfange bestimmt ist, beträgt in seiner Ausdehnung über 400 Werste; an jedem Tage wird an einem andern Orte gefischt, der jedoch immer des Tages zuvor bestimmt wird. Indessen wählt jeder Kosak nach Willkür die Stelle aus, die ihm die beste zu seyn scheint, oder vertauscht sie zuweilen mit einer andern, die so eben verlassen worden ist. Auch die Nachbarn unter sich wechseln miteinander ihre Plätze. Dieß sind jedoch nur die Präliminarien zu dem großen Act, denn keiner hat das Recht den Fischfang für sich zu beginnen. Den Befehl hiezu gibt allein der Ataman, auf den jetzt Alles gespannt ist. Bald hört man Musketenfeuer, und ein Hurrahgeschrei gibt das Signal. Jetzt werden von allen Seiten die Hängematten heruntergenommen, und jeder macht in das Eis eine Oeffnung, dessen Dimension schon zuvor durch Reglements bestimmt ist. Man läßt den längsten der Haken bis auf den Grund des Wassers hinabsenken, das zuweilen eine Tiefe von 15 bis 16 Klafter hat, mit einem andern werden die Fische beunruhigt, die, aufgeschreckt aus ihrem Erstarrungszustande, niedertauchen wollen, und auf den ersten zurückfallen, den der Kosak mit einer außerordentlichen Geschicklichkeit urplötzlich an sich zieht, und auf diese Art gefaßt, wird er auf die Oberfläche des Eises gebracht. Man denke sich nun die ungeheure Bewegung der Menge, man stelle sich die zahllosen Vorfälle vor, die der Erfolg, die Hoffnung oder die Täuschung hervorrufen. Oft ruft ein Kosak, der einen ungeheuren Fisch gefangen hat, seine Nachbarn zu Hülfe, und theilt mit ihnen den Fang; denn es gibt Arten von Fischen, deren Gewicht kaum von den Haken getragen werden kann, und zuweilen 800 französische Pfunde übersteigt. Manche Glückliche erbeuten bis zehn Stück täglich, deren manche mehr als 180 Pfund wiegen. Allein wie überall, wechselt auch hier das Glück, und ist oft sehr ungünstig. An einigen Orten liegen die Fische zu Tausenden, während an andern gar keine gefunden werden. Es gibt oft solche arme Teufel, die Tage lang gar nichts bekommen, ein Unglück, das diese abergläubischen Leute stets der Einwirkung böser Geister zuschreiben. — Oft gewährt diese zahlreiche Menge von Fischern plötzlich einen schrecklichen Anblick. Furchtbares Geräusch erhebt sich; Geschrei von Wuth, Lärm und Schüsse durchtönen die Luft, es geschieht ein Ueberfall der Kirgisen, benachbarter Räuberhorden, unversöhnlicher Feinde ersterer. Sie haben den Frost benutzt, um durch die Sümpfe auf dem kürzesten Weg einen Angriff auf ihre Nachbarn zu machen. Allein die Kosaken sehen sich immer gegen solche plötzliche Ueberfälle vor, denn alle sind bewaffnet gekommen, als sie ins Feld. Im Moment stehen sie daher ihren angreifenden Feinden gegenüber, zwingen sie zur Flucht, und der Kampf ist beendet. Mit hohem Selbstgefühl trägt man nun die Beute hinweg, welche jetzt durch den errungenen Sieg um so kostbarer geworden ist — Nach beendigter Fischzeit sind alle Hände beschäftigt den Fisch zur Aufbewahrung für den Handel zuzubereiten; man salzt sie ein, bereitet den Fischleim und aus dem Laich den Kaviar. Der Ertrag des Fischleims ist im Handel so bedeutend geworden, daß er allein hinreichen würde, um die ganze Kosakenarmee in Wohlstand zu bringen, wenn das Volk es besser verstände, die Hülfsquellen des Landes nutzbarer zu machen.

Fortschritte der Dampfschifffahrt in England. Im Jahre 1814 besaß England ein einziges Dampfschiff von 59 Tonnen. Am Ende desselben Jahres wurde noch ein zweites gebaut. Zehn Jahre später, also im Jahre 1824, besaß England 126 Dampfschiffe, im Jahre 1834 nicht weniger als 465, und jetzt zählt man über 600 Dampfboote. (Echo du Monde Savant Nr. 46.)

Berichtigung.

In Nr. 550 ist die Strecke, welche am Themsetunnel noch zu machen ist, auf 160 statt auf 110, angegeben.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 108** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Zulema.** Romanze von D. José Joaquin de Mora. — **Die nachgelassenen Papiere des Pickwick-Club.** (Fortsetzung.)

Das Abonnement darauf dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 333.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 November 1838.

Die Geschwornen in Neusüdwales.

Das Quarterly Review enthält einen Aufsatz über Verbrechen in Neusüdwales und über die Art, wie dort die Gerechtigkeit verwaltet wird. Der Unsinn, in einer Verbrechercolonie, wo die Mehrzahl der freien Einwohner aus entlassenen Verbrechern oder deren unmittelbaren Nachkommen besteht, das Institut der Geschwornen einzuführen, springt so sehr in die Augen, daß auch der Befangenste sie der Evidenz nicht verschließen kann.

„Richter Burton, welcher 111 Criminalfälle abgeurtheilt hat, in denen meist der Zeugenbeweis kurz und klar sich herausstellte und keinen denkbaren Vorwand für einen falschen Urtheilsspruch übrig ließ, zählt mehrere Fälle auf, die auf die Gerechtigkeitsverwaltung ein starkes Licht werfen. So erzählt er z. B. eine vor seinen Augen vorgegangene Freisprechung, worüber einer der Geschwornen, ein sehr achtungswerther Mann, später die nähern Umstände mittheilte. Als sie das Zimmer betraten, wo sie ihren Ausspruch in Erwägung ziehen sollten, legte sich einer von den Geschwornen mit geschlungenen Armen auf den Tisch hinein und sagte: meine Ueberzeugung ist schon fertig. Ein zweiter legte sich unter denselben Worten auf den Boden nieder. Etwa 20 Minuten lang wurden gleichgültige Gegenstände besprochen, und als der Vorstand sie aufforderte, auf die Angelegenheit einzugehen, antworteten sie, wie vorher, ihre Ueberzeugung sey schon fertig. Der Eine sagte, er kenne des Angeklagten Vater, der Andere, er kenne seine Mutter, und ein Dritter hatte den Angeklagten selbst von Kindheit auf gekannt. Der Erzähler und zwei andere Personen waren von des Angeklagten Schuld überzeugt und so blieben die Geschwornen die ganze Nacht durch eingeschlossen, während welcher viele schlechte und Abscheu erregende Reden geführt wurden; am Morgen gaben die drei Geschwornen, welche der Lossprechung entgegen waren, lieber nach, als daß sie länger in solcher Gesellschaft blieben. Von den 9, welche den Sieg davon trugen, waren 3 deportirte Verbrecher, und gaben den Ton an für die andern sechs, deren Gespräche hinreichend bewiesen, daß sie Leute von gleichem Gelichter waren."

Unter mehreren andern Fällen führen wir nur noch folgenden an, wo es sich um die Verurtheilung eines deportirten Verbrechers handelte, der seine Frau in der Colonie ermordet hatte. „Der Vorstand der Geschwornen war eine Magistratsperson, und auch einige andere Geschworne waren achtungswerthe Leute, der Ueberrest aber freigelassene Verbrecher (Emancipists). Der Richter hatte bei der Zusammenfassung der Debatte den Fall für so klar erklärt, daß er den Geschwornen beinahe sagte, sie müßten den Angeklagten schuldig finden; als aber der Vorstand die Geschwornen um ihre Meinung fragte, rief einer derselben, ein freigelassener Verbrecher, unter gräulichen Flüchen aus, er werde den Angeklagten nicht schuldig finden, seiner Ansicht nach sey dem Weibe ganz recht geschehen. Er zog hierauf einen seiner Schuhe aus, und wiederholte: „ich will verdammt seyn, wenn ich ihn schuldig finde;" zugleich erklärte er seinen Entschluß, an seinem Schuhleder zu nagen, wenn die übrigen Geschwornen ihre Gewissenhaftigkeit durch eine Hungerprobe zeigen wollten. Die Geschwornen kehrten mehr als Einmal in den Gerichtshof zurück, und stellten dem Richter die Lage vor, in der sie sich befanden, dieser konnte ihnen aber unglücklicherweise keine Hülfe gewähren. Alle Vernunftgründe und Vorstellungen waren bei dem schurkischen Geschwornen umsonst, und der Proceß endete mit der Freisprechung des Angeklagten, was den Richter so empörte, daß er denselben gefangen nach Bathurst, woher er gekommen war, zurückbringen ließ, und dort einem Collegium von Magistratspersonen überantwortete, um summarisch gerichtet zu werden, freilich nicht auf Klage wegen Mord, sondern auf eine andere Klage hin, welche aus den das Verbrechen begleitenden Umständen geschöpft wurde."

Eine Gesellschaft, in der solche Dinge vorkommen, muß immer tiefer sinken, oder — die Bessern müssen sich selbst helfen.

Ausflüge aus Pau.

4. Das Ossauerthal. Die Bäder.

(Fortsetzung.)

Schon auf der Herabfahrt hat man den Pic du Midi und einige beschneite Gipfel herüberblicken gesehen; die aufwärts von

Digitized by Google

der Brücke von Izeste etwas dunklen Ufer des Gave scheinen wirklich schon den Eingang in die Hochgebirge zu verkündigen indessen sieht man noch lange durch eine liebliche, mit Feldern und Hügeln abwechselnde, bald engere, bald weitere, und überall mit Häusern und Dörfern in malerischen Lagen besetzte Landschaft. Bald nach Louvie sieht man Lastets und die Ruinen des Castel jalour oder Castel-Geloos auf einem Hügel, wo die Viegrafen von Bearn die Landesversammlung der Ossauer hielten, und in Person Gerechtigkeit ertheilten, weiterhin den wohlgebauten Flecken Bielle, mit vier Marmorsäulen in seiner Kirche, welche Heinrich IV vergebens von der Municipalität des Ortes verlangte,*) dann eine Gegend, wo die Oerter Beleften, Beon Geten u. s. w. an beiden Ufern des Gave, wie die Beeren einer Traube, zusammengedrängt liegen; die Marmorgruben von Louvie dessus (oder Loubie Soubiron), deren Producte, obgleich ins Graue fallend, wegen ihrer Feinheit oft zur Bildhauerei gebraucht werden, endlich Laruns, der letztere Ort und die Hauptstadt des Ossauerthales, in welcher sich noch einige Reste der alten Sitten erhalten. Der Anblick selbst von Laruns hat etwas hochalterthümliches an sich mit seinen engen und krummen Straßen, seinen niedrigen und schlechtgebauten Häusern, deren Marmorthore den Ueberfluß dieses Steines anzeigen, mit seiner armen Kirche und dem unregelmäßigen Platze vor derselben, auf welchem des Sonntags getanzt wird, und mit ihrer Menschenleere in den Werktagen, welche nur durch einen Leichenzug oder durch die Erscheinung der Zollwächter unterbrochen wird. Da man so viel von dem Ossauerthal und seinen Bewohnern sprechen hörte, so betrachtete ich die Physiognomien und die Trachten mit einiger Aufmerksamkeit; ich fand, daß die ersteren sich den spanischen näherten, ein ovales Gesicht, eine etwas dunklere, aber reine und lebhafte Hautfarbe, ein feuriges und doch eines sanften Ausdrucks fähiges Auge, wohlgezeichnete, bogenförmige Augenbrauen, ein stärkerer Wuchs, das sind Eigenschaften, welche man schon von Revenac an zum Unterschiede von Pau und seiner Umgegend antrifft, obgleich ich damit nicht sagen will, daß sie in Pau fehlen, oder daß das Ausgezeichnete dieser Art im Ossauerthale gewöhnlich oder auch nur häufig ist, — ja, es scheint mir überhaupt unmöglich, den eigenen Typus, der gewisse Gegenden charakterisirt, und den man mehr fühlt als deutlich erkennt, mit Worten auszudrücken. Das auffallendste Kleidungsstück der Weiber ist die in der Mitte oder auf einer Seite mit Knöpfen versehene, meistens rothe Weste ohne Aermel, welche während der Feldarbeit halb oder ganz offen bleibt, und nichts als ein weißes Hemd sehen läßt; denn da die Landleute sich sehr mit der Spinnerei beschäftigen, und es fast in allen Oertern einige Weberstühle gibt, so sind sie mit Leinwand gut versehen. Auch behalten sie mitten unter der Arbeit den Capulet auf dem Kopfe; die Lieblingsfarben, aus denen die Tracht zusammengesetzt ist, sind schwarz und roth, häufig auch französisch-blau. Die weißen Mäntel der Männer, und die schwarzen, mit einer ungeheuren rückwärts gespitzten Capuze ausgerüsteten Mäntel der Weiber sind nicht nur hier, sondern überhaupt in den Pyrenäen, und selbst in den Haiden anzutreffen; sie machen einen sonderbaren Eindruck, wenn man einen Leichenzug unter den dürren Kalkfelsen von Izeste, oder einige wandernde Hirtenfamilien auf den Schneegefilden antrifft, und es ist ein merkwürdiger Contrast, wenn sich diese grob eingehüllte Gespenstererscheinung plötzlich in ein junges, schönes, feuriges Mädchen verwandelt. „Die Ossaleserin im Festkleide," sagt ein moderner Reisende, „hat einen faltenreichen, schwarzwollenen Rock, und ein Corset von der nämlichen Farbe, mit kurzen, anliegenden Aermeln. Eine feine Capuze, von schwarzem oder rothem Tuche, platt auf den Kopf gelegt, bekleidet ihr Gesicht, und fällt gegen die Schultern herab (dieß ist der Capulet); kaum bemerkt man darunter das runde, kleine, weiße Mützchen von Leinwand oder Mousselin, welches ihre Haare zusammenhält, doch lassen die Mädchen rückwärts zwei lange geflochtene Zöpfe herabhängen. Die alten Frauen haben statt des Capulet eine Art weißen, gefalteten, bis an den Gurt reichenden Mantel mit einer großen Capuze, die ihr ehrwürdiges Haupt verbirgt. Die verheuratheten Weiber unterscheiden sich auch von den ledigen meistens durch ein Brustituch, welches vorwärts in das Corset schlägt. Der alte Mann schmückt sich mit der Jacke mit langen Schößen, während der Jüngling in seine kurze, enge, offene Jacke und seinen breiten Gurt gepreßt, seinen schlanken und robusten Körperbau zur Schau stellt. Und vielleicht sieht man irgend ein altes Mütterchen mit unsicherm Schritte langsam vorüberziehen, gehüllt in ein schwarzes Kleid und einen weißen, aber mit Stickereien und Quasten von schwarzer Wolle reichlich verzierten Halbmantel, Erscheinung eines vergangenen Zeitalters, welche verschwindet wie ein Phantom. Man zählt nur noch zwei oder drei dieser gestickten Capuzenmäntel in Laruns, und es bedarf einer besondern Festlichkeit, um sie an das Tageslicht zu bringen. Das Pantalon und das Zitzkleid entthronen die kurze Hose und die Wollenjacke mit den kurzen Aermeln, das Barret und der Capulet widerstehen noch, nicht sowohl als Alterthümer als wegen ihrer Nationalität; doch wird auch der Capulet, der weniger mit der heutigen Tracht zusammenstimmt, bald bloß auf die Gelegenheiten, wo er nützlich ist, beschränkt werden. Mit den alten Trachten verschwinden die alten Sitten, klagen die Lobredner der vergangenen Zeit; die Ossauer Mädchen hatten noch im J. 1831 den Ruf der Unbezwinglichkeit: mein Zeuge ist wenigstens die Ausgabe des Guido des Pyrenées von Richard von diesem Jahre; indessen hat ein Maler von Pau, Mr. Gudin, eine verführte Ossaleserin zum Gegenstande seiner zwei, d e e s Jahr im neuen Cercle ausgestellten Gemälde gemacht es ist wahr, daß die Sucht der Reisenden, besonders der Eng-

*) Die Antwort war: Sire, bous quels meste de noustes coos et de noustes bes mei, per ço qui es deus pialas deu temple, aquets que son de Diu, d'ab eig quep at bejats. Sire, Ihr seyd Herr unserer Herzen und unserer Güter; was aber die Säulen des Tempels betrifft, die gehören Gott, und mit dem müßt Ihr Euch zurecht finden. — Gegenüber am linken Ufer des Gave liegt das Dorf Gilhères mit seinen unter dem Namen Prairies de Genou bekannten schönen Wiesen, welche der Marschall B'ron oft besuchte, als er in dem Schlosse Beost bei Louvie Soubiron wohnte, um die Bäder von Caux bonnes zu gebrauchen.

Digitized by Google

länder und ihrer Guineen, in die verborgensten Winkel zu bringen, von Jahr zu Jahr anwächst, und mancher wird bald sagen müssen: Qui nous delivrera etc., wenn er überall diese vertheuernde, Täuschung störende und gebieterische Race antrifft, welche zwar wenig zur gesellschaftlichen Mittheilung, aber stark genug zur Anknüpfung individueller vertrauter Bekanntschaften gewisser Art geneigt ist.

Der Name Ossau ist eine Zusammenziehung des römischen Urssaltus, wahrscheinlich weil diese einst mit Wäldern bedeckte Gegend voll Bären war, wie man sie auch jetzt noch in den höhern, wildern Regionen antrifft.*) Von Carthaginensern und Gaskoniern verheert, wurde der obere Theil desselben der Sitz eines gefürchteten Räubervolks. Nach und nach fingen die Gebirgsbewohner an, ohne ganz ihren wilden Charakter abzulegen, sich dem Hirtenleben zu ergeben und das niedrigere Land bevölkerte sich; endlich erhielt das Thal eine gesellschaftliche Einrichtung. Man weiß nicht, wann es zu Bearn geschlagen wurde, aber der Vicegraf Wilhelm Raimund begab sich im J. 1221 dahin, um in Uebereinkunft mit den Bewohnern ihre Rechte und Pflichten in den Fors oder dem Freiheitsbriefe des Thales niederzulegen; das Thal von Aspe war damals noch nicht so weit und enthielt kaum einige Schäferhütten. Die ersten Vicegrafen des Thales hatten ihre Residenz in Castets (Castel gelos), dieses blieb auch das fürstliche Absteigquartier der Vicegrafen von Bearn und der Sitz der Landesversammlung, es war der Schauplatz von Festlichkeiten und Turnieren, und die Ossaleser allein hatten das Recht, die Wache des Lagers zu geben. Aller großen Communication beraubt, wird es heutzutage vorzüglich durch die Nähe der Bäder und den Absatz seiner Producte in Pau belebt. Laruns ist auch eine Niederlage der Hölzer, die man in den Wäldern von Gabas für die Marine fällt.

Die Ebene von Laruns bildet gleichsam eine Vorhalle zum Eintritt in die Pyrenäen, und hat etwas von dem dürren, monotonen Charakter der nahen Gebirge an sich: Stadt und Land unterscheiden sich hierin von dem freundlichen Arudi. Der Waldbach, welcher von Westen herabkommt und sich in den Gave ergießt, richtet zuweilen Verheerungen an; man wird lange das Andenken der fürchterlichen Nacht vom 26 Brumaire An IV behalten, während welcher sich Wasser, Feuer und Steingerölle zur Zerstörung oder Verstopfung der Wohnungen vereinigten und einen Schaden verursachten, dessen Merkmale noch immer kenntbar sind. Fast gegenüber von Arioussé fällt ein anderer Waldbach, der Valentin, in den Gave, und dieser wird uns westlich aufwärts zu den Eaux bonnes führen; setzen wir aber den Weg gerade nach Süden fort, so gelangen wir nach den Eaux chaudes und haben die Richtung des Pic du Midi von Ossau.

(Schluß folgt.)

*) Die neuern Schriftsteller bemerken die Aehnlichkeit dieser Benennung mit den Osseten vom Kaukasus, es ist wahr, daß die Basken oder alten Iberier vielleicht daher kamen, aber dann müßte man die Etymologie vielmehr auf das Thal von Osses nördlich von Salzburg anwenden.

Das Schuldgefängniß von Paris.

Wir entlehnen aus einem Artikel des Droit von einem Hrn. Maurice nachstehende Personalschilderungen: James Swan, ein amerikanischer Kaufmann, wurde am 28 Julius 1808 wegen einer Summe von 625,640 Franken in das Gefängniß von St. Pelagie gebracht, und kam bei der Oeffnung desselben am 28 Julius 1830 wieder heraus, war somit 22 Jahre lang ununterbrochen darinnen gewesen. Swan, der ein Vermögen von 5 oder 4 Millionen besaß, hätte bezahlen können, allein er wollte nicht, indem er angab, er schulde höchstens 6 bis 7000 Franken, und beschloß, wenn es darauf ankäme, lieber sein ganzes Leben im Gefängnisse zuzubringen, als sich einem seiner Ansicht nach ungerechten Spruche zu fügen. Seine erste Sorge bestand darin, seiner Frau und seinen Kindern förmlich zu erklären, daß er sie bis auf den letzten Heller enterben würde, wenn sie das Unglück haben sollten, seine sogenannten Schulden zu bezahlen. Hierauf bezog er seine Haft auf fürstlichem Fuß. Er miethete in der Straße La Cié, St. Pelagie gegenüber, eine vollständige Wohnung mit Stallung und Remise, so daß er daselbst seine Maitressen, seine Küche und Freunde unterbringen konnte. Diese Letztern, zu deren Verfügung er zwei Wagen gestellt hatte, mußten für ihn im Gehölze spazieren gehen, durch die Stadt fahren, die Bälle besuchen und bei allen ersten Repräsentationen gegenwärtig seyn. James Swan war ein seltsames Original: er brüstete sich und benahm sich in seinem Gefängnisse wie Ehodrue Ducios*) in seinen Lumpen: er betrachtete die Menschheit mit einem herausfordernden Blick. In sich selbst consequent, wollte er drei Tage nach seiner Freilassung wieder in sein Gefängniß zurück, allein er wurde am 31 Julius in der Straße Echiquier, wo er sich für den Augenblick einen Aufenthalt gewählt hatte, von einem Blutschlage getroffen.

Die Gründe des Hrn. Ouvrard waren anderer Beschaffenheit: er sagte nicht, er sey nichts schuldig, allein er wollte nichts bezahlen, auch konnte bei ihm, als Franzosen, die Prüfung nicht über fünf Jahre dauern. Auch er führte zu St. Pelagie eine fürstliche Lebensweise; um zu seiner Wohnung noch ein Zimmer zu bekommen, bezahlte er die Schuld eines ehrbaren Gefangenen, seines Nachbarn. Als er eines Tages den Finanzminister Hrn. v. Villele bei sich zu Tisch empfing und dieser ihm zuredete, er möchte seine Angelegenheiten mit Sequin ins Reine bringen, indem er ihm zugleich den Schaden vorstellte, den ein solcher Skandal der Regierung, die ihn erst kürzlich zum Oberproviantmeister ernannt habe, vorstelle, antwortete ihm Ouvrard: „Donnerwetter, mein Herr, Sie haben gut davon reden, ich bin hier für fünf Millionen und auf fünf Jahre, ich gewinne daher hier jährlich eine Million; wenn Sie eine einträglichere und sicherere Speculation wissen, so gebe ich diese auf und bezahle morgen meine Schulden."

Seitdem das Haus Clichy Gefangene aufgenommen, veranlaßten die Schulden bloß einen einzigen Selbstmord, nämlich den des Grafen von Roberti, welcher sich in demselben Jahre aus Liebeskummer und nicht aus Langweile über seine Gefangenschaft tödtete. In diesem Hause kam auch ein einziger natürlicher Todesfall, nämlich am 7 Mai 1835, mit dem Grafen von Montealbano, der noch nicht ganz seit dreizehn Monaten im Gefängnisse verweilte, vor. Der Graf von Montealbano war ein Original erster Art: er nahm ein wichtiges und

*) Der bekannte Narr, der vor und nach der Julusrevolution mehrere Jahre lang sich täglich in zerlumptem Rock und langem Bart im Palais Royal zeigte. A. d. R.

Digitized by Google

geheimnißvolles Wesen an, und gab sich für einen natürlichen Sohn Karls IV von Spanien aus. Er spielte seine Rolle weiter, als gewöhnlich geschieht. „Meine Freunde," sprach er mit sterbender Stimme zu den um sein Bett stehenden Gefangenen, „wenn ich todt bin, untersuche man meinen Leichnam mit Aufmerksamkeit, man wird in demselben etwas vorfinden, das in der Welt eine Umwälzung hervorbringen wird. Er wiederholte dieß so oft und mit so feierlichem Ton, daß, obgleich man an seine Gasconnaden gewöhnt war, man doch glaubte, es liege etwas Ernstes zum Grunde, da man nicht denken konnte, daß ein Todter sich noch über die Lebenden lustig machen wollte. Nachdem derselbe wirklich todt war, benachrichtigte der Director die betreffende Stelle, in Folge dessen in seiner und mehrerer Gefangenen Gegenwart die genaue Untersuchung des Leichnams des Hrn. Grafen von Montcalm vorgenommen wurde; man fand, daß derselbe gerade so beschaffen war, wie alle Leichname, worauf er, nachdem man ihn durch die Capelle getragen, zur Erde bestattet wurde.

Nach James Swan und Ouvrard wird sowohl wegen seiner gesellschaftlichen Stellung, als wegen der Summe, wegen deren er verhaftet war, der Fürst von ..... erwähnt, der am 27 September 1850 wegen viermalhundert und einigen tausend Franken ins Gefängniß gebracht wurde. Ein Irrthum eines Geschäftsmannes veranlaßte, daß es ihm gegen Ende Novembers 1836 an Unterhaltsmitteln fehlte, weßhalb er natürlich entlassen wurde. An demselben Tag erschien er auf dem Balcon der Variétés, wo man ihn noch jeden Abend sehen kann, wenn er nicht auf dem im Palais Royal ist.

Auch August Dante, Graf von Foscolo, Patriarch von Jerusalem, der wegen einer Summe von 100,000 Fr. auf Antrag eines Pfarrers von Paris, dessen Namen später noch geschichtlich wurde, ins Gefängniß kam, wurde wegen Mangel an Unterhaltsmitteln aus demselben entlassen. Dieser Patriarch war ein Ehrenmann; nachdem er seine Freiheit wieder erlangt hatte und ihn nichts mehr zum Bezahlen zwingen konnte, entrichtete er vollständig das Capital seiner Schuld, so daß der Herr Pfarrer bloß die Zinsen verlor, die er bei einem etwas mehr evangelischen Gemüthe gar nicht angerechnet haben würde.

Beaumarchais schilderte den Edelmann: ein Thier, das Schulden hat; die Restauration hatte nicht ausgeartet; im Jahre 1818 zählte man unter 151 Gefangenen zu St. Pelagie 99 Edelleute, oder solche, die sich dafür ausgaben. Es kümmert mich wenig, auf der Schuldliste den Namen eines Ministers (Hrn. v. Martignac), ferner zwei Pairs der Restauration, drei Divisionsgenerale und beinahe alle Söhne berühmter Häuser aus dem Kaiserreiche zu lesen. Was mich aber, ich gestehe es, schmerzte, war, daß ich wiederholt auf derselben den Namen eines Mitgliedes der Akademie der Wissenschaften, eines Professors am Collegium von Frankreich, eines Examinators an der polytechnischen Schule, las. Die Mathematiker berechnen die Gegenstände aus dem wirklichen Leben nicht gerade am besten, allein meiner Meinung nach wurde der körperliche Zwang nicht für sie erfunden. Napoleon bezahlte die Schulden des Abbé Sicard dreimal und die Talma's noch öfter; zur Bezahlung derjenigen unseres Gelehrten fand sich Niemand; während er im Gefängnisse war, setzte man ihn in Ruhestand. Seine Schüler aber hatten ein besseres Herz als seine Collegen; jeden Mittwoch wallfahrteten drei oder vier von der Schule aus in die Straße Elichy und baten ihn um eine Vorlesung, für welche ihm jeder 10 Fr. bezahlte. Auch der alte Mann erwartete mit Ungeduld den Mittwoch, indem es ihn ebenfalls glücklich machte, etwas Geld zu bekommen und Mathematik zu treiben.

Von allen Schuldgeschichten ist die von Kallewig die interessanteste: wir werden dieselbe so erzählen, wie sie zu Clichy bekannt ist, und sie wird die letzte seyn. Kallewig war ein edler Schwede, der Sohn eines Kammerherrn Bernadotte's. Als ihn sein Vater nach Paris schickte, hatte er ihn einem im diplomatischen Corps angesehenen Mann beigegeben; unglücklicherweise gefiel er der Gattin desselben: er war jung und schön. Die Rache des Gatten, sagt das italienische Sprüchwort, würde der Teufel nicht erfinden, weil er niemals verheurathet war. Der Diplomat wußte dem jungen Mann eine Rechnung unterzuschieben, der zufolge dieser ihm 150,000 Fr. schuldig war; am 19 October 1829 ließ er ihn in das Gefängniß nach St. Pelagie bringen. Der schöne Schwede vergoß daselbst viele Thränen; am 28 Julius des folgenden Jahres machten ihn die Ereignisse der Revolution frei. Er verweilte zwei Jahre im Ausland, indem er sich nie von der Gränze dieses Frankreichs entfernte, wo er den besten Theil seiner selbst, seine ersten Eindrücke, seine Jugendliebe zurückgelassen hatte. Endlich kommt ein Brief von einer Dame an; war dieß ein Verrath, oder war die Unglückliche dazu gezwungen worden? Niemand wußte dieß. Es hieß in diesem Briefe, man brenne vor Verlangen ihn zu sehen, Alles sey vergessen, er könne wieder kommen. Er kam zurück, und am 5 November 1832 ward er wieder ins Gefängniß gesetzt: dreizehn Monate später trug man einen Sarg aus demselben. Kallewig hatte nur noch Einen Gedanken gehabt, dieß war der an Freiheit und an seine Liebe: nach vielen vergeblichen Bemühungen gelang es ihm endlich, sich einen langen Strick zu verschaffen; er hatte das Gitter an einem Fenster im vierten Stock abgesägt, er wollte sich in die Straße hinablassen, allein Alles wurde entdeckt, und ohne ihm etwas zu sagen, brachte man ihn in eine andere Zelle. Er begab sich in dieselbe, ebenfalls ohne ein Wort zu sagen, allein als er am folgenden Morgen auf das Anrufen nicht antwortete und der Gefängnißwärter deßhalb beunruhigt in seine Kammer eilte, waren seine Versuche, ihn zu erwecken, vergebens; in seinen Händen hatte er ein Portrait, in seinen starren Augen bemerkte man noch Spuren von Thränen; zu seinen Füßen war ein Kohlenbecken und abgebrannte Kohlen. Kallewig, der schöne Schwede, hatte vielleicht nicht aufgehört zu lieben, aber er hatte aufgehört zu leiden.

Vermischte Nachrichten.

Ungeheures eisernes Dampfboot. Es soll ein neues Dampfboot zur Fahrt nach Ostindien gebaut werden, das den Namen Königin des Ostens erhalten, eine Trächtigkeit von 2618 Tonnen haben und nur 15 Fuß im Wasser gehen wird. Seine Maschinen sollen 600 Pferdekraft haben. Man glaubt, daß dieß Dampfboot die Fahrt von Falmouth nach Calcutta (wie es scheint um das Cap der guten Hoffnung herum) in 30 Tagen machen wird. Seine Gesammtlänge soll 510, die auf dem Verdeck 182 Fuß seyn. Die Hauptcajüte soll eine Länge von 128 erhalten, und 16 andere Cajüten sollen 400 Betten für Passagiere haben. Alles andere in Verhältniß.

Medicinische Jurisprudenz. Orfila, Vorstand der medicinischen Facultät in Paris, stellt gegenwärtig interessante Proben an, vermittelst deren er eine wichtige Frage der medicinischen Jurisprudenz zu lösen gedenkt. Es handelt sich nämlich darum, aus den Spuren, welche ein Gift in einem menschlichen Körper, dessen Tod es verursachte, gelassen hat, die Zeit zu bestimmen, wie lange es darin geblieben. (Echo du Monde Savant Nr. 46)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 334.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 November 1838.

Die Singhpos.

(Aus M'Cosh's Topography of Assam.)

Dieses Volk ist der zahlreichste, mächtigste und furchtbarste unter den Bergstämmen, von denen Assam umgeben ist. Sie wohnen im Osten dieses Landes und zerfallen in 12 Hauptstämme, von denen jeder seinen eigenen Häuptling oder Gaum hat. Alle Häuptlinge haben den Schutz der englischen Regierung in Anspruch genommen, obwohl man keinen Tribut von ihnen fordert und mit wenigen Ausnahmen haben sie ihre Pflichten erfüllt. Die Singphos waren seit mehrern Generationen der Schrecken der unglücklichen Assamesen, und machten unaufhörliche Einfälle in ihr Land, manchmal bis zur Hauptstadt hin, wobei die Tempel geplündert, das Land wüste gelegt und die Bewohner in die Sklaverei fortgeführt wurden. Seit die englischen Truppen Assam besetzten, haben sie diese Einbrüche verhindert; aber wie leicht zu erachten, tragen die Singphos ungeduldig diesen Zwang und haben schon einigemal versucht, zu ihren alten Gewohnheiten zurückzukehren. Man kann sich einen Begriff von dem Umfang machen, in welchem diese Verheerungen betrieben wurden, wenn man weiß, daß die Singphos allein den Engländern über 7000 assamesische Gefangene zurückgaben, und daß sich jetzt noch im Gebiete von Ava gegen 100,000 Einwohner von Assam und Munipur in Sklaverei befinden, die wahrscheinlich großentheils von den Singphos und andern Bergstämmen dahin verkauft wurden. Der Bisa Gaum ist ein Mann von ausgezeichneter Einsicht und wurde von den Agenten der englischen Regierung mit vielem Vertrauen behandelt. Der einflußreichste unter den feindseligen Häuptlingen ist Duffa Gaum, zwischen dem und Bisa Gaum seit langer Zeit eine Fehde herrscht: der Erstere machte kürzlich einen Einbruch in das Gebiet des Letztern, wobei Alles ohne Unterschied des Alters oder Geschlechts niedergemetzelt wurde. So roh die Singphos auch sind, so theilen sie sich doch in vier Kasten. Ihre Religion ist eine Mischung der abergläubischen Meinungen aller benachbarten Völker, und ihre rohen Tempel sind mit noch rohern Idolen aller Religionen verziert. Sie sind kein Zweig der Schan-Stämme, obwohl die Sage ihnen an den Gränzen von China oder Tübet eine Heimath anweist. Ihre Sprache ist nicht geschrieben. Polygamie herrscht unter ihnen, die Todten werden begraben und das Erbe wird unter die jüngsten und ältesten Söhne vertheilt.

Ausflüge aus Pau

4. Das Ossauerthal. Die Bäder.

(Schluß.)

Ehemals stieg man auf einem engen, gefährlichen, krummen Pfade längs den Abgründen des Valentin hinauf, und wenn man in Eaurbonnes ankam, so fand man nichts als einige Cabanen oder Badehütten; vielleicht war dieses angenehmer für die Einbildungskraft, welche auf diese Art das Vergnügen erkaufte, die schönen Wasserfälle des Valentin, von welchen der vorzüglichste gegen 100 Fuß hat, die Lage der Dörfer Aas und Assouste, auf dem Abhange der nördlichen Gränzhügel, und die Ebene von Laruns zu betrachten. Das Leben selbst mußte romantischer seyn, da man in den umliegenden Oertern und Schlössern zerstreut zum Hin- und Herziehen gezwungen war; die Sitten selbst waren damals noch anders, der Aufenthalt der großen Herren, wie z. B. des Marschalls Biron, der mit seiner Gemahlin in dem Schlosse Beost (bei Louvie Soubiron, ungefähr 2000 Toisen von Eaurbonnes) wohnte, trug noch ein feudalisches Gepräge von Pracht, erfüllte das ganze Thal mit Neuheit, Leben und Bewunderung, und reizte selbst die Dichterlust der einheimischen Genies, aber dieß war auch das Zeichen der Veränderung, die Bäder kamen in die Mode; die Gemeinde von Aas, welcher sie gehören, vermehrte die Cabanen, und die Revolution, welche unter so vielen Neuerungen auch die Departements und die Präfecten erschuf, führte einen herbei, den Grafen Castellane, welchem es einfiel, ein förmliches, modernes, bequemes Etablissement aufzurichten. Heutzutage setzt man auf einer soliden Brücke über den Gave und fährt auf einer bequemen Straße die steile Anhöhe hinauf; dieß verhindert dennoch nicht, daß man die Wasserfälle des Valentin auf eigenthümliche Art besuchen und auch in dieselben hineinfallen kann, wie es das

Digitized by Google

erst wenige Jahr alte Denkmal einer englischen Dame traurig bezeugt. Auch findet man weder Bauernhäuser noch Badehütten, sondern eine Gasse von mehr als vierzig zum Theil erst halb ausgebauten Gasthöfen und Miethhäusern, wovon die neuesten immer schöner und prächtiger als die frühern werden, sowohl was den Bau, als die Ausmeublirung und die Bedienung betrifft; am Ende der Gasse und mit der Front gegen die Länge derselben ein kleiner, aber zierlicher Tempel zum Gottesdienste, hinter diesem wieder viele neue Bauten und ein Berg, der mit seinen künstlich angelegten Pfaden und Ruhepunkten zum Spaziergang dienen könnte, wenn er nur nicht so steil, dürr und schattenlos wäre, Eigenschaften, die ihn den Brustkranken wenig empfehlen. Die eigentliche Thermal-Anstalt, oben in der Gasse links, ist ein schönes Gebäude mit einer Marmorhalle, in welcher mehrere Röhren mit ihren Schlüsseln und Marmorbecken einladen, den Geschmack dieser leichter oder stärker geschwefelten, laulichten Wasser zu versuchen. Denn der vorzüglichste Gebrauch, den man von den Wassern von Caurbonnes macht, ist zum Trinken oder in Pastillen, unter beiden Gestalten werden sie auch versührt; in Caurbonnes selbst wird den Kranken die vorgeschriebene Quantität in Krügen zugestellt, wofür sie eine gewisse Summe bezahlen. Indessen werden sie wie alle Schwefelwasser auch häufig zum Baden gebraucht; nur hält man die Bäder von Caurchaudes für stärker und wirksamer, die von Caurbonnes hingegen für geeigneter, eine schon beginnende Reconvalescenz zu vollenden. Was die Brustkranken betrifft, so scheint es, daß der Aufenthalt in Cauterets vorzuziehen ist; die Zahl der Fremden beträgt 2 bis 3000 Personen, sie kommen meistens im Julius an. Es wäre lächerlich, mitten unter dieser exotischen Bevölkerung den Charakter und die Sitten der Pyrenäenbewohner kennen lernen zu wollen; man müßte wenigstens in die drei Viertelstunden davon entlegenen Dörfer Aas und Assouste gehen, wo die Bauern wohnen, welche im Winter Pau und im Sommer für dreifachen Preis die Bäder mit Butter versehen, zu welcher Zeit sie alsdann bloß ihren Käs nach Pau bringen. Auch nach Laruns kann man in einer Stunde zu Fuß gehen; man muß wirklich den Weg von Caurbonnes bis an die Brücke über den Bach von Laruns zurückmachen, wenn man von dem erstern Orte nach Caurchaudes kommen will.

Man verfolgt nicht lange die Richtung von dieser Brücke nach Süden, bis man zu dem Hourat (Loch) gelangt, einem ein paar hundert Schritte langen in die Felsen gehauenen Engpaß, über welchen man ehemals auf einem gefährlichen und den Räuberanfällen ausgesetzten Pfade setzen mußte. Man wird sodann von dem Abgrund begleitet, in welchem der Gave schäumt, und jenseits desselben sah ich eine Menge aragonesischer Taglöhner, in eine Zeile gestellt, wie Ziegen an dem Felsen hängen, längs welchem sie Steinbrüche und einen Weg eröffnen. Auch in den Bauten von Caurbonnes sah ich viele Spanier beschäftigt! — Eine halte Stunde nachher langt man in Caurchaudes an, einem Orte, der aus etwa 60 altväterischen, einfachen, unfreundlichen und feuchten Häusern besteht. Es gibt zwei oder drei Badeanstalten; man sollte glauben, die Mohren hätten sie erbaut, so finster und unterirdisch sind sie. Die Badezimmer sind wahre Kerker. Die Badewannen sind, wie überall in den Pyrenäen, von Marmor; aber sie werden auch, wie überall, mit Besen, statt mit Schwämmen gereinigt; sie sind daher, wie überhaupt die Zimmer und die ganze Anstalt, schmutzig; der Marmor ist voll Risse und Sprünge, die Dunkelheit und der üble Geruch stoßen zurück, und selbst die nächtliche Beleuchtung ist sehr armselig; man erwartete aber den Badinspector, um große Verbesserungen zu unternehmen. Die Natur bei Caurbonnes ist nicht schön, aber sie ist offener, sonniger, und, in Uebereinstimmung mit den modernen, zierlichen Gebäuden, freundlicher; bei Caurchaudes ist sie ernst, traurig, aber erhabener. Die Berge verkürzen das Sonnenlicht, dunkle Nebel dringen aus ihren Schluchten und vereinigen sich mit dem Staubregen, welcher aus dem stets brüllenden Gave aufsteigt. Die Felsen bilden einen langen, engen Corridor, und von den Wänden stürzt das Wasser in hundertfachen Fällen, welche das Geräusch oft unsichtbar vermehren; man schwimmt in einem Ocean von Feuchtigkeit und Vegetation, denn die Natur erkräftigt sich, bekleidet die Berge mit dichten Büschen und Tannenwäldern, und verziert selbst die nackten Felsenritzen mit herrlichen Blumen und Kräutern. — Vielleicht trug auch die Jahreszeit dazu bei, dieses Gemälde zu charakterisiren; es war im Anfange des Junius, in welchem es dort noch halb Winter ist, und die Wasser allenthalben dem geschmolzenen Schnee entquellen. Die Spaziergänge von Caurchaudes sind verwahrlost, kaum leitete mich die Spur menschlicher Tritte bis zu einer Quelle, welche, aus dem Felsen dringend, die sie begleitenden Blumen benetzte.*) Die einsam romantische Gegend ladet wohl ein, tiefer in dieselbe einzudringen, aber schwerlich dürfte man dieß ohne einen leitenden Führer wagen. Ich kehrte also wieder auf die neue breite Straße zurück, welche, als ein Zeichen der menschlichen Thätigkeit, inmitten dieser wilden Natur, in welcher man sich wie verlassen fühlt, etwas Tröstendes an sich hat. Als ich die gegenüberstehende Wand erblickte, welche, steil sich erhebend, ihre Büsche und ihre gewaltsam fallenden Bäche nur hier und da durch die Umhüllung von Morgennebeln durchscheinen ließ, wie hatte ich ahnen können, wenn ich es nicht gewußt hätte, daß da oben allen Blicken verborgene menschliche Wesen wohnen? Ich suchte den Aufgang rechts von der Brücke, und gelangte nach einem halbstündigen Aufsteigen auf ein Plateau, auf welchem man zwischen einzelnen oder in Gruppen zerstreuten ärmlichen Steinhütten noch immer eine starke Meile aufwärts zieht, bis man bei dem letzten Hause ankommt, obgleich die Zahl derselben schon seit Jahrhunderten nicht über 12 oder 14 hinaufgeht. Dieser Ort heißt Goust, und man erzählt Fabeln von der Unveränderlichkeit der Zahl 12 und von dem do-

*) Dieß ist die einzige kalte Quelle, die übrigen sind warme, von verschiedenen Temperaturen: sie unterscheiden sich von den Wassern von Caurbonnes nicht nur im Schwefelgehalt, sondern in der Art ihrer Zusammensetzung, welche nicht so fein ausgearbeitet, mit einem Worte so vollkommen amalgamirt ist, wie die Gewässer von Caurbonnes. Diese letzteren haben daher einen gewissen Saftgeschmack, der, nach der Bemerkung eines deutschen Arztes, sie den Brustkranken zum Trinken empfiehlt.

Digitized by Google

hen Alter der Bewohner. Einige Häuschen sind in einer schöneren Lage neben Wasserfällen, andere haben bloß das umzäunte Feld vor sich, das die Weiber mühsam bearbeiten. Denn ich sah nur Weiber, und traf, während ich hinaufstieg, schon ein Mädchen von etwa 18 Jahren an, welche ungeheure Latten auf ihrem Kopfe trug. Sie hatte eine frische Farbe, aber man kann diese Physiognomien, welche ich auch an den andern Weibern bemerkte, eher häßlich, als schön, und diese Körper eher schwächlich, als stark finden. Dieser kleine Ort hat mancherlei Hülfsquellen: man zieht dort Pferde, welche einen guten Ruf als Gebirgs- und Zugpferde haben, man fällt Holz, man versieht den Markt von Eaurchaudes mit Naturproducten, und die Kaufläden, welche sich auch hier in der Halle der Thermalanstelt etabliren, mit Baumwollenmützen. — O weh, da ist es auch wieder mit der Poesie aus, aber die Industrie, welche den Romantismus und die Fabeln verdrängt, hat sie mir nicht auch den Schlangenweg gebahnt, ohne welchen ich nie das Oertchen Goust gesehen, und der mir auf dem Herabsteigen die schönsten Aussichten oder vielmehr Einsichten auf Eaurchaudes, den Gave und das Thal verschafft haben würde, wenn es mir vergönnt gewesen wäre, das Verschwinden der Morgendünste zu erwarten.*) Größere Scenen eröffnen sich, wenn man in das Innere der Pyrenäen vordringt, — dieß muß jedoch der Gegenstand eines eigenen Capitels werden — nur muß ich zum voraus bemerken, daß ich nicht mehr als Augenzeuge Bericht erstatten kann.

Spitzbubenregimenter in Indien.

(Asiat. Journ. Octoberheft.)

In den Armeen der eingebornen Fürsten gibt es Regimenter, welche den seltsamen Namen Spitzbubenregimenter führen, denn der Ausdruck Schodha bedeutet wörtlich einen Schurken oder Spitzbuben. Diese Regimenter bestehen aus Leuten, die bis zu einem gewissen Grade privilegirt sind, indem sie manche Verbrechen begehen dürfen, die an andern mit strengen und summarischen Strafen geahndet werden würden. Für diese Nachsicht müssen sie die gefährlichsten Dienste leisten: sie sind Schanzgräber, bilden den Vortrab und müssen bei Belagerungen zuerst stürmen, wenn eine Bresche für praktikabel angesehen wird. Wenn sie nicht wirklich im Dienste sind, so sind sie völlig Herr ihrer Zeit, gehen, wohin es ihnen beliebt, verüben alle Arten von Ausschweifungen, und werden, große Verbrechen abgerechnet, selten zur Rechenschaft gezogen. Da sie wenig oder keinen Sold vom Staat erhalten, bei dem sie im Dienste stehen, so leben sie vom Volk, und suchen auf jede mögliche Weise ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, wobei es an Spitzbubereien und Schurkenstreichen nicht fehlen kann; auch begehen sie fortwährend Handlungen, die sie in einem besser geregelten Zustand der Gesellschaft an den Galgen bringen würden.

*) Dieser Weg ist der einzige Zugang zu dem Orte, wenn man über das letzte Haus noch auf dem Plateaux eine halbe Stunde weiter vordringt, so trifft man auf hohe Berge, hinter welchen nackte Felsenspitzen hervorragen. Auch bleiben die Einwohner während des Winters völlig von der Welt abgesondert; indessen gibt es eine Stelle schon jenseits der Wohnungen, von welcher man, wenn man sich bis an den Rand des Felsens wagt, Eaurchaudes gerade unter sich sehen und mit dem Hotel, wo die Bäder sind, durch Signale correspondiren kann. Das Innere der Häuser, hat man mich versichert, bietet eine frappante Aehnlichkeit mit den Dorfhäusern von Castilien an, man steigt über eine kleine Stiege, und trifft dann einerseits eine große Küche mit dem beliebten Feuerplatze, andrerseits ein großes, finsteres Zimmer an. Das Leben dieser Leute muß etwas Patriarchalisches an sich haben.

Chronik der Reisen.

Reise des Hrn. Poujoulat nach den Ruinen von Assos.

Ich habe im Jahre 1850 im Monat October diese interessanten Ruinen besucht, während Hr. Michaud einen Ausflug nach dem alten Mitylene machte, welches durch einen Meeresarm von Assos getrennt ist. Ich war von Gada, dem alten Cap Lektos, ausgegangen, um diese Pilgerfahrt nach den Trümmern einer ziemlich unbekannten Stadt zu machen; mein Weg führte mich sieben Stunden lang mitten durch Gebirge auf ganz steinigen Fußpfaden, die mit Stauden verwachsen und von Felsen mit schroffen Abhängen umgeben waren. Die Schwierigkeiten dieses Weges veranlaßten einen alten Schriftsteller zu dem Ausspruch, daß man sich dem Untergang aussetze, wenn man zu schnellem Schrittes nach Assos gehe. Ein türkisches Dorf, Behram genannt, liegt an der Stelle des alten Assos. Die Berge und Thäler umher sind mit Wald bewachsen; man findet eine reiche und mannichfaltige Natur, aber keine Spur von Cultur, kein Feld, keinen Baumgarten, keinen Garten, nicht einen Fuß breit Erde, die durch Menschenhände fruchtbar gemacht wäre; es ist eine prachtvolle Gegend, wohin so zu sagen der Mensch noch nicht gekommen ist; es ist die alte Schöpfung mit ihren ursprünglichen Schönheiten, der Ida mit seinen Tannen, seinen Eichen und seinem ewigen Grün. Man liest vielleicht nicht ohne Interesse einige Auszüge aus dem 69sten Briefe der Correspondance d'Orient, der den Ruinen von Assos gewidmet ist; wir wollen mit den Basreliefs, den Trümmern eines großen Tempels, die auf dem Wege nach Paris sind, beginnen:

„Die Ostseite des Berges ist mit Basreliefs aus Granit bedeckt, die uns verschiedene Scenen und Gebräuche des alten Volkes von Assos vors Auge führen; die Basreliefs haben fast alle dieselbe Form und dieselbe Größe; sie sind alle etwa 4 Fuß lang und haben gegen 2½ Fuß ins Gevierte. Alle diese Bildwerke schienen mir von vollendeter Arbeit zu seyn. Bei der Durchsicht dieser kostbaren Ueberbleibsel stieß ich nach und nach auf Tänze, Gastmähler und Opfer. Hier sah ich Frauen, welche, sanft hingestreckt auf Betten oder Divans, Sklavinnen den Becher hinhalten, die ihnen Getränk einschenken; ihre langen Haare, die ihre einzige Bekleidung sind, wallen nachlässig über ihre Schultern; dort ziehen andere Frauen im Tact eine hinter der andern einher, mit den Händen klatschend, oder auf Teppichen oder Wiesen miteinander scherzend; in einiger Entfernung befinden sich Gruppen, umgeben von Bechern und Urnen. Ich sah zwei Frauen mit dem Gesichte gegen einander, deren unterer Theil in einem Fischschweife endigt, wie bei der Frau, von welcher Horaz spricht; nicht weit davon zwei Ochsen, deren Häupter sich berühren und deren Hörner in einander verwickelt sind. In einem Schutthaufen fand ich eine Familien-

Digitized by Google

ferne, welche einen Wassersüchtigen mit einem ungeheuren Kopf und aufgetriebenen Seiten auf einem hohen Bette liegend vorstellte; neben dem Bette steht ein Mann mit langem Barte, der dem Kranken einen Trank reicht; dem Bette gegenüber sitzt eine Frau in einem Gewande gleich dem der Frauen des Orients; hinter ihr stehen vier Frauen mit einer großen Urne, eine derselben ohne Kleider. Gelehrtere Reisende als ich würden bei Untersuchung dieser lebenden Gestalten aus vergangenen Zeiten ohne Zweifel in Beziehung auf die Sitten des Alterthums interessante Entdeckungen machen; sie könnten auf diesen verlassenen Steinen die Auflösung vieler Räthsel und mancher Geheimnisse finden; diese zerstreuten Steinblöcke, auf denen manchmal der Hirte von Behram saß, bewahren vielleicht Andenken in sich, die man in Büchern vergebens suchen dürfte."

Als Cicerone in den Ruinen von Assos hatte ich den Aga des Dorfes Behram, einen armen Greis von sehr kleiner Gestalt und äußerster Magerkeit; er erklärte mir die Trümmer nach seiner Art und Weise; seiner Angabe nach waren alle diese Monumente genuesisch, und die Genuesen waren das alte Volk dieses Landes. Die Türken wissen von dem, was wir Alterthum nennen, nichts; die Jahrhunderte des Alterthums sind für sie nicht gewesene Zeiten, und die Genuesen, die ihr Geist und Muth in der neuern Zeit im ganzen Orient umhergeführt hat, stehen im Sinne der Türken als das älteste Volk da; für die Osmanlis sind die Genueser das, was uns die Phönicier, die Aegyptier oder die Griechen sind; die Genuesen nennen die Türken das Alterthum.

Doch fahren wir fort: „Die Trümmer der Akropolis auf dem Gipfel des Berges sind von keiner besondern Bedeutung; bemerkenswerther ist auf diesem Plateau, wo einst die Citadelle stand, ein viereckiger Thurm von 70 bis 80 Fuß Höhe; diesen Thurm sieht man schon in großer Entfernung, er ist die erste Ruine, die ich bei meiner Annäherung gegen Assos gewahr wurde; die Winde hausten durch die Fensteröffnungen dieses einsamen Thurmes, der einst von kriegerischem Geschrei widerhallte; außer diesem stehen noch andere Thürme von mittlerer Größe, und von einer Bauart, die nicht sehr alt scheint, auf dem verödeten Plateau; diese Thürme können wirklich das Werk der Genuesen seyn, wenn es nämlich wahr ist, daß diese bis hieher gekommen sind. Ich stieg in zwei große Cisternen von gehauenen Steinen, die noch vollkommen erhalten waren; eine derselben versieht gegenwärtig noch das Dorf Behram mit Wasser.

„Die Sarkophage und zahlreichen Trümmer von Gräbern, die man auf der Westseite des Berges findet, zeigen den Reisenden die Nekropolis von Assos an. Diese Sarkophage, von denen einige 5 Fuß tief und 9 oder 10 Fuß lang sind, sind von Granit, mit Blumengewinden, Widderköpfen und Trauerinschriften geschmückt. Alle Gräber wurden von den Muselmännern des Landes, in der Hoffnung, Gold darin zu finden, entweiht; zu schwach, um die Deckel eines jeden Grabmales wegzuheben, brachten sie an der Seite eine weite Oeffnung an, so daß gegenwärtig die jungen Ziegen und Lämmer in diese leeren, alten Grabmäler hinein können, um sich darin gegen schlechtes Wetter oder gegen die Sonnenhitze zu schützen. Die alten Schriftsteller sprechen von einem Steine, lapis sarcophagus genannt, der im Land Assos gewöhnlich war, und den man zu Errichtung von Grabmälern wählte.

„Der südliche Abhang des Berges bietet große Ruinen dar; das Theater von Assos kann als eines der schönsten derartigen Monumente betrachtet werden, das uns die Griechen hinterlassen haben: dasselbe hatte, wie ich fand, einen Umfang von 450 Fuß; die Zuschauer hatten vierzig Reihen Sitze, die in acht Stockwerke abgetheilt und in die Felsen des Berges eingehauen waren; diese Sitze befinden sich noch in ihrem ursprünglichen Zustand, und konnten weder durch die Länge der Zeit, noch durch Menschenhände zerstört werden; merkwürdig ist, daß sie so aufgehöht sind, daß die Zuschauer, wenn sie sitzen, die vor ihnen befindlichen Personen nicht incommodiren können. Das Volk trat durch zwei große gewölbte Zugänge ein, und stieg fünf Stufen hinauf, um an dem Schauspiele Theil zu nehmen. Am äußersten Ende des Theaters bemerkt man eine große Terrasse, die als Promenadeplatz dienen konnte. Man könnte nicht leicht ein reizenderes Gemälde erfinden, als die sind, die man von der Anhöhe des Theaters von Assos aus erblickt; die Natur und die poetischen Traditionen bezaubern zu gleicher Zeit Auge und Einbildungskraft; abgesehen von dem Gebirge von Assos, das an und für sich ein großartiges Schauspiel darbietet, sieht man gegen Mittag die grünenden Hügel von Lesbos, bespült von azurnen Wellen; im Osten die schönen Gestade des Antandros und Chrysa, des Antandros, von welchem der Sohn des Anchises mit den letzten Ueberbleibseln Troja's auszog, des Chrysa, dessen Namen an die Gefangene Agamemnons erinnert, und berühmt ist durch seinen Tempel des Apollo Smintheus; im Westen liegt das Ufer, wo eine Stadt mit dem Namen des Palamedes, eines Freundes des Achilles, lag. Die Bewohner von Assos möchte der Anblick dieser Natur wahrscheinlich viel weniger entzücken, als mich, denn Gewohnheit macht gleichgültig, allein ich war stets erstaunt, daß die Alten für ihre Theater solche Lagen wählten, welche die Zuschauer auf besondere Weise zerstreuen mußten.

„Oberhalb des Theaters bemerkt man Ruinen und alte Grundmauern; hie und dort liegen Säulen und gehauene Steine, von denen einige noch Reste von griechischen Inschriften mit den Namen Jupiter und Cäsar tragen, was auf den Glauben führen könnte, diese alten Ueberreste haben zu Tempeln gehört; dieß ist auch die Meinung Hrn. v. Choiseuls, welcher die drei Tempel, die seiner Voraussetzung zufolge auf der großen von der Akropolis beherrschten Terrasse gestanden haben sollen, in Zeichnungen wieder aufgeführt hat. Wenn man auf der Ostseite den Abhang des Berges verfolgt, findet man einen Säulengang in dorischem Styl, die Trümmer eines griechischen Tempels. Ich ging auf der alten Straße von Assos bis ans Meer hinab; dieser Weg hat breite Treppen und gehört nicht zu den unbedeutendsten Ruinen. Am Ende dieses Weges, am Ufer des Meeres, sah ich ein Kaffehaus, ein Backhaus, eine türkische Douane und eine Quelle, allein Alles ist beinahe verlassen; im Hafen befand sich nicht eine einzige Barke, und der muselmännische Caffetier beklagte sich bei mir, daß man die Wege der alten Stadt ganz vergessen habe. Das letzte Gebäude, das ich am Ufer besucht habe, sind türkische Bäder, aus Granitblöcken erbaut und von einem Damm bedeckt; jetzt sind diese Bäder halb zerstört, und die türkischen Ruinen liegen unter denen von Assos.

„Ich habe Alles aufgeboten, diese Beschreibung so vollständig als möglich zu machen, weil die Ruinen von Assos noch von wenigen Reisenden besucht worden sind; Hr. v. Choiseul ist, so viel ich weiß, der einzige französische Reisende, der derselben erwähnt, allein seine Erzählung gibt bloß eine unvollkommene Idee von den Ruinen und Oertlichkeiten, und läßt bezweifeln, ob Hr. v. Choiseul die Stelle dieser seltsamen griechischen Stadt selbst gesehen habe." (Echo du Monde Savant Nr. 42.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat November.)

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Eilfter Jahrgang.

1838.

December.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1838.

☞ Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. Mit den Blättern zur Kunde der Litteratur des Auslands, wovon wöchentlich 2 bis 3 Nro erscheinen, 20 fl. oder 11 Rthlr. 8 gr. — Sämmtliche respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Die Fortsetzung der deutschen Vierteljahrsschrift betreffend.

Die deutsche Vierteljahrsschrift erscheint auch im kommenden Jahre wie bisher und zu demselben Preis von 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 gr. für den Jahrgang von 4 Heften. Das erste Heft von 1839, welches in nächster Woche von uns versandt wird, enthält:

Das deutsche Journalwesen, von **W. M.** — Ueber den Germanismus in den Vereinigten Staaten, von **F. J. G.** — Geistiges Leben und wissenschaftliches Treiben in Italien, von **F. K.** — Ueber die Hochebene von Bogota, von **A. v. Humboldt.** — Trostworte für Kleingläubige, von **H. E.** — Frankreichs Handel mit dem Auslande, insbesondere mit Deutschland, von **Depping.** — Germanische und romanische Naturbetrachtung. — Ueber die Lesevereine in Deutschland, von **E. S.** — Ueber den Grund, das Wesen und die Gränzen des Rechtes der Erzeuger an den Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft, von **Dr. Schellwitz.** — Die Holznoth. — Kleine Notizen.

Bestellungen werden von allen soliden Buchhandlungen angenommen.

Stuttgart und Tübingen, den 8 December 1838. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

KARTE VOM KAUKASUS.

In der Litterar.-artist. Anstalt in München ist so eben erschienen, und auf Bestellung durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Uebersichts-Karte
der russischen Provinzen,
nördlich und südlich
vom Kaukasus
namentlich der Provinz **Tscherkessien;**

nach den neuesten Hülfsmitteln entworfen.

Colorirt. Preis 36 kr.

Der Länderbezirk, welchen diese Karte umfaßt, hat in neuerer Zeit durch seine politische Bedeutsamkeit die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich gezogen, diese Karte ist daher ganz dazu geeignet, einem aufmerksamen Beobachter der Zeitgeschichte als Hülfsmittel zu dienen. Sie umfaßt die sämmtlichen Länder der östlichen Küste des schwarzen und der westlichen Küste des caspischen Meeres. Besonders interessant macht die Karte der darauf befindliche Schauplatz der anhaltenden Kriege mit den Tscherkessen, so wie die Reise-Route Sr. Maj. des Kaisers von Rußland.

Neue Auflage des katholischen
Gesang- und Gebetbuches.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Katholisches
Gesang- und Gebetbuch
zur Feier des öffentlichen Gottesdienstes
im Bisthum Rottenburg.

Zweite Auflage.

Preis 30 kr. Mit Melodien 38 kr. Melodien à-part 8 kr.

Der frühere Text blieb auch in dieser Auflage unverändert, dagegen hat der Vers. die ihm bemerklich gemachten Störungen, welche durch die bloßen Citationen der Capitel, Kirchengebete und marianischen Antiphonen in den Vespern herbeigeführt zu werden pflegen, so viel thunlich, zu beseitigen gesucht, wodurch der Anhang, welcher die Capitel enthielt, wegfiel. Auf mehrere kundgewordene Wünsche hin wurde diese Auflage durch Gebete zur Schulmesse, durch die Metten zum Gottesdienst für die Verstorbenen, und das bekannte Gebet Papst Urbans VIII. vermehrt. Zu weit war aber der Druck bereits vorgerückt, als die so günstige kritische Anzeige der ersten Auflage in den freimüthigen Blättern dem Verfasser zu Handen kam, weßhalb denn auch nur noch ein Lied bei der Leiche eines Werktagsschülers eingeschaltet werden konnte, die gewünschte Aufnahme der Evangelien zur Oesch- und Fronleichnams-Procession aber in einem Anhange nachgetragen werden mußte.

Stuttgart und Tübingen, Julius 1838. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Digitized by Google

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehende Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow,** jun., **ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis P. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Die Fischereien in dem nördlichen Eismeere. 1) Geschichtliche Erinnerungen Nr. 535.536. 2) Die Insel Jan Mayen und die früher bei derselben getriebene Fischerei Nr. 537. 3) Spitzbergen; das umliegende Eis; Witterung. Nr. 538. 4) Die Fischereien im Eis; Südeisjahre. Nr. 540.541. 5) Die Wallfischgeschlechter. Nr. 542.543. 6) Die frühere Wallroßjagd und der jetzige Seerobbenfang. Nr. 544. 7) Erzählung einiger Begebenheiten aus der Eisfischerei. Nr. 545. 8) Die Gesetze wegen der Eisfischerei bei Spitzbergen; einige vorgekommene Streitfragen. Nr. 546.547. — Die Banias in Indien. Nr. 535. — Ueber die durch das Bremer Schiff Virginia nach Europa gekommenen Neuseeländer. Nr. 536—537. — Trigarbon. Nr. 536. — Aphorismen aus der Länder und Völkerkunde: über die Geschichte des Dramanismus in Indien. Nr. 537. — Ausflüge ans Pau. 5. Das Thal von Aspe; Oloron. Nr. 538—540. 6. Orthez. Nr. 541. — Schilderung von Goa. Nr. 538—543. — Ueber einige neuere Reisen in Abyssinien (mit einer kleinen Karte) Nr. 539. — Die Bewohner von Madagascar. Nr. 542. — Ueber die Briefpostreform in England. Nr. 543—544. — Das Leichenbegängniß eines Maulwurfs. Nr. 544. — Henrick der Jäger. Nr. 545. — Raubmord in Volhynien Nr. 545—546. — Der Weinhandel in Xeres. Nr. 546. — Chalki. (Aus dem Tagebuch eines Schweizers) 2. Aufenthalt daselbst; Rückreise nach Galata. Nr. 547—551. — Ein Besuch bei den Negern am Senegal. Nr. 547—549. — Charakterisirung der westindischen Pflanzer. Nr. 548. — Kindermord in Entsch. Nr. 549. — Das Alterthum der chinesischen Geschichte. Nr. 550. — Noch ein Nachtrag zu den Ansichten von Pesth: die Märkte und die Pflastertreter Nr. 551. — Etwas über den Provincialgeist unter den englischen Truppen. ibid. Verbindung zwischen Texas und Californien. Nr. 553. — Ueber den Charakter der Birmanen. Nr. 554. — Ein Gastmahl in Santa Fé. Nr. 555. — Die Kirche St. Johann von Jerusalem. Nr. 556. — Fortschritte des Volksunterrichtts in der Moldau. Nr. 557. — Ueber die Thätigkeit der Gesellschaft für Seidenzucht in Rußland. Nr. 558. — Helfers Nachrichten über die Producte von Tenasserim. Nr. 559. — Ueber den Austernhandel in Frankreich. Nr. 560. — Ueber den Ursprung und die Fortschritte der Kupferminen in Cornwallis. Nr. 561. — Der Zustand der Gesellschaft in Canada. Nr. 562. — Kupferbergwerk in Raasiord. Nr. 565. — Ungeheure Reliefkarte von Frankreich. 564—565. — Rückblick Nr. 552—565.

Chronik der Reisen.

Ausflug in die westlichen Departement von Frankreich. 2) Die Priori Colesmus Nr. 552—556. 3) Das Departement Isle und Vilaine. Nr. 559—565. — Dr. Helfers Reise auf der Küste von Tenasserim. Nr. 558 — Reise der Hr. Grey und Lushington auf der Nordwestküste von Australien. Nr. 564—566.

Kleinere Mittheilungen.

Bevölkerung Frankreichs Nr. 555. — Cigarrenfabrication in Sevilla und Malaga. Nr. 556 — Geheime Organisation unter der ackerbautreibenden Bevölkerung im nördlichen England. ibid. — Egyptische Manuscripte Nr. 557. — Der Modellist Leon in Malaga. ibid. — Neues Gewehr ibid. — Sternfälle in den Septembernächten. Nr. 557. 558. — Thätigkeit der Mäßigkeitsgesellschaften in den Vereinigten Staaten. Nr 558. — Korallenbank außerhalb des Wassers. ibid. — Grabhügel im südlichen Rußland, Nr. 559. — Buchhandel in den Vereinigten Staaten Nr. 560 — Die Statuen an der Kathedrale von Chartres. Nr. 561. — Bitcachas an das naturhistorische Museum nach Straßburg gesendet. ibid. — Die Höhe des Mignemale. Nr. 562. — Steigen der Gewässer bei einem Erdstoß. ibid. — Herausgabe wallisischer Sagen in England. ibid. — Aufstellung nächtlicher Wachen bei den Eisenbahnen in England. ibid. — Die Höhlen im Departement de l'Ardèche. Nr. 563. — Ausdauer eines indischen Fanatikers. ibid. — Ungeheurer Masse von Schlamm im Wasser des Bristoler Canals. ibid. — Die Häuptlinge von Cutsch. Nr. 564. — Ankauf einer Naturaliensammlung in Brüssel. ibid. — Ueber die Racen unter den Eingeborenen Südamerika's. Nr. 565. — Fossiler Palmbaum. ibid. — Neue Entdeckung in den Pyramiden. Nr. 566. — Angebliche Vernichtung von Ratten. ibid. — Frankreichs Handel im Jahre 1837. Nr. 566. — Gebrauch des Opiums in Europa. ibid. — Bild Montezuma's ibid. — Artesische Brunnen in den Oasen. Nr. 569. — Weiberverkauf in England. Nr. 570. — Arbeitsscheu der Neger in Demerary. ibid. — Ertrag einer Zuckerplantage. Nr. 571. — Hängende Brücke in Konstantinopel. Nr. 572. — Zahl der Grabdenkmäler auf den Begräbnißplätzen in Paris. ibid. — Zerstörung der Olivenernte auf Corfu. Nr. 575. — Auswanderung von Maltesern nach dem englischen Guiana. ibid. — Eine Sklavenverschwörung in Kentucky. Nr. 574. — Neue bewegende Kraft. Nr. 575. — Druidische Ueberreste. ibid. — Erdbeben in Constantine. ibid. — Druck mit verschiedenen Farben. Nr. 576. — Nachricht über das Kloster von Nazareth. ibid. — Modell eines Parsis Grabdenkmals. Nr. 577. — Besetzung von Aden. ibid. — Fortkommen des Thees und anderer Nutzpflanzen in Indien. ibid. — Die Orusquelle. ibid. — Beobachtung über das Wetter im verflossenen Monat Januar. Nr. 578. — Altes chinesisches Reisewerk in Indien. ibid. — Neue Karte des Sudan, ibid. — Die lettische Litteraturgesellschaft Nr. 580. — Legonidec's Tod. Nr. 581. — Vorbonische Alterthümer in Frankreich. ibid. — Plan einer neuen Reise nach Abyssinien. ibid. — Macedonische Räuber. Nr. 582. — Neuseeländische Grammatik. ibid. — Theurer Wein für Republikaner. Nr. 585. — Zerstückelung des Grundeigenthums in Ungarn. Nr. 584. — Geschmack an seltenen Pfeifenköpfen. Nr. 585. — Das Vorgebirge von Cherbourg. ibid.

☞ Die verehrlichen Buchhandlungen, welche die in ihrem resp. Verlag erscheinenden Schriften, sofern diese in den Bereich der „Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands" gehören: als Uebersetzungen neuer poetischer, philosophischer und religiöser Werke aus fremden Sprachen in diesen Blättern angezeigt und beurtheilt wünschen, werden gebeten, die Einsendung durch Buchhändler-Gelegenheit an Dr. G. Pfizer in Stuttgart zu machen.

Digitized by Google

Nr. 335.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 December 1838.

Die Fischereien in den nördlichen Eismeeren.

(Nach alten holländischen Ueberlieferungen und mündlichen Erklärungen von frühern, jüngst dort gewesenen Expeditionen von Louis Bahre.)

1. Geschichtliche Erinnerungen.

Vor der Entdeckung von Amerika und des Wegs ums Cap der guten Hoffnung nach Ostindien, als die Schifffahrt in Vergleich zu ihrem gegenwärtigen Zustande noch in ihrer Jugend sich befand, waren die Basken wegen ihrer weiten Seereisen berühmt. Sie sollen eine in ihrer Nähe sich aufhaltenden Gattung Finnfische (Balaena Rostrata) gefangen haben; in der Verfolgung derselben immer weiter nordwärts gerathend, fanden sie ihre Bemühungen segensreicher belohnt: so erreichten sie die Insel Island und das Eismeer. Hier trafen sie den wegen seines Specks und vieler guter Barden so werthvollen grönländischen Wallfisch und dehnten in Folge des reichen Gewinns ihre Expeditionen so sehr aus, daß die Engländer und Holländer aufmerksam auf diesen ergiebigen Geschäftszweig wurden und beschlossen, daran Theil zu nehmen. Die ersten Ausrüstungen von Holland nach dem nördlichen Eismeer geschahen 1611; dieselben führten die damals so hoch geschätzten Harpuniere aus Biscaya mit sich, deren Anordnungen über alles auf diese Fischerei Bezügliche man blindlings gehorchte. Die verschiedenen Rheder, welchen der genossene Gewinn sehr wohl gefiel, vereinigten sich im Jahre 1614 zu der berühmten grönländischen Compagnie (auch wohl nordische Gesellschaft genannt) und erwirkten von der Regierung der Generalstaaten auf 10 Jahre das ausschließliche Privilegium, Ausrüstungen auf Fischerei und Handel nach der Davis-Straße, Grönland, Spitzbergen, Bären-Eiland und Novaja Zembla zu machen, welches später verschiedenemale verlängert wurde, mit kleinen Abänderungen.

Im Anfang traf man die Wallfische in großer Anzahl an der Westseite der kleinen Insel Jan-Mayen, besonders aber in den großen Baien der Südwestküste der Insel Spitzbergen. Die Engländer kamen zuerst und nahmen die Baien auf der Südküste, welche am schnellsten vom Eis befreit sind, in Besitz. Die Schiffer der andern Nationen vertheilten unter sich die übrigen Einmündungen und Gründe. Die Holländer hatten ihre Hauptetablissements auf der Nordwestseite, besonders errichteten sie nach dem Beispiel der Britten viele Packhäuser und Thranbrennereien, und gaben dieser Factorei den passenden Namen Smeerenburg (79° 15′ n. B.). Damals waren die Fische wenig scheu, also eine leichte Beute, ja es wird erzählt, daß mitunter die Leute in den Schaluppen nach solchen Fischen mit den Rudern schlugen, die, zufällig in den Weg kommend, sie hinderten, die Harpunirten zu verfolgen. Die Getödteten bugsirte man ans Ufer, löste die Speckhaut ab (flenßte sie) und kochte gleich den Thran aus; daher führte man auch damals doppelte Besatzung, nämlich 60 bis 80 Mann das Schiff. Die Menge des ausgebrannten Thrans war so groß, daß nicht allein die Expeditionen voll beladen zurückkehrten, sondern es wurden in Holland Schiffe befrachtet, bloß um Thran von Smeerenburg zu holen. Jetzt ist man zufrieden, wenn das Schiff zu zwei Dritteln voll mit Speck wird. Ein lebhaftes Gewühl war während der Fischerei auf dieser Factorei, wo mehrere Tausend Arbeiter und Matrosen zusammen kamen. Die Commandeurs (Name der Führer solcher Expeditionen) wohnten am Lande; des Morgens, wenn das frischgebackene Brod aus dem Ofen kam, wurde dieß durch Blasen auf dem Horn bekannt gemacht; es gab Schenken, und die Seeleute belustigten sich wie zu Hause. Die großen Gewinne jener Zeiten beweisen die von der nordischen Compagnie gebauten auf Kaisersgracht in Amsterdam stehenden, sogenannten grönländischen Packhäuser und die Ruinen von Smeerenburg. Gegen alles Erwarten minderte sich der Fang, kein Fisch zeigte sich mehr im Innern der Baien; man traf ihn nur in den Ausmündungen und dann sogar nur in See auf den Sandbänken an. Die Entfernungen des Fangs von den Thranbrennereien wurden immer größer, die Kosten lasteten schwer auf dem verminderten Fang, und so verließ man diese Factoreien, indem die Kessel und sonstige Sachen mitgenommen wurden, welche in der Fischerei nützlich, wie Schaluppen, Leinen, Harpune u. s. w. bisher daselbst überwintert hatten. Uebermuth der Matrosen so wie der Zahn der Zeit zerstörten jene kostbaren Werke, die nördlichsten von den Händen einer civilisirten Nation angelegten, von denen jetzt nur einige Ueberbleibsel zu erkennen sind.

Als man begann in See zu fangen, bugsirte man die Fische

Digitized by Google

auf die Seite des Schiffs, befestigte sie, stenßte die Speckhaut ab, die zerschnitten in Fässer gethan ward, und nahm vom Kopf die Barden und die vielen Thran enthaltenen Kinnbackenknochen. Letztere stellte man zu Hause als Trophäen auf, deren viele noch in Holstein und der Umgegend Hamburgs als Abweiser dastehen. Diese Knochen, so wie auch die längste der Barden, welche gleich gereinigt wird, zeigt der Commandant seinen Rhedern und Freunden, da sie als Maaßstab zur Größe des Fisches dienen können.

Nach der glücklichsten Periode kam man überein, auch in fremde Baien Anker werfen zu dürfen; das Recht der Fischerei blieb jedoch vorbehalten, dieses hob sich erst später von selbst auf, als der Fisch die offene See mied und zwischen die Eisfelder wich. — Im Jahre 1615 löste sich die holländisch-nordische Gesellschaft auf, indem die Administrationsunkosten und Sporteln enorm waren, so daß man es müde ward, Einschüsse zu leisten, während man Austheilungen erwartete und unglücklicherweise einmal 20 Schiffe im Eis geblieben waren. Dann machten Privatleute allein solche Ausrüstungen.

In einer glänzenden Periode (1683) sollen 212 Schiffe auf dem Fang gewesen seyn, die wenigstens 10,000 Mann Besatzung und 1800 Schaluppen mit sich führten. 32,900 Fische waren in 46 Jahren gefangen. Kein Wunder also, daß die Race vermindert ward, und die Fische jetzt so furchtsam geworden sind, daß es bei ihnen zum Instinct geworden ist, die offene See zu meiden; die verwundeten, mit Harpune und Leine entwichenen, vermehren deren Scheu vor Schaluppen und Schiffen. Die Commandeurs sagen, die Fische seyen nur von ihren früheren Lieblingsgründen gewichen; doch darf man wohl annehmen, daß die Wallfischgeschlechter des hohen Nordens nicht mehr so zahlreich als früher sind.

Im Jahre 1697 hatten sich wegen des Krieges mit Frankreich folgende Expeditionen in der Kleck oder englischen Bai versammelt, um unter dem Convoi von 9 holländischen und 2 Hamburger Kriegsschiffen nach Hause zu segeln, nämlich:

121 holländische Schiffe	mit	1252	Fischen	
51 Hamburger	—	— 515	—	(mit 36,412 Fässern
15 Bremer	—	— 119	—	Speck)
2 Emder	—	nur 2	—	
192 Schiffe hatten	.	. 1888	Fische.	

Jedes Schiff hatte etwas gefangen, und unter den holländischen das unglücklichste 3 Fische. Nicht allein zum Convoi segelten Kriegesschiffe in jene Gegend, sondern auch um Streitigkeiten zu schlichten, die öfter unter den Commandeurs vorkamen, und nach einer Resolution der Staaten von Holland und West-Friesland vom 22 Januar 1695, welche von den deutschen Hansestädten gebilligt war, beurtheilt wurden. Diese Gesetze, so wie eine in diesem Jahre vorgekommene bedeutende Streitfrage werden weiter unten angeführt werden.

Zur Zeit der Privilegien der Compagnie sandten einige Rheder, die nicht nach den Baien durften, Schiffe am Rande des Westeises in See, um zu fischen. Dabei kam öfters vor, daß wegen schlechten Wetters der Fisch nicht gleich gestenßt werden konnte, und man führte ihn vermittelst eines durch die Wurzeln des Schwanzes befestigten Seiles mit sich bis zur guten Gelegenheit. Damals fürchtete man sich noch sehr vor jenem von den Küsten Grönlands abliegenden sogenanntem Westeise, und wendete gleich bei Ansicht desselben um. Später segelte man indessen, von Jagd- und Gewinnlust getrieben, kecklich in dasselbe hinein, da die ganze Besatzung Antheil am Fange hatte. Zur Eisfischerei, die noch jetzt betrieben, wird dem Schiff eine besondere, 5 bis 7 Fuß dicke Holzbekleidung gegeben; besonders sucht man das Vordertheil zu schützen, und benagelt es außerdem mit breiten eisernen Reifen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bankas in Indien.

(Asiat. Journ. Octoberheft.)

Das in Indien vielfach gebrauchte Wort Banka, welches eigentlich „gekrümmt," „gebogen," bedeutet, wird daselbst auf dreierlei Classen von Personen angewendet: auf den bürgerlichen Dandy, den militärischen Dandy und endlich auf jeden Spitzbuben und Betrüger von Profession. Da nur der militärische Banka eigenthümliche, für die Verhältnisse in Indien bezeichnende Charakterzüge darbietet, so wollen wir uns mit diesem allein befassen.

Die militärischen Bankas sind in den Armeen der einheimischen Fürsten Leute von Bedeutung und Ansehen, da sie gewöhnlich unter den Ikka oder freien Truppen dienen, welche keinen Sold erhalten, sich selber mit Waffen und Pferden ausrüsten, Adjutantendienste thun, und stets zu jedem verzweifelten Streiche bereit sind. Sie sind ohne Ausnahme in der Führung irgend einer Waffe, dem Säbel oder der Lanze, ausgezeichnet geschickt, vortreffliche Reiter und stets nach Gelegenheiten begierig, ihre Geschicklichkeit in ihrer Lieblingswaffe gegen Freund oder Feind, gegen jeden, der ihre Ueberlegenheit nicht anerkennen will, zu erproben. Der Banka, welcher auf die Führung des Säbels stolz ist, läßt die Enden seines Turbans den Rücken hinabhängen, zum Zeichen, daß er entschlossen ist, es mit jedem aufzunehmen, der sich an ihn wagen will, oder sich herausnimmt, in seiner Gegenwart einen Turban mit Enden von ähnlicher Länge zu tragen. Ist der Banka besonders auf die Lanze eingeübt, so trägt er, wenn er ein Hindu ist, einen Ring von Gold oder Silber an einem seiner Füße; ist er ein Mohammedaner, so bindet er ein kleines Band von hellfarbiger Seide oder Tuch seinem Pferde oberhalb dem Knie des rechten Vorderfußes um. Dieses ist so viel als den Handschuh hinwerfen, und heißt Bana oder Aufforderung. Wenn feindliche Armeen eingeborner Fürsten sich einander nähern, sprengen die Bankas hervor und fordern einen Gegner zum Kampf auf den Säbel oder die Lanze heraus. Europäer haben wenig Aussicht gegen einen so gewandten Banka das Feld zu behaupten; doch sind Fälle vorgekommen, wo englische Officiere die Aufforderung annahmen, und von diesen sind nur zwei als Sieger vom Kampfplatz abgetreten. Später wurde verboten, diese Aufforderungen anzunehmen.

Digitized by Google

Wenn ein Banka seinen Muth im Gefechte gezeigt hat, so wird er häufig von dem Häuptling, dessen Fahne er gefolgt ist, zu irgend einer einträglichen Stelle in seiner Nähe ernannt, und nach dem Ende eines Feldzugs oft mit Ländereien belohnt: viele von den unabhängigen Fürstenthümern in Indien wurden durch Leute begründet, welche ursprünglich Bankas waren. Diese Bankas haben in ihrer Kleidung immer etwas seltsames in Form, Gewebe oder Farbe, und einige tragen Hosen, wovon das eine Bein von rothem, das andere von grünem Tuch ist; andere gehen so weit, daß sie auch die beiden Hälften ihres Rocks von entgegengesetzten Farben tragen. Man sieht solche Leute selten im Gebiete der Compagnie, in den Mahrattalagern aber und an den Höfen der eingebornen Fürsten finden sie sich in Menge. Ein seltsames Individuum dieser Art sah man zu Lucknow, das diese Verschiedenheit der Farben so weit trieb, daß auch sein Reitzeug auf den beiden Seiten von verschiedenen Farben war. Die tartarischen Kuhschweife, mit denen jede der vier Ecken seines Sattels geziert war, waren auf der rechten Seite schwarz, auf der linken weiß. Ein solcher Banka ist sehr stolz auf seine Waffen, seine Ausrüstung und sein Pferd; er zahlt, was er nur immer vermag, um Säbel, Dolche, Lanze u. s. w. von vorzüglicher Beschaffenheit zu besitzen, und ist stets bis an die Zähne bewaffnet. Ist er reich genug, so ist sein Reitzeug mit Silber oder Gold bedeckt und seine eigene Kleidung mit Silber- oder Goldborten, so daß er nach einem unter den Bankas gewöhnlichen Ausdruck „gut brennen" würde. Ein Banka dieser Art trug stets einen großen, goldenen Ring in dem Ohr, der mit talismanischen Charakteren bedeckt war; der Ring mochte etwa 250 R. werth seyn, und seine Größe machte ihn sehr bemerkbar. Als man ihn fragte, warum er ein so häßliches, schweres Ding als Schmuck trage, erwiederte er, „es geschehe, um den tapfern Mann zu belohnen, der ihm den Kopf abschlagen würde." Diese Bankas sind sehr höflich und geschliffen in ihrem Benehmen, ja, ihre ausschweifenden Complimente und ihre übertriebene Höflichkeit bei allen Gelegenheiten müssen einem Europäer höchst lacherlich erscheinen; Asiaten aber betrachten eine äußerst schmeichelhafte und blumenreiche Sprache als Zeichen einer höhern Bildung, und beurtheilen einen Mann nach seinem äußern Benehmen und seiner Aufmerksamkeit auf kleinliche Etiquettenpunkte.

Die irregulären Reiterregimenter im Dienste der Compagnie enthalten gleichfalls solche Bankas, obgleich die Nothwendigkeit, in Uniform zu erscheinen, die wunderliche Schautragung seltsamer Kleidungsweise hindert. Die jetzige Friedenszeit ist freilich den Proben von Tapferkeit im Einzelkampf nicht günstig, inzwischen entschädigen sie sich durch fortdauernde Uebung mit dem Säbel, der Lanze, dem Feuergewehr und den Reitkünsten jeder Art. Diese Leute betrachten die immerhin ziemlich gefährliche Jagd der Wildschweine, wie die Europäer sie treiben, mit einiger Verachtung. Statt der Lanze verfolgen sie ein Schwein nur mit dem Säbel, und wenn es sich gegen sie wendet, hauen sie es nieder, denn ihre Säbel dringen durch Alles und ihre Hiebe gehen nie fehl. Sie lehren ihre Pferde alle möglichen Kunststücke machen, und Alles ertragen, auch richten sie mit ihnen fast Unglaubliches aus. Diese Leute wurden unter die englische Fahne eingereiht nach dem Feldzug gegen die Pindarris, wo so viele einheimische Truppencorps aufgelöst wurden, und die Ruhe des friedlichen Theils des Volkes sich nur dadurch sichern ließ, daß man so wilden, kriegerischen Geistern, die sonst auf die Gesellschaft losgelassen worden wären, eine angemessene Beschäftigung gab. Die Pindarri-Häuptlinge bestanden meist aus Bankas, Leuten, die Alles wagten, um einen Namen zu gewinnen; denn diese militärischen irrenden Ritter, wenn man sie so nennen kann, waren stets bereit, die Ansprüche, die sie auf Tapferkeit machten, mit dem Schwerte zu beweisen.

Bericht über die mit dem Bremer Schiff Virginia in Deutschland angekommenen beiden Neuseeländer.

Ende Septembers kehrte das von Hrn. Oheveket in Bremen auf den Wallfischfang in der Südsee ausgeschickte Schiff Virginia, Capitän Keudoy, nach einer Abwesenheit von 25 Monaten glücklich nach Bremerhaven zurück. Ein Fang von fünf und fünfzig Wallfischen belohnte die Bemühungen dieses ersten deutschen Schiffes, das den Wallfischfang in jenen entlegenen Regionen betrieben. Aber merkwürdiger als eine reiche Thranladung sind für uns zwei seltene Reisende, die an Bord dieser Brigg von 300 Tonnen am deutschen Gestade angelangt sind.

In der Cook-Straße, und zwar in der Cloudy-Bai auf der Nordspitze des südlichern der beiden großen neuseeländischen Eilande, lag zum Behufe der Thranbereitung und der kleinern Fangexpeditionen die Virginia mehrere Monate lang vor Anker, und benutzte dort die freiwilligen Dienste zweier Eingebornen, deren Lust am Seeleben sie bald zu vollkommenen Matrosen schuf. Als die Brigg vor sieben Monaten absegelte, verlangten die beiden Wilden, die mit dem Bootsmann Meinke vertraute Freundschaft geschlossen und sich die Zuneigung des Capitäns und der Mannschaft zu verdienen gewußt hatten, das Land der Wunder, Europa, zu sehen, und der Capitän, der die physischen und Gemüthseigenschaften der beiden Menschenfresser vollkommen kannte, stand nicht an, sie als besoldete Matrosen mitzunehmen, und ihnen das Versprechen zu geben, sie auf seiner nächsten Reise in die Südsee wieder in ihr Vaterland zurückzuführen. Die Virginia langte, wie gesagt, glücklich am heimathlichen Strand an, und unsere beiden Antipoden leben in diesem Augenblick in dem Haus ihres Freundes, des Bootsmanns Meinke, im Dorfe Iprump, welches an der Chaussée von Bremen nach Delmenhorst, anderthalb Stunden von jener und eine halbe Stunde von dieser letztern Stadt, belegen ist. Gegen den 18 October werden sie aber wieder nach Bremerhaven hinuntergehen, da sie, bevor sie im nächsten Frühling nach Neuseeland zurückkehren, noch erst eine kleine Reise nach Baltimore machen werden.

Der ältere der beiden Wilden scheint 52 bis 54 Jahre alt zu seyn, der jüngere zählt kaum 26 Jahre; doch wissen sie ihr Alter nicht genau anzugeben. Jener heißt Emetsi (Accent auf der ersten Sylbe und mit sanft gelispeltem s), dieser Liali (mit französischer Aussprache des j und Accent auf der ersten Sylbe). Ihre Hautfarbe gleicht dem braunen Teint der Südspanier, Sicilianer und Malteser, mit einem schwachen, gelblichen Schimmer. Beide sind breitschulterig und kräftig gebaut, ob aber ihre Beine, wie viele Reisende dieß von ihnen be-

Digitized by Google

haupten, verhältnißmäßig schwach, ja selbst schief sind, konnte ich nicht bemerken, da sie außer der blauen Jacke und dem niedrigen Hute der Seeleute auch die weiten, blauen Hosen derselben tragen. Ihr Haar ist schwarz, schlicht und kurzgeschnitten, das Auge kohlschwarz mit hellabstechendem Weiß, ziemlich lang geschlitzt und von schönen, langen Wimpern überschattet, der Mund ist groß, die Zähne sind weiß, stark, enggereiht, die Ohrläppchen haben ein Loch von der Größe eines Kreuzers, ihr Bart ist sehr schwach. Tjali, der jüngere, ist auch der größere und schönere, seine Nase ist etwas gebogen, aber unten ein wenig geplättscht. Emetsi's Gesicht ist der Form nach häßlich, die Nase ist oben stark eingedrückt, unten geplättscht, und überhaupt unterscheidet er sich von seinem Landsmann so weit, daß man wohl auf die Vermuthung kommen könnte, es fließe in seinen Adern Blut von Australnegern, deren es nach einigen Berichten auf Neuseeland allerdings geben soll. Aber Tjali, der Neffe eines Unterhäuptlings (Ebu, vielleicht das Epodi des Reisebeschreibers Collins), ist verschlossener, finsterer Gemüthsart. Der stillbrütende Ernst seines Gesichts wird nur von seltenen flüchtigen Schauern einer ausgelassenen Freude erhellt. Emetsi hingegen ist heiter, fröhlich und gesprächig, Emetsi ist liebenswürdig — ein liebenswürdiger Menschenfresser! — Emetsi ist ein großer Krieger. Sein Körper ist über und über blau tättowirt. Auf seiner Nase prangt ein sich von dort über beide Wangen erstreckender Sattel, der aus lauter blauen, eingeätzten, höchst regelmäßigen Spirallinien besteht, die nach seiner Erzählung vermittelst eines Pfriems und eines Klöpfels über einem Chablon punktweise eingeschlagen worden sind. Die einzelnen Punkte sind aber in ununterbrochene Rillen verlaufen. Auch die untern Gesichtstheile sind stark tättowirt, und außer der Brust und andern bedeckten Körpertheilen haben sich selbst seine Augenlieder und sogar das glans penis dieser eben so seltsamen als schmerzhaften Operation unterwerfen müssen, in Folge deren, wie Emetsi unter ausdrucksvollen Gebärden erzählte, ihm das Gesicht so dick aufgeschwollen gewesen war, daß er drei Tage lang nicht sehen konnte. Tjali trägt nur um die Handgelenke herum tättowirte Verzierungen, welche auffallende Aehnlichkeit mit einem gothischen Kranz mit Spitzen und Tropfen haben. Beide sprechen gebrochen englisch, und fangen schon an einige plattdeutsche Ausdrücke zu lernen. Sie sprechen dann bremisch, denn von dem Worte deutsch wissen sie nichts.

In dem Häuschen des benannten Bootsmanns leben sie so frei und zwanglos, so willig zu jeder Beschäftigung und so gern gesehen von den Mitbewohnern und Nachbarn des Hauses, als hätten sie schon Jahre darin zugebracht. Der die Wilden auszeichnende starke Nachahmungstrieb ist ihr großer Lehrmeister; sie lernen wie Kinder, aber schneller und sicherer, oder wie Männer, die mit gestärkten Sinnen in Europa eine zweite Kindheit, aber im Fluge, durcheilen. Emetsi sah seinen Freund einen Wagen mit zwei Pferden fahren, und auf dem Rückwege nahm er selbst die Zügel, die ersten, die seine Hand berührte, und fuhr brav und sicher in der Dunkelheit auf einer von Menschen und Fuhrwerken wimmelnden Landstraße. Deßwegen glaubten Manche anfangs, diese Fremden seyen keine Wilden, sondern civilisirte Farbige, an deren Anblick man in der Nähe der großen norddeutschen Handelsstädte im Ganzen als an den von unseres Gleichen gewohnt ist. Aber unsere Gäste gehören zu den wildesten, rachsüchtigsten, grausamsten Kannibalen, welche die Welt kennt, und nur ein langer Aufenthalt auf dem Schiff, Umgang mit Europäern unter gleichen Lebensverhältnissen, Kenntniß vieler unserer Gebräuche verbergen in ihnen die Abkömmlinge jener Neuseeländer, die im Jahre 1772 in der Bai of Islands den französischen Fregattencapitän Marion nebst zwölf seiner Gefährten meuchlings ermordeten, am Feuer brateten und darauf aufaßen. So gestand auch Emetsi nach einigen Ausflüchten ein, er habe nicht nur Menschen getödtet, sondern auch eben so oft die Erschlagenen gefressen. Beschämt aber und sichtbar erröthend setzte er hinzu: not good, not good (nicht gut). Tjali beschrieb das Auflauern der Feinde, den Ueberfall, das Umdringen derselben, die Zerstücklung der Getödteten. In the bush, he comes, knock down, cut off throat, put him shoulders, carry away in the bush, cut off arms, legs, put him on the fire, eat him (im Busch, er kommt, todtschlagen, Kehle abschneiden, werf' ihn über die Schultern, wegtragen in den Busch, Arme und Beine abschneiden, legen ihn ans Feuer, essen ihn), so war das Skelett seiner Erzählung, der ausdrucksvolle Gebärden Leben, Kraft und Feuer gaben. Aber er behauptete hartnäckig, nie selbst an einem so schrecklichen Mahle Theil genommen zu haben: other people do it (die andern Leute thun es). Auf die mit scheinbarem Gleichmuth später an ihn gerichtete gelegentliche Frage, ob Menschenfleisch gut schmecke? antwortete er aber ohne Bedenken: yes, very good (ja, sehr gut). Beide hatten ohne Zweifel von den Matrosen schon gehört, daß Menschenfressen hier weder üblich, noch beliebt sey, und äußerten deßhalb Abscheu dagegen, obgleich wohl weniger aus Erkenntniß des Abscheulichen einer solchen Handlung, als vielmehr aus dem Bestreben, so zu denken und zu handeln wie ihre civilisirten weißen Freunde, und der daraus entspringenden natürlichen Scham vor einer Sitte, zu der sie sich nicht bekennen durften, ohne, wie sie wußten, von höhern Wesen verabscheut zu werden. Denn mehr oder minder betrachten Wilde den Europäer gewiß als ein höheres Wesen nicht der Anlage nach, wie die Indianer den Columbus und die Spanier, sondern der Entwicklung nach. Aus ähnlichem Grunde hielt auch Tjali das Tättowiren nicht für schön, wohl aber Emetsi, der großes Vergnügen daran fand, seine blaue Nase zu zeigen und sie betasten zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Bevölkerung Frankreichs. Moreau de Jonnès hat der französischen Akademie der Wissenschaften folgende aus officiellen Papieren gezogene Angaben mitgetheilt. Im Jahre 1855 fanden in Frankreich Geburten statt 995,853, im J. 1856 nur 979,820. Im J. 1855 starben 816,415 und im J. 1856 771,700. Die Zahl der geschlossenen Ehen betrug im J. 1855 275,508 und im J. 1856 274,145. Diesen Angaben zufolge betrug die Vermehrung der Bevölkerung im J. 1855 177,420, im J. 1856 dagegen 208,120. Die Gesammtbevölkerung war im J. 1855 35,552,790, im J. 1856 35,540,810. (Franz. Blätter.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 109** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Träume.** (Von Thomas Moore.) — **Die nachgelassenen Papiere des Pickwick-Club.** (Schluß.)

In den Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 6—7 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 4 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht beziehen, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 336.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 December 1838.

Trigardon. *)

Wir waren sehr erstaunt über die Ausdehnung und Pracht der Trümmer von Alt-Pleurona, im Vergleich mit dem beschränkten Umfange der Gegend. Neu-Pleurona setzte uns noch mehr in Erstaunen; aber Trigardon und die Menge der hellenischen Ueberreste, die wir jetzt nach allen Seiten hin erblickten, erfüllten uns mit Bewunderung. In dem Raume einer Tagereise waren in diesem fast unbekannten Winkel Denkmäler des Reichthums und der Macht zusammengedrängt, die Alles übertrafen, was von der Glorie des Peloponnesus nachgeblieben ist.

Ein hübscher junger Mensch, den wir in Katochi um den Weg nach Trigardon fragten, erbot sich, uns zu begleiten. Er bestieg sein Pferd und zeigte uns die interessantesten Punkte, die allein aufzufinden uns vielleicht Tage weggenommen hätten. Wir bedauerten, daß wir unser Zelt vorausgeschickt hatten und so also nur wenige Stunden zum Umherwandern hatten. Die Dichtheit des Unterholzes und besonders des Schwarzdorns, der überall unser Erzfeind gewesen war, machte den Besuch jedes einzelnen Theiles schwierig und verhinderte uns geradezu, die Stelle zu untersuchen, wo der alte Hafen gelegen haben mußte. Ein großer Thurm hellenischer Bauart, noch jetzt fast 50 Fuß hoch, vertheidigt den Hafen, wie er früher war, gegen die Stadt, und vieleckige Mauern, die sich von der Stadt her strecken und den Hafen umkreisen, sind mit den Stadtmauern durch Erdauswürfe verbunden, die ersichtlich aus anderer Zeit sich herschreiben. Unter diesen Ruinen herrschte die vieleckige Bauart vor, entbehrte aber gänzlich des charakteristischen Alterthums, das man in den cyclopischen Ueberresten von Tiryns oder selbst von Mycenä findet. Die Steine sind fast von gleichen Größen, schön verbunden und an den Ecken ciselirt. Während wir über die den Hafen umgebende Mauer kletterten, kamen wir zu unserm größten Erstaunen zu einem Thorwege in der vieleckigen Mauer, mit einem Bogen darüber. Der Bogen war sehr flach, fast halbcirkelförmig; die ihn bildenden Steine bewahrten den Charakter des Vielecks.

Obgleich dieser Bogen in einer Mauer sich befindet, von dem Baustyle, der dem entferntesten Alterthume angehört, so möchte ich ihn nicht gleichstellen mit den Ruinen von Pleurona und Chalcis, nicht einmal mit denen aus dem Zeitalter des Perikles. Doch möchte ich ihn in eine Zeit vor der Ankunft der Römer in Griechenland setzen, und wäre das richtig, so würde es beweisen, daß, obgleich die Bogen gewöhnlich nicht angewendet wurden, sie doch wenigstens in Griechenland bekannt waren vor der römischen Eroberung. Die Ruinen von Kyria-Irene bestätigen diese Vermuthung. Die Ausfallthore in den Mauern sind gewölbt, wenn auch der Bogen zuweilen nur aus zwei Steinen besteht, die von jeder Mauerseite zusammenstoßen und in einen Halbcirkel ausgehöhlt sind; zuweilen ist der Bogen aber auch aus drei Steinen gebildet, wovon der mittlere dann einen regelmäßigen Schlußstein abgibt. In demselben Orte befindet sich eine geräumige Cisterne im Felsen, die von drei Mauern durchschnitten wird, und in jedem derselben sind verschiedene Bogen; aber obgleich ihre Form gothisch ist, sind sie doch nach indischem Grundsatze gebaut. Das Gewölbe im Gebäude zu Mycenä, das man gewöhnlich Agamemnons Grab nennt, ist aus einer Reihefolge von Kreisen gebildet, die je höher je enger werden, so daß jeder Kreis ein wagerechter Bogen ist.

Trigardon (ein verdorbenes slavisches Wort, das so viel bedeutet als: Dreistadt) muß das alte Oeniadä seyn. Jeder Zweifel daran müßte schwinden, wenn man meine Beschreibung des Hafens mit der folgenden Stelle im Polybius vergleicht, aus den Kriegen Philipps des Zweiten mit den Aetoliern. Nach dem siegreichen Einfalle in Aetolien und der Bestürmung von Thermus ging Philipp zurück nach Oeniadä, wohin er seine Flotte geschickt hatte, um die Rückkehr des Heeres nach der Küste zu erwarten. Die Aetolier rüsteten sich, diesen stark befestigten Platz zu vertheidigen, aber Philipps Nahen erfüllte sie mit panischem Schrecken, und sie räumten die Stadt. Philipp nahm sie in Besitz, verheerte von dort aus das kalydonische Gebiet und brachte die gesammelte Beute in die Stadtmauern. Der Geschichtschreiber sagt: „Er bemerkte die bewundernswerthe Lage der Stadt, die an den Gränzen Akarnaniens und Aeto-

*) Aus Urquharts Reisen, wovon mit nächstem in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung eine Uebersetzung erscheint.

Digitized by Google

liens liegt, an der Mündung des Acheloüs, an dem Eingange des korinthischen Meerbusens, nur hundert Stadien von der peloponnesischen Küste, und da die Stadt durch ihre Festungswerke und das sie umgebende Moor stark ist, so beschloß er, sie noch mehr zu befestigen. Er umgab daher den Hafen und die Schiffsstation mit einer Mauer und verband sie mit der Citadelle."

Unser Führer erzählte uns, daß an einigen Stellen sich unterirdische Klüfte oder Altäre (βώμοι) befinden, zu denen man ihn als Kind mitgenommen habe; die Seiten seyen mit Gemälden (ζωγράφια) bedeckt, aber das seyen keine Heiligenbilder. Er konnte sich aber auf den Platz nicht wieder besinnen. In den Felsen ist ein Theater eingehauen, dessen rechtes und nördliches Ende durch einen Aufwurf gestützt wird, und mit viel, eckigem Mauerwerke versehen ist, so wie das südliche Ende mit hellenischem und einer Treppenflucht neben den Sitzen. Die Area hält etwa 55 Schritte; 20 Reihen Sitze, drittehalb Fuß tief, laufen rund umher, und vielleicht doppelt so viele erheben sich hinter diesen. Die Stadt ist eben so vollständig untergegangen wie ihre Zeitgenossen, aber sie ist so mit Holz angefüllt und so weitläuftig, daß sie nur mit Schwierigkeiten untersucht werden kann, und noch manche unerforschte archäologische Schätze enthalten mag.

Die Fischereien in den nördlichen Eismeeren.

1. Geschichtliche Erinnerungen.

(Schluß.)

Kurze Uebersicht der früheren Expeditionen von Holland und West-Friesland nach dem nördlichen Eismeere während eines Zeitraums von 50 Jahren.

Jahre.	Ausgelaufene Expeditionen.	Verlorne Schiffe.
1669 bis 1678*)	995	85
1679 — 1688	1952	115
1689 — 1698	955	82
1699 — 1708	1652	62
1709 — 1718	1341	51
1719 — 1728	1504	40
1729 — 1738	858	13
1739 — 1748	1356	31
1749 — 1758	1339	30
1759 — 1768	1324	25
1769 — 1778	903	31
	14 167	561

Die Ausrüstungskosten betrugen, inclusive Ausbrennen des Thrans, 177,893,970 fl. Der Ertrag des Fanges war 222,186,770 fl., also ein Vortheil von 44,292,800 fl. Und welche Belebung brachte dieser Betrieb unter alle Gewerbe!

Der Mysticetus-Wallfisch ward immer seltener angetroffen, die Expeditionen verringerten sich, und durch die letzten langen Seekriege sind die Holländer ziemlich ganz davon abgekommen.

*) Während diesen Jahren war Krieg mit Frankreich.

Die Regierung erklärte 1815, eine Donation von 4000 fl. zu jeder Expedition herzugeben; andere 5000 fl. erhält sie, wenn sie leer nach Hause kömmt oder unter 200 Tonnen Speck, nämlich pro Rata 25 fl. für jede Tonne, die sie von 200 zu wenig bringt. — In diesem Jahre sah man zwei holländische Schiffe bei Spitzbergen, jedes mit 2 Fischer à 450 Tonnen Speck.

Die Britten rüsten die meisten Expeditionen nach dem Norden aus, freilich auch nicht mehr so viel als früher, da vor mehreren Jahren der Fang sehr schlecht war. — In diesem Jahre sollen sie zufrieden seyn; sie hatten manche Fische nicht allein wegen der guten Periode, sondern auch wegen einer Vervollkommnung in dem Harpungewehre, welches auf 30 Yards Effect macht (eine Handharpune 8 Yards), und die sie bei stillem Wetter anwenden, wenn das Thier besser sieht und hört, also schneller entflieht.

Folgende Schiffe traf man in der Fischerei bei Spitzbergen: Eclipse, mit 22 kleinen Fischen mit ungefähr eben so viel Speck als der Monarch mit 9 Fischen; Perseverance, 10 Fische und voll; Gleaner, 7 Fische, halbvoll; Superior, 3 Fische, ein Drittel voll; Wernegreff, 7 Fische, verloren in Eis; Resolution, 5 Fische, halb voll; Commerce, 12 Fische, drei Viertel voll; Mary, mit 2000 Robben.

Früher noch als die Holländer sandten die Engländer Expeditionen nach dem nördlichen Eismeer, und zwar durch die privilegirte Muscovitische Compagnie, die 1613 zwei holländische Schiffe confiscirte, und später den Franzosen erlaubte, gegen eine Abgabe zu fischen. 1615 forderte Dänemark durch 3 Kriegsschiffe Tribut von den Engländern (in der Meinung, Spitzbergen sey ein Theil Grönlands), der nicht bewilligt wurde. Später wurden alle diese Streitigkeiten dadurch ausgeglichen, daß jede Nation ein besonderes Revier behielt. Die russische Compagnie hörte auf, eine andere Gesellschaft setzte die Unternehmen fort, und verlor in wenig Jahren ihr Capital von 80,000 Pfd. und die Prämien, während die Holländer immer noch Vortheile dabei machten. 1785 zahlte die Regierung 94,858 Pfd. Prämien; hatte im Ganzen 1,265,361 Pfd. dafür ausgegeben, und es wurden im nächsten Jahre statt 40 Sh. pr. Tonne nur 30 Sh. pr. Tonne mehr bewilligt. 1792 25 Sh. pr. Tonne und 1795 20 Sh. pr. Tonne, wobei es bis jetzt geblieben ist. — Von 1785 bis 1788 liefen 739 Expeditionen von England und Schottland nach den nördlichen Eismeeren: niemals wurde die Anzahl wieder so groß.

Dänemark gestattete 1785 eine Prämie von 12 Reichsbankthalern (⅞ preuß. Thlr. = 1 Reichsbankthlr.) (pr. 2000 Pfd.) pr. Tonne, und es segelten 1803 27 Schiffe von Friedrichsstadt ab; jetzt ist die Prämie auf 3 Tonnen (eine Commerzlast) 1 Reichsbankthaler, und wer fünf Reisen nach Grönland macht, ist frei vom Landmilitärdienst.

Die Seeleute aus Holstein und Schleswig haben immer einen guten Ruf gehabt: die Holländer, Engländer und namentlich die Hamburger nahmen sie gern als Harpuniere an. Während überall der Muth sinkt zu nordischen Unternehmungen, vermehren sich die Schiffe von Schleswig, Holstein, da sie sehr ökonomisch arbeiteten und viel Glück hatten. — In Elmshorn

Digitized by Google

brachte nach Haus ein Schiff 9 Fische und 1600 Robben, voll: 1 Schiff mit 4 Fischen und 2000 Robben, halb voll. In Flensburg 3 Schiffe mit 4100 Robben (sehr wenig), 1 Schiff mit 4 Fischen und 3800 Robben, 783 Tonnen Speck; 1 Schiff mit 1 Fisch und3 0 Robben.

Die Glücksstädter waren wirklich glücklich: 1 Schiff brachte 5 Fische, 5400 Robben oder 863 Tonnen Speck; 1 Schiff 6400 Robben oder 645 Tonnen Speck; 1 Schiff 5000 Robben oder 539 Tonnen Speck; 1 Schiff von Kopenhagen führte nur 2000 Robben.

Die Hamburger sandten ungefähr zu gleicher Zeit mit den Dänen die ersten Expeditionen nach dem Norden, entdeckten die Hamburger-Bai auf der Nordwestküste Spitzbergens, nahmen davon Besitz und trieben eine große Fischerei. In den 50 Jahren zwischen 1670 und 1719 segelten 2289 Schiffe nach Spitzbergen, wovon 81 verunglückten; die übrigen brachten 9976 Fische oder 414,607 Tonnen Speck, welches im Durchschnitt $4^{6}/_{100}$ oder 191 Tonnen Speck auf jede Reise macht.

In den Jahren 1672, 1675, 1678, 1680, 1697, 1701 kamen von 9 bis 11 Fische auf 1 Schiff, aber in den Jahren 1688-1689, 1691, 1706, 1710, 1718, 1719 war der Durchschnitt nur sieben Zehntel Fische auf ein Schiff; 511 Expeditionen brachten in sieben Jahren nur 215 Fische. Es segelten von Hamburg 1794 25 Schiffe; 1797 19, und 1802 15 Schiffe, welche letztere 62 Fische nach Hause brachten, die 3409 Barrile Thran (226 Pfd) ausbrachten. In diesem Jahr brachten von Grönland die Alida 1 Fisch, 3400 Robben, 3 Bärenfelle oder 367 Tonnen Speck. Die „Hoffnung" 2 Fische, 1500 Robben oder 280 T. Speck; nächstes Jahr wird ein Schiff mehr ausegeln. Von Bremen kam 1 Schiff ganz voll und brachte 12 Fische; das andere nur 1 Fisch.

Die Franzosen erscheinen nicht mehr am Nordpol und fischen nur mehr in dem Süden.

Im Jahre 1768 ließ der König von Preußen zwei Expeditionen von Emden ausrüsten.

Folgende Liste ist eine partielle Angabe der englischen Expeditionen in diesem Jahre nach der Davids-Straße, welche zugleich einen Beweis liefert, wie verschieden die Größe der Fische und das Glück in der Fischerei ist:

Von Kirkaldy die Caledonia mit 10 Fischen oder 60 Tonnen (à 2200 Pf. Speck); der Christian mit 9 Fischen oder 90 T.; der Hecla mit 18 Fischen oder 250 T.; der Regulus mit 7 Fischen. — Von Leith: der North Pole mit 11 Fischen oder 75 T.; William and Anne 10 Fische oder 89 T.; Clarendon 10 Fische oder 180 T. — Von Montrose: Elisa 6 Fische oder 60 T. — Peterhead: Hector 21 Fische. — Aberdeen: Neptune 15 Fische oder 140 T. — Burnt Island: Undaunted 10 Fische oder 180 T. — Dundee: Advice 4 Fische; Alexander 4 Fische; Ebor 10 Fische oder 100 T.; Horn 14 Fische oder 70 T.; Princeß Charlotte 22 Fische oder 280 T. — Hull: * * * 11 Fische oder 90 T.; der Comet 20 Fische oder 160 T.; der Ellison 25 Fische.

(Fortsetzung folgt.)

Cigarrenmanufactur in Malaga und Sevilla.

(Aus Capitän Scotts: Excursions in the Mountains of Ronda and Granada, with characteristic sketches of the inhabitants of the South of Spain.)

Die Manufactur zu Malaga beschäftigt 700 Personen, Weiber und Kinder. Ein guter Arbeiter kann täglich 500 liefern, da aber Kinder nur die Hälfte machen können, so kann man im Durchschnitt nur 200 rechnen; dieß gibt im Ganzen 140,000 täglich. Die Manufactur von Sevilla beschäftigt 1000 Männer und 1600 Weiber. Diese 2600 Menschen liefern ungefähr 250 Stück jede des Tages, zusammen also 650,000. Fügt man die obigen 140,000 hinzu, so kommen 790,000 Cigarren heraus, die täglich in diesen Städten fabricirt werden. Man zahlt diesen Leuten 1 R. V. für 50 Stück, so daß also der beste Arbeiter nur 6 Realen oder ungefähr 45 kr. des Tages gewinnen kann. Die besten Cigarren werden ganz aus Havana-Tabak gemacht, und werden für 50 Realen (5 fl. 45 kr.) das Hundert verkauft. Die zweite Sorte wird aus gemischtem Tabak fabricirt, innen aus Havana-Blättern, außen aus virginischen: sie kosten 18 Realen (2 fl. 15 kr.) das Hundert. Da nun in der Havana die besten zu 12 Dollars (50 fl.) das Tausend und die geringern um ein Viertheil dieses Preises zu haben sind, so kann man sich denken, daß das Schmuggeln in gehörigem Umfange getrieben wird.

Bericht über die mit dem Bremer Schiff Virginia in Deutschland angekommenen beiden Neuseeländer.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte ich gehört, daß diese rarae aves in der Nähe seyen, so ging ich unverzüglich hinüber, um ihnen einen Besuch zu machen, und traf sie Abends auf der Chaussée, wo ich die Ehre hatte, von ihnen mit dem weiter unten beschriebenen Kriegsgesang begrüßt zu werden. Nachdem ich den Besuch einigemal wiederholt und mich, so gut ihr gebrochenes englisch und das gebrochene neuseeländisch des dolmetschenden Meinke es erlaubte, mit ihnen unterhalten hatte, gelang es mir sie zu einem Besuche bei dem Geheimen Hofrath P. in D. zu bewegen. Da ich sie selbst abholte, so hatte ich auf dem Wege Gelegenheit, den ihnen wie allen Wilden eigenthümlichen Gang zu bemerken, der, ein Mittel zwischen Gehen und Laufen, im deutschen sich am besten durch das freilich etwas gemeine Wort Hundetrab bezeichnen läßt. Wie ein Hund trabte auch Tiati, den Kopf etwas gebückt und die Schultern nach vorn zusammengezogen, hinter mir und dem begleitenden Bootsmann her — ohne diesen gehen sie nirgends hin — Emetsi aber verläugnete nicht sein heiteres Temperament. Ruhig hintrottelnd, sprang er plötzlich mit der Gewandtheit eines Hirsches über Gräben und Büsche, und erblickte er dann ein Mädchen auf der Chaussée, so lief er zu ihr und begrüßte sie mit einem freundlichen ch'n' dag, wie er die Bauern hier das „Guten Tag" hatte aussprechen hören.

In dem genannten Hause hatte sich zum Empfange der Gäste aus der Südsee eine kleine Gesellschaft eingefunden. Alle waren höchst gespannt auf den Eindruck, den das Innere eines städtischen Hauses auf diese Naturmenschen machen würde, die von der europäischen Cultur noch nicht viel mehr als Cajüten, Kojen, Schiffer, Bauern und Bauernhäuser gesehen hatten. Aber noch begieriger mochte wohl ein jeder seyn, den schauerlich behaglichen Eindruck kennen zu lernen, den ein vertrauliches Zusammenseyn mit menschenfressenden Barbaren auf sein

Digitized by Google

durch Sitte, Cultur, Religion, Erziehung und Gewohnheit geordnetes und sanfter gestimmtes Gemüth machen würde.

Eine freundliche Bewillkommnung erwiderten die Indianer durch gutmüthigen Handschlag, und überließen sich dann sogleich der lebhaftesten Neugierde und einer von Verstand und Urtheilskraft zeugenden Wißbegierde. Zwar wirkte die fremdartige Umgebung der Sachen sowohl als der Menschen anfangs etwas drückend auf sie ein, doch ging, namentlich bei Emetsi, diese sehr natürliche Schüchternheit bald in offenen Frohsinn über. Der Anblick einer Suite von Zimmern, die großen Spiegel, die Sophas, die vielen Stühle, die Bronzeverzierungen an den Mahagony-Meubeln, die farbigen Tapeten, die gestickten Glockenzüge, die arganischen Lampen mit Glaskuppeln, die großen Oefen mit Figuren en relief, die hohen Fenster mit Vorhängen, dieß bunte Durcheinander preßte ihnen einmal über das anderemal den Ausruf ab: fine house! fine house! Gemälde zogen dann zuerst ihre besondere Aufmerksamkeit auf sich. Sie freuten sich über die großen Bäume auf einigen Landschaften, und machten schnell die Entdeckung, daß einer derselben hohl sey, und zur Verfertigung eines Canoes nicht mehr tauge. Mit Gier hing ihr Auge an einem andern Gemälde, welches den berühmten Ausfall der hannover'schen Besatzung aus Menin in den Niederlanden darstellte. Die Todten, die Sterbenden, der Kampf Einzelner, die geschwungenen Schwerter, die Kanonen im Augenblick des Abfeuerns, das Feuer und der Pulverdampf mit einer brennenden Stadt im Hintergrunde versetzte sie in einen Zustand kriegerischer Begeisterung. Den hoch zu Roß sitzenden General Hammerstein erkannten sie augenblicklich für einen Anführer, aber für den Haupthelden hielten sie einen im Vordergrunde des Gemäldes befindlichen Artilleristen mit dreieckigem Hute, der im Begriff stand eine eben abgefeuerte Kanone auszuwischen. Dabei machten sie nicht wie wir den Schall des Geschützes nach, sondern durch ein wiederholtes Tsiss tsiss das zischende Geräusch des erzündeten Pulvers. Die Abbildungen mehrerer Einwohner verschiedener Inseln in der Südsee interessirten sie sehr, namentlich die eines neuseeländischen Kriegers mit seiner Frau, die aber nicht aus der Gegend unserer Gäste, sondern von der nördlichen Insel seyn sollten. Bei mehrern tadelten sie die unrichtig gehaltene Zeichnung der Tättowirlinien. Sie konnten nicht satt werden einige kleine Marmorstatuen zu betrachten, und äußerten eine höchst naive Freude über eine Amor und Psyche vorstellende Gruppe, wobei Emetsi unter fröhlichem Lachen den Schall des Küssens nachmachte. Ich möchte behaupten, daß sie diese Statuen anfangs für Göhen hielten, obgleich ich religiöse Vorstellungen bestimmterer Art bei ihnen nicht entdecken konnte. Der Bootsmann Meinke glaubte die Erfahrung gemacht zu haben, daß man auf Neuseeland den Mond anbete, kundige Reisende aber melden hierüber nichts. Sollte sich bei den Neuseeländern eine Verehrung des Mondes finden, so dürfte diese doch wohl nicht religiöser Art seyn; denn wie so viele Indianer auf den Südseeinseln, namentlich die Pelew-Insulaner, keine Jahresrechnung haben, sondern die Zeit nur nach Mondsmonaten eintheilen, so wäre es nicht unwahrscheinlich, daß auch die Neuseeländer dem Monde bei seiner Wiederkehr eine gewisse Ehrfurcht zollen. Auch wußten weder Emetsi noch Tiati ihr Alter anzugeben, und berechneten größere Zeiträume, so weit es ihnen überhaupt möglich war, nach Monaten.

Unter Bäumen und Gewächsen im Garten untersuchten sie eine Edeltanne mit großer Aufmerksamkeit, und kosteten selbst die jungen Sprossen. Ich besitze nicht genug botanische Kenntnisse, um zu entscheiden, ob die Edeltanne große Aehnlichkeit mit der neuseeländischen Sprossentanne besitzt (Dacrydium cupressinum), deren junge Zweigansätze von den Wilden als Kohl verzehrt werden. Thurmhohe italienische Pappeln von seltenem Stammumfange gefielen ihnen wegen des schlanken Wuchses, aber das Holz, meinten sie, sey nicht gut, um Canoes daraus zu machen. Unter drolligen Freudenbezeugungen schwang Emetsi ein kleines Mädchen in einer Kinderschaukel, und erzählte, in Neuseeland befestige man ein langes Tau an zwei nahestehenden Bäumen und in diese kunstlose Schaukel setzten sich fünf oder sechs Menschen auf einmal und schaukelten sich high, high! (hoch, hoch!) Ein Eichhörnchen an der Kette ergötzte sie wegen seiner Zahmheit. Sie nannten es little dog (kleiner Hund). Man konnte überhaupt bemerken, daß gezähmte Thiere, gebändigte und beherrschte Naturkräfte und das von wilden, barbarischen Leidenschaften gereinigte Betragen der Menschen sie in einem fortwährenden Erstaunen erhielt, welches bald zu einem verlegenen Anglotzen herabsank, bald sich zu hochachtungsvoller Bewunderung emporhob. Diese stille Achtung vor der Herrschaft der Ruhe und der Ordnung ward besonders sichtbar, als ihnen erklärt ward, hinter den Eisengittern eines nahegelegenen Gefängnisses säßen Leute, die Böses begangen hätten. Oft hatten sie sich erkundigt, ob hier nie Krieg sey; ein selten gestörter Friedenszustand der menschlichen Gesellschaft schien ihnen unerklärbar.

Man bot ihnen Kaffee und Kuchen an, und sie erquickten sich mit Appetit, sobald der Bootsmann ihnen gesagt hatte, die Speisen seyen gut, denn ohne seine Bewilligung nahmen sie nichts. Es war eine seltene Kaffeegesellschaft, bestehend aus einem Präsidenten des Tribunals, einem Geistlichen, einem Bürgermeister, einem Bootsmann und Wallfisch-Harpunierer, mehrern verheuratheten und unverheuratheten Damen, zwei kleinen Kindern, zwei tättowirten Menschenfressern aus Neuseeland und einem Schriftsteller, die unter obligatem Anstarren neugieriger Dienstboten in traulicher Harmonie sich gegenseitig anstaunten, ja, was noch mehr, sich mit aller Höflichkeit sorgfältig untersuchten und betasteten. Emetsi's blaue Nase mußte hauptsächlich herhalten, und nur Eine Dame fürchtete sich vor einer Berührung ihrer Finger mit den braunen Wangen eines Wilden. Vielleicht besorgte sie ein Umschnappen des Indianers und ein plötzliches Erwachen des Appetits an Menschenfleisch, eine Furcht, welche wohl am wenigsten von den Kindern getheilt ward, denn diese ließen sich von „den bunten Gesichtern" willig auf den Knieen schaukeln. Als ihre zarten Lippen den Namen Emetsi aussprachen, äußerte dieser eine wahrhaft liebenswürdige Freude. Den ihnen von allen Reisenden vorgeworfenen Hang zum Stehlen konnte ich bei unsern Gästen nicht wahrnehmen, obgleich sie hinreichende Gelegenheit hatten, denselben auszuüben: europäische Begriffe hatten schon zu sehr auf sie eingewirkt. Aber wohl ließ sich der große Antheil bemerken, den Tiati an den blonden Locken, den rosigen Wangen und den blauen Augen einer der anwesenden Damen nahm. Voltaire's Ingéen und Mademoiselle de St. Yves standen vor unsern Augen. Beide Neuseeländer hatten schon zwei Frauen gehabt.

(Schluß folgt.)

Nach dem Dorset County Chronicle dehnt sich die Organisation der arbeitenden Classen auch unter der Ackerbaubevölkerung aus, ein neues Symptom, das bedeutsamer werden kann, als die Arbeiterverbindungen in den Städten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 337.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 December 1838.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Etwas über die Geschichte des Bramanismus in Indien.

Es ist noch nicht 20 Jahre her, so stand Indiens Geschichte und seine Zustände von dem asiatischen Westen und von Europa so schroff gesondert da, daß sich gar kein Mittelglied finden wollte. Die alte indische Göttersage selbst hat so etwas Losgerissenes, in sich Abgeschlossenes, daß Viele daran stutzig wurden, und sie nicht wie andere Götter- und Heldensagen als aus des Volkes Poesie hervorgegangen betrachten wollten. Was die Unsicherheit aller Untersuchungen darüber noch vermehrte, war der Umstand, daß man gewöhnlich annahm, in Indien herrschten nur zwei Religionssysteme, der neu eingedrungene Islam und der alte Bramanismus. Erst nach und nach wurde diese Meinung erschüttert, denn es fiel seltsam auf, daß trotz alles Reichthums der Sanskritliteratur sich lange durchaus keine Geschichtswerke finden wollten, ja in den belletristischen Werken nicht einmal historische Andeutungen, an welche sich Fremdes hätte anknüpfen lassen, und selbst die alten epischen Gedichte Ramayana und Mahabharata ermangelten des gewöhnlichen Uebergangs von der Götter- zur Heldensage und von dieser zur alten Geschichte des Volks. Diese historische Leere war der auffallendste Zug, welchen Indien dem Alterthumsforscher darbot; diese Leere auszufüllen, erschien lange als eine vollkommene Unmöglichkeit, und ist auch wirklich jetzt noch nach so mannichfachen Studien und Arbeiten immer eine höchst schwierige und ungewisse Sache. Man kam indeß bald auf die Vermuthung, daß diese Leere keine natürliche, von selbst entstandene, sondern eine künstlich herbeigeführte sey: die Buddha-Religion, welche sich nach Ceylon und zu den indo-chinesischen und chinesischen Nationen, ja bis in den hohen Norden Asiens hinauf verbreitet hatte, war indischen Ursprungs, und wie kam es, daß die nach und nach bekannt werdende indische Literatur nichts davon meldete? Die ungeheuern Höhlen in mehrern Theilen Indiens, deren Wände mit Götterbildern bedeckt waren, die nicht dem neuern Cultus der Braminen angehörten und von diesen als ketzerisch und gotteslästerlich verschrieen wurden, woher stammten sie? Die Geschichte schwieg, die Sage schwieg, zum mindesten in Indien selbst; aber in denjenigen Ländern, wohin die Buddhalehre sich geflüchtet hatte, schwieg sie nicht, und so erfuhr man denn nach und nach, daß die Buddhalehre in Indien von den Braminen im 6ten oder 7ten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung gewaltsam ausgerottet worden sey.

Ursprünglich scheint der Bramanismus nur im Norden Indiens vom Bramaputra zum Indus zu Hause gewesen zu seyn, und eben daselbst erhob sich auch die Modification desselben, der Buddhismus, welcher lange nur als eine Art Reformation bestand. Als aber die Lehre von der Gleichheit aller Menschen und der Verwerflichkeit des Kastenwesens das Gebäude des alten Bramanismus zu erschüttern anfing, begann die Verfolgung ungefähr im Anfang unsrer Zeitrechnung, und endete im 6ten oder 7ten Jahrhundert mit der gewaltsamen Vertilgung der Buddhaanhänger und ihrer Vertreibung nach Norden, Osten und Süden. Erst von diesem Zeitpunkte an scheint sich der Bramanismus recht in dem südlichen Theile der Halbinsel ausgebreitet zu haben, wie sich aus dem Umstande ergibt, daß dieselbe höchst unvollkommen zum Bramanismus bekehrt ist, daß dieser letztere, wie Wilson bemerkt (siehe Antibramanismus in Indien Nr. 40 v. d. J.), nur auf die Städte und Heerstraßen beschränkt ist, so daß ein Reisender, der in die abgelegenern Theile von Hindustan eindringen wollte, wenig Spuren von Wischnu, Siwa und andern Hindu-Gottheiten finden würde. Für diese Ansicht spricht auch der von einem Dr. Stevenson hervorgehobene Umstand, daß z. B. die uralten Bergstämme des Dekkans, die Bhils, Ramusis, Kulis u. s. w. zwar wohl die Entscheidung der Braminen in bürgerlichen Angelegenheiten anerkennen, aber in ihren religiösen Verhältnissen ganz von ihnen getrennt sind. Dieses deutet auf eine nicht sehr alte und auf jeden Fall höchst unvollkommene, politische Unterwerfung hin. Wir wissen mit ziemlicher Sicherheit, daß das Eindringen der Braminenlehre in das Gebirge nach Nepal und ostwärts nach Assam nicht in ein sehr hohes Alterthum hinaufsteigt. Aller Wahrscheinlichkeit nach fällt es in die Zeit der unumschränkten Braminenherrschaft in Nordindien, vielleicht zum Theil erst in die Zeit der mohammedanischen Einbrüche. Der Zeitraum, welcher zwischen der Unterdrückung der Buddhalehre in Indien und den umfassendern Einbrüchen der Mohammedaner verlief, war gewiß das Helden-

Digitized by Google

zeitalter des Bramanismus und die Blüthenperiode seiner Literatur, aber auch die Zeit der möglichst gänzlichen Abgeschlossenheit gegen das Ausland; denn die Fürsten, welche der Buddhalehre anhingen, waren keineswegs so scheu hinsichtlich der Berührungen mit Fremden.

Das erste Verbindungsglied zwischen dem alten Indien und Westasien bildeten die seit zehn Jahren in immer größerer Anzahl aufgefundenen baktrischen Münzen, die in ihrer sichtlich langen Reihenfolge erst rein griechisch waren, dann allmählich mehr barbarische und endlich auch indische Embleme zeigten. Doch wären diese vergleichungsweise von geringem Belang gewesen, wenn sich nicht mit einemmale gezeigt hätte, daß die Schrift auf vielen dieser Münzen dieselbe sey, wie an vielen alten, in Felsenwände oder auf Steinpfeiler eingehauenen Inschriften Indiens. Es ist schon früher erwähnt worden (s. Nr. 311), daß es den Bemühungen englischer Gelehrten gelungen sey, diese Schrift zu entziffern.

Der Inhalt dieser Inschriften beweist, daß buddhistische Dynastien zur Zeit Alexanders und seiner Nachfolger auf den Thronen Indiens saßen, und diese standen in lebhaftem Verkehr mit dem Westen, wie die Nennung griechischer Königsnamen beweist. Auch ist wohl die Bemerkung Prinseps nicht unwichtig, daß die früher schon beobachtete Aehnlichkeit des buddhistischen Systems der Astronomie mit dem ptolemäischen nicht zufällig, sondern aus dem Verkehr mit der westlichen Welt zu erklären sey. Wie es indeß sich auch mit den Einzelnheiten verhalten mag, so scheint aus den bisher erhobenen Thatsachen hervorzugehen, daß die Braminen ursprünglich nur in Nordindien zwischen dem Himalaya und dem südlichen Hochlande eigentlich herrschend gewesen, daß die Buddhalehre ihre priesterliche Macht und Kastenabtheilung mit Verderben bedrohte, daß der Kampf zwischen Buddhisten und Braminen in den ersten Jahrhunderten des Christenthums zum Ausbruch kam und mit der Unterdrückung, ja mit der Vernichtung der erstern endigte, worauf die Blüthenepoche der Braminenherrschaft die jetzt bekannte Sanskritliteratur mit Einschluß der ausschweifenden Theogonien erschuf, und daß zu derselben Zeit die Ausbreitung ihrer Lehre und Herrschaft im Norden in das Himalayagebirge hinein, im Osten nach Assam und im Süden in das Innere der Halbinsel, nach dem eigentlichen Dekan, erfolgte, welches stets die letzte Eroberung jeder in Nordindien herrschenden Macht war.

Die Fischereien in den nördlichen Eismeeren.

(Fortsetzung.)

2. Jan Mayen Eiland, und die früher bei demselben getriebene Fischerei.

Diese kleine, nach ihrem Entdecker benannte Insel erstreckt sich von Südwesten nach Nordosten, ist 8 deutsche Meilen lang, sehr schmal und hat auf dem nördlichsten Ende einen 6870 engl. Fuß hohen Berg, der „Bärenberg" genannt. Dieser erhebt sich steil auf einer Gebirgsgrundlage von 1500 engl. Fuß in konischer Gestalt und endigt mit einer breiten Spitze unter einer Decke von Schnee und Eis; zwei mächtige Eisberge von circa 1200 Fuß lehnen sich an ihn. Diese, auf 100 bis 120 engl. Meilen in See sichtbare Masse, observiren die Seefahrer gern auf ihrer Reise nach den Gewässern von Spitzbergen, indem sie im Osten von Jan Mayen ihren Curs halten. Ein Schiffer berichtet, den 17 Mai des Jahres 1732 auf der einen Seite dieses Berges Ausbrüche von Feuer gesehen zu haben, welche aber nur 24 Stunden währten, und von einem dicken Rauch gefolgt wurden; vier Tage darauf verwandelte sich dieser in ungeheuren Aschenregen, der, vom Winde geführt, auf 15 deutsche Meilen in See noch in so großer Menge auf das davon eilende Schiff fiel, daß dessen Wegschaffung viel Arbeit verursachte. Einige Wochen nachher landete ein anderer Schiffer in derselben Gegend, fand Alles ruhig, nur an einigen Plätzen ellenhohe Asche. In diesem Jahrhundert entdeckte Scoresby den Krater eines rauchenden Vulcans unweit des Bärenbergs, südwestlich von demselben, und nannte ihn Eskmount. Da die Holländer eine genaue Karte der Insel aufnahmen, häufig dieselbe besuchten, ohne denselben zu erwähnen, mag er damals ruhiger als in neuerer Zeit gewesen seyn, oder ist gar erst jüngst entstanden. Massen, dem Bimsstein ähnlich, findet man häufig, z. B. bei Mary Muss Bai.

Die ganze Insel besteht nur aus steilen, mit Eis und Schnee bedeckten Gebirgen, die im wärmsten Sommer, theilweise entblößt, als kahle Felsmassen sich zeigen; doch immer noch in ihren Spalten bis zum Meere herab Eis und Schnee bewahren.

Auf flachern Plätzchen, wo aus verwittertem Gestein und Vogelmist eine dünne Erdrinde entstanden ist, wachsen, wenn gegen nördliche Winde geschützt, während des kurzen Sommers heilsame Pflanzen, als wie Moose, Löffelkraut, Sauerampfer ꝛc., welche nicht allein die Schiffer als Arznei für sich selbst, sondern auch in Auftrag ihrer Rheder holen.

Nur einige Gegenden der Westküste eignen sich zu Ankerplätzen und Landungen, sonst sind die Küsten steil und unzugänglich. Die früher als solche häufig benutzten sind die Bai von Guinea, Südbai, Roberg, Mary-Muß-Bai ꝛc., besonders aber die Norder oder englische Bai, wo man von den frühern holländischen Etablissements auch mehr Ruinen als an den übrigen Orten traf. Am 4 August 1699 ankerte ein holländischer Commandeur in der letztgenannten Bai, fuhr ans Land und fand daselbst gegen 20 Schaluppen und zwei große Boote gegen einander aufgesetzt, wie man es in Holland zu thun pflegt, ferner Thranfässer u. dgl. m., aber so verfault, daß es nur noch als Brennholz nützte; ebenfalls war eine Masse Tauwerk nur noch zu Pappe dienlich. Krieg, Schiffbruch oder viel Eis verhinderten wohl das Abholen dieser Dinge.

Als der Fischfang in der Umgegend dieser Insel noch sehr ergiebig war, hatten die Holländer die Absicht, daselbst ein permanentes Etablissement zu begründen; wirklich überwinterten 1633 freiwillig sieben Leute, die man neun Monate darauf alle wohlbehalten mit einigen Ergebnissen ihres Fanges antraf. Die im nächsten Jahre zurückgelassenen sieben Personen starben insgesammt, dem vorgefundenen Journale nach zu urtheilen, am Scorbut (wegen Mangel an guten Lebensmitteln) im Frühjahr,

Digitized by Google

kurz vor der Ankunft der Expedition; im Winter war das Eis durch häufige Stürme aufgebrochen und sie sahen in den Baien viele Fische. Dadurch abgeschreckt, wollte Niemand wieder freiwillig überwintern.

Zwischen den Jahren 1611 und 1613 waren sehr viele Wallfische in der Umgegend dieser Insel, aber außer der privilegirten nordischen Compagnie durfte kein anderes holländisches Schiff bei Strafe von 6000 fl. für den Rheder und Confiscation sich nähern. Gewöhnlich ist die Insel auf 10 deutsche Meilen mit Eisstücken umlagert, besonders so die Nordseite; auf der Ostseite ist der Eisgang am stärksten, da die Fluth denselben südlich, die Ebbe denselben in nördlicher Strömung mit sich führt. Die Westküste hat am wenigsten Treibeis. Auf der Nordküste entstehen wahrscheinlich auf Veranlassung des Bärenbergs plötzlich Stoß- und Wirbelwinde. Vor zwei Jahren sah ein Hamburger Comandeur ungeheure Massen Treibholz bei der Mary-Muß-Bai.

Wie in der Einleitung gesagt worden, zogen sich die Fische bald weg und die kostbaren Anlagen fielen in Ruinen; jetzt werden auf nicht große Entfernung von dieser Insel am Rande des Westeises im Frühjahr Robben geschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Koptische Manuscripte.

Dr. Dujardin, der von dem Minister des öffentlichen Unterrichts nach Aegypten geschickt wurde, um koptische Manuscripte zu sammeln, hat von Cairo aus unter dem 5 Julius geschrieben, daß er bei verschiedenen Privaten 50 Manuscripte zusammengebracht habe, die alle in der königlichen Bibliothek zu Paris fehlten, und die theils im memphitischen, theils im saitischen Dialekt abgefaßt seyen. Es sind fast lauter Uebersetzungen einzelner Theile der Bibel und Legenden. Hr. Dujardin hofft, die Masse der Materialien noch vermehren zu können, und so zu einer vollständigen Kenntniß der ägyptischen Sprache zu gelangen. (Nouv. Annales des Voyages. August und September.)

Bericht über die mit dem Bremer Schiff Virginia in Deutschland angekommenen beiden Neuseeländer.

(Schluß.)

Nun folgte für sie ein Augenblick des höchsten Entzückens. Jedem ward ein Hut und ein Dutzend oldenburgischer Uniformknöpfe geschenkt, und man nahm keinen Anstand Emetsi eine tüchtige Soldatenflinte und Tjati ein Paar kleine Pistolen zu geben. Nachdem sie endlich den Wahn verloren hatten, diese Waffen seyen ihnen zum bloßen Anschauen eingehändigt, und ihnen dieselben auf ihr wiederholtes too much (zu viel) immer wieder in die Hand gegeben wurden, brachen sie beide in ein jubelndes Freudengeschrei aus. Sie untersuchten die Gewehre mit sichtbarer Kenntniß, und zogen darauf ihre Jacken aus, um, vielleicht zum Zeichen der Dankbarkeit oder der Freude, ihren Nationaltanz aufzuführen.

Nachdem sie sich erst in ihrer Sprache verständigt hatten, worüber sie *siegen* wollten, stellten sie sich drei Schritte von einander und begannen den Tanz oder vielmehr die mimische Darstellung durch ein wiederholtes von einzelnen Tönen begleitetes Klopfen auf die Schenkel. Nun folgte ein monotones, gesangähnliches Zusammensprechen. Immer lauter ward der Gesang, immer häufiger einzelne hohle, seufzerähnliche Laute, immer heftiger und krampfhafter die Gebärden. Sie bewegten sich nicht vom Fleck, aber ihr ganzer Körper arbeitete, kein Muskel blieb unthätig, ihre Arme hatten sie drohend in die Luft gestreckt und hielten sie minutenlang in einem krampfhaften Zittern, wobei sie sich bald vornüber, bald wieder zurückneigten. Sie kämpften mit einem unsichtbaren Gegner, versetzten ihm plötzliche Schläge mit Streitkolben, gaben blitzgeschwinde Messerstiche, und entgingen durch schlangenartiges Drehen des Körpers den Waffen ihres eingebildeten Feindes. Nun sah man das schwächere Widersetzen, das Unterliegen und den tödtlichen Schlag, wobei ihre rollenden, schwarzen Augen von düsterem Feuer flammten. Endlich kam der Augenblick des Kehlabschneidens und dann ein unter Verdrehungen der Augen von beiden angestimmtes schauderhaftes Todesröcheln in tiefen, rauhhauchenden Guttural-Accenten. Die Arme sanken schlaff herab, der *Tanz* war geendet; dicke Schweißtropfen rollten von ihrer braunen Stirn. Obgleich ich diese von Gesang begleitete Nachahmung eines Kampfes wohl ein dutzendmal gehört habe, so konnte ich mich doch jedesmal beim Anhören des Todesröchelns eines unwillkürlichen Schauders kaum erwehren, eines Schauders, den Alle empfunden zu haben versicherten, und der bei den Damen nahe an verjagende Angst zu gränzen schien. Die eigenthümlichen Guttural-Töne kommen in ihrer Sprache in keiner consonantischen Gestalt vor, sondern sind nichts als Nachahmungen der Natur, die sie am geeigneten Ort anbringen. Sie singen auch nicht immer dasselbe, sondern bald dieß, bald jenes, so daß es scheint, als wenn dieser Kriegsgesang sich jedesmal auf einen bestimmten, von ihnen oder von einem berühmten Krieger gekämpften Kampf bezieht. Wollen sie mehrere *Tänze* — ein sehr uneigentlicher Name — hintereinander aufführen, so schneiden sie vorher gewisse Kerben in ein Stück Holz, um sich daran im Feuer des Gesanges ihres Thema's zu erinnern.

Emetsi begann darauf noch einen Einzelkampf mit seinem Gewehr, das er trotz des geübtesten Grenadiers bald als Schuß-, bald als Stoß- und bald als Schlagwaffe zu handhaben verstand. Durch einen Stoß des Kolbens auf die Erde brachte er ohne Ladstock die Kugel auf den Boden des Gewehres, schwang dieß wie einen Stock um sein Haupt und feuerte und lud wieder mitten unter Biegen und Ducken und Springen und Laufen. Tjati unterstützte ihn später mit seinen Pistolen.

Emetsi und Tjati haben aus ihrem Vaterlande zwei mantelartige Decken mitgebracht, die aus dem berühmten neuseeländischen binsenartigen Flachs, Phormium tenax, gestrickt sind. Die eine ist weich, glatt, gerippt und weiß und roth von Farbe. Die zweite, schwerere, ist nur auf der innern Seite glatt und trägt auf der äußern die zusammengedrehten, in regelmäßigen Abstehen von der gelblichen Schale befreiten, etwa neun Zoll langen herabhängenden Enden der Flachsstränge. Die Farbe des Flachses selbst ist an dieser Decke nicht weiß, sondern braunschwarz, so daß, da jeder einzelne der tausend dicht neben, einander herabhängenden Stränge immer abwechselnd einen Zoll lang schwarz und einen gelb ist, diese Decke aus der Ferne einem zottigen Bärenfell, in der Nähe aber an Farbe und Gestalt der bunten Haut eines riesigen Stachelschweines gleicht. Eine einfachere Zubereitung

Digitized by Google

dieses Flachses als die unserige, von der bereits mehrere Reisebeschreiber sprachen, beschrieb Tiali. Uebrigens unterscheiden diese Decken sich in nichts von denen, die man unter den neuseeländischen Fabricaten im British Museum in London sieht.

Von ihrer Sprache kann ich, da ich keine Gelegenheit hatte sie lange ungestört zu sprechen, leider nur wenig mittheilen. Manche von Zimmermann in seinem Werke über Australien aus Cook und Forster entlehnte Ausdrücke waren diesen beiden Neuseeländern ganz unverständlich, woran aber wohl meine verkehrte Aussprache Schuld war. Denn da jene beiden Reisenden sich zur Bezeichnung der fremden Sprachlaute der englischen Orthographie bedient haben, keine Sprache auf der Welt aber weniger bestimmte Regeln hat, um ein ihr nicht eigenthümliches Wort der ursprünglichen Aussprache gemäß zu schreiben, so kann man selten wissen, welche Laute man mit dem geschriebenen Wort allein verbinden darf. Die nördliche der beiden neuseeländischen Inseln wird allgemein Eaheinomauwe, die südliche Tawai-Poenamu genannt, unsere beiden Eingebornen kannten aber weder das eine noch das andere dieser Wörter. Und wie sollten sie es auch, da man, abgesehen von allem Accent, dieß den Regeln der englischen Aussprache unbeschadet Jähänomahw, Jhinomahe, Jahinomaoui und Täuä-Poenämiu, Taä-Pinamiu, Tawäei-Punämiu aussprechen kann. Eines ihrer Kriegsinstrumente soll Pättu-Pättu heißen, allein sie antworten auf die Frage deßhalb, das hieße: „Du bist ein großer Lügner." Später fand sich jedoch, daß diese Waffe in einigen Gegenden auch Tmitti heißt, und vielleicht hätte es sich herausgestellt, daß der Name Emetsi, den Tiali und der Bootsmann bald so, bald aber auch Emetri und Emetti aussprachen, nichts als dieses Mordinstrument bedeutet, nach dem unser Freund sich als großer Krieger benannt haben wird. Pättu hieße dann allerdings bei ihnen Lügner, und nach der Analogie des otaheitischen mala bitter, mala mala sehr bitter; tea weiß, tea tea der weißeste; huru Haar, huru huru die Haare, würde Pättu Pättu auch „ein großer Lügner" bedeuten. Auf die Frage, wie der Ort hieße, wo sie geboren, antwortete Emetsi: Härri, und Tiali: Kó Härri, wahrscheinlich neben oder bei Harri. In Verbindung mit dem neuseeländischen Takuri maté Marion (T. hat den M. erschlagen) und dem engverwandten otaheitischen Matama maté (mat ama-maté?) (der Mond ist todt) und matte tayo (du willst den Freund umbringen?) fand sich in ihren Wörtern Mattámät (krank) und (Máttamóhr (todt), der Name mat in activer Bedeutung tödten und in neutraler sterbend seyn. Ein Kind nannten sie Pecke-nihn, einen Vater Peckeri. Diese so höchst unvollkommenen sprachlichen Andeutungen wünsche und hoffe ich später auf eine umfassendere Art berichtigen zu können.

Musik nahm ihr ganzes Wesen in Anspruch, doch setzte Orgelspiel in einer Kirche sie weniger in Erstaunen, als man erwarten durfte. Es ergab sich aber bald, daß die englischen Missionäre auf Neuseeland sich in ihren Bethäusern in Ermanglung eines Bessern der Drehorgeln bedienen, und daß unsere wilden Freunde diese schon gehört hatten. Gegen die christliche Religion hatten sie aus ihrem Vaterland ein Vorurtheil mitgebracht. Die Missionäre hatten den Neuseeländern oft schon das Unsittliche eines rücksichtslosen Zusammenlebens der beiden Geschlechter vorgestellt, aber die Eingebornen, bemerkend, daß die Geistlichen sich in ihren Häusern Neuseeländerinnen als Dienstboten hielten, glaubten, diese seyen die Concubinen derselben, und das Predigen gegen den allzu freien Umgang mit dem andern Geschlechte sey eitel heucheln. Daher erklärten sie, einem solchen Umgange nicht eher entsagen zu wollen, als bis die Missionäre ihnen mit gutem Beispiel vorangingen. Doch läßt sich nicht bezweifeln, daß Emetsi und Tiali nach erhaltenem Unterricht, und dazu bezeigen sie beide Lust und Geschick, sich leicht bekehren lassen würden, auch soll ein Geistlicher bei Bremerhaven sich erboten haben sie unentgeldlich zu ernähren und zu unterrichten. Um so mehr ist es zu bedauern, daß sie uns auf einige Monate einstweilen verlassen werden, da sie, wie oben bemerkt ist, noch eine Reise nach Baltimore vorhaben.

Sollten sie aber auch nicht wiederkommen, der Aufenthalt unter Deutschen wird von wohlthätigem Einfluß auf sie gewesen seyn, als der ihnen jetzt bevorstehende unter Amerikanern. Hier ward ihnen, wo sie sich zeigten, freundlicher Empfang, Belehrung und humane Begegnung zu Theil, aber der verworfenste Amerikaner rein weißer Abkunft hält sich für zu gut mit dem edelsten Farbigen aus einem Glase zu trinken. Fahren die Neuseeländer fort, ihre wißbegierigen Brüder nach Europa zu schicken, sie würden bald, wie die Einwohner der Sandwichinseln, aus barbarischen Menschenfressern in civilisirte Bürger umgeschaffen seyn, und dem strandenden Seemann würde dort statt Messer und Streitkolben ein falschloser Handschlag zum Empfange werden. Wenn eine Gefahr zu bestehen war — erzählte der Bootsmann Meinke — so standen Emetsi und Tiali an der Spitze, durch die schäumendste Brandung fuhren sie kalten Blutes, und dem wüthendsten Alles um sich her zerschmetternden Wallfische gaben sie mit heiterer Kühnheit den Todesstoß. Mich lieben sie so sehr — setzte er hinzu — daß ich mich mit ihnen durch hundert Männer hindurchschlagen würde, denn ehe sie litten, daß man mir ein Haar auf dem Kopfe krümmte, würden sie zehnmal ihr Herzblut verspritzen. — Auch in dem rohesten Anthropophagen findet sich ein grünender Keim höherer Entwicklung, aber zum Wachsthum bedarf dieser nicht bloß Liebe, sondern Menschenliebe.

Vermischte Nachrichten.

Der Modellist Leon in Malaga. Einer der sehenswürdigsten Gegenstände in Malaga ist gegenwärtig das Studio (Atelier) des Señor Leon, des berühmtesten unter den zahlreichen Modellisten in Thon, deren es in dieser Stadt viele gibt. Seine Bilder sind bewundernswerth ausgeführt, und ausgezeichnet charakteristisch; auch sind sie sämmtlich von ihm selbst und seiner Familie gemacht. Seine Söhne bilden sie mit der Hand aus einem sehr weichen Thon; er durchgeht dann diejenigen Theile, welche die Vollendung eines erfahrnen Künstlers fordern, worauf seine Töchter ihnen mit ausgesuchtem Geschmack und Geschicklichkeit vermittelst des Pinsels Leben verleihen. Der Preis ist hoch, die einfachsten Figuren kosten 4 Pesos (10 fl.). Eine Gruppe von neun Reiterfiguren, die Señor Leon kürzlich für den Infanten Francisco de Paula ausführte, wurden auf 9000 Realen (1125 fl.) geschätzt. (Capitän Scott über Südspanien.)

Neues Gewehr. Ein Italiener, Namens Rosaglio, der sich gegenwärtig in England aufhält, kündigt ein Gewehr an, das nach so neuen und merkwürdigen Grundsätzen construirt seyn soll, daß es ohne äußeres Brennen abgefeuert werden kann, kein Pulveraufschütten braucht und beim Abfeuern keine Flamme und Rauch verursacht, als die, welche zu der Mündung des Laufes herauskommt. (Naval and Military Gazette vom 17 November.)

Sternfall. Der erwartete Sternfall in den Nächten des 11, 12 und 15 Nov. hat dieses Jahr, wenigstens in unserer Hemisphäre, die astronomischen Erwartungen nicht erfüllt. (Litt. Gaz. v. 17 Nov.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 338.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 December 1838.

Ausflüge aus Pau.

6. Oloron. Das Thal von Aspe.

Einer der angenehmsten Ausflüge aus Pau ist die Reise nach Oloron. Ich habe sie schon anderwärts, so wie auch den Eingang aus Spanien durch das Thal von Aspe beschrieben, und will also hier nur Einiges nachholen. Bei Gan trennen sich die Wege; man verläßt das Thal der Nees und zieht über den schönen Bergrücken, welcher dasselbe westlich begränzt, und die Aussicht auf das Becken gewährt, in welchem die Baise mit ihren vielfachen Quellen und mehrere andere an jenem Bergrücken entsprungene Gewässer nordwestlich über Lassaube, Monein (3 Meilen von Jurançon), Lagort u. s. w. in der Richtung von Orthes fortlaufen. Ich habe diese zwischen den Gaven von Pau und Oloron liegenden Gegenden nicht besucht; man hat mich aber versichert, sie seyen der Garten des Departements der Niederpyrenäen, und nirgends finde man so reiche, üppige, mit allen Reizen der niederen Hügel und der wohlbewässerten und bebauten Ebenen ausgestattete Landschaften. Nachdem sich der Weg von Revenac mit der Straße vereinigt, geht es wieder etwas abwärts in ein engeres Thal, in welchem man bei Herrera den Weg von Arudi aufnimmt; man entdeckt nun schon zur Linken den Gave von Ossau, und langt bald auf dem Platze des niederen Oloron an. Der Zusammenfluß dreier Gewässer, längs welcher das Städtchen seine Straßen wie Arme ausstreckt, die Anhöhen, welche mit Stadttheilen oder sonst auffallenden Gebäuden besetzt sind, und von wo man den Lauf dieser Gewässer beherrscht, der Contrast der an sich freundlichen Lage mit dem alterthümlichen Ansehen einiger Gebäude oder Reste von Gebäuden, welche mit neuen Wirthshäusern und Kaufläden gemischt sind, die Brücke über den Gave von Ossau, und der ziemlich lange, nur auf einer Seite mit Häusern besetzte Gang längs dem Gave von Aspe, mitten in dem Orte der ländliche Ausgang im Norden in die Wiesen und Castanienwäldchen an dem Bache von Goes, die Vorstadt von Sainte Marie am westlichen Ufer des Gave von Aspe (diese Extramuros an den Flüssen heißen alle Sainte Marie oder Sainte Esprit) geben der Stadt ein ganz eigenthümliches interessantes Ansehen, und bereiten dem Fremden, der die Mysterien dieses Labyrinthes noch nicht kennt, mehrere Ueberraschungen vor. Die Luft ist etwas rauh, aber gesund, und das Hotel des Hrn. Condesse verschafft einen Ruhepunkt, in welchem man durch die beständige Ankunft von Reisenden und die Expedition der Diligencen nach Spanien zerstreut, und durch die gute Küche bei Kräften erhalten wird; aber mit Kaffeehäusern und Journalen ist man schlecht versehen. Der Berg, auf welchem das alte, einer Ruine ähnliche Schloß, und die obere Stadt mit der Kirche Santa Cruz und einem cirkelförmigen, menschenleeren Spaziergang liegt, ist schwer zu besteigen, gewährt aber, wie die übrigen Anhöhen, herrliche Aussichten; es sind noch mehrere andere Spaziergänge, unter welchen der südliche längs dem Gave von Ossau der freundlichste und auch mehr besucht ist. Oloron behält noch das Andenken Kaiser Josephs II, der es incognito besuchte, und dem (damaligen) Augustinerkloster, dessen Lage auf einer Anhöhe seine Aufmerksamkeit auf sich zog, ein Gemälde aus Paris verehrte; man erinnert sich auch an die nur einige Jahre spätere Epoche, in welcher Beauharnais, damals Husarenoberster, mit seiner Gemahlin, der nachherigen Kaiserin Josephine, und seinen zwei kleinen schönen Kindern, ein Gegenstand der Liebe und Achtung ihrer Nachbarn in der obern Stadt war. Aber Oloron, wenn es einen Archäologen hätte, könnte von weit älteren Denkmälern erzählen; der Thurm Fori scheint ein römischer Rest, ein Einwohner fand dort einige Kupfermünzen, und verkaufte sie einem Kesselflicker; die Kirche zum heiligen Kreuz macht durch den bloßen Anblick ihrer sonderbaren Form und niedrigen Wölbung einen Eindruck, demzufolge man sich überzeugt, daß sie unter einem andern Einflusse als die gewöhnlichen Kirchen, seyen sie auch aus dem Alterthum, erbaut worden ist; man sagt, sie sey ein druidisches Denkmal. Und da wir nun bei den Alterthümern sind, so wollen wir etwas von dem Thurme von Monteroue, eine halbe Stunde nordwestlich von Oloron oder vielmehr von Sainte Marie, sagen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Fischereien in den nördlichen Eismeeren.

(Fortsetzung.)

3. Spitzbergen, das umlagernde Eis, Witterung.

Aus großer Entfernung gesehen, hat dieses aus dem Wasser steil hervorragende, von hohen spitzigen Felsmassen gebildete Land das Ansehen einer Wolke. Höchst interessant ist die große Deutlichkeit, womit man bei klarer Luft auf bedeutenden Abstand die Küsten wahrnimmt. Im Ansegeln glaubt ein Neuling bei diesen Erscheinungen der Polargegenden, daß die Küste sich mehr entferne, oder fürchtet plötzlich zu scheitern; z. B. auf 10 deutsche Meilen sieht man das Land bei klarem Wetter deutlich, segelt man nun fünf Stunden à $1^1/_4$ deut. M., und dann neigt sich ein feiner Nebel, so scheint das Land entfernter als zuvor; Nebel und dann folgende klare Luft verursachen das Gegentheil. *)

Hohe Gebirge sieht man an den Küsten, welche wegen ihres mannichfaltigen Colorits einen schönen Anblick gewähren; Eisberge, dunkle Felsmassen, deren Decke abgeschmolzen, Spalten mit Eis, Streifen mit armer Vegetation wechseln ab. Das sogenannte Middle Hook von Vorland erhebt sich bis zu 4 bis 4500 Fuß. Die Hornsspitze beim Horn Sund ist 4395 Fuß über die Meeresfläche; zahlreich sind ungeheure Eisberge, deren Größe durch kolossale ins Meer fallende Stücke abnimmt und welche durch Schneegestöber und Frost wieder anwachsen.

Der Sommer währt nur kurze Zeit und doch verschwinden ungeheure Massen Schnee und Eis, welche aufgethaut in vielen Bächen sich verlaufen, selbst auf hohen Gipfeln schmilzt Schnee, der den Strahlen der umkreisenden Sonne nicht widerstehen kann. Die Höhe, bis zu welcher die warme Temperatur auf Spitzbergen sich ausbreitet, ist wirklich bemerkenswerth; in Europa schneit es in den obern Regionen, während es in den untern regnet; dagegen regnet es in diesem Polarlande auf hohen Bergen und am Fuße derselben zugleich. **)

Als Scoresby im J. 1818 mit vieler Mühe einen Gipfel von 3000 Fuß bei Cap Mitre in der Kreuz-Bai erstieg, fand er um Mitternacht auf demselben die Temperatur einige Grad über dem Gefrierpunkt und den Schnee schmelzend, am Fuß waren es 6° Wärme. Die Strahlen der Sonne erreichen sogar den Theer und Pech am Schiff, aber im Schatten bleibt es mehrere Grad Kälte. Capitän Phipps erzählt, daß er am Lande im J. 1773 eine Wärme von $11^1/_2$° R. beobachtete; nach jenem Verhältniß müßte dann die Linie ewigen Schnees 7791 Fuß seyn; wäre dieß richtig, dann würde jener imaginäre Bogen des permanenten Wassergefrierens vom Aequator nach dem Pol reichend und auf letzteren ruhend über Spitzbergen eine Ausweichung bekommen.

Es ist unmöglich, weit ins Innere des Landes vorzudringen, denn wie darf man wagen, in einige minder steile Schluchten zu klimmen, da, wo ein Boden aus mürbem Eis treulos in hohle Räume einstürzt, die von Bächen ausgewaschen worden, da, wo unerwartete Stein- und Eisgewölbe Alles zerschmettern. Das in Spalten gelaufene Wasser gefriert, sprengt so überhängende Felsblöcke ab, welche im nächsten Thauwetter unter donnerähnlichem Krachen in die Gründe stürzen; Dampfwirbel und die Nachfolge des Zerschmetterten bezeichnen ihren Weg. — In Höhlen oder Spalten nisten Sommers die Vögel, doch mit solcher Vorsicht, daß der schlaue Fuchs ihnen nicht beikommen kann; wenn aufgescheucht, sollen diese Thiere einen ganz betäubenden Lärm machen.

Wie in andern Ländern des Pols wachsen in den Sommermonaten Junius und Julius antiscorbutische Kräuter auf sparsamem Erdreich. In fünf Wochen wachsen, blühen und tragen die zwerghaften Pflanzen Samen; die einzige baumartige Pflanze, eine Salix herbacea, ist nur 3 bis 4 Zoll groß. — Spitzbergen ist reich an verschiedenen Mineralien, und man brachte von dort Marmor, Steinkohlen und sogar mancherlei Sorten Erze.

Der westliche Theil der Insel wurde den 19 Junius 1596 von Barentz und Heemskerk entdeckt, welche ihr den jetzt bekannten Namen beilegten; 1607 machten die Engländer die Wiederentdeckung desselben; es entstand ein Streit des Eigenthumrechts, welcher mit einer Vertheilung der verschiedenen fischreichen Baien endigte. Selten nähern sich jetzt die Seefahrer dem Lande; unter nördlichen Breiten am Rande des Westeises suchen sie Fische. Russen und Normänner allein besuchen Edges Island, Point Lookout, Staus Vorland wegen des Fangs der Weißfische und des Wallrosses, überwintern auch mitunter, aber häufig bleiben sie dort auf immerdar. Wie eben gesagt, ist das Land unproductiv, aber die umgebenden Gewässer sind so reich, daß sie Tausende von Expeditionen reichlich belohnten.

Während zwei Dritteln der Winterzeit herrschen heftige Stürme; das einzige lebende Wesen ist der grimmige, umherschweifende Eisbär, der Herrscher des eisigen Nordens; im Februar erscheinen Füchse und im April die ersten Vögel. — Wie unter allen hohen Breiten ist die Witterung so veränderlich, als die Winde selbst, nach denen sie sich richtet. Die Nord- und Ostwinde führen eine unerträglich schneidende Luft herbei, doch ist diese heiter, wie auch bei Nordwestwind. Aber die aus Süden und Westen führen viel Schnee, sehr feuchten Nebel und auch wohl mitunter einen mäßig kalten Regen, der jedoch sehr ungewöhnlich. Auf nicht großen Entfernungen von einander herrschen oft verschiedene Winde, welches nahe am Lande wohl dem Einflusse der hohen Gebirge, weiter in See den kühlenden Eisfeldern zuzuschreiben ist.

Im Monat Mai sinkt unter dem 71sten Grad die Sonne nicht mehr unter den Horizont; das feste Eis zwischen Jan Mayen Eiland und dem Südende von Spitzbergen bricht in Stücke; Strömungen und Winde zerbröckeln es am meisten nahe am Lande, indem das jährige Eis leicht locker und mürbe

*) Daher wohl die Furcht jenes dänischen Seemanns, der 1688 unverrichteter Dinge von Grönland zurückkam und seinem König Friedrich II, berichtete, das Land habe er nicht erreichen können, weil ungekannte Kräfte sein Schiff zurückgehalten hätten, vielleicht gar die des Magnets, welche eben so gut auch hätten das Eisen aus dem Schiff ziehen können.

**) Der Berg Nevis in Schottland ist 4380 Fuß hoch und hat ewigen Schnee auf seinem Gipfel, während es in Spitzbergen auf etwas geringern Höhen thaut, wo die Temperatur im Durchschnitt doch $12^1/_2$° R. geringer ist.

Digitized by Google

wird; nordöstliche Winde treiben es gegen das Westeis, von wo eine südliche Strömung es weiter nimmt: so wird die See an der Westseite Spitzbergens offen. Dagegen bleiben die Nordost- und Ostküsten gewöhnlich mit dichtem Eis umlagert. Die Baien an der Südküste wählten die Engländer aus, da sie am ersten zugänglich sind; die übrigen Nationen mögen oft erst bei vorgerückter Jahreszeit nach ihren Etablissements an der Nordwestküste gelangt seyn; von diesen fand man, wie auf Jan Mayen, viele Ruinen bei Smeerenburg, Hamburger Bai, Süd- und Nordbai, dem Behoudehafen, wo die Schiffe auch im Nothfall Schutz finden könnten.

Bei einem feinen Nebel haben die Bergspitzen ein feuriges Ansehen, darauf folgt ein so finsterer Nebel, daß man kaum auf Länge des Schiffs von sich sehen kann und dann strenge Kälte. Oft wird durch den dicken fallenden Nebel unten auf dem Verdeck Alles naß, die Temperatur ist ein wenig über dem Gefrierpunkt, oben im Mastkorb ist es klar und mehrere Grade Frost. Dann senkt sich die Kälte, und der Reif wird zu Eis.

Wenn der Mond mit einem feinen Nebel umzogen ist, so erwartet man Sturm. Zieht die Sonne im vollen Glanze die dicken Nebel auf, so erwartet man besseres Wetter.

Während den vier Monaten, daß die Sonne nicht unter den Horizont sinkt, hat sie in ihrem niedrigsten Stand, während der Stunden der Nacht, einen schwächern Schein, so daß man sie ungeblendet ansehen kann wie den Mond; in diesen Stunden der Nacht ist es nicht kühler als bei Tage, die Temperatur wird von den Winden bestimmt.

Ende Junius fällt viel Nebel, dieser wird im Julius und August immer stärker, und am Ende des letztern Monats haben die Expeditionen auch schon den Norden verlassen. Im Anfang des August senkt die Sonne sich wieder unter den Horizont täglich eine bedeutende Zeit früher, bis sie, wie bekannt, 4 Monate vom 22 October bis 22 Februar gänzlich ausbleibt.

Die im Sommer bemerkenswerthen Zeichen in der Luft sind ein im Schneefall sich zeigender Widerschein von weißer und bleichgelber Farbe, dem Regenbogen ähnelnd, welches sich auch im Nebel oder eigentlich über demselben zeigt, wenn er tief gelagert ist; ferner die Wan- oder Nebensonnen: bei bezogenem Himmel sieht man zwei oder drei unweit von einander durchschneidende Lichtpunkte, die ein sicheres Anzeichen von sehr schlechtem Wetter, nämlich von Sturm und Schneegestöber sind. Die Erscheinungen des Winters sind die bekannte Aurora borealis.

Vor einigen Jahren näherte sich ein Altonaer Schiffer dem Südende Spitzbergens, wo er Notzeichen aufgesteckt sah; er fand vier Leute und nahm sie an Bord. Sie erzählten ihm, ein Jahr zuvor auf der Wallroßjagd gewesen zu seyn, ein Sturm erhob sich, und das schwach bemannte kleine Schiff kehrte ohne sie nach Hammerfest zurück. Sie hatten eine leere Wohnung der Russen vorgefunden, sich eingerichtet, und von 5 Wallrossen und 7 Bären, die sie getödtet, gelebt; kürzlich hatten sie lange nichts gefangen, und zeigten die Wallroßhaut, woran sie nagten. Ein Mitgefährte war gestorben. Sie sollen nicht sehr elend ausgesehen haben. Man muß bekennen, daß ihre Vaterstadt Hammerfest in Lappland liegt, wo die Lebensweise der der Eskimos bedeutend ähnelt.

(Fortsetzung folgt.)

Goa.

(Aus dem Asiatic Journal. September 1838.)

Der vorherrschende Charakter in allen Städten Indiens ist Verödung; Verfall und Ruinen bezeichnen die Schauplätze ihres frühern Glanzes — ein trauriger Zustand der Dinge, der theilweise seinen Grund in dem Verfall der einheimischen Macht und in der Armuth des Volkes hat, theilweise aus der Gleichgültigkeit und Apathie der Eingebornen entspringt, die, wie die meisten Asiaten, jede Mühe für die Erhaltung und Wiederherstellung der Werke ihrer Vorväter verabscheuen. An jedem berühmten Platz erblickt der Fremde das düstere Schauspiel gefallener Größe, die Reste mächtiger Monarchien, von denen nichts mehr übrig als der Name und aufgehäufte Steinmassen, die sprechenden Zeugen der Eitelkeit aller irdischen Größe. Unter den zahllosen Denkmalen der Unbeständigkeit der verschiedenen Gewalten, die sich in einem Lande, das durch häufige Wechsel ausgezeichnet ist, jugendlich erhoben und wieder verfielen, nehmen die Aufmerksamkeit diejenigen am meisten in Anspruch, welche wir in dem alten Sitze des Reichthums, der Wissenschaft und der christlichen Religion, in dem einst so berühmten Goa finden. Als Handelsemporium zwischen Europa und Indien war Goa seiner Zeit der reichste Handelsplatz in der Welt, und seinen Wohlstand zeigt der Glanz seiner Gebäude, welche seinen frühern Stolz verkünden. Die Portugiesen, die erste europäische Macht, der es gelang eine Niederlassung in Indien zu gründen, waren eine Zeitlang Herren aller der Vortheile, welche der Besitz eines beträchtlichen Theiles der malabarischen Küste und mehrerer reichen Inseln gewährten, allein die Eifersucht, so wie die höhern commerciellen Fähigkeiten der Holländer und die Suprematie, welche endlich die Britten über alle andern Kolonialmächte errangen, führten mit schnellen Schritten den Verfall ihrer Größe und ihren endlichen Untergang herbei.

Die ungeheure Ausdehnung der alten Stadt Goa erkennt man jetzt noch an den Ruinen der einst zahlreichen Klöster, die inmitten einer, mit der Malaria geschwängerten Dschungelwildniß verfallen herumliegen und Reptilien und Raubthieren eine Zufluchtsstätte bieten. Paläste, Kirchen und alle die verschiedenen Gebäude für religiöse Anstalten liegen weit umher im Schutt. Es ist in der That schwer, in den christlichen Bewohnern von Goa die Abkömmlinge jener großen Männer wieder zu erkennen, welche in den Festen des Heidenthums das Kreuz aufpflanzten, und sich ebenso durch hohe Begeisterung für die Religion, wie durch ihre kriegerische Tapferkeit und ihren Handelsgeist auszeichneten. Spricht man jetzt die Namen De Gamas, De Castros und Souzas aus, und sieht, als Träger derselben, Menschen, welche durch Armuth, Krankheit und Noth auf die niederste Stufe des Elends herabsanken, welche selbst die Hoffnung verloren, und unfähig sind, gegen ihr Schicksal anzukämpfen, so klingt es wie Spott — so gänzlich entartet sind sie! Ach, du stolzes Goa, wie ist deine Macht gesunken! Die Triumphe und die Hoffnungen jener stolzen Eroberer, die da glaubten, sie würden in dem Sitz ihrer Siege ein ewiges Reich aufrichten und durch Feuer und Schwert die Menge der umwohnenden Völker zur Annahme ihres Glaubens zwingen — sie liegen im Staube und werden nimmer erstehen! Portugal, einst die Beherrscherin weiter

Digitized by Google

und reicher Gebiete in der östlichen Welt, dessen Beispiel andern Nationen denselben Geist für Abenteuer einflößte, und dessen Seeunternehmungen und Eifer in Verfolgung neuer Entdeckungen seinen Nebenbuhlern den Weg bahnte — Portugal ließ seinen Ruhm verdunkeln, und die Denkmäler, die noch vorhanden von dem Stolz und der Macht, die es früher besessen, machen die Lage des traurigen Restes seiner indischen Besitzungen nur noch beklagenswerther. In Ferishta's Geschichte finden wir die früheste Erwähnung von Goa, das, in alten Zeiten ein Seehafen, den Königen von Bidschanagor gehörte und hauptsächlich von Hindus bewohnt war. Im Jahre 1469 eroberte Mullik ol Tidscha Khodscha Dschehan, der Wessir Mohammeds II, des dreizehnten Bhamani-Kaisers von Deccan, die Insel, und sie blieb unter der Bidschapur-Dynastie in den Händen der Anhänger des Propheten, bis der große Alphonso Albuquerque es im Jahre 1510 mit den portugiesischen Besitzungen in Indien vereinigte. Es wurde später von den Mohammedanern unter Adhil Schah von Bidschapur wieder erobert, fiel jedoch abermals in die Hände Albuquerque's, der den Sitz seiner Regierung in diese Stadt verlegte und es zur Hauptstadt des portugiesischen Gebietes machte. Da er die großen Vorzüge, welche Goa zu einem Vertheidigungsplatz eigneten, erkannte, so verstärkte, verbesserte und vermehrte er die Befestigungswerke, nach deren Vollendung er die glänzenden Bauten begann, deren Ruinen dem Geiste das Gefühl der frühern Wichtigkeit dieser Stadt so kräftig einprägen. Paläste, Klöster, Kirchen erhoben sich in rascher Aufeinanderfolge, alle wetteifernd miteinander an Solidität und Pracht. Die Kirchen besonders wurden ausgestattet mit all dem Pomp an Edelsteinen und Gold, welche die Bekenner des römisch-katholischen Glaubens so gern an ihre Reliquienkästen und Altäre verschwenden.

Während der sechzig folgenden Jahre wuchs der Wohlstand Goa's ununterbrochen; als es jedoch im Jahre 1571 den Höhepunkt seiner Macht erreicht, begann sein Unglück, das in einer langen Reihe von Widerwärtigkeiten und Unfällen endlich zu seinem gänzlichen Verderben führte. Die Verheerungen einer pestartigen Seuche hatten die Bevölkerung merklich gelichtet, und im folgenden Jahre sah es sich in einen Krieg mit Bidschapur, das damals unter der Herrschaft Ali's, seines fünften Monarchen, stand, verwickelt. Der Feind schritt zur Belagerung von Goa, ward aber mit Verlust zur Aufgebung seiner Unternehmung und zum Rückzuge genöthigt. Man sagt, Bidschapur, dessen prachtvollen Ueberresten man den Namen „Palmyra von Deccan" beilegte, habe während der Friedensjahre zwischen diesen stolzen Nebenbuhlern europäische Baumeister aus der benachbarten Stadt berufen, und diese hätten, während sie mit dem Bau von Gräbern für mohammedanische Fürsten beschäftigt waren, die Steine mit dem Symbol ihrer Religion geheiligt. In mehrern jener großen Platten, die man bei dem Bau der Monumente zu Bidschapur verwandte, fand man das Zeichen des Kreuzes tief eingehauen. Goa hatte um diese Zeit, mit Ausnahme seiner weitläufigen Vorstädte, sechs (englische) Meilen im Umfang, und enthielt zahllose kirchliche und weltliche Gebäude, die gerechten Anspruch haben auf die Bewunderung der Nachwelt. Sein Bazar war in diesem ganzen Theile der Welt berühmt, und seine Waaren die kostbarsten. Die Bevölkerung soll sich auf 150,000 Christen und etwa 50,000 Mohammedaner und Hindus belaufen haben; die Zahl der erstern dürfte man indeß, wie Manche vermuthen, sehr übertrieben haben, um der christlichen Welt einen hohen Begriff von dem Eifer und dem Erfolg zu geben, womit die Bekehrungsversuche im Osten begleitet seyen. Als Beleg für die Angaben der Behörden von Goa muß man sich erinnern, daß die Inquisition mit all ihren Schrecken frühzeitig eingeführt, und Alles so fest unter die Herrschaft der Priester gestellt war, daß sich selbst der Vicekönig ihrer Controle unterworfen sah. Eine Institution dieser Art, welche die frommen Bemühungen von Männern unterstützte, die in ihrem Versuche, den wahren Glauben zu verbreiten, keine Mühe scheuten, machte wahrscheinlich viele Christen dem Namen nach; daß aber Geist und Wesen der Religion nicht tief in die Gemüther gedrungen waren, beweist ihr Verfall und der geringe moralische Fortschritt, der dadurch bewirkt worden. Obschon die Portugiesen dauernden Fuß im Lande faßten, so scheint es doch, als hätten sie außerhalb ihres unmittelbaren Gebietes nie einigen Einfluß erworben. Sie unterhielten ein sehr ansehnliches Corps europäischer Truppen, das sie in Stand setzte, erfolgreich gegen die einheimischen Mächte aufzutreten, die sich wider sie erhoben, nie aber vermochten sie auf die Geschicke der einheimischen Staaten Einfluß zu gewinnen. Im Jahre 1603 war die portugiesische Herrschaft in Goa durch ihre Nebenbuhler im Handel, die Holländer, welche die Stadt mit einer Flotte blokirten sehr ernstlich bedroht, und obgleich zum Rückzuge gezwungen, brachten sie ihnen doch einen tödtlichen Schlag bei, dessen Wirkungen in einer spätern Periode sichtbar wurden. Der erste Versuch der Holländer war zwar gescheitert, allein dieß schreckte sie nicht ab, ihre Bemühungen zur Anknüpfung von Verbindungen mit den Nationen des Ostens fortzusetzen. Da sie anderwärts glücklicher waren, so hatte dieß die Folge, daß der Handel von Goa abnahm und in andere Canäle geleitet wurde. Der Verfall nahm so rasch zu, daß im Lauf eines einzigen Jahres eine sehr merkbare Veränderung stattfand: Familien, die zuvor im Reichthum geschwelgt hatten, sahen sich an den Bettelstab gebracht; der Armuth folgten Krankheiten, die Malaria nahm merklich überhand. Das Klima ward ungesund, und als der reichere Theil der Einwohner eine gesundere Atmosphäre außerhalb der Mauern Goa's suchte, wurde die Stadt theilweise verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Thätigkeit der Mäßigkeitsgesellschaften in den Vereinigten Staaten. Ganze Staaten haben jetzt durch Gesetze den Verkauf berauschender Getränke beschränkt. Im Staate Massachusetts darf man solche, medicinischen Gebrauch abgerechnet, nicht in geringerer Quantität als zu 15 Gallonen verkaufen; für medicinische Zwecke sind, im Verhältnisse von 1:2000, Leute aufgestellt, welche solche Getränke auf ärztliche Zeugnisse hin verkaufen. Tennessee und Connecticut haben ähnliche Verbote erlassen. (Litt. Gaz. v. 17 Nov.)

•

Hr. Aimé hat in den Umgebungen von Algier eine Corallenbank außerhalb des Wassers und in fossilem Zustande, jedoch noch mit einer leicht röthlichen Färbung entdeckt, was vermuthen läßt, daß sie in einer von uns vielleicht nicht allzu entfernten Zeit aus dem Wasser emporstieg. (Echo du Monde Savant Nr. 46.)

•

Im Widerspruche mit dem, was wir gestern aus der englischen Litt. Gaz. mitgetheilt, findet sich im Echo du Monde Savant Nr. 48 die Angabe, daß man, begünstigt durch einen klaren Himmel, das Phänomen des Sternfalls auch dieses Jahr habe beobachten können, und daß derselbe in der Nacht vom 14 auf den 15 durch die glänzenden Lichtstreifen ein merkwürdiges Schauspiel dargeboten habe.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 339.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 December 1838.

Ueber einige neuere Reisen nach Abyssinien.

(Mit einer kleinen Karte.)

Die kleine Karte, welche wir hier dem Auslande beilegen, ist etwas mehr als der vierte Theil der Karte, welche dem Werke der HH. Combes und Tamisier beigegeben worden, und dieselbe, welche der kleinen „Reise in Abyssinien im Jahre 1836 von A. v. Katte" (J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1838) beigegeben wurde. Katte reiste, wie jetzt gewöhnlich, von Massaua über das nächst liegende Gebirge, wurde dort bald von einem verrätherischen Führer einem der räuberischen Häuptlinge überliefert, der ihn fast aller seiner Sachen beraubte. So konnte er nicht daran denken, seinen Reiseplan, der ihn durch ganz Afrika hindurch bis an die Westküste führen sollte, weiter fortzusetzen, und beeilte sich nur, nach Adua zu kommen, von wo er Mittel fand, seine Rückkehr nach Massaua zu bewerkstelligen. Weit ist demnach seine Reise nicht gegangen, und in sofern möchte seine Reiseunternehmung von geringer Bedeutung seyn; aber das Gepräge der Wahrheit und Ueberzeugung, das seinen Schilderungen des Selbsterlebten und Selbstgesehenen aufgedrückt ist, so wie die einzelnen Bemerkungen über den allgemeinen Zustand des Landes geben dem kleinen Werke einen wirklichen Werth, und zwar einen größern, als dem vierbändigen der HH. Combes und Tamisier.

Das Werk dieser Letztern, welchen Katte in Arabien nach ihrer Rückkehr aus Abyssinien begegnete, macht keinen sehr günstigen Eindruck. Sie verlassen jung, sehr jung — ihrer Angabe nach erst 21 Jahre alt — Frankreich, ohne anzugeben, wann. In der Vorrede ist der Inhalt ihres Buches folgendermaßen angegeben: „Nach Schilderung unsrer Reise von Dschidda nach Moka und Massauah, nachdem wir Tigre durchzogen und über einen Monat in einem abyssinischen Lager zugebracht, nachdem wir die Gebirge des Semen überschritten, und in der schönen Provinz Wagara und zu Devra Tabur, der Residenz Ras Ali's, uns aufgehalten, ist ein ganzes Capitel den bizarren Sitten dieses Volkes gewidmet, dem wir Schritt für Schritt in seinen Gewohnheiten und in seinen Gebräuchen folgten, und dessen seltsamen Charakter wir aufs genaueste untersucht haben; ehe wir sodann die Reise fortsetzen, zeichnen wir die geographische Abtheilung des Landes, das wir erforschen, und legen mit Einemmal den Lesern die Länder vor, die wir nach und nach besucht haben. Nachdem wir über die Galla Wello hinaus gekommen, ruhen wir aus in einer gründlichen Untersuchung ihres religiösen Glaubens und der Ursachen, die sie in ihre jetzigen Wohnplätze geführt. Zu Ankober angekommen, entrollen wir, um die Monotonie unsers Aufenthalts zu unterbrechen, die Geschichte der vergangenen und der gegenwärtigen Zeiten, wir studiren das Dogma des Landes und machen den Leser mit seinen Priestern bekannt; nachdem wir ferner aufmerksam die Galla Borena erforscht und ihr Land beschrieben, erklären wir ihren wilden Zustand und ihre einfachen Sitten; zu Gondar, dieser verfallenen Stadt, angekommen, beim Anblick der noch stehenden, aber in Trümmer sinkenden Denkmäler, welche den Herrschern Abyssiniens zum Aufenthalt dienten, folgen wir dem Königthum in seiner allmählichen Entwicklung, begleiten es bis zu seiner Höhe, um es dann niedersinken und fallen zu sehen; wir haben auch die schreckliche, aber nothwendige Rechtspflege des Landes erwogen, und den zwar strengen, aber für die Existenz dieser barbarischen Völkerschaften nothwendigen Absolutismus gerechtfertigt. Hierauf nach Adua zurückgekehrt, nachdem wir die verschiedenen Theile Aethiopiens nach allen Richtungen durchkreuzt, die Handelsstadt Derita bewohnt, nachdem wir die berühmten Märkte von Daunrik, Alio Bamba, Muta und Gondar in den Provinzen Wagara, Ifat und Godscham, die Werkstätten von Angolola, Ankober und andern Hauptstädten dieses ungeheuren Landes besucht, haben wir die noch in der Kindheit befindliche Industrie dieser Völker geschildert, unsrer Erzählung Abwechslung verschafft, und uns bemüht, in unser Werk die Ordnung zu bringen, die wir mit lebhaftem Bedauern in den meisten Reisewerken vermißten u. s. w." Fügen wir noch hinzu, daß sie ihre Forschungen in den Annalen des Landes rühmen, den alten Bruce, diesen gelehrten und unterrichteten Reisenden, wiederholt hofmeistern, und, „nachdem sie über die Thatsachen der Geschichte schnell hinweggegangen, sich mit der Philosophie der abyssinischen Geschichte beschäftigten," so kann wohl an der Aufgeblasenheit und Anmaßung des Verfassers oder der Verfasser dieser vier Bände kein Zweifel obwalten. Selbst

Digitized by Google

Cyriès, einer der Hauptmitarbeiter an den Nouvelles Annales des Voyages, Cyriès, der vor einigen Jahren die abgerissenen Bemerkungen im Tagebuche des Missionärs Gobat über Abyssinien so sorgfältig zusammenstellte, und im neusten Hefte (August und September 1838) dieses Journals einige Auszüge aus dem angeblichen Werke der HH. Combes und Tamisier macht, kann sich nicht enthalten, einige Winke über die Unwissenheit der Verfasser und die Unzuverlässigkeit des Werks fallen zu lassen. Wenn man auch nur einen Theil der vier Bände aufmerksam durchgelesen hat, wo die HH. Combes und Tamisier wie die siamesischen Zwillinge erscheinen, sich nie trennen,*) immer einerlei Meinung haben, so kann man sich kaum des Gedankens erwehren, daß dieses Buch entstanden ist, wie so viele andere in Paris. Die HH. Combes und Tamisier, welche, wie nicht zu bezweifeln, diese Reise wirklich machten, wären zu einer einfachen Erzählung ihrer Erlebnisse allenfalls wohl die Leute gewesen, aber nachdem man sie als so große Reisende ausgeschrieen, konnten sie sich doch nicht wohl dazu entschließen. An Leuten, welche ihre wirklich gemachte Reise zu einer Speculation benutzen wollten, fehlte es auch nicht, und so wurde ein faiseur damit beauftragt, ihre Erzählung und ihre Notizen mit den gehörigen Paraphernalien von Gelehrsamkeit aufzustutzen. Man erwäge: zwei junge Franzosen, ohne sonderliche Bildung, jedenfalls ohne gelehrte Bildung, sprechen von ihren „Forschungen in den Annalen des Landes." Woher sollte ihnen auch nur die zugänglichste Sprache des Landes, diejenige, welche mit dem Arabischen verwandt ist, so bekannt geworden seyn, daß sie die alten Chroniken benutzen konnten. Dieser einzige Zug mag genügen; zu bedauern ist nur, daß man auf diese Weise nicht weiß, was gehört in dem Werke wirklich den beiden Reisenden, und was dem Uebererbeiter an. So wie das Buch jetzt dasteht, läßt sich mit Sicherheit nichts daraus entnehmen, als die persönlichen Schicksale der Reisenden, und einzelne mit diesen in Verbindung hervortretende Charakterzüge, zu deren Verfälschung und Ausschmückung kein Grund vorhanden war.

Ratte's Reisebericht gibt, so weit seine persönlichen Beobachtungen gehen, nur Zeugniß von der tiefen Versunkenheit des Volkes, und was er im Allgemeinen als das Resultat seiner Beobachtungen und gesammelten Nachrichten über das Land mittheilt, reicht gerade hin, um unsern Mangel an Kenntniß aufzudecken. Diesem Mangel kann vorerst nur durch Männer, wie Gobat, Isenberg und ähnliche Missionäre, abgeholfen werden, leider hat aber, wie Ratte voraus sah, die Mission das Land räumen müssen: sie scheint mit der krassen Unwissenheit und dem Hochmuth der dortigen Priester in Collision gekommen zu seyn. Gegenwärtig reist ein Dr. Aubert in Abyssinien, der wenigstens in naturhistorischer Hinsicht einige Aufschlüsse geben wird. Auch der deutsche Reisende Schimper ist schon ziemlich weit gedrungen. Was die Reisemethode betrifft, die in jenem Laude anwendbar ist, so hat wohl Ratte den genügendsten Aufschluß darüber gegeben, da er zu seinem eigenen, nicht geringen Schaden erfuhr, wie gewagt es sey, ohne gehörige Vorbereitung und ohne tüchtige Begleitung in das Land eindringen zu wollen.

*) Nur Einmal reist der Eine ab, um dem Andern Gelegenheit zu geben, sich durch Vorschützung einer Krankheit seines Freundes die Erlaubniß zu verschaffen, gleichfalls abreisen zu dürfen, da man sie zurückhalten wollte.

Ausflüge aus Pau.

6. Oloron. Das Thal von Aspe.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 730 schloß Eudes, Herzog von Aquitanien, welcher 10 Jahre früher die Saracenen unter den Mauern von Toulouse geschlagen hatte, einen Vertrag mit einem dieser Eroberer, um sich von einem neuen Einfalle zu befreien. Er gab seine Tochter Lampegia, hochberühmt wegen ihrer Schönheit, dem arabischen Häuptling Munuza zur Gemahlin, und dieser versprach, sich unabhängig zu erklären, und allen neu ankommenden Horden den Eingang in Frankreich zu verwehren. Aber kaum verfloß ein Jahr, so war Munuza besiegt, und die schöne Lampegia im Harem des Califen von Granada. Kühn durch diesen Erfolg drangen die Saracenen von neuem vor, aber der Sieg Karl Martels an den Ufern der Loire rettete die Monarchie. Die Mohren hatten nicht versäumt, Punkte zu befestigen, welche ihren Rückzug und ihre Herrschaft im Lande sichern sollten. Man findet in Béarn häufige Spuren ihrer Gegenwart. Bei dem Dorfe Agnos, eine halbe Stunde südlich von Sainte Marie d'Oloron, existirt noch der Umfang eines ihrer Lager, in andern Gegenden Ueberbleibsel von Befestigungen, wie z. B. das Haus Vallée in Aramits, im Thale Baretous, auf halbem Wege von Oloron nach Tardets; aber nirgends findet man ein besser erhaltenes Denkmal als den Thurm, welcher in der Nähe des Dorfes Montmour steht, und man vergesse nicht, daß dieser Name selbst (Mohrenberg) von ihnen seinen Ursprung nimmt. Derselbe Gave, welcher Aramits bespült (der grüne Fluß, Vert, genannt), benetzt hier den Fuß einer Anhöhe, auf welcher sich zwei Thürme, einer auf dem mittäglichen, der andere auf dem entgegengesetzten Abhange, erheben, beide mittelst eines unterirdischen, durch den Gipfel des Berges gehauenen Ganges verbunden; zehn Jahrhunderte haben die Grundlagen dieses Mohrenwerkes nicht erschüttern können. Der obere Theil des nördlichen Thurmes wurde abgeschlagen, weil es so der Plan der modernen Gebäude, welche dem Hrn. Lamotte d'Incamps gehören, erforderte! — aber der südliche Thurm steht unberührt, nur daß eines seiner Gemäuer im Jahre 1830, als der Blitz in dasselbe schlug, einen Riß erhielt. Es ist ein massiver, viereckiger Thurm von fünf Stockwerken, in welchen enge, in den dicken Mauern angebrachte Oeffnungen nur ein schwaches, ungewisses Licht, matte und geheimnißvolle Schattirungen zulassen; am Fuße des Thurmes sieht man die Reste einer kleinen, mit Schießscharten versehenen Befestigung, deren Ursprung modern ist, und vielleicht aus den Religionskriegen herstammt. Das Leben von Montmour war im 12ten Jahrhundert das Besitzthum eines Abkömmlings der normännischen Abenteurer, welche um 845 Oloron zerstört und ganz Béarn

Digitized by Google

verheert hatten. Der dortige Schloßherr war der Schrecken des Landes; wehe dem unklugen Reisenden oder dem verirrten Fremden, der in seine Nähe kam, er wurde bald die Beute der Routiers (Straßenräuber), welche die ganze Gegend erfüllten, noch glücklich, wenn er sich mit einem ungeheuren Kaufgelde aus ihren Händen losreißen konnte. Das Gesetz des Stärkern war das einzige jener Zeiten, und die Völkerschaften selbst befolgten kein anderes gegen ihre Nachbarn. Besonders die Gebirgsbewohner ergaben sich diesem Leben, und zwangen die friedlichen Thäler, das von Aspe und noch mehr das von Ossau, ihnen Brandschatzung und Geisel zu geben. Keine Idee von Schande war mit diesen Raubzügen verbunden, man sah sie vielmehr als ein Mittel an, die müßige Jugend zu bilden und zu beschäftigen. Der Lehensitz von Montmour war der Schlupfwinkel der kühnsten unter allen den Räubern, welche unter den Namen Routiers, Soudards, Ecorcheurs das Land in Schrecken setzten; die Beute und die Gefangenen, die sie täglich einbrachten, wurden in den unterirdischen Gewölben des Schlosses aufbewahrt, welche auf diese Art die Niederlage großer Reichthümer werden mußten. Aber wie kam diese Besitzung in die Hände des Capitels von Oloron, welches sie bis zur Revolution behielt?

Bis zum Jahre 1288 wurde die Mordthat in Béarn mit bloßer Geldstrafe belegt, nur wenn der Schuldige nicht bezahlen konnte, wurde er dem Vicegrafen ausgeliefert, welcher ihn tödten und unter dem Leichnam des Erschlagenen begraben ließ. Die Geldstrafe war veränderlich, je nachdem die Verletzung mehr oder weniger bedeutend war; für einen Faustschlag oder eine Contusion bezahlte man 6 bis 18 Sols, aber derjenige, der den Andern eines Gliedes, und wäre es auch nur eines Fingers beraubte, oder der einem Andern das Leben nahm, wurde ohne Unterschied zu einer Strafe von 70, späterhin von 300 Sols Morlaas verurtheilt. Außerdem gab es Fälle, in welchen man sich nicht auf diese Art von dem Verbrechen loskaufen konnte, und einer dieser Fälle war, wenn es sich um das Leben eines Priesters handelte. Man weiß, daß die Vertilgung der Albigenser und die Excommunicirung Gastons VI die Folge des an dem päpstlichen Legaten, Peter von Castelnau, verübten Meuchelmordes war. So behauptet man auch, daß der Hr. von Montmour, nachdem er einen Bischof getödtet, sich gezwungen fand, sich einem geistlichen Gerichte zu unterwerfen, welches die Einziehung seiner Güter zu Gunsten des Bisthums von Oloron befahl. Gewiß ist, daß die Uebertragung des Besitzes statt fand, und daß Gaston IV, der selbst dem Bertrand von Marsanne die Herrschaften von Sainte Marie und Catron abtreten mußte, um sich von der Beschuldigung der Ketzerei loszukaufen, auch die Abtretung von Montmour im J. 1905 bestätigte. Während der folgenden sechs Jahrhunderte wurde Mehreres neu erbaut; Montmour war der Sommeraufenthalt der Bischöfe von Oloron, welche ein Vergnügen daran fanden, ihn zu verschönern. Unter andern Resten bemerkt man noch eine Galerie, deren Mauern auf eine sonderbare, ungeschlachte Art al fresco bemalt, Figuren von Menschen, Thieren und Baustücken enthalten. Von hier aus umfaßt das Auge eine köstliche Aussicht auf eine abwechselnde, frische und malerische Landschaft; tiefe und liebliche Thäler trennen die mit glänzendem Grün überdeckten Hügel, und im Hintergrunde erhebt sich der Glockenthurm der heiligen Kreuzkirche und zeichnet sich ab auf dem bläulichen Vordaug der Gebirge. Während des geistlichen Besitzes hat man wahrscheinlich den unterirdischen Gang ausgefüllt, der den zwei Thürmen zum Verbindungsmittel diente; aber die Sage erhält sich, daß nicht alle Schätze gefunden worden, und daß trotz wiederholter Untersuchungen noch ein Theil derselben verborgen liege: noch jetzt behauptet mehr als Ein Alter aus dem Lande, daß unter dem mittäglichen Thurm von Montmour ein goldenes Kalb begraben liegt.

(Schluß folgt.)

Grabhügel im südlichen Rußland.

(Nach Köppen im Bulletin scientifique. Tom. IV. Nr. 18. 19.)

Im Norden des asow'schen Meeres nennt man nicht nur von Menschenhand aufgeschüttete Grabhügel, sondern auch felsige Höhen Mogila (Tumulus). Neben der Kreisstadt Orechow sind die Steppen mit einer unzähligen Menge niedriger Hügel bedeckt, deren Ursprung unbekannt ist. Auf dem Lande der Colonie Blumenthal, unfern von Orechow, waren, wie die im Jahre 1822 dort ansässig gewordenen deutschen Colonisten versichern, mehrere steinumlegte Tumuli vorhanden; die neuen Ansiedler aber haben die Steine weggeführt, um sie beim Bau ihrer Häuser zu gebrauchen. Solche Gräber sollen sich noch gegenwärtig auf den Ländereien des neben dem Dnjepr gelegenen, dem Generalmajor Popow gehörenden Kirchdorfes Wassiliewka und des durch seine Steindrüche in jener Gegend bekannten Dorfes Karatschokrak befinden. Die Grabhügel im melitopol'schen Kreise des taurischen Gouvernements scheinen aus sehr verschiedenen Zeiten herzurühren. Schon aus den kleinrussischen Volksliedern geht hervor, daß noch im 17ten Jahrhundert die Kosaken ihren tapfern gefallenen Cameraden Hügel aufthürmten, zu denen die Erde mit Säbeln gegraben und in Mützen herbeigeschleppt wurde, und hier weiß man, daß ein unweit vom Dorfe Keneges am Berda-Flusse befindlicher Hügel von den Nogaiern nach dem Jahre 1795 (denn seit dieser Zeit erst wurde ihnen gestattet hier zu hausen) zu Ehren des Anführers ihrer Horde, eines gewissen aus der Krim herstammenden Chatit-Efendi, aufgeschüttet wurde.

Goa.

(Fortsetzung.)

Auch das Aufkommen der Mahratten-Macht in Indien war ein empfindlicher Schlag für die Portugiesen, die, verarmt, einen großen Theil der Energie, wodurch sich ihre frühere Regierung auszeichnete, verloren hatten, und nun nicht im Stande waren, mit den wilden Horden zu kämpfen, welche das Land überschwemmten und Christen und Mohammedaner zugleich ins Verderben stürzten. Hätte die britische Macht ihrem alten Alliirten nicht Schutz gewährt, die Portugiesen wären aus Indien vertrieben worden. Außer Stand, sich ferner in einen Krieg mit den einheimischen Mächten einzulassen, schlossen sie einen Friedensvertrag mit dem Peischwa, der nun über den größern

Digitized by Google

Theil der mogolischen Eroberungen im Deccan regierte, das er mit dem Nizam, einem mohammedanischen Fürsten, dem Repräsentanten eines Geschlechtes weit mächtigerer Souveräne, theilte. Von diesem Zeitpunkte, 1759, an ließen sich die Portugiesen in keine kriegerischen Operationen mehr ein, sie begnügten sich mit dem ihnen zugesicherten Gebiet und den Vortheilen, die der geschwächte Zustand ihres Handels ihnen abwarf, dessen Sinken nicht bloß die Folge der Unfälle in Indien, sondern auch die Folge der Vernachlässigung von Seite der portugiesischen Regierung selbst war.

Da die fortdauernde Ungesundheit Goa's es zu einem nicht wünschenswerthen Aufenthalt für alle diejenigen machte, welche die Mittel besaßen, anderswo leben zu können, so zog sich der Vicekönig nach Pangi zurück, das, aus einem kleinen Dorfe, sechs Meilen näher am Meer als die benachbarte Stadt, ein ziemlich wichtiger Platz wurde, und den Namen die Neue Stadt erhielt, während ihre prachtvollere, aber herabgesunkene Nachbarin nun Alt-Goa heißt. Die Auswanderungen wurden endlich allgemein, und die alte Stadt ward im Verlaufe der Zeit, mit Ausnahme einiger wenigen Mönche, die noch jetzt in ihren religiösen Gebäuden verweilen, wirklich verlassen; den größern Theil der Einwohner bilden Eingeborne, die in Allem, was nicht den Aberglauben ihrer Religion betrifft, höchst unwissend und geistesschwach sind. Der vicekönigliche Palast, in welchem Albuquerque und sein Nachfolger in königlichem Prunke regierten, ist ohne Dach, und der Bogen, welcher den Namen des Gründers der Stadt trägt, dem Verfalle nahe. Die Hospitäler, die Casernen und das Zollhaus bilden gestaltlose Trümmerhaufen, während Schutt die Straßen versperrt und den wilden Thieren, dem Schakal und der Hyäne, zum Aufenthalte dient, die, still und ungesehen bei Tage, nächtlicher Weile auf Raub ausgehen, und mit Geheul und Klagen das schmerzliche Geschrei der, gleichsam das Schicksal der verfallenen Stadt beweinenden Nachtvögel vermehren. Inmitten dieser düstern Töne aber und der Erinnerungen und Träume an die Vergangenheit, klingt von den Thürmen der noch vorhandenen Kirchen und Klöster herab das musikalische Geläute der Abendglocke freundlich ans Ohr.

Einige der kirchlichen Gebäude sind noch ziemlich gut erhalten, insbesondere Kloster und Kirche der Dominicaner. Die Galerien der letztern, 700 Fuß lang, haben ein Ansehen feierlicher Größe, das wahrhaft imposant ist, während ihre vielen Portraits, die Geschichten früherer Zeiten verkündend, die Thaten der Krieger und Mönche, deren Heldenmuth zu nichts Besserem führte als zu jetziger Verlassenheit und Verfall, dem Herzen eine eindringliche Lehre geben. Betrachtet man diese stattlichen Capellen und denkt an den Fortschritt in Künsten und Wissenschaft, den Europa zur Zeit der Besetzung Indiens durch die Portugiesen gemacht hatte, so scheint es auffallend, daß diese begeisterten und unternehmenden Fremdlinge keine Veränderung in der Lage der benachbarten Nationen hervorbrachten. Ihre Religion, aufrecht erhalten durch Handlungen der Grausamkeit und Verfolgung, wobei das Blut schauert, verbreitete sich nicht über ihre Gränzen; ihre Sitten und Gebräuche scheinen sie nicht eingeführt, oder wo es geschah, keine Veränderung dadurch in dem Zustande des Landes bewirkt zu haben. Die Kathedralkirche in Goa besteht noch, und täglich wird Gottesdienst darin gehalten; doch gehören nur etwa dreißig Priester zu einer Anstalt, die einst auf einem wahrhaft prachtvollen Fuß unterhalten wurde. Kirche und Kloster der Augustiner, die der Jesuiten, die nach dem Muster der Peterskirche zu Rom erbaute vicekönigliche Capelle, und jetzt die Kirche des Cajetaner-Ordens, das Nonnenkloster St. Monica und das Senatsgebäude vervollständigen die Liste von Bauwerken, die ein Bild geben von dem frühern blühenden Zustande der Stadt. Dem Senatsgebäude gegenüber, das jetzt fast nur noch einen Haufen Ruinen bildet, steht das Inquisitionsgebäude, dessen Steine schon beredtes Zeugniß geben von den Schrecken, die sie schauten. Kein Fremder besucht die von dem Zahne der Zeit zernagten Mauern dieses schaudererregenden Baues, ohne die empörendsten Erzählungen zu hören, und ohne die Freude, daß ein den unmenschlichsten Zwecken gewidmetes Gebäude in noch höherem Grade die allgemeine Verheerung theilte. Die reichen Hindu-Bekehrten waren die Hauptopfer dieses furchtbaren Tribunals, das weder Alter noch Geschlecht schonte, und dessen unheilige Feuer Furcht und Staunen unter der umliegenden eingebornen Bevölkerung verbreiteten. Die Anhänger Brama's, entsetzt über die unaufhörlichen Opferungen der Gewalt, und die unduldsamern Mohammedaner, unfähig den undarmherzigen Eifer von Menschen zu verstehen, die das Evangelium des Friedens zu predigen vorgaben, betrachteten mit schauderndem Entsetzen diese Gräuel.

Im Gegensatze zu den prachtvollen Gebäuden, die in einsamer Größe innerhalb der Ringmauern Goa's jetzt noch sich erheben, gibt es viele elende Hütten, die Wohnungen der niedern Classen der spärlichen Bevölkerung, die mit Einschluß aller Religiosen nur einige Hunderte beträgt — die traurigen Reste von 200,000 Bewohnern. Die Architektur der genannten Gebäude zeichnet sich durch die Eleganz und Reinheit der Zeichnung und durch die äußerste Zartheit der Ausführung aus. Die Dominicus-Kirche und die Kathedrale fesseln das Auge durch die Großartigkeit ihrer Dimensionen, während die Augustiner-Kirche durch die Pracht ihrer innern Ausstattung anzieht. Die Jesuiten-Kirche indessen erregt einen stärkern und höhern Grad von Interesse, denn sie enthält das Denkmal des heiligen Franz Xaver. Der Leichnam dieses berühmten Mannes ruht auf einem Sarkophag von italienischem Marmor, der mit Bronzen, welche seine verschiedenen Wallfahrten darstellen, verkleidet und in einen Kasten von Erz und Silber eingeschlossen ist. Das Monument selbst ist in einer schönen an dieses herrliche Gebäude stoßenden Capelle aufgerichtet. Franz Xaver starb an der Küste von China; sein Leichnam ward zuerst nach Malacca und von da mit angemessenem Gepränge und Feierlichkeit nach Goa geführt, wo er im Collegium von St. Paul eine Ruhestätte fand, und späterhin in der den Jesuiten gehörigen Kirche in einen Reliquienkasten versetzt wurde. Es stand nicht zu erwarten, daß man die kanonisirten Ueberreste eines durch seine Verdienste um die Kirche so merkwürdigen Mannes dem gewöhnlichen Zänkischproceß aussetzen werde; es darf uns daher nicht auffallen, wenn wir hören, sein Leichnam habe auf wunderbare Weise den Angriffen der Zeit widerstanden, und sey bis auf den heutigen Tag noch vollkommen unversehrt. Nachdem er ziemlich lange dem Anblicke der Frommen ausgestellt gewesen, brachte man ihn endlich an seine jetzige Ruhestätte, und zeigte ihn nur noch zu bestimmten Zeiten dem Volk. Im Jahre 1755 fand die Ausstellung dieser heiligen Reste zum letzten Male statt, worauf der Schrein geschlossen und die drei dazu gehörigen Schlüssel in verschiedene Hände gegeben wurden: den einen erhielt der Erzbischof, den zweiten der Senat und der dritte wurde mit gehöriger Feierlichkeit nach Lissabon gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Karte von Abyssinien.)

Digitized by Google

lker.

zu verglei-
erden durch
inander ge-
n mehr ins
wässern kun-
die Quan-
mit Schnee
Widerschein,

m Nordpol
Comman-
en zwischen
nn die bei
Eisbrocken,
ohen große
Einbiegung
hat, und
ier eiserner
lchen Plä-
Bewegung;
e, er kennt
eingeschlos-
u werden;
ese treiben
sfelder von
egung; be-
weder das
ndere hin;
t, durchge-
n und von
ideurs un-
einem soll-
rgen selbst,
en, liegen
rch Regen
; indessen
Wind und
und Länge

Digitized by Google

Theil der
Nizam, e
Geschlecht
punkte,
Operation
Gebiet un
ihnen abn
dien, sont
tugiesischen
Da
schenswert
besaßen,
Pangi
am Meer
und den
aber hera
rungen w
laufe der
in ihren
Theil der
Aberglaub
sind. De
Nachfolger
Bogen, w
falle nahe
gestaltlose
den wilde
dient, die
ausgehen,
gleichsam
vermehren
und Träu
vorhanden
Abendglock
Eini
besondere
tern, 700
haft impo
Zeiten ver
muth zu
dem Herze
lichen Ca
schaft, de
giesen gem
und unter
benachbart
durch Han
schauert,
Gebräuche
änderung
Kathedral
darin geh
die einst a
und Klost

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Karte von Abyssinien.)

Digitized by Google

Nr. 340.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 December 1838.

Nachrichten über den Wallfischfang in den nördlichen Eismeeren.

4. Die Fischerei im Eise. Süd-Eis-Jahre.

In den historischen Erinnerungen ist gesagt worden, wie die Wallfische die Baien von Spitzbergen, die seichten Gründe und die offene See mieden, um unter dem Eis Schutz zu suchen, wie man auch daselbst sie verfolgte und den Schiffen deßhalb eine starke Bekleidung von Holz, vorn mit eisernen Reifen beschlagen, gab, und die Dicke um 5 bis 7 Fuß stärker war. Zu solchen Expeditionen eignet sich am besten ein Schiff von 350 bis höchstens 400 Tonnen und welches auch gut manövrirt, da es wegen häufiger Veränderungen der Winde verschiedene Richtungen nehmen und den begegnenden Eisbergen ausweichen muß; man brauchte früher irrigerweise plumpe Schiffe. Der Wallfischfang ist eine Jagd, ein langsames Fahrzeug kommt zuletzt, rennt gegen Eisbrocken, oder kann seine Boote nicht erreichen, die gegen den Wind einen Fisch fest haben und geht leicht verloren, wenn es die oft nur kurze Gelegenheit aus dem Eis zu entkommen nicht benutzen kann. Man gibt den unter dem Wasser befindlichen Seitenwänden des Schiffs auch wohl einen spitzigen Zuschnitt, damit es, wenn einmal vom Eis bedrängt, nicht gleich erdrückt wird, sondern mitunter dadurch gerettet wird, daß es einige Zoll, ja 3 bis 4 Fuß aufspringt. In solchen Bedrängnissen hängen die Schiffer, wenn sie gerade Finnen oder den Schweif eines Wallfisches haben, denselben auf die Seiten.

Auf der höchsten Spitze des Mastes ist eine leere Tonne befestigt (crows-nest), worin einer der Leute Wache hält, um Fische zu erspähen; sehr oft steht auch daselbst der Commandeur selbst oder sein Steuermann mit Ferngläsern, entweder, um die auf Jagd befindlichen Schaluppen zu beobachten, oder beim Segeln zwischen dem Eis das Terrain am besten beurtheilen zu können.

Das Daseyn von Eisfeldern erkennt man bei schönem Wetter schon auf eine sehr bedeutende Entfernung an dem sogenannten Eisblink, vom Widerscheine des darauf liegenden Schnees herrührend, welcher mit einer schwachen, weißlichen Morgendämmerung mit blau-bräunlichen Streifen zu vergleichen ist; verschiedene nicht ganz große Eisfelder werden durch einen fleckartigen Eisblink angezeigt; Massen auf einander geschobenes Eis geben einen weißlichen, Treibeis einen mehr ins Graue fallenden Schein. Ein in den arktischen Gewässern kundiger Seefahrer erkennt daher an dem Eisblink, wie die Quantität und Qualität des Eises beschaffen ist. Ein mit Schnee bedecktes Land gibt einen noch etwas gelblicheren Widerschein, als ein großes Eisfeld.

Wenn das in den Monaten April und Mai beim Nordpol so häufige nebelige Wetter nicht herrscht, so sucht der Commandeur in das Westeis zu kommen, und zwar am liebsten zwischen die früher so sehr gefürchteten großen Eisfelder; denn die bei Stürmen umherschaukelnden Schotsen, Flarden und Eisbrocken, welchen das Schiff nicht immer ausweichen kann, drohen große Gefahr. Er sucht bei Eisfeldern wo möglich eine Einbiegung des Randes, so daß er ein offenes Bassin neben sich hat, und ankert, wenn es ihm passend dünkt, vermittelst großer eiserner Haken und starker Seile an die Eisfelder. An solchen Plätzen hat die See während eines Sturmes wenig Bewegung; doch gönnt der nordische Seemann sich nicht viel Ruhe, er kennt wohl die ihm drohenden Gefahren, nämlich besetzt (eingeschlossen), oder gar vom Andrang des Eises zerquetscht zu werden; der Wind bewegt die größeren Eisschollen, und diese treiben wieder die kleineren vor sich her; auch bringt er Eisfelder von mehreren Meilen im Umfang in eine kreisende Bewegung; berührt ein solches nun ein anderes, so zerschellt entweder das schwächste, beide, oder das eine schiebt sich über das andere hin; bei solcher Gelegenheit werden die Schiffe zerdrückt, durchgeschnitten, und oft der obere Theil aufs Eis geworfen und von der überschiebenden Masse bedeckt. Sind die Commandeurs unglücklicherweise besetzt, so suchen sie zum Schutz in einem soliden Eisfeld ein Bassin auszusägen. An hohen Eisbergen selbst, wie sie in der Davidsstraße u. s. w. häufig vorkommen, liegen die Schiffe eben nicht sicher; ungeheure Stücke, durch Regen und Wärme abgelöst, stürzen unerwartet ins Meer; indessen suche sie doch oft hinter denselben Schutz, da sie Wind und Wellen brechen, und eine langsame, oft ihrer Tiefe und Länge

Digitized by Google

halber oblique Bewegung haben. — Es wird behauptet, daß bei solchen schwimmenden Massen, welche 15, 20, 40, ja 80 Fuß erhaben sich zeigen, das unter dem Wasser befindliche Quantum achtmal so groß sey, als der emporragende Theil. Einige Eisbrocken und Eisberge haben seltsame Figuren durch Regen und Anspülen der See bekommen. Wenige Eisfelder sind ganz eben, gewöhnlich ruhen auf denselben große Stücke Eis, die die See aufspülte; so bilden sich die dicken Eisfelder: die Eisberge haben sich von den Ufern gelöst.

So weit das Eis unter dem Wasser dem Auge sichtbar ist, hat es ein in der Tiefe zunehmendes Blau. Diese Farbe ändert sich indessen mit der Atmosphäre, und wird bleicher beim Regen, bei finsterem Wetter grünlich scheinend. An den Küsten ist das Eis in kleinen Stücken, da Ebbe und Fluth und die Brandung am Strande es zerbröckeln.

Bei einem strengen Winter dehnt sich das Eis viel südlicher vom Nordpol aus, als bei einem gelinden, behauptet auch seine Lage bis im nächsten Sommer; dann nennen die Holländer, Dänen und Norddeutschen es ein Südeisjahr, die Engländer a close season. — Ist der Winter dagegen gelinde gewesen und wenig Eis vorhanden, so nennen sie es kein Südeisjahr oder eine offene Fischerei. Sobald der Commandeur dem Norden sich nähert, ist seine erste Sorge zu wissen, ob es ein Südeisjahr sey oder nicht, indem dieses seinen Curs bestimmt.

Bei einem strengen Winter oder sogenannten Süd-Eis-Jahr findet man das Eis im Frühjahr auf folgende Weise gelagert: einige Meilen südlich vom Cap Farewell auf Island, so daß die Hälfte dieser Insel umschlossen ist, von hier ein wenig westlich, von Jan Mayen auf Cap Lookout von Spitzbergen, 40 bis 48 engl. Meilen südlich von demselben, und dann streicht es östlich auf Nova Zembla oder gar auf Lappland, mitunter ist Bären-Eiland auch innerhalb des Eisgebiets. Im Frühjahr bricht das Eis auf an der Westküste Spitzbergens, und wird durch nordöstliche Winde auf das an den Ostküsten von Grönland ablagernde sogenannte Westeis geschoben, so daß hiedurch ein Bassin entsteht, in welchem ziemlich frei umhergesegelt werden kann; doch ist es oft sogar schwierig, zu demselben zu gelangen und die Passage durch einen Damm zusammengeschobenes Eis, der südlich von Cap Lookout an sich westlich nach dem festen Eis hinzieht, zu suchen. „Viel Süd-Eis, viel Fische," pflegen die Commandeurs zu sagen, und das ist ganz natürlich, denn da dieses Thier im Wasser unter geschlossenem Eis nicht aushalten kann, muß es am Saum desselben hin und her schwimmen und man trifft sie daher bei einem strengen Winter in ein kleineres Revier zusammen gedrängt.

(Fortsetzung folgt.)

Ausflüge aus Pau.

6. Oloron. Das Thal von Aspe.

(Schluß.)

Das Thal von Aspe diente nicht nur den Saracenen Abberrahmens, sondern schon früher auch den Römern zum Heerwege. Sie legten eine Straße von Saragossa nach Benearnum an; bei der Brücke von Escot, wo Julius Cäsar die an den Gave stoßenden Felsen sprengen ließ, erhält sich noch eine römische Inschrift zu Ehren des Decemvirs Luc. Val. Varicus. Der Somport oder Pont de Camfranc war ihr Summus Pyreneus; der Name Aspe, welchen heutzutage der Berg, über welchen dieser Paß geht, der Gave und das Thal führen, wird von Aspaluca, heutzutage Accous, abgeleitet. Die Gebirge von Aspe sind, wie die des Pics von Ossau, das Vaterland der wandernden Hirten, und in ihren wilderen Regionen der Bären und Wölfe; Oloron treibt einen nicht unbeträchtlichen Handel mit ihren Fellen. Das Thal von Aspe macht auf die Reisenden, welche die Abgründe und Schneegefilde des Somport verlassen, einen angenehmen Eindruck, besonders bei Accous, wo es sich erweitert, und nebst diesem großen Flecken, wo man dem dort gebornen Dichter Despourrins ein Denkmal errichten wird, noch andere vier oder fünf artige Dörfer enthält. Aber im Ganzen genommen ist es nicht so reizend und abwechselnd, wie das Thal von Ossau, und auch die Einwohner haben einen mehr gravitätischen und fast spanischen Charakter. Im Mittelalter waren sie, den Chroniken zufolge, gefürchtete Landstreicher (picoreurs); der Vicegraf von Béarn betrat nie ihr Land, ohne zwölf Geisel für seine und seiner Leute Sicherheit zu nehmen.

Ich habe schon oben ihren Einfall im Lavedan und dessen Folgen erzählt, sie waren vielleicht über das Thal von Tena, welches mit diesen Gegenden fast immer einerlei Gebiet ausmachte, dahin gekommen. Sie behielten in ihren Fors (1246 unter Gaston VI) große Freiheiten. Wenn ein Aspenser das Defilé des Felsen von Escot (pène d'Escot, welcher Felsen nördlich das Thal schließt) erreichte, nachdem er einem Béarnesen aus andern Landestheilen etwas angethan, so konnte weder er, noch ein anderer Aspenser außer dem Thale statt ihm verhaftet, und er selbst konnte nur in der Sitzung des Vicegrafen, den er begleiten durfte, gerichtet werden. Fing man ihn außer dem Thale mit dem Raub in der Hand, so konnte er doch nicht, wie der Ossaleser in die unterirdischen Kerker (dans la basse fosse) geworfen werden, nur wenn er nicht Bürgschaft leisten oder zwei Wächter auf seine Kosten erhalten konnte, wurde er in dem untern Theile des Thurmes eingesperrt. Nicht weit von der Brücke von Escot gegen Süden ist die von Sarrance; dieses Dorf war einst ein wegen seines wunderthätigen Marienbildes berühmter Wallfahrtsort; unter den Pilgrimen zählt man auch Ludwig XI, der bei dieser Gelegenheit das Schwert, das man vor ihm hertrug, senken ließ. Von Sarrance kommt man in das Thal von Accous, nachher läuft ein Pfad südwestlich in das zu Aspe gehörige Thal Lescun, aus welchem das Defilé von Anso in das wilde Thal dieses Namens führt, Aufenthalt der wilden Thiere und der noch wildern Menschen, welche in Spanien einander unter den Zuckungen des Bürgerkriegs vertilgen. Auf der Hauptstraße trifft man in dem verengten Thale des Gave noch mehrere Dörfer und zuletzt Urdos an, wo der Fahrweg, ausgenommen für kleine Holzkarren, aufhört. Der Weg bis zum Somport ist hier nicht so lang als auf der spanischen Seite,

Digitized by Google

gleich nachdem man den Paß überschritten, trifft man eine Quelle und ein Gemäuer als Rest des alten Hospitals von Santa Cristina an. Dieses war ein Kloster, welches man zu einem Zufluchtsort für die Reisenden auf einer Stelle erbaute, wo ein Tauber, der ein Kreuz in seinem Schnabel führte, dasselbe auf einen Buxusstrauch hatte fallen lassen. Gaston restaurirte es zu Anfang des 12ten Jahrhunderts, und setzte dort Augustiner und Domherren ein, welche also älter als die des h. Benedict sind. Innocenz in einer Bulle vom Jahre 1216 erwähnt dieses Spitals als eines der drei berühmtesten der Welt; späterhin scheint es, daß der Schrecken vor den Soldaten Montgommery's die Ursache war, warum man es verließ.

Bei Oloron nehmen die vereinigten Gewässer der Waldströme von Aspe und Ossau den Namen Gave d'Oloron an, und dienen von nun an wenigstens zur Holzschwemme. Die Straße folgt dem Gave bis Sauveterre 10 Meilen lang; auf halbem Wege liegt Navarreins. Alle diese Gegenden sind schön und angenehm, und überall strebt man nach Verbesserung und sucht sich zu modernisiren. Das alte Navarreins will seine Ringmauern abwerfen, welche in dem neueren Kriegssysteme zu unbedeutend, der Entwicklung der Bevölkerung aber und der Verschönerung der Stadt zu nachtheilig sind. Sauveterre zeichnet sich durch seine schöne Lage, den gefälligen, bildungsfähigen Geist seiner Einwohner und einen merkwürdigen alten Thurm aus, der seine Grundlagen unter den Wellen des Gave verbirgt. Da sich unterhalb Sauveterre der Fluß Soison, welcher aus dem baskischen Thal Soule kommt, mit dem Gave von Oloron vereinigt, so könnte Sauveterre durch eine Schifffahrt auf Booten mit Pevenhorade, d. h. mit dem Adour, in Verbindung gesetzt werden; seine jetzigen Communicationen führen im Süden über Saint Palais nach St. Jean Pied de port (11 Meilen), in Nordosten über Sallies nach Orthes (3 Meilen), und in Nordwesten nach Bidache (5 Meilen); die gewöhnliche Communication mit Bayonne findet über St. Palais statt. Die Lage von Sauveterre, am Ausgange mehrerer Thäler und nahe an der Hauptstraße (von Pau nach Bayonne) ist also eine der vortheilhaftesten des Departements*); jenseits dieser Stadt nimmt die Gegend eine andere Gestalt an, und wird den Haiden ähnlich; die Salzquellen erscheinen, und verschaffen mehreren Oertern, besonders aber Sallies, welches bis 9000 Einwohner zählt, Wichtigkeit; indessen ist zu bemerken, daß diese Stadt bisher eine Steuerfreiheit für sein Salz genoß, welche die Kammer so eben abgeschafft hat.

*) Dennoch hat es keine regelmäßige Verbindung mit Pau; man geht über Orthez oder Navarreins dahin.

Buchhandel in den Vereinigten Staaten.

Der amerikanische Almanach für 1839 enthält folgende Angaben über den Buchhandel in den Vereinigten Staaten: Die Zahl der neuen Werke, welche in den Vereinigten Staaten in den Jahren 1834 und 1835 erschienen, beliefen sich auf 1012, welche zusammen 1500 Bände machten, und deren Kosten auf 1,120,000 Dollars angeschlagen werden können. Im Jahre 1836 stieg die Anzahl bedeutend, und die Kosten der in diesem Jahre verlegten Bücher können nicht unter 1,500,000 D. angeschlagen werden. Boston, New-York, Philadelphia und Hartford liefern $^{9}/_{10}$ des ganzen Betrags. Eine andere Angabe für die Jahre 1833, 1834 und 1835 ist folgende: Originalien 1050, Wiederabdrücke 834, zusammen 1884, was, jede Ausgabe zu 1000 Exemplaren gerechnet, 1,884,000 Bände macht. Meistens sind die Ausgaben eines einzelnen Werkes in Amerika stärker und zahlreicher, als in irgend einem Lande. Viele wieder aufgelegte englische Werke haben in den Vereinigten Staaten drei oder vier Ausgaben durchgemacht, während die ursprünglichen Herausgeber in England nur Eine machten. Von einem gewissen Buche wurden in Amerika 100,000 Exemplare verkauft, während in England nur 4 Ausgaben je zu 1000 Exemplaren abgesetzt wurden. Die literarischen Erzeugnisse haben sich in den letzten zehn Jahren in Amerika nahezu verdoppelt: der Verkauf der Buchhandlungen belief sich im Jahre 1836 auf 1,550,000 D. Ein einziger Buchhändler zahlte in den 5 Jahren vor 1834 nicht weniger als 1,350,000 D. Honorar, wovon 50,000 D. für zwei einzelne Werke. Carey, Lea und Blanchard bezahlten letztes Jahr 50,000 D. an amerikanische Schriftsteller, und einige Andere haben eine gleiche Summe mehrere Jahre hindurch bezahlt. Die zahlreichsten Werke sind immer die für den Unterricht, und von einzelnen Compilationen der Geographie wurden 100,000 bis 500,000 Exemplare in 10 Jahren verkauft, so daß solche Werke dem Verfasser und Verleger oft ein ständiges Einkommen verschaffen. Im Jahre 1834 wurden 251 Originalwerke und 198 fremde Werke aufgelegt; das Verhältniß der Originalwerke zu den fremden soll sich aber seitdem verdoppelt haben.

Goa.

(Fortsetzung.)

Viele Vicekönige, Erzbischöfe und Krieger, welche Goa berühmt machten, haben ihre Ruhestätte in dieser Kirche; die Stelle ihres Grabes bezeichnet eine Marmor- oder eine Erzplatte. Der Fremde, der gedankenvoll diesen interessanten Bau besucht, fühlt, daß seine Fußsohlen die Tafeln, welche die mächtigen Todten bedecken, entheiligen würden; er wendet sich daher, während er an diesen rührenden Denkmalern vorüberwandelt, abseits, sieht aber mit Erstaunen, wie die Mönche gleichgültig auf den Grabsteinen herumtreten, die ihm so heilig sind. Welch ein Schauplatz zu Betrachtungen über die Veränderlichkeit irdischer Größe! Könnten die hier ruhenden Todten zum Leben erwachen und das Ende all ihrer Mühen, ihrer glänzenden Eroberungen und ihrer angehäuften Schätze sehen, wie gedemüthigt würden sie werden durch den beschämenden Contrast zwischen dem Ruhm der Vergangenheit und der Erniedrigung der Gegenwart! Umringt von den verarmten Ueberresten einer jetzt in Indien gänzlich verachteten Macht, hört der Fremde die Sagen anderer Zeiten, und wundert sich über die Veränderung zwischen dem was war und dem was ist. Kein Platz eignet sich besser für die wunderbaren Erzählungen von den Thaten frommer Soldaten und kriegerischer Priester, und in keinem Theil Indiens finden wir das Schwert und den Krummstab so innig gesellt. Goa ausgenommen, ist Alles, was in Indien von Europäern herrührt, vergleichungsweise neu; allein während wir diese herrlichen religiösen Gebäude durchwandern, fehen wir uns in das Mittelalter versetzt, und von den

begeisterten Hoffnungen jener kriegerischen Abenteurer durchdrungen, die, keine Gränzen kannten für ihren Ehrgeiz, kein Ende für ihre Eroberungen.

Jeder neue Gouverneur begibt sich bei seiner Ankunft in den portugiesischen Besitzungen auf der Küste von Malabar im Gepränge in die Kirche Bom Jesus, und überreicht, unter anderem Ceremoniell, dem heiligen Franz Xaver einen Stab, und erhält dafür aus den Händen des Erzbischofs, um des Heiligen willen, dem er diese Opfergabe dargebracht, einen andern. Die Jesuiten-Kirche ist gleicherweise mit dem Leichnam der heiligen Paulina geschmückt, an den während zwei Jahrhunderten ebenfalls die Hand der Verwesung nicht gerührt haben soll. Zum Beweise dieser Behauptung ist eine der Hände unbedeckt, die, schön geformt und ganz vollkommen erhalten, leichtgläubige Augen bei flüchtigem Anblick leicht täuschen kann, bei näherer Besichtigung aber unzweifelhaft zeigt, daß dieses angebliche Fleisch und Blut eine der frommen Betrügereien ist, die man zu einem löblichern Zwecke von jeher für erlaubt hielt.

Das einst prachtvolle Kloster St. Rocca bildet jetzt eine gestaltlose Ruinenmasse; doch gibt es andere, die den Verheerungen der Zeit widerstanden. Das Franciscaner-Kloster ist von vierzig Brüdern besetzt, die ein geräumiges Gebäude bewohnen, das aus einer Reihe von Vierecken besteht, die von Kreuzgängen umringt sind. Es enthält viele Gemälde: die Mauern der Corridore sind mit schlechten Darstellungen von Märtyrern bedeckt. Jeder der Brüder hat zwei Gemächer zu seinem Gebrauche; da sie aber zu einem Bettelorden gehören und sich von freiwilligen Beiträgen erhalten, so soll ihre Lage sehr kläglich seyn, was sie nöthige, die Besuchenden um Geld anzusprechen. In Indien, wo die Gelegenheiten, dem Gottesdienst in einem ganz der christlichen Religion gewidmeten Gebäude beizuwohnen, ziemlich selten sind, hat die Feier der heiligen Messe für einen zufälligen Besucher etwas eigenthümlich Imposantes. Trotz der gegenwärtigen Herabgesunkenheit dieses Ordens wird die Feier mit allen den erhabenen Gebräuchen und Ceremonien begangen, die dem römisch-katholischen Gottesdienst eigen, und berechnet sind, tiefe Rührung in dem Gemüthe zu erwecken, und ein starkes religiöses Gefühl in der Brust derer zu erregen, die solchen Rührungen gewöhnlich nicht zugänglich sind. Jeder sinnliche Gedanke schwindet dann aus der Seele, und mit Mühe nur kehrt man, wenn der letzte Ton der Orgel verklungen, aus diesen heiligen Räumen in das geschäftige Leben zurück, das unser Herz von Betrachtungen über das Jenseits wieder ablenkt und zerstreut.

Alle Kirchen Goa's sind mit Gemälden ausgeschmückt, oder vielmehr verunstaltet, da die meisten nur grobe Schmierereien sind und nur wenige über die Mittelmäßigkeit gehen. Die Cajetans-Kirche enthält die besten, die Altarstücke sind Werke italienischer Meister. Dieses Gebäude, das, wie oben erwähnt, im reichsten und elegantesten Styl aufgeführt ist, enthält Taufsteine und Becken von italienischem Alabaster und großer Schönheit; das Innere ist höchst vollendet, und wird durch Fenster erleuchtet, deren Scheiben aus Austerschalen verfertigt und so durchsichtig gemacht sind, daß sie die ganze angenehme Wirkung von Grundglas hervorbringen. Die Vergoldung des Innern der Kathedrale zeigt mehr Reichthum als Geschmack, fesselt jedoch das Auge durch ihre Pracht. Die heilige Katharina scheint die Lieblingsheilige, und ihre Thaten bieten, wie sie in Mönchslegenden erzählt werden, den Stoff zu einigen der Gemälde, womit die Nischen in den Mauern ausgefüllt sind. Bei wichtigen Gelegenheiten fungirt der Erzbischof am Altar, im Allgemeinen aber ist dieses weite und luftige Gebäude, worin sich sonst Tausende zu versammeln pflegten, still und verlassen. Das Kloster der Augustiner — einer Brüderschaft, die von jeher etwas auf gute Küche hielt — ist das am bequemsten eingerichtete und am besten dotirte Mönchskloster in Goa. Die römisch-katholischen Priester, die in Calcutta functioniren, gehören großentheils diesem Orden an; sie senden den Ueberfluß der in ihren Capellen gesammelten Gelder an den Schatz des Klosters, das dieselben zu guten Zwecken verwendet; der Superior ist ein ausgezeichneter Gelehrter, und die ganze Brüderschaft zeichnet sich durch ihre Kenntnisse und die Aufmerksamkeit für wissenschaftliche Gegenstände aus. Die Kirche ist das prächtigste Gebäude in Indien, drei ihrer dreizehn Altäre sind ihrer Schönheit wegen bemerkenswerth, während das Ganze, wenn auch etwas unproportionirt, einen großartigen und imposanten Anblick bietet. In dem Kloster, in welchem sich die wenigen Nonnen, die noch in Goa sind, befanden, gibt es nichts sonderlich Bemerkenswerthes. Die Stadt hatte sich nie durch die Zahl ihrer weiblichen Religiosen einen Namen gemacht, denn die Damen in den Colonien ließen sich nicht leicht bereden, sich aus der Welt zurückzuziehen. Während seiner blühendsten Periode besaß Goa nur ein einziges Nonnenkloster, und dieß wurde auch stets hinreichend besunden.

Abgesehen von dem Verluste seines Handels, wird die zunehmende Ungesundheit Goa's immer ein Hinderniß seyn für die Wiedererhebung der Stadt zu ihrem frühern Glanz; ihr Loos ist geworfen: jedes Jahr führt sie ihrem endlichen Ruin näher, denn wer nicht durch ein religiöses Gelübde gezwungen, oder durch Armuth genöthigt ist, Dienste in den Klöstern zu suchen, wird sich einen andern, wünschenswerthern Aufenthalt wählen. Doch hat Panilly, eine hübsche Vorstadt im Westen, eine Bevölkerung von etwa 1500 Personen, und das reizende Dorf Ribander, auf dem Ufer des Flusses weiter auf dem Wege nach Pangi hin, eine gleiche Anzahl; es ist der Lieblingsaufenthalt solcher portugiesischen Familien, die noch in einigem Wohlstand leben, und der Sitz des Haupteriminalgerichts der Colonien. Ribander steht mit Pangi durch eine sehr schöne, gemauerte Brücke in Verbindung, die theils solid und theils auf Bögen über einen Morast und einen Strom, der sich in denselben Hauptfluß ergießt, gebaut ist, und die man als eines der schönsten Werke dieser Art in Indien betrachtet. Pangi, jetzt der Hafen, liegt auf demselben Ufer des Flusses wie Panilly, Ribander und Goa, und öffnet den Eingang in die Bai. Auf dem nördlichen Ufer steht die Veste Reis, ein sehr hervorstehender Punkt, dessen Walle mit Kanonen bespickt sind, während Alles umher in gleich reicher und mannichfaltiger Scenerie das Auge ergötzt, und dieß ist mehr oder minder der Charakter dieser ganzen schönen Küste.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 110** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Die Komödie des Todes. (Gedichte von Theophile Gautier.) — Gedichte von Southey.

In der Abonnement dieses dem Auslande dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 6–7 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für den Abonnenten des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 341.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 December 1838.

Ausflüge aus Pau.

6. Orthez. Die Straße von Pau nach Bayonne.

Die Reise von Pau nach Bayonne (25 Meilen) dauert in der guten Jahreszeit nur 6 oder 6½ Stunden, d. h. von 11 Uhr Morgens bis 5 Uhr Nachmittags, oder von 6 Uhr Nachmittags bis Mitternacht, je nachdem die Diligence von Toulouse nach Pau ihre Stunden veränderte. Die Preise sind sehr herab gesunken, man bezahlt jetzt nur 6 Fr. im Innern und 7 Fr. im Coupé des Wagens. Von der Straße ist nicht viel zu sagen. Man hat zwar zur Linken stets den Gave, aber zwischen diesem und der Straße läuft noch die Louffe, deren mit Bäumen, Gebüschen, Wäldchen, zuweilen auch mit Sümpfen bedeckte Ufer fast alle Aussicht rauben; angenehmer ist ein zur Rechten bis Arthez hinlaufender, kleiner, meistens wohlbebauter Bergrücken; doch kommen auch hier schon einige unfruchtbare oder sandige Stellen zum Vorschein. Die Dörfer sind beträchtlich, besonders Danguen, und haben ein Ansehen von Wohlstand. In Artix, einem zwischen der Louffe und einem Wäldchen gelegenen Orte, wechselt man Pferde. Von da bis Orthez scheint mir Caſtetis die ansehnlichste Ortschaft. Orthez ist ein Städtchen von 6 oder 7000 Einwohnern, welches seit dem Schlachtgelärme von 1814 sich in die Stille seiner ländlichen Beschäftigungen zurückgezogen hatte, aber jetzt, wie überhaupt diese Gegenden, an der allgemeinen friedlichen Bewegung Antheil nehmen will. Es hat sich erinnert, daß es eine angenehme Lage, Plätze und Alleen besitzt, welche sorgfältiger gepflegt, durch Eröffnung einiger Wege oder Gassen in Verbindung gebracht, und von dem Schutt und Unrath ihrer Umgebungen gereinigt, den jetzt im mittäglichen Frankreich so zahlreichen, und durch die Theuerung aus andern Städten entfernten Fremden einen vortheilhaften Aufenthalt zwischen Pau, Bayonne, der spanischen Gränze und dem Adour (Saint Sever auf dem Wege nach Mont de Marsan, Dax mit seinem Markte und seinen Bädern) anbieten kann; es hat ein gutes Collegium, vielleicht denkt es schon daran, seine bisherige Dorfzeitung in ein politisches Journal umzugestalten. Es hat vielfältige Verbindungen mit Pau, wohin trotz der Entfernung (10 M.) alle Markttage Leute aus Orthez mit ihren Producten kommen; seine Viehmärkte sind renommirt: die Einwohner sind ein gesunder, lebenslustiger Schlag von Menschen. Merkwürdigkeiten gibt es nicht, außer dem Ueberreste des Schlosses, einem Thurm, der auf einer kleinen Anhöhe rechts von der nach Bayonne auslaufenden Straße steht. Doch ist die Episode der bearnesischen Geschichte, woran dieses Denkmal erinnert, kurios genug, um den Mangel anderer Merkwürdigkeiten, wenigstens bei den deutschen Lesern, die man nicht mit diesen französischen Localgeschichten vertraut voraussetzen kann, zu ersetzen.

Die männliche Linie der erlauchten Centulle hatte mit dem 1134 von Fraga getödteten Centull V aufgehört. Seine Schwester Guiscarde, Wittwe des Vicegrafen von Gabardan, blieb Vormünderin ihres Sohnes Pierre, welcher von einer Verwandtin des Grafen von Barcelona Raymond einen Sohn, Gaston IV, und eine Tochter, Marie, hinterließ. Da die Mutter und Vormünderin Gastons vier Jahre nachher starb, so erwählten die Béarnesen 1151 in einem Landesverein in Camfranc den Grafen von Barcelona zum Regenten. Gaston IV starb trotz einer zweimaligen Heirath ohne Erben; seine Schwester Marie, an dem Hofe Alfons des II von Aragonien erzogen, ließ sich bereden, die Oberlehensherrschaft des Letztern über ihr Gebiet in Béarn und Gascogne zu erkennen. Dieser Act fand in Jaca im April 1170 statt, und wurde von ihrem Gemahl, Wilhelm von Moncada, den ihr Alfons ausgesucht hatte, und von den Bischöfen Bernhard von Oloron und Sance von Lescar bestätigt. Aber das Volk dachte anders als Prinzen und Bischöfe, und lehnte sich auf. „Da sie von einem Edelherren aus Bigorre Gutes hatten sagen gehört (so drückt sich die Chronik aus), so erwählten sie ihn auf ein Jahr zu ihrem Herrn," aber er wollte ihre Fors nicht beobachten, wurde vor die Court mayor von Pau geladen, und dort, als er widerstehen wollte, getödtet. Auf dieselbe Weise wählten sie einen ehrlichen Ritter aus Auvergne auf zwei Jahre, aber schon am Ende des ersten ließen sie ihn wegen Verletzung ihrer Freiheiten bei der Brücke von Saran durch einen Schildknappen (écuyer) tödten, der ihm einen Pfahl durch die Rippen stieß (1137). Eben so hatten sie viel Gutes von einem Edelherrn aus Catalonien gehört, welcher zwei Zwillinge hatte; sie sandten zwei ehrsame

Digitized by Google

Männer (prudhommes) zu ihm, und „als sie dort waren, gingen sie die Zwillinge zu sehen, und fanden sie beide schlafen, den einen mit geschlossenen, den andern mit offenen Händen, und sie nahmen den, der die Hände offen gehabt hatte, mit sich.“ Einem Freiheitsbrief des Klosters von Sauvelade vom Jahre 1178 zufolge kann man fast nicht zweifeln, daß ihr Vater Wilhelm von Moncade war, welcher von Marie von Béarn zwei Zwillinge gehabt hatte. In diesem Falle mußte das Gute, was von ihm den Béarnesen zu Ohren gekommen, das Andenken an den Vertrag von Jaca ausgelöscht, und dem kleinen Schläfer nicht parceque, sondern quoique den Thron verschafft haben; doch erhielten weder Wilhelm noch Marie Antheil an der Regentschaft. Diese Anekdote von der populären Einsetzung der Familie Moncade ist das Hauptstück der Volkstraditionen, durch welche die meisten Béarnesen ihre Geschichte kennen. Die Wirkung dieser Sorge für die Freiheiten des Landes erstrecken sich aber noch weiter.

Gaston V, der mit der offenen Hand, auch der Gute genannt, vermählte sich durch Alfons II Vermittlung 1192 mit der nachher durch ihre fünf Ehemänner in Ruf gekommenen Petronille von Cominges, und erhielt auf diese Art die Grafschaft Bigorre, wurde aber in den Albigenserstreitigkeiten excommunicirt, mußte der Kirche zwei Herrschaften abtreten und unterlag den Liebkosungem seiner Frau, ohne doch einen Erben zu hinterlassen. Wilhelm Rapenun von Moncade, der mit der geschlossenen Faust, von Petronille unterstützt, erlangte 1215 die Nachfolge auf dm Thron von Béarn, doch nicht ohne Bedingung. Der Oberhof, Court mayor, von Pau, war ein Landesverein, aus dem Souverän, den Edelleuten und den Abgeordneten des Landes zusammengesetzt; man trennte davon die gerichtliche Gewalt und übergab sie 12 erblichen Geschwornen, Jurats, unter dem Vorsitz des Prinzen; in den Ortschaften gab es Untergerichte, welchen der Amtmann, Bailli, des Prinzen oder der Lehensherren präsidirte. Die zwölf ernählten Jurats waren aus den edelsten Familien Béarns: Navailles, Audoins, Lescun, Coarraze, Gerderest, Gayrosse, Gabaston, Arros, Miossens, Domi, Miramon und Mirepoir, denen man die Bischöfe von Oloron und Leccar an die Seite gab; der Hr. von Mirepoir wurde aber bald und mit dem Hrn. von Bidouze ersetzt, weil er das Urtheil gefällt hatte que si augun deu dar diers et no los pot pagar, que posque — wenn Jemand Geld schuldig ist und es nicht zahlen kann, so müsse er es können; ein Urtheil, welches als zu hart angesehen wurde. Die Freiheitsbriefe von Morlaas, Ossau und Baretons wurden revidirt, und in Béarn herrschte das Gesetz, während in dem übrigen Frankreich die Gerechtigkeit sich unter der Macht der Lehensherren und der Inquisition beugte — auch verdiente sich Raymond auf diese Weise den Beinamen des Gesetzgebers. Sein Sohn Wilhelm II 1225 nahm an der Eroberung von Majorca durch Jakob von Aragon Antheil, und wurde 1229 dort getödtet. Gaston VI wohnte 1242 der Schlacht an der Brücke von Taillebourg bei, welche Heinrich III von England verlor. Heinrich zog sich nach Bordeaux zurück, und unterhielt die Neutralität Gastons mit Subsidien, welche diesem dazu dienten, bei Orthez, der Vormauer seiner Staaten, das prächtige Schloß, von dessen Ruinen hier die Rede ist, zu erbauen; man nannte es nur das edle Schloß, le noble chateau. Dessen ungeachtet nahm er gegen die Engländer Partei, und selbst nachdem er von Leicester gefangen genommen, nach London geführt und in Freiheit gesetzt worden war, rückte er wieder an der Spitze der bearnesischen Conföderation gegen Bordeaux und setzte es durch Hunger in Verlegenheit; allein die Conföderation wurde durch die Treulosigkeit einiger Mitglieder aufgelöst, und die Béarnesen in einem Versuch gegen Bayonne 1251 zurückgetrieben.

Die Gemahlin Gastons VI war Amate, Tochter Petronillens und ihres fünften Ehemanns, Bozon de Matas; er hatte von ihr vier Töchter, die älteste, Constanze, zuerst mit Heinrich von England, römischem König, dann mit Alfons, Infanten von Aragonien, verheirathet, starb ohne Nachkommenschaft. Dem von dem Hofe von Pau bestätigten Testamente Gastons zufolge ging Béarn auf die zweite Tochter Marguerite, Gemahlin Roger Bernards, Grafen von Foix, über. Aber die dritte Tochter, Mathe, Gemahlin Gerhards, Grafen von Armagnac, verlangte nach älterem Herkommen gleiche Theilung — daher die langen Kriege der Parteien Foix und Armagnac; doch die erstere Familie erhielt sich im Besitz, und das Schloß Orthez war ihr Lieblingsaufenthalt.*)

Orthez hat eine Brücke über den Gave, von welcher ein Departementalweg nach Navarreins führt. Bei Baigts, eine Stunde unterhalb Orthez, ist eine andere Brücke und die Heerstraße nach Sauveterre (3 M.); noch eine Stunde weiter bei Ramous, wo man Pferde wechselt, nähern sich die Hügelreihen, besonders von der Nordseite, dem Gave, welcher von nun an seinen Lauf schon in einem andern Departement, dem der Haiden, fortsetzt. Die Straße bildet bei Ramous eine Art von Defilé, und folgt, nachdem man auf die Anhöhe gekommen, dem Gave durch eine ziemlich monotone Gegend bis Peyrehorade, wo der Gave von Pau, nachdem er den von Oloron aufgenommen, schiffbar wird. Peyrehorade ist ein angenehmes, lebhaftes Städtchen von 7 bis 8000 Einwohnern; so wie man das stille Orthez als eine Clientin von Pau ansieht, so fühlt man in Peyrehorade sogleich, daß die Bewegung von Bayonne bis hieher reicht; man bemerkt auch hier schon deutlich eine Veränderung der Physiognomien; dazu mag freilich der Umstand beitragen, daß hier viele Juden sind, welche so zu sagen eine Succursale der Judencolonie von Saint Esprit und Bayonne bilden. Man verläßt hier den Gave, der sich anderthalb Meilen weiter in den Adour ergießt, und steigt gegen den letzteren Fluß auf, den man eine Stunde später bei dem Port de Cannes, ei-

*) Dieses Schloß war auch Zeuge einer hartherzigen Handlung, mit welcher Gaston Phöbus seine glorreiche Regierung befleckte. Gaston hatte sich von seiner Gemahlin, Agnes von Navarra, getrennt. Karl II von Navarra gab dem eilfjährigen Sohne Gastons ein Giftpulver, das er seinem Vater beibringen sollte; aber dieser entdeckte es zu rechter Zeit und sperrte seinen Sohn auf Lebenszeit ein; der junge Gaston starb 1382 vor Verdruß und Langeweile. Gaston Phöbus war ein großer Liebhaber von Hunden, er hatte deren 1800, die ihn fast niemals verließen.

Digitized by Google

nem unbedeutenden Ort, überſetzt. Der Weg bietet nichts Intereſſantes dar; man trifft bis Biandos, 3 Meilen von Bayonne, nicht einmal eine beträchtliche Ortſchaft an, aber bald darauf erkennt man an der Erſcheinung ſchöner Landhäuſer und Gärten, wovon eins oder das andere wohl auch Schloß und Park genannt zu werden verdient, daß man ſich einer Stadt nähert, welche Capitalien in ihrer Nähe verbreitet. Von Peyrehorade bis Bayonne ſind 9 Meilen.

Nachrichten über den Wallfiſchfang in den nördlichen Eismeeren.

4. Die Fiſcherei im Eiſe. Süd-Eis-Jahre.

(Schluß.)

So wie das Eis aufbricht, ziehen ſich die Fiſche in die Löcher und Spalten, im Julius ſcheinen ſie verſchwunden und mögen wohl im höchſten Norden leben, und die Expeditionen ſegeln nach Hauſe.

Kein Süd-Eis-Jahr, oder eine offene Jahreszeit, nennt man, wenn wegen gelinden Winters das Eis vor den Oſtküſten Grönlands nur ſehr ſchmal iſt, ſo daß mitunter dieſes Land geſehen wurde, das im J. 1000 von normanniſchen Chriſten coloniſirt ſeyn ſoll, und nachher durch ſtrenge Winter und vieles Eis abgeſchnitten wurde und verſchollen iſt.

Dann iſt das ganze Terrain zwiſchen Spitzbergen und dem Weſteis bis zum 79° N. B. offen. Spitzbergen kann an der Nordküſte beſucht werden, der Saum des Eiſes iſt dann auch ſehr nördlich zwiſchen Spitzbergen und Nova Zembla; in einem ſolchen Jahre gelangte wohl Heemskerk an die Nordküſte dieſer ruſſiſchen Inſel; ſolche gelinde Winter ſind gute Gelegenheiten nach dem höchſten Norden zu ſteuern, aber ſehr ſchlecht für die Fiſcherei, die Ausdehnung des Jagdreviers iſt zu groß.

Neu-Grönland ſcheint nach der Ausbreitung des Eiſes und dem Laufe der Ströme zu urtheilen, ſich von Südweſt nach Nordoſt bis auf den 77° auszuſtrecken, wo es ſich entweder endigt oder nordwärts weiter ſtreicht, weil der Strom bei dieſer wahrſcheinlichen Ecke, ehe er ſeinen Südweſt-Lauf nimmt, ſüdwärts zu fallen ſcheint, ſo daß das Eis auf vorgenannter Höhe gewöhnlich von dem andern Eis ſeewärts ausgeſetzt wird und daher der Stert von 77° genannt iſt; es ſcheint auch, daß der Strom erſt an der Weſtküſte Spitzbergens nördlich ſich wendet, dann einen Wirbel (Maaling) verurſacht, indem er weſtlich wird und vom 77° an wieder ſüdwärts läuft, das loſe Eis und große Eisfelder mit ſich führend. In höhern Breiten als dieſe wird das Schiff von Strömungen nicht viel ſüdlich getrieben, wird aber leichter frei von Eis, wenn es beſetzt wird, der umkreiſenden Strömung halber.

Unter 79½° der Breite ſoll die Fluth aus Süden kommen. Die Exiſtenz dieſer Strömung iſt am deutlichſten dadurch bewieſen, daß die Commandeure unter hohen Breiten weſtlich ſegeln, ruhig liegen und nach mehrern Tagen ſich bedeutend ſüdlicher finden, welches 10, 12 ja 20 engl. Meilen per Tag austrägt; dieſe Strömung iſt die Rettung der Schiffer: wenn ſie eingeſchloſſen, ſüdweſtlich treiben und in die offene See gelangen, geht das Eis von einander.

Zu erinnern iſt, daß während der Periode der Fiſcherei die Sonne nicht unter den Horizont ſinkt; fällt ein ſtarker Nebel, ſo daß die Leute in den Booten ihr Schiff nicht mehr ſehen, ſo werden auf letzteren in Perioden Kanonenſchüſſe abgefeuert und mit der großen Glocke geläutet.

Am leichteſten iſt es, eines Fiſches habhaft zu werden, wenn er unweit eines großen Eisfeldes harpunirt wird; er flieht gleich unter dasſelbe, muß aber baldwi eder herauskommen, Athem zu ſchöpfen; bei dieſer Gelegenheit wird eine zweite Harpune nach ihm geworfen, oder man ſucht auch, wenn er ſehr ermattet iſt, ihm durch einige Stiche mit Lanzen, die 6 Fuß lange eiſerne Spitzen haben, tödtliche Wunden beizubringen. Aber ſehr ſchwer iſt es, ihn zu erlangen, wenn er unter Eisfelder geht, die viele Löcher haben, da er dann, wenn die Schaluppen dieſelben beſetzen, von einem zum andern flieht; man kappt in ſolcher Noth die Leine, er würde Tauſende von Ellen nach ſich ziehen, und die an einem Eisblock feſtgemachte Leine würde doch reißen.

Eben ſo ſchlimm iſt es, wenn er unter junges Eis flieht, welches er, wenn auch ſchon ſo ſtark, um Menſchen zu tragen, mit dem Höcker, worin die Windpfeifen ſind, durchſtößt. Ein ſehr kluger Commandeur verfolgte einen entflohenen Fiſch auf demſelben, mit Brettchen unter den Füßen, harpunirte ihn zum zweitenmal und ließ die Leine etwas ſtramm auslaufen, der Fiſch kam an Stellen, die er nicht aufbrechen konnte und erſtickte.

Auf der Oſtſeite Spitzbergens ſind bis jetzt wenig Verſuche zu Fiſcherei gemacht worden, ſie iſt immer von vielem Eis belagert und hat, was am ſchlimmſten iſt, eine conträre ſüdliche Strömung. Wie vor erwähnt, beſuchen Wallroßfänger Spitzbergen, auch gehen ſolche von dem weißen Meere nach Nova Zembla. Verſuche, den Wallfiſchfang im weißen Meer in Gang zu bringen, mißlangen, da der Myſticetus ſelten dahin gelangt und die andern Gattungen ſehr klein, flüchtig und arm an Speck ſeyn ſollen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Statuen an der Kathedrale von Chartres.

Hinſichtlich dieſer Statuen an der Kathedrale von Chartres enthält der Moniteur Nachſtehendes. Unter den 2000 Statuen des 12ten und 13ten Jahrhunderts, welche das Aeußere der Kathedrale von Chartres zieren, findet ſich auch die Statue der Freiheit. Es iſt eine Frau von 25 bis 30 Jahren im Coſtume einer Königin; ſie hält in der rechten Hand ein Schwert, in der linken einen Schild, auf dem zwei Königskronen abgebildet ſind. Der Name Libertas iſt auf der rechten Seite in Charakteren des 13ten Jahrhunderts eingegraben. Dieſe Freiheit iſt, wie eine Mutter von ihren Kindern, von zwölf andern öffentlichen Tugenden gefolgt, die gleichfalls als Königinnen gekleidet ſind, und unter denen man an ihren Attributen und ihren eingegrabenen Namen die Raſchheit, die Sicherheit, die Eintracht und die Tapferkeit erkennt. Ein Hr. Didron, Secretär des hiſtoriſchen Comité's der Künſte und Denkmäler, hat von der Regierung den

Digitized by Google

Auftrag erhalten, eine archäologische Beschreibung der Kathedrale von Chartres abzufassen, und wird bei dieser Gelegenheit eine Erklärung der 2000 Statuen geben, die ein Gedicht bilden, das mit der Schöpfung beginnt und mit dem Ende der Welt endet.

Goa.

(Fortsetzung.)

Der Hafen von Goa steht, wenn überhaupt, in der Pracht seiner Landschaft kaum dem von Bombay nach; er bildet ein prächtiges Bassin, umringt von bewaldeten Vorgebirgen, welche durch die üppigsten Thäler von einander getrennt sind. Auf den cultivirten Theilen prangen Kokosnußpflanzungen, Reis- und andere Getreidefelder in üppiger Fülle, während die Aussicht an Schönheit gewinnt durch zahllose Kirchen, Klöster und Villa's, die stolz hervorragen, und zum Theil halb in Mango- und Tamarinden-Haine, welche den Hintergrund bilden, eingehüllt sind. Der Fluß, welcher schiffbar ist, führt durch eine ununterbrochen interessante Scenerie, und in einiger Entfernung scheint Goa mit seinen prachtvollen Gebäuden, Kirchthürmen und Domen immer noch die stolze Trophäe europäischer Eroberungen, die Hauptstadt eines großen und blühenden Reichs. Welch ein Contrast aber beim Landen! Mehr und mehr verfallen die verödeten Wohnungen, die stillen und öden Straßen, deren manche nur durch die Grundlagen früherer Gebäude kenntlich, und die öffentlichen Plätze und Märkte sind jetzt der Zucht einflößende Aufenthalt schädlicher Thiere; statt des Gepränges eines Vicekönigs, der Handelsfürsten, Krieger und Edlen mit ihren Gefolgen, statt der Processionen, militärischen Paraden und prachtvollen Equipagen sieht man jetzt entweder einzeln oder in kleinen Gruppen einige melancholisch aussehende, halb verhungerte und nur halb gekleidete Mönche, Soldaten und die niedrigste Art Handwerker. Einheimische sowohl als Portugiesen scheinen gänzlich ausgeartet. Mit wenigen Ausnahmen unter dem höhern Stande der religiösen Brüderschaft machen der europäische Theil der Einwohner und die Sprößlinge europäischer Eltern die jämmerlichste Figur; ihre Gewohnheiten und Sitten harmoniren mit ihrem Aeußern, und deuten auf die Entwürdigung, zu welcher sie herabgesunken.

Die Gärten Goa's sind berühmt wegen des Alphonso-Mango, derselben Varietät wie diejenige, welche man zu Mazagong bei Bombay findet, und welche Sprößlinge für die einzigen Bäume liefert, welche durch ganz Indien eine wirklich vortreffliche Frucht hervorbringen, und mit Recht den Vorzug vor allen andern verdienen.

Der moralische Charakter der Goanesen stand nie sehr hoch; wenige der nachfolgenden Gouverneure eiferten den Tugenden De Gama's, Albuquerque's, De Castro's und der patriotischen Soldaten nach, welche die Colonie gründeten. Der Reichthum, den sie sich erwarben, machte sie verhältnißmäßig verderben, räuberisch und grausam. Die Käuflichkeit und ausschweifende Lebensweise der höhern Classen brachte eine völlige Entsittlichung in der ganzen Gemeinde hervor, und der dunkelste Aberglaube neben wilder Bigotterie beschleunigte ihren Verfall.

Der Sitz der Regierung ist jetzt, in Folge des Aufenthalts des Vicekönigs, zu Panaï, das in gleichem Niveau mit dem Wasserspiegel erbaut ist; die Häuser ziehen sich längs dem niedrigen, abschüssigen Ufer des Flusses hin. Das Regierungsgebäude ist hübsch, und einige andere gewähren in der Ferne einen imposanten Anblick; kommt man ihnen aber näher, so findet man, daß der größere Theil des Platzes mit elenden Hütten besetzt ist, die sich in buntem Durcheinander in Kokosnußhainen erheben und aller Bequemlichkeit entbehren, indem die Gewohnheiten der Portugiesen keinen bessernden Einfluß auf den Charakter der Eingebornen übten. Die Insel entbehrt aller Fahrwege, und liefert auch die andern Theilen Indiens gemeinsamen Lastthiere nicht; die Transportmittel für Güter und Reisende sind Boote oder Culis, die man zu diesem Zwecke miethet. Wie man sich denken kann, sind die Kaufläden sehr mittelmäßig, und obgleich neben Fischen Geflügel im Ueberfluß auf dem Markt ist, findet man doch kein Schaffleisch, und das Ochsenfleisch, wenn anders man es sich verschaffen kann, ist von sehr schlechter Beschaffenheit. Den sämmtlichen Tabak in Goa brachte man aus Brasilien, da das Monopol so streng ist, daß Reisende auch nicht einmal eine kleine Quantität zu ihrem eigenen Gebrauche mitbringen dürfen. Sollte man beim Durchsuchen des Gepäckes auch nur einige Cigarren finden, so würde man, den Befehlen der Regierung zufolge, Alles mit Beschlag belegen.

Wegen der Unwirksamkeit der Polizei sind Verbrechen unter den niedern Classen von Goa sehr häufig; obgleich in frühern Zeiten die ganze Gemeinde an der allgemeinen Sittenlosigkeit Theil hatte, so gibt es doch unter den höhern Ständen keine besonders reichen und verschwenderischen Leute mehr; sie leben vielmehr, da sie an Zahl gering und in mehr bescheidene als reiche Umstände versetzt sind, einfach und selbst zurückgezogen. Man macht zu seinem Vergnügen weder Ritte noch Fahrten; weder öffentliche Promenaden, noch Bälle, noch Theater finden statt; alle Unterhaltungen finden in engen Privatecirkeln statt, und auch diese nur selten; religiöse Feste sind fast die einzigen Gelegenheiten, bei welchen man sich nähert. Allein während die Bessern dieses ruhige und, wie man sagen kann, düstere und geistlose Leben führen, herrscht jede Art Ausschweifung unter der europäischen Soldateska — einer gesetzlosen und unverbesserlichen Rotte, die zum größten Theil in ihrem eigenen Lande überführte Verbrecher waren. Diese Elenden, ermuntert durch den gänzlichen Mangel an Mannszucht und die Schwäche der vollziehenden Gewalt, verüben alle Arten von Verbrechen mit beinahe vollkommener Ungestrafftheit. So lange sich ihre Gräuel nur auf Personen der niedern Classen beschränken, achtet man wenig oder nicht darauf, und das unglückliche Volk wird beraubt, mißhandelt und selbst gemordet, ohne daß man eine Untersuchung anstellt, oder Maaßregeln ergreift, um die Verbrecher der Gerechtigkeit zu überliefern. In mehrern Theilen der Stadt Pangi ist es mit Gefahr verbunden, bei der Dunkelheit auszugehen; ist jedoch der Frevel nicht so arger Art, daß ein Priester am Altare niedergehauen worden, so erregt er nur sehr wenig Aufsehen. Neben ihren Ausschweifungen und ihrem unmilitärischen Betragen sind die portugiesischen Soldaten dieser unglücklichen Colonie im höchsten Grade schmutzig, ihr Aeußeres über alle Beschreibung unreinlich, und ihre Gewohnheiten die schlechtesten, die man sich denken kann.

(Schluß folgt.)

Ein Hr. Klappendach, ein elsässischer Kaufmann, hat dem Straßburger Museum 5 schöne Viscachas und 2 erwachsene Maulthiere Tatus nebst mehrern in Spiritus aufbewahrten Jungen geschenkt. Die Viscachas sind noch ziemlich selten in den europäischen Sammlungen, sie sind etwas größer als die Hasen, gleichen einigermaßen den Murmelthieren, und legen gemeinsam sehr complicirte Baue mit einer Menge Löcher nach außen an. Der Tatu gehört zu den mit einem festen Schild geschützten Thieren, und die genannte Abart hat ihren Namen wohl von ihren großen Ohren erhalten. (Echo du Monde Savant Nr. 47.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 342.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 December 1838.

Die Bewohner von Madagascar. *)

Die Geschichte Madagascars ist in vieler Beziehung von hohem Interesse. Sie zeigt uns einen Zweig jenes sonderbaren und weit verstreuten Menschenstamms, der hauptsächlich die Küsten und Inseln des südöstlichen Asiens bewohnt; der in seiner Sprache und vielen Gebräuchen und Formen unbestreitbare Zeichen der Identität trägt, ob er gleich in einer Entfernung vom malayischen Archipel oder den Inselgruppen Polynesiens wohnt, die größer ist, als, ohne den schlagendsten Beweis, man für möglich gehalten hätte, daß sie so weit reichen könnten. Sie zeigt einen interessanten Theil des Menschengeschlechts, der nach und nach aus der Unwissenheit und Rohheit sich erhebt, welche die unterste Stufe der Civilisation charakterisieten, Intelligenz und Wissenskraft an den Tag legt und die Bequemlichkeit eines civilisirten Lebens erwirbt. Sie zeigt uns ferner ein Volk, das, mit wenig Ausnahmen, gegen die Fremden freundlich und gastfrei ist, bis es durch schlechte Behandlung zur Wuth und Gewalt gereizt, oder durch den bösen Einfluß und Beispiel der Fremden ihr Charakter schlechter gemacht wird, als er vorher war.

Die Bevölkerung beläuft sich jetzt auf 4½ bis 5 Millionen, doch muß sie früher größer gewesen seyn. Denn die Eindeichungen, die sich über große Strecken des Landes hinwegziehen und jetzt mit Gras und Gesträuch überwachsen sind, zeigen, daß diese Theile früher regelmäßig zu Reißfeldern bestimmt waren; und die zerstreuten Ruinen von Dörfern oder ganze Reihen von jetzt gänzlich verlassenen Wohnorten, besonders in den Gegenden von Betsileo und Sakalava, geben eine, wenn auch unvollkommene Idee, wie sehr das Land entvölkert worden ist. Das weibliche Geschlecht ist an Zahl weit größer als das männliche, woraus, wie aus der Verringerung der Bevölkerung, die furchtbare Verschleuderung des Menschenlebens in ihren häufigen und grausamen Kriegen hervorgeht. Der Sklavenhandel, Kriege, Kindermord, Gerichte durch Gottesurtheil und das Vorherrschen gewisser Krankheiten sind genügende Gründe für die Erklärung einer sehr beschränkten Bevölkerung in einem Lande, das eine fünffache Vermehrung derselben zuließe.

Madagascar ist nicht von einem einzigen Stamme bewohnt, der bei geringen und nur provinciellen Unterschieden, einen gemeinsamen Ursprung hat und eine ausgebreitete Nation bildet, sondern von einer Anzahl verschiedener Stämme, die mehr oder weniger zahlreich, augenscheinlich von mehr als einem Lande herkamen. Sie unterscheiden sich in vielen Rücksichten von einander, und bleiben, wenn auch gegenwärtig dem Namen nach in Einem politischen Reiche vereinigt, doch verschiedene, gesonderte Nationen. Ein einfacher Bericht würde daher keine richtige Schilderung der verschiedenen Stämme in der Bevölkerung Madagascars geben, obgleich sie wieder in manchen Punkten mit einander zusammenfallen. Unter diese gehören folgende. Die Bewohner sind meist unter mittlerer Größe, und ihre Gesichter haben nicht das scharf Hervortretende der Züge, was so häufig die europäischen und asiatischen Nationen auszeichnet. Die Männer sind schöner gebildet als die Frauen, welche im Allgemeinen zu größerer Körperfülle hinneigen. Der Bart der Männer ist schwach, und wird in der Jugend ausgerupft. Ihre Hände sind in der Berührung nicht so warm, wie die der Europäer, und ihr Blut ist nach dem Thermometer kälter. Hierin sind sich alle Theile der Bevölkerung ähnlich. Ihre Hauptverschiedenheit besteht in der Farbe, die sie, ungeachtet mancher geringen Abstufungen, in zwei Classen theilt, wonach manche Physiologen sie auch auf zwei Stämme zurückgeführt haben: — die eine von schlankem, gutgebautem Wuchse, schönem Gesicht und gelocktem oder glattem Haar; die andere stärker gebaut, mit dunkelfarbigem und wolligem Haar. In eine dieser beiden Abtheilungen paßt jede der verschiedenen Nationen der Insel.

Die Farbe ist entweder olivenbraun oder schwarz; doch sind diese Farben nach und nach so unter einander gemischt worden, daß es oft schwer seyn möchte, zu entscheiden, zu welcher Hauptfarbe ein Individuum gehöre. Die Fülle der Gesundheit gibt dem Olivenbraunen oft eine tiefere Färbung, doch trennt sich diese Farbe eben so scharf von dem Gelb der Malayen, als von der Kupferfarbe der Indianer in Amerika. Auch das Haar gibt zwei Abtheilungen — die Thotra (tho-tole) haben glattes,

*) Entlehnt aus History of Madagascar. Compiled chiefly from original Documents by the Rev. Will. Ellis.

Digitized by Google

die Nyita gelocktes oder vielmehr krauses Haar; doch auch hier gibt es so viel Unterabtheilungen, daß eine strenge Scheidung schwierig ist. Die Verschiedenheit der Farbe und des Haares bilden jedoch nicht zwei, sondern vier Hauptclassen: 1) Olivenfarbige mit glattem Haar; 2) Olivenfarbige mit krausem Haar; 3) Schwarze mit glattem und 4) Schwarze mit krausem Haar. Doch findet man meist die Olivenfarbe mit glattem Haar und die schwarze Farbe mit krausem Haar verbunden. Neben dieser Eintheilung der Bewohner nach ihrer physischen Beschaffenheit zerfallen sie noch nach ihrer geographischen Lage in vier politische Haupttheile, die nur selten von jenen abweichen. Sie heißen: 1) Hava, 2) Sakalava, 3) Betsileo und 4) Balaniemma und Betsimisaraka.

Nachrichten über den Wallfischfang in den nördlichen Eismeeren.

Das Wallfischgeschlecht. Aufenthalt und Nahrung des Mysticetus im nördlichen Eismeere.

Das Wallfischgeschlecht ist über alle Meere des Erdballs verbreitet, und enthält weit mehr Abarten, wie bisher in den Naturgeschichten beschrieben worden sind, ja, man könnte wohl behaupten, daß in jedem Gewässer eine besondere Abart sich aufhält. Sehr wohl gebildete Männer, welche wissenschaftlicher Zwecke halber Reisen nach den nordischen Meeren machten, gestehen aufrichtig, daß es ihnen oft schwer fiel, diesen oder jenen Fisch unter die Cetaceen zu classificiren, daß die bisher darüber erschienenen Zeichnungen sehr incorrect seyen, und anstatt den Forscher zu leiten, irre führten. Nur selten haben wohl Zeichner Expeditionen auf Fischerei nach den Polarmeeren begleitet, und wie wenig vollständig mußten ihre Arbeiten werden, da es so viele Abarten gibt, auf welche es gar nicht zweckmäßig ist, Jagd zu machen (die also gar nicht gefangen werden), daß der getödtete Fisch nur wenig aus dem Wasser emporragt, bald aufschwillt und zerschnitten wird. — Von dem ächten grönländischen Wallfische, dem Mysticetus, sind die Zeichnungen höchst incorrect, von einem Thiere, welches so viele Tausende von Expeditionen seit mehreren Jahrhunderten veranlaßte, hat man nur in einigen neueren englischen Werken treue Abbildungen.

So darf man sich also nicht ärgern, wenn die Commandeurs alle Arten des Wallfischgeschlechts mit einer Flosse auf dem Rücken schlechtweg „Finnfische“ nennen, da sie selbst niemals sie fangen, also nicht betrachtet haben. — Die Körper dieser Riesengeschöpfe des Meeres lassen sich nicht transportiren, um in Museen zur Schau gestellt zu werden?! Hin und wieder scheiterten einige derselben an den nördlichen europäischen Küsten, doch mögen die Zeichner wohl oft zu spät gekommen seyn, da die Schritte der Liebhaber von Speck u. s. w. am schnellsten zu seyn pflegen; ein bei Helgoland gestrandeter Fisch (Nordkaper?) wurde in Hamburg gezeigt, und das Gerippe nach Berlin gesendet.

Die ausgezeichnetsten Werke sind von Linné und La Cepède, die, mit vieler Mühe bearbeitet, dennoch mitunter in große Irrthümer verfallen; so meint Letzterer z. B., der Mysticetus möge früher wohl 328 Fuß lang gewesen seyn, und in neuerer Zeit von 65 bis 98 Fuß (20—50 Metres), während derselbe höchstens 60 Fuß jemals lang war. Der von ihm beschriebene Narwal soll 47 bis 66 Fuß halten, während man sie nie über 15 Fuß Länge kannte; alles Uebrige ist ebenfalls übertrieben.

Sehr wichtig sind indessen die Unterscheidungszeichen; Linné nämlich nennt die, statt Zähne, Barden führende, Balaenae, La Cepède die mit einer Flosse auf dem Rücken Balaenoptera. — Unter den Balaenoptera gehören: 1) Physalis, Razor back, der spitzrückige Wallfisch; 2) Balaena Musculus (Broad nosed Whale), Buckelkopf (?) Nordkaper (?); 3) Balaena Boops, (Finner) Finnfisch; 4) Balaena Rostrata (Beaked Whale), der spitzschnauzige Wallfisch.

Der Balaena Physalis ist der längste des ganzen Wallfischgeschlechts, nämlich 100 Fuß und darüber, bei einem Umfange von 30 bis 35 Fuß; im Vergleiche zum Mysticetus ist er kenntlich, weil er schlanker im Körper, kürzer in Barden, weit ärmer an Speck, blauer von Farbe ist; er hat eine feste Finne auf dem Rücken, bewegt sich, während er den Athem viel heftiger ausstößt, dabei vorwärts. Denselben verfolgen die Fischer nicht gern; jagen sie ihn, so eilt er nicht sehr, taucht nur dann und wann unter, erhebt dabei aber nicht den Schwanz, wie der Mysticetus; so wie er sich aber getroffen fühlt, strengt er alle seine Kräfte an, und schießt wie ein Pfeil dahin auf der Wasserfläche, oder oblique tauchend, so daß er gegen 480 Faden in einer Minute auszog, welches 172,800 Fuß pr. Stunde ausmacht, und würde die Boote in unendliche Fernen führen, daher kappt man lieber die Leinen. Widerstand durch körperliche Gewaltthätigkeiten leistet er sonst nicht. Bei großen Entfernungen könnte man diesen Fisch wohl mit dem Mysticetus verwechseln, allein näher betrachtet unterscheidet man ihn bald. Während des Blasens, welches so heftig, daß es bei stillem Wetter eine deutsche Viertelmeile gehört werden kann, liegt er selten ruhig, sondern bewegt sich gewöhnlich a rata eine bis fünf Viertel deutsche Meilen pr. Stunde; auch wirft er nicht beim Untertauchen den Schwanz über die Wasserfläche in die Höhe, wie es der Mysticetus zu thun pflegt. Die größte Schnelligkeit, womit er schwimmt, mag wohl 3 deutsche M. pr. Stunde seyn. Statt einer cylindrischen Form ist dieser Fisch an den Seiten flacher und hat einen hervorragenden Rücken; die längsten Barden messen nur 4 Fuß, die Speckhaut ist 6 bis 8 Zoll dick und mag 2000 bis 2500 Pfd. wiegen.

Der Physalis besucht in großer Anzahl die arktischen Gewässer, besonders gern den Saum des Eises zwischen der Bäreninsel (Eberie) und Nova Zembla, auch bei Jan Mayen; die nach Archangel segelnden Schiffer verwechseln ihn mit dem Mysticetus. Auch besucht er die Westseite Spitzbergens zwischen dem 70sten und 76sten Breitengrad, wenn das Wasser offen ist; im Junius, Julius und August geht er längs dem Lande nördlich bis zum 80sten Breitengrad.

Selten sieht man ihn zwischen dem Eise; da der Mysticetus durch seine Gegenwart verscheucht zu werden scheint, macht

Digitized by Google

seine Erscheinung den Fischern Sorge. In diesem Jahre schoß ein Engländer auf einem guten Fischgrund nach 15 derselben mit Raketen, worauf diese Race verschwand; bald darauf erschien auch der Mysticetus.

Balaena Musculus — Broad-nosed Whale — (Butzkopf?) Mehrere Abarten desselben ähneln außerordentlich dem Physalis, wenn schwimmend, doch sind sie dadurch zu unterscheiden, daß der Butzkopf kürzer ist, einen größern Kopf und Rachen hat und eine runder geformte Unterkinnlade. Derselbe besucht häufig die Küsten von Schottland, Irland und Norwegen, lebt hauptsächlich zwischen Island, Shetland und Nordcap, ist zum Raub schlank gebaut, mit wenig Speckhaut; in dessen Magen fand man oft über eine Tonne Häringe, seine Länge ist zwischen 50 und 80 Fuß.

Balaena Boops. Der Finnfisch (Finner). Länge 46 Fuß, größter Umfang gegen 20 Fuß, Rückfinne 2½ Fuß hoch, Seitenfinne 4 bis 5 Fuß lang und kaum 1 Fuß breit, Schweif 3 F. lang, 10 F. breit; an jeder Seite hat er 300 Barden, wovon der längste nur 18 Zoll ist. Die Unterkinnlade ist nur 15 Fuß lang oder ein Drittel der ganzen Länge. Die Figur desselben ist ganz incorrect bei Lacepede.

Balaena rostrata, Beaked Whale; der Spitzkopf, ist der kleinste des Wallfischgeschlechts, welcher Barden hat, deren längste 8 bis 9 Zoll ist, bei 2½ Zoll Breite. Die größte Länge dieses Thiers, welches sich besonders an der Küste von Norwegen aufhält, ist 25 Fuß. Die Rückfinne ist 15 Zoll lang und 9 Zoll breit, der Schweif 15 Zoll lang und 4½ Fuß breit, Seitenfinnen 2 Fuß lang und 7 Zoll breit, von der Schnauze bis zur Rückfinne 12½ Fuß, bis zu den Windpfeifen 3 Fuß, Barden 6 Zoll, der Rücken ist schwarz, der Bauch weiß; dieß ist die Beschreibung eines Thiers von 17½ F., das 1808 in Scalpa Bai gefangen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Höhe des Vignemale.

(Nouv. Ann. des Voy. August und September 1838.)

Dieser Berg ist bekanntlich der höchste der französischen Pyrenäen, und wurde bisher als unersteiglich betrachtet, so daß man bis jetzt keine barometrischen Messungen hatte anstellen können. Ney, Fürst von der Moskwa, erreichte am 11 Julius den Gipfel von der spanischen Seite her. Er hatte zwei Barometer bei sich, und zwei gleiche Instrumente zu Luz gelassen. Die verschiedenen Beobachtungen ergaben eine Höhe von 2640,8 Metres über Luz, und also wenn man die Höhe von Luz, wie sie Pasumot berechnet, hinzufügt, eine Gesammthöhe von 3400 Metres. Der obere Theil des Berges ist ein ungeheurer 200 Metres im Durchmesser haltender Krater, der jetzt ganz von einem Gletscher ausgefüllt ist. Vier Pics von ungleicher Höhe erheben sich am Rande dieses Kraters, den man erst sieht, wenn man ganz oben angelangt ist, da er ganz horizontal liegt.

Goa.

(Schluß.)

Für die Gesundheit der Einwohner wird durch Aufmerksamkeit auf Reinlichkeit, in einem heißen Klima so nothwendig, nicht im geringsten Sorge getragen; die ganze Atmosphäre ist mit einem höchst unangenehmen Geruche geschwängert, der von den Fischen herrührt, die ungehindert die Luft verpesten dürfen. Alles riecht und schmeckt danach, ist damit befleckt, und weder bei Tag noch bei Nacht kann man dieser Beschwerlichkeit ausweichen, da, gegen den gewöhnlichen Lauf der Dinge in Indien, die Nächte unerträglich heiß sind, und Niemand bei geschlossenen Fenstern schlafen kann. Wie sich denken läßt, sind Hautkrankheiten sowohl in Alt- als Neu-Goa vorherrschend; die ganze Insel ist in der That die ungesundeste und unfruchtbarste unter allen portugiesischen Niederlassungen in Indien; auch dürfte in diesen Umständen nicht wohl eine Verbesserung eintreten, da sich weder Reichthum und Unternehmungsgeist unter den Bewohnern, noch Energie bei der Regierung finden. Unter andern und glücklichern Umständen könnten, obgleich der Besitz politischer Macht außer Frage gestellt seyn muß, die Goaneser immer noch einen sehr beträchtlichen Handel führen, da es ihnen leicht möglich wäre, einen großen Theil der Vortheile wieder zu gewinnen, die sie verloren.

Indessen gibt es Plätze in der Nachbarschaft, die angenehmer sind, als die Alt-Stadt oder Pangi. Das Kloster zu Cabo hat eine schöne Lage; es liegt auf der Landspitze, welche auf der Südseite den Eingang in den Hafen bildet, und gehört der Brüderschaft der reformirten Franciscaner, deren Abt gewöhnlich die freundlichste Gastlichkeit gegen die Fremden übt. Die Aussicht vom Kloster ist prachtvoll. Unmittelbar nach Norden, am äußersten Westpunkte über die Bai hinüber, bildet Aguarda oder Aguad — ein Fort, das den Hafen vertheidigt — einen großartigen und imposanten Gegenstand, dessen Batterien vom Wasserspiegel bis zum Gipfel des Hügels hinansteigen; von hier an zieht sich eine rauhe, felsige Küste zwei Meilen weit hin, wo sich ein zweites Fort, Reis, erhebt, das den Eingang in den Fluß, so wie die Stadt Pangi beherrscht, die, im lieblichsten Schatten des reichsten Blätterwerks, ihm gegenüberliegt, während die Gewässer in mäandrischen Krümmungen dahinfließen, bis sich ihre Quelle in dem prachtvollen gebirgigen Hintergrunde verliert. Unterhalb Pangi, der Küste entlang bis zu dem Felsen unterhalb des Klosters, erstreckt sich in anmuthigen Krümmungen die Bai, deren Wellen auf dem sandigen Strande dahinrollen und eine Brandung bilden, wogend und donnernd, wie diese silberweißen Massen emporsteigen oder fallen. Ruhig vor Anker liegend, sieht man eines oder zwei der größern Schiffe, eine portugiesische Fregatte oder ein Handelsschiff, deren Farben in den Lüften flattern, während die ganze Wasserfläche mit kleinern Barken bedeckt ist, Fischerboote ihre weißen lateinischen Segel hissen und vor dem Westwinde dahinfliegen, oder die verschiedenen Arten Ruderboote mit ihrer wunderlich aussehenden Mannschaft unter wildem Geschrei am Ruder arbeitend. Im Süden zeigen sich Fort und Vorgebirge, und so weit das Auge reichen kann, breitet sich die weite Meeresfläche aus, bis, mit dem fernen Horizont zerfließend, beide in unbestimmten Umrissen verschwinden.

Cabo liegt bedeutend höher als das Meer, und ist stets kühl, während die Reinheit der Luft unübertrefflich ist. Den Genuß von Ausflügen zu Schiff kann man sich hier in seiner ganzen Vollkommen-

Digitized by Google

heit verschaffen; die schönen Aestuarien, welche, viele Meilen landeinwärts sich erstreckend und endlich sich vereinigend, die Insel, worauf Goa erbaut ist, einschließen, bieten die schönste Gelegenheit zu einer solchen Lustfahrt, während das offene Meer und die langen, schönen Buchten gleich einladend sind. Neben dem Kloster befinden sich die Casernen und das Hospital, welche vom Jahr 1801 — 1815 von den an diesem Platze stationirten brittischen Truppen erbaut und bewohnt wurden. Die Lage war gut gewählt, allein die Reste ihrer verheerten Cantonnirungen kann kein Britte ohne schmerzliche Gefühle betrachten; keine einzige von den Lebendigen bewohnte Behausung steht mehr, nur der den Todten geheiligte Platz zeigt die Gräber derer, welche ihr Leben in diesem fernen und fremden Land endigten.

Das Vorherrschen der europäischen Tracht, oder etwas ihr Aehnliches, bildet eine auffallende Eigenthümlichkeit der portugiesischen Niederlassungen von Goa; den Turban sieht man selten, und, falls man malabarischen Bekehrten diesen Namen geben kann, so besteht die Mehrzahl der Gemeinde, wenigstens dem Namen nach, aus Christen. Einmal hatten die herrschenden Gewalten in Portugal die Erwartung gehegt, die Bewohner aller benachbarten Provinzen könnten zur Annahme der katholischen Religion gezwungen werden, und suchten dieses wünschbare Ziel durch Maaßregeln, die mehr Kühnheit als Politik verriethen, zu erreichen. Man erließ Befehle zur sofortigen Bekehrung der zu gewissen Theilen des portugiesischen Gebietes gehörigen Eingebornen, die, unter Androhung der schwersten Strafen, den götzendienerischen Glauben ihrer Vorväter abschwören sollten. Der damalige Gouverneur, zufällig besser im Stande, zwischen Recht und Unrecht zu entscheiden, brachte dieses Mandat nicht in vollständige Ausführung. Er ließ dem unglücklichen Volke, das er dem Schwerte hätte überantworten können, die Wahl, sich in ein anderes Land zu begeben, und gestattete ihm zur Verwerthung seines Eigenthums und zur Wegbringung seiner Habseligkeiten fünfzehn Tage. Reiche Leute benutzten diese Erlaubniß und nahmen all ihre bewegliche Habe mit fort. Das Land, solchergestalt der höhern Classen seiner Bevölkerung beraubt, verödete und verarmte. Doch das Verbrechen zog seine Strafe nach sich. Die Verbannten wandten sich nach Tulava, wo sie Handel trieben, und durch ihren Unternehmungsgeist und ihre Betriebsamkeit sich bald wieder von ihren Verlusten erholten. Sie führen noch jetzt den Namen Kankani, nach dem Districte, den sie verlassen mußten, und ihre Nachkommen sollen sich in blühenden Umständen befinden. Von Verfolgungen wegen religiöser Angelegenheiten ist jetzt die Regierung abgekommen, da sie Zeuge war von der Trüglichkeit der Erwartungen, die sie in früherer Zeit so grausam und unterdrückend machten. Der Eifer ihrer Missionäre, ohne die freundlichen und duldsamen Maaßregeln, die einem Erfolge hätten förderlich seyn können, erwirkte nur einen gezwungenen Gehorsam von Seite der Bedürftigen und Unwissenden, die sich jetzt den Formen unterwerfen, ohne im geringsten den Zweck der Religion zu begreifen, zu der sie sich bekennen.

Gelehrsamkeit ist gegenwärtig zu Goa auf die Klöster beschränkt, und scheint außerhalb der Mauern derselben nie große Fortschritte gemacht zu haben. Allgemeiner Unterricht bildete keinen Theil des befolgten Systems, und obschon viele Priester ziemlich gelehrt sind, so machte man doch nie einen Versuch zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse. Von den meisten der frommen Brüder, die als Cicerones dienen, erfährt der Fremde nichts als das Leben der Heiligen, worin die Geschichte, um die Größe der Personen zu erhöhen, verfälscht ist. Auf die höhere Bildung derer, denen die fabelhaften Sagen aufgetischt werden, wird keine Rücksicht genommen, und man erröthet über die Versuche, die in einem so weit vorgeschrittenen Zeitalter zur Täuschung der Leichtgläubigkeit gemacht werden.

Obgleich Goa, der mannichfachen Veränderungen wegen, welche das Mutterland erlitt, von der portugiesischen Regierung einigermaßen vernachlässigt wurde, so betrachten die Lissadoner Vornehmen das Commando daselbst, wiewohl der Ertrag desselben jetzt sehr geschmälert ist, als eine ehrenwerthe Stelle. Der Privatreichthum in der Colonie ist unbedeutend. Der Gehalt des Gouverneurs beläuft sich auf nicht mehr als 20,000 Rupien jährlich. Nach ihm kommt der Erzbischof, dessen Einnahmen etwa 8800 Rupien betragen. Der Oberbefehlshaber, ein Feldmarschall in portugiesischem Dienst, erhält ungefähr 7000 Rupien, und die meisten andern Besoldungen sind äußerst kärglich. Reinheit des Geblüts trifft man selten; die halbblütigen Portugiesen sind viel schwärzer als die Eingebornen, und haben bei weitem kein so gutes Aussehen. Die Kleidung der Weiber aus den niedern Classen ist, obschon nicht gegen alle Schicklichkeit verstoßend, doch sehr häßlich und unanständig; sie besteht aus einem dicht an den Leib anliegenden Zeug und einem bunten Unterrock. Sie machen im Allgemeinen keinen Anspruch auf Schönheit, allein diejenigen, die geneigt sind, bei englischen Damen in Dienst zu treten, sind in allen Theilen Indiens sehr geschätzt.

Vermischte Nachrichten.

Bei dem Erdstoße, welcher am 23 Junius 9 Uhr 55 Minuten Abends zu Pesaro stattfand, zeigte sich nach dem Schreiben eines Hrn. Mamiani an Hrn. Arago in Paris das ungewöhnliche Phänomen eines Steigens des Wassers in den Brunnen, ein Steigen, das 4 bis 5 Fuß betrug. Gewöhnlich findet das Gegentheil, nämlich ein Fallen der Gewässer einige Zeit vor dem Stoße, statt. (Nouv. Ann. des Voy. August und September 1838.)

Kürzlich erschien in England ein Werk: the Mabionogion, aus dem sogenannten rothen Buche von Hergest, einem wallisischen Manuscript; der bis jetzt erschienene erste Theil umfaßt die „Dame von der Quelle" (Jarlles y Ffynnawn), eine Sage, welche sich an die bekannte von „Owein und Gawin" anschließt. Eine Dame, Lady Charlotte Guest, hat das Buch übersetzt und auf ihre Kosten herausgegeben, da kein Buchhändler sich damit befassen wollte.

In England sollen jetzt an den Eisenbahnen Nachts besondere Leute mit grünen, rothen und gelben Laternen aufgestellt werden, um Unglücksfälle zu verhindern.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 111** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** P. B. Shelley. Dritter Artikel. — Bruy-Blas. Drama von V. Hugo. — **Gedichte von Felicia Hemans.**

In das Abonnement dieses dem Auslande dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 6–7 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 5 fl., halbjährlich 2 fl. 30 kr. und vierteljährlich 1 fl. 15 kr. Für diejenigen, welche das Ausland nicht haben, jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 343.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

9 December 1838.

Etwas über die Briefpostnahme in England.

Es ist eine vortreffliche Einrichtung, daß alle umfassenden, auf vielfache Weise in den innern Haushalt des Landes und seiner Bewohner eingreifenden Gegenstände, sobald sie eine Aenderung zu fordern scheinen, einer Committee des Unterhauses übergeben werden, welche das Recht hat, jedweden, von dem sie glaubt, daß er seiner gesellschaftlichen Stellung oder seinen Kenntnissen zufolge Auskunft über dergleichen Punkte geben könne, vorzufordern, und ihn darüber zu befragen. Noch besser ist aber, daß diese Untersuchungen, welche in der Form von Zeugenbeweisen geführt werden, und darum auch evidences heißen, nachher zur Oeffentlichkeit gelangen, so daß jeder sich überzeugen kann, nach welchen Grundsätzen und Ansichten verfahren wird. Dieß ist die Verwaltungsthätigkeit des Unterhauses, wobei manches Mitglied sich durch gesammelte Kenntnisse und Erfahrungen nützlich erweist, dessen Name in den laut schallenden politischen Verhandlungen und Parteikämpfen selten oder gar nicht genannt wird. Nicht selten hat eine solche Untersuchung schlagendere Thatsachen ans Licht gefördert, als die über die Briefpostreform. Ein Hr. Rowland Hill hatte die Bemerkung gemacht, daß die Einnahme der Briefpost trotz der ungeheuren Vermehrung der Bevölkerung und des Handelsverkehrs im Innern Englands seit 15 bis 20 Jahren fast stationär geblieben sey, und daraus geschlossen, daß in der Anordnung und Verwaltung derselben ein Grundfehler liegen müsse. Er fand diesen bald in dem unmäßigen Porto, das, wie eine der von der Untersuchungscommittee vernommenen Personen sich ausdrückt, die Correspondenz den niedern Classen unmöglich, den mittlern höchst beschwerlich und nur den höhern und reichern Classen leicht macht. Er suchte nun vorerst nach Mitteln, die Ausgaben der Post, die sich in runder Summe auf 700,000 Pf. beliefen, durch Einschränkung zu vermindern, und begann die Ausgaben der Post zu zergliedern. Hier fand er nun, daß die Versendung der Briefe nur ein Drittheil, die Empfangnahme und Verausgabung der Briefe nebst dem Rechnungswesen gute zwei Drittheile in Anspruch nehme. Wenn man erwägt, welche ungeheure Arbeit es z. B. alle Tage in London seyn muß, sämmtliche Briefe auszulesen, zum Theil bei Licht zu betrachten, ob nicht zwei Briefe in einander geschoben seyen, und dann auf jeden einzelnen unfrankirten Brief das Porto zu schreiben, so muß man gestehen, daß bei weitem die größte Beamtenzahl für die Empfangnahme erforderlich ist. Hiezu kam noch, daß außer 90,000,000 zahlender Briefe noch mehrere Millionen postfreier Briefe und 30 Mill. Zeitungen verschickt werden, die allein mehr wägen, als jene 90,000,000 Briefe. Dieß führte ihn auf den Schluß, daß die Versendungskosten der Briefe bei jedem einzelnen ein solches Minimum ausmachen, die Empfangnahme und Verausgabung aber für alle gleich sey, und daß man ohne alle Ungerechtigkeit jeden Brief, er möge nun eine oder hundert Stunden weit befördert werden, gleich belasten könne; und da die Zeitungen portofrei versendet werden, dafür aber einen bedeutenden Stempel zahlen, so kam er auf den Einfall, die Regierung solle gestempelte Couverte je zu 1 Penny verkaufen, und jeder Brief, der in einem gestempelten Convert stecke, frei von der Post befördert werden. Die ungeheuren Vortheile dieses Systems wären eine unglaubliche Geschäfts-, und somit auch Ausgabenverminderung, indem alles besondere Durchsehen und Sortiren der Briefe, alles Cassenwesen in den Hauptpostämtern und alle täglichen Berechnungen mit den einzelnen Posthaltern durchaus wegfielen. Eine solche auf Thatsachen und unwiderlegliche Zahlen gebaute Untersuchung des bisherigen Systems der Postverwaltung, und eine so radicale Umwandlung derselben, wie sie hier vorgeschlagen wird, konnte nicht umhin, die Aufmerksamkeit der Regierung und des Unterhauses in hohem Grade zu fesseln, und eine Untersuchungscommittee ward niedergesetzt, deren Ergebnisse, in so weit sie die Umgehung der königlichen Post betrafen, kaum minder auffallende Resultate gewährten; es ergab sich nämlich, daß eine Correspondenz, deren Umfang diejenige, welche durch die königliche Post befördert wurde, überstieg, durch die nicht königlichen Stagecoaches und andere die Post umgehende Beförderungsmittel versandt wurden, eine Umgehung, die nur den eigentlichen Geschäftsleuten, Fabricanten, Bankiers und dergleichen zu Gute kam, nicht aber der großen Masse des Volks, die einer regelmäßigen und wohlfeilen Briefbeförderung dennoch beraubt blieb.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Nachrichten über den Wallfischfang in den nördlichen Eismeeren.

Das Wallfischgeschlecht. Aufenthalt und Nahrung des Mysticetus im nördlichen Eismeere.

(Schluß.)

Balaena, ohne Rückfinnen.

Balaena Mysticetus, Balaena vera (Right or Greenland Whale.) Der grönländische Wallfisch. Eine genaue Beschreibung dieses Thiers findet man in jedem guten, naturhistorischen Werke (freilich nicht exacte Figur). Hier nur einige Bemerkungen, welche ihn genau von den obigen Racen unterscheiden sollen. Die langen Barden und die schöne dicke Speckhaut dieses Thiers ist es, warum Tausende von Expeditionen ihm nachzustellen ausgerüstet wurden. Die größte Länge ist gewöhnlich 60 Fuß, der größte Umfang in der Mitte ist 30 bis 35 Fuß, der untere Kinnbacken ist 16 bis 20 Fuß lang und 10 bis 12 Fuß breit, die Lippen an demselben 5 bis 6 Fuß hoch. Der geöffnete Rachen dieses Thiers gleicht einem Zimmer, und ist groß genug, um eine kleine Schiffszelle mit Mannschaft aufzunehmen, denn es ist 6 bis 8 Fuß breit, vorn 10 bis 12 Fuß hoch und 15 bis 16 Fuß lang. Im Oberkiefer sitzen die Barden, 600 Stücke, in der Mitte die größten. Jede der Seitenfinnen ist 7 bis 9 Fuß lang und 4 bis 5 Fuß breit; der Fisch hat keine Finnen auf dem Rücken, der Schweif ist ihm dienlich zu seiner Bewegung und Vertheidigung; die Länge ist 5 bis 6 Fuß, Breite 18 bis 26 Fuß, so daß er 80 bis 100 Quadratfuß enthält.

Der Mysticetus ist von sammtschwarzer Farbe, nur die Zunge und der vordere Theil des Unterkiefers sind weiß, junge Fische sind blauschwarz, die Haut ist so dick als wie Pergament; unter derselben liegt der werthvolle Speck, welcher von verschiedener Dicke von 8, 10 bis 20 Zoll ist; dieser hat, wenn er frisch ist, gar keinen unangenehmen Geruch.

Der Commandeur wählt gewöhnlich die größte Barde, reinigt sie, um sie seinem Rheder zu zeigen, da nach derselben die Länge des Fisches und Inhalt an Thran berechnet werden kann, und zwar nach folgendem Verhältniß:

Fuß der Barde	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
T. v. 2000 Pfd.	1½	2⅞	2¾	3¼	1	5	6½	8½	11	13½	17	21

Ein sehr großer Fisch von 60 Fuß Länge wiegt 110,000 Pf. wovon auf den Speck 6000 Pf., Kopf mit Knochen und Barden, Finnen und Schweif 20,000 Pf. kommen; der Rest des Körpers ist auf 60,000 Pf. geschätzt. Man hat das Blut dieses Fisches untersucht und gleich nach dem Tode gefunden, daß es 32° R. Wärme enthielt. Wilde Nationen sollen das Fleisch desselben essen, und man sagt, daß der Speck, wenn gesalzen, gekocht und gut zubereitet, gar nicht übel seyn soll.

Der Körper ist ein wenig leichter als wie das Wasser, in der Ruhe ist daher der Höcker mit den Windpfeifen und ein großer Theil des Rückens außerhalb des Wassers, doch mag das Gesehene nur ein Zwanzigstel des Ganzen seyn, einen Tag nach dem Tode aber schwillt es so auf, daß ein Drittel aus dem Wasser ragt. Beim Ausathmen sieht man einen einige Ellen hohen Dampf, statt dessen nahe vor dem Tode nur Blut kommt. Sie blasen am stärksten, wenn sie schnell schwimmen, oder wenn sie nach langem Tauchen aus der Tiefe kommen, und zwar während zwei Minuten ungefähr 4 bis 5mal in einer Minute. Er soll 5 bis 10 Minuten, und wenn fressend, 15 bis 20 Minuten unter dem Wasser bleiben können.

Ungestört scheint der Fisch 1 deutsche Meile die Stunde zu schwimmen, indem er mit dem Schweif schiefe Seitenbewegungen macht; wenn harpunirt oder alarmirt, geht er wohl 2 bis 2½ deutsche Meilen die Stunde, indem er einmal mit der obern, das anderemal mit der untern Seite des Schweifes auf und gegen das Wasser schlägt, dabei einmal mit dem Kopf unter, das anderemal mit dem Kopf und Körper über die Wasserfläche fährt; dieses nennen die Engländer going head out: die Holländer und Deutschen Stert aut. Die Seitenfinnen scheint er zum Gleichgewicht zu gebrauchen. Tauchend ist die Geschwindigkeit gleich der auf der Oberfläche, nämlich 2 deutsche Meilen in einer Stunde, doch nimmt diese Schnelligkeit bald bis auf die Hälfte ab. Wenn er den Schweif auf das Wasser schlägt, so hört man dieß auf eine halbe bis dreiviertel deutsche Meilen. Was über dem Wasser vorgeht, hört er nicht gut, doch scheint er gut zu bemerken, was im Wasser geschieht, als wie z. B. das Geplätscher der Ruder. Unter dem Wasser sehen sie sehr gut auf große Entfernungen bei gutem Wetter. Am gelegensten ist es daher, bei etwas bewegter See sich ihnen von hinten zu nähern. Wenn er unter Wasser nicht tief schwimmt, so erkennt man es an der Bewegung der Oberfläche, ist er zwischen Eis, so verrathen ihn die Flossen.

Der Mysticetus ernährt sich von vielen kleinen Thieren, ohne Schuppen noch Schalen, kleinen gesottenen Garneelen ähnlich, die ganz weich sind und zwischen den Fingern zerdrückt einen thranartigen Saft von sich geben; die hauptsächlichste Gattung dieser Medusä hat indessen eine runde Form von der Größe einer Erbse, gleich einer Spinne mit Flügeln, doch mit so langsamer Bewegung, daß man sie in großen Quantitäten aus dem Wasser schöpfen kann; diese leben wieder von den noch kleinern Thierchen des Molluskengeschlechts, von denen Myriaden das Wasser so anfüllen, daß es förmlich die Farbe verändert; letztere sind kaum durch ein Mikroskop wahrzunehmen, und es sollen nach einer Berechnung in 1 Kubikfaden 25,887,872 seyn. — Wenn der Mysticetus frißt, so schwimmt er unter Wasser, den ungeheuren Rachen geöffnet, schließt ihn, und die Thierchen bleiben in den Haaren hängen, während das Wasser seitwärts entweicht; mit der 12 Fuß langen Zunge (worauf sein Feind, der Schwertfisch so lüstern seyn soll), sammelt er den Fraß und bringt ihn durch den engen Rachen, der für seine friedliebende Natur zeugt und weit schmäler als der des kleinern Nordkapers ist.

Wegen des starken, höchst widrigen Geruchs des todten Körpers haben die Commandeurs selten dessen Magen untersucht; mitunter fand man 10 bis 12 Händevoll jener Thierchen und einen Haufen einer Wasserpflanze, welche in den Baien von Spitzbergen und den seichten Stellen der angränzenden See wächst.

Einen guten Fischgrund oder Gegend, welche durch eine

Digitized by Google

reichliche Nahrung den Wallfisch anlockt, erkennen die Commandeurs, indem das Wasser statt wie gewöhnlich blau zu seyn, trübe und oft sehr dick und undurchsichtig wird. Die Oberfläche hat dann eine olivengrüne Schattirung. Da dieses besonders häufig in den Baien Spitzbergens war, wählte er dieselben und floh sie nur in Folge jener grausamen, unablässigen Verfolgung. Als Erklärung, warum er noch nicht nach denselben zurückgekehrt sey, führen sie die großen Haufen Gebeine an, die in denselben auf den Gründen gelagert seyen, von jenen Zeiten her, als man sie am Lande fleuete. — Jetzt scheint es bei dem Thiere zum Instinct geworden zu seyn, die offene See zu meiden, und so viel als möglich zwischen dem Eise zu leben. Die verwundeten und mit Harpune und Leine entweichenden Consorten bringen neuen Schrecken unter ihr Geschlecht. Beim Ausblasen wirft er Thran mit aus; trifft man diesen auf der Oberfläche, so ist es also eine sichere Spur, daß Fische eben da gewesen.

Man verfolgt den Mysticetus in dem Eise zwischen Grönland und Spitzbergen und den 76sten und 80sten Breitengraden.

Wie im vorigen Abschnitt bemerkt, ist die Jagd vorzüglich gut nach einem recht strengen Winter, wenn das Eis sehr südlich liegt; dieß erkennen die Schiffer leicht, da sie jährlich Notizen über die Lage desselben machen. Dann kommen auch die Fische, welche zwischen Spitzbergen und Nova Zembla leben, heraus und zum Vorschein, zur großen Freude der Harpuniere, welche diese, die kürzer, dicker, heller von Farbe und leichter zu fangen als der im West-Eis seyn sollen, zum Unterschied Süd-Eis-Fische nennen. Manche dieser Gattung bleiben an den Küsten von Grönland, so sagen die Commandeurs, welche deren habhaft wurden, und die den leichten Fang des dickern, weichern Speck des Süd-Eis-Fisches, oder eigentlichen Fisches von Osten her, nicht genug rühmen können. Die Farbe dieser Gattung sey sehr hell, sagen sie, die des West-Eis-Fisches sammtschwarz, die Grauen müßten die Bastarden seyn. Der Fisch von Osten liebt das kleine zerbrochene Eis; der von Westen, welcher, wie sie meinen, südlich um Cap Farewell Reisen nach der Davisstraße macht, sucht das große Eis.

Schon vor Zeiten wurden Expeditionen nach der Hudsonsbai und Davisstraße gemacht, mitunter sehr glücklich, aber auch zuweilen sehr schlecht. Die Auerüstungskosten sind wegen der Dauer der Expedition größer, die Schifffahrt ist wegen der großen Eisberge und dem häufigeren Vorkommen des Besetzens gefährlicher, die Jagdperiode währt länger; ob der Fang daselbst besser als wie in Grönland seyn wird, können die besten Commandeurs nicht sagen, selbst wenn sie im Norden sind. Unmuthig verließen einige Fischer Spitzbergen, segelten nach der Davisstraße und brachten fast nichts nach Hause; hingegen hatten sich nach ihrer Abreise von Ost-Grönland viele Fische eingefunden. — Gute Jagdreviere wechseln daher ab; die Fische gehen oft in Zügen an einer Seite des Eisfeldes, und manche werden fest gemacht, während Schiffe auf der andern Seite des Feldes nichts sehen; so sind mitunter die erfahrensten Commandeurs leer ausgegangen, während andere volle Ladung brachten. Zum Wallfischfang bei Spitzbergen gehört sehr viel: Geld, Glück und Verstand.

Der Mysticetus wird auch an den Küsten von Afrika und den von Südamerika angetroffen; ob es dieselbe Gattung wie die bei Spitzbergen erscheinende ist, hat man noch nicht bewiesen. Die letzteren machen indessen große Reisen um den Nordpol; so fand man in einem Fisch an der Ostküste Asiens eine Harpune, welche, dem Stempel nach, von Leuten der Nordcompagnie ausgeworfen war. Im Cabinet des Hrn. Hornsea zu Scarborough ist eine steinerne Spitze, welche man bei Spitzbergen in eines Fisches Speck antraf, dem Anschein nach die Spitze einer Wurfwaffe; man konnte deren Ursprung nicht erklären, da die Eskimos schon seit langer Zeit eiserner Waffen sich bedienen. Ich möchte fast als gewiß behaupten, daß sie von den Aleuten auf Kadjak, auf der Nord-Nord-Westküste Amerika's herstammt, und die Reisen von Westen nach Osten über den Pol machte während jene Harpune in entgegengesetzter Richtung getragen wurde. (Siehe Ausland Nr. 265. Wallfische.)

Monoceros. Narwal. Das Einhorn. La Cepède berichtet von drei Gattungen. Die Commandeurs sagen, sie kennen nur Eine Gattung, deren äußeres Ansehen sich aber ändert. Die Männchen haben einen höchstens 9 bis 10 Fuß langen, starken elfenbeinernen Zahn. Ausgewachsen ist der Fisch 13 bis 16 Fuß lang, beim größten Umfange 9 Fuß. Das Speck ist recht gut, und 2 bis 3½ Zoll dick, und die Harpuniere fangen es daher gern. Keineswegs hält man es für einen Feind des Mysticetus, und meint, daß es den Zahn zur Vertheidigung gegen andere Thiere habe, auch das Eis damit aufbreche, um Luft zu schöpfen. Sieht man den Narwal, so ist der Mysticetus nicht fern.

Delphinus Deductor, Leading Whale. Der ...? Derselbe ist gegen 24 Fuß lang und hat 10 bis 11 Fuß im größten Umfange, und trägt in jeden Kinnbacken 22 bis 24 Zähne von ¾ bis 1¼ Zoll Länge. Dieser Fisch ähnelt dem Grampus; doch unterscheidet er sich von demselben wieder so wesentlich, daß er eine eigene Gattung bildet, die noch nicht bestimmt ist. Die Fischer nennen ihn den führenden Wallfisch, weil er in großen Heerden geht, und in solchen bei den Shetland- und Orknevinseln häufig gefangen wird, wenn es gelingt, den Führer zu leiten. Die Speckhaut ist 3 bis 4 Zoll dick.

Beluga, White Whale. Weißfisch. Er wird in den Südbaien Spitzbergens, besonders aber häufig in der Hudsonsbai und Davisstraße gefangen, wegen seiner schönen Speckhaut. Oft wirft man starke Netze aus vor den Auemündungen der Flüsse, hemmt ihnen so die Flucht, und sie werden daher, weil sie heerdenweise gehen, in großer Anzahl mit Lanzen und Harpunen erstochen. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Der bei Spitzbergen gefundene Haifisch ist eine eigene Gattung; wenn die Fischer einen Mysticetus abstenen, hilft er ihnen ungebetener Weise, muß dafür aber oft mit dem Leben bezahlen, da aus dessen Leber schöner Thran gekocht werden kann.

Digitized by Google

Die Höhlen im Departement de l'Ardeche.

(Aus dem Courrier du Drôme et de l'Ardeche.)

Vor einigen Jahren drang ein Einwohner aus der Gemeinde d'Aiguize, am rechten Ufer der Ardeche (Gard), gegenüber von Saint Martin, beim Verfolgen eines Stückes Wildpret durch eine äußerst niedere Oeffnung unter einen Felsen. Er ging etwa 15 Metres weiter vor, bis er sich in einem großen Raume, den er aber wegen Mangel an Licht nicht genauer untersuchen konnte, befand. Diese von dem Ardeche-Flusse nicht sehr entfernt gelegene Oeffnung befindet sich an dessen linkem Ufer in dem Walde Quérillon, der den Gemeinden von St. Marcel und Sidon, im Departement de l'Ardeche, angehört. Gegen Ende des Monats Julius dieses Jahres befand sich derselbe Einwohner von Aiguize zur Nachtzeit beim Fischfang an dem Fluß, und zwar in der Nähe der Oeffnung, in welche er schon eingedrungen war, erinnerte sich derselben und machte seinen Gefährten den Vorschlag, ihnen dieselbe zu zeigen. Sie waren mit Lichtern versehen, deren sie ohne Zweifel beim Fischfange bedurften. Sie drangen nun alle kriechend durch die Oeffnung, und befanden sich bald in einem sehr großen, theilweise mit Krystallisationen bekleideten Saale. Der Boden desselben war äußerst glatt. Der Saal ist ungefähr 450 Metres lang und 150 breit, und hat eine sehr erhabene Wölbung. Ganz erstaunt verließen die Männer diese Höhle; am folgenden Tage sprachen sie mit mehrern Personen, unter andern mit Hrn. Romanet, dem Notar von Aiguize, darüber. Dieser, neugierig, sich von dem Berichte der Fischer zu überzeugen, begab sich in Begleitung einiger Männer an Ort und Stelle, und stellte Untersuchungen über die ihm gemeldete Entdeckung an.

Dieser Saal, mit dem Boden auswärts in gleicher Ebene, zeigte keinen andern Ausgang als den, durch welchen man hereingekommen war; allein etwa 15 Metres über dem Boden, an der dem Eingange gegenüber gelegenen Wand, bemerkte man eine bedeutende Oeffnung, die namentlich sehr hoch und ungefähr 6 Metres breit war. Es wurde bald eine Leiter herbeigebracht. Durch jene Oeffnung gelangte Hr. Romanet und die Männer, die er bei sich hatte, in den zweiten Saal, der noch weit größer war als der erstere. Alle Wände hauptsächlich, so wie auch ein Theil der Wölbung, zeigten beinahe überall eine ununterbrochene Krystallisation. Hier aber war die Wölbung, die Wände und der Boden mit Tropfsteinen von mehr oder weniger großem Umfange, von der Dicke eines Federkiels bis zu einem Durchmesser von drei Metres, bedeckt. Von dem Boden aus erheben sich Säulen, die bis an das Gewölbe reichen; andere hängen von diesem herab, wieder andere scheinen aus der Erde hervorzukommen, und ragen in verschiedenen Höhen empor. Der Boden dieses Saales ist eben und glatt, und besteht aus einem sehr feinen Sand. An den Wänden befinden sich zur Rechten und zur Linken Oeffnungen und Höhlen, die noch nicht untersucht worden sind. Die zahlreichen Besucher haben sich bis jetzt begnügt, nur gerade vorwärts zu gehen. Dieser Saal ist mehr oder weniger breit, allein jedenfalls sind die Verhältnisse desselben riesenhaft. Der Gehülfe des Maire's von St. Marcel hat dieselbe erst vor ganz kurzer Zeit besucht, und aus derselben menschliche Gebeine, nämlich die zwei obern Drittheile einer Tibia und einen beinahe ganzen Cubitus zurückgebracht. Sie scheinen einer sehr hohen menschlichen Gestalt angehört zu haben, und lagen in einer kleinen Vertiefung an einer der Wände des Saales. Nicht weit von da hat auch Hr. Romanet einen menschlichen Kinnbacken gefunden, dessen Verhältnisse ebenfalls sehr stark sind.

Andere Besucher kamen seither noch weiter, aber immer in der Richtung jenes unermeßlichen Ganges, der gegen sein Ende hin immer enger wird. Das äußerste Ende scheint durch einen geneigten Felsen, der mit Krystallisationen bekleidet ist, verschlossen zu seyn. Die Neigung desselben ist jedoch nicht so stark, daß man nicht mit Hülfe von Vertiefungen, in die man die Füße einsetzen kann, hinaufsteigen könnte. Man kann mit einer Leiter von zwanzig Sprossen den Gipfel dieses Felsen ersteigen. Daselbst befindet sich wieder ein Saal von etwa 500 Metres in der Länge und 18 oder 20 in der Breite. Der Boden von diesem ist sehr ungleich, auch scheint sich an demselben keine Seitenöffnung zu befinden. Ueberdieß finden sich daselbst wenige Krystallisationen. Man kam noch weiter: im Hintergrunde zeigt sich ein anderer Felsen, der aber senkrecht ist, so daß man sagen möchte, er sey hieher geworfen worden, um den Durchgang zu versperren. Man legte eine Leiter an, und mit Hülfe von zwölf Sprossen war derselbe erstiegen. Nun befand man sich in einem vierten noch geräumigern Saal als die vorigen, der dabei mehr oder weniger breit war. Derselbe ist mit sehr schönen Krystallisationen von allen Formen und von ungeheurer Größe gänzlich bekleidet, bedeckt, und so zu sagen überfüllt. Die einen scheinen die sehr hohe Wölbung zu tragen, andere sind unregelmäßig vertheilt und hier und dort zerstreut. Einige sind gleich großen Orgelpfeifen an den Wänden hin aufgestellt. Der Boden ist sehr ungleich, auch sind verschiedene Oeffnungen entweder an einer der Wände oder einigen jener Säulen vorhanden, die, wenn man darauf schlägt, je nach ihrer Dicke, wie Glocken tönen.

In diesem Gange fand man auch einen Topf von gebrannter Erde von sehr alterthümlicher Form. Derselbe befindet sich in den Händen des Hrn. Romanet von Aiguize. Auch eine Fledermaus wurde daselbst aufgefunden. Alle Tropfsteine in diesem vierten Saale sind von verschiedenen Farben, weiß, grau, gelb und röthlichgelb. Man war nicht weiter, als in dem Hintergrunde des Ganges, von wo man, bei einem guten Schritt und ohne anzuhalten, eine Stunde und zehn Minuten brauchte, um bis zu der an der Wand des ersten Saales aufgestellten Leiter zurückzukommen. Zu bemerken ist, daß die Lichter in der ganzen Strecke, die man passirte, wie in der freien Luft fortbrennen. Der Boden ist im Allgemeinen trocken, nur an einzelnen Stellen etwas feucht. An einem Platze, wo er feucht ist, scheint er aus einer Art angeschwemmten Schlammes zu bestehen.

Vermischte Nachrichten.

Fanatische Ausdauer. Mrs. Postans erzählt in ihren Skizzen aus Cutch folgendes merkwürdige Beispiel. Ein jetzt in Bombay befindlicher Fanatiker nahm einen kleinen Zweig von einem Tulsibaume, pflanzte ihn in einen Topf, stellte diesen auf seine Hand und hielt ihn über dem Kopf. In dieser Stellung blieb er fünf Jahre. Der Tulsizweig ist zu einer schönen Staude herangewachsen, die Muskeln des Arms sind steif und straff geworden, die Nägel sind herausgewachsen und krümmen sich spiralförmig nach unten, der Fanatiker aber schläft, ißt, trinkt, und scheint über dem öffentlichen Beifall seine Stellung und das Schmerzliche derselben ganz vergessen zu haben.

Das Hereford Chronicle bemerkt, daß den Untersuchungen zufolge, die auf Anordnung des brittischen Naturforschervereins im Kanale von Bristol angestellt wurden, die Fluthen in demselben fortwährend nicht weniger als 700,000 Tonnen Schlamm in ihrem Wasser enthalten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 344.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 December 1838.

Die Fischereien in den nördlichen Eismeeren.

6. Die frühere Wallroßjagd und jetziger Fang der Seerobben.

Ehe noch die Engländer auf Wallfische ausgingen, tödteten sie viele Wallrosse (sea-horses) auf Cherie-Island, jetzt ist es viel seltener und scheuer geworden und hat nur die Russen, welche öfters auf der Südspitze Spitzbergen sich aufhalten, zu fliehen, auch kommen öfters Norweger von Hammerfest dahin.

Das Wallroß begibt sich im Sommer, wenn es am wärmsten ist, auf Flächen an der See, wo sie sich einige Tage aufhalten, bis der Hunger sie treibt, wieder ins Wasser zu gehen; es ist 12 bis 15 Fuß lang, hat 8 bis 10 Fuß im Umfang und ähnelt einem Robben, ist aber größer. Die Haut dieses Seethiers ist vornehmlich am Hals sehr dick, runzlicht und mit kurzen, ins röthliche spielenden Haaren besetzt; die Augen sind feurig roth. Oberhalb des Mundes sind zwei Nasslöcher, womit das Thier von unten Wasser auf eine ähnliche Weise wie der Wallfisch den Athem ausstößt. In den obern Kinnladen sitzen zwei starke Zähne, 15, 20 ja 30 Zoll lang, und von 4 bis 5 Pf. schwer, gewöhnlich 3 Pf. welche über die Unterlippen weg ragen; wegen diesen, die schöner als wie Elfenbein sind, stellt man ihnen nach; die Haut wurde früher mitunter zu Seilen gebraucht, Speck liefert es circa 1 Tonne. Sieht man das Wallroß auf einem Stück Eis, so werden Schaluppen in verschiedenen Richtungen auf ihn abgesendet, oft vergebens, da es entweder ins Wasser entweicht oder die Harpunen abprallen, und man sucht also lieber Wallfische auf, da die Zeit der Fischerei doch nur so kurz ist. Die Engländer pflegten vormals in die Augen dieser Thiere mit Schrot zu schießen und dann mit Aexten über sie herzufallen. Gereizt, greift es mit seinen Hauern oft die Boote an; hatte man keine starke Lanzen sie zurückzustoßen, so soll das Mittel, ihnen Sand in die Augen zu werfen, geholfen haben.

Holländische Seefahrer berichten, es habe dieser Geschöpfe viele gegeben in den Häfen Spitzbergens, die Klak-Bai, grume Werberg, wo sie auf die Flächen so weit hinaufkrochen, um vom höchsten Wasserstand nicht erreicht zu werden; man näherte sich ihnen aber beim niedrigsten Wasserstand, um unter dem Schuß des Vorstrands nicht gesehen zu werden und suchte ihnen den Weg zum Meer abzuschneiden. Die zuerst getödteten bildeten einen Damm, die andern ließ man landeinwärts gehen und tödtete sie, nachdem man ausgeruht. Wenn man ihnen eine Lanze vor die Augen hielt, wandten sie gleich den Kopf weg, stießen mit den Zähnen ihren Nachbar, dieser den andern, so trieben wenige die ganze Heerde vor sich her. Sind sie aber einmal auf dem Wasserweg und am Vorstrand angelangt, so muß man sich wohl hüten, um nicht erdrückt zu werden: sie stecken die Köpfe zwischen die Vorderklauen und kugeln so die neigenden Flächen herab ins Wasser.

Während die Robben mit einem tüchtigen Schlag auf die Schnauze getödtet sind, dringt kaum die mit Kraft geführte Lanze durch die dicke, runzliche Haut, das Thier parirt mit seinen Hauern, stößt mit seinen Zähnen nach der Waffe und schüttelt diese, so daß der Führer selbst beschädigt wird: man zielte daher nach den Augen und stach geschwind in die gespannte Haut des Halses, wenn es den Kopf seitwärts wendete, und zog die Lanze gleich zurück, andere Wunden zu öffnen. Auf obige Weise sollen 2 bis 300 Thiere auf einmal getödtet worden seyn, und man fand schon vor 100 Jahren große Massen ihrer Knochen bei vorgenannten Baien. Vor Zeiten legte sich dieses Thier am Lande ruhig schlafen, da es kräftig den grimmigen Eisbär zurückweiset; in einer Heerde vertheidigt es sich, sobald es aber seine Gefährten um sich fallen sah, sinkt ihm der Muth, sie zittern bei Ankunft ihrer Feinde und erwarten, den Kopf zwischen die Flossen und Pfoten gesteckt, ruhig den Tod.

Die Robben (Phoca vitulia) findet man am Rande des Westeises zwischen dem 68 bis 73 Breitegrad; sieht man sie liegen, so werden Schaluppen ausgesetzt, die sich ihnen von verschiedenen Seiten von hinten nähern, bewegen sie sich, so erheben die Dänen ein Geschrei, hopp, hopp ꝛc., wodurch sie ganz irre und unschlüssig werden, den Kopf nach dem Wasser hin neigen und wieder zurück; plötzlich springt das Volk aufs Eis und schlägt mit Knüppeln, die an der Spitze mit Eisen beschlagen und einen Hacken, haben, sie auf die Nase todt, und erwischt gewöhnlich nur ein

Digitized by Google

Viertel der Anzahl. Ein Mann bleibt zurück, der ihnen den Kopf abschneidet, den Bauch aufschlitzt und das Fell mit Speck daran zusammenlegt. Unterdessen besucht das Boot die andern Eisstücke. Die größern Robben, welche ungefähr 8 Fuß lang sind und 1 Tonne Speck haben, entweichen bei Zeiten. Selten trifft man die größern Klapmützen an, welche sich zur Wehre setzen und die Waffe, wie das Wallroß, mit den Zähnen fassen. Nähere Beschreibung dieses Thiers findet man in den Naturgeschichten. In den Monaten April und Mai, wenn man diese Jagd hat, ist die Witterung noch sehr unbeständig; während stürmischer Witterung kann man sich nicht dem Eise nähern, und es sind auch keine Robben darauf. Die Race soll auch sehr abgenommen haben, namentlich klagen die Eskimos von Westgrönland über verminderte Besuche dieses ihnen so nützlichen Thiers. Im J. 1774 waren 54 hamburger Schiffe auf dessen Fang, außer vielen Engländern; es erhob sich ein Sturm, die Boote kehrten nicht wieder und 600 Matrosen ertranken in diesem Sturm.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas über die Briefpostreform in England.

(Schluß.)

Hrn. Hills Plan ist so aus Einem Gusse, daß man beinahe genöthigt ist, ihn ganz zu verwerfen oder ganz anzunehmen; jedenfalls können nur über zwei Hauptpunkte Meinungsverschiedenheiten bestehen: soll gänzliche Gleichheit des Porto's für alle Briefe eintreten? soll man als gleichmäßiges Porto Einen Penny oder mehr verlangen. Was den ersten Punkt betrifft, so läßt sich die Frage auch so stellen: soll man alles Rechnungs- und Kassenwesen der Post mit Einem Streich abschaffen oder nicht? Hierin liegt ein bedeutender Theil der zu erzielenden Ersparniß, denn auf allen Oberpostämtern werden, wenn für alle Briefe gleiches Porto verlangt und dieses vermittelst gestempelter Couverte erhoben wird, mit Einemmal wenigstens drei Viertheile aller Beamten überflüssig. Aus dem allgemeinen Inhalt der Untersuchung, aus der Art, wie die Fragen gestellt wurden, läßt sich mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß die Regierung entschlossen ist, ein gleichförmiges Porto, und zwar vermittelst gestempelter Couverte, einzuführen.

Den zweiten Punkt indeß, ob man nur Einen Penny oder mehr für ein solches Couvert verlangen soll, scheint die Regierung nicht im Sinne des von Hrn. Hill vorgeschlagenen Plans lösen zu wollen; wenigstens deuten die wiederholten Fragen der Committee darauf hin, daß man sehr wünscht, zum mindesten zwei Penny zu fordern. Die Meinungen der vernommenen Personen sind verschieden, und wir wollen nur zwei, den Lord Ashburton, der früher selbst im Postwesen angestellt gewesen und sich viel mit staatsökonomischen Gegenständen abgegeben hatte, und einen Hrn. Davidson, einen Cattunfabricanten aus Glasgow anführen. Der erstere drückte ganz entschieden seine Befürchtung aus, eine Herabsetzung des Porto's auf Einen Penny für den Brief werde eine starke Lücke im Einkommen lassen, während sich wohl Niemand eines unerlaubten Beförderungsmittels bedienen würde, wenn man nur 2 oder 3 Penny für den Brief verlange. Hr. Davidson hingegen war der Meinung, eine Herabsetzung des Porto's auf zwei Penny für jeden Brief werde zwar allerdings eine große Erleichterung für die Handelsleute seyn, allein es sey eine große Frage, ob dadurch der unerlaubten Briefbeförderung in ihrem größeren Umfang gesteuert werde, da die Gewohnheit zu tief eingewurzelt und zu sehr verbreitet sey, und man eine Menge Briefe erhalte, die nichts kosteten, als daß man dem Ueberbringer einen Penny gebe. Es sey somit gar wohl möglich, daß dann der Plan erst mißlinge, während, wenn nur Ein Penny gefordert werde, nicht nur jede Veranlassung zu unerlaubter Briefbeförderung gänzlich abgeschnitten sey, sondern auch manche Briefe und Circularien erst veranlaßt würden, an die man jetzt gar nicht denke, oder die in Paketen verschickt, wieder in den einzelnen Städten durch Privatpersonen vertheilt und herumgesendet würden. Hinsichtlich dieser Meinungsverschiedenheit wollen wir nur auf den Umstand aufmerksam machen, daß Lord Ashburton und Hr. Davidson nicht nur in ganz verschiedenen Lebenssphären sich bewegen, sondern daß sie auch in ganz verschiedenen, hinsichtlich des Geldwerths keineswegs in gleicher Lage sich befindenden Orten leben. Der Werth des Geldes ist in England überhaupt geringer als in Schottland, und vollends in London noch mehr als in Glasgow, wo man den ziemlich armen Hochlanden so nahe ist. Was also dem englischen Lord eine nicht der mindesten Beachtung werthe Kleinigkeit erscheint, das ist es keineswegs für Tausende von Personen niederen Standes, und ist es selbst für viele Kaufleute nicht, wo die bedeutende Zahl der Briefe die Briefportoauslage doch am Ende des Jahres zu einer bedeutenden Summe steigert. Wie manches Handelshaus erhält an 2 — 5000 Briefe monatlich, und es ist gar nicht gleichgültig, ob diese mit 16 bis 25 Pfd. oder mit 8 bis 12 Pfd. bezahlt werden. So viel ist gewiß, ein Porto von nur Einem Penny für den Brief würde jedes andere und unerlaubte Beförderungsmittel mit einem Mal und wirksam vernichten, da ein Brief, den seltenen Fall einer Beförderung aus bloßer Gefälligkeit ausgenommen, doch nie weniger als Einen Penny für den Träger kosten kann, und die Sicherheit und Pünktlichkeit, welche die Post gewährt, jedenfalls den Ausschlag geben müssen.

Es handelt sich bei der Sache um ein Einkommen von anderthalb Millionen Pfund für die Regierung, große Vorsicht ist also höchst nöthig, und die allgemeinen, von der Committee den vernommenen Personen gestellten Fragen, ob sie das Postwesen für ein passendes Mittel ansehen, eine Abgabe vom Volke zu erheben, sind ganz unnütz. So viel scheint, wenn man das ganze Zeugenverhör durchliest, das Ergebniß zu seyn, daß wenn auch die ganze jetzige unerlaubte Briefbeförderung aufhörte und der königlichen Briefpost zufiele, diese aber nur Einen Penny für den Brief verlangte, sich in dem jetzigen Einkommen ein Verlust ergeben würde. Zwar legte Hr. Davidson eine Berechnung vor von fünf Handelshäusern in Glasgow, welche zusammen im Laufe eines Monats Briefe erhielten durch die Post 1110

durch anderweitige Beförderungsmittel 7143

Digitized by Google

Da nun das gegenwärtige durchschnittliche Porto eines Briefes 6½ P. beträgt, so würden die 7143 Briefe nebst den 1110 à 1 P. zusammen mehr Porto ertragen als die 1110 zu 6½ P., allein der Maaßstab einer solchen Handels- und Fabrikstadt läßt sich nicht an das ganze Land anlegen.

Wenn aber auch die Briefe, welche jetzt auf unerlaubte Weise befördert werden, und dann der Post zufallen würden, in Verbindung mit der jetzigen Zahl der durch die Post beförderten Briefe, bei einem Porto von 1 Penny, noch nicht das jetzige Einkommen gewährten, so ist erstens zu bemerken, daß die Vereinfachung des Postwesens durch Abschneiden aller Comptabilität eine sehr beträchtliche Ersparniß bieten, und zweitens ist es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß auch die Zahl der Briefe sehr bedeutend steigen würde.

In dieser Beziehung ist die Angabe eines Buchhändlers in Glasgow von Bedeutung. „Wenn wir," sagt er, „etwa eine halbe Unze gedrucktes Papier zu Einem Penny Porto nach jedem Theil des Vereinigten Königreichs senden könnten, so würden wir uns dieser Freiheit für wenigstens 20,000 solcher Druckblätter im Jahre bedienen, wofür die Regierung 80 Pfund erhielte, während sie jetzt nichts bekommt; was aber für das Staatseinkommen noch viel wichtiger wäre, unser Beispiel würde Andere nöthigen, denselben Weg einzuschlagen, und es würde Millionen solcher Circulare geben." Hr. Davidson bemerkt hiezu: ich kann nach meiner eigenen Geschäftserfahrung reden, und versichern, daß die Concurrenz, namentlich unter den Detailverkäufern so groß ist, daß jede Art und Weise, die von dem einen eingeschlagen werden würde, um seine Waaren anzuzeigen, auch von den andern eingeschlagen werden müßte. Auf die Frage, ob denn der Handel im Allgemeinen zu dieser Art von Correspondenz geneigt sey, erwiederte Hr. Davidson: „Allerdings, und gegenwärtig schon wird eine sehr bedeutende Menge Circularien auf eine kostspieligere und mühsamere Art versendet, als wenn man ließ durch die Post à 1 Penny das Circular thun könnte." Dieß sowohl, als die Aussicht auf eine sehr bedeutende Vermehrung der Familiencorrespondenz veranlaßte Hrn. Davidson auf die Frage, ob er glaube, daß bei Annahme von Hrn. Hills Plan das Staatseinkommen von der Post auf seiner jetzigen Höhe bleiben würde, mit Bestimmtheit bejahend zu antworten, und er mochte dieß um so zuversichtlicher thun, als er aus seiner Beobachtungssphäre die Bemerkung entnahm, daß für zehn Briefe, die auf unerlaubte Weise befördert werden, nur Einer durch die Post geht. Hiezu mochte freilich der Unterschied im Geldwerth zwischen England und Schottland beitragen, und das Verhältniß in dem reicheren England kein so durchaus ungünstiges für die Post seyn. Für Schottland mag eine Berichterstattung aus Glasgow, die von mehreren angesehenen Personen unterzeichnet war, und im Allgemeinen die obigen Bemerkungen enthielt, von entscheidendem Gewicht seyn. Für England ist vielleicht die Angabe Lord Ashburtons nicht ohne Grund, welcher erklärte, daß er zwar an eine bedeutende Vermehrung der Correspondenz glaube, wenn das Briefporto auf 1 Penny vermindert würde, aber doch nicht in dem Grade, als Hr. Hill anzunehmen geneigt sey, d. h. nicht so, daß dadurch das Staatseinkommen von der Post in gleicher Höhe erhalten werde.

Die allgemeine Bemerkung, daß seit 20 Jahren das Posteinkommen sich nicht erhöhte, während es in den Vereinigten Staaten um das Dreifache, in Frankreich in demselben Zeitraum um mehr als die Hälfte stieg, war der sicherste Fingerzeig, daß die Defraudation der Post in immer größerem Umfang geübt wurde; die Berechnungen Hrn. Rowland Hills ließen keine Widerlegung zu, und noch ein sehr drohender Mitbewerber trat mit jedem Tage mehr auf den Schauplatz: die Eisenbahnen. Ein Hr. Wallace, Bankier, gab auf die Frage, ob die jetzige größere Leichtigkeit des Personentransports wohl die unerlaubte Umgehung der königlichen Post vermehren werde, die bestimmte Antwort: „Allerdings; die Eisenbahnen werden furchtbare Nebenbuhler des Postamts werden." Da sich Niemand mehr scheut, die Postgesetze zu umgehen, so ist dieß eine Rücksicht, die gleichfalls in der Wagschale ziehen muß, und es kann somit kein Zweifel mehr seyn, daß die englische Regierung in der nächsten Parlamentssession einen auf Hrn. Rowland Hills Vorschläge gegründeten Plan vorlegen werde. Ob man die Entschlossenheit haben wird, auf den möglichst niedersten Ansatz, nämlich auf Einen Penny für den Brief, herunterzugehen, steht zu erwarten.

Die Häuptlinge von Cutsch.

Eine Mistreß Postans hat unter dem Namen Cutch or Random Sketches of Western India ein sehr interessantes Buch herausgegeben. Wir werden, wie die Gelegenheit sich bietet, einzelne Auszüge daraus mittheilen, und beginnen hier mit einer interessanten Nachricht über die Herkunft der Häuptlinge des Landes. Cutsch ist von einer Aristokratie regiert, welche den Namen Jharredschah führt, und dem Feudaladel des Mittelalters nicht unähnlich ist, da die Autorität des Rao über seine Häuptlinge sich nicht weiter erstreckt als die eines ehemaligen Lehensherrn über seine unruhigen Barone. Es befinden sich in Cutsch etwa 250 Jharredschah-Häuptlinge, die ihr Land für Dienste, die sie oder ihre Ahnherren dem Rao geleistet, oder auch als seine Verwandte von diesem zu Lehen haben; sie heißen die Bheiad (Bhyaud) oder Bruderschaft des Rao und sind seine erblichen Rathgeber. Obwohl sie unter den Hindukasten als Radschputen gelten, so zeigen sie doch eine gleiche Achtung für die mohammedanische und brahminische Religion, was sich aus ihrem Ursprung erklärt, den eine wahrscheinlich auf geschichtlichem Grund beruhende Sage folgendermaßen angibt: „Die Jharredschah-Radschputen haben ihren Namen von Jharrah, einem vornehmen Mohammedaner, der nach Cutsch kam, das zu jener Zeit von Hirtenstämmen bewohnt war, und durch die Schönheit eines Hindumädchens bezwungen, sie heurathete. Nach seinem Tode ward seine Wittwe auf Andringen seiner mohammedanischen Frauen aus der Familie verstoßen, und ging, wie eine zweite Hagar, um bei mildherzigen Menschen eine Zuflucht zu suchen. Ihr Sohn wuchs heran, nahm sich Weiber aus den Töchtern des Landes, seine Nachkommen machten sich unabhängig,

Digitized by Google

und gaben ſich den Titel „Jharredſchahs“. Später nahm der Häuptling des Stammes den Titel Dſcham an, und behielt ihn viele Jahre, bis er durch einen Befehl Kaiſer Akbars aus Cutſch nach Katteiwar vertrieben wurde. Es iſt deßhalb ſchwer zu entſcheiden, ob die Jharredſchahs als Hindus oder als Moslems gelten, namentlich da der Rao, das Haupt der Bheiad, beiden Religionen ſich unterwürfig zeigt, und der „Orden des Fiſches“ von dem Kaiſer zu Delhi den frühern Fürſten von Cutſch verliehen wurde, als ſie ſich verpflichteten, die Koſten aller nach Mecca wallfahrenden Pilgrimme zu tragen. Auch die Hindus gehen Familienverbindungen mit ihnen ein. Die Jharredſchahs ſind demnach, ihrem Urſprunge gemäß, getheilten Glaubens, halten ſich an den Koran, verehren Heilige, ſchwören bei Allah, und leben auf mohammedaniſche Weiſe; die Verehrung des Wiſchnu iſt indeß mit allem dieſem auf eigenthümliche Weiſe gemengt, und das Ganze bildet eine wunderliche Miſchung von religiöſem Glauben.“

Das Leichenbegängniß eines Maulwurfs.

Unter die merkwürdigen Beobachtungen, welche in die Naturgeſchichte einſchlagen, gehören auch diejenigen, welche man über das Verſchwinden der todten Thiere gemacht hat; nur ſo kann man erklären, warum in gewiſſen Epochen, in welchen ganze Thiergattungen von außerordentlicher Sterblichkeit befallen werden, doch in kurzer Zeit, vielleicht ſtundenlang nachher, keine Spur mehr von ihnen anzutreffen iſt, wie dieſes mit den Erdmäuſen um Paris zu Anfang des Jahrhunderts und mit den Maulwürfen auf dem Glacis von Straßburg vor kurzem der Fall war.

Es gibt keinen Theil eines Leichnams, der nicht ſeine beſondern Liebhaber fände. Der Löwe ſättigt ſich mit zuckendem Fleiſch und tränkt ſich mit heißem Blut; die Wölfe, die Schakale, die Hyänen theilen was er übrig läßt mit den Geyern und Raben. Die Fliegen bemächtigen ſich der letzten Ueberreſte von Fleiſch, die Miſtkäfer der Excremente, andere Käfer (trox) *) ſuchen in der mit Blut befeuchteten Erde Nahrung und eine Geburtsſtätte für ihre Nachkommenſchaft. Die Vielfräße (dermestes), die Ameiſen greifen die Sehnen, die Knorpeln, das Beinmark an; die Stutzkäfer ſitzen die Haarflocken, um daraus eine Kugel zu machen, die ſie, mit dem Ei in derſelben, in einem Loche niederlegen. — Geht ein Wallfiſch am Ufer zu Grunde, ſo werden die Seebären und verſchiedene Arten von Vögeln (Löpel, Möven u. ſ. w.) ſich darum ſtreiten. Die Haifiſche und viele andere Gattungen von Fiſchen freſſen das Fleiſch, die Schalthiere, die Seemollusken ziehen ihren Theil, und nach ihnen kommen Myriaden von Infuſionsthieren, um die Reſte völlig aufzulöſen.

In der Gegend von Toulouſe hat man folgende Bemerkungen über die Beſtimmung eines todten Maulwurfs gemacht. Kaum iſt der Maulwurf eine Viertelſtunde todt, ſo erſcheinen die bronzirten Miſtkäfer (hister aeneus, klein, rund, ſchwarz, ins Grünliche fallend); ſie ſchleichen ſich zwiſchen der Erde und dem Leichnam ein, von deſſen Bauche ſie die Haare glatt abſchneiden, um ihre Kugeln daraus zu machen. Einige Stunden ſpäter, und noch ehe der Pelz völlig verſchwunden iſt, erſcheinen die Todtengräber (Necrophorus vespillo, point d'Hongrie genannt, weil ſie auf ihrer ſchwarzen Flügeldecke zwei ſchöne, rothe ins Pomeranzengelbe fallende Streifen haben). Sie zeigen ſich nie in größerer Zahl als fünf, noch in geringerer als drei. Sie müſſen ſich beeilen, um der blauen Fliege zuvorzukommen. Sie unterſuchen den Boden, iſt er zu hart, ſo tragen ſie den Leichnam anderswohin. Unter den Bauch des Maulwurfs geſtellt, heben ſie ihn mit ihren Köpfen und ihrer Schuppenentraſſe in die Höhe, während ſie mit den Vorderfüßen die Erde aushöhlen und den Schutt in kleinen Haufen auswerfen, welche bald einen Kreis um den Leichnam bilden; finden ſie ein Hinderniß, ſo graben ſie es aus, wovon man mit einem kleinen in die Erde geſteckten Stabe die Probe gemacht hat, oder ſie begraben den Körper ſchief mit dem Kopf oder dem Schwanz in der Höhe. Der Leichnam wird zuerſt mit einer dünnen Lage von Erde bedeckt; die Oberfläche bleibt ſehr glatt und eben; dieſe erſte Arbeit nimmt zehn Stunden weg, wird aber ununterbrochen fortgeſetzt. Zehn Stunden ſpäter iſt der Leichnam ſchon einen halben Fuß und nach Verlauf von 48 Stunden auf anderthalb Fuß tief unter der Erde. Alsdann gehen ſie heraus, überlaſſen ſich dem Begattungsgeſchäft und ſterben; die Weibchen legen jedoch vor ihrem Tod ihre Eier in den Leichnam des Maulwurfs, von dem ſie ſich ſodann entfernen. Nachher kommt der deutſche Todtengräber (N. germanicus); auch er legt ſeine Eier in den Leichnam, der dem ausbrechenden Inſecte zur Nahrung dienen wird. Dieſe Käfer thun das Nämliche mit todten Ratten, Mäuſen, Vögeln, Katzen, kleinen Hunden, ziehen aber den Maulwurf vor. Sie ſuchen deren Leichname ſogar in ihren unterirdiſchen Gängen auf, und indem ſie ſie begraben, verhindern ſie die Infection der anliegenden Maulwurfshöhlen. Daher mag es kommen, daß man in dieſen Höhlen niemals einen todten Maulwurf antrifft; Heinrich Lacourt, den Cadet de Vaux citirt, erzählt zwar, daß er ein oder zwei Weibchen und einmal drei Männchen angetroffen, aber die erſtern waren wahrſcheinlich von dem Tod in dem Augenblick, da ſie Junge geworfen hatten, überraſcht worden, und die letztern waren mit ihren Weibchen in einer Falle ſtecken geblieben.

In andern Gegenden ſieht man ſtatt des Kugelkäfers den Waldmiſtkäfer (Geotrupe des bois); ſtatt der Gattung von Todtengräber, welche man fossoyeurs nennt, andere unter den Namen sépulteurs und inhumeurs bekannte. Unter den verſchiedenen Käfern, welche in den Leichnamen ihre Nahrung ſuchen, iſt die silfa litoralis sumata rugosa merkwürdig; ſie macht mit ihren Füßen einen Teig aus der Haut und ſaugt ihn unter der Form von Paſtillen. Eine Menge anderer Inſecten, Raub- oder Traubenkäfer, Aaskäfer u. ſ. w. legen ihre Eier in den todten Maulwurf neben die Eier der Todtengräber; wenn dann alle dieſe Inſecten aus der Schale kommen, ſo bricht der Krieg unter ihnen aus, und der deutſche Todtengräber, als der ſtärkſte, trägt den Sieg davon — ſcheußliches Bild der Blutſcenen, welche zuletzt die Eingeweide der verfaulten und verdorbenen Geſellſchaften verheeren.

*) Sandläufer?

Naturalienſammlung. Die belgiſche Regierung und die Stadt Brüſſel haben eine in Borneo zuſammengebrachte naturwiſſenſchaftliche Sammlung angekauft, worin ſich unter Anderem acht Skelette und Felle von Orang-Utangs befinden, ferner ein Rhinoceros, ein Tapir- und ein Bärenſkelett, eine prächtige Schlange, mehr als 1200 ſchöne Vögel u. ſ. w. Das Ganze ſoll nur 25 bis 30,000 Franken gekoſtet haben. (Echo du Monde Savant Nr. 45.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 345.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 December 1838.

Henrick der Jäger.

Capitän Alexander erzählt in seiner Entdeckungsreise ins Innere von Afrika, daß er im Lande der großen Namaquas einen Mann dieses Volkes, Namens Henrick Buys, fand, der so schnell laufen konnte, daß er Zebras zu Fuße jagte, sie erreichte und mit einem Messer niederstieß. Seine Erzählung von ihm ist folgende: Am 13 März Abends kam Henrick, um mich zu besuchen; er ist ein hagerer, athletisch gebauter Namaqua von 40 Jahren, 5′ 8″ groß, mit niederer, doch etwas adlerartig geformter Nase und vorstehenden Zähnen, die jedoch von seinen Lippen bedeckt waren; um seinen Mund spielte ein gutmüthiges Lächeln, und sein Gesicht drückte Freundlichkeit und Verstand aus. Er war gut gebaut, mit hoher Brust, schlanker Taille und muskulösen Armen und Beinen, jedoch ohne mehr Fleisch als gerade nöthig war, um seiner Gestalt vollkommene Symmetrie zu geben. Seine Füße waren klein, wie gewöhnlich bei den Namaquas, aber seine Hacke war auffallend hoch und erhob sich sogar in eine Art von Knopf in der Mitte; dieses mag seine erstaunliche Kraft als Läufer vermehrt haben.

Wenn es ihm an Pulver zu fehlen begann, nahm er ein Jagdmesser in die linke Hand, denn er war links, und ging nach einem Platz in der Nähe seiner Wohnung, wo er wußte, daß Zebras weideten, und suchte sie auf, um sie zu verfolgen. Auf den Zehen gehend, mit einem elastischen, springenden Schritt legte er etwa 5 englische Meilen in einer Stunde zurück und suchte, während er über die Ebene hineilte, nach Fußspuren auf dem Boden, da die Abdrücke des geschlossenen Hufs der Zebras in dem Sande sich leicht bemerken lassen. Sobald Henrick eine Heerde solcher Thiere grasen sah, hielt er an, entledigte sich aller Kleidungsstücke, die ihm lästig werden konnten, selbst seiner Mütze von Leopardenfell, und schlich sich so nahe heran als er konnte, ohne bemerkt zu werden. Doch das wachsame Auge des Hengstes entdeckt den Jäger, sobald er das ihn verbergende Gebüsch verläßt, gibt das Zeichen und die ganze Heerde jagt davon. Henrick, ohne gleich anfangs sich aufs äußerste anzustrengen, folgt ihnen, die Zebras halten an um zu grasen, Henrick aber läuft gleich einem Rennpferde auf sie los, fort stürmen sie abermals, schnaubend, die gestreiften Köpfe in der Luft schüttelnd, und die leichten, maulthierartigen Schweife wedelnd. Der Jäger läßt nicht einen Augenblick ab von seiner Verfolgung, springt über Steine und Gebüsche und andere Hindernisse hinweg, nach drei oder vier englischen Meilen ist er vollkommen im Wind, der Boden scheint unter ihm zu fliegen, und er ist jetzt, wie er sich ausdrückte, nicht mehr im Stande, den Himmel von der Erde zu unterscheiden. Die Zebras halten an und grasen wie zuvor, aber dieses ist jetzt nur noch für Augenblicke; denn ihr Feind ist hart hinter ihnen, treibt sie gegen einen steilen Felsen, wo sie einen Augenblick über den Weg zur Flucht unschlüssig sind — da ist Henrick unter ihnen, faßt eines von der gestreiften Heerde am Schweif und wirft zugleich sich mit dem ganzen Gewichte des Körpers gegen den Boden. Das Zebra fällt auf die Seite worauf Henrick ihm sogleich das Messer in die Brust stößt und es dann wieder aufstehen und fortrennen läßt; eine kurze Zeit setzt es noch seinen Lauf fort, bleibt aber dann allmählich, durch den Blutverlust geschwächt, zurück, die übrige Heerde wartet dann einen Augenblick, aber Henrick ist abermals zur Stelle, wiederholt seinen Stoß, und wenn auch dieser noch nicht hinreicht, so streckt ein dritter gewiß das Thier leblos zu Boden. Der glückliche Jäger kehrt sodann in seine Hütte zurück und schickt seine Leute mit Packochsen aus, um die Beute heimzubringen. Sein ältester Sohn, Jan, thut es ihm jetzt an Schnelligkeit gleich, was, wie der Vater sagt, nicht der Fall seyn würde, wenn er nicht vor einiger Zeit eine Schußwunde in den linken Arm erhalten hätte. Kürzlich verfolgten beide eine Anzahl Giraffen, kamen hart an drei derselben heran, und der Vater sagt seinem Sohn, er solle ihm helfen, die letzte niederzustoßen, Jan aber erwiederte: nein, wir wollen die erste und größte anfallen. Dieses geschah auch und nach einiger hitzigen Verfolgung wurde die erste denn auch wirklich getödtet.

Es ist wahr, daß man mit Pferden Zebras und Giraffen einholen kann, immerhin ist es zum Erstaunen, daß Henrick Buys und sein Sohn im Stande sind, es Pferden gleich zu thun, und so zu zeigen, was ein Mann durch Mäßigkeit und Uebung erreichen kann.

Digitized by Google

Die Fischereien in den nördlichen Eismeeren.

(Fortsetzung.)

Erzählung einiger Begebenheiten aus der Eisfischerei, zur genaueren Beschreibung derselben und dessen Gefahren.

Das Eis gibt dem Fischer die größten Sorgen, überhängende Massen stürzen herab, große Felder stoßen zusammen; auf den Wellen treibendes Eis zerschellt die Boote, und Eismassen, welche auf und neben einander getrieben werden, verhindern sie, nach ihren Schiffen zurückzukehren. Sie werden ferner oft abgehalten, mit ihren Booten wiederzukommen, durch Nebel und Stürme. Hier einige Beispiele, welche die Gefahren und Beschwerden dieses Geschäfts ins Licht setzen.

Nro. 1. Als der Commandeur Haas Bille im Jahr 1675 eine volle Ladung bekommen hatte, verlor er sein Schiff im Eis, weil es durch starkes Andringen und Druckung der Schollen ganz und gar umsetzt und belegt ward. Er mußte sich sammt 34 Personen, mit 8 Broden à 6 Pfd. und 4 Edamer Käse behelfen. Während er in dieser Zeit auf der See umher ruderte und segelte, und schon an der Rettung zweifelte, erreichte er in einer Schaluppe mit 6 Mann glücklich ein anderes Schiff.

Nro. 2. In demselben Jahre lag die Eintracht unter dem 76 Breitengrade mit einem sehr guten Fang von 22 Fischen, und nahm noch die Barden von 5 Fischen ein, die von einem andern unglücklichen Schiffe auf dem Eis gelassen waren. Nach dieser Verrichtung will es absegeln, kommt nicht vorwärts, untersucht das Hinderniß und findet, daß noch ein Eishacken ausliegt, der unterm Wasser fest war; als dieser losgemacht, segelt er weiter, steigt in den Mastkorb, um die vom Eis drohende Gefahren am besten zu beurtheilen.

Im Moment des Ausseglens zwischen 2 Eisfeldern, erfaßt indessen noch eins derselben den Hintertheil des Schiffes; der Commandeur eilte sogleich aufs Deck und stieg auch unge äumt aufs Eisfeld; seine Leute folgten ihm, die auch noch 3 Schaluppen geschwind mit sich nahmen; kaum konnten sie schnell genug sich sich entfernen vor dem schiebenden Eis, welches bereits ihr reich beladenes Schiff so überdeckt hatte, daß von Masten, Raaen und Stangen nichts mehr zu sehen war. — Nach ungeheuren Anstrengungen erreichte der Commandeur mit 12 Mann und 2 Schaluppen am andern Tage ein Schiff, welches er vorher am jenseitigen Ende des Eisfeldes gesehen hatte. Der Zug über so viele Hügel, die ein Eisfeld immer trägt, hatte die Mannschaft aufs äußerste ermattet.

Nro. 3. Im Jahr 1809 verfolgten die Boote des Schiffes Resolution einen großen Wallfisch. Der Harpunier, welcher seine Waffe zuerst auf den Fisch warf, war ganz nahe an demselben und entging dadurch einem Schlag mit dem Schwanz. Von einem zweiten Boot kam dann eine Harpune, aber nicht mit demselben Erfolg, denn sie wurde mit einem so derben Schlag vom Schwanz erwiedert, daß das Boot gleich sank und den Steurer noch mit hinabzog, der erst nach einer Minute wieder auf der Oberfläche erschien und dann zu seinen frühern Gefährten auf das dritte Boot schwamm, welches, durch Erfahrung belehrt, dem Fisch auswich und nur eine partielle Beschädigung erhielt. Die Activität und Geschicklichkeit, womit man ihm indessen mit Lanzen von einer 6 Fuß langen eisernen Spitze Stiche beibrachte, tödteten den schlauen Fisch bald. — Solche wohlüberdachte Wehr von einem Wallfisch kömmt indessen selten vor!

Nro. 4. Der Capitän Lyon, führend das Schiff Raith von Leith auf Fischerei an der Küste von Labrador 1802, sah auf geringe Entfernung einen großen Wallfisch und sandte sogleich 4 Boote zu seiner Verfolgung aus; von diesen näherten sich ihm 2 so sehr, daß 2 Harpunen auf einmal fest wurden. Hierauf tauchte der Fisch einige Faden, kam unter ein anderes Boot mit seinem Kopf und warf dieses mit allem darin Enthaltenen ungefähr 15 Fuß in die Höhe, wodurch es sich umdrehte und Kiel aufwärts niederfiel. Das vierte Boot rettete die im Wasser umhertreibenden Matrosen bis auf einen, der hängen geblieben war und ertrank. Den Fisch tödtete man bald nachher.

Nro. 5. Den 28 May 1817 lag die Royal Bounty von Leith unter 77° 25′ n. B. und 5° östlich von G., sah weder Eis noch Land, welches sie 50 bis 60 engl. Meilen entfernt hielten. Die Luft war heiter und der Wind frisch; man sah viele Fische und setzte Boote auf Jagd aus. Nach einem Jagen von 5 Stunden, während welcher 2 Boote ganz das Schiff aus dem Gesichte verloren hatten, harpunirte der eine Officier einen Fisch und zwar um 4 Uhr Nachmittags am 29sten. Der Capitän schloß aus der langen Abwesenheit der 2 entferntesten Boote, daß sie einen Fisch fest haben müßten, segelte in der letzten gesehenen Richtung und erreichte 8 Uhr Abends ein Boot mit dem Signal, daß es fest sey. Eine Weile darauf sah er ein anderes Boot sich dem Fische nähern und gleiches Signal aufstecken; darauf warf man noch 2 andere Harpunen; mit bewunderungswürdiger Gewalt schleppte nun der Fisch 4 Boote mit sich, außerdem 1600 Faden (à 6 Fuß) Leinen, welche er aus den verschiedenen Schaluppen gezogen hatte, so schnell als ein gutes Boot rudert; dabei fürchtete er sich so sehr vor seinen Feinden, daß wenn ein Boot sich näherte, er gleich untertauchte. Alle Bemühungen, ihn mit Lanzen zu tödten, waren vergebens (denn die Harpunen sitzen bloß im Speck und ermüden).

Die losen Boote hingen sich daher an die festen, und so saß man mehrere Stunden müßig in Erwartung eines langsamern Ganges. Der Fisch führte sie gegen den Wind (auf der Flucht eilt der Fisch entweder unters Eis oder gegen den Wind), änderte aber seinen Curs und so konnte das Schiff die Boote 8 Uhr Morgens einholen. Man befestigte eine feste Leine an dasselbe, um dessen Flucht zu hemmen; gelang dieses nur auf einige Minuten, dann verbogen sich die Widerhaken und die Harpune fiel heraus. Mit erneuerter Schnelligkeit eilte das Thier jetzt gegen den Wind, so daß das Schiff erst nach 3 Stunden demselben sich wieder nähern konnte. Nach Ausreißen jener Harpune hatte man gleich eine 5te geworfen, wovon indessen die Leine bald brach. — Eine andere Leine nahm man an Bord und diese riß auch. Nun überlegten und versuchten sie während 12 Stunden die Flucht des Thiers zu hemmen, die so schnell war, daß keine andere Harpune ihm beigebracht werden konnte.

Digitized by Google

Endlich erfaßte man die Leine, welche es in einer festen Harpune mit sich schleppte. Der Fisch wendete sich wieder gegen das Schiff, welches windwärts entfernt lag und vereinigte sich den 30sten 4 Uhr Nachmittags mit demselben, 36 Stunden, nachdem der Fisch angeschossen war, und nahm durch ein geschicktes Manöuvre 2 Leinen an Bord; man stellte die Segel gegen den ziemlich starken Wind, nahm die obern ein, und dennoch zog der Fisch das ganze Fahrzeug während 1½ Stunde, wenigstens 2½ bis 3 englische Meilen gegen den Wind mit sich fort. — Nun fühlte er sich ermüdet, peitschte auf eine furchtbare Weise mit Finnen und Schweif das Wasser, daß die See umher schäumte und die brevsten Matrosen sich ihm nicht zu nähern wagten. Kaum merkten sie aber seine Erschlaffung, als sie auf ihn eilten und nach einer höchst ermüdenden Jagd von 40 Stunden tödteten. Die längste Barde maß 11 Fuß 4 Zoll und der Fisch lieferte 47 Tonnen Speck. (9400 Pf.)

Raubmord in Volhynien.

(Aus der Gazette des Tribunaux.)

Im Laufe des verflossenen Januars wurde in dem Gouvernement Volhynien, Bezirks Shytomir, ein Mord und ein Mordversuch in einer Schenke zwischen den Dörfern Januschpol und Ojaduwka begangen, die von den seltsamsten Umständen begleitet waren. Der Capitän-Jéprawnik (Oberbeamte der Polizei) hatte die Untersuchung, und erst am 2 August wurde das Urtheil gesprochen. Es möchte jedoch nicht uninteressant seyn, ehe wir an die Erzählung gehen, zu zeigen, wie man in diesem Lande Criminaluntersuchungen behandelt. Das Criminalgericht besteht aus einem Präsidenten, dessen Stimme bei gleich getheilten Meinungen die entscheidende ist, aus einem Rath (sowietnik), vier andern Mitgliedern, welche den Namen Deputirte führen, und einem öffentlichen Beamten, dessen Titel und Geschäfte ungefähr denen eines Staatsprocurators gleichkommen. Die Untersuchung geschieht im Geheimen durch eine Art von Zeugenverhör. Alle Acten des Processes, Zeugenaussage sowohl als das Verhör des Thäters, beginnen: „Bevollmächtigt durch eine Ukase von Sr. Maj. Nikolas Paulowitsch I, durch die Gnade Gottes Kaiser aller Reußen u. s. w., schreite ich, Jéprawnik, wie folgt zum Verhöre des u. s. w." Sodann schreibt der Jéprawnik die Fragen, diejenigen, welche lesen und schreiben können, haben schriftlich darauf zu antworten, denen aber, die es nicht können, liest der Jéprawnik die Fragen vor und läßt ihre Antwort niederschreiben. Ist dieß geschehen, so wird es laut vorgelesen, und der Verhörte hat es zu unterzeichnen. Diese Verhöre gelten dann als Actenstücke, doch werden sie erneuert oder vervollständigt, wenn die Richter es für nöthig erachten. Der Angeklagte erscheint fast immer bloß vor dem Untersuchungsrichter, nur in einzelnen Fällen wird er vor das versammelte Gericht gestellt. Betrachtet man die Instruction für vollständig, so werden alle Papiere von dem gesammten Gerichte geprüft. Der Angeklagte, dem kein Rechtsanwalt, selbst nicht die einfache Berathung mit einem Advocaten gestattet wird, dem man aber die Zeugenverhöre mittheilt, kann dann eine Eingabe zu seiner Rechtfertigung an das Criminalgericht machen. Der Staatsprocurator entwirft nie die Anklageacte, er hat bloß zu wachen, daß in der Untersuchung nicht gegen die Gesetze des Landes oder die Ukasen gehandelt werde. Das Urtheil wird bei verschlossenen Thüren gesprochen, und denselben Tag noch dem Angeklagten in seinem Gefängnisse von dem Gerichtsschreiber verlesen. Jede Woche werden die Urtheile und die Namen der Verurtheilten auf dem Rathhausplatze verlesen, und dann der ganze Proceß, Zeugenverhör, Verhör des Thäters und Urtheil der Oeffentlichkeit übergeben. Der Verurtheilte kann gegen diesen Urtheilsspruch appelliren, indem er sich an den Kaiser wendet, der die Sache dem Senat übergibt. Dasselbe Recht hat der Staatsprocurator. Diese Appellation gibt einen Aufschub, wird sie verworfen, so wird der Urtheilsspruch vollzogen, wenn hingegen der Senat den Urtheilsspruch verwirft, so beruft das Criminalgericht nochmals die Zeugen, und untersucht die Sache von neuem.

Wir wollen statt der bloßen Erzählung unsern Lesern die wichtigsten Actenstücke mittheilen.

Erstes Actenstück. Verhör des Joseph Laskowski, Verwalter bei Sr. Excellenz dem Herrn General und Geheimen Staatsrath Michel Stepanowitsch Kopeniewski, Eigenthümer mehrerer Güter in dem Gouvernement Volhynien.

Der Capitän-Jéprawnik. Euer Name, Taufname, Alter und Stand?

Antwort. Joseph Laskowski, zwei und fünfzig Jahre alt, und Verwalter der Güter des Generals Kopeniewski.

Frage. Gebt mir eine umständliche Beschreibung des Raubanfalls, den man am 18 Januar 1838 gegen Euch verübte, und verschweigt keinen Umstand, der demselben voranging, wenn er die Sache irgend erhellen kann.

Antwort. Ich wurde von meinem gnädigen Herrn nach Brody (eine Statt auf der Gränze von Rußland und Oesterreich) geschickt, um Honig und Wachs dort zu verkaufen, und einige nöthige Einkäufe für den gnädigen Herrn zu machen. Außer den Kärnern, die den Transport hatten, waren mir acht Kosaken, die im Dienste des Generals sind, und der Jude Itsko Awramowitsch als Mäkler mitgegeben. Nachdem ich Honig und Wachs für 80,000 Gulden verkauft hatte, schickte ich die Kärner zurück, machte meine Einkäufe mit einer Summe von 8000 Gulden, setzte den Rest des Geldes in Gold um und machte meine Anstalten zur Heimreise. Den Tag vor meiner Abreise bat mich mein Mäkler, der Jude Itsko, um die Erlaubniß, vorausreisen zu dürfen, um in Gesellschaft einiger seiner Verwandten zu seyn, die von Brody nach Berdytschew gingen. Ich wunderte mich nicht über diese Bitte, und bewilligte sie ihm gern, da ich ihn nicht mehr brauchte. Den andern Tag machte ich mich auf den Weg. Drei Kosaken waren auf meinem Schlitten, die fünf andern auf einem zweiten, auf welchen die Sachen, die ich für meinen Herrn gekauft, gepackt waren. Ich nahm den Fahrweg nach Brody, und da die Straße als unsicher bekannt ist, so befahl ich, daß, wo wir Nachtlager hielten, zwei Kosaken abwechselnd wachen mußten, und ein dritter entweder in meinem Zimmer, oder in einem Zimmer neben mir schlafe. Zudem hatte ich zwei Pistolen, meinen Säbel und meinen Hund Bekas, ein treues Thier, aber bös gegen Leute, die er nicht kennt, bei mir. Dieser schlief immer auf meinem Bette. Von Brody bis Januschpol kamen wir ohne Unfall. Die Nacht des 18 Januars wollte ich in diesem Dorfe zubringen, aber die Schenke war so mit Juden überfüllt, daß wir keinen Platz mehr fanden, und da ich wußte, daß eine Stunde weiter ein recht bequemes Wirthshaus ist, so fuhren wir fort. Unterwegs

Digitized by Google

überholten und einige Juden zu Pferd, und drei Wagen, in welchen mehrere Judenfamilien waren. Als wir in das Wirthshaus traten, kam der Jude, der Eigenthümer desselben ist, auf mich zu, und sagte, er habe zwei reinliche, gut geheizte Zimmer, welche er mir geben könnte. Ich nahm sein Anerbieten um so lieber an, da das Wetter abscheulich war. Ich befahl dem dienstthuenden Kosaken Opanas Zaha Lenko, mir mein Bett zu machen, setzte mich an das Feuer und ließ mir ein Glas Branntwein geben. Ich hatte viele Reisende in dem Wirthshause vermuthet, aber dem war nicht so, in der ganzen Stube war Niemand, als die Familie des Pächters, die Gänse, die Enten, das Rindvieh, einige Hunde und eine Katze. Mein Hund Bekas, der wüthend wird, wenn er eine Katze sieht, machte einen abscheulichen Lärm. Das gute Feuer und der Branntwein durchwärmten mich nach diesem abscheulichen Wetter, und ich fühlte mich so schläferig, daß ich, ohne mehr etwas essen zu wollen, aufstand, um in mein Bett zu gehen. Wie ich durch das Zimmer ging, welches vor dem war, in welchem ich schlafen sollte, schnuffelte mein Hund und näherte sich dem großen Ofen, der da war, um beide Zimmer zu heizen. Der Ofen war jedoch nicht geheizt, man hatte in beiden Zimmern Feuer in die Kamine gemacht, und der Wirth entschuldigte sich darüber, indem er sagte, der Ofen bedürfe einer Reparatur, die Kamine heizten jedoch gut und Se. Excellenz der Herr Graf werde hinlänglich warm bekommen. (In Polen nennen die Juden jeden, der mit vier Pferden fährt, Excellenz und Herr Graf.) Mein Hund ging jedoch immer um den Ofen herum, schnuffelte und wedelte mit dem Schweif, um seine Zufriedenheit zu bezeugen; ich gab anfangs nicht darauf Acht. Als ich in das Zimmer ging, wo mein Bett stand, schien mein Hund auf einmal seine gute Meinung von dem Ofen sehr zu ändern, er bellte, sprang hinauf, kratzte mit seinen Pfoten, kurz gab alle Zeichen des höchsten Zornes. Der Kosak Opanas und ich glaubten, eine Katze habe ein Stück Fleisch gestohlen, sich damit in den Ofen versteckt, und die verschiedenen Aeußerungen des Hundes kämen, je nachdem er näher der Katze oder näher dem Fleische sey. Wir fanden nirgends eine Oeffnung, wodurch wir hätten in das Innere des Ofens sehen können, und da wir nicht den mindesten Argwohn hatten, so bekümmerten wir uns nicht weiter darum. (Bekanntlich sind im ganzen Norden die Oefen von Maurerarbeit, die mit den Mauern des Hauses zusammenhängt, und das Holz wird durch eine außen am Haus angebrachte Oeffnung hineingeworfen.) Ehe ich mich schlafen legte, ging ich noch in den Stall, wo ich meine Kosaken fand, die sich mit Branntwein und gesalzenen Fischen labten. Ich sah noch ins Freie, es war eine finstere Nacht, und ihre Dunkelheit ward durch die Bäume des Waldes, in dem das Wirthshaus steht, noch vermehrt. Als ich in mein Zimmer zurückkam, fing mein Hund wieder an zu lärmen; ungeduldig darüber, bestrafte ich ihn, und er legte sich unter mein Bett, knurrte aber immer leise fort. Nachdem ich mich ausgekleidet, rief ich dem Hunde wieder, damit er seinen gewöhnlichen Platz auf meinem Bett einnehme, er ging aber nicht hinauf, und stand mit halboffenem Rachen, die Augen roth vor Zorn, gegen den Ofen gekehrt. Diese anhaltende Wuth war mir auffallend, doch machte ich die Thüre des zweiten Zimmers, in dem der Kosake Opanas schlief, zu, legte meine Pistolen unter mein Kopfkissen und schlief endlich ein. Gegen Mitternacht weckte mich ein gräßlicher Lärm, mein Hund heulte vor Zorn, und im äußern Zimmer hörte ich ein durchdringendes Geschrei. Um so erschrockener, da ich keine Ursache zu allem dem wußte, ergriff ich eine Pistole und schoß aufs Gerathewohl. Plötzlich hörte ich die Thüre zuschlagen, die in unser Zimmer führte, das Schreien einer menschlichen Stimme hatte aufgehört, aber mein Hund verdoppelte sein Geheul, endlich gelang es mir mit dem Pfropf meiner Pistole mein Licht anzuzünden, aber was sah ich? Aus dem obern Theil des Ofens ragten der Kopf und die Schultern eines Juden, den mein Hund, mein muthiger Bekas, im Rachen hielt und würgte. Der Jude, der die Hände nicht aus dem Ofen herausbringen konnte, hatte kein Mittel sich los zu machen, er schrie nicht, sondern suchte nur wieder in den Ofen zurückzukommen, was aber unmöglich war, denn Bekas hält fest. Ich stieß die Thüre des Nebenzimmers auf und fand meinen Kosaken Opanas in seinem Blute schwimmend, ich lief in den Stall, weckte alle meine Kosaken, und mit brennenden Fackeln kamen wir in das Zimmer zurück (alle Wirthshäuser in Polen haben nur Ein Stockwerk, rechts und links des Eingangs sind die Zimmer, rückwärts die Ställe) und sahen, daß Opanas todt, — ermordet war. Mein Hund hielt noch immer den Juden, der besinnungslos schien. Wir zogen ihn aus dem Ofen hervor, und sahen, daß von innen mehrere Steine weggenommen waren, um eine Oeffnung zu machen, und daß diese von außen nur durch einen leichten Kalkbewurf verdeckt war. Der gefangene Jude brachte mit Mühe einige unverständliche Laute hervor. Ich ließ ihn binden, schickte sogleich einen Kosaken nach Ozaduwka zum Gericht, um mir Beistand zu erbitten, und ging dann zu dem Wirth. Er schien sehr erstaunt über unser frühes Eintreten, und noch mehr, als wir ihm seine Verrätherei vorwarfen. Er schwur bei dem Haupte seiner Frau und seiner Kinder, daß dieß unmöglich sey, und als wir ihn zu Opanas' Leiche führten, behauptete er, mein Hund habe ihn zerrissen. Dem gefangenen Juden gegenübergestellt, stellte er sich wieder sehr erstaunt, und behauptete, diesen Mann nie gesehen zu haben; trotz diesem befahl ich ihn zu bewachen. Mit Tagesanbruch kam der Unterbeamte der Polizei des Districts (Zasiedatel) Hatimoff von Ozaduwka mit dem Doctor Rosenfeld, der eben in Ozaduwka war, und begannen ihre Untersuchung. Dieses Verhör wurde von Joseph Laskowski unterschrieben.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Bewohner von Südamerika. Der Reisende Orbigny theilt die südamerikanischen Indianer in folgende drei Classen ab: 1) Andoperuvianer, 2) Pampabewohner, 3) Brasilio-Guaranier. Die ersten zerfallen in drei Zweige: Peruaner, Antisianer und Araucanier, welche ihren ursprünglichen Charakter beibehielten, und immer noch kriegerisch, nachdenklich, stolz und kalt sind. Die Pamparace zerfällt in die eigentlichen Pampabewohner, die Chiquitier und Morcer; zu den ersten gehören die Patagonier mit ihren breiten, flachen Nasen und ihrer wilden Gemüthsart. Zu der dritten Race gehören die Guarani und Botocuden, die sich durch ihre schiefen Augen auszeichnen. (In dieser Aufzählung sind zum mindesten die Caraiben im Nordosten Südamerika's ausgelassen, denn diese gehören sicherlich zu keiner von den drei Racen.)

•

Fossiler Palmbaum. In einer Kohlengrube in der Umgegend von Charleroy hat man 1100 Fuß unter der Oberfläche einen fossilen Palmbaum aufgefunden. Derselbe stand aufrecht, und seine Wurzeln durchdrangen mehrere Fuß tief den Boden. Der Stamm hat etwa 56 Zoll im Durchmesser. (Echo du Monde Savant Nr. 47.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 346.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 December 1838.

Der Weinhandel zu Xeres.

(Aus Capitän Scotts Excursions in the Mountains of Ronda and Grenada etc.)

Die Vorrathshäuser sind alle über dem Boden. Es sind ungeheure Gebäude mit hohen Dächern, die auf Bögen ruhen, welche sich über Reihen schmächtiger Säulen erheben; die Mauern sind von zahlreichen Fenstern durchbrochen, so daß sie eine völlig freie Circulation der Luft zulassen. Einige sind so groß, daß sie 4000 Stückfaß (butts) enthalten, und selbst im dumpfigsten Wetter kühl. Die Ausdünstung ist nichtsdestoweniger überwältigend, selbst ohne die zahlreichen Weinproben, die man zu sich zu nehmen versucht ist. Die Zahl der Stückfässer, die jährlich zu Xeres gemacht, oder vielmehr zusammengebracht werden, beträgt 50,000, wovon die Hälfte nach England ausgeführt wird, und zwar das Product fast aller der vorzüglichsten Weingärten von Xeres, denn die Weinhandlungshäuser zu Xeres vermeiden es sorgfältig, eine Sendung ihrer ersten Weine mit denen von leichterer Qualität aus Moguer, San Lucar und Puerto Real zu vermischen. Die übrigen 15,000 Stückfässer werden zum Theil im Lande consumirt, wo ein leichter Wein mit einem sogenannten Manzanilla- (Camillen) Geschmack vorgezogen wird, oder nach andern Orten verkauft, wo man sie gewöhnlich mit geringeren Weinen mischt. Die Gesammtzahl von Stückfässern, die man jährlich aus den verschiedenen Häfen um die Bai von Cadiz versendet, kann auf folgende Weise angeschlagen werden:

Aus Xeres	15,000	fast alle nach England.
Aus Puerta Santa Maria	12,000	meist nach England und den Vereinigten Staaten.
Aus Chiclana	5000	meist nach der Havana, den Häfen von Merico und Buenos-Ayres.
Aus Puerto Real . .	500	
Zusammen . . .	32,500	

Außer dem obigen geht zugleich eine ungeheure Menge Wein aus Moguer und San Lucar nach England, den man auch gewöhnlich Sherry nennt. Die meisten bedeutenden Kaufleute sind eben sowohl Erzeuger als Verkäufer, daher muß bei fremden Häusern wenigstens Ein Theilhaber Katholik seyn, da „Ketzer" in Spanien kein Land besitzen dürfen. Diese Weinerzeuger haben einen großen Vortheil, da diejenigen, welche bloß Wein aufkaufen, leicht die geringen Erzeugnisse von San Lucar, Moguer und andern Orten damit gemischt erhalten. Aller Sherry ist indeß fabricirt, und es wäre so schwer, von einem Xereskaufmann ein ungemischtes Faß Wein, als eine directe Antwort von einem Quäker zu erhalten. Man hat indeß mit diesem Mischungsproceß gar kein Hehl, und er ist sogar nöthig, um den Vorrath von altem Wein zu erhalten, der sonst bald consumirt wäre. Der alte Wein wird in ungeheuren Fässern, fast so groß wie das Heidelberger Faß, aufbewahrt; man nennt ein solches Faß Madre (das Mutterfaß), und einige dieser ehrwürdigen alten Damen enthalten Wein, der 120 Jahre alt ist. Die Art, sie voll zu erhalten, ist indeß eine imposture délicate, denn wenn man ein Gallon Wein aus dem 120 Jahre alten Faß abläßt, so wird das Fehlende aus dem nächst alten Faß u. s. w. ersetzt, so daß selbst die ältesten Weine einen steten Mischungsproceß durchmachen. Verlangt nun ein Kunde ein zehn Jahr altes Faß Sherry, so darf er keineswegs einen Wein erwarten, der so viel Jahre zuvor gewachsen ist. Er wird einen vortrefflichen Wein bekommen, der aber vermuthlich auf nachfolgende Weise bereitet seyn wird: drei Viertheile des Fasses bestehen aus einem 3 bis 4 Jahre alten Wein, wozu einige Gallonen Pajarete oder Amontillado kommen, um ihm die eigenthümliche Blume und die nöthige Farbe zu geben; der Rest besteht aus verschiedenen Proportionen alter Weine von verschiedenen Jahrgängen, und am Ende kommt noch etwas Branntwein hinzu, um ihn vor Seekrankheit zu bewahren. Dieß sieht anfangs aus wie Betrug, die Absicht ist aber keineswegs betrügerisch, sondern bloß die, den guten Wein gleichmäßiger zu vertheilen, indem man denselben einer größern Anzahl erreichbar macht. Würde nicht auf diese Weise verfahren, so wäre die Folge, daß die Xeres-Kaufleute eine geringe Menge Wein in ihrem Keller hätten, der durch sein hohes Alter so kostbar wäre, daß wenige Personen ihn trinken könnten, und eine große Menge

Digitized by Google

geringerer Weine, die durch die Erzeugnisse anderer Länder vom Markte vertrieben würden. Die Qualität des Weins hängt daher von der Menge und dem Alter der verschiedenen Madrefässer ab, aus denen man den jüngern Weinen durch Zusatz eine Blume verschafft, und der Geschmack wechselt von Trocken zu Süß, und die Farbe von Blaß zu Braun durch die größere oder geringere Beimischung von Pajarete, Amontillado oder gekochtem Sherry.

Ich glaube nicht, daß die Sitte, gekochten Wein beizufügen, sehr allgemein, da sie ein sehr kostspieliges Mittel ist, um einen Wein alt zu machen. Es ist indeß ein sehr wirksames Verfahren, und gilt zum mindesten für eben so gut, als eine Reise über das atlantische Meer. Die süßen Weine von Xeres sind vielleicht die besten in der Welt: der unter dem Namen Pajarete bekannte wird am häufigsten gemacht, doch hat der Pedro Ximenes eine höhere Blume. Es gibt auch einen süßen, mit Kirschen versetzten Wein, der köstlich ist. Die leichten, trockenen Sherries sind in ihrem reinen Zustande sehr angenehm, müssen aber mit Branntwein oder andern Weinen versetzt werden, um lang zu halten oder auf fremde Märkte verschifft zu werden. Die, welche in England leichten Sherry kaufen, können versichert seyn, daß er erst seit seiner Abreise aus Spanien leicht geworden ist. Die Zahl der Weinhandlungen in Xeres ist sehr groß, und ich glaube, fünfundzwanzig derselben versenden ausschließlich Wein nach England. Die Kaufleute sind sehr gastfrei, leben auf gutem Fuße, und führen, namentlich auf ihrer Tafel, ganz ausgesuchte Weine.

Die Fischereien in den nördlichen Eismeeren.

(Fortsetzung.)

8. Die Gesetze wegen der Fischerei bei Spitzbergen; einige vorgekommene Streitfragen.

Extract aus der Resolution der Staaten von Holland und West-Friesland, in ihrer Versammlung genommen den 22 Januar 1695:

1) Wenn ein Schiff verunglückt, und der Commandeur und das Volk sich zu retten suchen, soll das erste Schiff, an welches sie kommen, dieses zu thun schuldig seyn, und wenn dieses einem andern Schiffe begegnet, soll es die Hälfte des besagten Volkes übergeben, wie auch das geborgene Volk schuldig seyn soll, überzugehen; es wäre denn, daß das zweite Schiff bereits geborgenes Volk inne hätte, in welchem Falle das Volk pro rata vertheilt werden soll, daß eines so viel als das andere, und ein jedes der beiden Schiffe die Hälfte des Volks habe, und wenn sie zu andern Schiffen kommen sollten, soll alsdann wieder, wie zuvor, eine Vertheilung geschehen.

2) Die Victualien, welche die Geborgenen an Bord bringen, sollen von ihnen selbst verzehret werden, und was noch übrig seyn möchte, nachdem sie an das zweite oder folgende Schiff gekommen sind, davon sollen sie pro rata des Volks mitgeben; deßgleichen soll den salvirten Schaluppen, so keine Victualien mitbringen, aus christlicher Liebe beigestanden werden, mit Beding, daß sie arbeiten, wie andere Matrosen.

3) So auch, wenn ein oder mehrere Schiffe und Güter in Grönland bleiben müßten oder verloren würden, so soll der Commandeur und Schiffer, oder wer an ihrer Stelle ist, ein jeder für so viel ihn angeht, so lange sie dabei sind, ihre freie Wahl haben, ob sie das Gut wollen bergen lassen und wie? jedoch, daß die Commandeurs, so allda gegenwärtig sind, die Freiheit haben sollen, solche Güter zu übernehmen oder nicht.

4) Wenn Jemand zu einem oder mehreren gebliebenen oder verlorenen Schiffen und Gütern kommt, so verlassen seyn möchten, und Niemanden dabei fände, so mag er solches Gut bergen. Von diesen geborgenen Gütern, es sey Geräthschaft zum Wallfischfang, Speck, Thran und Wallfischbarden, Wallroßzähne, Schiffsgeräthschaft, oder was dergleichen Mehreres seyn möchte, soll, wenn er hier zu Lande kommt, die eine Hälfte dem zu Gute gehen, der es gerettet hat, und die andere Hälfte denen verbleiben, die es verloren haben, welchen derjenige, so es gerettet hat, die Hälfte herausgeben soll, ohne Fracht, Partenier-geld oder andere Unkosten zu fordern oder zu prätendiren.

5) Wofern ein oder mehrere Schiffe oder Güter vor dem Bergen von denen, so Monatgelder, und den Parteniers, welche Theil haben, wäre verlassen worden, so sollen weder die, so auf Sold, noch die auf Part dienen, von dem geborgenen Schiffe, Schiffen und Gütern etwas genießen oder zu prätendiren haben, und soll in diesem Falle das Gut des Schiffes und das von dem Wallfischfang denen Rhedern zu Gute gehen und von ihnen genossen werden.

6) Wenn aber das Volk von dem gebliebenen Schiff oder Schiffen und Gütern dabei ist, und die Güter hat retten helfen, sollen aus dem reinen vierten Theil von allem Geborgenen, die so um Sold auf dem Schiffe dienen, ihr bedungenes Monatsgeld, und die Parteniers oder welche um Part dienen, für ihre gethane Arbeit ein Monatsgeld, zu 20 Gulden des Monats, genießen, bis dahin, als das Schiff geblieben ist, so daß die Parteniers in diesem Fall, als die, so um monatlichen Sold dienen, gegen die gemeldeten 20 Gulden des Monats considerirt werden, zu rechnen von dem geldlosen Monat; wenn jedoch der vorbesagte vierte Theil nicht so weit reichen sollte, wird ein jeder, sowohl der um Sold, als der auf Part dient, nach Advenant müssen müssen, und was von demselben vierten Part über die erwähnten Monatsgelder Ueberschuß ist, soll den Rhedern zum Profit kommen.

7) Der Commandeur, so einiges Gut rettet, soll die bedungene Portion rechnen, in Ansehen seiner Parteniers, nach Proportion des Capitals, das er auswirft, dasselbe Capital als den Fang von Thran und Barden gerechnet: aber die um Sold dienen, sollen nichts davon genießen, und sollen 50 Quartele Thran und 1000 Pfund Barden für einen Fisch gerechnet werden, das Geborgene zum Capital zu machen, und den Thran und Barden nach dem Markte zu rechnen.

8) Alle solche geborgene und zu Schiffe gebrachte Güter sollen allem Vorfall von Schaden und Haverei eben sowohl als eigen Gut unterworfen seyn.

9) Wenn Jemand in dem Eis einen Fisch getödtet hat und durch Ungelegenheit nicht könnte an Bord kriegen, so bleibt er

Digitized by Google

Eigner, so lange Jemand von dem Volke dabei ist, und wenn kein Volk dabei ist, ob er ihn schon an einen Eisschots fest gemacht, so mag der, welcher dahin kommt, diesen Fisch zu sich nehmen.

10) Wenn man bei dem Lande sich befindet, und es hat Jemand einen Fisch, mag er den vor Anker, Dreggen oder kleinen Ankern und Seilen festlegen, nebst einem Zeichen oder Flagge darauf, und wenn schon Niemand dabei ist, so bleibt er doch dem Eigenthümer liegen.

11) So auf der Reise nach Grönland unter der Admiralschaft im Defendiren Jemand an seinen Gliedern verstümmelt würde, soll dafür der Billigkeit nach von den Commitirten der grönländischen Fischerei zu ermäßigen, bezahlet und solches repartiret werden über die ganze Flotte; so auch in der Rückreise.

12) Endlich so einige Sachen, die hierinnen nicht begriffen sind, sich hervorthun sollten, will man selbiges durch ehrliche Leute ausmachen lassen. (War unterzeichnet Simon de Beaumont u. s. w.)

Obige Gesetze wurden von den Städten Emden, Bremen und Hamburg angenommen und befolgt.

In Großbritannien wurden wegen dieser Fischerei niemals specielle Gesetze gegeben; man richtete sich meistens nach obigen und besonders nach folgenden zwei Hauptpunkten, die durch Usance festgestellt waren.

§. 1. Ein festgemachter Fisch, lebend oder todt, ist ein rechtmäßiges Eigenthum derjenigen, welche mit demselben in Verbindung sind, oder ihn in Besitz halten. — §. 2. Ein freier, ungebundener Fisch, lebend oder todt, ist gute Jagd für Jeden. — §. 1 ist nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit. §. 2 urtheilt zwar mitunter gegen sonstiges Recht, ist aber wegen seiner Einfachheit wichtig, da sonst manche Streitigkeiten in der Fischerei schwer zu entscheiden wären. — Anmerkung zu §. 1. Wenn ein Fisch angeschossen ist, die Harpune losgeht, und entweder dieselbe oder die Leine über den Rücken liegt, wird der Fisch als fest gemacht betrachtet.

(Schluß folgt.)

Neue Entdeckungen in den Pyramiden.

In der Sitzung der königlichen Gesellschaft der Literatur zu London für den Monat November las Hr. Hamilton einen Brief des Hrn. Parring vor, den dieser an Oberst Howard Vyse von Tourah schickte, einem Ort ungefähr vier Meilen südlich von Cairo, am Fuße der Mokattam-Gebirge, von denen jetzt eine Eisenbahn nach dem Nil geführt wird, um aus den alten Steinbrüchen Steine zu transportiren, von denen viele in Alexandrien bei den Arbeiten an den beiden Hauptarmen des Nils gebraucht werden, da man starke Dämme reguliren will.

Der Brief spricht von den Ausgrabungen, die Hr. Parring in den Pyramiden leitet. Nachdem er die Ausdehnung der großen Pyramide und der Königskammer gegeben, berichtet er, daß sie den Eingang zur nördlichen Pyramide von Abusir vor ungefähr vierzehn Tagen entdeckt hätten, bis jetzt aber hätten Schwierigkeiten sie verhindert, das Innere zu untersuchen. Auch bei der mittlern (central) Pyramide hätten sie Spuren eines Zuganges gefunden. Bei Tourah seyen beim Durchstich der Sandhügel Ueberreste von mehr als zwanzig steinernen Sarkophagen und Gerippe zu Tage gebracht worden — wahrscheinlich von den Arbeitern herrührend, die einst in den alten Steinbrüchen beschäftigt waren. Auch fand man eine Tafel und Cartusch (tablet and cartouche) des Amenophis, und man hofft, einiges Licht könne auf die Geschichte der Hirtenkönige fallen, da Manetho erzählt, daß Amenophis 80 000 Ausätzige und andere Kranke dieses Geschlechts zur Arbeit in diese Steinbrüche schickte. Die Särge waren von verschiedener Gestalt und Größe, für erwachsene Personen und Kinder. Ein irdener Sarkophag wurde ausgegraben, aber unglücklicherweise zerbrochen. Er war aus verschiedenen Stücken zusammengesetzt, und oben war ein weibliches Gesicht zu sehen mit roh gemalten Hieroglyphen. Viele Sprünge entdeckte man, die mit schwarzem, pulverisirtem Thon oder Ochsenknochen, Hörnern, wollenen Tüchern u. s. w. ausgefüllt waren, deren Untersuchung manches Interessante ergeben möchte.

Raubmord in Volhynien.

(Schluß.)

Zweites Actenstück. Bericht des Doctors Rosenfeld. Ich untersuchte die Leiche des Kosaken Opanas Zacha Lenko und traf zwölf Wunden, mehrere davon in dem Magen, dem Unterleib und in den Seiten. Alle diese Wunden waren durch ein Messer gemacht. Ein fürchterlicher Kampf muß zwischen dem Mörder und seinem Opfer stattgefunden haben, denn man fand in dem Munde der Leiche ein Stück von einem Finger des Mörders und in der Hand einen Büschel rother Haare.

Drittes Actenstück. Bericht des Polizeibeamten (zasiedatel) Hatimoff. Ich begab mich an den Ort des Verbrechens, und fand, daß zwei Oeffnungen in dem Ofen zum voraus in der Art waren angebracht worden, daß die Steine bei einem leichten Druck der Hand herausfielen. Die Thüre des Ofens war vor dem Haus und — wie es schien absichtlich — durch Dünger verdeckt. Es ist augenscheinlich, daß dieser Ofen zum Hinterhalte diente, und daß der Wirth von dem Frevel unterrichtet war. Zur Seite des Wirthshauses sah man Fußstapfen nach Art der Fußbekleidung der Juden, und die Spuren von Pferdetritten und Schlittengleisen, was anzuzeigen scheint, daß viele Mitschuldige dabei waren. Kraft meines Amtes nahm ich gefangen den Wirth Herschko Ruwin, Rachel seine Frau, Schmil und Schebel seine Söhne, seinen Diener Jonas und Abraham, genannt der Schwarze, der schon dreimal von dem Gericht bestraft wurde, und der neuerlich von dem Hunde Bekas in der Oeffnung des Ofens gepackt ward. Unterzeichnet der Zasiedatel Hatimoff.

Viertes Actenstück. Verhör des Juden Abraham, der Schwarze.

Frage. Dein Name und Vorname und dein Geburtsort?

Antwort. Abraham, Sohn des Mager, geboren in Berlytschew, ein und dreißig Jahre alt.

Frage. Was ist dein Gewerbe?

Antwort. Stehlen.

Frage. Wer hat dich zu diesem Meuchelmorde verführt?

Antwort. Ein Jude, ein Sohn des auserwählten Volkes kam zu mir und sagte: „Abraham, es zeigt sich Arbeit, es handelt sich um einen Goim (dieß ist der Name, welchen die polnischen Juden den

Digitized by Google

Christen geben), 200 Gulden für deine Arbeit, willst du?" Ich hatte eben kein anderes Geschäft in Aussicht und sagte: „Ich will."

Frage. Wer ist dieser Jude, dieser Anstifter des Verbrechens?

Antwort. Ich kenne ihn nicht, und sah ihn jenen Tag zum erstenmal. Es ist kein Arbeitsgenosse, aber dießmal hat er seine Sache besser gemacht als ich, denn er hat den Kosaken umgebracht. Was mich betraf, so hat mir der verdammte Hund besser aufgepaßt als alle Polizeidiener, er hat mich gerade im Augenblick gepackt, wo ich herauswollte, um den großen Golm zu tödten.

Frage. Wie bist du in den Ofen hineingekommen?'

Antwort. Ha, gewiß nicht durch den Kamin, sondern durch die Thüre.

Frage. Wußte es der Wirth?

Antwort. Ich weiß es nicht. Derjenige, der mich gemiethet hatte, sagte mir, wie ich hinein müsse und wie ich meine Arbeit zu thun habe. Mehr frage ich nie. Die Gläubigen kennen mich als gehorsam gegen den, der mich zahlt. Darum hat er mich auch ausgewählt, um den großen Golm zu tödten, aber dießmal hat das Sprüchwort nicht gelogen: der Mensch schießt, aber Gott lenkt die Kugel.

Frage. Hattest du noch andere Mitschuldige?

Antwort. Der mich gemiethet hat, sagte mir, die Unserigen würden kommen uns aus der Noth zu helfen, aber man sieht wohl, daß der Pistolenknall sie zerstreut hat, sie fürchteten sich — fürchten, wenn es sich darum handelt, einen Golm umzubringen und Geld zu verdienen!

Frage. Aber es ist unmöglich, daß du um so wenig Geld eingewilligt hast, ein Verbrechen zu begehen?

Antwort. Ist das wenig? 200 Gulden! muß man nicht manchmal hundertmal stehlen, bis man so viel beisammen hat. Ja, wenn ich gewußt hätte, daß ich es mit einem Hunde zu thun bekomme, da hätte ich nicht eingewilligt, ich spüre seine Spitzzähne noch an meinem Halse.

Die übrigen Actenstücke enthalten die Verhöre des Wirthes Herschko Ruwin, seiner Frau, seiner Kinder und seines Dienstboten. Herschko Ruwin, fünf und sechzig Jahre alt, und seit zehn Jahren Besitzer des Wirthshauses von Januschpol, läugnet jede Mitwissenschaft des Verbrechens, er behauptet, die beiden Juden, die sich in sein Wirthshaus eingeschlichen, nicht zu kennen, und seine Frau, seine Kinder, selbst sein Diener, läugnen wie er. Durch eine Bastonnade etwas in Schrecken gesetzt, gab jedoch der Diener Auskunft über einen Juden, der den Abend vor der That in das Wirthshaus gekommen war. Seine Aussage bezeichnete Itzko Awramowitsch, den Mäkler des Joseph Laskowski. Demzufolge begab sich der Isprawnik nach Kodnea und nahm den Itzko Awramowitsch zu Verhör. Itzko Awramowitsch, sechs und vierzig Jahre alt, seit fünf und zwanzig Jahren in den Diensten des Generals Kosseniewski, wurde krank in seinem Hause gefunden. Er beklagte sich mit Bitterkeit über die Anklage, die auf ihm lastete, aber wie man zur Untersuchung seiner Hand schritt, und fand, daß ihm ein Stück des kleinen Fingers fehlte, fiel er in eine Art von Betäubung, und entschloß sich einzugestehen.

Nachdem, sagte er, Hr. Laskowski seine Verkäufe gemacht hatte, redeten mir einige Juden zu, ihm sein Geld zu stehlen, zweimal habe ich diese Expedition in Brody versucht, aber immer hat Opanas' Wachsamkeit meinen Plan vereitelt, endlich fiel uns ein, Hrn. Laskowski umzubringen. Wir bildeten eine Gesellschaft von vierzig Mitgliedern, aber es fehlte uns ein Mann von Entschlossenheit. Da wendeten wir uns an Abraham, der dafür bekannt ist, daß er sich willig finden läßt, einen Golm umzubringen. Er sollte Laskowski tödten. Den Kosaken Opanas nahm ich für mich, weil ich schon lange etwas gegen ihn im Sinne hatte. Der Wirth Herschko Ruwin war unser Mitschuldiger, er gab uns den Rath, das Wirthshaus in Januschpol zu überfüllen, und er hat uns in den Ofen der Zimmer von Laskowski gebracht. Darum wedelte Bekas, der mich erkannte, freundlich um den Ofen her im ersten Zimmer, während er im zweiten, wo er Abraham roch, den er nicht kannte, knurrte.

Nach Itzko's Erklärung waren die übrigen Mitschuldigen außerhalb des Wirthshauses versammelt, und sollten auf ein Signal mit einer Pfeife hereinkommen und die Kosaken ermorden. Die Scene mit Abraham und dem Hunde, das Ringen Opanas' mit Itzko, der ihm, während jener noch schlief, schon einige Stiche beigebracht hatte, und der Knall der Pistole zerstörte den Plan. Itzko's Flucht brachte den Schrecken unter die übrigen Mitschuldigen, die sogleich alle entflohen. Itzko nannte dann die Namen der übrigen Verbrecher: zehn wurden gefunden, den übrigen wird vom Gericht noch nachgeforscht. Die Gefangenen haben nach vielen Schwierigkeiten eingestanden, daß sie versprochen hatten, bei der Missethat zu helfen.

Das Zeugenverhör wurde von dem Capitän-Isprawnik Razunoff unterzeichnet. Der Spruch des Gerichtshofes verurtheilte: Itzko Awramowitsch zu hundert Knutenstreichen und lebenslänglicher Arbeit in den Bergwerken. Abraham, den Schwarzen, zu fünfzig Knutenstreichen und lebenslänglicher Bergwerksarbeit. Herschko Ruwin zu zwanzig Knutenstreichen und fünfzehnjähriger Bergwerksarbeit. Seine zwei Söhne, seine Frau, seinen Diener und die zwölf andern Mitschuldigen jeden zu fünf Knutenstreichen, fünf Jahren Bergwerksarbeit und dann Deportation nach Sibirien. So endete die tragische Begebenheit, die den treuen und muthigen Bekas in dem ganzen Lande berühmt gemacht hatte.

Vernichtung der Ratten. Der Courrier enthält nachfolgende interessante Mittheilung. Man spricht von einer für die öffentliche Gesundheit sehr interessanten Entdeckung, denn man soll nach vielen Versuchen endlich ein Mittel gefunden haben, die Ratten zu vertilgen, welche bisher die Verwaltung abhielten, den Schindanger von Montfaucon abzuschaffen, da man fürchtete, diese gefährlichen Thiere, die sich dort in Menge finden, möchten, ihrer täglichen Beute beraubt, auswandern und mitten in Paris ein Asyl suchen. Die Ratten haben sich bei Montfaucon so vermehrt, daß sie alle dort in der Nähe liegenden Häuser zum Fall bringen, und die Erdaufwürfe bei Belleville sind dermaßen durchbohrt, daß die höhern Theile einstürzten. In den Schlachthäusern, auf den Märkten, in allen öffentlichen Anstalten finden sich gleichfalls eine Menge Ratten.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 113** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Die Quelle von Bachtschisarai.** Poetische Erzählung aus der Krimm von A. Puschkin. — **P. B. Shelley.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande bezeichneten Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Inländer, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 347.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

13 December 1838.

Chalki.*)

(Aus dem Tagebuche eines Schweizers.)

Aufenthalt daselbst. — Rückreise nach Galata.

„Kali nykta"— „Kalo Himeroma"**) und ich war wieder einmal allein. Vergeblich sah ich mich nach den reichen, fürstlichen Teppichen um: ein alter, zerrissener Diwan war jetzt an ihrer Stelle; aber ich fand ein gutes Bett und bald einen tröstenden Schlaf, unter den heißern Tönen eines Nachtvogels, der sich sein Lager auf einer der benachbarten Pinien gewählt hatte.

Kaum war ich den andern Morgen angekleidet, so brachte mir ein Knabe, Charalampos, ein Schälchen schwarzen Kaffee nebst einem großen Stück Brod, beides schmackhaft, und gleich darauf Katharina einen Mangal voll schöner, glühender Kohlen, erfreulicher als die der Frau Susanna im Albergo della Svizzera. Auch Gesellschaft stellte sich bald ein; zuerst der Kalligraph, der bereits seine Tagesarbeit vollendet hatte, indem er Früh von 5 bis 7 Uhr seine Kunst mittheilte; dann kam Prassas, dessen Unterricht sich auch auf eine Stunde täglich beschränkte, und zuletzt wieder Abraham, diesmal mit einer Amtsmiene, die ihm nicht übel stand. Zuerst lud er mich ein, die Morgenpfeife in seiner Stube, die neben der meinigen und wärmer war, zu rauchen, und als dieß, unter gegenseitiger Zurückhaltung, geschehen, schlug er mir vor, die Schule zu besuchen. Wir machten uns auf den Weg über lange Gänge, deren Gitterfenster, wie bei allen Klöstern, auf den Hof gingen, und traten endlich in einen langen, ziemlich dunkeln Saal, mit einem eben so langen Tisch in der Mitte. Es war dieß der Sammelpunkt der Schule. Hier stieß ich zum erstenmal auf die Zöglinge, 70 an der Zahl, meistens 15 bis 18 Jahre alt, wenige darunter. Ihre Haltung war ruhig und anständig; die Pelze, die sie im Schnitte der Nationaltracht trugen — denn alle waren Griechen, und jeder andern Nation war diese Anstalt verschlossen — sahen aus wie Uniformen; bei ihnen standen die zwei Unterlehrer, bestimmt die Repetirstunden zu leiten, und der Pädonom des Tages, der so eben den der Nacht abgelöst hatte. — „Laßt uns die andern Säle besuchen," sprach der Scholarch, und führte mich durch fünf reinliche, helle und zweckmäßig eingerichtete Stuben, deren Fenster aber insgesammt in so elendem Zustande waren, daß in dieser Jahreszeit der bloße Anblick Zähneklappern erregte; hier fehlte der Mangal. In dem sechsten und letzten Saale wurde neben dem Katheder Halt gemacht. Ein Geräusch machte mich stutzen: in gemessenem Schritte, je zwei und zwei, zog herein ein Theil der Jünglinge, die wir im Centralsaale verließen; eine leichte Schwenkung, und geräuschlos waren die Bänke von ihnen besetzt. Mit Vergnügen bemerkte ich die schöne Ordnung und erwartete das Beginnen des Unterrichts, als der Director mit einem höflichen „orisete" (belieben Sie) mir den ledigen Katheder anbot, um die Schüler zu examiniren. Ich traute meinen Sinnen nicht, denn von einer solchen Zumuthung war noch gar nicht die Rede gewesen, und blieb ruhig stehn; da wurde das „Orisete" dringend, und jetzt gähnte mich der Katheder an, wie ein Abgrund, dem ich nicht mehr entgehen konnte. „Hic Rhodus, hic salta." Gegen meinen Willen bestieg ich den Lehrstuhl, und gleich dem médecin malgré lui fing ich an, meine Zuhörer zu befragen, je nach den Fortschritten, die ich bei ihnen vermuthete; es waren die drei ersten, höhern Classen, wenige Antworten nur blieben sie mir schuldig. So wie ich mit ihnen fertig war, zogen sie auf ein gegebenes Zeichen ruhig ab, und in derselben Ordnung wie die ersteru kamen die drei letzten Classen und nahmen ihre Plätze ein. Eine Art von Begeisterung ließ mich auch hier nicht im Stiche, so unvorbereitet ich war, und nach einer zweistündigen Anstrengung gab mir ein „phthani" (genug) des Scholarchen zu verstehen, daß das Doppelexamen überstanden sey; und darauf hatte es der listige Grieche abgesehen: während ich seine Schüler prüfte, wollte er ganz gemächlich den eingeladenen Lehrer mustern; hätte ich die Prüfung nicht ausgehalten, so wären ihm Auswege genug offen gestanden, um meiner wieder mit eben so guter Manier los zu werden, als er mich angelockt hatte.

Unterdessen war es Mittag geworden. Von der Capelle mitten im Hofe ertönte das Zeichen zum Essen. Nachdem wir

*) Siehe Novbr. Nr. 261 f.

**) Gute Nacht — guten Anbruch des (morgenden) Tages.

Digitized by Google

den Vereinigungssaal wieder durchschritten, blieb der Scholarch unbeweglich in Haltung und Miene, mit der stolzen Ruhe eines Pascha's mit mir oben an einer Treppe stehen, bis der jugendliche Schwarm, geräuschloser als Bienen, bei uns vorbei gezogen war. Wir zogen nach, durch einen langen Gang, an dessen Ende den Fenstern nach große irdene Amphoren ihre Fluthen über die Hände der Eßlustigen ergießen mußten, ehe diese das daneben befindliche Refectorium betreten durften. Als wir, nachdem auch mein Wirth die Waschung bedächtlich vorgenommen, hineintraten, stand bereits jeder ehrerbietig vor seinem Platze, an einem Tische, der in Gestalt eines Hufeisens drei Wände des langen Saales einnahm. An jedem der untern Enden präsidirte ein Unterlehrer, das obere Ende rechts nahm das Personal der Oberlehrer ein, das linke ein Kaloger mit langem weißem Barte, ein altes Ueberbleibsel der hiesigen Klostergeistlichkeit. Dieser sprach das Benedicite, und nun setzte man sich nieder zu dem Reise, der bereits auf den Tellern dampfte.

Es sah so ziemlich europäisch-klösterlich aus. Jeder hatte eine Serviette nebst vollständigem Besteck, und erhielt vom Diener seine Portion auf einem weißen Porcellanteller; sonst trug der mit sauberer Leinwand bedeckte Tisch nichts als einige Schüsseln mit gesalzenen Oliven, so vertheilt, daß Jeder nach Belieben davon naschen konnte, — daneben einige Flaschen, gefüllt aus dem Vorrath der Cisterne, trübe wie Nilwasser, aber fast eben so leicht und süß wie dieses; meine Gesellschaft allein erfreute sich einer Weinflasche, die aber der austere Abraham nie ergriff. Zu einem Stücke Hausbrod wurde ein grünes Gemüse, eine Art Lattich, in Wasser abgesotten, aber schmackhaft, gereicht, hierauf Austern und endlich Helwah, ein Gericht von Mehl und Honig, mit Sesam gewürzt, eine Lieblingsspeise der Türken, die auch nur von ihnen, in Gestalt von großen, runden Laiben, bereitet wird. Reinlichkeit und Ordnung erfreuten das Auge, kein Geräusch beleidigte das Ohr, auch nicht einmal ein Tischgespräch unterbrach die Stille, die ein zweites Tischgebet beschloß.

(Fortsetzung folgt.)

Die Fischereien in den nördlichen Eismeeren.

8. Die Gesetze wegen der Fischerei bei Spitzbergen; einige vorgekommene Streitfragen.

(Schluß.)

Ueber diese Vorfälle geben folgende entschiedene Streitfragen nähere Aufklärung: 1) die Mannschaft des Schiffes Mars von Whitby tödtete einen Fisch im Beginn eines Sturmes im Mai 1817. Sie führten diesen nach dem Schiffe und sicherten ihn durch ein 9zölliges Kabeltau; die See war indessen so bewegt, daß, indem das Schiff gerade um eine Eisspitze segelte, hinter welcher es vortrefflichen Schutz gefunden haben würde, das Tau brach. Nachdem der Sturm nachgelassen hatte, suchte der Commandeur seinen verlorenen Fisch auf, fand ihn aber leider einige Minuten zu spät, da eben vorher die Mannschaft eines andern Schiffes sich desselben bemächtigt hatte. Sein Recht auf den Fisch war also verloren, ja man weigerte sich sogar, ihm das abgerissene Stück seines Taus zu geben. Der Triumph der neuen Besitzer währte indessen nicht lange, die Strömung der See führte ihr Schiff gegen das Eis, und der Fisch wurde wieder frei. Ein drittes Schiff fand denselben und benutzte ihn.

Nro. 2. Während eines Sturms und Schneegestöbers kreuzten mehrere Schiffe unter leichten Segeln längs einer Masse zusammengeschobenen Eises. Der Sturm legte sich und sie segelten auf das Eis los und waren demselben am nächsten, ungefähr 1 engl. Meile, als die Mannschaft beider Schiffe zu gleicher Zeit einen todten Fisch zwischen dem losen Eis erblickte. Beide Schiffe näherten sich: was das eine durch dessen Lage im voraus hatte, gewann das andere durch Schnelligkeit. Auf dem Vordertheil eines jeden Schiffs stand ein Harpunier mit seiner Waffe bereit. Es traf sich aber, daß auf kurze Entfernung von dem Fisch die Schiffe selbst in Contact kamen und wieder von einander prallten. Die Harpunen wurden geworfen, fielen aber alle zu kurz. Der zweite Steuermann des mit dem Winde gelegenen Schiffes, ein tüchtiger Seemann, sprang gleich über Bord, schwamm nach dem Wallfisch, faßte ihn bei den Finnen und proclamirte ihn als gute Prise. Der Fisch war indessen so geschwollen und aus dem Wasser emporragend, daß er nicht auf ihn klettern konnte, sondern unter großem Frost im Wasser auf Hülfe warten mußte. Sein Capitän war so erfreut über sein Glück, daß er hierüber seinen braven zweiten Steuermann vergaß oder vernachlässigte; anstatt daran zu denken, diesem ein Boot zu senden, um ihn aus seiner unangenehmen Lage zu befreien, beschäftigte er sich, sein Schiff an ein nahes Stück Eis zu befestigen. In der Zwischenzeit wendete das andere Schiff, der Commandeur selbst stieg in ein Boot, stieß ab und ließ ruhig auf den todten Fisch steuern. Da er den im Wasser liegenden zitternden Seemann, der eine Finne erfaßt hatte, sah, redete er ihn an: „nun mein Junge, da habt Ihr ja einen schönen Fisch," worauf jener bejahend antwortete und der Capitän hinzufügte, „findet Ihr es nicht recht kalt" und „ja" sagte der zitternde Seemann, „ich komme fast um und möchte gern, Ihr nehmt mich in Euer Boot, bis das unsrige ankömmt." Diese Bitte brauchte er nicht zu wiederholen, das Boot näherte sich dem Mann, und man half ihm einsteigen. Dadurch wurde also der Fisch wieder frei und ohne Eigenthümer; der Capitän warf gleich seine Harpune in denselben, zog seine Flagge auf und proclamirte die gemachte Prise. So gekränkt und mißvergnügt der andere Capitän durch diesen schlauen Streich wurde, so mußte er doch ruhig zugeben, daß sein Concurrent den Fisch mit sich führte, da sein Recht verloren gegangen war; den zweiten Steuermann mochte er für seine geringe Discretion ausschelten und mit sich selbst zürnen, nicht mehr Mitgefühl für die Leiden des armen Menschen gehabt zu haben, wodurch dieser unangenehme Vorfall verhindert worden wäre.

Nr. 3. Vor ungefähr 30 Jahren trug sich in der Fischerei bei Spitzbergen ein ganz besonderer Vorfall zu. Zwei Schiffe von London waren neben einander am Rande eines Eisfeldes,

Digitized by Google

worunter sich mehrere Fische aufhielten. Ein Harpunier des Neptuns schoß einen Fisch, indem er von den andern Booten etwas entfernt war, so daß diese ihm keine Hülfe leisten konnten als der Fisch alle seine Leinen weggezogen hatte; um nun nach seiner Idee den Fisch leichter wieder zu fangen, befestigte er das Ende der Leine am Boot, so daß dieses mit unter Wasser gezogen wurde. Das andere Schiff, der Experiment, schickte nun Boote aus, um ihm zu helfen, und eines derselben harpunirte den Fisch, als er kaum aus dem Wasser gekommen war; die Mannschaft beider Schiffe half ihn tödten. Die Leute des Neptun meinten, er sey ihre Prise, aber ihre Concurrenten nahmen den todten Fisch mit dem Boot und Leinen, welche er unter Wasser gezogen hatte, mit sich, obgleich die andere Mannschaft sich widersetzte, nach ihrem Schiff. Die zwei Capitäne hielten deßhalb eine Unterredung und gingen nach einem großen Streit auseinander, indem der eine den schönen, freilich nicht ganz auf reelle Weise errungenen Profit, nicht fahren lassen wollte, und der andere mit einem Proceß drohte. Nach der Zuhausekunft wurde die Sache vor Lord Ellenborough gebracht. Der Kläger, Capitän des Neptun, erzählte obigen Vorfall, und sagte, der Fisch gehöre ihm, denn er habe ihn zuerst harpunirt, an einer 1200 Yards langen Leine gehalten, die an seinem Boote befestigt gewesen, wodurch er also keineswegs den Besitz verloren gehabt habe, zumal da seine andern Boote die Jagd auf den Fisch fortgesetzt hätten; „anstatt die Leine zu kappen, und das Leben meiner Leute zu sichern, ließen diese das Boot lieber mit unter Wasser ziehen (und schwammen auf ein Stück Eis), damit das Boot wie eine Bope auf dem Wasser erscheinen sollte, um auszurufen: „dieß ist der Fisch des Neptun." — Der andere Capitän habe ihm erwiedert, nicht allein der Fisch, sondern die von ihm mitgeführte Harpune, Leine und Boot gehören mir; worauf jener, der die Gewalt der Waffen nicht hätte brauchen wollen, ihm mit einem Proceß gedroht hätte, zuletzt aber um seine Leinen und Boot ersuchte. Hierauf sagte ihm der Capitän des Experiment: Wenn Ihr den Fisch erlangt, ist Leine und Boot dabei! Der Gerichtshof entschied, daß dieser Fall nach folgendem Grundsatze beurtheilt werden müsse: eine Person erlangt einen Fisch dadurch nicht zum Eigenthum, daß sie eine Harpune nach demselben warf, welche hängen geblieben, sondern dadurch, daß sie mit demselben in Verbindung bleibt. Wenn die Mannschaft eines Bootes den Fisch zu mächtig findet, so kappt sie mit einem immer bereit liegenden Beile die Leine, läßt den Fisch frei und gute Jagd für einen andern. — In dieser Frage handle es sich nur um das Boot, das, an der Leine befestigt, mit unter Wasser gezogen sey; es sey ganz gleichgültig, ob eine Schaluppe oder irgend ein anderes Gewicht an den Leinen hänge. Harpune und Leinen seyen Dinge, die man in der Jagd verwagte. Ein Mann, der einen Vogel verwundet, der nachher von einem andern getödtet, könnte er die Munition reclamiren? Der Fisch sey frei geworden, und die Mannschaft des Experiment habe ihn zuerst wieder harpunirt, also gefangen und zum Eigenthum gemacht. Wenn der Grundsatz gälte, daß ein Fisch dem gehöre, welcher an einer Leine, eine Bope oder Boot habe hängen lassen, die anerufen sollten, wie das des Neptuns: „dieß ist mein Fisch," so würde eine Masse stinkender Fische umhertreiben, die keinem zu Gute kämen, es würde Anlaß zu vielen verwirrenden Streitigkeiten gegeben. Ein geschossener, entflohener Fisch habe ein Recht des Eigenthums auf Harpunen und Leinen erlangt. Der Angeklagte solle das Boot zurückgeben; der Kläger wurde abgewiesen, und zu 1 Shill. Schaden und 40 Shill. Unkosten verurtheilt.

In der dießjährigen Fischerei bei Spitzbergen lagen vier Schiffe unweit von einander vom Eise besetzt und stark beschädigt. Am unglücklichsten war das englische Schiff „Wernegreff," dessen Seitenwände eingedrückt wurden. Die Mannschaft verließ das Wrack, und rettete sich auf das dänische Schiff „Stadt Altona" (von Elmshorn in Holstein), dessen Commandeur sie sehr gut aufnahm, obgleich sein Fahrzeug, auf die Seite geworfen, sehr traurig aussah. Glücklicherweise wich das Eis wieder aus einander, und nun segelte dieser Commandeur auf das Wrack zu, das gekentert umhertrieb, ließ die Seiten mit Aexten durchschlagen, und nahm 300 Tonnen Speck heraus; ein Bremer Schiff nahm auch 300 Tonnen (es waren diese 600 Tonnen 7 Fische). Die auf beiden bergenden Schiffen befindliche Mannschaft des englischen Schiffes half mit.

Der englische Rheder soll jetzt, wie man sagt, zwei Drittel des Geborgenen von Elmshorn und Bremen verlangen. Eine zuerst zu erörternde Frage wäre wohl die, ob die oben erwähnten holländischen Gesetze (die freilich nur die Hälfte zugestehen) von Dänemark angenommen wurden, oder, was noch wichtiger ist, ob in England jemals gleich die Hälfte des Geborgenen von dänischen oder hanseatischen Schiffen dem Rheder zugestellt wurde. Es läßt sich kaum bezweifeln, daß ein solcher Vorfall vorgekommen, in Berücksichtigung, daß seit 2 Jahrhunderten zahlreiche Expeditionen die Elbe verließen, um auf den Wallfischfang zu gehen.

Viele Holländer meinten, die Hälfte als Berglohn sey nicht genug, beauftragten daher ihre Commandeurs, unter dieser Bedingung nichts überzunehmen. Diese schlossen daher meistens noch vortheilhaftere Contracte, da sie zur Uebernahme laut §. 5 des Gesetzes nicht gezwungen werden konnten. Einige sehr informirte Commandeurs meinen, daß der Berger in Grönland zwei Drittel haben müsse.

In den holländischen Gesetzen ist nichts erwähnt über das Eigenthumsrecht auf die von einem entwichenen Fische mitgeführten Harpunen und Leinen; die Engländer halten es mit dem Satze, der in vorerwähnter Entscheidung beim Neptun und Experiment angeführt ward. — In diesem Jahre fing der Commandeur der „Perseverance" einen Fisch mit einer Harpune und 6 Leinen des Hamburger Schiffes „Alida," welche er sich weigerte, einem andern Hamburger Schiffe auszuliefern; er bedauerte dieß nachher selbst, da er diese Leinen gebraucht hatte, solche rissen, und er dadurch zwei Fische verlor. Durch das Schleifen durchs Wasser waren sie mürde geworden.

Grundsätze eines rechtschaffenen Harpuniers. 1) Helfe jedem Schiff deiner eigenen oder einer fremden Nation, sobald du es ohne deinen eigenen Nachtheil thun kannst. 2) Bist du mit Booten anderer Schiffe auf der Jagd, und eines wird mit dem

Digitized by Google

Fiſche feſt, ſo helfe ihnen, wenn keins ihrer Boote nahe iſt, oder verbinde dich mit dem Fiſch, wenn es nöthig iſt, und bleibe bei ihnen, bis ſie dich entlehren können. Wenn du den Fiſch auch feſt machteſt, ſo reclamire nichts; von dir wird man auch nichts verlangen. 3) Sollte man dich abſenden, um einem andern Schiffe zu helfen, einen Fiſch zu tödten, ſo mache keine Jagd auf das Thier, wenn es ſich losreißen ſollte, und die andern es leicht wieder feſt machen könnten. 4) Verſuche alſo nicht, einen Fiſch feſt zu machen, der eben ſich los gemacht hat, und von ſeinen Booten nahe verfolgt iſt; nur dann, wenn ein verwundeter Fiſch außer dem Bereiche des erſten Beſitzers iſt, biſt du gerechtfertigt, ihn zu attachiren. 5) Obiges Verfahren ſollten alle Nationen gegen einander beobachten, jeder Hülfsbedürftige hat Anſpruch auf deinen Beiſtand; leiſte ſolchen, er wird dadurch fühlen und erkennen, daß er bei einer andern Gelegenheit wieder dienen muß. — So wie du wünſcheſt, behandelt zu werden, behandle Andere.

Ein Beſuch bei den Negern am Senegal.

Am 21 November landeten wir bei St. Louis. Wir legten uns am freien Ufer vor Anker (denn es gibt keinen andern Ankerplatz), ungefähr vier Meilen von der Mündung des Senegal, von welchem das Land ſeinen Namen erhält. Den andern Morgen erhielt ich die Erlaubniß, mit einer Schaluppe, welche von der Colonie gekommen war, um einige Sachen abzuholen, welche wir bei uns hatten, in die Stadt zu gehen. Die Barre des Fluſſes iſt häufig nicht zu paſſiren und immer ſehr zu ſcheuen, denn ſie iſt gefüllt mit Haifiſchen, deren Floſſen die Oberfläche des Waſſers durchfurchen, ſo daß, wenn das Schiff ſcheitern würde, ſelbſt wenn die Möglichkeit bliebe an das Ufer zu ſchwimmen, man von dieſen Unthieren zerriſſen würde, ehe man es erreichen könnte. Es ſind zwei Durchfahrten, die auf der Barbareskenſeite und die große Durchfahrt. Sie wechſeln oft in ihrer Breite, ſelbſt in ihrer Lage, und waren ſogar manchmal gänzlich verſtopft. Wir fuhren durch die erſte; es iſt unumgänglich nöthig, einen guten Lootſen zum Steuermann und wohl geübte Eingeborne des Landes als Ruderer zu haben, denn man gibt ſein Leben gänzlich in ihre Hände. Jetzt ſind wir an dem gefährlichen Punkte, wir weichen glücklich aus, aber eine wilde Woge mit weißſchäumendem Kamme bedroht uns noch von hinten, ereilt uns und bedeckt uns mit ihrem Schaum, es war alſo Zeit. Wir luvten an, und die unpaſſirbare Stelle der Barre liegt vor dem Backbord wie eine ungeheure ſchäumende Welle, bedeckt mit Myriaden glänzend weißer Seemöven, zwiſchen denen ſich wie ſchwarze Punkte große Marabuts erheben, eine Art von Pelikan mit langen Füßen, deren Schweiffedern ſonſt als Damenputz ſehr beliebt waren. Wir mußten den Senegal vier Meilen hinauffahren, und zwar an der Leine, da der Wind uns entgegen war. Wir kamen in das Dorf der Lootſen, auf dem rechten Ufer: es ſteht unter dem alten Merigata, der ſeinen Freund Simere als Lieutenant bei ſich hat. Merigata iſt hier ſehr berühmt. Er leidet jetzt am Podagra, aber in ſeiner Jugend ſcheiterte er einſt in der Barre, blieb fünf Stunden in dem Waſſer und bekämpfte einen Haifiſch. Er iſt der einzige, der ſeit Menſchengedenken lebend aus dieſem Abgrunde zurückkam.

Die Schaluppe ging ſo langſam, daß ich und der Midſhipman uns entſchloſſen zu Fuß zu gehen. Wir ſtiegen aus und nahmen den Neger Braun, der das Franzöſiſche etwas verſtand, zum Führer durch den Sand und die Lagunen (marigats). Ich erinnere mich nie einen mühſeligern Weg gemacht zu haben, er rivaliſirte mit meinem Ausflug in die Oaſe von Barca. Dennoch bereue ich die Mühe nicht, ſie machte mich vertraut mit allen Empfindungen in der Wüſte. Nirgends war Schatten, nirgends die kleinſte Pflanze. Das einzige lebende Weſen, das wir ſahen, war ein krankes Kamel, das unbeweglich dalag, wie ein Bild dieſer todten Natur. Es kam die Nacht. Ich war wie in einem undurchdringlichen Elemente, denn der Horizont des Himmels, des Meeres und des Sandes hatten ſich unmerklich um mich hervorgezogen und ſich vermiſcht. Zu meiner Linken brüllte das Meer, zu meiner Rechten bewegte der Fluß dumpf grollend ſeine Wogen, auf die das brechende Abendlicht da und dort noch einen matten Schimmer warf. Auch die letzten Sonnenſtrahlen, die noch wie einzelne Feuerfunken aus einer ungeheuern Brandſtätte hervorgeleuchtet hatten, verſchwanden, und es gab keine Ferne mehr, da die dichte Atmoſphäre gefüllt war mit den drückenden ungeſunden Dünſten des Senegals, die das Fieber und den Tod bringen. Und über dieſem Chaos herrſchte, gleichſam es zurückſtoßend und an die Erde drängend, ein ſo reiner Himmel, wie ihn die myſtiſchen Bücher vom Anfange der Erde beſchreiben. Wir verſanken bei jedem Schritt in den beweglichen Sand, und ſcheußliche Landkrabben fuhren dann erſchrocken unter unſern Füßen auf, um ſich in ihre Löcher zu verbergen. Wenn wir ruhten, nahten ſie uns wieder, uns für eine Beute betrachtend. Gewiß, ein Europäer, der im Julius oder Auguſt dieſen Weg bei Tag machen wollte, würde unfehlbar niedergeworfen und ausgetrocknet von der Sonne, und gefreſſen, anatomirt von den ungeheuern Krabben, die ſich von todtem Fleiſche nähren. Wie ermüdet war ich! Ich fühlte mich ſo erſchöpft, daß ich trotz der Furcht vor den Krokodillen meine Schuhe auszog und im Waſſer ging, weil der naſſe Sand feſter iſt. Als wir in die Nähe eines Kirchhofes kamen, ließ uns unſer Joloff-Führer, ein Muſelmann, weil er ſich fürchtete, einen langen Umweg am Meeresufer hin machen. Dieſe Kirchhöfe liegen auf der freien Sandebene, ohne von einer Mauer umſchloſſen zu ſeyn, und die Grabſtätten ſind durch hölzerne Stangen bezeichnet, an welchen die Gläubigen Leitern anbringen, damit die Seelen leichter in den Himmel ſteigen können. An den Gräbern der Fiſcher hängt man ihre Netze auf. Aber der Wind der Wüſte hat bald dieſe gebrechlichen Denkmale zerſtört, und mit ihnen das Andenken an die Verſtorbenen, denn der Neger hat keine Sage, die ihm von dem Leben ſeiner Vorältern ſpricht.

Plötzlich bemerkten wir eine Pirogue, welche die Brandung an den Strand warf. Dieß iſt die Art zu landen, wenn man die Barre nicht paſſirt. Man widelt ſeine Sachen entweder in getheerte Leinwand, oder man thut ſie in eine kleine Tonne, und läßt ſich dann von der Brandung ausſtoßen, die immer an dieſer ganzen Küſte hin ſtark genug dazu iſt. Mehrere Schwarze von hohem Wuchſe ſtiegen aus der Pirogue, und unſer Joloff-Führer hieß uns flach auf den Bauch zwiſchen zwei Sandwellen niederlegen, denn er hatte in ihnen Räuber aus Sandfell — einem Ort an der andern Seite des Fluſſes — erkannt, und wir waren ohne Waffen. Sie gingen durch den Kirchhof, in ihre Negerſchürzen gehüllt, und mir war, als ſteige eine Gruppe aus Dante's Hölle lebend vor mir auf. Wir erreichten indeß die Stadt Guétendart; ſie liegt der Inſel, auf der St. Louis erbaut iſt, gegenüber, ſo daß wir die Lichter in derſelben ſehen konnten.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 17.)

№ 17.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Zu meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Taschenbuch dramatischer Originalien.

Herausgegeben von

Dr. Franck.

Dritter Jahrgang.

Mit drei Kupfern.

8. Elegant cartonnirt. 2 Rthlr. 12 gr.

Inhalt: I. **Die Rosen.** Ein dramatisches Gemälde in drei Abtheilungen und fünf Acten von **Albini.** — II. **Das Tagebuch.** Lustspiel in zwei Acten von **Bauernfeld.** — III. **Die Opfer des Schweigens.** Trauerspiel in fünf Aufzügen von **Immermann.** — IV. **Der Gascogner in Paris.** Lustspiel in einem Act von **Franck.**

Der erste und zweite Jahrgang enthalten Beiträge von Albini, Bauernfeld, Franck, F. Halm, Immermann, Liebenau, Maltitz und Pannasch, mit den Bildnissen von Bauernfeld, Immermann und Grabbe, einem Facsimile und scenischen Kupfern. Der erste Jahrgang kostet 2 Rthlr. 8 gr., der zweite 3 Rthlr.

Leipzig, im October 1838. **F. A. Brockhaus.**

So eben ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu haben:

Répertoire du théâtre français à Berlin:

185) Trop heureuse, Comédie p. Ancelot. 4 gr.
186) Le conseil de discipline p. Cogniard. 4 gr.
187) Zaïre, tragédie p. Voltaire. 6 gr.
188) Une bonne fortune p. Bayard. 4 gr.
189) Un colonel d'autrefois p. Mélesville. 6 gr. Dieses Stück hat als „Oberst von 16 Jahren" auf deutschen Bühnen großes Aufsehen erregt.
190) Le mari et l'amant p. Vial. 4 gr.

Das vollständige Verzeichniss des Répertoire *gratis.*

Mollère, le Misanthrope, l'Avare, Tartuffe. 3 Comédies à 8 gr., dito mit Wörterbuch zum Schulgebrauch à 10 gr.

Berlin. **Schlesinger'sche** Buch- und Musikhandlung.

Im Verlage der Nicolai'schen Buchhandlung in Berlin ist so eben erschienen:

Die Lehre vom Gelde

als Anleitung zu gründlichen Urtheilen über das Geldwesen mit besonderer Beziehung auf den

preußischen Staat

vorgetragen von

J. G. Hoffmann,

Director des statistischen Bureau's zu Berlin.

Velinpapier, sauber geheftet 1 Rthlr. 5 Sgr.

Diese Schrift, welche ein hochgestellter Staatsmann hiermit der Oeffentlichkeit übergibt, wird allen denen, welche sich mit Staatswirthschaft im weitesten Sinne beschäftigen, um so willkommner seyn, als dieser Gegenstand eben jetzt durch die Veränderung des Münzfußes im Königreiche Hannover und Herzogthume Braunschweig einerseits, und durch den Abschluß des süddeutschen Münzvereins andererseits eine bedeutende Bedeutung für das gesammte deutsche Vaterland gewonnen hat. Es enthält dieselbe ganz neue, bisher von Niemand nachgewiesene Aufschlüsse über das wahre Wesen des Geldes, seine unvermeidliche allmähliche Entwerthung und die Nothwendigkeit eines festen Münzfußes. Eben so wichtig sind die darin zum erstenmale gegebenen zuverlässigen Angaben über die in Preußen geprägte Geldmenge, so wie über die Mittel, welche einer Regierung zu Gebote stehen, um den gesetzlichen Münzfuß mit dem wirklichen Metallwerthe des umlaufenden allgemeinen Zahlungsmittels fortwährend im Gleichgewicht zu halten.

Stuttgart. So eben ist bei uns erschienen und in allen guten Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz vorräthig:

Weihnachtsblüthen.

Ein

Almanach für die reifere Jugend auf das Jahr 1839.

Von **Gustav Plieninger.**

Zweiter Jahrgang.

Mit Stahlstichen. Elegant geb. mit Goldschnitt und Futteral. Preis 2 fl. 30 kr. rhein. oder 1 Rthlr. 10 gr. sächs.

Inhalt: **Die Standeswahl.** Erzählung von J. C. F. Burk. — Gedichte von **Karl Stöber.** — **Der reiche Mann und der arme Lazarus.** Erzählung von **Gustav Nierit.** — Gedichte von **Friedrich Güll.** — **Das Küstenlicht.** Erzählung von **Chr. Barth.** — Gedicht von **Wilhelm Hey.** — Erzählungen von dem Herausgeber: **1. die Neujahrsnacht. 2. Der unbekannte Wohlthäter. — Das Lamm.** Von **Amalia Güll.** — Erzählungen von **Karl Stöber: 1. Ätmus. 2. Wessen Licht brennt länger? — Gedichte** von **Eduard Enth. — Salzburg im Jahre 1732.** Von **Ludwig Völter. —** Gedichte von **Wilhelm Hey. — Vom Ziegelbrenner Werner und seinem Konrad.** Erzählung von **Friedrich Güll. —** Fabeln von **Christian Barth. — Lebenslauf einer Weingärtnerin.** Von **Albert Knapp. — Hallelujahstimmen aus der Natur.** Von dem **Herausgeber. — Räthsel, Charade und Logogryphen** von **J. G. Moser.**

Der gediegene, eben so harmonische als mannichfaltige Inhalt dieses Taschenbuchs, zu dessen Herausgabe sich ein Kreis der trefflichsten Jugendschriftsteller Deutschlands vereinigt hat, so wie der große Beifall, womit der vorige Jahrgang begrüßt wurde, läßt uns auch für diesen eine ausgezeichnete Aufnahme erwarten.

Christliche Reden

zur

Erbauung auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres.

von

J. C. Bech,

Prof. der Theologie an der Universität in Basel. Zwei Bände. 61 Bogen gr. 8. Preis 2 fl. 24 kr. rhein. oder 1 Rthlr. 12 gr. sächs.

Diese durch ächt biblischen Geist, so wie durch Originalität, hohe Kraft und Lebendigkeit der Darstellung sich auszeichnenden Reden dürfen mit Recht als eine hervorragende Erscheinung in der Predigt-Litteratur bezeichnet, und Jedem, der wahre Erbauung und eine Durchleuchtung aller Lebens-

Digitized by Google

verhältnisse mit der Fackel des göttlichen Wortes sucht, aufs angelegentlichste empfohlen werden.

Chr. Belser'sche Buchhandlung.

In der unterzeichneten Buchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Ernst und Laune

aus

meinen alten Papieren.

Von

W. Reinhard.

ehemaligem Staats-Rathe.

Zwei Bändchen. Eleg. broch. Preis 4 fl.

D. R. Marx'sche Buch- und Kunsthandlung in Karlsruhe & Baden.

Bei Unterzeichnetem ist in Commission erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Gaea Norvegica.

Von mehreren Verfassern.

Herausgegeben

von

B. M. KEILHAU.

Erstes Heft. Mit vier Tafeln.

Folio. Preis 6 Rthlr.

Der Herausgeber dieses Werkes, Professor an der Universität zu Christiania, ist schon als Verfasser mehrerer anderer geologischen Werke rühmlichst bekannt, und für die Gediegenheit seiner Arbeit bürgt wohl am besten der Umstand, daß die königlich norwegische Gesellschaft der Wissenschaften in Drontheim die Erscheinung derselben durch eine bedeutende Unterstützung möglich gemacht hat.

Leipzig, im October 1838.

F. A. Brockhaus.

In der **J. C. Hinrichs**'schen Buchhandlung in **Leipzig** ist erschienen:

Schulatlas der neueren Erdkunde, für Gymnasien und Bürgerschulen. Nach den Forderungen einer wissenschaftlichen Methode des geographischen Unterrichts bearbeitet und zusammengestellt vom Dir. Dr. **Karl Vogel.** In 14 color. Karten (Europa, Asien, Afrika, Nord- u. Süd-Amerika, Oceanien, Sachsen, Staaten des deutschen Bundes nebst Polen, Frankreich und Belgien, brit. Inseln u. Holland, Skandinavien und russ. Ostseeländer, Pyrenäische Halbinsel, Alpen-Halbinsel, Balkan-Halbinsel.) Mit Randzeichnungen von **H. F. Brauer** und Erklärungen. kl. qu. Fol. color. und steif broch. 1⅓ Rthlr. n.

☞ Die geachtetsten Männer haben sich über die Idee und deren Ausführung auf das beifälligste ausgesprochen und dieser neuen Unterrichtsweise die größte Aufmerksamkeit geschenkt; das k. preuß. Ministerium des Unterrichts hat diesen Atlas sogleich nach Erscheinung allen Provincialbehörden mitgetheilt und empfohlen.

Vogel, Dir. Dr. Karl, Anleitung zum Gebrauch dieses Atlas nebst einer Karte vom preuß. Staate, mit Randzeichnungen. gr. 8. unter der Presse.

Für Gymnasien.

Bei dem Fehlen eines andern oft gebrauchten Werks von ungefähr gleichem Umfang macht man um so mehr aufmerksam auf folgendes noch billigere:

Neues

deutsch-lateinisches Handwörterbuch.

Nach Krafts größerm Werk besonders für Gymnasien

bearbeitet von

Dir. Dr. F. K. Kraft und M. A. Forbiger.

90 Bogen gr. Lexikonformat 2 fl. 18 kr.

Zweckmäßig für den Gymnasialgebrauch bearbeitet und für die nicht Philologie Studirenden auch nöthigenfalls ausreichend, bürgt der Name des berühmten Lexikographen für dessen Werth.

Ernst Kleins litter.-Comptoir in Leipzig.

Der National-Kalender für 1839.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

National-Kalender

für die deutschen Bundesstaaten

auf das Jahr 1839.

Oder:

Haus- und Volksfreund

zur Belehrung und Unterhaltung

für

den deutschen Bürger und Landmann.

Mit einem Kalender für Katholiken, Protestanten und Israeliten, für die Länder, wo derselbe zulässig ist.

Begründet von

Christian Karl André,

fortgesetzt von

Johann Heinrich Meyer,

Fünfzehnter Jahrgang.

Preis 48 kr. oder 12 gr.

Mit zwei Lithographien, einem auf Schreibpapier gedruckten, für alle Monate des Jahrs eingerichteten ökonomischen Tagebuch, einem Correspondenz-Journal und einer Gedächtnißhülfe, sämmtlich zum Einschreiben dienend für Geschäfte des Berufs, der häuslichen und Familienangelegenheiten, durch welche Beigabe dieser Kalender für alle Haushaltungen von besonderer Nützlichkeit ist.

Inhalt: Das Gedenkbuch. Die Mannichfaltigkeiten. Die Stimme der Natur. Kalender-Bestimmungen. Zehnjährige Uebersicht der beweglichen Feste. Vieruhrkalender. Von der Witterung. Die Beschaffenheit der Erde. Das Waldconcert. Die Standeswahl. Der Einfluß geistiger Beschäftigungen auf den menschlichen Charakter. Volkssagen. Ueber das häusliche Leben. Die Nachahmung. Neue deutsche Sprüchwörter. Luther über den Ehestand. Milde Stiftungen. Zur Nachahmung. Gottlob Nathusius. Arm Elend. Vom Reichwerden. Das seltene Gastmahl. An den Schlaf. Gemeinnützige Anstalten. Ueber Warteschulen oder Kinderbewahrungs-Anstalten. Ulysses und seine Gefährten. Die menschliche Hand und ihre Eigenschaften. Der Antichrist. Königs neuer Kochapparat. Unterhaltungen aus dem Reiche der Gifte. Mittel gegen das Aufblähen des Rindviehs und der Schafe. Die geschwätzige Magd. Ein gutes Wort findet eine gute Herberge. Gute und böse, vernünftige und unvernünftige Menschen, Wohlthäter und Feinde des Menschengeschlechts. A. Die Edlern, Bessern, Vernünftigern. I. Lebensretter. a) Der muthige Schiffer. b) Ein anderer Fall. c) Die hochherzige Frau. B. Die Schlechtern, weniger Vernünftigern. I. Mörder. a) Ein unnatürlicher Gatte. b) Der rachedurstige Verwandte. II. Selbstmörder. a) Selbstmord in Folge übertriebener Putzsucht. b) Zwei andere Selbstmörder. c) Noch ein merkwürdiger Selbstmord. III. Brandstifter. IV. Betrüger. Der verschmitzte Dieb. Zögere nicht mit der Ausführung guter Vorsätze. Der menschenfreundliche Sänger. Einige Hauptmängel der Kindererziehung. Der Herderolith. Seltsamer Lohn für Lebensretter. Statuten des von Wilhelmine Halberstadt gegründeten Fräulein-Stifts für Deutschlands vaterlose unvermählte Töchter jedes Standes und jeder Confession. Kern des Nützlichen Nr. XX vom vorigen Jahre. Gewittergefahren. 1. In Schlesien. 2. In Köln. 3. In Heinsberg. 4. Schädlichkeit des Glockenläutens bei Gewittern. Seltsame Lebensberechnung. Die Branntweinpest. 7. Eine Entdeckung. 8. Das schreckliche Schicksal. Feuersgefahren. 1. Feuersbrunst durch unvorsichtiges Heizen des Ofens veranlaßt. 2. Ein ähnlicher Fall. 3. Feuer und Licht in den Händen Unmündiger thut nicht gut. 4. Eine Wasserflasche als Brandstifter. Anweisung zum Bau der Dorn'schen Lehmdächer. Der Schmuggler. Vortheile in der Landwirthschaft. Tod des berühmten dänischen Vice-Admirals Tordenskiold. Alte Leute. Beispiele aus neuerer Zeit. Miß Dieck. Die erste Wasserheilanstalt zu Gräfenberg in Schlesien und ihr Stifter Priesnitz. Unglücksfälle zur Belehrung und Warnung. A. Durch Stürme und Ungewitter. 1. In der Wallachei. 2. In Oesterreich. 3. In Tyrol. B. Durch Einsturz. C. Durch

Digitized by Google

Dämpfe, Gase und deren Entzündung. 1. Schädlichkeit des Kohlendampfs. 2. Ein anderer Fall. 3. Noch ein trauriger Fall. 4. Unglücksfall durch Gasexplosion. 5. Noch eine Gasexplosion. 6. Vorsicht beim Ausbringen dieser Brunnen. 7. Ein ähnlicher Fall. D. Durch Schießpulver und Gewehre. 1. Pulverexplosion. 2. Unvorsichtigkeit mit Schießgewehren. 3. Ueberladung von Schießgewehr. 4. Ein anderer Fall. 5. Noch ein trauriger Fall. E. Durch Thiere und thierisches Wuthgift. F. Bei Kindern aus Mangel an Aufsicht. Vorsichtsmaaßregeln beim Räumen von Brunnen. Noch einige Vorschläge über lebendig Begrabenwerden.

Stuttgart und Tübingen, im November 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der unterzeichneten Buchhandlung ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Supplement
zu
Schillers sämmtliche Werke.

Neue Taschenausgabe.

Inhalt:

1) **Friedrich von Schillers Briefwechsel an den Frhrn. Heribert v. Dalberg.**
2) **Demetrius.** Ein Trauerspiel, nach dem hinterlassenen Entwurfe des Dichters, bearbeitet von **Franz von Maltitz.**

Dieses interessante Supplement ist der in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienenen neuen Taschenausgabe von Schillers Werken in 12 Bänden ganz gleich, in Umschlag broschirt, und kostet 27 kr.

D. R. Marx'sche Buch- und Kunsthandlung in Karlsruhe & Baden.

ΘΟΥΚΥΔΙΔΟΥ ΤΟΥ ΟΛΟΡΟΥ
ΠΕΡΙ ΤΟΥ ΠΕΛΟΠΟΝΝΗΣΙΑΚΟΥ ΠΟΛΕΜΟΥ ΒΙΒΛΙΑ ΟΚΤΩ.

Thucydidis, Olori Filii
de Bello Peloponnesiaco
libri VIII.

Ad editionem

CAR. ANDR. DUCKERI,

cum omnibus auctariis recusi.

Accesserunt variae lectiones duorum codicum animadversiones

JOANNIS CHRISTOPHORI GOTTLEBERI A. M.,

Rectoris quondam Scholae provinc. Misnicae.

Coeptum opus perfecit

suas notas adjecit

indicem Duckeri et Glossarium Gottleberi.

auxit

CAROLUS LUDOVICUS BAUERUS A. M.,

Scholae ad Hirschbergam Rector,

et

CHRIST. DAN. BECKIUS,

Prof. Lips.

II. Vol. 4 maj.

Früherer Ladenpreis 10 Rthlr. 12 gr. Herabgesetzter 5 Rthlr. od. 8 fl. 30 kr.

Wir empfehlen dem philologischen Publicum diese Ausgabe, von der wir eine nicht unbeträchtliche Anzahl Exemplare übernommen haben, mit um so größerer Zuversicht, da sie neben allen Leistungen der neuesten Zeit immer einen ganz eigenthümlichen Werth dadurch hat, daß sie die einzig vollendete Ausgabe ist, die den gelehrten Apparat von H. Stephanus, Hudson, Wasse, Duker u. A. vollständig mit allen Nachträgen und den trefflichen Zugaben von Gottleber, Bauer und C. D. Beck enthält, und mit sehr brauchbaren Indices Rerum et Verborum versehen ist.

Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In meinem Verlag erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Kleines A-B-C-Buch
für Anfänger im Lesen und Schreiben.

Synonymen und Homonymen.

Von J. G. v. Quandt.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Kein Buch für Kinder, möchte dies Werkchen vielmehr Manchem willkommen seyn, die vermeinen lesen und schreiben zu können — Allen interessant, welche auf eine geistreiche Weise ihren Sinn für wahres Verständniß der Wörter zu schärfen wünschen.

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Tübingen. Bei L. F. Fues ist erschienen:

Warnkönig, L. A., Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte bis zum Jahr 1305, IIIten Bandes 2te Abtheil. (Urkunden.) gr. 8. 3 fl. od. 1 Thlr. 18 gGr.

Es war dem Verfasser nicht möglich, die den Text dieses dritten Bandes bildenden Abhandlungen auszuarbeiten, ohne die Urkunden, auf welche er sich auf jeder Seite berufen muß, vollständig abgedruckt vor sich zu haben. Allein der Inhalt dieser mit der größten Sorgfalt gewählten Documente ist für die Kunde des altgermanischen Rechts so wichtig, daß der Verfasser den Freunden der deutschen Rechtsgeschichte durch deren baldmöglichste Mittheilung einen Dienst zu erzeigen glaubte. Der Text wird im Laufe des nächsten Jahres erscheinen, womit dann das ganze Werk vollendet ist.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Guter Rath
beim
An- und Verkauf
von
Landgütern
von J. G. Elsner.

8. in Umschlag broschirt. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

Mißgriffe bei Kauf und Verkauf von Gütern haben nur allzu oft schon großes Unheil gestiftet und den Grund zum Untergang ganzer Familien gelegt. Wie man solchen am sichersten entgehe, dazu gibt das hier angezeigte Werkchen Anleitung. Völlig aus dem Leben entlehnt und klar und erschöpfend ist der Gegenstand gegeben. Sonach kann es wohl mit vollem Recht eine werthvolle und dankenswerthe Gabe des verdienten Verfassers genannt werden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Freiligraths Gedichte.

In der Unterzeichneten sind erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt wo den:

Gedichte

von

Ferdinand Freiligrath.

8. in Umschl. brosch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Wir übergeben hier dem Publicum eine Sammlung von Gedichten, deren Erstlinge den Namen ihres jugendlichen Verfassers schon vor Jahren in den Mund aller Freunde frischer Poesie gebracht haben. Die geistreiche Behandlung der Sprache, der metrischen Formen und des Reimes, noch mehr aber die künstlerische Verarbeitung neuer Stoffe, die begeistertes Studium der Erd- und Völkerkunde an allen Enden erbeutet und feurige Phantasie mit dichterischer Gluth durchdrungen hat, werden sich in dieser Zusammenreihung des Besten, was der Dichter geleistet, in ihrer seltenen Eigenthümlichkeit herausstellen. Auch die Zugabe von Uebersetzungen französischer und englischer Lieder aus der neuesten Epoche, zu deren Bearbeitung derselbe seinen Beruf auch schon seit längerer Zeit bewährt hat, ist dem Leser ohne Zweifel willkommen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Goethe's
poetiſche und proſaiſche Werke
in
Zwei Bänden.

Unter den ſchützenden Privilegien ſämmtlicher Staaten des deutſchen Bundes.

Mit acht Stahlſtichen

und einem Facſimile der Handſchrift Goethe's.

Subcriptionspreis 24 fl. oder 14 Rthlr.

Weſentlich unterſcheidet ſich dieſe Ausgabe von allen frühern:

1) Durch überſichtliche Zuſammenſtellung und Aufeinanderfolge des Gleichartigen und Verwandten.
2) Durch vieles bisher Niedgedruckte, das, wie eben geſagt, neuhinzugekommen, und zwar aus allen Gattungen der Poeſie, namentlich **Lieder, Diſtichen, Epigramme, Invectiven, Gedichte zum Divan; Fragmente vom ewigen Juden, von Hanswurſts Hochzeit, von Tragödien, Singſpielen und Romanen, Schema einer Fortſetzung der natürlichen Tochter und der Pandora;** ein Luſtſpiel: **die Wette;** endlich eine große Anzahl neuer Maximen und Reflexionen ſo wie intereſſante biographiſche Einzelnheiten, die theils in die Annalen eingeſchaltet, theils einzeln abgedruckt worden.
3) Durch Angabe der Zeit, in welcher jede Production entweder entſtanden, oder doch zuerſt durch den Druck bekannt gemacht worden. Dieſer Anzeige iſt ein ſehr genaues Inhalts-Verzeichniß hinzugefügt, und das Neuhinzugekommene immer mit einem Sternchen bezeichnet.

Der niedrige Subſcriptionspreis bleibt nur bis Weihnachten d. J. noch offen; nach dieſem Termin tritt ein verhältnißmäßig erhöhter Ladenpreis ein.

Stuttgart und Tübingen, im October 1838. J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Lieder eines Buchdruckers, von demſelben gedichtet, geſetzt und gedruckt.

In der Unterzeichneten iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lieder
von
Niclas Müller.

Eingeleitet von

Profeſſor Guſtav Schwab.

8. broch. Velinpapier 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

Das Publicum erhält hier die Lieder eines jungen Dichters, der, von der Natur ausgeſtattet und erzogen, ihr auch die Kunſt verdankt, die ſich in ſeinen ſeelenvollen und eigenthümlichen Poeſien überraſchend offenbart. Er hat erſt mit dem zehnten Jahr eine Dorfſchule beſucht und mit dem vierzehnten ſie verlaſſen, um ein Gewerbe zu erlernen und zu treiben. Nie hat er Latein, noch durch Unterricht ſonſt etwas über das Gewöhnlichſte hinaus gelernt. Der Frömmigkeit ſtrenger Eltern, dem eigenen Gemüthe, ſparſamer Bekanntſchaft mit guten Büchern und dem deutſchen Wanderleben verdankt er ſeine ganze Bildung, deren Früchte er in dieſer Liederſammlung veröffentlicht. Sie iſt ſein dreifaches Eigenthum, das Product ſeiner Kunſt und ſeines Gewerbes: er hat dieſe Lieder gedichtet, geſetzt und gedruckt. Unſere Officin hat ſich beeifert, dieſen Gedichten eine beſonders ſchöne Ausſtattung zu geben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten iſt ſo eben erſchienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Repertorium bibliographicum,

in quo libri omnes ab arte typographica inventa usque ad annum 1500 typis expressi ordine alphabetico vel simpliciter enumerantur vel adcuratius recensentur.

Opera Ludovici Hain.

Voluminis II. pars II. P — Z.

gr. 8. Preis auf Schreibpap. 10 fl. od. 5 Rthlr. 16 gr., auf Druckpap. 8 fl. 48 kr. od. 5 Rthlr.

Wir freuen uns, die Vollendung eines Werkes anzeigen zu können, das ſeiner Natur nach, bei der unbeſchreiblich mühſamen Ausarbeitung, nur langſam vorrücken konnte, und zuletzt durch den während des Drucks der vierten Abtheilung eingetretenen Tod ſeines Verfaſſers für längere Zeit unterbrochen worden war. Die Erſcheinung deſſelben wird beſonders in dem gegenwärtigen Zeitpunkt, der ſo reich an Forſchungen über den Urſprung und Fortgang der Buchdruckerkunſt iſt, eben ſo willkommen ſeyn, als ſie einem längſt gefühlten dringenden Bedürfniß auf eine durchaus befriedigende Weiſe abhilft. So herrlich und einzig in ſeiner Art Panzers unſterbliches Werk über die Drucke des 15ten Jahrhunderts daſteht, ſo ſind doch ſeitdem ſo viele ihm unbekannt gebliebene Druckſchriften an das Licht gezogen, andere genauer und gründlicher beſchrieben worden, daß eine möglichſt vollſtändige Aufzählung derſelben, mit beſonnener Benützung der in reichem Maaß vorliegenden Hülfsmittel, ein ſchon oft ausgeſprochener Wunſch der zahlreichen Freunde der Litteratur und Bücherkunde war. Dieſer Wunſch iſt in dem Hain'ſchen Repertorium auf eine ſo vollkommene Art erfüllt worden, wie ſie nur deutſchem, von den günſtigſten äußern Umſtänden unterſtütztem Fleiße möglich werden konnte. Der Zugang zu der an alten Druckwerken ſo ungemein reichen Münchener Bibliothek, die Benützung der wichtigſten, in neuerer Zeit im In- und Ausland erſchienenen Kataloge, wie z. B. des Spencer'ſchen und anderer litterariſcher Schriften, die Mittheilungen vieler gelehrten Freunde ſetzten den Verfaſſer in Stand, an unzähligen Stellen die Panzer'ſchen Angaben zu berichtigen und zu vervollſtändigen, und ſo ein Werk zu liefern, welches in ſeiner Gattung Epoche machen, und die Bücherkunde in weit höherm Grad als alle früher erſchienenen fördern wird. Wir dürfen daher dieſes Repertorium mit vollem Recht als ein jedem Bücherfreund und Bibliothekar unentbehrliches Hülfsmittel empfehlen, das man ſelbſt bei dem Beſitze der Panzer'ſchen Annalen nothwendig haben muß, indem es nicht nur eine mit der größten Umſicht und Sorgfalt bearbeitete Ergänzung zu den von Panzer aufgezählten Artikeln darbietet, ſondern auch außer ungemein vielen bei dieſem fehlenden Drucken alle in deutſcher Sprache erſchienenen umfaßt, welche von dem Plane der Panzer'ſchen Annalen gänzlich ausgeſchloſſen waren.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'ſche Buchhandlung

Digitized by Google

Nr. 348.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 December 1838.

Charakterisirung der westindischen Pflanzer.

(Aus Capitän Hodgsons: Real state of the society in the Westindies.)

Das Bild, welches hier von diesen Leuten entworfen wird, ist allerdings nicht geschmeichelt, vielleicht in seiner Allgemeinheit übertrieben, auch zeichnet es nur Eine Seite, nämlich die Art, wie viele zu Pflanzern werden, und die Classe, woraus sich diese ergänzen. Dennoch ist es kein unwichtiger Beitrag zur Kenntniß des socialen Zustandes. „Ein junger Mann aus dem Abschaum der Bevölkerung, den Armuth oder Verbrechen sein Vaterland zu verlassen zwingen, bewerkstelligt seine Ueberfahrt nach Westindien. Er gefällt dem Herrn des Schiffs, und wird von ihm an einen Theilhaber der Firma, mit der dieser Handel treibt, empfohlen. Sein erstes Geschäft ist, über Pferde und Maulesel die Aufsicht zu führen, und während dieser Zeit, wo er nichts hört, als die schändlichsten Berichte über die Neger und die gräulichsten Schimpfreden gegen sie, erwirbt er die nöthigen Kenntnisse zu einem Aufseher, wobei die Peitsche, seine Waffe und sein Amtszeichen, stets zu Handen ist.*) Je mehr Arbeit er aus den armen Sklaven heraus preßt, desto mehr Gewinn, desto mehr Fässer Rum, und mit der Zeit steigt er zum Rang eines Verwalters (manager) auf. Irgend ein Eigenthümer will nach Europa zurück, hört von seiner guten Verwaltung, übergibt ihm eine Pflanzung, und nun steigen mit seiner Stellung seine Talente, die darin bestehen, aus dem Boden und den Sklaven möglichst viel herauszupressen, zu sparen, und seine Ersparnisse mit kluger Vorsicht zusammen zu halten. Endlich zeigt sich ein Deficit im Einkommen des Eigenthümers, das der Faulheit und dem Ungehorsam der Sklaven, veranlaßt durch die Lehren der Methodisten, zugeschrieben wird. Nach einiger Zeit, wenn der Verwalter seine Ersparnisse aus purem Zutrauen in der Hand des Eigenthümers hat anwachsen lassen, werden diese so bedeutend, daß sie, wenn plötzlich verlangt, Ungelegenheit verursachen, und eine Hypothek ist deßhalb die Folge. Dieß kommt wieder und wiederum vor, und der Abenteurer wird in jeder Beziehung zum eigentlichen Pflanzer, so daß der Eigenthümer, wenn er in die Colonie zurückgeht, in der Hoffnung seine Angelegenheiten wieder herzustellen, den Mann, der als Maulthiertreiber anfing, als ein Mitglied des Colonialraths oder des Repräsentantenhauses, als Oberst der Miliz, oder vielleicht gar als Sheriff wieder findet, der mächtig genug ist, die Drohungen seines ausgeplünderten Herrn mit Verachtung zu behandeln, und sein übel erworbenes Vermögen durch den feierlichen Ausspruch des Richters bestätigt zu sehen, eines Richters, den er vielleicht selbst von dem Rechentisch eines Krämers zu dieser Stellung befördert hat.“ Dieß, sagt der Verfasser, ist eine im Allgemeinen richtige Schilderung des Emporkommens und Benehmens derjenigen Classe, welche man mit dem eigentlichen Namen Pflanzer belegt. Aus solchen Materialien besteht also zu einem großen Theil die „gute Gesellschaft“ in Westindien, denn zu dieser gehören nur diejenigen, welche keinen Tropfen Negerblut in den Adern haben. Man findet es im höchsten Grade anstößig, wenn ein Gouverneur einen Farbigen, was auch dessen Stellung seyn mag, in eine Gesellschaft von Weißen einladet; und diese Menschen, roh, unwissend, durch den Besitz einer Menge Sklavinnen an die zügellosesten Ausschweifungen und an Unterwürfigkeit unter jede Laune gewöhnt, sind allerdings am wenigsten geeignet, eine so schwierige Maaßregel, als die Emancipation, allmählich und mit Vorsicht durchzuführen: auch sagt der Verfasser mit Bestimmtheit, daß bei Annäherung des Zeitpunkts, wo die Sklaven zu Lehrlingen wurden, man die Grausamkeit gegen sie verdoppelte, daß noch bis zum Jahre 1835 der Sklavenhandel auch nach den brittisch-westindischen Inseln fortgetrieben wurde, und daß, sobald das Parlament die Abschaffung der Sklaverei ausgesprochen hatte, Plane geschmiedet und zum Theil ausgeführt wurden, um weiße Sklaven zu bekommen, indem man Leute aus Fayal und Madeira verlockte und stahl, zum Beweis, daß das System der Sklaverei das Herz dessen, der damit Handel treibt, wie das des Pflanzers verschließt.

*) Das Buch ist vor der gänzlichen Emancipation geschrieben.

Digitized by Google

Chalki.

Aufenthalt daselbst. — Rückreise nach Galata.

(Fortsetzung.)

Während die Jugend nun unter den Pinien vor dem Kloster lustwandelte, schlürfte ich, als Mussafir, — denn nur dem Gaste wird hier ein solcher Genuß zu Theil — den Kaffee aus dem kleinen niedlichen Flintzani und den Tabak aus dem langen Tschibuki, gelagert auf dem Divan des Scholarchen, der nun durch freundliches Wesen mir seine Zufriedenheit mit meiner Probe und den Wunsch, mich zu behalten, verstehen zu geben trachtete. Alles dieß gerade heraus zu sagen, so viel konnte er nicht über sich bringen, denn sonst wäre er kein Grieche gewesen, und ich meinerseits hatte auch keine Lust, seinem Ansinnen zuvor zu kommen, um so weniger, da ich selbst noch keinen festen Entschluß gefaßt hatte. Ich entfernte mich daher, so wie die Pfeife ausgeraucht war, um mich so gut als möglich in dem weitläuftigen Gebäude umzusehen und ungestört den Gedanken nachzuhängen, die es in mir erwecken mußte.

„Hier findest du Brod und Ruhe," sagte mir eine innere Stimme, „und beides hast du nöthig. Ja wohl, Brod," antwortete der Gram in mir, „aber werde ich es auch ruhig essen können, wenn ich sehe, daß ich nicht hieher gehöre; kann ich es genießen, wenn ich fühlen muß, daß ich es nicht verdiene? Wohl ist mir die Probe gelungen, aber wie soll ich das Werk durchführen? Wie soll ich lehren, während ich nicht lesen kann? Wie soll ich Andere unterrichten, so lange ich nicht im Stande bin, mich selbst zu belehren? Und gesetzt auch, ein mühsames Tappen hätte mich endlich auf die Bahn gebracht, auf der ich die Pflicht des Lehrers gewissenhaft erfüllen könnte, kann ich hier zum Lohne auf Genesung hoffen? Werde ich in diesen dunkeln Hallen die Heiterkeit wieder finden, die ich auf lange, vielleicht auf immer, verloren habe? — Wohl scheint mir diese Einsamkeit die Ruhe des Grabes anzubieten, aber wird sie mir auch die der Vergessenheit gewähren? Zog doch diesen Morgen selbst in der Prüfungsstunde wie auf düstern Wolken die Vergangenheit dicht an mir vorüber, und mußte ich nicht ohnmächtig das Gespenst anstarren, während die Gegenwart Kraft und Bestimmung von mir forderte? Und werde ich nicht vielleicht zu einsam seyn innert diesen Mauern?" — Von allen denen, die sie bewohnen, hat ja keiner Leben und Gefühl erhalten da, wo ich —, mit mir können sie nicht trauern, mit mir werden sie sich nicht freuen, denn sie sind Griechen; und gehe ich hinaus, ringsum das Eiland, und suche Menschen, die fühlen, wie ich, so finde ich wieder Griechen — keine Freunde, keine Brüder . . . . .

„Ti kámnis adhelphé!" „Wie gehts Bruder!" so redete mich jetzt eine wohlklingende Baßstimme an, und siehe da, neben mir stand der Kaloger mit dem langen, weißen Barte, derselbe, der über Tische das Benedicite gesprochen hatte. „Du scheinst mir nicht vergnügt zu seyn, nach deinen Mienen zu urtheilen. Schon eine Weile schleiche ich dir nach mit meinem Gefährten (neben ihm befand sich noch ein Mann, ihm ähnlich an Alter und Tracht), um dir „Willkommen" zu sagen; aber fast scheint es uns, du scheust diese grauen Mauern, oder uns, die wir vielleicht nicht fröhlicher aussehen. Freilich hörst du hier kein frohes Lachen tönen, und die Schalmei [1]) bringt nicht in diese Grabesstille; aber hier verstummt auch die Klage des Trauernden, denn hier herrscht Friede. [2]) Akué (hör' mich an), willst du nicht bei uns bleiben?" — „Ich weiß noch nicht," mußte ich ihm antworten. „Hör' mich an," wiederholte er: „Ich wohnte hier seit vielen Jahren allein mit diesem Bruder; da kamen die gefangenen Moscoviten. Achthundert müde Palikaren [3]) füllten die Zellen, in denen jetzt die rasche Jugend für die Zukunft sammelt. In einem Winter begrub ich ihrer 300; alle waren jünger als ich; es kam mir vor, es wären meine Söhne, ich sollte bei ihnen bleiben, und oft zitterte die Schaufel in meiner Hand, mir schien es, als sänke ich selbst in die Grube, die ich noch nicht zugedeckt hatte; die Gruft kam mir vor, wie ein ewiger Winter, und dieser Winter, wie eine endlose eisige Gruft. Aber ich hielt aus, und grub fort, — und wie ich die letzte Scholle Erde auf den letzten erstarrten Bruder warf, — es war zur Stunde, wo unser Nachtvogel ächzt, — da hört' ich rufen: „Χριστὸς ἀνέστη!" [4]) „Christ ist erstanden!" und bald darauf erschien das Sonnenlicht, mit warmem freundlichem Frühlingsstrahl, — und freudig legte ich mein Grabscheit nieder, und freudig rief ich: „Ἀληθῶς, ἀνέστη!" „Ja wohl, er ist erstanden!" — Es war Pascha (Ostern) da, der Auferstehungstag war angebrochen, weg war die Winternacht, weg war mein Gram. Sieben Winter gingen seither frostig an mir vorüber, und siebenmal hörte ich wieder „Christos anesti!" rufen, und wärmte mich wieder an der Frühlingssonne.

„Bleib bei uns, bald geht unser Fasten [5]) an, halt' mit uns aus, und um so freudiger wirst auch du dann unser Christos anesti rufen hören, und brüderlich sollst du das Osterlamm mit uns verzehren. Unser Fasten ist ja nichts als Erinnerung an überstandene Leiden; erfüllte Wünsche schließen ihre Kette. Oder getraust du dir etwa nicht, das Getümmel der Stadt [6]) gegen unsere Stille zu vertauschen, so erinnere ich dich an einen Wassilevs [7]) der Franken, der, wie mir erzählt wurde, sich auch in ein Kloster vergrub, nachdem er mehr Lärm erlebt als du,

---

[1]) Nebst der Cymbel die Lieblingsmusik der Constantinopolitaner und ihrer Nachbarn.

[2]) *Καὶ κάτοικος ἀχολία* Wörtlich: Gallenlosigkeit. Das deutsche „harmlos," harmlos, möchte wohl stammverwandt seyn.

[3]) Im Feldzuge 1828 verlegte der Sultan die russischen Kriegsgefangenen nach den Prinzen-Inseln, namentlich nach Chalki, in der Nähe der Panaghia.

[4]) So wie bei den Glaubensgenossen der Griechen, den Russen, welche die Ostern so schön feiern, das slawonische „Christos woskrese," mit der Antwort „wo istinnu woskrese," in der Osterwoche der gewöhnliche Gruß ist, so ist es bei den Griechen 40 Tage lang das „Christos anesti," das der Russe übersetzt hat.

[5]) Nur wer unter den Griechen gelebt, weiß wie streng dieses ist.

[6]) *τῆς πόλεως*. Polis, die Stadt *κατ' ἐξοχήν*, so nennt der Grieche immer noch Constantinopel, die Stadt Constantins.

[7]) Unter *βασιλεὺς* versteht der Grieche König und Kaiser, und selbst seinen Sultan. Hier aber meint der gute Vater vermuthlich den Kaiser Karl V, und unter den Schismatikern mag wohl Luther begriffen seyn.

Digitized by Google

nachdem er große Kriege geführt, oft gesiegt, aber auch viel Aerger ob den Schismatikern bekommen hatte."

„Oder ärgert dich vielleicht," fiel hier der Andere ein, der bisher still geschwiegen, „das Wort Dhidhaskalos, das du hinfüro statt deines Namens hören sollst, so wisse denn, daß der so hieß, der den Muth hatte, für uns Alle zu leiden, und der größer war, als wir Alle, weil er größer war, als seine Leiden. Auch mich nennt man mit diesem Titel, weil ich nie etwas Anderes that. Nie achtet meiner die Welt, und doch bin ich zufrieden, denn mich liebt der Fürst, in dessen Haus ich lehre, und wo ich heute noch mit dir dasselbe Brod aß."

Und nun erzählte mir der ehrliche Alte seine einfache Lebensgeschichte: Die Fürsten Ypsilanti, die dem Kloster die Schule anbauten, hatten ihn darin erzogen; nachdem er mit ihren Söhnen aufgewachsen war, erzog er deren Kinder, und gewöhnte sich so animalisch an das Haus, daß er sich nicht mehr herauswagte, und als die jungen Fürsten es verließen, blieb er allein darin mit einer alten Katze.[1]) Der Kaloger blieb bei seiner Capelle. Den Einen nährte noch immer der Fürst, den Andern die Kirche; und so fand ich sie hier friedlich beisammen als veraltete Repräsentanten zweier Mächte, die so oft sich feindlich gegenüber standen.

Ich erwiederte meinem Collegen in spe, daß mir die Geringschätzung, mit der hier der gemeinste Mensch seinen Stand betrachte, nicht entgangen sey, und daß ich mir selbst als gemein vorkommen würde, wenn ich eine solche Ansicht theilen sollte. „Ich erinnere mich noch wohl," sagte ich ihm, „des Sprüchwortes in Prinkipo: „Ossi dhaskali, tossi ghaïdhari!" „So viel Lehrer, so viel Esel!" Habe ich doch selbst bei meinem frühern Aufenthalt auf dieser Nachbarinsel, nach genauer Musterung ihrer Bewohner, etwa 30 Unglückliche gefunden, die sie unterrichten, und eben so viele geduldige Thiere, die diese tragen mußten. Wer mehr Langmuth brauchte, ob der Lehrer oder das Langohr, oder wer mehr nützte, das weiß ich jetzt noch nicht — nur so viel ist mir noch bewußt, daß stets in meinen Augen der Spötter tiefer stand, als der Verachtete."

Unter solchen Gesprächen waren wir auf und ab gewandelt, und unbemerkt in die Nähe des Vereinigungssaales gekommen, als Kyr Dimitri, der alte Lehrer, mich am Kleide zupfte. „Ama na i pijiti!" „Da sind ja die Poeten!" Schau, wie sie dastehen, wie in Reih' und Glied, und nach dir blicken; gewiß haben sie dir etwas zu sagen, steh' still!" Ich unterschied fünf Gestalten, die unbeweglich da standen. „Das sind die Schüler der ersten Classe, wir nennen sie die Poeten," sagte der Kaloger. Jetzt trat der nächste von ihnen etwas hervor, berührte mit der Hand den Mund und das rechte Auge, streckte sie dann auf die linke Brust, und sprach auf rein Französisch:

„Herr, wir hören, Ihr sollt unser Lehrer werden; die, welche Euch vorangingen, unterrichteten uns in der Sprache der Franken und ihrer Dichter; wollt Ihr uns auch die ihrer Weisen lehren, wollt Ihr uns zeigen, wie Euer Volk denkt, so werdet Ihr nicht nur unser Lehrer, sondern auch unser Freund seyn."

„Euer Freund bin ich schon jetzt," antwortete ich, „ob ich Euer Lehrer seyn werde, weiß ich noch nicht; aber sucht Ihr einen Leitfaden für die Philosophie, so nehmt einstweilen Condillacs Logik in die Hand. Ich will dafür sorgen, daß Ihr sie in Pera bekommt."

„Kamnete mas tin charin!" „Seyn Sie so gütig!" hörte ich im Weitergehen einige Stimmen nachhallen.

Ihr guten Jungen, dachte ich, ihr wollt Weisheit lernen, von dem, der sie selbst so nöthig hätte, von mir, der ich auf allen meinen Wanderungen davon so wenig, am wenigsten in den Systemen der Gelehrten, angetroffen habe; der ich sie nur so weit kennen lernte, um ihrer überdrüssig zu werden, wie eines zänkischen Nachbarn, und mit Byron zu sagen:

But grief must be the instructor of the wise —
Sorrow is knowledge.

Unvermerkt verlor ich meine zwei Einsiedler, die mir nicht mißfielen, weil sie nicht das Wesen der gemeinen, griechischen Priester hatten, das nur dahin trachtet, zu erfahren, was der Andere denkt, ohne je selbst so zu denken, wie er mit ihm redet, viel fragt und wenig sagt. Wohlthätig wirkt oft die Einsamkeit auf den guten Menschen; indem sie ihn der Gesellschaft entrückt, bringt sie ihn der Menschheit näher.

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Le chien a un mil pour son maitre, le chat en a un pour sa maison; mais le Serviteur n'en a ni pour l'un ni pour l'autre," so sagte mir in Cypern Dr. Audin, der berühmte Leibarzt des Druſenfürſten, als er über ſeinen Diener klagte.

Frankreichs Handel im Jahre 1837.

Der Moniteur industriel theilt die statistische Zusammenstellung des Handels in dem genannten Jahre mit. Der allgemeine Handel mit den Colonien und den fremden Nationen, Einfuhr und Ausfuhr zusammengerechnet, betrug 1566 Millionen Franken, wogegen er im Jahre 1836 1667 Mill., also 101 Million oder 6% mehr betrug. Im Vergleiche zu einem zehnjährigen Durchschnitte (1827 bis 1836) ergibt sich jedoch eine Vermehrung von 15%. Die genannte Verminderung ist indeß in einem Zeitpunkte, wo alle Industrien im Fortschreiten sind, wo das Bedürfniß des Handels immer größer und ausgedehnter wird, ein auffallender Umstand. Der Ausfall ergibt sich namentlich bei der Ausfuhr, und zwar macht derselbe in Seidenwaaren nicht weniger als 41 und in Artikeln der Pariser Industrie, d. h. also in Modesachen, 45% aus, Wein nahm um 15, Linnen- und Hanfgewebe um 21% ab, raffinirter Zucker um 24%. Zu bemerken ist auch, daß die Ausfuhr auf fremden Fahrzeugen um 59%, die auf französischen nur um 9% abgenommen hat.

Ein Besuch bei den Negern am Senegal.

(Fortsetzung.)

Wir brauchten eine Pirogue, und begaben uns deßhalb in dieses Räubernest. Die Häuser der Stadt sehen aus wie schlecht gemachte Bienenkörbe, sie haben dieselbe Form und sind von dem nämlichen Material. Die Feuer im Innern der Hütte wurden mit dem größten Leichtsinn unbeachtet gelassen, auch ist dieser ungeheure Wohnplatz des

Digitized by Google

Joloff-Neger bereits mehrmals gänzlich ein Raub der Flammen geworden. Alles hatte ein wildes Ansehen und wimmelte von Myriaden von Landkrabben, die im Auseinanderreiben ein Geräusch machten, ähnlich dem, als wenn ungeheure Spinnen über Pergament liefen. Und da, bei dem schwachen Schimmer der verlöschenden Flamme, sahen wir Wesen, die sich in der heißen Asche der Brandstätte wälzten; sie sind aber auch wie unreine Thiere. Welche unauslöschliche Eindrücke hat diese Nacht in mir hinterlassen!

Endlich kamen zwei Neger, um mit uns zu handeln. Sie verlangten eine Summe, die wir ihnen ohne Zaudern gewährten, dann verdreifachten sie ihre Forderung, wir gewährten sie ihnen wieder, sie wollten wieder steigern, ich erklärte ihnen aber, daß ich sogleich die Pirogue mit Gewalt nehmen und mich durch Grund hinüber rudern lassen werde, dann endlich entschlossen sich die Fiends. Man muß sich in diesen Fahrzeugen sehr ruhig verhalten, die mindeste Bewegung macht sie umschlagen; wir waren zu vier, dieß ist schon zu viel, und wir waren auch wirklich nahe daran zu verunglücken. Wir landeten, und man führte uns in einen Gasthof. Die Insel St. Louis hat ungefähr eine halbe Meile in der Breite und drei Meilen in der Länge, und dieser Raum ist gänzlich durch die Stadt gleichen Namens bedeckt. Nur vier Gebäude verdienen, daß man sie erwähnt, das Regierungsgebäude, die Caserne, das Krankenhaus und die Kirche. Die Häuser sind alle mit Platformen bedeckt, und haben einen blendenden Kalkbewurf. Einige Goeletten, die von Fähnrichen befehligt werden, und ein Dampfschiff, auf welchem ein Schiffslieutenant Capitän ist, liegen am Kai. Zur Zeit, wo die Handelsleute mit dem Gummi, dem Goldsand und dem Morfil kommen, fahren die Goeletten in den Fluß, um sie zu beschützen. Das Dampfschiff führt die Aufsicht über diese, und geht jährlich Einmal nach Galam. Der Dienst eines Schiffslieutenants ist hier von großer Bedeutung, von ihm hängt das Gedeihen des Handels ab, der unter der Leitung der HH. Marceau, Edouard Bouët und Simon sehr zugenommen hat. Leider sind die stets wiederkehrenden Krankheiten dem Eifer der Officiere sehr hinderlich. Ein Drittheil der Einwohner stirbt gewöhnlich während der Winterszeit entweder an dem gelben Fieber oder an der rothen Ruhr. Es gehört eine große Aufopferung dazu, sich diesen gräßlichen Krankheiten auszusetzen, da die hier Sterbenden nicht den Trost haben, auf dem Bette der Ehre umgekommen zu seyn.

Schwer mag es dem Gouverneur, Hrn. Sauret, werden, bei den bizarren Forderungen der Eingebornen ihre Eigenliebe nicht zu kränken. So z. B. verlangten die Dolmetscher, die sich Sprachmeister nennen, vertragsmäßig, daß man ihnen alle Jahre einen mit Gold verbrämten Generalshut gebe. Als sie nackt, bloß eine Schürze um die Lenden, den dreieckigen Hut polichinellenartig auf dem Kopfe, daher kamen, um sich dem Inspectionsgeneral vorzustellen, glaubten wir, es sey eine Maskerade, und sie kämen irgend einen Tanz aufzuführen. Wer vermag da sich des Lachens zu erwehren?

Man muß, um Löwen, Tiger und Hyänen zu treffen, mehrere Stunden weit von St. Louis hinauf; noch höher hinauf trifft man Elephanten. Affen jedoch sind in großer Anzahl ganz in der Nähe zu treffen und sehr leicht zu tödten. Ich rede hier von dem linken Ufer, das mit Urwaldung bedeckt und von den Negern bewohnt ist, denn das rechte Ufer ist die dürre Wüste der Sahara, durch nichts belebt als umherirrende Strauße, einige wandernde Araberstämme und die Hügel von Ziugland, und diese beiden sich so entgegengesetzten Naturen haben keinen Uebergang, nichts scheidet sie als der Fluß. Ich will die Namen der Volksstämme und ihrer Oberhäupter von der Mündung des Senegal bis Karta anführen, denn ich glaube, sie sind wenig bekannt.

Araber, rechtes Ufer: Darmankurs, Häuptling Schems; Trarzas, H. Mand-el-Habib, oder Mehemed-el-Habib; Braknas, H. Amedu. Joloff-Neger, linkes Ufer: Cayor, H. D'Hammel (die Halbinsel, das Cap Vert, hat sich davon losgemacht, und das Wahlkönigreich Dacar, dessen jetziger Häuptling El Iman ist, gebildet); Walo, Königin Guimbor (denn in diesem Lande herrschen nur die Weiber); Futa, H. der große Al-Miami; Futa-Donald, H. El Iman Donald; Futa-Toro, H. Lamp-Toro, Kriegshäuptling der Conföderation von Futa; Galam, Oberkönig Tunka (Westfaneta, Samba-Cumba, Ostfaneta, Samba-Jassim; dieß sind zwei einander feindselige Brüder); Karta, welches die Bambara's und Pulls umfaßt, H. Bambara. (Die Farbe der Pulls ist eigenthümlich, nämlich kupferroth, auch zeichnen sie sich von den andern Negern durch Verstand aus. Joloff bedeutet schlechtweg einen Schwarzen.)

In allen Joloff-Ländern gehen die Erbschaften von der weiblichen Seite, weil die Eingebornen behaupten, daß so die Verwandtschaften weit sicherer seyen. Araber und Neger haben die mohammedanische Religion, aber sie ist fast unkenntlich gemacht durch den tollsten Aberglauben, womit sie sie entstellen. Gucendart gehört uns, oder besser, gehört Niemand, wir haben bloß das Recht, das Oberhaupt zu ernennen. Wir fuhren den Senegal, den Wind im Rücken, zurück, und ich hatte volle Muße, das linke Ufer, welches zu dem Königreiche Hammels gehört, zu untersuchen. Es ist ein Verein von faulen, mit Schlangen gefüllten Sümpfen, über die nur selten ein Kokosnußbaum seine Schatten wirft. Wir nahmen an dem Standorte (stationnaire) einen Lootsen und Nahrung für unsere Ruderer ein, die sich gleich mit einer Art von Grunzen zusammenhockten, und dadurch ihre Freude bezeugten, daß sie mit stillem Lachen den Mund weit aufrissen.

Es war ein eigener Anblick, zu sehen, wie sie sich das in Kußkuß *) geknetete Fleisch aus den Händen rissen, dann zwischen ihren spitzigen, weißen Zähnen die rothe Zunge hervorkam, mit der sie ihre langen, dürren Hände ableckten; dazu kam die rohe Ausdünstung, vermehrt noch durch den Geruch ihres Schweißes. Wir kamen ohne Hinderniß über die Barre, und gelangten an Bord, wo ich in meiner Hängematte die überstandenen Anstrengungen vergaß.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der Gebrauch des Opiums in großen Dosen existirt für gewöhnlich nicht in Europa, wo die gegohrnen Getränke an deren Stelle treten. Einzelne Menschen haben sich indeß doch diesem Genusse hingegeben, namentlich Engländer, welche diese Gewohnheit in Ostindien annahmen. Vor einigen Jahren erschienen in England die Memoiren eines Opiumessers, worin der Verfasser seine Empfindungen und seine unzusammenhängenden Träume schildert, die er nach dem Genusse dieses schnell zum unerläßlichen Bedürfniß werdenden Reizmittels hatte. (Hygie.)

In der englischen Alterthumsforschergesellschaft wurde am 15 Nov. von einem Hrn. Frost ein Bild Montezuma's vorgelegt, das früher im Gouvernementssaale zu St. Domingo gehangen hatte, und das Werk eines Künstlers seyn soll, der mit den ersten Spaniern hinüberging. (Lit. Gaz. vom 24 Nov.)

*) Gestoßene Hirse; diese zu stoßen ist das einzige Geschäft der Frauen.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 349.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

15 December 1838.

Kindermord in Cutsch.

(Aus Mrs. Postans Werke.)

Bei der Geburt eines Knaben in der Familie des Rao wird alsbald ein Theil der königlichen Domänen ihm und seinen Nachfolgern zugeschieden; dieselbe Sitte herrscht in den Familien der Adelichen, deren Ländereien zum Vortheil der Verwandten getheilt werden, und so ist jeder Häuptling von einer Bheiad oder Bruderschaft, gleich dem Rao umgeben. Da ein solches System die Besitzungen bald in eine Menge kleiner Theile zertheilen müßte, so ist man auf die unmenschliche Sitte des Kindermords als Abhülfe verfallen. Der Kindermord wird indeß weit mehr gegen Mädchen, als gegen Knaben geübt. Ehelosigkeit gilt in Indien als ein Verbrechen, Heurathen im Stamme selbst gelten für Blutschande. Nach dem Radschputengesetz kann ein Jharredschah nur die Tochter einer Familie unter ihm heurathen, und seine Töchter nur einer Familie über ihm geben; da aber die Jharredschahs keinen Stamm über sich anerkennen, so haben sie keine Wahl zwischen dem, was sie für Schande halten, und dem Morde der Mädchen. Die Art, wie das Verbrechen geübt wird, besteht darin, daß die Ammen die Brust der Mutter mit Opium einreiben, und die Kinder sinken so in den Schlaf des Todes. Die Frauen hängen an dieser barbarischen Sitte noch mehr als die Männer.

Die englische Regierung hat einen Vertrag über die Abschaffung dieses entsetzlichen Gebrauchs geschlossen, und dagegen versprochen, die Vorurtheile der Hindus zu achten, und keinen Ochsen oder Kuh in der Provinz schlachten zu lassen. Die englische Regierung hat diesen Vertrag heilig gehalten, es ist aber nur allzuviel Grund vorhanden, daß der Kindermord gar nicht oder nur sehr wenig abgenommen hat. Es ist ganz unmöglich, über die häuslichen Angelegenheiten einer Jharredschahfamilie genaue Nachforschungen anzustellen, denn die Weiber sind abgeschlossen, und das Harem ist unverletzlich. Nach dem Vertrage sollen die Jharredschahs einen jährlichen Census ihres Stammes einliefern, aber die Engländer haben kein Mittel, die Richtigkeit desselben zu verificiren, und die männliche Bevölkerung übersteigt die weibliche so sehr, daß gar kein Zweifel vorhanden ist, daß der Kindermord immer noch geübt wird. Man hat berechnet, daß jährlich etwa 1000 Kinder ermordet werden, und daß unter 8000 Jharredschahs sich nur 30 Personen weiblichen Geschlechtes finden. Diese geringe Zahl wurde theils durch Zufall, theils durch diejenigen Jharredschahs, die an Wischnu glauben, erhalten.

Chalki.

Aufenthalt daselbst. — Rückreise nach Galata.

(Fortsetzung.)

Allein mit meinen Gedanken und mit meiner Unschlüssigkeit setzte ich nun weiter meinen Weg fort; aber sey es nun, daß, wie ein ernster Römer schon bemerkte, der unsichere, ungleiche Schritt das Schwanken des Geistes verrathen muß, sey es, daß ich die Uebung noch nicht hatte, die morschen, gar zu nachgiebigen Bretter zu vermeiden, ich strauchelte öfters, und als ich endlich unvermerkt auf eine finstere Treppe kam, verlor ich das Gleichgewicht und stürzte — wenn nicht in demselben Augenblick jeder meiner Arme eine Stütze gefunden hätte — es waren dieß zwei von meinen Poeten; den einen erkannte ich gleich an der Stimme, als er mich höflich fragte, wohin ich wünsche, geführt zu werden? Er war derselbe, der mich kurz vorher angeredet hatte, um an meiner Hand durch das Gebiet eines Wissens geführt zu werden, dessen Wege mir stets wenigstens eben so dunkel vorkamen, als die Gänge dieses Klosters.

Ich nahm ihr Geleit an bis zu der Ephoria, so hieß mein Zimmer, weil es als ehemaliger Fürstensaal die Ephoren aufnahm, so oft sie die Schule besuchten, die, von diesen reichen Fanarioten vor sechs Jahren neu gegründet, seither unter ihrer Administration und obersten Leitung stand. Nur mit Mühe konnte vor einigen Monaten ihre Autorität eine Meuterei unterdrücken, die unter der noch wilden, unbändigen Jugend ausgebrochen war, und den gestrengen Scholarchen Abraham bewogen hatte, sein Heil in der Flucht zu suchen, und seine imposante Amtsmiene einige Wochen lang weit vom Geschütz im Fanal zu verbergen.

Digitized by Google

Und zwei von diesen jungen Wilden waren es, die nun meine Schritte leiteten, und gewiß, kein Krankenwärter kann zarter und schonender umgehen mit dem Leidenden, der ihm anvertraut ist, als sie mit dem armen Blinden, der ihr Freund werden sollte: ohne sich den leisesten Spott zu erlauben, mit eben so feinem Anstande als liebenswürdiger Gutmüthigkeit verrichteten sie das Amt, das sie aus eigenem Antriebe übernommen hatten; sie kannten das Unglück des Fremdlings und achteten es.

J. J. Rousseau! Mann des Widerspruchs, da hast du doch wohl Recht, wenn du behauptest, daß das Mitleid dem rohen Wesen eigen ist, das die Gesellschaft noch nicht abgeschliffen hat; sonst würde ja das Pferd die Menschen beschämen, das Roß, das gern dem Menschen, seinem Tyrannen ausweicht, um ihn nicht zu beschädigen, und sich bäumt, wenn es über seinen Leichnam schreiten soll. Schont ja auch der bissigste Kettenhund des unschuldigen Kindes! — Als ich einst das Osterfest in Jerusalem feierte, wurde ich von der Zinne eines Hauses herunter gestoßen und blieb mit zerbrochenen Füßen auf dem harten Pflaster liegen. Ein Araber mit wilder Gebärde und weichem Herzen hob mich auf und trug mich auf seinen Schultern durch die Straßen der heiligen Stadt, und die dicht gedrängten Haufen öffneten sich willig auf das „ja reglep! des barmherzigen Bruders, und durch eine lange Reihe hindurch konnte ich auf keinem einzigen dieser sonnverbrannten Gesichter auch nur die geringste Spur von Schadenfreude oder Spott entdecken. Und doch war es dasselbe Volk, das drei Wochen später in dem Engpaß von Nablus (das alte Sichem) ein ganzes ägyptisches Heer in die Pfanne hieb. In der gesittetsten Stadt Europa's wäre der verkrüppelte Pilger von den Gassenjungen verfolgt, der unbehülflich blinde Lehrer von der Schuljugend erbarmungslos geneckt worden. — O! ihr feinen Europäer, wie viel Rohheit steckt noch in eurer gepriesenen Gesellschaft!

Jetzt war ich wieder in der Ephoria; aber mir grauste es, so allein und geschäftslos in dem großen, leeren Gemache zu verweilen, und ich dachte, da ich doch schon so viel mit den Schülern zu thun gehabt, so möchte billig die Reihe nun auch an den Scholarchen kommen, und mit zwei Schritten war ich in seinem Zimmer. Hier saß er auf dem Divan, vor sich den glühenden Mangal, daneben ein kleines, rundes Tischchen, nicht mehr als einen Schuh hoch, und mit Schriften bedeckt; auf seinem Knie hielt er ein Blatt Papier, das er emsig beschrieb — des Morgenländers Bette, Küche, Bureau und Schreibepult waren bei einander.

„Verzeihen Sie die Unterbrechung, Hr. Abraham, und gewähren Sie Ihrem Gaste die letzte Bitte."

„Das wäre?" erwiederte der Scholarch, das Papier auf das Tischchen legend.

„Seyn Sie so gütig, schicken Sie in das Dorf, und lassen Sie den Kaitschi (so heißen hier die Schiffleute) sagen, daß sie mich morgen früh vor 6 Uhr abholen; ich will mit ihnen in die Stadt, und möchte doch nicht geradewegs im Tschardy (eigentlich Markt, so heißt das Dorf, das einzige der Insel) übernachten."

„Sie wollen morgen fort, und sind erst gestern gekommen?"

Ich bestand darauf, und schickte mich sogar an, gleich von ihm Abschied zu nehmen; da änderte sich sein Ton, und halbwehmüthig brach er in die Worte aus: „Wir haben ja noch nicht einmal mit einander gesprochen! Hab' ich Sie beleidigt?" Hier wollt' ich ihn haben, aber quälen nicht, und ich verstand mich endlich dazu, noch bis Montag zu bleiben. Heute war Freitag, und Sonntags, so wie auch an ihren zahlreichen andern Festtagen, fahren die lebenslustigen Insulaner nicht, oder lassen sich nur mit Mühe und schönem Gelde die versäumte Feier des Ruhetags bezahlen.

„Haben Sie denn wirklich Lust, mit mir zu sprechen," hub ich wieder an, „so muß ich Ihnen gestehen, daß ich nichts weniger als entschlossen bin, die Stelle anzunehmen, die Sie mir durch Zanelli anbieten ließen; indessen will ich Ihnen doch meine Bedingungen sagen, auf den Fall hin, daß ich bei Ihnen bleiben will; aber belieben Sie mir vorher zu bestimmen, was ich leisten soll."

„Sie geben täglich jeder Classe vier Stunden Unterricht, — macht in der Woche 36 Stunden."

„Das wollen Sie, lieber Herr; aber ich will und kann nicht mehr als drei Stunden täglich geben, und möchte überdieß den Sonnabend und Sonntag gänzlich frei haben; — macht in der Woche 15 Stunden, — und dafür verlange ich monatlich 500 Piaster (ich wollte nicht mehr verlangen für mich allein, als der arme Prassas für sich und die Seinigen) nebst freier Kost und Wohnung und allem, was dazu gehört, Wäsche, Feuer, Licht, Bedienung; und zwar behalte ich mir vor, unter allen Zimmern des Klosters dasjenige auszusuchen, das mir am besten gefällt, sey es nun besetzt oder nicht, und die Wahl zu haben, im Refectorium zu speisen oder auf meinem Zimmer; auch soll Kyr Nikolaki, der Oekonom, angewiesen seyn, auf mein Verlangen, mir zu jeder Stunde des Tages Erfrischungen zu schaffen, so wie sie in Küch' und Keller sich vorfinden."

Hr. Abraham stutzte, sowohl über die kleine Zahl der Lehrstunden, als über die große Summe des Gehaltes, und fing an von schweren Zeiten und traurigem Zustande der Finanzen zu sprechen; allein ich war unerbittlich, und er mußte zuletzt alle meine Forderungen eingehen und obendrein noch zufrieden seyn, daß ich versprach, binnen acht Tagen zu melden, ob ich wieder kommen wolle; — ja, er erbot sich sogar, den Accord schriftlich aufzusetzen.

Es tönte wieder die Glocke: es war 7 Uhr, die Stunde des Nachtessens, das weiter nichts war, als eine Wiederholung des Mittagmahls: dieselben Gerichte, dieselbe Ordnung. Zwei Kronleuchter erhellten jetzt freundlich von oben herab die ruhige Versammlung.

Der Kalligraph und Prassas begleiteten mich auf mein Zimmer, um bei dem traulichen Feuer noch eins zu schmauchen und zu plaudern, und als ich auf Abrahams schwere Zeiten anspielte, sagten sie, es sey wahr, die Schule habe schon bessere gehabt, und stehe wirklich in einer schlimmen Krisis.

„Es ist nicht lange her," fügte der Kalligraph bei, „so traf ich den Director mit verweinten Augen auf seinem Zimmer an, da erzählte er mir seine Leiden: ihn verfolgen die

Digitized by Google

griechischen Priester, weil seine Anstalt Licht verbreitet; — sie aber lieben die Finsterniß, und deßhalb gehen sie von Haus zu Haus im reichen Fanal herum, und überschwatzen die Eltern, die Mütter insonderheit, sie möchten ihre Kinder herausreißen aus den Klauen des Antichrist, sonst kämen sie unfehlbar sammt ihm und ihren Eltern in den höllischen Pfuhl, so wie es abgebildet steht mit grellen Farben an der Mauer des Dreieinigkeitsklosters in Chalki. Und daher kommt es, daß in Zeit von einem Jahre die Schule von 120 bis auf 70 heruntergesunken ist und immer noch schmilzt. Zweitausend zweihundert Piaster jährlich bezahlt jeder Zögling, mit Ausnahme von Zwölfen, die der Patriarch sich vorbehalten hat, frei hier halten zu dürfen. Die Auslagen der Schule aber sind so stark, daß sie nicht mehr bestehen kann, wenn die Zahl der Schüler noch eine Zeitlang in dem Maße abnimmt."

„Das Hauptverbrechen des Directors," sagte Prassas, „war sein Umgang mit den amerikanischen Missionärs, die den Pfaffen zum Trotz in Galata und Prinkipo die Scholia allilodidhaktika — die Schulen des wechselseitigen Unterrichts — einführten. Um nicht gar zu sehr zu ärgern, muß er jetzt seine Freunde meiden, und wenn er in die Stadt kommt, getraut er sich nicht einmal in eine Gasse zu gehen, wo Amerikaner wohnen."

Sie erzählten mir noch Einiges von diesem Märtyrer der Aufklärung. Vieles gefiel mir, jedoch nicht das, daß er, um Aufklärung zu erhalten, oft an die Thüren nicht nur der Zöglinge, sondern auch der Lehrer schlich, wo er schon horchend ertappt wurde.

In Ländern, wo man früh aufsteht, nicht lange tafelt und einen gesunden Schlaf hat, geht man auch gern früh zu Bette. Dieß thaten auch wir, und nicht umsonst sang mir der Nachtvogel wieder sein Wiegenlied.

(Fortsetzung folgt.)

Artesische Brunnen in den Oasen.

Ein Hr. Aim, Civil- und Militärgouverneur der Oasen, hat durch den im Dienste des Pascha von Aegypten befindlichen Ingenieur Lefèvre Aufschlüsse gegeben über die Brunnen in den Oasen, deren es namentlich auf der großen, welche 25.000 Arpents guten Boden enthält, eine Menge gibt; sie sind großentheils durch das Morschwerden des Holzwerks eingestürzt. Hr. Aim hat mit einem Bohrer von 500 Fuß Länge mehrere aufgeräumt, und Wasser erhalten, das bis auf die Oberfläche stieg. Die Alten gruben viereckige Brunnen von zwei bis drei Metres Weite bis zu dem 20 bis 25 Fuß von der Oberfläche entfernten Kalk, lager; dieser Raum war angefüllt mit vegetabilischer Erde, Thon, Mergel und Thonmergel. Die Wände des viereckigen Theils waren durch ein dreifaches Gebäk aus Palmenholz geschützt; sie durchbohrten die 100 bis 133 Metres dicke Kalkschicht nach der chinesischen Methode. Die unterirdische Wassermasse hat ihren Sitz in einem Sande, der dem Nilsande gleicht. Um dem zu starken Ausströmen von Wasser vorzubeugen, konnte die Mündung der Oeffnung vermittelst einer Art von Sicherheitsklappe verschlossen werden. — Die Menge der Brunnen und ihre verschiedenen Lagen lassen glauben, daß man in den beiden Oasen, wo man auch bohrt, überall aufsteigendes Wasser findet. Da die Aufräumung der alten Brunnen sehr viele Arbeit macht, so will Hr. Aim neue bohren, was gewiß Aufschlüsse gibt über den ungeheuren unterirdischen Strom, der den Boden der Oasis durchdringt und aus Dartur zu kommen scheint. (Nouv. Ann. des Voy. August u. September 1838.)

Ein Besuch bei den Negern am Senegal.

(Schluß.)

In der Nacht des 2 Decembers kam die Corvette la Favorite hinter uns vorbei. Sie ging dem Hercules voran, auf welchem sich der Prinz von Joinville befand, und der in Goree ankerte. Da der General zurück war, so gingen wir am 4 auch dahin ab. Wir kamen den nächsten Morgen bei guter Zeit an, aber der Prinz war in der Nacht schon nach dem grünen Vorgebirge abgegangen. Die Corvette „la Triomphante," welche die Station befehligt, war ihm gefolgt, und wir trafen so nur mehr die Corvette la Zine, auf welcher der Prinz den Tag vorher in der Tiefe des Golfs gejagt hatte, wo er einen ungeheuern Baobab abhauen ließ, um ihn nach Paris zu bringen, und den die Triomphante noch den Abend vorher nachgeschleppt hatte; ferner la Malouine, welche fast ihre ganze Mannschaft durch das gelbe Fieber verloren hatte. Goree ist fast nur durch seine Pfeifenerde bekannt, aber es ist jetzt verboten davon zu nehmen, weil es die Insel verkleinert, was als Beleg für die Größe derselben dienen mag; dennoch ließe sich ein unüberwindlicher Punkt daraus machen: daß sie so klein ist, wäre noch ein Vortheil mehr. Sie wird von einem Fort beherrscht, das in sehr schlechtem Zustand ist, und mit dessen Wiederherstellung eben ein Sapeurcapitän beschäftigt war. Wir besuchten den Garten, welchen der berühmte Chevalier de Boufflers zur Zeit, wo er Gouverneur des Senegal war, hier angelegt, indem er brauchbare Erde vom festen Lande hatte kommen lassen, und das Haus der Madame Pepin, mit welcher er sich hatte à la Signare trauen lassen. Wie das Land, so die Sitten; hier eine kleine Beschreibung der Heurathen à la Signare. Man handelt mit den Verwandten derjenigen, die man zu heurathen denkt, und ist der Handel geschlossen, so ist man im Besitze der Frau, da wird nichts schriftlich, nichts gesetzlich gemacht. Man kann in einem andern Lande heurathen oder schon verheurathet seyn, von dem Lande weggehen und wieder zurückkommen, die Signare (farbiges Mädchen) bleibt immer treu, träfe sich das Gegentheil, so hat der Mann das Recht, sie zu verstoßen und ihr alle seine Geschenke wieder zu nehmen, die Verwandten der Frau helfen in solchem Falle selbst dem Manne zur Wiedererlangung alles dessen, was er ihr gab, und man betrachtet sie für ein verworfenes Geschöpf. Wenn sie der Mann aber ohne Grund verstößt, so darf sie sich wieder verheurathen, und behält alles, was er ihr gab. Gewiß, hier hätten die Saint-Simonisten ihre freie Frau suchen sollen, dennoch hat es auch hier seine schlimme Seite. Sowohl sie als die Kinder tragen den Namen des Mannes, und diese behalten ihn selbst dann, wenn die Frau von dem Manne geschieden seyn sollte, was nicht ohne Unbequemlichkeiten ist, wenn man schon eine Familie in seinem Lande hat. Das Hochzeitsmahl ist ziemlich kostspielig, man muß die Griots oder Poeten bezahlen, welche Loblieder zu Ehren des Brautpaares singen, und Geschenke unter die Neger austheilen, welche sich unter den Fenstern versammeln. Am Ende des Mahles wird eine Kürbisflasche voll Wein herumgegeben, wenn sie leer ist, wird sie zer-

Digitized by Google

brochen, und die Ausrufer laufen dann durch die Stadt und schreien: „Herr ** der Weiße (Tubab) hat die Kürbisflasche mit Mademoiselle ** der Signare zerbrochen!“ Diejenigen, welche die Ceremonie ganz kennen, wissen, daß Umstände dabei vorkommen, welche bei uns die Sitte zu erzählen verbietet.

Ich machte nun in der Tiefe des Golfs einen Ausflug auf das feste Land, in das Königreich Cayor. Der Häuptling wohnt ungefähr fünfzehn Meilen innen im Land, und würde, wenn er je das Meer oder einen Weißen sähe, des jähen Todes sterben. Ich glaube, daß es den mohammedanischen Priestern nicht schwer wird, diesen Glauben zu erhalten, denn es fehlt ihnen nicht an Gift. Dieses Land mit seinen schlanken Kokosbäumen, seinen unförmlichen Baobads, die unter den Bäumen dieselbe Stelle, wie die Elephanten unter den Thieren einnehmen, seinen unbekannten Blumen, seinen Gesträuchen, auf welchen ungeheure Schmetterlinge sich wiegen, seinen Vögeln mit ihrem so verschiedenartigen Gefieder und Gesang, und seinen nackten Menschen mit ihrer schwarzen, glänzenden Haut erschien mir wie ein ungeheurer Jardin des Plantes, in dem der Waldmensch herrscht. Die Sonne stand senkrecht in diesem unbegränzten Raume, den das Auge frei durchschweifte, nicht gebunden durch das, was wir gewöhnlich den Himmel nennen. Ich hatte mich von meinen Gefährten getrennt, und saß allein unter einem Baobab, als ein Neger, der einen Turban aufhatte, mit gezücktem Dolch auf mich zukam und Geld von mir forderte, weil, wie er sagte, der Schatten dieses Baumes ihm gehöre. Ich antwortete ihm, der Baum stehe in der Wildniß, und diese gäbe ihre Schatten dem Weißen wie dem Joloff. Seine Zudringlichkeit wurde aber so drohender Art, daß ich genöthigt war, ihm zu zeigen, daß mein Stock, den er für ein unschädliches Bambusrohr betrachtete, einen Degen enthielt. Da entfloh er plötzlich, wäre ich aber unbewaffnet gewesen, so hätte er mich sicher ausgeraubt, oder ich hätte ihm ein bedeutendes Lösegeld zahlen müssen. Wo traf Mungo Park in Afrika den gastlichen Ort, wo die Negerinnen ihm sangen: „Der arme Weiße ist gekommen, sich unter unsere Bäume zu setzen, beklagen wir den armen Weißen, denn er hat keine Mutter u. s. w.“ Ich ging an dem Strande des Meeres hin nach dem Dorfe Hann, wo unser Boot war; als ich durch Charrouik kam, gab ich meine Kleider einem Negerknaben und ging längs der Küste hin im Wasser, oft von der Brandung überspritzt, denn die See ging hoch. Man hatte mir gesagt, es seyen viel Haifische in dem Golf, jetzt kann ich es durch die Erfahrung bestätigen, denn ich sah mehrere, und einer kam uns so nahe, daß mein kleiner Gefährte mit einem lauten Schrei meine Kleider fallen ließ und entfloh; ich zog mich zurück und setzte meinen Weg auf dem feuchten Sande fort. Ich besuchte das Dorf und den Garten des Hrn. Baudin, in dem ich mich mit Palmwein und Kokosmilch erfrischte, und dann gingen wir, den Wind im Rücken, an Bord. Den andern Morgen ging ich noch einmal in dem Königreiche Dacar ans Land. Um halb sechs Uhr begegnete ich dem König El Iman, der eben aus seinem Palaste kam, und mich mit der schmeichelhaftesten Leutseligkeit vor die Moschee führte, um mir die Begrüßung bei der aufgehenden Sonne zu zeigen. Palast oder Moschee, es sind Bienenkörbe wie die andern, nur etwas größer. Der vorige König (darum) hieß Mactar, aber die Franzosen setzten ihn ab, weil er einen Tribut für das Wasser verlangte, das man aus der Nähe von Baudins Garten nach Goree holt, da die Quellen und Brunnen dort nicht hinlänglich sind. Aus diesem läßt sich die Wichtigkeit eines Joloff-Königs abnehmen. Der jetzige läßt jede Woche eine Matrosen-Ration bei dem anwesenden Commandanten abholen — ein Tribut, den wir ihm schulden, wie er versichert; schließt man die Augen zu solchen unschuldigen Anmaßungen, so erhält man von ihm, was man will. Mactar ist erst seit kurzem todt, und lebte noch längere Zeit nach seiner Absetzung. Er war der erste König von Dacar, hatte sich zu Ende des vorigen Jahrhunderts gegen den Despoten von Cayor empört, zu welchem vorher sein Reich gehörte, und von dem er es jetzt durch eine Mauer abschloß, zu deren Vertheidigung sogleich alle Bewohner eilen, wenn D'hammel feindliche Bewegungen macht. Die Bewohner von Dacar haben sich so als ein unabhängiges Wahlkönigreich abgeschlossen. Ihr ganzes Geschütz besteht in einer alten Kanone ohne Lafette, dennoch könnte sie ihnen von Nutzen seyn, denn sie ist weder zersprungen, noch vernagelt. El Iman ist zugleich auch das Oberhaupt ihrer Religion. Er ist ungefähr 55 Jahre alt, mager, etwas mehr als mittelmäßiger Größe, und immer nach Art der Türken weiß gekleidet, was einen wunderlichen Anblick gewährt. Er wies mich, um mich durch sein Reich geleiten zu lassen, an seinen Neffen, den Prinzen Gouguingenn, einen Sohn seiner Schwester, zu welchem er mir Birama als Ehrenwache mitgab. Der Prinz war in einem andern Dorf, und ich erkannte in dem 5 Fuß 10 Zoll hohen Scheim einen Händler wieder, der zu uns an Bord gekommen war, uns ausgestopfte Vögel zu verkaufen, ja selbst nicht verschmäht hatte, uns mit Eiern und Wassermelonen zu versorgen. Er lieh mir für drei Franken ein herrliches Pferd, auf welchem ich einen Ausflug an die Spitze des grünen Vorgebirgs machte, um ein berühmtes Gasthaus zu besuchen, welches aber, wie ich versichern kann, nicht existirt. Als ich zurückkam, wurde ich ganz betäubt durch den Lärm der Musicanten (griottes), von denen die einen Loblieder auf mich sangen, während die andern auf den Tamtam schlugen, dieß ist ein hohler Baumstamm mit einer Art von Trommelfell überspannt. Es sind Juden, welche bei den Joloff die Parias bilden. Sie ziehen mit in die Kriege, und da sie nur Loblieder singen können, halten sie sich immer zur Seite des Siegers, und verüben die meisten Grausamkeiten. Sie theilen sich in zwei Classen, die der Sänger und die der Tamtam-Spieler. Einige führen Abends an der nördlichen Seite von Goree Tänze auf. Es gibt nichts Unflätigeres, Unanständigeres und Gemeineres, als dieses Herumspringen. Ich blieb einige Zeit mit Gouguingenn zusammen, der mich dann an meine Pirogue begleitete, wobei wir an einem einzelnen schmucklosen Grabsteine vorüberkamen, von dem er mich versicherte, es sey der Grabstein eines Königs (vielleicht der von Mactar), daneben war ein Kreuz mit der Inschrift: Sophie de Porte, gestorben im Jahre 1851. Beschreibungen von Monumenten kann ich keine geben. Tombuctu selbst, von dem man so viel Herrlichkeit erwartete, ehe man es gefunden, traf man mehr als einen Haufen schlechter Hütten, nur etwas größer als die übrigen. Alle Racen, alle Völker hatten eine Epoche von Größe. Die Ruinen von Acolhuacan, welche Hr. Jomard das amerikanische Theben nennt (neben dem Dorfe Palenque im Staate Chiapa), und die, in ihren dichten Waldungen verhüllt, bis zur neuesten Zeit unentdeckt geblieben waren, bezeugen jetzt durch ihre Befestigungen, ihre Tempel, ihre Säulen, ihre Pyramiden, daß auch Amerika seine Zeit des Glanzes hatte. Nur die Neger haben keine Geschichte, und nicht die kleinsten Trümmer finden sich, die anzeigten, daß je ein höheres Streben nach Civilisation bei ihnen geherrscht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 350.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 December 1838.

Das Alterthum der chinesischen Geschichte.*)

Für das Alterthum der chinesischen Geschichte gibt es mancherlei innere Beweise, die durch äußere Zeugnisse unterstützt werden, und da sie weit über die Zeit der authentischen Profangeschichte hinaufreicht, so ist der Mangel gleichzeitiger Beweise kein Beweis dagegen. Das System der chinesischen Chronologie ist ganz originell und eigenthümlich, und zugleich so eingerichtet, daß es sich nicht gut denken läßt, wie es hätte verfälscht werden sollen, und wenn es ächt ist, geht es zurück bis ins Jahr 2637 v. Ch. In diesem Jahr, dem 61sten des Kaisers Hwang-ti, beginnt die Rechnung nach Cyclen von 60 Jahren, und das laufende Jahr ist das 35ste des 75sten Cyclus. Die Geschichte läßt sich von jener fernen Periode an verfolgen, und obgleich bis 841 v. Chr., wo die authentischere Geschichte China's beginnt, die Chronologie hinsichtlich der Ereignisse unsicher ist, so spricht es doch nicht gegen die Genauigkeit des Systems, daß man einzelne Ereignisse nur mit Schwierigkeit genau bestimmen kann. Die historischen Fragmente jener entfernten Perioden wurden von Confutse (geboren 551 v. Ch.) gesammelt und genau dargestellt. Ueber die Existenz, das Zeitalter und die Schriften dieses Mannes kann kein Zweifel obwalten, so wenig als über ein anderes historisches Ereigniß, dem die Welt unbedingten Glauben schenkt. Die Verehrung, die man nicht nur seinen Schriften, sondern auch seiner Familie zollt, welche ihre Abstammung bis zu diesem berühmten Mann hinaufführen kann, ist eine sichere Gewähr. Wenn wir den Beginn der authentischen chinesischen Annalen auf die Zeit der Regentschaft Kungbo's beschränken, auf das 57 Jahr des 30sten Cyclus, so reicht diese Zeitangabe über die Erbauung Roms hinauf, und wir finden das chinesische Reich nicht bloß bestehend, sondern in einem Zustande politischer Kraft, als Lykurgus seinen Spartanern Gesetze gab, und Carthago gegründet wurde. Von dieser Zeit an verläuft die chinesische Geschichte regelmäßig: die Ereignisse, die Charaktere der Fürsten, die Dauer ihrer Regierung, die Dynastiewechsel, Alles ist so wahrscheinlich, und trägt so wenig den Anschein der Erfindung, daß wir nur auf Gründe hin, die allen historischen Beweis so gut wie vernichten würden, unsern Glauben versagen können.

Ohne viel auf die berühmte Inschrift zu bauen, welche Kaiser Yu (2189 v. Chr.) auf dem Berg Hang in Se-tschuen in alten, 6 Zoll langen Charakteren einhauen ließ, — eine Inschrift, wovon noch Reste vorhanden sind, finden sich auch in den frühern Annalen mehrere Andeutungen von zusammentreffenden Ereignissen, die unsere Zuversicht bestärken müssen. In den ersten sieben Jahren der Regierung Sching-tangs, des berühmten Gründers der Schangdynastie (1766 bis 1758 v. Chr.) war eine große Dürre und Hungersnoth, und es ist ein merkwürdiger, von dem Sinologen Pauthier in einem seiner Werke bemerkter Umstand, daß die 7jährige, im Alten Testament durch den ägyptischen Joseph unter dem Bilde der sieben magern Kühe erwähnte Dürre, die im Orient allgemein gewesen seyn muß, ungefähr um dieselbe Zeit eintrat. Ein zweiter Umstand ist folgender: in einem großen, in Europa kaum bekannten Werke, Li-kai-ti-tzi, wird berichtet, daß im dritten Jahre Sai-wu's (1634 v. Chr.) Botschafter von 76 Königreichen aus fernen Gegenden mit Dolmetschern an den chinesischen Hof kamen. Diese Staaten müssen im Mittel- und Westasien gelegen gewesen seyn, und es ist ein seltsames, gleichfalls von Pauthier bemerktes Zusammentreffen, daß eben diese Länder um diese Zeit von Sesostris mit einem mächtigen Heere angegriffen wurden. Ist es nicht wahrscheinlich, daß die Fürsten dieser Staaten, erschreckt durch den Einbruch eines Heeres schwärzlicher Afrikaner, Gesandte an das große und mächtige China schickten, um Hülfe gegen den gemeinsamen Feind? Ein drittes Zusammentreffen gibt ein entschiedenes Zeugniß für die Aechtheit der chinesischen Annalen: der große Kaiser Tsin-tschi-wang-ti, der Gründer der vierten Dynastie, verließ die reine Lehre Confutse's, nahm den von der Tao-Sekte begünstigten Glauben an Geister an, und wurde veranlaßt, eine Anzahl Jünglinge und Jungfrauen nach drei Inseln in den östlichen Meeren, die der Aufenthalt von Geistern seyn sollten, zu schicken, um einen in ihrer Obdut befindlichen Trank, der langes Leben verleihen solle, zu erhalten. Europäische Gelehrte vermutheten, dieß möchten die japanischen Inseln seyn, von denen die Chinesen eine unbestimmte Kenntniß hatten, und

*) Aus einem kritischen Aufsatze über mehrere, China betreffende, Werke im Asiatic Journal. September.

Digitized by Google

bei Untersuchung der japanischen Annalen fand sich, daß um diese Zeit 300 Paar junger Leute unter Leitung eines chinesischen Arztes auf Japan anlangten, um den Trank der Unsterblichkeit zu suchen. Diesen Beweisen könnte man noch die gelegentlichen Anführungen von Sonnen- und Mondsfinsternissen beifügen, aus denen Pater Gaubil in seiner Chronologie chinoise so unwiderlegliche Beweise der Aechtheit dieser Annalen gezogen hat.

Die Beweise für das Alter der chinesischen Geschichte gelten auch für die Literatur, die sich zum Mindesten aus der Zeit Confutse's herschreibt, da die Verbrennung der Bücher auf Befehl des Kaisers Tschin-tswang-ti, im Jahre 213 v. Chr. — ein historisches Factum — das Nichtvorhandenseyn früherer Werke als des King erklärt. Seit dieser Zeit haben die literarischen Werke der Chinesen in fast allen Zweigen, die einen verfeinerten Gesellschaftszustand bezeichnen, in einem solchen Grade zugenommen, daß wenige Nationen einer gleichen Masse von Literatur sich rühmen können.

Wenn das hohe Alterthum der Chinesen, mit denen verglichen die neuern Nationen nur von gestern sind, auf so soliden Grunde ruht, und ihre Civilisation sich in eine Zeit hinauf verfolgen läßt, wo die berühmtesten Völker des Alterthums noch gar nicht einmal existirten, so darf man ihren Stolz und ihre Vorurtheile zu Gunsten ihrer eigenen Institutionen nicht eben als so abgeschmackt ansehen.

Chalki.

Aufenthalt daselbst. — Rückreise nach Galata.

(Fortsetzung.)

Weil ich mir doch einmal auf gut Deutsch für jeden Fall den Sonnabend als Feiertag vorbehalten hatte, so mochte ich mich den andern Tag nicht zur Arbeit melden, sondern begnügte mich, der Thätigkeit der Andern zuzuschauen. Vor Tagesanbruch, um 5 Uhr schon, kleideten sich die Zöglinge an und zogen in die Capelle. Nach dem Gottesdienste erhielten sie, wie ich, Kaffee und Brod, womit sie sich bis zum Mittagessen begnügen mußten. Sollten sie auch unterdessen Hunger bekommen, so waren sie doch vor der Langenweile gesichert durch Lectionen, die ununterbrochen bis dahin fortdauerten. Von 6 bis 7 Uhr beschäftigte sie, wie oben bemerkt, der Kalligeorh, dann, abwechselnd mit den andern Lehrern, der Director mit altgriechischer Literatur, Geschichte, Religion und Mathematik; letztere war sein Lieblingsfach, und, wie es hieß, war er vorzüglich stark darin. Die Unterlehrer repetirten mit den Schülern und begleiteten sie auf ihren Spaziergängen, eine Stunde ungefähr Nachmittags, und fast 2 Stunden Abends, was auch zur Pestzeit stattfand, da das Kloster auf eine Viertelstunde in die Runde vollkommen isolirt war. Alle übrige Zeit, bis 11 Uhr Nachts zuweilen, war der Arbeit, wenn auch nicht immer in den Classen, doch stets unter Aufsicht, gewidmet. Kein Zögling durfte sich allein oder ohne Erlaubniß vom Kloster entfernen, selbst diejenigen nicht, deren Familie, wie es bei mehrern der Fall war, auf der Insel wohnte, der Besuch der Kaffeehäuser und selbst das Tabakrauchen war ihnen streng untersagt; — und durch diese Strenge und den Beistand der Ephoren war es dem Director gelungen, die halsstarrige Jugend wieder unter das Joch des Gehorsams zu beugen; — und gewiß war dieß keine geringe Arbeit: denn der griechische Jüngling, wenn schon in Ketten und neben dem Serail geboren, will frei denken, wenn er auch als Sklave leben muß; er weiß, daß auf einen Wink des Großherrn sein Kopf fallen wird, und murrt nicht; aber so lang er ihn trägt, will er ihn frei tragen nach seinem Sinn, und nicht nach dem des Schulherrn. Er will lernen, denn er dürstet nach Wissen; aber gefällt ihm des Lehrers Methode nicht, so gibt er ihm selbst eine andere an, und was er nicht wissen mag, das wird er nie lernen. — Dieß ist wieder ein Unterschied zwischen dem Schüler im sklavischen Orient und dem Schulknaben im freisinnigen Europa.

Endlich kam der Ruhetag der Christen; das Wetter war erträglich, und es wurde beschlossen, ins Freie hinauszugehen. Dießmal öffnete sich das gewaltige mit Eisen beschlagene Thor gegen Westen, das Dorf und Konstantinopel. „Dieser Hügel zu unserer Rechten," sprach Franceschino, als wir hinaufkamen, und unsere Tritte wieder dumpf tönten auf der gewölbten Cisterne, „dieser Hügel, geformt wie ein Karbus*) und beinahe eben so kahl, war früher üppig mit Pinien bewachsen; das Vorgebirge, das die Triadha (das Kloster der Dreieinigkeit) trägt, und uns jetzt vor dem Winde der Russen schützt, barg auch sie davor, aber nicht vor ihren Aexten; sie fielen darunter, und ließen nur diesen ärmlichen Rest zurück, der in dünner Reihe den Wanderer begleitet, bis da, wo sein Blick von unserm Kloster Abschied nimmt, um der Krümmung zu folgen, die über steinigtem Pfad ihn nach dem Livadhaki führt. So verlor der Hügel seinen Schmuck; aber das Gute mußte das Schöne überleben: immer noch sammelt der Hügel das Wasser des Himmels und tränkt damit die verlassenen Wurzeln, und diese würzen es, vereint mit dem braunen Erze (χαλκός, chalkos), dem das Eiland seinen Namen verdankt, und unsere Cisterne ihre erprobte heilende Kraft.

„Wohl dem Manne, der nach seinem Tode noch so viel Gutes wirkt!" sagte ich zu meinen jungen Gefährten.

„Kommt, laßt uns einen Becher Wein auf sein Andenken leeren!" rief Prassas, den ich noch nie so munter sah, „wir wollen bei der Vlacha frühstücken."

Bald hatten wir die Pinienallee durchschritten, und unterdessen stolperten wir zwischen Lorbeeren und Myrten über die rollenden Ockersteine, als wir Hrn. Abraham begegneten, majestätisch einherschreitend in seinem langen Pelze, den rothen Tarbusch auf dem Kopfe, den ihm, wie alle Sonntage, so eben der Barbier des Dorfes im Kaffeehause sauber geschoren hatte; wir

*) Wassermelone. „Arbus" nennt der Russe diese Frucht, vermuthlich nach dem tartarischen, aber hier mag wohl ihr Vaterland seyn; hier findet sie sich von allen Farben, und wohlschmeckender nirgends, selbst nicht in Astrakan.

Digitized by Google

wechselten nur wenige begrüßende Worte, und stießen fast zu gleicher Zeit auf zwei Schweine, die ihm zu folgen schienen. Sie gehörten ins Kloster, hatten sich aber angewöhnt, alle Morgen, sobald das Thor geöffnet wurde, mit einander — und zwar ohne Aufsicht — in das Dorf zu gehen, um auf dem Tscharsy ihr Frühstück zu suchen, und dann wieder brüderlich zusammen zum Mittagessen zurückzukehren. Da sie so pünktlich waren, auch keinen eigenen Stall hatten, wo man sie hätte confiniren können, so wurde ihnen diese Emancipation stillschweigend geduldet, und da alle Thüren offen standen, so wagten sie sich sogar öfters zur Essenszeit in das Refectorium, woraus aber gewöhnlich der neidische Hofhund das trauliche Paar verscheuchte.

Gleich darauf erreichten wir das Livadhaki — die kleine Wiese — bogen um die Lindengruppe, die hier ihre Spitze bildet, einen kleinen Abhang hinunter, und traten nun in das Häuschen der Wlacha, einer alten Zigeunerin, die das Schicksal aus der wilden Wallachey (daher ihr Name) auf diese friedliche Insel verschlagen hatte. Selbst fremd, gab sie hier den Fremden Speise und Obdach, und fand ihr Brod dabei, denn sie that es nicht umsonst, sondern für baares Geld, und wer dieses sparte, und nicht, nach Türkenart ohne Rechnung, genau bezahlte, der bekam von ihr kein freundliches Gesicht, so wenig als von Elengo, ihrer Tochter, deren schwarze Augen gewiß stärker brannten, als die Kohlen der Frau Susanna, denn manchem Gaste, hieß es, ward hier schon warm ums Herz, der dort die Finger kaum erwärmen konnte.

Uns aber erquickte jetzt in dem reinlichen, oberen Stübchen ein Gericht von Eiern, das Elengo brachte, frisches Schwarzbrod und der köstliche Wein des St. Georgs-Klosters, — denn nur die Klöster treiben Weinbau auf dieser Insel, und der Ertrag davon bildet ihre Haupteinkünfte neben der Andacht der Gläubigen, und zu dieser Stimmung der Gemüther trug nicht wenig der Umstand bei, daß in den letzten Jahren und bis jetzt, wo die Pest in der ganzen Umgebung, in Asien und Europa, wüthete, diese Insel allein, trotz ihres beständigen Verkehrs mit beiden Welttheilen, stets von dieser Plage frei blieb. Einem Muttergottesbilde des dicht am Dorfe herrlich gelegenen Dreieinigkeitsklosters wurde das Wunder zugeschrieben, das jeder Tag vermehren half. — Wohl mochte der Muth, den der Glaube verleiht, eine Kraft mittheilen, überlegen der des Uebels, — doch schützte vielleicht eben so gut die reine Luft des Eilandes, der frohe Sinn, den diese gibt, dieß Völkchen, das seine Tage eben so sorgenlos als thätig dahin lebt, genährt vom Fischfang und der Schifffahrt.

Wir verweilten nicht lange bei unserm kleinen Mahle; aus dem Dorfe heraus erschallten die Cymbel und der Dudelsack, und nicht ungern folgten wir den Tönen der Freude, die das Menschenherz nach langer Stille oft so erheitern, wie die Strahlen der Sonne nach trauriger Finsterniß.

Fröhliche Schaaren, festlich gekleidet in die hellen Farben der geschmackvollen Landestracht, folgten hier der gellenden Musik; dort füllten andere die Tabernen, trinkend und singend nach Herzenslust; geschmückte Frauen zierten die Fenster, bald neugierig hinausgelehnt, bald erschrocken sich zurückziehend, wenn sie sich bemerkt glaubten; junge Mädchen bereiteten den Sonntagsschmaus, mit gewandter Hand die Brisola — den duftenden Schöpsenbraten — auf dem Roste kehrend; — alte Männer, vor dem Kaveneh gelagert, schauten ruhig dem Getümmel zu, behaglich ihre Pfeife rauchend.

Wenn schon das Dörfchen kaum 400 Einwohner zählte, so sah es doch lebhafter aus, als manche große Stadt; denn Alles war im Freien, Alles freute sich laut, und es schien, als möchten die wenigen, durch das nahe Gestade beengten Gassen die bunte Menge der Lärmenden kaum fassen.

Wir drängten uns hindurch, und gelangten endlich durch einen geräumigen, sorgfältig gepflasterten Hof an ein weitläuftiges, besonders reinlich und neu aussehendes Gebäude, das letzte des Dorfes und auch das schönste; ein großer Garten, mit hohen Mauern eingefaßt, stieß daran. „Dieses Haus," sagte der Kalligraph, „gehört dem Sultan, und ist von ihm für die Marineschule bestimmt worden, die nächstens hier errichtet werden soll. Es wurde erbaut von Kaplan Oglu, dem obersten Aufseher der Münze, und von dem reichen Griechen mit so ungewöhnlicher Pracht ausstaffirt, daß das Gerücht davon bis zu den Ohren des Großherrn kam. Er begab sich hierher, besah das Haus, das ihm so wohl gefiel, daß er die Nacht darin zubrachte und es dadurch sein eigen machte, nach dem bekannten Rechte, das dem Sultan jede Wohnung zuerkennt, worin er zu schlafen beliebte. Hier fand er zu viel Reichthum, um nicht noch lüsterner zu werden: mit seinem Kopfe mußte der Münzmeister seine Unvorsichtigkeit bezahlen, und seine Schätze nahm der hohe, ungeladene Gast. — Noch leben hier die Nachkommen Kaplan Oglu's in bescheidenem Wohlstande, und einer davon wurde erst kürzlich aus unserer Schule entlassen."

Um von dieser Stelle zur Cypressenallee zu gelangen, die langgedehnt bergan zu dem St. Georgskloster führt, mußten wir das östliche Ende des Livadhaki und dessen Gräber berühren, von wo aus ein gesundes Auge bis zur Lindengruppe hin diesen grünen Lustort überschaut, der Länge nach unten vom Dorf, und oben von einer Reihe luftiger, hölzerner Kaffeebuden begränzt, vor denen sich Bänke hinbreiten, bestimmt, in der milderen Jahreszeit die Schönen der Insel aufzunehmen, die mit den Blumen ihrer kleinen Au zu wetteifern scheinen.

„Diesen darf ich mich nicht nähern," sagte der arme Prassas, „denn mit leerer Hand darf man in diesem Lande vor den Schönen eben so wenig erscheinen, als vor dem Pascha." — Ein Vorwurf, der den Griechianen, zumal denen von Fanal, die häufig hier den Sommer zubringen, allgemein gemacht wird.

So wie das Grab der Reise durch das Leben ein Ende macht, so setzt es hier auch dem Spaziergange ein Ziel. Ob der Morgenländer mit dieser überall von ihm befolgten Sitte das Lustwandeln ernsthafter, oder den Tod minder traurig zu machen sucht, ist ungewiß, — thöricht gewiß keins von beiden.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Nestor Lhôte in Theben.

Der Begleiter Champollions auf seiner Reise nach Aegypten, Hr. Nestor Lhôte, wurde von der französischen Regierung nach Theben geschickt mit dem Auftrage, dort alle Basreliefs zu zeichnen, von denen nicht bereits Skizzen vorhanden seyen. Die Arbeiten dieses geschickten und gelehrten Künstlers werden das große Werk von Champollion, welches die Regierung jetzt herausgeben läßt, vervollständigen. Ein Schreiben Lhôte's an Hrn. Letronne, Mitglied der Pariser Akademie, gibt von den wissenschaftlichen und künstlerischen Reichthümern, welche er von seiner Reise zurückbringen wird, einen sehr günstigen Begriff. Wir theilen hier einige Auszüge mit. Sein Schreiben ist aus Theben vom 25 Julius d. J. datirt. „Ich habe Cairo am 12 April verlassen und bin erst am 1 Mai in Theben angekommen, da der widrige Wind und die hartnäckige Langsamkeit der Araber, die meine Barke führten, mir bei meiner Reise sehr hinderlich waren. Obwohl ich dringende Eile hatte, am Ziele meiner Reise anzukommen, um der starken Hitze, die schon begann, zu entgehen, so hätte ich dennoch die Zeit, die man auf der Reise verliert, zu benutzen gewußt, wenn der Eigensinn des Windes und die Schlafsucht der Araber mich nicht immer gerade an den Punkten, wo es nichts zu thun gab, zurückgehalten hätten. Wurde der Wind günstig, so mußte ich denselben benutzen, und dann geschah es gerade, daß wir schnell und oft bei Nachtzeit an Orten vorüber kamen, die ich zu sehen so lebhaft gewünscht hatte. Als ich endlich in Theben angekommen, begab ich mich sogleich nach Quornah in das Haus, welches die HH Hay und Wilkinson, die es bei ihrem Aufenthalt bewohnten, zur Verfügung der Reisenden zurückließen. Da die längste und schwerste Arbeit, welche ich auf dem linken Flußufer auszuführen hatte, die vollständige Copie von dem alten Grabmale des Königs Sthai war, so fing ich auch damit an. Aber die Unmöglichkeit, dieses unterirdische Monument zu bewohnen, seine Einsamkeit und beträchtliche Entfernung von Quornah nöthigten mich, den Weg alle Tage dorthin und wieder zurück auf einer beschwerlichen Straße über die glühendheißen Berge zu machen, welche dieses Monument von der Ebene trennen. Das Grabmal des Königs Sthai, auch Routai genannt, trägt alle Zeichen eines hohen Alterthums. Im Hintergrunde eines engen Thales auf steilen Felsen und inmitten eines Terrains gelegen, welches die Regen, die Bergstürze und andere mächtigere physische Phänomene zerstört und zerrissen haben, ist dieses Monument selbst noch älter als ein Theil der Umwälzung, die dasselbe umgibt. Seine Zugänge und seine Oeffnung sind von ungeheuern von den Bergen herabgestürzten Felsstücken verstopft, und der Boden des Innern ist von Trümmern und Erde, die das Wasser dort hingeführt hat, angefüllt. Das Hypogeum besteht in einem Durchgange, welcher über einen steilen Abhang aus zwei Treppen mit Geländern gebildet herabführt und in einem kleinen Vorgemache endigt, von welchem man in den viereckigen Saal eintritt, in dessen Mitte der Sarg des Königs sich befindet. Ein anderes Gemach folgt diesem; dasselbe ist aber wie der Vorsaal mit einer angeschwemmten, bis zu einem Metre von der Decke sich erhebenden Kruste bedeckt. Der Saal des Sarkophags allein ist geschmückt, und zeigt auf seinen vier Wänden verschiedene Malereien, welche Gegenstände des Rituals der Leichenbegängnisse und mythischer Scenen darstellen, in denen der König in natürlicher Größe, so wie die Gottheiten, mit denen er in Verbindung steht, figuriren. Auf den beiden größten Wänden erblickt man die interessantesten Gegenstände des Grabes. Auf der einen ist eine emblematische Entenjagd dargestellt. Der König, in einer Barke aufrechtstehend und mitten unter Lotusblüthen segelnd, hält in der erhobenen Linken eine Schlange, mit der er mehrere Enten, die er mit der rechten Hand gefaßt, zu schlagen im Begriffe steht. Ein Zug derselben Vögel erhebt sich über die Lotusblumen und richtet seinen Flug nach der Seite, wo die Handlung vorgeht. An demselben Gemälde und auf einer andern Barke scheint der König aus dem Grunde des Wassers den Stamm eines Lotus mit der Blüthe herauszureißen; die Königin ist hinter ihm in aufrechter Stellung. Auf derselben Wand ist ein anderes Gemälde, von dem unglücklicherweise nur ein kleiner Theil noch geblieben. Die Königin, in demselben Costume und mit denselben Zeichen der Würde wie in dem vorerwähnten Bilde geschmückt, wohnt einer Handlung des Königs bei, die sich nicht wohl errathen läßt, denn die ganze Figur des Letztern ist zerstört, mit Ausnahme des erhobenen Armes und der Hand, in welcher er eine Harpune hält. Nach analogen Scenen läßt sich annehmen, daß der König mit seiner Waffe eine Schildkröte oder irgend ein anderes unreines kriechendes Thier traf. Die andere große Wand, jener gegenüber, hat zum Gegenstande die Scenen der Einführung des Königs Sthai in den Amanthes und seine Erscheinung vor Osiris, dem Richter des ägyptischen Todtenreichs."

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die **Weiberverkäufe in England** mehren sich auf eine furchtbare Art, und nach dem bekannten ökonomischen Gesetze fallen die Preise in dem Maaß, als das Angebot sich vermehrt. Vor kurzem verkaufte ein Mann zu Kowstone seine Frau für Einen Schilling. Die Unglückliche blieb mehrere Stunden auf dem Marktplatz ausgestellt mit dem Strick um den Hals, ohne einen Käufer zu finden. (Voleur Nr. 29 vom 26 November.)

Trägheit der Neger auf Demerary. Ein New-Yorker Blatt enthält einen Brief aus Demerary vom 14 September, worin es heißt: „Unsere emancipirten Arbeiter sind in einem Zustande großer Unordnung, und thun nicht die Hälfte Arbeit, wie vor dem 1 August. Es ist jetzt bis zur Evidenz bewiesen, daß ohne eine große Einfuhr von Arbeitern aus andern Ländern unser Zuckerbau unrettbar verloren ist. (Voleur vom 5 December.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 114 u. 115** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Shakspeare ein Entomolog. — Die Quelle von Bachtschisarai. (Fortsetzung.) — P. B. Shelley. (Fortsetzung.)

Zu den Ehrenwerthen dieses dem Auslande vorgehenden Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 1 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 4 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 8 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 351.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 December 1838.

Noch ein Nachtrag zu den Ansichten von Pesth.

(Von J. G. Eisner.)

Die Märkte und die Pflastertreter.

Ein besonderes Leben bietet die Stadt Pesth zur Zeit ihrer Märkte. Tausende von Käufern und Verkäufern aus dem In- und Auslande regen und bewegen sich in derselben, und dazwischen bedeckt eine ungeheure Zahl von Frachtwagen die Plätze und Straßen.

Der Marktverkehr theilt sich in drei Hauptzweige und zwar in den mit inländischen Erzeugnissen, in den Großhandel mit eingeführten Gewerbsproducten, und in den Kleinhandel, welcher den eigentlichen sogenannten Jahrmarkt bildet. Der erste und zweite wird, trotz seiner Importanz, doch mit verhältnißmäßig so viel Stille abgemacht, daß der Unkundige kaum ahnen möchte, um welche Größe des Geschäfts es sich handelt. Dieß wird meistentheils vor dem für den Markt angesetzten Termin, und zwar in fünf bis sechs Tagen, abgemacht, obgleich es sich auf ungeheure Summen beläuft. Der Kleinhandel oder eigentliche Jahrmarkt bewegt sich auf drei Plätzen, nämlich dem neuen, großen Markte, dem Josephplatze und dem Platze an der evangelischen Kirche, wovon immer der eine in den andern ausmündet. Außerdem haben noch manche Producte ihren besondern Marktplatz, so z. B. die Debrecziner und Segedíner Seife an den ersten Stadtvierteln, vom Theater aufwärts an der Donauzeile; der Speck am Hatvarer Thore u. s. w. — Aus allem diesem ersieht man, welch ein Gewimmel und Treiben zu dieser Zeit in Pesth seyn muß.

Eine Hauptrolle im Handels- und Marktverkehr spielen in ganz Ungarn, und in Pesth vorzugsweise, die Juden. Gemüthlichkeit und Unkunde im Verkehr, aber auch die Sprache machen es den Ungarn wünschenswerth, einen Agenten und Dolmetscher bei seinem Ein- und Verkauf zu haben, wozu die Juden sich ganz besonders eignen. Auch für die Fremden sind sie in dieser Hinsicht fast unentbehrlich. Bei der Gelegenheit bietet sich ihnen denn vielfache Gelegenheit zum Gewinn, welche sie trefflich wahrzunehmen verstehen. Hieraus erklärt sich der große Reichthum, den Viele von ihnen aufhäufen. Wer mit der Lage der Sachen nur ein wenig bekannt ist, der weiß, daß oftmals während der kurzen Zeit von vierzehn Tagen, die der Markt dauert, 50 Procent von dem angelegten Capitale verdient werden können, wenn nämlich ein Product für den Augenblick gedrückt, bald darauf aber wieder begehrt ist. Daher ist auch hier das Geld zur Zeit des Marktes ein überaus gesuchter Artikel und ungewöhnlich theuer.

Ob nun gleich zu dieser Zeit eine ungeheure Menge von Fremden in der Stadt ist, so bemerkt man doch, mit Ausnahme der Gasthöfe, kein besonderes Gewühl und Gedränge, was daher kommt, daß die Straßen und Plätze der Stadt sehr geräumig, breit und groß sind, so daß sich die Menschenmasse darauf vertheilt und fast verliert. Nur da, wo die Königsstraße an den Platz bei der evangelischen Kirche mündet, und von da rechts und links herrscht stets ein dichtes Gewühl, welches meistentheils von den hier verkehrenden Juden herrührt. Nicht uninteressant ist es, ihrem Treiben ein wenig zuzusehen, nur muß man dabei stets auf seiner Hut seyn, weil man jeden Augenblick in Gefahr kommt, von massiven Karrenschiebern in Grund gesegelt zu werden.

Ich komme nun zu den Pesther Pflastertretern, deren Zahl nicht gering ist, und die zu den Zeiten der Märkte sich mitunter ganz besonders bemerklich machen. Um ihnen ihr volles Recht widerfahren zu lassen, muß ich sie ein wenig classificiren, was aber gar nicht leicht ist, indem der Arten viele sind. An die Spitze derselben stelle ich mit vollem Rechte die Glücksritter. Dem Stande nach durchlaufen diese eine ziemlich lange Stufenleiter, auf welcher obenauf sogar Cavaliere stehen, die durch die Unbill des Geschicks, wenn nicht durch eigene Schuld, herabgekommen sind. Das untere Ende dieser Leiter nehmen, nach meinen Beobachtungen, Judenburschen ein, die mitunter in ihrer Praxis eine Virtuosität erreichen, welche volle Anerkennung verdient. Die Noblesse dieser Glücksritter geriert sich mit vielem Anstande, ja mit einer gewissen Grandezza. Kein Glied derselben ist in der Frühe sichtbar, auch ist um diese Zeit ihr Wirkungskreis noch nicht geöffnet, indem sich derselbe erst um Mittagszeit aufthut. Die Gastfreundschaft junger Libertins, mit denen sie, wo die Gelegenheit es bietet, for-

Digitized by Google

tunens Gebiet betreten, iſt die Mine, welche ſie auf edle Erze bearbeiten. Dadurch werden ſie in den Stand geſetzt, gemächlich zu leben, ja manche ſollen ſogar durch ihre Praxis ſo viel gewinnen, daß ſie etwas zurücklegen. — Zu den Glücksrittern gehören auch eine nicht geringe Zahl von Fremden aller Art, welche nach Peſth kommen, um hier ihr Glück zu machen. Vielen gelingt es, und ſie ſcheiden ſchnell aus der Claſſe der Pflaſtertreter; Andere dagegen harren lange darin aus, und gerathen nicht ſelten in den Orden der Lumpen. Man erkennt ſie alsdann ſehr leicht an ihrem Aeußern.

Nächſt den Glücksrittern mögen die figuriren, welche, von ihren Renten lebend, nichts Anderes zu thun haben, als ſtets darauf zu ſinnen, wie ſie ihre Zeit auf gute Art hinbringen. Man erkennt ſie, wo man ihnen auf dem Pflaſter begegnet, leicht an ihrem ſelbſtgenügſamen Weſen und am ſchlendernden Gange. Hinter ihnen wandelt in der Regel ein treuer Hund, der gewöhnlich von beſonderer Race und Schönheit iſt. An ſie ſchließen ſich die Glücksritter gern an, obgleich ſie deren Geſellſchaft eben nicht gern haben. Die Kaffeehäuſer, Reſtaurationen und Theater werden von ihnen fleißig beſucht.

Im weitern Sinne des Wortes kann man zu den Pflaſtertretern auch die Agenten und die kaufmänniſchen Senſale zählen, wenigſtens alle diejenigen von ihnen, welche allenthalben nach mercantiliſchen Neuigkeiten umherſpähen, und ihre Dienſte mit einiger Unbeſcheidenheit antragen. Wer ſie in ihrem Rennen und Treiben ſieht, der ſollte meinen, das Wohl von Europa ruhe auf ihren Schultern.

Endlich will ich noch eine ſehr zahlreiche Claſſe von Peſther Pflaſtertretern anführen, deren Mitglieder in der ganzen Stadt zerſtreut ſind, und auf welche man an allen Straßenecken, Gaſſen, öffentlichen Plätzen, ja in allen Winkeln ſtößt. Es ſind die Lumpen, an denen es in Peſth eben ſo wenig fehlt, wie in jeder andern großen Stadt. Ihr kosmopolitiſches Aeußere verräth ſie dem Kenner alsbald, und obgleich dieſer Orden ſo zahlreich iſt, wie der der Glücksritter, und eine eben ſo lange Stufenleiter durchläuft, ſo kann man ſeine Mitglieder doch ſchnell erkennen. An der Brücke dieſ- und jenſeits, an den Ecken der belebteſten Gaſſen und Straßen, und zur Marktzeit auf den Plätzen, ſind ſie am meiſten zu finden, und am leichteſten zu erkennen. Ihre Praxis iſt mannichfach. Pfiffigkeit und Gewandtheit beſitzen ſie in hohem Grade.

Nimmt man ſich die Mühe, die Kaffeehäuſer der Reihe nach zu beſuchen, fängt damit früh an und endigt ſpät des Abends, ſo bekommt man einen Begriff, wie groß die Zahl der Pflaſtertreter in Peſth iſt. Bei der Leichtigkeit des Erwerbes in dieſer Stadt können ſich deren hier mehr, wie ſonſt irgendwo, aufhalten, und da übrigens die Polizei nicht ſtreng iſt, ſo werden ſie in keiner Art incommodirt.

Chalki.

Aufenthalt daſelbſt. — Rückreiſe nach Galata.

(Schluß.)

Nachdem wir die Anhöhe erſtiegen, und das Kloſter, das uns den guten Wein geliefert, links bei ſeinen weißen Kreidefelſen gelaſſen hatten, verfolgten wir einen ſchmalen Pfad, der ſich längs dem rauhen, unbebauten Abhange dieſes Theils der Inſel, meiſt im Angeſicht des nahen Prinkipo, hinzog, und befanden uns nach einem viertelſtündigen Marſche auf dem Rande des kleinen Berges, der das Panaghia-Kloſter mit Oliven verſieht, an dem öſtlichen Thale, dem weſtlichen, von dem wir ausgegangen, ganz gleich und gerade gegenüber, und ſo hatten wir die Reiſe um unſere kleine Welt vollendet.

Dieſes öſtliche Thor öffnet ſich nach dem Meer und jenſeits nach dem aſiatiſchen Olymp, deſſen ſchneeweißen Scheitel ich früher ſo gern bei heiterm Himmel ſuchte, zu deſſen Füßen ich vor wenig Monaten noch ſo heitere, himmliſche Tage verlebte.

Ich hatte meinen Gang ins Dorf benutzt, um für den andern Tag einen Schiffer zu beſtellen. Am Montag früh um 6 Uhr ſaß ich im Kaike. Um dieſe Zeit herrſcht hier gewöhnlich Windſtille; aber wenn auch das Segel ſchlaff herunter hing, ſo ſchwellte doch Jugendkraft die Armmuskeln unſrer ſechs Ruderer, und die der Prinzen-Inſeln gelten für die beſten unter allen Unterthanen des Großherrn; ſo kräftig ſie die Ruder führen, ſo gewandt wiſſen ſie auch das Segel zu handhaben, und ungeachtet der Tollkühnheit, mit der ſie den leichten Kahn den tobenden Wellen ausſetzen, hört man in dieſer Gegend nie von Unglücksfällen reden.

Wie oft hatte ich in glücklichern Zeiten um dieſelbe Stunde dieſes Waſſer befahren, und ſeine Spiegelglätte zufrieden mit der Ruhe meiner Seele verglichen; aber auch jetzt ſchien ſie wiederkehren zu wollen, denn das unſichere Schwanken in mir fing an ſich zu einem feſten Entſchluß zu geſtalten, — noch waren wir nicht beim Leanderthurm vorüber, ſo war er reif, und kaum hatten wir in Galata gelandet, ſo klomm ich den Berg hinan nach Pera, um ihn auszuführen. Dort wohnte ein Mann, den ich ſchon vor mehreren Jahren als verſtändigen, ruhigen Rathgeber hatte kennen lernen. Er war in Stuttgart geboren, in Odeſſa erzogen worden; hier lehrte ihn eine unglückliche Liebe die ewige beſeligende ſuchen, aber nicht im Bußgewande und nicht im Müßiggang des Kloſters, ſondern im Streben nützlich zu werden. So kam er nach Nordamerika, wo er unter die Zahl der Erweckten, und nach Verlauf von fünf Jahren in das Bürgerrecht aufgenommen ward. Er kehrte zurück ins Morgenland, nicht nur beruhigt, ſondern auch reich ausgerüſtet mit Kenntniſſen. Ueber vierzehn Sprachen verfügte jetzt der Mann, der bis in ſein dreißigſtes Jahr nichts als Drechſeln gelernt hatte. Er hatte in den letzten Jahren eine Amerikanerin geheurathet, und erſt kürzlich beide Kinder aus dieſer Ehe verloren. — Dieſen Mann nun wollte ich um Rath fragen, ob ich die angetragene Stelle annehmen ſollte und wie ich ſie würdig verſehen könnte. Ich traf ihn auf ſeinem Zimmer: beſcheiden antwortete mir Schauſler, ſo hieß er, er ſey nicht ſattſam bewandert im Lehrfache, um Rath zu geben, wie ein blinder Mann lehren ſolle; ich möchte ſelbſt die Sache reiflich überlegen, und dann dem Impuls folgen. Dann fügte er noch einige Worte bei über den Director: „Dieſer Abraham von Cäſarea war ein dummer, unwiſſender, griechiſcher Pfaffe, — er ſuchte Licht und fand es.“

Ich hatte genug gehört, und kehrte ſchnurſtracks nach Galata

Digitized by Google

zurück, in mein Albergo della Svizzera, denn es war die Stunde des Frühstücks, und mein Dr. Berria saß bereits am Tisch bei einer magern Portion Tripe (Gekröse). „Ben venuto!“ rief der Alte; „ben venuto!“ wiederholte Frau Susanna, „befehlen's, was ich Ihnen soll zum Willkomm machen, etwa nocchi (Mehlklöße, bei den Oesterreichern „Nockerl“) mit etwas Ei daran, daß sie gelb werden wie Gold und schmecken wie Haselnüsse. Noch nie hatte ich Frau Susanna bei so guter Laune angetroffen, denn dieß war gerade das Gericht, das sie am unliebsten zubereitete, weil es ihrer Faulheit am meisten zu schaffen gab. Als ich schnell „ja“ sagte, da schmunzelte der Doctor, eingedenk des Gewohnheitsrechts, und Frau Susanna, die es bemerkte, sagte gleich: „ich bring' Ihnen eine gute Portion.“ Zugleich gab sie Befehl, noch eine Schaufel voll Kohlen in den Mangal nachzuschütten, und um ja den alten Gast nicht wieder zu verlieren, stellte sie neben unsern dunkelrothen Tenedos noch eine Flasche weißen Wermuthwein, den sie, wie sie sagte, selbst aus Livorno mitgebracht hatte. Obschon mir sein Vaterland eben so problematisch vorkam, als das der Geberin, so wurde er doch nicht als Heimathloser behandelt; die Nocchi mundeten trefflich: der Alte ließ wieder einen guten Theil davon auf sein Territorium kommen, und als sein Herz voll war, fing er an zu plaudern: „Nehmt den Platz an, zugleich aber auch eine Warnung von Eurem alten Tischgenossen: wann Ihr drüben seyn werdet, so trinkt lieber aus der Cisterne als aus dem Keller. Ich kenne Chalki und seinen lieblichen Wein; einen Monat lang hatt' ich den Alp davon, die letzte Nacht, — ich weiß es noch recht deutlich, kam es mir vor, als liege eine Leiche auf mir, und je mehr ich mich bemühte, sie von mir abzuwälzen, desto fester umklammerte mich das Scheusal. Und jetzt noch eine Bitte: Ihr wißt, ich bin 60 Jahre alt; mit den jungen Glücksrittern, die hieher kommen, kann ich nicht verkehren, laßt mich nicht allein hier — nehmt mich mit — für 300 Piaster will ich Euer Klosterarzt seyn.“

Tags darauf schrieb ich an Abraham: „Ich komme.“

Dr. Frey.

Etwas über Provincialgeist unter den englischen Truppen.

Das Land, wo den allgemeinen Institutionen zufolge am meisten Localgeist und Provincialgeist sich erhalten mußte, ist gewiß Großbritannien, um so mehr, als auch ganz verschiedene Nationalitäten, nämlich germanische und celtische Stämme, sich neben einander behauptet haben. Bis jetzt hat England seine Truppen größtentheils, mit Ausnahme der hochländisch gekleideten Bergschotten, unter einander gemischt, und in Frankreich ist es völlig System, Leute aus dem Norden und Süden unter einander zu mengen, ja Napoleon sah sich in Rußland genöthigt, ein ganz aus Südfranzosen bestehendes, in Einem District ausgehobenes Regiment aufzulösen und mit neuern Bestandtheilen zu mischen. Die Restauration dagegen setzte einige Regimenter ganz aus Bretonen zusammen; diese marschirten im J. 1823 nach Spanien und kamen im J. 1825 oder 1826 aus Cadix zurück, wie man sagt, ohne daß außer den Officieren Ein Mann Französisch verstanden hätte. Doch die Bildung solcher Regimenter hatte damals andere politische Zwecke. Jetzt kommt in der Naval and Military Gazette ein Correspondent mit dem wirklichen oder angenommenen Namen Arthur, augenscheinlich ein alter, erprobter Soldat, erklärt sich durchaus gegen die Vermischung von Sassenach, Kymraig und Milesiern, und führt unter Anderm an, daß in der Schlacht von Waterloo bei Erlons Anstürmen drei gemischte Bataillone ihre Stellung räumten, ehe der eigentliche Angriff geschah, während ein halbes Bataillon Schotten sich entgegenwarf, und den Angriff aufhielt. Er drückt seine Ansicht aus, daß er in der Gefahr lieber Ein Bataillon reiner Hochländer, Walliser oder Sachsen, als drei gemischte Bataillone commandiren wolle, die kein Nationalgefühl oder gemeinsames Band zusammenhalte. „Unsere Befehlshaber, sagt er, klagen über Desertion, können sie aber etwas anderes als Nachtheil erwarten, wenn sie den kecken, trotzigen Sassenach, den finstern Kymraig und den unstäten Milesier unter einander mischen? Kein gleichförmiges Behandlungssystem kann für alle passen.“ Es ist eine wunderliche Erscheinung, daß diese Stammunverträglichkeit mehr und mehr wieder auftritt, und zwar gerade in einer Zeit, wo eine größere, fast allen Classen zukommende Freiheit sich entwickelt, die aber eben darum auch das nationale und locale Element mehr hervorlockt. Die Sache ist auch deßhalb nicht ganz unwichtig, weil Hochländer, Walliser und noch gälisch redende Irländer einen großen Theil des Heeres ausmachen, und zwar in einem viel größern Verhältnisse, als man nach der Volkszahl in dem Hochland, in Wallis und Irland vermuthen sollte. Die Armuth treibt diese Leute in großer Zahl unter die Fahnen, wo sie einen, ihrer Rechnung nach sehr bedeutenden Sold empfangen.

Ertrag einer Zuckerplantage.

Ein Correspondent der Times vom 6 December berechnet den Ertrag und die Kosten einer Zuckerplantage folgendermaßen: Eine große Plantage erträgt etwa 500 Orhoft Zucker und 150 Orhoft Rum; die Ausgaben für Arbeit, Unterhalt und Capitalzinsen belaufen sich auf 4765 Pfd. Ist der Zucker gut, so gilt er auf dem Markte 62 Sch. der Centner. Zieht man hievon Zoll, Fracht und Kaufmannsspesen mit 52 Sch. ab, so bleiben 10 Sch. Jedes Orhoft hat etwa 16 Centner, und trägt also 84 Pfd. St. für den Pflanzer. Der Gewinn an einem Faß Rum mag 18 Pfd. seyn.

Ertrag ist also an Zucker	7200 Pfd.
— Rum	2700 —
	9900 Pfd.
Hievon kommen Ausgaben mit	4765 —
in Abzug, bleibt also Einkommen	5135 Pfd.

Die kleinen Plantagen können die Unkosten, welche gewiß sind, während die Ernte ungewiß ist, nicht lange ertragen, aber die großen Plantagen werden zunehmen. Man rechnet, daß im Durchschnitt alle fünf Jahre eine Mißernte eintritt, und glaubt, daß Plantagen, die keine hundert Orhoft Zucker jährlich ertragen, werden aufgegeben werden müssen.

Chronik der Reisen.

Nestor L'hôte in Theben.

(Schluß.)

Wir übergehen des Raumes wegen hier die weitere sehr ausführliche Beschreibung der innern Wandgemälde der uralten Königsgruft. „Alle diese Malereien — sagt er am Schlusse — sind auf gelbem Grunde ausgeführt, und obwohl in einiger Beziehung etwas grob, zeigen sie doch dieselbe Verschiedenheit, dieselbe Vertheilung der Farben und fast denselben Reichthum der Details, wie die vollendetsten Malereien der schönen Epoche. Die Figuren, obwohl von etwas kurzen Proportionen wegen der Größe der Köpfe, bieten jedoch reine Umrisse und elegante Formen dar. Mit Einem Worte, der allgemeine Styl des Monuments zeigt nicht das hohe Alterthum an, welches man ihm nach andern Anzeichen zuschreiben sollte. Nichtsdestoweniger muß man an sein höheres Alter im Vergleiche mit allen Königsgräbern von Bibân el Moluk glauben, und mit meiner Bemerkung wollte ich bloß andeuten, daß schon zur Zeit, als dieses Monument gebaut worden, man keinen Schritt mehr in der vorgezeichneten Bahn zu machen brauchte. Nachdem ich zwölf Tage hintereinander das Monument jeden Morgen besucht hatte und oft bis Mittag dort trotz der drückenden Hitze und der verpesteten Luft, die man daselbst einathmet, geblieben war, fühlte ich eine große Erschöpfung, und das Bedürfniß, meine Arbeit etwas auszusetzen. Da es in meinen Plänen lag, den Nil aufwärts bis Jythya (El-Kab) zu fahren, wo Monumente existiren, welche Champollion nicht gesehen hatte, so glaubte ich durch einen Besuch derselben meine angefangene Arbeit etwas unterbrechen und einen Wechsel der Lebensweise vornehmen zu müssen. Ich reiste daher von Theben am 18 Mai ab und kam am 25 in Jythya bei der Ringmauer von Backsteinen an, welche vor dreißig Jahren noch Monumente umschloß, von denen man heutiges Tages nur noch die Trümmer sieht."

Südwärts von dieser Ringmauer, am Eingang eines Thales, liegen mehrere antike Tempel, deren Bauart, Skulpturarbeiten, Gemälde, Altäre u. s. w. der französische Künstler ausführlich beschreibt. Der eine derselben war der Göttin Hathor geweiht, deren symbolisches Haupt, wiewohl verstümmelt, man jetzt noch im Innern des Tempels erblickt. Ein anderer kleinerer Tempel, dem Gott Phré, unter der Regierung Rhamses des Großen, geweiht, war früher mit gemalten Skulpturarbeiten geziert. Was davon jetzt noch geblieben, ist aber völlig unkenntlich. Der dritte Tempel ist eine halbe Meile von den beiden andern entfernt, liegt aber in demselben Thal, und zeichnet sich durch seine wunderbare Erhaltung vor den erwähnten Gebäuden aus. Die einsame Lage derselben am Eingange der Wüste auf einer der jetzt verlassenen Straßen, welche zum rothen Meere führten, ist wahrscheinlich die Ursache dieser schönen Erhaltung. Im Innern gewahrt man einen durch vier Säulen gestützten Saal; auf jeder Säule erblickt man das Kopfbild der Göttin Hathor, der der Tempel geweiht ist. Die innere Ausschmückung wurde unter der Regierung von Amenophis-Memnon ausgeführt; sie enthält Skulpturarbeiten, die mit dem größten Fleiße gemalt und von einer solchen Lebhaftigkeit der Farben, einer solchen Frische der Erhaltung, daß, wie L'hôte bemerkt, in ganz Aegypten kein Monument existirt, welches man in dieser Beziehung ihm zur Seite stellen könnte, vielleicht mit Ausnahme einiger Gräber von Bibân el Moluk. „Es wäre recht interessant — fährt der Künstler fort — eine vollständige Copie der Malereien dieses Grabmales auszuführen, und ich würde es gethan haben, wenn die kurze Zeit, über die ich zu verfügen hatte, es mir gestattet hätte. Aber ich verzichte noch nicht auf eine Rückkehr dorthin, bevor ich Oberägypten verlasse. Ueberdieß sind die Hypogeens von Jythya, welche zu den interessantesten von Thebais gehören, noch durchaus nicht vollständig untersucht worden. Ich verließ diesen Ort nach einem sechstägigen Aufenthalt. Nach einer fünfzehntägigen Abwesenheit, denn der Wind war mir bei der Hin- und Herfahrt stets entgegen, bin ich nach Luxor zurückgekehrt, wo ich einige Zeit in dem Hause verweilte, welches von den mit dem Transport des Obelisken beauftragten Franzosen zum Gebrauche der Reisenden zurückgelassen worden war. Nachdem ich dort meine Arbeit von Jythya ins Reine gebracht und die beiden ersten angefangenen Blätter von dem Grabmale Schai's beendigt hatte, setzte ich von neuem über den Nil und begab mich direct nach Bibân el Moluk, wo ich meine Wohnung in demselben Grabmale von Rhamses V nahm, wo ich acht Jahre früher mit Champollion zwei Monate zugebracht hatte. Ich befand mich auf diese Weise näher sowohl bei dem Monument, dessen Copirung ich wieder aufgenommen hatte, als bei den andern Hypogeens, die ich wiedersehen wollte, um mich zu überzeugen, ob seit Champollion dort neue Ausgrabungen stattgefunden hätten. Ich fand nichts Interessantes, aber bei aufmerksamer Untersuchung der Localitäten drängte sich mir doch die Ueberzeugung auf, daß es zu Bibân el Moluk noch viele Gräber zu öffnen gibt, und daß das westliche Thal vielleicht mehr Gräber enthält, als alles, was heutiges Tages davon bekannt ist, zusammengenommen. Nach einer fünfzehntägigen Arbeit sah ich ungefähr das Ende meines Unternehmens, und ich beeilte mich, nach Quornah zurückzukehren, um dort die Luft der Lebenden wieder zu athmen, und vor Allem die letzte Hand an die fünf großen Blätter zu legen, welche in einem wahren Facsimile 80 Metres ungefähr von Malereien und Hieroglyphen zusammenfassen. — Ich habe diesen Morgen (25 Julius) die Kolosse von Memnon besucht und die vollständige Sammlung der Inschriften, welche deren Beine und einige Theile des Rumpfes bedecken, begonnen. Um die höchsten Inschriften des Beines zu erreichen, sind zwei Leitern nöthig, deren beide Enden zusammengebunden sind, und auf deren Gipfel aus man nicht eben die ganze Freiheit der Bewegung hat. Ich denke meine Aufgabe in etwa drei Sitzungen zu beendigen. Ich wünschte, noch sechs Monate in Theben bleiben zu können, und diese Zeit wäre für mich nicht einmal hinreichend, alles mit fortzutragen, was ich hier Interessantes sehe. Ich muß mich also auf die Erfüllung meiner Instructionen beschränken. Medinet-Abu und das Rhameseum fordern einige Sitzungen. Ich muß noch einige Skizzen in den Gräbern von Quornah aufnehmen, endlich noch eine kleine Zahl von Basreliefs in Karnac copiren, wo ich auch in den Bauwerken von Möris das sogenannte „kleine Gemach der Altvordern" reinigen lassen werde, in der Hoffnung, unter den dortigen Trümmern die Zierrahmen zu finden, welche die Lücke in der Serie der von Hrn. Rosellini publicirten Namen ausfüllen. Von Theben werde ich nach Denderah, dann nach Abydos reisen, und wann ich alles, was ich auf dem einen oder dem andern Ufer bis Psinaula Neues finde, copirt habe, dann werde ich bei letzterem Punkt eine zweite Pause und, wie ich hoffe, auch eine reiche Ernte machen.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 352.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 December 1838.

Rückblicke.

Unter allen Erscheinungen der neuern Zeit verdient kaum eine einzige so große Aufmerksamkeit, und nicht Eine wird so große Folgen haben, als die Beschleunigung aller Verbindungen, vermittelst des Dampfes. Die Eisenbahnen berühren uns hier nicht, denn sie sind einerseits nicht das einzige Mittel schnellern Fortkommens, andrerseits sind sie, was Wissenschaft und Erfahrung betrifft, eine so ziemlich vollendete Thatsache, deren Ausführung an vielen Orten freilich noch eine Menge Hindernisse entgegen stehen; indeß dieß sind lauter Hindernisse, welche sich berechnen und meist auch besiegen lassen. Aber die Dampfschifffahrt führt mit jedem Jahre neue Erscheinungen herbei, jedes Jahr werden unerwartete Fortschritte gemacht, und das jetzt zu Ende gehende ist denkwürdig geworden durch die endliche Ausführung der Dampfschifffahrt von England nach Amerika (S. Nr. 109). Noch vor nicht langer Zeit hatten angesehene Gelehrte und erfahrene Männer, wie der bekannte Dr. Lardner, sich entschieden gegen die Möglichkeit einer ununterbrochenen Dampfschifffahrt von England direct nach den Vereinigten Staaten ausgesprochen und vorgeschlagen, die Dampfboote von dem westlichsten Punkte Irlands ausgehen und nur bloß Neufundland fahren zu lassen, welches nur zwei Drittheile so weit ist, als von Liverpool aus nach New-York. Ein Haupteinwurf gegen die Möglichkeit einer directen Fahrt von England bis nach letztgenannter Stadt lag in dem Umstand, daß die Seitenwände des Dampfkessels durch das Verkochen von Seewasser sich mit einer Salzkruste überzogen, was die Einwirkung der gesammten Hitzkraft auf das Wasser schwächte, und somit mehr Kohlen nöthig machte, als man mitnehmen zu können glaubte, ohne die Schnelligkeit der Fahrt durch die große Kohlenlast wesentlich zu vermindern. Allein auch dieses Hinderniß wurde durch chemische Vorkehrungen beseitigt, und man wagte den Versuch, der völlig gelang.

Wenn man erwägt, daß die besten Paketboote den Weg zwischen New-York und Liverpool nur unter den allergünstigsten Umständen in 18 bis 20 Tagen zurücklegten, gewöhnlich aber 30, ja 40 bis 50 Tage brauchten, während man künftig denselben Weg in 10 bis 15 Tagen zurücklegen wird, so kann man sich einen Begriff machen, welche Aufregung dieser erste gelungene Versuch in England und Amerika erzeugen mußte, da der unermeßliche Verkehr zwischen beiden Ländern eine rasche und sichere Verbindung in so hohem Grade wünschenswerth macht. Schnell bildete sich eine große Anzahl von Gesellschaften, um größere und immer größere Dampfschiffe auszurüsten, und die englisch-amerikanische Dampfschifffahrtsgesellschaft ließ kürzlich zu Blackwall ein Dampfschiff vom Stapel laufen, welches um 38 Fuß länger ist als das größte Schiff der königlichen Marine. Auch zu Havre sollen sich Gesellschaften zur Errichtung einer Dampfpaketbootlinie zwischen diesem Hafen und New-York gebildet haben, und sie rechnen um so zuversichtlicher auf günstigen Erfolg, als nach dem eigenen Urtheil der Engländer die Franzosen ihnen in der Dampfschifffahrt einigermaßen den Rang abgelaufen haben. Die Dampfbootlinie der Franzosen im Mittelmeer ist eine Einrichtung, der die Engländer noch keine von gleicher Vollkommenheit an die Seite setzen können.

Allenthalben regt sich der Speculationsgeist, lacht aller Befürchtungen und Besorgnisse über die Gefahr der Dampfboote, und der erwachte Eifer des Fortschrittes reißt Alles wie im Sturme mit sich fort. Die Fahrt nach Amerika, die weiteste und schwerste, welche bisher vollbracht wurde, war kaum gelungen, als man sich auch mit neuem Eifer an die Dampfschifffahrtsverbindung mit Indien machte (siehe Nr. 297 bis 300). Der frühere Mißgriff, ein einziges Schiff um das Cap herumschicken zu wollen, wurde vermieden, und vorerst der Weg über Aegypten eingeschlagen, wobei es möglich war, von Bombay aus in 45 Tagen Nachrichten nach London zu bringen. Zwar setzten die Directoren der ostindischen Compagnie die größten Hindernisse entgegen, weil sie keine nähere und schnellere Verbindung mit Indien wollten, aus ziemlich engherzigen Gründen, aber auch dieses Hinderniß wurde überwältigt, und widerwillig folgten die Directoren selbst dem unwiderstehlichen Drange; ja noch mehr, die Fahrt nach Indien über Aegypten ist bereits von solcher Wichtigkeit geworden, daß die englische Regierung und die Directoren sie nicht mehr aufgeben können, auch wenn sie wollten, und Alles versuchen müssen, daß diese Verbindung

Digitized by Google

nie eine Störung erleide. Jetzt ist die Fahrt nach Indien ziemlich regelmäßig eingerichtet, und wenn in neuerer Zeit eine lange Unterbrechung derselben eintrat, so ist der Grund hauptsächlich in einem physischen Hinderniß zu suchen, welches nicht so leicht zu beseitigen ist und in gewissen Jahreszeiten stets hemmend auf den Verkehr einwirken wird. Dieses physische Hinderniß ist der Südwestmonsoon, welcher vom April bis September im indischen Ocean mit solcher Heftigkeit weht, daß es höchst gewagt ist, Schiffe von Bombay nach dem rothen Meere zu schicken. Schiffe, die es in diesem Jahr versuchten, sahen sich genöthigt umzukehren.

Während so die beiden Länder, mit denen England den größten Verkehr unterhält, ihm unendlich näher gebracht werden, ist der Geist der Speculation auch nach andern Richtungen hin thätig. An die Linie von Dampfbooten, welche nach Indien gehen werden, soll sich eine zweite anschließen, welche von Ceylon aus nach Australien geht, so wie nach den Südseeinseln überhaupt, und von dort aus ist eine weitere Dampfbootlinie beabsichtigt (s. Nr. 326), welche über Panama, mit einer kurzen Landreise wie bei Suez, nach der Westküste von Südamerika gehen soll. Nach den ungeheuren Fortschritten zu schließen, welche die Dampfschifffahrt seit den letzten zehn Jahren gemacht hat, und so mancher neuern Verbesserungen (s. Nr. 331), darf man wohl annehmen, daß, ehe weitere zehn Jahre vergehen, alle diese Plane in Ausführung gebracht seyn und man in weniger als 100 Tagen die Reise um die Welt machen wird. Wem dieses chimärisch dünken mag, der blicke zurück auf das, was war, und bis jetzt erreicht wurde, und das Unglaubliche wird glaublich werden. Welches die Folgen einer solchen Verbindung zwischen den verschiedenen Theilen der Welt seyn mögen, vermögen wir nicht vorauszusagen, so viel aber ist gewiß, daß sich ein unermeßliches Feld für die menschliche Thätigkeit öffnet: in Krieg und Frieden müssen künftig die Berechnungen nicht mehr bloß die halbe, sondern die ganze Welt umfassen, und mit den größern Zwecken, mit dem größern Felde der Thätigkeit muß auch der menschliche Geist wachsen.

Für jetzt steht England an der Spitze dieser unermeßlichen Bewegung: durch seine Besitzungen in allen Theilen der Welt gezwungen, auf Mittel zu denken, die Verbindungen zu erleichtern und zu vervielfältigen, gehen von ihm hauptsächlich diese neuen Wunder aus. Vergebens suchen Einzelne, erschreckt durch die rasche Bewegung, welche allen auswärtigen Angelegenheiten Englands dadurch mitgetheilt wird, sie wenigstens einigermaßen zu hemmen, wie dieses z. B. die Directoren der ostindischen Compagnie in den letzten Jahren gethan haben. Aber diese Bemühungen sind unmächtig, und sie können in dem angeführten Falle nur dazu beitragen, die ohnehin nur noch nominelle Herrschaft der Directoren über Indien ihnen vollends zu entreißen, und dieselbe der Regierung unmittelbar zu überantworten; diese aber, von so mancherlei Seiten gedrängt, ist nicht in dem Fall, auf so kleinliche Rücksichten mehr achten zu können. Wir haben in Nr. 91 und 92 versucht, die Stellung Englands in Amerika und Asien kurz zu charakterisiren, und das Ergebniß ist, wenn auch nicht niederschlagend für England, doch immerhin der Art, daß die Leiter dieses großen Reichs nicht auf Rosen gebettet sind. Indeß liegt die Gefahr für England nicht in den von außen drohenden Feinden, sondern in der allzugroßen Ausdehnung seiner Besitzungen, eine Ausdehnung, zu welcher es unaufhörlich immer weiter getrieben wird, und welcher Einhalt zu thun nicht mehr in seiner Macht steht. England spielt jetzt, nur in sehr vergrößertem Maaßstabe, dieselbe Rolle, welche Venedig, Portugal und später Holland gespielt haben; es wird endlich unter der Last seiner Eroberungen und Besitzungen erliegen, ohne eigentlich besiegt zu werden.

Ein Symptom dieser Art von Verfall zeigt sich bereits darin, daß seine eigene Militärmacht nicht mehr genügt, und es sich genöthigt sieht, diese allenthalben durch Localcorps zu vermehren, oder wo letztere schon bestanden, diese zu verstärken. Man hat eine bedeutende Truppenzahl nach Canada geschickt, und dieses hat die verfügbare Mannschaft Englands so geschwächt, daß dem eigenen Geständniß englischer Officiere zufolge, die von allen Seiten eintreffenden Forderungen um Verstärkung der englischen Truppen nicht befriedigt werden können. Von 99 Infanterieregimentern stehen in gewöhnlichen Zeiten 66 nebst 4 Reiterregimentern außer England; von diesen 66 liegen 20 in Ost- und 14 in Westindien. Schlägt man nun die Anzahl der in Ostindien stehenden Truppen, abgesehen von der Reiterei, auf 18,000 Mann, die in Westindien auf 8000 an, so wird man der Wahrheit ziemlich nahe kommen.*) Von diesen 26,000 Mann stirbt jährlich der siebente oder achte Theil; von den in Westindien stehenden Truppen ist es wenigstens erwiesen (siehe die Sterblichkeit der englischen Truppen in Westindien Nr. 228 und 286), daß seit 20 Jahren wenigstens jährlich ein Siebentheil stirbt, und in Ostindien möchte der Verlust wohl kaum viel weniger betragen, ja derselbe steigt noch durch den Umstand, daß viele Hunderte im Lande zurückbleiben, oder nach Australien und dgl. gehen, um sich dort niederzulassen. Aber abgesehen hiervon, muß der jährliche Verlust stets durch neue Anwerbungen ersetzt werden, und es ist gar nicht bedeutungslos, daß englische Officiere über die Verschlechterung der Race im eigenen Lande klagen, und unter den mannichfachen Ursachen dieser Erscheinung, deren Grund wohl hauptsächlich in der Fabrikthätigkeit des Landes liegt, auch die anführen, daß jährlich so viele Tausende der kräftigsten Söhne hinausgesendet werden, welche nie wiederkehren. Die Schwierigkeit, stets den Ausfall zu ersetzen, namentlich da, wo das Klima so verderblich einwirkt, hat schon seit geraumer Zeit zur Errichtung von Localcorps geführt. Abgesehen von den Sipahis in Indien hat England gegenwärtig Negerregimenter in Afrika und in Westindien, und wenn man einzelnen Nachrichten Glauben beimessen darf, ist es eher geneigt, diese zu vermehren, als zu ver-

*) In diesen beiden Zahlen ist kein Verhältniß. Dieses kommt daher, daß bei den in Ostindien stehenden Truppen das ganze Regiment, nämlich alle 10 Compagnien, in Indien stehen; bei den übrigen Stationen aber bleiben immer 4 Compagnien als Depot in England zurück. Man darf also die Regimenter in Ostindien (siehe Nr. 22) auf circa 900 Mann, die in Westindien nur auf höchstens 600 Mann anschlagen.

Digitized by Google

mindern, da sie bedeutend weniger kosten als englische Truppen und, den Dienst auf dem Schlachtfelde abgerechnet, um ein Gutes mehr leisten: in Westindien sind die Negertruppen so ziemlich auf allen Inseln vertheilt, und müssen allenthalben die mühseligen Dienste (fatiguing duties) versehen, um die europäischen Truppen zu schonen. Nach demselben Grundsatz verfährt man bekanntlich auch in Ostindien.

Allenthalben aber zwingen die Umstände zu einer Vermehrung der Truppenmacht, und England wird mit oder gegen seinen Willen die Localcorps vermehren müssen, deren Bedeutung somit im fortwährenden Steigen begriffen ist. Ueberall aber herrscht am Ende derjenige, welcher die Waffen führt und im Lande einheimisch ist. Soll dieß nicht bald, vielleicht für manches Land unter englischer Herrschaft allzubald eintreten, so muß eine unablässige Vorsicht ausgeübt werden, und das erste Gebot, das man gegen halbcivilisirte, wie gegen rohe Völker im Auge behalten muß, ist eine sich nie verläugnende, stets zu Wort und That bereite Energie, weil Nachsicht, Zaudern, übergroße Vorsicht nur als Schwäche ausgelegt werden, und Schwäche die einzige Sünde ist, welche hier nicht vergeben wird. An dieser Energie, diesem Nachdruck im Handeln haben es die Engländer, oder wenigstens ihre Generalgouverneurs in Indien in neuester Zeit fehlen lassen. Eine nationale Gewalt kann manches geduldig hinnehmen, was einer fremden, ihrer Natur nach unpopulären Gewalt verderblich wird. Als im Jahre 1813 der Generalgouverneur endlich nach langem Zaudern sich zum Kriege gegen Nepal entschloß, war eine lange Reihe Gewaltthätigkeiten und Verhöhnungen von Seite der in Nepal herrschenden Gorkhas vorangegangen; diese hatten sich im Laufe von etwa 20 Jahren fast des ganzen Alpengürtels des Himalaya bis gegen Kaschmir hin bemächtigt: schlau, rachsüchtig und grausam war ihnen jedes Mittel gut gewesen, und da nirgends und am allerwenigsten in Indien die Politik moralisch ist, so hatten sie dadurch keineswegs in der Achtung der indischen Völkerschaften verloren, sondern die Furcht vor ihnen war mit jedem Schritte, welchen sie vorwärts thaten, gestiegen, und die zahlreichen Feinde Englands, welche, durch dessen Waffen gedemüthigt, sich nicht mehr mit eigener Macht gegen sie erheben konnten, fingen an ihre Hoffnung auf die Gorkhas zu setzen und diese als ihre Rächer und Retter zu betrachten. Man entschloß sich erst zum Kriege gegen die Gorkhas, als gar keine Wahl mehr blieb, und die Folge war, daß die ersten gegen dieselben erlittenen Unfälle das Signal für eine Menge Feinde Englands wurden. Die vorher gedemüthigten Mahrattenstaaten machten insgeheim Anstalt, gegen die verhaßten Fremdlinge hervorzubrechen, und wenn diese nicht auf einmal eine allzu große Menge Feinde auf dem Halse haben wollten, so mußten sie mit den Gorkhas einen voreiligen Frieden schließen, worauf denn die Mahratten alsbald unterdrückt wurden. Die Folgen jenes Fehlers wirken indeß noch jetzt nach: die nicht hinreichend geschwächten Gorkhas hielten sich ruhig und warten mit Spannung auf eine günstige Gelegenheit zur Rache. Diese scheint endlich gekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Ausflug in die westlichen Departements von Frankreich.

2. Die Priorei Solèsmes.

Die Benedictinerabtei Solèsmes, welche nach der Julirevolution unter dem Ministerium des Protestanten Guizot aus ihren Trümmern wieder aufgestanden, und, so viel wir wissen, das einzige Kloster dieses Ordens in dem neuern Frankreich ist, liegt etwa 6 Lieues von dem berühmten ehemaligen Jesuitercollegium La Flèche und eine kleine Stunde von dem hübschen Marktflecken Sablé auf dem rechten Ufer der Sarthe, welche hier ein fruchtbares, romantisches Wiesenthal durchströmt und bereits ansehnliche Kähne trägt. Solèsmes ist ein armes Dorf von etlichen fünfzig Feuerstellen und zählt kaum 300 Einwohner, welche von der Arbeit in den benachbarten Kohlengruben und Marmorbrüchen leben, und die Rückkehr der Mönche als ein höchst gleichgültiges Ereigniß zu betrachten scheinen; denn auf der Fähre, welche uns von den Bergwerken am jenseitigen Ufer nach dem Kloster übersetzte, fragte ich Mehrere nach den neuen Gästen, erhielt aber jedesmal den Bescheid, daß man sich um die geistlichen Herren nicht kümmere. Die Stiftung der Priorei geht bis ins Jahr 1010 hinauf; ihre Klosterannalen sind jedoch weder von Bedeutung, noch von Interesse; ihre isolirte Lage und ihre Abhängigkeit von der reichen und mächtigen Abtei Saint Pierre de la Couture in Mans hinderten die selbstständige Entwicklung und beschränkten jeden Einfluß. Acht Jahrhunderte lang war sie die friedliche Wohnung einer kleinen Anzahl von Mönchen, welche daselbst den Wissenschaften und Religionsübungen oblagen, und ein müßig beschauliches, nicht immer erbauliches Leben führten. Der Beschluß der constituirenden Versammlung, wodurch alle Mönchsorden in Frankreich aufgehoben wurden, verwandelte die Priorei Solèsmes in eine öde, verlassene Stätte, welche sich vor fünf Jahren wieder mit Geistlichen bevölkert hat, um nach der alten Ordensregel des heiligen Benedict, mit den Statuten der Congregation von Saint Maur, ein frommes Leben zu führen, und dabei zugleich die wissenschaftlichen Bemühungen der ehemaligen Klosterbrüder fortzusetzen. Am 11 Julius 1833 sind die Novizen in ihrem Kloster feierlich installirt worden, und seitdem wird in der Kirche jeden Tag regelmäßiger Gottesdienst gefeiert.

Als wir in die Kirche traten, war gerade Frühmesse um 9 Uhr, welcher außer sechs alten Weibern ein junger Fashionable beiwohnte, der, wie mir der Bruder Pförtner erzählte, auf Probe da sey, und den Humann'schen Frack mit der härenen Kutte vertauschen wolle. Im Chore saßen 32 Mönche, worunter drei herrliche Schwarzköpfe mit schönen, brennenden Augen und kühnen, stattlich gewölbten Stirnen hervorstachen, die in ihrem ganzen Habitus das Blut eines heißen südlichen Klima's verriethen. Wir erfuhren später, daß es drei Refugiés der spanischen Geistlichkeit seyen, welche in Solèsmes gastfreundschaftliche Aufnahme gefunden hätten und vom Kloster beköstigt würden. Der Prior, Dom Guéranger, der Sohn eines Tagelöhners aus Mans, welcher in einer Seitencapelle stille Messe las, hatte weder feine, noch strenge asketische Züge; er bot mit sichtbarem Wohlgefallen dem meßdienenden Bruder seine Hand zum Küssen, woran ein kostbarer Brillantring blinkte, und war dieweilen so zerstreut, sich nach einer Gesellschaft von Herren und Damen umzublicken, welche nach angefangener Messe hereingekommen waren, um die Skulpturen der Capelle zu beaugenscheinigen, und dabei allerdings eine unanständige Störung

des Gottesdienstes veranlaßten; es waren Maitres und Myladies, welche in ihrer protestantisch-reformirten Ungezogenheit dem katholischen Cultus keine Ehrfurcht schuldig zu seyn glaubten; obschon ebenfalls in den Grundsätzen eines strengen Lutherthums erzogen, hatte ich mich dennoch still auf einen Sessel niedergekniet, um das Ende der Messe abzuwarten; ich gestehe indeß, daß ich mehr ein neugieriger, als andächtiger Zuhörer war, dessen Blicke bald hier, bald dorthin schweiften, und am häufigsten und längsten auf den Chorstühlen verweilten, um über die Mönche Musterung zu halten. Außer den drei obenerwähnten Schwarzköpfen hatten die meisten Gestalten etwas Plattes und Bretternes, das die Menschen im nördlichen Frankreich noch mehr auszeichnet, als die Bewohner des weit nördlichern Deutschlands; ich bemerkte viele von den Spitzköpfen in Orang-Utangs-Gesichtern, welche bei den Nordfranzosen so einheimisch sind. Diese Erscheinung erklärt sich übrigens aus den bedrängten Zeiten, welche die katholische Geistlichkeit in Frankreich bestanden hat. Die erste französische Nationalversammlung behielt zwar dem Scheine nach die römische Hierarchie bei, da sie Erzbischöfe, Bischöfe u. s. w. ließ, hob sie aber in der That auf, indem sie gebot, der Nation den Eid der Treue zu schwören und den Papst als einen Bischof anzusehen, der in Frankreichs Kirchensachen nicht mehr als Herr zu reden hätte. Der folgende Sturm des Terrorismus zerriß vollends alle Bande, welche Frankreich mit Rom zusammenknüpften, schaffte die Erzbischöfe und Bischöfe ab, und ließ nur das geistliche Unterpersonal, die Pfarrer und kleinen Priester unter mancherlei Anfechtungen und Verfolgungen bestehen. Das Directorium kümmerte sich nicht um Bischöfe, und nicht viel mehr um Priester; es duldete sie, aber alle Tage ergossen sich die Wortführer der Macht in Schmähungen und Schändungen dieser nothwendigen Classe von Staatsbürgern. Unter dem Kaiserreich offenbarte sich ein starkes Laufen des Stroms für die katholische Religion, und also auch für die Priester, welches während der Restauration zu den erfreulichsten Resultaten hätte anschwellen können. Die Revolution und die Kriege Napoleons hatten das Böse und das Unkraut der Menschen doppelt und dreifach hervorgetrieben, und dieses war nur auszujäten, wenn die Religion als eine milde Mutter, als eine sanfte Lenkerin in die Mitte trat, und die blutige und unblutige Zwietracht der Zeit und ihrer Grundsätze beizulegen suchte, indem sie der Vereinigungspunkt aller Güter ward, welcher sie seyn soll. Anstatt dessen ließen sich die Diener der katholischen Religion von der Herrschsucht verleiten, und sich als Werkzeuge einer Coterie gebrauchen, um Haß und Hader aufzusäen, und das Feuer des Bürgerkriegs anzuschüren. Man sieht gegenwärtig die Folgen, welche daraus entsprungen sind und entspringen mußten. Mit dem Sturz ihrer Freunde fiel der Haß doppelt auf sie; in den ersten Jahren nach der Julusrevolution mußte die Regierung nachsehen, wenn sie auf mancherlei Weise beeinträchtigt und verletzt wurden; alles Gepränge des Gottesdienstes auf Märkten und Gassen mußte aufhören, und die Priester konnten nicht öffentlich sich in ihrem Ornate zeigen. In der letzten Zeit ist durch thätige Mitwirkung der Staatsbehörde vieles Religiöse wieder aufgekommen; in Paris geht zwar das Allerheiligste nicht mehr mit Geklingel und Weihrauch, mit dem „ins Gewehr!" der Wachen, mit dem Knien und Stillstehen und Hutabnehmen der Vorbeigehenden über die Straße; aber was von Paris und den nördlichen Departements gilt, gilt nicht von dem Theil Frankreichs, der entfernter im Süden und Westen liegt; da erlaubt man sich Manches, und die Beamten haben von der Regierung strenge Ordre, nachsichtig zu seyn, wo nur Schwärmerei und engherziger Liberalismus sogleich strafen und verbieten wollen; da gibt es noch Straßenceremonien, Frohnleichnamsfeste, Umzüge, Processionen und Wallfahrten, und man verschläft jeden Sonntag die Baden, wenn die Glocken anfangen zu läuten und die Frommen zur Kirche rufen. Die jetzige französische Regierung hat sich durch ihre Duldsamkeit gegen den katholischen Clerus viele Widersacher erweckt, und namentlich die libérale Opposition des Constitutionnel, des Courrier Français und des Siècle erbittert; diese Blätter wiederholen in allen Tonleitern: point de prêtres, le peuple français n'en veut plus, und doch kann ein Blinder sehen, daß der große Haufe sie will. Die Vornehmen und Gebildeten wollen die Priester als Drachenbändiger der Revolution beibehalten aus reinem egoistischem Interesse, und die Bürgerclasse verachtet und befürchtet diese Behüter und Lehrer des Volkes als Fanatiker und gefährliche Nebenbuhler; sie vertraut ihr Hab und Gut lieber den Gensdarmen. Natürlich entzieht sich also alles, was zu den höchsten und mittlern Classen gehört, einem Stande, auf welchen diese mit Achselzucken, jene mit oberherrlicher Gnade herabsehen. Man hat Priester, aber was für Männer müssen die künftigen und jetzigen Geistlichen unter diesen Umständen seyn? welchen Menschen muß die Bildung und Moralität des Volkes, das heiligste Palladium anvertraut werden? Man höre die französischen Pfarrer in den Provincialstädten und selbst in Paris predigen; sie sprechen vom Teufel und seinen Versuchungen, von der Bosheit der Schlange und von der Eitelkeit des Wissens; sie verbieten den Mädchen den Tanz, das Schauspiel, das Zeichnen und Klavierspielen. Welche Familie wird dadurch angelockt, einen Sohn in eine Bildungsanstalt junger Geistlichen zu schicken? Ein Drittel der Mönche in Solesmes sind junge, rüstige Bauernburschen aus dem benachbarten Departement der Mayenne, wo, nächst dem Morbihan, die größte Tauheit und Unwissenheit in ganz Frankreich zu Hause ist. Die wissenschaftliche Ausbeute der neuen Benedictiner war in den fünf Jahren ihrer Klostereristenz eben nicht die ergiebigste; sie haben zwei Octavbände de originibus ecclesiae romanae mit Anmerkungen herausgegeben, worüber in Deutschland mehr als hundert Streitschriften gewechselt worden sind. Der Papst scheint dem Prior von Solesmes besonders gewogen; er hat ihm bei seiner Anwesenheit in Rom nebst einem neuen Heiligen, Saint Léonce, noch eigene Vollmachten verliehen, welche ihn der Abhängigkeit des bischöflichen Stuhls in Mans entziehen; der ehrwürdige Prälat dieser Stadt, welcher mit der gegenwärtigen Regierung sehr befreundet ist, soll sich dadurch sehr gekränkt gefühlt und geäußert haben, daß die Auflösung des Systems der römischen Hierarchie unvermeidlich sey, wenn das Oberhaupt selbst die Keime der Verwirrung hineinlege.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Hängebrücke in Konstantinopel. Ein französischer Ingenieur, Namens Hector Horeau, soll den Plan zu einer Hängebrücke zwischen Konstantinopel und Galata entworfen haben. Die Brücke soll mehrere Bogen bekommen, wovon der mittlere hoch genug wäre, um den größten Schiffen freien Durchgang zu lassen. (Journal du Commerce vom 7 December.)

Von 1804 bis 1835 hat die Administration von Paris in den drei großen Begräbnißplätzen: Père Lachaise, des Nordens und Mont Parnasse, 15 014 Begräbnißplätze, 13 653 auf ewige Zeiten und 1361 temporäre, vertheilen, mit zusammengenommen 44,478 Quadratmetres. Der Père Lachaise enthielt Ende des Jahres 1835 11 944 Mausoleen, der des Nordens 1650, der von Mont Parnasse 1420. (Franz. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 353.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 December 1838.

Verbindung zwischen Texas und Californien.

Die Times vom 5 December entlehnen aus einer Zeitung von Neu-Orleans nachfolgende, in vieler Beziehung interessante Nachricht von einer Unternehmung nach Californien: „Eine Compagnie von Capitalisten ist zusammen getreten, und hofft bei der demnächstigen Session des texanischen Congresses einen Freibrief zu erhalten. Dieselbe hat ihre Agenten in New-York und andern Orten der Vereinigten Staaten, und nach der Schnelligkeit zu schließen, womit die Vorbereitungen bisher getroffen wurden, ist zu erwarten, daß die beabsichtigte Expedition noch in diesem Jahre abgehen wird. Der Hauptzweck der Compagnie ist, eine für Wagen brauchbare Straße von Galveston-Island durch Chihuahua nach Monterey am obern Theil des Golfs von Californien anzulegen. Bei dieser ersten Expedition, welche nur der Vorläufer umfassenderer Unternehmungen seyn soll, will man für 40 bis 50,000 Dollars Waaren mitnehmen und da 250 wohlbewaffnete und gerüstete Leute den Zug bilden, so glaubt man, die Karawane werde ihrem Bestimmungsort ohne viele Belästigung von Räubern, Indianern u. s. w. erreichen.

„Der Führer des Zugs soll Major A. Legrand von Texas seyn, der in dem ganzen Lande, welches die Karawane zu durchziehen hat, vielfach und auf eine günstige Weise bekannt ist. Wenn wir uns recht erinnern, so war Major Legrand der erste, welcher eine Gesellschaft Handelsleute von St. Louis nach Santa-Fe führte. Dieses geschah im Jahre 1824, und seit dieser Zeit hat er diesen Weg zu wiederholtenmalen gemacht und ist auch bis nach Californien gegangen. Er ist ein wohl unterrichteter Mann von scharfem Verstande, der eine Zeit lang als Advocat mit Vortheil practicirte, dann aber diesen Stand mit gewagtern Unternehmen vertauschte. Er hat in Auftrag der texanischen Regierung Verträge mit einigen Indianerstämmen unterhandelt, und wurde auch früher schon, als Texas noch einen Theil der mexicanischen Conföderation bildete, wegen einiger Unterhandlungen nach Mexico geschickt.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Durch die frühere Erfahrung nicht belehrt, beobachtete Lord Auckland gegen die Birmanen dieselbe zaudernde Politik, wie einst Lord Moira gegen die Gorkhas. Es war offenkundig, daß der neue König von Birma die alten Verträge nicht anerkennen wollte (siehe Nr. 287 über den bevorstehenden Krieg zwischen England und Birma); statt auf diese Beleidigung sogleich mit gewaffneter Hand einzuschreiten, scheint sich Lord Auckland immer noch mit der Hoffnung gewiegt zu haben, daß der Krieg zu vermeiden sey, indem der König vielleicht auf andere Gesinnungen zu bringen seyn möchte. Statt dessen aber suchte derselbe nur zuvor die Ruhe in seinen Staaten herzustellen, sammelte Waffen, trat mit den Gorkhas in Verbindung, und jetzt rühren sich nicht bloß diese beiden gemeinsam, sondern die bloße Nachricht hievon hat auch die zahlreichen, heimlichen Feinde im Innern aufgerüttelt. Kommt nun, wie Alles befürchten läßt, auch noch ein Feind von Westen her, so haben die Engländer ein verzweifeltes Stück Arbeit, bis alle diese Feinde wieder zur Ruhe gebracht sind. Noch zwar ist keineswegs zu erwarten, daß sie erliegen, denn öfter schon haben sie, einmal aus der Sorglosigkeit aufgestachelt, mit bewundernswerther Energie das Versäumte eingeholt; allein die jetzt schon nicht sehr glänzend stehenden Finanzen sind durch die in einem großen Theile Nordindiens wüthende Hungersnoth (s. Nr. 214) sehr beeinträchtigt und müssen durch einen Krieg fast unwiederbringlich zerrüttet werden (s. Finanzen der ostindischen Compagnie Nr. 61). Die unmäßig kostspielige Civilregierung muß bedeutend eingeschränkt, und England wird, wie andere orientalische Mächte, dahin gebracht werden, unter einem oder dem andern Titel militärische Paschas einzusetzen.

Erwägen wir in kurzem die Stellung Englands in Indien: England darf Persien in Herat nicht sich festsetzen lassen, weil alsdann der Verbündete Persiens, Rußland, von Herat aus in kürzerer Zeit Truppen nach Indien werfen könnte, als England dieß zu thun im Stande wäre. Darum soll Afghanistan wieder Ein Reich werden. Dann ist aber Randschit Singhs Reich nur

Digitized by Google

noch ein Hinderniß im Wege, oder ein ganz willenloses Werkzeug in der Hand der Engländer. Dazu ist in Randschit Sing, und wenn dieser sterben sollte, in den Sikhs selbst zu viel nachhaltige Kraft, und man scheint zu erwarten, daß er endlich nothgedrungen zu den Waffen greift; wir sagen nothgedrungen, denn er sieht das Verzweifelte eines solchen Schritts recht gut ein. Zieht er aber das Schwert, so entbrennt ein letzter Nationalkampf der Fürsten Indiens gegen England, ein Kampf, der ohne ganz außerordentliche, von außen herkommende Ereignisse mit dem Untergang dieser Fürsten enden muß. Englands Herrschaft geht dann nicht bloß unbestritten, — denn dieß war sie schon jetzt, — vom Bramaputra zum Indus, und vom Himalaya bis zum Cap Comorin, sondern diese Herrschaft muß dann auch eine unmittelbare seyn. Diesen Schritt haben die Engländer bis jetzt gemieden, und stets darnach gestrebt, so viel von diesem ungeheuren Gebiet, wie möglich, dem Namen nach durch indische Fürsten beherrschen zu lassen, und sich von der innern Verwaltung fern zu halten. Die Zeit dieses Systems aber scheint abgelaufen. Die ungeheuren Uebel, welche dasselbe über das Land hänfte (s. das Nichtinterventionssystem Nr. 19 bis 22), die Gelegenheit, die es einer großen Menge einzelner Engländer gab, sich auf Kosten des Landes zu bereichern (s. englische Sinecuren Nr. 76), und die Macht, die es den Fürsten dennoch ließ, und die sie nur, vielleicht jetzt gegen die Engländer selbst, mißbrauchen, machen die Wiederherstellung desselben unmöglich. Die Gewalt der Dinge treibt die Engländer fort zur unmittelbaren Herrschaft über die ganze indische Halbinsel, und wenn sie diese erreicht haben, stehen sie im Zenith ihres Glücks und können nur noch sinken.

Jedenfalls geht bereits die englische Herrschaft in Indien einer Umwandlung entgegen: England hat Indien arm gemacht, nicht sowohl durch das Geld, was jährlich aus Indien hinaus geschleppt wurde, obgleich dieß auch dazu beitrug, sondern durch die Vernichtung der indischen Manufacturen; vermittelst seiner überlegenen Maschinen hat es die Handarbeit in Indien erdrückt, und dadurch das Volk an vielen Orten ins Elend gestürzt. Die Bemühungen, welche man jetzt anwendet, um dem Lande wieder aufzuhelfen durch Einführung besserer Arten von Baumwolle, von Zuckerrohr, durch Ermunterung manches Handelszweigs und dgl. sind zwar sehr löblich, können aber unmöglich in wenigen Jahren große Wirkungen hervorbringen, und am wenigsten der verarmten Manufacturbevölkerung wieder aufhelfen, welche sich nicht so leicht in eine ackerbauende umwandeln läßt. Dank also hat England in Indien wenig geäet, da es die höhern Classen durch das Ansichreißen der Herrschaft verletzte und die untern arm gemacht hat. Seine Kraft in den beginnenden Kämpfen liegt demnach nur in seiner eigenen Entschlossenheit, in der europäischen Kriegskunst, wovon man ihnen jedoch schon Vieles abgelernt hat, und in der Einheit seines Willens, während seine Feinde zahlreich und eben darum nicht einig sind. Von Seite des Volks aber hat England höchstens auf Gleichgültigkeit, an manchen Orten aber doch auch auf entschiedenen Haß zu rechnen, namentlich unter den in ganz Nordindien weit verbreiteten Afghanen, deren Macht und Herrschaft über die umwohnenden Hindus durch die Engländer gebrochen worden ist.

Wir haben in Nr. 183 bis 184, 187 bis 191 und 198 bis 203 eine kurze Uebersicht der Geschichte Indiens seit den ersten Eroberungen der Mohammedaner gegeben, einestheils um zu zeigen, wie rasch dort seit der Einführung des Islams, dieses fremdartigen Elements, der Wechsel der Herrschaft ist, welche Völker, abgesehen von den Dynastien, auf den Schauplatz traten; anderntheils um darauf hinzuweisen, wie kurz die eigentliche Herrschaft der Engländer in Indien noch ist, welche man, Alles wohl erwogen, höchstens auf 40 Jahre rechnen kann. Indien zerfällt in drei Theile: das Gangesgebiet, das Indusgebiet und die eigentliche Halbinsel, welche man mit dem gemeinsamen Namen Dekkan bezeichnen kann. Abgesehen von den Engländern, finden sich in dem letztern Theile zwar auch mohammedanische Herrscher, aber der Hindustamm und der Hindnglauben sind hier überwiegend. Das Land war selbst von den mächtigsten mohammedanischen Herrschern nie völlig besiegt, und viele haben daran ihre Kraft umsonst verschwendet; auch den mogolischen Kaisern ist von dorther der Feind gekommen, der ihre Macht gebrochen hat. Im Gangesland, bei den entnervteren, aller Nationalität entkleideten Bengalesen, und im Duab, dem eigentlichen Sitz des Mogulreichs, ist der Islam durchaus überwiegend, wenn auch keineswegs allenthalben an Zahl. Im obern Indusgebiete hat sich in neuerer Zeit eine indische Macht festgesetzt, im untern aber herrscht eine persische, die Macht der Belutschen, unter den Emirs von Sind. In dem Reiche Randschit Sings selbst überwiegt die Zahl der Bekenner des Islam, und auch schon darum ist diese Herrschaft als eine ephemere Erscheinung zu betrachten. Das Land vom Indus an ist als persisch zu betrachten, wenn gleich im Westen desselben noch viele Hindus wohnen. Dagegen sind auch im Osten desselben, in Folge der zahllosen mohammedanischen Eroberungszüge, eine Menge persischer Stämme angesiedelt, und haben zu allen Zeiten die Heere der mohammedanischen Herrscher gebildet oder wenigstens verstärkt. Im Jahre 1761 haben sich die mohammedanischen Bewohner Indiens, verstärkt durch ihre afghanischen Stammgenossen, zum letztenmale mit der ganzen Hindumacht gemessen, und die letztere ist erlegen. Daß in Folge dieses Kampfes sich im Norden Indiens keine feste mohammedanische Macht durch afghanische Häuptlinge begründete, davon liegt der Grund hauptsächlich in der europäischen Einmischung: die kraftvollen Afghanen, stets mit einer sichern, nationalen Macht im Rücken, würden endlich sich im ganzen Norden Indiens herrschend festgesetzt haben, und mit ihnen der Islam herrschende Religion geworden seyn, was im Vergleich mit dem tief gesunkenen indischen Götzendienst immer ein Fortschritt gewesen wäre. Dunkel fühlen die afghanischen Stämme, daß sie durch die Europäer um die Oberherrschaft gebracht worden sind, und ihr Haß thut sich kund durch Verfolgung der Hindus und durch ihre Abneigung, in den englischen Kriegsdienst zu treten (s. Nr. 91 und 258). Wenn die Engländer sich genöthigt sehen sollten, Randschit Singhs Macht zu brechen, so ist damit auch der Damm niedergebrochen, der seit 30 Jahren die Afghanen von

Digitized by Google

Indien zurückhielt, ihre Herrschaft kann dann mit der Zeit von Nordwesten her ernsthaft bedroht werden, und dann wird auch der afghanische Stamm in Indien, bekannter unter den Namen Patane, Rohillas (s. Nr. 156 die Insurgents), von neuem eine Rolle spielen.

Für die Herrschaft der Engländer freilich ist in der nächsten Zeit noch nichts zu besorgen: noch steht sie in den Hauptpunkten zu fest, und in den Planen ihrer Feinde ist zu wenig Zusammenhang, als daß sie wesentlich erschüttert werden könnte; aber die wahre Gefahr für sie liegt, wie schon erwähnt, in der ungeheuren, immer weiter gehenden Ausbreitung ihres Gebiets und ihres Einflusses, welchen letztern sie so gut als den erstern mit den Waffen in der Hand schützen müssen. Man würde der Compagnie Unrecht thun, wenn man sie ländergierig nennen wollte; aber unaufhörlich stößt sie auf neue Länder, neue Fürsten, welche die eingedrungenen Fremdlinge mit Widerwillen sehen, und das Gewicht ihrer Waffen noch nicht gefühlt haben. Wenn auch in der nächsten Zeit kein wirklich gefährlicher Sturm aus Westen kömmt, so wird sich die Macht der Engländer in den Gebirgen des östlichen Himalaya gegen die Nepaleten, und in den hinterindischen Gebirgen an den wilden Bergstämmen zersplittern, welche China ohne Unterlaß aufreizen wird, um die Engländer von seinen Gränzen abzuhalten. China hat ohnehin Gründe genug, die Engländer zu hassen, denn abgesehen von ihrem immer weiter gehenden Andringen gegen die chinesische Westgränze und die dortigen, theils halb, theils ganz tributbaren Staaten (s. Ausbreitung des englischen Einflusses in der hinterindischen Halbinsel Nr. 251 bis 256) ist auch das Verfahren derselben in der Angelegenheit des Opiumhandels (s. Nr. 68 und 282) so trotzig und für das chinesische Reich so beleidigend, ja gefährlich, daß es nicht zu verwundern ist, wenn dasselbe im Geheimen alle Mittel aufbietet, um den Engländern zu schaden.

Indeß kann, wie schon gesagt, alles dieß auf die Macht der Engländer noch keinen sonderlichen Eindruck machen, vielmehr ist dieselbe immer noch im Steigen begriffen. Wie einst die Portugiesen, wie später die Holländer, setzen sie sich jetzt im persischen Meerbusen fest, und da die rasche Verbindung mit Indien den Weg über das rothe Meer nöthig macht, so haben sie sich auch in diesem einen festen Platz ausgesucht (s. Nr. 206, Uebergabe von Aden an die Engländer), um einen Anhaltepunkt zu haben. Darum möchte auch die Prophezeyung keineswegs gewagt seyn, daß die Engländer bei der nächsten Gelegenheit suchen werden, ihren Einfluß in Aegypten auszudehnen oder sich gar des Landes zu bemächtigen, denn so wie jetzt die Sachen stehen, dürfen die Engländer nicht mehr zugeben, daß ein ihnen feindlich gesinnter Mann die Zügel der Herrschaft in Aegypten führe; sie müssen der Verbindung über Aegypten jetzt gewiß seyn, und können sie nicht mehr der Laune oder der Willkür eines türkischen Pascha's oder eines Vicekönigs überlassen: eine Besetzung Aegyptens durch die Engländer, und zwar von Indien aus, ist ein Ereigniß, welches jeder Tag bringen kann, und dessen Eintritt kein Erstaunen mehr erwecken darf.

So breitet sich das Gebäude der englischen Macht in Asien immer mehr aus, und es ist dieß keine Sache mehr der Wahl, sondern der Nothwendigkeit; sie müssen vorwärts auf ihrer Bahn, weil sie nicht mehr zurück können. Sie bedrohen die Unabhängigkeit China's, weil der Handel mit diesem Lande, namentlich für die ostindische Compagnie, von äußerster Wichtigkeit, ja, hinsichtlich ihres Einkommens, fast eine Lebensfrage ist. Sie dringen in Hinterindien ein, und werden sich des südlichen Theils des birmanischen Reichs, der Provinz Pegu, bemächtigen, und dadurch diese ihnen feindliche Macht thatsächlich vernichten. Sie haben Assam von den Birmanen erobert und werden von dort aus südwärts gegen Birma andringen; die Bergvölker im Osten von Assam und eben so die im Norden und Süden müssen nach und nach bezwungen werden, wenn der Besitz dieses Landes Frucht bringen soll. Nepal kann den erlittenen Verlust nicht verschmerzen, und wird das Verlorne wieder zu gewinnen suchen, so lange noch ein Funken von Unabhängigkeit in ihnen ist; die Engländer werden sich genöthigt sehen, diesen Staat zu vernichten, um die Einheit, welche dieses kräftige Bergvolk furchtbar macht, zu brechen. Im Westen steht der altersschwache Rondschit Singh, und sein Reich wird sich, eingeklemmt zwischen den Engländern und Afghanen, nicht halten können und zu einem Vasallenstaat herabsinken, oder ganz einverleibt werden. Cabul oder Afghanistan wird jetzt von den Engländern als die unerläßliche Vormauer betrachtet, welche aufgeführt und unterstützt werden muß, wenn nicht über kurz oder lang die Russen dort Einfluß gewinnen, und das ganze kräftige Bergvolk als Vortrab gegen Indien benutzen sollen. Ein gleiches Schicksal der Abhängigkeit und des Schutzes wird Cabul und Sind treffen (s. über dieses letztere Land Nr. 92 bis 101). So dringt England von Süden der immer tiefer ins Innere von Asien ein, und wenn der englische Einfluß für die chinesischen und indochinesischen Nationen ein Mittel werden kann, diese zu größerer Bildung vorwärts zu treiben, so wird er nothwendig für die moslemitischen Reiche zerstörend wirken, und den Orient völlig umwälzen. Der Strom, welcher sich seit Jahrtausenden von Asien gegen Europa ergoß und dessen letzte Aeußerung das Eindringen der türkischen Macht war, ist sichtlich im Rücklauf begriffen; was wird die Folge seyn?

(Fortsetzung folgt.)

Zerstörung der Olivenernte auf Corfu.

Das Journal le Commerce vom 7 December enthält Nachstehendes aus Corfu vom 30 October d. J. Vor zwei Monaten standen die Olivenbäume so mit Früchten beladen, wie sie es seit vielen Jahren nicht gewesen waren, und gaben Hoffnung auf eine reichliche Ernte. Man konnte auf zweimalhunderttausend Fäßchen Oel rechnen, und da das Fäßchen auf 10 Talaris geschätzt wird, so machte dieses einen Werth von 2 Millionen Talaris aus. Aber fortdauernde Südwinde und reichliche Thaue waren Ursache, daß ein Wurm, der das Innere der Oliven verzehrt, sich ungeheuer vermehrte, und die Hoffnungen auf eine reiche Ernte zerstörte. Dieser Wurm hat die Frucht so sehr angegriffen, daß sie fast leer ist und vor der Reife abzufallen beginnt. Kaum wird man ein Drittheil der gehofften Ernte erhalten, und da Corfu keine andern Hülfsmittel hat, um seine fast ganz von außenher

Digitized by Google

bezogenen Bedürfnisse zu decken, und übrigens auch die Ernten der letzten Jahre unbedeutend waren, so wird das Elend auf der Insel groß werden.

Chronik der Reisen.

Ausflug in die westlichen Departements von Frankreich.

2. Die Priorei Solèsmes.

(Fortsetzung.)

Die Beendigung der Messe unterbrach den Lauf meiner Betrachtungen, die ich so eben mitgetheilt habe, und ich fand nun Muße genug, die Priorei in allen Details zu besichtigen. Die Kirche in ihrer gegenwärtigen Gestalt besteht aus sieben, in Form eines lateinischen Kreuzes geordneten Gewölbbögen, und hat eben nichts architektonisch Merkwürdiges; ihrer Bauart nach zu urtheilen, ist sie nicht viel älter und nicht viel jünger, als das vierzehnte Jahrhundert. Der über hundert Fuß hohe Thurm scheint dem zwölften oder dreizehnten Jahrhundert anzugehören und ein Ueberrest der ersten Klosterkirche zu seyn, welche zu Anfang des eilften Jahrhunderts gegründet ward. Er ist leider durch eine Art Dom aus Quadersteinen mit einem durchbrochenen Thürmchen auf der Kuppel im Zopfstyl verunstaltet. Dieser Anbau, so wie die jetzigen Klostergebäude stammen aus den Zeiten Ludwigs XV; in mehrern Sälen sah ich nicht ohne Lächeln verschiedene Schäferscenen über dem Spiegel abgebildet; die Gänge des Klosters hatten ein ärmliches, zerbröckeltes Aussehen; zwischen den Pfeilern standen und lagen einige zerschlagene Statuen von Heiligen; der Garten schien mir vortrefflich bestellt, und der Gemüsebau besonders gepflegt. Von dem Balcon des Bibliothekzimmers, das im ersten Stock befindlich ist und nur eine schwache Büchersammlung enthält, hat man eine herrliche Aussicht auf Fluß, Thal und Stadt Sablé, welche letztere die lange Façade eines prächtigen, im Baustyl Ludwigs XIV aufgeführten Schlosses beherrscht; gerade vor uns dehnt sich ein breiter Wiesenteppich aus, von den capriciösen Krümmungen der Sarthe und von symmetrischen Weiden- und Pappelanpflanzungen durchschnitten, deren blasses Grün sich wie eine feine Stickerei auf den Felsen abdrückt, welche rechts das Thal schließen, und worauf ein reicher Bankier, Hr. Biet, einen weitläufigen Park und einen eleganten Pachthof gegründet hat; da diese Anlage ungeheure Kosten verursachte, so hat das Volk in seiner Epigrammsucht Hof und Park Folies-Biet getauft, welcher Spitzname schon auf den Specialkarten des Departements figurirt.

Doch es ist Zeit in die Klosterkirche zurückzukehren und die Bildhauereien der beiden Kreuzcapellen zu mustern, welche schon während der Messe unsere Neugierde und Bewunderung erregt hatten, und in der That zu den grandiosesten Schöpfungen der französischen Sculptur zu zählen sind. In der Capelle rechts erblickt man zunächst eine weitläufige, architektonische Einfassung im zartesten gothischen Styl, wie er gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, kurz vor dem Ausbruche der Renaissance, in Frankreich blühte. Unter einem Gewölbe mit breiten, complicirten Spitzbögen ist die Grablegung Christi dargestellt: acht Personnagen von kolossalen Verhältnissen bestatten den Leichnam des Erlösers; die Zipfel des Leichentuchs hält einer seiner Nikodemus, in reichem orientalischem Costume abgebildet; ein mit gothischen Charakteren verzierter Gurtel hält einen kostbaren Damastteck um seine Taille zusammen; sein Kopf ist mit einem Turban umwunden, und ein mächtiger Bart bedeckt zur Hälfte die ehrwürdigen Züge seines Gesichts. Ihm gegenüber, an den beiden andern Enden des Leichentuchs und bei den Füßen des Heilands, steht Joseph von Arimathia, im Costume der Zeit Ludwigs XII und mit der Ordenskette einer Ritterschaft decorirt. Diese Personnage ist offenbar ein Portrait, und stellt wahrscheinlich einen der alten Schloßherrn von Sablé vor; das Costume, der weltliche Charakter der Physiognomie — es ist ein schöner Kopf voll Kraft und Trotz — sprechen zur Genüge dafür; Menage in seiner Histoire de Sablé vermuthet, es sey René II, Herzog von Lothringen, welcher sich im Jahre 1486 die Herrschaft Sablé vom Pariser Parlament zusprechen ließ, und sie bis an seinen Tod, 1508, behielt. Unbegründet dagegen scheint mir die Vermuthung desselben Schriftstellers, daß Nikodemus ebenfalls nach einem Ritter von Jnigée portraitirt sey; das reiche orientalische Gewand und besonders die Gesichtszüge beweisen hinlänglich, daß der Künstler bei der Ausführung dieser Statue einen idealen Typus vor Augen hatte. Der auf dem Leichentuch ausgestreckte Christus hat so viel von Zeit und Menschenhänden gelitten, daß man nicht mehr unterscheiden kann, ob die Statue gut oder schlecht war. Maria, Johannes, zwei heilige Frauen und eine Figur mit Bart und Turban nehmen den Hintergrund ein. Der naive Ausdruck und die etwas steife Haltung erinnern noch an die Statuen, welche die gothischen Kirchenportale des Mittelalters zieren, während das sorgfältigere Studium der Draperien und das mehr oder weniger Gesuchte der Stellungen bereits die Nähe der Renaissance verkündigt. Das Gelungenste der ganzen Composition ist die im Vordergrunde zu den Füßen des Erlösers sitzende Magdalena, mit einer klassischen Reinheit des Meißels und mit einer christlichen Tiefe des Gefühls ausgeführt, wie ich sie noch nie vereint gesehen habe; Schmerz und Schwermuth malen sich in diesen wunderbar schönen Zügen, welche Liebe und Hoffnung begeistigen; der Einfluß der Antike bestätigt sich in den plastischen Formen dieser himmlischen Gestalt, welche Fülle, Wärme und Weichheit athmet. Der Künstler hat alle gothische Unbeholfenheit und alle Starrheit des Stoffes überwunden; alles Traditionelle, Mystische ist verschwunden, und dafür ist die individuelle Gestalt in Wärme, Leben und Fülle hervorgetreten; ich konnte mich nicht satt sehen. — An den Wänden des Gewölbes sind mehrere niedliche Engel ausgearbeitet, und von dem Schlußstein in der Mitte hängt eine kleine gothische Capelle herab, worin ein Stück von der heiligen Dornenkrone aufbewahrt wird, und worunter man in goldenen Buchstaben die auf das Begräbniß Jesu bezüglichen Worte des Psalmisten liest: factus in pace locus ejus. Den äußern Gewölbbogen schmückt eine äußerst zierliche Eichelguirlande, und darüber erhebt sich ein doppelter Bogen von Baumzweigen und Laubwerk, der an Eleganz und Zartheit mit allem wetteifern kann, was in dieser Gattung existirt. Die beiden verstümmelten Krieger, links und rechts vom Eingange des Gewölbes, sind moderner, als die übrigen Figuren der Composition in der Grotte; die Einzelheiten ihres militärischen Costumes setzen eine große Bekanntschaft mit der Antike voraus, und ihre Stellung ist viel zu studirt.

(Fortsetzung folgt.)

Auswanderung von Maltesern nach dem englischen Guiana. Einem Schreiben aus Malta vom 24 November zufolge sind 114 Personen aus dieser Insel, Ackerbauer und Handwerker, nach Essequibo abgegangen. Dieß ist ein erster Versuch.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 354.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 December 1838.

Ueber den Charakter der Birmanen. *)

Stolz ist gewiß einer der auffallendsten Charakterzüge der Birmanen, und zeigt sich unter allen Classen des Volks. Der Staatsminister und das Haupt einer geringen Familie fordern von ihren Untergebenen gleichmäßige Ehrenbezeugungen, und Niemand erscheint in der Straße, ohne ein so großes Gefolge von Dienern bei sich zu haben, als seine Umstände nur immer gestatten. Maung Janschen, in dessen Hause ich einen großen Theil meiner Gefangenschaft verlebte, ließ sich oft von vier Personen begleiten, von denen die erste einen schwarzen Sonnenschirm, die zweite seine Betelbüchse, die dritte seine Matte und sein Kissen, und die vierte eine Caraffe mit Wasser trug; trotz dieses Pompes aber herrschte im Hause die verächtlichste Gemeinheit, und Alles bot ein Bild der Verwirrung und Unordnung dar; im Innern des Hauses schienen alle Bedienten mit dem Herrn auf einem ganz vertrauten Fuße, und oft herrschte der größte Lärm durch einander: mitten unter demselben aber gab sich wieder der Hochmuth auf eine höchst lächerliche Weise kund, indem die Bedienten auf Händen und Füßen fortkrochen, wenn sie an ihrem Herrn vorüberzugehen, oder ihm einen Becher mit Wasser zu reichen hatten. Jeder Zeit gilt die sitzende Stellung mit vorn gefalteten Händen für die achtungsvollste.

Man kann die Birmanen durchaus nicht ununterrichtet nennen; denn fast jeder Bauer kann lesen und schreiben. Oft bewunderte ich die angenehme und harmonische Biegung ihrer Stimmen, wenn sie lasen: ihre Aussprache war dann langsam, weich und deutlich; im Gespräch aber gab sich eine äußerst mißtönige Volubilität der Zunge kund, und der Contrast ist so auffallend, daß man kaum glauben sollte, daß es dieselbe Sprache ist.

Von allen Zügen des birmanischen Charakters aber ist der Argwohn der vorherrschendste, und ist nebst einer hartnäckigen Ungländigkeit allen Classen gemein. Ein Verdächtiger wird sogleich aus dem Wege geräumt, und nicht sobald zeigt sich auch nur das leiseste Symptom von Aufstand oder Abneigung, so wird es auch auf die wirksamste Weise unterdrückt. Viele schauderhafte Metzeleien fanden in den letzten Tagen meines Aufenthalts in Ava statt; ich habe keine mit eigenen Augen gesehen, erfuhr aber aus unzweifelhafter Quelle, daß viele Bewohner von Cassay mit schweren Gewichten am Halse in den Irawaddy geworfen wurden. Man vermuthete, diese Unglücklichen möchten einen Aufstand verursachen, und hielt es für rathsam, so geheim wie möglich die Anzahl der damals in Ava sich aufhaltenden Eingebornen jenes Landes zu vermindern.

Argwohn war auch Ursache, daß die amerikanischen Missionäre und mehrere Europäer beim Ausbruch des Krieges ins Gefängniß geworfen und barbarisch behandelt wurden. Gegen die Erstern entsprang der Verdacht aus ihrer Sprache und Gesichtsfarbe, so wie aus dem Umstand, daß sie von Calcutta Geldsendungen erhielten, die als geheime Bezahlung für geleistete Spionendienste betrachtet wurden.

Wir übergehen diejenigen Charakterzüge, wie sie gewöhnlich aus einer so despotischen Regierung entspringen, nämlich Bestechlichkeit und gegenseitiges Mißtrauen, um noch folgende unter den jetzigen Umständen interessante Stelle anzuführen: viele kleine Umstände und Anekdoten überzeugten mich, daß unter den Vornehmen große Spaltungen herrschten, und daß am Ende noch, wo alle in den Frieden willigen mußten, viele für die Zukunft Rache schworen. Den mittlern und untern Classen aber wäre gewiß nichts willkommener gewesen, als eine allgemeine Revolution, und mehrmals hörte ich die Hoffnung ausdrücken, daß die Engländer nach der Hauptstadt kommen möchten, um eine gänzliche Veränderung herbeizuführen.

*) Aus einem größern Aufsatze von Major Bennett, der im Kriege des Jahres 1825 von den Birmanen gefangen genommen wurde, und längere Zeit als Gefangener in Ava blieb.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Wenn wir vom Orient reden, so verstehen wir in der Regel bloß Vorderasien darunter, und begreifen die mohammedanischen Staaten Nordafrika's stillschweigend darin. Dieser Orient ist zu einem Umgusse reif, das religiöse Band hält sie nicht mehr zusammen, die kirchlichen Institutionen als Stütze der politischen sind morsch geworden, und der bisherige Vorkämpfer

des Islam, der osmanische Türke, hat den Glauben an seine Unbesiegbarkeit, an seine Suprematie über den früher verachteten Franken verloren; sein Fanatismus hält ihn nicht mehr, und seine moralische Kraft ist gebrochen. Die Reformen, welche man da und dort versuchte, gleichen dem Uebertünchen einer Leiche, die mohammedanischen Völker bilden kein Ganzes mehr, das durch ein gemeinsames Band zusammengehalten wäre. Ismael Sophi hat den Anfang gemacht, indem er die Perser durch Annahme der Lehre Ali's von der Gesammtheit losrieß und eine kirchliche Spaltung benützte, um eines politischen Zweckes willen. Seit dieser Zeit hat der Zerfall Fortschritte gemacht, und in unsern Tagen hat Abdel-Kader das Seinige dazu beigetragen durch einen Schritt, dessen ganze Wichtigkeit freilich fürs erste von seiner Person abhängt, der aber, wenn seine Macht sich behauptet, von den größten Folgen seyn wird: er hat dem Khalifat des Westens (Mogreb) neue Bedeutung gegeben (s. Nr. 135.) Religiöse Verhältnisse in den Barbaresken-Staaten) und dadurch die Erhebung eines großen mogrebinischen Reichs, das von der großen Syrte bis an das Westende Afrika's reicht, möglich gemacht. Die erste Wirkung dieses Schrittes ist gegen die Reste der türkischen Herrschaft in Nordafrika gerichtet; die Bewohner dieses Landes werden in dem Sultan nicht mehr den Khalifen, das Haupt des Islam, den Beschützer von Mekka erblicken, sondern, wie die Perser, nur noch den Türken. Die Nationalitäten scheiden sich: Perser, Araber, Türken sammeln sich mehr und mehr in geschiedenen Massen, und in diesem Stande der Dinge müssen die Türken den Kürzern ziehen: denn ihre Nationalität ist die schwächste, in ihrem Reiche hausen am meisten fremdartige Bestandtheile. Ein großer Herrscher auf dem türkischen Throne könnte die nominelle Oberherrschaft des türkischen Namens noch zu großen Erfolgen benützen, aber sie würden ephemer seyn und mit seinem Tode würde Alles wieder zerfallen. Ein großer Herrscher auf dem persischen Throne könnte seine Herrschaft vom Tigris bis zum Indus feststellen und vom indischen Meere bis zum Oxus, da in diesem ganzen Umkreis die persische Sprache die der Mehrzahl des Volkes ist, selbst in Turkestan, wo nur der herrschende Kriegerstamm eine turanische Sprache redet (siehe die Handelssprache in Turkestan Nr. 167). Eine solche Herrschaft könnte von Dauer seyn, wenn der Herrscher es verstände, die wandernden Stämme der Iliyats (s. Nr. 53 bis 59) als Krieger zu benützen, nach und nach aber seine Macht auf die Tadschiks, die ruhigen Städtebewohner, zu gründen. Was mit einer solchen Nationalität anzufangen, hat unter weit ungünstigern Umständen mit den im Orient verachteten Arabern (s. Nr. 6) Mehemed Ali gezeigt, dessen Herrschaft gewiß hart und drückend genug ist, der aber, wenn ihm nicht die politischen Verhältnisse die Engländer zu früh auf den Hals führen, recht wohl im Besitze einer Herrschaft sterben kann, welche sich vom Tigris und Euphrat bis an die libysche Wüste und Barka ausdehnt. Eben so arbeitet sich Abdel-Kader empor (s. Nr. 34 u. 35) und strebt ein Westarabien zu begründen, wie Mehemed Ali die östlichen Araber zu vereinen bemüht ist. Aber zu solchen Entwicklungen möchte wohl die Zeit fehlen, der Occident bricht mit Macht herein, und zieht diese Länder in den Wirbel seiner fieberhaften Thätigkeit und seiner widerstreitenden Interessen, unter deren Conflict sich im Orient vorerst wohl kaum eine nationale Macht entwickeln kann.

Im Süden des Kaukasus steht Rußland, und sucht seine dortigen Provinzen aufs beste zu benutzen: fürs erste sollen sie ihm die Producte des Südens liefern, welche sodann in den Fabriken des Nordens verarbeitet werden könnten, so namentlich die Seide. Dieser Zweck ergibt sich aus der ungemeinen Sorgfalt, womit eine zur Untersuchung dieser Provinzen ausgesendete Commission alles hierauf Bezügliche untersucht hat (s. die russischen Provinzen jenseits des Kaukasus Nr. 63 ff.) und aus der Gründung einer Gesellschaft für Ausbreitung der Seidenzucht und des Handelsbetriebs in Transkaukasien. Aber außer dem Handel, welchen es zu befördern strebt, und der ganz Vorderasien durchdringen soll, kann es auch von dort aus den ganzen Norden Persiens beherrschen, wie England durch seine Expedition nach dem persischen Golf den Süden dieses Landes im Zaume hält, so daß der Schah keines eigenen Willens mehr fähig ist; er wird sich auf die Seite hinwenden, wo die Furcht des Augenblicks ihn hintreibt, — mit der souveränen Macht des Herrschers ist es aus. Nur die reelle Macht einzelner Stämme und Provinzen kann hier und da den fremden Eindringlingen im Wege stehen, oder ihre Plane fördern, und was in diesem Betrachte möglich ist, darüber gibt die Geschichte der letzten Thronveränderungen in Persien (s. Nr. 136) einigen Aufschluß.

Hat Aegypten etwa mehr innwohnende Kraft, eine Kraft, die nicht mit dem Leben des jetzigen Beherrschers aufhörte? Man ist es beinahe müde, alle die Einrichtungen des Vicekönigs aufzuzählen, welche den europäischen nachgeahmt sind, und doch bezweifeln Manche, ob auch nur eine einzige seiner Institutionen ihn überleben werde. Viele hoffen darauf, daß wenigstens die Armee (s. Geschichte und Organisation des ägyptischen Heeres Nr. 162 bis 166) sich behaupte, weil Ibrahim selbst ein tapferer, unermüdlicher Krieger ist, und an den ihm befreundeten Beduinen eine Stütze hat; aber was wird aus ihm werden, wenn nicht mehr die erprobte Klugheit Mehemed Ali's ihm zum Rückhalte dient? Und welche Dinge sind selbst unter diesem möglich? Man sehe nur den fast fabelhaften Zug von Türkschi-Bilimes (s. Nr. 102 bis 106); wäre unter dieser empörten Masse auch nur ein einziger überlegener Kopf gewesen, so wäre Mehemed Ali's Macht nicht bloß in Arabien erlegen, sondern seine ganze Herrschaft hätte gewankt. Von der ganzen Herrlichkeit, welche so viele Augen geblendet hat, wird nach harten Kämpfen wenig übrig bleiben, als die immer mehr emporstrebende arabische Nationalität, welche sich nicht nur im alten Arabien, sondern auch im westlichen Afrika in den Barbarestenstaaten, wie im indischen Ocean empor arbeitet, wo die Araber immer mehr zu ihrer alten Herrschaft an der Ostküste Afrika's (s. Quiloa Nr. 308) wieder zu gelangen suchen.

Die türkische Nationalität aber hat gar keinen Halt mehr, als vielleicht in einigen Strecken Kleinasiens; im Hauptsitze der Herrschaft aber, wo der Eroberungsgeist seit geraumer Zeit und jetzt auch der Eroberungsstolz gewichen ist, sind die Türken ein Körper ohne Seele. Urquhart hat in seiner berühmten christ:

Digitized by Google

„der Geist des Orients" folgende Bemerkung: „Starke oder schwache Punkte, Gebirgspässe, Moräste geben oft den Maßstab ab für Bedingungen, welche eine Partei vorschreiben kann, oder bestimmen die Privilegien, auf welche eine Gemeinde Anspruch machen darf." Damit bezeichnete er die Gründe, weßhalb in der Türkei oft in einer oder derselben Provinz verschiedene Gemeinden oder Districte ganz verschiedene Rechte genießen, aber das Wort läßt sich leider auf die ganze Türkei anwenden; denn zu einer solchen Rolle ist diese unter den europäischen Staaten herabgesunken, daß sie wenig Berücksichtigung von Seite der andern Mächte finden und verdienen würde, wenn sie nicht zufälligerweise im Besitze des militärisch und mercantilisch wichtigen Punktes von Konstantinopel wäre, und somit die Verbindung zwischen dem schwarzen und dem Mittelmeere, oder mit andern Worten die Verbindung aller derjenigen Länderstrecken beherrschte, deren Flüsse sich in das schwarze Meer ausmünden.

Bisher hat noch ein besonderer Umstand mächtig den Orient gegen den Occident geschützt: die Pest, gegen welche man Quarantainen errichtete, die Pest, welche Tausende von Reisende abgeschreckt hat, und den Verkehr unendlich verzögerte und verminderte. Aber man geht auch diesem Feind im er enger zu Leibe: ein Dr. Bulard wagt sich in alle Pestdäuser, um die Krankheit zu erforschen; Dr. Gosse macht seine Ansichten über deren Verlauf bekannt (s. Nr. 172). Dr. Pariset stellt eine scharfsinnige, wenn auch viel bestrittene Meinung über ihr Entstehen auf (s. Nr. 55), von Boué erhalten wir Nachrichten über die Verheerungen in denjenigen Ländern, wo man keine Vorsichtsmaßregeln dagegen ergreift (s. Nr. 30 ff.) und die dem schützenden Gränzcordon Oesterreichs nahe genug liegen, um die Gefahr recht anschaulich zu machen; endlich bricht die Pest in ein sonst wohl geschütztes Land (s. den Art. die Pest in Odessa, Nr. 244 ff.), und gibt dort Gelegenheit zu einer Menge von Beobachtungen und zur Entwicklung von Gegenmaßregeln, wie sie vielleicht noch nie und nirgends ergriffen worden sind.

Der Feind ist allerdings noch nicht bezwungen, und es steht sehr dahin, ob Bulards mit pomphafter Geheimnißkrämerei geforderter Congreß die große Angelegenheit viel weiter fördern wird (s. den Artikel: Dr. Bulard und die Pest Nr. 526); aber die Furchtbarkeit des Uebels ist doch durch die errungenen Kenntnisse vom Verlauf der Krankheit bedeutend vermindert, man weiß jetzt, zu welchen Jahreszeiten sie besonders zu fürchten ist, man weiß, daß die Beerdigungsweise der Mohammedaner, der zufolge die Todten nur schwach mit Erde bedeckt werden, die Haupturiache ihrer weitern Fortpflanzung ist. Parisets Ansichten sind vielleicht doch in mancher Beziehung nicht unrichtig, wenn gleich sich im Verlaufe der letztern drei Jahrhunderte manche secundäre Mittelpunkte der Ansteckung, wie z. B. Konstantinopel, gebildet haben. Jedenfalls ist in den letzten 3 bis 4 Jahren zur Bekämpfung des Uebels mehr geschehen, als sonst in so vielen Jahrzehnten. Gelingt es europäischer Wissenschaft und Ausdauer, diesen Feind, enn auch nicht ganz zu besiegen, doch unschädlicher zu machen, so ist eine furchtbare Schranke niedergebrochen, welche den Orient und Occident jetzt noch von einander fern halten. (Fortsetzung folgt.)

Eine Sklavenverschwörung in Kentucky.

Der New-York Inquirer vom 8 November theilt aus einem Indiana-Blatt Einzelheiten über ein Sklavencomplot in der Grafschaft Henderson mit, die nicht wenig charakteristisch sind. Ein Hr. Aikin bemerkte vor kurzem, daß in der Nacht seine Pferde geritten worden waren, und dieses erweckte, in Verbindung mit dem Umstande, daß seine Sklaven in der letzten Zeit häufiger als gewöhnlich abwesend gewesen waren, seinen Verdacht. Er nahm drei derselben vor, und peitschte jeden einzeln, bis er gestand, wo sie gewesen, und was sie für eine Absicht gehabt hätten. Die Gleichförmigkeit ihrer Geständnisse setzte die Wahrheit derselben fast außer Zweifel. Sie gaben an, daß sie öfters einer Versammlung beigewohnt hätten, wo ein Weißer, mit Namen Cummings, ihnen predigte, daß sie ihre Freiheit gewinnen könnten, und daß er sie mit Waffen und Munition versorgen wolle. Die Zeit zum Aufstande war schon bestimmt, aber da der Anschlag entdeckt wurde und Cummings Wind davon bekam, so hatte er sich aus dem Staube gemacht. Ein Obrist M'Lain sollte das erste Opfer seyn. Es ist kaum zu bezweifeln, daß dieser Cummings zu einer Bande von Schurken gehörte, die nur Raub zum Zwecke hatten, denn es war bekannt, daß Obrist M'Lain und eine Anzahl seiner Nachbarn bedeutende Summen baaren Geldes im Hause haben. Vor kurzem geriethen die Weißen zu Henderson in Unruhe, worauf während der Nacht Patrouillen die Straßen durchzogen und überall die Negerwohnungen durchsuchten, wo sich von zweihundert nur ein Einziger fand. Dem Gerücht zufolge soll eine Anzahl Spitzbuben einen großen Theil des Staats in Districte getheilt und den Plan zu einem allgemeinen und gleichzeitigen Sklavenaufstand entworfen haben.

Chronik der Reisen.

Ausflug in die westlichen Departements von Frankreich.

2. Die Priorei Solèsmes.

(Fortsetzung.)

Die grausame Verheerung dieser Statuen wurde übrigens nicht von den Vandalen der ersten französischen Revolution, sondern schon in frühern Zeiten von den fanatischen Bewohnern einiger umliegenden Ortschaften verübt, welche in ihrem blinden Glaubenseifer an diesen beiden unschuldigen Grabwächtern die Beschimpfungen rächten, welche die römischen Kriegsknechte dem Erlöser angethan. Die beiden Pilaster zur Linken und Rechten des Gewölbes, überreich mit Arabesken verziert, sind, wie die beiden obenerwähnten Krieger und die Skulpturen der gegenüberliegenden Capelle, aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. In den übrigen Details dieser unermeßlichen Composition finden wir jedoch das Gothische aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wieder. Vier Schilde, der eine von Löwen, der andere von Genien getragen, und die beiden letzten mit Laubwerk eingefaßt, enthielten ehemals Wappen, welche aber ausgekratzt worden sind.

In dem obern Theile dieser äußern Grotteneinfassung sehen wir einen Calvarienberg mit allem Zubehör. Der Erlöser hängt nicht mehr am Kreuze; Nikodemus und Joseph von Arimathia haben ihn so eben herabgenommen, um ihn zu bestatten und beizulegen, wie es der Künstler in dem Gewölbe dargestellt hat. Die beiden Schächer sind noch am Kreuz, und krümmen ihre vom Schmerze gefolterten Gliedmaßen in

Digitized by Google

krampfhaften Zuckungen; die barocke Phantasie des Künstlers hat dem linken Schächer, ich weiß nicht warum, eine große Allongeperrücke aufgesetzt; geschah es vielleicht aus Satyre gegen eine Magistratsperson? David mit dem orientalischen Diadem auf der einen Seite und Jesaias auf der andern prophezeyen wechselsweise den Tod des Heilands, und halten Schriftlegenden, wovon nur noch wenig zu lesen ist. Ein Engel, zugleich ernst und kindlich in seiner Haltung und Gestalt, umarmt den Fuß des großen Kreuzes; ein zweiter Engel, unter dem Kreuze des guten Schächers stehend, reicht die Geißelriemen, während ein dritter Engel, mit einer mächtigen Perrücke zu den Füßen des andern Schächers placirt, die Spitzen der Lanze trägt. In der obersten Etage der Grottenverzierung hat der Bildhauer zwei schnurrige, mit Chorhemd und Stola bekleidete Engel angebracht, welche einige andere Marterwerkzeuge tragen und stark beschädigt sind.

Die architektonischen Zierrathen des Altars dieser rechten Kreuzcapelle, worauf das Sacramentshäuschen steht, verdienen specielle Erwähnung. Im reinsten Styl der Renaissance sind die Säulen und Bögen, der Fries und das Gesims, welche eine Art Grottenvertiefung schmücken, worunter der Künstler ohne Zweifel irgend eine große Composition, wie über dem Altar der gegenüberliegenden Kreuzcapelle, anbringen wollte, was aber aus Geldmangel oder andern Beweggründen unterblieb; auf der Säule rechts liest man das Datum 1555. Die Statuen, welche diese Vertiefung ausfüllen, entsprechen keineswegs den übrigen Zierrathen: in der Mitte eine bemalte Madonna mit dem Erlöser auf dem Schooß; ihr zur Seite ein heiliger Petrus im Cardinalsrock und die dreifache Papstkrone auf dem Haupt, und ein heiliger Paulus mit langem Bart und ein noch längeres Ritterschwert in der Hand; diese beiden letztgenannten Statuen, die höchst merkwürdig erstumirt sind, rühren aus dem fünfzehnten Jahrhundert her.

Unmittelbar über dem Altar sieht man ein vortreffliches Basrelief, welches, gegenwärtig vom Sacramentshäuschen verdeckt, theilweise bedeutend zerschlagen und ganz mit Kalk übertüncht ist, wie man es auch den eleganten Arabesken der Säulen und des Frieses gemacht hat. Der Gegenstand dieses Basreliefs, das eine sorgfältige, vernünftige Restauration verdient, ist der Bethlemitische Kindermord; es liegt viel Energie und Lebendigkeit des Vortrags in der dargestellten Scene; alle Figuren sind perspectivisch ungemein glücklich gruppirt, während die Figuren des ersten Plans in Hautreliefmanier stark hervortreten, sieht man die heilige Familie in der Ferne nach Aegypten fliehen.

Wenden wir uns nun zu den Skulpturen der linken Kreuzcapelle, so finden wir den Kunststyl der französischen Renaissance in seiner höchsten Blüthe; fünf große Scenen aus dem Leben der heiligen Jungfrau sind hier dargestellt. Dem Beschauer gegenüber, als Pendant der Grablegung Christi in der entgegengesetzten Kreuzcapelle, ist das Begräbniß Mariens, eine umfassende Composition, und ganz vorzüglich gedacht, wie ausgeführt. Die heilige Jungfrau, sanft entschlafen und keusch drapirt, liegt im Zustande des Todes auf einem Leichentuche; der ganze Charakter dieser Figur verräth die überirdische Abkunft; es ist ein gar schöner, züchtiger Kopf, und ein stilles, süßes Wesen des Todes, wie das eines Engels, scheint um ihr Gesicht zu säuseln; man meint, die Seele sey nur auf einige Augenblicke aus diesem unentweihten Körper entflohen, der bald in seiner ganzen jungfräulichen Schöne wieder auferstehen müsse und unmöglich der Verwesung des Grabes anheim fallen könne. Die ganze christliche Skulptur hat vielleicht keine solche Madonna mehr hervorgebracht, wo das Schöne in höchster Vollendung mit dem Tiefreligiösen so innig verwebt worden wäre. — Petrus und Johannes sind bei dieser Trauerscene gegenwärtig; ersterer neigt sein ehrwürdiges, kahles Haupt über den Leichnam, um sich noch einmal an den göttlichen Zügen der Mutter Jesu zu stärken. Links von Petrus steht Johannes, welcher ein Ende des Grabtuchs hält und einen langen, schwermüthigen Abschiedsblick auf das Gesicht Mariens heftet. Zur Rechten Petri bemerken wir den heiligen Jakobus; sein schöner, edler Kopf, gedankenvoll zur Erde gebückt, verkündet die ernste und traurige Stimmung seines gepreßten Herzens. Das andere Ende des Grabtuchs hält ein ehemaliger Prior von Soiesmes, Dom Jehan Bougler († 1555), welcher die Statuen und Verzierungen dieser Gradcapelle ausführen ließ. Der Kopf Dom Bougiers, ein schönes, feines Modell mit einem Anfluge von diplomatischer Verschmitztheit, ist in der Mitte durchgesägt; ein gleiches Schicksal hat der Kopf des dem Prior gegenüberstehenden Zipfelhalters erfahren. Dieser Act eines rohen Vandalismus wurde von den Commissären verübt, welche in den ersten Jahren des Kaiserreichs von der Regierung den Auftrag erhalten hatten, die Statuen der „Heiligen von Soiesmes" zu untersuchen, ob sie den Transport nach Paris ausdauern könnten. Die Herren Commissäre wußten sich in dieser Angelegenheit nicht anders zu helfen, als indem sie die Köpfe zweier Statuen einer brutalen Operation unterwarfen. — Die übrigen Personnagen der Scene nehmen den lebhaftesten Antheil an der dargestellten Handlung; vortrefflich sind ein Greis mit langem Bart und zwei heilige Frauen, deren verschieden ausdrucksvolle, tief ergriffene Physiognomien die über die ganze Scene verbreitete Trauer und Schwermuth noch erhöhen. Der Faltenwurf der Draperien ist meisterhaft behandelt; in den Händen der Apostel hat der Meißel Unglaubliches geleistet, und was die Köpfe betrifft, so ist es unmöglich, größere Kraft und Stärke des Ausdrucks mit stiller Mäßigung zu vereinen. Die Basreliefs des Sarges haben viel gelitten: Esther, welche ihr Volk vom Tod errettet, und Judith, welche den Feind ihres Stammes aufopfert, sind allein noch kenntlich; ihre elegante Ausführung macht den Verlust der übrigen höchst bedauernswerth. Die verstümmelte Figur, welche im Vordergrunde zu den Füßen der Jungfrau am Sarge sitzt, ist, wie die obenerwähnten Wächter des heiligen Grabes, das Opfer allzu christlicher Vorurtheile geworden. Die gemeinen Leute hatten sich nämlich eingebildet, daß diese Statue den Teufel darstelle, welcher in dem vor ihm aufgeschlagenen Buche nach dem Sündenregister der Jungfrau Maria herumblättere, und ganz außer sich darüber sey, alle Blätter weiß zu finden. Die arme Statue hat diese Einbildung theuer entgelten müssen, und war von jeher den handgreiflichen Thätlichkeiten der zahlreichen Ehrenretter der unbefleckten Jungfrau ausgesetzt, welche ihr Kopf, Arm und Bein entzweigeschlagen haben.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 116** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Die Quelle von Backtschisarai. (Schluß.) — P. B. Shelley. (Fortsetzung.) — Miscellen.

Im Verlage dieses dem Auslande dargestellten Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 355.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 December 1838.

Ueber ein Gastmahl in Santa-Fé.

(Aus Robertsons: Letters on Paraguay.)

Kurze Zeit, ehe wir von Santa-Fé abreisten, lud der Gouverneur mich nebst einem andern Engländer zu einem großen Gastmahl ein, wohin auch viele von der vornehmern Gesellschaft der Stadt gebeten waren. Etwa 30 bis 40 Gäste setzten sich in dem großen, schlecht meublirten Speisesaale des Regierungsgebäudes zur Tafel nieder, darunter Officiere, Advocaten, ein oder zwei Padres, Doctoren und Kaufleute, nebst mehrern ihrer Cara-Sposas und eben so vielen Töchtern. Don Francisco Candioti (der Patriarch von Santa Fé, siehe Nr. 284) war eine ausgezeichnete Person bei diesem Convite. Trotz des in der Provinz herrschenden Mangels war die Tafel mit allen möglichen Speisen in Fülle besetzt, denn bekanntlich lieben Mangel und Hungersnoth niedere Gesellschaft, und haben mit Gouverneuren oder Staatsoberhäuptern nichts zu thun. Drei Dinge nahmen bei dem Gastmahle meine Aufmerksamkeit besonders in Anspruch: fürs erste die ausnehmende Freiheit, — um den mildesten Ausdruck zu gebrauchen, — womit junge und alte Damen im Gespräche sich ausdrückten, eine Freiheit, die mir bei meinem unverdorbenen englischen Sinn jeden Augenblick das Blut in die Wangen trieb, obwohl dieß, so oft man es bemerkte, ein herzliches Lachen zur Folge hatte. Das zweite, was mich in Erstaunen setzte und mir ausnehmend wohl gefiel, war die große Leichtigkeit, womit alle anwesenden Herren Verse improvisirten: fast alle Toasts wurden auf diese Weise ausgebracht, und zwar mit einer Raschheit, einer Bestimmtheit, und oft auch einer Eleganz, die mich in Erstaunen setzten. Ich fand später, daß dieses Talent in Südamerika ziemlich allgemein war. Die dritte südamerikanische Sitte, die mich ziemlich aus der Fassung brachte, war die, daß die Gäste sich gegenseitig mit dem Werfen von Pelotitas oder Brodkügelchen von der Größe einer Erbse neckten. Sie warfen dieselben mit dem Mittelfinger und Daumen mit fast unfehlbarer Sicherheit und in so ungeheurer Zahl, daß der Boden an manchen Stellen des Zimmers ganz wörtlich davon bedeckt war. Alle am Tische ohne Ausnahme mischten sich in den Scherz und im Verlauf der Zeit mit immer steigendem Eifer. Ich habe oft dieses Werfen mit Brodkügelchen gesehen, aber nie in dem ungewöhnlichen Maaße, wie an der Tafel des Gouverneurs von Santa Fé. Eine große Menge Wein wurde während des Essens getrunken, das mit dem Desert und dem Brodkügelchengefecht von 3 bis 7 Uhr dauerte. Während dieser ganzen Zeit blieben die Damen im Speisesaal, wo eine Menge Scherze und Schäckereien getrieben wurden, bis endlich einige, die der Wein besonders aufgeregt hatte, sich zu solchen Ungezogenheiten fortreißen ließen, daß sie selbst in diesem Lande der äußersten Nachsicht nicht geduldet werden konnten. Wir begaben uns deßhalb in einen Saal, wo eine vortreffliche Musikbande aufgestellt war. Das Tanzen dauerte fort bis 12 Uhr, was bei den Santa-Fecinos schon für eine sehr späte Stunde gilt.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Dem Orient am nächsten und nach England am vielfachsten mit ihm verflochten, ist Rußland, diejenige Macht Europa's, welche in ihren Bewegungen am freiesten ist, durch Einsicht und Klugheit am höchsten über ihrem Volke steht, und darum auch am unumschränktesten darüber gebietet. Ueber Rußlands Umsichgreifen in Asien haben wir schon im vorigen Jahre Einiges mitgetheilt, und sein jetziges Zusammentreffen mit England in Persien ist der Gegenstand vielfacher Erörterung geworden; seine Bemühungen, sich im Kaukasus immer fester zu setzen, haben in diesem Jahre, wie im vorigen, fortgedauert, und es ist dießmal nicht besser zum Ziele gelangt; ja, wenn einigen Nachrichten zu trauen, so haben die wilden Bergstämme in Osten und Südosten, die Tschetschenzen und Lesghier, den Russen nicht unbedeutende Verluste beigebracht. Engländer scheinen fortdauernd den Widerstand gegen die russische Waffenmacht zu leiten, und man fängt im Orient an von einer philadasischen und philocircassischen Gesellschaft zu sprechen, wie man früher von Philhellenen sprach. Den Anstoß hierzu hat, wie ungeeignet er sonst zu diplomatischen Verhandlungen seyn mag, der bekannte Urquhart gegeben, seit er als Daud-Bey in jenem Lande auf-

Digitized by Google

trat. Ungeheuer sind indeß die Anstrengungen der Russen um den wachsenden Widerstand zu überwinden, und in dem Maße, als sie ihre Kraft entwickeln, steigt der Haß ihrer Gegner, und die Engländer schimpfen immer heftiger über die nordischen Barbaren.

Man ist schnell fertig mit diesem Wort, und leicht mag man sich dadurch verleiten lassen, die geistigen Kräfte jenes Reichs allzugering anzuschlagen. Wahr ist es, daß die Bildung in Rußland eine weit minder breite Basis hat, als im westlichen Europa; abgesehen hiervon aber liegt der Unterschied sehr häufig mehr nur in der Form. Wer das Werk von Krusenstern über den öffentlichen Unterricht, aus dem wir Auszüge mitgetheilt, und den Artikel von Löwe Weimars über den jetzigen Zustand von Rußland mit Aufmerksamkeit gelesen hat (s. Rußland Nr. 3 bis 14, und: Nachrichten über die öffentlichen Unterrichtsanstalten in Petersburg mit Bemerkungen über das russische Unterrichtswesen überhaupt s. Nr. 219 bis 232), der wird bekennen müssen, daß in Rußland eine bedeutende Masse von Wissen sich findet, daß diese Masse von Jahr zu Jahr wächst und sich ausbreitet, und daß sie mehr und mehr das Volk geistig heben muß. Die starre, militärische Form, in welche Alles gegossen wird, die stete Richtung auf die Bedürfnisse des Staatsdienstes, stoßen gegen unsere humanistische Bildung an, und verletzen unser Gefühl. Wenn wir aber zurückdenken, daß vor noch nicht 40 Jahren der größte Mann unseres Jahrhunderts seinen Schulen eine ganz ähnliche Einrichtung gab, und zwar unter einem Volke, welches sich für das gebildetste der Welt hält, so müssen wir bei aller Parteilichkeit für unsern Bildungsgang doch zum mindesten bekennen, daß der humanistische Weg, welchen wir einschlagen, nicht der einzige ist, und die russische Regierung, welche die Abrichtungsmethode für den Staatsdienst wählt und darin beharrt, wird selbst vor den strengsten Richtern in sofern eine Entschuldigung finden, als sie es war, welche vor 130 Jahren erst anfing, ihr Volk aus der Barbarei herauszureißen, welche die vornehmsten Adeligen mit Strafen zwingen mußte, ihre Kinder in die Schule zu senden, um sie nur zu den geringsten Staatsdiensten fähig zu machen, und welche in diesem Zeitraume — wie kurz ist dieser für die Civilisirung eines Volks? — es wenigstens so weit brachte, daß sie in ihrem eigenen Interesse es für nothwendig erachtete, inne zu halten. Hr. Löwe Weimars hat versucht, eine Apologie der russischen Regierung zu schreiben, und sein in der Revue des deux Mondes abgedruckter Artikel war bestimmt, dem blinden Hasse, welchen man gegenwärtig in Frankreich gegen Rußland hegt, entgegen zu arbeiten, indem er zeigte, daß diesem scheinbar so rohen, barbarischen Volke ein Geist eingehaucht werde, den man nur selten erkenne, und noch seltener zu würdigen verstehe. Das Bild, welches er uns von den Adelscorporationen und den Gemeinden in Rußland entwirft, verdient die ernsteste Aufmerksamkeit, und wenn unwissende Pariser Journalisten einen Beweis von finsterm Despotismus in dem Umstande suchen wollen, daß man den barbarischen Russen verbiete, nach der Weltstadt, dem Centrum aller Bildung, kurz nach Paris zu reisen, nur damit sie nicht von einer dem Despotismus gefährlichen Bildung angesteckt würden, so klingt dieses rein lächerlich, und eine viel verständigere Erklärung läßt sich unschwer auffinden, ohne daß man die angebliche Abneigung des Kaisers gegen Frankreich auch nur in Berechnung zu ziehen braucht. Hunderte von reichen russischen Edelleuten würden jährlich nach Paris gehen, um in dieser Stadt des raffinirtesten Genusses ihr Vermögen zu verschwenden, und geblendet von dem Schimmer einer falschen Bildung ihr Vaterland zu vergessen, was um so leichter geschieht, als ihre Erziehung von Jugend auf häufig eine ganz französische ist, und sie das Französische meist besser als ihre Muttersprache sprechen. Die Franzosenwuth, welche vor der französischen Revolution an allen deutschen Höfen herrschte, hat sich in Rußland länger als irgendwo erhalten; sie wucherte unter dem guten, aber schwachen Alexander fort, und nur der bestimmte Wille des jetzigen Kaisers fängt an, ihr Einhalt zu thun. Sie war ein fressendes Uebel geworden; denn wenn im westlichen Europa die höhern Stände auf solche Abwege gerathen, so ist der Schaden verhältnißmäßig klein, da der zahlreiche Mittelstand mit seinem gründlichen Wissen ihnen die Wage hält, und sie allmählich wieder auf die natürlichere, nationale Bahn zurückbringt; in Rußland aber, wo Adel und Volk fast ohne Mittelclasse dastehen, wo alles, was öffentliche Meinung heißt, nur vom Adel ausgeht, da sieht sich die Sache etwas anders an. Nicht umsonst ist der Kaiser bemüht, den Mittelstand zu heben, und verweigert Gewerbtreibenden nicht, ihre Söhne nach dem ausgebildetern Westen zu senden.

Das nationalere Bestreben der russischen Regierung macht auf die verschiedenen Elemente seiner Bevölkerung aufmerksam, da ein solches Streben natürlicherweise dahin geht, diese verschiedenen Elemente im Hauptelement, dem russischen, untergehen zu lassen. Interessant und für die Geschichte wichtig ist die fortschreitende Incorporation der finnischen Stämme, welche schon seit vielen Jahrhunderten fortgeht und die Russen immer weiter nach Norden und Osten führt (s. den Artikel: die Völker der finnisch-uralischen Race Nr. 320). Natürlich gehen dabei auch die tatarischen Ueberreste, die noch von dem alten tartarisch mongolischen Einbruch unter Dschengis-Khan und seinen Nachfolgern in Rußland sitzen, vollends zu Grunde, und zu welcher Rolle dieselben bereits herabgesunken sind, zeigt die Geschichte Kara-Alis (s. Nr. 87 ff.). Jetzt sind die Russen in ihrem Fortschreiten gegen die finnischen Völker und in deren Amalgamirung endlich auch auf diejenigen gestoßen, welche bestimmt schienen, durch das Fortrücken der germanischen Völker gegen Osten ihrer Nationalität beraubt zu werden. Esthland, Ingermannland und Finnland haben theils deutsche und dänische, theils schwedische Sprache und Sitten angenommen. Die höhern Stände, der Adel, die Geistlichkeit, die Beamten, sind germanischen Ursprungs, und Rußland arbeitet jetzt daran, diese zu Russen zu machen, wie früher viele deutsche Adelige in einem Theile von Liefland und Weißrußland zu Polen wurden. Wo die Masse des Volks mit den höhern Ständen eines Stammes ist, geht eine solche Unternehmung nur sehr schwer und langsam von Statten, mögen auch die Umstände der Umformung noch so günstig seyn, wie man an dem Beispiel des Elsasses und noch

Digitized by Google

mehr des französischen Flanderns sieht, an welch letzterm Orte das Volk ohne Literatur, ohne höhere Stände, welche seine Sprache sprächen, bei allmählich französirten Städten doch auf dem platten Lande noch seine flämische Sprache spricht. Anders ist dieses aber, wo die höhern Stände und das Volk einander fremd gegenüber stehen, und es die Regierung nur mit den erstern zu thun hat, wie in Liefland, Esthland, Ingermannland und Finnland. Die Schritte, welche Rußland bereits gethan, und deren wir auch schon im vorigen Jahre erwähnten, scheinen von beiden Seiten eine Mißstimmung herbeigeführt zu haben, wie dieses auch der feindselige Ton Bulgarins (s. dessen Sommerausflug Nr. 274) gegen den lief- und esthländischen Adel kundgibt. Ob die Vermengung von slavischem und deutschem Blut, welche Bulgarin recht eigentlich wie eine Racenkreuzung vorschlägt, ausführbar ist und zum Ziele führt, muß die Zeit lehren. In Finnland scheint die Assimilirung glücklicher von statten zu gehen, wie sich einerseits auf dem freundlichen Tone russischer Schriftsteller im Betreff Finnlands, andrerseits aus der offen ausgesprochenen Befürchtung der Schweden ergibt, Finnland möchte im Laufe eines halben Jahrhunderts fast ganz russificirt werden; freilich eine nicht ganz unwahrscheinliche Aussicht, wenn es wahr ist, was in dem angeführten Aufsatz über die finnischen Völker gesagt ist, daß die Zahl der Schweden nur etwa hunderttausend beträgt, während die der Finnen über eine Million steigt, und die Russen immer mehr von Osten her mit denselben sich vermengen.

Weit minder günstig scheint die Ausbreitung der Russen im Süden vorwärts zu schreiten, wo dieselbe nicht militärisch betrieben wird, wie in Neurußland unter der Kaiserin Katharina, oder in der Kabarda, wo man donische Kosaken ansiedelt, um sie als stehende Gränzwachen gegen die kaukasischen Völkerschaften zu gebrauchen (s. Nr. 33). Doch scheinen auch die militärischen Ansiedlungen im Osten des schwarzen Meeres und westlich in Neurußland keinen sonderlichen Fortschritt zu gewinnen; denn die Kosaken am schwarzen Meere (s. Nr. 160) werden durch das Klima und das Schwert des Feindes furchtbar gelichtet, und im Westen sind die Tartaren noch zahlreich, und Boden wie Klima scheinen festen Ansiedlungen nicht günstig (s. die Tartaren im südlichen Rußland Nr. 37). An manchen Orten, wie in Saratow, gewinnen die deutschen Niederlassungen offenbar bessern Fortgang als die russischen (s. die fremden Colonien in Rußland Nr. 239), und überhaupt zeigt sich, wenn wir den Fortgang der fremden Colonien (s. Nr. 239) und die Bemerkungen des Dr. Schmalz auf seiner Reise (s. Nr. 38 bis 49) in Erwägung ziehen, als ob im russischen Nationalcharakter etwas liege, das einer größern Vervollkommnung im Ackerbau oder vielmehr einer größern Ausdauer darin widerstrebe. Die Neigung der Russen zum Handel (s. Nr. 30) ist sehr stark ausgesprochen, und es gibt sich der den Ackerbau befördernde Sinn der Einzelfreiheit, der in den germanischen Stämmen so sehr vorherrscht, und namentlich in Schweden und Norwegen sich noch in seiner alten Stärke zeigt, keineswegs bei den Russen kund. Indeß muß man sich wohl hüten, gegen die Masse des Volks nicht ungerecht zu urtheilen; diese Masse steht allerdings noch weit hinter den gebildetern Ländern des Westens zurück, allein die Regierung und der europäisch gebildete Adel üben gegenwärtig einen so überwältigenden Einfluß auf dieselbe aus, und bestimmen ihre Thätigkeit so sehr, daß man von Aeußerungen des Volkslebens im Grunde wenig zu Gesicht bekömmt.

Es scheint indeß, als ob die Lebensthätigkeit des Volks in den nördlichen Gegenden, wo weniger Adel herrscht, mehr hervortrete, denn wo immer von den nördlichen Meeren die Rede ist, sey es in Expeditionen nach Nowaja-Semlja (s. Nr. 153), sey es bei den Fischereien in den nördlichen Meeren (s. die ersten Nummern dieses Monats), überall stößt man auch auf Russen, und das Streben nach dem Besitz der schwedisch-norwegischen Finnmarken, das man der russischen Regierung schuld gibt, mag außer dem Wunsche, Häfen an dem atlantischen Meere zu besitzen, wohl auch in dem Umstande seinen Grund haben, daß die Russen von dem weißen Meere aus einen lebhaften Verkehr mit jenen Landstrichen unterhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Neue bewegende Kraft.

Man hat das Geheimniß einer bewegenden Kraft gefunden, die sich bei allen Arten von stationären oder locomotiven Maschinen anwenden läßt. Diese neue Kraft gleicht der des Dampfes; man erhält sie um den sechsten Theil der Kosten von jenem, hat dabei die Nachtheile eines Kessels nicht, und eben so wenig die Schwere und die Gefahren, die aus demselben entspringen. Vermöge dieser neuen Bewegkraft können Wagen, die eben so leicht und elegant sind als die mit Pferden bespannten, auf gewöhnlichen Straßen oder auf Eisenbahnen mit der für die Sicherheit der Reisenden vereinbaren Schnelligkeit gebraucht werden. Bei Paketbooten und andern Schiffen als bewegende Kraft angewandt, würde diese neue Erfindung die wichtigsten Dienste leisten, indem sie die Gefahr der Explosion nicht bietet, und auch keinen Lärm und Rauch erzeugt. Der Raum, den gegenwärtig der Kessel und der Kohlenvorrath bedarf, kann, da er hier frei ist, sehr vortheilhaft benutzt werden. Diese neue Erfindung wird vorerst dem Urtheile der öffentlichen Meinung unterworfen werden, und zur Anwendung kommen, sobald in Frankreich, Belgien und Holland Patente darauf genommen sind. (Worcester Chronicle.)

Chronik der Reisen.

Ausflug in die westlichen Departements von Frankreich.

2. Die Priorei Solèsmes.

(Fortsetzung.)

Die strenge Architektur des Monuments stimmt mit der in der Grotte vorgehenden Handlung völlig überein und erfüllt mit Bewunderung. Die beiden zierlichen Säulen des Eingangs, von denen die eine mit Epheu umrankt, die andere von Weinlaub und Reben umflochtungen ist, könnten allein stundenlang unsere Aufmerksamkeit fesseln, wenn nicht andere Meisterwerke dieselbe in höherem Grad ansprächen. Ueber der Grotte sehen wir vier heilige Doctoren, welche von reichverzierten Kanzeln herab den Ruhm der wiederauferstandenen

Digitized by Google

Jungfrau Maria verkünden. Der erste links ist der heilige Bernhard in seinem alten Ordenskleid und mit dem göttlichen Krummstab, ein herrlicher Kopf, in welchen der Bildhauer die ganze poetische Gluth und Schwärmerei des berühmten Kreuzzugpredigers hineingemeißelt hat; auf den heiligen Bernhard folgen zwei Bischöfe, welche wir nicht erkannt haben, ein Paar brave Halbfiguren; der vierte, ein Greis mit stark ausgeprägten, strengfrommen Zügen und mit einem weiten Cardinalshut über der Schulter, ist der heilige Bonaventura, dessen mystische Schriften ebenso vom Lobe und von der Herrlichkeit Mariens überfließen, als die des Abtes von Clairvaux. Eine spanische Volkssage berichtet, daß der heilige Bonaventura nach seinem Tode von Gott die Erlaubniß erhielt, drei Tage lang auf die Erde zurückkehren zu dürfen, um seine unvollendeten Memoiren zu schließen, welchen Gegenstand Murillo mit einer grausenerregenden Wahrheit in einem Bilde dargestellt hat, das im neuen spanischen Museum des Louvre zu sehen ist.

Die Kanzelnischen, über welche sich die vier Doctoren mit halbem Körper hinüberlehnen, sind außen herum in Fächer abgetheilt, welche eine kunstfertige Hand mit kleinen, niedlichen Figuren ausgefüllt hat, die unter den zierlichsten Arabesken und Schnörkeln hervorgucken. Ueber den Doctoren verweilt das Auge ebenfalls mit Entzücken und Staunen auf den Details eines bewundernswürdig reich gearbeiteten Frieses, über den sich ein köstlicher Tempel erhebt, der mit einer Grazie und Leichtigkeit ohne Gleichen dort hinaufgebaut ist und in der Luft zu schweben scheint. Der ganze Raum bis oben an die Decke ist mit den anmuthigsten Verzierungen einer schöpferischen Einbildungskraft angefüllt. Elegante Bögen, mit Rosaceen geschmückt und mit liebreizenden Engelsköpfen und Cherubim garnirt; zierliche Thürmchen, stufenweise übereinander gestellt, wie die luftigen, ätherischen Capellen, welche die Steinmetzen des Mittelalters an den Portalen der Münster von Köln und Straßburg ausgeschnitten; die verschiedensten Kunststyle, der griechische und maurische, Mittelalter und Renaissance, vereinigen sich hier zu einem vollkommen harmonischen Ganzen. Im mittlern Raum ist die Himmelfahrt Christi und Mariens abgebildet, welche Gruppe jedoch der eben beschriebenen weit nachsteht; die beiden Hauptpersonnagen sind höchst mittelmäßig; acht Apostel und ein Benedictinermönch, sämmtlich schwach gedacht und ausgeführt, betrachten mit nichtssagenden Mienen die glorreiche Himmelfahrt. Im Vordergrunde singt David das Lob seiner glücklichen Tochter auf der Harfe; zwei kleine Engel, welche mit naiver Vorsicht, aber wider alle Regeln der Perspective, den Stein des Sarkophags dem Erlöser und der Jungfrau fast unmittelbar unter die Füße halten, haben hübsche, kindliche Formen.

In jeder Hinsicht vorzüglicher ist die Composition in dem Gewölbe hinter dem Altar der Capelle, die sogenannte Ohnmacht Mariens (pâmoison de la Vierge). Die heilige Jungfrau liegt auf den Knieen und will so eben die Communion aus der Hand Christi entgegennehmen; sie rafft den ganzen Ueberrest ihrer Lebenskraft zusammen, um der göttlichen Speise theilhaftig zu werden. Der heilige Petrus stützt die Mutter Jesu, während der Sohn vor ihr steht und die Hostie hinreicht. Johannes kniet neben seiner Adoptivmutter und blickt sie mit inniger Kindesliebe an. Sechs Apostel, in ehrerbietigen Stellungen, wohnen der Scene bei; einer davon, das Knie zur Erde gesenkt, hält ein aufgeschlagenes Buch, worauf wahrscheinlich eine dem Umständen angemessene Bibelstelle geschrieben stand. Die ehrwürdige Personnage, im Chorrock, welche mit gefalteten Händen in einer Vertiefung des Vordergrundes zur Rechten des Beschauers steht und die Scene mit gespannter Erwartung betrachtet, ist der heilige Hierotheus, der Schüler der Apostel, welcher der Sage nach beim Tode der Jungfrau zugegen war. Hinter den Figuren des Vordergrundes bemerkt man zwei weibliche Gestalten, voll Schmerz und Ausdruck; die zur Linken ist merkwürdig schön, und kann in Hinsicht auf Reinheit der Contouren und edle Einfachheit der Formen mit den Antiken wetteifern. Der Benedictiner in der Vertiefung links macht sich ebenfalls durch gewissenhafte Behandlung und die festgezeichneten Umrisse seiner Physiognomie bemerklich, welche nach der Natur abconterfeit scheinen. Die sehr gewöhnliche Statue des Heilands ist ungemein beschädigt; ein früherer Prior von Solèsmes, der es sehr unangemessen fand, daß Christus seiner Mutter die Communion ertheile, soll den Arm des Erlösers mit der geweihten Hostie haben abschlagen lassen. — Die herrlichen architektonischen Details, welche diese Grotte zieren, verdienen die höchste Beachtung. Der capriciöse Spitzbogen der Renaissance theilt die Decke des Gewölbes in die zierlichsten Felder ab, und verlängert den Schlußstein in eine wunderbar durchbrochene Arbeit. Die Arabesken des Frieses und der Säulen sind in demselben reichen Styl der vorhin beschriebenen Capelle ausgeführt; mehrere Todtenköpfe verbreiten einen ernsten, melancholischen Anflug über diese von leichter Meisterhand gemeißelten Ornamente.

Auf die Composition dieser Grotte beziehen sich offenbar die beiden Figuren an den Seiten der Begräbnißcapelle Mariens; die erste links vom Altar, unter einem allerliebsten steinernen Baldachin, ist der heilige Dionysius Areopagita; ein antikes Meßgewand bedeckt die Dalmatica des Prälaten, von dessen Arm eine leichte Binde herunterhängt; sein ausdrucksvoller Kopf ist nach dem andern Bischof zugekehrt, welcher auf der entgegengesetzten Seite ebenfalls im Schatten eines zierlichen Baldachins figurirt; dieß ist der heilige Timotheus, der mit vorübergebeugtem Körper auf die Worte des heiligen Dionysius zu hören scheint. Seine durch Castelungen abgemagerten Züge vergegenwärtigen lebhaft den strengen Glaubensmann, welchem der Apostel Paulus in einem seiner Briefe räth, seinen geschwächten Leib durch Weintrinken zu stärken. Er trägt ein Chorhemd mit engen Aermeln und einen Cardinalsrock; in der Anordnung der Draperien waltet eine ausgesuchte Grazie und Feinheit.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Druidische Ueberreste. Man hat in den Bergen von Arbes merkwürdige Ueberreste des alten Druidencultus aufgefunden, die von einem Opfer herzurühren scheinen. Der Boden, wo man sie fand, ist gegenwärtig Weide, scheint aber früher Wald gewesen zu seyn. Unter dem Rasen fand sich eine Schichte Kohlen, gemischt mit geschmolzenem Glas, und in der Mitte eine Urne, die eine gläserne Vase enthielt, in welcher die Ueberreste der Gebeine des Opfers, die das Feuer nicht verzehren konnte, sich befanden. Um diese Urne in gleichen Entfernungen fanden sich drei Lampen. Man traf auch Trümmer von Vasen von verschiedener Form, die meist von römischer Töpferarbeit waren. Sie dienten wahrscheinlich, um das Blut und die Knochenreste früherer Opfer aufzubewahren. Man hat diese alten Ueberreste sorgfältig gesammelt. (Echo du Monde Savant Nr. 44.)

Erdbeben zu Constantine. Einem Schreiben aus Constantine vom 8 November in den französischen Blättern zufolge hat in dieser Stadt ein Erdstoß stattgefunden, der den Palast Achmed Bey's mächtig erschütterte. Leider sind Tag und Stunde nicht angegeben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 356.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 December 1838.

Die Kirche St. Johann von Jerusalem in Malta.*)

Betrachten wir zuerst die Fronte der Kirche. Zwei Reihen toscanischer Pilaster, von denen der obere das große Frontispice trägt, an dessen Spitze das Kreuz von Malta steht, der untere den Altan umgibt, auf welchem der Großmeister, sobald er gewählt war, sich der versammelten Menge zeigte, machen die Façade aus, an deren beiden Seiten sich zwei Thürme erheben, mit so kleinen, niedrigen Spitzen, daß im Fall einer Belagerung den feindlichen Kanonenkugeln kein Ziel gegeben wird. Zwei Gebäude von gleicher Länge, mit doppelten Reihen Fenster, bilden die Seitengebäude, von denen das rechter Hand die Wohnung des Großpriors des Ordens, das linker Hand das Repositorium der heiligen Gewänder und des Schmucks war. Das Gebäude scheint eine Nachahmung des schwerfälligen römischen Styls, versucht von den Künstlern des sechszehnten Jahrhunderts. Jetzt wollen wir eintreten, hier ändert sich die Scene. Hier zeigt sich Cassar als der größte Baumeister, der er wirklich war, und als der würdige Werkmeister der erhabenen Idee des Großmeisters Cassiere.

Beim ersten Eintritt ergreift die ernste Majestät des großen mittlern Flügels die Seele und erhebt sie zum Himmel. Sechs große vergoldete Bogen bilden das Gewölbe des Schiffes und werden von gigantischen Pfeilern aus grauem Marmor getragen, die sich leicht aus zwölf massiven Pilastern erheben, von denen sie selbst Theile sind. Von diesen Pilastern, welche in Zwischenräumen mit in den Stein gehauenen vergoldeten Arabesken verziert sind, springen in entgegengesetzter Richtung Bogen vor, welche die verschiedenen Capellen bedecken, die vom jedesmaligen ersten Generalcapitel an die Zungen des Ordens vertheilt wurden. Alles athmet in dieser Kirche Größe und Pracht, und ihre verschiedenen Theile bilden ein ungeheures, wundervoll symmetrisches Ganze. Blicke aufwärts und deine Augen sehen erstaunt die Decke mit Figuren bevölkert, die die Wiege der Christenheit darstellen, und die Thaten des verehrungswürdigen Vorgängers Christi. Man sieht ihn in jeder Abtheilung glorreich dem Erlöser der Welt den Weg bahnen. Das waren die Werke des Meisterpinsels von Calabrese.

Jetzt senke dein Haupt, erfüllt mit religiösen Gedanken, und ein anderer wundervoller Anblick bietet sich dar. Hunderte von Grabsteinen, welche die tapfern Thaten jener Königssöhne und Fürsten erzählen, die das Kreuz triumphirend über den Halbmond erhoben. Der adelige Sprosse eines jeden christlichen Landes kann hier Einige seines Geschlechtes finden, und eine Thräne auf das Grab seines Ahnherrn fallen lassen. Der ganze Fußboden ist eine ungeheure Mosaik, in den schönsten Zeichnungen ausgeführt, in Marmor von hundert verschiedenen Farben, wie ein Spiegel geglättet, und den Triumph der Christenheit über den Islam erzählend. Jetzt wende dich in das Innere der Capelle und du siehst die glänzenden Denkmale jener Großmeister, welche dem Orden die ausgezeichnetsten Dienste leisteten. Da ist in Mosaik das Portrait des scharfsinnigen Politikers Emanuel Pinto; weiter hin das edle Haupt des Nicholas Cottoner in Bronze, der die gigantischen Festungswerke um die drei Städte baute und ihnen seinen Namen hinterließ. Wir gehen weiter zur Capelle der heiligen Jungfrau: da glänzen die massiven, silbernen Pforten, die sie verschließen; auf jeder Seite sind Inschriften, ebenfalls auf silbernen Tafeln, von denen zwei schwere, rostige Schlüssel herabhängen — die Schlüssel der Thore von Rhodus. Die große, goldene Lampe, welche einst diese Capelle zierte, ist verschwunden (von den Franzosen nebst einer großen Menge andrer Kostbarkeiten geraubt). Vorn, mitten in der prächtigen Tribune, ist der Hochaltar, aus dem feinsten Marmor gearbeitet, und in dem Chor dahinten, in einer großen Nische, vom siebenten Bogen des Schiffes gebildet, ist das Bild des Patrons des Tempels, Johannes, wie er auf Christi Haupt die Wasser der Taufe ausgießt.

Wir müssen zurückgehen und das Oratorium der Ritter besuchen. Das Oratorium, jetzt die Capelle unsers Erlösers liegt rechter Hand von der Kirchthür, und auf dem Altar, wo jetzt das Crucifix mit den beiden Marien steht, wurde sonst der

*) Obige Beschreibung der berühmten Kirche, die hinreichend ins Einzelne geht, um Architekten und Antiquare zufrieden zu stellen, ist aus einem Maltesischen Blatte genommen und ein Bruchstück aus einem noch ungedruckten Roman, betitelt „die letzten Tage der Maltheser-Ritter."

Digitized by Google

Verehrung der Gläubigen das älteste aller heiligen Reliquien der Arm und die Hand des heiligen Johannes gezeigt. Sie wurde dem Großmeister von Rhodus, d'Aubusson, von Bajazet gegeben, von dort wurde sie hieher gebracht, und in ein großes prächtiges Ostensorium gelegt, das, getragen von zwei schönen Engeln, von Chevalier Bernini in Silber gegossen war. Noch immer ist es in der Sacristei der Kirche zu sehen, doch leer. . . Wo sind die Reliquien?

Diese Capelle enthält auch ein Gemälde, das geeignet ist, den tiefsten Eindruck auf alle zu machen, welche die Werke jener großen Künstler studiren, die die Religion Christi zu verherrlichen suchten. Ich spreche von der Enthauptung Johannis, dem schönsten, darf ich wohl sagen, von Caravaggio's Gemälden. Ich wünschte, ich könnte den Schleier wegziehen, mit dem es Rauch und Staub bedeckt hat, um meinem Leser es in seiner ganzen Schönheit zeigen.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Wenn wir von den asiatischen Reichen und von Rußland, wo die Volksthätigkeit sich hauptsächlich in der Regierung concentrirt, übersichtliche Bemerkungen mittheilten, so werden diese, je weiter wir in das westliche Europa gehen, immer fragmentarischer. Von Schweden und Norwegen haben wir leider sehr wenig aufzuführen, und nichts von Belang, als eine Reiseskizze durch Schweden nach Norwegen. Ob sich diese Lücke im künftigen Jahre besser füllen wird, steht dahin, da, was uns bisher, namentlich von dänischer nichtpolitischer Journalistik zu Gesicht gekommen, sich von deutscher und englischer Literatur und großentheils auch von romanischer nährt, und den Norden selbst als ihr Heimathland weniger beachtet.

Auch vom südöstlichen Europa haben wir wie immer wenig und nur Abgerissenes zu bieten. Spärlich sind die Nachrichten aus der Moldau und Wallachei; kaum viel reichlicher aus Ungarn: versprochene Mittheilungen sind nicht eingetroffen. Indeß geht jetzt für diese Länder ein neues Leben auf: die Eröffnung der Donau ist von unermeßlicher Wichtigkeit, und muß Länder dem allgemeinen Verkehr wieder geben, die seit Jahrhunderten fast so verschlossen waren, wie der Orient, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die große Arterie des Landes, der Donaustrom, in seinem Ausgange versperrt war.

Von den Süddonauländern haben wir aus Serbien und Bulgarien nichts als die Nachrichten von der dort wüthenden Pest und dem Versuch zu Quarantänen (s. Nr. 50 ff.), aus Albanien Nachrichten von dem geistvollen Urquhart (s. Nr. 253 ff.) von eben demselben aus Thessalien (s. Nr. 263 ff.), und eine kleine, aber für den Charakter der dortigen Bewohner charakteristische Erzählung (s. die griechische Braut Nr. 268 ff.). Für die Verhältnisse jener so wunderbar gemischten Bevölkerungen möchte überhaupt kaum je ein so unterrichtendes Werk erschienen seyn, als das von Urquhart.*) Aus dem Innern des Peloponneses haben wir einige antiquarische Briefe (s. Nr. 252 ff., 273 ff., 243 und 245) von einem Manne, der die griechische Regentschaft begleitet hatte, Hrn. Gottfried Herold, und aus den Inseln Siphnos, Seriphos ꝛc., eine Mittheilung des berühmten Alterthumsforschers Roß. Auch Corfu (s. Nr. 214 ff.) ist erwähnt und der traurigen Lage gedacht (s. Nr. 353), in welche diese Königin der Siebeninselnrepublik durch mehrjährige Mißernte gekommen.

Wir sind nun im Mittelmeer angelangt, dessen Bewegung einen immer rascheren Aufschwung nimmt, wovon die österreichischen und französischen Dampfbootlinien das Hauptzeugniß ablegen. Der wichtigste Umstand ist aber das Wiederemporkommen Italiens, in welchem sich mannichfach neues Leben regt. Zum erstenmal seit langer Zeit denkt man wieder an größere und auch wissenschaftliche Seereisen, und es ist gewiß nicht ohne Interesse, daß der Prinz von Savoie Carignan (s. Nr. 328) mit mehreren Gelehrten seines Landes eine Reise um die Welt machen soll. Die alte Seemacht Genua's scheint sich wieder zu erheben, und hat jetzt nicht ein ärmliches Stadtgebiet, sondern ein bedeutendes Fürstenthum im Rücken, um seinen Anstrengungen nachhaltige Kraft zu leihen. Der größte Beweis aber, wie sehr jetzt Italien wieder im Steigen begriffen ist, sind die großen Unternehmungen, um die durch Malaria und Sümpfe verpesteten Theile des Landes wieder bewohnbar und fruchtbar zu machen. Ein Herbstausflug in die Maremmen (s. Nr. 239 ff., 257 ff.) bringt jetzt nicht mehr den Tod, und in dieselbe Bahn, die Toscana seit 20 Jahren mit so viel Ausdauer und Geschick betreten, tritt mehr und mehr auch Neapel. Der Artikel: Ein Beitrag zur natürlichen Beschreibung des Königreichs Neapel, der durch einen großen Theil des Monats März läuft, hat vielleicht durch eine gewisse Trockenheit, welche größtentheils freilich dem Thema zur Last fällt, manche Leser abgeschreckt, gibt aber höchst schätzbare Nachweisungen über den ökonomischen Zustand der wichtigsten Theile dieses Königreichs, und die Mittel, die man anwendet, um den Sümpfen und der Malaria zu steuern. Der Ausflug in die Abruzzen, aus dem Werke Keppel Cravens entnommen, führt in fast unbekannte Gegenden Italiens hinein — wenn man überhaupt eine Gegend Italiens unbekannt nennen kann — mitten in den Schauplatz der blutigsten Kämpfe der alten Römer gegen die Samniter und andere Völker Unteritaliens, wovon manche Theile zur alten Rohheit zurückgekehrt scheinen, um erst mit dem Wiedererwachen des Handels und der Industrie wieder zu größerer Civilisation zu gelangen.

Das Steigen des Handels in Italien ist, wie schon mehrmals erwähnt, in nicht unbedeutendem Grade der Eroberung Algiers durch die Franzosen und der dadurch vernichteten algierischen Seeräuberei zuzuschreiben. Dieses wichtige, ja für den Handel des Mittelmeeres fast entscheidende Ereigniß wirkt immer noch fort, und kann nicht verfehlen, demselben von Tag zu Tag eine größere Lebhaftigkeit zu geben, um so mehr, als jetzt kein vernünftiger Zweifel mehr obwalten kann, daß Frankreich gesonnen ist, nicht nur Algier zu behaupten, sondern in gewisser Beziehung sogar seine Eroberungen noch weiter auszudehnen.

*) Der Druck der Uebersetzung dieses wichtigen Werks schreitet rasch vorwärts, und wird in kurzem vollendet seyn. A. d. R.

Digitized by Google

Wir haben unter dem allgemeinen Titel: Barbareskenstaaten (s. Nr. 34, 36, 45, Stellung der Franzosen in Algier Nr. 114 bis 117) unsere Ansichten über den Stand der Dinge und manche begangene Mißgriffe zur Genüge ausgesprochen, und die Sache scheint jetzt, so weit sich aus den zerstreuten und nicht sehr klaren Nachrichten entnehmen läßt, so zu stehen, daß die Franzosen in der Provinz Oran nur einzelne Küstenpunkte, in der Provinz Algier aber das sogenannte Massiv, d. h. das Küstenland bis an den ersten Rücken des Atlas, hinter welchem die Hauptstadt der Provinz Titeri, Medeah, liegt, die Provinz Constantine aber ganz behaupten wollen, oder zum mindesten so weit sie es vermögen. In der Provinz Constantine haben sie das einzig wirksame Mittel ergriffen, um ihre Herrschaft fest zu setzen: sie haben sich mit den Türken und Kuluglis verbunden, denn obwohl kein offenkundiger Befehl vorhanden ist, türkische Truppencorps zu bilden, so finden wir denn doch auf den Kreuz- und Querzügen in der Provinz eine nicht unbedeutende Anzahl aufgezählt, und für alle gewöhnlichen Vorkommnisse mag dieß ein sicheres Hülfsmittel in der Hand der Franzosen seyn. Im Süden der Provinz, bei den arabischen Stämmen der Wüste, von denen wohl nie ein Türke mit gewaffneter Hand einen Tribut erhoben hat, üben die Franzosen keine Macht aus, und Farhad den Said, den die Franzosen wegen seiner Feindschaft gegen Achmed zum Scheikh jener Stämme ernannt haben, scheint gegen Achmed und dessen Schwiegervater Ben Gana den Kürzern gezogen zu haben. Lange wird sich indeß Achmeds Macht dort nicht behaupten, und es ist eher zu erwarten, daß bei einer künftigen Verwicklung der Verhältnisse jene Stämme dem Sterne Abdel-Kaders folgen werden, namentlich wenn dieser, wie alle Aussicht dazu vorhanden, zu Ain-Maadi sich festsetzt, und dadurch einen Halt im Süden gewinnt, der ihm bisher fehlte.

So gewiß es ist, daß Abdel-Kader nicht im Stande seyn wird, bei einem etwa entbrennenden Kampfe die Franzosen aus Afrika zu verjagen, für eben so sicher kann man es annehmen, daß auch sie ihm wenig werden anhaben können. Zieht man von der Tiefe der kleinen Syrte in nordwestlicher Richtung eine Linie nach der Mündung des Scheliff, so hat man so ziemlich die Gränzlinie, jenseits deren die Macht Abdel-Kaders, mit der von Marokko im Rücken, sich bewegen wird, nordöstlich von derselben herrschen die Franzosen, und der Bey von Tunis unter der nominellen Suzerainetät der Pforte; in diesem letztern Gebiete wird das Gebet noch für den Sultan verlesen, auf der südwestlichen Seite für den Kaiser von Marokko, den Kalifen des Westens. Gegenwärtig noch ist auf dieser Linie Waffenstillstand, und auch der türkische Pascha in Tripolis soll mit den umwohnenden Araberstämmen einen Frieden abgeschlossen haben. Vielleicht hängt es von den Ereignissen im Orient ab, ob es auf dieser Linie beim Frieden bleibt. Für die Franzosen ist die Stellung des Bey's von Tunis von wesentlicher Bedeutung, und nicht ohne Grund unterhalten sie dort fast immer eine Flottille. Gelänge es dem Sultan, sich wieder dort festzusetzen, wie es ihm durch die Bemühungen Englands in Tripoli gelang, so wären sämmtliche Türken und Kuluglis mit einemmale sehr unzuverlässige Werkzeuge in der Hand Frankreichs, und die türkische Macht könnte sich in der Provinz Constantine, sey es unter Achmed Bey, sey es unter einem Nachfolger, nochmals erheben; gelingt es aber Abdel-Kadern, die Stämme des Innern von Tunis mehr und mehr auf seine Seite zu ziehen,*) so ist den Franzosen die linke Flanke abgewonnen, und sie befinden sich bei einem mit Abdel-Kader ausbrechendem Kampfe in höchst unangenehmer Lage. Frankreichs Interesse ist also, daß der jetzige Bey sich gegen die Stämme im Innern und gegen die türkischen Ansprüche behaupte, und um dieß zu können, sich auf Frankreich stütze. Er ist auch schon in der That zu einer gewissen Vasallenschaft gegen dasselbe herabgesunken.

(Fortsetzung folgt.)

*) Sie sollen gegenwärtig zum Theil im Aufstande gegen den Bey seyn, und die Zeitungen erwähnen eines von den Truppen des Bey's gegen sie errungenen Vortheils.

Druck mit verschiedenen Farben.

Diese schöne Erfindung scheint in neuerer Zeit in England große Fortschritte gemacht zu haben. Die Litterary Gazette vom 1 December berichtet, daß ein Hr. Charles Knight kürzlich ein Patent für Verbesserungen im Verfahren und im Apparat zur Erzeugung farbiger Drucke auf Papiers, Velin, Pergament und Pappendeckel genommen habe. Die genannte Zeitschrift benennt eine Menge farbiger Drucke, die aus seiner Offizin hervorgegangen, und an Genauigkeit, Klarheit und Durchsichtigkeit der verschiedenen Farben alles bisher in ähnlicher Art Geleistete überträfen, und die bald bei illuminirten Karten, Blumen u. s. w. die Anwendung der Walzenpresse (? roller-press) und des Pinsels verdrängen müßten.

Chronik der Reisen.

Ausflug in die westlichen Departements von Frankreich.

2. Die Priorei Solèsmes.

(Schluß.)

Ueber der Ohnmachtsscene ist die Verklärung Mariens dargestellt, mit einem Luxus von Allegorien und Mysterien, welche wir nur mit Mühe entzifferten. Der Künstler hat den Text der Offenbarung Johannis zum Vorwurfe genommen. Zunächst erblicken wir das Ungeheuer der Apokalypse, den großen Drachen, der sieben Häupter und zehn Hörner hat, und auf seinen Häuptern sieben Kronen; aus seinen Nüstern schießen Wasserströme, und auf den Wellen, welche aus seinem Hauptrachen hervorbrechen, liest man den Fluch der Hölle gegen Maria und die Kirche: quando morietur et peribit nomen ejus? Auf dem Rücken des Drachen sitzt die babylonische Hure, mit allen Reizen des sechzehnten Jahrhunderts bekleidet und mit goldenen Geschmeiden behängt; ihr Arm ist beschädigt, und die Hand, welche den Becher, voll Gräuels und Unsauberkeit ihrer Hurerei, trug, ist abgeschlagen. Oben im Himmel ist Maria mit langen herabwallenden Haaren und Adlerflügeln abgebildet, der Mond unter ihren Füßen und auf ihrem Haupt eine Krone von zwölf Sternen, ganz im Sinne der Offenbarung; die schwebende Leichtigkeit und der lustige Flug der beiden

Digitized by Google

kleinen Engel, welche ihr die Sternenkrone aufsetzen, ist bewundernswürdig schön ausgedrückt. Zu den Füßen der Jungfrau stehen sechs kolossale allegorische Figuren: die Weisheit, Gerechtigkeit, Kraft, Mäßigkeit, Demuth und der Glaube; sie lassen hinsichtlich der Ausführung Manches zu wünschen übrig; jedoch kann ihnen die strengste Kritik eine große Ungezwungenheit und eine gewisse Harmonie der Stellungen nicht absprechen; an ihren Costumen kann man interessante Detailestudien über die französischen Kleidermoden des sechzehnten Jahrhunderts anstellen. Lobende Erwähnung verdient noch die überaus zierliche architektonische Einfassung, auf deren Gesimsen phantastische Vögel und andere Thiere der Offenbarung ausgehauen sind.

Es ist jetzt noch die Composition dem Altar gegenüber zu mustern; sie stellt Jesus im Tempel unter den Schriftgelehrten vor; der kleine Heiland, Maria und Joseph, welche ihn suchen, sind mittelmäßig behandelt; desto gelungener sind die Schriftgelehrten, deren Universitätsbarette und Doctormanieren des sechzehnten Jahrhunderts viel eher die Graduirten der vier Facultäten von Bologna oder Salamanca bezeichnen, als die Schriftgelehrten der Synagoge von Jerusalem. Sie haben die Bücher der Propheten in Händen; einer davon nimmt im Laufe der Discussion, welche sehr hitzig zu seyn scheint, die Brille von der Nase, und macht ein Gesicht, als wenn er etwas sehr Wichtiges zu bemerken hätte; die Wohlgenährtheit der Einen contrastirt auf die pikanteste Weise mit der gelehrten Magerkeit der Andern; kurz diese Basreliefgruppe, geistreich gedacht und ausgeführt, bietet ein vollständiges Sittengemälde aus dem sechzehnten Jahrhundert nach Art der niederländischen Maler; man glaubt einen Van Mecheln in Stein zu sehen.

Die Skulpturen von Solèsmes sind unstreitig eines der schönsten Monumente des sechzehnten Jahrhunderts, wo die Kunst in Frankreich ihr goldenes Zeitalter feierte, und wo Franz I eine Tafelrunde von Malern und Bildhauern an seinem Hofe versammelt hatte, die seine Regierung verewigten. Francavilla, Leonardo da Vinci, Cellini, Primaticcio, Jean Goujon, Germain Pilon, Prieur — alle diese gefeierten Namen und noch viele andere erglänzen am Kunsthimmel des Zeitalters Franz I. Die Bildhauereien von Solèsmes rühren größtentheils aus jener Epoche her, wo das Gothische des Mittelalters sich mit der Renaissance vermählt und die herrlichsten Gebilde schafft; Atticismus und Mysticismus gehen hier noch Hand in Hand, und das Schöne, nachdem es sich in allen seinen Formen ausgebildet hat, ist noch in das Heilige versunken, indem es wie dämmernder Mondschein seine Strahlen von einem höhern Gestirn borgt, aber auch zugleich diesem höhern Licht, um es hervorzuheben, als Schatten dient. — Zu bedauern ist, daß die Klosterannalen von Solèsmes uns nicht einmal den Namen des Künstlers oder der Künstler überliefert haben, von denen diese meisterhaften Werke herrühren. Hier zu Lande heißt es allgemein, sie seyen von der Hand des braven Germain Pilon, den wir für den größten Bildhauer der Franzosen halten; aber man hat weiter keine Beweise für jene Behauptung; man erkennt auf den ersten Blick, daß an diesen mannichfaltigen Kunstschöpfungen verschiedene Hände gearbeitet haben, welche keineswegs gleich geschickt den Meißel zu führen wußten; viele Statuen sind schwach, einige sogar schlecht, und außerdem berichtet uns die Kunstgeschichte, daß Germain Pilon im Jahre 1550 in Paris vollauf beschäftigt war. Diese Vermuthung, welche hier zu Lande traditionell geworden und in alle Reisebeschreibungen übergegangen ist, kommt wahrscheinlich daher, weil Germain Pilon in dem Dorfe Loué, vier Stunden von Solèsmes, geboren ist, aus welchem Umstande man sich zu dem Schlusse berechtigt geglaubt hat, daß dieser Bildhauer unmöglich den Meisterwerken fremd seyn könne, welche man so nahe bei seiner Wiege bewundert. Eine andere Sage, welche diese Arbeiten italienischen Künstlern zuschreibt, die Dom Bougier in Dienst genommen hätte, läßt sich eben so wenig erhärten; der ächt französische Nationalcharakter der meisten Köpfe bestritte schon allein diese Annahme, und die schöne Magdalena der rechten Capelle war schon vor Dom Bougiers Priorat vorhanden. Wir wagen die Conjectur, daß ihre Ausführung jenen alten Handwerkszünften gebührt, von deren Mitgliedern nur wenige Namen auf uns gekommen sind, und deren Ursprung sich in die ersten Zeiten des Christenthums verliert. Demselben Umstande hat man es zuzuschreiben, daß man seither den Baumeister des Schlosses von Chambord noch nicht ausgemittelt hat. Jene Zunftgenossen hatten sich im Laufe der Jahrhunderte, wir wissen aber nicht recht wie, zu großen Künstlern hinaufgebildet; jene alten Steinmetzen verstanden sich trefflich darauf, in Holz, Stein und Marmor zu arbeiten, und jene Maurermeister wurden Bildhauer und Architekten, welche große Compositionen und Prachtpaläste ausführten; Jean Goujon war zu seiner Zeit ein einfacher maitre-maçon und Germain Pilon wird stets nur als tailleur de pierre aufgeführt. In der Praxis und beim Handwerk aufgewachsen, aber auch in der Theorie völlig zu Hause, lebten diese Zunftarbeiter beständig in einer Mittelregion, wo sich die doppelten Tendenzen ihres Temperaments und ihrer Erziehung frei und ungezwungen erschlossen. Sie waren einerseits zu sehr Künstler, um in den Jämmerlichkeiten des Metiers zu verkümmern, und andrerseits wiederum zu sehr Handwerker, um eigensinnigen Kunstlaunen zu fröhnen, und daher kam es, daß sie eben so leicht von der Idee zur Ausführung, als von der Ausführung zur Idee schritten. Denken und verwirklichen waren für sie nicht zweierlei; Gefühl und Reflexion verschmolzen sich bei ihnen zu einem unzertrennlichen Ganzen; sie waren vielleicht minder kühn und excentrischer, als viele moderne Künstler, aber dafür auch desto scharfsichtiger und tiefsinniger, und wir glauben, nicht zu weit zu gehen, indem wir für diese obscuren Handwerker die Ehre der Composition und Ausführung der Skulpturwerke von Solèsmes in Anspruch nehmen. Alle Statuen dieser Gruppen sind aus einem zarten, weißen, feinkörnigen Stein gearbeitet, welcher die schönste Politur angenommen hat, und in der Umgegend von Tours an der Loire gebrochen wird.

Der übrige Theil der Kirche bietet eben nichts Merkwürdiges. Der ziemlich gut erhaltene Chor ist mit Hauptskulpturen geziert, welche die Vorfahren des Erlösers darstellen, wie sie die Evangelisten aufgezeichnet haben. Viele der Busten gewähren Interesse. Das gemalte Fenster des Chors, wovon leider ein Fach zerbrochen ist, zeichnet sich durch seine Farbengluth aus; es stammt aus dem sechzehnten Jahrhundert, wie man an dem Styl der darauf abgebildeten Monumente sehen kann. — In einem Gewölbe der rechten Capelle sieht man die verstümmelte Statue eines Ritters, den die Inschrift darüber als Gottfried von Gadié und als Wohlthäter des Klosters bezeichnet. E. E.

Kloster von Nazareth. In diesem Kloster leben fünfzehn Mönche von lateinischem Ritus, worunter acht Priester, der Rest sind Laien; der Pater Guardian ist ein Spanier. (Burton's Narration of a Voyage etc.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 357.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 December 1838.

Fortschritte des Volksunterrichts in der Moldau. *)

In früheren Zeiten waren die Volksschulen in den Händen griechischer Lehrer, und der Vortrag in griechischer Sprache, wodurch natürlich der Hauptzweck, die Volksbildung, verloren ging, und überhaupt die Entwicklung der romunischen — moldauischen und walachischen — Sprache unmöglich wurde. Die aufeinanderfolgenden griechischen Fürsten nahmen zwar immer Rücksicht auf Elementarschulbildung, allein dieselbe wurde im Allgemeinen nie so geleitet, um wohlthätigen Einfluß auf allgemeine Volksbildung haben zu können. Erst im 19ten Jahrhundert können wir von eigentlichen Volksschulen reden, durch deren Stiftung im Jahre 1804 der Metropolit Benjamin Kostaky sich hohe Verdienste erwarb. Diese von dem würdigen Metropoliten gegründeten Schulen verbesserte im Jahre 1814 in vieler Beziehung der jedes wissenschaftliche Streben fördernde Fürst Callimachi. Freilich waren diese immer nur noch in der Hauptstadt zu suchen, und die Städte der Districte waren mit Elementarschulen nur sehr kümmerlich bedacht.

Durch den großen Brand in Jassy im Jahre 1827, bei welchem beinahe die Hälfte der Stadt in Asche verwandelt und das Schulhaus auch ein Raub der Flammen wurde, war der Elementarunterricht auf lange Zeit ganz unterbrochen, und erst im Anfange des Jahres 1828 durch den Fürsten Johann Sturdza wieder hergestellt und durch passende Verbesserungen neu belebt. Namentlich wurde jetzt in moldauischer Sprache Unterricht ertheilt, Pestalozzi's Lehrmethode eingeführt, und die Zahl der Lehrer vermehrt. Auch bekam bald darauf die Jugend für den Elementarunterricht moldauische Schulbücher in die Hände.

Einen noch höhern Aufschwung bekam der Volkselementarunterricht im Jahre 1832, wo das Reglement, durch welches alle Verhältnisse des Landes geordnet und auch auf den Volksunterricht wohlthätige Rücksicht genommen wurde, durch die Huld des hochherzigen Kaisers Nikolaus bestätiget ward. Es wurden sofort in den Districtsstädten Roman, Galatz, Husch, Fockschan, Berlat, Botuschan und Piatra Elementarschulen errichtet und diese mit guten Lehrern versehen. Diese Verbreitung von Elementarschulen nimmt bis auf diesen Augenblick nach Bedarf immer zu, so daß man hoffen kann, in kurzer Zeit selbst in den kleinsten Städtchen Elementarschulen zu haben. Wie erfreulich der Fortgang des Volksschulwesens seit neuerer Zeit gewesen, beweist die Thatsache, daß nach den öffentlichen Listen seit zehn Jahren in den verschiedenen Elementarschulen der Moldau 6578 Schüler gebildet und 255 auf Staatskosten erzogen wurden.

Ein ganz besonderes Verdienst um den Elementarunterricht erwarb sich der Hospodar des Fürstenthums Moldau, Michael Sturza, welcher bei dem Antritte seiner Regierung im Jahre 1834 die Einrichtung einer Mädchenschule anordnete, eine Verfügung, welche um so nothwendiger war, als es dem Lande bis zu jenem Jahre an Schulen der Art völlig gebrach. In diesen Schulen werden die Mädchen nicht nur im Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie, Geschichte u. s. w., sondern auch in allen weiblichen Arbeiten unterrichtet. Die segensreichen Folgen zeigen sich schon deutlich unter der weiblichen Jugend, und mehrere Hundert verdanken dieser Anstalt seit ihrer Entstehung ihre geistige und wirthschaftliche Ausbildung.

Da die Civilisation nur dort wahrhaft Fortschritte gemacht hat, wo sich ihr segensreicher Einfluß auch auf die mittleren und niederen Stände ausbreitet, so wird jeder Freund europäischer Cultur mit Freude auf das hinblicken, was in dieser Beziehung in neuerer Zeit in dem Fürstenthume Moldau geschehen ist.

*) Aus einer von dem Arzte, Ritter von Czihak, herausgegebenen Broschüre.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Die Stellung im Mittelmeer ist für Frankreich von der höchsten Bedeutung: es ist das erste ernsthafte Bestreben desselben, wieder eine Colonialmacht zu gründen, und zwar eine solche, welche ihm für die Zukunft ein Uebergewicht im Mittelmeere bereiten muß. Nicht umsonst donnert Urquhart, dessen

Digitized by Google

Anhang wir die ultra-englische Partei nennen möchten, gegen die Usurpationen Frankreichs auf der Nordküste von Afrika. Es entspinnt sich hier eine neue Colonialpolitik, die einst mit Seeschlachten ausgeglichen werden wird. Die frühesten Colonialkriege zwischen Großbritannien und Frankreich wurden in Nordamerika gefochten und endigten mit der Eroberung von Canada; dann begann der Kampf in Ostindien, bis Tippu Sahebs und Scindia's Heere vor dem überlegenen Glück der Engländer erlagen. Der Zug nach Aegypten wurde unternommen, um den sinkenden Stern Frankreichs in Ostindien wieder zu neuem Glanze zu erheben, und als Aegypten verloren war, knüpfte Napoleon Unterhandlungen mit Persien an, und zugleich ward Rußland dort mit auf den Schauplatz gezogen. Jetzt steht dieses letztere drohend den Engländern im Orient gegenüber, und um überall zu rechter Zeit bei der Hand zu seyn, muß sich England Aegyptens versichern. Aber auch dieß genügt nicht, wenn Frankreich eine größere Macht im Mittelmeer erlangt, da es gestärkt durch die Nähe seiner Hülfsquellen, so wie durch den Besitz der Häfen am Nord- und Südufer des mittelländischen Meeres die Verbindung Englands mit Ostindien unterbrechen kann. Daher der Ingrimm so vieler Engländer gegen die Festsetzung der Franzosen in Nordafrika. Aber die französische Regierung kann ihre Besitzung nicht mehr aufgeben: sie würde den Süden ihres Landes tödtlich verletzen, das unermeßlich aufblühende Marseille (siehe Nr. 175) würde mit Einemmale wieder sinken, und die ganze Aussicht des französischen Südens, wieder zu neuem Leben gerufen zu werden, wäre vernichtet. Der französische Süden hat den Fluch, der seit drei Jahrhunderten auf dem Mittelmeere lastet, mit empfunden, und erst der Besitz von Algier fängt an den bösen Zauber zu lösen.

Die große Marinemacht Frankreichs unter Ludwig XIV, Ludwig XVI, dem Convent und Napoleon, ging meistens von den atlantischen Häfen aus, wie denn überhaupt Bewegung und Leben mehr gegen Norden und Westen gerichtet war; erst unter dem Convent und Napoleon fängt Toulon an, sich mehr zu erheben, und jetzt scheint es der wichtigste Kriegshafen geworden zu seyn, wenn gleich die Marineetablissements am atlantischen Ocean Cherbourg, Brest, L'Orient (s. Nr. 202 bis 204, 209 bis 212) keineswegs im Verfall sind. Auch auf andern Seiten sucht man die Marine zu heben; man legt Marinebibliotheken an (s. Nr. 27. 54), errichtet Schiffsjungeninstitute (s. Nr. 54) und sendet eine wissenschaftliche Expedition um die andere aus, so die Recherche neuerdings nach Norwegen und Lappland (siehe Roberts Schreiben über einen Theil dieser Reise Nr. 324) und die Astrolabe und Zelée (s. Nr. 317 bis 321) auf eine Reise um die Welt. Was die Entdeckungen gegen den Südpol zu anbelangt, welche diese Expedition nach den Vorgängen von Weddell, Bellinghausen und Andern vervollständigen sollte, so ist dieselbe zwar bis jetzt für so gut als mißlungen anzusehen, allein immerhin erwarben sich die französischen Seeleute auf diesen zum Theil höchst mühseligen Fahrten wieder die Erfahrung und Ausdauer, ohne welche keine Marine bestehen kann. Die Zahl der Kriegsschiffe Frankreichs ist auch fortwährend im Steigen (siehe Nr. 229), und eine Anzahl derselben ist nicht nur im Orient und im Mittelmeere überhaupt beschäftigt, sondern auch gegen Mexico und Buenos-Ayres. Augenscheinlich ist Frankreich bemüht, seinen Rang als Seemacht wieder einzunehmen, den es im verflossenen unglücklichen Seekriege verloren hat.

Auf solche Bestrebungen, wieder zu einer Seemacht zu werden, und mit andern Nationen in erneuerten vielfachen Verkehr zu kommen, muß man achten, wenn man durch das Treiben in Paris vielfach mit Ekel und Verachtung erfüllt wird. Man muß sich erinnern, daß hinter den Jämmerlichkeiten, deren Schauplatz Paris nur allzu oft ist, noch eine große Nation steht, die zu einem nicht geringen Theil in einer glücklichen Unwissenheit aller Literatur, der französischen eben sowohl, als einer fremden, sich befindet, und darum auch von ihrem vielfach verderblichen Hauche nicht angesteckt ist. Vor kurzem noch war die französische Belletristik gräßlich und darum widerlich, jetzt wird sie tugendhaft und langweilig; die neu eingetretene Revolution (s. Nr. 277, 278) verspricht eben noch keine bessere Zukunft, und der Ausspruch eines unserer Correspondenten (s. Nr. 195): „die literarische Welt hier ist mit Stupidität geschlagen," scheint hart, ist aber nicht unverdient. Man kann die französische Literatur recht wohl folgendermaßen abtheilen: gelehrte Literatur, mit einem so schlechten Absatz, daß sie fast nur durch die Hülfe der Regierung sich erhält; Pariser Belletristik, welche wie ein Irlicht aufgeht und verschwindet, wobei ein geschickter Verleger, der die Zeit zu erfassen weiß, seinen Vortheil erhaschen kann, und Journalliteratur, wozu denn auch manche nicht periodische Werke ebenfalls gerechnet werden müssen. Einzelne Schriften, wie namentlich manche Lehrbücher und Compendien von sachkundigen Männern (s. Nr. 283) machen eine ehrenvolle Ausnahme, im Ganzen aber wird die Eintheilung nicht unrichtig seyn. Ohne Aufmunterung und Unterstützung würde unendlich wenig Gelehrtes erscheinen, weil der Absatz die Kosten des Verlags nicht decken würde; die Regierung ist indeß, freilich nicht immer auf die passendste Weise, bemüht, die Masse des Wissens zu mehren, was der einzige Weg ist, um der ganz bodenlos gewordenen Belletristik entgegen zu treten. Die Journale und Revuen (s. Nr. 267 und 268) geben ein deutliches Bild des jetzigen Zustandes der Nation, und nicht gerade ein erfreuliches, denn während die wissenschaftlichen Journale sich keck denen aller andern Nationen an die Seite stellen können, tragen die nicht wissenschaftlichen nur allzu häufig das Gepräge grober Unwissenheit, und die Mittelglieder zwischen den gelehrten und nicht gelehrten Journalen fehlen im Grunde ganz. Die Revue des deux Mondes begann ein solches Mittelglied zu werden, fand aber ihren Pfad nicht mit Gold gepflastert, und erachtete es für räthlicher, sich der Tagespolitik zu ergeben, und die Revue française et étrangère schleppt sichtlich ein sieches Daseyn dahin.

Die Centralisation und der noch immer andauernde Haß gegen den alten Adel haben der französischen Literatur, und wir möchten beinahe sagen, der Entwicklung des französischen Geistes wesentlich geschadet. Paris riß sich geistig los von Frankreich und strebte nach einem literarischen Cosmopolitismus, der eben so sehr zur Schwäche und Unmacht führt, wie der politische,

Digitized by Google

Die Zeit, wo die Pariſer Literatur die der gebildeten Welt war, iſt längſt vorüber, und wie ein Weltvolk unter dem Andrang von Nationalvölkern in Nichts und in Sklaverei hinabſinkt, ſo muß auch eine ſolche Weltliteratur, wie man ſie in Paris träumt, neben den farbenreichen Nationalliteraturen verlieren. Die franzöſiſche Literatur wird erſt dann wieder einen wahren Aufſchwung nehmen, wenn ſie wieder zurückgeht zu der wahren Quelle aller ſchönen Literatur, zur Nationalgeſchichte. Aber hier ſtößt man auf die alten großen Familien des Landes, und hält es für ein politiſches Vergehen, dieſe wieder zu Ehren zu bringen, und ihnen die Stelle anzuweiſen, die ſie in der Geſchichte einnehmen. Nur in Einer Beziehung ſchöpfen die franzöſiſchen Schriftſteller aus dem Volke, indem ſie das Pariſerleben malen — dieß kann aber nur Genrebilder geben.

Die franzöſiſche Journaliſtik liefert außerordentlich wenig Brauchbares über die weſtlichen und ſüdlichen Provinzen Frankreichs, und mit Dank iſt daher alles aufzunehmen, was einzelne Fremde uns darüber mittheilen, ſey es auch nur in ſpeciellen Schilderungen, wie die Ausflüge in die weſtlichen Departements von Frankreich, wovon wir bis jetzt zwei Nummern, das Sarthedepartement (ſ. Nr. 285 bis 287) und die Priorei Solesmes (ſ. Nr. 352 bis 356) mitgetheilt haben, und noch eine dritte in den letzten Tagen dieſes Jahres mittheilen werden. Von größerer Bedeutung ſind die Bilder aus den Pyrenäen (ſ. einzelne Nummern von 300 bis 341), von einem Manne, der Spanien und Südfrankreich gleich gut kennt, und von dem wir im vorigen Jahre mehrere Skizzen aus erſterem Lande mitgetheilt haben. Leider kamen ſeine Sendungen zu ſpät an, als daß wir ſie noch in ihrem vollen Umfang dieſes Jahr hätten einrücken können. Man fühlt ſich bei dieſen Schilderungen auf ein ganz eigenthümliches Terrain verſetzt, und daran gemahnt, daß dieſſeits und jenſeits der Pyrenäen ein verwandtes Volk wohnt, bei dem die Uniformität des Pariſer Lebens und Treibens verſchwindet. Dort fühlt man auch ſchmerzlich die Nähe des in Spanien tobenden Bürgerkriegs, von dem keiner der zahlreich dorthin geflüchteten Spanier ein Ende abzuſehen vermag.

Aus jenem unglücklichen Lande haben wir gleichfalls wenig, ſehr wenig mitzutheilen: die Tagespolitik verſchlingt Alles. Mit Ueberdruß wendet ſich beinahe auch dieſe ab: was achtet man noch auf die gewaltigen Redner mit den ſtumpfen Donnerkeilen ihrer Beredſamkeit, während rohe Grauſamkeit Hunderte von Opfern nicht im Kampfgetümmel, nicht einmal im wilden Rauſch der Volksleidenſchaft, ſondern mit kalter Berechnung, Opfer um Opfer gegeneinander abzählend, ſchlachtet? Auch die Kunſt (ſiehe Nr. 124) vermag bei ſolchem Elend nicht mehr zu tröſten, von den Tagesfliegen, die um die Sonne der Gewalt herumſchwärmen, wendet man ſich verächtlich ab, und nur Eines noch kann den aufmerkſamen Beobachter anziehen: die Elemente des Kampfes. Nicht die Schlechteſten der Nation ſind es, die noch im offenen Kampfe ihr Blut verſprützen, denn aus dieſer Blutſaat allein können mit der Zeit geſtählte Charaktere hervorgehen, die einſt dem Lande frommen dürften. Das Syſtem der Herrſchaft, das in Spanien 300 Jahre lang ohne Unterbrechung fortdauerte, das Syſtem, mit der Unwiſſenheit und dem Fanatismus der niedern Claſſen gegen die höhern zu herrſchen, und dadurch einer höhern geiſtigen Bildung den Weg zu verſperren, während man den niedern Claſſen einen finſtern Trotz auf ihre Bedeutung einpflanzt, dieß Syſtem mußte ſolche Früchte tragen, und der Kampf, weit entfernt, beendigt zu ſeyn, wird fortdauern, bis die höhern Claſſen untergegangen ſind, und Charaktere, die aus dem ſchrecklichen Bürgerkrieg hervorgegangen, ſich aus den niedern Ständen emporgearbeitet haben, und die Schaubühne einnehmen.

Schlechter noch als in Spanien, ſo paradox dieß klingen mag, ſtehen die Angelegenheiten in Portugal; während im erſtern Lande die unverträglichen Elemente in offenem Kampfe ſich gegenüber liegen, das Mark des Landes verzehren, und die Regierung durch die Militärchefs nach und nach aller Macht beraubt wird, geht derſelbe Proceß in Portugal wie ein ſchleichendes Fieber vor ſich, und die Regierung wird in dem einen Lande wie in dem andern bald nur noch in der Hauptſtadt Herr und Meiſter ſeyn, und in der Hauptſtadt ſelbſt werden ſich die verſchiedenen Factionen um die Gewalt ſtreiten, wie die Geyer um das gefallene Aas. Alles, was wir aus dem unglücklichen Lande berichtet (ſ. Lebensbilder aus Portugal), bietet nur ein mit ſchmerzlichem Bedauern und Verachtung gemiſchtes Intereſſe.

(Fortſetzung folgt.)

Modell eines parſiſchen Grabdenkmals.

Das Muſeum der königlichen aſiatiſchen Geſellſchaft von London iſt mit einem Gegenſtande, der das vollſte Intereſſe verdient, bereichert worden. Es iſt dieß das hölzerne Modell jener eigenthümlichen, bei den auf der Inſel Bombay als Feueranbeter lebenden Parſis gebräuchlichen Grabmäler. Daſſelbe iſt in einem Maaßſtabe von einem Zoll auf zwei Fuß erbaut, und von einem Plan begleitet, auf welchem die verſchiedenen Theile des Denkmals genau angegeben ſind. Das Grabmal, ſo wie das Modell und die Zeichnungen ſind von einem jungen Ingenieur aus dem Stamme der Parſis, Namens Sorabdſchi Dhunibhoy, ausgeführt worden. Das Grabmal, dem man den bezeichnenden Namen Thurm des Schweigens beigelegt hat, iſt von runder Form. Der Umfang der Grundfläche deſſelben beträgt 175 Fuß und ſeine Höhe 18 Fuß. Ein abhängiger Weg führt zu einer kleinen Thüre von etwa 8 Fuß Höhe, die auf der Weſtſeite in der Mauer angebracht iſt und auf eine Platform führt, von wo man die ganze Umgegend des Denkmals überſieht. Dieſe Platform iſt in drei Abtheilungen getheilt, mit Niſchen, in welchen die Leichname aufgeſtellt werden. Die eine davon iſt für die Männer, die andere für die Weiber und die letzte für die Kinder beſtimmt. Jede dieſer Niſchen kann fünf und dreißig Leichname aufnehmen. Im Mittelpunkte des Gebäudes iſt ein Brunnen, 7 Fuß tief, mit einem Umfange von 15 Fuß, in welchen die Gebeine geworfen werden. Alle dieſe Grabmäler ſind nach einem und demſelben Plan erbaut. Eine einzige Veränderung hat in der innern Vertheilung ſtattgefunden, welche ſowohl wegen ihrer Veranlaſſung, als auch wegen der Schnelligkeit, mit der ſie vollzogen wurde, angeführt zu werden verdient. Da man die Möglichkeit einſah, daß noch lebende Individuen begraben werden könnten, ſo ſchlug man vor, eine Treppe in der Mauer anzubringen, und an derſelben eine Kette zu befeſtigen, damit die in dieſe ſchreckliche Lage verſetzten Un-

Digitized by Google

glücklichen sich selbst retten könnten; als aber diese Neuerung den Priestern vorgelegt wurde, verwarfen diese dieselbe als einen Eingriff in das göttliche Gesetz. Trotz dessen richteten der Eigenthümer des Gradmals und der junge Ingenieur während der Nacht die Treppe ein und befestigten die Kette. Als sie bei Anbruch des Tages entdeckt wurden, versicherten sie, diese Gegenstände seyen das Werk einer übernatürlichen Macht; in Folge dieser Erklärung ließ man die neue Einrichtung bestehen. Der Thurm des Schweigens ist von einem Parsi, Namens Biranschi-Barmedschi, zu Ehren seiner am 4 Mai 1851 verstorbenen Tochter Dindore erbaut worden. Das Gebäude wurde einen Monat darauf begonnen und am 5 Mai 1852 beendigt; es nimmt einen Raum von 5568 Quadratfuß ein. Wenn ein Parsi stirbt, so wird sein Leichnam in ein Tuch gehüllt, in eine Bahre eingeschlossen, von zwei Personen in das Gradmal getragen und auf der Platform nahe an der Thüre aufgestellt; später räumt er einem nachfolgenden diese Stelle ein, bis endlich der ganze Raum angefüllt ist. Alsdann wird das Gradmal mehrere Monate lang verschlossen, die Gebeine werden gesammelt und in einen Brunnen geworfen. Bei der Beerdigung kann, mit Ausnahme der zwei Personen, welche den Leichnam zu tragen haben, Niemand gegenwärtig seyn; der Rest der Begleitung muß in einer Entfernung von 500 Fuß stehen bleiben. Einige reiche Parsi-Kaufleute haben solche Gradmäler, die auf einem an ihren Wohnort stoßenden Grund und Boden erbaut sind.

Besetzung von Aden.

(Aus der Gazette de Smyrne vom 17 November.)

Die alte Stadt Aden, die Hauptstadt des kleinen Königreichs in Yemen, dessen Namen sie trägt, liegt nach der Angabe der Geographen im Golfe von Aden, außerhalb des rothen Meeres; die neue Stadt Aden, welcher die Engländer diesen Namen gegeben haben, liegt gerade an der Mündung des rothen Meeres, an der Meerenge von Babel-Mandeb. Ein zur Aufnahme einer Flotte und einer unendlichen Anzahl von Handelsschiffen hinlänglich ausgedehnte Bai bietet zu jeder Zeit einen sichern Zufluchtsort gegen die in jenen Gegenden häufigen Stürme. Südlich von dieser Bai, in sehr geringer Entfernung und etwa in der Mitte der Meerenge, liegt die kleine Insel Perim, das eigentliche Thor des arabischen Golfs, welche die Engländer schon im Jahre 1799 befestigt hatten, und aus welcher sie gegenwärtig ein zweites Gibraltar machen zu wollen scheinen. Es wird an diesen Befestigungen, so wie an denen von Aden mit großer Thätigkeit gearbeitet. Die Engländer werden nach Beendigung derselben in jenem Meere den Handel ausschließlich treiben können. Bereits beschäftigt sich eine große Anzahl von Schiffen dieser Nation sowohl an den Küsten von Abyssinien, als auch an denen des glücklichen Arabiens mit Handel in Waffen und Munition. Besonders in Mokka haben ihre Geschäfte schon eine bedeutende Ausdehnung erreicht. Durch sie wird aller Mokka-Kaffee, der sonst nach Aegypten kam, nach England ausgeführt.

Ungefähr vor vier Monaten haben die Engländer Besitz von Aden genommen, das sie sich um die mäßige Summe von 50,000 Talaris (150,000 Franken) verschafften. Ein Scheik oder Häuptling, dessen Namen man nicht kennt, verkaufte die Stadt um diese Summe an sie, und zog sich nach der Uebergabe mit den Seinigen in das Innere Arabiens zurück; die Entfernung des Scheiks bis auf eine gewisse Strecke von Aden war nämlich eine der Hauptbedingungen bei dem Handel. Die Ausdehnung des zur Stadt gehörigen Gebietes kennt man nicht; eben so wenig weiß man, wie stark die daselbst errichtete Garnison ist; alle Nachrichten hierüber wurden bisher sehr geheim gehalten. *) So viel ist gewiß, daß die englische Regierung auf diese neue Acquisition eine bedeutende Wichtigkeit legt. Vor kurzem ließ dieselbe Mehemed Ali durch ihren Generalconsul in Aegypten bedeuten, er habe die genauesten Befehle zu ertheilen, daß seine Truppen in Yemen nicht in die Nähe von Aden kämen, wofern er nicht diese Gebietsverletzung, die als ein Act der Feindseligkeit gegen England betrachtet werden würde, aufs strengste bestraft sehen wollte. Ferner hat die brittische Regierung seit einem Jahre an allen Hauptorten an der Küste des rothen Meeres viele Agenten ernannt, und im gegenwärtigen Augenblick arbeitet man an einem consularischen Reglement, das die Befugnisse eines jeden dieser Beamten, je nach den Graden und der Wichtigkeit des von ihm verwalteten Postens, festsetzen soll.

Vermischte Nachrichten.

Thee und andere Pflanzen in Ostindien. Ein Brief des Dr. Falconer **) an Dr. Royle, der der Asiatic Society in London in ihrer Sitzung vom 17 November auszugsweise mitgetheilt wurde, enthält viele interessante Nachrichten in Bezug auf Wachsthum und Gedeihen verschiedener Pflanzen, welche ohne Zweifel wichtige Handelsartikel werden, besonders der Theepflanze, welche in zwei Pflanzungen kräftig wächst, und in dreien von denen, die man auf den benachbarten Gebirgen angelegt hat, schon blüht. In dem Garten von Saharanpur kommt das otaheitische Zuckerrohr vollkommen fort, und wird sich bald über den ganzen District verbreiten. Die Baumwollenstaude vom gebirgigen Georgien wird ohne Zweifel trefflich in den obern Provinzen fortkommen, da ihr Same schon reift, ehe die von Bourbon nur blüht. Die ägyptische Baumwolle wird wahrscheinlich eben so gut gedeihen. Auch mit dem Samen der peruvianischen Baumwollenstaude sollten Versuche gemacht werden. Dr. Falconer erwähnt noch, daß der Zimmet von Ceylon, der Orlean von Amerika, Mango von Bombay und der chinesische Litchee (sapindus edulis) im Garten gedeihen — und die drei letztern reichlich Frucht geben.

Die Oruspuelle. Ein Brief von Capitän Burnes enthält hierüber Folgendes: Dieser berühmte Fluß entspringt in dem hohen Pamer-Land in Sinkeat; er entströmt aus einem auf allen Seiten, die westliche ausgenommen, durch Berge eingeschlossenen See in einer Höhe von 15,600 Fuß über dem Meer, also fast in gleicher Höhe mit der Spitze des Montblanc.

*) Neuern Nachrichten zufolge soll sie 2000 Mann betragen. A. d. R.
**) Aufseher des botanischen Gartens der ostindischen Compagnie in Saharanpur unter dem 30° N. B.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 117 u. 118 der Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Donna Isabel de Solis, Königin von Granada.** Historische Novelle von Don Francisco Martinez della Rosa. — **Skizzen aus der polnischen Literatur neuester Zeit.** Von Stanislas Kozmian. — **P. B. Shelley.** (Schluß.)

Zu den Blättern dieses Auslandes beigegebenen Literaturblatt, von welchem wöchentlich 2–3 Bogen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 358.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 December 1838.

Ueber die Thätigkeit der Gesellschaft für Seidenzucht in Rußland.

(Aus der nordischen Biene Nr. 108 v. d. J.)

Die Thätigkeit dieser Gesellschaft hat wie bekannt hauptsächlich die transkaukasischen Länder zum Gegenstande, welche eine große Menge, freilich zum Theil geringer Seide erzeugen. Die Regierung, welche in diesen Gegenden eine ziemlich bedeutende Anzahl Maulbeerbaumgärten besitzt, hat diejenigen in der Provinz Scheki, deren nicht weniger als 760 sind, vermöge eines Ukases vom 22 April (a. St.) 1836 unter gewissen Bedingungen an die Gesellschaft abgetreten, und zwar mit 587 Familien Kronbauern,*) die verpflichtet sind, sich mit der Unterhaltung der Maulbeerbaumgärten und der Erziehung der Seidenwürmer zu beschäftigen. Die Gesellschaft erhielt außerdem noch 26 mit Maulbeersetzlingen, Tochmatscharen, wie man sie dort nennt, bepflanzte Gärten, und 15 noch gar nicht angepflanzte, aber schon dazu eingerichtete Plätze; die Gesellschaft, welche alsbald Agenten in Tiflis anstellte, sorgte sogleich für die Verpflanzung der Tochmatscharen, und schon im ersten Jahre wurde der größte Theil der noch nicht bepflanzten Stellen gleichfalls angepflanzt. Indeß machte die Uebernahme der Gärten und Retschdaren, die Ausmessung des Landes, die Bestimmung der Zahl und des Alters der Bäume, die Aufzeichnung der Personen und ihrer verschiedenen Verpflichtungen gegen die Regierung nicht wenig Mühe, und die Agenten durchliefen einige Monate lang die Provinz in die Kreuz und in die Quere. Außer diesen Gärten und Menschen, durch welche die Gesellschaft unmittelbar Cocons erhalten konnte, suchte sie es auch dahin zu bringen, daß diejenigen Bewohner der Provinz, welche sonst ihre Steuer in abgehaspelter Seide entrichteten, sie jetzt in Cocons bezahlten, welche die Gesellschaft dann zu einem bestimmten Preis an sich brächte, da sie noch vor ihrem Zusammentreten Maaßregeln ergriffen hatte, um fremde Seidehaspler und bessere Maschinen nach Georgien zu bringen.

Im August 1836 wurde ein Bevollmächtigter der Gesellschaft abgeschickt, und im Januar 1837 wurden bereits einige zu Racconigi, in der Nähe von Turin, gedungene, zum Theil verheurathete Meister, im Ganzen 26 Personen, zur See nach Georgien übergeführt. Außer dem Obermeister oder Director der Manufactur und seinem Gehülfen befindet sich unter den Angeworbenen ein Mechaniker, ein Tischler und ein Aufseher für die Spinnmaschinen, ein Gärtner für die Maulbeer- und andere Pflanzungen, ein Maurer, ein Winzer und ein Arbeiter zum Mahlen des Krapps; alle Frauen ohne Ausnahme aber verstehen das Abhaspeln der Seide; diese Leute sind auf 6 Jahre und zwar gegen eine sehr mäßige Bezahlung engagirt; viele derselben erhalten nebst Wohnung, Heizung und Beleuchtung nur 300 Franken des Jahres; die jährliche Bezahlung für alle zusammen macht aber wenigstens 20,000 Franken aus.

Um im Jahre 1837 gleich mit dem Abhaspeln der Cocons aus den Krongütern anfangen zu können, und in der Absicht, die der Krone gehörige Seidenspinnerei in der Nähe von Nucha alsbald zum Stillstand zu bringen, bat sich die Gesellschaft die Erlaubniß aus, diese Spinnerei bis zur Errichtung ihrer eigenen ohne Bezahlung benutzen zu dürfen, und machte sich dagegen anheischig, sie in demselben Zustande, wie sie dieselbe übernommen, auch wieder zurückzustellen. Man setzte dieselbe in bessern Stand, und stellte in derselben zum erstenmal 40 Stühle mit Spindeln auf; jetzt wird daselbst die Spinnerei nicht nur mit den fremden Meistern, sondern auch mit 72 gemietheten Landeseingebornen betrieben. Um das Geschäft zu vermehren, kaufte man auch noch eine bedeutende Menge Cocons von Privatpersonen, außer denen, die man aus den Krongütern erhielt; auch die letztern waren im verflossenen Jahre so einträglich, daß man viel mehr Cocons bekam, wie in den vorhergehenden fünf Jahren. Da bei der Abhaspelung nach europäischer Weise viel Abfall zurückbleibt, so schaffte man, um diese zu Pour-de-soie zu verspinnen, ein Sortiment der dazu nöthigen Maschinen an, die gleichfalls nebst einem geschickten Arbeiter nach Georgien geschickt werden sollen.

*) Retschdaren, wie sie von Alters her in jenen Provinzen hießen; über die Art ihres Verhältnisses zu ihrer Herrschaft — denn Privaten können eben so wohl Retschdaren besitzen — kann man den Artikel über die russischen Provinzen jenseits des Kaukasus nachsehen. (S. Nr. 65 ff.)

Digitized by Google

Hierauf wurden zwei bedeutende, besonders wohlgelegene Grundstücke ausgewählt, eines nicht weit von Tiflis mit den Ruinen eines alten Thurmes, wo noch jetzt die Spuren einer von den georgischen Königen betriebenen Maulbeerbaumzucht zu sehen sind, und das zweite in der Provinz Scheki, neben einem der ausgezeichnetsten Maulbeerbaumgärten. Die Gesellschaft will nun an dem letztern Orte, der sich mitten unter den andern Gärten befindet, einen Mustergarten mit den Einrichtungen zur Seidenraupenzucht anlegen; die übrigen Ländertheile sollen zum Theil mit Armeniern, die man von jenseits der Gränze berufen will, theils mit Zöglingen der kaiserlichen Erziehungsanstalten, mit der Verbindlichkeit, Seidenzucht und andere ländliche Arbeiten mit einem bestimmten Vortheil für die Gesellschaft zu betreiben, besetzt, ein dritter Theil aber zum Vortheil der Umgegend im Lohn bearbeitet werden.

In Mailand erfand ein deutscher Mechaniker, kürzlich eine Maschine zum Abhaspeln und Spinnen der Seide, die ungemein viele Vortheile darbietet: die Gebrüder Graf erhielten von der Regierung ein Privilegium auf 6 Jahre für diese Maschine und sind bereits mit der Gesellschaft in Unterhandlungen getreten. Der Actionär und Correspondent der Gesellschaft, Baron A. K. von Meyendorf, hat ein Modell der von Hrn. d'Arcet neu erfundenen Einrichtung zur schnellern Erzeugung von Würmern sich verschafft, und die Gesellschaft will eine solche Magnanerie jenseits des Kaukasus einrichten; dieß ist um so beachtenswerther, als gegenwärtig im Verhältniß zum Futter, das die Gärten liefern können, noch sehr wenig Cocons erzeugt werden.

Auf der andern Seite ist die Gesellschaft darauf bedacht, die Arten der Maulbeerbäume und Würmer zu verbessern, und hat aus Italien philippinische Maulbeerbäume und eine bedeutende Anzahl italienischer Seidenwürmer kommen lassen. Eben so sind Anstalten getroffen, sich chinesische Seidenwurmeier über Kiachta zu verschaffen.

Die Abtragung der Steuern in Cocons statt in Seide konnte noch nicht in Ausführung gebracht werden, die Gesellschaft kaufte deßhalb im Jahre 1836 die ganze Seidensteuer der Regierung ab, und verkaufte sie wieder mit Vortheil in Moskau; dasselbe sollte im Jahre 1837 geschehen.

Außer den Bemühungen zur Emporbringung der Seidenzucht ist die Gesellschaft auch bemüht, den Handel in Transkaukasien überhaupt zu vermehren, und hat bereits einige hierauf bezügliche Maßregeln ergriffen. Außer den Gegenständen des innern Handels, womit sie sich unmittelbar und mit Vortheil für eigene Rechnung befaßt, hat sie auch beschlossen, einen Commissionshandel mit Manufacturerzeugnissen der innern russischen Gouvernements zu beginnen. Dieß gehört zum Kreis der ihr eigentlich zustehenden Beschäftigungen, und dient auf der einen Seite dazu, die Lebensweise der Landeseingebornen zu verbessern, auf der andern Seite bahnt es den russischen Manufacturen einen Weg nach der Türkei und Persien, und vermehrt die Mittel der Gesellschaft selbst, indem es sie in immer nähere Berührung mit den Bewohnern Transkaukasiens bringt.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

England, das in seiner insularen Stellung auf eine so eigenthümliche Weise seine alten germanischen Institutionen ausgebildet hat, ist durch seine Freiheit zu einer ungemeinen Stärke herangereift, und bildet einen ganz seltsamen Gegensatz gegen Frankreich und Rußland. Wenn es in diesen beiden Ländern die Regierungen sind, welche Kunst und Wissenschaft mannichfach und direct fördern, so geschieht in England alles dieß möglichst von Privaten, und man würde es der Regierung höchlich verdenken, wenn sie so direct als Beschützerin der Wissenschaft auftreten wollte, obwohl man es ihr Dank weiß, daß sie hier und da einem tüchtigen Gelehrten oder ausgezeichneten Literator eine Pension gibt. Dieß ist wohl aber auch die einzige directe Beförderung, die von ihr ausgeht, und die Abneigung gegen eine Einmischung der Regierung in solche Dinge geht so weit, daß äußerst hervorstechende Köpfe sich durchaus gegen eine sogenannte Nationalerziehung, d. h. gegen ein von der Regierung angeordnetes Unterrichtswesen erklären. Doch scheinen diese Stimmen schwächer zu werden, da sich neben der ausgezeichneten Bildung der höhern Classen in neuerer Zeit solche Beispiele von großer Unwissenheit und Rohheit unter den niedern Ständen ergeben haben, daß gar manche in ihren Ansichten wankend geworden sind, und zu glauben anfangen, daß ein, namentlich auch das gesammte Landvolk umfassendes Unterrichtssystem von höchst vortheilhaften Folgen seyn müßte.

In den Städten, wo die Menschen durch das nähere Beisammenleben schon mehr Verstandesbildung erlangen, führte das Bedürfniß bald zu Handwerkerschulen (s. Nr. 5), und viele einfache Fabrikarbeiter und Handwerker haben eine für ihren Stand wirklich außerordentliche Bildung erlangt. Aber die Mehrzahl bleibt sehr unwissend, und diese Unwissenheit, vereint mit der ungemein starken Besteuerung der nothwendigsten Lebensmittel, welche der ungeheuren Mehrzahl jede Aussicht nimmt, sich je aus dem Stande der gemeinen Arbeiter emporzuschwingen, hat die feindselige Stellung der arbeitenden Classen gegen die höhern, mit Einem Wort, der Armen gegen die Reichen, geschaffen. Vor einigen Jahren war das gemeinsame Einstellen der Arbeit nichts Seltenes (s. Nr. 3), jetzt hört man wenig davon, wahrscheinlich weil die Führer gefunden haben, daß sie ungeheure Summen in einem nutzlosen Kampfe gegen den staatsökonomischen Grundsatz verschwendet haben, daß das Angebot den Preis der Waare bestimmt. Im Allgemeinen genommen ist die Arbeiterzahl in England größer als das Bedürfniß, also muß der Arbeiter das Gesetz des Brodherrn annehmen; in den Vereinigten Staaten ist gewöhnlich der umgekehrte Fall, und die Brodherren müssen das Gesetz empfangen. Obschon aber die unsichtbaren Häupter des Arbeiterbundes, welche die ausschweifendsten Theorien über die Vertheilung der Vortheile hegen, die aus der Vereinigung von Arbeit und Capital in den Fabriken sich ergeben, keine Aufforderungen zum gemeinsamen Einstellen der Arbeit mehr ergehen lassen, so hat doch der Bund

Digitized by Google

selbst keineswegs aufgehört, und artet zu einer wahren Vehme aus, indem z. B. ein geheimes Comité in Glasgow Todesurtheile fällte und vollstrecken ließ. Der Kampf der öffentlichen Gerichte gegen solche geheime Bündnisse ist immer nicht bloß schwierig, sondern höchst unvollkommen in seinen Resultaten, und obgleich jenes geheime Comité entdeckt und zur Strafe gezogen wurde, so hat man doch gewiß nicht die ganze Tiefe des Unwesens ergründet, und am allerwenigsten ihm ein Ende gemacht, denn jetzt hat sich die geheime Organisation der Arbeiterbevölkerung auch auf das Landvolk ausgedehnt (s. Nr. 336), und die öffentlichen Blätter klagen, daß der ganze Norden Englands, wo ohnehin die Verhältnisse auch für die Landbaubevölkerung nicht sehr günstig scheinen (s. Sonderbares Arbeitssystem im Norden Englands Nr. 48), auf eine Art bearbeitet sey, die der öffentlichen Ruhe Gefahr drohe.

England bietet überhaupt, nur in größerm Maaßstab, das Bild einer mittelalterlichen Stadt dar, wo die Geschlechter, die geistliche Macht und die Zünfte um den Vorrang sich streiten, sich tödtlich hassen, und doch ein Theil ohne den andern nicht wohl bestehen kann. Wäre die Stadt für sich allein, so wäre der Streit kein Unglück, und möchte im Ganzen nur dazu dienen, das öffentliche Leben wach zu erhalten, aber die Geschlechter haben in frühern Zeiten, als sie noch allein mächtig waren, auswärtige Besitzungen erworben, und beuten diese für sich allein aus, ohne viele Rücksicht auf die neuen Ansprüche der Ausbürger zu nehmen, die durch neuere Gesetze zu wirklichen Staatsbürgern geworden sind. Irland ist gewissermaßen so ein auswärtiges Besitzthum des englischen hohen Adels, und wurde zum mindesten so behandelt. Man kann Irland nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, ohne den hohen Adel von England in vielen seiner Interessen aufs tiefste zu verletzen, und den Bestand der Staatskirche auch in England höchst problematisch zu machen. Dieß verbittert den Streit, der ohnehin von den Iren gegen den stammfremden Sassenach heilig genug geführt wird. Mit welcher Begierde wurde nur das unglückliche Wort Lyndhurst's: Fremdlinge im Blut, in Sprache und Sitte, aufgefaßt, und gegen den Sprecher gekehrt.

Die Wanderungen durch Irland (s. 213 bis 218) geben immer das alte Resultat: Haß gegen die fremden Unterdrücker, Armuth, Noth, und Bigotterie auf beiden Seiten, geschärft auf der Seite der Sassenach durch hochmüthige Verachtung des in Aberglauben versunkenen Katholiken. Und doch liefert Irland Tausende seiner armen Söhne zum Heere des stolzen Englands, und wenn man nachzählen wollte, so würden die Iren, die Hochschotten, die Walliser von der ganzen englischen Heeresmacht mehr als die Hälfte ausmachen, während ihre Bevölkerung höchstens das Drittheil des Ganzen in sich begreift. Alles arbeitet aber darauf hin, diese nicht allzu sehr im Heere emporkommen zu lassen: sie sind die Armen, und es ist dafür gesorgt, daß die Armen keine Gewalt erhalten, da der Stand eines Officiers Ausgaben mit sich bringt, die keinem Unbemittelten gestatten, in denselben einzutreten (siehe das Vorrücken der Unterofficiere Nr. 34). Indeß sind neulich von Seite einiger Regimenter in Irland Schritte geschehen, welche das Vorrücken erleichtern müssen. *) Haben diese Schritte Folgen, so ist dieß ein sehr wichtiger Umstand, der nach und nach eine wesentliche Aenderung in das englische Heerwesen bringen kann. Bisher hatte man durch allerlei künstliche Mittel das Uebergewicht nicht gerade einer Geburts-, sondern vielmehr einer Geldaristokratie zu erhalten gewußt. In der Marine hat die aristokratische Abgeschlossenheit einen eigenthümlichen Nachtheil: gerade die fähigern gemeinen Seeleute nehmen gern auf amerikanischen Schiffen Dienste, wo sie Stellen einnehmen, die man unter dem Namen petty officers begreift. Im Kriege mit Frankreich wollte England dieß nicht zugeben, und hat solche Leute mit Gewalt von amerikanischen Schiffen weggenommen, was bekanntlich eine der Hauptveranlassungen zum Kriege war.

Es ist überhaupt ein merkwürdiger Umstand, welchen Einfluß in England die Geldaristokratie, die in gewisser Beziehung mit der Geburtsaristokratie verschmilzt, auf Alles übt. Eine Menge Vortheile, welche der Staatsverband darbot, waren nur für die Reichen vorhanden: es bildeten sich gleichsam zwei Völker, das vornehme und das geringe. Der Nichtengländer hört nur von dem erstern: die herrschenden Vergnügungen, die herrschenden Sitten, die herrschenden Zeitungen spiegeln alle nur die große Welt ab. Die geringe, die nicht nach Pfunden, sondern nach Pence rechnet, hat ihre eigene Theater (s. die Pennyschauspiele in London Nr. 203), ihre eigenen Vergnügungsorte und selbst ihre eigenen Zeitungen, von denen man auf dem Continent nur selten etwas hört, die der Wachsamkeit der Stempelbeamten entgehen, und dieser niedern Classe bestimmte Ansichten einprägen, die mit den politischen Coterien oder Parteien nichts zu thun haben, vielmehr die ganze vornehme Presse gegen sich aufreizen, sobald sie irgendwo, wie in neuern Zeiten mit der sogenannten Volkscharte, ans Tageslicht treten. Eine politische Bedeutung im gewöhnlichen Sinne haben diese Ansichten kaum, doch können sie Scenen, wie die vor einigen Jahren in Bristol, gar leicht erzeugen.

Indeß scheint es, als solle diese Scheidung jetzt milder werden: eine Menge Umstände wirken darauf hin, von denen wir nur den veränderten Gang des Personentransports (s. Nr. 330 bis 332) und die nöthig gewordene Briefpostreform (s. Nr. 343 u. 344) anführen wollen. Vorher war die Verbindung über England hin fast ein Monopol der bemittelten Classen; der Personentransport auf den Stagecoaches und das Briefporto waren für jeden unbemittelten empfindlich hoch: der Dampf und die Eisenbahnen haben den erstern gewaltsam herunter gedrückt, und die Umgehung der königlichen Briefpost hat endlich einen Grad erreicht, vor dem man die Augen nicht mehr schließen konnte. So ist man auf eine Abhülfe gekommen, welche in der Geschichte der Posteinrichtungen Epoche machen und die Möglichkeit eine Correspondenz zu unterhalten, auch den untersten Classen verschaffen wird, die bis jetzt davon so gut wie ausgeschlossen waren. Diese arbeiten sich augenscheinlich

*) Durch Verminderung der unmäßigen Tischausgaben, woran alle Officiere gleich Antheil nehmen, indem sie bekanntlich gemeinsame Tafel halten, wenigstens die unverheuratheten.

Digitized by Google

hervor, und müssen die mächtige Bewegung, welche England nach allen Weltgegenden hinaus treibt, nothwendig vermehren helfen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Dr. Helfer auf der Tenasserimküste.

Das Ceylon Chronicle und nach diesem die Literary Gazette vom 1 December theilt hierüber Folgendes mit: Ich ging den Attaran in südöstlicher Richtung aufwärts, bis die Schnellen mich am Weiterkommen hinderten, und wandte mich sodann landeinwärts gegen die große östliche Bergkette; als ich zwölf Tage lang ein noch nie besuchtes Land durchzogen hatte, kam ich an den Mixeli-Tschang, machte von da einen Ausflug nach dem berühmten Paß der drei Pagoden, der nach Siam und Went führt, und kehrte sodann gegen Ye zurück. Da der einzige Führer, den ich mir verschaffen konnte, den Weg verfehlte, so geriethen wir in große Noth, und wanderten, nachdem alle unsere Lebensmittel erschöpft waren, sieben Tage lang in westlicher Richtung durch Wildnisse, und erreichten endlich Ye, ohne in der Zeit von fünf Wochen eine menschliche Wohnung gesehen zu haben. Zu Ye hielt ich an, und machte Ausflüge ostwärts ins Innere des Landes; hierauf schlug ich den Weg gegen Tavoy ein, ging aber bald seewärts, bald östlich gegen die Berge zu vom Weg ab, untersuchte hierauf das Bassin von Huize und die bedeutendsten der achtzehn kleinen Flüsse, welche die Huize-Bai bilden, und kam am 18 Januar nach Tavoy. Die Untersuchung der Nachbarschaft dieser Stadt war meine nächste Beschäftigung, und hierauf drang ich wieder gegen Osten vorwärts, indem ich die dreifache Bergkette überstieg, welche das hohe Tafelland gegen Siam von den Alluvialebenen in der Nähe des Meeres trennen. Nach zwölftägiger Abwesenheit mußte ich durch denselben Paß wieder nach Tavoy zurückkehren, und gedenke mit Nächstem meine Forschungen gegen Mergui fortzusetzen.

Diese Mittheilung enthält außer der obigen Angabe des 18 Januar durchaus keine Zeitbestimmung, allein es ist wohl kein Zweifel, daß der 18 Januar dieses Jahres gemeint ist, so daß also die Hauptreise in den December 1837 fällt.

Wetterbeobachtungen im Januar 1838.

Vor einiger Zeit las M. Toulouzan in der Akademie zu Marseille einen interessanten Aufsatz vor über die Temperatur in den verschiedenen Theilen Europa's während des Monats Januar l. J. Er nimmt die Alpen als eine Art Centralstation an, und bemerkt, daß an der südlichen und südwestlichen Abdachung nach dem Rhonethal Frost und Kälte, die nach dem 6 eintraten, sich durch den am 10 fallenden Schnee ankündigten. Am 15 fing die Rhone an große Eisschollen zu treiben, welche sich am 14 bei Avignon und am folgenden Tage bei Arles festsetzten und den Fluß schlossen. An diesem Tage, wo die größte Kälte eintrat, fiel das Thermometer längs dem Fluß in Genf auf — 20° R., in Lyon — 15° R., in Valence — 10° R., in Avignon — 8° R., in Arles — 7° R., in Marseille — 5° R. Vorher hatte man niemals bemerkt, daß die Rhone bei weniger als — 12° R. zugefroren war. Auf der westlichen und nordwestlichen Abdachung in dem Flußgebiete der Loire fiel am 9 das Thermometer auf — 7° R. und der Fluß fing an Eis zu führen. Die Kälte wuchs fortdauernd bis zum 19, wo der Thermometerstand längs dem Flusse folgender war: Nantes — 19½°, Tours — 15°, Bourges — 12°, Moulins — 9°, Le Puy — 7° R. Im Gebiete der Seine verhielt sich die Kälte fast wie bei der Loire, und das Thermometer gab am 19 folgende Resultate: Havre — 16°, Paris — 12°, Melun — 9°, Auxerre — 7° R. Zu derselben Zeit stand das Thermometer in London auf — 19° R. Auf dem nördlichen Abhang in den Gebieten des Rheins, der Meuse und Schelde trat die Kälte etwas später ein. Die Schifffahrt auf den beiden letztern Flüssen wurde am 11 gesperrt, und der Rhein stand bei Mannheim erst am 16. An diesem Tage war die größte Kälte, denn das Thermometer stand in Middleburg auf — 19°, in Antwerpen — 16°, Brüssel — 14°, Koblenz — 13°, Mannheim — 12°, Straßburg — 9° und Konstanz — 7° R. Auf der östlichen Abdachung im Donaugebiete fiel am 9 der Schnee sehr stark in Ungarn, wo er im ganzen Lande mehr als zwei Schuh tief lag. Den Fluß weiter aufwärts fiel statt des Schnees starker Regen, der den Schnee in der Nähe der Alpen schmolz, und fast eben so starke Anschwellungen der Flüsse bewirkte, wie im Jahre 1850. Doch scheinen diese Regen die Kälte aufgehalten zu haben, die sich gegen Osten nicht weit erstreckte. Westlich von den Alpen trat am 24 Thauwetter ein, fing am Meer an und verbreitete sich mit dem Westwinde bis zu den Alpen. Aus diesen Thatsachen geht hervor, daß das mittelländische Meer die Kälte, die sich von den Alpen aus verbreitete, zurücktrieb, daß aber das atlantische Meer nicht dieselbe Wirkung äußerte, wie das Binnenmeer; im Gegentheil war die Kälte in England größer. Man muß noch bemerken, daß auf der Westseite der Alpen die trockne Kälte besonders den Nordostwinden zugeschrieben werden muß, die hier herrschten. Doch hatten sie dort eine andere Wirkung als in der Provence, denn nach England brachten sie die trockne Kälte aus Rußland, hieher aber Feuchtigkeit und eine wärmere Temperatur von den Alpen.

Vermischte Nachrichten.

Altes chinesisches Reisewerk über Indien. Die Nachweisungen, welche Professor Wilson über die Reisen eines chinesischen Buddhisten (s. Nr. 107 v. d. J.) im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung mitgetheilt hatte, veranlaßten den Sinologen Julien an Wilson ein Schreiben zu richten über die Reisen Hwan-Thsangs, eines Chinesen, der in den Jahren 628 bis 649 Indien durchreiste, und nicht weniger als 185 Staaten dieses Landes besuchte und beschrieb. Hr. Julien bemerkte, er habe mehrere Jahre umsonst sich bemüht, ein Exemplar dieses Werkes aus Canton zu erhalten, jetzt aber habe er eine große Ladung Bücher empfangen, die durch Couriere, die bloß um seinetwillen 400 Lieues weit von Canton geschickt worden, dahin gebracht wurden. Hrn. Juliens Bemerkungen zufolge ist die Schwierigkeit, dieses Werk zu übersetzen, sehr bedeutend, theils wegen seines alten und bilderreichen Styls, theils durch die Einmischung von Sanskritworten, die durch die chinesische Schreibart entstellt seyen.

Karte des Sudan. In der Sitzung der geographischen Gesellschaft von London wurde eine Karte des Sudan von einem Hrn. Macqueen vorgelegt. Capitän Allen bestritt einige Punkte derselben, namentlich den, daß die Vereinigung des Tschadda und Niger um 51 Minuten mehr westlich gesetzt sey, als er sie auf seiner Karte angegeben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 18.)

Digitized by Google

№ 18.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Der Cid mit Holzschnitten.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der Cid.

Nach spanischen Romanzen besungen durch

Johann Gottfried v. Herder.

Illustrirt durch 70 Holzschnitte,

nach Zeichnungen von Eugen Neurenther

geschnitten von den besten englischen Holzschneidern:

Thompson, Orrin Smith, Williams, Gray, Wright, Folkard etc.

Dritte Lieferung. Bogen 16—22.

Diese Prachtausgabe des unsterblichen Gedichtes erscheint auf dem feinsten Velinpapier in vier Lieferungen je zu 7—8 Bogen. Der Preis jeder Lieferung ist 1 fl. 36 kr. rhein. oder 1 Rthlr. Da sich diese Ausgabe vorzüglich zu Geschenken eignet, so freuen wir uns versichern zu können, daß die vierte und letzte Lieferung unfehlbar noch vor Weihnachten fertig werden wird.

Stuttgart und Tübingen, im November 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Eben ist in der **Hinrichs'schen** Buchhandlung in **Leipzig** erschienen:

Kaltschmidt, Prof. Dr. J. H., Sprachvergleichendes Wörterbuch der deutschen Sprache, worin die hochdeutschen Stammwörter in den germanischen, romanischen u. v. a. europ. u. asiat. Sprachen, besonders in der Sanskrit nachgewiesen, mit ihren Stammverwandten zusammengestellt, aus ihren Wurzeln abgeleitet und nach ihrer Urbedeutung erklärt, auch die abgeleiteten und die wichtigeren zusammengesetzten Wörter kurz erläutert werden. Zweite Lieferung. **Bee bis Du.** gr. 8. geh. ⅔ Rthlr.

Das Ganze wird aus 6 Lieferungen in 1 Bande bestehen, Mitte 1839 vollständig seyn und die bisher dem Unternehmen bewiesene Theilnahme vollkommen verdienen.

Pölitz, Weltgeschichte für gebildete Leser; 6te Auflage fortgeführt bis mit 1838 vom Professor Fr. Bülau, in 15 Lieferungen (175 Bogen gr. 8. 5 Rthlr. Schreibp. 6⅔ Rthlr.) ist nun vollständig, und als ein höchst werthvolles Geschenk zu empfehlen.

Der Ergänzungsband ist auch unter folgendem Titel:

Allgemeine Geschichte der Jahre 1830—1838 vom Prof. Friedrich Bülau zu Leipzig. 23 Bogen gr. 8. 1 Rthlr.

besonders zu haben, und wird durch die gehaltvolle, klare und anziehende Darstellung das Interesse an der neuesten Zeitgeschichte sehr erhöhen. Eine ausführliche Anzeige ist in allen Buchhandlungen zu finden.

Neuer Atlas der ganzen Erde, nach den neuesten Bestimmungen für Zeitungsleser, Geschäftsleute, Schulen etc. mit Rücksicht auf Steins geographische Werke. Siebenzehnte Aufl. in 26 K. und 7 Zeit- und geogr. statist. Tafeln, colorirt. gr. Folio 1838. 4⅓ Rthlr. netto.

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

A History of England, to the end of the reign of George IV. With conversations at the end of each chapter, by **Mrs. Markham.** For the use of young persons. A new edition, revised and emended by **J. H. Hedley.** Preis 1 Rthlr. 12 gr.

Von The library of the newest English novels, tales and poems ist der 3te Band mit dem 6ten Hefte beschlossen, und der 5te beginnt. Von den 4 Bänden ist jeder Band für sich des stehend noch zum Subscriptionspreis à 1 Rthlr. zu haben.

The modern English Comic Theatre, with notes in German, for the Study of English conversation in its present state ist bis zum 4ten Bdchn. gediehen. 12 Bändchen kosten im Subscriptions-Preis 1 Rthlr. 12 gr. Jedes einzelne Bändchen aber 6 gr.

Leipzig, im November 1838.

Jul. Wunder.

So eben erschien und ist zu haben in allen Buchhandlungen:

Das Leben und Wirken des schottischen Baronets Sir John Sinclair, dargestellt von seinem Sohne. Deutsch von Dr. Boumann. 2 Theile. 8. Velinpapier. geh. 3 Rthlr. 12 gr.

Wichtig für Professoren der Staats-

Digitized by Google

ökonomie und des Staatsrechts, für Statistiker, Landeigenthümer, grössere Gutsbesitzer und Landwirthe, so wie von vielfältigem Interesse für jeden Gebildeten.

Braunschweig, im September 1838.

George Westermann.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Vollständiges

Real-Lexikon

der

medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde.

Enthaltend:

Erklärungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer, toxikologischer und diätetischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind. *Naturgeschichtlicher und pharmakologischer Commentar jeder Pharmakopöe für Aerzte, Studirende, Apotheker und Drogisten.*

Herausgegeben

von

Dr. Eduard Winkler.

Ersten Bandes erstes Heft.

Aal—Beringeria.

gr. 8. auf gutem Druckpap. Subscriptionspreis 20 gr.

Dieses Werk, das zwei Bände bilden und in Heften von 12 Bogen ausgegeben wird, dürfte einem seit langer Zeit lebhaft gefühlten Bedürfniss entsprechen; dasselbe ist mit Benutzung aller wichtigen Werke der ausgezeichnetsten Schriftsteller in diesem Fache und nach eignen Erfahrungen dem Stande der Wissenschaften gemäss bearbeitet worden.

Leipzig, im October 1838.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben.

8. Velinpap. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Das öffentliche Urtheil wird gewiß dem Dichter eine ausgezeichnete Stelle unter den Schülern Goethe's anweisen. Neben dem poetischen Talent sind die Gedichte Producte umfassender Bildung und einer tiefen Weltanschauung; sie sind ein Cyclus, in dem sich die Entwicklungsstufen eines reichen Gemüths darstellen, und der Form nach höchst mannichfaltig, wie schon die Anordnung zeigt. Die Sammlung zerfällt in folgende Bücher: Trieb. Resultate. Gelegenheitlich, persönlich. Im Sinne des Alterthums. Sonette. Ghaselen. Erzählend. Dem Dichter. Sinn. Uebersetztes.

Stuttgart und Augsburg, im Mai 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

(1351) Eine der schönsten, für jeden Gebildeten empfehlungswerthesten neuen litterarischen Erscheinungen ist die:

Galerie der Helden.

Eine Reihe allgemein interessanter Lebensbeschreibungen berühmter Krieger.

Mit Stahlstichen. (Die Helden zu Pferde darstellend.)

I. Band: Marschall Vorwärts! Oder: Leben, Thaten und Charakter des Fürsten **Blücher von Wahlstadt.** Ein Buch für Deutschlands Volk und Heer, von Dr. Rauschnick ꝛc.

II. Band: **Leben Washingtons.** Von Ed. Gehe.

III. Bandes erste Abtheilung: **Schills Leben.** Von Dr. H. Döring.

III. Bandes zweite Abtheilung: Leben des Sandwirths **Andreas Hofer,** Oberanführers der Tyroler in ihren glorreichen Kämpfen von 1809. Vom Vollender des „Marschall Vorwärts."

IV. Band: Siebengestirn österreichischer Kriegshelden, von Dr. Meynert.

V. Band: **Wallensteins Leben.** Von A. v. Tromlitz.

VI. Band: **Friedrichs des Großen berühmteste Generale.** Von O. v. Czarnowsky.

Etwaige fernere Bände werden später angekündigt.

Bd. 1—5 werden im Subscriptionspreise nicht viel über 6 Thlr. kosten. Band I. II. u. III. sind bereits erschienen und auch einzeln zu haben.

Alle Buchhandlungen geben ausführlichere Anzeigen gratis aus und nehmen Subscription an.

Litterarische Anzeige für Auswanderer und Freunde der Länder- und Völkerkunde.

Im Verlage von **E. Scheld & Comp.** in Leipzig und Baltimore ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz bezogen werden:

Wohlfeile

Hand-Bibliothek für Auswanderer

nach den

Vereinigten Staaten von Nordamerika,

und Freunde der Kunde fremder Welttheile.

Von

Dr. Bromme.

6 Bände. Mit drei Karten. cartonnirt, im Futteral. Preis 3 Rthlr.

Das so eben erschienene vierte Quartalheft von dem

Freihafen.

Galerie von Unterhaltungs-Bildern.

Mit Beiträgen

von

den ausgezeichnetsten Schriftstellern Deutschlands.

8. Altona, Hammerich. Geheftet. 1½ Rthlr.

enthält: 1) Zum Gedächtniß Adelberts v. Chamisso. Von K. A. Varnhagen v. Ense. — 2) Der neue Hyacinth, Novelle von Friedrich v. Heyden. — 3) Shakspeare als verlorner Sohn. Von H. König. — 4) Ueber Goethe's Verhältniß zur Tonkunst. Von Dr. Aug. Kahlert. — 5) Die neuesten Schicksale der Hegel'schen Schule. — 6) Ungedruckte Beiträge zu der neuen Ausgabe von Lessings Werken. — 7) Vorgänge und Zustände der Schweiz. (Auf diese aus der Feder eines der ausgezeichnetsten Publicisten der Schweiz fließenden Artikel die in den folgenden Heften unserer Vierteljahrsschrift ihre regelmäßige Fortsetzung erhalten werden, erlauben wir uns bei den gegenwärtigen Verhältnissen die es Landes noch besonders hinzuweisen.) S. verschiedene kleinere Artikel in den Litterarischen und Correspondenzblättern. — Die allgemeinste Anerkennung und die lebhafteste Theilnahme, welche diese, durch ihren Inhalt ausgezeichnete Zeitschrift gefunden, ermuthigt die Redaction auf die begonnene Weise fortzufahren. Das erste Heft des Freihafens für **1839** befindet sich bereits unter der Presse.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands u. s. w. haben stets den Freihafen vorräthig.

Digitized by Google

Neues, höchst elegantes Taschenbuch für 1839,
welches sich vorzüglich zu Geschenken für Damen eignet.

In der **Karl Haas**'schen Buchhandlung in Wien ist so eben ganz neu erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

IMMERGRÜN,

Taschenbuch für das Jahr 1839.

Dritter Jahrgang.

Mit Erzählungen von

Wilhelm Blumenhagen, Ludwig Rein, Franz Dingelstedt.

Nebst einem Anhange von

Gedichten, Balladen und Romanzen

von

J. N. Vogl, F. Dingelstedt, J. G. Seidl, Kitzinger, L. A. Frankl, Günzburg u. m. A.

Mit 7 prachtvollen Kupferstichen

nach Originalgemälden, und gestochenem Titel von **Axmann, Geisler, Doebler, Langer** und **Krepp.**

16. Auf schönem weissem Maschinen-Velinpapier elegant gedruckt.

Ausgabe in fein gepreßtem Pariserband mit Goldschnitt und Etui 4 fl. C. M. oder 2 Rthlr. 20 gr.

Prachtausgabe mit ersten Kupferabdrücken elegant gebunden in Seide mit reich vergoldeten Decken 8 fl. C. M. In englischen Mosaikleder-band 12 fl. C. M. In Sammet mit Silberverzierungen 16 fl. C. M.

Von den Jahrgängen 1837 und 1838 ist noch ein kleiner Vorrath vorhanden, von dem wir beide Jahrgänge, wenn sie zusammengenommen werden, um 2 Rthlr. ablassen können.

Allen, welche eine unterhaltende Lectüre, die von Anfang bis zu Ende die Spannung und lebhafte Aufmerksamkeit des Lesers erregt, lieben und suchen, empfehlen wir die eben erschienenen

Memoiren des Teufels

von

Fr. Soulié.

Aus dem Französischen

von

J. Schoppe.

8. Altona, Hammerich. 2 Bände geh. 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr. rhein.

Die seltsamsten Ereignisse wechseln mit einander ab, der Leser fällt aus einer Ueberraschung in die andere. **Frankreich hat diese Memoiren verschlungen, in Deutschland werden sie bald als die unterhaltendste Lectüre allgemein verbreitet seyn.** In jeder guten Leihbibliothek und jedem Lesevereine sind diese Memoiren vorräthig, und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu haben.

Preisermäßigung des Pfennig-Magazins.

Um das **Pfennig-Magazin**, dessen frühere Jahrgänge bereits in mehr als 100,000 Exemplaren verkauft wurden, dem großen Publicum, für das es bestimmt ist, noch zugänglicher zu machen, habe ich mich entschlossen, **die ersten fünf Jahrgänge** von 1833—37, enthaltend Nr. 1—248 mit mehr als 1000 der schönsten Meisterwerke englischer, französischer und deutscher Holzschneidekunst, wenn solche zusammengenommen werden, vom bisherigen schon äußerst billigen Preise von 9 Rthlr. 12 gr.

auf 5 Rthlr., einzelne Jahrgänge aber auf 1 Rthlr. 8 gr. herabzusetzen. Dagegen bleibt der Preis des laufenden **sechsten**, so wie des mit 1839 beginnenden **siebenten** Jahrgangs 2 Rthlr.

Von dem früher schon im Preise herabgesetzten

Sonntags-Magazin. Drei Bände.
National-Magazin. Ein Band.

sind noch fortwährend Exemplare à 16 gr. für den Band zu haben.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes sind in den Stand gesetzt, diese Werke zu den bemerkten Preisen zu liefern.

Leipzig, 1 November 1838.

F. A. Brockhaus.

Beachtenswerthe Anzeige für Bibliotheken, Lesevereine, Gutsbesitzer, Landbeamte, Gewerbtreibende etc.

Vom 1 Januar 1839 an erscheinen bei Fr. Schwend in Schwäbisch Hall:

1) **Flora.** Original-Chronik für die gewählteste schönwissenschaftliche Litteratur des In- und Auslandes. Jährlich 156 Bog. gr. Lexikonoctav auf ausgezeichnet schönem weißem Papier in 52 Wochenheften. Pränumerations-Preis halbjährlich 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr.

2) **Merkur.** Zeitschrift für die Kenntniß aller Länder und Völker, ihrer Sitten und Zustände. Zur Unterhaltung und Belehrung für alle Stände. Jährlich 104 Bogen gr. Lexikonoctav auf ausgezeichnet schönem weißem Papier. Pränumerations-Preis halbjährlich 3 fl. 9 kr. od. 1 Rthlr. 18 gr. Intelligenznachrichten werden in beide Blätter zu 2½ kr. rhein. oder ½ gr. die gespaltene Zeile oder deren Raum aufgenommen.

3) **Neueste fortlaufende Sammlung der interessantesten Länder- und Reisebeschreibungen der ältern und neuesten Zeit.** Sämmtlich in Verbindung mit Mehreren herausgegeben von **Karl Winkler.** Jährlich gleichfalls 104 Bogen gr. Lexikonoctav in 52 Wochenheften. Pränumerations-Preis wie bei unserer Zeitschrift „**Merkur**," aber nur in Verbindung mit dem Merkur genommen, ohne diesen um die Hälfte höher, und die Einzelnwerke um das Doppelte des ursprünglichen Preises.

Man abonnirt bei allen Postämtern und Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes, bei welchen auch Prospecte und Probehefte einzusehen sind.

In der **Litter.-artistischen Anstalt** in München sind sämmtliche, von dem Kunstverein in München ausgegebene Blätter zu haben, und durch alle soliden Kunst- und Buchhandlungen zu beziehen. Es wird besonders auf solgende aufmerksam gemacht, die zu den beigesetzten Preisen bezogen werden können:

Tod Romeo's und Juliens nach **P. v. Cornelius**, in Kupfer gestochen von Professor **Schäffer** in Frankfurt a. M. 2 Fuß 4 Zoll hoch und 2 Fuß 10 Zoll breit. 10 fl. 48 kr. od. 6 Rthlr.

Dornröschen, nach einem Mährchen von Grimm gezeichnet und selbst radirt von **Eugen Neureuther.** 3 Fuß hoch und 2 Fuß 1 Zoll breit. 6 fl. 48 kr. oder 4 Rthlr.

Digitized by Google

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Répertoire du théâtre français à Berlin:

188) Une bonne fortune, Comédie par Bayard. 4 gr.
189) Un colonel d'autrefois, Comédie par Mélesville. 6 gr.
190) Le mari et l'amant, Comédie par Vial. 6 gr.
191) Sans nom! Vaudeville par Théaulon. 4 gr.

Teatro italiano, ossia raccolta di 6 commedie e tragedie scelte fra i migliori autori moderni, con notizie biografiche. gr. 8. 1 Rthlr.

Inhalt. **Nota:** 3 commedie il progettista, la pace domestica, la lusinghiera; **Silvio Pellico,** Francesca di Rimini; **Niccolini,** Giovanni da Procida; **Goldoni,** Un curioso accidente. Diese Stücke einzeln à 4 bis 8 gr.

Berlin. **Schlesinger**'sche Buch- und Musikhandlung.

La Russie pittoresque.

So eben wurde von **Weise u. Stoppani** in **Stuttgart** versandt und ist in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

La Russie pittoresque,

sous la Direction de

M. JEAN CZYNSKI.

24 vignettes de **M. J. B. Gatti.**

Tome Premier.

Paris, imprimerie de Wittersheim.

Royal 8. Preis 2 Rthlr. 6 gr. oder 3 fl. 30 kr.

So eben ist der **2te Band** von den

Erinnerungen aus meinem Leben.

Zum Theil Studienbilder

für

Cavallerieofficiere, Stallmeister, Bereiter, Pferdeärzte, Pferdezüchter, Pferdehändler und jeden Kenner und Freund der Pferde

von **F. v. Tennecker,**

königl. sächs. Major der Reiterei, Stallmeister und Oberpferdearzt, des königl. sächs. Civilverdienst-Ordens Ritter ꝛc.

8. Altona, Hammerich. geh. 1½ Rthlr. oder 2 fl. 42 kr.

erschienen.

Mit dem freudigsten Erstaunen sehen wir aus der Feder des Hrn. Majors von Tennecker, welcher bisher für die Thierheilkunde mit so vieler Auszeichnung thätig gewesen, die **anziehendsten, belehrendsten und selbst romantischsten Erzählungen,** die alle Bezug auf des Verfassers vielbewegtes Leben haben, hervorgehen.

Dieser 2te Band enthält unter andern die Geschichte des alten Stallmeisters von Lämmergeier, welche selbst dem verwöhnten Geschmack eines Romanlesers genügen wird.

Sämmtliche Buchhandlungen haben dieß interessante Werk vorrätig.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Technologische Encyklopädie

oder

alphabetisches Handbuch

der

Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens.

Zum

Gebrauche für Cameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabricanten und Gewerbtreibende jeder Art.

Herausgegeben

von **Joh. Jos. Prechtl,**

k. k. n. ö. wirkl. Regierungsrathe und Director des k. k. polytechnischen Institutes in Wien ꝛc.

Neunter Band.

Kupfer — Metallgießerei.

Mit den Kupfertafeln 178 bis 202.

Preis 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gr.

Die in diesem Bande enthaltenen Artikel bilden ebenso viele Original-Abhandlungen, in denen der Gegenstand nach seinem wesentlichen und neuesten Zustande sachkundig und erschöpfend dargestellt ist, so daß ein Jeder hier auf wenigen Bogen zusammengedrängt finden kann, was er oft selbst mit Benützung einer bedeutenden Büchersammlung nicht aufzufinden im Stande wäre, da die einzelnen Artikel oft wichtige, den Verfassern eigenthümliche, noch nicht durch den Druck bekannt gemachte Erfahrungen und Beobachtungen enthalten.

Die ersten acht Bände, mit 177 Kupfertafeln, kosten jeder 6 fl. oder 5 Rthlr. 12 gr.

Stuttgart und Tübingen, Oct. 1838. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Für Weihnachtsgeschenke.

Nachstehendes zu einem Weihnachtsgeschenk vorzüglich geeignete Werk erlauben wir uns zu diesem Zwecke hiemit wiederholt zu empfehlen:

Petite

Bibliothèque française

à l'usage des instituts des deux sèxes ou

lectures choisies,

tirées des auteurs des deux nations qui se sont occupés de la jeunesse, pour servir de suite aux ouvrages

de

l'Abbé Mozin.

12 Bände.

Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gr.

Inhalt:

I. Les bons enfans par Glatz. — Petites histoires à la portée des enfans. — Histoires instructives et morales par Aegidius. Extrait de la petite bibliothèque des enfans par Campé. La petite curieuse, tiré d'un ouvrage français. — II. Belles histoires de M. Stille. Les voyages et aventures de Maître Hauser. Fables de Lafontaine. — III. Suite des belles histoires de Stille par Glatz. Contes moraux à la portée des enfans. Petites histoires pour former l'esprit et le cœur de la jeunesse par Meynier. — IV. Les œufs de Pâques. Le jeune Henri d'Eichenfels. Le fermier Martin et sa famille. — V. Iduna, lecture morale et amusante par Glatz. Le monde des enfans par Glatz. — VI. Minona, par Glatz. Théoné par le même. — VII. Théoné suite. Collection amusante et instructive par Pöhlmann. Alvin et Théodore par Fr. Jacob. — VIII. Bibliothèque de contes par Grimm: 1) le jardin merveilleux; 2) histoire d'Hassan Alhabal; 3) histoire d'Ali Baba et des 40 voleurs; 4) histoire du jeune roi Zein Alas man et du roi des Génies; 5) histoire de l'oiseau parlant; 6) les septs voyages du marin Sinbad. — IX. Beaux traits d'humanité, de justice, d'amour filiale etc. Contes de fées. — X. Contes à ma fille par M. Bouilly. Nouvelles nouvelles, par M. Delafaye. Correspondance de Julie avec son frère Hyacinthe. — XI. Suite des lettres de Julie. Correspondance de jeunes émigrés. Correspondance de Mylady Chesterfield et de ses enfans. Conte à l'usage de la jeunesse par Mad. Guizot. Simons de Nantua ou le marchand forain. Les veillées au village. — XII. Les journées au village. Contes moraux nouveaux et anciens. Le polonais également brave et généreux.

Es bestehen diese für die stufenweise Uebung in der französischen Sprache auserwählten Lesestücke theils aus Uebersetzungen, theils aus Nachbildungen unserer besten Schriftsteller für die Jugend, theils auch aus den französischen Schriftstellern, die in diesem Fache als classisch zu betrachten sind. Wer sich je mit dem Unterricht der Jugend in der französischen Sprache beschäftigt hat, kennt aus Erfahrung die Verlegenheit, worin sich nur zu oft der Lehrer in Ansehung des Stoffes zur Lese- und Uebersetzungsübung befindet, zumal wenn es ihm am Herzen liegt, den nächsten Zweck, den des Sprachlehrens, mit dem höheren pädagogischen zu verbinden; nämlich mittelst dieses Stoffes zugleich auf Geist und Gemüth der Zöglinge zu wirken. Diese Sammlung wird in der hier angedeuteten doppelten Beziehung wenig zu wünschen übrig lassen.

Wie alle Schriften des nach Gemeinnützigkeit strebenden, und besonders auch die Kinder unbemittelter Eltern berücksichtigenden Abbé Mozin, zeichnet sich auch dieß 8 Werk durch Wohlfeilheit des Preises aus, wodurch die Verlagshandlung sein edles Streben zu befördern sucht.

Stuttgart und Tübingen, im December 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Nr. 359.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 December 1838.

Helfers Nachrichten über die Erzeugnisse von Tenasserim.

Wir entnehmen aus demselben Artikel, dem die Nachricht von Dr. Helfers Reise entnommen ist, Einiges über die Erzeugnisse jenes Landstrichs. Der Reichthum dieser Erzeugnisse ist so groß, daß er gewiß die Aufmerksamkeit der englischen Kaufleute und der ostindischen Compagnie auf sich ziehen wird.

Die Zahl der Elephanten ist gegen die unbewohnten Gegenden des Osten zu so groß, daß eine bedeutende Menge Elfenbein gewonnen werden könnte, wenn die Birmanen sich Mühe geben wollten. Der geringe, jetzige Handel wird durch Schanjäger aus Cirmic getrieben, welche selbst nach Tavoy kommen. Die Zahl der Rhinocerosse ist gleichfalls bedeutend, und der Handel mit den Hörnern derselben noch gewinnreicher, als der mit Elfenbein, da man dieselben nach China ausführt, wo sie für eine unschätzbare Medicin gelten, und zu sehr hohen Preisen verkauft werden. Ein kleiner Handel wird auch mit der Haut eines Vogels getrieben, der zum Geschlecht der Taucherkönige gehört, gleichfalls nach China ausgeführt und sehr theuer verkauft wird. Die Menge Wachs, die man an den Ufern des Flusses findet, ist sehr groß, wird aber wenig gesammelt. Eine andere Art Bienen bildet statt Wachs eine Art balsamisches Gummiharz, das aufgelöst einen Stoff wie raffinirten Terpenthin gibt. Eine dritte Art Bienen baut den Eingang zu ihrem Neste aus einer Substanz, die einen schönen Firniß gibt, der Hrn. Helfers Vermuthung zufolge im Handel unter dem Namen Dammer-Firniß bekannt war, und bisher für ein vegetabilisches Product galt.

Dr. Helfer fand höchst ausgedehnte Teckholzwälder an den Ufern des Attaran und seiner Nebenflüsse, die gegenwärtige Behandlung dieser Wälder soll aber sehr verderblich seyn.*) Indeß findet sich tiefer im Innern noch eine ungeheure Menge werthvolles Bauholz, und mehrere Arten davon möchten wohl dem Teckholz vorzuziehen seyn. Ein Baum, Kbigin genannt, der in der Nähe von Ye vorkömmt, gleicht dem Mahagony. Dr. Helfer kam durch einen an Waldölbäumen reichen District; die Substanz, welche dieser Baum liefert, — kein Oel, sondern ein Firniß, — wird jetzt bloß zur Fabrication von Fackeln benützt, könnte aber gereinigt die kostbareren Firnisse ersetzen. Der gewöhnliche Teibi-Si (tybee zee), oder schwarze siamesische Firniß ist hier in viel größerer Menge vorhanden, als in den Provinzen Amherst und Ye, und gibt einen undurchdringlichen Ueberzug über Metall und Holz, ist aber außerhalb des Landes nicht bekannt. Einige andere Bäume geben ein dem Kopal ähnliches Gummiharz; ein Baum, Thingan genannt, gibt einen dem arabischen gleichenden Weihrauch, und eine Art Drachenblutbaum ist im Innern sehr gewöhnlich. Die Zahl der Pflanzen, welche Kautschuk liefern, beläuft sich auf 15; einige Arten Mangrovebäume, die am Meeresufer in unendlicher Menge wachsen, enthalten in ihrer Rinde einen adstringirenden Stoff, so daß sie zum Gerben dienen können. Was die Farben betrifft, so fand Dr. Helfer zwei neue Arten Indigo, die von den Eingebornen gezogen werden. Die Carcers benutzen ein Holz, das dieselben Dienste leistet, wie das Campescheholz; der Nibe-Tyco-Baum, dessen Holz in Verbindung mit Kreide eine dauerhafte rothe Farbe gibt, wächst im Tavoy-District wild, eben so die Bixa orellana, welche eine gelbe Farbe gibt.

Die Producte des Mineralreichs sind nicht minder zahlreich. Das Land von Ye nach Tavoy ist reich an Eisenerz, und Dr. Helfer bemerkte nicht weniger als 22 Stellen, wo der Bau des Erzes guten Vortheil gewähren würde; die beste Stelle liegt nur eine Stunde von Tavoy. Auch Zinn findet sich in großer Menge über eine Strecke von 60 englischen Meilen verbreitet, und da es ganz an der Oberfläche liegt, so wären keine complicirten Bergwerksarbeiten nöthig. Diese Reichthümer sind bis jetzt dem großen Publicum unbekannt, und in der ganzen Provinz hat Niemand auch nur ein mäßiges Capital, um solche Arbeiten zu beginnen. Von der birmanischen Bevölkerung ist für jetzt noch nichts zu erwarten, denn sie ist noch zu kurz mit der europäischen Civilisation bekannt, um ihre Vortheile schätzen zu können, und ihre Regeneration wird Jahrhunderte erfordern.

*) Dieser Punkt ist von Bedeutung für die ostindische Compagnie, da sie diese Provinzen, deren Wichtigkeit stets zunimmt, ursprünglich fast nur wegen der Teckholzwälder nach dem Kriege zurück behielt.

Digitized by Google

Die Birmanen sind zu unabhängig, und haben zu wenig Bedürfnisse, welche sich überdieß leicht befriedigen lassen. Die Verpflanzung fleißiger Chinesen auf diese Küste würde sehr vortheilhaft seyn; ihre wachsende Auswanderungssucht ließe sich leicht dahin lenken, wenn sie auf lohnende Beschäftigung rechnen könnten.

Je mehr ich, sagt Dr. Helfer, mit diesem Lande bekannt werde, desto mehr überzeuge ich mich, daß kein Theil von Ostindien sich so gut zu einer englischen Colonie eignet, als diese Provinzen, da sie außer ihrer Fruchtbarkeit und ihrer günstigen Lage auch ein sehr gesundes Klima haben, und in dieser Beziehung den Antillen, Guiana und den Factoreien an der Westküste von Afrika vorzuziehen sind. Das Zuckerrohr, Indigo, Kaffee, die malayischen Gewürze (die Muscatnuß ausgenommen) gedeihen vorzüglich, und die neuen Versuche mit der Baumwolle scheinen viel zu versprechen. Reis gedeiht in Fülle, Mangel ist unbekannt, und wenn die Constitution der Europäer den Reis als Hauptnahrungsmittel nicht ertragen sollte, so ist es auf der andern Seite gewiß, daß Weizen und Mais eben so gut gedeihen, so wie auch alle Arten von Vieh, Schafe ausgenommen, sich rasch vermehren.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Einer der Hauptgegenstände, welche die Aufmerksamkeit unsrer Zeitschrift in Anspruch nehmen, werden stets die übrigen Welttheile und vor Allem die Thätigkeit der Europäer in denselben seyn. Man hat viel davon gesagt, die Colonien seyen nur eine Last für das Mutterland, sie kosteten mehr, als sie einbrächten, und doch hat sich noch kein Staat derselben freiwillig begeben. Abgesehen von dem allgemeinen Grunde, daß man das, was man besitzt, nicht fahren lassen will, hat dieß Festhalten auch noch den guten Grund, daß der Handel mit den Colonien den Seehandel des Mutterlandes überhaupt belebt, und seiner Seemacht einen guten Rückhalt verschafft. Es ist immer noch wahr, was man schon zu den Zeiten des napoleonischen Kampfes gegen England sagte: England hat die größte Seemacht, weil es den größten Handel hat, und den größten Handel, weil es einerseits die größte Seemacht, andrerseits die meisten Colonien hat. Kein Wunder, daß man sich im 17ten und 18ten Jahrhundert um den Besitz der Colonien so wüthend bekämpfte. England hatte durch die im 7jährigen Kriege errungenen Erfolge, in Amerika sowohl als in Asien, gewissermaßen das Uebergewicht errungen; gewissermaßen sagen wir, weil der ungeheure Umfang der spanischen Colonien und ihre feste Organisation noch unerschüttert standen und ein Gegengewicht bildeten. Aber die alte Colonialpolitik ist jetzt todt, denn die Colonialsuprematie Englands erlitt bald durch den Abfall der Vereinigten Staaten einen Stoß, der bis auf die neueste Zeit mächtig fortgewirkt hat zur Losreißung Amerika's von Europa und somit zum gänzlichen Umschwung der Colonialpolitik. In gewisser Beziehung freilich ist Amerika immer noch Colonie, und sein eigenthümliches Leben erst im Beginnen, ja seine Bevölkerung erst in der physischen Bildung und Umwandlung begriffen.

Wie dieser fortdauernde Gährungsproceß der Bevölkerung die wichtigste Erscheinung in Amerika überhaupt ist, so spielt dann auch das verflossene Jahr in dieser Hauptangelegenheit jenes Erdtheils eine bedeutende Rolle durch die erfolgte gänzliche Emancipation der Neger auf den westindischen Inseln (s. Nr. 152 bis 155, 170 bis 175, 215). Es ist in den genannten Nummern wiederholt erwähnt worden, was der Grund der auffallenden Eile sey, womit die Engländer diesen Gegenstand betreiben: es ist die Geißel, die sie über den Vereinigten Staaten schwingen, um diese abzuhalten, sich allzu rasch auf Dinge einzulassen, welche den Engländern nachtheilig werden könnten, und überhaupt, um den Ehrgeiz des aufstrebenden jungen Freistaats zu zügeln, denn es ist kein Zweifel, daß einige Negerregimenter, an verschiedenen Punkten des amerikanischen Festlandes ans Ufer geworfen, für die Engländer nicht bloß eine mächtige Diversion zu Stande bringen können, sondern den Süden der Vereinigten Staaten mit Mord und Brand erfüllen müssen. Diese haben also einen sehr triftigen Grund, England, auch wenn dieses in einen europäischen Kampf verwickelt werden sollte, schonend zu behandeln, da die Rohheit und der blinde Eigennutz der weißen Bewohner im Süden der Vereinigten Staaten durchaus nicht erwarten läßt, daß eine gütliche Ausgleichung zwischen Schwarzen und Weißen stattfinde.

Doch ist die Maaßregel der Emancipation, abgesehen von ihrer feindseligen Richtung gegen die Vereinigten Staaten, an sich schon wichtig genug. Wir haben in dem zweiten Artikel über die Negeremancipation einige Nachweisungen über das bekannte Experiment des Convents, die Schwarzen ohne weiteres für frei zu erklären, mitgetheilt. Die Schwarzen wollten die schwere Arbeit auf den Pflanzungen nicht fortsetzen, mußten auf allerlei Umwegen dazu gezwungen werden, und am Ende ward die Sklaverei, die schon seit einiger Zeit der Sache nach wieder erstanden war, auch dem Namen nach wieder eingeführt. Wir wollen nicht behaupten, daß dieß mit den englisch-westindischen Negern eben so gehen werde, aber zum mindesten wird man sich bald genöthigt sehen, auf den verschiedenen Inseln Gesetze gegen die Vagabondage zu erlassen, d. h. die Neger, welche nicht arbeiten wollen, dazu zu zwingen. So viel ist indeß sicher, auf den englisch-westindischen Inseln ist die Sklaverei für die Zukunft unmöglich geworden, und man wird sehen müssen, wie man mit der Freiheit durchkommt. Die Schwarzen haben freilich seit 30 bis 40 Jahren auf diesen Inseln große Fortschritte gemacht, viele, namentlich Mischlinge, sind zur Bildung herangereift, und auf den größern Inseln, besonders Jamaica, steigt diese Classe so bedeutend (s. Nr. 321), daß viele Weiße, die es nicht ertragen können, kein Vorrecht vor dieser Classe zu haben, lieber die Insel verlassen. Wer es für möglich gehalten hat, den alten Zustand trotz der aufgehobenen persönlichen Sklaverei in so weit zu erhalten, daß die schwarze und Mischlingsclasse die dienende, und die weiße die herrschende bleibt, wird sich getäuscht finden: die weiße wird mehr und mehr ausgestoßen werden, namentlich auf Inseln wie Trinidad und Jamaica, die

Digitized by Google

Negerstaaten im Innern und noch eine Menge unangebautes Land haben. Die englische Regierung hat den Farbigen politische Rechte verliehen, und diese werden sich ihrer gegen den gemeinsamen Feind, die weiße Classe, bedienen, so lange sie dieselben irgend zu fürchten haben. Die Nachrichten aus den Colonien über den Fortgang der Emancipation, d. h. über die Frage, ob die Neger arbeiten werden oder nicht, lauten sehr verschieden, doch scheinen sie aus den wichtigsten Inseln in dem Einen Punkte zusammen zu treffen, daß zwar allerdings keine allgemeine Arbeitseinstellung statt fand, daß aber die Arbeit so mangelhaft war, daß die nächste Ernte einen bedeutenden Ausfall zeigen muß. Mit Einem Worte: mit freien Leuten, die je nach den Umständen einen hohen Arbeitslohn verlangen, oder sich der Arbeit ganz entziehen, läßt sich kein Culturspstem fortsetzen, das allen natürlichen Verhältnissen widerspricht. Die westindischen Inseln erzeugen nicht hinreichend Lebensmittel für ihre Bevölkerung, wohl aber Zucker zur Ausfuhr; wo, wie auf Antigua, alles Land vergeben und in solche Plantagen getheilt ist, mag sich das bisherige Verhältniß noch geraume Zeit hinziehen, weil die Schwarzen einerseits nicht leicht von der Insel fortkönnen, andrerseits sich ohne Vermittlung der Weißen keine Nahrungsmittel, wenigstens nicht in hinreichender Menge zu verschaffen wissen. Anders aber sieht es auf den Inseln, wie Jamaika und Trinidad aus, wo der freie Neger mit leichter Mühe seine Bataten, seine Cassava u. dgl. pflanzt, und gewiß nicht der anstrengenden Arbeit auf den Zuckerfeldern und in den Zuckersiedereien sich unterziehen wird, um einige Schillinge mehr zu erwerben. Dazu ist zu viel Trägheit in der Negernatur, und das süße Nichtsthun ist ihm zu lieb. Der Zustand der Schwarzen in Westindien, ihre allmähliche factische Emancipation, nach dem die rechtliche ausgesprochen ist, ihr Verhältniß zu den Weißen werden stets höchst interessante Gegenstände bleiben.

Indeß scheinen die Pflanzer bei dieser allmählichen Abnahme ihres Einflusses und dieser Umwandlung des bisherigen Culturspstems keine geduldigen Zuschauer bleiben zu wollen. Die Einmischungen des Mutterlandes in die innern Angelegenheiten der westindischen Inseln fängt an, Widersetzlichkeit zu erregen. Als der Gouverneur von Jamaika kürzlich die gesetzgebende Versammlung eröffnete, und die allmähliche Rückkehr der Neger zur Arbeit lobend erwähnte, wurde keine Antwort darauf gegeben, sondern die Versammlung beschloß, den Zustand der Insel zu untersuchen. Hierauf beklagte sie sich, daß das brittische Parlament auf eine widerrechtliche Weise sich in die innern Angelegenheiten der Insel gemengt, und Gesetze erlassen habe, welche die Rechte brittischer Unterthanen angriffen, die Versammlung werde sich mit keiner Arbeit beschäftigen, ehe nicht diese Beschwerden abgestellt seyen, und ehe sie nicht wisse, ob sie für die Insel Gesetze zu entwerfen habe oder nicht. Der Sinn dieser Worte ist ohne Mühe zu errathen, man will Gesetze gegen die Vagabondage erlassen, jeden Schwarzen, der nicht auf einer Plantage regelmäßig arbeitet, gefänglich einziehen, kurz mit Einem Worte den alten Stand der Dinge auch jetzt noch unter anderm Namen aufrecht erhalten. Die Geschichte der französischen Colonien während der Revolution liefert den Schlüssel zu diesem Verfahren. Ob es noch möglich ist, diesen Weg mit Erfolg einzuschlagen, möchten wir bezweifeln.

Außer Westindien und Guiana, an welch letzterm Orte man einen ziemlich verunglückten Versuch gemacht hat, die Negerarbeit durch die Arbeit von Bengalesen ersetzen zu lassen, ein Versuch, der auf Mauritius in noch größerem Umfang, aber auch nicht sehr erfolgreich (s. Nr. 283) gemacht wurde, sind in Amerika noch zwei Länder, auf deren Zukunft die Neger einen wesentlichen Einfluß haben werden: Brasilien und Nordamerika. Das erstere, wo der Sklavenhandel noch immer fortgetrieben wird (s. Nr. 226. 237), ist ohnehin den Negern und ihren Mischlingen mit Weißen und Indianern verfallen, und an eine lange Behauptung der Herrschaft der Weißen um so weniger zu denken, als unnatürliche geheime Laster dort in einem unglaublichen Grad im Schwunge gehen. Was wir über brasilianische Zustände (s. einzelne Nummern von 62 bis 102) mitgetheilt, ermangelt einer tiefern Bedeutung, weil das Volk selbst keine hat: diese Einrichtungen sind aufgeklebt, und man trägt sich noch mit ihren Formen in den größern Städten; wie es im Innern aussieht, davon dringt fast nichts zu unsrer Kunde, und das Wenige ist so abgerissen, daß es sich durchaus zu keinem Bilde gestalten will.

In Nordamerika ist hinsichtlich der Schwarzen gleichfall noch der alte Zustand: man will die Sklavenfrage nicht zum Gegenstand öffentlicher Verhandlung machen, und glaubt ihr dadurch zu entgehen; man schaudert zurück vor dem Gedanken an eine Amalgamation mit der schwarzen Race, aber der Herr entblödet sich nicht, seine Sklavinnen als sein Harem zu betrachten, wahrscheinlich nach dem alten Römergrundsatz: impudicitia in servo necessitas. Indeß geht die Sache ihren Gang: wir gehen auf den Orientalismus los, sagten wohlgesinnte Männer zu der bekannten Miß Martineau (s. Nr. 1). Die Bedeutung dieses Worts kann keine andere seyn, als daß die Einzelehe, wie sie in allen christlichen und germanischen Ländern besteht, und worauf alle unsere gesellschaftlichen Einrichtungen beruhen, in Gefahr ist zu verschwinden. Die Unmacht der Centralregierung in Bezug auf diesen Zustand ist notorisch, und so wenig, als die Pflanzer in Jamaika und in Westindien überhaupt je die Emancipation ausgesprochen hätten, ohne den Zwang, den die englische Regierung über sie ausübt, so wenig werden die Pflanzer im Süden der Vereinigten Staaten sie aussprechen. Wäre der Stolz und Haß der Farben nicht, so ließe sich eine Ausgleichung finden durch Ertheilung verschiedenartiger Rechte, aber so durch den Haß der Farbe zwischen politische und religiöse Freiheit auf der einen und verworfene Knechtschaft auf der andern gestellt, ist kein Uebergang denkbar. Es ist dieß die Achillesferse der Vereinigten Staaten, und selbst die wenigen Tausende freier Schwarzen, die nach Canada unter den Schutz der englischen Gesetze entflohen sind (s. Nr. 75) und das ihnen feindselige Land ihrer Geburt bitter hassen, bilden einiges Gewicht in der Wagschale der politischen Verhältnisse.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Ausflug in die westlichen Departements von Frankreich.

3. Das Departement Ile und Vilaine.

Sobald man die Gränzen des herrlich angebauten Sarthe-Departements überschreitet und weiter gegen Westen vordringt, fängt die Vernachlässigung der Landwirthschaft und die Vermehrung der Missionskreuze an. Man merkt die Heimath der Trappisten, welche in Laval ihr Kloster haben, und die Herrschaft der Pfaffen, von denen es hier wimmelt. Auf allen Straßen und in allen Dörfern werden Almosen gefordert; man sieht unterwegs ganze Bettlergruppen und Familien, vom Großvater bis zum Urenkel herab, welche die pittoreskesten Staffagen und Sujets zu Genrebildern abgeben. Bei Mayenne trifft man schon Männer in Röcke aus Ziegenfellen gekleidet, unheimliche Gestalten mit verwildertem, schwarzem Haupt- und Barthaar, und mit breitkrämpigen, runden Filzhüten, unter dem zwei düster blickende Augen hervorlugen. Die Nachbarschaft der Bretagne verkünden zahlreiche Buchweizenfelder, und die vielen unangebauten Grundstücke, wo Ginster, Stechpfrieme und Farrenkraut in Masse gedeihen und lustig in die Höhe schießen. Weizen und Roggen wird wenig angesäet, wahrscheinlich aus Trägheit und Schlendrian, denn der Boden scheint nicht schlecht zu seyn, und könnte gewiß durch fleißige Bearbeitung ergiebiger gemacht werden; mitten unter Ginster und dem übrigen Unkraut bemerkte ich sehr oft junge, kräftige Obstbäume, die mit Früchten beladen ihre Zweige senkten, und in einem magern Erdreiche schwerlich ihr Fortkommen gefunden hätten.

Hinter Mayenne, einem traurigen Nest auf beiden Ufern des Flusses, welcher der Stadt und dem ganzen Departement den Namen gegeben, wird das Buschland besonders reizend: längs der schönen Chaussée sind rechts und links hohe Erdwälle aufgeworfen, die, mit Eichen und zahmen Castanien bepflanzt, kühlenden Schatten gewähren, so daß man fortwährend wie in einem dichten Gehölze fährt. Von einzelnen Anhöhen, wie z. B. bei La Peierine, wo man das Departement der Orne betritt, übersieht man ein belaubtes Land, so weit das Auge reicht; man glaubt in einen Urwald Amerika's hineinzureisen, die wilden Männer mit ihren Thierhäuten, die von Zeit zu Zeit vorbeipassiren, vermehren die Täuschung.

Im Departement der Orne verbessert sich der Ackerbau, wozu die Art und Weise der Verpachtung viel beiträgt. Die Güter und Vorwerke werden nämlich nicht mehr, wie im Departement der Mayenne, um die Hälfte des Ertrags bewirthschaftet, sondern um eine gewisse Summe in baarem Gelde verpachtet, so daß der Bauer mehr eigenes Interesse dabei hat, die Einkünfte zu vermehren. Die Pachtzeit ist in der Regel leider auf zu kurze Termine beschränkt, als daß der Landmann radicale Wirthschaftsreformen vornehmen und Capitalien an neue Versuche wagen kann, wovon er keinen unmittelbaren Vortheil absieht; die Pachtcontracte sollten daher billig verlängert werden; denn trotz einer merklichen Verbesserung taugt die hiesige Bewirthschaftung der Güter doch eben nicht viel. Mich Deutschen empörten diese elenden Pflüge, die kaum die Oberfläche ein wenig ritzen, diese vorn spitz zulaufenden Eggen, so leicht und unwirksam, als zöge man mit einem Dornstrauch übers Feld, diese Sorglosigkeit, die man im Streuen des Düngers und selbst im Säen gewahr wird. An Menschen kann es indessen in dieser Gegend nicht fehlen, da Handels- und Fabrikstädte keine Arbeiter wegnehmen. Man pflügt ausschließlich mit Pferden; Ochsen habe ich in diesem und dem vorigen Departement nirgends angetroffen.

Für diese Landstriche hat die jetzige französische Regierung außerordentlich viel gethan, namentlich durch die Anlegung zahlreicher Heerstraßen (routes stratégiques), welche der Bürgerkrieg in der Vendée und Bretagne nothwendig machte, und welche den Wohlstand des Landes sehr gehoben haben. Der Mangel an Communicationswegen lähmte früher jeden Binnenhandel und erschwerte den Absatz von landwirthschaftlichen Producten; anstatt der abscheulichen Feldwege und Knüppeldämme, wo die Wagen bis über die Speichen und die Pferde bis an den Bauch in Morast versanken, hat man jetzt macadamisirte Chausséen, welche den Verkehr erleichtern. Je näher man der Normandie kommt, desto höher steigt die Cultur des Bodens. Von dem romantisch gelegenen Städtchen Fougères nach Antrain, wo vor zehn Jahren noch öde Haideстrecken und menschen- und viehquälerische Wege den Reisenden betrübten, fährt man gegenwärtig auf einer schönen Heerstraße zwischen lachenden Saatfeldern; überall werden Abzugsgräben geöffnet, und die Chausséen, welche von Antrain und Mortain auf Avranches und Pontorson einmünden, sind im Sommer Tag und Nacht mit Karren bedeckt, die Meersand geladen haben, der das undankbarste Terrain bezwingt. Dieser Meersand, welcher am ganzen Ufer des Departements der Manche gegraben wird, ist mit einer Art fetter Thonerde und mit verfaulten animalischen und vegetabilischen Bestandtheilen gemischt, und gilt für einen vorzüglichen Dünger. Früher war es verboten, ihn ins Innere des Landes zu verfahren, weil die von den Mauthaufsehern entfernten Bewohner daraus ihr bischen Salz für die Suppe und das Pöckelfleisch gewannen, und man nach dem alten Staatshaushaltungssystem lieber ganze Gegenden verkümmern, als das Salzregal um einige Franken schmälern ließ. Nunmehr kann jeder Bauer, mag er auf 20, 50 Meilen weit von der Küste wohnen, Meersand anfahren lassen, wenn er ein Certificat vom Maire seiner Gemeinde beibringt. Man zieht alljährlich wenigstens 100,000 Karren voll aus den Mergelgruben der Bai des Mont Saint Michel; ein Karren voll kommt im Durchschnitt auf 6 Franken, wegen der damit verknüpften Transportkosten, die viel beträchtlicher sind als die Ladung, welche wenig oder nichts kostet.

Das Stückchen vom Departement der Manche zwischen Antrain und Avranches ist ein gar reizendes und freundliches Land. Hügel steigt an Hügel, und Wiesenthal senkt sich an Wiesenthal fort, und zuweilen schneiden dunkle Eichenwälder mit ihrem saftigen Laube majestätisch ein. In einem solchen Walde zeigte mir mein Kutscher ein altes gothisches Schloß mit weitläufigen Befestigungen, welches einer Modistin aus Nantes gehöre. Ich war ganz entzückt über die üppige Natur dieses herrlichen Landstrichs. Hier ein halmenreiches Feld, dort eine abhängige Wiese und Koppel mit schönem Vieh, dort ein Baumgarten mit goldenen Früchten durchschimmernd, aus denen der gepriesene normännische Cider gebrannt wird. Diese Obstpflanzungen lehnen sich in Masse an die schönen Hügel und lebendige Hecken auf erhöhten Erdbeichen schließen sie ein. In diesem Bezirke, der einem fortlaufenden Garten gleicht und durch grüne Gehege in Tausendtheilchen abgeschnitten ist, verschwimmen die Dörfer und die kleinern, einzelnen Bauerstellen, welche meistens abgesondert bei ihrem Gebiete liegen. So gelangt man bald zu dem niedlichen Städtchen Avranches, wo mancherlei Fabriken in Wolle sind, welche die rothen Jakobinermützen liefern, die hier zu Lande allgemein getragen werden.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 360.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 December 1838.

Der Austernhandel in Frankreich.

(Aus den Archives du Commerce. März.)

Die zahlreichen Austernbänke an den Küsten in der Nähe von Cancale und Granville, die von den Fischern dieser beiden Häfen ausgebeutet werden, sind ein wichtiger Handelszweig, der eine Menge Seeleute beschäftigt, und eine große Anzahl Familien nährt. Der Hauptfang findet in den Monaten März und April statt. Dann sind etwa 30 kleine Schiffe beschäftigt, einen Theil der von den Fischern von Granville und Cancale gefangenen Austern nach St. Vaast-La-Hougue zu bringen. Hier werden sie in 70 bis 80 Parks, die von ungleicher Größe, am Ende des Hafens angelegt, und von kleinen, drei Fuß hohen Steinaufwürfen umgeben sind, niedergelegt; diese Steinaufwürfe dienen theils um die Parks von einander zu trennen, theils sie gegen die Fluth zu schützen. Siebenzig Millionen Austern werden jährlich in diesen Parks angehäuft, und da das Tausend Austern zu Cancale 5, und zu Granville 6 Franken kostet, so macht der erste Ankauf dieser 70 Millionen schon 385,000 Fr. aus. Die Kosten des Transports von Granville und Cancale nach St. Vaast machen mit Einschluß des Octroi bei dieser Stadt 2¼ Franken für das Tausend; also wieder eine Summe von 157,500 Fr. für 70 Millionen Austern. Schlägt man dieses zu der ersten Ankaufssumme, so ergibt sich ein Gesammtbetrag von 542,500 Fr.

In den Parks legt man zuerst die Austern in Reihen, so daß ein Fuß zwischen jeder Linie bleibt, nach 15 Tagen breitet man sie in einer Schicht über die ganze Fläche des Parks aus; wenn sie 14 Tage in diesem Zustande geblieben sind, stellt man sie wieder in Reihen, und wiederholt dieselbe Operation bis zur Zeit des Verkaufs. Die hiedurch veranlaßten Kosten lassen sich nicht genau berechnen, da sie von den Stürmen und den Einwirkungen der Fluth abhängen. Meist werden Frauen zu dieser Arbeit verwendet, wobei sie sich oft tödtliche Krankheiten zuziehen, und äußerst schlecht, nämlich mit 6 Sous bei jeder Fluth, bezahlt werden.

Die Auster wächst und entwickelt sich in den Parks von St. Vaast; sie behält aber einen herben Geschmack, den sie erst in den Parks eines andern Hafens verliert. Im September kommen die Speculanten von Courseulles, um Austern zu St. Vaast zu kaufen: sie bezahlen für die aus Cancale 8½, für die aus Granville 9½ Fr. für das Tausend; den Kaufleuten von St. Vaast bleiben also 1¼ Fr. per Tausend, um die Kosten der Arbeit in den Parks, die Interessen der Capitalien und die gelegentliche Verluste zu decken. Indeß gewinnt St. Vaast doch mit diesem Handel 50 bis 60,000 Fr. jährlich.

Der Transport von St. Vaast nach Courseulles: Aufladen, Fracht, Abladen und Octroi belaufen sich auf 2 Fr. für das Tausend. Nach einem mehr oder minder langen Aufenthalt in den Parks von Courseulles, die so eingerichtet sind, daß das süße Wasser sich mit dem Meerwasser vermischen kann, wodurch der herbe Geschmack der Auster sich vermindert, wird dieselbe gebürstet, gewaschen und dann zur Consumtion verschickt. Die Austernhändler von Courseulles schlagen für ihre Mühe und Kosten 10 Fr. auf das Tausend, wodurch also die von Granville auf 21½ Fr., die von Cancale auf 20½ Franken kommen.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Nach der Negerrace kommen die Indianer in Betracht; in Nordamerika droht ihnen zwar der Untergang, aber die Ungerechtigkeit der Weißen, welche auch die letzten Trümmer aus ihrem Gebiet über den Mississippi hinüberschaffen will (s. Nr. 314), kann noch einmal Noth und Elend über die Gränzen der weißen Ansiedlungen bringen, wie denn auch der Krieg gegen die elenden Reste der Seminolen schon ins vierte Jahr dauert. Im Westen der Felsengebirge ist dagegen trotz einzelner Einbrüche und Niederlassungen der Indianer noch herrschend, und sein Schicksal noch auf eine geraume Zeit hinaus ungewiß. Je weiter gegen Süden, desto bedeutsamer werden die Indianer. Aus Mexico haben wir dießmal wie überhaupt wenig, so über die Indianer gar nichts Specielles zu berichten, und machen darum nur auf den Umstand aufmerksam, daß die Zeit heranrückt, wo ihnen die Creolenregierung völlig gleiche Rechte mit den Weißen

Digitized by Google

zugesichert: dieß ist das Jahr 1840. Vergessen hat der Indianer dieß Versprechen nicht, und wenn man ihn darum betrügen wollte, möchte er wohl ein schlimmer Mahner werden. — Aus Guatimala haben wir die Nachricht von einem völligen Indianeraufstand (s. Nr. 183), allein über die einzelnen Umstände und Veranlassungen wissen wir nichts. Tiefer hinab werden die Städte mehr und mehr Oasen der europäischen und Negerbevölkerung, bis in Chili und im argentinischen Freistaat wieder ein der europäischen Natur entsprechendes Klima der weißen Bevölkerung ein neues Uebergewicht gibt. Wenn wir uns an Orbignys Eintheilung der südamerikanischen Racen halten (s. Nr. 345), so ist allerdings die eigentliche nordperuanische Race noch wesentlich unerschüttert, entzieht sich auch mehr und mehr dem europäischen Einfluß; die andern aber sind in einem höchst ungleichen Kampfe begriffen, der sie mit Vernichtung bedroht: die Guaranis durch die Weißen von Süden her, die Botocuden durch Weiße und Neger von Osten her. Niemand aber vermag zu sagen, welche Wechselfälle bei dem immer größern Erschlaffen der Weißen, und darum auch aller Centralgewalt, den verschiedenen Racen noch bevorstehen.

Es mag manchem seltsam erscheinen, aber es ist doch wahr, die Verhältnisse der Neger und Indianer sind, zum mindesten vom ethnographischen Standpunkt aus betrachtet, das Wichtigste in Amerika, alles Andere ist noch jetzt hineingetragenes europäisches Leben, Colonialverhältniß. Wir würden dieß Wort nicht gewagt haben, wenn nicht eine amerikanische Zeitschrift selbst ganz offen dieß Geständniß machte, und zwar eine Zeitschrift, deren Partei es an anti-europäischem und anti-englischem Geiste gewiß nicht fehlt, the United States Magazine and Democratic Review; wir geben hier im Auszuge die wichtigste Stelle wieder, da sie mit Widerstreben dieses Colonialverhältniß anerkennt: „Wir haben keine Nationalliteratur, und hängen fast ganz von Europa, namentlich von England, ab, die für uns denken und schreiben, oder wenigstens die Materialien und Modelle liefern sollen, nach deren Vorbild wir dann unsere eigenen schwachen Versuche anstellen. Unser Geist ist ein Sklave der frühern und gegenwärtigen Literatur Englands. So reich und ruhmvoll diese ungeheure Sammlung intellectueller Schätze ist, so wäre es doch besser für uns gewesen, wir wären durch den Ocean einer fremden Sprache von ihnen geschieden, wie das Land durch das atlantische Meer. Dann hätten wir für uns selbst denken müssen. Im Geiste seiner Literatur können wir es England nie gleich thun: es ist unermeßlich vor uns voraus, reich an stets thätigen Kräften, reich an den Hülfsmitteln literarischer Gewohnheiten, und wenn ich mich so ausdrücken darf, literarischen Capitals, daß es unserer schwachen Versuche zur Nachahmung spottet. Wir sollten einen mächtigen Einfluß auf Europa ausüben, aber man beachtet uns nicht, amerikanische Schriften werden nie übersetzt, weil sie fast immer nur eine verwässerte und verspätete zweite Auflage englischer Gedanken sind.“ Offener kann man dieß geistige Colonialverhältniß nicht anerkennen. Der demokratische Verfasser erzürnt sich, daß er dem aristokratischen England so in die Fußstapfen treten soll; der Zorn hat in der That etwas Komisches, denn das untergeordnete Verhältniß Amerika's in geistiger oder vielmehr literarischer Beziehung gereicht ihm ja nicht zur Schande: noch auf lange Zeit hinaus ist es durch seine unermeßlichen Strecken noch unangebauten Landes auf die materielle Arbeit hingewiesen, auf das Nützliche, und wenn man die Amerikaner als die money making nation verschreit, so heißt das nur so viel, daß, wenn verführt durch das allgemeine Beispiel, viele derjenigen, welche sich wohl über das Gewöhnliche erheben könnten, nur mit dem materiellen Gewinn sich beschäftigen. Auch die Literatur der Amerikaner (s. Nr. 340) trägt diesen Stempel; die Erwerbung gewöhnlicher, nutzbringender Kenntnisse geht Allem vor: man verkauft Hunderttausende ganz gewöhnlicher geographischer Compilationen, die dem Verfasser und Verleger große Summen einbringen, aber die schöne und noch mehr die gelehrte Literatur wollen um so weniger gedeihen, und der Bedarf davon wird hauptsächlich aus England bezogen.

Sieht man von auswärtiger Politik oder vielmehr von der Form derselben ab, so kann man Nordamerika und England noch als Ein Land ansehen, die freilich allerdings in Krieg mit einander gerathen können, allein es ist mehr eine Art Bürgerkrieg, und die bestehende politische Trennung hindert nicht, daß jeder Theil Anhänger auf der andern Seite hat. Die Vereinigten Staaten haben manche warme Anhänger in Canada, namentlich die Dissenter und Katholiken aus Irland, dagegen auch wieder bittere Feinde, wie die Schwarzen in Obercanada und die große Zahl alter Soldaten, die jetzt wieder als Loyalisten sich unter die englischen Banner reihen. Dagegen hat England warme Freunde in dem ganzen Nordosten der Vereinigten Staaten, was so weit geht, daß diese im Jahre 1812, als der Krieg zwischen England und den Vereinigten Staaten ausbrach, beschuldigt wurden, sie wollten sich wieder an das erstere anschließen. Mit Einem Wort: zwei feindliche Völker stehen sich nicht gegenüber, sondern gewissermaßen verschiedene Parteien Eines Landes. Mit diesen Beschränkungen muß man alle Nachrichten über Canada und die Vereinigten Staaten aufnehmen, und wir haben nicht nöthig, die mitgetheilten Artikel einzeln anzuführen.

Die Gefahr eines Bruchs zwischen beiden liegt nur im Westen, wo Charaktere wie Bill Johnson (s. Nr. 273) nichts Seltenes sind, und wo der aristokratische Geist englischer Einrichtungen heftige Feinde zählt, oft um so heftigere, als sie ihre Parteifeindschaft aus ihrem alten Vaterland England mitgebracht haben. Vielleicht liegt ein Grund der im Nordwesten der Vereinigten Staaten gegen England herrschenden Feindschaft in der Herrschaft, welche die Hudsonsbaicompagnie ausübt, die durch ihre Unternehmungen, ihre Verbindungen mit den Indianern die Nordamerikaner weit überflügelt (s. Pelzhandel von Canada Nr. 221 ff.). und die Herrschaft der Engländer bis hinab gegen die russischen Besitzungen in Obercalifornien (s. Nr. 205—209) befestigt. Mit diesem Jahr (1838) ist der Termin abgelaufen, über den man sich verständigt hatte, daß der Streit über das Land jenseits der Felsengebirge ruhen soll: die Amerikaner laufen Gefahr, dort alle Ansprüche zu verlieren, da der Besitz sich in den Händen der Engländer mehr und mehr verjährt.

Was die innern Verhältnisse Nordamerika's betrifft, so

Digitized by Google

dauert der alte Zustand fort. Das Land ist materiell betrachtet, trotz einzelner Stöße, in einem höchst blühenden Zustande, aber es leidet, wie oft erwähnt, an drei Krebsschäden: den Sklaven, der Nichtachtung der öffentlichen Gewalt und dem religiösen Fanatismus. Der erstern ist oben schon gedacht worden, die zweite ist in diesem Lande ein fast nothwendiges Uebel und hängt im Süden mit der durch den Sklavenbesitz geförderten Zügellosigkeit zusammen, und das dritte Uebel ist allen germanisch-protestantischen Ländern gemeinsam, wo der Geistliche nur als Lehrer auftritt. Da ist der eine Theil der Gemeinde dem von der Geistlichkeit festgehaltenen Dogma entwachsen, der andere findet dieß nicht streng genug und verfällt in religiösen Unsinn, ja in Wahnsinn. Ob es ein Mittel gibt, die erste Classe zurückzuführen, ist eine Frage, deren Beantwortung wir nicht wagen, gegen die Ausschweifungen des religiösen Gefühls aber gibt es nur Ein wirksames Mittel, möglichste Verbreitung von Kenntnissen und Bildung, und am Ende — die Polizei (s. die Methodisten in den Vereinigten Staaten Nr. 322 bis 327.)

Von dem spanischen und portugiesischen Amerika haben wir im Ganzen wenig zu berichten. Wenn schon Nordamerika in geistiger Beziehung sein fortdauerndes Colonialverhältniß gegen Europa anerkennt, so sind diese Länder noch viel weniger geeignet, ein selbstständiges Leben zu begründen, das europäische Leben aber ist dort entschieden im Sinken, und wirkt nur gerade noch so viel, daß nicht Alles in Barbarei versinkt. Wir haben daher durchaus nur fragmentarische Skizzen aus diesen Ländern, denn selten halten sich europäische Reisende lange genug auf, und sind gehörig gebildet, um mehr als einen bloßen Abriß zu geben. Die einzelnen Skizzen aus Mexico von Mühlenpfordt (s. verschiedene Nummern von 19—26) betreffen bloß die Stadt, nicht mehr das alte Tenochtitlan, sondern das ganz moderne Mexico mit seiner meist schlechten Creolen-, und seiner tief gesunkenen Indianerbevölkerung. Aus Scarletts Werke South-America and the Pacific) haben wir Manches entlehnt (Emporblühen Montevideos Nr. 103, Papta Nr. 105, Mendoza Nr. 163, Panama Nr. 101, über die Pampas Nr. 164, Santiago Nr. 181 und einige kleinere Gegenstände), aber es sind immer nur die Bemerkungen eines klugen Engländers, der Handel, Betriebsamkeit, Dampfschifffahrt u. s. w. im Kopf hat, und dem die Menschen, vorausgesetzt, daß sie seinen Zwecken und Bestrebungen nicht hinderlich in den Weg traten, sehr gleichgültig sind. Noch ein anderes Werk hat uns Einiges geliefert Robertsons Letters on Paraguay; der Patriarch von Santa-Fé (s. Nr. 284), das Einsammeln des Paraguaythees (s. Nr. 279) u. s. w. sind daraus entnommen, bis jetzt konnten wir aber nur die Auszüge einiger englischen Zeitschriften benützen, das Buch selbst ist uns leider noch nicht zugekommen. Es verspricht indeß Vieles, die Verfasser hielten sich mehrere Jahre in dem Lande auf, und nahmen an dem Leben und Treiben des Volkes größern Antheil, als dieß sonst Engländer zu thun pflegen.

So unzufrieden man indeß häufig mit den Engländern als Reisenden ist, so muß man ihnen doch Dank wissen, denn wenn sie auch nicht die einzigen Reisenden sind, aus denen wir einige Kenntniß jener Länder schöpfen, so bilden sie doch bei weitem die Mehrzahl, und Reisende anderer Völker schweigen entweder ganz, oder geben ein höchst gelehrtes, tiefeindringendes Werk, wie Pöppig, oder eines, das für Privatleute so gut wie unerschwinglich ist, wie Orbigny, oder endlich ein höchst leichtfertiges, mit hohlen, politischen Phrasen durchwobenes, wie Hr. Isabelle. Die Engländer, nebst den Nordamerikanern, den eigentlichen Yankees nämlich, mit denen sie gewissermaßen zusammenfließen, sind es aber auch, welche Südamerika ausbeuten. Das bedeutendste, was unsere Reiseliteratur in diesem Jahre über Amerika liefert, ist von Engländern, nämlich Halls Reisen in die Anden (s. Nr. 1 bis 18), Douglas' Reise am Oregon und in Oberkalifornien (s. Nr. 131 bis 141 und zweite Reise s. Nr. 168 ff.). Außer diesen ist noch zu erwähnen Schomburgks Reise im britischen Guiana (s. Nr. 179) und sodann Marcucci's Reise nach dem Chimborazo (s. Nr. 515). Am wenigsten erfahren wir gegenwärtig, wie natürlich, durch die Spanier, doch ist uns vor kurzem ein freilich nicht mehr ganz neues Werk: Historia economico-politica y estadistica de la Isla de Cuba por Don Ramon de la Sagra von einem Freunde zugesendet worden, das wenigstens Aufschluß über diese wichtige spanisch-westindische Insel gibt, und über den Zustand ihrer Sklaven. Ueber französisch Westindien (s. Nr. 118) kommt wenig in Umlauf. über die Sklavenfrage haben sich jedoch auch einige Franzosen hören lassen, wie in dem zweiten Artikel über die Negeremancipation erwähnt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Die lettische Literaturgesellschaft.

Die Nordische Biene enthält in Nr. 267 v. d. J. Nachstehendes über die am 5 October stattgefundene Zusammenkunft dieser Gesellschaft in Mitau: Die Mitglieder legten viele merkwürdige und wichtige Schriften über die Geschichte und Literatur dieses Landes vor; wir nennen darunter nur folgende: Dr. Napiersky las Auszüge aus der Autobiographie von Heinrich Latysch; Pastor Wend theilte drei alte lettische Hochzeitgesänge mit; Pastor Katterfeld einen Plan zu einem Unterrichtsbuche für Soldaten lettischer Zunge; der Vorstand der Gesellschaft, Neander, die Handschrift einer lettischen Grammatik, und Hr. Lieventhal eine lettisch-russische Grammatik, welche nach der russischen Grammatik von Gretsch entworfen ist. Die gelehrten Mitglieder der Gesellschaft arbeiten thätig für die Bildung ihres Vaterlandes, und zeigen in ihren Schriften den Wunsch, Rußland mit der Sprache, den Sitten und der Geschichte der lettischen Stämme bekannt zu machen.

Chronik der Reisen.

Ausflug in die westlichen Departements von Frankreich.

3. Das Departement Ile und Vilaine.

(Fortsetzung.)

Es war schon ziemlich gegen Abend, als ich in die ehemalige Residenz des berühmten Bischofs Peter Daniel Huet einfuhr, welcher

Digitized by Google

sich aus einem rohen Bauernburschen zu einem feinen Weltmanne herausbildete, der am Hofe Ludwigs XIV glänzte und sehr geistreich über Romane geschrieben hat. Ich machte noch denselben Abend einen Gang nach dem Hügel nahe bei der Stadt, worauf sonst die Kathedrale stand und von wo man eine himmlische Aussicht genießt, indem man den Garten Eden hinter sich, ein breites, tiefes, von der reichsten Vegetation strotzendes Thal vor sich, prächtige Eichenwälder zur Linken und das Meer zur Rechten hat. Ein schöner Sonnenuntergang bei vollem Meer oder ein heller Mondschein muß hier ein feenhaftes Landschaftsgemälde heraufzaubern.

Die Jahresfeier der Julitage wurde in Avranches mit großem Jubel begangen; aus den Fenstern und von den Balconen aller öffentlichen Gebäude und sehr vieler Privathäuser wehten dreifarbige Fahnen und Abends war große Illumination; vor einigen Häusern brannten sogar Transparente. Die kleinen ackerbautreibenden Landstädte dieser Gegend sind sehr patriotisch gesinnt, was aber hier so viel bedeutet, als für die Regierung gestimmt, denn sie verdanken dem Gouvernement Ludwig Philipps das Gedeihen ihres Wohlstandes, der sich erst seit 1830 entwickelt hat. Während der Restauration war zwarauch Friede, aber es herrschte eine dumpfe Unruhe und peinliche Unbehaglichkeit in den Provinzen; man ahnte nichts Gutes, und dachte, daß das alte Wesen mit seinen Mißbräuchen wiederhergestellt werden sollte; der kleine Landmann, welcher durch die Revolution von 1789 am meisten gewonnen, und die Besitzer von Nationalgütern zitterten, denn der Constitutionnel verkündete ihnen jeden Morgen, daß man die Zehnten und Frohnden wieder einführen und die Kloster- und Herrschaftsdomänen den Emigrirten zurückgeben wolle, was allerdings die katholische Geistlichkeit zu bekräftigen schien, indem sie den Ankäufern von Nationalgütern ein ehrliches Begräbniß verweigerte.

Die Zahl der Grundeigenthümer hat sich in Frankreich seit 1789 verdreißigfacht, und wird sich durch das demokratische Erbfolgerecht ins Unendliche vermehren. Eine Rückkehr des ancien régime ist unter diesen Umständen unmöglich. Man bedenke, daß der Bauer, der nur einen Morgen Land besitzt, sich viel mehr darauf einbildet, als sein reicher Nachbar, der einen Park von 100 Morgen hat. Welch schöne Vordedeutung für den künftigen Wohlstand Frankreichs, wenn der Friede noch 20 Jahre dauert und die Pariser keine Revolution machen, was Gott und die Einsicht der Menschen abwenden mögen!

Von Pontorson aus besuchte ich den Mont Saint Michel, welcher etwa zwei kleine Meilen davon entfernt liegt. Der Weg dahin führte an einer Windmühle vorüber, wo ich den berühmten Berg genau erblickte; er bildete eine große, aufeinandergethürmte Felsenmasse, mit Festungswerken und Gebäuden umkränzt, die in gleichseitiger Dreiecksform aus einer unabsehbaren grauen Sandfläche emporstieg und sich von einem düstern Horizont abhob, welcher in weiter Ferne mit dem Meere verschwamm. Am Fuße dieses ausgedehnten Amphitheaters, von wo man die Mündungen zweier Flüsse, die ganze Bai von Cancale mit ihren zickzackförmig angelegten Fischereien und bei hellem Wetter das Vorgebirge bei Granville übersieht, nimmt der Boden eine weiß, liche Farbe an, und man erkennt deutlich den fetten, mit Schlamm- und Thonerde vermischten Sandgrund des Meeresstrandes, worauf kolossales Gemüse wächst. Der Berg liegt etwa 25 Minuten vom Strande, und man kann ihn nur besuchen, wenn die Ebbe eingetreten ist, welche hier jedesmal eine Fläche von acht Quadratmeilen Umfang aufdeckt, bis die steigende Fluth sie wieder 10 bis 15 Fuß hoch unter Wasser setzt, was kurz zuvor eine von stehenden Lachen und mehrern Flußarmen durchschnittene Strandebene war. Bei den Dünen angelangt, ritt mein Führer voran und befahl mir, ihm so nahe als möglich zu folgen und meiner Rossinante die Zügel schießen zu lassen, da sie gewohnt sey, diesen Weg zu machen, der nicht ohne Gefahr ist. Man riskirt, in dem Triebsande der Bäche, die man passiren muß, stecken zu bleiben, oder an einer Stelle, wo der Boden quebbig ist, einzusinken. In solchen Fällen, bemerkte mein Begleiter, wäre nichts Anderes zu thun, als aus dem Sattel ins Wasser zu springen und das Pferd seinem Schicksale zu überlassen; man hätte bisweilen Gaul und Reiter verschwinden sehen, und wie die Geschichten weiter lauten, welche die Wegweiser der Strandörfer dem Reisenden aufzubürden pflegen, um ein gutes Trinkgeld zu erhaschen, wenn sie ihn gesund und wohlbehalten an Ort und Stelle wieder abgeliefert haben.

Nach dem langsamen Schneckentritt einer kleinen halben Stunde kamen wir an das erste Eingangsthor der Festung, wo zwei altfränkische Kanonen von mächtigem Kaliber aufgepflanzt sind, welche man den Engländern bei der Belagerung von 1425 abgenommen hat; in dem Schlunde der einen steckt noch eine enorme Steinkugel. Wir passirten noch zwei andere Thore, bis wir in eine enge Straße traten, wo wir unsere Pferde in einem ländlichen Gasthof unterbrachten. Ein bequemer, terrassenförmiger Weg führt über die Außenwälle zur alten Schloßabtei hinauf, deren Eingang zwei runde, vortrefflich gebaute Thürme flankiren. Auf einer breiten, düstern Treppe steigt man zu dem alterthümlichen Vestibul hinauf, wo der Wachposten ist. Hier wurde mir der Paß abgefordert und ein Aufseher mitgegeben, um mich im Innern herumzuführen, welches ein wahres Labyrinth ist. Wir besahen zunächst eine Reihe von herrlich gemauerten Gewölben und Kellern, die Pulver- und Kugelmagazine, das Rad und den Krahnen, womit die Mundvorräthe des Gefängnisses hinaufgewunden werden, die Kerker mit Fallthüren, in pace genannt, und die weitläufigen unterirdischen Gänge, welche durch den Felsen durchminirt sind und alle miteinander in Verbindung stehen. Im Rez-de-Chaussée sind die Wohnungen für den Director und die Gefangenwärter, die großen Cisternen, die Küche, das ehemalige Refectorium der Geistlichen, gegenwärtig eine Wachstube für die 50 Mann starke Garnison; darüber befinden sich im ersten und zweiten Stock die Schlafsäle und das Bibliothekzimmer der Mönche, welche man theils zu Schlaf- und Krankensälen und Werkstätten für die Sträflinge eingerichtet hat. An das Refectorium stößt der große Capitelsaal der frühern St. Michaelsritter, nunmehr eine Webermerkstatt für Verbrecher; das von vierzehn Säulen gestützte Gewölbe dieses im gothischen Styl des elften Jahrhunderts erbauten, durch die Uebertünchung leider verunstalteten Saales trägt das Kloster, ein ringsum mit einer dreifachen Säulenreihe umgebenes Quadrat. Die dünnen Säulchen von wunderbarer Zierlichkeit sind aus Stuck oder Granit gearbeitet, und tragen ein köstliches Gesimse, wo das Thier- und Pflanzenreich die mannichfaltigsten Motive zu Ornamenten geliefert hat. Das innere Viereck, welches diese einzigen Klostergänge einschließen, ist ein mit Blei gepflasterter offener Raum, der das Regenwasser von mehrern Dächern her empfängt und in die Cisternen leitet.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 361.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 December 1838.

Ueber den Ursprung und die Fortschritte der Kupferminen in Cornwallis.

Wir theilen aus den Verhandlungen der Londoner statistischen Gesellschaft nachstehenden Auszug aus einer längern Mittheilung des Präsidenten Sir Charles Lemon mit. Diese Mittheilung enthielt 22 Tabellen über den frühern und jetzigen Stand der Kupferminen in Cornwallis, und das Memoire bildet im Grunde nur einen Commentar darüber.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wurde vor dem J. 1700 alles in Cornwallis erhaltene Kupfererz aus den Zinnminen gewonnen, und erst um die genannte Zeit fing man an, besondere Kupferminen zu bearbeiten. Ein Hr. Costar erfand eine Wassermaschine, mit Hülfe deren man das Wasser mit Erfolg auspumpte; die erste derselben wurde um das Jahr 1712 errichtet, die zweite im Jahre 1720, und so unvollkommen auch wahrscheinlich diese Maschinen noch waren, so fühlte man doch die Wichtigkeit derselben schnell. Im Jahre 1727 wandten sich die Minenbesitzer an die Regierung um Erlaubniß, Kohlen einführen zu dürfen, in Anbetracht des schlechten Zustandes der Minen und der Nothwendigkeit, sie in größerer Tiefe zu bearbeiten. Merkwürdig ist der angeführte Grund, daß die alten Minen nahezu erschöpft und die ganze Grafschaft so vollständig durchsucht sey, daß man nicht hoffen könne, neue Erzgänge aufzufinden. Die Existenz der cornischen Kupferminen schien demnach zu jener Zeit von der Anwendung einer neuen, durch Dampf in Bewegung gebrachten Kraft abzuhängen. Im Jahre 1778 wurden die verbesserten Maschinen von Watt eingeführt, und im Jahre 1793 fanden sich bereits 17 solche Maschinen in Cornwallis. Seitdem ist die Anzahl und die Kraft dieser Maschinen fortdauernd gewachsen, und dadurch allein war es auch möglich, die Minen fortwährend mit Vortheil zu bearbeiten, schon verlassene Minen wieder aufzunehmen, und sie in größerer Tiefe auszubeuten. Ein anderes Mittel fortgesetzten Erfolgs waren die großen Verbesserungen in der Kunst zu schmelzen. Erze, die nur 3 bis 4 Procent Kupfer enthalten, werden jetzt verkauft und geschmolzen, ja in einigen seltenen Fällen selbst bei noch geringerem Gehalte. Der Werthmesser ist der Preis des Garkupfers, minus einer bestimmten Summe für die Tonne Erz nach dem Durchschnittspreis gerechnet. Diese Summe war ursprünglich dasjenige, was man als Schmelzkosten berechnete. Vor dreißig Jahren galt dieses für zu wenig, und Garkupfer wurde im Handel um 5 bis 8 Pfund über dem oben angegebenen Werthmesser verkauft; in den letzten Jahren aber um 18 bis 20 Pfund darunter, welcher Unterschied ein reiner Profit des Minenbesitzers ist. Nach dem jetzigen Kupferertrag der Grafschaft kann man diese Ersparniß auf ungefähr 300,000 Pfd. des Jahrs anschlagen. Ein Hr. Jars sagt unter dem Jahre 1765: „Kein Kupfererz wird unter 30 Schilling die Tonne verkauft, d. h. Erze, welche zu diesem Preise nicht verkaufbar sind, sind auch das Schmelzen nicht werth; es gibt jedoch noch einige Erze, die zu 60 Pfund die Tonne verkauft werden.“ Bei einem der letzten Verkäufe im Februar d. J. war der niederste Preis 22½ Schilling und der höchste 14 Pfd. 5½ Schilling.

Eine weitere ökonomische Verbesserung ist die Anwendung des Dampfes, um Erz und Schutt aus der Mine herauszuziehen, was früher durch Pferde geschah. Der Vortheil hierbei macht nahezu 50 Procent aus, und bei der vermehrten Tiefe der Minen könnte die Arbeit auch gar nicht mehr durch Pferde verrichtet werden. Im Jahre 1810 waren in der ganzen Grafschaft 12 bis 15 solcher Maschinen im Gange, eine Zahl, die natürlich seitdem bedeutend gestiegen ist, und man beabsichtigt jetzt, dieselbe Maschinerie zum Heraufziehen der Minenarbeiter anzuwenden, wodurch viel Zeit und Menschenkraft erspart würde. In den sogenannten consolidirten Minen arbeiten gegenwärtig 826 Männer und Knaben in einer durchschnittlichen Tiefe von 239 Faden; einige Theile dieser Minen aber sind über 300 Faden oder 1800 Fuß tief.

Nachfolgendes ist eine genaue Angabe des Ertrags der Minen von 10 zu 10 Jahren, von 1771 bis 1837.

Jahre.	Tonnen Erz.	Tonnen Kupfer.	Procent.
1771	27,896	3347	12
1781	28,749	3430	12
1791	Die Rechnungen dieses Jahres sind verloren.		

Digitized by Google

	Jahre.	Tonnen Erz.	Tonnen Kupfer.	Procent.
Durchschnitt.	1800	55,981	5,137	9 7/10
	1800 — 1810	67,553	6,059	9
	1811 — 1820	78,560	6,602	8 1/2
	1821 — 1830	114,010	9,143	8
	1831 — 1837	142,785	11,657	8 1/8

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Wenn wir jetzt auf Afrika zurückkommen, so haben wir fast nur von dem Lande südwärts der großen Sahara zu reden, denn aus dem nördlichen haben wir leider nicht viel zu berichten. Ein Bericht über die Juden in Marocco (siehe Nr. 522) ist das Gewöhnliche über den Druck, worin sie in der Berberei leben, nur ist eine Nachricht über die Juden unter den Schilluhs im Gebirge beigefügt, die höchst interessant ist. Jene Juden müssen seit vielen Jahrhunderten im Lande seyn, und ihr Verhältniß zu den Schilluhs ist eines der merkwürdigsten in der ganzen Ethnographie. Wie lange wird es noch dauern, bis wir über den Stamm der Berbern, Schilluhs, Amazirghen, Kabaylen, oder wie man sie sonst nennen mag (s. Nr. 296), gründlichen Aufschluß erhalten; bis jetzt hat dieß seltsame Volk noch allen gründlichen Forschungen getrotzt und doch ist es dieß Volk, was trotz der scheinbaren Herrschaft der Araber in Nordafrika am Ende immer die Entscheidung herbeiführen wird. Ist doch selbst die zweite und dritte Eroberung Spaniens von Afrika aus eine berberische und keine arabische. Doch fängt man beinahe an, an unserer dürftigen Kenntniß vom Berberstamme irre zu werden, denn die Barabras in Nubien, die man ohne Weiteres als Eines Stammes mit den Schilluhs und Amazirghen im Westen annahm, sollen nun gar eine grundverschiedene Sprache reden (s. Nr. 232). Was sprechen denn aber die nicht arabischen Bewohner der Oasen für eine Sprache, und welches Stammes sind sie? Ging ein zweiter, nicht zu den Berbern gehöriger Völkerzug durch die libysche Wüste? beinahe sollte man es glauben, nach dem was der französische Abenteurer Baudouin von den Mosabiten oder Beni Mzab berichtet. Und woher der merkwürdige Menschenschlag, dessen wir in Nr. 105 erwähnten? Mit Einem Worte: Nordafrika ist, Aegypten und einige Küstenpunkte ausgenommen, für uns gerade so gut noch ein unbekanntes Land, als das Innere von Congo und Benguela.

Einer interessanten Entdeckung hinsichtlich eines Negerstamms ist man jetzt auf der Spur. Wir finden in dem kurzen Lebenslaufe eines Mandingonegers (s. Nr. 273) die Ansicht ausgesprochen, und auch von andern Seiten her bestätigt, daß die Züge dieses Volkes denen eines indischen Stammes auffallend gleichen. Stimmt dieß nicht auf eine seltsame Weise mit der so gut wie beglaubigten Nachricht zusammen, daß das einst in Meroe herrschende Volk aus Indien gekommen? der Fingerzeig ist gegeben, und europäischer Forschungsgeist mag ihn verfolgen: er hat schon schwierigere Fragen gelöst, zum mindesten bis zur höchsten Wahrscheinlichkeit deutlich gemacht. Freilich ist das Unternehmen höchst schwer: die ungeheure Beweglichkeit oder vielmehr Veränderlichkeit in der Negernatur, der Mangel an Denkmalen des Alterthums setzen unendliche Schwierigkeiten entgegen. Indeß baut man doch gegenwärtig auf die Mitwirkung einiger Neger bedeutende Hoffnungen zur Erweiterung unserer geographischen Kenntnisse des innern Afrika's. Abubekr, der ehemalige westindische Sklave und Gefährte des unglücklichen Davidson, ist allen Nachrichten zufolge glücklich in Tombuktu angelangt, und soll als Verbindungsglied dienen, um allmählich mehr und mehr Nachrichten aus dem Innern zu erhalten, und auf der andern Seite hat man gegenwärtig im Sinne, einen Neger aus Dongola den Bahar el Abiad aufwärts zu senden (s. Nr. 173), um endlich einmal das Räthsel des obern Nillaufs zu lösen.

Man glaubte nun mit der Nachricht über den Nigerlauf im Reinen zu seyn, und somit auch mit dem Tschadsee, daß dieser als Binnensee einem periodischen Wachsen und Fallen unterworfen sey und keinen Ausfluß habe. Da kommt der afrikanische Reisende, Capitän Allen, und behauptet, der Tschadsee und der Tschadda hingen zusammen, und der Yeou sey der Ausfluß des Tschadsees. Wir fürchten sehr, Capitän Allen habe, weil er den Nigerlauf untersucht und aufgenommen, sich berufen geglaubt, auch über andere Punkte der Geographie Innerafrika's abzusprechen. Wir haben unsere Ansicht über die Meinung Capitän Allens in Nr. 229 u. 230 ausgesprochen, und bemerken zur allgemeinen Orientirung bloß, daß der Yeou, der nach C. Allen der Ausfluß des Tschadsees seyn soll, nach allen frühern Nachrichten, nicht bloß Denhams und Clappertons, sondern auch der arabischen Reisenden in den Tschadsee fließt, und eben dadurch so lange zu der irrigen Meinung Veranlassung gab, der Yeou sey, weil er auch von Westen herkommt, Eins mit Niger.

Im Westen Afrika's haben wir dießmal von Entdeckungsreisen nichts zu berichten, und im Süden leider so gut wie nichts. Zwar ist die Reise des Capitäns Alexander erschienen, aber wir erfahren sehr wenig Neues, und Capitän Alexander hat in England strengen und nicht unverdienten Tadel gefunden, denn erstens hielt er sich in der Capstadt und sonst bekannten Orten sehr lange auf, und zweitens schlug er gar nicht den Weg ein, den ihm die geographische Gesellschaft, welche das Geld geliefert, vorgezeichnet hatte. Diese verlangte, er solle von der Delagoa-Bai landeinwärts gehen, weil es von großem Interesse ist, das Land kennen zu lernen, in welchem sich die Wasserscheide zwischen dem östlichen Meere und dem Gariep befindet. Statt dessen ging er von der Capstadt aus nordöstlich, wo er mehr als Dreiviertel seines Wegs nur bekannte Gegenden zu durchreisen hatte. Verzeihlich wäre dieß noch gewesen, wenn er auf diesem Weg nur auch so weit fortgegangen wäre, daß er etwas Merkwürdiges hätte entdecken können, aber dazu kehrte er zu früh um. Es mag wahr seyn, daß er nicht durch das Land der Bergdamaras vordringen konnte, aber wenn er gegen Norden statt gegen Osten zog, so hatte er sicher gegen Benguela hin ein besseres Feld der Unternehmung vor sich.

Aus der Capcolonie haben wir nur Ein wichtiges Ereigniß

Digitized by Google

zu melden: die Auswanderung einer Anzahl Boers. (S. außer mehreren einzelnen Nachrichten die Nr. 310.) Bereits sind mehr als 7000 Menschen über die Gränze der Colonie gezogen, darunter etwa 1000 bewaffnete Weiße, das Uebrige sind Weiber, Kinder und farbige Knechte. Die anfänglichen Unfälle waren mehr dem Verrath und der Hinterlist ihrer Gegner zuzuschreiben, aber jetzt ist die Macht des Zulahäuptlings gebrochen. Die Boers sind siegreich, und werden, wenn nicht ein schlimmerer Feind, nämlich verheerende Krankheiten, unter ihnen ausbrechen, in der Geschichte von Südafrika eine bedeutende Rolle spielen. Zwei Umstände geben diesem Ereigniß einige Wichtigkeit: das bisherige System der englischen Regierung, ein System, dessen Richtigkeit wir weder bejahen noch verneinen wollen, hat unter der ganzen holländischen Hirten- und Ackerbaubevölkerung große Unzufriedenheit erregt; diese Unzufriedenheit stieg einmal bis zum gewaffneten Widerstand, und da dieser zu nichts führen konnte, so zogen erst einzelne, dann immer mehrere über die Gränze, und es ist gar nicht unmöglich, daß die 7000 Menschen, die jetzt bereits die Gränze überschritten haben, in wenigen Jahren sich verdoppeln und verdreifachen; die Errichtung einer ganz unabhängigen Genossenschaft im Innern Afrika's muß aber auf die umwohnenden Völker einen großen Einfluß ausüben, der vielleicht für die Engländer, gegen welche diese Auswanderer einen großen Haß nähren, sehr nachtheilig wird. Aber ein noch viel ernsterer Umstand ist die Entblößung der Nordostzüge der Colonie, die den wenig zahlreichen englischen Ansiedlern verderblich werden kann.

Auf der Ostküste von Afrika haben wir nur zwei Punkte zu erwähnen: die arabischen Besitzungen in Zanzibar und Quiloa (s. Nr. 308) und die neuesten Reisen nach Abyssinien (siehe Nr. 339). Die Herrschaft der Araber, die auf jener Küste hauptsächlich durch die Portugiesen vernichtet wurde, fängt an wieder aufzuleben, und stützt sich, wie es scheint, auf die aus alter Zeit noch hier befindliche moslemitische Bevölkerung: darauf deutet die Zusammensetzung derselben hin, da sie in Zanzibar aus etwa 1000 waffenfähigen Arabern, aus einer nicht zu bestimmenden Anzahl sogenannter Mauren, deren schwarze Wollhaare auf den Negerursprung hindeuten, und aus etwa 15,000 gleichfalls moslemitischen Sklaven besteht. Der Islam greift also hier, wie auf der Westküste, wo er von der Sahara her immer tiefer eindringt, um sich. Zum mindesten ist, was die Polygamie betrifft, Land und Volk dazu geeignet, und es darf einen hier weniger Wunder nehmen, als daß, Privatnachrichten zufolge, unter den schwarzen Sklaven und Malayen auf dem Cap der Islam so um sich greift. Es ist kaum anders zu erwarten, als daß auch Quiloa unter arabische Herrschaft fällt, um so mehr, als die Bewohner desselben schon jetzt für Mostems gelten, und, wie es scheint, dieselbe Sprache, wie die Mauren zu Zanzibar, das sogenannte Zoheili, das mit arabischer Schrift geschrieben wird, sprechen. Bis jetzt wagen sich indeß die Araber nicht ins Innere, wo sehr wilde Stämme hausen.

Abyssinien gewinnt jetzt erst wieder an Interesse. Wir haben aus einer deutschen Zeitschrift eine Uebersicht der physischen Gestaltung nach der Schilderung Rüppells mitgetheilt, eine Darstellung seiner ethnographischen Verhältnisse aber noch nicht versucht. Was die beiden jungen Franzosen, Combes und Tamisier, darüber mitgetheilt, ist viel zu wenig gesichtet und dem ganzen Machwerke nicht sonderlich zu trauen (s. über einige neuere Reisen in Abyssinien Nr. 339). Kolle sah zu wenig, Dr. Aubert, dessen Reise dahin wir erwähnt (s. Nr. 165), hat nach wenig von sich hören lassen, und das Wenige, was von dem Bulletin de la Société de Géographie (Sept. 1838) mitgetheilt wurde, will nicht viel besagen. Indeß kann es nicht fehlen, daß Abyssinien von jetzt an immer häufiger besucht werden wird; die Engländer sollen bemüht seyn, den Handel von Massauah abzuleiten (s. die Besetzung von Aden Nr. 357) und weiter im Süden sich einen Weg ins Innere zu bahnen. Sie werden mit Waaren kommen, welche die Neugier und Habsucht der Abyssinier reizen, und so sie vielleicht zu Handel und größerer Thätigkeit aufregen, denn von der moralischen Seite ist ihnen nicht beizukommen; das hat das Schicksal der Missionäre bewiesen, denen Katte in seinem kleinen, aber interessanten Werke ein vortheilhaftes Zeugniß ertheilt, aber auch ihr Schicksal vorausgesagt hat. Katte entwirft kein sehr anziehendes Gemälde von denjenigen Bewohnern Abyssiniens, mit denen er in Berührung kam, und wenn er einigermaßen ungerecht gegen sie ist, so mag der Grund wohl darin liegen, daß die Abyssinier im Ganzen genommen gegen die Araber, unter denen er sich zuvor aufgehalten, eine ziemlich schlechte Figur spielen.

(Fortsetzung folgt.)

Legonidecs Tod.

Das Echo du Monde Savant vom 15 December begleitet die Nachricht von dem Tode dieses Gelehrten mit folgenden Worten: Es war dieß einer der heutzutage so seltenen Menschen, welche in der Wissenschaft fortschreiten, ohne sich um den Ruhm der Welt zu kümmern. Legonidec hat sein ganzes Leben lang die celtischen Idiome studirt, und man verdankt ihm ein Wörterbuch und eine Grammatik der celto-bretagnischen Sprache, welche Meisterwerke von Gelehrsamkeit und Kritik sind; er hat auch eine bretagnische Uebersetzung des neuen Testaments herausgegeben, und hinterläßt eine handschriftliche Uebersetzung der Bibel. Eine wohlbegründete Orthographie, eine festgestellte Syntax und rein hergestellte Texte in einer Sprache, deren Schriften bis jetzt nur eine traurige Uncorrectheit zeigten, dieses sind die wohlbegründeten Ansprüche dieses scharfsinnigen Philologen. Die Bretagner, seine Landsleute, beabsichtigen, ihm in Conquet, seiner Vaterstadt, ein Denkmal zu errichten.

Chronik der Reisen.

Ausflug in die westlichen Departements von Frankreich.

3. Das Departement Ile und Vilaine.

(Fortsetzung.)

Unter der Menge von Gebäuden, welche der beharrliche Unternehmungsgeist vergangener Jahrhunderte auf dem Gipfel dieses nackten Felsens versammelte, zeichnen sich besonders die Kirche und das unter-

Digitized by Google

irdische Pfeilergewölbe aus, worauf der Chor gegründet ist. Die heutige Kirche wurde im Jahre 1448 vom Cardinal d'Estouteville angefangen und unter seinem Nachfolger Guillaume de Lamps beendet; sie ist im feinsten gothischen Styl aufgeführt, hat aber leider im Laufe der Zeit viel gelitten. Die gemalten Fenster, die geschnitzten Stühle, die werthvollen Statuen, Gemälde und Fresken des Chors, von denen die alten Chroniken der Abtei so viel Aufhebens machen, sind verschwunden; Alles trägt die Spuren der Verwüstung; das Schiff und die Seitengänge hat man zu Werkstätten benutzt. Außen um den Chor herum bemerkt man ein Netz von eleganten Strebepfeilern; oben auf dem Thurme wohnt der Wärter des Telegraphen, den man hier 1796 angebracht hat. De Thou spricht in seinen Memoiren von einer kolossalen Statue des heiligen Michael aus goldgemischter Bronze, welche er auf der Thurmspitze im Sonnenscheine hätte blinken sehen; allein der Erzengel scheint gen Himmel gestiegen zu seyn, und den zierlichen Kirchthurm, dessen Spitze damals über 400 Fuß hoch in die Lüfte ragte, hat das Feuer des Himmels bis auf die Hälfte zerstört. Die alte Schloßabtei des Mont Saint Michel, um deren Besitz England und Frankreich Jahrhunderte lang gestritten, ist gegenwärtig ein Centralgefängniß, welches etwa 8 bis 900 Sträflinge beherbergt, die es so gut haben, daß viele ihre Freiheit verschmähen, wenn ihre Strafzeit abgelaufen ist. Sie dürfen Sonntags den Besuch ihrer Eltern, Frauen und Anverwandten annehmen, und Manche ersparen sich durch ihre Arbeit eine kleine Summe; in den Schlafsälen und Werkstätten herrscht die größte Reinlichkeit; einmal des Tages werden sie auf die Platform des neuen Kirchenportals geführt, wo sie spazieren gehen und sich an der Aussicht weiden können, welche das hohe Meer, die Spitze von Granville, die Salinen der Küste, die Städte Avranches, Pontorson und Dol, die Küsten der Bretagne und Normandie und die Rhede nebst der austernreichen Bai von Cancale umfaßt. Politische Gefangene waren nicht mehr da; diese wurden übrigens ungemein human behandelt; sie bewohnten eigene Zellen, waren ganz abgesondert von den andern Züchtlingen, brauchten nicht zu arbeiten, sondern konnten sich beschäftigen, wie es ihnen beliebte, lesen, auf der Platform und im Hofe spazierengehen u. s. w. Einer davon, Namens Colombat, ist auf eine unbegreifliche Weise aus diesem schrecklichen Gefängniß entkommen; der mich begleitende Gefängnißwärter zeigte mir den Felsen, an welchem er bei Nacht und Nebel heruntergeklettert; es war ein halsbrechendes Wagstück. Bei dem Brande von 1834 zeichneten sich die politischen Gefangenen durch Muth und Entschlossenheit aus; das Feuer dauerte bereits zwei Tage, und es mangelte an Wasser, als der Director sie auf ihr Ehrenwort aus ihren Zellen entließ und zum Löschen aufforderte; ohne ihre Hülfeleistung wäre das Gefängniß des Mont Saint Michel in einen Schutthaufen verwandelt worden; zehn Gefangene wurden in Folge dieser Auszeichnung begnadigt.

Nachdem ich im Gasthof einen kleinen Imbiß genommen, welchen mir eine sehr schöne Wirthin mit sehr menschenfreundlichen Augen servirte, machte ich die Tour um den Berg, welchen ich bis jetzt nur von einer Seite gesehen hatte. Fast überall umgeben ihn hohe, dicke Mauern, mit Thürmen und Bastionen flankirt, welche einem Vauban Ehre machen würden; an der West- und Nordseite sieht man nur schwarze, mit Gestrüpp bewachsene Felsblöcke; der steilste Abhang gegen Osten und Süden ist allein bewohnt; man bemerkt darauf eine kleine Pfarrkirche und einen kleinen Häuserklumpen mit einigen Dutzendgärten, welche man dem Felsen abgerungen oder aufgedrungen hat, und worin hohe Feigenbäume wachsen, deren Früchte mit den südfranzösischen an Saftigkeit und Würze wetteifern sollen. Das Städtchen zählt etwa 500 Einwohner; es sind zum Theil Beamte, Entrepreneurs und Arbeiter des Centralgefängnisses, zum Theil Gastwirthe, welche kleine Herbergen und dabei Krämläden halten, wo ihre Frauen allerlei Muschelarbeiten, Medaillen und Michaelskreuze verkaufen, welche die Pilger und Reisenden mitnehmen. Dieser Handel mag beträchtlicher gewesen seyn, als der Mont Saint Michel ein berühmter Wallfahrtsort war, und ihm aus Deutschland, Italien und allen Provinzen Frankreichs die Pilger schaarenweise zuströmten.

Die Majorität der Bergbewohner besteht aus Fischern: die Männer, Weiber und Kinder dieser Fischerfamilien gehen beständig barfuß, und haben das ganze Jahr hindurch Hosen und Röcke bis ans Knie aufgeschürzt; die Männer tragen eine braune, enganschließende Jacke und eine Art antiker Mütze; mit einer langen Kofferstange waten sie ins Wasser und verfolgen die Ebbe, wobei sie sich oft Gefahren aussetzen, besonders im Herbst, wenn dicker, plötzlich einbrechender Nebel sie von einander getrennt überrascht, und sie möchten alsdann schwerlich wieder nach Hause zurückfinden, wenn man nicht die Vorsicht gebrauchte, am Strande die Glocken zu läuten, deren Schall sie wenigstens nach der Küste leitet. Die Statistiker haben ausgerechnet, daß in diesen Dünen 50 Menschen jährlich verunglücken; sie bemerken aber nicht, bei wie vielen Unbesonnenheit, Tollkühnheit, Trunkenheit, Muthwille u. dgl. mit im Spiel ist.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Vorrömische Alterthümer in Frankreich. Man hat im Departement der Rhonemundungen, im Arrondissement von Aix, Alterthümer entdeckt, welche in die Zeiten vor der Eroberung Galliens durch die Römer hinaufzureichen scheinen. Es sind dieß vier runde Einschließungen, die aus cyklopischem Mauerwerk mit ungeheuren übereinander aufgethürmten Felsenstücken bestehen, und einen Berg einschließen, welchen die Landesbewohner Pinsouste nennen. Man hat in den von den Mauern umschlossenen Räumen Reste von Töpfergeschirren, Spuren von eisernen Instrumenten, eine Münze u. s. w. gefunden. (Echo du Monde Savant vom 15 December.)

Plan zu einer neuen Reise nach Abyssinien. Ein Schiffsfähnrich, Namens Lejéore, steht auf dem Punkt, eine wissenschaftliche Reise nach Abyssinien zu unternehmen. Der Minister der Marine hat ihn hiezu ermächtigt, und wird einen Theil der Kosten tragen. Auch die Minister des Handels und des öffentlichen Unterrichts werden, so viel man erwartet, das Ihrige dazu beitragen. (ibid.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 119 u. 120** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Proben aus Adam Mickiewicz Todtenfest. — Shakspeare in Italien. — Donna Isabel de Solis, Königin von Granada (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande gewidmeten Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 8 fl., halbjährlich 4 fl. und vierteljährlich 2 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht haben, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 362.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 December 1838.

Zustand der Gesellschaft in Canada.

Wir entlehnen aus Mrs. Jamesons Winter Studies and Summer Rambles in Canada folgende allgemeine Bemerkungen über den gesellschaftlichen Zustand in Canada:

„Es herrscht hier ein gehässiger Parteigeist in den politischen Ansichten, doch vor der Hand kein patriotisches Gefühl, kein Gemeingeist, keine Anerkennung der allgemein gültigen Principien der Politik: bis jetzt habe ich noch nichts davon angetroffen. Canada ist eine Colonie, kein Vaterland; noch ist es nicht eins mit den liebsten Neigungen, Gefühlen, Erinnerungen und Hoffnungen seiner Bewohner, es ist ihnen eine Stief-, keine rechte Mutter. Ihre Liebe, ihr Stolz ist nicht das arme Canada, sondern das hohe, glückliche England; doch muß sich das Alles in wenig Generationen ändern. Wir haben hier Tories, Whigs und Radicale; doch bedeuten diese Worte nicht ganz dasselbe wie in England. Man muß wissen, daß die ersten Ansiedler in Obercanada aus denen bestanden, welche während des Revolutionskriegs aus den Vereinigten Staaten fliehen mußten, weil sie der brittischen Regierung anhingen, und aus Soldaten und Unterofficieren, welche den Krieg mitgemacht hatten. Diese wurden für ihre Verluste, Leiden und Dienste durch Ländereien in Obercanada entschädigt. So waren die ersten Elemente, aus denen unsere Gesellschaft gebildet wurde, Widerstand und Verachtung gegen die neuen Institutionen der Vereinigten Staaten und Widerwille gegen das Volk jenes Landes — eine sehr natürliche Folge der vorhergehenden Ursachen; und so geschah es, daß der geringste demokratische, oder nur liberale Schein in den politischen Ansichten lange Zeit für einen Vorwurf, für einen Flecken im persönlichen Charakter derer galt, die sie hegten. Bis jetzt sind deßhalb die Tories die einflußreichste Partei gewesen, in ihren Händen finden wir eine lange Reihe von Jahren das Regierungspatronat, die ersten Stellen, den Verkauf und die Vergabung der Ländereien.

„Eine andere Partei, welche dieselbe unbegränzte Treue gegen das Mutterland und denselben Widerwillen gegen die Principien und Institutionen ihrer Yankee-Nachbarn an den Tag legt, kann man die Whigs von Ober-Canada nennen; diese sehen mit Eifersucht und Geringschätzung auf die Macht und Vorurtheile der Toryfamilien, und bestehen auf der Nothwendigkeit vieler Reformen in der Colonialregierung. Viele von ihnen sind junge Leute von Talent und vermögliche Männer, welche sich von dem ausgeschlossen finden, was sie als ihnen gebührend fordern zu können glauben, von dem Antheil an bürgerlichem Einfluß und Achtung, den in einer so kleinen Gesellschaft, wie diese, ihre höhere Bildung ihnen gewähren sollte. Eine andere Partei sind die Radicalen, die ich im Allgemeinen nur als „Schufte," „Lumpen" oder unter andern Beiwörtern nennen hörte, welche die äußerste Verachtung und Abneigung ausdrücken. Sie wünschen das Land gleich den Vereinigten Staaten in eine Republik umzugestalten. Einige unter ihnen sind Männer von Talent und Bildung, doch sind sie gegenwärtig weder furchtbar noch einflußreich. Unter allen Parteien herrscht durchgängig Unzufriedenheit und Klage, ein gegenseitiges Mißtrauen, eine Kraftlosigkeit und Trägheit, wovon ich bis jetzt noch die Ursachen nicht finden kann. Selbst diejenigen, welche mit Leib und Seele an England hängen, welche aufrichtig glauben, daß das wahre Interesse der Colonie darin besteht, unter der Controle des Mutterlandes zu bleiben, sind so unzufrieden, wie die Uebrigen. Sie klagen bitter die Colonialbeamten in England an, daß sie das wahre Interesse des Landes nicht kennen; daß die Summen für Verbesserungen im Großen fehlen, schreiben sie nicht dem Mißtrauen in die Hülfsquellen des Landes, sondern dem Mangel an Vertrauen in die Maaßregeln der Regierung und die Sicherheit des Eigenthums zu."

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Wir haben früher die Völker Westasiens mehr nur in Bezug auf die Verhältnisse zu den Europäern beachtet, und sollten sie jetzt abgesehen von diesem Verhältniß durchgehen; hier aber ist die Ausbeute ziemlich klein. Das Schreiben von Fresnel über Arabien (s. Nr. 196) und Wellsteads Reise (s. Nr. 151 ff.) ist so ziemlich Alles. Sie zeigen uns vielfach die Unveränder-

Digitized by Google

lichkeit arabischer Sitten: tapfer, stolz, räuberisch, unbeugsam, das waren sie vor Jahrtausenden und sind sie noch jetzt. Wird der Wahabismus wieder um sich greifen, und sich in Thaten äußern? Fast sollte man es glauben. Fresnels Reisen und Forschungen werden manches alte Räthsel aus jenen Gegenden lösen, namentlich auch den alten Streit über die himjaritische Sprache, die man für nicht semitisch ausgeben wollte, was freilich eine seltsame Erscheinung gewesen wäre. Die Bewegung, welche die Engländer in jene Gegenden durch Krieg und Handel bringen, scheint auch die Araber wieder mehr auf den Schauplatz der indischen Schifffahrt zu rufen, in der sie früher eine bedeutende Rolle einnahmen. Ein uns noch nicht zu Gesicht gekommenes Werk mit Auszügen über die ehemaligen Unternehmungen der Araber nach Indien*) mag interessante Mittheilungen über diesen noch so schwach erhellten Punkt der Geschichte, des Handels und der Entdeckungen im Mittelalter liefern, und wir möchten die Ansicht aussprechen, daß selbst die Erzählung von den Reisen Sindbads, des Seemanns, wenn man einmal die Schifffahrt und die Eroberungen der Araber im indischen Meere genauer kennen wird, manchen Fingerzeig über die Ausbreitung des Islam im indischen Ocean geben mag.

Je weiter die Europäer im Orient um sich greifen, desto mehr und desto zahlreicher erheben sich historische und geographische Fragen, von denen man sich noch vor kurzem nichts träumen ließ. Eine Geschichte der Araber im indischen Ocean wäre ein höchst verdienstliches Werk, aber wir sind, scheint es, in die historische und geographische Literatur der Araber noch nicht hinreichend eingedrungen, um eine solche Geschichte jetzt schon möglich zu machen. Eben so geht es uns mit Indien. Die einzige Mittheilung von Stevenson und Wilson über den Antibramanismus in Indien (s. Nr. 40 und 377) zeigt mit Einemmale, daß wir erst am Anfang unserer Kenntniß von Indien stehen, und daß die Sanskritliteratur und der scheinbar allgemeine Bramanismus nur ein künstlicher Ueberwurf ist, der eine große, in der Tiefe liegende Mannichfaltigkeit verbirgt. Bis jetzt ist wohl nur eine Ecke des Schleiers gelüftet.

Kaum beginnt man einzusehen, was noch zu thun ist, um zu einer gründlichen Kenntniß Indiens, namentlich des Dekkans zu gelangen, so thun sich noch viel schwerere Räthsel im Osten auf. Assam (s. Bemerkung über Assam Nr. 319), Birma, die Tenasserimprovinzen (s. Helfers Reise Nr. 558 und seine Nachrichten über die Erzeugnisse Nr. 359) bieten der Räthsel so manche: vorerst das Völkergemisch weiter im Innern, das uns zuerst Mac Leods Reise (s. Nr. 33. und die weitere Ausführung Nr. 251 ff.) enthüllte, die mannichfachen Stämme um Assam her, die Mehrzahl der Assamesen selbst, wo stammen sie her? ein Theil von ihnen, so wie die Bewohner von Munipur (s. Nr. 285. 327), haben tatarische Züge, eben so die Bewohner von Bhutan (s. Nr. 314). Die Birmanen dagegen sind nicht tatarischen Stamms, obwohl von alten Kriegszügen der Tataren Ueberbleibsel im Lande seyn und sich mit den Einwohnern verschmolzen haben mögen. Wir werden hier auf das Gebiet der chinesischen Geschichte geführt, und bringen vielleicht durch die Ausdauer unsrer Gelehrten früher in das unbekannte Gebiet zwischen Assam und der chinesischen Gränze ein, als die Waffen und die Handelsleute Englands.

Dieses Gebiet bietet uns ohnehin der Räthsel noch so viele: noch wissen wir nichts Gewisses über den großen Strom von Tübet und seinen Zusammenhang mit dem Irawaddi oder Brahmaputra (s. Nr. 241). Die Engländer nehmen in neuerer Zeit das Letztere ziemlich allgemein an, und bekanntlich hat sich auch Ritter dafür ausgesprochen. Allein man muß den Gegnern dieser Ansicht jedenfalls noch immer zugeben, 1) daß der große Strom von Tübet nicht sehr groß seyn muß, wenn er in ziemlich beschränkter Gestalt das Gebiet von Assam betritt, und 2) daß es nicht sehr wahrscheinlich ist, daß der Irawaddi, dessen bedeutende Größe bei Amarapura und noch viel weiter gegen Norden bei Bhanmo wir kennen, am Südabhang der Assam umgürtenden Gebirge entspringe, und also in einem sehr kurzen Laufe schon zu einem so bedeutenden Strom, mit so bedeutender constanter Wasserfülle angeschwollen seyn könne. Wie dem auch seyn mag, das Land zwischen Assam und China ist uns noch ein unbekanntes Land, und wird es vermuthlich auch noch geraume Zeit bleiben, da nicht nur dasselbe jedenfalls gebirgig und unwegsam ist, sondern vielleicht auch, wie das Land von der Tenasserimküste ins Innere hinein, ziemlich unbewohnt, wie denn Dr. Helfer (s. Nr. 358) dort fünf Wochen lang auch nicht eine menschliche Wohnung sah. Ein Grund der Verödung des Landes müssen wohl die Kriege zwischen China und Birma, so wie zwischen Birma und Siam seyn. Die Forschung wird sich indeß jetzt bald geschäftig über dieß Land hermachen, denn nicht nur finden sich chinesische Reise- und Geschichtswerke, welche darüber Aufschluß geben, sondern auch Annalen der Reiche Birma, Pegu und Siam, da es kaum anders anzunehmen ist, als daß Birma ein altes, in Barbarei und Trägheit versunkenes Culturvolk ist, indem noch jetzt fast jeder Landmann lesen kann (s. über den Charakter der Birmanen Nr. 314), wie wohl bei einem ehemals gebildetern, aber nicht bei einem aus der Rohheit sich emporarbeitenden Volke der Fall eintritt.

Der Schauplatz, der sich hier der Forschung öffnet, ist um so interessanter, als wir hier auf eine chinesische Landgränze stoßen, und das Verfahren jenes großen Reichs gegen solche Nachbarn kennen lernen; bis jetzt kennen wir China nur auf der Seegränze und auf zwei Landgränzen, der gegen Sibirien hin und der gegen Turkestan. Die erste besitzt China erst seit Mongolen und Mandschu China beherrschen, also erst seit etwa 600 Jahren, und beide sind von dem eigentlichen China viel zu weit entfernt, als daß andere als politische Berührungen statt finden könnten, allein hier gegen Birma hin stößt das gebildete China theils auf halbwilde, theils auf civilisirte Völker und Staaten, und kommt in vielfachen, keineswegs bloß politischen Verkehr; auch ist die Gränze nicht so hermetisch geschlossen, wie gegen Westen und Norden.

Ueberhaupt mehrt sich unsere Kenntniß von China mit jedem Tage, und mit jedem Tage finden wir Beweise der hohen Bildung dieses uralten Reichs. Wir wollen auf das Zusammentreffen einzelner Ereignisse aus der alten chinesischen Geschichte

*) Von einem Hrn. Gildemeister.

Digitized by Google

mit einigen aus der ägyptischen, der ältesten uns bekannten, keinen allzu hohen Werth legen, jedenfalls aber kann kaum mehr ein Zweifel darüber obwalten, daß die Geschichte und Bildung China's über alle unsere historische Kenntniß weit hinausreicht, und der in unsern Blättern mehrfach erwähnte Franzose Paravey mag wohl entschuldigt seyn, wenn er die Spuren einer uralten Verbindung der Völker Westasiens mit China aus einzelnen, seiner Ansicht nach aus jener Vorzeit erhaltenen Resten des Wissens nachzuweisen sucht. Auch möchte man, einmal auf diesem Terrain angekommen, wohl fragen, ob alles eitle Dichtung sey, was uns Firduß in seinem Schah Nameh erzählt, wo Iran, Turan und Tschin, wie eine politische Trias, in seltsamen Wechseln durch einander spielen.

Kein geringer Beweis für das Alter der chinesischen Bildung ist auch die Buchdruckerkunst, und deren wahrscheinliche Verbreitung von China nach Europa (s. Nr. 93 bis 100) dürfte nach dem, was auch Remusat darüber bemerkt, wohl wenigen Zweifeln mehr unterliegen. Seit der Zeit der Mongolenerobe-rungen ist Europa mit China in nähere Berührung gekommen, und wie hat sich diese ausgedehnt! der Strom, der damals Europa zu verschlingen drohte, ist in seine Ufer zurückgetreten, und Europa droht mehr und mehr sich über Asien auszubreiten, so daß selbst das alte China davor zu zittern beginnt. Die Verhältnisse Englands zu dieser Macht gestalten sich immer unfreundlicher. Zuerst begegneten sich beide im J. 1791 in Nepal, später, während des Kriegs der Engländer gegen Nepal in den Jahren 1814 bis 1816, war ein chinesisches Heer für mögliche Fälle in Tübet aufgestellt, und jetzt droht nicht nur ein neuer Krieg die Engländer zu Meistern von Nepal zu machen, sondern diese rücken auch demselben von Birma her näher, sichtlich zur sehr geringen Freude der Chinesen.

Noch ein ernster Streitpunkt ist in neuerer Zeit der Opiumhandel (s. Nr. 282), wo die Engländer das Gesetz des chinesischen Reichs gegen den Opiumhandel mit Gewalt zu brechen suchen. Die ostindische Compagnie treibt nämlich den Opiumhandel noch fast allein, und dieser, der jährlich ein Capital von mehr als 4 Millionen Pfd. St. umsetzt, wirft einen so bedeutenden Gewinn ab, daß er unter den Einnahmen der Compagnie als ein bedeutendes Item mitzählt. Wenn es wahr ist, daß der Streit bereits so weit gediehen, daß brittische Kriegsschiffe vor der Boca de Tigris stationiren, so könnte das alte Reich, wenn der Krieg zwischen Rußland und England in Asien ausbricht, mit einem Male mit hineingezogen werden. Jedenfalls kann China seinem Schicksale nicht entgehen, in die europäische Bewegung früher oder später hineingerissen zu werden, und endlich wird es auch gelingen, einen Austausch zwischen europäischer und chinesischer Literatur und Gesittung herzustellen; das Christenthum hat den Anfang gemacht, und der Zustand desselben in China (s. Nr. 81) ist so, daß es wohl auch hier, wie anderswo, gleich einem revolutionären Ferment wirken, und endlich auch den bessern Köpfen der Chinesen die Augen über die Erstarrung ihres Culturzustandes (s. Nr. 288 bis 291) öffnen wird. (Fortsetzung folgt.)

Macedonische Räuber.

Wir theilen auf die Glaubwürdigkeit des Journals Droit hin nachfolgende Erzählung mit. Mustapha Pascha hat so eben Macedonien von einer zahlreichen Räuberbande befreit, von der es seit vier Jahren heimgesucht wurde. Er hatte erfahren, daß eine junge Albaneserin, Theodosia Maria Samik, zu Melnik an der griechischen Gränze geheime Verbindungen mit den Räubern unterhalte. Da sie seinen Anerbietungen widerstand und nichts verrathen wollte, schickte er einen jungen, durch Schönheit ausgezeichneten Officier, Namens Jémaël, an sie, dem es auch bald gelang ihr Herz zu rühren, und sie hatte bald kein Geheimniß mehr vor demselben. Sie gestand, ihr eigentlicher Name sey Eudoxia Theresa Oberundari, das Haupt der Räuber, Michael Gregorios Oberundari, sey ihr Oheim, und seine Schaar bestehe aus 14 bis 1500 Mann. Sie forderte endlich Jémaël auf selbst in diese Schaar zu treten, und malte ihm die Reize des abenteuerlichen Wanderlebens mit den schönsten Farben. Jémaël schien darauf einzugehen, und erfuhr von ihr, daß ihr Oheim seine Schaar auf den 28 October im Walde von Phrolidos zusammenberufen habe. Auf diese Nachricht hin traf Mustapha Pascha seine Anstalten, überfiel die versammelten Räuber, und ein wüthender Kampf entspann sich. Die meisten Räuber blieben auf dem Platze, wenige entkamen nur, um später den Türken in die Hände zu fallen. Unter den Todten fand sich auch Oberundari, aber Jémaël selbst war seinem Schicksal nicht entgangen: dem ersten war das Haupt von einem Säbelhieb gespalten, dem andern die Brust von einer Kugel durchbohret. Mustapha ließ die Köpfe der Räuber im Triumph in Thessalonich umhertragen. Eudoxia soll über die Untreue und den Verrath ihres Geliebten wahnsinnig geworden seyn, und Mustapha nahm sie in seinen Palast auf, wo er alle mögliche Sorgfalt für sie tragen ließ.

Chronik der Reisen.

Ausflug in die westlichen Departements von Frankreich.

3. Das Departement Ile und Vilaine.

(Fortsetzung.)

Ich fühlte mich ordentlich erleichtert, als ich diese unwirthbaren, menschenmordenden Gestade im Rücken hatte, und in pfeilschneller Diligence durch die fruchtbare Gegend zwischen Pontorson und Saint Malo dahinfuhr. Der kleine Flecken Pontorson liegt im Hintergrund eines schönen Thales, vom Coesnon durchströmt, der von den Landbewohnern rivière de Bretagne genannt wird, weil er an mehrern Stellen die Gränzscheide der Normandie und Bretagne bildet. Von Pontorson nach Dol ist eine Poststation. Die Kathedrale dieser kleinen Stadt ist im schönsten gothischen Styl erbaut, sehr einfach, und keineswegs gesucht und geschmückt. Sie liegt in einiger Entfernung von dem Städtchen auf einem Hügel, der die fruchtbare Ebene und das Meer beherrscht. Der sehr regelmäßige Plan der Kirche wäre ein lateinisches Kreuz, wenn das Fensterkreuz das Innere nicht in zwei gleiche Theile absonderte. Im Schiffe tragen zwei Reihen Pfeiler die Arkaden, und diese Pfeiler bestehen aus vier an einander gelehnten Säulen. Aber neben dem großen Mittelschiffe bemerkt man in der Mitte jedes Pfeilers eine Säule von etwa 6 Zoll Durchmesser, die, ganz freistehend von der Basis des Pfeilers, bis ans Gewölbe emporsteigt, und diese dünnen Säulen sind von Granit. Der Spitzbogen der Gewölbe des Schiffes

Digitized by Google

hat starke, wechselsweise hervorspringende Gesimse, die Gewölbe sind von Tuffstein, sehr schmal und mit runden Rippen, die sich in der Diagonale durchkreuzen, verstärkt. Der Chor ist bei weitem reicher geschmückt, als das Schiff; der Architekt hat darin eine Menge Oeffnungen angebracht; er wollte ihm den Anschein einer außerordentlichen Leichtigkeit geben, und das Auge des Gläubigen durch große Klarheit besonders anziehen. Je mehr man die einzelnen Theile dieses schönen Chors studirt, desto mehr wird man von seiner seltenen Eleganz und Pracht entzückt. Mit Ausnahme der Façade, ist mir die Kathedrale in Dol als eines der in sich abgeschlossensten, vollendetsten Bauwerke erschienen, welche die gothische Architektur der Bewunderung darbietet; sie stammt aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Die Façade ist schlecht; ein einziger der beiden Thürme, der gegen Süden, hat die ordentliche Höhe und ist im sechzehnten Jahrhundert aufgebaut worden. Auf dem Durchschnittspunkte des Fensterkreuzes erhebt sich ein dritter viereckiger Thurm von mittelmäßiger Höhe. Ein Kanonikus, welcher offenbar nur reich war, hat in einer Capelle dieser Kirche ein prächtiges, ich hätte bald gesagt allerliebstes Grab, wenn es erlaubt wäre, den letztern Ausdruck auf ein Grab anzuwenden. Es ist ein Denkmal im Styl der Renaissance, leider sehr verstümmelt. Zwei Medaillons, welche den Kanonikus und seinen Bruder vorstellen, hat die Zeit verschont. Die bewundernswürdige Eleganz dieses von gothischen Verzierungen ganz rein gehaltenen Grabmonuments findet man erklärlich, wenn man die Inschrift des Sockels liest, welche berichtet, daß es im Jahre 1507 von einem florentinischen Künstler errichtet wurde.

Ein Denkmal anderer Gattung in Dol ist eine Reihe von Arkaden, welche längs der Hauptstraße hinlaufen und eine bedeckte Promenade bilden, wie sie jede Stadt in einem unfreundlichen Himmelsstrich haben sollte. Diese Arkaden, bald Rund-, bald Spitzbögen, werden von Säulen und Pfeilern der verschiedensten Form getragen. Die barocken Capitäle, aus Granit gehauen, sind ziemlich so gut gearbeitet, als es das widerspänstige Material nur zuließ. Diese Bildnereien, mit kleinen Details überladen, worauf man in jenen barbarischen Zeiten besonders viel gab, erinnern mich an die Hogarth'schen Kupferstiche, wo die Idee Alles und die Ausführung erbärmlich ist. Man findet unter den Arkaden in Dol Capitäle aus allen Kunstepochen, vom geschmückten Romanischen an bis zu den letzten Schnörkeln des Gothischen herab. Da die Häuser, welche sich auf diese Pfeiler stützen, einen modernen Anstrich haben, so sind diese Säulen und Capitäle vermuthlich aus zerstörten Klöstern und Kirchen hieher geschafft worden. Ein einziges Haus, dessen Karniese mit Damebrettern und Sternen verziert waren, verrieth einen ältern Ursprung. — Eine Viertelstunde von der Stadt liegt der famöse Druidenstein des champ dolent. Mein Führer versicherte mir mit ernster Miene, daß Cäsar den Stein hieher gesetzt habe; Cäsars Name ist bei dem gemeinen Volk in der ganzen Bretagne bekannter, als der ihres Präfecten; ich habe mehr als eine elende Dorfschenke gesehen, über deren Thür Cäsars Bildniß aufhing mit der Unterschrift: Hôtel de César. Der Druidenstein bei Dol lag einst im Schooße tiefer Wälder, welche, der Sage nach, diese ganze Gegend und selbst die Bai des Mont Saint Michel bedeckten; gegenwärtig steht er auf einem angebauten Acker; er ist 18 Fuß hoch und läuft spitz zu; an seiner Basis mag er etwa 8 Fuß Durchmesser haben; er gleicht einem leicht abgestumpften Kegel. Zu bemerken ist, daß dieser Granitblock nur über Dreiviertelstunden Wegs von der Stadt, am Mont Dol, gebrochen werden konnte, welcher mitten in einem Sumpfe liegt, und in alten Zeiten wahrscheinlich eine Insel war. Der Menhir des champ dolent steht auf einem Quarzfelsen, in welchen er mehrere Fuß tief eingesenkt ist. Durch welche mechanische Hülfsmittel haben die alten Gallier eine 20 Fuß lange und 8 Fuß dicke Granitmasse transportiren und aufrichten können? Es scheint, daß die gallischen Priester bereits den Rüstapparat gekannt haben, womit Hr. Lebas den Obelisken von Luxor herabgenommen und wieder aufgerichtet hat. Cäsar hat uns berichtet, wie groß die Macht der Druiden in Gallien war. Diese schlauen Pfaffen herrschten unumschränkt im Land und gängelten die Barbaren. Die Gelehrten sind noch uneinig darüber, was diese rohen Druidenmonumente bedeuteten; waren es Grabstätten oder bezeichneten sie die Sammelplätze des Volkes in den endlosen Wäldern? Dänemark, Schweden, Norwegen, Irland und selbst Grönland haben ähnliche Denkmale aufzuweisen. So viel scheint gewiß, daß sie auf den Cultus der alten Gallier Bezug hatten, denn die christlichen Kirchenväter und Concile offenbaren dagegen eine große Eifersucht; sie verbieten ausdrücklich das Beten und Feueranzünden bei den Steinen (ad lapides).

Von Dol nach Saint Malo rechnet man fünf Lieues; die Straße ist oft nur zehn Schritte vom Meer entfernt, so daß man rechts gewöhnlich unermeßliche Fernen und links ein vortrefflich angebautes Land hat. Da in dem Augenblick, wo wir vorüberfuhren, Ebbe war, so sahen wir überall am Strande die kleinen schwarzen Granitinseln aus den Wellen hervorragen. Auf der größten dieser Granitinseln ist Saint-Malo gebaut, welches zur Zeit der Fluth nur durch die Chaussée mit dem festen Lande zusammenhängt; bei Aequinoctialstürmen wird jedoch auch die Chaussée überschwemmt, und Saint Malo schwimmt dann wie eine Insel im Meere herum. Als wir in das hohe Festungsthor von Saint Malo einfuhren, hatten wir rechts das hohe Meer und links ein weites Becken von feuchtem Schmutz und Schlamm, wo alle hundert Schritte arme Schiffe auf der Seite lagen, und die Fluth abwarteten, um wieder aufzustehen. Diese ewig wiederkehrende Uebung muß ihre Glieder am Ende ermüden. Jenseits dieser mit einigen Pfühen durchschnittenen Moraste und Sandebene entdeckt man Saint Servan, welches wie eine kleine niedliche Stadt aussieht; es ist wenigstens mit grünen Bäumen umgeben, während man in Saint Malo nichts als schwarzgrauen Granit und einige 15 bis 20 Fuß hohe Feigenbäume sieht, deren Früchte jedoch schwerlich reif werden dürften. Aus dem Anblick dieser allerdings durch hohe Mauern geschützten südlichen Bäume schließe ich, daß der Winter in Saint Malo nicht sehr strenge seyn kann, und das ist ein großer Vorzug, welchen diese Stadt der Nachbarschaft des Meeres verdankt. Ludwig XIV verdankt sie eine Ringmauer, welche um die ganze Stadt herumläuft, und so dick ist, daß sie als Promenade dient. Auf ihrer Höhe sind nämlich sowohl gegen die Stadt als gegen das Meer starke Brustwehren angebracht, zwischen denen der Spaziergänger ruhig herumschlendern, und dabei bald auf den Hafen und das Meer, bald in das zweite Stockwerk der Häuser blicken kann. Zur Zeit der Ebbe ist diese Brustwehr oft 80 Fuß von den Wellen entfernt.

(Schluß folgt.)

Neuseeländische Grammatik. In der Sitzung der asiatischen Gesellschaft vom 1 December wurde von einem Dr. Lhotzky ein Memoire über eine Grammatik der neuseeländischen Sprache vorgelesen, das ein kürzlich verstorbener Missionär, Namens Kendall, im Manuscript zurückgelassen hat. Die aus der Sprache nachgewiesene Verwandtschaft zwischen Neuseeländern und Malayen machte diese Mittheilung äußerst interessant.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 363.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

29 December 1838.

Kupferbergwerke zu Kaafiord.

(Aus Marmiers Nachrichten Revue des deux Mondes 15 Dec.)

Kaafiord war vor 15 Jahren noch eine verlaſſene Bay; erſt die Gewandtheit eines engliſchen Kaufmannes gründete daſelbſt eine Colonie. Eine Kupfermine, in dem Gebirge in der Nähe des Golfes entdeckt und mit Einſicht ausgebeutet, wurde ihm der Weg zu Reichthümern und dem ganzen Lande eine Quelle des Wohlſtandes. Im 17ten Jahrhundert wurde das Daſeyn dieſer Mine der däniſchen Regierung entdeckt, worauf einige Arbeiten zur Unterſuchung des Werthes derſelben unternommen wurden; allein die Ausbeutungsmittel waren damals nicht ſo leicht, als ſie es ſeither geworden ſind. Von der Anwendung der Steinkohlen wußte man noch nichts, und das Holz war zu theuer; nach einer oberflächlichen Unterſuchung der Lage der Mine gab man das Unternehmen auf; im Volke ſprach man zwar noch davon, allein ſie fortzuſetzen wagte Niemand. Im Jahre 1825 fand eine Lappländerin auf den Felſen ein Stück Kupfer, welches in den Sonnenſtrahlen ſo ſehr glänzte, daß ſie es für Gold hielt; dieſe Stufe kam in die Hände des Hrn. Crowe, eines engliſchen Kaufmanns zu Hammerfeſt, der es dann mit nach England brachte. Bei ſeiner Rückkehr erfuhr er, daß es zu Kaafiord reichere Kupferadern gebe, als in Schweden; er unterſuchte mit Ingenieuren den Boden, lernte die Ausdehnung der Minen kennen, und ſuchte ein Ausbeutungsprivilegium nach. Die Regierung von Norwegen zeigte ſich in ihren Conceſſionen ſehr liberal; ſie ertheilte ihm den reinen und ausſchließlichen Ertrag der Minen auf zehn Jahre von dem Tage an, wo er zu Kaafiord die erſte Kupferſtange ſchmelzen würde. Dieſes Privilegium war vom Jahre 1826 datirt. Im Jahre 1827 ſendete Hr. Crowe ſchon mehrere mit Erz beladene Schiffe nach England.

Die mit bedeutenden Capitalien unternommene und nach einem großen Maaßſtabe gegründete Ausbeutung erfreute ſich bald eines großen Erfolgs. Von Jahr zu Jahr wurden die Arbeiten bedeutender, die Anzahl der Arbeiter nahm zu, und da wo vor kurzem kaum eine einzige Menſchenwohnung ſtand, ſah man Häuſer, Werkſtätten und Magazine entſtehen; im gegenwärtigen Augenblicke beſchäftigt Hr. Crowe daſelbſt gegen eilfhundert Perſonen. Es beſteht daſelbſt eine ganze Colonie für ſich, die ihre Kirche, ihre Kaufleute, ihren Arzt und ihre Schule hat, und die weit mehr einer Zunahme als ihrer Verkleinerung entgegen geht; das Erz liefert 30 bis 40 Procent. Auf der andern Seite des Golfes hat der gewandte Director dieſer Niederlaſſung eine zweite Mine graben laſſen, die noch reicher iſt, als die erſte. In dieſem Jahre hat er mit Fertigung von Kupferſtangen begonnen und bereits mehrere Schiffe damit beladen.

Die ganz vor kurzem aufgegrabenen Minen bieten bei weitem den großartigen und maleriſchen Anblick nicht, wie die von Danemora und Fahlun, die bis in die Eingeweide der Erde reichen; zu Kaafiord macht jedoch der Anblick dieſes durch den Willen eines einzigen Mannes geſchaffenen Bienenſchwarmes, und dieſes Gemiſch von Arbeitern von verſchiedenen Ländern und Menſchenracen, die in einem Erzgange verſammelt ſind, und von einer und derſelben Hand geleitet werden, einen ſonderbaren Eindruck. Man trifft dort Ruſſen, Engländer, Deutſche, Norweger und Lappländer. Jedes Jahr kommen Schweden und Finnländer daſelbſt an, die den Sommer über arbeiten, kärglich leben, beinahe Alles erſparen, was ſie gewinnen und zu Anfang Winters mit zweihundert oder dreihundert Franken in der Taſche in ihre Heimath zurückkehren. Alle dieſe Leute, obwohl von rauher Natur, leben dennoch ganz friedfelig miteinander. Selten bemerkt man unter ihnen einen Streit oder ein Vergehen gegen die Verordnungen. Kommt ein ſolcher Fall vor, ſo ſind die Directoren der Minen ſelbſt Richter über das Vergehen, und wenn der Schuldige zu Bezahlung einer Geldbuße verurtheilt wird, ſo fällt ſie in die Armencaſſe. Zu gleicher Zeit, wie der Eigenthümer unter den Arbeitern eine ſtrenge Disciplin zu erhalten ſucht, bemüht er ſich auch, ſie in Betreff ihrer Zukunft ſicher zu ſtellen. Im Falle einer Krankheit behandelt ſie der Arzt unentgeltlich; ſind ſie außer Stand zu arbeiten, ſo erhalten ſie Unterſtützung aus der Armencaſſe. Dieſe weiſen Einrichtungen halten ſie bei ihrer Pflicht und feſſeln ſie an die Niederlaſſung.

Digitized by Google

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Der Raum zwischen der Ostküste Afrika's und der Westküste Amerika's, zwischen den Südufern Asiens und dem Südpolarkreise, bildet einen der seltsamsten Schauplätze menschlicher Thätigkeit und menschlichen Treibens. Die malayische Race hat denselben mit Zurückdrängung einer Negritorace eingenommen: wir finden Glieder des großen Stammes in Madagascar (s. die Bewohner von Madagascar Nr. 347), und die Sprache der Neuseeländer (siehe Nr. 362) beweist, daß sie zu demselben Stamme gehören: genau ausgeschieden ist aber das Gebiet dieser beiden Racen keineswegs, und in Australien scheinen sich sogar Asiaten zu finden. Jedoch ist im Allgemeinen die malayische die stärkere und herrschende. Auf diesen Grundstock wirken von Nordosten her die zahlreichen chinesischen Einwanderer ein, und von Westen her die Europäer, England mit seinem Handel, dem es in Singapur einen Mittelpunkt gegeben, Holland mit Handel und Herrschaft zugleich, denn es dehnt seine Besitzungen fortwährend aus; von seiner letzten bedeutenden Niederlassung in Neuguinea haben wir einige Kunde gegeben (s. Nr. 263 ff.). Leider aber fließen die Nachrichten spärlich, und eine seit kurzem in Holland erscheinende Zeitschrift in zwanglosen Heften, welche die ostindischen Besitzungen und den dortigen Handel zum Gegenstand haben soll, ist uns leider noch nicht zugekommen. Dieß ist ein um so fühlbarerer Mangel, als die Engländer selbst ihre Unkenntniß des indischen Archipels anerkennen und neue Unternehmungen zur Erforschung auch nur der nächsten Punkte im Werke sind (s. Nr. 320).

In dem Hauptlande Oceaniens, mit welchem Namen besonders die Franzosen jetzt jene ganze Inselwelt zu bezeichnen pflegen, in dem Festlande Australien, haben sich die Engländer festgesetzt, und mit jedem Tage bilden sich mehr Colonien. Eine Unternehmung nach der Nordostküste unter den Lieutenants Grey und Lushington (s. Nr. 35) ist mißglückt, und die Art ihres Mißglückens zeigt unter Anderem eine feindselige Stimmung von Seite der Eingebornen, die sich in neuern Zeiten auch im Süden dieses Landes kund gibt. Doch haben, wie sich aus den letztern Blättern des Jahres ergibt, auch andere Umstände zur Rückkehr bewogen. Wir haben bis jetzt zum Theil absichtlich, auch nach Erscheinung von Meinicke's gründlich bearbeitetem Werke, vermieden, auf die Entdeckungen in jenem Lande näher einzugehen, weil das Meiste ohne eine gute Karte so gut wie unverständlich ist, indeß können wir eine solche unsern Lesern für das künftige Jahr versprechen, da die neueste Karte von Arrowsmith in zwei Blättern bereits in der Arbeit ist, und sobald als möglich dem Auslande beigelegt werden soll. Wir werden dann die Gelegenheit ergreifen, auf die Entdeckungen umfassender einzugehen und zugleich den Zustand der Colonien näher ins Auge zu fassen, wovon diejenigen, welche mit dem Fluch der Verbrecherdeportation belastet sind, die Aufmerksamkeit mehr und mehr auf sich lenken werden. Ihr Zustand ist der Art (s. Nr. 315, 320, 333), daß er fast nothwendig immer schlimmer werden muß, da die steigende Immoralität und die Frechheit der Bushrangers, die sich mit den Eingebornen verbinden, dem auch durch andere Nachtheile (s. Nr. 326) leidenden Ackerbau schaden und die Bande der Gesellschaft lockern müssen. Sollte ein schwerer Krieg die Macht Englands schwächen, und diese Colonien mehr sich selbst überlassen werden, so sind die traurigsten Folgen zu erwarten. Mac Intoshs Weissagung von einem Seeräuberstaat steht immer noch wie ein Schreckensgespenst da.

Nicht bloß in Australien selbst wirkt das Beispiel der flüchtigen Verbrecher nachtheilig auf die einheimische Bevölkerung, sondern auch auf manchen einzelnen Inseln, und zuweilen hört man von Thaten der wildesten Grausamkeit gegen europäische Schiffe — Thaten, die vielleicht größtentheils, direct oder indirect, solchen geflüchteten Verbrechern zur Last fallen. Reißt einmal dort Gesetzlosigkeit ein, kann England irgend einmal nicht jeden aufsteigenden Keim von Widerstand in der Geburt ersticken, so darf man keine Losreißung vom Mutterlande, wie die der Vereinigten Staaten, erwarten, sondern nur Thaten der Gewalt und des Raubes, die in jenem Inselladyrinth leicht der Strafe entgehen können. Hierbei ist nicht außer Acht zu lassen, daß europäische Matrosen aller Völker durch den Wallfisch- und Robbenfang in jenen Meeresstrichen zusammenkommen, und wenn sich einmal ein Seeräubernest bilden sollte, so wird es jedenfalls schwer auszurotten seyn.

Es gibt dort allzu viele Länder, die durchaus keine europäische Herrschaft anerkennen, und Neuseeland, das noch eine wichtige Rolle spielen kann, ist zu nahe. Wir haben aus Polacks Werk Einiges über die Entdeckungsgeschichte und die natürliche Beschaffenheit des Landes mitgetheilt (siehe Nr. 291 bis 296), aber mit den Nachrichten über die Bewohner und den Einfluß der Missionäre und übrigen Europäer auf dieselben sind wir noch im Rückstand geblieben; doch ist eine in der englischen Naturforscherversammlung mitgetheilte Notiz über die Veränderung in der Bevölkerung eingerückt worden (s. Nr. 275), und es kann nicht fehlen, daß der ganze Stamm dadurch wesentlich umgewandelt werden muß, wenn auch noch die Mehrzahl (s. den Bericht über die nach Deutschland gekommenen Neuseeländer Nr. 335 bis 337) Menschenfresser seyn sollten. Zu bedauern ist, daß die unsinnige Verheerung, welche die Engländer und Amerikaner unter dem Robbengeschlecht angerichtet haben, diese Thiere von ihren Stationen auf der Südküste der südlichen größern und der kleinern nahen Inseln verjagt hat, daß somit der Fang dieser Thiere nicht mehr lohnend genug ist, um viele europäische und amerikanische Schiffe hinzulocken, und zu einem längern Aufenthalte zu veranlassen.

Außer dem eigentlichen Australien und Neuseeland ist von ganz Polynesien kein Punkt so wichtig, als die Sandwichinseln. Sie sind ein Centralpunkt zwischen Amerika und China, sie dienen fast allen Wallfischfahrern der Südsee zum Anhaltspunkte, und es ist darum gar nicht ohne Interesse, daß die Nordamerikaner unter der Gestalt der Missionäre sich dort festgesetzt haben, und eine fast völlige Herrschaft ausüben. Das Decret gegen die katholischen Missionäre, die erst mißhandelt (s. Nr. 114) und dann verbannt wurden (s. Nr. 284), könnte man als bio-

Digitized by Google

sen Handwerkszeug auslegen, allein die protestantischen Missionäre sind auch sonst geschäftig, und mischen sich so viel in Regierungssachen, daß man nicht umhin kann, weitere Plane zu vermuthen. Die Wichtigkeit dieses Punktes wird erst dann hervortreten, wenn der Streit über die Nordwestküste Nordamerika's zwischen Engländern, Russen und Amerikanern zum Ausbruche kommt. Wer die Sandwichinseln beherrscht, wird in jenen Meeren jedenfalls den Meister spielen.

Die Seefahrten nach der Südsee mehren sich auf eine auffallende Weise (s. Nr. 274), und es scheint die Engländer wollen sich die Palme nicht entreißen lassen, hier den von Cook gewonnenen Ruhm an andere übergehen zu lassen. Aber auch Frankreich nimmt jetzt an jenen Fahrten Theil (s. Nr. 317 bis 321) und Nordamerika hat eine glänzende Expedition dahin ausgerüstet, wie wir in den Entdeckungsfahrten nach Neuseeland (s. Nr. 291 ff.) bemerkt haben. Die Haupttriebfeder dazu scheint der reiche Wallfisch- und Robbenfang zu seyn, da der Wallfischfang in den nördlichen Meeren immer prekärer wird (s. die Fischereien in den nördlichen Meeren Nr. 335 bis 347). Merkwürdig ist daß bei allen diesen Entdeckungen und Meerfahrten, bei den Fischereien im nördlichen und südlichen Eismeer, die Holländer die Bahn gebrochen haben, und daß noch jetzt in beiden Polarmeeren Alles voll von holländischen Namen ist, während eine Menge Namen minder bedeutender Orte schon seit geraumer Zeit wieder untergegangen sind. Engländer, Amerikaner und Russen folgen jetzt erst den Wegen, welche Tasman und Dirk Gherrit schon vor mehrern Jahrhunderten befahren haben. Trotz der vielen Reisen in den Meeren der Südsee ist indeß jede immer noch ziemlich abenteuerlich, denn es läßt sich leicht denken, daß die ungeheure Meeresstrecke von Kamtschatka und den Aleuten bis über Neuseeland hinaus, so wie die zahllose Menge von Inseln noch nicht hinreichend bekannt ist. Darum beginnen auch wieder die Erzählungen von Meerfahrten aufs neue; in Amerika sind neben der sehr wahrhaftigen Reise um die Erde von Dr. Ruschenberger, aus der wir unter Anderm die Meerfahrt auf der Ostküste von Afrika (s. Nr. 210 ff.) entlehnt haben, manche ziemlich romanhafte erschienen, bei denen, wenn nicht geradezu Manches erdichtet ist, wenigstens die Abenteuer mehrerer Reisen über einander gehäuft sind. In England erschien vor kurzem eine nicht uninteressante Naturgeschichte des Spermaceti-Wallfisches und der Jagd auf denselben, von einem Arzt, Namens Beales, der mehrere Südseefahrer begleitet hatte; angehängt ist eine Südseewallfischfahrt (south sea whaling voyage), die der bunten Erinnerungen aus einem bewegten Seeleben manche enthält.

Bei Gelegenheit dieser Seereisen können wir einige neuere Fortschritte in der physischen Geographie nicht unerwähnt lassen, nämlich die Bemerkungen über die Fluth (s. Nr. 38) und die Theorie der Stürme (s. Nr. 290 und 291). Man sollte kaum glauben, daß eine so mannichfach wechselnde Erscheinung, wie die der Fluth, sich in bestimmte Regeln fassen lasse, und doch ist es so, wenigstens hat man in der Erklärung vieler scheinbar zufälligen Erscheinungen ungemeine Fortschritte gemacht, und bei den Anstalten, die getroffen sind, um die mannichfachen Erscheinungen genauer als bisher zu beobachten, und die aufgestellten Theorien daran zu erproben, darf man nicht verzweifeln, auch die bisher noch unter keine beständige Regel gebrachten Thatsachen zu erklären. Oberstlieutenant Reids „Theorie der Stürme" ist ungemein scharfsinnig: ein Sturm ist ein Wirbelwind, dessen Achse in einer sich gleichbleibenden Richtung fortschreitet. Wenn die Erfahrung diesen Satz fortdauernd bestätigt, so ist dieß um so merkwürdiger, als der Umstand, daß diese Wirbelwinde in der nördlichen Halbkugel von links nach rechts, in der südlichen von rechts nach links sich drehen, eine merkwürdige Bestätigung durch andere elektrische Erscheinungen (s. Nr. 329) erhält. Humboldt sagt in den Erläuterungen und Zusätzen zu seinen Ansichten der Natur: „von den kanarischen Inseln, besonders vom 21° nördl. Breite und 25° westl. Länge bis zu der Nordostküste von Südamerika ist die Meeresfläche so ruhig, und von so niedrigem Wellenschlage, daß ein offenes Boot sie sicher beschiffen könnte." Er sagt nicht, wie breit diese ruhige Meeresfläche sey, aber ist die angegebene Richtung nicht beinahe der Aequator zwischen den beiden Magnetpolen, und sollte diese große Ruhe des Meeres darin ihren Grund haben, daß hier die Stürme der nördlichen und südlichen Halbkugel gewissermaßen neutralisirt sind?

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Ausflug in die westlichen Departements von Frankreich.

3. Das Departement Ile und Vilaine.

(Schluß.)

Diese originelle Promenade hat mich lebhaft interessirt, und ich habe mehr als sechsmal den Ringgang um die Stadt gemacht, wozu man jedesmal etwa eine halbe Stunde braucht. Ich stand oft still, theils um die schwarzen, von den Wellen zerrissenen Granitinseln zu betrachten, welche Saint Malo gegen den Andrang der Meeresfluth schützen, und auf denen das Seegras nach Lust und Belieben verfault, theils um mich an dem bewaldeten Vorgebirge zu erfreuen, welches jenseits des Golfs von Saint Servan sich weit ins Meer hineinstreckt, und dessen Felsenküste wie mit dem Rasirmesser ausgezackt und ausgekantet ist. Ich habe während meiner Anwesenheit in Saint Malo einen herrlichen Abend auf den Wällen verlebt, im Anschauen der Fluth verloren, welche hier, wie man mir versichert hat, auf 40 Fuß steigt und den Schaum über die Mauern hinüber, spritzt. Der Sonnenuntergang war prachtvoll: der Himmel stand in Feuer, welches den schwarzen Felsenriffen vor Saint Malo eine noch dunklere, schwärzere Farbe lieh. Am Strande spielte eine Schaar Buben, welche ihre Schuhe ausgezogen hatten und mit den hohen Meereswellen spielten; sie liefen kreischend davon, je nachdem die steigende Woge sie benetzte.

Saint Malo ist ein wahres Raben- und Seeräubernest; das Innere der Stadt hat etwas so Häßliches, Düsteres und Trauriges, daß einem ganz unheimlich zu Muthe wird; die fünf, sechs Stock hohen Häuser sehen alle schwärzlich grau aus, denn sie sind durchweg von Granit, welcher hier zu Lande diese Farbe hat; die Straßen sind tief,

Digitized by Google

finster und so enge, daß man sich beinem von einem Fenster zum andern Feuer reichen kann. In einer Leihbibliothek fragte ich nach dem Hause, worin Lamennais geboren, erhielt jedoch hier eben so wenig Auskunft, als in meinem Gasthofe. Chateaubriand, welcher aus der Umgegend stammt, hat sich vom Stadtmagistrat die Erlaubniß ausgewirkt, auf einer der Granitinseln vor Saint Malo bestattet zu werden; sein Grab ist bereits in den Felsen ausgehauen; eine Granitplatte mit einem einfachen steinernen Kreuze deckt die Oeffnung der Gruft, über welche bei starker Fluth das Meer seine Wasserberge wälzt.

Ich habe auf meinen Gängen durch die Stadt nur einen freien Platz gesehen, in dessen Mitte eine lächerliche Statue des Seehelden Duguay-Trouin paradirt. Gerade gegenüber erbaut man den neuen Justizpalast, dessen Façade mit abgeschmackten griechischen Säulen eben nicht zur Verschönerung des Platzes beitragen wird. Neben an ist ein hübsches Kaffeehaus, wo ich nach langer Zeit wieder einmal Pariser Journale las; mein Heißhunger war so groß, daß ich die räsonnirenden Artikel des Constitutionnel verschlang. — Das Leben in Saint Malo mag auf die Dauer sehr monoton seyn, da man keine Gärten und nur den einzigen schmalen Spaziergang auf der Stadtmauer hat, welcher dem Fremden allerdings die angenehmste Ueberraschung gewährt, den Einwohnern aber doch am Ende einförmig werden muß. Eine große Mannichfaltigkeit herrscht im Kopfputz der hiesigen Frauen aus den niedern und mittlern Ständen: die pyramidenhohen Spitzenhauben der Normandie und oben platt anliegende Mützen mit zwei breiten herunterbaumelnden Mussellinstreifen, welche beim Gehen wie Windmühlenflügel vom Kopf abstehen, kreuzen sich in bunter Abwechselung.

Die Rhede von Saint Malo gleicht der Rhede von Tenedos, welche Virgil eine statio malefida carinis nennt. Man geht gegenwärtig damit um, den Eddehafen in einen Fluthhafen zu verwandeln, und baut ein großartiges Bassin, welches Saint Malo und Saint Servan gleichsam zu einer Stadt machen und den Schiffen einen sichern Zufluchtsort bieten soll. Die Kosten sind auf sechs Millionen veranschlagt, von denen der Staat ein Drittel und die Stadt zwei Drittel beiträgt; es waren an 1000 Ouvriers beschäftigt; jedoch gehen die Arbeiten nur langsam vorwärts, da man nicht den ganzen Tag über arbeiten kann; um 9 Uhr Morgens verjagt die Fluth die Arbeiter, welche erst um 5 Uhr Nachmittags wieder Hand anlegen können.

Von Saint Malo fuhr ich mit dem Dampfschiff auf der Rance nach Dinan, welches wie Dol ein kolossales Menhir besitzt. Es ist ein aufrechtstehender Monolith, in die Erde eingesenkt, dessen Aufrichtung nicht wenig Mühe gekostet haben muß in einer Zeit, wo die Wissenschaft der fortschaffenden Mechanik noch in der Kindheit war; allein die Menschen scheinen von jeher dem Grundsatze gehuldigt zu haben, daß man der Gottheit seine Verehrung nicht besser beweisen könne, als wenn man Forcetouren für sie ausführe. — Eine bewundernswürdige Landschaft trennt Dinan von Rennes, dem chef-lieu des Departements der Ile und Vilaine. Die Stadt, welche im Jahre 1720 fast ganz abbrannte, hat sich ganz leidlich wieder aufgebaut und sogar einiges großstädtische Ansehen gegeben; sie besitzt breite, regelmäßige Straßen mit Trottoirs, schöne Plätze mit Gebäuden von monumentalem Charakter, einen zierlichen Schauspielsaal und eine bedeckte Promenade, die erste Nothwendigkeit jeder nur einigermaßen bedeutenden Stadt, welche auf Civilisation und Gesittung Anspruch macht. Man hat seit langen Jahren eine neue Kathedrale zu bauen angefangen, wo die Säulen ebenso reichlich verschwendet sind, wie in Santa Maria Maggiore; aber, großer Gott, welch ein Contrast! Es gibt nichts Einfältigeres, als diese Versammlung von Säulen, welche das Bangenie des Jahrhunderts Ludwig XV zusammenberufen hat. In der alten Kathedrale Sainte Madelaine sieht man Pilaster aus dem zwölften Jahrhundert, deren Capitäle jedoch überweißt worden sind, um den Andächtigen die Schamröthe zu ersparen. In der Hospitalkirche Saint Yves vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bemerkt man ebenfalls höchst unzüchtige Bildnereien, unter andern ein Frauenbild, welches dem Altar den Rücken dreht, um nicht mehr zu sagen.

Man baut eine Brücke über die Vilaine, welche hier nur Flöße trägt; die promenade du Mail, welche längs dem Flusse angelegt ist, hat herrliche Laubgänge; noch schöner ist die andere Promenade des Mont Tabor hinter der alten Kathedrale. Das städtische Museum ist ärmlich und in einem großen Saale zu ebener Erde befindlich, welchem eine benachbarte Kirche das Licht nimmt, weßhalb er sehr der Feuchtigkeit ausgesetzt ist und die Gemälde beträchtlichen Schaden leiden; einzelne davon waren ganz von der Nässe zerfressen. In einem kleinen anstoßenden Gemache, wo Cartons und Kupferstiche hingen, fand ich eine hübsche Sammlung Portraits von den Maitressen Ludwigs XIV; sie haben alle sonderbar schöne Augen, und sind werth, geliebt zu werden.

In der ganzen Umgegend von Rennes gibt es herrliche Wiesen und Triften, auf denen prächtiges Vieh weidet; eine Stunde von hier liegt Schloß Prévalaye, wo bekanntlich die feinste und gewürzigste Butter in ganz Frankreich zubereitet wird. Marie Antoinette ließ von Prévalaye die Kühe für ihre Schweizerei bei Trianon kommen. Hanf wächst hier in riesenmäßiger Höhe, und ich kann nicht genug den Kranz von allerliebsten, mit saftig grünen Bäumen bedeckten Hügeln rühmen, welche den ehemaligen Sitz des alten Parlaments der Bretagne umschließt, das zu allerletzt sich der Centralisation in Frankreich widersetzte, bis es Ludwig XIV durch seine Dragoner zum Schweigen und Gehorsam brachte. Das Genie der Bretagne war von jeher ein Oppositionsgenie, welches oft blind und widerspänstig, oft aber auch heldenmüthig und erhaben war. Pelagius, Abailard, Descartes, Mauper, Luis, Moreau, Lamennais und Chateaubriand sind lauter Bretagner, und ich meine doch, daß die Ebengenannten gegen ihre Zeit opponirt haben. Die Gegend bei Rennes gehört indeß noch nicht zur eigentlichen Bretagne, welche bretagnisch spricht und Buchweizengrütze ißt; der celtische Dialekt fängt noch nicht bei Rennes, sondern erst bei Elven, Pontivy, Loudéac und Châteaulaubren an. Die ächte Bretagne ist dem übrigen Frankreich bis auf die neueste Zeit so ziemlich fremd geblieben, weil sie ihren Provincialcharakter bewahrt hat; die moderne französische Civilisation kann dort noch nicht recht einheimisch werden, und das gallische Element ist vorherrschend. Die Bewohner dieses Landstrichs sind auch ein eigener Schlag, und keine Franzosen. Ihre Miene hat etwas Finsteres, Tückisches, und ihre ganze Haltung etwas so Schweres, daß ich kaum sehe, wie sie je mit den offenen, spielenden Franzosen ganz einträchtig werden sollen. E. C.

Theurer Wein für Republicaner. In New-York fand kürzlich eine Weinversteigerung statt, wo Maderawein vom Jahre 1796 zu 70 Dollars das Dutzend Flaschen, und ein anderer 150 Jahre alter Wein zu 150 Dollars das Dutzend Flaschen verkauft wurde. Ein englisches Blatt meint, 6 bis 12 Dollars für eine Flasche Wein sey ein wenig stark für Republicaner.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 364.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 December 1838.

Große Reliefkarte von Frankreich.

(Nach dem Bulletin de la Société de Geographie. Nov.)

Ein Hr. Sanis hat diese Karte entworfen, welche den Umfang eines Quadratarpents einnimmt. Sie umfaßt mehr als Frankreich allein, da Hr. Sanis auch die Insel Corsica darein aufnehmen wollte; in dieser Absicht mußte er die Gränzen gegen Süden und Osten hinausschieben, und sie begreift demnach einen Theil des Mittelmeers, Piemont, das Mailändische, die ganze Schweiz, und von Deutschland die Flußgebiete des Neckars und Mains, so wie im Norden einen Theil von Belgien und Rheinpreußen. Im Westen sieht man noch einige Striche des atlantischen Meeres, und der Süden Englands sollte gleichfalls sich finden, Hr. Sanis hat ihn aber weggelassen. Der Maaßstab ist 132 Millimeters auf jede Lieue, wovon 25 einen Grad ausmachen. Diese Karte lehrt alle großen Stromsysteme Frankreichs und der Nachbarländer kennen. Der Lauf der merkwürdigern Flüsse, ihre Krümmungen, die Höhenzüge, wodurch sie von einander getrennt werden, und deren Abhang bis zum Meergestade, ist hier abgebildet, und das Ganze macht einen um so bessern Eindruck, als man wirklich Wasser in den Betten der Flüsse fließen sieht. Jeder in solcher Gestalt abgebildete Fluß fließt bis ans Meer, und verfolgt alle Windungen, zu denen er durch die Unebenheit des Terrains genöthigt ist; diese Krümmungen sind genau studirt, und damit der Lauf der Flüsse unwandelbar sey, und nicht eine zufällige Unterbrechung erleide, sind alle Flußbetten in Stein ausgegraben, in welchem kleine Erhabenheiten, die hauptsächlichsten Inseln bezeichnen. Eben so sind die Seen und Teiche behandelt, und die Häfen mit den daselbst befindlichen Werken der Kunst nachgebildet. Durch besonders sorgfältige Behandlung zeichnen sich die Alluvionen aus, die, der Herrschaft des Wassers entrissen, allmählich angebaut werden, wie die Camargue, welche das Bassin der Rhone schließt. Auch einige der künstlichen Bewässerungen sind angezeigt, wie der Canal von Languedoc, von Briare und Orleans.

Betrachtet man diese Nachahmung des Laufes der Flüsse und der Bewegung der Gewässer, so erkennt man bald, wie viele Mühe und Sorgfalt auf diese Arbeit verwendet worden. Alle diese in den Thälern verbreiteten Gewässer kommen aus einem gemeinsamen Reservoir: man mußte es durch eine große Anzahl unterirdischer Canäle nach den verschiedenen Orten hin vertheilen, wo sie hervortreten und auf der Oberfläche zu fließen anfangen. Ein verborgenes Geäder entspricht dieser offenen Circulation, aber nur der Werkmeister kann alle die Quellen springen lassen. Durch das Wasser aller dieser Flüsse erneut sich das im Bassin des Oceans und Mittelmeers, und damit dieses nicht allzuhoch steige, ist Anstalt getroffen, daß es abfließen kann, so wie es eine gewisse Höhe erreicht hat. Ein unterirdischer Canal führt das Wasser zurück in den Brunnen, aus dem es geschöpft wurde, und stellt so die Circulation her. Man kann auf dem Ocean und dem Mittelmeer schiffen, denn es liegen zwei Schiffe vor Anker, von denen jedes sechs Personen fassen kann. Das Bassin der Meere hat immer genug Wasser, um die Fahrt zu gestatten, da es gegen 36 Zoll tief ist, und somit Barken ohne Kiel, die nur einen Fuß tief im Wasser gehen, wohl aufnehmen kann.

Betritt man wieder den Continent, und untersucht die verschiedenen Stromgebiete, so findet man, daß die Höhen, wodurch dieselben von einander geschieden werden, bald Gebirge, bald nur secundäre Ausläufer, oder gar nur einfache Undulationen des Bodens sind; alle diese Unebenheiten mußten auf der Reliefkarte wieder gegeben werden; obwohl man aber bei der Nachbildung der Höhen einen sechsmal größeren Maaßstab annahm, als bei der Nachbildung der horizontalen Oberflächen, so sind diese Höhen doch nicht bemerkbar genug, um die Eindrücke, welche der Anblick großer Gebirge hervorruft, zu erzeugen oder auch nur daran zu erinnern. Die Vogesen, die Gebirge der Auvergne, die Pyrenäen, die Alpen können nicht auf ihre wahren Verhältnisse reducirt werden, ohne ihre malerische Wirkung zu verlieren; aber man hat wenigstens ihre Richtung, ihre Verzweigungen und die Hauptmassen nachgebildet, ja selbst die Verschiedenheiten des Klima's durch einige jedem Landstriche eigenthümliche Pflanzen angezeigt. So sieht man gegen Osten einige Alpenpflanzen, die Südabhänge haben Oliven, Lorbeerzweige und dergl., die Landes einige Fichten, und in den Ebenen der Normandie erkennt man einige Zweige eines Apfelbaums. Die-

Digitized by Google

ses letztere ist in dieser Weise reine Spielerei, wie so Manches an der ganzen Sache, womit es auf eine Speculation abgesehen scheint.

(Schluß folgt.)

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Fort und fort erhält sich der Reiz lebendig, der uns treibt, nach den Ueberresten und der Geschichte des Alterthums zu forschen, und jeder auch unbedeutende Fund, wenn er nur irgend eine neue Ansicht weckt, bietet ein erneuertes Interesse. Wir müssen leider aus Mangel an Kenntniß die Ueberreste der organischen Welt, wie sie in Thierknochen und fossilen Pflanzen sich zeigen, gänzlich übergehen oder uns mit einer trockenen Aufzählung begnügen, und nur die Ueberreste der menschlichen Thätigkeit und des Menschenlebens nehmen unsere Aufmerksamkeit in umfassenderem Grade in Anspruch. Beginnen wir mit Amerika, der neuen Welt, wie man seit drei Jahrhunderten zu sagen pflegt, weil sie für den Europäer neu ist, die aber auch ihr Alterthum hat, so bemerken wir hier zuerst die Forschungen in den mexicanischen Hieroglyphen (s. Nr. 235), die ein der Landessprachen kundiger Mexicaner, Namens Narera, einer sorgfältigen Prüfung unterwirft, und seiner Versicherung zufolge schon nicht unbedeutende Fortschritte gemacht hat. Leider scheint er ziemlich einsam zu stehen. Eine seltsame Entdeckung ist auch die Todtenhöhle im nördlichen Mexico (s. Nr. 292), eine Entdeckung, welche vielleicht nichts besonders Merkwürdiges liefert, aber durch den Fund selbst um so bedeutender ist. Es sind hier keine im Kampf gefallenen Krieger begraben, sondern die Todtengruppen sitzen augenscheinlich familienweise, sind also ehemalige Bewohner dieses Landes, das jetzt so gut wie unbewohnt ist, und die Heimath der Azteken gewesen zu seyn scheint. Geringeres, oder wenigstens ein verschiedenes Interesse bietet die Entdeckung einer versunkenen Stadt in Südamerika (s. Nr. 51), welche vermuthlich durch ein Erdbeben, und zwar, wie es scheint, erst nach der spanischen Eroberung unterging.

Afrika bietet uns wenig, und bekanntlich hat man noch in keinem eigentlichen Negerlande ein Denkmal des Alterthums gefunden. Was Abyssinien und Sennaar bieten, stammt auch gewiß von keiner Negerrace her. In Aegypten gehen die Untersuchungen der Pyramiden (s. Nr. 365) und der übrigen Denkmäler des Alterthums (s. Lhote in Theben Nr. 350, 357) fort; Engländer und Franzosen sind anhaltend thätig. Die Untersuchung der Alterthümer im übrigen Nordafrika, Carthago ausgenommen (s. Nr. 273), hat, wie es scheint, in diesem Jahre keine sonderlichen Fortschritte gemacht.

In Italien beschäftigt man sich vorzugsweise gerne mit den vorrömischen, oder wenigstens nichtrömischen Alterthümern, da der Geschmack an den letztern gesättigt scheint. Die Umgebungen von Corneto (s. Nr. 36) liefern fortwährend interessante Ausbeute, und die etruskischen Alterthümer reizen immer noch die Aufmerksamkeit in hohem Grade. Höchst interessant wäre es, wenn die Vermuthung irischer Gelehrten Grund hätte, daß Inschriften wie die eugubischen (s. Nr. 110) sich aus der irischen Sprache erklären lassen. Eben so viele Aufmerksamkeit verdienen die alten Baudenkmäler in der Nähe des Fucino-Sees und im alten Marsenlande (s. Nr. 44). Ueberhaupt finden sich dort Denkmäler, welche den Pyramiden an Großartigkeit nichts nachgeben; man denke nur an den durch einen Felsen gehauenen Canal zu Isernia von mehr als einer halben Stunde Länge (s. Nr. 50). Jene Gegend ist vorzugsweise reich an den sogenannten cyclopischen Denkmälern, und merkwürdigerweise hat man jetzt auch in Frankreich (s. Nr. 361) ein solches entdeckt. Werden wir noch einmal erfahren, welchem Volke diese Riesenbauten angehören, oder auch überhaupt nur, in welche Zeit sie fallen?

Frankreich leistet für seine eigene Alterthumskunde fast am wenigsten. Es schickt Reisende nach Aegypten, um Monumente und Inschriften zu zeichnen und zu copiren, sendet Hrn. Dulauriel (s. Nr. 12) nach England, um die dortigen reichen Sammlungen ägyptischer Alterthümer zu untersuchen; mehrere Gelehrte, wie Poré (s. Nr. 124) und Fresnel (s. Nr. 196), die nach dem Orient abgereist sind, haben gewiß von der Regierung Unterstützung erhalten; aber die Alterthümer des eigenen Landes liegen noch ziemlich im Dunkeln. Neuerdings zwar wirft man sich mit einer Art von Wuth über das Mittelalter her (s. Nr. 159), aber die alten Druidendenkmäler, die an manchen Orten noch ziemlich zahlreich sind, haben, wie es scheint, noch keinen Forscher gefunden, der im Stande wäre, einen Gesammtüberblick über dieselben zu geben. In dieser Beziehung haben die Engländer für ihr celtisches Alterthum mehr gethan, und die k. irische Akademie ist unausgesetzt thätig, die zerstreuten Reste desselben zu sammeln. Legonidec befaßte sich fast nur mit der Sprache und ist jetzt todt (s. Nr. 361). Leider ist das Ausland aus Mangel an Kenntniß der celtischen Sprache selten im Stande, die Andeute zu würdigen.

In Rußland sind es namentlich die Grabhügel und Erdaufwürfe, welche die Aufmerksamkeit beschäftigen. Wir sind bis jetzt nur im Stande, drei Hauptabtheilungen zu machen, nämlich die sogenannten Tschudengräber, die sich aus Sibirien herein bis gegen die Ostsee hinziehen, zweitens die Grabhügel im Süden Rußlands (s. Nr. 359), deren Entstehung sich zum Theil bis in ganz neuere Zeit hereinzuziehen scheint, und endlich die Erdaufwürfe, die namentlich im Gouvernement Charkow (siehe Nr. 83 f.) sehr merkwürdig sind, aber noch an vielen andern Punkten (s. Nr. 101. 104, 107, 109) sich finden. Eine ausreichende Erklärung derselben mit Nennung der Nationen, die sie bauten, ist wohl kaum mehr zu erwarten; allzu viele Völker haben den Süden Rußlands durchzogen, und nur eine Oede zurückgelassen. Ehe eine solche Erklärung möglich ist, müssen die mannichfaltigen nach dem Kaukasus versprengten Völkerreste und die Sprachreste im Süddonaugebiet, in so weit sie weder slawisch, noch römisch, weder griechisch, noch albanisch sind, genau untersucht seyn. Dazu ist jetzt aber vorerst noch nicht viel Aussicht vorhanden.

Das Interessanteste, worüber wir in diesem Jahre in antiquarischer Hinsicht berichtet haben, betrifft Indien. Wir haben aus

Digitized by Google

Berghaus' Annalen die Bemerkungen Ritters über die Denkmäler auf der Königsstraße von Persien nach Indien (s. Nr. 86 ff.) mitgetheilt, sodann über die baktrischen Alterthümer (s. Nr. 26 bis 30) selbst einige Bemerkungen versucht. So viel scheint immer festzustehen, die Denkmäler sind buddhistischen Ursprungs, und reichen bis in eine späte Zeit der Sassaniden herab. Sie mögen hauptsächlich in die Zeit fallen, wo der Kampf der Braminen gegen die Buddhisten begann und letztere allmählich aus Indien verdrängte. Die Mehrzahl der Münzen ist indisch, die Schrift, welche Prinsep für eine Pehlwischrift ausgab, ist eine ältere indische Schrift, wie sie sich noch auf einigen Säulen in Delhi, Allahabad u. s. w. findet; die griechisch-baktrischen Reiche scheinen durch nordische Barbaren gefallen, die dann durch indisch-buddhistische Fürsten verdrängt wurden. Das Land diesseits des Indus, das noch jetzt von einem großen Theile von Hindus bewohnt ist, war damals wesentlich indisch, und wurde erst persisch, als durch den Islam auch in die persischen Stämme eine ungeheure Bewegung kam. Eine Frage möchten wir uns hier erlauben: da aus dem Obigen ersichtlich, daß der Buddhismus nicht nur südwärts nach Ceylon verjagt wurde, sondern auch nordwestwärts in die Gebirge des Himalaya und Hindukusch hinein, ist es so ganz zufällig, daß eine indische Secte, die Khalsas oder Sikhs, welche dem Hauptgrundsatz des Buddhismus, der Verwerflichkeit des Kastenunterschieds, gehuldigt hat, eben wieder am Südabhang des westlichen Himalaya entstand?

Wie merkwürdig ist der Gang dieser antiquarischen Entdeckungen! man findet im persischen Lande alte Denkmäler, und in diesen eine große Menge Münzen mit griechischer und halbgriechischer Inschrift; man wendet anfangs die Aufmerksamkeit nur auf die dortigen Reste des griechischen Alterthums, bald aber fällt die Menge und Folgerichtigkeit derjenigen Münzen auf, welche zum Theil griechische, zum Theil fremde Schrift tragen; man hält diese Schrift für persisch *), obwohl die Symbole der Münzen, nachdem die griechischen verschwunden, sich mehr und mehr zum indischen Typus hinneigen. Endlich wird die Aehnlichkeit der Schrift mit alten indischen Charakteren entdeckt, und diese Aehnlichkeit führt auf die Entzifferung indischer Inschriften (s. Nr 311), welche nun wieder auf eine Verbindung des indischen Alterthums mit den griechischen Fürsten aus der alexandrinischen Periode hinweisen, und zwar auf eine langbestandene Verbindung, denn nicht nur ist das ptolemäische System der Astronomie den Hindus entlehnt, sondern auch eine Menge medicinischer Kenntnisse scheinen um diese Zeit (s. über das Alter der indischen Medicin Nr. 89) aus Indien sich nach Europa verbreitet zu haben.

Die Schranke, welche das alte Indien von Europa trennte, ist nun, wenn auch nur theilweise, gebrochen, und es kann nicht fehlen, so müssen einzelne Erläuterungen nachfolgen. Woher diese hauptsächlich kommen werden, läßt sich jetzt ohne Mühe errathen. Wilson hat in einer Sitzung der asiatischen Gesellschaft Einiges über die Reise eines chinesischen Buddhisten (siehe Nr. 107) am Ende des 4ten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung mitgetheilt; damals blühte noch der Buddhismus, und der fromme Pilger besucht die Heiligthümer seines Glaubens; ist erst einmal eine vollständige, gewissenhafte Uebersetzung gegeben, so müssen sich daraus eine Menge Schlüsse auf den damaligen Zustand Indiens, namentlich in religiöser Beziehung, machen lassen. Nun kommt aber die zweite Entdeckung; ein Chinese reist in der Mitte des 7ten Jahrhunderts nach Indien, hält sich dort eine Reihe von Jahren auf (s. Altes chinesisches Reisewerk Nr. 358), und gibt eine, wie es heißt, ziemlich vollständige Beschreibung einer Menge indischer Reiche. Herrschte damals Anarchie in Indien, oder beherrschte das Ansehen des Maharadscha in Delhi alle diese zerstreuten Staaten? Dieß muß eine nähere Untersuchung jenes Werks ergeben. Man ersieht hieraus, daß sich die einzelnen Daten über die bisher als verloren betrachtete alte Geschichte Indiens häufen, und es können sich noch welche, nicht nur aus der unermeßlichen Literatur China's, sondern auch aus Pegu, Birma und Ceylon finden, so daß die tyrannische Vernichtung der Geschichte Indiens durch die Braminen nach mehr als einem Jahrtausend zu ihrem Nachtheil ausschlagen, und die Geschichte jenes Landes vielleicht nur aus den Werken ihrer Feinde, der Buddhisten, am Ende so weit möglich ergänzt werden wird.

Diese Umstände, welche bis jetzt nur noch in Bezug auf Indien selbst Interesse haben, gewinnen an Bedeutung, wenn man noch auf andere Fragen kommt, nämlich auf den indischen Archipel, auf den die Hindus in einer noch nicht zu ermittelnden Zeit einen großen Einfluß ausgeübt haben müssen. Warum sind jene Völker von einer höhern Culturstufe herabgesunken, wie dieß zum Beispiel von den Dayaks, jetzt einem der wildesten Stämme, erwiesen, von andern höchst wahrscheinlich ist. Jene antiquarischen Forschungen haben sichtlich den Weg zu einer Menge historisch-geographischer.

(Schluß folgt.)

*) Prinsep las immer malekao, ein aus dem semitischen entlehntes Pehlwiwort für König, nun ergibt sich aber, daß man maharao, der große König, lesen muß, was rein indisch ist.

Chronik der Reisen.

Expedition nach der Nordwestküste Australiens unter den Lieutenants Grey und Lushington.

Wir haben früher die Ankunft dieser Expedition am Cap gemeldet; hier miethete sie einen Schooner von 160 Tonnen, nahm 150 Schafe und Ziegen am Bord, und segelte, nachdem sie sich mit allem Nöthigen ausgerüstet, am 20 October vorigen Jahres ab, und gelangten am 5 December nach Hanoverbai an der Mündung des Prince Regent's River unter 15° 20' S. B. Nachdem sie gelandet, ihre Zelte in einem schönen, zum erstenmal von dem Fuß eines Europäers betretenen Thal aufgeschlagen und förmlich im Namen Englands von dem Lande Besitz genommen, fuhr der Schooner unter Hrn. Lushingtons Befehl nach Cupang auf der Insel Timor ab, um Pferde zu holen, wovon man auch wirklich 26, namentlich gegen Musketen und Pulver, eintauschte. Während der Abwesenheit des Schooners untersuchte Hr. Grey das benachbarte Land, das, vom Meer aus gesehen, fruchtbar scheint, aber nach der Landung anfangs monoton und unfruchtbar ist, da es aus Sandsteinhügeln von etwa 500 Fuß Höhe besteht, die mit Buschwerk

Digitized by Google

und saurem Grase bedeckt sind; zwischen diesen Hügeln aber sind schöne Thäler mit fruchtbarem Boden und gutem Wasser. Obgleich man aus Vorsicht jetzt noch keinen nähern Verkehr mit den Eingebornen unterhielt, besuchte man doch ihre Hütten, die zierlich gebaut waren, und den Beweis lieferten, daß die Eingebornen scharfschneidende Werkzeuge hatten. Die Hauptnahrung der Eingebornen schienen hier wie an andern Theilen dieses Landes Känguru-fleisch und Schalthiere zu seyn, da die Ueberreste davon neben ihren Feuern in Menge zu sehen waren. Bei der Rückkehr L. Lushingtons von Timor mit den Pferden und andern Nothwendigkeiten brach die Expedition am 1 Februar nach dem Innern auf. Sie zogen anfangs etwa 15 Meilen fast gerade gegen Süden und fanden das Land von unbedeutenden Sandsteinketten durchschnitten, aber tiefe Schluchten eingerissen. Der Weg war darum sehr beschwerlich, und sie verloren hier bereits viele Pferde. Nachdem sie über die Parallele von 15° 29′ S. B. hinaus waren, fanden sie ein ungemein fruchtbares Land, das ein ziemlich bedeutender Fluß durchströmte, den die Reisenden nach dem jetzigen Colonialminister Englands den Namen Glenelg gaben. Der Fluß war auf der Stelle, wo sie auf ihn trafen, salzig, wurde aber etwas weiter gegen Osten vollkommen süß. Ihr Fortkommen wurde theils durch die zahlreichen, in denselben einmündenden Nebenflüsse, theils durch die üppige Vegetation gehemmt. Ueber 15° 41′ S. B. und 124° 55′ O. L. v. G. hinaus ist der Fluß für größere Fahrzeuge nicht schiffbar. Sie setzten jedoch ihren Marsch in der Richtung desselben gegen Osten fort, und fanden, daß das Ufer desselben, auf welchem sie marschirten, aus weißem Sand bestand, und der Fluß bis hart an das Ufer dritthalb Faden Tiefe hatte. Das entgegengesetzte Ufer aber schien nieder und sumpfig, und ein merkwürdiger Umstand war, daß Treibholz, Binsen u. dgl. in den Gabeläsien der Bäume 15 Fuß über ihren Köpfen sich fanden: es müssen also zuweilen sehr große Ueberschwemmungen stattfinden, wobei das niedere Land gegen Süden ganz unter Wasser stehen muß. Ein bedeutender Nebenfluß mündete hier in den Hauptstrom ein, über den sie wegen des sumpfigen Bodens nur nach einem weiten Umwege setzen konnten. Aber auch nachher noch fanden sie das Land fast undurchdringlich, da der Boden durch kürzlich gefallene schwere Regen sehr aufgeweicht war. Indeß bemerkte L. Grey, daß diese Regen, welche doch mehrere Tage hindurch fortgedauert hatten, sehr geringen Einfluß auf den Hauptstrom äußerten, und die großen Ueberschwemmungen, deren Spuren sie sahen, keineswegs erklärten; dieses ist ein bemerkenswerther Umstand, der in Verbindung mit einigen andern auf die physische Geographie des Landes ein bedeutendes Licht wirft.

Sie zogen noch eine Weile an dem Ufer dieses großen Stromes gegen Südosten fort, bis sie wieder an eine Reihe von Schnellen kamen, worauf der Fluß seine Richtung gegen Osten nahm. Da von den 26 Pferden aus Timor nur noch 12 übrig waren, hielt man es für klüger nicht mehr dem Laufe dieses Flusses zu folgen; L. Grey aber war entschlossen, so rasch wie möglich in der Richtung der großen Oeffnung hinter Dampiers Land vorzudringen; denn obwohl sie augenscheinlich aus Mangel an Lebensmitteln bald nach Hanover Bai umkehren mußten, so hielt er es doch für durchaus nothwendig, den obengenannten Theil des Landes zu untersuchen. Nachdem sie über den Fluß gesetzt, änderte das Land abermals seinen Charakter, der Boden wurde sandig, und sie begannen, eine Bergkette, die von Südosten gegen Nordwesten lief, hinanzusteigen. Als sie drei Tage lang bergan gestiegen waren und endlich den Gipfel erreichten, erblickten sie gegen Südosten, Süden und Südwesten nichts als unzugängliche Steilabstürze, brachten mehrere Tage damit zu, einen Pfad für die Pferde über die Berge ausfindig zu machen, mußten aber endlich den Versuch aufgeben. Um diese Zeit wurde die Wunde Hrn. Grey's in der Hüfte, die er gleich am Anfange der Reise durch den Speer eines Eingebornen erhalten hatte, so schmerzlich, daß der Arzt ihm entschieden verbot, auch nur einen Schritt weiter zu gehen. Eine Abtheilung brach deßhalb unter Commando des Hrn. Lushington auf, und drang südostwärts bis ungefähr 16° 50′ S. B. und 125° 15′ O. L. v. G. vor. Das Resultat dieser Recognoscirung war, daß gegen Süden wohl kein großer Fluß seyn könne.

(Schluß folgt.)

Verstücklung des Grundeigenthums in Ungarn.

(Mitgetheilt von Eisner.)

Bei den großen Besitzthümern der Magnaten in Ungarn glaubt man im Auslande nicht, daß neben denselben eine allmählige Zerstückelung der Grundstücke bis zu ganz kleinen Parcellen stattfindet. Diese entsteht auf folgende Art. Alle größern Landgüter, die nicht Majorate, Seniorate u. dgl. sind, können ganz nach Belieben des Eigenthümers in die kleinsten Theile vereinzelt werden, was hauptsächlich bei dem Tode desselben geschieht, wenn er mehrere Erben hinterläßt. Trifft es sich, daß er mehrere Güter besitzt, so würde man glauben, er werde in seinem letzten Willen dieselben so unter seine Erben vertheilen, daß ein jeder ein ganzes bekäme. Das geschieht aber nur in einzelnen seltenen Fällen; vielmehr zerstückelt er ein jedes der Güter in so viele Theile, als er Erben hinterläßt, wodurch es denn geschieht, daß diese mehrere kleine Landtheile und oftmals in den entferntesten Gegenden des Landes bekommen. Fragt man nach der Ursache eines solchen Verfahrens, so bekommt man zur Antwort, daß die Furcht vor langwierigen und kostspieligen Processen, in welchen seine Erben gerathen könnten, ihn zu dieser Zerstückelung und respectiven möglichst gleichmäßigen Ausgleichung der Erbportionen veranlaßt. Daher kommt es, daß man in den meisten Ortschaften eine Menge von Composessoren findet, deren Antheile am Grund und Boden mitunter sehr klein sind.

Berichtigung.

Es ist uns in diesen Tagen ein Schreiben des Professor Dr. Schmalz zugekommen, von welchem wir im Februar dieses Jahres eine ökonomische Reise durch mehrere Theile Rußlands mitgetheilt haben. Jene Mittheilung war aus dem russischen Journal des Ministeriums des Innern übersetzt, und es haben sich beim Uebersetzen der Handschrift ins Russische und Wiederübersetzen aus dem Russischen mehrere Fehler eingeschlichen, von denen derselbe mehrere Sinn störende, wenn auch ziemlich spät, corrigirt wünscht. Diese sind folgende:

S. 156 in der 11 Zeile der 2 Spalte von unten ist statt „völlige Reife" zu setzen: „vollkommene Ausbildung"

S. 160 in der 1 Spalte in der 8 Zeile von unten statt „rüben" muß „rübsen" und statt „sie" ist „ihn" zu setzen.

Ebendaselbst in der 8 Zeile v. u statt „Flachs" muß „Hanf" stehen.

Ebendaselbst Zeile 15 und 16 statt „Dammerde" „Humus"

Ebendaselbst Zeile 19 fehlen nach „Zeit" die Worte: „zu düngen"

Ebendaselbst Zeile 20 statt „Boden" muß es „Dünger" heißen.

S. 160 2 Sp. Z. 17 v. u. statt „rüben" muß es „rübsen" heißen.

S. 161 1 Sp. Z. 10 v. u. statt „Rüben" muß „Rübsen" stehen.

S. 176 1 Sp. 5 u. 6 Z. v. u. statt „Frühweizen" muß „Sommerweizen" stehen. Ebenso in der 2 Sp. in der 14 Z. von unten.

S. 179 2 S. 9 u. 10 Z. v. u. muß es statt „Ausbesserung" „Ausschmückung" oder „Ausputz" heißen.

S. 188 2 S. Z. 24 v. o. muß es statt „Krempelwolle" „Kammwolle" heißen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Digitized by Google

Nr. 365.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 December 1838.

Rückblicke.

(Schluß.)

Wir haben im vorigen Jahre die Rückblicke mit einer Hinweisung auf die vermehrte und schneller gewordene Verbindung unter den verschiedenen Ländern und Welttheilen geschlossen, und dieß Jahr uns genöthigt gesehen, damit zu beginnen, denn die Dampfschifffahrtsverbindung mit Amerika ist das wichtigste Ereigniß dieses Jahres geworden, nicht bloß um der Wichtigkeit dieser Verbindung selbst willen, sondern weil sie gesicherte Aussicht auf eine unbeschränkte und bis vor wenig Jahren noch für fabelhaft gehaltene Verbindung auf allen Meeren eröffnet. Noch ist diese rasche Verbindung nur dem Handel und der Politik, noch nicht dem wissenschaftlichen Verkehr zu Gute gekommen, und vorerst wird man zwar die Klage hören, diese Erscheinung schade einem gründlichern Wissen, diese Parforcejagd, welche Nachrichten, Beobachtungen, gelehrte Forschungen und Entdeckungen aller Art in einem wilden Durcheinander aus einem Welttheil nach dem andern wirft, störe jede ruhige Arbeit. Wäre die Klage gegründet, so würde es sich doch nur darum handeln, wie man sich mit diesem couriermäßigen Treiben aussöhnt und verträgt, denn entgehen kann man ihm nicht mehr. Für die Journalliteratur muß die nächste Folge seyn, daß die täglich erscheinenden Blätter dadurch gefördert, die Monatsschriften aber benachtheiligt werden, da sie mit vielen Dingen nothwendig zu spät kommen müssen. Der Fortschritt in der Verbindung wird auf die Mittheilungsorgane, die Journale, den nothwendigen Einfluß haben, die Arbeit mehr zu theilen. Die Tagesjournale müssen sich immer mehr auf bloße, aber umfangreichere Berichterstattung, die Monatsschriften auf Raisonnement beschränken. Wir müßten uns sehr täuschen oder die englischen Tagsjournale, wenigstens die bessern, sind inhaltreicher geworden, eben so die Wochenblätter, weil diese im Grunde die Tagsjournale derjenigen sind, die nur Einen Lesetag in der Woche haben. Für den Continent wird die Aenderung freilich erst dann eintreten, wenn die großen Eisenbahnen, welche projectirt sind, zur Ausführung gekommen seyn werden; denn der jetzt gewöhnliche Journalschlendrian muß aufhören, sobald Städte, die hundert Stunden von einander entfernt sind, binnen 24 Stunden recht wohl mit einander correspondiren können. Eine Briefpostreform, wie sie in England vorgeschlagen worden (s. Nr. 343 ff.), ergibt sich dann wohl von selbst. Doch es ist unnütz, sich auf Speculationen einzulassen, welche Veränderungen ein so beschleunigter Verkehr nach sich ziehen werde, denn keine menschliche Klugheit ist wohl im Stande, sie zu berechnen; nur das Eine läßt sich mit Sicherheit behaupten: eine solche Reform muß der Macht des Geistes über die physische ein unendliches Uebergewicht geben. Wie das Schießpulver im Kriege der Verstandskraft das Uebergewicht über die Körperkraft sicherte, so hat seit jener Zeit jede Erfindung, namentlich aber Buchdruckerkunst und Dampf zu diesem Resultat mehr und mehr beigetragen; die Frage, wer benützt am schnellsten und gewandtesten die ihm zu Gebot stehenden Hülfsmittel, wird immer entscheidender.

Wie wäre es anders, als durch eine solche Ueberlegenheit der Verstandes- und Willenskraft möglich, daß die Europäer eine solche Macht in allen Theilen der Welt ausüben. Wo sie hinkommen, treten sie als Gebieter auf, und wo man diese Ansprüche nicht gelten lassen will, und die Macht hat, es zu hindern, fangen sie Streit an. Es hat etwas Komisches, ein solches Häuflein ungezogener Europäer in unmächtiger Wuth an das Thor des größten Reiches der Erde poltern zu sehen, aber China mag sich wohl vorsehen: hinter den ungestümmen Polterern werden andere kommen, die ernster und ernster und mit immer wachsender Stärke Einlaß begehren: vor zweihundert Jahren stand der Orient noch so fest und so undurchdringlich, wie jetzt China, und nun liegt er machtlos vor Europa im Staube; vom Mittelmeer bis zum Indus gebietet europäischer Einfluß fast unbeschränkt, und das Maaß seiner Herrschaft ist noch keineswegs voll. Wir möchten beinahe sagen, wenn es nicht paradox klänge, der Einfluß der Europäer in den fremden Welttheilen fange erst recht an, denn es läßt sich nicht läugnen, daß er erst seit etwa 20 Jahren seine größere Consistenz erlangt hat, und erst seit der Erweiterung der Dampfschifffahrt mit immer vermehrter Schnelligkeit fortschreitet. Er wird und muß immer weiter um sich greifen, die große Frage aber bleibt nur, an welchen Orten wird der Europäer als Bebauer des Bodens auf-

Digitized by Google

treten, und wo wird er bloß durch Einfluß und Thätigkeit herrschen. Hier kommen wir auf die alte Frage: in welchen Klimaten wird der Europäer sich erhalten, in welchen kann er keine schweren Arbeiten ertragen, und wo werden seine Mischlinge sich als Herren und Bebauer des Bodens festsetzen: diese Fragen enthalten einen großen Theil der Aufgabe, die sich unsere Zeitschrift gesetzt hat, und die wir nie aus den Augen verlieren dürfen.

Es ist dieß die Colonialgeschichte der Europäer, die für jedes einzelne Volk Europa's wieder eine unendlich andere ist. Auch Deutschland, obwohl außer dem zu uns gehörigen Holland, kein Theil desselben Colonien besitzt, hat seine Colonialgeschichte, indem die aus Deutschland nach Nordamerika gewanderten Söhne unseres Vaterlandes dort eine immer bedeutendere Rolle zu spielen anfangen, und wenn einst, was bei so unzusammenhängenden Elementen mit der Zeit nicht ausbleiben kann, die Union in Trümmer zerfällt, so muß diese Wichtigkeit noch steigen, aus dem einfachen Grunde, weil sie dann ihre ganze jetzige Bedeutung in einem Theile der Union, also auf einem beschränktern Raume, ausüben. England spielt als Colonialmacht unbestritten die erste Rolle, Frankreich die letzte, denn kein seine Sprache redendes Volk steht mehr außerhalb Europa mit ihm in Verbindung, ein paar westindische Inseln abgerechnet. Die pyrenäische Halbinsel scheint jetzt zwar auf der tiefsten Stufe zu stehen, allein eine kurze Ruhe im Mutterlande wird derselben wieder einen wichtigen Einfluß, wenn auch keine Herrschaft mehr, über ganz Mittel- und Südamerika geben. Frankreich steht auf dem Punkt, eine neue Colonialmacht in Afrika zu gründen, Rußland breitet seinen Handel und seinen Einfluß immer tiefer in Asien aus, und ist im Stande, ihn durch die Nähe seiner Hauptmacht zu stützen, während England von seinen wichtigsten Besitzungen nicht nur durch weite Meere, sondern auch durch zweideutige Mächte getrennt ist, wie denn Frankreich seine Verbindung mit Indien über Aegypten jeden Augenblick stören kann. Hier ist die schwache Seite von Englands Colonialmacht, und gegen dieses Uebel gibt es fast keine Abhülfe.

Die Geschichte des Colonialwesens und die der geographischen Entdeckungen, ja der Erd- und Völkerkunde der neuern Zeit überhaupt, hängen aufs innigste zusammen, und sie spielen darum auch in unserm Journale unaufhörlich in einander. Die Freiheit ist geschwätzig, und der Engländer theilt darum viel, oft etwas zu viel mit; die strenge Herrschaft ist stumm, und von Rußland erfahren wir verhältnißmäßig wenig, ob es gleich nicht an größern Werken fehlt, welche die Colonialverhältnisse behandeln. Das Werk, aus dem wir die Uebersicht der moslemitischen Provinzen jenseits des Kaukasus geschöpft haben, verschleiert die Wichtigkeit der transkaukasischen Besitzungen keineswegs: „Mögen Fremde, heißt es in der Vorrede, sich einbilden, Rußland mache Erwerbungen jenseits des Kaukasus zu seinem eigenen Schaden; die Hohlheit und Trüglichkeit solcher Ansichten sind so einleuchtend, daß sie gar keine Widerlegung verdienen. Eine solche Meinung ist allzu einseitig, wenn auch der That nach nicht ganz unbegründet; sie ist einseitig, weil kurzsichtige Menschen die wahren Vortheile jenes Landes nicht verstanden, oder nicht gehörig schätzen wollten. Rußland hat durch die Begründung seiner Herrschaft jenseits des Kaukasus einen festen Fuß in Asien gewonnen, und dadurch einen entscheidenden Einfluß über die beiden benachbarten Reiche, Persien und die Türkei." Mit solchen allgemeinen Zügen, so wie mit Beschreibungen der Länder hält Rußland nicht hinter dem Berge, aber wohl mit den einzelnen Nachrichten, die nicht wie in England mehr und mehr der Freiheit des Einzelnen anheim gegeben sind. Ueber die Details des Kampfes gegen die kaukasischen Bergvölker wissen wir von russischer Seite sehr wenig; eine Stimme, die vor etlichen Jahren in der nordischen Biene Schilderungen von den Kämpfen im westlichen Kaukasus gab, ist verhallt, die russischen Blätter sind jetzt merkwürdig stumm, und die englischen, zum mindesten gesagt, höchst einseitig. Der Grund läßt sich leicht auffinden. Die Kämpfe, die jener oben erwähnte Briefsteller beschrieb, waren gegen vereinzelte Bergstämme gerichtet, und hatten keine politische Wichtigkeit; der Verfasser schilderte aufregende Scenen, kühne Thaten russischer Truppen in jenem romantischen Lande. Jetzt hat der dortige Kampf eine politische Bedeutung gewonnen, es handelt sich darum, ob Rußland die Landverbindung mit seinen transkaukasischen Besitzungen behauptet, und darum bleiben die russischen Blätter meist stumm. So verlieren wir hier einen interessanten Stoff, und müssen fürchten, noch manche andere zu verlieren, wenn wirklich Engländer und Russen in Asien zusammenstoßen, denn es ist die erste Pflicht unsers Blattes, sich von der Tagespolitik fern zu halten; es muß ihr, was fremde Welttheile betrifft, vielmehr als eine Art Commentar dienen durch Mittheilungen über die Länder und Völker, von denen sie berichtet.

Schwieriger ohne Vergleich ist die Aufgabe unsers Blattes in Europa selbst. Einrichtungen und Sitten, gesellschaftliche Zustände und Bestrebungen sind hier im Allgemeinen der Gegenstand, aber auch hier, wie verschieden ist das Verhältniß: aus Italien und Spanien, ja wir möchten fast sagen, auch aus Frankreich kommt uns das Wenigste durch Eingeborne, das Meiste durch Fremde zu: den Grund in Bezug auf Frankreich haben wir oben schon angeführt, es ist die geistige Losreißung der Hauptstadt vom übrigen Frankreich. Nur England spricht viel über sich selbst, nicht bloß über London, sondern auch über die einzelnen Theile, obgleich London auch schon dem Umfang der Bevölkerung nach mehr die Hauptstadt Englands ist, als Paris die von Frankreich. Aber das Leben in England ist mannichfaltiger, und nicht alles, was auf Bildung Anspruch macht, modelt sich nach London, und zeigt jenen Knechtssinn gegen die herrschende Hauptstadt, wie dieß in Frankreich der Fall ist. Eine Aussicht ist indeß für Frankreich, daß dieß anders werde: das Land bedeckt sich gewissermaßen mit historischen und antiquarischen Comités, die zwar jetzt noch, gleich einem Beamtenbureau, Einrichtung und Norm von Paris empfangen, aber doch mit der Zeit nicht ermangeln werden, mehr eigenthümliches Leben zu entwickeln.

Aus Italien, Ungarn und der südöstlichen Halbinsel Europa's überhaupt, so wie aus Scandinavien fehlen uns am mei-

Digitized by Google

sten die Nachrichten, und es ist auch für den Einzelnen rein unmöglich, alle die Sprachen und Zeitschriften der verschiedenen Länder zu bewältigen. Nimmt man auch einen Anlauf, so geben oft die erhaltenen Zeitschriften geraume Zeit wenig oder keine Ausbeute, die ungewohntere fremde Sprache schreckt gleichfalls zurück, und nach einigen mehr oder minder fruchtlosen Bemühungen steht man endlich ab, um sich bloß wieder mit den Zeitschriften und Werken der größern und wichtigern Nationen zu beschäftigen. Dieß hat seinen wesentlichen Nachtheil, denn erstens bleibt man dadurch nur immer auf einer alten, breit getretenen Bahn, und begeht eine Ungerechtigkeit gegen diejenigen, die weniger schreiben, andern Theils werden eine Menge Erscheinungen übergangen, die oft denen bei größern und mächtigern Völkern mehr als zum bloßen Commentar dienen können. Dagegen gibt es jedoch vorerst kein ausreichendes Mittel, und wir müssen deßhalb bloß diesen Stand der Dinge im Auge behalten, um, so wie Gelegenheit sich bietet, diese zu benützen, und so dem Mangel möglichst abzuhelfen.

In Einer Beziehung führt die Sache selbst eine Art Abhülfe oder vielmehr Ausgleichung mit sich. Nehmen wir das journalreichste Land Europa's, England, so finden wir doch in denselben über einige der wichtigsten Fragen, die England beschäftigen können, über das Verhältniß zwischen Reichen und Armen oft geraume Zeit hindurch sehr wenig: vor vier und fünf Jahren enthielten sie zahlreiche Mittheilungen über diesen damals der öffentlichen Beachtung aufgedrungenen Stoff, nachher kam für die niedern Classen durch reichern Arbeitsverdienst und wohlfeiles Brod eine bessere Zeit, und jetzt, wo diese bessere Zeit zu Ende gegangen, regen sich auch die niedern Classen wieder, und bald werden auch die größern Journale mit übersichtlichen Darstellungen, nicht bloß die Tagsjournale mit einer Masse unzusammenhängender Thatsachen kommen. So entziehen sich auch in minder journalreichen Ländern einzelne wichtige Erscheinungen der Mittheilung nicht, nur die Nachrichten aus dem gewöhnlichen ruhigen Leben, aber freilich damit auch oft die Grundlagen wichtigerer Erscheinungen fehlen.

Sämmtliche bedeutende Erscheinungen fremder Länder darstellen zu wollen, ist freilich nicht erreichbar, doch das Ziel wonach man streben muß, und behält man dieß im Auge, so wird man wenigstens nie glauben, daß man seine Aufgabe vollkommen erfüllt habe. Es ist nichts leichter, als ein Journal zu füllen, und nichts schwerer, als es stets gut und mit wohl gewählten Gegenständen zu thun. Ein politisches Tagblatt gibt, was der Tag bringt, wie schwer es auch manchmal seyn mag, dieß gehörig zu sichten und zu ordnen, ein nichtpolitisches Blatt aber fragt man nicht, ob der Tag etwas gebracht habe, und doch soll es und zwar mit interessanten Mittheilungen gefüllt seyn, dabei aber dem Geschmack aller Leser zu entsprechen, ist wohl eine nicht zu erfüllende Aufgabe.

Große Reliefkarte von Frankreich.

(Schluß.)

Hr. Sanis beabsichtigt das System und die Form seiner Gebirge zu vervollkommnen. Da er zum Bau derselben nur Erde nahm, so konnte er seinen Höhen nur flache oder runde Gipfel geben, so wie den Abhängen nur eine solche Neigung, wobei die Erde von selbst zusammenhielt, und da seine Landkarte allen Wirkungen der Hitze und Feuchtigkeit, den Stürmen und Platzregen, kurz allen Einflüssen der Witterung ausgesetzt ist, so mußte ein Relief angenommen werden, dessen Böschung nicht allzu sehr dem Einsturze ausgesetzt wäre. Dieses Relief entfernt sich freilich oft von dem der Natur, und man müßte, um dieses nachzuahmen, festere Materialien anwenden; auch hat sich der Werkmeister vorgenommen, alle Berge, welche scharfe Formen haben und deren Gipfel, Glätscher und schroffe Felsen mit größerer Genauigkeit nachgebildet werden müssen, in Asphalt auszuführen. Wenn dieses geschieht, so könnte man ein treues Bild der verschiedenen Systeme unserer Gebirge, ihrer eigenthümlichen Formen, der Granit- und anderer Felsenlager, der Krater der erloschenen Vulcane und der Revolutionen überhaupt, welche dieser Theil des Bodens erfahren hat, erhalten. Aber solche Verbesserungen sind kostspielig, und je mehr sie sich den Formen der Natur nähern, desto mehr wird man Genauigkeit verlangen.

Der Erbauer des Ganzen wollte auf seiner Karte auch die mineralogischen Reichthümer des Landes und die Lagerung derjenigen nachweisen, welche gegenwärtig ausgebeutet werden. Schon sind die bedeutendsten Gegenden angegeben, wo man Steinkohlen, Torf und Braunkohlen gewinnt: jedes Local ist mit einem Bohrloch von einem Zoll im Durchmesser bezeichnet, in welchem ein Stückchen der genannten Substanzen gesteckt ist. Auch diese Arbeit soll eine größere Ausdehnung erhalten, und die Minen auf Eisen und andere Metalle gleichfalls angegeben werden. Bis jetzt besteht das Hauptverdienst der Karte in der Hydrographie; der Verfasser, der früher dem Lehrfache sich gewidmet hatte, scheint seiner Schöpfung hauptsächlich auch für den Unterricht der Jugend bestimmt zu haben. Dazu mag sie fürs Erste auch ausreichen, den Reliefkarten aber, wie man sie schon vor geraumer Zeit in der Schweiz entworfen hat, kann sich dieses Machwerk nach der obigen Schilderung auch nicht entfernt zur Seite stellen.

Geschmack an Tabakspfeifen in Ungarn.

(Mitgetheilt von Elsner.)

Jedes Volk hat seine charakteristischen Eigenthümlichkeiten. In Ungarn, dem Paradiese der Tabakraucher, herrscht eine wahre Manie auf seltene und ausgezeichnete Tabakspfeifen, die so weit geht, daß man für manches Exemplar Tausende von Gulden bezahlt. Solche Pfeifen erlangen eine historische Celebrität, und man nennt berühmte Namen als ihre frühern Besitzer. Es gibt hier Cavaliere, welchen ihr Pfeifenvorrath nicht um 20,000 fl. feil ist. Die Meerschaum-Pfeifen

Digitized by Google

löyse sind die vorzüglichsten. Die auf ihren angebrachten Reliefs sind meistentheils wahre Kunstwerke. Auf den Alterthümern derselben ist gewöhnlich die Jahrzahl angebracht, womit jedoch nicht selten großer Mißbrauch getrieben wird, so daß die Jahrzahl ein Alter von Jahrhunderten angibt, während der Kopf vielleicht kaum Decennien zählt. Den rechten Praktikern in diesem Fache steht hier ein weites Feld der Industrie offen, und es wird mitunter viel Verfälschung und Betrug getrieben. Den alten erfahrnen Liebhabern wird ein solcher aber nur höchst selten gespielt, und es versuchen sich jene Ritter auch gewöhnlich nur an Neulingen.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Chronik der Reisen.

Expedition nach der Nordwestküste Australiens unter den Lieutenants Grey und Lushington.

(Schluß.)

Da jeder weitere Versuch in dieser Richtung nutzlos schien und die Expedition wegen Mangels an Lebensmitteln nach Hanover Bai zurückkehren mußte, so thaten sie dieses auf einem andern Weg, als auf dem sie hergekommen waren, um das Land noch näher zu erforschen. Als sie am 15 März zu Hanover Bai ankamen, hatten sie das unerwartete Vergnügen, den Befehlshaber des Schiffs Beagle, Capitän Wickham, zu treffen, der nach einer genauen Untersuchung der Küste zu demselben Schlusse gekommen war, nämlich daß zwischen dem von ihnen aufgefundenen Fluß und dem Fitz-Roy-River, den er am südlichen Theile der großen Oeffnung von Dampiers Land entdeckt hatte, kein weiterer großer Fluß seyn könne. Diese beiden Ströme, obgleich von bedeutender Größe, erklären doch noch keineswegs den Wasserablauf dieses ungeheuren Continents, und diese interessante Frage, statt durch die vereinten Bemühungen dieser beiden Expeditionen aufgehellt zu seyn, ist wo möglich jetzt noch in tieferes Dunkel als je gehüllt.

Im Lauf ihrer Reise trafen die HH. Grey und Lushington eine große Menge merkwürdiger Zeichnungen der Eingebornen in Höhlen, die auf eine für Wilde erstaunenswerthe Weise ausgeführt waren. In diesen Höhlen fanden sich Zeichnungen der menschlichen Hand, welche eine große Kenntniß der Kunst, Effect hervorzubringen, verriethen. Die Hand muß auf den Felsen gelegt und ein weißes Pulver dagegen hingeworfen worden seyn. Wenn man nun die Hand zurückzog, so war gewissermaßen die Form in den Felsen gedrückt; die Hand ward hierauf schwarz gemalt, und der Felsen umher ganz weiß, so daß man beim Eintritt in diesen Theil der Höhle glauben konnte, es sey eine menschliche Hand und ein Arm durch eine Licht hereinlassende Spalte gesteckt. Viele Figuren in diesen Zeichnungen waren bekleidet, obgleich die Eingebornen selbst vollkommen nackt gehen. Diese und andere Umstände lassen glauben, daß der Stamm hier asiatischen Ursprungs ist, und in der That drückt auch L. Grey seine Ueberzeugung aus, daß er aus der Masse der hierüber gesammelten Thatsachen den Beweis zu führen im Stande sey. Diese Höhlen und Malereien waren alle weit landeinwärts, und nichts ähnlicher Art in der Nähe der Küste zu finden. Einige Zeichnungen der Eingebornen an der Küste sollen auf eine ganz verschiedene Race hindeuten. — Ehe die Expedition Hanover Bay verließ, hatten sie noch die Freude, den Brodfrucht- und Kokosnußbaum, die sie aus Timor gebracht und nebst mancherlei Sämereien aus Brasilien und vom Cap in dem Thal angepflanzt hatten, in einem sehr blühenden Zustande zu sehen. Sie hatten auch mehrere Thiere, wie Pferde, Ziegen u. s. w., eingeführt, kurz alles gethan, was in ihrer Macht stand, um ihren Besuch zu einem Segen für die Eingebornen und das Land zu machen.

Nachtrag. Capitän Wickham, der, wie oben erwähnt, mit den HH. Grey und Lushington in der Hanover Bay zusammentraf, segelte am 4 Januar d. J. vom Swan River ab, um die Nordwestküste zu untersuchen. Wir entlehnen aus einem von ihm an Capitän Beaufort unter dem 17 April gerichteten Schreiben nur noch folgende Punkte. Er fand außer dem obengenannten Fitz Roy River, der selbst nicht bedeutend ist, keinen Fluß, und das Land, namentlich in seiner Nähe, trug überall die Spuren von Ueberschwemmungen, die 15 Fuß überstiegen, gerade wie die HH. Grey und Lushington es am Stenely-Flusse gefunden hatten, und diese Ueberschwemmungen hängen nicht von der Regenzeit an der Küste ab. Dampiers Land, das man längere Zeit für eine Insel hielt, hing mit dem festen Lande zusammen.

Das Vorgebirge von Cherbourg.

Ein Hr. Ingils führt über die Wirkungen, welche dieses Vorgebirge auf die umliegende See äußert, in einem kürzlich erschienenen Werke Folgendes an: Zu St. Malo ist die Ebbe manchmal um 40 Fuß stärker als zu Weymouth, und da die Entfernung zwischen beiden nur zwei Grade oder 120 englische Meilen beträgt, so ist also die Fläche des Meeres auf einer Strecke von drei Meilen um einen Fuß geneigt. Diese Neigung ist dem Vorgebirge von Cherbourg zuzuschreiben, welches die Ebbe dämmt und das Wasser nach Poole hineinströmen macht, und auch eine Strömung nach Carentan verursachen würde, wenn nicht die Bai von St. Malo wäre, welche sich mehr als halbwegs über den Canal hinübererstreckt und die Ebbe rund um die französische Küste ablaufen läßt, was bei der geradlaufenden Küste Englands nicht möglich ist. Die Fluth des Hafens von Havre ist gleichfalls während drei Stunden eingedämmt, so daß einmal in einer einzigen Fluth 120 Schiffe absegeln konnten. Hier sind also drei bemerkenswerthe Umstände allein durch das Vorgebirge von Cherbourg erklärt, nämlich die geneigte Fläche des Meeres zwischen St. Malo und Weymouth; die Doppelfluth von Poole und das dreistündige Wasser im Hafen von Havre.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 121 u. 122** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Urtheile über englische Dichter.** Von Ebenezer Elliot. — **Proben aus Adam Mickiewicz Todtenfest.** (Schluß.) — Mit dieser Nummer der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes**, welches im nächsten Jahre wie bisher fortdauert, wird zugleich Titelblatt und Inhaltsanzeige des ganzen Jahres ausgegeben.

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
Beilage: Inhaltsanzeige des Monats December und Register des ganzen Jahres.

Digitized by Google